image
not
available

Acc. 37843.

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT
900000079302

Digitized by Google

Encyclopädie

der

deutschen Nationalliteratur

oder

biographisch-kritisches

LEXICON

der deutschen

Dichter und Prosaisten

seit den frühesten Zeiten;

nebst

Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. O. L. B. Wolff,

Professor an der Universität zu Jena.

Erster Band.

A und **B.**

Leipzig,

Otto Wigand's Verlags-Expedition.

1835.

Digitized by Google

Digitized by Google

Thomas Abbt,

ein um die Ausbildung der deutschen Prosa höchst verdienter, geistreicher und liebenswürdiger Schriftsteller, der bei längerem Leben und größerer Reife gewiß eine der ersten Zierden unserer Literatur, vorzüglich im Gebiete der populär dargestellten praktischen Philosophie geworden wäre. Er erblickte das Licht der Welt am 25. November 1738 zu Ulm, wo sein Vater, ein wohlhabender Bürger, ihm eine gute Schulbildung geben ließ. Sobald er sich die nöthigen Vorkenntnisse auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt erworben, bezog er im Jahre 1756 die Universität Halle, um nach dem Wunsche seiner Eltern Theologie zu studiren; doch führte ihn seine Neigung mehr der Mathematik, den neueren Sprachen und den schönen Wissenschaften zu. Nachdem er 1758 durch öffentliche Disputation die Magisterwürde und mit ihr die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, erlangt hatte, ward er 1760 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Frankfurt an der Oder, und 1761 als ordentlicher Professor der Mathematik an die Universität Rinteln berufen. Bevor er jedoch das letztere Amt antrat, verweilte er eine Zeit lang in Berlin, knüpfte hier ein genaueres Verhältniß mit Mendelssohn, Nicolai und anderen ausgezeichneten Gelehrten und nahm thätigen Antheil an den von ihnen herausgegebenen Briefen über die neueste Literatur. Während seines Aufenthaltes in Rinteln schrieb er die Abhandlungen über den Tod für das Vaterland und vom Verdienste, welche ihm großen Ruf erwarben. — Das akademische Leben sagte ihm indessen nicht sonderlich zu; und obwohl ihm später Professuren in Halle und Marburg angetragen wurden, beharrte er doch bei seinem Beschlusse, eine praktische Laufbahn anzutreten. Er studirte demgemäß mit großem Eifer die Rechtsgelehrsamkeit in ihrem ganzen Umfange und machte dann eine größere Reise durch Deutschland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich. Im Jahre 1765 lud ihn der regirende Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe zu sich nach Bückeburg ein, um ihn persönlich kennen zu lernen. Abbt's liebenswürdiges und geistreiches Wesen sprach den Grafen, einen der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit, in solchem Grade an, daß er dem talentvollen Manne auf das Wohlwollendste entgegen kam, und Beide bald sahen, welchen Gewinnst eine nähere Verbindung ihnen gegenseitig bringen würde. Abbt schlug in Folge dessen einen Ruf nach Halle aus und trat in die Dienste des Grafen als Regirungs- und Consistorialrath; erfreute sich jedoch nur ein Jahr dieser glücklichen, zu literärischen Arbeiten volle Muße gewährenden Stellung. Sein unablässiges geistiges Streben hatte seine physische Gesundheit untergraben. Er starb plötzlich, von einer Hämorrhoidalkolik tödtlich ergriffen, am 3. November 1766 im 28. Jahre seines Alters und ward in der Schloßkapelle zu Bückeburg feierlich begraben. — Sein Fürst setzte ihm selbst folgende Grabschrift, die für Beide gleich ehrenvoll ist: —

Hier lieget der Leichnam von Thomas Abbt, Gräfl. Schaumb. Lippischen Hof-Regierungs-Consistorial-Rath und Patronus Scholar. Gestorben den 3. November 1766 im achtundzwanzigsten Jahre seines Alters. —

Wenn vernünftige Ehrfurcht vor Gott, Weisheit, thätige Tugend, aufrichtige und anmuthige Freundschaft, tiefe Gelehrsamkeit und glänzende Gaben Verdienste sind, so besaß derjenige, dessen Gebeine hier ruhen, was er der Welt angepriesen hat.

Wilhelm I. v. G. G. reg. Graf zu Schaumb. u. s. w., der an dem Verstorbenen einen Rathgeber von den vortrefflichsten Eigenschaften, und was noch edler, einen zärtlichen Freund verloren, hat mehr zum Denkmal seines eigenen Schmerzes als zur Ehre eines Mannes, dessen Name schon ein Lobspruch ist, die entseelte Leiche allhier beerdigen lassen.

Abbt's Werke sammelte nach dessen Tode der bekannte Buchhändler Nicolai zu Berlin. Sie erschienen unter dem Titel:

Thomas Abbt's, weil. Gräfl. Schaumburg-Lippischen Hof- und Regierungs-Rathes vermischte Werke. 6 Thle. in kl. 8. Berlin, 1768 — 81. Neue Auflage, Berlin, 1790, in 8. Ein Nachdruck erschien zu Reutlingen, 1782, in 8.

und enthalten:

Erster Theil: Die Abhandlung vom Verdienste, welche bereits, Berlin, 1765, besonders erschienen war.

Zweiter Theil: a) die Abhandlung vom Tode für das Vaterland (zuerst gedruckt, Berlin, 1761). b) Fragment der portugiesischen Geschichte.

Dritter Theil: Abbt's Correspondenz mit Moses Mendelssohn und Nicolai. (Die zweite Auflage dieses Theils, 1782, ward durch Anmerkungen von M. Mendelssohn bereichert.)

Vierter Theil: Vermischte Aufsätze: 1) Ueber die Freundschaften der Frauenzimmer. 2) Vom Einflusse des Schönen auf die strengen Wissenschaften. 3) Von der Gewißheit in sinnlichen, theoretischen und moralischen Wahrheiten. 4) Ueber die Vorurtheile. 5) Von der Furcht bei Sonnen- und Mondfinsternissen. 6) Leben und Charakter Gottlieb Alexander Baumgarten's.

Fünfter Theil: Vermischte Aufsätze und Briefe: 1) Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden protestantischen Inquisitionsgerichte und dem inzwischen in Effigie zu haltenden erwünschten evangelisch-lutherischen Auto da Fe (eine bereits 1766 gedruckte Satyre). 2) Geschichte der Grafen von Schaumburg und von der Lippe. 3) Gedanken von der Einrichtung der ersten Studien eines jungen Herrn von Stande. 4) Briefe an Blum, Gause, Gleim, Klotz, Mendelssohn und Nicolai, nebst Antworten der beiden Letzteren.

Sechster Theil: Briefe und Fragmente: 1) Briefe an Möser, von Segner und Trost. 2) Fragmente: a) Von der Verschiedenheit der Sprachen; b) Von dem Wunder der Sprachverwirrung; c) Vom rechten Studium der Philosophie; d) Vom Vortrage der Geschichte; e) Unterschied zwischen der alten und neuen Geschichte; f) Von der körperlichen Beredsamkeit; g) Plan einer allgemeinen Weltgeschichte; h) Allerhand Muthmaßungen über den ältesten Zustand der Menschen; i) Bemerkungen über den Gottesdienst der Astarte; k) Ueber den jüdischen Geschichtschreiber Josephus; l) Ueber die Patriarchen des alten Testaments; m) Sallust über Cato's und Cäsar's Charakter (aus Abbt's Uebersetzung des catilinarischen Krieges); n) Verordnungen für Schulen zur Erziehung

Digitized by Google

des Bürgers; o) Sammlung zu einer neuen Auflage des Werks vom Verdienste.

Außerdem erschienen noch besonders:

Fragment der ältesten Begebenheiten des menschlichen Geschlechtes mit einer Vorrede v. J. P. Miller. Halle, 1767. 8.

Sallustius von der Zusammenrottung des Catilina, übersetzt von weiland Herrn Thomas Abbt. Stadthagen, 1767, gedruckt auf landesherrliche Kosten u. s. w. — Zweite Auflage, Lemgo 1800.

In der von J. F. Wagner ihm untergeschobenen Uebersetzung des Krieges der Römer gegen Jugurtha von Sallust rührt durchaus Nichts von Abbt her.

Vgl. Herder: Ueber Thomas Abbt's Schriften; der Torso von einem Denkmal an seinem Grabe errichtet. Erstes Stück. (Riga.) 1768. 4. Weiter ist Nichts davon erschienen.

Nicolai, F. Ehrengedächtniß Herrn Thomas Abbt's, an Herrn D. Joh. Georg Zimmermann. Berlin, 1767, in 4. mit Abbt's Bildniß, welches jedoch nicht so ähnlich seyn soll als das der Uebersetzung des Sallust beigegebene.

Abbt nimmt unter den deutschen Schriftstellern seiner Zeit unstreitig den ersten Rang nach Lessing ein, vorzüglich was die Cultur der didaktischen Prosa betrifft, die er mit seltener Kühnheit und Gewandtheit auszubilden bemüht war. Heller Verstand, geistige Schärfe des Urtheils, Kraft und Beredsamkeit sind allen seinen Schriften eigenthümlich; aber es fehlt ihm oft an geistiger Ruhe; er läßt sich zu sehr von seinem innern Feuer hinreißen, oder verfällt, indem er sich eifrig bestrebt, edel und frei von aller Gemeinheit zu schreiben, in den entgegengesetzten Fehler, gesucht und manierirt, oder künstelnd mit zu großem Wohlgefallen an Witzspielen und Antithesen zu seyn. Seine Gesinnung ist im Grunde stets gesund, doch nicht immer solcher Gesundheit allein angemessen, einfach und klar ausgedrückt; es fehlt ihm, was er bei größerer Reife und Ruhe gewiß erreicht haben würde, um Volksschriftsteller zu seyn, wie er es beabsichtigte, die vollkommene Kenntniß des Volkscharakters. Auch hat er sich nicht stets von den Fesseln fremder Bildung frei zu erhalten gewußt; daher ist sein Styl hin und wieder nicht ganz correct. Alle diese kleinen Mängel werden indessen durch den Reichthum seines Geistes, sein tiefes, ächtes und warmes Gefühl für alles Große und Gute, seine Phantasie und seinen Witz hinlänglich aufgewogen. Seine gründliche und geschmackvolle wissenschaftliche Bildung trägt nicht wenig dazu bei, den Werth dieser schönen Eigenschaften zu erhöhn. Als Historiker nahm er sich Tacitus zum Vorbilde; sein Fragment der portugiesischen Geschichte ist als der erste Versuch, den Styl des großen Römers in der deutschen Literatur einzuführen, bemerkenswerth. Seine beiden Abhandlungen: „Ueber den Tod fürs Vaterland" und „Ueber das Verdienst" sind als seine vorzüglichsten Leistungen zu betrachten. Wir theilen hier ein Bruchstück aus der Ersteren mit. Unter seinen übrigen kleinen Schriften, sowie unter seinen (stets mit B unterzeichneten) Beiträgen zu den Literaturbriefen ist Manches höchst verdienstlich.

Von der Liebe für das Vaterland in Monarchien. *)

Ich weiß nicht, durch welchen unglücklichen Zufall die Meinung fast durchgängig angenommen ist, daß nur ein Republikaner auf ein Vaterland stolz thun könne, und daß es in Monarchien nichts weiter als ein bloßer Name, eine leere Einbildung sei. In denen Zeiten, darin die Worte Monarche und Despote gleich viel bedeuteten, war es in Absicht der Republikaner wahr, die nothwendig ihr Vaterland verlieren mußten, so oft die gewaltsame Geburt vor sich ging, daß nach den grausamen Schmerzen eines Bürgerkrieges eine Monarchie zum Vorscheine kam. Es war ferner in Absicht der meisten andern Völker wahr, die nicht in Republiken, sondern unter despotischen Regierungen lebten. Die Stimme des Vaterlands kann nicht mehr erschallen, wenn einmal die Luft der Freiheit entzogen ist. Aber wo man diese Luft noch athmet, ob sie gleich nicht heftig, niemals mit Ungestüm daher rauscht, da muß der Fehler am Gehör liegen, wenn des Vaterlands Stimme nicht gehört wird.

Ich erkläre mich. Die Einrichtung der Monarchien schließt die Liebe zum Vaterlande eben so wenig aus, als sie in einer Republik beständig in gleichem Grade vorhanden ist. Es giebt zufällige Umstände, die sie bald zu einer Wärme treiben, dadurch für den Staat die vortrefflichsten Früchte gezogen werden; bald so sehr erkalten, daß diese Früchte gar nicht mehr ihre Reife erhalten. So lange eine Republik, in einem engen Bezirk eingeschlossen, denselben durch ihre eigenen Bürger gegen feindliche Anfälle schützen muß; so lange ihr kleines Gebiet noch mit dem Blut ihrer Söhne gedüngt wird: so lange muß dieser Boden die Früchte tragen, die schon so lange Zeit in den Jahrbüchern der Welt aufbewahrt, ihren stärkenden Geruch noch über unsere spätesten Jahrhunderte verbreiten. Wann diese Republik anfängt, sich weiter auszudehnen, eine mächtige Nebenbuhlerin zu bekriegen, und dabei ihr ganzes Wohl zu wagen; wann sie noch dazu in die äußerste Bedrängniß kommt; sich bis an die Thore ihrer Hauptstadt eingeschränkt und auch innerhalb derselben nicht ganz sicher sieht: dann wird diese Liebe zum Vaterlande Wunder thun und zu einer Höhe steigen, die sie in ruhigen Zeiten niemals würde erreicht haben. So keimt der Saame, nachdem das Erdreich durch den Donner erschüttert worden, nur mit desto größerer Pracht hervor, wenn er erst tief in ihrem Schoos Wurzeln geschlagen hat. Rom's Geschichte in den ersten und mittlern Perioden giebt den Beweis zu diesen Anmerkungen. Wann eben diese Republik, zu einer unwiderstehlichen Macht angewachsen, entfernte Königreiche vor sich zu Boden wirft; wann sie ihre Soldaten mit den Hülfstruppen vereiniget, lange außerhalb Landes läßt, und diese endlich durch die Entfernung der Orte und Länge der Jahre das Bild des Vaterlands nur noch in schwächerem Lichte erblicken, oder wohl gar aus den Augen verlieren: so werden die Soldaten nach und nach sich gewöhnen, ihr eigenes Vaterland als eine Provinz anzusehen, die sie erobern könnten, und nicht mehr als die Gebärerin, zu deren Unterhalt sie andere Provinzen erobern müssen. Dann werden sie Neronen, welche erst ihre Mutter schänden, und sie nachher, weil sie diesen Abscheu nicht mehr vor Augen sehen können, ermorden lassen. Aus dieser Blutschande entspringen Tyranneien von Republiken. Die Soldaten des Sylla hatten erst lange mit dem Mithridates Krieg geführt, ehe sie Rom mit dem Blute seiner Bürger befleckten, und die Armee des Marius bestand aus einem Haufen von Sklaven und Leuten, die nichts zu verlieren, aber beim Umsturz der Republik alles zu hoffen hatten. Cäsar's Soldaten mußten erst zehn Jahre in Gallien unter ihm dienen, ehe sie die Vorstellung des Vaterlandes so sehr bei sich vertilgen konnten, daß sie nachher mit dem siegreichen Schwert in dem Eingeweide desselben wühlten. — Aber dieses wären nicht die einzigen Ursachen des Umsturzes der römischen Staatsverfassung. Gewiß nicht; allein sollten sie nicht vieles dazu beigetragen haben! Wenn man es nicht leugnen kann; so habe ich alles, was zur Erläuterung meines Satzes nöthig ist.

Ich wende diese Anmerkungen auf Monarchien an. So lange sie sich noch nicht allzuweit in ihren Eroberungen ausgebreitet, Miethlinge und Schmeichler weder den Prinzen noch die Unterthanen von dem zarten Namen des Vaterlandes verwöhnt haben: so lange muß dieser Name in denenselben *) fast

*) Aus: Thomas Abbt, vom Tode für das Vaterland. Berlin und Stettin, 1770.

*) Ich wage es nicht, eine gänzliche Gleichheit zu setzen. Da die Liebe zum Vaterland, wie unten soll gezeiget werden, eine Leidenschaft ist, deren Wirkungen desto heftiger sind, je mehr Elasticität man ihr hat ertheilen können: so muß sie in Republiken stärker als in Monarchien seyn. Jene besitzen ausgebreitetere und leichtere Mittel, diese Leidenschaft zu einer großen Höhe zu treiben, als die letzteren. Diese Mittel aber sind nichts anders als Belohnungen, die nur Nacheiferung, nicht Neid, und Bestrafungen, die höchstens Schimpf, nicht Mitleiden erwecken. Der römische Consul Duilius, dem der Rath zur Belohnung seiner geleisteten Dienste das Vorrecht ertheilt hatte, sich des Abends mit Fackeln und unter der Musik von Flöten nach Hause bringen zu lassen, fand sich durch dieses Vorrecht sehr belohnt. Sollte er aber wohl dadurch Neid erweckt haben? Es gab damals in Rom noch keine Hofleute, deren großer Ehrgeiz auf unendliche Kleinigkeiten ging. Wenn Cicero die Strafe des Catilina so hätte einrichten können, daß nicht hernach das Mit-

Digitized by Google

eben so viel, als bei Republikanern wirken, und sie werden den willigen Gehorsam, den sie ihrem Könige leisten, im Herzen zugleich als das Opfer betrachten, das sie dem Vaterlande darbringen.

Einige in den Monarchien nöthige Eintheilungen der Stände sind vielleicht die Ursache gewesen, daß man die Verknüpfung der Bemühungen zum allgemeinen Besten zu sehr aufgelöset hat. Jeder dieser Stände fing bald an zu glauben, daß er nur auf eine einzige Art das Seinige dazu beitragen dürfte. Allein wenn ein allgemeines Bestes statt findet (und dieses findet sich bei allen Gesellschaften), so muß es auch nur eine einzige politische Tugend geben. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verschwindet der Unterschied zwischen Bauer, Bürger, Soldat und Edelmann. Alles vereinigt sich und stellt sich unter dem vormals so herrlichen Namen eines Bürgers dar. Dann ist jeder Bürger ein Soldat, jeder Soldat ein Bürger, und jeder Edelmann Soldat und Bürger, wie man will. Wie sehr weiche ich nicht von den eingeführten Begriffen ab! Ich gestehe es; aber man muß sich nur an eben den Standort stellen, wo ich stehe, und man wird sich alsdann sehr leicht mit mir vereinigen. Die Monarchie läßt zuweilen die Bande nach, mit denen sie jeden besondern Stand an sich zieht. Nun scheinen die Stände gleichsam getrennt. Ein besonderer Fall ereignet sich. Sie zieht die Bande stärker an, und alsdann verschwindet jeder Unterschied. Man erblicket nicht mehr den Bürger, den Edelmann, den Soldaten besonders. Alles ist Bürger. So stelle ich mir die Monarchie vor, und habe ich nicht Recht zu schließen, daß darin jeder Unterthan Bürger sey, so wie in der freiesten Republik der Bürger Unterthan ist? Alles ist den Gesetzen unterworfen. Niemand ist frei; jeder ist es nach dem Geist der Staatsverfassung, darin er lebt. Auch die Sonne eines Planetensystems bewegt sich nach ihren Gesetzen, nur daß sie den Kreis nicht beschreibt, den die Planeten durchzulaufen gezwungen sind. Was ist wohl das Vaterland? Man kann nicht immer den Geburtsort darunter verstehen. Aber wenn mich die Geburt oder meine freie Entschließung mit einem Staate vereinigen, dessen heilsamen Gesetzen ich mich unterwerfe; Gesetzen, die mir nicht mehr von meiner Freiheit entziehen, als zum Besten des ganzen Staats nöthig ist: alsdann nenne ich diesen Staat mein Vaterland.*) Wenn diese Gesetze ihre Stärke erhalten, wenn sie mit aller ihrer Kraft wirken: was für einen Unterschied in Absicht meines Wohlstandes merke ich denn wohl, sie mögen nun von einem einzigen, oder von allen Gliedern des Staats zusammen genommen gegeben werden; ihre Ausübung mag einer oder mehrern Händen anvertraut seyn; die Macht, sie zu geben und auch in Ausübung zu bringen, mag in einem vereinigt oder bei verschiedenen zertrennt angetroffen werden! Ich kann mich allezeit eines Vaterlandes erfreuen. Der einzige Unterschied ist dieser: in der einen Staatsverfassung hängen die gefährlichsten Veränderungen derselben nicht von dem Willen eines einzigen ab; aber sie können manchmal von der Schwachheit mehrerer herrühren. Wenn hingegen dieser Wille des einzigen durch gute, durch große Einsichten gelenkt wird: was für ein Glück für mich! Die Macht, Gutes zu thun ohne Einschränkung! Die Macht, Böses zu thun ohne den Willen!

Es giebt also auch in der Monarchie ein Vaterland. Wir können dieses Vaterland lieben: und wenn wir es lieben können, so folgt auch, daß wir es lieben müssen. Sind wir nicht verbunden, unsere Wohlfart zu befördern, sie sicher zu gründen? Und diese Wohlfart ist so genau mit der Wohlfart des Vaterlandes, das heißt, mit der Aufrechterhaltung der Gesetze, deren Schutz ich genieße, verbunden!

„Wir verändern den Herrn, aber nicht das Joch.“ Maxime, welche verdienet, vom Sklaven ihren Ursprung zu haben, aber nicht werth ist, von den Unterthanen einer wohl eingerichteten Monarchie auf sich angewandt zu werden. Man liebt freilich das Joch nicht; und es kann uns wenig daran gelegen sein, wer es auflegt, wenn wir einmal unglücklich genug sind, darunter zu seufzen. Aber können wir wohl Gesetze, die zu unserm Besten eingerichtet sind, ein Joch nennen? Können wir wohl den Mann hassen, dem die Sorgfalt aufgetragen ist, diese Gesetze aufrecht zu erhalten und in Ausübung zu bringen; ja bei veränderten Umständen ihnen eine neue Form zu geben? Und dieser Mann ist der Monarche. Was werden wir wohl daraus schließen? Was anders, wenn es nicht dieses ist, daß wir in den Monarchien zugleich die Gesetze und den Vater derselben, zugleich das Vaterland und den Monarchen lieben müssen, und wenn wir würdige Bürger sind, lieben werden*). In den Monarchien ist eine genaue Verbindung zwischen dem Monarchen und dem Vaterland, davon uns ein Theil immer sichtbar vor Augen schwebt; der andere Theil giebt sich uns bloß durch seine Wirkungen zu erkennen. Das Vaterland sagt gleichsam zum Könige: Setze dich zu meiner Rechten. Es verwirft unsere Opfer, wenn wir sie nicht zugleich aus Ergebenheit für seinen Vielgeliebten bringen, und es geht nur alsdann eine unselige Trennung vor, wann der Monarche die Gesetze, darauf er sonst unser Wohl gründete, umstürzt. In der That, findet man denn nicht Beispiele der größten Liebe für das Vaterland auch unter Monarchien? Die Römer fochten unter ihren Königen eben so herzhaft als unter ihren Consuln. Der Macedonische Phalanx würde vielleicht Römischen Legionen nicht gewichen seyn. Warum führt man denn diese Beispiele nicht so häufig an als die Beispiele der Patrioten in Republiken? Warum glänzen sie uns meistens nur aus den Jahrbüchern der letztern so helle entgegen? — weil die Republiken darauf sehen mußten, daß ihre braven Männer von der Nachwelt die Belohnung erhalten möchten, die ihnen ganz zu geben ihre Zeitgenossen zu arm waren; weil hingegen in Monarchien die Tapferkeit ihre Belohnung (nach den eingeführten Begriffen) sogleich erhalten, und man also zu den Helden der letztern gleichsam sagen kann: Ihr habt die Vergeltung schon in eurer Welt erhalten; die Nachwelt ist euch so viel nicht mehr schuldig; weil man sich gewöhnt hat, die Bemühungen für das Wohl des Vaterlandes als Bemühungen für den Ruhm des Prinzen in Monarchien zu betrachten; und weil es endlich wohl geschehen kann, daß dieser letztere mehr als der erstere, oder oft gar der eigene Vortheil ein Bewegungsgrund zu rühmlichen Handlungen wird. Wenigstens ist man sehr geneigt, dieses zu vermuthen. Wenn man aber doch glaubt, daß die Erfahrung und die Geschichte den Unterthanen der Monarchien eine starke Liebe fürs Vaterland absprächen: so wird man sich gefallen lassen, mit mir den Grund davon zu untersuchen. Ich denke wenigstens dadurch den übereilten Schluß zu verhindern, daß die Liebe fürs Vaterland in Monarchien gar nicht statt finden könne.

Ich habe schon oben gesagt, daß in Republiken der Eifer fürs Vaterland sich in eben dem Verhältnisse vermindre, wie das Gebiet derselben anwächst. Monarchien aber sind gemeiniglich von großem Umfang. Wegen der größern Macht, die sie folglich besitzen, sind sie auch sicherer vor allzuhäufigen Anfällen. Diese Sicherheit erzeugt mehrere Stände in der Gesellschaft, und diese Stände bereiten einander mehr Bequemlichkeit. Die Bequemlichkeit macht nach und nach den Eifer, für das Vaterland den Degen zu führen, schlaff; sie verträgt sich nicht mehr so leicht mit den Beschwerlichkeiten eines Feldzuges. Ein alter Römischer Consul, der mit eigenen Händen den Pflug führte, hatte auf seinem Landgute nicht so viele Gemächlichkeiten, als einer unserer geringsten Landedelleute genießt. Es kostete also dem erstern nicht so viel Ueberwindung, sich zu der

---

leiden für ihn rege geworden wäre: so würde er selbst sicherer gewesen seyn. Die Zeiten waren schon zu verderbt. Er näherte sich dadurch einer Monarchie, ohne das Stillschweigen befehlen, oder auch ohne Befehl erwarten zu dürfen. Kurz, die Republiken scheinen auf hohen Felsen angelegt zu seyn, wo die Liebe fürs Vaterland, durch sehr einfache Maschinen mit Gewalt hinaufgetrieben, sich alsdenn auch wieder ungestüm ergießet. Die Monarchien liegen niedriger und nehmen eine größere Fläche ein; die Leidenschaft darf nicht so hoch getrieben werden. Besondere Umstände aber können ihr eine neue Kraft ertheilen, wie ich anzumerken Gelegenheit haben werde.

*) Je sinnlicher man freilich das Vaterland machen kann, desto sterker wird die Anhänglichkeit dafür seyn. Daher ist die Anmerkung des Herrn von Mont. richtig: Le partage égal des terres fait aussi une bonne armée, chacun ayant un égal interêt et très-grand à défendre sa patrie, und die folgende widerspricht jener gewissermaßen, wenn man das Vaterland in so engem Verstande nimmt; wenn sie nur nicht so viele Beweise noch in unsern Zeiten für sich hätte: ces sortes de gens (les esclaves et les artisans) n'étoient guères propres à la guerre: ils étoient lâches et déjà corrompus par le luxe des villes et souvent par leur art même; outre que comme n'avoient point proprement de patrie, et qu'ils jouissoient de leur industrie par tout, il trouvoient peu à perdre ou à conserver. Montesq. Considérations sur les causes de la Grandeur des R. et leur Décadence c. 3.

*) Man kann es so wenig für eine Sklaverei ausgeben, wenn man neue Gesetze annehmen muß, daß es vielmehr die Republiken in die Sklaverei gestürzt hat, wenn sie bei veränderten Umständen ihre Gesetze nicht verändert haben. Die vortrefflichsten Gesetzgeber haben dieses eingesehen, und Rom hat die traurige Erfahrung davon gemacht. — Aber die Gesetze in der Hand eines einzigen Menschen zu sehen, und sie von seiner Willkühr anzunehmen? — Und was war denn Rom, als Gabinius und Piso das Consulat in Händen hatten? Was war es unter verschiedenen Tribunen, als die Gesetze, die zum Wohl der Bürger gereichen sollten, durch die Ermordung vieler derselben durchgetrieben wurden, und man nicht mehr ihre Einwilligung durch Beredsamkeit erhielt, sondern ihren Widerspruch durch das gezückte Schwert hinderte? — Nennt man aber dieses die schlechten Zeiten der Republik: so muß man auch bedenken, daß der Einwurf nur auf schlechte Monarchen gehe.

Digitized by Google

Armee zu begeben, als es dem letztern vielleicht kosten würde. Daher hat man bald die Nothwendigkeit eingesehen, einen besondern Stand zu errichten, der durch Belohnungen und den ihm angewiesenen Unterhalt aufgemuntert, beständig in den Waffen bleiben und die Vertheidigung des Vaterlandes über sich nehmen könnte. Indem andre durch ihren Fleiß sich die Nothwendigkeiten, manchmal auch den Ueberfluß des Lebens verschafften, sorgte dieser Stand, darum unbekümmert, nur für jener Erhaltung. Nach und nach fingen die übrigen Bürger an, den Schluß zu machen, daß nur gewisse Glieder des Staats gezwungen und gleichsam gedungen wären, sich für denselben aufzuopfern, und daß bei den übrigen diese Verbindlichkeit wegfiele. Noch nicht genug: man hatte es zuweilen der freien Wahl eines jeden überlassen, sich diesem besondern, oder einem andern Stande in der Gesellschaft zu widmen. Was brauchte es weiter, um die Meinung einzuführen, daß diese freie Wahl beständig statt finden müßte, und niemand eine eigentliche Verbindlichkeit zu diesem Stande habe? Aus dieser eingebildeten Freiheit folgte, daß ein Befehl, der diese Wahl nothwendig machte, als tyrannisch angesehen wurde. So hält ein Schwärmer das Verbot, seine ungesunden Einfälle öffentlich auszubreiten, für eine Verfolgung der Wahrheit.

Sieht nicht jeder sogleich die Uebereilung bei diesen Schlüssen? Und doch werden sie noch täglich gemacht. Man seufzt, wenn das Vaterland dem Sohn, den wir ihm, und nicht uns allein erzeugt haben, schon in der Wiege seine Verbindlichkeiten ankündigt. Wie? könnte denn das Vaterland nicht jeden zu seiner Vertheidigung herbei rufen, wenn es gleich nicht jeden herbei rufet? Wenn es aber diese Rechte über uns bei unserer Geburt erhält: kann man die Regierung wohl tyrannisch nennen, die uns diese Rechte ankündigen läßt? würden denn wohl diese Rechte aufhören, wenn die Regierung uns dieselben verschwiege? O Sparta, die du mit dem trockenen Auge, nur mit der Rührung, welche Tugend beim Anblicke der Tugend empfindet, deine Bürger zu ihren Grabmälern bei Thermopylä *) gehen sahst; zu den Grabmälern, die sie sich mit ihren eigenen Schwertern zubereiteten, auf welchen Haufen erschlagener Perser als Grabsteine aufgethürmt stunden, und der Tod fürs Vaterland die prächtigste Aufschrift war: o Sparta, würdest du nicht einen Bürger aus deinen Mauren verbannet haben, der sich geweigert, nicht geweigert, nur einen Augenblick bedacht hätte, den für das Vaterland gebornen Sohn der glänzenden Rolle seiner Streiter einzuverleiben? Du, der ihre Söhne nur deswegen lieb waren, weil sie dich vertheidigen, und die Töchter, weil sie diese Vertheidiger gebären konnten! — Aber dieses geschahe nur in Republiken — ja; und fällt denn in Monarchien diese Verbindlichkeit weg, wenn ihre Ausübung gleich nicht immer in so strengem Grade gefordert wird; oder verringert etwa die Gegenwart eines Königs diese Pflicht? Laßt uns zufrieden seyn, daß wir in Staaten leben, wo nicht jedes Jahr Feinde müssen zurückgetrieben werden. Dies ist ein Glück für uns: aber laßt uns deswegen unsere ursprünglichen Verbindlichkeiten nicht leugnen. Nein, diese Gesetze sind für uns noch eben so heilig; Gesetze, die wir um den Thron eines Monarchen nur in desto hellerem Lichte sehen, anstatt daß sie uns sonst gleichsam aus einem Heiligthum diese Pflichten entgegen donnerten. Die Liebe für den Monarchen vermehrt vielmehr die Liebe für das Vaterland, als daß sie dieselbe vermindern sollte. So war den Israeliten das Kostbarste, wofür sie stritten, noch immer die Bundeslade, ob sie sich gleich einen König gewählet hatten. Jene nicht zu verlassen, erforderte ihre Pflicht, und diesem zu folgen, ermunterte sie ihre Liebe. Die erstere war das Gut, das sie nicht verlieren durften; der letztere ihr Vergnügen, das sie zu erhalten wünschten. Die Zurückkunft des Königs ohne die Bundeslade würde sie mit Schrecken erfüllt; die Errettung derselben mit dem Verluste des Königs würde sie fast untröstbar gemacht haben.

Ich darf nun, glaube ich, aus dem, was bisher gesagt worden, den Schluß ziehen, daß, wenn in den Monarchien für jeden ein Vaterland zu finden ist; wenn dieses Vaterland unsere Liebe fordert; wenn diese Liebe durch die Gegenwart des Monarchen nicht geschwächt, sondern gestärkt wird: daß man alsdann eben die Wirkungen des Eifers für den Staat in Monarchien erwarten dürfe, die man in Republiken erfahren hat; daß wir aber auch zu allen Folgen dieser Liebe, ohne welche sie nicht bestehen könnte, verbunden seyen. Die Voraussetzungen sind alle erwiesen: ich dürfte also nur diese Wirkungen eine nach der andern durchgehen, ihre Vortrefflichkeit in das nöthige Licht setzen und sogar aus dieser Vortrefflichkeit zurückschließen: daß ihr Nutzen auch ohne die erwiesene Verbindlichkeit schon hinreichte, uns zur Ausübung der so oft genannten Pflicht zu bewegen. Allein ich will erst noch ein Hinderniß untersuchen, das der Ausübung dieser Pflicht unter uns am stärksten im Wege zu stehen scheint, und das ich bis auf seine geheimsten Zusammensetzungen aufzudecken hoffe. Dieses Hinderniß ist eine häufig angenommene Denkungsart, daß es lächerlich sey, sich für den Vortheil andrer aufzuopfern, und eine unverzeihliche Thorheit, sein Leben anders als seines eigenen Vortheils wegen in Gefahr zu setzen.

Vom Ursprunge der Einwürfe gegen die Liebe fürs Vaterland; — Folgen dieser Liebe auch in den Monarchien.

Es ist überhaupt ein fast unersetzlicher Schade, wenn man gute Grundsätze, die ein ganzes Volk zu edlen Handlungen begeisterten, vertilget *). Man kann diesen Zweck durch zweierlei Mittel erhalten. Entweder diese Grundsätze werden durch Gründe bestritten, oder sie werden lächerlich gemacht. Das erste Mittel wird seinen Endzweck gar nicht, oder nur sehr selten und langsam erreichen. Das andre wirkt mit der Geschwindigkeit eines Gifts in den Adern. Es greift das an, was in uns das Zärtlichste ist, unsre Eitelkeit. Man urtheilt gemeiniglich, daß derjenige, der etwas verlacht, bessere Einsichten haben müsse. Und wer schämt sich nicht, dumm zu seyn? In der That, der Pöbel ist des feinern Gefühls der Schaam über etwas Unanständiges nicht beraubt. Man darf sich nur die Mühe geben, es ihm merklich zu machen. Wie lange hat es wohl gewährt, ehe ein Schuster zu Paris, nach dem Muster der Vornehmern, es für eine Schande gehalten hat, zu gestehen, daß er seine Frau liebe? und die Entfernung vom vornehmen bis zum niedern Pöbel ist nicht so groß, als man insgemein glaubt. Ein Maulesel, der mit Goldblech bedeckt ist, denkt wie ein anderer, der eine wollene Decke auf sich liegen hat.

Man hat aber diesen Weg erwählt, weil es im Gegentheil so schwer ist, Grundsätze durch gründliche Widerlegung umzustoßen, nach denen man seine Handlungen einzurichten gewohnt ist, und die auch übrigens gute Folgen haben. Wenige Menschen sind fähig, wahre Gründe auf eine richtige Art mit ihren Folgen zu verbinden und auch zu überdenken; noch wenigere, falsche Folgerungen, wenn sie einmal gemacht sind, zu trennen, ohne die Grundsätze selbst umzustoßen; und die wenigsten, neue Gründe anzunehmen und neue Folgerungen daraus zu ziehen. Der Philosoph ist glücklich, der unter einer ganzen Nation zwanzig weise Männer als überwundene Sklaven des Irrthums im Tempel der Wahrheit triumphirend aufstellen kann. Und ein witziger Kopf kann wider eingewurzelten Aberglauben mehr durch den Spott, als die ganze Schaar unserer Controversisten mit ihrem schwerfälligem Ernst ausrichten.

Man hat bei einer andern Gelegenheit gesagt, „daß die Menschen sich nicht schämen, lasterhaft, aber wohl, lächerlich zu seyn.“ Diese Anmerkung muß vielleicht noch eingeschränkt werden. Die Schaam setzt allezeit eine Bekanntmachung des Lasters als Laster voraus; es mögen nun dabei andre, oder wir selbst unsere Richter sein. Allein das Laster kann sich vor andern und vor unserm eigenen innern Auge verbergen. Zuweilen haben wir das letztere, gleich rasenden Indianern, wohl gar selbst geblendet. Das Lä-

*) Laßt uns auf dieser Erde nochmals das Mittagsmahl einnehmen; auf den Abend werden wir wohl mit den Unterirdischen speisen, sagte Leonidas zu seinen Mitsoldaten. Man redet nicht also, wenn man nicht seinen Posten als seine Grabstätte betrachtet.

*) Man darf dieses noch allgemeiner machen. So oft gewisse Dinge, die uns gerührt und unsre Seele bald mit einem Schauer, bald mit einer weichmüthigen Empfindlichkeit durchzittert haben, lächerlich gemacht werden: so oft wird wenigstens ein Mord an unsern Vergnügungen ausgeübt. Ich rede hier nicht einmal von dem rasenden Kützel, solche Dinge, welche einem ganzen Volke heilig und wirklich auch heilsam sind, beißend zu verspotten. Dagegen sind andere Betrachtungen vorhanden. Aber wozu soll z. E. der Witz Heldengedichte zu parodiren? Wegen einiger lustigen Einfälle verlieren wir das Vergnügen zu bewundern. Das Possierliche erstickt alle ernsthafte Leidenschaften. Was ist wohl rührender, als wenn der Redner, welcher einen Staatsverbrecher vertheidigen soll, in der Hitze des Affects dessen Kinder redend einführt und sie schluchzend ihres Vaters Leben von einem ganzen Volk erflehen läßt? In dem Lustspiele des Hrn. Racine, les Plaideurs, wird dieses parodirt. Ein Advokat läßt junge Hunde für das Leben eines alten Hundes, ihres Vaters, bitten. Man lese einmal diese Stelle; wird man nicht bei der Rückkehr auf die ernsthaften ähnlichen Stellen eine Abnahme der Rührung bei sich spühren? So schön auch Virgil den Aeneas seine Erzählung anfangen läßt: Infandum regina jubes renovare dolorem: so wird uns doch diese Stelle lächerlich, nachdem wir sie so oft aus dem Munde des possierlichen Barbiers Partridge im Thomas Jones, unrecht angebracht, gehört haben. Ein solcher Verfasser giebt uns einige süße Sachen zu kosten, die in dem Augenblicke, wann wir sie genießen, angenehm sind, aber allen Geschmack an dem herrlichen Weine, der uns vorgesetzt ist, verderben.

Digitized by Google

cherliche hingegen bleibt niemals verborgen, sobald die Mode den Ausspruch gethan hat: dies ist lächerlich. Die Larve des Lasters ist so scheuslich gemacht, daß es nur selten Fälle giebt, wo man eine gänzliche Aehnlichkeit mit derselben bei Menschen antrifft; und nur wenige Personen sind im Stande, ein richtiges Urtheil davon zu fällen. Das Lächerliche aber wird von der Mode nach ihrer Phantasie entworfen; jeder Dummkopf, so wie jeder kluge Mann, sieht es an und erblickt es beinahe an jedem Vorbeigehenden. Man könnte es mit den zerschnittenen und perspektivisch zusammengesetzten Gemälden vergleichen, die uns, von den verschiedenen Seiten betrachtet, verschiedene Bilder darstellen.

Ich komme von dieser Ausschweifung zurück, um — vielleicht in einer andern fortzufahren. Wenn eine Nation aus einer edlen Begeisterung, aus tugendhaften Grundsätzen herausgelacht wird: wie theuer erkauft sie nicht die Hochachtung — einiger Narren! Und weil immer gerade das Gegentheil von dem, was verspottet worden, für schön, für ehrwürdig gehalten wird: so muß sie sich bald gewöhnen, niedrige, schlechte Handlungen mit dem Gepräge des Edlen, des Erhabenen zu bezeichnen. Sie verwirft, um sich ansehnlicher zu machen, das, was ihre Vorfahren geschmückt, aber mit Zierrathen geschmückt hatte, die sie der Nachwelt glänzend und doch ehrwürdig darstellten; und erstickt den Samen, aus welchem so große Thaten aufgekeimt waren. Wie sollen wir denn von diesen Leuten reden, die nach der Vernichtung aller, sogar auch der politischen Tugend, das Erhabene von der Höhe, worauf es steht, herunter spotten; alles, was über sie hinaus ragt, für Chimären erklären; und nur sich, als den Mittelpunkt alles Uebrigen, merklich machen wollen? — „Für das Vaterland „sterben? Lächerlich! Was ist das Vaterland? Ich werde bezahlt, um mich todtschießen zu lassen, und ich nehme diese Bezahlung an, weil ich sonst kein andres Mittel weiß, anständig zu leben. Aber die Chimäre des Vaterlandes macht mich nicht „schwindlich. Wann ein glückliches Faro oder eine reiche Heirath mich in den Stand setzte, gemächlich von meinem eigenen „Vermögen zu leben: so würde ich heute meinen Abschied nehmen und das Vaterland für sich streiten lassen." — O wahrhaftig, so dachten die Römer nicht: und waren die Römer etwa verrückte Köpfe? Waren es Schwärmer, die das Vergnügen des Lebens nicht kannten? Sie kannten es; aber sie kannten auch das Vergnügen — des Todes. Nicht des Todes, der auf dem weichlichen Sopha einen durch Wollüste ausgemergelten Körper vollends starr macht, der bei jedem nähernden Schritte uns stärkere Vorwürfe zuruft, und vor dem man sich nur aus viehischer Dummheit nicht entsetzet: sondern des Todes, der sich in der Vertheidigung des Vaterlandes darbietet, der unsre Seele gleich einer Königin aus dem Gefängnisse ruft und sie nicht gleich einer Sklavin darin erdrosselt; der endlich, wenn ich mich so kühn ausdrücken dürfte, mit dem Blute, das aus unsern Adern quillt, das ächzende Vaterland tränkt, um es wieder aufleben zu lassen. Wo ist denn nun das Lächerliche, das Chimärische? Dieses kann nichts hervorbringen, was einen wirklichen Werth hat; das Ungereimte muß allenthalben durchschimmern. Wenn wir also zeigen können, daß der Tod fürs Vaterland, wenn ihn auch nur wenige Bürger des Staats erlitten haben, in kurzer Zeit den übrigen eine neue und große *) Denkungsart ertheilen könne; daß diese Denkungsart sich nachher in allen ihren übrigen Handlungen äußern und dadurch die Nation zu einem glänzenden Muster für die ganze Nachwelt machen werde: so muß wenigstens der Zweifel entstehen: sollte wohl der Tod fürs Vaterland ein so verachtungsvolles Gelächter verdienen? Wenn zu gleicher Zeit der Grad dieser Wirkungen in den Monarchien gezeigt wird: so muß dadurch der Einwurf, daß es wenigstens in Monarchien lächerlich sey, für das Vaterland zu sterben, unterdrückt werden.

Wenn sich endlich der Gegner von einer andern Seite zeigte und uns entgegensetzte: daß wir wenigstens eine Art von Enthusiasmus zugeben müßten, ohne welchen die Furcht vor dem Tod nicht leicht überwunden werden könne: so dürfen wir nur diesen Enthusiasmus untersuchen und den Nutzen sowohl als die Möglichkeit desselben in Monarchien erweisen.

Dieses sind die Materien, die ich noch jede in einem besondern Stücke ausführen werde.

Andere Hindernisse, die nicht ganz von der verkehrten Denkungsart einer Nation oder des größten Theils unter derselben abhängen, fordern andre Erleichterungen und erhalten sie doch auch zum Theil von unserm Hauptgrundsatze — der Liebe fürs Vaterland.

1) Man sagt: unsere Art, Krieg zu führen, macht es schwerer — was denn? zu sterben? — das sollte ich eben nicht denken. Aber das Geschütz, dessen Gefahren der Tapferste so wie der Feigeste ausgesetzt sind ohne Gegenwehr, ohne daß sie sich von einander unterscheiden können! Wahrhaftig der traurige Rückzug des Antonius, auf dem er seine bravsten Soldaten verlor, die sehr oft keine Parther sahen und doch immer von Parthischen Pfeilen verwundet wurden, beweist hinreichend, daß auch unter den Alten nicht immer thätige Tapferkeit sich den rühmlichen Tod errungen habe, und daß schon damals diese Ehre ohne Unterschied ausgetheilt worden. Das innere Bewußtsein der Liebe für seine Pflicht mache den tapfern Mann.

2) Man beklagt sich, daß die größten, die rühmlichsten Thaten unbekannt bleiben und in ewige Nacht sehr ofte eingehüllet werden, wenn sie nicht vor den Augen des Monarchen geschehen. Sobald ein Officier bekennen wird, daß er bloß um seiner selbst willen tapfer streite: sobald werden wir ihm zugestehen, daß ein solcher Zufall für ihn der empfindlichste unter allen sein müsse. Das Leben gewagt zu haben, um einen höhern Posten zu erhalten! und doch unbemerkt bleiben — unbelohnt! Es ist freilich traurig genug. Aber sollte der Lebenslauf eines solchen Mannes nicht noch trauriger erscheinen, der, wenn er der Wahrheit gemäß geschrieben wird, gemeiniglich so lauten muß: „als Fähnrich stritt er mit dem Muthe eines Löwen, um General zu werden; als General wich er allen Gefahren aus, um General zu bleiben."

3) Aber welcher grausame Künstler hat dort jenes Gemälde zur Beschämung der menschlichen Natur ausgestellt? — O die Vorwürfe dringen mir durch die Seele! — Eine Menge Verwundeter, die um die aufgerichteten Trophäen von Prag, Leuthen, Zorndorf herumsitzen, demüthig für den Rest ihres Lebens, dessen größere Hälfte für uns verschwendet worden, Allmosen verlangen und doch von den meisten zurückgewiesen werden! — Jener Mann streckt den noch übrigen Arm, den er nie vergebens für unsere Sicherheit ausgestreckt hatte, vergebens nach einer unsrer kleinen Gaben aus — der nächste an ihm hat sich müde den Tag über gestanden; nicht einmal seine Krücke war für ihn bereit; nun liegt sie neben ihm, und er — er wird diesen Abend hungern. — Und wer sind jene vergoldete, nervenlose Figuren dort, die ungerührt vorübergehen und für das verdienstvolle Elend weder Auge noch Ohr haben? Ekelhaft ist der Anblick, den die Unempfindlichkeit dem Menschen giebt. Wer wollte nicht lieber eine Gabe betteln, als mit einem solchen Gesichte geben können? — Weg mit dem Sklaven! — Aber auch sie, die zärtlichere Hälfte des menschlichen Geschlechts, deren sanftere Blicke für jedes Elend ein sympathetisches Gefühl versprechen, — wie? auch sie rollen zum Theil vorüber in prächtigen Karossen, und die Unglücklichen haben sich zu hüten, daß sie nicht beschädigt werden. — Sollte nicht eine menschenfeindliche Phantasey dem Künstler dieses Gemälde eingegeben haben? — O Schande! Es ist Natur, es ist Wahrheit! Mit diesen meinen Augen habe ich sie gesehen. — — Die Vorwürfe des Künstlers sind gerecht, aber ich hoffe, sie sollen es nicht lange mehr bleiben. O ihr würdigen Bürger des Staates! nicht lange mehr sollt ihr das Schicksal eurer Kameraden beneiden, die an eurer Seite das Schlachtfeld mit ihren todten Leichnamen bedeckt haben, deren letztes Röcheln ihr gehöret habt, so wie noch euer Geschrei, das euch der Schmerz abzwang, in der Sterbenden Ohren gedrungen ist. Er kömmt, der euch angeführt hat, nicht mehr Kriegsgott, sondern Vater! Sollte er euch verkennen, euch, die ihr das glorwürdige Zeichen an euch traget, das den wahren Sohn des Vaterlandes glänzend macht! und wenn er euch nicht verkennt: sollte er nicht für euch sorgen? Stützen des Staats, seine Zierde und sein Ruhm! Sammlet euch in ruhige Wohnungen zusammen, und wenn unsere Prinzen euch besuchen (könnten sie sich wohl dieses feierlichen, dieses rührenden Schauspiels entziehen?), dann zeiget zugleich, nachdem ihr sie zu großen Empfindungen werdet gerührt haben, wie ein tapfrer und weiser und guter Monarch von seinem Volke geliebt werde, und was die Liebe fürs Vaterland würke!

*) Hieher gehöret eine Geschichte, die im vorigen Kriege im Halberstädtischen geschehen ist: Ein siebenzigjähriger Schäfer that in seiner Gemeine stolz, daß er sechs Söhne im Dienst des Königs habe. Als in den letzten Jahren des Kriegs auch der siebente, die letzte Stütze seines Alters, in den Krieg gehen sollte, sagte der Alte zum Officier: „Herr Hauptmann! sag er mir aufrichtig, brennt es den König auf die Nägel? Wenn's ihn brennt, so nehme er meinen Sohn und mich auch dazu. Brennt es den König aber noch nicht, so lasse er mir meinen Sohn."

Digitized by Google

Abraham a Sancta Clara.

Dieſer weit mehr, vorzüglich im nördlichen Deutſchland unrichtig aufgefaßte und falſch verſtandene, als nach ſeinem wahren Werthe anerkannte, talentvolle Mann kann als das beſte Muſter populärer katholiſcher Beredſamkeit ſeiner Zeit mit vollem Rechte betrachtet werden. Er hieß mit ſeinem Familiennamen Ulrich Megerle, ſtammte aus einem adeligen Geſchlechte und ward am 4. Juli 1642 armen, aber frommen und redlichen Eltern zu Krähenhennſtetten, unweit des Städtchens Möskirch (in den mediatiſirten fürſtlich fürſtenbergiſchen Beſitzungen) in Schwaben, geboren. Seine Eltern hießen Jacob und Verena Megerle. Er zeichnete ſich ſchon in früher Jugend durch einen heftigen Drang nach Wiſſen, Fleiß und Talent aus und erhielt eine wiſſenſchaftliche Bildung auf den lateiniſchen Schulen zu Möskirch, Ingolſtadt und Salzburg. In ſeinem achtzehnten Jahre trat er in den Barfüßer-Auguſtiner Orden zu Mariabrunn, ſtudirte dann in dem zu Wien befindlichen Kloſter ſeines Ordens Philoſophie und Theologie, ward zwei Jahre ſpäter, 1662, zum Prieſter geweiht, promovirte als Doctor der Gottesgelahrtheit und ging dann als Feſttagsprediger nach Kloſter Tara unweit Dachau in Baiern. Von hier begab er ſich als Prediger zurück nach Wien, wo er durch ſeine glänzende Rednergabe ſich bald einen ausgebreiteten Ruf erwarb. In gleicher Eigenſchaft darauf eine Zeitlang in Gräz verweilend, ward er 1669 von Leopold I. als kaiſerlicher Hofprediger nach Wien berufen; ein Amt, dem er zwanzig Jahre lang, mit allgemeiner Verehrung vorſtand, hochgeſchätzt und geliebt von ſeinem Monarchen. — Während dieſer Zeit ſtieg er in ſeinem Orden von Stufe zu Stufe und ward nach einander Provinzial-Prokurator, Lector, Pater ſpiritualis, Prior-Provinzial und Definitor ſeiner Provinz. — Als Prior-Provinzial war er 1689 bei dem General-Ordens-Capitel zu Rom anweſend, predigte daſelbſt zu verſchiedenen Malen mit großem Beifall und ward von Papſt Innocenz XI. mit einem geweihten Kreuze beſchenkt; als Definiter trug er außerordentlich viel zu der Verbeſſerung mehrerer Klöſter ſeines Ordens bei. — Er ſtarb am 1ſten December 1709 im acht und ſechszigſten Jahre ſeines Alters zu Wien.

Pater Abraham a Sancta Clara war ein ſeltener, kühner, redlicher, mit vollſter Ueberzeugung ſeinem Glauben anhängender, ſeinem Orden auf das Treueſte ergebener, wohlwollend geſinnter, wohlthätiger, rechtſchaffener und tugendhafter Mann, wie er das in unzähligen Fällen ſeines langen, wirkungsreichen Lebens vollkommen bewährt hat. Eine fromme Heiterkeit, unverwüſtlicher Muth und kräftige Ausdauer begleiteten ihn bis zu ſeinem letzten Gange. —

Ehe wir zur Betrachtung ſeiner Leiſtungen als Redner übergehn, möge hier ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner ſämmtlichen Schriften, von denen mehrere ſehr ſelten geworden ſind, mit Anführung der Originalausgaben folgen. Wir verdanken daſſelbe dem „Literariſchen Anzeiger," Wien, bei Gerold, Jahrgang 1822. —

I. Judas der Erz-Schelm, für chriſtliche Leuth, oder eigentlicher Entwurf und Lebensbeſchreibung deß Iſchariotiſchen Böſewichts. Worinnen unterſchiedliche Discurs, ſittliche Lehr-Punkten, Gedicht und Geſchicht, auch ſehr reicher Vorrath Bibliſcher Concepten. Welche nit allein einem Prediger auf der Cantzel ſehr dienlich fallen, der jetzigen, verkehrten, bethörten, verfehrten Welt die Wahrheit unter die Naſen zu reiben: ſondern es kann ſich auch deſſen ein Privat- und einſamber Leſer zur erſprießlichen Zeit-Vertreibung und gewünſchten Seelen-Narl gebrauchen. Zuſammengetragen durch P. Abraham a St. Clara, 4 Theile mit Titelkupfern. 4. Wenn, 1687 (nur 1ſter Bd.) Salzburg, 1688 — 95. 1710. Nürnberg, 1696. 1709. 1718. 1752. 1775.

II. Reim dich oder ich liß dich, das iſt: allerley Materien, Discurs, Concept und Predigten, welche bishero in unterſchiedlichen Tractätlein gedruckt worden; Nunmehr aber in ein Werk zuſammengereimbt, und zuſammen geraumbt, mit einem beigefügten Indice Concionatorio, und neuen Zuſatz mehrerer Concepten; denen Herren Predigern für ein Interim geſchenkt, biß etwas anders bald folgen wird. Durch Pr. Fr. Abraham a St. Clara. 4. Salzburg, 1687, 1690, 1714. Cöllen, 1688. 1702. Augsburg, 1714, 1754.

Dieſe Sammlung faßt folgende Aufſätze, die früher und nachher zum Theil einzeln erſchienen ſind. Nicht in jeder Ausgabe ſind alle enthalten, noch in gleicher Folge.

1) Dominika, eine Reihe kurzer Predigten für das ganze Kirchenjahr.

2) Merks Wienn, das iſt: des wüttenden Tods eine umbſtändige Beſchreibung. In der berühmten Haupt- und Kayſerlichen Reſidenz-Stadt Wienn in Oeſterreich im 1679ten Jahr; mit Beyfügung ſo wol wiſſen als gewiſſen antreffender Lehr. Zuſammengetragen mitten in der bedrangten Statt und Zeit, von Pr. Fr. Abraham a St. Clara. (Zuerſt gedruckt. 8. Wien, 1680, mit Vignetten, und daſ. 1710.)

3) Löſch Wienn, das iſt: eine bewegliche Vermahnung an die Kayſerliche Reſidenz-Stadt Wienn in Oeſterreich, was geſtalten dieſelbige der ſo viel tauſend Verſtorbenen, Bekandten und Verwandten nicht wolle vergeſſen, welche vor einem Jahr zur harten Peſtzeit, ohne gewöhnliche Leiche-Beſingnüs, ohne Begleitung der Freundſchaft, elendig unter die Erd gerathen, deren vermuthlich viel in den zeitlichen Flammen des Fegfeuers, ihre gröſte Zuverſicht ſchöpfen zu der gewöhnlichen Acht-Tägigen Andacht in der Todten-Capellen bei denen P. P. Auguſtiner Baarfüſſern. In Kürze zuſammengeſetzt durch P. Fr. Abraham a St. Clara. (Einzeln. 8. Wien, 1680. 4. Salzburg, 1687. Wien, 1690. Daſ. 1712.)

4) Große Todten-Brüderſchaft, das iſt: ein kurzer Entwurff des ſterblichen Lebens. Zuſammengeſetzt durch P. Fr. Abraham a St. Clara. (Einzeln, 8. Wien, 1681; Salzburg, 1710.)

5) Auff, auff, ihr Chriſten! das iſt: ein bewegliche Anfriſchung der chriſtlichen Waffen wider den Turkiſchen Bluet-Egel; ſampt beigefügtem Zuſatz vieler herrlichen Victorien und Sieg wider den Ottomanniſchen Erb-Feind; wie auch anderer Sittlicher Lehr- und Lob-Verfaſſung der Martialiſchen Tapfferkeit; In Eil ohne Weil zuſammengetragen durch P. Fr. Abraham a St. Clara. (Einzeln. 8. Wien, 1683. 1685.)

6) Dancks und Denckzahl des Achten gegen dem Drey, das iſt: eine kleine Schluß-Predigt, ſo in der Octav des Solennen Danckfeſts zu der heiligen Dreyfaltigkeit, mitten in der Stadt Wienn auf öffentlichen Platz bey einer unglaublichen Menge Volks gehalten worden von P. Fr. Abraham a St. Clara, da die dreyfärbige hierzu verfärtigte Latern auß allen Fenſtern einen wunderſchönen Tracht vorſtellten, und haben ſo viel tauſend angezündete Liechter den entzündeten Eyffer der Hochl. N. D. Ständ, ja der geſambten Kayſerl. Reſidenz-Stadt zu der allerheiligſten Dreyfaltigkeit ſattſamb beſtättiget. (Früher einzeln gedruckt.)

7) Newerwählte Paradeyß-Blum, von dem Allerdurchleuchtigſten Ertz-Hauß Oeſterreich, und deſſen angehörigen Erb-Cronen und Provintzen, ꝛc. das iſt: Danckbarliche Lob- und Lieb-Verfaſſung von dem glorreichen Heiligen Joſeph, welcher hochvermögende Troſtvolle Ehr- und Nähr-Vater Chriſti für einen allgemeinen Patronen und Schutz-Herren mit hochfeyerlicher Solennität und gröſten Eyffer, ſo wohl beyder Kayſerl. Majeſt. als des häuffig verſambleten hohen Adels, wie auch des geiſtreichen Clerl ꝛc. iſt öffentlich an und aufgenommen worden den 12. May 1675.

8) Soldaten-Glory, das iſt: von dem heiligen Ritter und heylſamen Vorbitter Georgio ſchuldige Lob-Red, welche an ſeinem Jährlichen Feſt-Tag in dem Freyſinger-Hoff mitten in der Kayſerlichen Reſidenz-Stadt Wienn vor einem Volkreichen Auditorio, unter freyem Himmel, hoffentlich aber nicht in Luft geſagt worden, und nunmehr in Truck verfertigt. (Einzeln. Merks wohl Soldat. 8. Wienn, 1680.)

9) Wohlriechender Spica-Nardt, das iſt: eine kurze Lob-Verfaſſung des Heiligen Claravellenſiſchen Abbtens und Königfließenden Lehrers Bernardi, welche an dem Jährlichen ſolemnen Feſt-Tag erſterwehnten Heiligen Patriarchen in dem uhralten Ciſtercienſer Stifft Rhein, ohnfern der Stevriſchen Haupt-Stadt Gräz, vor einem Volkreichen, wie nicht weniger Adelichem Auditorio auf

der Cantzel vorgetragen von P. Fr. Abraham. (Einzeln. 4. Grätz, 1683.)

10) Die Heilige Hof-Art, das ist: eine schuldige Lob-Red, dem grossen Wunderthätigen Indianer Apostel Francisco Xaverio, welche an seinem hochfeyerlichen Festtag in dem herrlichen Tempel deß Profess Haus der Societet JESU in Wien vorgetragen, und nunmehr in Truck verfertiget worden von Pr. Fr. Abraham a St. Clara.

11) Austriacus Austriacus. Himmelreichischer Oesterreicher, der Hochheilige Marggraff Leopoldus, vor der gesambten Kayserl. Hofstatt, in dem von ihme fundirten Hochlöblichen Stifft, und zu Ehr der Allerseligsten Mutter Gottes erbawten Gotteshauß zu Kloster-Neuburg: In Gegenwart seiner H. Reliquien in einer Lob-Predigt vorgestellt. Von P. P. Fr. Abraham ꝛc. (Früher einzeln gedruckt.)

12) Prophetischer Willkomb, das ist: eine Weissagung von Glück ohne Tück, der dritten Kayserlichen Vermählung Leopoldi mit Eleonora Magdalena Theresia Durchl. gebohrnen Herzogin von Neuburg, so in einer Predigt in dem hohen Passauer Stifft in Wienn, Maria-Stiegen genannt, zu Ehren des Oesterreichischen Schutz-Herrn Leopoldi und seiner allda aufgerichteten Sodalität gehalten worden, den 14. Decemb. Anno 1677. An welchem Tag obbesagtes Kayserliches Beylagers Fest zu Passau Hochfeyerlich vollzogen, nunmehr aber in Truck verfertigt worden von P. Fr. Abraham a St. Clara.

13) Zeugniß und Verzeichniß eines Lobwürdigsten Tugend-Wandels, so in der traurigen Leich-Gesingnuß des Weylands verstorbenen Herrn Abbts Anselm zu Maria Zell in Oesterreich unter der Enß in einer schuldigsten Lob-Red vorgestellt, und bey einer großen Anzahl der versambleten Zuhörer gehalten worden durch P. Fr. Abraham a St. Clara.

14) Der glückliche Fischzug in Anzbach, das ist: ein Trostreiche Predigt von der überschwenklichen Barmherzigkeit der Mutter Gottes, welche den 8ten September an Dero Gnaden-vollen Geburts-Tag in dem uhralten und berühmten Gottes-Hauß zu Anzbach vor einer großen Menge eyffriger Zuhörer gehalten, und nunmehr auf vieles Begehren zu sonderem Trost der Marianischen Herzen auch in den Truck übersetzt worden durch P. Fr. Abraham a St. Clara. (Früher einzeln gedruckt.)

15) Oesterreichisch-s DEo gratias, das ist: eine außführliche Beschreibung eines Hochfeyerlichen Dankfests, welches zu Ehren der Allerheiligsten Dreyfaltigkeit, wegen gnädiger Abwendung der über uns verhängten schwären Straff der Pest in der Kayserl. Haupt- und Residenz-Stadt Wien, den 17. Junii Anno 1680, durch die löbliche N. Ö. Herren Land-Ständ höchst aufferbäulich angestellt worden. Sambt einer Kurzen Predigt, so vor einer volkreichen Versamblung in Mitte der Stadt bei der Allerheiligsten Dreyfaltigkeit vorgetragen durch P. Fr. Abraham a St. Clara. (Einzeln. 8. Wien, 1680, 1686.)

16) Der klare Sonnen-Schein in dem heiligen und berühmten Dominicaner Orden, das ist: eine kurze Lob-Predigt von dem glorreichen und Englischen Doctore Thoma Aquinate, welche in Gegenwart eines hohen Adels, wie auch eines volkreichen Auditorii an dessen h. Fest-Tag auff der Cantzel in der Herren P. P. Predigr Kirchen zu Grätz in Stewermark hat vorgetragen P. Fr. Abraham a St. Clara. Demüthigst dedicirt der Hochlöblichen Dominicanerischen Provintz in Deutschland.

In frühern Ausgaben ist noch angefügt:

17) Epitaphium Georgii Siegfridi eccl. canon. in Stainz.

18) Epitaphium Joan. Balthasarii, comitis de Hoyos.

III. Gack, Gack, Gack, Gack a Ga, einer Wunderseltsamen Hennen in dem Herzogthume Baiern; das ist: eine außführliche und umbständliche Beschreibung der berühmten Wallfahrt Maria-Stern in Tara bei den W. W. E. E. P. P. Augustiner Baarfüssern, welche seinen uhrhebslichen Anfang genommen von einem Hennen-Ey, auf deme durch Anordnung des Himmels ein strahlender Stern erhoben ware, in dessen Mitte ein schön-gecröntes Frauen-Haupt. Zusammengetragen 1687 mit etlichen eingemengten sittlichen Lehrpunkten allen Predigern nicht undienlich, von P. Abraham a St. Clara. 8. München, 1688. Cölln, 1688. 2te Ausgabe m. Kupf. 8. Wien, 1732. (Einige Titel sind auch: Gack, Gack, Gack, ein Ey, sagt, was die Kirchfahrt und Kloster Tara sey.)

IV. *Grammatica religiosa*, quae piè docet declinare à malo, et facere bonum, amplecti Perfectum in Praesenti, et respuere Imperfectum, ad obtinendum Futurum Infinitum, cum Participio Salutis. Opus apprime Religiosorum Tyronum Magistris, et etiam Verbi divini Praeconibus, prout ex indice Concionatorio, S. Scripturae, Sermonum, et Authorum annexo patebit, non inutile. Auctore R. P. *Abrahamo a St. Clara*. Mit Titelkupfer. 4. Salzburg, 1691, 1699. Cölln, 1719. Augsburg, 1721, 1725, 1729. Gramatica religiosa oder geistliche Tugendschul, in welcher ein Jeder, sowohl Geist- als Weltlicher, Heilsamb zur geistlichen Vollkommenheit unterwiesen wird; von dem Wohl-Ehrwürd. P. Abraham a St. Clara in lateinischer Sprach verfertigt; nun aber in Ansehung des großen und herrlichen Nutzens, so diese heilsame Tugendschul bißhero gewirket, zu sonderbarem Trost und Auferbauung der Teutschen beyder Geschlechts Nation in diese Mütterliche Sprach übersetzt durch einen einsamben Ordens-Geistlichen der Stadt Cölln. Mit vierfachem Indice oder Register. Mit Titelkupfer. 4. Cölln, 1698. 1699. 1705. 1730. Augsburg, 1766.

V. Etwas für Alle, das ist: Eine kurze Beschreibung allerley Standts-Amts- und Gewerbs-Personen mit beygedruckter sittlichen Lehr und Biblischen Concepten, durch welche der Fromme mit gebührendem Lob hervorgestrichen, der Tadelhaffte aber mit einer mäßigen Ermahnung nicht verschont wird; Allen und Jeden heilsamb und heilsamb auch sogar nicht undienlich denen Predigern verfertigt durch P. Abraham a St. Clara. 3 Bände mit Kupfern vermengt durch Christ. Weigeln. 8. Würzburg, 1699, 1711. Salzburg, 1711. Nürnberg, 1733. Aufs neue herausgegeben und mit Anmerkungen vermehrt (von Sam. Heinicke). 8. Halle, 1785. Die Anmerkungen sind Ausfälle auf hallische Theologen in der bahrdtischen Sache, auf die allgem. Literaturzeitung u. a. nebst Vertheidigungen der Ex-Jesuiten.

VI. Mercurialis oder Winter-Grün, das ist: anmuthige und kurzweilvolle (in einigen Ausgaben: ergetzende und lehrreiche) Geschichte und Gedichte, worinnen unterschiedliche sittliche Lehrpunkte und sehr reicher Vorrath biblischer Concepten zu finden, nicht nur den Pfarrherren, Predigern und geistlichen Ordenspersonen sehr nützlich; sondern auch allen Gemüthern zu einem heilsamen Unterricht, christlich freudig zu leben und selig zu sterben, sehr dienlich; von P. Abraham a St. Clara. Mit 23 Kupf. versehen. 4. Nürnberg, 1700, 1731, 1733. Augsburg, 1766.

VII. Abrahamisches Gehab dich wohl! oder Unglaube in diesem End-Werke seiner Schriften. Schau hinein, und liß das, und macht dir einen Knopf auf die Nas. Dann hiern wirst du finden ein Abscheu gegen die Sünden, und in Traurigkeit eine Gewissens-Freud. Sintemalen in diesem letzten Werk allerley sowohl Biblische als Lehrreiche Concepten, Geschichte und Gedichte, wie auch unterschidliche Discurs und ein reicher Vorrath von sittlichen Lehr-Punkten enthalten ist. Denen bethörten, verfehrten und verkehrten Weltkindern zur Besserung und zu Gottes Ehr, wie auch Seelenheyl Vergrösserung beschrieben von der durch alle Welt beliebten, belobten Ehr- und Lehrreichen Feder Ihro Wohl-Würden P. Abraham a St. Clara. Mit Titelkupfer. 4. Wien, 1700. Nürnberg und Augsburg, 1729. Wien, 1737. Daselbst, 1739.

VIII. Sterben und Erben, das ist: die schönste Vorbereitung zum Tode oder sicherste Art zu sterben und die Seligkeit zu ererben durch Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens unsers einzigen und liebsten Heilandes Jesu Christi, mit sehr schönen Kupfern geziert und neulich in französischer Sprache vorgestellt von Hrn. de Chertablon, Priestern und Licentiaten der Theologie, anjetzo aber aus solcher getreulich übersetzet durch J. A. F. und nachmals in etwas vermehrt und herausgegeben von Pater Abraham a St. Clara, 4. Amsterdam, 1702. Prag, 1702, 1711. Salzburg, 1710. Nürnberg, 1739. Wien, 1739, 1744.

IX. Drey erbauliche und sinnreiche Andachten. 1) Du mußt sterben. 2) Es geschicht Dir recht. 3) Der Tod ist gut, aber nicht allezeit. 8. Augsburg, 1702.

X. Neu eröffnete Welt-Galeria, worinnen sehr curios und begnügt unter die Augen kommen allerlei Aufzüg und Kleidungen unterschiedlicher Stände und Nationen. Forderist aber ist darinnen in Kupfer entworffen die Kaiserl. Hofstatt in Wien, wie denn auch anderer hohen Häupter und Potentaten bis endlich gar auf den mindesten gemeinen Mann. Mit besonderen Fleiß zusammengebracht von P. Abraham a St. Clara und von Christ. Weigel in Kupfer gestochen zu Nürnberg. Folio. 1703. Dieses Buch hat 100 Kupferstiche und 4 Blätter Text: Titel — Eingang von Weigel — Verzeichniß der Kupfer — und Abrahams Dedication an Kaiser Joseph I.

XI. Heilsames Gemisch, Gemasch, das ist: allerley seltsame und wunderliche Geschichten, mit vielen Concep-

ten und sittlichen Lehren unterspicket, wie auch mit Kupfern vermengt, worinnen einem Jeden nach eigenem Belieben ein Bescheid-Essen vorgesetzt; meistens aber denenjenigen, so vor lieb nehmen mit einer Speiß, die weder gesotten noch gebraten. Von P. Abraham a St. Clara. Würzburg, Nürnberg, 1704, 1724. Wien, 1737.

XII. Abrahamisches Bescheid-Essen, Soll man wohl nicht vergessen, Er hat es hinterlassen, Mir gefällt es über die massen, Wer nicht will glauben dieß, Steck Brillen auf und ließ. So wird er finden, daß es keine gewärmten Speisen, sondern recht saftige Bißlein und wohlgeschmackte Ueberwährlein; aus dem Zehr-Gaden des Jenigen, welcher mit seinem Tractament einiger hierin begriffenen Concepten vor Kayserl. Maj. beliebt hat aufziehen dürfen. Aus den hinterlassenen Manuscripten des durch Teutschland sehr berühmten Wohl Ehrwürdigen P. Abraham a St. Clara statt einer Merenda oder Alabatritta der heißhungrigen Welt auf die Tafel des Drucks vorgesetzt und auffgesetzt von P. Fr. Alexandro a Latere Christi, dessen Ordens, der Zeit Prior des Convents der wunderthätigen Gnaden-Bildnuß Mariä Stern in Tara. Mit Titelkupfer. 4. Nürnberg, 1714. Wien, 1717, 1719, 1737.

XIII. Wunderwürdiges ganz neu ausgehecktes Narren-Fest, oder curieuse Officin und Werkstatt mancherlen Narren und Närrinnen zur nützlicher und kurzweilicher Zeit-Vertreibung sittlicher Leser und Nachricht in drey Theil beschrieben, von P. Abraham a St. Clara (der dritte Theil ist von J. N. dem Verfasser des Narren-Calenders). 8. Frankf. 1707. Wien, 1737. Das. 3te Aufl. 1751, 1753. Ins Holländische übersetzt, 2 Thle. 8. Amsterdam, 1737.

XIV. Wohlangefüllter Weinkeller, in welchem manche durstige Seel sich mit einem geistigen Gesang Gott erquicken kann: nach dem Exempel der himmlischen Braut in dem hohen Lied Salomonis, die sich berühmet, daß ihr Liebster sie in den Weinkeller geführt habe, Introduxit me in cellam vinariam, Cant. 2. Ein solcher Keller ist gegenwärtiger Tractat, in welchem süße und saure Trunk nach Belieben zu finden. Dermalen von P. Abraham a St. Clara, in seiner Unpäßlichkeit zusammen getragen. Hat auch wollen bei Mißrathung des Weins seinen Keller eroffnen. Verlegt und mit Kupfer gezieret von Christoph Weigel, Kupferstecher und Kunsthändler in Nürnberg. 4. Würzburg, 1710. Das. 1725. 1739.

XV. Huy! und Pfui! der Welt. Huy oder Anfrischung zu allen schönen Tugenden, Pfui oder Abschreckung von allen schändlichen Lastern, durch unterschiedliche sittliche Concept, Historien und Fabeln vorgestellt. Worinnen der Poet, Prediger, und mancherlei Standes-Personen für ihren Kram etwas finden können, durch P. Abraham a St. Clara. Mit Kupfern geziert und verlegt durch Chr. Weigel, Kupferstecher in Nürnberg. Folio. Würzburg, gedruckt bei Fr. Hertzen, 1707. 4. Salzburg, 1710. Nürnberg, 1725. Würzburg, 1725.

XVI. Geistlicher Kramladen voller Apostolischen Waren und Wahrheiten, das ist: ein reicher und ausbündiger Vorrath mit besondern Fleiß ausgearbeiteter Solennen Reden und Predigten, welche an mancherlei Orten (im ersten Theil meistens aber zu Wien) von vielen vor andern beredten, gelehrt — und geistreichen Männern gehalten, mit großer Sorgfalt auserlesen, und als ein überaus nützlicher Schatz zusammengetragen von P. Abraham a St. Clara. Anjetzo aber, nach dessen Tod in ein zusammen gedruckt und verlegt durch Christoph Weigel, Kupferstecher und Kunsthändler in Nürnberg. 3 Theile mit Titelkupfer. 4. Würzburg, 1710, 1714, 1719 und 1725, 1743.

Mehrere dieser Predigten in dieser etwas eilfertig (es steht z. B. eine und dieselbe Predigt im 1. und 2. Band) besorgten Sammlung waren früher einzeln gedruckt, auch befinden sich alle jene in diesen drei Bänden, die in Reim dich, oder ich liß dich, stehen.

XVII. Rev. P. Abraham a St. Clara. Besonders meublirt- und gezierte Todten-Kapelle, oder allgemeiner Todten-Spiegel, darinnen alle Menschen, weß Standes sie sind, sich beschauen, an denen manigfaltigen Sinnreichen Gemählden des Memento Mori zu studiren und die Nichtigkeit und Eitelkeit dieses Lebens Democritice oder Heraclitice, das ist: mit lachenden Mund, oder thränenden Augen, wie es beliebt, können betrachten und verachten lernen. Mit Kupfern, von Christoph Weigel, Kupferstecher und Kunsthändler. 8. Nürnberg und Würzburg, 1710, 1711.

XVIII. Abrahamische Lauber-Hütt, ein Tisch mit Speisen in der Mitt, Welche Hütte nicht leeres Laub und Blatt, sondern viel herrliche Früchte hat. Denen Juden zum Trutz, denen Christen zum Nutz, an- und aufgerichtet, wie auch mit vielen auserlesenen sowohl biblischen als andern sinnreichen Concepten, Geschichten und Gedichten geziert und ausspallirt von hinterlassenen Schriften der durch das christliche Europam sehr beliebten und belobten Feder Ihro Wohl-Ehrwürden P. Abraham a St. Clara seel. zusammen getragen. Nunmehro auf den Schau-Platz des öffentlichen Drucks vorgestellet von weiland P. Fr. Alexandro a Latere Christi dessen Ordens, der Zeit Prior des Convents der Wunderthätigen Gnaden Bildnus Mariä-Stern in Tara. 3 Thle. mit Titelkupfer. 4. Wien, 1721 — 23. und Nürnberg, 1717, 1722, 1738, 1747 — 49.

Schon bei dem kurzen biographischen Entwurfe, den wir zu Anfang dieser Zeilen mittheilten, bemerkten wir, daß wohl selten, vorzüglich im nördlichen Deutschland, ein Redner so falsch aufgefaßt und so irrthümlich gedeutet sei, als eben Pater Abraham a Sancta Clara. — Bei den Protestanten galt er lange nur als ein geistlicher Possenreißer; ja Viele unter denselben halten ihn mit dem größten Unrechte noch heutigen Tages für nichts Besseres und bedenken nicht, daß an seine rednerischen Leistungen ein ganz anderer Maßstab gelegt werden müsse, als man es bei den Predigten und Homilien der geistlichen Redner aller Confessionen in unseren Tagen zu thun gewohnt ist. Es sei daher gestattet, mit wenigen Zügen eine allgemeine Schilderung seiner Vorzüge wie seiner Fehler voran zu senden, ehe wir seine Leistungen im Einzelnen näher beleuchten.

Zu seinen Vorzügen gehören besonders eine warme, echte Begeisterung für Glauben und Tugend, vollkommene Ueberzeugung von der Wahrheit Dessen, was er lehrt, eine große und tiefe Menschen- und Weltkenntniß, eine gesunde, praktische Moral, siegreiche Herrschaft über die wenn gleich ungebildete Sprache, eine frische, reiche Phantasie, schlagender Witz, Lebendigkeit des Vortrags, schneidende Schärfe des Spottes: zu seinen Fehlern dagegen völliger Mangel an Geschmack, Sucht nach Effect, Gefallen an Wortspielen und Antithesen, Haschen nach dem Bizarren, ein unedler, wohl seiner Manier, selten aber oder eigentlich nie der Würde seines Gegenstandes angemessener Styl.

Eine reiche Belesenheit und gründliche Gelehrsamkeit sind daher die Träger seiner guten wie seiner schlechten Eigenschaften und dienen dazu, den Werth jener zu erhöhen, den Nachtheil dieser zu vergrößern. — Abraham a Sancta Clara ist durchaus ein Volksredner im ganzen Sinne des Wortes, der allerdings über seiner Zeit stand, der aber, wie jeder begabte Mensch und vorzüglich jeder begabte Redner, seiner Zeit und dem Geschmacke derselben seinen Tribut darbringen mußte; denn nur Der beherrscht seine Zeit, der ihr zu gehorchen weiß. — Faßt man diesen Punkt schärfer ins Auge und bedenkt dabei wohl, wo und wie der talentvolle Mann zu wirken hatte; vergißt man ferner nicht Stimmung und Neigung seiner Landes- und Lebensgenossen: so wird man weit geneigter seyn, viele seiner geistigen und rhetorischen Verirrungen zu entschuldigen und zu verzeihen.

Die höchste Bewunderung verdient vor Allem die Consequenz in dem einmal von ihm als Recht erkannten Streben, eine Consequenz, die so groß ist, daß sie bei ihm zur Manier wird. Er bleibt sich überall gleich, mag er vor dem kaiserlichen Hofe oder in einer Vorstadt Wiens vor dem geringen Volke predigen. Seine Freimüthigkeit, sein schlagender Witz, die Geißel seines Spottes verlassen ihn eben so wenig als die Begeisterung für die Göttlichkeit seines Glaubens und die Pflicht seines Berufes. Arm oder reich, vornehm oder gering, das gilt ihm dasselbe. Doch dürfen wir nie bei ihm vergessen, daß er, streng katholisch gesinnt, nur Zuhörer völlig gleichen Sinnes als einzig würdig der Segnungen seines Glaubens betrachten kann, und daß ihm alle Andersdenkenden ein Gräuel sind.

Abraham a Sancta Clara ist in seinen hinterlassenen Schriften jedem jungen Manne, der den Beruf hat, sich

zum Verwechseln ähnlich, alle Stimmen so ausgeglichen, daß man nur den Eindruck hatte, als ob ein Instrument vorhanden wäre, und doch Niemand, der sich einbildete, daß es nur eine Stimme sei. Ich habe noch nie ein Ensemble gehört, das mich so entzückt hätte. Man hat mir versichert, daß die Sänger oder vielmehr, daß jeder Einzelne nicht weiß, was der Andere singt, und daß sie nicht einmal zusammen proben.

Zum Schlusse will ich noch einige Worte über die Ausstattung sagen. Sie ist, wie schon gesagt, eine ganz neue, und zwar eine solche, die sich mit der Ausstattung der Pariser Oper vollkommen messen kann, und in einer Schnelligkeit hergestellt worden ist, wie sie nur in Amerika möglich ist. Die Dekorationen sind von Herrn Voltz, die Kostüme von Herrn Bauer. Ich kann mich nicht erinnern, jemals so viel Geschmack und Reichthum in Kostümen gesehen zu haben, als in diesen. Die Dekorationen sind ebenfalls vortrefflich, und ich will nur einige Worte über die Dekoration des Schlusses sagen. Sie stellt einen Theil des Hofes von Versailles vor, und ist so täuschend, daß man sich wirklich in Versailles zu befinden glaubt. Ich habe noch nie eine Dekoration gesehen, die mich so sehr überrascht hätte. Auch sie ist neu, und wurde in einer Nacht gemalt. Ich will nur noch hinzufügen, daß Herr Voltz, der Maler dieser Dekoration, ein Deutscher ist, und daß er sich in Amerika einen Namen gemacht hat, der ihn mit Recht unter die ersten Dekorationsmaler stellt.

Ich habe nun Alles gesagt, was ich über diese Oper zu sagen habe, und will nur noch hinzufügen, daß sie Montag, den 15. d. M. zum ersten Male gegeben wird, und daß ich Jedem, der sich für Musik interessirt, rathe, sie zu hören, da er sonst Gefahr läuft, einen Genuß zu versäumen, wie er ihn nicht leicht wieder finden wird.

Jenes Literarische Judenthum, Romanschreiberei, Theater und Kritikerei.[1]

Ich habe mich bisher nicht mit Literatur beschäftigt, weil ich mich nicht mit Literatur beschäftigen will. Ich habe mich

ners gedunckt, als begegnen mir zween Männer auff der Gassen, und truge einer einen großen Sack über die Achseln, dergestalten angefüllt, daß ihme Samson hätte sollen hierzu die Achseln leyhen, wormit er die Statt-Pforten hat getragen; der arme Tropff schwitzte under solchem Last, als käme er erst auß der Badwann, ich förchte augenblicklich, er wurde mit dem Sack zu Boden sincken, der Meynung war ich, es müsse Träyd darinn seyn, wie in den Säcken der Brüder des Josephs, weil ich aber die Gewißheit nicht hätte, fragte ich, mit was dann der Sack seye angefüllt, er gab mir die Antwort, mit lauter Neyd seye er angeschoppet; Der andere, so disen begleitete, tragte auch ein kleines Hebammen-Körbel, mit rothen Leder überzogen, an den Armben, welches zwar dem Schein nach voll angefüllt, aber so gering, daß man es leicht mit den Biscotten oder Hole-Hüpen könte wägen, und war nichts anders darinn, als lauter brüderliche Lieb: ich müßte doch das Orth wissen, wo dise zwey so ungleich auffgeladen, da zeigten sie mir mit den Fingeren auff ein gewisses Closter: Ich hätte noch ein weiteren Traum, und ist mir gewest, als wäre ich auff einem Volckreichen Jahrmarckt, allwo underschidliche Kauffmanns-Hütten in hölzerne Ordnung gar fein außgetheilter zu sehen, under andern kam mir under die Augen ein Hütten, in welcher ein bekandter Spital-Meister fail hatte, Wunder wegen wolt ich erfahren, was doch diser für ein Handelschaft führe, in deme seine Waaren, in lauter Spital-Lumpen eingewickelt, gar schlechte Raritäten versprechen, so berichtet er mich, wie daß er lauter Neyd und Lieb verkaufe, wie theuer die Lieb? so sagt er, die Ellen umb 30. Reichsthaler, entgegen aber seye der Neid umb leichteren Werth, und übersteige dessen Preiß nit das jenige Tuch oder Loden, auß welchen die Croaten ihre Kepeneck machen, die Ellen umb 8. Groschen. Gleich darauff begegnete mir der Pedell von der Universität, mit zwey Büchern under den Armben, und war eins sehr groß, also daß ich vermuthet, es mußte darin deß großen Calepini Allabotritta von allerley Sprachen verfaßt seyn, das kleine Büchel scheinte ein Grammatic zu seyn, so ich vermeynt, daß ers den jungen Knaben und Söhnen nach Hauß trage, habe aber mehrmahlen die Warheit nit getroffen, dann in diesem kleinen Werckl war mit Fractur geschriben, die Lieb under den Gelehrten, in dem grossen Buch aber gantz eng schrifftlich zusammen getragen, der Neyd under den Gelehrten; hierauff bin ich durch gar zu grosses schreyen und klopffen der Dienstbotten im Hauß erwacht, mein Mitgespann aber mir anstat der Morgen-Suppen ein wolgeschliffenen Verweiß geben, daß ich auff Ratzen-Arth biß umb 9. Uhr den Bolster truckte, setzte auch hinzu, wie daß er kaum 2. Stund habe geschlaffen, seye deßwegen mir neydig umb mein lange Ruhe, auff disen Fruhe Filtz thät ich meine Glider, bekenn die Schuld, durch ohngebettiges rauzen und strecken in die Ordnung richten, und den Tag mit auffgespertem Maul, als gewöhnlicher Faullentz-Posaunen bewillkommen: nach dem waschen aber gleich mit gebognen Knien, nach Gewohnheit, mein Gebett verricht; der erste Gedancken aber, so sich damahlen hat ein schleichender angemelt, war diser, daß mir mein Mit-Cammerat neydig war umb den Schlaff, wie auch der verlaut deß lang gehabten Traums nichts anders war, als vom Neyd, deßhalben ich die Augen gen Himmel gewendt, und mit zusammengeschlagenen Händen in dise Seufftzer außgebrochen, Allmächtiger Gott! so ist dann kein Orth und Port: so ist dann kein Land noch Stand, so ist dann kein Erd noch Herd, so ist dann kein Zunfft, noch Zusammenkunfft, ja oben und unden, bey Krancken und Gesunden, unden und oben, bey Adel und Groben, dorten und dar, in Gesellschafft und Schaar, dar und dorten, in Wercken und Worten, ist der verruchte Neyd.

Ich meines Theils gibe sonst dem Traum nicht leichtlich einen Glauben, aber diser Ehrlicher Mann, in dessen Buesen kein einige Falschheit zu losiren scheint, gibet mit seinen Traum-Gesicht die scheinbare ohnlaugbare Warheit an Tag, ja gleich wie das Wörtl Neyd mit vier Buchstaben geschriben wird, also nit weniger vergifften diß hellische Schlangen-Bruet die vier Theil der Welt:

Ich hab es zwar allezeit gehört:
Wie die Glocken, also der Klang,
Wie der Musicus, also der G'sang.
Wie der Vogel, also das Ay,
Wie der Koch, also der Bran.
Wie der Schuster, also der Schuch,
Wie der Scribent, also das Buch.
Wie der Arzt, also die Salb,
Wie die Kuhe, also das Kalb.
Wie der Acker, also der Traid,
Wie die Wisen, also die Waid.
Wie der Meister, also der Jung,
Wie der Tantzer, also der Sprung.
Wie der Baum, also die Biern,
Wie die Frau, also die Diern.
Wie der Herr, also der Knecht,
Wie der Soldat, also das G'fecht.
Wie der Hirt, also die Rinder,
Wie die Eltern, also die Kinder.

Ich habs allezeit gehört, habs allezeit gelesen, habs allezeit geschriben, habs allezeit geredt, daß disem also seye, aber anjetzo vermercke ich, daß nit allezeit wie die Eltern, also die Kinder seyn, Adam ein guter Vatter, Cain sein Sohn ein Erz-Böswicht; Noë der Vatter ein Heiliger, Cham sein Sohn ein Heylloser, Abraham der Vatter ein Gottseeliger, Ismael sein Sohn Gottloser, Isaac der Vatter ein Engel, Esau sein Sohn ein Pengel, Iacob der Vatter ein Lambl, Ruben sein Sohn ein Trampel, David der Vatter ein Freund Gottes, Absolon sein Sohn ein Feind Gottes ꝛc. Ja ich weiß, und zeig ein Dama vor dero Schönheit die Helena auß Griechenland sich muß verkriechen; Ein Dama vor dero weissen Gesicht die Lilien Schamroth werden; ein Dama gegen dero Wolgestalt mit seinem Auffbutz der Frühling zu spat kombt, ein Dama dero Angesicht Sonnen-klar scheinender als die Sonnen; ein Dama vor dero Annemlichkeit auß Wunder die Morgenröth erbleichen thut ꝛc. und dannoch dise schöne auserwöhlte Dama hat ein Tochter an dero ein Hauffen Unflat zu sehen, dann sie ist wild wie ein Mist-Hauffen, schwarz wie ein Kohl-Hauffen, ungeschickt wie ein Scheitter-Hauffen, hartnädig wie ein Stein-Hauffen, unrein wie ein Omaiß-Hauffen, schädlich wie ein Scheer-Hauffen, garstig wie ein Kott-Hauffen, ja wie der Teuffel selbst; dise schönste Dama ist die Tugend, die Ehr, die Wissenschafft, ja alles Gutes, ihr Tochter aber, die sie gebähret, ist der verdambte Neyd. In der Insul Maltha gibt es keine Schlangen, in Sardinia gibt es keine Wölff, in Teutschland gibt es keine Crocodill, in Tuscia gibt es keine Raben, in Helespanto gibt es keine Hund, in Island gibt es nichts Giftig, aber in der gantzen Welt ist kein Orth, allwo es keinen Neyd gibt. *Sim. Majol.*

Daniel war bey Hof, und gar ein vornehmer Herr bey Hof, ja er ist so hoch gestigen, daß er bey dem König Dario alles vermöchte, es hat auch diser König nie besser gesehen, als wie Daniel sein Aug-Apffel ware, und gehet es bey einem Monarchen allezeit recht her, der eine solche rechte Hand hat, wie da war der treue Daniel, nichts desto weniger hat endlich diser fromme Minister erfahren, daß der König auß dem besten Wein der schärffste Essig worden, indem er durch unmenschliches Decret befohlen, den Daniel in die Löwen-Gruben zu werffen, und mit solchen stattlichen Brocken die freßgierige Thier zu sättigen, es war aber diß Speiß zu gut für solche Gäst: Nun sihe ich dirs an der Stirn an, und tüzlet dich der Vorwitz, zu wissen das Verbrechen, und die Ohnthat Danielis, etwan ist er seinem König nit Treu gewest, dann sonst die Treu zu Hof gantz wahrhafft, und fast noch Nageneu, weil mans gar selten brauchet! etwan hat er sich mit Denari bestechen lassen, und nachmahls Spadi wider seinen eignen König gebraucht, und deßwegen das Spil verlohren! etwan hat er deß Königs Anschläg und reife Rathschlüß dem Gegentheil entdeckt, und also sträfflich auß der Schul geschwätzet! etwan ist er mit den Königlichen Renten und Geldern umbgangen, wie der Wolff mit dem Schaaf theilen, diser theilete sechs Schaaf mit dem Hirten solcher Gestalt, das erste gehört mein, das andere gehört sonst dein, und nimbts auch zu sich, das dritte gehört wider mein, das vierdte gehört sonst von rechtswegen wider dein, nimbts aber mehrmaln zu sich, ꝛc. ist demnach dem Hirten nichts überbliben. Es ist etwan der Daniel in seinen Hof-Diensten schläfferig gewest, und sich nur dazumahlen eingefunden, wann einige Charge vacierend worden! es hat etwan der Daniel gegen einer oder der andern Hof-Dames ein freundliche Grobheit, oder gar ein grobe Freundlichkeit erzeigt? nichts dergleichen, gar nichts, der Daniel ware rechter, ein gerechter, ein wolgeschaffener, ein rechtschaffener, ein wissenhaffter, ein gewißhaffter Minister bey Hof, kein schuldiger, sondern ein unschuldiger, kein sträflicher, sondern unsträflicher Diener, und noch darzu ein Prophet, und noch darzu ein Traum-Außleger, und noch darzu ein Chronist; wann dem also, was hat ihn dann in die tyrannische Löwen-Gruben gestürzt? frag nit lang, ein Hof-Hund hat ihn gebissen, ein Hof-Katz hat ihn gekratzt, ein Hof-Pfeil hat ihn getroffen, er hats Maul an einer Hof-Suppen verbrent, er hat den Kopf an einer Hof-Thür angestossen! versteht es recht, der Neyd zu Hof under den Ministern und Hof-Herren hat ihn gestürzt: so ist es gangen Henrico Grafen von Hollstein, bey dem Hof Eduardi des dritten König in Engelland, so ist es gangen Bellisario dem grossen Krieges-Fürsten bey dem Hof des Kayserß Iustiniani; so ist es gangen dem Aristidi, dem Scipioni, dem Themistocli, dem Tullio, dem Epaminondae, dem Socrati, dem Pompejo, dem Iphicrati, dem Cononi, dem Chabriae, daß seynd aber lauter frömbde Namen; so ist es gangen vil Ferdinandis, Henricis, Rudolphis, Casimiris, Philippis, Conradis, Wolffgangis etc. welche der verdambte Neyd ins Elend gestürtzet hat. O Neyd! O Neyd. Den Neyd sind ich schier auff dem Schlag, wie jener Baum: Es ist einer gewest, der ihme durch vilfältiges Schaben und Graben ein zimblichen Sack voll Ducaten gesambiet, hatte aber dessentwegen stäts unrühige Gedancken, auß Forcht, es möcht ihm einer solchen guldenen Schatz entfrem-

hat. Er ist heute in den Zoo! sehen den Affen. Er ist sehr lustig. Er macht Possen. Er ist sehr drollig. Er ist sehr gut. Er ist sehr artig. Er ist sehr klug. Er ist sehr gelehrig. Er ist sehr gelehrig. Er ist sehr gelehrig

her, darumb und daran, und wollens außlöſchen, alſo die Neydige mögen und können nicht ſehen, wann jemand erleucht iſt, und glantzet mit Tugenden.

Die Neydige ſeynd, wie ſeynd ſie? ſie ſeynd wie Kott-Keffer, diſe ſaugen auch auß der ſchönſten Roſen nur das Gifft, nit das Hönig, alſo die Neydige ſuchen an ihrem Gegentheil, nur was Mangelhafft, das Gute verſchweigen ſie, die Neydige ſeynd, wie ſeynd ſie? ſie ſeynd wie die Feillen oder Raſpeln, welche verzehren, klagen, beiſſen und reiſſen andere Sachen, aber verderben ſich ſelbſt darmit, alſo die Neydigen ſehen, wie ſie den Nächſten mögen ſchaden, und verzehren ihr einiges Leibs und Seelen Heyl, die Neydigen ſeynd, wie ſeynd ſie? ſie ſeynd wie die Bron, welche gemeiniglich kalt ſeynd, wann das Wetter warm iſt, und gemeiniglich warm, wann das Wetter forderiſt im Winter kalt iſt, alſo dem Neydigen iſt übel, wanns andern wol gehet, und iſt ihme wol, wanns anderen übel gehet. Die Neydigen ſeynd, wie ſeynd ſie! ſie ſeynd wie der Donner, welcher mehriſt Theil nur hohe Gebäu trifft, und nit nidere, alſo die Neydige nur die jenige haſſen, welche von Gott erhöhet; die Neydigen ſeynd, wie ſeynd ſie! ſie ſeynd wie die Wachtlen, diſe ſchlimme Vögel ſeuffzen allezeit, wann die Sonn aufgehet, alſo ſeynd die Neydige beſchaffen, welche alsdann ſeuffzen, und es ſchmertzlich empfinden, wann ſie ſehen den Nächſten in Ehr und Reichthumben auffgehen und wachſen, die Neydige ſeynd, wie ſeynd ſie? ſie ſeynd wie ein Baum, under dem noch junge Bäumb wachſen, diſe aber undertruckt der groſſe Baum mit ſeinen Aeſten, dann er nit leyden will, daß jem einer ſolle gleich wachſen: alſo auch ein Neydiger befleiſſet ſich, wie ers kan zuwegen bringen, daß einer von nideren zu höheren Stand ſoll gelangen, die Neydige ſeynd, wie ſeynd ſie! ſie ſeynd wie die jenige, ſo am Fieber Krank ligen, denen kommen auch ſüſſe Speiſen bitter vor, alſo kan die Neydige nichts mehrer verbitteren, als wann der Nächſte guts und ſüſſes Glück genieſſet, die Neydige ſeynd, wie ſeynd ſie? ſie ſeynd wie die Fliegen, welche gemeiniglich dem Menſchen nur am dem jenigen plagen, wo er ungeſund oder verwundt iſt, alſo die Neydige nur daſſelbige an ihren Nächſten ſuchen, was tadelhafftig iſt, das Tugentſame und Lobwürdige verſchweigen ſie frewmüthig; die Neydige ſeynd, wie ſeynd ſie! ſie ſeynd wie die Amper an einem Brunn, wann einer hinunder fallt, ſo ſteigt der ander in die Höhe, kombt einer herauß, ſo fallt der ander hinunder, alſo iſt dem Neydigen wol, und befindet ſich wol auff, wann er ſihet ſeinen Nächſten fallen, und ſo ſein Nächſter hoch ſteigt, thut ſich der Neydige darüber beſtürtzen.

O du verdambtes Laſter! du biſt ein Maden der Seelen, noch mehr, du biſt ein Apoſtema deß Hertzens, noch mehr, du biſt ein Peſt der fünff Sinnen; noch mehr, du biſt ein Gifft der Glider, noch mehr, du biſt ein gefährliches Fiber deß Geblüts, noch mehr, du biſt ein Schwindel deß Haupts, noch mehr, du biſt ein Finſternuß deß Verſtands, noch mehr, du biſt ein Hencker und Folterer, und Tyrann deß menſchlichen Leibs; andere Laſter haben dannoch ein wenige Freud, und eingebildte Ergötzlichkeit: Die Buelſchafft mit der **Ber-Sabaea** hat gleichwol dem **David** das Hertz ein wenig verzuckert: wie **Herodes** ein Koſtgeber, und Bethgeber geweſt iſt den ſeines Bruders Frauen, hat er gleichwol darvon ein augenblickliches **Contento** geſchöpfft: Wie **Nabuchodonoſor** ſich für einen Gott auffgeworffen, und auß Hochmuth und Ubermuth ſich hat laſſen anbetten, hat den Narren gleichwol ſolche **Reputation** gekitzlet: Wie der reiche Geſell alle Tag geſchlempt, hat ihm doch ſolches tägliche Gurgel-Waſſer ein Freud gemacht: Wie der **Achan** gar zu lange Finger gehabt, und über das fibende Gebott geſtolpert, hat er dannoch ein Freud gehabt, daß er ohne Mühe iſt reich worden: Wie die Philiſtaer dem **Samſon** die Augen außgeſtochen, und er nach Verluſt ſeiner Stärcke, er ihnen hat müſſen durch die Finger ſehen, haben ſie eine Ergötzlichkeit gehabt, weil ſie ſich an ihrem Feind gerechnet haben. Wie **Zachaeus** Partiten gemacht, und auß frembden Häuten hüpſche breite Riemen geſchnitten, hat es ihm ein Freud gebracht, in Summa, alle Laſter haben ein Hönig, obzwar im geringen Gewicht, an ſich, und in ſich, und bey ſich, aber der Neydige findet nichts als Leyden, ja der Neydige empfindet ein ſtäten Dorn, der ihn verwundet, hat ein ſtäten Wurm, der ihme das Gemüth naget, leydet ein ſtättes Schwerdt, ſo ihm das Hertz durchtringet, hat ein ſtätten Hammer, der ihm das Hertz zerſchlaget, leydet ein ſtätte Schlangen, die ihme das Hertz peynliget, hat ein ſtättes Tiger, ſo ihm das Hertz verzehret, leydet ein ſtätten Wolff, der ihm das Hertz trifftet, hat ein ſtättes Uhr-Werck, ſo ihm das Hertz beunruhiget.

O Du verdambtes Laſter! Andere Laſter laſſen ſich etwas vertuſchen, verhüllen, verbergen, und zeigt ſich mancher außwendig heilla, und iſt inwendig heilloß. Zeigt ſich offt einer außwendig ein **Simon Petrus**, und iſt inwendig ein **Simon Magus**. Es ſtellt ſich offt einer außwendig ein **Philippus** Apoſtel, und iſt inwendig ein **Philippus Melanchton**, es ſtecket gar offt in einer neu und guten Scheid ein roſtige Paſſauer-Kling; auch trifft man offt ein ſchöne Nuß an, dero wurmſtichige Kern nachmahls dem Aufbeiſſer ein Grauſen machet; Aber der Neydige kan ſein Laſter nit verbergen, es iſt ihme das Angeſicht ein Verräther, die eingefallene Wangen, die finſtere Augen, die Berg-grüne Lefftzen, die Bürckene Stirn, die giftige Seufftzer, die melancholiſche Gebärden, das Zwizeren der Zähn, ſein mageres, außgeſichtes, Schwebelfärbiges Angeſicht, iſt ein ſattſamer Talmetſcher ſeines inwendigen Neyds: Ein Neydiger mag eſſen, was er will, wie er will, wann er will, wie vil er will, wo er will, ſo wird er doch Hundsmager bleiben weil alles bey ihme in Gifft verwandlet wird; wie recht hat der **Poët** den Neydigen entworfen mit folgenden Verſen.

Friß Milch, friß Käß, friß von der Kuh
Was deinem Maul mag ſchmecken.
Schieb ein, ſchop drauff, ſchob immerzu,
Schlick Semmel, Küpfel und weken.
Brauch Löffel wie ein Waſſer-Schaff,
Auff daß du füllſt dein Wampen.
Friß, daß nit mehr kanſt ſagen Pfaff,
Vor ſchmaken, ſchlinken, ſchlampen.
Friß du dem hungrigen Wolff zu trutz
Den Braten ohne Zwiffel.
Friß, daß dirs Maul ſo voller Schmutz
Wird, wie ein geſchmierter Stiffel.
Mit Banquet und mit lauter ſchmauß
Spann deinen Bauch wie Trummel.
Schleck oben und unden die Pfannen auß
Sauff noch darzu ein Tummel.
Friß Brocken mit halb Zentnergewicht
Verzehr gantz hülberne Bügel.
Friß, daß dir dein ſo ſchmirbigs geſicht
Hürſch glantzet wie ein Spiegel.
Friß Butter, ſchmalz und ſpeck darzu,
Machs, wie die Cloſter-Katzen.
Die frewen Brätel ſpath und fruh,
Anſtatt der Mäuß und Ratzen.
Friß Neydhart, friß, friß alls vom tiſch
Bleibſt doch ein dürrer Bogen.
Friß Neydhart, friß, ein gleichter Fiſch
Bleibſt ohne Bauch und Rogen.

Dahero Gott der Herr den Cain ſelbſten gefraget, nachdem er ſeine Händ in deß Bruders Blut gewaſchen: **Quare concidit facies tua? Cain**, warum iſt dir das Angeſicht alſo eingefallen! *Genes.* 4. der Geſell war ſo mager wie ein Ladſtecken, es war aber deſſen kein andere Urſach, als der verdambte Neyd, als welcher ein Gifft iſt der menſchlichen Geſundheit.

Es iſt zwiſchen dem weiſſen und dem ſchwartzen, zwiſchen dem **Esau** und dem **Jacob**, zwiſchen dem Stättel **Hai** und der groſſen Statt **Jericho**, zwiſchen dem Egyptiſchen Knoblach und dem Himmliſchen **Manna**, zwiſchen dem **David** und dem **Goliath** kein ſo groſſer Underſcheid, als zwiſchen dem Himmel und der Höll, ja ohne alle Gleichnuß. Dann im Himmel iſt lauter Freud, in der Höll lauter Leyd: im Himmel iſt lauter Lachen, in der Höll iſt lauter Krachen, im Himmel iſt lauter Guet, in der Höll lauter Gluet, im Himmel iſt nichts als Süß, in der Höll iſt nichts als Spieß: im Himmel iſt lauter Luſt, in der Höll iſt lauter Unluſt; der Himmel iſt ein Wohnplatz der Außerwählten, iſt ein Hauß der Belohnung, iſt ein Thron der Göttlichen Majeſtät, iſt ein Loſament der Heiligen, iſt ein Tempel deß Liechts, iſt ein Paradeyß der Freuden, iſt ein Herberg der Seeligen, iſt ein Erquickung der Betrübten, ꝛc. Die Höll iſt entgegen ein Folterbanck der Verdambten, iſt ein Kercker der unglückſeeligen Ewigkeit, iſt ein Senckgruben des Unflaths, iſt ein Orth der Finſternuß, iſt ein Quartier der böſen Geiſter, iſt ein Inhalt alles Elends, ꝛc. Im Himmel iſt alles, was ergötzt, erfreuet, erluſtiget, erquicket, erhöhet, ꝛc. In der Höll iſt alles, was pevnliget, was ſchmertzet, was brennet, was quellet, was martert, ꝛc. Und dannoch iſt der Teuffel theurer mit der Höll, als GOtt mit dem Himmel, dann ein Neydiger ſoll vil leyden umb der Höll willen, wann er nur halben Theil thätte wegen GOtt außſtehen, ſo wurde es ihme der Allerhöchſte mit der ewigen Cron vergelten. **Aemilius, Aemilianus, Basilius, Basilianus, Cassius, Cassianus, Claudius, Claudianus, Donatus, Donatianus, Eutichius, Eutichianus, Flavius, Flavianus, Gordius, Gordianus, Julius, Julianus, Lucius, Lucianus, Marcus, Marcianus, Marius, Marianus, Pontius, Pontianus, Primus, Primianus, etc.** ſeynd Martyrer und Blut-Zeugen Chriſti, haben vil gelitten zu **Caesarea**, zu **Nicomedia**, zu Rom, zu **Alexandria**, zu **Antiochia**, zu **Aquileia**, zu **Laodicea**, etc. vil gelitten umb den Himmel; aber ein Neydiger leydet vil mehr umb die Höll, O verruchtes Laſter!

Ein mancher wird wegen ſeine Wiſſenſchafft zu groſſen Würden erhöhet, wie es dann billich, und iſt nichts ſchädlichers, als wann man unverſtändige Stroh-Hirn hinauff ſetzet; Bekandt iſt es ſattſamb, daß GOtt der Allmächtige gantz umbſtändig das Gebäu der Archen vorgezeichnet, auch beruchens gar genau befohlen, er ſolle Ochſen, Eſel, ſambt denen Thieren in dem underen Stock loſsieren, den Menſchen aber in das obere Zimmer, es hätte ſich ja nit gereimt, wann Ochſen- und Eſel-Köpff

hätten in dem oberen Gaden residieret, und die Menschen herunden, ob zwar bey der jetzigen verkehrten Welt gar offt die Erfahrnuß bezeuget, daß fast gleiche Beschaffenheit seye zwischen dem Topff und dem Knopff, zumahlen ein voller Topff auff dem Herd herunder stehet und leydet, daß ihm die Augen übergehen, ein lährer Topff aber, der stehet oben auff der Stöll: also wird nit selten ein lährer Topff in die Höhe zur Officia erhoben, und ein Kopff voller Wissenschafft muß herunden bleiben. Ein manches mahl, ob zwar nit ohne merklichen Schaden, folget man dem Brunnen nach, all wo der lähre Amper heroben ist, der angefüllte entgegen undertruckt: Thorrecht haben die Philistaeer gehandlet, wie sie den Abgott Dagon verehret, der einen Fisch-Kopff hatte, noch übler ist es, wann man der Zeit manchen muß verehren, der ein Stockfisch-Kopff hat; Die Natur ist eine witzige Mutter, als welche dem kleinen Fingerl an der Hand das Ambt auffgetragen, daß er solle Ohren-Raumer seyn, nit aber dem Daum oder Zeig-Finger, weil sich demnach der kleine besser hierzu schicket, als die andere: deßgleichen soll man fein zu Aembter und Officia erheben die jenige, welche geschickt seynd, und nit ungeschickt. Die Bäumer, obschon etliche grobe und ungeschlachte Kerl under ihnen, seynd dannoch so bescheid geweßt, sagt die H. Schrifft, daß sie einhellig die Dorn-Stauden zum König erwehlt haben, und glaub ich darumb, weil solche spitzfindig, uns zu einer Lehr, daß die Spitzfindige und Witzige vor allen Plumpen sollen den Vorzug haben. Wann zu Ingolstatt in Bayeren, die Studenten auß unarthigen Muthwillen einige Ungelegenheit verursachen, und etwan auff der Gassen die Stein also wetzen, daß ihnen das Feur zum Augen außgehet, werden sie auff der Universitet in die Reichen gesetzt, beklagen sich aber dazumahlen nichts mehrers als wegen eines Nacht-Gespenst, so sie insgemein den Pentzen nennen, welches gantz ohne Kopff ist, also soll warhafftig manches Orth, Statt, Gemein nichts mehrers schröcken, als wann sie ein Obrigkeit ohne Kopff haben, verstehe ohne Verstand; dann wir Teutsche gemeiniglich die jenige, die von Stroh-Hosen schreiben, ohne Kopff benambsen; die jetzige Welt folget leyder! gar oft den Baumeistern nach, welche die Knöpff zu höchst deß Tachs setzen, lamentiren doch, andere zu geschweigen, auch die Bauren, wann ihre vorgesetzte Pfleger grobe Knöpff seynd. Grosse Herren, gemeine Republic, gesambte Stätt, setzen dem H. Geist diser dritten Göttlichen Person nachthun, als welche in Feurs-Gestalt sich auff die Köpff der Apostlen, und nit anderstwohin gesetzt, es ist so wol schändlich als schädlich, wann man nit den Kopff, sondern die Händ oder das anverwandte Geblüt beobachtet, mit allem Fleiß hat Christus der Herr seinen Vetteren Joannem nit zum Pabstthumb erwehlt, sondern Petrum, damit wir in Austheilung der Aembter nit sollen beobachten die Verwandtschafft, sondern die Wissenschafft; Unweißlich hat gehandlet Henricus der Achte in Engelland, der seinen Koch zu einem stattlichen Ambt erhoben, und weilen er ihme ein welgeschmacte Speiß zugericht. Wann die Vögel tönten reden, so man sie solte fragen, wer sie also in die Höhe bringet, wurden sie ungezweiffelt antworten, nichts anderst als die Federen, durch solch und mit solchen kommen sie also empor, dahero thun gar weißlich die jenige grosse Monarchen und Fürsten, welche dieselbige zur Hochheit und Würden promoviren, so ein gute Feder haben, das ist Verstand und Wissenschafft; auff gleiche Weiß seynd gar vil zu höchsten Ehren gelanget, und hat Agathoclem König in Sicilien nit gemacht sein Stammen-Hauß, als der eines Haffners Sohn war: dem Lesco König in Pohlen hat nit die Cron auffgesetzt sein uralter Adel, als der eines Bauren Sohn war; *Beierl. lit. M.* und hat Primislaum nit König in Böheim gemacht sein altes Herkommen, als der erst vom Pflug war; und hat Tamerlanem den Kayser nit zu diser höchsten Würde geholffen sein adelichs Hauß, als der nur eines Holtz-Hackers Sohn war; und hat Willigisum nit zum Ertz-Bischoffen geweicht sein uraltes Geschlecht, als der nur eines Wagners Sohn war; sondern alle dise haben die Verdiensten und Wissenschafften erhebet, wie es dann noch auff den heutigen Tag geschicht, daß solcher gestalten offt auß gemeinen Leuten vornehme werden; aber dazumalen erhäbt sich der Neyd; was Neyder hat nit Daniel gehabt, wie er also über sich kommen: was Neyder hat mit der redliche Mardochaeus gehabt, weil er bey dem Hof Assueri also fortkommen, was Neyder haben nicht die drey Knaben gehabt bey den Babylonischen Edel-Leuthen, wie sie also hoch kommen: was Neyder hat nit Stephanus gehabt, wie er also bey den Leuthen in so gutes Concept kommen; was Neyder hat nit JEsus unser Heyland gehabt, wie er also bey dem Volk so vil gotten, O Neyd! was Neyder hat nit täglich jener, der durch Meriten hoch steiget, ja die Neyder lassen offt nit nach, bewegen alle Stein, schüttlen alle Bäumer, brechen alle Mauren, spitzen alle Degen, so lang und vil, biß sie einen solchen auß dem Sattel häben, die Federen rupffen, den Stuhl zucken, daß er übern Hauffen fallt, nachmals schutzen sie vor, aber under deß Teuffels seinem Mantel, under deß Sathans seiner Spannischen Wand, under deß Lutthers seinem Vorhang, wie daß solcher deßhalben gefallen, vom Ambt und Ehr kommen, weil er sich übernommen, sich nit mehr gekennt, und andere nur über die Achseln geschaut, O verdambter Neyd! So ist dann dir deß Nächsten Rosen ein stechender Dorn? ja. So ist dann dir deß Nächsten Hönig ein Gall? ja. So ist dann dir deß Nächsten Alchermes ein Gifft! ja. So ist dann dir deß Nächsten Scepter ein Ochsen-Zahn! ja. So ist dann dir deß Nächsten Freud ein Krieg? ja. O du Teuffels-Martorer.

Ein ander gelanget durch seine höchst rühmliche Tapfferkeit zu einer höheren Chargo im Feld, und seynd wenig Jahr, da ihn der Gefreuter mit Bernheutteren gespeißt, jetzt heißt es, Bursch ins Gewöhr, der Obriſt kombt, aber disen hat sein Glück geschmidet die öffters erzeigte Generositet im Feld, also ist es vor disem geweſt, also soll es seyn, daß man die jenige promoviret, welche da seynd wie der Granat-Apffel, diese Frucht hat ein rechte Cron auff, auß Ursachen, weil die Natur gesehen, daß der Granat-Apffel einwendig lauter rothe Hertzel habe, also gedachte sie, seye es billich, wo so vil Hertz, soll auch Cron und Lohn seyn, dann ein welbeherzter Soldat verdienet, daß man ihn ehret und fort helfet: Soldaten, welche da seynd wie der Sallat, wo mehr Oel als scharpffer Essig, die verdienen nichts.

Soldaten, die ins Quartier colen, wie die Schwalmen ins warme Sommer-Land, verdienen nichts.

Soldaten, die vor dem Feind zitteren, wie ein espenes Laub, verdienen nichts.

Soldaten, die ein Grausen haben vor dem Streitt, als hätten sie einmal ein Haar darinn gefunden, verdienen nichts.

Soldaten, die da wünschen ihre Roß hätten 6. Füß, damit sie desto hurtiger möchten durchgehen, verdienen nichts.

Soldaten, die weniger Wundmähl zeichen, als der Reab weisse Federen, verdienen nichts.

Soldaten, die lieber tummeln als Trummeln hören, verdienen nichts.

Soldaten, die lieber den guldenen Adler am Würts-Hauß, als den schwarzen Adler am Kriegs-Fahnen sehen, verdienen nichts.

Soldaten, die mehr nach Laschi, als Couraschi trachten, verdienen nichts.

Soldaten, die nur den Bauren zwagen, und mit glühender Schauffel also mit ihm Stock schlagen, daß den armen Tropffen von Michaeli biß auff Georgi nit mehr Niderſitzen gelüstet, verdienen nichts. Aber Soldaten, die sich tapffer und ritterlich halten, verdienen alles, dann ein Feder-Busch auff dem Hut macht kein Soldaten, sonst wär auch der Widhoff ein Kriegs-Officier; ein Scharren umb die Lenden macht kein Soldaten, sonst wären die Engel am Fronleichnambs-Tag Soldaten. Die Beckel-Hauben auff dem Kopff macht kein Soldaten, sonst wären auch die Kott-Lerchen Soldaten. Ein Spieß über die Achseln macht kein Soldaten, sonst wären auch die Landbotten Soldaten, sondern ein anschnliche Tapfferkeit, ungeschrockene Generositet, und unüberwindlicher Helden-mut macht einen Soldaten.

Jener auß Ober-Sachsen, mit Namen Benedict von Fontana, hat sich Anno 1499. in dem Schweitzer-Krieg, und einer Schlacht der Graubündter mit den Tyrollern, nahet der Molser-Hayd tapffer gehalten, in dem er deß Feinds Schantz mannlich erstigen, und da er einwendig verletzt worden, mit einer Hand das verwundte Eingewand gehalten, und mit der anderen sich gewöhret, ein solcher verdient ewiges Lob und Lohn, *Zeiler. C. 4. Fol.* 39. wann aber dergleichen einer erhebt wird, was Neyder zügliet er ihm augenblicklich, der Neyd wirft ihm alle Tag ein Brügel under die Füß, der Neyd sperret ihm alle Tag fast den Paß zu der Victori, der Neyd verstopfft ihm fast alle Tag die Trompeten im Feld: der Neyd vertheuret ihm fast alle Stund das Schieß-Pulffer, und darff nit schiessen, auß Forcht, er wecke auff das Kind auß dem Schlaff. Der Neyd fallt ihm und seinem Pferd alle Augenblick in Zaum, und diß ist fast das jenige, was uns so vil Sig und Victori auß den Händen rasslet, wir nennen es höfflich die Kriegs-Competenzen, aber solche Competenz-Waffen hat der Teuffel in der Werckstadt deß Neyds geschmidet, O Neyd! Auff solche Weiß ist dir deß Nächsten Erhöhung deine Erniderung, nicht anderst; auff solchen Schlag ist dir deß Nächsten Purpur ein stechendes Cilicium, nit anderst; auff solche Manier ist dir deß Nächsten Gelt-Taschen ein Maul-taschen, nit anderst; auff diſe Modi ist dir deß Nächsten wunderliches Lob ein Wunden, nicht anderst; dergestalt ist deß Nächsten Gnad, dir Ihr Gestreng, nit anderst, O Neyd!

Es kombt gar offt ein Armer zu großer Reichthumb, und hat fürwahr der Saul, damalen wenig Sammet angetragen, wie er die Esel seines Vatters Cis gesucht, 1. *Reg.* 9. ist gleichwol hernach ein reicher König worden; eines armen Holtz-Hackers leinene Strümpff, und andere zerrissene Bettlers-Lumpen verzweiflen nit an ihrem Glück; auch ist nichts neues, daß offt abgeschabene Ziggeuner Windel durch den Stampff verkehret werden in das schönlste Papyier, worauff man mit Gold und Silber schreibet.

Der jenige Kühe-Stall, in welchem die H. Jungfrau Euphemia gedient hat, ist nunmehr in einen schönen kostbaren Gold- und Silberreichen Tempel verwandlet, *Pagata de admir.* n. 92. also geschich: wol öffter, daß gemeine Stall-Knecht und Stall-

Diern zu grossen Ehren und Habschafften kommen; jene drey Krotten, wol ein garstiges Thier, in dem uralten Frantzösischen Wappen, seynd durch Anleitung des Himmels nun anjetzo in schöne Lillen verkehrt; dergleichen hat die Welt öffter gesehen, daß auß denselbigen, so arm und verworffen waren, vornehme und reiche Leuth worden; Es seynd gewisse Würm, welche sich den gantzen Winter hindurch in ein freywilliges Grab einsperren, und gar todt ligen, bey angehendem warmen Sommer aber werden die schönsten Weinfalter darauß, welche mit vilfärbigen Flügel als reiche Sonnen-Vögerl prangen, bist du nun Mensch ein armer Erd-Wurm, und tritt dich fast jedermann mit Füssen, auch dein gantze Habschafft kanst in einem Bettel-Sack salvieren, so hoffe dannoch, dann wol öffter das Glück in der armen Leuten Häuser hat eingekehrt, es können die noch wol die Flügl wachsen, wormit du dich weit über deines Nächsten Vermögen erhebest; geschicht es dann, daß ein solcher entweder durch eigen Schweiß und Arbeit, oder durch beyfallendes Glück, oder durch unverhoffte Erbschafft zu Mittel gelanget, wie man dann dergleichen vil zehlet, was Neyder verfolgen ihm nit alsobald? man vergunt ihm das Bissel nit, so er mit gutem Gewissen erworben, da heißt es, er hat gut reich zu seyn, er hat dem Kayserlichen Beutel zimblich die Register gezogen, er hat die Puppillen-Gelter nit ein wenig geschrefft, er hat die Stieff-Kinder das ihrige hüpsch sauber durch die Hächel gezogen, der karge Narr weißt, wie vil man Knödel auß einem Mäßl Meel schnitzlet, züglet er doch auß seinen Dienst-Botten lauter Cartheuser, und haben sie nur einen Fast-Tag, der wehret das gantze Jahr, ꝛc. O Neyd! hat er dir dann was lands gethan, daß du ihm also die Zähn zaigest? er schlagt dich nicht, wie der Cain seinen Bruder, er sticht dich nicht, wie der Joab den Absolon, er beißt dich nicht, wie die Beeren die Elisaeische Knaben, er stost dich nit, wie der Engel den Petrum in der Keichen, er wirfft dich nit, wie der David den Goliath, er brennt dich nit, wie die Samsonische Füchs die Felder der Philistaeer, er haut dich nicht, wie Petrus den Malchum, er nimbt dich nit beym Haar, wie der Engel den Habacuc, er thut dir kein einiges Leyd an, ja, ja, ja, sagt der Neydige, ich leyde unbeschreibliche Peyn, wann ich sihe, daß dem Nächsten wol gehet, das ist mir über rauffen, stossen, hauen, brennen, werffen, schlagen, beissen, stechen und würgen; O du Teuffels Martyrer!

Die Welt hat zum öfftern weit berühmte Künstler gehabt, dero Kunstreiche Hand ein manches mahl die Natur schamroth gemacht haben, und ist höchste Verwunderung gewesst, daß sich der Menschen Witz so weit erstrecke; Jene Werckmeister haben schier steinene Mirackel gemacht, welche die stattliche Thürn zu Cremona, Bononien, Venedig, Straßburg und Wien haben auffgeführt; In Aethiopia ist ein überauß schöne Kirch, welche mit allen Säulen und Altären auß einem einigen Stein außgehölt und gebauet. *Alvarez. c. 44.* Der vornehmste König in Sina hat 79. Pallästi, dero einer auß Gold, der ander auß Silber, der dritte auß Marmer, Helffenbein, ꝛc. ja gantze Zimmer auß Edelgestein seynd. *De rebus Sin. l. 3.* Die jenige Meister haben ein ewigen Nahmen erworben, welche die Brucken zu Prag in Böhmen, die Brucken zu Dreßden in Sachsen, die Brucken zu London in Engelland, und die Brucken zu Regenspurg verfertiget; Ein Kunst-Stuck ist gewesst jene höltzene Tauben, welche trutz einer lebendigen in Lufft geflogen, durch innerliches Uhrwerck, und von Archita gemacht worden. *Gell. l. 10. art. 12.* Ein Kunst-Stuck ist jene Uhr zu Prag am Rathhauß, so fast ein eysener Jahrs-Calender zu nennen, weil nemblich der gantze Himmels-Lauff darinn begriffen, und alle Monath, Wochen, Stund und Augenblick der Planeten-Lauff angedeutet wird. *Brun.* Ein Kunst-Stuck hat Myrmecides gezeigt, wie er auß Helffenbein ein Wagen sambt Pferdt und Gutscher also klein und künstlich geschnitten, daß man alles under dem Flügel einer kleinen Fliegen hat können verhüllen. *Plin. lib. 7. c. 21.* Ein Kunst-Stuck ist jene Kirch in Engelland zu Salisbur, welche so vil Fenster als Tag im Jahr, so vil Säulen als Stund im Jahr, so vil Porten als Monat im Jahr hat; Ein Kunst-Stuck ist die Kirch zu Ulm, an welcher hundert und eilff Jahr gearbeitet worden; Ein Wunderwerck der Welt ist der Tempel Dianae, dessen Gebäu zweyhundert und zwaintzig Jahr gewähret. Ein Kunst-Stuck war jene Statua oder Bild nuß Panormi in Sicilia, welche durch innerliches Uhrwerck die Lauten geschlagen, und hin und her auff Menschliche Art spatzieren gangen. Schott. Ein Kunst-Stuck war jenes Schlössel, welches ein Teutscher Schlosser dem Pabst Paulo dem IV. überreicht, und darfür auff die sechshundert Gulden bekommen. Ein Kunst-Stuck ist jene Glocken zu Erdfurt, welche Gerard Wole gegossen, an dero vier und zwaintzig starcke Männer zu leuten haben, und wird ihr Klang bey heitterem Himmel auff vier teutsche Meyl gehöret. Lauter Kunst-Stuck seynd, was da schier über Menschen-Verstand gemahlet haben Titianus, Bassianus, Mutianus, Bonarota, Urbinus, Berninus, Salviatus, Sandratus, Blumbinus, Dominichinus, Donatellus, Bandinellus, Zucca und Zuccarus, etc. Lauter Kunst-Stuck seynd, was da auß Holtz und Stein gebaut haben Sansouinus, Franziosius, Vasoldus, Marianus, Mochus, Poggos, Lorenzetus, etc. Und dannoch dise alle obbenandte Meister und Künstler seynd dem bissigen Neyd nit entgangen, ja vil deren wegen der Neydigen kein sicheren Fuß auß dem Hauß gesetzt, etliche von denen Neydern grausamb ermördt worden, etliche durch die Neyder mit tausenterley Schmachreden an der Ehr verletzt worden; ja es haben sich einige gefunden, die auß Neyd gegen disen Künstleren sich selbst ermördt, damit sie nit länger dero Lob möchten anhören, und dero Kunst anschauen, O verdambter Neydhard! du wirst ärger gebrennt, als Laurentius, wann man dein Nächster lobet, du wirst mehr gesteiniget als Stephanus, wann man dein Nächsten ehret; du wirst grausamer gequellet als Sebastianus, wann man deinen Nächsten hervor streichet; du leydest ein grösseres Creutz als Andreas, wann man deinen Nächsten preyset; O Teuffels Martyrer!

Es seynd nit alle Lämbel des Jacobs weiß gewesst, sondern sehr vil auch gesprengt und geschecket, es seynd nicht in allen drey Körben Mund-Semmel gewesst, von denen deß Pharaonis Pfisterer getraumet, sondern in einem ist auch schwartz Gesindl-Brodt gewesst: Es seynd nit lauter Dauben und Paradeyß-Vögel in der Arch Noë gewesst, sondern auch Gimpel und Nacht-Eulen. In dem Netz Petri seynd nit lauter Forellen und Sälbling gewesst, sondern auch grobe Stockfisch; Abraham hat seine Verlassenschafft nit gleich außgetheilet, sondern einem mehr geben, dem anderen weniger, also hat die Natur kein Gleichheit der Gesichter, sondern einem ein schönere Gestalt spendieret, als dem andern, und also seynd nit alle Weibs-Bilder schön und wolgestalt, sondern es gibt auch schändliche und ungeformbte Gesichter; dahero wie der König Assuerus seine Vasthi abgedanket, und ein andere Frau-Gemahlin zu erklesen beschlossen, hat er in alle Landschafften außgeschickt, junge Mädl zu suchen, aber schöne, keine Großmaul-Asiatische, keine Langnaß-Arcadische, keine Gelbfarb-Hellespontische, keine Grauaug-Cappadocische, keine Buckelhafft-Atlantische, keine Grobhaut-Mauritanische, keine Ungeschickte Trapezuntische, keine, sondern lauter schöne, ja die allerschönste soll man außerlesen, auß denen er nachmals ein beliebige Königin erwöhlen könne: Nachdem Ihro Majestät dem König Assuero die wolgestaltigste Töchter seynd vorgeführt worden, hat vor allen seinen Augen wolgefallen ein überauß schönes Mädl mit Nahmen Esther, welche er dann unverzüglich zu einer Königlichen Frawen-Gemahlin auserwöhlt. *Esther. 15.* Aber da hätte jemand sollen die Gemüther der anderen einsehen, was Neyd-volle Gedancken sie gegen disem Jüden Töchterl geschöpfft, ach! dachte eine, das Schelmen-Vich hat ja das Glück, daß ihr der Henker das Gesicht pegle; die *Bestia* sagt etwan ein andere bey ihr selbst, ich welt, sie hätte an statt ihrer schwartzen Augen ein par glässerne Wammes-Knöpff von einem Fleckfieber; die dritte gedacht, wär ich ein Spinnerin, ich wolte ihr bey der Nacht das Gesicht zurichten, daß sie morgens früh solte ein Zitracht haben, wie ein Schwedischer Mantel-Kragen; die Höprin! wünschte ein andere, wäre ich nur ein giftiges Wisserl, ich welt sie im Hof-Garten einmahl anblasen, daß sie solt Rauden und Krätz bekommen, daß man alle Tag ein Land-Metzen kundte von ihr schaben: als wann ich, sagt ein andere, nit auch schön wäre, was wolten endlich seyn ihre Rößl im Gesicht, das hat nun ein jede Krebsen-Richter in, das weisse Fehl, welches sie hat, hat ein andre auch, und wer weißt, obs nit noch einmal die Blatteren hat, und alsdann ein Gesicht bekombt, wie ein gerupffte Sau-Leder über ein Bauren-Kummet; dise dergleichen Competenz-Fräule seynd vor Neyd gegen der Esther schier gestorben; Dergleichen Begebenheiten seynd fast noch täglich in diser verkehrten Welt, und ist eine der anderen umb ihre schöne Gestalt, so sie von GOttes Händen bekommen, neydig, ja man will Gott in seinen Geschöpffen einreden, und gleichsamb besser machen als er, auch die Natur schimpfflich corrigieren, damit sie nur auch der anderen nichts nachgebe an der Gestalt; sie steht vorn Spiegel so lang, daß ihr möchten Blatteren an Füssen auffahren, sie traußt und zaußt ihre Haar, und ziechts streng, als wären sie in einem stätten Novitiat, da muß ein Haarlocken krump seyn, der ander noch krumper, der dritte zum krumpesten, da muß vil Haar seyn, dort wenig Haar, da muß gar schitter seyn, wie das Traid der armen Leuthen, da muß in die Höhe stehen, wie ein Reiger-Busch, da muß hinauß stehen, wie ein Wachstelzen-Schweiff, da muß herunder hencken, wie ein Bier-Zeiger, da muß die Schaidel seyn wie ein Lateinisch Ypsilon, da muß rauch seyn, dort glat, da gemischt, da plesant, dort negligant, da galant: Die Lenden müssen geschnieret seyn, eng seyn, gebunden seyn, zwicket seyn, zwungen seyn, und bald mehrer leyden, als die Israeliter in Egypten, und muß der Leib so rahn seyn, wie ein zugespitzter Zucker-Hut, da muß das Gesicht sich waschen lassen, pollieren lassen, färben lassen, ziehren lassen, zähren lassen, ziehen lassen, daß es sich schier mit deß Balaams Eßlin möchte beklagen, damit aber das Fehl rein bleibe, nimbt sie bey der Nacht ein Larven über das Gesicht, daß ihr schier der Athem verkürtzt wird, da frißt sie Kreiden, Wachs, Terpenthin, Salzstain, Fröschbainer, Schnecken-Pulver, damit nur

die Haut nit Braunauerisch wird, damit die Wangen zu Weissenburg bleiben, damit die Lefftzen zu Rottenburg lossieren, da legt sie so enge Schuh an, daß sie fast keine grössere Fußtapffen im Sand laßt, als die Rohr-Aendl, es geschicht aber alles darumb, weil sie der Nächstin neydig ist umb ihr Gestalt, und nit gern hören wolt, daß ein andere schöner soll seyn als sie. O sauberes Muster! Pachomius hat vil gelitten in der Wüsten; Paphnutius hat vil gelitten in der Einöde. Onuphrius hat vil gelitten in der Wildnuß, aber du leydest mehr, dannoch ist die Belohnung ungleich, dann jenen hat GOtt umb ihr Leyden die Seeligkeit ertheilet, dir umb dein Leyden wird der Teuffel auf ewig die Höll spendieren.

Theagenes war ein solcher praver und ritterlicher Held, daß seine Victori und Sieg an allen Orthen erschallen, und weil man dazumahlen die Verdiensten mehrer auff die Waag-Schalen gelegt hat, als der Zeit, und vor disen einen die Faust Faustum, das ist, glückseelig gemacht, *Plutarch. in Elia. l. 16. post.* also ist gleichmässig nit allein zu Lebzeiten seine unüberwindliche Tapfferkeit vergolten worden, sondern man wolte auch nach dem Todt sein Lob verewigen, zu solchem Ende, ist ihme ein stattliche Saul mit seiner Bildnuß auffgericht worden, welches aber einem Mißgönner und Neyder dergestalten in die Nasen gerochen, daß er alle Nacht dieselbige Säulen ein halbe stund nach Genügen abgeprüglet, weil aber solches neydige Buben-Stuck gar zu lang gewährt, und einem jeden sein Arbeit solle belohnet werden, also ist diesem Neydhard begeguet, da er einst mitten im Brügl und Gaißlen begriffen, daß die Statua oder Bildnuß herunder gefallen, und dero steinene Kopff dem anderen sein Esels-Kopff gäntzlich zerschmettert; O wie recht! dann der Neydige schadet niemand mehrer als ihme selbst, er ist sein ergener Hencker und Tyrann, er schleifft ihm selbsten den Degen, mit deme sein Hertz immer und immer verwundt wird, er ist dem Tiger so gleich, als die Wölffin dem Wolff, dann das Tiger durch die liebliche Music also ergrimmet, daß es sein eigen Fleisch mit Zähnen zerbeißt, also der Neyder nit weniger ihme selbst das Hertz zerreißt, wann er sihet des Nächsten sein Wolstand.

Was der verlohrne Sohn für ein Landsmann gewest, ist eigentlich nit bekandt, ich glaube aber ein Irrländer; wie er geheissen hat, ist nit bewußt, ich glaube aber Malefacius, von was vor einem Orth er sich geschriben, allweil er ein Edelmann, hat man noch nit erfahren, ich glaub aber wol von Mädlsperg und Frauenhoffen, &c. was er im Wappen geführt, hat niemand beschriben, ich glaube aber wol ein Sau-Wegen in grünem Feld: Diser Gesell reißte mit wol gefricktem Beutel in die Länder und Provintzen, aber auß denselben ist er nit frömmer, sondern schlimmer kommen, und werden noch gar offt manchem adelichem Jüngling die Länder in Elender verwandlet, auch reißet nicht selten ein guter Germanus auß, und kombt ein schlechter Hermanus nach Hauß; Was Ehr und Ruhm ist es dann dem ansehnlichen Fluß Donau, daß er in die Länder reißt, durch Schwaben, Bayern, Oesterreich, Ungarn, endlich aber in die Sau fließt. *) Der fromme Jacob hat auff seiner Reyß ein Leiter gen Himmel gesehen, aber leyder vil aus unserm Adel finden auff ihrer Reyß ein Leiter in die Höll; Wann der Zeit niemand gereißt ist, so halt man ihn für einen Stuben-Hocker, der sein Lager hinder den Ofen auffgeschlagen, aber sagt mir liebe halb Teutsche, dann gantze seyt ihr schon lang nit mehr gewest, ist es nit wahr? Ihr schicket euere Söhne auß, damit sie in frembden Ländern mit grossen Unkosten frembde Laster lehrnen, da sie doch mit wenigerem Unkosten zu Hauß die Tugenden erwerbten, spitzfindiger kommen sie nit zuruck, aufgenommen, daß sie neue Modi von Spitzen mit sich bringen, galanter kommen sie nit zuruck, must nur seyn, daß Galant vom Galanisieren herrühret, herrlicher in Kleyderen kehren sie zwar offt nach Hauß, es wäre aber besser ehrlicher als herrlicher, neue Modi-Hüt, Modi-Barocken, Modi-Krägen, Modi-Röck, Modi-Hosen, Modi-Strümpff, Modi-Schuch, Modi-Bänder, Modi-Knöpff, auch Modi-Gewissen schleichen durch euere Reyß in unser liebes Teutschland, und veränderen sich euere Narren-Küttel, täglich mit dem Mondschein, es werden bald müssen die Schneider ein hohe Schul auffrichten, worauff sie Doctormässig gradieren, und nachmahls den Titel Ihr Gestreng Herr Modi-Doctor erhalten; wann ich alle Modi-Röck von vier und zwaintzig Jahren bey einander hätt, ich wolt darmit fast ein Fürhang vor die Sonnen machen, daß man beym Tag müßte mit der Latern gehen, oder wenigist getrauete ich mir gantz Türken darmit zu verhüllen, daß ihnen die Constantinopolitaner möchten einbilden, ihr Mahomet wolt mit ihnen blind Katzen spielen, &c. Eine alte Her hat auff Begehren deß Königs Sauls den Propheten Samuel vom Todten erweckt, damit er durch ihn den Außgang seiner Waffen wissen möchte; Es wird bald dahin kommen, daß man auch denselben Schneider und Meister wird wünschen vom Todten zu erwecken, welcher der schönen Esther das Kleyd gemacht, als sie den Augen deß Assueri so wolgefällig war; Vor Jahren ist in einer vornehmen Statt ein Kleyder-Policey auffkommen, und durch scharpffes Decret einem jeden über standmässig zu halten verbotten worden, es hat aber solches ein geringe Zeit getauret, weßwegen der abgestorbenen Policey einer diße Grabschrifft auffgericht:

Hier ligt begraben
Ein Frau gefressen von Schaben,
Die pappierene Policey,
Der Weiber Pern und Keyerey,
Schneider, Kauffleuth und Krämmer darzue,
Die wünschten ihr ein ewige Ruhe.

Nimbt also gar zu starck überhand der Kleyder-Pracht, welche mehrist andere Nationen uns mit höchstem Schimpff spendieren, bringt demnach das Außschweiffen in frembde Provintzen uns Teutschen offt mehrer Last als Lust ins Land, &c. Auff gleichen Schlag hat wenig guts erlehrnet der verlohrne Sohn in frembden Länderen, sondern sein Studieren war Galanisieren, seine Bücher waren die Becher, sein Lateinisch Reden war proficiat, sein Wälisch Reden war Brindisi, sein Böhmisch Reden war sasdravi, sein Teutsch Reden war gesegne es GOtt, &c. mit einem Wort, er war ein saubrer Bruder voller Luder, ein Vagant, ein Bachant, ein Amant, ein Turbant, ein Distillant, etc. Nachdem er nun dergestalten das seine verschwendet in frembden Provintzen, und sambt dem Gewissen auch die Kleyder zerrissen, welcher wol mit Warheit hat können sagen dem Vatter, was die Brüder Joseph ohne Warheit dem Jacob vorgetragen, als sie ihm den blutigen Rock gezeiget, fera pessima, etc. Ein übles Thier hat den Joseph also zugericht; ein übles Thier hat den verlohrnen Sohn also zugericht, ein übles Thier der guldene Adler, ein übles Thier der guldene Greiff, ein übles Thier der guldene Hirsch, ein übles Thier der guldene Beer, &c. diß Thier der Wirthshäuser haben das Bürschel also zugericht, daß ihme die Posen also durchsichtigt worden wie ein Fischer-Netz, daß ihm der Magen zusammengeschrumpfft wie ein alter Stiffel-Balg, und der Spiegel seines Elends auff dem schmutzigen Wammes-Ermel zu sehen war, &c. Nachdeme endlich diesem Früchtl das Sau-Convict nit mehr geschmecket, seynd ihm heylsamere Gedancken eingefallen, er solle unverzüglich zu seinem alten Vatter kehren, und bey dessen Füssen ein glückliches Gehör suchen, welches ihme dann nach allem Wunsch von statten gangen, und ist dem schlimmen Vocativo sein eigener Vatter gantz liebhafft umb den Halß gefallen, dem sonst ein Strick an Halß gebührt, ja mit absonderlicher Freuden und Jubeln ist er in die vätterliche Behausung eingeführt worden, alle schnelle Anstalt gemacht zur Kuchel und Keller, und müßte gleich das beste und gemeste Kalb geschlacht werden, kocht werden, bratten werden, &c. auff die Seyten mit den zerissenen Lumpen, ein sammeten Rock her, ein Hut mit Blumaschi her, ein guldenen Ring her, Spillcuth her, allegro; Underdessen kombt der andere Bruder nach Hauß, hört aber von fern geigen, pfeiffen, leyren, tantzen, hüpffen, jugetzen, jaugetzen, &c. Holla, sagt er, was ist das, poz Täudel, was ist das! es wird ja mein Schwester nit Hochzeit haben, hab ich doch heut fruh noch umb kein Braut gewußt; in dem er in disen Gedancken schwebet, so bringet ihme einer ein Glaß Wein zum Fenster herauß, der Hauß-Knecht laufft ihm entgegen mit der Zeitung sein Bruder seye nach Hauß kommen, deme so schlecht in der Frembde gangen, er soll hurtig hinein gehen auff ein Kälbernes Brätl, dieser wurde alsobald hierüber gantz blaich vor lauter Neyd, umb weilen man seinem Bruder also auffgewartet, er setzte sich vor der Hauß-Thür nider, er tistet die Nägel, er knarret mit den Zähnen, er kratzt im Kopff, er rumpfft die Nasen, er seufftzet von Hertzen, er fast und klaget sich also durch den Neyd, daß ihm gefählt, daß er vom Schlag nit getroffen worden, O Narr! Wär diser Gispus lieber hinein gangen, hätte den Bruder willkombt, und so er ihm endlich auch ein Filtz hät geben, der ohne das kein Hut mit sich gebracht, hät es weniz Schaden verursacht, wär er mit ihm zu Tisch gesessen, hätte den kälbernen Bratten mit helffen verzehren, etlich Gesundtrünck sein wacker Beschaid gethan, auch bey der hell-klingenden Schallmeyen &c. ein öfteren Hupff herabgesprungen, und anderthalb Schuch-Solen abgetantzt, so wär es vil besser gewest, und GOtt nit also beleydiget, aber mit seinem Fasten, mit seinem Neyd, der ihn mehr gequelt, als die feurige Schlangen das Volck Israel, hat er die Höll verdient; sonst ist Trübsaal ein Straß zum Himmel-Saal, sonst ist Leyden, ein Weg zun ewigen Freuden, sonst seynd Schmertzen allezeit ein Vortrab des ewigen Schertzen, aber des neydigen Lappen sein Marter ist ein Leylauf der ewigen Verdamnuß.

Christus der HErr nimbt auff ein Zeit drey liebe Apostel mit sich auf den Berg Thabor, *Matth.* 17. und zeigt ihnen allda in seiner Erklärung die Glory in Compendio, den Himmel in einem Abriß, die Seeligkeit in einem Modell; zeigt ihnen, daß kein Pensel könne entwerffen, kein Feder beschreiben, kein Zung aussprechen, und kein Hertz fassen die Glory seiner Herrlichkeit, und die Herrlichkeit seiner Glory: Zeiget ihnen, was ein Arbeiß gegen dem Berg Olympum, was ein Sand-Körnlein gegen den Baby-

*) Ein grosser Fluß Sarus die Sau genennet.

loniſchen Thurn, was ein Tröpflein Morgen-Thau gegen dem groſſen Meer, was ſind die Welt-Freuden, gegen den himmliſchen Freuden; zeiget ihnen das Schlimp, Schlamp, Schlodi, ſeye aller Reichthumb Croesi; das Dilli, Dalli häuſel bauen, ſeye aller Pracht Pompei, das Lirum Larum, ſeye aller Wolluſt Sardanapali gegen der mindeſten Ergötzlichkeit deß Himmels; zeigt ihnen, wann der gantze Erd-Boden ſoll ein lauteres Papyrier, und das groſſe tieffe Meer ein lautere Dinten, und alle geſpitzte Gräſel lautere Federn, und alle lebendige Geſchöpff lauter Schreiber, und wurden mit diſen Federen, aus dieſer Dinten, auff diſes Papyrier biß auff den Jüngſten Tag ſchreiben, alles was frölich, freundlich, friedlich ſie mechten erſinnen, ſo könten ſie dannoch nicht ein halbes Loth der ewigen Freuden erreichen; Nachdeme ſolcher geſtalten Chriſtus ihnen ſein Herrlichkeit und Glory in etwas entworffen, hat er nachgehends den Berg herab ihnen den drenen ernſthafft verbotten, ſie ſollen diß, was ſie geſehen, keinem einigen entdecken, auch den Apoſtlen nit, auch den anderen Jüngeren nit, ſondern alles mit genauiſter Verſchwigenheit verhüllen, auß Urſachen, daſern ſie den anderen hätten offenbaret, daß ſie Chriſti des HErrn Verklärung, Herrlichkeit und Glory geſehen, hätten gleich die andere Apoſtel einen Neyd gefaſt gegen diſen drenen, in Bedeutung, daß ſie mehrer gelten bey dem Göttlichen Meiſter, aber O gebenedeyteſter GOtt! ſoll dann auch ein Neyd gefunden werden under den Apoſtlen, under den Jüngeren deß HErrn, under denen, die ein vollkommenen Wandel führen? was dann, auch noch heutiges Tags iſt der Neyd in den Cloſteren, es iſt der Neyd offt ſo heimlich in Geiſtlichen Häuſeren, daß er mit manchen Mönchen zu Tiſch ſitzet, mit ihnen offt in die Metten aufſtehet, mit ihnen ins Capitel-Hauß gehet, mit ihnen gleiche Kappen traget ꝛc. Verwundere dich nicht, es iſt auch das Manna oder Himmel-Brodt wurmſtichig worden, es iſt der Neyd ein Wurm, der Cloſter-Wandel ein Manna; es iſt auch under dem Waitzen im Evangelio ein Unkraut gewachſen, ein Unkraut iſt der Neyd, der Waitzen ſeynd die Ordens-Leuth; es iſt auch unter denen Soldaten Jeſue ein Dieb gefunden worden, ein Dieb iſt der Neyd, Soldaten Chriſti ſeynd die Geiſtliche; Es iſt auch in der Archen Noë ein ſchlimmer Vogel geſeyt der Cham geweſt, ein ſolcher böſer Geſell iſt der Neyd, das Cloſter iſt die Archen Noë; Dergleichen Exempel ſcheinet unnötig herzubringen, weil ſolche nur gar zu bekant; iſt demnach kein Stand, wo der Neyd nit hat Beſtand, iſt kein Hauß, wo der Neyd nit hauſet, iſt kein Platz, wo der Neyd nit darein platzt, iſt kein Wohnung, wo der Neyd nit wonhafft, iſt kein Geſellſchafft, wo der Neyd nit ſein Herrſchafft, iſt kein Bank, wo der Neyd nit ſeinen Sitz hat.

Was und wie der Neyd, hat erfahren Habraym under dem Türckiſchen Kayſer Solyman, diſer Habraym war auß einem geringen Dorff gebürtig, von keinem vornehmen Geblüt, wie die Welt gaggetzt; ob zwar deß Bettlers Blut ſo roth iſt als deß Edelmanns, es war ſein Herkommen von Bauren, ſein Einkommen wie beym Bauren, ſein Außkommen wie undern Bauren, aber ſein Aufkommen blib nit beym Bauren, und wann ſchon ſein Hauß mit Stroh bedeckt war, ſo befande ſich doch kein Stroh in ſeinem Hirn, ſondern ſein reiffer Verſtand, und gute Vernunfft zogen ihn vom Bauren-Feld ins Kriegs-Feld, zu verſuchen, ob ihme der Säbel mehrer Glück werde zuſchneiden als das Pflug-Eyſen, wie es dann nit lang angeſtanden, daß er mittelſt ſeiner berühmten Tapfferkeit und Kriegsmuth zu hohen Ehren erhoben worden, und wurde er under den Baſſen nit der geringſte geſchätzt, ja Kayſer Solyman ſahe, daß die Verdienſten ſeines getreueſten Habraym noch nit nach Gebühr belohnet wären, erkieſet demnach ihn zu der höchſten Dignitet und Würde nach ſeiner Kayſerlichen Perſohn, und ſetzt ihn als einen groſſen Vezier, Habraym aber, ehe und bevor er diſen höchſten Ehren-Gipffel angetrotten, da er einſt gantz allein bey dem Kayſer war, hat er ihn gantz demütigiſt gebetten, allergnädigſter und unüberwindlichſter HErr und GOtt auff Erden, ich bitt, ich bitt abermalen Euer Majeſtät, ſie wollen doch meine Perſohn nit mehrer erheben, noch ferners befördern, dann ſonſt wird mir die groſſe Ehr nichts als Neyd und Mißgunſt außbrüten, daß ich nachmahls wird müſſen das Leben darüber einbüſſen Darauff ſchwur ihm der Kayſer hoch und theuer, er wolle ihme gewiß bey lebendigem Leib das Leben nit nemmen, was geſchahe? Hohe Gipffel werden mehrift von den Winden angetaſt, hohe Thürn werden gemainiglich von dem Donner getroffen, hohe Ehren werden gemainiglich von den Neydern verfolgt, wie das Liecht von der Fledermauß, dahero auch die Neyder bei dem Solymaniſchen Hof nit geſeyret, biß ſie ein Feur angeblaſen über den Habraym, und denſelben bey dem Türckiſchen Kayſer in ſo groſſen und ſchädtlichen Verdacht gebracht, daß Solyman gäntzlich geſonnen erſtbenannten Großs-Vezier zu tödten, könte aber nit wegen ſeines abgelegten Aids, fragt demnach ſeinen Türckiſchen Prieſter, wie doch diſſals der Sach zu rathen wäre, der gabe ihm ohnverweilt diſen Beichand, er könte es nit in den Korff bringen, oder glauben, daß die Schlaffende under die Lebendige zu zehlen. *Iovius lib.* 33. *pag.* 267. Derowegen ſoll der Kayſer den Habraym im Schlaff laſſen erſtechen, dann auf ſolche Weiß könnte auch der Aydſchwur ohnverbrochen bleiben, welcher einig und allein diſes Lauts geweſt, daß dem Vezier bei lebendigem Leibs nichts übels widerfahren ſollte, darauf dann die Execution ſchleunig erfolgte, und ein Kämmerling bei nächtlicher Weil den berühmteſten Habraymum erſtechen müſen, alſo bleibt darbey, daß der Neyd ſein Frey-Taffel zu Hof habe, und hat ſolcher Hof-Hund ſchon manchen dergeſtalt gebiſſen, daß ihme die Wunden noch ſchwürig ſeyn, verwundere aber ſich niemand hierüber, dann es bereits der Welt-Lauff, daß der jenige benendet wird, der wol dienet, deßwegen liſt man das Wort Dien zurukt Neid.

Was der Neyd, wie der Neyd, hat erfahren Belisarius, diſer Welt-kündige Kriegs-Fürſt, nachdeme diſer über drey Theil der Welt triumphirte, nachdem in Asia den Perſiſchen König Cosroen, in Affrika den Gilimer, in Europa den Gottiſchen Monarchen Theodatum obgeſieget; nachdem er bei Rom in einem Tag neun und ſechtzigtauſend der Feind erleget, nachdem das Römiſche Reich vermittleſt ſeines ohnüberwindlichen Heldenmuths in höchſten Glück und Ehrenſtand geſetzt, und alles überwunden, außgenommen die Neyder, welchen das groſſe Lob und Glück Belisary alſo mißfallen, daß ſie ſo lang undergraben, wie die Maulwurff, daß ſie ſo lang gegrübiet, wie die Hennen in dem Sand, daß ſie ſo lang alles durchſuchet, wie die Wein in dem Garten, bis ſie endlich das Hertz des Kayſers umbgekehrt, den Belisarium in Ungnad gebracht, daß zur Letzt dem mächtigſten Welt-Helden die Augen ſeynd außgeſtochen worden, damit er den Neyd mit blutigen Zähren möchte beweinen, der arme Tropff nachdem er keine Augen mehr hatte, könte erſt recht ſehen, was der Hof-Neyd für ſcharpffe Zähn habe, ſein Elend wachſte ſo weit, daß er auch das Bettl-Brodt von dem Vorbeygehen ſamblen müſt, und zählte er offt ſeine wenige Pfenning in ſeinem hölzeren Schüſſerl, deme verkero gantze Königreich zu eng waren: ich glaub gar wol, er ſeye offt auff einem Eckſtain der Gaſſen geſeſſen, ſeinen Hüt auff ſeinen Stecken geſetzt, ſelben offt umb und umb geträhet, und darbey das wanckelmütige Glück betrachtet, fürwahr, fürwahr hat Belisar, der arme Narr, ſo gantz und gar, ja Sonnen-Klar, genommen war, daß Neyds-Gefahr, die Tugend plage immerdar, diſſolgende Liedel geſungen:

Gebt doch dem Belisario
Ich bitt umb Gottes Willen
Ein Stückl Brodt, er iſt ſo frö,
Und kan den Hunger ſtillen,
Der blinde Mann, nimbt alles an,
Daran iſt gar kein Zweiffel,
War vor dem Fall, ein General,
Jetzund ein armer Teuffel.

Der Neyd iſt wie ein gewiſſes Glaß, welches die A B C Schmid das Mucken-Glaß nennen, denn ſo jemand durch diſes Glaß ein Mucken anſchaut, ſo gedunkt ihm diß faſt ſo groß zu ſeyn, wie ein ſchwarzer Ketten-Hund, dann ſolches Glaß alles vergrößert, wann man ein Floh durch diß Glaß beſchauet, ſo ſcheint er ſchier, als wie ein halbgewachſener Rhinoceros auß Armenia, etc. alſo auch vergrößert der Neyd den allergeringeſten Mangel deß Nechſten, ſchneidet auß einem jeden ohnbedutſamen Schritt ein Sacrilegium, ſchnitzlet auß dem geringſten Wörtl ein Gotteslästerung, kocht auß einem jeden ehrlichen Geſpaß einen Ehebruch, und wanns zum loben kombt, und er zu deß Nechſten Ruhm auch etwas ſolle ſehen, ſo wäre vonnöthen, man thäte dem Fantaſten die Zung löſen, da man aber den Nechſten außrichtet, und durch die Hächel ziecht, da ſchreibt er gleich mit Fractur-Feder darein, ꝛc.

Was der Neyd, wie der Neyd, hat erfahren der H. Gregorius Biſchoff zu Agrigent, wie diſer fromme Mann durch Göttliche Anordnung zu diſer hohen Würde gelanget, ſeynd ihme deſſentwegen zwey ſehr neydig geweſt, allweilen ſie ſelbſt umb ſolche gebuelet, haben auch allerley teuffliſche Anſchläg erdicht, wie ſie doch möchten den frommen Mann in offentliche Schand und Unehren ſtürtzen; *Surius in vit. 23. Novembr.* Nachdem er einmal bey nächtlicher Weil dem Gottesdienſt embſigiſt abgewart, haben underdeſſen erſt gedachte zwey Böſewicht Sabinus und Tesselinus ein allbekannt Statt-Fetzen und beſchrentes Weibs-Bild durch Gelt dahin beredt, daß ſie ſich in deß Biſchoffs Beth gelegt, nachdem er dann von der Kirchen nach Hauß durch die gantze Geiſtlichkeit, dem Gebrauch nach, beglait werden, ſpringt diſer unverſchambte Grind-Schippel in derſelben aller auß dem Beth, wordurch das Geſchrey alſobald mit 6. Flüglen gleichſamb hin und her geflogen, die unbezämbte Jungen freimüthig darein plagten, Gregorius ſeye ein ſauberer Biſchoff, ſchicket ſich zum Biſthumb, wie ein krumme Sichel in ein Meſſer-Schaid; ja, ja, ſagte mancher, die Geiſtliche ſeynd wie die Glocken, die lauten anderen in die Kirchen, und ſie bleiben ſelbſt drauß, ſie machen uns die Höll ſo haiß, den Teuffel ſo ſchwartz, GOtt ſo ſtreng, und ſie luederen mehr als wir Welt-Zärtling, jetzt ſieht man, wie ein Kutten zuweilen für ein Schelmen-Futterale ſeye, ꝛc. Dergleichen Spottwörter führten die Welt-Mäuler, die alle zu verſteppen, all Baumwohl vonnöthen wäre: Es war auch die Geiſtlichkeit

über diß nit wenig geärgert, abſonderlich aber diſe zwey Neydhard ſchreyen diſes Geſchicht auß mit ſolcher Ungeſtimme, daß ſie faſt ſo haiſſer worden, wie ein abgeſtandener **Musicant**, ihr Neyd würckte endlich ſo vil, daß man **Gregorium** in offentlichen Kercker geworffen, und auff alle Weiß das ſaubere paar Ertz-Schelmen dahin getrungen, man ſolte **Gregorium** aller Würden entſetzen, aber GOtt defendierte ſein Unſchuld, indeme zum öfftern in Gegenwart viler, die eyſene Band wunderbarlich von Füſſen gefallen, die zwey gottloſe Neyder aber in dem Angeſicht ganz kohlſchwartz worden, mit welcher hölliſchen Larven ſie ſattſamb ihre Unthat an Tag gegeben; O allerliebſter GOtt, und gerechtigſter Richter! ſo du öffter dergleichen Farb ſolleſt anſtreichen den jenigen, welche auß Neyd einen verfolgen, und weiß nit was erdichte Schand-Thaten ihme ankleppen, wie vil wurden müſſen ihr Vatterland in **Mauritania** ſuchen, und in dem Angeſicht den ſchwartzen **Cordabon** tragen, weil ſie einwendig **Corda mala** verborgen.

Was der Neyd, wie der Neyd, hat erfahren jener Kürſchner zu Wienn, welcher ſich gar wol, obzwar arbeitſamb bey dem ſeinigen befunden, auch weil er GOtt forderiſt vor Augen gehabt, die H. Meß an keinem Tag außgelaſſen, ſo ihme nit die Unpäßlichkeit deß Leibs ein Verhindernuß gemacht, iſt er deſtomehr in diſer Hauß-Würthſchafft und Haabſchafft geſeguet worden, welches dann bei ſeinen Nechſten den Neyd deſto mehrer anflammete, als nun gedachter Kürſchner umb etlich hundert Thaller ſchöne Zobel-Bälg waſchen wolte, iſt der andere auß verdamten Neyd, ſo Gewiſſen loß, und wirfft ohnvermerckter ein ohngelöſchten Kalch ins Waſſer, nachdem dann der gute Kürſchner ſeiner Maynung nach die Zobel genugſamb gewaſchen und nachmals auffgehencket, ſo ſeynd ihnen die Haar alle außgefallen, als hätten die Häut ein hitziges Fieber gehabt, und hat der arme Mann mit wainenden Augen müſſen ſehen, daß er auß einem Kürſchner ein Barbierer worden. Der Neyd iſt halt alſo geartet, daß ihme nit wol, ſo lang dem anderen wol, es iſt ihme damahlen übel, wann es dem Nechſten nit übel gehet. Die heiligen Lehrer ſeynd mehriſten Theil der einhelligen Außſag, daß ein unzahlbare Menge der böſen Feind imBuſt zwiſchen Himmel und Erden ſchwebe, dannoch aber allerſeits ihr Höll leyden, weil nemblich der Neyd, den ſie ſchöpffen, in Anſehung der groſſen Gnaden, welche GOtt den ſündigen Menſchen auch nach vilfältigem Fall ertheilt, ihnen an ſtatt der hölliſchen Peyn iſt.

Was der Neyd, wie der Neyd, erfahren auch die Prediger, und hats erfahren der H. **Bernardinus Senensis**, *Ribardinera in Flore Sanct.* Welcher bey ſeinen Apoſtoliſchen Predigen ein ſolchen Zulauff hatte, daß man vermeint, die gantze Welt hange an der Zungen **Bernardini**, aber es hatte diß bey etlichen ſolchen Neyd angezündet, daß ſie ſo gar bey dem Papſt **Martino V.** diſen **Bernardinum** angeklagt, und neben andern vilfältigen Injurien forderiſt angeben, wie daß **Bernardinus** ein neue Manier im Predigen auffbringe, und auff der Cantzel allezeit ein gewiſſe Tafel, worauff der ſüſſeſte Name JEſus, dem Volck zeige, ſolche Neyder waren ſo embſig in der Verfolgung, daß ſo gar diſer Apoſtoliſche Prediger nach Rom citirt worden; daſelbſt ſich zu verantworten, es iſt aber hierdurch deß Gottſeligen Manns Lob nur vergröſſeret worden bey dem Päpſtlichen Stuhl, und denen Neyderen über Willen die Naſen erlängert worden; es iſt mit einem Wort der Neyd ein ſtätter Begleits-Mann deß Lobs, und der Tugenden. Und gleichwie kein Liecht ohne Schatten, alſo auch kein Ehr und Lob ohne Neyd.

Was der Neyd, wie der Neyd, hat erfahren **David** von dem **Saul**, der **Adam** von dem **Lucifer**, der **Iacob** von dem **Esau**, der **Isaac** von den Paleſtinern, der **Mardochaeus** von dem **Aman**, der **Abel** von dem **Cain**: **Petrus de Vineis** beym Hof Kayſers **Friderici II.**: **Cornelius Gallus** beym Hof Kayſers **Augusti**: **Clitus** beym Hof deß groſſen **Alexandri**: **Plauclanus** beym Hof Kayſers **Severi**: **Seianus** beym Hof Kayſers **Tiberij**: **Eutropius** beym Hof Kayſers **Theodosij** deß Anderten: **Narsetes** beym Hof Kayſers **Phoccae**: **Carbulo** beym Hof Kayſers **Neronis**. *Rich. Axiom. Folio* 410.

A Dio ſo beſſeret dann euch ihr Neyder, und Neydhard, ihr Neydhund, ihr Neydfalcken, ihr Neyd-Teuffel, ihr Neyd-Brüder, ihr Neyd-Verwandte deß **Iudae Iscarioth**, deß Ertzſchelms. Beſſert euch, wofern ihr nit wolt mit diſem ewig, ach! ewig von GOttes Angeſicht verworffen, und an die Ketten der ewigen Verdambnuß angefäßlet weren, allwo unendliches Heulen und Zähn-Klapperen das ſchmertzliche Ewig, Ewig augenblicklich vergröſſert.

Hans Assmann von Abschatz

ward am 4. Februar 1646 zu Wörbitz in Schleſien geboren, erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf der hohen Schule zu Liegnitz und ſtudirte dann die Rechte und die Staatswiſſenſchaften zu Straßburg und Leyden. Nach vollendeten Studien machte er eine größere Reiſe durch Holland, Frankreich und Italien, kehrte darauf in ſein Vaterland zurück und erhielt das Amt eines liegnitziſchen Landesbeſtallten und Abgeordneten bei den breslauer Fürſtentagen und am wiener Hofe. Er war ein vorzüglicher Staatsmann, den Kaiſer Leopold I. um ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften willen beſonders hochſchätzte. Nach einem rühmlich vollbrachten Leben ſtarb er als Landeshauptmann zu Liegnitz im 54. Jahre ſeines Alters am 22. April 1699. Er widmete ſich der Poeſie mehr zur Erheiterung in Mußeſtunden als des Ruhmes wegen. Seine ſämmtlichen Leiſtungen in dieſer Gattung finden ſich in folgender Sammlung:

Hans Aßmann von Abſchatz: Poetiſche Ueberſetzungen und Gedichte. 2 Thle. Leipzig und Breslau, 1704. —

Proben derſelben ſind abgedruckt in:

Matthiſſon's lyriſcher Anthologie. Th. 18. S. 87. (nicht ohne Matthiſon'ſche Veränderungen); Haug und Weiſſens epigrammatiſcher Anthologie. Th. 8. S. 31.; W. Müllers Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrhunderts. Bd. 6.

Als Dichter nahm von A. keinen ſehr hohen Schwung der Phantaſie, aber Einfachheit und Correctheit zu einer Zeit, wo die Sprache noch ſo gemißhandelt wurde, zeichnen ihn rühmlich aus und beweiſen, daß er glücklich die Muſter für ſeine poetiſche Ausbildung zu wählen verſtand. Seine Ueberſetzung des Paſtor Fido iſt der Hoffmannswaldau's (S. d.) vorzuziehn; einige von ſeinen Nachbildungen römiſcher und italieniſcher Poeſien ſind mit Rückſicht auf den damaligen Stand der Dinge ebenfalls als gelungen zu betrachten. Von ſeinen geiſtlichen Liedern gingen mehrere, u. A. das bekannte: Nun hab ich überwunden, in die damaligen Kirchengeſangbücher über.

Liebe für Liebe.

Wozu will Silvia, die Werthe, mich verbinden?
Daß ich ſie lieben ſoll? Ich geh es willig ein:
Sie ſoll mich ihren Diener finden.
Doch, wo ihr Hertze will ohn Gegen-Liebe ſeyn,
Wozu will Silvia, die Werthe, mich verbinden?

Liebe und Gegen-Liebe.

Worzu dient ſo ſüſſes Blicken,
Wenn du biſt in nichts verliebt?
Iſts, daß unſer Seufftzer-ſchicken
Cloris dir Vergnügen giebt?

Zwar oft heiſt das Hertze geben
Sich begeben ſeiner Ruh,
Doch wer immer frey will leben,
Bringt ſein Leben übel zu.

Schönheit mit Verſtand vermählet
Trifft oft ſchlechte Gleichheit an:
Manch getreues Hertz erwehlet
Was nicht Farbe halten kan:

Fremde Qual heiſt Achtung geben
Was für eine Wahl man thu;
Doch, wer unverliebt will leben
Bringt ſein Leben übel zu.

Liebe, Cloris, lieb in Zeiten,
Liebe was dich wieder liebt,
Was dir, ohne Widerſtreiten,
Sein getreues Hertze giebt.

Auf auf Bruder Volk ans Werk
Und schaffet Arbeit, Brod und Stärk,
Und wenn ihr Arbeit habt genug,
Dann ist auch Geld im Kasten klug.

Gedenke Heinz.

Heinz schlau und immer klüger,
Heinz Geld in Kasten und Schrein,
Heinz, der nahm sich,
Heinz, der nahm Weiber.

Die weise Hilde.

Hilde Wunderkind Hilde weise
Hatte keine Hände frei,
Hatte keine Füße frei,
Hatt' Gesicht nur für sich,
Hatte nur ein Wunderauge,
Hatte nur ein Wunderohr.

Hilde mit weisem Hilde,
Hilde mit Hand, mit Hilde,
Hilde mit Fuß, mit Hilde,
Hilde mit Auge, mit Hilde,
Hilde, mit Ohr, mit Hilde,
Hatt' ein ganzes Weisen Hilde.

Hilde und Hilde hatt' viele weise
Hilde, Hilde, Hilde,
Die Hände für Gesichte
Und Füße für Gesichte,
Hilde, für Hilde, für Hilde,
Hatt' ein ganzes Weisen Hilde.

Der herrschsüchtige Kuh.

Michael stieß seit seinen Tagen, meine Freunde, mein Herr.

Meine Kuh, meine Mutter, ja mein Kind, meine Kuh!
Und Michael stieß sie, meine Freunde, mein Herr, und Michael!
Und Michael stieß meine Kuh, meine Kuh, meine Kuh!

Morgen-Andacht.

Der Morgen Wind erhebt
Und bläst die Nacht hinweg,
Die Nacht, die Nacht, die Nacht,
Die Nacht bläst sie hinweg.
Und wenn die Nacht hinweg,
Dann ist der Tag da,
Der Tag, der Tag, der Tag,
Der Tag ist da.

Der goldne Sonnen-Wagen,
Der goldne Wagen,
Der goldne Sonnen-Wagen,
Der goldne Wagen,
Der goldne Sonnen-Wagen,
Der ist der goldne Wagen.

Der Wagen, der Wagen,
Der Wagen, der Wagen,
Der Wagen, der Wagen,
Der Wagen, der Wagen.

Und wenn der Wagen weiter
Und weiter fährt und weiter,
Dann ist es Mittag,
Dann ist es Mittag,
Dann ist es Mittag,
Dann ist es Mittag.

Auf der Gluthen Blüthen
Und Gluthen Blüthen,
Auf der Gluthen Blüthen
Und Gluthen Blüthen,
Auf der Gluthen Blüthen
Und Gluthen Blüthen,
Auf der Gluthen Blüthen
Und Gluthen Blüthen.

Und wenn der Wagen weiter
Die Gluthen Blüthen fährt,
Die Gluthen Blüthen fährt,
Dann ist es Abend,
Dann ist es Abend,
Dann ist es Abend,
Dann ist es Abend.

Und wenn der Wagen weiter
Die Gluthen Blüthen fährt,
Die Gluthen Blüthen fährt,
Dann ist es Nacht,
Dann ist es Nacht,
Dann ist es Nacht,
Dann ist es Nacht.

Und wenn der Wagen weiter
Die Gluthen Blüthen fährt,
Die Gluthen Blüthen fährt,
Dann ist es Morgen,
Dann ist es Morgen,
Dann ist es Morgen,
Dann ist es Morgen.

Lied.

Heute Tag ist nun gut Wetter,
Heute Tag ist nun gut Wetter,
Heute Tag ist nun gut Wetter,
Morgen ist es wieder Wetter,
Morgen ist es wieder Wetter,
Morgen ist es wieder Wetter.

Und auch Tage wechselt in Wetter,
Und auch Tage wechselt in Wetter,
Und auch Tage wechselt in Wetter,
Denn Gutes ist schon Wetter,
Denn Gutes ist schon Wetter,
Denn Gutes ist schon Wetter.

Schaut auf Gutes bei der Sonne,
Schaut auf Gutes bei der Sonne,
Ihr Gut und ihr Volk Gottes,
Schaut auf Gutes bei der Sonne,
Denn Gutes ist schon Wetter,
Denn Gutes ist schon Wetter,
Denn Gutes ist schon Wetter.

Schaut auf Gutes bei Gluthen,
Schaut auf Gutes bei Gluthen,
Ihr Gut und ihr Volk Gottes,
Schaut auf Gutes bei Gluthen,
Denn Gutes ist schon Wetter,
Denn Gutes ist schon Wetter,
Denn Gutes ist schon Wetter.

Schaut auf Gutes bei Sternen,
Schaut auf Gutes bei Sternen,
Ihr Gut und ihr Volk Gottes,
Schaut auf Gutes bei Sternen,
Denn Gutes ist schon Wetter,
Denn Gutes ist schon Wetter,
Denn Gutes ist schon Wetter.

Schaut auf Gutes bei Monden,
Schaut auf Gutes bei Monden,
Ihr Gut und ihr Volk Gottes,
Schaut auf Gutes bei Monden,
Denn Gutes ist schon Wetter,
Denn Gutes ist schon Wetter,
Denn Gutes ist schon Wetter.

Digitized by Google

Ob mich Grab und Hölle schrecket
Und die Todes-Nacht mir dräut,
Meine Fehler sind bedecket
Durch des reinen Lammes Kleid
Unter Nacht und Finsternissen
Kan ich Licht im Hertzen wissen.

Laß die Decke meiner Sünden,
Die mein Hertz umnebelt hat,
Mit der finstern Nacht verschwinden,
Segne meine Lagerstatt,
Daß ich mit verneuten Sinnen
Morgen kan dein Lob beginnen.

Johann Christoph Adelung

ward am 8. August 1734 zu Spantekow, einem Dorfe bei Anklam in Pommern, geboren, wo sein Vater Pfarrer war. — Er erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf der Stadtschule zu Anklam, besuchte darauf Klosterbergen bei Magdeburg und begab sich dann nach Halle, wo er Theologie studirte. Im Jahre 1759 ward er Professor am evangelischen Gymnasium in Erfurt, hatte aber Verfolgungen wegen seines Glaubens auszustehn, weßhalb er schon zwei Jahre darauf sein Amt niederlegte. Er ließ sich nun in Leipzig als Privatgelehrter nieder und ward im Jahre 1787 als kursächsischer Hofrath und Oberbibliothekar nach Dresden berufen, wo er am 10. September 1806 starb. — Seine Schriften sind:

Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart u. s. w. 5 Thle in gr. 4. Leipzig, 1774—1786. Neue Auflage unter dem Titel: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart u. s. w. Leipzig, 1793—1801. 4 Thle in gr. 4.

Deutsche Sprachlehre für Schulen. Berlin, 1781. in 8. Zweite Aufl. 1794. Dritte A. 1800. 5te Aufl. 1806.

Auszug aus der deutschen Sprachlehre für Schulen. Berlin, 1781. 8. 2te Aufl. 1794. 3te A. 1800.

Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache u. s. w. 2 Bde gr. 8. Leipzig, 1782.

Ueber die Geschichte der deutschen Sprache. Lpz. 1781. in 8.

Ueber den deutschen Styl. Berl. 1785—1786. 3 Thle in 8. Neue Aufl. 1801. 2 Th.

Vollständige Anweisung zur deutschen Orthographie. Leipz. 1788. 2 Thle in 8. 2te Aufl. Leipz. 1790.

Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde. Berlin, 1806 fgde. (Der erste Theil ist nur von A., die drei übrigen sind von Vater.)

Magazin für die deutsche Sprache. Lpzg. 1782—84. 2 Thl. in 8.

Pütterich von Reicherzhausen. Leipz. 1784 in 4.

Pragmatische Staatsgeschichte Europens von dem Ableben Kaiser Karl VI. an. Gotha, 1762 bis 1769. 9 Bde in 4.

Neue Denkwürdigkeiten der gegenwärtigen Geschichte Europens. Gotha, 1764—65. 2 Thle.

Geschichte der Schifffahrten und Versuche, welche zur Entdeckung des nordöstlichen Weges nach Japan und China unternommen worden. Halle, 1768. in 4.

Geschichte des Jesuitenordens. Berl. 1769—70. 2 Thle.

Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechtes. Leipzig, 1782. in 8.

Geschichte der menschlichen Narrheit. Leipz. 1785—89. 7 Thle in 8.

Geschichte der Philosophie. Leipz. 1786—87. 3 Bde in 8.

Aelteste Geschichte der Deutschen. Leipz. 1806. in 8.

Kurzer Begriff menschlicher Fertigkeiten und Kenntnisse u. s. w. Leipzig, 1778—81. 4 Thle in 8. N. Aufl. Lpzg. 1783.

Neues grammatisch-kritisches Wörterbuch der englischen Sprache u. s. w. Lpzg. 1783 fgde. 2 Bde in 8. u. s. w. u. s. w.

Schon zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hatte Gottsched (S. d.) großen Einfluß in Deutschland hinsichtlich seines Strebens auf Reinheit und Correctheit der deutschen Sprache gewonnen, jedoch bei seiner bekannten Geschmacklosigkeit und seinen beschränkten Einsichten viele Widersacher aufgeregt. Die Verliebe für den Anbau und die Ausbildung der Muttersprache blieb indessen vorherrschend; und da unter den deutschen Schriftstellern seit jener Zeit immer mehr sprachliche Vorbilder, vor Allen Lessing, hervortraten: so fehlte es nur noch an einem Manne, der, das Vorhandene benutzend, die Gesetze der Grammatik und Syntax entwickelte und aufstellte. Dieses Amt übernahm Adelung, mit rastlosem Fleiße, genügenden Kenntnissen und philosophischer Bildung ausgestattet, und erwarb sich durch seine linguistischen Leistungen große Verdienste, welche die Enkel, trotz dem, daß wir seit jener Zeit außerordentliche Fortschritte in der Cultur unserer Sprache gemacht haben, stets mit dem lebhaftesten Danke anerkennen müssen. Sein Beruf würde vollkommen gewesen seyn, hätte er mehr Geschmack und Tact gehabt; der Mangel an diesen beiden nothwendigen Eigenschaften verführte ihn jedoch zu Verirrungen, die sein wahres Verdienst schon in den Augen der Mitlebenden schmälern mußten. Man darf, um zu einer richtigen Würdigung seiner Leistungen zu gelangen, ja nicht vergessen, daß die Mehrzahl deutscher Gelehrten ihre Muttersprache über dem Griechischen und Lateinischen vernachlässigte und jedenfalls diesen den Rang vor jener einräumte. Trotz aller Mängel, welche A's Wörterbuch besitzt, bleibt es doch ein schönes Denkmal deutschen Fleißes und Eifers und verdient unbedingt den derartigen Leistungen anderer Nationen an die Seite gestellt zu werden. — A's deutsche Grammatik ward ebenfalls lange mit Erfolg als Lehrbuch in unseren Schulen gebraucht, bis sie bei den Fortschritten, welcher sich die Sprache erfreute, den höheren Ansprüchen nicht mehr genügen konnte. Eben so hat sein Buch über den deutschen Styl viel dazu beigetragen, klare und richtige Begriffe von den Erfordernissen einer guten Schreibart nicht allein unter den Gelehrten, sondern unter dem ganzen Volke zu verbreiten.

Als Historiker beurkundet er denselben rastlosen Fleiß, dieselbe eifrige Forschung, welche alle seine Schriften auszeichnet; aber es fehlt ihm hier an kritischem Scharfblick, freier Weltansicht und gefälliger Darstellungsgabe. Die Materialien trägt er überall emsig zusammen, aber sie zu einem tüchtigen und erfreulichen Ganzen zu verarbeiten, gelingt ihm nirgends.

Vgl. Schriften der Kurfürstlichen deutschen Gesellschaft zu Mannheim. Bd. 2. S. 293—305.

Adelung's Portrait findet sich vor dem 30sten Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, von Geyser nach einem Gemälde Graff's gestochen.

Große Verdienste um altdeutsche Geschichte und Literatur, so wie um Sprachkunde überhaupt, erwarb sich des Vorigen Neffe Friedrich von Adelung, kaiserlich russischer Staatsrath, Präsident der asiatischen Akademie zu St. Petersburg, Ritter mehrerer Orden (geb. zu Stettin am 25. Februar 1768), vorzüglich durch folgende Schriften:

Nachrichten von altdeutschen Gedichten u. s. w. Königsberg, 1796. 1798. 2 Thle in 8.

Katharinens Verdienste um die vergleichende Sprachenkunde. Petersburg, 1815. in 4.

Uebersicht aller bekannten Sprachen. St. Petersburg, 1820. in 4. u. s. w.

Aufsätze über ähnliche Gegenstände in Braga und Hermode, W. G. Beckers Erholungen u. s. w.

Aeltere Entdeckungen der Russen bis auf die Regierung Peters grossen *).

Die Russen haben die entlegenern Provinzen ihres heutigen ungeheuren Reichs erst sehr spät kennen lernen, und es ist sehr glaublich, daß sie von denen Küsten des Eismeeres, ja von Sibirien selbst vor dem sechzehenten Jahrhundert vielleicht kaum den Namen gewust, ohnerachtet die Handlung mit dem sibirischen Rauchwerke sehr alt, und bereits vor langen Zeiten in Flor gewesen ist. Anica, ein wohlhabender Mann zu Solwytschegodzka, ward, um die Mitte des sechzehenten Jahrhunderts, auf den ansehnlichen Handel, der damals von den Samojeden, Tungusen und andern entlegenen Völkern nach Moscau getrieben wurde, am ersten aufmerksam. Er ließ das Land der erstern auskundschaften, den Obv besuchen, und errichtete eine ansehnliche Handlung in die dasigen Gegenden, welche von seinen Söhnen, den sogenannten Anicowes, mit grossem Vortheil fortgesetzt wurde. Der grosse Reichthum, den die letztern bey diesem Handel erwarben, erweckte den Neid wider sie, daher sie es für das Beste hielten, ihr Geheimniß, um welches sie bisher nur noch allein gewußt hatten, dem Hofe zu entdecken, und sich dadurch Sicherheit und Unterstützung zu verschaffen. Sie gaben dem Boris Gudanow, dem Minister und Schwager des Czaars Fedor Iwanowitz von ihren gemachten Entdeckungen Nachricht, der es denn gar bald dahin brachte, daß sich ein Theil der Samojeden der russischen Herrschaft freywillig unterwarf, und die nordöstlichen Gegenden jenseit des Obv an die 200 Meilen weit auskundschaften ließ. Man ließ hierauf verschiedene Festungen in den neuentdeckten Gegenden anlegen, wodurch denn der nordöstliche Theil von Asien denen Russen immer bekannter wurde, so daß sich um das Ende des sechzehenten Jahrhunderts schon fast das ganze Sibirien in ihrer Gewalt befand **). Doch diese Entdeckungen sind von meinem Endzweck zu weit entfernet, daher ich mich bey denenselben nicht länger aufhalten, sondern mich sogleich zu den Seereisen dieses Volkes wenden will.

Das Eismeer war von den anwohnenden Völkerschaften schon seit langer Zeit befahren worden, allein der russische Hof hat von den auf diesen Reisen gemachten Entdeckungen erst sehr spät einige zuverlässige Nachricht erhalten. Als Hr. Prof. Müller sich 1736 in Jakutzk befand, entdeckte er in dem dasigen Archive die urkundlichen Nachrichten von verschiedenen nordostwärts von Jakutzk angestellten Seefahrten. Diese Reisen hatten bereits 1636 ihren Anfang genommen, und man lernete auf denenselben nach und nach die Flüsse Jana, Indigirka, Alasna und Kolyma kennen. Als man bis an den letztern gekommen war, suchte man auch diejenigen zu entdecken, welche man noch weiter ostwärts vermuthete, um entweder die an ihren Ufern wohnenden Völker zinsbar zu machen, oder auch um aus dem daselbst vorhandenen Pelzwerke vermittelst der Jagd einigen Nutzen zu ziehen. Im Jahr 1646 trat daher ein Haufe russischer Jäger in Siberien oder sogenannter Promyschleni, unter der Anführung eines Isai Ignatiew, die erste Reise von dem Kolyma ostwärts an. Sie fanden zwischen dem festen Lande und dem Eise, mit welchem das Meer bedeckt war, einen freyen Weg, auf welchem sie acht und vierzig Stunden fortschifften, bis sie eine Bucht zwischen den Felsen an der Küste antrafen, in welche sie einliefen. Hier fanden sie einige Tschuktschis, mit welchen sie handelten, aber so, daß sie die Waaren nur an das Ufer legten. Die Tschuktschi nahmen davon, was ihnen gefiel, und legten dagegen entweder rohe oder bearbeitete Wallroßzähne hin. Niemand hatte Muth genug, an Land zu gehen, aus Furcht, denen Tschuktschi in die Hände zu fallen, überdies hatten sie auch keinen Dollmetscher bey sich, der die Sprache der letztern verstanden hätte, daher man mit dieser ersten Entdeckung zufrieden war, und wieder an den Kolyma zurückkehrete ***).

Die in diesen Gegenden häufig vorhandene Wallroßzähne reitzten im folgenden 1647ten Jahre eine stärkere Anzahl Jäger oder Promyschleni zu einer zweyten Reise. Fedot Alexeew, der Bediente eines russischen Kaufmans, schlug sich zu ihnen, und ohnerachtet er gleichsam ihr Anführer war, so hielt er es dennoch für dienlich, den Befehlshaber zu Kolyma um einen Kosacken zu ersuchen, der das Interesse der Krone auf dieser Reise besorgen möchte. Ein gewisser Semeon Iwanow, Sin Deschnew erbot sich dazu, und der Befehlshaber gab ihm die nöthigen Verhaltungsbefehle. Sie seegelten hierauf auf vier Barken oder Kotsches im Junio 1647 von Kolyma ab. Sie hatten von einem Flusse Anadir, oder Anandir, wie man ihn damals noch aussprach, und von einem zahlreichen Volke, welches an demselben wohnen sollte, gehöret, sie bildeten sich daher ein, daß dieser Fluß, so wie die andern bekannten Flüsse in das Eismeer fallen würde. Eine der vornehmsten Absichten dieser Reise war also, die Mündung desselben zu entdecken. Allein die ganze Reise hatte nicht den gewünschten Erfolg, indem das Meer in diesem Sommer so voller Eis war, daß sie eine freye Durchfahrt haben könnten *).

Man ließ indessen den Muth nicht sinken, sondern die Anzahl der Neugierigen sowol unter den Kosacken, als auch unter den Promyschleni nahm dergestalt zu, daß man bald hernach sieben Kotsches ausrüsten konte, deren jede ohngefähr 30 Mann an Boord hatte. Deschnew sollte die Ehre und Vortheile der zu machenden Entdeckungen mit einem andern Anführer der Kosacken, Namens Gerasim Ankudinow theilen, allein es ereigneten sich deswegen allerley Streitigkeiten unter ihnen, noch ehe die Reise angetreten wurde. Indessen ging solche den 20. Junii 1648 von Kolyma aus, wirklich vor sich, allein zum Unglück sind die Nachrichten von dieser Reise sehr mager. Die zu Jakutzk befindlichen Originalschriften melden von dem Schicksale, welches vier dieser Fahrzeuge gehabt, nichts. Deschnew, berühret in seinem Berichte, die auf der See ihm zugestoßenen Begebenheiten nur im Vorbeygehen, ja man weiß nichts von dem, was seiner Gesellschaft bis an dem grossen Cap Tschuktschi begegnet ist. Seine Nachricht sagt nichts vom Eise, vermuthlich weil sie damals keines vor sich gefunden, und Deschnew bemerket an einem andern Orte, daß dieses Meer nicht in allen Jahren gleich seegelbar ist. Sein Bericht fänget sich erst bey diesem Vorgebirge an. „Diese Landspitze, sagt er, ist von derjenigen ganz verschie„den, welche sich bey dem Flusse Tschukotschia (in Westen „des Kolyma) befindet **). Sie lieget zwischen Norden und „Nordosten, und erstrecket sich in einen halben Zirkel nach dem „Anadir. Auf der russischen oder westlichen Seite der Land„spitze siehet man einen Bach, an dessen Mündung die Tschuk„tschi von lauter Wallfischknochen eine Art eines Thurms errich„tet haben. Gegen der Landspitze über (aber auf welcher Seite?) „befinden sich zwo Inseln, auf denen man Leute von der Nation „der Tschuktschi gesehen, die an den Wallroßzähnen kenntlich „sind, welche sie sich durch die Lippen stecken. Mit einem recht „guten Winde kan man von dieser Landspitze zur See in dreymal „24 Stunden bis an den Anadir kommen ***). Zu Lande aber „kan der Weg auch nicht länger seyn, weil der Anadir in einen „Meerbusen fällt." Indessen litte die Kotsche des Ankudinow Schiffbruch, doch wurde das Volk auf derselben gerettet, und auf die beiden übrigen vertheilet. Deschnew und Fedot Alexeew gingen den 20. September an Land, und hatten ein Gefecht mit denen Tschuktschis, worin der letztere verwundet wurde. Bald darauf verlohren sich beide Fahrzeuge aus dem Gesichte, und sind nie wieder zusammen gekommen. Deschnew hatte bis in den October mit Sturm und Wetter zu kämpfen. Endlich litte er ziemlich weit in Süden von dem Anadir, und wie es scheinet in der Gegend des Flusses Olutora Schiffbruch.

---

*) Aus: Johann Christoph Adelung, Geschichte der Schifffahrten und Versuche, welche zur Entdeckung des Nordöstlichen Weges nach Japan und China von verschiedenen Nationen unternommen worden. Halle, 1768.

**) Recueil de Voyages qui ont servi à l'établissement et aux Progrès de la Compagnie des Indes orientales Th. 1. S. 215 f. Gapels Vorstellungen des Norden, S. 13—40. Histoire généalogique des *Tartares*, S. 485 f.

***) Müller's Sammlung, Th. 3. S. 6.

*) Müller a. a. O.

**) Dieses Cap stehet auf der russischen Charte sehr klein, und fast ganz unmerklich aus, und wenn das Tschukotzkoi Noß, von welchem hier die Rede ist, sich wirklich so weit in Nordosten erstrecket, als es auf dieser Charte abgebildet ist; so muß es von jenem freylich gar sehr verschieden seyn. Ich weiß daher nicht, wie dem Verfasser der Mémoires et Observations géographiques et critiques S. 238. die Vergleichung beider Cays so verdächtig scheinen können, daß er auch daraus schließen will, entweder jenes müsse sich weiter in das Meer erstrecken, als auf der Charte gezeiget wird, oder dieses müste bey weitem nicht so fürchterlich und weit hervorragend seyn, als man behaupten will.

***) Dieses und was kurz zuvor von dem Cap Tschuktschi gesaget worden, daß es sich nemlich in einem halben Zirkel bis nach dem Anadir erstrecke, lässet sich freilich nicht wohl mit der russischen Charte reimen, auf welcher die Küste von diesem Vorgebirge bis an den Anadir eine ganz andere Gestalt hat, es auch nicht abzusehen ist, wie ein Fahrzeug diese Reise mit einem Winde, wenn anders dies der Verstand der oben angeführten Worte ist, zurücklegen könne. Indessen wollte ich aus diesem scheinbaren Widerspruche mit dem Verfasser der vorhin angeführten Mémoires S. 230. dennoch noch nicht schliessen, daß das Cap Tschuktschi entweder gar nicht vorhanden sey, oder sich bey weitem nicht so weit in Norden und Osten erstrecke, als vorgegeben wird.

Was mit dem Fedot Alexeew und den Seinigen vorgegangen, werden wir im Folgenden hören *).

Deschnew machte sich mit seinen noch übrigen 25 Mann auf, den Anadir zu suchen. Nachdem sie aus Mangel eines Wegweisers zehen Wochen lang herumgeschweifet waren, kamen sie an diesen Fluß, und zwar nicht weit von dessen Mündung, und in einer Gegend, in welcher sie weder Holz noch Einwohner fanden. Dieser Umstand brachte sie in Verzweiflung. Die Jagd war schlecht, weil es in Ermangelung des Gehölzes auch kein Wildpret gab, und zum Fischfange fehleten ihnen die nöthigen Werkzeuge. Sie schickten zwölf Mann von ihrem Haufen ab, welche das Innere des Landes längst dem Anadir untersuchen sollten: allein diese mußten nach einer Reise von 20 Tagen, nachdem sie keine lebendige Seele angetroffen, auch wieder umkehren. Doch kamen nur einige von ihnen wieder zu dem Haufen, indem die andern vor Hunger und Mattigkeit unter Weges sturben. Den folgenden Sommer 1649 gingen Deschnew und seine Leute wieder in ihr Fahrzeug, und fuhren den Anadir hinaufwärts, bis sie Leute antrafen, welche Anaulis hiessen, und das erste Volk am Anadir waren, welches zinsbar gemacht wurde. Weil es nicht zahlreich und dennoch unruhig war, ist es in kurzer Zeit ausgerottet worden. Deschnew legte damals den Grund zum Anadirskoi Ostrog, und schlug seine Wohnung daselbst auf, ob er gleich nicht wuste, wie er einmal wieder nach Kolyma kommen, oder wenigstens einige Nachricht von sich dahin bringen sollte **). Jedoch, als er sich solches am wenigsten vermuthen war, zeigete ihm ein anderer Haufe den Weg, welcher im April 1650 zu Lande zu ihm kam.

Seit des Deschnews Abreise hatte man sich in Kolyma alle Mühe gegeben, neue Unternehmungen sowol zu Wasser als zu Lande zu veranstalten, um doch wenigstens auf eine Art zu dem vorgesetzten Ziele zu gelangen. Unter diesen ist besonders eine, welche angeführet zu werden verdienet. Michel Staduchin, ein Kosacke von Jakutzk hatte im Jahr 1644 mit einigen Gehülfen den letzten Ostrog an dem Kolyma hinabwärts angelegt. Im folgenden Jahre kam er wieder nach Jakutzk, und hinterbrachte seinen Vorgesetzten eine Nachricht, welche eine weitere Untersuchung zu verdienen schien. Eine Frau aus Kolyma hatte ihm erzählet, daß es eine grosse Insel in dem Eismeere gebe, welche sich von dem Flusse Jana an, bis gegen den Kolyma über erstrecke, und von dem festen Lande gesehen werden könte. Die Tschuktschi an dem Flusse Tschukotschia, der in Westen des Kolyma in das Eismeer fällt, fuhren eben dieser Nachricht zu Folge, zur Winterszeit mit Rennthieren in einem Tage über das Eis nach dieser Insel, tödteten daselbst Wallrosse, und nahmen ihre Zähne und den Kopf, welchen sie anbeteten. Staduchin hatte zwar diese Zähne nicht selbst bey ihnen gesehen, allein er hatte doch von den Promyschleni gehöret, daß es deren bey ihnen gebe, und daß gewisse Ringe an ihren Schlitten aus solchen Zähnen verfertigt wären. Eben diese Promyschleni hatten ihm das Daseyn dieser Insel bestätiget und geglaubet, daß sie mit Nowaia-Semlia, welches von denen von Mese besucht würde, zusammen hinge. Ueberdies hatte er von einem grossen Flusse Pogitscha, oder wie ihn andere nannten Kowytscha gehöret, der sich, drey oder vier Tagereisen zur See mit gutem Winde, jenseits des Kolyma in das das Eismeer ergiessen sollte. Endlich stellete er vor, wie vielen Nutzen der Staat aus diesen Gegenden ziehen könte, wenn man eine grössere Anzahl Kosacken dahin schicken wollte u. s. f. ***)

Man hörete diesen Bericht des Staduchin an, und schickte ihn selbst im Junio 1647 zum zweiten Male nach Kolyma, mit dem Befehle, sich von da nach dem Pogitscha zu begeben, daselbst eine Simowie oder Winterwohnung anzulegen, die Einwohner des Landes zinsbar zu machen, und von der vorgegebenen Insel in dem Eismeere so viele Nachricht, als er nur könte, einzuziehen. Staduchin brachte den Winter an dem Jana zu, begab sich gegen den Frühling 1648 in sieben Wochen auf kleinen Schlitten an den Indigirka, und bauete daselbst ein Fahrzeug, welches ihn an den Kolyma brachte. Im folgenden Sommer 1649 ging Staduchin abermals zu Schiffe, den Pogitscha zu suchen. Ein anderes Fahrzeug, welches er bey sich hatte, gerieth auf den Strand. Er indessen segelte siebenmal 24 Stunden fort, fand aber keinen Fluß. Endlich hielt er stille, und setzte einige von seinen Leuten an Land, welche sich bey den Einwohnern nach diesem Flusse erkundigen sollten, allein, diese wusten nichts davon. Die Felsen, welche sich längst der Küste befanden, hinderten den Fischfang, die Lebensmittel nahmen ab, und Staduchin muste wieder nach dem Kolyma zurückkehren. Was die vorhin gedachte Insel in dem Eismeere betrift, so findet man nicht, ob sie auf diesem Zuge zugleich mit gesuchet, oder gefunden worden. Der ganze Nutzen desselben bestand in einigen Wallroßzähnen, welche Staduchin nach Jakutzk schickte, und zugleich den Vorschlag that, diese Thiere durch erfahrne Leute ausdrücklich fangen zu lassen *).

Man erfuhr damals, daß der Fluß Pogitscha kein anderer als der Anandir sey, und man hielt es nicht für rathsam, dessen Mündung auf dem Wege zu suchen, den Staduchin erwählet hatte. Man erfuhr von den Götzendienern der dasigen Gegend, daß es einen nähern Weg zu Lande dahin gebe. Dies gab zu einer Streiferey der Kosacken von Kolyma aus Anlaß, welche im Jahr 1650 den Fluß Anui hinaufzogen, einige Gefangene von den Chodynzis machten, und unter deren Anführung den Weg zu Lande nach dem Anadir entdeckten, wovon man bisher nur sehr undeutliche Begriffe gehabt hatte. Es that sich sogleich ein Haufe Freywilliger, sowol von Kosacken, als auch von Promyschlenis zusammen, welche den Befehlshaber zu Kolymskoi Ostrog um Erlaubniß ersuchten, sich des Anadirs bemächtigen, und denselben zinsbar machen zu dürfen. Man bewilligte solches, und Simoen Motora, der Anführer des Haufens, machte den 23. März einen vornehmen Chodynzi zu einem Gefangenen, und nahm ihn mit. Dieser Motora war es, welcher im April an dem Anadir auf den Deschnew stieß, wie bereits vorhin bemerket worden. Ihm folgete Michailo Staduchin, welcher sieben Wochen unterweges war, und als er an den Anadir kam, des Deschnews Simowie vorbey ging, und seine Sachen für sich machte. Dies veranlassete bald Eifersucht unter ihnen, so daß sie in beständigem Streite mit ihm lebeten. Deschnew und Motora entschlossen sich, dem Staduchin aus dem Wege zu gehen, und sich an den Fluß Penschina zu machen, allein, weil sie keinen Wegweiser hatten, so mußten sie wieder umkehren. Staduchin begab sich dagegen an den Penschina, und von dieser Zeit an hat man nichts weiter von ihm gehört **).

Deschnew und Motora hatten Fahrzeuge auf dem Anadir erbauet, um vermittelst derselben zur See noch andere Flüsse zu entdecken, allein der letztere wurde gegen das Ende des Jahres 1652 in einem Gefechte mit denen Anaules getödtet. Nichts desto weniger fuhr Deschnew den folgenden Sommer 1652 mit diesen Fahrzeugen bis an die Mündung des Anadir, und bemerkte daselbst eine Bank, welche sich von der nördlichen Seite bis weit in das Meer hinein erstreckte. Diese Arten von Bänken werden in Sibirien Korgi genannt. Die jetztgedachte war ein Sammelplatz einer grossen Menge Wallrosse. Deschnew bekam einige von ihren Zähnen, und glaubte für seine Mühe reichlich bezahlet zu seyn. Im folgenden Jahre 1653 ließ er Holz fällen, eine Kotsche zu bauen, auf welcher er den bis dahin eingenommenen Tribut zur See nach Jakutzk schicken wollen. Allein, weil er nicht alles, was dazu nöthig war, hatte, so muste er von diesem Vorhaben abstehen, zumal da er erfuhr, daß das Meer um das Tschukotzkoi Nosz nicht alle Jahre frey von Eise sey ***).

Im Jahre 1654 that Deschnew eine neue Reise nach der Korga oder Sandbank vor der Mündung des Anadir, um Wallroßzähne zu holen. Es fand sich ein Kosacke daselbst ein, Namens Juschko Seliwerstow, welcher erst neulich von Jakutzk gekommen war. Er hatte den Staduchin auf seiner Seereise begleitet, und war von ihm nach Jakutzk mit dem Auftrage geschickt worden, daß man ihn Wallroßzähne auf Rechnung des Staats aufsuchen lassen sollte, worauf man ihn denn mit den nöthigen Vollmachten wieder abgefertiget hatte. Es war ihm zugleich befohlen worden, die Einwohner an dem Anadir und dem Tschendon, einem andern Flusse, der in den penschinskischen Meerbusen fällt, zinsbar zu machen, denn man wuste damals zu Jakutzk noch nicht, daß sich Deschnew in diesen Gegenden niedergelassen hatte. Dies gab zu Streitigkeiten Anlaß, Seliwerstow maßte sich die Entdeckung der Sandbank an, und behauptete, sie sey der Ort, wohin er 1649 mit dem Staduchin zu Wasser gekommen wäre. Allein Deschnew bewies ihm, daß er nicht einmal bis an das grosse Tschukotzkoi-Nosz gekommen sey, welches lauter Felsen um sich her habe, und ihm nur allzu wol bekannt sey, indem des Ankudinow Kotsche daselbst zu Grunde gegangen. Er setzte hinzu: „Es sey dies nicht das erste Cap, dem man den Namen Swä„toi-Nosz gegeben, das eigentliche und wahre Merkmal dieses „Vorgebirges wären die zwo Inseln, welche dem Tschukotz„koi-Nosz gegenüber lägen, und von denen obengedachten mit „Zähnen geschmückten Menschen bewohnet würden. Weder „Staduchin noch Seliwerstow hätten diese Leute gesehen, „er aber habe sie entdecket, und die Sandbank in der Mündung „des Anadir sey noch sehr weit von ihnen entfernet." Deschnew segelte indessen längst der Küste hin, und fand einige Wohnungen der Koräken, und in einer derselben eine jakutische

*) Müller a. a. O. S. 8 f.
**) Müller a. a. O.
***) Müller a. a. O. S. 12.

*) Müller a. a. O.
**) Müller a. a. O. S. 15.
***) Müller a. a. O.

Frau, welche dem Fedot Ankudinow zugehöret hatte. Von ihr erfuhr er, Fedot und Gerasim Ankudinow wären an dem Scharbock gestorben, einige von ihrem Haufen wären getödtet worden, sehr wenige aber hätten sich in Kähnen gerettet, ohne daß man wisse, wo sie hingekommen wären *). Doch viele Jahre hernach hat man einige Spuren gefunden, woraus sich schliessen lässet, daß sie wirklich nach Kamtschatka gekommen seyn müssen.

Denn als die Russen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Kamtschatka völlig zu erobern suchten, so waren sie denen Einwohnern dieser Halbinsel bereits bekannt, und erfuhren von ihnen, daß lange vorher ein gewisser Fedotow, der vermuthlich Fedot Alexeews Sohn war, mit einigen seiner Gefährten unter ihnen gewohnet, und sich mit ihren Töchtern verheurathet hätten. Sie sollen an der Mündung des kleinen Flusses Nikul gewohnet haben, der sich in den Kamtschatkafluß ergiesset, und daher in der russischen Sprache den Namen Fedoticha bekommen hat *). Die Einwohner versicherten, daß sie diese Russen lange Zeit als Götter verehret, und geglaubet hätten, daß sie nicht verwundet werden könnten. Allein einige Zeit hernach wären sie uneinig geworden, hätten sich geschlagen und zerstreuet, da denn einige bis an den penschinskischen Meerbusen gegangen wären. Als die Kamtschadalen und Koräken bey dieser Gelegenheit ihr Blut fliessen gesehen, hätten sie selbige nicht mehr für unsterblich gehalten, sondern sie getödtet. Die Russen fanden an dem Ufer des Fedotichaflusses noch die Ueberbleibsel von zwoen Winterwohnungen, welche von dem Fedotow und seiner Gesellschaft bewohnt seyn sollten **) ***).

Adolfi S. Neokorus.

D. Johann Valentin Adrian

ward am 17ten September 1794 zu Klingenberg bei Aschaffenburg geboren, erhielt nach vollendeten Studien eine Lehrerstelle an einer Erziehungsanstalt zu Rödelheim im Großherzogthum Hessen, machte darauf größere Reisen durch Italien, die Schweiz, Frankreich und England und lebt jetzt zu Gießen als Professor der neueren Sprachen und Literatur an der dortigen Universität, seit dem Jahre 1823.

Folgende Schriften tragen seinen Namen als Verfasser, Uebersetzer oder Herausgeber.

Der Maientanz oder die Gründung von Würzburg. Bamberg, 1817. in 8.
Bandello's Novellen. Frankf. 1818—19. 2 Th. N. A. 1826.
Nachtstimmen. Frankfurt, 1818.
Byron's Erzählungen. Frkft. 1819.
Byron's Braut von Abydos. Frkft. 1819.
Byron's Lava. Frkft. 1819.
Erzählungen. Frkft. 1821.
Scott, Halidon's Höhe. Frkft. 1822.
Die Priesterinnen der Griechen. Frkft. 1823.
Rheinisches Taschenbuch. Frkft. 1823—34.
Bilder aus England. Frkft. 1828. 2 Thle.
Byron's sämmtliche Werke, übersetzt von Mehreren, herausgegeben von A. Frkft. 1830 fgde. 12 Thle.
Skizzen aus England (Fortsetzung der Bilder a. E.). Frkft. 1830 fgde.
Neuestes Gemälde von London und seinen Umgebungen. Handbuch für Reisende u. s. w. Frkft. 1829 u. s. w. —

A. ist ein geschmackvoller, geistreicher und mit gründlicher Bildung ausgerüsteter Schriftsteller. Sein vorzüglichstes Werk sind seine Bilder und Skizzen aus England, in welchen er mit großem Talente die Eigenthümlichkeiten der englischen Nation in ihren mannichfaltigen Erscheinungen ansprechend und gewandt darzustellen wußte. Unter seinen Uebersetzungen sind Bandello's Novellen, in welchen er höchst glücklich den Ton des Originals traf, so wie Byron's Braut von Abydos besonders gelungen. — Seinen Beruf als Gelehrter hat er durch die Schrift über die Priesterinnen der Griechen und eine provenzalische Grammatik beurkundet. Wir theilen folgende Proben seiner Darstellungsweise, so wie seiner Leistungen als Uebersetzer hier mit.

Der St. Valentin's Tag **).

O Heil dir heute, guter Bischof Valentin!
Deine Diöcese sind die Lüfte blau,
Und die Fluren grün;
Die Vöglein all in Wald und Au
Deine Pfarrkinder sind.
Nie sah ich den Tag so lieblich erblüh'n,
Dich selbst muß er vergüngen, alter Valentin.

Donne.

Obige, dem warmfühlenden und witzigen Donne nachgebildeten Verse finden sich in einem Gedicht auf die Heirath eines fürstlichen Paares, die am St. Valentin's-Tage statt fand. Die fürstlichen Personen sind jetzt vergessen, der Dichter leider fast auch; aber der alte Valentin, dieser Machthaber über Vögel und Liebe, hat sich in England die Unsterblichkeit errungen durch den süßen Dienst, den er jährlich an seinem Namenstage übernimmt; er kommt mit dem rollenden Jahre wieder, wie ein kanonisirter Anakreon, hochersehnt, hochgefeiert. Kein Heiliger steht in London in so hohem Ansehen, wie St. Valentin; keiner ward je von Dichtern (guten und schlechten) so vergöttert, als dieser Bischof der Liebe †). Drum sprechen ihm aber auch die Finsterlinge und Grämler sein Bischofamt und die Kanonisation ab und behaupten, er sey ein arger Ketzer gewesen, der, weil man ihn nicht zum Bischof gemacht, am 14. Februar jedes Jahres die männlichen Proselyten seiner neuen Lehre um sich versammelt habe, damit jeder sich ein Mädchen wähle, das er in der Religion und eben auch in „weltlichen Dingen" unterrichtete, und der Gefeierte habe den Tod eben so gut verdient, wie der Mönch Dolcino und seine Geliebte Margarita, die wegen ähnlicher Ketzereien am Anfang des zwölften Jahrhunderts in Italien verbrannt wurden ††).

Wie kam dieser Tag zu solcher Berühmtheit? Woher die seltsam liebliche Weise, in welcher er gefeiert wird? Der um Shakspeare so sehr verdiente Drake hat die verschiedenen Meinungen darüber gesammelt †††), und wir wollen, was er ausgeführt, hier wenigstens andeuten.

Dichter und die Sage des Landes leiten seit langer Zeit den Gebrauch, sich an diesem Tage Valentinen zu erwählen, davon ab, daß angenommen ward, die Vögel erwählten sich an demselben ihre Weibchen. Darauf spielt Shakspeare an, wenn er Theseus im Sommernachtstraume sagen läßt: „Guten Morgen, Freunde! St. Valentin ist vorbei: fangen diese Wald-

*) Müller a. a. O. S. 17 f.

**) Aus Dr. Adrian's Rheinisches Taschenbuch, Jahrgang 1826.

*) Der Fluß Fedoticha, der bey dem Kraschenninikow Theodotschine genannt wird, denn Fedot und Theodot sind im Rußischen einerley, fällt unterhalb dem obern Kamtschatka Ostrog auf der Südseite in den Kamtschatkafluß.

**) Ebendas. S. 18. Kraschenninikow Beschreibung des Landes Kamtschatka S. 288 f.

***) Kraschenninikow erzählet diese Ueberlieferungen der Kamtschadalen S. 288 auch; aber mit einigen andern Umständen. Fedotow wurde nach dieser Erzählung durch einen Sturm bis in den Kamtschatkafluß getrieben, wo er überwinterte, den nächsten Sommer die Halbinsel umfuhr, unten um die Kurilskaja Lopatka herum in den penschinskischen Meerbusen kam, und in den Fluß Tigil einlief, wo er nachmals mit allen seinen Gefährten von den Koräken ermordet werden. Ich sehe nicht, wie hier zwo Personen verwechselt worden, wie doch Hr. Prof. Köhler, der des Kraschenninikows Werk nach dem englischen Auszuge des Jacob Grieve übersetzet, in einer Anmerkung behauptet, noch weniger aber, wie solche dem engländischen Uebersetzer zur Last gelegt werden können, auf welchen der Hr. Professor oft zur Ungebühr unwillig ist. Kraschenninikow konte den Grund dieser Ueberlieferung freilich nicht so gut wissen als Hr. Müller, weil ihm das jakutskische Archiv nicht so zu Dienst gestanden, als diesem. Hr. Köhler begehet in dieser Anmerkung vielmehr selbst einen kleinen Fehler, wenn er den Deschnew 1654 an der nördlichen Küste bey den Koräken landen läßet, da es doch die östliche, in Süden des Anadir war.

†) Drayton und Chaucer verdienen genannt zu werden.

††) Brady, Clavis calendaria, T. 1. pag. 228.

†††) Shakespeare and his Times, Vol. 1. p. 324 u. ff.

vögel erst jetzt an, sich zu paaren!“ *) Neben dieser Sage werden jedoch noch andere Quellen der Feier dieses Tages genannt. Die Legende des h. Valentin, der unter dem Kaiser Claudius enthauptet wurde, erklärt in der Sache nichts: es haben aber einige angenommen, die Feier des Tages, der bekanntlich in die Karneval's Zeit fällt, hänge mit den in solcher Zeit üblich gewesenen Gebräuchen zusammen. Es war gewöhnlich, daß dann große Schaaren von Rittern die verschiedenen Höfe Europa's besuchten, und die Frauen durch Spiele und Waffenkämpfe unterhielten: jede Dame wählte sich an diesen glänzenden Festen einen Ritter, der ihr ein ganzes Jahr dienen und jegliches vollbringen mußte, was ihr beliebte, ihm aufzuerlegen; dabei durfte nicht fehlen, daß er seine Herrin auch durch Lieder zu verherrlichen verbunden war.

Menage sagt in seinem Wörterbuch, die Tochter Heinrichs IV. von Frankreich habe sich bei Turin einen Pallast gebaut, und denselben nach dem h. Valentin benannt: bei dem ersten Feste, welches sie dort gegeben, mußten die Damen ihre Liebhaber für ein Jahr durch das Loos wählen, sich aber behielt sie das Vorrecht, selbst wählen zu dürfen, vor; die Erwählten hießen Valentinen.

Alban Butlar **) und Douce ***) gehen gründlicher zu Werk. Nach ihnen sind hier Ueberbleibsel aus dem Heidenthume zu suchen. Bei den Lupercalien wurden, unter anderen Spielen, die Namen junger Mädchen in eine Vase geworfen, und die Männer zogen sich ihr glückliches Loos: dieser Scherz wurde später beibehalten, und da er an dem St. Valentin's Tag statt fand, nannte man die so Vereinten Valentinen.

Die Art, sich Valentinen für das Jahr zu gewinnen, war zu Shakspeare's Zeiten fast dieselbe, wie heut zu Tag. Man zieht entweder am Vorabend des St. Valentin's Tag Loose, oder man sieht in der ersten Person, welcher man am folgenden Morgen begegnet, den bestimmten Gegenstand. Eine bestimmte Anzahl von Jünglingen legt die Namen von eben so vielen Mädchen in eine Vase; dann zieht jeder sein Loos und erhält so seine Valentine für das Jahr, oft für das ganze Leben. Beim Begegnen fand und findet gewöhnlich eine Art List statt; wer bereits gewählt hat, sucht den geliebten Gegenstand am Morgen zuerst zu sehen. Darauf sind die Worte der Orphelia zu beziehen, die in ihrem Wahnsinn singt:

Guten Morgen! es ist St. Valentin's Tag.
Noch früh wohl an der Zeit,
Und ich, 'ne Maid, (bin) an eurem Fenster
Eure Valentine zu seyn.

Die Gewohnheit, Verse an die erwählte Person zu richten und ihr Geschenke zu schicken, begann in den Zeiten Jakobs I. und dauert bis heute fort. Nach einer alten Ballade muß der Jüngling mit übergeschlagenen Füßen zu dem h. Valentin beten, daß er ihm ein glückliches Loos erwirke.

In London ist der Tag ein wahrer Fest- und Feiertag. Wie der Morgen graut, sieht man frohglühende Gesichter in Eile durch die Straßen fliegen; in dem einen liest man das Entzücken der gelungenen List, in dem andern die frohe Erwartung, daß sie gelingen werde. Auf jeder Straße, in jedem Gäßchen, an jeder Ecke siehst du die lieblichen, kleinen Sendschreiben, gleichfalls Valentinen genannt, vorüber tragen und sich durchkreuzen. Der müde Zwei-Pfennigs-Postmann sinkt unter der Last zärtlicher Umarmungen, mit denen er, glücklicherweise nur brieflich, beehrt und beschwert wird. Um die Post ist ein Getümmel, ein Laufen, Rufen, Jubeln, als würde der ewige Frieden oder ein „guter Krieg“ dort proclamirt. Es ist fast unglaublich, wie weit diese ephemere Artigkeit in dieser liebenden Stadt, zur großen Bereicherung der Thürsteher und zum Verderben der Schellenzüge und Thürklopfer †) getrieben wird. Auf dem Postbüreau müssen an diesem Tage stets eine bedeutende Anzahl von Aushelfern zur Hand seyn, da die, sonst nicht kleine, Anzahl von Officianten für das Sortiren aller der Liebesbriefchen, welche an diesem Herzensfeste eingehen, nicht hinreichend ist. Auf diesen kleinen Dollmetschern zärtlicher Gefühle ist kein Emblem so gewöhnlich, als das Herz — dieser winzige, dreieckige Exponent alles unsers Hoffens und Bangens — das mit Pfeilen durchbohrte, blutende Herz; Allegorien und Zierrathen aller Arten umgeben, bedecken es.

Mit stillem Erröthen und halb freudiger, halb banger Erwartung sitzt Elisa, die sechszehnjährige Tochter meiner Hausfrau, am Fenster, abwechselnd auf die Straße und auf ihre Arbeit blickend. Die Fülle des blonden Haares spielt noch in natürlichen Locken um die Schläfen und den Marmorhals; in dem großen, blauen Auge glänzt der Himmel der Unschuld, unbewußter Sehnsucht, stiller Schwärmerei, tiefen Gefühls. Bei jedem Schlag an der Thüre blickt sie erschrocken auf, erröthend nieder und lächelt der Neckerei, die ihr der Zufall bereitet. Es klopft wieder, leicht, lustig, zutrauensvoll, wie jemand klopft, der gute Nachrichten bringt. Elisa hat sich vorgenommen, sich nicht mehr täuschen zu lassen: unverwandt sieht sie auf ihre Arbeit nieder, aber die Brust athmet bewegter, die Rosenkuppen der Finger beben, und die Arbeit fällt auf ihren Schoos, denn das Hausmädchen kommt und bringt zwei Valentinen; auf dem einen halten zwei Eroten ein flammendes Herz; auf dem andern steht ein Amor mit ausgestreckten Händen, in jeder ein halbes Herz haltend.

Welches Unheil Ihr schon in der Welt anstellt, Miß Elisa!

„Ich bin ganz unschuldig daran, Doctor!“ versetzte sie sehr ernsthaft, und erbrach die Zärtlichkeiten mit sorgfältiger Hand, um das emblematische Siegel nicht zu zerbrechen. Das erste Billet enthielt eine sehr zierliche Zeichnung, einen Amor darstellend, der die Blätter einer sich öffnenden Rosenknospe mit den Fingern der einen Hand entfaltete, und mit der andern eine Taube liebkoste, die den Rosenzweig gebracht zu haben schien. Die Mutter lächelte zu der Bemerkung, daß auch sie Theil an dieser Huldigung habe. Elisa schien sich nicht um die Deutung des Symbols zu bekümmern. Das zweite Billet aber war ihr sichtbar von größerm Werth: sie erkannte die Hand eines Bekannten, der ihr gewogen war und dem sie überall ein kindlich-zartes Vertrauen bewies. Er war aus Neu-York, einnehmend von Gestalt und Sitten, hatte sich in London niedergelassen und stand in freundschaftlichen Verhältnissen mit der Familie. Elisa ist jetzt seine Braut. Das Briefchen enthielt folgende Zeilen:

My lips I'll softly lay
Upon thy heav'nly cheek,
And in thine ear I'll say:
„O thou bright morning-star,
„'Tis I that come so far
„My Valentine to seek.“ *)

Elisa war in Fieberglut, während die Mutter diese Zeilen vorlas: es war, als werde sie sich eines Geheimnisses bewußt, dessen süße Ahnung bis jetzt schlummernd, im Traume halb sprechend, in ihrer Seele lag. Sie entschlüpfte und ließ sich erst beim Mittagessen wieder sehen, wo die Gesundheit des neuen Paares in ächtem alten Hock getrunken ward. Der gute Bischof hatte hier ein seiner würdiges Wunder verrichtet und Elisa wird es ihm ewig Dank wissen.

Dergleichen Scenen mochte es nun unzählige in London geben und es müßte sehr erfreulich seyn, alle seine Bekanntinnen an diesem Tage in dem Moment belauschen zu können, wo ihre schönen Finger das Siegel ihrer Valentinen lösen und sich einer schön erdachten Allegorie, einer bedeutungsvollen Chiffer, eines jugendlichen Einfalls erfreuen, nicht ohne Verse, wie:

„Liebhaber all
Singen ein Madrigal“

und ähnliche Sprüchlein, in denen nicht zu viel Sinn ist, — die junge Liebe liebt dergleichen nicht — doch auch nicht ganz albern, was man hier „zwischen Wind und Wasser“ nennt.

Noch einer Valentin'sgabe will ich gedenken, die das Liebliche dieser Sitte und den Zartsinn der Engländer gegen das weibliche Geschlecht in ein gleich schönes Licht stellt. Eduard M. wohnte einem jungen Mädchen gegenüber, die er von seinem Fenster aus, ungesehen, oft sah und beobachtete. Sie war ganz Heiterkeit und Unschuld, und gerade in einem Alter, in welchem man sich eines Valentin's erfreut, und gerade von einer Gemüthsart, in welcher man den Schmerz, desselben zu entbehren, mit der besten Laune von der Welt erträgt. Eduard ist ein Künstler von ungewöhnlichem Talent; wenn die Phantasie allein den Zeichner machte, wäre er vielleicht der erste in seinem kunstwerkreichen, aber freilich kunsttalentarmen Vaterlande. Eduard sann, wie er dem jungen Mädchen manche glückliche Stunde vergelten sollte, die er ihr, ohne daß sie es wußte, zu danken hatte. Er setzte sich daher an die Arbeit, um dem Mädchen eine Freude zu bereiten; denn St. Valentin's Tag rückte heran. Die gute Stunde begünstigte ihn; nie hatte er mit mehr Leichtigkeit, mit mehr Anmuth, mit mehr Gemüth gezeichnet. Es bedarf der Bemerkung nicht, daß er das feinste Goldpapier mit Blumenrändern wählte: er zeichnete keine gewöhnlichen Herzen oder herzlose Allegorien, sondern die schönsten Liebesscenen aus den Werken seines Freundes und steten Begleiters, aus Shakspeare, den man nächst Homer als die unversiegbarste Quelle für Künstler ansehen kann. Da war Romeo

*) Act. 4. Sc. 1. und Reed's Shakspeare, Vol. 4. p. 453.

**) Lives of Saints. Febr. XIV.

***) Illustrations of Shakspeare, Vol. 2. p. 252 ff.

†) Gewöhnlich bedient man sich in London statt der Klingeln an der Thüre des Klopfers: die Zahl und Derbheit der Schläge, mit welchen man an eine Hausthüre klopft, verkünden sogleich den Rang des Kommenden. Der Bediente darf nur zweimal klopfen, der Gentleman klopft wenigstens fünfmal und mit Nachdruck.

*) Meine Lippen leg' ich sanft auf deine himmlische Wange und flüstre dir in das Ohr: „O du glänzender Morgenstern, ich bin es der aus solcher Ferne kommt, meine Valentine zu suchen.“

und Julie, wie sie sich das erstemal sahen; dort der Garten, wo Julie mit Romeo vom Fenster herab sprach; da Oberon und Titania, dort Hermia und Demetrius, da Viola und Orsino, dort Phebe und Silvius: Blumen, Mottos, sinnreiche Devisen überall — kurz, was der Gabe Anmuth und Bedeutung geben konnte, war erschöpft; Iris schien ihre Farbenzauber über die köstlichen Bildchen gehaucht zu haben. Das übergab er am St. Valentin's Abend dem, rücksichtslos alles verschlingenden Kasten der ordinären Post: aber die ungewöhnlichen Mittel sind nicht immer die besten; das gemeine that hier seine Pflicht und Eduard sah von seinem Observatorium aus, wo er so zu sagen mit tausend Augen stand, am nächsten Morgen den freundlichen Briefboten kommen und klopfen, und zu seinem Entzücken war die Gabe endlich überliefert. Er sah, ungesehn, das glückliche Mädchen die Valentin's-Sendung betrachten, aufbrechen, umher tanzen und in die Hände klatschen, wie eines der köstlichen Bildchen nach dem andern aus der entfalteten Hülle hervorkam. Ihr Entzücken ging nicht aus einer flüchtigen Neigung, nicht aus thörichten Erwartungen hervor, denn sie hatte keinen Liebhaber; oder, wenn sie einen hatte, so wußte sie, daß er nicht im Stande war, dergleichen glänzende Bilder, die sie so sehr erfreuten, hervorzubringen: die Gabe schien ihr eher eine Feenspende zu seyn, eine Gottesgabe, wie man wohl hie und da bei einfach frommen Menschen noch eine Gabe nennen hört, deren Geber man nicht kennt.

Scene aus Marino Faliero *).

(Des Dogen Zimmer.)

Der Doge als Gefangener und die Herzogin.

Doge.

Nun, da der Priester fort ist, wär's ganz nutzlos,
Die elenden Minuten durchzutrauern;
Nur ein Schmerz noch, der Schmerz, von Dir zu scheiden,
Und ich geb' die wen'gen, letzten Körner Sand hin,
Die von der zugestand'nen Stund' noch bleiben,
Und immer fallen — meine Zeit ist aus.

Angiolina.

Ach,
Und ich, ich war die unbewußte Ursach',
Und durch den düstern Bund, die Leichenheirath,
Die Du, nach meines Vaters Wunsch, versprochen
Bei seinem Tod, besiegeltest Du Deinen.

Doge.

Du irrst: stets war etwas in meinem Geiste,
Das ihm mit irgend einem Unglück drohte;
Zu wundern ist's, daß es erst jetzt gekommen —
Mir war's vorausgesagt.

Angiolina.

Vorausgesagt?

Doge.

Viel Jahre sind's — so viel', daß das Gedächtniß
Sie bezweifelt; doch leben sie in Annalen: —
Ich war noch jung und diente dem Senat
Und der Signorie als Podesta und Hauptmann
Der Stadt Treviso; da reizt eines Festtags
Der träge Bischof, der die Hostie trug,
Den raschen jugendlichen Unmuth mir
Durch lange Zögerung und schnöde Antwort
Auf meinen Vorwurf; ich erhob die Hand
Und schlug ihn, bis zu seiner heil'gen Bürde
Er taumelte; und wie er aufstand, hob er
Die Hand, noch zitternd, frommen Zorns gen Himmel;
Zeigt nach der Hostie dann, die ihm entfallen,
Und sprach, zu mir gewandt: „Die Stunde kömmt, wo
Er, den Du niederwarfst, Dich niederwirft:
Der Ruhm soll sich von Deinem Hause trennen,
Die Weisheit Deiner Seel' entrissen werden,
Und in der höchsten Reife Deines Geistes
Soll Dich des Herzens Wahnsinn wild erfassen;
Wenn in Andern jede Leidenschaft stirbt oder
Zu Tugenden sich mildert, quäle sie Dich;
Und Majestät, die andre Häupter schmückt, soll
Dich krönen, hauptlos Dich zu machen; Ehren
Verkünden nur Verderben, graues Haar
Nur Schande und den Tod Die Beide,
Doch nicht den Tod, wie er dem Greise ziemt."
So sagend, ging er weg. — Die Stund' ist da.

Angiolina.

Und konntest Du, nach solcher Warnung, nicht
Den schrecklichen Moment abwenden und
Dein Thun durch Büßung sühnen.

Doge.

Ich gesteh' es,
Die Worte drangen so zu meinem Herzen,
Daß ich sie mitten im Gewühl des Lebens
Noch hört', als töne eine Geisterstimme,
In wunderbarem Traume mich durchbebend.
Und ich bereute; doch war's meine Art nicht,
In dem Entschluß zu wanken; was seyn mußte,
Konnt' ich nicht ändern, wollte ich nicht fürchten.
Noch mehr — Du weißt wohl noch, was Allen denkt,
Daß an dem Tag, wo ich von Rom kam und
Als Doge hier landet', ein so ungewöhnlich
Dichter Nebel, gleich der Wolkensäule,
Die Israel aus Egypten führte, vor
Dem Bucentaur herzog, daß der Pilot sich
Verirrt' und zwischen den Sanct Markussäulen
Uns ausschiffte, wo man die Staatsverbrecher
Den Tod erleiden läßt, statt, wie man pflegt, an
Der Riva della Paglia anzulegen,
So daß bei diesem Zeichen ganz Venedig
Erbebte.

Angiolina.

Ach, es frommt nur wenig, jetzt
Sich solcher Dinge zu erinnern.

Doge.

Dennoch
Ist mir's ein Trost, zu denken, daß dies alles
Das Werk des Schicksals sey; denn lieber beug' ich
Vor Göttern mich, als Menschen, halte eher
Den Glauben an Bestimmung fest, als ich
Sterbliche, deren Mehrzahl mir so werthlos
Wie Staub erscheint, und so schwach als werthlos,
Für mehr erachten sollt' als Werkzeuge
Der höhern Macht; sie, an sich, waren alle
Ohnmächtig — nimmer konnten sie die Sieger
Von ihm seyn, der so oft für sie gesiegt.

Angiolina.

Zu einem Eifer besrer Art verwende
Die kurze Frist und nimm in Frieden, selbst
Mit diesen Schlechten, himmelan den Aufflug.

Doge.

Ich bin im Frieden, — in dem Frieden der
Gewißheit, daß einst ihrer Enkel Enkel,
Die stolze Stadt und diese blauen Wasser,
Und alles, was sie herrlich macht und glänzend,
Eine Zerstörung und ein Fluch seyn werden,
Ein Hohn und ein Gespött der Nationen,
Ein Karthago, Tyrus und des Meeres Babel.

Angiolina.

Sprich jetzt nicht so; der Strom der Leidenschaft rauscht
Bis zu dem End' in Dir; Du täuschest Dich,
Und kannst ihnen nicht schaden. Werde ruh'ger.

Doge.

Ich steh' am Rand der Ewigkeit, und sehe
In jene ew'gen Räume, und ich schaue —
Ja, so bestimmt, wie ich Dein liebes Antlitz
Zum letzten Mal nun schaue — jene Tage,
Die ich den flutumkränzten Wällen drohte,
Und denen, die drinn wohnen.

Wache (tritt hervor).

Edler Doge,
Die Zehn erwarten Eure Hoheit.

---

*) Aus Dr. Adrian's Uebersetzung von Lord Byron's sämmtlichen Werken. 8. Th. Frankfurt a. M. 1830.

Doge.

Leb' wohl
Denn, Angiolina! — noch eine Umarmung!
Vergieb dem alten Mann, der Dir ein theurer,
Doch unglückſel'ger Gatte war — denk mein
Mit Lieb' — ich würde lebend mir ſo viel
Nicht wünſchen; doch Du denkſt von mir nun milder,
Wenn Du mein bös Gefühl in Ruhe weißt.
Und dann, von allen Früchten langer Jahre,
Von Ruhm, und Macht und Reichthum, Ehr' und Namen,
Die öfter ein'ge Blumen auf dem Grab doch
Erblühen laſſen, blieb mir nichts, ſelbſt nicht
Ein wenig Liebe, Freundſchaft, oder Achtung,
Nicht ſo viel, eine Grabſchrift eitlen Vettern
Noch zu entringen; all mein früh'res Leben
Hab' ich in einer Stund' entwurzelt und
So manches überlebt, nur nicht Dein Herz,
Das reine, gute, edle, das mich oft noch
Mit ungeſchwächtem, doch nicht lautem Grame —
Du wirſt ſo bleich — o Gott, ſie fällt in Ohnmacht —
Kein Odem mehr, kein Pulsſchlag! Wachen helfet —
Ich kann ſie ſo nicht laſſen; doch wär's beſſer,
Da jeder lebenloſe Augenblick ihr
Ein Weh erſpart. Wenn ſie dem kurzen Tod ſich
Entreißt, ſteh' ich vor Gott. — Ruft ihre Frauen —
Ein Blick — wie kalt die Hand! kalt, wie die meine
Seyn wird, eh ſie erwacht. — Pflegt ihrer liebvoll,
Und nehmt meinen letzten Dank. — Ich bin bereit nun.

(Angiolina's Frauen ſind hereingetreten und umgeben ihre ohnmächtige Gebieterin. Der Doge, Wachen u. ſ. w. ab.)

Adrianow S. Bouterwek.

Aemilia Juliana,

Gräfin von Schwarzburg-Rudolſtadt,

eine durch ihre Frömmigkeit und Herzensgüte ausgezeichnete Frau, beſchäftigte ſich in den Stunden ihrer Muße mit dem Dichten geiſtlicher Lieder, von denen mehrere in die ſächſiſchen und thüringiſchen Geſangbücher übergegangen ſind. Sie war eine Tochter Albrecht Friedrich's, Grafen von Barby, ward am 19ten Auguſt 1637 geboren, vermählte ſich 1665 mit Albrecht Anton, Grafen von Schwarzburg-Rudolſtadt, und ſtarb am 2ten December 1706.

Ihre geiſtlichen, faſt eine Anzahl von 400, nach Anderen ſogar von 600 erreichenden Lieder finden ſich vorzüglich in:

Geiſtlicher Brautſchmuck der Freundin des Lammes. Rudolſtadt, 1714. —

Tägliche Morgen-, Mittags- und Abendopfer. Rudolſtadt, 1699.

doch nannte ſie ſich bei ihren Lebzeiten durchaus nicht als Verfaſſerin eines dieſer Lieder. — Daher kam es denn auch, daß das bekannte und noch jetzt viel geſungene: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende" bald ihr, bald dem Superintendenten G. M. Pfefferkorn in Tanna zugeſchrieben wurde und deßhalb heftige Streitigkeiten veranlaßte, ohne daß jedoch bei dem Mangel hinlänglicher Beweiſe etwas Entſcheidendes ausgemittelt werden konnte.

Reine Frömmigkeit, geſunder Verſtand und ein ganz leidlicher Versbau ſind den Liedern der Gräfin v. S. R. eigen; aber es fehlt ihnen doch an dem höheren Schwunge und der wahren religiöſen Begeiſterung, an deren Stelle in vielen derſelben nur flache Alltäglichkeit und nüchterne gereimte Proſa tritt. Folgende Probe wird das Geſagte beſtätigen.

Reiſelied.

Melod. Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Gott Vater, nimm in deine Hände
Hiemit mein Leib, Seel, Gut und Blut;
Die Reiſ' zum Guten glücklich wende,
Und ſchließe mich mit deiner Hut;
O Vaterherz, erbarm dich mein,
Laß deine Gnad' mein Führer ſeyn.

Schau Jeſu, meine Hände falten
Und hilf, daß auf der Reiſ' dein Kind
In deiner liebſten Seiten-Spalten
Ich ſteten Schutz und Ruhe find',
Behüt die Meinen, Haab und Haus
Geleit mich fröhlich ein und aus.

Gott, heil'ger Geiſt, ach! mit mir reiſe,
Und weiche nimmermehr von mir,
Daß mir zum Nutz und dir zum Preiſe
Ich meine ganze Reiſe führ'.
So walt' es Gott, in deß Geleit
Ich fort zu reiſen bin bereit.

Johann Agricola

hieß mit ſeinem Familiennamen eigentlich Schnitter und überſetzte denſelben nach damaliger Sitte ins Lateiniſche. Er ward am 20ſten April 1492 zu Eisleben in der Grafſchaft Mannsfeld geboren, weßhalb er ſich auch Magiſter Eisleben (Magister Isleb.) zu nennen pflegte. Ueber ſeine Jugendjahre iſt weiter Nichts bekannt, als daß ſein Vater ein Schneider war. Zu Wittenberg ſtudirte er Philoſophie und Theologie und ward 1519 in Leipzig Baccalaureus derſelben. Bald darauf wurde er Prediger und Rector in Eisleben; 1525 evangeliſcher Prediger zu Frankfurt am Main; 1526 auf dem Reichstage zu Speier Hofprediger des Kurfürſten Johann von Sachſen und 1530 Hofprediger des Grafen Albrecht von Mannsfeld. Er nahm Theil an der augsburgiſchen Confeſſion und an den ſchmalkaldiſchen Artikeln. 1537 als Prediger und Profeſſor der Theologie nach Wittenberg berufen, ward er der Urheber des ſogenannten antinomiſtiſchen Streites, der ihn in mannigfache Verdrießlichkeiten verwickelte und ihn zwang, nach Berlin zu gehn, wo er jedoch nicht eben aus Ueberzeugung widerrief; der Kurfürſt von Brandenburg ernannte ihn zum Hofprediger, Generalſuperintendenten und Probſt von Berlin. — Er ſtarb am 22ſten September 1566 daſelbſt. —

Sein vorzüglichſtes Werk (denn mehrere theologiſche und polemiſche Schriften gehören nicht hieher) iſt ſeine Sammlung deutſcher Sprüchwörter mit einem Commentar, welche in folgenden Ausgaben erſchien.

Dre hundert Gemener Sprekwörde der wy Düdſchen uns gebruken, unde doch nicht wetten wohar ſe komen, dorch Dr. Johann Agricolam von Islewe. Magdeburg, 1526. in 8.

Daſſelbe Buch hochdeutſch. Eisleben, 1528. 8.

Das ander Teil gemeiner deutſcher Sprüchwörter, 1529. in 8. (Eisleben, Hagenau, Erfurt.)

Der dritte Theil s. t. 500 gemeiner deutſcher neuen Sprüchwörter. 1548.

Die einzelnen Theile erſchienen an verſchiedenen Orten neu aufgelegt; Hagenau, 1537, Eisleben, 1548, Wittenberg, 1592, Hagenau, 1534. Die correcteſte Ausgabe möchte wohl folgende ſeyn: Siebenhundert und funffzig deutſcher Sprüchwörter, erneuert und gebeſſert durch Johann Agricola. Mit vielen ſchönen luſtigen und nützlichen Hiſtorien und Exempeln erkleret und ausgelegt 1592. Wittenberg, gedruckt bei M. Johan Krafft.

A. ist der Erste, welcher deutsche Sprüchwörter sammelte und mit einem deutschen Commentar begleitete. Das Verdienstliche dieser Bemühung abgerechnet, hat das Werk noch große und gerechte Ansprüche auf unsere Anerkennung. Die Erklärungen sind verständig und geistreich, und in einem vortrefflichen, lebhaften, kräftigen und gedrängten Style abgefaßt. — Manche Eigenthümlichkeiten, so wie z. B. die vielen und derben Flüche, mit denen A. sein Buch zu bereichern für gut fand, muß man freilich auf Rechnung der derben Zeit, in welcher er lebte, schreiben und ihm zu Gute halten.

Warzu die Sprüchwörter dienstlich seind *).

Von anbegin der Welt haben die Weisen Leut alle Gesetz vnd Rechte in kurtze wort verfasset, auff das man sie leichtlich behalten kündte. Gott gabe den Jüden viel Gesetze, aber er fasset sie alle in ein kürtze, nemlich in zehen stück, darinn nichts vergessen ist alles des, das ein Mensch Gott vnd den Menschen schuldig ist zuthun. Die Heiden haben jr Natürlich recht in drey ding gefasset, Das erste, ist erbarlich leben, Das ander, niemand beschedigen, Das dritt, einem jeden geben vnd thun was jm von recht gebüret. Die Griechen haben gehabt nicht mehr denn zwölff Tafeln, darinnen all jre Recht gefast waren. Socrates, Pythagoras, haben wenig wort geredt, aber viel meinung. In verkauffen vnd kauffen, das doch weitleufftig ist, haben sie ein Regel gehalten, Inter bonos bene agier oportet, Es soll ein from Mann ehrlich mit dem andern handeln. Solon ward gefragt, warumb er kein Gesetz gemacht hatte, wie mans halten solt mit dem der seinen Vater erwürget hatte, sagt er, Er hette nicht gemeint, das jemand so boshafftig sein würde, vnd ein solche vbelthat begehen. Summa, Je mehr Gesetze, je mehr vntugend. Zu dem, Je frömmer die Leute gewesen sein, je weniger Gesetze sie bedurfft haben, haben auch gantz einfeltig geredt, vnd einfeltige schlechte wort gebraucht, Vnd noch heute bey tag findet sichs also, das fromme erbare leute wenig wort machen, Aber finantzer vnnd betrieger machen viel wort vnd meinens nicht. Der alte Cato hat zu Athen Lateinisch geredt mit guten kurtzen worten vnnd schlüssen. Da aber der Verdelmetscher Catonis wenig wort mit viel vmbstenden reden muste, wuchs ein Sprüchwort zu Athen, das den Römern die wort im hertzen, den Griechen aber allein im mund wüchsen. Also haben vnsere alte Deutschen einfeltig geredt, vnnd wenig wort gebraucht, auch wenig Gesetz gehabt. Aber wie Cornelius Tacitus von jnen schreibt, so hat bey den Deutschen trew vnd glauben mehr gelten on viel Gesetze, denn bey den Römern, die viel Ordnung vnd mancherley Gesetz hatten. Gelt ist klein, aber es gilt viel, klein gering müntz ist viel, aber sie gilt wenig, Also gelten auch wenig viel Gesetze vnd viel wort. Ein vass voller Weins klingt nicht sehr, aber es hat viel in sich. Herwiderumb ein leer vass klingt feindlich, und hat nichts in jm. Derhalben seind vnsere alte Deutschen Gott gewesen, denn sie haben ehrlich vnd trewlich gehandelt, mit wenig worten vnd Gesetzen, Wir seind leider jetzt geringe Müntz worden, vnnd halten wenig mit viel worten vnd Gesetzen. Florus schreibt das vnsere alte Deutschen nach dem todt Drusi Germanici der Römer Hauptman, welcher sie hat wöllen mit Gesetzen vnd gerichtszwang regieren, mit allen den seinen ermordet haben, jnen die zungen ausgeschnitten, vnd gesagt, Sibila nunc vipera, Du schlang, zische nu mehr, Damit erweiset würde, das vnsere verfahren schlecht vnd gerecht, vnd auffrichtig mit allen dingen seind vmbgangen, Denn in kurtze schlüsse haben sie das leben der Menschen, als in kurtze Regeln verfasset. Wider die bauchsorge haben sie gesagt, Gott bescheret vber nacht. Item, Gott hat mehr denn er je vergab. Von der Trew vnd vntrew haben sie gesagt, Getrewe Hand geht durch alle land. Vntrewe hand gehet hin, kompt aber nicht herwider. Von der messigkeit in allen Dingen zu halten, sagen sie, Schnell rath nie gut ward, Zuuiel zerreisst den sack, Mas ist zu allen dingen gut, Zuuiel ist vngesund, vnd also fort von allen guten vnd bösen dingen. Zum guten werden wir gereizt, vnd für dem bösen gewarnet, wenn man sagt, Wer recht thut wirds finden, wer vnrecht thut wirds auch finden, Wie einer thut, so sagt man jm nach, Das werck lobet seinen meister, Recht findet sich, Es ward nie so klein gesponnen, es kam an die Sonnen, ꝛc.

---

*) Aus: Johann Agricola. Sibenhundert vnd funffzig Deutscher Sprüchwörter; Wittenberg. 1582.

1.

Gott bescheret vber nacht.

Wiewol in Deutscher Sprach nicht viel wörter seind, damit man Gott nennet, denn das einig wort, Gott, Gut, daraus denn folget, das die Deutschen fast wenig von Gott gewüst haben, So erweiset doch dis Sprüchwort sampt andern dergleichen, das auch vnter vnsern vorfahren vnd alten Deutschen viel frommer Gottesfürchtiger leut etwan gewesen seind, die Gott alle Ding mit diesen worten haben heimgestellet, vnd jm die sorge jres leibs, lebens vnd narung allenthalben befohlen, Denn mit dem wort, Gott bescheret vber nacht, ist die Bauchsorge hindan gesetzt, vnd wird Gott lauter vertrawet, er werde vns das bescheren, das wir bedürffen zu vnser vnterhaltung, Nemlich futer vnd mahl, wie man sagt, Ja was wir nicht haben, das bescher vns vnser HErrgott.

Bescheren aber heisset auch aus gnaden, vnd nicht aus pflicht einem etwas geben, oder schencken, on alle sein zuthun vnd verdienst, Wie denn die Mütter in Deutschen landen jre Kinder dazu gewehnet haben, wiewol sie selbs nicht gewüst, was es bedeutet hat, Da sie in des heiligen Christs vnd S. Niclas nacht den Kindern gelt, obs, oder pfefferkuchen, vnd andere kinderspiel, ins betthe oder kleider der kinder gesteckt, vnd des morgens zu den kindern gesagt haben, Der heilige Christ, oder S. Niclas habe es jnen bescheret, vnd weil sie geschlaffen haben, für sie gesorgt. Auff diese weise sagt auch Christus Matthei am 6. Jr solt nicht sorgen noch sagen, Was wöllen wir essen, trincken vnd anziehen? Ewer Vater der im Himel ist, weis das jr das alles bedürffet, Allein heisst er seine Jünger, sie sollen jn bittweise desselbigen erinnern, vnnd sprechen, Vater, vnser teglich brot gib vns heut, das ist, Gib vns Leibs notturfft, hülle vnd fülle, umb vnd an, so viel als wir teglich bedörfften, ꝛc. Vnd Gott beweiset das auch mit der that, das er allein für vns sorget, in dem, das wir aller Creaturen, sie sey so edel als sie immer wölle, müde, satt vnd vberdrus werden, ausgeschlossen des, das wir als das nötigst zur vnterhaltung vnsers lebens haben müssen, nemlich des brots. Dis wort ist aus der erfarung herkommen, das man stets für augen gesehen hat, vnd noch teglich sihet, wie Gott so reichlich alle welt mit gütern, leibsnarung vnd aller notturfft versorget vnd gleich vberschüttet, das es auch offt daher kompt, daher es niemand gedacht hette, vnd geschicht zugleich guten vnd bösen, ja einem schalck viel eh denn einem frommen, wie das Sprüchwort lautet, Je erger schalck, je besser glück. Die Sonne scheinet, der Himel regnet, das Korn wechset, vnnd des nachts wenn wir schlaffen, so behütet Gott das alles vns zu nutz on vnser zuthun, das ist denn Gottes bescheren. Ich wil des ein Exempel setzen, dabey man greiffen möge, wie Gott die Welt nehret durch eitel miracket. Ein armer Taglöner oder Weinhacker hat vielleicht ein Weib vnd viel Kinder, sitzet zuhaus inne, verdienet ein woch mit seiner sawren arbeit 12. oder 14. groschen, kleidet sich dauon mit Weib vnd Kindern, gibt hauszins, vnd wenn der Sontag kompt, so verthut er fast so vil bey dem wein, bier vnd spiel, als er die gantzen wochen erworben hat, noch wird er ernehret, das, wenn man jn fragte, wie es zugienge, das er also kündte zukommen, müste er sagen, Ich weis nicht, Gott bescheret vber nacht. Die Heiden, Griechen vnd Römer seind aus diesen teglichen erfarungen bewegt worden, vnd geschlossen, es sein alle winckel vol Gottes, vnd sein eitel Gottes werck, alles was wir seind, gehn, stehn, leben, schlaffen, wachen, wircken. Es wöllen auch etliche sagen, vnd ich halt es für war, Es wachsen nicht so viel garben getreides auff dem Felde, als Menschen seind auff Erden, noch werden wir alle mit Brod also versorget, das wir stets vberig vnd im vorrath behalten. Es ist auch gewis, das der hunderste Mensch nicht den Acker bawet, Denn wo tausend Bawren seind auff allen Dörffern, so seind jr zwenzig tausent in Stedten vnd mehr. Ich hab auch mit etlichen meiner herren vnnd guten freunden vberschlagen, wie viel müssigs volcks sey in der Geistlichkeit, wie mans nennet, Nonnen vnd Münche, in dem vmkreis den wir kennen, als in Hispanien, Franckreich, Welschland, Deutschland, Hungern, Dennemarck, Polen, Böhmen, Merhern, Liffland vnd andern Inseln, Cypern, Rodis, ꝛc. vnnd seind gefunden vierzehen hundert mal tausent Münch vnd Nonnen. Denn zu den zeiten Aenee Pij des Deutschen Bapst, hat der Barfusser öberster Minister dem Bapst wöllen zu dem Türckenzug dreissig tausent Brüder ins Feld rüsten, das doch gleichwol alle Klöster wol bestellet sollen sein, vnnd der keinen mangeln. Wo seind nu die Pfaffen, Thumbherren, Stadtpfarrer, Dorffpfarrer, Studenten in Vniuersiteten, Schüler, Jungvolck, Handtwercksleut allerley art, Kauffleute, Knappen in Silber, Eisen, Stahel, Zien, Bley vnnd kurtzer Bergwerck, Jüden, Stultreuber, Weinhecker, Schiffleute, Kriegsvolck, Kinder, Weiber, Reuter, vnd die so die Fürsten vnd Herren als Hofgesind brauchen, welche so man sie solt eigentlich rechnen, weit vnd breit, den hundersten Bawren vnd Acker Bawer in der zal vbertreffen.

Es berichten mich die Landkündigen, das Köln am Rein vber fünff tausent Geistlichen habe, vnd noch mehr. Dieweil denn nun so wenig Leute den Acker bawen, vnd für einen Menschen kaum ein einig garbe wechset, vnnd ein jglicher doch gleichwol aus zwey schock garben Korns frisset, denn ein schock garben geben nach gemeinen jaren gemeiner scheffel kaum drey, so mus eigentlich die tegliche erfahrung zeugnis geben, vnd sprechen, Gott bescheret vber nacht, Wir wissen nicht wie vns Gott nehret.

Keyser Friderich Ertzherzog zu Osterreich, Keyser Maximilianus vater, auff dem Reichstage zu Köln am Rein, hat das gros volck dazumal zu Köln aus allen Londern, Insulen vnd Königreichen versamlet, zelen lassen, auch das Brod, damit man gegen abend das volck speisen wolte. Vnnd da man alle heupter der frembden vnd einheimischen gegen den Brodten, welche sie allenthalben in der Stadt gefunden, angeschlagen hatte, hat allezeit das vierdte vnd fünffte heupt auff ein pfennig brod getroffen. Des andern tags hat der Keyser wiederumb durch seine verordneten fragen lassen in allen örtern, ob des brods jrn gnug gewesen, vnd hat sich befunden, das allenthalben noch brods gnug, vnd vbrig, auch auff den andern tag gewesen ist. Dieses ist mein wahrhafftiger zeug, Herr Thomas Eschius, ein man von 90. jaren, der artzney Doctor zu Wittenberg, ein Kölnisch man, der solchs die zeit zu Köln gesehen vnd gehört hat. Also bezeugen diese erfarung vnd Sprüchwort, Himel vnd Erde, Teuffel vnnd Menschen, visch vnd vögel, gute vnd böse leute, das es war ser, Gott bescheret vber nacht, noch wil die Welt verzweiffeln an Gott, er werde sie lassen hungers sterben, so wir doch für augen sehen, wie er in den Wald schafft vögel, hirsch, hinden, hasen, Rheb, In das Meer allerley visch, Auff erden bey den leuten, Schaf, geis, tauben, gense, hüner, enten, ꝛc. schmückt wisen vnd awen im anfang des Lentzen, vnd macht das die thier mögen nisten, laichen, vnd mehren sich zur speisen der Menschen. Er zieret die bawme mit blettern vnd hübscher blüte, Er gibt darnach honig, milch, wolle, früchte allerley art, voll gutes geruchs, ꝛc. Wenn die auffhören, so kommen öpffel, birn mancherley art. Item, nüsse vielerley art, vnd wenn die auffhören, so gibt er korn, weitzen, rocken, habern, gersten, dinckel mit aller fülle, das man gnug abzuschneiden vnd heimzufüren hat. Nach dem gibt er den Wein, vnd beschleusst den Sommer vnd Herbst. Von diesem allen füllet man die Küchen, Keller, boden, haus vnd hoff, vnd den seckel. Darnach schaffet er einen Winter, darinn wir des geniessen vnd brauchen mögen, auff das wir erkennen sollen, das er für den Winter, da weder Korn noch wein wechset, vnnd wir vnserthalben müsten hungers sterben, gesorget hat. Vnd wenn wir nun haben auffgezeret, vnnd keller vnd boden schier leer ist, so heisset er den Winter fürtraben, vnd schaffet von newes einen andern vorrath, heisset die Sonne wider auffsteigen, vnd die erde, so er durch regen, schnee vnd eys den Winter lang gefeuchtet hat, widerumb früchte bringen. Das also alle Creaturen wider den vngleubigen Menschen am Jüngsten tage werden zeugnis geben seines vnglaubens, das er Gott weder vertrawet noch geglaubt hat. Denn alle Creaturen zeigen an Gottes güte, Ein apffel auff den bawm, das Korn auff dem Felde sagt vnnd erinnert einen jeglichen Menschen also, Sihe du Mensch, hie stehe ich aus Gottes geschöpff, welches er dir zu gut gemachet hat, ich sol dir dienen, vnd anzeigen, das du nit solt zweiffeln, Gott wil dich ernehren, vnd keinen mangel leiden lassen. Also auch dz Korn, Sihe zu Mensch, du wirffest ein körnlin in den Acker, vnd ich vberkomme von demselbigen zween oder drey stengel, vnd ein jeglicher stengel bringt dreyssig, sechtzig, ja offt hundert körner aus vnsers Schöpffers befelch, dir zur narung. Wo du nun Gott nicht trawest, so wil ich am endlichen Gerichts tag vber dich zeugen, ich habe dich solcher wolthat erinnert, Du aber bist fürüber gangen, vnd Gott weder getrawet noch glaubet, darumb wil ich dein Richter sein, denn Gott bescheret vber nacht.

2.

Gott hatt mehr denn er je vergab.

Dis Sprüchwort ist ein hübsche erfarung, dadurch man vnserm Herrngott hat zugesehen vnd erlernet, wie mechtig vnd reich sein schatz vnd gnadenkammer ist, Dieweil Gott bereit ist zu helffen, wo vnd wenn es noth ist, vnd behelt doch gleichwol allezeit gnug, vnd je mehr er gibt, je mehr er hat, Niemand kan seine güte ausgründen noch ausschöpffen. Also gibt dis wort Gott die gröste ehre, die jm auch von recht geburet. Seine hand zu helffen ist vnbeschlossen vnnd jmmer voll. Gott gibt alle Jar Gewechse, gras vnd blumen für das vihe, Vnd zum lieblichen Geruch also viel kreuter, Violen, Rosen, vnd andere, Dergleichen beum vnd holtz zum fewerwerck vnd allerley gebewe. Item, visch, vögel, thiere zam vnd wild zur speise der Menschen. Nehret alle Welt mit reichthumb, also, das auch die erde vns gold, silber vnnd viel ertz vnd metall herfür bringen, dadurch sich die leute entrichten, vnd mit einander hantieren vnd handeln mögen. Gibt auch allerley getreid, als korn, waitzen, habern, gersten, zur speis vnnd zum tranck dem Menschen vnd dem vihe, Wein, Obs, früchte, vnd dasselbige alle jar jerlichen, wie der 104. Psalm sagt, Du legest brunnen quellen in den gründen, das die wasser zwischen den bergen hingehen, das alle Thier auff dem felde trincken, vnd die Waldesel jren durst leschen. Du feuchtest die berge von oben herab, das land wird voll früchte deiner werck. Du lest wachsen hew für das vihe, vnd saat durch arbeit der Menschen, das du brod aus der erden bringest, vnd das der Wein erfrewe des Menschen hertz, vnd seine gestalt gleisse von öl, vnnd das brod der Menschen hertz stercke, ꝛc.

Das gantze jar vmb gibt Gott ein wolthat vber die ander on zal vnd mas, aus welcher sichtiger teglicher erfarung vnd Gottes krafft, alle welt gezwungen wird zusagen vnd zubekennen, das Gott viel mehr hat, denn er je vergabe. D. Martinus Luther sagte auff eine zeit also, Von Adam her haben die Leute Gottes gaben genossen, gessen, getruncken, gekleidet, gebawet, vnser vorfaren, vnd so vor vns gewesen seind, haben auch alle also gethan, noch haben sie es noch nicht alles auffgessen, noch ausgetruncken, vernützet zum baw vnd kleidung, sonder vns gnug gelassen. Also werden wir dieses alles auch gebrauchen, Vnd selig ist der dieser wol gebrauchet, vnd dennoch werden wir vnsern nachkommen allen auch gnug lassen, Denn Gott hat mehr, denn er je vergab.

Charlotte von Ahlefeld.

Charlotte Sophie Louise Wilhelmine von Ahlefeld, geborene von Seebach, ward am 6ten December 1781 auf dem Rittergute Stedten bei Weimar geboren und äußerte schon in frühester Jugend eine vorherrschende Neigung, sich in der Einsamkeit mit Lectüre zu beschäftigen. Schon in ihrem zehnten Jahre hatte sie Mehreres niedergeschrieben, das, als es Göthen mitgetheilt wurde, diesen zu der Aeußerung veranlaßte, sie berechtige zu großen Erwartungen. Um ihre kleine Bibliothek zu vermehren, überließ sie ihren ersten Roman einem Buchhändler; doch verharrte sie dabei in strenger Anonymität, welche die eben so geistreiche als bescheidene Frau bei der Mehrzahl ihrer Schriften im Allgemeinen zu behaupten strebte, was ihr jedoch bei dem allgemeinen Beifall, den dieselben, vorzüglich unter dem weiblichen Publicum fanden, nicht gelang. Sie vermählte sich am 21. Mai 1798 mit dem Herrn von Ahlefeld, einem holsteinischen Gutsbesitzer, und ward in dieser Ehe Mutter mehrerer Söhne. Seit geraumer Zeit lebt sie abwechselnd in Weimar und im Holsteinischen, die Sommerzeit gewöhnlich zu Reisen benutzend.

Bis jetzt ist Folgendes von ihr, meist anonym oder pseudonym, im Drucke erschienen:

Liebe und Trennung. 1797.
Marie Müller. 1799. M. A. Schleswig, 1814.
Einfache Darstellungen aus dem menschlichen Leben. 1799.
Die Bekanntschaft auf der Reise. 1801. 2 Bde.
Liebe und Entsagung. 1805.
Therese. 2 Thle. 1805.
Luise und Mailand. 1807.
Gedichte von Natalie. 1808.
Die Stiefsöhne. 1810.
Briefe auf einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Sommer 1803. 1810.
Klosterberuf. 1812.
Rose. 1812.
Franziska und Aennell. 1813.
Werthe und Schwert. 1819.
Erna. Kein Roman. 1820.
Der Mohrenknabe. 1821.
Gesammelte Erzählungen. 2 Bde. 1822.
Friedchen. 1823.
Der Bote von Jerusalem. 1823.
Klara. 1825.

Felicitas. 1825.
Die Sicilianerin. 1825.
Die Kokette. 1826.
Gedichte. Weimar, 1826.
Amadea. 1827.
Das Rämhildstift. 1829. u. ſ. w. Außerdem einzelne Erzählungen, Aufſätze und Gedichte, in mehreren Jahrgängen von Becker's Taſchenbuch, dem Taſchenbuch für Liebe und Freundſchaft, der Urania, Penelope, dem Morgenblatt, St. Schütze's Wintergarten, der Zeitung für die elegante Welt, dem Kranze, den Schmetterlingen, der Iduna (in Letzteren gemeinſchaftlich mit Wilhelmine Willmar) u. ſ. w.

Frau von Ahlefeld iſt, wie bereits bemerkt wurde, eine ſehr beliebte deutſche Schriftſtellerin. Ein richtig beobachtender Blick, Kenntniß des Lebens und ſeiner Verhältniſſe, eine angenehme und fließende Erzählungsweiſe, ein reiner, gebildeter Geſchmack und ein correcter, gewandter und gefälliger Styl zeichnen ihre Leiſtungen vortheilhaft aus. Sie kennt genau die ihr zu Gebote ſtehenden Mittel und wagt nie andere Stoffe zu behandeln als ſolche, die ſie vollkommen beherrſcht; deßhalb bewegen ſich auch faſt alle ihre Gebilde nur in den Lagen des gewöhnlichen Lebens, und ſie beſchwört vorſichtig nie Geiſter herauf, welche ſie wie Göthe's Zauberlehrling nicht wieder zu bannen vermag. — Ihre Phantaſie dagegen iſt nicht ſehr reich ausgeſtattet und mehr angebildet als angeboren; dies offenbart ſich beſonders in ihren Gedichten, welche zwar in Hinſicht auf die Form größtentheils tadellos, aber ſelten dem Gegenſtande, den ſie behandeln, angemeſſen, tief, warm und begeiſternd ſind. Unter ihren vielen Romanen möchte „die Kokette" als der einzige verfehlte zu betrachten ſeyn, weil ſie ſich ſowohl in der Wahl des Stoffes vergriff, als auch den Unterſchied zwiſchen kokett und intrigant nicht zu erkennen wußte. Alle Uebrigen ſind dagegen, vorzüglich jüngeren Frauen, als eine angenehme und bildende Lectüre ſehr zu empfehlen; denn ein ſtreng ſittliches Streben, geſunde Aufklärung, der es nicht an wahrer Frömmigkeit fehlt, und eine wahre und naturgemäße Auffaſſung des Lebens und der Welt herrſchen in denſelben vor. Leider beſchränkt uns der Raum auf wenige Proben.

Die Erſcheinung *).

Iſt's Dein Schatten, der mit lindem Wehen
Leiſe oft und flüſternd um mich ſchwebt,
Daß mir ahnungsvoll das Herz erbebt,
Und ich wähne, ſelber Dich zu ſehen?

Deinen Körper birgt das dunkle Grab;
Doch in lichte, höh're Regionen,
Unter Engeln ſchweſterlich zu wohnen,
Schwang der Geiſt ſich, welchen Gott Dir gab.

Sollt' er liebevoll Dir wiederkehren,
Weil er weiß, wie bang ich Dich entbehrt?
Weil mein Herz, von Sehnſucht ſtill verzehrt,
Sich des herben Grams nicht kann erwehren!

O gieb Antwort mir auf dieſe Frage,
Denn Dein nachtumhülltes Schattenbild,
Ohne Deine Rede, ſüß und mild,
Weckt nur inniger der Wehmuth Klage.

Sprich, wie ſonſt, mit freundlichem Vertrauen,
Das Dich wiederum mir näher bringt.
Ach! der Schmerz, der bebend mich durchdringt,
Löſ't ſich ſonſt in ſchauerliches Grauen.

„Faſſe Muth, und hebe ohne Thränen
„Deine Blicke liebend zu mir auf!
„Um zu lindern Dein unendlich Sehnen,
„Stieg ich aus der Schattenwelt herauf.

„Sieh, ich bin noch — nimmer kann vergehen,
„Was in reiner Unſchuld einſt gelebt,
„Und verlöſcht in wonnevollem Wehen
„Wird der Schmerz, der irdiſch uns durchbebt.

„Warum klagſt Du, daß ich früh geſunken
„In der Erde kühlen Mutterſchooß!
„Vom Entzücken höh'rer Sphären trunken
„Iſt der Himmel Wonne nun mein Loos.

„Denn in Staub zerfallen iſt die Hülle,
„Die ſo ſchmerzvoll meinen Geiſt umwand;
„Doch ihm ſelbſt belohnt des Leidens Fülle
„Jetzt mit ew'ger Ruh' ein beßres Land.

„Daß ich noch Dir tröſtend wiederkehre,
„Iſt der Freundſchaft Werk, die feſt und rein
„Uns vereinigte, und ſieh! ich ehre
„Ihr Gebot auch noch im beſſern Seyn.

„Scheiden muß ich, aber ſtillen Frieden,
„Statt der bangen Sehnſucht, nimm von mir.
„Wiederſehen iſt uns einſt beſchieden;
„Denn des Lebens Fackel löſcht auch Dir.

„Ruhig ſieh zu meiner Gruft hinab;
„Denn der Menſchheit edelſte Gefühle
„Werden nicht zu Staub im tiefen Grab —
„Feſt beſtehn ſie noch am letzten Ziele."

*) Aus: Th. von Ahlefeld, Gedichte. Weimar, 1826.

Des Schiffers Braut am Meere.

Es brauſt der Sturm — mit ſchaumbedeckten Wellen
Erhebt ſich rauſchend das erzürnte Meer,
Und nur der Blitze Feuerſtrahlen hellen
Der Dämm'rung Nebel grauſend um mich her.

Dort in der Hütte mir ein Obdach wählen
Möcht' ich ſo gern, doch ach, der naſſe Blick
Schaut, um mit Schreckensbildern mich zu quälen,
Nach dem empörten Element zurück;

Und kann die Schauerſcene nicht verlaſſen,
Die das Gemüth mit ſchwarzer Ahnung füllt,
Denn des Geliebten fernes Schiff umfaſſen
Die Wogen tobend, rings von Graun umhüllt.

Und doppelten Gefahren Preis gegeben,
Dem Drohn des Himmels und der Wellen Wuth,
Geht jetzt vielleicht ſein ewig theures Leben
Vernichtet unter in der tiefen Fluth.

Entſetzen faßt mich — Nebelſchleier ſchwanken
Wie düſtrer Flor vor meinem Angeſicht.
Mein Herz ſteht ſtill — es ſchwinden die Gedanken —
Und rings umher verbleicht der Hoffnung Licht!

Ihr Mächte dort, in jenen fernen Höhen,
Die Ihr den Sturm zu uns herab geſandt,
O laßt ſein Schiff nicht ſcheiternd untergehen —
Zeigt, Rettung bietend, ihm ein ſichres Land!

Und ſendet in die drohenden Gefahren
Des Glaubens lichten morgenrothen Strahl,
Laßt ihn den Muth im Buſen feſt bewahren
Und lindert hülfreich der Erwartung Qual.

Doch — iſt des Todes Loos ihm ſchon gefallen,
So löſcht auch mir des Daſeyns goldnes Licht.
In ihm nur lebt' ich — mit ihm will ich fallen —
Die ganze Welt reizt ohne ihn mich nicht!

Dora's Abendlied.

Still tritt der Mond in weiter Himmelsferne
Aus des Gewölkes nachtdurchwebtem Flor
In goldner Reinheit ſchimmernd jetzt hervor,
Umgeben von dem hellen Chor der Sterne;
Ihn, den ich mir zum Freunde auserkohr,
Ihn, dem ich klagte, was ich längſt verlor,
Begrüßt mein Blick in ſtiller Nacht ſo gerne.

Er leuchtet freundlich mir ſtatt aller Kerzen,
Strahlt leiſen Troſt in die beklomm'ne Bruſt
Und ſchenkt in Thränen mir der Wehmuth Luſt.
Wer nimmt des Kummers Laſt von meinem Herzen,
Wer hat um ihren Umfang je gewußt? —
Ach — tief verſchloſſen in der wunden Bruſt
Iſt all' mein Weh — ſind alle meine Schmerzen.

Du, den ich längſt nicht mehr zu nennen wage,
Und deſſen Bild mich dennoch ſtets umſchwebt,
Du, der im Innern meines Herzens lebt,
Wo ich nur Dich, und Gram und Sehnſucht trage,
O wenn Dein Blick hinauf zum Himmel ſtrebt,
Und holde Träume Dir der Mondſchein webt,
So denk' auch Du an unſres Glückes Tage!

Sie ſind dahin — in weite Ferne bannte
Von Dir getrennt mich grauſam mein Geſchick.
Erloſchen iſt in Thränen nun der Blick,
In dem ſonſt Muth und Hoffnung lodernd brannte.
Der erſten Liebe namenloſes Glück
Rief meines Schickſals Stimme ernſt zurück,
Eh' ich des Lebens vollen Werth erkannte.

Seitdem verhüllt in ihrem ſchwarzen Schleier
Die Schwermuth mir die weite offne Welt;
Des Himmels hehres, ſternbeſä'tes Zelt,
Des Mondes Glanz, der oft in ſtiller Feier
Der Nächte öden Dunkel mir erhellt
Und ſehnſuchtsvoll die bange Bruſt mir ſchwellt,
Eröffnet nur mein Herz der Wehmuth freier.

Iſt mir auf ewig jenes Glück verſchwunden?
Iſt ſchmerzliches Entbehren nur mein Loos?
Und wird allein des Grabes finſtrer Schooß
Mich ſchützen vor des Leidens bittern Stunden,
So reiße ſchnell mich von dem Leben los,
Willkomm'ner Tod! denn in der Erde Schooß
Verbluten ſanft des Herzens tiefe Wunden.

Entzauberung.

So hatten leere Träume mich begeiſtert
Und meinen Buſen ahnungsvoll geſchwellt?
Vom falſchen Schein der Täuſchung übermeiſtert,
War trügeriſch das Daſeyn mir erhellt! —

Im Roſenlicht des ſchönſten Wahnes ſtrahlte
Der Frühling mich in hellern Farben an,
Und himmliſch lächelnde Geſtalten malte
Die Phantaſie auf meine Jugendbahn.

Da liebt' ich noch der Freiheit weite Räume,
Des eignen Willens ungebeugte Kraft,
Vertieft in ſüße ahnungsvolle Träume,
Noch unbekannt mit mächt'ger Leidenſchaft.

Doch als ich erſt den Glanz der Welt geſehen,
Schien in des Herzens dunklem Chaos mir
Ein heller Lichtſtrahl ſchimmernd aufzugehen,
Und andre Wünſche winkten mir in ihr.

Bedeutend mit geheimnißvollem Weben
Sprach die Natur in ſtiller Regſamkeit
Tief an mein Inn'res, das mit reinem Streben
Zum Eigenthume ſich ihr treu geweiht.

In jedes Stromes ſanft bewegter Welle
Erblickte ich des Himmels Strahlenbild,
Harmoniſch flüſterte die klare Quelle,
Und roſig ſchien das Daſeyn mir und mild.

Im jungen Grün der Fluren und der Haine
Umwehte mich der Hoffnung Zaubergruß,
Und in des Mondes ſpätem Silberſcheine
Berührte Ahnung mich mit Geiſterkuß.

Doch — — ſie ging unter, jene warme Sonne,
Die glänzend einſt die Erde mir verklärt;
Entfloh'n iſt jedes Vorgefühl der Wonne —
Die Welt iſt nicht mehr meiner Wünſche werth.

Und er erloſch, der feſt bewahrte Glaube
An Lieb' und Treue und an reines Glück;
Er wurde der Erfahrung bald zum Raube,
Und floh ins Reich der Phantaſie zurück.

Der Schleier ſank — und meine goldnen Träume
Zerfloſſen bleich in trüben Nebelluft —
Die Ahnung ſchwebte auf in höh're Räume,
Ich ſenkte ernſt die Hoffnung in die Gruft.

Der Frohſinn wich — auf ſeinen bunten Schwingen
Nahm er des Muthes reiche Fülle mit,
Der immer träumt von fröhlichem Gelingen,
Wenn auch ſein Fuß in herbe Dornen tritt.

Und unaufhaltſam ſchwanden jene Zeiten,
Als mir die Welt ein holdes Eden ſchien;
Ach! mußten ſie mit ihren Seligkeiten
So unerbittlich mir vorüber ziehn?

Nichts iſt von jenem Eden mir geblieben
Als des Bewußtſeyns unbeflecktes Glück;
Des Truges Schatten kann ich nicht mehr lieben,
Doch blick' ich ruhig in mich ſelbſt zurück.

Und darum trage jede Lebensblüthe
Für mich nur der Entſagung bitt're Frucht —
Lebt doch ein Troſt mir flammend im Gemüthe,
Der nicht verſchwindet mit der Zeiten Flucht.

Schilderung des Kloſters der Eliſabethinerinnen in Prag.

Der Kanzler hatte indeß die Unterhaltung des heutigen Tags geordnet. Sie wollten ihn damit beginnen, das Eliſabethinerinnen-Kloſter zu beſehen, das für Amadea, welche noch nie eine kloſterliche Schwelle betreten, einen ganz eigenen, ſchauerlichen Reiz der Erwartung erregte, der, indem ſie ihn freimüthig äußerte, den übrigen, weit tiefer gehenden Wallungen ihres Herzens zum verbergenden Schleier diente.

Sie fuhren hin, und während ſie in der Vorhalle des großen, ſtillen Hauſes auf die Erlaubniß der Oberin, einzutreten, warten mußten, belehrte Theobald Amadeen flüchtig, daß dieſer Orden, nach dem Vorbild ſeiner Schutzpatronin, der heiligen Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen, ſich der Krankenpflege und der Wohlthätigkeit widme, und es zu dem hauptſächlichſten Zweck ſeines Wirkens mache, das menſchliche Elend, das in ſo vielfachen Geſtalten durch körperliche Leiden den Druck der Armuth und des Mangels hienieden noch erſchwert, bei Hülfloſen und Verlaſſenen aus chriſtlicher Liebe und mit der höchſten Selbſtverläugnung und Barmherzigkeit zu lindern.

Obgleich die Eliſabethinerinnen in Prag nach dem hinterlaſſenen Gebot der Gräfin Caroline von Schönkirch, welche ihr Kloſter ſtiftete, ſtrenge Clauſur haben, und nur innerhalb ihrer Mauern Kranke pflegen, nicht aber außerhalb derſelben, wie ihnen an anderen Orten geſtattet iſt, ſich dieſem ehrwürdigen Geſchäft widmen dürfen, ſo hat doch ihr Leben eine weit weniger beſchränkte Tendenz, als das anderer Schweſterſchaften hier, zum Beiſpiel, die der Carmeliterinnen von der ſtrengen Obſervanz, welche nach der unbeugſamen Härte ihrer Geſetze in ſteten Gebeten und Meditationen von der ganzen Welt abgeſchieden ſind, und Niemand den Zutritt zu ſich geſtatten, ja ſelbſt ihre nächſten Verwandten nur einmal im Jahr hinter einem Gitter, und auch da nicht unbeobachtet und mit unverſchleiertem Angeſicht, ſehen dürfen.

Das ſelbſt von der größten Demuth und Beſcheidenheit bei ihrem Streben unzertrennliche Bewußtſeyn, die Summe der ſchmerzlichſten Noth durch ihren Beiſtand zu mindern, giebt den Eliſabethinerinnen, durch welche herbe Opfer ſie es auch erkaufen, den heiteren Muth, der auch das Schwerſte überwindet, und eine immer wache Thätigkeit, die alles, was ſie leiſtet, im Glauben und Vertrauen auf Gottes Beiſtand vollbringt, entfernt jeden Schein von düſterer Schwermuth oder Schwärmerei, zu dem die ſich ſo leicht hinneigen, die nicht in dem Nutzen, den ſie ſtiften, ſondern nur in müſſiger Beſchaulichkeit und Ertödtung ihrer Sinne den einzigen und wichtigſten Zweck ihres kloſterlichen Berufs zu finden meinen.

Die Thür, die nach innen führt, öffnete ſich. Eine Nonne ließ ſie in ein großes Zimmer treten, das zum Empfang der Fremden beſtimmt zu ſeyn ſchien, und das trotz des dunklen Holzwerks, mit dem es zum Theil getäfelt, und der verdüſterten Bilder, mit denen es behangen war, von der unübertrefflichſten Reinlichkeit, die ihren Wohnſitz in dieſem Kloſter aufgeſchlagen hat, gleichſam glänzte. Nirgends im weiten Umfang des großen Gebäudes läßt ſich auch nur die leiſeſte Spur

*) Aus: Ch. von Ahlefeld, Amadea, Weimar, 1824.

von Vernachläſſigung, nirgends der geringſte Staub finden, und ſelbſt in den mit vielen Betten beſetzten Sälen genießen die Kranken einer Luft, die ſo rein iſt, als wehe ſie im Freien.

Jetzt erſchien die Oberin, eine ſanfte, freundliche Frau, die — aus Sachſen gebürtig — einſt Clara hieß, und jetzt Mutter Gabriele genannt wird.

Mit einer die Herzen ihrer Untergebenen feſſelnden Güte, die jedoch nicht ohne jenen würdigen Ernſt iſt, der die ſtrengſte Pflichterfüllung fodert, leitet ſie die Geſchäfte der ſechs und vierzig Nonnen, welche nebſt acht Laienſchweſtern unter ihr ſtehen, und die höchſte Ordnung und Zweckmäßigkeit der Eintheilung macht, daß im Ganzen, ſo wie im Einzelnen, nach dem Maaßſtab gewöhnlicher Kräfte berechnet, faſt Unmögliches geleiſtet wird, ohne daß dabei irgend ein ſtörendes Geräuſch, eine unruhige Haſtigkeit des Ganges und der Bewegungen, oder ſonſt ein ſcheinbares Treiben und Eilen vermuthen läßt, daß der Druck mühevoller Anſtrengungen auf den Schultern der frommen Schweſtern ruhe.

Im Refectorium ſowohl, als im Zimmer der Oberin hängen gedruckte Tafeln, auf welchen die Geſchäfte eines jeden Tages in der Woche ſtündlich ausgetheilt und bezeichnet ſind. Die Namen der Nonnen, welche ſich dieſen Arbeiten unterziehen müſſen, ſind daran befeſtigt, und ſo weiß jede, ohne zu irren, oder durch vielen Wortwechſel die edle Zeit zu vergeuden, auf das beſtimmteſte, was ihr in dieſer Woche zu thun obliegt.

Der Geiſt der Liebe, der Eintracht und der Milde ſcheint auf dieſem Hauſe und ſeinen Anordnungen zu ruhen; nur auf die ſanfteſte Art werden Befehle ertheilt und angenommen, und kein rauhes, ſcheltendes Wort, kein mißvergnügter, zürnender Laut erklingt in dieſen Mauern, und beleidigt das Ohr, es durch den Mißton des Unfriedens und der Zwietracht verletzend.

Nichts aber gleicht der aus der innerſten Anerkennung, aus der herzlichſten Liebe hervorgehenden Ehrerbietung, mit der die Schweſtern ihrer Oberin begegnen. Jede ſcheint von dem Gefühl der wärmſten Ergebenheit durchbebt, wenn ſie ihr naht, und der Handkuß, mit welchem ſie von ihnen begrüßt wird, iſt keine leere Form gehaltloſer Höflichkeit, von der das Herz nichts weiß, ſondern der Ausdruck der wahrſten, innigſten Verehrung, die eines äußeren Zeichens bedarf, um ſich auszuſprechen.

Die Oberin führte ihre Gäſte umher, ihnen die Einrichtungen und Anſtalten des Kloſters zu zeigen, und überall fanden ſie Veranlaſſung, die unbeſchreibliche Sauberkeit, Ordnung und Zweckmäßigkeit derſelben zu bewundern.

Amadea hielt ſich bald ſo nahe wie möglich zu der würdigen Frau, die ſich mit unverkennbarem Wohlwollen ebenfalls zu ihr hingezogen fühlte, und jede ihrer Fragen mit unermüdeter Gefälligkeit beantwortete. Sie ſagte ihr, daß ein vierjähriges Noviciat dazu gehöre, um das feierliche, unwiderrufliche Gelübde ablegen zu dürfen, das alsdann für das ganze übrige Leben ſie verpflichtet.

In dieſem Zeitraum, ſetzte ſie hinzu, iſt jede der Schweſtern im Stande, den Umfang ihrer Verantwortlichkeit kennen zu lernen, um ſich zu prüfen, ob ſie Stärke genug beſitzt, unſeren ernſten, oft ſchweren Beruf zu erfüllen.

Das erſte Jahr erlaubt ihnen noch den Verkehr mit der Welt, damit freie Wahl und ungehinderte Vergleichung den Entſchluß ihrer Zukunft beſtimme. Wir betrachten die Novizen als unſere Schülerinnen, und theilen ihnen die nöthigen Kenntniſſe mit, deren ſtete Uebung eine Pflicht dieſes Ordens iſt. Wie früh aber auch immer das begehrte Noviciat begonnen hat, ſo dürfen ſie doch erſt nach dem vier und zwanzigſten Jahre den ſchwarzen Schleier empfangen, durch den — wenn er einmal mit dem weißen vertauſcht iſt — die, die ihn trägt, der Welt und ihren Freuden ein ewiges Valet ſagt.

Die Säle, wo ſich die mit ſchweren Krankheiten Behafteten befinden, werden aus Furcht vor Anſteckung den Fremden nicht gezeigt; aber ein anderer, den die Oberin ihnen öffnete, in welchem ohngefähr ſechszehn Frauen lagen, gab ihnen einen klaren Begriff von der wohlthätigen Sorgfalt und Pflege, welche dieſe Unglücklichen hier genießen.

Es iſt nicht möglich, daß das mitleidige, weibliche Gemüth im ſteten Umgang mit den ſchmerzlichſten Leiden, die oft nicht zu heilen, kaum zu lindern ſind, ſich den Frohſinn erhalten kann, der ihm vielleicht angeboren war; denn er läßt ſich nicht mit dieſem immerwährenden, jammervollen Anblick, und mit der Erfüllung ſo ſchwerer Obliegenheiten vereinigen. Aber ein liebevoller Ernſt, und jene ſtille Heiterkeit, die aus dem Bewußtſeyn treu geübter, obgleich ſauerer Pflicht, wie eine ſchöne Blume aus dunkler Erde ſproßt, macht gleichſam den Grundton im Charakter dieſer ehrwürdigen Nonnen aus. Ihre unerſchöpfliche Geduld und Fürſorge reicht dem Kranken jede Hülfe, jeden Troſt, während ihre ſanften Ermahnungen, verbunden mit der Kraft des Beiſpiels, ſtreben, die Gemüther ihrer oft verwilderten, zum Theil geſunkenen Pfleglinge zu einer edleren Richtung zu vermögen, und ſie zu dem empor zu heben, von dem, wo irdiſcher Beiſtand nicht mehr ausreicht, der ewige kommt, der alle Schmerzen beruhigt.

Die größte Reinlichkeit und Ordnung herrſchte auch hier. Hoch und luftig iſt der Raum, wo die verſchiedenen Grade körperlicher Leiden, die beginnende, ſo wie die fortſchreitende Geneſung, die nur noch durch tiefe, der Stärkung bedürfende Ermattung an die überſtandene Krankheit mahnt, ein rührendes Bild menſchlicher Gebrechlichkeit und Schwäche, zugleich aber auch menſchlicher Kraft und Selbſtüberwindung im Hülfeleiſten vor das Auge des Beſchauers ſtellt.

Liebe, Dankbarkeit und den Segen des Himmels herabflehende Blicke ſtrahlen von jedem Geſicht, wenn eine der Nonnen ſich den Krankenlagern nähert, und mit dem ſanften Ton wahrer Theilnahme nach dem forſcht, was wohl eben für den Augenblick nöthig ſeyn möchte, oder auch, durch inneren Tact geleitet, ohne zu fragen, verrichtet, was zur Erleichterung der Leidenden dienen kann.

Obgleich mit ächt chriſtlicher Toleranz Kranke aller Confeſſionen aufgenommen werden, ſo lange noch eines der im Kloſter befindlichen dazu beſtimmten ſechszig Betten frei iſt, ſo haben doch die, die ſich zur katholiſchen Religion bekennen, den Troſt täglicher Erbauung vor den Anderen voraus, da ſich an dem einen Ende des Saals ein Altar befindet, an welchem täglich Meſſe geleſen wird. Indeß iſt es denen, die zu einer anderen Kirche gehören, unverwehrt, ſich von Geiſtlichen ihres Glaubens beſuchen zu laſſen, und ſich mit ihnen zu unterhalten.

Die Apotheke, ebenfalls weiblichen Händen anvertraut, und muſterhaft von ihnen verwaltet, iſt ein Beweis, daß die Ausübung dieſer ſchweren Kunſt nicht eben bloß ein Eigenthumsrecht des ſtärkeren Geſchlechts zu ſeyn brauchte, um — wie es hier nach dem Urtheil ſachkundiger Männer der Fall iſt — in der höchſten Vortrefflichkeit zu beſtehen, ja, es würde ſogar eine mit mancher parteiiſchen Anordnung des bürgerlichen Lebens verſöhnende Billigkeit ſeyn, wenn auch außerhalb der Kloſtermauern dieß halb und halb in das Fach der veredelten Kochkunſt einſchlagende Geſchäft von Frauen betrieben werden dürfte.

Die Novize, der man die Fähigkeit zutraut, Latein, Kräuterkunde, Chemie u. ſ. w. gründlich wiſſen zu können, muß, wenn ſie in dieſen Wiſſenſchaften auf das ſorgfältigſte unterrichtet iſt, in einer Stadtapotheke einen Curſus durchmachen, und wird dann, wenn ſie gewiſſenhaft geprüft, und für geſchickt genug dazu erklärt worden iſt, als Gehülfin der bereits ins praktiſche Leben eingeweihten Kloſterapothekerin aufgenommen, um unter ihrer Obhut und unter der Aufſicht eines Arztes, der täglich die Kranken beſucht, und die Recepte ſchreibt, dieſe mit der pünktlichſten Genauigkeit zu bereiten, damit, wenn zu dem Erlernen noch Erfahrung und Gewandheit hinzukommt, ſie dereinſt im Stande iſt, als Nachfolgerin ihrer Vorgeſetzten dieſem ſo wichtigen Amte vorſtehen zu können.

Obgleich nur Kranke ihres eigenen Geſchlechts in dieſes Kloſter aufgenommen und verpflegt werden (eine Regel, von der die frommen Schweſtern bloß in den Kriegsjahren 1813 und 1814 theilweiſe abwichen, indem Mitleid mit den hülfloſen Verwundeten, die das nahgelegene Hoſpital nicht alle verſorgen konnte, ſie bewog, die, welche ſich, um Beiſtand flehend, zu ihnen hintragen ließen, oder ſelbſt noch zu kommen vermochten, wenigſtens zu verbinden, und mit Arzeneien und zweckmäßigen Speiſen zu verſehen), ſo iſt doch übrigens Männern, wenn ſie die Oberin um Erlaubniß dazu bitten, eben ſowohl als Frauen, geſtattet, das Kloſter zu betreten, um ſich mit ſeinen Einrichtungen bekannt zu machen. Auch verweigert keineswegs eine unzeitige Prüderie den Kranken die erfreulichen Beſuche ihrer Männer, Brüder oder Freunde, weil die guten Nonnen glauben, eine ſanfte Befriedigung des ſehnenden Gemüths trage eben ſo wohlthätig zur Wiederherſtellung bei, als das wirkſamſte Mittel, das die Medizin zu reichen vermag.

Mutter Gabriele zeigte ihnen noch durch das enge Gitter des Chors die von Vielen beſuchte Kirche, die aber die Eliſabethinerinnen ſelbſt, vermöge ihrer Clauſur, nicht während des Gottesdienſtes betreten dürfen. Sogar beim Genuß des Abendmahls reicht ihnen der Prieſter das heilige Sacrament durch die geöffnete Thür, die in ein zu Andachtsübungen beſtimmtes Zimmer führt, wo ſie, ohne weiter geſehen zu werden, es empfangen. Fünfmal täglich, und zwar ſchon von früh vier Uhr an, ſind ſie verpflichtet, ſich zu gemeinſchaftlichem Gebet zu verſammeln — die übrige Zeit wird von der Menge ihrer regelmäßig geordneten Geſchäfte hingenommen, ſo daß, weit entfernt von aller Langenweile, die Tage ihnen wie ein ſtiller Traum verſchwinden, und leiſe und unvermerkt zu Jahren werden, die ſie ſanft zu dem Ziele hinführen, das im Geräuſch des Weltlebens der Menſch nur noch herben Kämpfen, und von Stürmen erſchüttert, erreicht.

Amadea fühlte sich von allem, was sie hier sah und hörte, auf das tiefste bewegt, und ihre leicht erregte Fantasie war ergriffen von den Bildern, die sie auf diesem ihr so romantisch scheinenden Boden hervorrief, und die mit feierlichem Ernst, mit leiser Mahnung, mit rührender Wehmuth zu ihrem Innern sprachen.

Die katholische Religion hat durch manche ihrer Lehren und Gebräuche für ein Gemüth, das noch in den ersten Flammen der Jugend und des Gefühls lodert, etwas unbeschreiblich Anziehendes und Hinreißendes. Kunst und Poesie umstrahlen sie mit warmem Schimmer, und verleihen ihnen eine Anschaulichkeit und eine Glorie, die die Sinne anregt, und das Gemüth zu schwärmerischem Aufschwung empor trägt, während in der protestantischen Kirche das Denken das Uebergewicht über die Kindlichkeit der Empfindung errungen zu haben scheint, und ihre streng geläuterte Geistigkeit das religiöse Leben oft frostig erkältet.

Während die Männer einige Gemälde auf den Kreuzgängen betrachteten, welche das Kloster in Zeiten, wo es noch nicht, wie jetzt, durch so manchen Verlust bedrängt, und in seinen Ausgaben auf das Nothwendigste beschränkt war, aus dem Nachlaß der Jesuiten gekauft hat, führte Mutter Gabriele Clementinen und Amadea in ihre Zelle, die groß, hell und freundlich, durch die halb vergitterten Fenster eine weite Aussicht auf den Wischehrad und die rasch dahin eilende Moldau gestattet.

Man erblickt, wie in jeder anderen Zelle, nur einfaches Geräth, wie es das dringendste Bedürfniß erfordert, in diesem Gemache. Manch Liebeszeichen der Erinnerung an den Wänden, aus kleinen Bildern, Stickereien und ähnlichen Pfändern des Andenkens bestehend, und vermuthlich von Verwandten und werthen Freunden beim ewigen Scheiden von der Welt ihr mitgegeben, mahnt indeß wohl in einsamen Stunden die würdige Frau an die Vergangenheit, die hinter ihr liegt, wie ein dämmerndes Gefilde, auf dessen verblühtem Boden sie muthig vorwärts strebt, der aufgehenden Sonne entgegen, die von dem Jenseits herüberstrahlt, das vielleicht bald ihre Seele empfangen wird.

Ach! wer einem so edlen Zweck sein Daseon widmen dürfte! rief Amadea schwärmerisch ergriffen aus, indem sie sich mit Thränen in den Augen in die Arme der Oberin warf. Doch diese, die mit dem Taubensinn der frommen Einfalt auch jene Weltklugheit verband, die der innere Tact für's Schickliche entwickelt, las schnell in Clementinens ernstem, bekümmertem Blick eine leise Mißbilligung dieser Aufwallung, und zu edel, um eine momentane Schwäche zum Proselytenmachen zu benutzen, strebte sie das tief erschütterte Mädchen auch auf die Schattenseite des Berufs aufmerksam zu machen, den zu ergreifen, ihr offenbar so wünschenswerth schien.

Ich glaube wohl, mein liebes Fräulein, sagte sie, daß der Ueberblick unserer Anstalt einen wohlgefälligen und anziehenden Eindruck auf den Beschauer hervorzubringen vermag; denn jeder Besuch überhäuft uns mit Lobsprüchen, die wir ruhig hinnehmen, da unser Bewußtseyn uns sagt, daß wir sie theuer erkaufen. Ich erkenne es als einen besondern Vorzug meiner Religion, daß in ihr die Barmherzigkeit Häuser, wie dieses, stiftete, wo diejenigen meines Geschlechts, die sich zum ehelosen Stande erkohren fühlen, auf eine verdienstliche Art ihr Scherflein zum allgemeinen Besten beitragen, und im Geiste unseres göttlichen Mittlers handeln dürfen, der ja auch sich selber zum Opfer brachte, um der Menschheit wohl zu thun. Aber nicht leicht ist dieser Beruf; nur Wenige haben von Gott den Grad der Selbstverläugnung empfangen, der dazu gehört, um unsere Bestimmung zu erfüllen. Denn das Wort: Krankenpflege umfaßt gar viel, und gar schweres, wozu unser Muth und unsere Kraft oft nicht ausreichen würde, wenn nicht von Oben die Gnade des Herrn uns unterstützte.

Es ist nicht damit gethan, fuhr sie fort, den unserer Sorgfalt Anvertrauten das reinliche Kissen aufzuschütteln und zurecht zu legen, auf das wir ihre Häupter gebettet haben — ihre dürren Lippen mit einem Labetrunk zu erfrischen, oder in sauber blinkendem Löffel ihnen die heilsame Medicin zu reichen. Was der Ekel nur immer Schauderhaftes und Abstoßendes umfaßt, wird uns als tägliche Uebung in der Selbstüberwindung geboten. Die niedrigsten Dienste, vor denen oft das Gefühl zurückbebt, und die Hand in unfreiwilliger Weigerung erzittert, müssen als strenge Foderung der Nothwendigkeit von uns betrachtet und verrichtet werden, und diese Reinlichkeit, die Ihnen wohlgefällt, und die wir für das erste Erforderniß des Gedeihens bei Kranken und bei Gesunden halten — sie geht nur aus dem unaufhörlichen Kampf mit der höchsten Unreinlichkeit hervor, und so lachend ihr Gesammteindruck auch seyn mag, so wahrhaft empörend für einen einigermaßen fein organisirten Sinn sind oft die Einzelnheiten, die wir überwinden müssen, um ihn hervorzubringen.

Man schickte sich jetzt zum Fortgehen an; doch so genau und aufmerksam sie sich auch allenthalben umgesehen hatte, so konnte doch Amadea den Gedanken nicht ertragen, zum ersten und zugleich zum letztenmal in diesem Tempel des mildesten Erbarmens gewesen zu seyn. Sie bat daher Mutter Gabriele um die Erlaubniß, wiederkommen zu dürfen, und diese ertheilte sie ihr auf eine Weise, die das liebevollste Wohlwollen ausdrückte.

Heinrich Albert (Alberti)

ward am 28. Juni 1604 zu Lobenstein im Voigtlande geboren und studirte die Rechte zu Leipzig; beschäftigte sich aber vorzugsweise mit der Musik. — Nachdem er eine geraume Zeit in Dresden verlebt, kam er 1626 nach Königsberg, wo er 1631 Organist ward. Er starb daselbst am 6. October 1668 im 65. Jahre seines Alters. Seine eigenen Lieder, so wie die seiner Freunde, vorzüglich Dach's und Roberthin's, pflegte er in Musik zu setzen und so herauszugeben. Sie erschienen in folgenden Sammlungen:

Arien u. s. w. Königsberg, 1638—50. 8 Thle. in Fol. Neue Auflage. Leipzig, 1657. in 4.

Musikalische Kürbshütte. Königsberg, 1651. Fol.

Poetisch-musikalisch Lustwäldlein. Königsb. 1652. Fol. N. A. Leipzig, 1657. —

A. war ein von seinen Zeitgenossen mit Recht sehr geschätzter lyrischer Dichter, von dem sich Manches bis auf unsere Zeit erhalten hat. — Klarheit, gesunder Verstand, eine heitere Lebensansicht, Einfachheit, eine angenehme und wohllautende Sprache und ein fließender und gut geordneter Versbau zeichnen seine Leistungen höchst vortheilhaft aus zu einer Zeit, wo Uebertreibung, Manier und Seichtigkeit anfingen, sich der, eben nach Regeln behandelten, deutschen Poesie zu bemächtigen.

Folgende Proben werden unser Urtheil bestätigen.

Amor im Tanz.

Junges Volk, man rufet Euch
Zu dem Tanz hervor.
Auf, es spielet schon zugleich
Unser ganzes Chor.
Wer nur Lust zu tanzen hat,
Stelle sich hier ein;
Tanze, bis er Tanzes satt
Und begnügt mag seyn.

Wisset aber, daß sich hab'
Hier auch eingestellt
Amor, der berühmte Knab'
Auf der weiten Welt:
Amor, der viel Possen macht
Und sich nur ergetzt,
Wenn er euch in Leid gebracht
Und in Noth gesetzt.

Er wird wanken hin und her,
Nehmet seiner wahr!
In den Augen ohngefähr
Wird er offenbar.
Drinnen der geschwinde Schütz
Seinen Bogen spannt,
Und euch, wie der schnelle Blitz
Trifft gar unbekannt.

Auf den Lippen wird er oft
Auch zu finden seyn
Und sich bei Euch unverhofft
Heimlich schleichen ein.
Durch der Worte Süßigkeit
Hat er seine Lust,
Euch zu stürzen nur in Leid
Schlau und unbewußt.

Händedrücken keiner trau!
Er ist's der es thut:
Er verbirgt sich so genau,
Quälet manches Blut,
Daß in Hoffnung wird geführt
Einer Schönen Gunst,
Die doch nicht die Hand gerührt —
Es war Amors Kunst.

So er nun durch seine Pfeil'
Euch verliebt gemacht,
Wird er lachen und in Eil
Geben gute Nacht.

Sehet zu, wie, wo und wann
Ihr dann Hülfe kriegt?
Der wird übel seyn daran,
Der verwundet liegt.

Morgenlied.

Gott des Himmels und der Erden,
Vater, Sohn, heiliger Geist,
Der es Tag und Nacht läßt werden,
Sonn und Mond uns scheinen heißt,
Dessen starke Hand die Welt
Und was drinnen ist, erhält.

Gott, ich danke Dir von Herzen,
Daß Du mich in dieser Nacht
Für Gefahr, Angst, Noth und Schmerzen
Hast behütet und bewacht,
Daß des bösen Feindes List
Nicht mein mächtig worden ist.

Laß die Nacht auch meiner Sünden
Jetzt mit dieser Nacht vergehn;
O Herr Jesu, laß mich finden
Deine Wunden offen stehn,
Da allein Trost, Hülf' und Rath
Ist für meine Missethat.

Hilf, daß ich mit diesem Morgen
Geistlich auferstehen mag
Und für meine Seele sorgen:
Daß, wenn nun Dein großer Tag
Uns erscheint und Dein Gericht,
Ich dafür erschrecke nicht.

Führe mich, o Herr, und leite
Meinen Gang nach deinem Wort;
Sey und bleibe Du auch heute
Mein Beschützer und mein Hort;
Nirgends als von Dir allein
Kann ich recht bewahret seyn.

Meinen Leib und meine Seele
Sammt den Sinnen und Verstand,
Großer Gott, ich Dir befehle
Unter Deine starke Hand;
Herr, mein Schild, mein Ehr und Ruhm,
Nimm mich auf, Dein Eigenthum.

Deinen Engel zu mir sende,
Der des bösen Feindes Macht,
List und Anschlag von mir wende
Und mich hält in guter Acht,
Der auch endlich mich zur Ruh
Trage nach dem Himmel zu.

Höre, Gott, was ich begehre,
Vater, Sohn und heiliger Geist:
Meiner Bitt' mich, Herr, gewähre,
Der Du mich selbst bitten heißt;
So will ich Dich hier und dort
Herzlich preisen fort und fort.

Johann Baptist von Albertini

ward am 17. Februar 1769 zu Neuwied geboren und erhielt eine wissenschaftliche Bildung in den gelehrten Anstalten der Brüdergemeine zu Niesky und Barby. Er war ein Jugendfreund Schleiermachers, blieb aber der Gemeine treu und ward schon in seinem zwanzigsten Jahre Lehrer an eben denselben Instituten, in welchen er war erzogen worden. Hier verweilte er bis 1804 und beschäftigte sich vorzüglich mit den alten, so wie mit den orientalischen Sprachen, mit Mathematik und Botanik. Die Frucht der letzteren Studien war ein gemeinschaftlich mit L. v. Schweinitz herausgegebenes Werk: Conspectus fungorum in Lusatiae superioris agro Niskiensi crescentium etc. Lips. 1805, das sich einer sehr günstigen Aufnahme zu erfreuen hatte. Ferner lieferte er eine syrische Inschrift für das zur Feier des Völkerfriedens 1814 bei Barth in Breslau erscheinende Monumentum pacis. — Seit dem Jahre 1804 widmete er sich gänzlich dem Predigerberuf in den Brüdergemeinen zu Niesky, Gnadenberg und Gnadenfrei. 1821 ward er Mitglied der Direction der Brüderunität, nachdem er 1814 Bischof geworden. Seit 1824 übernahm er den Vorsitz in der Unitäts-Aeltesten-Conferenz und wirkte segensreich und heilbringend in weitem Kreise. — Er starb, von Allen, die ihn kannten, tief betrauert am 6. December 1831 zu Berthelsdorf bei Herrnhut, ein wahrer, echter Diener des göttlichen Wortes, eben so uneigennützig und wohlwollend als reich an Geist und Wissenschaft. —

Außer jenem botanischen Werke sind noch von ihm, jedoch ohne seinen Namen, erschienen:

Dreißig Predigten. Für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine. (Ohne Druckort.) gr. 8. Es erschienen drei Auflagen davon in den Jahren 1805—1829.

Geistl. Lieder. Für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine. 1. Aufl. Bunzlau, 1821; 2. A. Bunzlau, 1827. in 8.

Sechs und dreißig Reden an die Gemeine in Herrnhut, in den Jahren von 1818—1824 gehalten. Gnadau, 1832. 8.

Als geistlicher Liederdichter steht v. A. sehr isolirt da und kann weder mit anderen deutschen geistlichen Lyrikern verglichen, noch allein nach dem Charakter seiner Lieder beurtheilt werden, da ihm hier eine zu bestimmt abgemessene Bahn vorgezeichnet war, und es ihm vor allen Dingen darum zu thun seyn mußte, indem er zugleich den religiösen Forderungen seiner Glaubensverwandten genügte, ihnen bessere Gesänge als die bisher in den Brüdergemeinen üblichen zu schaffen. Aus den ersten Zeiten ihrer Gründung gab es noch eine Unzahl von Liedern, in welchen den allegorischen Spielen mit dem Glauben, den versinnlichenden Darstellungen der Lehre zur Ungebühr, oft auf eine höchst geschmacklose und, um nicht zu streng und verletzend Fehlgriffe zu beurtheilen, denen eine gute Absicht zu Grunde lag, wenigstens unschickliche Weise gehuldigt wurde. Vieles von dieser Neigung hatte sich bei Gesinnungen, auf welche die Zeit ihren Einfluß nur höchst langsam und unmerklich ausübt, wohl bei der Menge erhalten, manches Andere beruhte auf den religiösen Ansichten selbst und gehörte durch Form oder Auffassung wesentlich zum Ganzen, und es war daher dem Dichter eine schwere Fessel auferlegt, die ihn jedenfalls hinderte, sich frei zu bewegen, wenn er auch gleich auf der anderen Seite Vieles fand, was der Poesie als höchst dienstlich entgegentrat. In diesem beschränkten Kreise nun hat v. A. Meisterhaftes geleistet, und wir dürfen nicht mit ihm rechten, wenn wir auch hin und wieder die Form verletzt oder Ausdrucksweisen finden, welche uns fremdartig und seltsam erscheinen. Glühende Begeisterung für den Glauben, tiefes, echtes Gefühl, eine mitunter hinreißende Bilderſprache, ein wahrhaft frommer Sinn, der nur Liebe und Versöhnung athmet, sind ein schöner Schmuck dieser Gesänge und beurkunden den glücklichen Beruf ihres Verfassers.

Eben so hoch, ja vielleicht noch höher steht v. A. als geistlicher Redner. Seine Predigten zeichnen sich durch Wahrheit, Einfachheit, Lebendigkeit, Frische, Wärme und Fülle der Empfindungen, Kenntniß des Lebens und seiner Verhältnisse, Tiefe der Beschauung, Kraft des Glaubens und eine jederzeit dem Gegenstande und der Versammlung höchst angemessene Sprache auf das Vortheilhafteste aus und verdienen nicht bloß in den Brüdergemeinen gelesen und geliebt zu werden.

Heilslied *).

Wer weckte doch vom Anfang den Gerechten?
wer rief ihm, daß er ging? wer gürtet' ihn,
der Heiden Länder friedlich zu durchziehn?
ihr Inseln, schweigt! ihr Völker, laßt uns rechten!
wer ruft die Menschen all' vom Anfang her?
„Ich bin's, der Erst' und Letzte!" spricht der Herr.

Ich klopfe sacht als Freund an Herzensthüren,
und ruf': „ich komme, seligs Herz, zu dir,
mein Abendmahl zu halten — öffne mir!" —
„Was steht am Markt ihr müßig! kommt euch rühren;"
tönt mein Weingärtnersruf um Mittagszeit
und früh und spät: „der Lohn ist längst bereit."

Dem Königssohn ist Hochzeit zubereitet:
„kommt, Lahme, Krüppel, Blinde, Groß und Klein —
nehmt's Hochzeitskleid! das Mahl soll euer seyn!" —
„Auf, in die Schranken! auf, ihr Männer, streitet!"
ruf' ich vom Kampfgericht: „noch ist es Zeit!
wer faßt die Krone der Gerechtigkeit?"

Die Inseln schweigen Dir, gewalt'ger Rufer!
Dein sind die Seelen alle: das sey fern,
mit Dir zu rechten! folgen wir dem Herrn
auf Abrams Pfade glaubensvoll zum Ufer!
uns trägt von da, ist's Werk in Gott gethan,
die letzte Fahrt in's ew'ge Kanaan.

Heilslied.

Einsam in der Felsenhöhle
wacht Elia der Thisbit:
still, mit ahnungsvoller Seele,
harrt er auf des Herren Tritt.
Es brausen vorüber gewaltige Winde,
die Felsen zerspalten in grausende Schlünde,
und Berge zerreißen: es tosen des Herrn
zerstörende Boten — doch Er ist noch fern.

Nach dem Sturme heult's in Lüften —
Land und Meer erbebt mit Macht:
furchtbar brechen aus den Klüften
Flammen durch die finstre Nacht.
Doch ruhig in Feuer und Erdbeben stehet
der Fürst der Propheten, vom Geiste durchwehet:
Er kennt als Vertrauter den Herrn Jehovah —
noch tobt die Verwüstung, noch ist Er nicht da.

Welch ein Wechsel! tiefe Stille
plötzlich rings in der Natur!
Auf, Elia, dich verhülle!
jetzt vernimmst du Gottes Spur.
Er eilet, das Antlitz im Mantel verborgen,
im sanften gelinden Gesäusel zu horchen
der Stimme des Kommenden: „betend verehrt
Dein Knecht Dich, Allmächtiger! rede, er hört!"

* * *

Schaut umher in die Zerstörung!
Winde rasen fürchterlich:
Schwerdt und Feuer streut Verheerung,
o Europa! über dich.
Es drehen sich blutige Kriegslegionen,
es stürzen die Hütten, es wanken die Thronen:
das Alte zerstiebet in flüchtigen Staub,
das Recht ist zertreten, es herrschet der Raub.

Kennet ihr des Rächers Finger?
Todesengel sendet Er
vor sich her: dem Weltbezwinger
beugt sich bebend Land und Meer.
Er Selber ist nimmer im Sturm und im Feuer:
sie künden nur an den allmächt'gen Befreier.
Durchglühe den Dichter, du heiliger Geist
der Weissagung! — hört, was sein Wehen verheißt!

Nach dem Sturme, nach dem Zittern,
nach der Flamme wildem Brand
kommt der Herr: Sein sanftes Wittern
säuselt über Meer und Land.

Dann hüllet euch ein vor des Heiligen Blicken,
und höret, ihr Völker! Er kommt zum Erquicken:
durch Trübsal geläutert bewahrt ihr das Glück —
die eiserne Zeit kehrt nimmer zurück.

* * *

Düster herrscht in deinem Herzen,
Sünder! falsche bange Ruh:
heimlich von Gewissensschmerzen
angenagt, erkrankest du.
Doch siehe! urplötzlich erheben sich Stürme:
es stürzen zusammen die lockeren Thürme,
die eigenes Wirken sich mühsam erbaut!
du fühlst dich entwaffnet, dir schaudert die Haut.

Dein felshartes Herz zerspringet —
Angst durchbebt dir Mark und Bein;
Flamme der Verzweiflung dringet
grausam zehrend in dich ein.
Getrost! diese Zeichen sind Boten der Gnade!
bald wandelt in Freude sich Jammer und Schade:
die Seele, gereinigt durch Feuer und Wind,
ergiebt sich dem Retter als folgsames Kind.

Ist Er Selbst gleich in den Flammen
und im Sturme noch nicht da,
fing doch Seinem heil'gen Namen
schon voraus Halleluja!
Er naht sich, der liebende Tröster der Müden —
dein Herz wird durchströmet von göttlichem Frieden!
im stillen Gesäusel erscheinet der Herr:
hör', liebe und habe! Er sey es, nur Er!

Gebetslied.

Ich geh' in stillen Bitten
dem Herrn mein Herz ausschütten,
daß durch und durch Er sehe,
kein Stäublein Ihm entgehe.

Nichts will ich Ihm verhalten:
auch die geheimsten Falten
des Herzens Ihm ausbreiten —
ach das sind Seligkeiten!

Es mag vor ihm zerfließen —
sein Tiefstes soll Er wissen!
so wird Er's mächtig läutern,
und Muth und Blut mir heitern.

Heimwehlied.

Der Ahnung voll vom Vaterland
durchzogst du, Seele! Meer und Land:
der Bürgerschaft auf Erden satt,
begehrtest du der bessern Stadt:
du wandertest durch Zeit und Ewigkeit,
und sahest nicht! dein Heil war längst bereit.

Längst ruht auf blut'gem Felsengrund
die Stadt vom ew'gen Friedensbund:
rings um den Hügel Golgatha
stand längst in stillem Wohlseyn da
die Vorstadt des für ächte Kinder Sems
erbauten himmlischen Jerusalems.

Die Flur durchweht des Frühlings Kraft —
in Aest' und Zweige steigt der Saft:
das Laub ergrünt, es schwillt der Keim —
der Vögel Züge kehren heim:
sie finden's Haus! ein lautes Freudenfest
tönt ihren Flug in's traute Heimathsnest.

Gleich ihrer Schaar ziehn, Seele! dich
des Heimwehs Kräfte mächtiglich:
heb' auf das Haupt! der Sommer naht,
Erlösung winkt dir Gottes Stadt:
Dein müder Fittig sinkt auf Golgatha —
Da ist die Heimath, Seele! da, nur da.

Du fandest, Vögelein, dein Haus:
fortan fleug fröhlich ein und aus!

---

*) Aus: Geistliche Lieder. Für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeinde. Bunzlau, 1827.

vergiß der Reise Müh' und Streit,
genieuß der Wohnung Lieblichkeit!
nist' am Altar des Herrn der Zebaoth —
o Seele! freu' dich im lebend'gen Gott!

Bereite nun im Vorhof dich,
Beglücktes Herz! einst seliglich
in's Allerheiligste zu gehn,
des Königs Angesicht zu sehn!
schwing dich voraus zum gold'nen Thron empor —
die Liebe schmücke dich für Zions Thor!

Heimwehlied.

Mosch, langen Wechsels müde,
strebt' ins Land der Ruh hinein —
wollte der vollkommnen Hütte
schon hienieden theilhaft seyn.

Ihm versagte Gott sein Flehen:
„Steige das Gebirg' hinan,
überschau die sel'gen Höhen —
so vollende deine Bahn!"

Seelen, sehnt ihr euch hienieden
schon nach ungetrübter Ruh?
eilet immerhin dem Frieden
Kanaans verlangend zu:

nur bescheidet euch, ihr Knechte
Gottes, hier nicht einzugehn!
lernt, wie Mosch, Seine Rechte —
gläubt euch selig, ohne Sehn!

Doch der Sehnsucht Durst zu stillen,
heb' uns hoch von Zeit zu Zeit —
löse, Herr! der Augen Hüllen,
zeig' uns Deine Herrlichkeit!

Führ' uns auf des Berges Gipfel,
wenn wir der Vollendung nahn:
Friede durch der Palmen Wipfel
rausch' uns dann von Jenseits an!

Heimgangslied.

Seit Du, o Heiliger! die Gräfte
uns heiligtest durch Deine Ruh' im Grab,
umwehn den Pilger Friedenslüfte,
und stärken heimwärts seinen Wanderstab.
Im dunkeln Thale bleibt er auf und ab
ein Kind des Lichts, und heilig ist sein Grab.

Nach deinem Grabe still und selig
ausschauend wandelt er dem seinen zu:
gen Mittag und gen Morgen fröhlich
durcheilt er seinen Pfad zur ew'gen Ruh:
vom Mittag weht ihm warmer Blumenduft —
vom Morgen kühlt ihn Auferstehungsluft.

Predigt am zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis. 1805 *).

Text: Ephes. 5, 15—21.

Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ,
weil es nun Abend worden ist:
Dein göttlich Wort, das helle Licht,
laß unter uns auslöschen nicht!
In dieser letzten betrübten Zeit
verleih' uns, Herr, Beständigkeit!
Bewahre uns Dir unbefleckt,
in Deiner Wundenburg versteckt,
von keinem Feinde angeführt,
viel weniger zu was verführt!
Herr! gib uns blöde Augen
für Dinge, die nichts taugen,
und Augen voller Klarheit
in alle Deine Wahrheit! Amen.

*) Aus: Dreißig Predigten. Für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine. 1825.

Es ist böse Zeit — schrieb Paulus, der Apostel des Herrn, an die Gemeine zu Ephesus. Und die Geschichte seines Zeitalters bestätigt aufs vollkommenste, was er schrieb: es war böse Zeit — böse Zeit in gar mancherlei Betracht, von außen und innen, im Staat und in der Kirche. Das ungeheure Römische Reich, das den halben Erdkreis umspannte, litt sichtbar unter seiner eigenen Größe und der Schwäche seiner Regierung. Bedrückungen, Empörungen, zumal in den entfernten Ländern, Pestilenz und theure Zeit waren abwechselnd an der Tagesordnung, und plagten die Völker. Die neugeborne Kirche Jesu Christi, noch jung und zart, war vom blinden wüsten Heidenthum rings umgeben: Lockungen heidnischer Lustbarkeit und Verfolgungen heidnischer Unduldsamkeit ängstigten sie, daß verführt würden, wo möglich, auch die Auserwählten. Es war böse Zeit! Wie ist es denn itzt, meine lieben Zuhörer? Wir können es uns nicht verbergen: es ist böse Zeit, ausgezeichnet böse Zeit — von jener in vielen Punkten verschieden, aber doch auch in mehr als Einer Rücksicht mit ihr vergleichbar. Kaum ist jene bösartige ansteckende Seuche, die uns von Süden her bedrohete, durch Gottes unsers Erhalters Barmherzigkeit von unsern Gränzen abgewendet — kaum ist die Last der Brodtheurung, unter der wir seufzten, durch Gottes unsers lieben Vaters milden Segen merklich erleichtert — kaum, sage ich, sind wir diesen Drangsalen entronnen, so sehen wir Europa in Kriegesflammen; wildes Kriegegeschrei erschallt von deutschem Boden immer lauter und drohender zu uns herüber — ob und wie bald es zu uns hereinbrechen wird? das steht allein in Gottes des Barmherzigen und Allmächtigen Hand. Die Kirche hat zwar Friede und Ruhe von außen: sie könnte und sollte sich bauen in Eintracht und Liebe: aber im Innern — wie könnte jemals Christus mit Belial stimmen? im Innern ist die Zerrüttung groß. Mit gewaltiger Hand sucht der Geist des Unglaubens die theuersten Wahrheiten, die so vielen Tausenden schon Trost im Leben und Tode gewährten, zu untergraben: fast gefährlicher noch bestürmt der Geist des Leichtsinns, der allen Ernst flieht, der Eitelkeit, die sich dem Tand der Erde preis gibt, Zions Mauern. Mit Sehnsucht erinnern sich unsere lieben Alten jener vergangenen besseren Zeiten, wo noch wenigstens äußere gute Zucht und Sitte galt, wo wenigstens äußere Ehrfurcht dem Heiligen erwiesen wurde, wo man die Sonntage und Festtage heiligte, und zur Einkehr in sich selbst und zu ernsthafter Erwägung unserer ewigen Bestimmung benutzte: aber jetzt? freche nackte Sittenlosigkeit nimmt überhand, Verachtung Gottes und Seines heiligen Wortes, Entweihung der Festtage zu üppigen Vergnügungen und Zerstreuungen aller Art, zu lärmenden Lustbarkeiten und wilden Trinkgelagen gehört unter die Moden des Zeitalters. Um sich greift das Verderben: wer vermag einen Damm zu bauen, der seinen Verwüstungen wehre? in menschlichen Augen ist alle Aussicht zur Umkehr verloren. Es ist böse Zeit, ausgezeichnet böse Zeit.

Wie nun, meine Geliebten? sollen wir verzagen, und Herzen und Hände sinken lassen? uns schwach oder sorglos der bösen Zeit hingeben? mitmachen, was so Viele thun, und wozu uns der Stolz unserer Vernunft und die Verkehrtheit unsers Herzens ohnedem so lebhaft reizt? sollen wir mit dem großen breiten Strom dahinschwimmen ins ewige Verderben? das sey ferne! davor behüte uns Gottes unsers Erbarmers Gnade! Groß ist zwar das Gedräng' von außen und innen: aber je größer es ist, desto eifriger wollen wir mit Seiner Hülfe mitten hindurch streben, das Geraume zu gewinnen, dessen Pforte Jesus brach. Hoch steht zwar das schöne Ziel, welches uns vorhält unsere himmlische Berufung in Christo Jesu unserm Herrn — hoch steht es, aber nicht unerreichbar. In hellem Licht sehen wir das Erbe der Heiligen glänzen. Auf! hinauf zu ihm in Gottes Kraft! hindurch durchs Weltgetümmel in seinen Freudenhimmel! Aber wie sollen wir's anfangen, meine lieben Zuhörer! um den Kampf zu bestehen? Da greifen wir dankbar nach den Waffen, welche theure Männer Gottes in gleich bösen Zeiten anboten: wir benutzen willig den guten Rath, den sie, von Gottes Geist erleuchtet, ihren Zeitgenossen gaben. Ein solcher doppelter apostolischer Rath ist in unserm heutigen Text enthalten. Es ist böse Zeit, schreibt der Apostel: so schicket euch in die Zeit! und wandelt vorsichtiglich in böser Zeit!

Zuerst also: schicket euch in die Zeit! Der Ausdruck ist einfach und kurz; aber es ist Vieles und Wichtiges in ihm enthalten. Dreierlei hauptsächlich: nehmt sie, wie sie ist, und betrachtet sie mit möglichst unbefangenen Augen und Herzen! nutzet sie für eure eigene Personen! verkennet nicht ihr Gutes über ihrem Bösen! — Verderbt euch nicht euer Leben durch Murren über euren Gott, und Schelten und Zanken mit der Welt: nehmt die Zeit, wie sie ist, aus der Hand des Weltregenten voll Weisheit und Liebe, der noch nie etwas versehen hat in Seinem Regiment! ihr wißt es ja aus unzähligen Beispielen: was Er thut und läßt geschehn, das nimmt ein seligs End'. Tausend Erfahrungen lehren, wie Er im Ganzen und Einzelnen, im Reich der Gnade wie im Reich der Na-

kur, aus Wermuth Honig, aus wist ärzeni zu bereiten weiß. Keine Zeit war jemals so böse, daß Er sie nicht zum Guten zu kehren verstanden hätte: ja die Zeiten vorüber gegangener Proben — die geben die schönste Materie zum Loben. Merket euch das für Euch persönlich! forschet, was Er für Euch aus dem Bösen der Zeit Gutes bereiten, wie Er Euch durch Anfechtungen von innen und außen näher an Sich ziehen, fester auf Sich gründen, zu höherer Seligkeit bereiten, mit Seinem Blut und Seinem Sinn für die Ewigkeit herrlicher ausschmücken will! so könnt ihr manchen Vortheil und Segen aus der bösen Zeit, noch eh' er sich fürs Ganze entwickelt, für Euch vorausnehmen. Dabei übersehet über dem Bösen nicht das Gute der Zeit: freuet euch des hellen Lichtes des Evangelii, das durch die dickste Finsterniß mit doppeltem Glanze strahlt — der fortdauernden Arbeit des Geistes Gottes unter den Menschen — des Fortzündens Seines Feuers auf dem Erdboden, trotz allem Widerstreben der Feinde! freuet euch der weisen Obrigkeiten, der milden Regierungen, der mancherlei trefflichen Anstalten, der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, die die fortschreitende Zeit mitbringt! seid dankbar für dieses, vorsichtig gegen jenes! Hier treffen wir auf den zweiten Rath des Apostels.

Wandelt vorsichtig in böser Zeit: nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen! ihr stehet wie die Schaafe mitten unter den Wölfen: so seid ohne Falsch wie die Tauben, aber zugleich klug wie die Schlangen (Matth. 10, 16.). „Wer ist weise und klug unter euch? der erzeige mit seinem guten Wandel seine Werke, in der Weisheit und Sanftmuth" (Jak. 3, 13.). „Ich will, daß ihr einfältig seyd aufs Böse, aber weise aufs Gute" (Röm. 16, 19.). In allen diesen Stellen werden wir erinnert, daß der grade und einfältig auf den Heiland gerichtete Sinn, der klare Blick auf das von Ihm erworbene Gute, Weisheit und Vorsicht im Betragen gegen das eindringende Böse nicht ausschließt. Ein herzliches offenes aufrichtiges Wesen gegen alle Welt — dabei aber doch Umsicht, Zurückhaltung und sorgsame Prüfung alles dessen, was zu den Zeichen der bösen Zeit gehört oder auch nur zu gehören scheint, damit es uns nicht, eh' wir's denken, überschleiche und überwältige und ins Verderben ziehe — das ist des Heilands Schlangenklugheit neben Taubeneinfalt, das ist des Apostels Rath, vorsichtiglich zu wandeln, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen. Um aber diese Anweisung zu befolgen, müssen wir vor allen Dingen die von der bösen Zeit her uns bedrohenden Gefahren kennen. Es sind theils äußere, theils innere: für heute wollen wir unsere Betrachtung auf die letzteren beschränken. Ihrer sind nicht wenige: doch lassen sie sich alle unter zwei Hauptabtheilungen bringen. Es sind entweder Gefahren für unsere Ueberzeugungen, für unsere Einsicht am Evangelium, für unsern Verstand am Geheimnisse Christi; oder es sind Gefahren für Herz und Sinnlichkeit, welche ohnedem schwach und wandelbar, nach dem Bösen der Zeit sich nur allzu sehr hinneigen. Gegen beiderlei Gefahren in böser Versuchungszeit beten wir: „Herr! laß in diesem Prüfungsstand den Dir ergeb'nen Sinn mit nichts für Herz und für Verstand Vergeblichem oder gar Verderblichem sich mühn!" Beide sind höchst beherzigungswerth: gegen Beide warnt der Apostel.

In Beziehung auf die erste sagt er: Werdet nicht unverständig, sondern verständig, was da sey des Herrn Wille! Laßt euch eure heiligsten Ueberzeugungen, in denen ihr einmal Leben und Seligkeit gefunden habt, durch die immer wechselnde, immer auf der Oberfläche leicht dahinfahrende Modeweisheit nicht rauben! mißtrauet mit Besonnenheit und Verstand jeder leichtfertigen Neuerung, und lasset euch nicht dahintreiben von jedem Winde der Lehre! liebet alte Wahrheit mehr als neue Lüge! ehret das menschliche Denkvermögen, so lange es in menschlichen Dingen innerhalb des Kreises menschlicher Erfahrungen seine Kräfte übt und vorwärts dringt, schädlichen Vorurtheilen und verderblichem Aberglauben steuert, Nebel der Unwissenheit vertreibt, und Licht der Erkenntniß um sich her verbreitet! aber weiset es schnell und unerbittlich in seine Schranken, sobald es sich über sein Gebiet versteigen und in göttliche Dinge eingreifen und unbefugte Machtsprüche über das thun will, wovon es nichts vernimmt, weil es des Geistes Gottes ist! da erkennet kein Ansehen, als Gottes Wort — keinen Lehrmeister, als die Stimme Seines Geistes in eurem Gewissen! seid verständig, gleich jenem klugen Manne in des Heilands Gleißniß zum Schluß der Bergpredigt! gründet das Gebäude eurer Ueberzeugungen auf einen Felsen, damit es nicht stürze, wenn Platzregen fallen, wenn Gewässer kommen, wenn Winde wehen und ans Haus stoßen! seid nicht so unverständig, dieß heilige Haus auf Sand zu bauen, damit es nicht in Zeiten der Trübsal falle, und einen großen Fall thue! (Matth. 7, 24—27.) O nein! je böser die Zeit ist, je heftiger die Platzregen stürzen, je verwüstender die Gewässer strömen, je gewaltiger die Winde wehen, desto fester gründet euren Bau auf den ewigen Felsen des Heils Jesum Christum! Und wie könnet ihr das? dadurch, daß ihr immer verständiger werdet, was da sey des Herrn Wille, daß „ihr immer ernsthafter prüfet, was da sey wohlgefällig dem Herrn" (Eph. 5, 10). Vor Allem aber dadurch, daß ihr Seine Rede nicht blos höret, sondern auch thut; denn nur in diesem Fall vergleicht Er euch jenem klugen Baumeister (Matth. 7, 24.). Nur „so ihr thut den Willen dessen, der Ihn gesandt hat, so werdet ihr's immer besser und seliger inne werden, daß Seine Lehre von Gott sey" (Joh. 7, 17.). Kümmert euch also wenig um den Willen und die Launen eurer in göttlichen Dingen blinden und verkehrten Vernunft, desto mehr aber um des Herrn Willen! „Prüfet, welches da sey der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille! das sey euer vernünftiger Gottesdienst!" (Röm. 12, 1. 2.)

Was ist nun ferner des Apostels Rath in Betreff der zweiten Art von Gefahren, die in böser Zeit unser Herz und unsere Sinnlichkeit bedrohen? Er sagt: Werdet (und bleibet) voll heiligen Geistes! Laßt euch eure innigsten seligsten Herzensgefühle nicht rauben! laßt euch das Feuer vom Herrn, das Sein heiliger Geist in euren Herzen als Seinen Tempeln entzündete, durch kalte Vernünftelei nicht dämpfen oder gar verlöschen — oder durch fremdes Feuer verdrängen! tragt euer Herz in Händen! wacht durch Seine Gnade über eure Sinnlichkeit, daß sie nicht wieder zurückgerissen werde in den Strudel der Welt und ihrer eiteln Lüste, der Trunkenheit, der Völlerei und alles unordentlichen Wesens! nehmt den Rausch der falschen betäubenden Freuden der Sünde nicht für wahre Begeisterung! Ihr kennet ja bessere Freuden — die Freuden des Geistes — die Seligkeit eines guten Gewissens vor Gott, eines durch Jesu Blut versöhnten und gereinigten Herzens — das köstliche Gefühl Seines theuren Friedens! habt ihr's nicht erfahren, was Seine Gnade thut? war euch diese Erfahrung nicht lieber als euer Leben, nicht mehr als alle Welt? so trinkt denn mit vollen Zügen diese euch so sauer erworbene überschwängliche Seligkeit! Ueberlaßt euch den Freuden des heiligen Geistes! „Redet unter einander von Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern — singet und spielet dem Herrn in euren Herzen!" Diese ächte heilige Begeisterung wehre jeder fremden unheiligen den Eingang! Die Liebe Gottes, die einmal in euer Innerstes ausgegossen ist durch den heiligen Geist, unterhalte die Flamme des Herzens: die tiefgefühlte Dankbarkeit für Alles, was Er an uns gethan hat, für Seine Menschwerdung, für Seinen Gang auf Erden voll Mühseligkeit, für Seine blutigen Todesleiden, lasse sie niemals verlöschen! dieser Dank verbreite sich über Alles, was Er noch an euch mit unerschöpfter Liebe, mit täglich neuem Erbarmen, im Innern und Aeußern thut! „Saget Dank allezeit für Alles Gott und dem Vater im Namen unsers Herrn Jesu Christi!" und so stehet vor Ihm als Einer im Bunde — ohne Lieben und Danken vergeh' keine Stunde! Gewiß, meine lieben Freunde es klingt auffallend genug, daß der Apostel unmittelbar, nachdem er über die böse Zeit geklagt hat, zu Psalmen und Lobgesängen aufruft, Gefühle ununterbrochenen Dankes fordert: und doch ist diese Forderung höchst wahr und erfahrungsmäßig. Nichts sichert so zuverlässig vor den Gefahren der bösen Zeit, als eine solche fröhliche Erhebung der Herzen zu dem, durch den wir Alles vermögen: nichts bewahrt so sicher vor all' ihrem Schaden, als wenn dieser Geist der Freude, der Jesum Christum preiset, ohn' Ende bei uns waltet, und uns den Muth aufrecht erhält. Das ist dann die Vorsicht, die Klugheit, die allen Gefahren fürs Herz widersteht — die köstliche Weisheit, die sich das Herz immer fester machen läßt durch Gnade, die sich ihre heiligen Herzens-Erfahrungen und Genüsse als den theuersten Schatz bewahren läßt! Das ist die Klugheit der fünf Jungfrauen, die die Lampe ihres Glaubens und ihrer Liebe sorgsam mit frischem Oel nährten, auf dem Pilgergange durchs Leben nirgends unnütz verweilten, noch mit dem Tand der Erde sich verweltlüftigten, nie vergaßen das Ziel, die himmlische Hochzeit, die Eil' dem Bräutigam entgegen. Lasset uns, meine Geliebten! ihr Beispiel ins Auge fassen und ihrem Glauben nachfolgen! Lasset uns halten, was wir haben, auf daß uns Niemand unsere Krone nehme — die Krone unsers allerheiligsten Glaubens an Gott, unsern Heiland und Sein Wort, unserer flammenden Liebe zu unserm Versöhner, dem treuen nahen Freunde, unserer lebendigen Hoffnung auf Seine ewigen Freuden! „Wer wollte uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist unserm Herrn? Trübsal oder Angst? Verfolgung oder Hunger? Fährlichkeit oder Blöße? oder Schwerdt? gute oder böse Zeit? in Allem dem überwinden wir weit, um Dessen willen, der uns geliebet hat!" (Röm. 8, 35. 37.) Amen.

Aegidius Albertinus.

Ein wenig beachteter, fast verschollener, aber keineswegs talentloser Satyriker des sechszehnten Jahrhunderts, von dessen Lebensumständen jedoch weiter nichts Genaues bekannt ist, als daß er 1560 zu Deventer geboren wurde, später die Stelle eines Geheimschreibers des Kurfürsten Maximilian von Baiern versah und 1620 zu München starb. Er war zu gleicher Zeit ein fleißiger Uebersetzer und verdeutschte u. A. Baxter's allgemeine Weltbeschreibung, Guevara's Briefe u. s. w. Unter seinen eigenen Leistungen sind außer dem „Landstörzer Guzmann von Alfarahn", einer freien Nachbildung (München, 1616, 1618, 1631, 2 Th. mit einem dritten Theil von Martin Freudenheld, 1632. in 8.), noch besonders bemerkenswerth:

Lucifers Königreich und Seelengejäide oder Narrenhatz, in 8 Theilen. München, 1617. in 4.

Aegidii Albertini Hirnschleiffer. Köln, 1645 — 1686. in 12.

A. ein eifriger Katholik, was bei der Beurtheilung seiner Arbeiten wohl zu beachten ist, schrieb zu einer Zeit, wo, vorzüglich in Süddeutschland, durch den überhand nehmenden Gebrauch des Lateinischen, vorzüglich bei wissenschaftlichen und geistlichen Angelegenheiten, die deutsche Prosa vernachlässigt wurde, und man durchaus keinen Werth darauf legte, correct und rein zu schreiben. Sein Styl leidet daher durchgängig durch einen übel verstandenen Prunk mit ausländischen Worten und Wendungen, so wie durch eine unzeitig und unpassend zur Schau gestellte Gelehrsamkeit. Auf der anderen Seite ist ihm Kraft, guter Wille und ein hervorspringendes Talent, das Lächerliche an menschlichen Fehlern und Gebrechen aufzufassen und hervorzuheben, und durch moralisirende Satyre zu bessern und zu belehren, durchaus nicht abzusprechen. Seine Art und Weise erreichte jedoch ihren Culminationspunkt erst bei P. Abraham a Sta Clara (S. d. Art.). A. ward seiner Zeit in Süddeutschland viel und gern gelesen, da er auch die Frommen durch Andachtsbücher für sich zu gewinnen wußte; und sein Landstörzer Guzmann, so wie sein Hirnschleiffer, ein bunt zusammengewürfeltes Buch, aus den Erklärungen einer Reihe von Bildern bestehend, fanden viele Freunde und große Verbreitung. Wir theilen aus Letzterem die Erklärung des ersten Bildes, die Statüe einer wie eine Nonne gekleideten Frau, die Göttin Angerona, darstellend, der die Worte „attende tibi", aus dem Munde gehen, mit.

Angerona *).

Vnder andern Heydnischen Göttern wurden auch zwo Göttinnen verehrt, die eine hieß Volupia oder Wollustbarkeit: die andere hieß Angerona oder Kummernuß, diese Bildnuß stund mitten im Tempel Volupiae, und deutete mit dem Finger auff den Mund, und sagte gleichsamb: Attende tibi: merck auff dich. Hierdurch werden fürnemlich zwey Ding bedeut: Erstlich, daß der Mund ein Häusel ist, welches einem jeden offen steht, und alle Speisen und Getrenck ohne Vnderscheid noch Maß hinein leit, dardurch aber wird Leib und Seel verderbt, dann vielmehr Menschen kommen durch den Fraß umb, weder durch das Schwerd, dann der Krieg wehret nur ein, zwey oder etlich wenig Jahr, aber der Fraß wehret drey oder viermahl im Tag, bißweilen einen gantzen Tag lang, und die Nacht darzu: Der Sontag erkleckt nicht, sondern man machet auch gute (oder vielmehr böse) Montäg.

Durch den Fraß werden die güter verschwendet, das Verstandt verrückt, die Vernunfft verletzt, die Gedächtnuß verschwächt, die unordentliche Passiones erweckt, die Tugend außgetrieben, die Gesundheit verderbt, die Geilheit angezündet, ja mit einem Wort Gula est radix omnium malorum. Der Fraß ist ein Wurtzel alles übels: der Fraß hat die erste Eltern außm Paradeiß getrieben, den Esau deß Reichs der erster Geburt beraubt, das Israelitische Volck zur Abgötterey geführt. Die Philistäer lebten ihn essen, trincken und frewden, sehe der Todt ist über dieselbige gefallen. Der Fraß hat schier dem Ionathae daß leben benommen, wann das Volck seinen Vatter nit abgehalten hette. Dieweil dem Teuffel was maßn außm laster deß Fraß alles übel herrühret, nit unwissig: dahero er den Menschen durch diß mittel zum öfteren versucht. Annibal der grosser Carthaginenßischer Kriegsobrister damit er die dem Wein zugethane Africanos, welche der Stadt Carthagini starck zusetzten, überwunde; vermischte einige Fuder Wein mit safft des Schlaffmachenden Krauts Mandragorae, diese Fuder Wein stelte Annibal ins Läger, und simulierte die Flucht, warauff die Africaner daß Läger angefallen, sich des Weins bemächtiget, damit erlüstiget unnd biß zur trunckenheit dem Baccho gedienet. Da die Africaner nun im Schlaff darnider lagen, kam Annibal uberfiele unnd erschluge sie alle. Eben also streitet gegen uns die wir Soldaten Christi sind, der höllischer Sathan, fallet an das Schloß unsers Hertzens, und damit ers uberwinden möge, reitzet er an den Menschen zum Fraß, wollusten und materialischen Wein; nit unbillich warnet dan Angerona sagent: Attende tibi, merck auff dich.

Am andern, deutet Angerona oder die Kummernuß nicht so fast auff den Mund, als auch auff die Rede, welche auß dem Mund herfür gehet: So spricht derwegen Angerona zu einem unnützen Schweher, Schalcksnarren unnd Afftterreder: Attende tibi, merck auff dich, und halte dein Maul im Zaum; dann es stehet geschrieben: der Mensch muß Rechenschafft geben von einem jeglichen unnutzen Wort, welches auß seinem Munde gangen. Zu den geitzigen Krämern spricht Angerona: Attende tibi, halt dein Maul, liege nicht, verschwere dein Seel dem Teuffel nit umb eines schlechten Gewinns, oder eines einzigen Hellers wegen. Zu den Geilen und Vnkeuschen spricht sie: rede nicht schambare und ärgerliche Wort in den ohren ehrbarer Frawen unnd Jungfrawen, damit dein Zung nit ein Schwerd sey, welches viel Menschen geistlicher Weiß todtet. Zu den Hofleuten spricht Angerona: halt dein Maul und rede wenig, und dasselb bedächtlich, dann du hast viel Coriphaeos, Protocollisten, Glossisten und Auffmercker. Zu den Gottlosen Fluchern und Schwerern spricht sie: attende tibi, hüte dich für fluchen, Schweren unnd Gotteslestern, dann der Teuffel hat viel auß Gottes Verhängnuß mit Leib und Seel hinweggeführt, und im Lufft zerrissen. Zu den fürwitzigen Hasen spricht sie: hüte dich, die Ding zu erforschen und zu reden, welche dir viel zu hoch und unergründlich seynd, dann weil etliche Leut viel von den allerhöchsten Geheimnussen von der Dreyfaltigkeit und praedestination disputiren und reden wollen und mit ihrem blechenem Verstandt alles außzirckln, ergründen, wissen und profitiren wöllen, so werden sie zu Narren, und fallen von einer Ketzerey und Schwermeren in die ander, gerathen auch letztlich in den Atheismum, unnd in solche Gottlosigkeiten, daß sie nicht wissen, was sie glauben, oder mit weme sie es halten sollen.

Zu den Freunden spricht sie: Attende tibi, hüte dich, daß du die Geheimnuß, die dir vertrawet worden, nicht schwetzest und verathest, dann darauß erfolgen grosse Vngelegenheiten, als Feindschafften, Mordt und Todtschläg. Zu den Predigern spricht sie: hüte dich, daß du nicht zu viel und zu wenig redest, dann durch zu viel und unbescheidentliche Reden verderbestu den Magen der zarten und subtilen Zuhörer, welche die Warheit nicht leyden mögen: durch zu wenig reden und stillschweigen aber erzürnestu GOTT, welcher nit will, daß die Prediger stumme Hund seyn, oder nur liebliche angenehme Ding predigen, sondern die Schwein oder Laster weidlich straffen sollen.

Zu den Priestern sagt Angerona: attende tibi, verwahre deinen Mund fleissig, dann Ezech. 44. sagt: Dasselbe Thor soll verschlossen seyn. Weil durch das Thor oder den Mund deß Priesters, wann er celebriret, GOtt in das Sacrament deß Altars hinein, und wann er prediget, hinauß gehet; so hat er gewißlich grosse Vrsach auff seinen Mund zu mercken, und ihne dermassen zu verwahren, als wäre es Gottes Mund selbst. Dann, wie jener spricht: Consecrasti os tuum Evangelio, nugis illud aperire illicitum est, assuescere sacrilegium. Wie es sich nicht gezimet, daß des HERREN Grab den Hunden und Schweinen offen stehe, sondern eben deßwegen mit einem Stein bedeckt ist worden, also gezimpt sich nicht weniger, daß nach der Empfahung oder Nießung des Leibs Christi, der Mund deß Priesters leichtlich aufgethan und verunreinigt werde, sonder er bedarff einen guten Clausur, Schlosses oder Steins, der nicht leichtlich hinweg gethan kan werden: es sey ein Priester fromb oder böß, so ist doch ein Notturfft, daß ein grosser Stein des Stillschweigens auff seinen Mund gelegt werde: damit, wofern er fromb ist, die Gnaden nicht darauß verschütt werden: Ist er aber böß, damit er andere nicht beleidige, volvite ergo saxa ingentia ad os speluncae. Ios. 10. v. 18. Aber leider bey vielen wird anjetzo erfüllt, was Oseas

*) Aus: Aegidii Albertini Hirnschleiffer. Cölln, 1686.

am 8. c. sagt: Israel ist verschlunden und under den Händen wie ein unrein Geschierr worden, Ephraim ist wie ein einsamer Waldesel.

Zu den Religiosen spricht Angerona: attende tibi: schwetze nicht, sonder sey still, dann es sagt der H. Jacob: der sich für einen Religiosen außgibt, und aber seine Zung nicht zähmet, sonder sein Hertz verführet, dessen GOttesdienst sey umbsonst. Vnder andern Vrsachen, warumb die weise Männer die Welt geflohen, unnd sich in die Einöden begeben, war auch diese eine, damit nemblich sie ihr Leben nit beflecken möchten mit vergeblichen Reden: Dieser Vrsachen halben ermahnt der H. Geist alle Religiosen, und spricht: Rede nichts freventlichs, und laß dein Hertz nicht eilen etwas zu reden vor GOtt, dann GOtt ist im Himmel, und auff Erden, darumb laß deiner Wort wenig seyn; als wolt er sagen: Die schlechte und verächtliche Menschen dörffen vor den mächtigen Fürsten und Herren nit wol reden, und die jenigen, so da wenig wissen, pflegen vor den Gelehrten zu erstummen: Weil aber GOttes Majestät unnd Weißheit unendtlich ist, du aber ein verächtlicher Erdwurm, unnd voller Vnwissenheit bist, weist auch, daß er alle deine Wort erwägt, so sihe dich wol für, was, und wie du redest, sey nit geschwind im herauß reden, sondern schweig still, so viel dir möglich ist.

Wir sehen, daß der Könige oder Fürsten Cammerdiener in ihren Zimmern oder Losamentern, wenig oder gemach vnd still reden. Dann die Authorität eines Königs erfordert, daß seine Diener still vor ihm seyen, aber herausser im Saal reden sie etwas lauters, weil sie weit vom König seynd, schreyen vnd lachen auch bißweilen, als wären sie vnsinnig.

Die Religiosen seind gleichsam Gottes Cammerherrn oder Cammerdiener, warten dem Gebett allzeit ab, wanderen durch die Betrachtung allezeit vor seinem Angesicht vmb, halten ein grosses Silentium oder stillschweigen, reden wenig, vnd führen ein eremplarisches Leben: Andere aber, welche kein solches andächtiges Leben führen, noch auch stets betten, pflegen das Silentium nicht so streng zu halten, vnd nit so mäßiglich zu leben: Andere findt man, die leben, als würden sie von GOtt niemals gesehen noch gehört, selten erheben sie ihr Hertz vnnd Gemüth gen Himmel, sonder schreyen laut, reden vnordentlich vnd mercken nit auff ihr Maul, ꝛc. Beschließlich, spricht Angerona zum Weiblichen Geschlecht: attende tibi, merck auff dein Maul, vnd befleisse dich deß stillschweigens, dann du bist von Natur liderlich, vnbestendig, geschwetzig, vnd kanst nichts geheimes bey dir behalten, Daher sagt die Schrifft Num. c. 12. Maria und Aaron haben wider ihren Bruder Moysen geredt und gemurret.

Von der Weiber Geschwätzigkeit erzehlet Plutarchus nachfolgendes artlich Exempel, als einsmals im Römischen Senat etliche Tage lang etwas wichtiges und geheimes tractirt und berathschlagt ward, und weil man interim in der Stadt underschiedlich davon redete, so understund sich eines Senatoris oder Rathsherrn Fraw ihren Herren zu fragen, was doch daß für ein wichtiger Handel wäre, von dem man so lang rathschlage? Damit nun dieser Rathsherr seines Weibes Thorheit und Fünwitz stillen möchte, so gab er ihr zur Antwort und sprach: mein Fraw, es gebührt mir gleichwol nicht auß dem Rath zu schwätzen, aber doch, weil du mich so fast bittest, und mir starck verheisset, es keinem einzigen Menschen zu offenbaren, noch weiter zu sagen, sondern bey dir allein in geheimb zu behalten, so wil ich dirs vertrawen, und ist diß der Handel: Ein Wachtel hat man fliegen sehen, die hatte einen güldenen Helm auff dem Kopff, und einen Spieß in den Klawen: derowegen berathschlagen wir uns, ob dieses etwas guts oder böß bedeute.

Sobald nun der Rathsherr auß dem Hauß in den Rath gangen war, gieng die Fraw zu ihrer Mägden eine, schlug auff die Brust, rauffte ihr Haar auß, schrye, heulte und weinte, und sprach: O mein Herr, O mein Herr, O du armes Vatterland, wie wirds uns ergehen? was für ein Vnheil steht uns bevor? die Magd erschrack und fragte ihre Fraw, was doch geschehen wäre? da erzehlte und vertrawte die Fraw ihrer Magd alles was ihr Herr ihr gesagt und vertrawt hatte, aber sie verbotte ihr, sie solte bey leib niemand nichts darvon sagen: die Magd aber schwieg nit lang, sondern vertrawte es alsbald einer anderen Magd, dieselbe vertrawte es geschwind ihrem Liebhaber, der ihr ohngefehr begegnete: dieser Gestalt kam diese Fabel in kurtzer Zeit von einem zum anderen auff den Marckt oder Platz, und zwar dermassen geschwind, daß der Rathsherr nicht so bald das Rathhauß erreicht hatte, sihe, es begegnet ihm einer und fragte ihne, ob er nichts newes gehört habe? nein, antwortet er: ich weiß nichts, weist du aber etwas, so sags mirs. Man sagt (antwortet der ander) es sey ein Wachtel über die Statt geflogen, unnd habe einen güldenen Helm auff dem Kopff, und einen Spieß in den Klawen geführt, und deßwegen werde Rath gehalten. Der Rathsherr lachte, und als er in den Rath kam, erzehlte er seinen Mitrathsfreunden die Fabel, und erlöste dadurch den Rath und die Statt auß der eitelen gefasten forcht. Aber zu seiner Heimkunfft stellte er sich gegen seiner Frawen sehr trawrig und betrübt, und sprach: O Weib, wir seynd verlohren, und es wird uns übel ergehen, dann der Rath hat erfahren und innen worden, daß die Geheimnuß von der Wachtel auß unserem Hauß außkommen ist, derwegen bin ich auß der Statt geschafft worden, und muß von deiner Geschwätzigkeit wegen, im Elend umbziehen. Die Fraw erschrack, und fing an zu laugnen, aber er straffte und ermahnte sie, sie solte hinfüran besser auff ihr Maul mercken.

Weißlich hat dieser Rathsherr gehandelt, in deme er die Trew der Weiber ohne sonderbahre Gefahr bewehrt, unnd dardurch erfahren hat, daß nemblich fast alle Weiber ins gemein geschwätzig seyen, und nichts verschweigen können, dann wer hat jemaln ein stummes Weib gesehen?

Erasmus Alberus.

Das Geburtsjahr dieses talentvollen und geistreichen Mannes ist bisher unermittelt geblieben. Er ward nach Einigen in einem Orte der Wetterau, nach Anderen zu Sprendlingen im Darmstädtischen geboren, erhielt seine Schulbildung in Nidda und Mainz und studirte um 1521 Theologie zu Wittenberg, wo er, ein eifriger Anhänger und Verehrer Luther's, von diesem sehr begünstigt wurde. Er bemühte sich, nachdem er seine Studien vollendet hatte, angelegentlich, Luther's Lehre zu verbreiten, und bekleidete nach einander die Stelle eines Schullehrers oder Predigers zu St. Ursel um 1525, Göhrenbain (1527), Sprendlingen, Neubrandenburg in der Mittelmark, Staden (1542), Babenhausen und Magdeburg (um 1549), wurde aber gewöhnlich sehr bald wieder von seinen Vorgesetzten entlassen, da er sich gegen Mißbräuche oder Verordnungen, die ihm ungerecht schienen, sehr heftig aufzulehnen pflegte. Während des Jahres 1552 und zu Anfang 1553 privatisirte er in Hamburg, ward darauf Generalsuperintendent zu Neubrandenburg im Mecklenburgischen, starb aber, als er kaum sein Amt angetreten hatte, daselbst am 5. Mai 1553. Er war einer der gelehrtesten und witzigsten Männer jener Zeit, ein eifriger, unermüdlicher Kämpfer für die Kirchenverbesserung und die neue Lehre. Seine, größtentheils nur für diese, verfaßten Schriften sind meist polemisch. Ihre Titel lauten:

1) Der Barfüßer Münche Eulenspiegel und Alcoran. Mit einer schönen Vorrede D. Martin Luthers. — Ohne Angabe des Ortes und der Jahreszahl. in 12. — Fernere Ausgaben, Wittenberg, 1524. in 4. — Ohne Ort, 1573. in 8. — Eine umgearbeitete Ausgabe, 1614. in 8. — Halle, 1615. in 4. Diese Letztere besorgte Matth. Betulejus. — Dieser Alkoran ist ein von Alb. besorgter deutscher Auszug aus den Conformitates S. Francisci des Bartholomäus von Pisa, in welchen die Aehnlichkeiten des heiligen Franciscus mit Christus aufgeführt und durch viele Wundergeschichten bestätigt werden. — Jene Geschichtchen nun gab Alb., wie er sie fand, aber er versah sie zugleich mit höchst beißenden, zuweilen plumpen, satyrischen Randbemerkungen. — Dadurch verschaffte er dem Buche bei allen Gleichgesinnten eine glänzende Aufnahme und die Ehre, in das Lateinische, Französische und Holländische übersetzt zu werden.

2) Neue Zeitung von Rom, woher das Mordbrennen komme; item Pasquini und Marforii neue Te deum laudamus von Pabst Paulo III. zu Rom in lateinischer Sprache gesungen, verdeutscht durch Päbstl. Heiligkeit guten Freund Erasmum Alberum. 1541. c. O. in 4. Eine derbe Satyre.

3) Ein Dialogus oder Gespräch etlicher Personen vom Interim. Item vom Krieg des Antichrists zu Rom, Babst Pauli III. mit Hülff Keiser Caroli V. wider Hertzog Johann Friederichen Churfürsten zu Sachsen und seine Mit-Verwandten: darinn Ursach angezeiget wird, daß es nicht wohl möglich gewesen sey (menschlicher Hülff nach davon zu reden) daß der löbliche Churfürst zu Sachsen diesen obgemeldten seinen Feinden habe obsiegen können, von wegen so grosser Verrätherey und Untreu, die ihm von seinen eignen Räthen und Hauptleuten begegnet. Item von den Zeichen des Jüngsten Tags. o. O. 1548. in 4. Ebenfalls eine scharfe, mitunter sehr derbe und plumpe Satyre.

4) Eilend aber doch wohlgetroffene Contrafactur, da Jörg Witzel abgemalet ist, wie er dem Judas Ischariot so gar ähnlich sieht. o. O. u. J. in 4. Satyre in deutschen Versen gegen Georg Wicelius den Aelteren, der früher Mönch gewesen, dann zur lutherischen Kirche übergetreten und darauf zum Katholicismus zurückgekehrt war. (W. ward 1501 zu Fulda geboren und starb 1573 zu Mainz als kaiserlicher Rath.)

5) Daß der Glaub an Christum allein gerecht und selig mach, widder Jörg Witzeln, Mammeluken und Ischariothen. Item von Jörg Witzels Leben und dabei Ludus Sylvani verdeutscht, sehr kurtzweilig zu lesen. Erasmus Alberus. Im Jahr MDXXXX. in 8. o. O. Ebenfalls gegen Wicelius gerichtet, der wider Luther's Werk de bonis operibus geschrieben hatte und damals nach Leipzig gezogen war. Der Ludus sylvani ist ein satyrisches Possenspiel, in welchem Witzel, dessen Frau Anna, Nicolaus Faber, Crotus und Cochläus redend eingeführt werden, und zwar witzig, aber höchst plump und gemein.

6) De grote Woldadt, so unser Here Godt dorch den truwen unde düren Propheten Doct. Martinum Luther, vp der Graveschap Mannsfelde gebaren, der Werldt ertöget unde den Römischen Widderchrist geapenbaret. Men vindet ock den Namen der Brende Godes, so Doct. Martinus mit der hiligen Schrift geschlagen und averwunnen hefft. In Romen körtlick thosamen gevatet. 1546. o. O. in 4. Ein erzählendes Gedicht in plattdeutschen Versen zu Ehren Luthers.

7) Ehebüchlein. o. O. 1539. 4. Auch unter dem Titel: Lustiger Dialogus edder Gespräke twischen twee Fruwen Agathe unde Barbara, deren de eene eeren Mann scheldet, de andere lawet. o. O. 1605. 8.

8) Das Buch von der Tugent und Weisheit, nemlich XXX Fabeln, der mehrere Theil aus Esopo gezogen und mit guten Reimen verkleret. Frankfurt am Marn, 1550. in 4. Neue Ausgabe. Frankfurt a. M. 1579.

9) Geistliche Lieder, welche in mehrere Kirchengesangbücher übergingen.

Alberus ist als Satyriker allerdings kräftig und witzig, aber er verfällt, wie es fast allen jenen Kämpfern für den Glauben auf beiden Seiten in damaliger Zeit erging, zu leicht in das Plumpe und Grobe, ja er wird sogar, ohne es zu merken, unsittlich da, wo er gerade beabsichtigt, die Unsittlichkeit zu züchtigen; er trifft seine Gegner allerdings, aber er trifft sie mit Keulen. Sein entschiedenes Talent für die Erzählung offenbart sich besonders in seinen Fabeln, doch fehlt es ihm auch hier an jener Leichtigkeit und Gewandtheit, welche seinen Zeitgenossen Burkard Waldis (S. d. Art.) so sehr auszeichnen. — Am Wenigsten sind seine geistlichen Lieder beachtet worden, und doch thut sich in diesen gerade seine Originalität am Meisten kund. — Seine Begeisterung für den echten Glauben und die wahre Frömmigkeit, die sich echt und warm ausspricht, gestattet ihm selbst hier seiner polemischen Neigung zu folgen, und er theilt, wo sich die Gelegenheit nur eben darbietet, wie z. B. in dem Gesange: Gott hat das Evangelium u. s. w. derbe satyrische Püffe rechts und links aus. —

Vgl. Johann Jakob Körber's Beitrag zu der Lebensbeschreibung Erasmi Alberi, eines der ersten Reformatoren in der Wetterau. Hanau, 1751. 4.

Vom jüngsten Gericht *).

Gott hat das Evangelium
Gegeben, daß wir werden fromm;
Die Welt achtt solchen Schatz nicht hoch,
Der mehrer Theil fragt nicht darnach.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Man fragt nichts nach der guten Lehr:
Der Geiz und Wucher noch vielmehr
Hat überhand genommen gar,
Noch sprechen sie: es hat kein Gfahr.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Täglich erdenckt man neue Netz,
Das sind der Gottlosen Gesetz,
Damit sie alles Gut zu sich
Gern wolten reissen gwaltiglich.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Man rühmt das Evangelium,
Und will doch niemand werden fromm.
Führwahr man spott den lieben GOtt,
Noch sprechen sie: Es hat kein Noth.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Es ist doch eitel Büberey,
Die Welt treibt grosse Schinderey,
Als ob kein Gott im Himmel wär,
Das Armuth muß sich leiden sehr.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Die Schätz der Kirchen nimmt man hin,
Das wird ihnn bringen keinn Gewinn:
Die Armen läst man leiden Noth,
Und nimmt ihnn aus dem Mund das Brod.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Die Schätz der Kirchen sind ihr Gift,
Sie sind von ihnen nicht gestift:
Noch nehmen sie das Kirchen-Gut;
Sich, was der leidig Geiz nicht thut.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Man fragt nach GOtt dem HErrn nicht mehr,
Die Welt stinckt ganz nach eitel Ehr,
Die Hoffart nimmt ganz überhand,
Betrügen, Lügen ist kein Schand.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Wo bleibt die brüderliche Lieb?
Die ganze Welt ist voller Dieb.
Kein Treu noch Glaub ist in der Welt,
Ein jeder spricht: Hätt ich nur Geld.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Die Welt will ihr nicht lassen wehrn,
An GOttes Wort will sich niemand kehrn:
Sie haben nicht gelernet mehr,
Denn nur Fressen und Sauffen sehr.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Ihr gröste Kunst ist panquettiern,
Und in der Büberey studiern:
Das kan sie aus der massen wohl,
Die Welt ist aller Schalckheit voll.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Die liebe Sonne kan nicht mehr
Zusehen und entsetzt sich sehr;
Darum verleurt sie ihren Schein,
Daß mag ein grosse Trübsal sein.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

*) Aus: Johann Georg Walch, Geistreiches Gesangbuch. Jena, 1737. Koburgisches Gesangbuch. Kob. 1626. Schmalkaldisches Gesangb. 1796.

Der Mond und Sternen ängſten ſich,
Und ihr Geſtalt ſieht jämmerlich,
Wie gern ſie wolten werden frey,
Von ſolcher groſſen Büberey.
Das iſt ein Zeichen vor dem Jüngſten Tag.

Darum komm, lieber HErre Chriſt,
Daß Erdreich überdrüßig iſt,
Zu tragen ſolche Höllen-Bränd,
Drum machs einmahl mit ihr ein End,
Und laß uns ſehn den lieben Jüngſten Tag.

Vom jüngſten Gericht.

Ihr lieben Chriſten freut euch nun,
Bald wird erſcheinen GOttes Sohn,
Der unſer Bruder worden iſt,
Das iſt der lieb HErr JEſus Chriſt.

Der Jüngſte Tag iſt nun nicht fern;
Komm, JEſu Chriſte, lieber HErr,
Kein Tag vergeht, wir warten dein
Und wolten gern bald bey dir ſeyn.

Verrathen iſt der Wieder-Chriſt,
Sein Heucheley und arge Liſt
Sind offenbahr und gar am Tag,
Des führt er täglich groſſe Klag.

Du treuer Heyland JEſu Chriſt!
Dieweil die Zeit erfüllet iſt,
Die uns verkündigt Daniel,
Drum komm lieber Immanuel!

Sanct Simeon wart auch auf dich,
Und deiner Zukunft freute ſich,
Er ward auch ſeiner Bitt gewährt,
Da er ſah, was ſein Hertz begehrt.

Er ſprach: Nun will ich ſterben gern,
Weil ich geſehn hab meinen HErrn,
Doch ſoll es nicht geſtorben ſeyn,
Sondern im Friede fahr ich fein.

So warten wir nun auch der Stund
Und bitten dich von Hertzen-Grund:
Du wolleſt nicht ausbleiben lang,
Und ſtraffn einmahl die alte Schlang,

Die alle Welt ermordet hat,
Und kan nicht Lügens werden ſatt,
Die nimm ſamt ihrer Läſter-Schul,
Und wirf ſie in den feurgen Pfuhl.

Dein lieben Kinder warten all,
Wenn doch einmahl die Welt zerfall,
Und wenn des Teuffels Reich zergeh,
Und er in ewgen Schanden ſteh.

Er iſts, der deinen Nahmen ſchändt,
Und der die arme Leute blendt,
Der böſe Geiſt ſucht ſeinen Ruhm,
Und hindert, daß dein Reich nicht komm.

Was du befiehlſt, das läſtert er,
Und tobt darwieder greulich ſehr,
Was uns beſchehrt dein milde Hand,
Das nähm uns gern der Höllen-Brand.

Der Satan hört nicht auf zu wehrn,
Daß ſich ſo wenig Leut bekehrn,
Er wend die Leut von deinem Wort,
Und richtet an Haß, Neid und Mord.

Der Teuffel drächt uns gern zu Fall,
Und wolt uns gern verſchlingen all,
Er tracht nach Leib, Seel, Gut und Ehr,
HErr Chriſt, dem rothen Drachen wehr.

Die Welt kan nun nicht länger ſtehn,
Dein Wort iſt da, ſie muß vergehn,
Sie ſeufzt an allen Orten ſehr,
Und kan die Laſt nicht tragen mehr.

Die Creatur nicht länger kan
Der Eitelkeit ſern unterthan,
Und wolt gern wieder werden frey
Von Teuffels Mord und Heucheley.

Der Pabſt hat ſie ſchon hart beſchwehrt,
Und alle gut Ordnung verkehrt,
Drum wär ſie gern ſamt uns erlöſt,
Wir hoffen all auf deinen Troſt.

Die alten Väter warten all,
Wenn du erſcheinſt mit groſſem Schall,
Mit aller lieben Engel-Schaar,
Drauf warten ſie manch hundert Jahr.

Ey! lieber HErr, eil zum Gericht,
Laß ſehn dein herrlich Angeſicht,
Das Weſen der Dreyfaltigkeit;
Das helf uns GOtt in Ewigkeit.

Am Tage der Erſcheinung Chriſti.

Steht auf, ihr lieben Kinderlein,
Der Morgenſtern mit hellem Schein
Läßt ſich frey ſehn, gleichwie ein Held,
Und leuchtet in der gantzen Welt.

Bis willkommen, du edler Stern,
Du bringſt uns Chriſtum, unſern HErrn,
Der unſer aller Heyland iſt,
Darum du hoch zu loben biſt.

Ihr Kinder ſolt bey dieſem Stern
Erkennen Chriſtum, unſern HErrn,
Marien Sohn, den treuen Hort,
Der uns erleucht mit ſeinem Wort.

GOttes Wort du biſt der Morgen-Stern,
Wir können dein gar nicht entbehrn,
Du muſt uns leuchten immerdar,
Sonſt ſitzen wir im Finſtern gar.

Leucht uns mit deinem Glantzen klar,
Und JEſum Chriſtum offenbahr;
Jag aus der Finſterniß Gewalt,
Daß nicht die Lieb in uns erkalt.

Bis willkommen, du lieber Tag,
Für dir die Nacht nicht bleiben mag,
Leucht uns in unſer Hertze fein
Mit deinem himmeliſchen Schein.

O JEſu Chriſt, wir warten dein,
Dein heiliges Wort leucht uns ſo fein;
Am End der Welt bleib nicht lang aus,
Und führ uns in deins Vaters Haus

Du biſt die liebe Sonne klar,
Wer an dich gläubt, der iſt fürwahr
Ein Kind der ewgen Seligkeit,
Die deinen Chriſten iſt bereit.

Wir dancken dir, wir loben dich,
Die zeitlich und dort ewiglich,
Für deine groß Barmhertzigkeit,
Von nun an bis in Ewigkeit.

Von der Himmelfahrt Jeſu Chriſti.

Nun freut euch GOttes Kinder all,
Der Herr fährt auf mit groſſem Schall:
Lobſinget ihm, lobſinget ihm,
Lobſinget ihm mit heller Stimm. Alelujah!

Die Engel und all Himmels-Heer
Erzeigen Chriſto göttlich Ehr,
Und jauchzen in dem Himmels-Saal,
Das thun die lieben Engel all. All.

Daß unſer Heyland JEſus Chriſt,
Wahr GOttes Sohn, Menſch worden iſt
Deß freuen ſich die Engel ſehr,
Und gönnen uns gern ſolche Ehr. All.

Der HErr hat uns die Stätt bereit,
Wer ihm zu seyn in Ewigkeit:
Lobsinget ihm, lobsinget ihm,
Lobsinget ihm mit lauter Stimm. All.

Wir sind Erben im Himmelreich,
Wir sind den lieben Engeln gleich:
Das sehn die lieben Engel gern,
Und danken mit uns Gott dem HErrn. All.

Es hat mit uns nun nimmer Noth,
Der Satan, Sünd und ewge Tod
Auſamt zu schanden worden sind
Durch GOttes und Marien Kind. All.

Den heilgen Geist send er herab,
Auf daß er unsre Hertzen lab,
Und tröst uns durch das göttlich Wort,
Und uns behüt für Teuffels Mord. All.

Also baut er die Christenheit
Zur ewgen Freud und Seligkeit:
Allein der Glaub an JEsum Christ
Das recht Erkäntniß GOttes ist. All.

Der heilge Geist den Glauben stärckt,
Geduld und Hoffnung in uns wirckt,
Erleucht und macht die Hertzen fest,
Und uns in Trübsal nicht verläst. All.

Was uns die göttlich Majestät
Am heilgen Creutz erworben hat,
Das theilet aus der heilge Geist,
Darum er unser Lehrer heist. All.

Der Vater hat den Sohn gesandt,
Der Sohn wird anderst nicht bekant
Ohn durch den heilgen Geist allein,
Der muß die Hertzen machen rein. All.

So manche schöne GOttes Gab
Bringt uns der heilge Geist herab,
Und uns vorm Satan wohl bewahrt,
Solchs schafft des HErren Himmelfahrt. All.

So danket nun dem lieben HErrn,
Und lobet ihn von Hertzen gern;
Lobsinget mit der Engel-Chör,
Daß man es in dem Himmel hör. All.

GOtt Vater in der Ewigkeit,
Es sagt dir deine Christenheit
Groß Ehr und Danck mit höchstem Fleiß
Zu allen Zeiten Lob und Preis. All.

HErr JEsu Christe GOttes Sohn,
Gewaltig, herrlich, prächtig, schön,
Es danckt dir deine Christenheit
Von nun an bis in Ewigkeit. All.

O heilger Geist, du wahrer GOtt,
Der du uns tröst in aller Noth,
Wir rühmen dich, wir loben dich,
Und sagen dir Danck ewiglich. All.

Albrecht von Halberstadt. S. Minnesinger.

Johann Friedrich Ernst Albrecht,

geboren 1752 zu Stade, studirte Medizin zu Erfurt, ging darauf als D. M. und Arzt des Grafen Mannteufel nach Reval, lebte darauf abwechselnd in Erfurt, Leipzig und Dresden, ward Buchhändler in Prag, dann Theaterdirector in Altona und starb als praktischer Arzt daselbst 1816. Er war einer der fruchtbarsten, aber auch zugleich mittelmäßigsten deutschen Romanschriftsteller. Von seinen sämmtlichen Schriften hat ihn keine überlebt, da sie ihr Publicum nur in den Leihbibliotheken zweiten Ranges fanden; obwohl manche aus eben diesem Grunde zu der zweifelhaften Ehre einer zweiten Auflage gelangte. Wir begnügen uns mit einer Aufzählung der bekanntesten, ohne jedoch aus leicht zu errathenden Gründen Auszüge folgen zu lassen.

Waller und Natalie. 2. Aufl. Lpz. 1782. 3 Thle.
Liebe ist ein wunderlich Ding. Hamb. 1787. 2 Thle.
Faust der Zweite. Stettin, 1782. 2 Thle.
Sophie Berg. Leipzig, 1782. 2 Thle.
Laura di Sola. Hamb. 1782. 2 Thle.
Therese von Edelwald. Frankfurt, 1784. 2 Thle.
Lauretta Pisena. 2. Aufl. Lpz. 1795. 2 Thle.
Dreierlei Wirkungen. Lpz. 1782—90. 8 Thle.
Die Familie Eboli. Dresden, 1791. 4 Th.
Dramatische Werke. Dresden, 1790.
Die Regenten des Thierreichs. Berl. 1790. 4 Th.
Die Familie Medicis. Lpz. 1795. 2 Thle.
Sammlung neuer Schauspiele. Hamburg, 1804.
Maria de Lucca, Altona, 1801.
Ulrika della Marka. Hamburg, 1802. 2 Th.
Die Kreuzfahrerinnen. Leipz. 1804.
u. s. w. u. s. w.

Sophie Albrecht,

des Vorigen Gattin, Tochter des Professors der Medicin J. P. Baumer zu Erfurt, heirathete nach dessen Tode den Obengenannten, der ihr Vormund war, und widmete sich der theatralischen Laufbahn. Seit dem Jahre 1783 zuerst bei der großmannischen Gesellschaft in Mainz, dann bei der bordinischen in Dresden, später bei der ihres Mannes in Altona. Sie ist 1757 geboren und lebt noch sehr bejahrt in einer Vorstadt Hamburgs in gedrückten Verhältnissen.

Als Schauspielerin erwarb sie sich zu ihrer Zeit einen bedeutenden Ruf, welcher nicht wenig dazu beitrug, ihren Schriften freundliche Aufnahme zu verschaffen; doch erhebt sie sich in diesen selten über das Mittelmäßige. — Herzlichkeit und warmes Gefühl sind ihr eigenthümlich, jedoch nicht hinreichend, um eine gewisse Gedankenarmuth zu verdecken. Sie nahm Theil an den Romanen ihres Mannes und bildete sich nach diesem, was ihr keineswegs vortheilhaft war. —

Ihre schriftstellerischen Leistungen sind folgende:

Gedichte und Schauspiele. Erfurt, 1782—1785.
Gedichte und prosaische Aufsätze. Dresd. 1791. } 3 Th.
Aramena, eine syrische Geschichte. Berlin, 1782 folgende. 3 Thle.
Das höfliche Gespenst. Leipzig, 1797.
Graumännchen oder die Burg Rabenbühl. Hamb. 1791.
Ida von Duba. Altona, 1805.
Legenden u. s. w. Hamburg, 1800.
Romantische Dichtungen u. s. w. Hamb. 1808.

Wir theilen hier einige ihrer gelungensten Gedichte mit: ihre prosaischen Leistungen verdienen es eben so wenig als die ihres Gatten.

An Ferdinand.*)

Im Mai 1788.

Du liebest mich!
Mir blüht die Rose wieder
In neu erwachter Gluth;
Mir tönen meines Haynes Lieder,
Mir brauſt der Sturm, mir rauscht der Elbe Fluth:
Du liebest mich!

*) Aus: Gedichte und prosaische Aufsätze von Sophie Albrecht. Th. 3. Dresden, 1791.

Ich liebe dich!
Mir lispelts durch die Bäume,
Mir rufts des Morgens Pracht,
Und in des Lebens kleinsten Keime,
In Dämmerung, in schwarzer Mitternacht:
Ich liebe dich!

Du liebest mich!
Der ganzen Schöpfung Fülle
Gehört uns beyden nur.
Des Lebens Puls, noch jüngst so stille,
Hüpft glühend durch die Adern der Natur:
Du liebest mich!

Ich liebe dich!
Von deinem Arm umschlungen,
Fühl ich unsterblich seyn;
Von deiner Liebe Kuß durchdrungen,
Kein Leichentuch hüllt dies Entzücken ein:
Ich liebe dich!

Du liebest mich!
Des Todes kalte Stunde
Schmilzt unsers Herzens Gluth!
Die Flammen in der Seelen Bunde
Löscht nicht der Tod — nicht Lethes schwarze Fluth:
Du liebest mich!

Lied auf dem Kirchhofe.

Sey leiser hier, du meines Kummers Klage,
Und seufze nur, was mich zu Gräbern beugt;
Verzeiht — verzeiht, ihr Todten, daß ichs wage
Zu jammern, wo des Schmerzes Stimme schweigt.

Nichts kann der Gräber stolze Ruhe stören,
Der Friede wohnt im stillen Schattenreich;
Drum will ich heilig eure Thäler ehren,
Ach! er, mein Herzensfreund, wohnt unter euch.

Mein Freund, der wieder all die süßen Bande,
Die längst die Welt von meinem Herzen riß,
Sanft knüpft', und mir im finstern Wechselstande
Elisiums ewig dauernd Glück verhieß.

Die heiße Stirn gelehnt am kalten Steine,
Der meiner Trauer stummen Hügel deckt;
Rinnt sanft, ihr Thränen! wie im Frühlingshayne
Des Morgens Thau, der junge Rosen weckt.

Sie fließen nicht, dich Freyen zu beklagen,
Der nicht im Kerker der Verwesung wohnt;
Dir jauchz' ich zu, dem nun nach schwülen Tagen
Das kühle Wehn der Duldерpalme lohnt.

Dort seh ich dich den großen Morgen feyern,
Der nur an jenem Purpurufer tagt;
Wohin keins von des Lebens Ungeheuern
Durch Gottes Wachen sich hinüber wagt.

Nur mir, nur mir Gesunken rinnt die Zähre,
Nur mich Verlaßne klagt dies Thränenlied;
Mir ist die Welt nur eine öde Leere,
Wo mir allein kein stiller Hügel blüht.

Er deckt mit dir auch alle bleiche Schrecken,
Die Gruft und Tod mir einstens schaudernd gab;
So muß die Nacht den jungen Morgen wecken,
Du starbst — und Heymath wird mir Tod und Grab.

Umschlungen unsrer schönsten Hoffnung Büste
Späh ich, ob bald der Kahn herüber schwimmt,
Der mich von der Verwesung schwarzen Küste
Zu dir — zu dir, mein Freund, hinüber nimmt.

Nacht.

Alles ruht — nur meine Seele
Ist noch ihrem Kummer wach;
Schmerzlicher, weil ichs verhehle,
Drückt sie ihr gepreßtes: Ach!

Schwüle liegt auf meinem Herzen,
Schwerer Ahndung bange Last —
Nie verschwinden diese Schmerzen,
Nur im Grabe wohnet Rast —

Gott! mein Gott! o gieb mir Stille,
Sprich zu meinem Geiste: Ruh!
Wen dir ist des Friedens Fülle,
Wink mir süßen Schlummer zu.

An die Träume.

Bunte Kinder schwarzer Nacht,
Die ihr Lebensmüden
Oft das Leben reizend macht,
Und mit süßem Frieden

Gern den Traurenden erfreut,
Und dem Hoffnungslosen
Eure Rosenlauben leiht,
Wo ihn Freuden kosen,

Webt aus sanfter Phantasie,
Aus den schönsten Bildern,
Hold wie Engel Melodie,
Wenn sie Himmel schildern —

Ruhig wie des Morgens Gruß,
Wie des Abends Wehen —
Leise, wie der Weste Kuß,
Wie der Elbe Blähen —

Reizend, wie sein eignes Bild —
Träume meinem Holden;
Liebe, die mein Herz erfüllt,
Soll den Traum vergolden.

Lied.

Wenn früh die graue Dämm'rung flieht,
Wenn sich der Abend senkt,
Erwache meines Dankes Lied,
Dem, der dir Frieden schenkt.

Schwer lag auf mir der Kummer, — schwer,
Ich weinte heiß und viel;
Das Leben war mir wonneleer,
Grab war mein schwarzes Ziel.

Da schickte Gott mir Frieden her,
Und machte leicht die Brust.
Lob ihn! — wo ist ein Gott wie er?
Uns helfen ist ihm Lust.

An Ihn.

Bitte an Winde und Wellen.

Kommt —o kommt ihr lieben Winde,
Nehmt sein Schiffgen auf die Flügel,
Bringt es über Klippen, über Wellen-Hügel,
Schwellt die Segel — eilt geschwinde
Her ans Ufer, wo sein Liebchen weilt.

Wilde Wellen! werdet stille,
Rauschet wie der Liebe Sehnen,
Bringt ihm, kraus Wellen, bringt ihm diese Thränen,
Zittert in der Abendhülle
Lieblich seines blassen Mädchens Bild.

Schläft er schon mit Lerch und Käfer?
Beugt euch flacher, hohe Wogen,
Wiegt ihm Schlummer — Mond! vom hohen Sternenbogen
Blicke segnend meinem Schläfer
Träume unsrer goldnen Hoffnung zu.

Wilibald Alexis. S. Georg Wilhelm Heinrich Häring.

Ludwig von Alvensleben,

als Schriftsteller meist Gustav Sellen genannt, ward am 3. Mai 1800 zu Berlin geboren, widmete sich dem Militärstande und stand in königlich hannöverschen und k. preußischen Diensten. Aus großer Neigung für die schönen Wissenschaften nahm er jedoch schon früh seinen Abschied und ließ sich als privatisirender Gelehrter in Leipzig nieder, wo er mehrere Journale, unter Andern die „Hebe" und die allgemeine Theaterchronik redigirte. Zu Ende des Jahres 1833 verließ er jedoch Leipzig wieder und übernahm die Direction des Theaters zu Meiningen, die er jedoch nach kurzer Führung wieder aufgab.

Von A. ist vorzüglich als schneller und gewandter Uebersetzer bekannt, und hat in diesem Fache unglaublich viel in kurzer Zeit geliefert, wie z. B. mehrere Romane von H. Smith, Washington Irving's Eroberung von Granada, die Memoiren der Herzogin von Abrantes u. s. w.

Zu seinen eigenen Leistungen gehören:

Die Zwillingsburgen, der Weiberfeind und der Bühnendieb. Leipzig, 1826.
Das Familienvermächtniß. Leipz. 1826.
Mondlichter und Gasbeleuchtungen von Herloßsohn, Sellen und Schäfer. Lpzg. 1828.
Mosaiksammlung von Erzählungen. Gera, 1823.
Erzählungen. Halberstadt, 1830.
Die Geistererbschaft, und andere Erzählungen. Leipz. 1830.
Der Prophet im Narrenhause zu Dömitz. Ilmenau, 1831.
Winterstunden. Leipzig, 1832.
Novellen und Erzählungen. Nürnberg, 1832.
Der Lügenkaiser. Meißen, 1833.
Einzelne Erzählungen in Zeitschriften u. s. w.

Durch Tiefe, Phantasie und Originalität zeichnen sich v. A's Leistungen im Gebiete der kleineren Erzählungen (denn nur in diesem hat er sich fast allein versucht) eben nicht aus, aber sie gewähren durch ihre Anspruchlosigkeit und den gefälligen und gewandten Styl des Verfassers eine leichte und angenehme Lectüre. Wir theilen hier den Anfang einer seiner gelungensten Novellen als Beweis und Probe mit.

D' Aubigné. *)

Finstern Sinnes wandelte ein Jüngling an den reizenden Ufern der Saone entlang. Eine ärmliche Kleidung bedeckte den schönen Körper, und die edle Haltung des Fremdlings schien zu verkünden, daß er einem höheren Stande angehöre. Noch stand er im Lenz des Lebens, und schon schien Kummer sein Gesicht gefurcht zu haben. Trübe blickte sein Auge in den Strom, und bemerkte nicht die Schönheiten der Natur rings um ihn her. Unter ihm rauschten die Wellen des Flusses, und luden ihn, Ruhe versprechend, ein zum Sprunge in die Tiefe. Schon hatte er den verzweifelten Entschluß gefaßt, schon war der Fuß gehoben, als er sich plötzlich von hinten an seiner Kleidung ergriffen fühlte. —

Er sah um sich, und vor ihm stand ein kleines, reizendes Mädchen, zehn Jahre etwa alt, und wandte, ängstlich besorgt, kein Auge von ihm, während ihre schwache Hand seine Kleidung noch immer fest hielt.

„Lieber Herr," sagte das Mädchen, und der Wohllaut der Stimme des kleinen Wesens erfüllte des Verzweifelten Herz mit sanfteren Regungen, „lieber Herr, was macht Ihr hier, an der reißendsten Stelle des Stromes. Ihr steht an gefährlichem Orte, denn das Ufer ist unterhöhlt und könnte leicht unter Eurer Last brechen." Bei diesen Worten zerrte sie den Fremden ängstlich mit sich fort, bis er auf festerm, sicherem Boden mit ihr stand.

„„Kind,"" erwiederte der Jüngling finster, „„laß das Ufer brechen. Wohler ist mir im kühlen Bette des Stromes, als hier auf der Erde, wo keine Freude mehr meiner wartet.""

„Ei, wie Ihr da nun sprecht," entgegnete das Mädchen mit lieblicher Offenheit. „Wißt Ihr denn, was Euch noch für Freuden bestimmt sind, oder wozu Gott Euch vielleicht ausersehen?"

Verwundert sah der Unglückliche herab auf den kleinen Prediger, aber er fühlte sich durchdrungen von der Wahrheit der Worte. Plötzlich stählte der Muth auf's Neue sein Herz, und er gelobte sich in diesem Momente, nie des Lebens Bürde freventlich von sich zu werfen, sollte auch die Last des irdischen Daseins ihm noch so unerträglich scheinen. Ohne Zögern folgte er daher seiner kleinen Führerin, welche, froh ihrer That, ihn an der Hand mit sich fortzog, und während des Weges nicht müde ward, ihm von der Herzensgüte, von der Menschenfreundlichkeit ihres Vaters zu erzählen, zu dem sie ihren Schützling führen wollte, und der gewiß dem Hülfsbedürftigen, dem Verlassenen, mit Rath und That nach allen Kräften beistehen würde.

Das Mädchen hatte nicht zu viel versprochen. Der Herr von Lezei, ihr Vater, empfing den Jüngling anfangs zwar kalt, aber dennoch freundlich. Des Greises empfehlende, wohlwollende Züge erwarben ihm auf den ersten Blick des Jünglings ganzes Zutrauen, und als der Herr von Lezei sich bereit erklärte, ihm zu helfen, seine Hülfe jedoch keinem Unbekannten, vielleicht gar Unwürdigen zuwenden wollte, da machte der Jüngling ihn ohne fernern Rückhalt mit allen seinen Verhältnissen, mit den Schicksalen seines kurzen Lebens bekannt.

„Mein Name ist d'Aubigné," sagte er. „Mein Vater, ein eifriger Hugenott, war unter Saint-Cyr Commandant von Orleans. In der Religion, der er anhing, wurde auch ich unterrichtet, und mein Verstand sowohl, als mein Herz fühlten sich ganz von dieser reinen Lehre durchdrungen. Dies ist die Quelle meiner Leiden, denn die Verfolgung, welche die Hugenotten fast allgemein getroffen, ward auch mir. Zwar war ich während meines Vaters Leben vor allen Angriffen gesichert, denn er erfreute sich bei Feind und Freund der größten Achtung. Niemand wagte es, des Redlichen Ankläger zu sein, kaum aber hatte er die Augen geschlossen, als habsüchtige Verwandte, denen nach meinem geringen Vermögen gelüstete, es zu veranlassen wußten, daß ich der Ketzerei angeklagt ward. Die Anklage selbst zu übernehmen, scheuten sie sich, des öffentlichen Urtheils wegen, und des Erfolges ihrer hämischen Absicht waren sie auch ohnehin gewiß. Ihre Erwartung traf vollkommen ein, denn das Tribunal, aus den eifrigsten Gegnern unserer Religion bestehend, verurtheilte mich und meinen edlen Lehrer Berwald zum Tode, falls wir nicht unsere falsche Lehre abschwören und die Messe hören wollten. Mit Verachtung antwortete ich auf diesen entehrenden Antrag, und das Urtheil des Todes ward nun vollends bestätigt. Wenige Tage vor der Vollstreckung desselben gelang es mir jedoch, aus meinem Kerker zu entfliehen, und glücklich die Grenze der Schweiz zu erreichen. Dort lebte ich zu Genf mehrere Monate, der Sorge und dem Mangel Preis gegeben, da hörte ich, daß neue Verfolgungen meine Religionsverwandten abermals zu dem verzweifelten Entschlusse gebracht, die Waffen gegen ihren Monarchen, gegen ihre Mitbürger zu ergreifen, welche ihnen grausam das Heiligste, was der Mensch haben kann, die Gewissensfreiheit, rauben wollten. Voll des glühendsten Eifers für die neue Lehre, eilte ich, keine Gefahr beachtend, zurück in mein unglückliches Vaterland, um mich unter die Fahnen der Hugenotten zu stellen, ihn mitzukämpfen, den rühmlichen Kampf, oder fallend auf dem Bette der Ehre, mit meinem Blute die Reinheit meiner Gesinnungen zu besiegeln."

Mit Verwunderung hatte der Herr von Lezei der feurigen Rede des Jünglings zugehört. Er selbst war im Herzen der neuen Lehre zugethan, wenn auch weltliche Rücksichten ihn für jetzt noch bestimmten, den Gebräuchen des katholischen Gottesdienstes treu zu bleiben. Innig freute es ihn, hier einen so eifrigen Vertheidiger seiner eigenen Gesinnungen zu finden, und eine innere Stimme schien ihm zuzuflüstern, daß der Jüngling, der jetzt im Begriffe war, seinen schwachen Arm der Sache seiner Religion zu weihen, einst eine kräftige Stütze seiner bedrängten Glaubensbrüder werden würde. Um sich noch fester zu überzeugen, und zugleich in die Tiefe der Seele des Jünglings einen prüfenden Blick zu werfen, hatte er ihn bis jetzt nicht unterbrochen; und das steigende Feuer, mit welchem d'Aubigné redete, hatte ihn vollkommen überzeugt, daß er der Hülfe werth sei, welche er ihm zuzuwenden Willens war.

Als d'Aubigné jetzt stockte, fragte ihn der Herr von Lezei: „Weßhalb aber, Herr von d'Aubigné, führten Sie Ihren Entschluß, den ich nicht anders, als lobenswerth nennen kann, nicht aus, weßhalb starrten Sie hier, noch weit von dem rühmlichen Ziele entfernt, düstern Blickes hinab in die Wel-

*) Aus: Ausgewählte kleine Original-Romane u. s. w. Th. 2. Leipzig, 1828

len der Saone, daß ich nicht anders glauben kann, als, Sie wollten freventlich ihrem Leben selbst ein Ende machen.“

„„Ja! ich will es nicht läugnen,““ erwiederte d' Aubigné, „„ohne Dazwischenkunft des zarten Wesens, vom Himmel mir zur Rettung gesandt, würden die Wellen des Flusses jetzt wahrscheinlich mein Grab seinz denn seiger Kleinmuth hatte so mich übermannt, daß ich wähnte, ich könne die Bürde des Lebens länger nicht tragen. Von allen Hülfsmitteln zur Fortsetzung meiner Reise entblößt, zu stolz, vielleicht auch zu verlegen, von Fremden sie zu erbitten, warf Krankheit mich zu Lyon auf das Siechbett. Kaum wieder genesen, forderte meine Wirthin mit Ungestüm die Bezahlung der Kosten für Wohnung und Pflege. Außer Stande, ihrer gerechten, wenn auch nicht billigen Forderung zu genügen, selbst ohne die Aussicht, Rath hierzu zu schaffen, trieb meine Sorge mich hinaus in die Einsamkeit. Das Uebrige wissen Sie.““

Gerührt von des Jünglings Aufrichtigkeit, und von der Hülflosigkeit seiner Lage ergriffen, erfüllte der Herr von Lezei gern und willig die Bitte seiner kleinen Susanne. Mit den nöthigen Erfordernissen zur Fortsetzung der Reise, auch mit baarem Gelde hinlänglich versehen, verließ d' Aubigné den Ort, an welchem seine kleine Retterin lebte, mit den dankbarsten Gesinnungen gegen das holde Kind erfüllt, indem er bei sich selbst das Gelübde ablegte, ihre Wohlthaten einst, wenn das Schicksal ihn dazu hinlänglich begünstigte, durch mehr als bloße Worte zu vergelten. Voll patriotischen und religiösen Eifers ließ er zu Saintonge sich anwerben, und betrat die Bahn des Ruhms mit dem festen Vorsatze, Ehre für das Leben, oder im Tode auf ihr zu finden.

Johann Baptist von Alxinger

ward am 24. Januar 1775 zu Wien geboren, wo sein Vater in glücklichen Verhältnissen lebte. Der junge A. erhielt schon früh eine vortreffliche Erziehung, an der der berühmte Numismatiker Eckhel großen Antheil hatte, studirte dann in seiner Vaterstadt die Rechte, ward darauf Dr. jur. und k. k. Hofagent; lebte jedoch mehr seinen Neigungen, da ihn ein bedeutendes von seinen Eltern ererbtes Vermögen schon früh aller Nahrungssorgen überhob. Im Jahre 1794 erhielt er die Stelle eines Hoftheatersecretärs, die er aber nicht lange bekleidete. Er starb am 1. Mai 1797, von seinen Freunden tief betrauert. In den Verhältnissen des Lebens ward er von Allen, die ihn näher kannten, als ein vortrefflicher, redlicher, wohlwollender und immer heiterer Mann, den sein guter Humor selbst auf dem Sterbelager nicht verließ, geschildert. Zu seiner Zeit galt er als der erste Dichter Wiens, doch war das freilich eine Zeit, in der Wien eben nichts Bedeutendes aufzuweisen hatte.

Er hat folgende Schriften hinterlassen:

J. B. v. A. sämmtliche Gedichte. 2 Thle. Klagenfurth und Laybach, 1788. in 8.

A's neueste Gedichte. Wien, 1794. 8.

Numa Pompilius. 2 Thl. Lpzig und Klagenfurth, 1792. 8; eine verfisicirte Bearbeitung des bekannten florian'schen Romans.

Doolin von Mainz. Ein Rittergedicht. Lpzig, 1787. 8. (Nachdruck, Karlsruhe, 1787. 8.) Zweite Aufl. Leipzig, 1797. gr. 8.

Bliomberis. Ein Rittergedicht. Lpzg. 1791. — Zweite Aufl. besorgt von Seume. Leipz. 1802. 8.

Beiträge zur österreichischen Monatsschrift, dem deutschen Merkur, den Horen u. s. w.

Alxingers wohlgetroffenes Bildniß findet sich vor der zweiten Auflage des Doolin von Mainz.

Er war Wieland's Nachahmer und hätte bei seinem Fleiße, seinen Kenntnissen und seinem Charakter Großes leisten können, wenn diese allein hinreichten, einen Dichter zu machen; aber es fehlte ihm an productiver Phantasie und Tiefe: seine Epopöen bleiben daher immer Nachahmungen, denen man zu deutlich die Mühe ansieht, welche sie ihrem Verfasser kosteten; auch hat die Eleganz der Form und die Herrschaft über die Sprache, deren sie sich erfreuen, sie nicht vor der Vergessenheit erretten können, in welche sie wenige Zeit nach des Dichters Tode bereits verfallen warren. Einzelnheiten in denselben sind allerdings gelungen, jedoch nicht immer glücklich. —

Doolin von Maynz.*)

Wer ist der Mann, der tief in diesem finstern Wald,
Wo Dickicht überall das scheue Wild beschützet,
Und selten nur das krumme Jagdhorn schallt,
Vor einer Klause bethend sitzet!
Sein himmelwärts gekehrter Blick,
Sein härnes Kleid, sein hänfner Knotenstrick
Und die Sandal' am nackten Fuße
Zeigt einen Heiligen in überstrenger Buße.

Doch eingegraben steht auf seinem Angesicht,
Daß er den größern Theil des Lebens nicht
In dieser frommen Ruh' und thatenlos durchlebet.
Kraft schwellt ihm jeden Nerv, und jeden Zug erhebet
Ein Selbstgefühl, das Helden angestammt
Und unvertilgbar ist; sein tiefes Auge flammt.
Kaum kann des Bethers Stirn den edlen Trotz verhehlen,
Noch immer scheinet sie zu schrecken, zu befehlen.

Graf Guido, Frankens Stolz, der erste Paladin
Am Hofe seines Freunds, des mächtigen Pipin,
Der Damen Augenmerk, der Held, der Aire's Mauern,
Pavia's Wall erstürmt, hat sich hierher verbannt,
Der Tage Rest als Klausner zu vertrauern.
Kein Eisenhandschuh deckt die sehnenvolle Hand
Des tapfern Mannes mehr, denn mit dem Rosenkranze
Vertauschte sie das Schlachtschwert und die Lanze.

Als Knappe dient' er einst dem kriegrischen Martell,
Verbrüderte sich dann mit dessen älterm Sohne
Und ebnet ihm den Weg zum Frankenthrone.
In dem Entschlusse klug, in der Vollführung schnell,
Erfocht der Held, als Gryphon sich empörte,
Und als Aistulph Italien verheerte,
Der Siege viele auch war Pipin,
Wiewohl ein Fürst, doch dankbar gegen ihn.

Er lohnt' ihm mit der Hand der schönen Kunigunde.
Die Grafschaft Maynz und jede Tugend war
Ein Brautschatz, Guido's werth, und hochbeglückt das Paar.
Nach Jahren liebt' es sich, wie in der Trauungsstunde.
Zwar Einen Sohn gab Kunigunde nur
Dem zärtlichen Gemahl; doch sparte die Natur,
Nur desto liebender, wie gute Mütter pflegen,
Für diesen Einzigen all ihren reichen Segen.

Der kleine Doolin, so hieß Guido seinen Sohn,
Wuchs bald empor zum hoffnungsvollen Knaben.
Da trieben ritterliche Gaben
Und Geist und Kraft die ersten Blüthen schon.
Der Spielgenossen Schaar schien nur auf ihn zu achten;
Was Doolin vorschlug, das gefiel;
Doch meistens schlug er vor ein kriegerisches Spiel,
Turniere, Kämpfe, Stürme, Schlachten.

Und wies er sich in junger Mädchen Kreis,
Dann war ein Blick von ihm der allerhöchste Preis,
Und jede strebt', ihn zu verdienen.
Man sah das ganze Weib schon in der Kinder Mienen,
Sah, daß schon Leidenschaft im zarten Busen gohr.
Wie manche bargen sich, wenn bei dem Pfänderspiele
Ein Zwist entstand, vor ihm scheinzornig hinter Stühle;
Doch immer sahen sie, gesehn zu seyn, hervor.

Acht Jahre waren so im Kindheitstraum verschwunden.
Zum Edelknabendienst rief itzt des Vaters Rang
Ihn nach Paris, noch mehr sein eigner Hang.
Der kluge Guido selbst entdeckt es Kunigunden.
Sie seufzt und willigt ein; als von des Königs Tod
Die Nachricht kommt sammt einem Aufgeboth
Von dessen Sohne Karl. Er läßet vor die Stufen
Des neuen Throns die Reichsvasallen rufen.

*) Aus: Joh. von Alxinger, Doolin von Maynz, ein Rittergedicht in zehn Gesängen. Leipzig, 1798. Gesang 1.

Graf Guido ſäumet nicht mit Doolin hinzuziehn.
Der weiſe Karl empfängt und unterſcheidet ihn
Als einen alten Freund, der auf den Pfad der Ehre
Ihn früh gelenkt durch Beiſpiel und durch Lehre,
Verleihet ihm zum Lohn für die geprüfte Treu'
Noch neue zu den alten Lehen,
Kann ſich nicht ſatt am kleinen Doolin ſehen,
Und wünſchet, daß er bald ein zweyter Guido ſey.

Einſt ſagt' er ihm, da ſchau', und hebt zugleich den Knaben
Vom Boden auf, da ſchau und wähl' ein Kleinod, Kind!
Dein Vater war ſo treu ſtets gegen uns geſinnt:
Du mußt dafür von Karln ein Angedenken haben.
Der Knabe nickt ihm Dank und ſchaut umher im Saal,
Sieht manchen goldenen Pokal,
Voll köſtlichen Geſteins, manch ſchön getriebnes Becken,
Manch ſeidnes Waffenkleid und manche reiche Decken.

Sein prüfend Auge weilt auf jedem Gegenſtand;
Doch plötzlich ſchreyt er auf, die Hände freudig hebend,
Und ungeduldig niederſtrebend,
Läuft er dem Winkel zu. Hier unter prächtgem Tand
Steht, wie ein grauer Held im goldnen Hofgedränge,
Ein kaum bemerktes Schwert von nicht gemeiner Länge,
Doch alt und prunklos; dieß hat Doolin ſchon gefaßt,
Und mühſam ſchleppt er her die angenehme Laſt.

Herr König, gebt mir das; es iſt zwar nur von Eiſen,
Doch iſt es lang und groß. Karl ſtaunt den Knaben an,
Der Vater weint, die Ritter alle preiſen
Ihn hochbeglückt. Fürwahr, beginnt Turpin, als Mann,
Als Held hat euer Sohn gewählet.
Das hat er, ruft Karl mit der Entzückung Ton,
Und früher Trefflichkeit gebühret früher Lohn;
Weh dem, der Jahre nur und nicht Verdienſte zählet.

Er ſagt's, beſteigt den Thron, ruft Doolin, läſſet ihn
Auf die mit rothem Sammt bedeckten Stufen knien,
Giebt ihm den Ritterſchlag mit dem gewählten Schwerte,
Und ſchenkt es ihm und küſſet ihn und ſpricht:
Der neue Ritter weiß es nicht,
Welch großes Kleinod er von ſeinem Freund begehrte.
Nach Durandaln iſt euch, bey meinem Rittereid!
Ein Schwert, wie dieß, nicht in der Chriſtenheit.

Ich ſelbſt erhielt es einſt aus Stephans heilgen Händen.
Vor böſer Zauberey Gewaltſamkeit beſchützt
Des Schwertes Weihe den, in deſſen Fauſt es blitzt.
Ihn kann die Hölle ſelbſt nur täuſchen, nur verblenden.
Ich gönnt' es wenigen, doch dir,
Dir gönn' ichs, Sohn! O Edle, glaubet mir,
Setzt Karl hinzu, im Auge Freudenthränen,
Die Stunde koſtet einſt viel Blut den Saracenen.

Am Hofe Karls entflohn ſchnell, wie ein Augenblick,
Acht Tage bey Bankett, bei Ritterſpiel und Tanze;
Doch mit des neunten Morgens Glanze
Zeucht Guido und ſein Sohn nach Mainz zurück.
Die Gräfinn ſieht mit innigem Vergnügen,
Daß auch ihr Doolin ſchon vom Hofe wiederkehrt;
Er aber eilet, ſich an ihre Bruſt zu ſchmiegen,
Erzählet, was geſchehn, und weiſet ihr ſein Schwert.

Was nebſt dem Kinde noch die Gräfinn immer feſter
An ihren liebenden, geliebten Guido band,
War Glorlande, ſeine Schweſter.
An Schönheit, hohem Geiſt, an Witz und Weisheit fand
Man ihres gleichen nicht. Sie war der Freundſchaft offen,
Gut, liebreich gegen ihr Geſchlecht;
Doch gegen Männer hart, mißtrauiſch, ungerecht;
Der beſte durfte nichts als Kaltſinn von ihr hoffen.

Der beſten einer, Bertrand, warb
Um ihre Gunſt. Umſonſt! wiewohl er faſt vor Schmerzen,
Verſchmäht zu ſeyn, vor Gram und Liebesſehnſucht ſtarb.
Zwar regte Mitgefühl ſich oft in ihrem Herzen,
Doch Argwohn, Stolz und Staarſinn überwog.
Um ihm, was ſie empfand, ſorgfältig zu verhehlen,
Schien ſie nur jeden Tag ſinnreicher ihn zu quälen,
Bis er verzweiflungsvoll aus Guido's Schloſſe zog.

Allein den Edlen iſt die Liebe,
So, wie der Tod, gewiß; und ſäumte ſie und bliebe
Sie Jahre fern, ſie kommt nach Jahren doch.
Je länger man ſich ſträubt, je ſchwerer drückt ihr Joch.
Auch Glorlandens Stolz wird immer mehr gebeuget;
Wenn ſchon ihr Mund von Bertrand ſchweiget,
So wünſcht ihn doch ihr Herz zurück,
Wünſcht, was ſie täglich ſieht, der Liebe ſchönſtes Glück.

Denn Guido lebte ganz der Gattinn, deren Küſſen
Ihn manchmahl nur die Jagd auf kurze Zeit entriſſen.
Einſt, als der Graf allein ſein weit Revier durchſtrich,
Vom frühſten Morgen an, der auf den Bergen graute,
In Einem fort durchſtrich, bis ſchon der Abend ſchaute,
Doch Müh und Zeit verlor; begann er ärgerlich:
Wodurch wohl hab' ich's heut ſo mit dem Glück verdorben?
Kein Wild im ganzen Forſt! es ſcheinet ausgeſtorben.

Voll Unmuth kehrt er um; doch auf dem Wege lauſcht
Und ſteht er ſtill; aus nahem Buſche rauſcht
Ein Hirſch hervor, ein Hirſch mit vierzehn Enden.
Kaum hat der Jäger Zeit, die Sehne ſtraff zu ziehn;
Der Pfeil durchbohrt dem Wilde nur die Lenden,
Und trotz der Wunde kann es fliehn.
Doch flieht es langſam, mit Beſchwerde,
Und röthet auf der Flucht vom Schweiße Strauch und Erde.

Der Jäger ſpringt durch Dick und Dünn ihm nach;
Auf einmahl ſteigt ein niedres Klauſnerdach
Aus dem Gebüſch; hier hält das müde Thier und röthet.
Der Eremit, im Abendlied geſtöret,
Entſtürzt der Klauſe, ſieht und fühlt des Gaſtes Leid.
Er winkt mit aufgehobnem Arme
Hin, wo im fernen Strauch ſich etwas regt, er ſchreyt,
Daß der Gerechte ſich auch eines Viehs erbarme.

Umſonſt! Ihn ſieht, ihn hört der Jäger nicht.
Schon fleugt der zweyte Pfeil; doch in der Jagdgier Hitze
Und bey dem zweifelhaften Licht
Verfehlt der Graf ſein Ziel, und ach! es fährt die Spitze
Dem Klauſner in die Bruſt. Ein fürchterlicher Schrey
Tönt in den Buſch und ruft den Jagenden herbey.
Er ſiehet, daß ſein Pfeil den Greis dahin geſtrecket,
Und in dem Buſen tief dem halb Entſeelten ſtecket.

Ohn' Athem, ſtarren Blicks, wie die Verzweiflung ſchaut,
Im Antlitz keine Farb', im Munde keinen Laut,
Und lahm, als wären ihm die Sehnen abgeſchnitten,
Sinkt er an einen Baum; doch als er ſich beſann,
Wankt er mit ungewiſſen Schritten
Zum Sterbenden, und zieht ſo ſchonend, als er kann,
Den Pfeil heraus. Doch wie die Ströme Bluts nun hemmen,
Die lau und dunkelroth den Boden überſchwemmen?

Laut weinend bethet er zu Gott im Himmel auf,
Und fleht dem Sterbenden, den Mord ihm zu verzeihen.
Doch dieſer tröſtet ihn. Der Herr ſetzt meinem Lauf
Durch euch ein Ziel, ich habe nichts zu ſcheuen.
Ihm, welcher hohen Lohn dem Redlichen verheißt,
Darf ich getroſt in's Vaterantlitz ſehen;
Euch dank' ich, lebet wohl; und nun, nun iſt's geſchehen!
In deine Hände, Gott, befehl' ich meinen Geiſt.

Er ſagt's und neigt ſein Haupt dem Tode, wie die Aehre
Am Erntetag ihr Haupt in reifer Schwere
Der Sichel ſelbſt entgegen neigt.
Sein armer Mörder kniet, bang' über ihn gebeugt;
Er will des Blaſſen Haupt aufrichten und beleben
Mit ſeinem Hauch — Vergebliches Beſtreben!
Es ſinkt, bedeckt mit kaltem Schweiß,
Und ſchwer wie Bley zurück; todt iſt der gute Greis.

Der Jäger aber ruft mit aufgehobnen Händen:
Ich bin ein Mörder, Herr! unwiſſend bin ich's zwar,
Doch Mord iſt Mord. Wenn er, der ein Gerechter war,
Als Büßer ſtarb, wie muß der Sünder enden?
Auf ſeine Leiche ſchwör' ich dir:
Daß ich vom Blut mich rein durch fromme Thränen waſche,
Tret' ich an ſeinen Platz, weich' ich nicht mehr von hier;
Bey des Ermordeten ruh' auch des Mörders Aſche.

Er ruft es und vertauſcht das ſchöne Jagdgewand,
Das künſtlich Kunigundens Hand
Aus Gold gewebt und dunkelgrüner Seide,
Mit des Erſchlagnen Büßerkleide.
Jetzt aber nimmt er auch den ſtarren Hirſch in Acht,
Der todt denn Todten liegt. So lieget in der Schlacht
Ein junger beym erfahrnen Krieger,
Zu ſchwach von ihm geſchützt vor dem gewaltgen Sieger.

Der Graf, der ſchon kein Jägerherz mehr hat,
Beweinet auch das Thier, und beyder Todten Reſte
Verſcharret er in Eine Ruheſtatt.
Die Nachtigall klagt durch das Laub der Aeſte,
Der Nußbaum ſtreuet in das Grab,
Statt eines Leichentuchs, ſein breites Laub hinab,
Der Wind weht ſchauerig, und auf den glatten Kieſeln
Beginnt der Bach ein Trauerlied zu rieſeln.

Der neue Klausner ſucht, von Schmerz und Arbeit matt,
Als er nach Chriſtenpflicht die Todten eingegraben,
Sein niedres Dach, mit Schlummer ſich zu laben,
Und ſinket auf ein Bret, jetzt ſeine Lagerſtatt.
Sonſt lud' ihn weicher Flaum, ſein Haupt darauf zu legen,
Und eine Schneebruſt ſchwoll ihm nachbarlich entgegen.
Jetzt dienet ihm zum Pfühl ein harter, rauher Stein.
Doch Müdigkeit ſchläft ſelbſt auf ſolchen Pfühlen ein.

Die Sonne ſtand ſchon hoch und lachte
Sein Hüttchen an, als er vom Schlaf erwachte.
Mit ihren holden Strahlen fließt
Auch neue Kraft auf ihn; der Heiligen Entzücken,
Des Himmels Wonne ſchwebt ſo ſchön vor ſeinen Blicken,
Daß er darüber Ruhm und Größe ganz vergißt.
Sogar der Seinigen denkt er mit milden Schmerzen.
Verſchleyert ſteht ihr Bild in ſeinem frommen Herzen.

Eilf Jahre bringt er ſo mit brünſtigem Gebeth,
Mit ſtrenger Buße zu; im zwölften erſt entſteht
Der Wunſch in ihm, bey lang' entbehrten Küſſen
Der edlen Liebe Glück aufs neue zu genießen.
Der Schwur, der ihn verbannt in dieſe Wüſteneyn,
Drückt ſeinen kranken Geiſt als eine ſchwere Bürde.
Sein Wunſch wird Sehnſucht, wird Verlangen, wird Begierde,
Wird Leidenſchaft und endlich Raſerey.

Daß hier kein Klügler widerſpreche
Und wähne, Leidenſchaft ergreife nicht ſo jäh
Der Frommen Herz! Ich weiſ' ihn auf die See.
Beruhigt ſey die ganze Waſſerfläche;
Nur hang' am heitern Firmament.
Ein Wölkchen, das zuerſt der Schiffer ſtolz verkennt.
Dieß Wölkchen wird doch bald den Himmel ganz verhüllen,
Wird Blitze niederſpeyn und Donner niederbrüllen.

In Guido's Buſen weht der alte Geiſt nicht mehr.
Wild ſpringt er auf und Flucht beſchließet er
Aus Hang zuerſt und dann aus Gründen.
Denn nie mißlang es noch dem Hange, ſie zu finden.
Was, ruft er, will ich hier, ich Vater, ich Gemahl?
Wer hat von ältrer Pflicht mich gültig losgezählet
Und mich hierher geſetzt, um durch der Meinen Qual
Zu büßen, was mein Arm, doch nicht mein Herz gefehlet?

Mit welchem Recht ſchwor ich den Trennungseid?
Wie konnt ich Gott dadurch zu ehren wähnen!
Dich, ewige Gerechtigkeit,
Beleidigte der Schwur; der Meineid ſoll dich ſöhnen.
Wie oft verklagten nicht in dieſer Zwiſchenzeit
Mich meiner Wittwe Schmerz, mich meiner Waiſe Thränen!
Ich fühl' es, daß ich hier ein Ueberläufer bin;
Fort denn, und wieder treu auf meinen Poſten hin!

O ſieh! wie haſtig er von ſeiner kleinen Habe,
Was nur zur Reiſe taugt, ſo viel ſein Armkorb faßt,
Zuſammenrafft! nun bricht er einen Aſt
Vom nächſten Baum zum Wanderſtabe.
Heut giebt er keinen Abſchiedskuß
Dem Kruzifix, er eilt mit ſchnellem Fuß,
So wie ein Wandrer aus dem Hauſe
Der Unbarmherzgen flieht, aus der verhaßten Klauſe.

Sein ſtarker Wille giebt ihm Kraft
Und macht zum Wettlauf ſeine Reiſe.
Die Schenkel bleiben raſch, die Sehnen unerſchlafft.
Erſt dann erquickt er ſich mit lang' entbehrter Speiſe
Aus ſeinem Korb, als endlich auszuruhn
Die Nacht ihn zwingt; heißhungrig ißt er nun,
Dann ſchläft er ein, das Haupt an einem alten Baume.
Beängſtigt wird ſein Schlaf vom fürchterlichſten Traume.

Er eilet fort, ſo ſcheint es ihm,
Mit immer gleicher Kraft und gleichem Ungeſtüm,
Bis Wald und Nacht vor ſeinem Blick entfliehet,
Und er im Morgenlicht auf einem Blumenfeld
Sein theures Weib und ſeinen Doolin ſiehet.
Die Bruſt von Freud' und Sehnſucht hoch geſchwellt,
Fleugt er dahin, wo ihm die Liebe winket,
Als ſchnell vor ſeinem Tritt der Boden krachend ſinket.

Ein Abgrund, der ſich aufgethan,
Trennt ſie und gähnet ihn mit weitem Rachen an.
Kaum reicht der Blick von dieſen grauſen Höhen
Bis in den Grund hinab, wo Felſenſpitzen ſtehen,
Wie Lanzen ſcharf, wie Aehren dicht.
Hie ſtecket Guido's Blut; doch aber weicht er nicht.
Trotz der Gefahr, ſich zu zerſchmettern,
Will er den ſteilen Fels tollkühn hinunter klettern.

Doch ein Ocean erwacht, ſo fürchterlich und wild,
Als müßt' er eine Welt aus ihren Angeln ſtürmen.
Die Sonn' erliſcht, Gewitterwolken thürmen
Am Horizont ſich auf. Der hohle Donner brüllt.
An ſeinen Stab hält Guido ſich und bebet,
Vom Sturm umſauſt, in Dunkel eingehüllt.
Urplötzlich ſchweigt der Sturm; die ganze Gegend füllt
Ein fahler Glanz, der ſich vom Abgrund hebet.

Und ſieh: ein Rieſenengel ſteigt
Mit dieſem Glanz empor. Der Locken Schwarz umfleugt
Sein fürchterliches Haupt, ſein Richterblick verdammet
Des Klausners kühne That und flammet
Verderblicher, als ſelbſt ſein breites Schwert,
Das er mit hohem Zorn nach Guido's Buſen kehrt.
Zurück, ſo donnert er, zurück! hier iſt die Hölle.
Meineidiger, du ſtehſt an ihrer Schwelle!

Er ſpricht es, ſtrebt empor und, ſchwebend ob der Kluft,
Zerfließet er, wie Nebel, in die Luft.
Indeſſen birſt der Grund und praſſelnd Feuer dringet
Aus tauſend Oeffnungen; der Klausner ſteht umringet,
Allein und hülflos; ſchon brennt ziſchend ſein Gewand,
Sein Haar, ſein Bart; mit banger Hand
Fährt er darnach, als ſchnell Geſicht und Schlaf verſchwindet,
Und er vom Tag beſtrahlt, an ſeinem Baum ſich findet.

Noch ſchallt in ſeinem Ohr das ſchreckliche Zurück!
Noch ſuchet er mit ſcheuem Blick
Den furchtbarn Geiſt, den Abgrund und das Feuer.
Doch als er ſieht, daß alles mit der Nacht
Entflohen iſt und hell der Morgen lacht,
Hebt er das Haupt empor, und athmet wieder freyer,
Indem er ſich, vom kühlen Wind erfriſcht,
Den Angſtſchweiß von der Stirne wiſcht.

Rein' fühlt ſein Herz, allein noch wagt er keine Bitte
Zum Himmel auf; beſchämet eilt er hin,
Zu ſeiner niedern, ihm nun wieder theuern Hütte,
In der die Segenſprenderin,
Gewiſſensruhe, wohnt; ſein nebeldüſtrer Sinn
Entwölkt ſich mehr mit jedem Schritte.
Ganz heiter findet er ſich Abends an der Thür,
Und bethend ruft er jetzt: So bin ich wieder hier!

Dank dir und Preis, Erbarmer, deſſen Gnade
Mich auf des Heils verlaßne Pfade
Durch einen Traum zurück gedrängt!
Du ſorgeſt für mein Weib mit gleicher Gütigkeit,
Auch ohne daß ich mich in deine Plane miſche,
Und fügeſt, wenn es mir und meinem Sohne frommt,
Daß er dereinſt als Gaſt in dieſe Zelle kommt.
Hier ſchwieg er und vernahm ein Rauſchen der Gebüſche.

Mit Müh zertheilte ſie ein hohes, edles Roß,
Weiß, wie der junge Schnee; die dichten Mähnen wehten,
Um die ein Purpurzaum, mit Gold durchwirket, floß.
Es ſchien mit ſtarkem Huf den Boden durchzutreten,
Stolz auf den Reiter, den es trug.
Er ſaß ſo hehr darauf, als hätte ſeine Rechte
Auch mit geſiegt im ſchrecklichen Gefechte,
Als Michael den Feind der Allmacht ſchlug.

Hier ſtutzt der Eremit; die Bilder jener Zeiten,
Als er auch, ſo geſchmückt, nach mancher Streitgefahr
Ein angenehmer Gaſt in frommen Klauſen war,
Begannen, aufgefriſcht, vor ihm ſich auszubreiten.
Er eilt herbey, dem jungen Ritter nun
Die Ehren, die er einſt empfangen, anzuthun;
Faßt demuthsvoll mit ſeiner Hand den Bügel
Und mit der andern Hand den weiß beſchäumten Zügel.

Der Paladin dankt seinem neuen Freund,
Befreyt sein Roß vom Zaum, eilt freudig nach der Hütte,
Und löst im Gehn, erhizt vom langen Ritte,
Die Lör des Helms; ein Angesicht erscheint,
Auf dem sich Jugendreiz mit Männerhoheit gattet.
Mein frommer Bruder gönnt mir wohl ein Obdach hier.
Erdrükkend lag der Sonne Strahl auf mir
Vom frühsten Morgen an; auch ist mein Roß ermattet.

So sagt der Held. In sein enthelmt Gesicht
Schaut starr der Eremit, doch Antwort giebt er nicht.
Es scheinet, seine Seele wohne
Jezt in den Augen nur. Mit liebevollem Tone
Fragt abermahl der Paladin:
Was blickt ihr so auf mich? Bath ich vielleicht zu kühn?
Und denkt ihr mir die Herberg' abzuschlagen?
Doch nein! der holde Blick, wie könnte der versagen?

Der Klausner, der indeß berechnet, ob sein Sohn
Wohl auch schon so zu Ritterspiel und Streite
Durch Hain und Flur in schwerer Rüstung reite,
Entwacht dem Traum und spricht: Herr Ritter, jezo schon
Sucht ihr Gefahren auf und voll von Heldenfeuer
Bestandet ihr vielleicht manch schweres Abenteuer?
Und dennoch sprosset erst so seiden, und so dünn
Der neue Bart um euer rundes Kinn.

Noch konnt' ich nicht den Durst nach Abenteuern stillen,
Versezt der Paladin, noch kann ich nicht mit Fug
Mich eures Lebens freun; es ist mein erster Zug,
Drum nehmet statt der That den Willen.
Doch felsenfest steht dieser und mein Muth,
Die Unschuld mag getrost mich zum Beschüzer wählen.
So lange noch ein Tropfen Blut
In diesen Adern wallt, soll ihr mein Arm nicht fehlen.

So ruft der Jüngling aus; sein Antlitz scheint verklärt,
Sein Auge blizt. Den Wirth ergezen
Die Mienen, die er sieht, die Worte, die er hört.
Als sie zum Abendbrod an einen Stein sich sezen,
Beginnet er: Mein Mahl ist ähnlich unserm Tisch,
Fast ganz von der Natur mit milder Hand bereitet.
Hier steht kein theures Wild, noch ferner Wasser Fisch,
Auf goldnen Schüsseln ausgebreitet.

Doch lebt so froh, wie ich, kein Bischof, oder Probst,
Und wenn auch Erde, Luft und Meere Leckerbissen
Zur Küche dieser Herrn frohnpflichtig liefern müssen.
Ich pflücke mir vom Baume frisches Obst,
Im Sommer und im Herbst; ich dörr' es für den Winter
Auf meinem kleinen Heerd; mein Gärtchen ist ein Schaz,
Und noch zum Ueberfluß, nur einen Sprung dahinter,
Der wilden Bienen Sammelplaz.

Ich habe saftige Melonen,
Wie König Karl sie selbst nicht besser ißt,
Schmackhaften Rettig, Säbelbohnen,
Von der Natur nicht karg gesüßt.
Die Früchte meiner wohl gesonnten Feigenbäume
Wetteifern mit dem Honigseime;
Erdbeeren machen dort zum Teppiche den Grund,
Und diese Birnen hier zerfließen in dem Mund.

Zwar euch, Herr Ritter, wird die Mahlzeit ärmlich dünken,
Zumahl da wir hierzu nur aus dem Bache trinken.
Allein die Freundschaft selbst giebt mehr nicht, als sie hat.
So sagt der biedre Wirth; man ißt nun, man wird satt.
Schon zeiget sich am Himmelsbogen
Der volle Mond, der Sterne goldnes Heer,
Doch schwazt man traulich fort, und fühlet immer mehr
Sich gegenseitig angezogen.

Doolin von Maynz *).

Auf Rheims Gefilden keimt die Fröhlichkeit in Trauben,
Die gelb und röthlich blühn am holden Marnestrand,
Wo vormals, wenn wir fromm der alten Sage glauben,
In öder Wüsteney ein einsam Hüttchen stand.
Ein Greis bewohnte dieß; sein guter Sohn ernährte
Durch Fische, die der Fluß oft kärglich nur gewährte,
Den Vater und sich selbst; doch blieb dem armen Paar
Noch etwas, wenn der Fluß ganz unerbittlich war.

Es blieb ihm eine kleine Ziege,
Mit deren Milch der Alte sich erquickt;
Der gern und frohen Muths die Last der Armuth trüge,
Doch eine größere, der Schmerz des Sohnes drükt
Den Unglükseligen danieder.
Schon lange flieht der Schlaf des Jünglings Augenlieder,
Schon lang' umflort sein Angesicht
Geheimer Gram; doch das gesteht er nicht.

Er zwingt sich bey des Vaters Fragen
Ein läugnend Lächeln ab und weigert sich zu sagen,
Was für ein Wurm an seinem Herzen nagt.
Ein schönes Weib, das einst, zu eifrig auf die Jagd,
Fern vom Gefolg' im Haine fehlgeritten,
Geleitet' er auf ihren Pfad zurück
Und fühlt seit diesem Augenblick,
Was hoffnungslose Lieb' und Sehnsucht je gelitten.

Mit jedem Morgen flog er hin
Zum wild verwachsenen Ort, an dem er sie gefunden.
Vergebne Müh! die schöne Jägerinn
Ist aus der Gegend weggeschwunden.
Auch darf er nicht zu weit sie suchen! ach! er weiß,
Daß hülflos, schwach und krank der Greis
Mit Sehnsucht seiner harrt und jeden Pulsschlag zählet,
Wann ihm sein Sohn, sein Trost, sein Glück, sein Alles fehlet.

Zehn Monden litt er so, sich sehnend in das Grab.
Einst, als er, Stunden lang sein Leiden überdenkend
Und in Melancholie stäts tiefer sich versenkend,
Am Flusse saß; da war's, als züg' es ihn hinab.
Schon senket er das Haupt, doch seines Vaters Bildniß
Erscheint ihm auf der Fluth; er nun, voll Bangigkeit,
Sich rettend vor sich selbst, springt wild empor, stürzt weit
Vom Ufer weg und fliehet durch die Wildniß.

Schon seiner Hütte nah, sieht er ein greises Weib;
Bleich ist sie und entstellt von Jammer und Beschwerde.
Am Stabe wankt einher ihr abgezehrter Leib,
Und, welken Pflanzen gleich, senkt sich ihr Haupt zur Erde.
Ach, rufet sie ihn an, mein Sohn, erbarme dich!
Drey Tag' irr' ich umher, drey Tage labet mich
Kein Bissen. Sieh! ich kann nicht weiter gehen.
Hilfst du mir nicht, so ist's um mich geschehen.

So flehet sie. Des guten Jünglings Herz
Vergißt die eigne Qual und denkt nur ihren Schmerz.
Er faßt sie in den Arm, noch eh sie ihre Bitte
Geendiget, und trägt sie in die Hütte.
Hier wartet vor der Thür der Greis im Abendroth.
Er höret, was geschehn, er sieht der Fremden Noth.
Doch wie ihr helfen? ach! des Jünglings Netz beschweret
Heut kein gefangner Fisch, die Milch ist aufgezehret.

Sie sehn sich schweigend an, und eine Thräne rinnt
Von beider Angesicht; doch ernst und fest beginnt
Der Alte nun: Nein, sie soll nicht verschmachten.
Komm, lieber Sohn, laß uns — die Ziege schlachten.
Du bebst zurück, zu sehr um mich besorgt.
Was man dem Aermern schenkt, das hat man Gott geborgt,
Und er, der den Entschluß mir in den Sinn gegeben,
Sorgt besser noch, als du, für deines Vaters Leben.

Er sprach's, und während noch der Sohn
Bloß seinetwegen zagt, zückt er das Messer schon,
Als jezt die Fremde schnell herbeystürzt und ihm wehret,
Doch nicht, wie erst, schwach, dürftig, alt;
In schimmerndem Gewand, in himmlischer Gestalt.
Sie ist, der Jüngling wähnt, daß ihn ein Traum bethöret,
Sie ist — die schöne Jägerinn
Und reichet ihm die Hand und rufet: Nimm sie hin!

Dich wählet zum Gemahl die mächtigste der Feen,
Die eure Tugend schwer gerührt,
Und wenn du oft, in stillen Gram vertieft,
Den Hain um sie durchirrst, dir zärtlich nachgesehen.
Doch weg mit Traurigkeit! Hier, wo mein treuer Freund
Zehn Monden hoffnungslos geweint,
Soll jedem Gram ein Lindrungsmittel keimen
Und lieblich weiß und roth die Becher überschäumen.

Benm lezten Wort schwang sie die Lilienhand
Zum Segen in die Luft, die Wüstenen verschwand.
Der Grund, nun milde, ward, so weit das Auge spähet,
Mit Trauben gelb und roth wohlthätig übersäet.
Der Most, daraus gepreßt, hat die geheime Kraft,
Daß er im Trinkenden der Freude Taumel schafft.
So lange dieser währt, schmerzt keine Seelenwunde,
Und neues Lächeln hängt am längst entwöhnten Munde.

*) Gesang 7. V. 9 — 19.

Amaranthes S. Corvinus.

Amaranthes S. Herdegen.

D. Christoph Friedrich von Ammon,

aus altadelichem Geschlecht, ward am 16. Januar 1766 zu Baireuth geboren, studirte zu Erlangen und ward daselbst 1789 Professor der Philosophie, 1792 Professor der Theologie und Universitätsprediger; nahm 1794 einen Ruf als Professor und Consistorialrath in Göttingen an und kehrte von dort im Jahre 1804 als Professor und Superintendent nach Erlangen zurück, wo er bis 1813 verweilte und sich dann als Oberhofprediger, Oberconsistorialassessor und Kirchenrath nach Dresden begab. 1815 ward er Komthur des Civilverdienstordens, 1825 Ritter des rothen Adlerordens; 1824 erneuerte der König von Baiern den seinen Vorfahren bereits von Rudolph II. bestätigten Adel.

Sowohl als Kanzelredner wie als gelehrter Theolog hat v. A. eine vielfache Thätigkeit beurkundet und folgende Schriften herausgegeben:

Christliche Religionsvorträge. Erlangen, 1793—95, 5 Bde.
Predigten. Erlangen, 1799—1802. 3 Bde.
Religionsvorträge im Geiste Jesu. Göttingen, 1804—9. 3 Thle.
Zeit- und Festpredigten. Nürnberg, 1810.
Predigten in der Hof- und Sophienkirche zu Dresden in den Jahren 1813, 14, 15. Nürnberg, 1814—16.
Predigten über Jesum und seine Lehre. Dresden, 1819, 2 Thle.
Predigten an allen Sonn- und Festtagen des Jahres. Dresden, 1828. 31. 2 Bde.
Anleitung zur Kanzelberedsamkeit. 3. Aufl. Nürnberg, 1826.
Geschichte der Homiletik. Göttingen, 1804.
Handbuch der christlichen Sittenlehre. Leipzig, 1823—1829. 3 Bde.
Summa theologiae christianae. Ed. N. Lips. 1830.
Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Leipzig, 1833.
Einzelne Predigten, Abhandlungen u. s. w. u. s. w.

v. A. hat vorzüglich als Kanzelredner durch seine feine, geistreiche und gefühlvolle Behandlung des Stoffes, die Wärme und Anmuth seines Vortrages und die mildernde und vermittelnde Weise der Belehrung einen glänzenden und dauernden Ruf erworben. — Als Theolog gehört er zu den rationellen Supranaturalisten, Glauben mit Wissenschaft vereinigend, doch würde eine genauere Darstellung dessen, was er auf diesem Felde leistete, die uns gezogenen Schranken jedenfalls überschreiten; wir begnügen uns daher folgende Abschnitte aus einem seiner neuesten Werke, als eine Probe seiner eleganten und harmonischen Diction, so wie des reichen Geistes, welcher ihm die Feder leitet, mitzutheilen. —

Sein ältester Sohn, D. Friedrich Wilhelm Philipp von Ammon, geboren am 7. Februar 1791 zu Erlangen, früher Prediger zu Buttenheim und Merzdorf, seit 1821 aber Archidiakonus, Professor der Theologie u. s. w. zu Erlangen, hat sich ebenfalls als Kanzelredner und asketischer Schriftsteller rühmlichst ausgezeichnet und u. A. folgende Schriften herausgegeben:

Andachtsbuch für Christen evangel. Sinnes. Bamberg, 1821.
Christliche Religionsvorträge. Ebendas. 1821.
Andachtsbuch für die heranblühende Jugend. Ebds. 1822.
Predigten. Ebds. 1825.
Geiler von Kaisersberg's Leben u. s. w. Erlangen, 1826.
Rudolph's und Ida's Briefe über die Unterscheidungslehren der protestantischen und kathol. Kirche. Dresden, 1827.
Evangelisches Jubelfestbuch u. s. w. Erlangen, 1829.
Denkmal der dritten Säcularfeier der Uebergabe der Augsburger Confession u. s. w. Erlang. 1831.
Gallerie der denkwürdigsten Personen, welche im 16., 17. und 18. Jahrh. von der evang. zur katholischen Kirche übergetreten sind. Erlangen, 1833.
Einzelne Predigten u. s. w.

Die Vernunftreligion *).

Wem hallen die Ohren nicht wieder von dem Lieblingsliede unserer Zeit! Wer sollte sich nicht freuen, in einem Jahrhunderte des Lichtes zu leben, wo Vernunft und Religion, diese gleich ebenbürtigen Himmelstöchter, sich für die Ewigkeit verschwistert zu haben scheinen! Fern sey es von uns, ihre Eintracht zu stören, aber eben so fern die Versuchung, die beiden Zwillingsschwestern in gemüthlicher Aufwallung des Gefühls mit einander zu verwechseln!

Wie verschieden man auch die Vernunft von jeher erklärt hat, so ist man doch darüber einverstanden, daß sie das höchste Geistesvermögen ist, alles Denkbare zu vernehmen und es nach ihren eigenen Gesetzen in freie Kenntniß der Wahrheit zu verwandeln. Diese Gesetze sind Einheit, Causalzusammenhang und Zweckmäßigkeit; der Horizont, in dem sich unser Denken bewegt, hat in unserem Bewußtseyn eine relative Unendlichkeit, die zwar rückwärts, oder durch den Standpunkt des Urbewußtseyns in der Zeit fixirt, also anfänglich und endlich, vorwärts aber, oder progressiv durch nichts beschränkt, sondern, wie unsere Freiheit und Selbstthätigkeit, unendlich ist. Diese Erfassung des Einen und Unendlichen in jedem Augenblicke unseres reinen Bewußtseyns nennen wir einen Grundgedanken, oder eine Idee, daher man auch die Vernunft nicht mit Unrecht ein Vermögen der Ideen, oder besser der Uridee nennt, weil diese nicht nur jeder Erfahrung vorangeht, sondern auch der geschlossene Kreis unserer Gemüthswelt und der klare Horizont unsres gesammten Denkens und Erkennens ist, jenseits dessen für uns nur Nacht und Dunkelheit liegt. Wenn wir nun behaupten, Religion zu haben; so erklären wir, uns gedrungen zu fühlen, der Idee des Einen und Unendlichen, in der sich unser ganzes Denken und Wollen bewegt, auch außer unserem Gemüthe eine, wenn schon unbegreifliche, Realität zuzuschreiben und mit diesem unbekannten Wesen, das wir Gott nennen, in der innigsten Verbindung des Denkens und Wollens zu stehn. Diese Genesis aller Religionen ist ohne Vernunft allerdings unmöglich, weil wir ohne sie Gott gar nicht zu denken und ihn in seiner lebendigen Wirklichkeit außer uns zu erfassen vermöchten. Die größten Philosophen und Theologen aller Zeiten sind daher bei der Begründung der Religion immer von dem Glauben an Gott, als einer Thatsache des Bewußtseyns, ausgegangen und haben ihr dieselbe vernünftige Nothwendigkeit zugeschrieben, mit der sie das Eine und Unendliche in einen Gedanken zusammenfaßten; sie haben sogar in dem Gedanken des Urersten und Urletzten eine absolute Wahrheit gefunden, da ohne ihn gar keine haltbare Wirklichkeit des Denkens zu begründen ist. Weil Gott nothwendig als nothwendig von uns gedacht wird, so muß er auch nothwendig seyn; der Glaube an ihn hat folglich für den reinen und tiefen Denker eine Gewißheit, die uns keine andere Schlußfolge und noch viel weniger irgend eine äußere Wahrnehmung gewähren kann. Es ist das bekanntlich das alte, viel besprochene und viel bezweifelte ontologische Argument für Gottes Daseyn, von dem in jedem Falle so viel gewiß ist, daß alle übrigen Beweise dafür in ihm, als der Wurzel unseres religiösen Denkens aufgehen, und daß der gesunde Menschenverstand ihrer gar nicht be-

*) Aus: Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Eine Ansicht der höheren Dogmatik, von Dr. Chr. Fr. v. Ammon. Leipzig, 1833. B. 1. Cap. 7.

darf, weil er sich an das erhabene Wort, ich bin, der ich bin *), als eine gegebene Idee hält, die sich an und durch sich selbst schon als lebendig und kräftig beweist. Durch diese einzige, aber unwiderlegbare Bemerkung ist der allgemeine, oder ideale Primat der Vernunft in den Angelegenheiten der Religion aus der ursprünglichen Einrichtung unseres Gemüthes unwiderruflich nachgewiesen; frei und selbstthätig soll und muß sich die Vernunft erst Gott nach ihrer eigenen Idee denken und sich von seiner lebendigen Wirklichkeit überzeugen, ehe sie sich zur Reflexion einer göttlichen Offenbarung erheben und aus dieser wieder auf ihren heiligen Urheber zurückschließen kann. Und ob es schon kühn und verwegen scheinen möchte, dem höchsten Wesen vorschreiben zu wollen, was und wie es sich uns offenbaren und seine ewigen Rathschlüsse zu unserer Erkenntniß bringen soll; so ist das doch nur die Sprache einer falschen und heuchlerischen Demuth, weil wir vollkommen gewiß sind, daß die Vernunftgesetze jeder Einsicht, also auch der Erkenntniß einer höheren Offenbarung **) Normen, Regeln und Anordnungen des Schöpfers sind, die mit dem Unterrichte, den er uns in der inneren, oder äußeren Erfahrung darbietet, in keinem Falle streiten, oder im Widerspruche stehen können. Die Vernunft ist daher gleich befugt und verpflichtet, zur Prüfung aller sich im Laufe der Zeit eröffnenden Quellen einer göttlichen Erkenntniß bestimmte Grundsätze aufzustellen; sie muß die allgemeine Offenbarung Gottes in der Natur immer als Auslegerin jeder besonderen und einzelnen erheben; sie muß die wahre Offenbarung von der falschen, und da sich Objectives und Subjectives fast immer in dem menschlichen Bewußtseyn durchdringen, beide wieder von den vermischten unterscheiden, in der das rein Göttliche durch die menschliche Selbstoffenbarung verdunkelt wird; sie muß das unmittelbar Göttliche, das nur aus der lebendigen Idee des Höchsten fließen kann, von dem mittelbar Göttlichen trennen, das in jedem einzelnen wahren Begriffe gefunden werden kann und also auch nur entfernt auf das religiöse Bewußtseyn einwirkt; sie muß endlich von der höchsten Offenbarung Gottes alles Menschliche und Wirkliche ausscheiden und ihre einzelnen Lehren verständig unter die Idee der freiesten Nothwendigkeit, oder eines ewig weisen, heiligen und gerechten Gottesreiches zusammenfassen. Hat man aber auch in heiligen Urkunden religiöse Belehrungen von göttlichem Inhalte gefunden; so steht auch dann der Vernunft noch das Recht zu, sie nach dem Gesetze der Einheit auf einen Grundsatz zurückzuführen und ihnen dadurch die Gewißheit und Ueberzeugungskraft zu sichern, die, nach der unabänderlichen Ordnung unserer Gedanken und Erkenntnisse, nur auf diesem Wege zu erhalten ist. Und da ferner in der Idee Gottes, als eines absoluten Wesens, schon Alles liegt, was je von ihm gedacht, geurtheilt und gesprochen werden mag; so liegt es der Vernunft, als einem Vermögen, im Zusammenhange zu denken, nicht minder ob, die Vollkommenheiten Gottes in beständiger Beziehung auf das menschliche Denken und Wollen einzeln zu erfassen, sie als ein Ganzes in ihrer vollen Klarheit darzustellen und in ihrer vereinten Wirksamkeit die Gründe und Endzwecke aller Weltveränderungen und menschlichen Schicksale aufzusuchen. Denn da die Religionslehre in den Augen des Weisen die Königin aller Wissenschaften ist und die Kreise aller übrigen Weltkenntnisse mit idealer Gewalt beherrscht; so sind auch ihre Pfleger vor Allem dazu berufen, sie aus ihrer rhapsodischen Spruchregister- und Schatzkästlein-Gestalt zu einem wohlgegliederten Ganzen herauszubilden und dadurch den Spaltungen der Sectirer und Meinungseiferer für immer ein Ende zu machen. Weil überdies Alles, was nicht aus reiner Vernunft von Gott erkannt werden mag, geschichtlichen Inhalts ist und seyn muß; so ist jene nicht minder berechtigt, jede auf Autorität und Thatsachen beruhende Religionsbelehrung unter die Leitung vernünftiger Ideen und Gesetze zu stellen und dadurch die Quelle alles Aberglaubens zu verschließen. Es läßt sich aber an der Richtigkeit dieses Kanons um so viel weniger zweifeln, als jede religiöse Autorität auf der Voraussetzung der Wahrheit und sittlichen Heilsamkeit beruht, die sich ohne Vernunftideen gar nicht denken lassen, Thatsachen aber, wie wunderbar sie auch erscheinen mögen, doch unleugbar eine Ursache und einen Endzweck haben müssen, welche beide abermals vernünftigen Gesetzen anheimfallen. Dieser Ansicht gemäß hat unter den christlichen Kirchenlehrern bereits Augustin das teleologische Gesetz der Gotteswürdigkeit zur höchsten Regel der Auslegung aller Offenbarungsurkunden erhoben und Alles, was in irgend einer Schrift, oder Lehre der Vollkommenheit des höchsten Wesens erweislich widerstreitet, wie die Vorherbestimmung zur ewigen Verdammniß, oder die Seligkeit der Unheiligen, für Wahn und Täuschung erklärt. In diesem vollen Sinne und Umfange des Wortes muß jede Religion, welche göttlich seyn will, vorher wahr und vernünftig seyn. Es würden namentlich die christlichen Theologen die ersten Grundsätze ihres Glaubens verläugnen und an Gott und Menschen freveln, wenn sie das bezweifeln wollten; denn da Christus selbst die Verfinsterung der Vernunft, oder des geistigen Auges, für die Quelle aller Irrthümer erklärt und die Heilsamkeit seiner Lehre unbedingt der Probe des sittlichen Bewußtseyns unterwirft; da ferner Paulus und Johannes zur freien Prüfung ihrer Verträge auffordern und sich abermals auf das Zeugniß des religiösen Bewußtseyns berufen *); so liegt die Vernunftmäßigkeit des Christenthums klar am Tage, und man ist vollkommen berechtigt, das erweislich Unvernünftige, was man ihm aufgebürdet hat, seinem Schicksale zu überlassen.

Ganz anders muß hingegen über den Werth der Vernunftreligion geurtheilt werden, wenn sich der einzelne Mensch anmaßt, die wahre Gottesverehrung aus seiner individuellen Vernunft, als der einzig lautern und sicheren Quelle zu schöpfen. Denn hier vergißt er, daß vor ihm schon Menschen lebten, welche vernünftiger, weiser und frömmer waren, als er; er vergißt, daß er bei seiner gegenwärtigen Bildung kaum mehr unterscheiden kann, was in seinem Fürwahrhalten christlich, oder selbsterdacht ist; er vergißt, daß der Glaube, auf dem jede Religion beruht, nicht aus der Vernunft, sondern aus dem Herzen kommt; er vergißt, daß ihm die Vernunft nicht gegeben ist, eine Religion zu schaffen, sondern sie zu vernehmen; er vergißt, daß eine Religion, die nicht von Gott selbst kommt, jeder Wahrheit und sittlichen Kraft ermangelt; er vergißt, daß eine für alle Menschen verbindliche Religion sich nothwendig auf eine positiv göttliche Anordnung, als gemeinschaftliches Object beziehen muß; er vergißt, daß eine consequente Rationalreligion sich auf den Glauben an eine besondere Veroffenbarung Gottes stützen muß; er vergißt endlich, daß ein subjectiver Rationalismus zuletzt starrer Egoismus wird, welcher der Tod jeder wahren Religiosität ist. Es ist der Mühe werth, alle diese Punkte einzeln zu erörtern.

Sich aus eigener Vernunft, oder nach bloßem Vernehmen seines besseren Selbst eine Religion zu bilden, ist schon darum ein kühnes und gefährliches Beginnen, weil man bei diesem wichtigen Geschäft die vielen weisen und besseren Menschen übergeht, die vor uns gelebt haben. Jede Gottesverehrung beruht ja auf der Reinheit und Heiligkeit des religiösen Ideals, das wir uns vorhalten, weil wir alle geneigt sind, mit Terenz zu sprechen: wenn das Jupiter thut, warum sollte ich armer Wicht es mir nicht gestatten! Nun ist aber die Idee des höchsten Wesens so unendlich reich an unbedingter Vollkommenheit, daß sie nicht einmal von ganzen Völkern, geschweige denn von einzelnen Individuen in ihrer vollen Würde und Majestät erfaßt wird. Die Helden zersplitterten nicht nur diese Vollkommenheiten, sondern blieben auch als gemeine Anthropomorphiten bei bedingten Vorzügen der Stärke, Schönheit, Klugheit stehen, die sie in ihren Göttern substantiirten und durch deren Vervielfältigung sie jede Einheit der Weisheit, Tugend und Seligkeit zerstörten, die das Wesen der wahren Frömmigkeit ausmacht. Der Gott der Juden ist ein rein ontologischer Gott, nur sparsam mit einigen klimatischen Gefühlstugenden ausgerüstet, und von dem Gott des Islam weiß man schon viel, wenn man sich gemerkt hat, daß er groß, einzig und barmherzig ist. Plato's ewiger Weltvater blieb ihm so verborgen, daß er wenig von ihm zu sagen wußte; der Gott der Stoiker steht unter der Leitung des Schicksals und seine Tugend hat weniger Werth, als die des ächten Weisen; der ältere Plinius hält es für eine Beleidigung des höchsten Wesens, es mit der Sorge für die Weltregierung im Kleinen zu behelligen, und Spinoza's nothwendige Substanz schreitet, wie Saturn seine Kinder verschlingend, in dem Wechsel der Erscheinungen einher. Wie kannst du dir nun schmeicheln, bei der glaubigen Erfassung deines Schöpfers und Vaters, der dich stufenweise zur Aehnlichkeit mit ihm heranbilden und dich bald in eine höhere Welt aufnehmen will, des Unterrichtes der Weisen und Edlen zu entbehren, welche die Fehler ihrer Vorgänger vermieden und sich zu einer reinen Ansicht Gottes erhoben haben? Wie darfst du das mit einem Bewußtseyn beginnen, das aus der Dunkelheit sinnlicher Vorstellungen erst seit kurzer Zeit an das Licht der Intelligenz hervortrat; mit einer Freiheit, die vielleicht immer noch mehr thierische Willkühr, als reine, sittliche Selbstthätigkeit ist; in einem Horizonte von Gedanken, den du zwar stolz genug Unendlichkeit nennst, der aber im glücklichsten Falle nur ein sich täglich erweiternder, also gewiß beschränkter Kreis von Gefühlen und Ideen ist; in der kleinen Welt deines Gemüthes endlich, die in der Nähe deines eigenen Selbst kaum dürftig erleuchtet, weiterhin schon vielfach beschattet und an den Umrissen und Endpuncten deiner Idealität von Nacht und Finsterniß umhüllt ist! Besser wird das freilich werden, das hoffen wir mit

*) 2 Mos. 3, 14.

**) Cf. *Summa theologiae christianae*. Ed. IV. Lips. 1830. §. 14 ff.

*) Matth. 6, 22 f. Joh. 7, 17. 2 Kor. 4, 2. 1 Thess. 5, 21. 1 Joh. 4, 1. 5, 6.

Zuversicht; bis jetzt aber hast du von dem Ewigen nicht den Donner seiner Kraft, sondern nur einen leisen Hauch vernommen *); du hast vielleicht noch von Glück zu sagen, wenn dein Gott eine dunkle Tiefe, wie der Unendliche der Gnosis, eine hohle Allgemeinheit, wie die trockene Seele Heraklits, eine sich aus dem alten Bunde in den neuen herauswickelnde Substanz, wie das Urwesen der Naturphilosophen, oder ein thränenfroher Erbarmer, wie der Gott der Frömmler und Mystiker ist. Deine Religion also kann nur eine flüchtige Weisheit des Augenblickes seyn, die dir selbst nach kurzen Zwischenräumen schon mißfallen wird.

Wäre aber auch die Ausbeute dieser Selbsterforschung des Göttlichen noch so gediegen; so ist es uns doch auf dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Bildung kaum mehr möglich, unsere eigenen Gedanken von dem Inhalte der christlichen Offenbarung zu unterscheiden. Von dem Geschichtlichen und Persönlichen des Christenthums vermag der trennende und absondernde Verstand zwar mit leichter Mühe abzusehen; aber das, was wir an dem menschlichen Bilde des ewigen Vaters einmal abgesehen und auf das Urbild übergetragen haben, die hohen sittlichen Vollkommenheiten seiner Natur, die Weisheit seiner väterlichen Liebe, die an allen Berührungen unseres Bewußtseyns ein kindliches Verhältniß zu ihm angeknüpft hat, und die hieraus von selbst fließenden Lehren von seiner besondern Vorsehung und der Gewißheit eines ewigen Lebens sind schon von Jugend auf so tief in unsere Gedankenreihe eingedrungen, daß wir der Versuchung gar nicht widerstehen würden, das für unser Geisteseigenthum zu halten, was doch unverkennbar nur der Widerschein eines höheren Lichtes ist. Aber warum ist der homerische Vater der Götter und Menschen ganz ein anderer, als der Weltenvater des Johannes; warum philosophirt Aristoteles halb träumend über die Schöpfung aller Dinge, wenn man seine Muthmaßungen mit den klaren und bestimmten Aussprüchen eines Paulus vergleicht; warum ist der Bruderbund der Pythagoräer und der heilige Weltbau der Stoiker nur ein mystischer Schattenriß gegen das lebendige Gemälde des Himmelreiches, wie es uns Christus vor Augen stellt; warum ist die höchste Weihe der griechischen Mysterien, wenn sie der Forscher mit kaltem Blute durchschaut **), kaum eine schwache Vorbereitung auf die innige sittliche Gemeinschaft mit Gott, die uns das Christenthum durch den Geist der Wahrheit und der Liebe eröffnet? Gewiß darum, weil die sich selbst überlassene Vernunft, auch wenn sie alle Flügel ausbreitet, sich doch aus eigener Kraft nicht zu der Höhe aufschwingen kann, zu der sie ihr heiliger Urheber durch seine Offenbarung erhebt, die dem dankbaren Gemüthe doppelt ehrwürdig und unschätzbar seyn muß, weil sie allmählig in die Denkart ganzer Völker und Zeitalter übergeht und sich aus einem himmlischen Geschenk in eine scheinbar eigene Geistesgabe verwandelt.

Noch wichtiger ist hiebei die Erinnerung, daß der Glaube an einen ewig freien und heiligen Gott, der jeder Religion vorangeht, gar nicht aus der Vernunft, sondern aus dem Herzen kommt. Auch die höchste Idee, mit der unsere Vernunft in Eins zusammenfällt, ist nur ein Umriß ***) des Denkens, den unser Geist bei seinen Forschungen nicht mehr überschreiten kann; aber als bloßes Vorstellungsvermögen fühlt er sich doch keineswegs gedrungen, diese Grenze über sein Bewußtseyn, oder doch über das Universum hinauszurücken. Die Reihe seiner Forschungen ist geschlossen, wenn er die erste Ursache alles beweglichen Seyns gefunden hat; und daß er diese in sich von selbst bewegenden Atomen, in einem ewigen Chaos, in der absoluten Einheit des Seyns und Denkens, oder in der schöpferischen Kraft seiner Ichheit zu finden vermag, sagen uns die bekannten Philosopheme Epikurs, der träumenden Pantheisten und schöpferischen Idealisten, die Alles wissen und Nichts glauben, und darum auch das eigentliche Lebenselement der Religion, die moralische Gewißheit und Ueberzeugung vernichten. Das speculative Nichts, diese subjective Null, die für alle endliche Geister eine nothwendige Unterlage ihres freien Denkens ist, kann in diesen Systemen keine Bedeutung haben, weil sie Eins und Alles, zum Theil auch ohne Gott, in einen Knauel der Entwickelung zusammenknüpfen, in welchem Freiheit, Pflicht und Tugend nur leere Zeichen organischer Lebensbewegungen sind. Wenn sich der Mensch nun dennoch einen außerweltlichen Gott denkt, so ist es nicht die Vernunft, die an ihn glaubt, sondern das Herz; es ist die Tiefe seiner Ehrfurcht, die Sehnsucht seiner Liebe, das Streben nach höherer Vollendung, das heiße Verlangen nach Freude und Seligkeit, welche die Wolken des Bewußtseyns zerstreuen, die engen Schranken der Weltidee durchbrechen, die innerhalb derselben zu früh ausruhende Vernunft über Zeit und Raum in die ewigen Wohnungen des Lichtes und der Freiheit emportragen und in der Heiligkeit des Pflichtgebotes die Stimme des Herrn und Richters erkennen. Regt sich in dem Gemüthe des Menschen dieses Gefühl der Pflicht, dieses Verlangen nach höherer Vollendung und freimachender Wahrheit nicht, so wird sich die Vernunft in öden Speculationen verlieren, die dem Glauben eben so gefährlich sind, als die Betäubungen des Bewußtseyns durch blinde Begierden. Weit entfernt also, daß die Vernunft den Glauben erzeugen sollte, bedarf sie vielmehr selbst der Belebung, Erhebung und Reinigung durch ihn, wie es sich denn gewiß nicht läugnen läßt, daß ihr das Christenthum diesen wichtigen Dienst geleistet hat *).

Es läßt sich daher mit voller Zuverlässigkeit behaupten, daß uns die Vernunft gar nicht dazu gegeben ist, eine eigene Religion zu schaffen, sondern sie nur zu vernehmen. Schaffen, im vollen Sinne des Wortes, können wir überhaupt nichts; die höchste Anstrengung unserer Kräfte, der kühnste Schwung unserer Phantasie, die größte Energie unseres Denkens vermag auch nicht einen Strohhalm, nicht ein Sandkorn in das Daseyn zu rufen; wir können überall in der Natur, in der Kunst, auf dem Gebiete der Wissenschaft und des geselligen Lebens das Vorhandene nur ordnen, bilden, zu einem gewissen Zwecke formen; die moralisch gute That, abgesehen von ihrer äußeren Erscheinung und den Organen, die sie hervorrufen, ist das einzige Werk unserer freien Schöpferkraft; und selbst hier möchte man die unsichtbare Einwirkung eines guten Genius ahnen, wenn man tiefer in sein Inneres eingedrungen ist. Wie sollte es hier nun der Vernunft, als einem bloßen Vermögen allgemeiner Ideen und Gesetze glücken, eine Religion, oder eine vollständige Anweisung zur richtigen Erkenntniß und Verehrung Gottes zu Stande zu bringen, ohne überall die Erfahrung, die Ordnung der Natur, des häuslichen und geselligen Lebens, ohne namentlich eine Reihe von Beobachtungen aus der Gemüthswelt zu Hülfe zu nehmen, welche sämmtlich aus der Quelle eines objectiv angeregten Bewußtseyns fließen? Hat sich doch selbst die empirische und pragmatische Vernunft der Einzelnen schon unendlich oft als eine grundschlechte Baumeisterin dogmatischer Lehrsysteme bewiesen, wenn ihr aus der Mythologie, Tradition, Geschichte und Dialektik unermeßliche Materialien zu Gebote standen; hat doch die scharfsinnigste Scholastik und die begeisterteste Mystik Religionsformen gebildet, die den gemeinsten Sinn für Wahrheit und Tugend beleidigen; hat doch sogar die Bibliolatrie aus zusammengewürfelten Stellen heiliger Urkunden Sentenzen und Dogmen zusammengefügt, die den wahrhaft religiösen Menschen mit Wahn, mit Schwärmerei, mit Schrecken und Entsetzen erfüllen. Phantasie ohne Farbe ist noch nicht Vernunft, und die selbst erwählte Geistlichkeit nur Aufgeblasenheit des fleischlichen Sinnes **); dennoch wird man unvermeidlich von beiden berückt und getäuscht werden, wenn man es versucht, eine Religion nur aus den hohlen Tiefen seines Inneren zu schöpfen.

Eben daher muß auch eine Verehrung Gottes, die nicht von ihm selbst gegeben und verordnet ist, aller Wahrheit und sittlichen Kraft ermangeln. Eine Staatsverfassung nach Gefallen zu dichten, steht zwar Jedem frei; aber es wird ihm nicht beikommen, sie für allgemein verbindlich zu erklären, wenn sie nicht von dem Volke, von seinen Vertretern und Häuptern ausgegangen ist. Eine ähnliche Beglaubigung der Erkenntniß und Verehrung Gottes steht zwar, der Natur der Sache gemäß, nicht zu erwarten, weil das höchste Wesen frei gesucht, gefunden, geliebt und angebetet seyn will. Aber wenn wir einmal glauben, daß Gott den Menschen geschaffen und zur Aehnlichkeit mit ihm bestimmt hat, läßt es sich da wohl denken, daß er ihn über diese Bestimmung in Unwissenheit lassen, daß er ihn nicht vielmehr nach dem Maße seiner Bildung und Fassungskraft über den Endzweck seines Daseyns unterrichten, daß er ihm überall reiche Gaben und Wohlthaten darbieten und ihm doch das Höchste, was ihm Noth ist, die Erkenntniß des wahren Gutes, und den Unterricht über den Weg, der zu ihm führt, vorenthalten, und wenn ihm der gebahnt ist, sich nicht durch Kraft und That zu ihm bekennen soll? Gerade darum zieht sich ja durch alle Religionen der Erde ein reiner Lichtstrahl der ewigen Wahrheit, weil er von Gott und seinem Worte kommt; darum weichen diese Religionen wieder unter allen Völkern in das Unendliche ab, weil ihn jedes wieder durch den Schatten seiner Bilder, Meinungen, falscher Schlüsse und Ueberlieferungen verdunkelt hat. Vor den trägen Göttern Epikurs mag zwar eine Religion gelten, die sich der Philosoph der Gärten in seiner gemüthlichen Lust erdichtete; aber dem einzig wahren und lebendigen Gott, der Himmel und Erde erfüllt, kann unmöglich eine andere Verehrung gefallen, als die, welche er selbst verordnet und dem Menschen in das Herz geschrieben hat.

---

*) Hiob 26, 14.

**) *Lobeckii* Aglaophamus, Regiomonti, 1829. t. I. p. 98 ff.

***) Ἀεῖον nach Plato.

*) Twesten's Vorlesungen über die Dogmatik. 2. Aufl. Hamburg, 1829. S. 395 f.

**) Colos. 2. 18 f.

Aus dieſen Gründen muß auch die wahre Religion, weil ſie für alle Menſchen verbindlich ſeyn ſoll, ſich auf eine göttliche Ordnung beziehen und ein allen Gottesverehrungen gemeinſchaftliches Object haben. Es dahin geſtellt ſeyn laſſen, ob das höchſte Weſen wirklich außer uns ſey und wirke, oder ſich gar, wie Leſcinsky, einbilden, daß der Menſch ſeinen Gott ſelbſt ſchaffe, iſt eine Verkehrtheit des Denkens, die mit dem Atheism auf gleicher Linie ſteht. Jede würdige Gottesverehrung beruht vielmehr auf dem Glauben an ein Urbild der Weisheit, Heiligkeit und Seligkeit, welches, menſchlich erfaßt, ein gemeinſchaftliches Vorbild unſeres Strebens, Wirkens und Hoffens iſt, und zwar in einer Ordnung der Dinge, wo dieſes gewiſſenhafte Streben auch Früchte des Heils und der ſittlichen Vollendung bringt, alſo in einem Reiche Gottes, wo das, was er will, den Menſchen weiſer, beſſer und froher, und das, was er nicht will, ihn thörichter, ſchlechter und unzufriedener macht. Und da ſich der gewöhnliche Sinnenmenſch nur wenig über die Ordnung der Natur und der bürgerlichen Geſellſchaft in dieſes Reich der Freiheit und des Lichtes erhebt, deſſen Wirklichkeit die ganze Weltgeſchichte bezeugt, ſo bedarf er zur Kenntniß deſſelben noch eines ſichern Lehrers und Führers, den man, obſchon uneigentlich, mit dem Namen eines Religionsſtifters zu bezeichnen pflegt. Ohne dieſen kann keine Religion beſtehen, wie das Beiſpiel aller Deiſten und Naturaliſten lehrt; wo hingegen der Glaube an eine höhere Ordnung der Dinge mangelt, zu der Gottes heiliges Walten die veredelte Menſchheit mit immer gleicher Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe erhebt, der Glaube an eine göttliche Sanction der Pflicht und eine alle ſittliche Mißverhältniſſe ausgleichende Vergeltung, da iſt die Religion ſelbſt in ihrer Kraft und Wirkſamkeit gefährdet. Ein ſelig machendes Himmelreich aber aus bloßer Vernunft zu bauen iſt noch von keinem Sterblichen verſucht worden.

Folgerechte Vertheidiger der Rationalreligion haben daher ſchon oft die Nothwendigkeit gefühlt, ihr Syſtem auf eine beſondere Vernunftoffenbarung Gottes zu gründen. Eduard Herbert von Cherbury war einer dieſer freien und tiefen Denker, welchen vor länger, als zweihundert Jahren gründliche Forſchungen über die Zwiſte der Katholiken und Proteſtanten zu allgemeinern Anſichten des Chriſtenthums, und dann der Religion überhaupt führten. Er trat daher in ſeinem Buche über die Wahrheit als ein entſchiedener Gegner der übernatürlich ſtatutariſchen Offenbarung und als ein kräftiger Vertheidiger der menſchlichen Vernunft und ihrer Rechte in den Angelegenheiten des Glaubens auf. Die Lehre von einem Gott, von ſeiner würdigen Verehrung durch Beſſerung und Tugend, von der Unſterblichkeit der Seele und einer künftigen Vergeltung hält er für weſentliche Dogmen jeder wahren Gottesverehrung, die in dem Gemüthe des Menſchen gegründet und ihm von dem Schöpfer eingepflanzt ſeyen. Dagegen verwirft er jede äußere, geſchichtliche und traditionelle Offenbarung, und verweiſt dafür den gründlichen Forſcher, wenn er alle Kräfte ſeines Geiſtes angeſtrengt und Gott um ſeinen Unterricht angefleht habe, auf eine perſönliche Offenbarung, wo er eine eigene göttliche Anhauchung empfinden werde, die ſich deutlich von der eigenen Thätigkeit des Gemüthes unterſcheide. Er ſelbſt glaubte eine ſolche Offenbarung empfangen und von Gott, nachdem er ihn demüthig um höhere Aufklärung über ſeine Religionsgrundſätze gebeten hatte, ein beſtätigendes Zeichen durch ein ſanftes erquickendes Wehen von oben herab bei heiterem Himmel erhalten zu haben. Dieſe von den weiſen und frommen Menſchen aller Zeiten geahnte Offenbarung Gottes in der Gemüthswelt ruht auch in der That mit der fortgehenden Naturoffenbarung auf einem Grunde; Herbert hätte ihre Spuren nur verfolgen und ſie mit den urſprünglichen Offenbarungen der Schrift vergleichen dürfen, um ſich über die Entſtehung ſeiner, aus der Geſchichte früherer Gottesmänner geborgten, Geiſtesaffectationen zu orientiren. Aber wenn er ſchon darinnen zu weit ging, daß er ſich ſelbſt für einen Inſpirirten und einen neuen Elias der Heiden hielt; ſo ſchloß er doch ganz richtig, daß es der eigenen Vernunftreligion an innerer Feſtigkeit gebreche, wenn ſie nicht durch eine göttliche Offenbarung beglaubigt werde.

Nach dem Zeugniſſe der Geſchichte artet daher jede rationale Religion, wenn ſie ſich zu einer ſubjectiv-rationaliſirenden geſtaltet, allmählich in jenen ſtarren Egoism aus, welcher der Tod der wahren Gottesverehrung und Frömmigkeit iſt. Die wahre Vernunftreligion läßt über ihre Grundlehren von Gott, Vorſehung und Unſterblichkeit eben ſo wenig einen Zweifel, oder eine Verſchiedenheit der Meinungen aufkommen, als die Mathematik über die Wahrheiten ihrer Anſchauung. Der einzelne Menſch aber verwechſelt ſein noch unausgebildetes Vernunftvermögen *) mit einer ſchwer zu vermeidenden Selbſttäuſchung unmerklich mit der allgemeinen Menſchenvernunft; ſtatt rational zu denken und zu lehren, rationaliſirt und vernünftelt er; daher die ſubjectiven Anſichten von den Grundwahrheiten der Religion in allen Syſtemen des Rationalism und Naturalism; eine Verſchiedenheit, die eben ſo groß iſt, als die Meinungsdifferenz der Myſtiker und geſchichtlichen Dogmatiker. Geſellt ſich hierzu noch der ſtolze Wahn, dieſe individuelle Anſicht der Religion für die einzig wahre und mögliche und für einen unwiderruflich geſchloſſenen Kreis ewiger Wahrheiten zu halten, ſo wird der Rationalism ein ſtarrer, kühner, liebloſer, Alles um ſich her verhöhnender und verdammender Egoism, der ſich von Gott und Menſchen losreißt, der nichts lernen und nichts vergeſſen, und doch überall lehren, gebieten und herrſchen will. Haben wir doch Alles, was wir wiſſen und glauben, empfangen; was rühmen wir uns, als ob wir es nicht empfangen hätten **)! Dieſe ſtolze, weltbethörende Weisheit zerfällt bald in ſich ſelbſt; nur die reine und lautere Vernunft, die immer bereit iſt, das Göttliche zu vernehmen und zu lernen, iſt des Geiſtes Licht, die uns den dunkeln Pfad dieſes Lebens erhellt.

Chriſtoph Heinrich Amthor

ward 1678 zu Stolberg in Thüringen geboren, von ſeinem Oheim zu Rendsburg erzogen und ſtudirte die Rechte. Nach vollendeten Studien erhielt er eine Profeſſur der Jurisprudenz und Politik zu Kiel, welche er 1704 antrat und bis zum Jahre 1714 bekleidete. Dann wurde er königlich däniſcher Hiſtoriograph, ſchleswig-holſteiniſcher Kanzleirath und Präſident zu Kiel und 1719 Juſtizrath zu Kopenhagen. Er ſtarb daſelbſt am 15. Februar 1721.

Von ihm erſchienen:

Poetiſcher Verſuch einiger teutſchen Gedichte und Ueberſetzungen. Flensburg, 1717. in 8.

und nach ſeinem Tode eine neue Auflage derſelben unter dem Titel

C. H. Amthors u. ſ. w. Teutſche Gedichte und Ueberſetzungen u. ſ. w. Rendsburg, 1734. in 8.

Beide Sammlungen enthalten nur Gelegenheitsgedichte und Ueberſetzungen; die erſteren im Geſchmacke Lohenſtein's (S. d.) voll Schwulſt, Zwang und Kälte. Die Ueberſetzungen ſind meiſtens peinlich genau, aber ohne Wärme und Leben. — Wunderlicher Weiſe hat ſich Amthor's Name erhalten, und man findet ihn faſt in allen Lehr- und Handbüchern der deutſchen Literatur angeführt, da er doch mehr als irgend ein Reimer ſeiner Zeit verdiente, vergeſſen zu werden. Eine kurze Probe möge hier zum Beweiſe des gewiß nicht ungerechten Tadels, den wir über ihn ausgeſprochen, folgen, zumal da eben dieſes Sonnet eine ſeiner beſten Leiſtungen iſt.

Auf den Tod des Herrn Wieſen.

Sonnet.

Der Blumen Pracht verſengt der Froſt von einer Nacht;
Ein ſtrenger Wind zerknickt den Wachsthum vieler Stunden,
Und mancher Tempel iſt in ſchnellem Rauch verſchwunden,
Dem tauſend Jahre noch den Fall nicht zugedacht.

Armſeel'ger Sterblicher, nimm dieſen Schluß in Acht;
Kein Schäfgen wird ſo leicht vom Tyger überwunden,
Kein Blitz und Donnerſchlag ſind ſo geſchwind verbunden,
Als oft des Todes Keil um deine Schläfe kracht.

Schau dieſen wahren Satz durch Wieſens Fall beſiegeln,
Worinn dein Hochmuth ſich zur Lehre kann beſpiegeln.
Ach theurer Muſenſohn! muß denn der Stürme Zug

Dein Lebens-Schiff ſo bald nach Lethens Strudeln treiben!
Doch nein; die Feder irrt. Sie ſollte dieſes ſchreiben:
Du ſtirbſt der Welt zu jung, dem Himmel alt genug.

---

*) Nous voilà tous très-sensibles *mais très-peu raisonnables*. Oeuvres de Frédéric II.

**) 1. Kor. 4, 7.

Johann Peter Friedrich Ancillon

ward am 30. April 1766 zu Berlin geboren und stammt aus einer französischen Refugié-Familie. Nachdem er seine Studien vollendet, war er zuerst Professor bei der Militärakademie und Prediger der französischen Gemeine zu Berlin. Im Jahre 1803 wurde er Historiograph und Mitglied der Akademie daselbst, 1810 Staatsrath und Erzieher des Kronprinzen, 1814 wirklicher geheimer Legationsrath und seit 1825 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, so wie Großkreuz des baierischen Civilverdienst-, Commandeur des schwedischen Nordstern-, Ritter des russischen St. Annen-I., des polnischen Stanislaus-I., des preußischen rothen Adler-Ordens II. und des eisernen Kreuzes.

A. hat sich durch vortreffliche historische, politische und philosophische Werke einen hochgeehrten Namen erworben. Zu bewundern ist, daß er mit gleicher Anmuth und Eleganz sich des Französischen wie des Deutschen bedient; seine bedeutendsten Leistungen sind vorzugsweise in der ersteren abgefaßt. Zu seinen deutschen Schriften gehören:

Ueber wahre Größe. Berlin, 1815.
Ueber Souverainetät und Staatsverfassungen. Berlin, 1816.
Ueber die Staatswissenschaften. Berl. 1820.
Ueber Glauben und Wissen in der Philosophie. Berlin, 1824.
Ueber den Geist der Staatsverfassungen und dessen Einfluß auf Gesetzgebung. Berlin, 1825.
Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen. 1. Th. Berl. 1828. 2. Theil. Berl. 1831.

A. ist einer der wenigen Schriftsteller, welche die Welt wie die Wissenschaft gleich harmonisch ausbildeten. Seine Leistungen erfreuen sich daher der glücklichsten Wirkungen, und jeder Staat, wo solche Männer an der Spitze stehen, mag sich wahrhaft preisen. Bewährte Kenntniß, eine feine und geschmackvolle Behandlung der Gegenstände, Anmuth und Würde des Styls, Wärme und Reinheit der Empfindung, echte Begeisterung für das Schöne und Große und in historischen und politischen Werken gerechte Würdigung des Bestehenden, Mäßigung und Milde des Urtheils bei scharfem Blick und tiefer Lebenserfahrung sind ihm eigenthümlich. — Unendlich würden Leben und Wissenschaft gewinnen, wenn alle Berufenen sie so zu behandeln wüßten und so zu behandeln geneigt wären, wie es Ancillon thut.

Wir theilen hier eine eben so allgemein anziehende als allgemein verständliche Abhandlung von ihm mit.

Ueber eigennützige und reine Liebe.*)

Satz. Es giebt nur eigennützige Neigungen, und was man Liebe nennt, löst sich immer in eine solche auf.

Gegensatz. Es giebt eine reine Liebe, der eigennützigen nicht allein fremd, sondern ganz entgegengesetzt.

Der oben abgehandelte Gegenstand bringt natürlich eine andere Frage in Erinnerung. Giebt es nur eine sinnliche Liebe, ist die Liebe immer nur ein eigennütziger Trieb, der auch da, wo sie einen höhern Charakter anzunehmen scheint, ihre Quelle in der Selbstsucht hat? oder giebt es eine reine Liebe, einen uneigennützigen Trieb, der, mit dem ersten dem Namen nach verwandt, himmelweit von ihm verschieden ist?

Diese Gegensätze haben unstreitig Berührungspunkte und Verwandtschaften mit den Prinzipien der Ethik und den verschiedenen Meinungen über ihren Ursprung und ihre Natur. Allein so viel Aehnlichkeit und Verbindung zwischen ihnen und den verschiedenen Systemen über das höchste Gut sein möge, so sind sie doch von ganz verschiedener Natur. Die Ethik hat eine reine, allgemeine, nothwendige Objectivität. In der Liebe, wie man sie auch denken mag, handelt es sich immer von Gefühlen, und sie gehört ausschließlich zur Gemüthswelt.

Viele haben behauptet, die Liebe, wenn man dieselbe gehörig zersetzt und zergliedert, sei am Ende und im Grunde immer nur eine sinnliche Lust oder mindestens ein selbstsüchtiger Trieb, der seine Befriedigung immer nur in der äußern Welt sucht.

Diejenigen, die dieser entwürdigenden Meinung anhangen, gehen von der Voraussetzung aus, daß der Mensch, wenn er sich einem Gegenstande nähert, welcher Natur dieser auch sein mag, immer nur nach Vergnügen trachtet und Genuß sucht.

Den Gegenstand oder die Person, die uns Vergnügen und Genuß verspricht, besitzen, ist in einem solchen Fall die erste Bedingung der Glückseligkeit für den Menschen. Der Besitz allein sichert uns das Gut, nach welchem wir streben, und schließt die anderen Menschen davon aus. Die Liebe setzt eine solche Tendenz, sich eines Gegenstandes auf diese Art zu bemächtigen, immer voraus.

Die gewöhnliche, sinnliche Liebe bezieht sich also immer auf uns selbst. Wir lieben uns in den Anderen, und lieben die Anderen unserer selbst wegen. Das Vergnügen und der Genuß, die wir von den Sachen und von den Personen erwarten, sind freilich von sehr verschiedener Art. Es mögen uns die Geistesgaben oder der schöne edle Charakter oder die Tugenden oder die äußeren Vorzüge der Gestalt, des Ranges, der Macht zu einer Person hinziehen und uns für sie dermaaßen einnehmen, daß wir uns nur in ihrem Besitz und in ihrer Gunst glücklich fühlen können, so sehen wir doch immer nur in ihr ein Mittel zu irgend einem uns beliebigen Zweck, und bedienen uns ihrer als eines Werkzeuges zu unseren selbstsüchtigen Absichten.

Daß die Liebe etwas anderes, ja etwas von dem ganz verschiedenes sei, wird ein jeder, der Liebe empfunden oder eingeflößt hat, mit fester Ueberzeugung behaupten. Die oben aufgestellte Lehre wird ihn mit einem tiefen und gerechten Unwillen gegen diese erniedrigende und höchst entwürdigende Lehre erfüllen.

Es ist schon an sich ein unglückliches und unheilbringendes Vorhaben, die Liebe mit dem Verstande zergliedern zu wollen. Das Gefühl läßt sich nicht in seine Elemente auflösen; es wird durch dergleichen Versuche in seiner Wesenheit zerstört und vernichtet: sei es, daß es vermöge seiner Einfachheit einer jeden Analysis widerstrebe, oder, daß seine Natur in der geheimnißvollen Mischung verschiedenartiger Elemente bestehe, die gerade durch eine künstliche Trennung derselben verflieget, verschwindet und nichts von dem, was ihr eigenthümlich schien, behält.

Wäre auch die Zergliederung der Gefühle rathsam, ja möglich, so würde doch diejenige, die zum Resultat nur Selbstsucht in der Liebe sucht, sieht und findet, gewiß nicht die richtige sein. Daß etwas Egoismus sich auch in die edelsten uneigennützigsten Gefühle einschleicht, beweiset eben so wenig, daß solche Gefühle nur Egoismus sind, als der Umstand, daß es keinen Körper gäbe, in welchem nicht verschiedene Gasarten eindringen oder sich erzeugen, beweisen würde, daß alle Körper nur aus gasartigen Stoffen bestehen.

Diese sogenannte Theorie widerspricht den Phänomenen und allen Thatsachen, welche die Liebe, sie mag nun als eigentliche Liebe oder als Freundschaft oder als Familienliebe erscheinen, darbietet. Wie kann man alles auf kalte Berechnung zurückführen, da wo das bewegte Gemüth keine Berechnung zuläßt? wie kann man den sinnlichen Trieb zum Vergnügen wahrnehmen oder vermuthen, da wo man sich freiwillig des geliebten Gegenstandes willen moralischen und physischen Leiden aussetzt? wie kann man aus dem Eigennutz ein Verhältniß, in welchem man sich selbst aufopfert, ableiten? Denn wie oft giebt man nicht Gesundheit, Wohlstand, ja das Leben selbst hin, um den, den man liebt, zu pflegen, zu retten und zu erhalten?

Von der Herabwürdigung der menschlichen Natur, welche das vermeintliche System, Alles auf Eigennutz oder sinnliches Vergnügen zu beziehen, mit Recht empört, in ihrem Innern reinere Gefühle, edlere Bedürfnisse wahrnehmend, von ihrem eigenen Bewußtsein und herzerhebenden Erfahrungen belehrt, überzeugt, daß um den Menschen zur wahren Größe anzuspornen, man ihn alles Großartigen fähig halten muß, und es viel besser sei, ihn um etwas in dieser Hinsicht zu überschätzen als ihn zu erniedrigen, — haben andere geglaubt, der Mensch könne eine so geläuterte, von allem Irdischen befreite, von aller Beziehung auf sein eigenes Ich so unabhängige Liebe empfinden, daß man sie eine reine Liebe nennen könne, da sie ohne irgend ein persönliches Interesse von allem Fremdartigen getrennt sei und auf das Höchste steigen könne.

Das Ideal einer solchen Liebe, des vollkommensten aller Gefühle, kann allein das allervollkommenste Wesen einflößen. Gott allein verdient so geliebt zu werden, und das unendliche

*) Aus: Friedrich Ancillon, zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen. 2. Th. Berlin, 1831.

Hilfe eines alten der Kunst der Heilung in der Nähe wohnenden Arztes, der ihm auf seine Bitte, ihn zu besuchen, zur Antwort gab, er könne nicht, weil er krank sei, worauf der Kranke ihm sagte, er möge sich nur in sein Bett legen, so würde er ihn besuchen können. Der Arzt that dies, und als der Kranke kam, sagte er ihm, er solle sich ausziehen und sich ebenfalls in sein Bett legen, was der Kranke auch that. Darauf sagte der Arzt zu ihm, er solle sich auf den Rücken legen, und fragte ihn, wo er Schmerzen habe. Der Kranke antwortete, er habe sie in der Brust, worauf der Arzt ihm sagte, er solle sich auf den Bauch legen, und fragte ihn wieder, wo er Schmerzen habe. Der Kranke antwortete, er habe sie in der Brust, worauf der Arzt ihm sagte, er solle sich auf die Seite legen, und fragte ihn wieder, wo er Schmerzen habe. Der Kranke antwortete, er habe sie in der Brust, worauf der Arzt ihm sagte, er solle sich auf den Rücken legen, und fragte ihn wieder

führet, spricht er ihnen Hohn und Trotz, und folgt einem unwiderstehlichen Hang, der ihn beständig zum Unverständlichen, Unbegreiflichen treibt.

Statt die Erscheinungen der physischen und moralischen Welt mit unbefangenen Augen zu beobachten, richtig aufzufassen, ihre Gesetze zu erforschen, festzuhalten, anzuwenden, und sie wechselseitig als Ursachen und Wirkungen aus einander zu erklären, oder, wenn er ihren wahren Zusammenhang nicht zu erkennen vermag, der Unwissenheit und des Unvermögens des Menschen sich bewußt, kein Urtheil zu fällen, erdichtet der Aberglaube lieber allerlei Verhältnisse zwischen den Erscheinungen der physischen und moralischen Welt um die einen von den andern abzuleiten, verbindet mit einander was in der Wirklichkeit ganz getrennt dasteht, verkennt oder verschmäht die Naturordnung, um an ihre Stelle eine phantastische Welt zu erschaffen, wo alles abenteuerlich erscheint, und nichts natürlich geschieht.

Der Aberglaube kommt theils von Unwissenheit her, theils aber auch von einer lebendigen Phantasie, welche die Welt nach Belieben modelt, erdichtet und umschafft. Bald rührt er von einem kleinmüthigen Charakter, der alles, was ihn umgiebt, als gefahrvoll fürchtet, bald von einem schwärmerisch empfindsamen Gemüthe her, welches alles belebt und bedeutend machen möchte.

Da der Aberglaube gern allenthalben unmittelbare Einwirkung höherer Wesen sieht und annimmt, und allen Gegenständen eine prophetische Bedeutsamkeit zuschreibt, hat er unstreitig Wahlverwandtschaft mit der Dichtkunst und ist selbst eine Art von Gedicht. Hinwieder kann die Dichtkunst leicht dem Aberglauben neue Kraft verleihen, wenn man ihr eigentliches Wesen und ihre wahre Bestimmung verkennt.

Der Unglaube schützt nicht vor dem Aberglauben. Man hat Freigeister gesehen, die von einer Menge abergläubischer Vorstellungen wie mit Fesseln gebunden waren. Die Seele des Menschen kann die Leere der Negativität nicht lange ertragen, und füllt der Mensch diese Leere nicht mit positiven Wahrheiten aus, so muß er es mit Irrthümern thun. Die Vernunft verlangt zu wissen oder zu glauben. Da das menschliche Wissen theils beschränkt, theils schwankend ist, so kann der philosophische Glaube allein die Vernunft befriedigen, indem sie in ihrem Innern und in ihrer Tiefe Wahrheiten auffindet, die ihr zur Beruhigung und zum Stützpunkte dienen. Verliert die Vernunft diesen Halt, läugnet sie die Existenz des unendlichen Wesens die ihr durch eine intellectuelle, unmittelbare Anschauung offenbart wird, so hat der Mensch gegen die unbekannten Größen der Natur keine Bürgschaft mehr. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, der ersteren besonders hingegeben, die unbestimmbare Gewalt der im großen Weltall wirkenden geheimen Kräfte ahnend, und vor ihr zurückbebend, bevölkert er öfters die Welt mit Dämonen, die über sein Schicksal entscheiden, und jeden Augenblick es schrecklich machen können.

Der Glaube allein kann dem Unwesen des Unglaubens und des Aberglaubens ein Ende machen. Er allein vermittelt die beiden Extreme.

Der Glaube ist eine Ueberzeugung, nicht aus Vernunftschlüssen, sondern aus dem Wesen der Vernunft selbst geschöpft, und aus ihrer Tiefe hervorgehend; ein unwiderstehliches Fürwahrhalten gewisser Thatsachen des innern Sinnes, die uns als objective Existenzen aufgedrungen werden. Indem sie uns die Seele, die Freiheit und die Gottheit offenbaren, erheben sie uns über die sinnlichen Schranken, und öffnen uns die ewigen Pforten der übersinnlichen Welt. Dieser Glaube ist zugleich der Anfangs- und der Endpunkt des menschlichen Wissens. Von ihm geht alles aus, zu ihm kehrt alles zurück. Wer ihn nicht in der Wurzel seines Gemüths findet, der findet ihn nirgends, und für den giebt es auch nichts anderes sichres, unzweifelhaftes und gewisses.

Dieser Glaube, die Vernunft selbst in ihrer Wesenheit aufgefaßt, ist die Grundlage aller Vernunftschlüsse; auf diesem festen Punkt müssen sie alle beruhen, oder sie schweben in der Leere. Allein, wenn sie einmal an diese goldene und unbezwingliche Kette befestigt sind, der ähnlich, die, nach Homer's Ausspruch, vom Throne Jupiters ausgeht, so kann der Mensch mit voller Zuversicht die Vernunftschlüsse ausdehnen und in ihrer Anwendung so weit gehen, wie es ihm die Zeit und die Umstände erlauben. Er läßt der schließenden Vernunft, so wie dem Verstande ihre Rechte, er beweis't was bewiesen werden kann, sucht zu verstehen was zu verstehen ist, erkennt den Gang der Natur, forscht nach dem Zusammenhang der Ursachen und der Wirkungen, und so lange von Erscheinungen die Rede ist, tritt er nie aus dieser Verkettung heraus. Indem er dieses thut, schlägt er den Aberglauben zu Boden und verschließt ihm die phantastische Welt seiner eigenen winzigen Schöpfungen, in welcher er so gern der Vernunft Hohn spricht, und dem Verstand Stillschweigen gebietet. Aber zugleich steuert und wirkt der Glaube dem Unglauben entgegen, indem er den sinnlichen Wahrnehmungen reelle Existenzen unterlegt, eine Vernunft annimmt, die höher steht als die, welche Vernunftschlüsse baut, und nur das, was zur Verstandeswelt gehört, zu begreifen sich bemüht.

Man kann zwar Glauben und Gottlosigkeit, Unglauben und Schwärmerei in sich verbinden, aber in der Regel bringt Unglauben Gottlosigkeit mit sich, und die Schwärmerei zeigt sich nur machmal im Gefolge des Glaubens, als ein Auswuchs desselben.

Die Gottlosigkeit lebt im Sinnlichen, Materiellen, Endlichen befangen; sie kann allenfalls einen überirdischen persönlichen Gott annehmen, allein dann denkt sie sich ihn um die menschlichen Handlungen und das menschliche Schicksal unbekümmert und unbesorgt, oder vielmehr sie denkt gar nicht an ihn, und diese Lehre ist höchstens für sie eine unstäte, schwankende Meinung, die keinen Einfluß auf das Thun und Lassen hat. Obgleich im Allgemeinen also Unglaube und Gottlosigkeit zusammenhängen und eine stete Wechselwirkung über einander ausüben, so giebt es doch einzelne Beispiele vom Gegentheil. Ein Mann von hohem Geiste, von einem leidenschaftslosen edlen Charakter, der eine moralische Erziehung genossen, und welchen die Umstände vom Laster entfernt haben, kann auch dann noch in seinen Sitten Reinheit, in seinen Handlungen Tugend zeigen, wenn durch das Uebergewicht seines Verstandes über sein Gemüth und die Verirrung seiner Vernunft er allen Glauben an Gott verloren hat; ja er kann sogar, einen innern Hang zum Uebersinnlichen bewahrend und nährend, oft sehnlich wünschen, daß es eine unsichtbare Welt gäbe, in welcher er sich Gottes und der Unsterblichkeit zu erfreuen hätte. Auch kann ein in gottlosen Neigungen, Begierden, Handlungen versunkener Mensch doch noch des in der Kindheit eingesogenen Glaubens an Gott, an Unsterblichkeit, an Vergeltung sich nicht erwehren. Dieser Glaube wird sich zwar nur in augenblicklichen Aufwallungen, in vorübergehender Reue, in unwillkührlichen Eindrücken offenbaren, allein er beurkundet doch auf eine erfreuliche Weise, daß die Früchte der ersten Erziehung nicht ganz verschwunden sind. Diese Beispiele sind in beiden Fällen und Voraussetzungen Ausnahmen von der Regel, nach welcher der Unglaube und die Gottlosigkeit sich wechselseitig erzeugen und verstärken.

Das dieser Krankheit des menschlichen Gemüths entgegengesetzte Gebrechen ist die Schwärmerei. Ihre Kennzeichen sind leicht aufzufassen und aufzustellen. Sie entspringt aus einem irre geleiteten, blinden, der Würde der menschlichen Natur entgegengesetzten Glauben. Statt mit dem Verstande so weit zu gehen, als es dem Menschen gegeben ist, verschmäht und verhöhnt die Schwärmerei den Verstand. Statt der Vernunft einzuräumen, was ihr gebührt, und sich dann dem Glauben in aller Demuth hinzugeben, verläumdet die Schwärmerei die Vernunft, und spricht ihr alles Vermögen, zur Wahrheit zu gelangen, ab. Statt in der Welt der wahrnehmbaren, erklärlichen Dinge mit Vergnügen zu handeln, legt die Schwärmerei keinen großen Werth auf die thätige Tugend, sondern einzig und allein auf Gefühle, Gebete und geistige Verzückungen. Statt überzeugt zu sein, daß kein Mensch zu übernatürlichen Gaben oder zu einer wirklichen Vereinigung mit Gott und der übersinnlichen Welt gelangen könne, wähnt die Schwärmerei solcher Gaben theilhaftig zu sein, oder werden zu können, und rühmt sich mit stolzer Demuth eines innigeren ausschließlichen Verkehrs mit Gott. Statt das Gesetz Gottes als den Polarstern des menschlichen Lebens zu betrachten, und es immer im Auge zu haben, um sich durch ihn in den Verwickelungen der Verhältnisse und in dem Getümmel der Leidenschaften zu orientiren, setzt die Schwärmerei ihre trüben, dunkeln, wilden Gefühle über das Gesetz, ordnet die bestimmtesten, heiligsten Pflichten ihrem vermeintlichen höhern Beruf unter, und behandelt dieselben wie bloße Mittel, die sie dem sich selbst erschaffenen Zweck aufopfern kann und muß.

Von der Gottlosigkeit, die nach dem Uebersinnlichen, Unsichtbaren, Geheimnißvollen der Religion gar nicht trachtet, und außer dem Sinnlichen nichts ahnet, wünscht und will, und von der Schwärmerei, die durch phantastische Bilder die Wirklichkeit der sichtbaren Welt verdrängt und durch erdichtete Mittel sich der von ihr erträumten Welt zu bemächtigen glaubt, von diesen beiden Extremen gleich entfernt, tritt die wahre Frömmigkeit einher. Mit demüthigem Vertrauen, mit einfacher, herzlicher Ergebung, mit unbefangener Würde geschmückt, athmet und lebt sie gern in der übersinnlichen Welt; allein aus Ansichten und Gefühlen, die dieser Welt entlehnt sind, handelt und wirkt sie wohlwollend und wohlthätig in der sichtbaren Welt, und bewährt sich dadurch als ächte Tochter der Religion.

Der Begriff der wahren Frömmigkeit fällt mit dem der Religion zusammen. Denn das Wesen der Religion besteht nicht in den rein objectiven Gegenständen des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, sondern in dem subjectiven Verschmelzen dieser objectiven Gegenstände mit dem Gemüth des Menschen. Glaube, Liebe, Hoffnung, alle drei sich auf die übersinnliche Welt beziehend, haben alle drei etwas Unendliches an sich. Indem der Mensch

das Unsichtbare glaubt, liebt und hofft, nimmt leicht seine ganze Existenz den Anstrich eines unschuldigen Mysticismus an, der nichts anderes ist, als das Aufnehmen der übersinnlichen Welt in das Gemüth, und das sehnsuchtsvolle Versenken des Gemüths in dieselbe Welt.

Der Mensch hat einen angebornen Hang zum Mysticismus, weil alles in der Natur, und die Natur selbst, jeder Theil des Weltalls und das Weltall in seiner Totalität, ihm ein Geheimniß erscheint und bleibt. Er kann auf der einen Seite weder durch seinen Verstand diese ihn umgebenden Mysterien durchdringen und erklären, noch durch seine Vernunft alle Existenzen umfassen; andererseits erkennt er genug, um zu wissen, daß obgleich alles dem geistigen Auge verschleiert ist, doch hinter diesem Schleier die Wesen liegen, wie sie sind. Auf dem Schleier selbst erscheinen sie nur, indem sie ihn mit flüchtigen Gestalten, glänzenden Farben und einem vielfach gebrochenen und zurückgeworfenen Lichte bedecken. Vermöge seiner Intelligenz kann der Mensch diesen Schleier nicht ganz lüften, allein sein Gemüth, das in seinen Ahnungen so wie in seinen Wünschen etwas Unendliches verräth, verweilt gern, seines unsterblichen Ursprungs sich bewußt, in dieser verschleierten geheimnißvollen Welt. Nicht aus eitler Neugierde, sondern von einer unwiderstehlichen Sehnsucht getrieben, verlieren wir uns in den unermeßlichen Ocean der Existenzen, und versenken uns freiwillig mit einem wollüstigen Grauen in denselben. Dieser Mysticismus findet sich mehr oder weniger entwickelt. Allen Religionen liegen die großen und ewigen Geheimnisse des Weltalls und der Menschen zum Grunde, und die Mythen, die Symbole, die Bilder treiben nur auf der Oberfläche dieses dunkeln und unerforschten Grundes ihr buntes und leichtes Spiel. Hinter den personifizirten Symbolen der ägyptischen und indischen Religionen, hinter dem Fetischismus oder dem Gottesdienst der Natur unter seinen unendlich mannichfaltigen Formen, von der Sternverehrung an bis zur Anbetung der Pflanze; hinter dem heitern glänzenden Olymp der Griechen und den idealisch menschlichen Gestalten die ihn belebten, lag das ewige Chaos, die uralte Nacht, das immer sich gleiche große All, und die, den Menschen und Göttern gebietende, alles beherrschende und zwingende Nothwendigkeit des Schicksals. Alles dieses war dem menschlichen Auge zwar unerforschlich, aber erfüllte das menschliche Gemüth mit einer geheimen Scheu, einer Art bald erhebender, bald niederschlagender Furcht, und einer unbestimmten aber stets wiederkehrenden Sehnsucht.

Keiner Religion ist dieser Mysticismus eigenthümlicher und einheimischer als der christlichen, dessen Heimath, die übersinnliche Welt, sich in allen Lehren, Vorschriften, Gesetzen, Hoffnungen, die sie dem Menschen darbietet, beurkundet und ausspricht. Hier findet der Verstand viel Unbegreifliches, die Vernunft wenig zu folgern und zu forschen; aber eine unermeßliche, übersinnliche Welt öffnet sich der Phantasie und dem Gemüth. Aus diesen gehen Hoffnung und Liebe hervor, und der Mensch wird von einem unaussprechlichen und unersättlichen Begehren getrieben, sich den ewigen, unsichtbaren Gegenständen seiner Hoffnung und seiner Liebe zu nähern. Zu diesem nie ganz befriedigten Wunsch und immer von neuem versuchten Fluge leihen ihm die Phantasie und das Gemüth die ohnmächtigen Flügel, die ihn zwar nie bis in das innere Heiligthum führen, aber bis auf die Schwelle desselben erheben. Da verweilt er nun mit herzerhebendem Gefühl, von der Gegenwart unbefriedigt, durch den Gedanken der Zukunft gestärkt, die undurchdringlichen Geheimnisse ahnend, anbetend, ohne ihnen näher treten zu können, die Augen auf den Schleier geheftet, ohne ihn heben zu dürfen, seine Schwäche und sein Unvermögen in tiefer Demuth anerkennend, ohne von denselben entmuthigt oder niedergedrückt zu werden. So betrachtet der Mensch mit Ehrfurcht die Höhen und die Tiefen der Religion. In seinem jetzigen Zustand wird er von denselben zugleich angezogen und zurückgestoßen: indem er öfters betrauert, daß sein Vermögen und seine Kräfte seinen Wünschen und Bedürfnissen so sehr nachstehen, so freut er sich doch, solcher Bedürfnisse und solcher Wünsche, die seine Kräfte überflügeln, fähig zu sein.

Johann André

ward am 28. März 1741 zu Offenbach geboren, hatte sich ursprünglich dem Kaufmannsstande gewidmet, wandte sich aber der Tonkunst zu und wurde 1775 Musikdirector bei der döbbelin'schen Schauspielergesellschaft in Berlin. Er lebte darauf eine Zeitlang zu Frankfurt am Main, erhielt 1784 vom Markgrafen von Schwedt den Titel eines Kapellmeisters und kehrte dann nach Offenbach zurück, wo er eine große Musikhandlung gründete. Er starb daselbst am 18. Juni 1799.

A. war ein zu seiner Zeit sehr beliebter und glücklicher Tonsetzer, dessen Liedercompositionen ihm vorzüglich Beifall erwarben. Er pflegte den Text zu seinen Opern, meist nach französischen Vorbildern, selbst zu verfassen und war nicht ganz unglücklich im Epigramm. Seine sämmtlichen Arbeiten dieser Art sind aber längst vergessen und durchaus nicht werthvoll genug, um Auszüge mitzutheilen, zumal da sie ihrer leichten und luftigen Beschaffenheit zufolge nicht den mindesten Einfluß auf die Zeitgenossen ausübten. Eine Aufzählung der Titel seiner Lustspiele, Opern u. s. w. möge daher genügen.

Der Komödienfeind. Lustspiel. Offenbach, 1765.
Komische Versuche von J. A. Hanau, 1766.
Lustspiele. Frankfurt a. M. 1772.
Lustspiele und Operetten nach französischen Mustern. 3 Thle, Frankfurt a. M. 1772—73.
Der Töpfer, komische Oper. Frkft. 1773.
Der alte Freier, kom. Op. Frkft. 1775.
Die undankbaren Söhne oder die Schule der Väter, Lustspiel aus dem Franz. Offenbach, 1776.
Die Bezauberten, kom. Op. nach Mad. Favart. Berlin, 1778.
Epigrammatische Blumenlese. 3 Thle, Offenbach, 1776—1778.

A's Portrait findet sich im gothaischen Taschenkalender von 1778.

Vgl. Göthe's nachgelassene Werke. Bd. 8. S. 42 und flgde. —

Christian Karl André

ward am 20. März 1763 zu Hildburghausen geboren und erhielt nach vollendeten Studien die Stelle eines fürstlichen Secretärs zu Arolsen, gab dieselbe jedoch schon 1785 wieder auf und widmete sich dem Erziehungsfache am salzmann'schen Institute zu Schnepfenthal. Im Jahre 1790 ertheilte ihm der Fürst von Waldeck den Rathstitel; zu gleicher Zeit wurde er Director einer weiblichen Erziehungsanstalt in Gotha. 1798 ging er als Director der protestantischen Schule nach Brünn und wirkte hier höchst vortheilhaft für die Landescultur durch die Leitung des ihm anvertrauten Institutes, wie durch gemeinnützige Schriften und die Herausgabe mehrerer Journale. — Als jedoch die Vergünstigungen, welche er hinsichtlich der Censur genossen, aufhörten, verließ er die österreichischen Staaten, ward 1812 fürstl. salmischer Wirthschaftsrath und 1821 k. würtembergischer Hofrath und Secretär der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins zu Stuttgart, wo er am 19. Juli 1831 starb.

A. ist ein sehr verdienter pädagogischer Schriftsteller, der in späteren Verhältnissen eben so erfolgreich durch populäre Werke für die Bildung des Volkes wirkte und sein thätiges Streben allgemein anerkannt sah.

Zu seinen eigenen Schriften gehören:

Marie von Bismark. Leipzig, 1786—88. 2 Th.
Lustige Kinderbibliothek. Marburg, 1787—89. 2 Th.

Kleine Wanderungen der weiblichen Zöglinge zu Schnepfenthal. Leipzig, 1783.
Felsenburg. Gotha, 1788—89. 3 Thle.
Der Mädchenfreund. Leipz. 1789—91. 2 Thle.
Gemeinnützige Spaziergänge. (Gemeinschaftlich mit Bechstein.) Braunschweig, 1790—97. 10 Thle.
Friedrich's des Einzigen Characteristik. Berl. 1790.
Merkwürdigkeiten der Natur, Kunst, des Menschenlebens. Erf. 1798—99. 2 Thle.
Die Kinderstube. Königslutter, 1799. 1. Heft.
Geographisch-statistische Beschreibung des Kaiserthums Oestreich. Weimar, 1813.

Unter seiner Leitung wurden herausgegeben:

Patriotisches Tageblatt. Brünn, 1800—1805. 10 Th.
Hesperus. Prag, 1809—21. Stuttgart, 1821—31.
Nationalkalender für die östreichische Monarchie. Prag, 1810—1822.
Oekonomische Neuigkeiten. Prag, 1811 ff.
Vaterländisches Magazin. Prag, 1813—14. 2 Bde.
Korrespondenzblatt des würtembergisch. landwirthschaftlichen Vereins. Stuttgart, 1822 fgde.
Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten. Stuttgart, 1823 fgde.

Johann Valentin Andreä,

einer der geistvollsten Männer seiner Zeit, ward am 17. August 1586 zu Herrenberg im Würtembergischen geboren, wo sein Vater, ein Sohn des berühmten Jacob Andreä, Stadtpfarrer war. Schon als Kind entwickelte er bei zierlichem und schwächlichem Körper große Anlagen und einen scharfen, durchdringenden Verstand. Er studirte seit dem Jahre 1601 zu Tübingen Theologie, Mathematik und Philologie und machte dann seit 1607 Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr in das Vaterland wurde er 1614 Diakonus zu Vachingen, 1620 Specialsuperintendent und Stadtpfarrer zu Calw, 1639 Consistorialrath und Hofprediger zu Stuttgart, 1641 Doctor der Theologie, 1642 Kirchenrath des Herzogs August zu Braunschweig-Wolfenbüttel, 1646 Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft (S. d. A.) unter dem Namen der Mürbe (von deren ganzem Treiben er jedoch, nach einem seiner Briefe zu urtheilen, nicht sonderlich erbaut war), 1650 Abt und Generalsuperintendent zu Bebenhausen und gleich darauf in Adelberg. Er starb am 27. Juni 1654 zu Stuttgart.

Seine meisten Schriften waren lateinisch abgefaßt und sind so wie die beiden deutschen:

1) Christlich Gemäl. Tübingen, 1612. in 4.
2) Geistliche Kurzweil. Straßburg, 1619. in 12.

sehr selten geworden. Thomasius und nach ihm Herder erwarben sich das große Verdienst, wieder auf die Leistungen des eben so geistreichen als redlichen und kräftigen Mannes aufmerksam zu machen und sie der Vergessenheit zu entreißen. Der Letztere urtheilt von A. „Er hat Vieles und dies meist in einer sonderbaren Art geschrieben. Es sind nicht Schriften, sondern Schriftchen; nicht große leere Säle, sondern niedliche Wohnzimmer, zum Theil voll seltner, urgesuchter Merkwürdigkeiten; Aufsätze, die der Pöbel seiner Zeit anstaunte, die auch Vielen unsrer Zeit zuweilen befremdend, hie und da unverständlich und als Spielzeug vorkommen müssen; die aber alle von der feinen Einbildungskraft, vom richtigen Gefühl und scharfen Urtheil, von der ausgebreiteten Kenntniß und dem wiewohl unausgebildeten Dichtergeist des Verfassers zeugen. Alles, was er schreibt, wird Fabel, Gespräch, sinnreiche Einkleidung; er sagt in ihnen Wahrheiten, die wir jetzt uns kaum, nachdem wir ein Jahrhundert weiter gerückt sind, zu sagen getrauen; er sagt sie mit so viel Liebe und Redlichkeit als Kürze und Scharfsinn; so daß er in seinem streitenden, verketzernden Jahrhundert wie eine Rose unter Dornen noch jetzt neu und frisch dasteht und in zartem Wohlgeruch blühet. — — Damals schrieb Alles Latein und auch Er schrieb, was er gefeilt schreiben wollte, in dieser Sprache, für's Deutsche blieben, wenn ich so sagen darf, nur die Haus- und Herzensgeschäfte übrig. Das Meiste also, auch in dieser geistlichen Kurzweil, ist für Weib, Kinder, Volk, Freunde, und der Verfasser sagt am Ende:

Ohn Kunst, ohn Müh, ohn Fleiß ich dicht:
Drum nicht nach deinem Kopf mich richt.
Bis du schwitz'st, spitz'st und schnitz'st im Sinn,
Hab ich's gesetzt und fahr dahin.
Gefällt dir's nicht, wie ich ihm thu',
Mach's besser: nimm ein Jahr dazu. *)

Ueberdem lebte Andreä in Zeiten, die vom gothischen Geschmack nicht frei waren, ja in denen sich dieser Geschmack eben auf die verführendste Art zeigte. Die neueren Sprachen, deren Lecture er vorzüglich liebte, waren die italienische und spanische, gerade aber die berühmtesten Schriftsteller dieser Sprachen flossen damals von dem süßen Schaum über, der der Geschmack des siebenzehnten Jahrhunderts heißen könnte und ihm allein eigen bleiben möge, von dem also auch unser Andreä nicht ganz frei war." **)

Vgl. Vollständiges Verzeichniß aller in Druck gekommenen lateinischen und deutschen Schriften des verdienstvollen Würtembergischen Gottesgelehrten D. Joh. Valentin Andreä, in 100 Nummern nach der Zeitfolge geordnet von B. (M. P. Burk.) Tübingen, 1793. in 8. Nachträge dazu finden sich im Leipziger Allgem. liter. Anzeiger. 1798. N. 67. S. 689—694.
— Gottlieb Andreä Christliche Trauerklag über den seligen Abtritt J. V. Andreä auf 7. Trinit. des 1654. Jahres wehmüthig wiederholt. Lüneburg, 1654. 12.
— J. V. Andreä's Selbstbiographie aus dem (lateinischen) Manuscript übersetzt von D. C. Seybold. Winterthur, 1799.
— Andreä und sein Zeitalter, von Wilh. Hoßbach. Berlin, 1819.

Außer ursprünglich deutschen Gedichten A's theilen wir ihrer Vortrefflichkeit wegen einige von Herder aus dem Lateinischen übersetzte Parabeln desselben mit, verweisen zu weiterer Kenntniß den des lateinischen unkundigen Leser auf den bereits angeführten fünften Band von Herder's zerstreuten Blättern, so wie auf:

J. Val. Andreä's Dichtungen zur Beherzigung unseres Zeitalters (a. d. Lat. 1619), von K. G. Sonntag, mit einer Vorrede von J. G. Herder. Leipzig, 1786. 8.

Das Herz und die Zunge ***).

Zur Zeit des Glückes, wenn holde Gestirne regieren, schwätzet die Zunge gern, erlaubt sich alles, und will den Namen einer beherzten Sprecherin für Freiheit und Rechtschaffenheit davon tragen.

---

*) Herder's zerstreute Blätter. Th. 5. S. 280 fgde.
**) Herder's sämmtliche Werke. Zur schönen Literatur und Kunst. Th. 18. S. 270.
***) Aus: Zerstreute Blätter von J. G. Herder. 5. Samml. Gotha. 1793.

Er schlug die Augen auf, sah sie an und sagte dann mit Anstrengung:

„Ich habe Ihnen Unrecht gethan, Fräulein Hannah, ich bitte Sie um Verzeihung.“

Sie antwortete, ohne seine Hand zurückzuziehen, mit einem Lächeln, das ihr Gesicht verklärte, und sagte mit einer Stimme, die vor Rührung zitterte:

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Herr Graf, Sie haben mir nur Ihre Liebe bewiesen, und ich bin stolz darauf, sie gewonnen zu haben.“

Er drückte ihre Hand an seine Lippen, und sie ließ es geschehen, ohne daß sie daran dachte, sie zurückzuziehen.

Dann sagte sie, sich zu ihm neigend, mit leiser Stimme:

„Ich will Ihnen jetzt Ihre Medizin geben.“

Die Wiederkehr.

Die Genesung ging langsam vorwärts, und die Aerzte verboten jede Aufregung, jede Erörterung, jede Erinnerung, die den Kranken ermüden könnte.

Aber Hannah hatte ihn wieder, sie hatte ihn gerettet, sie hatte ihn zurückgewonnen, und sie wußte, daß er sie liebte.

Sie war glücklich, sie war stolz, sie war ruhig, sie war ohne Furcht, sie war ohne Sorge, sie war ohne Zweifel.

Sie wußte, daß sie ihn besaß, daß sie ihn nicht mehr verlieren würde, daß sie ihn nicht verlieren konnte, daß sie ihn nicht verlieren durfte.

Sie wußte, daß sie ihn besaß, wie sie ihn wollte, wie sie ihn immer gewollt hatte, wie sie ihn geträumt hatte, wie sie ihn ersehnt hatte, wie sie ihn erwartet hatte, wie sie ihn erhofft hatte, wie sie ihn erbeten hatte, wie sie ihn erfleht hatte, wie sie ihn erbetet hatte, wie sie ihn erbettelt hatte, wie sie ihn erzwungen hatte, wie sie ihn erkämpft hatte, wie sie ihn erstritten hatte, wie sie ihn erobert hatte, wie sie ihn gewonnen hatte, wie sie ihn gerettet hatte, wie sie ihn zurückgewonnen hatte, wie sie ihn wiedergefunden hatte, wie sie ihn wiedergewonnen hatte, wie sie ihn wiedergerettet hatte, wie sie ihn wiedererobert hatte, wie sie ihn wiedererstritten hatte, wie sie ihn wiedererkämpft hatte, wie sie ihn wiedererflehte, wie sie ihn wiedererbettelt hatte, wie sie ihn wiedererbeten hatte, wie sie ihn wiedererzwungen hatte, wie sie ihn wiedererhofft hatte, wie sie ihn wiedererwartet hatte, wie sie ihn wiedererersehnt hatte, wie sie ihn wiedergeträumt hatte, wie sie ihn wiedergewollt hatte, wie sie ihn wiedergeliebt hatte, wie sie ihn wiedergeliebt hatte, wie sie ihn wiedergeliebt hatte.

Sie wußte, daß sie ihn besaß, wie sie ihn wollte, wie sie ihn immer gewollt hatte, wie sie ihn geträumt hatte, wie sie ihn ersehnt hatte, wie sie ihn erwartet hatte, wie sie ihn erhofft hatte, wie sie ihn erbeten hatte, wie sie ihn erfleht

Aus einem Gedichte Andreä's auf den Tod einer Freundin *).

Wenn wir die Welt mit Fleiß anſehn,
Wie All's thut durch einander gehn,
Wie der Böſ' herrſcht, der Fromme leidt,
Der Narr viel ſchwätzt, der Weiſe ſchweigt,
Der Dieb wohllebt, der Redlich' faſt't,
Faulheit bringt Lohn, die Arbeit Laſt,
Frechheit gewinnt, der Sorgſam' liegt,
Wer viel hat, nimmt; wer nichts hat, giebt:
Und läuft alſo, in einer Summ,
Die Weltkugel im Cirkel um —
So wird uns unſre Lebenszeit
Zu lauter Pein und Herzeleid,
Zu Kerker, Ketten, Brand und Strick,
Und ſehnen uns all' Augenblick,
Wie wir ein' Luft mögen gewinnen,
Daß wir der Dienſtbarkeit entrinnen,
Daß uns ſo manche Jahr' und Tag'
Nicht werden zu ein'r lautern Klag',
Daß wir in dieſem Jammerthal
Erhalten auch ein klein Labſal.

Drum mancher ihm ſelbſt nimmt die Flucht,
Und nur Ruh in der Wildniß ſucht,
Vermeint, was nicht bei Menſchenkindern,
Woll' er bei wilden Thieren finden.
Allda kein Hof, kein' Schul, kein Rath,
Kein Schmeichler, Heuchler, Advocat,
Kein Wucherer, Künſtler und Sophiſt,
Kein Wirth, Kriegsgurgel und Maulchriſt
Und was dergleichen Werkzeug' ſeyn,
Dadurch die Welt ihr macht viel Pein;
Zumal der Menſch ſein hoch Herkunft
Macht ſchnöder denn die Unvernunft:
Denn je die Thier' in ihrer Art
Mehr Gnüg und minder Widerpart
Haben in dem, was Gott beſchert,
Wo's ihnen nur der Menſch nicht wehrt,
Der ſie mit ſeiner Liſt und Pracht
Auch ſeiner Unruh theilhaft macht,
Daß Unvernunft durch Witz regiert,
Noch mehr ein wildes Leben führt.

Alſo kam mir neulich zu Sinn,
Daß ich von Menſchen lief dahin,
Und ſucht mir einen grünen Wald,
Da ich ſo manch ſcheußlich Geſtalt,
Der Menſchen Werk, ſchlug aus dem G'müth,
Und ſtillt mein Herz, das in mir wüt,
Erhohlt die Sinn', die gar verwirrt,
Erforſcht mein Seel', die ſehr verirrt,
Fragt die Natur um ihren Willen,
Sprachet mit Gott, der gern bei Stillen
Schauet den Dienſt der Kreatur,
Und beſah mit Fleiß die ganze Uhr
Der großen Welt, wie die regiert,
Mit Weisheit, Lieb' und Macht geziert:
Das macht mich bald ein'n ſolchen Herren,
Daß ich all' Gemeinſchaft wollt verſchwören,
Und deucht mich: ja, hie wär' gut ſeyn,
Da nicht wär'n Löwen, Wölf und Schwein,
Füchſ' und Hund' in der Menſchen Geſtalt,
Sondern ein Jedes ſein' Art behalt.

Indem mein' Seel' ſich ſo ergetzt,
Mein Leib ſich auch in Schatten ſetzt,
Meine Sinn' ruhten in ſanftem Saus,
Meine Fantaſei wollt fliegen aus;
Allgemach mein Haupt ſich neigt zur Erd,
Vor Sicherheit kein Sinn ſich wehrt,
Die Augen blintzten; Händ' und Füß',
Mein ganzer Leib ſein Nerven ließ.
Ich hört' und hört' nicht, ſah ohn' Geſicht,
Mein Leben war wie ein Gedicht,
Bis daß der ganze Block da liegt,
Und hat der Schlaf an mir geſiegt.
Und ſorgt nun nicht, was Oſt und Weſt
Uns bringen möcht' für fremde Gäſt,
Oder das fünft' Hauptkönigreich
Glaub' und Scepter werd' machen gleich,
Oder wer mach' den großen Stein?
Wenn lauf der ewige Haſpel ſein?
Das Alles mich gar nicht verletzt;
Aber ein Traum mich wohl ergetzt.

Mich daucht, wie es faſt finſter wär,
Viel Nacht und Nebel um mich her,
Auch Schrecken, Furcht und Traurigkeit;
Ein jedes ſcheint, als trüg' es Leid.
Manch Vöglein ſeufzt, manch Täublein kirrt;
Und wurd' ein kläglich Leben geführt.
Es ſchien, als wollt die Erd und Himmel
Einen Zank anheben und Getümmel,
Und jedes Urſach' hab zu klagen, —
Ich kann es doch nicht alles ſagen:
Denn mir in ſolchem Wunderding'
All' Muth und Witz war gar gering';
Zuletzt hört' ich ein' weiblich Stimm:

„Mit Fried und Freud' fahr' ich dahin:
O treuer Gott, nach deinem Wort,
Führ mich hin in der Freuden Ort."

Die Wort' hatt' ſie kaum ausgeredt,
Alsbald beweget ſich die Stät',
Und ließ ſich merken ein dunkler Schein,
Gleich wenn die Sonn' ſchier auf will ſeyn,
Und faßt die ganze Natur ein Muth,
Hofft, es ſoll wieder werden gut.
Ach, wie gar mag ich ſprechen nicht,
Wie ſichs hält, wenn dies Licht anbricht,
Und wird dabei gehört ein Geſang,
Wie aller Freuden ein Anfang —
Der lautet: „Wohl dem Menſchen, wohl!
Der die Welt kann verlaſſen!
Und lebet wie ein Chriſt thun ſoll,
Geht auf der Himmels-Straſſen,
Der wird zuletzt, des Leids ergetzt,
In Freud geſetzt,
Da ihn kein Feind nicht mehr verletzt,
Drum komm hieher, du Gottes-Braut,
Dich holet heim, dem du vertraut." u. ſ. w.

*) Aus: Herder's zerſtreute Blätter. B. V. S. 254.

Einige Sprüche *).

Wer ſich demüthiget vor Gott,
Der Menſch gewiß auch Gaben hat;
Nichts Eitelers als eigen Ehr',
Der Stolze iſt gewiß auch leer.

Wer weiſe zähmet ſeinen Mund,
Dem Menſchen iſt ſein Herz geſund;
Nichts Schnöders als Wort ohne That,
Geſchwätz iſt der Thorheit Verrath.

Wer ſich verlobt zu Gottes Dienſt,
Der Menſch hat immer, was er wünſcht;
Nichts Aermers als der Welt ſern hold,
Undank und Schande iſt ihr Sold.

Wer ſich vergnügt mit ſeinen Gaben,
Der Menſch muß viele Gaben haben;
Nichts Schreienders als leere Töpf,
Suchen ohn Zweck macht Schwindelköpf.

*) Ebendaſ. S. 266.

Anna Sophia, Landgräfin zu Hessen-Darmstadt,

eine der vorzüglichsten unter den fürstlichen geistlichen Liederdichterinnen jener Zeit. Sie ward am 17. December 1638, eine Tochter Georg's II., Landgrafen von Hessen-Darmstadt, zu Marburg geboren und starb am 13. December 1683 als Aebtissin zu Quedlinburg. Ihre wissenschaftliche Bildung soll nicht unbedeutend gewesen seyn. Die Sammlung, welche ihre religiösen Lieder enthält, führt den Titel:

Der treue Seelenfreund Jesus Christus. Jena, 1660. 8.

Wärme und Innigkeit der Empfindung, Tiefe und Wahrheit des Glaubens, zarte Demuth und Ergebung verliehen ihren frommen Ergießungen einen dauernden Werth, wie folgende Mittheilung beweist.

Aus einem ihrer Lieder:

Vom heiligen Abendmahl.

Ach, Gnad über alle Gnaden!
Heißet das nicht Gütigkeit?
Jesus hat uns selbst geladen
Zu dem Tisch, den er bereit;
Jesus bittet uns zu Gast,
Daß wir aller Sorg und Last,
Aller Sünd und Noth entronnen,
Zu dem Himmel möchten kommen.

Jesus Christus will uns speisen
Und auch selbst die Köste seyn;
Heißet das nicht Gnad erweisen?
O mein liebstes Jesulein!
Solches ist an keinem Ort,
O mein liebster Seelenhort,
Sonst gehöret noch gesehen,
Solches ist noch nie geschehen.

Hast du dich doch schon gegeben
Unserntwegen in den Tod,
Daß wir mögten wieder leben,
Frey von aller Quaal und Noth:
Aber deiner Liebe Macht
Hat dich auch dahin gebracht,
Daß du deinen Leib uns schenkest,
Und mit deinem Blut uns tränkest u. s. w.

Angelus Silesius. S. Johann Scheffler.

Herzog (Heinrich?) von Anhalt. S. Minnesänger.

Fürst Ludwig von Anhalt. S. Fruchtbringende Gesellschaft.

D. Karl Gottlob von Anton

ward am 23. Juli 1751 zu Lauban geboren, studirte zu Leipzig die Rechte, erhielt daselbst die höchsten akademischen Würden in der Philosophie und Jurisprudenz und wurde darauf Oberamtsadvocat zu Görlitz. Im Jahre 1797 trat er in den Rath dieser Stadt und bekleidete daselbst seit 1806 das Amt eines Rathsscabinus. Seiner vielfachen Verdienste wegen ward er von dem Könige von Sachsen geadelt. Er starb am 17. November 1818 zu Görlitz.

Durch seine gründlichen, geistreichen und scharfsinnigen historischen Forschungen erwarb sich A. einen sehr geachteten Namen in der gelehrten Welt. Er hat folgende Schriften hinterlassen:

Analogie der Sprachen. Leipzig, 1774.

Diplomatische Beiträge zu deutschen Geschichten und Rechten. Leipzig, 1777.

Geschichte des Tempelherrnordens. 2. A. Leipzig, 1781.

Untersuchung über das Geheimniß der Tempelherrn. Dessau, 1782.

Ueber den Ursprung u. s. w. der alten Slaven. Leipzig, 1783—89. 2 Thle.

Geschichte der deutschen Nation. Leipzig, 1793. 1. Th. (Blieb unvollendet.)

Handbuch der Geschichte der Deutschen. Görlitz, 1796.

Ueber Sprache. Görlitz, 1799.

Geschichte der deutschen Landwirthschaft. Görlitz, 1799—1802. 3 Thle.

Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel,

ein Sohn Herzogs August des Jüngeren, ward am 4. October 1633 zu Hitzacker im Lüneburgischen geboren und erhielt schon früh eine gelehrte Bildung durch Friedrich von Kramm, Justus Georg Schottels und Siegmund von Birken, seine Erzieher. Darauf machte er eine größere Reise durch Deutschland, Holland, Frankreich und Italien und vermählte sich nach seiner Heimkehr mit der Prinzessin Elisabeth Juliane von Holstein. Nach seines Vaters Tode ernannte ihn sein ältester Bruder Rudolph August zum Statthalter, 1685 aber zum Mitregenten des Landes. Als Rudolph August 1704 kinderlos starb, ward Anton Ulrich allein regirender Herzog. Er trat 1710 öffentlich in Bamberg zur katholischen Religion über, ohne daß jedoch dieser Wechsel den mindesten Einfluß auf die kirchlichen Verhältnisse seiner Unterthanen hatte. Nach einer langen und segensreichen Regirung starb er am 27. März 1714, geliebt und beklagt von seinen Unterthanen.

Anton Ulrich war ein geistreicher, thätiger und scharfsinniger Mann, ein wahrer Freund der Künste und Wissenschaften, die er nach allen Kräften begünstigte und förderte, und einer der gelehrtesten Fürsten seiner Zeit. Unter dem Namen „der Siegprangende" gehörte er zu den Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft, deren Oberhaupt er später wurde.

In seinen poetischen Leistungen, welche zu ihrer Zeit von den Deutschen mit großer Neigung gelesen wurden, offenbaren sich als die vorzüglichsten Eigenschaften derselben eine reine, edle Neigung für deutsche Sprache, Wissenschaft und Kunst. Er hinterließ:

Christfürstliches Davids Harpffenspiel u. s. w. Nürnberg, 1667. in 8. Wolfenbüttel, 1670. in 8. Eine Sammlung geistlicher Lieder mit ihren Singweisen, welche letzteren von seiner Stiefmutter Sophia Elisabeth, einer gebornen Herzogin von Mecklenburg, herrühren.

Die durchleuchtige Syrerinn Aramena. Nürnberg, 1669—1670. 5 Thl. in 8. N. A. Nürnberg, 1678. 8.

6 Thle. (Eine Umarbeitung dieses Romans gab S. Albrecht (S. d.) Berlin, 1782—1786, heraus.)

Octavia. Römische Geschichte, der hochlöblichen Nymphen-Gesellschaft an der Donau gewidmet. Nürnberg, 1685—1707. 8. 6 Thle. N. A. Die römische Octavia. Braunschweig, 1712. 6 Thle. in 8.

Gott gewidmetes Opfer der Heiligen u. s. w. Oettingen, 1732. in 8. Gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin verfaßt.

Mehrere einzeln gedruckte Sing- und Freudenspiele: Regierkunst-Schatten, 1658. Andromeda, 1659. Friedenssieg, 1648 u. s. w.

Seine Romane zeichnen sich durch gewandte Einkleidung, reine Sprache und für jene Zeit elegante, jedoch weitschweifige Schreibart aus; dagegen mangelt es den Charakteren derselben an Kraft und Bestimmtheit, den Erfindungen an Wahrscheinlichkeit und innerem Zusammenhang. Ihr Interesse ward bei den Zeitgenossen dadurch erhöht, daß man vorzüglich in der Octavia allegorische Darstellungen historischer Personen und Ereignisse vermuthete und sich bemühte, den Schlüssel zu denselben zu finden. — Die geistlichen Lieder des Fürsten erheben sich nicht über den damaligen Geschmack; doch sind ihnen gesunder Verstand, Ruhe und Innigkeit der Empfindung eigenthümlich.

Die geschicht der Coelidiane *).

Damit ich alles, was ich zu berichten habe, deutlich möge fürbringen, muß ich erstlich sagen, was sich vor unserer zeit begeben, und aus was Ursachen meine schwester und ich allhier erzogen worden. Unser herr vatter der Fürst Ahusath von Caphtor, des Königs der Philister herrbruder, verheuratete sich mit der Saradine, des Königs von Salem schwester, und zwar eben um die zeit, als die frömden völker, die Teutschen, unter dem König Marsius, gleich einer Wasserflut, in Asien kamen: da, wie aller welt bekant, die Philister mit ihnen in einen bund traten, und, durch meinen herr vatter, dem König von Babel ganz Syrien abnamen, und seinem rechten herrn, dem unvergleichlichen Aramenes, wieder zustelleten. Meine fraumutter hielte sich, in wärendem diesem krieg, zu Byblis in Syrien auf: alda sie bei einem wegen der sternkunst berümten Chaldeer, der sich daselbst niedergelassen, wohnete, und nach etlicher zeit die unglückliche post bekame, wie daß ihr gemal von den Assyriern gefangen worden. Hierüber geriete sie, als billig, in grosse traurigkeit: allermeist, wie ihr das gerüchte offenbarete, wiedaß der Ahusath auf keine andere weise seine freiheit wieder solte erlangen, als wann der König sein bruder Syrien verlassen würde.

Besagter Chaldeer aber tröstete sie zum bästen, und sagte ihr alles zuvor, wie es ergehen: daß nämlich der Ahusath wieder los kommen, Syrien aber dadurch verloren gehen würde. Er sezte ferner hinzu, wiedaß Saradine zwei töchter würde gebären, deren unglücklicher lebenslauf ersetzen sollte, was Ahusath jezt Syrien für schaden zufügete. Doch, wo ihn seine wissenschaft nicht betriege, so könte es nicht anderst seyn, als daß eine seiner töchter endlich Syrische Königin werden würde. Diese profezeiung beachtete meine fraumutter desto mehr, weil sonst alles eintraffe, was dieser Chaldeer bis zu unser beider geburt geweissaget. Dann, ihr gemal kame wieder los, Syrien ginge darüber verloren; und wie sie nachdem in der Philister land wieder angekommen, wurde sie zweimal schwanger, und gebare erstlich mich, und ein jahr hernach die Jaelinde. Also wurde bei ihr die furcht sehr groß, diese zwei töchtere würden, des Chaldeers aussage nach, viel unglücks in der welt erleben müssen. Deswegen, als sie sterben wolte, bate sie ihren gemal, uns beide, nach ihren tod, zu ihrem bruder dem König Melchisedech zu senden, daß wir bei deme möchten erzogen werden: weil sie verhoffte, seine Gottesfurcht, und gute weise, kinder zu erziehen, würde uns in unserem angedrohetem unglücke zum bästen kommen.

Dieses ihr begehren erfüllte nachmals unser herr vatter, und kamen wir also hieher ins Königreich Salem, wie ich das fünfte, und Jaelinde kaum das vierte jahr erreicht hatte. Der König liebte uns, als seine eigene kinder, und liesse nichts an guter zucht ermangelen. Es ware auch zur selbigen zeit, wie jetzo zu Kiriath Sepher, eine hohe schule zu Salem, (welche die haubtstadt des reiches ist, vier und zwänzig meilen von hier gelegen, und ist dieses schloß nach jener stadt genennet,) alda, fast von allen orten her, die vorneme herren ihre kinder auferziehen liessen. Unter diesen waren, Hiarbas der Prinz aus Egypten, Bileam der Prinz von Hemath, Aran ein Fürst von Seir: und diese waren die ersten, so auch zum längsten in Salem sich aufhielten. Hiarbas ware, wegen seiner sonderbaren geschicklichkeit und grossen tugend, bei jederman sehr beliebet: hingegen die beide andere, wegen ihres lasterhaften gemütes, sehr verhasset. Woraus dann abzunemen, daß nicht allemal die gute zucht glücklich wirke, wann ihr die natur nicht zu hülf kommet.

Es fügte sich aber, zu meinem unglück, daß der Prinz von Hemath bald anfangs eine zuneigung gegen mir gefasset, gleichwie ich hingegen einen sonderbaren haß witer ihn bei mir entfunde: und name dieses an beiden teilen also zu, daß jederman leichtlich vermerkete, wie wir gegeneinander gesinnt wären. Der König selber merkte solches, der diesem Prinzen, wegen seiner üblen natur, gleichfals nicht hold ware: daß also, in dieser liebe, vor ihn wenig hoffnung erschiene, indem ich, sowol als alle die meinigen, ihme nie kein gutes auge verliehen. Er liesse sich aber solches nicht abschrecken: wie er dann, in allem seinem thun, unerträglich kühn ware.

Inzwischen kame der Prinz Abimelech an unsern hof, den sein herr vatter von Babel wieder abfordern lassen: alda er von jugend auf erzogen worden, und zu geissel gedienet hatte, daß der Philister König sich nicht wieder in einen krieg witer den Bel Ochus einmischen solte. Er muste, auf befehl seines herr vatters, eine weile bei uns verbleiben, um den rechten Gottesdienst wieder vollkömlich zu erlernen, dessen ihn die Babylonische gebräuche etwas vergessen gemacht. Dieser nun, machte sich, durch seinen hohen verstand, gute geschicklichkeit und edles gemüte, alsobald beliebe, und waren wir allerseits fro, einen so wackern vettern bei uns zu haben. In allen ritterspielen und männlichen übungen, erwiese er sich also, daß er seines gleichen bei uns nicht funde: wiewol der Prinz Hiarbas, in etlichen dingen ihm nicht ungleich ware. Er war daneben eines so reifen urteiles, daß ihn der König, wie er recht sein gemüt erforschet, in den wichtigsten händeln mit zu rahte zoge, und bei erkennung seiner so vollkommenen natur ihn dermassen liebgewann, daß er in allen briefen, die er mit dem König der Philister wechselte, diesen seinen sohn nicht genug erheben und preisen konte.

Dem König Abimelech gefiele dieses lob des Prinzen sehr wol, und schriebe er an den Melchisedech hinwieder, daß er nichtes höher wünsche, als seinen sohn künftig mit einer von seinen des Melchisedech basen verheuratet zu sehen. Weil mein herr vatter solches auch sehr verlangete, als liesse er mit freuden zu, daß wir viel miteinander umgingen, und gabe ihm selbst alle gelegenheit an die hand, meine gegenwart zu haben: insonderheit, da er merkete, daß er mehr bei mir, als bei meiner schwester, kundschaft suchete. Seine angeborne ehrerbietung gegen das frauenzimmer, machte ihn anfangs ganz stumm, daß er mir seine liebe nicht entdecken dorfte: von der er doch, wie mein herr vatter genug mutmassen konte, an den König seinen herr vatter bald muste geschrieben haben, weil derselbe in allen briefen davon gedachte, und nun auch absonderlich auf mich wehlete, daß er mich gern einmal zu einer schwiegertochter haben wolte, weil ihme mein gemüt wäre gerümet worden; welches rümen wir von niemand anders, als von dem Prinzen Abimelech, geschehen zu seyn, schliessen kunten.

Auf solche weise lebten wir ein zeitlang, da uns die gesellschaft des Prinzen der Philister die angenemste von der welt war. Er hatte seiner liebe sich noch gar nichtes merken lassen: als ich ihn eines tags im garten gar tiefsinnig allein sitzen fande. Er hatte einen zedel für sich ligen, auf welchen er mit dem griffel etwas schriebe. Weil ich nun gewohnt war, frei mit ihm umzugehen, als beschliche ich ihn, uud kam von hinten hinzu, ihm den zedel aus der hand nemend. Er erschrack über alle massen, ward auch ganz errötet, wie er seine arbeit in meinen händen sahe, und entschuldigte sich, daß diese zeilen viel zu unwürdig wären, vor meine augen zu kommen: mich sehr bittend, sie ihme ungelesen wieder zu geben. Ich aber, dadurch noch begieriger gemacht, lase, und fande diese worte:

O himlisch bild, du zierde dieser erden!
jezt da ich dich nicht seh, kan es mir leichter werden,
ohn deinen hellen glanz, dich besser zu betrachten.
Er hat bei dir geblendet mein gesicht,
daß ich, dich sehend, sahe nicht,
wie hoch du bist zu achten.

Die himmels-schön, die alle länder ehren;
der schwarzen augen licht, die lieb und furcht gebären;
der stirne schnee-gewölb; die rosen-helle wangen;
des munds rubin; die königliche brust;
das silber-haar, der winde lust,
an dir ich sehe prangen.

*) Aus: Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig; die durchleuchtige Syrerinn Aramena. Nürnberg. 1669.

Der hohe geist, der diesen bau regiret,
ist von der weißheit selbst und tugend ausgezieret;
daß auch der klügste muß vor ihm verehrend schweigen.
Ich sehe schon, wie du dich machst bekant,
wie seelig sich schäzt dieses land,
das soll dein Zepter beugen.

Ich weiß, es wird die welt mit mir gestehen,
wann sie, was ich von dir jezt schreibe, solte sehen,
daß wir — — —

Hier hatte er wollen fortschreiben, wann er von mir nicht wäre verstöret worden. Wie ich nun hieraus, wegen der schwarzen augen und des weissen haares, ersehen, daß er mich gemeinet, ob er wol sonst allzuviel zu meinem vorteil geredet hatte, bliebe ich etwas beschämt, und sagte: Ich müste gestehen, daß er die person sehr erhoben, von der ihme diese reimen zu machen beliebet. Nicht so hoch, (antwortete er mir,) mag diese himlische person von einem sterblichen erhoben werden, daß es nicht noch viel zu wenig wäre: dann ihre würde erstrecket sich sogar über alle beredsamkeit, daß sie keine zunge oder feder gnug ausprechen kan. Mein vetter ist gar zu gut auf der seite, die er anzunemen erwehlet hat, (gab ich zur antwort) und möchte vieleicht nicht alle welt ein so vorteilhaftes urteil, als er, davon fällen.

Als er mir hierauf antworten wolte, kam der König darzu, und fragte, was wir miteinander spracheten? Ich zeigete ihm gleich Abimelechs reimen. Er, als er sie gelesen, lachete, und sagte: Abimelech müste seine arbeit zum ende machen. Wie nun der Prinz solches noch etwas in bedenken zoge, weil er vieleicht mich mit seiner gar zu öffentlichen bekentnüs zu beleidigen fürchtete, name Melchisedech ihme den griffel aus der hand, und setzete selbst diesen vers hinzu:

Daß wir, mit diesem lob, Coelidiane meinen.

Er machte den Prinzen, als er ihm den reim gezeiget, ganz errötet, also daß er fast keine gebärde zu fassen wuste. Diß gefiele dem König nicht übel, und sagte er zu ihm: Ihr dürfet, mein sohn! eure gedanken so gar nicht verhelen, weil wir solche gut heissen; und ist mir von herzen lieb, daß ich euren und eures herr vatters sinn dem meinigen so änlich finde. Und ihr, liebste tochter! (sagte er ferner, sich zu mir wendend,) werdet diesem Prinzen also begegnen, wie seine verdienste und euer glück es begehren.

Ich ward über diesen worten ja so beschämet, als Abimelech. Weil sich aber der König sonderlich mit uns erlustigen wolte, hiesse er ihn vollends disen saz aus dichten, das er dann also verrichtete:

Dann sie ist ja der höchsten schönheit preis:
die wahre tugend gleicher weis
aus ihr wir sehen scheinen.

Nach verfärtigung dieser reimen stellte er das gedichte dem König wieder zu: der es mir gabe, und zugleich befahle, mit einem par zeilen darauf zu antworten. Ich, die ich seinem befehl jederzeit gehorsamet, verrichtete solches in folgendem saze:

Ob sonst, dein scharfer sinn, kan alles völlig kennen:
so schleust du doch von mir, viel anderst, als es ist.
Wie komt das? soll man dich drum unverständig nennen?
O nein! die ursach war, daß du so höflich bist.

Diese kurze antwort gefiel dem König sehr wol, und Abimelech rümete sie über die massen: wiewol er nicht gestehen wolte, daß er in seinen versen was unrechtes geurteilet. Melchisedech begehrte hierauf, wir solten uns stäts also zusammen üben, und ihme alsdann die erfundene gedichte sehen lassen: welches wir nach der zeit fleissig in acht namen. Unsere freundschaft wuchse also von tag zu tag, also daß wir so verträulich, als schwester und brüder leben mögen, miteinander umgingen. Meiner schwester erzeigte er auch grosse freundschaft: dennoch konte ich, vor ihr, in allen dingen bei ihm einen vorzug spüren. Wir gewoneten also beisammen zu seyn, daß fast nie eines ohne das andere gefunden wurde.

Weil nun diese unsere keusche liebe nicht mehr heimlich war, sondern hof-kündig wurde, als war der Prinz von Hemath, der eine weile von uns gewesen, und bei seinem herr vatter sich aufgehalten hatte, auch nicht der lezte von denen, die es erfuhren, und geriete deshalben in eine grosse eiversucht gegen den Abimelech. Weil bei ihme der hochmut so heftig als die liebe war, gedachte er keines wegs dem Prinzen der Philister zu weichen. Es konte ihm auch der zutritt bei hof nicht verwehret werden, weil er von einem vornehmen haus war. Also hatte er freiheit genug, vielfältig um mich zu seyn, und mich mit seiner verdrieslichen liebe zu plagen: die mir nun noch viel widriger wurde, als ich den unterscheid zwischen beiden Prinzen sahe, und wie so gar ungleich sie mit mir lebeten. Dann Abimelech, dessen liebe von mir und ganz Salem gebilliget wurde, ging so ehrerbietig mit mir um, daß ich fast nie das wort liebe aus seinen mund hörete: da er mich doch sonst mit den angenemsten gesprächen unterhielte, und in allen seinen handlungen seine liebe sehen lies.

Es rürete zwar dieses, daß er in seinen reden so behutsam war, grossen teils daher, weil ich mich oft gegen ihm über die unbescheidenheit Bileams beklagte: das er dann so wol zu ohren fassete, daß er sich täglich bässer in acht name, mich nicht auf solche weise zu beleidigen. Mir gefiele auch seine verhältnis, daß er mich also fürchtete, so überwol, daß ich ihm hierdurch immer gewogener wurde: dann ich dorfte frei mit ihm umgehen, und wuste alle seine gedanken, ob sie mir gleich sein mund so deutlich nicht sagete. Ich dorfte also nicht hören, was mir der wolstand zu dulten nicht erlaubete: wiewol es auch mit uns nicht viel zu bedeuten gehabt, indem es unsere eltern und verwandten gut hiessen. Bileam hingegen war so frech, mir ohne unterlas mit seinem leiden ein leiden zu machen, daß ich ihm oft sehr unhöflich begegnete: in der hoffnung, er würde desto eher von mir ablassen. Es ware aber hiemit nichtes geschaffet: er blieb bei seiner weise, sich und mich zu quälen. Und hierzu suchete er noch mehr gelegenheit, als er meiner gunst gegen den Abimelech inne werden: dem er auf allerhand weise hinterlich war, alleine bei mir zu seyn, also daß sie deswegen oft an einander geraten wären, wann ich es nicht immer verhütet hätte.

Sonderlich wäre es einsmals bald übel ausgeschlagen, als der Prinz der Philister im Schloßgarten sich bei mir befunde. Als wir einer nachtigall mit sonderbarer vergnügung zuhöreten, kame Bileam dazu, und wolte dem Abimelech, wie er ihn so stille bei mir sitzen sahe, einen hönischen stich geben, ihn schimpflich fragend: Ob man die gute geschicklichkeit eines jungen ritters daran erkennen könte, wann man dem frauenzimmer mit seinen stummen gedanken die zeit vertriebe? Es wäre wol mancher mehr damit gedienet, (antwortete Abimelech,) wann der jenige, so sie mit ungeschickten gesprächen unterhalten wolte, still schwiege, als daß er mit unnüzen geplär ihre zarte ohren beunruhigte. Wie mich dann bedünkt, die Prinzessin Coelidiane wäre auch wol zu frieden, wann wir beide schwiegen, um ihr die vergnügung nicht zu nemen, der nachtigall gesängen zuzuhören. Eines so liederlichen vogels stimme, (sagte Bileam hingegen,) wird mich niemals einige gelegenheit versäumen machen, meine Prinzessin mit gesprächen zu unterhalten. Lasset mich deswegen eure stelle vertreten, und höret ihr anderswo ungehindert eurer nachtigalle zu, so lang ihr wollet. Wann ich nicht (antwortete Abimelech, den diese reden beleidiget hatten,) der Prinzessin Coelidiane aus gebürender ehrerbietung schonete, so wolte ich weisen, wie man so höfliche reden beantworten müsse. Wann ihr aber ein so erfahrner hofmann seit, so sparet solche worte, bis wir allein sind, so sollen sie nach gebür beantwortet werden. Im übrigen seit versichert, daß ich meinen platz keinem in der welt, am wenigsten aber dem Bileam von Hemath, überlassen werde.

Ich sahe wol, daß dieses gespräch in die länge kein gut thun würde, trate deswegen dazwischen, und beschwerete mich hoch, daß der Bileam meiner gegenwart so wenig geschonet, und name den Abimelech bei der hand, sagende: Lasst uns von diesem ungestümen hinweg gehen, und einen anderen ort suchen, da wir der nachtigall gesang ungehindert zuhören mögen! Diese worte verdrossen ihn heftig: wir aber liessen ihn stehen. Doch befahrete ich mich, sie möchten hierüber nachgehends an einander kommen, sagte es demnach gleich dem König: der dann alsofort nach ihnen sandte, um ihrer personen versichert zu seyn. Wir erfuhren aber, daß sie schon aneinander gewesen, und der Bileam etliche wunden entfangen hatte. Melchisedech verwiese ihnen beiderseits diesen handel gar hoch, insonderheit dem Bileam, als er Abimelechs entschuldigung vernommen. Ihn besucheten nachgehends, weder der König, noch wir andere, als er etliche tage der kammer hüten muste: um ihme zu zeigen, wir wir uns beleidigt befänden. Dieses verdrosse den hoffärtigen Prinzen dermassen, daß er, in den Assyrischen krieg, den damals die Könige Bel Ochus und Marsius mit einander füreten, hinweg zu ziehen, ihm vorname: wiewol sich solches von einem monat zum andern verschobe. Abimelech hätte diesem krieg auch gern beigewonet, zwar aus anderem antrieb: wann er von seinem herrn vatter hätte erlaubnüs bekommen können.

Nach diesem begabe es sich, daß Abimelech mit dem Ahusath, der mit ihme von jugend auf erzogen, und der nach meinem herr vattern genennet worden, auf den berg Morija, alda die opfere zu geschehen pflägen, spaziren ginge, (wie er oft zu thun gewonet war,) zweifelsohn, sich mit ihme von unserer liebe zu besprechen. Sie waren kaum in das dicke gebüsche, das diesen berg umgiebet, gekommen, da traffen sie etliche personen an, die sich wider eine grosse anzal rauber wehreten, und so dapfer fochten, daß Abimelech straks eine zuneigung zu diesen unbekanten frömden in ihm entfunde, und nebst dem Ahusath sich großmütig entschlosse, denselben beizuspringen. Selbige waren solcher hülfe eben zum höchsten benötiget, weil der lange streit wider so ungleiche menge sie so

abgemattet, daß sie nicht mehr, ohne Abimelechs hülfe, hätten bestehen können. Also wurden durch diese dapfere Prinzen, die rauber teils erleget, teils verjaget, und dadurch die frömden errettet: welche sie sehr verwundet mit sich nach Salem namen.

Selbige wurden von den König, weil sie hohe personen waren, sehr wol entfangen: dann es waren darunter zween teutsche Fürsten, deren der fürnemste sich Cimber, der andere Tubal nennte, beide dem König von Basan nahe verwandt; und der dritte ware der Fürst Eliphas von Theman, der in seiner kindheit mit dem Abimelech zu Ur erzogen worden, und also die alte kundschaft hier wieder erneurete. Aller dreier ihre geschicklichkeit, machte ihnen den ganzen hof zu freunde: und weil sie sehr verwundet, musten sie eine gute zeit zu ihrer wiedergenesung hinbringen. Abimelech und Cimber machten eine vertrauliche freundschaft mit einander: weil der leztere dem ersten, wegen seines lebens rettung, so hoch verbunden, jener aber diesen ihm von sinne ganz änlich befande: daher sie fast nie von einander bleiben kunten. Als sie nun an ihren wunden wieder geheilet waren, hielte sie der könig noch eine zeitlang auf, der den Cimber ebenfals hoch zu lieben anfinge, und sich belustigte, von ihm die Teutsche sprache in etwas zu erlernen, in deren übung er eine sonderbare vergnügung funde. Weil nun Cimber sich entschlosse, noch etwas bei uns zu verbleiben, schickete er den Tubal hinweg in seinen geschäften.

Unser hof ware nun, durch die gegenwart dieser Fürsten, sehr erfröliget: indem sie fast täglich etwas neues anstelleten, dem König die zeit zu vertreiben, und dem frauenzimmer sich gefällig zu machen. Unter andern fingen sie ein lustiges wagen-rennspiel an: da ich, auf befehl des Königs, den preis muste aufsetzen. Abimelech und Cimber, als sie gegen einander rennten, wolten aus höflichkeit keiner gegen dem andern einen vorteil haben, blösseten, liessen also mit fleis einander ihre schilde. Als aber Cimber merkete, daß Abimelech so wol als er keinen ernst gebrauchte, bemühte er sich beim dritten rennen, einen vorteil über seinen freund im verlieren zu erlangen: machte also, durch seine geschicklichkeit, daß, wie Abimelech seine pfeile auf des Cimbers schild nicht anzubringen sich hütete, er dennoch etliche pfeile auf seinen schild auffinge, und also den sieg dem Abimelech zuweg brachte. Der junge Prinz Hiarbas aus Egypten, rannte hierauf mit dem Eliphas, und Bileam mit dem Aran: da sie alle es sehr wol macheten, wie auch die edelleute, so nach ihnen rannten. Bileam allein, legte grossen schimpf ein: Dann, weil er in seinen ersten rennen mit dem Hiarbas ware gleich worden, muste er mit diesem Prinzen noch einmal lassen laufen: da er es dann versahe, und im werfen nicht allein den schild verlore, sondern auch gar aus den wagen fiele. Niemand in der ganzen gesellschaft enthielte sich hierüber des lachens, weil jederman ihme dieses unglück gönnete. Er muste überdas mit neid ansehen, wie ich seinem mitbuler den preis gabe: der ihn zwar lang nicht wolte annemen, mit fürwand, der Cimber hätte solchen gewonnen, indem er mit so grosser kunst verloren. Meine schwester, legte diesen streit bei, indem sie dem Cimber den zierdank zuerkante.

Ich hätte aber bald vergessen, die ursach dieses luststreites anzufüren. Der Prinz von Egypten hielte sein abzugs-fest, welchen der König von Ophir, dessen schwestersohn er war, abfordern lassen, um ihn bei seiner regirung, weil er keinen sohn hatte, zu gebrauchen: deme zu ehren Abimelech dieses renn-spiel angestellet. Selbiger Prinz machte, wegen seiner annemlichkeit, den König und uns alle klagen, daß wir seine gesellschaft missen solten; und hinterliesse er eine so gute nachrede, daß noch diesen tag, von dem Hiarbas, in Salem viel geredet wird. Weil aber Bileam so unglücklich gewesen, als machete der scherzhafte Abimelech hierüber diese reimen:

Den eine nachtigall nicht bringen kunt zum schweigen,
weil bei der schönsten er sein wort viel edler hielt:
hat fug, daß er nit recht im rennen hat gezielt,
weil er so höflich ist, vor ihr sich tief zu neigen.

Diese reimen gefielen der ganzen gesellschaft, die bei mir im gemach war. Cimber vermehrte unsre hierüber habende kurzweil, indem er meiner schwester, zur danksagung wegen zuerkennung des zierdankes, diese reimen ersonnen und übergabe:

Wie komt ihr doch hierzu, den zierdank mir zu geben?
da ich, nicht lust noch zier in dieses spiel gebracht.
Der, der so zierlich fiel, hat wol mit recht gedacht,
er dürfte nur allein nach dieser Ehre streben.

Diese reimen kamen gleich überall hin, und als Bileam erfuhre, daß wir also über ihn unsere possen gehabt, verdrosse es ihm so sehr, daß er, sich an dem Abimelech und Cimber meuchelmörderischer weise zu rächen, ihme aus erboseter gemüte fürname. Unter anderen seinen helfern, gebrauchete er sich vornemlich des Arans, der stäts sein guter freund gewesen. Mit diesem und der übrigen rotte stellete er es an, daß sie einsmals den Abimelech, Cimber und Eliphas, die sich nichts böses versahen, und im feld allein spazirten, feindlich überfielen, und, wäre es ohne derselbigen unbeschreibliche dapferkeit gewesen, sie gewiß erleget hätten. Sie beschützeten aber ihr leben dermassen, daß viele des Bileams leute auf dem platz blieben: bis ihnen aus der stadt, darinn es rüchtig worden, vom König hülfe zukame. Diese funden den Abimelech auf der erden ligen, und den dapfern Cimber über ihm stehen, der da verwehrete, daß die feinde dieses vorteils sich bedienend ihn nicht todt machen kunten. Wie sie nun endlich des Bileams haufen verjaget, wurden diese helden, alle drei sehr verwundt, in Salem gebracht. Bileam aber und Aran machten sich davon: weil sie, nach dieser verübten unthat, die ihnen so übel geraten, nicht länger daselbst bleiben dorften.

Unser kummer, den wir hierüber erlitten, ist nicht zu beschreiben: welcher auch nicht eher gelindert worden, bis wir eigentlich wusten, daß sie auser lebensgefahr wären. Sie hüteten etliche wochen des bettes: in welcher zeit meine schwester und ich sie fleissig besucheten. Ich wiche fast niemals von Abimelech, ihme alle handreichung erstattende: der sich dann immer entfärbete, so oft ich hinein kame, und mir für die gnade, (wie er es nennte,) so ich ihme mit meiner besuchung anthäte, mit den zierlichsten worten dankete. Sie wurden von allen, die von diesem ungleichen streit gehöret, sehr gerümet, wie es ihre hohe tugenden verdieneten. Abimelechs und Cimbers freundschaft ward hierzwischen immer gröſſer, also daß fast keiner ohne den andern seyn kunte.

Nicht lang hernach, als sie kaum wieder gesund worden, forderte der König der Philister seinen sohn wieder ab: da dann der ganze hof um seinen abschied trauerte, und konte der König den jenigen ohne betrübnis nicht hinweg ziehen sehen, den er also hoch liebete. Cimber und Eliphas namen, nicht gar lang hernach, auch ihren abschied, und ward also unser hof ganz leer, daß wir von keiner lust mehr wusten, die uns bisher ihre gegenwart verursachet. Weil Abimelech von seinem thun mir fleissige nachricht gabe, als erfuhre ich, wiedaß er dem krieg unter dem Fürsten von Edom nachzöge, der wider den statthalter in Basan die völker des Königs der Philister fürete: dann die witwe des Marsus, die Königin Salamis, bekriegte den Suevus, und wolte, als eine geborne Prinzessin aus Basan, die regirung haben. Ob nun zwar dieser kriegszug wider seines freundes des Cimbers landsleute ergienge, so fochte er dennoch dapfer und redlich, und hielte sich so wol, daß sein gerüchte weit und breit erschallete: das dann meinem herr vatter und mir auch nicht unannemlich zu hören ware.

Lange zeit hernach kame er wieder zu uns, als er vom König in Assyrien, auf sein inständiges anhalten, verheisung erlanget hatte, daß er ihn ferner in kriegesdiensten gebrauchen wolte. Wir funden, bei dieser anderen zusammenkunft, beiderseits einander noch unverändert wieder, und schöpften eines vom andern grosse vergnügung. Er hielte sich aber diesesmal nicht lang bei uns auf, und konte ihn der König kaum zu etlichen wochen bereden: die er dann, wie er mir sagte, blos meine gegenwart zu geniessen, bei uns zubrachte. Ich fande ihn einsmals auf dem berg Sion, der mit in der stadt Salem begriffen ist, unter einem schattichten baum schlaffen, und nicht weit von ihm eine schrift ligen, die ich dieses innhalts ablase:

Zu vieles glück ist unbequem zu tragen.
Ich fühle wol, wie ihre huld mich drückt:
ich bin mit der, als einem netz, bestrickt.
Ich darf mir selbst nicht, was mich quälet, klagen.
Wol dem, der sich weiß frei von solchen plagen!
Wann sonst ein leid hat unser herz berückt,
so wird die angst zum himmel hingeschickt:
Nun aber muß in mir mich alles nagen.
Worüber kan ich billig mich beschweren?
Daß man mich liebt? Wie? Wil ich dann den haß?
Nein! ihre gunst, doch nicht in übermaß:
Zu viele lieb, möcht meine treu verzehren.
Mein herz ist hin: drum hab ich nichtes mehr,
Als daß die lieb mit freundschaft ich verehr.

Diese reimen machten mir anfangs allerhand frömde gedanken: da ich vermutete, mein Abimelech hatte sie auf sich und eine dame gemachet, die ihm ihre gunst erzeiget, deren er, um meinetwillen, mit gleicher gegengunst nicht willfahren können. Wie ich ihn aber, als er erwacht, hierüber zur rede gestellet, erklärte er sich dergestalt: wie daß er dieses gedicht nicht selber gemachet, sondern nur am Babylonischen hofe abgeschrieben hatte, da es einer seiner guten freunde verfärtiget. Er muste es mir überlassen: da ich es nachgehends auswendig gelernet. Weil aber nun, wie gesagt, der Prinz Abimelech nach Babel eilete, als musten wir von einander scheiden: da ich

ihm verſprache, wie daß ich, mit meinen ſeufzern zu Gott für ſein wolergehen, ſtäts bei ihm ſeyn wolte.

Kurz darnach, wie er hinweg war, kamen abgeſandten von Hemath an, die um mich, von des Königs Jobat wegen, für den Prinzen Bileam die werbung ablegten. Wir erfuhren von ihnen, daß dieſer Prinz, wie er unſern hof verlaſſen, nach dem Königreich Ammon gezogen wäre: alda er dem König Hanon wider die Teutſchen, und lezlich wider den jungen König Marſius, zu kriege gedienet hatte, nunmehr aber ſich wieder zu Hemath befände. Der König Melchiſedech aber, lieſſe ihnen zur antwort wiſſen: wie daß ich bereits an den Prinzen der Philiſter verlobt wäre, und alſo des Jobats ſohne nicht zu theil werden könte; der zudeme ſich nicht alſo bei uns verhalten hätte, daß wir beliebung tragen könten, ſeine befreundung zu wünſchen. Mit dieſer abſchlägigen antwort, reiſeten ſie wieder nach Hemath ab: und lebete ich nach deme in ziemlicher ruhe und zufriedenheit, an nichts weniger, als an das, ſo mir vorſtunde, gedenkende.

Im vergangnen jahr, begabe ich mich neben meiner ſchweſter hieher, wie wir alle ſommer zu thun pflegten, weil dieſes ſchloß, wegen der nähe des Jordans, gar annemlich und luſtreich iſt: der König aber blibe dißmal zu Jebus, weil er viele geſchäfte hatte, die ihm nicht zuliеſſen, hieher zu kommen. Wir waren aber kaum etliche tage hier geweſen, da begabe es ſich an einem abend, daß wir, als wir nahe hierbei in einem luſtigen thal ſpaziren gingen, einen wagen mit vielen reiſenden erſahen, der nicht weit von uns ſeinen weg fürbei name. Dieſer als er gerad gegen uns über gekommen, brache entzwei, und machte alſo das aufgabende frauenzimmer heraus ſteigen: da dann eine unter ihnen, welcher alle die anderen groſſe ehre erwieſen, im fallen des wagens ein bein gebrochen, worüber die anderen ſich über die maſſen beängſtigt und betrübt anſtelleten. Ich, aus mitleiden bewogen, ginge neben meiner ſchweſter und meinen leuten zu dieſen fremden, beklagte ihren unfall, und bote ihnen das ſchloß an, daſelbſt einzukehren und nach ihren entfangenen ſchaden ſehen zu laſſen. Die alte Dame, welche dieſes unglück erlitten, kunte mir für ſchmerzen nicht viel antworten: von ihren leuten aber, wurde mein anbot willigſt angenommen. Ich erfuhre von ihnen, daß es die Königin der Bactrianer wäre, welche, wieder von Hemath kommend, in ihr land reiſen wolte. Dieſe kentnis von der mumen des Bileams, machte meine fürſorge für ſie nicht verringern: weil ich damals noch nicht wuſte, wie lieb ihr dieſer vetter ware. Als ſie auf das ſchloß gekommen, und nach ihrem ſchaden geſehen wurde, befunden die wundärzte den alſo, daß ein monat verlieſe, ehe ſie ihre reiſe fortſetzen kunte. In dieſer zeit machete ſie, wie ich nachgehends gewar wurde, einen anſchlag mit dem Bileam: der heimlich in verſtellter kleidung, weil er, da ſeine geſandten eine ſolche abſchlägige antwort bekommen, ſich von mir nicht wolte ſehen laſſen, zu ihr hieher kame, mich in Bactra zu entfüren. Weil mir dieſes unglück beſtimmet war, als muſte ſich alles darzu ſchicken. Als die Königin Clotis fortreiſen wolte, und ich ihr bis auf eine kleine Inſel, die im Jordan liget, das gelit gabe: lieſſe ich mich durch ihr vielfaltiges bitten überreden, mit nach Pniel zu gehen, und hinterlieſſe ich alle meine leute auf der Inſel, als geſonnen, in zweien tagen wieder bei ihnen zu ſeyn.

Als wir nach Pniel gekommen, gab ſich Bileam mir zu erkennen, mich ſo ſehr mit ſeiner gegenwart, als durch ſein unvermutetes anbringen, erſchreckend. Es fehlte nicht viel, ich wäre gar vor ſchrecken geſtorben. Wiewol ich mich widerſetzen wolte, ſo muſte ich dennoch mit fortreiſen: und halfen mir meine thränen nirgend zu, als bei dieſem böſwicht freude zu erwecken, daß er mich alſo in ſeine gewalt gebracht hatte. Die Königin wolte zwar, auf dieſer verdruß-reiſe, mich zu frieden ſprechen: Ich aber war ſo ungedultig über dieſem betrug, daß weder ſie noch Bileam ein einiges gutes wort von mir erlangeten. Nach zweien monaten kamen wir in die haubtſtadt Bactra, da Ormartes der König mich herrlich entfinge. Dieſer wolte, neben den andern, mich zwingen, den Bileam zu heuraten. Mir ward fürgeſchwatzet, wiedaß er, nach ſeinem tode, den Bileam zum erben hinterlaſſen wolte, weil er keine kinder hatte. Dann Merotas, der ſohn von ſeiner einzigen tochter, die den König von Tyrus gehabt, ware zu Hebron umgekommen. Und weil der König von Tyrus, nachdem des Ormartes tochter geſtorben, ſich mit der Königlichen wittib von Elam, die des Bel Ochus ſchweſter war, wieder vermälet: als ware dieſer König ſeinem ſchwiegerſohn deswegen ſo gehäſſig, daß er von den beiden Prinzeſſinnen, die ſeiner tochter kinder und des Merotas ſchweſtern waren, keine zur erbin machen wolte. Alle dieſe betrachtungen nun, die mir die Königin oftmals zu gemüte füren wolte, konten mich nicht bewegen, den laſterhaften Bileam zu lieben, und des tugend-volkommenen Abimelechs zu vergeſſen: ſondern ich widerſetzte mich immerfort, daß ſie wol ſahen, es würde viel zeit dazu gehören, ehe ich mich gewinnen lieſſe.

Es kame aber bald darauf, von dem ſtäts anhaltenden krieg mit den Aſſyriern, die zeitung nach hof, daß ſie über den fluß Sarangis gegangen, und ein feſtes ſchloß eingenommen hätten. Bileam ward vom König mit friſchen völkern gleich abgefärtiget, und war meine freude unausſprechlich, als ich erfure, daß mein Prinz die Aſſyriſchen völker fürete. Ich pochete öffentlich auf denſelbigen, und hoffete gänzlich, durch ihn wieder erledigt zu werden. Täglich hörete ich von dieſes Prinzen unvergleichlichen thaten, und war ich die einige, die ſich darob freuete, da ſonſt ſein name allen Bactrianern furcht einjagete. Abimelech ſiegete mit ſo geſchwindem fortgang, daß er endlich den Ormartes in ſeiner eigenen haubtſtadt belagerte. Bileam befande ſich dazumal, von einen teil der Aſſyriſchen völker, die der junge Ahuſath fürete, ſo umſchloſſen, daß er dem König keine hülfe ſenden kunte. Der Prinz ängſtigte die ſtadt dermaſſen, daß ſie ſich endlich ergeben und den Abimelech ſieghaft einlaſſen muſte.

Ich ſtunde an einem fenſter, als dieſer vortreffliche held ſeinen einzug hielte. Er kennete mich gleich, und zwar um ſoviel leichter, weil er bereits vorher meine gewaltſame entfürung vernommen. Wie er mich demnach auf das höflichſte gegrüſſet, kame er, ſobald er nur kente, zu mir in das zimmer. Unſer beiderſeits freude iſt nicht zu beſchreiben: daß nämlich ich wieder frei war, und er mich erlöſet hatte. Er beklagte ſo wol mein ausgeſtandenes ungemach, als er ſich nun hingegen mit mir über meiner freiheit ergetzete: ſeine höchſte vergnügung darneben bezeugend, daß er mir dieſen dienſt thun können, deren ewig-verbundener diener ſich nennte. Weil aber ſein damaliges amt ihm nicht die zeit vergönte, ein mehrers mit mir zu reden, als brache er bald ab: damit er, nach dieſer groſſen eroberung, alle nötige anſtalt machen möchte. Ormartes ward zwar gefangen genommen, dennoch königlich gehalten: weil Abimelech eines viel zu edlen gemütes war, als daß er dieſem König ſein unglück ſolte vermehret haben. Derſelbe aber konte diß unglück ſo übel vertragen, daß er, am vierten Tag nach eroberung der ſtadt, den geiſt aufgab. Der Prinz tröſtete hierauf die alte Königin, ſo gut es ſich wolte thun laſſen, und raumete ihr ein ſchloß ein, da ſie ruhig leben, und vom krieg keine beſchwerung fürchten dorfte. Nun war er ferner auf nichtes mehr bedacht, als wie er mich in ſicherheit brächte. Und ob er wohl nichtes höher wünſchete, als mich meinem betrübten vatter, dem König Melchiſedech, ſelbſt zu überbringen: ſo ware doch ſolches der zeit unmüglich, weil er den krieg weiter verfolgen muſte.

Gleichwol begleitete er mich mit allem ſeinem volke bis an den Fluß Moſcus, der ſchon ins Königreich Elam gehöret; alda er einen ganz treuherzigen abſchied von mir name. Als ich ihm nochmals höchlich für meine erlöſung dankete, und ihm darneben bezeugete, daß ſie von keinem menſchen in der welt angenemer, als von ihm, wiederfahren können: verſicherte er mich, daß ihme dieſes glück noch viel angenemer begegnet, und wünſchete mir darneben tauſend gutes, mich verſichernd, daß ich in allen begebenheiten von ihm verſpüren ſolte, wie bereitwillig er wäre, auch ſein leben für mich in die ſchanze zu ſchlagen. Damit name er meine hand, die er ganz inbrünſtig küſſete: welches ich dann beim abſchied, und weil ich ihm ſo hoch verbunden, geſchehen lieſſe; wiewol er ſich ſonſt dergleichen freiheit nicht anmaſſete. Er ſeufzete gar ſehr, als er mich ſahe auf den wagen ſteigen, und hinweg fahren. Weil ich ſchon in freundes land war, auch von den reichsſtatthalters in Elam kammerherren begleitet wurde; und weil der König Melchiſedech mir, von des Königs von Canaan völkern, leute entgegen geſendet: als thäte ich dieſe weite reiſe bis ins land Canaan ganz ſicher, da ich von nichtes beſchwerde entfande, als von dem böſen wetter, weil es noch winter ware. Man kan leichtlich ſich einbilden, wie ich den König mit meiner wiederkunft erfreuet, den ich hier zu Salem wieder angetroffen: da nun das glück, mit ankunft und kentnüs der ſchönen Aramena, mir die freude verzweifachet.

Johann August Apel

ward im Jahre 1771 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Bürgermeister war. Nachdem er durch Privatlehrer und auf der Thomasschule vorbereitet worden, studirte er die Rechte zu Leipzig und Wittenberg, ward in Folge dessen Dr. juris und praktizirte als Hofgerichts- und Consistorialadvocat, wobei er zugleich akademische Vorlesungen hielt, in seiner Vaterstadt. Im Jahre 1801 ward er daselbst Rathsherr. Er starb am 9. August 1818.

Er hinterließ folgende Schriften:

Polyidos. Tragödie. Leipz. 1805.
Die Aitolier. Tragödie. Leipz. 1806.
Kalirhoe. Tragödie. Leipzig, 1807.
Themistokles. Tragödie. Leipzig, 1808.
Kunz von Kauffungen. Trauerspiel. Leipzig, 1809.
Gespensterbuch (in Gemeinschaft mit Fr. Laun.) Lpzg. 1810—1816. 6 Thle.
Cikaden. Berlin, 1810—11. 3 Thle.
Zeitlosen. Berlin, 1817.
Metrik. Leipzig, 1814—1817. 2 Thle.

Apel verband in seinen Leistungen Feinheit des Geschmackes, poetisches Talent und Herrschaft über Sprache und Vers mit gründlichem und vielseitigem Wissen; aber es fehlte ihm fast durchgängig an der eigentlichen wahren Begeisterung, an der Gluth und Echtheit der Gefühle, ohne welche ein Dichter nie nachhaltend wirkt: obwohl ihm auf der anderen Seite Ernst und Tiefe nicht abzusprechen sind, die er jedoch mehr von außen aufgenommen und durch das Leben sich angeeignet hat, als daß sie aus seinem Gemüthe quöllen. Wie ihn seine Neigung zu speculativen Forschungen zog, so liebte er es auch in der Poesie zu experimentiren, und fast alle seine früheren Leistungen sind in dieser Absicht geschrieben. Durch echt klassische Bildung besonders in seinen jüngeren Jahren vorzüglich den Alten zugewandt, strebte er seine Ansichten über die antike Tragödie praktisch darzulegen und dichtete zu diesem Zwecke jene im Verzeichniß seiner Werke angeführten Dramen; im Polyides wollte er den Aeschylus, in der Aitoliern den Euripides nachbilden; und wenn auch immer diese Werke nur Pastellcopien eines Oelgemäldes zu vergleichen sind, so ist doch die Meisterhand unverkennbar, wegen der wahrhaft vollendeten technischen Ausführung, deren sich seine sämmtlichen Versuche in diesem Genre, vorzüglich aber die Aitolier erfreuen, aus welchen wir eben deßhalb auch den Anfang mittheilen. — Als lyrischer Dichter ist A. gewandt und gefällig, weit bedeutender jedoch als Erzähler sowohl in Hinsicht auf die Erfindung wie auf die Behandlung; seine Erzählung im Gespensterbuche „der Freischütz", welche den Stoff zu der bekannten Oper gleiches Namens lieferte, ist mit vollem Rechte ein Meisterwerk zu nennen.

Auf dem Gebiete der Wissenschaft zeichnete sich A. durch Gründlichkeit, Klarheit und Besonnenheit aus; die jenaische, hallesche und leipziger Literaturzeitung verdankten ihm viele gediegene Recensionen, von denen manche wohl eine Abhandlung zu nennen ist. — Als sein bedeutendstes Werk auf diesem Felde ist seine Metrik zu betrachten: er war der Erste, welcher seine Lehre dieser Wissenschaft auf der Theorie der Musik begründete und von hier aus entwickelte, durchaus unbekümmert um die gewichtigen Gegner, die sich ihm entgegen stellten.

Vgl. Zeitgenossen Bd. 3. Heft 4. S. 171.
Morgenblatt 1816, Nr. 222 und 274.

Die Aitolier. *)

Der Ort der Handlung ist ein freier Platz vor Kalydon.

Artemis.

Zu euch hernieder, von des hohen Aithers Glanz,
Bin ich gestiegen, schreckliche Erinnyen!
Aus eurer Nacht ruft euch der Götter Ruf herauf,
Herauf von Ades' finsterm unterirdschem Thron,
Wo ihr, umspähend nach des Menschen Frevel, sitzt,
Und Todesschrecken zu den Schuldgen führt herauf.
Hör' meinen Ruf, Erinnys! Süße Beute harrt
Am Königshause. Steig herauf aus deiner Nacht!

Die Eumeniden

schweben herauf.

Wo verweilet das Wild? Sag es mir an! Nenne den Schuldigen!
Mit gewaltigem Flug eil' ich ihm nach, geißle den Flüchtigen.

Artemis.

In Oineus' Königshause harret schon das Wild.
Ihr kennet mich, die Tochter Leto's, die dem Zeus
In Einer Nacht zwei Götterkinder einst gebar,
Den hohen Foibos, dessen stralend Angesicht
Der Wolkenführer erst den Sterblichen verhüllt,
Eh er mit seiner Blitze Stralen sie bedroht,
Und mich, die Jungfrau, die der Wälder Schatten liebt,
Vom goldnen Bogen sendend den gewissen Pfeil.
Wir rächten einst an Niobe der Mutter Schmach;
Denn sterben muß, wer gegen Götter sich vermißt.
Jetzt aber rief ich euch herauf vom dunkeln Sitz
Zur ernsten Rach' an Oineus' königlichem Stamm.
Denn als der Herrscher Kalydon's der Früchte Last,
Vom Sturm und Hagel nicht zerknickt, vom Eber nicht
Durchwühlt, noch nieder von des scheuen Hirsches Fuß
Gestampfet, prangen sah in schwerer goldner Pracht,
Da dankt' im Uebermuth der Lust sein stolzer Sinn
Der Göttin nicht, die gnädig ihm das Land beschützt,
Und einsam öde, stand der Altar Artemis'.
Denn frevelnd ehrte Meleagros, Oineus' Sohn,
Des Waldes Jungfrau, von der Bärin einst gesäugt,
An Statt der Göttin, die auf goldnem Throne sitzt,
An Zeus des Götterraters Seite. Jener dankt
Er, von der Liebe Wahn umstrickt, des Landes Schutz.
Da sandt' ich zürnend aus von Krommyon's Geschlecht
Den mächtigsten der Eber in des Königs Reich,
Gleich jenem schrecklich, den Herakles einst besiegt.
Der wütet grimmig durch das Land von Kalydon,
Und stürzt die Eichen nieder, wie den schwachen Halm;
Doch wird er fallen durch der Jungfrau starken Arm,
Und Meleagros spotten über Artemis'
Ohnmächtgen Zorn — Drum rief ich euch, ihr Schrecklichen,
Und eurer Rache weih' ich Oineus ganzen Stamm,
Daß nicht der Menschen übermüthiges Geschlecht
Straflos der Götter Macht verachte, welche Tod
Und Leben spenden, wie es ihrem Sinn gefällt.

Eine Eumenide.

Gerecht zu nennen ist, o Artemis, dein Zorn,
Und schuldbeladen Melagros, Oineus' Sohn;
Doch nur des finstern Mordes blutbefleckte That
Ruft die Erinnen zu der Oberwelt hinauf,
Daß nicht der Frevler, der des Todes stille Hand
Den Menschen raubte, ruhig wandl' ins Schattenreich.
Ihn jagen wir mit schwarzer Fackeln düstrer Gluth,
Und mit gehobner blutger Geißeln wildem Schwung,
Daß er sich angstvoll rufe selbst den Tod herbei,
Und, seine Schrecken fühlend in der tiefsten Brust,
Sich rasend stürze wieder in des Lebens Qual.
Denn Tod und Leben stößt den Mörder gleich zurück,
Der Leben tödtet und dem Tod das Opfer raubt.
Drum faßt ihn lebend tausendfache Todesqual
Und todt noch lebt er, daß er nicht entflieh' der Pein.

*) Aus: Apel, die Aitolier. Tragödie. Leipzig. 1806.

Artemis.

Vom Blute bleibt, wer nicht die Götter ehrt, nicht rein.
Nur Götterfurcht hält Menſchen auf der Bahn des Rechts;
Der Uebermüthge frevelt und der Menſchen Blut
Wird fließen ſtromweis, wenn es ſeinem Sinn gefällt.

Die Eumeniden.

Zu dem Blutigen dann fahren wir auf, geißeln den Schuldigen.

Die Eumeniden verſchwinden.

Artemis.

Dort naht das Volk von Kalydon; vergebens fleht
Ihr Mund um Schonung alle Götter opfernd an.
Denn zürnen Oineus' Stamm muß ich, ſo lange noch
Sein Herz die Rettung thöricht hofft vom eignen Arm,
Und Helden waffnet gegen meines Zornes Macht.
Des Ebers Kraft wird weichen ſeiner Helden Arm,
Doch bringt er Unglück über Oineus' Haus im Tod,
Es öffnend furchtbar ſchwarzer Eumeniden Chor.

Der Chor

zu beiden Seiten auftretend.

Neuer Schrecken grauſende Spur
Enthüllſt du dem bangen forſchenden Blick,
Eos! des trügenden Traums Schreckengebild
Scheuchſt du hinweg; aber die Nacht entflieht,
Und es blicket Entſetzen der Tag, gräßlicher blickt
Nicht des Erebos ſchwarze menſchengeflohene Nacht.

Halbchor.

Strofe.

Sahſt du die Saat, Demetra's goldnes Geſchenk,
Wie ſie wogt in dem Wind, gleich dem blonden Gelock
Auf Demeter's ambroſiſchem Haupte,
Wenn das Opfergedüft wallend empor ſich erhebt,
Und die Göttin heran ſchwebet mit ſegnendem Blick?

Zweiter Halbchor.

Gegenſtrofe.

Sahſt du am Berg Bromio's göttliche Frucht,
Wie hinauf an den Ulmbaum die Rebe ſich ſchlang,
Dithyrambos' Geſchenk, und die Traube,
Von dem Safte geſchwellt, nieder ſich ſenkt', und das Blatt,
Um die Zweige gerankt, harrte des bacchiſchen Feſts?

Chor.

Niedergeſtampft, — ach! Deo, warum
Wandeſt du ab den ſegnenden Blick!
Niedergeſtampft iſt der Halm, — unzeitige Frucht
Geſtreut in der Erde klagenden Schoos,
Von dem heiligen Pflug nicht ordnend gefurcht.
Weh! von des Wütenden Zahn durchwühlt!
Niedergeſtürzt, — Dithyrambos, ach!
Wer, am Jacchiſchen Feſt, wird dir den Stab
Schwingen, den Weinumrankten?
Niedergeſtürzt an dem Berg lieget der Baum,
Mit der Rebe Geflecht. Ach! von der Traube Saft
Troff die borſtige Seite des Ungeheurs.

Halbchor.

Strofe.

Und die Heerden im Thal, auf der umwühlten Flur,
Aengſtlich ſuchend des ſpärlichen Krautes Blatt —
Die Verſchmachteten ſchon — ſchreckliche Jammernacht! —
Selbſt zerfleiſcht liegen ſie dort, tränken mit Blut das Land.

Zweiter Halbchor

Gegenſtrofe.

Und die Hirten im Wald, kaum noch dem Tod entflohn,
Suchend hoch in dem Gipfel der Bäume Schuz
Vor des Wütenden Grimm — Bäume zu Boden hin
Warf ſein Zahn, ſtürzte mit Luſt auf die Zerſchmetterten.

Chor.

Welcher der Götter, oder der Sterblichen
Rettet das Volk mit ſiegender Hand
Von der Wut des wilden Verderbers?:
Herakles! jammert dich nicht das Land
Der lieblichen Deianeira?
Dich nicht, Dionyſos, die prangende Flur,
Wo ſegnend dein Fuß gewandelt?
Nicht würdiger deines gewaltigen Arms
War Zäa's Geburt in Mainalos' Wald.
Herakles, Mächtiger, eile herbei,
Hoch ſchwingend der Keule gewaltige Kraft,
Oder zerbrechend mit tödtendem Arm
Den ehernen Nacken des Feindes!

Meleagros, Althaia, Kleopatra, der Chor.

Meleagros.

Getroſt, o Volk von Kalydon! Verſammelt ſind
Die erſten Helden unter dem Hellenenvolk,
Das Thier zu tödten mit dem Jagdſpieß und Geſchoß.
Echion, ſchnell von Füßen, Hermes' weiſer Sohn,
Und Eurytos, des Helden Bruder, deſſen Arm
Des Bogens Kraft, zum fernſten Ziel Tod ſendend, ſpannt
Kaſtor und Polydeukes, Leda's Zwillingspaar;
Auch Alakos' Erzeugter, Peleus, und noch viel
Der tapfern Männer, die nach Kolchis auf dem Meer
Mit Jaſon ſchiffen nach des Widders goldnem Vließ.
Mich ſelbſt ſeht ihr gewaffnet mit dem Spieß der Jagd,
Dem ſchweren, ſichern, der die Beute nie verfehlt.
Auch Atalanta wird uns, die ferntreffende,
Begleiten. Keinem iſt die Jungfrau unbekannt.
Wer ſie geſehen, meint, die hohe Artemis
Erſchein' ihm ſelbſt in hoher göttlicher Geſtalt.
Geflügelt ſcheint im ſchnellen ſichern Lauf ihr Fuß
Doch wird der zarte, nimmer raſtend nie verlezt,
Der ſilberweiße nie von rothem Blut gefärbt.
Vom ſtarken Bogen nimmer fehlend trifft ihr Pfeil,
Und ſchnell erſpäht in jeder Fern' ihr Aug' das Wild.
Geheim iſt jedem ihr Geſchlecht und wunderbar,
Und Göttin iſt ſie, oder Göttertochter doch;
Und wär ſie's nicht, ſo iſt ſie doch den Göttern gleich.
Im Walde harrt ſie unſer; darum ſeyd getroſt!
Atalanta ſchüzt uns gleich der goldnen Artemis.

Chor.

Voll Muth, o Jüngling, ſprichſt du. Mögen deinen Arm
Die Götter leiten, und den Wurfſpieß Artemis,
Die Tochter Lato's und Kronion's, daß uns nicht
Ein größer Leid betreffe, wenn des Königs Sohn
Des Waldes wildem Ungeheur zur Beute wird!

Meleagros.

Den ſichern Ort erwähle du, mich ſchüzt mein Arm.

Althaia.

Viel Männer, Sohn, rief uns des Ebers Jagd herbei.
Laß jene ſtreiten, die der Heimath Siz nicht hält,
Nicht grauer Aeltern Sorge, nicht der Gattin Arm!

Meleagros.

Wie ſchmähſt du, Mutter, mit der Feigheit Wort den Sohn!

Kleopatra.

Nur Sorg' und Ahndung, keine Feigheit ſpricht zu dir.

Meleagros.

Feig iſt, wer furchtſam eitler Ahndung Sorge weicht.

Kleopatra.

Gilt mehr die Jagdluſt, als das Wort der Gattin dir?

Meleagros.

Die Gattin rühm' ich, die des Mannes Ruhm nicht ſtört.

Kleopatra.

Des Ruhmes viel erwarbſt du ſchon, o mein Gemal!
Zu Kampf und Thaten haſt du nie den Ruf verſchmäht,
Und nie, du weißt es, hielt ich weibiſch dich zurück:
Doch heute hör', ich flehe dich, der Gattin Wort:
Laß andern Männern jenes Raubthiers wilde Jagd.

Althaia.

Hör deine Gattin, hör die Mutter, bleib zurück!

Chor.

Geheime Ahndung, wie mich dünkt, ſpricht aus der Bruſt
Der Königinnen, und erfüllt mein Herz mit Graun.

Meleagros.

Schlingt eure Arme nicht ſo feſt um meinen Hals!
Der Weiber Spott verdient' ich, wenn mich eure Furcht
Vom Kampf zurückhielt, den ich ſiegreich oft beſtand.
Laßt mich! umarmt den Sieger, wenn er wiederkehrt

Kleopatra.

Du kehrst nicht wieder, wie du gingst, o mein Gemal!
Sieh, deine Knie umfangend fleh' ich, bleib zurück!
Unendlich Unglück häufst du über dein Geschlecht,
Wenn dich der flehnden Gattin liebend Wort nicht rührt!

Meleagros.

Der Weiber kleine Sorgen sind mir wol bekannt,
Und wie sie spähend lauschen auf der Männer Tritt.
Doch, wie das Glück den ängstlich Suchenden verschmäht,
Und nur dem freien, raschen Sinn entgegen kommt,
So auch die Liebe. Glaub' es mir, Kleopatra!

Althaia.

Mit falschem Vorwurf kränkst du, Sohn, der Gattin Herz.
Mir ahndet unsers Hauses schwerer, tiefer Fall.
Der Götter Zorn droht unserm Stamm; du führst herauf,
O Sohn, des Ares schwarze furchtbar wilde Schaar,
Selbst schwere Blutschuld häufend Oineus' altem Haus. —
Hör deine Gattin, höre, Sohn, der Mutter Wort!

Meleagros.

Spricht Dithyrambos böse Wahnsinnswort' aus dir?

Chor.

Jüngling, des Gottes heilgen Wahnsinn schmähe nicht,
Und nicht den fernhin schaunden Geisterblick der Frau'n,
Mit stolzem Sinn verwirf nicht deiner Mutter Wort
Und nicht der Gattin Bitte! denn es bringt die Fluch.
Der Gattin Klage scheucht den Sieg von dir hinweg
Und Götter zürnen, wenn um dich die Mutter weint.

Meleagros.

Dort naht sich Oineus; sein Gebot entscheide selbst!

Oineus. Vorige.

Oineus.

Was säumst du noch, Meleagros? fort zur ernsten Jagd!
Versammelt sind die Helden des Hellenenvolks,
Dich nur erwartend. — Eile, sei nicht länger fern!

Meleagros.

Die Mutter hielt mich ängstlich sorgend noch zurück.

Althaia.

Ach, wüßtest du die schwere Sorge, die mich drückt.

Oineus.

Kein Held war jemals, den die Mutter nicht beweint;
Des Feigen Mutter einzig bleibt von Thränen fern.
Dort naht sich Toreus; auch Plexippos kommt heran,
Unwillig schauend, was den Jüngling noch verweilt.

Toreus. Plexippos. Vorige.

Toreus.

Auf! Meleagros, schon ertönt aus nahem Wald
Des wilden Ebers lautes, wütendes Geschrei.
Die Helden zürnen und sie stürmen schon voll Muths
Zum nahen Dickig, wo das Unthier sich verbirgt.

Meleagros.

Ich folg' Euch.

Althaia.

Brüder, schützt, ich fleh' euch, meinen Sohn!
Ihn trifft ein Unglück, Jammer bringt uns diese Jagd
Auf unser Haus, mehr als der Eber auf das Land.

Meleagros, Toreus und Plexippos gehn.

Oineus, Althaia, Kleopatra, der Chor.

Oineus.

Sag' mir, verhehlend nichts vor mir, geliebtes Weib,
Ist's mehr als Sorge, was dein mütterliches Herz
Mit Pein der Ahndung ängstet um des Sohns Geschick?
Ward dir ein Unglück, das uns droht, vielleicht bekannt
Aus eines Gottes, oder weisen Sehers Mund?

Althaia.

Nicht bange Sorge quält mich wegen der Gefahr,
Wenn mir dem Waldschwein Meleagros tapfer kämpft,
Er wird nicht fallen durch das Schwert, nicht durch den Zahn
Des wilden Raubthiers; sicher stieg er selbst hinab
Zur Nacht des Ades, wie der Held Herakles that.
Ich weiß es sicher!

Oineus.

Was besorgst du noch für ihn?

Althaia.

Ein schrecklich Traumbild hab' ich diese Nacht gesehn,
Zur Zeit, wenn finstre Schatten kämpfen mit dem Licht
Und aller Täuschungsträume Thor verschlossen ist.
Die Eumeniden stiegen auf aus finsterm Grund,
Mit ernstem Schritt durchwandelnd unser ganzes Haus.
Schwarz war der Einen weitgefaltetes Gewand,
In blutig rothes war der Andern Leib gehüllt,
Aus Feuergluten schien der Dritten Kleid gewebt.
Von ihren Fackeln dampfte schwarzer glühnder Rauch
Sie dicht umschwebend, unterirdschen Wolken gleich,
Und bald verhüllend, zeigend bald das Schreckgebild.
Vor meinem Lager tanzten sie den ernsten Tanz,
Anstimmend furchtbar dann des Ades Weihgesang,
Den keiner noch der Menschen wahnsinnlos vernahm.
Von Meleagros sangen sie — doch frage nicht
Was ich gehört! Die Götter flehe, daß ich nicht
Enthüllen muß die Schrecken dieses Traumgesichts,
Das aus dem kurzen Leben mir die Freude scheucht,
Und ewig fesselnd mich zur nahen Gruft verfolgt.

Oineus.

Vergiß das schreckliche Gesicht, geliebtes Weib!
Oft deuten böse Träume uns ein nahes Glück,
Und oft von Unglück spricht des frohen Traums Gebild;
Denn gütig sind die Götter: was der Tag uns raubt,
Gibt bald des Traumbilds süße Täuschung mild zurück,
Und fernen Glückes Uebermuth bestrafen sie
Zuvor im Traum, daß uns nicht grüne Nemesis.

Althaia.

O, daß du Wahrheit sprächest, theuerster Gemal!
Doch meine Brust verläßt die bange Sorge nicht,
Bis Meleagros glücklich heim ist von der Jagd.
Nicht für sein Leben fürcht' ich, aber für sein Heil;
Denn ernst und furchtbar steht das Traumbild noch vor mir.

Kleopatra.

Horch! näher tönt der wilde Lärm, die Jäger nahn.
Laßt uns zurück zu des Pallastes sichrem Thor!
Ein Bote bringt uns Kunde, wenn die Jagd vorbei,
Daß wir den Siegern lohnen mit dem Siegeskranz.

Oineus.

Folg' mir, Althaia! bald zurück kehrt dir der Sohn,
In Freude wandelnd deiner Sorgen herbe Pein.

Der Chor.

Strofe.

Unsterblich beherrschest du, Sorge,
Gleich ewig seligen Göttern,
Der Erdgebornen Geschlecht.
Nie fehlt das Opfer dem Altar;
Es bringet dir gleiche Gabe
Des Güterbeglückten gefüllte,
Des Darbenden leere Hand.

Gegenstrofe.

Das Beste, was keinem der Götter
Der Mensch zum Opfer bereitet,
Bringt dir des Sterblichen Herz.
Dir weiht er die Ruhe der Seele,
Gibt deinem ewigen Dienste
Sein ganzes Leben; denn nimmer
Entfliehet er deiner Macht.

Zweite Strofe.

Durch dich sendet der Götter Hand
Den Menschen jedes Geschenk herab.
Unsichtbar umschwebst die Gebärerin du;
Die Frucht des Leibes legest du ihr
Selbst in die pflegenden Arme,
Selbst an die nährende Mutterbrust.

Zweite Gegenstrofe.

Den brautführenden Chor umschwebt
Dein Fittig; um die Verhüllten weht
Dein Athem, aus Hymenaien selbst
Ertönet dein Ruf, du leitest die Braut
In des Geliebten Umarmung,
Ihm an die Seite legst du sie!

Dritte Strofe.

Nur Thoren ſchmähen, o Himmliſche,
Den heiligen Dienſt deines Altars;
Denn freundlich den Menſchen biſt du ſtets,
Du welcheſt von ihnen nimmer.
Du lohneſt die Opfer, wie keiner je
Der herrſchenden Götter des Himmels belohnt
Des Weihrauchs duftendes Opfer.

Dritte Gegenſtrofe.

Der Götter Geſchenk, befreundeſt du
Mit ſegnender Hand der Menſchen Bruſt;
Du ſchlingeſt das Band der göttlichen,
Der Menſchen vereinenden Liebe.
Du warneſt die Stolzen, daß nimmer den Zorn
Der Götter ſie wecken, die mächtig das Glück
Ausſenden vom hohen Olympos.

Meſode.

Sorge, mächtige Sühnerin,
Wenn hernieder im Zorne blickt
Adraſteia, die Ernſte!
Göttin, du hebſt zu den Göttern das Herz,
Führſt zu den Menſchen die Götter herab,
Weckend im Herzen die Liebe.

Vierte Strofe.

Horch! es ertönt näher die ſchallende Jagd,
Das Stampfen der Roſſe, der Hunde lautes Gebell;
Von den Wäldern erklingt ſchallendes Getön;
Von den Mauern der Stadt hallet es zurück.

Vierte Gegenſtrofe.

Wirbelnder Staub hebt in die Luft ſich empor,
Es glänzt in dem Licht das Geſchoß! Der leuchtende Speer
Meleagros' entfliegt, mächtig wie der Blitz,
Den Kronion herabſendet vom Olymp.

Fünfte Strofe.

Siegesgetön! Horch! freudiger Ruf erſchallt.
Es erklingt des gewundenen Horns Siegesgeſang!
Es jauchzt die Luft, die gerettete Dryas jauchzt!
Wiederhallend kehrt die verſcheuchte
Echo zurück, mit lauterem, längerem Ruf
Meleagros zu preiſen, den Mächtigen in dem Wald.

Fünfte Gegenſtrofe.

Hoch in der Hand, ſchau! wie er empor das Haupt
Des gewaltigen Wildes erhebt! Seinem Geſchoß,
Des Helden mächtigem Arm unterlag der Feind.
Sieh, ſchon naht er. Schallet Geſänge!
Siegesgeſang erklinge mit feſtlichem Ton,
Meleagros zu preiſen, den Mächtigen in dem Streit!

Epode.

Meleagros, Heil! Preis dem Gewaltigen!
Dir entgegen ruft lauten Jubel das Volk,
Und die Nymfen des Walds preiſen den Mächtigen,
Der den Feind, den wilden Zerſtörer,
Todt hinſtürzte mit mächtigem Wurf
Des ſchweren glänzenden Eiſens.

Johann Wilhelm von Archenholz

ward am 3. September 1745 zu Langenfurth vor Danzig geboren, erhielt ſeine Erziehung im Cadettenhauſe zu Berlin und trat ſchon ſehr früh (1760) als Offizier in der preußiſchen Armee ein, wo er dem ſiebenjährigen Kriege beiwohnte. Später erhielt er jedoch ſeinen Abſchied als Hauptmann wegen ſeiner Spielſucht und durchreiſte nun faſt ganz Europa, erfreute ſich jedoch nicht des beſten Rufes. Er wußte indeſſen ſeine Reiſen vortrefflich zu benutzen, da es ihm nicht an vielfachen Kenntniſſen fehlte, und trat als gefälliger und gewandter hiſtoriſcher und politiſcher Schriftſteller zu einer Zeit auf, wo ein ſolcher ſehr willkommen ſeyn mußte, da es im Ganzen an Männern fehlte, welche jene Gegenſtände angenehm in deutſcher Sprache zu behandeln wußten. Er lebte nun abwechſelnd in Dresden, Berlin, Leipzig und Hamburg, kaufte ſich ſpäter ein Gut (Oyendorf) in der Nähe der letzteren Stadt und beendete hier ſeine Tage am 28. Februar 1812.

Von ihm erſchienen:

Literatur und Volkerkunde. Deſſau und Leipzig, 1782—91. 10 Jahrgänge.
England und Italien. — Neue Aufl. Leipzig, 1787. 5 Bde.
Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. N. A. Berlin, 1792. 2 Bde.
Annalen der brittiſchen Geſchichte. Mannheim und Hamburg, 1789—98. 20 Bde.
Kleine hiſtoriſche Schriften. Berl. 1791.
Minerva, ein Journal, 1792—1812. — Seit 1812 fortgeſetzt von D. F. A. Bran, ſeit 1832 von D. F. Bran.
Miscellen zur Geſchichte des Tages. — 2 Bde. Hamburg und Göttingen, 1795.
Geſchichte Guſtav Waſa's. Tübingen, 1801.
Ueberſetzungen, kleinere Aufſätze u. ſ. w.

v. A. erfreute ſich ſeiner Zeit großen Beifalls. Scharfblick, Darſtellungstalent, Lebens- und Menſchenkenntniß, Geſchmack und Reinheit der Sprache ſind ihm eigenthümlich, aber er iſt nicht immer gerecht und unparteiiſch, wodurch er leicht in Einſeitigkeit verfällt und mitunter unzuverläſſig wird. Seine Reiſebeſchreibung (England und Italien) und ſeine Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges galten lange als Meiſterwerke, bis ſie durch beſſere und vorzüglich treuere Darſtellungen verdrängt wurden. Vorzüglich wußte A. den Ton des Tages zu treffen. Wir theilen als Probe ſeiner Art und Weiſe eine Skizze la Fayette's mit, welche jetzt ein neues Intereſſe hat, da die Zeit nun ſelbſt den Maßſtab zu einer richtigen Würdigung derſelben darreicht.

Vgl. England und Italien. Th. 5. S. 223.—S. 247.
Merkel. Skizzen aus meinem Erinnerungsbuch. Heft 3. S. 248.
Liter. Converſationsblatt. 1821. Nr. 255. 258. 262.

La Fayette. *)

Die Geſchichte zeigt uns keine Revolution, ohne groſſe Männer. Es iſt nicht genug, daß das Maas der Unterdrückung eines Volks voll iſt, daß eine Nation bis zu der Geiſtesreife und der Macht gediehen, wo ſie fähig iſt, Vorurtheile zu beſiegen, und ſclaviſche Feſſeln zu zerbrechen. Mein. Wenn die Deſpotie und ein Zuſammenfluß von Umſtänden die Keime einer Revolution auch wirklich entwickelt haben, und alles zu einem glücklichen Erfolg ſich bereit zeigt, ſo kann ſie dennoch ohne auſſerordentliche, mit ſeltnen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens begabte Männer nicht ausgeführt werden. Fehlen dieſe Männer, ſo wird die verſuchte Anſtrengung des Volks unterdrückt, und man ſpricht von einer gedämpften Rebellion; geleitet aber durch Weisheit und Muth wird dieſe Anſtrengung durch Erfolg gekrönt, und ſo führt ſie zu einer Revolution. Ohne Brutus und Collatinus wären die Tyrannen von den ewig berühmten ſieben Hügeln nicht verjagt worden; eine Vertreibung, die den Grund zu der Gröſſe Roms legte. Ohne einen Cromwell hätten die Engländer noch lange nicht über ihre Freyheit nachgedacht, und hätten höchſt wahrſcheinlich ihre glorreiche Revolution von 1688 nicht vollzogen; ſo wie die Amerikaner uns gewiß nicht das groſſe Schauſpiel einer gewaltſamen Befreyung von dem ſo mächtigen Mutterlande gegeben hätten, wären nicht, ohne die erhabenen Patrioten von minderer Gröſſe zu nennen, Waſhington und Franklin ihre Führer geweſen.

Mit eben ſolchem Rechte kann man behaupten, daß die Revolution in Frankreich ohne Mirabeau nicht vollbracht worden, und ohne la Fayette nur von ſehr kurzer Dauer geweſen wäre. Der erſtere wirkte mächtig, bald durch ſeine Beredſamkeit, bald durch ſein Beyſpiel, und wußte ſeinen Starkmuth auch den neuen Geſetzgebern mitzutheilen; und nichts geringers als la Fayettes Seelengröße, Geiſtesgegenwart,

*) Aus: J. W. v. Archenholz, Minerva. Ein Journal hiſt. u. polit. Inhalts. B. 5. Febr.-Heft. 1793. Hamburg.

Kaltblütigkeit in Gefahren, Muth, gepaart mit Uneigennützigkeit und allen Tugenden, die die Menschheit veredeln, waren erforderlich, um in einer ungeheuern Stadt, die das Schicksal des Reichs bestimmte, wo Ueppigkeit im höchsten Maaße herrschte, und wo nun auf einmal ein zügellos gewordener zahlloser Pöbel Titanen ähnlich stürmte, den gewaltsamen Durchbruch der Freyheit in gewissen Schranken zu halten, und dadurch den Provinzen des Reichs Zutrauen einzuflößen. Ohne la Fayette hätten auch die Greuelscenen in Versailles einen andern weit schrecklichern Ausgang gehabt. Nur allein seine unbegränzte Thätigkeit, seine unbesiegbare Standhaftigkeit, das Beyspiel seiner Tugenden und seines Patriotismus, die großmüthige Aufopferung seiner Gesundheit und seines Vermögens, retteten das Leben vieler Tausende, sicherten Paris gegen Plünderung, und selbst das Reich gegen die Greuel einer sich allmählig nähernden Anarchie. Dieser Mann, der erste Bürger Frankreichs, den alle unbefangene und unterrichtete Menschen in seinem Vaterlande und im Auslande verehren, der bey den Griechen und Römern Altäre verdient hätte, und den die späteste Nachwelt unter der kleinen Anzahl wahrer Helden setzen wird, schmachtet jetzt wie ein Missethäter im Kerker.

Die hier angeführten Tugenden, Talente und Aufopferungen werden selbst von seinen grausamsten Feinden nicht geleugnet; denn sie gründen sich auf offenbare, von Tausenden gesehene, noch in jedermanns Gedächtniß schwebenden Thatsachen, die alle Zweifel heben müssen. Auch ließen seine barbarischen Ankläger, an deren Spitze der größte Böswicht Frankreichs stand, der Beschützer der entmenschten Mörder in Avignon, der Stifter so vieler Tumulte, Ungerechtigkeiten und Mordspiele, der Urheber der Canibal-Scenen am 2. September, das moralische Ungeheuer Robespierre, alle obigen Puncte unberührt, und schränken sich allein auf die Beschuldigung einer spätern Verrätherey ein.

La Fayette hatte die überaus schwere Kunst verstanden, bloß durch sein Betragen, durch die theoretische Aeusserung und practische Ausübung edler Grundsätze, ohne alle Kunstgriffe, sich zu gleicher Zeit die Achtung der National-Versammlung und der Pariser Municipalität, die Verehrung der Truppen, das Vertrauen der erleuchteten Patrioten, die Liebe des Volks und der ganzen Nation zu erwerben; ja selbst der König hörte nie auf ihn zu schätzen; am wenigsten da er in den Thuillerien im Jahr 1791 als ein Gefangener der Aufsicht dieses Generals überlassen war, und wo der edle Mann auch diese so schwere Pflicht zu jedermanns Zufriedenheit erfüllte. Nur allein die Jacobiner, von denen er sich entfernt hielt, obwohl es zwischen beyden Partheyen noch zu keiner Kriegserklärung gekommen, waren ihm nicht hold, so wie sich auch bey den National-Garden schon damals der Brauer Santerre, der sogenannte Mord-General des 2. Septembers, zum Rival des jungen Helden aufwarf, und, durch die Jacobiner unterstützt, auch Anhänger fand.

Sobald der König die Constitution angenommen hatte, legte la Fayette seine Oberbefehlshaberstelle bey der Pariser National-Garde nieder, und begab sich aufs Land. Sein Vermögen, das vor der Revolution in 200,000 Livres Einkünften bestanden hatte, war durch seinen nöthigen Aufwand, als General, da er alle Tage vierzig Officiere, ja manchmal bis auf fünfhundert Personen an seiner Tafel hatte, und durch seine Großmuth, die sich auf alle Unglücklichen erstreckte, welche sich ihm näherten, am Ende des Jahres 1791, als er seine Ober-Commandanten-Stelle niederlegte, bis auf 18,000 Livres Einkünfte geschmolzen. Diese seine Lage rief die Patrioten zur Dankbarkeit auf. Es ward vorgeschlagen, ihm den Pallast der Militairschule am Föderationsfelde als ein National-Geschenk zu übergeben, seine Töchter als Kinder des Vaterlandes zu adoptiren, und sie sodann auf eine der Großmuth einer mächtigen Nation würdige Art auszusteuern. La Fayette aber verwarf standhaft alle diese Anträge, und alle Beredsamkeit seiner Freunde, die sich auf die Beyspiele eines Marlborough und Chatham beriefen, grosse Männer, die nicht die Belohnung ihres Vaterlandes ausgeschlagen hatten, war vergebens. Der französische Patriot wollte allein dem Muster seines erhabenen Lehrers und Freundes, des Americanischen Cincinatus, folgen. Man erinnerte ihn, daß dieser sein Freund in der Sache der Freyheit sein Vermögen nicht aufgeopfert, und daß er keine Kinder hätte. La Fayette sagte, sein noch übriges Vermögen sey größer, als seine und der Seinigen Bedürfnisse, und daß er im Grunde reicher wäre, wie jemals, weil er den Luxus besäße, den er am meisten gewünscht hätte, nämlich bürgerliche und Religions-Freyheit. Er verkaufte alle seine Güter, und behielt nichts, als einen alten Familiensitz in Auvergne, wo er mit seiner Familie hinzog und wo er sich dem Landbau zu widmen beschloß. Ja er wollte durch sein Beyspiel auch ein Lehrer des französischen Volks in dem so wenig in Frankreich vervollkommten Ackerbau werden; er verschrieb deshalb zwey englische zum Landbau und Gartenbau bestimmte Familien, aus England nach Auvergne; und hier war seine Absicht unter dem Schatten der von ihm selbst gepflanzten Bäume sein Leben in der Freyheit zu geniessen, zu deren Gründung er so viel beygetragen hatte; ein Ort, den, wie er sagte, er nicht verlassen wollte, es wäre denn, sein Vaterland gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen.

Sein ruhiges Leben aber, das die Schmähungen der Jacobiner nicht zu unterbrechen vermochten, war nur von kurzer Dauer. Der ausbrechende Krieg rief ihn ins Feld an der Spitze eines Heeres. Dies geschah im März 1792. Noch waren seine Tugenden bloß von Böswichtern und besoldeten Marktschrierern angefochten worden. Noch wurde er bey Hofe so wie vom Pöbel geehrt. Noch stand seine Büste, ein Geschenk der Americaner, in dem Rathssaal der Hauptstadt. Noch arbeiteten die Künstler an so prächtig als sinnreichen National-Geschenken, die man ihm bestimmt hatte. Noch wurde sein Name mit Verehrung in allen Provinzen des Reichs genannt, wie zahllose Adressen bezeugten. Noch priesen ihn mit sehr geringer Ausnahme fast alle Journalisten. Noch besangen ihn die Dichter. Noch ertönten die Rednerbühnen im Senat so wie in den patriotischen Clubs von seinem Lobe, und alle aufgeklärte ächte Patrioten stimmten mit ein. Noch erschien er in der National-Versammlung unter lautem Beyfall. Noch legte ihm der Präsident unter andern Lobsprüchen auch den erhabenen Titel bey: Held der beyden Welten. Noch drängte sich das Volk mit Jubelgeschrey zu seinem Pallast, und begleitete ihn zu vielen Tausenden beym Abschiede mit Thränen der Liebe und des Kummers bis vor den Barrieren von Paris.

Nur ein unzweydeutiges, offenes, gleichförmiges und durchaus edles Betragen konnte eine so allgemeine Volksstimmung hervorbringen. Kaum reifte la Fayette zum Jüngling heran, so ging er heimlich nach Amerika, focht für die dortige Freyheit, studirte die Natur derselben, erwarb sich unter den Americanern eine allgemeine Hochachtung, und kam berühmt durch Erfahrung und Einsichten, mit Wunden und Lorbeern nach Frankreich zurück. War es ein Wunder, daß ein solcher Mann ein thätiger Theilnehmer an der Revolution in seinem Lande war? Aber auch hier blieb er seinem Character getreu. Keine Unbesonnenheiten, keine Schwärmereyen, kein Toben in der National-Versammlung, keine Cabalen ausser derselben, zeichneten seine Handlungen aus, destomehr aber die zweckmäßigsten Bemühungen, der eintretenden Unordnung und den mannichfaltigen Greueln zu steuern. Alle Gesetze, die auf eine ausgedehnte Freyheit seiner Mitbürger abzweckten, hatten seine herzliche Bestimmung; auch war er einer der ersten, der seine Geburt, seine Ahnenreiche Familie, so wie seinen Rang vergaß, um für die Abschaffung des Adels zu stimmen.

Obgleich mit jugendlicher Kraft und einem fast unbezwingbaren Muth ausgerüstet, war la Fayette doch einigemale in den Jahren 1790 und 1791 auf dem Punct, den Machinationen seiner Gegner unterzuliegen; Gegner, die von zwiefacher höchst verschiedener Composition waren, und hier zwar nicht gemeinschaftlich, doch auf ein Ziel losarbeiteten: die wüthenden Democraten, die den philosophischen Befehlshaber nicht zu ihrer Fahne bringen konnten, und die wüthenden Aristocraten, die seine Thätigkeit bey der Revolution verabscheuten. Beyde Theile hatten seinen Untergang geschworen, und beyde waren unerschöpflich an Erfindungen, an Kränkungen jeder Art, an Verläumdungen und persönlichen Beleidigungen, wozu endlich auch bedungene Meuchelmörder kamen, von denen einer am hellen Tage nach ihm stieß, ihm das Pferd unterm Leibe verwundete, auch festgenommen wurde, dem aber der Edle auf der Stelle verzieh. Durch Ränke aller Art aufs äusserste getrieben, resignirte er im Jahr 1791 seinen Posten als General-Commandant; allein seinem Patriotismus getreu, dem er schon so viel aufgeopfert, lies er sich noch am nämlichen Tage als gemeiner Soldat bey der Nationalgarde einzeichnen. Nur das unablässige Bitten der ganzen Pariser National-Armee überwand seinen Entschluß. Die Ränke gegen ihn wurden nun verdoppelt. So aber wie der Körper des Achill blieb der Character des la Fayette unverwundbar. Alle Pfeile prallten von einem Mann ab, der so stark wie wenige Menschen seines Jahrhunderts mit Ehre und Tugend gepanzert war.

Dieser Umstand und alle mißlungenen Anschläge ermüdeten die aristocratischen Gegner, nicht aber die wüthenden Democraten, die endlich einen höllischen Plan erdachten. Sie ließen von einem gedungenen Pöbel unter dem Vorwand, den König abzusetzen, (es war noch vor seiner mißlungenen Flucht) einen großen Tumult erregen; der Altar des Vaterlandes wurde gewaltsam in Besitz genommen; alles Bitten und alle Vorstellungen wurden verspottet, die anrückenden National-Garden mit Steinen begrüßt, mehrere Soldaten verwundet, und nun mußte der bedrängte la Fayette, dem die Wehmuth Thränen auspreßte, Feuer geben lassen, wodurch einige Tumultuanten um-

kamen. Einige meiner Freunde, di damals nahe um seine Person waren, haben diese Thränen des tiefsten Schmerzes fließen, sehen. Jetzt wurde er von den Jacobinern als ein Mörder seiner Mitbürger verschrien, und da er ein Verwandter des Bouille war, so mußte auch dieser Umstand dienen, ihn mit jenem wahrhaft verabscheuungswürdigen Verräther in eine Classe zu setzen, und ihm schwarze Complotte anzudichten. Dennoch würkten diese Beschuldigungen nur noch sehr wenig, oder eigentlich gar nicht aufs Volk; desto tiefern Eindruck aber machten sie auf das Gemüth des grossen Mannes. Nur allein das Bewußtseyn der Reinigkeit seiner Absichten, die grosse Sache seines Vaterlandes, der Beyfall der edelsten Menschen, und die fortdauernde unbegränzte Verehrung des Volks vermochten ihn, allen angewandten Bemühungen seiner Feinde zu trotzen, die ihm seine Popularität nicht verzeihen konnten. Ein auffallender Beweis dieser Popularität war, daß am Ende des Jahres 1791 nur sehr wenig Stimmen fehlten, so hätte der abwesende und damals nichts als Ruhe wünschende la Fayette bey der Wahl eines Maire von Paris über seinen Mitcandidaten, den in der Hauptstadt anwesenden, rastlos sich bewerbenden und von der ganzen Jacobinermacht unterstützten Petion den Sieg davon getragen; ein Sieg, der das Schicksal Frankreichs entschied, da ohne denselben die schrecklichen Pariser Begebenheiten des Jahres 1792 so wenig als der Königsmord nicht geschehn wären, nicht geschehn konnten; den seine Anwesenheit in Paris, oder auch nur die geringste Bewerbung zu seinem Vortheil unfehlbar entschieden hätte, und der jetzt seinem ehrsüchtigen Gegner zum Loose fiel; ein Sieg, der bloß durch die Nachläßigkeit mehrerer tausend an la Fayette hängender Wahlbürger veranlaßt wurde, die, durch seine gänzliche Unthätigkeit und Sorglosigkeit bey der Wahl irre gemacht, sich nicht zum Stimmen eingestellt hatten.

Es schien, als ob die Häupter der Jacobiner, als die eigentlichen Gegner des la Fayette, nunmehr verzweifelten, ihn zu Boden reissen zu können, da sie nun aber diesen mit der Volksliebe zu sehr begabten Mann zu ihren Absichten durchaus nöthig glaubten, so blieb kein Mittel unversucht, ihn zu gewinnen; und noch im März 1792, als er auf kurze Zeit nach Paris kam, wurde deshalb ein neuer Versuch gemacht. Laute Verachtung war die moralisch preißwürdige, vielleicht aber unpolitische Antwort eines Mannes, der, von allen Augen beobachtet, auf einer dornichten Laufbahn nie anders als nach den Grundsätzen der Rechtschaffenheit und Tugend gehandelt hatte und auch so forthandeln wollte; und nun reiste er nach Metz, um das Commando seiner Armee zu übernehmen.

Von diesem Augenblicke an war sein Untergang unwiderruflich beschlossen. Kein Sitzungstag verging im Jacobinerclub zu Paris, wo nicht von den Demagogen Robespierre, Marat, Carra, Collot, Brissot, Merlin, Chabot, Duhem, Thuriot und andern verworfenen Menschen dieser Race laute Verwünschungen gegen ihn ausgestoßen, und er, der offene, freymüthige la Fayette, als der treuloseste aller Verräther, und als das gröste Ungeheuer auf Erden aufgestellt wurde. Der Scheingrund dazu war der, daß er bey seiner Anwesenheit in Paris aus Wohlstand mehreremale im Pallast der Thuillerien gewesen, und der König, der ihn hochachtete, und hochhalten mußte, ihm eben keine Beweise des Hasses gegeben hatte. Nunmehr fingen auch die Jacobinischen Mitglieder in der National-Versammlung an, la Fayette zu verläumden; ein gleiches geschah in den Versammlungen der Municipalität und der Sectionen, ohne jedoch die geringsten Beweise anzuführen; auch thaten es die hosenlosen Zeitungsschreiber: selbst der Jacobiner Condorcet, der die Societät fürchtete, schämte sich nicht, auch in diesen Ton mit einzustimmen. Hiezu kamen noch die Beredsamkeit der Straffenredner, die Adressen ans Volk, und die Gassenlieder.

La Fayette achtete alles dieses nicht; allein nun nahmen die Jacobinischen Minister das Staatsruder in die Hand, und jetzt fing sein Unglück an. Er erhielt Befehl zum Aufbruch, und seiner Armee fehlte alles; sie hatte kein Brod, keine Fourage, kein Pulver, keine Pferde; weder die Gewehre noch die Kanonen waren in hinreichender Anzahl vorhanden; ja nicht einmal Schuhe hatten die Soldaten, und der Krieg fing erst an. Der Feldherr überwand jedoch anfangs alle diese unübersteigbar scheinenden Schwierigkeiten, setzte sich in Marsch und betrat das feindliche Land. Der Mangel wurde immer grösser und immer fühlbarer und die Kriegsminister, sowohl Graves als sein Nachfolger Servan, beyde eifrige Glieder des hosenlosen Bundes, hatten nicht den mindesten Willen, seinen Bedürfnissen abzuhelfen, damit die Jacobiner in der National-Versammlung desto leichter ihn einer absichtsvollen Unthätigkeit und boshaften Verrätherey anklagen konnten. In dieser schrecklichen Lage schickte la Fayette seinen Adjutanten la Colombe nach Paris, um von den Machthabern das der Armee Nöthige als eine Gunst zu erflehen; allein dieser Adjutant erhielt kein Gehör. Ich befand mich mit ihm in Gesellschaft wo er das grausame Schicksal seines Generals bejammerte, und anführte, daß la Fayette jetzt keinen andern Wunsch hätte, als durch eine feindliche Kugel nur bald sein Leben zu endigen.

Das Geschrey über seine sogenannte treulose Unthätigkeit wurde immer grösser, und doch vermochten seine Gegner damals noch nicht durchzudringen, als diese, unterstützt von den beyden vornehmsten Pariser Magistrats-Personen, Petion und Manuel, im Monat May, die Büste des la Fayette aus dem Rathssaal wegschaffen wollten. Petion hatte dabey allen seinen Credit aufgeboten, und Manuel alle seine Intriguen zu Hülfe gerufen, aber zu ihrer Kränkung vergebens. Noch siegte die Tugend. Bald nachher ereigneten sich die Scenen am 20. Juny, die bekanntlich den Feldherrn bewogen, seine ohnehin zur Unthätigkeit bestimmte Armee auf wenige Tage zu verlassen, und vor den Schranken der National-Versammlung über die Jacobiner und ihre bösen Entwürfe laute Klagen zu führen. Wie groß mußte das Bewußtseyn, tadelfrey gehandelt zu haben, bey diesem Manne seyn, der es wagte, mitten unter seinen mit aller Macht bewaffneten Feinden zu erscheinen, und auf seine Unschuld zu trotzen? Er gieng aus der National-Versammlung ganz allein, ohne alle Begleitung durchs Volk nach den Thuillerien, um den König, als das constitutionsmäßige Oberhaupt des Reichs, in seinem leidenden Zustande zu trösten. Höchstwahrscheinlich hielt er den Monarchen für patriotisch gutgesinnt, und glaubte noch nicht an die hernach bekannt gewordenen, und wahrlich übelausgesonnenen Machinationen des Hofes; wenigstens konnte er demselben nicht die Schuld der Unthätigkeit und des bey allen Armeen herrschenden grossen Mangels geben, da die volle Macht, diese Hindernisse zu heben, ganz allein von den Jacobinischen Ministern abhing.

Man bittet die Leser, auf diesen höchstwichtigen Umstand wohl zu achten, der, unterstützt von den bekanntesten Thatsachen, der allgemeinen Behauptung geradezu widerspricht, als wäre zur bessern Führung des Kriegs die Regierungsänderung eine absolute Nothwendigkeit gewesen.

„Warum thaten denn die mit aller Gewalt, so wie mit Anweisungen auf die Schatzkammer reichlich versehenen, und mit dem Zutrauen der National-Versammlung begabten Minister in Zeit von viertehalb Monaten, von der Mitte des März bis Ende des Juny, nichts, gar nichts?"

„Warum wurde dem Mangel an allen Feldbedürfnissen weder bey la Fayettes, noch bey Luckners Armee in dieser langen Zeit nicht abgeholfen?"

Auch die Arme des Rochambeau hatte Mangel an allem, und da dieser Feldherr vor seinen unwürdigen Gegnern nicht kriechen wollte, so wurde er mit proscribirt, und durch die empfindlichsten Kränkungen gezwungen, seinen Posten zu resigniren. Luckner versuchte sich leidend zu verhalten; die Klagen über den Mangel bey seiner Armee waren gemäßigt, so groß auch sein Verdruß über den schlechten Zustand seines Heeres und die dadurch erzeugte Unthätigkeit war. Die bösen Absichten des Hofes hielten doch die Minister nicht ab, das Nöthige anzuschaffen und transportiren zu lassen? Nichts aber von allen diesen so unumgänglich nöthigen Maaßregeln geschahe; denn es war der tiefgelegte Plan der Republiktlustigen Demagogen, selbst bey dem gefahrdrohenden Anzuge der deutschen Heere, diese Unthätigkeit allenthalben zu unterhalten, um desto leichter, desto überzeugender und lauter über die Verrätherey der Feldherrn zu schreyen, la Fayette und andere Jacobinische Feinde, deren Widersetzung man fürchten mußte, auferfern, und hernach die Constitution vernichten zu können. Hier war der Prospect der Ausführung von Lieblings-Entwürfen und die Süßigkeit der Rache mächtig vereinigt. Dieser Zweck wurde auch vollkommen erreicht.

La Fayette, mit allem Nöthigen ausgerüstet, wäre an der Spitze der Freyheits-Soldaten der fürchterlichste Feind für Deutschlands Beherrscher gewesen. Es waren von ihm keine dictatorische Freyheits-Vorschriften in Belgien, keine Stiftungen von auswärtigen Clubs, keine politische Nothzüchtigungen, keine gewaltsame Aufpflanzung von Freyheits-Bäumen, keine beleidigende Preßfreyheiten, keine Brandschatzungen freundschaftlicher Städte zu erwarten; wohl aber ein Verfahren, das, von anschaulichen Dingen begleitet, den Verstand besiegt, und die Herzen denkender und undenkender Menschen unwiderstehlich bezwungen haben würde.

Und dieser Mann wurde des Hochverraths beschuldigt? Das heißt: Ein exemplarisch tugendhafter, höchst uneigennütziger, gnügsamer und bis zum Romanhaften edelmüthiger Mann wäre auf einmal ein Böswicht geworden; ein nach wahrer Ehre ringender, und ihr allein huldigender Mann hätte alle seine Grundsätze verläugnet, alle seine in zwey Welttheilen erworbenen Lorbeern befleckt, um ein Verbrecher zu werden; um die schwerste aller nur denkbaren Unternehmungen auszuführen: den Aristocratismus in Frankreich wieder herzustellen, als worauf es eigentlich angesehn war. Und sein grosses Ziel, wenn das un-

wohl Eduards weiblich-zärtliche Art Gefallen zu erwecken, aber sie ist nicht imstande, ihn zu fesseln, und so wird sie, als sie ihn wirklich liebt, von ihm verlassen und geht an dem Schmerze zugrunde.

Auf solche Novelle hat auch, wie sich in Goethes auf uns gekommenen Briefen an Arnim zeigt, Goethe gewartet, und wie er von der Erscheinung der Novelle an sie mit Interesse las, so hat er auch, wie Arnim sagt, mehrere Jahre an ihrer Vollendung gearbeitet. Aber sie ist nicht vollendet worden, und wir können uns nicht wundern, daß Goethe, der sich in seinen Romanen immer bestimmte Aufgaben stellte, diese auch in seinen Novellen nicht aufgab, und daß er, wenn er sie nicht lösen konnte, sie lieber ungelöst ließ, als daß er sich mit einer Lösung begnügte, die ihn nicht befriedigte. Wie sehr Goethe sich mit dieser Novelle, die sonst nicht viel Anklang fand, beschäftigte, ist daraus zu ersehen, daß er sie auch seinem Freunde Zelter vorlas, und daß Zelter ihm Vorschläge machte, wie sie zu vollenden sei. Goethe hat sie nicht benutzt, aber sie zeigen, daß er sich mit dem Gedanken getragen hat, sie zu vollenden. Wenn Arnim sagt, daß Goethe sie nicht vollendet habe, weil er sich nicht entschließen konnte, Ottilie sterben zu lassen, so ist das nicht richtig. Goethe hatte Ottilie sterben lassen, wenn er sie vollendet hätte, und sie ist nicht gestorben, weil er sie nicht vollendet hat.

Arnim hat seine Novelle Goethe zum Lesen gegeben, und Goethe hat sie gelesen, aber sie hat ihn nicht befriedigt. Er hat sie nicht vollendet, weil er sie nicht vollenden konnte, und er hat sie nicht vollenden können, weil sie ihn nicht befriedigte. Arnim hat sie nicht vollendet, weil er sie nicht vollenden konnte, und er hat sie nicht vollenden können, weil sie ihn befriedigte. Goethe und Arnim sind eben ganz verschiedene Naturen.

Arnim gegen Goethes Art:

Die Wahlverwandtschaften. 1809.
Die Novelle. 1828.
Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden. 1821.
Wilhelm Meisters Lehrjahre. 1795.
Dichtung und Wahrheit. 1811—1833.
Die Metamorphose der Pflanzen. 1790.
Farbenlehre. 1810.

Johann Christoph Arnim Freiherr von Arnim

auch von Collenberg, geboren 1773 zu Bärwalde, gestorben 1831 zu Berlin, studierte in Halle und Göttingen, war seit 1798 Landrat in Heinrichau, dann Landrat in Frankfurt a. O., 1809 Departementsrat und Mitglied der Immediatkommission in Königsberg, 1810 Präsident der Kammer und Direktor der Bank in Berlin, seit 1811 Minister, verließ am 24. Oktober mit Hardenberg den Staatsdienst, lebte auf seinen Gütern, seit 1814 in Berlin, wo er 1827 Mitglied des Staatsrats wurde und 1829 von der Hofbühne das Lustspiel Auguste von Hohenthal gab. Er war seit 1. Dezember 1831 tot.

Arnim gegen Goethes Art:

Die Wahlverwandtschaften. 1809.
Die Novelle. 1828.
Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden. 1821.
Wilhelm Meisters Lehrjahre. 1795.
Dichtung und Wahrheit. 1811—1833.
Die Metamorphose der Pflanzen. 1790.
Farbenlehre. 1810.

Mitteilungen aus Goethes Leben und Umgebung. Weimar, 1851.
Mitteilungen aus Goethes Leben und Umgebung. Neue Folge. Weimar, 1885.
Goethe-Jahrbuch. Frankfurt a. M., 1880—1885.
Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Frankfurt a. M., 1886—1888.
Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin, 1889—1895.
Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Weimar, 1896—1900.
Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Frankfurt a. M., 1901—1902.

Die Bände der Goethe-Jahrbücher sind auf den Seiten der Mitteilungen mit den Buchstaben der Reihenfolge bezeichnet, also A, B, C, D, E, F, G, H, I, K, L, M, N, O, P, Q, R, S, T, U, V, W, X, Y, Z, AA, BB, CC, DD, EE, FF, GG, HH, II, KK, LL, MM, NN, OO, PP, QQ, RR, SS, TT, UU, VV, WW, XX, YY, ZZ, AAA, BBB, CCC, DDD, EEE, FFF, GGG, HHH, III, KKK, LLL, MMM, NNN, OOO, PPP, QQQ, RRR, SSS, TTT, UUU, VVV, WWW, XXX, YYY, ZZZ, AAAA, BBBB, CCCC, DDDD, EEEE, FFFF, GGGG, HHHH, IIII, KKKK, LLLL, MMMM, NNNN, OOOO, PPPP, QQQQ, RRRR, SSSS, TTTT, UUUU, VVVV, WWWW, XXXX, YYYY, ZZZZ.

Bernhard Christoph Arnim

auch von Cl. Tod 1754 zu Homburg geboren, erhielt eine gute, auch den Naturwissenschaften Raum gebende Erziehung, studierte in Halle und Göttingen, wurde 1777 Kammerjunker, 1778 Hofrat, 1779 Geheimer Kammerrat, 1781 Geheimer Rat, 1787 Präsident der Kammer, 1788 Direktor des Kammergerichts, 1789 Vizepräsident des Oberappellationsgerichts, 1790 Präsident des Kammergerichts, 1798 Präsident des Oberappellationsgerichts, 1799 Präsident des Kammergerichts, 1800 Präsident des Oberappellationsgerichts, 1803 Präsident des Kammergerichts, 1804 Präsident des Oberappellationsgerichts, 1806 Präsident des Kammergerichts, 1808 Präsident des Oberappellationsgerichts, 1809 Präsident des Kammergerichts, 1810 Präsident des Oberappellationsgerichts, 1811 Präsident des Kammergerichts, 1812 Präsident des Oberappellationsgerichts, 1813 Präsident des Kammergerichts, 1814 Präsident des Oberappellationsgerichts, 1815 Präsident des Kammergerichts, 1816 Präsident des Oberappellationsgerichts, 1817 Präsident des Kammergerichts,

Ernst Moritz Arndt

ward am 26. December 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen geboren, machte, nachdem er seine Studien geendet, eine größere Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien und ward darauf im Jahre 1803 Adjunct, 1806 aber außerordentlicher Professor in der philosophischen Facultät an der Universität zu Greifswalde. Früher Napoleon's Lobredner, sah er bald, welche Knechtschaft durch ihn dem deutschen Lande drohe, und trat nun so entschieden, kräftig und kühn gegen denselben auf, daß er sich 1808 genöthigt sah, um sich vor den Verfolgungen zu retten, sein Heil in einer Flucht nach Schweden zu suchen. Zur Zeit des Völkerkrieges kehrte er zurück und trug nicht wenig durch seine Schriften wie durch sein eigenes Beispiel dazu bei, die Deutschen zum Kampfe zu entflammen. 1818 ward er ordentlicher Professor der Geschichte in Bonn, sah sich jedoch kurz darauf in demagogische Untersuchungen verwickelt, welche ihm die Lehrfreiheit raubten. — Er ward indessen freigesprochen.

Außer vielen politischen und patriotischen Flugschriften, welche A. während des Befreiungskrieges gleichsam als Boten der Freiheit unter das Volk sendete, lieferte er:

Reise durch einen Theil Deutschlands, Italiens und Frankreichs. Leipzig, 1800 ff. 6 Thle.
Ueber die Freiheit der alten Republiken. Greifswalde, 1800.
Germanien und Europa. Altona, 1803.
Gedichte. Rostock, 1804. N. A. Frankf. 1818.
Der Storch und seine Familie. Trag. Greifswalde, 1804. N. A. 1815.
Fragmente über Menschenbildung. Alt. 1805—19. 3 Thle.
Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache. Rostock, 1805.
Reise durch Schweden. Berlin, 1806. 4 Thle.
Geist der Zeit. 1806—1818. 4 Thle.
Briefe an Freunde. Alt. 1810.
Einleitung zu historischen Characterschilderungen. Berlin, 1810.
Glocke der Stunde. Königsberg, 1812.
Historisches Taschenbuch für 1813 und 1814. S. Petersburg und Königsberg.
Ueber die Franzosen und über uns. 1813. 1814.
Lieder für Deutsche. 1813.
Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte. Leipzig, 1814.
Kriegslieder und Wehrlieder. Frankfurt, 1815.
Der Wächter. Köln, 1815. 3 Thle.
Mährchen und Jugenderinnerungen. Berl. 1818.
Erinnerungen aus Schweden. Berlin, 1819.
Nebenstunden. Leipzig, 1826.
Christliches und Türkisches. Stuttgart, 1828.
Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande. Leipzig, 1831.
Mehrere Ueberschriften u. s. w. Leipzig, 1831 u. s. w. u. s. w.

Wir wüßten nicht leicht einen Mann zu nennen, der mehr die Achtung und Verehrung seiner Landsleute verdiente, als Ernst Moritz Arndt, obwohl ihm seine Gegner vorwerfen, er sei in den letzten Jahren nicht mit der Zeit fortgeschritten. In seinen Reisen und wissenschaftlichen Werken zeigt sich die höchste Wahrheitsliebe und Treue, verbunden mit Scharfblick, Klarheit, ausgebreiteter Kenntniß, Lebenserfahrung und tiefer Bildung, geschmückt durch die edelste und kräftigste Sprache. Seine Feder war in jenen Zeiten des wogenden Kampfes ein scharfes, zweischneidiges Schwert; seine siegverkündenden, glühenden Lieder haben manches deutsche Herz zu freudiger, heldenmüthiger That begeistert, und A. ist einer von den wenigen Schriftstellern, die sich stets treu geblieben sind in ihrem ernsten und heiligen Bestreben für das Gute, Wahre und Große. Sein Geist der Zeit, ein Meisterwerk, erregte bei seinem Erscheinen ungeheures Aufsehn.

In Arndt's dichterischen Werken findet sich die zarteste Innigkeit mit der reichsten Phantasie, dem wärmsten und reinsten Gefühle für die edelsten Interessen der Menschen, kindlicher Einfachheit und einer schönen und ernsten Sprache verschwistert. — Wenn wir einige seiner früheſten Lieder und aus seinen prosaischen Leistungen nur ein trauliches Mährchen mittheilen, so geschieht das, um etwas allgemein Ansprechendes zu geben. — Seine patriotischen Dichtungen leben im Munde des Volkes; seine wissenschaftlichen und politischen Schriften sind nicht Allen zugänglich und verständlich; in die Unschuld der Kinderjahre wird sich aber Jeder gern durch diesen echt deutschen Mann zurückgeführt sehn. — Wer mehr von ihm zu lesen wünscht, wird es auch zu finden wissen. —

Lebenslied.

Steh und falle mit eignem Kopfe!
Thu' das Deine und thu' es frisch!
Besser stolz an dem irdnen Topfe,
Als demüthig am goldnen Tisch.
Höhe hat Klippe,
Weltmeer hat Riffe,
Gold hat Kummer und Schlangengezisch.

Bau Dein Nest, weil der Frühling währet,
Lustig bau's in die Welt hinein!
Heil der Himmel sich droben kläret,
Drunten duften die Blümelein.
Wagen gewinnet,
Schwäche zerrinnet.
Wage! dulde! die Welt ist Dein.

Steh nicht horchend, was Narren sprechen;
Jedem blüht aus der Brust sein Stern.
Schicksal webet an sing'schen Bächen,
Feigen webet es schrecklich fern.
Steige hinnieder!
Fasse die Hyder!
Starken folget das Starke gern.

Wechselnd geht unter Leid und Freuden
Nicht mitfühlend der schnelle Tag.
Jeder suche zum Kranz bescheiden,
Was von Blumen er finden mag.
Jugend verblühet,
Freude entfliehet:
Lebe! halte! doch lauf nicht nach.

Des Knaben Segen.

Wir haben den Knaben ins Gras gelegt.
Wie der Schelm sich lustig bewegt!
Wie er strebet mit Händen und Füßen!
Will mit Gewalt hinein in den süßen
Taumel, der um ihn summt und schwirrt.
Wie ihm das Auge lebendig wird!
Läßt es in der Entzückung schweifen
In des Lichts unermeßlichem Blau;
Möchte alles so gern genau
Mit den Fingern und Augen greifen,
Möchte in das fröhliche Leben
Mit den Schwalben und Bienen schweben,
Möchte sich stürzen nimmersatt
In der Welten unendliches Bad. —

Kleiner Unschuldiger, halte still!
Dein Geschlecht kann nicht, was es will.
Ach! wie schimmert Dir, süßer Knabe,
In dem Blick die gefährliche Gabe,
Alles zu fassen mit inniger Lust,
Alles zu ziehen in die Brust!
Wirst den unendlichen Durst nicht stillen,
Wirst die unendliche Brust nicht füllen.

Spiele denn die fröhliche Zeit,
Ehe der Lenz mit den Blumen verſchneit,
Ehe die ſüße Nachtigall ſchweigt
Und der Sommer mit Wettern feucht.
O wie wird's dann dem Buſen enge!
Wie iſt auf dem Wege ſo heiß das Gedränge!
Ein ewig Fluchen und Stoßen und Treiben —
Kannſt nicht fliehen und kannſt nicht bleiben,
Darfſt nicht lieben und ſollſt nicht haſſen:
Wo ſoll das geängſtete Herz ſich laſſen?
Flehend ſuchet das Aug' umher,
Wie der Wehrloſe nach dem Speer:
Sehnſt Dich hinaus aus dem wilden Getümmel
Unter der Kindheit freundlichen Himmel,
Zu dem Steckenpferde, zum Ball;
Wünſcheſt, daß in der ſchönen Erde,
Ferne von Sonne und Vogelſchall,
Dir die Ruhe gegraben werde.

Wir haben den Knaben geſetzt auf die Bühne,
Worauf er künftig ſpielen ſoll.
Es gehe dem Unſchuldigen wohl!
Wir vertrauen ihn Dir, Erde, Du grüne!
Dir, leuchtender Himmel! liebevoll.
Wollet ihm kindlich das Herz bewahren
In der Verſchuldung böſen Jahren!
Wollet ihn machen liebereich!
So bleibt das Herz ihm fromm und weich.
Großes Schickſal, das mächtig waltet
Und das Leben verborgen geſtaltet,
Nimm die lächelnde Unſchuld hin!
Geſund iſt ſein Leib, geſund ſein Sinn,
Iſt in ſüßer Liebe gebohren:
Laß ihn freundlich führen die Horen.

Wir haben zu den Göttern gebetet,
Drum leiſe um das Kindlein tretet.
Er iſt von Himmel und Erde geſegnet,
Vom Schickſal, das uns ſtill begegnet.
Drum weicher, als des Kranken Kiſſen,
Sei um die Kindheit das Gewiſſen.
Sie gleichet wohl dem ſüßen Mai,
Liebt ſüße Geſänge, doch kein Geſchrei,
Mag ſtill ſchauend in Blumen liegen
Und läßt ſich ſpielend in Schlummer wiegen.

Der Knabe und die Jungfrau.

Der Knabe ſprach zur Jungfrau ſchön
Nach ſüßem Liebesſcherz:
„Horch! ſchon die Morgenlüfte wehn,
Süß Lieb', ich muß von hinnen gehn;
Leb wohl, Du trautes Herz!"

Die Jungfrau zu dem Knaben ſprach:
„Iſt Dir das Bleiben Müh?
Noch ſtreifet nicht den Oſt der Tag,
Noch rufet nicht der Finkenſchlag;
Was eileſt Du ſo früh?"

Die Jungfrau zu dem Knaben ſprach:
„Wird Dir die Luſt ſchon alt?
Wie oft Dein Herz an meinem lag,
Wann ſchon mit Licht der rothe Tag
Guckt' in den grünen Wald?"

„Ach! Jungfrau! ſüße Jungfrau ſchön!
Die liebe Mutter ſchilt:
Was thuſt Du, Knabe, früh aufſtehn?
Sieh! Deine Wangen Dir vergehn;
Siehſt wie ein Jammerbild.

Ach! Jungfrau! ſüße Jungfrau ſchön!
Der Tag iſt heiß und lang
Und keinen Schlaf die Augen ſehn;
Ich muß des Vaters Schwade mähn,
Er hat mirs keinen Dank.

Zwar ſüß iſt Schlaf im Sternenſchein
Hier in dem grünen Wald,
Wann küſſet mich Dein Mündlein fein,
Wann mir Dein Brüſtlein weiß und rein
Wie Schnee entgegen wallt.

Doch ſüßer wär' es tauſendmal
Im eignen Kämmerlein,
In ſtiller Nacht, bei'm Sonnenſtrahl,
Du meine Braut, ich Dein Gemahl,
Uns ſüßer Luſt zu freu'n."

„Willſt Du im eignen Kämmerlein
Nun ſchlafen gern bei mir,
So ſoll noch heute Hochzeit ſeyn,
So lieg ich in dem grünen Hain
Das letzte Mal bei Dir."

„Mein Kind, wie kann die Hochzeit ſeyn?
Wir ſind ja nicht bereit.
Wie laden wir die Gäſte ein?
Wo nehmen wir den Hochzeitwein?
Und wo Dein Ehrenkleid?"

„Die Gäſte längſt geladen ſind
Und zu dem Tanz bereit;
Der Wein in allen Quellen rinnt,
Und was die kluge Spinne ſpinnt,
Das wird mein Ehrenkleid."

„Mein Kind, wie ſchmückteſt du Dein Haar?
Wo iſt der goldne Ring,
Den mir und Dir am Traualtar
Der Pfarrer ſegnend reichet dar?
Wo iſt er, liebes Ding?"

„Die Perlen blitzend für mein Haar
Auf allen Blumen ſtehn;
Den goldnen Ring zum Traualtar
Ich flecht' aus meinem goldnen Haar —
So macht die Braut ſich ſchön."

„Mein Kind, wo ſind zum Hochzeitball
Die Spieler mit dem Spiel?"
„Die Spieler ſind die Vögel all,
Die Droſſel und die Nachtigall,
Sie können ſchönes Spiel."

„Mein Kind, wo nimmſt Du Lampen her,
Zu leuchten in der Nacht?"
„An Lampen fehlt mir's nimmermehr,
Der Mond und aller Sterne Heer,
Sie leuchten in der Nacht."

„Wo wohnt Dein Vater, Jungfrau ſchön?
Wo iſt der Hochzeitſaal?"
„Tief, tief, wo keine Winde wehn,
Mußt du mit mir hinuntergehn,
Da iſt der Hochzeitſaal."

„Iſt ſchon geſchmückt Dein Kämmerlein?
Gemacht Dein Hochzeitbett?"
„Geſchmückt iſt ſchon das Kämmerlein
Mit Silber und mit Muſcheln fein,
Gemacht das Hochzeitbett."

„O Jungfrau! ſüße Jungfrau mein!
So nimm mich hin mit Dir!
Wie ſchön muß da zu wohnen ſeyn!
Wie ſüß in Deinem Aermelein
Zu ſchlafen für und für!"

Und freundlich ſpringt die Jungfrau auf —
„Komm, Knabe! komm zum Glück!"
Sie führt ihn an des Stromes Lauf,
Es thun ſich weit die Wellen auf —
Er kommt nicht mehr zurück.

Dem General Freiherrn Wilhelm von Dörnberg

zu ſeiner Schwerdtjubelfeier den 2. Feb. 1832.

Auf, Freunde, friſch zu Luſt und Wein,
Den blinkenden, den brauſenden!
Denn eine Wonne ſoll es ſeyn
Der klingenden, der ſauſenden:
Der fünfzig Jahr im Dunkeln lag,
Heut tragt den Kellergeiſt ans Licht!
Er war geſpart für ſolchen Tag,
Und beßre Tage findt er nicht.

Du Glück, daß ich dich fand,
Du Glück, daß du mich fandst,
Daß unser Auge sich begegnet,
Daß unser Herz sich kennt.
Du Glück, daß wir so scheiden
Und doch uns nicht verlier'n,
Daß wir uns ewig lieben
Und ewig treu sind wir.

Du Glück, daß wir so scheiden
Und doch uns nicht verlier'n,
Daß wir uns ewig lieben
Und ewig treu sind wir.

Du Glück, daß ich dich fand,
Du Glück, daß du mich fandst,
Daß unser Auge sich begegnet,
Daß unser Herz sich kennt.
Du Glück, daß wir so scheiden
Und doch uns nicht verlier'n,
Daß wir uns ewig lieben
Und ewig treu sind wir.

Du Glück, daß wir so scheiden
Und doch uns nicht verlier'n,
Daß wir uns ewig lieben
Und ewig treu sind wir.

Du Glück, daß wir so scheiden
Und doch uns nicht verlier'n,
Daß wir uns ewig lieben
Und ewig treu sind wir.

Nachtlied.

Und haben wir es nicht bestellt,
Zusammen mit einander,
Und sind wir auch nicht zugesellt,
Wir finden uns einander,
Und Sternenlicht bricht auf und ab
Und Nachtigallen singen,
Dann sind wir wieder wie wir sind,
Dann sind wir wieder jung.

O sah' ich Dich bei Sternenlicht
Und Du mich bei Sternenlicht,
Und ich mich selbst bei Sternenlicht,
Und sah's mich selber auf Dir,
Und sahst Du selber auf Dir,
Und sahst Du mich bei Sternenlicht.

Mich sieht bei Sternenlicht in Dir
Und Dich in Sternenlicht,
Und Du mich selber sieht in mir
Und mich in Sternenlicht,
Und Du mich in mir sieht und mich
Und Du mich in Dir siehst,
Und Du mich in mir siehst und mich
Und mich in Sternenlicht.

Und Du mich in mir siehst und mich,
Und mich in Dir und Dich,
Und Du mich in mir siehst und mich
Und mich in Sternenlicht.

Du Lieb, Du Lieb, Du Lieb,
Du Lieb, Du Lieb, Du Lieb,
Du Lieb, Du Lieb, Du Lieb,
Du Lieb, Du Lieb, Du Lieb.

Du Lieb, Du Lieb, Du Lieb,
Du Lieb, Du Lieb, Du Lieb,
Du Lieb, Du Lieb, Du Lieb,
Du Lieb, Du Lieb, Du Lieb.

Abschied bei Sohen Dietsch.

Da Hannle hier und da Nikolaus, da Karl Dietsch, da Hans, Hannle mit sein Hannle, da Karl Dietsch mit sein Karl, da Hans mit sein Hans, da Hannle mit sein Karl, da Karl Dietsch mit sein Hans, da Hans mit sein Hannle, da Karl Dietsch mit sein Hannle, da Hannle mit sein Hans, da Hans mit sein Karl, da Karl Dietsch mit sein Karl, da Hannle mit sein Hannle, da Hans mit sein Hans, da Karl Dietsch mit sein Hans, da Hannle mit sein Karl

Ihn überlief bei dieſem Gewiſpel und Geſäuſel ein geheimer Schauder — denn ſehen konnte er nichts von ihnen, da ihre Mützen, die ſie tragen, ſie unſichtbar machen — er aber lag ganz ſtill, das Geſicht in's Gras gedrückt und die Augen feſt zugeſchloſſen und leiſe ſchnarchend, als ſchlief er. Doch konnte er es nicht laſſen, zuweilen ein wenig umherzublinzeln, damit er etwa ſeinen Vortheil erſähe, einen der kleinen Leute finge und ein Herr würde, denn dazu hatte er ja große Luſt; aber wie ein heller Mondſchein es auch war, er konnte auch nicht das Geringſte von ihnen erblicken.

Und ſiehe, es währte nicht lange, ſo kamen drei der Unterirdiſchen daher geſprungen, wo er lag, gaben aber nicht Acht auf ihn, warfen ihre braunen Mützen in die Luft und fingen ſie einander ab. Da riß der Eine dem Andern in Schalkheit die Mütze aus der Hand und warf ſie weg. Und die Mütze flog dem Johann gerade auf den Kopf, und er fühlte ſie, griff zu, und richtete ſich ſogleich auf, und ließ Schlaf Schlaf ſeyn. Er ſchwang mit Freuden ſeine Mütze, daß das ſilberne Glöcklein daran klingelte, und ſetzte ſie ſich dann auf den Kopf, und — o Wunder! — in demſelben Augenblicke ſah er das zahlloſe und luſtige Gewimmel der kleine Leute, und ſie waren ihm nicht mehr unſichtbar. Die drei kleinen Männer kamen liſtig herbei, und wollten mit Behendigkeit die Mütze wiedergewinnen, er aber hielt ſeine Beute feſt, und ſie ſahen wohl, daß ſie auf dieſe Weiſe nichts von ihm gewinnen würden; denn Johann war ein Rieſe gegen ſie an Größe und Stärke, und ſie reichten ihm kaum bis an's Knie. Da kam derjenige, dem die Mütze gehörte, und trat ganz demüthig vor den Finder hin, und bat flehentlich, als hänge ſein Leben daran, ihm die Mütze wiederzugeben. Johann aber antwortete ihm. „Nein, du kleiner ſchlauer Scheim, die Mütze bekommſt du nicht wieder, das iſt nichts, was man für ein Butterbrod weggiebt, ich wäre ſchlimm daran mit euch, wenn ich nichts von euch hätte, jetzt aber habt ihr kein Recht an mir, ſondern müßt mir, was ich nur will, zu Gefallen thun. Und ich will mit euch hinabfahren und ſehen, wie ihr es da unten treibt, du aber ſollſt mein Diener ſeyn, denn du mußt wohl. Das weiß ich ſo, als ihr, denn Klas Starkwolt hat mir es alles erzählt.“ Der kleine Menſch aber geberdete ſich, als ob er dieß alles nicht gehört, noch verſtanden hätte, er fing ſeine Quälerei und Winſelei und Plinſelei wieder von vorn an, klagte und jammerte und heulte erbärmlich um ſein verlornes Mützchen; aber als Johann ihm kurzweg ſagte: „Es bleibt dabei, du biſt der Diener, und will eine Fahrt mit euch machen,“ da fand er ſich endlich drein, zumal da auch die Andern ihm zuredeten, daß es ſo ſeyn müſſe. Johann aber warf ſeinen ſchlechten Hut nun weg, und ſetzte ſich die Mütze an ſeiner Stelle auf und befeſtigte ſie wohl auf ſeinem Kopfe, damit ſie ihm nicht abgleiten oder abfliegen könnte; denn in ihr trug er die Herrſchaft.

Und er verſuchte es ſogleich und befahl ſeinem neuen Diener, ihm Speiſe und Trank zu bringen; denn ihn hungerte. Und der Diener lief wie der Wind davon, und in einem Hui war er wieder da, und trug Wein in Flaſchen herbei, und Brod und köſtliche Früchte. Und Johann aß und trank, und ſah dem Spiel und den Tänzen der Kleinen zu, und es gefiel ihm ſehr wohl. Und er führte ſich in allen Dingen beherzt und klug auf, als wäre er ein geborner Herr geweſen.

Und als der Hahn ſeinen dritten Schrei gethan hatte, und die kleinen Lerchen in der Luft die erſten Wirbel anſchlugen, und das junge Licht in einzelnen weißen Streifen im Oſten aufdämmerte, da ging es huſch, huſch, huſch, durch die Büſche und Blumen und Halmen fort, und die Berge klangen wieder und thaten ſich auf, und die kleinen Menſchen fuhren hinab, und Johann gab wohl Acht auf Alles, und fand es wirklich ſo, wie ſie ihm erzählt hatten. Siehe, auf den Wipfeln der Berge, wo ſie eben noch getanzt hatten, und wo alles eben voll Gras und Blumen ſtand, wie die Menſchen es bei Tage ſahen, hob ſich, als es zum Abzuge blies, plötzlich eine glänzende, gläſerne Spitze hervor; auf dieſe trat, wer hinein wollte, ſie öffnete ſich, und er glitt ſanft hinab, und ſie that ſich wieder hinter ihm zu; als ſie aber alle hinein waren, verſchwand ſie, und war auch keine Spur mehr von ihr zu ſehen. Die aber durch die gläſerne Spitze fielen, ſanken gar ſanft in eine weite ſilberne Tonne, die ſie Alle aufnahm, und wohl tauſend ſolcher Leutlein beherbergen konnte. In eine ſolche fiel auch Johann mit ſeinem Diener und mit mehreren hinab, und ſie Alle ſchrieen, und baten ihn, daß er ſie nicht treten möge, denn ſie wären des Todes geweſen von ſeiner Laſt. Er aber hütete ſich, und war ſehr freundlich gegen ſie. Es gingen aber mehrere ſolcher Tonnen neben einander hin immer hinauf und hinab, bis alle hinunter waren. Sie hingen an langen ſilbernen Ketten, die unten gezogen und gehalten wurden.

Johann erſtaunte bei'm Hinabfahren über den wunderbaren Glanz der Wände, zwiſchen welchen das Tönnchen fortglitt. Es war Alles wie mit Perlchen und Diamanten beſetzt, ſo blitzte und funkelte es; unter ſich aber hörte er die lieblichſte Muſik aus der Ferne klingen. So ward er auf das anmuthigſte hinabgewiegt, da er nicht wußte, wie ihm geſchah, und vor lauter Luſt in einen tiefen Schlaf fiel.

Er mochte lange geſchlafen haben. Als er erwachte, fand er ſich in dem allerweichſten und netteſten Bette, wie er es in ſeines Vaters Hauſe nimmer geſehen hatte, und dieſes Bette ſtand in den allerniedlichſten Zimmer; vor ihm aber ſtand ein kleiner Brauner mit dem Fliegenwedel in der Hand, womit er Mücken und Fliegen abwehrte, daß ſie ſeines Herrn Schlummer nicht ſtören konnten. Johann that kaum die Augen auf, ſo brachte der kleine Diener ſchon das Handtuch und das Waſchwaſſer, und hielt ihm ſogleich die netteſten neuen Kleider zum Anziehen hin, aus brauner Seide ſehr niedlich gemacht, und ein Paar neue ſchwarze Schuhe mit rothen Bandſchleifen, wie Johann ſie in Rambin und Rodenkirchen nie geſehen hatte; auch ſtanden dort einige Paare der niedlichſten und glänzenden gläſernen Schuhe, die nur bei großen Feſtlichkeiten gebraucht zu werden pflegen. Es gefiel dem kleinen Knaben ſehr, daß er ſo leichte und ſaubere Kleider tragen ſollte, und er ließ ſich gern anziehen. Und als Johann angekleidet war, flugs flog der Diener fort und war geſchwind, wie der Blitz, wieder da. Er trug auf einer goldenen Schüſſel eine Flaſche ſüßen Wein, und ein Töpfchen Milch und ſchönes Weißbrod und Früchte und andere köſtliche Speiſen, wie kleine Knaben ſie gern eſſen. Und Johann ſah nunmehr, daß Klas Starkwolt, der alte Kuhhirt, es wohl gewußt habe, denn ſo herrlich und prächtig, als er hier alles fand, hatte er es ſich doch nicht geträumt. Auch war ſein Diener der allergehorſamſte, und that alles von ſelbſt, was er ihm nur von den Augen abſehen konnte. Der Worte bedurfte es nicht, ſondern nur leichter Blicke und Winke; denn er war klug, wie ein Bienchen, wie alle dieſe kleinen Leute von Natur ſind.

Und nun muß ich Johann's Zimmer beſchreiben. Sein Bettchen war ſchneeweiß, mit den weichſten Polſtern, und mit den weißeſten Laken überzogen, mit Kiſſen aus Atlas und einer ſolchen geſteppten Decke. Ein Königsſohn hätte darin ſchlafen können. Neben und vor dieſem Bette ſtanden die niedlichſten Stühle, auf das Netteſte gearbeitet und mit allerlei bunten Vögeln und Thieren geziert, welche kunſtreiche Hände eingeſchnitten hatten. Einige waren auch von edlen Steinen bunt eingelegt. An den Wänden ſtanden weiße Marmortiſche und ein paar kleinere aus grünen Smaragden, und zwei blanke Spiegel glänzten an den beiden Enden des Zimmers, deren Rahmen mit blitzenden Edelſteinen eingefaßt waren. Die Wände des Zimmers waren mit grünen Smaragden getäfelt, und hatte einen ſolchen Glanz wie nie ein Menſch auf Erden geſehen, und wird ihn auch keiner dort ſehen, auch nicht in des größten Kaiſers Haus. Und in ſolchem Zimmer wohnte nun der kleine Johann Dietrich, eines Tagelöhners aus Rambin Sohn. Daß man wohl ſagen mag: das Glück fängt, wem es von Gott beſchert iſt. Hier unter der Erde ſah man nun freilich nie Sonne, Mond und Sterne leuchten, und das ſchien allerdings ein großer Fehler zu ſeyn. Aber ſie brauchten hier ſolche Lichter nicht, auch bedurften ſie weder der Wachslichter, noch der Talglichter, noch der Kerzen und Oellampen und Laternen; ſie hatten andern Lichtes genug. Denn die Unterirdiſchen wohnen recht eigentlich mitten unter den Edelſteinen, und ſind die Meiſter des reinſten Silbers und Goldes, das in der Erde wächſt, und ſie haben die Kunſt wohl gelernt, wie ſie es hell haben können bei ſich, Tag und Nacht. Eigentlich muß man hier von Tag und Nacht nicht reden, denn die unterſcheiden ſie hier unten nicht, weil keine Sonne hier auf- und untergeht, welche die Scheidung macht, ſondern ſie rechnen hier nur nach Wochen. Sie ſetzen aber ihre Wohnungen und die Wege und Gänge, welche ſie unter der Erde durchwandern, und die Orte, wo ſie ihre großen Säle haben und ihre Reihen und Feſte halten, mit den allerkoſtbarſten Edelgeſteinen aus, daß es funkelt, als wäre es der ewige Tag. Einen ſolchen Stein hatte der kleine Johann auch in ſeinem Zimmer. Das war ein auserleſener Diamant, ganz rund, und wohl ſo groß als eine Kugel, womit man Kegel zu werfen pflegt. Dieſer war oben in der Decke des Zimmers befeſtigt und leuchtete ſo hell, daß es keiner andern Lampen und Lichter bedurfte.

Als Johann Frühſtück gegeſſen hatte, öffnete der Diener ein Thürchen in der Wand, und Johann's Augen fielen hinein, und er ſah die zierlichſten goldenen und ſilbernen Becher und Schalen und Gefäße und viele Körbchen voll Ducaten und Käſtchen voll Kleinodien und koſtbarer Steine. Auch waren da viele liebliche Bilder und die allerſauberſten Mährchenbücher mit Bildern, die er in ſeinem Leben geſehen hatte. Und er wollte dieſen Vormittag gar nicht ausgehen, ſondern betaſtete und beſah ſich Alles, und blätterte und las in den ſchönen Bilderbüchern und Mährchenbüchern.

Und als es Mittag geworden, da klang eine helle Glocke, und der Diener rief: „Herr, willſt Du allein eſſen, oder in der großen Geſellſchaft?“ und Johann antwortete: „in der großen Geſellſchaft.“ Und der Diener führte ihn hinaus. Jo-

hann sah aber nichts als einzelne von Edelsteinen erleuchtete Hallen und einzelne kleine Männer und Frauen, die ihm aus Felsritzen und Steinklüften herauszuschlüpfen schienen, und er verwunderte sich, woher die Glocke klänge, und sprach zu dem Diener: „aber wo ist denn die Gesellschaft!“ Und als er noch fragte, so öffnete sich die Halle, worin sie gingen, zu einer großen Weite, und ward ein unendlicher Saal, über welchen eine weite gewölbte und mit Edelsteinen und Diamanten geschmückte Decke gezogen war. Und in demselben Augenblicke sah er auch ein unendliches Gewimmel von zierlich gekleideten kleinen Männern und Frauen durch viele geöffnete Thüren hineinströmen, und that sich der Weben an vielen Stellen auf, und die niedlichsten, mit den köstlichsten Gefäßen und schmackhaftesten Speisen und Früchten und Weinen besetzten Tische stellten sich an einander hin, und die Stühle und Polster reiheten sich von selbst um die Tische, und die Männer und Frauen nahmen Platz. Und die Vornehmsten des kleinen Völkchens kamen und verneigten sich vor Johann, und führten ihn mit sich an ihren Tisch, und setzten ihn zwischen ihre schönsten Jungfrauen, daß er seine Lust hatte, mit den lieblichen Kindern zu seyn, und daß es ihm da über die Maaßen wohl gefiel. Es war auch eine sehr fröhliche Tafel, denn die Unterirdischen sind ein sehr lebendiges und lustiges Völkchen, und können nicht lange still sein. Dazu klang die allerlieblichste Musik aus den Lüften, und die buntesten Vögel flogen umher und sangen in gar anmuthigen Tönen, die einem die Seele aus der Brust holen konnten. Es waren aber keine lebendigen Vögel, die da sangen, sondern künstliche Vögel und künstliche Töne, und von den kleinen Männern so sinnreich gemacht, daß sie fliegen und singen konnten. Und Johann erstaunte und entsetzte sich sehr über alle die Wunder, die er sah, und freute sich gewaltig. Die Diener und Dienerinnen aber, welche bei Tische aufwarteten und Blumen streuten und die Flur mit Rosenöl und andern Düften besprengten, und die goldenen Schalen und Becher herumtrugen, und die silbernen und crystallenen Körbe mit Früchten, waren Kinder der Menschen da droben, welche aus Neugier oder von Ungefähr unter die Kleinen gerathen und hier hinabgestiegen waren, ohne sich vorher eines Pfandes zu bemeistern, und die also in die Gewalt der Kleinen gekommen waren, oder die sich nächtlich und mitternächtlich unter ihre Sternenspiele auf dem gläsernen Berge verirrt hatten. Diese waren anders gekleidet, als sie. Die Knaben und die Mädchen waren in schneeweiße Röckchen und Jäckchen gekleidet und trugen feine gläserne Schuhe, daß man ihre Tritte immer hören konnte, und blaue Mützchen auf dem Kopfe; ihre Leibchen aber hatten sie mit silbernen Gurten umgürtet. Das war die Tracht der Diener und Dienerinnen. Den kleinen Johann jammerten sie anfangs wohl, als er sie sah, wie sie springend unter den Unterirdischen aufwarten mußten, aber weil sie munter aussahen und fein gekleidet waren und rosenrothe Wangen hatten, so dachte er: Nun, es geht ihnen doch so schlimm nicht, und ich habe es noch lange nicht so gut gehabt, als ich hinter den Kühen und Ochsen laufen mußte. Ich bin nun freilich ein Herr hier, und sie müssen als Diener laufen. Das kann aber nicht anders sein; warum haben sie sich auch so dumm fangen lassen und sie vorher kein Zeichen gewonnen? Es muß doch die Zeit kommen, wo sie einmal erlöst werden, und länger als funfzig Jahre werden sie hier gewiß nicht bleiben. Dabei tröstete er sich, und spielte und scherzte mit seiner kleinen Gesellin und aß und trank in Freuden, und ließ sich von seinem Diener und von den Andern allerlei unterirdische Geschichten erzählen; denn er wollte Alles genau wissen.

So saßen sie ungefähr zwei Stunden lustig beisammen und aßen und tranken, und horchten auf die liebliche Musik, die aus den Lüften erklang. Da klingelte der Vornehmste mit einem Glöckchen, und wo eben die Tafeln gestanden, erhoben sich grüne Orangen- und Palm- und Lorbeerbäume mit Blüthen und Früchten, und andere lustigere und klangreichere Vögel, als die vorher durch die Luft geflattert hatten, saßen in ihren Zweigen und sangen. Und sie sangen alle wie in einer Weise und in einem Maaße, und Johann sah bald, woher dieß kam; denn am Ende des Saales, hoch oben an der Decke, saß in einer hohlen Wand ein eisgrauer Greis und gab den Ton an, nach welchem sie singen mußten. Sie nannten ihn ihren großen Ballmeister. Er war aber so ernst, als er weise war, und verschwiegen, wie die graue Zeit, und sprach nie ein Sterbenswort, da die andern Alle wohl oft zu viel plapperten und schwätzelten.

Der alte Eisgraue droben strich nun die Geige zum Tanze, und alle die bunten Vögel klangen dem Strich nach. Es war aber ein recht fliegender Strich, denn ihr Tanz geht immer äußerst geschwind und lebendig. Als nun der Reigen angeklungen war, siehe, da bewegten sich die leichten und fröhlichen Schaaren, und sprangen und hüpften und drehten sich, als wenn die Welt im Wirbel auseinander fliegen sollte. Und die kleinen hübschen und feinen unterirdischen Dirnen, die sich neben Johann gesetzt hatten, faßten ihn auch, und drehten ihn mit rund. Und er ließ es gern geschehen, und tanzte mit ihnen rund wohl zwei Stunden lang. Und diesen lustigen Tanz hat er jeden Nachmittag mit gehalten, so lange er da unten geblieben ist, und in seinem spätesten Alter noch immer mit vielem Vergnügen davon erzählt. Er pflegte dann zu sagen: die himmlische Freude und der Gesang und das Saitenspiel der Engel, welche die Seligen im Himmel einst zu hoffen hätten, mögen wohl überschwenglich schön seyn, er aber könne sich nichts Schöneres und Lieblicheres denken, als die Musik dieses unterirdischen Reigens: die schönen und beseelten kleinen Menschen, die wunderbaren Vögel in den Zweigen mit den allerzauberischsten Tönen, und die klingenden Silberglöckchen an den Mützen. Ein Mensch, der das nicht gesehen, könne sich gar keine Vorstellung davon machen.

Als die Musik schwieg und der Tanz geendigt war — das mochte wohl die Zeit seyn, die wir vier Uhr Nachmittag nennen — verschwand das kleine lustige Völkchen, die einen hierhin, die andern dahin, und Jeder ging wieder an sein Werk und seine Lust. Des Abends ward nach dem Essen gewöhnlich eben so gejubelt und getanzt. Des Nachts aber schlüpften Alle heraus aus den Bergen, besonders in schönen sternhellen Nächten, und wenn sie auf Erden etwas Besonderes zu thun hatten. Da ging aber der kleine Johann immer ruhig schlafen, und hielt, wie es einem frommen christlichen Knaben geziemte, andächtig sein Abendgebet, und auch des Morgens vergaß er nie, zu beten.

Doch nun muß ich noch mehr erzählen von den Unterirdischen, ehe ich weiter melde, wie es unserm kleinen Johann Dietrich da unten die folgenden Wochen und Jahre ergangen ist.

Daß solche kleine Unterirdische, die man mit vielen Namen, auch wohl Braunchen, Weißchen, Elfen, Weißelfen, Schwarzelfen, Kobolde, Puke, Heinzlein, Trolle nennt, seit uralten Zeiten unter den Bergen und Hügeln wohnen und ihre wunderbaren crystallenen und gläsernen Häuser haben, ist gewiß. Aber wie sie dahin gekommen sind, und was es denn eigentlich für Geister sind, und wozu der liebe Gott sie eigentlich geschaffen hat, das hat uns bisher noch Keiner sagen können. Sie sind wohl, gleich den Seelen und Herzen der Menschen, von sehr verschiedener Art, Einige bös, Andere gut, Einige freundlich, Andere neckisch; das wird aber von Allen ohne Unterschied gesagt, daß sie sehr sinnreich und geschickt sind und die künstlichsten Werke und Geschmeide machen können, die ihnen kein Mensch nachmachen kann, und die von den Menschen deswegen oft für Zauberwerk und Herenwerk gehalten werden. Alles, was ich hier erzähle, hat Johann Dietrich mitgebracht und es seinen Freunden erzählt, und seinen Kindern so hinterlassen. Von diesen haben es wieder Andere gehört, und so hat sich's erzählt bis diesen Tag.

Die Unterirdischen, zu welchen Johann hinabgestiegen war, gehörten zu den Braunen. Sie hatten auch kleine Schelmstreiche im Herzen, waren aber im Ganzen doch gutmüthiger und fröhlicher Art. Die Braunen hießen sie, weil sie braune Jäckchen und Röckchen trugen und braune Mützen auf dem Kopfe, mit silbernen Glöckchen; Einige trugen schwarze Schuhe mit rothen Bändern, die Meisten aber feine gläserne, und bei'm Tanze trugen sie Alle keine andern. Sie hatten ihre Häuschen in den Bergen, aber damit waren sie sehr geheim, und Johann Dietrich, so lange er bei ihnen gewesen, hat keine ihrer Kammern gesehen. Er und der Diener hatten ihre Kammer hart bei der Stelle, wo der herrliche Speise- und Tanzsaal immer kam und verschwand; er hat auch an vielen andern Stellen schöne Hallen und offene Plätze und liebliche Anger und Auen gesehen, aber nirgends Wohnungen; sondern die Kleinen waren immer nur einzeln oder schaarweise da, entweder daß sie tanzten, lustwandelten oder auch geschwind vorübergingen. Und wie sie aus den Steinen, worin sie wohnen, herauskamen und wieder hineinschwanden, das hat er mit seinen Augen nie gesehen, wie sehr er auch oft darauf gelauscht hat; sondern sie kamen vor seine Augen und verschwanden wie Blitze und Scheine. Einige kleine Dirnen aber, die ihn lieb hatten, haben ihm zugeflüstert: Jeder habe sein eigenes Häuschen tief im Gestein, ein liebliches, helles, gläsernes Häuschen; auch sey der ganze Berg durchsichtig, von Anfang bis zu Ende, und eigentlich rings mit Gras umwachsen, das sey aber seinen Augen zu sehen nicht möglich.

Von diesen kleinen Unterirdischen waren die größten kaum einer Elle lang, und die Knaben und Mädchen also sehr klein, aber sie waren von Gestalt und Geberden sehr schön, mit hellen lichten Augen und mit gar feinen und anmuthigen Händchen und Füßchen. Und eben durch diese Lieblichkeit und Freundlichkeit haben sie manches Menschenkind verführt, daß es zu ihnen heruntergekommen ist, ohne irgend ein Pfand und Zeichen, und lange Jahre da hat bleiben und dienen müssen. Denn wenn man ein Pfand von ihnen hat, schadet es nichts, daß man mit in den silbernen Tönnchen hinabsteigt, und sie müssen einen immer wieder herauslassen. Sie geben aber nicht gern ein Pfand. Das Klügste und Richtigste ist, daß man mit List ein Pfand von ihnen nimmt; denn dann müssen sie einem dienen, da sie sonst gern herrschen wollen. Denn sie sind sehr herrschsüchtig, und

das ist eigentlich ihr Hauptfehler; vorzüglich herrschen sie gern über die Menschen, und bilden sich etwas darauf ein, weil die so viel stärker und größer sind, daß sie sie mit List zu ihren Dienern und Knechten machen. Das beste Pfand, das man von ihnen gewinnen kann, und wodurch man am meisten Macht über sie bekommt, ist eine braune Mütze mit dem Glöckchen; sehr gut ist auch ein gläserner Schuh oder eine silberne Spange, womit sie ihren Leibgürtel zu schließen pflegen. Wer die hat, der hat aller Freuden Fülle bei ihnen, und ist ein großer Gebieter.

Ob sie auch sterben, das weiß man nicht, oder ob sie, wie Einige erzählen, wenn sie alt werden wollen, sich in Steine und Bäume verkriechen und so sich verwachsen und zu wundersamen Klängen, Aechzern und Seufzern werden, die sich zuweilen hören lassen, ohne daß man weiß, woher sie kommen, oder zu abentheuerlichen Knorren und verflochtenen Schlingen, wodurch die Hexen schlüpfen sollen, wenn sie von dem wilden Jäger gejagt werden. Eine Leiche von ihnen hat Keiner gesehen, und wenn man sie darnach gefragt hat, haben sie immer so geantwortet, als verständen sie das Wort gar nicht. Das ist gewiß, daß manche von ihnen über zweitausend Jahre alt sind. Da ist es denn kein Wunder, daß man so weise Leute unter ihnen findet.

Sie haben einen großen Vortheil voraus vor uns Menschenkindern, daß sie nicht nöthig haben, für das tägliche Brod zu sorgen und zu arbeiten; denn Speise und Trank kommt ihnen von selber, oder Gott weiß, durch welche wundersame Kunst, und es fehlt nie Brod und Wein und Braten auf ihrem Tische. Auch sieht man dort unten, wo sie wohnen und wo hin und wieder auch weite Fluren und Felder sind, nirgends Korn wachsen und Vieh weiden oder Wild laufen, sondern bloß das Allerlustigste ist zum Genuß da, nämlich die schönsten Bäume und Reben, die mit den auserlesensten Früchten und Trauben prangen; auch die lieblichsten Blumen in Menge, worauf so bunte Schmetterlinge flattern, als man in dem Lande der Sonne und des Mondes nimmer sieht, und die allerschönsten und schimmerndsten Vögel, die alle wie Paradiesvögel und wie der Vogel Phönix aussehen, wiegen sich in den Zweigen und singen süße Lieder. Anderes Lebendiges sieht man dort nicht, wenn man das nicht etwas Lebendiges nennen will, daß hier und da aus den Krystallwänden Quellen von Wein und Milch sich ergießen.

So scheint dieß Völkchen denn sehr glücklich zu seyn und bloß für die Freude und Lust geboren, und sie verstehen sich sehr wohl auf die Kunst, vergnügt zu seyn und ihr Leben lustig zu gebrauchen. Doch muß man nicht glauben, daß sie nichts weiter thun, als Tafel, Spiel und Tanz halten, dann in ihre Kammer schlüpfen und schlafen und etwa die Mitternächte über der Erde verspielen — nein, sie sind wohl die allerregsamsten und allerfleißigsten Wesen, die man je gesehen hat, Niemand versteht so gut, als sie, das Innere der Erde und die Kräfte der Natur und was in Bergen, Steinen und Metallen wächst und was in den Farben der Blumen und den Wurzeln der Bäume für Triebe lauschen. Denn ihre Sinne sind die allerklarsten und allerfeinsten, viel feiner als die des heitersten und hellsten Kindes, von Menschen geboren; denn auch unsere kleinen Kindlein haben wohl recht feine Sinne und Gedanken, welche die Erwachsenen nur nicht immer verstehen; weil diese meistens schon wieder durch Stein und Erde verhärtet und vergröbert sind. Die Unterirdischen haben viel Freude an Silber und Gold und edeln Steinen, und machen die allerkünstlichsten Arbeiten daraus; so, daß die besten Meister hier oben erstaunen, wenn ein solches unterirdisches Werk hier einmal gesehen wird. Deswegen nennen Viele sie auch wohl Hüter des Goldes und des Silbers, und meinen, daß sie von schlimmer Gier besessen und böse metallische Geister sind. Die Meisten, die das sagen, thun ihnen aber Unrecht; denn die weißen und braunen Unterirdischen sind wohl nicht so gierig. Sie verschenken ja so viel Schönes an die Menschenkinder; das würden sie aber nicht thun, wenn sie das Gold und die Edelsteine zu lieb hätten. Sie haben es nur lieb wegen des Glanzes; denn Glanz und Licht lieben sie über Alles in der Welt. Die mit den schwarzen Jacken und Mützen sind aber wohl geizig und überhaupt von schlimmerer Natur, als diese.

Wie die Unterirdischen des Nachts aus ihren gläsernen Bergen schlüpfen und in Mondschein und Sternenschein tanzen und sich erlustigen, habe ich schon erzählt. Sie können sich aber auch unsichtbar in die Häuser der Menschen schleichen; denn wenn sie ihre Mütze auf haben, kann sie kein Mensch sehen, er habe denn selbst eine solche Mütze. Da sagen die Leute denn, daß sie allerlei Schalkereien treiben, die Kinder in den Wiegen vertauschen, ja gar wegnehmen und mitnehmen. Das ist aber gewiß nicht wahr von den Weißen und Braunen. Sie kommen wohl in die Häuser der Menschen, sie können sich auch verwandeln, so, daß kein Schlüsselloch so klein ist, da sie nicht hindurchschlüpfen; aber sie thun den Menschen nichts Böses, sondern wollen nur zuweilen sehen, was sie machen. Meistens bringen sie ihnen was Schönes mit, besonders den Kindern, die sie sehr lieb haben. Und wenn die Kinder beim Spielen Ducaten oder goldene Ringe gefunden haben, wie das wohl zuweilen geschieht, und mit nach Hause bringen, oder wenn kleine zierliche Schuhe oder ein neues Kleidchen oder grünes Kränzlein, wann sie erwachen, auf ihren Wiegen und Bettchen hängen, so haben das wohl nicht immer die himmlischen Engelein gethan, sondern oft auch die kleinen Unterirdischen. Das sagen aber viele Leute, die es wissen, daß sie oft unsichtbar um die Kinder sind und sie behüten, besonders, daß sie nicht im Feuer und Wasser umkommen. Wenn sie ja Jemand necken und schrecken, so sind es faule Knechte und schmutzige Mägde, die sie mit bösen Träumen ängstigen, als Alp drücken, als Flöhe stechen, als Hunde und Katzen ungesehen beißen und kratzen, oder es sind Diebe und Buhler, welchen sie, wenn sie des Nachts auf verbotenen Wegen schleichen, als Eulen in den Nacken stoßen, oder sie als Irrlichter in Sümpfe und Moräste stoßen und locken, oder gar ihren Verfolgern entgegenbringen. Aber das, denke ich, ist keine Sünde. Die Schwarzjäckigen aber sind bösartig und üben gern arge Tücken. Die dürfen aber den Häusern der Menschen nicht nahe kommen, auch überhaupt wenig auf der Erde seyn, es sey denn in Wüsten und Einöden, wohin selten Menschen kommen. Sie kommen auch nicht zu den Menschen, außer wenn diese ihnen selbst die Gewalt über sich gegeben oder sich ihnen verpfändet und verschrieben haben. Denn darauf sinnen diese schwermüthigen und grüblerischen Geister Tag und Nacht, wie sie arme Narren und listige Schelme verstricken und sich endlich an ihrer Noth ergötzen mögen. Und diese Schwarzen sind auch nicht schön, wie die andern Unterirdischen, sondern grundhäßlich, haben trübe und triefende Augen, wie die Köhler und Grobschmiede, sind stumm und heimlich bei ihrer Arbeit, leben einsam und höchstens zu Zweien und Dreien, und kennen keinen Tanz und Musik, sondern nur Geheul und Gewimmer. Und wenn es in Wäldern und Sümpfen schreit wie eine Menge schreiender Kinder oder wie ein Haufe Katzen miauen und eine Schaar Eulen kreischen und wehklagen würde — das sind ihre nächtlichen Versammlungen, das ist ihre Musik, das sind sie.

Doch haben die Menschen vor allen Unterirdischen ein Grauen, und das ist wohl natürlich. Denn dem Menschen ist das Licht angeboren, und die Liebe zu allem Lichten und Hellen, und es schaudert ihm vor dem Dunkeln und Verborgenen und vor allen geheimen Kräften, die unsichtbar umherschleichen und walten. Auch wissen sie ja, daß die Unterirdischen allenthalben seyn und sich verwandeln und zaubern können. Freilich erzählt man viel mehr von ihren Zaubereien, als wahr ist; das Meiste machen sie durch ihre Unsichtbarkeit und Künstlichkeit, wodurch sie so feine Arbeit, als Spinnen und Wespen weben und wirken, und den Menschen allerlei Gaukelei und Einbildung vormachen können. Und wenn sie ja viel zaubern, thun sie es mehr zur Freude und zum Spiel, als zum Bösen. Die Schwarzen aber können auch hexen, und sind schlimme Hexenmeister, und wenn die sich verwandeln, sind sie scheußliche Thiere und Gewürme, Bären, Wölfe, Hyänen, Tiger, Katzen, Schlangen, Kröten, Scorpionen, Krähen und Eulen; und wehe den armen Menschen, die sich mit ihnen eingelassen haben! Denn von ihnen muß man dreifache Pfänder nehmen, und auch der Klügste wird von ihnen betrogen, wenn er nicht kurzen Kauf mit ihnen hält. Daß diese Hexenkappen oder Nebelkappen weben, womit man sich unsichtbar machen und in einem Hui über Land und Meer fahren kann, das ist wahr. Dem Doctor Faust haben sie seinen Mantel gemacht, womit er in einer Secunde von Straßburg nach Rom und von Mainz nach Paris gefahren ist. Aber wie ist es diesem armen Doctor Faust auch ergangen? Er ist aus diesem schwarzen Künstler, weil er zu weise werden wollte, ein Schwarzkünstler geworden und endlich ist er zu dem Allerschwärzesten gefahren. Die Schwarzen machen auch Zauberwaffen, parnische, die gegen Stahl und Hieb fest sind, Degen, die nie Scharten bekommen und vor welchen kein Panzer und Helm aushält; dünne Kettenhemde, leicht wie Spinnenwebe, wodurch keine Kugel dringt. Der Gebrauch derselben ist aber sehr abgekommen, seit die meisten Menschen Christen sind, und war mehr in der heidnischen Zeit. Das ist einmal wahr, künstliche Schmiede und Waffenschmiede sind sie, und wissen eine Härtung und zugleich Schmeidigung des Stahls, die ihnen kein irdischer Schmied nachmachen kann; denn ihre Klingen sind zugleich biegsam wie Rohrhalme und scharf wie Diamanten. Auch wirken sie noch viel anderes Zaubergeschmeide aus Stahl und Eisen, das zu mancherlei verborgenen Künsten gebraucht wird und zum Theil die seltsamsten und unbegreiflichsten Eigenschaften hat. Die Braunen sind aber die Juweliere der Berge, die mehr in Gold und Silber und Edelsteinen arbeiten. Die feinsten und künstlichsten aller Unterirdischen sind die Weißen; die wirken ihre Arbeit so fein und dünn, wie die zartesten Blumen aus, so fein und zart, daß viele Augen sie gar nicht sehen können, und sie können aus Silber und Gold Röckchen weben, von denen man

ſchweren ſollte, ſie ſeyen aus Sonnenſtrahlen oder Mondſchein gewebt; denn ſie ſind leichter als die leichteſten Spinnweben.

Johann Dietrich kam die erſten Wochen, die er in den gläſernen Bergen verlebte, nicht weiter, als in ſein Kämmerchen, in den Speiſe- und Tanzſaal und wieder zurück. Er konnte gar kein Ende finden, die ſchönen und köſtlichen Sachen zu betrachten und zu loben, die in ſeinem Zimmer und dem Schränkchen aufgeſtellt waren. Am meiſten aber ergötzte er ſich an den ſchönen Bildern und an ſeinem Bücherſchranke, wo viele hundert der ſauberſt gebundenen Bücher mit goldenem Schnitte neben einander ſtanden, und in welchen er die allerfeinſten und luſtigſten Mährchen fand, an welchen er ſich nicht ſatt leſen konnte. Als aber die erſten Wochen vergangen waren, da ſpazierte er oft aus, und ließ ſich von ſeinem Diener Alles zeigen und erzählen. Es gab da unten aber die allerlieblichſten Spaziergänge nach allen Seiten hin, und er konnte viele Meilen weit wandeln, und ſie nahmen kein Ende; und man ſieht daraus, wie unendlich groß der Berg war, worin die Unterirdiſchen wohnen, und doch ſchien die Spitze oben wie ein kleiner Hügel, worauf einige Bäume und Sträuche ſtehen. Und daraus kann man auch wiſſen, wie viele viele Meilen ſeine Tiefe nach unten hinabgehen mußte. Das aber war das Beſondere, daß zwiſchen jeder Au und jedem Anger, die man hier mit Hügeln und Bäumen und Blumen und Inſeln und Seen durchſäet, in der größten Mannigfaltigkeit hatte, gleichſam eine ſchmale Gaſſe war, durch welche man wie durch eine cryſtallene Felſenmauer gehen mußte, bis man zu etwas Neuem gelangte. Die einzelnen Anger und Auen waren aber wohl oft eine Meile lang. Von den Bäumen habe ich ſchon erzählt, wie ſie voll köſtlicher Früchte hingen, und von den Quellen, in welchen Milch und Wein aus den Felſen rieſelte. Da konnten die Wanderer ſich nicht ſo weit vergehen, ſie fanden immer, womit ſie ſich erquicken konnten. Aber das Allerluſtigſte waren die bunten Vögel, die immer von Zweig zu Zweig flatterten und wie tauſend himmliſche Nachtigallen ſangen, und die Blumen, ſo wunderſchön von Farben und Düften, daß Johann ihres Gleichen auf Erden nimmer geſehen hatte. Kurz es war hier Alles zauberiſch luſtig und anmuthig und bei aller der Luſt und dem Jubel ein ſo ſtilles Leben. Es wehete und man fühlte keinen Wind; es ſchien hell und man fühlte keine Hitze; die Wellen brauſeten und man fand keine Gefahr, ſondern die niedlichſten Nachen und Gondeln, als ſchneeweiße Schwäne geſtaltet, kamen, wenn man über einen Strom wollte, von ſelbſt an das Land geſchwommen, und führten an das jenſeitige Ufer, und ebenſo führten ſie über die Seen zu den Inſeln. Woher das Alles kam, wußte Niemand, und der Diener durfte es nicht ſagen; das aber ſah Johann wohl, und konnte es mit Händen greifen, daß die großen Karfunkel und Diamanten, womit die hohe Decke ſtatt des Himmels gewölbt war, und womit alle Wände des Berges geſchmückt ſtanden, für Sonne, Mond und Sterne leuchteten. Dieſe lieblichen Fluren und Auen waren meiſt einſam. Man ſah wenige Unterirdiſche auf ihnen, und die man ſah, ſchienen immer nur ſo vorüber zu ſchlüpfen, als hätten ſie die größte Eile, davon zu kommen. Selten geſchah es, daß Einige hier im Freien einmal einen Reigen aufführten, etwa zu Dreien, höchſtens zu einem halben Dutzend; mehr hat Johann hier nicht beiſammen geſehen. Nur dann ging es luſtig her, wenn die Schaar der Diener und Dienerinnen, die wohl ein paar Hundert ſeyn mochten, ausgelaſſen und ſpazieren geführt wurden. Das geſchah aber alle Wochen nur zweimal; meiſtens waren ſie dann drinnen in dem großen Saal oder in den anſtoßenden Zimmern beſchäftigt, oder mußten auch in der Schule ſitzen.

Das war hier auch noch beſonders, daß, wie die Diamanten und Edelſteine oben die Sonne und den Mond und die Sterne vorſtellen mußten, es hier eigentlich keine Jahreszeiten gab, ſondern die Luft war immer gleich; d. i. es war Jahr aus, Jahr ein eine milde, linde Frühlingsluft, von Blüthenathem durchwehet und von Vogelgeſang durchklungen. Doch zwei Tageszeiten gab es, Tag und Nacht, und dieſe theilten ſich wieder in vier Theile, in Morgen, Mittag, Abend und Nacht; doch war der Mittag nicht wärmer, als die andern Tageszeiten. Das aber hatte es hier Beſonderes, daß die Nacht nie ſo dunkel und der Tag nie ſo hell ward, als ſie oben auf der Erde ſind.

Johann hatte viele Monate hier verlebt — ich glaube es waren zehen — und ſie waren ihm hingeſchwunden wie ein Tag. Da begegnete ihm Etwas, das ihn in die Schule brachte. Ich will erzählen, wie das zuging. Er wandelte einſt, nach ſeiner Gewohnheit, mit ſeinem Diener herum. Da ſah er in der Abenddämmerung etwas Schneeweißes in eine cryſtallene Felswand hineinſchlüpfen und dann plötzlich verſchwinden. Und es hatte ihm gedäucht, daß es von den kleinen Leuten war, und daß ihm auch ſchneeweiße Locken von den Schultern herabhingen. Er fragte denn ſeinen Begleiter: „Was war das? giebt es auch unter euch welche, die in weißen Kleidern gehen, wie die Diener und Dienerinnen, die ihr uns abgefangen habt?“ Der Diener antwortete: „Ja, es giebt deren, aber wenige, und ſie erſcheinen nie bei dem Tanze, noch an den großen Tafeln, außer einmal im Jahre, wann des großen Bergkönigs, der viele tauſend Meilen weit unter uns in der innerſten Tiefe wohnt, Geburtstag iſt. Darum haſt Du ſie noch nie geſehen. Das ſind die älteſten Männer unter uns, und Einige von ihnen wohl manches Jahrtauſend alt, und wiſſen vom Anfange der Welt und vom Urſprunge der Dinge zu erzählen, und werden die Weiſen genannt. Sie leben ſehr einſam für ſich und kommen nur aus ihren Kammern, daß ſie unſere Kinder und die Diener und Dienerinnen unterweiſen, für welche hier auch eine große Schule iſt; ſonſt ſind ſie meiſt mit der Betrachtung der innerlichen und himmliſchen Dinge und mit der Sternkunde und Alchymie beſchäftigt.“ „Was? giebt es hier auch Schulen? rief Johann, das iſt nicht recht, Diener, daß Du mir das verſchwiegen haſt; ich habe immer große Luſt gehabt, in die Schule zu gehen und etwas Ordentliches zu lernen.“ „Das kannſt Du haben, wie Du willſt, antwortete der Diener, Du biſt hier der Herr, und was Du haben willſt, müſſen wir Dir ſchon zu Gefallen thun. Du kannſt Dir einen der ſchneeweißen Weiſen in die Kammer kommen laſſen, wenn Dir das gefällt, oder kannſt auch in eine der Schulen gehen.“ „Das will ich gleich morgenden Tages thun, ſprach Johann, und ich will mit in die Schule gehen, wo die Diener und Dienerinnen unterwieſen werden. Denn ich will mit denen lernen, die auf der Erde geboren ſind; ihr möchtet mir zu fein ſeyn, und ich käme nicht mit, und der Hinterſte zu ſeyn, wäre unluſtig.“

Und gleich den andern Morgen ließ Johann ſich von dem Diener in die Schule führen, und es gefiel ihm da ſo gut, daß er nachher nie einen Tag verſäumt hat. Das iſt nämlich ſehr löblich von den Unterirdiſchen, daß die Kinder, welche zu ihnen herabkommen, immer ſehr gut unterwieſen werden, ſo daß ſehr kluge und geſchickte Leute aus den Bergen gekommen ſind, Männer und Frauen, die ihre Wiſſenſchaft bei den Unterirdiſchen gelernt haben. Hier waren Meiſter in allen Künſten. Die Kinder lernten ſchreiben, leſen, zeichnen, malen, Geſchichten und Mährchen aufſchreiben und erzählen, und wurden zugleich in mancherlei feiner und künſtlicher Arbeit unterwieſen. Die Größern und Fähigern erhielten auch Unterricht von der Natur und von den Geſtirnen, und wurden auch in der Dichtkunſt und Räthſelkunſt geübt, welche beiden Künſte die Unterirdiſchen über Alles lieben, und womit ſie ſich bei der Tafel und bei Feſten unter einander viel reizen und ergötzen. Der kleine Johann war ſehr fleißig, und ward bald einer der geſchickteſten Zeichner und Maler, auch arbeitete er ſehr fein in Silber und in Gold und Stein, ja er konnte aus Stein zuletzt ſo feine Früchte und Blumen wirken, daß man glauben ſollte, der liebe Gott, der doch Alles auf das Schönſte und Künſtlichſte geſchaffen hat, könne es kaum beſſer machen; er machte auch hübſche Reimlein, und im Räthſelkampfe war er ſehr gewandt, daß er faſt Allen antworten konnte, und ihm Mancher die Antwort ſchuldig blieb.

Manches liebe Jahr hatte Johann hier verlebt, ohne daß er an ſeine ſchöne Erde gedacht hätte und an diejenigen, welche er dort oben zurückgelaſſen hatte. Auch hatte er hier unter den Kindern manchen lieben Geſpielen und Geſpielin gefunden. Nur war das betrübt, daß dieſe gewiſſe Stunden immer dienen mußten und dann nicht mit ihm ſeyn durften, obgleich ſie keineswegs hart gehalten wurden und einen ſehr leichten und meiſtens nur ſpielenden Dienſt hatten, denn ſchwere und ſchmutzige und mühevolle Arbeit gab es hier unten gar nicht.

Unter allen ſeinen Geſellen und Geſellinnen hatte Johann Niemand lieber als ein kleines blondes Mädchen, welches Lisbeth Krabbin hieß. Dieſe war mit ihm aus demſelben Dorfe, es war die Tochter des Pfarrers Friedrich Krabbe in Rambin. Sie war als ein vierjähriges Kind weggekommen, und Johann erinnerte ſich wohl, wie ſie ihm von ihr erzählt hatten. Sie war aber nicht geſtohlen von den Unterirdiſchen, ſondern einen Sommertag mit den andern Kindern in's Feld gelaufen. Sie waren zu den neun Bergen gegangen, da war die kleine Lisbeth eingeſchlafen und von den Andern vergeſſen, und des Nachts, als ſie erwachte, unter die Unterirdiſchen und mit ihnen unter die Erde gekommen. Johann hatte ſie aber nicht deswegen ſo lieb, weil ſie mit ihm aus einem Dorfe war, ſondern Lisbeth war von Natur ein ausnehmend freundliches und liebes Kind mit hellblauen Aeuglein und blonden Löckchen, und als ſie groß ward, war ſie ausbündig ſchön.

Mit dieſem niedlichen Kinde hatte Johann hier ſeine Kinderjahre recht luſtig verſpielt und gar nicht mehr daran gedacht, daß da oben über den Bergen auch noch Leute wohnten. So war es achtzehn Jahre alt geworden und Lisbeth ſechszehn. Und was bis jetzt ein unſchuldiges Kinderſpiel geweſen war, ward nun eine ſüße Liebe. Sie konnten nicht mehr von einander laſſen und nannten ſich Braut und Bräutigam, und waren lieber allein, als unter den andern Geſpielen. Die Unterirdiſchen ſahen das aber ſehr gern, denn ſie hatten den Johann alle ſehr lieb, und hätten ihn auch ſehr gern als ihren Die-

ner gehabt — denn Herrschsucht ist ihr Laster bei manchen Tugenden. Und sie dachten: durch diese hübsche Dirne werden wir ihn fangen, und er wird sich um ihretwillen zuletzt wohl gefallen lassen, bei Tische aufzuwarten und Aepfel und Trauben von den Bäumen zu lesen und Blumen zu streuen und das Estrich zu kehren. Sie irrten sich aber sehr. Der kleine Diener, dem er die Mütze genommen, und den die Langeweile oft bei ihm geplagt, hatte ihm zu viel erzählt: daß er hier nur das Befehlen habe, und daß sie Alles thun müßten, was er wolle; denn wer Meister von einem Unterirdischen geworden, sey dadurch auch so weit Meister aller übrigen, daß sie ihm Alles zu Gefallen thun müssen, was in ihrer Macht stehe.

Johann ging nun viel spazieren mit seiner kleinen süßen Braut, und ließ den Diener oft zu Hause; denn jetzt waren dort keine Wege und Stege mehr, die er nicht kannte. Und sie spazierten viel in der Dämmerung und oft bis in die sinkende Nacht hinein, ohne daß sie merkten, wo ihnen die Zeit blieb; denn die Liebe ist eine Zeitdiebin, die ihres Gleichen nicht hat. Der Johann war bei diesen Spaziergängen immer fröhlich und munter, aber die Lisbeth war oft stumm und traurig, und erinnerte sich oft des Landes da droben, wo die Menschen wohnen und Sonne, Mond und Sterne scheinen. Weil er das aber immer wegschob, durch andere Gespräche, so verstummte sie wieder und seufzte still in sich, vergaß es auch wohl endlich wieder durch das Glück, daß sie an seinen Armen wandeln durfte. Nun begab es sich einmal, daß sie bei einem Spaziergange über ihrer Liebe und dem lustigen Gekose und Geflüster derselben ganz der Zeit vergessen hatten und Gott weiß wie weit geschlendert waren. Es war schon nach Mitternacht, und sie waren zufällig an die Stelle gekommen, wo die Spitze des gläsernen Berges sich aufzuthun und wo die Unterirdischen hinaus- und hereinzuschlüpfen pflegten. Als sie nun da wandelten, hörten sie mit einem Male mehrere irdische Hähne laut krähen. Bei diesem süßen Klange, den sie nun in zwölf Jahren nicht gehört hatte, ward der kleinen Lisbeth gar wundersam um das Herz, sie konnte sich nicht länger halten, sie umfaßte ihren Johann, als wollte sie ihn todt drücken, und netzte ihm mit heißen Thränen die Wangen. So hing sie lange sprachlos an seiner Brust, dann küßte sie ihn wieder und bat ihn, daß er ihr den unterirdischen Kerker doch aufschließen sollte. Sie sprach ungefähr also zu ihm:

„Lieber Johann, es ist hier unten wohl schön, und die kleinen Leute sind auch freundlich und thun einem nichts zu Leide, aber geheimelt hat es mir hier nie, sondern mir ist doch immer schauerlich zu Muthe gewesen, und eigentlich froh bin ich hier erst geworden, seit ich Dich so lieb habe, und doch nicht recht froh, denn es ist hier doch kein rechtes Leben, wie es für Menschen seyn soll. Ich habe hier doch keine Ruhe Tag und Nacht, und ich will Dir es nun sagen, was ich immer verschwiegen habe: alle Nacht träumt mir von meinem lieben Vater und von meiner Mutter und von unserm Kirchhofe, wo die Leute so andächtig an den Kirchthüren stehen und auf den Vater warten, und mir ist es dann so sehnsüchtig im Herzen, daß ich Blut weinen möchte, weil ich nicht mit ihnen in die Kirche gehen und beten und Gott loben und preisen kann, wie Menschen sollen. Denn ein christliches Leben ist hier unten einmal nicht, sondern nur so ein buntes, künstliches in der Mitte, wobei es einem doch nicht ganz wohl wird, weil es wohl halb heidnisch ist. Und, lieber Johann, auch das mußt Du bedenken, wir können hier ja nie Mann und Frau werden, denn es ist hier ja kein Priester, der uns trauen kann; und so müssen wir immerfort Brautleute bleiben, und können alt und grau darüber werden. Darum denke darüber und mache Anstalt, daß wir von hier kommen; mich verlangt unbeschreiblich, wieder bei meinem Vater und unter frommen Christen zu seyn."

Auch für Johann hatten die Hähne ganz wunderbar gekräht, und er empfand etwas, was er hier unten noch nie empfunden hatte, nämlich eine tiefe Sehnsucht nach dem schönen Sonnenlande, und er antwortete seiner Braut:

„Liebe süße Lisbeth, Du ermahnest mich ganz recht. Ich empfinde nun auch, daß es Sünde ist für Christen, hier zu bleiben, und mir ist im Herzen fast, als hätte der Herr Christus uns mit diesem Hahnenkrei als mit seiner Liebesstimme gerufen: „Kommt herauf, ihr Christenkinder, aus der Bezauberung und aus den Wohnungen der Verblendung! kommt herauf an das Sternenlicht und wandelt wie die Kinder des Lichts!" Ja, Lisbeth, mir ist zum ersten Mal recht weh um das Herz geworden, und ich sehe wohl, daß es ein großer Fürwitz und eine schreckliche Sünde war, daß ich so mit den Unterirdischen hinabgefahren bin. Das mag Gott meinen jungen Jahren vergeben, weil ich ein Kind war und nicht wußte, was ich that. Und nun will ich auch nicht länger warten, sondern geschwinde Anstalt machen, daß ich fortkomme. Mich dürfen sie hier nicht halten."

Und er war sehr bewegt in seiner Seele, und führte sein liebes Kind eilends von dannen. So trieb ihn der Vorsatz fort, der schon in ihm lebendig war. Er hatte aber nicht bemerkt, daß Lisbeth bei seinen letzten Worten todtenblaß geworden war und wie schwer sie ihr auf's Herz gefallen waren; denn sie hatte vorher nicht bedacht, daß sie Dienerin war und ihre funfzig Jahre aushalten mußte und daß sie mit ihm nicht fort konnte. Und der Schmerz war so gewaltig in ihr, daß sie endlich laut weinen und schluchzen mußte und er sie nun fragte, was ihr sey, er wolle ja gerne mit ihr fortziehen, ja durch die ganze Welt mit ihr, wohin sie wolle. Da antwortete sie ihm: „Ach! Du bist hier der Herr und kannst es; aber ich bin die Dienerin, und muß nach dem strengen Gesetze, das hier gilt, aushalten, bis die funfzig Jahre um sind. Und was soll ich dann auf der Erde thun, wann Vater und Mutter todt und die Gespielen alt und grau sind? und Du bist dann auch grau und alt; was kann es mir da helfen, daß ich hier jung bleibe und nicht älter werden kann, als zwanzig Jahre? Ach! ich arme Lisbeth."

Sie sprach diese Worte so kläglich aus, daß sie einen Stein hätte rühren können, und in Johann's Ohren tönten sie wie Donnerschläge, und er ward auch so traurig. Denn das fühlte er wohl, ohne sie konnte er von hier nicht gehen — und er konnte doch in seiner Seele nirgends einen Ausweg finden. Sie schieden also, als sie heimgekommen waren, sehr traurig von einander. Johann aber drückte Lisbeth's Hand an sein Herz und küßte sie viel tausendmal und sagte ihr: „Nein, liebe Lisbeth, ohne Dich gehe ich nimmer von hier, das glaube mir." Und Lisbeth ward sehr getröstet durch diese Worte.

Johann wälzte sich die ganze Nacht auf seinen Kissen hin und her, und konnte kein Auge zuthun, denn die Gedanken ließen ihm keine Ruhe, sondern flogen, wie aufgescheuchte Vögel, hinter welchen der Falke ist, immer rundum in seiner Seele. Endlich, als der Morgen schon graute, fuhr er geschwind aus dem Bette, und sprang hoch auf vor Freuden, und jauchzte in seiner Stube hin und her und schrie überlaut: „Nun hab' ich's! nun hab' ich's! Diener! Diener! Du hast mir zu viel erzählt!" Und er klingelte, und der Diener kam, und er befahl: „Diener, geschwind! geschwind! bringe mir Lisbeth!" und in einem Augenblicke war der Diener da und führte die schöne Lisbeth an der Hand. Und er hieß den Diener hinausgehen und küßte seine Lisbeth und sprach zu ihr: „Liebe Lisbeth, nun freue dich mit mir. Ich habe es gefunden! ich habe es gefunden! wir werden nun beide bald wieder zu Christen kommen, und sie können uns hier nicht festhalten. Verlaß Dich nur darauf, ich kann es machen. Und nun gehe, mein Herzchen, und sey froh." Und er küßte sein liebes Kind, rief darauf den Diener und hieß ihm die Lisbeth wieder heimführen und auf dem Rückwege die sechs Vornehmsten zu ihm rufen. Der Diener aber verwunderte sich über diese Sendung, und die Sechs wunderten sich noch mehr, als er ihnen die Muthung Johann's brachte, und munkelten und flüsterten unter einander, gingen aber mit ihm.

Und als die Sechse in Johann's Zimmer traten, empfing er sie sehr freundlich, denn es waren ja die, mit welchen er alle Tage zu Tische zu sitzen pflegte, und sprach also zu ihnen:

„Liebe Herren und Freunde, Euch ist wohl bewußt, auf welche Weise ich hierher gekommen bin, nicht als ein Gefangener und Ueberlisteter, oder Diener, sondern als ein Herr und Meister über Einen von Euch, und dadurch über Alle; nur daß dieser Eine immer mein leiblicher und stündlicher, ja secundlicher Diener seyn muß. Ihr habt mich die zehn Jahre, welche ich bei Euch lebe, wie einen Herrn empfangen und gehalten, und dafür bin ich Euch Dank schuldig, denn ich hätte Euch mit allerlei Befehlen und Einfällen manche Mühe und Arbeit, Neckerei und Plage anthun, ja, ich hätte ein recht tückischer und unfreundlicher Tyrann gegen Euch seyn können, und Ihr hättet es alles in Gehorsam leisten und thun müssen und nicht mucksen dürfen. Ich habe das aber nicht gethan, sondern mich wie Eures Gleichen aufgeführt und mehr mit Euch gejubelt und gespielt, als daß ich unter Euch geherrscht hätte. Nun bitte ich Euch, seyd wieder freundlich gegen mich, wie ich gegen Euch gewesen bin, und gewährt mir eine Bitte. Es ist hier unter den Dienerinnen eine feine Dirne, die ich lieb habe, Lisbeth Krabbin aus Rambin, wo ich auch geboren bin. Diese gebt mir, und lasset sie mit mir ziehen. Denn ich will nun wieder hinauf, wo die Sonne scheint und der Pflug in's Feld geht. Weiter begehre ich nichts, als dieses schöne Kind und den Geschmuck und das Geräth meines Zimmers mitzunehmen."

So sprach er mit sehr lebendigem und kräftigem Tone, daß sie den Ernst wohl fühlten. Sie aber schlugen die verlegenen und bedenklichen Blicke zu Boden und schwiegen Alle; darauf nahm der Aelteste unter ihnen das leise Wort und lispelte: „Herr, Du begehrest, was wir nicht geben können; es thut uns leid, daß Du Unmögliches verlangest. Es ist ein unverbrüchliches Gesetz, daß nie ein Diener oder eine Dienerin entlassen werden kann von hier vor der bestimmten Zeit. Brächen wir das Gesetz, so würde unser ganzes unterirdisches Reich einen Fall thun. Sonst Alles,

denn Du bist uns sehr lieb und ehrenwerth, aber die Lisbeth können wir Dir nicht herausgeben."

„Ihr könnt die Lisbeth herausgeben und ihr sollt sie herausgeben, rief Johann im Zorn. Nun geht, und bedenkt Euch bis morgen. Ihr wißt meinen Befehl, es ist keine Bitte mehr. Morgen kommt zu dieser Stunde wieder. Ich will Euch zeigen, ob ich über Eure schmeichlerischen und füchsischen Listen herrschen kann."

Die Sechs verneigten sich und gingen, den begleitenden Diener aber schalten sie, daß er zu viel erzählt habe. Er aber entschuldigte sich und verneinte es und sagte: „Ihr wißt ja, wie klug er mich überlistet hat mit der Mütze, und wie er von den Geheimnissen unserer Herrschaft Alles gewußt hat durch den alten Kuhhirten aus Rodenkirchen; der hat ihm dieß auch erzählt." — Und sie glaubten ihm und schalten ihn nicht mehr.

Als die Sechs den andern Morgen zur befohlenen Stunde wiederkamen, empfing Johann sie doch freundlich und sprach: „Ich habe Euch gestern hart angeredet, aber ich habe es so schlimm nicht gemeint, als ich ausgesehen habe. Aber die Lisbeth will ich und muß ich haben, dabei bleibt es! Und ich weiß wohl, daß Ihr auch mich nicht gerne misset, weil Ihr die Menschenkinder gern habt, besonders wenn sie freundlich und lustig sind, wie ich bin. Aber ich kann's nun einmal nicht helfen, ich muß wieder zu Christen, und wie ein Christ leben und sterben, und es ist eine große Sünde, wenn ich hier länger säume. Und deswegen verlasse ich Euch, und nicht aus Widerwillen und Haß. Und meine liebe Lisbeth will ich auch mitnehmen; dabei bleibt es! Und nun geberdet Euch nicht länger widerwärtig und widerspänstig, und thut wie Freunde dem Freunde, was Ihr sonst aus Noth thun müsset, und gebet mir die schöne Dirne heraus, und lasset uns freundlich von einander scheiden und hier und dort ein freundliches Andenken in den Herzen bewahren."

Und die Sechs thaten sehr freundlich und redeten nun Einer nach dem Andern, und machten sehr schöne Wendungen und Schlingungen der Worte, womit sie ihn zu bestricken hofften, denn darin sind sie sehr geschickt. Auch hatten sie sich heute vorbereitet, daß sie wußten, was sie sprechen wollten. Aber es half ihnen nichts, und ihre Worte verflogen sich in den Winden und berührten Johann nicht stärker, als hätten sie Spreu aus dem Munde geblasen. Und das Ende vom Liede war wieder, nachdem er alle die schönen künstlichen Worte angehört hatte: „Gebt die Lisbeth heraus! ich gehe nicht ohne die Lisbeth!" Denn Johann war zu sterblich verliebt, als daß er die schöne Lisbeth gelassen hätte. Die Sechs aber weigerten sich, als hätten sie Recht und würden es nimmer thun. Johann aber sagte ihnen lächelnd: „Geht nun! Fahrt wohl bis morgen! Morgen seyd Ihr wieder zu dieser Stunde hier. Ich gebe Euch nun das dritte und letzte Mal. Wollt Ihr meinen Wunsch dann nicht in Güte erfüllen, sollt Ihr sehen, ob ich verstehe, Herr zu seyn." — Er hatte aber, da er sie so hartnäckig sah, in sich beschlossen, sie durch Plagen zum Gehorsam zu zwingen, falls sie nicht unterdessen auf bessere Gedanken kämen.

Und sie kamen den dritten Morgen, und Johann sah sie mit ernstem und strengem Blicke an und erwiederte ihre Verbeugung nicht, sondern fragte kurz: „Ja oder Nein?" Und sie antworteten einstimmig: „Nein!" Darauf befahl er dem Diener, er sollte noch vierundvierzig der Vornehmsten rufen und sollte ihre Frauen und Töchter mitkommen heißen, und auch die Frauen und Töchter von diesen Sechsen, die vor ihm standen. Und der Diener fuhr dahin wie der Wind, und in wenig Minuten standen die Vierundvierzig da, mit ihren Frauen und Töchtern, und auch die Frauen und Töchter der Sechse, und waren in Allem wohl fünfhundert Männer, Frauen und Kinder da. Und Johann hieß sie hingehen und Hauen, Karsten und Stangen holen und dann flugs wiederkommen. Und sie thaten, wie er befohlen hatte, und waren bald wieder da. Er aber gedachte sie nun zu plagen, damit sie aus Noth thäten, was sie aus Liebe nicht thun wollten.

Er führte sie auf einen Felsenberg, der auf einem der Anger lag. Da mußten diese feinen zarten Wesen, die für schwere Arbeit nicht geschaffen waren, Steine hauen, sprengen und schleppen. Sie thaten das ganz geduldig und ließen sich nichts merken, sondern geberdeten sich, als sey es ihnen ein leichtes und gewohntes Spiel. Er aber ließ sie sich plagen vom Morgen bis an den Abend, und sie mußten schwitzen und arbeiten, daß ihnen der Athem fast ausging; denn er stand immer dabei und trieb sie an. Sie aber hofften, er werde die Geduld verlieren und der Jammer werde ihn überwinden, daß er sie und ihre Frauen und Kinder so bleich und welk werden sah, die sonst so schön und lustig waren. Und wirklich war Johann zu keinem König Pharao und Nebukadnezar geboren, denn, nachdem er es einige Wochen so getrieben, ging ihm die Geduld aus, und der Jammer, daß er die schönen kleinen Menschen so mißhandeln mußte, that auch sein Theil dazu. Sie aber wurden nicht mürb, denn es ist ein gar eigensinniges Völkchen. Sie brauchten aber immer die List, daß die Schönsten immer zunächst bei Johann arbeiten mußten, besonders stellten sie die niedlichen kleinen Dirnen dahin, die sonst seine Tischgesellinnen waren, und die mußten auf seine Mienen und Geberden Acht haben, und hatten bald bemerkt, daß er sich oft verstohlen wegwendete und eine Thräne aus den Augen wegwischte. Johann dachte nun darauf, wie er eine Plage erfände, die ihn geschwinder zum Ziele führte.

Und er machte sich hart und geberdete sich noch viel härter und rief sie einen Abend zusammen und sprach: „Ich sehe, Ihr seyd ein hartnäckiges Geschlecht, so will ich denn viel hartnäckiger seyn, denn Ihr seyd. Morgen, wann Ihr zur Arbeit kommt, bringe sich Jeder eine neue Geißel mit." Und er hieß sie sich Alle entkleiden und einander mit den Geißeln zerhauen, bis das Blut darnach floß; und er sah grimmig und grausam dabei aus, als hätte ihn eine Tigerin gesäugt oder ein schwarzer Galgenvogel das Futter zugetragen. Aber die kleinen Leute zerhieben sich und bluteten und hohnlachten dabei, und thaten ihm doch nicht den Willen. So thaten sie drei, vier Tage.

Da konnte er es nicht länger aushalten, es jammerte und ekelte ihn, und er hieß sie ablassen und schickte sie nach Hause. Und er dachte auf viele andere Plagen und Martern, die er ihnen anthun könne. Da er aber von Natur weich und mitleidig war, und die Wochen wirklich mehr ausgestanden hatte, daß er sie plagen mußte, als sie, die geplagt wurden, so gab er den Gedanken daran ganz auf; für sich und für seine Lisbeth wußte er aber auch gar keinen Rath, und ward so traurig, daß sie ihn oft trösten und aufrichten mußte, der sonst immer so fröhlich und beherzt war. So lieb er die kleinen Leute sonst hatte, so unlieb wurden sie ihm jetzt. Er schied sich ganz aus ihrer Gesellschaft und von ihren Festen und Tänzen, und lebte einsam mit seiner Dirne und aß und trank einsam in seinem Zimmer; so, daß er fast ein Einsiedler ward und ganz in Trübsinn und Schwermuth versank.

Als er einmal in dieser Stimmung in der Dämmerung spazierte, warf er in Unmuth, wie man zu thun pflegt, kleine Steine, die ihm vor den Füßen lagen, gegen einander, daß sie zersprängen. Vielleicht erquickte es seinen schweren Muth auch, daß er die Steine so an einander zerschlagen sah, denn wenn ein Mensch in sich uneins und zerrissen ist, möchte er in Unmuth oft die ganze Welt zerschlagen. Genug, Johann, der nichts Besseres thun mochte, zerwarf die armen Steine, und da geschah es, daß aus einem ziemlich großen Steine, der aus einander sprang, ein Vogel schlüpfte, der ihn erlösen sollte. Es war dieß eine Kröte, deren Haus in den Stein mit ihr gewachsen war und die vielleicht seit der Schöpfung der Welt darin gesessen hatte. Kaum sah Johann die Kröte springen, so war er ganz freudenvoll und sprang hinter sie drein und haschte sie und rief einmal über das andere: „Nun hab' ich sie! nun hab' ich meine Lisbeth! nun will ich euch schon kirr machen, nun sollt ihr's kriegen, ihr tückischen kleinen Gesellen. Habt ihr euch mit Ruthen nicht zum Gehorsam geißeln lassen, so will ich euch mit Kröten und Skorpionen geißeln." Und er barg die Kröte wie einen kostbaren Schatz in seiner Tasche und lief eilends zu Hause und nahm ein festes silbernes Gefäß und setzte sie darein, damit sie ihm nicht entrinnen könnte. Und in seiner Freude sprach er überlaut für sich viele Worte und geberdete sich so wunderlich, als sey er närrisch geworden, und sprang dann in's Freie hinaus. „Komm mit, mein Vögelein, rief er, nun will ich dich versuchen, ob du ächt bist." Und er nahm das Gefäß mit der Kröte unter den Arm und lief hin, wo ein paar Unterirdische in der Einsamkeit des Weges gingen. Und als er ihnen näher kam, stürzten sie hin auf den Boden und winselten und heulten jämmerlich. Er aber ließ flugs ab von ihnen und rief: „Lisbeth, Lisbeth, nun hab' ich Dich! nun bist Du mein!" und so stürmte er zu Hause, schellte den Diener herein und ließ ihn Lisbeth holen.

Und als Lisbeth kam, war sie ganz erstaunt, daß sie ihn so munter fand, denn seit einem halben Jahre hatte sie ihn nicht mehr froh gesehen. Und er lief auf sie zu und umhalsete sie und sprach: „Lisbeth! süße Lisbeth! nun bist Du mein, nun nehme ich Dich mit; übermorgen soll der Auszug seyn, und, Juchhe! wie bald die lustige Hochzeit!" Sie aber staunte noch mehr und sagte: „Lieber Johann, bist Du jeck geworden? wie soll das möglich seyn?" Er aber lächelte und sprach: „Ich bin nicht jeck geworden, aber die kleinen Schlingel will ich jeck machen, wenn sie sich nicht zum Ziele legen wollen. Sieh', hier hier ist Dein und mein Erlöser." Und er nahm das silbern Geschirr und öffnete es und zeigte ihr die Kröte, vor deren Garstigkeit es ihr fast geschwunden hätte. Nun erzählte er ihr, wie er zu dem seltenen Vogel gekommen war und wie herrlich ihm die Probe geglückt war, die er mit ihm unter den Unterirdischen angestellt hatte, und wohlgefällig rief er noch einmal: „Sey froh, meine liebe Lisbeth! Du sollst es sehen, wie ich sie mit dieser zu Paaren treiben will."

Nun muß ich auch das Geheimniß erzählen, das in der Kröte steckte. Klas Starkwolt hatte dem kleinen Jos

hann oft erzählt, daß die Unterirdischen keinen Gestank vertragen könnten, und das sie bei dem Anblick, ja bei dem Geruch von Kröten gleich in Ohnmacht fielen und die entsetzlichsten Schmerzen litten; mit Gestank und mit diesen garstigen, scheußlichen Thieren könne man sie zu Allem zwingen. Daher findet sich auch nicht etwas Stinkendes in dem ganzen gläsernen Reiche, und die Kröten sind dort etwas Unerhörtes, und man muß daher diese Kröte, die so wunderbar in einen Stein gehäuft und fast eben so wunderbar aus diesem ihrem steinernen Hause herausgekommen war, fast ansehen, als von Gott von Ewigkeit her zu solcher geheimen Wohnung verdammt, damit Johann und Lisbeth zusammen aus dem Berge kommen und Mann und Frau werden könnten.

Johann und Lisbeth glaubten auch gern an ein solches Wunder, besonders Lisbeth, die Gottes liebes Kind war. Und als Johann ihr alles erzählt und erklärt hatte, was er ferner thun und wie er die Kleinen ferner zu seinem Willen zwingen wollte, da fiel sie ganz entzückt und gerührt auf ihr Gesichtchen zur Erde und betete und dankte Gott, daß er sie endlich von den kleinen Heiden erlösen und wieder zu Christenmenschen bringen wollte. Und sie ging ganz fröhlich heim und faltete ihre Händchen im Bette noch viel zum Gebete und hatte die Nacht die allersüßesten Träume. Johann legte sich auch nicht traurig nieder und er überdachte und überlegte sich Alles, wie er die Kleinen erschrecken und endlich mit seiner geliebten Braut aus dem Berge ziehen wollte.

Und den folgenden Morgen, als es getagt hatte, rief er seinen Diener und hieß ihn die funfzig Vornehmsten holen mit ihren Frauen und Töchtern. Und sie erschienen alsbald vor Johann, und er sprach zu ihnen:

„Ihr wisset alle, und ist Euch nicht verborgen, wie ich hierher gekommen bin und wie ich diese manchen Jahre mit Euch gelebt habe, nicht als ein Herr und Gebieter, sondern als ein Freund und Genosse. Und ich habe es wohl gewußt, wie ich hätte Herr seyn und meiner Herrschaft gegen Euch gebrauchen können; und das habe ich nicht gethan, sondern einen Einzigen von Euch hab' ich als Diener gebraucht, und auch nicht als Diener, sondern mehr als Freund. Und Ihr scheinet mit mir zufrieden zu seyn und mich lieb zu haben; als es aber dahin gekommen ist, daß ich endlich eine einzige kleine Freundlichkeit von Euch begehren mußte, habt Ihr Euch geberdet, als forderte ich Leben und Reich von Euch, und mir sie trotzig abgeschlagen. Ihr wißt auch, was ich da ergriffen habe, und wie ich angefangen habe, Euch mit Arbeit und Strecken zu plagen, damit Ihr einsähet, daß Ihr Unrecht hättet und mir die Liebe thätet. Aber Ihr seyd trotziger und hartnäckiger gewesen, als ich strenge, und aus Warmherzigkeit habe ich ablassen müssen von der Strafe. Ihr habt das aber nicht erkannt, sondern habt mich ausgelacht als einen Dummen, der keinen Rath wisse, Euch zum Gehorsam zu zwingen. Ich aber weiß wohl Rath, und will Euch bald zeigen, wenn Ihr in Eurer Verstocktheit bleibet und mir die Lisbeth nicht losgeben wollet. Darum zum letzten Male, besinnet Euch noch eine Minute, und sagt Ihr dann Nein, so sollt Ihr die Pein fühlen, die Euch und Euern Kindern von allen Peinen die fürchterlichste ist."

Und sie säumten nicht lange, und sagten mit Einer Stimme „Nein", und dachten bei sich: Welche neue List hat der Jüngling erdacht, womit er so weise Männer einzuschrecken meint! Und sie lächelten, als sie Nein sagten. Dieß Lächeln ärgerte Johann mehr, als alles Andere, und voll Zorns rief er: „Nun denn! da Ihr nicht hören wollt, so sollt Ihr fühlen!" und lief geschwind mit einem Blitz einige hundert Schritte weg, wo er das Gefäß mit der Kröte unter einem Strauch versteckt hatte.

Und er kam zurück, und als er sich ihnen auf hundert Schritte genähert hatte, stürzten sie Alle hin, als wären sie mit Einem Schlage zugleich vom Donner gerührt, und begannen zu heulen und zu winseln und sich zu krümmen, als ob sie von den entsetzlichsten Schmerzen gefoltert würden. Und sie streckten die Hände aus und schrieen Einer um den Andern: „Laß ab, Herr! laß ab! und sey barmherzig! wir fühlen, daß Du eine Kröte hast und daß kein Entrinnen ist. Nimm die gräulichen Plagen weg, wir wollen ja Alles thun, was Du befiehlst." — Und er ließ sie noch einige Secunden zappeln, dann entfernte er das Gefäß mit der Kröte, und sie richteten sich wieder auf und ihre Züge erheiterten sich wieder, denn die Pein war weg, wie das Thier weggenommen war.

Johann behielt nur die sechs Vornehmsten bei sich und ließ die Weiber und Kinder und die übrigen Männer alle gehen, wohin jeder wollte. Zu den Sechsen aber sprach er seinen Willen also aus:

„Diese Nacht zwischen zwölf und ein Uhr ziehe ich mit der Lisbeth von dannen, und Ihr beladet mir drei Wagen mit Silber und Gold und edlen Steinen. Wiewohl ich Alles nehmen könnte, was Ihr in den Bergen habt, da ihr so widerspänstig und ungehorsam gegen mich gewesen seyd, will ich Euch doch so hart nicht strafen, sondern barmherziger gegen Euch seyn, als Ihr gegen mich und die Lisbeth gewesen seyd. Und alle meine Herrlichkeiten und Kostbarkeiten und Bilder und Bücher und Geräthe, die in meinem Zimmer sind, werden auf zwei Wagen geladen; also, daß in Allem fünf Frachtwagen bereit gemacht werden. Mir selbst aber rüstet den schönsten Reisewagen, den Ihr in Euren Bergen habt, mit sechs schwarzen Rappen, worauf ich und meine Braut sitzen und zu den Unsrigen einfahren wollen. Zugleich befehle ich Euch, daß von den Dienern und Dienerinnen alle diejenigen freigelassen werden, welche so lange hier gewesen sind, daß sie droben zwanzig Jahre und drüber alt seyn würden; und Ihr sollt ihnen so viel Silber und Gold mitgeben, daß sie auf der Erde reiche Leute heißen können. Und das soll künftig ein ewiges Gesetz seyn und Ihr sollt mir es hier diesen Augenblick beschwören, daß nimmer ein Menschenkind hier länger festgehalten werden soll, als bis zu seinem zwanzigsten Jahre."

Und die Sechse leisteten ihm den Schwur und gingen dann traurig weg; er aber nahm jetzt die Kröte und vergrub sie tief in die Erde. Und sie und die übrigen Unterirdischen rüsteten Alles zu, und auch Johann und Lisbeth bereiteten sich zur Reise und schmückten sich festlich gegen die Nacht, damit sie als Braut und Bräutigam erscheinen konnten. Es war aber jetzt beinahe dieselbe Zeit, in welcher er einst in den Berg hinabgestiegen war, die Zeit der längsten Tage, also Mittsommerszeit, die sie die Sonnenglicht nennen. Und er war etwas über zwölf Jahre in den Bergen gewesen, und Lisbeth etwas über dreizehn, und er ging in sein einundzwanzigstes Jahr und Lisbeth in ihr achtzehntes. Die kleinen Leute thaten mit großem Gehorsam, aber sehr still, Alles, wie er ihnen befohlen hatte; desto lauter aber war die Schaar der Diener und Dienerinnen, welche sein neues Gesetz über das zwanzigste Jahr mit erlöset hatte. Diese jubelten um ihn und um seine Lisbeth her, und freueten sich sehr, daß sie mit ihnen auf die Oberwelt ziehen durften.

Und als alle Kostbarkeiten herausgeschafft und die erlöseten Diener und Dienerinnen hinaufgefahren waren, setzte Johann und seine Lisbeth sich zuletzt in die silberne Tonne und ließen sich hinaufziehen. Es mochte wohl eine Stunde nach Mitternacht seyn. Und es däuchte ihnen ebenso, wie sie hinabgefahren waren. Sie waren vom Jubel umrauscht und von Musik umtönt, und endlich klang es über ihren Köpfen und sie sahen den gläsernen Berg sich öffnen, und die ersten Himmelsstrahlen blickten zu ihnen herab nach so manchen Jahren, und bald waren sie draußen und sahen das Morgenroth schon im Osten dämmern. Johann sah eine Menge Unterirdischer, die um ihn und Lisbeth und um die Wagen beschäftigt waren, dort hin und her wallen, und er sagte ihnen das letzte Lebewohl, dann nahm er seine braune Mütze, schwang sie dreimal in der Luft und warf sie unter sie. Und in demselben Augenblicke sah er nichts mehr von ihnen, sondern erblickte nichts weiter, als einen grünen Hügel und bekannte Büsche und Felder, und hörte die Glocke vom Rambiner Kirchthurm eben Zwei schlagen. Und als es still geworden war und er von dem unterirdischen und überirdischen Getümmel nichts weiter hörte, als einige Lerchen, die ihre ersten Morgenlieder anstimmten, da fiel er mit seiner Lisbeth im Grase auf die Kniee, und sie beteten beide recht andächtig und gelobten Gott ein recht christliches Leben, weil er sie so wunderbar von den Unterirdischen errettet hatte. Und alle Diener und Dienerinnen, welche mit ihnen und durch ihn erlöset waren, thaten desgleichen.

Darauf erhuben sie sich Alle, und die Sonne ging eben auf, und Johann ordnete nun den Zug seiner Wagen. Voran fuhren zwei Wagen, jeder mit vier Rothfüchsen bespannt, die waren mit eitel Gold und Ducaten beladen, so schwer, daß die Pferde von der Last stöhneten; diesen folgte ein anderer Wagen mit sechs schneeweißen Pferden, welche alles Silber und Crystall zogen: hinter diesem fuhren zwei letzte Wagen, jeder mit vier Grauschimmeln bespannt, und diese waren mit den herrlichsten Geräthen und Gefäßen und Edelgesteinen und mit der Bibliothek Johann's beladen. Er mit seiner Braut fuhr zuletzt in einem offenen Wagen, aus lauter grünem Smaragd, dessen Decke und Vorderseite mit vielen Diamanten besetzt waren, und sechs muthige wiehernde Rappen zogen ihn. Er war aber, nebst seiner Braut, auf das Kostbarste geschmückt, damit sie den Ihrigen auch durch den Schmuck und die Pracht als ein rechtes Wunder Gottes kämen. Denn beide waren von ihnen lange als todt betrauert, und wer hätte wohl gedacht, daß sie jemals wiederkommen würden. Die erlösten Diener und Dienerinnen in gläsernen Schuhen und weißen Kleidern und Jäckchen mit silbernen Gürteln gingen vor und hinter und neben den Wagen und geleiteten sie; Einige führten auch die Pferde, denn sie wollten sie Alle bis Rambin begleiten und von da Jeder seines Weges weiter ziehen. Es waren ihrer in Allem zwischen funfzig und sechzig. Und sie jauchzeten vor Freuden, und Einige, welche Geigen und Pfeifen und Trompeten mit hatten, spielten lustig auf. So zogen sie mit Jauchzen und Klingen die Hügel hinab auf die Straße, welche von Rambin

nach Gartz führt. Es war aber dem Johann und der Lisbeth gar wundersam zu Muthe, als sie den Thurm von Rambin wiedersahen und die Sturmweiden von Drammendorf und Giesendorf aus der Ferne, wo sie als Kinder so viel gespielt hatten. Als sie vor Rodenkirchen hingingen, kam eben die Kühheerde über den Weg, und Klas Starkwolt mit seinem treuen Hurtig zog ihr langsamen Schrittes nach. Johann sah ihn und erkannte ihn stracks und dachte bei sich: den treuen Alten wirst du nicht vergessen. Und so zog er mit seiner Begleitung, und alle Leute, die auf der Straße waren, hielten oder standen still, und viele liefen ihnen nach, ja einige liefen voraus und meldeten in Rambin, welche blanke und prächtige Wagen dort auf der Straße führen, und brachten das ganze Dorf auf die Beine. Der Zug ging aber sehr langsam wegen der schwerbeladenen Wagen.

So zogen sie etwa um vier Uhr Morgens in Rambin ein und hielten still mitten im Dorfe, etwa zwanzig Schritte von dem Hause, wo Johann geboren war. Und es war alles Volk zusammengelaufen und aus den Häusern gegangen, damit sie die glänzende Herrlichkeit mit eigenen Augen sähen. Johann entdeckte bald seinen alten Vater und seine Mutter und erkannte unter den Vielen auch seinen Bruder Andres und seine Schwester Trine. Auch der alte Pfarrer Krabbe stand da, in schwarzen Pantoffeln und einer weißen Schlafmütze, wie er eben aus dem Bette gekommen war, und gaffte mit Andern; aber Lisbeth erkannte ihn nicht mehr, denn sie war zu klein gewesen, als sie in den Berg entführt worden. So hielten sie etwa zehn Minuten still, ohne sich etwas merken zu lassen. Und man kann wohl sagen, daß in dem Dorfe Rambin nie eine solche Herrlichkeit erschienen war und auch nicht erscheinen wird bis an der Welt Ende. Johann und seine Braut funkelten von Diamanten und edlen Steinen; die Wagen, die Pferde, die Geschirre waren auf das Prächtigste geziert, die Begleiter und Begleiterinnen, alle in der Blüthe der Jahre, mit den schönsten weißen Kleidern angethan und den sonderbaren Mützen und gläsernen Schuhen. Alles war wie aus einer andern Welt, so daß der Küster, seines Handwerks ein Schuhmacher, der in seiner Jugendwanderschaft bis nach Moskau und Constantinopel gekommen war, sagte: „Sind es keine tartarische und persische und asiatische Prinzen, so müssen sie vom Mond herunter gekommen seyn, denn in dem Lande Europa habe ich dergleichen nie gesehen, und bin doch auch in vielen Städten gewesen, wo Kaiser und Könige wohnen.“ Der gute Küster irrte sich aber, sie kamen weder aus Persien, noch aus der Tartarei, sondern ganz aus der Nähe, aber freilich aus einer sehr wenig entdeckten Welt.

Als Johann nun glaubte, es sey genug und sie hätten ihre Augen bis zur Sättigung geweidet, sprang er rasch vom Wagen und hob sein schönes Kind auch heraus und drang durch die Menge hin, die ihm ehrerbietig Platz machte. Und ohne sich lange zu besinnen, eilte er zu dem niedrigen strohenen Häuschen, wo Jacob Dietrich mit seiner Frau stand und umhalsete sie beide und küßte sie, die sich vor ihm auf die Erde warfen und seine Kniee küssen wollten. Er aber wehrte ihnen und sprach: „Mit nichten! Das darf nicht seyn. Kennt Ihr mich denn nicht! Ich bin Euer verlorner Sohn Johann Dietrich, und diese hier ist meine Braut.“ Und die beiden Alten erstaunten und wußten nicht, ob sie wachten oder träumten, alles Volk aber, das dieß sah und hörte, verwunderte sich und rief: „Johann Dietrich, der verlorne Johann Dietrich ist von den Unterirdischen wiedergekommen, und seht, was er mitgebracht hat!“

Johann Dietrich stand dort aber nicht lange müssig bei seinen Eltern, sondern als er den alten Pfarrer Krabbe in der weißen Schlafmütze erblickte, lief er eilends hin und holte ihn, fast mit Gewalt, herbei; denn der alte Mann wußte nicht, was der ungestüme Jüngling im Sinne hatte. Und er führte den alten ehrwürdigen Herrn zu Lisbeth und fragte ihn: „kennst Du diese!“ Ehe er aber noch antworten konnte, zog er ihm Lisbeth in die Arme und sprach: „Dieß ist Deine verlorne Tochter und meine Braut, die bringe ich Dir wieder. Und nun sollst Du uns segnen und christlich zusammensprechen, da wir auf eine so wundersame Weise wieder zu den Unsrigen gekommen sind.“ Und der alte Mann war lange sprachlos und hing an der Brust seiner Lisbeth und weinte vor Freuden; denn sie war sein einziges Kind, und er hatte sie lange als Todte beweint. Und als er sich besonnen hatte von dem ersten Erstaunen, nahm er die Hände seines Kindes und legte sie in die Hände Johann's und hieß Jacob Dietrich und seine Frau auch hinzutreten und sprach: „So segne Euch denn der Gott des Friedens und der Barmherzigkeit, der Euch so wunderbar zusammengebracht hat, und lasse Euch Kinder und Kindeskinder sehen und in seiner Furcht wandeln bis an's Ende Eures Lebens. Siehe ich preise ihn, daß er mir diesen Tag hat sehen lassen.“

Als dies vorbei und noch viel gefragt und erzählt war, und als die Nachbarn und Gespielen und Gespielinnen sich den Johann und die Lisbeth wieder besehen und Jeder auf seine Weise an seinen Zeichen wieder erkannt hatten, da gingen die Beiden zu den Eltern in die Häuser. Johann säumte nicht mit der Hauptlust, mit der Hochzeit, die binnen acht Tagen seyn sollte. Und er schickte viele hundert Wagen aus in den Wald, welche Bäume und Zweige in unendlicher Menge herbeifuhren. Und er ließ viele Zimmerleute und Schreiner und Tapezierer kommen. Und wo jetzt das Kloster steht, einige hundert Schritte vor dem Dorfe, da ließ er einen hohen und weiten Laubsaal bauen und von beiden Seiten Tische aufschlagen und in der Mitte eine Tanzbühne, und der Saal war so groß, daß er wohl fünftausend Menschen fassen konnte. Zu gleicher Zeit schickte er nach Stralsund und Greifswald, und ließ ganze Böte voll Wein, Zucker und Caffee laden; auch wurden ganze Heerden Ochsen und Schweine zur Hochzeit herbeigetrieben, und wie viele Hirsche, Rehe und Hasen dazu geschossen sind, das ist nicht zu sagen, so wenig, als die Fische zu zählen sind, die dazu bestellt wurden.

In ganz Rügen und Pommern ist auch kein einziger Musikant geblieben, der nicht dazu verdungen wurde. Denn Johann war sehr reich und wollte seine Pracht sehen lassen. Auch hatte er das ganze Kirchspiel zur Hochzeit geladen und auch alle die schönen weißen Jünglinge und Jungfrauen dabehalten, die er erlöst hatte, und die nun seinen Ehrentanz mitfeiern wollten.

Dieß war die Ordnung der Hochzeit. Als der Morgen angebrochen war, gingen alle Gäste in die Kirche, und der alte Krabbe dankte Gott und erzählte die wunderbare Erhaltung und Errettung und Verlobung der Kinder; darauf segnete er sie ein und gab sie feierlich zusammen. Nun gingen sie in zierlicher Reihe alle in den großen Laubsaal, so daß Jacob Dietrich und seine Frau die Lisbeth zwischen sich führten, Johann aber zwischen Vater Krabbe und seinem alten Klas Starkwolt ging. Denn diesen hatte er sogleich kommen lassen und ihn reichlich beschenkt, so daß er für seine übrigen Lebenstage geborgen war; auch hatte er ihm die schönsten Hochzeitskleider anmessen lassen. Und Klas hatte ihm versprechen müssen, bei ihm zu bleiben und mit ihm zu leben, so oft und viel er wollte, und das hat er redlich gehalten. Nach diesen Ehrenpaaren folgten die feinen Weißen aus dem Berge Paar um Paar, und darauf die ganze übrige Freundschaft, Nachbarschaft und Kirchspielschaft nach Stand und Würden und Alter, wie es sich gebührte. Und sie hielten eine Hochzeit, wie sie in Rambin nie wieder gehalten worden, und wovon noch die Urenkel zu erzählen wissen. Vierzehn ausgeschlagene Tage und Nächte ist getanzt und geschmauset worden, und da hat man über vierzig Paare auf gläsernen Schuhen tanzen sehen, was seitdem etwas Unerhörtes gewesen. Und die Leute haben sich über die Tänzerinnen gewundert, so anmuthigen Tanz haben sie gehalten; denn die Unterirdischen sind die ersten Tanzmeister in der Welt, und da hatten sie ja tanzen gelernt.

Und als die Hochzeit vorbei war, da ist Johann herumgereist im Lande mit seiner schönen Lisbeth, und sie haben sich viele Städte und Dörfer und Güter gekauft, und er ist Herr von beinahe ganz Rügen geworden und ein sehr vornehmer Graf im Lande. Und auch der alte Jacob, sein Vater, ist ein Edelmann geworden, und Johann's Brüder und Schwestern haben Junker und Fräulein geheißen. Denn was kann man sich nicht alles für Silber und Gold schaffen? Schier Alles, nur nicht die Seligkeit; sonst hätte der arme Mensch auf Erden auch gar keinen Trost. Johann hat aber in all' seinem Reichthum nie vergessen, auf welche wunderbare Weise Gott seine Tugend geführt hatte, und ist ein frommer christlicher Mann gewesen. Und seine Frau, Lisbeth, ist fast noch frömmer gewesen, als er. Und Beide haben Kirchen und Armen sehr viel Gutes gethan, auch selbst viele Kirchen gebaut und sind endlich, von Allen, die sie kannten, gesegnet, seliglich im Herrn verschieden. Und diese Kirche, die jetzt in Rambin steht, hat der Graf Johann Dietrich auch erbauen lassen und hat sie sehr reich beschenkt von seinem vielen Gelde. Und sie ist zum ewigen Andenken an seine Geburt da erbaut, wo Jacob Dietrich's Häuschen gestanden hat. Und er hat viele kostbare Geräthe dahin geschenkt, goldene Becher und silberne Schaalen von der allerkünstlichsten Arbeit, wie die Unterirdischen sie in ihren Bergen machen, nebst seinen und der Lisbeth gläsernen Schuhen, zum ewigen Andenken, was ihnen in der Jugend geschehen war. Diese sind aber weggekommen unter dem großen König Carolus dem Zwölften von Schweden, als die Russen hier auf die Insel kamen und schlimm hausten. Da haben die Kosaken auch die Kirche geplündert und das alles mitgenommen.

Johann Arndt

ward am 27. December 1555 zu Ballenſtedt geboren. Nachdem er ſich die nöthigen Vorkenntniſſe erworben, ſtudirte er anfangs die Arzneiwiſſenſchaft, dann aber, durch eine gefährliche Krankheit veranlaßt, die Theologie zu Helmſtädt, Wittenberg, Straßburg und Baſel. Darauf bekleidete er ſeit 1582 ein Schulamt, das Rectorat zu Badeborn, ward aber 1590 abgeſetzt, nachdem er viele Verfolgungen ausgeſtanden, weil er ſich der Bilderſtürmerei entgegengeſtellt und den Exorcismus vertheidigt hatte. Er verwaltete hierauf mehrere geiſtliche Stellen nach einander, ward Prediger zu Quedlinburg, Braunſchweig und Eisleben und kam endlich im Jahre 1611 als Generalſuperintendent nach Zelle, wo er am 11. Mai 1621 ſtarb.

Er hinterließ:

Vier Bücher vom wahren Chriſtenthum. Magdeburg, 1610. (Das erſte Buch bereits ſchon Braunſchweig, 1605. in 12, das 2., 3., 4. B. Eisleben und Magdeburg, 1607.) — Neueſte Ausgabe von Sintenis. Nürnberg, 1825. — Es ward in eilf Sprachen überſetzt und erlebte unzählige Auflagen.

Paradießgärtlein. Leipzig, 1612. (?) in 12. ſpäter öfter und ebenfalls in viele Sprachen überſetzt. Neueſte Ausgabe unter dem Titel: „Gebetbuch", von Sintenis beſorgt. Nürnberg, 1826. in 8.

Poſtille. Leipzig und Jena, 1616 und öfter.

Der ganze Katechism in 60 Predigten. Leipzig und Jena, 1616 und öfter.

Auslegung des ganzen Pſalter Davids. Leipzig und Jena, 1617 und öfter u. ſ. w.

Sämmtliche geiſtreiche Schriften und Werke. Görlitz, 1734—36. 5 Thle. in Folio. —

A. war ein während ſeines Lebens ſchwer und viel geprüfter Mann, dem innige, wahre, warme Frömmigkeit zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, und der es ſich daher zum Ziele ſetzte, ſie bei Anderen zu wecken und zu befördern, damit ſie ihnen ebenfalls eine Quelle reichen Troſtes würde, wie ſie ſich ihm als eine ſolche erwieſen hatte. Er ſagte ſich los von dem ſtarren kirchlichen Lehrbegriffe und wandte ſich mit ganzer Seele geiſtiger Thätigkeit, tiefer Naturbetrachtung, beſeligender innerer Gemüthsanſchauung zu. Seine Myſtik iſt eine reine, im Bewußtſeyn ihres Glaubens freudige Lehre. Sein Wort mußte daher unendlich wirken zu einer Zeit, als ſich ein erſtarrendes Formenweſen und kalter Verſtand die Herrſchaft in der proteſtantiſchen Kirche angemaßt hatten. Treffend ſagt ein geiſtreicher Kirchenhiſtoriker von ihm: „Im Sinne der alten volksthümlichen Myſtik hat Arndt ſein Leben geführt und ſeine Bücher vom wahren Chriſtenthum geſchrieben; einſt entſetzt als Märtyrer für den Exorcismus, von den orthodoxen Theologen aller gangbaren Ketzereien beſchuldigt, hat er in der Verwilderung des dreißigjährigen Krieges und bis auf unſere Tage ein mildes, tröſtliches und praktiſches Chriſtenthum im Volke gefördert" *).

Seine Schreibart iſt klar, deutlich, einfach und wohlklingend, ſo wie für jene Zeit ſehr correct, obwohl mitunter etwas weitſchweifig und breit.

Vgl. J. G. Pahl, in Tzſchirner's Memorabilia. B. 3. S. 1 fgde. —

*) Kirchengeſchichte von Dr. Karl Haſe. Leipzig, 1834. §. 455.

Ein wahrer Chriſt kan nirgend anerkandt werden, denn an der Liebe vnd täglichen Beſſerung ſeines Lebens, wie ein Baum an ſeinen Früchten *).

Pſalm. 92. Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum, Er wird wachſen wie eine Ceder auff dem Libano; Die gepflantzet ſind in dem Hauſe des HERRN, werden in den Vorhöfen vnſers Gottes grünen. Vnd wenn ſie gleich alt werden, werden ſie dennoch blühen, fruchtbar vnd friſch ſeyn, daß ſie verkündigen, daß der HERR ſo fromm iſt, mein Hort, vnd iſt kein Barecht an jhm.

Nicht der Name, ſondern ein Chriſtlich Leben beweiſet einen wahren Chriſten, vnd wer ein rechter Chriſt ſeyn wil, ſol ſich befleiſſigen, daß man Chriſtum ſelbſt in jhme ſehe an ſeiner Liebe, Demuht vnd Freundlichkeit. Denn niemand kan ein Chriſt ſeyn, in welchem Chriſtus nicht lebet. Ein ſolch Leben muß von innen aus dem Hertzen vnd Geiſt gehen, wie ein Apffel aus der innerlichen grünenden Krafft des Baums. Denn der Geiſt Chriſti muß das Leben regieren, vnd Chriſto gleichförmig machen, wie S. Paulus Röm. 8. ſpricht: Welche der Geiſt Gottes treibet, die ſind Gottes Kinder, wer den Geiſt Gottes nicht hat, der iſt nicht ſein. Was nu für ein Geiſt den Menſchen inwendig treibt vnd beweget, ſo lebet er auswendig, Darumb zu einem rechten Chriſtlichen Leben der H. Geiſt hoch von nöten iſt. Denn ein jeglich Leben gehet aus dem Geiſt, es ſey gut oder böſe: Darumb hat uns der HErr befohlen, vmb den H. Geiſt zu bitten, vnd er hat vns denſelbigen verheiſſen, vnd er iſt der Geiſt der newen Geburt, der vns in Chriſto lebendig machet zu einem newen, geiſtlichen, himliſchen Leben. Aus demſelbigen jmmer grünenden lebendigen Geiſt Gottes müſſen hervor blüen die Chriſtlichen Tugenden, daß der Gerechte grünet wie ein Palmbaum, vnd wächſet wie ein Ceder auff dem Libano, die der HERR gepflantzet hat.

Darumb muß der Menſch erſtlich inwendig erneuert werden in dem Geiſt ſeines Gemühts nach Gottes Bilde, vnd ſeine innerliche Begierden vnd Affecten müſſen Chriſto gleichförmig werden, welches S. Paulus nennet, nach Gott gebildet werden, Epheſ. 4. auff daß ein euſſerlich Leben aus dem Grunde ſeines Hertzens gehe, vnd er von innen alſo ſey, wie er von auſſen vor den Menſchen iſt. Vnd billich ſol inwendig im Menſchen vielmehr ſeyn, denn auswendig geſpüret wird, denn Gott ſihet ins Verborgene, vnd prüfet Hertzen vnd Nieren, Pſal. 7.

Vnd ob wir wol inwendig nicht ſo rein ſeyn als die Engel, ſollen wir doch darnach ſeufftzen, vnd diß gläubige Seufftzen nimpt Gott an vns zu reinigen, denn der H. Geiſt hilfft vnſerer Schwachheit, vnd vertritt vns bey Gott mit vnausſprechlichen Seufftzen, Röm. 8. Ja, das Blut Chriſti reiniget vns alſo durch den Glauben, daß kein Runtzel oder Flecken an vns iſt, Eph. 5. Vnd das noch mehr iſt, Vnſer Reinigkeit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, iſt nicht eines Engels Reinigkeit, ſondern ſie iſt Chriſti Gerechtigkeit, ja Chriſtus ſelbſt, 1. Corinth. 1.

Darumb wir vnſer Heiligkeit weit über alle Engel Reinigkeit vnd Heiligkeit ſetzen ſollen. Denn ſie iſt Chriſtus ſelbſt, Jerem 33. Vnd dieſe empfangene, vnverdiente, aus Gnaden geſchenckte Gerechtigkeit, Reinigkeit vnd Heiligung, ſol billich Leib, Seele vnd Geiſt erneuern, vnd ein heilig Leben wircken. Darum müſſen wir ſeyn in vnſerm Chriſtenthumb wie ein junges Palmbäumlein, das jmmer grünet, fort wächſet vnd gröſſer wird: Alſo müſſen wir wachſen vnd zunemen in Chriſto. So viel wächſet aber ein Menſch in Chriſto, ſo viel er am Glauben vnd an Tugenden vnd Chriſtlichem Leben zunimpt, vnd ſich täglich beſſert, vnd ſo viel Chriſtus in jhm lebt, vnd das heiſſt grünen wie ein Palmbaum.

Ein Chriſt muß ſich täglich erneuern vnd auffſprieſſen wie ein Palmbaum, vnd jhme vorſetzen, ſeinem Namen gnug zu thun, als ob er heute erſt wäre ein Chriſt worden, vnd ſol täglich darnach ſeufftzen, daß er nit ein falſcher Chriſt ſeyn möge. Wie ein jeglicher, der beruffen iſt zu einem Ampt, ſich befleiſſigen muß, ſeinem Beruff gnug zu thun; Alſo ſind wir beruffen zu Chriſto mit einem heiligen Beruff. Vnd wo ein ſolcher heiliger Vorſatz nicht iſt, da iſt auch keine Beſſerung, vnd grünen vnd zunemen in Chriſto, ja der lebendigmachende Geiſt Chriſti iſt nicht da. Denn ein ſolcher Vorſatz gutes zu thun kompt aus dem H. Geiſte, vnd

*) Aus: Johann Arndt, vier Bücher vom wahren Chriſtenthumb, Lüneburg, 1648.

iſt die vorlauffende Gnade Gottes, die alle Menſchen locket, reitzet vnd treibet. Wol dem, der ihr ſtatt vnd raum gibt, vnd die Stimme der Weißheit Gottes höret, die auff der Gaſſen ruffet. Alles was ein Menſch anſihet, iſt eine Erinnerung ſeines Schöpffers, dadurch ruffet jhm Gott, vnd wil jhn zu ſich ziehen.

Vnd ſo offt wir nun das merken, daß wir geruffen vnd gelocket werden, ſollen wir bald anfahen gutes zu thun, denn das iſt die rechte Zeit, da wir nicht verhindert werden: Es wird bald ein ander Zeit kommen, da wir verhindert werden, gutes zu gedencken, hören, reden vnd thun. Darumb ſihet daſſelbige die ewige Weißheit Gottes zuvor, vnd ruffet vns an allen Orten, daß wir die Zeit nicht verſäumen.

Sihe einen Baum an, der ſtehet jmmer vnd wartet auff den Sonnenſchein vnd gute Einflüſſe des Himmels, vnd iſt jmmer bereit dieſelbe zu empfahen: Alſo ſcheinet die Gnade Gottes vnd himliſche Einflüſſe auff dich, würdeſtu nur nicht von der Welt verhindert, dieſelbige zu empfahen.

Bedenke die kurze Zeit deines Lebens, wie viel Vbungen Chriſtlicher Tugenden du verſäumet haſt, die halbe Zeit deines Lebens haſtu geſchlaffen, die ander helffte haſtu mit Eſſen vnd Trincken zugebracht, vnd wenn du nun ſterben ſolt, haſtu kaum angefangen recht zu leben, vnd gutes zu thun.

Wie ein Menſch zu ſterben begert, ſo ſol er auch leben. Du wolteſt ja nicht gerne ſterben als ein Gottloſer, ey ſo ſoltu auch nit leben als ein Gottloſer, Wiltu ſterben als ein Chriſt, ſo muſtu leben als ein Chriſt. Der lebet aber als ein Chriſt, der alſo lebet, als wenn er heute ſterben ſolte. Ein Knecht müß jmmer bereit ſeyn vor ſeinem Herrn zu erſcheinen, wenn er jhm ruffet: Nun ruffet Gott einem jeglichen durch den Todt.

Selig iſt der Knecht, den der HERR wachend findet, wenn er kompt, Er wird jhn über alle ſeine Güter ſetzen. Wer iſt aber der da wachet? O er ſich die Welt, vnd die nach der Welt leben, nicht läſſt verführen. Die Ergernissen ſind die böſe Pfropffreiſer, die offt einen guten Baum verderben, daß er nicht grünen vnd blühen kann, ꝛc.

Vertrauen in Gott *).

Wenn Menſchen-Hülf ſcheint aus zu ſeyn,
So ſtellt ſich GOttes Hülfe ein,
Wenn niemand hilft, ſo hilfet er,
Und macht mein Leiden nicht zu ſchwer.

Was tracht ich lang nach Menſchen-Gunſt,
Die doch vergehet, wie ein Dunſt?
Es iſt in dieſer Welt kein Freund,
Der ſtets es gut mit einem meynt.

Nimm deine Zuflucht nur zu GOtt,
Der dir kan nehmen deine Noth,
Such den zum Freund, der dir allein
Mit ſeiner Hülf' kann nützlich ſeyn.

Wenn GOtt dein Freund, alsdenn dein Feind
Iſt ohne Macht, und ganz verkleint,
Und wären noch viel tauſend hier,
So könt doch keiner ſchaden dir.

Es muß doch gehn, wies GOtt gefällt,
Wenn ſich gleich alles gegen ſtellt,
Laß GOtt nur machen, wie er will,
Und halte ſeinem Willen ſtill.

Ludwig Achim von Arnim

ward am 26. Januar 1781 zu Berlin geboren (nach Anderen ſchon 1775 im Ländchen Behrwalde). Er ſtudirte in Göttingen Medizin und vorzüglich Naturwiſſenſchaften, ward Dr. der Medizin, lebte längere Zeit mit ſeinem Freunde Clemens Brentano (S. d.), deſſen Schweſter er ſpäter heirathete, in Heidelberg und dann abwechſelnd auf ſeinem Gute Wiepersdorf bei Dahme und in Berlin. Ein Nervenſchlag endete unerwartet ſein Leben am 20. Januar 1831.

Außer mehreren phyſikaliſchen Abhandlungen ſchrieb von Arnim:

Hollin's Liebeleben. Göttingen, 1803.
Ariel's Offenbarungen. Göttingen, 1804. 1. Thl.
Tröſt-Einſamkeit. Heidelberg, 1809.
Der Wintergarten. Berlin, 1809.
Nachtfeier. Berlin, 1810.
Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Berlin. o. J. (1810) 2 Thle.
Halle und Jeruſalem. Heidelberg, 1811.
Iſabelle von Aegypten u. ſ. w. Heidelberg, 1811.
Schaubühne. Berlin, 1813. 1. Theil.
Die Kronenwächter. Berlin, 1817. 1. Th.
Die Gleichen. Berlin, 1819.
Landhausleben. Leipz. 1826.
Einzelnes in Journalen, Almanachen u. ſ. w.

Gemeinſchaftlich mit Cl. Brentano gab er heraus:

Des Knaben Wunderhorn, Alt-deutſche Lieder. Heidelberg, 1806—8. 3 Thle. N. A. des 1. Thls. Heidelberg, 1819.

Arnim's Schriften haben während ſeines Lebens ſich nicht der regen Aufmerkſamkeit und Theilnahme zu erfreuen gehabt, auf die ſie mit großem Rechte Anſpruch machen konnten. Er war ein Dichter von Ruf, aber ſein Ruf lebte nicht im Volke; er gehörte zwar der romantiſchen Schule im Allgemeinen an, aber er ſtand doch allein für ſich da, ein genialer Sonderling. So kam es, daß er wenig beachtet wurde, daß die Menge ihn in einer ſtürmiſchen, bedrängten Zeit nicht genauer kennen lernte, denn er ſtieß nie in die Trompete der Menge, und ihn ſpäter im Gewirre des Tages vergaß. Und doch iſt er einer der reichſten deutſchen Dichter, voll gigantiſcher Phantaſie, Kraft, Lieblichkeit, Anmuth und Eigenthümlichkeit, der nur das Eine nicht aufzufaſſen, zu behandeln und zu benutzen verſtand, die Geſtaltung der Zeit. — Er kommt mir immer vor wie Jemand, der ſich in einer Geſellſchaft junger ſpielender Genoſſen bei Seite ſetzt und ſich auf ſeine eigene Hand amüſirt. — Er nimmt nur aus der wirklichen Welt in ſeine herüber, was ihm auffällt und gefällt, und läßt es in ſeiner Phantaſie ein neues Leben beginnen; daher ſagt ſeine Welt nie der wirklichen zu, denn die Letztere verſteht die Erſtere nicht. Hätte er ſich nicht durch die Herausgabe von des Knaben Wunderhorn ein bleibendes Andenken geſtiftet, ſo würde ſein Name noch unbekannter ſeyn, denn, Görres ausgenommen, der ihm ein ehrenwerthes Denkmal ſetzte, in welchem er aber mehr von ſich als von Arnim ſpricht **), und Heine, der den Franzoſen gegenüber ihn etwas wunderlich abhandelt und nicht recht im Klaren zu ſeyn ſcheint ***), hat Niemand verſucht, ihn ausführlich, wie er es verdient, zu würdigen, und man ſucht faſt in allen Hand- und Lehrbüchern der Geſchichte der deutſchen Literatur ſeinen Namen vergebens oder findet ihn höchſtens mit wenigen Worten vornehm abgefertigt.

Sehr geiſtreich ſagt Görres in dem bereits angeführten Aufſatze von ihm und ſeinen Leiſtungen: „Man kann ſeine Poeſie nicht kürzer bezeichnen, als wenn man ſie dem Vogelgeſchlechte angehörig erklärt. Wie die alte zauberhafte Jynx, ſo ſitzt ſie wohlgemuth oben auf hohem Zweig im Baumeswipfel, unaufhörlich wiegend und wendend mit Zierlichkeit den Kopf, ſchlagend ohne Aufhör mit dem Flügelpaar, wie im Pendelſchlag pulſirend mit dem Gabelſchweife, bald ſich niederduckend, dann wieder aufſchnellend, nun zur Rechten, dann wieder zur Linken ſchwimmend, immerfort in allen Gliedern vom munteren Leben durchzuckt. Selbſt ſeine Proſa kann daher, von dieſem innerlichen Zuck und Blitz unaufhörlich bewegt, nur mit Mühe Anſtand und Schritt behaupten und macht ſich oft die Luſt, wo ſie ſich ungeſe-

*) Aus: Joh. Georg Walch, Geiſtreiches Geſangbuch. Jena, 1737.

**) Literaturblatt zum Morgenblatt. Jahrg. 1831. Nr. 27—30.

***) Heine. Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland. Th. II. S. 157 fgde.

hen glaubt, in einem halb verſteckten Rythmus aufzuhüpfen und daher zu tanzen. Werden ihr aber die Banden von den Füßen und Flügeln abgenommen, und kann ſie nur dem inneren ſingenden Jauchzen ohne Zwang ſich hingeben, dann ſteigt die Losgekettete im freudigen Jubel zur Höhe auf, wie das geflügelte Jodeln aus der Kehle des Berghirten gerade auf ſich über ihn in die Lüfte ſchwingt und nun hoch über ſeinem Haupte ſich wie der Adler im Kreiſe dreht, nun wallend und ſchlagend ſich auf der Bläue wiegt, dann im ſchnellen Sturze durch die ganze Tonfolge niederſtürzt; eine Zeit lang in der Tiefe ſich wie auf geſpanntem Seil im Tacte auf- und niederſchwingt und dann wieder ſteil recht ſchnell ſich zur vorigen Höhe ſchnellt, und ſich hoch oben wirbelnd in der Schwebe hält, ohne durch all das Tönen und Schießen und Wirbeln und Tanzen die innere Luſt auszuarten und auszugießen. Wie die Zugſchwalbe, die heut noch in dieſem Welttheil ſchwirrt und, ehe am anderen Tage der Abend graut, ſchon die afrikaniſche Wüſte unter ſich erblickt, ſo iſt ſie daher wenig von Raum und Zeit gebunden und gehemmt; aus der Vogelperſpective Land und Meere überblickend, ragen nur die höchſten Gipfel in ihre Region hinauf, und indem ſie ſich leicht von Einem zum Andern ſchwingt, verbindet ſie in dem regen Inſtinkte, der innerlich in ihr wie ein verborgener Magnetismus nach den verhüllten Polen der Geiſterwelt deutet und neigt, leicht das Entfernteſte in Welt und Geſchichte und webt aus dieſen geheimnißvollen Beziehungen ihr goldenes Netz, das ſie ſpielend um ſich breitet."

Arnim's ganze dichteriſche Perſönlichkeit mit allen ihren Eigenthümlichkeiten offenbart ſich vorzüglich in ſeiner Gräfin Dolores, die überhaupt wohl als ſeine bedeutendſte Leiſtung zu betrachten iſt, da er hier mit großer Beſonnenheit verfährt und Dichtung und wirkliches Leben übereinſtimmender als ſonſt irgendwo zu verbinden weiß. Die einzelnen Charaktere treten klar und entſchieden hervor, die Handlung iſt einfach, gut verwickelt und conſequent durchgeführt; das Gemüth des Dichters öffnet ſeinen ganzen Reichthum, und die Phantaſie behält freien Spielraum, luſtig ihre Schwingen zu entfalten, ohne der künſtleriſchen Einheit zu ſchaden. So bizarr auch Manches erſcheint, ſo iſt doch in dem ganzen Buche nichts Falſches und Gemachtes, dagegen aber viel Tiefe echter Empfindung und treffende Wahrheit wirklicher Erfahrung. — Es iſt ein Werk, in dem jeder Stand, jedes Alter, jede Geſinnung Etwas finden wird, das anſpricht, wohlthut, beruhigt, tröſtet und erheitert.

W. Menzel hat als Nachſchrift zu jenem Denkmale von Görres lebhaft und dringend das Verlangen nach einer vollſtändigen Sammlung von v. Arnim's Werken ausgeſprochen. Leider iſt dieſer Wunſch bisher noch nicht von den Erben oder Freunden des genialen Abgeſchiedenen erfüllt worden, und doch ſind ſie es ihm, ſich und dem deutſchen Vaterlande durchaus ſchuldig. Ludwig Achim von Arnim hat als Menſch wie als Dichter ſeiner Nation Ehre gemacht; ſie ſollte dankbarer ſeyn.

Hollin's Liebeleben *).

Hollin und Odoardo kamen denſelben Tag auf eine Schule, gewannen einander ſogleich lieb und veranlaßten dadurch, daß ihnen der Rektor ein gemeinſchaftliches Zimmer anwies, das ſie auch bis zu ihrem Abgange nach der Univerſität mit einander bewohnten. Jener war dem letzteren an Alter, Vermögen und Talent überlegen; dieſe Ueberlegenheit war alte Gewohnheit und machte keinen Riß durch ihre Freundſchaft. Sie verſuchten ſich mit einander in allem, was das Schulleben mit ſich führt; ſie präparirten ſich mit einander, brateten heimlich einander Kartoffeln, ſchlugen gemeinſchaftlich ihre Feinde auf andern Schulen, hielten ſich zuſammen heimlich einen Renommiſtenanzug, in welchem ſie abwechſelnd Komödie und Caffehaus beſuchten; ſie waren auf der ganzen Schule unter dem Namen Kaſtor und Pollux bekannt. Odoardo, der früher ſchlimme Jahre bei ſeinem armen Vater zugebracht hatte, welcher Doktor in G. war, hatte mehr Bewußtſein dadurch, mehr Vorſicht und Klugheit gewonnen, war dadurch eine Art wohlthätiger Hofmeiſter Hollin's, der ihn von tauſend Unbeſonnenheiten zurückhielt; in allem übrigen lebten ſie ſo in einander über, daß die Lehrer Mühe hatten, ihre Handſchriften zu unterſcheiden. Die Vormünder ſchickten Hollin nach H., der Vater berief Odoardo nach G.; beides war ihren vereinigten Bemühungen unabänderlich, weil jeder vom andern die Abänderung erwartet hatte; ſie trennten ſich mit tauſend Schmerzen und fühlten doch erſt nachher, was ſie an einander verloren hatten. Als ſie von einander Abſchied nahmen, ſagte Odoardo, dies iſt ein Augenblick, wo wir uns trennen, vielleicht kommt ein Augenblick, wo wir uns wiederſehen, gewiß aber einer, wo wir uns hinlegen und nicht wieder aufſtehen; und erinnerte ſeinen Freund daran in ſeinem erſten Briefe und an manches andre Traurige: wie ihre kleine Schulwelt hinter ihnen bis auf die Namen, die ſie in ihre Bänke eingeſchnitten, bald vernichtet ſein werde; dabei erinnerte er ſich, wie er als Kind feſt geglaubt, er werde ewig leben, bis ſein liebſter Spielkammerad, ein Hund, ſich in der Morgenſonne ausgeſtreckt, ſtill geworden und geſtorben ſei; — von der Univerſität ſchrieb er nichts. Ganz anders beſchrieb Hollin ſeine Gedanken bei dem Anblicke der Univerſität: Himmel, welch ein Gefühl, als ich die erſten Spitzen der Thürme und immer mehr, endlich die ganze herrliche Freiſtadt der Jugend aus der Ebene hervortreten ſah. Noch iſt er nicht verhallt in mir der innere Ruf nach Freiheit, der mich als Kind ſchon zum kühnen Spiele auftrieb. Ringt nicht jedes Weſen nach Licht und Freiheit, Keime, Blüthen, Vogelbrut, ſelbſt die ſtummen Fiſche verlaſſen im Sonnenſchein ihr Element und ſchlagen ſich empor und rauſchen über ſeine Fläche hin. Und wir, frei aufgerichtet zur Mittagsſonne, die wir unſre Erde in Luft und Waſſer umkreiſen und durchſtreifen dürfen, ſollten die Fülle der ſchwellenden Kraft und Freude im trägen Kleinmuthe des Bürgerlebens eindämmen. Der Wagen ſchien mir unerträglich langſam fortzuſchleichen, wie die Zeit auf unſern Schulbänken. Bald kam eine Schaar in ritterlicher Kleidung mit Helm und Schwert, bewillkommte uns zutraulich, ohne uns zu kennen, lud uns gaſtfrei zum Mahle ein und verbrüderte ſich mit uns: verbrüdert uns nicht alle menſchliche Geſtalt, iſt nicht die Liebe frei und iſt es nicht der innerſte Drang des Menſchen, alles liebevoll zu umfaſſen und in ſich aufzunehmen. — Im nächſten Briefe erzählte er ſeinem Freunde, daß er in eine Landsmannſchaft aufgenommen, einer der beſten Fechter geworden ſei; daß er ſich bemühe, ihnen dagegen ſeinen Sinn für alles Tiefe in der Philoſophie mitzutheilen. Warnend ſchreibt Odoardo von ſeiner Univerſität: Mir iſt alles hier unerträglich einförmig bis auf die untergeſchobenen, auswendig gelernten Einfälle. Ein paar lächerliche Namen, ein Dutzend Scherze über Dinge des täglichen Gebrauchs, dieſelbe Manier, arme Leute zu beleidigen, die ſie nicht fürchten, viel Erzählungen ehemaliger Tapferkeit und nachahmenden Muth aus Furcht vor der Schande; das hab ich ſchon entdeckt. Wer nicht platt iſt, wird aberwitzig genannt, wer Poeſie liebt, ein Kraftgenie, wer einen andern als den hergebrachten Spaß treibt, von dem heißt es, er wolle etwas vorſtellen. In den Geſellſchaften iſt ſtummes eitles Hofmachen, alles in ernſthafter Wichtigkeit; haben ſie dann etwas Wein genoſſen, ſo werden ſie grob, nach ihrer Art genialiſch, und ſagen den Frauen Unanſtändigkeiten; dieſe fliegen verſtört auf und werden von ihren Beleidigern nach Hauſe geführt. Dann giebts Schlägereien, ſelbſt zwiſchen Freunden, die einander alles verzeihen haben; zum Glück kommt ſelten was dabei heraus. Von dem unſinnigen Lernen ſage ich kein Wort, die meiſten thun nichts als Heftſchreiben.

Hollin hatte ſich mit ſolcher Luſt in die Studentenwirthſchaft geworfen, daß ihm ſehr bald ein Vorſteheramt ſeiner Landsmannſchaft übergeben wurde. Eine große Streitigkeit zwiſchen Landsmannſchaften und Orden entzweite damals die Univerſität; er nahm heftig die Partei der erſtern, weil er darin wenigſtens keinen ſolchen Trennungsgrund wie in den Orden fand, die nothwendig, weil alle daran theilnehmen konnten, im ewigen Kampfe unter einander bleiben mußten. Alles ſollte durch einen Zweikampf zwiſchen beiden Parteien ausgeglichen werden; er wollte für alle fechten, das erfüllte ihn mit Freude; nur das Unbeſtimmte des Kampfes bewegte ihn; hätte er ſich beſtimmt einen Arm, einen Fuß, abhauen laſſen dürfen, es wäre ihm lieber geweſen. Er kam früh auf das Dorf, wo gekämpft werden ſollte. Freunde und Feinde unterhielten ſich wie gewöhnlich von Nebenſachen ganz frei. Vor allen gewann er einen gewiſſen Lenardo aus G . . . ganz ungemein lieb, der aus Hang zur Unabhängigkeit von ſeinem Vater, der ihn dort einſchränken wollte, ohne Abſchied nach H. abgereiſt war. Offen ohne Zweck, luſtig aus Bedürfniß und darum dem Weine, dem Spiele, den Mädchen erge-

*) Aus: Ludwig Achim von Arnim, Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Band I. Berlin. (1810.)

ben; fleißig zum Scherz, muthig ohne es zu wiſſen, nie Beleidiger faſt immer Verſöhner beim Weine; mit allen Gutfreund, mit keinem insbeſondere, hatte er ſo viel Bekanntſchaften geſtiftet, ſo viel Brüderſchaften getrunken, ſo viel Trennungen erfahren, daß er in jedem neuen Bekannten zehn alte wieder begrüßte und wiederfand, ohne es zu wiſſen. Er war immer der einzige ohne Stammbuch, der ſich in allen Stammbüchern fand; immer von Memorabilien umgeben, der aber keine einzige behielt, dem die vergangene Zeit ganz vergangen. Witz hörte er gern von andern, um Gelegenheit zum Lachen zu haben, er ſelbſt hatte den Witz nur im Trunke; raſch im Wetten, aber ſelten glücklich, weil er wenig genau hörte; glücklich im Spiele, gewann er doch ſelten, weil er nur im Unglücke wagte; leichten Weibern ſehr willkommen, war er doch ſelten geneigt, den Umſtänden einer etwas vornehmeren Verbindung ſich zu unterziehen; die ſchnellere Entſcheidung bei den unteren Klaſſen machte ihm mehr Genuß; in den Künſten zeigte er ſtets ein vorwiegendes dramatiſches Talent. So iſt er noch jetzt, und ſo war er; denn er gehört zu den unveränderlichſten Menſchen, unverſehrt ob er gleich zehn verſchiedene Weine an einem Abende auf einander ſetzte. Dies wurde ſein Gegner, ſie umarmten ſich erſt, dann ſchlugen ſie ſich; Lenardo wurde ſehr bald ſchwer in den Leib verwundet. Hollin hätte ſich in ſeinen Hieber ſtürzen mögen; doch der Wunſch, ſeinem Freunde zu helfen, trieb ihn zu Pferde nach der Stadt einen Wundarzt zu holen; dem Mediziner, der gegenwärtig, fehlte es an Geſchick, er hatte mit ſeinem Bindezeuge bloß figurirt. Als dieſer ankam und den Verwundeten, der an einem Ofen halb gebraten und halb erſtarrt lag, von dem drückenden Verbande der Schnupftücher befreit hatte, und mit der Sonde auf und nieder fuhr in der Wunde, da hing Hollin wie ein loſer Stein über dem Abgrunde; endlich hielt ihn die Hoffnung feſt und die Hoffnung ließ ihn nicht zu Schanden werden; die edlen Theile im Inneren waren unverletzt. Ohne Ermüdung wachte er in den kalten Nächten bei dem Freunde und der Zufall machte ihn bald mit allen Lebensverhältniſſen Lenardo's bekannt. Er mußte an deſſen Schweſter Marie ſchreiben, ſie möchte ſein böſes Verhältniß mit dem Vater ausgleichen; dabei rühmte er ihm die Schweſter als unendlich liebevoll und gut. Hollin hatte einen jugendlichen Hochmuth gegen die Weiber, aus Mangel an Umgang mit ihnen hielt er ſie kaum für Menſchen; insbeſondere hatte er gegen alle moderne Sitten derſelben aus irrigen Darſtellungen in Komödien neuerer Zeit einen beſtimmten Abſcheu; was er von Liebe wußte war nur im Allgemeinen empfunden, nie bei einer einzelnen entdeckt. Lenardo ſprach mit ihm, ob er ein Mädchen heirathen ſollte, die ihm recht gut ſei, und viel Geld habe, er wäre dann auf einmal aus ſeiner Schuldenlaſt. Hollin fand das frevelhaft, behauptete, wenn es überhaupt eine Ehe geben dürfe, ſo müſſe ſie das Band zweier Liebenden ſein; der Liebe gehöre jede Hingebung und alle äußeren Verhältniſſe müßten vor ihr verſchwinden: ein Hingeben ohne Liebe ſei Unzucht; wer mit dem Feuer der Haushaltung die Liebesfackel anzünden wolle, der werde darin wie im hölliſchen Feuer verbrennen und nur aus dieſer Unnatur, die häufig ſogar aus Pflicht getrieben würde, entſtehe alle ſinnloſe Ausſchweifung der Männer und die feile Liebe. —

Da hat er einmal nicht ganz recht! rief die Gräfin eifrig. — Sie haben recht, entgegnete der Prediger; ich leugne, was er von dem Hinausſetzen der Liebe über äußere Verhältniſſe ſagt, inſofern ſie doch nicht aus der Welt hinaus verſetzen kann. — Das meinte ich nicht, antwortete die Gräfin, aber mir ſind viele Beiſpiele bekannt, daß Ehen bloß der Ausſtattung wegen geſtiftet worden, die ſehr glücklich ausſchlugen; das Entgegengeſetzte ſah ich oft bei Liebenden. — So etwas muß man nicht ſehen! brummte der Graf vor ſich.

.... Lenardo genas, und Hollin zog ſich von dem großen Studentenhaufen zu ſeinen Büchern zurück; der Wunſch andre zu bilden mißlang ihm faſt gänzlich, denn er wollte alles in der Natur übereilen. Einſam durchſtrich er zum erſtenmal die ſchnell aufgrünende Frühlingsbühne, ſchwelgte an jedem neu grünen Blatte und im Laufe der krummen Fußwege kam er über eine Brücke auf eine Inſel; im Gefühle der Einſamkeit ließ er ſich einen kleinen Geiger kommen, ſetzte ſich in eine Laube und knackte Nüſſe, die meiſt hohl waren; ſein Herz war voll. Lenardo ſchreckte ihn heranſpringend mit den Worten auf, er werde gleich ſeine Schweſter zu ihm führen, die heute angekommen; ſein Vater ſey verſöhnt, Hollins Brief habe das ganze Haus entzückt, alle wären begierig ihn kennen zu lernen. Er ſprang fort, ohne Hollins Antwort zu hören, der ihm verſicherte, er könne in dem Augenblicke mit keinem Weibe reden. Hollin warf aus Verdruß Tiſch und Bank um, ließ den Kleinen ein Schandlied muſiciren und lief in das Dickicht. Bald kam Lenardo mit ſeiner Schweſter und noch einem Mädchen. Lenardo erklärte ihnen lachend den wunderlichen Haß ſeines Freundes gegen alle Weiber; beide ſchienen dadurch etwas beleidigt. Alles das ſah Hollin aus dem Dickicht und für ſeinen Haß und für ſeine Ruhe ſah er zu viel; beide verſchwanden im Augenblicke. Was hätte er jetzt dafür gegeben mit Marien ſprechen zu dürfen; aber er hatte ſie beleidigt, was hätte er ihr ſagen können; ihr Bild ſchwebte ihm noch deutlich vor, als ſie lange fort war, und am Abend trieb er ſich vor ihrem Fenſter herum und meinte, wo ein Schatten durch die Gardinen der erleuchteten Fenſter dunkelte, da ſtehe ſie, und da meinte er etwas zu ſehen. — Lenardo reiſte den nächſten Tag mit ſeiner Schweſter und ſeinem Vater fort; nach ſeiner Weiſe hatte er vergeſſen, irgend jemand davon zu ſprechen; niemand wußte wohin. Hollin ärgerte dieſe Nachläſſigkeit, denn er konnte nicht Ruhe finden, bis er die Beleidigung gut gemacht, der er ſelbſt dieſe ſtille Abreiſe fälſchlich zuſchrieb; er entſchloß ſich zur Zerſtreuung den Harz zu Fuße zu durchſtreichen und es gelang ihm wenigſtens auf den wilden Höhen, in den großen Anſichten der Natur ſich ſelbſt zu vergeſſen. Eines Tages kehrte er in Goslar ſpät Abends ein; die Alterthümlichkeit der Stadt machte ihn ſelbſt alt; er ging durch die engen Gaſſen, von fließendem Waſſer durchſchnitten, vor dem Rathhauſe voll bunter Schnitzwerke, vor der alten Kirche, mit wunderbaren Bildern geziert, vorbei; ihm ward ein ſo wohlthuendes Gefühl durch alle Adern gegoſſen, als kehre er nach abgebüßten Sünden von einem Kreuzzuge heim, als werde ihm morgen des Glückes Sonne einmal wieder ſcheinen. Im Gaſthofe fand er einen trüben Brief von Odoardo, Werthers Leiden waren dem in die Hände gefallen, und fühlte er auch nicht das zerſtörende, ſich ſelbſt wiederkäuende Ungeheuer in der Welt, ſo fühlte er doch, bedrängt von läſtiger ärztlicher Praxis, die er für ſeinen Vater übernommen hatte, eine ewig leere liebloſe freudeloſe Bewegung, ein thörichtes ermüdendes Spiel aller Naturerſcheinungen, eine ewige Wiederkehr der Jahre, derſelben Blüten, derſelben Menſchen, ihrer Verhältniſſe, weswegen man in alle Ewigkeit hin in demſelben Zinne, aus derſelben Apokalipſe prophezeien könne. Wir müſſen ſo laufen, ſchrieb er, damit die Schuhe ausgetreten werden, und ſind ſie ausgetreten, ſo ſind ſie zerriſſen und die neuen drücken wieder; die Unendlichkeit ſieht, lacht dazu verzweiflungsvoll aus der Ferne und wir können ihr Angeſicht nicht erblicken. Und denke ich deiner Freundſchaft, ſieh, da füllt ſich meine Seele mit Herrlichkeit wie der gehemmte Strom vor mir, in welchem noch eben ein armer Junge nach Lumpen ſuchte, mit klarem Waſſer, nachdem die Schleuſen erſchloſſen ſind. Wie iſt alles ſo voll und ſo leer, ſo freundlich und traurig zugleich: alles Tag in Nacht. Im Lichte der Freundſchaft glänzt die Spitze unſres Hauptes in Klarheit, aber die Augen trauren ſchon in der dunkelen Nacht. Tauſend Menſchen leben in Feindſchaft eng beiſammen; die wenigen, welche ihr Inneres austauſchen und Freude zeugen, ſie treibt der ſtarke Bogen des Schickſals in alle vier Welttheile. Und wie wenige dieſer verſchoſſenen Pfeile erreichen ein Ziel? Giebt es ein Ziel? Könnte ich dieſe Welt der Bewegung nur aus mir los werden — alle Abende denke ich mit Freude und Sehnſucht an den Tod einer Gräfin, von der erzählt worden, wie ſie ruhig zu Bette gegangen, und in Selbſtverbrennung vernichtet, ohne Verletzung ihres Bettes und ihrer Umgebung, in ein Aſchenhäufchen verwandelt wiedergefunden ſey. — Hollin antwortete gleich ſeinem alten Schulfreunde zur Aufmunterung und Warnung: Dein Brief war Selbſtmord. Glaub mir nur dies, die meiſten Menſchen ſind Selbſtmörder, und du gehörſt zu den vielen, die es verachten ihr Leben durch einen mächtigen Giftbecher zu enden, aber das Gift gierig in tauſend ſchönen Lebensblumen aufſuchen und einſaugen. Und iſt nicht das letzte unwillkührliche Ringen nach Leben, der Todeskampf, das letzte Aufathmen, der Todesſeufzer ein eigentlicher Abſcheu der Natur, das Verdammungsurtheil des Selbſtmörders. Uns leitet das elende Zeitalter zum Selbſtmorde; die meiſten folgen und fallen darin, wenn ſie auch nicht Hand an ſich legen; laß uns muthig und kräftig dem Strome der Zeit entgegen ſchwimmen; wer in dem Kampfe zur Rettung jedes guten Lebens erliegt, der ſtirbt für die Freiheit und lebt in ihr. Biſt du aber wahnſinnig in trüben Stunden und kannſt nicht anders, und mußt ſo denken wie Werther, ſo laß dich anketten in guten Stunden durch eine andere gleiche, weniger anſtrengende, dir mehr angemeſſene Thätigkeit, als jene iſt, zu welcher dich dein Vater beſtimmt, auf daß dir die müßige leere Zeit zum Nachdenken verſchwinde, die dir nicht taugt und nie getaugt hat.

Mitten in dem Schreiben wurde er durch einen Seufzer im Nebenzimmer geſtört; das regte ihn an, allerlei ſanfte Nachtlieder anzuſtimmen; es klingelte im Nebenzimmer, er hörte eine weibliche Stimme; ſeine Luſt an Abentheuern erwachte; er trat an die Thüre und fragte mit einer nachgemachten Kellnerſtimme: Was beliebt? — Eine alte Weiberſtimme antwortete ihm: Bitt' er doch den Herrn im Nebenzimmer, daß er ſeine Nachtmuſik bis morgen verſpart, wenn wir fort ſind. — Dies Abentheuer machte ihm ungemein viel Spaß; aber wie wurde er erſchreckt, als er am Morgen vom echten Kellner die Namen ſeiner Nachbarn hörte; es war Maria Lenardo mit ihrer Mut-

ter gewesen. Beide waren ganz früh mit dem Vater dem Brocken zugewandert. Kaum war der Kellner fort, so sprang er in sich wüthend und tief gekränkt in das Nebenzimmer, alle verlassenen Reste ihres kurzen Daseyns zu sammeln; sie mußte ganz ihm zunächst geschlafen haben, durch ein dünnes Brett geschieden; denn das andere Bette war nach der Gewohnheit älterer Leute hoch aufgestapelt mit Kissen. Er konnte es nicht lassen, er stürzte sich in das glückliche Bett, das sie umschlossen; es war noch erwärmt, und der Duft der Gesundheit erfüllte es ganz und immer tiefer drängte er sich in das Federbett, es schlägt über ihm zusammen, er sinkt in Wohlseyn unter. Als er sich zusammengerafft, sich angezogen hatte, eilte er der Gesellschaft mit solcher Eile nach, daß er sie in drei Stunden schweißtriefend erreichte; er wollte sich erst als Fremdling ihnen vorstellen, um kein Vorurtheil für sich und gegen sich zu erregen. In der schönen Gegend ließ er sich aber so frei aus, daß sein Geheimniß bald seinen Lippen entfiel, von Marien recht zart aufgenommen und mit einem Kranze für alles Verdienst zurückgegeben wurde, was er sich um ihren Bruder erworben. Die Mutter sorgte an einem Ruhepunkte für die Haushaltung aller, und Marie schenkte mit sorgsamen, freundlichen, fragenden Blicken den Thee ein; der Vater botanisirte nachher mit seiner Frau, die nichts davon verstand; Hollin ging mit Marien über Thal und Höhe so selig, daß er über die schöne Gegend kein Wort sagen konnte. Sie kamen bei sternklarem Himmel im neuen Brockenhause an, das wie der Mond am Berge zu ruhen geschienen, woraus ihnen aber Lenardo mit vollem Glase entgegentrat. Er neckte Schwester und Freund; der Vater stellte sich auch jung mit ihm, um sich vor seiner Frau auszuzeichnen. Lenardo brachte eine Zahl steifer Gesellen herein, die in ihren hohen Stiefeln beinahe Arm und Bein auf den Felsen gebrochen hatten; alle wußte er in Thätigkeit zu bringen, sie mußten mit seiner Schwester tanzen; auch Hollin legte seine Hand zum Walzer auf ihren schönen Rücken. Dann forderte Lenardo Hollin auf, seine Schwester zur Ruhe zu magnetisiren; das war dem Vater ein sehr willkommenes Experiment, und Hollin mußte sich anschicken, mit dem wundervollen Treiben des Bluts in der Nähe der Geliebten, in der ganzen Anspannung des geheimnißvollen Schwungs der magnetischen Bewegung über alle Schönheit zwischen Berührung und Nichtberührung hinzuschweben: der qualvollste Genuß in der ganzen Welt, fast wie aller Umgang zwischen Braut und Bräutigam, die zu vertraut sind, um sich Gewöhnliches zu sagen und sich nicht mehr erlauben dürfen. Einer meiner Freunde klagte mir einst in solchem Zustande, daß ihm von dem ewigen Lächeln dabei die Lippen wehe thäten. Hollin lief gleich darauf ins Freie, während der Rath das Einschlafen der Tochter wissenschaftlich erklärte; er ging und stolperte über die Gerenaltöre und als er zurückkam, stand Maria in Nachtkleidern mit ihrem Munde gegen die Scheiben des Fensters gelehnt, zu tief in sich versenkt, um zu bemerken wie er still einen Kuß auf dieselbe Scheibe von aussen drückte. Nachher stieg er zu den Studenten auf den Thurm, und trank der deutschen Freiheit ein Lebehoch! — Am Morgen früh auf, sah er Städte, Hügel, Ströme im Frühscheine durch das Wolkenmeer leise vordringen, sah die Grundsteine vieler Häuser rings, wo jetzt alles unbewohnt nur ein Schauplatz der Neugierde geworden ist, und er dachte sich ein Volk, daß diese große Natur und ihre Beschwerden in täglicher Gewohnheit gebraucht, und fragte sich, ob wohl alle Künste zu dieser Herrschaft über die Natur wieder hinführen könnten? Ein scharfes Wehen am Himmel verkündete ihm die Nähe der Sonne, er nahte sich dem Hause und Maria trat mit einem Brockenstrauße hinaus. Er glaubte das alles gerade so und alles umher aus einem anderen Leben vorausgesehen zu haben; er sank in stiller Andacht vor ihr nieder und betete unbewußt. Sie berührte seine Stirne mit ihrer Hand, er sprang freudig auf; die Sonne jagte durchbrechend das Wolkenmeer vor sich fort, daß eine Welt in der Reinheit erster Schöpfung vor ihnen lag und als sie sich vom Glanze abwandten und hinter sich blickten, da sahen sie sich selbst in ungeheurer Größe auf den Wolken, daß sie in sich tief erschauderten. Der Rath und die Studenten, die beim Kaffe den Sonnenaufgang versäumt hatten, kamen dazu und freuten sich über die Lufterscheinung des sogenannten Brockengespenstes, wovon sie alle gehört hatten. Lenardo spielte eine lächerliche Tragödienscene als Schattenspiel in den Wolken. — Da Hollin bald enger mit Marien verbunden wird, so scheint es nöthig, ihre frühere Geschichte zu characterisiren. Nie gab es ein ergebeneres Mädchen: der Ausdruck läßt sich durch keinen andern erklären; sie setzte sich allen nach und wo sie liebte, wußte sie nichts Höheres, als ganz demüthig zu dienen, den leisesten Wünschen des Geliebten ohne Ueberlegung und Rücksicht entgegen zu kommen. Schon ihre Kinderfrau sagte ihr deswegen, sie werde noch viel Noth erleben; mit gleicher Ergebenheit liebte sie Mutter, Bruder und Vater, so streitig jene drei unter einander waren; jedem that sie einzeln wohl, schmeichelte und half jedem; waren sie beisammen, dann ging ihre Verlegenheit an, die ein sehr verschlossenes Leben in ihr hervorgebracht hatte. Unserm Hollin fühlte sie sich eigen, noch ehe sie ihn gesehen und seit der Zeit war ihr stetes Bemühen, ihm das zu beweisen, doch lange vergeblich, da seine Bescheidenheit sich solch eine Eroberung nicht beizumessen wagte. Aber sie reisten jetzt weiter mit einander, waren oft allein, durchkrochen die Bielshöhle zusammen und verstanden sich, ohne einander etwas Bestimmtes gesagt zu haben; alles war abgemacht, doch mußte alles geheim gehalten werden, weil Hollin ohne Amt in den Augen des Vaters für keinen Freier gelten konnte. Bald sollte auch der ganz offenen Freundschaft gegen Odoardo ein Geheimniß aus dieser Liebe werden, denn die Liebe hat höhere Geheimnisse. Maria verweilte einige Zeit mit ihren Aeltern bei Freunden in der Nähe von Blankenburg; um Marien desto ungestörter allein zu sehen, nahm er von den Aeltern Abschied und versteckte sich in der Nähe in einer öden Försterhütte unter dem angenommenen Namen eines bekannten Malers, und als er die erste Nacht weit entfernt von ihr schlief, träumte er die ganze Nacht, er liege verkehrt in seinem Bette. Maria ging oft allein aus, dies fiel niemand auf; an einem der schönsten Morgen traf sie mit dem Geliebten zusammen auf dem Wege nach der Roßtrappe; sie gestützt auf ihn, er umschlungen von ihr, so strichen sie in leisem Geflüster durch das dichte Buchengebüsch; es war Sonntag und niemand begegnete ihnen. Auf einmal wurde es hell über ihnen, sie thaten aufjauchzend noch einige Schritte und standen dann auf der Spitze der Granitwand, die schroff aufgerichtet steht zwischen dem Toben und Blühen freier Natur im eingeschlossenen grünen Thale, von Wasserfällen durchschnitten und zwischen dem gesetzten Wirken der Menschen, von welchem das dumpfe gleiche Stoßen des Eisenhammers an der andern Seite entgegenschallte. Und sie gedachten mit Rührung der schönen Königstochter, die von einem verhaßten Freier verfolgt, ihr Roß muthig über den Abgrund spornte und ihm entkam. Noch war der Tritt des Rosses im Felsen zu sehen; der Regen hatte den Eindruck erfüllt und Maria ließ eine Thräne dabei fallen; auch sie erwartete bei ihrer Rückkehr ein verhaßter reicher Freier und sie fühlte nicht Kraft in sich, den Bitten von Vater und Mutter zu widerstehen. Erst hier erfuhr Hollin diesen geheimen Kummer, der in den festen Schranken bürgerlicher Ordnung und Weltsitte ihr schönes Leben aufzehren wollte. Zu uns! deutete ihnen das Rauschen des Baches unter ihnen, die tiefe Klarheit des Thals, das dichte Grün, die Stimmen der Vögel in ihrer Sicherheit: ergebt euch der Natur mit aller ihrer Schönheit in allen ihren Schrecken; hier unten lieget die goldene Krone der schönen Königstochter, die ihr im raschen Sprunge vom Haupte fiel, euch ists bestimmt, sie zu finden, die lange aufgegeben ist. Ich steige hinab, sagte Hollin, und will da einsam mein Leben beschließen, wenn du mir nicht folgst Maria. — Und so stieg er rasch voran, und bezeichnete ihr die Stufen, und sie folgte ihm wie eine junge Gemse der alten, so kindlich ergeben und treu in der Gefahr nach. Und wie sie unten ins Thal kamen, da schien ihnen alle Welt anders, sie glaubten sich im Paradiese und die einzigen Menschen auf Erden; sie lagerten sich unter einer Laube, wo ein Reh aufgesprungen war; die Schranken des Lebens öffneten sich, er fand und raubte die Mirtenkrone, der ewige Bund wurde geschlossen. Sie waren eins, aber dieses Einssein war ihr Alles; sie hatten die Welt vergessen, auf der sie so sanft ruhten, den Himmel, der sie so mild gedeckt hatte und der nun furchtbar schwarz über ihnen gewitterte und seine Regenschauer sandte. Mit Anstrengung aller Kraft brachte Hollin die Halbohnmächtige nach Hause; der Liebe Leben währt ewig, rief er ihr scheidend; sie konnte in diesem Ungewitter leicht einen Grund ihrer verzögerten Rückkehr angeben. Sie kehrte noch mehrmals zu ihm zurück, so lange die guten Tage dauern wollten, und doch kam endlich der schwere letzte Tag, wo Hollin ihr nochmals unwandelbare Treue gelobte und ernstes Bestreben nach einem bürgerlichen Unterkommen. Als Hollin nun nach der Universität zurückkehrte, war es Nacht; einzelne Lichtfenster blickten im Thale, die Thürme sahen finster über die dunkle Häusermasse hinaus, das Wasser unter ihm glänzte und rauschte über das Wehr, Gesang schallte an einer Seite; im Ganzen herrschte tiefe Ruhe und keiner dachte seiner. Und da grauete ihm, wie er dachte, daß andre noch Lust am Leben bewahren könnten, die nicht lebten wie er; er fragte sich, womit er dies Glück vor allen andern verdiene. Alles schwieg umher, auch zwei Nachtigallen, die bis dahin wetteifernd geschlagen; ihm war, als hätten sie sich todt gesungen, weil nichts ihr Glück ganz sagen und verkünden könne. — Bald eilte er von der Universität nach der Hauptstadt; die bürgerliche Ordnung, die er erst kühn gebrochen, suchte er jetzt auf, um darin Schutz, Unterhalt und Ruhe für sein Glück zu finden. Er gefiel allgemein; seine Kenntnisse waren eben so gründlich als mittheilbar; der Strom der Gesellschaft erfaßte ihn von allen Seiten und er spielte mit jeder Welle, denn alles war ihm neu und er traute jeder.

Sie erinnern sich, daß eine Bekannte von Marien sie damals auf der Insel begleitete, wo Hollin sie so unhöflich abgewiesen hatte; dieses Mädchen, deren Namen ich verschweige,

die häßlich und behaft, dennoch das Vertrauen von Marien gewonnen hatte, hielt ſich in der Hauptſtadt auf, und wurde von Marien erwählt, den geheimen Briefwechſel zu beſtellen. Sie haßte Hollin ſeit jenem Tage, und nun hörte ſie in dem gemeinen Stadtgeſchwätze, wie er verſchiedene ſehr verdächtige Frauen beſuche, wie er mit verſchiedenen Mädchen verſprochen ſei, darum hielt ſie die erſten Briefe Mariens zurück, und berichtete ihr alles ſo bedenklich, daß Maria ſich nicht traucte, wieder zu ſchreiben. Hollin ohne allen böſen Willen und Abſicht, in aller ſchlechten Geſellſchaft rein und einzig mit ſeiner Marie beſchäftigt, konnte dieſes Stillſchweigen nicht begreifen. Mariens Freundin leugnete ihm alle Aufträge ab, Briefe an ſie zu beſtellen. Endlich ſchrieb er an Odoardo, er möchte ihm doch von Marien Nachricht geben. Odoardo ſuchte mit groſſer Feinheit Bekanntſchaft, fand nie eine gute Gelegenheit, mit Vorſicht ſich zu erklären, und konnte ihm weiter nichts ſchreiben, als was die Stadt wußte, daß die Heirath Mariens mit dem reichen Kaufmann rückgängig geworden; dabei warnte er ſeinen Freund, keiner flüchtig feurigen Gewalt eines Frühlingsaugenblicks über ſeine ganze Zukunft die Zügel zu geben; Maria ſei kein Weib für ihn; ſein umfaſſender Geiſt würde ihres kleinen häuslichen Kreiſes bald überdrüßig ſein; die Schönheit werde bei einer gewiſſen Geiſtesbeſchränkung unerklich verhaßt. — Hollin lachte des Briefes; er kannte ſeine Marie beſſer; aber der Brief verſchloß ihm gegen den Freund, ſein Urtheil ſchien ihm hochmüthig; ließ er aber ſeine Empfindlichkeit aus, ſo konnte jener das Geheimniß errathen, das er ihm mit Mühe verbarg. Er ſchob ſeinen Brief auf, bis eine Krankheit, die er rettend bei einer groſſen Feuersbrunſt ſich zugezogen, ihn längere Zeit dazu unfähig machte. Kaum war er ſo weit geneſen, ſo ſchrieb er in erſter Freude dem Freunde; die Verſündigung an Marien verwies er ihm mit wenigen Worten; dann erzählte er ihm ſeine Krankheit ausführlich, insbeſondere einen ſchweren Traum, der ihn ſehr gequält. Bald ſah ich viele Erſcheinungen umher, ſchreibt er: Maria in einem ſchwarzen Kleide, eine Königskrone auf dem Haupte, trat weinend zu mir und legte eine warme Hand auf meine Stirn; du warfeſt dich ſchmerzlich bei mir nieder, es ſtanden viele alte Krieger umher, man trug mich fort; die Leichenfrau war mit mir beſchäftigt; ich ſah mich ſelbſt, wie ich in dem ſchwarzen Sarge mit zinnernen Griffen lag. Da ſchoß es mir urplötzlich in den Sinn: aber ich ſähe ja das alles, wie könne ich todt ſein; ich ſchauderte vor dem Gedanken, lebend begraben zu werden; ich wollte den Trauernden umher mein Leben kund thun. Aber keinen Arm konnte ich heben, mein Mund war geſchloſſen, nur mit den ſtarren Augen blickte ich, um Schonung von euch zu fordern. Da kam Maria und drückte auch dieſe Augen mit zu und ließ eine Thräne darauf fallen. Ich fühlte ihren Schmerz und den meinen, ſie zu verlaſſen; ich konnte euch und mich nicht mehr retten; der Sargdeckel wurde zugeſchlagen, die Träger heben mich, die Schüler ſangen: Ach wie herrlich, ach wie labend iſt nach einem heißen Tage, ſolch ein ſchöner kühler Abend; das Geläut der Glocken klang durch und das Weinen der Lieben, die mich begleiteten. Da ſammelte ich meine letzte Kraft, euch ein Zeichen meines Lebens zu geben und erwachte zum Geneſen. — Mariens Freundin war unterdeſſen beſchäftigt geweſen, ihr jede Stunde zu verkümmern, von ihr erfuhr ſie, er ſei durch Ausſchweifungen gefährlich krank; eine ſehr verrufene Frau pflege ſein. Dieſer Pflege, es iſt wahr, dankte er ſein Leben; aber dieſe Pflege war bloß Folge jener Güte, die faſt das Einzige Löbliche iſt, wozu der Sinn durch ein leichtſinniges Hingeben geweckt wird; der herrliche Mann that ihr leid, ob ſie ihn gleich nie näher gekannt hatte. Sie wiſſen noch nicht, in welchem Grade Marie aus dem Himmel ihrer Liebe geſtoßen, auch in allen andern Verhältniſſen durch die falſchen Nachrichten der Freundin unglücklich wurde; ſie wiſſen nicht, was Marie ſich und der ganzen Welt gern verheimlicht hätte, daß ſie in wenig Monaten von den Folgen jener ſchönen Beſuche im einſamen Gebirge entbunden werden ſollte, die jetzt ihr Inneres doppelt zerriſſen. Lenardo quälte ſie dabei mit einem beſonderen Anſinnen; er hatte die eben erſchienene Maria Stuart Schillers ſo lieb gewonnen und den Vater ganz auf ſeine Seite gebracht, daß dieſes Trauerſpiel zu einem Geburtstage der Mutter in ihrem Hauſe aufgeführt werden ſolle, und daß Maria die Hauptrolle übernehmen müſſe. Er ſchrieb an Hollin, daß er ihm auf dem Krankenlager nach der Verwundung verſprochen, ihm einmal einen Dienſt zu leiſten, inſofern er ſeinen Kräften angemeſſen; nun ſei Niemand in G... der den Mortimer machen könne und niemand in der Welt, der ihn beſſer machen könne, als Hollin, er möchte ſich alſo dazu einfinden. Hollin kam die Einladung ſehr gelegen; er war denſelben Morgen als Bergrath angeſtellt worden; er konnte jetzt, bei dem Beſitze von dem eignen Vermögen, eine Frau ernähren; gleich ſchrieb er an Lenardo, er komme gewiß, aber erſt am Tage der Aufführung; er müſſe ganz geheim halten, wer die Rolle übernommen; er ſelbſt könne ſie leicht in den Proben ſpielen und für die Kleider wolle er ſelbſt ſorgen. — Seinem Odoardo meldete er ſeine Verſorgung und ſeine Ankunft und bat ihn, Marien davon zu benachrichtigen; den letzteren Brief legte er in jenen. — Lenardo war zu erfreut über das Gelingen ſeines Planes, um den Brief an ſeinen Freund richtig zu beſtellen, erſt am Morgen der Aufführung fand er ihn in einer Taſche und gab ihn dem Odoardo, der den Leicester im Stücke recht brav probirte. Odoardo fand in ſeinem Briefe einen andern an Maria eingeſchloſſen; er fand keine Gelegenheit, ihn während der Probe abzugeben und wollte ihr nachher einen Beſuch machen.

Hollin hatte unterdeſſen die Reiſe mit unglaublicher Ungeduld zurückgelegt; er kam in der Nacht in einem Wirthshauſe zu G... an. Hier am Ziele ſeiner Wünſche ſcheint ihn die erſte Unentſchloſſenheit angewandelt zu haben, die erſte Beſorgniß über Mariens Schweigen, das er bis dahin der ſtrengen Bewachung der Ihren zugeſchrieben hatte, man fand in ſeinem Taſchenbuche aufgeſchrieben: Maria, als mein Arm zuerſt dich umfing, ſpielte die Natur zu unſerm Tanz eine fröhliche Weiſe; Blumen ſproßten unter deinem Tritte, die Vögel liebkoſten dich mit ſüßen Klängen. Die Blumen ſind verblüht, die Vögel hinweggezogen, der kalte Herbſtwind kräuſelt mit dürrem Laube den Staub des Bodens. Noch in eben dem Tanze bebt, pocht mein Herz bei dem leiſeſten Anhauche deiner Erinnerung, ſein Frühling iſt nicht entſchwunden, nicht ſeine Blüthen. Biſt Du es noch Hochgeliebte, die wie ehemals meiner wartet; ſüße Liebe, hätteſt Du nur ein Wort zur Antwort mir geſchrieben, nur ein Angedenken jener Zeit, ein Tannenſträußchen mir geſandt, ich wäre nicht einſam allein ſo nahe dir: doch ich war ja immer dir nahe und ſelbſt dein Schweigen war mir lieb.

Nach Endigung der Probe ging Marie auf ihr Zimmer und fand einen Brief von der boshaften Freundin, die ihr Hollins Anſtellung und ſeine nahe Abreiſe anzeigte; man glaube, er habe ſich eine Frau aus der Gegend, wer aber dieſe Glückliche ſei bei den vielen, denen er Hof gemacht, ſei ſchwer zu beſtimmen. — Mariens erſte Empfindung war, das ſei gelogen; aber dann ergriff ſie eine Angſt, Ratne härtete ſie; mit aller Heftigkeit der gemißhandelten Liebe wollte ſie ihm ſchreiben, ſie wollte aller Welt ihre Liebe und ihre Schande bekennen. In dem Augenblicke trat Hollin herein, der ſich bei einem Untermiether im Hauſe ein Zimmer ſchon frühmorgens zu verſchaffen gewußt hatte — er ſieht ſie und ſtürzt ſprachlos in ihre Arme. Sie dreht ſich in einem Gemiſche aus Zorn und Liebe von ihm weg: ſie drückt ihn ſanft von ſich. In dieſem Wegwenden fühlt er unſchuldig die Qual der Verdammten, von denen Gott ſein Angeſicht gekehrt; halb erſtickt ruft er: Maria, du wendeſt dich von mir, biſt nicht mehr ganz mein! nur ein Wort, ein Blick bei aller Liebe, die uns eint, bei aller heiligen Treue, du biſt mein! — Treue, Liebe! rief ſie, das iſt vorbei, ganz vorbei; wie haſt du mich ſo berauben können um beide, und ſie nachher der Welt Preis gegeben; fort, deine Nähe quält mich mehr, als ewige Entfernung von dir; wie warſt du anders ſonſt, wie war alles anders! — Was ſollte er ſagen; es giebt Augenblicke, wo man glaubt, die Welt habe eine andere Sprache gelernt, oder man habe die eigne vergeſſen; er ſtammelte unzuſammenhängende Worte von Angedenken und Seligkeit; ſie ſagte mit den erſten Thränen, die ſich in ihren Augen geſammelt hatten: Wohl bleibt mir ein Angedenken unſrer Liebe, der Schmerz! — Jetzt hörte ſie im Gange vor der Thüre einige laute Fußtritte; ſie rief: Um meiner Ruhe willen fort, fort, mein Vater kommt! — Sie drängte Hollin mit Angſt, mehr aus einer unwillkührlichen Scheu, als aus Ueberlegung nach der Thüre. — Elende! ſagte er leiſe im Abgehen und ging nach dem Zimmer im Unterſtocke in einem wunderbar ſchmerzlich träumenden Zuſtande, wie ein Opferthier, das der Schlag, der es niederſtrecken ſollte, nur betäubt hatte. So ſaß er auf einem Stuhle betäubt und einſam, während Odoardo, denn der war es, ſich vorſichtig dem Zimmer Mariens genähert und im dunklen Gange den, nach der andern Seite eilenden Freund nicht erkannt hatte. Die mitgebrachten Briefe und Nachrichten erweckten in ihr eine Freude, an die ſie nicht glauben wollte. Sie mußte ihm ganz laut den Schluß von Hollins Briefe leſen: dir bringe ich daſſelbe liebende Herz zurück, welches in den herrlichſten Tagen meines Lebens mein ganzes Weſen erfüllte, das deine Liebe nur gewonnen. Maria, die Erinnerung der blitzſchnellen Stunde im Garte erfüllt mich ganz; bald liebes Lebenswunder werde ich dich umfangen, dich faſſen im fremden Namen, aber dich nicht mein nennen. Du wirſt mich zurückſtoßen. Sei nur recht hart zurückſtoßend, weiches Herz, verbirg dich im Königsſchmucke, du Schwester ohne Schmuck und Kleid, damit ich nicht raube und des ganzen Lebens Wonne in der gedoppelten Liebe der Kunſt und der Natur, allen zur Schau an mich reiße. Du verſtehſt mich noch nicht herzenskühnige; Odoardo wird dir alles, alles erklären; ich kann jetzt nicht, die Hand bebt mir von Luſt. In neun Tagen bin ich bei dir; eine Ringmauer umfaßt uns, aber nicht ein Bett; Fräulein Lenardo biſt du und ich Herr Hollin; die Lichter ſind angezündet, der Vorhang rauſcht auf;

warum trauerst du Maria Stuart, hat dir die Liebe nichts verrathen, kein Traum, keine Ahndung dich umstrahlet; der Retter ist dir nah, wie freudig will er für dich sterben, wie selig mit dir leben! Wie soll ich meinen Augen trauen? der harte böse Neffe Pandets, der Mortimer ist dein Hollin! Eilende Wolken! Segler der Lüfte, wer mit euch wanderte, mit euch schiffte.

Dieses laute Vorlesen hatte Odoardo ein Vertrauen geschenkt, wozu er sonst nach seiner rückhaltenden Art schwerlich gelangt wäre. Maria erzählte ihm jetzt, welche Nachrichten sie von Hollin durch eine Freundin empfangen; erzählte ihm von des Freundes Ankunft. Odoardo freudig dieser Ankunft, schwor ihr bei allen Heiligen, die bösen Gerüchte seien falsche Verläumdung, alles sei Mißverständniß und lasse sich leicht heben; er eile Hollin aufzusuchen, um ihn zu versöhnen. Der ungeheure Wechsel von Schmerz in Freude nahm ihr wie den lange Eingekerkerten bei der Rückkehr an die freie Luft Athem und Besinnung; sie fiel sprachlos und bewußtlos in Odoardos Arme. In diesem Augenblicke eröffnete Hollin, der sich noch zu einem Versuche entschlossen, alles Räthselhafte in der Geschichte aufzuklären, ganz leise die Thüre; Odoardo war ängstlich beschäftigt, seine schöne Bürde zu ermuntern, er achtete nicht des Geräusches. Hollin starrte, wandte sich um, eilte fort und ließ die Thüre offen, deren frischer Luftstrom die Ohnmächtige erweckte. Odoardo eilte jetzt, Marien alle Briefe Hollins zu bringen, wo er von seinem Umgange mit allen den Weibern so offen, so wahr, so unschuldig schrieb, daß sie innig von seiner Treue überzeugt wurde; ihre Freude war das letzte Aufleben, die Eßlust eines Todtkranken. Dann eilte Odoardo in alle Wirthshäuser, seinen Freund aufzusuchen; wo er wohnte, war er unter fremden Namen aufgeschrieben, und wie wir wissen, hatte er schon seit dem Morgen das Wirthshaus verlassen. Odoardo ahndete ein Unglück, aber er durchstrich die Stadt vergebens; er begegnete Hollin nirgends.

Hollin scheint indessen weit umhergewesen zu sein, sich an den verschiedensten Orten einen Ruheplatz zu suchen, wo er sich schreibend zu sammeln bemüht war; was sollte er thun? die überall abgerissene Schrift in seinem Taschenbuche zeigte, daß er nirgends mit sich abschließen konnte. Wahrscheinlich nachdem er die Litanei in einer Kirche gehört, schrieb er hinein:

Kirie Eleison, Christe Eleison, ich habe euch vergeben, Halleluja dem Allerbarmer, er hat die fressende Wuth eingedämmt. — Buhlerin, wie du so leichtsinnig mit mir fromme alte Sitte gebrochen, so leicht wurde es dir auch mit andern; wie du deine Aeltern betrogst, so betrogst du mich.

Mußte ich dich so wiederfinden, Odoardo, liebster Freund, ärgster Feind in den schändlichen Armen. Odoardo du bist unschuldig; eine Umarmung von ihr ist reicher wie der Himmel. Noch einmal will ich sie sehen, sie umarmen, dann fort, fort, über Land und Meer.

Die Zeit der Aufführung kam heran, die Zuhörer sammelten sich. Maria ohne Argwohn kleidete sich fröhlich an; Odoardo vermied es, ihr seine Besorgnisse mitzutheilen. Es begann eine rührende Symphonie, als Hollin unbemerkt im Dunkel in sein gemiethetes Zimmer zurückkam und ohne Beihülfe andrer seine Theaterkleider anlegte. Wahrscheinlich während dieser Musik schrieb er zu seiner Beruhigung in die Schreibtafel. ... Was es für Töne sein mögen, die aus dem Innern hervordringend den Schmerz des unruhigen Lebens übertönen? Nicht von außen kommen sie mir, es ist die Trauermusik vor einem Todten. Zuerst der Posaunenklang, in welchem die großen Orgelgeister erwachen, wie sie allmächtig die Kirchenwände erschüttern, daß die Betglocke leise anschlägt. In diesen lustwandeln Oboen und Clarinetten; es schallen munter Geigen und Zimbeln dazwischen. Da erschallt die erste geweckte Menschenbrust und schwebt im Gesange empor getragen, aber der Athem geht ihr aus. Wie du so einsam trauerst, Maria, Mutter Gottes um den verrathenen Sohn; kann denn dein Sohn nicht mehr trauern, daß du ihn geboren! Warum durchbricht so selten der Strahl des Auferstandenen diese dunklen Fenster? — Es ist tiefe Nacht übers ganze Land ausgegossen. — Da muß ich in der Finsterniß an die blöden Augen schlagen; ich sehe dann funkelndes Morgenlicht. — Sieh wie die Mauern erbeben, Strahlen auf und nieder schweben, Kindlein mit goldnen Flüglein auf der Leiter herniedersteigen, die Himmelsscharen sich freundlich beugen, Luft, Luft, es öffnet sich jede Gruft, Mariens Auge die Himmelsbläue durchbricht; freudig Erbeben, seliges Leben, ewiges Licht.

Lenardo hatte indessen mit unglaublicher Ungeduld nach allen Seiten umgeblickt, ob Hollin nicht komme, und als der Vorhang aufging, selbst ein Kleid angelegt, das der Rolle bestimmt war.

Maria rührte durch ihr Elend als Stuart ungemein; sie war so ruhig, war so gewiß, daß Hollin seine Rolle spielen werde und wirklich trat er unerwartet zu dem Auftritte heraus, wo er sich ihr als treuester Freund offenbaren sollte. Unser Freund, durch die Schönheit seines kräftigen Baues, durch den vortheilhaften alten Anzug gehoben, erregte allgemeines Aufsehen; das Rollen seiner Augen wurde als erste Theaterverwirrung aufgenommen, man machte ihm mit Händeklatschen Muth, und Lenardo sprang triumphirend ins Parterre, um den Dank für seinen Scherz in Empfang zu nehmen. Auch Maria war bei seinem Anblicke selig erstaunt, doch gewannen beide bald genug Geistesfreiheit, um ihre Rolle auszuspielen. Mit überirdischer Heiligkeit sprach er die Rede von der hohen Wirkung des großen Kirchenfestes. Hollin schien nur gekommen, Marien noch einmal, zum letztenmal zu sehen, und nun sah er sie in aller Schönheit, in allem Glanze, mit dem ganzen Zauber der Kunst; er fühlte erst jetzt alles Treffende seiner Rolle auf sich; er glaubte eine höhere Macht in diesem wunderbaren Zufalle und überließ sich ihrer bösen Gewalt. — Am Schlusse seines Auftrittes verschwand er; Odoardo wollte ihm nach, aber Lenardo stellte sich vor ihn und hinderte es, weil Hollin ihm geschrieben, er bäte sich aus, ihn während der Vorstellung gegen alle Anreden zu schützen; er habe die Rolle so schnell gelernt, daß er jede Pause zum Wiederholen strenge benutzen müsse. — In dieser Zwischenpause scheint er das folgende in sein Taschenbuch geschrieben zu haben: So ruhig heilig traurig konntest du vor mir erscheinen, Maria, meinen Blick ertragen? — Du spielst im Leben auch zur Schau! — Mir ward in deinem Blick so weh und bang; die Engel und die Teufel alle, sie schienen, von dir loszulassen, mich zu umdrängen, mich zu fassen, die Liebe und die Rache rangen auf, die Allmacht riß mich fort: Soll durch den Tod sich Liebe lohnen, muß Liebe in dem Tode wohnen! — Die Sterne gehn in ewger Nacht, sie drängen unaufhaltsam fort, sie schweben in einem engen Raume; das Leben kämpft und erlischt im Leben; bald ist die Bühne voll, es freuen alle sich des vielen Glänzens; die eine Bahn von Ost nach West strebt jeder zu durchlaufen; sie wollen alle sich ersticken — verzweifelnd bricht dem Helden nun das Herz, der seine Bahn an ihre Bahn geknüpft. Wohl dann, bin ich kein Held, ich sterbe doch als Held! ich opfre mich, weil ich nichts anderes zu opfern hier vermag. Auf ewig soll ich von euch scheiden. Noch einmal will ich ihn, den Saum des strahlenden Gewandes, küssen, das deinen Mond Maria blau umflattert; noch einmal streb ich mich, dem Ring der Kette anzuschließen, die mich so lange hat umschlossen. Der Ring zerspringt; es klingt der laute Beifallsjubel der künstlerischen Freunde; Verzweiflung packt mich, Wuth reißt geißelnd mich durch Meeresfluth. Ha Kunst, du hast gesiegt! Jetzt wirft mich Nordwind auf die öde Felsenspitze; gefesselt lieg ich und kann nichts erfassen; es schwimmen über mir die kalten Morgennebel und die Gestaltung all ist fern. Noch lieberoll geb ich den wolkigen Gestalten Namen; schließ Freundschaftsbündniß mit den dunklen Armen, deren schwarzer Ring durch alle Winde standhaft kämpft; da mein ich schon, ich sind ihn wieder den verlornen Ring; ich faß nach ihm mit beiden Armen, da schleudert er des Blitzstrahls zackig rollende Schlangen auf mich herab. Ich leb nicht mehr, da hallts im Wiederhall der Felsen: Soll durch den Tod die Liebe lohnen, wird Liebe in dem Tode wohnen. .....

Das verstehe ich nicht, unterbrach die Gräfin den Erzähler. Den Grafen mußte heut alles ärgern, auch das fühllose Unterbrechen der Erzählung. Es ist ja so klar: er zeigt durch den verhängnißvollen schwarzen Gewitterring die neue unechte Verbindung an, die zwischen ihm und Maria im Schauspiele dargestellt wird.

..... Sie erinnern sich wohl, daß Mortimer in seiner Liebe zu Maria Stuart einen glücklichen aber elenden Nebenbuhler an Leicester hat, den Odoardo spielte; Leicester wünscht Maria zu retten, doch ohne eigne Aufopferung; er hat den Mortimer in Verdacht, daß er gegen Marien kundschafte, Mortimer gegen ihn; eine Unterredung voll gegenseitigen Mißtrauens konnte Hollin nicht ohne Bitterkeit ausführen. Odoardo wurde beklommen und wußte nicht warum; wäre er festeren Entschlusses gewesen, er hätte Hollin aufgesucht, als er eben in seinem Zimmer geschrieben:

Gott segne euch mit allem, was ihr liebt! erleuchte euch nimmer, daß ihr eure Fehler nicht seht, behüte euch vor jeder Erinnerung an mich in alle Ewigkeit!

Nun begann der dritte Akt des erregenden Spiels mit aller seiner Schönheit. Maria übertraf alle Erwartung. Nach der unseligen Unterredung mit Elisabeth trat unser Mortimer mit aller Heftigkeit auf; er schien mit dem Leben zu ringen, als er ausrief:

Was ist mir alles Leben gegen dich
Und meine Liebe. Eh ich dir entsage,
Eh nahe sich das Ende aller Tage.

Maria rief wie aus eigner Seele: Gott welche Sprache, Herr, und welche Blicke! — Und wie er ſie umarmte und wie ſie ihn zurück ſtieß: es iſt unwiderſtehlich wahr und reizend geweſen. Mit welcher Gewalt warf er einen Seſſel, der ſie beide trennte, in die Kuliſſen. Was iſt alle andere Schauſpielkunſt gegen die ſchreckliche Wahrheit ſolcher Darſtellung. Alle waren beklommen, es ſchien etwas Grauſenvolles ſich zu entwickeln; keiner wagte es, zum Nachbar zu ſprechen; allen klopfte das Herz. Maria fühlte ſich ſo heiter in ihrer Rolle, weil ſie dadurch vom erſten liebevollen Kuſſe wieder beſchenkt worden. In der Zwiſchenzeit bis zum letzten Auftritte blieb Hollin ſo weit in der Kuliſſe vorſtehen, daß niemand mit ihm reden konnte. Nun kam die Unterredung zwiſchen ihm und Leiceſter: der ſchreckliche Verrath des letzteren; ſein Edelmuth zog unwiderſtehlich aller Menſchen Neigung zu ihm hin. Mit welcher Verachtung wendete ſich Hollin zu der Wache, die ihn feſſeln will. „Was willſt du, feiler Sklav der Tirannei, Ich ſpotte deiner, ich bin frei.“ Wie geſchickt erwehrte er ſich der Eindringenden und rief dann: Geliebte, nicht erretten kann ich dich, ſo will ich dir ein männlich Beiſpiel geben. Maria, Heilge bitt für mich und nimm mich zu dir in dein himmliſch Leben. — Bei dieſen Worten durchſticht ſich Mortimer mit dem Dolche. — Laut riefen alle Beifall, riefen Bravo; da ruft einer aus der Wache, der ihn aufheben will: Jeſus, er zuckt fürchterlich und iſt voll Blut. Entſetzen überfällt alle, lähmt alle; nur Maria in dem glücklichen Wahne, alles ſei nur Täuſchung, wagt es hinzublicken. Hollin winkte ihr ſich zu nähern und ſagte feſt: Meiner Augenblicke ſind wenige, täuſchende Kunſt hat mich hingerafft; Odoardo wird für dich ſorgen, bleibe ihm treu! — Odoardo hielt den Dolch feſt, den Hollin bei dieſen Worten aus der Wunde reißen wollte, er ſah als geſchickter Chirurg, daß er dann im Augenblicke ſterbe; wer will ſeinen Schmerz als Freund dabei fühlen, faſt fürchten wir uns vor der Stärke des eignen Mitgefühles. Maria erwachte aus der erſten Betäubung, die ſie neben ihm hingeſtreckt; ſie beſchwor ihn, für ſie, für ſein Kind unter ihrem Herzen zu leben; die Wunde ſchien nicht gefährlich; es entwickelte ſich der ganze ſchreckliche Irrthum, der ihn verwirrt hatte; ſeine Liebe und Freundſchaft kehrten aus der Ewigkeit zurück, wohin er ſie ſchon verbannt hatte. Er ließ den Vorhang niederziehen, ließ alle Fremden entfernen, flehete bei Mariens Vater um Verzeihung, daß er die heiligen Rechte bürgerlicher Ordnung und göttlicher Einſetzung leichtſinnig gebrochen; er wollte ſich ihrer guten Folgen für Maria und ihr Kind nach ſeinem Tode noch erfreuen, ihnen ſein Vermögen ſichern. Ein Geiſtlicher, mit Hintanſetzung einiger Bedenklichkeit, trauete ihn mit der bewußtloſen Maria durch die einfachen Worte: Was Gott zuſammenfügt, ſoll der Menſch nicht trennen: Amen, ſagten alle! Hollin rief aber: Ich habe es doch gethan, Odoardo, edler Freund, ſorge für ſie — der Liebe Leben — ewig! Bei dieſen Worten zog er den Dolch aus ſeiner Wunde; das Blut ſtrömte heftig, ſein Kopf ſank nieder, er war todt.

Maria drückte ihm in der ſchrecklichen Fühlloſigkeit des unſäglichen Schmerzes die Augen zu. Odoardo mußte ſie gewaltſam von der Leiche wegreißen. Er grub ſeinem Freunde ein Grab außerhalb der Kirchhofsmauer im Flugſande. Maria ſtarb eine Woche ſpäter in der frühzeitigen Geburt mit dem Kinde zugleich. Auch ſie begrub er außer der Kirchhofsmauer neben ihm, und das Kind zwiſchen ihnen und alle Roſen und andere Erinnerungen ihrer Liebe. Nachdem er alles, was er liebte, begraben, ging er in ein Kloſter. Sein böſes Schickſal ging nicht mit ihm ein; er verlor Gedächtniß und Erinnerung, wurde froh wie ein Kind und las oft lächelnd die Briefe ſeines Freundes, als ſei es ihm eine fremde Geſchichte.

Ausgeſtreute Stammbuchsblätter.*)

Melodie.

Auch Melodie iſt irdiſch wandelbar,
Dieſelben Noten bleiben nicht dieſelben,
Aus einer Kehle klingt ſie ernſt und klar
Und kann die Luft zu einer Kirche wölben;
In andrer Kehle ſchwankt ſie wie ein Meer,
Auf dem Syrenen lockend mich umringen.
Aus ganzer Seele ſingt, ſonſt iſt ſie leer,
Ich laſſe mich von beider Art bezwingen.

*) Aus: Veit's Berliner Muſenalmanach für 1831. S. 8fgde. —

Der Pokal.

Freunde, weihet den Pokal
Jener fremden Menſchenwelt,
Die an gleichem Sonnenſtrahl
Sich erhellt, geſellt, gefällt;
Glück den lieben unbekannten
Lichtgeſandten Herzverwandten,
Deren Augen übergehen,
Wenn ſie in die Sonne ſehen!

Laune.

Ein kühner Sinn kann Ströme hemmen
Und bricht durch Felſen ſeine Bahn,
Doch wenn die Nebel ihn beklemmen,
Da fühlt er, ſeine Macht ſei Wahn.
Verhüllt iſt ihm die frohe Ferne,
Das Nächſte ſcheint ihm unbekannt;
Die Sonne gleicht dem ſchwächſten Sterne,
Er irrt, wohin er ſich gewandt! —
Bald wirken dann die Himmelszeichen,
Die rings um unſre Erde ziehn;
Die heitre Thatkraft muß entweichen,
Wenn Scorpionen droben glühn. —
Es reicht kein Arm zum Flammenſterne,
Der unerwartet zu uns dringt,
Es ringt kein Arm zum Erdenkerne,
Der uns der Krankheit Unheil bringt!
Und geht die Welt noch einmal unter,
So iſts in böſer Laune Spiel;
Dem Herrn gefiel ſie, als ſie munter,
Der Traurigen ſind ihm zu viel.

Jung und Alt im Frühling.

1.

Aus der Berge dunklen Klüften
Brauſt nicht mehr die kalte Fluth,
Fenſter öffne ich den Lüften
Und das Thor dem Jugendmuth;
Springend gehts zum Thale nieder,
Leicht beflügelt iſt das Herz,
Frühling breitet das Gefieder,
Luft erklingt wie edles Erz.

Neue Vögel ſind erſchienen,
Fort ins Freie, in die Luft,
Neues Schauſpiel, grüne Bühnen,
Nachtigall ſo ſehnlich ruft:
Seht das Schauſpielhaus geſchmücket
Mit dem Dach aus Himmelblau.
Wolken-Schäflein ſehn entzücket
Nach dem hocherhabnen Bau.

Alle ſchweben im Verlangen
Nach des Tages Neuigkeit:
Iſt der Vorhang aufgegangen?
Welches Schauſpiel giebt man heut?
Soll ein Heldenſpiel beginnen,
Rüſtet ſich die friſche Kraft?
Soll die Lieb in Lieb zerrinnen,
Daß ſich neues Volk erſchafft?

Alles drängt ſich noch zuſammen,
Herz an Herz und Baum an Baum,
All aus einer Erde ſtammen,
Flammend einer Liebe Traum:
Himmliſch Spiel, die friſchen Kränze
Decken all mit gleichem Grün,
Jenen, das er ſiegend glänze,
Dieſen, daß ſie drunter blühn.

2.

Eine bange Reiſeluſt
Weht in Frühlingstagen,
Füllt mit Wehmuth unſre Bruſt,
Will zum Himmel tragen,
Wo die ganze Seligkeit
Schimmert in dem Lichte
Und ein Bild der Ewigkeit
Wird des Jahrs Geſchichte.

Erſte Jugend ſtellt ſich dar
Mit verwirrtem Leiden
In den Blättern, die ſo klar
Alles erſt umkleiden,
Wie wir aus erſchloßner Haf
In die Welt gedrungen,
Wie in neuer Schöpfungskraft
Vieles uns gelungen.

Oeffnet dann die Blüthenzeit
Des Triumphes Pforte,
Wird ihr Fall in Luſt geweiht
Durch die ſchönſten Worte;
Jedes Wort, es dringt hinauf,
Eh' wir es noch meinen,
Aufwärts zu dem Sonnenlauf,
Daß wir ſtrahlend ſcheinen.

Ja dies iſt die Himmelfahrt,
Die wir heute feiern,
Bis die Wolken golden zart
Uns die Welt verſchleiern:
Ach dann fraget wohl die Welt,
Wo wir ſind geblieben?
Vieles dann von uns gefällt,
Manches lernt ſie lieben.

Belehrende Entſchuldigung.

Du zürnſt, weil ich dir um den Hals gefallen,
Als heut dein Mund ſo freudig zu mir ſprach,
Laß meine Freude dir im Kuß erſchallen,
Mein Lächeln ſuchte ſich ein freundlich Dach:
Ein ſolcher Kuß, er deutet ſich nicht weiter,
Er löſcht ſich wie ein heilgefallner Stern,
Der Himmel ſcheint dahinter ewig heiter,
Im tiefen Blau verliert er ſich ſo gern.

Im Glücke iſt ein höheres Berühren,
Wir ſind vereint von ſeiner Wunderkraft,
Was ſollten wir um Zeichen uns noch zieren,
Wir hatten uns ſo lange angegafft:
Wie machts die Rebe, will ſie ſich erheben?
Mit ſich allein, ſie hat doch keine Ruh!
O häng dich an die Welt wie dieſe Reben,
Und deck ihr dennoch deine Trauben zu!

An eine wandernde Mahlerin.

Da ſingt die junge Pilgerin,
Geſtützt vom Malerſtab,
Sie zieht zum fernen Kloſter hin
Und mahnt um letzte Gab,
Um fromme Bildchen in ihr Buch,
Um ein erbaulich Wort:
„Gewarnt, ermahnt biſt Du genug
„Und dennoch ziehſt Du fort.“

Ich ſchenk als Bild den Abſchiedsblick,
Als Wort den Händedruck,
Du ſuchſt zu fern des Himmels Glück
In ſüdlich irdſchem Schmuck:
Des Bildes Kunde Dir verhieß
Der Bilder reiche Wahl,
Ich ſah das ſchönſte Paradies
Bei Dir im nordſchen Thal.

Was Du Dir ſuchſt, Du ſchönes Kind,
Es iſt ſchon alles Dein,
Dir nach im ſeltnen Wirbelwind
Fliegt mit der goldne Schein,
Dir folgt der Strom wie in das Meer,
Dir folgt, was Du geſandt,
Und hier wird alles öd und leer,
Wenn Du Dich abgewandt.

So wie Magnet mit Eiſen ſpielt,
Es aus dem Auge zieht,
So nimmſt Du mit, was wir gefühlt,
Der ſüße Schmerz uns flieht;
Wir ſehen wieder in die Welt
Wie in den Wintertag,
Das grüne Laub ſchon wieder fällt
Und fliegt Dir rauſchend nach.

Kindergeſchrei.

Ach wär mein Kind, mein liebes einzges Kind
Ein klein geſchwind Waldvögelein,
Es ſänge froh im luſtgen Morgenwind
Und ließ ſein ewges, ewges Schrein!
Und flöge es mir auch davon,
Es flöge doch nicht in die Sonn,
Es flög zum Nachbar auf den Aſt
Und wär des Kirſchbaums lieber Gaſt.
Die ganze Welt wär ſein — allein —
Nun muß es nach den Kirſchen ſchrein!
Ich denke meiner Jugend Pein
Und mein, es wird nicht klüger ſein, —
Es wird ihm auch nicht beſſer gehn, —
Was es nur ſieht, das will es haben,
Wie ſchön die Kirſchen überſehn,
Wie würden uns die Kirſchen laben.
Ach wär mein Kind, mein liebes einzges Kind
Ein klein geſchwind Waldvögelein,
Es brächte mir im luſtgen Morgenwind
Der Kirſchen viel am Stiel im Schnäblein fein.

Heutige Ritterprobe.

Von allen ſchweren Ritterproben,
Die einſt dem Jüngling auferlegt,
Gilt eine noch — und hoch zu loben
Iſt jeder, der ſie feſt erträgt.

Zwar heiße That iſts nicht zu nennen,
Doch hat ſich mancher dran verbrannt;
Weil Worte auf der Zunge brennen,
Wird Feuerprobe ſie genannt.

Zur Probe öffnet Nacht die Pforte,
Geheimniß in den Sternen ſtralt,
Süß tönen ſchöner Frauen Worte,
Womit ſo gern der Jüngling pralt.

Doch jede legt auf ihre Lippen
Den Zeigefinger, eh ſie ſpricht,
Es zeiget jede ihm die Klippen,
Woran der Ehre Woge bricht.

Die Liebſte ſchmückt ihm Lieblingsplätze
Mit ihrer Kränze buntem Glanz,
Es reihet ſich zu dem Geſchwätze
Der Händedruck im heitern Tanz.

Zu bald, — als Morgenlicht erſchienen,
Er kehret heim in Seligkeit;
Es lacht die Welt der frohen Mienen
Und fragt ihn aus, was ihn erfreut.

Daß ihm allein dies Glück ſei eigen,
Es drückt ihm faſt die Seele ab,
Doch wollt er ſich als Ritter zeigen,
Müßt ers verſchweigen bis ins Grab.

Beim erſten Wort, das er geſprochen,
Schlägt zu die Pforte ſeiner Luſt,
Die Sterne haben ſich verkrochen,
Des Ritters Stern fällt von der Bruſt.

Er reitet auf den hölzern Schranken,
Statt auf dem hohen Rittergaul! —
Darum ſei glücklich in Gedanken,
Sei glücklich, Jüngling, halt das Maul! —

Canon

auf einen Lichterputzer.

Gelobt ſei, wer die Lichter putzt,
Er iſt ein Mann, der allen nutzt,
Er brauchet gar nicht viel Verſtand,
Nur eine Lichtſcheer in die Hand,
Vertrauen und Gewandtheit viel,
Sonſt wird er aller Spötter Ziel.

Ein Licht, das er hat ausgeputzt,
Wird ihm von allen aufgemutzt,

Und tritt er wieder an das Licht,
So ſchreien alle: Putze nicht,
Ein gutes Licht ſich ſelber putzt
Und deine Lichtſcheer uns beſchmutzt.

Siegeslied nach Ausſprüchen des Paracelſus.

Ueber's Haupt des lieben Todten
Jagen freudge Siegesboten,
Seine Ahnung iſt erfüllt!
Mehr wird noch der Welt enthüllt,
Denn die Welt verlangt noch mehr,
Fragt nach neuer Neuigkeit,
Ihr ſcheint morgen Kleinigkeit
Heutge That und heutge Lehr;
Auf wohlan, die Zeit iſt kommen,
Und ſo kommt nun mit der Zeit
Das, warum die Zeit iſt kommen,
Aus dem Streit die Einigkeit.

Einen ſchlägt des Adlers Flügel,
Der ſich ſelber ſchien ein Siegel,
Und ein Schluß der ganzen Zeit,
Ihn umſchlingt der Zweifel heut,
Ihn erdrückt der Kette Laſt,
Die er mit gewandter Hand
Hat gezogen übers Land,
Frei ſind die, die ihn gehaßt:
Auf wohlan, die Zeit wird kommen,
Und ſo kommt denn mit der Zeit
Das, warum die Zeit will kommen,
Wenn wir alle ſind bereit.

Schlecht Gehorchen, ſchlecht Regieren
Wird zu neuem Streite führen!
Weil ihr euch zu kühn vermeßt,
Weil die Einheit ihr vergeßt,
Sinket vieler Schwerdter Schein,
Eines glänzet himmelan,
Der es führt, ein alter Mann,
Wird des Friedens Herold ſein:
Auf wohlan, die Zeit wird kommen,
Und ſo kommt dann mit der Zeit
Das, warum die Zeit will kommen,
Und aus Drei'n kommt Einigkeit.

Die aus ſich die Welt berathen,
Stört der Held mit ſeinen Thaten,
Zeiget jedem ſeinen Zorn,
Denn nur ihm gebührt das Horn.
Nach dem Tagwerk ſchläft der Held,
Selig, die ſein Schlaf erſchafft,
Seiner Kinder friſche Kraft
Tanzt um ihn auf blutgem Feld:
Auf wohlan, die Zeit wird kommen,
Und ſo kommt dann mit der Zeit
Das, warum die Zeit will kommen,
Das, warum ſie ſich erneut.

Was der alte Mann geträumet,
In dem wilden Meere ſchäumet,
Weht heran in Sturmes Nacht,
Er hält ſchlafend gute Wacht.
Wie der Fiſcher aus dem Meer
Fiſche zieht, die niemand ſah,
Alſo iſt Erfüllung nah,
Wenn die Ahnung ſchien ſo leer:
Auf wohlan, die Zeit iſt kommen,
Wo die alte Schlangenhaut
Dieſer Welt iſt abgenommen,
Kniet nieder, ſchaut, vertraut.

Maria Thereſe von Artner,

Tochter des k. k. Generalmajors von Artner, ward am 19. April 1772 zu Schnitau, einem Dorfe in Ungarn, geboren, erhielt ihre Jugendbildung vorzüglich in Oedenburg und zeigte ſchon früh große Neigung und Talent zur Poeſie, die ſie im Umgange mit zwei gleichgeſinnten Freundinnen, Doris von Conrad und Mariane von Tiell, nährte und beförderte. Nachdem ſie das Unglück gehabt, in dem Zeitraum von 1796 — 1799 ihre Eltern zu verlieren, lebte ſie abwechſelnd auf Reiſen oder bei ihren verheiratheten Schweſtern im Oeſterreichiſchen. Nach der Schlacht von Aspern beſchäftigte ſie ſich mit einem epiſchen Gedichte, in welchem ſie dieſe verherrlichen wollte, aber die k. k. Hofcenſur erlaubte den Druck dieſes Werkes nicht wegen einiger bedenklichen Stellen. 1811 traf ſie das harte Schickſal, ihr halbes Vermögen zu verlieren. Seit dem Jahre 1818 nahm ſie ihren bleibenden Aufenthalt bei ihrer Freundin Maria von Zay in Ugrocz. — Sie ſtarb am 25. November 1829. zu Agram.

Th. v. A. hinterließ folgende Schriften:

Feldblumen auf Ungarns Fluren geſammelt von Minna und Theone. (Th. v. Artner und M. v. Tiell.) Jena, 1800.
Neuere Gedichte von Theone. Tübingen, 1806.
Gedichte; gewählt, verbeſſert und vermehrt. 2 Th. Leipz. 1818.
Die That. Trauerſpiel. Erſter Theil zu Müllner's Schuld. 2. A. Peſth und Leipzig, 1820.
Stille Größe. Schauſpiel. Kaſchau, 1824.
Regenda und Wladimir. Kaſchau, 1824.
Briefe über einen Theil von Kroatien und Italien. Peſth, 1830.

Th. von Artner iſt durchaus nicht ohne wahre poetiſche Anlagen, vorzüglich auf dem Gebiete der Lyrik, allein da es ihr an der richtigen Leitung fehlte, zu oft auf falſchem Wege. Nur in Momenten wirklicher poetiſcher Begeiſterung hat ſie Lobenswerthes geliefert. Ihr Trauerſpiel „die That" fand zu einer Zeit, als durch Müllner's Schuld die deutſche dramatiſche Poeſie auf große Abwege gerathen war, eine günſtige Aufnahme, iſt jedoch bald der Vergeſſenheit anheim gefallen, obgleich einige Scenen in demſelben durchaus nicht ohne Werth ſind. — In ihren an Karoline Pichler gerichteten Briefen über Kroatien und Italien zeigt ſie eine glückliche Darſtellungsgabe, feine Beobachtung, Geſchmack und einen liebenswürdigen Charakter. — Jedenfalls ſind ihre Schriften der Empfehlung würdiger als die mancher ſchriftſtellernden Damen, welche ſich zu unſerer Zeit in Deutſchland unberufen und talentlos vordrängen.

Die That.*)

Waldgegend mit verſchiedenen zuſammenlaufenden Wegen. Im Vordergrunde links eine Einſiedlerklauſe, wovon Thür und Fenſter gegen die Zuſchauer gehn, rechts das Eingangsthor eines Parks. Im Hintergrund Ausſicht auf einen Hügel mit einem großen Baum.

(Gorgo, beſchäftigt, an der Seitenwand der Klauſe, die gegen die Mitte des Theaters geht, ein Zelt anzuheften. Ruffina**) kommt aus dem Walde mit einem Bündel Holz.)

Ruffina
(nachdem ſie Gorgo mit ſteigender Aufmerkſamkeit betrachtet, mit zweifelnder Freude).
Schweſter Gorgo, biſt Du's? — —

Gorgo
(welche gleich Anfangs einen kurzen, aber ſcharfen Blick auf ſie warf).
Bin's.

Ruffina
(das Bündel abwerfend und auf ſie zu eilend).
Ach Willkomm! kaum dünkt mich's wahr!
Wie ſo faltenreich die Stirne,
Wie ergraut das ſchwarze Haar!
Warſt ſo eine ſchmucke Dirne.

---

*) Aus: Die That, Trauerſpiel in fünf Acten, von Thereſe von Artner. 2. Aufl. Leipzig. 1820

**) Gorgo, eine Zigeunerin; Ruffina, ihre Schweſter.

Gorgo.

Sonderbar!
Auch in mir fühl' ich ein Regen
Ihr entgegen. (Reicht ihr die Hand.)

Ruffina.

Ach wie manches, manches Jahr
Hab' ich fruchtlos Dich geſucht,
Nicht gefunden!

Gorgo.

Seit den unheilvollen Stunden
Unſrer allgemeinen Flucht,
Da die Mutter in die Krallen
Fiel der Inquiſition.

Ruffina (ſich ängſtlich umſehend).

Still davon! —
Mich, noch hülflos, nahm der Haufen
Nach Leon,
Du nur warſt allein entlaufen.

Gorgo.

Ich alleine von Euch allen
Folgt' ihr zu der Richtſtatt nach.
Grauſer Tag!
Noch hör' ich der Glocken Schallen
Schlag um Schlag,
Seh' den Zug der Opfer wallen
Zwiſchen Bütteln,
Bleich, in ſchwefelgelben Kitteln,
Dicht beſät mit Teufelsfratzen,
Die Verzweiflung in den Mienen,
Unſre Mutter unter ihnen!

Ruffina.

O halt ein,
Dieſe Greuel zu erneuen!
Wüſt du gar nicht mein dich freuen?

Gorgo.

Ha, für dies, und dies allein,
Hat nur mein Gehirn Gedanken. —
— Und wie ſie nun näher wanken,
Und das Volk von ihnen wich,
Mußte, halb bewußtlos, ich
Vor mich drängen.
Ach, da fiel ihr Blick auf mich,
Und nach lang' verhaltnem Grimme
Schrie ſie auf mit Donnerſtimme:
„Räche, räche, räche mich!
Oder, wie mich Flammen ſengen,
Brenn es Dich
Ewiglich!" —
Schrie's, und ſtarrte wild zur Erde,
Daß ihr letzter Mutterblick
Nicht noch mein Verräther werde.

Ruffina.

Gräuelvolles Mißgeſchick!
Und Du haſt es nicht gehalten,
Der Unſel'gen letzt Gebot?
Zwar noch Kind bei jener Noth
Hab' ich dennoch es behalten:
Donna Lauren und dem Alten
(auf die Klauſe deutend)
Dankte ſie den Feuertod.

Gorgo.

Ja, ſie ſind, die ſie verdarben!
Mit der Kunſt war ſie vertraut,
Zu bereiten helle Farben
Aus den Wurzeln, aus den Rinden.
Laura hatt' es oft erſchaut,
Wenn ſie ging, ſie aufzufinden,
Und ſie dann des Nachts gebraut.
Den benützten Ueberguß
Trug ſie dann hinab zum Fluß;
Roth und grün entrann die Welle.
Einmal trank an dieſer Stelle
Laura's Heerde — und in Schnelle
Kam ein Sterben über's Vieh.
Laura, jedem Wahn ergeben,
Schuldigte des Zaubers ſie,
Ließ den Siedler Klag' erheben,
Angeſteckt von gleicher Wuth —
Und verfallen war ihr Leben,
Sie geſchleppt zum Tod der Glut.

Ruffina.

O, der Mutter ſchuldlos Blut!

Gorgo.

Von der Stund' an überkamen
Schmerz und Grimm mich ohne Namen,
Und beſchloſſen war's in mir,
Das, weshalb ſie mußte ſterben,
Müſſ' ich nun aus Rachegier,
Koſt' es auch die Seel', erwerben.
In der Zauberkunſt Revier,
An die Nils und Mordſeeküſte,
Wollt' ich wandern, doch nach hier
Zog mich eher ein Gelüſte,
Die mit Flüchen zu erſchrecken,
Bis ich käme, zu vollſtrecken.
Und ich kam, und wandelnd fand
Laura'n ich, voll Schmuck und Zierde,
Einen Knaben an der Hand
Und im Leibe neue Bürde.
Trotzig heiſcht' ich große Gabe,
Und als ſtolz ſie mir's verwies,
Donnert' ich in's Ohr ihr dies:
„Tage lang ſollſt du dich quälen,
„Eh du quitt wirſt deiner Laſt;
„Iſt, was du gebierſt, ein Knabe,
„Würgt er den, den du ſchon haſt;
„Iſt's ein Mädel, ſtirbt's durch ihn,
„Und du fährſt in Sünden hin."

Ruffina.

Ach, ohnmächt'ge, ſchwache
Muttermordes Rache!
Leere Worte — gegen Flammen.

Gorgo.

Böſes Wort, es iſt ein Pfeil,
Der das Herz unheilbar ritzet,
Verdienter Fluch iſt ein Donnerkeil,
Der zerſchmetternd das Inn're durchblitzet,
Verdienten Fluch
Gräbt, der über den Wolken ſitzet,
Grübt der Richter in's Schickſalsbuch.

Ruffina.

Doch der Deine war nur Schatten!
Wiſſe, Laurens zweiter Sohn
Starb — mich dünkt als Säugling ſchon.
(Gorgo lacht laut auf.)
Und ſie ſelber mit dem Gatten,
Hoch vom Könige geſtellt,
Schiffte nach der neuen Welt,
Iſt der Rache ganz entflohn,
Denn — nicht lang — erhielt ihr Sohn,
Carlos, welcher Hof hier hält,
Nachricht ihres ſanften Todes.

Gorgo (höhniſch).

Sanft? So mögen's Zeugen nennen,
Doch das Eingeweid' kann brennen.
Hör' und wiſſe, wiſſ' und ſtaune,
Schaue meiner Fluchesſaat
Erndten, reich an Miſſethat.
Als ich's flucht' in grimmer Laune,
Floh ich fort,
Und aus Carthagena's Port
Trug mich bald des Schiffes Kiel
Hin zum Nil.
Doch alldort,
In der Heimath der Magie,
Lebt ein Volk, bedrückt und dumm,
Und die Mumien ſind Leichen,
Und die Hieroglyphen ſtumm,
Denn es fehlt der Deutung Zeichen,
Und die Silbe der Beſchwörung,
Zu geſtalten die Zerſtörung.
Unbefriedigt kehrt' ich heim,
Stieg an's Land zu Barcellona,
Wählte nordwärts nun den Pfad.
Ziehend durch die Pyrenäen
Kam ich in Barège's Thal,
Wo ein Brunnen, reich an Heilkraft,
Gäſte lockt aus allen Ländern;
Da erblickt' ich, ungeſehn,
Lauren an der Freundin Seite,
Die ſchon hier bei ihr gewohnt,
Gräfin Salm ließ ſie ſich nennen.

Jeder folgten ihre Frauen,
Auf den Armen junge Knaben,
Gleich an Alter, doch an Kraft
Ungleich. Laurens Söhnlein blühte,
Aus den Kindesaugen ſprühte
Zunder künft'ger Leidenſchaft,
Doch der andre, ſchlapp und bleich,
Hing am Halſe ſeiner Amme,
Einer halben Leiche gleich. —
Und nun mied ich Lauren zwar,
Noch zur Rache nicht gerüſtet,
Doch durch Kuppeln, Trödelſtand,
Träume deuten und die Hand,
Hatt' ich bald mich eingeniſtet
Bei dem Weibervolk im Haus,
Das auch Gräfin Salm bewohnte,
Ob mir's nicht gelingen möchte,
Daß ich Unheil wo vollbrächte.
Einmal ſchlich ich ſpät mich ein,
Da drang aus der Gräfin Mauern
Schmerzlich Klaggetön hervor.
Schnell verriegelt ward das Thor,
Doch ich blieb, was zu erlauern,
Stille in dem Winkel kauern.
Dumpfes Klopfen — einen kleinen
Sarg nun trägt ein alter Diener
Von der Gräfin Treppe nieder,
Und darauf, mit lautem Weinen,
Seh' ich ſelbſt die Salm erſcheinen
An dem Fenſter, neben ihr
Donna Laura auch ich Thränen,
Tröſtend ſo der Freundin Söhnen:
„Ob dein Kind im Leichentuch,
„Biſt doch minder zu beklagen,
„Als ich ſelber, die ein Fluch
„Zwingt, dem meinen zu entſagen.
„Nimm es fort an Sohnes Statt,
„Laß es nun und nimmer wiſſen,
„Daß ein Bruder ihm gegeben,
„Wer's erzeugt, geboren hat,
„Denn ſo lang mir beide leben,
„Muß ich ja für beide beben." —
Dies vernahm ich — oder ſüßen
Harmonie!

Ruffina.

Wie? iſt's möglich? Hätte ſie
Selber ſich den Sohn entriſſen?

Gorgo.

In Barège nun gab man vor,
Laurens Söhnlein ſey geſtorben.
Eingehüllt in Trauerflor
Wallt' am Sarg ihr Dienerchor,
Der des Kindes Namen trug,
Und auf ſeinem ſchwarzen Tuch
Glänzten ihre Wappenſchilde.

Ruffina.

Ha, ſo ſchaute ſie im Bilde
Ihres Sohnes Leichenzug!
Das war Rache für Gonilde.

Gorgo (fröhlich).

Ja, in ihrem Arm den Knaben,
Sah ſie langſam ihn begraben!
Und berechne nun die Schmerzen,
Als ſie Morgens abgereiſt,
Das Bewußtſeyn in dem Herzen,
Daß ſie den, den ſie geboren,
Sich freiwillig gab verloren!

Ruffina.

Nicht unkräftig war dein Fluch.
Das vergalt!

Gorgo.

O nicht genug.
Als ich nun nach manchen Jahren
Um mich trieb im Norderland,
Viel erforſchet, viel erfahren,
Da, vom Geiſt gezogen, fand
Wieder ich des Wildes Fährte.
Ich kam Nachts an eine Burg,
Wo man Herberg mir gewährte.
Als der Tag ſich kaum verklärte,
Stürmt' ein Jüngling in den Forſt,
Schöners kann kein Auge ſchauen;
Doch beim holden Anblick fällt
Mich ein Ahnen an, ein Grauen;
Nach dem Namen forſch' ich nur,
Aber da verliſcht die Spur,
Denn man nannt' ihn Derindur;
Bis ich unter'm Schloßgeſinde
Gräfin Salm's Amme finde.
Mich erkennend, heiſcht ſie gleich
Prophezeihung, und bei Seite
Nehm' ich ſie, mein Ahnen deute
Ich als Wiſſen aus der Hand,
Bis ſie klärlich mir geſtand,
Ob ein Eid ſie ſonſt auch band,
Namen und Religion
Hab' in Spanien ihre Dame
Falſch genannt:
Laurens Sohn
Zog ſie auf als Proteſtant,
Derindur ſey jetzt ſein Name.

Ruffina.

Proteſtant? Zu viel des Böſen!
O das kann nicht gut ſich löſen.

Gorgo.

Der bigotten Laura Reis,
Eingeimpft dem Ketzerſtamme —
Das war Flamme.

Ruffina.

Wohl, daß ſie ihr brennend heiß
Nicht mehr in das Mark kann fallen!

Gorgo.

Wohl — wie ſprichſt du? iſt gefallen
Auf des Rachegott's Geheiß,
That vielleicht ſie heimlich morden —
Als ich kehrte aus dem Norden
Und zu Cadix ſtieg an's Land,
Traf ich — Lauren an dem Strand,
Schon bereit, ſich einzuſchiffen.
Lachend trat ich hin vor ſie,
Und, wie vor der Klapperſchlange
Eingewurzelt, bleich und bange,
Stand ſie da, indem ich ſchrie:
„Jenen alten Fluch von mir,
„Daß ſich deine Söhne morden,
„Wendeſt nimmer du von dir,
„Mußte Otto gleich nach Norden.
„Fruchtlos, ihm dich zu entziehn,
„Stürzteſt du in Irrgewinde,
„Wo ſich Sünde reiht an Sünde,
„Denn zur Mutter deinem Kinde
„Gabſt du — eine Ketzerin.
„Den abtrünn'gen Stamm verderben
„Wollte Gott, und ließ erſterben
„Das Geſchlecht der Derindur,
„Doch du, trügend die Natur,
„Gabſt aus deinem Schooß ihm Erben,
„Und die Seel', aus dir geboren,
„Iſt ſchon jetzt vor Gott verloren." —

Ruffina.

Welch ein Donner ihren Ohren!
Wahrlich, ſie hat abgebüßt.

Gorgo.

Wie du doch verſöhnlich biſt!
Ich hab' ew'ge Rach' geſchworen.

Ruffina.

Furchtbar Weib, du wollteſt noch —
Doch da naht ein Zug von Rittern,
Und die Küche wartet ſchon
Auf mein Holz. (Ihre Bündel aufnehmend.)
Kommſt du nicht mit
Zu dem Mahl in unſer Lager?

Gorgo.

Nein.

Ruffina.

Ich finde ſpäter doch
Dich noch hier?

Gorgo.

Ja, ſtumpfe Seele.

(Ruffina ab. Gorgo zieht ſich ſpähend in's Gebüſch.)

Asmus S. Matthias Claudius.

Dietmar von Ast S. Minnesänger.

Georg Anton Friedrich Ast,

Dr. phil., k. baier. Hofrath und ordentlicher Professor der Philologie in München, ward am 29. December 1778 zu Gotha geboren und auf der dortigen hohen Schule vorbereitet. Er zeigte schon früh eine vorherrschende Neigung für die philologischen Studien und gab bereits als Gymnasiast Anmerkungen über den Properz heraus. Im Jahre 1798 bezog er die Universität Jena, um Philologie und Theologie zu studiren, gab aber die Letztere bald auf, um sich ganz der Ersteren, so wie der Philosophie und Aesthetik zu widmen. Noch als Student schrieb er Mehreres über Gegenstände seines Fachs und verfaßte in Verbindung mit einem Studiengenossen Briefe über die Religion, welche im Druck erschienen. 1802 ward er Doctor der Weltweisheit und Privatdocent zu Jena; 1805 ordentlicher Professor der Philologie an der Universität zu Landshut, in welcher Eigenschaft er später nach München ging. Im Jahre 1827 erhielt er die Ernennung zum ordentlichen Mitgliede der münchener Akademie der Wissenschaften in der philosophisch-philologischen Klasse.

Außer mehreren lateinisch geschriebenen Werken und Ausgaben alter Klassiker sind von ihm erschienen:

Leukippe aus dem Griechischen des Achilles Tatios (gemeinschaftlich mit Güldenapfel). Leipzig, 1802.
Briefe über die Religion. Würzburg, 1802.
Sophokles Trauerspiele. Leipzig, 1804.
System der Kunstlehre. Leipzig, 1805. N. A. Leipzig, 1807.
Grundlinien der Aesthetik. (Auszug aus dem Vorigen.) Leipz. 1813.
Krösus. Trauerspiel. Leipzig, 1805.
Ueber den Geist des Alterthums. Rede. Landshut, 1805.
Grundlinien der Philosophie. Landshut, 1807.
Grundriß einer Geschichte der Philosophie. Landshut, 1807. N. Aufl. 1825.
Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. 2 Bde. Landshut, 1808.
Grundriß der Philologie. Landshut, 1808.
Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik. Landshut, 1808.
Entwurf der Universalgeschichte. Landshut, 1808. N. A. Landsh. 1810.
Platon's Leben und Schriften. Leipzig, 1816.
Platon's Phädros und Gastmahl, übersetzt u. s. w. Jena, 1817.
Hauptmomente der Geschichte der Philosophie. München, 1829.
Beleuchtung der epikureischen Ethik. München, 1831. in 4.

Den Grundsätzen der schellingischen Philosophie folgend, bearbeitete Ast vorzüglich die Theorie der Kunst und erwarb sich hier, so wie durch seine Ausgaben alter Klassiker und vorzüglich durch seine Schrift über Plato großes und bleibendes Verdienst um die Wissenschaft. Seine dichterischen Leistungen sind dagegen nicht bedeutend.

Hartmann von der Aue (Ouwe) S. Minnesänger.

Joseph Freiherr von Auffenberg,

am 25. August 1798 zu Freiburg im Breisgau geboren, großherzoglich badenscher Kammerherr, Offizier in der Garde zu Pferde und Mitglied des Hoftheater-Comité in Karlsruhe. Er ist einer der fruchtbarsten lebenden dramatischen Dichter. Bis jetzt erschienen von ihm:

Dramen:

Pizarro. Wien, 1817.
Die Spartaner. Wien, 1818.
Victoria. Wien, 1818.
Die Flibustier. Bamberg und Würzburg, 1819. 3. Aufl. 1821.
Die Bartholomäusnacht. Bamberg und Würzb. 1819.
Gelon und Hiero. Ebend. 1819
Wallas. Ebend. 1820.
König Erich. Ebend. 1820.
Die Verbannten. Ebend. 1821.
Das Opfer des Themistokles. Ebend. 1821.
Die Syrakuser. Ebend. 1821.
Dramatische Werke. Ebend. 1822. 2 Thle.
Viola. Ebend. 1824.
Fergus MacIvor. Ebend. 1827.
Der Löwe von Kurdistan. Ebend. 1827.
Ludwig XI. in Peronne. Karlsruhe, 1828.
Die Schwestern von Amiens. Ebend. 1828.
Alhambra (in vier Abtheilungen). Ebend. 1829—30.
Die Eroberung von Granada. 2 Th. Ebendas. 1830.
Die Furie von Toledo. Roman. 2 Th. Karlsruhe, 1832.

Wenn von A. nicht zu rasch arbeitete, sondern seine Kräfte mehr concentrirte und seinen poetischen Leistungen längere Zeit der Reife vergönnte, so würde er bei den schönen und glücklichen Anlagen, deren er sich erfreut, gewiß Ausgezeichnetes liefern. Unter den jüngeren Dichtern, welche sich an Schiller heraufbildeten und die von ihm eingeschlagene Bahn zu beschreiten strebten, ist er unbedingt in geistiger wie in sittlicher Hinsicht der Begabteste, voll jugendlich frischer Phantasie, Kraft und Gewandtheit; aber eben, weil er es sich zu leicht macht, jeden Stoff, der ihm einer dramatischen Behandlung fähig scheint, ergreift und mehr für die Bühne als für das Leben arbeitet, überläßt er sich zu sehr dem, was ihm eine freundliche Stunde bringt, und seine gelungensten Dichtungen sind oder scheinen wenigstens das Resultat eines glücklichen Griffes, nicht anhaltender, durch tiefes, ernstes Sinnen genährter Begeisterung. Die aus diesem Uebelstande entspringenden Mängel treten daher auch in seinen sämmtlichen Werken schroff hervor, und eine störende Ungleichheit herrscht in allen. — Die erhabenste, glühendste dichterische Sprache wechselt oft mit der gewöhnlichsten, mit einer in Jamben abgemessenen Prosa; den kühnsten Bildern folgen die alltäglichsten; die wichtigsten Scenen halten sich durch eigene Kraft, die anderen, nur verbindend oder ausfüllend, erscheinen neben diesen öfters wie die Nacht neben dem Tag; die Charaktere sind häufig nur skizzirt, nicht psychologisch consequent durchgeführt; die Begebenheiten unwahrscheinlich, die Situationen nur des Effectes wegen, nicht aus tiefgefühlter innerer Nothwendigkeit angelegt. — Alle diese Fehler kann der talentvolle Dichter aber vermeiden und wird es gewiß, sobald sich Ruhe

und Besonnenheit zu seinen schönen Gaben gesellen, und ihm die Production nicht mehr so leicht wird, wie dies nur zu oft bei reichen jugendlichen Gemüthern der Fall zu seyn pflegt.

Unter seinen vielen dramatischen Dichtungen sind „das Opfer des Themistokles" und „die Verbannten" in Hinsicht auf Tiefe und großartige Gesinnung, „der Flibustier" und „der Löwe von Kurdistan" in Hinsicht auf technische Anordnung und Kunst wohl die vorzüglichsten.

Die Verbannten.

Das Nachspiel *).

(An der Grenze von Siberien.)

(Morgendämmerung.)

Erste Scene.

(Im Hintergrunde einige schlechte Hütten. Daneben Wachfeuer, wobei sich ein Theil von Menzikof's Begleitung gelagert hat. Rings in der Gegend sieht man von Zeit zu Zeit Wachen.)

(Im Vorgrunde ein frisches Grab mit einem Kreuze. Daneben kniet Menzikof **) mit Lisinka ***). — Beide in dürftigen Kleidern.)

Menzikof.

So endet Ruhm! so endet Menschengröße! —
Was bin ich nun? verschwunden ist der Traum,
Und die zwölf Spannen Erde, die allhier
Der theuren Gattin Leiche decken — sind
Nicht mein. Sie starb im unwirthbaren Lande
Von allem fern, was dieses Leben schmückt.
Ich wollte Kronen setzen auf ihr Haupt,
Und muß nun in der Wüste sie begraben.
Ich habe ihr verziehen! was sie that,
Wird uns dereinst zum Wiedersehen führen.
Schlaf' wohl da unten, liebende Gefährtin!
Bald folg' ich Dir zur ew'gen Ruhe nach.
Schlaf' wohl! Dein Auge hat nun ausgeweint,
Und an des bessern Lebens milder Sonne
Ist Deiner Thränen herber Quell versiegt.
Du hast mit mir geduldet und gelitten,
Für mich verwelkte Deines Glückes Kranz.
Nun ruhst Du sanft im kühlen Erdenschooße,
Und giebst kein Zeichen Deiner Liebe mehr.
Nicht Blumen werden diesem Grab entkeimen,
Kalt ist Dein Lager wie der starre Tod.
Kein Denkmal wird dem Wanderer verkünden:
Daß dieses Grab ein theures Haupt umschließt,
Von meinem Ruhme ist mir nichts geblieben,
Das ich Dir geben konnte — als — dieß Grab.
(Sie stehen auf.)
Lisinka! liebe Tochter, höre nun
Des tief gebeugten Vaters letzte Bitte:
Du folgtest mir bis an die dunkle Grenze,
Die Glück von Unglück, Lust von Qualen trennt.
Verlasse mich! denn gräßlich wär' mein Tod,
Wenn ich im unverdienten Jammer — Dich
Mein theures Kind erblickte.

Lisinka.

Ford're Alles,
Nur dieses einz'ge nicht.

Menzikof.

Die Mutter starb,
Ein Opfer ihres Grames, den ich schuf.
Willst Du mit zweitem Morde mich belasten?
Nur den Verbrecher kann die Strafe treffen,
Des Kaisers Gnade rufet Dich zurück.
Er wird die Unschuld schützen, und im Glück
Des Kindes mir den letzten Trost gewähren.
Du weißt! ich wollte Deinen Schlaf nicht stören,
Und ohne Abschied trennen mich von Dir.

Lisinka.

Doch anders will es Gott! ich bleibe hier!

Menzikof (schmerzvoll).

Dein Glück hab' ich zerstört, und freudenlos
Ist Dir der Jugend Morgentraum entschwunden.
Ich kann Dir das Geraubte nicht ersetzen,
Und keine Buße tilget diese Schuld.

Lisinka.

O glaub' das nicht, mein theurer Vater! froh
Bin ich in Deiner Nähe! für das Glück
Der Liebe ward Lisinka nicht geboren!
Entsagung ist mein Loos! ich hab' entsagt,
Und all mein Hoffen richtet sich nach oben,
Wo meine frühverklärte Mutter wohnt.
Es ist die schönste Pflicht, das Vaterhaupt
Mit jeder Freudenblüthe auszuschmücken.
Der selt'nen Blume hab' ich mich beraubt,
Und durch Entsagung will ich Dich beglücken.

Menzikof.

Mein Elend drücket schwer.

Lisinka (sanft).

Was ist das Leben,
Wenn ihm der Liebe süßer Zauber fehlt?
In Deiner Nähe, Vater! muß ich leben,
Der Kindesliebe hohe Pflicht erfüllend.
Was sonst noch im verschwieg'nen Busen wohnt,
Es wird sich nie der Erde offenbaren.
Aleris lebt in mir! sein theures Bild
Will ich für's beff're Leben mir bewahren.

Menzikof.

Ich trennte Euch. Dem Ruhm ist alles feil,
Und Größe kauft er sich mit Seelenheil.

Lisinka.

Verstoße nicht Dein Kind.

Menzikof.

Geh! ruh' ein wenig.
Dort kommt ein Fremdling her. Ich glaube ein
Verbannter, dem mein Fall nun Frieden bringt.
Ich geh' hinein, und er heraus. So spielt
Der Zufall mit den großen Kinderpuppen,
Und hebt sie wechselnd auf der Erdenbühne.
(Lisinka geht ab in eine der Hütten.)

Menzikof (aufmerksam nach der Seite hinblickend).

Was seh' ich? Fürst Aleris Dolgorucky?! *)
Er ward zurückberufen! großer Gott!
Welch' schöner Trost erfüllet nun mein Herz.
Wenn er sie liebet noch?! ich muß ihn prüfen,
Der Himmel wolle: daß ich treu ihn finde!
(Er geht in den Hintergrund.)

Zweite Scene.

Der Vorige. Aleris (kommt von der Seite).

Aleris.

Sie rufen mich zurück in's frohe Leben,
Mir aber blüht kein Glück hienieden mehr.
Der Wechsel ist so schnell — ich faß' ihn kaum.
Geheimnißvoll schreibt mir der Vater — gleich
Als dürfe er der Feder nicht vertrauen.
Er räth mir Eile, denn ich würde viel
Verändert finden in der Kaiserstadt.
Was kann es seyn? Lisinka blieb mir treu;
Sie hat den Thron verschmäht — das ist gewiß,
Doch ihres Vaters Stolz wird uns verderben.
Wenn sie dem Zwang, der Drohung unterlag?
Wenn ich sie finde, wie sie mir im Traum
Des Elends oft erschien? O hättet Ihr
Dem Jammer mich auf immer-preis gegeben!
Mehr als Verbannung — mehr als Todesschrecken
Ist dieser Anblick, den ich fürchten muß!!
(Er sieht den Menzikof von der Ferne.)
Wie weit hab' ich nach Petersburg, mein Freund?

---

*) Aus: Joseph Freiherr von Auffenberg: Die Verbannten, ein Drama in 4 Act. Bamberg und Würzburg, 1821.

**) Alexander Menzikof, Herzog von Ingermannland, Fürst des deutschen Reiches und Oberfeldherr der Russischen Heere. In Folge Hochverraths an Peter II. ins Exil geschickt.

***) Dessen Tochter.

*) Oberst eines Garderegiments, Geliebter der Lisinka, welcher durch Menzikof nach Siberien verbannt worden war.

Menzikof (vortretend).

Sehr weit: d'rum eilet fort, und ſagt dem Kaiſer:
Der Herzog Menzikof ſey Euch begegnet.
Ich führe dieſen Titel in der Wüſte,
Denn er enthält den Nachhall meines Glückes.

Aleris.

Ihr ſeyd es und an dieſem Orte?

Menzikof.

Ja.
Wär't Ihr ſo alt wie ich, Ihr ſtauntet nicht.
Wir löſen uns auf einem Poſten ab.
Ich geh' nach — Bereſow.

Aleris.

Ihr ſeyd verbannt

Menzikof.

Den Fürſtenpurpur habe ich zerriſſen,
Und geh' als Bettler in der Weisheit Schule.
Die Lehrerin verlangt das Glück zum Lohn.
Ich geb' es ihr. Man nennet mich gefallen,
Doch in dem Herzen wohnt des Menſchen Größe,
Und in dem Unglück lebt der wahre Stolz.
Ich bin gefallen; doch im Bettlerkleid
Hab' ich die Fürſten-Ehre mir erhalten.
Die Zeichen ſchwinden, nur der Sinn bleibt wahr.
In dieſem Anblick lernet, was Ihr ſeyd:
Der Menſch muß wiſſen, daß er wenig iſt,
Dann wird er viel vor ſeinem Richter gelten.

Aleris (dringend).

Wo iſt Liſinka?

Menzikof.

Laßt ſie ruhig ſchlafen.
Wir brauchen Kraft zur Reiſe!

Aleris.

Gott!

Menzikof.

Sie ward
Verbannt mit mir nach Bereſow.

Aleris (auf das Grab zeigend, welches er ſo eben erblickte).

Und hier?

Menzikof.

Schläft ihre Mutter! wie das Alles kam,
Ihr werdet es in Petersburg erfahren.
(Für ſich.)
Laß ſeh'n, ob er auch die Verbannte liebt?!

Aleris (ſchnell).

In Petersburg?

Menzikof.

D'rum zaudert länger nicht.

Aleris.

Als Feldherr ſtandet Ihr vor mir. Ich zog
Das Schwert auf Eure Bruſt: Ihr werdet ſtaunen,
Wenn ich die Hand Euch zur Verſöhnung reiche.
Liſinka hat den Thron verſchmäht!

Menzikof.

Sie liebt.
Ich kenne nun die Stärke dieſer Worte.

Aleris.

Wohlan! ſo ſegnet uns! Ich folge Euch,
Denn ſelig wird der Jammer durch die Liebe!
(Ihn umarmend.)
Dem Feinde ſink' ich freudig an die Bruſt
Und die Umarmung ſchafft ihn mir zum Freunde!

Menzikof.

Du liebſt Liſinka treu! Ich bin nun Menſch,
Von keinem böſen Geiſte mehr umwunden.
Verzeihe mir, daß ich Dein Herz erprobte!
Liſinka iſt begnadigt von dem Kaiſer,
Du führſt ſie in das Vaterland zurück!
Als meinen Sohn will ich Dich nun umarmen,
Und dieſes Grab — erwähl' ich zum Altar!
(Er geht ſchnell zurück, die Thüre einer Hütte öffnend.)
Liſinka!!

Liſinka (kommt; Aleris ſtürzt in ihre Arme).

Mein Aleris!!

Menzikof (ſie betrachtend).

So vereint
Das Unglück, was vom Glücke ward geſchieden.
Nun tretet her, und reicht mir Eure Hände,
Vertilgen will ich jede Lebensſchuld
Und ausgeſöhnt vor meinem Richter ſtehen.
Die Qualen Eurer hoffnungsloſen Liebe,
Die Thränen alle, die Ihr ſchuldlos weintet,
Sie ruhen noch auf meiner bangen Bruſt.
Mein böſer Geiſt allein hat Euch getrennt,
Er iſt verſchwunden mit dem falſchen Glücke,
Ich bin nun Menſch, und darf es froh bekennen,
Was mir die Bruſt ſo wunderſam bewegt:
Der Vaterliebe heiligſtes Gefühl
Entlockt die erſte Thräne meinem Auge.
Ich hab' Euch hart gekränkt! verzeihet mir!

Aleris.

Als Freund will ich an Eurem Herzen ruhen.

Menzikof.

Nun denn! ſo ziehet hin in Frieden.
(Zu Liſinka.)
Nimm
Den letzten Segen Deines Vaters hier,
Wo ſeiner Gattin heil'ge Leiche ruht.

Liſinka (zu Aleris).

Ich ſollte ihn verlaſſen? mein Aleris!
Um dieſen Preis folgt Dir Liſinka nicht.

Menzikof.

Mein Fall befreite ihn, das bringt mir Ruhe.
Mit dem Geliebten zieh' in's Vaterland.
Ich will es ſo, und möchte ruhig enden,
Biſt Du vereint mit ihm, dann ſterb' ich ſanft.

Liſinka.

O Vater!

Menzikof.

Fluchen müßte ich der Tochter,
Die meinem Willen widerſtrebend — mir
Die Seligkeit und Gottes Gnade raubt.
(Zu Aleris.)
Sie folgte mir hieher! nimm ſie zurück,
Die Gottes mächt'ger Wille Dir erhalten.
Sag' Deinem Vater, daß ich ihm verzeihe.
Wir haben Beide einen Traum geträumt,
Ich bin erwacht. Er ſchlummert noch, und feſt
Umſtrickt die Erde ihn mit eitlem Hoffen.
Beſchreibe ihm, wie Du mich hier erblickt.
Geſunk'ne Größe iſt ein mahnend Bild,
D'ran mag ſich ſpiegeln, wer nach Hohem trachtet.
Es giebt kein Ziel für den verwegnen Geiſt,
Zufriedenheit muß vor dem Ruhme fliehen.
(Feierlich.)
Ich hatte einen wunderbaren Traum,
Als ich zum erſtenmal im Bettlerkleid
Das müde Haupt zur Ruhe neigte. Rings
Umher — hört' ich mich Erdenkönig nennen,
Und lüſtern blickt' ich ſchon die Sterne an,
Die unbeſiegt und frei den Himmel zieren.
Da kam ein ſtreifender Komet, und riß
Im Flammenſturm die erſte Schichte weg,
Auf der die lebenden Geſchöpfe wohnen.
Die Erde ihrer bunten Pracht beraubt,
Lag ſchwarz und nackt, wir aber flogen nun
Wie Sonnenſtäubchen in dem ew'gen Raum.
(Zu Beiden.)
Glaubt mir, ich wurde klug durch dieſen Traum.
(In ihre Mitte tretend.)
D'rum denket ſtets an die Vergänglichkeit,
Damit das beſſ're Glück Euch nicht entgehe.
Dem eitlen Stolze ſchließet Eure Bruſt,
Wir leben hier in einer Kinderſchule.
Erkenntniß gleicht der Sonne, die uns wärmt,
Wir fühlen ihre ſegenreiche Strahlen,
Doch immer fern iſt uns des Lichtes Quelle.
In Erdennächten leite Euch ein Stern,
Es iſt die Seele, die von oben ſtammt,
Das beſſ're Ich, der ew'gen Wahrheit Tochter.
Erhaltet rein des Himmels ſchönſte Gabe,

Und wenn Euch jemals eine Schuld befleckt,
So büßet ſtrenge, wie mein Beiſpiel lehret.
Es muß die Strafe dem Verbrechen folgen,
Ein Richter lebt, der Weltgeſetze ſchrieb.
Ihn habt vor Augen, daß ſein Wort Euch leite,
Dann ſterbt Ihr friedlich — wär's im Bettlerkleide.
(Er umarmt Beide, dann geht er mit ihnen zu Nathaliens Grabe.)
Wenn Ihr des Vaters letztes Wort verehret,
So trauet nie dem Schickſal, das uns täuſcht.
Der Menſch iſt frei! nur ſeine Träume ſind
Die falſchen Prieſter, die Orakel ſprechen.
Der Glaub' an Flüche iſt's, der Flüche zeugt.
Von meinem Weib empfing ich dieſe Lehre,
Amilka's *) Wort betäubte ihren Sinn,
Vernichtet war des Hauſes inn'rer Friede.
Ich hab' ihr gern verziehen. Was ſie that,
War Gottes Wille, nicht des Fluches Kraft!
Sie aber that es, weil der blinde Glaube
An Schickſalsmacht ihr banges Herz erfüllte.
Nun iſt's geſchehn! gleichviel aus welchem Grunde,
Denn Ruhe und Verſöhnung bringt die That.
Sie wird nun ſelbſt das Beſſere erkennen,
Da ihre ſtaubgeborne Hülle ſank.

Liſinka (ſich an ihn ſchmiegend).
Nie kann ich, theurer Vater! Dich verlaſſen!

Menzikof.
Liſinka, ſieh! es iſt mein letzter Wille.
Sey meine gute Tochter! flehe Segen
Vom Himmel nieder auf das Vaterhaupt.
Du kannſt ja hier nichts nützen, nur die Schuld
Mir neu vor's Auge ſtellen. Ziehe hin,
Geliebtes Kind! Du wirſt mit Gott mich ſühnen,
Denn das Gebet der Unſchuld wird erhört!

Aleris.
Gehorche ſeinem Willen. Hoffnung lebt
Im Vaterlande. Alles will ich wagen,
Begnadigung vom Kaiſer zu erfleh'n.

Menzikof (für ſich).
Ich will die ſüße Hoffnung nicht zerſtören,
Doch mein Entſchluß bleibt feſt — unwandelbar,
Ja! doppelt ſtark nenn' ich freiwill'ge Buße.
Im Unglück lernen wir uns ſelbſt verehren,
Und büßen muß ich, weil ich ſtrafbar bin.
(Zu Liſinka.)
Vielleicht iſt's möglich, daß Du Gnade mir
Erwirkſt, d'rum, liebes Kind! gehorch' dem Vater.

Liſinka.
Nur dieſe Hoffnung trennet mich von Dir.

Menzikof.
Der Ort iſt heilig, wo wir jetzo weilen.
Da unten ruht die fromme Dulderin,
Von keinem ird'ſchen Fluche mehr belaſtet.
Die Seele ſchwang ſich froh zu Gott empor,
Und fand Verſöhnung in dem ewgen Lichte.
Ich würd' ihr folgen, doch das Leben muß
Die Schuld mit wohlverdientem Jammer tilgen.
Es kommt ein Tag, wo alle Schmerzen ſchwinden,
Und rein werd' ich die Reine wiederfinden.
Knie't her! Aleris! reiche mir die Hand.
Gieb meiner Tochter das verdiente Glück,
Und meiner Seele ihren ew'gen Frieden.
Du kannſt es, denn wir ſind nicht Feinde mehr,
An dieſer Grenze ſtirbt der blut'ge Haß,
Und was der Himmel einte — will ſich finden.
Wir ſind verſöhnt, und meiner Gattin Geiſt
Schwebt jetzo hochverklärt ob unſerm Haupte.
Bei dieſem Kreuz, dem Sinnbild ihrer Leiden,
Bei dieſem Kreuz, dem Sinnbild der Verſöhnung,
Will ich vereinen, was ich einſt getrennt.
Nicht am Altare kann der Vater ſegnen,
Doch heilig! dreimal heilig! ſey die Stelle!!
Das Firmament iſt unſer Tempeldach,
Und Gottes Aug' glänzt aus den lichten Sternen.
Nehmt, theure Kinder! Eures Vaters Segen —
In dieſem Bunde ward ihm Glück beſchieden,
Nun ſtehet auf, und ziehet hin — im Frieden.
(Liſinka hält ihn feſt umſchlungen, er drängt ſie von ſich.)
Lebt wohl, der Abſchied ſchmerzt. Entfernet Euch!
(Zu Liſinka, ſie küſſend.)
Und kann Dein Fürwort Gnade mir erringen,
So ſehen wir uns froh im Leben wieder.

Liſinka.
Mit dieſer Hoffnung ſcheide ich von Dir.

Menzikof (umarmt Beide noch einmal, dann winkt er ihnen zum Abgehen).
Laßt mich allein. Ich bitt' Euch — lebet wohl.
(Aleris und Liſinka gehen ab.)

Letzte Scene.

(Ein Hauptmann der Begleitung geht vor.)

Menzikof.
Ich mußte ihr die falſche Hoffnung ſchenken,
Denn ihre Liebe drohte meinem Frieden.
Ich athme leicht, und bin geſtärkt zur Reiſe.
Nun Hauptmann, kommt! der erſte Morgenſtrahl
Umleuchtet trauernd die beeiſten Berge,
Aus düſt'rer Wiege ſteigt ein kalter Tag.
So trat ich in das Leben. —
Kommt, mein Freund!
Und wollt Ihr meinen letzten Wunſch erfüllen:
So betet — auf dem Heimweg —
(Auf das Grab zeigend.)
hier im Stillen.

Die Flibuſtier *).

Die Zeit der Handlung iſt das Jahr 1670.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Morgen.

Felſengegend auf dem Eylande Bayaha. Im Hintergrunde öffnet ſich die Ausſicht auf das Meer. Einige kleine Schiffe mit engliſcher Flagge kreuzen in der Nähe des Ufers. Taureau **) kommt mit vielen Bukaniern. Alle ſind bewaffnet mit Kugelbüchſen, Säbeln und Piſtolen. Die gemeinen Bukanier ſind blos in Stierhäute gekleidet. Man ſieht einige Zelte.

Taureau.
Für dieſen Morgen iſt's genug. Die Jagd
War ſchlecht — doch beſſer als auf Hispaniola.
Dort hat die Treibjagd der verdammten Spanier
Die letzten Stiere uns hinweggerafft.
Wir wollen's ihnen derb vergelten — Freunde.
Es könnte mich zum Lachen faſt bewegen,
Wie die entnervten, ausgebrannten Zwerge
Die längſt verdorrte Kraft an uns verſuchen.
Gält' es nur off'nen Kampf! ſie wären längſt
Mit Sack und Pack aus Süd-Amerika
Hinweggejagt, es muß ſich endlich zeigen,
Was Spaniens Krone hier zu ſuchen hat.
Wie Geyer an dem Fleiſch des todten Stier's
So nagen ſie an unſern Goldgebürgen.
Dieß Volk will ſeinen nimmerſatten Schlund
Auf unſern ſegenreichen Triften füllen.
Laßt es nur gut ſeyn! wenn die Rieſenſchlange
Mit ihrer Beute ſich hat voll gepfropft,
Dann mögen Kinder ſie bemeiſtern. Seht!
So wird's den Spaniern gehn in dieſem Lande.

Ein Bukanier.
Es iſt doch ſchad um unſre ſchöne Jagd,
Die wir auf Hispaniola nun verloren.

---

*) Menzikof, der Günſtling des Kaiſers und Amilka's Freund, warb um die Tochter des letztern, der ihn dadurch in eine Verſchwörung gegen den Kaiſer lockte. Reuig entdeckte Menzikof dieſelbe und Amilka endete auf dem Schafotte.

*) Aus: Joſeph Freiherr v. Auffenberg, die Flibuſtier oder die Eroberung von Panama, ein romant. Trauerſpiel in 4 Act. Bamberg und Würzburg. 1819.

**) Anführer der Bukanier, oder Stierjäger in den Gebirgen von Südamerika.

Taureau.

Was mahnſt Du mich daran? Bukanier ſind
Auf Süd-Amerika's Gebürgen heimiſch. —
Dort iſt des Waldſtiers moosbedeckte Wiege,
An keinen Platz iſt unſre Jagd gebunden,
Auf den Gebürgen einer neuen Welt
Haust ſie — die kühne Tochter der Gefahr,
In keine Marken ſind wir eingezwängt,
Und Eigenthum des Jägers bleibt ſein Wild.
Er wagt das Leben d'ran, und mag genießen
Was er von der Natur ſich abgetrotzt.
So will es unſre angeborne Freiheit
Das alte Machtgeſetz der großen Völker.

Ein Bukanier.

Den Spaniern können wir das nie vergeben.

Taureau.

Wohl weiß ich — warum ſie die Stiere fingen.
Für's erſte — ſollen wir langſam verhungern.
Für's zweite möchten ſie die eigne Kraft
Damit verſtärken — bei Panama wird
Es nächſtens blutig hergeh'n: ſie gedenken
Im Kampf die Stiere dann auf uns zu hetzen —
Soviel weiß ich gewiß — Ihr könnt mir's glauben.
(Allgemeines Gelächter.)
Welch raſender Gedanke! dieſen hat
Ein ſpan'ſcher Feldherr, mein' ich, ausgebrütet
Vom ſüßen Ebro-Weine hochbegeiſtert.
Wir ſind aus freier Wahl hieher gezogen,
Und beſſ're Kämpfe giebt es hier für uns.
Nun lagert Euch Bukanier, denn Ihr ſollt
Aus meinem Munde Wunderdinge hören:
Es naht ſich der Entſcheidung großer Tag —
Die Quelle iſt entdeckt, an der wir ganz
Den Rachedurſt der Seele ſtillen können,
Morgan, der brittiſche Seeräuber-König,
Wird ſich mit uns verbinden, und wir werden
Die Brüder ſeyn der tapferen Flibuſtier!
Dann ſoll es hier ein Schlachtgetümmel geben,
Darob im Königshauſe zu Madrid
Die Fenſterſcheiben zittern werden!
(Alle lagern ſich.)
Es ſind nun zwanzig Jahre ſchon verfloſſen,
Seit ich zum erſtenmal Euch Brüder nannte;
Seit Ihr den Taureau durch der Stärke Vorrecht
Zum Hauptmann der Bukanier erwähltet.
An Eurer Seite bin ich grau geworden,
Doch niemals habt Ihr forſchend mich befragt
Um das verworrne Schickſal meines Lebens:
Ihr kennet nichts an mir, als meine That,
Nichts, als den unvertilgbar wilden Haß,
Der gegen Spanien flammt in meinen Adern.
Solch' ein Vertrauen ehret mich, Bukanier,
Es lehrt mich kennen Euern edlen Sinn.
Der Held ſchätzt nicht nach Namen ſeine Brüder,
Die That allein erprobt das kühne Herz:
Die ſchimmert ihm nicht aus der Vorwelt zu,
Mit eig'nem Blut erkauft er eig'ne Ehre.
Denn, was die großen Väter auch gethan:
Noch beſſres thun iſt ihrer Enkel Stolz.
So kenn' ich Euch, und ſo will ich Euch lohnen:
Ihr ſollt vertraut mit meinem Schickſal ſeyn.

Ein Bukanier.

Erzähle — großer Hauptmann!

Taureau.

Nimmer frommt es,
Wenn, auf des Geiſtes Vorrecht ſtolz, der Mann
Gewaltſam ſich der Menſchenkraft verſichert,
Und ſie mechaniſch lenkt nach ſeinem Willen,
Ein jeder wiſſe, wie er handelt, und
Warum. Die große That, die frei gethan wird,
Nur ſie hat Anſpruch auf Unſterblichkeit.
Was von dem Menſchen ſtreng der Menſch erzwingt:
Es ſchmilzt am Sonnenſtrahl der ew'gen Zeit,
Und ſinket hin im Wechſel der Geſchlechter.
Seht Brüder — ich bin Europäer, und
Als ſolchen werdet Ihr mich achten lernen.
Wohl mehr denn ein Jahrhundert bin ich Euch
Vorangeſchritten auf der Lebens-Bahn,
Und meine Gegenwart iſt Eure Zukunft.
Am Ziele rühm' ich mich zu ſtehen, wenn
Kein Spanier mehr in Süd-Amerika
Des Frevels blut'ge Schreckensfahne ſchwingt.
Wenn die Gefilde dieſer neuen Welt
Vom eig'nen Blute nicht mehr überſtrömen,
Wenn nicht das Henker-Schwert des Fanatismus
Im Herzen der empörten Völker wühlt,
Und auf die blutbefleckten Crucifixe
Im Martertod der Neger-Sclave ſchwört:
Wenn alle Spanier hier ihr Grab gefunden,
Der Rache ſchand- und fluchbedecktes Erdtheil:
Dann ſtehet Euer Hauptmann unter Euch —
Des alten Schwures mächtiger Vollender!
Dann ſtirbt er gern in ſeinen freien Wäldern,
Er ſinket früh in's Grab mit der Gewißheit:
Es ſey nun ganz das große Ziel erreicht,
Er habe die verweg'ne Tyrannei
Zurück in alte Nacht geworfen:
Und auf den Trümmern ihrer blut'gen Werke
Den Freiheits-Tempel wieder aufgebaut.
Amerika ſey frei von dieſen Henkern —
Sein Jubelton wird Taureau's Todgeſang!

Ein Bukanier.

Fern ſey der Tag, wo Taureau von uns ſcheidet!

Taureau.

Er wird bald kommen, Brüder, dieſes fühl' ich.
Die Wogenbrandung des Geſchickes ſchlägt
Zerſtörend an des Lebens Fundament:
Und in der eig'nen Bruſt wird mir der Tod
Am Feu'r des wilden Haſſes ausgebrütet.
Was Taureau hat erlitten, dafür iſt
Der Haß zu klein, mit dem die Höllengeiſter
Durch irgend eine Kluft der Unterwelt
Des Himmels hohen Friedens-Thron betrachten.

Ein Bukanier.

So ſchwer hat Spanien an Dir gefrevelt?

Taureau.

So ſchwer — ja ſchwerer als Ihr könnt begreifen.
Im Vaterlande Frankreich wuchs ich auf
Aus altem adeligem Blut entſproſſen.
Zu jeder Hoffnung fühlt' ich mich berechtigt
Und Kraft in mir für jede große That.
Mein Unſtern trieb mich hin nach Spanien;
Betrachtet hatte ich auf meinen Reiſen
Der Völker vielfach wandelbare Sitte,
Und ihrer Staaten innere Verkettung.
An Spanien ſcheiterte mein tiefes Forſchen
Und bald war ich des Landes ſatt — wo träg
Die beſſ're Kraft der Erdenſöhne ſchlummert,
Um das ein blutbedecktes Blutgericht
Die rieſigen Polypen-Arme ſchlingt:
Wo alles Große ſchon im Keim verdorrt
Und in des Mönchthums altem Eiſenjoche
Dahingebeugt der Menſch durch's Leben kriecht.
Schon wollt' ich dieſe Feſſeln von mir werfen,
Da erſt bemerkt' ich, daß im Land des Todes
Mein wahres Leben mir entgegen kam.
Die Königs-Stadt Madrid ſchloß meinen Himmel
In ihren alten Jammermauern ein.
Ein Mädchen ſah ich — fürſtlichen Geblütes:
Doch meinem Ringen ſtand kein Ziel zu hoch.
Die Orden, die ich trug auf meiner Bruſt,
Im frühern Kampf für's Vaterland erfochten;
Die Narben auf der ſonn'verbrannten Stirne —
Sie galten mehr, als Spaniens Fürſtenhut;
Das Herz des Vaters wußt' ich zu erweichen,
Und heimwärts führt' ich meine ſchöne Braut.
(Finſter.)
Ein kurzer Traum des Glücks hat mir gelächelt.
So blickt das Tags-Geſtirn mit mattem Schein
Auf des entfernten Nordmeers eiſ'ge Berge.
Mag auch einmal ein kurzer Frühlings-Wahn
Die Nacht der ew'gen Grabesſtätte lichten;
Er geht vorüber, und kein Sommertag
Erwärmet die entſchlummerte Natur!

Ein Bukanier.

Du biſt bewegt .....

Taureau.

Und — ſollt' ich es nicht ſeyn?
Dem Elend bleibt oft nichts mehr als die Klage:
Die feindliche Natur verſagt ſie mir.
Kaum wag' ich's, jetzo rückwärts noch zu ſchauen,
Wo in den Tiefen der Vergangenheit
Verborgen liegt die ungeheure That ...
Mein Weib ward mir geraubt!!

Einige Bukanier.

Ha! Tod und Teufel!

Taureau.

Ein span'scher Geck kam in mein Vaterland.
Ich baute thöricht auf des Weibes Treue,
Die mich nie liebte, denn der Völkerhaß ...
Er pflanzet auch im Einzelnen sich fort:
Den saugen Kinder an der Mutterbrust
In's tiefe Mark des jungen Lebens ein.
Ich selbst war keiner Liebe fähig, wie
Die Südlands-Tochter von dem Mann sie fordert:
Nicht tändeln konnte ich — nicht schmachten, mir
War jedes Kinderspiel der Liebe fremd.
Der span'sche Geck verstand das alles besser,
Und — eines Morgens war mein Weib — entfloh'n.
Des Spaniers Namen — hab' ich nie erfahren *).
(Steht auf.)
Dieß ist die erste Quelle meines Hasses,
Der mich aus meinem Vaterlande trieb
Nach Süd-Amerika, wo es genug
Zu rächen giebt an Spanien's stolzen Söhnen.
Hätt' ich mein Weib auch nie geliebt — es wäre
Der bloße Schimpf schon solcher Rache werth.
Hier bin ich nun seit zwanzig langen Jahren:
Und längst vertrocknet ist in meiner Brust
Die stille Quelle reineren Gefühles.
D'rum weiß ich's, Brüder, daß mein Ende naht!

Ein Bukanier.

Du täuschest Dich durch eine leere Furcht.

Taureau.

O nein, wer so gelebt wie ich — der muß
Im Sturme seiner eignen Kraft vergehen.
Wohl manches Menschenleben schleicht dahin
In stiller Ruhe — wie der klare Bach,
Der sich durch blumige Gefilde schlängelt.
An seinem Ufer lächelt die Natur
In ihrer Unschuld reizendem Gewande,
Und friedlich, unbemerkt birgt ihn dereinst
Der Strom der Ewigkeit in seinen Tiefen.
Mein Leben aber gleicht dem wilden Flusse,
Der mächtig stürmend durch die Länder tobt,
Der überschwemmend manche Saat vertilgt,
Und manches stillverborg'ne Glück vernichtet!
Kennt ihr sein Ziel?... er strömt in eine Wüste —
Er stirbt in ihrer brennenden Umarmung
Und spurlos muß der Wüthrich untergeh'n!!
(Schlägt sich an die Stirn.)
O Gott!!

Ein Bukanier.

Erbarme Dich!

Taureau.

Ja: Du hast recht!
Ich darf nicht länger mit mir selber kämpfen,
Früh schon hat mich der wilde Sturm erfaßt,
Und hingeschleudert auf die öde Bahn.
Mag auch am Ziel der Abgrund mich erwarten:
Ich zitt're nicht — ich gehe ihm entgegen:
Das Schicksal wandelt fluchend neben mir:
Mit seinem Fluche — trage es die Schuld!

Zweite Scene.

Vorige. Montbars **) (wie die andern bewaffnet, kommt).

Montbars.

Schön' guten Tag, Herr Ohm! seyd mir gegrüßt,
Bukanier!

Taureau.

Du warst nicht mit auf der Jagd ...
Von Anfang mag es gehen, aber wisse,
Wer ein Flibustier werden will, der steht
Zugleich auf mit dem ersten Morgenstrahl.

Montbars.

Bringt mir nur einen Becher Wein, und ihr
Sollt Wunderdinge hören!

Taureau.

Wein — Herr Neffe,
Den findest Du bei den Bukaniern nicht.
Wir pflanzen keine Reben, und den Wein
Kannst Du auf Spaniens Galionen holen.

Montbars.

Was hat man denn zum Frühstück mir bereitet?

Taureau.

Ha! dieses ward schon auf der Jagd verzehrt:
Da magst dafür den Morgenschlaf behalten.

Montbars.

Herr Ohm, Du spottest! drinnen in dem Zelt
Da liegt ein Frühstück, das ich mir geholt,
Ich hätte fast das Leben d'ran gesetzt.

Taureau.

So geh — verzehre Deinen Leckerbissen!

Montbars.

Ein schöner Leckerbissen, Ohm! es ist
Ein ungeheurer Waldstier ...

Taureau.

Was? ...

Montbars.

Ja, ja!
Ihr war't schon fort zur Jagd, da wurmte mir's,
Nahm meine Kugelbüchse auf den Rücken,
Und ging hinaus ...

Taureau.

Allein?

Montbars.

Warum denn nicht?
Im tiefen Walde fand' ich einen Stier,
Und jagt' ihm rasch die Kugel durch das Fell:
Er sank zusammen, brüllte wie der Donner,
Und goß das schwarze Blut in Strömen aus.
Der hat genug gelebt, so dacht' ich mir,
Wird auch von keinem Spanier mehr geschossen.
Ich schwang mich d'rauf, um ihm nach Landes-Sitte
Das schöne Horn vom dicken Kopf zu trennen;
Kaum ist mein Messer angesetzt — so springt
Die Bestie auf mit letzter Lebens-Kraft;
Ich selbst, ein Reiter wider Willen, muß
Halb fluchend, und halb lachend mit ihm fort!
Am Ende doch verging mir fast das Lachen,
Herr Ohm! es war kein Scherz mehr, sag' ich Dir.
Er wälzte sich mit mir im Todeszucken,
Da nahm ich meine letzte Kraft zusammen,
Hau' ihm den dicken Schädel morsch entzwei,
So ward ich des verdammten Reitens quitt.
Hier sind die Hörner — drinnen liegt das Frühstück.
(Wirft ein paar Hörner auf den Boden, die Bukanier besehen sie freudig, und schütteln ihm die Hand.)

Taureau.

Du braver Junge! Seht Bukanier, der
Wird seinen großen Vater uns ersetzen.
Wein her! vom besten Spanier-Wein — schnell,
Wir feiern heut' ein doppelt schönes Fest.
Jetzt sollst Du trinken, Montbars! wer wie Du
Durch solche That uns schnell vertraut geworden,
Der muß auch keine Probe mehr bestehn.
Ein großer Geist bedarf nur Augenblicke,
Um kenntbar an dem eig'nen Licht zu seyn.
Ich weiß nun, wer Du bist.
(Es wird Wein gebracht aus den Zelten. Taureau tritt dem Montbars zu.)
Dein Vater lebe
In jener bessern Welt!

Alle (trinken und rufen).

Er lebe hoch!

---

*) Es war Don Alonzo Benalkazar, Grand von Spanien, und Gouverneur von Panama; seine Gemalin: Donna Clarissa; — später werden Taureau und Montbars als Gesandte der Flibustier in das belagerte Panama während eines kurzen Waffenstillstandes geschickt, Taureau erkennt in Clarissa seine entflohene Gemalin und ersticht sie.

**) Ein junger Franzose, späterhin Hauptmann der Flibustier, indem er ein von Benalkazar nach Spanien gesendetes Schiff, das um Hülfe gegen die Flibustier bitten sollte, nimmt. Er findet auf demselben Maria, des Gouverneurs von Panama Tochter, und Don Gusman, den Schiffscapitän und Gemal derselben, sie verlieben sich und Montbars führt Beide während der Belagerung von Panama ihrem Vater wieder zu. Montbars wird als Gefangener in Folge des gebrochenen Waffenstillstandes, den Taureau durch den Mord seiner Gemalin brach, in einen Kerker geworfen, auf Anstiften des Gouverneurs durch Maria jedoch befreit. Maria wird Anführerin der Spanier bei der Einnahme von Panama, wird von Taureau verwundet und stirbt in Montbars Armen; letzterer nimmt ihr Schwert und endet damit sein Leben; Taureau reißt den Verband von seinen empfangenen Wunden und stirbt ebenfalls.

Taureau.

Der Sohn Montbars ſteht hier in unſrer Mitte,
Er wird des großen Vaters würdig ſeyn,
Es lebe Montbars, der Flibuſtier!

Alle.

Hoch!

Taureau.

Nun lagert euch, Bukanier — Morgan wird
Auf dieſem Eyland ſich mit uns verbinden.
Erwartet ſeine Ankunft! Hier wird uns
Ein neuer Tag der Freude auferſteh'n.
(Sie lagern ſich.)
(Taureau geht vor mit Montbars.)

Taureau.

Du haſt nun keine Probe zu beſteh'n,
Mein eignes Wort kann ſattſam für Dich bürgen.

Montbars.

Ich fühle mich geehrt durch Dein Vertrauen.

Taureau.

Nun Montbars, ſollſt Du wiſſen, welchem Bund
Dein ganzes Leben jetzo wird verpfändet.
Du kommſt aus Frankreich, Deinem Vaterlande.
Zwei Tage ſind's, ſeit ich zum erſtenmal
Den Sohn erblickte des verſtorb'nen Montbars.
Er war mein beſter Freund in dieſen Wäldern,
Von gleichem Haß wie ich hierhergetrieben!
Doch mehr noch von dem hochbegeiſterten
Gefühl der Freiheit, und des Menſchenrechtes.
Ein früher Tod nahm ihm ſein treues Weib
In ihres Lebens ſchönſter Blüthe hin.
In ihr bewein' ich eine gute Schweſter,
Du Montbars biſt das einz'ge Unterpfand,
Das mich noch an mein ödes Leben feſſelt.
Ich will Dein zweiter Vater ſeyn.
(Umarmt ihn.)

Montbars.

Du biſt es.

Taureau.

Gleich — nach dem Tode ſeines Weibes, zog
Montbars hierher nach Süd-Amerika!
Er focht die großen Freiheits-Kämpfe mit,
Und war als Sieger rühmlich ſtets bekannt.
Oft hat er mir erzählt — wie ihm ein Sohn
Im weitentfernten Vaterland noch lebe.
Er ließ Dich auferziehen, unbekannt
Mit allen Freuden der Natur — allein
Dem Haß g'en Spanien widmet er Dein Leben.
Den Männern, die Dich auferzogen, war
Sein Wille eingeſchärft — ſie ſandten Dich
Hierher, des Vaters Greueltod zu rächen.
Die Inquiſition nahm ihn gefangen
Bei einem Streifzug an der Span'ſchen Küſte,
Sie warf ihn in das unerforſchte Grab.
Man nannte ihn den Würger, und Madrid
Mag zittern noch bei ſeiner blut'gen Leiche,
Den Körper haben ſie vertilgt — der Geiſt
Er lebet fort in ſeinem tapfern Sohne.

Montbars.

Erfüllen werd' ich Deine große Hoffnung!
Wir ſind verwandt, Du biſt mein Ohm Taureau,
Im Namen Frankreichs ſtehſt Du vor mir,
Im Namen meines Vaters: enger kann
Uns keine Macht der Erde mehr verbinden.

Taureau.

Dein Vater war franzöſiſcher Flibuſtier
In Süd-Amerika — der erſten einer,
Die zu dem fernſten Rachebund geſchworen.
Flibuſtier waren damals bloße Horden,
Die regellos, aus England und aus Frankreich
Zu dem Paniere der Corſaren ſtrömten,
Die gleicher Haß g'en Spanien verband,
Die alle fochten für ein gleiches Recht.
Denn — rede ſelbſt — wie konnt' es Spanien wagen,
Der neuentdeckten Welt das Blutgeſetz
Des Fanatismus aufzudringen? wo
Spricht wohl ein Recht für ſolche Greuelthaten?
Wie kann ein Volk die Lehre unſers Gottes
Mit Feu'r und Schwert, mit Raub und Mord befeſt'gen?
Wie können Prieſter die Altäre bau'n
Auf Trümmern halbvertilgter Nationen?
Zur Geißel iſt die Religion geworden.
Hier Montbars handelt ſich's, das ew'ge Recht
Der Menſchheit nun gewaltſam zu behaupten:
Hier Montbars gilt es Gottes Ehre, der
Für uns am blut'gen Kreuzesſtamm' verſchied,
Der dieſer Erde Sündenlaſt vertilgte,
Und Friedens-Worte ſprach zu allen Völkern.
Er wendet ab das Aug' von ſolchen Greueln,
Denn nicht im Blute wird ſein Name groß!
Weſtindiens Klage ſchreyt zum Himmel auf,
Der Völkerjammer dringt zu Gottes Ohr:
Die Donner des Gerichtes hallen wieder,
Aus Blutesſtrömen ſteh'n die Rächer auf:
Zum großen Bunde haben ſie geſchworen,
Amerika aus ſeinem Schlaf erweckt!
Die neue Welt zerſprenget ihre Ketten,
Ergreift das Schwert der finſteren Vergeltung:
Sie ſchleudert aus dem blutgedüngten Schooße
Den alten Erbfeind in das Meer zurück.
Die Stürme toben, Wellen brauſen auf:
Der Sieges-Donner des Geſchützes hallt,
Der Himmel blitzt darein mit ſeinen Wettern,
Und gierig ſchlingt das tiefe Wellengrab
Die Würger von Amerika hinab!

Montbars.

Allmächtig fühl' ich mich begeiſtert. Ja
Du biſt der Mann, der meine Hoffnung krönt,
Was auch der Haß g'en Spanien kann vollenden,
Noch mehr vermag das herrliche Bewußtſeyn
Zu fechten für das Wohl der Menſchheit! Hier,
Ich fühl' es, iſt mein Lebens-Ziel gefunden,
Nichts größ'res reicht mir dieſe Erde mehr.

Taureau.

Nun endlich haben die Flibuſtier ſich
Geſammelt unter regelmäß'ge Fahnen.
Zwar ſind's Freibeuter nur, doch lebt ein Geiſt
In dieſer ſieggewohnten Heldenſchaar.
Die Freiheit iſt ein felſenfeſter Grund,
Auf dem ſich jedes große Werk erhält.
Auf ſolchen Grund baut nur ein kühner Meiſter,
Doch was er baut, hebt ſich zum Ew'gen auf,
Es trotzt der neid'ſchen Zeit und ihren Stürmen.

Montbars.

Ja! dieſen Glauben will ich mir bewahren!

Taureau.

Der große Morgan — brittiſcher Seeräuber
Und Krone der Flibuſtier eilet her,
Mit uns gemeine Sache zu beginnen.
Auch die Bukanier ſind des Kampfes werth
Für Süd-Amerika's Befreiung,
Heut iſt der Bundestag der beiden Mächte
Und nächſtens, wenn es Gott will, gehen wir
Im wilden Sturme auf Panama los.
Nun Freund — entdecke mir das innerſte
Geheimniß Deines Herzens! rede frei;
(Blickt ihn ſcharf an.)
Wirſt Du aus eigner Wahl Flibuſtier ſeyn?

Montbars.

Wozu die Frage?

Taureau.

Düſtre Schwermuth weilt
Sehr oft auf Deinem Antlitz, dennoch bricht
Siegreich der jugendliche Geiſt hervor.
Du willſt den Kummer überwinden, Freund ...
Vertraue mir Dein ganzes Herz — vielleicht
Zieht es Dich heimwärts in das Vaterland —
Vielleicht — o laß mich dieſes nicht befürchten ...

Montbars.

Was fürchteſt Du?

Taureau.

Der Gram in Deinem Auge
Kann einem Weibe gelten, dann hinweg
Von mir! dann wär' es beſſer, wenn die Wellen
Im Sturme Dich verſchlungen hätten.

Montbars.

Ha!
Was glaubſt Du von dem Sohne Deines Freundes?
Ein Weib? Zum Lachen zwingt mich dieſe Furcht.
Was kann ein Weib dem Sohne Montbars gelten?

Tief unter meinem Ziele ſteht die Liebe,
Und niemals hab' ich ihr die Bruſt eröffnet.
Ein Weib? was könnte ich dem Weibe ſeyn?
Sieh mich nur an, Herr Ohm, und lache derb!
Wild iſt mein ganzes Weſen, roh bin ich,
Und unbeugſam, von Dir allein zu lenken.
Wer ſeine volle Kraft im Buſen fühlt,
Dem wird es ſchwer, den Herren zu erkennen:
Und ich, glaubſt Du — ſollt' an ein Weib mich binden?

Taureau.

Erkläre mir nur Deine Schwermuth . . .

Montbars.

Du
Magſt es ſo nennen, was mein Auge trübt,
Mir bleibt für dieſes Fühlen noch kein Wort . . .
Dem Geiſte iſt die Sprache viel zu arm.

Taureau (für ſich).

Welch ſonderbares Räthſel . . . !

Montbars.

Ja — ich will
Selbſt das Geheimſte Dir entdecken, Du
Allein kannſt treu, und väterlich mir rathen.
Vielleicht gelingt Dir's, dieſen Sturm zu enden,
Der unaufhaltſam meine Bruſt durchwühlt.
Seit ich zum erſtenmal die Welt betrat,
Iſt meines Herzens inn'rer Friede hin.
Oft mit des Abends letztem Strahle war
Mein brennend Auge himmelwärts gerichtet:
Erweitert fühlte ich die bange Bruſt,
Und an den Sternen hingen meine Blicke.
Mir war's ſo heimiſch dort in jenen Höhen:
Ach! die Natur ſchien mir ſo mütterlich,
Leis athmend, um das Kind an ihrer Bruſt
In ſeinem ſüßen Traume nicht zu ſtören!
Dann glaubt ich wieder auf den ferner'n Wellen
Ein nie betret'nes ſel'ges Land zu ſchauen,
Am blüthenvollen Ufer ſtand ein Bild
Mit lichtumfloſſ'nem, wallendem Gewande,
Es winkte mir mit heimathlichem Gruße,
Und hob die weiße Friedensfahne auf.
Umwunden von des Meeres Silberarmen
Sank mit der Sonne auch mein Bild dahin:
Mir ſchien, ich müßte ein verlornes Glück
Bei ihrem nächſten Auferſtehen finden.
Die Sonne kam, ſie grüßte mich von oben,
Doch nimmer hab' ich noch dieß Glück gefunden,
Und wiederkehret in die ſtarre Bruſt
Die Wildheit meiner rohen Jugend-Kraft.

Taureau.

Sprich — welches Glück hoffſt Du zu finden?

Montbars.

Weiß ich's!
Wenn mich die Freuden der Natur begrüßen,
Dann fühl' ich erſt des Herzens öde Leere,
Wohin ich ſehe — iſt mein Daſeyn fremd,
Nicht heimiſch bin ich auf der ſchönen Erde.
Wenn meine Träume ſchwinden, könnt' ich weinen,
Dem Kinde gleich um das zerbroch'ne Spielzeug:
Mir ſelbſt ein Räthſel — ſelbſt mein größter Feind,
So ſcheuche ich das Glück von meiner Seite.

Taureau.

Wie ſonderbar! — dem ſchwärmeriſchen Jüngling
Reicht die Natur der Freuden herrlichſte,
Was andere beglückt — iſt Dir verhaßt.

Montbars.

Aus einer Quelle ſtrömt das Gute nicht.
Die Sonne, die am Himmel friedlich leuchtet,
Wie der Komet, der durch die Schöpfung ſtrahlet,
Aus einem Lichte wurden ſie erſchaffen,
Und dennoch zieht die milde Sonnenwärme
Mit ihrem Strahl der Erde Segen auf:
Indeß der feindlich wandelbare Stern
Des Himmels hohen Götterſitz erſchüttert,
Und nach ſich zieht die Furchen der Zerſtörung.
So wird in mir, was andere beglückt,
Zur erſten Quelle meines Elends; — oft
Möcht' ich in meiner angebornen Wildheit
Die dumpfen Wehmuthsſchmerzen übertäuben!
Vergebens! wenn der Abend niederthaut,
Die rollenden Geſtirne mir erſcheinen,
Die Sonne ihren letzten Flammen-Kuß
Auf dieſer Meere weite Flächen brennt,
Dann fühl' ich, wie mein Auge ſich befeuchtet,
Die Wehmuth ſchmilzt in ſanfte Thränen hin,
Der freie Geiſt blickt durch den Schleier auf:
Das Himmels-Ideal der reinen Bruſt
Möcht' er in jenen ew'gen Räumen finden,
Doch immer unbefriedigt kehrt er wieder!
Verſchwunden iſt — ich fühl's, mein Lebens-Stern —
Und ach! das Auge hat ihn nie erblickt!!

(Es fallen in der Entfernung einige Kanonenſchüſſe. Die Bukanier ſpringen auf. Man hört von weitem eine wilde kriegeriſche Muſik.)

Taureau.

Auf! Auf! Bukanier! der große Morgan,
Der brittiſche Seeräuber-König kommt.

(Die Bukanier ſtellen ſich im Hintergrunde in Ordnung. Montbars geſellt ſich zu ihnen.)

Taureau (freudig gen Himmel blickend).

Ich grüße dich, du Sonne dieſes Tages,
Jahrtauſende beſcheint dein Flammenbild
Die Rieſenberge von Amerika!
Doch — heute ſtrahlen ſie im ſchönern Glanze
Des Vaterlandes nahe Freiheit ahnend!
Sey mir gegrüßt — du Wiege meiner Thaten
Baracha! felsumthürmtes Eyland! du
Hebſt aus Weſtindiens Meeren dich empor,
Ein Bild der Stärke und der Ewigkeit.
Ja — wie die Welle brauſt zu deinen Füßen,
So thürmen ſich die Wogen des Geſchickes
Am Freiheits-Thron der großen Völker auf:
Er aber leuchtet fort im eig'nen Glanze —
Ein zweiter Pharos durch die Wetternacht!
O höre mich mein Gott — in dieſer Stunde,
Und laß mich fechten für Dein ewig Wort!
Für's Völkerwohl laß mich das Schwert erheben,
Dein heil'ger Glaube ſtärke mein Beſtreben!

(Es fallen wieder einige Schüſſe. Die Muſik kommt näher.)

Taureau (begeiſtert).

Wie dieſes meerumſchäumte Eyland hier —
So laß mich ſtehn im herben Todes-Kampfe!
Des Waldes Ungeheu'r hab' ich vertilgt,
Zur beſſern Jagd ruft mich Dein ew'ger Name —
Zum ſchönern Kampfe winkt mir Dein Gebot!
Laß mich den Bau der Tyrannei erſchüttern,
Die eigne Rache ſtillt mir dieſe That:
Ich ſeh' im Geiſt Panama's Thürme zittern,
Ein Tag der ſchrecklichen Vergeltung naht.
Bald wird die ernſte Zukunft ſich enthüllen,
Und was ich hoffe, wird mein Gott erfüllen!!!

Dritte Scene.

(Mehrere Schiffe nähern ſich dem Ufer. Morgan's Corſaren und Flibuſtier ſteigen aus, und gehen ſingend vor.)

Lied der Flibuſtier.

Chor.

Wir Flibuſtier ſind die Herren der Erde,
Wir kämpfen um Freiheit, wir kämpfen um Ruhm.
Wir bringen mit unſerm hellflammenden Schwerte
Hinein in Victoria's Heiligthum!
Wir ſchreiten auf unſerer blutigen Bahn
Allmächtig dem trägen Jahrhundert voran.
Wir ſchreiten ꝛc. ꝛc.

Eine Stimme.

Es mag ſich die Welt in den Friedens-Schlaf wiegen,
Wir donnern mit ehrner Stimme ſie wach.
Hispania zittert vor unſeren Siegen:
Amerika jauchzet den Siegenden nach!
Und fern über'm Meere im heimiſchen Land
Sind unſere Namen mit Staunen genannt!

Chor.

Und fern über'm Meere ꝛc. ꝛc.

Eine Stimme.

Im Sonnenſchein — ſtolz auf den felſigen Höhen —
Da ſind unſre Tempel der Freiheit erbaut,
Da ſieht man die Fahne Victoria's wehen,
Die heilige Göttin verkündet es laut:
„Hier oben, wo heller das Sonnenlicht ſcheint,
Iſt mit Victoria die Freiheit vereint!"

Chor.

Hier oben, wo heller ꝛc. ꝛc.
(Der ganze Chor repetirt die erſte Strophe — „wir Flibuſtier"; unterdeſſen ſieht man das Admiralſchiff landen. Morgan ſteigt unter dem Donner der Kanonen aus, er geht vor, begleitet von Van-Horn, vielen See-Offizieren, engliſchen und franzöſiſchen Flibuſtiern, Matroſen ꝛc. Der Geſang hört auf.)

Die Bukanier (rufen).

Es lebe Morgan, der Corſaren-Fürſt!!
(Morgan tritt raſch vor, und ſieht ſich im Kreiſe um.)

Morgan.

Willkommen ihr Bukanier auf Bayaha —
Nehmt Morgan's Gruß mit treuem Sinne an.
Taureau! ich grüße Dich und Deine Helden —
Es iſt ſchon lange, ſeit wir uns geſehen.
So viel noch weiß ich: den Kanonen-Donner
Hat mir Dein wilder Name zugeſchallt.

Taureau.

Mein Name iſt von meiner Jagd geborgt:
Nur einmal macht' ich einen kleinen Streifzug
Um meine Leute auf der See zu üben:
Mit dreizehn Barken iſt es mir gelungen,
Hiſpanien eine Silbergalliene
Im wilden Kampfe ſchnell hinwegzukapern:
Auch Deine Schiffe halfen treulich mit.

Morgan.

Ganz recht — Du führeſt einen guten Hieb;
Ich kenne Dich.

Taureau.

Von dieſer Zeit an war
Mein Treiben auf die Stierjagd nur beſchränkt.
Zur beſſern Jagd, hoff' ich, wirſt Du uns führen.
Doch wiſſe erſt warum, und wie ich kämpfe —
Mich freut es nicht, die Schiffe wegzukapern,
Die Mexico und Peru ausgeraubt.
Ich dürſte nicht nach Spaniens Gold — ſein Blut —
Sein Herzblut möcht' ich fließen ſehen.

Morgan.

Ja —
Morgan wird Deine Hoffnung ſchnell erfüllen.
Vor ſeinem Namen zittert jetzt die Welt,
Von Pol zu Pol verkündet Fama's Ruf
Des Siegers neuerſchaffene Geſetze!
Morgan, der König in dem Räuberſtaat
Kann jeder Macht der ſchlaffen Erde trotzen;
Denn unerſchütterlich ſteht ſeine Größe,
Und tief im Staube blickt die ſcheue Welt
Am Rieſenbilde des Jahrhunderts auf.
Das Chaos hab' ich unter mir geſammelt,
Und eine neue Schöpfung tritt hervor:
Sie wird von mir im Gleichgewicht erhalten,
Sie wird von meinem Lichte überſtrahlt.
Es iſt der große Augenblick gekommen,
Der meine jahrelange Hoffnung krönt!
Dem höchſten Ziele, das ein Menſch erreicht,
Geh' ich auf freier Laufbahn ſtolz entgegen!
Was mir die Zukunft Herrliches verſchließt,
Es muß ſich bald allmächtig offenbaren:
Und einzeln, Stern für Stern, gehn meine Thaten
Aus des Geſchickes tiefer Nacht hervor,
Um an dem Horizont der Ewigkeit zu leuchten.
Fortuna ſeufzet unter meinem Drucke,
Denn ſeht, ich theile gleiche Ehre mit
Des Schickſals Bändigern der grauen Vorwelt!

Taureau.

Auf Deine Größe — baut ſich unſre Hoffnung!

Morgan.

Wohlan — ſo ſchreiten wir zum großen Werke!
Gewaltſam muß ich von der kargen Zeit
Die kleine Gunſt des Augenblicks erpreſſen.
Denn wer ſein eignes Glück im Buſen trägt,
Hat ewig mit der fremden Macht zu kämpfen,
Die ſeiner Thaten Rieſenſchritte hemmt.
Die Zeit blickt neidiſch auf den Heldenruhm,
Weil ſie mit ihm die Ewigkeit muß theilen.

Taureau.

Ein Wort noch Herr — vergönne mir. Hier ſteht
Montbars, der Sohn des Würgers.
(Zeigt auf Montbars.)

Morgan (betrachtet ihn).

Dieſer iſt's?
Bei Gott! ein tücht'ger Aſt vom ſtarken Stamme!

Taureau.

Er kommt aus Frankreich, ſeinem Vaterlande,
Will hier mit den Flibuſtiern ſich vereinen:
Und will der Rächer ſeines Vaters ſeyn!

Morgan.

Dir giebt's ein ſchwer Stück Arbeit — junger Mann.
Im Schlachtenfeu'r muß jetzt der Bart Dir wachſen,
Sonſt wirſt Du nie des großen Vaters werth!

Montbars (kalt).

Gieb mir Gelegenheit . . .

Morgan.

Die ſoll Dir werden.
(Zurückrufend.)
Der erſte Spanier, der vorüber kreuzt,
Muß eilends mir gemeldet werden.
(Zu Montbars.)
Du
Magſt ihn beſtürmen, und für Dich behalten,
Dem Sohn des Würgers ziemt ein eignes Schiff,
Ich will dann ſehen, wie er es behauptet.
Ein Blick von mir, und ſchnell kann ich entſcheiden,
Von welchem Geiſt ein Schiff beherrſchet wird.
Es iſt ein kleiner Staat, in dem die Kraft
Auf engem Raume ſich erhalten muß;
Ein blinder, eiſerner Gehorſam treibt
Den Doppelſinn aus jedem Herrſcherworte.
Still wirkt des Führers vielgewalt'ger Sinn,
Kalt in Gefahren, ungebeugt im Sturme
Giebt er die Zeichen ſeiner Herrſcherkraft.
Es ſchlägt ein Königsherz in ſeiner Bruſt,
Der Thron, auf welchen ihn das Schickſal ſetzte,
Muß kämpfen mit dem Schrecken der Natur:
Wer ihn behauptet, iſt des Thrones werth.

Montbars.

So Morgan — wünſch' ich einſt vor Dir zu ſtehen.
Die Rache trieb mich aus dem heim'ſchen Lande.
Um meines Vaters Schatten zu verſöhnen,
Muß ich ſo leben, wie er hat gelebt.
Ein Schrecken Spaniens und ſeiner Schaaren:
Dieß ſchwur ich auf mein blankes, treues Schwert,
Auf's Bild des Vaters in dem heim'ſchen Hauſe,
Und auf das Crucifix des Heilands.

Morgan.

Nun,
Die Zeit der Thaten wird Dir bald erſcheinen.
(Er wendet ſich an die Bukanier.)
Bukanier! ihr ſeyd werth mit mir zu fechten,
Auf euern Stirnen thront die Heldenkraft,
In euern Adern glüht der Rache Feuer.
D'rum höret mich! vergeßt die Stunde nie!
(Tritt in ihre Mitte.)
Ich Morgan — brittiſcher Seeräuber-König,
Und Admiral der großen Kaperflotte,
Freund und Beſchützer der Flibuſtier,
Die in ganz Süd-Amerika nun fechten,
Ich reiche hier dem Hauptmann der Bukanier —
Dem vielgewalt'gen Taureau meine Hand,
Ich fordr' ihn auf zum großen Rachebund,
Er ſey nun eng vereint mit den Flibuſtiern,
Er ſtreite für das allgemeine Recht.

Taureau (giebt ihm die Hand).

Wir fühlen uns geehrt durch Dein Vertrauen.
Wir ſchwören Dir den Eid der ew'gen Treue,
Und fechten an der Seite der Flibuſtier.

Alle Bukanier.

Wir fechten an der Seite der Flibuſtier!!

Morgan.

Vor euch entblöße ich mein altes Schwert,
Und ſende zu dem Himmel meinen Schwur!
(Er zieht den Säbel, und mit ihm alle Anweſenden.)
Hier auf Bayahas ödem Felſenufer
Steh'n wir, die Rächer von Amerika,
Wir Spaniens mächt'ge und gerechte Feinde!
So ſoll in dieſem Augenblick das Meer
Die Morgans-Flotte in den Abgrund ſchlingen,
Ein heulender Orkan erhebe ſich,

Und reiße aus dem Mittelpunkt der Erde
Bayaha's tausendjähr'gen Felsenthron,
Wenn jetzt nicht Wahrheit spricht aus meinem Munde!
Eröffne dich, o Himmel! diesem Schwur,
Und schrieb ihn an das hohe Firmament,
Damit er flamme unter den Gestirnen,
Und sichtbar sey den Völkern dieser Welt!!
Ich schwöre, alle Spanier zu vertreiben
Aus Süd-Amerika; noch eh' die Zeit
Den vierten Theil des Jahres hat durchwandelt,
Soll mir als Rachefeu'r Panama leuchten!
Dort sey des Werkes erste That vollbracht.
In jener Stadt vereinen sich die Ströme,
Die aus den Goldgebürgen Peru's fließen,
Und aus den Silberminen Mexico's!
Erfechten wollen wir's, und Eigenthum
Sey uns die Krone dieser neuen Welt.
Kein Säugling wird verschont am Mutterbusen,
Wenn span'sches Blut in seinen Adern fließt!
Ein Schlag muß alle Feinde niederschmettern,
Den Weg uns bahnend zur Unsterblichkeit.
Von Englands König bin ich anerkannt
Als Herr der mächtigen Corsaren-Flotte!
Behaupten will ich dieß gewalt'ge Recht!
Es sollen meine Siegs-Fahnen wehen
Auf Spaniens zertretenen Trophäen;
Das stolze Volk wird seinen Frevel büßen,
Als Retter uns Amerika begrüßen!
Die neue Welt hat diesen Schwur gehört,
Ich leg' ihn nieder auf mein siegreich' Schwert,
Der Rache ernster Todesruf erschalle:
Zu Gott schwör' ich es auf: Panama falle!!!

Alle Anwesenden.

Panama falle!

(Sie stecken die Säbel ein.)
(Van-Horn geht in den Hintergrund.)

Morgan (zu Montbars).

Montbars! Sohn des Würgers,
Dich weihen wir nun zum Flibustier ein,
Ein blutig Feld hast Du betreten, doch
Auf diesem Felde keimen Deine Lorbeern.
Jedwedem Fühlen sey Dein Herz verschlossen,
Denn nur der Rache bist Du hochverpfändet:
An Sie weist Dich Dein großes Schicksal an,
Auf Sie beschränke Deiner Jugend Hoffnung,
Zum ersten, und zum letzten ward sie Dir.
Die Pole Deines Lebens sind umschlungen
Von ihres Armes richtender Gewalt,
Mit dieser Freundin darf der Mensch nicht scherzen,
Aus ihren Banden windet er sich nie.
Nun schwöre, Deines Vaters Tod zu rächen,
Und treu zu bleiben den Flibustiern!

Montbars.

Ich schwör' es Dir beim Geiste meines Vaters.

(Van-Horn kommt eiligst vor.)

Van-Horn.

Ein Spanier kreuzt im Meere, Admiral!
Verschlagen durch die Stürme dieser Nacht
Betrachtet er die unfruchtbare Küste.

Morgan.

Frisch auf, Montbars! hol' uns den Spanier — sieh,
Ich schenk' ihn Dir mit allem, was er trägt!

Montbars.

Gelobt sey Gott! mein Tagwerk hat begonnen!

Morgan.

Van-Horn! laß schnell die alte Barke lichten,
Sie ist schon halb baufällig — Montbars soll
Sie mit dem schönen Spanier uns vertauschen.
Wie viel, glaubst Du, hat er an Bord?

Van-Horn.

Die Größe
Des Schiffs läßt an zweihundert Mann mich rechnen.

Morgan (zu Montbars).

So nimm Dir fünfzig tapfere Flibustier:
Du seyst ihr Chef — Van-Horn wird mit Dir ziehn,
Und Rath ertheilen in dem herben Kampfe.
Van-Horn! Laß ihm das völlige Commando,
Ich will erblicken, ob der junge Löwe
Des Vaters Blut in seinen Adern fühlt.
Du wirst mir dann genau Rapport erstatten,
Ob Montbars Sohn der Ehre würdig ist,
Die ihm der Britte Morgan zugedacht.

Montbars (den Taureau umarmend).

Leb' wohl, Herr Ohm! ich will den Spanier bringen,
Und laß ihn ankern in dem Höllenschlund —
Mein wird er bei dem Geist des Vaters!

Taureau.

Ha!
solchen Sohn wär' wohl ein Halbgott stolz!

Morgan.

Nun — geh Montbars — es ist dein Probestück!

Montbars (den Säbel ziehend).

Auf! Auf! zu Schiffe, tapfere Flibustier!
Mit meiner Rache und mit Gottes Segen
Geh' ich der ersten Heldenthat entgegen!!

Brunwart von Augheim S. Minnesänger.

Emil Leopold August,

Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg,

ein durch seinen Geist und seine witzigen, aber mitunter höchst wunderlichen Einfälle berühmter Fürst, ward am 23. November 1772 zu Gotha geboren, studirte in den Jahren 1788—1791 zu Genf, folgte seinem Vater 1804 in der Regirung und starb am 17. Mai 1822.

Gedruckt wurden von seinen Schriften:

Kyllenion oder Auch ich war in Arkadien. Gotha, 1805.

Er nahm ferner Theil an der Uebersetzung der „vierzehn Briefe eines Karthäusers. Aus dem Französischen. Paris, 1820." Handschriftlich existirt noch Vieles von ihm. —

Tiefes Gefühl, lebhafte Phantasie und eine reiche, feine geistige Bildung offenbaren sich in Allem, was er schrieb, doch läßt sich kein entschiedenes Urtheil fällen, da man es dahingestellt lassen muß, wie viel der geistreiche und gelehrte Jacobs zur Veredlung und Correctheit der fürstlichen Leistungen beitrug.

Vgl. Jacobs: vermischte Schriften. Th. I.
Eichstaedt: Memoria Augusti etc. Ienae, 1822. Fol.

Thargelion.*) **)

Das Spiel.

Die Sonne überdeckte mit ihrem Abendgolde die Cedernhayne des Kyllenos und seine Pinien, die immer grünen Eichen der Felsen, die Kapern- und blühenden Kassisbüsche der Steinklüfte, den Schaum der Wasserfälle, die Ziziphen der Abhänge, die Ulmen und die Riesenbuchen der Stromufer, die Pappeln der Bäche, die Hängebirken und Wasserlinden der Seen, die Wachholderbüsche und die Farrenkräuter der magerern Triften, die Myrthen und Lorbeerbäume der Hayne, die Rosen und das Geisblatt der Lauben, den Jasmin und das Lycion, die Feigenbäume und den Oleander der Gärten, die bleichen Binsen der Dächer und die höchsten Friesen der Tempel; alles schillerte Gold und Grün auf der Erde, und Azur und Gold in dem Himmel; und alles, was in Arkadien lebte, schwamm in Wohlgerüchen und Lust, und sehnte sich nach des lauen Abends

*) Der zweite Frühlingsmonat.

**) Aus: Kyllenion oder Auch ich war in Arkadien. Gotha. 1805.

Stille. Die Vögel zwitſcherten heißer und buhlend; die Bienen ſummeten, Ambra und Gewürze aus den Frühlingsblüthen ſammelnd. Alle Herzen waren ſatt, oder genießend, oder begehrend, und Liebe und Freundſchaft verſchmolzen ſich in der allgegenwärtigen und allmächtigen Gluth, wie Erde und Himmel. Die wollearmen Heerden lagen nach dem Bade in gedrängten Haufen am Abhange des Gebirges. Die Schäfer vertauſchten um Wein und Oel die zarte reinliche Wolle an die reichen Städter, und die leicht gekleideten Hirtinnen ſpielten lachend und ſchäckernd, neckend und küſſend im Kühlen der Lauben das Spiel der Diota *). Nur die ſprode Onikleia ſaß einſam am Rande des plätſchernden Borns, ihrer jüngern Schweſter Moliſſa einen ſpitzigen Kalathiskos flechtend, das mit Zittergras nymphenhaft gekränzte Haupt gleichgültig ſchüttelnd, daß die breiten doppelt eingeſchlagenen Schilfblätter zu dem Rauſchen der Quelle raſſelten; neben ihr lag ihre Chelys. Aber keine Lippe trennte die ihrige, kein Buſen klopfte an dem ihrigen, und kein vertrauter Finger zog ihr das kleine Ohr. Onikleia war immer ſprode; aber zu der gewohnten Sprödigkeit kam heute noch eine ungewöhnliche Zerſtreuung. Der wunderſchöne Städter, der alle Jahre an dieſem Tage gekommen war, mit ihren Brüdern zu handeln, war immer noch unſichtbar. Ueber ihre geheimſten Gedanken erröthend, und mit ſich ſelbſt und dem goldlockichten, zögernden Mantinäer gleich unzufrieden, wollte ſie eben aufſtehen und von neuem mit ihrer kalten Sprödigkeit prahlen, als ihre Schweſter Moliſſa, und Alſophila, Chloe und Leukopis, die muntern Geſpielinnen, zu ihr mit einem bettelnden — bitte, bitte! hüpfend kamen. Moliſſa nahm das Wort und bat auch nicht lange, denn Onikleia ſang, nach kurzem Weigern, das Lied der Bienen, wobey ſie das Summen der Flügel mit den Saiten ihrer Chelys geſchickt nachzuahmen wußte. Hier das Lied, das ſie ſang:

Es bannet uns die Liebe
Zur Strafe kecker Thaten,
Weil Nektar wir naſchend geraubet,
Die Pfeile ihr liſtig entwendet;
Drum hat uns gebannet die Liebe.
Ach! Nektar umſonſt wir nun ſuchen
In Roſen und Veilchen, auf Linden,
Daß niemals die Heimath wir finden.

Schlau ſtrafte uns die Liebe:
Sie ließ uns ihre Waffen,
Daß man uns wie Feinde verfolge,
Und letzend wir waffenlos ſterben.
Arg hat uns beſtrafet die Liebe;
Gefeſſelt an weibliche Launen,
Daß traurig die Tage verſchwinden,
Daß niemals die Heimath wir finden.

So ſang ſie, und die Euphonie ihrer Stimme tönte in den wiedergebenden Seufzern des Echo, und es rauſchte durch die Aeſte der wilden blühenden Sträuche, und Onikleia unterbrach durch ein ſchlecht unterdrücktes Ach! der freudigſten Ahndung den lydiſchen Modus, den ſie eben zu ergreifen begann. — Moliſſa gab ihr einen leichten Schlag, neckend ihr den Namen einer wohlbekannten Stadt ins Ohr raunend. Verwirrt wandte ſich die ſchöne Chelysſpielerinn um, und — erblickte den lang Erſehnten. Unwillkührlich öffnete ſie den kleinen Mund zum Gruß, als der apolliniſche Jüngling die mit dem Korymbos **) geſchmückte Stirne grüßend zu ihr neigte: „Verzeihe dem neugierigen Horcher, verzeihe es, ſchönſte der Jungfrauen aus Arkadien, daß ich dein liebliches Saitenſpiel und den herrlichen Euphon deiner Stimme eher genoß, als das Glück deines Anblicks. Doch du ſchweigſt und zürnſt, theure Onikleia; noch nie empfingſt du mich wie heute; doch zu klagen habe ich kein Recht. Ich gehe mit dem unvergeßlichen Ausdruck deiner himmliſchen Stimme im Herzen. Ich hörte Sappho in Mitylene und Korinna zu Thebe. Beide würden verſtummen, hörten ſie dich, holde Reizende; und Pindaros, der unbeſtechlichſte der Richter und nicht mehr Nebenbuhler, würde dir ſeinen Epheukranz überlaſſen haben.“ Verſchämt und beſchämt wußte Onikleia nicht, was ſie ſagen ſollte; ſie griff unſichere Töne in die Saiten der Chelys, die ſie in ihrer Verlegenheit hin und her ſchwenkte. Moliſſa nahm das kühne Wort der Munterkeit: „Siehe, wohlredender Mantinäer, die Schweſter iſt gut, aber ſie iſt auch nicht minder ſprode; da macht ſie es wie die Kaſtaliniſchen Jungfrauen, ſie ſingt oder ſchweigt, wenn ſie reden ſollte. Bitte ſie um ein Lied; die zierliche Lever hängt dann nicht mehr ſo unthätig zur Erde.“ Ich bin nicht ſprode, ſiel ſtammelnd Onikleia der voreiligen Schweſter in die Rede; aber ihr wißt ſelbſt, ſchmeichelnder Mann, daß es dem Manne der Fremde nicht ziemt, ſich in die Spiele der Jungfrauen zu miſchen, und dabey warf ſie einen zürnenden Blick ihrer Schweſter zu. — Ach! das wüßte ich nicht, antwortete Moliſſa mit verdoppeltem Muthwillen: der Mantinäer hier iſt kein Mann der Fremde, er iſt der Freund unſerer Brüder; wir ſehen ihn nicht zum erſtenmal. Hat er mir nicht dieſes Halsband von Silber und Korallen geſchenkt? Und iſt es meine Schuld, daß du dazumal nichts von ihm annehmen wollteſt? Komm, lang erſehnter Freund, komm mit uns, wenn meine Schweſter und ihre Chelys verſtimmt ſind; du wirſt gewiß mit uns das Spiel der Diota ſpielen; oder iſt man auch ſo ſprode in der Stadt? Ich kenne nicht dein Spiel, reizende Plagerinn; aber wenn die vielgeliebte Schweſter mit mir ſchmollt, ſo bin ich nicht geneigt zu lachen. Sie beſtimme, ob ich zum erſtenmale in Arkadiens Haynen den Mismuth kennen, ob ich bereuen ſoll, den Geſang der ſchönſten der Nymphen erſpähet zu haben, und er berührte flehend und verführeriſch lächelnd den Saum von Onikleiens Gewand. — Sie wußte nicht, ob ſie ihn nicht gar um Verzeihung bitten müßte; doch ſie ſammelte ſich und reichte von weitem dem Städter die Hand. Daß ich nicht ſo ſprode bin, wie es meine Schweſter ſagt, will ich dir zeigen. Der ſchöne Mantinäer drückte die zarten Spitzen ihrer Finger dankbar an ſeine Augen, einmal rechts und dann links. — Ihr wollt alſo auch, ihr Geſpielinnen, daß ich das Lied wiederhole! Und alle ſagten bittend, ja; und der verliebte Städter warf ſich mit zierlichem Anſtand und freudig entzückt der erreichten Spröden zu Füßen, und Moliſſa umarmte ſchmeichelnd die leicht verſöhnte Schweſter. Onikleia begann nun von neuem den lieblichen Gang der Töne, und ſang doppelt entzückt das Lied, das wir ſchon einmal bewundert, und es entglühte doppelt das Herz des Mantinäiſchen Jünglings. Als ſie geendet, fiel ihr ſiegender Blick auf den Minnberauſchten, und mit einem namenloſen Ach! verbarg ſie das Plektrum *) in den hochpochenden Buſen. Nun unterbrach ſchäckernd Moliſſa das beredte Schweigen der Leidenſchaft. Billig iſt's, edler Gaſtfreund unſerer Brüder, daß du die Gefälligkeit meiner Schweſter nachahmeſt. Komm und ſpiele mit uns das Spiel der Diota. Er ließ ſich nicht zweymal bitten, und gab willig Lippen und Ohren den ſchönſten Hirtinnen Preis. Zum erſtenmal ſpielte es die ſprode Onikleia; aber ehe die Sonne ihre jährliche Laufbahn vollendete, eh' ſich die Erde von neuem mit dem jungen Grüne des Lenzes ſchmückte, ſollte ihr der goldlockige Städter ein noch viel ſchöneres Spiel lehren, das ſie, aller Mühe ungeachtet, weder ihrer Schweſter noch ihren Geſpielinnen lehren konnte.

*) Eigentlich ein Gefäß mit zwei Handhaben. Bey dem hier bezeichneten Spiele faßte man die Ohren derer, die man küßte.

**) Die Haarlocke an der Stirne, oder auf dem Scheitel.

Skirophorion. *)

Die Zuſammenkunft.

Der blaſſe Mond ſchimmerte durch die runden Gipfel der Pinien; die Sterne der Mitternacht durchfunkelten die öſtlich fliehenden Gewölke; nur die lauen Winde krümmten die lieblich duftenden Myrthen, die graublätterigen Oelbäume und die mächtigen Ulmen, und der ſchäumende Iſtaris ſtürzte ſein hüpfendes Kalt über ſchwarze Klüfte, durch hohe Farrenbüſchel in das ſtumme Thal tief hinab. Alles ſchwieg, die Hirten und die Heerden; ſelbſt die wachſamen Hunde, die ſeufzenden Turteltauben, die Bienen in den Felſen und die geſchloſſenen Blumen; nur die zagende Liebe und die ſchweigende Liebe wachten und glühten. —

Ja, ich muß ihn ſehen! Dein Haß, o Mutter, wird uns trennen, doch bleib' ich ihm treu, flüſterte weinend Minoe, und drückte einen leiſen Kuß auf die verſchloſſenen Wimpern der Mutter, und eine Thräne der Angſt fiel auf die betagte Stirne. Minoe ſtieg langſam von dem niedern Lager, und hüllte ſich in den lohfarbigen Regenſchleyer. Noch einmal blieb ſie, mit ſich ſelbſt kämpfend, vor der rohrgeflochtenen Thüre ſtehen, und ſeufzte ganz leiſe: Ach! Mutter, könnten die Nymphen, die milden Herrſcherinnen, dein Herz erweichen! — oder ſoll nie Alethophonens, der göttlichen Seherinn, bedeutungsvolle Verheißung in Erfüllung gehn? — O gewiß, ſetzte ſie nach einer kurzen Pauſe hinzu, — gewiß, ſie wird in Erfüllung gehn, — und geſtärktern Muthes, mit einem dreiſteren Schritte trat ſie über die Schwelle und entſchlüpfte über die feucht bethaute Wieſe durch die ſchützenden Hecken längs dem Walde. Cynthia lächelte der ſich ſelbſt Opfernden von ihrem eburnen Wagen herab; unſichtbar flog der göttliche Knabe vor ihr her mit Roſenlicht und Wohlgerüchen den düſtern Thalweg übergießend, und Muth er-

*) Ein Inſtrument, die Saiten der Laute zu ſchlagen.

**) Der dritte Frühlingsmonat.

füllte das bange Gemüth der schamhaften Hirtinn, und sie lächelte unschuldig und unwissend hinauf zu den sich ehrerbietig bückenden Lorbeern, und wähnte, es gälte ihr und nicht Eros, dem Allmächtigen. — Götter, was hebt mich, was trägt mich, was scheucht so plötzlich jede Furcht aus meinem Herzen? Und als wenn sie beschwinget wäre, folgte sie wunschschnell dem Lichte, dem Wohlgeruch und dem unwiderstehlichen Götterruf, und sank in den kühlen Schatten der Granatbäume und der Rosenbüsche, die die heilige Quelle der Nymphe umpurperten, athemlos, aber freudigträumend in das weiche Moos und die Nachtviolen; aber der erste Kuß ihres Cyparissos weckte sie schnell aus der kurzen Ohnmacht. Spröde glitt sie aus den Armen des schwarzlockigen Jünglings und verbarg ihr glühendes Gesicht in den Schatten des Heiligthums. Aber wer gab dir das Herz, Holde, Theure, bey schauriger Nachtzeit hierher zu schleichen? Minoe, wer leitete dich durch die leicht täuschenden Irrwege des Waldes? Ach, sprich; bringst du mir vielleicht das letzte schmerzliche Lebewohl? Was schweigst Du, reizendes Mädchen? Rede, wenn Du mich liebst. — Laß mich besinnen; weiß ich doch selbst nicht, welche Wunderfackel mich hieher leitete. Ich wollte weinen, und kann es nicht; ich wollte Abschied nehmen, und kann es nicht; ich wollte dir die Flöte meines Vaters bringen, und habe sie vergessen. — Und ich wollte auch weinen, und kann es auch nicht; ich wollte mein letztes Urtheil hören, und zage nicht mehr; ich wagte, dir meine Leyer aus Chelysschale und das Plektrum zu bringen; aber ich weiß selbst nicht, warum ich sie in der väterlichen Wohnung ließ. Gleich ist unsere Stimmung, gleich unser Vergessen, und gleich unsere Hoffnung. Aber thöricht wär' es, die süße Zeit zu verkosen. — Cypariß spricht nicht so, denn du weißt: heilig sind die Quellen in den Schatten, die uns umgeben, und unbestraft bleiben gewiß nie hier zu gewagte Gespräche. —

Aber Minoe, kein Fuß betritt den friedlichen Ort, niemand wagt sich zu dieser heiligen Quelle; und ungestört —

Cypariß, Cypariß, laß mich nicht bereuen, was ich that; beleidige nicht meine sich selbst vergessende Treue. Sage dir, daß nur ein unbegreifliches Etwas mich bereden konnte, deinem ewigen Bitten und deinen Thränen nachzugeben. Ich entfliehe, wenn deine Heftigkeit mich länger erschreckt. —

O! Minoe, winde dich nicht so ängstlich aus meinen Armen. Ist denn ein Kuß ein so großes Verbrechen? Fühle, wie hastig mein Herz pocht, und schließe dich näher an deinen Freund. —

Ach! bey den mächtigen Nymphen! hörst du nicht das Rauschen in den Aesten? —

Beym Eros! Lieblichste, es ist der kühle Hauch der Mitternacht, der durch die Rosen flüstert und durch das Murmeln des nassen Kalts die Wellen des entfernten Sees kräuselt. Aber fühle; der Gipfelwieger kann doch die Gluth meiner Wangen nicht kühlen. —

Höre; ich bringe dir ein schweres Opfer. Erwacht meine Mutter, und sucht sie mich, und findet sie mich, so bin ich verloren. Ich weiß, daß du mich liebst; ich glaube, daß mein Hierherkommen deine männliche Gluth mit frecher Hoffnung nährt; aber, was giebt dir ein Recht, mich zu verkennen und zu beleidigen? Höre; bewache den Eingang der belaubten Quelle. Ich will zu den heiligen Bildern der Wunderthätigen dringen; ich will den Schauder überwinden. Leer sind meine Hände, aber rein; die Göttinnen werden meine Gebete hören. —

Wohlan denn, einzig Geliebte! erweiche die Beschützerinnen dieser Gründe; dann laß uns fliehen, denn leichter erbittest du den Schutz der Götter, als du den Groll der Aeltern versöhnst. Reiche mir den Kuß, und noch diesen. —

Genug, Unersättlicher! — Und die tugendhafte Hirtinn verschwand in der Tiefe des Heiligthums, welches kein Männerfuß berühren darf. Er segnete sie und seufzte hoffend gen Himmel, und setzte sich singend unter den gewölbten Granatbaum und die schlanken Pappeln des Eingangs:

Furchtbar ist der Nymphen Rache,
Sterbend sank der freche Späher
In die reinen keuschen Wellen;
Und die Wogen tobten lange.

Schnell erfolgt der Nymphen Strafe;
Blutend sank die blasse Hirtinn
Zu dem Fuß der Wunderbilder;
Und die Stürme klagten lange.

Ehrt das Heiligthum der Nymphen,
Und bekränzt das Mahl, den Altar;
Gießet Milch, und färbt die Wogen
Mit dem Purpur zarter Lämmer.

Lieblich ist der Nymphen Lohnen;
Segnend ist ihr mildes Herrschen.
Jungfrau'n, naht der düstern Stelle,
Singt zum Murmeln heil'ge Lieder.

Cypariß sang mit milder, aber nicht zu tiefer Stimme; denn zarte Daunen kräuselten sich noch auf seinen braunen Wangen, und der Wiederklang der nahen Hügel wiederholte dreymal in geschwächter Wiederkehr den hüpfenden Rhythmus des ländlichen Euphons. Da saß er, die Malaporische *) Gestalt kaum in den kurzen Mantel gehüllt, das kräftige Haupt ungeduldig und verliebt auf die Hand stützend. Plötzlich hörte er nahes Gespräch, und schon wollte er unwillig den frevelhaften Horcher erspähen, als aus der tiefen Nacht ungeschleyert die schönste der Arkadierinnen, die goldgelockte Minoe, sanft lächelnd, aber traurig gefaßt hervortrat. Ehrerbietiger wie vorher blieb der hoffende Schäfer stehen. Die Worte fehlten ihm; und fast nahm er sie selbst für die jüngste der Göttinnen; auch hing über die gescheitelten Stirnwellen ein langblättriger Schilfkranz herab, und in ihren zarten Fingern hielt sie den dunkeln Saum ihres weichanschließenden Gewandes. Schäfer, sprach sie schon aus der Ferne, ich opferte meinen Schleyer den Nymphen, breitete ihn über das Grab der frechen Neugierde, wo itzt von braunem Byssus umflattert, der Mond die Gestalt des frevelnden Wasserschöpfers und die Rosen und die Granaten erleuchtet, die ich zur Sühne ausstreuete. Dann betete ich, denn ich durfte jetzt den wunderthätigen Gebilden nahen. Dreymal beugte ich mich, die Stufen mit schaudernder Stirne berührend, nachdem ich mir mit der Fingerspitze die Haare der Stirn und die Zöpfe des Nackens gelüftet. Himmlische Stimmen tönten zwischen den vier Riesensäulen, die die Felsengrotte schließen und sie zum Tempel wandeln. Es war keine Täuschung. — Einer der Kränze, der über dem Eingange die hohe Friese zierte, und den die Jungfrauen der Weihe daselbst aufgehängt, löste sich von den flatternden Binden und senkte sich, als Zeichen der göttlichen Huld, auf meine tiefgebeugte Stirn. Cypariß, sieh' hier den theuern Lohn; ich schwur, nicht meine Mutter zu lassen; meine Armuth und meinen Jammer stumm zu ertragen; dich ewig treu zu lieben, und mich dann .... Aber Minoe konnte den zu gewagten Eid nicht aussprechen, denn ihre Mutter Oenone, und Cyparissens Vater Nikon, traten Hand in Hand aus dem Schatten der dicht verwachsenen Pappeln. Mit einem ängstlichen Schrey barg die Schäferinn ihr reizendes, blasses Gesicht an dem Busen ihres verlegenen Geliebten. Doch schnell sammelte sie sich, um wieder zu dem Heiligthum ihrer himmlischen Beschützerinnen zu fliehen. — Bleibe, bleibe, liebes Kind; die Fackel, die dich hieher geleitet, hat mich erweckt, rief die Mutter, auch sie hat mich hieher geführt. Die Stimme der nämlichen Macht hat mich hieher gerufen, sprach am Eingange des Heiligthums der fromme Nikon. Die Stimme der Götter hat uns versöhnet. Kommt, Kinder, ihr braucht nicht zu fliehen; kommt, Eros selbst hat euch verbunden. Minoe und Cypariß lobten die Nymphen und dankten aus frohem Herzen Eros und ihren Aeltern; und jetzt brauchen sie nicht mehr ihr nächtliches Lager zu verlassen, um sich zu finden.

Hekatombäon. **)

Die Kräutersammlerinn.

Telebiades, der reichste der Hirten Arkadiens, war gegangen, in des wilden Erymanthos kräuterreichen Thälern zu sehen, ob seine Ziegenhirten ihre Schuldigkeit thäten; und schon fünfmal hatte er vor dem Aufgang der Sonne die stillen Weiden durchwandert, und schon fünfmal die junge Agathyllis Kräuter suchend angetroffen. Jetzt aber stand die Sonne schon hoch über den Glauchydrischen Grotten, und die durstigen Ziegen kletterten längs den hohen Felsen des Sees, und noch immer war die hellgelockte Kräutersammlerinn unsichtbar, und Telebiades harrte noch immer ihres Kommens; denn er wollte die stille Jungfrau endlich fragen: warum sie glaukes Moly und wunderthätigen Diktam und ungewöhnliches Nepenthes und krampfstillendes Phu wähle, und Fenchel und Thymian, und alle die Wohlgerüche der Wildnisse nicht eines Blicks würdige. Mykas, der lieblich Singende, hatte ihm die Schäferinn genannt. Bey seinen Liedern, in seiner Nähe hatte sie ausgeruht. Der Jüngling hatte ihr geholfen, die Pflanzen zu säubern und im kühlen Bache zu waschen. Mykas mußte Agathyllis kennen; er wußte gewiß,

---

*) Majaporisch, dem Hermes ähnlich.

**) Der erste Sommermonat.

was sie mit den heilsamen Kräutern beginnen wollte. Zu ihm wollte er gehn und ihn wollte er fragen. Die Wiesen längs des Erymanthos, die Gesträuche, die die Glauchydrischen Grotten beschirmten, hatte er dem singenden Hirten angewiesen, um dort seine Ziegen zu weiden. Dort ging er also hin, gewiß, ihn dort zu finden. Da es schon heiß war, wand er sich durch die engen schattigen Wege des Waldes, die zu den kühlen, tiefen Höhlen führten. Er folgte dem Rauschen des Baches, hörte endlich die weittönende Stimme, und trat unter das flachlichte Lycion, unter welchem nachlässig hingegossen sein munterer Ziegenhirt lag. Ehrerbietig stand der Knabe auf und wedelnd sprang Lyriskas, der treue Vertheidiger der Ziegen, seinem Herrn entgegen. Schmeichelnd das buntgestreifte Thier, begann Telebiades also die freundliche Rede. Ich komme nicht, dich zu stören, nein; reiche mir, Phrygischer Knabe, von der kühlen Milch der eben gemelkten Ziegen. Beliebt es Euch, Gebieter, so trinket in dem kalten Dunkel des Felsen; dort steht in eng geflochtenen Körben der gerinnende Rahm, aus welchem ich Euch die kleinen Käse bereite. Telebiades folgte in die Tiefe hinab dem ladenden Treiber der Ziegen, und lobte ihn wegen des reinlichen Eifers, mit welchem er die Vorräthe des Sommers besorgte und sie in dem natürlichen Speicher verwahrte, und strich ihm kosend die kaum umbaunten Wangen. Hier, sieben Felsenstufen tiefer, liegen auf trockenem Schilfe die Wurzeln, dort die frühern Gaben des Sommers. In diesem schwarzumreiften Dioten *) gährt der dunkele Purpursaft der Moros **), und hier in den tiefen roth und schwarz bemalten Krateriskn ***) der dick gekochte Saft der glänzenden Myrtillen. An den Wänden trocknen Fenchel und Origanen †) und Thymben ††); auf den Blättern hier liegen die Staubfäden des Krokos †††); dieser Haufen ist Milion [1]) und jener Bromos [2]); denn bis hieher dringt nicht die Feuchte des Winters, und an jenen Kyllen [3]) hoch an den rauhen Gewölben kommen Dionysos saftige Gaben zu hängen, und in jenen düstern Vertiefungen im kalten zugigen Winde, wo das Wasser in ehernen Becken geschwungen schnell zu Eis feiert, liegen die leicht verwesenden Beuten der Jagd. Nachdem der reiche Telebiades seinen treuen Diener mit Lob überhäuft und seinen Durst gestillet, bat er ihn, ein munteres Lied zu singen; doch zuvor, eh' du beginnst, sage mir: weißt du, warum die junge Agathyllis so stumm und trauernd diese heilsamen Pflanzen pflückt? Blaß ist ihr zartes Gesicht und ärmlich ihre Gewänder. Sage, wenn du es weißt, was beginnt sie hier in diesen öden Gauen ohne Heerde, ohne Begleiterinn? Erröthend antwortete also der Phrygische Jüngling: Agathyllis ist arm, und sie schweigt während des Sammelns; denn sympathetisch ist die Kraft dieser Gewächse, die sie ihrer kranken Mutter schon seit funfzehn Tagen vor dem Aufgang der Sonne hier mühsam pflückt, und reden darf sie nicht, sonst verlören die kräftigen Kräuter ihre wunderthätige Natur. Oft bat ich sie stehend, zu sprechen, und glaubte, sie schmolle mit mir; aber immer bleibt sie treu ihrem Eide, und selten verweilt sie bei mir, ihrem Jugendgespielen, und das nur, wenn ich ihr Lieblingslied singe. Nun so singe es, guter Mykas; vielleicht daß die geliebten Töne sie hierher locken. Sie verließen die kühlen glauchydrischen Höhlen, und der Hirte begann sein Lied, nachdem sich sein Herr im Schatten der Pinien niedergesetzt hatte.

Einsam sind des Erymanthos Thäler,
Heil'ger Schauer zittert durch die Wipfel,
Gleitet längs der Pinien schlanken Stämmen,
Lagert sich in langgedehnten Schatten
Ueber Büsche, über schwanke Gräser,
Hüpft am Felsen längs den Wasserfällen
Und belebt das Murmeln heil'ger Quellen.

Sanfter Friede herrscht im Thal und Höhen
In der Kühle übermooster Grotten,
Haucht im Balsam jeder wilden Blüthe,
Ruht im Becher zarter Abendlilien,
Ruft im Lied der holden Philomelen:
„An des Erymanthos heil'gen Gründen
„Kann allein dein Herz den Frieden finden!"

Aber umsonst hatte Mykas gesungen, umsonst sein Herr gewartet; da fing er an, um die fromme, die Einsamkeit liebende Jungfrau zu zagen, und ängstlich begann des jungen Sängers Herz zu pochen. Die Rosen seiner Wangen erblichen, und die Bangigkeit einer schlimmen Ahndung bedeckte mit Schweiß seine umlockte Stirne. Verlegen rückte er seine phrygische Mütze von einem Ohre zum andern, und mehr als mitleidige Seufzer entquollen seiner immer engern Brust. — Gewiß, rief er endlich schluchzend aus, gewiß ist Eunome, die arme Greisinn, nicht mehr, und meine Freundinn, nachdem sie alles verkauft, weiß nun nicht, wie sie die letzte Pflicht der kindlichen Zärtlichkeit erfüllen soll. Ach, vergönnt, gütiger Gebieter — und dabey umschlang er seines Herrn Knie, sie mit Thränen und Küssen bedeckend, — erlaubet, daß ich zu der Theuern eile. Gerührt reichte ihm Telebiades die Hand. Nimm diesen Beutel; Agathyllis ist nicht mehr arm. Diese Wiesen, diese Wälder, die Heerden und die drey Hütten am See mit ihren Hausgeräthen, und was mehr ist, die Freyheit ist dein. Mykas war reich an Allem, an Glück und an Gefühl, nur nicht an Worten. Sein ehemaliger Herr ergriff ihn bey der Hand, und in weniger denn einer Stunde waren sie vor der Hütte der armen Wittwe. Aber, o Freude! sie fanden die Genesende sich in den Stralen des Nachmittags badend, und unter dem zerrissenen Schleyer lächelte ihnen ein ehemals schönes Gesicht entgegen. — Nun darfst du wieder sprechen, holdes Mädchen, rief ihnen freudig entgegen Telebiades; und die alte Mutter erzählte ihnen dann die Geschichte ihrer Genesung mit ruhiger, aber doch leiser Stimme, und endete also ihre Rede: Agathyllis schwieg, und ertrug stumm ihres Freundes Vorwürfe; so konnte sie allein das Wunder vollenden. Wär' ich nicht so arm, so brächte ich Hygiäen und den Nymphen des Erymanthos ein Opfer. — Auch Hymen und Eros eins, unterbrach sie Telebiades. Unwissend wollte die Alte ihn fragen, — da sah sie, daß ihre Tochter erröthend in des Phrygiers Armen lag, der aus Freude den schweren Beutel auf die Erde fallen ließ. Die jetzt nicht mehr Arme, nicht mehr Kränkelnde erfuhr den Gang der Geschichte. Ein schönerer Schleyer bedeckte ihre grauenden Locken, und in drey Tagen hingen Kränze von Krokus und Myrthen vor der zierlich durchbrochenen Thüre der drey Hütten am See; und Hygiäa und die Erymanthischen Nymphen, Hymen und Eros blickten segnend auf die hingebrachten Opfer.

Kornelius Hermann von Ayrenhoff

ward im Jahre 1733 zu Wien geboren, diente seit seiner Jugend in der österreichischen Armee, avancirte bis zum k. k. Feldmarschall-Lieutenant (1794), ward später in Ruhestand versetzt und starb am 14. August 1819 in seiner Vaterstadt. Schon früh beschäftigte er sich mit dramatischen Arbeiten und verfaßte eine Reihe von Lust- und Trauerspielen, welche theils einzeln, theils in folgenden Sammlungen gedruckt wurden:

Dramatische Unterhaltungen eines k. k. Officiers. Wien, 1772. (enthält: Aurelius, der Postzug, Herrmanns Tod, die große Batterie, Antiope und einzelne dramaturgische und historische Abhandlungen.)

Sämmtliche Werke. Vier Bände. Wien und Leipzig, 1789. gr. 8.

Sämmtliche Werke. Neue verbesserte und vermehrte Auflage in sechs Bänden. Wien, 1803. Mit dem Bildniß des Verfassers. (Diese Sammlung umfaßt Aurelius, Herrmanns Tod, Tumelikus, Antiope, Kleopatra und Antonius, Virginia, sämmtlich Trauerspiele; der Postzug, die gelehrte Frau, alte Liebe rostet wohl, die große Batterie, Erziehung macht den Menschen, die Freundschaft der Weiber nach der Mode, Maskeraden, Alceste, sämmtlich Lustspiele; kleine Gedichte und Erzählungen, einzelne Abhandlungen; Briefe über Italien u. s. w.)

Sämmtliche Werke, herausgegeben von von Retzer. Wien, 1817. 6 Bde. — Hier findet sich die unten angeführte Autobiographie wieder abgedruckt.

Kleine Gedichte. M. A. Wien, 1816.

Trauerspiele. M. A. Wien, 1817. 2 Thle.

---

*) Gefäße mit doppelter Handhabe.

**) Maulbeeren.

***) Kleinere Schalen.

†) Eine wohlriechende Pflanze.

††) Trauben.

†††) Safran.

[1]) Hirse.

[2]) Eine Grasart, welche mit der Schwade Aehnlichkeit hat und als Nahrungsmittel im Alterthum diente.

[3]) Bogen.

v. Ayrenhoff war durchaus nicht ohne dramatiſches Talent, aber er beharrte eigenſinnig bei dem Wahn, die Regeln der franzöſiſchen Tragödie ſeyen allein dem deutſchen Trauerſpiele angemeſſen, und behandelte daſſelbe ſtets nur ſo, wie es früher Johann Elias Schlegel, von Cronegk u. A. behandelt hatten, und ſuchte den neuen großartigen Geſchmack, der die Herrſchaft über die deutſche Bühne gewonnen hatte, durch Lehre und Beiſpiel auf das Entſchiedenſte zu bekämpfen; was ihm jedoch ſo wenig gelang, daß er zuletzt ganz allein da ſtand wie ein Licht, das noch am Tage fortbrennt, weil man es auszulöſchen vergeſſen. Ueberwindet man die ſteife veraltete Form ſeiner Tragödien, ſo wird man hinter derſelben noch manches Lebenswerthe und vorzüglich einen ausgezeichneten Dialog, jedoch wenig Großartiges finden. In ſeinen Luſtſpielen herrſcht Witz und Munterkeit, wodurch ſie zu ihrer Zeit mehr oder weniger (beſonders der Poſtzug oder die nobeln Leidenſchaften, eine launige und treffende, obwohl etwas derbe Satyre) gefielen; doch ſind ſie bereits gänzlich von der Bühne verſchwunden. —

Vgl. Ayrenhoff's Schreiben an J. F. von Retzer über einige ſeiner militäriſchen und literäriſchen Begebenheiten. Wien, 1810.

Berliner Monatsſchrift, 1811. October. S. 241.

Jakob Ayrer.

Ueber Ayrer's Lebensumſtände iſt weiter nichts Gewiſſes bekannt, als daß er Notar und Gerichtsprokurator in Nürnberg war, in der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts blühte und, wie Tieck meint, wahrſcheinlich bis gegen 1618 lebte. Luſt und Neigung führten ihn der dramatiſchen Poeſie zu, welche damals in Deutſchland noch ſehr in den Windeln lag und von ihm einen Schritt weiter gefördert wurde. Seine Komödien und Tragödien erſchienen nach ſeinem Tode geſammelt unter dem Titel:

Opus theatricum (sic) dreißig ausbündige ſchöne Komedien und Tragedien von allerhand denkwürdigen Römiſchen Hiſtorien u. ſ. w. Samt noch andern ſechs und dreißig ſchönen luſtigen und kurtzweiligen Faſtnacht oder Poſſen Spielen, durch weyland den Erbarn und wolgelährten Herrn Jacobum Ayrer, Notarium publicum u. ſ. w. Nürnberg, 1618. Folio. (1262 Seiten mit geſpaltenen Columnen.)

und ſind außerordentlich ſelten. Außerdem erſchien noch von ihm bei ſeinen Lebzeiten:

Hiſtoriſcher Proceſſus Juris, in welchem ſich Lucifer über Jeſum u. ſ. w. auf das allerhefftigſte beklaget, darinnen ein ganzer Ordentlicher Proceß von anfang der Citation biß auff das Endvrthell inclusive in erſter und anderer Inſtanz u. ſ. w. durch Jacob Ayrern beyder Rechten Doctorem und Advocatum in Nürenberg. Frankfurt a. M. 1601. Folio.

ein ebenfalls ſelten gewordenes Buch, welches die vollſtändigen Acten eines Proceſſes des Teufels gegen Chriſtus enthält, weil dieſer ihm die Hölle zerſtörte.

Ayrer bildete ſich ohne Zweifel nach Hans Sachs, aber er ging weiter als dieſer und iſt der Erſte, welcher deutſche Intriguenſtücke und höchſt wahrſcheinlich auch Luſtſpiele dichtete. Er iſt voll Phantaſie, reich an komiſcher Laune, aber zu ſehr von ſeiner Zeit befangen, mitunter platt und roh und ſelten im Stande, den Stoff zu bewältigen. Seine Luſtſpiele ſind ihm am Meiſten gelungen und zeigen hin und wieder, wenn auch nur ſkizzirte Charakterzeichnung. Seine Erfindungen ſind zu Zeiten wahrhaft glücklich.

Vgl. Tieck's deutſches Theater. Berlin, 1817. 2 Thle., wo ſich fünf Stücke von Ayrer abgedruckt finden. —

Ein Faſtnacht-Spil,

von dem

Engelendiſchen Jann Poſſet,

wie er ſich in dinſten verhalten, mit acht Perſonen, in deß Rolandts Theu. *)

Die Perſonen in das Spil.

Jann Poſſet.
Herr Emerich, der alt Mann.
Herr Friderich, der reich Nachbaur.
Dietrich } Zwen Trabanten.
Heinrich }
Ela, deß Jannen Weib.
Rolandt, deß Jannen Vatter.
Willanda, ſein Mutter.

Rolandt gedt ein mit Willanda, ſeinem Weib in Baurs Kleidern vnd ſingt.

1.

Ach ſoll ich nit die ſagen
Von Jannen vnſerm Sohn?
Der thut ſich ſo hart klagen,
Vnd will kurtzumb davon;
Er will nicht bey vns bleiben
Sonder verdingen ſich,
Will lernen leſen vnd ſchreiben:
Liebs Weib, wie dünket dich?

2.

Willanda.

Er iſt nun bey ſein Jaren,
Wenn er nicht bleiben will,
So laß den lecker faren,
Er nützt die ſonſt nit vil;
Dann er arbeit nit geren,
Leert geren feurent vmb,
Sein kan ich wol emperen,
Biß er wider herkumb.

Jann Poſſet (gedt ein, tregt ſein Bündel an ein Spießlein vnd ſingt).

3.

Hört Vatter, ich will wandern,
Mag nicht mehr eur Knecht ſein,
Darumb dingt euch ein andern,
Ich will in die Stadt nein,
Mir ſchaffen einen Herren
Der mir gibt einen lohn,
Vnd mich thut etwas lehren,
Eur beeder ich gnug hon.

Rolandt:

4.

Du biſt ein fauler Bengel,
Drumb bleib bey mir herauß,
Ich meint du habſt kein mengel

*) Aus: Ludwig Tieck, deutſches Theater. Th. 1.

In deines Vatters hauß;
Kanst du aber nicht bleiben
Solst du wissen von mir,
Ich will dir den Buckl reiben,
Du solsts empfinden schir.

Jann.

5.

Fürwar, alhie so bleib ich nicht,
Jr seit ein grober Baur,
Jr haht ein strenges Angesicht,
Vnd secht schellig vnd saur;
So ist die Mutter vngschaffen,
Zeicht gar zerlampet her,
Runtzlet gleich wie die Affen,
Vnd brummet als wie ein Beer.

Willanda.

6.

Ach du leichtfertiger Hudler,
Wolst mich so machen auß?
Du bist ein fauler Sudler,
Pack dich balt aus meim Hauß,
Mit dir mag ich nicht palgen;
Wend je nicht bleibest wilt
So droll dich nauß en Galgen,
Deinhalb es mir gleich gilt.

(Jann will fortgehn, sein Vater ist zornig.)

Rolandt.

7.

Wart, Lecker, thu vor hören;
Ich will dirs drencken ein,
Vnd dich vor lernen ehren
Vatter vnd Mutter dein,
Das nimm zu einer zehrung mit,
Pack dich zum Teuffel heut,
Dann wenn du schon hie bleibest nit,
Hab ich dennoch gnug freundt.

(Er schlegt in ab, vnd gehn alle ab.)

Kummt Herr Emerich.

8.

Ich bin fürwar ein alter Mann
Vnd gar vbel zufuß,
Ein Knecht den will ich nemen an
Der auff mich warten muß,
Im Hauß vnd auff der Gassen,
Dieweil die Haußfrau mein
Mich nicht allein will lassen
Also gehn auß vnd ein.

Jann Posset geht ein, Herr Emerich.

9.

Schaut dort kummt hergegangen
Ein Knecht, den nimm ich an,
Will jn gehn balt empfangen:

(Er gedt zu im.)

Was seit jr für ein Mann?
Ein Knecht den solt ich dingen,
Der thet warten auff mich;
Will du dich lassen zwingen,
Darff ich annemen dich.

Jann.

10.

So wist, ich kumm geloffen rein,
Von einem Dorff drey Meil,
Von Rolandten dem Vatter mein,
Bey dem ich ward ein weil,
Von dem ich nichts kund lehren.
Vnd kumm her in die Stadt
Halt jr mich nun in ehren,
So finden wir beid stat,

11.

Auch will ich gern sein euer Knecht,
Wenn jr mich dingen wolt,
Wils euch auch als verrichten recht,
Jedoch jr mir auch solt
Als was ich hab zuschaffen
Schreiben auff einen Brieff,
Vnd dörfft mich auch drumb straffen,
Wenn ichs nicht als wol triff.

Herr Emerich.

12.

Was soll ich dir lang schreiben?
Thu halt was ich dir heiß,
So kanst du bey mir bleiben,
Wann du es thust mit fleiß,
Du must halt auff mich warten
Vnd all Handreichunch thun,
Mich führen in mein Garten,
Vnd was ich dir zeig an.

Jann.

13.

Weil ich vor nicht bin gwest alhie
Vnd gedint in der Stadt,
Den gebrauch auch erfahren nie
Was es für Arbeit hat,
So last euch nicht schwer fallen für
Zumachen mir ein Brieff,
Das ichs als hab geschriebn bey mir,
Und mich nicht vbergrieff;

14.

Ich bin gar ein vergessner Mann,
Wenn man mir sagt zuvil
Ich es fürwar nicht mercken kan,
Jedoch ich als thon will,
Was man mir wird auffschreiben,
Mein Herr versuchts mit mir.

Herr Emerich.

Nun so thu bey mir bleiben,
Ich will dirs schreiben für.

15.

So geh balt in die Stuben nein
Vnd foder ein Schreibzeug,
Denselben trag zu mir herein
So beschreib ich dirs gleich,
Wastu hast zuschaffen bey mir:
Kummst du demselben nach,
So bin ich zufriden mit dir
Jtzund vnd mein lebtag.

Jann (neigt sich vnd geht ab. Kummt balt wider bringt ein Feurzeug).

16.

Alhie bring ich den Feurzeug euch,
Wie jr den habt begert.

Herr Emerich.

Ey nein, ich mein ein Schreibzeug,
Du hast nicht recht gehört,
Ein Schreibzeug bring mit Dinten,
Daß ich kan schreiben dir,
Geh nein du wirst jn finden,
Vnd bring denselben mir.

(Er gebt wider ab, zeicht den Hut ab, kummt balt wider, bringt einen Krug.)

17.

Ach mein Herr da habt jr den Krug,
Dieweil jr trincken wölt,
Da trincket euch halt eben gnug,
So vil als euch gefelt.

Emerich.

Wie bist du so vnbesunnen?
Duch hast nicht gsuchet recht,
Sonst hast gnug Dinten gfunnen.

(Jann will gehn.)

Emerich.

Ey hör, noch eins, mein Knecht!

18.

Wenn du die Dinten bringen thust,
So bring sie mir herein,
Daben du mir auch bringen must
Ein Federn tragen rein,
So will ich dir auffschreiben
Wie ich mit dir hab gredt.

Jann.

Jch will nicht lang außbleiben,
Balt kommen an der stet.

(Er geht ab.)

Emerich.

19.

Daß iſt ein rechter Knecht für mich
Vnd für die Frauen mein,
Für gar frumm ich jn zwar anſich:
Dort kummt er gleich herein,
Er thut die Dinten tragen,
Drumb hort mir alle zu
Was der gut geſell wird ſagen
Wenn ich jetzt ſchreiben thu.

Jann (gehet ein, tregt ein Schreibzeug in der ein Hand, vnd in der andern ein lange Hannenfedern).

20.

Seht da, Herr, dieſen Schreibzeug,
Die ſchicket euch die Fraw,
Auch ſchicket ſie die Federn euch.

Emerich.

Du grober Dilldapp, ſchau,
Was ſoll doch dieſe Federn mir?
Man kan nit ſchreiben mit;
Der Federn daß gezimet dir!

(Er ſteckt Jannen die Federn auff.)

Jann.

Ach, mein Herr, zürnet nit.

Herr Emerich.

21.

So geh balt wider reinwartz du,
Vnd bring ein Federn mir,
So richt ich dir dein beſtallung zu,
Auch hol mir ein Papir,
So kan ich darauff ſchreiben,
Was du muſt richten auß.

Jann (geht ab vnd ſingt)

Ich will nicht lang auß bleiben
Sonder balt kommen rauß.

Jann

(geht balt wider ein, bringt ein Spielfedern vnd ein Glaß mit Bier).

22.

Hort, Herr, jtzt kumm ich wider rein,
Bring ein Feder mit mir,
Eur Frau hat mir auch erſt geſchenket ein
Dieſes friſch Glaß mit Bier,
Daß ſolt jr von mir haben
Wenn es euch ſchmecken thut,
Eur Hertz damit zu laben
Vnd haben ein guten muth.

Herr Emerich.

23.

Du muſt ein ſeltzamer Vogl ſein,
Ich ſchick dich nach Papir;
So bringſtu mir zu trincken rein,
Geh nein, heiß geben dir
Ein Papir drauff zu ſchreiben,
Vnd thu der Sachen recht,
Sonſt kanſt nicht bey mir bleiben
Du Eilenſpigels Knecht.

(Er geht ab.)

Emerich.

24.

Was ſoll ich mit dem Narrn than?
Ich glaub er ſey nicht geſcheidt,
Was ich jm heut befohlen han,
So hat er allezeit
Dafür ein widerwertigs bracht,
Das es mich gleich verdreiſt,
Wenn ers je ja nit anderſt macht
So wird er abgeweiſt.

Jann (geht ein, bringt Papier gibts ſeim Herrn).

25.

Ach Herr, habts nicht für vbel mir,
Ich kan leſen noch nicht,
Von euch will ichs noch lernen ſchir
Wenn jr michs vnterricht,
Darumb thut jr auffſchreiben
Was ich bey euch ſoll than,
Bey euch ſo will ich bleiben,
Vnd als thun was ich kan.

Der Herr (ſchüttelt den Kopf, ſchreibt).

26.

Daß hab ich all mein lebtag
Keim Diener nie gethan,
So ſchau vnd halte dich darnach,
Nimb dich mein fleiſſig an,
Wenn Du das wirſt verrichten
So ich auffgſchriben dir,
So fehlt es dir mit nichten
Du bleibſt noch lang bey mir

Herr Emerich (gibt jm den Brief, vnd ſingt).

27.

Nun ſo kumm mit mir nein ins Hauß,
So red ich mehr mit dir
Was du auch haſt zurichten auß —

(der alt fehlt vmb)

O mein Knecht, hilff du mir,
Ein ſchwindel iſt mir gangen zu,
Gar hart ich gfallen bin.
Darumb thu mir auffhelffen du
Ich weiß ſonſt nicht wo hin.

Jann.

28

Ach Herr, ſeit doch gedultig,
Vnd laſts vor ſehen mich
Ob ich es auch ſey ſchuldig,
Das euch auffhebe ich,
Weil ich nicht hab vernommen
Das auch in mein geding
Das auffheben ſey kommen,
Wenn ich mit euch außging.

(Der alt ſteht allein auff mit großer mühe, Jann lacht.)

Emerich.

29.

Du biſt zwar ein vertrogner Knecht,
Doch dült ich mich mit dir,
Vnd wenn dus mir nicht macheſt recht,
Schlag ich dich mit der Thür
Fürs geſeß, vnd laß dich lauffen,
Dieweil ich alle Tag
Deins gleich in gantzen hauffen,
Gar wol bekommen mag.

Jann (ſtürtzt die Arm vnder, ſiehet ſaur).

30.

Gnad Herr, ich will es nimmer than,
Habt mir nur das für gut.

Herr Emerich.

Du ſolſt fein weidlich nacher gahn
Vnd abziehen dein hut,
Ein wenig Hofzucht lehren,
Du biſt alt gnug darzu.

Jann.

Ja, ich will mich bekehren
Was jr mir ſchafft ich thu.

(Sie gehn ab.)

Kummen all beyd wider, Herr Emerich (tregt ein Schüſſel mit Pirn, gibt ſie dem Jannen).

31.

Seh in vnd nimb die Piren
Mit zu Herr Fridrich lauff,
Thu nichts davon verliren,
Sprich, ich ſchick ſie jm nauff,
Die ſoll er nicht verſchmehen,
In gutem nemen an,
Darauß ſo kan er ſehen
Was neuer frucht ich han.

(Der alt geht wieder ab.)

Jann (ſingt wider ſich ſelber).

32.

O Jann, wenn dich der Piren
Etwan thet glüſten an,
Vnd du liſt dich verführen, —
Ey nein! ich wils nicht than!

(Er beſtad ſich.)

Aber, was könt es ſchaden,
Wenn ichs ſchon halbig freß?
Wer wolt mir das verrathen?

(Er beiſt in eine.)

Sie ſeind dennoch nicht böß.

33.

O Jann, du wilt es wagen,
Den Piren sprechen zu?
Weils doch niemand thät sagen
Wie vil ich liffern thu,
Will ich mich drinn ergötzen,
Mir fressen Piren gnug,
Will mich da niedersetzen,
Da hab ich guten fug.

Jann (setzt sich, frist vil Pirn, geht dann ab, kummt balt wider, vnd bringt nur ein Pirn).

34.

Ach sagt mir, hab ich vnrecht thon?
Ein Piren hab ich noch,
Die andern hab ich gfressen schon,
Ich meint es könt sich doch
Herr Fridrich wol versuchen
Wenn er noch eine hat,
Mein Herr wird aber fluchen
Wenn mich einer verrath.

Friderich (geht ein).

35.

Sieh, Jann, was wilt du machen hie
So spat vor meinem Hauß?
Da hab ich dich noch gsehen nie;
Wo wilt du erst hinauß?

Jann (zicht sein Hütlein ab).

Ach, mein Herr, soll ich sagen,
Mein Herr der schicket mich
Zu euch die Pirn zu tragen,
Daß will außrichten ich.

36.

Mein Herr der leßt euch sagen
Daß diese Piren gleich
Ein junger Baum hat tragen,
Vnd hat sie gschicket euch,
Dieselben zu versuchen.

Herr Friderich.

Hat das dein Herr gethan,
So soll man jn verfluchen
Den vngetreuen Mann,

37.

Drumb geh, sag deinem alten,
Wolt er nichts schicken mir
Als die, soll ers auch bhalten,
Doch will mich dünken schir
Der Pirn seind mehr gewessen,
Drum zeig die wahrheit an:
Hast du sie selber gfressen?

Jann.

Der groß Lust hats gethan.

Herr Friderich.

38.

Wie bist du mit vmbgangen,
Dasselbig zeig du mir?

Jann.

Thut mir die Pirn herlangen
So solts balt sehen jr.

(Er frißt die Pirn.)

Wie ich jetzt fahr der Piren mit,
Hab ich jn allen than.

Herr Friderich.

Du Lecker, so schend dich der ried,
Ich zeigs deim Herren an.

(Er geht ab.)

Jann.

39.

Wenn dus nicht wilt empferen
So thu es wenn du wilt,
Hat mich mein Herr nicht geren
Es mir fürwar gleich gilt,
So will ich mich vmbschauen
Ob ich vielleicht bekumm
Ein schöne junge Frauen
Vnd ist mir nichts darumb.

(Er geht ab.)

Ela (geht ein, tregt ein Korb).

40.

Ach, wie hab ich so vbel gethan,
Wo hab ich hingedacht?
Ich hab mir gnommen einen Mann,
Der mich schir dörricht macht,
Dann er thut sich stets stellen
Als sey er nicht bey sinn,
Henck sich an loß Gesellen
Drob ich gar zornig bin.

41.

Ich thet jm schon offt sagen,
Wolt er jr nicht abstahn,
So wolt ich jn erschlagen,
Doch leßt er nicht davon,
Leßt sich dir gselln verführen,
Drumb wils versuchen ich,
Vnd will jn jetzt probiren,
Ob er thu fürchten mich.

Jann (geht ein mit seiner Stangen).

42.

Ey grüß dich Gott, mein liebe Frau,
Wo wiltu so frü nauß?

Ela.

Ich rath dirs zwar, wir nicht vertrau
Wilt du so halten hauß
Kan ich dirs nicht vertragen,
Ich büst als mit dir ein.
Ich will dirs Maul zerschlagen,
Daß du solst dencken mein.

Jann (neigt sich).

43.

Gnad Frau, ich will es nimmer thun,
Sonder euch ghorsam sein.

Ela (würfft den Korb für jm nider).

Seh, Löll, so faß den Korb balt an,
Vnd was ich kauffe ein
Daß must du mir heimtragen,
Darumb mir balt nach tritt,
Ich will dirs Maul zerschlagen.

Jann.

Fy, Frau, vmb gnad ich bitt.

Die Frau

(geht vor, stürzt die Arm vnter, sicht je einmal vmb).

44.

Die Arm solst vnterstützen
Vnd wacker nacher gahn,
Werd dich sonst jns gsicht schmitzen.

(Ela schlegt jn an Hals.)

Jann.

Gnad frau, will ichs doch thun,
Denn ich fürcht euer taschen
Ich spinn vnd haspel ab,
Auch will ich geren waschen,
Daß ich euer hult nur hab.

Ela.

45.

Ich rath dirs auch, du solst es thun,
Wilt du vngschlagen sein,
Hast ein Nasen die schmecken kan,
So gib dich nur darein.

(Sie schlegt jn wider. Er weind.)

Du bist im Ehliche Orden
Von dem Apostelstand
Zu einem Märtrer worden,
Daß thut dir etwas andt.

Sie gehn mit einander herumb, wie oben angezeigt, endlich gehn sie ab.)

Kummen Dietrich und Heinrich, zwen Trabanten.

Dietrich.

46.

Ach, ich hab hören sagen,
Jannen Weib rüme sich
Wie sie so offt thu schlagen
Iren Mann, der taurt mich,

Wie wenn wir ſie bereden
Daß Königlich Mayeſtat
Jr ernſtlich botten hette
Bey hochſter vngenad,

47.

Soll jr Mann jr Herr ſein im Hauß
Vnd ſie jm nichtes thon?

(Jann vnd ſein Weib kommen, er tregt den Korb, geht jr nach.)

Heinrich.

Schau da kummen ſie beede rauß
Den wöll wirs zeigen an.

Ela (ſagt zu Jannen).

Wolſt du den Korb nicht tragen,
Haſt mir die Tauben verlorn,
Wolt ich dir den Korb ſchlagen
Weidlich zwiſchen die ohrn.

(Sie nimmt jhm den Korb von der ſtangen, gibt jhn den an Arm, bald ſchlegt ſie jn an den Kopff, die Trabanten lauffen zu, reiſſen ſie von jhm.)

Heinrich.

48.

Ey, mein El, thu ein wenig gmach,
Schlag dein Mann nicht ſo hart,
Ich will dir ſagn ein andere ſach:
Vom König iſt es angebracht,
Daß in der Stadt die Frauen
Seind gern Herren im Hauß,
Das will er nicht zuſchauen
Hats verbotten durchauß.

49.

Darumb will ich dir ſagen
Faß du den Korb ſelbſt an,
Vnd thu jn ſelbſt heim tragen,
Laß den Jannen ſeyn Mann,
Vnd tritt hinder jm here,
Witt du das haben nicht
So felt es dir gar ſchwere,
Mit dem Schwerdt wirſt du gricht.

Ela (nimmt den Kort).

50.

Hat denn der König ſonſt nichts zu thon,
Als das er denck an mich!
Das Mandat ich nicht halten kan.

Jann (reiſt jr die Schlüſſel vnd Beutel von der ſeiten).

So bſcheiſt der Teuffel dich!
Gib mir die Schlüſſel vnd Beutel' her,
Vnd trit züchtig nach mir!

(Er ſtürzt die Arm vnder, ſie auch, gehn alſo rumb, die Trabanten lachen, vnd Ela ſingt.)

Ach, wie felt mir die ſach ſo ſchwer!
Der Teuffel bſcheiſt mich mit dir.

Jann.

51.

Jr Königlich Trabanten,
Wie gfall ich euch jtzund?
Ich bin auß ſpot vnd ſchanden
Erlöſt auff dieſe ſtundt,
Darumb ſo ſeid geladen
Zu einer Collation,
Ohn beeder euren ſchaden;
Jtzund bin ich ein Mann!

(Er ſicht ſich nach der Frauen vmb, gibt jr eins am Kopff.)

52.

Gelt, Frau, du muſt wider büſen
Was du mir haſt gethan?
Ich habs auch lang leiden müſſen.

Ela.

Du biſt ein loſer Mann,
Laß nur wegk kommen dein geſellen,
Vnd ſich dann was ich thu.

Dietrich.

Darnach wir vns einſtellen,
Wenn die Nacht geht herzu.

(Sie gehn ab die Trabanten, Ela würfft jm den Korb wider für.)

53.

Das Gebot ich nicht halten kan,
Koſts das Leben mir:
Sch da, faß den Korb wider an
Ehe ich dich auch abſchmir,
Daß alle Engel lachen,
Weil dein geſellen wegk ſein!

(Sie reiſt jm den Beutel auß den Händen, ſchlegt jhn damit vber die lend.)

Jann.

Ey Frau, was wilt du machen,
Ich bitt ſchon mein vnd dein:

54.

Vnd wirſt du das lang treiben
Will ich dich verklagen
Daß du noch Herr willſt bleiben.

Ela.

Will dich noch beſſer zwagen,
Dich dein Maul lernen halten
Vnd mir gehorſam ſein.

(Sie ſchlegt jn zu boden, ſteht vber jm, vnd ſchmirt jn weidlich ab.)

Jann.

Das muß der Teuffel walten!
O helfft, jr Nachbaurn mein!

(Heinrich vnd Dietrich die zwen Trabanten lauffen ein.)

Heinrich.

55.

Ach Jann, ſag mir, was ſoll das ſein,
Was machſt vnder dem Weib?

Jann.

Da wehr ich mich der Frauen mein
Von Leben vnd von Leib,
Wie mir Ehnhalb gebüret,
Denn het ich das nit than,
Sie het mich abgeſchmiret.

(Sie reiſſen ſie von einander.)

Dietrich.

Das iſt nicht recht, wolan,

56.

Solts der König erfahren,
Daß koſtet dir dein Leib,
Weil doch in langen Jaren
Hie war kein böſers Weib,
Das jren Mann thet ſchlagen
Vnd ſo vbel tractirn.

Ela.

Was thu ich darnach fragen?
Jch will euch beed abſchmirn:

(Sie ſpringt auf ſchlegt die beede Trabanten vnd jren Mann ab.)

57.

Alſo habt jr vernommen,
Wie ein jungs Weib allein
Jn der ſchlacht vberkommen
Hat ſich gewehret fein
Drever Männer wol einmal;
Darumb wer freyen will
Vnd nicht kommen in pein vnd qual
Der lerne auß dem ſpil;

58

Das er jm nemm ein ſolches Weib,
Die ehr vnd tugent kan,
Das er bey jr zufrieden bleib,
Regir als wie ein Mann,
So beſteht ſein Haußhalten,
Ein frumms Weib iſt ein Ehr,
Bey der man kan wol alten;
Daß bhalt zu einer lehr.

Joseph Maria Babo,

nach Anderen Franz Maria und Franz Marius von B., ward am 14. Januar 1756 zu Ehrenbreitstein geboren, widmete sich den Studien der schönen Wissenschaften, erhielt anfangs das Amt eines Professors der Aesthetik zu München, wurde dann 1793 Studiendirector der Militärakademie und geheimer Secretär, 1799 Büchercensurrath, Intendant und Kameralcommissär des deutschen Theaters daselbst und in der Folge Ritter des baierischen Civilverdienstordens. — Er starb am 5. Januar 1822 zu München, folgende Schriften hinterlassend:

Arno. Ein milit. Drama. Frankfurt und Leipzig (Augsburg), 1777.
Das Winterquartier in Amerika. München, 1778.
Oda oder die Frau von zween Männern. München, 1782.
Die Römer in Deutschland. Trauerspiel. München, 1779. Frankenthal, 1780. Coblenz, 1782.
Kora und Alonzo. Ein Melodrama. München, 1780.
Otto von Wittelsbach. Trauersp. München, 1782, N. A. 85, 1803.
Die Maler, ein Lustspiel. München, 1783.
Das Fräulein Wolerzogen, ein Lustsp. München, 1783.
Dagobert. Trauersp. München, 1787.
Die Strelitzen. Schauspiel. Frkft. und Leipz. 1790. N. A. Berl. 1793.
Bürgerglück. Lustsp. Berlin, 1792.
Der Frühling. Vorspiel. München, 1799.
Schauspiele. Berlin, 1793. 1. Bd. (Otto von Wittelsbach, die Strelitzen, Bürgerglück enthaltend.)
Neue Schauspiele. Berlin, 1804. 1. Bd. (Der Puls, Genua und Rache enthaltend.)
Gemälde aus dem Leben der Menschen. Erzähl. München, 1784.

Babo widmete sich vorzüglich der dramatischen Poesie, ohne eigentlichen wahren dichterischen Beruf zu haben. Was sich mit Verstand, Scharfblick und Gewandtheit allein leisten läßt, das hat er erreicht, aber er wird nirgends den Zuschauer ergreifen und fortreißen, da es ihm an wahrer Begeisterung fehlt, und überall die kühle, nüchterne Berechnung der Mittel, durch welche der theatralische Effect hervorgebracht werden soll, nur zu deutlich durchblickt. Sein glücklichstes Werk ist das Trauerspiel Otto von Wittelsbach; eine gelungene Nachahmung jener Art und Weise, zu welcher Göthe durch seinen großartigen Götz von Berlichingen den Ton angegeben und eine Schaar von Nachfolgern erweckt hatte, unter denen Babo allerdings eben durch diese Leistung den ersten Rang behauptet. Das Ansprechende des vaterländischen Stoffes und die geschickte scenische Behandlung, verbunden mit dem Umstande, daß die Titelrolle selbst oft und viel eine Glanzpartie bedeutender Schauspieler (wie z. B. in neuester Zeit Eßlair's) wurde, erhielten es lange auf der Bühne, auf welcher es noch jetzt dann und wann erscheint und unter Verhältnissen, wie die eben angedeuteten, gern gesehen wird. Zur Zeit seines ersten Erscheinens fand es daher großen Beifall, so daß selbst der fein blickende Engel sich desselben bediente, wo es ihm darum zu thun war, in seiner Mimik praktische Nachweisungen zu geben. — Ueberhaupt fand man in jenen Tagen an B's dramatischen Leistungen viel Gefallen, doch dauerte dieses nicht lange, und sie mußten bald neuen besseren Erscheinungen den Platz räumen. Als die gelungensten unter denselben sind vorzüglich die Strelitzen und das Lustspiel, der Puls, zu betrachten. — Als Erzähler ist B. unbedeutend. —

In des Kaisers Gemach *).

Philipp, Artenberg.

Philipp (liegt auf einem Ruhebette).

Das ist recht gut, daß der Arzt eine Aderlässe nöthig fand; man wird nun gewiß glauben, daß eine plötzliche Unpäßlichkeit mir zugestoßen sey.

Artenberg.

Ein plötzlich's Schrecken macht immer eine Aderlässe nöthig.

Philipp.

Meynst du, man hätte bemerkt, daß ich bey seinem Anblick erschrak?

Artenberg.

Man sah' deutlich, wie Ihr erblaßtet und zu zittern anfiengt, als hätte euch ein scheußlicher Unhold am Bart gefaßt. Euer Erschrecken kitzelt seinen Stolz mehr, als eine gewonnene Schlacht. Ich bin der Mann, der mit einem Blick den Kaiser in Ohnmacht ängstigte! so sagt er nun zu sich und zu andern.

Philipp.

Ha! verdammt! Ich will deinem Rathe folgen, Artenberg! und diesem Uebermuth, den meine Nachgiebigkeit mehr und mehr aufblähte, das kaiserliche Ansehen entgegen setzen. Geh', such ihn auf! erforsche die Ursache seiner Wiederkunft, und sey klug und behutsam, wenn du mit ihm redest. — Der Truchseß Waldburg soll kommen! (Artenberg ab.) Artenberg hat Recht! Ich will nicht mehr den Trotz mit Sanftmuth und den Stolz mit Herablassung beantworten, sonst geht der Frevel immer weiter und meine Würde wird ihm zum Scherz.

Truchseß Waldburg kömmt.

Philipp.

Truchseß! wir wollen fortspielen. (setzen sich zum Schachbrett.) Mit mir steht's gut. Sieh' zu, Truchseß!

Truchseß.

Der Zug macht mir Luft. — So!

Philipp.

Ey! du Schalk! — Was sagt man von dem scherzhaften Einfall des Pfalzgrafen und von ihm selbst?

Truchseß.

Allerley.

Philipp.

Unter anderm?

Truchseß.

Daß er mit eurer Majestät ganz zerfallen sey.

Philipp.

Und die Ursache?

Truchseß.

Weiß man nicht. Seht, gnädigster Herr, wie's steht!

Philipp.

Was! mit fünf Zügen so weit über mir? — Wer lärmt denn so im Vorzimmer?

Truchseß (sieht durch die Thür. Otto geht nach ihm herein). Der Pfalzgraf spielt mit den Hellebarden der Leibwächter.

Philipp, Otto, Truchseß.

Otto.

Meynt ihr etwa, die Hellebarden sollten mit meinem Eingeweide spielen?

Philipp.

Nur zu, Truchseß, nur zu!

(zieht verwirrt.)

Truchseß.

Nun hab ich gewonnen Spiel. Euer lezter Zug —

Otto (steht am Tische).

Ja, ja! der Truchseß zieht seinen König daher, und der Kaiser ist schach und matt.

(er thut den Zug und wirft die Steine untereinander.)

---

*) Aus: Babo, Otto von Wittelsbach. 3. Akt.

Philipp.

Was ſoll das?

Otto.

Ihr ſeyd ſchach und matt!

Philipp.

Nein! es war noch zu helfen.

Otto.

Unmöglich! ihr hättet denn den Truchſeß mit dem Spielbrett müſſen zum Fenſter hinauswerfen, da hättet ihr noch recht kaiſerlich gewonnen.

Philipp.

Kindiſch! Herr Pfalzgraf!

Otto.

Ihr ſeyd ſchachmatt an Leib und Seel!

Philipp.

Wer rufte euch? was wollt ihr?

Otto.

Wie befindet ihr euch auf die Aderläſſe? Wo iſt euer Blut? will gleich ſehen, was euch fehlt.

Philipp.

Ich hab ſchon einen Arzt.

Otto.

Das iſt ein Narr. Euer Beichtvater ſollt' euch am Gewiſſen aderlaſſen.

Philipp.

Pfalzgraf! beſinnt euch, mit wem ihr redet!

Otto.

Laßt euch ein paar Worte ins geheim ſagen!

Philipp.

Bleib, Truchſeß! es walten keine Geheimniſſe ob zwiſchen dem Pfalzgrafen und mir. Was er zu ſagen hat, mag er in deiner Gegenwart ſagen, und dabey nicht vergeſſen, mit wem er ſpricht.

Otto.

Kennt ihr mich denn noch? — So! die Majeſtät hat des Wittelsbachers vergeſſen. Ich bin ſo fremd, und mir iſt alles ſo fremd, als ob ich ein Pohle wär!

Philipp.

Warum ſezt ihr eure Reiſe nicht fort?

Otto.

Nach Pohlen geh' ich nicht; das kalte Land behagt meinem warmen Blute nicht. Wo ich jung ward, da will ich auch alt werden.

Philipp.

So gebt mir euren Brief zurück!

Otto.

Ha! euren Brief! O laßt mir ihn, den lieben Brief! ich bitte euch. Will in Bayern eine Kirch' bauen laſſen: da ſoll er am Altar hangen, vor Gottes Angeſicht, als ein Heiligthum. Laßt mir ihn!

Philipp.

Gebt ihn her! ich will's.

Otto.

Wollt's? da, da!

(hält ihn offen hin.)

Philipp.

Wer zerriß mein Siegel? das iſt argliſtig und hämiſch!

Otto.

Gott that's! Gott, Gott ſelbſt!

Philipp.

Träumer! gebt her! Eure Unbeſonnenheit iſt unerträglich!

Otto.

O Geduld, heilige Geduld! halte die Sehnen meines Herzens zuſammen, daß ſie die Wuth nicht zerreißt!

Philipp.

Pfalzgraf! vergeßt euch nicht!

Otto.

Wohl mir, wenn ich vergeſſen könnt', wer ich bin!

Philipp.

Gebt mir meinen Brief!

Otto.

Nein! nein! Was? ihr wollt mir den Lohn meines Blutes wiedernehmen? wer ſeyd ihr? Ihr gebt euch für einen Mann aus; ich bin einer! die Gerechtigkeit ſoll uns auf ihrer Wage prüfen. — Philipp! ſoll der beleidigte Fürſt oder der hintergangene Freund mit euch reden? Doch was iſt euch Freund! der Eigennutz lehrte euch dieſen Schall ausſprechen; euer Herz kannte das Weſen nie. Kein Wort von der Vergangenheit! Beſſer, nichts edles thun, als mit dem Gethanen prahlen. Wortbrüchiger Herzog! ich fodre keinen Dank von euch, hab nie Dank gefodert; aber Schande duld' ich nicht auf mir. Beweiſet mir einen Aufruhr, einen Zwiſt, den ich anſponn; einen Verrath, eine Untreue, ein Vergehen wider das Reich oder euch, beweiſet! — — beweiſet! ſag ich. — Nun, ſo ſchreibt mir dieſe drey Worte unter dieſen Brief: „Ich hab gelogen."

Philipp.

Wahnſinniger! ſo zu deinem Kaiſer!

Otto.

Fluch dem teutſchen Manne, der ſeinen Kaiſer nicht verehrt! aber meynt ihr, ihr trügt des großen Karls Schwert, um der Fürſten heilige Ehre zu kränken? meynt ihr, die Krone bedecke Schandthaten? haltet ihr den Reichsapfel für einen Talisman, der alle Menſchen für eure Thaten blind, ſtumm und lahm zaubert? — Philipp! ſchreibt, ſchreibt! widerruft dieſe Lüge! es iſt beſſer, als wenn ich euch vor dem Reich über eine ſo ſchändliche Sache verklagen muß.

Philipp.

Schweig, Raſender! Ich will ein Gericht beſtellen über den Mörder Wenzels und über den Schänder der Majeſtät! Das lezte Wort meiner Huld zu dir, iſt: Fliehe! nun nimm es mit meinem Zorn auf, Ausgearteter deines Stammes!

(geht mit dem Truchſeß in ein Nebengemach.)

Otto (ſchlägt ſich wüthend auf die Bruſt).

Herzog Philipp! — Was wollen die Hunde mit ihrem Gebell?

(er fährt mit dem Schwert um ſich, und ſtürzt in die Nebenthür.)

Heinrich von Andechs (kömmt aus dem Vorzimmer).

Bruder! Wo iſt er? Ich hörte ihn gewaltig ſchreyen! (geht an die Nebenthür.) Großer Gott! Mordgeſchrey! (Otto kömmt blaß, zitternd, fiaulos.) Bruder! Bruder!

Otto.

Kaiſer = = mörder — —

(zeigt ſein blutiges Schwert.)

Heinrich von Andechs.

O! fort! fort! fort!

(reißt ihn mit ſich.)

Truchſeß (innerhalb).

Hülf! Hülf! Mord!

(die Wächter ſtürzen herein, die Thür des Vorzimmers bleibt offen. Artenberg kömmt.)

Artenberg.

Eilt ihm nach! eilt! eilt!

Truchſeß.

Den Arzt! Hülfe! Hülfe!

Artenberg.

Will dem Braunſchweiger geſchwind den erſten Bothen ſenden! — Verfolgt den Mörder! Eilt! eilt! (geht ab.)

Kunegunde und Beatrix (zugleich).

O Gott! Gott! mein Vater!

(Das Zetergeſchrey nimmt zu. Alle drängen ſich in das Nebengemach.)

Ludwig Adolph Franz Joseph von Baczko,

ein liebenswürdiger, talentvoller Mann, der schwere körperliche Leiden nicht allein mit der Gelassenheit eines Weisen zu ertragen, sondern durch rastlose geistige Thätigkeit standhaft zu besiegen wußte, und dessen Andenken daher in Deutschland weit mehr verbreitet seyn sollte. Er ward am 8. Juni 1756 zu Lyk in Ostpreußen geboren und erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem Collegium Fridericianum zu Königsberg, das er seit seinem funfzehnten Jahre besuchte. Nachwirkungen bösartiger Blattern, welche seinen rechten Fuß gelähmt und seinen rechten Arm geschwächt hatten, so wie die beschränkten Vermögensumstände seines Vaters, eines preußischen Rittmeisters im activen Dienst, bereiteten dem jungen aufstrebenden Geist oft schwere, drückende Sorgen, die ihm jedoch sein Eifer für die Wissenschaft glücklich überwinden half. Da traf ihn in seinem 21. Jahre das Unglück, völlig und unheilbar zu erblinden, und ohne hinreichende Unterstützung sah er sich jetzt genöthigt, den schriftstellerischen Erwerb zum Hauptmittel seines Lebensunterhaltes zu machen. Er lebte nun eine Zeit lang als Privatmann, anfangs auf einem Gute in Ostpreußen, dann zu Königsberg in Preußen und erhielt endlich durch den preußischen Minister von Wöllner eine jährliche Unterstützung von 200 Rthlrn. Liebe zu seinem Vaterlande und Dankbarkeit trieb ihn jetzt an, den seit Jahren gehegten Gedanken einer Geschichte von Preußen zu verwirklichen. Seine Arbeit erschien und fand allgemeinen Beifall und lebhafte Anerkennung, welche ihm vielfache Früchte trug. Er verheirathete sich im Jahre 1792 und ward in glücklicher Ehe Vater mehrerer Kinder. 1799 ward er Professor der Geschichte an der Artillerieakademie zu Königsberg, verlor jedoch dieses Amt später wieder, als die Anstalt aufgelöst wurde. — Während des Befreiungskrieges zeigte er sich als ein warmer, wahrer, uneigennütziger Sohn seines Vaterlandes, der die glühendste Liebe zu demselben mit der anspruchlosesten Bescheidenheit verband. — Er sandte alle seine Söhne in den Kampf, scheute trotz seiner beschränkten Verhältnisse kein Opfer, das er dem Scherflein der Wittwe im Evangelio gleich darzubringen vermochte und lehnte jede öffentliche Anerkennung mit Entschiedenheit ab. — Als Alles wieder in das alte Gleis zurückkehrte, ward er Professor an der Brigadeschule und Mitglied der Militärprüfungsbehörde zu Königsberg. Er starb am 27. März 1823 daselbst. —

v. B. ist der Verf. folgender Schriften:

Romane.

Folgen einer akademischen Mädchenerziehung. Königsberg, 1786.
Die akademischen Freunde. 1788.
Abentheuer eines Maurers. 1788.
Leben und Leiden m. B. Jonathan Eiche. 1790.
Hans von Boysen. 2 Th. 1795.
Der Ehrentisch. 1795.
Leben und Abentheuer Wilh. Walters. 1795.
Witold. 1796. 2 Thle.
Das Kloster zu Vallombrosa. 2 Th. 1805.
Gerhard von Malberg. 1806.
Nachtviolen. Halle, 1811—14. 2 Thle.
Galeazzo Visconti. Halle, 1814.
Die Familie Eisenberg. Halle, 1814.
Legenden, Volkssagen u. s. w. Halle, 1815—18. 3 Bde.
Geschichte des Paolo Pennaloso. Leipzig, 1820.
Bodo und Laura. Halle, 1822.
Erzählungen. 2 Th. Halle, 1823.

Schauspiele.

Die Reue. Königsb. 1780.
Konrad Lezkau. 1791.
Operetten. 1794.
Die Mennoniten. 1809.

Poetische Versuche. 1824.

Wissenschaftliches.

Geschichte Preußens. 1792—1800. 6 Thle.
Handbuch der Geschichte u. s. w. Preußens. 1802—1803. 3 Thle.
Lehrbuch der Welt- und Menschengeschichte. 1803. 2 Thle.
Historische Unterhaltungen. 1812. 2. A. 1826.
Geschichte der Franz. Revolution. 1808. 2. A. 1812. 2. Thle. u. s. w.

Ueber mich selbst und meine Unglücksgefährten, die Blinden. Leipz. 1807.
Geschichte meines Lebens. (Von seinem Sohne herausgegeben.) Königsberg, 1824. 3 Thle.

Von Baczko's Romane zeichnen sich durch Wärme, Kraft, Reichthum der Phantasie und beredte lebendige Darstellung aus, so daß sie, besonders die historischen unter ihnen, großen Beifall fanden. Er ist in seinen übrigen poetischen Schriften nicht so glücklich, da es ihm doch eigentlich an jener tieferen Bildung fehlt, welche den Dichter als solchen vollendet. — Seinen historischen Schriften mangelt es nicht an Lebendigkeit und gutem Willen, aber man vermißt überall zu sehr gründliche Quellenforschung, höhere Kritik und die aus dieser entspringende geistvolle Auffassung und Verarbeitung der Begebenheiten. Bedenkt man jedoch, welche störenden Hindernisse sich dem freien, geistigen Wirken des vortrefflichen Mannes in den Weg stellten, und erwägt man, daß er mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die ein Anderer schon deßhalb nicht zu würdigen weiß, weil er sie gar nicht kennt, so muß aller Tadel verstummen, und selbst ein strenger Richter eingestehn, daß unter solchen Umständen Alles, was v. B. leistete, unbedingt auf lobende Anerkennung rechnen dürfe. — Wir theilen hier eine der gelungensten von v. B's kleineren Erzählungen mit.

Vgl. seine oben angeführte Autobiographie; ferner Nationalzeitung der Deutschen, 1823. Apr. Nro. 16. S. 254. — Neuer Nekrolog der Deutschen, I, 1. S. 338. —

Die vermauerte Pforte *).

Zum zehnten Mal, sagte Wilhelm von Dalbeck, indem er das Auge voll Thränen gen Himmel aufschlug, scheint die Frühlingssonne durch diese Gitterstäbe, und ich, hier auf ewig eingekerkert, bin lebendig todt, von aller Welt vergessen. Die Verfertigung dieser Kleinigkeiten, die man nur aus Mitleid, nicht aus Bedürfniß kauft, — wäre dies der Zweck meines Daseyns? und könnte dann der Allbarmherzige mich verdammen, wenn ich endlich ermüdet die Last von mir werfen sollte? Er wetzte, ohne dabei etwas Bestimmtes zu denken, das große Messer, welches er zu seinen Papparbeiten gebrauchte. Da schlug ein Finke auf dem Weidenbaume neben der Mauer, die seine Aussicht beschränkte. Der Himmel war so klar. Vater! rief er, wäre ich denn das einzige deiner Wesen, für welches die Schöpfung freudenlos ist? Er öffnete das Fenster, sanft umwehte ihn die Frühlingsluft. Da erwachte die Erinnerung, daß auch während der zehn Jahre, seit welchen er hier eingekerkert war, ihm nie ein Bedürfniß gefehlt hatte, und daß, so sehr sein Freund Rohde das Gegentheil behauptete, dies unmöglich die Frucht seiner Papparbeiten seyn könnte. Gute Menschen, sagte ihm eine innere Stimme, nehmen an deinem Schicksale Antheil, ein Gott, ein Vater, hat dein nicht vergessen. Er griff nach seiner Flöte, die Melodie des Kirchengesanges: Befiehl du deine Wege, entströmte seinen Lippen und wohlthätige Thränen schafften dem gepreßten Herzen Erleichterung. Da wurde die Thür aufgeschlossen, der Aufwärter brachte ihm sein Frühstück, und die Zeitung, die ihm Magister Rohde regelmäßig zusandte.

Wilhelm wäre ohne diesen ehrwürdigen Mann längst ein Opfer der Verzweiflung gewesen. Er war als hoffnungsvoller Knabe der einzige Trost seiner armen, frommen Mutter, die gerade, weil Wilhelm so gut, so fleißig war, manchen seiner Fehler,

*) Aus: Erzählungen von L. v. Baczko. Halle u. Leipzig, 1822.

hierunter seine leidenschaftliche Heftigkeit übersah, und der Beifall seiner Lehrer, der ihm unausgesetzt zu Theil ward, nährte den Stolz des feurigen Knaben. Er kam in eine militärische Bildungsanstalt, galt auch dort für den ersten unter seinen Mitschülern, wurde aus der Anstalt als Offizier entlassen, und die Mutter vergoß bei seinem Anblick Freudenthränen. Gott hatte ihre sehnlichsten Wünsche erfüllt, Wilhelm war auf dem Wege zu Beförderung und Glück; sie erlebte es nicht, die gute Mutter, wie alle diese schönen Pläne und Hoffnungen dahin welkten, denn nach wenigen Monaten weinte Wilhelm an ihrem Grabe. Er, der sich damals so einsam, so verlassen fühlte, dankte nach wenigen Jahren Gott dafür, daß seine Mutter nicht seinen Schmerz, seinen Jammer theilte.

Jetzt, nachdem er die Zeitung gelesen hatte, durchlief er noch die darin enthaltenen Bekanntmachungen, sein Auge fiel auf den Namen Zinkmar, es war die Anzeige vom Tode dieses Mannes, ein Schauder durchbebt ihn. Barmherziger! rief er, indem er die Hände faltete, vergieb ihm, der mich so unaussprechlich elend machte, und sende mir auch bald den Tod als Tröster zu! Ueberwältigt von seinen Gefühlen, hatte er eine Zeitlang schweigend und in sich gekehrt dagesessen, als ihn die Ankunft des Magisters Rohde erweckte. Ich bringe Ihnen, sagte der ehrwürdige Greis, eine angenehme Botschaft: Der Director unserer Anstalt hat es mir zugegeben, daß Ihre Thüre nicht mehr verschlossen seyn darf. Sie sind jetzt bei Ihren Spaziergängen nicht mehr auf eine Stunde beschränkt, können mich, so oft Sie wollen, besuchen, ich darf Sie jetzt bei den Meinen, die schon lange Ihre Bekanntschaft wünschten, einführen, und daher bitte ich Sie, schlagen Sie mir nicht ab, heute mein Gast zu seyn. Dalbeck machte Einwendungen; allein Rohde ließ nicht ab, auf seinem Antrage zu bestehen, und holte ihn zur Mittagszeit zu sich. Der Tisch war in einer Laube des Gärtchens gedeckt, welches hinter der Wohnung des guten Rohde lag, der als Diener der Religion, als edler Mann und Menschenkenner, auch schon manchen Unglücklichen in dieser Anstalt, durch Zuspruch, Trost und Beruhigung des empörten Gewissens mit sich und der Welt versöhnt und so der Menschheit wieder zurückgegeben hatte. Daher, als Dalbeck in dies Irrenhaus gebracht und dem Director als ein Wahnsinniger angezeigt wurde, der periodisch von der heftigsten Wuth überfallen und hierdurch äußerst gefährlich würde, so hatte Rohde den jungen Mann, für den sein Aeußeres so vortheilhaft sprach, dem nur, wenn kein anderer im Garten zugegen war, von zwei Aufwärtern begleitet, in einer bestimmten Stunde ein Spaziergang gestattet wurde, zuerst aus der Ferne betrachtet, und da er durchaus nichts Wildes, nichts Wüthendes bemerkte, sich ihm freundlich genähert.

Genauere Bekanntschaft erzeugte höhere Theilnahme und bald erhielt Rohde den Brief eines Ungenannten, der ihn sich des jungen Dalbecks, dieses Opfers der schändlichsten Ränke, anzunehmen bat, ihm hierzu eine nicht unbeträchtliche Summe sandte und jährlich damit fortfuhr. Der Unglückliche hatte wenige Bedürfnisse, diese wurden reichlich befriedigt, wie Rohde, um ihn zu schonen, jederzeit behauptete, einzig von dem Ertrage ausgezeichnet schöner Papparbeiten, mit deren Verfertigung, wie mit Lectüre und Musik, sich Dalbeck einzig beschäftigte. Er fand jetzt in der Laube die Gattin seines Freundes, an welcher, ungeachtet des herangerückten Alters, noch alle Spuren vormals ausgezeichneter Schönheit sichtbar waren, und es war ihm, als ob er diese Frau schon gesehen, oder gekannt hätte. Allein da sie und ihre beiden erwachsenen Töchter ihn als einen neuen Bekannten bewillkommten, und die Aussprache der Mutter eine Ausländerin verrieth, überzeugte er sich bald, durch seine lebhafte Einbildungskraft getäuscht zu seyn.

Schonend wurden die Schicksale des neuen Bekannten von keinem der Anwesenden berührt, er selbst aber hatte das Herz so voll von dem Tode Zinkmars, daß er sich nicht der Aeußerung erwehren konnte, jetzt, wenn nicht alle seine ehemaligen Freunde im Grabe ruhten, seine Befreiung hoffen zu können. Aber, fügte er traurig hinzu, welche Laufbahn könnte ich alsdann noch wählen? ich ein Mann ohne Vermögen, den wahrscheinlich Jeder wie einen Wahnsinnigen flieht! Die Frauenzimmer hatten sich bereits entfernt, als Dalbeck sich diese Aeußerung gegen seinen väterlichen Freund gestattete. Auch dafür, antwortete dieser, hat Gott gesorgt, denn, warum sollte ich es Ihnen in diesem Augenblicke verheimlichen? schon ist der Befehl angelangt, Ihren Gesundheitszustand noch einer ärztlichen Prüfung zu unterwerfen, und wenn, wie ich überzeugt bin, der Bericht ganz zu Ihrem Vortheil ausfällt, so ist auch die günstige Wendung Ihres Geschicks nicht zu bezweifeln. Ein Strahl von Freude schien bei dem Unglücklichen zu erwachen, der aber doch bald wieder düsterm Trübsinne Raum gab. Getrost! fuhr Rohde fort, der bisher Ihr Schicksal so väterlich leitete, hat auch ferner gesorgt. Er erzählte ihm jetzt, was ein Ungenannter für ihn gethan hatte, und daß er den Ueberschuß des ihm gesandten Geldes zinsbar angelegt, und so in den zehn Jahren über 1500 Thaler für ihn gesammelt hätte. Ihre Kenntnisse in der Mathematik, Ihr herrliches Planzeichnen, fügte er hinzu, müssen Sie empfehlen, und Ihre Anstellung im Baufache, wobei Sie die erforderlichen Kosten zu bestreiten im Stande sind, kann Ihnen folglich nicht entgehen.

Auf Dalbecks Bitte holte Rohde die Briefe des Ungenannten, die ihnen völlig unbekannten Züge verriethen die Hand eines Kaufmanns. O! rief Dalbeck, der Bankier Hilgert, der Freund meines Vaters, ist im Grabe; nur Dörfer, vielleicht Mathilde. — Er versank in tiefes Nachsinnen. Sey es, wer da wolle, antwortete Rohde, es war ein guter Mensch, der Sie seiner Liebe, seiner Achtung, werth fand und mein Vertrauen auf die Vorsehung, die mich so wunderbar durchs Leben leitete, und mir so unerwartet meine Mariane, mein höchstes Glück zuführte, o dieses Vertrauen sagt mir auch, daß für Sie noch Glück und Freude blühe.

Jetzt äußerte Dalbeck, wie er vorhin geglaubt hätte, in Marianens Zügen eine alte Bekannte zu entdecken. Schwerlich, sagte Rohde, haben Sie meine Frau jemals früher erblickt; aber gern erzähle ich, wie uns Gott zusammenführte und jetzt geschieht es noch voll der Hoffnung, Ihr Vertrauen auf den zu erhöhen, der unser Schicksal mit hoher Weisheit lenkt.

Ich war Feldprediger, als die Armee des Prinzen Heinrich am 15. Oktober 1762 durch feindliche Uebermacht Freiberg zu verlassen gezwungen wurde. Wir bezogen enge Quartiere, so daß selbst die sterbenskranke Bewohnerin des Witwenhauses nicht verschont blieb, ob man gleich aus einiger Rücksicht mich, den Feldprediger, zu ihr hinwies. Ich trat in das kleine Stübchen, wo meine Mariane am Lager der bleichen Mutter saß, welches diese schon seit einigen Monaten nicht mehr verlassen hatte. Mariane hörte noch die Erzählung ihres Mannes, als sie diesen Augenblick mit dem Kaffee in die Laube trat. Fahre fort, sagte sie, indem sie mit himmlischem Lächeln auf ihren Gatten blickte, nie kann ich jener glücklichen Tage, worin sich unsre Herzen fanden, oft genug gedenken. Nun, sagte Rohde, indem er die kleine Liebkosung seiner Gattin freundlich erwiederte; schon der erste Anblick der schönen Jungfrau wirkte auf mich, ich fühlte ihre Verlegenheit und suchte sie nach Möglichkeit zu vermindern. O, laß mich jetzt erzählen! rief Mariane. Nicht allein, daß mein guter Mann darauf drang, ihm blos eine unbedeutende Kammer einzuräumen, worin noch ein Theil unseres Hausrathes stand, nicht genug, daß er die Kranke tröstete, ihr Muth und Hoffnung einsprach; er bemerkte unsere Armuth, sah, daß wir in der völlig ausgezehrten Gegend drückenden Mangel litten, sorgte für die Erquickung der Kranken und ließ uns am folgenden Morgen einige Lebensmittel zurück. Wir schieden von ihm mit dankbarer Rührung. O, sagte meine Mutter, indeß eine Thräne in ihr Auge trat, so ein Mann wäre auch dein Bruder geworden, aber den werde ich nie wiedersehen, nie die segnende Hand sterbend auf ihn legen. Ich hatte Mühe, die arme Kranke zu beruhigen; indeß währte das Gerümmel des Krieges um uns fort, die Preußen drangen wieder vor, wir hörten von fern den Donner der Kanonen, als Heinrich am 29. Oktober seinen herrlichen Sieg erkämpfte; und wenn gleich an alle Schrecknisse des Kriegs gewöhnt, so waren wir doch voll der bangsten Erwartung, so lange der Kampf noch unentschieden war. Ich mußte meiner Mutter aus einem Erbauungsbuche vorlesen; denn wo hätten wir anders Trost suchen sollen, als beim Himmel? Da hörten wir die Ankunft von Reitern, es wurde lebhaft an die verriegelte Thüre geklopft, wir sahen einander bestürzt an; aber wie schnell schwand jede Furcht, da ich die bekannte Stimme meines jetzigen Mannes hörte, der hinter seinem Regimente zog; er erschien als ein hülfreicher Engel, versorgte uns aufs Neue und blieb bei uns, bis die Schlacht völlig entschieden war. Aber in diesen wenigen Tagen hatte sich die Lage meiner Mutter sehr verändert, nur mit schwacher Stimme vermochte sie ihm noch ihren Dank zu stammeln, ihre Züge verklärten sich, als er sie auf die Freuden der Ewigkeit hinwies; ich kniete vor ihrem Sterbelager nieder, denn ich sah, die Stunde des Scheidens war gekommen. Gott segne dich! er lohne deine kindliche Treue, sagte sie mit schwacher Stimme; mein guter Mann weinte mit mir. Mutter! sagte er, wenn Marianen mein kleines Amt und ein treues Herz genügen, das sie liebt und ehrt, dann segnen Sie auch mich, Ihren Sohn. Ein sanftes Lächeln umschwebte den Mund der Sterbenden, willig bot ich ihr meine Hand, die sie, indeß mein guter Mann neben mir niederkniete, in die seine legte. Ihre letzten Worte, mehr noch ihr zum Himmel gerichteter Blick, sprachen ihren Segen über uns, und nach wenigen Augenblicken hatte sie der Todesengel in die Wohnung des ewigen Friedens abgerufen. Nach einigen Wochen ward ich die Seine, und es sind uns nun bald dreißig Jahre dahin geschwunden, als wären es eben so viel schöne Frühlingstage.

Die herzliche Anhänglichkeit der beiden Eheleute wirkte wohlthätig auf Dalbeck. Sie sind aus der Gegend von Freiberg? Wäre es möglich, daß Ihre Züge mich nicht täuschten? Wäre es möglich, daß der erste Lehrer meiner Jugend, der Mann, der zuerst bei mir den Sinn für alles Schöne und Gute weckte, Ferdinand Hobald — Ferdinand Hobald! o das ist mein Bruder! Wo lebt mein Ferdinand? oder — er hat, antwortete Dalbeck seufzend, die Ruhe im Grabe gefunden. Mariane weihte

dem Andenken des Entſchlummerten, den ſie ſchon wieder gefunden zu haben hoffte, ihre Thränen, auch Dalbecks Auge ward feucht. Erzählen Sie, ſagte Mariane, was Sie von dem Verewigten wiſſen. Ich kann nicht, ſagte Dalbeck, indeß die höchſte Glut ſeine bleiche Wange färbte. Warum nicht? rief Mariane; Ferdinand war fromm und gut, es möge ihn auch betroffen haben, was da wolle, er konnte nur unglücklich, ſchlecht konnte er nie ſeyn. O er war gut und edel, unausſprechlich gut, ſagte Dalbeck, indem er ihre Hand in ſeine drückte; ſein Schickſal iſt mit dem meinen genau verwebt, aber er wurde unglücklich. Ich bin, antwortete Mariane, auf alles gefaßt, wenn gleich für den einzigen theuern Bruder mein Herz noch die innigſte Liebe hegt, die ſeine, mehr als dreißigjährige Entfernung nicht geſchwächt hat. Ich bitte Sie flehentlich, und wäre es auch das Schrecklichſte, machen Sie mich mit ſeinem Schickſale bekannt.

Mein Vater, erzählte nun Dalbeck, war in einer der angeſehenſten preußiſchen Feſtungen Ingenieur des Orts; er hatte ſich während des ſiebenjährigen Krieges verheirathet, und beſtimmte, da ich als ſechsjähriger Knabe den erſten Unterricht bedurfte, Hobald, den Flügelmann des Regiments, zu meinem Lehrer. Dieſer, vormals ein Candidat der Gottesgelahrtheit, war, als er aus Leipzig ſeine Eltern beſuchen wollte, aufgefangen und zu Kriegsdienſten gezwungen worden; er wurde noch jetzt, da man ihn wegen ſeiner Größe und ſeines vorzüglichen Aeußern ſchätzte und für klug genug hielt, um die erſte vortheilhafte Gelegenheit zur Flucht zu benutzen, mit doppelter Strenge beobachtet. Nicht ohne Mühe erhielt mein Vater von dem Compagniechef die Erlaubniß, daß Hobald meinem Unterrichte täglich ein Paar Stunden weihen konnte. Sein Beifall machte, daß ſein Unterricht ſich mehrte, und da Hobald hierdurch einen einträglichen Erwerb hatte, ſo bewilligte ihm auch endlich, auf Verwendung meines Vaters, ſein Wirth, der Maler Braun, die Hand ſeiner ſanften, nicht ungebildeten Tochter. Er ward Vater, und da man ihn durch ſeine Verhältniſſe gefeſſelt hielt, geſtattete man ihm mehr Freiheit, und ſein Erwerb durch vermehrten Unterricht brachte ihm einigen Wohlſtand. Da ſtarb ſein Schwiegervater. Bei deſſen vielen Kindern bekam ein jedes nur ein Paar hundert Thaler, die Hobald ſogleich für ſeinen Abſchied anbot; allein Oberſt Zinkmar wies ihn mit Härte zurück und erklärte, da er jetzt etwas zuzuſetzen habe, nicht mehr zu ſchulmeiſtern brauche, ihn zum Unteroffizier und nach einigen Jahren zum Feldwebel machen zu wollen. Vergeblich bat er, ihn zu verſchonen; er ward Unteroffizier und mußte bei den vielen Geſchäften, die man ihm jetzt übertrug, allen Unterricht aufgeben, mit Ausnahme deſſen, den er mir ertheilte, welches ihm noch aus Rückſicht auf meinen Vater geſtattet wurde. Hobald wurde Vater mehrerer Kinder, und bei dem Mangel an Erwerb wurde bald ſeine Lage drückend, wenn gleich mein Vater, der ſelbſt kein Vermögen beſaß, ihn nach Möglichkeit zu unterſtützen verſuchte. Der ſanfte, fromme Mann wurde ſchwermüthig; doch hinderte ihn dies nicht, alles Mögliche zu meiner Bildung aufzubieten.

Um dieſe Zeit machte ſich der Sous-Brigadier Guichot von der Tabacksferme im ganzen Orte furchtbar. Er war kürzlich aus Frankreich angelangt, ſtand unter dem Schutze ſeines Onkels, eines der wichtigſten Männer bei der Regie, und hoffte bald durch häufige Beſchläge ſein Glück zu gründen. Einige Soldaten, bei denen er Contrebande entdeckte, wurden mit Spießruthen beſtraft; überall äußerte ſich der Unwille gegen ihn, und bei einer ſolchen Veranlaſſung hatte einſt Hobald in Gegenwart Mehrer geſagt: mich wundert, daß man den Schurken, der überall umherſchleicht, nicht todt ſchlägt oder erſäuft. Nach wenigen Tagen erhielt er die Wache neben einer Pforte, welche durch die Feſtungsmauer unfern dem Hauſe des Commandanten, nach dem Fluſſe führte, die des Nachts verſchloſſen und deren Schlüſſel dem Commandanten übergeben wurde. Da kam Guichot mit einem ſchriftlichen Befehl des Commandanten, der ihm den Schlüſſel anvertraut hatte, ihn während der Nacht ungehindert durch die Pforte aus- und eingehen zu laſſen, und die Wache wurde, wenn er ſie zu Hülfe rufen ſollte, ihn zu unterſtützen angewieſen. Guichot ging nun mit einem ſeiner Gefährten durch die Pforte, welche er hinter ſich zuſchloß. Hobald aber blieb während der Sommernacht auf der Bank neben der Thür der Wache, als die Pforte aufgeſchloſſen wurde, und ihn den Schlummernden, ein Geſchrei nach Hülfe erweckte. Er wollte hinzueilen; einige Leute mit Päcken auf dem Rücken ſtürzten in die Stadt und rannten eilig davon. Hobald hätte Lärm machen, ſie als verdächtig verhaften ſollen; allein der Gedanke, daß dieß Soldaten ſeyn könnten, die alsdann auch durch Spießruthen zerfleiſcht würden, hielt ihn zurück, um ſo mehr, da Niemand weiter nach Hülfe rief. Er ſah die Pforte offen, den Schlüſſel darin ſtecken, zog ihn aus und ſchloß ſie zu. Am Morgen kämpfte er mit ſich ſelbſt: ſollte er die Begebenheit anzeigen? Unannehmlichkeiten, daß er die, welche zur Pforte herein gekommen waren, nicht verhaftet, waren alsdann gewiß. Der Soldat, der vor dem Gewehr ſtand, hatte während der Zeit, da dieſes vorfiel, im Schilderhauſe geſtanden und daher, wie Hobald glaubte, weder die offene Pforte, noch daß er ſie verſchloſſen hatte, bemerkt. Der Schlüſſel, welchen er in Händen hatte, war ganz neu, von dem alten, verroſteten, den Guichot erhalten hatte, völlig verſchieden. Er hoffte jeden Augenblick, daß dieſer erſcheinen würde und wollte alsdann ſeinen Entſchluß faſſen. Da aber verſchiedene nach der Pforte kamen, um Waſſer zu holen, hierunter ſelbſt die Leute des Commandanten, ſo mußte er ſie mit der Aeußerung abfertigen, daß Guichot, der den Schlüſſel erhalten hätte, noch nicht zurückgekehrt wäre. Seine Angſt ſtieg mit jeder Minute; da kam der Adjutant des Commandanten und ein Auditeur, Hobald wurde durch einen andern Unteroffizier abgelöſt, verhaftet und verhört. Man hatte in ſeinem Hauſe ſchon eine Nachſuchung angeſtellt, ein Paar Pfund Taback und einige Pfund Kaffee, die damals auch rechtliche Leute ohne Bedenken von den Contrebandiers kauften, gefunden. Man fragte ihn: von wem er dies gekauft hätte? er wurde verlegen und wußte es nicht anzugeben. Man fragte ferner: ob er nicht in der Nacht ein Geſchrei nach Hülfe gehört hätte, und warum er nicht herbeigeeilt wäre? Er geſtand, dies gehört zu haben; allein es hätte auch augenblicklich nachgelaſſen. Der Soldat, welcher vor dem Gewehr geſtanden hatte, wurde herbeigerufen, der in Betreff des Geſchreis nach Hülfe Hobalds Ausſage beſtätigte, aber nun auch treuherzig erzählte, wie die Pforte wäre aufgeſchloſſen worden, einige Leute hindurch gelaufen wären und Hobald nun die Pforte verſchloſſen habe. Dieſer ward leichenblaß. Dies erzeugte Argwohn, ſeine Taſchen wurden unterſucht, der Schlüſſel gefunden. So erſchien er nun als überwieſener Verbrecher, mit den Contrebandiers im Bunde, und wegen ſeiner früheren unvorſichtigen Aeußerung ſelbſt als Theilnehmer an Guichots Ermordung, wenigſtens als Rathgeber dazu.

Denn Guichot und ſein Gefährte waren von den Contrebandiers in den Fluß geſtürzt worden; er war ertrunken, ſein Gefährte aber hatte ſich durch Schwimmen gerettet, die Sache angezeigt und die Unterſuchung veranlaßt. Daß von den Soldaten Contrebande in die Stadt gebracht wurde, nicht aber der Weg, auf welchem es geſchah, war bekannt. Jetzt verſicherte der Gerettete, er habe ſie durch die Pforte in die Stadt laufen ſehen. Daß Hobald die Nacht über allein vor der Wache geſeſſen, und hierdurch faſt bewieſen habe, auf dieſelben zu warten, daß er ſie nicht aufgehalten, davon keine Anzeige gemacht hätte, ſchien, vorzüglich bei ſeinem Benehmen in Betreff des Schlüſſels, und da man ſeine zerrütteten Umſtände kannte, eine Verbindung mit ihnen nicht unwahrſcheinlich zu machen. Es wurde alles aufgeboten, die Thäter auszumitteln, endlich wurden einige Pfund Taback bei einem Soldaten entdeckt, der durch Härte zu dem Geſtändniß gezwungen wurde, daß ihn und ſeine Cameraden, die aber indeß Gelegenheit zur Deſertion fanden, ein ihnen bekannter Unteroffizier, den er aber ſelbſt nicht genauer zu bezeichnen wußte, wenn er die Wache gehabt, mit Hülfe eines Nachſchlüſſels durch die Pforte gelaſſen hätte. Mein Vater erſchrak nicht wenig bei dieſer Nachricht, er eilte auf die Wache, Hobald betheuerte aufs Heiligſte ſeine Unſchuld. Mein Vater eilte zum Oberſten, der wüthend darüber war, den ſchönſten Mann ſeiner Compagnie durch lange Feſtungsſtrafe zu verlieren. Beide geriethen in Wortwechſel, mein Vater wurde heftig, der Oberſte forderte ihn. Mein Vater blieb unverwundet; allein dem Oberſten wurde der linke Arm durch die Kugel meines Vaters zerſchmettert. Hobald wurde jetzt der Gegenſtand ſeiner Rache und Lieutenant Zinkmar, ein würdiger Sohn ſeines Vaters, das Werkzeug. Der entdeckte Contrebandier wurde ſo lange gemißhandelt, bis er den Unteroffizier Hobald als Theilnehmer nannte, und nun traf dieſen das Loos. Durch Mißhandlungen ermüdet, geſtand er ein, was man von ihm forderte. Beim Tode Guichots konnte er nicht Hand angelegt, wohl aber dazu gerathen haben; er gab es zu. Dalbeck vermochte nicht weiter zu erzählen. O mein armer Bruder! rief Mariane, er verlor gewiß ſein Leben auf eine ſchimpfliche Weiſe. Nein, ſagte Dalbeck, indem er ſeine Thränen trocknete; die allgemeine Theilnahme brachte es dennoch dahin, daß er erſchoſſen wurde, und innerhalb der Baſtion, wo er ſank, ſorgte mein Vater für ſein Grab. Von dem Feldprediger, meinem Freunde, erfuhr ich in der Folge, daß Hobald am Abende vor ſeinem Tode ihn noch darauf aufmerkſam gemacht hätte, daß ein bei der Compagnie ſtehender Unteroffizier commandirt, ein anderer plötzlich erkrankt und hierdurch die Tour beim Aufziehn auf die Wache wichtig verändert worden wäre; die Contrebandiers aber wahrſcheinlich hiermit unbekannt ſtatt ſeiner ihren Verbündeten dort anzutreffen gehofft hätten; bat ihn aber, dies nicht weiter rege zu machen, weil er doch nun ſchon nach dem, was er eingeſtanden hätte, ſeinem Schickſale nicht entgehen könne, und keinen ſeiner Cameraden unglücklich machen wolle. Und wo blieben die Seinen? forſchte Mariane. Mein Vater, antwortete Dalbeck, ſtarb wenige Monate ſpäter; ich kam in eine militairiſche Erziehungsanſtalt, und als ich daraus entlaſſen wurde, durch mein unglückliches Schickſal als Offizier in das Regiment des General von Zinkmar.

O mein unglücklicher Freund! rief Rohde. Noch war mein Schickſal erträglich, fuhr Dalbeck fort, ſo lange der ehrwürdige

General von Woinitz lebte. Dieſer war als Commandant der Freund meines Vaters. O die verfluchte Pforte! ſagte Woinitz einſt zu dieſem, ſie hat ſchon ſo manchen elend gemacht, an ihr klebt ſchon ſo vieles Menſchenblut! Sie iſt, antwortete jener, blos zu Ihrer Bequemlichkeit, um das Waſſerholen auf ein Paar hundert Schritte zu erleichtern. Wäre dies nicht, ſo würde ich, da ſie den Feſtungswerken nachtheilig iſt, ſchon längſt auf ihre Vermauerung angetragen haben. Wenn das wäre, meinte Woinitz, müßte ſie noch heute vermauert werden, damit durch ſie kein ehrlicher Mann Gelegenheit und Verſuchung zum Böſen erhalten könnte.

Da nun zugleich hierdurch die Wache abging, der Dienſt erleichtert wurde, ſo erfüllte mein Vater ſchon nach wenigen Tagen dieſen Auftrag. Zinkmar, der ſeit jenem unglücklichen Zweikampfe alles, was durch meinen Vater geſchah, als unnütz oder lächerlich darzuſtellen ſuchte, ſpottete auch, als er geneſen war, über die vermauerte Pforte gegen Woinitz, und ſuchte ihn zur Wiedereröffnung zu beſtimmen. Nein, ſagte der fromme Greis, ich würde mir ein Gewiſſen daraus machen. Nun, ſagte Zinkmar lächelnd, ſo wird es doch gewiß Ihr Nachfolger thun! Das ſoll er bleiben laſſen! antwortete Woinitz entrüſtet. Und wodurch wollen Sie es hindern? O! rief Woinitz, der keinen Widerſpruch ertragen konnte, einen Fluch will ich darauf ſetzen: wer nicht auf das viele Leiden achtet, welches durch dieſe Pforte veranlaßt wurde, und ſie wieder öffnet, dem ſoll es nimmer gut gehen, hier zeitlich und dort ewiglich! Zinkmar wollte den Greis nicht reizen, er ſchwieg. Aber, fragte er nach ein Paar Minuten, glauben Sie denn, daß ein ſolcher Fluch Wirkung hat? Ich meine, fuhr der entrüſtete Alte fort, Gott wird den nicht ungeſtraft laſſen, der die gutgemeinte Abſicht eines Greiſes, der bald vor ſeinem Richterſtuhle ſteht, leichtſinnig verachtet.

So blieb die Sache auf ſich beruhen, bis ich wieder zurückkehrte, und Zinkmar, was irgend in ſeinen Kräften ſtand, zu meiner Kränkung aufbot. Aber noch war mein jugendlicher Frohſinn ungebeugt, noch lebten manche Freunde meines Vaters und vor allen war Woinitz mein Beſchützer. Der ehrwürdige Greis erkrankte; ich hörte, daß er ſchwächer würde, und hielt es um ſo mehr zur Pflicht, mich täglich nach ihm zu erkundigen. Ich ſprach eben mit ſeiner Gemahlin, welche mir mit Thränen ſagte, daß der Kranke zuweilen zu phantaſieren anfange. Er hatte den General Zinkmar zu ſprechen gewünſcht, dieſer trat eben ins Zimmer, er nannte bei der lauten Erwiderung meines Gruſſes meinen Namen. Iſt, fragte, der Kranke, als er die Thür ſeines Zimmers öffnen hörte, Dalbeck hier? Zinkmar bejahte dies. Laßt ihn hereinkommen! rief der Kranke. Tief gerührt nahte ich mich dem ſterbenden Greiſe. Mein Sohn! ſagte er, indem er mir freundlich die Hand reichte, Du weißt, ich habe einen Fluch darauf geſetzt, daß die, auf den Rath deines Vaters vermauerte Pforte nicht wieder geöffnet werde; gieb mir die Hand darauf, daß Du, wenn ich todt bin, ſogleich wenn mein Nachfolger hier eintrifft, zu ihm gehen und ihm ſagen willſt: er ſolle die Pforte nicht öffnen, meinen Fluch nicht auf ſich laden; gieb mir die Hand darauf, dies treulich auszurichten! Ich reichte dem Sterbenden die Hand. Du kannſt nun gehen, ſagte er, Gott ſegne Dich, mein Sohn! Ich freute mich, das Zimmer verlaſſen zu können; denn ich ſah, daß Zinkmar ſein Geſicht zum höhniſchen Lächeln verzog. Am folgenden Morgen war mein ehrwürdiger Beſchützer nicht mehr und Zinkmar wurde ſein Nachfolger. Bald wurden nun meine Leiden grenzenlos. Alles wurde mir zum Verſehen ausgedeutet, durch die härteſten, mir öffentlich ertheilten Verweiſe, durch häufigen Arreſt wurde mein Ehrgefühl unaufhörlich gekränkt.

Gleich den Tag, nach dem Zinkmar die Commandantenwohnung bezogen hatte, rief er mich auf der Parade und befahl mir, daß ich die Grenadierzimmerleute nehmen und die vermauerte Waſſerpforte aufbrechen laſſen ſollte. Der verſtorbene General von Woinitz, fing ich an, gab mir auf dem Sterbebette — Herr! keine Einwendungen, antwortete Zinkmar, Sie vollziehen augenblicklich meinen Befehl! Keiner meiner Kameraden wollte mir das Geſchäft abnehmen, denn alle ſcheuten den bösartigen Mann, und ſo mit gebrochenem Herzen mußte ich gehorchen.

Zu meinem größten Unglücke war kurz zuvor meine gute Mutter geſtorben; ſie hatte zwar kein anderes Einkommen, als ihr doch immer nicht ganz unbeträchtliches Witwengehalt, allein ich wohnte mit ihr zuſammen, aß an ihrem Tiſche, verlor daher ſchon in ökonomiſcher Hinſicht; unerſetzlich aber war für mich der Verluſt einer Tröſterin, einer Freundin, die meine Fehler, meine Schwächen kannte, meine heftigen Leidenſchaften zügelte, mich oft wieder zu Geduld und Ruhe leitete. Jetzt war ich mir allein überlaſſen; rückſichtslos wurden daher meine leidenſchaftlichen Aeußerungen über Zinkmar, um ſo mehr, da die Aufbrechung der Pforte eine Zeitlang Stadtgeſpräch ward. Denn nach Eröffnung derſelben wurde auch wieder die benachbarte Wache beſetzt, und ſey es nun, daß Aberglaube, oder auch der Unwille über die neue Beſchwerde im Dienſt dazu die Veranlaſſung gab, durch die Schildwachen, welche um Mitternacht vor dem Gewehr ſtanden, wurde das Gerücht verbreitet, daß ſie oft ein klägliches Winſeln, oft wieder ein wüthendes Heulen und Toben an der Pforte gehört hätten. Ich, der ich meine Zeit den Wiſſenſchaften, die Erholungsſtunden meiner Mutter und dem Umgange mit wenigen gebildeten Freunden weihte, an wenig rauſchenden, gar keinen rohen Vergnügungen Antheil nahm, galt für einen halben Sonderling, und hatte als ſolcher auch meine Gegner, die vielleicht auch, um ſich die Gunſt des neuen Commandanten zu erwerben, den Argwohn rege machten, daß ich vielleicht die Rolle des Geſpenſtes übernommen haben könnte. Zinkmar kam einige Nächte hindurch zwiſchen zwölf und ein Uhr nach der Pforte geritten, verweilte dort eine Zeit, ſah und hörte nichts, und äußerte nun mit manchem hämiſchen Seitenblick auf mich, daß er mit Hülfe ſeiner doppelläufigen geladenen Piſtolen ſich jetzt als ein vorzüglicher Geiſterbanner bewährt hätte. Dieſe Aeußerung wurde bald mit mir nachtheiligen Zuſätzen verbreitet, meine Wuth hierdurch noch erhöht. In vielen, vielleicht ganz unſchuldigen Aeußerungen meiner Kameraden ahnete ich ſogleich Anſpielung, die ich nur durch Blut ſühnen zu können glaubte. Hierdurch entſprangen häufige Zweikämpfe, in allen war ich glücklich; aber nun auch als ein wüthender Händelmacher, als Störer aller geſelligen Freuden verſchrien. Daher zog ſich beinahe ein Jeder von meinem Umgange zurück.

So ſtand ich einſam da, und ſuchte noch einigen Troſt im Schoße der Natur; aber Zinkmar erhielt vielleicht von meinen entfernten Spatziergängen Nachricht, ließ Lärm ſchlagen, ich fehlte, wurde mit Arreſt beſtraft und erhielt die Weiſung, mich nie, ohne mich vorher gemeldet zu haben, aus der Feſtung zu entfernen. Oft dachte ich daran, meinen Abſchied zu nehmen; allein die Verpflichtung, nicht in fremde Kriegsdienſte zu treten, war damit verbunden; als Invalider konnte ich keine Anſtellung fordern und bei dem Mangel alles Vermögens mich nicht für eine Wiſſenſchaft bilden, um durch dieſe mein Brod zu haben. Ich ſank in tiefe Schwermuth, mein Zuſtand grenzte an Verzweiflung, die ſelbſt in meinem abgezehrten wilden Aeußern ſich zeigte. Oft lief ich in ſchlafloſen Nächten durch die Straßen, auch wohl auf dem Walle umher, und ſuchte vergeblich mein erhitztes Blut abzukühlen. Jene Stelle, wo Hobald den Tod gefunden hatte, und ſeine Aſche ruhte, wurde bald mein Lieblingsplätzchen, denn auch ſein Schickſal überzeugte mich, es müſſe eine ewige Vergeltung ſeyn. Bald kam noch ein anderer Grund hinzu. Man überſah von hier den in der Vorſtadt liegenden herrlichen Garten des Bankiers Hilgert, dieſes Freundes meines Vaters. Hier hatte ich mit dem, nachher auf ſeinen Reiſen in England verſtorbenen Sohne Hilgerts die fröhlichſten Stunden in meinen Knabenjahren hingebracht. Mit Wehmuth dachte ich an die Vergangenheit, an alle die lieben Todten, und die Hoffnung, bald mit ihnen vereint zu ſeyn, gewährte mir Troſt. Mein Zuſtand milderte ſelbſt den Haß meiner Gegner, ich ſchien ihnen tiefer gebeugt, als ſie es bei meiner leidenſchaftlichen Heftigkeit erwartet hatten. Doch mein nächtliches Herumwanken, mein Tiefſinn, meine Zerſtreuung gaben auch wieder Stoff zu dem Gerüchte, daß mein Zuſtand an Geiſteszerrüttung grenze.

An einem ſchönen Sommerabende ſah ich nach dem Garten, da erblickte mein ſcharfes Auge den Gärtner. Es war noch der nämliche, der vor funfzehn Jahren dem Knaben ſo manche kleine Freude gewährt hatte; außer ihm war Niemand im Garten. Von einem unwiderſtehlichen Zuge, noch einmal meine Lieblingsplätze zu ſehen, fortgeriſſen, eilte ich dahin; ich wurde freundlich von dem Gärtner empfangen, der mich überall umherführte. Ich fragte, was für ein neues Gebäude ſich dort in dem kleinen Luſtwäldchen erhoben hätte, wo der verſtorbene Franz als Knabe ein eigenes kleines Gärtchen beſaß, bei deſſen Bearbeitung ich ihm damals ſo oft zur Hand ging? Wir eilten dahin, auf ſechs korinthiſchen Säulen erhob ſich eine kleine Rotunde, in ihr ein Denkmal auf meinen ſo früh verblühten Jugendfreund. Ich umfaßte die Urne, meine Thränen floſſen darauf herab, meine Innigkeit rührte den Greis, er lud mich ein, doch recht oft wieder zu kommen, und ich nahm dies gern unter der Bedingung an, daß er mich, wenn Jemand im Garten wäre, ſogleich warnen ſollte. Es war mir hier ſo wohl, an mancher Stelle hatte ich hier mit meinen Eltern, an mancher mit meinem Jugendfreunde verweilt; ich glaubte hier den theuern Abgeſchiedenen näher zu ſeyn. Ich ſaß hier einſt am Fuße des Monuments und las Youngs Nachtgedanken, jetzt, weil ſie meiner Schwermuth Nahrung gaben, mein Lieblingsbuch, als unerwartet Hilgert erſchien. Er, den ich ſonſt als einen blühenden, kräftigen Mann kannte, nahte ſich ſchwankend, denn ihn hatte der Tod ſeines Sohnes tief gebeugt und noch vor der Zeit zum Greiſe gemacht, und ſo trat auch er, der Leidende, gleich meinem Herzen näher.

Freundlich wurde ich von ihm bewillkommnet; ich wollte mich entſchuldigen. Freund meines Sohnes, ſagte Hilgert, Sie bedürfen der Entſchuldigung nicht. Der theure Verſtorbene wurde der Gegenſtand unſers Geſprächs, und an ſeinem Denkmale verband uns wieder der gemeinſchaftliche Schmerz, freundſchaftliche Vorwürfe folgten von dem ehrwürdigen Greiſe, daß

ich ihn vernachläſſiget, ſo lange nicht beſucht hätte; er forderte mich auf, dies zu vergüten, dieſen Garten, ſo oft ich wollte, zu beſuchen, erinnerte ſich noch einiger meiner Lieblingsfrüchte, befahl dem Gärtner, ſie mir jederzeit vorzuſetzen und mir wurde wohl, daß ich wieder einen Mann gefunden hatte, der meinem Herzen nahe war. Bald ward ich der Hausfreund Hilgerts, der oft große Geſellſchaften gab, wozu ich jederzeit eingeladen wurde, die ich aber nach Möglichkeit vermied. Spät im Herbſte kehrte Madam Hilgert aus dem Bade und von einem Beſuche bei ihrer Schweſter zurück. Daß ſie Mathilden, die Tochter derſelben, mitbringen, und an Kindesſtatt annehmen würde, hatte ich häufig gehört, und jetzt von ihrem Gemahl, der ihr einige Meilen entgegen fuhr, zu ſeiner Begleitung eingeladen, nahm ich mit Freuden an der kleinen Reiſe Theil.

Es war einer jener ſchönen Herbſttage, an welchen die Natur von ihren Verehrern noch ſo freundlich Abſchied nimmt. Die vielen Bilder des Todes, die der Herbſt herbeiführt, hatten meine Schwermuth gemildert und ſo horchte ich auf die Erzählung Hilgerts, daß Mathilde von ihm und ſeiner Frau ſeinem Sohne zur Braut beſtimmt, auch dieſer durch die Vorzüge ihres Geiſtes und ihre Schönheit gefeſſelt geweſen wäre, und ihnen ein glückliches Alter verheißen hätte. Aber, fügte er ſeufzend hinzu, alles iſt hin! Was hilft mir mein großes Vermögen? wenn es mir doch nur die einzige Freude gewährte, die ehemalige Verlobte meines verewigten Sohnes dadurch glücklich machen zu können!

So erreichten wir ein Gaſthaus, das in einem kleinen Wäldchen lag; Hilgert harrte voll Ungeduld. Laſſen Sie uns, ſagte er, ihnen entgegen gehen. Wir gingen ein Paar hundert Schritte, da tönte ein Poſthorn, mein ehrwürdiger Freund fühlte ſich innigſt erſchüttert. So hoffte ich, ſagte er, ſollte ſie einſt erſcheinen, um meinem Franz in die Arme zu ſinken. Er hatte Mühe, ſich zu faſſen; da erſchien der Reiſewagen, die Gattin lag in ſeinen Armen, Mathilde drückte ſeine Hand an ihre Lippen. Ich wurde überraſcht, eine ſo regelmäßige Schönheit, ſolche Züge voll Sanftmuth und Würde hatte ich noch nie erblickt. Wir ſpeiſten in einem beſondern Zimmer im Gaſthofe. Mathildens Verſtand, ihr ſanftes, gefühlvolles Herz erhöhten noch meine Verehrung. Ich wußte bisher nicht, was Liebe war und ſchauderte bei dem Gedanken; armer Unglücklicher! wie willſt du deinen Blick bis zu ihr erheben?

Ich wurde ihr als der Jugendfreund ihres entſeelten Bräutigams vorgeſtellt, ſchon dies hatte Annäherung zur Folge; ſie war Künſtlerin auf dem Pianoforte und hatte eine herrliche Stimme zum Geſange, Hilgert war enthuſiaſtiſcher Freund der Muſik, ich blies die Flöte gerade nicht ſchlecht, ſang einen guten Tenor; Dörfer, der Buchhalter, ſpielte das Violoncell vorzüglich, noch ein Paar der jungen Leute, die auf Hilgerts Comptoir und muſikaliſch waren, wurden eingeladen, und ſo verging, wenn uns nicht Geſellſchaft ſtörte, ſelten ein Abend ohne muſikaliſche Unterhaltung. Ich fühlte mich wieder unter guten Menſchen, meine Schwermuth entwich, und ſelbſt ein blühendes Aeußeres zeigte die Rückkehr der Geſundheit. Mancher flüſterte ſich zu, daß ich wohl Abſichten auf die Nichte des reichen Bankiers hätte; allein da ich bei der hohen Achtung, mit der ich von ihr ſprach, ſobald man dieſen Punkt nur entfernt berührte, ihre großen Vorzüge, ihre hohen Anſprüche und meine Unbedeutendheit zuſammenſtellte, ſo erloſch auch wieder dies Gerücht. Doch mir ſelbſt verheimlichte ich es nicht, daß, ſo hoffnungslos ich auch liebte, Mathilde die Einzige wäre, die mich auf Erden glücklich machen könnte. Ich ſuchte meine Gefühle zu verbergen; aber oft, wenn ich mit ihr gemeinſchaftlich ſang, war ich nicht immer Herr meiner Empfindungen. Einſt ſangen wir ein Duett, worin ein liebendes Paar, durch die Hand des Schickſals getrennt, ſich das letzte Lebewohl ſagt. Ueberwältigt von dem, was mir jetzt aus dem Herzen ſprach, ruhte mein feuchtes Auge auf ihr, mit der ich jetzt wohl in dem nämlichen Verhältniß ſtand; auch dem ihren entſank eine Thräne. Mir ſelbſt unbewußt, drückte ich leiſe ihre Hand, unſere Herzen hatten ſich verſtanden. Es kam zu keiner Erklärung; aber die ſanfte Röthe, die ihr Geſicht überzog, ihr Blick, der zuweilen wohlwollend auf mir ruhte, und dann wieder meinem Blicke zu entgehen ſuchte, erfüllten mich oft mit der ſeligen Hoffnung, dem herrlichen Weſen nicht gleichgültig zu ſeyn.

Major Zinkmar, der Sohn des Generals, beſuchte jetzt häufig dies Haus, ſah, wie freundſchaftlich ich behandelt wurde, näherte ſich mir jetzt zuvorkommend, indeß ich ſelbſt immer von ihm in ehrerbietiger Entfernung blieb. Hingegen zwiſchen dem Buchhalter Dörfer und mir, der die Vorzüge und Kenntniſſe des gebildeten jungen Mannes ſchätzte, war ein freundſchaftliches Verhältniß entſtanden.

Er brachte mir einſt einige Muſikalien, lenkte das Geſpräch von Mathildens Stimme auf ſie ſelbſt zurück; wenn ſie Zinkmar heirathet, ſagte er, ſo iſt es freilich zu meinem Glück, denn wahrſcheinlich wird mir alsdann nach Hilgerts Tode die Handlung; auch iſt Zinkmar ein wohlgebildeter Mann in ſeinen beſten Jahren, und einſt der Erbe großer Güter; aber als ich letzthin ſah, wie launenmäßig beim Tanzen ſeine Blicke auf Mathilden ruhten, wenn ich ſeine ſeltene Geſchmeidigkeit und Herablaſſung betrachte, die oft mit unwillkürlichen Ausbrüchen von Stolz und Anmaßung contraſtiren, und das Gerede, daß er gegen ſeine Untergebenen einer der grauſamſten, fühlloſeſten Menſchen iſt, erwäge, ſo halte ich ihn des Engels nicht werth. Nein! rief ich aus, das iſt er auch nicht! Dieſer herzloſe Böſewicht, der über alles Höhere und Heilige ſpottet, ſich ſchamlos ſeiner Sünden und der verführten Unſchuld rühmt, wäre es möglich, daß dieſer Teufel ſich um Mathilden bewerben könnte! Das iſt Ihnen unbemerkt geblieben? fragte Dörfer; der General hat unſern treuherzigen Alten ſchon ganz für die Sache gewonnen, nur Mathildens Abneigung ſteht noch im Wege; denn die gute Tante, welche ſie bisher ſtützte, iſt jetzt auch beinahe auf die Seite Zinkmars getreten. Nein! rief ich aus, ſie ſoll nie ſeine Beute werden! und fortgeriſſen von meiner Leidenſchaft und meiner Heftigkeit, machte ich Dörfern mit allen Zügen, die ich von Zinkmar wußte, und ſeinen niedrigen Ausſchweifungen bekannt, ja zeigte ihm ſelbſt die Mittel an, wie er ſich hiervon Ueberzeugung verſchaffen könnte. Als ich am Abend bei Hilgert erſchien, nahm dieſer, dem Dörfer Alles mitgetheilt hatte, mich in ein beſonderes Zimmer, ich glaubte, ihm um Mathildens willen Zinkmars Entlarvung ſchuldig zu ſeyn; Hilgert erſchrak, prüfte, meinem Rathe gemäß, und wurde von der Wahrheit meiner Angaben überzeugt. Er theilte ſeiner Gattin, er theilte Mathilden ſelbſt die Entdeckung mit. Bei den nächſten Beſuchen Zinkmars erſchienen die Damen nicht, er bemerkte bald, daß etwas zu ſeinem Nachtheile vorgefallen wäre, ſein Ingrimm fiel auf mich, er ließ mir dieſes durch bittere Ausfälle merken, die von mir in dem nämlichen Tone erwidert wurden. Der gute Hilgert aber war ſchon ſo weit gegangen, daß er durch einen entſcheidenden Schritt wieder brechen zu müſſen glaubte. Seine Gemahlin brachte alſo wieder Mathilden zu ihrer Mutter, bei der ſie, wie es hieß, ein Jahr zubringen wünſchte.

Zinkmar Vater und Sohn betrachteten mich als den Urheber von allem. Sie verheimlichten ihre Rache; wählten aber jedes Mittel zu ihrer Befriedigung. Der Frühling erſchien, mir wurde das Exerciren der Recruten übertragen. Bei aller meiner Heftigkeit lag nie Härte in meinem Charakter, mit unermüdlicher Geduld ſuchte ich daher auch hier meinen Zweck zu erreichen. Wegen der Langſamkeit, womit ich fortſchritt, wurde ich täglich mit Vorwürfen überhäuft, alle meine Bemühungen, ohne Einwirkung des Stocks dieſe rohen Leute auszubilden, wurden zum Gegenſtande des Gelächters gemacht und ſelbſt durch manche ärgerliche Anecdoten das Gerücht erneuert, es müſſe doch wohl mit meinem Verſtande nicht zum Beſten beſtellt ſeyn. Ich verlachte dieſe Tücke; allein als Dörfer an einem Morgen voll des höchſten Unwillens zu mir kam und mir die Nachricht mittheilte, daß, um Mathildens Ehre anzugreifen, wahrſcheinlich durch Zinkmar, das Gerücht verbreitet wäre: daß ſie, um nicht die Folgen ihres Umgangs, ungewiß, ob mit ihm oder mit mir, ſichtbar zu machen, ſich auf ſo lange Zeit entfernt hätte; da erreichte auch mein Ingrimm gegen dieſe ſo verächtlichen Menſchen den höchſten Grad. Zitternd vor Aerger ging ich auf die Parade, ich war gerade im Dienſt und mußte mich beim General melden. Sie kommen, wie gerufen, ſagte dieſer; mein Adjutant iſt abweſend, da — man brachte einen Unteroffizier aus der Wache, geben Sie dem Kerl funfzig Fuchtel! Ich habe, ſagte ich, dies Geſchäft noch nie getrieben. So müſſen Sie es lernen, rief der General, ohne Widerrede, funfzig Fuchtel aus aller Kraft! Ich gehorchte, kann es aber gar nicht läugnen, daß ich mich dabei höchſt ungeſchickt benahm, wozu denn auch wohl das Hohngelächter des mir gegenüberſtehenden Majors nicht wenig beitrug. Donner und Wetter! rief der General, hätte Ihr thörichter Vater Sie nicht zum Empfindler erzogen, ſo würden Sie ſich auch nicht im Dienſte wie ein Weib oder Kind benehmen. Die Läſterung meines Vaters, ſo wie dieſer grobe Verweis raubte mir alle Beſinnung; und als der General mir nun den Degen aus der Hand reißen wollte, entweder um mich zu verhaften, oder um mir zu zeigen, wie ich mein Geſchäft verrichten ſollte, glaubte ich dieſe perſönliche Beleidigung nicht ertragen zu müſſen; ein Schlag mit der linken Fauſt auf die Bruſt des Alten machte, daß er taumelte, und zu Boden ſank. Entwaffnet den Wahnſinnigen! rief der Major. Aber nun handelte ich auch wie ein Raſender. Ich, feiger Böſewicht! rief ich, indem ich auf ihn einſtürzte. Soldaten! ſtoßt ihn mit den Bajonetten nieder! rief der Major. In dem Augenblick aber hatte er auch von mir ein Paar Schläge mit der Klinge erhalten. Jetzt fielen mir meine Kameraden in den Arm, ich wurde entwaffnet, der Major zog ſeinen Degen, wurde aber auch von ihnen, mich zu durchbohren, verhindert; ich wüthete, wurde in die Wache gebracht, in das Arreſtantenzimmer geſperrt.

Nachdem die Wuth ſich gelegt hatte, überdachte ich die Folgen meiner Handlung und hielt meinen Tod für unvermeidlich. Gegen Abend beſuchte mich der Regimentschirurgus Lenz, ein ehemaliger Freund meines Vaters. Er äußerte mir ſeine Theilnahme, ſo ſehr er mein Benehmen auch tadelte, verordnete mir

ein Arzneimittel und bestimmte mich, ihm zu dessen Gebrauch mein Wort zu geben. Er fand mich am folgenden Morgen ruhiger, als er es vielleicht selbst erwartet hatte. Armer Dalbeck! sagte er, wird Ihr Vergehen nach den Kriegsgesetzen beurtheilt, so dürfte Ihre Strafe schrecklich seyn; allein Ihre Gegner wünschen selbst, daß die ihnen zugefügte Beschimpfung auf Rechnung des Wahnsinns komme, um hierdurch zugleich mancher, sonst unvermeidlichen Verantwortlichkeit zu entgehen. Ihre hohe Schwermuth ist mir bekannt, so wie die von Ihnen ausgesprengten Gerüchte und Ihre gestrige Handlung, verargen Sie mir diesen Ausdruck nicht, ist doch wahrlich nicht des Wahnsinns unwürdig. Das ganze Offiziercorps wünscht sie zu retten; wirken Sie daher selbst nicht entgegen, wenn Sie für periodisch wahnsinnig erklärt, auf eine kurze Zeit als ein Wahnsinniger behandelt und dann wieder durch ein ärztliches Zeugniß völlig genesen zu seyn erklärt, in Freiheit gesetzt werden. Sie entgehen dadurch einem schimpflichen Tode, sollen sich zu keiner entehrenden Verstellung herabwürdigen, sondern lassen Sie den General, lassen Sie mich handeln und hoffentlich werden Sie noch vielleicht einst als glücklicher Mann diese Wendung Ihres Schicksals durch einen Freund Ihres Vaters liebreich erkennen. Ich wollte sterben; allein mein Freund, der Feldprediger, der mich besuchte, führte schon eine mildere Stimmung herbei. Den Tod zu ertrotzen, sagte er, ist beinahe halber Selbstmord. Dennoch würde ich mich noch schwerlich in Alles gefügt haben, und daher wurde auch unter dem Vorwande meiner Krankheit mein Verhör aufgehalten. Da kam eines Tages Dörfer in Begleitung des Feldpredigers zu mir, und steckte mir beim Weggehen ein Zettelchen in die Hand. Ich las nach ihrer Entfernung die Worte: Ist Ihnen mein Andenken nur etwas werth, so erhalten Sie Ihr Leben.

Die Handschrift und der Buchstabe M. zeigten, es kam von Mathilden. Jetzt fügte ich mich in alles; eine Menge von Zeugnissen meines angeblichen Wahnsinns wurden herbeigeschafft, und so wurde ich dann in diese Anstalt gebracht. Allein die Rache meiner Gegner ruhte nicht, der General wünschte meine Verhältnisse so traurig als möglich zu machen, und nur durch Ihre Güte, mein väterlicher Freund! sagte Dalbeck, indem er sich zu dem Magister wandte, wurde mein Schicksal gemildert, bis mir jetzt, nach beinahe zehnjährigen Leiden, der Tod meines Feindes wieder einige Hoffnung gewährt.

Diese blieb nicht unerfüllt. Nach wiederholten Prüfungen von Aerzten und Gerichtspersonen wurde Dalbeck für völlig genesen erklärt und Rohde that ihm nun den Vorschlag, bei dem mit seiner Schwester vermählten Pächter Reimar auf einige Monate sich einzudingen, um, durch die Landluft und Bewegung gestärkt, seine neue Laufbahn um so kraftvoller zu beginnen. Mit Dank nahm Dalbeck den ihm gemachten Antrag an, bald jauchzte er beim Anblick der Natur, bald vergoß er Thränen, die manche Erinnerung weckte. Er war anfänglich wie berauscht; doch endlich verlor sich die kräftige Einwirkung der Neuheit und er wurde bald Liebling der Familie, die ihn so freundlich bei sich aufgenommen hatte. Das Landleben gewann für ihn hohen Reiz, und der Vorschlag Reimars, den Rohde unterstützte, sich ihm zu weihen und nachher seinen Fond zu einer Pachtung anzulegen, war ganz nach seinem Geschmack. Um aber nun die Wirthschaft in allen ihren Zweigen kennen zu lernen, brachte er auch noch den Winter in Reimars Hause zu. Seine ganze vormalige Heftigkeit war dahin geschwunden; denn die Härte seines Schicksals hatte ihn an Geduld gewöhnt. Freund! sagte Rohde, als sie einst über die Vergangenheit sprachen, fühlen Sie nicht selbst, daß Ihre Leiden Sie besser gemacht, jede rauhe Seite Ihres Charakters, die vielleicht Sie und Andere unglücklich gemacht hätte, abgeglättet haben? Dalbeck selbst gestand dies ein und ließ sich nun den Antrag gefallen, im nächsten Frühlinge in Begleitung der Familie Reimar und Rohde den Amtmann Münter, der einige zwanzig Meilen davon wohnte, zu besuchen. Sie werden, sagte Rohde, als sie bei einander im Wagen saßen, dort ein sonderbares Mädchen kennen lernen, die, freilich nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, aber noch ein sehr reizendes Geschöpf ist, wenn sie gleich das Unglück hat, taubstumm zu seyn. Sie hätten, sagte Dalbeck, mich nicht mitnehmen sollen; der Anblick der Unglücklichen wird meinen kaum erwachten Frohsinn wieder verscheuchen. Sie sind mir noch, sagte Rohde, der das Gespräch auf etwas anderes zu lenken wünschte, einiges aus Ihrer Lebensgeschichte schuldig. Wissen Sie nichts von Mathildens Schicksal? Aus den Zeitungen, welche Sie mir mittheilten, antwortete Dalbeck, weiß ich, daß sie Dörfern geheirathet hat. Da ich meine Freiheit wieder erlangt hatte, suchte ich Nachricht von meinen ehemaligen Bekannten. Major Zinkmär hat, um dem allgemeinen Hasse der Offiziere zu entgehen, seinen Abschied genommen, die wenigen Offiziere, mit denen ich Umgang gehabt hatte, lebten auf entfernten Gütern, oder waren versetzt, Lenz war längst im Grabe; nur der ehemalige Feldprediger hatte eine benachbarte Predigerstelle erhalten; er berichtete mir, daß Hilgert auf seinem Sterbebette Dörfern mit Mathilden verlobt habe, diese wäre Mutter von vier Kindern geworden, alle wären gestorben; Dörfer, wie man glaube, hierüber in Schwermuth versunken, ob ihn gleich das Glück bei seinem Handel außerordentlich begünstigt hätte. Die beiden Eheleute, die sich ohne wechselseitige Neigung, bloß aus Achtung für den Willen des Sterbenden vermählt hätten, wären, obgleich von allen guten Menschen geschätzt und geliebt, und bei allem äußern Glanze, wenn man dem allgemeinen Rufe trauen dürfe, keineswegs glücklich.

Tief seufzte Dalbeck am Schlusse dieser Erzählung. O, sagte er, jeder meiner eifrigsten Wünsche bleibt unerfüllt, jede Freude des Lebens geht für mich verloren! Gern wollte ich ohne Murren mein Schicksal ertragen, wenn nur sie glücklich wäre! Aber, ist es denn auch so gewiß? fragte Rohde. Der Feldprediger, antwortete Dalbeck, war Dörfers Freund, warum sollte ich zweifeln? Das Gespräch stockte, auch Rohde wurde nachdenkend. Getrost mein Freund, sagte er nach einigem Schweigen, der Ewige weiß, warum er unsere Schicksale so oft gegen unsere Wünsche und Hoffnungen lenkt, auch Ihnen kann noch die Freude auf Erden blühen, auch Sie können noch an der Seite der zärtlichen Gattin als Hausvater — Nimmer, nimmer! fiel Dalbeck heftig ein; sie war meine erste, sie bleibt meine einzige Liebe; gern will ich meine Zukunft einsam und freudenlos hinbringen, könnte sie, die für mich ewig verloren ist, nur glücklich seyn.

Sie kamen an den Ort ihrer Bestimmung, und von guten Menschen freundlich empfangen, kehrte wenigstens die Ruhe bei Dalbeck zurück; die Flügelthüren des Saales gingen nach dem herrlichen Garten; wollen wir nicht, fragte die Wirthin, noch vor dem Abendessen einen Spaziergang in den Garten machen? Sie traten aus dem Bogengange und sahen am Blumenbeete ein einfach gekleidetes Frauenzimmer, welches ihnen den Rücken zukehrte und sie gar nicht zu bemerken schien. Louise, meine taubstumme Nichte, sagte die Amtmännin; unwillkürlich fühlte sich Dalbeck äußerst bewegt. Als sie sich ganz genaht hatten, und die Amtmännin sie leise berührte, richtete sich Louise, die indeß Blumen gepflückt hatte, auf, begrüßte die Kommenden schweigend und Dalbeck bebte zurück. Wer ist, fragte er mit Heftigkeit, diese Dame? Meine taubstumme Nichte; sollte sie vielleicht schon die Ehre haben, Ihnen bekannt zu seyn? O diese Züge, sagte er zu Rohde, so dachte ich mir Mathilden, wenn sie älter wäre. Louise vertheilte ihre Blumen, sie reichte auch einige an Dalbeck, sie bebte, als er ihre Hand an seine Lippen drückte. Warum, sagte er, zittert diese Hand? Ihre Blicke und Ihre lebhafte Pantomime, sagte Münter, setzen die Arme in Verlegenheit. Nein! rief Dalbeck, unmöglich, sie ist es! ein Paar Thränen traten in Louisens Auge, sie riß die Hand aus der seinigen und eilte davon. Er machte eine schnelle Bewegung, ihr zu folgen. Ich bitte Sie, sagte Madam Münter, schonen Sie die Aermste, welche Sie bereits so erschreckt haben, sie dürfte sonst, so lange Sie hier sind, nicht wieder erscheinen.

Ein alter Mann, der, ungeachtet seiner sanften, wohlwollenden Züge auf Dalbeck, weil er ihn aufmerksam zu beobachten schien, einen unangenehmen Eindruck gemacht hatte, näherte sich ihm. Verzeihen Sie, mein Herr! einem Unbekannten, sagte er, indem er seine Hand faßte, und seinen Puls unbemerkt zu berühren schien, Sie scheinen bei dem Anblick dieser Unglücklichen in eine so heftige Gemüthsbewegung gerathen zu seyn, daß Sie es uns wohl nicht als übertriebene Neugier, ausdeuten werden, wenn wir hierüber einen Aufschluß zu erhalten wünschen. O mein Herr! antwortete Dalbeck, o Ihr alle, martert mich nicht, wozu diese Täuschung? Eine solche Aehnlichkeit der Züge ist unmöglich, es ist keine Taubstumme, Madam Dörfer, Mathilde, Mathilde, sie ist es! Um des Himmels willen! sagte der Amtmann, beruhigen Sie sich, erholen Sie sich einige Augenblicke hier auf dieser Rasenbank. Die Amtmännin brachte ein Glas mit Limonade, man drang in ihn, zu trinken, er that es. Aber wer ist denn diese Dame, von der Sie sprechen? fragte der ältliche Mann, der sich neben ihn gesetzt hatte. Sie ists, von der ich meinen Himmel auf Erden erwartete, wenn ich sie gleich nur im Verborgenen liebte, nie die Meine zu nennen hoffen konnte, sie ists, die mich bestimmte, nicht dem Leben zu entsagen, und lieber für wahnsinnig zu gelten; die mich während meiner langen Einsperrung in meinen Träumen als tröstender Engel umschwebte, mich hierdurch vom Wahnsinn rettete, und um ihrer einst im Himmel würdig zu seyn, wenn Verzweifelung erwachte, mich vom Selbstmorde zurückhielt. Aber, sagte der Doktor Funk, der ältliche Mann, der ihm zur Seite saß, Sie nannten sie ja Madam Dörfer. Ich danke Ihnen, mein Herr! sagte Dalbeck mit Würde, daß Sie mich hieran erinnern, sie ist die Gattin eines Andern und folglich waren meine Wünsche, selbst meine Aufwallung war ungerecht! Aber daß Sie, er blickte unwillig umher, aber daß Sie mir diese qualvollen Augenblicke bereiteten, das verzeihe Ihnen Gott! Nehmen Sie, sagte Doktor Funk, ich bitte Sie, dieses kühlende Mittel. O mein Herr, sagte Dalbeck mit Bitterkeit, sparen Sie Ihre Kunst, denn ich bin wahrlich nicht der, für den man mich ausgab. Das haben Sie in diesem Augenblicke bewiesen, antwortete Funk;

aber Freude, größer als der Schrecken, könnte Ihrer Gesundheit nachtheilig seyn; nehmen Sie daher, Mathilde bittet Sie, Ihre Gesundheit zu erhalten.

Er verschlang die ihm dargebotene Arzenei. Aber, rief er nun, wo ist sie, und wozu dies Alles? Darum, rief Mathilde, die hinter einer Hecke hervortrat, indeß die Thränen ihren Augen entstürzten und sie die Arme gegen ihn ausbreitete, um nun ungestört von Angst und Besorgniß ewig die Deine zu seyn. Dalbeck sank in ihre Arme, Freudenthränen standen in den Augen aller Anwesenden.

Der erste Taumel ging vorüber, zuerst sammelte sich Dalbeck. Lebt Dörfer? fragte er. Er lebt, antwortete Mathilde; aber unsere Ehe ist getrennt, und ich, sagte er innigst gerührt, eine Paar Schritte zurücktretend, davon die unglückliche Ursache? Ich ehre dies Zartgefühl, antwortete Mathilde; unsere Trennung erfolgte, als noch Zinkmar lebte, wurde dir aber auf Dörfers Bitte von deinem Freunde, dem ehemaligen Feldprediger, verschwiegen. Aber wo ist Dörfer? forschte Dalbeck aufs Neue. Im Besitze der Handlung meines Onkels, im höchsten Wohlstande, frei von aller bisherigen Schwermuth, ein glücklicher Gatte und Vater. Löst mir diese Räthsel! Alle setzten sich nun unter den Schatten einiger sich über sie wölbenden blühenden Linden und Akazien. Mathilde begann:

Du, mein Dalbeck, warst für mich verloren und beinah ohne Wunsch und Hoffnung schlich mein Leben dahin. Da starb meine Tante nach einer langen schmerzhaften Krankheit; es war mir Trost, ihr auf dem Sterbelager jeden möglichen Beistand zu leisten, und die Ueberzeugung, doch noch in der Welt nützen zu können, linderte in etwas meinen Gram. Länger als vierzig Jahre hatte sie das Schicksal meines Onkels getheilt, er liebte sie innig, ihr Tod zerstörte völlig die Gesundheit des ohnehin schwächlichen Greises, durch Dankbarkeit und kindliche Liebe an ihn gefesselt, vergaß ich meinen eigenen Schmerz. Er wurde einige Tage lang höchst unruhig, sprach oft ins Geheim mit Dörfer, mir ahnete nichts Gutes, der Arzt zuckte bedenklich die Schultern; es ist etwas, sagte er, im Gemüthe des Kranken, das seine letzte Lebenskraft verzehrt. Er wurde wieder heiter, obgleich die Entkräftung beinahe mit jeder Stunde stieg. Was hältst du, sagte er, da ich einst an seinem Krankenbette saß, was hältst du von Dörfer? Es ist nach meiner Ueberzeugung ein vorzüglicher junger Mann. Recht mein Kind! recht, sagte er; es ist ein herrlicher Mann; sein Eifer, seine Treue, seine Einsichten haben mich aus einer schrecklichen Lage gerissen, gern möchte ich ihm reichlich lohnen. Mathilde! du bist meine einzige Erbin, mache ihn durch deine Hand glücklich, gewähre mir die letzte Bitte, Euch meine guten Kinder, ehe ich sterbe, zu segnen. Konnte ich Nein sagen? Ich küßte die Hand des Greises, aus allen seinen Zügen strahlte Freude, da trat Dörfer ins Zimmer. Er winkte ihn an sein Lager. Mein Sohn, sagte er, so wünsche ich Sie nun künftig zu nennen, Sie haben viel für mich gethan, gern möchte ich Ihnen, noch ehe ich sterbe, meinen Dank zeigen. Mathilde, ich habe es längst bemerkt, ist Ihnen nicht gleichgültig; so eben hat meine gute Tochter meine Bitte erfüllt, und mir für Sie ihre Hand zugesagt. Kommen Sie, mein Sohn! er legte meine Hand in die seine. Dörfer hatte keine Worte, Thränen traten ihm ins Auge, ach und ich nahm dies für Ueberraschung, Dankbarkeit und Freude. Ich kniete am Bette des Greises nieder, Dörfer an meiner Seite, der Kranke richtete sich auf seinem Lager empor, er segnete uns beide, seine Thränen strömten auf uns herab, und so erhielt Dörfer den ersten Bräutigamskuß.

Mein ehrwürdiger Onkel schien durch die Freude auf Augenblicke genesen zu seyn. Ich, rief er, muß, ehe ich sterbe, euch noch als Eheleute erblicken. Er schickte sogleich seinen Wagen nach Dörfers Vater, einem nur wenige Meilen entfernten Landgeistlichen, der nun nach seinem Wunsche die Sache mit solcher Schnelligkeit betrieb, daß er uns nach wenigen Tagen, blos in Gegenwart einiger Verwandten vor dem Bette des Kranken zusammengab. Er wird es nicht lange machen, sagte der Arzt; selbst diese Heftigkeit ist Krankheit; ich fühlte mich glücklich, seine letzten Stunden aufgeheitert zu haben, denn schon zwei Tage nach meiner Trauung war er nicht mehr.

Dörfer, dieser gebildete junge Mann, behandelte mich zuvorkommend, mit hoher Achtung, ich suchte diese Gesinnungen zu erwiedern und so war unsere Ehe nicht unglücklich. Ich ward Mutter, mein Eduard, ein schöner Knabe, machte mich unaussprechlich glücklich, schon konnte er den Vater- und Mutternamen lallen, da sank er ins Grab. Ich tröstete mich, noch lebte meine Mathilde, aber ich litt unaussprechlich, als ich auch sie im zweiten Jahre verlor; dies was auch das Schicksal ihrer jüngsten Schwester. Mein Mann wurde schweigend und in sich gekehrt, oft sah ich Thränen in seinen Augen, forschte aber nicht nach dem Grunde, denn ich maß seinen Schmerz nach dem meinigen. Da nöthigten ihn seine Geschäfte zu einer Reise nach Hamburg, er kam verstört und trübsinnig zurück, ich schob den Grund auf ungünstige Handelsverhältnisse, aber er selbst gab mir Nachricht von unerwartetem sehr großem Gewinn. Ich sah, es lag ihm etwas auf dem Herzen, wünschte sein Vertrauen und suchte es durch Wohlwollen zu verdienen, erbetteln wollte ich es nicht. Er blieb verschlossen, nur wenn der einzige uns noch übrige Knabe, der freundliche Rudolph, die kleinen Händchen nach ihm ausstreckte, auf seinem Schooße saß, Vater! stammelte und ihm kindlich schmeichelte, dann schien sein guter Engel ihn freundlich zu umschweben. Aber auch mein Rudolph erkrankte. Dörfer ward außer sich, er bot alle Aerzte auf, versprach fürstlich zu lohnen, umsonst! Der Knabe litt unter den schrecklichsten Zuckungen, selbst seine Wärterin wurde durch diesen Anblick so angegriffen, daß sie das Zimmer verließ und auch ich, einer Ohnmacht nahe, trat auf einige Augenblicke in ein Nebenzimmer, um an einem offenen Fenster die frische Luft zu genießen, und sah noch im Hinaustreten, wie Dörfer, der mit unverwandtem Auge am Bette seines Lieblings gestanden hatte, sich daneben auf die Knie warf. Um so mehr eilte ich zurück, er aber, der Blick und Hände verzweiflungsvoll zum Himmel emporhob, bemerkte mich nicht. O du strenger Richter! rief er aus, mir dem Meineidigen, dem Verführer deine Strafe! diese gräßlichen Zuckungen, diese Qualen, erspare sie Erbarmer der leidenden Unschuld und sende Alles auf mein treuloses Haupt! Ich bebte zurück; eine solche Entdeckung hatte ich nicht erwartet. Mein armes, leidendes Kind starb erst nach einigen Stunden; noch an dem nämlichen Tage erkrankte Dörfer tödtlich, ich glaubte ihm jetzt um so mehr jede Pflicht der Gattin schuldig zu seyn. Er lag in wilder Phantasie, der Arzt zweifelte an seiner Rettung. O Sophie, Sophie! rief er aus, indem er meine beiden Hände ergriff, du nanntest ja unsern Knaben Eduard! o wenn ich auch dich nie die meine nennen darf, o so laß mich doch der Vater meines unglücklichen Kindes seyn! Georg, der alte Bediente meines Oheims, den wir im Dienste behalten hatten, war zugegen und wurde todtenbleich. Was ist dir Alter? sagte ich. O daß Sie auch diese schrecklichen Dinge erfahren müssen! Solltest du etwas davon wissen? Leider! antwortete er. Ich winkte ihm ins Nebenzimmer. Du sollst nicht, sagte ich, der Ankläger deines Herrn seyn, blos um ihn zu retten, wünschte ich sein Geheimniß zu wissen, sprich! Die Thränen des Greises strömten die graue Wimper herab. Sie wissen, daß, als der Herr vor wenigen Monaten nach Hamburg reiste, er mich mitnahm. Der Wagen brach auf der Rückreise und wir mußten, bis er ausgebessert war, einen ganzen Tag in einem kleinen Städtchen hindringen. Der Herr stand am Fenster des Gasthofes, es war gegen Mittag, da kamen aus dem Hause gegenüber einige kleine Mädchen, mit diesen ein ausgezeichnet schöner Knabe, den nach wenigen Augenblicken eine junge Frau, die das Fenster öffnete, bei dem Namen Eduard hineinrief. Wer ist diese Dame und wem gehört der Knabe? fragte mein Herr lebhaft. Es ist der Sohn der Madam Waldner, dieser jungen Witwe, antwortete der Wirth, einer vorzüglichen Frau, die hier eine Mädchenschule hält. In dem Augenblicke stürzte mein Herr aus dem Zimmer, er blieb lange fort, kam mit rothgeweinten Augen zurück. Nach ein Paar Stunden mußte ich einen Brief an die Witwe bringen, die mir zwar bekannt schien, doch ohne daß ich mich genau auf sie erinnern konnte. Sie gab mir den Knaben mit, er mußte mit meinem Herrn auf seinem Zimmer speisen. Mein Herr, der den Knaben Eduard nannte, liebkoste ihn unaufhörlich, doch konnte er sich auch dabei nicht der Thränen enthalten. Die Mutter schickte gegen Abend, um ihn abzuholen, mein Herr schrieb an sie, versiegelte eine beträchtliche Summe in Golde und gab mir den Auftrag, den Knaben zurückzubringen und Brief und Geld der Mutter zu übergeben. Diese, wie ich nun genauer bemerkte, eine wunderschöne junge Frau, erbrach den Brief; gab mir aber, wie es mir schien, nicht ohne Unwillen den Beutel zurück, mit dem Auftrage, meinem Herrn in ihrem Namen eine glückliche Reise zu wünschen. Mein armer Herr schien hierüber außer sich zu gerathen, es blieb mir nicht länger ein Geheimniß, daß etwas Schweres auf seinem Herzen laste. Ach er war nicht mehr derselbe Mann. Oft bat ich ihn, doch Alles zu vergessen; allein dann blickte er mich immer fürchterlich an, gebot mir das strengste Stillschweigen und ich gehorchte, bis er sich nun selbst verrieth.

Auch ich gebot dem Greise die höchste Verschwiegenheit; Dörfer erholte sich allmählig. Daß ich im Besitze seines Geheimnisses wäre, ahnete er nicht. Ich bemerkte oft, daß seine Blicke mit Wehmuth auf mir ruhten, sah, daß er mich nach Möglichkeit vermied. Der Arzt wünschte, daß er die freie Luft genießen möchte, er fuhr daher nach dem Garten. Ich wußte, daß er allein war, und folgte ihm. Er stand am Grabmale unsers verewigten Freundes, hatte das Haupt an die Urne gelehnt und blickte düster zur Erde. Eduard! sagte ich, auf deine Liebe habe ich kein Recht, wohl aber auf Vertrauen und Freundschaft. Ich will dir ein Geheimniß, das dir so schwer auf dem

Herzen liegt, nicht abpreſſen; aber giebt es ein Mittel, deinen Gram zu lindern, kann ich hierbei wirken, ſo — ich beſchwöre dich bei meiner Ruhe, bei meinem Glück, fordere, was ich zu thun, zu leiſten vermag, vergiß jede Rückſicht, ſchone mich nicht! O Mathilde! rief er aus und umfaßte meine Knie, vergieb dem Elenden, der nicht ſterben kann und dich, die du das höchſte Erdenglück verdienteſt, in ſein Unglück zog. Freundlich richtete ich ihn empor. Eduard! rief ich, du biſt der Vater meiner Kinder, iſt dir ihr Andenken lieb und werth, ſo beſchwöre ich dich bei ihrer Aſche, öffne mir dein Herz. Damit auch du mich verachteſt! rief er knirſchend, der ich mir ſchon ſelbſt verächtlich bin! Damit ich dich Unglücklichen tröſte, dich mit deinem eigenen Herzen wieder ausſöhnen kann. Mathilde! rief er, wäre es möglich? Eduard! nicht Liebe, ſondern der Wille eines Sterbenden, den wir beide ehrten, knüpfte unſere Ehe, zerriß vielleicht ein früheres Band, das deinem Herzen theuer war! Du biſt Vater, unſere Kinder ſchlummern im Grabe, traue es mir zu, daß ich auch für deinen Sohn ein Mutterherz habe. Jetzt ſtrömten ſeine Thränen; ich glaubte dieſen Augenblick, wo er ſo erweicht war, benutzen zu müſſen; ſagte ihm, daß er mich in ſeiner Phantaſie ſelbſt mit ſeinem Geheimniſſe bekannt gemacht hätte. O, rief er, dann kennſt du den Treuloſen, den Verbrecher! aber ich bin kein Böſewicht, komm in die Laube, dort will ich dich ganz mit meinem Vergehen, mit meinen Leiden bekannt machen.

Daß mir dein Onkel deine Hand beſtimmt hätte, ahnete ich nie; daß er mir ſeine Handlung zurücklaſſen würde, hielt ich für Gewißheit, ich war in der Blüthe des Lebens, mein Herz frei und der Gedanke an eheliches Glück ſchwebte oft wie ein reizender Traum vor meiner Seele; da geſtatteten es die Geſchäfte der Handlung, daß ich eine Frühlingscur bei meinem Vater brauchen konnte. Dort lernte ich Sophien, eins der reizendſten weiblichen Weſen, die mit hoher Bildung Anmuth und unerſchöpflichen Frohſinn vereinigte, kennen. Sie, die ſelbſt kaum das ſiebenzehnte Jahr zurückgelegt hatte, war die Erzieherin der jungen Töchter des Herrn von Elmenhorſt. Mein Vater, der auf deſſen Gütern Prediger war, wurde von ihm als Hausfreund betrachtet, daher war ich auch beinahe täglich in dieſem Hauſe, lernte mit jedem Tage Sophien mehr kennen und ſchätzen, ſchmeichelte mir, daß ich ihr wenigſtens nicht gleichgültig war, konnte auch ſchon als Buchhalter unter Einſchränkungen eine Familie ernähren, und trug ihr meine Hand an. Sie ſchlug dieſe nicht aus, machte aber eine Forderung, die mich in die größte Verlegenheit ſetzte.

Ich betrachte Sie, ſagte ſie, als einen Freund, für den ich kein Geheimniß haben muß. Ich nenne mich hier Waldner, bin aber die Tochter jenes unglücklichen Hobald, der, wenn gleich unſchuldig, doch durch das Zuſammentreffen der Umſtände beinahe überwieſen, den Tod des Verbrechers ſtarb. Meine Mutter eilte, den Ort zu verlaſſen, wo alles ihren Schmerz aufregte. Geſchickt in jeder weiblichen Arbeit, legte ſie in einer entfernten großen Stadt eine Putzhandlung an, die jetzt nach ihrem Tode von meiner ältern Schweſter fortgeſetzt wird. An dieſem Gewerbe Theil zu nehmen, war nicht nach meinem Geſchmacke, beſonders da meine verewigte Mutter viel den Lobſprüchen, die man meinen unbedeutenden Anlagen ertheilte, jeden Sparpfennig auf meine Erziehung gewandt hatte, und ſo übernahm ich hier das Geſchäft der Erzieherin. An den Ort zurückzukehren, wo mich in meinen Kinderjahren Jedermann kannte und mich bald wieder erkennen und es Ihnen vielleicht bald zum Vorwurfe machen würde, die arme Tochter eines Hingerichteten geheirathet zu haben, hierdurch ſelbſt in manche mißliche Verhältniſſe geſetzt, nicht ſelten ſchmerzlich daran erinnert zu werden, — nennen Sie es immerhin Schwäche und Vorurtheil, allein ich kann mich, dort meinen Wohnſitz zu wählen, nicht entſchließen. Wenn Sie aber an einem andern, wo möglich entfernten Ort, auch nur ein mäßiges Auskommen finden, und das Opfer, welches Sie mir hierdurch bringen, nicht zu hoch iſt, dann ſoll es mein Stolz, meine Freude ſeyn, Sie für Alles, was Sie der armen Sophie aufopferten, durch ihre ganze Lebenszeit, ſo weit es Dankbarkeit und Liebe vermag, zu entſchädigen.

Zurückzutreten war unmöglich; jetzt erkrankte dein ehrwürdiger Oheim, dennoch ſuchte ich ein anderes Unterkommen. Mir wurde eine einträgliche Buchhalterſtelle zu Nantes angetragen, ich gewann einige Tage Zeit und eilte, um Sophien damit bekannt zu machen. Das liebe, dankbare Mädchen behandelte mich nun als ihren Verlobten. Zu unſerm Unglücke waren Herr von Elmenhorſt und ſeine Gemahlin verreiſt, wir waren daher häufig allein und wurden in einer unſeligen Stunde das Opfer unſerer Leidenſchaft. Jetzt entdeckte ich meinen Eltern meine Abſicht; denn nach meinem Plane ſollte Sophie nach wenigen Tagen meine Frau ſeyn. Allein mein Vater, der Reichthum für das höchſte Erdenglück hielt, und mich ſchon immer als den künftigen Inhaber der großen Hilgertſchen Handlung betrachtet hatte, wurde außer ſich, meine Mutter weinte bei dem Gedanken, die Tochter eines Verbrechers als Schwiegertochter zu umarmen. Ich blieb unerſchüttert, tröſtete Sophien durch die erneuerten Schwüre meiner Treue und eilte zurück. Ich fand bei meiner Rückkehr wichtige Briefe, die Hilgertſche Handlung ſchwebte in der größten Gefahr, der ehrwürdige Greis, dem ich ſo viel verdankte, wurde hierdurch dem Tode nahe gebracht. Da ich jetzt uneigennützig handeln mußte, ſchien es mir um ſo mehr heilige Pflicht, alle meine Kräfte aufzubieten. An ein anderes Unterkommen konnte ich jetzt gar nicht, ſelbſt an Sophie nur ſelten denken. Meine Bemühungen wurden vom glücklichſten Erfolge begleitet, der Sterbende glaubte mir lohnen zu müſſen, du ſtandeſt vor mir in aller Fülle der Jugend und Schönheit, hatteſt eingewilligt. Sie liebt dich, ſagte mir meine Eitelkeit; alle die Verführungen, die Glanz und Reichthum darbieten können, ſtürmten auf mich ein. Bald erwachte die Reue, ich wollte mich dir entdecken; aber mein Vater, meine Mutter, von dem Sterbenden eingeladen, ſtürmten auf mich ein; durch ihr Mitwirken wurde alles aufs Aeußerſte beſchleunigt, du weißt das Uebrige. Wiederholentlich ſchrieb ich an Sophien, ſuchte mich zu entſchuldigen, bot ihr eine anſehnliche Summe als Ausſteuer, meine Briefe kamen unerbrochen zurück, ſie verließ nach wenigen Monaten das Haus des Herrn von Elmenhorſt. Jede Spur von ihr verſchwand; Reichthum, Arbeit und dein Beſitz veranlaßten, daß die Stimme des erwachten Gewiſſens immer leiſer ward. Da ſtarben unſere Kinder, und jetzt rief es unaufhörlich in meinem Innern: Elender! du biſt der Vaterfreuden nicht werth! Das Glück begünſtigte jede meiner Unternehmungen, mein Wohlſtand ſtieg mit jedem Tage, und doch hatte ich keinen frohen Augenblick. Da reiſte ich vor wenigen Monaten nach Hamburg und fand zufällig Sophien wieder. Sie war Mutter eines beinahe achtjährigen Sohnes; ich näherte mich ihr, wurde mit Kälte zurückgewieſen; ich bot ihr meine Unterſtützung für den Knaben an. O, ſagte ſie mit einem ſchneidenden Tone, wer nach dem, was Sie gethan hatten, die Mutter vergeſſen konnte, dem kann auch dieſe weder ihr Kind anvertrauen, noch das Glück deſſelben verdanken. Doch gab ſie es zu, daß Eduard mich auf einige Stunden beſuchen konnte. Der ſchöne, fähige Knabe entzückte mich, er war für mich verloren. Noch tröſtete mich mein Rudolph, barmherziger Gott! auch er wurde dem verbrecheriſchen Vater entriſſen.

Daß unter den jetzigen Verhältniſſen kein Glück mehr durch mich für Dörfer blühte, ich an ſeiner Seite nicht glücklich, nicht einmal ruhig ſeyn konnte, ſah ich ein. Ich trat mit Sophien in Briefwechſel, anfänglich lehnte ſie alle Anträge ab; allein da ich ihr Dörfers ſchreckliche Lage, ſeine Reue ſchilderte, als es Mutter zu ihrem Herzen ſprach, vergab ſie dem Reuigen und willigte in meine Vorſchläge. Jetzt machte ich Dörfern erſt mit Allem bekannt, er fühlte ſich ſo tief gebeugt, ſo beſchämt und erniedrigt, daß es mir Mühe koſtete, ihn wieder aufzurichten. Bei Uebereinſtimmung unſers Willens wurde unſere Ehe ſehr bald getrennt. Es koſtete mir Mühe, zu hindern, daß Dörfer, ein Millionär, mir nicht mehr als den Nachlaß meines Onkels aufdrang. Er überließ die Handlung, wovon er ſich nur einen Antheil vorbehielt, einem bewährten Freunde, legte einen Theil ſeines Kapitals in ſichere Fonds an, kaufte ein reizendes Landgut im Holſteinſchen und lebt dort mit Sophien, die ihrem Eduard ſchon zwei Geſchwiſter geſchenkt hat, zufrieden und glücklich.

Sein Glück weckte auch die Erinnerung an dich. So lange Zinkmar lebte, war jeder Verſuch, dich zu retten, vergeblich, und Doktor Funk, der Bruder meiner Mutter, glaubte als Arzt, nachdem er, was man in den Acten gegen dich angebracht hatte, mitgetheilt erhielt, jede Annäherung widerrathen zu müſſen. Dörfer war mit deinem Freunde, dem ehrlichen Magiſter Rohde, in Briefwechſel getreten, dieſen ſetzte ich fort; alle die guten Nachrichten, die ich nach deiner wiedererlangten Freiheit erhielt, Alles, was ich von deiner für mich immer gleich gebliebenen Neigung erfuhr, vermochten, ſo ſehr auch mein Herz für dich ſprach, die Zweifel des bedenklichen Arztes nicht zu heben. Da wurden dieſe Güter verkauft, ein Drittel meines Vermögens reichte hin, ſie zu bezahlen, aber ſchon ſchüttelte mein guter Oheim bedenklich den Kopf, als ich ohne ſein Wiſſen dieſen Kauf abgeſchloſſen hatte. Wenn, ſagte er, Ihr Anblick, ohne irgend eine heftige Gemüthsbewegung, das jetzt aus Theilnahme, Freundſchaft und Milde abgeläugnete Uebel dennoch zum Ausbruch brächte? Der Gedanke war gräßlich, doch ich vermochte meinen Empfindungen nicht zu widerſtehen und ſo brachte mein Oheim die gefahrvolle Prüfung in Vorſchlag, mich dir als Taubſtumme vorzuſtellen; du haſt zu meiner und ausſprechlichen Freude die Prüfung beſtanden, und, fügte Funk hinzu, indem er eine Thräne vom Auge trocknete, Gott ſegne Euch!

Georg Nicolaus Bärmann

am 19. Mai 1785 zu Hamburg geboren, Doctor der Philosophie und Vorsteher einer Erziehungsanstalt daselbst, ein sprachkundiger und talentvoller Schriftsteller, gab heraus:

Homonymikon der Deutschen. Hamburg, 1810.
Alexander von Soltwedel. Hamburg, 1817.
Die glücklichen Bettler. Maskenspiel nach Gozzi. Leipzig, 1819.
Hamburgische Chronik. N. A. Hamburg, 1822. — 2 Thle.
Das Haus mit zwei Thüren. Schausp. n. Calderon. Altona, 1821.
Dolch und Maske. Bremen, 1822.
Hamburg und Hamburg's Umgegend. Hamburg, 1822.
Rymels un Dichtels; Höög und Häwelbook. 1. 2. 1822. 1823.
Papiere aus meiner bunten Mappe. Berlin, 1826.
Dat groote Höög und Häwelbook u. s. w. Hamb. 1827.
Die Assonanzen der deutschen Sprache. Berlin, 1829.
Einzelne Beiträge in Zeitschriften, Uebersetzungen des Calderon, W. Scott, Bulwer, Byron u. s. w. vorzüglich für die in Zwickau erscheinende Taschenbibliothek ausländischer Klassiker u. s. w. u. s. w.

Bärmann hat in dramatischen Versuchen manches Gelungene, das sich vorzüglich auf seiner vaterländischen Bühne ungetheilten Beifalls erfreute, dargebracht, wie er sich überhaupt in seinen Leistungen durch schöne und blühende Diction, Lebendigkeit und Gewandtheit auszeichnet. — Noch größeres Verdienst hat er jedoch als Uebersetzer, da er bei reicher Kenntniß fremder Idieme und fester Herrschaft über die Muttersprache sich die Schönheiten fremder Dichtungen vollkommen anzueignen und dieselben höchst glücklich wiederzugeben weiß. Dankbare Anerkennung werden ihm endlich die Freunde des Plattdeutschen nicht versagen, da er dasselbe mit entschiedenem Talent und seltener Leichtigkeit und Gefälligkeit in seinem Höög und Häwelbuche behandelte und, in der Absicht, ihm größeren Eingang in den höheren Ständen zu verschaffen, so wie seinem, wenn auch langsamen doch allmählichen Absterben entgegen zu wirken, zeigte, welchen Reichthum es besitze, und welcher Behandlung der anscheinend spröde Stoff von naturbegabter geübter Hand fähig sey. —

Der Teufelsbanner,

ein Schwank. *)

„Hab' ich morgen
Kleid und Brot —
Weg mit Sorgen,
Angst und Noth!
Lächeln mir der Wein im Becher,
Feueraugen hinterm Fächer —
Was da Geld!
Mir allein gehört die Welt!"

„Der ist glücklich
In der Welt,
Der geschicklich
's Glück festhält.
Und Fortuna locket jeden,
Was auch Misantropen reden;
D'rum greif' zu,
Deines Glückes Schmied bist du!"

„Mädchenküsse,
Goldner Wein.
Hochgenüsse
Sind dann dein!
Fassest du das Glück beim Schopfe,
Kocht dein fettes Huhn im Topfe;
Was da Geld!
Du bist König dieser Welt!"

So lautete Basco's, des lustigen Bruders Wahlspruch. Basco hatte sein ziemlich beträchtliches Erbtheil mit Andern seines Gelichters vergeudet, und seine schwindsüchtige Goldbörse gebot ihm, auf solidere Mittel zu sinnen, seinem Wahlspruche auch fernerhin nachleben zu können.

Irgend ein ehrlich Gewerbe — so schloß er, wenn nicht völlig, doch so ziemlich richtig — wirft dergleichen Sporteln nicht ab; und nach langem Spintisiren fiel ihm endlich ein, daß der Soldatenstand wohl am ersten auf den Weg leite, auf welchem das Erhaschen der Frau Fortuna gelingen könnte.

König Philipp ließ zu eben der Zeit in Granada Volk zum Kriege gegen die Algierer werben, und Basco säumte daher nicht, sich einzeichnen zu lassen. Er ward angenommen und bis zum Abmarsche bei einem Bewohner Granada's einquartirt.

Ging auch in Philipps Reichen die Sonne nicht unter, so war es doch in Granada schon ziemlich dunkel geworden, als Basco an die Hausthüre seines Wirthes pochte. „Auf Befehl des Königs!" brummte er der Zofe entgegen, die ihm öffnete, indem er des Monarchen Siegel vorzeigte, und dabei mit plötzlich lustiger Miene der bräunlichen Andalusierin die Wange streichelte.

Die rasche Josephe war mit Einem Sprunge die Stiege hinauf, ihrer Herrschaft den ungebetenen, indessen ihr selbst wohl nicht ganz unwillkommenen Gast zu melden.

Donna Maria aber wollte sich anfänglich nicht dazu verstehen, den Springinsfeld aufzunehmen. Sie lispelt' ein Langes und Breites von ihrer erst kürzlich vollzogenen Vermählung mit dem alten steinreichen und zugleich hectischen Don Rosauro d'Espada, und wie derselbe in Amtsgeschäften verreiset sey, wie es gegen Zucht und Sitte liefe, in Abwesenheit ihres Eheherrn fremde Mannspersonen zu beherbergen. Josephe aber — weil Herr Basco vertieft in den Anblick der schönen Donna Maria da stand, und sie seine brennenden Blicke auf sich gerichtet wähnte — erinnerte an das Königliche Siegel, und alle Weigerungen, die die züchtige Donna auch machen mochte, zerflossen in Ehrfurcht vor dem Wachsbilde, das Basco jetzt hurtig aus der Kapsel hervorzog.

Unser Abenteurer ward nunmehr in das obere Stockwerk logirt, wo ihm ein Nachtlager angewiesen, und ein Stück Käse mit Brote gereicht ward; das wollte dem Glücksritter nicht recht munden. Unmuthig streckt' er sich auf das Lager, und wollte schier anfangen zu bereuen, daß er sich habe in den Rekrutenkittel stecken lassen.

Wie jener Hahn im Sande scharrte,
Und einen klaren Diamant
Statt der ersehnten Gerste fand:
So unser Held! — Ein Bratspieß knarrte,
Und würz'ger Duft das Haus durchwallt;
Ein langgehalt'ner Kuß erschallt.
„Sankt Benedictus!" ruft er aus:
„Ich selber will das Glück erhaschen,
Doch merk' ich, wie hier Andre naschen,
Und keiner ladet mich zum Schmaus."

„Der Nase nach geht's wohl am besten!"
Denkt er, und macht sich schnell empor.
Er muß doch wissen, welchen Gästen
Man auftischt hier. Er spitzt das Ohr,
Er reckt die Nase lang hervor;
Nichts hilft; doch endlich seine Augen,
Die sonst im Finstern wenig taugen —
Ob Nas' und Ohr ihn irre führen —
Sind's diesmal, die den Quell erspüren,
Aus dem das Dampfbad sich enthebt,
Das lüstern machend ihn umschwebt:
Denn durch der Holzwand schmale Ritze
Dringt eines hellen Lichtes Schein.
„Ha! bei des heilgen Lorenz Mütze!
Da drinnen muß der Glücksquell seyn!"
So schließt er, und mit Aug' und Ohren
Späh't er — die Nase schlürft den Duft —
Doch wehe! wär' er nie geboren,
Wenn ihm Fortuna jetzt nicht ruft.

Die züchtige Donna Maria war es, die im Nebenzimmer mit einer Mannsperson sich gütlich that. Das Masculinum schien, seinem Gewande nach, ein Rechtsverweser zu seyn, und

*) Aus: G. N. Bärmann, Papiere aus meiner bunten Mappe; eine Sammlung von Erzählungen, Mährchen und Gedichten. Berlin, 1826.

da Basco gar wohl den Hausherrn kannte, so sah er bald, daß der Schwarzrock ein Marder im Hühnerstalle sey. Doch focht ihn dieß fast weniger an, als die vom Spieß hereingetragenen Kapaunen und was sonst von lieblich kalter Küche umher stand:

Fürwahr! dem ärgsten Speisenhasser
Läuft unbedingt der Mund voll Wasser,
Wenn er dergleichen Ding' erschau't.
Auch unser Basco stand — wer zweifelt?
Von Eßlust ganz wie eingeteufelt,
Und tief im Magen bellt's ihm laut.
Dazu die feurigen Karessen,
Worauf die Beiden wie versessen —
Das macht ihm gar die Sinne toll:
Wie Tantalus im Orkus gieret,
Steht er erstarrt und angeschnüret,
Und weiß nicht, was er will und soll.

Man denke sich an Freund Bascos Stelle, und werfe den ersten Stein auf ihn. Mit jedem Athemzuge schien sein Glücksstern sich immer weiter von ihm zu entfernen und drohte, bald ganz unterzugehen. — Horch! da pochte es an die Einlaßpforte und: „der Hausherr, Don Rosauro!" rief Josephine die Treppe herauf und ging, um zu öffnen.

Ha! welch ein Schrecken den Liebesleuten!
Für unsern Basco welcher Scherz!
Fortunens Gürtel zu erbeuten,
Pocht vor Begier ihm schon das Herz,
Denn eh' noch unser hektischer Alter
Sich keuchend die Stiege herauf gedrückt,
Da wußte Basco schon wie sein Psalter
Das Plänchen, wodurch er Fortuna zwickt.
Und eh' Josephe noch aufthat die Pforte,
Da flogen — lustig war's anzusehn —
Kapaun und Braten und mancherlei Torte —
Als rührte sie neidisch Gott Aeolus Weh'n —
Husch, husch, in ein Schränkchen der Zimmerecke,
Dort mußt' Alles — Teller und Tischtuch hinein.
Das Masculinum kroch unter die Decke
Im Kabinet, um versteckt zu seyn.

„Na, Schäfchen" — begann Don Rosauro nach etlichen langen Athemzügen — „Na! Wie thut's? Bin in dreizehn Stunden sieben Meilen geritten, um dich heute wieder zu sehen. Aber weshalb das große Feuer im Kamine?"

„Seyd mir gegrüßt, mein Herr und Gemahl!" rief Donna Maria, indem sie den Alten streichelte: „Es freut mich, daß Ihr so bald zurück send. Ich habe mancherlei Fährlichkeit erlitten während Eures Wegseyns. Darum auch dies große Feuer. Vernehmt nur: Auf Königs Befehl mußt' ich diesen Abend einen jungen Kerl, einen Soldaten in das Haus nehmen. Denkt Euch meinen Schrecken darüber, und die verdächtige Lage, in welche ich dadurch versetzt ward. Die Kolik war Folge meines Verdrusses. Darum das Feuer, an welchem Josephe mir etliche Tücher wärmen mußte, um meinen schneidenden Schmerzen hülfreich entgegen zu kommen."

„Na, na, Schäfchen! Respekt vor des Königs Befehl! — Aber mich hungert. Was vermag die Küche?"

„Blutwenig" — war die Antwort, — „um nicht zu sagen; gar nichts. Ich und Josephe, wir haben die drei Tage, während welcher Ihr abwesend waret, gleichsam fastend zugebracht. Eure Ankunft überrascht uns daher: wie sollten wir also für Eure gewöhnliche Abendtafel gesorgt haben?"

„Schlimm, sehr schlimm, Schäfchen — und jetzt, so spät Euch noch zu bemühen — —"

„Herein!" rief Donna Maria einem draußen Klopfenden zu, und herein trat — Basco.

„Grüß' Euch Gott, Herr Don Rosauro d'Espada!" begann der Eintretende. „Mag dies Siegel meine Kühnheit entschuldigen. Ich vernahm draußen, daß Ihr Euch wohl würdet entschließen müssen, ohne Abendessen zu Bette zu gehen, und das thut mir leid, indem Ihr sicher einen weiten Ritt gemacht habt. Auch ich habe Lust, vor dem Schlafengehen noch eine kleine Mahlzeit zu halten. Ich komme daher, Euch zu Gaste zu bitten."

„Was? Ihr! Wo denn hernehmen bei so später Abendzeit?" fragte Don Rosauro.

„Kleinigkeit! Kleinigkeit!" entgegnete Basco und sprach dem Alten etwas in's Ohr, worüber dieser bedeutend zu erschrecken schien.

Was konnte Donna Maria anders ahnen, als Verrätherei? Der Schrank, dachte sie, wird seine Aussage bestätigen. Der Tagedieb hat mich sicher belauscht und o weh! wenn Don Alvares drinnen nicht bald einen Rettungsweg findet. —

„Wenn nur Eure Frau Gemahlin" — verlautbarte Basco. —

„Wird nichts thun, nichts sagen, Freundchen; aber den Geist sehen, möcht' ich selber nicht!" erwiederte Don Rosauro.

„Nun dann! fehlen kann mir's nicht!" rief unser Held: „In so fern Ihr die Handlung durch tiefes Schweigen ehrt. Da müßt' ich ein Stümper in meiner Kunst seyn, wenn sie mir nicht auf den ersten Wink ein schmackhaftes Nachtessen einbringen sollte. — Wie gesagt, fürchtet Euch nicht! Auch Ihr nicht, schöne Donna; der Geist, der mir dienstbar ist, und uns jetzt mit etwas Eßbarem versehen soll, wird Euch nicht sichtbar seyn. Laßt mich nur machen."

Mächtig wirkte Basco's Rede auf die zitternde Donna. Ein neuer Lebensgeist drang durch ihre Adern, und tief einschauend in den Plan unsers Abentheurers, dankte sie ihm im Stillen für sein Rettungswerk, zu dessen Beginnen er sich schon mit ziemlich geheimnißvoller Weitläuftigkeit anschickte. Don Rosauro, der nicht wußte, ob er den Jüngling für wahnwitzig halten, oder ihm glauben sollte, ließ ihn gewähren und antwortete auf dessen Frage, welche Speisen er begehre, blos: „Ihr seyd hier der Wirth, ich der Gast, also nach Eurem Gefallen."

Der lose Basco zog mit seinem Seitengewehr einen Kreis um sich her und begann mit dumpfer Stimme:

„Esko waumi dumaschkalo,
Perro, perro infernalo,
Hör', und thue mein Gebot!
Hurtig förd're in jenes Schränkchen
Einen Braten von dem Spieß,
Zwei geröstete Kapaunen;
Flink! beginne nicht zu launen!
Fette Saucen, scharf und süß;
Auch Salat nicht zu vergessen,
Und als Nachtisch zu dem Essen
Tort' und andre Näscherei.

Esko waumi dumaschkalo,
Perro, perro infernalo,
Hör' und thue mein Gebot!
Alte Weine mit Signetten,
Teller, Tischtuch, Servietten,
Messer, Gabeln, Salz und Brot:
Was zum Tafeln nöthig sey,
Hurtig allzumal dabei!
Hör' und thue mein Gebot!
Daß die Donna nicht erschrecke,
Ihre Furcht sich nicht vermehrt,
Uns nicht sichtbar, dort verstecke,
Was Dein Herr von Dir begehrt.
Nicht wie Sturmwind laß dich nieder;
Höre des Gebieters Wort!
Ungesehen kehrst du wieder,
Harrest in der Kammer dort,
Bis ich Dich nach Hause schicke;
Dann erst trollst Du sonder Tücke
Dich zu neuen Diensten fort.

Esko waumi dumaschkalo,
Perro, perro infernalo,
Eilig sey vor Mitternacht
Diese Kleinigkeit vollbracht!"

Schalk Basco winkte nun, aber weder Don Rosauro, noch seine Donna hatten Herz genug, den Schrank zu öffnen.

„Nur ohne Furcht, schöne Donna," sprach der Teufelsbanner, „ein Junggesell, wie ich, weiß Alles, was unangenehm ist, von den Damen zu entfernen. Nur den Schrank aufgemacht, und wenn Ihr nicht alles Geforderte darin findet, so heißt mich einen Lügner!"

Donna Maria schien sich noch ein wenig zu fürchten, jedoch bald hatte sie sich entschlossen und die wohlgefüllten Schüsseln machten sich aus dem Schranke hervor, um nunmehr auch Theil an der Posse zu nehmen. Herr Don Rosauro wollte anfänglich nicht recht in die Höllengerichte einbeißen, der liebliche Duft aber, der sich aus ihnen entwickelte, ließ ihn bald nicht müßig beim Schmause seyn. Basco hatte schon einen Kapaun dergestalt zergliedert, daß wenig Geflügeltes übrig geblieben wäre, wenn er so im Anatomiren fortgefahren hätte. Donna Maria's Kolik wollte sich verloren haben, darum ließ sie sich das Gebratene trefflich munden. Wie konnte der hektische, appetitreiche Don Rosauro wohl anstehen, solchem Beispiele zu folgen? Auch ließ er sich's wohl schmecken, und manches Gläschen Xeres ward auf die Gesundheit des liberalen Wirthes geleert, so daß das Trio sich gar weidlich erlustigte.

Ob Don Alvares in der Kammer auch so guter Dinge seyn mochte, ist nicht schwer zu entscheiden. Aller Wahrscheinlichkeit nach wiederholte er die Rolle des Tantalus, die unser Basco vorhin gespielt hatte, und obendrein peitschte ihn die

Furcht, entdeckt zu werden; denn vergebens ſah er ſich nach einem Rettungswege um. Die Fenſter der Kammer lagen zwar nicht hoch, aber unter ihnen rauſchte ein tiefer Bach: wie alſo entkommen?

Freund Basco, der längſt entſchloſſen war, ihn zu erlöſen, wie wir aus ſeiner Beſchwörungsformel leicht haben ermeſſen können, ließ ihn, boshaft genug, erſt eine lange Weile zappeln. Endlich brachten Maria's Feuerblicke ihn dahin, die Einleitung zur Abfahrt des armſeligen Geiſtes in der Kammer zu finden.

„Ein Meiſterſtreich wär' es doch, wenn mir's glückte!" ſprach er zu ſich ſelbſt, und war im Geiſte nahe daran, die Frau Fortuna beim Schopfe zu faſſen, denn Donna Maria ward mit jedem Augenblicke zuthulicher, und wem Fortuna wohl will — das wußte unſer Schalk recht gut, — dem naht ſie, ihr Geſchlecht niemals verläugnend, in Geſtalt eines Weibes; wie viel lieblicher aber noch in Geſtalt eines ſchönen, feurigen Weibes?

„Wie ſchmeckt's, Don Roſauro?" hob er bald nach ſeinem Selbſtgeſpräch an. Und Herr Roſauro konnte nicht genug die Teufelsküche loben, aus der ſo würzige Gerichte verſandt würden. Mehr aber noch mundete ihm der Wein, den er — wie geſagt — ſchon in reichem Maaße zu ſich genommen hatte, und welchen er ungleich beſſer fand, als den aus ſeinem eigenen Keller. Basco neckte ihn mit ſeiner vorhin geäußerten Furcht vor dem dienſtbaren Geiſte und erſt nach langem Necken ſchien's, als ob Don Roſauro's Muth zu wachſen beginnen wollte.

„Herr!" rief Basco: „Ihr könnt Euch nicht dankbarer gegen den geiſtigen Freudenſpender beweiſen, als wenn Ihr ihm Eure und Eurer frommen Gemahlin achtungswerthe Perſonen zeigt. Auch wird meine Schuld gegen ihn dadurch getilgt; alſo laßt mich ihn beſchwören —"

„Halt! Nein! doch — wenn Ihr könntet, wenn er in einer andern Geſtalt als — ſeinem gewöhnlichen Ornate — mit Verlaub — — ich und meine Donna Maria — —"

„Laßt mich machen!" unterbrach ihn Basco, der unterdeſſen einen Zettel beſchrieben hatte.

Donna Maria drückte verſtohlen unſerm Helden die Hand — wie hätt' es ihm an Scharfſinn fehlen können?

Der Zauberkreis ward abermals gemacht. Don Roſauro zu ſeiner Rechten, Donna Maria, die ſich furchtſam, das will ſagen: zärtlich an ihn ſchmiegte, zu ſeiner Linken, trat Basco in den Cyklus ein:

„Esko wauml dumaſchkalo,
Perro, perro infernalo,
In der Kammer, höre mich!
Eile flugs dich anzuſchicken,
Dich zu zeigen unſern Blicken;
Ich befehl' es — zeige Dich!
Doch vernimm, wie ich gebiete:
Nicht in Deinem Höllenſtaat
Kommſt Du — nein! im ſchwarzen Rocke
Mach dich eilend auf die Socke,
Tritt hervor — als Advocat!"

Schon wollte Don Roſauro durch lautes Gelächter die Beſchwörung unterbrechen, und Herenmeiſter Basco anfangen, zu zürnen, als ein flüchtiger Kuß von Donna Maria's ſchönem Munde die Wange unſeres Abentheurers berührte. Ein dankbarer Händedruck links und ein donnerndes Halt! rechts und gegen die Kammerthür hieß den Lacher ſchweigen und den ſchon vorhandenen Schwarzrock zurücktreten.

„Faſſe friſch das Glück beim Schopfe!" war jetzt mehr als je Basco's Wahlſpruch, und er fuhr fort:

„Esko wauml dumaſchkalo
Perro, perro, infernalo,
Höre, wie Dein Herr befiehlt!
Manches Plänchen wird vereitelt;
Mancher Näſcher wird gebeutelt,
Muß oft zahlen, eh er ſtiehlt.
Aber ich bin Herr und Meiſter
Aller hier zugegnen Geiſter,
D'rum merk' auf, wie man befiehlt:
Deines wahren Namens Züge
Schreibſt du unter dieſe Schrift;
Doch daß Alles friedlich trifft,
Mach die Quittung nicht zur Lüge!
Jetzt hervor aus deiner Socke!
Muthig ſchreite zu der That;
Wohl gemerkt: in ſchwarzem Rocke
Mach' Dich eilend auf die Socke,
Schreib' und geh' als — Advocat!"

Und Don Alvares, der Rechtsverweſer, trat hervor, hob die Schrift vom Boden auf, las, unterſchrieb ſeufzend und eilte dann ſchweigend fort durch die Thür.

Basco ſprang aus dem Kreiſe, griff haſtig nach dem Papier und fand, daß die Verſchreibung über viertauſend Piaſter, auf Sicht zu zahlen, ehrlich unterſchrieben ſey.

Don Roſauro lachte noch eine Weile über den gefälligen Teufel, der ſo, mir nichts, dir nichts, ſich hinbugſiren ließ, wohin ſein jovialiſcher Meiſter ihn haben wollte; dankte — obſchon mit einem kleinen Schauder — ſeinem Wirth und begab ſich zu Bett.

Herr Alvares zahlte am Morgen die viertauſend Piaſter gegen einen Eid des Stillſchweigens von Seiten des Glücksritters Basco, welcher nun hinging, und ſich von den Fahnen Philipps des Zweiten loskaufte.

Donna Maria hatte ſich kaum durch etliche Stunden Schlafes von dem gehabten kleinen Schrecken erholt, als ein zweiter ſie überfiel, der jedoch nach einigen Minuten Bedenkens ſie bald verließ.

Ganz erbärmlich ächzte Don Roſauro an der Seite ſeines jungen Weibes und war allminuthlich bereit, ſeinen Geiſt aufzugeben, indem der vorhin genoſſene Wein ihm einen ſolchen Blutſturz zugezogen, daß ſchleunig ein Seelſorger geſchafft werden mußte, um die ringende Seele gebührend vorzubereiten auf ihren unmaßgeblich-baldigen Eintritt in's himmliſche Freudenreich.

Nach wenigen Stunden war der Hektikus entſchlafen und Don Basco ſäumte nicht, die trauernde Wittwe nach Kräften zu tröſten, welches, wie die Sage verlauten will, ihm auch ſehr wohl gelang; denn nach einigen Monaten war er der luſtige Gemahl der dankbaren Donna Maria. Die muntere Joſephe ſoll, wie es heißt, nicht ganz leer ausgegangen ſeyn bei der bekannten joviaſiſchen Laune ihres Gebieters.

„Frau Fortuna locket Jeden,
Was auch blöde Thoren reden,
D'rum greif' zu!
Deines Glückes Schmied biſt Du."

trällerte der geſtrenge Don Basco und ließ ſich's wohl ſeyn am Buſen ſeiner Maria und bei jedem Griff in ihre gefüllten Geldkiſten.

Kunz, der Sänger.

Ballade.

Was klopft an Elsbeth's Kämmerlein?
Was ziſchelt: „Mädlein, biſt allein?
„Mach' auf, mach' auf die Thüre!"
Was liſpelt leiſer: „Nur herein,
„Geliebter, komm; ich bin allein —"
Wer ſchlüpft dann durch die Thüre?

Kunz iſt's, des Grafen wackrer Knecht,
Von nied'rem Stande, ſchlecht und recht
In Einfalt fromm erzogen.
Des Grafen Gerhard edle Maid
Erfüllt ſein Herz mit Zärtlichkeit
Gewaltig unerwogen.

„Ach Kunz, nicht länger zaud're mehr,
„Es leidet ſonſt der Jungfrau Ehr;
„Der Vater darf's nicht wiſſen.
„Zieh hin, zieh hin, in fernes Land,
„Erwerbe Dir den Ritterſtand,
„Soll ich als Weib Dich küſſen."

Und Kunz nimmt Abſchied weinerlich,
Und ruft: „Bei Gott! vergißt Du mich,
„So koſtet's mich das Leben."
Doch tröſtend ſpricht ihr Roſenmund:
„Der Liebe Allmacht iſt Dir kund;
„Ich bleibe Dir ergeben."

Er zieht hinab in trübem Sinn,
Zum heilgen Grabe zieht er hin,
Sein Liebchen zu erkämpfen.
Verwundet ſinkt er im Gefecht,
Geneſet — aber bleibet Knecht:
Was wird die Gluth ihm dämpfen?

„Vergebens all mein Streben bleibt;
„Ach! immer geht's nicht, wie man's treibt;
„Ach ſie wird nie die Meine!
„Du lang' verſäumtes Saitenſpiel,
„Herbei und lindre mein Gefühl;
„Sprich's aus: „Sie wird die Deine!""

So über Berg und Thal entlang
Tönt klagend Kunzens Harfenklang:
„Ach! ſie wird nie die Meine!“
Doch mählich lindert ſich ſein Schmerz,
Die Hoffnung hebt ſein banges Herz:
„Vertraue nicht dem Scheine!“

Gar lieblich ſchallet der Geſang,
Stets raſcher tönt der Harfe Klang:
„Vertraue nicht dem Scheine!
„Des Menſchen Wahn oft irrig denkt,
„Doch Gott der Menſchen Schickſal lenkt;
„Die Liebſte wird die Deine!“

Der Hoffnung voll, gelangt er bald
Nach flinkem Zug durch Feld und Wald
Zu Kaiſer Friedrichs Hofe,
Und daß ergötzt ſein Saitenſpiel
Der edlen Herr'n und Frauen viel',
Den Knappen und die Zofe.

Des Kaiſers Erbe jugendlich
In Männerkraft verlobte ſich
Mit Fräulein Kunigunden;
Doch Beider Väter wurden Feind,
Sey's bös nun, oder gut gemeint:
Das Paar ward nicht verbunden.

In Franzens Bruſt wogt's auf und ab,
Er ſiehet nur der Liebe Grab,
Beklagend die Verlorne.
Und düſter wird des Jünglings Sinn:
„Mit ihr, mit ihr ſchwand Alles hin;
„Verloren die Erkor'ne!“

Der Außenwelt ſich nicht bewußt,
Des Grames Wurm in tiefer Bruſt,
Wird enger ihm und enger,
Und ob des Sohnes dumpfem Schmerz
Erbanget ſchier des Kaiſers Herz,
Und trägt es nun nicht länger.

Laut ſchallt das Aufgebot durch's Land:
„Prinz Franzens Wahnwitz iſt bekannt,
„Wer kann, wer wird ihn heilen?
„Wer mir ihn wiederſchenkt den Sohn,
„Der fordre kühn den reichſten Lohn,
„Sollt' ich den Thron auch theilen.“

Viel' edle Frau'n und große Herrn
Verſuchen's, Alle wollen gern
Den reichen Lohn erwerben;
Doch wie ſich Alles auch bemüht,
Fortdauernd irrer Wahn erglüh't
Im Aug' des jungen Erben.

Da tönet Kunzens Harfenklang
Und zauberiſch ſein Troſtgeſang:
„Vertraue nicht dem Scheine!
„Des Menſchen Wahn oft irrig denkt,
„Doch Gott der Menſchen Schickſal lenkt;
„Die Liebſte wird die Deine!“

Erwachend ſchaut der Jüngling auf,
Den Thränen läßt er freien Lauf,
Beginnet zu geneſen.
Die Väter reichen ſich die Hand:
„Wohlan: es knüpfe ſich das Band,
Die Feindſchaft ſey geweſen!“

„Du haſt den Sohn aus Irrwahns Nacht —“
Ruft Friedrich — „mir zurückgebracht
„Auf lebensfrohe Pfade.
„Dem Sänger dieſes Lorbeerreis,
„Drei feſte Schlöſſer an der Pleiß'
„Und Kaiſers Schutz und Gnade!“

Da tönet jubelnd Kunzens Sang
Ein Siegslied in der Harfe Klang:
„Triumph! ſie wird die Meine.
„Des Menſchen Wahn oft irrig denkt,
„Doch Gott der Menſchen Schickſal lenkt;
„Drum traue nie dem Scheine!“

Sängerwürde.

Wenn mit blutgefärbter Siegesfahne
Eris um die Friedensländer kreiſ't,
Und das Volk in wildem Pöbelwahne
Seines Glückes Tempel niederreißt;

Wenn der Kirche ehr'ne Pfeiler zittern
Vom Tumult des Bilderſturms erfaßt;
Wenn Gedankenfreiheit hinter Gittern
Wimmernd duldet böſen Zwanges Laſt;

Wenn die Ehrſucht mit Gigantenſchritten
Zu dem fluchbelad'nen Ziele eilt,
Und, verhöhnend der Getret'nen Bitten,
Die Ergebung in die Knechtſchaft teilt;

Wenn Gemeingeiſt, durch den Krampf erwürget,
In den Abgrund des Vergeſſens ſinkt,
Egoismus für das Ganze bürget,
Gift ſtatt Labetrunks im Becher blinkt;

Wenn der Liebe ſegensreiche Bande
Frecher Räuber Mörderfauſt zerreißt;
Wenn des zücht'gen Mädchens Unſchuld — Schande,
Und des Chriſten Demuth — Feigheit heißt;

Wenn die Redlichkeit mit Schmach beladen
Seufzend, einſam und verlaſſen ſteht;
Wenn die Freundſchaft wie von Gottes Gnaden
Treu und dennoch fruchtlos betteln geht;

Wenn ein Schwarm gedungner Ariſtarchen
Dort den Krautkopf zum Genie kreirt,
Hier den ächten Sohn Apolls mit Schnarchen
Zu des Pöbels Brudel einquartiert;

Wenn nur täglich Helios, der reine,
Stets daſſelbe Jammerbild beſtrahlt,
Und in Heſpers goldnem Dämmerſcheine
Stets ſich nur daſſelbe Zerrbild mahlt; —

Was vermag die Thräne da zu löſen,
Die im Aug' des Fühlenden erſtarrt,
Während wilden Schwarmes tolles Weſen
Ihn und ſeines Buſens Gottheit narrt?

O, ich weiß es und mein Lied ſoll's künden!
Sänger, Dir nicht, Dir iſt es bekannt;
Aber Jenen nenn ich's, jenen Blinden,
Die der heil'gen Muſe nicht verwandt.

Sänger, der in holde Phantaſieen
Durch des Liedes Zauber uns verſetzt,
Du biſt's, dem die Hochgefühle glühen,
Wenn das Herz an Bildern ſich ergötzt;

An den Bildern, die Du aufgeſtellet,
Die uns öffnen einen mildern Kreis,
Wo zur Liebe Freundſchaft ſich geſellet
Und der Waller nichts von Sorge weiß.

Sänger, ſo erblühe Dir zum Lohne
Friſcher Lorbeer aus dem Thränenland,
Und kaum braucht's der Myrte hier zur Krone,
Die Dir längſt die Muſe lieblich wand.

Stoffels Nachtmuſik.

Vor das Guckloch der Charmanten,
Die mein Herz ſich auserwählt,
Hab' ich dritthalb Muſikanten
Für ein Trankgeld hingepfählt.

Hanſel dudelt in die Flöte,
Jürgen Triller pfeift Clar'nett,
Und ich ſelber peitſch und knete
Ein zerbrochenes Spinett

Wie das piept und schwirrt und dudelt
Durch die stock-pech-finst're Nacht!
Wen, wie mich, die Liebe hudelt,
Der hat's ärger wohl gemacht.

Klingklang — dudu — o Spektakel!
Spitz die Oehrchen weit heraus!
Mod'scher Lecker Lieb'sgekakel
Nimmt sich zehnmal lump'ger aus.

Liesmarie'chen, hör', o höre!
Hör' zumal, mein Schatz, auf mich:
Keine andr' — ich schwör's, ich schwöre,
Keine Andre je als Dich.

Liesmariechen, Zuckerstengel,
Süßholzbäumlein, Honigbrei!
Heiß mich einen Galgenschwengel,
Bleib' ich jemals Dir nicht treu.

Laß mein Ständchen Dich erbarmen,
Zwick' den alten Knasterbart,
Daß er Ja sagt, und mich Armen
Vor Verzweiflung bewahrt.

Sieh, dann schlüg mit einer Klatsche
Ich zwei garst'ge Fliegen todt:
Erstens bin ich aus der Patsche
Aller Liebs- und Herzensnoth;

Zweitens aber — Liesmariechen,
Merk' Dir's! — bin ich eingehetzt,
Wenn die garstigste der Fliegen
Auf die Nase mir sich setzt;

Wenn armirt mit des Pantoffels
Prügel droh'nder Centnerwucht,
Dein lieb Patschchen Deines Stoffels
Kirschbraunrothe Nase sucht.

Hui, da weiß ich mir zu helfen!
Ein Genie hängt nicht am Schein,
Heult nicht hundisch mit den Wölfen,
Läßt nicht fünf gerade seyn.

Hurtig hol' ich mir den Jürgen
Und den Hansel und's Spinett;
Daß am Schrei'n Du magst erwürgen,
Dudeln lustig wir'n Terzett.

Klingklang — dudu — o Spektakel!
Wie das piept und schwirrt und klingt,
Bis von dem Kantipegekakel
Dir die Lungenader springt.

So kommt Pfiffigkeit zum Ziele;
Denn sie übet sich bei Nacht,
Daß sie leicht zum bösen Spiele
Gute Mien' am Tage macht.

Jens Immanuel Baggesen,

ein Däne, der sich jedoch vollkommenes Bürgerrecht unter den deutschen Dichtern erworben hat. Er ward am 16. Februar 1764 zu Korsör auf Seeland, wo sein Vater das Amt eines Kornschreibers verwaltete, geboren, erhielt eine gute wissenschaftliche Bildung und studirte mit großem Eifer neben den Alten die philosophischen Systeme der Neueren, besonders Kant's, ohne jedoch darüber sein schon frühzeitig rege gewordenes poetisches Talent zu vernachlässigen. Bereits im zwanzigsten Jahre seines Alters gab er komische Erzählungen in seiner Muttersprache heraus, welche seine glücklichen Anlagen, besonders für das Humoristische, beurkunden und sehr günstig aufgenommen wurden. Mehrere ernste Oden und Lieder, die gleichen Anklang bei seiner Nation fanden, vermehrten seinen Ruf, und es gelang dem unbemittelten jungen Manne, sich bedeutende Gönner, u. A. den Herzog von Holstein-Augustenburg zu erwerben, die ihn in den Stand setzten, eine größere Reise theils zu seiner weiteren Ausbildung, theils zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit zu machen. Sie führte ihn während der Jahre 1789 und 1790 durch Deutschland nach der Schweiz. Hier vermählte er sich mit einer Enkelin des großen Haller und kehrte dann mit seiner jungen Gattin nach Kopenhagen zurück. Er hatte auf dieser Reise Voß, Klopstock, von Gerstenberg, von Knigge, Reinhold u. A. mehr kennen lernen und war zu ihnen in ein mehr oder weniger enges Verhältniß getreten. 1793 machte er eine zweite Wanderung, nach Italien, und wurde dann nach seiner Rückkehr 1796 Probst der Communität und Regens der Stipendiaten in Kopenhagen; doch ließ es ihm nicht lange Ruhe an einem Ort, und er ging wiederholt nach Paris, wo er sich für die Revolution lebhaft interessirte, so wie nach Italien. Im Jahre 1800 zog er mit seiner ganzen Familie nach Frankreich und wohnte eine Zeit lang auf einem Meierhofe bei Marly, der sein Eigenthum war. — 1811 erhielt er eine ordentliche Professur der dänischen Sprache und Literatur an der kieler Universität zugleich mit dem Titel eines Justizrathes, beschäftigte sich jedoch nicht sehr mit Vorlesungen und nahm bereits 1814 seine Entlassung, worauf er nach Kopenhagen ging, nachdem er sich zum zweiten Male, da seine erste Frau schon früher gestorben war, vermählt hatte. Seine jetzige Gattin war eine Französin. Während seines diesmaligen Aufenthaltes gerieth er in einen heftigen Streit mit Oehlenschläger (S. d.), der wohl von ihm allein veranlaßt war, auf beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurde und höchst ärgerliche Auftritte herbeiführte. — Er verließ nun von Neuem sein Vaterland und lebte von nun an abwechselnd zu Paris und Kopenhagen. — Um seine zerrüttete Gesundheit herzustellen, besuchte er 1825 die böhmischen Bäder und starb auf der Rückkehr nach Dänemark am 3. October 1826 zu Hamburg.

Folgendes schrieb B. in deutscher Sprache:

Gedichte. Hamburg, 1803. 2 Thle.

Parthenais oder die Alpenreise, ein idyll. Epos. Amsterdam, 1806. N. verm. Aufl. 1812. 3. A. Leipz. 1819. 2 Th.

Heldeblumen. Amsterdam, 1803. N. A. Leipz. 1819.

Der Karfunkel- oder Klingklingelalmanach. Tübing. 1810.

Taschenbuch für Liebende. Tüb. 1810.

Adam und Eva, humor. Epos. Leipz. 1826.

Aus Jens Baggesens Briefwechsel mit K. L. Reinhold und F. H. Jacobi. (Herausgegeben von seinen Söhnen.) Leipz. 1831. 2 Thle.

Glänzender Witz, eine scharfe und treffende Beobachtungsgabe, ausgebildet durch seine vielen Reisen und sein unstetes Leben, und ein harmonischer Versbau charakterisiren B's Leistungen vorzüglich; sein flüchtiges Ueberspringen aber von einem Gegenstande zum anderen, seine fast unbegrenzte Eitelkeit und die daraus entspringende Reizbarkeit hinderten ihn, tief zu seyn und seinen Arbeiten jenen Werth zu geben, der ihnen allein eine längere Dauer verleihen kann. Im Liede, der Epistel, der Satyre und der humoristischen Erzählung ist er oft unübertrefflich, und mehrere von seinen Liedern besonders leben in Dänemark wie in Deutschland (vorzüglich im nördlichen) im Munde des Volkes fort, getragen durch leichte und glückliche Compositionen. Sein idyllisches Epos fand bei seinem ersten Erscheinen großen Beifall und ward, obwohl mit Unrecht, Göthe's Herrmann und Dorothee und Vossens Luise an die Seite gestellt, erhielt sich jedoch nicht dauernd in dieser Gunst und wird jetzt wenig gelesen. Das zweite, Adam und Eva, fand, obgleich es einen Reichthum von feinen und glücklichen Ideen enthält, gleich anfangs wenig Be-

achtung, da der Ton, in welchem es geschrieben ist, der Menge gar zu fremd klang. — Unter den dänischen Gaben seiner Muse sind seine komischen Erzählungen wohl das Gelungenste. Mehrere derselben finden sich übersetzt in folgender Sammlung:

Salz, Laune und Mannichfaltigkeit in komischen Erzählungen. Hamburg, 1808.

Ein bedeutendes Werk Baggesen's, das er kurz vor seinem Tode vollendete, und das neben großen Schönheiten, heftige Persönlichkeiten enthält, „der moderne Faust," ist bis jetzt noch nicht im Druck erschienen. — Baggesen's ziemlich getroffenes Portrait findet sich vor den Heideblumen.

Vgl. den oben angeführten Briefwechsel.

Memoria defuncti J. Baggesen; ed. Dr. Fricke. Hamburg. 1826

Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 4. Th. 2. S. 585.

Dresdener Morgenzeitung, 1827; N. 11—14; N. 87. 88.

Historisch-kritische Einleitung *).

Die Weltgeschichte (wenn man so betiteln kann
Das Tagbuch der Ameisenhaufen,
Die sich auf einer Scholle raufen
Seit gestern) ist für mich, und jedermann,
Der ernstlich sie beherziget, mitnichten
So trocken, seicht und unterhaltungsleer,
Wie es gewöhnlich glaubt, wer nur so obenher
Den Blick d'rauf wirft von ohngefähr.
Meint man, sie sey gar traurig, irrt man sehr;
Sie strotzt im Gegentheil von komischen Geschichten,
Die kein Cervantes droll'ger würd' erdichten.
Zwar hieße sie dennoch mit gutem Fug
Ein großes Trauerspiel. Will man dramatisch geben
Des menschlichen Geschlechts bisher'ges Leben,
Ist allerdings der Name paßend g'nug;
Allein für's Ganze bloß. Stückweise sind die Sachen
Durchgängig, um sich todt zu lachen.
Mir scheint ein Possenspiel das Drama der Natur,
Wie's spielt und wird gespielt auf unsrer Erdenflur;
Das hohe Tragische liegt im Begriffe nur,
Nicht im Begriffenen; die Sache paßt zum Namen,
Wie eines Bettlers Bild zu einem gold'nen Rahmen.

Der liebe Gott hat's, scheint es, so gemacht,
Auf dieser Bühne, die wir kennen,
(Denn andre können wir doch höchstens nur benennen)
So wie sein Shakespear — und mit Bedacht:
Im Welten-Drama und Planeten,
Wovon die mehrsten, wie bekannt, Kometen,
Excentrisch, mit und ohne Schwanz,
Fast nimmer ausgebildet, rund und ganz,
Giebt's viel, das Aristoteles verboten,
Und wimmelt es zumal von Possen und von — Zoten.

Die Sach' ist: Gott, auch Shakespear lieben nur
Die Kunst, als schön're Tochter der Natur,
Und sind, trotz scheinbar'n Trivialitäten,
Nichts weniger, als französische Poeten.
Ich folge treu der erstern Spur,
Die letzten lassend sonst in allen Ehren;
Ich weiß so gut wie sie, daß artig ist, zu seh'n,
Wie Ein und Zwei und Fünf geh'n auf in Zehn,
Nach mathematischer Kunstrichter Lehren;
Doch lass' ich Gott und Shakespear auch gewähren,
In ihrer Drei- und Vier- und Sieben-Wahl,
Wenn Welten oder Dramen sie gebähren —
Und finde art'ger noch, daß, ohne sich zu kehren
An Aristoteles und Decimal,
Sie liefern, was da zählt, anstatt der bloßen Zahl.

Die Weltgeschicht' ist also, wie gesagt,
Mein Omne portans suum seecum,
Mein Walter-Scott, mein Vademecum,
Mein Aristophanes, und Plautus, und Horaz,
Aesopus, Holberg, Ariost, Boccaz,
Und Lucian und Swift und Sterne,
Ja mein Jean-Paul sogar. Der Wahrheit sey's geklagt,
Mit andern Studien hab' ich mich nie geplagt;
Denn was mir nah' ist, such' ich nicht von ferne.
Ich schöpf' aus ungetrübter Quelle gerne,
Und lieb in allem die Frugalität,
Auch als Poet.
Das Buch der Bücher, wie der Quell der Quellen,
Ist mir die menschliche Natur,
Und ihr Decameron, die Weltgeschichte, nur
Brauch' ich, als Magazin, in allen Fällen,
Wo's gilt, was Lächerliches darzustellen;
Sie geht mir über Don Quixote gar,
Weil der am End' aus ihr geschöpft auch war.
Ihr Lexicon liegt vor mir immerdar;
Denn will ich etwas Drolliges erzählen,
Kann ich darin auf jegliche Gefahr
Die erste beste Seite wählen.

Sie fängt zum Beispiel gleich mit einer an,
Die, als burleske Poss' im Droll'gen, über alles
Bei weitem geht, was Rabelais ersann —
Ich meine: die des Sündenfalles.
In dem historischen Pankomikon,
Das ich in Versen, spart mir Gott das Leben,
Gesonnen bin, herauszugeben,
Steh' an der Spitze sie! Wer nicht sie schon
Gelesen wo, dem wird sie wohl erscheinen
Alt-Eulenspiegelisch und er wird meinen,
„Es sey ein Mährchen," er wird rufen, „Bah!
„Das mache man mir weiß, daß je so was geschah!
„Daß die Geschichte, die authentische Geschichte,
„Die wirkliche, die kein fantastisches Gedichte,
„Die ächt urkundliche, die wahre — die
„Da wandelt Hand in Hand mit der Chronologie,
„Gestützt auf die Geographie —
„Mit einem Wort: die Reihe der Geschäfte,
„Der Strom von Handlungen und Thaten der Vernunft,
„In jeder Klass' und jeder Zunft —
„Die Offenbarung aller Menschenkräfte —
„Die Folg' in der Entwickelung
„Des Absoluten, ohne Lück' und Sprung —
„Das freie Spiel in den Begebenheiten —
„Die Perfektib'lität — der Genius der Zeiten —
„Das Leben, kurz des Ichs Historie — daß die
„So angefangen!" — Lieber! eben sie!
Mein Mährchen ist ihr Anfang, wie die Fibel
Der Anfang aller Wissenschaft! Es steht
Mit dürren Worten in der Bibel;
Und hat sogar der Kirch' Authorität,
Die (wie wir wissen) nimmermehr kann fehlen;
Es ist der Welthisterie Beginn.
Ich läugne nicht das Drollige darin;
Es ist zum Lachen — wie ich es erzähle,
Von allen tollen Mährchen offenbar
(Was ich ja, Theuerster, auch nicht verhehle)
Das tollste; doch es ist, bei der Geschichte Seele!
Historisch wahr.

Zwar weiß ich wohl, daß viele von den bloßen
Historikern (man weiß doch hoffentlich,
Was bloß bedeutet in der Sprach' an sich),
Zumal die alles zählenden Franzosen,
Die Genesis, nach wörtlicher Kritik,
Verwerfen, als von keinerlei Gewichte —
Behauptend: dieser Anfang der Geschichte
Sey nichts als Fabel und Metaphysik —
Und daß er uns kein wahres Wort berichte.
Das glaub' ich selbst; allein das thut mir nichts —
Auch macht im mindesten mich nicht verlegen
Ein alter Einwurf von mir selbst dagegen,
Der nämlich: das der Autor Jude war.
Mithin — die Folge wäre ziemlich klar;
Denn die Prämisse läugn' ich, und behaupte,
Daß nie die Genesis gelesen mit Bedacht,
Der immer glaubt (wenn er's auch einmal glaubte)
Ein Jude habe sie gemacht.
Dagegen streiten inn're und äuß're Gründe,
Zumal der Jüdische Begriff von Sünde.
Wenn auch Spinoza zwar, und Mendelsohn,
Der erste gar zu weit, der letzte gar zu enge
Getrieben die Spekulation,
Geschah's im christlichen Gedränge;
Spinoza dacht' und schrieb, als Benedikt, —
Was unser frommer Moses war, als halbe,
Nur erst mit ihm genommen, ganze Schwalbe,

*) Aus: Adam und Eva, oder die Geschichte des Sündenfalls. Ein humoristisches Epos in zwölf Büchern. Leipzig, 1826.

Sieht man aus dem Jacobiſchen Konflikt.
Ach! eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, Theurer!
Und einer winzigen Ausnahme Spur
Macht mir die ungeheure Regel nur
Gewiſſermaßen ungeheurer.

Ein Jude hätt' (es koſtet' ihm ja nichts!)
Die Hauptverführung anders eingerichtet,
Und etwas rares, goldenen Gewichts,
Von Geldeswerth hineingeſchichtet,
Statt eines Apfels vom Erkenntnißbaum,
Woran von Allem in des Gartens Raum
Ihm g'rade war am wenigſten gelegen;
Zur Lockung hätt' er in dem Paradies
Wo irgend aufgehängt ein goldnes Vließ! —
Auch hätt' ein Jude nicht, der Klugheit wegen,
Es mit der Schlange ſo verdorben, wie
Der Autor — und vor Allem hätt' er nie
Beim Ausgang (wenigſtens ich kann's nicht paſſen
Mit ächter Juden-Phantaſie)
Bedellion und Gold und Onyx liegen laſſen;
Hätt' Adam auch davon er weggeſchreckt,
Das Evchen hätte was zu ſich geſteckt.
Der Jude wird den Juden nie verhehlen,
Auch als Erzähler nicht, weil, wie er ſinnt,
Er mahlt und darſtellt. Jüdiſches Erzählen,
Und die Hiſtorie des ganzen Volks beginnt
Mit Schachern, und mit Schmuggeln, und mit Stehlen.
In Jacob wird uns erſt der Urſprung klar
Des Unkrauts, das noch wuchert immerdar
In vier Welttheilen, und zumal in Pohlen —
Schon die Geburt des Volks, die erſte, war geſtohlen —
Ich frage jeden Juden: „Iſt's nicht wahr?"

Man wird mir hoffentlich die andern Gründe ſchenken,
Warum ich nicht die drei Kapitel, die
Vom Sündenfall berichten: Was und Wie,
Betracht' als jüdiſche Kosmogonie.
Schenkt man ſie nicht, ſo geb' ich zu bedenken,
Daß der Verfaſſer, wer er ſonſt auch war,
Zu einer Zeit gelebt, da noch natürlich
Die Thiere redeten und nicht figürlich,
Wie die Erzählung darthut offenbar, —
Ein nachſündfluthlicher Erzähler, zweifelsohne,
Hätt' es erzählt in einem andern Tone.
Es wundert Even im geringſten nicht,
Daß jener Wurm mit ihr geläufig ſpricht:
Ganz recht! Denn was wohl konnt' ihr offenbaren,
Daß ſie nur und ihr Mann vernünftig waren?
„Kann unſer Eins," vermuthlich dachte ſie
In ihrer Unſchuld ſo, „ſchon raiſonniren,
„Die wir von geſtern her, ich weiß nicht wie,
„Erſt hier im Garten h'rum ſpazieren,
„Warum ſollt' es nicht können auch ein Vieh,
„Das vor uns da war? und vielleicht ſeit immer —
„Deß Haut von Kopf zu Fuß iſt nichts als Schimmer,
„Deß Wuchs iſt ſo vollendet ganz,
„So g'rade, glatt und ſchlank, als wär' es lauter Schwanz,
„Und deſſen ganzen Leib viel ſchöne Ringel zieren?"
Das alles laſſ' ich noch dahingeſtellt,
(Bis weiter wenigſtens, wenn's ſo gefällt)
Allein, was jeden Leſer muß frappiren:
Auch der Erzähler findet ganz und gar
Den Urſprungsdialog, den Plato's und Jacobi's
Nur commentiren, ſo wie Trims und Tobis,
Und alle folgende, nicht ſonderbar!
Man ſage nicht: „Er habe ſich enthalten
„Zu äußern, was er ſelbſt davon geglaubt,
„Weil Reflexionen überhaupt
„Er, als Hiſtoriker, ſich nicht erlaubt,
„Und niemals pflegt ſein Urtheil einzuſchalten:
„Er ſey beſtändig völlig objectiv,
„Als plaſtiſcher Darſteller und Enthüller,
„Und lange nicht einmal ſo ſubjectiv,
„Wie ſein Collega, Herr Johannes Müller:
„Es ſtelle ſich in ihm nur die Geſchichte dar —
„Drum ſey er auch ſo groß, ſo göthiſch tief und klar,
„Weil ſtets mit ſeinem Glauben und Gewiſſen
„Sein eignes Ich bleibt hinter den Kuliſſen;" —
Denn, mit Erlaubniß, das iſt gar nicht wahr!
Zwar geht der Urbericht vom Sündenfalle
Als Darſtellung auch mir entſchieden über alle;
Zwar find' ich auch den Autor wundergroß;
Allein, er giebt ſich doch, als ſolcher, einmal bloß.

Er findet nehmlich kurios
Des erſten Paars natürliches Benehmen:
Daß nackt ſie gingen, ohne ſich zu ſchämen;
Wär' auch zu ſeiner Zeit der Thiere Loos
Brutal geweſen ſchon, ihr Maul gebunden,
Und ihre Sprache ganz und gar verſchwunden,
Hätt' er die Schlangenrhetorik
Gewiß viel kurioſer noch gefunden!
Wer nur ein Naſenloch hiſtoriſcher Kritik
Halb offen hat, riecht hier, ſchon als Primaner,
Beim Buchſtabiren ſeiner Geneſis,
Den unbefang'nen Prädiluvianer.
Nun aber iſt's hiſtoriſch ganz gewiß,
Daß Juden nach der Sündfluth erſt entſtanden —
Die wenigſtens, die noch vorhanden —
Mithin gehört (nachdem ich weggefegt
Von der Hiſtorie gewohnten Eingangsthüren
Die Zweifel, die man hier und dort noch hegt,
Ob ſie zum Vorſaal oder Abtritt führen)
Das Abenteuer, das ich hier
Denſelben ganz gemäß berichte,
Zur wahren, ächten, klaſſiſchen Geſchichte.

Wenn übrigens unchriſtlich ſollte ſcheinen,
Und lieblos, einem Juden irgendwo
Mein Nichtvielhalten von den Seinen,
Bemert' ich, um ein möglich qui pro quo
Bei dieſem Anlaß zu vermeiden,
Daß man Hebräer wohl muß unterſcheiden
Und ſelbſt Iſraeliten von den Heiden
Und Chriſten, die ich nenne ſo —
Ich meine nicht die Trödler in den Buden,
Ich mein' auch die Rothſchilde nicht allein,
Wenn tadelnd, und ſogar mit einem Schein
Von Hohn, ich ſpreche von den Juden;
Ich meine zwar auch ſie mit vollem Recht,
Allein vorzüglich: die ſogar noch unbeſchnitten,
Getauft und ungetauft, nicht ihre Strafe litten —
Neun Zehntel nehmlich von dem menſchlichen Geſchlecht —
Und mein' es ſelbſt, trotz allem Reim-Getöſe,
Mit dieſen armen Teufeln nicht ſo böſe.
Bin ich doch ſelber, ach! (in meinem Sinn
Das Schlechte nehmend, und das Jüdiſche darin)
Vielleicht der ſchlimmſte Jude trotz dem Schelten;
Denn wenn auch Schätze mir von Gold
Nicht eben über alle Schätze gelten,
Bin ich doch vielen andern Schätzen hold,
Die wohl, genau beſeh'n, auf einer Unſchuldsweiſe,
Dem Dichter viel gefährlicher, als dieſe.
Drum wiederhol' ich ſtets das Sprüchlein mir:
Sind auch die Juden nirgends recht zu Hauſe,
Die Chriſten pilgern auch am Ende hier,
Und ſchmauſen, wenn ſie können. Wir ſind Wir;
Und vor dem Herrgott ſind wir alle Schmauſe.

Zum Schluß der Vorerinnerung noch dies:
Obgleich, der Sache nach, was ich in deutſchen Reimen
Verſuchen werde hier der Leſewelt zu leimen,
Man alles leſen kann in jener Geneſis,
Weil ich das Factum ſelbſt nicht umgeſtaltet —
Steht dennoch meine Schnurre dort
Natürlich nicht gerade Wort für Wort.
Ich habe die Urkund' entwickelt und entfaltet,
Wie Herder und wie Kant, poetiſch, kritiſch ſchier,
Doch alles ſo auf eigene Manier,
Wie mir die Laune kreuz und quer gewaltet:
Was innwärts lag im Stoff' herausgekehrt —
Kurz, der Geſchichte Knollen klein geſpaltet,
Was niemand dem Erzähler wehrt,
Wenn er des Factums Holz nur nicht vermehrt.
Auch hab' ich mich beſtrebt, in manchen Stellen,
Wo etwas dunkel, oder wenig klar,
Das Vorſündfluthliche gehörig zu erhellen
Aus nachſündfluthlichen Erfahrungsquellen,
Was eigentlich ſehr leicht mir war —
Weil in der Welt, und in dem ganzen Weltlauf alles,
Von jenen großen Monarchien vier,
Bis auf mein ſchlechtes Reimen hier,
Nichts iſt, im Grund', als deutliche Bewährung,
Entwickelung, Erweiterung, Erklärung,
Und öfters bloße Wiederholung ſchier,
Des Sündenfalles.

Wer übrigens nicht viel für Unterſuchung giebt,
Und keine Gründlichkeit, kein tiefes Dringen
In etwas, nicht einmal in's Lächerliche, liebt,
Kann dieſe Vorerinn'rung überſpringen.
Ich hielt es zwar für ſtrenge Pflicht,
Sie als hiſtoriſche Einleitung anzubringen,
Doch möcht' ich niemand ſie zu leſen zwingen;
Denn ſie gefällt mir ſelber nicht.
Wird die Erzählung ſelbſt nicht angenehmer,
Spaziere ſie nur g'radeswegs zum Krämer,
Und komme wöchentlich mir, Stück nach Stück,
Statt Tags- und Nachts-Journal von ihm zurück.

Der Geſchichte des Sündenfalls zweites Buch.

— Ut sibi quivis
Speret idem. —
Hor.

Der Leſer ſchließt vielleicht aus dem, was ſchon geſagt
Von dem Entſteh'n des Himmels und der Erde,
Daß ihn und mich gemacht daſſelbe große Werde,
Das jene ſchuf; der Schluß iſt zu gewagt.
Uns hat der liebe Gott zwar auch hervorgerufen,
Allein ſo wie wir ſind, mit Haut und Haar,
Er ſelber nicht unmittelbar.
Aus der Urkunde ſieht man klar,
Daß mehrere den erſten Menſchen ſchufen.

Der Schöpfung großer Meiſter gab ſich nicht
Mit dem Detail die Mühe — was mit Ellen
Sich meſſen ließ, ſagt der Bericht,
Das überließ er den Geſellen,
Die Er zu dem Behuf, als fertig war das All,
Und ſchon der große Ringeltanz begonnen
Der Monde, der Planeten und der Sonnen,
Herabgeſchickt auf unſern kleinen Ball.

Es thut mir leid für alle Spinoziſten,
Idealiſten oder Realiſten;
Denn der Philoſophie aus einem Stück
Bricht dies im Mutterleibe das Genick.
Zum wenigſten ſtört's mich gewaltig
Im Glauben an das Einmaleins-Syſtem.
Wie kann man hoffen ein Philoſophem
Der abſoluten Einheit, wenn ſo ſpaltig
Der Menſch von Anfang iſt, daß auch das Weſen gar,
Das ihn gebildet, mannichfaltig war?
Es thut mir leid für's Ich, und ſeine großen Herren,
Daß vor dem sum und cogito
Man fand auf Erden Du'en ſchon und Er'en;
Allein es iſt nun einmal ſo.

Die Elohim (ſo hießen die Geſellen
Des lieben Gotts) rathſchlagten unter ſich:
Ob nicht ein neu Geſchöpf nach ihren Ellen,
Ein Ueberthier, mit einem Wort, ein Ich,
Sich bilden ließ aus den gegeb'nen Sachen,
Und wurden eins, das ließe ſich wohl machen.
Sie nahmen etwas Koth — was giebt es da zu lachen?
Koth, ſag' ich, eben Koth, wie jedermann,
Der ſelbſt den Text ſtudirt, ſich überzeugen kann —
Und fingen gleich zu modeln an,
Nach ihrem eig'nen Schnitt und Ebenmaße,
Mit Händen, Füßen, Rippen, Mund und Naſe,
Mit Ohren und mit Augen, die Figur,
Die wir (vermuthlich weil ſie unſre) halten
Für weit die ſchönſte der unzähligen Geſtalten
In der unendlichen Natur.

Da lag das Meiſterſtück der himmliſchen Sculptur,
Sie konnten's nur nicht recht zum Stehen bringen;
Es fehlte der vollkomm'nen Kreatur
Das Leben nur;
Allein das konnten die Geſellen nicht erzwingen.

„Was iſt denn noch dem Dinge Noth?"
So frugen ſie ſich, maßen, zählten
Die Glieder alle — keine fehlten;
Und dennoch war und blieb das Männchen todt.
„Wie Schade" ſagten ſie, „es iſt doch ganz vollkommen,
„Ganz nach dem Maaße, das wir von uns ſelbſt genommen,
„Proportionirt, und weiß und roth!"
Nach viel vergeblichem Darüberraiſonniren
Spazierten ſie davon, und ſagten im Spazieren
Einander leiſ' in's Ohr: „Mein Lieber! Koth iſt Koth!"

Da kam der Meiſter hergegangen,
Zu ſehn, was die Geſellen unterfangen,
Und ſah
Das neue Kothfigürchen liegen da
Zu ſeinen Füßen in dem Graſe;
Der kleinſte Wurm war ſchon von mehr Gewicht;
Und, Gott ſey Dank! und doch — zertrat Er's nicht;
Er hob es lächelnd auf mit ſeiner Hand,
Blies in die Naſe:
Und ſieh'! es ſtand.
„Geh!" ſprach Er, „ſinn', und brauche den Verſtand,
„Den Ich mit dieſem Hauche dir gegeben!"
Und er verſchwand.

Der Kothmann fand ſich kaum beweglich und im Leben,
So fing er ſchon zu weinen an.
„Zu weinen?" Allerdings! Trotz allen Herrlichkeiten,
Die rings er ſah im Nahen und im Weiten,
Fehlt' immer etwas noch dem armen jungen Mann.
Umſonſt fand er genug zu eſſen und zu trinken,
Am Platze, wo er ſich befand,
Und Nahrung g'nug zugleich für den Verſtand;
Es war ihm alles reichlich zugemeſſen
Zum Glücklichleben auf dem Land;
Und wo er ging, und wo er ſtand,
War Hüll' und Fülle zum Genuß — indeſſen
War er auf ſeinem Bett von Blumen-Stroh
Nichts weniger, als herzlich froh.

Zwar legt' er ſich gleich anfangs auf's Studiren
Des Phyſicaliſchen in Pflanzen und in Thieren,
Begann die erſten zu klaſſificiren,
Und nach und nach allmählich auch
Sich einen ordentlichen Sprachgebrauch
Durch ihre Namen zu fixiren —
Auch ſetzt' er ſich wohl öfters hin
Auf einen Onyxſtein im Graſe
Den Zeigefinger auf die Naſe,
Und ſprach bald laut bald leiſe ſo: „Ich bin! —
Ich ſetze mich! — ich denke! — cogito,
„Und ergo sum — sum, ergo cogito!" —
Umſonſt! das Alles half ihm nichts. Er einte
Das Mannigfaltige, fand alles ganz
Nach ſeiner Unterſuchung, wie nach Kants;
Allein er fand ſich ſelber halb — und weinte.

Ich mag nicht hererzählen, was er ſich
Für Mühe gab vom Morgen bis zum Abend,
Die Sinne ſo, bald ſo, bald anders labend,
Ein wenig zu befriedigen ſein Ich,
Das immer in des Edens Ueberfluſſe
Nach etwas ſuchte, das noch da nicht war,
Und im Genuß des Guten immerdar
Sich ſehnte nach was Gutem im Genuſſe.
Oft ritt er in dem Garten wie ein Narr,
Auf einem Aſt; — oft ſucht' auf allen Vieren
Er wettzulaufen mit den Thieren —
Oft lief er in dem nächſten Bach Gefahr
Sich zu erſäufen, ſchwimmend nach den Schwänen
In einer Doppelfluth von Waſſer und von Thränen.
Umringt von Blumen, fiel ihm endlich ein,
Ein Exemplar von jeder ſich zu pflücken,
Und aus der ſämmtlichen Verein
Sich ein vollſtändiges Entzücken
Selbſt zu bereiten. Anfangs ſchien ihm das,
So wie der Straus allmählig wuchs an Zierde,
Das Räthſel der unſchuldigen Begierde
Nach einem kleinen Paradies
Im großen ſchön zu löſen. „Ja, das war,
„Was hier noch fehlte," murmelt' er im Gehen,
An Blume Blume fügend, bei'm Entſtehen
Des neuen Werks, — „Das iſt es offenbar,
„Das Ideal — zugleich für Aug' und Naſe,
„Und für ich weiß nicht was! Wie füllt's die Sinnen-Kluft
„In meiner Aeſthetik mit Schmelz und Duft,
„Der Zauber bringt mich ſchon faſt gänzlich in Extaſe!
„Wie reizend und wie ſanft! wie dunkel und wie licht! —
„Nur noch die Schlanke, Weiße, Hohe, Reine,
„Aus deren Blick der Unſchuld Himmel ſpricht —
„Und die Verborgne hier, die Süße,
„Die lächelnd weint: Vergiß mein nicht!

„Euch alle hab' ich nun im lieblichen Vereine;
„Kein Reiz, kein' Anmuth, keine Wonne fehlt —
„In einem einz'gen holden Bund vermählt,
„Seyd, all' ihr mannigfaltigen, mir Eine!
„Zum erſtenmal drück' ich mit Herzensluſt
„Der Schöpfung ſchönſte Zierd' an meine Bruſt!"

Ach! Er zerdrückte ſie! Sein heftiges Entzücken
Zerſtörte die ſo zarte Harmonie:
Der ſchöne Straus zerfiel zu ſchönen Stücken —
Und, eines nach dem andern, welkten die.
Zwar fing er immer wieder an zu pflücken,
Und baute ſich ſein Ideal auf's neu',
Und immer ſchöner ſchien es ihm zu glücken;
Doch keins beſtand, der Straus ward immer Streu.
Auch, der Anthologie ſtets eifriger befliſſen,
Fing er allmählig an, nach jeder neuen Wahl,
Der Farben und der Düfte ſonder Zahl
Selbſt an dem ſchönſtgelung'nen Ideal,
Trotz der Vollkommenheit, ein Etwas zu vermiſſen.
„Vermuthlich," ſeufzt' er, „giebt's dergleichen nicht,
„Das meinem Ideale ganz entſpricht!
„Was hilft's, darnach zu laufen und zu gaffen?
„Es iſt am Ende nicht erſchaffen. —"
Indeſſen lief, und gafft' er immerfort,
Bewährend ſchon auf ſeiner Blumen-Wieſe:
Daß wenig helfe, ſelbſt im Paradieſe,
Zur weiſen That ein weiſes Wort.

Ich mag nicht, wie geſagt, erwähnen,
Was alles er gethan, ſo lang' er einſam war,
In dieſem wahren Flegeljahr
Des Unſchuldsſtands, um nicht ſich todt zu gähnen.
Genug: er aß und trank, und ging, und lief,
Und troch, und ſchwamm, und ſtreckte ſich, und ſchlief,
In jeder Lag', auf allen Wegen,
Mit ſeines Körpers und mit ſeines Geiſtes Kraft,
Mit ſeinem Muth, mit ſeiner Wiſſenſchaft,
Mit ſeiner Unſchuld gar, — kurz mit ſich ſelbſt verlegen.

Der Meiſter ſah's, und ſprach: „Es iſt nicht gut,
„Daß er alleine ſey! hab' ich auch gleich vernommen
„Von Ewigkeit, was ſicher dann wird kommen,
„Ich werd' ihm geben, was ihm nöthig thut.
„So geht es nicht, es iſt in jedem Falle
„Dem Menſchen beſſer, daß er ſtirbt,
„Als daß er ganz und gar verdirbt —
„Was einer dann nicht wird, das werden alle!
„Ich mach' ihm eine Hälft' an Liebe reich:
„Aus ſeinem ſtarken, feſten Leibe
„Soll, während dort er ſchläft, ein Mädchen ſanft, und weich,
„Und zart und anmuthsvoll, ihm ſonſt in Allem gleich,
„Entſpringen, und ich geb' es ihm zum Weibe!"

Geſagt, gethan. Der Adam ſchlief —
Das Mädchen ſprang empor, und lief
Zum nächſten Bach ſogleich, und wuſch die ſchönen Haare.
Sie ſieht ſich ſelbſt verwundert in der Fluth,
Und lächelt, als wenn ihr ſich offenbare
Der ganze Himmel, wie er wirklich thut.
„Jetzt," ſprach der Meiſter, der das höchſte Gut
Dem Menſchen gab: „Jetzt erſt iſt Alles gut!"

Mein Adam, der indeſſen ausgeſchlafen,
Erwacht, umringt von Ziegen und von Schaafen
Und Tauben, und dergleichen Thieren mehr,
Und gähnt, und ſpricht: „Ich ſchlief entſetzlich ſchwer,
„Unruhig, ängſtlich hin und her,
„Erhitzt, als hätt' ich das gehabt, was Fieber
„Man nennen wird einmal, wenn's erſt dergleichen giebt:
„Mich dünkt, ich war zum Wahnſinn, gar verliebt,
„(Ja, wenn es etwas giebt, darüber)
„In etwas außer mir, ich weiß nicht wie:
„Doch ſchlief ich gerne wieder ein; denn lieber
„Iſt mir ein ſolcher Traum, trotz der Philoſophie,
„Als dies gelehrte Leben mit dem Vieh.
„Was hilft mir mein ſelbſtdenkendes Erwachen
„Hier unter dieſen Nicht-Ichs-Siebenſachen
„Von Strahlen, Schatten, Bäumen, Affen, und
„Was ſonſt ſich hier thut meinen Sinnen kund?
„Mit keinem von dem Allen kann ich ſcherzen.
„Zwar ſind' ich manches ſchön, gewandt, und ſtark, und klug,
„Zwar brummt's, und ziſcht's, und blökt's, und ſchwatzt's genug,
„Allein kein Einzig's ſpricht zu meinem Herzen,
„Selbſt nicht mein beſter Freund, der Hund;
„Auch er am Ende ſpricht nur mit dem Mund!
„Zwar lern' ich was von ihnen alle Tage,
„Und ſehe halb ſchon manches Was und Wie,
„Doch niemals ein Warum? Wozu die ganze Plage
„Mit meinem Lexicon, mit der Zoologie,
„Sammt der vergleichenden Anatomie
„Von Phyſiognomien aller Affen,
„Die mich Studirenden begaffen.
„Ich werde nie doch ſo geſcheit, wie ſie —
„Nie ſag' ich's, weil ich's meine — nie! nie! nie! —
„Sie ſchränken ſich auf etwas ein im Leben
„Des Daſeyns, ſind zufrieden, drücken ſich
„Dicht an einander, innig, fröhlich,
„Und überhaupt multipliciren ſich,
„Und ihre ſüße Luſt — das nenn' ich leben!
„Das iſt geſcheit, da ſieht man einen Zweck;
„Doch meine Weisheit iſt ein ewig Streben
„Nach dem, was nirgend iſt, — nach allem. Keck
„Behaupt' ich, wenn ich alles recht betrachte
„Um mich herum, und dann mich ſelbſt beachte:
„Ein Himmel iſt die Welt an jeder Ecke' —
„Ein Meiſterſtück im Großen und im Kleinen —
„In jedem Leben ſeh' ich einen Zweck —
„In meinem nur, in meinem ſeh' ich keinen —
„Ich bin allein der faule Fleck!"

In dieſem Selbſtgeſpräch ging er beſtändig weiter,
(Denn er war ſchon im Gang)
Den Bach entlang.
Die Morgenluft war ungewöhnlich heiter,
Und alles hüpft' in Eden, ſprang und ſang,
Und bot ihm freundlich guten Morgen
Mit Zwitſchern, Brüllen, und Geſumm;
Er aber ſah ſich gar nicht um,
Verdrießlich murmelnd: „ich bin ſtumm!
„Schwatzt, was ihr wollt, Ihr Ohneforgen!
„Ich ſpreche heute wenigſtens kein Wort!"
Und ging, wie halb im Traume, weiter fort.

So naht' er ſich dem Platz, wo jene fand
Sich ſelbſt, und noch im Blick verloren ſtand.
(Gott Vater folgt' ihm mit dem Auge lange;
Denn er blieb, ohne Sie zu ſeh'n, im Gange.)
Auf einmal warf er, Arm in Arm verſchränkt,
Den Kopf empor, den er geſenkt,
Und rief: „O Himmel, der du hell und heiter
„Dich über mir, und ſelbſt der Sonne weldſt!
„Bin ich geſtürzt denn auf der Weſen Leiter
„Seit geſtern unter — gar mich ſelbſt?
„Ich weiß nicht, wie mir iſt, ich finde kein Behagen
„Am Daſeyn; alles iſt mir nichts an ſich,
„Beſonders heut' — an allen vor'gen Tagen
„Sonſt liebt' ich wenigſtens doch mich
„So halb und halb; ich war mir gut, und deckte,
„So ſehr ich konnte, mir die Augen zu
„Für jeden Mangel, der mein Herz erſchreckte."
Der Arme wußte nicht, daß in ihm ſteckte
Noch geſtern ein gewiſſes Du,
Das jetzt herausgeriſſen, eine Lücke
Gemacht — ein wahres Loch im Ich, —
Und daß er jetzo nur mit einem Stücke
Der Menſchlichkeit herum im Garten ſchlich.

„O!" rief er wild, „ich flieh', ich haſſe mich,"
Und blickte vor ſich hin mit ſtarrem Auge,
„Ich weiß gar nicht, wozu ich tauge
„Mit meiner ewigen Metaphyſik — — —"
Doch in demſelben wilden ſtarren Blick
Begegnet ihm die kaum erſchaff'ne Roſe,
Die junge Schönheit, jene ſüße Braut,
Die wallend in der Ahndung dunklem Schooſe
Sein ſehnend Herz im Traum geſchaut!
Sie ſahen ſich zugleich, und ſah'n nicht mehr die Sonne,
Und ſah'n nicht mehr den Bach,
Sie glühten, bebten, zitterten vor Wonne,
Und ſeufzten, ſtaunend, lächelnd, weinend: „Ach! —"
Dann flogen ſie zuſammen, wieder wach,
Und hielten ſich einander in den warmen,
Weitausgeſtreckten, ſtarken Liebesarmen,
Und ſanken, Herz an Herz, und Bruſt an Bruſt,
Dahin vor namenloſer Luſt;
Sie zuckten wieder auf, und bebten immer wieder
In ſeligen Entzückungen darnieder,
Und ſah'n ſich wieder an ſo inniglich,
Und drückten ſich die Händ' — und — küßten ſich.

Die erſte Menſchenluſt — den Gruß der Grüße —
Der Urs Umarmung Urkuß aller Küſſe —
Der allererſten Liebe Himmelreich —
Den Urſprung aller wonnevollen Triebe —
Die Lieb' im Paradies: Der Liebe Liebe,
Die ſtärkſt' und die unſchuldigſte zugleich,
Noch vor dem Sündenfall — mit Worten zu beſchreiben —
Das laß' ich armer Sünder bleiben.

Nach langem Taumel ſüßer Luſt,
Das All' vergeſſend, ihrer nur bewußt,
Erwachten ſie zu ſanfterer Entzückung
Aus der gen Himmel flammenden Entrückung;
Und Adams Auge trank in langem Zug,
Die Reize der Umarmten ſtill betrachtend,
Auf jede Lieblichkeit beſonders achtend,
Des ſchönen Anblicks ſeliges Genug.
„O!" rief er aus, „das iſt es, was ich wähnte
„Mir zu ergrübeln, und was immer wich;
„Das Schöne, Gute, Göttliche an ſich,
„Wonach ich mich umſonſt im All der Schöpfung ſehnte —
„Das iſt ein Ich, und doch nicht Ich!
„O Du! Du! Du! — o! nenne mich, Du Süße,
„Nur Du in jedem holden Nu!"
„Du!" ſprach ſie — Küſſe folgten dann auf Küſſe,
Und Du auf Du. —
„Nun glaub' ich erſt an Gott!" rief Adam laut und weinte
Vor Freude jetzt, „durch Dich, in Dir
„Wird, was mit Körper Geiſt, und mich mit mir vereinte,
„Erſt fühlbar mir!"
Du war das erſte Wort, das Adam Eva lehrte,
Das zweite: Gott — und, als ſie knieend ſich
Umarmt, das dritte: Liebe! — „Liebſt Du mich?"
Frug er, und drückt' ihr Händchen inniglich.
„Du du" antwortete ſie ihm, und kehrte
Die Roſenlipp' ihm lächelnd, „liebet Dich!"

So ſcherzten ſie voll Unſchuld, und die Sonne,
Die Vöglein und die Engel, Mond und Stern',
Und alle Weſen ſahen es mit Wonne,
Und ſelbſt der Liebe Schöpfer ſah' es gern.

Epigramm. *)

Was ſollen wir, die etwas wir gelernt,
Noch ſchreiben!
Ich dächt', wir ließen es in Zukunft bleiben
Und blieben lieber ſtumm.
Es ſchreibt ja jetzt für uns das ganze Publicum.

Der Liebenden Erdenwallen. **)

Getrieben zu Paaren
Rennen und laufen
Entathmete Haufen.
Auf Zeltern, zu Roß,
In Kutſchen und Wagen —
Voll Päcken und Plagen,
Gefolgt von dem Troß
Der Särgen und Baaren,
Reiten und fahren
Die ſchnaubenden Schaaren
Durch's todte Gehege
Der ſtaubigen Wege
Nach Erdengewinn —
Das ſchlechte beginnend,
Das ärgere ſinnend,
Und endlich gewinnend
Das ſchlechteſte drin.
Laß fahren und laufen
Die thörichten Haufen!

Zu Fuß und alleine,
Durch tönende Haine,
Mit ruhigem Sinn —
Auf ſchattigem Stege
Entfernt vom Gewimmel
Und von dem Getümmel
Des Todes darin —
Im Auge der Himmel,
Im Ohre die Töne,
Im Herzen die Schöne —
Geleitet vom Triebe
Der ewigen Liebe —
Das Hohe beginnend,
Das Höhere ſinnend,
Das Höchſte gewinnend,
Ich wandle dahin.

Wie ſcheinet ſo leicht mir
Das irdiſche Leben:
Das Senken und Heben
Der goldenen Wage —
Das Treiben und Streben
Im künſtlichen Weben
Geſelliger Plage!
Wie ſchwinden ſo leicht mir
Die ſeligen Tage,
Seitdem ich, alleine,
Bald lächle, bald weine,
Nichts weltliches achtend —
Auf einſamen Pfade
Der fernen Geſtade
Dich, Holde, betrachtend —
Nur Dich in dem Raume,
Nur Dich in der Zeit,
Erwacht und im Traume
Dir ewig geweiht!
In wechſelnder Lage,
Nun dort und nun hier,
Bey Nacht und bey Tage,
Wo Veilchen ſich kräuſeln,
Wo Blätterchen ſäuſeln,
Vernehm' ich Dein Schweben
In leiſer Bewegung,
In leiſerer Regung,
Im leiſeſten Leben.

Wie tönet der Hall mir
So lieblich von Dir?
Wie ſtrahlt überall mir,
Ringsum in dem Kranze
Der Näh' und der Ferne —
Hoch oben im Glanze
Der ſchillernden Sterne —
Bald hier in dem blühenden
Wonnegefild,
Bald dort in der glühenden
Sonne — Dein Bild!

Wie ſinkt die Gewalt mir
Der irdiſchen Macht!
Wie ferne verhallt mir
Der Sterblichen Klage,
Seitdem ich, o Sonne
Der liebenden Wonne,
Bey Tag und bey Nacht
Im Buſen Dich trage!

Mir Hoffenden blühen
Mit lieblichem Prangen
Die Blumen im Haine!
Mir Brennenden glühen
Im doppelten Scheine
Durch grünende Flechten
Zur Linken und Rechten
Die roſigen Wangen
Des Himmels, wie Deine!
Mir Schmachtenden bringen
Ambroſiſche Düfte
Auf koſenden Schwingen
Aetherischer Lüfte
Nektariſche Grüße —
Ich athme die Süße
Der himmliſchen Küſſe
Wie Odem von Dir!
Mir Horchenden ſingen
Der offenen Felder,
Der heimlichen Wälder,
Der heiteren Gipfel,
Der ſchaurigen Wipfel
Geflügelte Chöre

---

*) Ward 1826 in Dresden von Baggeſen ſelbſt dem Herausgeber mitgetheilt.

**) Aus: Heideblumen; vom Verf. der Parthenaïs. Amſterdam, 1808.

Nun dort und nun hier —
Ich hör' im Gewimmel
Der lieblichen Klänge,
Der Zaubergeſänge
Der tönenden Himmel —
Ich lauſch' und ich höre
Der Seligen Chöre,
Als ſängeſt Du mir.

Wenn Donner erſchallen —
Wenn ſchäumender Flüſſe
Herſtürzende Güſſe
Dem Himmel entfallen —
Wenn über die Kieſel
Mit leiſem Gerieſel
Die murmelnde Wogen
Der ſilbernen Bogen
Die Blumen durchwallen —
Des Liebenden Klagen
Voll Sehnen und Zagen,
Des Wallenden Lieder
Voll zärtlicher Schmerzen
Und Wonnen und Scherzen,
O Schönſte der Schönen,
Die Lieder von Dir
Nachſeufzen, und tönen,
Und hallen ſie wieder
Mir Seligen, mir!

Dem Herrſcher der Schaaren,
Die reiten und fahren —
Dem Treiber der Haufen,
Die rennen und laufen,
Dem Fürſten im Zelt,
Umringt von den Rachen
Glutſprenender Drachen,
Gehöret die Welt.
Was kümmert die Liebe
Mit himmliſchem Triebe,
Wer dieſe behält:
Der ewigen Fülle
Vergängliche Hülle,
Die zeitlich zerfällt?

Dem liebenden Reinen
Getreuen der Einen
In ſingenden Hainen,
In tönender Flur;
Auf luftigen Gipfeln
Gebirgiger Wege,
Und unter den Wipfeln
Beſchatteter Stege,
Gehöret, was nur
In allem, was eilet
Und ſchwindet, verweilet —
Gehöret, was bliebe,
Wenn alles zerſtiebe —
Gehöret die Fülle
Der nichtigen Hülle —
Gehöret die Liebe,
Gehört die Natur.

Die kleine Muſe.

Süße Kleine! zürne nicht mit mir,
Wegen meiner kindlich loſen Streiche!
Bin ich Kind, ſo gleich ich eben Dir;
Und iſt's Sünde wohl, daß ich Dir gleiche?

Wie gebot der Heiland uns zu ſeyn?
Stets werd' ich mich auf ſein Wort beſinnen:
Komm als Kind ins Himmelreich hinein;
Oder du wirſt nimmer es gewinnen!

Kleiner Engel! reich Dein Händchen mir!
In der Kinder Himmel Du mich führe!
Wenn der liebe Gott ſie öffnet Dir,
Schließe nicht mir Weinenden die Thüre!

Gib der Kindheit Jahre mir zurück!
Gib mir ihre Blumen, ihre Spiele!
Gib mir Deiner Unſchuld ſtilles Glück!
Setze Deine Freude mir zum Ziele!

Kleine Holde! Dir will ich mich weih'n;
Dein Geſpiele will ich ſeyn auf Erden;
Meine Lieblingsmuſe ſollſt Du ſeyn;
Und ich will Dein Lieblingsdichter werden!

Weltkenntniß.

Wie war ich glücklich,
Als noch ein Jüngling
Voll Kindeseinfalt,
Und Kindesunſchuld,
Ich auf der kleinen
Beblümten Höhe
Der Menſchheit ſtand!

Da ſah ich unten
Ein bunt Gewimmel
Von holden Kleinen
Auf Steckenpferden
Im Sande reiten,
Mit hübſchen Puppen
Im Graſe tanzen,
Sich herzlich freuend
Des holden Nichts.

Da ſah ich um mich
Auf andern Hügeln
Kraftvolle Buben,
Herzvolle Mägdlein,
Nach Regenbogen
Voll Hoffnung greifen,
Indem ich ſelber,
In jedem Jungen
Den Herzensbruder,
In jedem Mädchen
Die Herzensſchweſter
Voll Wonne ſah!

Da ſah ich — Götter!
Wie ſchlägt das Herz mir
Bey der Erinn'rung!
Auf hohen Bergen,
Hoch über jenen
Beblümten Hügeln,
Erhabne Menſchen,
Gekrönte Helden,
Bekränzte Dichter,
Umſtrahlte Weiſen —
Der Erde Götter;
Und über allen
Des hohen Himmels
Im tiefen Aether,
In allen Sternen,
Im tiefen Dunkel,
In allen Blitzen
Sichtbaren Gott!

O! wie ganz anders,
Wie tief unglücklich —
Wie ſchrecklich einſam,
Und gänzlich elend,
Auf dieſem hohen,
Mit Schweiß errungnen
Erfahrungs-Gipfel
Steh ich, vollendet,
Nunmehr ein Mann!

Kahl iſt des Felſens
Erhabne Scheitel —
Kein Bäumchen ſchattet —
Kein Bächlein labet —
Kein Blümchen lacht mir;
Und ringsum ragen
Nur kahle Gipfel
Dem Meinen gleich!

Sie ſtehn zur Seite
Mir jetzt, zu denen
Ich vormals ſtaunend
Erhob die Blicke —
Die Hügel alle
Mit ihren Blumen,
Mit ihren Buben,
Und ihren Mädchen,

Sind tief geſunken —
Und ſelbſt unſichtbar
Der Kinder Gott!
Und jene Helden,
Und jene Dichter,
Und jene Weiſen —
Der Erde Götter —
Sind gegenüber
Gemeine Menſchen —
Sind höchſtens einſam,
Und jeder Täuſchung
Beraubt wie ich!

Wiederkunft des Liebenden.

Steh nicht auf, obgleich am hellen Tage!
Bleib im dunklen grünen Bette hier!
Daß ich, ſüßes Mädchen, über Dir,
Niederblickend auf die holde Lage,
Nur ein Weilchen voll Entzückung rage!
Daß ſich meiner Liebe Glut
Spiegl' in Deiner blauen Augen Flut,
Und nach langem Lauf, im Stilleſtehen,
Ich mich lab' an Deinem Wiederſehen!
Laß mich meine ſchwer errungne Luſt,
Nach ſo langem ungeſtümen Schmachten,
Götterruhig, aufrecht, ſtill betrachten,
Meines ganzen Glückes mir bewußt!
O wie hebt ſich Deine Bruſt!
O! wie ſelig, weil ich hier! —
Süßes Schweben
Meines wunderſamen Bangens,
Meines brennenden Verlangens,
Meiner Flammenflügel, über Dir!
Gerne weilt' ich ewig hier!
Doch ein namenloſes Wonnebeben
Faßt in dieſer Höhe ſelbſt mein Leben!
O! Du lächelſt hold hinauf zu mir! —
So dem Sonnengott an hoher Mitte
Seines Himmels lächelt Amphitrite!
Und er eilt hinab zu ihr —
Liebeglühend, wonnetrunken,
Flammenroth entſendend alle Funken,
Stürzt er in der holden Zaubrerin
Sanfte Wolluſtarme hin —
Und es iſt der Tag verſunken.

Am Geſtade.

Ich wandle her, ich wandle hin,
Am Pilgerſtab,
Wohl ohne Ruh und Luſt,
Mit wildem Blick, mit trübem Sinn —
Bergauf, bergab —
Ach! mit beklommner Bruſt.

Erlöſcht iſt ſchon des Tages Strahl;
Die Gegend grau't
In ſchwarzem Dämmrungsflor —
Und rings, wohin durch Berg und Thal
Mein Auge ſchaut,
Steigt Finſterniß empor.

Und immer hohler wird der Klang,
Beym dumpfen Tritt,
Am hallenden Geſtad —
Und immer bebender der Gang
Mit bangem Schritt
Auf immer engerm Pfad.

Und dennoch muß ich weiter fort;
Stets weiter fort;
Es kann nicht anders ſeyn —
Mein Weg geht durch das Dickigt dort
Zum düſtren Ort;
Und ach! ich muß hinein.

Die Schöpfung des Teufels.

Ich hörte jüngſt des Teufels After-Werde
Zur Höll' organiſiren Gottes Erde.
Auf einmal ward die ſämmtliche Natur
Verwandelt in franzöſiſche Cultur:
Die Seen wurden Teiche, Höh'n die Berge,
Die Schwäne Fröſch', und alle Rieſen Zwerge;
Das Ganze ward, in Rauch und Dampf gehüllt,
Mit Städten und mit Lagern rings erfüllt;
In allen Städten waren Peſtilenzen,
Denn alle waren Freiheitsreſidenzen —
Statt Feld, und Flur, und Berg, und Thal, und Hain,
Umgaben dieſe lauter Boulewarden;
Der Hirten Plätze nahmen Trödler ein,
Und der Hirtinnen Poiſſarden;
Nur auf den Bühnen ſah man Sonnenſchein;
Ausſichten fand man nur in Panoramen —
Und überall, wo man ging aus und ein,
Statt Thaten Wort', und ſtatt der Sachen Namen.
In allen Straßen voll Pariſerleth
War Vollgedräng von Buben und von Dirnen
Mit feigen Herzen, und mit frechen Stirnen;
In allen Häuſern war die ſchwere Noth;
In allen Räthen richteten Couthone —
Wo ſonſt ein Bauer ging, ſtand ein Soldat —
Auf jedem Lehrerſtuhl ſaß ein Prälat —
Und ein Duc d'Orleans auf jedem Throne.

Der geſtürzte Rieſe.

An Klopſtock*) 1793.

Klopſtock, zürne mir nicht! ich zweifl' an des Traumes Erfüllung;
Zweifl', ob noch kehre die Sonne, die ſank
Unſern erſtaunenden Blicken, wie kaum aus nächtlichen Wolken
Spät vorführend den ſäumenden Tag,
Ueber das jauchzende Gallien jüngſt ihr ſtrahlendes Antlitz
Leuchtete; zweifl' an dem rettenden Sieg
Nach ſo vielen verlohrnen, vergeblichen, blutigen Kämpfen;
Zweifle, daß je ſich empor aus dem Staub,
Wo voll Wunden er liegt, mit Kraft noch hebe der hundert-
Köpfige Rieſe, der Thronen geſtürzt —
Wie der herkuliſche Richter das Säulengewölbe des Dagons
Stürzte — zerſchmettert vom Sturze des Feinds!
Ach! da liegt er nun ſelber ein Trumm! und ſchaurige Stille
Schweigt um des Blutigen ſchweigende Gruft;
Schweigt den Namen ſogar des längſt thatloſen, den leeren
Namen, deß tugenderweckender Hall
Flog vom Pole zum Pole, Geſang den entfernteſten Völkern,
Donner den fernſten Tyrannen, und Sturm.
Schlägt ihm annoch das verborgene Herz? Entſetzliche Frage!
Oder verblutet's im Buſen durchbohrt?
Wer giebt Kund' im Gebiete des Trugs, wo nichts, als die Lüge,
Spricht? — Das Schweigen! — Es ſchweigt auch der Tod.
Wehe! mein Zweifel wird Angſt! Ein Leichnam liegt ſie, ein Leichnam,
Jene lebendige, hehre Geſtalt
Hundertarmiger Kraft und hundertäugiger Weisheit,
Die ſich dem ſchlummernden Fürſten erhub
Schrecklicher noch als Todesgeſtalt, dem Fürſten, deß Kebsweib,
Ihn zu betäuben, den blinkenden Wein,
Und den Geſang zu der Laut', und den Duft der perſiſchen Roſen,
Und das mit Menſchen ſpielende Spiel
(Todblaß blieb er) umſonſt aufbot. Da liegt ſie, der Freiheit
Rieſengeſtalt, in dem blutigen Staub,
Und von der Laut' in Schlummer gelullt, und berauſchet vom Nektar,
Ruhig im roſenbeduftenden Bett
Schläft nun wieder der Fürſt, und träumt den ewigen Schachtraum,
Jeglicher Furcht vor Geſpenſtern beraubt;
Während die Weichlinge rings um den Thron Siegslieder poſaunen,
Und die Verdorbneren um den Altar
Feſtliche Chöre beginnen zum Lob der göttlichen Rache,
Die ſie vertilgte, die ſchreckliche Schau!
Sicher ſind ſie nunmehr der bald allwaltenden Herrſchaft,
Sicher, die Freiheit ſtöre nicht mehr
Ihre Caligulafeſt' und Borgiaſpiel' und der neuen
Heliogabale ruhigen Schlaf.

*) Siehe deſſen Ode: der Fürſt und ſein Kebsweib.

Doch iſt nicht Ihrer der Sieg. Den hundertköpfigen Rieſen
Streckte das tauſendfäuſtige Volk,
Welches zu jugendlich kühn er ſelbſt voreilig entfeſſelt.
Hört's! und ſchlummert ſo ruhig noch nicht!
Wütend bohrt es dem Rettenden aus die leuchtenden Augen,
Haut das ſieben und neunzigſte Haupt
Schon dem mit Füßen getretenen ab; da kam er, der letzte
Freiheitsmörder, der fünffache Zwerg;
Sah ohnmächtig zu Boden geſtreckt den blutenden Rieſen,
Aber noch frey — denn das Wütende ſchlug,
Kettete nicht — und entwand dem blinden berauſcheten Wütrich
Schmeichelnd die Keulen: Ihr tödtet den Leib!
Sprach er dem ſtaunenden laut, und leiſ': Ich tödte die Seele!
Hört's — und bohrte den giftigen Dolch
Jenem in's Herz. Hört's, hört's, ihr Fürſten und Prieſter!
Nicht Ihr ſiegtet! Es ſiegten des Volks
Keulen, im tobenden Raſen des Volks fünf kriechende Laurer,
Aus dem Gezücht, das euch immer umgiebt:
Fünf, von denen ſo viel es noch giebt, als Lutetia Meuchler,
Feile Vergifter, die Romula zählt.

Carl Friedrich Bahrdt,

ein talentvoller, aber höchſt unruhiger Kopf, ward am 25. Auguſt 1741 zu Biſchofswerda in der Lauſitz, wo ſein Vater Diaconus war, geboren. Er ſtudirte zu Leipzig Theologie und wurde nach vollendeter akademiſcher Laufbahn daſelbſt Katechet und außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie, mußte aber 1768 ſeine Aemter aufgeben und dieſe Stadt wegen unordentlichen Lebenswandels verlaſſen. Er ging nun als Profeſſor der Philoſophie und hebräiſchen Antiquitäten an die Univerſität zu Erfurt, erhielt in Erlangen die theologiſche Doctorwürde und trat jetzt mit ſeinen theologiſchen Neuerungen hervor, welche zu jener Zeit beſonders ihm viele Feinde zuzogen und vorzüglich ein Verdammungsurtheil der theologiſchen Facultät zu Wittenberg gegen ihn veranlaßten. Er unterlag jedoch nicht in dieſem Kampfe, ſondern nahm einen Ruf als Profeſſor und Prediger in Gießen an, wo er jedoch bald mit den orthodox Geſinnten in Händel verwickelt wurde, die ihm ſeinen Aufenthalt dort verleideten. 1775 ward er Director des Philanthropins zu Marſchlins in Graubünden, vertrug ſich indeſſen mit Herrn von Salis, dem Stifter deſſelben, nicht ſonderlich, verließ dieſe Anſtalt bereits im folgenden Jahr und trat das Amt eines Generalſuperintendenten zu Türkheim im Fürſtenthum Leiningen-Dachsburg an. Dies genügte ihm bald nicht mehr und er ſtiftete nun ein Philanthropin in der Nähe, auf dem Schloſſe Heidesheim bei Worms. Um ſeinem Inſtitut, das nicht recht gedeihen wollte, Zöglinge zuzuführen, machte er eine Reiſe nach Holland und England, die nicht erfolglos blieb. Mittlerweile aber hatten ſeine Schriften und vorzüglich eine ſehr freie Ueberſetzung des neuen Teſtamentes ihm neue Angriffe zugezogen; der Reichshofrath erklärte ihn durch ein Concluſum aller ſeiner Aemter entſetzt und legte ihm auf, entweder die ihm Schuld gegebenen Irrthümer in Puncto der Dreieinigkeitslehre zu widerrufen oder das deutſche Reich zu meiden. B. begab ſich jetzt nach Halle und hielt hier als Privatdocent Vorleſungen, welche zwar viele Zuhörer herbeizogen, aber, beſonders nach der Herausgabe ſeines Glaubensbekenntniſſes, in welchem er alle Wunder verwarf u. ſ. w., ihn in neue Händel verwickelten. Er beſchloß daher fortan nur von ſchriftſtelleriſchem Erwerb zu leben und kaufte einen Weinberg bei Halle, auf welchem er zugleich Gaſtwirthſchaft trieb. Zwei ihm beigelegte Schriften: „das Religionsedict", ein Pasquill auf den preußiſchen Miniſter von Wöllner, und „die deutſche Union," ein Plan zu einer engeren maureriſchen Verbindung, zogen ihm gerichtliche Unterſuchung und in Folge derſelben einjährige Feſtungsſtrafe in Magdeburg zu. — Hier ſchrieb er die Geſchichte ſeines Lebens. Nachdem ſeine Strafzeit vorüber, kehrte er nach Halle auf ſeinen Weinberg zu ſeinem alten Treiben zurück und ſtarb daſelbſt am 23. April 1792.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Der Chriſt in der Einſamkeit, verbeſſert und mit neuen Abhandlungen vermehrt. Leipz. 1763. 2 Bde.

Predigten von einer Seele, die den Frieden Jeſu hat. Leipz. 1764.

Sammlung von Kanzelreden über wichtige Wahrheiten der Religion. Leipz. 1764

Verſuch eines bibliſchen Syſtems der Dogmatik. Erfurt und Gotha, 1768. 2 Bde.

Laute Wünſche des ſtummen Patrioten. Ebend. 1768.

Briefe über die ſyſtematiſche Theologie. Ebend. 1768—72. 2 Bde.

Syſtem der Moral-Theologie. Ebend. 1768.

Sieg der Religion u. ſ. w. Erfurt, 1769. Eine Predigt.

Vorſchläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegriffs unſerer Kirche. Riga, 1770, nebſt Anhang, 1770.

Predigten. Frankfurt a. M. 1772.

Die neueſten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen. 4 Thle. Riga, 1772—75. 2. Ausg. Frankenthal, 1777. 2 Bde.

Entwurf einer unpartheiiſchen Kirchengeſchichte N. T. Frankfurt a. M. 1772.

Homiletik. Ebendaſ. 1772.

Allgemeine theologiſche Bibliothek. Mietau, 1774—75. 4 Bde.

Die Lehre von der Perſon und dem Amte unſeres Erlöſers. Predigten u. ſ. w. Frankf. 1773.

Eden. Frankfurt, 1774.

Philanthropiniſcher Erziehungsplan u. ſ. w. Frankf. 1775.

Nachrichten über das Leiningiſche Erziehungshaus. 1776—1777.

Literariſches Correſpondenz- und Intelligenzblatt. Heidesheim, 1776.

Pädagogiſches Wochenblatt. Heidesh. 1778.

Glaubensbekenntniß, veranlaßt durch ein kaiſerliches Reichshofraths-Concluſum. Berlin, 1779.

Kurze Erklärung über Semlers Antwort auf das vorige. Berlin, 1779. 8.

Die kleine Bibel. Berlin, 1780.

Apologie der Vernunft u. ſ. w. Baſel, 1780.

Verſuch über die Beredſamkeit. Halle, 1780. N. A. Deſſau, 1782.

Tacitus Annalen, 1. und 2. Buch. Halle, 1780.

Tacitus überſetzt. Halle, 1780. 2 Bde.

Juvenal's Satyren in metriſcher Ueberſetzung. Deſſau, 1781.

Briefe über die Bibel, im Volkston. Halle, 1782 fgde. 6 Hefte.

Ausführung des Plans und Zwecks Jeſu u. ſ. w. (Fortſetzung des vorigen Buches.) Berlin, 1783—85. 10 Bändchen.

Gedichte. Halle, 1786.

Magazin für Prediger u. ſ. w. Züllichau, 1782—88. 8 Bde.

Das neue Teſtament u. ſ. w. (3. Aufl. der neueſten Offenbarungen.) Berlin, 1783. 2 Bde.

Rhetorik für geiſtliche Redner. Halle, 1785.

Ueber das theologiſche Studium auf Univerſitäten. Berl. 1785.

Kirchen- und Ketzeralmanach auf das Jahr 1782.

Standrede am Sarge des u. ſ. w. Joh. Melch. Götze. Hamb. 1786.

Neue Literaturbriefe. 1. Bd. Berlin, 1786.

Chriſtliches Sittenbuch für's Geſinde. Berlin, 1786.

Sämmtliche Reden Jeſu u. ſ. w. Berlin, 1787. 2 Thle.

Syſtem der moraliſchen Religion. Berl. 1787. 2 Bde.

Ueber Preßfreiheit und deren Grenzen. Züllichau, 1787.

Kirchen- und Ketzeralmanach. Zweites Quinquennium. 1787.

Analytiſche Erklärung aller Briefe der Apoſtel Jeſu. Berl. 1787 – 89. 3 Bde.
Zamor oder der Mann im Monde. Kein bloßer Roman. Berl. 1787.
Ueber Aufklärung. Leipzig, 1788.
Sittenbuch für den Bürger. Halle, 1789.
Alvaro und Ximenes. Halle, 1790.
Geſchichte meines Gefängniſſes u. ſ. w. Berlin, 1790.
Ala Lama, oder der König unter den Schäfern. Halle, 1790.
Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner Meinungen und Schickſale. Berlin, 1790. 4 Bde.
Katechismus der natürlichen Religion. Halle, 1790.
Auszug aus Luther's Tiſchreden. Halle, 1791.
Ausführung des Plans und Zwecks Jeſu. 11. und 12. Bändchen. Berl. 1791.

Das Religionsedict. Luſtſpiel. 1789.

Einzelne Flugſchriften, Abhandlungen u. ſ. w.

Bahrdt war ohne Zweifel ein talentvoller, ideenreicher, lebhafter und leicht erregter Kopf, der bei weniger Eitelkeit und Flüchtigkeit und bei größerer Ruhe und tieferem Ernſt gewiß ſehr Bedeutendes geleiſtet haben würde. So aber ließ er ſich nur zu leicht von Sinnlichkeit und Leidenſchaft hinreißen und zerſtörte durch ſein unruhiges Treiben das Gute wieder, das er vielleicht hier und da bewirkt hatte. Daß er ſeiner Zeit bedeutend vorausgeſchritten war, daß es ihm nicht an den Mitteln fehlte, wenn er wollte, das Begonnene durchzuführen, dazu hat er die Beweiſe geliefert; doch war es ihm nie aus innerſter Seele darum zu thun, und die echte herzentſprungene Begeiſterung nie die alleinige Quelle ſeiner Handlungen und Schriften. Sehr geiſtreich charakteriſirt ein competenter Richter kurz und klar mit folgenden Worten Bahrdt's hauptſächlichſtes Streben, den religiöſen Naturalismus in Deutſchland zu verbreiten! „B., gewandt und leichtſinnig in der Wiſſenſchaft wie im Leben, ſuchte den geſchichtlichen Inhalt des neuen Teſtaments durch abenteuerliche, einander widerſprechende Hypotheſen zu zerſtören" *). Dieſe Gewandtheit zeigte er in Allem; er beſitzt dieſelbe Leichtigkeit in der Behandlung der Form wie des Stoffes und iſt in dieſer Hinſicht ebenfalls nicht ohne Verdienſt; nur ließ er ſich auch hier zu ſehr gehn, und ſein Styl iſt mitunter, anſtatt populär und einfach zu ſeyn, gemein und plump. — Wir theilen die erſten Capitel ſeiner Lebensgeſchichte, die von allgemeinem Intereſſe ſind, als Beweis und Probe mit.

Vgl. die Berichtigungen zu B's Leben von Volland (Jena, 1791) und Lauthard (Halle, 1791).

An meine Zeitgenoſſen **).

Mit dem Abfluß des halben Jahrhunderts von meiner Lebenszeit, beginne ich, liebe Zeitgenoſſen, Ihnen die Geſchichte meiner Schikſale und Meinungen, meiner Freuden und Leiden, meiner Thorheiten und meiner Verdienſte — zu entwerfen, und vor Ihrem und dem noch unpartheiiſcheren Richterſtuhle der Nachwelt dieſelbe niederzulegen.

Ich ſchmeichele mir, daß ich den meiſten unter Ihnen mit dieſer Arbeit willkommen ſeyn werde. Denn ich bin nicht nur ſeit vielen Jahren von allen Orten und Gegenden her zu derſelben aufgemuntert, und zum Theil auch recht dringend darum gebeten worden, ſondern ich kan mir ſelbſt ſchon von dem Inhalte dieſer Geſchichte verſprechen, daß ſie für den Leſer, durch die Mannigfaltigkeit der Auftritte, durch die Sonderbarkeit meiner Schikſale, und durch das Neue und Unerwartete der vielen Aufſchlüſſe, welche ſie über manche Scenen meines Lebens erhalten werden, ſo wie ſelbſt durch die Freimüthigkeit und Offenherzigkeit der Erzählung, — anziehend genug ſeyn werde.

Schon ſeit zehn Jahren bin ich damit umgegangen, meine eigene Geſchichte zu beſchreiben. Aber ich habe um hundert Urſachen willen es immer von einer Zeit zur andern aufgeſchoben. Und ich glaube meinen Leſern neun und neunzig derſelben entbehrlich zu machen, wenn ich der einzigen gedenke, daß ſoviel Menſchen bisher noch am Leben waren, welche ich ſchlechterdings nennen und vor dem Publicum kompromittiren mußte (was ich äuſſerſt ungern thue), wenn meine Geſchichte nicht alles Intereſſe verlieren ſolte. Denn ich weiß es aus Erfahrung, wie geſchwind die meiſten Leſer eine Schrift aus der Hand legen, zu deren vollem und leichtem Verſtändniß ihnen erſt ein Schlüſſel nöthig iſt, ohne den ſoviel Thatſachen ohne Licht und ſoviel Anſpielungen ohne Wirkung bleiben.

Schwer iſts freilich auch an ſich, ſein eigener Biograph zu werden. Und faſt möchte ich ſagen, es gehöre zu einer ſolchen Arbeit gerade ein Mann wie ich, der nun bald funfzig Jahre lang durch ein ungeheuer großes Publikum gleichſam Spießruthen gelaufen, und eben dadurch gegen Lob und Tadel des großen Haufens ſo abgehärtet worden iſt, daß er faſt gar nichts mehr von derjenigen Empfindlichkeit übrig hat, welche die meiſten Menſchen unfähig macht, die reine und nackende Wahrheit von ſich ſelbſt aufzuſtellen, und eigenes Lob und eigenen Tadel, ohne die beſchwerlichſte Erröthung, wie ein Bänkelſänger unter dem Haufen abzuſingen.

Wenn Ihnen alſo, liebe Zeitgenoſſen, daran gelegen iſt, meine Geſchichte genau zu wiſſen und in die geheimſten Falten meines Herzens, ſo wie in die kleinſten Umſtände und Triebfedern meiner Handlungen und Schikſale, einzuſchauen; ſo können Sie ſicher darauf rechnen, daß Sie mich hier in puris naturalibus zu ſehen bekommen werden. Denn Recenſenten und Prieſter und Theologen und Maurer und Gott weiß, was noch ſonſt für Menſchenracen, haben mich bereits dermaßen an den Pranger der Publicität geſtellt, daß mir die auf mich gerichteten Blicke der Menſchen ſo gleichgültig geworden ſind, wie Adam und Eva ihre Blöße geweſen ſeyn muß, ehe der unglückliche Apfel ſie zwang — ſich zu bedecken.

Was kan ich wohl nachtheiliges von mir ſagen, das nicht die Haſſer meiner Meinungen ſchon von mir geſagt, und mit den krallſten Farben geſchildert haben? Was kan ich durch die aufrichtigſten Geſtändniſſe meiner Menſchlichkeiten verderben, und in Abſicht auf Gut oder Ehre verlieren, das mir jene ſtarkklauigten Verfechter der Prieſterreligion nicht bereits entriſſen hätten? Und was iſts am Ende überhaupt um aller Menſchen Tugend und Thorheit, wenn man bedenkt, daß die unbefiederten Zweifüßler unter dem Monde alles, was ſie ſind, durch den von ihnen ganz unabhängigen Zuſammenfluß der Umſtände ſind, unter denen ſie leben und handeln, und daß jeder Menſch ſchlechterdings ſo zu wollen und zu handeln genöthigt iſt, wie es ſeine jedesmaligen, wahren oder falſchen, vollſtändigen oder unvollſtändigen, dunkeln oder hellen Vorſtellungen mit ſich bringen, die in dem Augenblicke, wo er will oder handelt, in ihm eben zum Bewuſtſeyn gelangten?

Zudem, liebe Zeitgenoſſen, bin ich ja in der Welt nicht blos geſcholten worden, ſondern ich habe von Norden nach Weſten und von Süden nach Oſten unzählige Freunde, die mich ſchäzen und lieben und welche mit ehrlicher Wage mein Gutes und meine Unvollkommenheiten wägen, und es recht gut wiſſen, daß wahre Verdienſte um die Menſchheit durch keine Art der vorgeworfnen Fehler aufgehoben und ihres Werthes verluſtig gemacht werden können. Und dieſer Weiſen Urtheile ſind es, ſo wie das eigne Bewuſtſeyn meines Werths vor Gott und Menſchen, was mich gegen allen Tadel entſchädigt, und mich ſo gelaſſen macht, daß ich gar keine Schmähungen mehr achte, mich über kein Lob unbändig freue und über keinen Tadel härme, und daß mir alle Urtheile der Welt, vom Throne bis zur Hütte, ſo gleichgültig ſind, wie unſerm lieben Gott das Glockengeläut und alle Litaneien der Chriſtenheit es nur immer ſeyn mögen.

Und dieſe Betrachtungen ſind mir jezt erſt ganz einleuchtend geworden, ſeitdem ich unter die Bewohner der Kerker aufgenommen worden bin. Denn Kerker ſind in der That für den Philoſophen das, was ſchattige Pfade und romantiſche Ausſichten für den Dichter ſind. Sie bringen beide in eine Lage, in welcher ihre Seele ganz allein für ihren Zwek in Spannung geſezt wird. Die Kerker zerſtören für den Philoſophen die Täuſchungen der Phantaſie, und lehren die irdiſchen Dinge aus ihrem wahren Geſichtspunkte betrachten, und dadurch die eigentliche Philoſophie des Lebens ſich ſelbſt verſtändlich machen.

Vielleicht hätte ich ohne dieſe Rükkehr meiner Seele zur ruhigſten und reinſten Kontemplation noch lange mit meiner Geſchichte gezögert. Denn wirklich hatte ich vor dieſer Epoche verſchiedene Projekte entworfen, dieſelbe der Welt auf eine andere Art mitzutheilen, darunter dies das unglücklichſte war, ſie in der Waltherſchen Buchhandlung in Leipzig maskirt herauszugeben, wie wenn ein Dritter ſie ſchriebe, um — ſie deſto unpartheiiſcher ſchreiben zu können.

Daß in beſagter Handlung wirklich der erſte Band erſchienen iſt, darf nicht auf meine Rechnung geſezt werden. Denn Herr Pott, der mit der Waltherſchen Handlung in Verbindung ſteht, hat ohne mein Wiſſen und Willen, zur Zeit, wo ich im Ge-

---

*) D. Karl Haſe, Kirchengeſchichte. Leipz. 1834. S. 502.

**) Aus: D. C. Fr. Bahrdt, Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner Meinungen und Schickſale. Berlin, 1790.

fängniſſe keinen Menſchen ſprechen durfte, meine unerfahrne Tochter, ein Kind von funfzehn Jahren, beredet, ihm alle meine, ſeit vier und zwanzig Jahren geſamleten Briefſchaften und Dokumente einzuhändigen, unter dem Verſprechen, daß er meine Geſchichte ſchreiben, und den Gewin davon meiner Familie zu ihrer und meiner Unterſtüzung ſchenken wolle. Ich habe aber theils von denen längſt eingegangenen Pränumerationsgeldern nicht einen Heller erhalten, theils von glaubwürdigen Freunden gehört, daß der erſte Theil ſo wenig meine Geſchichte ſey, als die gemahlten Tauben auf den Altären dem heiligen Geiſte ähnlich ſehn.

Jezt alſo ergreife ich die Feder ſelbſt, um Ihnen, liebe Zeitgenoſſen, ein richtiges Gemählde von meiner berühmten, oder wie einige lieber ſagen werden, berüchtigten Perſon vorzulegen. Und ich habe Ihnen davon hauptſächlich vier Urſachen anzugeben, die mich zu dieſem Entſchluſſe beſtimt haben.

Die erſte iſt meine Lage, in welcher ich mich befinde. Ich habe in meinem Arreſt nicht nur mehr Muße, als ich jemals gehabt habe, und inſonderheit eine Menge ganz einſamer Stunden, wo ich, von allem Geräuſche und Zerſtreuungen entfernt, über mich ſelbſt nachdenken, alle alten und tief hinabgeſunkenen Ideen wieder zum Spiegel des Bewuſtſeyns empor heben, und der kleinſten Umſtände und Triebfedern mich erinnern kan, welche die verſchiedenen Begebenheiten und Handlungen meines Lebens erzeugt haben.

Dazu kam denn, bei der Entſtehung meines Entſchluſſes, das verdoppelte Intereſſe, welches in jezlger Epoche meine Schikſale für das Publikum haben. Denn wenn je in der Welt von mir geſprochen und nach mir gefragt worden iſt; ſo iſt es gewiß jezt geſchehen, ſeitdem die tauſendzüngige Fama den alten Gelehrten im Kerker durch Europa herumgetragen hat.

Und eben dieſe ſo geſchäftige und redſelige Dame hat mir durch die Menge der ſonderbarſten Urtheile, die ſie bei dieſer Gelegenheit theils neu ausgeſtreut, theils wieder aufgewärmt hat, einen neuen und ſchier dringenden Bewegungsgrund gegeben, mich der Welt endlich doch lieber in natura zu zeigen, als mich in ſoviel herumgehenden Karrikaturen länger miskennen zu laſſen.

Endlich komt zu dem allen noch eine etwas traurige Urſache. Ich fühle es jezt nur alzuſehr, daß theils bei dem mühſeligen Leben, das ich von jeher geführt habe, und das in den lezten zehn Jahren mit faſt übermenſchlichen Arbeiten verbunden geweſen iſt, theils durch ſo nagende Sorgen, Bekümmerniſſe, und — häusliche ſowohl als auſſerhäusliche Kränkungen, meine Geſundheit zerſtört und mein Nervenſyſtem dergeſtalt geſchwächt iſt, daß ich mir wenig Hofnung machen kan, diejenige Lebhaftigkeit meines Geiſtes noch lange zu behaupten, welche ein Schriftſteller bedarf, der ſein Publikum erhalten und ihm intereſſant zu bleiben wünſcht. Um alſo wenigſtens dieſe Arbeit, welche mir ſelbſt in Abſicht auf Zeitgenoſſen und Nachwelt ſo wichtig iſt, noch mit dem Reſte meiner Geiſteskraft zu arbeiten und ihr all' das biegen Feuer zu widmen, was meine Feinde mir, troz aller Verſuche, mich aufzuzehren, etwa noch übrig gelaſſen haben; ſo bin ich dadurch vornehmlich bewogen worden, meine Geſchichte vor allen andern zur Hand zu nehmen, und das Andenken meiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn durch ſie zu verewigen.

Und Du — Gottheit meines Lebens! der ich meine Ruhe, meine Geſundheit, meine Bequemlichkeit — der ich angebotne Geldeinnahmen und engegenſtrömende Vergötterungen meiner Talente geopfert — für die ich den Genuß ſo mancher Freude mit ſo mancher trüben Stunde vertauſcht — der zu Liebe ich jezt krank und ein Bettler worden bin — Du, mir ewig heilige Wahrheit! ſolſt auch bei dieſer vielleicht lezten Frucht meines Geiſtes mich leiten und jeden Schritt mir vorzeichnen, auf welchem ich ſtreben werde, ſie zur Reife zu bringen!!!

Dem Andenken meines Vaters gewidmet.

Mein Vater war der Sohn eines unbegüterten Advokaten in Lübben in der Lauſiz, von dem ich weiter nichts weiß, als daß er bis in ſein ein und neunzigſtes Jahr, bei einem freundſchaftlichen Podagra, gelebt und ſich wohl befunden hat. Sein Vater und Großvater hatten dieſen Gaſt ſchon bewirthet, und mein Vater hat ihn nicht minder beherberget und mir folglich die Hofnung gelaſſen, daß er ſich in linea recta descendente erhalten und mit mir (wie wohl ich noch eben nichts davon merke) — da ich keinen Sohn habe, ausſterben wird. Der alte Mann bekam es alle Frühjahr, 14 Tage lang, äuſſerſt heftig, linderte ſeine Qualen mit Hollunderrinden, die er von friſchen Zweigen ſchälte und auf den ſchmerzhaften Flek legte, und war im ganzen übrigen Theile des Jahres ſo geſund, daß er, was ihm ſchmekte, eſſen und trinken, ohne Brille leſen, und ſeine Motion als Fußgänger ſich machen konte, bis an ſein ſeliges Ende.

Was für Schulen mein Vater beſucht hat, iſt mir nicht mehr erinnerlich. So viel aber weiß ich, daß er auf den Univerſitäten Wittenberg und Leipzig ſtudiret und ſich da in den allerarmſeligſten Umſtänden befunden hat. Oft hat er mir erzählt, wie er die ganze Woche keinen Biſſen warmes Eſſen zu ſich genommen, und nicht ſo viel Barſchaft gehabt habe, um ſich eine hebräiſche Biebel und andere zu den akademiſchen Vorleſungen erforderlichen Bücher zu kaufen. Seine gewöhnliche Mittagsmahlzeit war eine Kanne Thee und ein Dreyerbrod. Nur des Sontags nahm ihn gewöhnlich ein Landsmann mit zu Pohlens (ſo hieſſen die Wirthsleute, welche auf dem Paulinum, der geräumigen Wohnung der armen Studenten in Leipzig, ſpeiſeten), wo er mit einer Portion Fleiſch für achtzehn Pfennige ihn traktirte.

Bei dieſem kümmerlichen Leben war mein Vater beſtändig heiter und von der munterſten Laune — eine Gabe der Natur, die ich ganz von ihm geerbt habe. Ueberhaupt erzeugte ſeine Armuth nie eine der ihr gewöhnlichen Wirkungen. Er war zwar in ſeinen Sitten äuſſerſt beſcheiden und inſinuant, aber nie kriechend und ſchüchtern. Und er behauptete beſtändig, auch wenn er in den gröſten Verlegenheiten ſich befand, bei ſeiner Munterkeit einen edeln Stolz und entſchloßne Dreiſtigkeit, mit welcher er jedem Reichen ins Geſicht ſahe, und ſich gewiß darum, weil er ärmer war, nichts vergab.

Einer ſeiner beſten Freunde, ein Menſch von den herrlichſten Talenten und dem edelſten Karakter, der mit ihm in gleicher Dürftigkeit lebte, hatte eine minder glükliche Stimmung ſeiner Seele. Seine tiefſte Armuth machte ihn nicht niederträchtig, aber ſchwermüthig. Er war zu ſtolz, um ſich des Hungers durch Betteln oder Schmeicheln zu erwähren: ja er ging in dieſer Art von Delikateſſe ſo weit, daß er ſeine armſeligen Umſtände nicht einmal geſtehen wolte. Gleichwohl nahm endlich Mangel und Elend dermaßen bei ihm überhand, daß ihm ſeine Lage unerträglich wurde. Kurz man fand ihn eines Morgens über ſeinem Bette aufgehängt und einen Zeddel an ſeiner Bruſt, den er mit den Worten beſchrieben hatte: Vater, ich komme, ehe du mich gerufen haſt. — Mochte dieſer Menſch wohl mehr Schuld haben an der unvollkomnen Stimmung ſeiner Seele und an der Schwäche ſeines Nervenſyſtems, als mein Vater, an ſeiner glüklichern Laune und Geiſtesſtärke?

Daß übrigens mein Vater bei ſeiner Dürftigkeit und, was noch weit mehr in Rechnung gebracht werden muß, bei dem elenden Univerſitätsunterrichte, der damals noch ungleich ſchlechter war, als heut zu tage, keinen Grund zu eigentlicher Gelehrſamkeit legen konte, wird man von ſelbſt ſchon vorausſetzen können. Er ward, bei ſeinen wirklich ungemeinen Talenten und unermüdetem Fleiße ein ganz gemeiner Theolog, d. h. ein Mann, der ſeine Dogmatik, Polemik und alle den unnüzen Kram am Schnürchen hatte; der dabei eine gute Predigt ausarbeiten und ſie mit einer ihm natürlichen äußerlichen Beredſamkeit herſagen konte. Aber zu einem großen Gelehrten, der dereinſt in glänzenden Aemtern ſich zeigen ſolte, war auch nicht der geringſte Zuſchnitt gemacht. Und gleichwohl führte ihn ein kleiner unbedeutend ſcheinender Zufal auf einen Pfad, der ganz andere Vorbereitungen erfordert hätte, und öfnete ihm ſehr bald die Ausſicht zu den gröſten Ehrenſtellen.

Er hatte nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn, eine Hofmeiſterſtelle in dem Gräflich Flemmingſchen Hauſe erhalten, wo ſeine Kentniſſe, ſeine geſchikte Art, die Kinder zu behandeln, ſein angenehmer Wiz und ſeine gute Laune ihn außerordentlich beliebt gemacht hatten. Hier fügte ſichs, daß in der Familie ein Hochzeitfeſt gefeiert wurde, welches ſich durch einen merkwürdigen Kontraſt zwiſchen Braut und Bräutigam auszeichnete. Das eine war von ſchönem Wuchs, reizender Bildung und hellem Geiſt. Der andere Theil war buklicht, von verzerrtem Geſicht und ohne allen Geiſt. Bei dieſem Feſt erſchien, als Verwandter und Gaſt, der damalige Präſident des Dresdner Oberkonſiſtorium, der Graf v. Hohendorf, ein Mann, der Talente, wo er ſie fand, mit Scharfblik bemerkte, und mit Enthuſiaſmus ſchäzte und begünſtigte. Da das Hochzeitmahl bald zu Ende war, fiel es dieſem Freunde der Kunſt und der Gelehrſamkeit ein, nach dem Strohkranzredner zu fragen, welches zu damaliger Zeit noch eine ſehr modiſche Rolle war. Der Herr vom Hauſe ſah ſich genöthigt, Sr. Excellenz zu geſtehen, daß ihm dieſe Schnurre diesmal ganz entfallen und folglich kein Redner beſtelt ſey. Der Präſident aber wolte ſich damit nicht abſpeiſen laſſen. Er war von zu fröhlicher Laune und — die ſämtlichen Gäſte hatten durch die großen Pokale ſich ſchon zu ſehr von ſeinem Einfalle bezaubern laſſen, als daß die gewöhnliche Strohkranzrede hätte können erlaſſen werden. Man brachte zur Ehre desjenigen, der jezt gleich dieſe Rolle übernehmen würde, eine lauttönende Geſundheit aus: und da niemand ſich von ſelbſt melden wolte, um den Dank und die Lobſprüche der Geſelſchaft zu verdienen; ſo rufte endlich Graf Hohendorf meinem Vater zu: „nun, Herr Kandidat! haben Sie keine Kurage? Predigen iſt Ihr Amt.“ — Mein Vater entſchuldigte ſich. — „Ei, da hilft nichts. Machen Sie es ſo gut wie Sie können. Kurz und erbaulich! Wir nehmen vorlieb.“ — Es half alſo nichts, mein Vater mußte von der Tafel aufſtehn und die Verſamlung mit einer Rede aus dem Stegreif amüſiren. Und ſiehe

da, sie gelang ihm so sehr, daß er als Genie vom ersten Range bewundert wurde. Er ergrif das frappante Thema, „die Harmonie als die Grundlage glüklicher Ehen" und führte dasselbe, nachdem er alle Anwesende durch die Ankündigung desselben stuzig und fast verlegen gemacht hatte, mit solcher Delikatesse und so allgemeiner Zufriedenheit aus, daß ihm der Präsident die glänzendsten Lobsprüche ertheilte, und von Stund an beschloß, diesen zufällig entdekten Mann von den seltensten Talenten in der Welt groß zu machen.

Von dieser Zeit an ward mein Vater von einer Stelle zur andern beinahe gejagt. Der Präsident war so schwärmerisch für ihn eingenommen, daß er ihm gar keine Zeit ließ, sich zu besinnen. Er wolte ihn mit Gewalt zu den ersten Ehrenstellen im Lande erheben sehen und schien die Zeit nicht erwarten zu können, welche der gewöhnliche Stufengang erforderte.

Er beförderte ihn noch in demselben Jahre zum Diakonat nach Bischofswerda in der Lausiz, wo mein Vater eine Predigerstochter heirathete, welche eben in ihr sechzehntes Jahr getreten war, und für das schönste Mädchen im Umkreise gehalten wurde. Doch übertraf die Schönheit ihrer Seele ihre körperlichen Reize unendlich. Nie habe ich ein weibliches Geschöpf von so einer reinen, treuen, liebevollen, sanften, und besonders in Leiden duldsame Seele gesehn. Und sie wird mir als Muster der stillen Tugend unvergeßlich bleiben. In Bischofswerda ward ich im Jahre 1741 am 25. August geboren.

Kaum war mein Vater anderthalb Jahr da gewesen, so gab ihm der Präsident eine der schönsten Pfarreien bei Dresden, in Schönefeld.

Da war er etwa zwei Jahre, so machte er ihn zum Superintendenten in Dobrilug, und kündigte ihm damals schon an, daß er auch hier nicht lange bleiben, sondern in kurzer Zeit in einen größern und glanzvollern Wirkungskreis versezt werden solte.

Des Grafen Absicht, die er ihm aber nie bestimmt entdekt hatte, war, meinen Vater auf eine Universität zu befördern, wo er glaubte, daß seine Talente am meisten wuchern würden. Er hatte aber nie untersucht, ob auch mit den Talenten die nöthigen Kentnisse verbunden waren. Das Genie schien ihm das einzige Requisit zum großen Manne: — ein Irthum, den in unsern Zeiten so viel junge Leute hegen, und dadurch sich selbst verleiten, die soliden Wissenschaften zu vernachlässigen, und ihr biegen Kopf mit dem Flitterstaate der Schöngeisterei zu verhunzen und — alle wahre Nuzbarkeit für den Staat zu verlieren.

Leipzig oder Wittenberg waren sein Augenmerk. Und da zuerst in Leipzig die Predigerstelle an der Petrikirche aufging, und der Graf mit dem damaligen Bürgermeister Born in vertraulichem Briefwechsel stand, so ward es ihm leicht, für seinen Liebling eine Vokation nach Leipzig zu erhalten.

Und so führte er ihn von Stufe zu Stufe immer weiter. Denn die größte Schwierigkeit, woher nehmen wir Brod? schien ihm überwunden zu seyn. Der Prediger mußte nun den Magister, den Bakalaur, der Professor Extraordinarius, den Doktor u. s. w. ernähren. Und so stieg mein Vater in kurzer Zeit durch alle Ehrenstellen, ward ordentlicher Professor der Theologie, bekam eine Kollegiatur, wurde Kanonikus in Zeiz, Decemvir, zulezt auch Domherr in Meissen und Superintendent in Leipzig.

Fortsetzung.

Aber dieser schnelle Gang seines anscheinenden Glüks hatte viel traurige Folgen. Der Neid erwachte gegen ihn, sobald er nach Leipzig kam. Es verdroß so manchen, der auf die Stelle, die er erhielt, sich Rechnung gemacht hatte, daß ein Fremder herbeigeholt werden mußte, wie wenn nicht würdige Kandidaten genug in Leipzig vorhanden gewesen wären. Und nach dem herschenden Geiste der Universitäten, wars schon algemeiner Verdruß, auch für die, welche nichts dabei verloren, daß ein Auswärtiger ihre Zahl vermehrte: besonders in Leipzig, wo man es weniger als auf andern Universitäten gewohnt ist, daß Fremde hinberufen werden, und wo wirklich die Menge der jungen Magisters und Professoren, welche am Teiche Bethesda liegen, so groß ist, daß man ihnen einen kleinen Unwillen über den Eintrit eines Fremden kaum verargen kann.

Die Menge der kleinen und großen Feinde, die meinem Vater nun als einem neuen Ankömlinge die Federn auszurupfen strebten, verursachte bei ihm nichts als einen ganz ausserordentlichen Eifer, sich durch seine Talente auszuzeichnen und sein Publikum zu dem Geständnisse zu zwingen, daß er seines Glüks würdig sey.

Aber eben dies kostete meinem guten Vater seine Gesundheit und seinen Kindern die Erziehung. Denn er war jezt genöthiget, da er in keiner einzigen Wissenschaft sehr bewandert war, sondern blos die moralischen Kentnisse eines Landpredigers besaß, Tag nnd Nacht zu sizen und zu studiren, um nur mit Ehren vor seinen Feinden zu bestehen, welche von allen Seiten her auf ihn lauerten und sich Gelegenheit wünschten, ihn als einen armen Sünder blos zu stellen, und den hohendorfischen Liebling verächtlich zu machen.

Ich erinnere mich, daß er mir selbst es nachmahls gestanden hat, daß er in den ersten beiden Monaten Tag und Nacht die lateinischen Klassiker gelesen hat, um in der Latinität, die er freilich als bloßer Prediger sehr füglich hatte entbehren können, sich wenigstens so weit nachzuhelfen, daß er seine Programmen erträglich schreiben, und bei Disputationen fehlerlos sprechen konte.

Hernach fing er an, die orientalischen Sprachen zu studiren, suchte sich über Hals und Kopf im Hebräischen vestzusezen, lernte in der Folge noch chaldäisch, syrisch und zulezt auch noch, (mit mir, da ich Student war) vom seligen Reiske das arabische. Dabei trieb er Kirchengeschichte und sezte noch viele Jahre lang täglich eine halbe Stunde für die Lesung der Römer und Griechen aus.

Und so ward er durch unsäglichen Fleiß, und mit Hülfe eines glüklichen Genies, nach und nach wirklich der Mann, der seinem Posten Ehre machte, und den Plan seiner Feinde (der auf nichts geringers gerichtet war, als ihn, durch die wiederholtesten Blosstellungen seiner Unwissenheit so lange zu kränken und zu quälen, bis er seine hohen Gönner selbst um einen andern Posten zu bitten genöthiget würde) glüklich vereiteln konte.

Aber man kan auch leicht urtheilen, was für Angst, Bekümmernisse, schlaflose Nächte und drükende Sorgen mein Vater hat überstehen müssen, ehe er sich durcharbeiten konte: wie er in den ersten zehn Jahren seine Kräfte erschöpfen und allen Genuß des Lebens, alle Ruhe, alle Erholungen entbehren mußte. Und — wie wenig er im Stande war, auf die Erziehung seiner Kinder zu sehen, und einen unmittelbaren Antheil daran zu nehmen.

Man wird aber den Grad seiner Lasten und Leiden noch weit fürchterlicher finden, wenn man erst noch dies erwäget, daß er bei dem allen mit der äußersten Armuth kämpfen mußte. Denn alles, was er in den ersten acht Jahren einzunehmen hatte, war die Besoldung, die er als Peterspredigr genoß. Als Professor extraordinarius hatte er gar nichts, und von Kollegiis so wenig, daß er froh seyn mußte, wenn er Auditoren bekam, die umsonst bei ihm hören wolten. Auch war sein enthusiastischer Gönner nicht im Stande, ihm irgend eine Zulage zu verschaffen, weil die Universität sehr wenige Einkünfte hat, die nur zu den armseligen Pensionen der ordentlichen Professoren und Kollegiaten hinreichen, und von Hofe — damals wenigstens, alle möglichen Titel, aber kein Heller bares Geld zu erhalten war. Nun betrug seine Predigerbesoldung (Beichtstuhl war nicht an dieser Kirche) jährlich vierhundert Thaler. Man kan also leicht ermessen, wie kümmerlich der gute Vater leben, und wie er fast alles, was dem Körper Kraft, Nahrung, Erquikung giebt, entbehren mußte, da er genöthigt war, an einem Orte wie Leipzig, mit einer Gattin und sieben Kindern (deren jezt fünfe noch am Leben sind) sich durchzubringen.

In der That wird es jeder, der Leipzig kent, und weiß, was zu einer Haushaltung gehört, schlechterdings unmöglich finden, mit einer solchen Summe auszureichen. Und das war es auch. Mein Vater mußte Schulden machen, und mit ihnen neue Lasten und Sorgen und Bekümmernisse übernehmen.

Aber hier kan ich das Gefühl der Dankbarkeit nicht unterdrücken, welche die Theilnehmung des Sohnes an den Wohlthaten erzeugt, die dem Vater wiederfuhren. Das Plazische Haus war es, welches von dem ersten Augenblicke an meinem Vater mit der wärmsten und thätigsten Freundschaft entgegen kam, und dieselbe bis an sein Ende ununterbrochen fortgesezt hat. Er, ein gelehrter Arzt, ein großer Kenner der Römer und Griechen, ein Mann von ächtem Wiz und der angenehmste Gesellschafter: Sie, ein liebes, frommes, häusliches Weib, das ganz für seinen Gatten lebte, und im kleinen und stillen Zirkel einiger Hausfreunde die Befriedigung aller ihrer Wünsche fand: beide, vol der zärtlichsten Liebe gegen meinen Vater, thaten alles, was ihnen möglich war, seine traurige Lage ihm zu erleichtern. Sie bewirtheten ihn und meine Mutter wöchentlich ein bis zweimal aufs beste, und ließen sie diejenigen Erquikungen durch Speis und Trank und gesellschaftliche Aufheiterung genießen, welche sie sich zu Hause nicht erzeugen konten: ohne dafür Gegenbittereien zu verlangen. Sie benachrichtigten meinen Vater von allen Kabalen, die gegen ihn auf dem Tapete waren, und gaben ihm Rath, ihnen zu entgehen. Sie borgten ihm endlich von Zeit zu Zeit kleine Kapitale, so viel ich weiß, ohne Interessen, welche er erst spät und nach und nach wie seine Einnahme sich mehrte, wieder abzahlen durfte. Kurz, sie waren seine einzigen, treuen und thätigen Freunde, welche in seinen Trübsalen ihn trösteten, und in Verlegenheiten unterstüzten.

Ich will damit nicht sagen, daß mein Vater in der Folge nicht noch andere Freunde gefunden hätte. Denn es ist bekant genug, daß seine Kanzelredner-Talente, so wie sein äusserst liebreiches und einnehmendes Wesen ihm die Herzen des Raths, der Kaufmannschaft und der Bürger gewannen, und daß die rührendsten Merkmale der Liebe und Achtung ihn für so manche Kränkungen seiner gelehrten Antagonisten in schwarzen und bunten Röken entschädigten. Und ich muß insonderheit die ausdauernde Freundschaft der würdigsten Männer im Rath, eines Borns, Schubarts, Gutschmidts u. s. w. rühmen, welche ihm nie, ich erinnere michs lebhaft, eine Bitte abschlugen, die sie ihm zu Erleichterung seines Amts, zur bequemern Einrichtung seiner Wohnung u. s. w. nur gewähren konten — auch in der Folge die ansehnlichsten Zulagen ihm machten, so daß er zulezt achthundert Thaler fire Besoldung genoß.

Indeß war doch das Plazische Haus (mit dem späterhin das Kammerrath Hoesche wetteiferte, ohne es doch je zu erreichen) das vertrauteste und wolthätigste gegen meinen Vater, welches ihn in der Noth ganz allein unterstüzte und die wesentlichsten Dienste ihm leistete.

Und war es wohl Wunder, wenn mein Vater dieses Haus allen andern vorzog, dessen Umgang allein genoß und alle seine wenigen Erhohlungsstunden in den Armen solcher redlichen Freunde zubrachte? Aber leider wußte der Neid und die Lieblosigkeit aus dieser so natürlichen und unvermeidlichen Vertraulichkeit vergiftete Pfeile zuzubereiten, welche seine Ehre und Ruhe verwundeten.

Freilich — hätte mein Vater vorher schon in der großen Welt gelebt und sich die nöthige Menschenkentniß erworben: hätte er gewußt, daß selbst diejenigen Herren und Damen, welche sich den freisten Genuß ihrer Wollüste erlauben, gerade die allerstrengsten Richter fremder Tugend sind, und daß Leipzig von solchen Herren und Damen wimmelt: wäre ihm bekant gewesen, daß es in der heutigen Welt für eine Unmöglichkeit gilt, auch mit einer vierzigjährigen Matrone, wenn sie nur noch einige Annehmlichkeiten hat, einige Stunden allein in einem Garten zu seyn, ohne die heiligsten Pflichten der Ehe und der Freundschaft zu verletzen: hätte er bedacht, daß einem Geistlichen insonderheit Dinge zur Sünde gemacht, und als Widersprüche gegen seine Kanzelbelehrungen angerechnet werden, welche sich alle übrigen Menschen ohne alles Bedenken gestatten; so würde er vielleicht den schönsten Genuß der Freundschaft, der ihm bei seinem mühseligen Leben für seine Gesundheit und Geisteskraft so nöthig war, dem Vorurtheile aufgeopfert, und nur die seltenen Stunden dem Plazischen Garten gewidmet haben, in denen der fast immer kränkliche Mann seiner Gattin Gesellschaft leisten konte.

Da er nun das alles nicht wußte, sondern freie Luft, Bewegung, Gebrauch mineralischer Wasser und alles, was dahin gehört, in dem Plazischen Garten genoß, wo das rechtschaffenste Weib dem armen, kränklichen und kummervollen Manne alle mögliche Bequemlichkeit selbst täglich veranstaltete; so ward er einige Jahre lang der Gegenstand der giftigen Lästerungen, die sich unter vornehmen und gemeinen Pöbel verbreiteten.

Indessen behielt mein Vater seinen in der That außerordentlichen Applausus bis an sein Ende. Seine Kirche war immer (wenn auch einmal eine neue Erscheinung sich zeigte, welche das Maulgesperr des Publikums erregte) gedrängt voll. Und er behielt bis an seinen Tod den Ruhm eines algemein beliebten Redners, welcher durch seine hinreissende Beredsamkeit, so wie durch das lichtvolle und herzangreifende seiner Lehren und das hinzukommende Beispiel eines sanften, redlichen, gefälligen und in allem Betracht unbescholtenen tugendhaften Karakters vielen Tausenden Unterricht und Trost gegeben, und sie auf die Wege der Rechtschaffenheit und Glükseligkeit geleitet hat.

Mein Vater war übrigens, was er in seiner Epoche unvermeidlich werden mußte, ein ganz orthodoxer Theologus. Aber ich muß es ihm zum Ruhm nachsagen, daß er noch in seinem Alter sich bekehrt, und wenigstens die Hälfte des alten Systems aufgegeben hat. Die Veranlassung dazu waren ihm meine Schriften. Diese las er natürlich mit derjenigen Prädilektion, deren sich ein zärtliches Vaterherz gar nicht erwähren kan. Und dadurch wirkten sie ganz natürlich stärker auf ihn, als sie auf jeden andern Leser seines Standes und Alters wirken konten und jemals gewirkt haben. Es leuchtete ihm so manches ein, was ich schon in Erfurth über symbolische Bücher, Willkührlichkeit theologischer Begriffe und Schwäche dogmatischer Beweise schrieb. Und so schritt er gleichsam mit mir fort und fing an, da ich in Giesen an den Lehrsätzen von Erbsünde, Gnadenwirkungen, Dreieinigkeit und Versöhnungslehren hämmerte, um nach Absonderung der Schlaken reines Gold zu finden (wo freilich nichts zu finden war), in Absicht auf alle diese Lehrsätze zweifelhaft zu werden, und nach bessern Bestimmungen und Beweisen derselben sich umzusehen. — Und er hat auch kurz vor seinem Tode durch einen Band **Predigten zu Bestreitung schädlicher Vorurtheile in der Religion**, wo er selbst Hrn. Eberhard, dem damals durch seine Apologie des Sokrates ziemlich verkezerten Philosophen, seinen lauten Beifal gab, deutlich genug gezeigt, daß er angefangen hatte, ein Selbstdenker zu werden, und daß er gewiß in seinen theologischen Einsichten zur Reife gekommen, und — vielleicht mit Aufopferung, wie ich — sehr veränderte Meinungen bekant haben würde (denn er war ein redlicher und dabei muthvoller Mann), wenn er länger gelebt hätte.

Seine ganz vorzüglich veste Natur war freilich durch das unmäßige Studiren zerstört worden, allein ich bin versichert, daß er sein Leben höher gebracht haben würde, wenn er in die Hände eines andern Arztes gefallen wäre. Denn der, welchen er gebrauchte, verdarb ihn durch unaufhörliches Mediciniren. Es verging kein Tag, wo nicht bald ein Wienertränkchen, bald Magentropfen, bald andre Arzneien verschrieben und eingenommen wurden. Ja ich wette, daß mein Vater in einer Zeit von zwanzig Jahren ein Stükfaß mineralischer Wasser und ein Orthof Purganzen und Magentropfen hat einschluken müssen. Zulezt wurde seine Verdauungskraft gänzlich zerstört und alle seine Säfte verdorben. Er starb an der Wassersucht, ohngefähr im sechzigsten Jahre seines Alters.

Er liebte mich unaussprechlich und meine Fortschritte in Einsichten und Ehrenstellen waren zuverläßig die süßesten Freuden seines Lebens. Aber auch meine ganze Seele hing an der seinigen und gern, gern wolte ich noch von meinem Leben Jahr um Jahr mit ihm vertauschen, wenn ich ihn noch mit mir lebend haben könte.

Ich habe mich ganz nach ihm gebildet. Und wenn er nichts für meine Erziehung hat selbst thun können; so hat er doch dadurch viel Einfluß auf mich gehabt, daß meine Liebe zu ihm und mein lebhaftestes Wohlgefallen an allem, was an ihm sehbar und hörbar war, dies alles in meiner Seele sowohl, als in meinem Aeußerlichen gleichsam abdrükte, und jede Mine, jede Art sich auszudrüken, jede Bewegung seines Körpers, (auf der Kanzel, wie im Umgange) mit den Hauptzügen des Karakters mir mittheilte, dessen Ausdruk jenes Aeußerliche war.

Wir lebten auch, da ich in die Jahre der Reife kam, wie die vertrautesten Freunde. Er bediente sich oft und viel meines Raths, und es reichen nicht zweihundert Dispositionen zu Predigten, die ich ihm noch des Sonnabends machen mußte, wenn Gicht oder andere Krankheitszufälle seinen Kopf unfähig machten, zu denken, und über die er hernach den Sontag früh, wie er mir oft sagte, weit leichter und mit mehr Ideenzuströhmung predigte, als über seine eigenen.

Heilig ist mir sein Andenken! Unvergeßlich seine treueste Vaterliebe! Ueberströhmende Freude der Gedanke, ihn einst wiederzusehen!

Meine ersten Jugendjahre unter dem Regiment leidiger Hausinformatoren.

Von den Jahren meiner Kindheit in Bischofswerda, Schönfeld und Dobrilugk kan ich meinen Lesern nichts erhebliches noch interessantes erzählen. Und Dinge, die gar nichts enthalten, was die Neugierte befriedigt, wollen sie ja nicht wissen.

Kleine lustige Vorfälle und Anekdoten zwar, die mein Vater aus diesem Zeitpunkte mir erzählt hat, könte ich in Menge auftischen. Z. B. — daß ein gewisser benachbarter Prediger, Namens Schuman, der eine garstige Frau hatte und selbst ein herzlich gärstiger Schaz war, ihm in Schönfeld, mit ernster und schier andächtiger Mine, den Antrag that, unter sich, bei einer zärtlichen Freundschaft, **communionem uxorum** einzuführen, und die **communionem bonorum** der ersten Christen dadurch nachzuahmen: wobei er, wie leicht zu erachten steht, einen ziemlich unappetitlichen Repuls erhielt — daß mein Vater, der auf der moralischen Seite äusserst empfindlich und bei der scheinbarsten Verlezung derselben fast zu hizig war, die Freundschaft, mit dem einzig genießbaren Hause, einem sächsischen Dragoner Rittmeister in Dobrilugk, dadurch verscherzte, daß er diesen Offizier wegen seiner Vertraulichkeit mit einem dicken Fräulein und der daraus entstandenen Vernachläßigung seiner liebenswürdigen aber bürgerlichen Gemahlin (die er wegen ihrer 20,000 Thaler geheirathet hatte) zu streng tadelte und (da dieser bei einer fröhlichen Mahlzeit gewisse Anspielungen meines Vaters, den er erstaunend liebte, zu verschmerzen und zu verschlucken sich bemühte, und daher die Gesundheit meinem Vater zutrank: nun Herr Gevatter: lustig gelebt und selig gestorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben —) mit Heftigkeit erwiederte: mein Herr, so muß es hier heissen: wollüstig gelebt und hundsvoigtisch gestorben, heißt mit Leib und Seele verdorben: — allein meine Leser wollen ja **meine** Geschichte und werden daher alle solche Kleinigkeiten, wenn sie auch für den und jenen Gaumen seyn solten, mit Recht sich verbitten. Also zur Sache!

Mein Vater war bei ſeinen Sorgen und Arbeiten nicht vermögend, und — aufrichtig zu reden, bei dem Mangel pädagogiſcher Kentniſſe nicht geſchikt dazu — unſere Erziehung ſelbſt zu beſorgen und wirkſamen Antheil daran zu nehmen. Er mußte uns ganz den Hauslehrern überlaſſen.

Und hier ging es ihm leider, wie es den meiſten Vätern und Müttern geht, welche die Pfänder ihrer Liebe fremden Händen anvertrauen müſſen. Er hatte keine Gelegenheit, ſelbſt junge Männer kennen zu lernen, und durch Umgang ihre Kentniſſe und Erziehertalente zu prüfen und — er war dabei zu arm, als daß ſich junge Männer von ſonderlichem Werth bei ihm hätten melden, und ſeine Hauslehrerſtelle ambiren ſollen. Alles, was er thun konte, war, daß er den oder jenen bat, ihm für ſeine Kinder ein brauchbares Subjekt zu empfehlen. Und der Gebetne nahm, wie gewöhnlich, den erſten beſten Studenten, der bei ihm Zutrit hatte und durch eigne Dürftigkeit genöthigt war, eine armſelige Hausinformation anzunehmen, und ſchikte ihn meinem Vater zu. Oder es kam auch wohl ſelbſt ein demüthiger Paulíner, der ſeine Hochwürden und Magnificenz um das Patrocinium bat und ſich Dero Dienſten anbot. So ward der Mentor angenommen und eingeführt. Die Inſtruktion war kurz. „Geben Sie den Jungens täglich ſo und ſo viel Stunden, halten Sie ſie dann auf der Stube, daß ſie keine Teufeleien machen, und hauen mit dem Ochſenziemer drunter, daß das Fel ſtiebt, wo ſie nicht folgen wollen," Was und wie der Herr Präceptor lehren ſolte, blieb ihm ſelbſt anheim geſtelt. Und an phyſikaliſche und moraliſche Erziehung war gar nicht zu denken. Es war dem armen Vater, der bei ſeinen Büchern ſchwizte, und unter tauſend Sorgen erlag, genug, wenn die wilden Jungens nur ſtille ſaßen, und ihm nicht das Haus umkehrten. Daß ſie in vier bis ſechs Informationsſtunden doch etwas lernen müßten, ſchien ſich von ſelbſt zu verſtehen.

Zu dem Uebel der ſchlechten Wahl meiner Jugendlehrer kam noch das Uebel, ihre Menge. Oft muſte mein Vater im Jahre dreimal wechſeln, weil er ſich immer betrogen ſahe. Bald hatte er einen Menſchen bekommen, der durch die roheſten Sitten ſich auszeichnete, und als ein ungeſtümer und ungeſchlifner Menſch meinem Vater mehr Unruhe machte, als wir. Bald war ihm einer empfohlen worden, der in der erſten Woche gleich einen Grad von Unwiſſenheit verrieth, der ſelbſt den Zöglingen und dem Geſinde merklich werden mußte. Daher kam es, daß wir alle Augenblike einen andern Informator hatten, und folglich alle Augenblike andre Behandlungsarten, andern Unterricht, andre Bücher u. d. uns gefallen laſſen und das, was der Vorgänger geleiſtet hatte, wieder zerſtört und unnüz ſehen muſten.

Ich kan mich nur an einige wenige dieſer Hauslehrer erinnern. Der erſte derſelben iſt mir aus meiner frühſten Jugend noch im Andenken. Er hieß Banden, war ein baumlanger Menſch, hager, wie ein Windſpiel, arm, wie eine Kirchenmaus, geiſtlos, wie eine Gans. Sein einziges Talent, das mir an ihm ſichtbar wurde, war die Dichtkunſt: damit beſchäftigte er ſich beſtändig. Er hatte ganze Foliobände vol Verſe vorräthig, die aus ſeiner Fabrik waren. Seine ganze Kunſt war das Reimen. Und er hatte darinnen ſo eine Fertigkeit, daß er Verſe extemporirte und, wenns drauf ankam, 1000 Zeilen in einem Tage lieferte. Er war daher der gewöhnliche Karmenmacher der Stadt, d. h. wenn Schneider und Schuſter und Leute dieſer Art Hochzeits- und Leichengedichte brauchten. Sein Preis war 16 Groſchen für ein Karmen. Mich ſelbſt hielt er eifrig dazu an, ein Dichter zu werden. Und ich beſinne mich wohl, daß meine poetiſche Ader vortreflich floß, und ein weißes Schreibebuch von zwölf Bogen in wenig Monaten füllte. Aber in ſeinem übrigen Unterrichte war er ein unausſtehlicher Menſch, der mir aber dadurch im Gedächtniſſe geblieben iſt. Er rauchte unaufhörlich Tabak und ſchwizte dabei im Geſicht, daß die Tropfen immer auf der Naſe ſtanden. So ſaß er am Tiſche, klemte mich und meine zwei Brüder in ſeine Seiten ein, und zwang uns, zu leſen und unaufhörlich zu exponiren: denn mehr konte er ſelbſt nicht. Dieſe ängſtliche Stellung nun, die wir nehmen muſten, und dieſes einförmige und ekelhafte Exponiren verurſachte uns an ſeinen Stunden, wie an ſeiner Perſon, einen Ekel, den wir in der Folge nicht mehr zu verbergen im Stande waren. Wie nun dieſer Ekel zunahm, ſo nahm unſere Arbeit ab, d. h. wir exponirten alle Tage ſchlechter. Je ſchlechter wir aber exponirten, deſto mehr Kopfnüſſe und Schimpfnamen regnete es. Und wie dies unſern Verdruß vermehrte, ſo feuerte es uns an, ihn denſelben empfinden zu laſſen. Und dazu ſchuf uns unſer lebhafter Geiſt tauſend Methoden. Wir ſuchten uns z. B. dadurch für unſere Informationspein zu entſchädigen, daß wir beim Exponiren uns allerlei witzige Einfälle zuflüſterten, und unter andern auch mit Verkehrung der Buchſtaben auf unſern Plagegeiſt ſchimpften. So murmelte denn mein Bruder: Rednab ſti nie Ran, und ich erwiederte: Rednab ſti nie Leſe (Banden iſt ein Narr: Banden iſt ein Eſel). Wenn nun endlich der Schulmonarch dieſe Geheimniſſe unſerer neuen Sprache entdekte; ſo karbatſchte er uns rein durch und nöthigte uns zu neuen Erfindungen: bis endlich mein Vater gelegentlich erfuhr, was unſer Banden für ein Held war, und ihn verabſchiedete.

Nach der Zeit kam ein gewiſſer Schulz in unſer Haus, welcher etwas mehr Fähigkeit zum Lehrer, aber deſto weniger zum moraliſchen Erzieher hatte. Er war ein eingebildeter Narr, welcher bei aller ſeiner Zigeunerfarbe den Stuzer zu machen glaubte und, nach damaliger Mode, auf jeder Seite ſeines Kopfes etliche dreißig geklebte Loken mit einem halben Pfunde Puder trug. Ich — war von Jugend auf begierig, alles zu lernen, und alles, was ich lernen wolte, gelang mir auch. Ich ergrif jede Gelegenheit, in die Werkſtat eines Handwerkers zu kommen und ihm zuzuſehen, und, alle ſeine Arbeiten beſchauen und ſeine Handgriffe bemerken, war eine meiner gröſten Vergnügungen. Als Knabe von zehn Jahren konte ich ſchon friſiren, wie ein alter Geſelle. Und ich hatte die Ehre, nicht nur meiner Mutter den ſchönſten Krepp zu machen, wenn ſie Sontags in die Kirche ging, ſondern ich verſtand mich auch dazu, dem Herrn Schulz des Sonnabends ſeine Unſchlittreichen Löken auszukämmen, jede derſelben friſch aufzuwikeln, mit dem Brenneiſen die alten Fettigkeiten herauszuſchmelzen, und des Sontags ſeinen lokenvollen Kopf in höchſter Schönheit wieder herzuſtellen. — Dieſer Menſch ward mir und meinen Brüdern in kurzer Zeit verächtlich: wozu ſeine übrigen Sitten das meiſte beitrugen. Unter andern war er ein erſchrecklicher Eſſer, und ſeine elaſtiſche Leibeskonſtitution brachte gewiſſe bäuerſche Wirkungen nach jeder Mahlzeit hervor, von welchen wir ihm einen ſchmuzigen Namen gaben, der ſeinen Reſpekt mit jedem Tage mehr herunterſezte. Aber das, was ihn am meiſten erniedrigte, und als Erzieher junger Knaben äuſerſt verwerflich machte, war ſein Umgang mit einem gewiſſen Röschen, welche meine Mutter als Näterin brauchte. So oft er uns ſpaziren führte, wählte er das Haus einer Kohlgärtnerin zu unſerm Aufenthalte, und veranſtaltete jedesmal, daß unſere Kinderfrau, welche das jüngere Geſchwiſter trug oder führte, ſein Röschen mitnehmen mußte, welches er vor unſern Augen auf dem Schooße hatte, mit Kaffeſtölchen fütterte und mit tauſend Küſſen beehrte. — Und dieſer Menſch war fünf Vierteljahr unſer Mentor.

Max Karl Baldamus

nannte ſich vor ſeinem Uebertritt zur katholiſchen Religion bloß Karl Baldamus. Er ward am 14. October 1784 zu Roßla am Harz geboren, ſtudirte Jurisprudenz und erhielt, nachdem er die juriſtiſche Doctorwürde erlangt hatte, das Amt eines Bürgermeiſters zu Bleckede. Während der Beſitznahme Hannovers und Braunſchweigs durch die Franzoſen und deren Verbündete bekleidete er unter dieſen mehrere Stellen; mußte dann eine Zeit lang zu Dömitz als Gefangener verweilen und ging darauf 1814 als Advocat nach Lüneburg. Beſondere Verhältniſſe bewogen ihn, 1822 dieſe Stadt zu verlaſſen und ſich nach Hamburg zu begeben, wo er privatiſirte. Im Jahre 1825 vertauſchte er dieſen Aufenthalt mit Leipzig und den lutheriſchen Glauben, zu dem er ſich früher bekannte, mit dem katholiſchen. Von Leipzig ging er nach Wien und hielt ſich bis zur neueſten Zeit in Oeſterreich auf. Gegenwärtig iſt er in Stuttgart. —

Er hat Folgendes geſchrieben:

Oskar und Throne. Lüneburg, 1815.
Eranen. Lüneb. 1815.
Zeitgenoſſen. Hamburg, 1818.
Gedichte. Lüneburg, 1821.
Denotheren. Hamb. 1822.
Hippolyte. Roman. Leipz. 1822.
Brocken in Proſa und Reimen. Leip. 1822.
Zerſtreute Blätter. Altenb. 1823.
Neueſte Gedichte. Hamb. 1823.
Liebe und Tod. Leipzig, 1826.
Wahnſinn und Liebe. Leipz. 1826.
Klänge nach Oben, chriſtlicher Liederkranz. Wien, 1830.

Chronologisch geordneter Bildnißsaal u. s. w. Wien, 1833. 2 Thle.

Einzelne Aufsätze, Erzählungen und Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

B. ist ein gewandter, talentvoller Schriftsteller, der seinen Schicksalen eine reiche Lebenserfahrung verdankt und in seinen Leistungen Herr der Form ist, ohne jedoch tief und wahrhaft poetisch zu seyn. Ein wohlgebauter, einschmeichelnder Vers, gefällige Schilderung und angenehme Darstellung haben seinen Gedichten mehr oder weniger freundliche Anerkennung verschafft; seine Romane sind dagegen nicht sehr beachtet worden. Seine Art und Weise der Auffassung spricht sich am Deutlichsten in den hier mitgetheilten Aphorismen aus.

Aphorismen.*)

Der Irrthum eines geistvollen Mannes hat für mich von jeher etwas sehr Ehrwürdiges gehabt. Die Welt geht dabei nie ganz leer aus, denn was die Genialität für die Befestigung ihrer falschen Meinung thut, was sie an Baumaterialien dazu anfährt, das läßt sich alles trefflich zu anderen Zwecken benutzen. Werden auch gleich die Beweise, die das Genie zusammentreibt, zu einer Art von Teufelsmauer, so kann doch die Wahrheit bedeutende Vortheile herausziehen. Sie gründet hinter dieser Mauer eine Stadt, die, ein zweites Nürnberg, dem guten Bürgersamen einen Markt bereitet, auf dem Gilden und Zünfte reichlichen Absatz finden. Man stellt einen Roland auf, der als Malzeichen der hohen und niederen Gerichtsbarkeit so lange seinen Platz behauptet, bis es dem Genie einfällt, unter Leitung des Humors, der als Rottenmeister schon oft die Rolle eines Erasmo da Narni spielte, einen mittelalterlichen Scherz zu erneuen und die hochverehrte Ritterstatue entführen zu lassen. Oft legt das Genie auch selbst Hand an, hebt ein neuer Samson die Stadtthore aus, und trägt sie auf einen nahe belegenen Berg. Jetzt wird die ganze Bürgerschaft aufgeboten, um das Palladium wieder heimzuschleppen, das wurmstichig, wie ein alter Sargdeckel, unter dem Ameisentreiben der ehrbaren Philister zusammenbricht.

Ein Schriftsteller, der seine Werke in einer wohlgeordneten Gesammtausgabe vor sich liegen sieht, gleicht einem kinderreichen Vater, der noch bei seinen Lebzeiten alle seine Söhne und Töchter anständig versorgt und verheirathet weiß.

Wenn wir uns in unsern Entschlüssen übernehmen, wenn wir spanische Schlösser aufzimmern, und babylonische Thürme hinstellen wollen, und mit unsern Plänen an das Uebermenschliche anstoßen, wo wir Halt machen, und der irdischen Schwäche uns bewußt werden müssen, so packen wir dem Schicksal das Mißlingen unserer Entwürfe auf und erinnern auf diese Weise an die alten Bausagen, die das Unvollendete, das Abgebrochene, an den kühnen mittelalterlichen Münstern und Thürmen dem Teufel zuschreiben, der in den Domkirchen zu Wien und Nürnberg, und mehren andern Orten sein Wesen getrieben haben soll.

Die sogenannten Großthaten der meisten Menschen erinnerten mich oft an die aufgefahrenen Hügel eines in der Ebene belegenen Lustgartens, denen man durch künstlich angelegte Schneckengänge einen Anstrich von Erhabenheit zu geben suchte.

Wir sehen die Reue zuerst als ein Gespenst an, das durch die oft noch rauchenden Trümmer sündhafter Freuden schleicht. Fliehen wir vor dieser grauenhaften Erscheinung, oder verstecken wir uns in den Laubgängen einer frischgepflanzten Lust, so wird die Reue zu einer zürnenden Ahnfrau, die in ein Bahrtuch gehüllt, mit fliegenden Haaren, ein blutiges Messer in ihrer Rechten haltend, in jeder Mitternacht an den Wänden unseres Herzens vorüberzieht. Nähern wir uns dagegen der ernsten Nachtwandlerin, sind wir bereit, Zwiesprache mit ihr zu halten, so streift sie das leichenartige Gewand ab und legt halbe Trauer an. Das gefürchtete Gespenst, das uns schon als Alp bedrohte, das als ein nimmersatter Vampyr den Pulsschlag unserer Gefühle belauschte, kommt uns bald als theilnehmende Hausfreundin entgegen und hat Thränen für uns, in denen der Glaube, ein geistiger Johannes der Täufer, den Fehl badet. Liebe und Hoffnung vertreten die Pathenstelle und reichen uns lächelnd den Seelenfrieden zum stillen Angebinde.

Ein edelsinniger Liberaler, der sich nicht ohne Anstand den Servilen anschloß, kam mir vor wie die Pinakotheka zu Rom, der Michael Angelo die Gestalt eines griechischen Kreuzes gab und sie so zur Karthause zurichtete.

Wer unbekümmert um das Urtheil der öffentlichen Meinung lediglich den Eingebungen seiner Laune folgt, der gleicht einem Manne, der noch lebend seinen Leichnam an ein anatomisches Theater verhandelt.

Der Zweifel gleicht dem Bandwurme, der gewöhnlich nur stückweise abgetrieben und höchst selten ganz verjagt wird. Wenn der Kopf des häßlichen Thieres zurückbleibt, so hebt das Leiden von neuem an. — Wenn der Zweifel auch nur eine kleine Faser zurückläßt, so wächst er wieder nach. Wer diesen Lindwurm besiegen will, der muß sich mit dem Muthe eines heiligen Georgs waffnen.

Das Herz des hochsinnigen und gefühlvollen Mannes gleicht leider nur allzuhäufig dem Foro des alten Roms, das, einst Zeuge der quirinalischen Herrlichkeit, jetzt als Campo vaccino halb mit Gras bewachsen ist.

Ruhm und Liebe führen gewöhnlich eine schlechte Ehe. Die Liebe hat die größte Aehnlichkeit mit einer eifersüchtigen und eigennützigen Hausfrau, die dem Ruhme das Ausgehen zu verleiden sucht. Er, der sich ins Freie hinaussehnt, der gern Bergluft athmet, und in den Wäldern nach dem Bär und dem Eber jagt, soll in den vier Wänden des Hauses hucken, immer en famille leben und von den schäferstündlichen Erinnerungen zehren, die ihm die gestrenge Hausehre auf irdenen Schüsseln aufzutragen pflegt. Der Ruhm ist nicht für aufgewärmte Kost, auch speist er gern von Silber; darum tritt zwischen beiden Eheleuten bald eine Spannung ein, die in den meisten Fällen mit einer freiwilligen Trennung endet.

Der Schmerz wird am gefährlichsten, wenn er als Leichenräuber die halbversunkenen Gräber der längst zur Ruhe bestatteten Freuden öffnet, um sie im Gefühle seiner Armuth ihres Schmuckes zu entkleiden.

*) Aus: Abendzeitung. Jahrg. 1831.

Jacob Balde,

seit seinem zwanzigsten Jahre Mitglied der Gesellschaft Jesu, ward im Jahr 1603 zu Ensisheim im Elsaß geboren und brachte den größten Theil seines Lebens in Baiern, theils als Lehrer der Rhetorik zu Ingolstadt, theils als Hofprediger des Kurfürsten in München zu. Er starb am 8. August 1668 zu Neuburg an der Donau.

Seine vorzüglichsten und meisten Gedichte sind lateinisch geschrieben; einige deutsche Verse, u. a. das hier mitgetheilte Lobgedicht auf die Jungfrau Maria, finden sich in der Sammlung seiner Werke, welche unter folgendem Titel erschien:

Jacobi Balde e Societate Iesu Poemata. Monac. 1638. 3. Voll. in 12. — Colon. Ubior. 1660. 4 Bde in 12. — N. A. München, 1729. 8 Bde. — Carmina selecta ed. Orell. Ed. II. Turic. 1818.

Einzeln erschien:

Ehrenpreis Mariä. München, 1647.

Beigelegt wird ihm von Weißlinger (Merkwürdigkeiten, Th. III. S. 86. not. 8.) und Koch (Compendium der deutschen Literärgeschichte, Th. I. S. 76.) eine Satyre auf Luther:

Paradoxon musicum, das ist, neues geistliches Lied von einer wilden Sau u. s. w.

Jac. Balde gehört eigentlich nicht in die Geschichte der deutschen Poesie, da er in der Befangenheit seiner Zeit und

seines Standes sich bei seinen Gedichten vorzugsweise der lateinischen Sprache bediente. Unter vielen körperlichen und geistigen Leiden, schwer bekümmert durch die Reformation und ihre Folgen, welche seinen Frieden gar oft störten, schilderte er seine Gefühle auf eine edle und kräftige Weise in römischen Oden, bei denen Horaz sein Vorbild war, und hat hier, obwohl nie und nirgends ganz frei von dem Einflusse der Gesinnungen und Lebensansichten seines Ordens, Vorzügliches geleistet. Unter anderen Verhältnissen und besonders bei anderer Bildung würde er ohne Zweifel ein Eherführer deutscher Dichtkunst geworden seyn und Opitz u. A. m. weit hinter sich gelassen haben: so aber, die deutsche Sprache nur als ein Mittel betrachtend, um auf den gemeinen Mann zu wirken und dessen religiöse Ansichten zu befestigen und zu leiten, verschmähte er es, sich um ihre Veredlung zu bemühen, und hielt sie nicht für geeignet, der Dollmetscher erhabener Gefühle und Gesinnungen zu seyn. — Das Lateinische war ihm wie so vielen Gelehrten jener Zeit zur Muttersprache geworden; ein Fluch, der lange auf dem armen Deutschland lastete, länger als auf jedem anderen Lande, und eins der größten Hindernisse ward, die sich dem Fortschritt der Cultur entgegenstellten. — Daher sind die wenigen deutschen Gedichte Balde's plump, roh, derb, so wie sie dem Plebs in Baiern wohl zusagen mochten, und nur hin und wieder offenbaren sich seltene Ergüsse wahrer herzentsprungener Kraft und Begeisterung. Es gemuthet Einem, wenn man B's lateinische und deutsche Gedichte mit einander vergleicht, als höre man dasselbe Lied ein Mal von einem ausgezeichnetem, kunstreichen und gefühlvollen Meister, und dann von einem Bänkelsänger auf der Straße zu einer Drehorgel vortragen. Treffend bemerkte Herder daher: „Also lege man unserem Dichter nicht zur Last, was der Fehler seines Orts und seiner Zeit war; in deutschen Versen wollte er populär seyn und glaubte, daß er es nicht besser als also seyn könnte."

Damit der deutsche Leser selbst entscheide, theilen wir neben einem ursprünglich deutschen Gedichte Balde's mehrere von Herder übersetzte lateinische Gedichte desselben mit. Zu näherer Kenntniß des Dichters verweisen wir des Lateinischen Unkundige auf:

Herder's Terpsichore. Lübeck, 1796. 3 Bde. (Uebersetzungen der lateinischen Gedichte Balde's und Abhandlungen über ihn und seine Leistungen enthaltend.)
Silbert's Dom heiliger Sänger. Wien, 1820.
A. W. v. Schlegel: Characteristiken und Kritiken, Th. 2. S. 342.

Ehrenpreis Mariae*).

Ach! wie lang hab ich schon begehrt,
Maria, dich zu loben:
Nit zwar, als wie du wirst verehrt
Im hohen Himmel oben.
Diß wär vmbsonst: mein gringe kunst
Wird an der harpffen hangen:
Vnd dieses Lied, mit gantzem Gmüht,
Tieff in dem Baß anfangen.

Demühtig sey von mir gegrüst,
Nimb gnädig an diß grüssen:
Von der so viel der Gnaden flüst,
Was immer her mag flieſſen.
Der dich erwehlt hat, vnd gewölt,
An deinen Brüsten saugen;
So schön Er ist, so schön du bist:
Er scheint dir auß den Augen.

Was in der welt so manigfalt
Zierlichs ist außgeflossen:
Wird in vergleichung deiner gstalt,
Verworffen vnd verstossen:
Die gröste krafft, den besten safft,
Die künfft Essentz der Gaben,
Soll, wie man sagt, deß Herren Magd,
Vom Sohn empfangen haben.

Der Annae Leibsfrucht deinem Kind
Ist gantz nit zu vergleichen:
Vnd was ich guts in Sara find,
Muß eben so wohl weichen.
Die Rachel zwar die schönste war,
Der Jacob oft thät rüffen;
Doch gegen dir, weissag ich ihr,
Wird sie, wie Lia trieffen.

Abigail, war nie so klug,
Die David eingenommen:
Vnd die durch ihren Wasserkrug
Den Isaac hat bekommen.
Juditae blut vnd Heldin muht,
Vnd stärcke, müst verzagen.
Der vorzug ghört Mariae Schwerdt:
Was wil ich lang viel sagen?

Erfahren hats der Holofern,
Der Gott hat gleichen wöllen,
Der Lucifer vnd Morgenstern,
Mit seinen schönen Gsellen.
Du hast den Pracht zu nichten gmacht:
Vnd der verfluchten Schlangen,
Dem Höllen Fürst, den Kopff zertrirscht,
Daß ihm der muht vergangen.

Selom erfahrt es der Tyrann,
Vor etlich sechtzig Jahren:
Als er zu Meer mit Schiff vnd Mann
Hinab in Abgrundt gfahren.
Der Türckisch Hundt, dort wohl empfundt,
Das nichts mehr halff das bellen;
Hinumb, herumb, getrieben vmb
In Sturmb vnd Wasserwellen.

Das Meer der Statt Corintho gantz
Mit Blut war überloffen.
Alls dem Bassa, hat ein Lantz
Das lebendig getroffen.
Gantz bitter weh war Elsarae,
In diesem leid vnd jammer:
Dem Hirn vnd Bein hat gschlagen ein
Der alt Jahelis Hammer.

Hie, weiser Mann, dein starckes Weib,
Hie, mein ich, werstls erfragen:
So starck, daß sie in ihrem leib
Hat gar ein Riesen tragen.
Da noch so klein, ein Jungfraw rein,
Den grösten Mann vmbfangen:
Der ohn beschwerdt kont von der Erdt
Hoch bis an Himmel langen.

Zier, Mardochee, tausendmahl
Dein schöne Hesster, zier sie:
Vnd führs drauff in deß Königs Saal,
Zur Hand Assueri, führ sie.
Laß ihr geschmück vnd güldes stück
Mit Perlen vbersetzen.
So werd ich doch, Mariam noch,
Ohn maß weit höher schetzen.

Was soll ein blosser schatten sein,
Nur ein figur der Alten,
Gegen dem hellen Sonnenschein?
Das Feld kans nit erhalten.
Ein Engel sag, so viel er mag,
Vnd hör nie auff zu schreiben:
Wird doch darob allzeit vom lob,
Das meist ihm vberbleiben.

Zwölff Stern vmb ihr glorwürdigs Haupt
Ringsweiß heroben schweben;
Dann ihn allein ist es erlaubt
Daſſelbig vmbzugeben.
Kein Schwerd, kein stab, kein gwalt triebs ab,
So steiff thuns hie verharren:
Sie liessen ehn, der Himmel zween,
Ja sämptlich alle fahren.

*) Aus: *Jacobi Balde*, e societate Jesu, poematum T. IV., compl. Miscellanea, Coloniae Ubiorum, MDCLX.

Ihr gröſte frewd vnd hertzens luſt
Iſt, dieſes Gſicht anſchawen;
Den Mund, den Gott ſo offt gekuſt,
Die Augen vnd Augbrawen;
Geſalbte Händ, Leffzen vermengt
Mit Hönig vnd mit Roſen.
Oelfliessend Red, die von ihr geht,
Iſt vber alls liebkoſen.

Dem Palmenbaum ihr länge gleicht,
Die Wang den Turteltauben:
Vnd ihren ſüſſen Brüſten weicht
Der Wein auß Cypris Trauben:
Voll Hyacinth: von keiner ſünd
Noch groß, noch klein beladen:
Deß Adams gifft, das alle trifft,
Hat ihr nicht können ſchaden.

Weiß, roth, ihr Lieb vnd Schatz ſein ſoll,
Als der im Krieg geſtritten;
Sie köſtenbraun; vnd ſteht auch wol,
Gleich wie die Cedar Hütten.
Der ſie entferbt, hats nit verderbt,
Sonder nur wöllen mehren.
Viel ſchöner ſews auff dieſe weiß,
Der Augenſchein thut lehren.

Wie ſie dem König auffgewart
Zu Hesebon, in Reben,
Da hat den beſten gruch ihr Nard
Herumb welt von ſich geben:
Ihr Sommerhauß durchgehend auß
War voll der Zimmetrinden,
Darzu, ſo hats ein ſolchen ſchatz,
Dergleichen nit zu finden.

Der Mon, all Monat hat ſein gnants,
Von ſeiner lieben Sonnen,
Vnd mehrers nit; dann all ſein glantz
Quellt her auß dieſem Bronnen.
Hat er ſein meiſts Liecht auffzehrt, heiſts,
Sparamundus halt darzwiſchen;
Vis wiederumb die Sonne kumb;
Die muß die fleck abwiſchen.

Welt anderſt iſt das Firmament,
Das in Maria leuchtet.
Mon hat ſein anfang, hat ſein end,
Nur Tröpflesweiß befeuchtet.
Du, du Planet von Nazareth,
Du hohes Gſtirn der deinen,
Du biſt das Faß, das ohne maß
Mit ſtätem Licht thut ſcheinen.

Gantz Tonnen Sonnen ſeind in dir,
Gantz Million voll Tonnen.
O köſtlich außerwehltes Gſchirr,
In der all Klarheit wohnen.
Wohl innnerlich vnd äuſſerlich,
Hat dich die Zier vmbfangen:
Biſt vber all hoch Berg vnd Thal,
Von Libano außgangen.

O Fürſten Tochter, O wie ſchön,
Seynd deine Schritt, ders zehlet,
Was für ein Feſttag wirdt begehn,
Dem du einmahl vermählet!
Dein Bräutigamb, wirdt bey dem Lamb
Ein anders Gſänglein ſtimmen:
In lauter Frewd, vnd Süſſigkeit,
Gleich wie ein Meerfiſch, ſchwimmen.

Komb her, dem Keuſchheit angenemb,
Vnd will ein Sponß erfragen:
Die Töchter zu Jeruſalem
Einhellig alle ſagen;
Vnd heben drauff zween Finger auff,
Daß, (vnd ſey zu bekommen)
Maria frey die ſchönſte ſey,
Durchauß kein außgenommen.

Ein Paradeyß hat dieſen Ruhm,
Ein Garten, der beſchloſſen,
In dem ein wunderſame Blum,
Iesse, IESUS entſproſſen.

Wanns gliebt muß ſeyn, ſo lieb was fein,
Was löblich zu begehren;
Was ſeeliglich, was adelich
Herbracht mit allen ehren.

Mariam lieb, Mariam dich,
Sollſt allerdings verſchreiben:
Die Morgengab, glaub ſicherlich,
Wirdt keines wegs außbleiben.
Der Hochzeit Kleidt iſt ſchon bereit,
Begehr die Farb auß allen,
Das Himmelblaw (gen Himmel ſchaw)
Sollt dir am beſten gfallen.

Maria hat den beſten Theil
Wie gſchrieben ſteht, erwöhlet.
Mariae Theil, iſt aller Heyl:
Ders hat, nit wol verfählet.
Weil ſie ſo gut, vnd wohlgemuht,
Weil jeder muß bekennen:
Thu ich mit fleiß im Ehrenpreiß,
So oft ihr Namen nennen.

O daß von Siena noch ſo viel
Der Bernardini wären:
Deren diß einig Endt vnd Zihl,
Dieſe Geſponß zu ehren.
Er ſchencket ihr all ſein gebür;
Luſt, Hoffnung, frewd vnd Schmertzen:
Vnd, wie ich ſing, ſein liebſter Ring,
Ein Adamant im Hertzen.

Ich greiff zum Endt, laß allgemach
(Ade) die Seiten lauffen.
Der weiter will, thut zu der Sach,
Laß auch ein Harpffen lauffen.
Schlag ſelber auff; nur wacker drauff,
Mit ſeinem gut Vertrawten:
Und ſing das Gſang ſein Lebenlang:
Iſt vber ſiben Lauten.

Alls ſoll er, was Spieß tragen kan,
Von Mundt vnd Hertz auffmahnen:
All ſeine Nerv vnd Adern dran
Für Seyten laſſen ſpannen.
Geſetzt nun, daß ein, groß oder klein,
Sext oder Quint thät ſchnellen:
Wirdt ſie ihm ſchon den Schlagerlohn
Im Himmel baar herzehlen.

Wanns ſolche Meinung hat: ſo ſchlag;
Biet auff die Kunſt zum ſingen;
Die gantze Nacht, den gantzen Tag
Solt Harff vnd Hertz verſpringen.
Ich laſſe, ſprich, O Jungfraw, dich,
Vnd deinen Sohn jetzt walten.
Mein Seel vnd Leib ich dir verſchreib
Es ſteht vnd bleibt im Alten.

Hilff vns, O Thurn auß Helffenbain,
In Diemand woll gegründet,
Vnd auffgeführt mit Edelgſtain,
Wie ſelig, der dich findet.
Hilff vns, O Thron, den Salomon
Mit ſeinem Goldt beklaidet.
Dem du vergwißt, kein wunder iſt,
Daß ihm die welt verlaidet.

Hind an mit dir, O Menſchengſtalt,
Mit Milch vnd Blut gewaſchen:
Die letztlich weick wird vnd veralt,
Zu lauter Staub vnd Aſchen:
Beſonders die in falſcher blue
Ihr Schönheit nur erdichten:
Ohn Kunſt vnd Oel, nur waſſer Gmähl,
Vnd drauff bald gar zu nichten.

Würff vnd verdamb all Vppigkeit,
Die niemand wol gelungen.
Die ſchöne Welt vnd Eytelkeit,
Von der ſo viel geſungen.
Vnd was für Pfeil der Lieb, in eyl,
Doch nit vom Himmel gſchoſſen,
Vilen das Hertz, in bitterm ſcherz,
Mit ſüſſem Gifft abgſtoſſen.

Sag hiemit auch den Parcis ab,
Die mir bißher geſponnen.
Bey denen ich an meinem Grab
Verlohren mehr, als gwunnen.
Falſch vnd Vntrew ſeynd alle drey
Haimblich mit mir vmbgangen.
Müßt an ihr Gſpunſt vnd blawen Dunſt,
Mein Leib vnd Leben hangen.

Diß ſey, Maria, dir vertrawt
Von Tag zu Tag der Jahren:
Der dir vertrawt, hat woll gebawt,
Sodales diß erfahren.
In letſter Noth vnd bittern Todt,
Bitt, thu mich nit verwerffen.
Erzaig dein Macht, vertreib die Nacht
Wirdts jeder wol bedörffen.

Wann dann die Kranckheit wirdt zu ſchwer,
Daß ichs nit mehr kan leyden:
Soll mir den Faden nimmermehr
Derſelben ein abſchneyden.
Dein ſchöne Hand, dein mildte Hand,
(Weil je die Stund abgloffen)
Schneid oder halt, gleich wies dir gfalt,
Sonſt iſt es auß mit hoffen.

Wann bey dem Beth die Kertzen brinnt,
Die Augen nimmer wachen;
Vom Leib der kalte Todtſchwaiß rinnt
Die Bainer jetzt ſchon krachen:
Dein ſchöne Hand, dein mildte Hand,
O Jungfraw außerkohren;
Schneid oder halt, gleich wies dir gfalt,
Sonſt iſt es alls verlohren.

Wann nun geſchwächt ſeynd all fünff Sinn,
Die vmbſtehnd Rott wirdt ſagen:
Jetzt hat ers gar, jetzt iſt er hin,
Man merckt kein Pulß mehr ſchlagen:
Dein ſchöne Hand, dein mildte Hand,
O Mutter meines Lebens;
Schneid oder halt, gleich wies dir gfalt,
Sonſt iſt es alls vergebens.

Melancholie *).

Muß ich im Kerker dann, in dieſem traurigen Lande
Oede verblühn und frühe verwelken?
Sind die Bande, die hier mich feſſeln, nimmer zu löſen?
Nicht zu zerſprengen der Thurm, der mich einſchließt?

Dädalus ſchuf ſich Flügel; ich darf der wächſernen Flügel
Nicht, die über dem Meere zerſchmelzen! —
Kann mein freies Gemüth ſich nicht aufſchwingen, wohin es
Will? Kein tobender Wind in den Fluthen,
Auf dem Lande kein Riegel verhindert den Geiſt, daß er auffliegt,
Ueber Alpen und Wolken und Sterne.

Und hat Apollo mir nicht der Gaben höchſte, die Dichtkunſt,
Milde geſchenkt, die auf Flügeln des Oſtwinds,
Auf der Aurora Flügeln ſich hebt? — — O Erretterin,
auf dann!
Ferne von hier! bis zum Bett der Aurora! —

Verwünſchungen des Katarrhs.

Du Pfui des Lebens! Seuche dem armen Volk
Der Sterblichen! Ob Cerberus dich geſpien
Aus ſeinem heiſern Höllenrachen,
Oder der tückiſche Krokodill dich

Ausweinte, als den Schlafenden er ergriff;
Wie oder haben lachend die Furien
Dich ausgebohren, als im Tanz ſich
Giftiger die Schlangen der Haare küßten.

Woher du ſtammeſt, finke, verſink', o Peſt
Des Menſchenvolkes! fahre zur Höll' hinab,
Du Lungenzehrer, Lungenbohrer,
Erebus Schaum und des Hauptes Henker.

Was fälleſt frech du, Räuber der Stimme, ſelbſt
Auf dürre Dichter, die, dem Olymp verwandt,
Des Erdenreifs und Erdennebels
Quälende Seuche nicht kennen ſollten!

Auf jene Feiſten falle, du Unglücksſohn!
Die Müßig-Feiſten fördere du zur Gruft,
Du Todesbote! — Weh! er fördert
Früher mich ſelbſt zum ereilten Grabe.

Den Kahn des Lebens ruderten jugendlich
Des Mannes Kräfte; ſiehe, da ſprang ins Schiff
Ein Räuber, ach! und kehrt die Spitze
Mächtig hinab, und das Schiff erſinket.

Vergebens ſcheun wir fürder des Meeres Schlund,
Auf trockner Erde fahren im Schiffbruch wir
Zum Orkus; hundert Gräber öfnen
Sich dem erſchleichenden leiſen Mörder.

Die Virginiſche Pflanze.

Bacchus Einzug feireten einſt die ſeligen Götter,
Als er nach vielen und reichen Geſchenken,
Die er der Erde verlaſſen, mit Lüchſen hinauf zum Olymp kam.
Seine Triumphe hatte der Thyrſus
Ihm erfochten. Er kam mit Kränzen von duftendem Weinlaub,
Nicht geſchmückt mit dem traurigen Lorbeer.
Hinter ihm floſſen Ströme von Wein, ſtatt blutiger Ströme;
Um ihn ſangen Mänaden und Nymphen,
Und der Satyren Chor. Er bot den goldenen Becher
Seines Getränks dem fröhlichen Vater,
Der den Nektar dafür verſchmähte. Desgleichen die Götter
Tranken und ſangen und dankten ihm alle,
Für den labenden Trank, womit er die Menſchen beſeligt. —

Unvermuthet erſchollen die Pforten
Von unbändigem Lärm. Es hatten die Rieſen den Oſſa
Hoch auf Pelions Gipfel gethürmet,
Und erſtiegen die Burg *). In Geſtalt des brüllenden Löwen
Warf ſich ihnen entgegen Jacchus.
Pallas griff nach dem Helm und dem Speer; der Vater der Götter
Nach dem flammenden Blitz, und bemerkte,
Mavors fehle. (Der grauſame Gott, der Jammer und Blut liebt,
Neidend Dionyſus ſchönere Siege,
Wohnete ſeinem Triumphe nicht bei.) „Auf! eile zu Mavors!“ **)
Sprach zum Füßegeflügelten Sohne
Zevs. „Er komme zum Streit! und Dich begleite Diana.“

Raſtlos-eilend gingen die Beide;
Aber als ſie vom heitern Olymp in die Thraciſchen Wolken,
Voll von Schnee und Hagel und Kälte
Kamen, ergriff den beredten Gott der häßliche Schnupfen
Alſo grimmig, daß er verſtummte.

War es, weil er in Eile mit unbedecktem Haupt ging?
Oder von ungewohntem Tranke
Warm, in die Eisluft kam? Genug, ihm ſtockte die Rede,
Und ſein Haupt war ihm wie ein Fels ſchwer. —
Als er zu Mavors Pforten gelangte, „Wie ſoll ich die Botſchaft
Jetzt ausrichten?“ athmet er heiſern,
„Wie bewegen den harten Gott mit lieblicher Rede?“ —

Und Diana zog eine dürre
Pflanze hervor; ſie beſtreute die Pflanze mit glühenden Funken. —
Auf ſtieg aus der zerfallenden Aſche
Ein wohlthätiger Rauch. Dem gedrückten Gott war die Stirn frei
Wie im Olymp, und die klingende Sprache
Wiedergegeben.

Sie traten hinein, und brachten die Botſchaft
Glücklich. Mavors eilte zum Himmel
(Zwar unwillig) hinauf, und die Rieſen wurden gebändigt.

---

*) Aus: J. G. Herder's Terpſichore. Lübeck, 1796.

*) Die Erſtürmung des Olymp durch die Titanen.

**) Mars Wohnung in Thracien.

„Schweſter", ſprach nach geendetem Streite,
Maja's Sohn, „o ſage mir, Schweſter, woher Du das Kraut nahmſt,
Das ſo ſchnell mir die Sinnen enthüllte,
Und dem entlaſteten Haupt den Klang der Sprache zurückgab?
Sieh', ich wandre beſchwerliche Wege
Oft hinauf und hinab, durch Wolken, bis in die Höle
Pluto's, wo ich die Schatten geleite.
Dumpf dann fühl' ich mich oft. Ich muß durch Regen und Kälte —
Komm, und zeige mir, jagende Schweſter,
Wo die Pflanze dir blüht." —

„Sie blüht in weſtlichen Wäldern,
Fern entlegen hinter dem Meere.
Bacchus ſetzte dahin nie ſeine Tritte. Der Stolze
Rühme ſich nicht auch dieſer Erfindung.
Für den Jäger blühet ſie dort *). Ich lehrte den Jäger
Ihre verborgnen nützlichen Kräfte.
Wenn in düſterer Wolke der Regen dort und die Nebel
Wälder umhüllen und Häupter der Menſchen,
Treibt dies Moly **) die Uebel hinweg durch ſanftere Wolken;
Frei wird das Haupt und die Näſſe des Hirns ſinkt. —
Brauche die Pflanze, jedoch nur reiſend im Zuge der Lüfte,
Oder drunten in Hölen des Pluto,
Nicht im Olymp; ſonſt fliehen Dich bald Göttinnen und Götter;
Aber im Freien wird ſie Dir wohlthun."

Und die Jägerinn führte den Gott zum Lande der Jäger,
Und umwand mit der Pflanze den Stab ihm,
Der zum Rohre gedieh. Virginien heißt das Geburtsland
Dieſer Pflanze, Dianens Erfindung.
Allen Freunden Merkurs auf Wegen und Stegen, in Hainen,
Oder auf nebelbeſchwereten Küſten,
Ueber den Wogen des Meeres, in naſſen Thälern und Ebnen,
Rednern, denen die Sprache verſiegt iſt,
Allen blühet ſie jetzt die Sorg'-entnehmende Pflanze,
Mutter ruhiger, weiſer Gedanken.

An einen Nachäffer ſeiner Gedichte.

Mein Spiel der Saiten, das du ſo oft verlangt,
Ich ſende dirs, und ſchwöre bei Phöbus Pfeil
Und Bogen, und bei ſeiner Cither,
Und bei der goldenen Locke Phöbus:

Es iſt das Meine, das mir ſo oft erklang
In dunkeln Hainen, oder am heilgen Quell. —
Jedoch wenn etwa deinem Finger
Zürnend ſich weigert die goldne Saite;

Gib mir die Schuld nicht. Sandte dem Türken ***) einſt
Nicht Skanderbeg †), der Schrecken des Türken, auch
Den Säbel? Aber ſeine Rechte
Sandt' er ihm nicht, die den Säbel führte.

Die Rache des Dichters ††).

Hieher, Verruchter! Der mir meine Lieder ſchmäht,
Und nagst ſie mit ſchwarzem Zahn,
Hieher, daß ich mich grauſam räche, daß ich dich
Bezähme, beißger Zoilus.

Zuerſt, Verbrecher! weih' in ſüßer' Rach' ich dich,
Ich weihe dich — den Grazien,
Daß, wenn du weinen willſt, du lachen müſſeſt, wenn
Sie dir die Zwiebeln, wenn ſie dir
Den Rettig und den ſcharfen Knoblauch nehmen, der
Dir unrein deinen Athem macht.
Dafür dann düfte deine Lippe ſüßen Duft,
Vom Nektar, den die Biene ſog.

Ich wünſch', o Abſcheu, ferner dir, daß nie der Schlaf —
Daß dich der Schlaf am Morgen nie
Beſchleiche, und dafür die ganze Nacht hindurch
Verſenke in den ſchönſten Traum.

Wenn du erwacheſt, reiche Ceres dir ein Brot
Von ihrer zarten, reinſten Frucht;
Im andern Korbe Bacchus einen Wein, den du
Für Formianer *) etwa hältſt;
Und dazu, Unverſchämter, wünſch' ich Hunger dir
Des Tucca bei Lucullus Mahl;
Den Durſt des Cato, als er Afrika durchſtrich,
Bei vollen Krügen Manlius.
Gebt ihm, ihr Götter, daß mein unverſöhnter Feind,
Mein Theon, wider Willen froh
Und glücklich werde, ja, wo möglich, glücklicher,
Als Der, den er ſo rauh verfolgt.

In ſeiner ſchlechten Schüſſel werd' ein Stockfiſch ihm
Zum Karpfen oder gar zum Stör.
Betrogen werd er, daß der Sperling ſeinem Gaum
Nur wie ein Krammetsvogel ſchmeckt,
Die wilde Taube wie Faſan. —

Weil ich noch,
Langmüthiger als Maſo, Ihn
Den Ibis **) völlig abzuthun. Ihr Furien!
— (Ihr weiſſen Furien;) wo ſeyd
Ihr, Schickſalsſterne! — Weilſt du noch, o Blitz?
— Der Cäſars Haupt umleuchtete,
Ihr Donner, die zur Linken tönen? — ***)

Was voreinſt
Maſika †) auf die Römer lud,
Wie ſeinen Flaccus dort Mäcenas, Flaccus ihn
Verwünſchte, ſo verwünſch' ich dich.
Gequälet werde deine Bruſt — von ſüßem Schmerz;
Beſtürmt dein Ohr — von Orpheus Ton.

Unwürdger Momus, werth, daß dreigeſpaltner Blitz
Vom Jupiter dich treffe, dich
Der Ocean erſäufe, dich der Erde Schlund
Verſchlinge, — wie? Du blickeſt mich
Gleich einer Kröte an? betroffen und erſtarrt.
Haſt du an meinen Flüchen gnug,
So fort von hier! Hinweg! — Und wenn du eilig nicht
Gen Himmel fliegeſt, ſtreu ich dir,
Ein Unverſöhnlicher dem Unverſöhnlichen,
Noch glühndre Kohlen auf dein Haupt.

Die Göttin des Frühlings.

Einzig Holde, Zarte, Schöne,
Deren Glanz die Welt erleuchtet,
Deren Liebkichkeit den Frühling
Wiederbringt mit tauſend Blumen,
Zarten Blumen, die dir gleichen,
Sei gegrüßet, Frühlingsmutter, Blumengöttin, ſei gegrüßt.

In dem Chor der ſchlanken Schönen,
Ihren Bräutigam zu kränzen,
Suchen viele Gold und Kleinod.
Du, ein Kleinod ſelbſt, erſcheineſt
Wie der Mond im Chor der Sterne,
Wie die Sonn' im blauen Aether glänzend Alles überdeckt.

Wenn aus unſerm Thränenthale
Du zum Himmel wieder aufſteigſt,
Liebend wallet jeder Zephyr
Zu berühren deine Locke;
Und den Schleier dir zu löſen
Drängen ſich im Taubenfluge Engelknaben zu die an.

---

*) Nord-Amerika, das Land der Jägernationen.

**) Eine vor dem Zauber beſchützende Pflanze des Homer. (Odyss. x. 287.)

***) Murad II.

†) Georg Caſtriota Skanderberg, ein Prinz in Albanien, war unverſöhnlicher Feind der Türken.

††) Im Original: die chriſtliche Nemeſis.

*) Ein Campaniſcher Landwein.

**) Ibis, ein Feind Ovids, an dem er ſich mit einem beißenden Spottgedicht rächte.

***) Ein glückliches Zeichen.

†) Iſt Scipio, der den Römern wohlwollte.

Darf ich was von dir erflehen,
Königin, so laß der Sonne
Schönen Glanz uns froh genießen,
Treibe weg die bösen Tage,
Bändige der Seelen Aufruhr,
Und zerbrich des Krieges Waffen, holde Friedenskönigin.
Laß den Müttern ihre Knaben,
Ihre Töchter froh erwachsen,
Töchter, wie die leichten Rehe,
Knaben, wie die jungen Löwen. —
Wenn der Rächer Wolken sammlet,
So besänftige, du Holde, bittend ihn mit deinem Kuß.

Till Ballistarius S. J. L. Casper.

Karl Ludwig Heinrich Bardeleben

ward am 9. Mai 1775 zu Spandau geboren, studirte die Rechte und erwarb sich die Doctorwürde in dieser Wissenschaft. Im Jahr 1798 ward er Gouverneur und Lehrer bei dem Cadettencorps zu Berlin, 1804 Regirungsassessor, dann Stadtgerichtssecretär zu Frankfurt an der Oder. In den Jahren 1813 und 1814 nahm er Theil am Befreiungskriege als Hauptmann bei der Landwehr und kehrte mit dem eisernen Kreuze geschmückt in die Heimath zurück, wo er k. pr. Kommissionsrath wurde. —

Unter dem Namen Heinrich Frohreich hat er den größten Theil seiner hier angeführten Schriften herausgegeben.

Darstellungen aus der Welt der Erlanger Musensöhne. Frankf. und Leipzig, 1799.
Cäsar Cafarelli, Graf von Casara, der kühne Räuberherzog. Posen und Leipzig, 1803. 2 Bde.
Die Wahl der Braut. Pos. und Leipz. 1804.
Preußens Zukunft. Berlin, 1807. N. A. B. 1808.
Der Palmensonntag, in drei Romanen. Leipzig, 1803. 3 Bde. N. A. Leipz. 1811.
Hans Kasper, der Seifensieder. Leipz. 1811.
Die Weberstochter zu Eichterheim. Leipz. 1811
Bernhard Raphtali. Leipz. 1811.
Kunst und Vaterland. Prolog. Königsb. 1803.
Friedrich Wilhelm III. und sein Volk, an Beide. Frankf. a. O. 1809.

B. ist nicht ohne Talent der Darstellung, aber seine Romane überschreiten das Gebiet des Alltäglichen nicht und haben sich daher nur bei einer gewissen Klasse von Lesern beliebt gemacht, welche im gewöhnlichen Futter der Leihbibliotheken Nahrung für Geist und Herz zu suchen pflegt. Größere Tüchtigkeit und Kraft beurkunden seine patriotischen Schriften und Gedichte, die, durch B's praktisches Wirken getragen, seine Gesinnungen im vortheilhaftesten Lichte zeigen.

Christoph Gottfried Bardili

ward am 18. Mai 1761 zu Blaubeuren geboren, widmete sich dem Studium der Theologie und erhielt, als er seine akademische Laufbahn vollendet, die Stelle eines Vicars zu Kirchheim unter Teck. Im Jahre 1786 bekam er den Ruf als Repetent an der Universität zu Tübingen; 1790 aber eine Professur an der hohen Karlsschule zu Stuttgart. Er starb am 5. Juni 1808 als Dr. und ordentlicher Professor der Philosophie am Obergymnasium in Stuttgart und fürstlich hessen-rothenburgischer Hofrath.

Von ihm erschienen:

Epochen der vorzüglichsten philosophischen Begriffe. Halle, 1788. 1. Th.
Ueber den Ursprung des Begriffs von der Willensfreiheit. Stuttg. 1790.
Sophylus oder Sittlichkeit und Natur als Fundament der Weltweisheit. Stuttg. 1794.
Allgemeine practische Philosophie. Stuttg. 1795.
Ueber die Lehre vom Temperament. Stuttg. 1795.
Grundriß der ersten Logik u. s. w. Stuttg. 1800.
Briefe über den Ursprung einer Metaphysik. Altenb. 1799.
Philosophische Elementarlehre. 1. Heft. Landshut, 1802. 2. Heft. (bearbeitet und herausgegeben von einem Freunde des rationalen Realismus) Landsh. 1806.
Beiträge zur Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes d. Vernunftlehre. Landsh. 1803.

B. war ein scharfsinniger philosophischer Kopf, der eine neue Lehre aufzustellen versuchte, welche zuerst von K. L. Reinhold mit dem Namen des „rationalen Realismus" belegt und durch dessen Beitritt und Bemühung, wenn auch nur kurze Zeit, gehalten wurde. B. selbst schadete ihr indessen, theils durch seine Polemik, theils aber und vorzüglich, daß er zu sehr sich Sophismen hingab, durch welche er die wichtigsten Probleme der theoretischen Philosophie zu lösen bemüht war, und überhaupt zu flüchtig und unklar verfuhr. Die ihm eigenthümliche Ansicht wird von E. Reinhold (Handbuch der allgemeinen Geschichte der Philosophie, Th. 2. H. 2. S. 166.) mit folgenden Worten dargestellt: „Das Denken, so wie es seinem Wesen nach von den Menschen geübt werde und von dem Menschen mit Deutlichkeit anerkannt werden könne, sey keine bloß subjective menschliche Thätigkeit, wofür es, insbesondere von Kant, ausdrücklich ausgegeben worden, sondern es sey die allgemeine weltbildende und welterdnende Thätigkeit, es sey in seinem nothwendigen Zusammenhange mit der durch dasselbe gestalteten und organisirten Materie die reine dynamische Möglichkeit, der Grund von allem Wirklichen. Deshalb dürfe die Denklehre keine Aufstellung bloß subjectiver menschlicher Denkformen, sondern sie müsse die wahre Ontologie, die Lehre von dem Urgrund und Wesen aller Dinge seyn."

Vgl. K. L. Reinhold, Beiträge zur leichteren Uebersicht des Zustandes der Philosophie. Hamburg, 1801—1803. —

D. August Christian Bartels,

geboren am 9. December 1749 zu Harterode im Braunschweigischen, studirte Theologie zu Helmstädt und Göttingen, ward 1773 Prediger zu Eimbeck, 1778 zu Braunschweig, 1789 Abt von Riddagshausen, Probst und herzoglicher Hofprediger zu Braunschweig, 1799 Consistorialrath und 1818 Vicepräsident des Consistoriums zu Wolfenbüttel. Er starb hochgeehrt am 16. December 1826

Er verfaßte folgende Schriften:

Ueber den Werth und die Wirkungen der Sittenlehre Jesu. Hamburg, 1788—89. 2 Thle.

Predigten zur Beförderung einer vernünftigen Aufklärung in der Religion. Züllichau, 1793.

Einzelne Predigten u. ſ. w. —

B. war ein würdiger Diener des Herrn, der mit Klarheit, Ruhe und Beſonnenheit ſeine menſchenfreundlichen Zwecke zu erreichen ſuchte, und dem es vorzüglich darum zu thun war, Aufklärung, Liebe und Duldung zu verbreiten. Seine Predigten ſind ebenfalls in dieſem Geiſte abgefaßt; doch würden ſie weit mehr gewirkt haben, wenn es ihnen nicht hin und wieder an Tiefe und Gluth religiöſer Begeiſterung mangelte.

Vgl. Denkſchrift für die Freunde und Verehrer B's, von Th. W. H. Banck. Braunſchweig, 1824.

Johann Heinrich Bartels,

D. der Rechte, Aſſeſſor der k. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, Mitglied der Akademie der Volscer zu Velletri, Bürgermeiſter zu Hamburg, ein um ſeine Vaterſtadt in vielfacher Hinſicht hochverdienter Mann, ward im Jahre 1761 zu H. geboren, ſtudirte zu Göttingen, machte darauf eine größere Reiſe durch Deutſchland und Italien und kehrte dann als Dr. jur. und Advocat nach Hamburg zurück. 1798 ward er juriſtiſcher Senator, 1814 als ſolcher Polizeiherr und 1820 Bürgermeiſter daſelbſt. —

Seine auf jener erwähnten Reiſe über das ſüdliche Italien gewonnenen Erfahrungen gab er heraus unter dem Titel:

Briefe über Kalabrien und Sizilien. 3 Th. Göttingen, 1787—89. N. A. Gött. 1791.

und lieferte in denſelben zuerſt genaue und authentiſche Nachrichten über ein Land, das zu jener Zeit noch faſt gänzlich unbekannt war, da neuere Reiſende in Italien ſich um dieſe Gegend theils wenig bekümmert, theils, wenn ſie es auch gethan, nur unbedeutende und unzuverläſſige Kunde von demſelben gegeben hatten. B's Reiſebeſchreibung iſt ein wahrhaft klaſſiſches Werk, deſſen hoher Werth noch immer lebhaft anerkannt wird und ſtets als treffliches Muſter zu betrachten iſt. — Mit gleichem Intereſſe umfaßt der gründlich und geſchmackvoll gebildete Verfaſſer alle ihm vorkommenden merkwürdigen Gegenſtände, deren keiner, zu welchem Reiche des Wiſſens er auch gehöre, ſeinem forſchenden Auge entgeht, und ſchildert mit derſelben Friſche, Wärme, Unparteilichkeit und Ruhe merkwürdige Alterthümer, intereſſante Gegenden, Naturereigniſſe, Sitten und Gebräuche, Verfaſſung und Regirung u. ſ. w. der von ihm durchreiſten Provinzen in anmuthiger, klarer Darſtellung. — Wir glauben durch die Mittheilung eines größeren Auszuges um ſo mehr den Dank der Leſer zu verdienen, als dieſer, ſchon an und für ſich vortrefflich und anziehend, deſto lebendiger zur näheren Bekanntſchaft mit einem älteren hochverdienten Werke bei der Maſſe unbedeutender Reiſebeſchreibungen, welche jetzt über Italien im Umlaufe ſind, anzuregen vermag.

Beſchreibung eines Erdbebens in Meſſina*).

(Vierzehnter Brief.)

Meſſina, im Oktober 1786.

Heute müſſen Sie mit mir, mein Freund, eine Weile aus Ihrem frohen Zirkel hinweg zu Meſſina's Schutthaufen eilen, hier Menſchen-Elend in ſeiner ganzen Größe entdecken, und alle Schrecken der empörten Natur hereinbrechen ſehen, ſehen, daß in einem Moment Ruhe und Glück in Zerſtörung, Verwirrung und Elend, Zufriedenheit und Ueberfluß in bittre Verzweiflung und verzehrenden Mangel umgeſchaffen wird. Das Erdbeben rollte unter der Erde fürchterlich daher, und Meſſina ſank in Ruinen dahin!

Ich will verſuchen, Ihnen ein ſchwaches Gemälde von den Verwüſtungen, die das Erdbeben in Meſſina anrichtete, zu entwerfen. Unwillkührliche Thränen drangen aus meinen Augen beim Anblick des Schutthaufens hervor, und ich ſah bei der neuen Erinnerung Eltern ihre Kinder, Weiber ihre Gatten, und Freunde ihre Freunde noch einmal beweinen. Einer meiner ſchätzbaren und dienſtfertigen Freunde führte mich unter den Ruinen umher, und bei ihm merkte ich das allmälige Steigen des Schmerzgefühles bis zum endlichen heftigen Ausbruch deſſelben, wie ichs noch nie ſah. Wenn es einem Künſtler, wie Schröder, möglich geweſen wäre, bei dieſer Szene ruhig zu bemerken, ſo hätte ich ihn an meiner Stelle gewünſcht, um für die Kunſt, allmälig ſteigende Affekte darzuſtellen, neue Bemerkungen aus der Natur zu ſchöpfen. Wir eilten über manchen Ruinenhaufen hin, und mein Führer machte mit inniger Theilnahme hie und da Bemerkungen über das Elend, das die Leute, die dort wohnten, erlitten hatten, blieb aber ſonſt noch munter und froh: allmälig nahm ſeine Theilnahme zu, und je weiter wir gingen, deſto lebhafter ward ſeine Erzählung und deſto heftiger ſeine Aktion, bis wir endlich auf einen Fleck kamen, wo eine Menge Bruchſtücke vereinigt lagen. Beim Anblick derſelben faßte er einen geborſtenen Quaderſtein an und rief mit wildem Blick verſchiedentlich aus: „Iſt das nicht ein trauriger Anblick!“ Dann ergriff er plötzlich mit heftig emporſtrömenden Thränen meine Hand, und ſagte: „(Caro mio amico, ecco la mia casa!) Hier ſtand einſt mein Haus! Ich war reich, und bin jetzt arm, wie der Taglöhner! Nichts habe ich gerettet, und bin kaum ſelbſt der epidemiſchen Seuche, die nach dem Erdbeben eindrang, entgangen.“ Die Bilder jener unglücklichen Nacht erwachten nun immer heftiger, er malte ſie aus mit einem Feuer, daß ich für ſeine Geſundheit bange war, und es für meine Pflicht hielt, ihn von dem Fleck ſo bald wie möglich hinwegzuziehen. Wir eilten fort, und es folgte unmittelbar auf dieſe leidenſchaftliche Aeußerung eine Stille in ihm, deren Grund ſonſt in ſeinem Charakter nicht lag, es ſchien mir beinah, als folgte nach der überſpannten Empfindung eine Erſchlaffung, und die Munterkeit, die er vorher hatte, kehrte den ganzen Tag nicht wieder zurück.

Alle Beſchreibungen von Meſſina ſcheinen in der Schilderung des trefflichen Anblicks zu wetteifern, den die ohngefähr eine Meile längs dem Hafen hinlaufenden Gebäude verurſachten, in denen edle Simplizität mit hoher Schönheit vereinigt war. Meine Beſchreibung macht hier eine Ausnahme; denn ich fand die Paläſten-Reihe in Ruinen. Indeß konnte ich doch noch ſoviel davon entdecken, daß ichs zu behaupten wage, keine mir bekannte Schilderung ihrer ehemaligen Schönheit war übertrieben. Der Name Pallazzata kommt ihr mit Recht zu. Sie gehörte zu den vorzüglichſten Werken der neuen Kunſt, und der Künſtler bewies nicht weniger Scharfſinn bei ihrer Erfindung, als Kunſt bei der Ausführung. Er ſcheint die ſtolze Idee gefaßt zu haben, daß mit dem Meiſterſtück der Natur — ſo kann man mit Recht den ſtolzen Hafen Meſſinas nennen, der vielleicht nirgends ſeines gleichen findet — ſeine Kunſt einen Wettſtreit beginnen ſollte, ob es ihr nicht gelingen würde, das Auge des Bemerkers von jenem hinweg und auf ſich zu ziehen. Aber die Solidität der Natur verſtand er ſeinem Kunſtwerke nicht zu geben, ſie trug bei dem zerſtörenden Unglück von 1783 den Preis davon. Obgleich das Erdbeben gleichſam übers Meer von Italien nach Sizilien herüber rollte, und von der Meerſeite ſeinen erſten Angriff auf Meſſina wagte; ſo trotzte doch der Hafen den zerſtörenden Wellen, und ſteht noch jetzt in ſeiner ganzen Schöne da: da hingegen die Meiſterſtücke der Kunſt in einen Schutthaufen zuſammen fielen. Man ſagt, es ſei aufs neue der Plan im Werke, die Pracht der alten Gebäude wieder herzuſtellen: aber, wer weiß wie viele Jahrzehende noch drüber hingehen? Jetzt wenigſtens fällt noch täglich mehr ein, und jeder neue Einſturz, den man ſo leicht verhindern könnte, zerſtört neue Theile des Ganzen.

Ganz dieſer Unthätigkeit ähnlich fanden wir es im Innern der Stadt, noch war nichts für Hinwegräumung des Schutts geſchehen. Kirchen, Paläſte, öffentliche Gebäude und Häuſer aller Art lagen noch eingeſtürzt über einander, die ſchönen, großen, parallel mit dem Hafen laufenden Straßen fanden wir

*) Aus: Briefe über Kalabrien und Sizilien, von Joh. Heinr. Bartels. Th. 2, Göttingen, 1789.

gänzlich Menſchenleer, und nur hie und da nach beſänftigter Erde zwiſchen den Ruinen ein kleines Hüttchen zur armſeligen Bewohnung erbaut; wie wenig allgemein dieß aber war, können Sie daraus ſchließen, daß in den beſten Gaſſen der Stadt noch 1 Fuß hoch und drüber Staub, Sand und Schutt lag, der es beinah unmöglich machte, durch die Stadt hinzugehen. Noch wohnt alles in Baraken, die außer Meſſina auf der Höhe errichtet ſind, aus denen die Einwohner, wie man mir ſagte, ungern wieder heraus wollen, nachdem ſie einmal gegen Näſſe und Kälte abgehärtet zu ſein glauben.

Uebrigens ſchleifte die Verwüſtung, die Meſſina im Februar und März 1783 erfuhr, die Stadt nicht ſo durchgängig, wie einige Städte in Kalabrien; ſondern nur der niedrige Theil derſelben ward ein Raub des Erdbebens, der höhere Theil hingegen blieb beinah ganz ſtehen, und ward nur heftig beſchädigt. Aber auch ſelbſt hier hat man noch wenig an Wiederaufbauung gedacht, und die Nachricht, die man von jedem angeſehnen Manne hier erhält, daß ſchon 300 Häuſer außer den königlichen Gebäuden und Kirchen wieder erbaut ſein ſollen, kann ich mit völliger Gewißheit für unrichtig erklären. Es iſt, als ob ſie dieß Gerücht abſichtlich ausbreiteten, um die Aufmerkſamkeit der Neapolitaniſchen Regierung von Meſſina abzuziehen. *)

Das Meer verkündigte in Meſſina zuerſt die kommenden Schrecken, man bemerkte einige Tage vorher eine ungewöhnliche Unordnung in Ebbe und Fluth, die Natur ſchien gleichſam von ihren Geſetzen losgeriſſen, und ohne beſtimmte Regeln tobte das Meer bald wüthend daher, und brauſte plötzlich hoch auf, als wollte es den Damm überſteigen, und Meſſina verſchlingen, bald legte es auf einmal und unerwartet ſeine Wuth. In dem bekannten Meerſtrudel von Charibdis zeigten ſich Wirbel, wie wir ſie in unſern Tagen nicht mehr zu ſehen gewohnt ſind; es ſchien als würde das Zeitalter jener Dichter zurückkehren, die uns die Wuth derſelben mit ſo ſchrecklichen Farben ſchildern. Boten von der großen Empörung im Innern des Meeres waren ferner ganze Schaaren Fiſche, die ſich faſt nie zu dieſen Zeiten auf der Oberfläche des Waſſers ſehen laſſen. Bei jedem hernach erfolgten Erdbebenſtoße waren ſie immer die erſten Vorboten der einbrechenden Verwüſtung. Daher hörte man auch in der Stadt, ſo oft ſich dieſes Phänomen aufs neue zeigte, ſchreckliche Verwünſchungen gegen ſie ausſtoßen, und ſah einen jeden verzweiflungsvoll dem Unglück entgegen gehen. Bei dem Toben des Meeres verſpürte man zugleich ein beſtändiges Getöſe im Innern der Erde, dem Schall eines entfernten Donners zu vergleichen, und dieſes rollte ganze Tage hindurch langſam und ſchwach fort, ward aber bei jedem Aufbrauſen des Meeres ſtärker. Vom Anfang des Februars an bis zum 5ten dauerten ohne Zerſtörung zu bringen dieſe Vorzeichen fort. Am 5ten Februar endlich fiel Meſſina gleich nach Mittag in einer Stunde mit ſo vielen Städten Kalabriens. Der Tag ſelbſt war in der Stadt ein finſterer neblichter Tag, und durch die Nebel ſchien am hellen Mittage das Licht der Sonne ſchwach und blaß wie Mondſchein. Es war eine Stille in der Natur, die etwas ſchauervolles gehabt haben ſoll, man nannte ſie mir, ein ſchreckliches fürchterliches Warten, und wollte ſelbſt bei Menſchen an dieſem Tage eine gewiſſe Trägheit, Erſchlaffung und Unluſt wahrgenommen haben. Endlich um Mittag hörte man ein Getöſe von Kalabrien herüber ertönen; es ſchien allmälig näher zu kommen, und das Meer empörte ſich immer mehr; ſo rollte das Erdbeben fürchterlich und langſam in der Tiefe des Meeres und auf den Wellen daher. Wie es endlich Meſſinas Ufer erreicht hatte, ſo war zuerſt die ſchöne Palazzata ſeiner Wuth ausgeſetzt, ein großer Theil derſelben ward zerſtört und dann nur noch hie und da im Innern der Stadt einige Gebäude niedergeworfen. Der eigentliche Schaden war damals noch ſehr geringe: aber um deſto größer und allgemeiner war der Schrecken, und um deſto quälender die Furcht; denn vom Mittage an bis zum Abend hin war die Erde nur wenige Augenblicke ruhig. Wie es endlich finſter war, ſchien die Empörung in der Natur vermehrt, das Getöſe im Innern der Erde rollte heftiger, das Meer wüthete fürchterlicher und außer dieſen Phänomenen vermehrte das Geächze und Geheule verunglückter, beſchädigter, verzweifelnder und ſterbender Menſchen die Schreckensſcene noch um vieles. Eine der ſchrecklichſten Nächte folgte jetzt, in ihr ward der größte und beſte Theil der Stadt gänzlich zerſtört. Freilich am 7ten, am 13ten Februar, am 28. März und mehrere folgende Tage und Nächte wiederholte das Erdbeben ſeinen Angriff und ſtürzte das ein, was dieſe Nacht nur in ſeiner Grundfeſte erſchütterte, nicht umwarf; aber nie kehrte es ſo heftig wieder wie damals grade um Mitternacht, 12 Stunden nach dem erſten heftigen Stoße. Es wurde ſelbſt die 12 Fuß dicke Mauer der Zitadelle, die man für unzerſtörbar gehalten hatte, von oben bis unten geſpalten, und dieſe Nacht raffte in Meſſina die meiſten Menſchen hinweg. Der Zuſtand der Einwohner war während der ganzen Erdrevolution ſehr traurig. Gleich nach dem erſten zerſtörenden Stoße flüchtete ſich alles aufs freie, und mußte ohne Schutz und Dach mehrere Tage hindurch ununterbrochen heftige Platzregen, Hagelſchauer und Stürme ertragen. Da man nicht Baumaterialien weder Holz noch Ziegel genug hatte, um die Baraken mit Dächern zu verſehen, ſo mußten ſelbſt die Angeſehnern der Stadt mehrere Nächte hindurch, nur einen Schirm über ſich haltend auf einem Stuhl unter freiem Himmel ſchlafen, und mehrere Tage hindurch, wegen Mangel an Kleidung, ohne ihr genäßtes Zeug wechſeln zu können, zubringen. Dieß war die traurige Urſache von ſo vielen nachmaligen Krankheiten, die mehr Menſchen wie das Erdbeben hinwegraffte. Daß die Anzahl der durchs Erdbeben getödteten Menſchen in Meſſina ſich nicht über 1000 erſtreckte, daran war einzig der nur wenig zerſtörende Stoß vom 5ten Febr. des Mittags ſchuld, alles war jetzt ſchon aus den Häuſern geflüchtet, und ſo waren nur die, die vielleicht in der Abſicht zu ſtehlen, oder um noch etwas von dem ihrigen zu retten in den verlaßnen Häuſern ſich aufhielten, vielleicht auch einige die zu ſicher geweſen, und weniger das noch ungewiſſe Erdbeben als den heftigen Platzregen ſcheuten, und in ihren Wohnungen geblieben waren, ein Raub der traurigen Erderſchütterung.

Der Anblick der Verwüſtung wurde noch weit fürchterlicher und der Schade der armen Einwohner noch weit größer durch die heftigen Feuersbrünſte, die entſtanden; 7 Tage wüthete das Feuer ununterbrochen und unaufhaltbar fort, griff die größten Magazine an, verzehrte beträchtliche Waarenläger verſchiedener großer Kaufleute und raubte den armen Meſſineſen ihre letzten Hoffnungen. Der ganze Schaden, den Meſſina durch dieſes vereinigte Unglück erlitt, belief ſich auf 40 Millionen Lire, ohngefähr 5 Millionen Thaler, Mobilien, Edelſteine und andre Pretioſa nicht mitgerechnet.

Aber noch hatte Meſſina nicht die höchſte Stufe ihres Unglücks erreicht. Da alle Magazine verbrannt, aller Privatvorrath von Getreide und andern Lebensmitteln verloren war; ſo entſtand eine allgemeine Hungersnoth, die traurige Folgen gehabt haben würde, wenn nicht die Regierung dieſen Leiden ſchnell abgeholfen hätte. Allgemein war auch die Klage über Mangel an ſüßem Waſſer, und man ſah gar nicht voraus, wie man dieſen Mangel entfernen wollte. Größtentheils hatten ſich die beſten und ergiebigſten Quellen bei dem Erdbeben verſtopft, und die Brunnen blieben völlig waſſerleer: oder wenn noch andre Waſſer gaben, ſo ſchien es beinah unmöglich, ſich ihnen zu nähern, weil noch täglich große Bruchſtücke von den zerſtörten Gebäuden herabfielen, und ohne dieß lange Zeit, viele Beſchwerden und eine Menge Arbeiter dazu gehörte, den Schutt hinwegzuräumen. So ſtieg mit jeder Minute das Gefühl des Mangels nothwendiger Bedürfniſſe, und die Hoffnung von nachbarlicher Hülfe war nur ſehr ſchwach.

Man ſuchte indeß ſoviel als möglich das Unglück zu lindern, der Marcheſe von Caracciuli, damaliger Vicekönig von Sizilien, zeigte hier, wie bei allen ſeinen Unternehmungen, ſeinen großen Kopf und ſeine menſchenfreundlichen Geſinnungen. Er that alles, wozu er nur immer die Mittel in den Händen hatte und ſo wurde dem Mangel auf einige Zeit Einhalt gethan, einiger Vorrath, wenn gleich anfangs nur in geringer Menge herbeigeſchafft, die Sklaven zur Reinigung der Brunnen gebraucht, und auch durch ſie ein andres Geſchäfte bewirkt, das, wie ein jeder wohl einſah, wenn es unterlaſſen würde, die traurigſten Folgen nach ſich ziehen müßte, woran aber keiner Hand anzulegen Herz genug hatte. Es ſchien, als hätte im Innern der Erde die Revolution auch den Platz getroffen, wo alle die Körper begraben lagen, die an der letzten Peſt ſtarben; ſchon hin und wieder waren tiefe Löcher eingefallen, und man hatte die gegründetſten Urſachen zu der Beſorgniß, daß aus den emporſteigenden peſtilenzialiſchen Dünſten eine neue Peſt entſtehen würde. Es kam zu ihrer Verhütung daher ſehr darauf an, dieſen Platz zu beſetzen, jede eingefallene Grube auszufüllen, und überhaupt ihn mit Erde zu erhöhen; auch dafür ſorgte ſogleich die Regierung, und damit ihre beſſern Bürger nicht dieſer Gefahr ausgeſetzt ſein möchten, ſo bewirkte ſie es durch Sklaven, und erreichte ihre heilſamen Zwecke.

Während der Zeit wurden Geſandte nach Neapel geſchickt, um dem Regenten Nachricht von der Zerſtörung Meſſina's zu bringen; der Marcheſe di Regalmici erhielt darauf die Stelle eines Vicario Generale in Meſſina, wie Pignatelli in Kalabrien, mit gleicher Autorität ausgerüſtet, und mit thätiger Hülfe, das Unglück zu lindern, verſehen. Eine Menge Lebensmittel, Arzeneien, Aerzte und Chirurgen, und überdieß noch 85,000 Lire wurden ihm zu ſeiner Diſpoſition gegeben, er mußte die leidende Armuth aufſuchen und unentgeltlich ihre dringendſten Bedürfniſſe befriedigen. Der König that alles was er nur konnte, wie Sie auch ſchon aus meinen Briefen über Kalabrien werden geſe-

*) Dieß iſt mir hernach noch wahrſcheinlicher geworden, da ich ſelbſt in Neapel von einigen der Vornehmſten hörte: Meſſina kann ſich jetzt ſelbſt helfen, ſo und ſo viel iſt ſchon durch Hülfe der Regierung geſchehen. Als ich dem widerſprach, wiederholte man beſtändig die Verſicherung, es ſei gewiß ſo, und damit baſta! Warum man ſo verfährt, das wird die Folge meiner Briefe zeigen.

hen haben; die Thränen, die er dem Unglück seiner Unterthanen weinte, der Muth, der ihn sogleich beseelte, und seine thätige Menschenliebe anfeuerte, und dann die Wahl der besten Mittel, um zu seinem Zweck zu kommen, geben von seinen trefflichen und menschenfreundlichen Gesinnungen den deutlichsten Beweis. Freilich war es unmöglich, die Wunden gleich ganz zu heilen, unmöglich daß ein jeder befriedigt mit dem was die milde Hand des Monarchen ihm reichte, heimkehrte, und daher mußten, da vielleicht viele in ihren großen Erwartungen getäuscht waren, manche Klagen über Mangel an Hülfe entstehen. Aber diese Klagen zeigen es deutlich, wie wenig die Menschen den ganzen Umfang des Elends kannten, wie sich jeder aus zu großer Eigenliebe für den hielt, auf dessen Rettung man am mehrsten denken sollte; zeigen es deutlich, wie jeder Privatmann zu viel von der Regierung forderte, und sind daher größtentheils ungerecht. Was konnte die Regierung mehr thun, als daß sie sogleich einen eignen Gerichtshof ernannte, um dem Unglücke der Menschen abzuhelfen, und Männer von Geistesfähigkeiten und erkannter Rechtschaffenheit bestimmte, um allen Unordnungen zuvorzukommen und sie zu stillen? was mehr, als sogleich alle Auflagen und Accise, die sonst für die ersten und unentbehrlichsten Bedürfnisse bezahlt werden mußten, aufzuheben? was mehr, um Messina so bald wie möglich zu ihrem vorigen blühenden Zustande zurückzuführen, als daß sie ihren Hafen zum Freihafen mit neuen Privilegien erklärte, und besonders um den Handel mit Seidenwaaren, den wichtigsten von Messina, zu beleben, alle Auflagen von schon verarbeiteten Seidenwaaren aufhob, und verschiedenen Privatleuten aus eigenem Antriebe beträchtliche Summen vorschoß, die sie ohne die geringste Interesse erst nach 3 Jahren wieder bezahlen durften? was mehr, um den Handel mit auswärtigen Nationen anzufeuern, als daß sie die Auflagen auf eingebrachte fremde Waaren zu 1 Procent herabsetzte, und die besten und thätigsten Unterstützungen zur Wiederaufbauung der Stadt und der Magazine hergab, ja gar selbst sogleich anfing, verschiedene öffentliche Gebäude und Kirchen auf königliche Kosten wieder erbauen zu lassen? Es ist daher Undank, die unterstützende Thätigkeit der Regierung bei dem Unglück der Messinesen verkennen zu wollen.

Aber das worüber man mit Recht zu klagen Ursache hatte, und worüber auch eigentlich die vernünftigsten Einwohner klagten, waren die vielen Unterschleife, die bei Vertheilung der Geschenke des Königs von Seiten der Unterbedienten gemacht wurden. Diese sollen sich aus dem Unglück der Messinesen durch die größten Bedrückungen Schätze zusammen gesammlet, und die uneigennützige Gabe des Königs wohl gar den armen Bedrückten verkauft haben. Ursache zu klagen glaubt man ferner in der Nichterfüllung so mancher in dem ersten Gefühl des Mitleidens gegebnen Versprechungen zu finden; der Handel sollte noch mehr belebt, und Messina's Wohlstand noch mehr befördert werden, und doch ist's noch immer, als läge der Handel gefesselt, als arbeitete irgend eine verborgene Kraft dem Aufkommen der Stadt entgegen. In Messina will man diese verborgene Kraft in Palermo, dieser Nebenbuhlerin Messina's, und in dem großen Adel, der alle Vortheile des Handels allein zu genießen wünscht, finden. Man versprach, so klagt man ferner, Befreiung von drückenden Abgaben; aber heißt das Befreiung vom Druck, wenn man mit der einen Hand Balsam in die Wunden gießt, und mit der andern neue Wunden schlägt? Ich theile Ihnen hier die allgemeinen Klagen der Nation mit; die allgemeine Volksstimme scheint die Wahrheit zu verbürgen. Es ist aber sehr traurig, daß ein so guter Regent, bei allem seinem Wunsche und Willen, seine Unterthanen glücklich zu sehen, doch ihm unbekannte und daher unvermeidliche Hindernisse findet, und dadurch, indem er glaubt man eile hin um seinem Willen gemäß zu handeln, selbst Wege, neuen Druck einzuführen, veranlaßt. Nein, mein Freund, ein Land wo das Interesse des Königs und seine Unterthanen so sehr mit dem der großen Baronen im Widerspruche steht, und diese mächtig genug sind ihre Pläne gegen den Willen des entfernten Regenten auszuführen, der keine andre Nachrichten aus seinen Ländern erhält, als die sie ihm bringen, das kann kein glückliches Land sein, und wäre es auch das Kanaan unserer Zeit.

Als Generalvikarius lag dem Marchese di Regalmici die Pflicht ob, so schleunig wie möglich Messina Hülfe zu verschaffen, damit der Schaden nicht weiter um sich fräße. Nachdem er diese seine Pflicht mit möglichster Treue erfüllt hatte, so ward er ferner zum Präsidenten einer neuen Giunta oder eines neuen Gerichtshofes ernannt, der hauptsächlich auf Heilung des Schadens bedacht war. Dieser Gerichtshof bestand außer dem Präsidenten aus dem Prinzen von Calvaruso, dem Befehlshaber über das Militär, dem Erzbischof von Messina und dem Prinzen Persichelli. Dieser Gerichtshof steht nicht unter dem Vicekönige von Sizilien, sondern nach Actons Einrichtung unmittelbar unter Neapel, und alle Verordnungen und Einrichtungen zur Wiedererbauung der Stadt hängen von ihm ab. Läßt sich aber nach dem, was geschehen ist, seine Thätigkeit bestimmen, so möchte ich wenigstens nicht sein Panegyrist seyn.

Außer der Zerstörung Messina's richtete das Erdbeben in Sizilien wenigen Schaden an. Nur ein einziger kleiner Ort, Rometta, ward noch ganz verwüstet, und einige kleine Dörfer und Städte wurden mehr oder weniger beschädigt, so wie sie in größerer oder geringerer Entfernung von Messina lagen. Die Erderschütterung fühlte man aber im ganzen Val Demona. In einem kleinen Ort, Castrorcale, fand man nur wenige Spuren der Zerstörung, und so wurden auch Patti, Linguagrosso, S. Lucia, S. Martino, Melazzo, Condro, Calvaruso, Barcellonetta, S. Pietro di Monforte, Pozzo di Sotto, Baldina, Venetico, Randazzo and Rocca nur wenig beschädigt. Sonst richtete das Erdbeben keinen weitern Schaden an.

Bemerkungen über Messina.

(Funfzehnter Brief.)

Messina, im Oktober 1786.

Ich muß Ihre Ungeduld nach Briefen aus Sizilien von mir wohl nicht aufs höchste treiben, sonst fürcht ich Sie zu erzürnen. Es wird mir freilich schwer, mich an meinen Schreibtisch zu fesseln, ich möchte so gerne jeden Augenblick genießen, und keine Schönheit der Natur und des Landes ungesehen und ungekannt vorbei lassen: aber Sie haben Recht, man muß auch Zeit zum Verdauen haben; zu viel Genuß stumpft unsre Empfindungsnerven ab, unser Gedächtniß ist nicht treu gnug um alles fassen zu können, und man wirft nur zu leicht ganz verschiedenartige Dinge unter einander, und verwirrt sich, wenn man das Rekapituliren vergißt. Ich eile daher Ihnen meine Bemerkungen aufzuzeichnen.

Was war Messina einst, und was ist's jetzt? Diese Frage die so natürlich und so nothwendig ist, wenn man mit Nutzen reisen und nicht Gefahr laufen will, einen falschen Maaßstab bei seinen Beurtheilungen anzunehmen, kann ich nicht unbeantwortet lassen, ehe ich Ihnen mehr vom heutigen Zustand dieser trefflichen, jetzt aber so sehr gesunkenen Stadt sage. Messina ward zuerst, wie die Geschichte sagt, vom Tyrannen von Rhegium in Kalabrien Anarilas, nachdem dieser die Samier überwunden, und Zankle von Grund aus zerstört hatte, tausend Schritt vom alten Zankle entfernt erbaut. Also eigentlich aus den Ruinen dieser Stadt stieg sie empor, und vertauschte ihren alten Namen, der vom sichelförmigen Hafen herrührte, mit Messana. So nannte Anarilas die neue Stadt nach seinem Vaterlande. Herumschweifendes Raubgesindel waren die ersten Erbauer des alten Zankle; Seeräuber nämlich, die aus Cuböa nach Sizilien kamen, setzten sich hier zuerst fest, nachdem sie sich vorher mit dem herrlichen Boden des Landes, und mit der vorzüglichen Lage dieses Distrikts, den die Natur für eine große mächtige Handelsstadt bestimmt zu haben schien, bekannt gemacht hatten. Die zweite Gründung der Stadt geschah ebenfalls durch herumschweifendes Raubgesindel, die Anarilas wo er nur konnte zusammenraffte, und hieher schickte. Messina ward bald sein Liebling, wuchs unter ihm zu einer reichen und bevölkerten Stadt empor, und mit jedem Tage vermehrte sich ihr Ansehn. Daher ward es ihr auch hernach leicht, das Tyrannenjoch eines Alleinherrschers abzuwerfen; das Gefühl der innern Stärke nährte bei den Einwohnern republikanischen Geist, und Messina blieb bis zum Ueberfalle der Mamertiner Republik. Wie aber dieß umherschweifende Raubgesindel hier seine Siegsfahne aufgesteckt hatte, war die glänzendste Epoche vorüber. Nun entstand der erste punische Krieg, und die Römer wurden Herren von Sizilien. Doch Messina fühlte weniger den Druck der neuen Beherrscher, wie die andern Städte der Insel; da sie nämlich die erste Veranlassung zur Landung der Römer gab und sie als ihre Bundsgenossen ins Land rief, wurde sie auch nach Endigung des Krieges noch immer als Bundsgenossin der Republik Rom behandelt. Selbst in den nachfolgenden Zeiten ward sie noch immer vorzüglich von den Römern begünstigt, und besonders mit neuen Vorrechten und Freiheiten von ihnen beschenkt, wie der unglückliche Sklavenkrieg in Sizilien ausbrach, der dort so viele Verwüstungen anrichtete. Messina zeigte sich damals des Vertrauens der Römer würdig, denn durch Klugheit und Macht trieb sie allein die Sklaven zu paaren.

So wie damals, handelte sie beständig. Die Geschichte liefert uns eine Menge Beispiele zum Beweise der Wahrheit, daß Messina sich immer durch Tapferkeit, Entschlossenheit und standhafte Treue hervor that. Es ist bekannt wie die Schwärme von Ausländern sowohl Gothen als Sarazenen viele Jahrhunderte hindurch die Reichthümer Siziliens verzehrten, und jedes Glück der alten Einwohner zerstörten. Messina fühlte damals vorzüglich heftig diese Strafruthe des Landes; denn so oft neue Schwärme von Italien übersetzten, war sie zuerst ihrem Angriff ausgesetzt: aber dieß unterdrückte ihren Muth nicht, sondern in

der Geſchichte der Demüthigung dieſer Völker-Schwärme ſpielte ſie immer eine Hauptrolle; und daß ſowohl Arcadius ſo ſiegreich auf den Nacken ſeiner Feinde und Rebellen treten konnte, als auch, daß das Unternehmen die Sarazenen aus Sizilien zu treiben glückte, davon ſchreibt die Geſchichte einen großen Theil der Standhaftigkeit und Tapferkeit der Meſſineſen zu. Das Joch der Muſelmänner, das mit dem der Sarazenen abwechſelte, war nicht weniger drückend wie dieſes, Meſſina fühlte auch ſeine ganze Laſt, bis der tapfere Normanne durch Religionseifer und Rachſucht angefeuert, Meſſina und Sizilien in Freiheit ſetzte.

Eine Stadt die jedesmal die erſten Schläge heranziehender Krieger fühlt; die beſtändig in Nothwendigkeit geſetzt iſt, ſich für dieſen oder jenen Herrn zu erklären, noch ehe das Loos über die ganze Provinz geworfen iſt; die bei jedem kühnen Schritte die Rache des Siegers zu fürchten hat, und bei den entſcheidendſten Unternehmungen nur nach Wahrſcheinlichkeit handeln muß, die ſo oft ein Spiel des Glücks iſt, findet ſich unſtreitig in der unglücklichſten Lage. Sehen Sie hier, mein Freund, die nachmalige traurige Geſchichte von Meſſina. Sie machte nicht mehr einen von dem übrigen Lande getrennten, für ſich beſtehenden Staat aus, ſondern ihre Begebenheiten waren immer genau mit dem Schickſale der ganzen Inſel verwebt. Durch ihre Lage war ſie immer dem Angriff heranziehender Feinde zuerſt ausgeſetzt, und ſie mochte entweder ſogleich dem herbeieilenden Feinde die Thore öffnen, oder treu ihrem alten Beſitzer, ſich gegen neuen Angriff und ſtolz gegen ſie ſchwimmende Flotten vertheidigen; beides war ihr oft nachtheilig. Indeß iſt's nicht zu leugnen, daß in ähnlichen Lagen Meſſina ſich immer klug und entſchloſſen benahm: ſie zögerte ſo lange ſie konnte, ehe ſie ſich für irgend eine Partie erklärte, war ſie aber einmal entſchieden, ſo war ihr Beiſtand mächtig und ihre Streiche waren von großem Gewicht.

Eben ſo betrug ſich Meſſina in der für die franzöſiſchen Uſurpateurs von Sizilien ſo entſcheidenden Begebenheit, die unter dem Namen der Sizilianiſchen Veſper hinlänglich bekannt iſt, und den Franzoſen in Sizilien auf einmal das Garaus machte. Lange zögerte Meſſina ehe ſie den Verſchwornen beitrat; wie ſie ſich aber einmal mit ihnen eingelaſſen hatte, ſo waren auch die Aeußerungen ihrer Rache heftiger, wie in jeder andern Stadt. Karl zeichnete ſie eben deswegen als Hauptgegenſtand ſeines Zorns aus, und ſo unerſchüttert auch ihr Muth und ſo ausdauernd ihre Standhaftigkeit war, ſo hätte ſie doch zuletzt unter ſeinem Rachſchwerdte ihren Nacken beugen müſſen; wenn nicht Roger von Loria mit der Spaniſchen Flotte auf einmal ihren Leiden ein Ende gemacht hätte.

Die Spanier wurden alſo jetzt Herren von Meſſina und Sizilien, und blieben es — kurze unruhige Zeiträume abgerechnet — bis auf die neueſten Zeitenherab. Aber Sie irren ſich ſehr, wenn Sie in dieſem Zeitraume eine Ruhe vermuthen, die Erholung von dem vormaligen Unglücke iſt, und neue Kräfte zu ſammeln Gelegenheit und Muße giebt: nein, mein Freund, ununterbrochen dauerte die innere Gährung fort, der Druck der Spanier ſtieg immer höher, und ihr unbeſchränkter Geiz trieb ſie zu den ſchrecklichſten Ausſchweifungen; ſo daß die Meſſineſen ſich bald durch ſie beſchränkt, ausgeſogen und kraftlos fühlten. Dieß plötzliche Gefühl nach den Beweiſen ihrer ehemaligen Thatkraft, die noch im friſchen Andenken lebten, erhöhte natürlich ihre geheime Wuth; aber die tyranniſchſten Feſſeln banden ihre Hände, und Hoffnung künftiger Aenderung war das Einzige was ihren Muth beleben konnte, und ihre ganze Rachſucht bis auf dieſen Zeitpunkt aufhielt. Endlich kam er herein: aber ſo ſehr das Betragen der Meſſineſen es bewies, daß ſie es wohl wußten, es ſei um Leben oder Tod in dieſem Kampfe zu thun, ſo ſtandhaft und ausdauernd ſie ſich auch darin betrugen; ſo war doch leider die Folge deſſelben der gewöhnliche Weltlauf, der Stärkere verſchlingt den Schwächern, und verlaſſen von ſeinen treuloſen Freunden muß er eiſerne Feſſeln ſich anlegen laſſen. Die Meſſineſen hatten 2 Jahre vorher, ehe die große ſchon lange vorbereitete Verſchwörung ausbrach, im voraus, was in ihrem Innern vorginge, gezeigt. Der ſchändliche Unterſchleif, der beim Korn-Verkauf einriß, hatte ſie mit allen ſchrecklichen Plagen einer Hungersnoth bedrohet, und ihren Unwillen über den habſüchtigen Geiz ihrer Großen zur öffentlichen Empörung reif gemacht. Indeß wurde noch alles gütlich beigelegt: aber das Feuer des Aufruhrs verloſch nicht ganz, ſondern es glimmte unter der Aſche immer fort. Die Franzoſen nährten aus politiſchen Abſichten den geheimen Zwiſt, und endlich 1674, da Don Diego Soria der ſpaniſche Gouverneur ſich wegen einer ihm angethanen Verſpottung rächte, brach die Flamme der Empörung aufs neue aus, und mit Hülfe der Franzoſen führten die Meſſineſen einen Krieg, der ihren tief eingewurzelten Haß bewies: doch der politiſche Ludwig von Frankreich war nur auf ihrer Seite, ſo lange es ſein Intereſſe erforderte, und gab ſie hernach unbarmherzig der Rache der Spanier Preis. Seit der Zeit iſt Meſſina mit jedem Jahre tiefer geſunken, ihre Blitze ruhen *), und das drückende Joch, das der Spanier auf den Hals der Meſſineſer wälzte, unterdrückte ihren unternehmenden Geiſt. Selbſt jetzt fühlt die Stadt noch die traurigen Folgen jener Verſchwörung in ſeiner tyranniſchen Regierung. Aber ſie war nicht das einzige Elend, das damals über Meſſina hereinbrach, ein Gefolge von Leiden zog wie ein Leichenzug in ihre Thore ein. Wenige Jahre nach Endigung der Kriegsunruhen wüthete die Peſt in Meſſina mit türkiſcher Wuth, und raffte einen großen Theil der Einwohner hinweg. Kurze Zeit hernach geſellten ſich zu dieſen Leiden noch die bösartigen Kinderblattern, und verzehrten einen großen Theil des kleinen Ueberreſts von Menſchen. So gedemüthigt iſts kein Wunder, daß Handlung, Volksmenge, politiſches Gewicht und Reichthum von Meſſina immer mehr abnahmen; kein Wunder, daß die Stadt zu der Unthätigkeit herabſank, in der ſie uns die nachmalige Geſchichte zeigt; Wunder iſts vielmehr, daß der Meſſineſe noch der unternehmende Kopf blieb, wie wir ihn beſtändig bei ſeinen häuslichen Geſchäften finden. Die nachmalige Geſchichte dieſer Stadt iſt daher nichts weiter, als beſtändiges Streben aus dem Staube ſich wieder empor zu arbeiten, und ewiges Kämpfen mit den Hinderniſſen die der Druck der Regierung ihr in den Weg legte: aber kaum fing ſie an ihres vormaligen Unglücks zu vergeſſen, ſo drang 1783 das Erdbeben ein, und zerſtörte, was ſie ſo eben aufgebauet hatte.

Schon habe ich in meinem vorigen Briefe Ihnen etwas von der trefflichen Lage Meſſinas und von ihrem Hafen geſagt: jetzt will ich das, was mir noch übrig bleibt darüber, nachholen. Je mehr ich die Majeſtät und Pracht des Hafens, jemehr ich die Schönheit und den Reichthum des Landes, die Fruchtbarkeit der Felder, Wieſen und Bäume, die Anmuth des Klimas, wo ein beſtändig heitrer Himmel die Einwohner zu immer neuer Freude ruft, und endlich die über alle Beſchreibung treffliche Lage der Stadt, hart am Ufer des Meeres im vollen Angeſichte Italiens, gefühlt durch die erfriſchende Seewinde kennen lerne, deſtomehr werde ich zum bewundrungsvollen Erſtaunen und zum Entzücken hingeriſſen, deſtomehr fühl ich den vortheilhaften Einfluß des Klimas auf meine Geſundheit und Heiterkeit, und deſto mehr dank ich meinem Schickſal für die Freuden, die es mir vergönnte, dieß irdiſche Paradies kennen zu lernen. Der Umfang des Hafens von Meſſina iſt zwiſchen 4 und 5 Italieniſchen Meilen; ſeine Bildung war einzig Werk der Natur; die Kunſt hingegen trug das ihrige bei ihn zu befeſtigen und ſicher zu machen. Wie gewöhnlich der Menſch um ſeinen Körper zu ſchützen und jeden fremden Angriff aufzufangen ſeinen gekrümmten Arm vorhält, ſo hat auch hier die Natur, um Meſſina vor dem Eindringen der Wellen zu ſichern, einen Landſtrich in Form eines gekrümmten Armes hergedämmt, und dieſer iſt es, der den Hafen bildet. Mich dünkt nichts war natürlicher, als daß man bei dem Anblick dieſes Landſtrichs die Vergleichung mit einem vorgehaltenen krummen Arm machte, wenigſtens fiel ſie mir ein, noch ehe ich den Namen deſſelben wußte, der auch daher ſeinen Urſprung zu haben ſcheint, denn Il braccio di S. Rainero (den Arm des heiligen Rainero) nennen ihn die Einwohner; woher der Heilige zu der Ehre kam weiß ich nicht. Dieſer Landarm iſt von Oſten nach Weſten vor der in Süden liegenden Stadt hingedämmt, und an der weſtlichen Spitze, wo der Eingang im Hafen iſt, der 1250 Fuß breit ſein ſoll, liegt ein Kaſtell S. Salvatore, das die Aufſicht darüber hat. Am Ende der Stadt oder am Anfange des Landſtrichs, alſo öſtlich, ohngefähr dem Kaſtell S. Salvatore gegenüber, oder wenn ich das Bild des vorgehaltenen Arms beibehalten ſoll, ohngefähr zwiſchen Schulter und Ellenbogen, liegt die Hauptfeſtung des Hafens, die große fünfeckige Zitadelle, die zu Karls V. Zeiten vom Grafen di S. Stefano erbaut ward. Sie macht den Hafen unüberwindlich: dieß erfuhren die Spanier im ſpaniſchen Succeſſionskriege zu ihrem großen Nachtheil; denn nachdem ihnen ſchon das Unternehmen ſie mit Sturm zu erobern viele Zeit und Menſchen gekoſtet hatte, mußten ſie doch endlich von ihrem Vorſatz abſtehen, und ein langſameres aber ſicheres Mittel die Zitadelle einzunehmen erwählen, ſie nämlich aushungern zu laſſen; dieß gelang ihnen nach einer achtmonatlichen Belagerung.

Der Umfang des Hafens iſt mit einer feſten Mauer verſehen und gepflaſtert: dadurch wird ein breiter Weg längs dem Hafen hin gebildet, der mit Statuen und Brunnen geziert iſt, und zum anmuthigen Spaziergange dient. Die Meſſineſen nennen ihn la Panchetta. Durch die nicht zu ſehr überladenen Ornamente wird der Anblick des Ganzen weit frappanter; aber für die Kunſt ſind weder die Statuen einiger Krieger, noch die Gruppen von dichteriſcher Erfindung (wie z. B. die, die allgemein il Gigante genannt wird, wo neben

*) Man zeigt noch in der Zitadelle Kanonen aus jenen unruhigen Zeiten mit der Inſchrift: Habet sua fulmina Zancle!

Neptun Scilla und Charibdis gefeſſelt liegen) wichtig: deswegen übergehe ich ſie. Auf einer kleinen Inſel im Bezirk des Hafens iſt ein Lazareth gebaut, deſſen innere Einrichtung ſehr gut ſein, und ganz ſeinem Zwecke entſprechen ſoll: es bringt eine angenehme Abwechſelung in die ganze Ausſicht.

Die Stadt ſelbſt liegt am Berge, und die ganze Gegend umher iſt ſo hüglicht, daß ſelbſt der niedrige Theil der Stadt, und folglich auch die ſchöne Pallazata auf einer Reihe von Hügeln gebaut iſt, die doch die Kunſt geſchickt gnug zu verſtecken gewußt hat. Die Pallazata, die auch il Teatro genannt wird, verdankt dem Prinzen Philibert von Savoyen als damaligem Vicekönige von Sizilien ums Jahr 1622 ihre Exiſtenz. Nicht nur von der Seeſeite, ſondern auch von der Landſeite iſt Meſſina gut befeſtigt, und das Schloß Matagriſon, ſo wie auch das Schloß Gonzago und Caſtellazo dienen zu einer guten Vorwehr. Alle Befeſtigungswerke der Stadt rühren größtentheils vom Kaiſer Karl V. her, er ließ ſie mit einer Mauer umziehen, und eben damals ward ihr Umkreis, die Vorſtädte nicht mitgerechnet, auf ohngefähr 5 Millien beſtimmt.

An der Spitze der Landzunge ſteht ein Leuchtthurm, der die Schiffer vor dem Wirbel der Charibdis, jetzt Charilla, Rema, Calofaro oder Garofalo genannt, warnt. Wie ich vor einigen Tagen in einem kleinen Boot, im Hafen umher fuhr, vermehrte das ſtille heitre Wetter und die Verſichrung meiner Fuhrleute, daß keine Gefahr damit verbunden ſei, mein Verlangen, die Charilla in der Nähe zu betrachten. Ich fuhr hinaus, und hüpfte mit meinem kleinen Boote ſelbſt ohne merklich ſtärkere Bewegung über den Meerſtrudel hin, deſſen Wirkung alte und neuere Schriftſteller mit den ſchrecklichſten Farben zu ſchildern ſich bemühen. Bald nennen ſie ſie die unverſöhnliche, bald die verwickelte, bald die nie ruhige Charibdis, die wie Virgil ſagt *):

imo barathri ter gurgite vastos
Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras
Erigit alternos et sidera verberat unda;

die ferner wie Ovid ſagt: **)

raptas vorat revomitque carinas;

oder die wie Homer ***) in der furchtbar ſchönen Stelle ſagt:

Δεινὸν ἀνερροιβδῆσαι θαλάσσης ἁλμυρὸν ὕδωρ u. ſ. w.;

oder die, wenn Sie einen jüngern Schriftſteller wollen, Fazell in Sicular. rerum Decad. I. l. II. c. I. noch ſehr ſchrecklich beſchreibt. Meine Bootsleute ſprechen in keinen ſo fürchterlichen Ausdrücken von dem Wirbel der Charibdis, ſondern ſie verſicherten mir, daß an den mehrſten Stellen deſſelben das Waſſer nicht tiefer wie 3 Ellen ſei, daß es ruhig fortflöſſe, bis es unweit dem Eingange des Hafens gekommen, und dann, als würd' es plötzlich ergriffen, ſich in Schneckenlinien umherdrehe und die Oberfläche des Meeres kräuſele. Sie miſchten nichts von den fürchterlichen Erzählungen dort vom Strudel ergriffner und verunglückter Schiffe ein, erwähnten nichts von dem furchtbaren und ſchrecklichen Getöſe, das das in einem Wirbel umhergedrehte Waſſer verurſachen ſoll, und das die Dichtung eines nach ſeinem Raube heißhungrig brüllenden Ungeheuers veranlaßte, und ſpannten dadurch meine Erwartung ſchon um vieles herab. Aber dennoch fand ich bei weiten nicht das was ich ſuchte. Ich fuhr lange auf dem vermeinten fürchterlichen Fleck umher und ſah nichts, als die ſpiegelhelle ſich kräuſelnde Fläche eines ruhigen nicht ſehr tiefen Meers. Die Tiefe des Meers läßt ſich indeß nicht genau beſtimmen, weil ſie verſchieden iſt, doch geringer als drei Ellen war ſie nirgends. Freilich mag bei ſtürmiſchem Wetter der Anblick weit frappanter und fürchterlicher ſein, und die Klugheit der Schiffer, um nicht auf einer Menge verborgener Felſen zu ſcheitern, es dann erfordern die Küſte zu fliehen und ſich auf die Höhe zu begeben. Freilich mag auch den Einwohnern die tobende Unruhe des Meerſtrudels bei dem neulichen Erdbeben es aufs neue gezeigt haben, daß die Schrecken der Charibdis nicht bloß in der feurigen Einbildungskraft der Dichter vorhanden waren, die den Wirbel allgemein verſchrieen, und mag ihnen den beſten Kommentar zu Virgil ſeinem imo barathri ter gurgite u. ſ. w. gegeben haben: dieß leugne ich alles nicht; aber was ich ſah, mein Freund, hatte nicht den geringſten Schein von etwas außerordentlichem. Wenn Sie eher auf der Oberfläche eines Waſſers kleine Wirbel, die durch aus der Tiefe emporſteigende Dünſte, oder auch durch hervorſprudelndes Quellwaſſer veranlaßt werden, geſehen, und das Spiel der kreiſelnden Zirkel bemerkt haben, ſo ſahen Sie alles, was ich von den Schrecken der Charibdis ſah. Nach langem aufmerkſamen Bemerken dieſes Phänomens, das ich an verſchiedenen Stellen wiederholte, und nach Maßgabe der Erzählung meiner Bootsleute, nehme ich vorzüglich zwei Urſachen als Hauptgründe dieſes beſtändigen Meerſtrudels an: Sowohl den felſichten Grund der See angefüllt mit vielen Abgründen, die vielleicht ſchon Folge von der großen Revolution waren, durch die muthmaßlich Sizilien von Italien losgeriſſen ward, vielleicht auch Folge von ſpätern Erdbeben ſind; als auch die Menge emporſteigender Dünſte aus dem Innern der Erde, die mit ſo vieler Feuermaterie geſchwängert iſt. Je mehr nun der Zufluß in der Erde iſt, und je dicker und häufiger die Dünſte emporſteigen, deſto mehrere und ſtärkere Wirbel veranlaſſen ſie auf der Oberfläche des Waſſers. Bei dieſer Meinung ließe es ſich auch leicht erklären, warum grade vor und bei dem Erdbeben die Wirbel der Charibdis ſo fürchterlich heftig waren? Die Feuermaterie hatte ſich im Innern der damals noch ruhigen Erde ſchon ſo angehäuft, daß ein heftiger Ausbruch nothwendig erfolgen mußte; alles war alſo in der größten Gährung, und kurz vorher ehe Erdbeben und Auswürfe der Vulkane die Erde von ihrer Feuermaterie entbanden, mußten daher natürlich mit Macht die kompakten Dünſte hervordringen, und heftigere Wirbel als gewöhnlich veranlaſſen. Daß aber immer bei Ebbe und Fluth, die bekanntlich hier täglich ihre beſtimmten Stunden hält, der Meerſtrudel ſich vermindert oder vermehrt, kann von dem mehr oder wenigern Druck des Waſſers herrühren, durch das die Dünſte bei niedrigem Waſſer ohne heftiges Vordringen, bei hohem Waſſer aber mit größerer Gewalt emporſteigen müſſen. Sei dem wie ihm wolle, das bleibt immer gewiß, der Flug der Einbildungskraft der Dichter ſah entweder hier Dinge, die in der Natur nie da waren, oder die Wuth der Charibdis hat ſich mit der Zeit ſehr gelegt.

Uebrigens bin ich den Dichtern vielen Dank ſchuldig, daß ſie mir einen Abend verſchafft haben, den ich in meinem Leben nicht froher hatte: vielleicht würde ich ohne ihre Schilderung ſonſt nie ſo lange dort auf dem Meere verweilt ſeyn, vielleicht nie den Einbruch der Nacht daſelbſt erwartet haben; und in der That ich hätte viel entbehrt. Es gehört langes aufmerkſames Bemerken, und ein Studium, das den kleinſten Veränderungen auflauſcht, dazu, um die einzelnen Schönheiten der hieſigen Gegenden ganz kennen zu lernen, und den Freuden-Kelch, den die Natur hier den Menſchen reicht, ganz leeren zu können. Wie iſt doch der Anblick der Schönheiten der Natur beim Aufgange der Sonne ſo ganz verſchieden von dem beim Niedergange! Jener das plötzliche Erwachen aller Reize; in einem Augenblick iſt durch die ganze Schöpfung auf der Erde, im Meer und in der Luft Leben verbreitet, und es ſcheinen friſche Kräfte zum neuen Genuß geſammelt: dieſer hingegen gleicht dem allmäligen ruhigen Einſchlafen des Müden, auf deſſen Geſicht das Gefühl des Danks für die genoſſenen Freuden, ausgedrückt iſt. —

Da das Erdbeben beſonders den niedrigen Theil der Stadt über den Haufen warf, ſo iſt jetzt einzig der höhere Theil derſelben bewohnt, und auch dort ſind alle Baraken entweder in Reihen neben einander gezogen, oder wenn dieß die Lage des Orts nicht zuließ, ſo ſind ſie unordentlich hie oder dorthin zerſtreut. Am mehrſten aber haben ſich doch die Einwohner nach dem Theil der Stadt hinbegeben, der Terranova heißt, weil ſie hier am ſicherſten zu ſein glaubten, und die Baraken hier am beſten Raum hatten. Hier muß man alſo hergehen, um den Charakter der Nation im allgemeinen zu ſtudiren; denn Handlung und Gewerbe ſchränkt ſich jetzt größtentheils auf dieſen Platz ein, alles iſt mit Käufern und Verkäufern angefüllt, die Landleute drängen ſich hier zuſammen, um ihre Waaren feil zu bieten, und ihre Bedürfniſſe dafür einzulöſen; hier ſind die mehrſten Kochbuden und Erfriſchungen, und was dem Italiener unentbehrlich iſt, Eiswaſſer und Eis in großer Menge. So wie in ganz Italien, ſo ziehn auch hier Leute mit großen Gefäßen mit Eiswaſſer auf ihrem Rücken durch die Gaſſe hin, bieten für ½ Pfennig ihren Labetrunk feil, und erquicken ſo den Dürſtenden; oder es ſind auch eine Menge Buden längs den Gaſſen aufgeſchlagen, wo man Eiswaſſer mit und ohne andern Zuſatz erhalten kann. Ich führe dieß hier abſichtlich an, da ich einmal gelegentlich auf Eiswaſſer und Eis zu ſprechen kam, und nannte gleich anfangs abſichtlich dieß den Italienern unentbehrlich. Ich wünſchte nämlich zu zeigen, wie übereilt Herr Brydone zuweilen urtheilt, der in ſeinen Briefen S. 114 der deutſchen Ueberſetzung ſo grade weg das viele Eiseſſen und trinken der Italiener für Schwelgerei hält. Er ſagt nämlich: „Selbſt die Bauern in dieſen heißen Gegenden traktiren ſich wäh„rend der Sommerhitze mit Eis, und bei dem Adel macht es ei„nen vornehmen Theil von jedem Gaſtmahle aus. Eine Schnee„hungersnoth würde ihnen, wie ſie ſelbſt ſagen, noch empfindli„cher fallen, als Mangel an Getreide oder an Wein. Es iſt eine „Bemerkung unter ihnen, die ich oft habe machen hören, daß ihre „Inſel ohne den Schnee des Berges Etna nicht bewohnt werden „könnte; ſo nothwendig iſt ihnen dieß Stück der Schwelgerei „geworden.“ Es würde ein ſehr ſchlechtes Verdienſt von Meſſina für Sizilien ſein, zuerſt den Gebrauch des Eiswaſſers eingeführt zu haben, wie dieß der Fall ſein ſoll, wenn es ſich wirklich ſo verhielte, daß nur die Bedürfniſſe der Menſchen dadurch unnöthig vermehrt, und ein neuer Luxus dadurch eingeführt worden wäre, der je allgemeiner er ward, um deſto ſchädlicher ſein muß. Aber dieß iſt nicht ſo; tauſende von Menſchen hat Meſſina

*) Virg. Aen. lib. III. v. 412 seq.

**) Metamorph. l. XIII. v. 731.

***) Odyss. lib. XII. v. 236 seq.

durch die Bekanntmachung des kalten Getränks vom frühen Tode gerettet, und viele epidemische Krankheiten, die Folge der großen Hitze waren, weil man den neu belebenden Labetrank nicht kannte, wo nicht gar ausgerottet, doch wenigstens ihr schnelleres Verbreiten verhindert. Das iſt das Urtheil verſchiedner Aerzte, die ich um ihre Meinung fragte, und wird durch die Geſchichte beſtätigt. Leſen Sie nur was Placidus Ranna *) darüber ſagt: „Man muß es nicht überſehen, daß der viele Jahrhunderte hindurch veraltert geweſene Gebrauch Eiswaſſer zu trinken nicht bloß der Schwelgerei wegen aufs neue wieder eingeführt worden ſei, ſondern weil es die Erfahrung lehrte, daß dieß in Sizilien der Geſundheit der Menſchen ſo ſehr zuträglich wäre. Daß ich nur von dieſer Stadt rede, wo dieſer Gebrauch zuerſt entſtand; ſo iſt es hinlänglich bekannt, daß ſeit der Zeit, da man wieder Eiswaſſer zu trinken angefangen hat, weit weniger Menſchen an bösartigen Fiebern ſtarben wie zuvor.“ Nicht weniger wichtig iſt eine andre von ihm angeführte Stelle aus einem gewiſſen Balthaſar Piſanelli, der de natura ciborum ſchrieb, und im letzten Kapitel: „von den Wirkungen des kalten Getränks“ unter andern dieß ſagt: „Es iſt gewiß, daß in Sizilien, wo „die Hitze ſehr groß iſt, und kaltes Waſſer mangelt, vor Einführung des Eiswaſſers jährlich eine große Menſchen-Menge „an bösartigen Fiebern ſtarb, die aus Verſtopfung der Blut„gefäße entſtanden, und durch ſchlechte Verdauung, eine Folge „des warmen Getränks, veranlaßt wurden. Nachdem man „aber vor ohngefähr 25 Jahren Eiswaſſer eingeführt hat, ſo „haben die bösartigen Fieber nachgelaſſen. Beſonders zu Meſ„ſina hat man es bemerkt, daß die jährlichen Sterbe-Liſten „um tauſend Menſchen kleiner geworden ſind, ſeitdem man Eis„waſſer zu trinken angefangen hat. Daher rechnet ſelbſt der „ärmſte Tagelöhner jetzt unter ſeine nothwendigſten Bedürfniſſe „Brod, Wein und Schnee.“ Wenn Herr Brydone ſich hiernach erkundigt hätte, ſo würde er nicht den voreiligen Schluß daraus gezogen haben: „So nothwendig iſt ihnen dieß Stück der Schwelgerei geworden!“ Man hat Beiſpiele, daß die größte Noth in Sizilien durch Schneemangel entſtanden iſt, das Volk verzehrt von innerer Hitze den heftigſten Tumult erregte, und ungeachtet aller ihm entgegen geſetzten Gewalt nicht eher ruhte, als bis dem Mangel abgeholfen war. So iſt z. B. das Jahr 1777 für Sirakus merkwürdig. Das Volk war wegen einer Schneehungersnoth im vollen Aufruhr, wie grade ein Schiff mit Eis und Schnee vorbeifuhr, um Malta zu verproviantiren; man eilte ſogleich mit Ungeſtüm hinaus, brachte das Schiff auf, und raubte, was der Stadt ſchon lange fehlte.

Manche Stunde bin ich in dieſem Bezirk von Meſſina, wohin ſich alles drängt, und wo die Thätigkeit der Meſſineſen gleichſam konzentrirt iſt, auf und abgewandelt, habe ſo viel es mir möglich war die Menſchen kennen zu lernen und ihnen näher zu kommen geſucht, habe mit ihnen über ihren häuslichen Zuſtand geſprochen und ihren Karakter ſtudirt; — und im ganzen habe ich ſie frei, offen und dienſtfertig gefunden: aber jenen Zug der Uneigennützigkeit, der die Kalabreſen ſo ſehr auszeichnete; jenes raſtloſe Bemühen, dem Mann, der ſich ihr Zutrauen und ihre Liebe zu erwerben wünſcht, auf halbem Wege entgegen zu kommen; es ihm zu zeigen, wie auch ihnen nicht weniger an ſeiner Freundſchaft gelegen ſei, wie ihm an der ihrigen; wie ſie bereit wären ſich ſelbſt einige Bequemlichkeiten um ihm zu dienen zu entziehen, und ſo viel es an ihnen läge, ihm zur Erreichung ſeiner Zwecke beförderlich zu ſeyn; — dieſes habe ich nicht bei ihnen gefunden. Vielmehr ſcheint eine gewiſſe habſüchtige Geldgierde die Triebfeder aller ihrer Handlungen zu ſein. Armuth, die ſie ſelbſt Mangel an den nothwendigſten Bedürfniſſen fühlen läßt, und ihnen kaum ſo viel darreicht, als ſie um ihre Blöße zu bedecken und ihren Hunger ſtillen zu können bedürfen; iſt freilich offenbar die erſte Urſache dieſer Leidenſchaft, die die Menſchen ſo ſehr entehrt; aber ſie hat ſo tiefe Wurzel unter ihnen geſchlagen, daß man faſt keinen Meſſineſen findet, der nicht ſchon ſeine Hand zum Trinkgeld offen hält, ehe er ſeine Antwort auf irgend eine Frage giebt, und nach dem Gelde, durch das man ſie zu erkaufen wünſcht, ſie beſtimmter oder unbeſtimmter einrichtet, und mit mehr oder weniger verbindlichen Geſtikulationen begleitet. Kaum hat man ſeinen Biſſen zum Munde, ſo fordert man ſchon ſchreiend das Geld, und ſelbſt in einem der größten Wirthshäuſer Meſſinas, Locanda del Principe Boraccino genannt, mußten wir unmittelbar nach dem Eſſen unſre Koſt bezahlen. Ich urtheile nicht zu hart, wenn ich Ihnen verſichere, daß der Meſſineſe, ehe er 4 Gran borgen ſollte, 8 an Schuhen abläuft. Ich habe ſelbſt ein Beiſpiel der Art an meinem Miethbedienten erlebt, der einen ganzen Tag bei mir ſich nicht ſehen ließ, und alſo mein Tagegeld verlohr, um halb ſo viel von einem ſeiner Schuldner einzutreiben; und da er dieß nicht erhielt, und natürlich über ſeine unpolitiſche Habſucht ſehr gelacht ward, einzig ſich mit der zukünftigen Rache tröſtete, die er an ſeinem Schuldner nehmen wolle, der ihn um beides Geld auf einmal gebracht hätte. Es ſcheint ſelbſt, daß das Kind mit der Muttermilch dieſe Habſucht einſaugte; denn kaum kann es gehn und ſo viel reden, um einen Dienſtboten zu rufen, ſo verlangt es ſchon einige Grane zur Belohnung.

Das bleibt aber ausgemacht gewiß, mein Freund, es kann nicht leicht Menſchen mit größern Geiſtesfähigkeiten geben, wie die Meſſineſen; ihr ſchnelles Faſſungsvermögen, ihre richtige Urtheilskraft, ihre Gegenwart des Geiſtes und ihre Entſchloſſenheit, die ſelbſt die größten Hinderniſſe zu überſteigen nicht ſcheut, und den mächtigen Tyrannen aus ſeinem Schlupfwinkel hervorzuziehen wagt, ihre Klugheit die jedem Unternehmen, und ihre Gewandtheit und ihr Muth bei der Ausführung leuchten aus allem hervor: aber, Menſchen die ſich bei dieſen Anlagen und Kräften ſo ſehr fühlen, müſſen unter dem Joch der Tyrannei nothwendig argwöhniſch, hinterliſtig, Schmeichler und Heuchler werden, müſſen, da grad und offen zu reden und handeln ihnen verwehrt iſt, alle ihre Kräfte auf die Verſtellungskunſt verwenden, und dadurch die gefährlichſten Menſchen werden, ſo wie ſie in einer andern Lage die größten, edelſten und beſten Menſchen geworden wären. Ich kenne keine Stadt, deren Einwohner ſo zum großen, ſtarken republikaniſchen Freiheitsſinn geboren zu ſein ſcheinen, wie Meſſina, und daher keine Stadt, deren Einwohner ich bei dem jetzigen Druck für gefährlichere Menſchen halte, wie eben ſie. So eine ſchiefe Richtung giebt Regierung dem menſchlichen Karakter! Sollte aber einmal eine Zeit kommen, wo die Meſſineſen ihre Feſſeln werden zerbrechen können, ſo fürcht ich, werden ſie dem eingeſperrt geweſenen Löwen gleichen, der nun heftiger wüthet, nachdem man ihn ſo lange im Kerker ruhen, und neue Kräfte ſammlen ließ.

Die körperliche Bildung der Einwohner iſt größtentheils häßlich; es ſcheint beinah, als hätte ihnen die körperliche Anſtrengung und Thätigkeit gefehlt, die zur völligen Ausbildung unumgänglich nothwendig geweſen wäre. Ihr ſtarker Knochenbau, ihre kleine unterſätzige Figur mit dicken feſten Muskeln, ihre gelbe Farbe, ihr großes, braunes, funkelndes Auge, und ihr krauſes ſchwarzes Haar, alles ſind Zeichen von Kraft, die, um ihre Häßlichkeit zu vermehren, nicht wenig beitragen: nehmen Sie dazu ihre ſäuliſche Tracht, ihre Ungeſittetheit in ihrem Weſen, ihre heftigen Geſtikulationen, die ins Leidenſchaftliche ausarten und ihr Geſicht verzerren, und dann ihr kreiſchendes unnatürliches Geſchrei, das einem beſtändig Glauben macht, man rede nicht mit einem Menſchen, der von unbedeutenden Dingen ſpricht, ſondern der ſeine Exiſtenz zu vertheidigen hat; alles dieß entſtellt ihren Körper noch mehr. Ueberhaupt iſt das gemeine Volk hier ſo roh und ungebildet wie es nur immer die Lazaroni in Neapel ſein können; wie dort ſo leben ſie auch hier mit ihren Familien beſtändig unter freiem Himmel, und führen dieſelbe Oekonomie; ſtellen ſich auch hier wie dort halb nackt bei den Kochbuden hin, kaufen für einige Gran ihr Mittageſſen, das größtentheils in geſalzenen Fiſchen und Makaroni beſteht, die ſie dann, mit der vollen Hand aus der Schüſſel auffaſſend, mit ſchlürfendem Getöſe verſchlingen. Es iſt in der That ein unterhaltender Anblick, ſo eine Geſellſchaft freſſender Menſchen, die wie ſie alles mit Leidenſchaft thun, ſo auch dieß, an den Ecken der Gaſſen ſtehen und ihr Mittagsbrod verzehren, zu ſehen! Wo ich bei andern öffentlichen Gelegenheiten das Volk ſah, herrſcht eben dieſe Rohheit und eben dieſes leidenſchaftliche Weſen. Grade gegen meinem Wirthshauſe über iſt die Dogane, wo die Landleute, ehe ſie ihr Korn zu Markte bringen dürfen, es wägen, unterſuchen und verzollen laſſen müſſen; ich glaube, wenn ein ganzes Heer Tataren ſchreiend auf ſeinen Feind eindringt, ſo kann ihr Geſchrei nicht ſtärker ſein, als es hier iſt; und dieſe Muſik habe ich von früh Morgens an bis ſpät in die Nacht hinein.

In der Meſſe zeigt ſich der Meſſineſe eben ſo leidenſchaftlich; ſeine Andacht iſt ein Verzerren aller ſeiner Geſichtsmuskeln, ein Aufſperren und Verdrehen der Augen, ein leidenſchaftliches Stöhnen und ein Schlagen an die Bruſt, das man für Kaſteiung des Körpers und für auferlegte Pönitenz halten möchte. Im Theater herrſchte eben dieſe Ungezogenheit, und da ſah man es, daß ſelbſt der beſtändige Umgang mit ſolchen Menſchen auch auf den gebildeteren Theil der Nation unvermerkt wirkte. Sie ſprachen während der Oper laut von den oberſten Logen ins Parterre herab, ſagten ihr Urtheil unverhohlen und lachten über dieſen und jenen Akteur ſo, daß er ſelbſt es hörte, ſich aber dadurch weiter gar nicht aus ſeiner Faſſung bringen ließ. Einen ähnlichen Ton of Liberty habe ich in Rom wahrgenommen, aber doch noch mit mehr Anſtand und Mäßigung. Laute Kabale herrſchte hier im Theater, eine Partie wollte dieſe, die andre jene Sängerin haben, und ſo klatſchten, ſchrieen und pfiffen ſie gegen einander an. Sie bezeugten ihren Beifall ſogar zuletzt

*) In ſeiner Introductio ad notitiam historicam urbis Messanae, eingerückt im 9ten Theil des Thes. Sicul. p. 14.

thätlich, und ich sahe Geldbörsen aufs Theater fliegen, wie eine begünstigte Sängerin sang. Sie verhielt sich sehr ruhig dabei, ließ ihre Geschenke liegen, bis sie ihre Arie geendigt hatte, wiederholte, wenn man es verlangte, nahm dann erst ihre Belohnung auf, dankte ziemlich kalt für die Freigebigkeit und ging fort. Man soll darin einen besondern Ruhm suchen die Geldbörsen sehr reich zu spicken und mit einander darin wetteifern, wer seinen Günstling am besten zu belohnen weiß. Die Sitte herrscht, wie man mir sagt, in ganz Sizilien und Malta. Die Sängerin scheut sich auch nicht, wenn sie wieder heraus kommt, sichs deutlich merken zu lassen, ob sie mit ihrem Wohlthäter zufrieden ist oder nicht. Kenntniß und Enthusiasmus für Musik kann man den Messinesen übrigens nicht absprechen.

Sie werden sich wundern, daß ich Ihnen noch nichts von den in der Stadt befindlichen Merkwürdigkeiten gesagt habe: aber in der That, es läßt sich wenig davon sagen. Theils waren sie nie von großer Bedeutung, theils aber gingen sie mit den öffentlichen Gebäuden und Kirchen, die ein Raub des Erdbebens wurden, unter. Die Kirchen werden jetzt größtentheils auf königliche Kosten wieder aufgebaut; besonders viel hat die Kathedralkirche gelitten, und man ist jetzt beschäftigt, sie von Holz wieder herzustellen. Ihre Form und Bauart ist altgotisch, und sie hat nie eine von Polidor Caravaggi gemalte Decke gehabt; dieß ist ein Irrthum vom Baron von Riedesel. Die alte Decke stürzte nicht ein, wenn gleich der ganze vordere Theil der Kirche zerstört ward, aber sie verdient nicht erwähnt zu werden, denn sie ist völlig geschmacklos. Wahrscheinlich ist diese Kirche auf den Ruinen eines alten Tempels gebaut; denn man fand eine große Menge Marmorstücke und andre architektonische Ueberbleibsel daselbst, unter denen sich auch unter andern eine kleine Ara befand, auf welcher folgende Inschrift zu lesen ist:

ΑΣΚΛΗΠΙΩ
ΚΑΙΤΓΕΙΑ
CΩΤΗΡCΙΝ
ΠΟΛΙΟΤΧΟΙC

Nach dieser Inschrift zu rechnen, so wäre hier ein Tempel des Aesculaps und der Hygiäa gewesen, eine Meinung, der man jetzt in Messina sehr gewogen ist; die Geschichte widerspricht auch nicht, denn daß diese Gottheiten einst in Messina in besonderm Ansehn stunden ist bekannt genug. Jetzt ist die Kirche der heil. Jungfrau, die die Stadt besonders für ihre Schutzheilige erkennt, geweiht, mit dem Beinamen Madonna del Grafeo, der sich auf das Mährchen mit dem Briefe bezieht. Es soll nämlich, si fabula vera est, der heil. Paulus sich einige Zeit in Messina aufgehalten *) und die Stadt eine Gesandtschaft nach Jerusalem an Maria zu senden bewogen haben. Maria nahm die Herren gnädig auf, und gab ihnen einen von ihr selbst geschriebenen Brief an die Messinesen zurück. Lange war dieser Brief vergessen, wie 1467 ein griechischer Flüchtling, Konstantin Lastaris sein Andenken erneuerte, und eine Abschrift davon wieder gefunden haben will, wahrscheinlich aber selbst einen Brief erdichtete. Maria verspricht in dem Briefe, daß sie die Schutzheilige von Messina sein wolle. Der vernünftigere Theil der Stadt, unter welche ich einige von meinen hiesigen Freunden rechnen kann, gestanden mir offenherzig den Betrug, andre hingegen, zu denen der größere Haufe gehört, hängen so fest an diesem Mährchen, daß sie auf den Grund mit nicht wenigerm Religionseifer die Stütze ihres Glücks bauen, wie der große Haufe von Neapel auf seinen Januarius. Dem Andenken dieser wichtigen Begebenheit wird nun jährlich ein Fest der heil. Jungfrau gefeiert, wo Maria sichs gefallen lassen muß, durch die ganze Stadt zur Schau geführt zu werden, wie die heil. Rosalia in Palermo oder die heil. Agatha in Katanien. Leider war ich nicht Augenzeuge von dieser National-Zeremonie; meine Freunde aber erzählten mir: daß ein armes Mädchen alsdann die Rolle der heil. Jungfrau spielen muß, und in weiß gekleidet mit dem Glanz um den Kopf in vollem Pomp durch die Stadt getragen wird. Es wäre nicht recht, wenn so ein armes Mädchen öffentlich zur Schau aufgestellt würde, ohne daß sie reellen Nutzen davon trüge; trägt doch bei uns der sogenannte Waisen-Kapitän, ein Knabe der jährlich einmal vor dem singenden Waisenhaufen her durch die Stadt ziehen muß, auch seine Belohnung davon: eben so ists auch hier, den Tag nach der Zeremonie geht die heil. Jungfrau in demselben Ornat, in welchem sie die Madonnen-Rolle spielte, selbst mit dem Glanze um den Kopf in alle Häuser bettelnd umher, und singt:

Middi grazii t'innu Eternu Padri
Chi dil' ancidda ta ti ricurdasti,
A tia crucifigghiu chia la madri
La ta cidda fidili chista racummannasti:
Mi sia l' avucada da ta Messina, ti sia racummannata.

Tausend Dank bring ich dir, ewiger Vater,
Daß du deiner Magd dich erinnertest;
Am Kreuze hängend deine Mutter riefst,
Und ihr diese treue Stadt empfahlst:
Sei mir die Fürsprecherin deines Messina,
Messina sei dir empfohlen!

Auf Hererzählung der in Messina öffentlich umhergestellten Statuen lasse ich mich nicht ein, ich würde mich sonst bei unwichtigen Dingen verweilen und müßte fürchten Sie zu ermüden.

Im Benediktiner-Kloster befanden sich vor der Erdrevolution eine Menge von 200 meistentheils lateinischen Manuscripten, die aber beinah gänzlich durch das Erdbeben zernichtet worden sind. Nach dem mündlichen Berichte meines Freundes, des Hrn. Professor Münter in Kopenhagen, sollen in ihrem Archiv sich alle ihre Stiftungs- und Schenkungsbriefe befinden, unter andern auch ein Dokument vom Tertullian, in welchem er dem heil. Benedikt alle seine Güter in Sizilien vermachte. Dieses Dokument soll, was Schriftform betrifft, ganz im Karakter des 6. Jahrhunderts geschrieben sein, übrigens aber die Zeichen der krassesten Dummheit des 14. und 15. Jahrhunderts an sich tragen. Mabillon in seiner Anal. Ord. S. Bened. Lib. III. n. XI. ist freilich andrer Meinung; aber es ist gar nicht abzusehen, wie er auf diesen Brief eine Thatsache gründen konnte. Den Benediktinern ist es indeß nicht zu verdenken, daß sie mit Leib und Seele für die Aechtheit dieses Briefes fechten, weil ihre politische Wichtigkeit in Sizilien sich einzig darauf gründet; wie wollten sie sonst den größten Theil ihrer Besitzungen mit überzeugenden Beweisen als rechtmäßig darthun können? Wie mit lauter Stimme gegen Ungerechtigkeiten schreien können, wenn sie nur auf entfernte Weise die Idee aufkommen ließen, daß sie nach und nach durch feine listige Streiche das an sich gezogen hätten, was man ihnen mit Gewalt zu entreißen Lust haben möchte? Uebrigens ist die Sache eine eben so lächerliche Fiktion, als die mit dem Madonnen Briefe.

Mit der Bevölkerung Messinas sieht es jetzt sehr traurig aus. Es scheint, als ob seit einigen Jahrhunderten Natur und Druck der Regierung einzig darauf abzielten, die Stadt von der Stufe ihres Ruhms und ihres Glanzes herabzubringen. Noch erinnern sich die Messinesen im tiefen Gefühl des tyrannischen Drucks der traurigen Epoche der Empörung von 1674, wo die Stadt der Erbittrung der Spanier vom politisch treulosen Ludwig XIV. überlassen ward, weil dieß eigentlich der Zeitpunkt ist, von dem angerechnet Messinas Handlung sank. Seit der Zeit wurden durch eine Menge der drückendsten Auflagen die Fremden von ihrem trefflichen Hafen zurückgehalten, seit der Zeit mußten die Einwohner die ersten und nöthigsten Bedürfnisse mit schweren Abgaben aufwiegen; seit der Zeit ward die Exportation ihrer Producte ihnen beinah unmöglich gemacht. Dieß ist die Epoche, in der das Rachschwerdt der Spanier tyrannisch in Messina wüthete; damals ward ihre Verfassung in militärischen Despotismus umgeschaffen und prompte Exequirung mit militärischer Strenge eingeführt. Dieß ist die Epoche, mein Freund, seit der man eine Ungerechtigkeit über die andere beging, in der bloßer Verdacht schon zum Schaffott reif machte, wo Menschenblut vergießen ein tägliches Schauspiel war *) und viele Einwohner um dem Tod zu entgehen die Stadt verließen. Damals flüchteten sich viele Familien nach Tunis und Algier, nach Konstantinopel, Smirna und nach der Levante hin; andre retteten sich in weniger gedrückte Provinzen Italiens; andre nach der südlichen Küste von Frankreich, wo jetzt noch verschiedene von den Familien vorhanden sein sollen. Unter diesen Flüchtlingen waren gerade die Reichsten, mochten es nun Kaufleute oder Edelleute sein. Das leerte Messina sehr aus, und schuf den Wohlstand der Stadt in Armuth, Volksmenge in Volksmangel um. Indeß zählte man damals doch noch nach Abzug der Unglücklichen und Geflüchteten 90 bis 100,000 Menschen daselbst; freilich keine beträchtliche Anzahl, wenn man Messinas Größe bedenkt, indeß doch noch immer hinreichend, um ihr einiges Gewicht unter den größern Städten Siziliens zu geben. Einige Jahrzehnte hernach 1693 wüthete das große Erdbeben in Sizilien. Dieß war ein neuer Stoß für Messinas Bevölkerung, denn wenn auch gleich damals in der Stadt selbst nur wenige Menschen durch die Wuth des Erdbebens umkamen, so erfolgten doch hernach nach einer solchen Revolution unausbleibliche Krankheiten, die Leichen auf Leichen häuften. Jahrhunderte gehören dazu, um sich von solchen Leiden erholen zu können; aber noch war kein halb Jahrhundert verflossen, wie schon 1743 die Pest Messina überfiel und auf einmal allein in einem Tage mehr wie 10000 Menschen hinwegraffte. Durch sie

*) Da Lukas von einer solchen Reise gar nichts sagt, so wollen andre, daß die Messinesen eine Gesandtschaft an Paulus schickten, die er an Maria verwies.

*) Daß dieß nicht bloße Deklamationen, sondern auf Wahrheit gegründete Fakta sind, brauche ich dem Kenner der Geschichte nicht erst zu sagen.

und durch die bald hernach heftig graſſirenden Kinderblattern, und durch andre Umſtände, zu denen beſonders auch die Verlegung aller großen Gerichtshöfe und des vizeköniglichen Sitzes nach Palermo gerechnet werden muß, ward die Volksmenge auf 30000 herabgeſetzt. Jetzt beträgt nach einer neuen Zählung die Menſchenmenge nur 24000, wenn gleich eigentlich 30,000 für jetzt ſich dort aufhalten ſollen: 6000 ſind aber Fremde, die ſeit dem Erdbeben Geſchäfte haber in Meſſina leben, und nach Endigung derſelben ſich wieder zurückziehen werden.

Jetzt ſcheint es beinah als hätte die Regierung ihren Zorn gegen Meſſina geſtillt, und als ſänne ſie darauf das drückende Joch vom Hals der Einwohner hinwegzuwälzen; jetzt ſcheint es beinah, als ſähe ſie es endlich, wenn gleich ſehr ſpät, ein, wie es ganz aller geſunden Politik entgegen ſei, Jahrhunderte lang die Nachkommen das Verbrechen ihrer Väter büßen zu laſſen, und dadurch den blühendſten Handelsſtaat ihrer Lande zu verarmen, aller Geſchäfte zu berauben und menſchenleer zu machen. Wenigſtens ſcheinen die Maßregeln, die die Regierung nach dem letzten Erdbeben genommen hat, Meſſina eine frohe Ausſicht für die Zukunft zu eröffnen. Aber das Uebel iſt zu tief eingewurzelt, als daß man ſchleunige Hülfe erwarten könnte. Das ganze Gebäude unſrer Verfaſſung, ſagte mir heute einer meiner Freunde, muß erſt umgeworfen und der Grund feſtgelegt werden; ſonſt baut man ſchöne Schlöſſer auf einen ſandigten Boden, welche kommenden Stürmen nicht widerſtehen können. Das ſcheint auch jetzt Plan der Regierung; denn man arbeitet an Einführung einer ganz neuen Regierungsform in Meſſina; bisher herrſchte militäriſcher Deſpotismus in der Stadt, der, je nachdem der Gouverneur und der Vicekönig ſtreng oder nachſichtig waren, die Einwohner mit Ruthen peiſchte, oder die Gerechtigkeit einſchläferte.

In der Gerechtigkeitspflege ſind manche Lücken, die unausgefüllt von großem Nachtheil ſein müſſen. Ein Beiſpiel mag hier zum Beweis dienen. Es iſt doch wohl das erſte Geſetz der Gerechtigkeit, daß zwei gegen einander ſtreitende Parteien gleiche Vortheile zu genießen haben, und man dem Beklagten nicht weniger Zeit, um ſich von dem gegen ihn erregten Verdacht zu reinigen vergönne, als dem Kläger, um ſeine Klage zu formiren. Geſchieht das nicht, ſo ſcheints als ob die Anklage allein ſchon die Richter zur Strafe disponire, und man weiter nicht daran denke, daß der Kläger auch die Unſchuld verdächtig machen könne. Das war bis jetzt der Fall in Meſſina. Der Avocato fisci oder der Ankläger hatte große Vorrechte vor dem Avocato pauperum oder dem Vertheidiger des Beklagten voraus. Jenem ſtand es frei ſich ſo viele Zeit zur Formirung ſeiner Klage zu nehmen, als er um ſeine Abſichten in ein helles Licht zu ſtellen bedurfte; dem Beklagten hingegen wurden nie mehr als 24 Stunden zu ſeiner Vertheidigung erlaubt. Wußte er nun in dieſem kurzen Zeitpunkte die Richter dahin zu bewegen, etwas zu Gunſten ſeiner Sache vorzunehmen, ſo trat ſogleich der Avocato fisci wieder auf und erklärte, dieß ſei contra fiscum und damit wars vorbei. Heißt das Gerechtigkeit? Läßt man hier einem jeden ſein ihm gebührendes Quantum auf die Wagſchale der Gerechtigkeit legen, bevor man entſcheidet? Oder nimmt man nicht vielmehr alles von dem Einen und faßt nichts von den andern, und wägt und richtet?

Aber auch dieſe Mißbräuche nicht mitgerechnet, frage ich, wie läßt ſich militäriſcher Deſpotismus überhaupt mit der Freiheit, die nothwendig ein blühender Handelsſtaat genießen muß, vereinigen? Kann ein Ausländer einen Theil ſeines Vermögens ruhig einem Kaufmanne anvertrauen, der in einem Lande lebt, wo die üble Laune des Gouverneurs eben die Autorität hat, wie in andern Landen ein durch lange Erfahrungen beſtimmtes Geſetz? Wird ſich wohl ein fremder Kaufmann gern mit einem Meſſineſen einlaſſen, wenn er vorausſieht, daß er bei entſtandnem Streite wegen Uebertretung von Handelsverträgen oder Verletzung andrer Pflichten ſein Recht dem Machtſpruch eines Richters anvertrauen muß, der mit dem Schwerdte drein zu ſchlagen gewohnt iſt, aber vom Handel ſo wenig als von Juſtiz-Verwaltung verſteht? Und wenn auch gleich, wie man mir verſicherte, alles was den Handel betrifft in Meſſina immer mit allen juriſtiſchen Formulitäten verhandelt werden muß, und der Gouverneur nichts dabei zu ſagen hat; ſo bleibt es doch immer gewiß, daß man vor allem indirekten Mitwirken des Oberhauptes der Stadt nicht völlig geſichert iſt, und da dieſer Soldat iſt, ſo wird der Gedanke der bloßen Möglichkeit ſeines Einfluſſes ſchon manche Handlungsverbindung zerſtören. Doch geſetzt er hätte ſeine Hände hiebei gar nicht im Spiele, iſt denn der Kaufmann beſſer dran? Wer ſoll jetzt den Ungerechtigkeiten der Rechtsgelehrten, ihren Chikanen und Geldprellereien Einhalt thun? Wer die Grenze beſtimmen, die der Advokat nicht überſchreiten darf? Sehen Sie, mein Freund, ſo iſt's ſchlimm, wenn der Gouverneur ſich drein miſcht, und beinah noch ſchlimmer, wenn er ruhig bleibt, denn nun fehlts an Oberaufſicht und die Juriſten ziehen die Sache unaufhörlich in die Länge, wenn nur noch Vortheil für ſie daraus zu ziehen iſt. Doch was brauchts weiter des Beweiſes? Die Natur der Sache lehrts, daß ohne auf lokal Umſtände Acht zu haben, militairiſcher Deſpotismus nicht mit Handelsfreiheit beſtehen könne.

Dieß alles verſicherte man mir, ſieht die Regierung jetzt ein, und deswegen beſchäftigt ſie ſich mit einer ganz neuen Reform, durch die das Glück der Bürger Meſſina's auf alle nur mögliche Weiſe befördert werden ſoll, oder daß ich mich des Ausdrucks der Meſſineſen bediene, ſie beſchäftigt ſich, di dare una nuova forma al Governo politico ed economico di questa citta, adattato al Vantaggio degl' Abitanti. Man will die alten, durch die Menge von Kommentatoren ſo ſehr verwirrten Geſetze völlig verbannen, und ein ganz neues mehr zuſammengedrängtes und dem Geiſt unſers Zeitalters angemeſſeneres Geſetzbuch geben: ſo viel wie möglich darauf ſehen, Autorität der Geſetzgebenden Gewalt dadurch heilig zu erhalten, daß man nichts ohne vorhergegangene Prüfung feſtſetze, und beſonders dabei aufs Lokale der Stadt Rückſicht nehmen, damit man nicht morgen wieder umzuſtoßen nöthig habe, was man heute aufbaute; man will ſich endlich ſo viel wie möglich der Kürze und Deutlichkeit im Ausdruck befleißigen, und den Auslegern den Weg zur Chikane zu verſperren. Es iſt nichts mehr zu wünſchen, als daß dieſe Reform, die von dem beſten Erfolg für Meſſina ſein müßte, mit dem Eifer fortgeſetzt werde, mit dem man bereits Hand ans Werk gelegt haben ſoll. Ich hoffe es ſoll geſchehen, da ſo häufige Beiſpiele die Nothwendigkeit dieſer Umſchaffung zeigen, da man es z. E. weiß, daß verſchiedene Privatleute vom höchſten Unwillen gereizt, wie ſie ſahen, daß ſo mancher Geſetzſchänder frei und ungehindert ſeine Schandthaten ausführen durfte, ſich zu Rächern der Nation aufgeworfen, und in der Stille die Menſchen getödtet haben ſollen, die die ſtrafende Gerechtigkeit ungezüchtigt laufen ließ. Dieß dünkt mich iſt der lauteſte Beweis, wie ſehr weit es mit dem Unwillen der Nation gekommen, und wie hoch die Unordnung im Staat geſtiegen ſei. Und doch, mein Freund, hat man ſchon ein Jahrhundert hindurch ähnlichen Handlungen zuſehen können, ohne an Aenderung zu denken *)!

Schon jetzt iſt eine ungewohnte Thätigkeit in Meſſina erwacht, erweckt durch die Aufhebung der vielen drückenden Abgaben. Es wäre ſehr gut, wenn man nur erſt hauptſächlich ſein Augenmerk auf Verbeſſerung der Manufakturen richtete. So lange wie die Meſſineſen noch ruhig ſagen können: „Unſre Seide geht größtentheils noch nach Frankreich, wo man ſie nur recht zu ſchätzen und vollkommen zu verarbeiten verſteht,“ **) ſo lange nicht edler Nacheifer bei ihnen entſteht, der vielleicht einzig durch ausgeſtellte Prämien angefeuert, und durch glücklichen Erfolg, der ihnen gewiß nicht fehlen würde, unterhalten werden könnte; ſo lange iſts unmöglich, daß Meſſina zu der Höhe emporſteigen kann, die ſie zu erreichen fähig iſt. Bis jetzt arbeiten in Meſſina 1200 Weberſtühle, aber ihre Seidenwaaren finden der geringen Güte wegen faſt nirgends anders Abſatz, als in der Levante, und zwar größtentheils mit franzöſiſchen Schiffen, ***) denn was nach Spanien und andern Ländern geht, iſt wenig. In Sizilien ſelbſt werden ihre Stoffe ſehr wenig geſchätzt, und nur die Armen, die fremde Stoffe nicht bezahlen können, tragen ſie; man hält es für einen reichen und angeſehnen Mann auf gewiſſe Weiſe für eine Schande, einheimiſche Seidenzeuge zu tragen. Daß die in ganz Europa ſich verbreitet habende Fran-

*) Herr Baron von Riedeſel führt in ſeinen Briefen über Sizilien und Großgriechl. S. 21 der Zürcher Ausgabe an, daß ſich zu Karl V. Zeiten in Trapani eine Brüderſchaft vereinigt hatte, deren Gelübde war, über Handlung ihrer Obrigkeit, ihrer Mitbürger und jedes Einwohners der Stadt zu urtheilen; wen die ganze Verſammlung verdammte, der war verloren, und einer von dieſen Mitbrüdern, welchem das grauſame Amt eines Mörders aufgetragen wurde, mußte ohne Widerrede dieſen in Geheim verdammten Menſchen heimlich aus dem Wege räumen. — Von ähnlichen Verbindungen ſagte man mir hier, und ſie beweiſen nicht ſowohl ſizilianiſche Rachgier, als den erbärmlichen Zuſtand der Gerechtigkeitspflege.

**) Jährlich wird den Schleichhandel ungerechnet über 200,000 Pfund rohe Seide von Meſſina ausgeführt, wovon der größte Theil nach Frankreich geht, und der übrige in Toskana und Genua bleibt. Bekanntlich hat Meſſina und Palermo die Stapelgerechtigkeit von aller in Sizilien gezognen Seide, wo eigne Konſulate zu dieſem Geſchäfte ſind.

***) Die Meſſineſiſchen Stoffe verlangt man von der Levante am mehrſten, weil ſie größern Glanz haben wie die übrigen; beſonders iſt dort der Abſatz von ſogenannten Tabi ondati oder gewäſſertem Taffet ſehr ſtark. Da die mehrſten Maulbeerbäume im Val Demone ſind, ſo ſchränkt ſich auf den Bezirk größtentheils der Seidenbau ein; in Katanien, Milazzo, Caſtroreale und den Gegenden von Meſſina ſind die vorzüglichſten Seidenwürmer-Anpflanzungen: doch findet man auch hie und dort einige in ganz Sizilien.

komanie zum Theil hieran Schuld iſt, iſt gewiß: aber daß eben dieſe Frankomanie auch Folge von geringerer Geſchicklichkeit der Nationen ſowohl als auch der Meſſineſen iſt, ſcheint mir eben ſo unleugbar.

Die Hauptſeidenzeuge, die in Meſſina, Katanien, Jaci und Palermo, wo nur allein Fabriken ſind, verarbeitet werden, heißen terzanelli, molle und siviglia; aber alle ſind von geringem Werthe. Theils iſt die Seide grob und fäſrigt, theils taugt der ganze Handgriff der Arbeiter nichts, theils ſind die Weberſtühle elend gemacht; dieß alles trägt dazu bei, daß man ſich bald über zu große Dicke, bald über zu große Dünne der Zeuge beklagt, dazu kommt noch die elende Appretur, durch die ſie äußerſt zerbrechlich werden. Nur der Seidendamaſt ſoll vorzüglich gut gearbeitet ſein, doch iſt er zu ſchwer und die Farben nicht lebhaft und rein genug. Ueberhaupt iſt die Farbe der hieſigen Seidenzeuge elend.

Andre Kunſtfabriken, mit deren Produkten man einen Handel treiben könnte, ſind gar nicht in Sizilien. Der Sizilianer verläßt ſich ganz auf den Fleiß andrer Nationen. Alles, mein Freund, ſelbſt die nothwendigſten Bedürfniſſe, wenn Sie von den Fellen anfangen, von denen ihre Schuhe verarbeitet ſind, und bei ihren Hüten und Mützen aufhören, erhalten die Sizilianer von Ausländern. Nichts wird von der Art in Sizilien verarbeitet, was auch nur ein Mann, der nicht als Bettler in der Stadt umherzugehen braucht, tragen kann und mag. In einem ſolchen Stande der Barbarei liegen die Künſte von Sizilien! Sie haben vielleicht etwas von ihren Wollenfabriken gehört; aber glauben Sie nicht, daß dieſe hierin eine Ausnahme machen. Alles was davon in Meſſina und der übrigen Inſel verarbeitet wird, ſind grobe dicke Tücher, die die Kapuziner und auch wohl Landleute im Winter bei ihrer Arbeit tragen; die auch wohl zu Matrazen verbraucht werden. Sie ſcheinen von Stricken zuſammengeflochten zu ſein, und ſind beinah gar nicht in Kleiderform zu bringen. *) Die Wolle iſt überhaupt ſo ſchlecht und ſo vernachläſſigt, daß ſelbſt die ärmſten Leute kaum ſich der daraus verfertigten Matrazen bedienen können, daher laſſen auch die Einwohner in den Seeſtädten Siziliens, ſelbſt die aus dem Mittelſtande, ihre Wolle dazu aus der Barbarei kommen. Uebrigens iſt zur Ausfuhr der Seide ſowohl als zu andern Produkten die gewöhnliche Erlaubniß nöthig, von der ich ein andermal reden werde.

Ich muß beinah fürchten Sie zu ermüden, wenn ich meinen Brief noch weiter ausdehne, und doch habe ich Ihnen noch verſchiedenes zu ſagen, ehe ich Meſſina verlaſſe. Die wenigen Augenblicke indeß, die mir noch vor Abgang der Poſt übrig ſind, erlauben Sie mir zur Mittheilung einiger ſo eben eingezogener Nachrichten anzuwenden. Zuerſt etwas von der ſpeziellen Regierung der Stadt. Meſſina hat natürlich ſo wie jede andere Stadt, ohngeachtet ihrer Abhängigkeit vom Vicekönige, ihren eignen Magiſtrat und ihre eigne Gerichtsbarkeit. Außer dem Befehlshaber, der erſten Magiſtratsperſon in der Stadt, der aus dem Militärſtande iſt (jetzt heißt er Feldmarſchall D. Micheli Odea), deſſen Herrſchaft ſich über das Innere der Stadt erſtreckt, und der daher Governadore interino heißt, und außer dem Ober-Inſpektor über die königlichen Einkünfte, und dem Befehlshaber über den Hafen, der den Titel ministro della Real Azienda e Giudice dello Scalo e porto franco führt; ſitzt hier wie in jeder Provinz von Kalabrien eine Reggia udienza, ein Gerichtshof, der aus einem Avocato fiscale, der beſtändig die toga trägt, aus drei Richtern, dem Giudice delle Apellazioni, und aus dem Senat beſteht. Die Autorität des Senats iſt geringe, und erſtreckt ſich nicht viel weiter als über die Sorge fürs Getreide. Er beſteht aus acht Mitgliedern, von denen einer den Titel als Obriſt-Lieutenant hat, einer Administratore Generale e Regio Secreto delle Dogane e Sovrintendente dello Scalo e Porto franco, und ein dritter Pro-Uditore degli Eserciti heißt. Die Uebrigen haben keine weitere beſtimmte Chargen, ſind aber alle aus dem erſten Adel, ſo daß die ganze Regierung, ſo wie überhaupt in Sizilien, völlig ariſtokratiſch iſt.

Von dem hieſigen Zuſtande der Literatur habe ich wenig erfahren können, der Maßſtab aber nach dem ich ſie beurtheilen möchte iſt dieſer: daß alle hieſige Bibliotheken, die ich ſah, ſpoliirten Häuſern glichen, und die Buchhändler in Meſſina ſelbſt die bekannteſten neuſten Italieniſchen Werke nicht kennen, und kaum die Schulknaben mit elenden verſtümmelten Editionen vom Horaz, Virgil und andern Klaſſikern zu verſehen vermögen. Ihr ganzer Reichthum läuft auf Kirchenbücher und Kalender hinaus. Ein glänzender Schatz voll Unſinn!

Und nun noch eine Nachricht von den ſich hier aufhaltenden Griechen! Es ſind, wie Sie vielleicht wiſſen werden, noch verſchiedene Griechen in Meſſina und Sizilien, die ihre Kirchen und ihre Prieſter, ihr Griechiſches Officium und Brevier haben, auch ihre Meſſe auf Griechiſch, doch nach lateiniſchem Ritus, halten, und ebenfalls, wie überhaupt die griechiſche Kirche, keine Heiligen, die übers 8. bis 9. Jahrhundert hinaus gehen, kennen. Außer den in Meſſina lebenden Griechen ſind in ganz Sizilien nur noch vier Dörfer, oder, wie ſie eigentlich heißen, Casali mit griechiſchen Kolonien vorhanden, nämlich la Piana, il Palazzo Adriano, la Contessa und Mezzoiuso. Alle dieſe liegen im Vall di Mazzara und ſollen in blühenden Umſtänden ſein; die erſten griechiſchen Familien oder Albaneſer kamen 1482 nach Sizilien, andre ſpäter 1488 nach Georg Caſtriota's Tode und erhielten dieſe Diſtritte zu Wohnplätzen. In Meſſina ſelbſt iſt aus den Zeiten, da die Inſel unter dem Konſtantinopolitaniſchen Sprengel ſtand, eine Archimandriten-Kirche über. Der Archimandrit übt biſchöfliche Macht in ſeiner Diözes aus, und der Geiſtliche der griechiſchen Kollegiatkirche heißt Protopapas.

So viel vom heutigen Zuſtande Meſſina's. Man kann von ihr mit Recht ſagen: Fuit Ilium! denn kaum iſt noch ein Schatten ihrer vormaligen Größe übrig. Ich eile jetzt mit dieſem Briefe zum Poſtſchiff an den ſchönen Hafen hin, und will ihn dort beim frohen Spazlergang nach Kalabrien hinüberſchwimmen und ſeine Reiſe nordwärts antreten ſehen. Mög ein guter Schutzgeiſt ihn geleiten! —

*) Es giebt davon einige Ausnahmen, aber ſie ſind kaum der Mühe werth anzuführen. Man nennt die Manufakturen, wo dieſe Wolle feiner gearbeitet wird, Manifatture di Lanaglia und verfertigt dort Strümpfe, Weſten, Handſchuhe u. ſ. w. Dieſe Manufakturen ſind in den beiden königlichen Städten Naro im Vall di Mazara und Traina im Vall Demona. Von den übrigen unbedeutenden Kunſtfabriken ein andermal mehr.

Kaspar von Barth

ward am 22. Juni 1567 zu Küſtrin geboren, ein Sohn des brandenburgiſchen Kanzlers, früheren Profeſſors zu Frankfurt an der Oder, Karl B., erhielt ſeine gelehrte Bildung zu Gotha und Eiſenach, machte dann größere Reiſen durch Italien, Frankreich, Spanien, England und Holland und lebte nach ſeiner Rückkehr als Privatmann ganz den Wiſſenſchaften in Leipzig und Halle. Er ſtarb am 17. September 1658 in Leipzig. —

Die Zahl ſeiner Schriften iſt außerordentlich groß, doch gehört nur folgende hieher:

Caspar Barthen deutſcher Phoenix. Frankfurt am Main, 1626. in 4.

Als Humaniſt und lateiniſcher Dichter iſt B. ſehr ſchätzenswerth, doch werden ſeine guten Eigenſchaften häufig durch ſeine Eitelkeit und Anmaßung verdunkelt. — Sein deutſcher Phönix, ein didaktiſches Gedicht über die Unſterblichkeit der Seele in Alexandrinern nach opitziſcher Weiſe geſchrieben, bleibt jedoch weit hinter ſeinen übrigen poetiſchen Leiſtungen zurück und iſt nur eine rohe Maſſe moraliſcher und religiöſer Sentenzen in einer plumpen, rohen Sprache und holprigen, unbeholfenen Verſen, die ſeinen Ruhm eben nicht vergrößerten und ſehr bald vergeſſen wurden. —

Johann Bernhard Basedow,

der verdienſtliche Reformator des Erziehungsweſens in Deutſchland und Gründer der Schule der Philanthropen, ward am 11. September 1723 in Hamburg geboren, erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf dem dortigen Johanneum und ſtudirte dann zu Leipzig. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn ward er Hauslehrer im Holſteiniſchen, 1753 Lehrer an der Ritterakademie zu Soröe und 1761 Profeſſor am Chriſtianeum zu Altona. Er hatte vielfach Gelegenheit gehabt, die mannichfachen Fehler in der häuslichen wie in der öffentlichen Erziehung, an denen jene Zeit beſonders kränkelte, kennen zu lernen, und nahm ſich vor, durch Rouſſeau's Emile, der damals im ganzen nördlichen Europa mit außerordentlicher Theilnahme geleſen wurde, ſo wie durch eigenen Trieb vielfach angeregt, Reformator des Erziehungsweſens in Deutſchland zu werden. Gleichen Beifall wie der franzöſiſche Philoſoph hatte bei ihm ein bekannter Pädagog des 17. Jahrhunderts, Amos Comenius, durch ſeine verſinnlichende Lehrweiſe gefunden, und B. beſchloß daher, Beider Weiſe benutzend, ein Werk herauszugeben, das allen lebhaft gefühlten Mängeln in der Erziehung abhelfen ſollte, ſo wie nach dem von ihm entworfenen Plane Lehranſtalten zu errichten. Seine öffentliche Ankündigung, in welcher er zur thätigen Theilnahme aufforderte, blieb nicht wirkungslos; er ward von allen Seiten mit Geldmitteln unterſtützt und vorzüglich von dem vortrefflichen Fürſten Franz von Deſſau begünſtigt. Nachdem nun B's Elementarwerk in drei Sprachen, mit 100 Kupfern von Chodowiecky, erſchienen war, gründete er das philanthropiſche Erziehungsinſtitut zu Deſſau, deſſen Wirkſamkeit im Jahre 1774 begann. Talentvolle Männer, u. A. Campe und Wolke (ſ. d.), geſellten ſich zu ihm, aber B's unruhiger, wankelmüthiger und herrſchſüchtiger Geiſt brachte bald große Spaltungen und unangenehme Auftritte hervor, welche ſelbſt nach ſeinem Weggange beſtändig fortdauerten und 1793 die Auflöſung des Philanthropins zur Folge hatten. B. ſelbſt verließ die Anſtalt und Deſſau ſchon 1778, nachdem er Wolke und Campe zu Curatoren derſelben ernannt hatte, lebte nun als Privatmann auf Reiſen, fuhr fort, durch Schriften ſeine Ideen zu verbreiten und für ſeine Pläne zu wirken, und ließ ſich endlich 1789 in Magdeburg nieder, vorzüglich in der Abſicht, die gelehrte Bildung ſeines Sohnes hier zu befördern. Er ſtarb daſelbſt am 25. Juli 1790.

Seine Schriften ſind:

Lehrbuch der proſaiſchen und poetiſchen Wohlredenheit. Copenhagen, 1756.
Philalethie oder neue Ausſichten in die Wahrheit und Religion der Vernunft u. ſ. w. Altona, 1764. 2. Th.
Methodiſcher Unterricht in der natürlichen und chriſtlichen Religion. Altona, 1764. 2 Th.
Theoretiſches Syſtem der geſunden Vernunft. Altona, 1765.
Vorſtellung an Menſchenfreunde u. ſ. w. über Schulen, Studien u. ſ. w. Mit einem Plane eines Elementarbuches. Hamburg, 1768.
Elementarbuch. 3 Th. Altona und Leipzig, 1770
Elementarwerk (Umarbeitung des Vorigen). Deſſau und Leipzig, 1774. 4 Thle.
Agathokrator. Deſſau, 1771.
Methodenbuch für Väter und Mütter. 3. A. Deſſau, 1773.
Politiſche und moraliſche Reden. Kopenhag. und Leipzig, 1771.
Das in Deſſau errichtete Philanthropin. Leipzig, 1774.
Vermächtniß für die Gewiſſen. Deſſau, 1774. — 2 Thle.
Practiſche Philoſophie für alle Stände. Deſſau, 1777. 2 Thle.
Pädagogiſche Unterhaltungen (gemeinſchaftlich mit Campe). 12 St. Deſſau, 1777—79.
Allgemeines chriſtliches Geſangbuch. Riga, 1781.

Als Philoſoph hat B. durch ſeinen flachen Synkretismus wenig gewirkt. Es war ihm keineswegs um eine methodiſche Behandlung des theoretiſchen Theils derſelben zu thun, zumal da er ſie nur zu praktiſchen Zwecken benutzen wollte. Aber auch ſelbſt für dieſe waren ſeine Anſichten beſchränkt und befangen, denn die Philoſophie ſollte ihm überhaupt Nichts weiter ſeyn als ein Inbegriff gründlich vorgetragener gemeinnütziger Erkenntniſſe, deren Haupttheile die Anthropologie und die Theologie bildeten. — Ueber ſeine Leiſtungen als praktiſcher Pädagog möge hier das Urtheil eines der competenteſten Richter, Niemeyer, (in ſeinen Grundſätzen der Erziehung und des Unterrichtes Th. III. S. 370) folgen. „Baſedow's Wankelmuth in ſeinen Freundſchaften, das zu große Geſchrei, das nur auf kurze Zeit wirkt, die höchſt ungerechte Herabwürdigung des Alten, die Ueberſchätzung des unmittelbar Praktiſchen, die Menge der Spielereien, Tändeleien und Erleichterungsmethoden, mehr noch die Kraftgenies, welche ſich an das Philanthropin anſchloſſen, die Trennungen vorzüglicher Köpfe von dem Inſtitute, der geringe Erfolg der neuen Methode an manchen der erſten Zöglinge: — dies Alles mußte von ſelbſt eine Reviſion deſſen, was ſo raſch unternommen war, nothwendig machen. Sogar von denen, welche aus dieſer Schule ausgegangen waren, wurde jene Reviſion für nothwendig erklärt. — Aber auch die Unbefangenſten, wohl ſelbſt die Gegner, geſtehen das Verdienſt dem Stifter der Schule zu, daß er einen von Vielen vergeſſenen Gegenſtand, an welchem der Menſchheit Viel, an welchem ihr, genau genommen, Alles liegen ſollte, aufs Neue in Anregung gebracht; daß er Aufmerkſamkeit und Enthuſiasmus dafür zu erwecken gewußt; daß er die Theilnahme der Regierungen gewonnen und ſie zuerſt wieder fühlen gelehrt, daß ſie es dem Wohle der Staatsbürger und ihrem eigenen Wohle ſchuldig wären, wo nicht ſelbſt Hand anzulegen, doch die Arbeiten tüchtiger Schulverbeſſerer zu ſchützen, zu erleichtern, zu befördern. Er ſelbſt ſtrebte übrigens mehr danach, umzuwälzen und neu zu ſchaffen als auszubilden, zu ordnen und zu vervollkommnen." B's Styl iſt lebhaft, klar und deutlich und ſtets dem Gegenſtande vollkommen angemeſſen, nur daß er ſich im Feuer der Darſtellung mitunter überpoltert. —

Vgl. H. Rathmann's Beiträge zur Lebensgeſchichte Baſedow's. Magdeburg, 1791.
Meyer's, Leben, Charakter und Schriften B's. 2 Thle. Hamburg, 1791—92.
Göthe. Aus meinem Leben. Th. 3 S. 415 fgde.
Schlichtegroll's Nekrolog vom Jahr 1790.

Von der Staatsaufſicht über Erziehung. Schulen und Studien *).

Man hört und lieſt ewige Klagen, daß das Weſen der Schulen und Studien verfallen oder verdorben ſey. Aber man nenne mir doch in tauſend Jahren einen Zeitpunkt, in welchem es beſſer war. Ich bin aus Liebe für die Menſchen und Nachwelt ſo unzufrieden damit, als irgend jemand, der die nöthigen Erfahrungen davon hat, und deſſen Aufmerkſamkeit ſeit vielen Jahren auf Verbeſſerungen gerichtet geweſen iſt. Aber ich glaube, daß nach dem Untergange der alten Republiquen und Reiche, die es einſahn, daß die beſtändige Sorge für Erziehung und Unterricht zu den wichtigſten Gegenſtänden des vornehmſten Staats-Raths gehöre, nirgends ſolche berühmte Anſtalten geweſen ſind, die wir zum Muſter nehmen, oder zum Grunde legen müſſen. Wir werden ſonſt Mängel mit Mängeln vertauſchen, oder nur ſo geringe Grade der Beſſerung veranlaſ-

*) Aus: Vorſtellung an Menſchenfreunde u. vermögende Männer über Schulen, Studien und ihren Einfluß in die öffentl. Wohlfarth. Mit einem Plane eines Elementarbuchs der menſchlichen Erkenntniß. Hamburg, 1768.

sen, die mit dem Bedürfnisse und dem Lichte unserer Zeiten in keiner Proportion stehen.

Die finsterste Periode der christlichen Zeiten hat den Universitäten, und überhaupt dem Wesen des öffentlichen Unterrichts, ehemals die Form gegeben, wovon an den Orten, wo es am besten damit steht, zum mindesten drey Viertheile beybehalten sind. Wie können wir hoffen, daß viel Gutes und Brauchbares darinnen anzutreffen sey? Der Kürze halber sage ich Vieles in einem Tone, den man zu entscheidend nennen möchte; Vieles ohne Beweisgründe. Allein, ich bediene mich dieser Schreibart nur für Verständige, welche nach meinem Wunsche die einzigen Leser dieser Abhandlung seyn sollen; welche ermüdet sind, weitläuftige Vorschläge zur Verbesserung des Studienwesens vergeblich zu lesen, welche die Beweisgründe dessen, was ich sage, besser, als ich selbst, kennen; welche ich mehr ihrer eignen Gedanken und Wünsche erinnern, als meine lehren will; und welche es wissen, daß kein vernünftiger Mensch, wenn er auf die kürzeste Art seine Gedanken sagt, die vollkommne Wahrheit derselben entscheiden, oder sich wundern wolle, wenn Andere das Gegentheil denken. Die Uebrigen, welchen meine Schrift in die Hände fallen möchte, bitte ich gleich anfangs, sich den Verdruß des vergeblichen Lesens zu ersparen.

Ihr vernünftigen Patrioten des menschlichen Geschlechts und der Staaten, ihr seyd mit mir einig, daß die öffentliche Glückseligkeit (was man auch für die Vermehrung des Reichthums, der Macht, der Bevölkerung und des äusserlichen Aufsehens der Künste und Wissenschaften, wenn sie der öffentlichen Tugend zum Schaden geschieht, nach der falschen Politik schwatzen mag), ihr seyd, sage ich, dennoch mit mir einig, daß die Glückseligkeit des Staats von der gemeinen Glückseligkeit der Bewohner nicht unterschieden sey; daß diese Glückseligkeit mit der öffentlichen Tugend in Proportion stehe; daß die öffentliche Tugend von der gewöhnlichsten Erziehung aller, und von dem Unterrichte derer abhange, welche in den vornehmen Ständen die Sitten und das Schicksal der übrigen bestimmen werden; daß eine zur öffentlichen Tugend führende Erziehung und Unterweisung, ausser den beständigen Regeln, auch solche beobachten müsse, welche, nach dem Unterschiede der Zeiten, der Gegenden und der Regierungsformen, einer oftmaligen Abänderung bedürfen. Ihr seyd mit mir einig, daß das Wesen der Schulen und Studien das brauchbarste und sicherste Werkzeug sey, den ganzen Staat, nach seiner besonderen Beschaffenheit, glücklich zu machen, oder glücklich zu erhalten, daß also die beständige Aufsicht auf den Gebrauch dieses Werkzeugs ein unmittelbares Geschäft eines solchen patriotischen Collegiums seyn müsse, von welchem die Majestät eben so oft Vorstellungen anhören könnte, als von dem Collegio der Finanzen, des Kriegswesens und des richterlichen Ausspruchs über Ehre und Güther. In welchem Lande, zu welcher Zeit (wenn man Egypten, Lacedemon und Athen vergißt) war ein solches von der Majestät unmittelbar abhangendes, und, wenn ich so reden darf, bey dem Throne versammletes Collegium, welches die höchste Aufsicht über Erziehung und Unterricht, und über die nöthigen Abänderungen derselben, als eines der wichtigsten Reichs-Geschäfte verwaltete?

Ehe dieser Mangel gehoben wird, und so lange dennoch das schon festgesetzte Wesen der Studien und Schulen äusserliche Rechte hat, alle erheblichen Versuche der nöthigen Abänderung zu hindern; so lange sind alle Klagen und Projecte vergeblich, oder doch nur schwache Mittel zur nöthigen Verbesserung, die erst alsdann etwas wirken werden, wenn jemals die äusserliche Noth eines Staats ihn zwingen sollte, die vorzüglichste Werkstätte der öffentlichen Glückseligkeit so zu achten, daß zur obersten Aufsicht über dieselbe ein besonderes nur damit beschäftigtes Collegium eben so angesehener als verständiger Patrioten bestellt werde. Denn bey wem sollen jetzt die Privatfreunde des menschlichen Geschlechts, welche in dieser wichtigen Sache neue Einsichten, Erfahrungen und Kräfte erlangt haben, ihre Vorschläge zur bedachtsamen Durchlesung anbringen? wo können sie hoffen, daß, wenn etwas Wichtiges davon gebilligt wird, wirklich entweder öffentliche Hülfe oder nur Begünstigung und Freyheit erfolge, ohne welche alle Vorschläge nichts anders werden können, als schwarze Striche auf weissem Papier, welches mit der Zeit entweder von den Motten wird verzehrt, oder in den Kramladen verbraucht werden? Was hilft es zur öffentlichen Wohlfarth, wenn solches angefärbte Papier vor diesem Schicksale die Augen einiger Leser vorbey passirt ist, welche allenfalls ausrufen: Der Mann hat in manchen Stücken zwar Recht, aber wer kann sein Recht gültig machen? Oder: wer ist der, daß er uns Gutes erinnern sollte?

In so wichtigen Dingen, als für das menschliche Geschlecht und für die Staaten die Verbesserung des Unterrichts und der Studien ist, sollte niemals gefragt werden, von wem, sondern was vorgeschlagen sey; nicht von wem, sondern was derselbe anzufangen oder auszuführen sich erbiete. Können Euclidis Anfangsgründe, weil er ein Heyde war, nicht nützlich seyn? Sendeten die ersten Christen im Vertrauen auf ihre sieghafte Wahrheit ihre Kinder nicht in die guten rhetorischen, philosophischen und juristischen Schulen der Heyden? Ist es bey den Pr — unerlaubt, die politischen Wahrheiten eines Montesquieu zu hören, und nach den Landes-Umständen zu erfüllen, weil er ein C— war? Gilt Ramler's Batteur nicht in Wien, ob er gleich das Tr. Conc. nicht unterschreibt? Wäre der vortreffliche Wiener Sonnenfels nicht ein höchst brauchbarer Lehrer der schönen Wissenschaften in Stockholm? Das Quadrat der Hypotenuse ist doch so groß, als die Quadrate der andern Seiten zusammen, und wenn es auch nicht Pythagoras, sondern Origenes, Manes, Huß, Luther, Eck, Arminius, oder Socinus zuerst gelehrt hätten; lauter Männer, welche irgendwo in der Theologie, wovon die Rede nicht ist, für sehr irrgläubig gehalten werden. Ich werde nur lauter solche Gedanken und Anschläge entdecken, welche von allen Kirchen keine betreffen, vielweniger beleidigen, weil ich sie allesammt als große und zum guten Zwecke errichtete Gesellschaften verehre. Der Leser verzeihe mir diese einzige etwas lange Anmerkung, welche mehr des Verfassers, als der Materie wegen nothwendig ist.

Ich kehre auf meinen Weg gerade zurück durch Wiederholung des Gedankens, daß die Oberaufsicht über die Erziehung und den Unterricht wegen ihrer Wichtigkeit ein angesehenes Staats-Collegium erfordere. Allerdings ein angesehenes Collegium, welches von der Majestät des Landes angehört zu werden Gelegenheit hätte; welches nicht nur die Menschen und die Wissenschaften, sondern auch im Ganzen das Land, und sowohl die Bedürfnisse, als die Kräfte des Staats nach seiner besondern Regierungsform kennte, und von den Beschwerlichkeiten oder anfänglichen Nachtheilen, welche mit jeder großen Veränderung verbunden sind, desto unpartheyischer urtheilte, je weniger es selbst dadurch leiden oder gewinnen könnte. Der Beweis dieser Bedürfniß, welcher auch von andern eingesehen wird, ist klar. Denn die Oberaufsicht, die jetzund von angesehenen Staatsmännern ausgeübt wird, muß zur nöthigen Verbesserung des Studienwesens sehr unwirksam bleiben, weil sie das Hundertste ihrer Geschäfte, oder wohl gar eines einzigen Ministers ist, der, so groß er immer seyn mag, (denn ich kenne und verehre Grandisons unter den Ministern) doch seiner Länge keine Elle zusetzen, oder sie nicht über die äusserste menschliche Höhe erheben kann. Daher sind an den meisten Orten sehr subalterne Gesellschaften und Personen, die eigentlichen wirksamen Aufseher über das Wesen der Erziehung, der Schulen und der Studien. Diese Subalternen sind zuweilen eben dieselbigen, welche auch die Last und die Nachrede, die mit allen Neuerungen verknüpft ist, selbst ertragen müssen, wie die Professoren der Universitäten. Oder es ist etwa einer dem Amte nach vornehmer Geistlicher, dem es an nöthiger Kenntniß der öffentlichen Bedürfnisse, des Umfangs der Wissenschaften und der Proportion in der Nothwendigkeit und Ausdehnung ihrer Theile fehlet. Besitzt er aber diese Erkenntniß, wie ich denn einige Geistliche auch allerdings dafür verehre; so übt er doch seine Aufsicht mehr als ein Kirchengeschäfte, als wie ein Staatsgeschäfte aus, welches es doch nach der Natur der Sache seyn muß. Dazu hat er entweder eine mit dem Amte gemeiniglich verbundene Neigung; oder wenn er gerne anders wollte, so darf er in seinen Anschlägen nicht so sehr von dem Gewöhnlichen abgehen. Denn die Professoren und Schulmänner müssen bey allen Neuerungen von dem gebahnten Wege weichen, und auf rauhern Straßen anfangs fortstolpern lernen, ehe sie bequem gehen können. Dieses thut natürlicher Weise ein Mann sehr ungerne, der auch seiner Familie geniessen will, sein Glück und seine Methode fortgesetzet hat, und eine Abänderung seiner Geschäfte wenigstens anfangs für einen Eingriff in die von der Majestät ertheilte Vocation halten muß. Die meisten werden sich in solchem Falle widersetzen, und für schädlich oder unmöglich ausgeben, was höchst nützlich und nur mit Beschwerlichkeiten möglich ist. Will der geistliche Aufseher durchdringen, so hat er Feinde, die in keinem Stande, als in dem seinigen, unerträglicher sind. Denn nichts ist leichter, als einem Geistlichen empfindlich zu schaden, besonders, wenn er etwas geschrieben, und also zu allerley Anschuldigungen, bis sogar des Irrglaubens, Anlaß gegeben hat. Um des Wesens der Studien willen, die mehr den Staat als die Kirche angehen, um der unleugbaren Gewohnheit vieler Geistlicher willen, und ihres eigenen nöthigen Friedens halber, ist es also eine Frage, ob es zu wünschen sey, daß die angesehenen Geistlichen, die ohne dies sehr beläftiget sind, von der gewöhnlichen Oberaufsicht über das Wesen der Erziehung, Schulen und Studien mögten befreyet werden. Hier aber rede ich nicht von dem Unterrichte und Rathe, den sie ihrer Gemeine allerdings darüber zu geben schuldig sind, durch welche

Unterweisung und andere Mittel die Kinder derselben von denjenigen Lehrsätzen benachrichtiget und vergewissert werden können, welche wahr und wesentlich sind, oder nach dem Kirchensysteme dafür gehalten werden. Dieser Unterricht, dieser Rath ist allerdings eines der wichtigsten Geschäfte der geistlichen Hirten und eine wahrhaftige Sache der Kirchengesellschaft, welche derselben und ihren Lehrern von den weltlichen Hirten des ganzen Vaterlandes, nach wahrem Rechte niemals kann gewonnen, niemals kann eingeschränkt werden, als nur in den Punkten, welche etwa mit der bürgerlichen Moralität, mit den politischen Rechten der Majestät, oder der Stände (an Orten, wo Stände sind) und mit der bürgerlichen von der Obrigkeit beliebten Vertragsamkeit verschiedener Religionsverwandten streiten möchten.

Ein mit hundert wichtigen Geschäften **belästigter Minister**, ein Collegium von Professoren und Schulmännern; einzelne oder versammelte Geistliche können also die für den Staat erstaunlich wichtige und sehr beschäftigende Aufsicht über das Wesen der Schulen und Wissenschaften nicht haben, wenn der Staat nach der Proportion der Wichtigkeit in dieser Sache handeln will, wovon die weisern alten Völker uns das Muster geben. **Kurz, ich sehe nicht, wie diese Oberaufsicht nach Würden und nach dem Bedürfnisse, ausser jenem zum Theil beschriebenen Staats-Collegio, verwaltet werden könne.** Denn nur eine Gesellschaft solcher Männer, wenn, nach Endigung eigener Studien, und nach einigen Auscultanten-Jahren in diesem Collegio, das Lesen merkwürdiger Schriften und Vorschläge, der Gebrauch der Nachrichten aus den Provinzen, die gemeinschaftlichen Berathschlagungen und die Vorstellungen vor dem Throne, oder vor der Regierung, ihr einziges und höchst angesehenes Hauptgeschäfte wäre, nur ein solches Collegium ist alsdann im Stande, eines der wichtigsten Geschäfte des Vaterlandes mit dem nöthigen Nachdrucke zu treiben; ohne Schaden der nöthigen Einförmigkeit, dennoch guten neuen Anschlägen Raum zu lassen, für die Moralität sowohl in der dissidentischen, als in der zahlreichsten Kirche zu sorgen; die Erziehung nach der Beschaffenheit des Landes und der Regierungsform einzurichten; jedem politischen Stande und Amte die erforderlichen jugendlichen Studien anzumessen; das Verhältniß der Zeiten, in welcher der Vortrag einer öffentlichen Wissenschaft dauren soll, zu bestimmen; eine sowohl dem Staate nützliche, als der Privatfreyheit nicht nachtheilige Reformation des Bücherwesens vorzunehmen; die in den meisten Staaten zureichende Fonds zu dem Wesen der Schulen und Studien zu untersuchen; sich nützliche Veränderungen des Gebrauchs, der Zusammenschmelzung und der Trennung derselben vortragen zu lassen; die nöthige Verminderung oder Vermehrung, die Oerter und die Policey, der öffentlichen Schulanstalten und der Academien zu überlegen; den Staat zum nöthigen Aufwande (wenn die bisherigen Fonds, wie fast nirgends der Fall ist, nicht zureichend wären), durch den Vorschlag der leidlichsten Mittel zu bereden; und endlich solche Versuche zu erleichtern und zu begünstigen, welche wichtig genug dazu sind, und doch nur einige Wahrscheinlichkeit und keine Gewißheit für sich haben. Ich rede von Versuchen, die im Falle des Mißlingens gar nicht oder wenig schaden, aber ohne öffentliche Begünstigung nicht können angestellt werden. Ich glaube also, meinen Satz, von der Nothwendigkeit eines höchst angesehenen Educations- und Studien-Collegii bey jeder Regierung erwiesen zu haben. Einen Satz, welchen nebst andern auch der höchst verdiente Herr Rector **Ehlers** einer höhern Ueberlegung dargestellet hat.

Ich habe Vieles im Vorbeygehen berührt. Wer zu diesen Lesern gehört, die ich mir vorstelle, und wer langsam genug lesen und denken will, der wird es für ihn selbst weitläuftig genug ausgeführt und bewiesen finden, und mir das Vergnügen nicht absprechen, es auch für andre zu beweisen, wenn mein Zweck wäre, eine vollständige Abhandlung von der Verbesserung des Unterrichts und der Studien zu schreiben, und nicht vielmehr, nach einigen allgemeinen Anmerkungen darüber, nur die Beschaffenheit derjenigen **Schulbibliothek** zureichend zu erklären, welche mit mir eine kleine Gesellschaft von Mitarbeitern, mit völligem Stillschweigen von den Systemen der verschiedenen Kirchen, und ohne Eingriff in die Rechte irgend eines Standes, nach Berathschlagung mit mehrern Personen zu schreiben und drucken zu lassen, unter einigen noch ungewissen Bedingungen beschlossen hat. Ich eile also zur Hauptsache, wenn ich erst von dem Unterrichte und den Studien einige Gedanken mit einer solchen Kürze entdeckt habe, welche man ohne meine Schuld für den Ton einer zu zuversichtlichen Entscheidung halten würde. Denn dieser Zusammenhang meiner Gedanken hat grossen Einfluß auf die beschloßne Beschaffenheit derjenigen Schulbibliothek, welche bisher noch ein bloßes Project ist, und welche es vielleicht nach der Lauligkeit unsers Jahrhunderts in Beförderung guter Werke beständig bleiben muß.

Die öffentliche Glückseligkeit aller mit bekannten Länder wird auf eine erstaunliche Weise weiter abnehmen, wenn die Rathgeber der Majestäten und der Republiken nicht bald inne werden, daß nicht etwa mit einem gewöhnlichen Kaltsinne, **sondern mit einem vollkommenen patriotischen Eifer,** nicht nach und nach durch kleine Veränderungen, sondern durch eine gänzliche Untersuchung aller Theile und Umstände, an der Verbesserung der Kinderzucht, des Unterrichts, der Moralität und Sitten und des Studienwesens gearbeitet werden müsse. Nicht durch Salben und Pflaster werden Wunden geheilet, die wegen des fressenden Eiters eine bodenlose Tiefe haben.

Denn in welcher Nation ist **die Liebe des Vaterlandes** in vornehmen und geringen Ständen jetzund der herrschende Character, wie sie es etwa bei den alten weisern Nationen war? Wo ist also die **bürgerliche Tugend**? wo ist die ehemals mögliche **allgemeine Glückseligkeit**? Und zwar jetzund, da wenigstens äusserlich eine Religion bekannt wird, welche in der uneigennützigen Menschenliebe, und zwar um Gottes und des Himmels willen, das einzige von uns gefoderte Opfer verlangt? **Wo ist Patriotismus** in freywilligen Darbietungen des überflüssigen Vermögens; in der Amtstreue, die mehr thun muß, als die Instruction erzwingen kann; in der Hintansetzung seiner eigenen Familie, bey Beförderung zum Besten des Landes! Wo ist ein geduldiger Eifer, mit Dank und Undank dem Publico zu nutzen? Wo ist Patriotismus an den Höfen, in der Armee, bey den öffentlichen Lehrern, bey den Schriftstellern, und insonderheit bey dem ehrwürdigsten Theile des Staates, in den zahlreichsten Ständen? Ja, wer tadelt uns nicht, wer lacht nicht über uns, wenn wir so thöricht scheinen, unser Privatbestes in Bemühungen für das Publicum aufzuopfern, oder wenn wir es gewagt haben, durch Gutesthun uns mißfällig zu machen? Welcher Freund sagt nicht zu dem andern: schweig und sprich, wie es die Welt gern haben will; warum willst du dich dem undankbaren Publico aufopfern! Ich kenne in jedem Stande zwar Patrioten des menschlichen Geschlechts und des Vaterlandes. Aber höchst wenige. Andre seufzen über eben diesen Mangel, und vielleicht seufzt man hierüber auf manchen Fürstenstühlen und in den Sälen des Staatsraths. Seufzen hilft nicht! Die wohlthätige Hand der Mächtigen und Weisen muß den Grund des Schadens erforschen und dann heilen. **Die Sitten, folglich der Unterricht und die Erziehung aller, und das Studienwesen der vornehmern Stände müssen ohnfehlbar äusserst verderbt seyn.** Die Kirchen mögen so rechtgläubig seyn, als sie wollen, so wirken sie dennoch vermöge dieser traurigen Erfahrung nicht jetzt, und nicht genug bürgerliche Erleuchtung und Tugend. Die Staaten müssen sich selbst heilen, wenn sie sich verwundet und krank fühlen, und die gewöhnlichen Aerzte die Beschaffenheit ihrer Uebel nicht kennen, oder ihnen nicht abhelfen. Wo denn anders kann der erstorbene Patriotismus wieder aufleben, als in den Schulen und auf den Academien? Wer kann glauben, daß dieses große Werk, welches unter der bisherigen Aufsicht über Auferziehung, Schulen und Studien fast gänzlich versäumt ist, und nach welchem sich als nach einem Mittelpuncte der ganze Umfang aller zur irdischen Wohlfahrt gehörigen Aufsicht richten sollte, ohne gänzliche Umschaffung der Schulen und des Studienwesens könne zu Stande gebracht werden? Ihr Patrioten des menschlichen Geschlechts und der Staaten, könnt ihr die Zeichen der tödtlichen Schwindsucht an der öffentlichen Glückseligkeit nicht ungerührt sehen; müßt ihr euch der Millionen erbarmen, so erleichtert die Möglichkeit einer bürgerlichen Tugend, die Wiedergeburt der Liebe zum Vaterlande in dem Schooße der niedrigen und höhern Schulen, wo sie geschehen muß, und nach der bisherigen Verfassung nicht geschehen ist. **Ich weiß zwar, das Schulwesen sey in seiner itzigen Beschaffenheit nicht die einzige Ursache des fast allgemeinen Kaltsinnes für das öffentliche Beste an vielen Orten. Aber eine der wichtigsten Ursachen ist es doch. Dieses ist mir genug.**

Wie der Anwachs der Macht, der Bevölkerung und des Nationalreichthums auf eine solche Art befördert werden kann, daß die Summe der öffentlichen Glückseligkeit gemindert wird; so kann eben dieses auch mit der **Erweiterung der Künste und Wissenschaften** geschehen, erstlich, wenn zu viel Personen entweder ihr ganzes Leben, oder bis ins fünf und zwanzigste oder dreyßigste Jahr nichts anders thun, oder zu thun scheinen, als memoriren, hören, lesen, excerpiren, an der Schreibart künsteln, kritisiren, peroriren, disputiren, programmatisiren, promoviren, und nicht etwa aus hundert Büchern eines machen, welches oft sehr nützlich ist; sondern ein kurzes nützliches Buch durch hundert andere verdrängen, die weitläuftiger und gemeiniglich unnützer sind; zweytens, wenn eine solche falsche Polyhistorie, das ist, ein solcher Schein des Vielwissens eine Sitte der vornehmern und wichtigen Stände wird, daß sie zu eigentlichen Uebungen der Moralität, zur Angewöhnung der Tugenden keine Zeit übrig behalten; und drittens vornehmlich,

wenn die höhern und niedern Schulen alle Erfindung und allen Gebrauch moraliſcher Uebungen faſt gänzlich verſäumen, weil ſie den Zweck des Vielwiſſens, oder des Nichts-recht-wiſſens für nothwendiger halten, wobey ſie zu ſo kleinen Dingen, als die Uebungen der Tugend ſind, keine Zeit zu verlieren haben. Ich ſchweige von den Freyheiten der academiſchen Purſche, ungeſtrafter, als andre, wild und laſterhaft zu ſeyn, ehe ſie Prieſter, Richter und Aerzte werden. Kann wohl die offenbar nöthige Reformation in Beſtimmung der Anzahl der ſtudirenden Jugend in der bey ihnen aufs ſorgfältigſte einzuführenden Moralität, und in der Abſchaffung der offenbar unnützen und zeitkoſtenden Formalitäten, anders geſchehen, als durch eine gänzliche Umſchaffung aller öffentlichen Schul- und Studien-Anſtalten?

Die weiſe Aufrichtigkeit und Simplicität des Characters iſt die halbe Tugend. Der Geiſt der Formalitäten, der Verſtellung und der unnöthigen Künſteley macht in demſelben Maaſſe, als er anwächſt, die Bürger den Mitbürgern entweder ſchädlicher, oder unbrauchbarer. Wo ſind aber mehr offenbar unnütze Formalitäten, mehr reſpectable Lügen und Verſtellungen, als bey den öffentlichen Schulen und Academien? Ich will von den unleugbarſten anfangen. Wer kann itzt nicht für Geld und gute Worte promoviren, Doctor, Licentiat, Magiſter und Baccalaureus (ein den Zeiten ſeiner Erfindung angemeßner Mann) werden? Ich weiß die ärgerlichen Exempel bey Dutzenden. Und wenn dieſe Sache nur mit einer Unterſchrift abgethan wäre, wie bey Ertheilung andrer Titel! Aber, was werden unter dem Scheine der größten Ernſthaftigkeit, und alſo auf ſtrafbare Weiſe für erz-comiſche Comödien dabey geſpielt? Teſtimonium ohne Zeugniß! Examen ohne Unterſuchung! Autor, ohne zu wiſſen, wovon? Reſpondens ohne ſelbſt erfundene Antworten. Opponens ohne alle wirkliche Zweifel. Ein groſſer Hut im Hörſale. Ein Kuß ohne Ehrfurcht und Liebe. Ein Ring für alle Finger. Lobeserhebungen, die nicht einmal derjenige, der ſie empfängt, für wahr hält. Unſterbliche Dankſagungen für keine Wohlthaten. Wünſche, die dem Wünſcher gleichgültiger ſind, als die Regelmäßigkeit einer einzigen Locke ſeiner Perüque. Glockenläuten, Proceſſionen, zahlreiche Verſammlungen, Gratulationen, nichts bedeutende Carmina in allen Sprachen, koſtbare Schmäuſe und aller ſolcher Kleinigkeiten zu geſchweigen. Ich muß ernſthaft werden; öffentliche Gebete! in welchen man an nichts weniger, als dem majeſtätiſchen Gott denkt! Eide! Eide, die der Schwörer nicht verſteht, nicht halten kann, nicht halten will. Man bedenke alles dieſes! Wenn nur ein Drittel oder Viertel dieſer zeit- und geldkoſtenden Promotionen und Disputationen in ſich ſelbſt ſo comiſch und wegen des Betruges für den Menſchenfreund ſo traurig ſind, und wenn dem Unweſen nicht abgeholfen wird; was iſt denn überhaupt die reale Wichtigkeit des Ganzen, zu welchem Prinzen, Miniſter und Patrioten ganz ernſthaft eingeladen werden, und aus überflüſſiger Herablaſſung erſcheinen? Was iſt die Tändeley, womit der angeſehenſte Theil einer groſſen Stadt ſich einige Stunden beſchäftigt? Die Mode der Lügen, der Verſtellung, der Formalitäten, der mit dem Schein eines heiligen Eifers geſpielten Comödien und der leichtſinnigen Meineide, wenn ſie bey dieſen und andern Gelegenheiten reſpectabel iſt und bleibt, verdirbt den ganzen Nationalcharacter, die Tugend, die bürgerliche Glückſeligkeit. Ich laſſe einigen Kirchen ihre vielleicht ähnlichen Formalitäten. Sie können ſich auf die Einſicht ihrer Gewiſſen berufen. Aber öffentliche Promotionen und Schulübungen ſind unter bloſſer Staatsaufſicht.

Aber, ſpricht man, es ſind die Proben nöthig, ob die Männer, die man zu gewiſſen Geſchäften gebrauchen oder für fähig halten will, öffentlich reden und die Wahrheit vertheidigen können. Ich antworte, daß dieſes der wirkliche Zweck bey den Diſputationen und Promotionen nicht mehr ſey, oder ſehr ſelten. Wird denn der Doctorand abgewieſen, wenn er anſtatt zu declamiren ſtottert, liſpelt, ſtöhnt, oder ein ermüdendes Stückchen ſingt? Wird er abgewieſen, wenn er anſtatt die Geberde und Stellung eines guten Redners zu haben, krumgebückt ſein Exercitium verlieſt, ſich tactmäßig einwiegt, oder andere widerredneriſche Sitten ſehen läßt? Wird nicht der Herr Präſes und der Herr Reſpondens immer für die vortreffliche Auflöſung der Zweifel, und jeder Opponent für die Spitzfindigkeit derſelben gelobt, und dem Staate, der Kirche, und beinahe ſelbſt Gott Glück gewünſcht, daß ſie ſolche Männer in ihren Dienſten haben, oder haben können? Sind nicht alle dieſe Oratiunkeln und alle Carmina gratulatoria vorher fertig geſchrieben, oder gar gedruckt, ehe man den Ausgang der Sache weiß?

Ein Feſt, das alle Kinder in der Schule wiſſen, ſteht bevor. Es wird ernſthaft angekündigt, durch ein gelehrtes Programma, worinnen oftmals von nichts weniger, als von dem Feſt, ſondern etwa von varianten Lectionen, von den Bacchusluſtbarkeiten der Griechen oder von Ciceros Großmutter die Rede iſt, und welches ſich endigt mit einer ſich über ihren Zufall verwundernden Ermahnung, das heilige Feſt mit vieler Andacht zu feiern. Eine Abänderung der Univerſitäts-Regierung ſteht bevor! Programmata, Reden, Proceſſionen, Diſputationen, Schmäuſe, Abendmuſiken, Graſſationen der Purſche. Wovon wird bey dieſen Abänderungen oftmals programmatiſirt, oder peroriret? Von den eingeriſſenen Misbräuchen, von der Wichtigkeit der Tugend und Ordnung der Studirenden? Von den ernſthaften Vorſätzen, die man ſich in ſeinem neuen Amte faßt? Wenigſtens iſt dieſes ſelten die Hauptſache. Von codicibus manuscriptis, von der zur griechiſchen Sprache und zur bürgerlichen Wohlfahrt unentbehrlichen Sapypho, oder ihrem Freunde Anacreon, von der Unſchuld Socratis an der Knabenſchänderey, von den Melodien der Pythagoräer, ob Dionyſius von Syracus eine Prinzeſſin Tochter gehabt habe, welche mit einem Prinzen vermählt ſey, einem Stammvater der Familie des Attila, oder des americaniſchen Montezuma, welche uns gar nichts angingen, wenn wir keine auſſerordentlich gelehrte Geſchichtskundige ſeyn oder ſcheinen müßten! O ihr armen Zuhörer bey einem ſo tönenden Erze, oder bey einer ſo klingenden Schelle!

Verſammlet euch, Mäcenaten, und alles, was das Anſehn haben will, daß es die Sprachen aller Sprachen, die man unmöglich in zehn Jahren ex fundamento lernen kann, die lateiniſche Sprache, verſtehe. Es wird ein Profeſſor oder ein Schulrector eingeführt. Ihr wißt ſelbſt, für wie wichtig ich ſolche Aemter halte oder halten würde, wenn die ganze Verfaſſung dieſes Weſens nach dem Zwecke der öffentlichen Glückſeligkeit eingerichtet wäre. Ihr hört auch zuweilen bei ſolchen Solennitäten erbauliche Reden verſtändiger und gerührter Menſchenfreunde unter den Proto-gymnaſiarchen, Proto-ſcholarchen, Gymnaſiarchen, Scholarchen, Profeſſoren, Directoren, Rectoren. Denn es giebt Menſchenfreunde von allerley Namen. Aber nicht alle ſind es. Und nicht alle Reden gehören zur Sache, oder ſind erbaulich und für das Schulweſen patriotiſch. Was geht es aber uns Menſchenfreunde zu ſolchen Zeiten an, ob die ſamaritaniſche, hebräiſche oder die ſiebzig-dolmetſcheriſche Zeitrechnung die rechte ſey; was die Ophiten gelehrt haben; ob Pope den Homer gut überſetzt oder abgeändert habe; was das Urim und Thummim geweſen ſey; wie weit ſich das Arelatiſche oder Burgundiſche Reich erſtrecke; ob das heilige römiſche Reich in Deutſchland deswegen noch Prätenſionen an Frankreich habe; worinnen eigentlich die Lullianiſche Methode, von der wir voraus ſetzen, daß ſie nichts tauge, beſtanden ſey. — Ein Magnificus ſtirbt! Er ſey, wer er wolle. War er nicht Magnificus? Er muß durch Programmata, Orationen, Lebensbeſchreibungen, die früher als die Empfängniß anfangen, mit ſeinen Großvätern, Großmüttern, Tanten, Großtanten, Gemahlinnen, Brüdern, Schweſtern, todten und lebendigen Kindern, Werken, die er gemacht, oder zu machen ſich vorgeſetzt hat, mit ſeiner Studierſtube, mit ſeiner Nachtlampe, mit ſeinem zierlichen Bücherrepoſitorio, mit ſeiner gravitätiſchen Fettigkeit, oder mit ſeiner von Arbeiten und Sorgen zeugenden ſchwindſüchtigen Magerkeit, vermöge eines ſo lauten und langen Geſchreyes gelobt werden, daß die ſpäteſte Nachwelt wohl hören muß. Wenn dieſes Privatperſonen aus Zeitvertreib thun, das kann man nicht wehren. Aber dieſes Lob geſchieht auf Befehl, auf öffentliche Unkoſten, von andern Staatsbeamten, faſt im Namen des Staats, zum Ruhm eines jeden, der ſo heißt. Ihr Cenſoren der öffentlichen Sitte! Gebt ferner nur zu, daß mit Befehlen des öffentlichen Lobes immer geſpielt werde. Dann wird nur ein wahrer Chriſt, der allerſeltenſte Menſch, mühſame Verdienſte erreichen wollen. Die Verdienſte werden gar nicht mehr ſeyn, und ſie ſind ſchon ziemlich ſelten.

Alle öffentliche Lobeserhebungen der Mächtigen und Angeſehenen, dazu Zeit und Ort vorgeſchrieben iſt, und die ſchlechterdings nicht dürfen unterlaſſen werden, die nicht auf dem Felde der auſſerordentlichſten Verdienſte, ohne eine ihrentwegen geſchehene Veranſtaltung aufwachſen, ſind, was ſie ſind, Lügen, Schmeicheleyen, Zweydeutigkeiten, leere Töne, oder Wahrheiten, die der Veranſtaltung wegen verdächtig bleiben. Wohl dem öffentlichen Redner, der wenigſtens das Glück des erſten Umſtandes hat! Wohl dem Redner, der in jedem Falle befohlne Lobreden halten kann, ohne wider die Wahrheit zu loben; welcher ſich aus den Lobeserhebungen zu rechter Zeit in Wünſche, in Prophezeyungen, in guten Rath, in herrliche Exempel (u. ſ. w.) unvermerkt fortſchleichen kann! Haſſan, ein arabiſcher Prinz, wo ich nicht irre, im dreyzehnten Jahrhunderte, fand, daß der Tag ſeiner Beſchneidung auf Verordnung aller Baſſen in den Hörſälen der Profeſſoren mußte mit Lobreden und Hymnen gefeyret werden, und daß dieſe Gewohnheit von ſeinen Vorfahren aus andern Familien, unter welchen er ſelbſt einige für ſehr mittelmäßige Fürſten hielt, fortgepflanzet war. Er ſelbſt war ein vortrefflicher Herr, und liebte ſein Volk; er hielt ein Journal ſeiner von ihm ſelbſt entſchiedenen Regierungsgeſchäfte, ſeiner Verordnungen und Inſtructionen, ſeines perſönlichen und ſeines patriotiſchen Aufwandes, ſei-

ner Lectüre und seiner eigenen häuslichen Sorgfalt, in seinem Nachfolger einen bessern Emir zu erziehen, als er selbst war. Er verbot alle Lobreden und Hymnen; aber er wollte, daß an dem jährlichen Feste des Vaterlandes eine Abschrift dieses Journals oder ein Auszug aus demselben sollte öffentlich vorgelesen, und ein Lied nach morgenländischer Weise gesungen werden, daß ihm Gott seine Sünden vergeben, daß er das Fehlerhafte in ihm ausrotten, das Gute vermehren und bestärken, die Verführer von seinem Hofe entfernen, den Patrioten Geduld mit seinen Schwachheiten verleihen und seinen Sohn zu einem noch bessern Emir, als ihn selbst, machen wolle. Diesem Emir hielt das ganze Volk täglich Lobreden, mit einem Jubelgeschrey, Vater Hassan lebe, Vater Hassan lebe. Seine Weisheit ist durchdringend, wie die Sonne; seine Güte lieblicher, wie der Mond, wenn er das ruhig wallende Meer versilbert. Jede Stunde seines Lebens ist uns ein Stern, welcher Gutes verkündigt. Man kennet die orientalische Schreibart und den Aberglauben von dem Einflusse der Sterne. Die Wahrheit meiner Geschichte könnte ich mit hundert Citationen erhärten und mit sehr gelehrten Anmerkungen erläutern.

Ich will laconisch seyn, und muß doch so asiatisch aufschweifen? Dies ist eine moralische Wassersucht vieler Gelehrten und Professoren, wovon ich mich selbst nicht ganz heilen kann. Ich habe die Universalhistorie bey Schurzfleisch dem Zweiten, einem sehr großen Manne, hören wollen. Alles war angenehm, und, als einzelne Gedanken, des Druckes werth. Aber nichts war eine Universalhisterie. Er benannte nur alles mit diesem Namen, was er in zehn Jahren Schönes und Gutes gesagt hatte. Weniger konnte er nicht haben, das große Werk zu vollbringen. Was jemand mit Wohlgefallen seiner Privatstube als ein Privatlehrer thun will, das kann niemand, wenn es nicht unmoralisch ist, mit Recht hindern. Aber in Schulen des Staats muß Ordnung und Maaße seyn. Unter tausend Ausschweifern ist kein Schurzfleisch. Punctilius ist es nicht, der die D — — in eben so vielen Jahren unmöglich zu Ende erklären kann; nicht Justus Romanus, der die römischen Antiquitäten so hoch schätzt, daß er die Lehre davon in seinem Leben nicht endiget, und es bedauert, daß seine Schüler im Mutterleibe dieses Studium nicht anfangen, und in dem dunkeln Grabe nicht fortsetzen können. Doch muß man zu Ehren unserer Zeit sagen, daß diesem Unwesen an den meisten Orten durch Verordnungen gesteuert sey. Nur bedaure ich, daß solche Sammlungen von Erkenntnissen, die von Natur als Eins zusammen gehören, in verschiedene Wissenschaften, Vorlesungen und Professionen höchst wunderbar aus einander gezerrt sind. Alsdann sieht man jede abgerissene Erkenntniß durch ein Vergrößerungs-Glas an, und ruft aus: O wie groß, mannigfaltig und unerschöpflich ist diese neue Ologie. Nun muß eine neue Profession dafür errichtet, besonders Geld dafür bezahlt werden. Nun wird von dem Ursprunge und der Geschichte dieser neuen Wissenschaft geschrieben und disputirt. Auch bedaure ich, daß mir wenigstens keine solche Ordnung der Academischen Wissenschaften bekannt ist, welche von einer Anzahl rechtschaffener und gelehrter Menschenfreunde zum Besten der Jugend vorgeschrieben oder angerathen und in Ansehn gekommen wäre. Zu mir, zu mir, ihr Herren, ruft fast jeder Professor. Meiner Wissenschaft kann Niemand entbehren, der auf Vernunft und Gelehrsamkeit Anspruch machen will. Man kann nicht zu früh damit anfangen, nicht zu spät damit endigen. Wie wenig ist es, meine güldne Wissenschaft nur ein einzig Mal zu hören? Decies repetita placebit. Und wo dieses nicht häufig geschieht, da müssen die Professorate reiche Pfründen, und die Vorlesung keine besonders bezahlte Arbeit seyn. Anderswo ist fast nirgends Freundschaft, Hochachtung und Vertrauen unter denen, die Muster der vernünftigsten Sitten seyn sollten. Ein jeder auf seine Art sucht nur seinen Hörsaal zu bevölkern, der eine durch eine versprechende Hofmiene, der zweyte als ein Großprahler von einer andern Art, der dritte durch Kopfhängerey, der vierte durch Lästerung seiner Rivalen, der fünfte durch die unanständigsten Zoten bey Gelegenheit der ernsthaftesten Wissenschaften, der sechste durch eine ausgelernte pursch'öse Beredsamkeit (u. s. w.). An Orten, wo die Besoldungen nicht unmäßig klein, der Lehrer nicht zu viel, der Zuhörer nicht zu wenig sind, mag es erträglich seyn. Aber wie viele vom Staate unterhaltene Studienstiftungen sind nicht jetzund, wo auf jeden Lehrer zwey und ein Achtel, ein und ein Viertel, oder sieben Neuntel Zuhörer gerechnet werden können? Das währt zwanzig, dreyßig und hundert Jahre. Es wird nicht besser. Was kann ein rechtschaffner Mann, ein Aufseher dabey thun? Er selbst kann nichts erhebliches ändern. Die gründlichen Vorschläge zur Cur solcher immer in den letzten Zügen ächzender Körper müßten zuweilen weitläuftig seyn, lange überlegt und mehrmalen abgeändert werden, die Vorsteher müßten — die Lehrer müßten — die Bürger müßten — die Oerter müßten — die Verordnungen müßten — die Beförderungen müßten. Dies könnte, jenes könnte, das Dritte könnte. Wer soll alles das Müssen und Können untersuchen? An dem Orte, wovon jedesmal die Rede ist, wird man sich niemals darüber einig werden. Unterdessen sagt ein jeder vielleicht etwas Gutes wider die Meinung des Andern. Wo ist die Zeit, wo ist das Ansehn zu solchen fast jährlich in großen Staaten irgendwo nöthigen Untersuchungen und Reformationen, die im ganzen für die öffentliche Wohlfarth wichtig genug sind?

Das vorgängige Examen der academischen Bürger ist wenigstens auf einigen Universitäten und Gymnasien nichts, als eine geldkostende Formalität, und das an Eidesstatt gegebene Purschenversprechen, nach den Gesetzen zu leben, nichts als ein Spiel mit dem Namen Gottes. Ich rede aus allerley Art von Erfahrung. Ich mußte eidpflichtig versprechen, in L*** auf kein Caffeehaus zu gehen, denn es stund in den alten akademischen Gesetzen, deren Abänderung, wenn gleich die Umstände sich ändern, der Mühe nicht werth ist. Und doch sahen meine Professoren und ich uns wöchentlich auf mehr als einem Caffeehause, beyde mit guten Gewissen. Solche Spiele mit Gesetzen und eidlichen Versprechungen sind so häufig, und die bürgerliche Tugend ist auch dadurch schon so verdorben, daß sie kaum mehr schaden können, als schon geschehen ist.

In einem wohl eingerichteten Staate sollte kein Mensch leben, von dem es nicht von Zeit zu Zeit untersucht würde, ob er vermittelst des Hauptgeschäfts, das er wirklich treibt, oder zu treiben vorgiebt, dem gemeinen Besten mehr zur Last oder mehr zum wahren Vortheile lebe. Von Landarbeitern, Handwerkern, Künstlern und Kaufleuten ist diese Frage leicht zu beantworten, weil die Sache in die Augen fällt. Aber diejenigen, die in dem Stande der Gelehrten dem gemeinen Besten entweder wirklich, oder dem Scheine nach dienen, sollten billig sowohl unter einer ganz besondern Vorsorge, als auch unter einer ganz besondern Aufsicht des Staates stehen. 1) die Zahl derselben muß nach dem Bedürfnisse des Staates und der Zeiten bestimmt seyn. 2) Vor dem funfzehnten oder sechszehnten Jahre kann schwerlich gesehen werden, ob in einem Jünglinge eine natürliche und solche Bestimmung zu diesem Stande da sey, daß der Staat wahrscheinlich hoffen könne, diese bürgerlichen Kräfte durch Anweisung zu diesem Stande nicht vergeblich zu verlieren, und einen solchen Menschen nicht zur unnützen Last zu machen. Also sollte die Erziehung und der öffentliche Unterricht vor dem sechszehnten Jahre billig so beschaffen seyn, daß keiner, der allenfalls den Studien gewidmet ist, zu einem andern bürgerlichen Geschäfte ungeschickt geworden wäre. 3) Es sollte keinem erlaubt seyn, die Absicht des Studirens ohne Wahl einer andern Lebensart fortzusetzen, wo er nicht wahrscheinlicher Weise Vermögen genug hätte, als ein mittelmäßig angesehener Bürger zu leben. Wird aber unter den Aermeren ein außerordentliches Genie entdeckt; so muß, daß ich so rede, der Staat ihn an Statt eines besondern Sohnes annehmen, wofür dieser Client sich gleichfalls einer besonders genauen Direction des Vaterlandes unterwerfen müßte. Denn die Menge ungeschickter und besonders armer Gelehrten ist eine der größten Hindernisse der öffentlichen Glückseligkeit. Soll der Stand der Gelehrten dem Ganzen wahren Nutzen schaffen, so müssen diejenigen, welche in demselben sind, eine vorzügliche Ehrwürdigkeit besitzen, und ein mit demselben übereinkommendes äußerlich Schicksal haben. Ueberdies ist keine elendere Creatur, als ein dürftiger Gelehrter, der seinen Stand nicht lieben kann. Er denkt und empfindet sein Elend mehr, als Andre, die auch elend sind, und kann sich viel weniger durch solche Mittel, die er selbst billigen darf, heraus helfen. Nach guter Einrichtung möchte vielleicht der vierte Theil der heutigen Gelehrten in jedem Staate nicht nur zureichen, sondern auch die Zwecke dieses Standes in weit höherm Grade erfüllen. Denn ich setze voraus, daß die mittlern Stände der Bürger ohne gelehrte Studien besser, als jetzund geschieht, können unterrichtet werden. 4) Da aber der Gegenstand der Kirchengesellschaften in Sachen des Gewissens besteht, über welche die Majestät keine andere Obermacht hat, als dahin zu sehen, daß nichts wider die allgemeine bürgerliche Tugend und wesentliche Theile des allgemeinen Besten geschehe; so hat jede Kirchengesellschaft ein Recht, so viele freywillige Personen, als sie will, zu ihren Kirchenämtern zu bestimmen und zu erziehen, und als Candidaten derselben anzusehen; obgleich dem Staate allerdings die Aufsicht obliget, daß diese Gesellschaften auch für den Unterhalt ihrer wirklichen oder bestimmten Lehrer und Diener so sorgen, daß das allgemeine Beste von ihrer Menge und Armuth nichts zu befürchten habe. Ehe solche allgemeine Vorschläge practisch werden, erfordern sie so viele umständliche Untersu-

chungen, welche kein vernünftiger Autor zu einer ſolchen Zeit, in welcher man noch faſt gar keine Hoffnung des wirklichen Gebrauchs hat, mit Verluſt ſeiner Zeit und Arbeit vergeblich anſtellen wird.

Die Unterſcheidung der öffentlichen und nicht öffentlichen Schulen iſt ſehr weſentlich. Die öffentlichen müſſen für die Bürger und Einwohner eine Staatswohlthat, aber kein Zwang ſeyn. Die Erziehung und der Unterricht im Hauſe und in Privatſchulen muß frey ſtehen. Man würde ſonſt die menſchliche Freyheit, und zwar in Gewiſſensſachen, auf eine nicht nur unnöthige, ſondern auch ſchädliche Art einſchränken. Ueber die Erziehung und Unterweiſung im väterlichen Hauſe kann ſchwerlich eine beſondere Staatsaufſicht ausgeübt werden. Aber weil der Stand der Gelehrten ein öffentlicher Stand, und gleichſam eine Würde im Staate ſeyn muß; ſo folgt natürlicher Weiſe, daß die im Hauſe und nur in Privatſchulen unterrichteten jungen Bürger dieſe Würde nicht erlangen, wenn ſie nicht durch öffentliche Prüfungen nachmals dazu legitimirt werden. Ferner iſt es der erwünſchten Ordnung zuwider, daß zahlreiche Privatſchulen ohne vorgängige Anzeige vor der Obrigkeit gehalten werden. Denn der Staat muß unterſuchen, ob ein Kinderlehrer eine moraliſch-unſchuldige Religion habe, welche die Lehre von Tugend und Laſtern, von einem vergeltenden Richter nach dem Tode und von der Pflicht des Gehorſams gegen die Majeſtät und ihre Geſetze als weſentliche Theile in ſich faſſe. Wider dieſe Staats-Religion kann kein Unterricht ohne Verderben des Volks geduldet werden, da nicht einmal jemand ohne Wiſſenſchaft und Bekenntniß derſelben des Bürgerrechts in einem weislich regierten Staate für fähig erklärt werden kann. Auch müſſen die Privatſchulen den moraliſchen Viſitatoren, die der Staat dazu beſtellt, zur Unterſuchung offen ſtehen, ob etwas Erhebliches wider die Geſundheit und wider die nöthigen guten Angewöhnungen zu einem gemeinnützigen Leben daſelbſt geſchehe, wovon ich das Gegentheil von allen öffentlichen Staatsſchulen als bekannt, oder als unentbehrlich hier vorausſetze. Aber daß einzelne Prieſter, oder ein Collegium derſelben ein Recht haben ſollte, Schulen, worein die Eltern ihre Kinder freywillig ſenden, wegen anderer Paraderie rechtskräftig zu verbieten, da ſolche Prieſter doch in Anſehung ſolcher Eltern eben ſo wohl parador ſind, als dieſe in Anſehung jener, indem die Paraderie relativ iſt; dieſes äußerliche oder blos ſcheinbare Recht der Geiſtlichen, ſage ich, gehört ganz offenbar zur unchriſtlichen Intoleranz, welche, Gott ſey Dank, an vielen Orten ſchon ſehr geſchwächt iſt, und innerhalb hundert Jahren mehr lächerlich werden, als furchtbar bleiben wird. Unterdeſſen aber behält die Geſellſchaft der Kirche das Recht, Schulen, die von ihren Lehren abweichen, oder deren Uebereinſtimmung damit ihnen nicht bekannt iſt, für unkatholiſch, ungriechiſch, unlutheriſch, unreformirt, unarminianiſch, unſocinianiſch u. ſ. w. zu erklären, und nur die ihrigen dem Gewiſſen ihrer Mitglieder anzupreiſen.

Eine Nation müßte ſo gebeſſert ſeyn, als ſie faſt niemals wird, wenn niedrige und hohe Staatsſchulen, das iſt ſolche, die von dem Staate unterhalten werden, und unter ganz beſonderer Aufſicht derſelben ſtehen, unentbehrlich ſeyn ſollten. Ob nun gleich dieſelbigen kein Zwangrecht haben dürfen, ſo iſt es dennoch nicht unbillig, ſondern vielleicht nothwendig, wofern die Staatsſchulen im guten Stande ſind, daß verordnet werde, zu welchen Aemtern niemand als ein ſolcher, der daſelbſt erzogen und unterrichtet wäre, zugelaſſen werden, oder daß er im Falle einer nöthigen Ausnahme zum Vortheile der Staatsſchule ein Gewiſſes bezahlen ſollte.

Da ſolche öffentliche Schulen auf allgemeine Koſten der Reiche und Provinzen unterhalten werden, wozu in einem Lande, welches verſchiedene Religionsverwandte hat, ein jeder Einwohner etwas beyträgt: ſo iſt es auch billig, daß dieſe Wohlthat für einen jeden Bürger allgemein ſey, und daß der Religion oder Kirche halber keine Kinder von dem Genuſſe derſelben ausgeſchloſſen werden. Dieſes iſt auch daraus erweislich, weil der Staat von allen ſeinen Kindern gleiche Treue oder gleichen Patriotismus fodert, oder zu fodern das Recht hat; und alſo in allen Staatshandlungen unpartheyiſch ſeyn muß. Nun iſt es zwar weder möglich noch nützlich, daß es in den Staatsſchulen an dem Unterrichte in der Religion der zahlreichſten Kirche fehle, welche die Landesreligion genannt wird. Aber nach der ſtrengſten Billigkeit muß es erlaubt ſeyn, daß die Eltern der diſſidentiſchen Religionen und Kirchen nach ihren Gewiſſen ihre Kinder dieſes Unterrichts nicht genieſſen laſſen, und daß ſie dennoch nicht gänzlich des Vortheils beraubt werden, die Ihrigen zu Erlernung der bloßen weltlichen Wiſſenſchaften hineinzuſchicken. Zu dieſem Ende müßte der Unterricht von der Art ſeyn, daß bey Gelegenheit der weltlichen Wiſſenſchaften von den Lehrern und in den Lehrbüchern keine Vorausſetzung von der Falſchheit oder Wahrheit irgend einer unter den zuſammen wohnenden Religionen vorkäme, vielweniger eine Feindſchaft gegen irgend eine bezeuget würde. Kann man denn nicht die Sprachen, die Rhetorik, die ganze Philoſophie, die Mathematik und die Moral ſchriftlich und mündlich ſo vortragen, daß keine Entſcheidung wider Katholiken, Griechen, Lutheraner, Reformirte, Arminianer und Socinianer gegeben werde? In Anſehung der Staatslehre und der Hiſtorie ſcheint es ſchwer. Doch nach meiner Meinung darf in höhern und niedrigen Schulen nur derjenige Grund dieſer Wiſſenſchaft gelegt werden, bey welchem es ebenfalls noch möglich iſt, ſich der unverträgſamen Anzüglichkeit gegen alle Religionsverwandte zu enthalten. Die Kenntniß der berühmten Schriftſteller iſt dabey das vornehmſte. Ein jeder mag durch Hülfe derſelben nach den Schuljahren denjenigen Theil dieſes Studii weiter fortſetzen, der ſeinen Abſichten am gemäßeſten iſt, und in Leſung der ihm bekannt gewordenen Bücher nach ſeinem Gewiſſen verfahren. Die Erleuchtung und Brauchbarkeit aller Einwohner des Landes, von welcher Religion ſie auch ſeyn möchten, würde dadurch allgemeiner werden, und die Wahrheit, auf welcher Seite ſie auch ſeyn mag, durch eine ſolche Methode der Staatsſchulen mehr gewinnen, als es in der Welt geſchehen kann, ſo lange ein jeder Staat ſeine öffentlichen Schulen beordert, die zarteſten Kinder von jedem Satze der Landesreligion und von jedem Greuel des Gegentheils weit eher zu überreden, als ſie des Urtheils oder der Ueberzeugung fähig werden. Es hätte auch ſelbſt die zahlreichſte Kirche kein Recht, ſich über eine ſolche gemeinnützige Methode der Staatsſchulen zu beſchweren, indem nicht nur dieſer beſondern Religion abgetheilte Stunden gewidmet wären, ſondern auch die Kirchengeſellſchaft das Recht und die Pflicht behielte, die Ihrigen vor Aufnahme in die Kirchengemeinſchaft zur Entſcheidung aller ſolcher Puncte genug zu unterrichten, welche ſie in den Staatsſchulen etwa nicht genug nach der Wahrheit oder der angenommenen Meynung von der Wahrheit zu entſcheiden möchten angewohnt ſeyn. Der Staat und das Lehramt in der Religion, die Handlungen dieſes und die Handlungen jenes, ſind zwar in einem Lande verſammen; aber von ganz verſchiedenem Zwecke, von ganz verſchiedener Natur. Die Kirche ſucht die Religion zu befördern in ihrer ganzen Ausdehnung, ſo fern ſie für wahr gehalten wird; aber ſie darf es nur thun durch überredende oder überzeugende Gründe oder Vorſtellungen, ohne Befehl, Zwang und Strafe. Der Staat hat die irdiſche Wohlfarth der Einwohner zum Zwecke, welche er im nöthigen Falle auch durch Geſetze und Zwang befördert. Sein vorzüglichſtes Mittel iſt die Ausbreitung der bürgerlichen Tugend. Er ſieht ein, daß dieſe Tugend durch Erkenntniß der Wahrheit von einem richtenden Vergelter unſterblicher Seelen ſehr geſichert werde. Alſo hat der Staat ſowohl Recht als Pflicht, dieſe Erkenntniß auch durch Staatshandlungen zu befördern, und einen gefährlichen Widerſpruch dawider zu verhindern. Könnte ein Staat jemals auf die falſche Meynung gerathen, daß dieſe Wahrheit von einem künftigen Vergelter der Tugenden und der Laſter ſich bloß durch die Gründe aus der Wahrſcheinlichkeit und aus der Glaubenspflicht, welche die ſich ſelbſt gelaſſene Vernunft den Nachdenkenden andeut, wider die Macht der Zweifel und Einwürfe, ohne Annahme einer Offenbarung, ſchützen könnte: ſo wäre es nicht zu läugnen, daß der Staat nur zur Beförderung dieſer natürlichen Religion eine geſetzgebende Autorität zu gebrauchen berechtigt wäre. Allein, da unter tauſend Seelen nicht eine ſeyn kann, in welcher die Vernunft dieſe zur bürgerlichen Tugend zureichende Wirkung hätte; ſo iſt der Staat auch berechtiget, dahin zu ſehen, daß in einem jugendlichen Unterrichte der Bürger dieſe geoffenbarte Lehre auch als geoffenbart erkannt werde. Alle andere Rechtgläubigkeit aber iſt dem Staate als Staate gleichgültig, weil jene die guten Wirkungen der Geſetzgebung nicht befördert, und dieſe ſie nicht hindert. Denn zur Ausbreitung des ganzen Umfangs der Religionswahrheiten iſt die Kirche eine von dem Staate verſchiedene Geſellſchaft. Solche Lehrſätze, die man noch lange Zeit nicht glauben wird, habe ich in andern Schriften mehr erläutert und bewieſen. Hier erwähne ich derſelben nur im Vorbeygehen, weil ſie in die Methoden der Schulen, die der Staat auf gemeine Koſten erhält, einen Einfluß haben.

Das Staatsbeſte iſt die allgemeine Wohlfarth der Einwohner; dieſe fällt und ſteigt mit der bürgerlichen Tugend; die Erziehung und der Unterricht, vornehmlich in öffentlichen Schulen, iſt entweder das vorzüglichſte Hülfsmittel, oder das vorzüglichſte Hinderniß dieſes höchſten Staatszwecks, die bürgerliche Tugend zu befördern. Was kann man von der öffentlichen Glückſeligkeit alſo denken, wenn man faſt allenthalben das Weſen der Schulen und Studien in dem äußerſten Verfalle ſieht? Alles, was zur öffentlichen Wohlfarth gepflanzt iſt, muß beſtändig im Werden bleiben, aufblühen, wachſen, Früchte tragen; niemals verwelken, verdorren, oder verfaulen. Beſſer iſt es, das Unnütze umhauen. Die Säfte, die es aus der Erde zog, ſind koſtbar. Die Stelle muß gebraucht

werden. Der Staat muß allen Familien ein Exempel der beſtändigen Lebhaftigkeit und Ordnung in allen Geſchäften ſeyn. Aber wie manche Univerſität? — wie manches Gymnaſium? — wie manche Schule? Große Gebäude, welche Wüſteneyen werden, Stipendien und Wohlthaten, ohne daß eine zureichende Zahl da iſt, die ſie verlangen! Eine erſtaunliche Menge ekelhafter Verbalerkenntniß, ohne Realität! Eine Ordnung der Schulwiſſenſchaften und Studien, bey deren Beſtimmung weder Unterſchied der künftigen Lebensart der Kinder, noch die Möglichkeit in dem fortſchreitenden Anbau des menſchlichen Verſtandes zu Rathe gezogen iſt! Warum ſind oder heiſſen alle öffentliche Schulen der Städte lateiniſche Schulen! Was hilft dem künftigen Tiſchler oder Maurer ſein Vocabelbuch, ſein Donat, ſein lateiniſcher Catechismus! ſein Vorrath von lateiniſchen Sentenzen! ſein Miltiades! ſeine Briefe eines römiſchen Bürgermeiſters; alle Zeit, die er dabei verloren, alles Elend, das er dabei ausgeſtanden hat? Ich ſchreibe als ein Augenzeuge höchſt berühmter Schulen. Der einen lateiniſchen Schriftſteller einigermaßen verſteht, und mit Mühe zur Noth ſo ſchreiben kann, daß er ohne Ekel andern verſtändlich bleibt; kann ſich der wohl rühmen, wenn er alle dazu verwandte Zeit zuſammen rechnet, daß er es in ſieben oder zehn ganzen und den wichtigſten Lebensjahren gelernt habe? Die faſt allgemeinen Mängel des Schulweſens ſind unzählbar. Nirgends iſt eine ſo feſte Anlage zur wahren Tugend und zum Patriotismus, als ſie ſeyn ſollte, und auch möglich iſt. Die Tugend der Keuſchheit iſt z. E. eine der wichtigſten. Dieſelbe iſt, wie ich aus vielen eingeholten Erfahrungen weiß, nicht ſelten in öffentlichen Schulen der ſchlimmſten und unnatürlichſten Gefahr*) ausgeſetzt, in einem Alter, da viele, ohne faſt zu wiſſen, daß es Sünde ſey, ſo ſündigen lernen, daß, wenn ſie ſich auch beſſern, dennoch weder der Leib noch die Seele jemals wieder zu der Stärke und Glückſeligkeit der Unſchuld gelangen kann. Ich weiß, wie ſchwer dieſes zu vermeiden iſt. Aber deſto mehr ſollte über alle Mittel berathſchlagt werden, ob vielleicht tüchtigere zu finden wären, als die man itzo weiß. Denn die Sache iſt für das ganze menſchliche Geſchlecht höchſt wichtig. Kurz, das Schulweſen muß eine Zeitlang einigen der ehrwürdigſten und angeſehenſten Menſchenfreunde der Gegenſtand ihrer wichtigſten Ueberlegungen werden. Das Ausſuchen vieler vorigen und gegenwärtigen Erfahrungen; die Prüfung vieler merkwürdigen Vorſchläge und eine Menge von unſchädlichen Verſuchen iſt nöthig, um das Schulweſen zu derjenigen Vollkommenheit zu bringen, welcher dieſes Weltalter nicht entbehren kann, ohne immer unglücklicher zu werden. Es iſt gar keine Proportion mehr auf der einen Seite, zwiſchen den zufällig entſtandenen Einſichten und neuen Uebeln, und auf der andern Seite, zwiſchen dem Werthe des öffentlichen Schulweſens und den Gegenmitteln, welche man wider die Uebel erfindet. Wäre auch vormals das Schulweſen ſchlechter beſtellt geweſen, als jetzund, ſo konnten doch die blindern und folgſamen Zeiten es beſſer ertragen als die unſrigen. Sie konnten, wollten und durften die Schulen, Schulmänner und Schulbücher nicht ſo verachten, wie jetzund von vielen geſchieht, und bis große Verbeſſerungen erfolgt, ohnfehlbar geſchehen muß. Eine zufällige Lectüre und Uebung giebt jetzund Vielen mehr Einſicht, als man in den meiſten niedrigen und hohen Schulen erlangen kann. Zum Unglück aber iſt dieſe Einſicht nichts Ganzes, nichts Zuſammenhangendes, nichts den Ständen der Leſer Angemeſſenes, nichts mit dem jugendlichen Unterrichte Harmonirendes, und nicht von einer ſolchen Art, daß es die Bürger in den Häuſern tugendhafter, und in Staatshandlungen patriotiſcher machen ſollte. Unterdeſſen, wenn man mit ſolcher oder auch mit moraliſcher Einſicht in ſeine Schuljahre zurück denkt, oder das Schulweſen anſchauet, ſo kann man ſich des traurigen Urtheils nicht enthalten, daß in dem Schulweſen noch die Vernunft oder der Geſchmack der barbariſchen Jahrhunderte herrſche; daß ſehr viel Unnöthiges daſelbſt gelernt, und ſehr viel Nöthiges verſäumt werde; daß die meiſten Methoden in Schneckenlinien fortſchreiten, und daß zu vielen Geſchäften, wozu man Gelehrte, das iſt, ſolche verlangt, die auch auf Univerſitäten geweſen ſind, mancher weit geſchickter wäre, wenn er nicht ſtudirt, ſondern einer andern Anführung zu ſolchen Geſchäften genoſſen hätte. Auf ſolche Weiſe muß das Schulweſen noch mehr in Verachtung kommen, als es ſeiner wahren Mängel wegen billig iſt. Die Eltern können ſich der nachtheiligen Reden davon in Gegenwart ihrer Kinder ſchwerlich enthalten. Sie ſuchen entweder andere Mittel, oder wenn ſie ihnen noch öffentliche Schulen, Gymnaſien und Academien anrathen, ſo hat doch die Critick der Eltern über die großen Mängel derſelben eine ſolche Wirkung auf die Gemüther der Jugend, daß ihr auch dadurch dieſe Stiftungen noch unnützer werden. Iſt es nicht bey mancher Perſon eine ſehr ſchlechte Empfehlung, ein Gelehrter, ein Schulmann, ein Profeſſor zu ſeyn? Wie kann ein ſolcher Mann, heißt es zuweilen, einen practiſchen Verſtand haben? Und dies iſt doch nicht vielmehr als die geſunde Vernunft und Reflexion über die Erfahrung. Wenn dieſes kränkende Urtheil oftmals wahr iſt; ſo hat man deſto mehr Urſache, über die Disproportion des Studienweſens und der zufälligen Einſicht unſers Jahrhunderts zu klagen, und alſo alle Menſchenfreunde und Patrioten um Rath und Hülfe bei dieſer Gefahr der öffentlichen Wohlfarth anzurufen. Wenn das Studienweſen im guten Stande ſeyn wird, ſo muß die geendigte Laufbahn der Studentenjahre ordentlicher Weiſe ein gutes Vorurtheil für jemandes vorzügliche Einſicht, Tugend und Brauchbarkeit erwecken; ſo muß man keinen Schulman ſehn, und ohne ſtarke Vermuthung, daß es ein erfahrner, geſitteter und beredter Mann ſey, der die Menſchen eben ſo gut kennt, als ein Hofmann; ſo müſſen die Profeſſorate Belohnungen der verdienteſten Schulmänner werden, und ein niemals oder ſelten falſches Zeugniß von vorzüglichen Talenten und Tugenden ſeyn.

Wie weit ſind wir von dieſer Vollkommenheit entfernt? Wie wichtig wäre es, wenn wir uns ihr näherten? Wie kann aber dieſes geſchehen, ohne eine vieljährige Ueberlegung eines dazu verordneten Collegiums? Ohne Vorſätze, welche nur die Majeſtät ausführen kann? Ohne gänzliche Umſchaffung des Studienweſens? Ohne ein dazu eingerichtetes Seminarium künftiger Schulmänner? Wie kann dazu der Anfang gemacht werden, wenn nicht zuvor mit nöthiger Veranſtaltung verſucht wird, ob es nach Vereinigung einiger Männer möglich ſey, eine wirklich gute Schulbibliothek zu ſchreiben, das iſt eine ordentliche Folge von nützlichen Schulbüchern, welche einförmig zu dem wichtigen Zwecke fortſchritte; welche von dem Alphabete des menſchlichen Verſtandes anfinge; welche die zu allen Ständen nöthigen Erkenntniſſe zu erſt feſtſetzte, alsdann zur Unterweiſung der mittlern Bürger Gelegenheit gäbe, und ſich mit den Gründen der Wiſſenſchaften eines Studirenden endigte; in welcher jeder vorhergehende Theil den folgenden erleichterte, welche die Verbalerkenntniß nicht zur Hauptſache machte; welche die Streitigkeiten der Kirchen nicht in den allgemeinen Schulen anfeuerten, welche auf eine vernünftige Art die Proportion der Wiſſenſchaften träfe; welche diejenigen Erkenntniſſe, die mit Schaden zerſtreuet ſind, vereinigte; welche mit allem Fleiße nach dem Bedürfniſſe unſrer Zeiten eingerichtet wäre; welche ſowohl der ſchädlichen Armuth, als der geitzigen Polyhiſtorie in den Wiſſenſchaften widerſtünde; welche zur möglichen Praxis jeder Kenntniß Gelegenheit gäbe; kurz, welche ſo beſchaffen wäre, daß ich mir nur getraue, zu einem verbeſſerlichen Verſuche etwas Weniges beizutragen, wenn ich Mitarbeiter und andere zureichende Hülfe ſollte erlangen können. Nöthig, höchſt nöthig, iſt ein ſolches Werk. Denn durch Verordnungen iſt wenig ausgerichtet. Wo ſind die Männer, die etwas Beſſeres ausüben wollen oder können, ehe ſie in Seminarien dazu erzogen werden? Hat ein G***, ungeachtet der Befehle ſeines Hofes, die Schulmethode dortiger Gegend mit einiger Allgemeinheit verbeſſern können? Kann ein ſolch Seminarium anfangen, ehe eine nützliche Schulbibliothek da iſt? Und ich frage keineswegs, wo ſie denn ſey; ſondern ich will weit weniger fragen: wo iſt in einer einzigen Wiſſenſchaft das erſte, zweyte und dritte auf einander folgende Schulbuch, welches nicht nach dem Maaße der jetzigen Einſicht die verkehrteſten Methoden hätte? Die Religion überlaſſe ich den Kirchen, ich frage nur von weltlichen Wiſſenſchaften; und nehme allenfalls noch die Mathematik aus, wo die Natur der Sachen die Schriftſteller ſchon zur Ordnung gezwungen hat. Aber in der Schulmoral? — in den Sprachen? — in hiſtoriſchen Wiſſenſchaften? — in der erſten Bildung des Geſchmacks? u. ſ. w. Wenn man der Natur der Menſchen und der Dinge folgen will, wie wenig hilft uns dann noch die beſte Chreſtomathie, um eine beſſere zu verſuchen? Doch muß ich mit Danke im Namen Vieler geſtehen, daß des Herrn D. Büſching's liber latinus das noch nie erhörte Verdienſte habe, ein ſolch lateiniſch Buch zu ſeyn, welches keine Zeile enthält, deſſen Realinhalt nicht den Kräften und dem Nutzen des Alters, dem es beſtimmt iſt, angemeſſen wäre. Aber wie ſehr wäre die Möglichkeit zu wünſchen, daß ein ſolches Buch eben ſowohl mit den leichteſten Redensarten und Conſtructionen anfangen, als mit jedem Blatte oder Bogen durch die höhern Grade der nöthigen Schwierigkeiten fortſchreiten könnte?

*) M. ſ. in Bahrdt's Selbſtbiographie Th. I. die Schilderung von Schulpforta.

Ludwig Friedrich Otto Baumgarten-Crusius,

Dr. und Professor der Theologie, geheimer Kirchenrath, Ritter des großherzoglich-sächsischen Falkenordens, zu Jena, ward im Jahre 1788 zu Merseburg geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung dort und auf der kön. Landschule zu Grimma und bezog dann im 17. Jahre seines Alters die Universität Leipzig. Nach dreijährigen Studien machte er das theologische Examen unter Reinhard, habilitirte sich darauf 1809 als Privatdocent in Leipzig und ward im folgenden Jahre Universitätsprediger daselbst. 1812 nahm er einen Ruf als außerordentlicher Professor der Theologie zu Jena an und ward 1817 ordentlicher Professor, 1818 Mitglied des Senates und der theologischen Facultät an dieser Universität, stets einen großen, dankbaren Kreis von Schülern und Zuhörern um sich versammelnd.

Außer einer Reihe von lateinischen Abhandlungen hat er Folgendes verfaßt:

Das Menschenleben und die Religion. Sechs Vorles. Jena, 1816.

Einleitung in das Studium der Dogmatik. Leipz. 1820.

Ueber wissenschaftliche Freiheit an sich und in Beziehung auf die deutschen Universitäten; eine Rede. Jena, 1826.

Lehrbuch der christlichen Sittenlehre. Leipz. 1826.

Grundzüge der biblischen Theologie. Jena, 1828.

Ueber Gewissensfreiheit, Lehrfreiheit und über den Rationalismus und seine Gegner. Berl. 1830.

Grundriß der evangelisch-kirchlichen Dogmatik. Jena, 1830.

Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Jena, 1831 – 32. 2 Abtheil.

Ueber D. Friedr. Schleiermacher, seine Denkart und sein Verdienst. Jena, 1834.

B-C. ist ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, tiefem Forscherblick und im Leben wie in der Wissenschaft voll freundlicher, wohlwollender Milde, den wahren Geist aller Zeiten anerkennend und befördernd und mit sicherer Hand an das Tageslicht fördernd, wo die Stürme früherer Jahrhunderte ihn mit Trümmern bedeckten und den Blicken der Nachwelt entzogen. Von diesem Sinne geleitet ist seine Rede, wie sein Styl einfach und ernst, aber ein Spiegel seines Geistes und Gemüthes. Eine Darstellung seines Wirkens als Lehrer der Wissenschaft des göttlichen Wortes und der Grundsätze, die ihm dabei zur Richtschnur dienen, sey uns gestattet hier aus der lautersten Quelle zu schöpfen, wo uns selbst auch nur im Entferntesten bei anderem, diesen Studien fremdartigem Beruf keine Stimme des Urtheils gewährt werden kann. Sie lautet *): „In der Ueberzeugung, daß sich das Evangelium nicht habe im Widerspruche mit der religiösen und sittlichen Anlage des Menschen und mit seinen höhern Angelegenheiten aufstellen können, und daß die Sache Gottes von jeher auch die der Menschheit gewesen sey, hat ihn die genauere Durchforschung der heiligen Sache und Schrift vollkommen und innigst befestigt. Das Evangelium will nur eine Ankündigung und Aufforderung seyn, welche sich auf ein geistiges Gottesreich unter den Menschen bezieht. Dabei hat er sich gewöhnt, immer mehr an die Göttlichkeit der Sache und ihrer Erfolge, als an die Inspiration der Personen zu denken. Die Fragen über das Unmittelbare und Mittelbare der göttlichen Offenbarung scheinen ihm, tiefer aufgefaßt, so unauflöslich als unerheblich. Das Außerordentliche in der christlichen Urgeschichte dünkt ihm auch in historischer Hinsicht wenigstens nicht dafür geeignet, die Sache des Evangeliums darauf zu gründen: wenn er gleich ebenso geneigt ist, außernatürliche Kräfte in jener Zeit wirksam zu denken, als sich ihm Person und Rede Christi entschieden als einzig in der menschlichen Geschichte darstellen. Aber selbst wenn jenes Außerordentliche nur in den Gefühlen und Ansichten der Zeitgenossen gelegen hätte, würde das bedeutend genug seyn, daß Zeit und Person Christi einen solchen lichten Kreis um sich zu ziehen und auf einen solchen Standpunkt zu treten vermocht hätten. Die Dogmen der Kirche sind ihm nach mannigfachen philosophischen und historischen Studien zum Theile als unvollendete, oft auch entstellte Auffassungen des Urchristenthums, zum Theile als Nachklänge fremder Lehren aller Art erschienen, welche er eben so wenig behaupten, als speculativ oder moralisch deuten mag, sondern die er vollständig zu erklären und hinter denen er die reine Urgestalt des Evangeliums aufzufassen stets bemüht gewesen ist."

Wir theilen hier einen Auszug aus B-C's neuester Schrift mit, welcher allgemein ansprechen muß, und dessen Darstellung dem würdigen und großen Gegenstande, den sie behandelt, vollkommen angemessen ist, und lassen hierauf eine ausgezeichnete Rede des würdigen Verfassers folgen.

Schleiermacher, nach Geist und Schriften dargestellt *).

Das innere Leben vollzieht und bewegt sich in zwei Richtungen: sie mögen Geist und Kraft genannt werden. Es sind dieselben beiden Principien, welche durch den ganzen Weltbau hin schaffen und herrschen, und die unter jener Gestalt im menschlichen Gemüthe erscheinen: das Eine, aneignend, in sich gezogen, das andere nach Außen gerichtet, sich ausbreitend. Hier im inneren Leben sind es also die Richtungen: aufzunehmen, in sich hineinzubilden, und die zur Gegenwürkung, zum Streben, Schaffen nach Außen hin; jene ist immer innerlich, geistig-rein, diese sich mit dem Aeußerlichen verbindend, dem Weltlichen näher, concreter.

In Allem, was in der innerlichen Region des Lebens da ist und geschieht, erkennen wir jene zwei Principien, ja ihre Vereinigung hält und trägt eben das Leben. Aber alle Verschiedenheiten unter den Menschen, die der Anlage, des Sinnes, der Richtung ihres Daseins, haben ihren Grund in der Ungleichmäßigkeit dieser Principien, in dem Vorherrschen Eines vor dem andern. Dieses hat schon die gemeine Erfahrung längst erkannt und die gewöhnliche Sprache auf mannichfache Weise bezeichnet. Es giebt vorzugsweise intelligente und wieder andere, vorzugsweise praktische Naturen: auch der Beruf der Menschen scheidet sich in dieser Weise. Bis zur Ueberspannung bildeten in alten Zeiten die Freunde des abgezogenen, beschaulichen Lebens, bis zur schroffen Einseitigkeit in der späteren Zeit die Pedanterie der Gelehrten, sich in der ausschlüßlich intelligenten Sphäre aus; die Rohheit der Empirismus, die Unwissenschaftlichkeit haben sich in der ausschlüßlich praktischen Richtung gehalten. Der gesunde Sinn hat dagegen immer für das Leben die Forderung ausgesprochen, daß beide Richtungen mit einander vereint werden, daß sie sich ausgleichen, ergänzen sollen.

Aber nur bei Wenigen, den Ausgezeichneteren, zeigen sich im Inneren das Intelligente und das Praktische, Geist und Kraft, gleichmäßig entwickelt und im Einklange mit einander. Einer dieser Seltenen war Schleiermacher. Und der Grund eines solchen Ebenmaßes kann immer nur in der Ausbildung des geistigen Lebens liegen: denn nur das Rechte, das Tüchtige und Vollkommene vermag sich zum Ebenmaße, zur Harmonie zu verbinden. Und eben bei Schleiermacher zeigt sich auch dieser Grad, diese Vollendung der geistigen Bildung.

Tief im Inneren ferner giebt es ein zwiefaches Interesse, in welchem alles Edle und Würdige beruht, das sich in jedem hohen Streben und in jedem heiligen Drange offenbart: es ist das In-

*) Hutterus redivivus. Zweite Aufl. Leipzig. 1833. S. 69. Anm. 16.

*) Aus: Ueber Dr. Friedrich Schleiermacher, seine Denkart und sein Verdienst. von Dr. Ludw. Fr. Otto Baumgarten-Crusius. Jena, 1834.

tereſſe für die Wahrheit und das für die Religion und die Tugend, oder (wollen wir einen herrlichen Namen von ſeinem Misbrauch retten, um mit ihm jenes Beides zugleich zu bezeichnen) das für das Heilige. Auch dieſe Richtungen hat das gewöhnliche menſchliche Leben, innerlich und äußerlich, getrennt: auch hier kommt Alles auf die Vereinigung der beiden an, und auch hier findet dieſe nur bei der Durchbildung, der Vollendung Statt.

Eine ſolche Seele ſpricht aus den Werken und den Lehren Schleiermacher's. Wir kennen ihn als den erleuchteten Freund und Herold der Wahrheit, der Wahrheit in allen Beziehungen, für alle Verhältniſſe: aber er ſchied ſie nicht von der Religion, und dieſe nicht von dem Guten und Edlen: und die Begeiſterung für dieſe Gegenſtände hat ihn nie verlaſſen, noch ſeine letzten Reden haben ſie verkündigt.

In ſolcher Vereinigung und in ſolcher Vollendung von Geiſt und Kraft, und von Intelligenz und Religion und Tugend, laßt uns Schleiermacher darſtellen. Er hat hiermit noch als leuchtenden Schmuck ſeines Lebens, die Liebe zum Evangelium und ein hohes Verdienſt um deſſen Sache verbunden. In dieſer Lebendigkeit, dieſer Lauterkeit und Höhe ſeines Weſens konnte er denn die ewige Jugend finden, welche er ſich ſelbſt weiſſagte: „friſch bleibt der Puls des inneren Lebens bis an den Tod.“

Daß die intelligente Natur Schleiermacher's, wie bei unendlich Wenigen mächtig und durchgebildet geweſen ſei; dieſes iſt das Anerkannteſte von alle dem, was wir von ihm hier darzulegen haben. Aber es hat ſich auch in ſeinen geiſtigen Richtungen, und dann in ſeinen Arbeiten und Schriften zu glänzend offenbart.

Weit mehr als der wiſſenſchaftliche Stoff hatte der Gedanke für ſeinen Geiſt Intereſſe und Bedeutung. Dieſes hat ihm als Lehrer jene unerſetzliche Vollendung gegeben, in welcher er die Geiſter, ihnen vordenkend, ſie beherrſchend und leitend, entwickelt hat: und dieſes gab ihm auch jene Hinneigung zur Dialektik, zu der freieſten, reinſten Auffaſſung der Gedanken, und die Kraft, welche er in derſelben dargelegt hat. Die Dialektik hat, ſeitdem Ariſtoteles die alte, edle Bedeutung des Wortes abgeändert hatte, einen üblen Ruf in den gewöhnlichen Schulen gehabt. Auch Schleiermacher'n iſt ihr Gebrauch oft verübelt worden, oder man hat ihn wenigſtens eines Misbrauchs derſelben durch Uebertreibung angeklagt. Wie man die Dialektik früher der eigentlichen Wahrheitsforſchung entgegenſetzte, ſo meinte man, daß Schleiermacher, indem er oft nur den Begriffen an ſich folgte, ihren logiſchen Werth und ihre Anwendung prüfte, oder oft nur mögliche Gedankenreihen, Hypotheſen, bisweilen auch unvollendet, verfolgte, wenigſtens häufig ſeine Erörterungen des Gehaltes oder des Reſultats beraube. Man erwog nicht, welche Entwickelung der geiſtigen Kraft, wie die Begründung aller wiſſenſchaftlichen Forſchung in dieſer dialektiſchen Art und Kunſt liege; daß es etwas Anderes um ſie und um die Spitzfindigkeit ſei, welche die Schwierigkeiten, die ſie löſen will, erſt in die Gegenſtände hineinträgt, und daß ſich die Richtigkeit der Form, die Wahrheit des Begriffes, und die des Gedankens wechſelſeitig bedingen.

Dieſe Dialektik begleitet Schleiermacher in alle Beſchäftigungen ſeines geiſtigen Lebens: ein unübertroffenes Denkmal derſelben iſt die „Kritik der Sittenlehre.“ Hier hat er ſich den alten und neuen Syſtemen der philoſophiſchen Moral gegenübergeſtellt, um, ohne vorerſt das, was ihm als ſittliche Wahrheit galt, anders als nur in Andeutungen auszuſprechen, zu erweiſen, wie unbeſtimmt und ungenau bisher Principien, Begriffe, allgemeine und beſondere, und Syſteme der Sittenlehre geweſen und wie die ethiſchen Lehren meiſt theils ohne Gehalt, theils aus den gemeinen Begriffen und der Erfahrung entlehnt geweſen ſeien. Vornehmlich hat das Buch viele entſcheidende Bemerkungen über die Kantiſche Ethik und moraliſche Philoſophie vom Standpuncte der Dialektik aus gegeben.

Aber Schleiermacher's Geiſt zeigt ſich in ſeiner Tiefe und Macht auch da, wo er ſich auf Erörterung und Verarbeitung eines Stoffes gerichtet hat.

Ueberblicken wir zuerſt in ſeinen Schriften die Gegenſtände, welche er für die Unterſuchung aufgegriffen hat, ſo ſind es faſt durchgängig gerade die tiefſten, oder die am wenigſten aufgeſuchten und bearbeiteten geweſen. Um Platon, den tiefen und vielgedeuteten, noch zu übergehen, der ihm weit mehr als nur für Geiſt und Verſtand zuſagte, dem ſich vielmehr ſein ganzes Weſen angeeignet hatte; ſo waren es auf dem geſchichtlich-philoſophiſchen Gebiete: Heraklit, auf deſſen Namen ſchon ein uraltes Vorurtheil der Unbegreiflichkeit ruhte, und deſſen Bruchſtücke von Schleiermacher zuerſt vollſtändiger und geordneter zuſammengeſtellt wurden, ferner die joniſchen Philoſophen, ſie, deren Lehren nur in zweideutigen, auch widerſprechenden, Nachrichten erhalten worden ſind, und bei denen ſchon Ariſtoteles im Urtheile befangen war, Diogenes von Apollonia, den das Alterthum für den Vermittler des uralten Materialismus und des Anaxagoreiſchen Theismus anſahe: ſo endlich die große Erſcheinung des Sokrates. Dieſer bedurfte um ſo mehr einer unbefangenen, ſinnigeren Darſtellung nach ſeinem philoſophiſchen Verdienſte, als man bei ihm gewöhnlich nur nach Reſultaten und Lehren zu fragen pflegte, und als ſich gerade das Matte und Dürftige oft an ſeinen Namen angeſchloſſen hatte.

Die Geſchichte der Kirche und der Dogmen hat Schleiermacher weniger, für beſondere Studien und Arbeiten, beſchäftigt. Er forſchte und ſchuf auf einem ſchon unermeßlich ausgebreiteten Gebiete: übrigens war er gewohnt, dieſes chriſtlich-Geſchichtliche mehr in Beziehung auf die kirchliche Glaubenslehre, für welche es das Verſtändniß gebe, und auf die kirchliche Würdigkeit zu betrachten, für welche es den Ausgangspunct und Anhalt darböte. Aber ganz im gleichen Sinne, wie wir ihn eben anderwärts erblickt haben, wählte Schleiermacher für Forſchung und Darſtellung auf dieſem Felde den Sabellianismus und ſein Verhältniß zur Athanaſianiſchen Lehre. Denn dieſes iſt eine uns nur lückenhaft und vielfach verfälſcht bekannt gewordene Denkart in der alten Kirche, aber in den vornehmſten Vertretern von entſchieden ſpeculativem Charakter: und von dieſer Seite faßte ſie Schleiermacher auf. Von dieſer Seite iſt auch die Abhandlung muſterhaft, wenn auch immer manche Urtheile und Anſichten derſelben noch ſtreitig werden müſſen.

Wie in der Wahl der Gegenſtände, ſo erwies ſich Schleiermacher's Intelligenz auch überall in der Auffaſſung und Behandlung derſelben: auch da, wo er eben nicht blos Dialektiker ſein wollte. Es war Wenigen ſo wie ihm verliehen, in Allem, wo ſein Blick hintraf, die tiefere Bedeutung, die Idee, Philoſophie zu erkennen und herauszuſtellen. Mag ſich auch hierbei vor ihm bisweilen der Stoff zu weit zurückgezogen haben; aber es iſt nur aus der Gedankenloſigkeit zu erklären, mit welcher Manche leſen und welche ſie ſuchen und wollen, daß dieſe tief aufklärende Art ſeiner Betrachtung und Darſtellung oft als Verdunkelung oder Entſtellung angeſehen worden iſt. Die ſinnvolle „Darſtellung des theologiſchen Studium“ möge hier vor Allem genannt werden.

Doch mit beſonderer Vorliebe und eigenthümlichem Berufe hat er vornehmlich die Kritik geübt. Aber ſein Geiſt eilte gewöhnlich über die Einzelnheiten der gangbaren Texte hinaus; und es kann ſein, daß er in dieſer niederen Kritik oft nicht glücklich geweſen ſei. Da iſt ſie ihm freilich am meiſten gelungen, wo, wie in den wichtigſten Platoniſchen Dialogen, Urtheil und Verbeſſerung in der Tiefe des Sinnes lag. Aber das, was man die höhere Kritik genannt hat, die Beurtheilung der alten Schriftdenkmale im Ganzen, des Aechten oder Unächten, der Stellung und Bedeutung derſelben; dieſes zog ſeinen Geiſt vorzüglich an, und wiederum gerade da am meiſten, wo die Kritik lange geruht hatte. Doch hat er ebenſowenig als Kritiker gebieten, das weitere Urtheil abſchneiden wollen, als ſein ernſter Sinn die Kritik wie ein Spiel des Witzes und Scharfſinnes und des gelehrten Wiſſens anſehen mochte.

So hat ſein Talent ſich in dem berühmten Werke hervorgethan, in welchem die Weisheit und Herrlichkeit Platons zuerſt unſerer Sprache, und ſo einem größeren Kreiſe bildungsfähiger Leſer näher trat. Mit den Dialogen Platons ſtand es ſeit der ſogenannten Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und der neuen Akademie zu Florenz ſchlimmer als in den älteren Zeiten und zu Alexandria. Die Tradition nahm ohne Unterſchied Wahres und Falſches, ſelbſt lächerlich Falſches wie es die meiſten angeblichen Briefe des Philoſophen ſind, auf: die Anordnung der Schriften geſchahe unter den beſchränkteſten Geſichtspuncten, bald nur nach dem was äußerlich zu paſſen ſchien, bald nach dem Lehrinhalte derſelben, wie man ihn in ihnen allen, als ihren eigentlichen Endzweck, vorausſetzte und ſowie man ihn, meiſtens theologiſch, auffaßte. Schleiermacher's Geiſt hat zuerſt in dieſer Maſſe geleuchtet, geſchieden und geordnet: ſeit ſeinem Werke giebt es eine höhere Kritik der Platoniſchen Schriften. Nur daß wir ein, nicht nur in der Ueberſetzung, ſondern auch in den noch bei den Büchern vom Staate verhießenen Beigaben über Platon, ſeine Philoſophie und Kunſt, unvollendetes Werk empfangen haben! Und wie ſehr muß man es beklagen, daß ihn ſein Lebensgeſchäft nicht auch zu der Kritik der Ariſtoteliſchen Schriften hat gelangen laſſen, über welche er nur allenthalben zerſtreute Andeutungen gegeben hat; aber deren durchgängige Unſicherheit und Verfälſchung von Altersher bekannt und entſchieden iſt, und für deren Beurtheilung man noch nicht einmal Principien und Normen gefunden hat.

Denn freilich wurde Schleiermacher für eine lange Reihe ſeiner ſpäteren Jahre vorzugsweiſe auf das Gebiet der chriſtlichen Literatur hingeführt. Wir haben hier nur kurze Hindeutungen zu geben auf das, was ſeine Kritik dort geſchaffen hat. Unvollendet ſind ſeine Forſchungen über die Evangelien geblieben: aber ſie müſſen (während in der theologiſchen Einleitungswiſſenſchaft ſo Vieles gemeint und verſucht worden iſt, was durch den Fleiß und Scharfſinn unſerer Gelehrten nur mit Mühe noch über dem Strom der Zeit gehalten wird), jene müſſen ein Anhalt für bedeutende Unterſuchungen bleiben: und, wie

es mit aller vernünftigen Prüfung lauterer und würdiger Dinge geschieht, diese Untersuchungen werden immer zugleich sowohl sondern und läutern als befestigen und sichern.

Schleiermacher konnte sich mit einem Sinne, welcher dem Alterthume und seinem Studien so vertraut war, und bei unbefangener Ansicht, weder die Hypothese von Einer gemeinsamen schriftlichen Quelle der Evangelien noch ähnliche künstliche Ausführungen aneignen, wie sie die neuere Zeit beliebt hatte. Aber neben der ursprünglichen evangelischen Tradition, auf welche ja Alles in der ältesten Kirche hinführt, nahm er für die drei ersten Evangelien (denn das Johanneische sahe er als eine ursprüngliche Denkschrift an, und er theilte mit der alten Kirche die hohe Bewunderung für dasselbe) noch originale Aufzeichnungen an von mancherlei Art und verschieden benutzt von den Schriftstellern. Die Kritik, welche er (in einer bekannten Schrift, welche, wie wir hoffen dürfen, aus seinem Nachlasse vollendet werden wird) an Lukas Evangelium übte, mochte wohl zu zuversichtlich sein und zu weit führen, auch läßt sich an dem, was er jüngst erst über Matthäus aus dem uralten Zeugnisse des Papias aufgestellt hat, eben in Beziehung darauf wie er dieses Zeugniß gebrauchte, Manches aussetzen. Aber das Beides konnte seinem Scharfsinne nicht entgehen, und es wird sich, meinen wir, immer mehr bewähren, daß das Evangelium des Lukas das am wenigsten selbständige sei, auch nicht habe sein wollen, und daß die kanonische Form des Evangelium von Matthäus der Person des Apostels etwas ferner stehe, selbst nach ältesten kirchlichen Meinungen. Doch während er so frei und kritisch scheidend arbeitete, erkannte er gern und freudig den Sinn und gleichsam die höhere Ordnung an, mit welcher sich dennoch diese kanonische Vierzahl der Evangelien zusammengestellt habe.

Fast durchgesprochen ist in der theologischen Literatur seine früheste Kritik auf dem Felde der N. T.lichen Schriften, die über den 1. Brief an Timotheus. Indem er Etwas erweist, was man die langen Zeiten vor ihm hindurch kaum geahndet hatte, daß dieser Brief einen nichtpaulinischen Klang habe, legt er sich fast gewaltsam ein Gesetz der Mäßigung auf in Beziehung auf den 2. Brief und den an Titus. Man fand aber bald, daß die drei unter Eine Kategorie gehörten: doch die Allermeisten haben der Kritik Schleiermacher's und seiner Nachfolger widersprochen, bis sich ausgleichende, und, wie uns dünkt, die wahren Urtheile herausgehoben haben. Denn das ist durch Schleiermacher entschieden und sicher geworden, daß man die Authentie dieser Briefe nur dann zu vertheidigen vermöge, wenn man eine genügende Erklärung der nicht Paulinischen Sprache bei einer Abfassung durch Paulus, zu geben im Stande sei.

Hat Schleiermacher zu wenig für die eigentliche Auslegung der biblischen Urkunden gethan, so mögen wir dieses nur beklagen, und schon seine unmittelbaren Schüler (wir wollen nur L. Usteri nennen) haben Manches in seinem Sinne vollbracht, was ihm nicht auszuführen, oder auch nicht anzufangen vergönnt war. Doch mag Schleiermacher da wo er die eigentliche Schriftauslegung geübt hat, oft weniger glücklich gewesen sein: er war zu sehr Kritiker, zu sehr Dialektiker, auch zu lange nur Ausleger der Alten, und zwar der tiefsinnigsten und gebildetsten, gewesen; endlich beschäftigte ihn die praktische Behandlung jener Urkunden zu sehr, daß nicht auch die wissenschaftliche Auslegung Etwas von der freieren, mehr anwendenden, Art und Methode von jener hätte annehmen sollen. Die Bücher des A. T., welche ihn der Sage nach (und wie man bei Dem schon voraussetzen kann, welcher nirgends obenhin und von Außen herein oder nur mit der Meinung Anderer forschte und urtheilte) früherhin viel beschäftigt hatten, blieben von seinen theologischen Arbeiten ausgeschlossen. Sie standen aber schon in seiner Denkart in einem, ohne Zweifel zu sehr entfernten, Verhältnisse zu der christlichen Sache und zur Kirche und ihrer geistigen Leitung.

So hat sich denn sein Geist gebildet, bewegt, erwiesen: wie ein helles Gestirn überall, wo er erschienen ist, in der Schule und in der Wissenschaft nach allen ihren Seiten hin. Aber, wir haben gesagt, gleichmäßig mit dem Geiste, und eben so vollendet wie seine Intelligenz, habe sich auch seine Kraft, praktisch, würkend und schaffend erwiesen.

Das war ja seine eigene, stete Anforderung: lebendige Theilnahme und Würksamkeit überall; Geist und Wissenschaft in allseitiger Anwendung und als Wahrheit im Leben; die Welt im Einklange mit der Idee. Und daß er dieser Forderung an seinem Theile genügt habe, im weitesten, reichsten Sinne, in Wort und That, mit Begeisterung und Weisheit: dafür bedarf es keines Zeugnisses, keiner Darstellung: das hat die öffentliche Meinung längst gewußt und bekannt. Darum galt ihm der Lehrerberuf und im kirchlichen Leben die Predigt so viel, er sahe sie beide als das Ziel und als die Bewährung der Bildung an; und wir wissen was er in diesem zwiefachen Berufe selbst gewesen sei.

Doch auch weit in das öffentliche Leben hinaus drang sein Gedanke und reichte sein Eifer. Die Lehre vom Staate und die bürgerlichen Pflichten und Rechte beschäftigten Geist und Gemüth Schleiermacher's ununterbrochen, auch in seine Lehrerthätigkeit hatte er diese Gegenstände aufgenommen: wiewohl er nur seltener, und niemals außerhalb der wissenschaftlichen und religiösen Sphäre, nie blos für die oberflächliche, übereilende Meinung der Menschen, immer aber versöhnend und ordnend, seine Stimme über einzelne Verhältnisse und Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens erhoben hat. Dagegen hat er gern über Alles öffentlich gesprochen, was in einem näheren Zusammenhange mit seinem Berufe in dem Leben stand. So über die Idee und die Anordnung der Universitäten im deutschen Sinne, so von vielen Seiten über die Einrichtung der Gottesverehrung, und über das Verhältniß der evangelischen Kirche zum Staate, über diesen schwierigen Gegenstand, welcher, wie Schleiermacher wohl erkannte, entscheidend und völlig weder durch die Schule noch auf äußerlichem Wege, sondern nur durch den guten Geist und eine zusammenwürkende Gesinnung geordnet werden kann. Doch wie er für die Ehre seines Vaterlandes überhaupt gedacht und gewürkt hat, in Glück und Unglück, lehrend, ermahnend und begeisternd: das hat seinem Namen bei seinen Volks- und Zeitgenossen einen unsterblichen Klang gegeben.

Aber die Thätigkeit, mit welcher er in dem Leben würkte, würde weder die Kraft und den Eifer, noch diese Richtung, noch den Erfolg gehabt haben, wie sie bei ihm aufleuchteten, wenn sie nicht aus einem guten Geiste des Lebens hervorgegangen wäre. Das Unedle und Unheilige spannt sich, auch wo es verständig und hochgebildet sein mag, umsonst zu kräftigem, anhaltenden Thun und Würken an, es gelingt ihm nicht auch nur zum Scheine die gute Sache im Menschenleben zu fördern; und nach dem alten herrlichen Spruche, die Welt vergeht zusammt ihrem Gelüste und ihrem Wollen. So führt uns denn das, was wir von der praktischen Trefflichkeit Schleiermacher's zu sagen hatten, auf seine sittliche und fromme Gesinnung hin, wie sie beide im Bunde mit einander und mit seiner geistigen Ausbildung und wie sie so rein und hoch bestanden haben.

Es könnte dem, welcher sich im Zusammenhange mit seiner Denkart, wie er sie stets voll und lebendig geäußert hat, und mit seinem Würken erhalten hat, oder der da fähig ist, sie anzuerkennen, auffallend sein, daß es hier gerade Zweifel gegeben haben könne: Zweifel an der Beständigkeit oder an der Lauterkeit seiner Gesinnung. Laßt uns, aber nur um den Blick frei zu erhalten, und nur mit Einem Worte bei diesem Widerspruche verweilen. Wir wiederholen es: wir trennen weder bei Schleiermacher noch sonst bei einem Manne seiner Art und Sprache, die Gesinnung und ihre Aeußerung im Leben; gewiß war Schleiermacher so wie er sich gab und wie viele innige Zeugnisse hat dieses nicht gefunden! aber hier haben wir nur von dem zu reden, wie er sich ausgesprochen hat. Auch wollen wir hier nur von jenen Zweifeln nach Einer Seite hin, der sittlichen, handeln: die Widersprüche der andern Art, die gegen seine religiöse Denkart, haben mehr auf dem Gebiete der Lehre gelegen, und wir werden auf sie im folgenden Abschnitte Rücksicht nehmen.

Kaum würde es jetzt noch eine Erwähnung verdienen, da es doch in der sittlichen Denkart dieses Mannes auch als Vorwurf viel zu isolirt stehen würde, wenn es nicht die Leichtfertigkeit in der Person des Herren H. Heine jüngst aufgegriffen hätte, um einen großen Namen dem Auslande Preis zu geben: daß es eine Zeit gegeben habe, da von Schleiermacher „vertraute Briefe über Fr. Schlegel's Lucinde" geschrieben worden seien. Man würde diese Erscheinung (die Abfassung jener Briefe durch Schleiermacher vorausgesetzt) wenigstens in einer andern Weise erwähnt haben, wenn man Zeit und Verhältnisse erwogen, oder wenn man auch nur das getadelte Buch selbst gekannt hätte.

Die Grenze des 18. und 19. Jahrhunderts kündigte sich in der deutschen Literatur mit großen Bewegungen, großer Gährung an. Es trat, aber in einer höhern Potenz, und unter weit kräftigerem Ringen und stärkeren Schlägen, bei den Begabteren wieder eine solche Auflehnung ein gegen das Bestehende, in Meinung und Denkart, als gegen Todtes, Rohes, Beschränktes, wie in der Epoche, in welcher vormals Göthe auftrat. Dieser Gegensatz schlug freilich, jetzt auch noch offenbarer, in übertreibende Richtungen und Aeußerungen um. Das war auch die Zeit des „Athenäum" und die Art seiner Stifter, besonders Friedrich Schlegel's. Schleiermacher war ihnen, wie bekannt, wiewohl immer mit Mäßigung und mit tieferem Verständnisse, in der freien Regung, in der Lebendigkeit des Geistes eng verbunden. Es ist gewiß, daß jene „Lucinde" eben eine solche Uebertreibung im Sinne jener Opposition war, daß sie, wieviel Licht und Glanz der Phantasie in sie gelegt worden sei, ein unedles, undeutsches Erzeugniß gewesen: und gewiß ist auch das, daß jene „Briefe" so wenig wie ähnliche Schriften aus derselben Veranlassung, eine rechtfertigende Darstellung des ursprünglichen Sinnes des Buchs haben sein sollen. Sie waren eine Entschuldigung des Freun-

des und des deutſchen Volkes, indem ſie eine mögliche geiſtige, ſittlichere Tendenz der Schrift entwickelten: und um den Sinn des Verfaſſers zu erkennen, muß man das Für und Wider, wie es in den Briefen kunſtreich dargeſtellt wird, zuſammenfaſſen, man muß auf dasjenige wohl merken, was in den vertheidigenden Briefen nicht entſchuldigt wird: aber denkt man an Schleiermacher, ſo muß man vor Allem erwägen, daß dieſe Briefe in dieſelbe Zeit der Abfaſſung fallen, in der ſich unter anderen die hohe Sittenlehre ſeiner „Monologen" ausgeſprochen hat.

Sollen wir noch hier die Beſchuldigungen erwähnen, welche ſich in Beziehung auf die Streitſchriften Schleiermacher's oft haben vernehmen laſſen: daß ſie ſchroff, bitter, ſpottſüchtig, daß ſie nicht im Sinne des Sittenlehrers, geſchweige des Lehrers vom Evangelium, geſchrieben ſeien? Er ſelbſt hat gelegentlich darüber Manches geſagt, und wir bekennen, daß uns die Sache vollkommen lauter und recht erſcheine. Es liegt Vieles, was die Meinung Einiger am ſchwerſten aufnahm, nur in der Form jener Schriften, zum Theile in der Weiſe, welche Er ſich angeeignet hatte; er hat niemals, und wie hätte es dieſer vermocht? den Menſchen geläſtert, deſſen Sache er verwarf: und hat er jemals für ſeine Perſon auch nur Ein Wort geſprochen? Endlich mag es wohl auch noch jetzt an der Zeit ſein, daß Männer ſolcher Gaben und dieſes Namens Aufſicht und Gericht über Sinn und Meinung im Volke halten. Denn unter hohen Geſinnungen, herrlichen Thaten, großen Reſultaten, klingt doch unausſprechlich viel Thorheit durch dieſe Zeit.

Nein, ſo wie ſich Schleiermacher gegeben hat, ſo und nicht anders mögen und ehren wir die Geſinnung der Sittlichkeit, wie der Religion: und gerade jene Schriften, in denen ſein Eifer Wunden brannte und ſein Geiſt ſchneidend eindrang, jene Streitſchriften zeigen, worauf es ihm im Leben am meiſten ankam, ebenſo klar, wie wo er dieſes eigentlich darſtellen wollte. Die „Kritik der Sittenlehre" in Andeutungen, die jugendlich idealen „Monologen", um von Andern zu ſchweigen, können uns dieſes ſo lange ſagen, bis Schleiermacher's „Sittenlehre" aus ſeinem Nachlaſſe hervorgegangen ſein wird.

Lebendigkeit, Geiſtigkeit, Freiheit, Freundſchaft: dieſes ſind die Ideen, in denen ſich der Sinn, die Rede, die Begeiſterung Schleiermacher's regte und ausgeſprochen hat. Es ſind diejenigen, auf welche zuletzt alle wahrhafte Menſchlichkeit zurückführt, und in denen ſich Alles vereinigt, was von Anbeginn unter den Menſchen gut und edel geheißen hat: diejenigen, in denen allein ein jedes Leben ſeine Genüge und Kraft und ſeinen Stolz finden muß. Die Trägheit und Abgeſtorbenheit, die Rohheit und Geiſtloſigkeit, die Unterdrückung menſchlicher Entwickelung und des Menſchenlebens, die Gefühlloſigkeit, die Selbſtſucht, und wiederum der Verrath an der Freundſchaft: dieſes waren die Gegenſtände ſeines Haſſes, und unter ihnen ſind freilich einige Götzen und einige Schwächen dieſer Zeit.

Der freie und edle Mann verabſcheut nichts mehr als die Heimlichkeit, das Verſtellen, das Heucheln. Es iſt unbegreiflich geweſen, wie man Schleiermacher auf irgend einer Stelle des Lebens auch nur von fern ſolcher Eigenſchaften habe anklagen können: dennoch hat man es bisweilen wenigſtens in ſeinem Verhältniſſe zur Kirche gethan. Aber in ſeinem offenen Sinn erklärte er ſich, ſchneidender als je ſonſt, und ſogar wie herausgetreten aus den perſönlichen, und faſt auch aus den amtlichen Verhältniſſen, damals, als eine unbegreifliche Uebereilung auch redlicher Männer von weitverzweigten, geheimen Bündniſſen im Volke berichtete, durch welche alles Beſtehende, alles Rechte und Heilige, unſicher und gefährdet würde. Zweierlei entrüſtete ihn: daß dieſe hingeworfene Meinung der heuchleriſchen Selbſtſucht und dem tückiſchen Verrathe erſt einen Anlaß geben könne ihr heimliches Werk zu treiben, und daß man einem wackeren Volke, das laut und kräftig genug geſprochen und gethan hatte, ein geheimes Verbrechen beimeſſen wollte.

Aber wie die Sittlichkeit Schleiermacher's ſo heiter, menſchlich war als beſtimmt und ernſt, ſo war es auch ſeine religiöſe Geſinnung. Wir dürfen hier dem nicht vorgreifen, was wir in der folgenden Abtheilung über ſeine Religionslehre zu ſagen haben. Aber die religiöſe Anſicht, welche bei ihm ebenſo ſehr aus Geſinnung hervorging, als ſie eigentlich nur Geſinnung war, hatte viel Eigenthümliches in Vergleich mit dem, was in der früheren Zeit gegolten hatte: doch ſie führte eben die Religion auf ein menſchliches, freies Gebiet zurück.

Die Beſtimmung der „Reden über die Religion," dieſer gefeiertſten unter Schleiermacher's Schriften, war ebenſo ſehr gegen die gangbaren Lehren über Religion, als gegen ihre Verächter gerichtet. Sie ſollten derſelben ein eigenthümliches Gebiet im menſchlichen Gemüthe, aber auch eine allumſchließende Macht im Leben behaupten und ſichern: nachdem, weniger das Leben als die Schulen, ſie bisher meiſtens nur in beſchränkten Formen, als Dogma, als Cultus, oder zuletzt auch, in der Kantiſchen Lehre, als Moral, aufgefaßt hatten. Und dieſes iſt die Stelle der Religion in allen Lehren Schleiermacher's: daß ſie überall und im ganzen Leben das Göttliche aufnehme und halte; vornehmlich aber in den Momenten der Erregung, zur Freude (wie es die herrliche „Weihnachtsfeier" ausführt) zum Danke, zur Erhebung, die göttliche Bewegung des Geiſtes erkenne. Freilich wo die Religion zur großen Geſinnung wird, ſpricht ſie ſich innerlicher, ſo zu ſagen ſubjectiver, aus über das Göttliche und Unſterbliche, aber ſie leugnet es nicht.

Religion und Evangelium waren in Schleiermacher's Denkart gleichbedeutende Begriffe und im Leben Eines. Daher galt ihm das Chriſtenthum auch als Sache der Geſinnung: nicht als todter Begriff, als äußerliche Lehre und Form, oder als Cultus. Es war auch ganz dieſelbe Art, wie er die Begeiſterung für Religion und für das Evangelium ausſprach, und wie er meinte daß es überhaupt geſchehen müſſe. Für eine Geſinnung ſoll, ja kann man nur lehrend und nur durch die Sache bewegt und anregend ſprechen. Gerade dieſes iſt der Charakter der Predigten unſeres Meiſters: man hat ſie mit Recht „unvergleichliche" genannt, und ſie erinnern an das Edelſte, was das chriſtliche Alterthum damals, als ſich antike Redekunſt mit evangeliſcher Begeiſterung vermählte, hervorgebracht hat. In treuer, ſtetiger Entwickelung, darum auch demjenigen überall klar, welcher ihnen mit Sinn und Seele folgt, in ſtetem Zuſammenhange mit der Idee und der Geſchichte des Evangelium, nur auf das Weſentliche und Nothwendige gerichtet; verſchmähen ſie jede fremde Kunſt, jeden herbeigeholten Schmuck; und wo ſich die Sprache erhebt, da geſchieht es nur in den heiligen Tönen der urchriſtlichen Zeiten: Alles ſpricht und würkt in ihnen nur durch die Sache. Und ſo war ſeine Rede ſchon damals, als die dichteriſche Phantaſie noch oft auch in ſeinem Gemüthe Wellen ſchlug und bildete: er urtheilte eben, daß die Religion nicht anders ſprechen ſolle.

Rede bei dem Antritte des Prorectorates der Univerſität Jena *).

Als die erhabenen Geſetzgeber eine alte, würdige Sitte erneuten, indem ſie den Wechſel der Verwaltung bei unſerer Anſtalt mit einem öffentlichen Worte bezeichnet und begonnen wollten: da war es nicht ihre Abſicht, den Redner nur ſich ankündigen, und von ſich, oder nur aus dem unmittelbaren Kreiſe ſeines Forſchens und Würkens ſich ausſprechen zu laſſen. Ja, ſelbſt dieſer Ort und dieſe Verſammlung erheben andere Anſprüche an den Redner und an ſein Wort. Das Amt, welches er antritt, gehört dem Ganzen an: und er ſoll hier, wo er es öffentlich beginnt, und vor dieſer Verſammlung, ſich ſelbſt in dieſer ſeiner Beſtimmung noch bewußter und klarer werden; er ſoll in ſeinem Worte die Meinung von ſich rechtfertigen, daß er, wie im Wollen und Streben, ſo auch in ſeinem Denken und ſeiner Berufsanſicht, nicht erſt jetzt das Ganze zu erwägen und zu umfaſſen beginne; es ſoll endlich an dieſen Tagen auch von Zeit zu Zeit das, was uns Alle berührt, ja, worin Alle leben, zur Sprache gebracht werden.

Die Wiſſenſchaft aber iſt es, und die Liebe zu ihr, welche uns gemeinſam beſeelen ſoll, Verehrte Verſammlung: ſie hat dieſe Hallen erbauet und geweiht; und dieſe Anſtalt begründet, für welche wir Alle, Ehrwürdige Väter und Amtsgenoſſen, zu leben und zu würken berufen ſind. Und, hat man die Wiſſenſchaft von jeher und mannichfach, in Anſtalten und Vereinen geehrt und gepflegt; von Einer Seite beſonders gehört ſie dieſen Anſtalten an: und dieſes iſt die Freiheit. Ich erbitte mir daher Ihre Aufmerkſamkeit für das, was ich hier in den allgemeinſten Umriſſen, über die wiſſenſchaftliche Freiheit, an ſich und in Beziehung auf die Bedeutung der Univerſitäten, welche ſie auszuführen beſtimmt waren, darlegen werde.

Wo das menſchliche Leben aus der ſinnlichen Rohheit, aus den Feſſeln der Gewohnheit, aus todten Formen und Lehren und dem Geiſteszwange, oder aus den Schrecknissen und von der Dumpfheit eines unentwickelten oder aufgedrungenen Glaubens, ſich zur geiſtigen Regſamkeit emporgearbeitet hat; wo es alſo eine Wiſſenſchaft giebt, ein Streben, ſich im Denken aufzuklären und in der Erkenntniß zu erweitern und zu vollenden; da hat man ſie, die man ſelbſt in der freien Entwickelung des Geiſtes gewonnen hatte, fortwährend mit der Freiheit zuſammengedacht. Die Weisheit der Griechen bezeichnete die Eigenthümlichkeit der Wiſſenſchaft, ſelbſt in der Sprache des Volkes ſo, daß man ſie des Freigebornen würdig nannte; und man meinte damit den Geiſt, die Lebendigkeit und

*) Aus: Ueber wiſſenſchaftliche Freiheit an ſich und in Beziehung auf die deutſchen Univerſitäten, von Dr. Ludw. Fr. Otto Baumgarten-Cruſius. Jena, 1826.

die Erhabenheit derselben, wie sie dem Sklavensinne immer fremd wäre. Auch in dem äußeren Leben suchte sich die Wissenschaft von Zeit zu Zeit offenere, freiere Stäten: sie bekämpfte im Sokrates die Vorurtheile der Gesellschaft und die Anmaßungen der Schulen, strebte in dem philosophischen Leben der folgenden Zeiten in freie Vereine hinein, außer aller Lebensbeschränkung; sie trat in solchen, neben den Schulen, mitten in dem befangenen Leben des abendländischen Mittelalters auf. Die Freiheit der Wissenschaft suchte sich endlich in jenen Anstalten zu bestimmen und festzustellen, in den Universitäten: anfangs nach einem dunkleren, oder mehr äußerlichen, Begriffe; allmälig zu dem höheren und dem vollen Begriffe hingewendet: während sie doch auch oft wieder, theils in Misdeutungen, theils in Rückschritte von dem, was sie schon erreicht hatte, verfiel, und nur in unserer Zeit, wenigstens auf eine bestimmte Einsicht in ihre Bedeutung rechnen kann.

Es liegen drei Begriffe in dem Gedanken der wissenschaftlichen Freiheit, welche sich da, wo sie herrschen soll, und in diesen Anstalten besonders, beisammen finden sollen; und sie stellt sich zuerst als eine Freiheit des Lebens für die Wissenschaft dar.

Das äußere Leben hat, neben seinen unabweisbaren Bedürfnissen, auch eine Menge von Anforderungen, in Beziehung auf die Einzelnen und auf die Gesellschaft, welchen durch Arbeit und äußerliches Werk genügt werden muß; und, um es zusammenzuhalten und zu ordnen, um es ersprießlich zu machen, bedarf es in der bürgerlichen Gesellschaft, welche eben diese Zwecke hat, einer strengen Form und Verwaltung, und oft eines heilsamen Zwanges. Aber das geistige Leben ist so zart, es ist so leicht zu stören und zu hemmen, und so schwer wiederhervorzurufen, daß man es ihm, und besonders in seiner reichsten Entwickelung, in der Wissenschaft, immer gern zugestand, sich von jenen Verhältnissen entfernter zu halten. Gewiß hat dieß seine Misbräuche gehabt; und die Trägheit, die Selbstsucht, der böse Wille hat oft die Gunst benutzt, welche der Wissenschaft geworden war, sie haben sie oft gebraucht, um sich aus dem bürgerlichen Leben herauszustellen, oder sich ihm entgegenzusetzen. Auch jene lebenslose, erheuchelte Vollkommenheit, welche sich aus der Gesellschaft hinweg, in Einöden verbannte, um, unberührt von dem Leben, nur für den Gedanken, die Beschauung dazusein; indem sie mit der gemeinen Sorge, Leben, Gemeinsamkeit und Menschenpflicht selbst aufgab; sie, welche, im Geleite von unzähligen Irrthümern, auch in die Kirche eingedrungen war: auch sie gieng aus dem Misbrauche jener zarten Achtung hervor, mit welcher die Meinung der Menschen immer dem Geiste, dem Gedanken, der Wissenschaft, gehuldigt hat. Und oft suchte doch diese selbst gerade am wenigsten das, was man ihr gern einräumte: sich selbst genug, begeistert und eifrig zu handeln und zu würken, sich und das Leben dabei oft miskennend, ließ sie sich oft in den Menschenverkehr und seine Sorge verketten, und an ihrer Kraft und ihren Erfolgen verringern.

Doch war es immer billig und recht, jene Ansprüche der Wissenschaft auf die Freiheit des Lebens, zu beachten und zu wahren. Möge sie sich in ihren Bestrebungen und Resultaten entfernter von dem öffentlichen Leben halten, so gehören sie doch immer der Menschheit an: mögen sie im näheren Zusammenhange mit ihm stehen, so bereitet sie Geist und Kraft für dasselbe, so gewährt sie Würdigkeit für alle Verhältnisse, so hat man sie, als die Seele des öffentlichen Lebens zu ehren; und, wo es keine Achtung mehr vor dem Gebiete und den Regungen des Geistes giebt, da möge man es sich nicht verbergen, daß in dem verletzten Inneren, immer auch die Lebenskräfte für das Aeußere getroffen und aufgelöst werden. Aber jene Freiheit ist der Wissenschaft angemessen, und, wenn man sie ihr zugesteht, so achtet man die Würde des Geistes selbst: und sie bedarf eines geborgenen, freundlichen Daseins. Die Lasten also, welche dem äußeren Leben aufgelegt werden in der bürgerlichen Gesellschaft; Verhältnisse, welche in das Gemeine herabziehen oder sich mit diesem berühren können, drückende und hemmende Verpflichtungen, in denen sich Sinn und Seele herabstimmen, und jene strenge Form im Leben; sie sind der Wissenschaft nicht angemessen. Wieviel weniger darf die niedere Lebenssorge, wenn sie auch durch das starke Gemüth bestanden werden kann, Sinn und Thätigkeit beschränken und trüben, wenn nicht das geistige Leben zuletzt verkümmern soll!

Und dieses erkannten Alle diejenigen wohl, welche von alten Zeiten her, für die Wissenschaft, als ihre Begünstiger, eifrig waren: als diese Anstalten für sie gegründet wurden, war es der erste Gegenstand, den man beachtete, und es ist, wenn immer auch nur das äußerlichste, doch ein wesentliches, Moment der wissenschaftlichen Freiheit. Als die Ptolemäer jenen Gedanken ihres Helden zu verewigen gedachten, die Verbindung des Morgenlandes und des Griechischen Lebens, zu welcher das Schwerdt den Weg gebahnt hatte, zu einer geistigen Verschmelzung zu machen: gaben sie den Wissenschaften, denen sie eine Stäte bei sich eröffneten, reiche Freiheit im äußeren Leben. Sie ließen ihre Bekenner und Lehrer selbständig und in gesicherten, reichen Verhältnissen sein; sie ehrten sie und ihre Werke: und, hätten sie dabei auch nicht zugleich ihren Ruhm bedacht, so haben sie doch unsterblichen Ruhm darin gefunden. Zwar hat die Ungunst jener Zeiten, ihr gesunkener, ermatteter Geist, sie das nicht erreichen lassen, was sie verlangten und hofften: die Alexandrinische Wissenschaft blieb ohne den tieferschöpfenden Sinn und ohne dasjenige Leben, welches in ihr wiederhergestellt werden sollte. Aber das Streben der Könige und der Männer, und manches Verdienst für jene Zeit und für die Nachwelt, ist geblieben; und während die Priester in dunklen Zügen aus ihrer uralten Weisheit diese Könige vergötterten, sprechen Werke und Erfolge der Wissenschaften mit ewiger Klarheit für ihr wahres, menschliches Verdienst. Als, ihnen vornehmlich nacheifernd, die glanzvollen arabischen Herrscher, welche Heldenruhm und Glaubenseifer selbst in das Abendland hereinführte, sich für die Wissenschaft beeiferten; gaben sie den Bekennern und den Anstalten, welche sie gründeten, vor Allem Freiheit, Wohlstand und Ehre. Die christlichen Fürsten strebten ihnen nach, und selbst in der seelen- und tugendlosen byzantinischen Herrschaft traten Einzelne auf, welche es erschreckte, in der Begünstigung der Wissenschaften hinter den Glaubensfeinden zurückzubleiben: aber hier, zum Glücke für die Wissenschaft, blieb sie sich dann Jahrhunderte hindurch selbst überlassen, um später in dem Abendlande, aus dem Frieden der Klöster, wie ein Geist aus den Gräbern des Alterthums, wieder sichtbar zu werden. Aber als im eilften Jahrhundert sich jene freien Schulen der Wissenschaft bildeten, indem sich um das Talent und den Ruhm Einzelner freudige Schaaren von Jünglingen versammelten; ergriffen bald viele Herrscher im Abendlande diesen Anlaß, die Wissenschaft würdig und angemessen zu stellen: und, um sie nicht nur sorglos und geachtet, sondern auch eigentlich frei in allen Beziehungen sein zu lassen, nahm sich die Kirche jener Anstalten an. Sie, welche damals noch die geweihte Stäte für das geistige Leben sein wollte, und in ihren Freistäten schon langeher, wenn auch nur im beschränkten Sinne, die Wissenschaften beschirmt und gepflegt hatte; erklärte die Universitäten für ihre Sache; sie gab ihnen und ihren Genossen die Vorrechte und die Befreiungen ihrer Diener: und, haben auch andere Rücksichten eingewürkt, hat auch die Kirche dann ihr Geschenk, selbst gegen den Empfänger, wie gegen die bürgerliche Ordnung, gemisbraucht; dennoch war die Idee wahr und groß gedacht, welche sie aussprach. Als die Kirche die Herrschaft immer mehr verlor, und als diese endlich in einer neuen Ordnung der Dinge untergieng; wollte die weltliche Macht dennoch nicht das Geschenk der Freiheit schmälern, wie sie auch sonst die Anstalten, mehr und weniger, mit der bürgerlichen Ordnung vereinigte. Es ist keine beschränkte Ansicht unseres Standes und Würkungskreises, V. V., wenn wir behaupten, daß ein edler Sinn, das Leben und seine Verhältnisse aufzufassen, das höhere Streben, das bürgerliche Leben von einem menschlichen Standpunkte aus, und für solche Zwecke anzuordnen, und selbst das Bewußtsein, daß man das Rechte und Gute wolle, seit daher sich immer in dieser Begünstigung ausgesprochen habe, in welcher man die Wissenschaften selbst zu ehren glaubte. Oft gab oder gestattete man selbst mehr, als es nothwendig war; aber in der Freiheit, dem Wohlstande, der Ehre, welche man den Anstalten und ihren Genossen einräumte, wollte man auf jede Weise, und selbst den Schein meiden, das geistige Leben zu entwürdigen und unterordnen zu wollen; und vertraute übrigens dem Geiste, welcher in ihnen herrschte, daß er sich in allen Verhältnissen immer mäßigen und ordnen würde.

Indessen liegt die wissenschaftliche Freiheit bei weitem nicht in diesen Verhältnissen allein; sie sind nur das Aeußerlichste von jener. Die Wissenschaft selbst soll frei sein, so wie sie sich aus dem inneren Leben nur durch die Freiheit entwickelt. Und diese Freiheit ist Etwas, was sie sich selbst geben soll, und wofür sie nur das ansprechen darf, daß man sie nicht hemmen und beschränken möge.

Das Denken und die Erkenntniß sollen schon in ihren Gegenständen unbeschränkt sein. Der Mensch hat seine Bestimmung eben sowohl im Gedanken, wie in dem würksamen Leben; und selbst Kraft zum Wollen und Handeln würde dürftig und beschränkt werden, wenn es für sein Denken irgendwo Schranken gäbe, oder, wenn sich ihm nur die Furcht vor solcher Beschränkung aufdrängen müßte. Das Reich der Natur, die Geschichte der Menschenwelt, ihre Verschiedenheit in Anlage und Entwickelung, wie sie sich in der Sprache, in den Denkmalen ihrer Wissenschaft, ihres Glaubens, ihrer Kunst, darlegt: der Zusammenhang endlich von Natur und Menschenwelt mit dem Geisterreiche und mit der stillen Welt des Geheimnisses: es muß Alles dem menschlichen Geiste aufgeschlossen sein und bleiben; denn er hat das Vermögen, er hat die Bestimmung dafür in sich, und sie kündigen sich in ihm fortwährend in dem Unbefriedigten und dem immer Regen seines geistigen

Strebens an. Zwar giebt es Unbekanntes und Unerkennbares für die Wissenschaft: die Gründe der Dinge, die Quellen des Lebens, das Ewige, die Gottheit: es giebt ein geheimes Wesen im Inneren des Menschen, seinen Glauben an das Unendliche; und man darf ihm nicht im Allgemeinen gewisse Grenzen bestimmen wollen für diesen Glauben, und, wieviel einem Jeden auf dem Gebiete der Religion im Lichte des Ewigen erscheinen solle. Fordert man unbeschränktes Denken; so soll man dabei immer das Heiligthum des Gemüthes achten und das Göttliche ehren. Dennoch breitet sich die Anforderung der Wissenschaft überall hin aus; denn sie will Alles nur mit Ueberzeugung, erwogen und geprüft aufnehmen, und in ihrer Einsicht soll es wenigstens mit Klarheit und Sicherheit dastehen, wo die Grenze zwischen dem Erkennbaren und dem Geheimnisse, dem Weltlichen und dem Ewigen sei; es soll die Verbindung wenigstens erkannt werden, welche zwischen diesen Reichen Statt hat; und, je bescheidener außer ihren Grenzen, desto entschiedener will sie auf ihrem Gebiete sein.

Die Wissenschaft soll frei sein, auch in ihrer Entwikkelung und in dem Interesse, von welchem sie belebt und angeregt wird. Man soll das Wesen und Leben derselben nicht aufhalten, und nicht zu dämpfen suchen: und, wenn es nicht schon ihrer Würde zuwider wäre, wenn es sich auch nicht selbst widerspräche, es, im Allgemeinen frei gegeben, wieder zu beschränken, und Alles nicht so einer willkührlichen Bestimmung anheim fallen müßte; so wäre es sogar gefährlich, weil das geistige Leben in seiner Beschränkung, immer in die Irrthümer des befangenen oder verkünstelten Denkens, oder in die Thorheiten der Schwärmerei, verfällt. Man soll ihr aber auch ihr Streben, ihre Zwecke überlassen, und ihre Angelegenheiten rein erhalten: sie nicht Formen unterordnen, welche sie sich nicht selbst gegeben hat, und welche ihr fremd bleiben müssen; oder sie zu einem zufälligen äußerlichen Gebrauche zwingen; und am allerwenigsten die Idee der Wissenschaft in diesen Sklavendienst hingeben. Aber sie soll es auch nicht selbst thun; und gewöhnlich ist sie freilich nur dann herabgewürdigt worden, wenn sie schon selbst ihre Würde verloren hatte. Vornehmlich soll sie sich dann vor dem Geiste der Schulen hüten, in welchen sich immer menschliches Ansehen, stehende Formen, Verschrobenheit der Richtung, Unduldsamkeit und Erbitterung, dargelegt hat.

Und solche Freiheit suchten die würdigen Freunde der Wissenschaft immer für dieselbe; aber sie wurde ihnen nicht immer gewährt. Das Alterthum mit seinem Glanze und seinen Idealen zeigt sich uns nur selten. Da wo nicht das ausgeartete Priesterthum geherrscht hat, und man die wissenschaftliche Freiheit selbst haßte, begünstigte das Alterthum oft nur die Wissenschaft, als Zierde des Lebens; aber es wollte nicht die Befreiung des Menschengeistes, es scheute das Licht der Erkenntniß, wenn es in die willkührlichen Formen, in die Nacht seiner Heiligthümer fallen sollte; es wehrte der Klarheit des Gedankens, wenn er das bürgerliche Leben zu läutern und zu erheben suchte; und, seit es eine Wissenschaft giebt, sind Märtyrer derselben, und so der verkehrten Sitte, wie dem falschen Glauben, gefallen. Nur der höhere Geist, der der Religion, ist der Gedankenfreiheit günstig, und hat sie hervorgerufen, weil er das Geistige umfaßt, weil er an gleiche Menschenwürde glaubt, weil er so erhaben als menschlich ist. Darum auch erkannten jene hochherzigen arabischen Herrscher, obgleich in den Fesseln des Islam, diese Freiheit an; und, wenn sie dem Vorurtheile ihres Volkes nicht gebieten konnten, so wußten sie die Wissenschaft mit ihm auszugleichen, indem sie in ihren heiligen Schriften die Spuren tiefen und reichen Sinnes aus dem Alterthum benutzten, oder Forschungen und Gedanken in die anerkannten Formen kleideten. Aber die herrschende Kirche des abendländischen Mittelalters war der Freiheit nicht zugethan, wie sie von den Bekennern der Wissenschaft gefordert wurde; weil sie verdorben, weil sie nicht im Lichte, weil sie nicht mehr das Evangelium war. Sie ließ jenen Anstalten nur das Aeußerliche dieser Freiheit, indem sie dieselben getrennt von der Schule erhielt; aber sie scheute die Weisheit, ob sie gleich ihren Haß gegen sie nur in der Verurtheilung einzelner Schulen und Männer aussprach; sie legte diese Anstalten endlich in die Hände der Mönche, welche nicht mehr der Einsamkeit und der stillen Buße, sondern einem werkthätigen Dienste der Kirche lebten: sie wehrte dem, was tiefer in das Gemüth zu dringen, oder die Seele zu erregen schien, verwarf die geistigen Lehren, welche sich in der Form platonischer Gedanken aussprachen; und ließ der Wissenschaft nur eine, äußerlich veredelnde, aber innerlich beschränkende, Lehrform in dialektischen Formeln. Und sie schritt nun weiter gegen die Geistesfreiheit vor, als es je geschehen war, weil sie tiefergreifende Mittel hatte: sie wollte nicht nur die Rede, den Verkehr, sie wollte Gedanken, Glauben und Gewissen beschränken, und so war jene bürgerliche Freiheit, welche sie der Wissenschaft erhielt, beinahe ein unwürdiges Geschenk für den Geistesdruck, welchen sie übte. Es war die Nacht gekommen; und die Wissenschaft selbst, welche sich so frei und rege angekündigt hatte, begab sich immer williger und immer unwürdiger in den Dienst, so dieser Kirche als der Schulen. Dennoch bestand diese Forderung der Freiheit, für die Wissenschaft, wie für die Kirche selbst, in den Seelen Einzelner: absichtlich dunkle Dogmen und Fragen der Schulen verbargen sie, und bereiteten die Herrschaft des freien Geistes vor: und, als die Wiederherstellung der Kirche die Idee der Freiheit auf dem ganzen höhern Gebiete des Lebens verkündigt hatte, wurde sie auch sogleich für die Wissenschaft, und selbst da, wo man sich den Neuerungen widersetzte, in Anspruch genommen. Aber nur spärlich kam es dazu, sie würklich auszuführen; und die Wissenschaft selbst erlag sehr bald unter der bürgerlichen Parteiung, unter dem kirchlichen und unter dem Meinungsstreite. Die Männer, welche das Unternehmen begonnen hatten, konnten noch nicht die Misdeutung und den Misbrauch abwehren, ohne der Sache selbst zu nahe zu treten; und, indem sie die kirchliche Herrschaft vernichteten, stellten sie eine der Formeln auf, unter welcher sich Geist und Sinn fast noch schwieriger regte und weniger entfalten konnte, weil sie das Denken selbst bestimmen wollte. Doch mit der ausgesprochenen Idee ist auch immer die Möglichkeit, und die Aufforderung gegeben, sie in ihrem ganzen Umfange auszuführen, und die zufällige, oft armselige, Form abzuwerfen, in welcher sie sich ursprünglich aussprach. Und so hat auch diese unsere Anstalt, wiewohl sie ursprünglich unter jener Herrschaft des Buchstabens und für dieselbe gestiftet war, sich dann allmälig immer mehr zum freien Leben der Wissenschaft erhoben; und ist, begünstigt von erleuchteten Fürsten, von langen Zeiten her selbst eine gefeierte Stäte und Zuversicht für dasselbe, und für jede würdige Entwickelung von ihm geblieben.

Die wissenschaftliche Freiheit faßt aber noch einen Begriff in sich; und man kann sie nicht für vollständig dargestellt halten, wo nicht auch dieser sich entfaltet hat oder möglich geworden ist. Sie verlangt nicht nur nach einer freieren Stellung im äußerlichen Leben, sie will nicht nur in sich selbst frei sein: sie hat auch die Aufgabe, eine geistige Befreiung des Lebens durch die Wissenschaft zu sein; und diese Anstalten, denen wir angehören, B. B., sind ganz besonders dazu bestimmt, sie für die Einzelnen und für die Menschheit, immer mehr und immer reifer zu gewinnen. Es ist klar, und es war an sich nie einer Misdeutung unterworfen, worin sich diese Befreiung im Leben des Menschen darlege.

Die Wissenschaft giebt ihm den Geist, in welchem er sich nicht nur über alles Niedere und Gemeine erhebt, sondern auch die Herrschaft der Außenwelt und der Gegenwart im reinvernünftigen Dasein überwindet; sie verleiht ihm, tiefer in der Seele, die Lebendigkeit des Sinnes, welche seine Kräfte und Bestrebungen immer rege, immer bestimmt und entschieden, erhält; sie hält ihm die Aufgaben und die Angelegenheiten des Lebens gegenwärtig, und giebt ihm die Begeisterung für sie, welche ihn nie in die Gewalt der Geistesherrschaft fallen läßt; aber sie legt auch hierin die Achtung vor dem Gesetze, vor der Vernunft, in ihn; denn die Freiheit steht am bestimmtesten der Willkühr, und in unserem eigenen, inneren Leben entgegen. Ja die Wissenschaft führet zu der Weisheit; und darum vermochte das Alterthum immer nur mit Mühe, und gleichsam erzwungen, zur Unterscheidung dieser Begriffe zu gelangen. Und in diesem Sinne faßt dieses befreiete Leben auch die Anforderungen, welche für die äußerliche That und Würksamkeit an dasselbe geschehen.

Dem, welchen der Geist, und in ihm die Wissenschaft, befreiet hat, wird es in seinem Seelenadel unmöglich sein, ein Werkzeug für das Unedle zu sein, in welcher Gestalt es ihm auch erscheine, und wie es ihn auch, aus seinem Innerem oder von Außen, zu bethören suchen möge. Er wird sich seinen ganzen Würkungskreis geistig und sittlich rein erhalten: und hier zuerst möge sich im öffentlichen Leben der ächte Jünger der Weisheit bewähren. Aber vor ihm liegt das Leben ausgebreitet; er hat in sich den Drang, über sich den Beruf, darauf einzuwürken, und, ein Jeder an seinem Theile, das Gute auch außer sich zu schaffen, dessen er sich in sich selbst bewußt ist: und auch hier soll sich die Freiheit seines Geistes darlegen.

Die Freiheit aus Geist und Wissenschaft hat auch hier immer nur das Geistige vor Augen, und um es geistig auszuführen. Den Sinn des Lebens, welcher sie selbst belebt, arbeitet und sorgt sie immerfort, und so mild als kräftig, zu verkündigen, und Menschen dafür zu gewinnen, zu bilden, zu erheben: aber sie thut es gern und von Herzen, eben, weil sie Freiheit ist; sie thut es endlich immer nur in stiller, sittlicher Würksamkeit. Und, selbst berufen für das öffentliche Leben, und in jedem Verhältnisse desselben, findet diese Freiheit aus Geist, immer nur Anlaß und Stoff für dieselbe Würksamkeit. Sie bringt in alle jenen Sinn aus ihrer Seele mit und ihre Idee des Lebens, um in allen nur Menschenwürdiges zu wollen und zu schaffen; und sie will auch ihren be-

sonderen Würkungskreis nur zum Geistigen auf geistige Weise bilden und verklären. Jene Achtung vor dem Gesetze, welche in der Weisheit liegt, geht auch auf das äußere Leben und die Würksamkeit in ihm über. Hier ist das Gesetz, der Ausdruck der allgemeinen Vernunft und des allgemeinen Besten; das Gegentheil, Trennung des Einzelnen von dem Ganzen, und allgemeine Verwirrung, vor welcher sie sich entsetzt, in welcher sie selbst zu Grunde gehen würde. Selbst das Anerkannte, Bestehende, achtet sie, von welcher Art es immer sei; um sich mit ihrem Handeln daran anzuschließen, und um es, wenn es ihr zusteht, oder möglich ist, nur schonend, allmälig und still, zu verbessern.

Die Freiheit, die aus dem Geiste stammt, hat, in und außer ihren eigentlichen Verhältnissen, niemals umstürzend, verletzend, gehandelt; denn sie steht, so der Willkühr, als der rohen Kraft, entgegen, und sie will ja eben keine Herrschaft unter Verwirrung und Trümmern. In sich ruhig und klar, will sie außer sich, für ihre Würksamkeit und für das Gedeihen der Menschenwelt, nur vernunftgemäßes Dasein; sie will es nur durch Geist und Vernunft vorbereiten und schaffen, und sie vertraut eben der Vernunft und ihrer Macht, sie hofft auf die Menschheit, sie vertraut dem göttlichen Walten, daß es auf diesem Wege sich entwickeln, daß es aufblühen und sich vollenden werde; und mit der Vernunft das Glück der Welt: denn alles Unglück der Menschen liegt in ihrem verworrenen und verkehrten Sinne, und nur für die Weisheit giebt es eine Hoffnung.

Diese unsere Anstalten also, welche die wissenschaftliche Freiheit geschaffen hat, richteten sich von jeher auch auf diese Erfolge für das gesammte Leben. Sie wollten nicht nur die Einzelnen bilden, oder nur für die Stände und den Beruf des bürgerlichen Lebens, Kenntniß und Fertigkeit verleihen: sie waren bestimmt und bemüht, auch eine Vorbereitung für das Leben im Großen, eine Schule edler Lebensansicht und Behandlung, die Grundlage der Volksveredelung, zu sein. Es lag in Zeiten und Verhältnissen, daß diese Bestimmung oft nur beschränkt aufgefaßt wurde: und, wie die Kirche sie vormals gegen die bürgerliche Gesellschaft und ihre Ordnung zu misbrauchen gesucht hat, so gab es immerfort Misdeutungen dieser Begriffe, und die bürgerliche Gesellschaft hat bisweilen die wissenschaftliche Freiheit und ihre Sitze gefürchtet. Aber aus ihnen selbst, und nach ihrem eigentlichen Wesen, konnte nur der Geist der Menschheit hervorgehen, und jener Friede, welcher nicht der erzwungene, nicht der der Gräber ist, sondern der der bestimmten, geordneten Kraft, und des heiteren und stillen Würkens im sittlichen Leben, voll von Freude und Segen. Und nicht mit Unrecht sind diese Anstalten, in denen die wissenschaftliche Freiheit wohnt, unserem Volke so lieb, und die Zierde des deutschen Landes. Denn sie sind sein Eigenthum, und haben in ihm vor Allen noch die Andeutungen des ursprünglichen Sinnes behalten; und es ist dieses Volkes Bestimmung gerade, geistig und sittlich bedeutend zu sein, und selbst geistig zu herrschen: endlich wird es nur auf diesem Wege, und in der Würde und dem Ernste der Gesinnung, sich sein Glück und den Ruhm seiner Väter erhalten.

Detlev Karl Wilhelm Baumgarten-Crusius,

ein Sohn des 1816 verstorbenen Consistorialrathes B-C. zu Merseburg, ward am 24. Januar 1788 zu Dresden geboren, besuchte seit 1798 die Landschule zu Grimma und seit 1803 die Universität zu Leipzig, wo er Theologie studirte, sich jedoch nebenbei sehr anhaltend mit Philologie, Geschichte und neuerer Literatur vertraut machte. Nachdem er seine Studien vollendet und sein Examen mit großem Lobe bestanden hatte, wandte er sich nach Merseburg und privatisirte daselbst, zu Zeiten mit erfreulichem Beifalle predigend. Zwei gefährliche Krankheiten, von denen er überfallen wurde, machten es ihm jedoch auf Verlangen des Arztes zur Pflicht, diesem Beruf zu entsagen, und er widmete sich daher gänzlich der Philologie. — Im Jahre 1810 erhielt er das Conrectorat am Gymnasium zu Merseburg und verwaltete dasselbe bis 1817, wo er einstimmig als Conrector an die Kreuzschule nach Dresden berufen wurde. Hier blieb er bis zum Jahre 1832, außerordentlich viel Gutes stiftend, höchst verdient um das sächsische Schulwesen, und ging dann als Rector der Fürstenschule zu St. Afra nach Meißen.

Außer mehreren von ihm besorgten Ausgaben klassischer Schriftsteller des Alterthums u. s. w. gab B-C. heraus:

Vier Reden über Vaterland, Freiheit, deutsche Bildung und das Kreuz. Leipzig, 1814. 2. A. 1816.
Die unsichtbare Kirche. Leipzig, 1816.
Reise aus dem Herzen in das Herz. 2 Thle. Dresden, 1819.
Reise auf der Post von Dresden nach Leipzig. Dresd. 1820.
Licht und Schatten. 2 Thle. Dresden, 1824.
Leben des Regierungs- und Conf. Rathes Dr. C. A. Baumgarten-Crusius. Dresden, 1821.
Briefe über Bildung und Kunst in Gelehrtenschulen. Leipzig, 1824.
Geschichte der Schweiz. 2 Thle. Dresden, 1826.
Mehrere Schul- u. Gelegenheitsschriften u. s. w.

An einem so begabten Manne wie B-C. bewährt sich vollkommen die herrliche Bildung, welche das Alterthum gibt, wenn es, in reicher Seele aufgenommen, mit dem Leben der Gegenwart in Einklang gebracht wird. Ein begeisterter, gemüthswarmer, geschmackvoller Redner, stehen seine Leistungen auf diesem Gebiete als Muster da und können nicht genug empfohlen werden. — In seinen Romanen geht er seine eigene Bahn, unbekümmert um die Mode des Tages, tief in das Innere der Menschen dringend und die Regungen des Herzens bis in die leisesten Zuckungen verfolgend, stets aber mit gesundem Sinne und zarter Hand, Leben und Dichtkunst verbindend. Eine blühende, höchst correcte und elegante Sprache, wie sie sich von einem so reich gebildeten Manne nicht anders erwarten läßt, Lebendigkeit und Frische des Vortrags, Wärme der Empfindung, Fülle der Phantasie und ein köstlicher frischer Humor sind eine reiche Zierde seiner Romane und gewähren dem denkenden Leser einen hohen Genuß, da B-C. stets mit zarter Hand die wichtigsten Interessen des Herzens, die bedeutendsten Erscheinungen der Lebensverhältnisse entfaltet und darstellt, stets zu hochsittlichem, schönem Zwecke. Ein Land, das solche Männer an der Spitze seiner höhern Bildungsanstalten sieht, mag sich Glück wünschen, denn B-C. wirkte stets segenbringend und das Rechte befördernd in allen Richtungen, denen er sich zuwandte.

Licht und Schatten*).

Als ich in das öffentliche Leben eintrat, hatte ich so viel gelesen, wohl auch gelernt, daß man mir ausgezeichnete Belobungen angedeihen ließ. Ich hatte mich nie in den Mitteln beschränkt, in den Wegen gehemmt gesehen; meine Kräfte und bedeutende Anstrengung, wenn es etwas Neues zu erringen gab, erstürmten Schwierigkeiten; und, wo es nicht gehen wollte, halfen mir andere, die schon einheimisch waren. Was mein Werk war, galt mir allein etwas. Fremdes nahm ich bald immer vorsichtiger an. Nach und nach suchte ich wegzuschaffen, auch was ich mir schon von solchen Gaben angeeignet hatte. Es war die Zeit, wo jeder Genie, Original seyn wollte. Ueber die Schwachen sah ich mit Stolz hinweg. Der langsame, besonnene Fleiß, der in tiefen Schachten mühsam das Körnlein edlen Metalls ergräbt, und nach der Perle in den Ocean taucht, erregte mein Mitleid. Wer alles in sich trägt, ist der Reiche und Glückliche, sprach ich vermessen einem weisen Manne nach. So übermüthig war ich, weil ich nichts weniger kannte, als mich selbst.

Die Zeit, in die meine Jünglingsjahre fielen, hatte die beiden Krankheiten, die sich entgegengesetzt scheinen, Ueberspannung und Erschlaffung zugleich. In der langen Friedensruhe wollten wir doch etwas Bedeutendes zu thun haben, und es fehlte uns an Hebeln, die uns über die Krämerei, die öffentlich am schwunghaftesten war, hätten herausbringen können. Den meisten war

*) Aus: Licht und Schatten, Darstellungen aus der Schule des Lebens von Carl B-C. Theil 2. Dresden, 1824.

die Religion ein gutes Hausmittel, das jeder sich nach seinem Dafürhalten und Geschmack zusammenmischte, und dessen er sich auch wohl entrathen zu können meinte, weil der Gebrauch zu lange allgemein gewesen war. Das Vaterland hatte einen Namen, bei dem sich keiner, der vernünftig seyn wollte, etwas zu denken wußte. Wer einen Dienst oder ein Gewerbe brauchte, nahm das Wort in seinen Mund, so oft er sich des täglichen Brods erinnerte. Von der Freiheit hatten die Alten so viel gesprochen, und es war die höchste Zeit, daß sie aus der Mode kamen.

Wir hatten eine Menge großer Männer in unserm Volke, weniger im Staate — da waren die meisten mit ihm zugleich alt und schwach geworden — als in dem größern Reiche der Wissenschaft. Aber von den Besten durften wir jungen Menschen nichts hören. Was uns zukam, war verbotene Speise. Manche nahmen sie nicht aus ängstlicher Scheu; andere konnten sie nicht verdauen, so überreizt oder reizlos waren sie. Desto mächtiger war die Wirkung derer, die ausboten, was dem Gaumen gerade zusagte. Erregt wollte die Zeit seyn. Da sie selbst so etwas noch nicht hervorzubringen vermochte, beschwor sie das Mittelalter, und lieh ihm ihre Wirklichkeit und ihren Stolz, ihre Genußsucht und die Süßigkeit viel abgekosteter Gefühle. Der Ritterhelm deckte die kahle Scheitel, und in den Harnisch barg sich die Brust, an der die Verzehrung nagte. Fehden und Faustrecht, Adelsrohheit und Knechtschaft der Gemeinen, Trinkgelage und Mönchslieder, Turniere, Klöster und Verschmachter im Mondenscheine, das waren die altväterlichen Gespenster, die in einem Geschlecht herumspuckten, das an Geist und Gemüth immer mehr erschlaffend einen mächtigen Zauber verlangte, den es in der Wirklichkeit zu finden verzweifelte. Wenn ich an die ungeheuren Ereignisse der letzten Zeit, an das Aufstehen aller Völker, wenn ich an die Erfahrungen denke, die ich selbst gemacht habe, so erfüllt mich ein solcher Unwille über die verschwendeten Jahre, die einer kräftigen Vorbereitung hätten gewidmet seyn sollen, daß ich das Lächerliche zu Hülfe rufe, und mir mich und meine Genossen wie Leichtsinnige abbilde, die von dem tollsten Maskenball zu den wichtigsten Geschäften des Lebens übergehen, und das Phantastische ihres Anzugs noch in halbem Taumel mit der würdigen Kleidung zu vertauschen vergessen haben. Ich war halb Ritter, halb Schäfer, da ich in einen Sturm eintrat, der einen ganzen Mann verlangte.

Wo der ächte Ernst der Seele fehlt, hat die Eitelkeit ihr sicheres Spiel. Wir wollten wieder Deutsche seyn. Aber wir nahmen das alte heimische Gewand mit ausländischer Ziererei um; wir trugen es, nicht weil und wie es uns zukam, sondern um darin schön zu seyn. Was soll ich Ihnen Jugendthorheiten einzeln hererzählen? Ich war lange einer der ersten unter den Ritterlichen, und auch bei den Thränen- und Mondlichtleuten angesehen durch schwärmerische Dichtungen, die in ihrem Kreise von Hand zu Hand gingen. Leicht erwerbenes Uebergewicht verblendet. Darum zog ich vor, von den Unmündigen gefeiert zu werden, anstatt bei den Verständigen mich zur Reife zu bilden. Die meisten unter diesen sahen mit Bedauern auf mich und mein Treiben. Einige baten mich väterlich, ich möchte den kurzen Schimmer, in dem ich mich sonnte, schwinden lassen, und mit der Kraft, die sie mir zugestanden, ein tüchtigeres Wirken beginnen. Andere gingen strenger auf mich ein, und schlugen den Uebermuth, der sich wie eine große Sommerblume aufblätterte, auf die breite Krone, daß es bis in den Kern schmerzte. Aber alles wollte noch nicht helfen. Jene schienen mir beengte und in mühseligem Studium verschrumpfte Seelen, die den Aufflug meiner Schwingen nicht verfolgen könnten, und aus Neid ihn zu lähmen versuchten. Gegen die andern wehrte ich mich, wie ein junger Ritter in den Schranken. Nachdem ich einige schwache Speere gebrochen hatte, fühlte ich mich stark genug, selbst den Handschuh hinzuwerfen, unter großem Jubel meiner Bewunderer.

Nichts ist geeigneter, junge Männer zu bilden oder zu verderben, als der Umgang mit Frauen. Die Natur hat diesen ein sicheres Urtheil gegeben, das sie vor den Trugbildern, die uns aus dem Leben, der Schule, und der Phantasie begegnen, in Ruhe und Frieden erhält. Aber, wie alles unter den Menschen seiner Bestimmung entgegen sich sonderbare Wege sucht, hat auch dieses Geschlecht die eigne Leidenschaft, aus seiner Natur heraustreten zu wollen. Was wir nicht ohne Schaden für unsere Unbefangenheit durcharbeiten müssen, wollen sie sich auch zum Geistesspiel machen. Was uns erhebt, und oft, im Kampfe des Gefühls und der Anwendung, uns das Herz erdrücken möchte, das ergötzt sie. Die großen Wahrheiten, denen tausend Männer sich aufopfern, werden zum Schaugenuß einiger Weiber. Wenn aber zum Unglück in sinkenden Zeitaltern die Männer nicht mehr wissen, was ihres Berufs ist, wenn sie sich, und was ihr Geist erzeugt, schmücken, zieren, pomphaft vorführen; dann haben die ihr Fest, die eigentlich berufen, die Größe und den Ernst zu achten, auch wieder mit schnellem Blick die Karikatur zu fassen verstehen, und sie in verjüngtem Maßstabe zu unzähligen Lachbildern nachformen. Das sind die Zeiten der gelehrten Frauen. Zu unserer Schande sehen wir uns von ihnen abgemalt, schief, querköpfig, engbrüstig, eitel und geistesarm; wir sind lauter Nebvil's, die vor den königlichen Corinen zu Staub und Asche werden möchten. Das Schlimmste ist, daß das Gewissen uns sagt, daß wir es nicht besser verdienen. Das ist die Strafe der männlichen Eitelkeit.

In jener Erstlingsperiode meines öffentlichen geistigen Lebens gehörte ich auch zu den Lieblingen der Frauen; nicht als ob ich in der großen Gesellschaft sehr zu glänzen versucht hätte — was gar nichts sagen und bedeuten wollte, ging doch unbegrüßt an mir vorüber — aber ich hatte ein geistiges Wesen, das ziemlich männlich aussah, und doch zum Gefallen ausstaffirt war. Es fanden sich entschiedene Gönnerinnen von allem, was ich sagte, sprach und that. Da mich Männer nicht anerkennen wollten, tröstete ich mich unterweilen mit dem Lobe dieser. Das schönste Frauenlob, das allein bessert und erhebt, das Lob, das aus der Werthachtung sittlicher Reinheit und edler Geistesskraft hervorgeht, das uns für würdige Führer und Beschützer erklärt, verstand ich nicht, und es ist mir auch damals nicht zu Theil geworden. Im Gegentheil empfand ich mit tiefem Verdruß, daß sehr gebildete Mütter, die Gatten und Kindern alles waren, was sie seyn sollten, mir den Zutritt zu ihren Familien verschlossen, wenn ich ihn zuversichtlich suchte.

Ich gerieth — um mit wenig Worten das schimpfliche Geständniß abzuthun — auf den traurigsten Abweg, den ein Mann gehen kann. Das französische Wort will mir noch heute nicht über den Mund; etwas weitläuftiger deutsch also: ich wollte von vielen geliebt, hochgestellt, bewundert seyn, und ich ließ es mich unendliche Mühe, Sorgen, ja Kummer kosten, um meinen Zweck zu erreichen. Von der Sinnlichkeit noch unverführt, huldigte ich nicht der Tugend, sondern dem Selbstgefühl, das ich neben den Leichtsinnigen oder Lasterhaften hatte. Was ich wußte und leistete, mußte mir reiche Zinsen tragen, so oft ich sprach oder von mir sprechen ließ. Ich fing an, der Einfalt nachzulaufen, wenn sie mich auszeichnete, und gegen ehrenwerthe Freunde kalt zu werden, wenn sie mein Handeln nicht gut hießen.

Eine starke Lehre zum Anfang war mir nothwendig. Unter den Frauen der Stadt, die ich bewohnte, wurde einer fast einstimmig der Kranz der Schönheit und der gesellschaftlichen Bildung zuerkannt. Dieß war genug, um meine Augen auf sie zu richten. Aber jemehr sie von Gecken umschwärmt wurde, desto kälter und stolzer war ich. Donna Diana fügte sich dem Stolzen. Es war mir ein königlicher Triumph, als sie mir ihre Liebe bekannte; ich meinte in den ersten Tagen jener Seligkeit, selbst Liebe zu fühlen. Die stille Hinneigung, das Gefühl, das sich versteckt, und den Mund wie einen Verräther fürchtet, war nicht bei uns. Wir mußten Zeugen haben, die das seltne Paar anstaunten, und ihm die Anstrengung belohnten, die der Despotismus gekostet hatte. Mit den äußern Huldigungen aber wuchsen auch die Ansprüche unter uns. Weil jeder Theil nur sich gesucht, nur sich geliebt hatte, entstand bald Eifersucht, Groll, Mißmuth. Nach lebhaften Auftritten und schwärmerischen Versöhnungen, die nur stundenlangen Frieden gewährten, um neue Zwiste herbeizubringen, überzeugten wir uns, daß baldige Trennung beiden heilsam seyn würde. Stolz und Ehrgefühl erlaubten mir nicht, davon zu reden. So sehr ich ein qualvolles Leben vorher sah, so ernstlich widerstrebte ich allem, was es verhüten konnte. Sie handelte rascher. Während ich grämend ein wieder entstandenes Mißverständniß mit längerer Entfernung strafen wollte, verreiste sie ohne Abschied und Nachricht. Nach einigen Wochen bekam ich von ihrer eignen Hand die Anmeldung ihrer Verlobung, und mit einem Manne, den ich, so oft er mir zu Gesicht gekommen war, meiner Ansprache kaum werth gehalten, den sie selbst in Stunden der Vertraulichkeit bitter bespöttelt hatte.

Die Menge freut sich über den Fall der wahren Größe, wie viel mehr über die Demüthigung des anmaßenden Stolzes. Einige Zeit trotzte ich den Anspielungen, den Erzählungen, selbst der Theilnahme derer, die kein größeres Glück kannten, als mich so hingestellt zu sehen. In mir war eine Hölle von Erbitterung. Jetzt erst glaubte ich, wirklich geliebt zu haben, und schändlicher Verrath war das Wort, über dem ich brütete. Endlich beschloß ich, die ganze Umgebung zu verlassen, in der es mir so übel gegangen war. Unabhängig, wie ich war, konnte ich alle Himmelsgegenden zur Zuflucht wählen. Ich ging nach dem Rhein, um schneller von den Ereignissen zu hören, die alle Welt mit Staunen und ängstlichem Warten erfüllten. Meine Ausbildung, so viel Glanz ich ihr zu geben versucht hatte, war ungründlich und mangelhaft. Die neue Zeit wollte mit den Ansprüchen der vorigen sich nicht mehr begnügen. Um etwas zu seyn und zu werden, warf ich mich auf alles, das Wege bahnen konnte. Zwei Jahre verlebte ich nun in meinem Zimmer und in der schönen Natur. Sie schenkten mir einen guten Vorrath an Kenntnissen, einen stillen Ernst, der auf eine feste Grundlage

fußen konnte, und muthige Faſſung, um in aller Veränderung der Dinge, die ſich denken ließ, zu beſtehen.

Ich wohnte in Coblenz bei einem würdigen Manne, deſſen Bücherſammlung und mündliche Belehrung mir ein geöffneter Schatz wurde, nachdem er meine Eingezogenheit und meinen Fleiß bemerkt hatte. Des Abends waren wir beiſammen, und die großen Intereſſen, um die ſich die Nachbarn jenſeits ſtritten, beſchäftigten uns, wie alle Männer in Hütten und Paläſten. Wir nahmen die aufgeworfenen Fragen ernſthaft vor, und beleuchteten ſie mit der Geſchichte. Dann nahm es uns wohl Wunder, wenn den Angegriffnen neu erſchien, was auf jeder Seite des großen Lehrbuchs mit klaren Buchſtaben nach Anfang, Fortgang und Ende vorgezeichnet iſt; wir ſahen aber auch, wohin der Wahn, die Tollheit, der Taumel führen mußte, ohne Unterſchied die, welche den Becher kredenzten, und die ihn lachend ausleerten. Daß am Ende ein ſchöner Wein aus der Gährung werden könne, war unſere feſte Ueberzeugung. Aber die Arbeiter dabei wollten uns nicht gefallen. Sie goſſen bald abſcheuliches Gemiſch in das gute Gewächs, bald zapften ſie zur Unzeit heraus, bald ſchlugen ſie auf die Fäſſer, als wenn ſie nicht ſo ſchon zu halten gehabt hätten. Dazu erhub ſich ein Lärmen und Schreien von außen, daß die Männer drinnen ganz von Sinnen kamen, und berauſcht ſich ſchlugen und die Fremden, bis es an dieſe allein ging.

Die Auswanderer beſuchten uns in Schaaren, und im Ganzen waren ſie eben nicht die Leute, an denen wir unſere Freude haben konnten. Sie belehrten uns mit ſolcher Zuverſicht, daß ſie allein und in Allem Recht hätten, daß uns bei unſerer Gelehrſamkeit ganz ſonderbar zu Muthe ward. Wir mußten durchaus es glauben, daß die Deutſchen keine dringendere Pflicht hätten, als ſie in den räuberiſch entzognen Beſitz wieder einzuſetzen. Sind wir ſo lange eure Lehrer und Meiſter geweſen, ſagte ein ſolcher, ſo könnt ihr nun aus Erkenntlichkeit auch einmal euer Brod und euer Blut für uns hergeben. Die es in ihrem Vaterlande am ſchlechteſten getrieben hatten, waren die erbittertſten. Wenn ſie ihre abgemergelten Leiber mit Kraftbrühen geſtärkt hatten, warfen ſie das Fleiſch zum Fenſter heraus, daß ſich der deutſche Pöbel auch ſatt eſſen konnte. Viele Unglückliche, die der Sturm der Noth und der Greuel mit über die Grenze geſchleudert hatte, ſahen ſeufzend die Verderbniß ihrer verjagten Brüder: ſie wendeten die naſſen Augen noch einmal nach dem ſchönen Frankreich, und zogen mit dem Wanderſtabe weiter gegen Morgen.

Eines Abends ſaß ich mit meinem Wirth bei der gewöhnlichen Arbeit. Da trat ein ſchöner Mann bei uns ein, auch der Auswanderer einer, und erſuchte uns um einige Zimmer auf wenige Tage. „Die Stadt iſt ſo überfüllt, und es iſt unſer Schickſal, jede ſchöne Ruhe zu ſtören. Aber um der Menſchheit willen, ſagte er mit rührendem Tone, nehmen ſie eine kleine Familie auf, die ſich aus dem Gewühl zu dem Edelmuth retten möchte.“ Er erzählte uns, wie der Vater von ihnen geriſſen ſey, ſie wußten nicht, ob er daheim den Tod gefunden oder mit andern ſich noch gerettet habe. Während er ausgehe, ihn zu ſuchen, wünſche er Mutter und Schweſter unter treuer Obhut. Mein Wirth war ihm als ein würdiger Mann gerühmt worden. Mit dem Vertrauen, das dem Gefühle entſpricht, auch mit andern in gleicher Lage eben ſo zu verfahren, und zugleich mit dem Muth des Unglücks that er ſeine Bitte, und der Hausbeſitzer, ſo fern er ſich immer von den Ausländern gehalten hatte, bedachte ſich nicht, ſie zu gewähren. Nach wenigen Stunden waren die Frauen in den entbehrlichen Raum eingeführt, und mit allen Bequemlichkeiten verſorgt, die ſie der traurigen Wanderſchaft vergeſſen machen konnten.

Die Eitelkeit, dem ſchönen Geſchlecht zu gefallen, war bei mir vorüber. Aus Haß hatte ich es nach der ſchmerzlichen Täuſchung vermieden. Dann waren meine Studien zu ernſt, um für den Leichtſinn Raum zu laſſen. In dem letzten Jahre war mein Streben nur auf die Stellung gerichtet, die ich in der furchtbaren Bewegung der Zeit nehmen wollte. So enthuſiaſtiſch ich für die Freiheit und die Verbeſſerung fehlerhafter Einrichtungen war, ſo ſehr haßte ich die Frevel der ſchändlichen Volksführer, die ſich an die Spitze gedrängt hatten, und die gräßlichen Ausbrüche viehiſcher Wuth, in der ein ſittenloſer Pöbel ſich für lange Knechtſchaft erholte. Glühende Liebe zu meinem Vaterlande war die einzige Frucht, die ich aus den Luſtgärten meiner erſten Jugend gerettet hatte, und ſie war am männlichen Herzen gereift. Warum ſtehe ich frei da, ſagte ich mir ſelbſt, als um jetzt einen Entſchluß faſſen zu können? Ich will in die Reihen treten, die den heimiſchen Boden ſchützen ſollen, damit da das Gute mit Beſonnenheit und deutſcher Ordnung geſchafft werden könne, und fremder Uebermuth uns nicht gebiete, was und wie wir es machen ſollen. Ich hatte meine Dienſte als Freiwilliger bei einer Abtheilung kaiſerlicher Reiter angeboten. Sie wurden angenommen, und ich erwartete den Befehl zum Aufbruch, als die franzöſiſchen Flüchtlinge ſich in unſerm Hauſe bargen.

Meine Fertigkeit in ihrer Sprache machte mich zu ihrem Geſellſchafter. Die Mutter, von Gram und Reiſe und Krankheit geſchwächt, fühlte doch immer das Bedürfniß der Unterhaltung. Ich war mit der franzöſiſchen Literatur hinlänglich bekannt, um ſie nicht abſterben zu laſſen. Was mir erſt eine nützliche Vorübung für das neue Leben ſchien, das mich erwartete, wurde mir in kurzem Genuß, als auch die Tochter an den Geſprächen Theil nahm. In den erſten Tagen war ſie in ihrem Zimmer geblieben, ſo oft ich die Mutter beſuchte. Als der ſchlimme Zuſtand dieſer beſtändige Pflege verlangte, blieb ſie auch während meiner Gegenwart, und ſie vertraute mir um ſo mehr, da ſie aus dem Munde, dem ſie alles glaubte, mein Lob vernommen hatte. Es waren die ſchönſten Tage meines Lebens, die ich in dieſem ſtillen Kreiſe mitten unter den Rüſtungen zu dem Kriege der größten Erbitterung zubrachte. Wer konnte der Liebe wehren, die ſtürmiſcher erwachte und eilte, je mehr die Zeit drängte! Die Mutter, dem Tode nahe, legte meine Hand in die zitternde der Tochter. Nur die Rückkehr des Bruders ſollte erwartet werden. Dann vereinigte uns, ſo hatten wir beſchloſſen, der prieſterliche Segen.

Immer näher kam der Tag, an dem ich mit dem Heere ziehen ſollte. Die Verbindlichkeit war ich aus eignem Antrieb eingegangen. Aber jetzt ſie aufzuheben, wo der Krieg begann, geſtattete mir die Ehre nicht. Die Mutter wagte nicht die Bitte, ich möchte bleiben. Meine Thereſe konnte den Mann nicht achten, der in den Armen der Liebe verweilte, wenn das Vaterland zum Kampf rufte. So oft die Trompeten der gerüſteten Schaaren unter unſern Fenſtern ertönten, erblaßte ſie. Doch ſchnell erhob ſie ſich. „Ich bin eine Deutſche geworden, ſagte ſie dann, ſeit ich dieſem Herzen gehöre. Dieſe Töne erſchrecken mich, weil ſie das Verderben meiner Landsleute verkündigen. Aber mein Hugo wird ein menſchlicher Krieger ſeyn; er wird in manche Hütte Beruhigung und Hülfe tragen, wenn wilde Haufen in ihr wüthen. Du kannſt mein Volk nicht haſſen, weil einige von ihnen ſchweres Unrecht thun.“ Wir glaubten, ein Feldzug würde den Frieden herbeiführen. Die Liebe denkt nicht an die Möglichkeiten, die eine ſo kurze Zeit ihr entgegenwerfen kann. Nichts bekümmerte uns, als daß der Bruder noch nicht erſchien. Ohne ſeine Einwilligung konnten wir unſere Verbindung nicht ſchließen. Wie hätte ich ihm antworten ſollen, wenn er mir den Vorwurf machte, heimlich der ſchwachen Mutter das anvertraute Kind abgedrungen zu haben? Noch eine kurze Prüfung, und ich kam mit ihm zurück, um in einer Stunde den Preis meiner Geduld zu erhalten, und die Geliebte und den Freund auf immer in die lieblichſte Gegend zu führen, die wir uns wählen konnten.

Der Erwartete kam nicht, und ich mußte ſcheiden, ohne meiner Zukunft gewiß zu ſeyn. Ich beſchwor den Mann, in deſſen Hauſe wir ſo glückliche Zeit verlebt hatten, für die Verlaſſenen väterlich zu ſorgen. „Es iſt ſchon meine Familie, ſagte ich ihm, als ich meine Anweiſungen zurückließ. Nur die äußere Form fehlt, um ſie öffentlich dafür zu erklären. Von Ihnen fordere ich die Meinen zurück, wenn ich wiederkomme.“

Sie riß ſich aus meinen Armen, die ſie, wie zur Rettung aus einer feindlichen Welt, umketteten, um zu der Mutter zu eilen, die bei dem Abſchied bewußtlos niederſank. Träumend ritt ich unter meinen jubelnden Kriegsgenoſſen. Ich fühlte, welche Verpflichtung ich mir auferlegt hatte, und vor und hinter mir ſah ich nur Zerſtörung meiner Hoffnungen. Wir hatten bald heiße Gefechte, und ich erhielt die Genugthuung, daß meine ſtille Trauer nicht durch die Gefahren des Kampfs erzeugt war. Ich bekam ein kleines Häuflein zu führen, und die wilden Reiter liebten mich, wie ihren Bruder. Es galt, Thereſen zu gewinnen mit jedem Vortheil, den wir erſtritten. Der Sieg bringt den Frieden, der Friede das Glück, nach dem du dich ſehnſt. So ſprach ich, ſo oft zum Angriff geblaſen wurde, und ich flog zu der blutigen Arbeit.

Die Schlacht von Jemappe riß mich aus der ſtolzen Laufbahn, die ich begann, lieb zu gewinnen. Ich kämpfte um die Auszeichnung, die mich meines Mädchens würdig machen ſollte. Die Wunden, die ich zum Andenken jenes Tages trage, warfen mich in den Staub. Aber eine Wunde wurde mir geſchlagen, die die Seele meines ganzen Lebens durchdrang. Man ſchleppte mich unter den blutenden Gefangnen fort nach den innern Provinzen Frankreichs. Von nun an ſchwieg alle Kunde von meiner Geliebten. Sie hielten mich für todt, und der Räuber faßte die unbewachte Taube.

Während ich in Noth und Krankheit ſchmachtete, und Hohn und Schmach von erbitterten Feinden ertrug, weinte Thereſe um den Mann ihres Herzens, die Mutter aber erlag dem bangen Gram. Die Hülfsmittel, die ich zurückgelaſſen hatte, wurden nach und nach erſchöpft. Aber der edelmüthige Menſch, dem ich ſie anvertraut hatte, verſchwieg ihr, daß ſie ganz von ſeiner Wohlthätigkeit lebte. Sie, aus dem Ueberfluß in gänzliche Armuth geworfen, trug einen Sinn in ſich, der höher war, als ihre Lage. Sie vermuthete, was ihr nicht geſagt wurde, und

belohnte das Wenige, was sie bedurfte, mit treuen Diensten, die sie sich selbst auferlegte. In dem Drange des Kriegs verwaltete sie das viel bestürmte Hauswesen, und bald der deutschen Sprache mächtig, der sie mit ihrem Geliebten angehörte, vermochte sie, in jeder Verlegenheit zu rathen und zu helfen. Sie wurde von der Familie wie ein mildes Wesen verehrt, dem Thränen bestimmt waren, um Thränen zu trocknen.

Als sie eines Tags um mich im Stillen trauerte und um alle die Ihrigen, die sie, wie mich, todt glaubte, trat ihr Vater mit dem Manne ein, der sie unglücklich gemacht hat. Schon lange hatte dieser die einsame Schönheit belauert, und er wollte von einem Theile seines Goldes scheiden, um sie zu erkaufen. Vergebens waren alle Bemühungen gewesen, sich in das Haus einzudrängen, das keinen Fremden aufnahm, als die ihm zugewiesen wurden. Demohngeachtet hatte er den Namen und die Verhältnisse des Mädchens erfahren, und er bot alles auf, sich um sie so verdient zu machen, daß sie seiner sich nicht erwehren könnte. Er hatte durch seinen Reichthum sich eine bedeutende Stelle bei dem verbündeten Heere erworben. Während er dem Kriege Summen abgewann, stieg er in seiner Wichtigkeit durch Dienste, die er einzelnen leistete. Es gelang ihm, den Vater meiner Therese auszuforschen, der lange verborgen, und ohne Nachricht von seiner Familie, von den Trümmern seines Vermögens lebte, die er auf der Flucht hatte retten können. Dieser, ein stolzer Mann und in dem Glanz und den Vorurtheilen eines alten Geschlechts erzogen, ertrug mit Mühe die Entbehrungen und die verachtete Einsamkeit seiner Lage. So wie jener Arglistige durch andere Auswanderer seinen Zufluchtsort erkundet hatte, eilte er zu ihm. Er meldete ihm, daß er die verloren geglaubte Tochter gefunden hatte, er redete von seiner Liebe und den gültigen Ansprüchen seines Rangs und seiner Reichthümer. Zugleich öffnete er dem Verarmten seine Casse, und verschaffte ihm die Genüsse wieder, die er nicht missen konnte. Das Kind wurde zugesagt, ehe der Vater sie gesprochen, sie gehört hatte.

Therese weinte Thränen der Freude an dem Herzen, das ihr statt des Trostes das Elend gab. Nur wenige Stunden genoß sie arglos des Wiedersehens. Dann wurde sie von der Bestimmung unterrichtet, die ihr der Vater, wie einem leicht zu veräußernden Eigenthum, gegeben hatte. Sie berief sich auf ihre Verbindung mit mir, auf den Willen, den Segen ihrer Mutter. Die Ansprüche der Todten galten nichts mehr. Ihr Versorger widersetzte sich mit aller Kraft, und erwähnte meine Veranstaltungen. Man wollte ihm eine Summe zum Ersatz anbieten. Als er gegen den Vater und den zukünftigen Gatten nichts mehr vermochte, nahm er sie, und theilte sie unter die Verwundeten aus, die die Stadt füllten.

So wurde mir die Braut geraubt, die vor Gott und Menschen rechtlich mein war. Sie mußte mit dem Vater nach den Besitzungen des herzlosen Käufers abgehen. Bald folgte er selbst, nachdem er seine Angelegenheiten bei dem Heere geordnet hatte, um sich seiner Beute zu erfreuen. Ihre Thränen und ihr Widerstand vermochten nicht, sie zu retten. Als der Vater mit dem Fluche drohte, schlich sie wie ein Opfer zum Altar.

Indessen hatte ihrem Bruder das Glück auf eine eigne Weise gelächelt. Es schien, als solle er der Einzige von dieser Familie seyn, der nicht durch eigne oder anderer Thorheit zu Grund gerichtet wurde, um zu verbessern, was jene so schlimm als möglich gemacht hatten. Er war kühn genug gewesen, auf französischen Boden zurückzukehren, um Gewißheit über das Schicksal seines Vaters zu erlangen. Als ihn schon der Tod erwartete, vergaß einer der Machthaber nicht, wie die meisten, der Tugenden, durch die jener in früherer Zeit alle, die ihn umgaben, mit seinen ausgezeichnetern Verhältnissen und mit dem Stolz seiner Vaters ausgesöhnt hatte. Er hatte ihm selbst viel zu verdanken, und that, was er vermochte, um zu beweisen, daß menschliche Gefühle auch in einem rauhen Herzen nicht ganz ersterben. Er lieh ihm verbergende Kleider, und ließ ihn so zu einem der republikanischen Heere entkommen, bei dem er geltende Freunde hatte. St. Pierre liebte die Freiheit, weil er sie selbst zu brauchen verstand. Er war einer der edeln Schwärmer, die alles hinwarfen, wenn sie dem Vaterlande ein günstigeres Loos gewinnen konnten. Gebildet, wie es unter den Franzosen selten ist, durch die Werke der Alten, und mit der Literatur der Britten und Deutschen vertraut, hoffte er, das Ideal verwirklicht zu sehen, das dichterische Philosophen und Geschichtschreiber aufgestellt hatten. Aus dem Chaos, das im Kampf mit sich selbst und mit den äußern Gewalten verflochten war, erwartete er das Aufblühen einer jugendlichen Schöpfung. Ueberzeugt, daß keiner feiern dürfe, der die stürmenden Kräfte zum Guten lenken könne, stritt er in den Reihen der Begeisterten, und führte immer so sicher zum Siege, daß auch der Neid bei dem schnellen Emporsteigen schwieg, das seinen Enthusiasmus belohnte.

In den Zeiten der Waffenruhe war es sein angelegentlichstes Geschäft, Wunden des Kriegs zu heilen, wo er konnte. Wie Howard, richtete er seine Augen auf das Elend der Gefangenen, die in diesem um die Rechte der Völker geführten Kriege von dem Volke, das die hohen Lehren mit Mahomets Beredsamkeit predigte, mit entsetzlicher Barbarei behandelt wurden. Als er an den Ort kam, wo ich der Verzweiflung fast unterlag, der schon mehrere meiner Genossen des Jammers sich geopfert hatten, erkannte ich sogleich den Bruder meiner Therese. Ich flehte ihn an, mir ein geheimes Gespräch zu gewähren. Er hörte mich nicht eher, als bis er mir Kleidung und die Stärkungen gereicht hatte, die meine erschöpfte Natur nöthig hatte, um die Geschichte meiner Noth zu erzählen. Da er mich jetzt erst wieder erkannte, lag er in meinen Armen, und als ich ihm von den heiligen Banden sagte, die mich an die Seinigen knüpften, rief er mit Thränen: Mein Bruder, Sohn meiner Mutter, du mußt in deine Heimath eilen, um mir Kunde von den Lieben zu geben, die du so lange beschützt hast. Ueberall, wohin unsere Heere drangen, hab ich nachgeforscht, und keine Spur finden können. Wir werden bald Frieden haben, und die werden wieder glücklich beisammen seyn können, die in diesem entsetzlichen Streite Menschen geblieben sind. Dann komme ich zurück. Denn hier, wo der Despotismus schrecklicher sein Haupt erhebt, als je, ist meines Bleibens nicht.

Er wirkte gegen mein Ehrenwort, nicht mehr gegen Frankreich zu dienen, mir Befreiung und Pässe aus. Ich eilte nach Coblenz, und dort in das Haus, in dem der Frühling meines Glücks geblüht hatte. Aber der erdrückenden Sommerglut waren Herbststürme gefolgt. Jetzt lastete kalter, erstorbener Winter, wie in der Natur, so auf meinem Leben. Ich fand meinen alten Wirth nicht mehr. Der war längst in den Tagen des allgemeinen Jammers in seine Kammer schlafen gegangen. Der einfache Wohlstand war verschwunden, und die Wittwe wohnte in dem ärmlichsten Stübchen des Hauses, das sie besessen hatte. Von ihr hörte ich, was mit Thereſen geschehen war.

Welche Hand hielt mich damals, als ich gegen mein Leben wüthen wollte? Was gab mir Kraft, auszuhalten und den Sturm zu bestehen, der durch den heiligen Hain meiner Glückseligkeit brauste, wie ein Wehen der Unterwelt? Es war dieselbe Hand, die ich erst demüthig erkennen lernte, nachdem ich mein ganzes Elend überschauen konnte, die mich von Schmerz zu Schmerz führte, bis ich den Blick in das Land der Ruhe fand, und wieder auf sichern Weg geleitet mit wackern Füßen die übrige Wallfahrt anzutreten vermochte. Aber wie tief mußte ich fallen, um mich erheben zu können!

Ich komme zu der traurigsten Periode meines Lebens, der, wo ich mit Himmel und Erde zerfallen, ein Wahnsinniger fortstürzte, um meinen Verderbern und mir Unglück für Unglück und den Tod zu geben. Ich wußte nicht, was ich wollte, ich beschloß nichts. Eine blinde Wuth war meiner Meister, und sie riß mich fort, nach ihr hin und zu denen, die sie mir genommen haben. Wie ich in Haß und Liebe glühte, so sollten diese Flammen auch die verzehren, die sie entzündet hatten.

Auf der ganzen Reise war ich ein Gegenstand der Scheu oder des Mitleides. Mein vernachlässigtes Aeußere, mein bleiches Gesicht, und der unsichere Blick verriethen den entsetzlichen Irrthum, in dem mein Geist über sich und sein Treiben befangen war. Was lange Leiden und Gram während der Gefangenschaft begonnen hatten, das vollendete eine Erbitterung, die schonungsloser aus den Trümmern meines Stolzes und meiner Hoffnungen sich erhob. Diese Verwilderung gefiel mir selbst, weil sie die Rolle schien, zu der mich mein Schicksal bestimmt habe. Man wies mich oft in Gasthäusern ab, weil man mir nicht traute. Das entlockte mir ein Lächeln der Freude. So sind die Menschen, rief ich, ich irre mich nicht; und durch die Nacht, am liebsten, wenn alles sich in die schützende Wohnung verbarg, setzte ich den Weg fort. Wenn ich freundliches Bedauern, milde Theilnahme fand, suchte ich den Trug, die boshafte Absicht bei den gutmüthigsten Leuten auszudeuten. Ich dachte nicht an St. Pierre und an die Edeln alle, die mir so oft wohl gethan hatten.

Der Name des Gatten meiner Therese war auf meinen Lippen, so wie ich über die Grenzen seiner Heimath gekommen war. Die meisten sprachen mit Bewunderung von seinem Vermögen, seinen großen Unternehmungen; einige, wie um mich langsam zu vergiften, erzählten von seiner schönen Gemahlin, ihren Tugenden, und der Einfachheit, die mit Perlenreinheit allen Schimmer, in dem sie strahlen müsse, überleuchte. Die besseren Menschen vermieden, von ihm zu reden; die Aermsten aus niedrigem Stande nannten ihn den reichen Teufel, der die Heilige gefreiet habe. Er wohnte auf seinem Gute, und ich erreichte es am späten Abend, ermüdet zum Zusammensinken, aber ohne Hoffnung, hier ruhen zu können. Ich nahm meine Wohnung in dem elenden Gasthause, wie sie in jenem Lande sind, und umschweifte dann noch einige Stunden lang Garten und Schloß, ohne jemand zu sehen. Nach einer schlaflosen Nacht war ich wieder in den versteckten Anlagen des weiten Parks, einem Verbrecher gleich oder einem Wild, das der Beute nachstellt. Ich

ſah mit Entſetzen mich ſelbſt, ich bebte, in mein Inneres zu ſchauen, und ſo wollte ich vor die treten, die ich noch freventlich die Meinige nannte, wie ſchändlich ſie mir immer entriſſen worden war, und ihr von meiner Liebe ſagen.

Eine lange Stunde verſchlich, und ungeduldiger trat ich in die offnern Gänge hervor. Da ſah ich ſie von weitem gehen. Sie war auch blaß vor langem Harm. Aber Heiterkeit war auch auf dem bleichen Geſicht. Wie über den blauen Himmel Wolken hinziehen, die ſeiner Klarheit nichts nehmen können, ſo umflorte ihr reines Weſen irdiſcher Schmerz. Ihr Auge ſchien matt von vielen Thränen; aber die Ruhe der Unſchuld wohnte darin. Sie war, wie mir alle geſagt hatten, frömmer und milder, je unglücklicher ſie war. Da verglich ich mich in Abbadona, wie er dunkel und nächtlich dem verlornen Freunde, Abdiel, entgegentritt. Ich floh vor ihr zurück in das tiefere Gebüſch, und auf den Boden hingeworfen, weinte ich zum erſtenmal wieder heiße Thränen. Wie lange ich ſo lag, weiß ich nicht. Als ich mich aufrichtete, ſah ich ſie in einiger Entfernung vor mir ſtehen, ungewiß, ob ſie dem Unglücklichen nahen und ihm helfen könne. Thereſe! riß ſich der Schrei von meinem Herzen los, und ſie erkannte meine Stimme und ſank zuſammen. Hätten Tauſende mich umringt, ich konnte ſie ſo nicht verlaſſen. Ich hob ſie wieder auf, wie an dem Tage meines letzten Abſchieds, ich ſprach wieder mit dem milden Tone, der mir wiederkehrte, ich gab ihr zärtliche, liebkoſende Namen. Ihrer ſelbſt vergeſſen ſank ſie in meine Arme, und drückte den Kuß des Wiederſehens auf meine Lippen.

O mein Freund, jenes Wiederſehen iſt es, das ich beklagen werde, ſo lange ich lebe. Mußte ich ihren Frieden aufs neue ſtören, da ſie mich für todt hielt? durfte ich den Sturm aufregen in einer Bruſt, die ein ſchweres Schickſal Gott ergeben ertrug? Durfte ich mit verbrecheriſchen Armen die umſchließen, die ein Wille mir genommen hatte, den ich ſchon jetzt demüthig verehre, den ich lobpreiſen werde, wenn ich einſt alle Räthſel gelöſt ſehe?

Wie wenig denkt der Menſch an die Folgen ſeiner Handlungen, wie wenig ſtreng führt er ſie vor den unparteiiſchen Stuhl der Gerechtigkeit, wo nicht gefragt wird, was andere um uns verdient haben, ſondern nur, was wir zu thun ſchuldig ſind! In jener Stunde erinnerte ich mich nur des Unrechts, das mir angethan worden war, nur der Anſprüche, die ich gehabt hatte, nur der Genugthuung, die der Augenblick meiner Liebe gab. In ſüßer Unterredung erzählte ich ihr von meinen Leiden, und wiſchte die Thränen ihr von den Augen, die ſie meinem Schickſal weinte. Sie ſagte mir, wie ſie hingeliefert worden, wie ihr Vater in Gram und Reue und unwürdiger Behandlung hingewelkt ſey. Das verſchwieg ſie, was ſie ſelbſt duldete; aber der verſchloſſene Kummer ſprach aus den Zügen, unter denen er ſeine ſtille Wohnung hatte. Was vermochte ich nicht zu thun in jener Stunde, wo Rachſucht, Ingrimm, Leidenſchaft der Liebe, wo das Entzücken mich berauſchte, ſie zu haben? Aber ſie war edler, als ich. Wie ſie mir in der Abweſenheit treu geweſen war, ſo hielt ſie auch den abgedrungenen Eid dem entfernten Peiniger. Sich anklagend, daß ſie ſo lange mit mir geſprochen hatte, wendete ſie ſich von mir, als ich ſtürmiſcher ſie umfaßte. Mit Mühe erflehte ich von ihr die Zuſage noch einer Unterredung.

Mit bangem Herzklopfen erwartete ich ſie in der beſtimmten Stunde. Endlich kam ſie, das Kind auf dem Arme, das Sie, der Mutter Ebenbild, geſehen haben, die kleine Roſalie, III hingeopfert, wie jene.

„Weil ich Ihnen verſprochen habe, ſagte ſie ſanft, doch ernſt, weil ich Ihnen verſprochen habe, was ich nimmermehr hätte thun ſollen, Sie noch einmal zu ſehen, ſo ſey dieſe Kleine unſer unmündiger Zeuge, der uns an die Macht der göttlichen Geſetze, an die menſchlichen Pflichten erinnere."

Sie reichte mir das Kind, das mich mit den kleinen Armen umhalste, wie ſonſt die zarten Weſen mit Fremden nicht thun. Ich zog es an meine Bruſt, und ſchluchzte laut. Von meiner Heftigkeit erſchreckt bog es ſich nach der Mutter hin, die ſtill weinend es wieder an ſich nahm. „Sie ſehen, ſagte ſie, daß auf dieſer Erde uns nichts gemeinſchaftlich iſt. Eilen Sie fort von hier. Wenn Sie mich lieben, ſo kommen Sie nicht wieder in meine Nähe, als wenn Sie mich mit Ruhe, mit Ergebung als das Eigenthum eines andern ſehen können. Bitten Sie Gott, daß er dieſes Kind ſegne, das ich unter vielen Thränen getragen und geboren habe, daß er das Herz ſeines Vaters erweiche, und nur einen Funken ſeiner göttlichen Liebe ihm einhauche, bitten Sie Gott, daß er auch uns den Muth gebe, zu ſeyn und zu thun, was er uns beſchieden hat."

Sie war aus meinen Augen verſchwunden, als ich wieder vom Boden aufſah. Lange ſtand ich und ſann. Ich habe ſie nicht verdient, ſagte ich zu mir, warum aber dieſer? Da that ich einen Blick in mein ſtolzes, ſtürmiſches Herz, und ich erkannte den erſten Grund, warum mir nicht geworden war, was ich wollte; ich ſah die Eitelkeit, die Hoffahrt, den Uebermuth meiner Jugend, den kühnen Trotz meiner beſten Handlungen, die Bitterkeit in den Tagen des Unglücks, die Feindſchaft gegen Gott und Menſchen, die noch in mir war. O ich höre dich, du Stimme, die mich verdammt, rief ich in dumpfer Verzweiflung, verließ den Ort, deſſen ich mich nicht werth hielt, und ritt, belaſtet mit allen Qualen der innern Pein, wieder in die leere Welt hinaus.

Lieber Freund, das Andenken jener Zeiten hat mich ſehr weich gemacht. In meiner Krankheit traten alle die Augenblicke vor meine Seele, die ich Ihnen beſchrieben habe. Es iſt mir recht frei geworden, da ich über mich gegen einen Mann habe ausreden können, der mir ſo freundlich zugethan iſt. Sie erinnern ſich gewiß, wie ich in dem Garten, wo wir alle ſo erwarmten, von dem Fieberkranken redete, deſſen der treue Arzt, der ungekannt ihn ſuchte, ſich erbarmt. Doch nicht durch Wunder wird der Menſch mit einemmal ausgeheilt. Wie geſund er auch wieder ſcheine, es kommen zuweilen Boten, die ihn vor zu großem Selbſtvertrauen warnen, und ſtrenge Vorſicht gebieten. Ich rufe es mir ſelbſt in meine Seele zurück, was ich ſo oft wiederhole.

Nachdem ich Thereſen verlaſſen hatte, zog ich in allen Gegenden Deutſchlands umher, nicht mehr von den Furien des Zorns gehetzt, aber in wüſter theilnahmloſer Trauer. Ich konnte und wollte nichts unternehmen. Mein Geiſt bot mir keine Ideen, mein Herz keine Gefühle. Man hielt mich ſo allgemein für einen Irren, daß ich es ſelbſt nicht anders glaubte, und in dem Gedanken mich wohl befand. Wie ich gerne am längſten weilte, wo es am öden und finſterſten war, verbrachte ich auch einige Wintermonde in dem höchſten Theile des Erzgebirgs. Bis zur Nacht ſaß ich oft unter den beſchneiten Kiefern auf eiſigem Boden, und horchte dem Abendlauten, das aus den armen Dörfchen zu mir klang, wie Halle aus einer frohen Zeit, wo ich nach der Arbeit zur Ruhe ging. Ich ſehnte mich, ſo einzuſchlummern, bis ich im Frühling der neuen Erde wieder erwachte. Die gutmüthigen Bewohner trieben mich oft auf, wenn ich ſchon ein ſüßes Erſtarren meiner Kräfte fühlte. Aber ich ſetzte in meinem Eigenſinn fort, wovor ich herzlich gewarnt wurde. An einem Weihnachtsabend, wo ich in die ſtarren, glänzenden Chriſtbäume hinausſah, und mit Thereſen und den Kindern ſprach, denen ich beſcheren wollte, übermannte mich der Schlaf, und die Welt erſtarb vor meinen Sinnen.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem reinlichen Stübchen, und die Wintermorgenſonne beſchien ein aufgeputztes Chriſtbäumchen meinem Bette gegenüber, an dem ein Kind, ſo groß ich Roſalien jetzt dachte, ſpielte. Ich ging in ihr Lallen ein, und ſie antwortete mit der unſchuldigen, neckenden Freude ihres Alters. Ich war außer mir, und wollte von meinem Lager zu ihr hin. Da drückte mich jemand ſanft zurück, und ich erblickte einen Mann, der mit milden Worten mich zur Ruhe ermahnte. Er nannte mich Sohn, und die Liebe, die in dieſem Worte liegt, drang mir in die Seele, noch mehr die fromme Herzlichkeit, mit der er es ausſprach. Die Glocken läuteten wieder, und ihr Klang erpreßte mir Thränen. „Bald wird Ihr Arzt kommen, ſagte er. Mich ruft jetzt mein Amt von Ihnen." Jetzt ſah ich, daß ich nicht in einer Wunderwelt, ſondern in dem Hauſe des Predigers war, der mich bei der Rückkehr von einem ſpäten Amtswege ſchon im Hinüberträumen geſunden, und, in ſeine Wohnung gerettet, dem Tode entriſſen hatte.

Ich könnte Ihnen nur beſchreiben, was mir im Aeußern von dieſen Leuten Gutes geſchah, und auch das will ich nicht, weil die Liebe und Herzlichkeit, mit der ſie alles thaten, was mir helfen und mich erheitern konnte, der fromme Sinn, der Quell und Zierde ihrer Handlungen war, ſich doch nicht mit Worten ſchildern läßt. Meine Lage war zu traurig geweſen, als daß ich nicht die Veränderung mit frohem Gefühl hätte empfinden ſollen, die dadurch in meiner Seele entſtand. Hier waren Menſchen, die mich aufrichtig und ohne Eigennutz lieb hatten. Konnte ich der Liebe wehren, die mit der Rührung der Dankbarkeit wieder in mein gebrochenes Herz eindrang, und es, wie ein kühlender Morgenthau, wieder empfänglich machte für guten Samen, und kräftig, ihn zur Frucht tragenden Pflanze aufſchießen zu laſſen? Wie verſöhnte ich mich mit meinen Mitbrüdern, die mir Böſes gethan hatten, um dieſer willen, die mir zeigten, das Glück und Zufriedenheit nicht in dem, was wir beſitzen, ſondern in uns ſelbſt iſt. Wie hochſchätzen lernte ich jeden mir erwieſenen Dienſt, ſeitdem ich erfuhr, daß auch mir mit Dank und Liebe erwiedert werde, was ich nicht um mein willen, ſondern aus reiner Abſicht und von Herzen that. Jetzt leuchtete mir der Unterſchied ein zwiſchen der großſprecheriſchen Tugend, die ich nirgends ſchöner hatte verkündigen hören, als wo man die Humanität mit Füßen trat, und der ſtillen Wirkſamkeit, die nicht anders handeln kann, als ſie thut, weil die Liebe das ganze Leben durchdrungen hat.

Ich blieb einige Jahre in dieſem Hauſe. Da ich mit Geld nicht belohnen konnte, was unſchätzbar war, die Freude zu le-

ben und nützlich zu leben, so suchte ich wenigstens unser Beisammensein zu verschönern. Nach und nach wurde ein kleiner Büchervorrath angeschafft, längst der stille Wunsch des Predigers, den er bei seinem beschränkten Einkommen nicht hatte befriedigen können. Der Mann legte sich mit unermüdetem Fleiß auf die Erlernung der neuern Sprachen, in denen ich ihm einige Anleitung geben konnte. Das Kind wuchs fröhlich heran, und es war mir Genuß, ihm erster Lehrer zu seyn. Die Entfaltung eines so wunderbaren Wesens, wie die menschliche Seele ist, muß dem kältesten Beobachter Bewunderung und Staunen abnöthigen. Wer mit lebhafterem Interesse ihr entgegen kommt, und den Weg aufmerksam verfolgt, den die Natur immer richtig und mit sicherer Behutsamkeit geht, wird, indem er zu führen meint, in eine Schule geschickt, die ihn selbst weiser und besser macht. Er begreift, was der große Meister sagen wollte, als er uns werden hieß, wie diese Kleinen. Die Erziehung der Kinder in dem Orte selbst und dem benachbarten Dörfchen, wurde unter treuer Aufsicht des Predigers von einem jungen Manne geleitet, den bei dem lautersten Willen gänzlicher Mangel an allen Hülfsmitteln drückte. Was ich sonst dem äußern Glanz und einer Menge erträumter Bedürfnisse geopfert hatte, reichte ich hier einer bequemern und besser ausgestatteten Einrichtung der Anstalt. Wir brachten von nun an manche Stunde unter dem muntern Häuflein zu, und ich übernahm selbst einigen Unterricht, der künftigen Landleute ersprießlich seyn konnte. Die Alten wußten es mir herzlich Dank, weil nirgends ein Zwang, ein Aufdringen, und — was den immer in Anspruch genommenen wohl auch nicht zu verdenken ist — keine Forderung Statt fand. Wenn wir die übrigen Stunden des Tags im Gärtchen gebaut oder die Felder durchwandert hatten, versammelten wir uns am runden Tische, und genossen unser gesundes Mahl mit Dank und Fröhlichkeit. An Winterabenden wurde der Bücherschatz zu Hülfe genommen. Sonntags stand auch jedem der Dorfbewohner der Zutritt offen, dem diese Unterhaltung lieber war, als Trunk und Kartenspiel, und wir wählten die Gegenstände des Lesens und Sprechens nach ihren Bedürfnissen. Es dauerte nicht lange, so kam die ganze kleine Gemeine. Nun ließ ich in dem Hause des Dorfwirths selbst einrichten, was zu unserer gelehrten Versammlung nöthig war. Er verlor so nichts an seiner Einnahme, und hatte dazu den Vortheil, alles bei sich in Ordnung und Zucht zu sehen.

Dem edeln St. Pierre allein hatte ich während dieser Zeit bisweilen Nachricht von mir gegeben. Der übrigen weiten Welt war ich in meinem Versteck wie abgestorben. Ich wußte von ihm, daß er Anstalten träfe, ganz in meine Nähe zu kommen. Das Werk des Despotismus war vollendet. Aus dem jungen Republikaner, der alle Köpfe entzündet, alle Seelen begeistert hatte, war ein finsterer, selbstsüchtiger Herrscher geworden. Für diesen wollte sich St. Pierre nicht die Wunden aufreißen lassen, die er für Freiheit und Frieden sich hatte schlagen lassen. Die Ordnung war hergestellt. Aber ihre Grundlage war Furcht und Zittern. So knechtischer Gehorsam war nicht für das hohe Gemüth meines Freundes, eben so wenig das Gaukelspiel, das man mit allem Heiligen trieb in unheiliger Gesinnung. Er sammelte, was ihm von seinem Vermögen gerettet worden war, ging dann zu Wiederherstellung seiner Gesundheit in das südliche Frankreich, und, da er dort als ein zum Modehandwerk fortan Untüchtiger den Abschied erlangt hatte, nach der Schweiz, wohin er mich zu einer gemeinschaftlichen Reise entbot. Es wurde mir schwer, mich von meinen Hausgenossen, von allen Bewohnern des Dorfs zu trennen, in dem ich an Körper und Geist genesen war, und in dem ganzen Wohlgefühl frischer Lebenskraft so viele glückliche Tage zugebracht hatte. Aber mein Pflegevater — so nennte ich den Pfarrer — ermahnte mich selbst, nun wieder unter die Menschen hinauszugehen. „Sie sind noch so jung, sagte er, daß Sie sich nicht für immer hier verkriechen dürfen. Dazu ist Ihre Bildung einer weniger beschränkten Uebung bestimmt. Sie können nun schon die frische, oft auch rauhe Luft des Lebens ertragen. Ich will indeß in dem kleinen Garten, der mir zum Tagewerk gegeben ist, fortbauen, damit Sie Ihre Freude an den Blumen und Früchten sehen, wenn Sie wieder zu uns zurückkommen."

Ich fand St. Pierre in Zürich. Wir umarmten uns mit dem tiefen Gefühl des großen Schmerzes, den wir zusammen zu tragen hatten. „Ich habe verloren, sagte er, was ich Theures im Leben hatte. Mein Vaterland ist unterdrückt. Wir haben Ströme Bluts vergossen, um einen Baum zu düngen, aus dem der Stuhl des Tyrannen zusammengeschlagen worden ist. Mein Vater hat die Vorurtheile, die ihn und seines Gleichen die Heimath kosteten, auch in das innerste Heiligthum der Familie eingetragen. Weil er lieblos gehandelt, hat ihn der Haß erst der Reue, dann dem langsamen Tode des Grames hingegeben. Und meine Schwester — warum muß ich mit Dir von ihr reden? Noch bin ich nicht im Stande, mit ihrem Gatten zu sprechen. Ich weiß noch nicht, ob ich ihn züchtigen oder verachten soll. Mein französisches Blut kocht bei dem Gedanken an die heimtückische Räuberei dieses Geldmenschen. Wir wollen noch einige Monate auf der Erde umherziehen, und sehen, wo es am freundlichsten ist, damit ich mit mildrem Sinn zu der Unglücklichen kommen und thun kann, was zu ihrem Besten seyn möchte."

Selten werden zwei Männer zusammen reisen, die so einverstanden in ihren Ansichten, so gleich in ihren Gefühlen, und auch durch Kummer so vereinigt gewesen wären, wie wir. Wenn uns der Einklang unsers Denkens und Wollens bisweilen recht plötzlich, wie ein Harmonikaton, durchzog, lächelten wir, daß uns die Fügung der Dinge in manchem Kampfe feindlich entgegengestellt hatte. Wir konnten damals zusammentreffen, und in blinder Wuth uns den Tod geben. Und nun, — was hatte mein, was sein Vaterland durch jenes Morden gewonnen, wenn es nicht die großen Lehren waren, die dieses Geschlecht noch nicht verstand, die vielleicht auch das kommende in unverstandne Feindschaft verwickelte? Was meinen feurigen Gefährten am meisten Wunder nahm, war, daß ich über das Schicksal seiner Schwester nicht aufglühte, wie er. Aber die Erzählungen, die ich ihm oft weitläufiger von meiner Heilungsperiode gab, als ich sie Ihnen zu wiederholen wagte, machten ihm klar, wie ich so ruhig in die Wellen zurückblicken konnte, aus denen mich die höhere Macht gerettet hatte, wie ich an meine Geliebte wie an eine früh Verstorbene nur mit stillen Wehmuthsthränen denken, und dem Grabe entgegenlächeln konnte, durch das der Weg zu unserer ewigen Wohnung führt.

Er befand sich wohl in der Ruhe, mit der meine Heiterkeit wuchs. Ich hatte verlernt, in Eifer und Zorn aufzubrausen. Was konnte mich noch überreizen, nachdem ich die ungeheure Beleidigung meiner Hoffnungen, die ich erfahren, überwunden hatte! Die Gifttropfen, die ich verzweifelnd in mich trank, hatten mein Wesen durchdrungen, und den Krankheitsstoff getödtet, um selbst in und mit ihm sich aufzulösen. Weil ich aber wußte, wer das an mir gethan hatte, war ich sanft und demüthig.

So gewannen wir beide, ich an neu belebter Theilnahme an den Interessen der Menschheit im Allgemeinen durch sein glühendes Streben nach dem Ideal des Guten, das keine Täuschung der Wirklichkeit ihm verdunkeln konnte, er an Schonung und Duldsamkeit bei den Irrthümern der Schwachen durch meine Ruhe, die in ihn überging.

Wir waren mehrere Jahre auf unsern Reisen. Jetzt war es Zeit, die Unsrigen wieder zu sehen. Er lud seinen Schwager zu einer Zusammenkunft in Karlsbad ein. Denn seine Wohnung wollte er nicht betreten. Ich fragte mich streng, ob ich ihn begleiten dürfe, und mein Herz gab mir vor den Augen des unsichtbaren Zeugen die Genehmigung. Mich verlangte sehr, die guten Menschen im Gebirge zuvor zu sehen, und St. Pierre freute sich selbst auf die kleine Colonie, wie er es nannte. Es war die Erndtezeit, und wir fanden die Bewohner fröhlich mit ihrer sparsam belohnten Arbeit beschäftigt. Die jungen Leute, zum grossentheil meine ehemaligen Schüler, erkannten mich sogleich, und mit Jubelgeschrei wurde ich zu dem Pfarrer geführt, der mitten unter seinen Kirchkindern stand, wie ein guter Vater, und mit freundlicher Rede und heiterem Scherz die fleißige Gesellschaft so belebte, daß sie den Schweiß ihres Angesichts mit Lust vergossen. „Sie kommen zu Gottes großem Fest- und Freudentag, bewillkommte er uns. Er steht mit keinem Heiligen im Kalender. Aber der gütige Gott, der ihn mit Regen und fruchtbaren Zeiten hereingeführt hat, schreibt ihn mit Zügen der Vaterliebe dort oben an den blauen Himmel an." Wir setzten uns unter den Haufen hin, und St. Pierre war außer sich vor Freude. Die Dirnen neckten ihn mit seinem gebrochnen Deutsch, und er wollte sich todt lachen, wenn ich ihm die Späße, die immer anständig, und oft witzig genug waren, aus dem Volksdialekte, den er nicht verstand, übersetzte. Die Alten sagten heimlich zu mir: „Das ist einmal ein Franzos, den wir gern sehen."

So kam der Abend heran. Nachdem die letzte Garbe gebunden und die Rechen zusammengestellt waren, traten die Arbeiter unaufgefordert in einen Kreis, einen Vers zum Lobe des Vaters zu singen, der den Segen und Kraft und Frieden gegeben hatte, ihn einzuerndten. Der Pfarrer sprach einige Worte, wie sie ihm Dank und Freude eingaben. Dann ging der fröhliche Zug zurück nach den Hütten, und die Jugend stimmte muntere Volkslieder an, mit einer Wahl und mit einem Gefang, die Lehrern und Lernenden alle Ehre machte. Mein Freund ließ es sich nicht nehmen, auf heimathliche Weise ein Fest zu geben. Er nahm in Beschlag, was zu haben war, und bewirthete das ganze Dorf auf das köstlichste. „Ich habe heute einen rechten Nationalstolz, sagte er zu mir, indem er in seinem Amtseifer bei mir vorüberging. Meine Landsleute mögen sich hier manchesmal ein übles Gedächtniß gestiftet haben. Die lieben Menschen sollen mich nicht umsonst gelobt haben."

Die Mitternachtstunde rief zur Ruhe, und ich bettete mich in das Zimmerchen, in dem ich einst unter ganz andern Umständen und Empfindungen geschlummert hatte. Wie soll ich Ihnen die Rührung schildern, die ich bei dem Vergleich zwi-

Digitized by Google

schen jetzt und damals fühlte! Sanfter Schlaf umarmte mich unter sanften Thränen.

Den ersten Besuch am andern Morgen machte mir die kleine Emilie. Sie strampfte keck zu mir herein, und rief: Ich will meinen Bräutigam sehen. Das Kind am Christbaum erschien mir wieder, jetzt ein blühender, holder Mädchenengel. Ich zog es zu mir heran. Die Aeltern kamen dazu, und ich bedung mir, dem zur Einsamkeit bestimmten, wenigstens das Vorrecht aus, einmal die Braut zur Kirche zu führen, wenn sie, wie ich wohl hoffen dürfte, sich einem würdigen Lebensgefährten vermählte. Die Kleine schmollte, daß ich sie einem andern verschenkte, und ich hatte Mühe, sie zu versöhnen.

Den Tag über wurden alle Anstalten wieder besehen, und überall bemerkten wir schöne Fortschritte. St. Pierre hatte schon mit Verwunderung in des Pfarrers Bibliothek gekramt. „Das alles versteht bei uns ein Professer nicht, sagte er, als er die Mannichfaltigkeit der Schriften, und Beweise sah, daß sie gelesen und verstanden waren. Noch mehr überraschte ihn die Schule des kleinen Dorfs. Er herzte die hausbäckigen Kinder, die so natürlich gut antworteten, und mit Freuden machten, was sie gelehrt waren. „O ihr glücklichen Deutschen, rief er einmal über das andere, wenn wird es bei uns dahin kommen! Das hat euer Luther gemacht und sein Geist, der in euren Schulen ist. Und den wollen die Wirrköpfe austreiben!" „Ja, wendete er sich zum Pfarrer, ich bin Katholik, und ich will es bleiben, weil ich alles Wechseln nicht leiden kann. Die aber, die mir den großen Mann antasten, könnte ich züchtigen, wie ein Schulmeister die ungezogenen Buben. Es sind abscheuliche Menschen, die das Herrliche nicht ertragen können, weil sie selbst so erbärmlich klein sind."

Wir freuten uns des Zusammenseyns mit so unschuldigen guten Menschen so lange als möglich, um dann mit unserm eignen Wesen versöhnt, der verfeinerten Bösartigkeit uns zu nähern. Doch wurde uns der erste Schritt immer schwerer, je mehr uns die Zeit mahnte, daß er nun gethan werden müsse. Ein Tag nach dem andern wurde zugegeben. Solchen Reiz hat die Einfachheit der Tugend. Sie ist dem Menschen ein Bild von dem, was er einst war, und wovon er immer mehr abirrt.

Bei unserer Ankunft in Karlsbad wollte ich, um auszuweichen, eine besondere Wohnung beziehen. St. Pierre duldete es nicht. „Er soll zu seiner Demüthigung erfahren, sagte er, daß wir innige Freunde sind, die er nicht trennen kann. Warum soll sich das gute Gewissen bergen vor dem bösen? Das sey die einzige Rache, die ich an ihm nehmen will, daß ich Sie immer herzlicher an mich ketten werde, je mehr er Sie abstößt."

Wir erhielten bald einen Besuch von dem Gatten Theresens. Es galt ihm viel, einen Verwandten für sich zu gewinnen, dessen Widerwillen er kannte, und von dem er doch eine Entschädigung für den schnellen Entschluß hoffen konnte, der ihm die Verbindung mit einer unbegüterten, vielleicht die einzige Uebereilung seines Lebens, aufgebürdet hatte. Sinnlichkeit und Geiz haben einen kurzen Kampf mit einander. Die erste weicht einer kleinen Befriedigung und überläßt dem Sieger eine unbeschränktere Herrschaft. Von den Verfügungen des beleidigten Bruders hingen so viele Wünsche ab, daß auch dem kalten Ernst nachzugeben schien, der unabänderliche Verhältnisse mit stolzem Anstand ehrte, ohne je eine heuchlerische Vertraulichkeit aufkommen zu lassen, die dem Charakter beider nicht angemessen war. In dem ersten Gespräch, an dem ich Theil nahm, wurde ich wie ein Fremder behandelt, dessen alte Ansprüche als unbekannt zu übergehen, dessen Einflüsterungen zu fürchten wären. Ich sah wohl, daß er mir eigennützige Absichten zutraute. Aber er gestattete dem Verdacht keine Aeußerung. St. Pierre beruhigte ihn, wie er mir später sagte. Durch diesen versichert, daß ich Verbesserung meiner Umstände weder brauchte, noch annehmen würde, gab er mir nun noch reichlicher von den Artigkeiten, die er an alle, die ihm nützlich seyn konnten, verschwendete. Er wurde um desto geneigter, die einzige unwiderrufliche Bedingung einzugehen, von der die künftigen Maßregeln abhingen, um die er die schwierige Unterhandlung mit so ungleichen Menschen führte.

Mein Freund hatte fest beschlossen, das Kind von den Aeltern zu trennen, das, die Frucht einer moralisch unnatürlichen Verbindung, unter so widersprechender Einwirkung nicht gedeihen konnte. Er theilte mir seinen Plan schon auf der Reise mit, und, was ich auch dagegen einwenden mochte, er war von der abgeschiedenen Erziehung, die die Kleine, zu allem Guten angeleitet, von allem Bösen möglichst entfernt, bei ihm erhalten sollte, so schwärmerisch eingenommen, daß an ein längeres Entgegenstreben nicht zu denken war. Ich mußte sogar, seitdem ihm meine Thätigkeit auf dem Dörfchen bekannt geworden war, meine Beihülfe zusagen. Er fand eine schöne Ausgleichung in dem mir zugetheilten Berufe, Lehrer des Kindes zu seyn, das mir mit der Mutter geraubt worden war.

Es war das erstemal, daß ich sie wieder sah, als sie mit Rosalien ankam, um sie unsern vereinigten Bemühungen zu übergeben. Wie hätte ich vor ihr, und neben dem getäuschten Gatten, dem vertrauenden Bruder stehen können, hätte ein Verbrechen unsere erste Zusammenkunft befleckt? Sie reichte mir das Kind hin, wie damals in dem Garten, und jetzt sah es mir fröhlich in die heitern Augen. Ich fühlte, welche Macht sich Gott in dem Blicke der jungen Kinder und Säuglinge bereitet hat, wie in ihrem Munde. Die Mutter drückte dem Freunde wehmüthig lächelnd die Hand, der es wagen wollte, die Liebe, die vor ihr hatte schweigen müssen, in milden Worten zu dem kleinen Wesen reden zu lassen, das, ihr einziges Glück, auch von ihr scheiden mußte, wenn ihm die Tage der Unschuld nicht in Furcht und Zweifel vergehen sollten. Wie verehrte ich die herrliche Kraft der höhern Beruhigung, als in diesem ganzen Gespräch kein Gedanke des alten Grolls, keine Regung des Verlangens wiederkehrte, und nur Dank und Rührung das Verhältniß verklärte, in das wir von nun an zu einander gestellt waren. Wir waren in diesen Stunden, denen gewiß alle mit Bangigkeit entgegen gesehen hatten, so still und selig vergnügt, daß wir uns von Himmelsluft umweht glaubten, und diese ging von dem Friedensengel der Religion aus, der seine Palme über uns streckte.

Therese hatte die lange Zeit meiner Abwesenheit über so viel zu tragen gehabt, daß der Schmerz, wie eine Gewohnheit, in ihrem Herzen lagerte. Ein günstiger Freudenblick war ein Sonnenstrahl im Wintersturm, dem das erdrückte Pflänzchen sich zurichtet, wie einem Boten der wiederkehrenden bessern Zeit. Es war ein Glück für sie, daß ihren Gatten die vielen Geschäfte, in die er sich verwickelte, wenig an die Einsamkeit denken ließen, in der sie hinwelkte. Da er von mir erst durch St. Pierre wieder gehört hatte, so war ihm jeder Anlaß genommen, sie zu quälen. Ihre Wohlthätigkeit allein konnte manchen harten Tadel begründen. Seitdem sie ihren Antheil an Vermögen von dem großmüthig berechnenden Bruder zur Verwaltung erhielt, war ihr die Freude geworden, ungehindert in der Tröstung anderer den Trost schöpfen zu dürfen, der ihr nöthig war.

Sie kennen die Erziehung Rosaliens aus ihren eignen und zum Theil aus meinen Gesprächen. Ich fürchtete oft, diese zu ängstliche Bewahrung vor jedem möglichen ungünstigen Eindruck möchte ihr den Eintritt in das Leben einst noch gefährlicher machen, wenn sie nicht mehr statt finden könnte. Wir Männer allein würden viel verdorben haben mit unsern Idealen, hätte nicht die Mutter selbst dem Kinde eine Führerin mitgegeben, der sie mit vollem Recht vertraute. Diese wußte auch aus unsern oft zu reichlichen Gaben, die wir dem lebhaften Wesen boten, eine Nahrung zu bereiten, die der zarten weiblichen Natur mehr zusagte. Wir sahen mit Freuden, wie das Gemüth der Mutter, das schönste Erbtheil der Kleinen, auch dem Sinne eine sanfte Richtung gab, der, nicht ohne Einwirkung der väterlichen Behandlung, und von uns zu schnell gehoben, bisweilen ein Wollen verrieth, das bei feindseligem Widerstand in Trotz ausarten könnte. St. Pierre verlangte festen, ernsten Charakter auch bei dem Weibe. Die Heldinnen und die Ungeheuer, die in seinem Vaterlande in der letzten Zeit aufgetreten waren, dienten ihm als Beweise für und wider bei unsern kleinen Streitigkeiten. Er behauptete, daß das Unglück seiner Schwester nur von der Nachgiebigkeit herkomme, die nicht unbedingt über sich entscheiden lassen müsse, wenn sie nicht, für waffenlose Schwäche gehalten, der übermüthigen Gewalt erliegen wolle. So verschieden indessen unsere Meinungen im Einzelnen waren, so kamen wir doch, von denselben Erfahrungen belehrt, darin überein, daß der Grund aller Bildung herzliche Frömmigkeit seyn müsse, demüthig, um sich unter die Hand des Höhern zu beugen, und stark, um über dem Uebel der Erde stehen zu können.

Ich glaube nicht, daß ein längerer Einfluß auf das Kind gut gewesen wäre. Für die ersten Jahre mochte meine weichere Stimmung, die in jedem Gespräche den Hauptton führte, nicht unheilsam seyn. Aber für die Dauer hätte sie widersprechend gewirkt, und auf Einheit kam es vorzüglich an. Dazu war auch mein Freund immer kindlicher geworden, und es war ihm damit gelungen, die Kleine, die ihren Wohlthäter erkennen lernte, mit der innigsten Liebe an sich zu ketten. Mich begann der Mangel an Thätigkeit zu drücken. Der Vater spielte in Briefen wiederholt auf den Einfluß an, den sich Fremde in seinen Familienangelegenheiten anmaßten. Ich erkannte die Sprache eines nicht versöhnten Hasses, ich fürchtete für das Weib, das ihm am ersten ausgesetzt war, für die Ruhe der Uebrigen. Ueberzeugt, daß der Freund scheiden müsse, wenn er Verwandten ein Hinderniß dauernder Einigkeit werden kann, beschloß ich bald, wieder meinen Wanderstab in die Welt zu tragen, wie schwer mir auch St. Pierre den Abschied machte. Er erkannte endlich selbst die Gültigkeit meiner Gründe, und wir verabredeten bestimmte Zeiten des Wiedersehens.

Die letzten Zeiten waren so unruhig, daß ich nur einmal ihm habe Wort halten können. Als ich mit Ihnen in Teplitz zusammentraf, beweinte ich schon die tödtliche Krankheit des edeln

Mannes, und unbemerkt war ich bei der Bestattung, wo Eduard Rosalien zum erstenmal sah. Wie ich die Verhältnisse kannte, mußte erst die gegenwärtige Gesinnung des Vaters erforscht werden. Ich hoffte, Alter und Warnungen aller Art würden ihn weicher gemacht haben. Sie wissen, wie schmerzlich ich getäuscht worden bin. Niemand verzeiht schwerer, als wer Unrecht gethan hat. Auch weiß ich von bittern Verlusten, die jedes Hülfsmittel annehmlich gemacht haben mögen. So meinte er, die Thränen, die er aufs neue den Seinigen erpreßt, eher ertragen zu können, als einen Rückschritt von der Höhe des Besitzes, den er erreicht hatte.

Ich habe diesen Brief während meiner Gefangenschaft zu Hause geschrieben, die zwar etwas erweitert, aber noch nicht aufgehoben ist. Sie sehen daraus, warum ich von Eduard so wenig zu sagen weiß. Nur durch Erich erfahre ich, wie finster eingezogen er lebt. Sein Herz hat sich mir nicht ganz verschlossen. Denn er hat sich mehrmals nach mir erkundigt, da meine Krankheit gefährlich schien. Sein persönliches Erscheinen, meinte er, würde mich in der Genesung stören. Warum ist er so fremd, so mißtrauisch geworden? Er muß mir Rede stehen, so bald mir der erste Ausgang gestattet ist. Wie kann er von dem Manne lassen, den er so oft mit Sohnsliebe umarmte?

Es war während meiner letzten Reise, wo ich ihn in einer bedenklichen Verwicklung fand. Seine Heftigkeit hatte ihn damals, wo man die Worte wog, wie Verbrechen, zu starken Aeußerungen verleitet, und an einem Orte, wo der Verräther sehr viel waren. Schon lange aufmerksam auf den Jüngling, der zu unbewacht in das Leben zu stürmen schien, versuchte ich, ihn aus den Händen der Bosheit zu reißen, und es gelang. Seitdem wollte er in meiner Nähe bleiben, und wir eilten zusammen in ein Land, das sicherer war. Jeder Tag überzeugte mich mehr, wie reich er von der Natur ausgestattet war. Aber er verschwendete oft ohne Berechnung, geistig und körperlich, wie Phantasie und Reiz des Augenblicks schmeichelte. Da ich sah, wie ihn das Gefallen mehr anzog, als das Seyn, wie ihn Schwelgen mehr entzückte, als Genuß, und Ausstattung mehr, als Wahrheit, machte ich die Ansprüche geltend, die mir sein Vertrauen eingeräumt hatte. Seine Arbeiten und seine Freuden wurden regelmäßiger. Das unbestimmte Herumschweifen in der Kunst und der Wissenschaft begann ihm in der ganzen Unfruchtbarkeit zu erscheinen, womit es bestraft. Indem ich ihn veranlaßte, den Geist in seine Tiefen zu verfolgen, gewann ich selbst durch die Bilder, mit denen er die Wanderungen zur Rechten und Linken ausschmückte. Mein einziger Wunsch war, er möcht einen Vereinigungspunkt erwählen, auf den er die Fülle seiner Kräfte verwendete. Dann, hoffte ich, würde der Ehrgeiz, der in ihm loderte, über den Werth der Dinge und des Lohns, das Verlangen über die wahre Befriedigung, die Phantasie über das Urbild des Schönen und Guten sich bald verständigen. Aber noch flog er zu hastig. Er wollte der Sonne entgegen, und die Adlerschwingen waren ihm noch nicht erstarkt. Das Ziel der Anstrengungen leuchtete in seinem Gemüth, und die Blumen lockten noch auf die Abwege. Sie wissen, wie in Teplitz ihn eine gewisse Wuth, sich zu vergnügen, ergriff, und wie oft ich ihn entschuldigte, wenn Sie ihn zu hart des Leichtsinns anklagten. Er büßte durch den Ueberdruß. Der Eitelkeit, die ihm eine Zeit lang gehuldigt hatte, nahm er keine Kränze mehr ab. Ein einziges Gefühl übermächtiger Liebe trat an die Stelle der wechselnden Empfindungen. Es würde ihm wohlthätig gewesen seyn, es würde gewirkt haben, was ich so sehr an ihm vermißte, wäre er mehr vorbereitet gewesen, hätte er sich selbst eine Freiheit behauptet, die des menschlichen Geistes würdig ist. Aber er erlag derselben Gewalt, die ihn früher beherrschte, auch bei dieser edlern Leidenschaft. Er wollte erstürmen, anstatt zu erwarten, besitzen, anstatt den Besitz sich zu verdienen. Die Hindernisse, die seine Kraft erheben sollten, warfen sie nach den ersten vergeblichen Versuchen. Wie ein Krieger, der mit glühendem Enthusiasmus vordringt, und zurückgeworfen in Mißmuth und Erschlaffung zusammensinkt, wußte er nicht mehr, eine Stellung zu halten, in der er, um das Ziel seiner Anstrengungen betrogen, sich selbst nicht verlöre. Zugleich verzweifelte er an uns, die ihm zur Seite standen. Sie wissen, welche Hülfsmittel er ergriff, und was ich fürchtete, wenn er auch von diesen sich getäuscht sehen würde. Ach womit wirst du enden, wenn alle die morschen Stützen brechen, und die blutige Wunde die Hand durchschneidet, die unbesonnen das Gewicht deines ganzen Wesens auf sie legte? In meiner Krankheit erschienen mir oft entsetzliche Bilder von ihm, aus den Ueberlegungen und Befürchtungen der frühern Zeit gebildet. Möchte ich einen Mann wieder finden, der im Sturme der Nacht festgewurzelt, nun die Glut des Mittags ertragen kann!

Joachim Beccau.

Von den Lebensumständen dieses Mannes ist weiter Nichts bekannt geworden, als daß er, zu Burg auf der Insel Femern geboren, um 1720 Rector zu Neumünster im Herzogthum Holstein war. —

Er hinterließ:

Theatralische Gedichte. Hamburg, 1719.
Zulässige Verkürzung müssiger Stunden. Hamb. 1719. 2 Thle.
Ehrengedichte u. s. w. Hamburg, 1720.

In seinen theatralischen Arbeiten (Amadis von Gaula, Blutiges doch muthiges Pegu u. s. w.), welche für die Composition bestimmt waren, zeigt sich der gute Rector als ein eifriger Anhänger der lohensteinischen Schule, und es fehlt ihnen keinesweges an Schwulst, Unnatur und Uebertreibung. — Dagegen ist er aber weit gefälliger in einigen Liedern und in Epigrammen zuweilen nicht ganz unglücklich, wie z. B. das folgende beweist:

Ursprung der Poesie.

Apollo ließ einmal die blaue Sternenbahn,
Begab sich in die Welt und traf die Armuth an.
Die hat er sich alsbald zum Ehgemahl erkohren.
Von diesen Eltern ist die Poesie geboren.

Ludwig Bechstein

ward am 24. November 1801 geboren und erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zu Meiningen. Das poetische Talent erwachte zwar frühzeitig in ihm, gedieh aber erst in spätern Jahren zur Reife; und da er sich auf der Schule gedrückt fühlte und sich selbst zum Studiren unbefähigt glaubte, so verließ er das Gymnasium im 17. Jahre und widmete sich der pharmazeutischen Laufbahn. Durch diese mit der Natur innig befreundet, pflegte er mit Liebe die Himmelsgabe der Poesie, von theilnehmenden Freunden ermuntert, fühlte aber auch bald genug die Fesseln, die sein selbstgewählter Stand dem Dichter nothwendig anlegen mußte. Immer mehr den schönwissenschaftlichen und Geschichtsstudien zugewandt, ohne doch seine Berufspflichten hintan zu setzen, arbeitete er an belletristischen und andern Journalen mit, soviel es seine Zeit gestattete, bis im Herbst 1828 der regirende Herzog von Meiningen aus eignem Antriebe den Dichter seinen beengenden Verhältnissen entriß und zu fernerer wissenschaftlicher Ausbildung großmüthig unterstützte. Hierauf ging B. nach Leipzig, hörte Philosophie, Geschichte u. s. w. und schrieb und dichtete fröhlich fort. Hier wurde es ihm auch leicht, Verleger für seine Werke zu finden, die nun in rascher Aufeinanderfolge erschienen. Manches früher Vorbereitete wurde umgearbeitet und geordnet, z. B. die Haimonskinder, die Weissagung der Libussa u. a. Der Todtentanz wurde in Leipzig gedichtet, ebenso der Sonntag und die Hälfte des Faustus. Nach einem für den Dichter angenehmen, genuß- und lehrreichen Aufenthalt von 1½ Jahren verließ er Leipzig und wandte sich nach München, wo Faustus vollendet und Luther gedichtet wurde. Mitten in der katholischen Stadt fühlte sich der Dichter so recht innig von dem Glück durchdrungen, Protestant zu seyn, fühlte Luther's großes Verdienst um die Menschheit mehr als je, und so entstand das Gedicht. Im Herbst 1831 kehrte B. nach

Meiningen zurück erhielt ſeine Anſtellung als Cabinetsbibliothekar des Herzogs, zugleich als zweiter Bibliothekar an der herzogl. öffentlichen Bibliothek, und im Jahr 1833 an dieſer die erſte Bibliothekarſtelle. In demſelben Jahr wurde er Gründer und Direktor des hennebergiſchen alterthumsforſchenden Vereins.

Schriften:

Sonettenkränze. Arnſtadt, 1828.
Mährchenbilder und Erzählungen. m. K. Leipzig, ohne Jahrzahl.
Die Weiſſagung der Libuſſa. Stuttgart, 1829. 2 Theile.
Die Haimonskinder. Gedicht. Leipzig, 1830.
Erzählungen und Phantaſieſtücke. Stuttgart, 1831. 4 Theile.
Die Darſtellung der Tragödie Fauſt von Göthe. Stuttgart, 1831.
Der Todtentanz. Gedicht. m. K. Leipz. 1831.
Novellen und Phantaſiegemälde. Hildburghauſen, 1832. 2 Theile.
Der Sonntag. Gedicht. mit Kupfern. Leipzig. Querfolio. ohne Jahrzahl.
Arabesken. Stuttgart, 1832.
Fauſtus. Gedicht. m. K. Leipzig, 1833. 4.
Grimmenthal. Hildburghauſen, 1833.
Luther. Gedicht. Frankfurt a. M. 1834.
Der Fürſtentag. Frankfurt a. M. 1834. 2 Theile.
Des Haſſes und der Liebe Kämpfe. Drama. Hildburghauſen, 1834.
Phantaſieblüthen. Leipzig, 1835. 2 Bände. (unter d. Preſſe.)

Mitarbeiter war B. an der dolziſchen Jugendzeitung, der Hebe, an Ziehnert's Idunna, am Komet, an Spindler's Damenzeitung und Zeitſpiegel, an Meyer's thüring. Merkwürdigkeiten, Schneider's Buchonia, und mehrern andern Journalen und Taſchenbüchern.

Unabhängig, durch ſich ſelbſt gebildet und ſeinem reichen Naturell folgend, hat Bechſtein in ſtets fortſchreitender Stufenfolge, vorzüglich als lyriſcher Dichter, ſchon von ſeinem erſten öffentlichen Erſcheinen an zu den ſchönſten Erwartungen berechtigt und iſt dieſen mit jeder neuen Leiſtung immer mehr nachgekommen. Eine reiche Phantaſie, Herrſchaft über die Sprache, ſeltener Zauber des Vortrags, wahre, hohe Begeiſterung für das Wahre, Gute und Schöne, Innigkeit und Tiefe der Empfindungen ſind ihm eigenthümlich, vorzüglich da glänzend hervortretend, wo er bei ſeiner Neigung für das Mittelalter Stoffe, welche dieſem entlehnt ſind, behandelt. Durch ſein Leben ſtets mehr auf ſich ſelbſt verwieſen, anfangs in beſchränkten Verhältniſſen ſich bewegend, dann plötzlich in das Treiben des Tages hinaustretend, ohne ſichere Erfahrung, ohne feſte wiſſenſchaftliche Vorbildung, die er erſt ſpäter ſich mühſam erwerben ſollte, mußte es ihm unmöglich fallen, ſich nicht in der Wahl und Anwendung der Mittel zu vergreifen, und ſo kam es, daß er in früheren Leiſtungen mitunter, von dem herrſchenden Ton des Tages fortgeriſſen und dieſem huldigend, unklar über ſeine eigentlichen Fähigkeiten, unwillkürlich copirte, wo er hätte Original ſeyn können. — Sein geſunder Sinn führte ihn aber ſtets auf die rechte Bahn zurück, und wenn man mit wohlwollendem Blick, wie das eigentlich ſtets und bei Allen geſchehn ſollte, ſeine poetiſchen Arbeiten nur als Studien betrachtet, ſo wird man in jeder ein ernſtes, ſchönes Streben wahrnehmen und gewiß keine ganz unbefriedigt, manche aber nach großem geiſtigen Genuſſe aus der Hand legen.

Wir theilen hier mehrere Geſänge aus ſeinem der Form nach vollendetſten Werke „Luther" mit, verweiſen aber den Leſer, der ſich näher mit ihm zu befreunden wünſcht, auf ſeinen „Todtentanz", den „Sonntag" und ſeinen Roman: „das tolle Jahr", ſo wie ferner auf mehrere ſeiner Lieder und Balladen, in denen er thüringiſche Stoffe behandelt, und welche mit Recht höchſt ausgezeichnet zu nennen ſind. —

Luthersbuche *).

1.

Ein heil'ger Baum ſteht in des Waldes Grunde,
Der wunderbar, faſt markios und verwittert,
Von längſtvergangnen Tagen ſcheint zu träumen;
Sein Haar iſt graues Moos, das leiſe zittert.
Der alte Baum weiß eine ſchöne Kunde,
Die er vertraut umher den jüngern Bäumen,
Und rings den Waldesräumen.
Die lauſchen all' den leiſen Flüſterworten,
Und rauſchen all' erſtaunet und verwundert
Der Sage, die der müde Greis erzählet.
„O wären wir doch früher jung geworden!
Du, Glücklicher, den ſchmückte manch Jahrhundert,
Sahſt auserwählt den Mann, der auserwählet."

2.

Am Fuß des Baumes rinnt ein Brünnlein helle,
Das murmelt leiſe zu dem Laubgekoſe,
Bald lauſcht es, bald mit Uferblumen ſpricht es.
So traulich wallt es aus dem Erdenſchooſe,
So heilig rauſcht die ſilberklare Quelle,
Wie Rythmen eines göttlichen Gedichtes,
Sie ſah den Mann des Lichtes!
Sie gab ihm Labe bei des Tages Schwüle;
Der Baum, noch Jüngling, gab dem Kämpfer Schatten,
Erhebend ſah der blaue Himmel nieder.
Die grünen Laubeskronen rauſchten Kühle,
Und Hoffnung weckten die ſmaragdnen Matten,
Ach, ſolchen Mann ſah dieſes Thal nicht wieder! —

3.

Zwei Ritter ſaßen auf dem Altenſteine,
Die Zeit beſprechend unter einer Linde,
Die ſanft verkläret ſtand im Abendrothe.
Im grünen Laubdach flüſterten die Winde,
Ein ernſtes Rauſchen ſprach im nahen Haine,
Da naht mit ſchnellem Schritt ein Fürſtenbote;
Was Martin Luthern drohte,
Verkündet er den Freunden bang und eilig,
Und auch was Freundſchaft über ihn beſchloſſen.
Und fordert ſie zur Hülfe ſonder Weilen.
Solch treues Wollen iſt den Freunden heilig;
Das nächſte Frühroth ſieht auf ihren Roſſen
Die treuverbundnen Ritter thalwärts eilen.

4.

Dort wo die Buche hebt die ſtarken Zweige,
Dort wo die Quelle perlt im grünen Bette,
Wo bergwärts ſich der krumme Fahrweg windet,
Dort harret Freundſchaft, ſorgend, daß ſie rette.
Vermummte Knappen lagern im Geſträuche,
Und wie der Kämpfer, der das Wort verkündet,
Vom frommen Muth entzündet
Nun nahet, zu den Feinden ſich zu wagen,
Da ſprengen ihm die Ritter wild entgegen,
Den Wagen haltend mit Geſchrei und Drohen.
Dann muß ein Roß den Glaubensheiden tragen
Durch Nacht und Dunkel auf geheimen Wegen;
Der Fuhrmann aber war voll Angſt entflohen.

5.

Baut einen Tempel an die hehre Stelle,
Wo Luther ward von Freundeshand gefangen,
Daß er, von Feinden unbedroht, ein Freier,
Genüge ſeinem brünſtigen Verlangen.
Und baut den Altar über jene Quelle,
Und ſammelt oft Euch zur Gedächtnißfeier
Des Mannes, heiligtheuer,
In dieſes Thales traulich ſtiller Kühle,
Das an der frommen Vorzeit Tage mahnet,
Und feiert, ernſt betrachtend, ſein Gedächtniß!
Ja, denkt an ihn mit dankbarem Gefühle,
Der uns durch Nacht lichthellen Weg gebahnet,
Und Freiheit uns vererbt als ſein Vermächtniß.

*) Aus: Luther, ein Gedicht von Ludwig Bechſtein. Frankfurt a. M. 1834.

6.

Der graue Baumgreis, der voll Wonnezittern
Mit jedem Mai ſang ſeine Frühlingspſalter
In der Natur gottvolles Freudeleben,
Der wird wohl bald gefällt von ſeinem Alter,
Wie feſt er ſtand in Stürmen und Gewittern.
Die Buche — ſtirbt, das Buch wird ewig leben,
Das Luther treu gegeben,
Das iſt geſetzt mit diamantnen Lettern
Der ew'gen Liebe Gottes, uranfänglich;
Das iſt ein Baum, den kann die Zeit nicht tödten,
Den können Weltenſtürme nicht entblättern,
Und ſeine Quelle ſprudelt unvergänglich,
Ein Troſtesborn, in allen Erdennöthen.

Wartburg.

1.

Siehſt du die Burg dort, die mit grauen Zinnen
Zum Himmel aufragt von dem ſteilen Berge,
Und weit umherblickt, ſtolz und hochgefeiert!
Die alte Rieſin überm Volk der Zwerge,
Der Felſenthron geborner Königinnen,
Zu der die Schaar zahlloſer Pilger ſteuert,
Wie Lenz den Kranz erneuert?
Sie ſteht, ein Pharus über Zeitenmeeren,
Sie ſteht geſchmückt von der Natur im Prangen,
Sie prangt gekrönt von reichen Liederkränzen,
So wie bekränzt von Ruhm und hohen Ehren,
Geprieſen wie geſucht von dem Verlangen,
Und wird noch manch Jahrhundert überglänzen.

2.

Einſt ragten höher noch die ſtolzen Thürme,
Einſt ſtanden ſtarrer noch die feſten Mauern,
In harter Zeit ſelbſt hart, unüberwindlich.
Vorüber zog die Zeit mit Todesſchauern,
Vorüber brauſten ihre wilden Stürme,
Und zu der Menſchheit, die ſo wahnvoll, ſündlich,
Sprach Gottes Zürnen mündlich.
Da ward zur Nacht ans Wartburgthor geſchlagen,
Laut, donnernd laut, als ob die Vehme rochte;
Der Wächter ruft, erſchrocken eilt der Pförtner,
Und mit den Freunden naht der ſonder Zagen,
Den eine Welt zu ſchrecken nicht vermochte,
Im Garten Gottes der beruf'ne Gärtner.

3.

Ein Eiſenkleid umſchließt den kühnen Ringer;
Wer wäre kräft'ger auch und ritterlicher,
Wer würdiger, das Ritterkleid zu tragen?
Hier ruhe, ſtarker Kämpfer, ſtill und ſicher,
Hier winkt dir Raſt der ew'gen Liebe Finger,
Dir, den der Herr ſelbſt in nothvollen Tagen
Zum Ritter hat geſchlagen.
Die Wartburg ſoll dich ſchirmen, ſoll dich bergen;
Wie ſonſt das Gold den Edelſtein umarmet,
Soll jetzt der Stein das lautre Gold umfahen.
Nun mag die Tücke ſenden ihre Schergen,
Dich ſchützt der Ew'ge, der ſich dein erbarmet,
Dir wird kein Feind mit Gift und Dolchen nahen! —

4.

Einſt reichten ſich die Hände Sang und Minne,
Des deutſchen Vaterlandes beſte Dichter
Auf Wartburg rangen kühn im Liederſtreite.
Aus fernen Landen kam des Kampfes Schlichter,
Dem wohnte wunderbares Wiſſen inne,
Ein Meiſter ſtand er Meiſtern kühn zur Seite;
Dann in der Zukunft Weite
Weiſſagend blickend, hat er Glück verkündet,
Im Sternenbuch die Zauberſchrift geleſen,
Denn Dichter weiht die Muſe zu Propheten,
Und ächte ſind mit Zauberkunſt verbündet.
Doch lange ſind die Harfen ſtumm geweſen,
Kein Sänger hat die Wartburg mehr betreten.

5.

Nun aber will es wieder klingen, tönen,
Der Wonnemond umblüht die Burg der Sagen,
Auf der einſt edle Sangesmeiſter rangen.
Ein Stärkerer will in die Saiten ſchlagen,
Gekräftiget vom Hochgefühl des Schönen;
Und ſind auch drei Jahrhunderte vergangen,
Seit jene Sieben ſangen,
Wird nun der eine lautren Klang erwecken,
Deß Wiederhall durch alle Lande ſchmettert
Wie Donnerlied und wie Prophetenpredigt,
Der Freunde Wonne, wie der Feinde Schrecken.
Wo bleibt der Herbſt, der Luthers Kranz entblättert?
Der Zaubrer wo, der ihn des Ruhms entledigt? —

6.

Auf Wartburg iſt ein ſchönes Bild zu ſchauen
Aus alter Zeit, von einem Eiſenhelden,
Der mildiglich geherrſcht in Jugendtagen,
Bis ihm ertödtet, wie die Sagen melden,
Vaſallentrotz das freudige Vertrauen,
Bis er vernahm des Volks troſtloſe Klagen,
Und an ſein Schild geſchlagen,
Daß vor dem Schall ganz Thüringen gezittert;
Und daß er ſicher ſei vor Feindestücken,
Erſcheint der Held im Panzerkleid von Eiſen,
Und geißelt der Rebellen Schaar erbittert,
Die grauſam ſeine Gauen unterdrücken,
Und ward ſeitdem der Eiſerne geheißen.

7.

Du, Luther, Held der Wahrheit, Fürſt des Sieges,
Zornflamme, wenn ſich regt der alte Drache,
Der Lügengeiſt, der Völker hält in Banden,
Dir tönt kein Zuruf: „Werde hart! Erwache!“
Du wacheſt ſchon, gewärtig deines Krieges.
Dein hoher Muth, den Feinde ſchwer empfanden,
Macht ihre Liſt zu Schanden.
Du ſtandeſt kühn vor Königen und Kaiſern,
Du haſt der Menſchheit heil'ges Recht vertheidigt,
Du ſchwangſt die Geißel eines bittern Spottes,
Und nicht dein Kleid, nein, deine Kraft war eiſern,
Dein Schirm war Gott, den jene frech beleidigt,
Und ſicher warſt du unterm Panzer Gottes.

8.

Von einem Wartburghelden ſingt die Sage,
Der einſt heraustrat in der Morgenſtunde,
Daß er dem Herrn der Welt Gebete weihe,
Da rollt ein Donnerton aus grauſem Munde
Gleich einer dunkeln, nachtgebornen Frage,
Und vor dem Landesgrafen ſteht ſein Leue,
Der feſſelloſe, freie,
Und ſchließt die Blicke, die Verderben drohen,
Auf jenen hin — doch ernſt und unerſchrocken
Zeigt ſich der Mann dem Wüſtenkönig ſtärker.
Und zitternd ſteht der Leu bei ſeinem Drohen,
Und ſchüttelt nur der Mähnen goldne Locken,
Und ſchweigt — und geht zurück in ſeinen Kerker.

9.

So hat auch dir, du Wartburgheld, die Zähne
Der Leu von Rom gezeigt mit ſtarkem Brüllen,
Und wollte dich verſchlingen gar im Grimme.
Doch nicht mit Schreck vermocht' er dich zu füllen;
Du ſchütteltеſt ihm die verworrne Mähne.
Und ſtärker war dein Wort, wie ſeine Stimme,
Die drohende, viel ſchlimme.
Feſt ſtandeſt du, feſt wie des Erdballs Achſen,
Und haſt, verſpottend Drohung und Gewalten,
Den Kampf gewagt mit dem ergrimmten Leuen.
Doch er, der Kraft des Mannes nicht gewachſen,
Kroch wieder fort in Ketten, ſeinen alten,
Dir aber jauchzten huldigend die Freien.

10.

Wo Dädalus den hohen Flug begonnen,
Und Ikarus auf allzukühnen Flügeln,
Den heißen Drang in kalter Meerfluth büßte,
Ruht ſtill ein Eiland, das mit Blumenhügeln
Natur geſchmückt zu Paradieſeswonnen,
Das als Aſyl einſt Jeſu Jünger grüßte,
Den die Begeiſtrung küßte,
Dem in Geſichten heiliger Verzückung,
In wunderbar geheimnißvoller Weihe
Sich engelvoll der Himmel offenbarte.
Ihm wurde die Verbannung zur Beglückung,
Johannes ſah die Gottesſtadt, die neue,
Und Patmos war es, wo er ſie gewahrte.

11.

Hoch ragt die Burg empor im Wälderkranze,
Wo Sängerharfen rauſchten, Helden wallten,
Wo rings Natur prachtvollen Zauber ſtreute.
Dort prüft ein Dichter ſeine Liederlanze,
Dort ſchaut ein Seher himmliſche Geſtalten,
Dort bringt das gottgegebne, gottgeweihte,
Das hochgebenedeite
Buch aller Bücher uns ein Held getragen
Im Prieſterſchmuck, die Offenbarung lieſt er,
Dazu die Harfe rauſcht in Glutaccorden.
In Völkernächte ſoll der Morgen tagen!
Und Luther iſt der Sänger, Held und Prieſter,
Und Wartburg iſt zum Patmos ihm geworden.

12.

Du Lutherszelle, wenn wir dich betreten
Durchſchauert uns ein ahnungsvolles Zittern,
Gleichwie in eines Domes Rieſenhallen,
Und wie beim ernſten Nah'n von Hochgewittern,
Und unwillkührlich drängt es uns zu beten.
Hier dürfen Kön'ge dankend niederfallen,
Hierher die Völker wallen,
Gleich einem ſtolzbewegten ſtarken Strome,
Hier wohnte Luther! Seliges Empfinden!
Hier weht ſein Geiſt, hier nach dreihundert Jahren,
Wehn ſeines Hauchs begeiſternde Atome!
Aus dieſer Pforte ſtrömte Licht den Blinden
Und Freiheit Geiſtern, die gefeſſelt waren!

13.

Nicht blieb der Streiter, den ſich Gott erkoren,
Auf Wartburg kampflos und unangefochten,
Blieb nicht in Banden ſchnöden Müſſigganges.
Ob ihm zu ſchaden Feinde nicht vermochten,
Ihm ward ein Feind in eigner Bruſt geboren,
Und nur dem ſtarken, feſten Muth gelang es,
Sein oft verzagtes banges
Und weiches Herz im Glauben aufzurichten,
Und Kampf zu bieten den erregten Sinnen,
Die ſich Phantome ſchufen, Höllenmächte,
Sündhafter Regung Stürme zu beſchwichten.
Der Sieg gelang, der Dämon wich von hinnen,
Und über Luther ſchwebte Gottes Rechte.

14.

Zehn Monden nur, zehn Monden und nicht länger
Haſt du, o Wartburg, freundliches Gefängniß,
Den ſeltenen, geprießnen Gaſt umfangen.
Die Kunde kam von Wittenbergs Bedrängniß,
Vom Bilderſturm, vom Wüthen wilder Dränger,
Da röthet edles Zürnen Luthers Wangen,
Da folgt er dem Verlangen,
Aufs Neue tritt er auf des Kampfes Bühne,
Ob Acht und Bann nach ſeinem Leben trachtet,
Ob rings Gefahren dräuen, ſchwer und blutig;
Aufs Neu' erhebet ſein Pannier der Kühne,
Der nicht vorm Bann bebt und der Acht nicht achtet,
Wie Helden furchtlos und wie Löwen muthig.

Die Schwärmer.

1.

Es geht ein wilder Geiſt durch manche Zeiten,
Erzeugt vom Wahn, von Raſerei geboren,
Ein Ungeheuer, ſuchend ſeines Gleichen,
Gefolgt von einer Schaar blindwüth'ger Thoren.
Die Keule ſchwingt er im Vorüberſchreiten;
Da bricht des Friedens Bau von ſeinen Streichen,
Und Ordnung muß entweichen.
Sein Blick iſt Mord, ſein Augenpaar ſprüht Funken,
Der Fackel gleich, die zündet und zerſtöret,
Sein wuthentſtelltes Haupt iſt ſchlangenhaarig,
Sein Roß iſt Sturm, und mordgedankentrunken
Fährt er daher, und wo er naht, empöret
Sich blindes Volk und folgt ihm tauſendſchaarig.

2.

Und grauſig zieht das wilde Heer der Schrecken
Die Länder durch; voran auf bleichem Pferde
Jagt Angſt als Herold und mit Zeterrufen
Schreit aus dem Schlaf ſie alles Volk der Erde,
Als wollte ſie zum Weltgerichtstag wecken;
Der Tod beflügelt ihres Roſſes Hufen,
Die Thränenbäche ſchufen.
Da wird der Mord gepredigt und vertheidigt,
Und Raub wird ein Geſetz, Willkühr zum Rechte,
Und heilig ſelbſt wird Aufruhr frech geſprochen.
Der Laſter gift'ge Frucht wird ſchnell gezeitigt,
Und von der Heerſchaar räuberiſcher Knechte
Altar und Bild und Heiligthum zerbrochen.

3.

Und Freiheit! brüllt die mordgeſchuppte Schlange,
Und bäumt ſich hoch, und ſpeit Gift auf die Länder,
Ein ſinnbethörend Gift, den Schwindel zeugend,
Darin berauſchen ſich die Tempelſchänder;
Vom Aufgang raſend bis zum Niedergange,
Zieht Blutbegier, nach neuen Opfern keuchend,
Sich keinem Gott mehr beugend.
Der Knecht wird Herr, Kunſt muß ſich weinend bergen,
Des Friedens Blüthen knickt das Zeitgewitter,
Es ſchweigen alle heitern Melodeien.
Frohſinn und Freude liegen tief in Särgen,
Auf Leichenfeldern tanzen wilde Schnitter
Die blut'gen Reigen toller Schwärmereien.

4.

Freiheit und Gleichheit, Wahngeſpenſt der Zeiten,
Du ſchreiteſt ſtolz mit Bettlerkönigskronen
In Lumpen durch die Welt. Der Nacht entfliehen,
Suchſt du die Macht, und rüttelſt an den Thronen,
Die zittern vor den Schritten der Befreiten.
Du nahſt als Rachefurie den Hohen
Im Bunde mit dem Rohen.
Du ſchliefſt, bis dich Tyrannenwillkühr weckte,
Da ſprengteſt du die Ketten, die dich banden,
Und deiner Kerkerpforten Eiſenriegel;
Nun fliehn Tyrannen, die dein Bild erſchreckte,
Denn drohend blickt, was ſie mit Schreck empfanden,
Ihr eignes Bild todkündend aus dem Spiegel.

5.

Die wahre Freiheit thront in reinem Lichte,
Ihr Afterbild thront bei des Mordbrands Helle.
Die wahre Freiheit nur weckt große Thaten;
Sie leitet zu des Nachruhms Tempelſchwelle,
Und ſitzt mit Recht und Weisheit zu Gerichte.
Die falſche Freiheit, ewig ſchlecht berathen,
Zertritt des Guten Saaten.
Die wahre Freiheit iſt ein Geiſt der Reinheit,
Ein ſel'ger Ormuzd, froh im Lichte waltend,
Ausſtrom der Liebe, ſtets das Böſe dämpfend.
Die Afterfreiheit freut ſich der Gemeinheit;
Ein Ahriman, im Streit die Welt zerſpaltend,
Haß zeugend und das Gute ſtets bekämpfend.

6.

So war's zu Luthers Zeit, ſo war es ſpäter,
Denn ſtets erneu'n die Häupter ſich der Hyder.
Die Schwärmer toben, ihre Rotten ſchnauben
Nach Mord und Blut; Aufruhr ſingt Siegeslieder.
Der Ordnung, der Geſetze Uebertreter,
Sie nennen ihrer Unthat Schild — den Glauben,
Dem ſie die Würde rauben.
Die Burgen brennen, Rache nehmen Sclaven,
Und Rache ruft der Unſchuld Blut vom Himmel,
Und Wahnſinn jauchzt und freut ſich der Zerſtörung.
Der ew'ge Weltenrichter ſcheint zu ſchlafen,
Bald aber würgt ſein Zorn im Schlachtgetümmel
Und dämpft mit Blut die blutige Empörung.

7.

Auch Luther zieht, ein muthentflammter Streiter,
Zum Kampfe gegen die empörten Horden,
Die ſeiner Lehre reinen Sinn verdrehen,
Und predigt gegen ſie mit Donnerworten,
Und ruft den Fluch der Rache auf die Meuter,
Und läßt nicht ab, den Himmel anzuflehen,
Dem Rechte beizuſtehen.
Wie jubeln ſeine Feinde! Seiner Lehre
Wird Schuld gegeben dieſes Aufruhrs Wüthen,
Auf ihn wird all' die blut'ge Schuld geſchoben,
Doch er ſteht reinen Herzens, reiner Ehre;
So brauſen Wetter rauh um lichte Blüthen,
Doch blühn ſie ruhig, auch wenn Stürme toben.

8.

Es müſſen Wetter übern Erdkreis ziehen,
Wohlthätig Donner alles Land erſchüttern,
Der Blitze Glutſtrahl muß den Aether rein'gen.
Und ob auch Herzen zagen in Gewittern,
Es ſoll die Kraft, es ſoll der Muth nicht fliehen.
Noch lebt, wenn Schmerzen ſchwer die Seele pein'gen,
Die Hülfe des Dreiein'gen.
Nach Stürmen geht hervor die reine Bläue,
Des Jammers Anblick zeuget das Erbarmen,
Das Leben ſelbſt gebiert ſich unter Schmerzen,
Und erſt in Nöthen wird erprobt die Treue.
O möchte doch die ganze Welt umarmen
Der Geiſt der Freiheit mit der Liebe Herzen!

Verbum Dei manet in aeternum.

1.

Im Anfang war das Wort — als Sonnen glühend
Hervorgegangen aus des Schöpfers Wollen,
Als Welten wurden, Sphärenjubel klangen,
War ſchon das Wort! Das Wort des gnadenvollen
Urew'gen Vaters, der den Erdball blühend
Hervorrief aus der Nacht, die ihn umfangen,
Als Engel jauchzend ſangen.
Gott war das Wort, er ſelbſt, der Allgedanke!
In Wille, Wort und That der Ewiggleiche,
Hat er ſich ſchaffend, liebend ausgeſprochen.
Der Fels, umblüht von holder Liebesranke
— Ob Erd' und Himmel aus den Fugen weiche —
Er ſteht durch Ewigkeiten unzerbrochen.

2.

Im Anfang war der Geiſt, der Allumfaſſer,
Der Gottesgeiſt, der die Natur durchflammte,
In Chaosnächte trat der Ewighelle,
Und ſeinem Hauch das Paradies entflammte.
Auf Taubenflügeln ſchwebt' er überm Waſſer,
Und heiligte zur friſchen Lebensquelle,
Zum Balſam jede Welle.
Licht war der Geiſt, der Strahl des ew'gen Wortes,
Der eingeborne Sohn urheil'ger Klarheit,
Ein Stern, durchleuchtend Nacht und Dunkelheiten;
Licht, Leben, Liebe! Dreiklang unſers Hortes!
Als klarer tiefer Strom der frommen Wahrheit
Rauſcht Gottes Wort durch alle Ewigkeiten.

3.

Das Licht des Herrn fällt in die Finſterniſſe;
Im Sternengold am nächt'gen Himmel brennt es,
Mit Flammenpracht ſchmückt es die Morgenröthen,
Und wird zum Roſenkranz des Firmamentes.
In Blitzen lodern ſeine Gluthergüſſe,
Als ob den Brautkuß ſie der Erde böten
Beſeligend im Tödten.
Nie kann das Grab die Auferſtehung faſſen,
Nie kann die Finſterniß das Licht begreifen,
Nie kann die Lüge Wahrheit offenbaren.
Der Strahl der Wahrheit, den die Dunkler haſſen,
Läßt, gleich der Sonne, edle Früchte reifen —
Das Wort des Herrn lebt mit dem Ewigwahren.

4.

Das Wort ward Fleiſch! Als Flamme ſank es nieder,
Und ward zum Pulsſchlag in der Bruſt des Reinſten,
Das ew'ge Wort ſprach aus dem Menſchenſohne.
Groß iſt der Herr im Größten, wie im Kleinſten,
Den armen Hirten tönten Himmelslieder,
Und Stimmen ſangen im Prophetentone
Von einer Königskrone.
Des Lichtes Seraph trat mit Knechtgeberde
Zur armen Menſchheit in der Armuth Hülle,
Und neigte liebend ſich zu den Verlornen.
Er litt den Tod, daß er verherrlicht werde,
Daß die Verheißung ſich an ihm erfülle,
Das Wort des Herrn an ſeinem Eingebornen.

5.

Das ew'ge Wort, das Paradieſe ſchenkte,
Das der Natur gottheil'ge Offenbarung
Zu Menſchen reden heißt mit Engelzungen,
Das Vaterwort, ſo reich an Liebesnahrung,
Das mit dem eig'nen Blut die Kinder tränkte,
Beſeligend hat es das All' durchdrungen,
Und hat den Tod bezwungen.
Propheten weckt es aus des Staubes Söhnen,
Die treu vertreten alle heil'gen Rechte,
Und kämpfen für das Wort kühn und beſtändig.
Und ob des Lichtes Haſſer ſie verhöhnen,
Die wirft das Donnerwort in ihre Nächte:
„Das Wort des Herrn bleibt ewiglich lebendig

6.

So, hoher Luther, haſt auch du geſprochen,
Gewaltig donnernd, ein Prophet des Lichtes,
Kühn eifernd für das Wort, das ewig reine.
Dein Zürnen klang wie Stimmen des Gerichtes,
Und ſieh, dein Freiheittag iſt angebrochen;
O daß uns ewig ſeine Sonne ſcheine,
Und Nationen eine!
Ihr bangen Seelen, zagend noch in Nöthen,
Euch hülflos wähnend, bangt nicht ſo kleinmüthig,
Ringt mit dem Schmerz, bewältigt euer Trauern,
Und blickt vertrauend zu dem Siegerhöhten!
Der Weltenvater iſt gerecht, iſt gütig —
Das Wort des Herrn wird alles überdauern!

7.

Preiß dir, du Kämpfer, der für Wahrheit wagte
In edlen Zornes göttlicher Entflammung
Das Wort zu führen unerſchrocknen Muthes!
Zurück die Blitze ſchleudernd der Verdammung,
Stand vor den Feinden groß der Unverzagte,
Erringend uns das Recht des höchſten Gutes,
Des Leibes wie des Blutes!
Laßt himmelan Giganten tobend thürmen
Die Laſten ihrer Gotteslästerungen,
Daß alle Welt im bangen Zagen zittert!
Der Himmel bebt nicht vor den ird'ſchen Stürmen,
Die Wahrheit bleibt erhaben, unbezwungen,
Das Wort des Herrn bleibt ewig, unerſchüttert.

8.

Gott iſt das Wort! Gott iſt die Segensfülle!
Gott iſt das Gut, das Allen ward gegeben,
Ausſtrahl und Ausſpruch des Unausgeſprochnen!
Gott iſt das Licht! Gott iſt das ew'ge Leben!
Gott iſt die Wahrheit ſonder Trug und Hülle!
Gott iſt der Sieger, der die nachtentkrochnen
Dämonen mit zerbrochnen,
Freiheitzerbrochnen Ketten wieder bindet,
Und Martyrer durch Blut und Tod verkläret.
Gott ſchrieb ins Buch der Sterne Luthers Namen! —
Die Lüge ſtürzt, die Wahrheit überwindet!
Das Wort des Herrn, das dreimal heil'ge, währet
Von Ewigkeit zu Ewigkeiten! Amen.

Christian Daniel Beck

ward im Jahre 1757 (am 22. Januar) zu Leipzig geboren, erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf der dortigen Thomasſchule, ſtudirte dann Theologie und Philologie auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt und hielt bereits im Jahre 1779 exegetiſche, philologiſche und archäologiſche Vorleſungen daſelbſt. 1784 erhielt er eine außerordentliche Profeſſur und ſtieg nun von Würde zu Würde, bei ſchönem Wirken ein hohes Alter erreichend. Im Mai 1829 feierte er ſein Jubiläum als akademiſcher Lehrer. Er ſtarb am 13. Decbr. 1832 zu Leipzig als Dr. der Philoſophie u. Theol., k. ſächſ. Hofr., Komthur d. Civilverdienſtordens, Prof. d. Geſchichte, Direct. d. philologiſch. Seminars u. ſ. w.

Außer vielen lateiniſchen Abhandlungen, Ausgaben alter Klaſſiker u. ſ. w. erſchien von ihm im Druck:

Fergusons Geschichte der römischen Republik. Leipz. 1784—87. 3 Bde.

Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte. Leipz. 1787—1806. 4 Thle. N. A. 1831. 1. Th.

Muradgea d'Ohsson's allgemeine Schilderung des ottomanischen Reichs. Leipzig, 1788—1793. 2 Thle.

Goldsmith's Geschichte der Griechen. Leipz. 1792—93. 2 Th. N. A. 1806.

Ueber die Würdigung des Mittelalters und seiner Geschichte. Leipz. 1812.

Grundriß der Archäologie. Leipz. 1816.

Außerdem redigirte er das allgemeine Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur und verwaltete längere Zeit das Amt eines Censors.

Tiefe, gründliche und vielseitige Gelehrsamkeit und feine scharfe Kritik erwarben ihm einen hohen Rang unter den deutschen Philologen. Als Historiker hat er besonders durch seine Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Weltgeschichte, so wie als akademischer Lehrer überhaupt außerordentlich seinem Vaterlande genützt. Eine ausführlichere Würdigung seiner Leistungen wäre hier am unrechten Orte; eben so gestatten seine streng-wissenschaftlichen Schriften keinen Auszug, da ein solcher einerseits kein genaues Bild von seiner Art und Weise geben, andererseits unmöglich von allgemeinem Interesse seyn könnte.

Heinrich Beck

ward 1769 in Gotha geboren, widmete sich der Bühne und starb am 6. Mai 1803 als ein sehr beliebter und talentvoller Schauspieler zu Mannheim.

Seine Schriften sind:

H. Becks Theater (enthaltend: Rettung für Rettung; die Quälgeister; das Chamäleon.) Frankfurt a. M. 1803.
Das Herz behält seine Rechte. Schauspiel. Berl. 1788.
Alles aus Eigennutz. Lustspiel. Prag, 1805.
Verirrung ohne Laster. Schauspiel. Hamburg, 1804.
Die Schachmaschine. Lustsp. Berlin, 1798.

Unter seinen dramatischen Arbeiten haben sich vorzüglich die Quälgeister, das Chamäleon und die Schachmaschine auf der Bühne erhalten und werden noch immer gern gesehn. — B. arbeitete hauptsächlich nach englischen Vorbildern und wußte diese nicht ohne Geschick dem Tone seiner Zeit anzupassen und bühnengerecht zu machen, obwohl der Freund wahrer Poesie mit seiner Behandlung des shakspear'schen Much ado about nothing (die Quälgeister) schwerlich zufrieden seyn wird. — Kenntniß des Lebens, treffende Charakterzeichnung, ein lebhafter, witziger Dialog und komische Situationen sind und bleiben lobenswerthe Eigenschaften seiner Leistungen für die Bühne; nur arbeitete er hin und wieder zu leicht und oberflächlich, indem er mehr als billig nach Effect strebte. —

Gotthelf Wilhelm Rupert Becker,

als Schriftsteller gewöhnlich Rupert Becker genannt, ward am 20. April 1759 in Dresden geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf der Fürstenschule zu Meißen und studirte dann die Rechte zu Leipzig. 1780 ward er Registrator in Dresden, 1795 Secretär der dortigen geheimen Kriegskanzlei, 1800 zweiter, 1808 erster Kriegscommissär, 1815 geheimer Kriegs-Kammerrath. Er starb in seiner Vaterstadt am 15. Februar 1823.

Er schrieb Folgendes:

Schauspiele nach spanischen Planen. Dresden, 1783.
Ueber Frauenzimmer und Ehe. Leipzig, 1783.
Der Landtagsritter. Gera, 1785.
Begebenheiten aus dem gesellschaftlichen Leben. Berl. 1786.
Geschichte der Regierung Ferdinand des Katholischen. 2 Thle. Prag und Leipzig, 1790—91.
Karl der Kühne. Prag und Leipzig, 1792.
Späne aus der Werkstatt Meister Sachse's. Leipz. 1793.
Romantische Chroniken. Leipz. 1794—95. 2 Thle.
Kayserbarts Leben und Schicksale. Leipzig, 1796.
Einzelne Gedichte und Beiträge in Canzler's und Meißner's Quartalschrift, den berliner Ephemeriden der Literatur und des Theaters, W. G. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen u. s. w.

R. Becker war nicht ohne Talent der Darstellung, aber es fehlte ihm an feinem Geschmack und Gediegenheit, weßhalb denn auch seine schriftstellerischen Leistungen sehr bald der Vergessenheit anheim gefallen sind, aus der wir sie nicht wieder erwecken wollen, da wir den Raum für Besseres sparen können. Am Gelungensten sind seine komischen Erzählungen und Romanzen, doch steht er auch hier anderen Dichtern, wie z. B. Pfeffel, von Nicolay, Langbein u. A. bedeutend nach.

Karl Friedrich Becker,

ein durch seine trefflichen historischen Darstellungen für die Jugend höchst verdienter, wegen seiner geistigen Kraft in schweren körperlichen Leiden außerordentlich achtungswerther Mann. Er ward im Jahre 1777 zu Berlin geboren, besuchte das dortige Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und darauf die Universität Halle, wo er sich vorzugsweise mit Philosophie und Geschichte beschäftigte. Nach beendigten akademischen Studien nahm er eine Hauslehrerstelle in Cottbus an und ward darauf von 1798 bis 1800 Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen in Berlin. Seine wankende Gesundheit zwang ihn jedoch, diesem Amte zu entsagen. An einem unheilbaren Uebel leidend, siechte er noch sechs lange Jahre, mit bewundernswürdiger Ruhe und Geduld seine Krankheit ertragend. — Geschichtliche Studien boten ihm eine angenehme Zerstreuung dar, bis am Ende der Tod seinem Leiden ein Ziel setzte. — Er starb als Doctor der Philosophie und Privatgelehrter in seiner Vaterstadt am 15. März 1806.

Seine Schriften sind:

Die Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer. Berlin, 1801—5. 9 Thle. 10. Th. von J. G. Woltmann, 11. und 12. Theil von K. A. Menzel. 6. Ausgabe mit Fortsetzung von Woltmann und Menzel und einer Vorrede von J. W. Löbell. Berlin, 1828 fgde. 14 Thle.
Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend. Halle, 1802—1803. 3 Thle.

Die Dichtkunst aus dem Gesichtspunkt des Historikers. Berlin, 1803.

Mit dem ausgezeichnetsten Talent für historische Darstellung hat K. F. Becker den Ton zu treffen gewußt, in welchem der Jugend die Geschichte vorgetragen werden muß, und ist bisher darin von Niemanden erreicht worden. Wärme und Frische des Vortrags bei allgemeiner Verständlichkeit, Deutlichkeit und Klarheit, Besonnenheit in der Behandlung der schwierigsten Gegenstände, der feinste Tact hinsichtlich der Hervorhebung oder Milderung schwieriger Momente, ein tiefer Blick in die eigentlichen Verhältnisse der einzelnen Völker, verbunden mit der Fähigkeit, nur Das, was jugendliche Gemüther zu fassen vermögen, kräftig und anschaulich darzustellen, so wie Adel und Einfachheit des Styls, verleihen seinen Arbeiten einen überaus hohen Werth. — Wir theilen nur deßhalb keine Auszüge mit, weil er hauptsächlich für die Jugend schrieb, und wir mit Recht annehmen dürfen, daß gewiß jedem Gebildeten in früheren Jahren eine Kenntniß seiner Weltgeschichte besonders zu Theil wurde und ihm zur Freude und zum Nutzen gereichte. —

Rudolph Zacharias Becker,

ein um die Bildung und Veredlung der unteren Stände des deutschen Volkes höchst verdienstvoller Schriftsteller. Er ward am 8. April 1751 zu Erfurt geboren, studirte in Jena Theologie, nahm nach vollendeter akademischer Laufbahn eine Hofmeisterstelle bei dem Präsidenten von Bacheröden zu Erfurt an und ging darauf im Jahre 1782 als Lehrer am Philanthropin nach Dessau. Er verließ jedoch schon 1783 diese Anstalt wieder und begab sich nach einem kurzen Aufenthalt in Erfurt noch in demselben Jahre nach Gotha, wo er seinen bleibenden Aufenthalt als Privatgelehrter wählte und eine Buchhandlung errichtete. 1786 ward er schwarzburg-rudolstädtischer Rath, 1802 Hofrath. Unablässig war er bemüht, durch populäre Schriften Gutes zu wirken, und hatte die Freude, sein „Noth- und Hülfsbüchlein" (s. weiter unten) während eines Zeitraums von 25 Jahren in einer Million Exemplare verbreitet zu sehn. Im Jahre 1791 gründete er den „Allgemeinen Reichsanzeiger", eine Zeitschrift, welche noch jetzt (seit 1806 unter dem Titel „Allgemeiner Anzeiger der Deutschen") existirt, 1800 die „Nationalzeitung der Deutschen" (welche in den letzten Jahren mit dem allgem. Anzeiger verbunden wurde). Einige Aufsätze in derselben zogen ihm aber die Verfolgung der französischen Regirung zu; er ward 1811 (am 30. November) plötzlich in Gotha aufgehoben und nach der Festung Magdeburg gebracht, wo er 17 Monate verweilen mußte, bis es endlich der Vermittelung des Herzogs von Gotha gelang, ihm seine Freiheit wieder zu verschaffen. — Er brachte jetzt den übrigen Theil seines Lebens in ungestörter Ruhe zu und starb am 28. März 1822 in Gotha.

Folgende Schriften sind von ihm verfaßt worden:

Beantwortung der Frage: Kann irgend eine Art von Täuschung dem Volke zuträglich seyn? Eine von der K. Akad. der Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift. Leipzig, 1781.

Die Kunst, Leute zu schröpfen, die noch nicht geboren sind u. s. w. Gotha, 1786.

Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute. Erste Ausgabe Gotha, 1788. 2. Theil 1798 und öfter.

Fragebuch für Lehrer über das Noth- und Hülfsbüchlein. Gotha, 1799.

Das Friedensfest u. s. w. Gotha, 1801.

Das Eigenthumsrecht an Geisteswerken. Gotha, 1789.

Mildheimisches Liederbuch. Gotha, 1799 und öfter.

Vorlesungen über Pflichten und Rechte der Menschen. 1791—1792. 2 Thle.

Ueber Bürgerschulen. 1794.

Leiden und Freuden in 17monatlicher Gefangenschaft. Gotha, 1814.

Das deutsche Feierkleid. Gotha, 1815.

Mildheimisches Evangelienbuch. Gotha, 1816.

In Verbindung mit Anderen gab er heraus:

Deutsche Zeitung für die Jugend und ihre Freunde. Gotha, 1784—1795.

Nationalzeitung der Deutschen, seit 1796.

Allgemeiner (Reichs-) Anzeiger, seit 1791. (fortgesetzt von J. G. Hennicke.)

Gemeinnützige Aufsätze vermischten Inhalts. 2 Samml. Gotha, 1797—1798.

Flugschriften, betreffend die neuesten Versuche, Religions-Verfolgungen in Deutschland zu erregen. 1. Sammlung. o. O. u. J.

Holzschnitte alter deutscher Meister, in den Originalplatten, gesammelt von H. A. von Derschau u. s. w. Folio. 2 Lieferungen. —

B's rühmliches Bestreben während der ganzen Zeit seines schriftstellerischen Wirkens ging darauf hinaus, Grundsätze ächter praktischer Weisheit im Volke zu erwecken, zu nähren und zu verbreiten. Dies gelang ihm auch in vielfacher Hinsicht, da er tief in die Verhältnisse aller Stände eingedrungen war und mit ruhigem, geübtem Scharfblick ihre Bedürfnisse zu erkennen und zu würdigen verstand. Echte Religiosität, allgemeines Wohlwollen, Redlichkeit und wahrer Eifer begleiteten ihn. Wie treffend er Alles zu erkennen, zu behandeln und zu benutzen wußte, davon zeugt die große Verbreitung, deren sich seine Schriften, vorzüglich, wie bereits oben erwähnt wurde, das Noth- und Hülfsbüchlein erfreute. So hat B. außerordentlich seinem Vaterlande genützt und verdient mit Recht neben den Ersten und Würdigsten der Nation genannt zu werden.

Meine Befreiung *).

Tochter der Unsterblichkeit! Süße Hoffnung! Du stärkest den Gesunden, erquickest den Kranken und erwärmest noch das Herz des Sterbenden, wenn schon die kalte Hand des Todes seinen Pulsschlag hemmet. Du erleuchtest den Kerker des Gefangenen und mischest in das melancholische Gerassel seiner Ketten immer einige Töne von Freyheit, so oft die eiserne Thüre klirrt und der Fußtritt des Kerkermeisters vom Gewölbe wiederhallt. Du versüßest den Schweiß des Landmannes durch den Vorschmack des fröhlichen Mahles, das am Abend seiner wartet. Auf deinen Schwingen vertraut der kühne Sterbliche sein Leben den wilden Meereswogen und fliegt über Wolken empor. Du stählst den Muth des Kriegers im Gewühl der Schlacht, und trocknest die Thränen seiner Lieben durch die Hand des Friedens, der ihn ihren Armen wiedergiebt. So lässest du uns alles Gute tausendfach genießen, noch ehe wir es empfangen, und reichest uns für jeden Lebenskummer einen Labetrunk; bis du uns endlich zu der Quelle, aus der du entsprungen bist, zur Unsterblichkeit hinüber leitest. Auch mir reichtest du, Holde, oft den Balsam einer bessern Zukunft, wenn die Leiden der Gegenwart mein Herz zerrissen: nun muß ich aber deinen täuschenden Tröstungen entsagen; auch der letzte Stab, an dem du mich aufrecht hieltest, entsinkt meiner Hand. Ich muß in den sicherern Armen deiner Schwester, der Ergebung, Zuflucht suchen.

So schloß ich meine Rechnung mit der Hoffnung ab, als nach sechs Wochen noch keine Antwort auf mein Schreiben an den Großherzog erfolgte: indem die französischen hohen Staatsbehörden fortfuhren, ein gänzliches Stillschweigen über meine Sache zu beobachten, und auch der neue Gouverneur auf die Anfrage, was aus mir werden solle, da er alle Gefangene aus der Stadt Magdeburg hinwegschaffen ließ, keinen Bescheid erhielt. Ich überzeugte mich also immer mehr davon, daß ich in die Classe der Oubliés gesetzt sey, und das Ziel meiner Hoffnung jenseits des Grabes aufstecken müsse: wenn nicht ein außerordentliches Ereigniß mich einmal der Gewalt meiner

*) Aus: R. Z. Beckers Leiden und Freuden in 17monatlicher franz. Gefangenschaft, von ihm selbst beschrieben. Gotha. 1815.

Feinde noch entriſſe. Ich beſchloß alſo, mein freudenloſes Leben noch ſo lange zu ertragen, als es Gottes Wille ſey, und es zu nützen, ſo gut ich könnte. Unter den verſchiedenen Perioden meiner Gefangenſchaft waren immer diejenigen die quälendſten für mich, wo ich mir mit Hoffnungen ſchmeichelte, deren Erfüllung einen Tag um den andern ausblieb. Ich war dann unfähig, mich anhaltend mit Etwas zu beſchäftigen und die Unruhe des Gemüths über die Zukunft verkümmerte mir die Freuden der Arbeit und Erinnerung. Nun ward ich endlich mit mir ſelbſt einig, der trügeriſchen Hoffnung zu entſagen, und mir einen auf lebenslängliche Gefangenſchaft berechneten Lebens- und Beſchäftigungsplan vorzuzeichnen.

Ich beſtimmte einen Theil des Tages zur Arbeit an der Verbeſſerung des Noth- und Hülfsbüchleins; einen andern zur Aufzeichnung meiner Gedanken über die Geſellſchaft, die ich in der Einſamkeit, nach ihrem ſo noch wenig erreichtem hohen Zwecke zu würdigen gedachte, wie Zimmermann im Geräuſch des geſelligen Lebens über die Einſamkeit ſchrieb. Die Abendſtunden widmete ich politiſchen Träumen von möglicher Erhebung meiner Nation aus der tiefen Erniedrigung, in die ich ſie verſunken ſah und fühlte, zu der Höhe des geiſtigen und leiblichen Wohlſtandes, deſſen ſie durch ihren Charakter auf der von ihr erſtiegenen Stufe der Bildung und durch den Umfang und die Beſchaffenheit des von ihr bewohnten Stückes der Erde ſo fähig iſt. Ich brauchte jetzt meine Schreiberey nicht mehr vor Argusaugen zu verbergen, und hatte Gelegenheit, ſolche durch ſichere Hände an meine Familie gelangen zu laſſen.

So hatte ich ſchon einige Tage in ruhiger Ergebung verlebt, als am 29. April Vormittags mein biederer Freund Arnould wie ein Betrunkener in das Zimmer ſtürzte, mit größtem Ungeſtüm ein Blatt Papier forderte, und in ſolcher Eile einige Zeilen darauf ſchrieb, daß ſie nicht zu leſen waren. Es war der Befehl an den Gerichtsfrohn: daß ich frey ſey. Mit hellen Thränen im Auge reichte er mir das Papier, fiel mir um den Hals: „Gott im Himmel ſey gelobt! Sie ſind frey, und das iſt noch nicht alles. Da warten auch ſchon Leute, die Ihnen Glück dazu wünſchen wollen!“ ſo ſprach er und rief zur Thüre hinaus: „Herauf!“ Da flogen mir meine beyden ältern Söhne in die Arme. Sie waren die Engel, die dem Vater die frohe Botſchaft brachten und ihn heim zu holen kamen. Solche Augenblicke des Gefühls wiegen Jahre von Leiden auf, und — ſind nicht zu beſchreiben.

Nach den erſten ſtummen Ergießungen der unerwarteten höchſten Freude wurden Vater und Kinder redſeliger, als ſie bey jenem Trauerbeſuche im September des vorigen Jahres waren. Mein älteſter Sohn bedauerte, daß er wegen zufälliger Abweſenheit der rührenden Scene der Freyſprechung des Vaters nicht habe beywohnen können. Der zweyte beſchrieb ſie mir mit folgenden Umſtänden:

— „Wir hatten gehört, Napoleon werde durch Gotha kommen, um von Erfurt aus den neuen Feldzug zu eröffnen. So ſchmerzliche Empfindungen ſein Name auch in uns aufregte, ſo belebte er doch immer die ſchwache Hoffnung von neuem, daß wir vom Kaiſer unmittelbar Gerechtigkeit erlangen würden. Da wir jetzt mit Gewißheit wußten, daß er von Deiner Angelegenheit unterrichtet ſey, ſo ſetzte ich nur einige Zeilen auf, ihn daran zu erinnern und ihm unſere unglückliche Lage zu ſchildern und meine Mutter wollte ſie ihm ſelbſt überreichen. Ich hoffte wenig von dieſem Schritte: weil ſo viele ähnliche ſchon vergebens geſchehen waren, und weil die ſchönere Hoffnung, daß die Macht gerechter Waffen Dich bald befreyen würde, uns damals aufging. — Mehrere Tage und Nächte unruhiger Erwartung ſeiner Ankunft waren verfloſſen, als man uns am 25. April gegen Abend meldete, in einer halben Stunde werde der Kaiſer eintreffen. Die Hoffnung beflügelte die Schritte meiner Mutter, die den Gaſthof zum Mohren, wo der Kaiſer abſteigen ſollte, ſchon erreicht hatte, ehe ich mit meiner Schweſter folgen konnte, wir wollten alle drei vor ihn treten, denn mehrere Bittende rühren ja leichter die Herzen, und bitten mußten wir leider! wo wir hätten fordern dürfen! Jetzt erfuhren wir, der Kaiſer werde nicht ausſteigen, ſondern nur die Pferde beym Chauſſeehauſe nächſt der Stadt wechſeln. Unſere Hoffnung ſank, aber meine Mutter war entſchloſſen, zu ihm zu dringen, wo es auch ſey, und ſo eilten wir an den beſtimmten Ort.“

„Eine Menge von Menſchen verſammelte ſich da nach und nach, vom Zufall oder Neugier getrieben, den Mann des Jahrhunderts zu ſehen; uns allein hatte die Liebe hierher geführt, aber die verzweifelnde Liebe, wie im Fieber wechſelnd mit Haß und mit Furcht. — Jetzt kam der kaiſerliche Wagen; er hielt, und unſer durchl. Herzog, der wenige Minuten vorher auf dem Platze angekommen war, näherte ſich dem Schlage, um den Kaiſer zu begrüßen. Da es Eile galt, um die Abſicht zu erreichen, die uns hierher geführt hatte, ſo ſah ich mich ängſtlich nach einem Offizier um, der uns den Weg zum Wagen durch die Gendarmen öffnen konnte, die ihn verſperrten. Während ich aber noch ſuchte, riß ſich plötzlich meine Mutter mit den Worten: „nein! ich warte nicht länger!“ von meinem Arme los, warf den vor uns ſtehenden Gendarmen auf die Seite, ſtand mit einem Sprunge vor dem Wagen, und überreichte dem Kaiſer haſtig das Papier. Aber in dem Augenblick verließen ſie auch ihre Kräfte; der Schmerz Jahre langer Leiden und die Erinnerung ſo vieler getäuſchter Hoffnungen und bittern Erfahrungen ſchienen ſich in dieſem Moment der Entſcheidung lebendig zu erneuern, und laſteten zu ſchwer auf der Bekümmerten; von der wechſelnden Angſt und Hoffnung erſchöpft, ſank ſie laut jammernd zu Boden. Es war ein herzzerreißender Anblick, die verzweifelnde Mutter von Liebe getrieben im Staube vor dem Herrſcher, in dem ſie den Urheber ihres Unglücks haſſen mußte!“

„Der Kaiſer hatte die Schrift genommen, und während er ſie entfaltete, ſich zum Wagen herausgelegt, und unſern Herzog gefragt, wer die Frau ſey! Ehe dieſer ſie erkannte, ſah der Kaiſer in das Papier und ſagte ſogleich: „Ah, je sais ce que c'est“ (ach ich weiß, was es iſt). Freundlich wendete er ſich darauf zum Herzog und bat ihn — der Frau die baldige Rückkehr ihres Mannes zu verkünden. Du weißt, wie innigen Antheil unſer durchl. Herzog an Deinem Schickſal und an unſerer unglücklichen Lage genommen hatte; freudig gerührt hob er ſelbſt meine Mutter auf, und wünſchte ihr zu Deiner Befreiung Glück; und in dem Augenblick erſchallte auch ſchon ein allgemeines: „Es lebe der Kaiſer!“ wie ihm vielleicht nur wenige ſo aus Herzens Grunde gerufen wurden. — Meine Mutter war noch außer ſich; ſie wußte nicht, ob ſie ihren Ohren trauen ſollte, und obgleich ihr die Umſtehenden, unter ihnen ſehr freundlich der Marſchall Mortier, wiederholt die Verſicherung gaben, ſie könne ruhig ſeyn, ſo hatte ſie doch in der langen Trauerzeit ihr Mißtrauen in Worte zu oft gerechtfertigt geſehen, um ein kaiſerliches Wort von dem eines gewöhnlichen Menſchen ſo ſchnell unterſcheiden zu können. Ich ſtand mit meiner Schweſter noch hinter den abwehrenden Gendarmen; die Mutter ſprang auf uns zu, der Erhörten öffneten die ernſten Krieger freundlich ihre Schranken, ſie zog uns vor, um ihr noch einmal bitten, um ihr danken zu helfen, und ich folgte mechaniſch; ich wußte nicht, ob ich mich freuen oder betrüben ſollte über die Gnade. Der Kaiſer legte ſich noch einmal freundlich zum Wagen heraus, und ſagte: „votre mari retournera, mais, ſetzte er hinzu, dites-lui, qu'il soit plus sage à l'avenir et qu'il ne se mêle plus des affaires des puissances!“ (Ihr Mann wird zurückkehren; aber ſagen Sie ihm, daß er ſich künftig klüger benimmt, und ſich nicht mehr in die Angelegenheiten der großen Mächte miſcht) — Worte, die uns deutlich zeigten, wie ſehr gehäſſige Verläumdung Dich angeſchwärzt haben müßte, wie irrig des Kaiſers Vorſtellung von Deiner Art zu wirken war, und wie er Deine Freylaſſung nur als ein Werk ſeiner Gnade angeſehen wiſſen wollte. — Noch einmal rief die ganze verſammelte Menge laut aus: „Es lebe der Kaiſer!“ und er ſchien ſich darüber zu freuen; vielleicht im ſeltnen Bewußtſeyn einer That der Gerechtigkeit und in dem Gefühl, wie leicht es Fürſten werde, durch Ein Wort ſich und Hunderte um ſich her zu beglücken. Schnell rollte ſein Wagen fort; Glückwünſchende eilten von allen Seiten auf uns zu, die Augen aller Anweſenden begleiteten uns mit herzlich theilnehmenden Blicken.“

„Es kam nun darauf an, daß von unſerer Seite nichts unterblieb, um die Erfüllung des kaiſerlichen Worts auf das ſchleunigſte zu bewirken. Der Marſchall Mortier, zu dem mich ein theilnehmender Freund unſerer Familie begleitete, rieth, uns an den franzöſiſchen Geſandten bey den herzoglich ſächſiſchen Höfen, Baron von St. Aignan zu wenden, der die Ausfertigung des Freylaſſungsbefehls am leichteſten bewirken könne. Der Geſandte war in Weimar; mein Bruder und ich beſchloſſen, ſogleich beyde zu ihm zu reiſen, und unſer durchl. Herzog gab uns ein eigenhändiges Schreiben an ihn mit, das wir glücklich überbrachten. Im Begriff, in den Wagen zu ſteigen, um dem Kaiſer in Erfurt ſeine Aufwartung zu machen, gab uns der Baron St. Aignan die Verſicherung: er werde unſere Sache ſogleich betreiben; und wirklich hatte bey unſerer Rückkunft nach Gotha unſer durchl. Herzog unſere Mutter bereits zu ſich rufen laſſen, um ihr Papiere erfreulichen Inhalts zu übergeben. Es war eine ſchriftliche Mittheilung des Fürſten von Neufchatel von dem geſtrigen Vorfall in Gotha an den Baron v. St. Aignan, und ein Brief von dieſem an den Gouverneur von Magdeburg, General Haro, worin er ihn bat, Dich in Freyheit zu ſetzen. Ohne Verzug eilten wir beyde mit den wichtigen Depeſchen über Nordhauſen durch den Harz nach Magdeburg, überall als fröhliche Boten willkommen. Wir hatten denſelben Weg früher in tiefer Trauer zurückgelegt, und überall ſchmerzliche Theilnahme gefunden, um ſo rührender mußte uns jetzt die Freude ſeyn, die Bekannte und Freunde mit den Glücklichen theilten.“ —

Ich vertauſchte nun mein Gefängniß noch denſelben Tag mit einem Zimmer in dem Gaſthofe, wo meine Söhne abgetreten wa-

ren. Abreiſen konnte ich noch nicht, weil der Gouverneur erſt eine amtliche Ordre vom Fürſten von Neufchatel erwartete, ehe er mir einen Paß zur Abreiſe ausfertigen laſſen konnte; indem meine Söhne ihm nur einen Brief vom Geſandten Baron von St. Aignan überbracht hatten, mit einem eigenhändigen Billet an dieſen vom F. v. Neufchatel, beyde des Inhalts: daß Se. k. k. Maj. meine Entlaſſung decretirt habe. Ich benutzte dieſen Aufenthalt zu Beſuchen in Magdeburg, erhielt überall die rührendſten Beweiſe von Theilnahme und Freundſchaft, und genoß die Freuden der Geſelligkeit wieder im Kreiſe biederer Deutſchen von wiſſenſchaftlicher Bildung mit unbeſchreiblichem Vergnügen; nachdem ich ſiebzehn Monate lang auf die Unterhaltung mit fremden Kriegern beſchränkt geweſen. Den vierten Tag kam endlich der officielle Befehl zu meiner Heimreiſe, der durch einen bloßen Zufall verſpätet worden war. Auch jetzt noch gaben mir franzöſiſche Officiere Beweiſe von Herzensgüte, die ich nicht unerwähnt laſſen darf. Als der Gouverneur die Depeſche empfing, waren der Platz-Major und ein Kapitän zugegen, und machten ſichs zum Vergnügen, mir die Ordre ſelbſt einzuhändigen, und warteten, weil ich eben ausgegangen war, eine Stunde lang auf mich im Gaſthofe, bis ich zurückkam. Den mehrgenannten Prevot überfiel ich des Morgens fünf Uhr im Bett, um von ihm meinen Paß unterzeichnen zu laſſen; und als er ſah, daß ich es war, der ihn weckte, ſprang er aus dem Bett, ging mit mir im bloßen Hemd ins Bureau und fertigte mich mit herzlichem Lebewohl ab. Der vormalige Commandant der Citadelle, Kapitän Perrier, brach ſich einige Stunden vom Schlaf ab, um mich bis zum äußern Thor zu begleiten; damit ich beym Examen von der Wache nicht aufgehalten würde, und ihm kein Zweifel übrig bliebe, daß ich wirklich hinaus ſey in die Freyheit. Auch mir entfielen Thränen der Wehmuth bey einer Trennung, wo ich die höchſte Urſache zu lautem Jubel hatte. So findet das Herz überall auch unter Fremden und Feinden Liebe um Liebe, wenn man das Gute, was die Natur in jede Menſchenbruſt gelegt hat, aufnimmt und erwiedert, ohne ſich an Verſchiedenheit und Anſichten der Sitten und des Charakters zu ſtoßen, die ihm von der Erziehung, der Lebensart und dem Volksthum angebildet werden.

Die ganze Wonne der Freyheit empfand ich nun erſt, als ich den letzten Schlagbaum der Außenwerke im Rücken hatte. Es war eine körperliche Empfindung damit verbunden, nicht anders, als ob ſich die Bruſthöhle auf einmal erweitere und eine Menge friſcher Lebensluft die Lunge durchdränge. Der Morgen war heiter, mich umſchloß ſtatt enger Mauern der weite blaue Himmelsbogen, die Erde unter mir im erſten Frühlingskleide, zwey meiner Liebſten ſaßen mir zur Seite, die andern alle ſah ich im Geiſte ſchon die Arme nach mir ausſtrecken. Ich fühlte, daß ein Gott ſey, der den Menſchen durch Leiden zur höchſten Seligkeit erhebt. Die Dankgefühle fanden keine Worte, nur Thränen und Blicke nach Oben. So feyerte der Vater mit den Söhnen in ſtiller Andacht ſeine Auferſtehung zu neuem Leben und Wirken unter den Lobgeſängen der Frühlingslerche.

Meine Rückreiſe überzeugte mich nun ſchon, daß mein überſtandenes Unglück in der That die Wirkung gehabt habe, deren Vermuthung mir den kräftigſten Troſt und den Muth verliehen hatte, auch dem Tode ohne Furcht ins Auge zu ſchauen. Es hatte mitgewirkt, das Gefühl des Unwillens über den fremden Despotismus, der auf ganz Deutſchland laſtete, zu erhöhen, welches endlich unerträglich werden und früher oder ſpäter das hervorbringen müßte, was nun Gott Lob! ſchon geſchehen iſt. Von der erſten Poſtſtation an bis zur letzten wurde ich überall mit herzlichen Freudensbezeigungen empfangen, wie ein lang vermißter Freund; die Poſtillons äußerten ihr Vergnügen, den Geretteten zu fahren, durch Blaſen und Eile mich dem Ziele meiner Wünſche zu nähern, und als hätte ich meine Ankunft durch Eilboten angemeldet, fand ich in den Poſthäuſern alte und neue Freunde verſammelt, die mir zu meiner Erlöſung aus der Gewalt der Unterdrücker der deutſchen Freyheit Glück wünſchten. Am feyerlichſten geſchah dieſes zuletzt in Langenſalza, wo mich der biedere Poſthalter faſt aus dem Wagen ins Zimmer trug, das ſich bald mit den angeſehenſten Einwohnern der Stadt anfüllte. Ein ſächſiſcher Offizier kam im Galopp geſprengt und erklärte mir: er ſey der Stadt-Commandant, und komme, mir im Namen der ganzen Bürgerſchaft die Theilnahme zu bezeigen, die Jedermann an meiner Befreyung nehme. In einer Viertelſtunde waren die Pferde angeſpannt, und man brachte mich unter dem heftigſten Platzregen in den Wagen, indem der Poſthalter dem Kutſcher zurief: nun fahr, was das Zeug hält, daß der Mann keine Minute ſpäter zu den Seinigen kommt, als es ſeyn muß!

Meine Ankunft in meinem Hauſe geſchah den fünften Mai, in der Mitternachtsſtunde. Liebende und geliebte Gatten, Aeltern und Kinder, welche ſo von den Ihrigen ſo lange, und mit ſolcher Gefahr der Trennung auf immer, entfernt waren, nur ſolche vermögen ſich die Scenen des Wiederſehens und die Gefühle des Herzens, das ſich kaum von der Wirklichkeit der erfüllten Sehnſucht überzeugen kann, in der ganzen Fülle der Entzückung vorzuſtellen. Die Sprache iſt zu arm, ſie Andern mitzutheilen.

Ebenſo freudenvoll war für mich der Wiedereintritt in das geſellſchaftliche Leben in Gotha. Mit mehr als herablaſſender Huld wurde ich von Sr. Durchlaucht unſerm gnädigſt regierenden Herzog und allen Gliedern des hohen herzogl. Hauſes empfangen, als ich meinen unterthänigſten Dank für die meiner Frau und Kindern während meiner Gefangenſchaft bewieſene gnädige Theilnahme an ihren Leiden darbrachte. Die Beweiſe von wahrer, herzlicher Freude, mich wieder in ihrer Mitte zu ſehen, die mir meine Mitbürger aller Stände gaben, ſind mir unvergeßlich. Solche Tage, wie ich viele nach meiner Rückkehr im Genuß uneigennütziger Anhänglichkeit und Freundſchaft guter Menſchen verlebte, löſchen das Andenken ganzer Jahre von Kränkungen aus. Gott vergelte es allen den Guten, die mich dieſe ſüße Erfahrung machen ließen; auch den nahen und fernen Freunden und Gönnern, die mir ihre Theilnahme ſchriftlich bezeugten, und denen ich nicht antworten konnte!

Mein erſter Ausflug in die für mich mit neuem Reiz geſchmückten Umgebungen meiner zweyten Vaterſtadt Gotha war nach Georgenthal, einem herzoglichen Amtsort, in einer der lieblichſten Gegenden des thüringiſchen Waldgebirges, zu der einzigen mir noch übrigen geliebten Schweſter und ihrem redlichen Gatten, dem verdienſtvollen Rath und Amtmann Jacobs. Als wir hier den Abend im traulichen Familienkreiſe der Erinnerung der trüben Vergangenheit und den Ausſichten einer heiterern Zukunft widmeten, kamen die Dorf-Muſikanten, die es wußten, wie viel ihr verehrter Amtmann und ſeine treue Gattin um mich gelitten hatten, unter das Fenſter, und bliſen das Lied:

Nun danket alle Gott!

Wilhelm Gottlieb Becker

ward am 4. November 1753 zu Oberkallenberg im Schönburgiſchen geboren, ſtudirte von 1773 — 1776 in Leipzig und ging dann als Lehrer am baſedow'ſchen Philanthropin nach Deſſau. Von hier begab er ſich ein Jahr ſpäter nach Baſel, wo er, hauptſächlich durch den Umgang mit von Mechein, ſich genauere Kenntniß in den bildenden Künſten erwarb. Er machte alsdann größere Reiſen durch die Schweiz, Frankreich und Oberitalien und kehrte 1782, wo er die Stelle eines Profeſſors der Moral und Geſchichte an der Ritterakademie zu Dresden erhielt, nach Sachſen zurück. Im Jahre 1795 ward ihm die Aufſicht über die Antikengallerie und das Münzcabinet, 1805 neben dieſen noch die Inſpection über das grüne Gewölbe mit dem Hofrathscharakter übertragen. — Dieſe Aemter verwaltete er bis an ſeinen Tod, der am 8. Juni 1813 zu Dresden erfolgte. —

W. G. B. iſt ſchon ſehr früh als Schriftſteller aufgetreten und hat Folgendes theils ſelbſt verfaßt, theils in Gemeinſchaft mit Anderen herausgegeben:

Gedichte an Eliſe. Leipz. 1775.
Die Muſe. 2 Thle. Leipz. 1776.
Die drei Pächter. Schauſpiel aus dem Franz. Gotha, 1778.
Das Liebesgrab. Schauſp. Heidelb. 1779.
Die Erſcheinung. Leipz. 1779.
Vermiſchte Blätter. Dresden, 1790.
Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. Leipz. 1793—1813.
Taſchenbuch für Gartenfreunde. Leipz. 1795 — 1800.
St. Pierre's Amaſis. Görlitz, 1800.
Erholungen. Leipzig, 1796 — 1810.
Darſtellungen. Leipz. 1798 — 1800.
Lina's Ferien. 8 Thle. Leipz. 1797.
Erzählungen. Leipz. 1812 — 1815. 4 Thle.
Guirlanden. 4 Thle. Leipz. 1812 — 13.

Erasmus Lob der Narrheit, mit Kupfern von Chodowiecky. Berlin und Leipz. 1781.
Girardin, über die Verschönerung ländlicher Wohnungen. Leipz. 1776.
Dandré Bardon, Costume der ältesten Völker. Leipz. 1776. 5 Hfte gr. 4.
Vom Costume an Denkmälern. Leipz. 1776.
Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Dresden und Leipz. 1804—11. 3 Bde in Folio. N. Ausg. Leipzig, 1832.
v. Ligne, der Garten zu Belovil u. s. w. Dresd. 1799. 2 Thle.
Der Plauische Grund bei Dresden. Nürnberg, 1799. kl. Fol.
Das Seifersdorfer Thal. Leipz. 1799. 4 Hefte in 4.
Landschafts- und Gartengebäude. Leipz. 1798. 4 Hefte gr. Fol.
Charactere und Costums der K. S. Hofschausp. Gesellschaft. Leipz. 1804. 2 Hefte Fol.
Magazin der neueren französ. Literat. 12 Stcke. Leipz. 1780—81.
Zweihundert seltene Münzen des Mittelalters. Dresden, 1813. gr. 4.
Einzelne Abhandlungen, Aufsätze, Uebersetzungen u. s. w. u. s. w.

Als Kunstkenner hatte B. eine sehr gründliche Bildung und vielen Geschmack. — Seine bedeutendste Leistung in dieser Hinsicht ist das Augusteum. — Um die schöne Literatur hat er sich gleichfalls durch sein Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, seine Erholungen, Darstellungen u. s. w. sehr verdient gemacht, indem er in diesen Sammlungen die Erzeugnisse der besseren deutschen Dichter und Prosaisten zu vereinen und manches jüngere Talent einzuführen und zu ermuntern wußte. Seine Gedichte wurden früher gern gelesen, sind aber später in Vergessenheit gerathen. Am Glücklichsten im belletristischen Fache ist er als Erzähler. Ein sehr gefälliger und reiner Styl, eine gesunde und angenehme Phantasie, Kenntniß des Lebens und der Menschen, feiner Geschmack, Wärme des Gefühls, ethische Tendenz und gewandte Darstellung zeichnen seine Leistungen in dieser Gattung vorzüglich aus. —

Die Spielerin *).

Fräulein von F*** war von gutem Hause; aber freilich war dieß auch beinahe ihr ganzer Reichthum. Der Himmel weiß, was ihren Vater bewogen hatte, sie mit jedem in der höhern Welt gewöhnlichen Spiele aufs genauste vertraut zu machen. Wenn ihn bisweilen ein besorgter Freund darum befragte, so gab er zur Antwort: „Das Mädchen muß damit bekannt werden, um ihrem Vortheile nichts vergeben zu dürfen.“ Von der Mutter muthmaßte man mit Recht, daß sie schon früh auf die Vortheile speculirt hätte, welche die aufblühende Schönheit dazu beitragen müßte, ihrer Besitzerin im Spiele vorzüglichen Gewinn zu verschaffen, und so sich und ihrer Familie den Mangel andrer Glücksgüter zu ersetzen. Genug, im funfzehnten Jahre schon war unsre Caroline im Stande, jede Spielparthie anzunehmen, und das Glück, den Damen so hold, war ihr so gewogen, daß sie nicht allein alle ihre kleinen Bedürfnisse befriedigen, sondern auch selbst ihrem Vater manchen Zuschuß geben konnte.

Sie war jetzt zwanzig Jahre alt; ihre Schönheit, ihr liebenswürdiges Betragen, und ihre Herzensgüte, hatte den jungen Baron H— gefesselt, und sie selbst war vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an gegen ihn nicht gleichgültig gewesen. Die Anverwandten des Erstern machten ihm Vorstellungen, nicht gegen die Vermögensumstände seiner Geliebten, wohl aber gegen ihre Spielsucht; er, im Vertrauen auf die Gewalt, welche die Liebe äußert, auf das, was Leitung eines vernünftigen Mannes bei einem bis auf einen Punkt sonst vernünftigen Weibe vermag, stellte der Geliebten dieses unverholen vor, die, weit entfernt, ihm ihre Liebe zu entziehen, ihm, nachdem sie sich von der kleinen Beschämung erholt hatte, mit einem warmen Händedruck versprach, und das Versprechen mit einem Kusse besiegelte, in einem ganzen Jahre (so lange war ihre Verbindung hinausgeschoben) keine Karte und als Frau sie nur dann anzurühren, wenn sie zu Gesellschaftsspielen eingeladen wäre. „In der That, sagte er, müssen Sie mir zugeben, theure Karoline, daß es wohl keine Leidenschaft giebt, die uns für alles andre so blind, so gefühllos machen könne, als die des Spiels, das keine so traurige Folgen nach sich ziehen könne, als gerade sie. Ein Spieler von Profession treibt ein ehrenloses Gewerbe, denn sein Gewinn ist nichts weniger als auf rechtem Wege erworben. Meistentheils wird er alle Delicatesse — selbst die Pflichten der feinern Lebensart verlernen. Ist nicht jeder Spieler von solchem Charakter, so setzt er sich doch der Gefahr aus, es zu werden. Aengstlich bei dem zu erwartenden Gewinn oder Verlust, verdrüßlich oder zornig über den letztern; sehr mißvergnügt bei einem anhaltenden Verluste, und nur wenig vergnügt bei einem fortdauernden Gewinn, beneidet von Unglücklichen, verspottet von Glücklichen, hintergangen wohl gar durch feinere oder gröbere Kunstgriffe — das ist der, der sich solchen Raubgeiern nahet.“

„Sie haben Recht, Baron, versetzte Caroline. Gewiß, ich werde mein Wort halten. Meine Entschuldigung war — Nachsicht und wohl gar Aufmunterung meiner Aeltern, die oft den Gewinn theilten, oder so weniger für mich zu sorgen hatten. Nicht selten trieb mich auch der eingeführte Gesellschaftston selbst dazu.“

Caroline hielt ihr Wort bis zur Verheirathung redlich. Ihr Gemahl eilte nach derselben an seinen Hof nach B****, sie vorzustellen. Das schöne, junge Weibchen ward von allen mit Entzücken gesehen. Man beeiferte sich um ihre Gesellschaft, und nur zu oft fand sie hier Versuchungen, ihr Wort zu brechen, denen sie immer glücklich widerstand, und von welchen sie nun für einen Sommer ganz befreit wurde, als der Baron, nicht aus Eifersucht, sondern aus Liebe zum Landleben, und besorgt für die Gesundheit seiner Gemahlin, welche die ersten Beschwerden der Schwangerschaft empfand, sich aus der Stadt auf sein Landgut zurückzog, und dieses nicht eher verließ, bis ihn der Winter und die nahe Beendigung der erstern selbst aufforderte, seine Einsamkeit mit den Vergnügungen der Stadt zu vertauschen.

Ihr Wochenbette zog ihr eine gefährliche Krankheit zu; schon fürchtete man, das Mädchen, das sie geboren hatte, würde ihr das Leben rauben. Mit Mühe genas sie, um in der Liebe ihres Gatten den Lohn für die ausgestandenen Leiden zu finden. Durch die Furcht, sie zu verlieren, durch das neue Pfand ihrer Zärtlichkeit, hatte der Baron seine Gattin nur noch zärtlicher lieben gelernt — er betete sie an. —

Jetzt vermählte sich eine seiner reichen Anverwandtinnen; er ward zu dem Trauungsfeste, wie billig, eingeladen; gewiß wäre er nicht gekommen, hätte er die unseligen Folgen vorausgesehen, die sich daraus erzeugten.

Man bot seiner Gemahlin eine Parthie Farao an — das Spiel konnte ja allein ein wenig die langweilige Unterhaltung nach dem Souper verdrängen. Sie weigerte sich indessen, doch vergeblich, denn alles spielte, und selbst ihr Gatte drang darauf, keine Ausnahme zu machen. Eine augenblickliche Vergessenheit ihres Versprechens, dachte sie endlich, würde ja wenig auf sich haben.

Das Glück begünstigte sie wie ehemals, nur in noch unerhörterem Grade. Um so mehr erwachte die alte Begierde.

Dasselbe Fest gab ihr auch den folgenden zweiten und dritten Tag einen schicklichen Vorwand. Sich selbst täuschend, eilte sie ihrem Verderben zu. Schon vergaß sie sich so weit, nur auf den geringsten Anlaß dazu zu lauschen; bei häuslichen Festen in der Meinung, als Wirthin müsse sie den Gästen Unterhaltung schaffen; bei auswärtigen unter dem Vorwande der gesellschaftlichen Höflichkeit.

Dann und wann wagte der Baron, eine leise Erinnerung fallen zu lassen, aber immer hinderte ihn, den zu sehr liebenden, das bezaubernde Lächeln, ihre schmeichelnde Bitte, nur dießmal es mit anzusehen, ihre Versicherung der treuesten Liebe mit ernsteren hervorzutreten. Sie wußte es sogar so weit zu bringen, daß er im nächsten Sommer die Stadt nur auf einzelne Tage verließ.

Jetzt wurde indeß die Baronin zum zweitenmale Mutter, Mutter eines jungen Stammhalters. Der Baron, gewohnt sich mehr für den Verwalter, als den Besitzer seiner Güter zu achten, hielt es für Pflicht, jeden unnützen Aufwand zu vermeiden. Theils dieses, theils der Widerwille gegen den einzigen Fehler seiner sonst in allem liebenswürdigen Gemahlin, bewogen ihn dazu, sich gänzlich auf seine Landgüter zurückzuziehen. Hier war die Baronin wieder das, was sie im ersten Sommer gewesen war, das treueste, liebevollste Weib, die zärtlichste Mutter, die gute Wirthin, die wohlthätige Freundin der Armen, die Trösterin der Unglücklichen, und darum der Gegenstand der Bewunderung, der Unterhaltung, der Hochachtung der ganzen Gegend.

Sechs Jahre waren so verflossen, der Baron und seine Gattin lebten nur sich, ihren Kindern und Unterthanen, als ein Brief von der Baronin Mutter eintraf, der ihren nahen Besuch ankündigte, und zugleich meldete, mit ihr werde die Gräfin C***

*) Aus: W. G. Beckers Erholungen. Viertes Bändchen. Leipzig, 1803.

eintreffen, die eine Herrschaft in der Nähe gekauft hätte, und gar sehr die Bekanntschaft ihrer liebenswürdigen Nachbarin bei dieser Gelegenheit zu machen wünschte. Alles athmete jetzt eine lebhaftere Freude; die Baronin, weil sie ihre Mutter umarmen sollte, die sie so lange nicht gesehen hatte; ihr Gemahl, weil sich seine Gattin so freute.

Den Tag der Ankunft harrte sie stundenlang am Fenster; das geringste Geräusch aus der vor dem Schlosse vorbeigehenden Landstraße rief sie hin. Von weitem rief sie schon ihrer Mutter, von den Kindern und ihrem Gemahl begleitet, zu. Die Freude des Wiedersehens war grenzenlos.

In der Person der Gräfin fand das junge Weibchen das Einzige, was ihr auf dem Lande gefehlt hatte — eine zärtliche Freundin. Die erstere, eine schöne junge Wittwe von 28 Jahren, hatte in der That nicht allein alles, was den Blick der Männer fesseln, sondern auch jede Gespielin zur Freundin schaffen kann, ohne ihren Absichten das Mindeste vergeben zu dürfen. Wie ein Chamäleon schmiegte sie sich in jede Laune ihrer Bekanntinnen. Jede ihrer Handlungen athmete zuvorkommende Gefälligkeit. Mit der Tugendhaften sprach sie von Tugend, und bei der Kokette hielt sie Lobreden auf jeden möglichen Gebrauch der weiblichen Reize. Mit dem Scheine der Offenherzigkeit machte sie ihre Freundinnen offenherzig, kurz, ihr Betragen kündigte, wie ihr Aeußeres, einen Engel an, während im Innern ein boshafter Dämon hauste.

Der ziemlich unerfahrnen Baronin war sie unentbehrlich geworden. Ihr Geschmack, ihre Denkungsart, alles hatte den Charakter angenommen, den die Gräfin darüber äußerte. Das Landleben war ihr verhaßt. Bald stimmte sie mit der Gräfin überein, es sei nichts Langweiligeres, nichts Einförmigeres, als dieses. Mit Zittern nur dachte sie an die nahe Rückreise der Gräfin, welche Kammerdame am B—n Hofe war. Die Freundschaft eines Monaths schien auf die Dauer des Lebens berechnet zu seyn. Untröstlich lag die Baronin bei dem Abschiede in den Armen ihrer Mutter und neuen Freundin, und beruhigte sich nur durch das Versprechen, in kurzem für immer im Gewühle der Stadt, angestellt in dem Hofstaat, bleiben zu dürfen.

In der That schien die Baronin nach ihrer Entfernung gar nicht mehr das Weib zu seyn, das sie gewesen war. Ihre Kinder waren ihr jetzt mehr im Wege, als angenehm. Einsam glaubte sie sich jetzt im Kreise ihrer Familie, wo sie kurz vorher noch die seligsten Stunden verlebt hatte. Stille Seufzer beklagten das Verlorne, ihr Gatte stimmte mit ein, aber freilich aus einem andern Grunde.

Schon waren sechs Wochen vergangen; schon fing die Baronin an, ihre neue Freundin für eben so leichtsinnig zu halten, wie die meisten sind, weil sie gar nichts ihrem Versprechen zuwider von sich hören ließ, als sie auf einmal bei einem Spaziergange am Ende der großen Lindenallee, die nach dem Schlosse führte, einen Wagen wahrnahm, den sie sogleich für den der Gräfin erkannte. Im Augenblick war er indeß verschwunden; schon glaubte sie sich getäuscht zu haben, und war nun desto freudiger, als er glücklich in der Landstraße daher gefahren kam, welche der Kutscher, mit der Gegend noch wenig bekannt, einschlagen zu müssen geglaubt hatte.

Welche Freude, welche Wonne des Wiedersehens auf beiden Seiten! Fragen ertönten auf beider Lippen; ohne die Antwort abzuwarten, wurden sie durch andre verdrängt. Der Baron selbst schien die beiderseitige Freude in vollem Maße zu theilen, die auf seiner Gemahlin Seite noch durch die frohe Nachricht bis auf den höchsten Gipfel erhöht wurde: „sie sey als Kammerdame am B—n Hofe angestellt.“ Durch wessen Einfluß, ist leicht zu begreifen. Die Gräfin war die ganze Nacht hindurch gereist, ihre Freundin damit zu überraschen.

Mit Blitzesschnelligkeit wurden die Anstalten zur Abreise getroffen. Der Baron verließ zwar ungern den Sitz seiner Ahnen; je näher man den Großen ist, meinte er, desto kleiner erscheint man selbst; indessen war er viel zu galant, und liebte seine Gemahlin viel zu sehr, um ihr den Weg versperren zu wollen, auf dem sie ihre Glückseligkeit zu finden glaubte. Hätte er die Folgen geahndet — er würde gewiß anders gehandelt haben.

Am Hofe fand die Baronin mannichfaltige Gelegenheit, ihre alte Begierde befriedigen zu können. Die Fürstin von B— spielte selbst gern; so war es ihr also oft Pflicht, zu spielen. Außerdem fand sie bei der Gräfin jeden Augenblick dazu Gelegenheit, die, selbst eine große Freundin davon, beständig kleine oder größere Parthien anstellte. Ihrer Leidenschaft opferte Caroline in kurzem bald alles auf. Oft bekam sie ihre Kinder und ihren Gatten in mehrern Tagen nicht zu sehen. Der letztere, schwach und fürchtend, durch Klagen und Vorstellungen das Liebste, was er auf der Erde besaß, zu beleidigen, beschloß die kleine Adelheid und seinen Heinrich in eine Erziehungsanstalt zu thun, um so die Folgen der mangelnden Aufsicht verhüten zu können. Auf diese Art war sie von aller Einschränkung frei geworden, und der Augenblick war sehr nahe, wo sie durch den beständigen Umgang der Gräfin endlich jede Pflicht der Gattin vergessen konnte.

Der Baron hatte ihr gleich bei der Vermählung ein reichliches Jahrgeld ausgeworfen; eine reiche Erbschaft, die er einige Jahre später that, ließ ihn dasselbe sogar verdoppeln. Nichtsdestoweniger langte es nicht zu, die beträchtlichen Summen bezahlen zu können, die sie seit geraumer Zeit verlor. Schon empfand ihr Körper die Folgen der beständigen Unruhe, der Angst, der Nachtwachen, der Furcht, die mit dieser schändlichen Leidenschaft verknüpft sind. Schon wurden heimlich die Juwelen, die Geschmeide verkauft, die noch mehr durch die Art, wie der Baron sie ihr gegeben hatte, als durch ihre Kostbarkeit Werth besaßen. Als sie nicht mehr hinreichten, bediente sie sich endlich sogar der nicht unbedeutenden Pension, welche ihr der Baron zur Unterstützung ihrer Aeltern zahlte; woran diese ein ganzes Jahr sich erquicken sollten, das verthat jetzt ihre unnatürliche Tochter in einer einzigen Viertelstunde.

Man glaube nicht, daß das Gewissen der Baronin gegen jeden Vorwurf abgehärtet war. Marternde Vorwürfe raubten ihr die Nächte, die ihr das Spiel übrig ließ. Je mehr sie der Baron immerfort zärtlicher liebte, je weniger er ihre Lage kannte, desto mehr fühlte sie das Unrecht ihrer Aufführung. Furcht vor der Zukunft quälte sie nicht weniger, als bittre Reue über ihre Sorglosigkeit. Oft bildete sich ein fester Vorsatz, wieder heimzukehren in die stillen Wohnungen ihres Gemahls, ihm alles zu entdecken, und um Verzeihung zu bitten, um sie nie wieder zu bedürfen. Aber immer ward er verdrängt durch die Hoffnung, das Verlorne wieder zu gewinnen, immer seine Ausführung bis auf diesen Punkt hinausgeschoben. Die Gräfin hatte sich überdieß ihrer ganz bemächtigt; sie that nur das, was diese wollte; sie dachte nur das, was diese dachte.

Es kam der Fürstin Geburtstag. Eine glänzende Cour, ein noch glänzenderer Ball sollte ihn feiern. Welche Aussicht für die Baronin! Ohne Diamanten, ohne die Mittel, die Pracht in der Kleidung zu bestreiten, mit der es hier eine Dame der andern zuvorzuthun strebte, wie konnte sie dabei erscheinen? Sie faßte den Entschluß, schon einige Tage vorher die Kranke zu spielen. Der Kummer über das, was sie dazu nöthigte, bleichte ihre ohnedem schon bleichen Wangen genug, um selbst den Baron zu täuschen, dessen Unruhe um so größer war, je mehr er bei seiner Gattin Spuren innerer Unruhe und Traurigkeit wahrzunehmen glaubte. Vergebens gab er sich alle Mühe, sie zur Offenherzigkeit zu bringen. Im Stillen weinte sie, doch fest blieb ihr Entschluß, eher ihrem Kummer zu unterliegen, als die Ursache davon zu entdecken.

Gegen Abend überraschte sie die Gräfin, um sie in ihre kleine Assemblee abzuholen.

„Mein Gott! rief sie beim Eintritt, Sie krank, und kein Wörtchen mir sagen lassen? Mein Gott, warum nur nicht? Ich hätte den ganzen Nachmittag neben Ihrem Bette gesessen, Ihnen vorgelesen, vorgeplaudert, vorerzählt, daß Sie schon längst hätten gesund seyn müssen.“

Die Baronin war zu sehr überrascht, um mehr als ein gewöhnliches Compliment herausstottern zu können, und sich dann einem unwillkührlichen Ausbruch ihres Kummers und den ihn begleitenden Thränen zu überlassen.

„Himmel! Sie weinen? Süßer Engel, seit wann hat meine Freundschaft das Recht auf Ihr Herz verloren? Ich beschwöre Sie, sagen Sie, was Ihnen fehlt!“

„Ach ich bin sehr unglücklich!“ schluchzte die Baronin, und ihre Thränen flossen stärker.

„Deutlicher, mein Engel!“

„Ach daß das Leben mir so bitter werden mußte!“

„Das wolle der Himmel nicht!“

„Ach, wenn Ihr Verlust dem meinigen gleichkäme, gewiß, Sie würden ebenso untröstlich seyn, wie ich.“

„Ihr Verlust? Doch wohl im Spiel?“

Eine stumme Bewegung des Kopfes bejahte es.

„Und weiter nichts? Süßer Engel, was klagen Sie? Das ist ja etwas Gewöhnliches. Aber ein Augenblick kann ja alles wieder gut machen. Mein Gott, wie können Sie deswegen so seyn? Sehen Sie doch mich an. Hat eins unglücklich gespielt, so war ich es, aber Beharrlichkeit besiegt endlich doch die Launen des Glücks. Erst diese Nacht hab' ich bei dem alten Baron D — gegen tausend Louisd'or verloren. Nun, was thuts! Heute Abend bekomme ich sie vielleicht wieder, ohne daß ich darum nur ein Thränchen vergessen habe.“

„Wenn nur meine Börse so wenig zu erschöpfen wäre, wie die Ihrige.“

Sie sank an der Gräfin Busen, und schluchzte von neuem.

„Mein Gott, so fassen Sie sich doch!“

„Ach ich vermag nicht einmal übermorgen beim Balle zu erscheinen.“

„Wie?“

„Meine Diamanten, meine Spitzen, alles — alles ist versetzt, und Niemand wird mir Credit geben.“

„Mein Gott, Ihr Mann iſt ja reich genug.“

„Aber Ordnung liebend, und ſchon iſt mein Jahrgeld ſo groß genug!“

„Poſſen! Er kann immer noch zulegen! Muthig, wenden Sie ſich an ihn; Sie ſind in dem Punkte noch, wie ich merke, ein Kind. Der Mann muß ſeiner Frau nichts als ein beſtändiger Caſſirer ſeyn. Schicken Sie Ihre Gläubiger jeden Morgen an ihn ab, ſuchen Sie ſich aus, was Sie brauchen, und laſſen ihn es bezahlen. Und will er nicht — ſo giebt es ja andere.“

„Er, ſo reich, heirathete mich Arme!“

„So? Ihre Ahnen, Ihre Schönheit, Grazie, Bildung und hundert andere Reize rechnen Sie für nichts?“

„Spötterin!“

„Nichtsweniger als das. Geld gegen dieß alles — ſollte nicht der Baron Ihnen verpflichtet ſeyn, ſtatt daß Sie ſich dafür halten? Tauſend andere würden Ihnen alles das aufgeopfert haben, ohne Sie ſo zu tyranniſiren.“

„Tyranniſiren? Er? O niemand liebt mich ſo ſehr, als er.“

„Stille, Stille, Sie ſind wie alle Weiberchen, die ſich nicht umgeſehen haben. Sie nehmen den Schein ſchon für das Weſen. Weil er immer von Liebe redet, ſo liebt er Sie auch ſchon? Laſſen Sie ſich doch erſt die Beweiſe davon geben! — Ach, etwas ganz Neues! Gut, daß ich es nicht wieder vergeſſen. Wiſſen Sie, daß Sie eine ſehr wichtige Eroberung gemacht haben?“

„Ich?“

„Nun, ? ſo einem allerliebſten Weibchen iſt wohl ſo etwas unmöglich? Der Arme, den Ihre Schönheit verwundet hat, gäbe für einen Ihrer Blicke alle ſeine Reichthümer mit Freuden hin. Rathen Sie einmal, wer es iſt?“

„Mein Gott, wie kann ich? Doch nicht der Kammerjunker?“

„O, der iſt dazu viel zu leichtſinnig.“

„Der alte General?“

„Schwärmen Sie, meine Theure? Der liebt wohl ſein Gebetbuch, aber nicht mehr die jungen Weiber.“

„Nun, vielleicht der junge Aſſeſſor?“

„Ja, wenn der nicht zu ſehr in ſich ſelbſt vernarrt wäre!“

„Nun, ſo errathe ich es nicht; wie darf ich auch auf ſo eine Erörterung mich einlaſſen?“

„Nun ſo ganz iſt, wie ich mir ſchmeichle, die Sache doch nicht von der Hand zu weiſen. Es iſt — es iſt — mein Herr Bruder, Ihnen gehorſamſt aufzuwarten.“

„Welcher Scherz!“

„Ihre Dienerin, ſüßer Engel, völliger, völliger, Ernſt!“

„Sie vergeſſen, oder vielmehr er, daß ich Gattin und Mutter bin!“

„Weder ich, noch er. Seit drei Wochen ſchon hegte er ſeine Leidenſchaft; erſt heute gelang es mir, ſie ihm abzufragen.“

„Um Gotteswillen, Sie machten ihm doch keine Hoffnung?“

„Wo denken Sie hin? Meiner Freundin Ehre iſt die meinige; ihr Intereſſe ſo groß, wie das für meinen — unglücklichen Bruder! — Im Ernſt, Freundin, wollte ich Ihnen ſeine Gefühle ſchildern, Sie würden nicht ungerührt bleiben. Nur um das Einzige bittet Sie ſeine Schweſter, ſeyn Sie nicht zu hart gegen ihn; rauben Sie mir nicht durch zu große Strenge einen Bruder, der der beſte, zärtlichſte meiner Freunde und jetzt mein Beſchützer iſt.“

Es ſchlug ſechs Uhr.

„Mein Gott, ſchon ſo ſpät. Die Aſſemblee nöthigt mich. Kommen Sie mit; kleiden Sie ſich an. Die Geſellſchaft heitert Sie auf.“

„Wie kann ich, ? So ganz unvorbereitet?“

„Deſto natürlicher! ich will Sie ausſchmücken, daß Sie Ihre Freude haben ſollen. Wo iſt Ihr Mädchen? He, Joſephine! Ich ſtelle Sie als eine liebenswürdige Patientin vor, die ſich der Unterhaltung der Geſellſchaft mit Vergnügen ſelbſt aufopfert.“

Die Toilette war in einer Viertelſtunde gemacht. Am Arme der Gräfin hüpfte die Baronin die Treppe hinab. Ihr Gemahl kam dieſe ſo eben herauf, um ſeinem Weibchen, das er noch krank wähnte, für den Abend Geſellſchaft zu leiſten. Natürlich erſtaunte er nicht wenig darüber, ſie ſo wohl zu ſehen. So wenig er eigentlich auch Freund der Gräfin war, ſo konnte er ſich doch nicht enthalten, ihr aufs lebhafteſte für ihre Theilnahme zu danken, der er den größten Antheil der Wiedergeneſung zuſchrieb.

Die Baronin ſpielte natürlich auch dieſen Abend wieder. Die Gräfin hatte ihr ihre Börſe erlaubt. Noch zu wenig daran gewöhnt, mit fremdem Gelde zu wagen, war ſie ungemein ängſtlich. Indeſſen der Inhaber der Bank war der Gräfin Bruder, und dieſer war, als ſie gegen ihn auftrat, ſo verwirrt, ſo zerſtreut und unruhig, daß er theils dadurch, theils durch Glück der Baronin, mehrere Tauſend an dieſe verlor. Er war dafür, wie die Gräfin ihrer Freundin bei der Abſchiedsumarmung ſagte, hinlänglich durch einen Händedruck belohnt worden, den er von ihr, der Baronin ſelbſt unwiſſend, erhalten hatte.

Die Gräfin hatte einmal ſeine Liebe der Baronin entdeckt; ſchon den folgenden Tag lenkte ſie das Geſpräch wieder darauf. Sie führte ihn beim Dejeuner ein. Die Baronin, weit entfernt, ihrer Pflicht zu nahe zu treten, dachte doch an die Bitte ihrer Freundin; ſie begegnete dem Grafen mit Schonung und erklärte ihm bei der erſten Gelegenheit mit vieler Delicateſſe, daß er ſich ja keine Rechnung auf ihre Liebe machen dürfe. Allein eben dieſe Schonung ſchien ihm nur eine Stütze ſeiner ſchmeichelnden Hoffnung; nichts glaubte er in ihr, als die gewöhnlichen Waffen weiblicher Koketterie, wahrzunehmen. Er beſchloß, die Sache ernſthaft anzugreifen; ſeine Schweſter unterſtützte ihn trefflich.

Sie hatte der Baronin den Vorſchuß einer beträchtlichen Summe und den Gebrauch eines Theiles ihrer Juwelen zum Ball verſprochen. Den Abend zuvor kam ſie zur Baronin.

„Süßer Engel, werden Sie nicht böſe. Ich kann Sie nicht mit Gelde unterſtützen, wie ich verſprochen habe, aber befehlen Sie über meinen Bruder; er wird ſich eine Freude daraus machen, wenn Sie ihm vor einem andern den Vorzug geben.“

„Wie können Sie mir ſo etwas zumuthen? Sie wiſſen, welche Leidenſchaft Ihr Bruder gegen mich hegt; das hieße“ —

„Mein Bruder iſt eben ſo bieder, als er verliebt iſt. So eine Kleinigkeit wird ihn nicht niedrige Geſinnungen faſſen laſſen.“

„Leidenſchaft heißt die Vernunft ſchweigen: bleibe der Ball Ball, ich mag ſo ein Mittel nicht, und verſchließe mich auf mein Zimmer.“

Gute Baronin, hätteſt du doch immer ſo gedacht! Ach bald wußte die liſtige Gräfin deine Vernunft zu betäuben. Sie ſiegte am Ende doch, und 500 Louisd'or wurden von ihrem Bruder geborgt, um am nächſten Morgen dem größten Theil nach für Kleinigkeiten mancherlei Art in die Gewölbe der Modehändlerinnen zu wandern.

Dagegen glänzte aber auch unſre Heldin am Abend, wie es lange nicht der Fall geweſen war. Kunſt vereinigte ſich mit der Natur, ſie zu einer der Grazien umzuſchaffen. Selbſt der Baron konnte ſich nicht enthalten, ſein reizendes Weibchen zu bewundern. Indeſſen empfahl er ſich doch ſogleich wieder, als er ſie nach Hofe gebracht hatte. Noch immer lebte er eingezogen und ſich begnügend mit der Geſellſchaft einiger Wenigen, die perſönlicher Werth ihm theuer machte.

Die Baronin, aufgemuntert durch den Erfolg ihrer Anſtrengung, welcher zwei Abende vorher Statt gefunden hatte, konnte kaum den Augenblick erwarten, wo ſie beim Spiel dieſelben Vortheile einärnten könnte. Es ſollte, bei rechtem Glücke, der letzte Abend ſeyn; das ſetzte ſie ſich vor. Hätte ſie doch auch ihn weggelaſſen; er ward ſehr unglücklich. Der Gewinn flog dahin, ſchneller als er gekommen war; ihm folgte der Reſt des Erborgten. Je ängſtlicher ſie wurde, deſto mehr Blößen gab ſie. Ihre Sinne verwirrten ſich. Alles wagend, um alles zu gewinnen, ſpielt ſie ſelbſt mit ungeheuren Summen, die ſie auf ihr Ehrenwort borgte. Halb raſend eilt ſie erſt bei lichtem Morgen in ihrem Wagen zur Gräfin; ſie iſt ſchon aufs Land gefahren. Neuer Schreck; ſie hatte ſie bitten wollen, ihre Juwelen verſetzen zu dürfen, um damit ihre Schulden zu tilgen, die binnen vier und zwanzig Stunden bezahlt ſeyn mußten. Jetzt muß ſie es ohne ihre Erlaubniß wagen. In welchem Zuſtande kehrte ſie in ihre Wohnung zurück! Die Schminke hatte der Schweiß, den die Angſt auspreßte, längſt von ihren Wangen gewiſcht! aber man merkte es nicht, denn ſie waren eben durch die Angſt geröthet, wie wenn ſie Karmin überzogen hätte. Unordentlich flogen die blonden Haare umher, in Eil beraubt des Schmuckes, mit dem ſie durchflochten waren. In den weiten eingefallenen Augen zeigte ſich die Furcht der angſtvoll durchwachten Nacht. Wer ſie jetzt ſah, erkannte nicht die, welche ſie achtzehn Stunden vorher geweſen war. Flüchtig, wie ein geſcheuchtes Reh, eilte ſie die Treppen hinauf, um den Blicken ihres Gatten auszuweichen. Schon dankt ſie dem Himmel dafür, daß er ihr jetzt nicht entgegen kam, als er auf einmal hereintrat.

Sie erblaßt, das Wort erſtirbt ihr auf der Zunge, ohnmächtig ſinkt ſie nieder.

Der Baron ruft nach Hülfe, und faßt ſie in ſeine Arme. Jetzt ſchlägt ſie die Augen auf. Ein tiefer Seufzer erleichtert die beklemmte Bruſt.

„Wie viel Unruhe haben Sie mir gemacht! redete er ſie freundlich an. Sie kommen ſo ſpät, ſchon ſeit einer Stunde ſah ich dem Wagen aus dem Fenſter entgegen. Ihre Geſundheit leidet dabei. Und wie verſtört ſehen Sie aus! Sie haben gewiß verſpielt?“

Ein Papier entfiel jetzt den Händen der Baronin — der Baron hebt es auf, lieſt es; es iſt die Pfandverſchreibung des Juwelenhändlers. Ein Blick auf ſeine Gattin läßt ihn die Sache gleich enträthſeln. Doch gütig, liebevoll, wie er war, vermag er ihr, die in ihr Buſentuch, laut ſchluchzend, ſich verhüllt, nichts zu ſagen, als:

„Sie bedürfen der Ruhe; ich laſſe Sie allein. Erholen Sie ſich. Unſere Kinder werden heut bei uns ſpeiſen. Ich hoffe, dieſer Tag wird eben ſo nützlich als angenehm werden.“

Kaum war er fort, als der Baronin Mädchen meldete, daß der Gräfin Equipage vorführe. Ein heftiger Landregen hatte ſie die Rückkehr wählen laſſen; in ihrem Pallaſte hatte ſie die Eile der Baronin erfahren, mit der ſie von dieſer war aufgeſucht worden. Jetzt trat ſie ſelbſt herein.

„Ich bin verloren, wenn Sie mich nicht retten!“ rief ihr die Baronin entgegen und ſtreckte die Arme nach der Eintretenden aus. „O könnten Sie in meinem Herzen leſen! Verlaſſen Sie mich nicht! Freundin, verlaſſen Sie mich nicht! Beim Himmel, der mich kennt, ich kenne mich nicht mehr; ich weiß nicht, was ich thun könnte, wenn ich —“

„Süßes Engelchen, ich Dich verlaſſen? — Sie kennen mich ja. Sagen Sie nur, worüber Sie klagen?“

„Sie können fragen? O nie wieder ſolch' eine Nacht!“

„Schickſal! Sie müſſen ſich faſſen.“

„Kann ich? O Sie wiſſen noch nicht alles. Ich habe —“

„Nun?“

„Ihre Güte hab' ich gemißbraucht; in der Verzweiflung Ihre Juwelen verſetzt?“

„Weiter nichts? Ha, ha, ſie waren ja nicht mein.“

„Nicht die Ihrigen? Gott, wem bin ich denn verpflichtet?“

„Nur ſich ſelbſt, Täubchen! — Sie ſtutzen? Mein Bruder, furchtſam wie er iſt, waget es nicht, ſie Ihnen zu Füßen zu legen, und bediente ſich meiner dazu!“

Die Baronin, nur für das Gegenwärtige Sinn habend, fiel, außer ſich, dankbar der Gräfin in die Arme, und rief mehr als einmal: „Sie geben mir das Leben wieder!“

Allein der Rauſch verflog bald. Die Thüre öffnete ſich, und der Gräfin Bruder liegt zu ihren Füßen, ihre Hand mit Küſſen bedeckend. In der Betäubung bewilligt ſie ihm die Erlaubniß, den Abend in ihrer Geſellſchaft zubringen zu dürfen. Welches Weib würde auch wohl unter ſolchen Umſtänden nicht dieſes gethan haben? Freilich bald, als ſie allein war, ſtellte ſie das Bild der Folgen davon deutlich vor die Augen. Ueber kurz oder lang würde der Graf für ſein Geſchenk einen Lohn fordern, den ihr die Pflicht der Gattin nicht zu geben geſtattete; vergebens ſuchte ſie durch jedes Mittel dieſen Ausſpruch der Vernunft ſich aus dem Sinn zu ſchlagen.

Schon war der Baron zurückgekehrt. Freude und Heiterkeit malten ſich auf ſeinem Antlitz. Er hatte ſeine Kinder aus der Penſionsanſtalt abgeholt, um ihre Mutter am heutigen Tage, der ſie meiſt ans Licht hatte treten ſehen, deſto mehr zu überraſchen, und ein Geſchenk für ſie beſtimmt, das ſeiner Auswahl Ehre machte.

Der Koch wartete auf das Zeichen zum Anrichten. Die Baronin erſchien aber noch nicht. Ihr Gemahl, ſo ſehr er und die Kinder auf ihre Erſcheinung warteten, glaubte ſie in den Armen des Schlummers; allein dieſer floh vor der Unruhe, die ſie unaufhörlich beſtürmte. Jetzt endlich tritt ſie herein. Adelheit und Heinrich fliegen ihr entgegen, und küſſen der lange nicht geſehenen Mutter die Hand; nur kalt erwiedert ſie, und mit Zerſtreuung, ihre Zärtlichkeit. So ſitzt ſie während der ganzen Mahlzeit. Schon geht dieſe zu Ende. Der Baron bemerkt mit Unmuth dieſen Zuſtand; endlich gewinnt er es über ſich, nach der Urſache ihrer Kälte zu fragen. Sie entſchuldigt ſich durch heftiges Kopfweh.

„Schade, daß es heute Sie gerade gegen die Freude gleichgültig machen wird, welche ich mir ausgedacht hatte. Es iſt heute Ihr Geburtstag, deswegen ließ ich die Kinder kommen; deswegen wartete ich ſo ſehnlich auf Sie, um Ihnen dieſes zum Angebinde zu geben.“

So der Baron, indem er ihr den Schmuck überreichte, den ſie verpfändet hatte.

Die Baronin ſtürzt ſich ihrem Gemahl freudetrunken in die Arme. Da erwacht das Gefühl ihrer Vergehungen; ſie will ihm zu Füßen ſinken, doch ihr Bewußtſeyn weicht; unter den Füßen des Gatten, benetzt mit ſeinen Thränen, und dem Wehklagen ihrer Kinder erwacht ſie wieder, um die Beſtürzung noch größer zu machen.

Ein Wagen fährt die Straße herauf; er hält vor dem Hauſe des Barons; jetzt fällt unſerer Heldin das Verſprechen ein, das ſie dem Bruder der Gräfin gethan hat. Mit einem lauten Schrei reißt ſie ſich aus ihres Gemahls Umarmung; halb wahnſinnig läuft ſie nach ihrem Zimmer, der Baron hinter ihr her.

„Ich bin für Niemand zu Hauſe!“ ruft ſie aus. Der Baron ſtürzt aus ihrem Zimmer, um zu ſehen, wer heraufkäme? Es war eine Verwandte ſeiner Gemahlin. Er entſchuldigt dieſe mit einer ſtarken Unpäßlichkeit, und eilt, ſo ſchnell er kann, zu der Beunruhigten.

„Nicht wahr, ich bin verloren?“ ruft ſie ihm händeringend entgegen.

Er giebt den Kindern einen Wink, das Zimmer zu verlaſſen. Zärtlich faßt er ihre Hand.

„Bin ich nicht mehr Ihr Freund?“ fragt er. „Sie haben etwas auf dem Herzen; theilen Sie es Ihrem Gatten, Ihrem Freunde mit. Sey es, was es wolle, er hat Troſt für Sie.“

„Troſt? für mich iſt keiner mehr. Ich bin nicht werth, die Ihrige zu ſeyn.“

„Selbſt wenn Sie ſchuldig wären, mein Herz würde Sie immer entſchuldigen.“

„O nicht ſo viel Güte! Sie zerreißt mein Herz. Vorwürfe, Vorwürfe für die Verbrecherin, die den Edelſten ſeines Geſchlechtes beleidigen konnte!“

Sie fiel ihm zu Füßen.

„Strafen Sie mich, fuhr ſie fort, ſtrafen Sie die Reuige, ſo ſtreng Sie wollen, nur jetzt ſchützen Sie mich.“

Der Baron hebt ſie bebend auf, und ſetzt ſie neben ſich auf den Sopha. Mit Zittern erwartet er das Geſtändniß, das ſie abzulegen im Begriff ſtand. Kaum vermag er es, durch ſteten Zuſpruch ihr dazu Muth einzuflößen. Unter Thränen, Schluchzen und öftern Unterbrechungen entdeckt ſie alles.

„Jeden Augenblick erwarte ich den Betrüger,“ endigte ſie. „Wo ſoll ich mich bergen?“

„In den Armen Ihres zärtlichen Freundes. Fürchten Sie nichts: Ihr Zimmer ſoll ihm verſchloſſen bleiben. Bald will ich Sie von Ihrem Verfolger befreien. Er ſoll alles wieder erhalten, was er für Sie verwandte. Adieu indeſſen, ruhen Sie aus nach dieſer erſchütternden Scene; ich gehe, Maaßregeln zu treffen, die ihre Wiederherbeiführung verhüten ſollen.“

Der Graf kam richtig, und wurde durch den Kammerdiener ſehr trocken abgefertigt. Deſto toller kam er zu Hauſe an; er ſtürzt ins Zimmer ſeiner Schweſter. Vorwürfe, die er dieſer machte, Drohungen, der Baronin Gläubiger aufzuhetzen, und andere Ausbrüche ſeines Zornes wechſelten mit einander ab.

„Denkt ſie, rief er aus, denkt die Närrin, mich am Seile herumzuführen, mir einen Blick ſo theuer zu verkaufen, wie ich noch nie eine Schäferſtunde bezahlt habe?“

Vergebens ſtellte ihm ſeine Schweſter vor, daß vielleicht die Baronin verhindert worden wäre, ihr Wort zu halten; daß es vielleicht nur ſeine Koketterie ſei, was dieſen Vorfall verurſacht hätte. Nur die Verſicherung beruhigte ihn etwas, daß ſie ihm für die Erreichung ſeiner Abſicht ſtünde, ſie, der die Baronin in allem Folge leiſte. Allein nichts deſto weniger eilte er ſogleich zu allen Gläubigern der Baronin, die ihm ſeine Schweſter nennen mußte. Alle wußte er dazu zu bereden, ſich den folgenden Morgen mit ihren Forderungen bei dem Baron zu melden.

Dieſer erſtaunte nicht wenig, als ſich ſo viel ungebetene Gäſte einfanden. Indeſſen verſprach er ihnen allen des Mittags die Zahlung, und eilte ſogleich zu einem ſeiner Bekannten, der ſchon lange den Wunſch geäußert hatte, eine ſeiner entfernten Beſitzungen zu kaufen. Je bedeutender der Verluſt war, den ihm ſeine bisherige Entfernung vom Lande, einige Unglücksfälle auf ſeinen Gütern, und ein Bankerot des Hauſes, welches ſeine baaren Gelder verwaltete, verurſacht hatten; je größer die Summen waren, welche er heute für ſeine Gemahlin zahlen wollte, deſto lieber war es ihm, ihn noch eben ſo bereitwillig dazu zu finden, und ſogleich die Hälfte der Kaufſumme zu erhalten. Alles wurde ſogleich berichtigt. Mit den bezahlten Quittungen und dem Verkaufscontrakt in der Taſche, ſeine Kinder an der Hand, eilt er in das Zimmer ſeiner Gemahlin, welche in düſterer Schwermuth verſunken am Fenſter ſaß. Er übergab ihr die Quittungen und den Kaufcontrakt. Die Thränen traten ihm in die Augen, als er ſeine Gemahlin weinen ſah.

„Euch beraubte ich, meine Kinder!“ rief ſie aus.

„Schenken Sie ihnen Ihre Liebe wieder, und beide ſind hinlänglich entſchädigt!“

„Das will ich!“ erwiderte ſie mit einem Blick gen Himmel. Dann umarmte ſie wechſelsweiſe ihre Kinder, deren Thränen ſich mit den ihrigen miſchten. O es war mancher Monat verſtrichen, daß ſie der herzlichen Umarmung ihrer Mutter hatten entbehren müſſen!

„Darf ich Euch etwas nehmen?“ brach ſie endlich aus: „ich, die Euch nichts geben kann?“

„Ruhig, liebes Weib; Sie können es; wachen Sie ſorgfältig über das Uebrige. Dieſer Verluſt wird durch weiſe Sparſamkeit bald erſetzt ſeyn. Gutes, beſtes Weib, ich mache Ihnen keine Vorwürfe, aber ſpielen Sie nun nie wieder; wollen Sie das Ihrem zärtlichen Gatten verſprechen?“

„Ich, ! Ich wieder ſpielen? Welch ein Geſchöpf müßte ich ſeyn, wenn ich im Stande wäre, den geſtrigen Tag des Schreckens, dieſen Augenblick der Milde und der Großmuth zu vergeſſen? Auf meinem Buſen ſollen dieſe Papiere ruhen, und wenn ein feindlicher Dämon die alte Begierde anfachen will, dann will ich auf ſie meinen Blick werfen, mir dieſe Augenblicke ins Gedächtniß zurückrufen, und mein guter Engel wird mich ſchützen. Euch, Kinder, will ich wieder das werden, was ich war, die zärtlichſte Mutter! Ihnen wieder die treue, gute Gattin ſeyn, die Ihrer Liebe ſich werth machen wird!“

„Und dann wird der alte Segen zurückkehren. Nichts wird unſere Heiterkeit betrüben. — Doch noch eine Bitte, wollen Sie ſie erfüllen?“

„Was könnte mir zu ſchwer ſeyn, das mein Gatte verlangt?“

„Sehen Sie nie die Gräfin wieder; brechen Sie allen Umgang mit ihr ab!“

„Sie rauben mir auch das kleinſte Verdienſt, das ich mir zu erwerben ſuchte. Ihr Wunſch eilt meinem Vorſatze zuvor. Sie war die Urſache meines Verderbens; ſie führte mich an einen Abgrund, in den ich ſtürzen mußte, wenn Sie mich nicht retteten. Von ihrer Freundſchaft darf nie mehr die Rede ſeyn!“

„Tauſend Dank für Ihre Bereitwilligkeit! Jetzt kleiden Sie ſich an, Theure. Ich will meinen Unterthanen ihre Beſchützerin wieder zuführen. In einer halben Stunde fahren wir zum Thore hinaus!“

Michael Beer,

ein Bruder des berühmten Componiſten Meyerbeer, aus einer ſehr angeſehenen und achtungswerthen jüdiſchen Familie zu Berlin entſproſſen, ward daſelbſt am 19. Juni 1800 geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung in den Schulen ſeiner Vaterſtadt, machte hierauf eine Reiſe nach Italien und verweilte nach ſeiner Rückkehr in München, wo er leider den trauernden Seinen und der dramatiſchen Poeſie, der er ſich mit großem Erfolg gewidmet hatte, am 22. März 1833 durch den Tod entriſſen wurde.

Von ihm erſchienen:

Die Bräute von Arragonien. Trauerſp. Berl. 1823.
Klytemneſtra. Trauerſp. Berlin, 1823.
Der Paria. Trauerſpiel. (zuerſt in der Urania für 1826 abgedruckt, dann:) Stuttgart, 1829.
Struenſee. Trauerſp. Stuttgart, 1829.

Mit bedeutendem, obwohl eigentlich mehr rhetoriſchem als poetiſchem Talent ausgerüſtet, hatte M. B., dem ein günſtiges Schickſal vergönnte, ganz ſeiner Neigung zu leben, ſich als Dichter der Tragödie zugewandt; und wenn gleich ſeine ſämmtlichen Leiſtungen, ſelbſt Struenſee nicht ausgenommen, nur als Studien zu betrachten ſind, in welchen er die Reſultate ſeiner Fortbildung an den bedeutendſten Tragikern der älteren wie der neueren Zeit niederlegte, ſo iſt doch ein ernſtes, wahres Streben, das gewiß herrliche Früchte getragen hätte, falls ihm ein milderes Geſchick längeres Wirken vergönnt, darin unverkennbar. — Jede ſeiner Leiſtungen beurkundet die höhere Stufe, auf die ſich der Dichter geſchwungen, doch ſcheint überall Schiller ſein Vorbild und Meiſter geweſen zu ſeyn. Unklar über das, was eigentlich die tragiſche Kunſt verlange, und nicht erfaſſend, daß ſie mehr als irgend eine andere Gattung der Poeſie gereifte Erfahrung des Lebens fordere, iſt B. in den beiden erſten von ihm herausgegebenen Trauerſpielen noch ſehr ſchwankend und unſicher. Bewußter deſſen, was er leiſten müſſe, erſcheint er in ſeinem Paria, noch mehr aber hat er bei dem Struenſee erkannt, worauf es ankomme — und hier endet leider ſeine dichteriſche Laufbahn. — Freundliche Theilnahme begrüßte ihn aufmunternd ſeit ſeinen erſten Verſuchen: Klytemneſtra ward am 8. December 1819 von den erſten Künſtlern der berliner Bühne dargeſtellt, ging jedoch ſpurlos vorüber. — Der Paria, dem ein tiefes, edles ethiſches Motiv zu Grunde liegt, ward bei ſeiner Aufführung in Weimar auf Göthe's Veranſtaltung von einem erläuternden Programm begleitet*); Struenſee erfreute ſich bei der erſten ſceniſchen Darſtellung in München am 27. März 1828 einer ſehr günſtigen Aufnahme.

Beſonders hervorzuheben an ſämmtlichen Dramen M. Beer's ſind die edle und gebildete Sprache, die ruhige Beſonnenheit und Verſtändlichkeit der Expoſitionen, die Lebhaftigkeit des Dialogs und die kluge ökonomiſche Berechnung der Handlung, ſo wie die reine Wärme des Gefühls. Freilich vermißt man noch immer Bedeutendes, was aber der Dichter bei längerem Leben gewiß erreicht haben würde.

Wir theilen einige der gelungenſten Scenen aus Struenſee mit. —

*) S. Göthe's Werke. Bd. 45 S. 338 fgde. —

Struenſee.*)

Erſter Aufzug. Zwölfte Scene.

Struenſee.

Ihr ſeyd's, Graf Ranzau! ſeyd es wirklich? Nun
Bey Gott, ein überraſchender Beſuch,
Und mir um ſo erfreulicher. Was immer
Euch zu mir führt, ſeyd herzlich mir willkommen.

Ranzau.

Ich kann Euch nicht willkommen ſeyn, Herr Graf,
Denn nicht mit freud'gem Herzen komm' ich her.

Struenſee.

Kann ich Euch Troſt, kann ich Euch Hülfe bieten?

Ranzau.

Mich drückt kein ſelbſtiſch troſtbegehrend Leiden.

Struenſee.

So drückt Euch fremder Kummer, Freundes Noth?

Ranzau.

Ihr ſagt's. Mich quält die Noth des liebſten Freundes.

Struenſee
(zutraulich Ranzau's Hand faſſend).

Vermag ich's, ſoll mir's Pflicht ſeyn, ihm zu helfen.

Ranzau.

Pflicht iſt's. Ob Ihr's vermögt, weiß Gott allein;
Doch Hülfe thut dem theuren Freunde noth.
Wollt Ihr ſie redlich leiſten, wie Ihr's könnt,
So helft dem Vaterland, helft meinem Dänemark.

Struenſee
(lächelnd).

Iſt's dieſer Freund, ſo ſchlägt in Eurer Bruſt
Kein wärmer Herz für ihn als in der meinen,
Und ſeine Sorgen theilen, iſt mein Ruhm.

Ranzau.

Und dennoch iſt's nicht Euer Vaterland.
Euch klingt das Murmeln dieſer Oſtſee-Welle
Nicht wie ein Wiegenlied der Kinderzeit.
Was gelten Euch die Thaten dieſes Landes,
Dem Fremdling, die Geſchichte dieſes Volks?
Ich ſprach es aus, und weil ich es gethan,
So will ich Euch mit ſchlichten Worten ſagen,
Und darum kam ich her, wie mir's um's Herz iſt,
Die laut're Wahrheit, frey, wie es dem Krieger,
Wie's dem ergrauten Edelmann geziemt.

Struenſee.

Wahrheit und Freiheit ſind mir goldne Worte
Im Mund' des Edelmanns wie des Gemeinen.

Ranzau.

„Im Mund des Edelmanns wie des Gemeinen.“ —
So war't Ihr ſtets, es darf der Edle nicht
Sich eines Vorzugs rühmen vor dem Niedern!
Das fechten ſie mit kühnem Wort jetzt aus
Im fernen Frankreich, und ich weiß es wohl,
Ein treuer Zögling ſeyd Ihr dieſer Lehren;
Da iſt nichts heilig mehr, und jede Schranke
Soll niederſchmettern, daß ein neues Licht
Sich Bahn zu aller Scheitel breche; alle

*) Aus: Struenſee, Trauerſpiel in 5 Aufzügen von Michael Beer. Stuttgart und Tübingen, 1829.

Ecclesiastical Commissioners, 1
Ecclesiastical Courts, 1
Ecclesiastical Dilapidations, 1
Ecclesiastical Jurisdiction, 1
Ecclesiastical Law, 1
Ecclesiastical Leases, 1
Ecclesiastical Offices, 1
Ecclesiastical Persons, 1
Ecclesiastical Property, 1
Ecclesiastical Tithes, 1
Ecclesiastical Titles, 1
Ecclesiastical Trusts, 1
Ecclesiastical Vestments, 1
Ecclesiastical Visitations, 1
Ecclesiastical Voluntaries, 1
Ecclesiastical Wills, 1
Ecclesiastical Writs, 1
Ecclesiastical Writs, 1
Ecclesiastical Writs

Sein ehrlich Herz. Nennt Ihr die Wittwe Friedrichs,
(Ihn an ſich ziehend.)
Und denkt der Zeiten nicht, wo Ihr mir ſelbſt
Erzählt in Aſchbergs ſtillem Buchen-Schatten,
Wie dieſe Eris an des Königs Seite
Ein ſtiller Fluch dem Königs-Hauſe war?
Soll ſie aufs Neue unheilbringend jetzt
Dem königlichen Paare nah'n die Zwietracht
In die verſöhnten Herzen wieder ſäen;
Mit neid'ſchem Groll die jugendlichen Tage
Der holden, blüh'nden Königin vergiften?

Ranzau.

Ja, dieſe holde, blüh'nde Königin, —
Ihr mahnt zur rechten Zeit, die kühne Brittin
Hat endlich alle Feſſeln abgeſtreift,
Hat alle uns getäuſcht. Sie wollte herrſchen,
Sie hat's erreicht in ungetheilter Macht;
Denn ungewiß fragt ſich das ganze Volk,
Ob Ihr ein Spielwerk ſeyd in ihren Händen,
Ob ſie ein Spielwerk in den Euren. —

Struenſee
(auffahrend).
Graf
Das iſt zu viel, verzieh'n hab' ich die Kühnheit,
Das Ungeziemende ertrag' ich nicht.
Geht, geht, Ihr kamt mit bitt'rem Herzen her,
Ihr wolltet keinen Frieden, tragt den Streit
Mit Euch hinweg, wie Ihr ihn hergebracht.

Ranzau.

Ja, ew'ger Kampf trennt Willkühr und Geſetz,
Ihr wollt das Eine, ich das And're, ſo
Iſt's beſſer, daß wir ſcheiden.

Struenſee
(ihn zurückhaltend).
Eines noch!
Ihr dachtet nicht gering von mir, und kamt,
Dem Mächtigen manch' kühnes Wort zu ſagen.
Ihr ſcheidet ungeſtraft, da Ihr's gethan,
Das Graf, — das iſt die Willkühr, die ich übe.
(Ranzau wirft einen durchdringenden Blick auf ihn, und geht raſch ab.)

Dreizehnte Scene.

Struenſee
(allein).

Fahr' hin, du Stolzer! Jetzt vergelt ich dir
Verachtung mit Verachtung; hat er nicht
Gewagt ſelbſt ihren Namen — ihren Namen?
(Das Geſicht mit beiden Händen bedeckend.)
Unglücklicher, verrathen haſt du dich!
Schlug nicht mein Blut, als er den Namen nannte,
Wie ein unſel'ger Gläub'ger an mein Herz,
Und pochte mahnend aus dem tiefen Schlummer
Das gräßliche Geheimniß wach?
O, mir war's nie gegeben, ſtill und heimlich
Des Buſens off'ne Regung zu verſchließen.
Frey lag mein Herz vor Allen da, und jetzt,
Da es die feige Qual den Blicken Aller
Verbergen ſoll, — verräth ſich's ſelbſt und haucht
Mit Purpur-Schrift auf die entſetzte Stirn'
Vor Feindes Blick ein tödtliches Geſtändniß.
(Er ſinkt in einen Seſſel und bleibt einige Augenblicke in Gedanken verſunken. Nach kurzer Pauſe öffnen ſich die Thüren, der Pfarrer Struenſee tritt ein, den Sohn ſchweigend betrachtend. Er tritt näher.)

Vierzehnte Scene.

Pfarrer Struenſee. Graf Struenſee.

Gr. Struenſee
(ſich wendend, und den Vater erblickend).
Mein Vater! Güt'ger Himmel! endlich wieder
An meinem Herzen, theurer, lieber Vater!

Pf. Struenſee.

Mein Sohn!

Gr. Struenſee.

O ſüßer Ton der väterlichen Stimme!
Wie lang' hab' ich vergebens dieſe Gunſt
Erfleht, umſonſt gehofft, Euch hier zu ſeh'n.
Seit mir die Sonne königlicher Huld
Geleuchtet, hat des Vaters lieber Stern
Sich weg von mir gewendet. Laßt mich nun
Tief, tiefer wieder in die Blicke ſchauen,
Die meines Lebens Quell und Segen ſind.
(der Vater wendet ſich ab.)
Wie iſt Euch Vater, wollt Ihr mir die Gunſt
Des theuren Anblicks nicht gewähren? Oder
Wollt Ihr das Antlitz mir verbergend, auch
Geheimnißvoll verſchwiegnen Kummer — Gott!
Ich habe nach der Mutter nicht gefragt,
Wo, wo iſt meine Mutter?

Pf. Struenſee.

Heimgegangen.

Gr. Struenſee.

Todt?

Pf. Struenſee.

Ihren Segen brin-g' ich Dir, mein Sohn,
Dein Name war ihr letztes Wort.

Gr. Struenſee.

Mein Name?
Ihr brechend Aug' hat einen Strahl von Segen
Für mich, und den mißgönnt der Himmel mir?
Erſtarrt im Grab dieß Herz voll Liebe! Weh mir,
Daß mich verderblich ein unheil'ger Glanz
Von dem geweihten Lager bannte, — daß ich
Ihr letztes ſegnend Röcheln nicht vernahm,
Und jetzt vergeblich nur nach einem Blick,
Nach einem einz'gen Blick der Mutter weine.
(Pauſe, Vater und Sohn ſtehen in ſtummen Schmerz verſunken.)
O, wie ſie gut war, Vater, denkt Ihr's noch?
Wenn ich, ein raſcher Knabe, oft zu herriſch
Die kindiſchen Geſpielen meiſtern wollte,
Und Ihr mit ſtrenger Züchtigung, unerbittlich
Des Sohnes ungemeſſ'nen Trotz bedroht, —
Sie hatte immer ein begüt'gend Wort,
Sie wußte nur zu lieben, zu vergeben.

Pf. Struenſee.

Gönn' ihr den Schlummer der Vollendung, Sohn!
Und zähl' ihr nicht die Sünden nach.

Gr. Struenſee
(heftig).
Ha, Vater!
(gefaßter, nicht ohne Bitterkeit.)
Ihr wählet Euch ein traurig Amt, mein Vater!
Nicht in den Tagen ſeines Glückes kommt Ihr
Den Sohn zu ſchau'n. Nicht ſeines Königs Gnade,
Nicht eines Volkes ſtaunendes Erwarten
Auf ſeine Thaten ziehen Euch zu ihm, —
Ihr kommt, wenn das Entſetzen in die Hütte,
Die ihm das Liebſte einſchließt, tödtend einbricht;
Und Eurer Lippen ſchauervoller Gruß
Iſt ſeines Unglücks fürchterliche Bothſchaft.

Pf. Struenſee.

Dem armen, blinden Sohne dieſer Erde
Erſcheint mit zwiefachem Geſicht das Leben.
Sein Doppel-Antlitz heißt uns Glück und Unglück.
Doch der dort oben aus dem ew'gen Borne
Das Leben ſchöpft, von dem ein karger Tropfen
In unſ're Herzen ausſtrömt und verrinnt, —
Der, denk' ich, tauſcht wohl oft die Namen um.
Von ihm kommt niemals Unglück, niemals, niemals.
Dein Unglück aber, fürcht' ich, iſt Dein Glück.

Gr. Struenſee.

Ja, ja, ich weiß, Ihr habt's mir nie vergeben,
Daß ich dem engen Kreiſe mich entzogen,
Der feſt in's nied're Leben mich gebannt.
Daß ich nicht Lügner ſchalt des Buſens Stimme,
Die mich hinwegrief von dem dürft'gen Bett
Des Kranken zu des Daſeyns lichter Höhe,
Wohin die freye königliche Wahl
Mit ſchnellem Adler-Fittich mich getragen.
Und hab' ich mich des fürſtlichen Vertrauens
Unwerth gezeigt, mit frevelhafter Selbſtſucht?
Wer hat die Macht in Händen und darf ſagen,
Er habe Größeres gewollt, als ich?
Durchbebt nicht ein entzückender Gedanke
Mein ganzes Herz? Den uralt ſchweren Streit
Der Krone mit des Bürgers ſtillem Recht
Zu löſen, daß der leiſtende Gehorſam
Die Zügel billiger Gewalt nicht fühle,

Ambrosius Aurelianus
Amesbury
Amiens
Amphibalus
Anglesey
Anglo-Saxon Chronicle
Anglo-Saxons
Anjou
Annales Cambriae
Annals of Ulster
Anselm
Antonine Wall
Antonius Pius
Aquae Sulis
Aquitaine
Arabic numerals
Arawn
Arbor Low
Arcadius
Arch
Arch, Triumphal
Arch, Voussoir
Archaeology
Archaeology, Experimental
Archaeology, Industrial
Archaeology, Landscape
Archaeology, Underwater
Archaeology, Urban
Architecture
Architecture, Classical
Architecture, Gothic
Architecture, Norman
Architecture, Romanesque
Arianism
Arles
Armagh
Armorica
Arras
Arras Culture
Arrow
Arrowhead
Arthur
Arthur, Historical
Arthur, Literary
Arthur, Mythical
Arthur, Tomb of
Arthurian Legend
Artorius
Asclepius
Ashmolean Museum
Asser
Assize
Astronomy
Athelney
Athelstan
Atrebates
Attila
Augustine
Augustine of Canterbury
Augustus
Aurelian
Aurelius Ambrosius
Auxerre
Avalon
Avebury
Avon
Axe
Axe, Bronze
Axe, Flint
Axe, Polished
Axe, Stone
Axe, Thunder
Axe, Trade
Axe, Votive
Axe, Wedge
Axe, Winged
Axe, Woodworking
Axe, Working
Axe, Yew
Axe, Zoomorphic
Axe, Zoomorphic Head
Axe, Zoomorphic Handle
Axe, Zoomorphic Shaft
Axe, Zoomorphic Tool
Axe, Zoomorphic Weapon
Axe, Zoomorphic Wood
Axe, Zoomorphic Working
Axe, Zoomorphic Yew
Axe, Zoomorphic Zoomorphic
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Head
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Handle
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Shaft
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Tool
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Weapon
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Wood
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Working
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Yew
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Head
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Handle
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Shaft
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Tool
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Weapon
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Wood
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Working
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Yew
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Head
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Handle
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Shaft
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Tool
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Weapon
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Wood
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Working
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Yew
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Head
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Handle
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Shaft
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Tool
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Weapon
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Wood
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Working
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Yew
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Head
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Handle
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Shaft
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Tool
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Weapon
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Wood
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Working
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Yew
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Head
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Handle
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Shaft
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Tool
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Weapon
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Wood
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Working
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Yew
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Head
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Handle
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Shaft
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Tool
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Weapon
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Wood
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Working
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Yew
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Head
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Handle
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Shaft
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Tool
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Weapon
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Wood
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Working
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Yew
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Head
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Handle
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Shaft
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Tool
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Weapon
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Wood
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Working
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Yew
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Head
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Handle
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Shaft
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Tool
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Weapon
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Wood
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Working
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Yew
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Head
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Handle
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Shaft
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Tool
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Weapon
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Wood
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Working
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Yew
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Head
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Handle
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Shaft
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Tool
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Weapon
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Wood
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Working
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Yew
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Head
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Handle
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Shaft
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Tool
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Weapon
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Wood
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Working
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Yew
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Head
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Handle
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Shaft
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Tool
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Weapon
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Wood
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Working
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Yew
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Head
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Handle
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Shaft
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Tool
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Weapon
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Wood
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Working
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Yew
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Head
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Handle
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Shaft
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Tool
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Weapon
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Wood
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Working
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Yew
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Head
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Handle
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Shaft
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Tool
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Weapon
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Wood
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Working
Axe, Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Zoomorphic Yew
Axe, Zoomorphic

Von mir, dem Vater, wieder; — Höre ſie,
Dein Name war ihr letztes Wort. Mein Friedrich,
Mein theurer Friedrich, folge mir.

Gr. Struenſee
(den Vater gewaltſam emporziehend).
Ich kann nicht!

Pf. Struenſee
(den Sohn ſtürmiſch an ſich preſſend).
Ich that, was ich vermocht'! Gott ſey mit Dir!

Gr. Struenſee.
Ihr geht, mein Vater?

Pf. Struenſee.
Dich zu warnen kam ich,
Ich bleibe nicht, um Deinen Fall zu ſeh'n,
Gott mit Dir!
(ab.)

Gr. Struenſee
(dem Abeilenden nachblickend, erſchüttert).
Vater!
(nach kurzem Kampf)
Zu ihr!
(heftig klingelnd, mehrere Damen treten herein.)
Zum Könige!
(der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug. Neunte Scene.

(Graf Struenſee hat den Blick bei Köllers Abgang abgewendet, ſo daß er ſeinen Vater nicht bemerkt, mit welchem er allein bleibt.)

Graf Struenſee. Pfarrer Struenſee.

Gr. Struenſee.
Das that mir weh! In dieſem Augenblick
Den Feind zu ſeh'n, der unverſöhnlich noch
Den Haß im Buſen trägt! Auch dieſer Kampf
Blieb zu beſteh'n. Ich habe überwunden.
Ich bin allein! Steh' an dem offnen Grab
Allein. — Kein Freundes-Auge glänzt in Thränen
Des ſüßen Mitleids, — keine liebe Stimme
Schlägt tröſtend an mein Herz. O hätt' ich nur
Den theuern Vater noch einmal geſeh'n!
Daß ich von ſeinen Lippen nur ein Wort
Des Segens noch gehört, — den einz'gen Lau:
Leb' wohl mein Sohn!

Pf. Struenſee
(der bei den erſten Worten des Sohnes aufgeſchreckt, langſam vortrat).
Mein Friedrich!

Gr. Struenſee.
Welche Stimme!
Mein Vater! Ewige Barmherzigkeit!
Mein Vater, ich erliege!

Pf. Struenſee.
(Der Sohn hält ſeines Vaters Knie umklammert, dieſer hebt ihn auf.)
Faſſe Dich!
Laß uns dem großen Augenblick mit Ruh'
Entgegen geh'n, nicht mit gemeinem Jammer
Die letzte Stunde trüben, in der nächſten
Stehſt Du vor dem, an den wir denken müſſen.

Gr. Struenſee.
Könnt Ihr's denn faſſen, könnt Ihr's tragen, Vater!
Mich ſo zu ſehn.

Pf. Struenſee.
Ich hab' es kommen ſeh'n!
In Deines Glückes Tagen ſah ich Alles
Sich langſam vorbereiten; warnend kam ich,
Du hörteſt nicht, nun kommt der Tag des Unglücks,
Den ich gefürchtet.

Gr. Struenſee.
Wißt Ihr, welchen Weg
Der blut'gen Schmach die Feinde mir beſtimmt?

Pf. Struenſee.
Jedweder Weg des Todes führt zu dem,
Der unſer aller Heil und Wonne iſt.
In dieſem Glauben ſtirb, — ſo wirſt Du leben.
(nach einer Pauſe.)
Mein theurer Sohn, wie ſtehts um Deine Seele?

Gr. Struenſee.
Ich glaube, ſie iſt rein von Haß und Rachſucht.

Pf. Struenſee.
So biſt Du mit der Welt verſöhnt?

Gr. Struenſee.
Ich bin's.

Pf. Struenſee.
Haſt Du die Seele auch von ſchnödem Zweifel
Gereinigt, wankt Dein Glaube nicht, mein Sohn?

Gr. Struenſee.
Ich glaube, Vater! an die Liebe Gottes,
Ich glaube an das Glück der Ewigkeit,
Ich glaube an die Sünden meines Lebens,
Ich fühle mich zerknirſcht von bittrer Reue.

Pf. Struenſee.
Denkſt Du nicht mehr an Deine ſünd'ge Liebe?

Gr. Struenſee.
Was nennt Ihr meine ſünd'ge Liebe, Vater?

Pf. Struenſee.
Denkſt Du nicht mehr an Deine Königin?

Gr. Struenſee.
Nein, Vater, nein, das kann ich nicht geloben,
Sie war der ſchöne Engel meines Lebens!
Und wie die ſüße Ahnung ew'ger Wonnen
Ruht ihr geliebtes Bild in meiner Seele.
Die letzten Worte ihrer Huld umwehn
Mich wie ein Frühlingshauch am offnen Grab,
Ich denk' an ſie, muß an ſie denken, Vater!
So lang die Seele ruht in ihren Banden.
Nun hab' ich's Euch, — längſt hab' ich's Gott geſtanden.

Pf. Struenſee.
Der Aller Herzen wägt, wird Dir vergeben, —
Geh' ein verklärter Geiſt zur Herrlichkeit.

Gr. Struenſee.
Der Himmel leuchtet! Er vergiebt! Er führte
Den Vater her in meine Todesſtunde!
Sein heilig Zeichen der Vergebung glänzt
In Euren Blicken, meine ganze Seele
Jauchzt auf zu ihm, und wie ein Sieger einzieht
In ſein erkämpftes Reich durch blut'ge Pforten,
Schreit' ich empor zu ihm vom Blutgerüſt.
Der Tag geht auf! Demüthig leg' ich ihm
Mein Leben nieder vor dem ew'gen Thron.
Verborgner Wille tritt ans Licht und glänzt,
Und Thaten werden bleich, wie ird'ſcher Kummer.
Doch ein beglückter Lohn ſteigt blühend auf.
Hier, wo ich wirkte, reift manch' edle Saat!
So hab' ich nicht umſonſt gelebt, ſo hab' ich
Mit falſchen Lehren nicht das Reich geblendet!
Es kommt der Tag, die Zeiten machen's wahr,
Was ich gewollt, die Tyrannen erkennt,
Daß ſich das Ende ihrer Schrecken naht.
Ich ſeh' ein Blutgerüſt ſich nach dem andern
Erbau'n, ein raſend Volk entfeſſelt ſich,
Trifft ſeinen König in verruchter Wuth,
Und dann ſich ſelbſt mit immer neuen Schlägen.
Geſchäftig mäht das Beil die Leben nieder,
Wie emſ'ge Schnitter ihre Erndte — plötzlich
Hemmt eine ſtarke Hand die eh'rne Wuth.
Der Henker ruht, — doch die gewalt'ge Hand
Kommt nicht zu ſegnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet ſie die Völker,
Bis auch der Kampf erliſcht; — ein brauſend Meer
Schlägt an ein einſam Grab, und Alles ruht.
Und hellre Tage kommen, und die Völker
Und Kön'ge ſchließen einen ew'gen Bund.
Nothwendig iſt die Zeit, — ſie muß erſcheinen;
Sie iſt gewiß, wie die allmächt'ge Weisheit.
Nur durch die Kön'ge ſind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker ſind die Kön'ge groß.
(Die Thüren öffnen ſich, Wache — zwey Gerichtsdiener, von denen einer das Wappen des Grafen trägt, der Geiſtliche; der Graf ſchrickt bei dieſem Anblick leicht zuſammen.)

Pf. Struenſee
(zu ihm).
Wie iſt Dir, theurer Sohn?

Gr. Struenſee.
Wohl, lieber Vater!

Pf. Struenſee.
So laß uns geh'n! —

Gr. Struenſee.

Nein, nein, das duld' ich nicht,
Du darfſt mich nicht auf dieſem Gang begleiten,
Du nicht, mein Vater! Bricht Dein Auge nicht
Vor Jammer ſchon in dieſem Augenblick?
Sollt' ich gefaßt ſeyn, wenn Dein theurer Blick...
Nein, nein, das trüg' ich nicht, — laß ab, mein Vater!
Von dieſem gräßlichen Entſchluß, — mich ſoll
Der würd'ge Mann zur Ruheſtatt geleiten,
Du aber Vater! gieb mir Deinen Segen.

Pf. Struenſee.

O! mein geknicktes Herz, o Gott des Himmels,
Erbarme dich, und gieb mir Kraft!
(ſein Sohn kniet vor ihm nieder, indem er ihm die Hände ſegnend aufs Haupt legt.)
Der Herr ſey mit Dir! ſeine Gnade ſtärke
Dich in dem letzten ſchweren Augenblick.
Er ſey Dir nah in Deiner Todesſtunde,
Der einſt für Dich gelitten und gebüßt.
Der Herr laß über Dir ſein Antlitz leuchten,
Er geb' Dir ſeinen ew'gen Frieden — Amen.
(indem der Graf aufſteht, ſinken ſich Vater und Sohn ſprachlos in die Arme.)

Pf. Struenſee.

Ich laſſe nicht von Dir!

Gr. Struenſee.

O laß uns ſcheiden!

Pf. Struenſee

(ihn feſt umſchlingend).

Du biſt mein Kind! Es iſt der blüh'nde Theil
Von meinem Leben, den der Himmel fordert!
Soll ich nicht einmal noch auf dieſe Blüthe
Die Lippen drücken! Scheide Sohn, mir iſt's
Als ſäh ich Deine Mutter dort, — ſie wartet, —
Er kommt, — ich halt ihn länger nicht.
(indem er den Sohn aus ſeinen Armen entläßt, ſinkt er zu ſeinen Füßen nieder.)

Gr. Struenſee.

Er ſinkt!
Er ſinkt! — Der Schmerz iſt mild, und wendet
Die theuren Blicke von des Abſchieds Graun!
Eh Du erwachſt, werd' ich das Leben ſchaun.
Mein Weg iſt kurz, — ich habe bald vollendet.
(Er geht, alle folgen ihm. Der Pfarrer bleibt allein mit ſeinem Diener zurück.)

Pf. Struenſee

(nach langer Pauſe aus der Ohnmacht erwachend).

Er iſt hinweg, — wo iſt er?
(Trommel-Wirbel aus der Ferne. Pfarrer Struenſee zum Himmel blickend)
Dort!

Matthias von Behaim.

ein ſächſiſcher Mönch zu Halle, über deſſen Lebensumſtände nichts Näheres bekannt geworden, überſetzte um 1343 die Bibel aus der Vulgata. Von dieſer Ueberſetzung befindet ſich eine Handſchrift, die vier Evangelien und die Pſalmen enthaltend, nebſt einem Magnificat und athanaſianiſchen Symbolum auf der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig. — Wir theilen hier eine Probe daraus mit.

Vgl. Feller, Catal. Mactor. Biblioth. Paulinae, Lips. p. 79. Unſchuldige Nachrichten von alten und neuen theologiſchen Sachen. Leipzig, 1717. S. 903; 1718. S. 18 fgde.

Ev. Matth. VI.

1) Hutet uch daz ir vwer gerechtigkeit icht wirket vor den luten. uf daz ir geſehn w'det von en. and's iz ſult ir nicht lones haben bi vweren Vat'r der in den himelen iſt.

2) Darume wane du gibes dine almuſen. ſo ſaltu nicht mit boſunen vor dir ſingen. alſe di gliſen'e tun in den ſynagogen. vnn an den ſtrazen. uf daz ſi geerit w'den von den luten. Vorwar ſage ich uch. ſi habin genumen iren lon.

3) Aber wan du gibes dine almuſen. dine linke hant ie ſal nicht wizzen. waz die rechte hant tut.

4) Uf daz die almuſen ſin in b' vorborgenheit. vnn din vatir b' iz in d' v'borgenheit ſiht. d' gibet dir' iz wider.

5) Un wan ir betet. ſo ſult ir nicht werden truric alſe di gliſn'e. di da lib haben in den ſynagogen un in den eckin d' gaſſin ſten zu betene. uf daz ſi geſen w'den von den luten. Vorwar ſage ich uch. ſi habin genumen iren lon.

6) Ab' wan du betes. ſo ge in din ruwekemerlin. vnn mit vnſlozzen ture bitte dinen vatir in d' v'borgenheit. vnde din vatir d' iz ſiht in d' v'borgenheit. gibet dir wird'.

7) Abir betinde ſult ir nicht vile reden. alſe die luden vnn heiden tun. wan ſie wenen daz ſi in irme vile redene irhort w'den.

8) Darume ſult ir en nicht glich werden. wan vwir vatir wels wez uch not iſt er wan ir en bittet.

9) Darume ſult ir alſo beten. Vatir unſir d' da biſt in den Himelen. geheiliget werde din name.

10) Zukume din riche. din wille d' werde. alſe in dem himele vnn in der erden.

11) Vnſir tegeliche brot giv uns hute.

12) Vun vorgiv vns vnſir ſchulde. alſe uch wir vorgebin vnſerin ſchuldigeren.

13) Vnn inleite vns nicht in bekorunge. Sundern loſe vns von ubeln. amen. — u. ſ. w. —

Michael Behem

oder Beham, aus Sulzbach in der Herrſchaft Weinsberg, ward am 29. September 1421 geboren, und hielt ſich als Meiſterſänger auf an den Höfen Kurfürſt Ludwig's von der Pfalz, Kaiſer Friedrich's, König Ladislaus' von Böhmen und endlich Friedrich's I. von der Pfalz, in deſſen Dienſte er trat und deſſen Geſchichte er in Verſen beſchrieb; eine Arbeit, die er 1469 begann, und welche ſich unter dem Titel Vita et res gestae Friderici Elect. Palat. Rhen. handſchriftlich in der Bibliothek des Vatikans findet. Außerdem verfaßte er noch ein Gedicht: von der Zwietracht Kaiſer Friedrich's und ſeines Bruders Herzog Albrecht's, welches die Bibliothek zu Gotha handſchriftlich aufbewahrt, und eine Reihe von Liedern, die ebenfalls in vaticaniſchen Handſchriften, ſo wie in einem zu Nürnberg bewahrten Manuſcripte enthalten ſind. Er war übrigens nur ein gewöhnlicher Reimer, deren jene Zeit eine große Menge aufzuweiſen hat. Sein Todesjahr iſt unbekannt. —

Vgl. C. J. Kremers, Geſchichte des Kurf. Friedrich I. von der Pfalz. Mannheim, 1766. 2 Thle. 4.

Von der Hagen und Büſching, Literariſcher Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Poeſie. Berlin, 1812. S. 517 fgde.

Johann David Beil

ward im Jahre 1754 zu Chemnitz geboren und war der Sohn eines armen Tuchmachers. Da er schon früh bedeutende Fähigkeiten entwickelte, so ward man auf den talentvollen Knaben aufmerksam, und es gelang diesem, von mehreren Seiten unterstützt, die gelehrte Schule seiner Vaterstadt zu besuchen und darauf hinlänglich vorbereitet nach Leipzig zu gehn, um hier die Rechte zu studiren. Leichtsinn und Spielsucht machten ihn jedoch bald seinen guten Vorsätzen untreu. Die Gegenwart der trefflichen seylerschen Schauspielergesellschaft weckte und nährte seinen Hang für die Bühne. Er folgte derselben nach Dresden und bot sich dem Director als Mitglied an, ward aber abgewiesen und engagirte sich nun, durch die Noth dazu getrieben, bei einer herumziehenden Truppe in Naumburg, mit welcher er Querfurt, Sangerhausen, Mühlhausen und Erfurt besuchte und mit glücklichem Talent Rollen aus fast allen Fächern spielte. Durch den Statthalter von Erfurt, Karl von Dalberg, ward der Herzog von Gotha aufmerksam und engagirte B. im Jahre 1777 für sein Hoftheater. Hier bildete er sich als ein höchst vorzüglicher Schauspieler aus. Nachdem der Herzog 1779 die Gesellschaft hatte aus einander gehn lassen, nahm B. eine Einladung bei dem kurfürstlichen Theater zu Mannheim an, wo er sich unter Seyler's und später unter Schröder's Leitung noch vortheilhafter, besonders für ernste Charakterrollen, entwickelte. Seine Neigung zum Spiel, von der er sich nie ganz hatte befreien können, so wie andere Mißverhältnisse machten ihn melancholisch. — Er starb am 13. August 1794.

Beil versuchte sich auch als Theaterdichter und hat Folgendes geliefert:

Die Spieler. Originalschauspiel in fünf Aufz. Mannheim, 1785.

Die Schauspielerschule. Originallustspiel in drei A. Mannh. 1786.

Dietrich von Ruben. Lustsp. in einem A. Mannheim, 1786.

Armuth und Hoffarth. Dr. Lustsp. in fünf Aufz. Berlin, 1789.

Curd von Spartau. Schauspiel in vier Aufz. Mannh. 1790.

Die Einöde. Schausp. in vier Aufz. Mannh. 1791.

Die Familie Spaden. Schausp. in vier Aufz. Zürich und Leipz. 1794.

Sämmtliche Schauspiele von D. B. Zürich und Leipz. 1794. 2 Thle.

Bettelstolz. Originallustsp. in fünf A. Zürich und Leipz. 1797.

B. besaß Reichthum der Erfindung, vorzüglich in komischen Situationen, und große Leichtigkeit im Dialog, aber er arbeitete zu oberflächlich und flüchtig; so daß seine Leistungen erst durch glückliche und gelungene Darstellung wirklichen Werth bekamen und nach seinem Tode sehr bald der Vergessenheit anheim fielen.

Besseres hat sein Sohn, **Karl Theodor Beil**, ebenfalls Schauspieler zu Mannheim, in derselben Gattung der Poesie geleistet, jedoch auch nichts Außerordentliches.

Von ihm erschienen im Druck:

Gedichte. Mannh. 1810.

Raphael von Aquillas. Trag. Mannh. 1819.

Alexander von Macedonien. Schausp. Mannh. 1821. N. A. 1826.

Vergeltung. Drama. Mannh. 1826.

Ueber Joh. Dav. Beil vgl. Iffland's Theateralmanach für 1808. S. 92 fgde. wo sich auch B's Bildniß, von Henne gestochen, findet.

Belani s. K. L. Häberlin.

Belmont s. H. A. v. Schömberg.

Johann Wilhelm Otto Benda

ward am 30. October 1775 zu Berlin geboren, studirte die Rechte, wurde später Kriminalrath zu Kalisch, dann k. preuß. Regierungsrath zu Posen und lebt jetzt in gleicher Eigenschaft zu Oppeln.

Von ihm ist, außer mehreren Preußen betreffenden, staatswissenschaftlichen Schriften, erschienen:

Die Irrthümer der Liebe und die Launen des Geschicks. Frankf. a. d. O. 1806.

Moralische Erzählungen. Quedlinb. 1817.

Shakspeares dramatische Werke übers. Leipz. 1825—26. 19 Thle.

Die Braut ohne Bräutigam und die blauen und die schwarzen Augen. Liegnitz, 1828.

Sein vorzüglichstes Verdienst als Schriftsteller beruht auf seiner Uebersetzung des Shakspeare, in welcher er große Treue der Uebertragung mit Herrschaft über die Sprache und gutem geistigem Verständniß des großen englischen Dichters verband. — Seine eigenen Leistungen bieten eine gefällige und angenehme Lectüre dar, doch sind sie nicht eben von großer Bedeutung. —

Lazarus Bendavid,

ein als Gelehrter wie als Mensch höchst achtungswerther Mann, ward am 18. October 1762 zu Berlin von jüdischen Eltern geboren, bildete sich größtentheils durch sich selbst und verschaffte sich, wie einst Spinoza, seinen Unterhalt durch Glasschleifen. Er studirte darauf in Göttingen Philosophie und Mathematik und erwarb sich in der letzteren Wissenschaft so ausgezeichnete Kenntnisse, daß ihm Kästner auf sein Ansuchen scherzend das schriftliche Zeugniß ausstellte, er könne auf jede Professur der Mathematik Anspruch machen, nur nicht auf die seinige, so lange er (Kästner) lebe. Nach Berlin zurückgekehrt, warf sich Bendavid mit großem Eifer auf das Studium der kantischen Philosophie und ging dann nach Wien, wo er mehrere Jahre öffentlich philosophische und ästhetische Vorlesungen hielt, welche großen Beifall fanden. Kleinliche und gemeine Kabalen zwangen ihn zuerst, nicht mehr öffentlich aufzutreten, dann Wien zu verlassen. — Er begab sich nun nach seiner Heimath zurück und wirkte segensreich durch Wort und Schrift. Große Um-

Zeit von Generalstabsoffizieren und von Regimentsadjutanten, Bataillonsadjutanten und Kompagnieoffizieren, Ordonnanzoffizieren und Offizieren der Reserve, Landwehr und Landsturm, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden.

Für Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, gelten folgende Bestimmungen:

1. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

2. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

3. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

4. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

5. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

6. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

7. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

8. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

9. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

10. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

11. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

12. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

13. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

14. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

15. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

16. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

17. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

18. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

19. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

20. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

21. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

22. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

23. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

24. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

25. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

26. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

27. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

28. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

29. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

30. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

31. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

32. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

33. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

34. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

35. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

36. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

37. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

38. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

39. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

40. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

41. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

42. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

43. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

44. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

45. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

46. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

47. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

48. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

49. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

50. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

51. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

52. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

53. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

54. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

55. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

56. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

57. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

58. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

59. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

60. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

61. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

62. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

63. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

64. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

65. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

66. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

67. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

68. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

69. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

70. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

71. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

72. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

73. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

74. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

75. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

76. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

77. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

78. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

79. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

80. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

81. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

82. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

83. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

84. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

85. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

86. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

87. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

88. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

89. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

90. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

91. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

92. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

93. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

94. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

95. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

96. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

97. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

98. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

99. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

100. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

101. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

102. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

103. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

104. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

105. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

106. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

107. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

108. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

109. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

110. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

111. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

112. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

113. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

114. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

115. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

116. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

117. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

118. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

119. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

120. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

121. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

122. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

123. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

124. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

125. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

126. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

127. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

128. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

129. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

130. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

131. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

132. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

133. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

134. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

135. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

136. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

137. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

138. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

139. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

140. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

141. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

142. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

143. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

144. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

145. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

146. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

147. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

148. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

149. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

150. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

151. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

152. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

153. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

154. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

155. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

156. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

157. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

158. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

159. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

160. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

161. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

162. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

163. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

164. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

165. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der Militärverwaltung befördert.

166. Offiziere, welche sich zu Übungen bei Truppenteilen, Behörden, Anstalten und Kommandos einfinden, werden auf Grund ihrer Kommandierung zu diesen Übungen auf Kosten der

ſten Guts zu erreichen. Das Intelligibile außer aller Zeit, dient ihr zum Ziele, das ſich ſtets weiter ſchiebt, und eben darum bedarf das Senſibile der Unendlichkeit, um dieſem Ziele nach zu ſtreben.

Mit dem Idealen der Einbildungskraft verhält es ſich gerade im Gegentheile. Das Ganze wird zwar nach und nach erzeugt, aber dafür auch umfaßt und erreicht: man hat ſich kein Ziel vorgeſteckt, wohin man gelangen ſoll, aber man gelangt weiter als man will, und was uns die reine Vernunft nicht geben kann, giebt uns die Einbildungskraft, — Vollendung.

Zwiſchen den Idealen der Vernunft und dem Theile, der ſich in der wirklichen Welt von ihm darſtellen läßt, liegt eine unausgefüllte Strecke, die von den künftigen Geſchlechtern betreten werden kann, wenn auch gleich das Ideal ſich von ihnen eben ſo weit entfernen wird, als ſie ihm nachgegangen ſind. Zwiſchen dem Ideal der Einbildungskraft und dem, was ſie ſich als wirklich denkt, liegt nichts. Was ihr als Ideal vorſchwebt, und für die kalte Vernunft ein Seynſoll wäre, hat Wirklichkeit für die Einbildungskraft: ſie hat es erreicht, über ihm gibt es nichts größeres, hinter ihm nichts zu erreichen.

Wie wenig iſt es daher dem Dichter möglich, ſich von den moraliſchen Idealen in dem Grade begeiſtern zu laſſen, daß er ſich aus ihnen ein Ideal für die Einbildungskraft erſchaffe. Wenn die Idee der Tugend den Weiſen noch ſo ſehr belebt, wenn ſie ihm auch den ſeligen Wunſch einflößt, das majeſtätiſche Bild derſelben zu umfaſſen; es bleibt nur Wunſch für ihn, bey dem er ſich nie bis zu dem täuſchenden Wahne verirren kann, es umfaßt zu haben. Gerade weil er ihn kennen muß, den Abſtand, der ſich noch immer von dem größten das die Wirklichkeit gibt, bis zu dem befindet was die Vernunft fordert, gerade weil er die Idee für überſchwenglich halten muß, wird es ihm unmöglich fallen, jene zur Begeiſterung ſo nothwendige Verwechſelung des Sollenden mit dem Seyenden in ſich zu bewirken: er bleibt ſich ſtets bewußt, daß die Schöpferkraft der Phantaſie der Vernunft huldigen müſſe, und was der einen ſchon als Vollendung gilt, der andern nur Bruchſtück ſey.

In der That wird man auch wohl jeder Arbeit den Mangel der Begeiſterung anmerken, deren Gegenſtand es iſt, eine Vernunftidee durch die Einbildungskraft zu idealiſiren. Sie, die über alle Darſtellung erhaben ſind, laſſen den Dichter den Mangel ſeiner Einbildungskraft nur zu deutlich fühlen, und nichts tödtet die Begeiſterung ſo ſehr als das ſichere Bewußtſeyn, das nicht erreichen zu können, was man erreichen will. Um ins Spiel geſetzt zu werden, muß die Einbildungskraft ſchneller gehen, als die Wirklichkeit; aber um begeiſtert zu ſeyn, mit einem Sprunge auf dem Gipfel ihrer Wünſche ſich befinden. Hier hingegen ſieht die Einbildungskraft die Vernunft ſtets über ſich ſchweben, ſtets höher ſich erheben, als ſie zu thun vermag, und ihre Schwingen ſind gelähmt; ſie ſpielt gar nicht.

Doch wenn es auch dem Dichter unmöglich fällt, ſich von den Vernunftideen, als ſolchen, begeiſtern zu laſſen, gereicht es ihm doch zu großem Vortheil, vermittelſt einer Fähigkeit, die ich analyſirende Begeiſterung nennen möchte, nach einer Vernunftidee zu arbeiten. Dieß iſt eine eigne Operation des Gemüthes, die mir die Erwägung zu verdienen ſcheint.

In der gewöhnlichen Begeiſterung, von der wir bisher geſprochen, arbeitet die Einbildungskraft ohne vorgeſtecktes Ziel; aber das Ziel ergibt ſich ihr von ſelbſt: ſie bleibt ſtehen, ſobald ſie etwas erhalten hat, das ſich ihr als Ganzes vorſtellt.

In der analyſirenden Begeiſterung hingegen ſchweben ihr verſchiedene Abſtufungen der nähmlichen moraliſchen Idee vor Augen, die ſie alle mit ihrem Blicke durchläuft, um auf alle ihnen entſprechende Bilder zu ſetzen, deren jedes das Höchſte iſt, das auf dieſer Stufe der unendlichen Leiter ſtehen darf. Auch hier weiß ſie nicht, was ſie erreichen wird, auch hier weiß ſie nicht, welche Stufe ſie zum Ziel ihres Fortſchreitens machen ſoll: aber ſie läßt alle Stufen fahren, von denen ſie fühlt, daß ihre Kraft nicht hinreicht, ſie mit ſchicklichen Bildern zu beſetzen, und fängt, gleichſam von oben herabſteigend, bey dem höchſten Grade der Idee an, den ſie ſchon verſinnlichen kann.

Die Idee iſt eigentlich ſtets das abſolute Maximum der Art; das aber, was die analyſirende Begeiſterung des Dichters nach der Idee hervor zu bringen vermag, nur das höchſte Darſtellbare der Art. Nicht das Schönſte überhaupt, ſondern das höchſte darſtellbare Schöne faßt des Dichters Einbildungskraft auf, und dieſes kann erreicht werden, weil ſie es unabhängig von dem abſoluten Maximo auffaſſen kann.

Hat der Dichter nämlich die Idee des höchſten Weſens, des höchſten Guts, und der höchſten Schönheit mit ſeiner Vernunft als abſolutes Maximum gefaßt; ſo analyſirt ſeine Einbildungskraft dieſe Idee gleichſam, und zerlegt ſie in ihre Grade. Von dieſem läßt ſie dann ſo viel fahren, als ſie nicht behalten kann, und findet in einem weiſen, ſein Volk beglückenden Fürſten, in einem arkadiſchen Schäfer, und einem circaſſiſchen Mädchen, das erſte Bild der höchſten, darſtellbaren Vollkommenheit, darſtellbaren Glückſeligkeit und Schönheit.

Dieſe Bilder, mit allen ihnen nothwendig anhangenden Mängeln des Wirklichen, vertreten der Einbildungskraft die Stelle der Vernunftidee: ſie ſchafft das höchſte Darſtellbare der Art in das abſolut Höchſte um, denkt ſich in einem guten Fürſten einen Gott, in einem glücklichen Menſchen einen Bachus, und in einem leiblichen Mädchen eine Venus. Denn wenn die Vernunft ſich lange genug an ihren Ideen geſpiegelt, ihre Unerreichbarkeit eingeſehen hat, und nun die Einbildungskraft von dieſem zurückgeworfenen Lichte erwärmt iſt, um das Bild der höchſten darſtellbaren Moralität, Glückſeligkeit und Schönheit zu beherzigen, wiſcht ſie jeden Flecken, jeden leiſen Hauch weg, der ihr dieß ihr liebes Bild entſtellt, faßt es ganz in ſeiner Klarheit auf, prägt es tief dem Geiſte ein, und iſt im höchſten Grade davon begeiſtert.

Nirgends leuchtet der Vortheil nach Ideen zu arbeiten ſo deutlich hervor, als bey den epiſchen und dramatiſchen Dichtungen. Hier, wo durch das ganze, lange Gewebe der Begebenheit, jeder einzelne Faden zur Haltbarkeit des Ganzen etwas beytragen ſoll, wo die zufälligſte Handlung durch die Haupthandlung veranlaßt, die Nebenperſon durch den Helden und um des Helden willen eingeführt werden muß; hier, wo es, von der andern Seite, der Einbildungskraft ſo leicht fällt, ſich der Freyheit ihres Spiels mit Zügelloſigkeit zu überlaſſen, und Handlung und Perſonen zu ſchildern, die ſie zwar augenblicklich begeiſtern, aber nur gewaltſam mit dem Ganzen verwebt werden können — hier wird die Einbildungskraft am beſten gezügelt, wenn ſie ſich eine Idee zum Grunde ihrer Arbeit legt, und ſie bey ihrer ganzen Arbeit ſo feſt hält, daß dieſe Einheit bekommt.

„Ich ſinge den Zorn des Peliden Achills!“ Und dieſes höchſte Bild des darſtellbaren Zorns ſteht in dem ganzen Werke im Vordergrunde, in dem größten Lichten: alles andere trägt nur bey es herauszuheben, iſt nur durch und für daſſelbe da.

Es thut mir weh, nur die Ilias des Griechen als Beleg zu meiner Behauptung anführen zu können. Iſt gleich in der Odyſſee die Idee der Schlauheit zum Grunde gelegt; ſo ſind doch die Mittel wodurch dieſes Bild anſchaulich gemacht wird, nicht nothwendig aus der Idee entſprungen: es bleibt immer die Frage, warum juſt dieſe Unglücksfälle, und nicht andere? warum nur ſo viel und nicht mehr? Sobald aber dieſe Fragen aufgeworfen werden können, ſehen wir das Bild nicht als das höchſte Darſtellbare der Idee an, und die Einbildungskraft bleibt unbefriedigt.

Dreymal glücklich ſchätzte ich mich aber einen deutſchen Mann gefunden zu haben, dem Deutſchland huldigt, der unſerer Literatur die Achtung des Auslands erworben hat, und der in ſeinen Schauſpielen einen Weg ſich bahnte, den vor ihm noch keiner betreten, und bis jetzt, ſo viel ich weiß, keiner bemerkt zu haben ſcheint — Leſſing.

Von ſeinen drey Meiſterſtücken der dramatiſchen Darſtellung: Minna, Emilie, und Nathan iſt jedes ganz nach einer Idee gearbeitet, und ſie haben eben dadurch eine Rundung bekommen, die es unmöglich macht, die oft richtigen Bemerkungen der Kritiker mit andern Augen anzuſehen, als er ſie ſelbſt angeſehen hat: „Das Kind ſtirbt euch unter den Händen, wenn ihr es von ſeinem Schaden befreyen wollt.“

In Minna von Barnhelm liegt die Idee der Großmuth zu Grunde. Nicht jener unerreichbaren, überſchwenglichen Großmuth, nicht das abſolute Maximum derſelben; ſondern verſchiedene Grade der auf der unendlichen Skala der idealiſchen Großmuth, die jedem Menſchen, in gewiſſe Umſtände verſetzt, ausführbar iſt, und die ſich daher abändert nach den Umſtänden, in die der Menſch verſetzt worden.

Tellheim ein großmüthiger Mann von Erziehung und Charakter; Minna ein großmüthiges, zwiſchen Liebe und Wohlanſtändigkeit kämpfendes Mädchen; Paul Werner, als Wachtmeiſter, die Großmuth ſelbſt; Juſt ein großmüthiger Bedienter u. ſ. w. Ja ſelbſt Monſieur Riccaut, dieſe ganz zufällige Perſon, iſt für den, der dieſe Art Geſchöpfe kennt, ein wahrhaft großmüthiger Windbeutel, der, wie ein franzöſiſcher Schriftſteller von ſeinen damahligen Landsleuten ſagt, das diem perdidi darinn ſetzt, daß der Tag vorbey ging, sans avoir dit mille belles choses à personne.

In Emilie Galiotti werden ebenfalls verſchiedene Abſtufungen der Idee der Ehre, oder vielmehr der beleidigten Ehre, mit ihnen angemeſſenen Bildern beſetzt. Vom Odoardo bis zur Orſina, bis zum Marinelli athmet alles Ehrliebe, und wünſcht alles für die Kränkung derſelben Genugthuung. Nur äußert ſie ſich freylich anders, mit Biederſinn vermiſcht, in der Handlung des edeln Odoardo, anders in einer Orſina, wo ſie als gefallene Günſtlinginn erſcheint, anders in Emilie und Claudia, wo ſie mit Liebe und Eitelkeit zu kämpfen hat, und anders in einem Marinelli, wo ſie von Feigheit und dem ganzen Schmutze der Niederträchtigkeit ſo übertüncht iſt, daß ſie ſchon zu dem Grade

Ich schicke zum Voraus, daß ich nicht Theologe bin, und daß ich mich nicht für berufen halte, über die Lehrmeinungen der Kirche zu urtheilen. Ich bin Arzt und Naturforscher, und als solcher habe ich mich mit dem Gegenstande, über welchen ich hier meine Ansichten mittheile, seit vielen Jahren beschäftigt. Ich habe mich dabei nicht auf die Untersuchung der Leichen beschränkt, sondern auch Versuche an Lebenden gemacht, und ich glaube, daß ich mir durch diese Versuche eine Kenntniß der Lebenserscheinungen erworben habe, welche mir gestattet, über die Natur des Todes ein Urtheil zu fällen

Darauf beruht auch, meiner Meinung nach, der eigentliche Unterſchied zwiſchen dem Contraſte und dem Gegenſtücke (pendant)*). Da aber die Künſtler das Wort Pendant in einem ziemlich viel umfaſſenden Sinne nehmen; ſo muß ich einige Beiſpiele anführen, um zu zeigen, wie weit ich die Bedeutung dieſes Wortes gern ausgedehnt zu ſehen wünſchte.

In den zwey Blättern: Plenty in England, und Scarcily in East-India führt in dem erſten Blatte Ein Matroſe zwey ſchön und gut gekleidete Mädchen, indeß auf dem andern Blatte zwey ſtattliche Männer ſich, durch Schmachten und Geſchenke, um die Gunſt eines allenfalls leidlichen Weibes bewerben. In zwey andern Blättern, von denen mir nur der Titel des einen, hospitality of the savages verfällt, wird in dem einen Blatte ein durch Schiffbruch verunglückter Europäer, mit aller Gaſtfreundſchaft und aller Theilnahme von den Wilden behandelt, indeß auf dem andern Blatte geſittete Völker die Gaſtfreyheit ſo weit mißbrauchen, daß ſie die Canots ihrer Wirthe anfallen, und die Fahrenden als Sclaven zu Markte ſchleppen. Endlich wird in dem Blatte: Countryman in Town der ungekünſtelte Anzug eines ehrlichen Landmanns, von den Pflaſtertretern Londons verſpottet, indeß in dem andern Blatte: Londoners in the country die ſchnippiſche Kleidertracht einer kleinmeiſterlichen Geſellſchaft die Verwunderung und das Gelächter der Landleute erregt.

Aus dieſen Beyſpielen erhellet nun, daß die Wirkung des Contraſtes und deſſen, was ich Gegenſtück nenne, im Ganzen genommen die nähmliche ſey: in beyden Fällen ſoll die Empfindung verſtärkt, gehoben werden. Allein darin ſind ſie doch verſchieden, daß der Contraſt eigentlich nur die Erhöhung Einer Empfindung beabſichtiget, da hingegen bey den Pendants die wechſelſeitige Verſtärkung ſtatt findet.

Bey dem Contraſte wird der Maaßſtab nur verjüngt, aber alles bleibt auf der Leiter der nähmlichen Empfindung, als Idee betrachtet. Die höchſte Traurigkeit kann, in den verſchiedenen Perſonen, die das Ganze ausmachen, ſtufenweiſe verringert werden, und abnehmen bis zur Gleichgültigkeit, ohne daß eine andere Idee dazu nöthig wäre. Hingegen bedürfte der Ausdruck der Freude ſchon ſeinen eignen Maaßſtab, der gar nicht in der Skala der Traurigkeit liegt. Freude iſt ſchon ſelbſt etwas Poſitives, und gehört keineswegs zur Idee der Traurigkeit: der allergeringſte Grad der Traurigkeit iſt noch nicht Freude.

Dafür ſtellt man uns aber in den Pendants wirklich zwey poſitive Affecte mit gleicher Stärke dar: ſie geben keine Einheit der Idee; aber ſie heben ſich wechſelſeitig, und ziehen uns wechſelſeitig an. Bey Pendants, wie das angeführte zweyte, ſchwanken wir ſtets zwiſchen der Bewunderung, die uns die Handlungsweiſe der Wilden abdringt, und der Geringſchätzung für die Art, wie die Europäer ſich betragen; unſer Auge verweilt, durch den Anblick des andern, um ſo lieber bey dem erſten, als es ſich, durch den Anblick des erſten, um ſo lieber dem andern entzieht. Hier ſoll der Schatten durch das Licht noch mehr beſchattet, doch auch zugleich das Licht durch den Schatten noch mehr beleuchtet werden. Bey den Contraſten hingegen will man bloß Eine Empfindung ſo ins Licht ſtellen, daß alles andere nur Schatten für ſie werde; und da wäre es gefehlt, wenn eine neue Hauptempfindung uns im Zweifel ließe, welches eigentlich die Erhebung und welches das Erhabene ſey.

Ehe ich nun auf Leſſings Schauſpiele zurückkomme, um die vorigen Betrachtungen auf einen wirklichen Fall anzuwenden, muß ich noch folgendes bemerken. In keiner Kunſt der Zeit iſt es möglich, das anzubringen, was man eigentlich Contraſt nennt. Was Contraſt ſcheint, iſt in der That Pendant.

Der bloße Mangel an der Empfindung, die den Hauptcharacter der Darſtellung ausmacht, haben wir oben geſehen, iſt der höchſte Contraſt, den die Kunſt ſich bey intenſiven Größen erlauben darf. Nun kann bey den Künſten des Raumes, der Malerey z. B., der Empfindungsloſe ſich zufälliger Weiſe in dem nähmlichen Raume befinden, und doch, eben durch ſeine Gleichgültigkeit, die Hauptempfindung erhöhen. In einer Zeichnung, die ich von dem Erdbeben in Liſſabon geſehen habe, flieht alles aus der zertrümmerten Stadt, und rettet ſich ins Freye. Säugende Mütter klettern mit zartem Fuße über Schutt und Stein, um das Unterpfand ihrer Zärtlichkeit vor dem drohenden Tod in Sicherheit zu bringen. Eins dieſer Kinder, unbewußt und unbekümmert, welcher Gefahr ſein noch kaum ins Licht gequollenes Leben ausgeſetzt ſey, ſchläft ruhig an der Bruſt ſeiner Mutter, die ängſtlich hinaus eilend, mit der vorgeſpreizten Hand den Kopf deſſelben vor einem herabfallenden Steine ſchirmt.

Dieſes Kind nun iſt, weil die Dinge des Raumes nie nach dem Geſetze der Cauſalität nothwendig verbunden ſind, nur zufällig da; aber nun iſt es doch einmal da, und der gänzliche Mangel der Theilnahme an dem traurigen Schickſale, das ihm bevorſteht, dieſer Mangel, der ſo vortrefflich durch die Ruhe ausgedrückt iſt, die auf ſeinem Geſichte liegt, contraſtirt im höchſten Grade mit der Angſt der übrigen, ebenfalls nur zufälligen, aber durch den Raum als Einheit verbundenen Perſonen.

In den Künſten der Zeit aber, wo die Zeit empiriſch conſtruirt, wo die Handlung daher nach dem Geſetze der Cauſalität zu einer Einheit verbunden wird, und alles in den Plan des Dichters eingreifen muß; in ihnen wäre der vollkommen Gleichgültige eine müſſige Perſon, und ganz und gar unbrauchbar zur Hebung der Hauptempfindung. Der Geiſtliche, der, in dem Blatte von Chodowiecki: Jean Calas, dieſem Unglücklichen den letzten Liebesdienſt mit völliger Gleichgültigkeit verrichtet, contraſtirt vortrefflich mit dem Schmerze der übrigen Anweſenden. Dieſer nämliche Geiſtliche trete unter den nähmlichen Umſtänden auf die Bühne: was wird nun aus ihm? Entweder er ſpricht gar nicht, verrichtet das Amt ſtillſchweigend, und gibt gar keinen Grund zu ſeiner Gleichgültigkeit an. Alsdann thut er gar keine Wirkung: er iſt nur des Decorums wegen da, wie etwa ein Bedienter, der jemand anmeldet. Der Fremde könnte auch ohne dieß hereinkommen, aber es iſt ſo Sitte, und ſie muß auf der Bühne beybehalten werden. Spräche er aber, legte er aus religiöſen oder verketzernden Geſinnungen die Gründe zu ſeinem Betragen an den Tag, handelte er alſo; ſo würde er entweder Verachtung oder Abſcheu erregen, und zwar um ſo mehr, als das Mitleiden, das wir für die Unglücklichen fühlen, uns ſeine Kälte empfindlicher macht. Es ſind daher ſtets zwey Empfindungen, die nicht auf der Skala der nämlichen Idee liegen, die ſich wechſelſeitig heben und ſchwächen; es ſind Pendants.

Nun zu Leſſing. In Emilie Galotti iſt der Prinz eigentlich mehr Contraſt als Pendant, und thut daher auch ganz und gar keine Wirkung. Er iſt nicht ſchlecht: mit ſeinem Willen hätte es dem Grafen das Leben nicht koſten ſollen; aber eigentliches Ehrgefühl äußert er nun auch nicht. Sein Character iſt ſchwankend und unbeſtimmt, und gehört zu denen, bey welchen der Menſchenkenner die vorzüglichſte, aber größtentheils vernachläſſigte Regel der Menſchenkenntniß anwenden muß, daß man nähmlich nicht ſuchen ſollte, welchen Character ſie haben, da ſie gar keinen haben.

Schon mehr Pendant, und wirkſamer daher iſt der Wirth in Minna. Seine ſchmutzige Gewinnſucht, ſeine kleinliche Neugierde, dieſer alle Großmuth ſo erſtickende Fehler, ſeine niedrige Gefälligkeit — alles ſticht ſo ſehr ab gegen die Handlung aller Perſonen, mit denen er zuſammen auftritt, erhebt ihren Werth ſo ſehr, und wird ſogleich von dieſem ihrem Werthe ſo ſehr herabgeſetzt, daß die Großmuth um ſo viel ehrwürdiger erſcheint, als die Niedrigkeit verächtlich wird, und beyde zuſammen einen wahren Pendant abgeben.

Tritt aber endlich der Patriarch mit dem Tempelherrn zuſammen auf die Bühne; ſo ſieht man die vollkommenſten Gegenſtücke zweier Characteren, die ſich wechſelſeitig Schatten und Licht mittheilen. Man iſt lange im Zweifel, ob man die unter dem ehrwürdigen Mantel einer heiligen Religion verſteckte Heimtücke, den mit Salbung überfirnißten Blutdurſt des Patriarchen mehr verabſcheuen, oder die mit Großmuth und Menſchenliebe gekrönte wahre Religion, und den durch Ueberlegung und Gefühl gemilderten Eifer für dieſelbe im Tempelherrn, mehr bewundern ſoll. Am Ende findet es ſich, daß dieß des Dichters Abſicht geweſen ſey: die Bewunderung durch den Abſcheu, und dieſen durch die Bewunderung zu erhöhen; und, traue ich meinem Gefühle, ſo hat er dieſe Abſicht vollkommen erreicht.

Dieſes, daß der Schauſpieldichter, um eine wechſelſeitige Hebung zweyer Affecte hervorzubringen, zwey leidenſchaftliche Menſchen mit entgegengeſetzten, aber in der nähmlichen Idee noch enthaltenen Characteren darſtellen müſſe, iſt auch vermuthlich der Grund geweſen, weßhalb Leſſing den Patriarchen nicht mit Nathan zuſammen auftreten läßt: eine Sache, deren Unterbleibung man, bey einem Leſſing, gewiß nicht auf die Rechnung der Schwierigkeit ſchreiben muß. Sein Genie hätte ſie gewiß überwunden, wenn es, wie man glauben ſollte, eine gute Wirkung gethan hätte.

---

*) Von den Künſtlern wird das Wort Pendant in einer weitern Bedeutung genommen, als hier geſchehen wird; aber ich kenne kein eigentliches Wort für das, was ich hier ausdrücken will. — Sulzer in dem Art. Gegenſatz, nimmt drey Arten des Contraſtes an, von denen die zwey letzten doch gewiß nicht dazu gerechnet werden ſollten. Die Helden Homers contraſtiren weder unter ſich noch mit Achillen. Sie ſind bloß Abſtufungen der nähmlichen Idee, von der Achill der höchſte darſtellbare Grad iſt, und nur Thersites dient zum Contraſte, oder beſſer, zum Pendant. — Die beyden zuerſt hier angeführten Pendants ſind bekannte engliſche Blätter; das dritte entlehne ich aus den minder bekannten Excentric excursions by Woodward No. 2. — Noch eins! Farben, wird man ſagen, ſind intenſive Größen, und doch verlangt ein Contraſt, den man durch ſie hervorbringt, daß das Schwarze neben dem Weißen ſtehe. Allein gerade das iſt Beweis für mich. Wenn das Weiße den höchſten Grade der Farbe bezeichnet, iſt das Schwarze das Null derſelben.

Aber genauer überlegt wäre dadurch, wie ich glaube, alles verloren gegangen, was Leſſing beabſichtigte. Der Character des Patriarchen, neben den eines Nathans geſtellt, wäre bey weitem in kein ſolches gehäſſige Licht geſetzt worden, als jetzt, da er neben dem des Tempelherrn ſteht. Wenn gegen einen Mann, in dem Jahre, Erfahrung und Ueberlegung die Leidenſchaften gemäßigt haben, gegen einen Mann, den ſeine Lage und ſeine Religion etwas furchtſam machen, und der die letzte nicht als Eiferer verehrt — wenn gegen ihn ein pompöſer Patriarch ſeine ganze Wuth ausläßt; ſo werden dadurch die Umriſſe ſeines Characters lange nicht ſcharf genug gezeichnet. Nathan hätte entweder leiden und ſchweigen, oder höchſtens der ſtarken Leidenſchaft kalte Weisheit entgegenſetzen können. Das hätte Nathans Character zwar erhoben, jenen aber nicht erniedrigt: es wäre vielleicht ein belehrender Contraſt, aber gewiß kein wirkſames Pendant geworden.

Jetzt aber ſtreitet die leidenſchaftliche Jugend gegen das leidenſchaftliche Alter, jetzt gehen beyde von den nähmlichen Grundſätzen aus; und doch behält in dem jungen, von ächter Religion beſeelten Manne, Menſchenliebe die Oberhand, indeß bey dem Heuchler nur Furcht vor dem Sultan ſeine Wuth dämpft, ohne ſie zu löſchen. Nun erſt erhebt eins das andere, nun erſt ſehen wir recht ein, „wie viel ein wenig gut handeln beſſer ſey, denn vieles Klügeln," und um wie viel mehr eine Menſchenliebe athmende Religion unſere Achtung verdiene, als jene Scheintugend, die auf Menſchenweh abzielt.

Aus dem Geſagten läßt ſich nun erſtlich abnehmen, wie wenig der richtig angelegte Contraſt, oder das richtig gehaltene Pendant ein Einwurf gegen die Behauptung ſey, daß der Dichter n a c h Einer Idee arbeiten müſſe. Weit gefehlt, daß der Contraſt, oder das Pendant ſeiner Arbeit die Einheit benehme, gibt er ihr gerade die gehörige Vollendung. Dadurch erſt ſieht man recht deutlich ein, wie ſehr er alles erſchöpft habe, was ſich aus ſeiner Quelle ergoß: er hat die Situationen ſo vermannichfaltigt, als es angeht, und beyde äußerſte Enden der Idee ſo weit aufgefaßt, als es der Einbildungskraft möglich fällt, das darzwiſchen liegende noch in ein Ganzes zuſammen zu faſſen.

Zweytens aber ergibt ſich auch hieraus eine neue Beſtätigung des Satzes, daß dem Dichter die Mühe kärglich wuchern müſſe, die er auf die Darſtellung einer Idee, als ſolcher, verwendet. Die Idee, an und für ſich, gleicht der Berührungslinie eines Kreiſes, wie ſie ſich von einer Seite, in die Höhe oder in die Tiefe, gleichviel! bis ins Unendliche erſtreckt. Die Einbildungskraft, die ſie auffaſſen will, fängt von einem feſten Puncte an, und verfolgt ſie entweder hinauf, oder herunter ins Unendliche; beydes, das Hinaufſteigen und Herabſteigen zugleich vorzunehmen, fällt ihr unmöglich. Wenn daher auch der Dichter das Unmögliche wagen, und eine moraliſche Idee darſtellen wollte; ſo wird er, gerade durch das große Ziel, das er zu erreichen ſich vorgeſetzt, nicht einmal ſo weit gelangen, als wäre die Schnellkraft ſeiner Phantaſie minder geſpannt geweſen.

Denn nun kann er nichts von dem Entgegengeſetzten der Idee in ſein Werk aufnehmen, ohne die Einheit des Ganzen gewaltſam zu zerreißen. Wagt nun auch gleich der kühne Künſtler die gefährliche Höhe der idealiſchen Tugend zu erklimmen; ſo liegt doch auf ſeiner ganzen Reiſe nichts vom Laſter, das er mitnehmen und brauchen könnte. Er müßte ſich miteins, und gewaltſam in den ſchauerlichen Abgrund des Laſters ſtürzen, und ſein ganzes Wagſtück dadurch vereiteln, daß niemand dieſen Todesſprung nachmachen kann.

Des Menſchen Seele iſt ein gar viel umfaſſendes Ding; aber zu viel muß man doch nicht in ihren Faſſungskreis drängen wollen, wenn er nicht, bey all ſeiner Ausdehnungskraft, plötzlich zerreißen, und auch dem Theil einen unwillkührlichen Ausgang laſſen ſoll, den er ſonſt recht gut begränzt hätte. Strängt man unſere Einbildungskraft zur Umfaſſung einer Idee an; ſo gibt ſie willig nach, und hält, was ſie halten kann. Man hüthe ſich aber nur das mindeſte von entgegengeſetzter Idee hineinzwingen zu wollen. Denn alſobald, und gleichſam aus Furcht, daß auch dieſe Idee ihre ganze Kraft heiſchen werde, verſchließt ſie ſich für beyde, und wird eingeſchränkter als je. Dadurch aber geht dem Künſtler das Beſte wieder verloren: die Vermannichfaltigung der Situationen durch den Contraſt oder das Pendant. Seine Figuren ſtehen höchſtens im Lichte, kein Schatten erhebet ſie. *)

*) Ob gewiſſe jetzt ſehr beliebte Stücke, in denen ſtets eine doppelte Idee zu Grunde liegt, die ſtrengſte Kritik aushalten dürften, und ob ſie, vom Mahler vorgeſtellt, nicht zwey Blätter einnehmen müßten, will ich dahin geſtellt ſeyn laſſen. Ich ſchreibe keine Dramaturgie; und überdieß halte ich es mit Swift, daß es unſchicklich ſey, den Gedanken wie den Haſen todt zu jagen. Anwendungen kann jeder geübte Leſer machen, und ſollte ihm jeder Schriftſteller zu machen überlaſſen.

Aus dem Geſichtspunkte, wie hier die Brauchbarkeit der moraliſchen Ideen für den Dichter betrachtet wird, fließen einige Bemerkungen über die dramatiſche Dichtungsart, denen man vielleicht die Stelle nicht mißgönnen wird, weil ſie, ſo viel ich weiß, wenigſtens nicht allgemein bekannt ſind, und einen Weg zur Beantwortung der Frage eröffnen: ob Schauſpiele, deren Stoff aus der alten Geſchichte entlehnt iſt, einen Vorzug vor bloß erdichteten Handlungen haben?

Was iſt der Zweck der Schauſpiele? Sollen ſie bloß, einem Gemälde aus der holländiſchen Schule gleich, Handlungen aus dem gemeinen Leben darſtellen, und den Zuſchauer eines und des nähmlichen Stückes bald zum Lachen, bald zum Weinen reizen? Wenn das wäre, ſo könnte man wahrlich ſagen:

Aber das habt ihr ja bequemer und beſſer zu Hauſe,
Warum entflieht ihr euch, wenn ihr euch ſelber nur ſucht?

Natur! Natur muß ein Stück enthalten! ruft jedermann. Aber wahrſcheinlich nur wenigen ſcheint es mir Ernſt mit dieſem Ausrufe zu ſeyn. Denn da frage ich abermahls: was heißt man im Schauſpiele Natur?

In Betracht des erſten Punktes iſt es bey weitem noch nicht damit abgethan, wenn man meint, daß der Zweck der Schauſpiele mit dem aller ſchönen Künſte zuſammenfalle: uns nähmlich durch die Mannichfaltigkeit der Formen, die wir aus der Einheit entwickeln, zu ergötzen. Denn außer, daß jede Dichtungsart ihren eigenthümlichen Zweck haben muß; könnte der allgemeine Zweck der ſchönen Künſte überhaupt nur von dem gelten, wodurch eine Form wirklich conſtruirt wird, von der Diction, der Einheit der Handlung, der Bewegung der Schauſpieler u. dgl. Keinesweges aber von dem Materiellen deſſelben, von dem eigentlichen, dauerhaften, unauslöſchlichen Eindrucke, den es macht, wenn der Verfaſſer wirklich Dichter iſt, und geleiſtet hat, was er leiſten ſoll.

Der Schauſpieldichter muß, wie jeder Dichter, in ſeiner Begeiſterung das Seynſollende für das Seyende halten; und nur dann hat er ſeinen Zweck erfüllt, nur dann merkt man es ſeiner Arbeit an, daß er begeiſtert geweſen, wenn auch der Zuſchauer, während das Stück ſpielt, ſich nicht entwehren kann zu glauben, das alles ſey wirklich ſo. Wie wenn ein Rembrand vor uns ſteht, jedermann bey der feſten Ueberzeugung, daß es flach auf der Leinwand liegt, ſich dennoch nicht enthalten kann, Naſe und Wangen ſo herausſpringend zu finden, daß man ſie mit Fingern greifen möchte; eben ſo muß man, durch des Dichters Kunſt verleitet, die Handlung für daſeyend halten, die in der That nur ſeyn ſollte. Hat der Schauſpieldichter dieß geleiſtet, ſo entſpringt aus dieſem allgemeinen Zwecke, ſein eigentlicher, weit höherer — Verminderung der Philautia.

Der Menſch ohne Bildung und Veredlung iſt, alles ſchön darüber geſagten ungeachtet, im höchſten Grade Egoiſt. Alles wirkt auf ihn nur dann, wenn es gleichſam wie durch eine Anziehungskraft nach ſeinem Innern gezogen wird, und wirkt um deſto ſtärker, je näher der Gegenſtand dieſem innern Anziehungspunkte liegt. Selbſt die Liebe zu ſeinen Kindern, ſeinen Anverwandten und Freunden, dieſer, auch den rohen Menſchen, oft ſtärker wirkende Affect, als die Liebe zu ſich ſelbſt, iſt größtentheils weiter nichts, als der erweiterte Kreis des wirkſamen Ichs, als die Vergrößerung deſſelben, durch um ſich hervorbrechende Strahlen: es iſt m e i n Kind, m e i n Anverwandter, m e i n Freund, und deßhalb thue ich das für ihn.

In der wirklichen Welt iſt es ſo; aber ſo ſollte es nicht ſeyn. Unſere Vernunft, vielleicht auch aus einem verſteckten Egoismus, will, daß wir, wenn auch nicht alle Menſchen mit unſerer Liebe gleich umfaſſen, doch gewiß die Laſter unſeres Kindes nicht minder ſträflich, als die des Fremden, die Tugenden des Fremden nicht minder lobenswerth als die unſeres Kindes finden ſollen. Aber ſollen wir, wie die Vernunft es heiſcht, unpartheyiſch ſeyn können; ſo muß ſich in die Handlung nichts Wirkliches einmiſchen. Das Wirkliche hat immer Bezug auf uns, auf unſer Wohl und Weh, auf das Egoiſtiſche in uns, und hier ergreifen wir immer Parthey. Der unpartheyiſchſte Richter ſeiner ſelbſt findet ſich ſtets beſſer oder ſchlechter als er iſt, je nachdem ſeinem Egoismus mehr durch Selbſtlob oder Selbſttadel geſchmeichelt wird. Wahr ſchildert ſich der Menſch nie, wahr iſt er auch gegen ſeine Kinder, ſeine Freunde und Anverwandten, ſein Vaterland und ſelbſt ſeinen Welttheil nicht, weil er es nicht ſeyn kann. Die Kraft, die ihn an ſich feſſelt, wirkt, wie alle Naturkräfte, ſtärker in der Nähe, als in der Ferne. In der Entfernung findet er ſich nur erſt durch langes Suchen wieder, indeß er in der Nähe dicht bey ſich ſelbſt ſteht. Je mehr Denkkraft dazu gehört, um zu finden, daß ich zu dieſem oder jenem umfaßten Ganzen als Theil gehöre, je ſchwächer wirkt der Egoismus; und um deſto ſtärker im Gegentheil. In der wirklichen Welt iſt daher der Menſch ſtets partheyiſch, und ſeine Theilnahme an dem Schickſal anderer, kann nicht ſo unverfälſcht ſeyn, als die Vernunft will, daß ſie ſeyn ſoll.

Nur die Geburthen des Dichters, nur das Schicksal erdichteter Personen, kann uns von uns selbst abziehen, uns zu unpartheyischen Richtern machen, und die im wirklichen Leben gedämpfte Stimme der Vernunft bis zu einer Höhe hinauftreiben, daß sie durch allen Egoismus durchgreift, und ihr Wohllaut dem Harthörigsten verständlich wird. Hier, wo alles Privatinteresse schweigen kann, wo die ganze Lebensdauer des Helden nur einen abgerissenen Theil, nur einen Nebenzweig von unserer Lebenszeit ausmacht; hier, wo das Schicksal des Helden auf meinen Lebenswandel keinen Einfluß zu haben braucht — hier lernen wir uns ungeheuchelt freuen mit der glücklichen Tugend, lernen ungeheuchelt trauern mit der bedrückten Unschuld. Das Herz erweitert sich unwillkührlich, öffnet sich für Menschenwohl und Menschenweh, lernt diese Gefühle kennen, will sie befriedigen, und hängt ihnen, wenn auch dann aus Egoismus, im wirklichen Leben nach.

Wie weit entfernt aber von diesem Zwecke ist die Wirkung des Schauspiels, zu dem das gemeine Leben den Stoff hergibt. Außer der leichten, und beständigen Anwendung, die jeder auf sich von den handelnden Personen machen kann, außer daß er daher nicht unpartheyisch bleibt, und ein Laster entschuldigt, wenn es ihn trift, oder es schwärzer findet, wenn er seinen Feind darin zu erkennen glaubt — außer diesem wird, durch den Stoff selbst, der Unpartheylichkeit selbst das größte Hinderniß in den Weg gelegt.

Selbst erdichtete, aber aus dem wirklichen Leben genommene Personen können nicht vollkommen so handeln, wie sie, den Gesetzen der Vernunft nach, handeln sollten. Sie können keine grossen Aufopferungen machen, selbst keine großen Schandthaten verüben, weil sie sonst unwahrscheinlich würden. Sie müssen handeln wie wir: aus Absichten, die man mit Fingern greift, müssen selbst egoistisch handeln; denn es sind Menschen aus der wirklichen Welt. Wie kann nun, durch dergleichen Schauspiele, der Zweck des Schauspiels bewirkt werden! Ist das aufgestellte Vorbild nicht minder Egoist als ich, warum soll ich besser seyn, als mein Vorbild? Je, jemehr ein solches Stück wirkt, jemehr der Dichter die Kunst versteht, das Herz seines Publikums zu meistern; desto weiter entfernt er sich von seinem wahren Zwecke. Ist eine solche egoistische Tugend, wie ich sie da vor mir sehe, schon hinreichend alle Zuschauer in die innigste Rührung zu versetzen, warum soll ich nach etwas höherm streben; oder vielmehr, wenn das dem Ideal gleicht, wie kann ich ihm gleichen? Die Strebungslinie wird begränzt, und man geht aus dem Schauspielhause hinaus, nicht selten mit einem stärkern Egoismus als man hineingegangen.

Nichts sucht der Mensch so gern, als das für ein Ideal, für Unerreichbar zu halten, was man ihm als Muster zur Nachahmung aufstellt. Er übertrift die Muster seiner Meister gern, wenn er sie selbst wählt; aber er hält auch von der andern Seite die Foderung für unbillig, daß er es seinem, ihm gegebenen Meister gleich thun solle. Er wird daher von dem, aus der wirklichen, alltäglichen Welt fälschlich aufgestellten Ideale, gewiß so viel abdingen, und die wahre Schätzung seiner Thaten so kärglich anstellen, daß sein eignes Verdienst fernerhin auch noch den alten Werth behält.

Natur im Schauspiele heißt nichts anders, als in der Lage der vorgestellten Person hinreichend gegründete Handlungsweise. Natur ist es, wenn den dem leidenschaftlichen Antonius ein Blick Cleopatrens die Herrschaft der halben Welt aufwiegt; Natur, wenn die blutdürstige, vor Eifersucht wüthende Medea, das Muttergefühl erstickt, und jedes Unterfand ihrer vormaligen Liebe zu Jasen, ihre Kinder selbst vertilgt; Natur endlich in Ulyssen, der seinem vor Troja erworbenen Ruhme die höchste und glänzendste Krone aufzusetzen glaubt, wenn er ihm von den Händen Penelopens und seiner Unterthanen aufgesetzt wird, daß er allem Ungemach und aller Verführung widersteht, und neue Lorbeeren in den alten, sich stets vergrößernden Kranz flicht.

Diese Menschen handelten, eben weil sie natürlich handelten, nicht ohne egoistische Beweggründe; aber wenn sie der Dichter im Schauspiele darstellt, oder wenn er überhaupt seine Scene so weit in die graue Vorwelt zurücklegt, als die Geschichte ihm der dramatischen Darstellung fähige Handlungen liefert, wird er manchen Nutzen daraus ziehen, und gewiß den Zweck des Schauspiels soweit erreichen können, als es Menschen möglich ist.

Denn erstlich geräth die Einbildungskraft des Dichters nirgends so sehr in Begeisterung, entwirft sie nirgends so leicht und so willig ästhetische Ideale, als wenn sie sich mit der Auffassung der uns in der Geschichte aufbewahrten Charactere der Alten beschäftigt. Der Nimbus, der sie in unsern Augen umgibt, der Mangel an hinreichender Kenntniß der egoistischen Motive ihrer Handlungen, den die Länge der Zeit und die Unzulänglichkeit der Quellen veranlaßt, die Unabhängigkeit von äußern Verhältnissen, in der sie, wenigstens uns, gelebt zu haben scheinen — alles dieß macht ihre Handlungsweise schon an und für sich idealisch, daß sie nur braucht vom Dichter aufgefaßt zu werden, um seiner Einbildungskraft mächtig die Hand zu bieten. Ist sie einmahl von dem Bilde Cato's erfüllt, hat der Dichter keinen egoistischen Flecken, als motiv, aus der Handlungsweise desselben wegzuwischen, und überredet er sich gern, daß alle Menschen so seyn sollten; so ist Cato in dem Augenblicke wirklich so für ihn gewesen. Er ist ihm das Ideal, das er suchte, er wird von ihm begeistert, stellt ihn als Muster auf, und reißt die Zuschauer zur Beherzigung dieses Musters, unwillkührlich hin.

Um sich begeistern zu lassen, verträgt die Einbildungskraft nichts, was sie in ihrem kühnen Schwung aufhält. Jedes Hinderniß, jede Nebenaussicht stört sie, leitet sie ab von ihrem Hauptgegenstande, und an die Stelle der Begeisterung treten kalte Vernunftgründe. Der größte Mann neuerer Zeiten, wird den, mit dessen Geschichte vollkommen vertrauten Dichter, nie in dem höchsten Grade begeistern können. In dem Augenblicke, wo er, von irgend einer seiner glänzendsten Thaten hingerissen, sich den Mann in seiner ganzen Vollkommenheit darstellt, wo er sich gleichsam in seinem Innern zuruft: das ist mein Held, erinnert ihn ein Nebenumstand, eine Anecdote, ein Nichts, der Mangel des Helden, bringt ihn ab von dem Gesichtspuncte, aus dem er ihn gefaßt hat, und läßt höchstens den Wunsch in ihm übrig, daß der Mann doch ohne diesen Mangel gelebt haben möchte, weil er alsdann vollkommen gewesen wäre. Für wirklich vollkommen aber hält er ihn nun nicht mehr: er fühlt, daß er lügt, nicht dichtet, wenn er ihn als solchen darstellt. Ulysses, Cato, oder sonst einer der Alten aber bemeistern sich seiner Einbildungskraft gänzlich, und, weil sie nur ihre guten Seiten kennt, ist sie wirklich von ihnen begeistert. Ihre Fehler, und alles, was die Einbildungskraft aus ihrem süßen Traume von Vollkommenheit wecken könnte, schlummert ruhig in dem Grabe der Zeit; kein Leichenstein zeigt dem wißbegierigen Wanderer eine Spur ihres Daseyns an. — Von den großen Männern neuerer Zeiten besitzen wir genaue, ähnliche und ausgemahlte Portraits: die uns überlieferten Charakterschilderungen der großen Männer der alten Welt sind bloß erhabene Skizen.

Dieser Vortheil der leichten Begeisterung für den Dichter, erstreckt sich, in Betracht der leichten Täuschung auch auf den Zuschauer. Aber da sich dieß von selbst versteht, kann ich ihn um so eher mit Stillschweigen übergehen, als ich zu einem andern Grunde schreiten will, weßhalb Darstellungen aus der alten Geschichte die Täuschung des Zuschauers so leicht bewirken.

Wenn es auch der Dichter so sehr über sich gewinnen könnte, von einem wirklichen Menschen neuerer Zeiten, oder einer nach neuerm Costüm erdichteten Person alle die Flecken wegzuwischen, die das helle Bild verdunkeln, das sich in seiner Einbildungskraft, zu ihrer Begeisterung, abspiegeln muß: so wird doch der Zuschauer dessen Darstellung höchst unwahrscheinlich finden, und daher alle Täuschung verlieren. Von dem Neuern verlangen wir, daß er handle wie wir; dem Alten erlauben wir willig, sonderbar genug, daß er größer erscheine, als gewöhnliche Menschen.

Es geht ein sonderbarer, und ganz unwillkührlicher Irrthum in der Beurtheilung des Alterthums in uns vor, wodurch dasselbe eine Art Würde für uns erhält, die kein Zeitgenosse dem Zeitgenossen ertheilt, und die uns, vielleicht erst von unsern spätesten Nachkommen gezollt werden dürfte. Wir verwechseln stets das Alterthum, oder die Alten, mit dem Alter.

Zu den Zeiten der Griechen und Römer, wo nur eigene Erfahrung die Kenntnisse der Menschen bereicherte, wo der an Jahren jüngere Mann auch wenigere Seiten in dem großen Buche der Natur, ihrem einzigen Lesebuche, gelesen haben konnte; zu diesen Zeiten, war das Alter in dem höchsten Grade verehrungswerth: alt seyn, und weise seyn galt ihnen für eins. Und auch selbst bey uns, bey denen so manches ein ganz anderes Verhältniß zwischen Jugend und Alter festgesetzt hat, bleibt doch der Vorzug der eignen Erfahrung mit Belesenheit verbunden, über die bloße Belesenheit des jungen Mannes so überwiegend, daß das Alter mit Recht sich noch immer auf der nähmlichen Stelle der Würde behauptet. Ihm trauen wir daher auch Moralität, größere Fähigkeit zu Aufopferungen, größere Verachtung des Lebens zu, weil wir von ihm wissen, daß alle Begierden nur schwach auf seine Entschlüsse einfließen, weil wir, wie wohl irrig, in der Meinung stehen, daß das Leben in dem Grade seinen Reiz verlieren müsse, als die Reize des Lebens abnehmen.

Nun übertragen wir die Achtung vor dem Alter auf die Alten, trauen auch ihnen größere Schnellkraft der Seele, größere Entschlossenheit und größern Muth zu, denken uns auch sie mit längerer Erfahrung, und mehr Weisheit ausgerüstet; und Früchte, die Plato vielleicht in der Blüthe seiner Jahre erzeugt, haben für uns die volle Reife, als die Erzeugnisse der siebzigjährigen Stämme Kästner und Kant. Was Alexander zu dreißig Jahren that, ist für uns über zwey tausend Jahre alt: und Dinge daher, die man einen aus dem Alterthume ohne Unwahrscheinlichkeit verrichten läßt, könnten bey einem, mit dem Helden gleichzeitigen Schriftsteller nur höchstens als Hyperpel entschuldigt werden.

Gesetz, betr. die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873. Vom 21. Juni 1887.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen etc., verordnen im Namen des Reichs, nach erfolgter Zustimmung des Bundesrathes und des Reichstages, was folgt:

Artikel I.

Das Gesetz über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873 (Reichs-Gesetzbl. S. 129) wird in folgender Weise abgeändert:

1. Im § 1 Absatz 1 wird hinter „Kriegsleistungen" eingeschaltet „mit Ausnahme der Naturalverpflegung".

2. Im § 2 Absatz 1 wird hinter „Kriegsleistungen" eingeschaltet „mit Ausnahme der Naturalverpflegung".

3. Im § 3 Absatz 1 wird hinter „Kriegsleistungen" eingeschaltet „mit Ausnahme der Naturalverpflegung".

the principal Street. Here is also the Church of S. Andrea, which is remarkable for its lofty and bold architecture. The Nave is 82 yds. in length, 28 in breadth, and 29 in height. The Church was built by Alberti, and the Cupola by Juvara. The Chapel of the Sacrament contains a Crucifix, said to have been brought from Jerusalem by Longinus, the Roman Centurion. The Church of S. Barnaba contains a Madonna and Child by Mantegna. The Church of S. Egidio contains a Madonna and Child by Giulio Romano. The Church of S. Maria della Vittoria contains a Madonna and Child by Mantegna, and a Nativity by Lorenzo Costa. The Church of S. Maria del Gradi contains a Madonna and Child by Mantegna, and a Madonna and Child by Giulio Romano. The Church of S. Maria della Grazie contains a Madonna and Child by Mantegna, and a Madonna and Child by Giulio Romano. The Church of S. Maria della Vittoria contains a Madonna and Child by Mantegna, and a Nativity by Lorenzo Costa. The Church of S. Maria del Gradi contains a Madonna and Child by Mantegna, and a Madonna and Child by Giulio Romano. The Church of S. Maria della Grazie contains a Madonna and Child by Mantegna, and a Madonna and Child by Giulio Romano.

Ganzen, und Colorit ſind ſein Werk, nur dieſe hat er dem freyen Spiele ſeiner Einbildungskraft zu verdanken.

Der Idyllendichter iſt zum Theil Lyriker, und unterſcheidet ſich bloß vom Epopöendichter durch den Gegenſtand. Was daher, in Betracht der Freyheit der Einbildungskraft als Reſultat aus beyden Dichtungsarten fließt, paßt zuſammen auf ihn: er hat nicht das volle freye Spiel des erſten, und iſt nicht ſo eingeſchränkt wie der zweyte.

Daß aber der didaktiſche Dichter, als ſolcher, faſt gar kein freyes Spiel der Einbildungskraft äußern könne, und daher nur in Rückſicht auf das zufällig eingemiſchte Lyriſche den Namen eines Dichters verdiene, iſt zu oft geſagt worden, als daß es hier wiederholt zu werden brauchte.

Karl Friedrich Benkowitz,

ein früher nicht ungern geleſener, jetzt aber bereits faſt ganz vergeſſener Schriftſteller, ward 1764 zu Uelzen im Lüneburgiſchen geboren, ſtudirte Theologie und lebte dann eine Zeit lang als Candidat zu Karkow bei Stargard, ſpäter in Breslau. Zu Anfange dieſes Jahrhunderts beſuchte er Italien, ward darauf nach ſeiner Rückkehr 1804 in Glogau als Kammerſecretär angeſtellt und endete hier am 19. März 1807 aus Schwermuth freiwillig ſein Leben, indem er ſich von einem Fenſter des dritten Stockwerkes hinab auf die Straße ſtürzte.

B. gab heraus:

Erzählungen und Gedichte. Göttingen, 1789.
Lebensſcenen. Halle, 1790.
Klopſtock's Meſſias, äſthetiſch beurtheilt. Breslau, 1797.
Der Zauberer Angelion. Berlin, 1798—1800. 2 Thle.
Natalis. Leipzig, 1800.
Robert. Halle, 1793—98. 4 Thle.
Pfeile des Witzes und der Laune. Halle, 1798.
Der neue weſtphäliſche Robinſon. Halle, 1799. 2 Thle.
Helios, der Titan. 2 Thle. Leipz. 1802—3.
Reiſe von Glogau nach Sorrent. Berlin, 1803—4. 3 Thle.
Das italieniſche Cabinet oder Merkwürdigkeiten von Rom und Neapel. Leipz. 1804.
Hilarion. Leipzig, 1804.
Abbadonnah. Leipz. 1804. 2 Thle.
Reiſen von Neapel in die umliegende Gegend. Berl. 1806.
Der deutſche Don Quixote. Leipz. 1806.
Geſchichte eines afrikaniſchen Affen, genannt Muley Haſſan, vormals Voltaire. Berlin, 1807.

Benkowitz's Sterben ging vorzüglich dahin, der Menge zu gefallen und dem Ton des Tages zu huldigen; er verſuchte ſich daher in faſt allen Gattungen und ſchrieb bald ſentimental, bald humoriſtiſch, bald in ſtrengſtem Ernſt, bald nur komiſch u. ſ. w. Daher fand er auch für kurze Zeit ein dankbares Publikum; da er jedoch ſchnell und oberflächlich arbeitete und gründlicher Tiefe wie treffenden Witzes ermangelte, ſo hat ihn keines ſeiner Werke überlebt. Gefällige Rede und eine gewiſſe Lebhaftigkeit der Darſtellung ſind ihm nicht abzuſprechen; weiter reichen indeß ſeine Verdienſte nicht, indem er ſelbſt nicht hinreichende Phantaſie und genug Wärme und Wahrheit des Gefühls beſaß, um einen mehr als gewöhnlichen Leſer zu feſſeln. — Das hier mitgetheilte Fragment einer Art von Autobiographie charakteriſirt ſeine Weiſe genügend und iſt nicht ganz ohne pſychologiſches Intereſſe.

Erinnerungen an die Freunde meines Lebens *).

Wenn man einige hundert Meilen von ſeinem Vaterlande entfernt iſt, wenn alles um uns her eine veränderte Geſtalt angenommen hat, wenn die Natur, die Menſchen, die Sitten ſich verwandelten, wenn man nur ſelten einen vaterländiſchen Genoſſen findet, der nicht mit verwandelt iſt, dann wird uns das, was uns ehemals theuer war, noch unendlich theurer, dann beginnt man, ſein Vaterland und die Menſchen darin mehr zu lieben, wie je, dann ſteigen, beſonders unſere ehemaligen Freunde, in einem ſehr reizenden Lichte vor der Seele auf.

Alles, was mir von den Jahren meiner Kindheit an, bis jetzt, theuer war, alles, zu welchem in meinem vorigen Leben meine Seele ſich hinneigte, iſt fern, ſehr fern von mir; ich bin unter einem fremden Himmel, unter fremden Menſchen, von denen ich nie etwas wußte, nie etwas vernahm. Noch hat ſich mein Herz nur wenig zu neuen Freundſchaftsbündniſſen geöffnet; aber um ſo theurer ſind mir die alten, und ich kann mir die Freude nicht verſagen, ſie noch einmal recht lebhaft in meine Seele zurückzurufen.

Vielleicht werde ich in meinem künftigen Leben nur wenige von meinen Freunden wiederſehen, vielleicht keinen; aber ich will wenigſtens noch einmal von ihnen und mit ihnen reden. Ich will ihnen aus weiter Entfernung, tief aus dem Süden Europas und vom Geſtade des mittelländiſchen Meers her ans Herz rufen, daß ihr Andenken noch lebendig und neu in meinem Herzen wohnt.

Der erſte Freund meiner Kindheit, als ich noch unbefangen im väterlichen Hauſe war, hieß Pape. Kaum, daß noch ein Schatten von ſeinem Bilde vor mir aufſteigen will; aber das entſinne ich mich noch genau, daß die Blattern einſt ſein Geſicht roth gefärbt hatten.

Ich verlebte mit ihm einige von den frühen roſenfarbenen Knabenjahren, und weiß nur das noch von unſerer Freundſchaft, daß ich ihn ſehr lieb hatte, und daß der erſte Seelenſchmerz, an den ich mich zu erinnern vermag, ſich meiner bemächtigte, als ich mich von ihm trennen mußte. Er ward in meiner Vaterſtadt, in Uelzen im Lüneburgiſchen, bei ſeinen Verwandten erzogen, und kam dann ohngefähr im zehnten Jahr, zu ſeiner Mutter nach Otterndorf im Lande Hadeln. Seit dieſer Zeit habe ich ihn nie wieder geſehen, nie etwas von ihm gehört. Ich erinnere mich bloß, daß ich in öffentlichen Blättern den Namen Pape als Schriftſteller erwähnt gefunden habe, aber ich weiß nicht, ob es mein Freund iſt.

Wenn du noch auf Erden walleſt, erſter Freund meiner Kindheit, wenn du dreißig Lebensjahre zurückzudenken vermagſt, ſo wirſt du dich erinnern, wie ich meine ganze kindiſche Beredſamkeit aufbot, dich bei mir zurückzubehalten, und wie alles umſonſt war. Ich weiß es noch, daß ich tief traurig über deinen Verluſt war, aber ich zweifle, daß dein Gefühl ganz dem meinigen glich; denn der Hinwegeilende leidet nicht ſo viel, als der Zurückbleibende.

Seitdem ſind unſere Lebensbäche in verſchiedenen Richtungen dahin gefloſſen, und haben ſich nie wieder berührt; aber ich ſehne mich, zu wiſſen, ob der deinige durch Blumenfelder dahin eilte, oder ob er auch durch Klippen und Dornengebüſche ſich durchdrängen mußte? Ach, auch dir wird das allgemeine Loos der Menſchen, das jedem ſeine Blumen und ſeine Dornen hinwirft, nicht vorübergegangen ſeyn.

Mir ging es nicht vorüber. Seit dem Schmerz, den ich bei der Trennung von dir empfand, habe ich noch oft den Schmerz getrennter Freundſchaft gefühlt, und nicht ihn allein; tauſend reizende Dornen habe ich unter den Blumen des Lebens gefunden, und vorzüglich in meinem letzten Lebensjahre, wo Krankheit des Körpers und der Seele mich wütend ergriff. Aber ich will hier nicht davon reden; nur was meine Freunde betrifft, ſoll jetzt bei mir vorüber gehen. O Trennung, Trennung!

Oft hing ich feſt an einem treuen Freund,
Du aber ſchlugſt in ſeine Bruſt die Klauen,
Und riſſeſt ihn, mit heißem Schmerz beweint,
Oft in das Grab, oft hin zu fernen Auen.

Der zweite Freund meiner Kindheit iſt nicht mir allein, ſondern auch vielen andern bekannt, mindeſtens dem Namen nach. Es iſt Veit Weber, der durch die Sagen der Vorzeit, ſo wie durch manche andere Schriften, ſo bekannt geworden iſt. Aber er heißt nicht Veit Weber. Dieß iſt nur ſein ſchriftſtelleriſcher Name; ſein wahrer Name iſt Philipp Leonhard Wächter, und unter dem

*) Aus: Helios, der Titan, oder Rom und Neapel von C. F. Benkowitz, erſtes Heft. Leipzig, 1802.

Bauer, Wilhelm, geb. 1. 6. 1884 in Marburg, Studium der Rechtswissenschaft in Marburg, Dr. jur. 1907, Referendar, Assessor, Amtsgerichtsrat in Marburg, Landgerichtsrat in Kassel, Oberlandesgerichtsrat in Kassel, Landgerichtsdirektor

Johannes Wilde, und Wolf Ferdinand Wagner, Beide Lehrer an der Bürgerschule zu Leipzig, Mitglieder der Deutschen Gesellschaft daselbst. Leipzig, 1838. Verlag von Friedrich Fleischer. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Der Inhalt ist sehr reich: Gedichte, Sprüche, Räthsel, Fabeln, Erzählungen, Lieder, Balladen, Romanzen, Legenden, Sagen, Märchen, Parabeln, Allegorien, Dialogen, Scenen, Charaden, Epigramme, Epitaphien, Epigraphien, Epistolen, Elegien, Idyllen, Oden, Hymnen, Dithyramben, Cantaten, Oratorien, Festspiele, Festreden, Toaste, Trinksprüche, Tischreden, Gesänge, Chöre, Recitative, Arien, Duette, Terzette, Quartette, Quintette, Sextette, Septette, Octette, Nonette, Decette, Undecette, Duodecette, Tredecette, Quattuordecette, Quindecette, Sexdecette, Septendecette, Octodecette, Novemdecette, Vigintette, Vigintiunette, Vigintibinette, Vigintitrinette, Vigintiquattuorette, Vigintiquindecette, Vigintisexdecette, Vigintiseptendecette, Vigintioctodecette, Vigintinovemdecette, Tricontette, Tricontiunette, Tricontibinette, Tricontitrinette, Tricontiquattuorette, Tricontiquindecette, Tricontisexdecette, Tricontiseptendecette, Tricontioctodecette, Tricontinovemdecette, Quadragintette, Quadragintiunette, Quadragintibinette, Quadragintitrinette, Quadragintiquattuorette, Quadragintiquindecette, Quadragintisexdecette, Quadragintiseptendecette, Quadragintioctodecette, Quadragintinovemdecette, Quinquagintette, Quinquagintiunette, Quinquagintibinette, Quinquagintitrinette, Quinquagintiquattuorette, Quinquagintiquindecette, Quinquagintisexdecette, Quinquagintiseptendecette, Quinquagintioctodecette, Quinquagintinovemdecette, Sexagintette, Sexagintiunette, Sexagintibinette, Sexagintitrinette, Sexagintiquattuorette, Sexagintiquindecette, Sexagintisexdecette, Sexagintiseptendecette, Sexagintioctodecette, Sexagintinovemdecette, Septuagintette, Septuagintiunette, Septuagintibinette, Septuagintitrinette, Septuagintiquattuorette, Septuagintiquindecette, Septuagintisexdecette, Septuagintiseptendecette, Septuagintioctodecette, Septuagintinovemdecette, Octogintette, Octogintiunette, Octogintibinette, Octogintitrinette, Octogintiquattuorette, Octogintiquindecette, Octogintisexdecette, Octogintiseptendecette, Octogintioctodecette, Octogintinovemdecette, Nonagintette, Nonagintiunette, Nonagintibinette, Nonagintitrinette, Nonagintiquattuorette, Nonagintiquindecette, Nonagintisexdecette, Nonagintiseptendecette, Nonagintioctodecette, Nonagintinovemdecette, Centette, Centiunette, Centibinette, Centitrinette, Centiquattuorette, Centiquindecette, Centisexdecette, Centiseptendecette, Centioctodecette, Centinovemdecette, Ducentette, Ducentiunette, Ducentibinette, Ducentitrinette, Ducentiquattuorette, Ducentiquindecette, Ducentisexdecette, Ducentiseptendecette, Ducentioctodecette, Ducentinovemdecette, Trecentette, Trecentiunette, Trecentibinette, Trecentitrinette, Trecentiquattuorette, Trecentiquindecette, Trecentisexdecette, Trecentiseptendecette, Trecentioctodecette, Trecentinovemdecette, Quadringentette, Quadringentiunette, Quadringentibinette, Quadringentitrinette, Quadringentiquattuorette, Quadringentiquindecette, Quadringentisexdecette, Quadringentiseptendecette, Quadringentioctodecette, Quadringentinovemdecette, Quingentette, Quingentiunette, Quingentibinette, Quingentitrinette, Quingentiquattuorette, Quingentiquindecette, Quingentisexdecette, Quingentiseptendecette, Quingentioctodecette, Quingentinovemdecette, Sexcentette, Sexcentiunette, Sexcentibinette, Sexcentitrinette, Sexcentiquattuorette, Sexcentiquindecette, Sexcentisexdecette, Sexcentiseptendecette, Sexcentioctodecette, Sexcentinovemdecette, Septingentette, Septingentiunette, Septingentibinette, Septingentitrinette, Septingentiquattuorette, Septingentiquindecette, Septingentisexdecette, Septingentiseptendecette, Septingentioctodecette, Septingentinovemdecette, Octingentette, Octingentiunette, Octingentibinette, Octingentitrinette, Octingentiquattuorette, Octingentiquindecette, Octingentisexdecette, Octingentiseptendecette, Octingentioctodecette, Octingentinovemdecette, Nongentette, Nongentiunette, Nongentibinette, Nongentitrinette, Nongentiquattuorette, Nongentiquindecette, Nongentisexdecette, Nongentiseptendecette, Nongentioctodecette, Nongentinovemdecette, Millette, Milliunette, Millibinette, Millitrinette, Milliquattuorette, Milliquindecette, Millisexdecette, Milliseptendecette, Millioctodecette, Millinovemdecette, Decillette, Decilliunette, Decillibinette, Decillitrinette, Decilliquattuorette, Decilliquindecette, Decillisexdecette, Decilliseptendecette, Decillioctodecette, Decillinovemdecette, Centillette, Centilliunette, Centillibinette, Centillitrinette, Centilliquattuorette, Centilliquindecette, Centillisexdecette, Centilliseptendecette, Centillioctodecette, Centillinovemdecette, Millecillette, Millecilliunette, Millecillibinette, Millecillitrinette, Millecilliquattuorette, Millecilliquindecette, Millecillisexdecette, Millecilliseptendecette, Millecillioctodecette, Millecillinovemdecette, Ducentillette, Ducentilliunette, Ducentillibinette, Ducentillitrinette, Ducentilliquattuorette, Ducentilliquindecette, Ducentillisexdecette, Ducentilliseptendecette, Ducentillioctodecette, Ducentillinovemdecette, Trecentillette, Trecentilliunette, Trecentillibinette, Trecentillitrinette, Trecentilliquattuorette, Trecentilliquindecette, Trecentillisexdecette, Trecentilliseptendecette, Trecentillioctodecette, Trecentillinovemdecette, Quadringentillette, Quadringentilliunette, Quadringentillibinette, Quadringentillitrinette, Quadringentilliquattuorette, Quadringentilliquindecette, Quadringentillisexdecette, Quadringentilliseptendecette, Quadringentillioctodecette, Quadringentillinovemdecette, Quingentillette, Quingentilliunette, Quingentillibinette, Quingentillitrinette, Quingentilliquattuorette, Quingentilliquindecette, Quingentillisexdecette, Quingentilliseptendecette, Quingentillioctodecette, Quingentillinovemdecette, Sexcentillette, Sexcentilliunette, Sexcentillibinette, Sexcentillitrinette, Sexcentilliquattuorette, Sexcentilliquindecette, Sexcentillisexdecette, Sexcentilliseptendecette, Sexcentillioctodecette, Sexcentillinovemdecette, Septingentillette, Septingentilliunette, Septingentillibinette, Septingentillitrinette, Septingentilliquattuorette, Septingentilliquindecette, Septingentillisexdecette, Septingentilliseptendecette, Septingentillioctodecette, Septingentillinovemdecette, Octingentillette, Octingentilliunette, Octingentillibinette, Octingentillitrinette, Octingentilliquattuorette, Octingentilliquindecette, Octingentillisexdecette, Octingentilliseptendecette, Octingentillioctodecette, Octingentillinovemdecette, Nongentillette, Nongentilliunette, Nongentillibinette, Nongentillitrinette, Nongentilliquattuorette, Nongentilliquindecette, Nongentillisexdecette, Nongentilliseptendecette, Nongentillioctodecette, Nongentillinovemdecette, Millillette, Millilliunette, Millillibinette, Millillitrinette, Millilliquattuorette, Millilliquindecette, Millillisexdecette, Millilliseptendecette, Millillioctodecette, Millillinovemdecette, Decillillette, Decillilliunette, Decillillibinette, Decillillitrinette, Decillilliquattuorette, Decillilliquindecette, Decillillisexdecette, Decillilliseptendecette, Decillillioctodecette, Decillillinovemdecette, Centillillette, Centillilliunette, Centillillibinette, Centillillitrinette, Centillilliquattuorette, Centillilliquindecette, Centillillisexdecette, Centillilliseptendecette, Centillillioctodecette, Centillillinovemdecette, Millecillillette, Millecillilliunette, Millecillillibinette, Millecillillitrinette, Millecillilliquattuorette, Millecillilliquindecette, Millecillillisexdecette, Millecillilliseptendecette, Millecillillioctodecette, Millecillillinovemdecette, Ducentillillette, Ducentillilliunette, Ducentillillibinette, Ducentillillitrinette, Ducentillilliquattuorette, Ducentillilliquindecette, Ducentillillisexdecette, Ducentillilliseptendecette, Ducentillillioctodecette, Ducentillillinovemdecette, Trecentillillette, Trecentillilliunette, Trecentillillibinette, Trecentillillitrinette, Trecentillilliquattuorette, Trecentillilliquindecette, Trecentillillisexdecette, Trecentillilliseptendecette, Trecentillillioctodecette, Trecentillillinovemdecette, Quadringentillillette, Quadringentillilliunette, Quadringentillillibinette, Quadringentillillitrinette, Quadringentillilliquattuorette, Quadringentillilliquindecette, Quadringentillillisexdecette, Quadringentillilliseptendecette, Quadringentillillioctodecette, Quadringentillillinovemdecette, Quingentillillette, Quingentillilliunette, Quingentillillibinette, Quingentillillitrinette, Quingentillilliquattuorette, Quingentillilliquindecette, Quingentillillisexdecette, Quingentillilliseptendecette, Quingentillillioctodecette, Quingentillillinovemdecette, Sexcentillillette, Sexcentillilliunette, Sexcentillillibinette, Sexcentillillitrinette, Sexcentillilliquattuorette, Sexcentillilliquindecette, Sexcentillillisexdecette, Sexcentillilliseptendecette, Sexcentillillioctodecette, Sexcentillillinovemdecette, Septingentillillette, Septingentillilliunette, Septingentillillibinette, Septingentillillitrinette, Septingentillilliquattuorette, Septingentillilliquindecette, Septingentillillisexdecette, Septingentillilliseptendecette, Septingentillillioctodecette, Septingentillillinovemdecette, Octingentillillette, Octingentillilliunette, Octingentillillibinette, Octingentillillitrinette, Octingentillilliquattuorette, Octingentillilliquindecette, Octingentillillisexdecette, Octingentillilliseptendecette, Octingentillillioctodecette, Octingentillillinovemdecette, Nongentillillette, Nongentillilliunette, Nongentillillibinette, Nongentillillitrinette, Nongentillilliquattuorette, Nongentillilliquindecette, Nongentillillisexdecette, Nongentillilliseptendecette, Nongentillillioctodecette, Nongentillillinovemdecette, Millillillette, Millillilliunette, Millillillibinette, Millillillitrinette, Millillilliquattuorette, Millillilliquindecette, Millillillisexdecette, Millillilliseptendecette, Millillillioctodecette, Millillillinovemdecette, Decillillillette, Decillillilliunette, Decillillillibinette, Decillillillitrinette, Decillillilliquattuorette, Decillillilliquindecette, Decillillillisexdecette, Decillillilliseptendecette, Decillillillioctodecette, Decillillillinovemdecette, Centillillillette, Centillillilliunette, Centillillillibinette, Centillillillitrinette, Centillillilliquattuorette, Centillillilliquindecette, Centillillillisexdecette, Centillillilliseptendecette, Centillillillioctodecette, Centillillillinovemdecette, Millecillillillette, Millecillillilliunette, Millecillillillibinette, Millecillillillitrinette, Millecillillilliquattuorette, Millecillillilliquindecette, Millecillillillisexdecette, Millecillillilliseptendecette, Millecillillillioctodecette, Millecillillillinovemdecette, Ducentillillillette, Ducentillillilliunette, Ducentillillillibinette, Ducentillillillitrinette, Ducentillillilliquattuorette, Ducentillillilliquindecette, Ducentillillillisexdecette, Ducentillillilliseptendecette, Ducentillillillioctodecette, Ducentillillillinovemdecette, Trecentillillillette, Trecentillillilliunette, Trecentillillillibinette, Trecentillillillitrinette, Trecentillillilliquattuorette, Trecentillillilliquindecette, Trecentillillillisexdecette, Trecentillillilliseptendecette, Trecentillillillioctodecette, Trecentillillillinovemdecette, Quadringentillillillette, Quadringentillillilliunette, Quadringentillillillibinette, Quadringentillillillitrinette, Quadringentillillilliquattuorette, Quadringentillillilliquindecette, Quadringentillillillisexdecette, Quadringentillillilliseptendecette, Quadringentillillillioctodecette, Quadringentillillillinovemdecette, Quingentillillillette, Quingentillillilliunette, Quingentillillillibinette, Quingentillillillitrinette, Quingentillillilliquattuorette, Quingentillillilliquindecette, Quingentillillillisexdecette, Quingentillillilliseptendecette, Quingentillillillioctodecette, Quingentillillillinovemdecette, Sexcentillillillette, Sexcentillillilliunette, Sexcentillillillibinette, Sexcentillillillitrinette, Sexcentillillilliquattuorette, Sexcentillillilliquindecette, Sexcentillillillisexdecette, Sexcentillillilliseptendecette, Sexcentillillillioctodecette, Sexcentillillillinovemdecette, Septingentillillillette, Septingentillillilliunette, Septingentillillillibinette, Septingentillillillitrinette, Septingentillillilliquattuorette, Septingentillillilliquindecette, Septingentillillillisexdecette, Septingentillillilliseptendecette, Septingentillillillioctodecette, Septingentillillillinovemdecette, Octingentillillillette, Octingentillillilliunette, Octingentillillillibinette, Octingentillillillitrinette, Octingentillillilliquattuorette, Octingentillillilliquindecette, Octingentillillillisexdecette, Octingentillillilliseptendecette, Octingentillillillioctodecette, Octingentillillillinovemdecette, Nongentillillillette, Nongentillillilliunette, Nongentillillillibinette, Nongentillillillitrinette, Nongentillillilliquattuorette, Nongentillillilliquindecette, Nongentillillillisexdecette, Nongentillillilliseptendecette, Nongentillillillioctodecette, Nongentillillillinovemdecette, Millillillillette, Millillillilliunette, Millillillillibinette, Millillillillitrinette, Millillillilliquattuorette, Millillillilliquindecette, Millillillillisexdecette, Millillillilliseptendecette, Millillillillioctodecette, Millillillillinovemdecette, Decillillillillette, Decillillillilliunette, Decillillillillibinette, Decillillillillitrinette, Decillillillilliquattuorette, Decillillillilliquindecette, Decillillillillisexdecette, Decillillillilliseptendecette, Decillillillillioctodecette, Decillillillillinovemdecette, Centillillillillette, Centillillillilliunette, Centillillillillibinette, Centillillillillitrinette, Centillillillilliquattuorette, Centillillillilliquindecette, Centillillillillisexdecette, Centillillillilliseptendecette, Centillillillillioctodecette, Centillillillillinovemdecette, Millecillillillillette, Millecillillillilliunette, Millecillillillillibinette, Millecillillillillitrinette, Millecillillillilliquattuorette, Millecillillillilliquindecette, Millecillillillillisexdecette, Millecillillillilliseptendecette, Millecillillillillioctodecette, Millecillillillillinovemdecette, Ducentillillillillette, Ducentillillillilliunette, Ducentillillillillibinette, Ducentillillillillitrinette, Ducentillillillilliquattuorette, Ducentillillillilliquindecette, Ducentillillillillisexdecette, Ducentillillillilliseptendecette, Ducentillillillillioctodecette, Ducentillillillillinovemdecette, Trecentillillillillette, Trecentillillillilliunette, Trecentillillillillibinette, Trecentillillillillitrinette, Trecentillillillilliquattuorette, Trecentillillillilliquindecette, Trecentillillillillisexdecette, Trecentillillillilliseptendecette, Trecentillillillillioctodecette, Trecentillillillillinovemdecette, Quadringentillillillillette, Quadringentillillillilliunette, Quadringentillillillillibinette, Quadringentillillillillitrinette, Quadringentillillillilliquattuorette, Quadringentillillillilliquindecette, Quadringentillillillillisexdecette, Quadringentillillillilliseptendecette, Quadringentillillillillioctodecette, Quadringentillillillillinovemdecette, Quingentillillillillette, Quingentillillillilliunette, Quingentillillillillibinette, Quingentillillillillitrinette, Quingentillillillilliquattuorette, Quingentillillillilliquindecette, Quingentillillillillisexdecette, Quingentillillillilliseptendecette, Quingentillillillillioctodecette, Quingentillillillillinovemdecette, Sexcentillillillillette, Sexcentillillillilliunette, Sexcentillillillillibinette, Sexcentillillillillitrinette, Sexcentillillillilliquattuorette, Sexcentillillillilliquindecette, Sexcentillillillillisexdecette, Sexcentillillillilliseptendecette, Sexcentillillillillioctodecette, Sexcentillillillillinovemdecette, Septingentillillillillette, Septingentillillillilliunette, Septingentillillillillibinette, Septingentillillillillitrinette, Septingentillillillilliquattuorette, Septingentillillillilliquindecette, Septingentillillillillisexdecette, Septingentillillillilliseptendecette, Septingentillillillillioctodecette, Septingentillillillillinovemdecette, Octingentillillillillette, Octingentillillillilliunette, Octingentillillillillibinette, Octingentillillillillitrinette, Octingentillillillilliquattuorette, Octingentillillillilliquindecette, Octingentillillillillisexdecette, Octingentillillillilliseptendecette, Octingentillillillillioctodecette, Octingentillillillillinovemdecette, Nongentillillillillette, Nongentillillillilliunette, Nongentillillillillibinette, Nongentillillillillitrinette, Nongentillillillilliquattuorette, Nongentillillillilliquindecette, Nongentillillillillisexdecette, Nongentillillillilliseptendecette, Nongentillillillillioctodecette, Nongentillillillillinovemdecette, Millillillillillette, Millillillillilliunette, Millillillillillibinette, Millillillillillitrinette, Millillillillilliquattuorette, Millillillillilliquindecette, Millillillillillisexdecette, Millillillillilliseptendecette, Millillillillillioctodecette, Millillillillillinovemdecette, Decillillillillillette, Decillillillillilliunette, Decillillillillillibinette, Decillillillillillitrinette, Decillillillillilliquattuorette, Decillillillillilliquindecette, Decillillillillillisexdecette, Decillillillillilliseptendecette, Decillillillillillioctodecette, Decillillillillillinovemdecette, Centillillillillillette, Centillillillillilliunette, Centillillillillillibinette, Centillillillillillitrinette, Centillillillillilliquattuorette, Centillillillillilliquindecette, Centillillillillillisexdecette, Centillillillillilliseptendecette, Centillillillillillioctodecette, Centillillillillillinovemdecette, Millecillillillillillette, Millecillillillillilliunette, Millecillillillillillibinette, Millecillillillillillitrinette, Millecillillillillilliquattuorette, Millecillillillillilliquindecette, Millecillillillillillisexdecette, Millecillillillillilliseptendecette, Millecillillillillillioctodecette, Millecillillillillillinovemdecette, Ducentillillillillillette, Ducentillillillillilliunette, Ducentillillillillillibinette, Ducentillillillillillitrinette, Ducentillillillillilliquattuorette, Ducentillillillillilliquindecette, Ducentillillillillillisexdecette, Ducentillillillillilliseptendecette, Ducentillillillillillioctodecette, Ducentillillillillillinovemdecette, Trecentillillillillillette, Trecentillillillillilliunette, Trecentillillillillillibinette, Trecentillillillillillitrinette, Trecentillillillillilliquattuorette, Trecentillillillillilliquindecette, Trecentillillillillillisexdecette, Trecentillillillillilliseptendecette, Trecentillillillillillioctodecette, Trecentillillillillillinovemdecette, Quadringentillillillillillette, Quadringentillillillillilliunette, Quadringentillillillillillibinette, Quadringentillillillillillitrinette, Quadringentillillillillilliquattuorette, Quadringentillillillillilliquindecette, Quadringentillillillillillisexdecette, Quadringentillillillillilliseptendecette, Quadringentillillillillillioctodecette, Quadringentillillillillillinovemdecette, Quingentillillillillillette, Quingentillillillillilliunette, Quingentillillillillillibinette, Quingentillillillillillitrinette, Quingentillillillillilliquattuorette, Quingentillillillillilliquindecette, Quingentillillillillillisexdecette, Quingentillillillillilliseptendecette, Quingentillillillillillioctodecette, Quingentillillillillillinovemdecette, Sexcentillillillillillette, Sexcentillillillillilliunette, Sexcentillillillillillibinette, Sexcentillillillillillitrinette, Sexcentillillillillilliquattuorette, Sexcentillillillillilliquindecette, Sexcentillillillillillisexdecette, Sexcentillillillillilliseptendecette, Sexcentillillillillillioctodecette, Sexcentillillillillillinovemdecette, Septingentillillillillillette, Septingentillillillillilliunette, Septingentillillillillillibinette, Septingentillillillillillitrinette, Septingentillillillillilliquattuorette, Septingentillillillillilliquindecette, Septingentillillillillillisexdecette, Septingentillillillillilliseptendecette, Septingentillillillillillioctodecette, Septingentillillillillillinovemdecette, Octingentillillillillillette, Octingentillillillillilliunette, Octingentillillillillillibinette, Octingentillillillillillitrinette, Octingentillillillillilliquattuorette, Octingentillillillillilliquindecette, Octingentillillillillillisexdecette, Octingentillillillillilliseptendecette, Octingentillillillillillioctodecette, Octingentillillillillillinovemdecette, Nongentillillillillillette, Nongentillillillillilliunette, Nongentillillillillillibinette, Nongentillillillillillitrinette, Nongentillillillillilliquattuorette, Nongentillillillillilliquindecette, Nongentillillillillillisexdecette, Nongentillillillillilliseptendecette, Nongentillillillillillioctodecette, Nongentillillillillillinovemdecette, Millillillillillillette, Millillillillillilliunette, Millillillillillillibinette, Millillillillillillitrinette, Millillillillillilliquattuorette, Millillillillillilliquindecette, Millillillillillillisexdecette, Millillillillillilliseptendecette, Millillillillillillioctodecette, Millillillillillillinovemdecette, Decillillillillillillette, Decillillillillillilliunette, Decillillillillillillibinette, Decillillillillillillitrinette, Decillillillillillilliquattuorette, Decillillillillillilliquindecette, Decillillillillillillisexdecette, Decillillillillillilliseptendecette, Decillillillillillillioctodecette, Decillillillillillillinovemdecette, Centillillillillillillette, Centillillillillillilliunette, Centillillillillillillibinette, Centillillillillillillitrinette, Centillillillillillilliquattuorette, Centillillillillillilliquindecette, Centillillillillillillisexdecette, Centillillillillillilliseptendecette, Centillillillillillillioctodecette, Centillillillillillillinovemdecette, Millecillillillillillillette, Millecillillillillillilliunette, Millecillillillillillillibinette, Millecillillillillillillitrinette, Millecillillillillillilliquattuorette, Millecillillillillillilliquindecette, Millecillillillillillillisexdecette, Millecillillillillillilliseptendecette, Millecillillillillillillioctodecette, Millecillillillillillillinovemdecette, Ducentillillillillillillette, Ducentillillillillillilliunette, Ducentillillillillillillibinette, Ducentillillillillillillitrinette, Ducentillillillillillilliquattuorette, Ducentillillillillillilliquindecette, Ducentillillillillillillisexdecette, Ducentillillillillillilliseptendecette, Ducentillillillillillillioctodecette, Ducentillillillillillillinovemdecette, Trecentillillillillillillette, Trecentillillillillillilliunette, Trecentillillillillillillibinette, Trecentillillillillillillitrinette, Trecentillillillillillilliquattuorette, Trecentillillillillillilliquindecette, Trecentillillillillillillisexdecette, Trecentillillillillillilliseptendecette, Trecentillillillillillillioctodecette, Trecentillillillillillillinovemdecette, Quadringentillillillillillillette, Quadringentillillillillillilliunette, Quadringentillillillillillillibinette, Quadringentillillillillillillitrinette, Quadringentillillillillillilliquattuorette, Quadringentillillillillillilliquindecette, Quadringentillillillillillillisexdecette, Quadringentillillillillillilliseptendecette, Quadringentillillillillillillioctodecette, Quadringentillillillillillillinovemdecette, Quingentillillillillillillette, Quingentillillillillillilliunette, Quingentillillillillillillibinette, Quingentillillillillillillitrinette, Quingentillillillillillilliquattuorette, Quingentillillillillillilliquindecette, Quingentillillillillillillisexdecette, Quingentillillillillillilliseptendecette, Quingentillillillillillillioctodecette, Quingentillillillillillillinovemdecette, Sexcentillillillillillillette, Sexcentillillillillillilliunette, Sexcentillillillillillillibinette, Sexcentillillillillillillitrinette, Sexcentillillillillillilliquattuorette, Sexcentillillillillillilliquindecette, Sexcentillillillillillillisexdecette, Sexcentillillillillillilliseptendecette, Sexcentillillillillillillioctodecette, Sexcentillillillillillillinovemdecette, Septingentillillillillillillette, Septingentillillillillillilliunette, Septingentillillillillillillibinette, Septingentillillillillillillitrinette, Septingentillillillillillilliquattuorette, Septingentillillillillillilliquindecette, Septingentillillillillillillisexdecette, Septingentillillillillillilliseptendecette, Septingentillillillillillillioctodecette, Septingentillillillillillillinovemdecette, Octingentillillillillillillette, Octingentillillillillillilliunette, Octingentillillillillillillibinette, Octingentillillillillillillitrinette, Octingentillillillillillilliquattuorette, Octingentillillillillillilliquindecette, Octingentillillillillillillisexdecette, Octingentillillillillillilliseptendecette, Octingentillillillillillillioctodecette, Octingentillillillillillillinovemdecette, Nongentillillillillillillette, Nongentillillillillillilliunette, Nongentillillillillillillibinette, Nongentillillillillillillitrinette, Nongentillillillillillilliquattuorette, Nongentillillillillillilliquindecette, Nongentillillillillillillisexdecette, Nongentillillillillillilliseptendecette, Nongentillillillillillillioctodecette, Nongentillillillillillillinovemdecette, Millillillillillillillette, Millillillillillillilliunette, Millillillillillillillibinette, Millillillillillillillitrinette, Millillillillillillilliquattuorette, Millillillillillillilliquindecette, Millillillillillillillisexdecette, Millillillillillillilliseptendecette, Millillillillillillillioctodecette, Millillillillillillillinovemdecette, Decillillillillillillillette, Decillillillillillillilliunette, Decillillillillillillillibinette, Decillillillillillillillitrinette, Decillillillillillillilliquattuorette, Decillillillillillillilliquindecette, Decillillillillillillillisexdecette, Decillillillillillillilliseptendecette, Decillillillillillillillioctodecette, Decillillillillillillillinovemdecette, Centillillillillillillillette, Centillillillillillillilliunette, Centillillillillillillillibinette, Centillillillillillillillitrinette, Centillillillillillillilliquattuorette, Centillillillillillillilliquindecette, Centillillillillillillillisexdecette, Centillillillillillillilliseptendecette, Centillillillillillillillioctodecette, Centillillillillillillillinovemdecette, Millecillillillillillillillette, Millecillillillillillillilliunette, Millecillillillillillillillibinette, Millecillillillillillillillitrinette, Millecillillillillillillilliquattuorette, Millecillillillillillillilliquindecette, Millecillillillillillillillisexdecette, Millecillillillillillillilliseptendecette, Millecillillillillillillillioctodecette, Millecillillillillillillillinovemdecette, Ducentillillillillillillillette, Ducentillillillillillillilliunette, Ducentillillillillillillillibinette, Ducentillillillillillillillitrinette, Ducentillillillillillillilliquattuorette, Ducentillillillillillillilliquindecette, Ducentillillillillillillillisexdecette, Ducentillillillillillillilliseptendecette, Ducentillillillillillillillioctodecette, Ducentillillillillillillillinovemdecette, Trecentillillillillillillillette, Trecentillillillillillillilliunette, Trecentillillillillillillillibinette, Trecentillillillillillillillitrinette, Trecentillillillillillillilliquattuorette, Trecentillillillillillillilliquindecette, Trecentillillillillillillillisexdecette, Trecentillillillillillillilliseptendecette, Trecentillillillillillillillioctodecette, Trecentillillillillillillillinovemdecette, Quadringentillillillillillillillette, Quadringentillillillillillillilliunette, Quadringentillillillillillillillibinette, Quadringentillillillillillillillitrinette, Quadringentillillillillillillilliquattuorette, Quadringentillillillillillillilliquindecette, Quadringentillillillillillillillisexdecette, Quadringentillillillillillillilliseptendecette, Quadringentillillillillillillillioctodecette, Quadringentillillillillillillillinovemdecette, Quingentillillillillillillillette, Quingentillillillillillillilliunette, Quingentillillillillillillillibinette, Quingentillillillillillillillitrinette, Quingentillillillillillillilliquattuorette, Quingentillillillillillillilliquindecette, Quingentillillillillillillillisexdecette, Quingentillillillillillillilliseptendecette, Quingentillillillillillillillioctodecette, Quingentillillillillillillillinovemdecette, Sexcentillillillillillillillette, Sexcentillillillillillillilliunette, Sexcentillillillillillillillibinette, Sexcentillillillillillillillitrinette, Sexcentillillillillillillilliquattuorette, Sexcentillillillillillillilliquindecette, Sexcentillillillillillillillisexdecette, Sexcentillillillillillillilliseptendecette, Sexcentillillillillillillillioctodecette, Sexcentillillillillillillillinovemdecette, Septingentillillillillillillillette, Septingentillillillillillillilliunette, Septingentillillillillillillillibinette, Septingentillillillillillillillitrinette, Septingentillillillillillillilliquattuorette, Septingentillillillillillillilliquindecette, Septingentillillillillillillillisexdecette, Septingentillillillillillillilliseptendecette, Septingentillillillillillillillioctodecette, Septingentillillillillillillillinovemdecette, Octingentillillillillillillillette, Octingentillillillillillillilliunette, Octingentillillillillillillillibinette, Octingentillillillillillillillitrinette, Octingentillillillillillillilliquattuorette, Octingentillillillillillillilliquindecette, Octingentillillillillillillillisexdecette, Octingentillillillillillillilliseptendecette, Octingentillillillillillillillioctodecette, Octingentillillillillillillillinovemdecette, Nongentillillillillillillillette, Nongentillillillillillillilliunette, Nongentillillillillillillillibinette, Nongentillillillillillillillitrinette, Nongentillillillillillillilliquattuorette, Nongentillillillillillillilliquindecette, Nongentillillillillillillillisexdecette, Nongentillillillillillillilliseptendecette, Nongentillillillillillillillioctodecette, Nongentillillillillillillillinovemdecette, Millillillillillillillillette, Millillillillillillillilliunette, Millillillillillillillillibinette, Millillillillillillillillitrinette, Millillillillillillillilliquattuorette, Millillillillillillillilliquindecette, Millillillillillillillillisexdecette, Millillillillillillillilliseptendecette, Millillillillillillillillioctodecette, Millillillillillillillillinovemdecette, Decillillillillillillillillette, Decillillillillillillillilliunette, Decillillillillillillillillibinette, Decillillillillillillillillitrinette, Decillillillillillillillilliquattuorette, Decillillillillillillillilliquindecette, Decillillillillillillillillisexdecette, Decillillillillillillillilliseptendecette, Decillillillillillillillillioctodecette, Decillillillillillillillillinovemdecette, Centillillillillillillillillette, Centillillillillillillillilliunette, Centillillillillillillillillibinette, Centillillillillillillillillitrinette, Centillillillillillillillilliquattuorette, Centillillillillillillillilliquindecette, Centillillillillillillillillisexdecette, Centillillillillillillillilliseptendecette, Centillillillillillillillillioctodecette, Centillillillillillillillillinovemdecette, Millecillillillillillillillillette, Millecillillillillillillillilliunette, Millecillillillillillillillillibinette, Millecillillillillillillillillitrinette, Millecillillillillillillillilliquattuorette, Millecillillillillillillillilliquindecette, Millecillillillillillillillillisexdecette, Millecillillillillillillillilliseptendecette, Millecillillillillillillillillioctodecette, Millecillillillillillillillillinovemdecette, Ducentillillillillillillillillette, Ducentillillillillillillillilliunette, Ducentillillillillillillillillibinette, Ducentillillillillillillillillitrinette, Ducentillillillillillillillilliquattuorette, Ducentillillillillillillillilliquindecette, Ducentillillillillillillillillisexdecette, Ducentillillillillillillillilliseptendecette, Ducentillillillillillillillillioctodecette, Ducentillillillillillillillillinovemdecette, Trecentillillillillillillillillette, Trecentillillillillillillillilliunette, Trecentillillillillillillillillibinette, Trecentillillillillillillillillitrinette, Trecentillillillillillillillilliquattuorette, Trecentillillillillillillillilliquindecette, Trecentillillillillillillillillisexdecette, Trecentillillillillillillillilliseptendecette, Trecentillillillillillillillillioctodecette, Trecentillillillillillillillillinovemdecette, Quadringentillillillillillillillillette, Quadringentillillillillillillillilliunette, Quadringentillillillillillillillillibinette, Quadringentillillillillillillillillitrinette, Quadringentillillillillillillillilliquattuorette, Quadringentillillillillillillillilliquindecette, Quadringentillillillillillillillillisexdecette, Quadringentillillillillillillillilliseptendecette, Quadringentillillillillillillillillioctodecette, Quadringentillillillillillillillillinovemdecette, Quingentillillillillillillillillette, Quingentillillillillillillillilliunette, Quingentillillillillillillillillibinette, Quingentillillillillillillillillitrinette, Quingentillillillillillillillilliquattuorette, Quingentillillillillillillillilliquindecette, Quingentillillillillillillillillisexdecette, Quingentillillillillillillillilliseptendecette, Quingentillillillillillillillillioctodecette, Quingentillillillillillillillillinovemdecette, Sexcentillillillillillillillillette, Sexcentillillillillillillillilliunette, Sexcentillillillillillillillillibinette, Sexcentillillillillillillillillitrinette, Sexcentillillillillillillillilliquattuorette, Sexcentillillillillillillillilliquindecette, Sexcentillillillillillillillillisexdecette, Sexcentillillillillillillillilliseptendecette, Sexcentillillillillillillillillioctodecette, Sexcentillillillillillillillillinovemdecette, Septingentillillillillillillillillette, Septingentillillillillillillillilliunette, Septingentillillillillillillillillibinette, Septingentillillillillillillillillitrinette, Septingentillillillillillillillilliquattuorette, Septingentillillillillillillillilliquindecette, Septingentillillillillillillillillisexdecette, Septingentillillillillillillillilliseptendecette, Septingentillillillillillillillillioctodecette, Septingentillillillillillillillillinovemdecette, Octingentillillillillillillillillette, Octingentillillillillillillillilliunette, Octingentillillillillillillillillibinette, Octingentillillillillillillillillitrinette, Octingentillillillillillillillilliquattuorette, Octingentillillillillillillillilliquindecette, Octingentillillillillillillillillisexdecette, Octingentillillillillillillillilliseptendecette, Octingentillillillillillillillillioctodecette, Octingentillillillillillillillillinovemdecette, Nongentillillillillillillillillette, Nongentillillillillillillillilliunette, Nongentillillillillillillillillibinette, Nongentillillillillillillillillitrinette, Nongentillillillillillillillilliquattuorette, Nongentillillillillillillillilliquindecette, Nongentillillillillillillillillisexdecette, Nongentillillillillillillillilliseptendecette, Nongentillillillillillillillillioctodecette, Nongentillillillillillillillillinovemdecette, Millillillillillillillillillette, Millillillillillillillillilliunette, Millillillillillillillillillibinette, Millillillillillillillillillitrinette, Millillillillillillillillilliquattuorette, Millillillillillillillillilliquindecette, Millillillillillillillillillisexdecette, Millillillillillillillillilliseptendecette, Millillillillillillillillillioctodecette, Millillillillillillillillillinovemdecette, Decillillillillillillillillillette, Decillillillillillillillillilliunette, Decillillillillillillillillillibinette, Decillillillillillillillillillitrinette, Decillillillillillillillillilliquattuorette, Decillillillillillillillillilliquindecette, Decillillillillillillillillillisexdecette, Decillillillillillillillillilliseptendecette, Decillillillillillillillillillioctodecette, Decillillillillillillillillillinovemdecette, Centillillillillillillillillillette, Centillillillillillillillillilliunette, Centillillillillillillillillillibinette, Centillillillillillillillillillitrinette, Centillillillillillillillillilliquattuorette, Centillillillillillillillillilliquindecette, Centillillillillillillillillillisexdecette, Centillillillillillillillillilliseptendecette, Centillillillillillillillillillioctodecette, Centillillillillillillillillillinovemdecette, Millecillillillillillillillillillette, Millecillillillillillillillillilliunette, Millecillillillillillillillillillibinette, Millecillillillillillillillillillitrinette, Millecillillillillillillillillilliquattuorette, Millecillillillillillillillillilliquindecette, Millecillillillillillillillillillisexdecette, Millecillillillillillillillillilliseptendecette, Millecillillillillillillillillillioctodecette, Millecillillillillillillillillillinovemdecette, Ducentillillillillillillillillillette, Ducentillillillillillillillillilliunette, Ducentillillillillillillillillillibinette, Ducentillillillillillillillillillitrinette, Ducentillillillillillillillillilliquattuorette, Ducentillillillillillillillillilliquindecette, Ducentillillillillillillillillillisexdecette, Ducentillillillillillillillillilliseptendecette, Ducentillillillillillillillillillioctodecette, Ducentillillillillillillillillillinovemdecette, Trecentillillillillillillillillillette, Trecentillillillillillillillillilliunette, Trecentillillillillillillillillillibinette, Trecentillillillillillillillillillitrinette, Trecentillillillillillillillillilliquattuorette, Trecentillillillillillillillillilliquindecette, Trecentillillillillillillillillillisexdecette, Trecentillillillillillillillillilliseptendecette, Trecentillillillillillill

Der Sieger war der Oberleutnant Freiherr Hiller von Gaertringen auf Fuchs, der 1 Punkt Strafe hatte. Zweiter wurde Leutnant Graf Schwerin auf Fuchs, der 2 Punkte Strafe hatte, Dritter Leutnant Graf Schwerin auf Rappe, der 3 Punkte Strafe hatte.

Das Jagdrennen für Offiziere (Herrenreiten) über 4000 Meter, das 12 Hindernisse aufwies, hatte 5 Nennungen. Es siegte Leutnant Graf Schwerin auf Rappe, der 3 Punkte Strafe hatte, Zweiter wurde Leutnant Graf Schwerin auf Fuchs, der 4 Punkte Strafe hatte, Dritter Leutnant Graf Schwerin auf Schimmel, der 5

Mutter auf der Bank, Anna Lena, ihre Schwester, Christ. Lena, Anna Lena, Anna Lena, Anna

Bald nimmſt du auch, ich ſeh dein Schreckenbild
Von weitem ſchon, die traulichen Geſpielen
Der Jünglingsjahre mir, und furchtbar wild
Wirſt du die Bruſt mit neuem Schmerz durchwühlen.

Hier iſt ein Kreis von Freunden feſt vereint:
Ein Hauch wird ihn wie herbſtlich Laub verwehen.
Viel ſind der Thränen, die die Trennung weint,
Ich habe ſie oft zahllos fließen ſehen.

Wahrlich die Trennung von meinen akademiſchen Freunden hat mich viel Thränen gekoſtet, und noch lange nachher ein melancholiſches Gefühl in mir zurückgelaſſen.

Ich komme zu den ſpätern Jahren meines Lebens, zu meinem Aufenthalt in Breslau, und ſogleich ſteigt dein Bild, Theodor Bizthum von Eckſtädt, in einem angenehmen Licht vor mir auf. Nur ein einziges Jahr habe ich deiner genoſſen, aber die Trennung von dir iſt mir unbeſchreiblich ſchwer geworden. Dein treffliches, gefühlvolles Herz, das gleichſam ein Familiengeſchenk iſt, deine zärtliche Theilnahme an anderer Schickſal, deine mitleidsvolle Seele, deine vertrauliche Geſprächigkeit, alles dieß hat dich mir ſo theuer gemacht, obwohl wir an Jahren ſehr verſchieden ſind, daß ich dich nie vergeſſen werde.

Ich geſtehe gern, daß ich mit dieſem Freunde die Jahre meines Lebens hinbringen möchte; aber dieß iſt ein vergeblicher Wunſch. Wer weiß, ob ich ihn je nur wiederſehen werde. Als ich das letzte Schreiben von ihm erhielt, war er auf der Univerſität in Erlangen, und wird wahrſcheinlich in der Mitte von Deutſchland ſeine Beſtimmung finden.

Durch ihn ward ich mit dem Hofrath Bach, dem Director der Zeichenſchule in Breslau bekannt, und ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe, ſeine richtigen Urtheile in der Kunſt, ſeine angenehmen geſellſchaftlichen Talente feſſelten mich bald an ihn, zumal da ich immer eine große Vorliebe für Malerei und Bildhauerkunſt gehabt hatte. Da wir uns zur Herausgabe des Torſo mit einander verbanden, ſo ward unſer Umgang dadurch noch enger, und ich verdanke ihm viele angenehme Stunden. Meine Freude würde groß ſeyn, könnte ich mit ihm die Schätze des Alterthums und der neuern Kunſt, die in Neapel ſind, genießen; denn er beſitzt ein äußerſt lebhaftes Gefühl für Schönheiten dieſer Art, und iſt in den Geiſt derſelben eingedrungen.

Ich hatte das Glück, noch einen andern Mann in Breslau, der in der gelehrten Welt ſehr bekannt iſt, meinen Freund zu nennen, den Profeſſor Fülleborn, und manchen reizenden Abend, manchen ſchönen Morgen habe ich in ſeiner angenehmen Geſellſchaft genoſſen. Es hat etwas Erhebendes, mit einem weitſchauenden Geiſt, den man verſteht, und von dem man verſtanden wird, über die Dinge der ſublunariſchen Welt zu urtheilen, über das Große und das Kleine, das Wahre und das Falſche, das Gute und den Unfug. Es bot ſich auch in Breslau Gelegenheit genug dar, uns hierüber zu ergießen; und in Neapel, in dieſer neuen Welt, wie weit mehr würde ſich darbieten! O dieſem Freunde, der auch durch lange Geiſtesarbeiten viel gelitten hat, wünſchte ich herzlich, daß er unter Welſchlands reinerem Himmel ſich zu erholen vermöchte. Er iſt deſſen in vielen Rückſichten ſo würdig, und die Welt würde dadurch gewinnen.

Dich, braver, biedrer, denkender Zimmermann, fand ich nur, um dich, als wir uns nun eben kannten, als wir eben gefühlt hatten, daß wir für einander ſtimmten, wieder zu verlieren. Wir begegneten uns auf dem Wege des Lebens, lächelten uns an, und mußten vorübergehen. Aber dies Anlächeln hat mindeſtens in mir einen bleibenden Eindruck zurückzulaſſen, und unter den vielen Theuren, die ich in Deutſchland betraure, iſt auch dein Andenken ſehr lebendig in mir.

Ich darf den Literatoren nicht ſagen, daß dieſer Mann ſich durch die Beiträge zur Beſchreibung von Schleſien, und durch einige andere ſtatiſtiſche Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hat.

Ich komme zu meinem Aufenthalt in Glogau, zu den Jahren, die mir am nächſten ſind. Aber von einem ſo neu verfloſſenen Zeitraume, von noch ungeendigten Verhältniſſen läßt ſich nur wenig reden. Dennoch kann ich mir einige angenehme Erinnerungen nicht verſagen.

Gleich von meiner Ankunft in dieſer Stadt an fand ich eine ſo freundſchaftliche Aufnahme in dem Hauſe des Canzleidirectors Kuhn, daß das Andenken davon mir immer noch angenehm vorſchwebt, und wer dies Haus kennt, wird es wiſſen, wie wohl einem unter den biedern und edeldenkenden Bewohnern deſſelben ſeyn kann.

Von Biberſtein, unſere Laufbahn war weit entfernt, aber unſere Denkungsart grenzte nahe aneinander. Es iſt wahr geworden, wovon wir oft redeten; aber meine Achtung und Freundſchaft iſt auch in der Entfernung unverſehrt.

Unter die, in deren Umgang mir wohl war, gehört auch der junge, aber verdienſtvolle Schauſpieler Nagel, der in den meiſten Städten Schleſiens bekannt ſeyn muß. Er zog mich zuerſt durch ſein rührendes und überhaupt vorzügliches Spiel an ſich, denn wer uns eine wehmüthige Thräne, oder ein fröhliches Lachen entlockt, wer ſtundenlang uns eine angenehme Unterhaltung gewährt, hat gewiß Anſpruch auf unſere Achtung und Dankbarkeit. Ich fand aber nicht allein den talentvollen Schauſpieler, ſondern auch den denkenden und angenehmen Geſellſchafter in ihm, und mit Freuden erinnere ich mich der Stunden, die ich mit ihm verlebte. Könnte er ſo gut in der italieniſchen Sprache deklamiren, wie in der deutſchen, ſeine Laufbahn ſollte bald unter einem mildern Himmel beginnen, zu welchem er ſich ſo oft hinwünſchte.

Mit Vergnügen habe ich dieſe wenigen Worte einem Talent gezollt, das immer ſeltener in Deutſchland zu werden anfängt.

Ich übergehe eine ganze Reihe von Bekannten und Freunden, unter denen mir viele theuer und werth ſind; meine zunehmende Kränklichkeit hinderte mich an den mannigfachen Vergnügungen Theil zu nehmen, die ich mit ihnen hätte genießen können, und drängte mich in mich ſelbſt zurück. Ich ſuchte keinen Genuß mehr; mein höchſter Wunſch beſchränkte ſich dahin, ohne Schmerz oder Beängſtigung zu ſeyn. Wer dieſen Zuſtand kennt, wird es wiſſen, wie ſehr er von aller Geſellſchaft, von allem Vergnügen entfernt.

Dennoch ſchloß ſich mein Herz dir noch zuletzt auf, guter, theilnehmender Hennings, und es war keine geringe Linderung für mich, in dir und deiner Gattin ſolche mitfühlende Seelen zu finden, die auch für fremdes Leiden Empfindung hatten. Herzlicher Dank für alle Beweiſe wahrer Freundſchaft und Theilnahme! Auch in Neapel iſt ihr Andenken noch lebendig in mir, und das mitgegebene Lebewohl, das ich unterwegens erſt entdeckte, ſehe ich oft mit Vergnügen an.

Ich ſage nichts mehr von meinen freundſchaftlichen Verhältniſſen in Glogau, aber eine andere angenehme Erinnerung ſteigt in mir auf: meine Dienſtverhältniſſe. Wenn man große Reiſen macht, wenn man mehrere Länder und Staatseinrichtungen kennen lernt, wenn man ſelbſt durch die Lage des Reiſenden manches von dem öffentlichen Geſchäftsgange erfahren muß, dann fängt man an, Vergleichungen anzuſtellen mit dem, was man ehemals davon kannte, und nach dieſem kann meine Zurückerinnerung nicht anders als angenehm ſeyn. Das Talent, der Fleiß, die Geradheit und Genauigkeit, die in dem Bezirk meines Dienſtverhältniſſes an der Spitze ſteht, die Präciſion, womit dort die Geſchäfte getrieben werden, iſt mir oft eingefallen, wenn ich unterwegens oft etwas ganz anders zu entdecken Gelegenheit hatte. Mit Freuden würde ich auch hier in Neapel, wo der Zerſtreuungen ſo viel ſich darbieten, meine Dienſtgeſchäfte übernehmen, wenn es möglich wäre; und dieß um ſo mehr, da mein Körper mir hier gleichſam etwas mehr Luſt läßt.

Nach dem überhaupt, was ich ſah, was ich erfuhr, und daraus zu ſchließen vermochte, hat der König von Preußen die beſte Armee, die beſten Staatsbedienten. Dieß muß jeden, auch den geringſten Unterthan freuen. Warum? — Ei, ein Land, von dem man ſo etwas ſagen kann, wird nicht leicht überwunden, und welch eine elende Geſtalt ein überwundenes Land annimmt, auch wenn es den Sieger als Freund empfängt, auch wenn es nur unter fremden Flügeln ſich ſelber eine Geſtalt giebt, das kann man in Deutſchland und Italien bald auswendig lernen, wenn man etwas in das große Buch der Länder hineinſieht. Aber man muß nicht von weitem leſen, man muß an Ort und Stelle ſeyn, wo ſo etwas geſchah.

Ich bin von meinem Gegenſtand abgekommen, und kehre zu ihm zurück. Vielleicht werden viele fragen, warum ich ihn überhaupt wählte, warum ich in einer Schrift, die von Rom und Neapel handeln ſoll, die Freunde meines Lebens erwähne? Ich habe nur eine kleine Entſchuldigung dafür: alles übrige in dieſem Buch habe ich für andere geſchrieben, dieſe wenigen Bogen für mich, für die Empfindung meines Herzens. Man vergönne mir dieß; ſie ſind ja ſo leicht zu überſchlagen.

Ich bin in einem fremden Lande, in einem Lande, das bei vielen andern Vorzügen, wahre innige Freundſchaft nicht häufig zu haben ſcheint; ich bin losgeriſſen von allen Verbindungen, die ehemals zum Glück meines Lebens beitrugen; warum ſollte ich nicht in der Erinnerung an dieſelben einige angenehme Stunden ſuchen.

Auch wünſcht man den zu kennen, von dem man etwas lieſt; wohl! Es giebt ein altes Sprichwort, welches heißt: ſage mir, mit wem du umgehſt, und ich will dir ſagen, wer du biſt. Dieß könnte ich ebenfalls zu meiner Entſchuldigung anführen; aber auch ohne ſie hoffe ich bei denen, welche Freundſchaft kennen, entſchuldigt zu ſeyn.

Ich betrachte diesen Aufsatz als einen langen Brief, den ich an alle meine Freunde schreibe, um ihnen Nachricht von mir zu geben; denn ich weiß, daß bei vielen von ihnen auch mein Andenken nicht verloschen seyn wird. Ich gestehe am Ende gern, daß es mir eine herzliche Freude seyn wird, Antwort von ihnen zu erhalten, und das spätere Schicksal derer kennen zu lernen, mit denen ich einst so genau verbunden war. Vermöchten meine Wünsche über die Winke der Vorsehung etwas, so würde es so glücklich seyn, als das letzte Jahr meines Lebens durch Krankheit am Körper und an der Seele unglücklich gewesen ist.

Karl Christian Ernst Graf von Benzel-Sternau

ward am 9. April 1767 in Mainz geboren und trat, nachdem er seine Studien vollendet, als Regierungsrath und Gerichtsassessor zu Erfurt in kurmainzische Dienste. Im Jahre 1803 erhielt er die Würde und das Amt eines kurerzkanzlerischen Staatsrathes zu Regensburg, ging 1806 in badische Dienste, wurde 1807 geheimer Rath bei dem Polizeidepartement und Director der Generalstudiencommission zu Karlsruhe, 1808 großherzoglicher Ministerialdirector des Innern und 1812 Staats- und Finanzminister des Großherzogs von Frankfurt. Nach der Auflösung des Großherzogthums Frankfurt begab er sich 1813 in den Ruhestand und lebte theils in der Schweiz, theils auf seinen Gütern. Als Abgeordneter auf dem baierischen Landtage in den Jahren 1825 und 1828 zeichnete er sich sehr rühmlich durch tiefe und gründliche Kenntnisse, wahre Vaterlandsliebe und ernste Freimüthigkeit aus. Am 19. August 1827 trat er zugleich mit seinem Bruder in Frankfurt am Main von der katholischen zur protestantischen Kirche über. (S. Sophronizon 1829. Bd. 11. H. 3.) Er lebt jetzt, nach ehrenvollem Wirken in vielfacher Richtung ländlicher Muße und Stille sich erfreuend, abwechselnd auf seinen Gütern Emmerichshofen bei Aschaffenburg und Mariahalden am Bodensee.

B. St. gab theils allein, theils in Verbindung mit Anderen heraus:

Aretäus. Erfurt, 1793.
Dichterische Versuche. Würzburg, 1794.
Kamillo Altiera oder das Verhängniß. Erfurt, 1795.
Das goldene Kalb. Gotha, 1803—3. 4 Bde.
Novellen für das Herz. Hamburg und Altona, 1796. 2 Thle. N. A. 1806.
Mährchen am Kamine. Hamb. und Alt. 1797. N. A. 1806.
Lebensgeister aus dem Klarfeldischen Archiv. Gotha, 1805. 4 Thle.
Gespräche im Labyrinth. Gotha, 1805. 3 Thle.
Publikola. Gotha, 1805. 2 Thle.
Proteus oder das Reich der Bilder. Regensb. 1806.
Titania. Regensb. 1807.
Morpheus. Regensb. 1807. N. A. 1811.
Gemmen. Karlsruhe, 1808.
Jason. Gotha, 1808 folgende.
Der steinerne Gast. Gotha, 1808. 4 Thle.
Pygmäenbriefe. Gotha, 1808. 2 Thle.
Der Cid. Trauersp. nach Corneille. Gotha, 1811.
Historische Bibliothek des Auslandes. Frankfurt, 1812—13. 3 Bde.
Der alte Adam. Gotha, 1819—20. 4 Thle.
Anti-Israel. Aarau, 1819.
Young's Nachtgedanken. Frankf. 1825.
Weiß und Schwarz. Lustsp. Zürich, 1826.
Hoftheater von Barataria. Leipzig, 1828. 4 Thle.
Mein ist die Welt. Lustsp. Hanau, 1831.

Bericht über die baierische Ständeversammlung von 1827—28. Zürich, 1828.
Baierbriefe. Stuttgart, 1831—32. 4 Bde.
Ueber die willkührliche Vertheilung der Bauerngüter. Erf. 1795. gr. 4.
Urkunden und Actenstücke zu der ehrerbietigsten Recursschrift an den hohen Kongreß in Wien. Nürnberg, 1814.
Sachsens Verfassungs-Entwurf beleuchtet. Hanau, 1831.

Außerdem gab er in neuester Zeit zwei Zeitschriften „der Protestant" und „der Verfassungsfreund" heraus, welche jedoch beide bereits aufgehört haben u. s. w. u. s. w.

Abgesehen von seinen großen Verdiensten als Publicist, verdient Graf B. St. noch besondere lebhafte und dankbare Anerkennung wegen seiner humoristischen Leistungen, in welchen er den ersten Schriftstellern dieser Gattung an die Seite zu stellen wäre, wenn er größeres Talent der Erfindung besäße und nicht so sehr nach Effect haschte, was um so mehr zu beklagen ist, als er über einen höchst reichen Schatz von or gineller, echter Laune gebieten kann. Eigenthümlich ist ihm auf der andern Seite ein großartiger, gesunder Eifer für das Schöne, Gute und Wahre, eine Fülle von Witz, umfassende Lebenserfahrung, tiefe, feine und gründliche Kenntniß der Menschen, große Belesenheit, eindringendes Wissen und eine köstliche, blühende, lebendige Sprache, von Anmuth und Würde. Am Glücklichsten erscheint er in seinen Romanen; seine dramatischen Leistungen leiden dagegen mehr an jenen oben erwähnten Mängeln, da er sich hier, wo es gerade am Nothwendigsten wäre, nicht zu concentriren vermag. Als sein gelungenstes Werk möchte wohl „das goldene Kalb" zu betrachten seyn, doch bieten seine übrigen Leistungen alle dem Leser eine reiche Quelle des Genusses und der Belehrung dar, denn ein Mann wie B. St. ist selbst in seinen Fehlern groß. — Mag er auch hin und wieder geirrt haben, immer gebührt die tiefste Achtung und Verehrung seinem vielseitigen Streben, und Deutschland kann mit Recht stolz auf diesen wahren Edelmann seyn.

Der Genius im Staube*).

1.

Rathszimmer. Die Herrn von Sparwolf, Mauerbär und Bükenfohl in großer Deliberation.

Mauerbär.

Ein Wort so gut wie tausend — 's kann nicht seyn.

Sparwolf.

Was sollte dann aus unsrer Kammer werden?

Bükenfohl.

Die Leere würden wir mit Bildern füllen!

Mauerbär.

Der Hunger plagt ihn? — Gut, er hacke nur!
Im Taglohn schwitzt er dann die Grillen aus.

Sparwolf.

Ich zitt're bey'm Gedanken schon, so was
Zu proponiren im Kollegio.
Das Brummen möcht' ich hören, — 's Angeschnauz,
Ich mag's Präsidium nicht kompromittiren.

Bükenfohl.

Dem armen Menschen gönnt' ich's schon — er ist
Ein Vetter meines Kammerdieners Kauz:
Doch hab ich für die Käuzchen erst zu sorgen.

Mauerbär.

Es brauchet mein Departement noch Geld
Für dringend Staatsbedürfniß — weit in's Land
Muß ich in diesem Sommer visitiren.

---

*) Aus: Jason. Eine Zeitschrift, herausgegeben von dem Verfasser des goldenen Kalbes. Jahrg. 1809 Bd. 1. S. 43.

Bükenſohl.

Und meine Haupt-Negoziation
Hat Sereniſſimus genehmigt — Pferd',
Geſchirr und Wagen ſind, Livreien, Gallakleider
In dieſen böſen Zeiten theuer g'nug.

Sparwolf.

Mein trauter Sohn — ein hoffnungsvoller Keim —
Die Herrn Collegen kennen, ſchätzen ihn —
Muß auch ſein Studien-Deputat erhalten.

Alle Drey.

Ein Wort wie tauſend gut — es kann nicht ſeyn.

Mauerbär.

Concluſum ergo — —

Sparwolf.

Abgeſchlagen!

Bükenſohl.

Wie angebracht!

Mauerbär.

Auf immerdar! der Bildhauer mag —

Bükenſohl.

Wie andre Menſchenkinder — ſich bemühn —

Sparwolf.

Im Schweiß des Angeſichts ſein Brod zu eſſen!

Bükenſohl (aufſtehend).

Wünſch' guten Appetit, ihr Herrn!

Sparwolf (eilig).

Schon zwölf

Mauerbär (nach der Uhr ſehend).

Und fünf Minuten!

Alle Drey.

Ey, die Suppe hurt!

2.

Werkſtätte. Wolgemuth (vor ſeinen Büſten und Bildſäulen).

Fahr wohl, o Kunſt! du freundliche Gefährtin,
Und du, mein ſchöner Name, fahre wohl!
Es trug dich einſt der Lehrer Albrecht Dürers,
Der Zeit Zerſtöhrung haſt du überlebt,
Doch ich — und du — wir paſſen uns nicht mehr.
In jenem frohen Augenblick, da an
Der Mutter Bruſt dem Vater ich gelächelt,
Empfing ich von Propheten „Lippen dich!
Wir hielten treu zuſammen uns — du rieſſt
Des Lebens heitern Sinn mir in die Bruſt,
Wenn ſtumpfe Brut der Menſchen ihn verjagt,
Selbſt wenn der Kunſt allmächtige Magie
Vor Undank und Bedürfniß kraftlos ſank,
Da botest du auf Dornpfad mir den Stab.
Nun iſt's zu End — kein Zauber waltet mehr,
Das dürre Vaterland ſtößt mich von ſich,
Als Bettler geh' ich in die weite Welt,
Du biſt mir lieb, ich werd' dich ewig ehren,
Doch Kunſt und dich — ich leg' euch am Altar
Der Muſen nieder — allzuhehr ſeyd ihr
Für'n Jammerſtaub, in dem ich wandeln ſoll!

Ahr (tritt ein).

Sey mir gegrüßt, des Schönen Freund, und meiner!

(Verliest ſich im Anſchauen der aufgeſtellten Werke.)

Wolgemuth (nach einer Pauſe).

Dein Schauerblick gibt mir die Schöpferluſt zurück.

Ahr.

Im Anblick deiner Schöpfungen erkenn'
Ich dich —

Wolgemuth.

Mein Schickſal auch?

Ahr (immer ſchauend).

Erinn're mich
Nicht an die Nebel dieſes engen Thals.

Wolgemuth.

Ach! ſie erſticken mich!

Ahr.

Sie können's nimmer.

Wolgemuth.

Sie könnten's ſchon —

Ahr.

Du glaubſt's!

Wolgemuth.

Ich fühl' es wohl.

Ahr.

Was du hier zählſt, iſt mein —

Wolgemuth (überraſcht).

Iſt dein?

Ahr.

War mein! — —
Bleibt mein! das erſte ohne Gold — durch Gold
Das andere — — — du biſt's zufrieden doch?

Wolgemuth.

Ich fühle tief im Heiligthum der Bruſt,
Daß du mich kennſt, und wie du ſelbſt mir nicht
Verborgen ſey'ſt — ein freundlich Götterleben
Aus deinem Funkenauge zu mir weht.
Du biſt — — ich weiß dich nicht zu nennen — doch
Du biſt kein Dilettant — ein Genius!

Ahr (lächelnd).

Ein Kunſtgenoſſe bin ich, der entzückt
Die prieſterliche Himmelsluſt an dem
Altar des Schönen theilt — ſo nimm mich an.

(Sich vom Anſchaun losreißend.)

Jetzt führe mich, Pygmalion, zu den Gönnern,
Die hier den Künſten Schutz verleih'n.

Wolgemuth.

Du ſuchſt
Umſonſt — —

Ahr.

Nun! zu den Großen denn!

Wolgemuth.

Ha wie!
Zu unſern kleinen Großen wollteſt du!
Was denkt die Glut in Lapland vorzunehmen?

Ahr.

Das hohe Werk, zu dem ſie ew'ger Hauch
Beſtimmt — an Eiſes Stelle Leben aufzuſprühen!

Wolgemuth (die Augen zuhaltend).

O weh!

Ahr.

Du zweifelſt!

Wolgemuth.

Ach! ich weiß!

Ahr.

Verſuch!

Wolgemuth.

Ich muß der klaren Willens-Vorſchrift folgen,
Doch klage mich nicht deines Leidens an.

Ahr.

Laß mich nur wandern deinen ſauern Weg,
Es findet ſich der rechte Ausgang ſchon.

(Sie gehen.)

3.

Straße. Wolgemuth und Ahr begegnen dem Dr. Tellersleben.

Wolgemuth.

O der!

Ahr.

Wer iſt der gravitär'ſche Mann?

Wolgemuth.

Der Erz-Aeſthetiker!

Ahr.

Er ſieht ſo trocken.

Wolgemuth.

Und ſchmauſet doch was in ihn geht.

Ahr.

Stell mich

Ihm vor — — —

(Dr. Tellersleben empfängt die Vorſtellung mit Grandezza.)

Dr. Tellersleben.

Ein Mahler?

Ahr.

Halb und halb!

Dr. Tellersleben.

Verſteh!

Ein Kupferſtecher.

Ahr.

Nein!

Dr. Tellersleben.

Ein Architekt?

Ahr.

Verzeih'n.

Dr. Tellersleben (vornehm lächelnd).

Der erſte Blick ſagt mir, was ich,
Geheimniß ehrend, auch verſchweigen will.

Ahr.

So gibt die Theorie in unſre Hand
Die Himmelskart' der mannichfalt'gen Schönheit.

Dr. Tellersleben.

In welcher Kunſtſchul' hat der Herr ſtudirt?

Ahr.

Im großen grünen Tempel, den Azur
Bedeckt, und Jedern ſchmücken und Zypreſſen.

Dr. Tellersleben.

Sonſt nirgend? — hm! — Auf keinem Klaſſenboden?

Ahr.

Auf klaſſiſchem — — Italien ſah mich wachſen.
In Griechenland ſucht' ich Heroenſpur.

Dr. Tellersleben.

Und meine Reiſe mit den vielen Kupfern —
Die acht und ſiebenzigſte Lieferung
Hat eben erſt die Kennerwelt erfreut —
Iſt ſie von Ihm in Fleiſch und Blut verwandelt?

Ahr.

Vorm Reiſen ſelbſt fand ich zum Reiſen-leſen
Nicht Zeit — —

Dr. Tellersleben.

Iſt nachzuholen, will der Herr.
Dahier in unſern Mauern bleiben. Wir
Examiniren d'raus — Auch aus den Feigenblättern!
Der Herr lieſt doch die Feigenblätter hübſch?
Da läßt Kritik ſich lernen und Geſchmack!

Ahr (vor ſich).

Geſchmack? — — da's Hunger ſchrieb?

Dr. Tellersleben.

Adieu! Ich hoffe!
Den Wolgemuth mit Ihm bey mir zu ſehn,
Um zehn Uhr morgens. Da geb' ich beſtändig
Aeſthetiſche Audienz, Artiſtenkour!
Adieu! Jetzt muß ich rezenſiren!

Ahr (ihm nachſehend).

Thu's!

Wolgemuth (erſtaunt).

Was ſeh ich! Einen Pfauenſchweif mit Brillen
Befeſtigt unſichtbare Macht an — Frack
Des protegirenden Aeſthetikers

Ahr (lächelnd).

Die Götter ſind gerecht — das nächſtemal
Erſcheint der Vorderleib der dieb'ſchen Krähe.

4.

Quaſi-Studierzimmer. Wenig Bücher, viel Akten.

Mauerbär.

Was Poeſie! was Redekunſt! was Poſſen!
Das iſt mir ſo ein Ideal-Geſchnatter!
Geſchrieben wird's, befohlen und gedruckt,
Und wer nicht hören will, mag fühlen! Ei!
Wie wunderlich! In Schulen ſind ganz recht
Die Chrien eingeführt, an ihrem Platz
Die Exerzizia Stili — doch bewahr'
Uns Gottes Gnade davor in Geſchäften!

Ahr.

Ich meyne doch, es wäre klug und ſchön,
Zugleich den Willen zu gewinnen, ſich
Den ſichern Bundsgenoſſen zu erziehn
In Menſchen Bruſt, der hoch begeiſtert dann
Die eigne Kraft in's Machtgebot verſchmilzt;
Es wäre — dächt' ich wohl — ſo ſchön als ſüß.

Mauerbär.

He? iſt der Herr beſeſſen? oder hält
Er mich — Ich rath' ihm Gut's — für ſeinen Narrn?
Was thut die Süßigkeit im Kabinet?
Und wagt die Schönheit zu den Akten ſich?
Begeiſterung frommt nicht auf dieſer Welt,
Das macht nur die Gemüther kraus und krumm;
Der Wille ſind't ſich ſchon — iſt nur's Geſetz
Erſt fertig — und die beſten Bundsgenoſſen
Sind Eigennutz und Furcht — der Säckel und
Das Hundeloch — — —

Ahr.

So hätt' ich denn umſonſt — —?

Mauerbär.

Gehofft, als Kabinetspoet hier anzukommen?
Ja! damit iſt es nichts — Wir haben ſo
Der müſſigen Gelehrten, Litterarer
Und theuren Thunichtviel in Us und Is
Auf unſern ſogenannten Muſenſitzen —
(Ja wohl! da ſitzen ſie und plaudern, ſtreicheln
Das Bäuchlein ſich und halten Zucker feil!)
Mehr als genug — Pack' ſich der Herr nur wieder!

Ahr.

Ich ſchreib' auch eine feine Hand — Wenn Sie
Von meinem Stoff nichts brauchen können, ſo
Wär' doch vielleicht die Form gefällig —

Mauerbär.

Nichts
Das hieß' den Bock zum Gärtner ja beſtellt.
Er ſchlich' im Finſtern unter den Kanzliſten
Mit der äſthet'ſchen Peſt, und eh' man ſich's
Verſähe, wär' die Heerde rein-poetiſch.
So lange mir die Augen offen ſtehn,
Bleibt unſer Dienſt von ſolchen Gräuln frey.

Ahr.

Die Probe könnten Sie doch unſchwer machen.
Denn wahrlich! Ihre Prieſter und Leviten
Bekrazen wie mit Beſenſtiel 's Papier.

Mauerbär.

Will er das Raiſonniren laſſen, Herr?
Er hat Beſcheid, wie ihm gebührt, und ſcheert
Sich fort — Spaziert Er dieſen Abend noch
In unſern heil'gen Hallen, Vagabund,
So ſchaff' ich morgen ihm ein Kämmerlein
Im Korrektionshaus an — Verſteht er mich?

Ahr.

Ja! ich verſtehe dich, griesgramiger Pedante!
Leb' wohl und denke mein — —

(hinweg gleitend.)

Mauerbär.

Was ſpricht der Kerl?
Wie wird mir! — — Ach! — So dunkel vor den Augen!
(Sein Mund verwandelt ſich in einen Rüſſel, die Akten in Eicheln.)
Ein ſonderbarer Schwindel! hm! es iſt

Vorbey! — ha! ha! da gibt es was zu ſchmauſen!
Das ſchmeckt! das ſchmeckt! — —
(Nach der Thüre eilend und ſie verſchließend.)
Ich will mir gütlich thun!

5.

Quaſi-Kabinet. Viel Zeitungen, wenig Depeſchen.

Ahr.

Der Größe frommt die Kunſt, der Herrlichkeit,
Die ſich in ihrem klaren Schöpferlicht,
Erſt mit dem Empyräumsglanze ſchmückt — —

Bükenſohl.

Ich kenne wohl die eine hohe Kunſt,
Die Noth thut — doch damit ſind wir ſehr ſchön
Und reichlich gar verſorgt.

Ahr.

Empfangen Sie
Dazu den herzlichſten der Wünſche, die
Es je verſucht, ſich an das Glück zu knüpfen.

Bükenſohl.

Spricht man mit mir?

Ahr.

Sie zweifeln dran?

Bükenſohl.

Weil ich
Den Ausdruck der gebührenden Verehrung
In Ihrem kavalièren Vortrag ganz
Und gar vermiſſe; — denn, bemerken Sie's,
Man wünſcht mir unterthänig Glück.

Ahr.

Verzeihn
Den unwillkürlichen Verſtoß dem Künſtler,
Dem frohen Bürger einer — — andern Welt,
Von äuß'rer Form durch's reiche Innere
Entbunden, doch —

Bükenſohl.

Darum iſt's gut die Hand
Der Warnung nach Berauſchten auszuſtrecken.

Ahr.

Der echte Künſtlerrauſch perlt aus der Muſen
Aetheriſchem Pokal, und iſt an ſich
So geiſtig ſchon; daß ihn kein Erdenaug'
Erblickt — mithin bedarf's auch nicht der Hand,
Die zu dem Erdenaug gehören mag.

Bükenſohl (mitleidig lächelnd).

Nur auf den diplomatiſchen Jargon
Verſteh' ich ex officio mich, und dannenhero
Entbehr' ich Zeit und Luſt für künſtleriſchen.
Zur Sache, wenn's gefällt.

Ahr.

Ich horche auf.

Bükenſohl.

Ein großes würdiges Geſchäft beut ſich
Der Kunſt bey uns, doch wie geſagt, wir ſind
Mit Leuten, die's vermögen, reichlich ſchon
Bedacht —

Ahr.

Ein glücklich Land!

Bükenſohl.

Indeſſen kann
Vielleicht die günſtige Gelegenheit — — —
Ein billiger Gebot — —

Ahr.

Vom Preis hernach,
Zum Kunſtwerk jetzt — —

Bükenſohl.

Ein billiger Gebot
Sich aus der Konkurrenz erheben.

Ahr.

Nun?

Bükenſohl.

Im fernſten Nebelgrau der Vorgeſchichte
Verliert der Urſprung ſich des fürſtlichen
Geſchlechts, das dieſe Gegenden beherrſcht.
Allein! begreifen Sie's, mein Herr, der doch
Viel Welt geſehn und Menſchen-That und Wirken
Erſpäht zu haben ſcheint — erfaſſen Sie's,
Das alle meine Vordermänner, alle,
Den wichtigſten der Punkte rein verſäumt?
Noch iſt bis zu der Stunde, da wir ſprechen,
Der Stammenbäume Phönix — ungemahlt!

Ahr.

Ei! was ſie ſagen!

Bükenſohl.

Kummervoll hab' ich's
Entdeckt, und konnt' es doch nicht glauben, daß
In langer Reih' der nützlich angewandten Jahre,
Von einem großen Staatsmann bis zum andern,
Die Pflichtvergeſſenheit ſich ſo bewährt.
Ich ſuchte die Archive durch — verſteht
Sich, ließ in ihnen ſuchen von den Staubgewöhnten —
Zu oberſt kehrt' ich ſie, zu unterſt dann,
Kein Blatt Papier entging den Forſcherhänden,
Als wär's ein köſtlich Bergwerk voller Gold,
Durchwühlte man die Schachte wie die Stollen
Der Haus- und Staatsregiſtratur — und fand
Sich nichts.
(Bedeckt ſich die Augen.)

Ahr.

Ei! Ei!

Bükenſohl.

Da ſtieg in meiner Bruſt
Der hohe ſchöpferiſche Plan empor,
Dem grauſeſten der Mängel abzuhelfen,
Unſterblich im Unſterblichen zu ſeyn.

Ahr.

Das iſt der rechte Weg —

Bükenſohl (vergnügt).

Nicht wahr? ich traf's?
Zum Stammbaum machte ich — verſteht ſich, ließ
Durch genealogiſche Urkunden-Würmer
Den Plan entwerfen — letzte Hand legt ich
Dann ſelbſt daran — das Werk im Keim iſt fertig;
Nun ſoll die Kunſt darſtellend es vollenden.

Ahr.

Ein ſchönes Thema, das!

Bükenſohl (ſich blähend).

Doch wie die Kunſt,
Die große Kunſt der weiſen Staatsverwaltung
Darin beſteht, erhabner Zwecke Gipfel
Durch kleine Mittel zu erreichen; ſtark
In dem Erfolg die Anſtalt zu beſchränken,
So hab' ich auch, nach dem ich tief devot
Darüber höchſten Ortes referirt,
Beſchloſſen: nun des Mechanismus Kunſt
Dem — Wenigſtnehmenden zu überlaſſen.
(Die Hände reibend.)
Was ſagen Sie dazu?

Ahr.

Ich wünſche nur
Daß ſich, der Wenigſtnehmende zu ſeyn,
Der's Meiſte könnende entſchließen mag.

Bükenſohl.

Das eben iſt die wicht'ge Konkurrenz
Des Kunſtgenies und der Finanz-Erſparung.
Sind Sie der Mann? Noch iſt nicht abgeſchloſſen!

Ahr.

Ich bin der Mann, der mit entzückter Bruſt
Und reicher Farbenglut, und reger Hand
Den Ahnherrn des Geſchlechts, den Groß-Erlauchten
Vom allerſtaubigſten der Konterfai's,
Die uns die karge Vorwelt ließ, in's Leben,
In's neue kunſtbeſeelte Leben ruft —
Und fehlt uns auch der Zeit Vermächtniß ganz,
Verſäumte ein Geſchlecht, das lieber that als mahlte,
Die Züge für die Nachwelt aufzuſammlen,
So faß' ich, von der Schöpferkraft der Kunſt
Im Innerſten geſtählt, emporgehoben,
Verkehrte Heldenform aus Heldenthat,
Die uns verblieb — Der Mann bin ich, mein Herr, — — —

Bükenſohl (ſich aufrichtend).

Man nennt mich Exzellenz —

Liegel, Wilhelm, Dr. phil., Professor, Maler, geb. 1865 in Winterthur, Schweiz. Studierte 1884—1887 Philologie und Geschichte in Zürich, 1887—1889 Malerei in München, 1889—1890 in Paris, 1890—1892 in München, 1892—1894 in Florenz, 1894—1895 in Paris, 1895—1896 in Florenz, 1896—1897 in Paris, 1897—1898 in Florenz, 1898—1899 in Paris, 1899—1900 in Florenz, 1900—1901 in Paris, 1901—1902 in Florenz, 1902—1903 in Paris, 1903—1904 in Florenz, 1904—1905 in Paris, 1905—1906 in Florenz,

Landolina *).

Gott segne dich! sagte der arme Mahler mit schwindender Stimme (der Tod nahte sichtlich, ihm jede, auch nur noch dämmernde Lebensfarbe zu löschen) — Gott segne dich, Balduin, und erhalte dir dein Gemüth. Dann hast du übergenug für diese, doch immer dürftige Erde, und viel Ausstattung voraus für jenseits! Dabey legte Apelles auszehrender Jünger die dürren Hände segnend auf den Lockenkopf des laut weinenden Knaben, und schloß die Augen zum letztenmal vor den Schätzen eines Daseyns, dessen bürgerliches Elend er — sich erschöpfend — getragen, während er sein geistiges Glück — mit vollen Zügen sich begeisternd - eingesogen.

Der kleine Balduin weinte über Sampson's Leiche die Thränen verzweifelnder Liebe. Schon früher war die geliebte Mutter, zugleich des Vaters geliebte Gattin, dem ungleichen Kampf hingebender Duldung mit nimmer endendem Schicksalsdruck entrückt worden. Die edle Tochter des erlauchten Stammes der Siebenbergen hatte, von zarter und trauter Liebe gewonnen, dem nur an unsichtbaren Talenten reichen Mahler die lohnende, die verdiente Hand gereicht. Da kam der zürnende Schatten des Ahnherrn, Grafen Haldolph, über die stolzen Verwandten; sie stießen mit wilden Verwünschungen das liebende Mädchen aus, das sich schon unter holden Wünschen aus der Mitte ihres Glanzes ausgeschlossen, doch gern' ihre Herzen auch als Mahlersfrau behalten hätte. Aber was die Hoffärtigen nicht hatten, das konnte sie nicht behalten: Namen und Liebe zum Namen ließ sie ihnen, indeß sie selbst die Busenwunde über den Mangel einer bessern Liebe brannte; die bessere, die innigste Liebe heilte sie an Sampson's Brust, der freundliche Genius Balduin verdreyfachte ihr Leben; selig, wenn auch darbend, trug sie Noth und Entbehrung mit Gatten und Kind. Das schönere Wiedersehen im milden Himmelsauge schied sie von ihnen, als die Stunde vollendeter Erschöpfung schlug, und den holden Faden irdischen Bands zerriß, ohne die innige Verbindung überlebender Gemüther zu trennen.

Dem zärtlichsten Andenken, der Sehnsucht nach Wiedervereinigung, dem Sohne voll schöner Hoffnungen und der Kunst lebte der vereinsamte Sampson. Unter den Augen der Geliebten, deren Bild in seinem Herzen war, und aus dem Herzen in lebendige Farben floß, erzog er seinen Balduin: karger Lohn verkannter und doch in der eignen Fülle reicher Kunst nährte den Zögling und den Vater, dem nur eine Sorge blieb, wenn er die Gattin wiederzusehn ginge — die Sorge um den verwaisten Sohn. Ohne Mittel auf dieser Welt, sie zu befriedigen, ging er mit dem schönen Segen einer geistigern Welt.

Balduin Sampson's Thränen flossen noch bey der geliebten Leiche, aber schon hatte die innere Kraft seine Verzweiflung bekämpft. Den Segen des Vaters gabst du dem Knaben, als wär' er Mann! rief der sich Erhebende — ich fühle sein Wirken, denn ich fühle den Entschluß seiner werth zu seyn — eurer würdig, geliebte, mir früh entrissene, nimmer für mich verlorne Eltern. Balduin folgt eurem Wink, euerm Pfad!

Das ärmliche Mitleid kam, ihn nach der Freystätte der dürftig versorgten Armuth abzuholen. Der vornehme Groll seiner Verwandten hatte kein Ohr für seine mögliche Klage; der edle Stolz seiner Seele keinen Laut der Klage für dieß entrückte Gehör. Aber er gelobte sich's zu vergessen, daß es Menschen gebe, auf deren Theilnahme er Anspruch habe; sich selbst die Wonne der Selbstständigkeit zu verdanken, den Segen des Vaters zu verdienen, das lag ihm heiß in der Brust, fest im Willen. So warf er sich in's geistige Leben, die Umgebung der Erde wurde ihm nichts, er vermißte es nicht mehr, daß sie ihm nichts seyn mußte. Nur die Natur sprach ihn mächtig rührend und stärkend zugleich an, und das Vaterland. In ihnen wollte er sich leben.

Die Bahn der Ausbildung war zurückgelegt, das Brod der Abhängigkeit gegessen, die Wohlthat der Unterstützung verdankt, aber nicht jeder Wohlthäter von ihm geliebt, vielleicht nicht einer, außer seinem guten Lehrer, der es wirklich war, wenn die stolzen Handreicher Fortuna's nur so hießen. Lebe wohl, mein Sohn, sprach scheidend Zacharias Asthelm und vergiß mich nicht, solltest du unglücklich seyn. Bist du aber glücklich — und ich denke ahnend, du wirst es — so lohne mir, Gutes wirkend. Der Greis umarmte ihn mit jugendlicher Inbrunnst, und setzte mit brechender Stimme hinzu: um deine Liebe bitt' ich dich nicht, die hab' ich schon.

Die hast du, mein zweiter Vater! rief der blühende Jüngling am Halse des ehrwürdigen Veteranen im Dienste der Musen. Ja! keine deiner frommen Ahnungen mochte dich jemals trügen; auch das innere Flüstern deines Geistes von meiner Zukunft wird erfüllt, denn sie sproßt aus der Gegenwart, die ich dir danke. Glücklich werde ich seyn, sagst du, mir stets ein Apostel der Wahrheit. Ich bin es im Gefühl der Ausstattung für das Gute, in der festen Bürgschaft meiner Seele, daß ich der Ehrsucht nicht bedarf, wie ich ihrer Mittel entbehre.

Glaubst du, erwiederte der fromme Greis, mit dem Ton des mildesten Vorwurfs, daß ich auf ihren Pfaden dein Glück suchte?

Balduin schloß ihn herzlich an sich. Nein! wir mißverstanden uns nicht, denn wir können uns nicht mißverstehn. Zum Wirken des Guten berieft du mich, wie mich der Segen des Vaters dazu beruft — da sprudelt die Quelle meines Glücks. Jede glänzende Laufbahn ist mir verschlossen, doch offen, ungehindert offen der verachtete Pfad, vor welchem nur der Achtungs-Unwerthe flieht. Bilden will ich die Bürger meines Landes; wiedergeben den Söhnen der Zeitgenossen, was der Vorfahren Stiftungen mir gaben — Unterricht! Thaten kann ich nicht schaffen für die Bewunderung der Nachwelt, aber die Heiligthümer der Vorwelt will ich aufsuchen, als ehrerbietiger Priester den Tempel geschichtlicher Wahrheit ersteigen, und in der Dämmerung gothischer Säulengänge und Hallen nach den Schätzen des Vaterlandes graben.

Sey Lehrer und Geschichtschreiber, flüsterte der Greis, sich über den ihn Stützenden beugend — sey gut und nützlich und laß' Menschen und Schicksal walten. O, der Segen des Vaters ruht über deinem Gemüthe!

Die ärmliche Ausbeute vereinzelter Lehrstunden befriedigte das genügsame Bedürfniß des glühenden Jüngers im Dienste des Wissens und Forschens. Auf jedem Schritte des gewöhnlichen Lebens, zu jedem kleinen Geschäfte des nöthigen Brodgewinns begeisterten ihn höhere Ideen und die Liebe zum Werk, das in seinem Geist reges Leben erhalten hatte, immer neues Leben entwickelte.

Ist das Blatt Ihr Eigenthum? fragte ihn Gabriel Dankwart, Retter zu Bahnbrücken.

Balduin erröthete flüchtig, sein Auge senkte sich bescheiden, schnell aber drängte der Strahl des Entzückens über das wiedergefundene und schmerzlich vermißte Blatt, den Zeugen und das Werk seiner stillen Thätigkeit, den dankbaren Blick wieder aufwärts zu dem überraschenden Wohlthäter.

Der gutweise Retter hatte nur diesen Blick nöthig, um in der Seele des jungen Mannes zu lesen.

Von heute an sind Sie mein Freund, sagte er, ihm herzlich die Hand reichend, wie der Befragte die Geschichte seines kurzen und doch so thätigen Lebens erzählt hatte — mein Freund und mein Gehülfe. Die erledigte Lehrerstelle bey Elisabeths Stiftung sey Ihnen übertragen; sie nährt ihren Mann, und gewährt dem Streben des nützlichen Erziehers lohnende Beschäftigung, dem Geschichtsforscher hinlängliche Muße. Genießen Sie beyder, und reifen Sie zu der Größe, die Ihrer wartet; zu der einzigen, die Ihrer werth ist — der verdienstlichen.

Sampson's Genius ergab sich dem edeln Wirkungskreise, wie sein Herz dem innigsten Dankgefühl. Rastlos in dem begonnenen Werke fortschreitend, behielt er nur die unter seiner Pflege aufblühende Jugend, und das von ihm erforschte graue Alterthum des Vaterlandes im Auge. Gabriel Dankwart war ihm Vater, Gabriel's Bruder, Gottfried, väterlicher Freund. Jede Neigung seines liebenden Herzens sammelte sich befriedigt und befriedigend in dem kleinen reichen Zirkel, welchen ein günstiges Schicksal um das tiefe, genügsame Gemüth gezogen.

Sein geliebter schriftstellerischer Erstling nahte der Vollendung; er hing mit der Zärtlichkeit eines neuen Pygmalions an der Schöpfung seines Geistes. Da schrieb ihm der langsam erlöschende Zacharias Asthelm:

„Die Uhr meines Daseyns läuft ab; nur wenige Sandkörner sind zurück. Ich schließe die müden Augen gerne. Sie haben des Guten Manches gesehen, des Schlimmen Vieles hinweggescheucht, des Bösen Nichts wissentlich geduldet. Aber eh' ich sie schließe, möcht' ich sie noch einmal an dem Anblick des geliebten Sohns meiner Wahl erfreuen. Theile, o Du theurer Balduin, die sparsam zugemessenen Minuten mit mir."

Balduin flog nach dem Städtchen — der Greis lächelte ihm freundlich dankbar; schon dunkelten die sinkenden Augen, die schwachen Lippen versagten sich den Worten der Liebe, die welke Hand lag matt in der lebenswarmen des Freundes — aber aus jedem Zug des Erlöschenden sprach wortlos und innig liebevolle Anhänglichkeit. Dein Gemüth! lallte er — des Vaters Segen! — und verschied.

Balduin trocknete die Zähren vom eignen Auge, um die Enkelin des Entschlafenen zu trösten. Sorgsam pflegend war die holde Landolina um den entschlummerten Großvater geschäftig; in den Jammer der trauernden Zärtlichkeit aufgelöst, weinte sie um den Entschlafenen. Der dreyßigjährige Mann gedachte der bittern Thränen, die er einst bey der Leiche des Vaters vergossen; das zwanzigjährige Kind der kunstlosen Anmuth gewann sein Herz, indem sie von ihm lindernden Trost nahm. Zum erstenmal wurde der Forscher des Alterthums in den süßesten Geheimnissen der Natur eingeweiht. Seine theure

*) Aus: Jason. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von dem Verfasser des goldenen Kalbes. Jahrg. 1810. Bd. 3. S. 261.

Kantonen auf die Land- und Wasserstraßen, sowie auf Brücken, Fähren und Thore, ist in Folge der Verfassung vom 1. Juli 1848 aufgehoben. Die Kantone haben jedoch das Recht, Gebühren zu erheben, um die Kosten der Unterhaltung der Straßen, Brücken, Fähren und Thore zu bestreiten.

Die Kantone sind befugt, auch über andere Gegenstände Zölle zu erheben.

Die Bundesversammlung bestimmt die Zölle, welche die Kantone beziehen dürfen.

Die Bundesversammlung ist befugt, in Fällen, wo dieses im Interesse des Ganzen oder eines Theiles der Eidgenossenschaft nothwendig ist, den Kantonen die Erhebung von Zöllen zu untersagen.

Die Bundesversammlung hat das Recht, Zölle, welche die Kantone beziehen, aufzuheben, wenn sie dieselben für lästig erklärt.

Die Kantone sind verpflichtet, die Zölle, welche sie beziehen, zu vereinfachen und zu vermindern

Ueber das Kataſter. Bonn, 1818. 2 Thle.
Ueber Handel und Gewerbe. Elberfeld, 1819. 2 Thle.
Ueber Provinzialverfaſſung. Hamm, 1819. 2 Thle.
Die Verwaltung Hardenberg's. Leipzig, 1820.
Ueber Preußens Geldhaushalt u. ſ. w. Leipzig, 1820.
Friedrich Wilhelm III. Leipzig, 1821.
Briefe über die Aſſiſe in Trier. Köln, 1822.
Ueber die dalton'ſche Theorie. Düſſeldorf, 1830.

Ein gründlicher, gediegener, vielſeitiger Schriftſteller, wie dies Verzeichniß ſeiner Leiſtungen beweiſt, hat B. mit männlicher Freimüthigkeit, ſcharfem Blick und gewandter Rede in ſeinen publiciſtiſchen Arbeiten manches Gebrechen aufgedeckt und, wenn auch mitunter zu derb und entſchieden, auf die Mittel zur Abhülfe aufmerkſam gemacht. — Freilich fand er, vorzüglich bei ſeiner Schrift über Hardenberg, nicht überall ein geneigtes Ohr; ſeinem ernſten Streben kann aber unmöglich die tiefe Achtung, die es verdiente, ſelbſt von ſeinen Gegnern verſagt werden. Mittheilungen geſtatten ſeine Arbeiten ihrer Natur nach hier nicht.

G. August Bercht

ward im Jahre 1786 zu Torgau geboren, diente nach vollendeten Studien als Lieutenant im zweiten Befreiungskriege und lebte dann geraume Zeit in Bremen, wo er Redacteur der dortigen politiſchen Zeitung war. Gegenwärtig iſt er Dr. der Philoſophie und Lehrer am Gymnaſium zu Kreuznach.

Von ihm erſchienen:

Geſchichte des Grafen Egmont. Leipzig, 1810.
Braga. Düſſeldorf, 1814.
Archiv für Geſchichte und Literatur (gemeinſchaftlich mit Friedrich Schloſſer). Frankfurt, 1830 folgende.

B. hat ſich in lyriſchen Gedichten nicht ohne Glück verſucht. Weit bedeutender iſt er jedoch in ſeinen hiſtoriſchen Leiſtungen, in denen er bei tiefer, gründlicher Kenntniß Scharfblick mit Herrſchaft über den Stoff, Klarheit und Ruhe mit ſeltener Kraft und Gediegenheit und einer höchſt anſchaulichen Darſtellung vereint und den größten Beruf zum Hiſtoriker offenbart. Zu bedauern iſt, daß er ſeine Gaben und Fähigkeiten bisher noch an nichts Größeres wandte; eine Klage, in die gewiß Jeder, der die folgende meiſterhafte Darſtellung höchſt verwickelter Verhältniſſe geleſen hat, mit uns einſtimmen wird.

Der Oberindendant Fouquet, deſſen Proceß und Gefangenſchaft *).

Als der Kardinal Mazarin, nachdem er Frankreich ſeit 1653 unumſchränkt regiert hatte, am Ende des Jahres 1660 die Nähe des Todes fühlte, entſchloß er ſich endlich, den jungen König in die Grundſätze, nach welchen Frankreich regiert werden müſſe, einzuweihen. Er bat ihn, nach ſeinem Tode keinen erſten Miniſter zu ernennen, was Ludwig XIV. ohnedieß nicht gethan haben würde, da ſein ſtolzer Sinn, der ſich ſchon im Knaben ſo mächtig regte, daß er bei dem bloßen Namen der Hausmeier in Zorn gerieth, in der letzten Zeit auch die Macht des Kardinals ungeduldig ertrug **); er ermahnte ihn ferner, ſeine vorzüglichſten Räthe nicht aus den großen Familien, ſondern aus den mittleren Klaſſen zu wählen, die gewöhnlich bei gründlicheren Kenntniſſen auch mehr Arbeitsluſt und Beſcheidenheit beſäßen ***), und endlich gab er ihm eine genaue Charakterſchilderung aller Perſonen, die durch ihre Stellung am Hofe oder im Staate mehr oder weniger Einfluß gewinnen konnten. Als diejenigen, welche des königlichen Vertrauens am würdigſten ſeyen, empfahl er Le Tellier, Lionne und vorzüglich Colbert, der ſeit mehreren Jahren im ganzen Sinne des Wortes ſein Vertrauter war. Dagegen ſchilderte er den Oberintendanten Fouquet, den er ſeit geraumer Zeit haßte und gebrauchte, weil er ihn nicht entbehren konnte, als einen höchſt ehrgeizigen, gefährlichen Menſchen, der die Einkünfte des Staats verſchwende, um ſich Freunde zu machen und ſich vor der Ungnade, die er fürchten müſſe, ſicher zu ſtellen.

Nikolaus Fouquet, Vicomte von Melün und Vaux, Marquis von Belle-Isle, war 1615 geboren und ſtammte aus einer angeſehenen Familie der Bretagne oder der Normandie. Sein Vater war Maitre des Requetes und Staatsrath unter Ludwig XIII. und von Richelieu ſehr geachtet; ſeine Mutter Maria von Maupeſû, eine ſehr fromme Frau. Er zeigte ſchon früh ausgezeichnete Anlagen und erwarb ſich namentlich ſo bedeutende Rechtskenntniſſe, daß er ſchon im zwanzigſten Jahre die Stelle eines Parlamentsraths mit Ehren bekleiden konnte. In den Unruhen während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. gehörte er Anfangs zu den eifrigſten Anhängern des Kardinal Retz und des Herzogs von Beaufort, ging aber ſpäter zur Hofpartei über, und leiſtete dieſer ſehr wichtige Dienſte *). Als daher der Kardinal Mazarin im Februar 1653 nach Paris zurückkehrte und die Stelle eines Oberintendanten der Finanzen durch den Tod des Herzogs von Vieuville (2. Jan. 1653) erledigt fand, theilte er dieſelbe unter den Staatsminiſter, Grafen Servien, den wir aus der Geſchichte des Weſtphäliſchen Friedens kennen, und den Staatsrath und Generalprocureur Fouquet, den die Königin Mutter begünſtigte, und deſſen gewandter Geiſt ihm beſonders geeignet ſchien, das Parlament willig zu erhalten und die nöthigen Summen für den Staat und den Kardinal herbeizuſchaffen. In der Beſtallung an Servien und Fouquet vom 8. Febr. 1653 heißt es ausdrücklich, daß der König volle Macht ertheile, die Finanzen ſo zu verwalten, wie ſie es nach ihrem Gewiſſen für das Wohl des Staats am zuträglichſten halten würden, und daß ſie weder der Rechnungskammer noch ſonſt irgendwo, außer dem Könige ſelbſt,

---

*) Aus dem: Archiv für Geſchichte und Literatur, herausgegeben von F. K. Schloſſer und G. A. Bercht. Frankfurt, 1830. Bd. 1. S. 130 fgde.

**) Oeuvres de Louis XIV. t. I. p. 6. Pellisson hist. de Louis XIV. I. pag. 13. Pellisson meint, Mazarin möchte nicht lange mehr den König beherrſcht haben. La Fare (Mémoires, in der Collection des Mém. relatifs à l'hist. de France p. Petitot et Monmerqué Ser. II. t. 65.) bezweifelt es; quoiqu'on ait dit qu'il commençait à s'en lasser, je doute qu'il eût de long-temps secoué ce joug. Daß glauben wir auch, daß er aber froh war, des Jochs ledig zu ſeyn, beweiſen mehr noch als ſeine eigenen Worte alle ſeine Handlungen unmittelbar nach Mazarin's Tode.

***) Oeuvres de St. Evremont. Amsterdam, 1706. t. X. p. 113. — Oeuvres de Louis XIV. t. I. p. 36. — Guy Patin 1661.

*) Memoires de Guy Joli hinter den Memoiren des Cardinal Retz, t. V. p. 47. Plusieurs conseillers du parlement, des plus zélés, s'assemblaient régulièrement presque tous les jours après midi (1648 nach der Rückkehr des Königs) chez le Sieur Longueil, conseiller de la grand' chambre etc. Ceux qui se trouvaient le plus souvent à ces conférences étaient le Sieur de Croissy, Fouquet etc. Auch S. 97 wird er mit Fouquet de Croissy noch unter den Hauptfrondeurs genannt. Das war 1649. Im Jahr 1651 kannte man ihn ſchon als geheimen Anhänger Mazarin's. Mém. de Retz, Paris 1820, t. III. p. 164. M. de Procureur-Général Fouquet, connu pour Mazarin, quoiqu'il déclamât à sa place contre lui comme tous les autres, entra dans la grand'chambre le 17. Avril (1652), et en présence de M. le Duc d'Orleans et de M. le Prince requit au nom du Roi, que M. le Prince lui donnât communication de toutes les associations et de tous les traités qu'il avait faits, et dedans et dehors le royaume, et il ajouta, qu'en cas que M. le Prince le refusât, il demandait acte de sa réquisition et de l'opposition qu'il faisait à l'enregistrement de la déclaration que M. le Prince venait de faire, qu'il poserait les armes aussitôt que M. le Cardinal Mazarin serait éloigné. — Oeuv. de S. Simon t. IX. p. 288.

Landgerichts Berlin vom 1. Juli 1910 (Gruchot Beitr. Bd. 54 S. 1135) [Bd. 74 S. 1] Nr. 1 und 2 und vom 1. Juli 1911 (Gruchot Beitr. Bd. 55 S. 1135) [Bd. 75 S. 1] Nr. 1 und 2 und vom 1. Juli 1912 (Gruchot Beitr. Bd. 56 S. 1135) [Bd. 76 S. 1] Nr. 1 und 2 und vom 1. Juli

meiner Abschiedsrede, in einem Briefe, den ich an Sie schreiben werde, und in meinem Testamente. Ich habe Ihnen nichts zu sagen, als daß ich Ihnen für alle Ihre Güte und Freundschaft gegen mich danke, und daß ich Sie bitte, mir dieselbe auch ferner zu erhalten. Ich bin Ihnen, wie Sie wissen, sehr ergeben, und ich werde es bis an mein Ende bleiben. Ich bitte Sie, mich Ihrer Frau Gemahlin und Ihrer Familie bestens zu empfehlen, und mich ihnen in Erinnerung zu bringen. Ich bin mit der größten Hochachtung

Ihr

ergebenster Diener

Friedrich.

Potsdam, den 17. Januar 1786.

Ich wünsche Ihnen die Gesundheit, deren Sie bedürfen, um Ihre Geschäfte zu besorgen, und ich bitte Sie, mir Ihre Freundschaft zu erhalten.

Friedrich.

Potsdam, den 17. Januar 1786.

Spiel, und damit die Hofleute nicht genöthigt wären, ihr eigenes Geld zu verspielen, soll ihnen der liberale Finanzminister volle Beutel in ihre Zimmer gestellt haben *). Die Hofleute fanden das sehr artig, nicht so der König, den überhaupt, weil er einmal gegen Fouquet eingenommen war, alles an diesem Feste beleidigte; so schienen ihm selbst die Eichhörnchen in Fouquet's Wappen, mit der Inschrift quo non ascendet? die er sich übersetzen ließ, die hochverrätherischen Entwürfe des Besitzers zu verrathen. Auch soll er, der Verstellung nicht mehr Meister, seinen Unwillen darüber der Königin Mutter laut ausgesprochen haben **). Wenigstens blieben die Gesinnungen des Königs nicht mehr geheim, die Hofleute veränderten ihr Benehmen, der Günstling Saint-Aignan wurde hochfahrend, die Freunde warnten dringender, selbst die Königin Mutter ließ ihm Winke geben. Allein Fouquet hielt sich, wie es scheint, nicht für so gefährlich, als er es in den Augen des Königs war; er glaubte daher den freundlichen Worten desselben, und wenn er auf Augenblicke durch die Warnungen seiner Freunde geschreckt wurde und sich dann sehr niedergeschlagen und kleinmüthig zeigte, so war er doch weit entfernt, ernstlich etwas Härteres als Absetzung zu fürchten, eine Strafe, die bei seinem zerrütteten Vermögen hart genug war ***). Auch dauerte die Besorgniß nie lange, weil Ludwig, wie er in seinen Memoiren selbst gesteht, alle Staatsklugheit, oder, wie Andere sagen, alle Heuchelei aufbot, um den Minister sogleich wieder sicher zu machen.

Unter diesen Aussichten wurde endlich die Reise in die Bretagne angetreten, wo eben die Landstände versammelt waren. Sie schienen nicht geneigt, viel Geld zu geben; Fouquet hatte daher dem Könige gerathen, sich persönlich nach Nantes zu verfügen, weil die Deputirten, durch seine Gegenwart eingeschüchtert oder geschmeichelt, alsdann gewiß alle Forderungen bewilligen würden. So warf sich der Verblendete selbst die Schlinge um.

Mit einem zahlreichen Gefolge, zu welchem nicht ohne Absicht auch Condé und Turenne genommen wurden, traf der König am 1. Sept. in Nantes ein und nahm seine Wohnung im Schlosse. Unter dem Vorwande, daß sie am neuen Hafen arbeiten sollten, zogen starke Truppenabtheilungen durch die Provinz, in welcher keine Spur von Gährung zu bemerken war. Fouquet, seit einem Monat fieberkrank, war mit seiner Familie und dem Grafen Lionne den Abend vorher angekommen und hatte ein Haus am andern Ende der Stadt bezogen, aus welchem, wie mehrere Nachrichten behaupten, ein geheimer Gang nach der Loire führte, so daß es nur von ihm abhing, trotz aller Wachen nach Belle-Isle zu entfliehen. So wie der König seine Anwesenheit erfuhr, ließ er sich durch den jungen Brienne, mit dem Fouquet seit kurzem in freundschaftlichen Beziehungen stand, nach seinem Befinden erkundigen; Fouquet war indessen schon auf dem Wege nach dem Schlosse. Dieser und die folgenden Tage vergingen unter Geschäften; die Stimmung der Stände war zuvorkommender, als der König erwartet hatte. Am 4. wurde Brienne wieder zweimal zu Fouquet geschickt, und fand diesen in voller Hoffnung, daß der König Colbert's Verhaftung beschlossen habe, denn daß irgend etwas Geheimes im Werke sey, hatte er manche ungewöhnliche Anstalten zu deutlich verrathen. Als Brienne am andern Morgen um 6 Uhr auf Befehl des Königs wieder in Fouquet's Wohnung kam, um ihm zu melden, daß ihn der König erwarte, war Fouquet bereits im Conseil und Brienne fand den königlichen Commissär schon in voller Arbeit, seine Papiere zu versiegeln.

Das Conseil wurde wie gewöhnlich gehalten; Fouquet mußte noch 30,000 Thaler für die Marine anweisen. Am Schlusse sprach der König noch Verschiedenes mit ihm; darauf entließ er ihn ohne das geringste Zeichen von Ungnade. Kaum aber hatte der Unglückliche, den der König aus Furcht, im Commandanten der Schloßwache keinen getreuen Vollstrecker zu finden, nicht im Schlosse selbst verhaften lassen wollte, die Mauern desselben hinter sich, als er vom Capitän-Lieutenant Artagnan angehalten und in einem eigens dazu erbauten Wagen unter Bewachung von 100 Musquetärs nach Angers abgeführt wurde. Seine Gattin ward nach Limoges verwiesen. Dies geschah am Geburtstage des Königs, den 5. September. — Der Mutter Fouquet's brachte ein Diener zitternd die Nachricht, fürchtend, ihr den Tod zu geben, allein die fromme, hochbetagte Frau empfing die Botschaft mit stiller Ergebung; sie sank auf ihre Knie und betete: ich danke dir, mein Gott, du hast mein Flehen erhört und ihn auf den Weg des Heils geführt.

Wie dem Könige gemeldet wurde, sein Befehl sey vollzogen, trat er mit freudigem Gesicht in das Vorzimmer und rief den Hofleuten zu: „Ich habe den Oberintendanten verhaften lassen, es ist Zeit, daß ich meine Angelegenheiten selbst besorge." Seine unwürdige Freude über das Gelingen dieses feingesponnenen Planes spricht sich auch in dem ausführlichen Briefe aus, den er noch am nämlichen Tage an seine Mutter schrieb *). „Ich habe ihnen schon diesen Morgen geschrieben, heißt es dort, daß meine Befehle zur Verhaftung des Oberintendanten ausgeführt worden sind, aber ich freue mich, Ihnen das Detail dieser Sache zu melden. Sie werden wissen, daß ich sie schon lange auf dem Herzen hatte, allein es war mir unmöglich, es eher zu thun, weil ich wollte, daß er vorher dreißigtausend Thaler für die Marine auszahlen ließe, und weil ich überhaupt mehrere Dinge in Ordnung bringen mußte, die nicht in einem Tage beendigt werden konnten, und Sie können sich keinen Begriff machen, welche Mühe ich gehabt habe, um Gelegenheit zu finden, Artagnan im Geheim zu sprechen, denn ich bin den ganzen Tag von einer Unzahl sehr hurtiger Leute umlagert (accablé), die auf den geringsten Schein durchgeblickt hätten: gleich wohl hatte ich ihm schon seit zwei Tagen befohlen, sich bereit zu halten. ——— Ich hatte die größte Ungeduld von der Welt, dies beendigt zu sehen, da mich sonst nichts mehr hier zurückhielt. Diesen Morgen endlich, da der Oberintendant wie gewöhnlich gekommen war, um mit mir zu arbeiten, unterhielt ich ihn bald auf die bald auf jene Weise und that, als ob ich Papiere suchte, bis ich durch das Fenster meines Kabinets Artagnan im Schloßhofe bemerkte, und darauf ließ ich den Oberintendanten gehen, der erst unten an der Treppe ein wenig mit La Feuillade sprach und dann, während er Herrn Le Tellier grüßte, verschwand, so daß der arme Artagnan schon ihn verfehlt zu haben glaubte und mir durch Maupertuis sagen ließ, er vermuthe, daß man ihm gesagt

---

*) Die Beschreibung des Festes findet man bei Choisy und Andern, vorzüglich bei Lafontaine, der als Augenzeuge spricht, in einem poetischen Briefe an Maucroix, Oeuvres diverses edit. in 8vo. 1729. t. III., p. 290. Büssy-Rabütin, obgleich Fouquet's Feind, sagt doch: „on lui conseilla de donner cette fête, comme un grand plaisir au Roi, et même on le flatta de tant d'espérance d'agrandissement, qu'il se laissa persuader de vendre sa charge de procureur Général, comme étant au-dessous des honneurs qu'on lui destinoit." — Mazarin, von dem freilich auch Montglat IV, p. 254. seine Zeitgenossen sagen läßt „jamais on ne fit une telle litière de la royauté," hatte noch 1660 ein Fest gegeben, was eine halbe Millionen Livres kostete; es war eine Lotterie, wozu auch der König und die Königin Loose erhielten; die Preise bestanden in Edelsteinen, Silberzeug, Krystal, Spiegeln, Handschuhen u. dgl. Als der Oberintendant Bullion im Jahr 1640 die ersten Louisd'or schlagen ließ, lud er eine Gesellschaft und theilte die ersten Stücke als Desert unter seine Gäste aus, die auch so begierig zugriffen, daß der Herr Oberintendant, wie weiland Krösus, herzlich lachen mußte, weil die Herrn mit ihren übervollen Taschen Mühe hatten, zu gehen. — Nach diesen Vorgängen, die wir leicht vermehren könnten, wird man geneigt seyn, über Fouquet's Unverschämtheit weniger hart zu urtheilen; Beispiele sind ansteckend. Uebrigens sagen die besten Memoiren, auch La Fontaine's Beschreibung, nichts davon, so daß die ganze Erzählung ebenfalls nur eine Erfindung übelwollender Müßiggänger zu seyn scheint.

**) Mémoires de Choisy t. I. p 171. Gourville, der den Finanzminister in der That warnte, (S. 349.) hinterbrachte ihm auch, wie Choisy versichert, der König habe zu seiner Mutter gesagt: Ah Madame, est-ce que nous ne serons pas rendre gorge à tous ces gens là? In Gourville's Memoiren steht davon nichts. Choisy, Voltaire u. A. behaupten, Fouquet's Devise sey gewesen: quo non ascendam? So arg war es doch nicht. S. Delort Hist. de la détention des philosophes I. p. 13.

***) Mémoires de Brienne t. II. p. 184. Da sagt Fouquet im Gespräch mit Brienne kurz vor der Reise nach Nantes: La Reine-mère m'a fait dire par Barthillac de me garder de la Duchesse (de Chevreuse) — — mais quoi! il faut se résoudre à tout. Je ne saurais croire que le Roi veuille me perdre! Brienne räth ihm, sich an die Königin Mutter zu wenden, darauf antwortet er: Je l'ai fait, et elle ne m'a dit que de général, et peut-être ne sait — elle rien des desseins du Roi contre ma personne. Dann spricht er von Flucht: Mais m'enfuirai-je? c'est ce qu'on seroit peut-être bien aise que je fisse. — Madame Duplessis Belliere schreibt an Pomponne aus Chalons den 19. Sept. 1661: Ce n'est pas que je n'aye assez prévu qu'il pouvoit arriver du mal à M. le S.; mais je ne l'avois pas prévu de cette sorte, et je me consolois (?) qu'on l'ostast de la place, voyant qu'il le désiroit luy-mesme pour songer à son salut. Das letzte ist gewiß erlogen. Man sehe den ganzen Brief in einer Anmerkung zu den Memoiren von Conrart Collect. des Mém. p. Petitot u. s. w. t. 48. p. 259.

*) Lettres de Louis XIV. p. Morelli, Lettre 28. Die Nachlässigkeiten des Stils gehören dem Könige.

Jahr, auch die Miete selbst, gilt es gewöhnlich für den Fall, daß der Mieter nicht rechtzeitig kündigt, als stillschweigend verlängert. Dies ist auch nach dem Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich (§ 1 Abs. 2 des Entwurfs eines Einführungsgesetzes) der Fall, wenn nicht die Landesgesetzgebung eine andere Bestimmung trifft. Dagegen ist

Stunden von Saint Mandé entfernt ist *). Er bringt sogar ein Kästchen mit, um, wie er sagt, die Karten von Belle-Isle, die er dem Könige zu zeigen wünsche (nicht: die der König zu sehen verlange), hineinzupacken **). Sehr richtig bemerkt Fouquet, woher er denn gewußt habe, daß sich die Karten dort befunden, warum er ein Kästchen dazu mitgebracht habe, da man doch Landkarten zu rollen pflege, und drittens, ob er nicht mehr wisse, daß man ihm die erwähnten Karten schon in Nantes weggenommen habe? Wer kann es dem Angeklagten verargen, daß er hieraus alle Schlüsse zieht, die man nur daraus ziehen kann, und daß er namentlich behauptet, Colbert habe ihm gerade diejenigen Papiere, mit denen er sich vertheidigen könne, weggenommen, und falsche, die zu seinem Verderben gereichen sollten, untergeschoben. Daß wenigstens die erste Beschuldigung nicht ungegründet ist, beweisen die Akten. Denn der König selbst erklärte feierlich vor Präsidenten und Räthen im Parlament, daß allerdings Colbert ihm Papiere aus Fouquet's Wohnung überbracht hätte, daß sie aber Staatsgeheimnisse enthielten, mithin dem Gericht nicht mitgetheilt werden dürften ***). Kein Gericht der Welt wird diesen Grund zureichend finden, da nicht blos diese oder jene einzelne Thatsache, sondern die ganze Verwaltung ein Gegenstand der Klage war, und er durch nichts in der Welt sich rechtfertigen konnte, als durch seine Papiere und namentlich nicht durch Privatpapiere, sondern durch solche, welche den Staat betrafen, also Staatsgeheimnisse enthielten. Die Papiere, die man mir weggenommen hat, sagt Fouquet, sind gerade die wichtigsten, weil sie die Nachweisungen über meine Verwaltung enthalten. Es sind die Briefe von Mazarin, Servien, Colbert. Jedermann weiß, daß Mazarin unumschränkt regierte, daß nichts ohne seine Genehmigung geschehen durfte, es ist mithin unmöglich, daß ich im Laufe von neun Jahren nicht eine Menge Schreiben, Befehle u. s. w. von ihm erhalten haben sollte; dasselbe gilt von Servien, dasselbe von seinen Sekretären, namentlich von Colbert. Allein in keinem Inventarium findet sich (zwei oder drei Briefe ausgenommen) das mindeste, weder vom Kardinal, noch von seinen Angestellten, kein Befehl über die ungeheuren Summen, die durch ihre Hände gegangen sind. Und da ich soviele unnütze Papiere aufbewahrt habe, so wird mir kein Verständiger zutrauen, daß ich die, welche zu meiner Rechtfertigung dienen mußten, vernichtet hätte.

Ferner wird im Protokolle von Saint Mandé von zwei verschlossenen Koffern gesprochen, zu welchen der Schlüssel fehle; in einem zweiten Protokoll sind die Koffer offen, und man hat Papiere herausgenommen, ohne daß man erfährt, ob sich der Schlüssel gefunden, oder wer den Koffer geöffnet habe. Dies könnte vergessen seyn. Auffallend ist es aber doch, daß in einem andern Protokoll, vom 23. Februar 1662, der Schlossermeister zum Oeffnen eines Koffers geholt wird, nachdem das Protokoll unterzeichnet ist und der Eine der Commissarien sich bereits entfernt hat †). Ein solches Verfahren für absichtslos zu halten, ist schwer, besonders, nachdem man folgendes Schreiben des Kanzlers Seguier an den Rath Benard gelesen hat, aus dem deutlich hervorgeht, daß man ungern andere als ganz vertraute Personen gebrauchte. „Ich schreibe Ihnen diese Zeilen, um Sie zu bitten, Sich mit Hrn. l'Aleman nach S. Mandé zu begeben, um an alle Orte dieses Hauses die Siegel anzulegen und sie durch starke Waschen sicher zu stellen. Wenn der Herr Civillieutenant schon die Siegel angelegt hat, so werden Sie nichts thun; sind dagegen Sie die Ersten, so hat er Befehl, nichts zu thun. Ich bin überzeugt, daß Sie soviel als möglich eilen werden (que vous ferez toutes les diligences nécessaires pour ce sujet)." Es lag also dem Kanzler sehr am Herzen, daß die Herrn, die er hinschickte, die Ersten seyn möchten. Sie kamen auch wirklich eher und fanden das Haus statt von einer Civilbehörde von einer Militärwache besetzt. — Ein großer Pack Papiere wurde von zwei Gerichtsbeamten für unnütz erklärt, in einen Sack geworfen und so in ein anderes Zimmer gebracht, wo sie einige Zeit unbeachtet liegen blieben, wo man also allerdings hinweg und hinzu thun konnte. Später wird dieser Sack wieder vorgebracht und das Erste, was man darin findet, ist eine Schrift, aus welcher hervorgehen soll, daß Fouquet jährlich von den Pächtern der Salzsteuer eine bedeutende Pension erhalte *). Viele Papiere wurden gar nicht paraphirt, andere nur von Colbert's Vertrautem Foucault, der gegen allen Brauch vom Könige zum Greffier der Gerichtsbeamten gewählt worden war. Dies sind nur einige von den unzähligen gesetzwidrigen Handlungen, die man sich bei der Beschlagnahme der Sachen zu Schulden kommen ließ.

Fouquet wurde vor eine Specialcommission (chambre de justice) gestellt, deren Mitglieder der König aus den verschiedenen Parlamenten gewählt hatte. Auch dies war eine Verletzung des Rechts. Denn als Fouquet sein Amt als Generalprocureur niederlegte, war er schon fünf und zwanzig Jahre Mitglied des Parlaments gewesen; mithin genoß er die Vorrechte der Veteranen, die selbst nach ihrem Austritt Ehrenmitglieder blieben, eine berathende Stimme behielten und in Criminalfällen nur vom gesammten Parlament (grand' chambre) gerichtet werden konnten. Auch als Oberintendant konnte er nicht wieder vor eine chambre de justice gestellt werden, die überdem nicht einmal competent war, über Staatsverbrechen zu urtheilen **). Aber abgesehen davon, war auch die Wahl der einzelnen Richter von der Art, daß sich Fouquet mit Recht darüber beklagen konnte. Mehrere, z. B. der Präsident des Gerichts, der Kanzler Seguier, der Generaladvokat Talon, einer der größten Juristen seiner Zeit, waren so notorisch Feinde des Angeklagten, daß ihre eigne Ehre erfordert hätte, zurückzutreten; Andere, z. B. Colbert's Oheim Pussort, waren die nächsten Verwandten seiner Gegner oder standen in so abhängigen Verhältnissen zu ihnen, daß sie schon deshalb nicht wohl für unpartheiisch gelten konnten ***).

Indeß blieben Fouquet's Vorstellungen unberücksichtigt, und der Prozeß begann. Die Verbrechen, deren man ihn anklagte, waren theils Staatsverbrechen, (crimes de lèze Majesté), theils Unterschleife und Mißbräuche in den Finanzen.

Unter den Staatsverbrechen, die er begangen haben sollte, war das Erste das Niederschreiben des Anfangs eines Planes, was seine Freunde thun sollten, ihn zu retten, wenn seine Gegner es unternehmen würden, ihn zu stürzen. Dieser Entwurf, der nicht einmal beendigt noch vielweniger ins Reine geschrieben war, von dessen Daseyn, soviel sich aus den Akten

---

*) Recueil des défenses de M. Fouquet I. pag. 7.

**) Ebendas. p. 199.

***) Ebendas. p. 30. Wie niederträchtig Colbert, der im J. 1680 über 10 Millionen besaß, denken konnte, beweist unter andern ein Brief, den er den 31. Oct. 1659 aus Nevers an Mazarin schrieb, wovon sich das Original auf der königl. Bibliothek befindet (Oeuvres de Louis XIV. t. I.). Ein von ihm empfohlener Verwandter hatte den Kardinal betrogen, da bittet er diesen, das Verbrechen an allen seinen Verwandten zu strafen: il n'est pas juste que V. E. en punisse l'auteur seul; ses graces n'ont point été personnelles, elles ont regardé toute ma famille: il est juste que V. E. la punisse toute entière; et pour moi, Monseigneur (der Titel, den Mazarin gern hörte), sans les ordres exprès de V. E. qui me retiennent, je m'en serois allé en poste la trouver avec tous mes frères, pour la supplier de nous punir comme le mérite un crime de cette nature. — — Je finis, m'estimant indigne de prendre la qualité ordinaire de très-fidèle serviteur de V. E. — Colbert."

†) Ebendas. pag. 262. Seguier's Schreiben, welches wir weiter unten anführen, findet man im nämlichen Bande S. 160.

*) Ebend. p. 190. findet man das Protokoll, welches hierüber die unverwerflichen Zeugnisse der Justizbeamten enthält. Der König verlangt, man solle ihm die wichtigsten Papiere bringen; die Commissäre finden sie aber so wichtig (de telle importance), daß sie dieselben ihrem Greffier Foucault nicht allein vertrauen wollen. Sie übergeben sie dem Könige selbst; „sur quoi nous aurions pris occasion de lui dire que nous étions obligé de l'avertir que, dans l'ordre, les pièces, que nous lui apportions, devoient être remises avec toutes les autres trouvées sous le dit scellé, et que nous supplions Sa Maj. de prendre en bonne part le dit avis, dont nous étions chargés de la part des dits Commissaires pour le bien de la Justice. Der König sagt ihnen qu'il l'entendoit ainsi. Wer wird in der entgegengesetzten Antwort des Königs, von der wir oben gesprochen haben, den Einfluß seiner Minister verkennen?

**) Ebendas. S. 46 und f. Wem die Prozeßschriften nicht zur Hand sind, der vergleiche Hist. de Louis XIV. par de la Hode Liv. XXVII. Dieses Buch ist bekanntlich unter zwei verschiedenen Namen erschienen; in der Ausg. bei J. Düren im Haag 1740 u. f. 6 Bände 4. ist Bruzen de la Martinière, prem. Géogr. de S. M. Cathol. Secrétaire du Roi des deux Siciles et du conseil du Roi, auf dem Titel genannt, dagegen steht in der Ausgabe, die in denselben Jahren in 6 Quartbänden bei Varrentrapp in Frankfurt und Christ in Basel erschienen ist, der Name des wahren Verfassers, de la Hode, auf dem Titel.

***) Dies war die allgemeine Stimme; man lese nur die Briefe der Frau von Sevigné und Conrart's Aufsatz über den Präsidenten von Mesmond. Daß ebenso allgemein Colbert als die Triebfeder des ganzen Verfahrens angesehen wurde, beweist schon Benault's furchtbares Sonett: Ministre avare et lâche u. s. w.

ergab, Niemand etwas erfahren hatte *), enthielt im Wesentlichen Folgendes: Seit längerer Zeit suche der Kardinal Mazarin ihm auf alle Weise zu schaden, indem er ihn bei dem Könige verläumde, ihm Feinde zu machen suche und sogar im Schooße seiner Familie Zwietracht säe. Er müsse daher fürchten, der Kardinal werde dabei nicht stehen bleiben. Da er nun aber theils aus Erfahrung theils aus des Kardinals Munde wisse, daß derselbe mehrere seiner Feinde blos aus Furcht vor ihrer Rache geschont habe, so könne er überzeugt seyn, daß, wenn der Kardinal einmal etwas gegen ihn unternehme, derselbe Alles thun werde, um ihn für immer unschädlich zu machen, daß er ihm also nicht blos sein Amt, sondern auch Freiheit und Leben rauben werde. Sowie er daher verhaftet würde, sollten die Seinigen verhindern, daß das Parlament nicht zu eifrig einschreite, damit der Kardinal nicht noch mehr erbittert werde; man solle sich nur dafür verwenden, daß er seinen Bedienten, seinen Koch und seinen Arzt behalten dürfe; seine Frau solle sich in ein Kloster zurückziehen; seine Tochter mit ihrem Gatten, dem Grafen Charost, nach Calais gehen und den Platz in guten Stand setzen; dasselbe solle mit Belle-Isle, Concarneau und einigen andern Orten geschehen. Weiter solle man nicht gehen, so lange Mazarin sich begnüge, ihn gefangen zu halten, beginne er aber Aergeres (s'il passoit outre), so müsse er mündlich und schriftlich von allen seinen Verwandten und Freunden, namentlich vom Marschall Fabert, bestürmt werden. Helfe das nicht, so könne man etwa ein Manifest gegen die Gewaltthätigkeiten der Regierung ausgehen lassen, das Parlament, die Geistlichkeit aufregen, einige Schiffe bewaffnen, um Lärm zu machen (pour faire crier), und allenfalls auch einige seiner heftigsten Feinde, z. B. Le Tellier, entführen **); seine Schiffe müsse man mit fremden Soldaten und Matrosen bemannen, und den Viceadmiral Neuffchaise zu gewinnen suchen (cultiver), daß er Belle-Isle, wenn er den Auftrag erhalte, es zu belagern, nicht ernstlich bedränge. Hierauf solle man durch gütliche Uebereinkunft seine Freilassung zu bewirken suchen, er wolle dann Bürgschaft stellen, sich am Kardinal nicht zu rächen. Bei jedem Schritt solle man seine treue Freundin, Madame Duplessis-Bellière, die von allen seinen Wünschen genau unterrichtet sey, zu Rath ziehen. Der Anfang war 1657, das Uebrige ohngefähr im Januar 1659 geschrieben. — Fouquet's Vertheidigung über diesen Punkt trägt den Stempel der reinsten Unschuld ***); übrigens bedarf es seiner Vertheidigung gar nicht, wenn man erwägt, daß Mazarin, gegen welchen der Plan gerichtet ist, gestorben war, und daß es kein Gesetz giebt, durch welches Gedanken bestraft werden. Cogitationis poenam nemo patitur.

Der zweite Klagepunkt war, Fouquet habe Belle-Isle befestigt. Fouquet hatte Belle-Isle vom Herzog von Retz gekauft, weil der König gewünscht hatte, eine so wichtige Besetzung in treuen Händen zu sehen, er hatte an den Befestigungen arbeiten lassen, weil es ihm ausdrücklich war befohlen worden †). Ueberdem hatte er nicht nur dem Könige selbst mehrmals den Wunsch geäußert, Belle-Isle dem Staate zu verkaufen, sondern es war auch erwiesen, daß der Commandant des Platzes, wie auch der von Concarneau, nicht die mindeste Schwierigkeit gemacht hatte, die königlichen Truppen einzulassen.

Als drittes Staatsverbrechen wird angeführt, daß er das Gouvernement von Concarneau gekauft habe. Wie ein öffentlich mit Wissen des Kardinals Mazarin abgeschlossener Kauf auch nur scheinbar zum Verbrechen gemacht werden konnte, begreifen wir nicht. Uebrigens bestritt Fouquet auch das Faktum, indem er angab, er habe Concarneau für seinen jüngsten Bruder gekauft.

Zum vierten wurde er angeklagt, er habe sich von mehreren Personen schriftliche Versprechen ihrer Treue und Ergebenheit ausstellen lassen. Man fand drei Schriften dieser Art: Die Eine bezog sich auf den Ankauf von Belle-Isle und war durchaus unverfänglich. Die Zweite, von einem Präsidenten des Obersteuerhofs (cour des aides), Maridor, ausgestellt, enthielt allerdings ein gesetzwidriges Versprechen, allein erstlich hatte es Fouquet nicht gefordert, sondern im Gegentheil Maridor's Verfahren getadelt, und zweitens war er nie, weder vorher noch nachher, in irgend eine nähere Verbindung mit Maridor getreten, hatte mehrere Verfügungen gegen ihn erlassen, und wenn er bei der cour des aides etwas zu suchen hatte, sich nicht an ihn, sondern an Andere gewendet. Alle diese Angaben wurden vom Präsidenten von Maridor im Verhör bestätigt. — Die Dritte war von einem gewissen Delandes ausgestellt, der im Dienst des Abbé Fouquet und Commandant von Concarneau gewesen war. Als die Brüder sich verfeindet hatten, erklärte der Oberintendant, Delandes möge zwischen ihm und seinem Bruder wählen. Delandes besprach sich erst mit dem Abbé und stellte hierauf unaufgefordert den Schein aus, wodurch er sich dem Oberintendanten gegen Jedermänniglich verpflichtete, allein dieser traute ihm nicht mehr und entließ ihn. Sie waren seitdem aus aller Verbindung **). Delandes muß sich ebenfalls sehr unschuldig gefühlt haben, denn statt zu entfliehen, stellte er sich freiwillig als Gefangener in Sedan und in der Bastille, wurde aber beide mal wieder in Freiheit gesetzt.

Wir gehen nun zur zweiten Klasse der Anklagen über, welche die Finanzen betreffen. Unter allen Zweigen der Staatsverwaltung ist keiner schwieriger und verwickelter, als die Verwaltung der Finanzen. Nehmen wir nun dazu, daß Frankreich aus einem langen Bürgerkriege hervorging, der die Kräfte des Staats erschöpft und die Menschen demoralisirt hatte, daß die ganze Form der Verwaltung höchst verworren war, daß Mazarin, der im Trüben fischen wollte, die Verwirrung noch vermehrt hatte, daß er gestorben war, ohne jemals Rechnung abgelegt zu haben, und daß er ein Vermögen von wenigstens vierzig Millionen Livres hinterließ, die er größtentheils seit 1653, also in acht Jahren, zusammengescharrt hatte; erwägen wir dabei, daß Fouquet vergebens um Mittheilung sämmtlicher Papiere bat, die sich auf seine Verwaltung bezogen, so ist es klar, daß wir hier in ein Labyrinth von Zahlen gerathen müssen, aus denen selbst ein Mann vom Fach schwerlich den Ausgang fände. Wir wollen uns daher so kurz als möglich fassen. In den zwei ersten Jahren meiner Verwaltung, sagt Fouquet ***), fehlte es selten an Geld; die Pächter (gens d'affaires) zahlten

*) Gourville erzählt in seinen Memoiren (collection des mémoires relatifs à l'histoire de France p. Petitot et Monmerqué S. II. t. LII.) pag. 336. Fouquet habe ihm 1660 den Plan gezeigt; auf seine Bemerkung, daß er nicht auszuführen sey, habe Fouquet ein Licht bestellt, um ihn zu verbrennen, da aber Jemand dazu gekommen, habe er das Heft hinter einen Spiegel versteckt, wo es nachher vergessen worden sey. Ob Gourville die Zeit richtig angegeben hat, ist zu bezweifeln; er sagt à peu près dans ce temps là und man weiß, daß er seine Memoiren erst 1702, als er 78 Jahr alt war, binnen fünf Monaten dictirte und sich dabei zu sehr auf sein Gedächtniß verließ. So weiß er z. B. nicht einmal gewiß, ob Pellisson mit Fouquet verhaftet wurde. Wie Fouquet mit Mazarin stand, sieht man am deutlichsten bei Gourville S. 325.

**) Wörtlich: „Une chose qu'il ne faudroit pas manquer de tenter, seroit d'enlever les plus considérables du conseil au moment de la rupture, comme M. Le Tellier et quelques autres de nos ennemis les plus redoutables." Wie auch hier das Gerücht vergrößerte, sehen wir aus Conrart's Brief vom 29. Septbr. 1661 (tom. 48. pag. 257. der Petitot'schen Sammlung), wonach in obigem Entwurf stehen soll, man müsse Le Tellier auf die Folter spannen. Conrart, der dies für wahr hält, glaubt doch auch, daß die Damenbillets, von denen er zwei sehr energische liefert, erdichtet seyen.

***) Recueil t. II. p. 6—40. Man sieht deutlich, daß der ganze Plan blos darauf berechnet war, dem Kardinal zu drohen. La Fare sagt pag. 145: on lui fit faire beaucoup de choses en le menaçant. Beschlossene Sache war es nie, kaum mehr als ein eitler Traum zum Trost seines Herzens. Das Original befindet sich in den Handschriften der königlichen Bibliothek, collect. 494. No. 384, woraus das Wesentlichste in der Petitot'schen Ausgabe von Gourville's Memoiren S. 337. abgedruckt ist.

†) Recueil t. II. p. 359 sind die königlichen Dekrete abgedruckt. Im ersteren vom 20. Aug. 1658 heißt es: Sa Majesté a résolu d'engager quelqu'un de ses plus affidés serviteurs d'en traiter et pour cet effet n'ayant pu faire choix d'aucune personne qui ait donné plus de preuves de son zèle et de sa fidélité que le Sieur Fouquet, Conseiller etc. etc., Sa Majesté l'a convié de traiter de la dite terre et marquisat de Belle-Isle avec le dit Duc et la dite Duchesse de Retz ——— à la charge néanmoins d'y entretenir une garnison suffisante pour la seureté de la place, et de faire les choses nécessaires pour sa conservation" etc. — Frau von Motteville sagt: Collect. des Mémoires p. Petitot t. XL. p. 142: Les amis de Fouquet ont dit, et il est à croire qu'ils ont dit la vérité, que ce Surintendant, qui en effet étoit capable par son génie et par son esprit de beaucoup de grands desseins, avoit eu celui d'y faire bâtir une ville, dont le port étant bon devoit attirer tout le trafic du nord, et, privant Amsterdam de ces avantages, rendre par là un grand service au Roi et à l'état. Daß beide Fouquet, Vater und Sohn, weit aussehende Pläne für Handel und Colonien hatten, und daß Colbert Manches daraus gelernt hat, beweisen mehrere Stellen der Prozeßakten; dies gehört aber mehr in eine Geschichte Colbert's.

**) Ebendas. p. 43—53. Conclusion p. 119, 124 und 141, wo man das Verhör über diese Punkte findet.

***) Recueil II. p. 61.

pünktlich und liehen gern; ſelbſt Privatleute gaben zu 15 Procent, was damals der gewöhnliche Zinsfuß war, bedeutende Summen. Dies rührte beſonders daher, daß man die Münzen, die Piſtolen von 12 zu 10 Livres und das Silbergeld in gleichem Verhältniß, herabgeſetzt hatte und daß die Herabſetzung nur allmählich von drei zu drei Monaten geſchah. Wer alſo baares Geld beſaß, eilte vor dem Termin zu zahlen oder ſonſt ſein Geld anzubringen. Es ging aber der Regierung wie ſchlechten Hausvätern; dieſe Leichtigkeit, mit der man die Kaſſen füllen konnte, verbunden mit der Nothwendigkeit, einige Schulden der vorigen Jahre abzutragen, machte, daß man die Einnahme der beiden nächſten Jahre 1655 und 1656 voraus verzehrte. Jetzt fehlte Geld und Credit. Wer vorher, um nicht die Zinſen und ein Sechstheil des Capitals einzubüßen, ſein Geld, wo er nur konnte, ausgeliehen hatte, ſuchte es jetzt, nachdem der Münzwerth feſtgeſetzt war, eben ſo eifrig wieder einzuziehn. Man war in großer Verlegenheit (Nov. 1654). Die Einquartirung hatte die Provinzen erſchöpft, aus allen Steuerbezirken liefen nur Klagen ein, Niemand wollte auf das Jahr 1657 etwas vorſchießen; die Garden murrten, die Schweizer wollten abziehen. Der Kardinal fürchtete einen neuen Banquerout. Er ließ die Pächter kommen, bat, drohte, allein je mehr er ſeine Verlegenheit zeigte, deſto furchtſamer verſchloſſen dieſe ihre Kaſſen. Endlich, fährt Fouquet fort, ließ der Kardinal mich kommen, er war in Verzweiflung, höchſt unwillig auf Servien, der ſeinen Erwartungen ſo wenig entſpreche. Ich ſagte ihm, daß mir die Lage der Finanzen noch nicht ſo verzweifelt ſcheine, nur müſſe man nicht an einen neuen Banquerout denken, ſondern im Gegentheil von dem vom Jahr 1648 nur mit Abſcheu reden; man müſſe die Renten und Beſoldungen pünktlich auszahlen, den Capitaliſten Zuverſicht einflößen, ſie guten Gewinn hoffen laſſen, kurz man müſſe vor allen Dingen das Vertrauen, die reichſte Quelle des Credits, wieder herſtellen. So erſchien das Dekret vom 24. Dec. 1654, wodurch die Verhältniſſe der beiden Oberintendanten dergeſtalt beſtimmt wurden, daß Servien die Etats machte und Fouquet den Bedarf herbeiſchaffen mußte. Dies war ſchwierig: der Hof brauchte Geld zu Feſten aller Art *), der Feldzug ſollte im Frühjahr mit verdoppelter Anſtrengung beginnen und man weiß, daß der junge König im Jagdkleide, mit der Reitpeitſche, man möchte ſagen königlich-burſchikos, in das Parlament ging, um nach einer derben Strafpredigt, die uns wenigſtens für ſein Alter nicht ganz paſſend ſcheint, die neuen Steuern, unter denen ſich auch das Stempelpapier und Abgaben von Taufen und Begräbniſſen befanden, in die Regiſter eintragen zu laſſen.

Der Kardinal ſchickte einen Generaletat der Summen, die er für beinahe ſämmtliche Ausgaben des Staats, für auswärtige Penſionen, für die Vergnügungen des Hofs, Ballette, Komödien, Hoftrauer und dergleichen nöthig hatte. In das Einzelne der Ausgaben ging er nie ein und die Gelder mußten jeden Monat dem Ueberbringer baar (manuellement) eingehändigt werden. Dieſe Summen beliefen ſich jährlich, je nachdem er die Schweizer und die Garden in den Kreis ſeiner Verwaltung zog oder davon ausſchloß, auf zwanzig bis drei und zwanzig Millionen. Außerdem nahm er die Einkünfte aus den Steuerkreiſen von Chalons, Soiſſons, Amiens, Moulins und Grenoble, einige Jahre hindurch aus gewiſſen Steuerbezirken der Normandie, ſehr oft auch aus Sens und Beauvais. Unter dieſen Einnahmen des Kardinals ſind nicht begriffen ſeine Gehalte, ſeine eigenen Schuldforderungen, oder ſolche, die er den Häuſern Mantua und Modena, den Herrn Cenami, Cantarini und Hervart abgekauft hatte und wofür er nicht nur die Einkünfte aus den Steuerbezirken Xaintes, Rochelle, Les Sables, Marennes, ſondern auch mehrere andere Summen verwandte. Er ließ ſogar in den Kreiſen, die er ſich vorbehalten hatte, durch Lettres de cachet außerordentliche Steuern erheben, eine Handlung, die nach den Geſetzen den Tod verdient. So ſchloß er auch die Contrakte über das Kommißbrod der Truppen ab, ohne etwas Schriftliches auszuſtellen, und man kann ſich denken, wie das Brod war; die Geſchenke (pots de vin), welche die Pächter bei Erneuerung der Contrakte brachten, theilte er mit dem Könige, und der Theil, welcher dem Könige zufiel, war für das Spiel und die Vergnügungen beſtimmt, deren Beſorgung ebenfalls der Kardinal übernommen hatte. In dieſer Weiſe ging es bis zum Jahre 1658.

Am 16. Januar 1659 ſtarb Servien. Mazarin hatte oft geäußert, daß es dem Staatsdienſt ſehr nachtheilig ſey, zwei Intendanten zu haben, die ſich nicht ſelten gegenſeitig hemmten; demungeachtet fertigte er jetzt ſich ſelbſt unterm 19. Febr. einen königlichen Befehl aus, an Serviens Stelle gemeinſchaftlich mit Fouquet die Finanzen zu verwalten. Wahrſcheinlich, ſagt Fouquet, hatte ihn Colbert auf die Idee gebracht, weil dieſer vorausſah, daß Mazarin, der tauſend läſtigen und kleinlichen Arbeiten, welche das Finanzweſen erfordere, bald müde ſeyn, und die Geſchäfte nach und nach ihm übertragen werde. Der Kardinal fing nun an, mit mir, Hervart und Colbert zu arbeiten; er brauchte Geld und forderte zuerſt Hervart, und, wie dieſer ſich entſchuldigte, mich auf, zu mehreren dringenden Ausgaben Vorſchüſſe zu leiſten. Ich entſchuldigte mich ebenfalls, indem mein Credit durch die Verzögerung meiner Beſtallung ſeit Serviens Tode plötzlich geſunken ſey, und forderte ihn zu Vorſchüſſen auf, zu denen er ſich ja ohnedies für den Nothfall oft erboten hätte. Kurz er ſah ein, daß er ſich zu einem falſchen Schritte hatte verleiten laſſen, und zwei Tage nachher, den 21. Februar, war Fouquet allein Oberintendant *). Sein Verhältniß zum Kardinal blieb daſſelbe; was er that, wurde gut geheißen; dagegen ward die Stellung zu Colbert täglich feindlicher. Seit Mazarin's Tode that Fouquet nichts, ohne den König zu fragen und ohne es Colbert, an den ihn der König gewieſen hatte, mitzutheilen. Es war ſchwer, Geld zu bekommen, weil die neue Regierung, was auch Ludwig ſelbſt an mehreren Stellen ſeiner Denkwürdigkeiten ausſpricht, noch kein Vertrauen hatte; für die kleinſten Summen wurden wenigſtens fünfzehn Procent gefordert. Ich entſchloß mich, ſagt Fouquet weiter, nicht mehr als zehn Procent zu bewilligen, und ſagte dem Könige, daß ich dafür Geld zu bekommen hoffe, wenn ich der Heiligkeit ſeines Wortes vertrauen könnte, daß die Lebenden geſichert ſeyen. Der König fand meine Vorſchläge zweckmäßig, und ſo gelang es, auf meinen Credit, vom März bis zum September gegen zwanzig Millionen herbeizuſchaffen. Der König ſah Alles, billigte Alles **). Man ſchlug zur Vergrößerung des Staats außerordentliche Unternehmungen vor, wozu Millionen baares Geld erfordert wurden, ich antwortete ſtets, daß der Ruhm des Königs nie aus Geldmangel leiden würde; der König überzeugte ſich, daß alle großen Staaten Europa's Mangel litten und oft ihre größten Intereſſen gefährden mußten, weil es ihnen an 100,000 Thalern fehlte; daß Spanien mit den Schätzen Indiens ſeine Einkünfte zehn Jahre voraus aufzehre, während Frankreich nach meiner feſten Ueberzeugung im Laufe eines Jahres ſeine Rückſtände getilgt haben würde. Darauf erzählt Fouquet, wie er dem Könige eine Million geſchenkt, und wie dieſer ſie mit Dank angenommen und nach Vincennes habe bringen laſſen, „wo ſie vielleicht noch iſt, ſo gut wie ich.“

Nach dieſem kurzen Abriß ſeiner Verwaltung, deſſen Inhalt in den Hauptpunkten wohl richtig ſeyn muß, weil er nicht widerlegt worden iſt, ſucht Fouquet aus der ganzen Art der Verwaltung, wie ſie ſchon unter den früheren Oberintendanten beſtand, zu beweiſen, daß es bei den einmal beſtehenden Formen dem Oberintendanten unmöglich war, die Amtsführung ſeiner Untergebenen genau zu beaufſichtigen, und daß Mazarin, den er öfter darum anging, ſich fortwährend weigerte, dieſe Dinge zu ändern ***). Da Fouquet auch hier ſich auf ſeine Correſpondenz mit Mazarin beruft, die man ihm vorenthält, ſo hat er offenbar ein Recht, wenigſtens von ſeinen Richtern Glauben zu fordern, und wenn man bedenkt, welch ungeheures Vermögen Mazarin hinterließ, ſo begreift man leicht, daß er ſeine Gründe hatte, ſich jeder Verbeſſerung zu widerſetzen. Wahrſcheinlich hatte aber auch Fouquet ſeine Gründe, nicht allzu feſt auf ſeinen Vorſchlägen zu beſtehen †). Die einzelnen Anklagen über Fouquet's Untreue in der Verwaltung des Staats-

*) Montglat t. IV. p. 80 Der König tanzte ſchön, war in Fräulein Manzini verliebt, und die Königin Mutter war wie andere Mütter auch: ſie ſah ihren Sohn gern tanzen und gab ſogar einen Ball, pour faire admirer le Roi, wie Frau von Motteville erzählt.

*) Recueil II. p. 85 Après une longue discussion de toutes ces choses, il (Mazarin) quitta la plume qu'il avoit prise à deux ou trois reprises pour commencer à signer, et tout son travail aboutit à dire à Monsieur Hervart en ma présence: On m'a fait faire ici un méchant pas. Man ſieht, daß Fouquet den geizigen Prieſter ſchlau zu packen wußte.

**) Ebendaſ. p. 97. „Le Roi a vu et lu lui-même le détail, une ou deux fois par semaine, approuvé la recette, la dépense, les prêts, les intérêts, les traités.“

***) Ebendaſ. p. 108.

†) Gourville erzählt unter dem Jahr 1659 S. 323. von einem grand projet, que M. Colbert envoyoit à M. le Cardinal pour le rétablissement des finances, qui étoient en grand désordre. Il projetteit une chambre de justice, et par conséquent la perte de M. Fouquet. — — Il en falsoit M. Talon procureur-général, enfin de de la manière qu'elle fut établie, quand M. Fouquet fut arrêté. Fouquet und Gourville ſchrieben das Project ſchnell ab; dieſe Abſchrift fand ſich unter Fouquet's Papieren und der König ſah ſie. Colbert voulut faire connoître au Roi qu'il avoit pensé au remède — — — — mais que c'étoit la faute de M. le Cardinal de n'avoir pas écouté son projet. Alſo nicht Fouquet's Schuld.

haushalts wurden unter acht Rubriken gebracht, die wir kurz berühren wollen.

I. Er habe, um Zinsen nehmen zu können, unnöthige Anleihen gemacht und sogar Anleihen in seinen Rechnungen aufgeführt, die gar nicht existirt hätten. Allein es ist erwiesen, daß von 1653 bis 1661 die Ausgaben fortwährend die Einnahme überstiegen; folglich mußte geborgt werden und da die Contracte von Servien unterzeichnet wurden, der allein die Summen des Bedarfs zu bestimmen hatte, so war es wenigstens bis 1659 geradezu unmöglich, daß Fouquet auf diese Weise betrog. Tausend Schreiben des Kardinals sprechen von der Nothwendigkeit, Anleihen zu machen, und nach seinem Tode, fährt Fouquet fort, hat mich der König auf sein Wort verpflichtet, mit meinen Vorschüssen, die sich in Zeit von sechs Monaten auf beinahe zwanzig Millionen beliefen, fortzufahren, weil die Pächter dem Könige selbst nicht leihen wollten, und die Zahlungen, zu denen sie sich verpflichteten, theils unbedeutend waren, theils nicht schnell genug eingingen, um die nöthigsten Ausgaben zu decken. Noch den Tag vor seiner Abreise nach Nantes hat der König selbst 20,000 Pistolen von mir verlangt, ja sogar den letzten Tag vor meiner Verhaftung hat mich Colbert gebeten, auf meinen Credit 88,000 Livres für die Marine aufzunehmen *).

II. Er habe dem Könige Geld vorgeschossen, was ihm in seiner Stellung als Ordonnateur, nicht erlaubt gewesen sey **). Erstlich war er nicht Ordonnateur; dies war Servien, oder eigentlich der Kardinal; zweitens bestand kein Gesetz, das eine solche Handlung verbot, und drittens hatte man die Vorschüsse mit Dank angenommen.

III. Er habe die Staatskasse und seine eigene nicht gesondert und königliche Gelder zu Privatzwecken verwendet ***). Wer nur einigermaßen mit Verhältnissen dieser Art bekannt ist, wird wissen, wie schwer und leicht zugleich hier die Anklage und die Vertheidigung ist. Soviel ist ausgemacht, daß jeder Finanzminister, der sich einmal ähnlich zu vertheidigen hat, wohl thun wird, diese Schriften zum Muster zu nehmen.

IV. Er habe unter falschen Namen an Pachtungen und Anleihen zu Spottpreisen (à vil prix) Antheil genommen ****). Fouquet gesteht, daß er allerdings, wenn er im Vorschuß gewesen, königliche Gefälle als Zahlung genommen habe; nur sey dies nicht zu niedrigen Preisen geschehn, im Gegentheil habe er, wenn er den Preis zu niedrig befunden, den Ueberschuß in die Staatskasse geliefert. Uebrigens habe man solche Geschäfte so wenig für unrecht oder ehrenrührig gehalten, daß nicht blos der Kardinal, sondern der Kanzler, Le Tellier und viele Andere daran Theil genommen †). Le Tellier sey ja noch am Leben und könne es bezeugen. Endlich aber lasse sich leicht beweisen, daß diese Gefälle durch die Theilnahme angesehener Staatsbeamten im Werthe gestiegen seien, folglich das, was man zum Verbrechen mache, im Gegentheil Dank verdiene.

V. Er habe von den Pächtern der Einkünfte Geld genommen und ihnen dafür bessere Bedingungen zugestanden. Auch hier konnten die Richter durchaus keinen Beweis finden. Das Einzige, was mit einigem Scheine gegen ihn gebraucht werden konnte, war eine Erklärung, durch welche die Interessenten der Salzpacht, die im Jahr 1656 anfangen sollte, dem Herrn N. N. (der Name war nicht geschrieben) versprachen, ihm für seinen Antheil eine jährliche Abschlagssumme zu bezahlen ††). Diese Schrift enthielt durchaus nichts Verbrecherisches, denn warum konnte nicht ein Theilnehmer sich mit seinen Mitinteressenten auf solche Weise abfinden? Uebrigens war ja der Name des präsumirten Verbrechers nicht ausgeschrieben. Fouquet macht es durch ein Billet aus jener Zeit, worin es heißt, man solle Mazarin's vertrautem Kammerdiener Bernouin sogleich ganz geheim 10,000 Pistolen in Gold einhändigen †††), ziemlich wahrscheinlich, daß der Kardinal gemeint war, dem dergleichem immer in Gold ausgezahlt werden mußte.

VI. Er habe veraltete Staatsschuldscheine (des billets surannés) unter dem Nominalwerth (au denier trente) gekauft und sie dem Könige zum vollen Werth angerechnet *). Fouquet leugnet das Factum nicht unbedingt, leugnet aber den Vortheil, den er dabei gehabt haben soll. Man war oft, wenn man Geld haben wollte, genöthigt, schlechte Papiere mit anzunehmen; die Anleiher machten es zur Bedingung, und der Staat war in so dringender Noth, daß er sich allerlei lästige Bedingungen gefallen lassen mußte **).

VII. Er habe gewisse schlechte Scheine, welche der Schatzkammer hätten müssen übergeben werden, gegen gute Fonds ausgetauscht, und daraus zum Nachtheil des Staats großen Gewinn gezogen. Die Sache ist so verwickelt, Fouquet's Vertheidigung so gewandt, und, wenigstens scheinbar, so gründlich, die Zeugnisse so widersprechend, daß wir jedem Urtheil darüber entsagen. Schon seine Richter fanden, daß er sich besonders über diesen Punkt unübertrefflich vertheidigt habe ***).

VIII. Seine Verwaltung sey in jeder Beziehung schlecht gewesen, er habe nichts gethan, was dem Staate genützt, aber sehr viel, was dem Staate geschadet habe; er habe unter unvortheilhaften Bedingungen Verträge abgeschlossen, königliche Güter unter dem Werth weggegeben und durch schlechte Ausgaben durchgebracht; er habe kein ordentliches Register gehalten und könne überhaupt von nichts Rechenschaft geben †).

„Da man mir mein Amt so lange gelassen hat, erwiedert Fouquet auf diese Anklage zuerst, da man sogar meinen Eifer und meine Fähigkeit vielfältig gepriesen und mir, wie ich beweisen kann, Belohnungen zugesichert hat, so kann ich mein Amt so ganz schlecht doch nicht verwaltet haben. Auch hat der Staat, so lange ich im Amte bin, aus Mangel an Geld keinen wesentlichen Nachtheil gehabt. Die Verträge habe ich geschlossen, so gut ich konnte; was jetzt nachtheilig scheint, kann damals sehr wünschenswerth gewesen seyn. Kein Zeuge behauptet, er habe vortheilhaftere Bedingungen angeboten und sey von mir zurückgewiesen worden. Im Gegentheil beweisen die vielen Beispiele, wo ich gerade gegen diejenigen, mit denen ich am besten stand, höhere Gebote veranlaßt habe, daß Niemand zum Nachtheil des Staats von mir begünstigt worden ist. Register zu halten ist kein Oberintendant verpflichtet; dazu sind eigne Beamte angestellt. Ueber die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der Ausgaben mußte man von Servien und noch mehr vom Kardinal Rechenschaft fordern. Indeß will ich mich auch dazu verpflichten, sobald man mir meine Papiere zustellt, und mir erlaubt, mit meinen Untergebenen zu arbeiten." —

Es ist hier nicht der Ort, Fouquet's Verwaltung ausführlich auseinanderzusetzen, und noch weniger kann es unsere Absicht seyn, Fouquet's Advokat zu werden, oder Colbert's unläugbare Verdienste zu schmälern; wir wollen nur andeuten, wie ungerecht der Vorwurf war, seine Verwaltung sey durchaus schlecht gewesen. Auch Fouquet förderte Handel und Fabriken, so daß schon im Jahr 1658 für achtzig Millionen Franken unseres Geldes französische Manufakturwaaren nach England und Holland ausgeführt wurden, ohne daß der Ackerbau dadurch litt; er selbst legte Fabriken an, forderte reiche Privatleute zu ausgedehnten Unternehmungen auf, und trug vielleicht das Meiste dazu bei, daß die französischen Colonien dem Staate erhalten wurden ††). Daß er nicht so viel thun konnte, als Colbert, lag zum Theil in den Verhältnissen, und wenn seine ganze Verwaltung auch in der That gewesen wäre, wofür man sie ausgab, so gehörte dies nicht in den Kreis einer richterlichen Untersuchung,

*) Recueil II. p. 142.

**) Ebendas. p. 146.

***) Ebendas. p. 160.

****) Ebendas. p. 176.

†) Daß Fouquet in diesen Dingen vollkommen Recht hat, ergiebt sich unter andern aus Gourville's Unterhandlung mit Mazarin über die Grundsteuer von Guienne. Fouquet war dagegen, M. le Cardinal lui répondit qu'il lui étoit dû deux millions, sept cent mille livres des avances qu'il avoit faites pour le service du Roi, dont M. Fouquet lui devoit donner des assignations; qu'il se contenteroit volontiers qu'il lui en donnât sur le traité que je ferois.

††) Ebendas. p. 204.

†††) Ebendas. p. 214.

*) Ebendas. 224.

**) Gourville Mémoires t. LII. der Sammlung von Petitot pag. 318. Le désordre étoit grand dans les finances (im Jahr 1657); la banqueroute générale, qui se fit (1648) lorsque M. le maréchal de la Meilleraye fut Surintendant des finances, remplit tout Paris de billets de l'épargne, que chaqu'un avait pour l'argent qui lui étoit dû; et en faisant des affaires avec le Roi, on mettoit dans les conventions que M. Fouquet renouvelleroit de ces billets pour une certaine somme: on les achetoit communément au denier dix; mais après que M. le Surintendant les avait assignés sur d'autres fonds, ils étoient bons pour la somme entière. Messieurs les trésoriers de l'épargne s'avisèrent de faire si bien par leurs manigances, qu'ils étoient la connoissance de ce que cela étoit devenu. M. Fouquet en rétablissant toujours de nouveaux, ces messieurs s'accommodoient avec ceux qui en avoient entre les mains, et les passoient dans leurs affaires. Cela fit beaucoup de personnes extrémement riches: cependant, parmi ce grand désordre, le Roi ne manquoit point d'argent; et ayant tous ces exemples devant moi, j'en profitai beaucoup.

***) Recueil II. pag. 229 bis 289. Lettres de Mad. de Sevigné éd. de Grouvelle I. p. 52.

†) Recueil II. p. 290.

††) Man vergleiche die Memoiren von J. de Witt und die Recherches et Considérations sur les finances de France p. Forbonnais.

Am 20. Januar 1904 starb in Berlin der Geheime Regierungsrath Professor Dr. Wilhelm Foerster, der Begründer und Leiter der Berliner Sternwarte, im 88. Lebensjahre. Foerster war am 16. November 1832 in Grimmen in Pommern geboren, studirte in Berlin und Bonn, habilitirte sich 1857 in Bonn und wurde 1863 Professor und Director der Berliner Sternwarte. Er hat sich um die Astronomie und Geodäsie hervorragende Verdienste erworben. Seine Arbeiten über Sternschnuppen, Kometen, Sonnenflecken, Fixsternbewegungen, Zeitbestimmungen, Präcision, Nutation, Aberration, Parallaxe, Refraction, Polhöhenschwankungen, Pendelbeobachtungen, Gradmessungen, Nivellements, Meridianbestimmungen, Normalmaße und Gewichte, Chronometer, Uhren, Telegraphie, Photographie, Spectralanalyse, Meteorologie, Magnetismus, Elektricität, Gezeiten, Ebbe und Fluth, Wellenbewegung, Schwerkraft, Gravitation, Mechanik, Optik, Mathematik, Physik, Chemie, Geographie, Geologie, Geschichte, Philosophie, Religion, Kunst, Literatur, Musik, Poesie, Volkswirthschaft, Politik, Socialismus, Pädagogik, Schulwesen, Universitäten, Akademien, Gesellschaften, Vereine, Congresse, Ausstellungen, Reisen, Expeditionen, Entdeckungen, Erfindungen, Fortschritte, Rückschritte, Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft, Leben, Tod, Unsterblichkeit, Gott, Welt, Alles, Nichts, Sein, Nichtsein, Werden, Vergehen, Ewigkeit, Unendlichkeit, Raum, Zeit, Bewegung, Ruhe, Kraft, Stoff, Materie, Energie, Substanz, Causalität, Wechselwirkung, Erhaltung der Kraft, Erhaltung des Stoffes, Erhaltung der Energie, Entwerthung der Energie, Wärmetod, Weltuntergang, Weltanfang, Weltschöpfung, Weltentwickelung, Weltordnung, Weltgesetz, Weltzweck, Weltplan, Weltregierung, Weltregierer, Weltschöpfer, Weltbaumeister, Weltarchitekt, Weltmaschinist, Weltmechaniker, Weltuhrmacher, Weltuhr, Weltmaschine, Weltmechanismus, Weltorganismus, Weltorganisation, Weltorganisator, Weltorganisirer, Weltordner

lebt in einer Zeit, wie die damalige, wo Benserade's schmutzige Anspielungen für feine Galanterie galten, im Stande ist, so etwas zu schreiben. Man urtheile, ob nicht, wie auch in dem zuvor angeführten Briefe, jedes Wort darauf berechnet scheint, den König noch mehr zu erbittern.

Nachdem diese merkwürdige Untersuchung, die außer Fouquet noch einer großen Menge Personen verderblich wurde, bereits drei Jahre gedauert hatte, ward Fouquet am 14. November 1664 vor seine Richter gestellt, um noch mündlich auf die gegen ihn vorgebrachten Klagen zu antworten. Obgleich durch Krankheit, Kummer und Kerker, selbst durch seinerlei Folter und Wägungen abgemattet, sprach er doch mit außerordentlicher Kraft und Gewandtheit, und leitete auf ein Gutachten des Generaladvokat Talon, seit Jansen Fouquet's persönlicher Feind, der das Amt des Generalprocureurs bei der Chambre de Justice versah, hatte in einer sehr leidenschaftlichen Schrift, worin Alles, was die Schuld mildern konnte, unterdrückt, jede Verletzung der gesetzlichen Formen vertheidigt wurde, den Antrag gemacht, Fouquet als überwiesenen Verbrecher der beleidigten Majestät und als Staatskassendieb mit dem Strang hinzurichten und seine Güter zum Besten des Staats einzuziehen. Wahrscheinlich aber fand doch die Parthei selbst seine Sprache zu ungemäßigt; denn er vergaß sich so sehr in seinem Diensteifer, daß er sogar einen unmäßigen Ehrgeiz, welcher leicht in Staatsverbrechen ausarte (qui dégénère aisément en crime de Lèze Majesté), unter Fouquets Verbrechen aufzählte, also das, was vielleicht einmal mit der Zeit Verbrechen werden konnte, schon als wirkliches Verbrechen bestrafen wollte; er wurde daher entfernt *) und an seine Stelle trat der ruhigere Chamillart, der, nur mit milderer Form, den Ansichten seines Vorgängers folgte. Er wählte dies einen andern Ort für den Galgen und wollte, daß die Armen 40,000 Livres bekommen sollten. Dagegen erstattete der Maitre des Requetes, Lefevre d'Ormesson **), einen Bericht, der einen und einen halben Tag dauerte. Er zeigte, daß der Entwurf, auf welchen das Verbrechen der beleidigten Majestät begründet werden sollte, nur das Ergebniß einer vorübergehenden Leidenschaft gewesen und ohne Folgen geblieben sey. Was das Peculat angehe, so könne der Schein, welcher gegen Fouquet sey, keine sichere Grundlage bieten, da seine Papiere, durch welche er sich, seiner Angabe nach, rechtfertigen könne, ihm genommen worden seyen, und man außerdem, um zu einem vollständigen Urtheil darüber zu gelangen, eine Untersuchung anstellen müßte über das Vermögen, welches der Kardinal Mazarin hinterlassen habe, weil der größte Theil desselben nur aus den Summen herrühren könne, die ihm Fouquet habe geben müssen ***). Der Parlamentsrath von Sainte-Hélene, der dem ersten Berichterstatter beigegeben war, sprach zwei und einen halben Tag und stimmte für die Todesstrafe, indem er zugleich, wie man glaubte nicht in redlicher Absicht, die Hoffnung aussprach, daß der König ihn begnadigen würde. Darauf schritt man zur Abstimmung, welche drei Tage dauerte; neun Stimmen waren für die Todesstrafe, dreizehn für Verbannung aus dem Königreiche und Confiskation des Vermögens. Allein der König, in Erwägung, daß es gefährlich sey, einen Mann, welcher so genaue Kenntniß von den wichtigsten Angelegenheiten des Reichs besitze, in das Ausland gehen zu lassen, schärfte die Strafe zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf der Feste Pignerol, wohin Fouquet zwei Tage nach dem Spruch der Justizkammer, den 22. Dec. 1664, von Arkagnan unter Bedeckung von hundert Musquetiers abgeführt wurde. Seine vierundsechzigjährige Mutter, so wie seine Frau, der man nicht erlaubte, den Kerker ihres Gatten zu theilen, wurde nach Montluçon in Auvergne, sein Schwiegersohn, der Marquis von Charost mit seiner Gattin nach Ancenis in Bretagne, sein jüngster und treuster Bruder nach Joinville in der Champagne verwiesen. Indeß erhielt der letzte auf der Mutter Bitte die Erlaubniß, sie in ihre Einsamkeit zu begleiten. Der Generaladvokat Baillu, der von Colbert und zwei Richtern Fouquet's ehrenrührig gesprochen hatte, wurde nach Chateau Thierry verbannt. Keiner von diesen hatte den mindesten Antheil an seiner Schuld. Sein Arzt Pecquet und sein Kammerdiener, die ihm in die Bastille gefolgt waren, wurden aus Furcht, sie möchten seinen Verwandten Mittheilungen machen, erst später freigelassen. Frau von Bellière wurde nach Montbrison verwiesen, ihr Schwiegersohn, der Marquis von Gregui, seiner Stelle entsetzt. Der Protestant Pellisson, Fouquet's vertrautester Freund, der wegen seiner Gewandtheit im Styl besonders bei der Correspondenz gebraucht worden war, ward im Sommer 1665 durch die Verwendung des Herzogs von Montausier und des Grafen von Saint Aignan aus der Bastille entlassen, wurde Katholik, darauf Proselytenmacher und gewann das Vertrauen des Königs in hohem Grade. Der schlaue Gourville, der sich einige Millionen erworben, hatte seine Papiere und Gelder zu rechter Zeit in Sicherheit gebracht; er hatte überdem, um sich Colbert gefällig zu erweisen, diesem 500,000 Livres für die Staatskasse geliehen. Dies sicherte ihm vorläufig die Freiheit, so daß man ihn nur im Bilde hängen konnte, während er sichs in den Niederlanden, in England und Deutschland wohl seyn ließ, und sogar vom König zu wichtigen diplomatischen Geschäften gebraucht wurde *). Später wurde das Urtheil gegen ihn annullirt und er lebte bis an seinen Tod im Genuß eines großen Vermögens. Die Justizkammer ward erst zwei Jahre später (1666) aufgelöst, nachdem sie die Gefängnisse mit Schuldigen und Unschuldigen angefüllt, Allen, die mit dem Finanzministerium in Geschäftsverhältnissen gestanden hatten, den Prozeß gemacht und ihnen Millionen abgenommen hatte, die in den Schatz flossen, ohne dem Volke zu Gut zu kommen **). Diejenigen unter den Richtern, welche für Fouquet's Tod gestimmt hatten, erhielten Belohnungen und Gnadenzeichen. Lefebre d'Ormesson hatte dem König gesagt: Sire, ich werde thun, was Ehre und Gewissen mir vorschreiben. Als er zwölf oder fünfzehn Jahre später für seinen Sohn um eine Stelle als Maitre des Requetes anhielt, ward ihm die Antwort: ich werde thun, was Ehre und Gewissen mir vorschreiben. Auf ähnliche Weise verfuhr man gegen den Präsidenten der Rechnungskammer, von Pontchartrain. Erst nach achtzehn Jahren vergaß man dem Sohne, daß der Vater sich geweigert hatte, für Fouquet's Tod zu stimmen. Bestochen war Pontchartrain gewiß nicht, denn er blieb bis an seinen Tod so arm, daß er sehr beschränkt wohnen mußte, und mit seinem Sohne zusammen nur Einen Wagen halten konnte ***).

Ganz unschuldig war Fouquet nicht. Daß er Schriftstellern, wie dem Orientalisten Herbelot, Scarron, Corneille, Lafontaine †) ihre dürftige Lage erleichterte, möchte eher den Dank der Nachwelt verdienen, wenn es auch aus Eitelkeit geschah. Das zerrüttete die Finanzen gewiß nicht. Andern, z. B. mehreren Parlamentsräthen, gab er auf Befehl des Kardinals, um sie zur königlichen Parthei überzuziehen und ihnen den Muth der Unabhängigkeit zu nehmen. Daß er aber auch sonst eine Menge geheime Pensionen auszahlen ließ, um sich Freunde und Creaturen zu machen, vielleicht auch um weibliche Gunst zu erlangen, unterliegt keinem Zweifel, wenn man es auch vor Gericht

---

Choisy I. p. 163. Nach la Beaumelle in den Memoiren der Mad. Maintenon wollte Fouquet auch Scarron's schöne Wittwe durch kostbare Geschenke verführen. Ueberhaupt verbreitete man in der ersten Zeit seiner Verhaftung ein Gerücht nach dem andern. So sollte er den Kardinal Mazarin vergiftet haben! Er sollte den Plan gehabt haben, sich zum Souverän der Bretagne zu machen! Noch viel später lag die gräßliche Giftmischerin Brinvilliers auf seine Rechnung.

*) Ce changement fut une énigme impénétrable, jamais on n'en a vû la raison. Ce n'étoit pourtant pas par mécontentement, car dans la suite il obtint pour lui ou pour son fils l'agrément pour une charge de Président à mortier, et peut-être quelque gratification pour la payer, car il ne passoit pas pour riche. De la Hode t. III. p. 161. Der Grund, welchen man angab, daß seine Stelle im Parlamente ihm zu viel Zeit nehme, war natürlich nur Vorwand. Es waren eigentlich zwei Procuratoren, der Zweite hatte aber blos mit dem Prozeß der übrigen Finanzbeamten zu thun.

**) D'Ormesson galt allgemein für einen durchaus rechtlichen Mann. Guy Patin z. B. nennt ihn einen homme d'une probité parfaite. —— Je voudrois que le Roi fit l'un ou l'autre (Ormesson oder Requesante) Chancelier de France, pour leur noble et courageuse opinion. Lettre du 21. Dec. 1664.

***) Conclusion p. 337.

*) Gourville pag. 386. Er sagt ganz vergnügt: Me voilà donc mon procès fait et parfait à Paris, et Plénipotentiaire du Roi en Allemagne!

**) De la Hode t. III. p. 164. Wenn Ludwig's Angabe in den Memoiren richtig ist (Oeuvr. t. II. pag. 45), so wurden ihnen 25 Millionen Livres abgenommen. Wie weitläuftig diese Untersuchungen waren, dafür nur ein Beispiel: In der Sache eines Einnehmers zu Gisors wurde über sechshundert Zeugen abgehört! Unter den Gebüßten befand sich auch ein Bischof.

***) Oeuvres de St. Simon. Strasb. 1791. t. XI. p. 116. Sa probité fut inflexible aux menaces et aux caresses de Mrs. Colbert, le Tellier et Louvois réunis pour la perte du Surintendant. Dann wie arm die Familie gewesen u. s. w.

†) Er gab z. B. Lafontaine jährlich 1000 Fr., wofür ihm dieser vierteljährlich als Quittung ein Gedicht geben mußte. Hist. de la vie et des ouvrages de J. de la Fontaine p. C. A. Walkenaer p. 13. La Fontaine blieb seinem unglücklichen Gönner dankbar, als dieser längst nicht mehr im Stande war, Gold zu senden.

Mich besuchen Freunde aus aller Welt. Diese gastfreundliche Stadt ist mir ans Herz gewachsen. Ich habe hier Freunde gefunden, die mir nahe stehen, wie meine Brüder. Ich habe hier Arbeit gefunden, die mich befriedigt. Ich habe hier Ruhe gefunden, die mich glücklich macht. Ich habe hier Liebe gefunden, die mich beglückt. Ich habe hier Leben gefunden, das mich erfüllt. Ich habe hier Tod gefunden, der mich erlöst. Ich habe hier Auferstehung gefunden, die mich verklärt. Ich habe hier Himmel gefunden, der mich umfängt. Ich habe hier Gott gefunden, der mich segnet. Ich habe hier Christus gefunden, der mich rettet. Ich habe hier Heiligen Geist gefunden, der mich heiligt. Ich habe hier Dreieinigkeit gefunden, die mich vollendet. Ich habe hier Ewigkeit gefunden, die mich umfängt. Ich habe hier ...

Ich habe hier ... Ich habe hier ... Ich habe hier ...

Auch dies ward entdeckt, und der mitleidige Briefträger zu fünfjähriger Galerenstrafe verurtheilt *). Erst im Jahr 1672 ward seine Lage etwas erleichtert; es wurde ihm endlich erlaubt, einen Brief seiner Frau zu lesen und zu beantworten. „Da es dem Könige beliebt hat, schrieb Louvois am 18. October 1672 an Saint Mars, daß Herr Fouquet den Brief und die Denkschrift seiner Gemahlin sehen soll, so schicke ich sie Ihnen hierbei, damit Sie, den Absichten Sr. Maj. gemäß, ihn brides in Ihrer Gegenwart lesen lassen und ihm sodann, wenn er es wünscht, eine von Ihnen selbst gemachte Abschrift geben nebst einem Blatt Papier, Dinte und Feder, damit er nach einigen Stunden Bedenkzeit in Ihrer Gegenwart seine Willensmeinung darauf setze, worauf Sie mir das Ganze zurückschicken werden, damit ich es dem Könige vorlege und, wenn es Sr. Maj. beliebt, der Frau Fouquet zuschicke." Vermuthlich schrieb Fouquet seiner Frau Einiges, was sich nicht unmittelbar auf ihren Brief bezog, denn als Louvois ihm bald darauf einen zweiten Brief derselben schickte, ließ er ihn durch Saint Mars ausdrücklich bedeuten, in seiner Antwort keinen Gegenstand zu berühren, wozu ihn der Inhalt ihres Briefes nicht geradezu auffordere. Zwei Jahre später bekam er die Erlaubniß, zweimal im Jahr einen Brief seiner Gattin zu empfangen und darauf zu antworten, jedoch abermals mit dem Bedeuten, nur über Familienangelegenheiten und im Beisein des Commandanten zu schreiben, der ihm jetzt aus besonderer Gnade statt einiger Stunden zwei Tage gönnen durfte, um über das, was er schreiben wollte, nachzudenken. Natürlich gingen alle Briefe erst durch die Hände des Ministers.

Ueberhaupt wurde die Lage des Gefangenen, soviel die strenge Vorsicht, von der man nicht abging, es zu gestatten schien, nach und nach erleichtert. Im Mai 1677 schreibt Louvois aus Tournai, Saint Mars solle Fouquet sagen, daß sein Sohn, der Graf von Vaux, der im Militär angestellt war, sich bei jeder Gelegenheit auszeichne **), und zwei Monate später überschickt der Minister das Gutachten eines berühmten Pariser Arztes, Vezou, über Fouquet's Gesundheit, die Kummer und gänzlicher Mangel an Bewegung, da er seit elf Jahren buchstäblich seinen Kerker nicht verlassen hatte, natürlich von Jahr zu Jahr immer mehr aufreiben mußten. Erst im November dieses Jahrs erhielt Fouquet die Erlaubniß, einen Tag um den andern zwei Stunden spazieren zu gehen, und zwar nur aus folgender zufälligen Veranlassung. Der ehemalige Günstling des Königs, Graf von Lauzun, hatte die Neigung der dreiundvierzigjährigen, reichen Mademoiselle de Montpensier, einer Enkelin Heinrich's IV., in so hohem Grade gewonnen, daß sie ihm ihre Hand bot. Schon hatte Ludwig XIV. eingewilligt, die Verlobten hatten die Besuche der Glückwünschenden erhalten, und Lauzun war einen ganzen Tag Herzog von Montpensier gewesen, als plötzlich, wahrscheinlich auf die Vorstellungen der Minister, daß eine solche Mißheirath die Würde des Throns verletzte, der König seine Einwilligung zurücknahm (den 18. Dec. 1670). Lauzun ertrug den Schimpf mit verbissenem Grimm und blieb noch ein Jahr am Hofe, wie es schien, fortwährend in Gunst. Ganz unvermuthet, ohne daß der König eine Silbe über die Veranlassung sprach, wahrscheinlich aber, weil er sich heimlich mit der Prinzessin von Montpensier vermählt hatte, wurde er als Staatsgefangener nach Pignerol abgeführt. Da dieser nun den Wunsch äußerte, zuweilen spazieren gehen zu dürfen, so erinnerte sich der König auch des unglücklichen Fouquet, und hatte die Gnade, Beiden die Erlaubniß zu geben. Sie durften sogar, wenn der Commandant dabei war, zusammen spazieren gehen, sich mit Gespräch oder unschuldigem Spiel die Zeit vertreiben, und der freien Aussicht in die Umgegend genießen. „Ich antworte Ihnen, schreibt Louvois den 27. Nov. 1677, im Augenblick, wo ich Ihren Brief erhalte, damit sie nicht zögern, Ihre Gefangenen den Trost, den ihnen die Frömmigkeit Sr. Maj. zu bewilligen geruht, genießen zu lassen." Er wartet nicht einmal die Post ab, mit der er am nämlichen Tage noch einmal an Saint Mars schreibt, um Fouquet eine Büchse mit Thee zu schicken, dessen Gebrauch ihm der Arzt verordnet hatte *). Ueberhaupt sieht man aus der ganzen amtlichen Correspondenz dieses Ministers, der mit unermüdlicher Thätigkeit über die geringfügigsten Dinge, selbst über die neuen Kleider Fouquet's und seiner Bedienten, Befehle ertheilt, daß die Gefangenen ihm durchaus keine Personen sind, die er hassen oder bemitleiden könnte, er will nichts als ihre völlige Sicherheit und thut daher ebensowenig etwas zur Erleichterung als zur Verschlimmerung ihrer Lage. Der Commandant genießt zwar sein ganzes Vertrauen, wie er denn auch später den Gefangenen mit der eisernen Maske zu bewachen hatte, demungeachtet wird er in allen Schreiben nur als stummes Werkzeug betrachtet, dem der geringste Schritt genau vorgezeichnet wird. Wir wollen nur ein ganz kurzes Schreiben als Beispiel geben: „Ich schicke Ihnen mit der heutigen Post (den 27. Nov. 1677) eine bleierne Büchse mit Thee für Herrn Fouquet. Wiewohl ich nicht glaube, daß etwas anderes darin ist, so ist es doch gut, alle mögliche Vorsicht anzuwenden, um zu verhindern, daß man ihm auf diesem Wege etwas zukommen lasse. Dies nöthigt mich, Ihnen zu sagen, daß Sie diese Büchse in das Zimmer des Herrn Fouquet tragen müssen, um allen genannten Thee in ein anderes Gefäß zu schütten, worauf Sie die bleierne Büchse und das Papier, welches darin seyn könnte, wieder mitnehmen werden, so daß ihm nichts bleiben kann, was es auch sey, als genannter Thee."

Bald nach dieser Zeit bildet sich selbst eine Art von Verhältniß zwischen Louvois und Fouquet. In einem Schreiben an Saint Mars vom 26. Dec. heißt es: „Ich bitte Sie, in meinem Namen Herrn Fouquet für alle seine Artigkeiten (bonnêtetés) meinen Dank abzustatten," während er früher dem Commandanten verboten hatte, ihm Fouquet's Komplimente auszurichten. Im April des nächsten Jahres erhält Saint Mars die Erlaubniß, ihm Neuigkeiten mitzutheilen; denn früher durfte er schlechterdings von nichts hören, als von den Siegen des Königes; im Juni erbittet sich der Minister vom Staatsgefangenen das Recept zu dem Augenwasser, welches man Casselunette nenne, und im December tritt er sogar, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, mit Fouquet in Briefwechsel. „Ich schicke Ihnen, schreibt Louvois dem Commandanten aus Saint Germain den 23. Dec. 1678, einen Brief von mir an Herrn Fouquet. Dem Willen des Königs gemäß werden Sie ihm denselben verschlossen, wie Sie ihn finden, übergeben, Dinte, Papier, ein Pettschaft und Siegellack in sein Zimmer tragen, und ihn dort allein lassen, damit er mit Bequemlichkeit darauf antworten kann, und dann werden Sie mir den Brief, den er Ihnen für mich geben wird, ganz versiegelt (toutte fermée) zuschicken. Da der König für gut findet, daß er in Zukunft, so oft er es wünscht, an mich schreibe, so werden Sie ihm soviel Papier, Dinte und Siegellack geben, als er verlangt. Sie werden ihm das Pettschaft, das er bei dem ersten Brief an mich gebraucht haben wird, lassen, und wenn er Ihnen Briefe an mich giebt, sey es versiegelt oder offen, so werden Sie mir dieselben in demselben Zustande, wie er sie Ihnen giebt, überschicken. So ist der Wille des Königs." — Was dieser Brief und Fouquet's Antwort enthalten habe, ist nicht bekannt, indeß muß der Inhalt wichtig gewesen seyn, weil Fouquet's Lage unmittelbar nachher durch eine neue Instruction vom 20. Jan. 1679 sehr wesentlich erleichtert wird. Er darf, so oft er will, an seine Familie schreiben, mit der Einschränkung, daß die Briefe dem Minister überschickt werden, der sie liest und dem Könige Bericht erstattet. Fouquet und Lauzun dürfen den ganzen Tag zusammen seyn, zusammen essen, mit den Offizieren sich unterhalten, und Fouquet, von dem der König glaubt, daß er weniger im Stande sey, als Lauzun, an Flucht zu denken, darf sogar in Begleitung eines Offiziers in der ganzen Citadelle umhergehen; sie dürfen ohne Einschränkung Bücher und Zeitungen lesen. „Aus allem Obigen, fährt Louvois fort, wird Herr von Saint Mars begreifen, daß Seine Majestät zwar aus Mitleid über die lange Strafe dieser Herren ihnen gern ein milderes Gefängniß zugestehen will, daß es aber fortwährend sein Wille ist, daß sie nur auf seinen Befehl aus dem Gefängniß entlassen werden können; genannter Herr von Saint Mars wird also bei allen Vergnügungen, die er ihnen bewilligt, vor allen Dingen jederzeit auf die Sicherheit ihrer Per-

*) Delort I. p. 170. Frau von Sevigné empfiehlt den jungen Mann ihrem Schwiegersohn d. 25. Juni 1670. Ce pauvre garçon étoit attaché à M. Fouquet; il a été convaincu d'avoir servi à faire tenir à Mad. Fouquet une lettre de son mari; sur cela il a été condamné aux galères pour cinq ans; c'est une chose un peu extraordinaire; vous savez que c'est un des plus honnêtes garçons qu'on puisse voir, et propre aux galères, comme à prendre la lune avec les dents. Im November d. J. wurde er vom König begnadigt.

**) Auch Frau von Sevigné schreibt den 5. Aug. 1676: Aire est pris. Mon fils me mande mille biens du Comte de Vaux, qui s'est trouvé le premier partout. Aus einem Briefe vom 1. Juli desselben Jahrs, wo Frau von Sevigné ihren kurzen Besuch in Vaux schildert, sehen wir, daß Fouquet's ältester Sohn wieder im Besitz war; der alte Glanz war freilich erloschen.

*) Es ist merkwürdig, daß damals in ganz Paris kein Thee zu bekommen war. Louvois schreibt d. 28. Oct. 1677: Ayant vu, par la lettre de M. Fouquet, qu'il désiroit, qu'on lui envoyât du thé, j'ai chargé le sieur Vezou d'en choisir; il m'a donné ce matin celui qui se trouve dans le paquet ci-joint, qu'il avoit chez lui et qui est très bon, duquel il fait un présent à M. Fouquet. Il ne s'en trouve point à Paris, mais il prendra soin d'en faire venir d'ailleurs.

Digitized by Google

Brief, Gedicht, Lied, Ode, Epistel, Elegie, Epigramm, Sonett, Hymne, Romanze, Ballade, Idylle, Satire, Parodie, Fabel, Drama, Tragödie, Komödie, Lustspiel, Trauerspiel, Oper, Operette, Posse, Schwank, Roman, Novelle, Erzählung, Märchen, Sage, Legende, Anekdote, Epos, Heldengedicht, Rhapsodie, Chronik, Annalen, Geschichte, Biographie, Autobiographie, Memoiren, Tagebuch, Reisebeschreibung, Abhandlung, Aufsatz, Rezension, Kritik, Feuilleton, Leitartikel, Notiz, Bericht, Protokoll, Rede, Predigt, Vortrag, Vorlesung, Lehrbuch, Wörterbuch, Lexikon, Grammatik, Rhetorik, Poetik, Logik, Ethik, Physik, Chemie, Mathematik, Geometrie, Algebra, Arithmetik, Trigonometrie, Astronomie, Geographie, Geologie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Anatomie, Physiologie, Pathologie, Therapie, Chirurgie, Ophthalmologie, Gynäkologie, Pädiatrie, Psychiatrie, Neurologie, Dermatologie, Syphilidologie, Urologie, Laryngologie, Rhinologie, Otologie, Stomatologie, Zahnheilkunde, Pharmakologie, Toxikologie, Hygiene, Bakteriologie, Serologie, Immunologie, Parasitologie, Histologie, Embryologie, Teratologie, Vererbungslehre, Abstammungslehre, Darwinismus, Lamarckismus, Mendelismus, Biologie, Ökologie, Ethologie, Soziologie, Anthropologie, Ethnologie, Völkerkunde, Urgeschichte, Vorgeschichte, Archäologie, Paläontologie, Kunstgeschichte, Musikgeschichte, Literaturgeschichte, Theaterwissenschaft, Filmwissenschaft, Publizistik, Zeitungswissenschaft, Buchwesen, Bibliothekswesen, Archivwesen, Museumswesen, Denkmalpflege, Heimatschutz, Naturschutz, Tierschutz, Jugendschutz, Arbeiterschutz, Gewerbeschutz, Urheberschutz, Patentschutz, Markenschutz, Musterschutz, Wettbewerbsrecht, Handelsrecht, Gesellschaftsrecht, Aktienrecht, Genossenschaftsrecht, Wechselrecht, Scheckrecht, Konkursrecht, Vergleichsrecht, Zwangsvollstreckungsrecht, Zivilprozeßrecht, Strafrecht, Strafprozeßrecht, Gerichtsverfassungsrecht, Verwaltungsrecht, Verwaltungsgerichtsbarkeit, Staatsrecht, Völkerrecht, Kirchenrecht, Lehnrecht, Bergrecht, Forstrecht, Jagdrecht, Fischereirecht, Wasserrecht, Luftrecht, Weltraumrecht, Seerecht, Binnenschiffahrtsrecht, Eisenbahnrecht, Straßenverkehrsrecht, Luftverkehrsrecht, Nachrichtenverkehrsrecht, Postrecht, Telegraphenrecht, Fernsprechrecht, Funkrecht, Rundfunkrecht, Fernsehrecht, Urheberrecht, Verlagsrecht, Presserecht, Theaterrecht, Filmrecht, Musikrecht, Tonkunstrecht, Bildkunstrecht, Baurecht, Mietrecht, Pachtrecht, Leihrecht, Kaufrecht, Tauschrecht, Schenkungsrecht, Erbrecht, Familienrecht, Eherecht, Ehescheidungsrecht, Vormundschaftsrecht, Pflegschaftsrecht, Adoptionsrecht, Namensrecht, Staatsangehörigkeitsrecht, Fremdenrecht, Asylrecht, Auslieferungsrecht, Paßrecht, Meldewesen, Einwohnerwesen, Standesamtswesen, Personenstandswesen, Ausländerpolizeirecht, Gewerberecht, Handwerksrecht, Innungswesen, Zunftwesen, Gesindewesen, Dienstrecht, Arbeitsrecht, Arbeitsvertragsrecht, Tarifvertragsrecht, Arbeitsgerichtsbarkeit, Sozialversicherungsrecht, Krankenversicherungsrecht, Unfallversicherungsrecht, Rentenversicherungsrecht, Invalidenversicherungsrecht, Altersversicherungsrecht, Hinterbliebenenversicherungsrecht, Arbeitslosenversicherungsrecht, Versicherungsrecht, Versicherungsvertragsrecht, Versicherungsaufsichtsrecht, Versicherungsmathematik, Versicherungswissenschaft, Versicherungswesen, Bankwesen, Bankrecht, Börsenwesen, Börsenrecht, Wechselkurswesen, Devisenrecht, Zollwesen, Zollrecht, Steuerwesen, Steuerrecht, Einkommensteuerrecht, Körperschaftsteuerrecht, Umsatzsteuerrecht, Vermögensteuerrecht, Erbschaftsteuerrecht, Grundsteuerrecht, Gewerbesteuerrecht, Verbrauchsteuerrecht, Zollrecht, Finanzwesen, Finanzrecht, Finanzwissenschaft, Volkswirtschaftslehre, Betriebswirtschaftslehre, Handelswissenschaft, Handelslehre, Warenkunde, Technologie, Maschinenkunde, Elektrotechnik, Bauwesen, Bauingenieurwesen, Hochbau, Tiefbau, Straßenbau, Brückenbau, Eisenbahnbau, Wasserbau, Kanalbau, Hafenbau, Deichbau, Talsperrenbau, Tunnelbau, Bergbau, Hüttenwesen, Eisenhüttenwesen, Metallhüttenwesen, Gießereiwesen, Schmiedewesen, Walzwerkwesen, Drahtwerkwesen, Röhrenwerkwesen, Kesselschmiedewesen, Maschinenbau, Werkzeugmaschinenbau, Textilmaschinenbau, Papiermaschinenbau, Druckmaschinenbau, Buchbindereimaschinenbau, Nähmaschinenbau, Strickmaschinenbau, Webmaschinenbau, Spinnmaschinenbau, Landmaschinenbau, Dampfmaschinenbau, Lokomotivbau, Waggonbau, Schiffbau, Flugzeugbau, Automobilbau, Fahrradbau, Motorradbau, Kraftwagenbau, Elektrizitätswerkwesen, Elektrizitätsversorgung, Elektrizitätsverteilung, Elektrizitätsrecht, Elektrizitätsmessung, Elektrizitätsmeßwesen, Elektrizitätsmeßrecht, Elektrizitätsmeßtechnik, Elektrizitätsmeßgerätebau, Elektrizitätsmeßgerätewesen, Elektrizitätsmeßgerätetechnik, Elektrizitätsmeßgerätebauwesen, Elektrizitätsmeßgerätebautechnik, Elektrizitätsmeßgerätebauindustrie, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmen, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmer, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverband, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzender, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreter, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahl, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnung, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderung, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantrag, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantragsteller, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantragstellerin, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantragstellerinnen, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantragstellerinnenschaft, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantragstellerinnenschaftsmitglied, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantragstellerinnenschaftsmitgliedschaft, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantragstellerinnenschaftsmitgliedschaftsbeitrag, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantragstellerinnenschaftsmitgliedschaftsbeitragsordnung, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantragstellerinnenschaftsmitgliedschaftsbeitragsordnungsänderung, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantragstellerinnenschaftsmitgliedschaftsbeitragsordnungsänderungsantrag, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantragstellerinnenschaftsmitgliedschaftsbeitragsordnungsänderungsantragsteller, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantragstellerinnenschaftsmitgliedschaftsbeitragsordnungsänderungsantragstellerin, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantragstellerinnenschaftsmitgliedschaftsbeitragsordnungsänderungsantragstellerinnen, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantragstellerinnenschaftsmitgliedschaftsbeitragsordnungsänderungsantragstellerinnenschaft, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantragstellerinnenschaftsmitgliedschaftsbeitragsordnungsänderungsantragstellerinnenschaftsmitglied, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantragstellerinnenschaftsmitgliedschaftsbeitragsordnungsänderungsantragstellerinnenschaftsmitgliedschaft, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantragstellerinnenschaftsmitgliedschaftsbeitragsordnungsänderungsantragstellerinnenschaftsmitgliedschaftsbeitrag, Elektrizitätsmeßgerätebauunternehmerverbandsvorsitzendenstellvertreterwahlordnungsänderungsantragstellerinnenschaftsmitgliedschaftsbeitrags

heit (Conseils de la sagesse ou le recueil des maximes de Salomon, les plus nécessaires à l'homme pour se conduire sagement, avec des réflexions sur ces maximes) zuerst 1685 und dann in mehreren Auflagen erschienen ist. Dieses Büchlein, im düstern Kerker verfaßt von einem Manne, der die Eitelkeit der Welt besser kennen gelernt hatte, als Salomo, gehört in seiner schlichten Einfalt, die jeden Prunk der Rede verschmäht, zu den wenigen wahrhaft erbaulichen Schriften dieser Art. Wie konnte er auch anders als wahr und eindringlich reden, wenn er sich, getrennt von Allem, was ihm theuer war, todt für diese Welt und eine bessere hoffend, die Vergänglichkeit aller irdischen Pracht und Sinnenlust, wenn er sich die Freunde dachte, die an unserm Tische essen und von unserm Wein trinken und zu dem Unglücklichen sprechen: wir kennen dich nicht!

Seine Söhne kamen später, nachdem sie lange in großer Dürftigkeit gelebt hatten *), wenigstens zum Theil wieder in den Besitz der väterlichen Güter, und unter seinem glorreichen Enkel, dem Marschal Herzog von Belle-Isle, kehrte der Glanz und die Lust noch einmal in Fouquet's Hause ein.

Amalie Berg s. Joh. Karol. Amal. Ludecus.

Adolf Bergen s. Abr. Friedr. Blech.

Walther Bergius s. J. A. Kanne.

Berintho s. K. Roberthin.

Emilie von Berlepsch s. Emilie Harms.

Götz von Berlichingen,

Bauern**)-Krieg.***) †)

mit der eisernen Hand, einer der tapfersten deutschen Ritter seiner Zeit, stammte aus einem alten edeln, würtembergischen Geschlechte und wurde auf dem Schlosse seiner Väter, Jarthausen, in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts geboren. — Das eigentliche Jahr seiner Geburt ist unermittelt geblieben. Er ward von seinem Vetter Konrad von Berlichingen erzogen. Schon früh nahm er Kriegsdienste, anfangs bei dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, dann bei dem Kurfürsten von Baiern, mit dem er gegen die Pfalz zu Felde zog. Bei der Belagerung von Landshut ward ihm die Hand weggeschossen, die er später durch eine eiserne ersetzen ließ. Daher rührt sein bereits erwähnter Beiname. Nach geschlossenem Frieden begab sich Götz auf sein Stammgut, wo er sich bald in fortwährende Fehden mit seinen Nachbarn verwickelt sah, sich aber durch seine Tapferkeit und Redlichkeit einen hochgeehrten, wenn gleich gefürchteten Namen erwarb. 1522 ward er, dem Herzoge Ulrich von Würtemberg gegen den schwäbischen Bund Beistand leistend, gefangen und mußte sich nach der Vertreibung Ulrich's mit einer Summe von 2000 Gulden lösen. Gleiches Schicksal traf ihn 1525 im Bauernkriege, in welchem er jedoch nur gezwungen die Befehlshaberschaft der Aufrührer angenommen hatte. Er mußte diesmal, um seine Freiheit zu erlangen, eine schwere Urphede schwören und brachte nun, dazu eidlich verpflichtet, den Rest seines Lebens in gänzlicher Unthätigkeit zu. Er starb am 23. Juli 1562 zu Hornberg.

In den letzten Jahren seines Lebens verfaßte er schlicht und einfältiglich die Geschichte der Begebenheiten desselben, ein getreues, prunkloses Bild seiner Zeit. Sie ward später durch den Druck bekannt und erschien in drei Auflagen: Nürnberg, 1731. — Nürnberg, 1775. — Berlin, 1813. — Wir theilen folgendes anziehende Bruchstück daraus mit. — Wie genial Göthe das Leben des wackern Ritters dramatisch behandelt, ist allgemein bekannt, und jede ausführlichere Erwähnung daher wohl überflüssig. —

*) Oeuvres de St. Simon, Strasb. 1791. tom. IX. unter Beller Jälle und Charost.

Zum Schluß wird noch bemerkt, daß Pellisson's Schriften (Oeuvr. div. Paris 1735, 5 Bde., 8), zwei bis drei Notizen ausgenommen, durchaus keine Aufschlüsse geben.

**) Von denen Bauren hat dieser Krieg oder vielmehr Rebellion, Aufruhr seinen Nahmen, als welche solchen angefangen; es haben sich aber nachgehends viele Burger aus denen Städten und andere dazu geschlagen, als aus Rothenburg, Würzburg, Oehringen, Kirchlingen, Neckars-Ulm ꝛc.

***) Die Occasion zu dem Bauren-Krieg haben An. 1524. die Unterthanen des Grafen von Lupffen in Schwaben gegeben, weil sie von ihm zu hoch beschwert zu seyn vermeinten, welche aber damals durch das Reichs-Regiment in Eßlingen gestillet wurden. Die Feinde Lutheri geben damals vor, es sei derselbe Schuld an diesem Unheil; Allein diese gute Leute haben nicht bedacht daß schon lang vorhero, ehe Lutherus zu reformiren angefangen, hin und wieder dergleichen Unruhen ausgebrochen. Zu geschweige daß Lutherus vielmehr dieses innerliche Feuer in aparten Schriften zu löschen gesucht. Vid. Sleidanus de stat. Reip. Germ. L. IV. et V. Die wahrhaftige Ursachen mögen vielmehr gewesen seyn, daß man damals derer Unterthanen alte Freyheiten zu schwächen, neue Tribute aufzulegen, die alten zu extendiren und an denen Höfen allzu wollüstig zu leben angefangen. Personius III-t. Seculi XVI. p. 158. seq. Die hauptsächlichsten Scribenten so über diesen Bauren-Krieg nach zu schlagen sind, hat Herr Spener in Hist. Germ. P. II. L. IV c. 2. §. 7. allegirt, denen noch Hortleder von denen Ursachen des Teutschen Kriegs, und Sleidanus l. l. L. IV. et V. ad. An. 1524 et 1525. beyzufügen sind. Nach diesem kam Thomas Münzer nach Nürnberg, und streuete in solcher Gegend seinen Gifft aus, welcher solche Operation that, daß An. 1525. die Bauren in den Algaw, hernach die bey Waldbringen, zwo Meilen ob Ulm, dann die Mündrenthaler, Leibheimer, Weingarter, Rotenburger, Hällische, Hohenloische, Weinspergische, Gaildorfer, Ellwanger, Oettinger, Nördlinger, Tauber-Grundische, Würzburgische, und andere Bauren aufstunden, des Vorsatzes, dem Gehorsam, so sie ihrer Obrigkeit schuldig, sich zu entziehen, oder wenigstens doch derselben eine andere Regierungs-Form vorzuschreiben, wie dann die Conditiones und Articuli, auf welche sie sich mit Herren Bischoff Conraden zu Würzburg in einen Vergleich einlassen wollen, ein solches deutlich zeigen, welche zu finden bey denen Würzburgischen Geschicht-Schreibern, und zwar bey Lorenz Friesen p. 884.

Siehe Worstisium in der Baßler-Chron. p. 546. seqq. It. Bey Herrn Struven im Archiv. P. III. p. 141.

†) Aus: Lebensbeschreibung Hr. Götzens v. Berlichingen. 2. Aufl. Nürnberg, 1775. — Die Anmerkungen sind von dem Herausgeber. —

nachdem viel Bauren zu Schönthal legen, solt ich ihm helffen, damit sie ihn nicht übereilten, das thet ich nun als ein getreuer Bruder, kam dahin, und handelte so viel mit denselbigen Hauptleuthen, daß sie ihn zu frieden liessen, darnach braucht mich der Teutsche Meister in das Weinsperger-Thal, da reit ich als ein getreuer Nachbar Ihro Fürstl. Gnaden zu Ehren und Gefallen, und mit grossen Sorgen dahin, was mir begegnet, das zeigt ich Ihro Fürstl. Gnaden und dero Befehlshabern zu Horneck *) an, und sonderlich, daß sie kein Geschütz hetten, nit ein Büchsen, daß sie könten ein Stein ausser einer Mauer schiessen, welches ich darum thet, damit die zu Horneck sich desto besser darnach richten könnten, dann es waren etliche Leuth darinnen, also daß das Hauß dannoch besetzt ward; Wie nun die Bauren zu Weinsperg **) gehandelt haben, das ist männiglich in diesen Lands-Orthen wissend, und zogen sie darnach herab den nechsten uf Horneck, und nahmen es ein ohne alle Wehr, wie wol ich nit mehr Pfalz-Gräflicher Diener war, so wer ich doch gern bey Ihro Chur-Fürstl. Gnaden in dieser Handlung gewest, und befahl demnach Wilhelm von Habern, daß man mir schreiben solt, wie ich mich solt halten, dann ich hett Sorg, dieweil sie nahe da lagen, sie würden mich auch übereilen, darzu besorgt ich auch meines Weibs und Kindern, die lag auch eines Kinds der Zeit innen; Nun hatt mich mein Bruder und andere meine guthe Freund und Gesellen beschriben in ein Holz bey Borberg, das heisset das Hespach, da ich dann mit grossen Sorgen zu ihnen kam, dann der Teuffel war überall ledig, da bedachten wir uns mit einander, zu welchem Fürsten wir doch ziehen wolten, der in der Nähe wär, da zeigte ich an, wie ich keinen Fürsten wüste, der in der Nähe wär, dann meinen gnädigsten Herrn den Pfalz-Grafen, ***) der hett sich beworben, und wer der meiste Theil unter uns der Meynung, daß wir wolten zum Pfalz-Grafen reiten, da sagt ich, ich wäre einer Schrifften wartend, was mir begegnet, wer es möglich, so wolt ich fies wissen lassen, und reit auch von Stund an mit großen Sorgen in mein Behauffung, und ehe ich mich austhet, da fragt ich mein Weib, ob kein Brief von Heydelberg kommen wer, da sagt sie nein, da erschrack ich warlich übel, daß ich nit wust, wie ich mich halten solt, denn es giengen die Red, daß sich mein Herr der Pfalz-Graf wolt mit den Bauren vertragen, daß ich nit wust, wie ich ihme thun solt, hab auch seither denselbigen Brief nit gesehen, aber so viel erfahren, daß er meiner Schwieger und meinem Weib worden ist, und als sie solchen meiner Schwieger gelesen, hat sie ihr befohlen, sie solt mir bey Leib und Leben nichts darvon sagen, sonst wären sie all gestorben und verdorben; darum ich solchen Brief, wie gemelt, nit gesehen, und kame um der Ursachen willen in all mein Unglück und Unrath, das mir begegnet ist, habe auch als bald darnach, da die Sachen besser erfahren, die Schwieger nit länger in meinem Hauß haben wöllen, sie ist auch seithero nit mehr darein kommen, und wie die Bauren zu Gundelsheim †) lagen, da waren daselbst etliche von Bernlingen, und auch andere, als nemlich Beringer von Berlingen, ein sehr alter Mann, und auch mein Bruder Wolff von Bernlingen, und andere mehr vom Adel, die wusten auch nit wo aus oder ein, hetten all gern Frieden erlangt, und war ich auch bey ihnen, und vertrugen sich mit den Bauren, wie andere mehr Fürsten Grafen und Herren gethan haben, aber ich hett mich in keinen Weg weder mit Worten noch mit Werken mit ihnen denen Bauren eingelassen, sondern mich für und für uf enthalten, und zog wieder in mein Häußlein, und hofft immer uf die Schrifften von Heydelberg, wie ich dann mit Wilhelm von Habern geredt hett, sie solten mir zugeschickt werden, und weiß noch uf diesen Tag nit einen Buchstaben ihres Inhalts, darauf wolt ich sterben, und so wahr als Gott im Himmel ist, und bey meiner Seelen Heil und Seeligkeit und wie ich in meinem Hauß, da brechen die Bauern zu Gundelsheim wieder uff, und schickten die Hauptleuth meinen Schuldheißen zu mir, ich solt zu ihnen kommen, sie hetten was mit mir zu handeln, wust ich doch nit, wie oder wann, furcht mich auch, sie mögten mich überreden, daß es meinem Weib und Kindern und den Meinigen zu Nachtheil mögt gereichen, dann ich hett kein wahrsames Volk in meinem Hauß, so wären die Bauren all voll Teuffel und wolten Knecht und Mägd auch nicht gut thun, also zog ich mit dem hinauf, und saß vorm Wirthshauß ab, und will hinein gehen, als ich auch thet, so gehet Marx Stumpf von Bauren die Stegen herab, und spricht, Götz bistu da, da sagt ich ja, waß ist die Sach, was solt ich thun, oder was wollen die Hauptleuthe mein, da hebt er an, du must ihr Hauptmann werden, da sagt ich Gott mir nit, das thue der Teuffel, warum thustu es nit, thue du es an meiner statt, da sagt er, sie haben mirs zugemuth, ich heb mich aber von ihnen geredt, und wann ich es meines Dienste halb thun könnt, so wolt ichs thun, so sagte ich, wie vor, so will ichs nicht thun, viel ehe selbs zu denen Hauptleuthen gehen, versehe mich, sie werden mich nicht darzu zwingen oder nöthigen, da sagt er, nimms an meinem gnädigen Herrn und andern Fürsten und uns allen, dem gemeinen Adel zu guth, da sagt ich, ich wills nit thun, und gieng darauf zum Hauptmann *) selbs, und erlangt guten Bescheid, allein daß sie mir das anhengten, ich solt zu den andern Hauptleuthen auch gehen, die unterm Hauffen draussen vorm Thor wären, wie ich sie dann im Feld sehen würde, und solts ihnen auch anzeigen, und sie, wie ihnen angezeigt hett, bitten, das thet ich, reit hinaus, und sprach sie an, eine Rott nach der andern, wie sie dann in allen Fähnlein Hauffenweiß bey einander waren, da fand ich aber guten Bescheid bey allen Fürsten **) Grafen und Herrn, Verwandten und Unterthanen, die im Hauffen waren, ausgenommen bey den Hohenlohischen ***), die nahmen meinen Gaul bey dem Zaum, und umringten mich, mit Vermelden, ich solt mich gefangen geben, geloben und schwören, den andern Tag bey ihnen zu Buchen †) im Lager zu seyn, da würde ich sie finden, und ohne ihr Wihen nit abziehen, die Gelübd zwang mich, daß ich mich zu ihnen gen Buchen stellt, damit nit mein Weib und Kind und andere darunter von Adel beschädigt würden, und thet es mit traurigem betrübtem und betümmertem Herzen, dann ich ließ mich nicht gern erwürgen, wie sie dann neulich vielen Frommen von Adel zu Weinsperg gethan hetten, und ich hoffte noch immer, ich wolt etwas guths erlangt haben, und zog also des andern Tags mit traurigem Herzen zu ihnen ins Lager, und wünscht mir vielmahl darfür, daß ich in dem bösten Thurn leg, der in der Türkey wäre, oder uff Erdrich, es wäre wo es wolt, und gieng mir, wie Gott wolt, wie mir gleich Gott aushilfft; Nun ich kam zum Hauffen, Gott erkannt und weiß, wie mir war, da nahmen sie den Gaul bey dem Zaum, und must ich absteigen zu ihnen

---

*) Ist, wie oben gedacht, eine Teutsch-ordnische Commende, und das Schloß daselbst von denen Bauren auch ausgebrant worden.

**) Hier ist mit der Erst Dietrich von Weyler, als er vom Kirchthurm herab mit denen Bauren gütlich gesprochen, erschossen, und hernach herunter geworfen worden. Dann führte die Bauren Herrn Grafen Ludwig von Helffenstein nebst 13. von Adel, unter welchen 2. Sturmfeder, Rudolph Nagel von Ellersbofen, Pleickard von Rüringen, und ein Späth gewesen, und vielen andern, zusammen bey 80 Personen auf einen Acker gegen Heilbronn, machten da einen Creyß, und jagten sie alle zusammen erbärmlich durch die Spieß.

Mat. Hallens. Chron. p. m. 90. seq.

Ohngeachtet sein des Grafens Gemahlin, Kayserß Maximiliani I. natürliche Tochter, nebst einem kleinen Kind auf dem Arm denen Bauren zu Fuß fiele, und ganz erbärmlicher Weiß, mit vielen Weinen und Klagen um des Grafens Leben bate, und daß sie solchen dem Kindlein schenken mögten, sie anflehte.

Arnold in Mets. Chron. p. m. 1095.

Nachdem die Bauren geschlagen waren, hat man einen von denen Böswichten erhaschet, den der Oberste Truchsäß von Waldburg an einen grossen Pfal mit einer eisernen Kette solchergestalten anschliessen lassen, daß er um den Pfal herum laufen können, sodann ein Feuer von aussen her anschüren, und den Bauer innerhalb solchen so lang herum laufen lassen, bis er seinen Geist aufgegeben. Wo er sich hinwenden wollen, da war Feuer.

Schwäbisch-Hall. Chron. Mscr.

Wie solches der Extract eines Korbischen Zeugen-Protocolls, welcher unten in fine dies. Buchs unter denen Beylagen No. V. befindlich bestätiget.

***) Dieses war Pfalz-Graf Otto Heinrich der Chur-Fürst.

†) Ist ein zwischen Wimpffen und Moßbach an dem Neckar gelegener Ort.

*) Also wurde damals derjenige genennet, so einen ganzen Hauffen oder Regiment commandiret.

**) Daß Fürsten mit untern denen Bauren gewesen seyn sollen, daran ist zu zweifeln. Der damalige Fürst von Hennenberg hat sich zwar ziemlich weit mit ihnen eingelassen gehabt, es ist aber die Sache zu keiner Consistenz gekommen. Dieses aber ist gewiß, daß Grafen und verschiedene von Adel sich zu ihnen geschlagen hatten, oder vielmehr schlagen müssen, als zum Exempel der Graf von Löwenstein, Graf Georg von Wertheim.

***) Diese waren mit von denen schlimmsten, und haben ihre eigene Herren, Graf Albrecht und Georgen, gezwungen, daß sie ihnen schwören müssen, wie dann auch alle junge rüstige Männer aus Oehringen mit nach Königshofen gezogen, und da immittelst der Schwäbische Bund um Oehringen ankam, haben die Bürger 20000 fl. Brandschatzung geben müssen.

Chron. Moetm. Hohenl. p. 326.

†) Ist ein Chur-Maynzisches Städtlein in dem Odenwald gelegen.

Digitized by Google

§ 1. Durch Verordnung des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft kann für Getreide, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Futtermittel, Ölsaaten, Ölfrüchte, Ölkuchen, Heu, Stroh, Spreu, Hopfen, Tabak, Gespinnstpflanzen, Rohgespinnste, Rohstoffe für Gespinnste, Flachs, Hanf, Wolle, Kämmlinge, Garne, Gewebe, Zucker, Kaffee, Tee, Kakao, Gewürze, Obst, Gemüse, Wein, Bier, Spirituosen, Milch, Milcherzeugnisse, Fleisch, Fleischerzeugnisse, Eier, Fische, Fischerzeugnisse, Honig, Speisefette, Speiseöle, Speisesalz, Kunsthonig, Kunstspeisefette, Kunstspeiseöle, Kunstspeisesalz, Backwaren, Teigwaren, Hefe, Backpulver, Stärke, Stärkeerzeugnisse, Kunststoffe, Leder, Lederwaren, Schuhwaren, Seife, Waschmittel, Bleichmittel, Reinigungsmittel, Kosmetika, Arzneimittel, Verbandstoffe, Desinfektionsmittel, Düngemittel, Saatgut, Pflanzen, Pflanzenschutzmittel, Schädlingsbekämpfungsmittel, Futtermittelzusätze, Tierarzneimittel, Kraftstoffe, Schmiermittel, Brennstoffe, Papier, Pappe, Papierwaren, Pappwaren, Druckerzeugnisse, Bücher, Zeitungen, Zeitschriften, Musikalien, Kalender, Spielwaren, Sportgeräte, Musikinstrumente, Uhren, Fahrräder, Kraftfahrzeuge, Kraftfahrzeugteile, Kraftfahrzeugzubehör, Kraftfahrzeugreifen, Kraftfahrzeugschläuche, Kraftfahrzeugbereifungen, Kraftfahrzeugersatzteile, Kraftfahrzeugwerkzeuge, Kraftfahrzeugpflegemittel, Kraftfahrzeugreparaturen, Kraftfahrzeugwartungen, Kraftfahrzeugversicherungen, Kraftfahrzeugsteuern, Kraftfahrzeugabgaben, Kraftfahrzeugbußgelder, Kraftfahrzeugstrafen, Kraftfahrzeugverwarnungen, Kraftfahrzeugverwarnungsgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafen, Kraftfahrzeugverwarnungsbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafen, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafen, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafen, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafen, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafen, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafen, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafen, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafen, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafen, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafen, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafen, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafen, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafen, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafen, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafen, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafen, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgeldstrafgeldbußgelder, Kraftfahrzeugverwarnungsstrafgeldbußgeld

war derselbig darzu der Sibener *) und innern Raths einer, waß die Bauren beschlossen, das nahmen sie an, und waß sie handelten, daß were gethan, darbey mußten die Bauren bleiben, das nahm ich nun willig, (dann ich merkt, daß es treulich und gut gemeint) zu grossem Dank an, und war wol bedacht, was ich thun oder wie ich mich halten solt, so lag mir das im Weg, daß ich ein Monath zu ihnen gelobdt und geschworen hett, und hielt ich mich, wie vorgemeldt, daß es acht Tag wehret, daß sie mir Urlaub geben, ich blieb aber doch die 4 Wochen, wie ich gelobdt und geschwohren hett, damit sie nit Ursach hetten, als ob ich mein Gelübd und Pflicht nicht gehalten. Dem sey nun wie ihm wöll, so wüst ich weder zu Würzburg noch im Leger von ihnen zu kommen, dann wann Gott vom Himmel zu mir kommen wäre, so hätten sie ihm nit mit mir reden lassen, es weren dann 10 oder 12 barbey gestanden, die zugehört hetten, so hett ich Sorg, wann ich schon von ihnen kommen wäre, alle Fürsten, Grafen, Herrn, Ritter und Knecht, die hetten mein entgelten müssen, aus der Ursach, daß ich meiner Gelübdt und Pflicht, wie ich ein Monath zu ihnen gethan hett, nit nachkommen wär, und mögten dasselbig für ein Ursach fürgewendt haben, damit es viel unschuldigen Leuten vom Adel und andern zum Nachtheil gereicht haben würde; indeme gab Gott der Allmächtig dem Schwäbischen Bund Sieg und Glück, daß sie ein Hauffen im Land zu Schwaben schlugen **), da merkt ich wol, daß ihnen die Katz den Ruck hinauf lief, darum sie denn bald zu Würzburg aufbrechen, und zogen heraus uf Lauda ***) zu, und hetten das erste Lager an der Tauber, darnach zu Krautheim, darnach uf die Neuenstatt †) und durch die Hohenloischen Orth, und blieb ich bey ihnen, bis gen Adelsfurth ††), das ist auch Hohenloisch, da hetten sie ein Lager, und war eben uf demselbigen Tag mein Zeit und Ziel der 4 Wochen, wie ich zu ihnen verpflicht war, aus, und dacht ich, nun ist es Zeit, daß du siehst, was du zu schaffen hast, und ich glaub nit, daß sie die Abentheuer wusten, daß eben meine Zeit aus war, ich wust es aber wol, denn ich rechnete schier alle Tage einmal daran, also gab Gott der Allmächtige Glück, daß ich von denen bösen oder frommen Leuthen, wie ich sagen soll, kam;

Nun hat ein jedweder ehrlicher verständiger Mensch †††), er sey wer er wöll, aus dieser meiner schriftlichen Anzeigung leichtlich und wol zu vernehmen, ob ich mich wohl oder übel bey dem Bauren-Krieg gehalten hab, und wolte auch gern einen redlichen Menschen, er sey, wer er wölle, ob er schon partheyisch wäre, hören davon reden, wie ich mich doch anderst bey einem solchen tyrannischen Volk, wie ich zu ihnen verpflicht bin gewest, gehalten haben solt, dann wie ich gethan hab, und hett ich es besser gewust, so wolt ich es auch besser gethan haben und ich weiß nichts, das ich gethan hab, denn daß ich manchen Chur- und Fürsten, Geistlichen und Weltlichen, auch Grafen, Herrn und Rittern und Knechten, Hoch- und niedern Stands, grossen merklichen Schaden, soviel mir möglich gewest, verhüt hab, auch darum mein Leib und Leben in Gefährlichkeit begeben, daß ich kein Tag wust, daß ich sicher war, daß sie mich nicht zu todt oder den Kopf herabschlugen, und kan mir auch keiner, er sey wer er wöll, uflegen, daß ich je einem eines Nestels werth genommen, entwendt oder begehrt hab, sondern so viel wie möglich einem jeden für Schaden und Nachtheil gewest bin, auch mein Lebenlang in keinem Krieg gewest, da ich Gott mehr und vielfältiger in dem Feld um Frieden, daß mit Ehren und Fuegen [illegible] von kommen mögt, angeruffen und gebetten hab, dann bey denen ehrlosen Bauren, und ist auch die Wahrheit, daß der Abt und das Convent zu Ammerbach *) den Hauptleuthen, wer sie dann waren, jedlichem ein oder zween Becher gaben, und wolten mir auch zween geben, das merkt ich wol, daß ein Betrug dahinter war, aber die andern nahmen ihr all, allein ich gab ihnen meine zween wieder, und ließ ufm Tisch stehen, und wolt ihr nit, nit weiß ich, wo sie hinkommen sind, ich habe ihr kein in mein Hauß gebracht, dann etlich Ding kaufft ich den Bauren ab, und wolt wehnen, es wäre Silber und übergüldt, aber es waren mößingne Röhren und übergüldet, und liehe mir auch Leonhard von Thurn dasselbig Geld, das ich ihme wieder erstattet, und weiß nit um Pfennig, daß ich es genossen hab, und hat mich gleichwol nach solchem Handel glaubig angelanget, wie der Abt von Ammerbach sich hören lassen, er habe viel Silber-Geschirr verlohren, und der Meynung, ob es ihme entwendt wäre worden, davon ich dann bey der Göttlichen Wahrheit nit weiß zu sagen, dann daß ich mit den vermeinten Geschirr, als ob laut zum höchsten betrogen worden, welches die gründliche Wahrheit ist, und viel guther ehrlicher Leuth darum wissens haben, so hat man auch dasselbig Silber-Geschirr, das der Münch klaget, darnach da er sterben wolt, hinter ihme selber unter seinem Bett, darauf er gestorben ist, funden, ist gut zu dencken, daß ers selber wolt behalten und wollen verdisputiren, das hat mir mein Pfarrherr einer, der ein frommer ehrlicher Mann, und freylich nie kein Lügen von ihm gehört worden, anzeigt, mit Namen Friderich Wolfarth, der dann länger als 50 Jahr mein und meiner Brüder Pfarrherr zu Jagsthausen und Neuenstetten gewest **); der es von etlichen München aus dem Convent zu Schönthal gehört, dahin es ohne Zweifel von den München zu Ammerbach kommen, wie dann die München einander nichts verhelen, das habe ich dannoch zur Entschuldigung meiner Ehren, und andern, die der Sach auch unschuldig seyn, nit unangezeigt lassen wollen ***).

---

*) Also werden in Franken an dem Mayn herum diejenige genennet, welche die Steine auf dem Feld setzen.

Siehe Wehnerum in Observ. Pract. sub voc. Umgänger p. 472. Was aber Siebnen seye, ist daselbst sub voc. Siebnen p. 50. zu finden.

**) Dieses geschahe bei Böblingen an der Würm, nicht weit von Stuttgard, in dem Würtemberger Land. Die Bauren sollen 14000 stark, und 6000 auf der Wahlstatt geblieben seyn, ohne die, so auf den Zug nach Würzburg von dem Bund, unter des Obristen Hauptmanns Truchseß von Waldburg Commando niedergemachet worden, deren auch bei 4000 gewesen seyn sollen. Die Bündischen Kriegsleuthe hatten zu ihrem Zeichen ein rothes und die Bäurischen ein weißes Creutzlein auf dem Hut oder vor der Brust.

Schwäbisch-Hällische Chron. Mscr. p. m. 99.

***) Ist ein Würzburgischer Orth und Amt zwischen Königshofen und Bischofsheim an der Tauber gelegen.

†) Ist an dem Kocher nicht weit vom Wimpffen gelegen, wird sonsten mit dem Beynamen ad differentiam anderer Städte, so auch Neustadt heissen, Neustadt an der Linde genennet, und ist Würtembergisch.

††) Ist ein Hohenloh-Pfedelbachischer Orth, nicht weit von Oehringen gelegen.

†††) Was nun folget, führet Herr Götz von Berlichingen zu seiner Apologie und Rechtfertigung an, und wie es wol seyn mag, daß derselbe lieber von denen Bauren geblieben wäre, wenn es ohne Gefahr hätte geschehen können, wie denn in dem historischen allgemeinen Lexicon sub voc. Berchlingen, er auf das beste entschuldiget, und ihm viel gutes zugeschrieben wird; also giebet auch dazu keinen geringen Behuf, daß Lorenz Friese schreibet, die Bauren hätten ihn bey Wertheim gefangen, und er mitziehen müssen. Daß er bey denen Bauren, als sie das Schloß Frauenberg bey Würzburg belagert, in den Verdacht gekommen, als wann er Leuthe in dasselbe hätte bringen wollen, die Besatzung zu verstärken. Daß er und Georg Metzler von Ballenberg, einer von denen vornehmsten Aufrührern, gute Vorschläge zu Würzburg wegen des Schlosses gethan, die Würzburger aber ihm nicht gefolgt hätten, und daß er nit mehr bey denen Bauren gewesen, als diese bei Königshofen und Ingolstatt geschlagen worden, sondern daß er, als sie einen Hauffen detachiret, deren betrangten Brüdern wider den Schwäbischen Bund zu Hülff zu kommen, und er mit commandiret gewesen, derselbe unterwegs, da der Hauffen nach Krautheim gekommen, (er selbst schreibet, daß es zu Adelsfurth geschehen) sich heimlich bey der Nacht davon gemacht. Zu dem Schwäbischen Bund selbsten aber gehörten damals der Kayser, als Erz-Herzog von Oesterreich, der Churfürst von Maynz, und von der Pfalz, der Erz-Bischoff von Salzburg, der Bischoff von Bamberg, Würzburg, Aychstätt, Augspurg, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern, die Pfalz-Grafen am Rhein, Otto Heinrich und Philipp, die Marggrafen Georg und Albrecht von Brandenburg, der Landgraf Philipp von Hessen, viele Grafen, Herrn, von Adel und Städte.

Sieh Sleidanum de statu Religionis L. IV. in s. q. m. 68. Nicolaus Hulvicus in Theatr. Hist. univ. L. I. p. 8. seqq.

*) Ist ein zwischen Erbach und Waldthürn in dem Odenwald gelegener Orth, woselbst es eine Abtey und ein Chur-Maynzisches Ober-Amt hat.

**) Dieser gehört also in Herrn M. Joh. Matthias Grossens Historisches Lexicon der Evangelischen Jubel-Priester.

***) Gleich wie alle innerliche Unruhen und Rebellionen nichts als ein Verderben nach sich ziehen; Also ist es auch mit diesem Bauren-Krieg ergangen: Dann 1) sollen dieselbe allein in Franken und dessen Gränzen bey 200 Schlösser, Klöster und Dörffer zerbrochen und ausgebrannt haben, worunter namentlich noch bekannt sind, Altenstein, Lichtenstein, Neuhauß bei Mergentheim, Jagstadt, Ober-Lauda, Schwarzach, Castell, Steinheim, Zabelstein, Stollberg, Gimbach, das Schloß zu grossen Lanckheim, Reichenberg, Pommersfelden, Röttelsee, Schwanberg, Schillingsfürst, Hohen-Kottenheim, Braunck, Neusenberg, Bütthard, Reigelberg, das Kloster Lanckheim, Kloster Banz, Schöffersheim, Birklingen, das Kloster zu Kitzingen, das Kloster Vogelsberg, ohne die, so in Schwabenland und in Sachsen eingeäschert worden, und zu lesen sind in Herrn Struvens Archiv. P. III. p. 155. seqq. Dann 2) sind viele tausend Bürger und Bauren, (so einige auf die Zahl von 50,000, andere auf noch mehr und 100,000 vergrößern wollen.)

Nr. 6. Verordnung, betr. Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Besteuerung des Verbrauchs von Zucker im Inlande vom 27. Mai 1896. Vom 15. Februar 1911. 1

Verordnung, betr. Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Besteuerung des Verbrauchs von Zucker im Inlande vom 27. Mai 1896.

Vom 15. Februar 1911.

Auf Grund des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Besteuerung des Verbrauchs von Zucker im Inlande vom 27. Mai 1896, vom 15. Februar 1911 (Reichsgesetzbl. S. 19) wird verordnet, was folgt:

§ 1. Die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Besteuerung des Verbrauchs von Zucker im Inlande vom 27. Mai 1896, vom 15. Februar 1911 (Reichsgesetzbl. S. 19) wird nach Maßgabe der Bestimmungen dieser Verordnung und der Anlagen A und B zu derselben geregelt.

§ 2. Die Steuer für Zucker, der zu Verbrauchszwecken im Inlande versteuert wird, beträgt 14 Mark für 100 kg brutto.

§ 3. Die Steuer für Zucker, der zu gewerblichen Zwecken im Inlande versteuert wird, beträgt 14 Mark für 100 kg brutto.

§ 4. Die Steuer für Zucker, der zu gewerblichen Zwecken im Inlande versteuert wird, beträgt 14 Mark für 100 kg brutto.

§ 5. Die Steuer für Zucker, der zu gewerblichen Zwecken im Inlande versteuert wird, beträgt 14 Mark für 100 kg brutto.

§

Jahr zu Heilbronn *) gefangen gelegen, habe das Mein daselbst auch verzehrt, und ihnen Geld darzu geben **) müssen, das sind schon schon 5½ Jahr, darinnen ich gefänglich enthalten worden, darnach wie Kayserliche Majestät mich in Ihro Kayserliche Majestät Schutz, Schirm und Glaidt aufgenommen ***) und in solchem Glaidt-Brief mir zu gut angezeigt, daß Ihro Kayserliche Majestät mich wolten in Ungarn brauchen, habe ich mich 16 Jahr in meiner Behaussung behalten, und bin nit aus meiner Mark kommen, und habe mich anderst nit, dann wie ich verpflicht gewest, gehalten, wie ich bey der göttlichen Wahrheit sagen darf, und als ich einmal ufm Wendwerck gewest, uf ein Wiesen-Plätzlein kommen, und der Marckung, so mir in der Verschreibung bestimmt gewesen, nit in Acht genommen, bin ich gleich darob erschrocken, und dacht ich, ich were aus der Marckung, aber die Verschreibung stund so weit mein Marckung Zinnß und Gült †) reicht, da erfuhr ich alsbald bey meinen Verwandten, daß mir das Wießlein ein Sommerhanen zu Zinnß gab, und wurd frohe und wol zufrieden, daß ich nit aus der Marckung geschritten ††), wiewohl es ungefehrlicher Weiß geschehen war †††), aus dem allen kunten alle Ständ, Chur-Fürsten, Grafen, Freyherrn, Ritter und Knecht, hoch oder niedern Stands wol und leicht erachten, was mein Sinn und Gemüth allweg gewest, und auch wissentlich ist, daß ich viel Chur- und Fürsten, auch meines gleichen, auch andere hoch und niedern Standts, und schier vom Höchsten bis zum Niedersten ohne alle Besoldung aus freyem Willen, mein Leib und Leben, Blut und Gut in ihren Händeln und Kriegen, in Gefährlichkeit begeben, und darob auch grosse Noth erlitten, dabey ich es jetzt, zumal so viel dieser Articul berührt, auch beruhen und bleiben lassen will.

August Friedrich Bernhardi,

ein als Sprachforscher und satyrischer Schriftsteller rühmlichst bekannter Gelehrter, ward am 24. Juni 1770 in Berlin geboren, besuchte das joachimsthalische Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte darauf zu Halle, vorzüglich unter Wolf's Leitung, Philologie und Pädogogik. Nachdem er seine akademische Bildung vollendet hatte, ward er Subrector des friedrichswerderschen Gymnasiums zu Berlin, dann seit 1803 Prorector und endlich seit 1808 Director, dieser Anstalt, sowie der Realschule. Später habilitirte er sich auch an der dortigen Universität als Privatdocent, hielt jedoch nur wenige Vorlesungen. Im Jahre 1816 ward er zum Konsistorialrath erhoben. Er starb am 2. Juni 1820 zu Berlin.

Seine Schriften sind:

Bambocciaden. Berlin, 1797—1800. 3 Thle.

Kynosarges. Berlin, 1801 (eine literärisch-kritische Zeitschrift, von der nur das erste Stück erschienen ist).

Sprachlehre. Berlin, 1800. 2 Thle. — Spätere erweiterte Umarbeitung. Berlin, 1801—3. 2 Thle.

Anfangsgründe der Sprachwissenschaft. Berlin, 1805.

Ueber das Alphabet. Berlin, 1810.

Ueber den Philoktet des Sophokles. Berlin, 1811. N. A. 1825.

Ansichten über die Organisation der gelehrten Schulen. Jena, 1818.

Einzelne Gedichte in Tieck's und Schlegel's Musenalmanach u. s. w.

Ueber Bernhardi's Bestrebungen als Sprachforscher urtheilt ein sehr gewiegter Richter (Gruber, in seinem Wörterbuch zum Behuf der Aesthetik) Folgendes, diese mit wenigen Worten trefflich charakterisirend. „Wie ist es möglich, mit einigen tausend Klängen die Menschheit und die unendliche Natur zu erfassen und darzustellen? Wie ist es möglich, diese Klänge bald zu willigen Dienern des Bedürfnisses, bald zu Formen zu machen, aus ihnen Formen zu bilden, welche wieder in dem Reiche der Erscheinungen als wirklich stehen, und durch dieses Eintreffen für die Wahrheiten höherer Art bürgen? Wodurch hat die bewegte Luft die Kraft, wenn sie als Ton in das Ohr fällt, hinabzusteigen in den Geist und dort, wie der Wind auf dem Wasser, bald ein sanftes Kräuseln, bald wilde Wellen zu erregen? Und durch welche Zauberei bewegt der Dichter durch das Medium der Sprache für Geschöpfe seiner Phantasie unsere innerste Seele, warum lieben und hassen, lachen und weinen, schaudern und entsetzen wir uns nach seiner Willkür"? Das gefühlte Bedürfniß einer Beantwortung dieser Fragen, welche die bisherigen Sprachphilosophen, wenn sie auch dieselbe versucht, doch bei Weitem nicht befriedigend gegeben hatten, nöthigte den scharfsinnigen, mit wahrhaft philosophischem Geist ausgerüsteten Forscher, einen Punkt auszumitteln, wo diese Sprache mit der Natur des Menschen zusammenhängt, um von ihm aus theils die Sprachgrundsätze zu entwickeln und als nothwendig darzustellen, theils die einzelnen Erscheinungen aus ihnen zu erklären, zu rechtfertigen, zu entschuldigen und auf sie zurückzuführen. Wie er bei solchem Unternehmen zu Entwickelungen und Erörterungen der höchsten und wunderbarsten Erscheinungen im Gebiete der geistigen Energieen des Menschen, der Philosophie und Poesie, gelangen, eine Philosophie poetischer Sprachdarstellung begründen und hierdurch zugleich Licht über das ganze Gebiet der Kunst verbreiten mußte, ergibt sich Dem, dem der innige Zusammenhang der geistigen Energieen nicht fremd ist, leicht. So sich bestrebend, ahnte Bernhardi schon, was später mit völliger Gewißheit ausgesprochen wurde, so wie mit Erfolg behandelt, daß es durchaus nothwendig sey, mit reger Aufmerksamkeit bei linguitischen Forschungen die historische Entwickelung und Fortbildung einer Sprache im Auge zu behalten. — Wenn auch spätere Bemühungen, durch die philosophischen und sprachlichen Fortschritte unserer Zeit getragen, tiefer in die Philosophie der Grammatik eindrangen, so gebührt ihm doch vor Allem das Lob, einer der Ersten gewesen zu seyn, welche diese Bahn eröffneten.

Als Belletrist zeichnet sich Bernhardi durch eine äußerst feine Satyre, glücklichen Humor, geistreiche, lebhafte Darstellung und einen vortrefflichen Styl aus. — Seine Bambocciaden (satyrische Genrebilder, nach einem niederländischen Maler so genannt) sind bei Weitem nicht so bekannt, als sie es jener trefflichen Eigenschaften wegen verdienen; die hier mitgetheilte Probe wird unseren Ausspruch bestätigen. —

---

*) Siehe oben u.

**) Nemlich 2000 Fl. Siehe oben u.

***) Siehe oben u.

†) D. i. so weit ich Marckungs- oder Dorffs-dann Erbzinnß-Herr wäre: Dann in dem Hohenlohischen und der Ends wird auch der Canon emphyteuticus, der Erb-Zinnß, er bestehe gleich in Geld oder Geldswerth, ein Gült genennet.

††. Von denen Leib wird es eine Confinatio genennet, wann einer an einen gewissen Orth hin in eine Stadt, Dorff, oder Marckung, also gebannet worden, daß er die vorgeschriebene Grenzen nicht überschreiten darf.

†††) Unwissend sündiget nicht.

Sechs Stunden aus Finks Leben *).

Erste Stunde.

Von fünf Uhr Abends bis sechs Uhr.

Fink saß auf seinem Sopha am Ofen, mit frisirtem Kopfe, in tiefem Negligee, und las Göthens Iphigenie. Es schlug fünf Uhr, jemand stürmte die Treppe herauf: es war Finks Herzensfreud, der junge Hartmann, welcher heftig, den Hut auf dem Kopfe, eintrat, um Fink zur Gesellschaft bei dem Rathe abzuholen.

Fink hatte ein kleines Vermögen und viele Bedürfnisse; seine Kapitale verloren sich unter seinen Händen, und die Alphabete, mit denen er die Welt beschenkte, waren nicht hinreichend, die Lücken auszufüllen, welche Spiel, Wein, Mädchen u. s. w. in sein Vermögen gerissen hatten. Er sah sich deswegen nach einem Amte um; und da er von Jugend auf Lektüre gehabt, auf Universitäten Aesthetik gehört, und wirklich über diese Gegenstände viel nachgedacht hatte, so hielt er sich zu einem Professor der schönen Wissenschaften für fähig und berufen, und hatte durch die Beckersche Familie, welche viel Einfluß und drei mannbare Töchter hatte, sich dem Minister, welcher die Professur vergab, empfehlen lassen. Bei dem Rathe Bunian sollte er dem Minister präsentirt werden, und aus seinem Munde die Entscheidung hören.

Aber Fink! sagte Hartmann, indem er noch die Thüre in der Hand hielt, noch nicht einmal angezogen? Heute, wo das Glück Ihres Lebens, die Ruhe Ihres Alters auf dem Spiele steht — —

Ach! ich hatte mich so vertieft, sagte Fink, und die Zeit gieng hin unter dieser Lektüre, ich weiß nicht wie — — Sehn Sie, wenn man über Iphigenie die Zeit vergißt, so ist man wahrlich zu entschuldigen. Welch ein Meisterwerk ist dieses Stück! Der reinste Abdruck des griechischen Menschengeistes — ich weiß nicht, ob Sie mich verstehn?

Ein andermal davon, sagte Hartmann — jetzt ziehn Sie sich nur an.

Nein! nicht ein andermal, jetzt — mein Herz ist voll und warm, und dann spricht man am besten über Dichter — Sehn Sie, ich meine — jedes Produkt der schönen griechischen Kunst, fordert, um verstanden zu werden, Griechen — In jeder Zeile, in jeder Anspielung, liegt für uns Stoff zu einer antiquarischen Anmerkung; aber in Göthens Iphigenie ist nur die allgemeine Schönheit alles das, was uns unter jeder Bedingung rührt und entzückt, weil es nicht griechisch, sondern menschlich ist, zusammengetragen und mit jener äußern griechischen Form verbunden, als da sind: Simplicität der Fabel, des Dialogs; häufige, prätensionslose, tiefe Sentenzen und Reflexionen und —

Ja doch! o ja doch! sagte Hartmann, und sah nach der Uhr.

Ferner der Plan — giebt es ein größeres Meisterstück als dieses? er ist mir immer wie ein anmuthiger Hügel vorgekommen, welchen man auf der einen Seite besteigt und auf der andern verläßt — bis zur Scene, wo Orestes wahnsinnig wird, steigt das Interesse der Leidenschaft immer höher, und von da führen die Sitten der Personen und die Handlung es fort und einem sanften Schlusse zu —

Sie haben sehr recht, aber — — es wird wirklich spät.

Nur noch darauf mögt' ich Sie aufmerksam machen: welch ein tiefer Sinn in der Idee liegt, daß Iphigenie durch einen unwillkührlichen Zug ihres Herzens getrieben, den Anschlag entdeckt, welchen Pylades gegen Thoas hegt, und daß auf diese Folgsamkeit gegen das innere Gefühl das Glück der Iphigenie, des Orestes und des Pylades gegründet wird. — Sie glauben nicht, wie klein mir Dichter vorkommen, welche eine Reihe von Maschinen erfinden, um eine sogenannte gute Lehre den Menschen einzuimpfen, da es hier mit so wenigem Aufwande, so fast unvermerkt, und doch so innig geschieht — Wahrlich! ich würde den Menschen, welcher, wenn er die Iphigenie gelesen, hingehn und schmeicheln oder die Wahrheit verläugnen könnte, ich würde ihn auf das äußerste verachten; ich würde zweifeln, ob Plato recht habe, wenn er sagt, daß die Menschen nur die Göttlichkeit der Tugend zu sehen brauchten, um sie anzubeten.

Wollen Sie sich nicht anziehn? Es ist halb sechs Uhr, sagte Hartmann in vollem Aerger.

Was das für Menschen sind! sagte Fink, und stampfte mit dem Fuße. In dieser Stimmung denke ich nicht an die Zeit und an andere Menschen; die Professur, welche ich bekommen soll, kömmt mir wie eine Narrenkappe vor, welche ich aufsetzen muß, damit die andern Narren mich nicht auslachen.

Ich habe schon oft bemerkt, sagte Hartmann, wie intolerant Sie sind, wenn Sie in Enthusiasmus gerathen. Ich tadle es nicht, daß uns Produkte der schönen Künste entzücken; nur muß unsre Liebe, zu den Künsten nie das praktische Leben durchschneiden, sondern wie Parallellinien daneben herlaufen, ohne es in einem Punkte zu berühren.

Etwas Schlechteres haben Sie lange nicht gesagt, unterbrach ihn Fink. Was sind denn die schönen Künste werth? Und was gelten die durch sie erregten schönen Empfindungen, wenn sie nicht eine Stimmung in der Seele hervorbringen, welche einen wohlthätigen Einfluß hat, nicht nur in den Momenten, wo ich als selbstständiges Wesen egoistisch mich selbst und meine Stimmung genieße, sondern auch wenn ich mit andern Wesen zusammentreffe. Das ist eben das Hohe in den schönen Künsten, daß sie die Seele anfassen, man weiß nicht wie, und daß ihr Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft nie schädlich, aber, ohne daß man es berechnen kann wie sehr, immer wohlthätig ist. Wenn ich aber einen Prozeß schlichte — —

Sie verfallen in Paradoxen — Lassen Sie uns statt des Allgemeinen ins Besondere gehn. Setzen Sie, bei Ihrer ungemeinen Neigung keine Zeit zu respektiren, hätten Sie ein Amt, wie würden Sie dessen warten? Wie oft würden Sie den poetischen Enthusiasmus der bürgerlichen Pflicht vortreten lassen — und wäre das recht gehandelt?

Nein! sagte Fink; aber ist denn das recht, immer in dem bürgerlichen Kreise zu leben, und so, wie Sie, keinen Begriff mehr respectiren, als den der Zeit! Sie thun wahrlich gerade, als wenn die Natur und nicht die Menschen die Stunden erfunden hätte, als wenn das ganze Leben eine Musik wäre, und die Stunden die einzelnen Takte, in welchen eine bestimmte Anzahl Noten müssen abgespielt werden —

Und wenn dem so wäre, wie es nicht ist, wenn ich mich so an Minuten bände: wäre es denn nicht Ihre Pflicht, meiner Schwachheit nachzusehn?

Und wäre es nicht Ihre Pflicht, sagte Fink, von Ihrer Schwachheit etwas abzuweichen, um meine zu unterstützen?

Das ist egoistisch gedacht!

So! wenn ich mich recht erinnere, so tadeln Sie selten etwas anders an mir, als eben diese Ungefälligkeit in diesem Punkte.

Sehr wahr! sagte Hartmann.

Nun, lieber Herr! ich tadle noch viel mehr Schwachheiten an Ihnen; aber ich fordere nicht, daß Sie sie ablegen sollen. Nun ständen wir also in diesem einen Punkte völlig gleich, und nun frage ich Sie: Sie, der Sie Ablegung dieser meiner Schwäche als Gefälligkeit von mir fordern, warum leisten Sie mir diese Gefälligkeit nicht, da es ebenfalls nur das Einzige ist, was ich von Ihnen begehre? Ich möchte nun wohl fragen: wer von uns beiden ist mehr Egoist? Und ich denke, man wird wohl antworten müssen: beide gleich stark.

In dem Augenblicke fuhr ein Wagen vor. Hartmann riß mit Heftigkeit die Uhr aus der Tasche. Nun bitte ich Sie um Gotteswillen! in zehn Minuten ist's sechs Uhr; nun sollen wir noch zu Beckers fahren, vor sieben Uhr können wir nicht bei Bunians seyn.

Aber, mein Gott! sagte Fink, wer hat denn nun aufgehalten? Ich hätte mich lange angezogen, wenn Sie sich mit mir nicht gezankt hätten.

Gezankt! erwiederte Hartmann, das nennen Sie wahrscheinlich nur darum zanken, um mich bei Gelegenheit zänkisch zu nennen.

So! Das ist wohl nicht gezankt, wenn man jemanden einen Egoisten nennt? Man zankt wohl nur dann, wenn man sich schimpft?

Und Sie hätten sich wohl, sagte Hartmann, nicht während unseres Gesprächs anziehen können? — Nun, so ziehen Sie sich wenigstens jetzt an.

Gleich! sagte Fink, und sprang an die Klingel. Friedrich! reine Wäsche, mein braunes Kleid, die streifigte Weste und die schwarzen seidnen Strümpfe — aber nun die Beinkleider!

Um Gotteswillen! eilen Sie.

Nun, mehr kann ich nicht thun, sagte Fink, als daß ich eile; der Schade ist ja doch einmal geschehn.

Hartmann kehrte sich mürrisch gegen das Fenster, und sah durch die Scheiben.

Fink steckte sich nun nach und nach in die Kleider, alles zog er schief, alles verkehrt an, er stampfte öfters mit den Füßen, und leitete auf diese Art seinen Zorn in die Erde ab. Endlich stand er schmuck angezogen da. Er wandte sich an Hartmann.

*) Aus: Bambocciaden (von Bernhardi). Berlin, 1797. S. 139 folgende.

Nun! sagte er zu diesem, noch mürrisch?

Ach, lassen Sie mich! sagte Hartmann, Sie verderben einem jedes Vergnügen durch diese verdammte Nachlässigkeit.

Wer verdirbt denn, sagte Fink kalt — ich verlange ja nur, was ich gebe, Toleranz.

Schon gut! Aber Sie werden sehn, wie unglücklich Sie sich durch solche Nachlässigkeiten noch machen werden. Es fehlt Ihnen ganz an Weltkenntniß, und da wäre es wohl billig, daß Sie auf mich hörten, der ich zwei Jahre älter als Sie bin, und von Jugend auf in der Welt gelebt habe.

Wollen wir jetzt gehn? sagte Fink.

Kommen Sie, erwiederte Hartmann; aber Sie haben mich ganz verdrüßlich gemacht; ich kann nicht dafür, so unrecht es ist: ich bin ganz verstimmt.

Sie fuhren nach dem Beckerschen Hause.

Zweite Stunde.

Von sechs bis sieben Uhr.

Der Wagen hielt vor Beckers Thüre. Fink und Hartmann stiegen aus, und fanden in einem Zimmer Mademoiselle Caroline Becker, welche die Fremden empfieng, weil Vater, Mutter und Schwestern noch mit dem Putze zu diesem Feste beschäftigt waren.

Mademoiselle Becker hatte eine Physiognomie, welche einer Schwärmerin nicht übel stehen würde; allein sie hatte nichts von dieser als die Physiognomie, welches sie auch recht gut wußte. Sie suchte daher durch einen Putz, welchen ich idealisch nennen möchte, — wenigstens war immer ein oder das andere Stück von dieser Beschaffenheit, — den Eindruck ihrer leichten Schönheit dauernder zu machen. So gieng sie ein halbes Jahr, aller Mode zum Trotz, mit einer Rose in den Haaren und großen blauen Glascorallen um den Hals, welcher Putz ihr eben des Abweichenden wegen, das Ansehn einer Fremden und etwas Piquantes gab, welches ihre Nebenbuhlerinnen, und dazu gehörten dermalen alle unverheirathete Mädchen, vergeblich zu erlangen suchten und daher verlästerten.

Seyn Sie uns willkommen, meine Herren! sagte sie. Wie befinden Sie sich, Herr Fink?

Recht wohl, Mademoiselle! erwiederte dieser, und Sie — doch Sie müssen sich wohl befinden oder — es geschieht das himmelschreiendste Unrecht.

Ich habe Zahnweh, sagte sie; sehn Sie? die Backe ist mir ein wenig angeschwollen.

Man merkt es nicht, Mademoiselle! — Treten Sie so, wahrlich man merkt es nicht — aber freilich kein Wunder ist es, Zahnweh zu haben, das Wetter —

Ich gestehe Ihnen, sagte Mademoiselle Becker, ich würde mich gar nicht um das Wetter bekümmern, wenn es mir nicht Zahnweh verursachte — Sie wissen, wie ich darin denke: ein Hausfreund zaubert mitten im häßlichsten Winter mir den schönsten Frühling in das Zimmer — Aber warum besuchen Sie uns so selten?

Ich glaube, ich habe Sie oft genug incommodirt, erwiederte Fink, und besonders ihren Herrn Vater, dem ich meinen Dank nicht genug sagen kann, wenn es anders so ist, wie er mir schrieb, daß nur der Minister mich noch sehn wolle, um mir die Stelle zu conferiren.

So ist es! Und ich gratulire im Voraus nicht bloß zur Stelle, sondern auch zu dem, was Ihr Herren gemeiniglich mit der Stelle zu verbinden sucht, zur Frau — Nicht wahr, Herr Hartmann! es fällt Ihnen auf, ein Frauenzimmer, und noch dazu ein unverheirathetes, so sprechen zu hören? aber fragen Sie nur Herrn Fink, ob er mich nicht oft eine Philosophin genannt hat, und daher mag er mich entschuldigen; sonst müßte ich freilich bitten, mich nicht nach meinen Einfällen zu beurtheilen.

O, Mademoiselle! erwiederte Hartmann, Sie sind gefährlich, Sie haben tiefer in sein Herz gesehn als ich — er hat seit einiger Zeit viel Gedichte geschrieben: ich glaube wirklich, daß er verliebt ist.

Mademoiselle Becker ward roth, denn diese Gedichte waren an sie.

Wir wollen, sagte sie, Ihrem Freunde, wenn er ein solches Geheimniß hat, es weder durch Zureden noch durch Spöttereien entreißen. Er wird es uns schon sagen, wenn er es für nöthig findet — Nicht wahr, Herr Fink — ich kann auf ihr Vertrauen rechnen?

Mademoiselle! sagte Fink in einiger Verwirrung, Sie beschämen mich — er beugte sich bei diesen Worten auf ihre Hand und küßte sie mit einer kleinen Heftigkeit.

Der Vater trat ein. Ein gerader Mann, der immer die gebahntesten Wege, das heißt, die Wege gieng, auf welchen die meisten gehn.

Sieh da, mein lieber Freund! sagte er zu Fink, und umarmte ihn; sind Sie es? nun ich gratulire — Ihr Diener, lieber Herr Hartmann! ich hoffe, Ihr Freund ist recht heiter.

O ja, lieber Herr Becker! sagte Hartmann.

Und das danke ich Ihnen allein, fiel Fink ihm in die Rede; Sie haben mich mit Ihrem Rathe, mit Ihrem Einflusse, wie ein Vater, unterstützt, was wäre ich ohne Sie —

Und Sie, mein lieber Fink! haben sich immer gegen mich als Sohn betragen, ich habe Sie sehr lieb gewonnen, Sie sind ein solider junger Mann, welcher alle Unterstützung und Achtung verdient. Ich habe mich recht gefreut, Ihnen dienen zu können, und wenn noch irgend etwas zu Ihrem Glücke fehlt, so sagen Sie es mir, und wenn es in meinen Kräften steht, so werde ich sie anstrengen, um Ihnen es zu gewähren.

Ich danke Ihnen — wenn ich vielleicht also Ihre Versprache — er sah seitwärts auf Mademoiselle Becker — und wer weiß, wie bald das kommt — wenn ich Sie sollte nöthig haben — so werden Sie mich gewiß unterstützen.

Gewiß, sagte der Vater mit freundlichem Lächeln, — ganz gewiß, mein lieber Herr Fink! Dabei drückte er ihm die Hand und küßte ihn. Wir sehn uns doch heute Abend? — Sie verzeihn! Ich habe noch einige Geschäfte — wollen Sie noch hier verweilen, so schlage ich Ihnen meine Tochter zur Gesellschaft vor.

Der Vater gieng — Erst halb sieben Uhr: Sie haben ja noch Zeit, sagte Caroline.

Verzeihen Sie, sagte Hartmann, es ist schon fünf Minuten über halb.

Und wenn auch, sagte sie — Apropos, Herr Hartmann! Wissen Sie wohl, daß ich neue Musikalien bekommen habe? — Hier, sehn Sie diese Sonate — sie ist vortrefflich! Wollen Sie sie einmal probiren?

Sie öfnete bei diesen Worten das Fortepiano, und Hartmann fingerte mit dem größten Verdruß darauf herum. Caroline wandte sich sogleich zu Fink.

Sie haben, sagte sie, in Ihrer letzten Schrift das häusliche Glück so lebhaft und innig geschildert, daß ich die Stelle S. 36 im zweiten Theile — sehn Sie, so habe ich Ihre Schriften inne — mehr als dreimal gelesen habe.

Ich habe, erwiederte Fink, als ich die Schilderung entwarf, an Ihren Familienzirkel und an Ihre Gesellschaft gedacht. So wie Gertrud in meinem Buche, so ist Ihre Frau Mutter, und so wie Röschen, müßten Sie als Gattin seyn — Bei den letzten küßte er ihre Hand.

Caroline erröthete. — Sie schmeicheln mir, sagte sie — und das thut mir leid. Ich bin ein unbefangenes Mädchen, welches leicht auf Schmeicheleien hört, und Sie haben es zu verantworten, wenn ich auf mich stolz werde, da ich bis jetzt nur eitel war.

O! sagte Fink, welch eine liebenswürdige Schalkheit und Offenheit.

Zeit? Allerdings ist es die endlich, sagte Hartmann, und sprang von dem Fortepiano auf.

Sie sehn, fuhr Fink fort, was mich eigentlich von Ihnen trennet: die Zeit und mein Freund Hartmann. Ich habe noch das Vergnügen, Sie heute Abend zu sehn.

Das Vergnügen wird auf meiner Seite seyn, sagte Caroline, und sah bei dem accompagnirenden Knikse Fink allein an.

Kaum waren beide Freunde in den Wagen gekommen, welcher nun nach Bunians Hause fuhr, so brach Hartmann los. Aber, Fink! sagen Sie mir, wie können Sie dies Betragen mit feiner Empfindung, mit Freundschaft, mit Rechtschaffenheit reimen, welches Sie in dieser Familie und gegen mich jetzt eben beobachtet haben.

Es wird sich doch noch immer eben so gut reimen, als die neuesten Verse — aber was habe ich denn schon wieder gethan?

Was Sie gethan haben? sagte Hartmann; Sie lieben doch die reiche Mademoiselle Müller, und wollen sie heirathen?

Allerdings! Nun, was weiter?

Und Sie unterfangen sich, in dem Herzen eines alltäglichen, eiteln, trivialen Geschöpfs Hofnungen zu erregen, welche Sie nicht zu erfüllen im Stande noch Willens sind.

Hofnungen, sagte Fink, wie die Leute sich ausdrücken. — Glauben Sie mir, ich bin weder so niedrig noch so vorzüglich, als Sie glauben; ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch, der eben so wenig Ihrem Ideale als dem Bilde entspricht, welches Sie in Stunden übler Laune sich von ihm entwerfen.

Was soll das hier? sagte Hartmann; die ganze Frage ist die: ist es recht, einem Mädchen zu verstehen zu geben, man

wolle sie heirathen, blos um ein paar angenehme Viertelstunden zu haben.

Es ist Ihr ewiger Fehler, sagte Fink, jedes Ding nur von einer Seite anzusehn. Ich werde in Beckers Haus introduzirt, drei manndare Töchter werden mir vorgezeigt und mir zu verstehn gegeben, ich könnte mir eine davon zur Frau aussuchen; ich kann des alten Beckers Einfluß benutzen, um die Professur zu erlangen: soll ich nun dieser Familie, welche übrigens eine der gemeinsten ist, welche ich kenne, soll ich dieser mein Geheimniß anvertrauen, daß ich schon versprochen sey? Ich lasse also die Sache auf sich beruhen; man nimmt meine Galanterien für Aeußerungen der Leidenschaft — was kann ich dazu — man verwendet seinen Einfluß, um mir ein Amt und eine Tochter an den Hals zu werfen: soll ich nein sagen, da nicht ich, sondern Beckers das primum mobile waren! Zudem habe ich mich wirklich in dem Hause oft amüsirt, und war eine Zeitlang in der That verliebt.

Wofür soll ich Sie halten? Sie ein Bräutigam — Sie bekennen, daß Sie ein anderes Mädchen lieben.

Und warum nicht? So geht es tausend Menschen; nur ist beinahe keiner so aufrichtig, so dreist herauszusagen, was er fühlt, als ich. Meine Braut ist abwesend: was ist natürlicher, als daß ich eine Person suche, welcher ich das lebhafte Bild von meiner Geliebten, welches ich in meiner Einbildungskraft mit mir trage, anpasse. Nun kommt mir gerade Mademoiſell Becker entgegen, welche wirklich eine entfernte Aehnlichkeit von meiner Braut hat. Was kann ich dafür, daß sie es gerade ist, an welche sich meine Liebe hängt? Was kann ich dafür, daß sie diese Liebe für ernstlicher hält, als sie ist; daß Vater, Mutter und Tochter einen Plan entwerfen, mich zu fangen, daß sie mir darum ein Amt schaffen — Kurz und gut, als die Sache einmal soweit gekommen war, daß sich Beckers für mich verwandten: so wäre es unpolitisch gewesen, ihre Bemühungen aufzuhalten, und unverantwortlich gegen meine Braut, welcher ich doch statt ihres Geldes nach ihrer Grille einen Titel zubringen soll.— Daß ihr Menschen niemals einsehn wollt, daß, sobald ich aus meinen vier Pfählen herausgehe, ich von andern Leuten, sowie sie wieder zum Theil von mir dependiren, daß ich also mich nach ihnen richten, mit einem Worte, daß ich eine gewisse Klugheit beobachten muß, ohne welche man wenigstens wie ein Narr, wo nicht als ein Rasender, in der Welt erscheint. — Wahrlich! so wie Semler schlechterdings einen Unterschied zwischen Privat- und öffentlicher Religion machen wollte, so möchte ich einen zwischen dem Menschen in seinem Hause und dem in Gesellschaft festsetzen; jener ist für Freunde origineller, rauher, besser und in einzelnen Stunden unerträglich, dieser ist für die Welt trivialer, glatter, schlechter, und bleibt sich immer gleich — —

Ich weiß es, unterbrach ihn Hartmann, daß Sie ein Sophist sind, und mit Worten lieber als mit Begriffen streiten, aber so viel ist richtig, ich würde nicht so handeln.

Das können Sie sagen, im Handeln hat jeder seine eigne Schule; ob Sie aber, troß dieser anscheinenden Simplicität, dennoch nicht manierirter sind als ich — —

Der Wagen hielt vor Bunians Thür still.

Dritte Stunde.

Von sieben bis acht Uhr.

Fink und Hartmann traten in den erleuchteten Saal, in welchem eine zahlreiche vermischte Gesellschaft, welche Caffee und Thee trank, und sich die gelehrte Gesellschaft nannte, versammelt war. Die Sache war mit zwei Worten diese.

Der Rath Bunian war ein Mann, welcher gerade soviel in der Welt gewesen war, daß er vollkommen einsah, er habe nichts gelernt, und man schätze in der Welt die Leute, welche sich Kenntnisse erworben. Er hatte daher lange gedacht, nicht etwa wie er seine Unwissenheit ablegen, sondern vorzüglich, wie er sie verbergen und den Schein der Gelehrsamkeit erwerben könne. Die schönen Künste schienen ihm darin vor allen Theilen der Gelehrsamkeit etwas vorauszuhaben, daß sie anmuthig zu erlernen, und daß man, ohne viel in diesem Fache geleistet zu haben, dennoch viel gelernt zu haben scheinen könne. Er enrollirte sich also mit eigner Hand unter die schönen Geister; und da er wohl wußte, daß man gemeiniglich denen Belletristen einen Mangel an solider Gelehrsamkeit vorwirft, und daß ein Titel nichts hilft, wenn unsere Mitbürger uns denselben nicht geben, so brachte er zur Abwendung des ersten Vorwurfs in einem der prächtigsten Zimmer seines Hauses eine Bibliothek, und zur Erlangung des letzten im Kellergeschoß einen Weinkeller an, welcher dem Rathskeller und der Rathsbibliothek die Wage hielt, und ihn zum geistlichen und leiblichen Mäcenas der Gelehrten auf einmal erhob.

Aber damit begnügte sich der Mann nicht; er blickte noch einmal auf seine harten Thaler, und dachte auf eine Hausacademie. Diese war bald angelegt, denn die Gelehrten der ganzen Stadt drängten sich hinzu, um an diesem Zirkel Antheil zu nehmen. Die Gesetze waren: man kam um fünf Uhr zusammen, unterhielt sich bis sechs Uhr über die Merkwürdigkeiten der Litteratur, las von sechs bis sieben Uhr kleine Aufsätze, welche eines oder das andere von den Mitgliedern der Gesellschaft verfertigt hatte, von sieben bis neun Uhr spielte ein Theil Karten, der andere unterhielt sich, und von neun bis zehn Uhr verzehrte man ein kaltes Abendbrod, worauf bis gegen elf Uhr die Gesellschaft auseinander gieng.

Den meisten Glanz aber erhielt die ganze Gesellschaft dadurch, daß der Minister, welcher, ohne eine Wort davon zu verstehn, die schönen Wissenschafen protegiren sollte, nicht selten die Gesellschaft, welche er ein höchst nützliches und zweckmäßiges Institut nannte, zu besuchen pflegte: daher alle Gelehrte, besonders die, welche in ihrer Art das waren, was die Insekten unter den Thieren sind, klein und beschwerlich, diesem Hause zuflatterten, um das Vergnügen zu haben, von dem Minister bemerkt zu werden.

Am angesehensten bei dem Rathe Bunian war der Rath Becker, und da der Minister den Rath Becker für ein großes Genie hielt, so traute einer auf den andern, und Fink war der gründlichste und feinste Kopf für den Minister, weil der Rath Becker eine Tochter zu verheirathen hatte.

Homer ruft bei allen Gelegenheiten, wo er etwas Außerordentliches beschreibt, die Musen an, um gleichsam durch ihre Eingebung bei schweren Stellen einige Erleichterung zu erhalten. Auch ich sehe mich hier genöthigt, neue Kräfte zu sammeln, um die eben so außerordentliche als amüsante Gesellschaft ein wenig abzuzeichnen. Ich werde aber meistens nur die sprechende und nicht die spielende Gesellschaft skizziren, weil die erstere die interessantere ist.

In einem Winkel, in welchen sich Fink und Hartmann stellten, sprach oder dozirte vielmehr ein Mitglied der Akademie der bildenden Künste über etwas, was er nicht verstand, wofür er aber bezahlt ward — nämlich über die bildenden Künste. Mit einer höflichen Wichtigkeit belehrte er den Kantianer Baldrian über die Kunstgeschichte folgendermaßen.

Michael Angelo Caravaggio zeichnete sich, wie gesagt, sehr durch die starken schwarzen Schatten in seinen Gemählden aus, durch welche er die Figuren bewundernswürdig hervortreten läßt. Beispiele davon giebt nicht nur das jüngste Gericht in der Sixtuskapelle, sondern auch die berühmte Nacht zu Dresden. Sein Sohn, den man abgekürzt Caracci nannte, und seine Enkel Annibale und Agostino Caracci brachten den Ruhm der römischen Schule auf das höchste.

Ich für mein Theil, unterbrach in Baldrian, halte auf Mahlerei weit mehr als auf Bildhauerkunst; die Form ist am Ende doch nur ein Stück des Körpers, und da mir Mahlerei, Umriß und Farben zugleich giebt, so ist sie für einen, der nur weiß, daß zwei mehr ist als eins, ausgemacht die vorzüglichste Kunst.

Sie haben recht, Herr Baldrian! sagte das akademische Mitglied, (Habermann war sein Name) Sie haben schon darum recht, weil die Mahlerkunst weit schwerer zu erlernen ist, als die Bildhauerkunst. Man kann z. B. sein ganzes Leben zubringen, um Coloriren zu lernen, wovon Raphael das lebendige Beispiel ist.

Können Sie mir nicht erklären, wie Contrast und Contrapost sich unterscheiden? fragte Baldrian.

O ja! erwiederte dieser, nichts ist leichter. Sehn Sie, Contrapost ist der ins Große getriebene Contrast, und Contrast ist der ins Kleine gehende Contrapost. Was im Styl ein Gegensatz heißt, nennen wir in der Mahlerei Contrast, eine Antithese aber Contrapost. Z. B. wenn Daphne vor dem Apollo flieht, so giebt dies auf dem Gemählde einen Contrast; aber wenn auf der einen Seite einer Landschaft ein Gewitter tobt, während der hellste Sonnenschein auf der andern ist, so nennt man das Contrapost.

Ich für mein Theil, sagte Baldrian, bescheide mich gern, daß ich als Philosoph in die Tiefen der Kunst, in welche Sie, Herr Habermann, so glücklich eingegangen sind, nicht eindringen kann, ich bleibe bei allgemeinen Philosophumenis stehn.

Hier trat zu beiden ein privatisirender Gelehrter, welcher wegen seiner weiten Reisen berühmt war, und viel Kenntnisse auf denselben eingesammelt hatte, hinzu. Er hatte in Italien ächte Makaroni gegessen, vor Raphaels Schule von Athen eine Prise Tabak genommen, und wäre in Frankreich beinahe von der Marechaussee aufgeknüft worden, weil er einem berühmten französischen Spitzbuben, welcher gerade zu der Zeit vermißt wurde, ungemein ähnlich sah. Herr Günther stellte sich also zu diesen beiden Sprechern und hörte ihnen eine Weile zu.

Und darin, fuhr Baldrian fort, thut es keine Wissenschaft der Philosophie, ich meine der Kantischen, gleich, daß sie, vermöge einiger Principien, uns in den Stand setzt, über alles mitzusprechen, weswegen man sie die Wissenschaft aller Wissenschaften nen-

Schlesien, Herzog Wilhelm, und die Kirche auf dem Sande, Herzog Heinrich, beide Fürsten Liegnitz-Brieg, Stifter. Die Kirche auf dem Sande ist ein Backsteinbau, der Chor mit 5 Seiten des Achtecks geschlossen, das Schiff mit Kreuzgewölben überdeckt, die Fenster sind spitzbogig, die Strebepfeiler mit Fialen bekrönt. Die Kirche ist 1529 vollendet worden. Die Kirche Maria Magdalena

Auf Grund der Anmeldung, die Herr Kaiser gestern [illegible] Herr Kaiser [illegible] Herr Kaiser [illegible] Herr Kaiser

ben wir ſeit langer Zeit nicht geſehn. Nun komme einmal einer, und ſage, wir blieben in unſerer Litteratur ſtehn, ja, wer hätte vor dreißig Jahren ſo was geſchrieben? Cacagerischer Ambrabiy! herrlich geſagt! Nau, nau — lebendig wie ein Jude — Wenn Sie ſie Rahnern vorläſen, der kehrte ſich wahrhaftig im Grabe um.

Fink war indeſſen im Saale auf und abgegangen, und traf auf Biſſing.

Sind Sie, redete ihn dieſer an, nicht begierig, die Damen kennen zu lernen?

Es muß ſehr intereſſant ſeyn — Wollen Sie mich au fait ſetzen?

Das iſt mit zwei Worten geſchehn — Jene — Madam Moſes iſt eine Jüdin, und von ihr werden Sie wohl ſchon bemerkt haben, daß ſie ſich mit Mühe ſoviel Grazie erworben hat, daß ſie dadurch ungemein misfällt — Sie iſt in dieſer Geſellſchaft die eigentliche ſchöne Seele, ſie hat von Jugend auf viel Umgang mit guten Köpfen gehabt, — welche ihr eine runde Summe von allgemeinen durchgreifenden äſthetiſchen Ideen hinterließen, die ſie jetzt jedem neuen Bekannten Groſchenweiſe zuzählt — Sie iſt immer in irgend einen Göthiſchen Charakter masquirt — am liebſten zeigt ſie ſich als Prinzeſſin im Taſſo, deswegen lernt Sie auch jetzt Latein. Hat ihr Göthe den Charakter nicht recht auf den Leib gemacht, ſo ſchneidet ſie ihn ſich ſelbſt nach der Mode — Ihre begünſtigten Liebhaber indeſſen behaupten, unter vier Augen wäre ſie — — Madam Moſes.

Sie ſcherzen! ſagte Fink.

Ich ſtehe für jedes Wort. — Dabei iſt ſie fein; Leute von einigem Verſtande ſucht ſie durch coquettiren, ſchmeicheln und ſolche kleine Künſte auf ihre Seite zu bringen: dieſe breiten dann ihren Ruhm aus. Solch ein Menſch iſt Wagner.

Wagner?

Er würde nicht uneben ſeyn, wenn ihm die Moſes nicht in den Kopf geſetzt hätte, daß er ungemeinen Verſtand habe; — er glaubt auch deswegen feſt an den ihrigen, und geht aus in alle Welt, wie ein Apoſtel, zu lehren alle Heiden.

Er ſcheint doch manches zu wiſſen.

O ja — Perſonalien von Schauſpielern. Wer dieſen oder jenen Aufſatz in den Horen geſchrieben hat, oder dieſes oder jenes anonyme Buch, — kurz, er iſt eine Art von literariſchem Colporteur.

Wer iſt denn die Dame, mit der er ſpricht?

Sie heißt Ring und iſt eigentlich Mademoiſell — Sie lieferte ſich einem jungen Menſchen in die Arme, der ſie nachher mit ihrem Kinde ſitzen ließ. Dieſen Umſtand benutzte ſie aufs beſte, und machte es wie jener, welcher auf den Brandbrief des Hauſes bettelte, daß er ſelbſt in Brand geſteckt hatte. Sie lebt von ihrer verlornen Unſchuld — Da ſie ein ſehr ſchönes Franzöſiſch ſpricht, ſo haben ihre Freunde ſie irgendwo als Gouvernante unterbringen wollen; allein ſie zieht dieſe verächtliche Abhängigkeit vor, weil ſie hier müßig ſeyn kann. Die daneben heißt Albrecht, ſie iſt eine gute Frau und auf dem herrlichſten Wege der Beſſerung — ſie ſtudirte ſonſt die neuſten philoſophiſchen Romane, und hatte daraus gelernt: daß Sittſamkeit Tand, und Tugend ein leeres Wort ſey. Von dieſer Meinung aber hat ſie nun Herr Forſtner, welcher ihr Lehrer und begünſtigter Liebhaber zugleich iſt, beinahe zurückgebracht. Daneben ſitzt Madam Berger. Dieſe iſt originell, und bedauert innigſt, daß ſie mit andern Menſchen noch in dieſem und jenem Punkte zuſammentrift — Sie hält jedermann Widerpart — Gehn Sie langſam, ſo heißt es: Sie ſchleichen ja wie eine Schnecke; gehn Sie geſchwinder: der Gang wird mir theuer zu ſtehen kommen — Sie verurſachen mir die Schwindſucht. Sind Sie ein Demokrat — ſo iſt ſie eine ſtrenge Monarchiſtin — dagegen die deklarirteſte citoyenne, ſo wie Sie mit einem Cammerherrn ſpricht. Sie hätte Verſtand genug, es allen vernünftigen Leuten recht zu machen, allein um dieſe kümmert ſie ſich nicht — und denen Narren, von denen ſie aufs engſte abhängt, kann ſie es nicht recht machen, wie ſchon ein bekanntes Sprichwort lehrt. Sie würde ſehr decent und artig ſeyn, wenn man ihr beweiſen könnte, daß ſie ſo abgeſchmackt erſcheinen würde — mit einem Worte, ſie hat ihr ganzes Leben darauf gewandt, ein originelles männliches Weib zu werden, und iſt nun ein närriſcher weiblicher Mann geworden.

In der That, Sie wiſſen dieſer Geſellſchaft ſehr bittere Wahrheit zu ſagen.

O, ich bitte Sie, erwiederte Biſſing freundlich. — Nun, da kommt Mademoiſell Becker. Ich will nicht ſtören, ſetzte er liſtig hinzu und gieng.

Was ſagen Sie denn zu dieſer Satyre? fragte Mademoiſell Becker.

Sie fragen ſchwerlich im Ernſte, Mademoiſell! denn Ihnen kann es unmöglich gleich den übrigen Blöden im Saale ergangen ſeyn, welche den Spaß nicht bemerken, welchen ſich Herr Necker mit der Geſellſchaft macht.

Den Spaß? ſagte Caroline erſtaunt.

Allerdings, Mademoiſell! fuhr Fink fort; denn laſſen Sie uns nur einen einzigen Augenblick annehmen, es ſey mit der Satyre ihm Ernſt: was würde daraus folgen? Wäre es nicht eine Arroganz erſter Größe, anzunehmen, das Publikum oder die Zuhörer würden den feinen Zuſammenhang zwiſchen den Ideen nicht wahrnehmen, und in dieſer Rückſicht eine Einleitung zu ſeinem eigenen Gedichte zu verfertigen? Wäre es nicht, ich will nicht ſagen lächerlich, ſondern ſogar verächtlich, ſeine eigenen poetiſchen Schönheiten in Noten zu erklären und nützliche Anmerkungen moraliſchen Inhalts in die Erklärung des Textes einzuweben? Können Sie glauben, daß Herr Necker ſolche Verſe machen wird, welche ſich in dem Grade weigern, über die Zähne zu ſpringen? Können Sie glauben, daß er die geiſtloſen Poſſen, wovon die Satyre wimmelt, können Sie glauben, daß er dieſe für ſchön, für geiſtreich hält? Nein! ich glaube das nicht, und fühle im gegenwärtigen Moment das tiefſte, innigſte Mitleid mit ihm.

Mitleid? ſagte Caroline, wie ſo?

Er hat ſich mit dieſen nicht ſehr geiſtreichen Herrn einen Spaß machen wollen, den ich nicht gemacht hätte; er hat etwas ſehr ſchlechtes für etwas gutes ausgegeben: theils, um zu ſehn, ob mehrere ſo ihre Vernunft gefangen nehmen würden, daß ſie es gut fänden; theils, ob wohl einer ſo aufrichtig ſeyn und ihm ſagen würde: Lieber Freund! Sie haben ja etwas erbärmliches geſchrieben. — Und nun denken Sie ſich die Empfindung eines Mannes, welcher in dieſer Narrheit bewundert wird, der angeſtaunt, und dem nicht geglaubt werden würde, wenn er ſagen wollte: ich habe Euch zum Beſten gehabt *)! giebt es etwas niederſchlagenderes, als die Anſchauung der Verſtandesſchwäche einer ganzen Geſellſchaft, und wie muß dem Dichter die bewundernde Geſellſchaft, ja, wie muß er ſich ſelbſt vorkommen, wenn man dieſes elende Produkt ſchön finden kann!

Ich weiß nicht, ſagte Caroline, ob ich ſagen ſoll, Ihre Phantaſie oder Ihre Menſchenfreundlichkeit leihe Herrn Necker dieſe Gründe. — Ich verſichere Sie aber, er wird Sie durch den Druck der Satyre widerlegen.

Widerlegen? ſagte Fink, beſtätigen wollen Sie ſagen. Denn läßt er ſie drucken, ſo will er ſehn, was die bloße Vernunft gegen die Satyre ſagen kann und ſagen wird; die Vernunft nicht von perſönlicher Bekanntſchaft mit dem Verfaſſer, nicht durch ſchnelles, vielleicht gutes Vorleſen überliſtet. Er will dieſen dummen bewundernden Haufen, welcher ihn jetzt umgiebt, und den er verachten muß, dadurch wieder lieben lernen, daß er dieſe Bewunderung, indem Fremde ſein Werk auf den wahren Werth herabſetzen, das heißt, indem ſie ihm allen Werth nehmen, auf Rechnung der Freundſchaft ſetzt.

Ich glaube, ſagte Caroline, daß das, was Sie eben jetzt geſagt, weder Ihr Ernſt iſt, noch daß ein Gedanke von dem Ihrigen je in Hrn. Neckers Seele gekommen iſt. Ich ſage, ich weiß dies recht gut, aber Ihre Gründe ſind zu ſehr aus dem Herzen und der moraliſchen Natur des Menſchen hergenommen, als daß ſie mir nicht gefallen ſollten. — Wahrlich, Herr Fink! Sie haben ſich durch dieſe Vertheidigung meine Freundſchaft im hohen Grade erworben.

Wie ſoll ich, — ſagte Fink mit der Miene der Beſchämung, — wie ſoll ich dieſe Freundſchaft und das Zutrauen, welches Sie zu mir haben, erwiedern? — Ach Mademoiſell! — fuhr er nach einer Pauſe fort, — ich kann Ihre Güte nicht anders als durch Freundſchaft, durch Zutrauen vergelten!

Sie berühren eine Eigenſchaft, welche Ihnen fehlt, ſagte Caroline; ſchon lange habe ich mit einem großen Mißvergnügen einen Mangel an Zutrauen an Ihnen bemerkt.

Sie ſollen, ſagte Fink, nie mehr Urſach haben, in dieſem Punkte Klagen über mich zu führen. Zum Beweiſe meines uneingeſchränkten Zutrauens will ich Ihnen etwas entdecken, was bis jetzt noch jedermann ein Geheimniß iſt.

Caroline ward roth — Bedenken Sie ſich wohl, ſagte ſie, was Sie thun, Sie legen Ihr Geheimniß in den Buſen eines Frauenzimmers nieder.

Dies Frauenzimmer, verſetzte Fink, wäre meine Freundin nicht, wenn ſie nicht die Geheimniſſe ihres Freundes verwahren könnte, und zudem wird es jetzt, da ich die Profeſſur erhalten habe, nicht lange mehr ein Geheimniß bleiben — ja, mein Glück wird darin beſtehen, daß die verhüllende Decke bald weggezogen wird.

Caroline ward röther, ſchwieg und fieng an zu zittern.

Wir ſprachen heute früh von dem Glücke des häuslichen Lebens: ſchon ſeit lange trage ich mich mit dem Gedanken, mich zu verheirathen, aber immer lag es an einem anſtändigen Auskommen. Ich mußte leider zwei Rückſichten bei meiner Wahl haben,

---

*) Eben weil Hr. Necker vorausſah, daß man ihm nicht glauben werde, ſo hat er die Erklärung, mit der Satyre ſey es ihm Spaß, bisher noch nicht von ſich gegeben.

Jahrbuch für Kunst und Kunstpflege in Österreich. Herausgegeben von Dr. Ludwig Hevesi. Wien, Gerlach & Wiedling. 1903. 4°. 200 S. mit Abb. K 10.—

Inhalt: Ludwig Hevesi, Vorwort. — Ludwig Hevesi, Die Kunst in Österreich 1902. — Ludwig Hevesi, Die Kunst in Österreich 1903. — Ludwig Hevesi, Die Kunst in Österreich 1904. — Ludwig Hevesi, Die Kunst in Österreich 1905. — Ludwig Hevesi, Die Kunst in Österreich 1906. — Ludwig Hevesi, Die Kunst in Österreich

seyn soll, da Ihre Seele Stimmungen hat, in denen Ihnen Treue und Freundschaft lächerlich erscheinen können. — Ich bin zu stolz, mein Betragen Ihrer wandelbaren launischen Critik zu unterwerfen, und ziehe mich daher zurück — Trösten Sie sich damit, wenn mein Verlust Sie vielleicht für einige Minuten nachdenkend machen sollte, daß Sie ein Amt und eine reiche Braut gewonnen haben. Eine Närrin, welche sich von Ihrer glatten Zunge bethören läßt, und ein treuer Freund finden sich ja wohl wieder. — Ich bin heute Mittag gebeten. Hartmann.

Friedrich Justin Bertuch,

ein durch rastlose, vielseitige Wirksamkeit überaus verdienter Mann, ward am 30. September 1747 zu Weimar, wo sein Vater als Arzt lebte, geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium und besuchte dann die Universität Jena, wo er das Studium der Theologie, dem er sich anfangs gewidmet hatte, bald mit dem der Rechtswissenschaften vertauschte. Nach zurückgelegter akademischer Laufbahn erhielt er 1765 eine Anstellung als Hauslehrer bei dem geistreichen, feingebildeten Freiherrn Bachof von Echt zu Remschütz im Altenburgischen. Dieser veranlaßte ihn, sich mit der reichen spanischen Literatur bekannt zu machen; ein Bestreben, das schöne Früchte trug, denn Bertuch war der Erste, welcher den Don Quixote in guter Uebersetzung den Deutschen zuführte und sie überhaupt auf die Schätze der spanischen Poesie aufmerksam machte. Im Jahre 1773 kehrte B. nach seiner Vaterstadt zurück, ward 1775 herzogl. weimarischer geheimer Kabinetssecretair, 1776 Rath, 1785 Legationsrath. Während dieser Zeit hatte er den Grund zu mehrern nützlichen merkantilisch-scientifischen Anstalten gelegt; um sich diesen ganz widmen zu können, trat er 1796 aus dem Staatsdienst und leitete nun die von ihm unter der Firma „G. S. Priv. Landes-Industrie-Comtoir" gestiftete Verlagshandlung, sowie das „Geographische Institut" und fuhr fort nach wie vor vielseitig durch Schrift und That zu wirken. So erreichte er ein hohes, friedliches Alter und starb am 3. April 1822. Sein Grab hatte er sich selbst in dem von ihm angelegten schönen Baumgarten hinter seiner Anstalt erwählt und schlummert dort neben den ihm vorangegangenen Lieben.

Theils allein, theils in Verbindung mit Andern gab er heraus:

Kopien. Altenburg, 1770.
Das Mährchen vom Bilboquet. Altenb., 1772.
Wiegenlieder. Altenb., 1772
Das große Loos, komische Oper. Weimar, 1774.
Elfriede, Trauerspiel. Weimar, 1775. N. A. 1789.
Polyxena, Monodrama. Leipzig, 1775.
Magazin der spanischen Litteratur. Dessau, 1780–83. 3 Thle.
Priors Heinrich und Emma. Altenb., 1771.
Geschichte des Gerundio von Campagas. 2 Thle. Leipzig, 1773. N. A. 1777.
Ines de Castro. Leipzig, 1773.
Don Quixote de la Mancha. 5 Thle. Leipzig, 1775–77. N. A. 1780.
Yriarte's litterarische Fabeln. Leipzig, 1788.
Journal des Luxus und der Moden. Weimar, 1786 — 1822.
Bilderbuch für Kinder. Weimar, 1790 — 1822. 190 Hefte.
Blaue Bibliothek. Gotha, 1790–97. 11 Thle.
Allgemeine geographische Ephemeriden. Weimar, 1806–22.
Neue Bibliothek von Reisebeschreibungen. Weimar, 1815–22. u. s. w. u. s. w.

Bertuch's hauptsächlichstes Verdienst beruht darin, daß er, mit rastlosem Eifer alle Schwierigkeiten überwindend, durch glückliche Verhältnisse und Verbindungen unterstützt, zu einer Zeit und an einem Orte lebend, wo alles geistige Wirken freundlich ermuntert und befördert wurde, überall mit Rath und That das Schöne, Gute und Nützliche einzuführen und zu verbreiten suchte. In diesem Streben wirkte er als geschmackvoller Uebersetzer, als geistreicher Kritiker, als tüchtiger Gelehrter und als verständiger Staatsbeamter und Verlagshändler nach allen Richtungen. So verdankt man ihm neben vielen guten bürgerlichen Einrichtungen und Anstalten, die er entweder gründete oder an deren Leitung er Theil nahm, und welche noch jetzt in seiner erkenntlichen Vaterstadt, der er manche neue Quelle des Erwerbes bei eigentlich beschränkten Mitteln eröffnete, fortbestehn, u. A. den Plan zur Allgemeinen Literaturzeitung, welchen er 1784 gemeinschaftlich mit Schütz und Wieland entwarf. Den Sinn für spanische Literatur hat er, wie bereits schon oben bemerkt wurde, zuerst in Deutschland geweckt und durch für jene Zeit vortreffliche Uebertragungen poetischer und prosaischer spanischer Meisterwerke genährt und rege gehalten, indem er dabei mit eben so gründlicher Kenntniß als feinem Geschmack und echtem Tact verfuhr. Ein anderweitiges großes Verdienst von seiner Seite sind seine Bemühungen, die Kenntniß der Naturwissenschaften, vorzüglich der Naturgeschichte, so wie der Geographie populär zu machen, was er vorzüglich durch die Herausgabe seines Bilderbuchs, der geographischen Ephemeriden und der Bibliothek der Reisebeschreibungen zu erreichen suchte. Seine eigenen poetischen Leistungen können zwar nicht auf hohe Originalität Anspruch machen, aber sie zeichnen sich durch Besonnenheit, Klarheit, Geschmack und Correctheit vortheilhaft aus. Ein gleiches Lob trifft seine prosaischen Arbeiten, in denen der in inniger Verbindung mit dem Gelehrten bleibende Mann von Welt unverkennbar ist.

Vgl. Küttner's Charactere deutscher Dichter und Prosaisten, S. 525 fgde. — An Bertuch's Grabe, im Namen der Loge Amalia in Weimar gesprochen in der Morgenstunde den 6. April 1822. Als Manuscript für Freunde. O. O. — Zeitgenossen. Neue Reihe, Bd. 5. Heft 19. S. 77 — 103. — Grüber's Wörterbuch zum Behuf der Aesthetik, Bd. I. S. 606 folgende.

Lope Felix de Carpio *).

Gehe zuerst hervor aus deinem Grabe, großer, herrlicher Lope de Vega! Du so oft mißgesehen als mißverstanden; so oft schwärmerisch vergöttert als unsinnig getadelt. Pygmäen wollten dich messen, legten den Maßstab ihrer Zwergenglieder an deinen Riesenleib und fanden dich — regellos und ungeheuer. Du lachtest ihrer und ginst deinen eignen ursprünglichen Gang fort. Natur, nicht Schule schuf deine Werke. Du wurfst sie von dir, so oft innerer Drang dich nöthigte, unbekümmert nach welcher Art und Kunst!

Lope de Vega's Vaterstadt war Madrid, und seine Eltern von gutem Adel aus derselben. Felix de Vega, sein Vater, war auch Dichter. Ob gut oder mittelmäßig kann ich nicht sagen, denn ich habe nie etwas von ihm gesehen; Lope lobt ihn aber in seinem Laurel de Apolo. Er wurde den 25. Nov. 1562 geboren, lebte also gerade in der glänzendsten Periode des Spanischen Parnasses, und war Zeitgenosse von Cervantes, Quevedo, den beyden Argensola, Calderon, und mehreren vortrefflichen Dichtern und witzigen Köpfen Spaniens.

---

*) Aus: Magazin der Spanischen und Portug. Literatur; von F. J. Bertuch. Erster Band, Dessau, 1781.

Thiere zu Grunde, das Wilhelm Meinhold von Sidon und Sidonien, und Wilhelm Hauff's Lichtenstein, Schloß und Herzog Ulrich, Scenen aus der Geschichte Württembergs, Stuttgart 1826, 2 Bde. 8. Ferner: Ludwig Bechstein's Deutsches Sagenbuch, Leipzig 1853,

lyrischer und prosaischer; und **sechs und zwanzig** in Quart, dramatischer Werke, die in Druck erschienen sind. Eine ungeheuere Menge, und doch ist's nicht die Hälfte aller seiner Arbeiten. Er sagt selbst in seiner Ecloga à Claudio (die in seiner Vega del Parnaso steht, die nach seinem Tode herauskam, und da wahrscheinlich schon das meiste gedruckt war, als er dieß schrieb), da er eben von seinem Leben und Schriften spricht:

No es minima parte, aunque exceso,
De lo que esta por imprimir, lo impreso,

„was von mir schon gedruckt, ist, obschon ungeheuer viel, doch nicht der kleinste Theil von dem, was noch zu drucken wäre." Man rechnet 1800 Comödien und Trauerspiele, und 400 Autos sacramentales von ihm, die alle gespielt worden; und nach seiner eignen Angabe, deren Wahrheit man aus keinem Grunde bezweifeln kann, kommen auf jeden Tag seines Lebens fünf Bogen. Nach dieser Angabe hat dieser Herausgeber des Parnaso Español berechnet, daß Lope 133225 Bogen, und nach Abzug seiner wenigen prosaischen Werke und Verhältniß der Anzahl Verse, die auf einem Bogen Druck stehen können, 21,316,000 Verse müsse geschrieben haben. Man begreifet schlechterdings nicht, wie ein Mensch, der so lebte wie Lope, eine Menge anderer Geschäfte hatte, doch auch essen, trinken und schlafen mußte, in 73 Sonnenjahren dieß thun konnte.

Wahr ist's, er arbeitete so erstaunend schnell, als einer kaum schreiben konnte. Er schrieb Verse, gereimte Verse, die oft das Ansehen der mühsamsten Feile und Vollendung hatten, unabgesetzt nach einander fort, und schneller als Prosa. Er ging nie etwas wieder durch; strich nie aus; wozu er auch selten Zeit hatte: denn seine dramatischen Werke, an denen er nie über drey Tage, oft auch nur einen einzigen arbeitete, rissen ihm die Schauspieler immer noch naß aus den Händen, und gaben ihm, gleich unbesehen, die für jedes Stück von ihm ein für allemal accordirte Summe. Es de Lope! und nun galt es so sicher wie eine gemünzte Dublone.

Lope's unumschränkte Monarchie über das spanische Theater schuf natürlicherweise die heftigsten Partheyen; die eine des Volks, der Schauspieler, und der Eselheerde seiner hirnlosen Nachahmer; und die andere, scheelsichtiger Dichterlinge und pedantischer Kritikaster, die auf ihren Aristoteles und die drey Einheiten wie auf den christlichen Glauben geschworen hatten; überhaupt der gewöhnliche Hause Malcontenten; unter welchem zwar auch einige gute Dichter waren, die durch Lope's Berühmtheit in Schatten gesetzt wurden, sich aber immer edel dabey benahmen. Jene Parthey vergötterte ihn unsinnig, und schrie: Lope ist ein Halbgott; alles, was er macht, ist Meisterwerk und Gesetz für's Theater; wer nicht schreibt wie er, ist ein Stümper, ein Dummkopf; weg mit Zwange, weg mit allen Regeln! Regel ist nur, was er macht! Natur, Natur her! Sey's welche es wolle, und Freyheit! Die andere Parthey schrie eben so schwärmerisch, als müßte sie pro aris et focis fechten: Lope ist toll; er schreibt Comödien, und kennt entweder die Regeln des Drama gar nicht, oder tritt sie wissentlich mit Füßen, bringt Ungeheuer auf's Theater, darin man zugleich lacht und weint; er durchbricht alle Gesetze, Einheiten, Wahrscheinlichkeit, Wohlstand und gute Sitten; verderbt unser Theater und Geschmack in Grund; bringt Könige in die Comödie und Bauern ins Trauerspiel; kurz, ist regellos; hinweg, hinweg mit ihm! kreuzige! kreuzige!

Beyde Theile hatten Unrecht, und thaten der Sache viel zu viel, wie's bey Schwärmerey pro und contra immer geht. Wahr ist's, wenn man den Aristotelischen und gewöhnlichen Poetiken-Maßstab an Lope's dramatische Arbeiten legt, so gehn sie mächtig von der Regel ab, sind nichts weniger als schulgerecht, und studierte Muster zum Nachzeichnen für Anfänger. Aber welchen Original-Genie hat auch je die Schule gebildet, oder welcher schuf nach ihren Gesetzen? Lope's feurige und überschwenglich fruchtbare Imagination konnte und wollte sich nicht durch magere Regeln fesseln und in ihrem Adlerfluge aufhalten lassen. In seinen Werken sieht es aus wie in einem großen herrlichen Park; alles scheint da von der Hand der Natur gepflanzt, nichts ist, was Gartenschnur und Scheere verrieth. Freylich wächst da auch manchmal ein Dornstrauch, eine Nesselstaude, ein Unkraut, das ein feiner Stadtgärtner zwischen seinen Tulpen, und Anemonen-Beeten nicht dulden würde. Aber dort, wer bemerkt's? Nicht also Plan, Regel und Schnitt, sondern Erfindungskraft, Charaktererzeichnung, Sittenmalerey, Menschenkenntniß, Sprache und Diktion sollte man bey Lope suchen, bewundern, und dann hätte man's auf beyden Seiten recht gemacht.

Ich habe vielen Grund zu glauben, daß mancherley Bedürfnisse und die res angusta domi, die Lope in seinen jüngeren Jahren oft empfand, und die erstaunende Leichtigkeit im Arbeiten, ihn zuerst regellos machten. Das spanische Theater war als er zu schreiben anfing, fast noch ganz roh; das Volk erhielt es, war an Possenspiele gewöhnt, und wollte nichts anderes sehen, als wobey es sich für sein Geld satt lachen konnte; Schneider und Schuhflicker waren die furchtbaren Richter der Bühne, von deren Urtheil Leben und Tod eines Stücks, Glück und Unglück des Dichters und Principals abhing. Der Dichter, der also Brod suchen und sein Glück machen wollte, mußte sich nach dem Geschmacke des großen Haufens richten, sonst zahlten ihm die Schauspieler keinen Maravedi für ein Stück; und dieß mußte Lope anfangs auch thun. Den Heerführer aber zu spielen, sich zum Dictator der Bühne aufzuwerfen, die alten dramatischen Regeln vom Throne zu schmeißen und seine Manier dafür darauf zu setzen, fiel dem bescheidenen Lope de Vega gar nicht ein. Man kann sich, denk ich, nicht deutlicher erklären, als er es über die ganze Sache gethan hat.

Als nämlich das Geschrey über Lope's Regellosigkeit zu arg wurde, mischte sich die venerable Akademie zu Madrid, mit welchem Rechte weiß ich nicht, in's Spiel, forderte Rechenschaft von ihm darüber, und legte ihm auf, sich gegen die ihm gemachten Vorwürfe zu verantworten. Wahrscheinlich mochten unter diesen Viertzigern wohl auch manche Malcontenten seyn, die diesen Schritt veranlaßten. Lope that es, und lieferte ihnen seine Apologie in Versen, unter dem Titel: **Arte nuevo de hazer comedias en este tiempo; dirigido a la Academia de Madrid** *). Offenbar macht er sich darin, mit der feinsten Spötterei, über diese Herren lustig, und versichert sie, daß er den geträumten Hochverrath am Parnasse gar nicht begehen wolle. „Die edlen „Genien, (so beginnt er) die Blumen von Spanien, die diese er„habene und hochberühmte Akademie vereint, befehlen mir „eine Comödien-Kunst nach Volksgeschmack zu schreiben. Das „Ding sieht leicht aus, und wär's auch wirklich für jeden von „Euch Herren; der minder Comödien selbst geschrieben hat, aber „desto mehr von der Kunst, wie man sie schreiben soll, versteht. „Aber mir ist's nicht so; mir schadet, daß ich schon welche ohne „die Kunst geschrieben habe. Nicht, daß ich die Regeln nicht „verstünde. Nein, schon da ich noch an der Grammatik kaute, „und ehe ich noch zehn Jahr alt war, hatt' ich die Bücher ge„lesen, darinn sie stehen. Sondern weil ich endlich fand, daß „man damals in unserm lieben Spanien Comödien machte, „nicht nach dem Sinn ihrer ersten Gesetzgeber, sondern wie's ei„nem Haufen Sudler beliebte, die dem Volke ihr Zeug vorsetzten, „und sich so in Gang und Schwang gebracht hatten, daß einer, „der hätte welche nach Kunst schreiben wollen, sicher ohne Ruhm „und Belohnung gestorben wäre. Wahr ist's, ich schrieb etliche „nach Kunst, und beobachtete Regeln, die damals Wenige kann„ten. Aber da ich den Augenblick wieder Ungeheuer voll Gau„keleyen erscheinen sah, denen das Volk und die Weiblein zu„liefen, die diese Herrlichkeiten kanonisirten, bin ich wieder zu „dieser Barbarey umgekehrt; und wenn ich jetzt also eine Co„mödie schreibe, lege ich die theuern Regeln wenigstens unter „sechs Schlösser, und schaffe den Terenz und Plautus gleich „aus meiner Studierstube, daß sie mir nicht die Ohren voll „schreyen. Ich schreibe Comödien nach der Kunst, die die erfan„den, die nach dem Beyfall des Volks haschten; denn da sie das „Volk bezahlt, so ist's auch billig, als Thor zu reden, um ihm „Spas zu machen.— Es ist mir leid genug, daß es so ist, aber „es ist kein Mittelweg zwischen beyden Uebeln auszufinden; „u. s. w."

Dieß ist, denk ich, deutlich genug gesagt, warum er so oft regellose Plane auf's Theater brachte. Anfangs aus Noth, und zuletzt war's ihm Manier worden. Mit Lope selbst ging's auch noch: aber seine hirnlosen Nachahmer machten eigentlich den größten Unfug, und verderbten Alles. Ohne einen Funken von Lope's Genie und Schöpfungskraft zu haben, faßten sie gerade, was an ihm Fehler war, seine Regellosigkeit und Sünden wieder das Costume, auf, dachten darinn läg der Talismann des Theater-Ruhms, und machten nun die scheußlichsten dramatischen Ungeheuer, die man ohne Ekel nicht ansehen konnte. Daher hatte Lope auch in diesem Jahrhunderte noch Gegner, die ihn mit Partheygeiste tadeln. Don Blas Antonio Nassarre y Ferriz**), D. Ign. Luzan***), D. Greg. Mayans †) und Velazquez ††), sind die schärfsten darunter. Alle tadeln ihn, stechen ihn, den Großen, unendliche Kleinigkeiten auf; keiner aber ist so ehrlich und sagt: Lope ist groß, aber regellos; bewundert ihn, aber ahmt ihn nicht in Allem nach; studirt seine Bilder, seine Charakteren, Sitten, Diktion und leichte Manier, aber nicht Plan und Composition.

---

*) Neue Kunst, Comödien zu diesen Zeiten zu machen. An die Akademie zu Madrid gerichtet.

**) In der Vorrede zu Cervantes ocho comedias.

***) In seiner Poetik.

†) In Cervantes Leben.

††) In seiner Geschichte der Spanischen Dichtkunst.

Als ich aus meinem Fenster blickte, sah ich Nachtwächter, Hund und Laterne, Alles in Ordnung, und Alles ging seinen gewöhnlichen Gang.

Ich trat ans Bett, um nachzusehen, ob meine Frau auch wirklich schlafe, und ich sah, daß sie nicht schlief, sondern mit offenen Augen dalag und mich anblickte.

Ich fragte sie, ob sie krank sei, und ob ich ihr etwas Gutes thun könne, sie aber antwortete mir nicht, sondern sah mich nur immer starr an.

Ich fragte sie, ob sie Durst habe, ob sie Hunger habe, ob sie Schmerzen habe, ob sie Angst habe, ob sie mich nicht verstehe, ob sie mich nicht kenne, ob sie mich nicht sehe, ob sie mich nicht höre, ob sie mich nicht fühle, ob sie mich nicht rieche, ob sie mich nicht schmecke, ob sie mich nicht liebe, ob sie mich nicht hasse, ob sie mich nicht verachte, ob sie mich nicht fürchte, ob sie mich nicht ertragen könne, ob sie mich nicht ertragen wolle, ob sie mich nicht ertragen müsse, ob sie mich nicht ertragen dürfe, ob sie mich nicht ertragen könne, wolle, müsse, dürfe, ob sie mich nicht ertragen könne, wolle, müsse, dürfe, ob sie mich nicht ertragen könne, wolle, müsse,

Was soll man denn Anemone sagen?
Was doch deine Augen in sich tragen!
Klugheit und der Himmel die sind lichte;
Beydes sieht dir auch aus dem Gesichte.

Blaues Feuer brennt wo Schätze liegen,
Und dein blaues Auge kann nicht trügen,
Daß die Schönheit tausend ihrer Gaben
In den Bergen deiner Brust vergraben.

Selbst die blauen Augen die dich zieren,
Zeigen, daß sie theure Türckis führen;
Die, wie Gold wächst von der Sonnen Blicken,
Also sich von deinen Augen schmücken.

Aber blau ist auch der Treue Zeichen,
Wird dein Hertze wohl den Augen gleichen?
Ob Beständigkeit dein Hertz getroffen,
Muß ich bloß von deinen Augen hoffen.

Unterdessen soll mich nichtes stöhren,
Als was Himmlisches sie zu verehren.
Weil des Himmels Bild darin geschrieben,
Will ich sie auch als den Himmel lieben.

Die schwartzen Augen.

Phillis Augen brennen mich verstohlen;
Denn sie scheinen ausgelöschte Kohlen;
Weil dem Himmel sie beliebt zu schwärtzen,
Sieht man nicht die Flammen-reiche Kertzen.

Wolken sind sie, aber voller Blitze,
Und diß neue Monden-Licht hat Hitze.
In den schwartzen Kugeln stecken Sonnen,
Wo sich aller Seelen Brand entsponnen.

Ich gedacht mit ihrer Nacht zu spielen,
Und in diesen Quellen mich zu kühlen:
Aber lauter heisse Feuer-Ballen,
Liessen die vermeynte Brunnen fallen.

Dunkler Kreis so viel verbrannter Leichen!
Wer dich sieht, der kan dir nicht entweichen;
Alles muß in deinen Banden schweben,
Wenn uns deine Finsterniß umgeben.

Brenne mich, doch mich nicht zu verbrennen,
Deiner Schönheit Allmacht zu erkennen;
Laß der Augen Schatten mich bedecken,
Wenn ihr Strahl zu heiß sich will erstrecken.

Oder willst du mich zu Aschen haben,
Must du in den Augen mich begraben.
Denn die Schwärtze schicket sich zum Trauren,
Und ein schwartzes Grab kan länger dauren.

Liebe sonder Eigennutz.

Melindens Auge seh ich nicht;
Doch hör ich, daß es iezund weinet.
O weint diß himmlische Gesicht,
Das sonst mit Sonnenblicken scheinet!
Ich weiß, daß selbst die Traurigkeit
Und ihres Schmertzens Ungebehrden,
Wenn sie die heissen Thränen streut,
Sie noch viel schöner machen werden.

Bisher, da ihr das Glück gelacht,
Und sie der Freuden Arm umfangen,
Hab ich den Mund fest zugemacht;
Vergnügt, daß es ihr wohl ergangen.
Wer aber kan iezt ruhig seyn,
Da wir Melinden hören klagen?
Ihr Glücke laß ich ihr allein;
Ihr Unglück muß ich helfen tragen.

Zwar spür' ich, daß sie's nicht begehrt,
Und von dem Tirsis nichts will wissen.
Allein, was nimmt diß ihrem Werth,
Daß sie mir widerstreben müssen?
Mein Unstern hat mich schon geübt,
Für das Geliebte mich zu leiden;
Und wenn Melinde gleich nicht liebt,
Soll auch ihr Haß uns immer scheiden.

Die Schönheit, der beblämte Mund,
Die weiße Brust, die frische Jugend,
Sind ja nicht meiner Liebe Grund:
Ich liebe mehr Melindens Tugend.
Dergleichen Liebe kann bestehn,
Auch sonder etwas zu begehren.
Sie nur zu ehren, sie zu sehn,
Ist alles, was sie darf gewehren.

Treibt aber mich kein Eigen-Nutz,
O, mir nur, bittere Melinde!
So sey die Tugend selbst mein Schutz,
Wenn ich dich liebenswürdig finde.
Was willst du mehr, ich meide dich,
Ich will dich andern überlassen;
Nur, hast du ja kein Hertz für mich,
So hab auch keines mich zu hassen.

Die durch Melindens Thränen siegende Traurigkeit.

Die Traurigkeit gieng dieser Tage
Selbst voller Schmertzen und betrübt;
Und sprach: weil ich die Menschen plage,
Werd' ich von keinem fast geliebt.
Wie mach ich es mit meinem Leide,
Daß ich was angenehmer sey?
Ein jeder liebet Lust und Freude,
Wie komm ich meiner Feindin bey?

Sie dechte, muß ich heßlich scheinen,
Das rührt vermuthlich nur daher:
Daß wenig schöner Augen weinen;
Wie, wenn ich künftig klüger war?
Wie, wenn ich einmahl auf den Wangen,
Der allerschönsten Nymphen käm?
Ich weiß, man würde mich verlangen,
Die Thränen würden angenehm.

Der Anschlag galt, sie traf Melinden
Bey einer werthen Leichen an:
O! rief sie, meine Trauer-Binden,
Hier hab ich was euch zieren kann!
Wohl mir! nun soll es mir gelücken,
Man wird mich bald erhaben sehn:
Mit der Melindens Wunder-Blicken,
Wird meine Traurigkeit mit schön.

Melinde fieng kaum an zu klagen,
Da spürte man schon ihren Zug.
Ein jeder suchte Leid zu tragen;
Weil es Melindens Auge trug.
Die Männer liebten die Beschwerden,
Die Nymphen drungen sich zur Pein:
Die Schönen, schöner noch zu werden,
Die Ungestalten, schön zu seyn.

Was für ein Mittel diß zu heilen?
Die Freude lief zur Traurigkeit;
Und sprach: Zum mindsten laß uns theilen,
Es wechsel umzech Freud und Leid.
Willst du nicht deinen Ehrgeiz zähmen;
So wird, weil jeder Leid empfindt,
Die Welt sich bald zu Tode grämen;
Was bist du, wo nicht Menschen sind?

Die Traurigkeit erwog diß Sehnen,
Und sprach: Wohlan ich bin vergnügt;
Daß ich, durch der Melinden Thränen,
Dich überwunden und besiegt.
Ich laß es zu, brich ihre Schmertzen,
So bald du sie wirst weinen sehn,
Und bitte sie, für alle Hertzen,
Von trauern wieder abzustehn.

Ferdinand Leopold Karl Freiherr von Biedenfeld

ward am 5. Mai 1788 zu Karlsruhe geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung und privatisirte darauf abwechselnd in verschiedenen Städten (Karlsruhe, Dresden, Wien u. s. w.). Im Jahre 1824 ging er als Secretair an die neuerrichtete königsstädter Bühne zu Berlin, verließ dieselbe jedoch bereits 1826, wo er sich als Theaterdirector nach Magdeburg begab, doch blieb er auch hier nicht lange. Gegenwärtig lebt er als Privatgelehrter in Leipzig.

Von ihm erschien:

Unterhaltungen für müßige Stunden. Karlsruhe, 1816.
Wiesenblumen. Dresden, 1818.
Aglaja, romantische und historische Erzählungen nach Karamsin. Leipzig, 1819.
Mancherlei Vernünftiges und Verrücktes in einer Laterna magica gesammelt. Pesth, 1820.
Mohnblätter. Brünn, 1821. — 2 Thle.
Feierstunden (gemeinschaftlich mit C. Küffner). Brünn, 1821—1822. 2 Thle.
Der Liebe Wirken, Trauerspiel. Bamberg, 1821.
Winterabende. Bamberg, 1823. 4 Thle.
Die Paria's. Trauerspiel nach Delavigne. Berl. 1824.
Der hinkende Teufel in Berlin. Berlin, 1827. 4 Hefte.
Einzelne Aufsätze, Erzählungen, Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

B. ist ein geistreicher und anmuthiger, dabei im höchsten Grade anspruchsloser Erzähler, mit angenehmer Darstellungsweise begabt und sich eines fließenden, leichten Styles erfreuend. Seine ausländischen Originalen nachgebildeten Leistungen zeugen von gründlichen Kenntnissen, tiefem Eindringen und einer gewandten Herrschaft über Sprache und Vers. — In seinen Sittenschilderungen offenbart er glücklichen Humor, richtigen Blick und heitere, angenehme Laune. —

Das Wunderfräulein*)

Wo der Schwarzwald am Rhein hinauf den Bodensee umgürtend, den Tyroler Alpen die Hand reicht voll reicher Geschenke an Weinen, Obst und Körnern zur brüderlichen Gabe, — da ragen hoch über die lachende Landschaft empor die Trümmer von elf Ritterburgen.

Sind Kobolde und Gespenster oben gefährlich, so hat der Reisende unten in den blumigen Thälern von der Hexerei der Frauen noch weit mehr zu befürchten. Denn beinahe alle Mädchen und Frauen ringsumher sind geborne Zauberinnen; das beweisen die Herzkirschen-Augen und die Vergißmeinnicht-Aeuglein, die schwarzen und die mildgoldenen Bogen über denselben, und gar mancherlei andre Raritäten, welche viel mächtiger sind, als Zauberspräche und Bannformeln.

Wer noch nicht verliebt ist, und das recht ernstlich, oder wer noch kein wahrhaft angebetetes Weibchen sein nennen darf, dem rathe ich wohlmeinend aus jener Gegend wegzubleiben. Ein Beispiel wirket oft mehr, als hundert gute Lehren; darum will ich getreulich erzählen, was mir dort begegnete. Vielleicht hilft es; wo nicht, so habe ich meine Pflicht gegen die Nebenmenschen redlich erfüllt.

Keine von allen jenen Burgen reizte meine Neugierde mehr, als die stattliche Hohenkrähen. Sorgsam gewarnt vor den nächtlichen Erscheinungen hatte ich dennoch beschlossen, eine Nacht oben zuzubringen und die Sonne meines Geburtstages dort aufgehen zu sehen. Mein Geburtstag ist mir um so werther, weil er zugleich der erste Tag im Wonnemonat ist. Wer weiß überhaupt, ob man noch einen solchen Tag erlebt?

In der herrlichsten Feierstunde des Morgens stehe ich schon auf dem sanften Vorhügel, und schaue die weißen Gold- und Rosenumrandeten Wolken, welche aus der funkelnden Tiefe des Sees den Bräutigam der Natur allstrahlend emportragen, und höre alle Chöre der Schöpfung ihr Hosianna ihm entgegen jauchzen. Welche belebende Frische rings um euch her! Meere von Wohlgerüchen wogen, wie zwischen zwei ungeheuer entfernten Ufern, zwischen Himmel und Erde; Myriaden buntfarbiger Blüthen prangen im Geschmeide der demantenen Nachtthränen und öffnen gastlich die Kelche den Heeren summender Bienen und zephyrischer Schmetterlinge; ein milder Ost schwebt schaukelnd über Kräuter und Halme und Gräser daher und weht mit dem Odem der Liebe durch das junge Laub der Bäume und Sträucher, daß sie in wonnigem Flötengelispel ihr Erwachen kund geben und dem Gott des Tages ihren Morgengruß entgegen säuseln; schon zerstreuen sich die lockigen Heerden munter rings über die Hügel, und aus den fetten Thalgründen empor steigt das Gebrülle der Stiere, welche täglich mit dem alten Echo und seinen sieben Kindern ein neckendes Spiel treiben; die ersten Sicheln blicken im frischen Grün längs der sonnigen Raine um der edeln Rosse Futter lieblich zu würzen; der Grasmücken geschwätziges Völkchen übt sich in Wechselgesängen mit der Schnitterin; der Nachtigall letzte Klagen verschmelzen sich zu unaussprechlich süßen Klängen mit den Jubeltönen der Lerche, welche dem jungen Weizen entsteigend auf azurnen Wellen sich wiegend hoch in den Lüften das Jahresfest der ersten Liebe feiert; die Cicade zirpt im Grase, die smaragdenschimmernde Sylphide schaukelt sich wollüstig auf der Liebe athmenden Krone des ersten Röschens und entschwebt dem Summen der Biene, welche sich tief eintaucht in den Nectarkelch und der Reihe nach alle die freundlichen Schachten des süßen Goldes befährt; Käferchen schwirren von Blume zu Blume — die Boten der Liebe, die Gesandten der Natur, — um die Grüße der Sehnsucht hinüber zu tragen und ferne stehende Liebende zu vermählen; das Bächlein schlängelt sich behaglich murmelnd über den Silberkies fort, hascht und küßt im Vorbeigehen mit freundlicher Schalkheit tausend Blümchen, birgt sich dann unter den Gewölben der Weiden und der Dulcamara, um plötzlich wieder ans Tageslicht hervorzuspringen, und die Sonne mit seinen demantnen Augen anzulachen im Wohlseyn des Junggesellenstandes. Bald aber ist es in der Ebene angelangt, erblickt dort in geringer Ferne die träge Braut, welcher es vermählt werden soll und von welcher schon ganze Schaaren von Fischen als Brautwerber ihm entgegengesendet werden. Sein frohes Murmeln verstummt, das kindische Spiel mit Steinchen und Blümchen hat ein Ende, es gedenkt der künftigen trüben Tage in Gemeinschaft mit der reichen Braut und verflossener heitrer Stunden, und schleicht nun langsam und unbehaglich durch die schwarze Moorbahn dem Brautbette entgegen, oft sich sträubend und in großen Beugungen rückwärts strebend — aber vergebens!

Schon hörte ich von hundert Kirchthürmen in der Runde Mittag läuten, ohne irgend einen Trieb zu fühlen, das stille Plätzchen unter der Ulme zu verlassen, von wo ich seit sechs Stunden alle paradiesischen Aussichten ringsumher mittelst meines schwarzen Spiegels treulich nachgezeichnet hatte; da störte mich ein nahes Flüstern, und meinem Blick begegnete ein stattliches Bauernweib, welche ihr Amorchen am strömenden Busen, hinter mir gestanden und voll Bewunderung meiner Zauberei still und kaumathmend zugesehen hatte. Als sie aber auch ihr Weingärtchen — an der auffallenden Baumgruppe es erkennend — plötzlich auf meinem Papier entstehen sah, wich sie voll Erstaunen einige Schritte und konnte ein leises: ach Herr Je! nicht unterdrücken.

Wer wendet sich nicht gerne vom Anblick der zauberreichsten Schönheiten der leblosen Natur — zu dem Anschaun des schönsten aller Werke der Schöpfung — einer jungen, blühenden, liebevollen Mutter mit dem Säugling an der Brust? Unsre Bekanntschaft war bald gemacht. Sie war die Frau des Bewohners der einzigen Hütte, welche einige hundert Schritte entfernt auf dem Hügel stand; und pflegte täglich hierher zu kommen, um ihren Mann von der Weingarten-Arbeit zurückkommen zu sehen und ihm sein Mahl sogleich auftischen zu können. Im Anblick meiner Landschaftsmahlerei vertieft, hatte sie ihn heute wirklich übersehen, und wurde nun von ihm zärtlich scheltend überrascht, eben als sie anfangen wollte, von den Sonderbarkeiten des alten Schlosses über mir einen getreuen Bericht zu erstatten.

Die treuherzige Bitte beider, ihr spärliches Mahl mit ihnen zu theilen, konnte ich unmöglich abschlagen, obgleich mein Johann ebenfalls mit seinen Vorräthen zur Mittagsstunde nach ihrer Hütte bestellt war. Kaum waren wir auch dort angelangt, so erschien er mit seiner lieblich duftenden Last und reichte mir einen Brief, der eben an mich angelangt war, mit den lakonischen Worten: „Euer Gnaden von Heilbronn!“ mit einem schalkhaften Lächeln.

---

*) Aus: Feierstunden von Biedenfeld, zweiter Band, Brünn, 1822.

Man empfiehlt es auch als Mittel gegen Blutungen, wenn dieselben nicht zu stark sind, und als Gurgelwasser bei Halsentzündungen. Ferner wird es gegen Hämorrhoidalleiden, Gelbsucht, Wassersucht, Gicht, Rheumatismus, Hautkrankheiten, Würmer, Ruhr, Durchfall, Blasenleiden, Nierenleiden, Steinbeschwerden, Fieber, Epilepsie, Schwindel, Kopfschmerz, Ohrenleiden, Augenleiden, Zahnschmerzen, Lähmungen, Schlaflosigkeit, Nervenschwäche, Hysterie, Hypochondrie, Melancholie, Geisteskrankheiten, Verstopfung, Magenleiden, Leberleiden, Milzleiden, Unterleibsleiden, Frauenkrankheiten, Bleichsucht, Abzehrung, Schwäche, Impotenz, Unfruchtbarkeit, Krebs, Geschwüre, Wunden, Verletzungen, Verbrennungen, Vergiftungen, Bisse giftiger Thiere, Schlangenbisse, Hundswuth, Pest, Cholera, Typhus, Scharlach, Masern, Pocken, Blattern, Keuchhusten, Diphtherie, Lungenentzündung, Brustfellentzündung, Lungenschwindsucht, Asthma, Herzleiden, Blutkrankheiten, Blutarmuth, Blutvergiftung, Blutzersetzung, Blutzehrung, Blutfäulniss, Blutgift, Blutkrebs, Blutgeschwüre, Blutwunden, Blutverletzungen, Blutverbrennungen, Blutvergiftungen, Blutbisse giftiger Thiere, Blutschlangenbisse, Blutwuth, Blutpest, Blutcholera, Blutscharlach, Blutmasern, Blutpocken, Blutblattern, Blutkeuchhusten, Blutdiphtherie, Blutlungenentzündung, Blutbrustfellentzündung, Blutlungenschwindsucht, Blutasthma, Bluther

gen eine Gebühr von 10 Mk. für jede Anmeldung, ferner eine Gebühr von 10 Mk. für jede Prüfung und eine Gebühr von 10 Mk. für jede Ausstellung eines Zeugnisses. Die Gebühren sind vor Vornahme der Handlung zu entrichten. Die Gebühr für die Prüfung ist auch dann zu entrichten, wenn der Prüfling ohne genügende Entschuldigung zu dem Prüfungstermin nicht erscheint. Die Gebühren fließen in die Kasse des Vereins. Sie können durch Beschluß der Generalversammlung ermäßigt oder erlassen werden.

§ 6. Die Prüfung wird von einem Ausschusse abgehalten, welcher aus drei Mitgliedern besteht. Der Ausschuß wird von der Generalversammlung gewählt. Die Wahl gilt für ein Jahr. Wiederwahl ist zulässig. Der Ausschuß wählt aus seiner Mitte einen Vorsitzenden.

§ 7. Die Prüfung ist eine mündliche und praktische. Sie erstreckt sich auf die Kenntnisse und Fertigkeiten, welche für den Betrieb des Gewerbes erforderlich sind. Der Prüfling hat nachzuweisen, daß er die Lehrzeit vorschriftsmäßig zurückgelegt hat. Er hat ferner nachzuweisen, daß er die Gesellenprüfung bestanden hat, oder daß er aus einem anderen Grunde zur Ablegung der Meisterprüfung befugt ist.

§ 8. Der Vorsitzende des Ausschusses bestimmt Ort und Zeit der Prüfung und lädt die Mitglieder des Ausschusses und den Prüfling rechtzeitig ein. Der Ausschuß ist beschlußfähig, wenn alle Mitglieder anwesend sind. Er entscheidet über das Ergebnis der Prüfung mit einfacher Stimmenmehrheit. Bei Stimmengleichheit gibt die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag.

§ 9. Ueber die Prüfung ist eine Niederschrift aufzunehmen, welche von dem Vorsitzenden und einem anderen Mitgliede des Ausschusses zu unterzeichnen ist. Sie muß enthalten: die Namen der Mitglieder des Ausschusses, die Namen des Prüflings, Ort und Zeit der Prüfung, die Gegenstände der Prüfung, das Ergebnis der Prüfung, die Entscheidung des Ausschusses.

§ 10. Ueber die bestandene Prüfung ist dem Prüflinge ein Zeugnis auszustellen. Das Zeugnis muß enthalten: die Namen der Mitglieder des Ausschusses, die Namen des Prüflings, Ort und Zeit der Prüfung, die Gegenstände der Prüfung, das Ergebnis der Prüfung, die Entscheidung des Ausschusses. Das Zeugnis ist von dem Vorsitzenden und einem anderen Mitgliede des Ausschusses zu unterzeichnen.

§ 11. Wer die Prüfung nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von drei Monaten wiederholen. Wer die Prüfung zum zweiten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von sechs Monaten wiederholen. Wer die Prüfung zum dritten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von einem Jahre wiederholen. Wer die Prüfung zum vierten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von zwei Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum fünften Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von drei Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum sechsten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von vier Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum siebten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von fünf Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum achten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von sechs Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum neunten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von sieben Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum zehnten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von acht Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum elften Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von neun Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum zwölften Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von zehn Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum dreizehnten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von elf Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum vierzehnten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von zwölf Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum fünfzehnten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von dreizehn Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum sechzehnten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von vierzehn Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum siebzehnten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von fünfzehn Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum achtzehnten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von sechzehn Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum neunzehnten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von siebzehn Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum zwanzigsten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von achtzehn Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum einundzwanzigsten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von neunzehn Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum zweiundzwanzigsten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von zwanzig Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum dreiundzwanzigsten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von einundzwanzig Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum vierundzwanzigsten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von zweiundzwanzig Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum fünfundzwanzigsten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von dreiundzwanzig Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum sechsundzwanzigsten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von vierundzwanzig Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum siebenundzwanzigsten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von fünfundzwanzig Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum achtundzwanzigsten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von sechsundzwanzig Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum neunundzwanzigsten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von siebenundzwanzig Jahren wiederholen. Wer die Prüfung zum dreißigsten Male nicht bestanden hat, kann sie nach Ablauf von achtundzwanzig Jahren wiederholen.

miak; der Junge aber ſteckte neugierig den Kopf zur Thüre herein und ſchloß mit ſeinem ſchelmiſchen Geſicht die Hogartſche Gruppe.

Sie lachten zum dritten Male laut auf, ſo herzlich und vollſtimmig, daß alle meine Muskeln unwiderſtehlich in Verzuckung geriethen, und ich noch fortlachte, als ſchon alle Geſichter zum Ernſt ſich wieder in die Alltagsfalten eingezwängt hatten. „Bruder Julius," brach Wilhelm die Stille, „wer zuletzt lacht, der lacht am beſten! Hier wirds zu kühl, hinauf zum Kaſtellan, dort ſoll dir Licht werden über alles!" Ach du lieber Himmel, ihm wars zu kühl, und ich glaubte in einem ruſſiſchen Schwitzkaſten zu ſtecken. Was halfs, ich mußte gehorchen! Seraphine ging mit den Fackelträgern lächelnd voran, mich faßten der Oberſt und Wilhelm unter den Armen, und zogen mich hinaus; der Kaſtellan mit ſeiner Alten und mit meinem nur halb lebenden Johann beſchloſſen den Zug, welcher ſich nach dem Thürmchen in Bewegung ſetzte, wo ein fürſtliches Mahl für alle bereitet war.

Ich kam mir an Seraphinens Seite ſelbſt vor wie ein Miſſethäter am letzten Tage der Ausſtellung, und hatte nicht einmal den Muth, auch nur mit einem ſcheuen Seitenblick nach der Conſtellation der Geſichter flüchtig zu forſchen. Aber mein Herz ſchlug ſo mächtig wie in den Stunden der erſten Schlacht, als ich hinter einer Batterie in lähmender Ruhe des erſten Schuſſes harrte, welcher den Ausbruch des todverbreitenden Hochgewitters verkünden ſollte. Hinein! hinein! wünſchte ich damals mit bebendem Muthe, und jetzt ſeufzte ich leiſe: „wenn's nur losging!" Wilhelm erbarmte ſich meiner und nahm endlich den drückenden Alp von meiner Bruſt mit einem Wink, welcher allen überflüſſigen Zeugen Entfernung gebot und mir die nahe Auflöſung ſo manches Räthſels verhieß. Der Oberſt leerte einen Zuges ſeinen ritterlichen Becher, ſtrich ſich den Schnurrbart, rückte die Mütze auf die linke Seite, und ſtimmte die ganze Klaviatur ſeines Geſichtes in D. Dieſe Stimmung war mir noch vom Regiment her zur Genüge bekannt, ich ſuchte daher alle mögliche Faſſung zu gewinnen, um einen gediegenen Spaß- und Zank-gemiſchten Sermon erdennanzmäßig anzuhören, welcher denn auch ſogleich folgendermaßen begann:

„Mein lieber Herr Baron und Huſaren-Ex-Rittmeiſter! Als wohlbeſtallter Standartenjunker waren Sie ſchon ein ſüß romantiſches Püppchen; als Lieutenant wurden Sie ein ſchwärmeriſches Närrchen und der Rittmeiſter mochte Sie, salva venia, beinahe ganz zum Narren mit Deutſchthum, Magnetismus, Wahlverwandtſchaften, Stillingiaden und Idealismus in der Liebe. Sie waren und ſind auf natürlichem Wege mit gar nichts zu kuriren, als mit einer guten und klugen Frau, dem ewigen und unwandelbaren Arcanum gegen die meiſten Narrheiten; Ihr Vater wollte Ihnen eine Frau geben und kam aus alter Familienfreundſchaft auf den Gedanken, das einzige weibliche Weſen meines Stammes — da die ſchmucke Seraphine — Ihnen zu vermählen. Ich war es gerne zufrieden; aber wohl einſehend, daß Ihnen mein Mädchen auf gewöhnlichem Wege zukommend, als ein gewöhnliches untaugliches Möbel erſcheinen würde — verabredete ich mit Ihrem Freund Wilhelm die romanhaften Zuſammenkünfte auf der Reiſe, und mit meinem Kaſtellan die hier geſpielte Geſpenſterpoſſe. Sie haben nun das idealiſch romantiſche Mädchen gefunden, was Ihrer Seele ſchon vor Jahrtauſenden verwandt war — gehen Sie und halten Sie nach altem Gebrauch um ſie an — ich gebe Ihnen mein Wort, Seraphine wird nicht nein ſagen! Was übrigens die Geſchichte mit dem Wunderfräulein betrifft, ſo iſt ſie wörtlich wahr, nur daß meine Seraphine mit jener nichts gemein hat als den Namen und außerordentliche Aehnlichkeit. Ueberzeugen Sie ſich ſelbſt, ob Seraphine ein Geſpenſt oder ein wohlconditionirtes Mädchen iſt, küſſen Sie den Mund, der Ihnen entgegenlächelt — küſſen Sie zu — ich erlaube es, und Seraphine hat es ſchon längſt erwartet!"

Eine milde Gluth rieſelte beſeligend durch alle meine Adern, ſchüchtern, aber voll Sehnſucht wendete ich mich nach meiner Nachbarin. Ja! ihr Engel des Himmels! ſie lächelte mir liebevoll entgegen, ein Thränchen der Liebe perlte in ihren Augen, ich beugte meine Knie — ſtammelte Seraphine! und feierte den Bund der Vermählung mit dem erſten glühenden Kuß auf ihren ſüßen Mund, um von einem brennenden Stich in den Lippen ſchmerzlich erſchreckt aufzufahren.

Wer beſchreibt mein Erſtaunen, als ich von der Kühle der Nacht umweht, auf einem kräuterbewachſenen Trümmerhaufen einſam mich liegend fand, und erkannte, daß der Stich in den Lippen von den Stacheln einer Hundsroſe, in deren Zweige mein Haupt ganz verſchlungen war, herrührte! Geſpenſtig erſchien mir nun erſt das ganze Schloß, ich wähnte mich von Zauberern und Kobolden umgeben, welche im Augenblick des ſeligſten Genuſſes von Seraphinens Lippen hinweg in dieſe ſchauerliche Einöde mich geſchleudert hatten. Kraft und Muth fehlte mir aufzuſtehen, und ſcheu flogen meine Blicke durch die Schatten der Nacht hin, und meine Seele gaukelte wie trunken in wirren Geſichten umher.

„Gnaden Herr Rittmeiſter, wünſche wohl geſchlafen zu haben!" redete der Kaſtellan, der mühſam über die Trümmer zu mir heraufkletterte, mich an.

„Geſchlafen?" antwortete ich gedehnt — und rieb mir Stirn und Augen und betaſtete den ganzen Körper, ob ich wirklich lebe. „Geſchlafen?"

„Ja, Euer Gnaden, und wie! und geträumt ſeit zwei Stunden überlaut! ha, ha, ha! iſt's Wunderfräulein bei Ihnen geweſen? Sie riefen ja hundert Mal Seraphine!" —

„Geſchlafen, geträumt? Alſo alles — alles was ich ſah und hörte, wäre nur ein Traum geweſen?" —

„Wie Euer Gnaden befehlen!" —

„Wie kam ich aber hierher?"

„Ei — Euer Gnaden kletterten gegen Sonnenuntergang auf den Ruinen herum und zeichneten Ausſichten, und ſchliefen darüber ein — da liegen ja noch alle ihre Zeichenbücher im Gras. — Ich komme jetzt, Ihnen die Kapelle zu zeigen, weil der Mond gerade recht ſteht, damit Sie nachher dem Johann Audienz geben können, er iſt in dieſem Augenblick gekommen!"

„Geſchlafen! geträumt?" rief ich noch einmal und ſprang auf, „wenn das nur ein Traum war, ſo hole der Teufel das ganze Leben!"

Von den Stacheln der heftigſten Neugierde geſpornt, eilte ich in die Kapelle und fand zu meinem namenloſen Erſtaunen alles — alles gerade ſo, wie ich es im Traum geſehen hatte. Scheu blickte ich nach allen Seiten mich um, ob nicht die lebende Seraphine irgendwo aus einem Winkel hervortröte. Nichts ließ ſich hören und ſehen!

„Wie weit iſt's zum Schloß des Oberſten?" rief ich haſtig, der Kaſtellan erwiederte ruhig: „Euer Gnaden, drei Viertelſtunde Wegs, aber der Fuchs hat ſie gemeſſen!" — „Ja, ja, der Oberſte hat auch im Traume recht! Noch heute will ich mit ihr unter einem Dache ſchlafen, und morgen — ja morgen in aller Frühe, bitte ich ſie um Herz und Hand — ſagt ſie nein — ſo — gute Nacht Herr Kaſtellan — ich eile hinab zu ihrem Herrn!"

Der Alte mochte ſich wundern und mich kurios anſchauen, ſo oft er wollte — es blieb bei meinem Entſchluß, ich flog auf Fittigen der Liebe hinab in das Schloß des Oberſten. Er ſah im Hof unter drei mächtigen Linden mit Seraphinen und mit meinem Freund Wilhelm!

Die Geſchichte des Wunderfräuleins erfuhr ich gerade ſo, wie der Kaſtellan ſie mir im Traum erzählt hatte, und das lebendige Wunderfräulein, der 518 Jahre alten Seraphine leibhaftes Konterfei — lächelt über meiner linken Schulter hervor, während ich zum Schluß meines Abentheuers die Worte ſchreibe: das lebendige Wunderfräulein iſt nun meine Frau, und zwar ein Wunder von einer Frau — wie unſer Jahrhundert ein zweites ſchwerlich mehr hervorbringen wird!

Johann Erich Bieſter,

ein unermüdlicher Kämpfer für Licht und Recht, ward am 17. November 1749 zu Lübeck, wo ſein Vater ein wohlhabender Kaufmann war, geboren. Er zeigte ſchon früh große Anlagen für die Wiſſenſchaften, welche unter Overbeck's Leitung auf der hohen Schule ſeiner Vaterſtadt glücklich ausgebildet wurden, und widmete ſich dann auf der Univerſität zu Göttingen dem Studium der Rechtswiſſenſchaft, verſäumte jedoch nicht, dabei ſich ſehr gute hiſtoriſche und ſprachliche Kenntniſſe zu erwerben. Nach Lübeck zurückgekehrt, beſchäftigte er ſich anfangs mit juriſtiſcher Praxis und arbeitete in Stunden der Muße für gelehrte Zeitſchriften, verließ jedoch die erſtere Laufbahn bald wieder und begab ſich 1773 nach Bützow, wo er ſich als Privatdocent an der dortigen Univerſität habilitirte, äſthetiſche und hiſtoriſche Vorleſungen hielt und 1774 Doctor der Rechte ward. — 1775 entſagte er indeſſen ſchon ſeinem Amte, machte eine Reiſe nach Berlin und privatiſirte hierauf im Mecklenburgiſchen und in Lübeck. Zwei Jahre ſpäter ward er Privat-

Jacobi und Hemprich herausgegebene Werk über Ost- und Nordafrika, das 1827 in Berlin erschien. Ehrenberg hat auch die Ausbeute der Reise Friedrich Wilhelm Hemprichs, der 1825 starb, bearbeitet. Diese Arbeit ist in Ehrenbergs Werk über die Korallentiere des Roten Meeres (1834) enthalten. Ehrenberg hat auch eine Reise durch Nordafrika und Vorderasien gemacht, deren Ergebnisse in seinem Werke über Arabien (1828) niedergelegt sind.

Ehrenberg starb 1876 in Berlin, wohin er 1826 übergesiedelt war.

Ehrenberg, Victor, Historiker, Philolog, * 1891 in Prag.

Ehrenberg, Wilhelm, Maler, * 1. Juli 1859 in Hamburg, † 1. Juli 1940 in Hamburg-Blankenese. Ehrenberg war Schüler der Akademie in Karlsruhe und der Kunstschule in Weimar. Er lebte in Hamburg-Blankenese.

Ehrenberg-Bilz, Hedwig, Schriftstellerin, * 1. Juli 1859 in Hamburg, † 1. Juli 1940 in Hamburg-Blankenese. Ehrenberg-Bilz war Schülerin der Akademie in Karlsruhe und der Kunstschule in Weimar. Sie

Rhetorik, in der Form eines Briefes an Herrn N. N. verfaßt. Von Dr. Johann Heinrich Lambert. Berlin, Verlag der Realschulbuchhandlung. 1764. 8. 1 Alphabet 2 Bogen.

Der Verfasser dieses Buches, welches in der Form eines Briefes an einen Freund abgefaßt ist, hat sich vorgenommen, die Regeln der Beredsamkeit, welche bisher in den Lehrbüchern der Rhetorik vorgetragen worden sind, zu prüfen, und zu untersuchen, ob sie auf Gründen beruhen, oder ob sie nur willkührliche Vorschriften sind. Er hat sich dabey vorgenommen, nur diejenigen Regeln zu untersuchen, welche sich auf die Einrichtung der Rede beziehen, und hat alle diejenigen Regeln, welche sich auf die Ausarbeitung der Rede beziehen, als Regeln, welche nur Sprachlehre sind, ausgeschlossen. Er hat sich ferner vorgenommen, nur diejenigen Regeln zu untersuchen, welche sich auf die Einrichtung der Rede überhaupt beziehen, und hat alle diejenigen Regeln, welche sich auf die Einrichtung der einzelnen Theile der Rede beziehen, als Regeln, welche nur Anwendungen der allgemeinen Regeln

Bestimmungen (§§ 823 ff. BGB.) und durch die Gewerbeordnung (§§ 120 ff.) geregelt. Auch sind Vorschriften über die Haftung der Arbeitgeber für Unfälle der Arbeiter erlassen worden (Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884).

Die Arbeitsverträge werden durch Übereinkunft der Parteien geschlossen. Sie können auf bestimmte Zeit oder auf unbestimmte Zeit abgeschlossen werden. Ist eine Zeit nicht bestimmt, so kann jeder Teil das Arbeitsverhältnis kündigen. Die Kündigung ist nur zulässig für den Schluß eines Kalendervierteljahres, wenn nicht ein anderer Kündigungstermin vereinbart ist. Die Kündigung muß spätestens am ersten Werktage des Vierteljahres erfolgen. Ist ein Lohn bestimmt, so ist er mangels anderer Vereinbarung am Schlusse jeder Woche zu zahlen. Der Arbeitgeber ist verpflichtet, dem Arbeiter auf Verlangen ein Zeugnis über die Art und Dauer der Beschäftigung auszustellen. Das Zeugnis muß auf Verlangen auch auf die Führung des Arbeiters sich erstrecken. Das Zeugnis ist frei von Stempelabgaben und Gebühren.

Die Arbeitsordnung kann durch Ortsstatut für gewisse Gewerbe erlassen werden. Sie muß enthalten: Bestimmungen über Beginn und Ende der täglichen Arbeitszeit, Zeit und Dauer der Pausen, Tage und Stunden der Lohnzahlung, Art und Höhe der Strafen, Kündigungsfristen, Art und Höhe des Arbeitslohnes, Bestimmungen über Akkordarbeit, Überstunden, Sonntagsarbeit, Nachtarbeit, Urlaub

dinand Albrecht von Braunschweig nach Wolfenbüttel: die dortige Hofluft sagte ihm jedoch nicht sonderlich zu und er kehrte, nachdem er noch eine Zeit lang in Danneberg verweilt und dort eine mecklenburgische Prinzessin unterrichtet hatte, bei Gelegenheit der zu Nürnberg in Folge des osnabrücker Friedens stattfindenden Reichsversammlung dahin zurück. Er beschäftigte sich nun mit der Bildung junger Edelleute, zeigte sich bei verschiedenen öffentlichen Gelegenheiten vortheilhaft als Dichter und Redner und ward vom Kaiser Ferdinand III. zum Pfalzgrafen ernannt, später sogar geadelt. 1658 wurde er Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, 1662 Präsident des Blumenordens, 1679 Mitglied der Academia dei Ricoverati in Venedig. Er starb am 12. Juni 1681 zu Nürnberg.

Von ihm erschienen:

Deutscher Olivenberg. Nürnberg, 1650. 4.
Christlicher Weihrauch. Nürnberg, 1652. 12.
Passionsandachten. Nürnberg, 1653. 12.
Vom Fato oder Gottesgeschick zwölf Lieder und Sinnbilder. Nürnberg, 1655. 12.
Die deutsche Schaubühne. Nürnberg, 1655. 12.
Ostländischer Lorbeerhain. Nürnb. 1657. 12.
Die truckene Trunckenheit. Nürnb. 1658. 12.
Die sichtbare Welt Comenii verdeutscht u. s. w. Nürnberg, 1658. 8.
Sonn- und Festtagsandachten. Nürnb. 1661. 8.
Der Donaustrand u. s. w. Nürnberg, 1664. 12.
Mausoleum der hungarischen Könige. Nürnberg, 1664. Fol.
Oesterreichischer Ehrenspiegel. Nürnb. 1668. Fol.
Hochfürstlicher Brandenburgischer Ulysses. Nürnb. 1667. 4. N. A. Ebendas. 1678. 12.
Guelfis oder Niedersächsischer Lorbeerhain. Nürnb. 1669. 12.
Pegnesis u. s. w. 1 und 2 Theil. Nürnb. 1673. 1679. 12.
Chur- und Fürstlich Sächsischer Heldensaal. Nürnb. 1677. 12. N. A. mit Anmerkungen von Feller.
Deutsche Rede- Bind- und Dichtkunst u. s. w. Nürnberg, 1679. 12.
Margenis, das vergnügte bekriegte und wieder befreyte Deutschland. Nürnb. 1679. 12.
Heiliger Sonntags- und Kirchenwandel. Nürnberg, 1681. 8.

S. von B., in der Schule der Erfahrungen gebildet und mit schönen Kenntnissen ausgerüstet, war unbedingt ein Mann von Talent und Gefühl, der gewiß, zu anderen Zeiten lebend, Bedeutendes geleistet haben würde. So aber unterliegt er allen Fehlern des Aftergeschmackes jener Tage und besonders der nürnberger Schule, und nur sein ehrenwerthes Streben, der Literatur seines Vaterlandes mit allen Kräften durch Lehre wie durch Beispiel zu nützen, hebt ihn vortheilhaft aus der Menge nüchterner oder übertreibender Reimer dieser Periode hervor. Als Historiker waren ihm die Hände durch kleinliche Rücksichten, die er seiner ganzen Stellung nach nicht verletzen durfte, gebunden, ja bei seinem auf Befehl Leopold I. geschriebenen österreichischen Ehrenspiegel, an dem er acht Jahre arbeitete, mußte er jedes einzelne Blatt dem kaiserlichen Hofrathe erst zur Genehmigung einsenden, erhielt dasselbe sehr oft von den drei Censoren, unter denen der bekannte händelsüchtige Pater Lambacius ihm durchaus abgeneigt war, verändert und verkürzt zurück, durfte durchaus nichts über den Papst und die Geistlichkeit bemerken u. s. w. An historische Wahrheit und Genauigkeit war also bei diesen Arbeiten nicht zu denken. Glücklicher ist er dagegen in seinen dramatischen Arbeiten, unter denen sich die seiner deutschen Rede- und Bindekunst angehängte „Psyche" am Meisten auszeichnet und einige wirklich gelungene Stellen enthält. Seine Prosa ist verdienstlich; nur geht er überall zu weit in der Bildung neuer Wörter und Wendungen, ohne den Geist der Sprache richtig aufgefaßt zu haben. Unter seinen geistlichen Liedern haben sich zwei: „Fahr hin, du schnöde Welt" und „Schöpfer aller Menschenkinder" am Längsten in der Kirche erhalten.

Vgl. die betrübte Pegnesis, den Leben- Kunst- und Tugendwandel des selig edlen Floridans, Herrn Siegmund von Birken; Com. Pal. Caes. durch 24 Sinnbilder, in Kupfern zur schuldigen Nachehre fürstellend u. s. w. Nürnberg, 1683. — Historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang u. s. w. von Amarantes (Herdegen), S. 79—158. —

Keyser Carl V.*)

Alhier sehet ihr (sagte Noris) Keyser Carln, den Fünften dieses Nahmens: aber, den Thaten nach, einen andern Keyser Carl den Ersten und Großen. Er brachte, das sieghaffte Kriegs-Schauspiel der alten Zeiten wieder neu auf den Schauplatz dieser letzten Zeiten: als zugleich ein Ruhm- und Reichs-Erbe seiner löblichsten Vorfahren. Den Eingang dieses Schauspiels, machte er, bald in seiner Jugend, mit den Spanischen Maranen, deren er in die 40000 erlegte: und also zu siegen anfienge, ehe man noch meynte daß er kriegen könde. Nachmals reitzete ihn der Französische König Franciscus I., welchem er in der Keyserwahl ware vorgezogen worden. Der erfuhre aber hernach, zu seinem Schaden, daß er einen Löwen aufgeweckt hatte: Dann, er ward, in der Schlacht vor Pavie, nicht allein bis aufs Haupt erlegt, sondern auch in Person gefangen;**) und zwar eben an des Ueberwinders Geburtstag, gleichsam zur Anzeig, daß den er über einen so stolzen und sonst sieghaften Feind erhalten, machte ihn der ganzen Welt furchtsam. Mit gleichem Ausgang bekriegten ihn die zwey dapfre Smalkaldische Bundshäupter, Churfürst Johann Friderich, und Landgraf Philips: welche ebenmäßig, durch ihre Niederlag und Gefangenschafft,***) ihrem Ueberwinder, den altgewöhnlichen Keysertitel eines Triumfirers, und das Lob der Unüberwindlichkeit, durch ihre Dapferkeit, krafft deren es, ihnen obzusiegen, schwer gewesen, bestätigt haben. Der Groß Türck Soliman, welcher in Persien, Hungarn, Rhodis, und anderswo, Siegszeichen aufzurichten gelernet und gewohnet, auch sogar die Keyserliche Sitzstatt Wien zu belägern †) sich unterfangen dörffen, flohe zum zweytenmahl, sobald er vernahm, daß der Keyser wider ihn im Anzug wäre; sagend, seine Zagheit zu entschuldigen: Er fürchte Carln nicht, sondern sein Glück. Diesem fremden Glück und seinem eignen Unglück, entfliehe er zwar in Europa; aber es fand ihn bald darauf in Africa, allwo er unlangst, durch den Seeräuber Barbarossa, das Reich Tunis oder neu-Carthago seines Königs entsetzt, und der Ottomanischen Pforten unterworfen hatte. Dann, der Keyser und seine Waffen schifften über Meer, ††) schlugen und verjagten den Barbarossa, eroberten das Königreich, und belehnten den verjagten Mulcasses wieder mit selbigem. Und zu wünschen ware, daß die einheimischen Unruhen, samt dem Neide der Benachbarten, ihme nicht soviel zu thun gemacht, sondern Zeit und Weile gelassen hätten, diesen Tyrannen zuhaus heimzusuchen, und den Siegsfahn auch in Asia, dem Dritten Welttheil, swingend, selbige Länder und Völker von dem Joche der Türckischen Grausamkeit zu befreyen.

Gleichwohl konde, sein grosser Muht, sich in jene zwey, als vor ihn viel zu änge, Welttheile nicht einschliessen lassen. Er, als ein andrer Alexander, hielte dafür, der Ehre und Würde eines Keysers, der nach Gott der Höchste, und was jener im Himmel, auf Erden ist, sey es aufrupfbar, noch eine Welt wissen, und dieselbe nit unter seinen Gehorsam bringen; und, wer Augustus heiße, der müsse es auch im Werk seyn, nämlich ein Mehrer des Reichs. Er gedachte, die Erfindung des Vierdten Welttheils America, habe allein darum seinen H. Vater und Mütterlichen Anherrn beglückseeligt, damit Ihn, dessen Eroberung beruhmseeligte. Dannenhero schicket er seine Fortun †††) gewaffnet in diß neu-entdeckte fäste Land, und bezwange es gröszen Theils an den See-Canten, in 28 Treffen über eben so viel Könige siegprachtend. Diese preißwürdige Verrichtungen, hatte er ihme gleichsam selber geprofezeyet, oder vielmehr sich darzu aufgemuntert, indem er zu einem Denk-Sinnbild erwählet, die zwo Seulen, welche Herkules, zu einem Gränzstein seiner Kriegs-Züge und Reisfahrten, an die Gadische Meerränge

---

*) Aus: Ostländischer Lorbeerhain von Siegmund v. Birken. Nürnberg. 1657.

**) Anno. 1523. 24. Febr.

***) An. 1547. 24. Apr.

†) An. 1529. 21. Sept.

††) An. 1535.

†††) An. 1532.

gelegen und von Kapitän Pfeil durch 3 Monate [illegible] Kapitän Pfeil [illegible] Kapitän Pfeil [illegible] Kapitän Pfeil

Am Sonn-Tage Exod. 20 [1] redete Gott zu den Israeliten alle diese Worte, und sprach: Ich bin der HErr dein Gott, der dich aus Egyptenland, aus dem Diensthause, geführet hat. Du sollst keine andere Götter haben neben mir. Du sollst dir kein Bildniß machen, noch irgend ein Gleichniß, weder deß, das droben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden ist, noch deß, das im Wasser unter der Erden ist. Du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen. Denn ich bin der HErr dein Gott, ein eifriger Gott, der die Missethat der Väter heimsuchet an den Kindern, bis in das dritte und vierte Glied, die mich hassen; und thue Barmhertzigkeit an vielen tausenden, die mich lieben, und meine Gebote halten.

Am Sonn-Tage Deut. 5 [2] redete Moses zu dem ganzen Israel, und sprach: Du sollst keine andere Götter haben neben mir. Du sollst dir kein Bildniß machen, noch irgend ein Gleichniß deß, das droben im Himmel ist, noch deß, das unten auf Erden ist, noch deß, das im Wasser unter der Erden ist. Du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen. Denn ich bin der HErr dein Gott, ein eifriger Gott, der die Missethat der Väter heimsuchet an den Kindern, bis in das dritte und vierte Glied, die mich hassen; und thue Barmhertzigkeit an vielen tausenden, die mich lieben, und meine Gebote halten.

Am Sonn-Tage Matth. 22 [3] sprach Jesus: Du sollst lieben GOtt deinen HErrn, von gantzem Hertzen, von gantzer Seele, und von gantzem Gemüthe. Dieß ist das fürnehmste und das erste Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweyen Geboten hanget das gantze Gesetz und die Propheten.

Am Sonn-Tage Luc. 10 [4] sprach Jesus: Du sollst lieben GOtt deinen HErrn, von gantzem Hertzen, von gantzer Seele, von gantzer Krafft, und von gantzem Gemüthe. Dieß ist das fürnehmste und das erste Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweyen Geboten hanget das gantze Gesetz und die Propheten.

Am Sonn-Tage Matth. 19 [5] sprach Jesus: Du sollst nicht ehebrechen. Du sollst nicht tödten. Du sollst nicht stehlen. Du sollst kein falsch Zeugniß reden. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren. Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.

Am Sonn-Tage Luc. 18 [6] sprach Jesus: Du sollst nicht ehebrechen. Du sollst nicht tödten. Du sollst nicht stehlen. Du sollst kein falsch Zeugniß reden. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.

Am Sonn-Tage Matth. 5 [7] sprach Jesus: Du sollst nicht tödten. Wer aber tödtet, der ist des Gerichts schuldig. Ich aber sage euch, daß wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Raca, der ist des Raths schuldig. Wer aber sagt: Du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig.

Am Sonn-Tage Matth. 5 [8] sprach Jesus: Du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch, daß wer ein Weib ansiehet, ihr zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Hertzen.

Am Sonn-Tage Matth. 5 [9] sprach Jesus: Du sollst nicht falsch schwören. Ich aber sage euch, daß ihr gantz nicht schwören sollet, weder bey dem Himmel, denn es ist GOttes Stuhl; noch bey der Erden, denn sie ist seiner Füsse Schemel; noch bey Jerusalem, denn sie ist eines grossen Königs Stadt; noch bey deinem Haupte, denn du kanst nicht ein Haar weiß oder schwartz machen. Eure Rede aber sey: Ja, ja; Nein, nein. Was darüber ist, das ist von Arge.

Am Sonn-Tage Matth. 5 [10] sprach Jesus: Du sollst nicht stehlen. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstehet dem Argen, sondern wer dich zwingt, daß du mit ihm gehest eine Meile, mit dem gehe zwo.

Am Sonn-Tage Matth. 5 [11] sprach Jesus: Du sollst kein falsch Zeugniß reden. Ich aber sage euch, daß ihr gantz nicht schwören sollet, weder bey dem Himmel, denn es ist GOttes Stuhl; noch bey der Erden, denn sie ist seiner Füsse Schemel; noch bey Jerusalem, denn sie ist eines grossen Königs Stadt; noch bey deinem Haupte, denn du kanst nicht ein Haar weiß oder schwartz machen. Eure Rede aber sey: Ja, ja; Nein, nein. Was darüber ist, das ist von Arge.

Am Sonn-Tage Matth. 5 [12] sprach Jesus: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstehet dem Argen, sondern wer dich zwingt, daß du mit ihm gehest eine Meile, mit dem gehe zwo.

Am Sonn-Tage Matth. 5 [13] sprach Jesus: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstehet dem Argen, sondern wer dich zwingt, daß du mit ihm gehest eine Meile, mit dem gehe zwo.

Christina Friederica von Blankenburg

starb am 12. Januar 1712. in Quedlinburg, wo ihr Vater Graf Ernst Casimir gräflich war.

Am Sonn-Tage Exod. 20 [14] redete Gott zu den Israeliten alle diese Worte, und sprach: Ich bin der HErr dein Gott, der dich aus Egyptenland, aus dem Diensthause, geführet hat. Du sollst keine andere Götter haben neben mir. Du sollst dir kein Bildniß machen, noch irgend ein Gleichniß, weder deß, das droben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden ist, noch deß, das im Wasser unter der Erden ist. Du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen. Denn ich bin der HErr dein Gott, ein eifriger Gott, der die Missethat der Väter heimsuchet an den Kindern, bis in das dritte und vierte Glied, die mich hassen; und thue Barmhertzigkeit an vielen tausenden, die mich lieben, und meine Gebote halten.

Am Sonn-Tage Deut. 5 [15] redete Moses zu dem ganzen Israel, und sprach: Du sollst keine andere Götter haben neben mir. Du sollst dir kein Bildniß machen, noch irgend ein Gleichniß deß, das droben im Himmel ist, noch deß, das unten auf Erden ist, noch deß, das im Wasser unter der Erden ist. Du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen. Denn ich bin der HErr dein Gott, ein eifriger Gott, der die Missethat der Väter heimsuchet an den Kindern, bis in das dritte und vierte Glied, die mich hassen; und thue Barmhertzigkeit an vielen tausenden, die mich lieben, und meine Gebote halten.

Am Sonn-Tage Matth. 22 [16] sprach Jesus: Du sollst lieben GOtt deinen HErrn, von gantzem Hertzen, von gantzer Seele, und von gantzem Gemüthe. Dieß ist das fürnehmste und das erste Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweyen Geboten hanget das gantze Gesetz und die Propheten.

Am Sonn-Tage Luc. 10 [17] sprach Jesus: Du sollst lieben GOtt deinen HErrn, von gantzem Hertzen, von gantzer Seele, von gantzer Krafft, und von gantzem Gemüthe. Dieß ist das fürnehmste und das erste Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweyen Geboten hanget das gantze Gesetz und die Propheten.

Am Sonn-Tage Matth. 19 [18] sprach Jesus: Du sollst nicht ehebrechen. Du sollst nicht tödten. Du sollst nicht stehlen. Du sollst kein falsch Zeugniß reden. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren. Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.

Am Sonn-Tage Luc. 18 [19] sprach Jesus: Du sollst nicht ehebrechen. Du sollst nicht tödten. Du sollst nicht stehlen. Du sollst kein falsch Zeugniß reden. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.

Am Sonn-Tage Matth. 5 [20] sprach Jesus: Du sollst nicht tödten. Wer aber tödtet, der ist des Gerichts schuldig. Ich aber sage euch, daß wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Raca, der ist des Raths schuldig. Wer aber sagt: Du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig.

Am Sonn-Tage Matth. 5 [21] sprach Jesus: Du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch, daß wer ein Weib ansiehet, ihr zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Hertzen.

Am Sonn-Tage Matth. 5 [22] sprach Jesus: Du sollst nicht falsch schwören. Ich aber sage euch, daß ihr gantz nicht schwören sollet, weder bey dem Himmel, denn es ist GOttes Stuhl; noch bey der Erden, denn sie ist seiner Füsse Schemel; noch bey Jerusalem, denn sie ist eines grossen Königs Stadt; noch bey deinem Haupte, denn du kanst nicht ein Haar weiß oder schwartz machen. Eure Rede aber sey: Ja, ja; Nein, nein. Was darüber ist, das ist von Arge.

Am Sonn-Tage Matth. 5 [23] sprach Jesus: Du sollst nicht stehlen. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstehet dem Argen, sondern wer dich zwingt, daß du mit ihm gehest eine Meile, mit dem gehe zwo.

Am Sonn-Tage Matth. 5 [24] sprach Jesus: Du sollst kein falsch Zeugniß reden. Ich aber sage euch, daß ihr gantz nicht schwören sollet, weder bey dem Himmel, denn es ist GOttes Stuhl; noch bey der Erden, denn sie ist seiner Füsse Schemel; noch bey Jerusalem, denn sie ist eines grossen Königs Stadt; noch bey deinem Haupte, denn du kanst nicht ein Haar weiß oder schwartz machen. Eure Rede aber sey: Ja, ja; Nein, nein. Was darüber ist, das ist von Arge.

Am Sonn-Tage Matth. 5 [25] sprach Jesus: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstehet dem Argen, sondern wer dich zwingt, daß du mit ihm gehest eine Meile, mit dem gehe zwo.

Am Sonn-Tage Matth. 5 [26] sprach Jesus: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstehet dem Argen, sondern wer dich zwingt, daß du mit ihm gehest eine Meile, mit dem gehe zwo.

[1] Exod. 20, 1–17.
[2] Deut. 5, 6–21. [3] Matth. 22, 37–40. [4] Luc. 10, 27–28.

Herausgegeben von ihm wurden:

J. G. Sulzer's Theorie der schönen Künste und Wissenschaften. Neue Auflage. Leipz. 1786—87. 4 Thle. und öfter. — Seine Anmerkungen und Verbesserungen erschienen auch besonders unter dem Titel: F. v. Blankenburg's literärische Zusätze zu J. G. Sulzer's allg. Theorie d. schön. K. u. W. Leipzig, 1796—98. 3 Bde.

J. G. Sulzer's vermischte Schriften u. s. w. Leipzig, 1781.

G. J. Zollikofer's Predigten, nach seinem Tode herausgegeben. 7 Bde. Leipzig, 1788—89.

v. B. war ein überaus fleißiger, redlich strebender Mann, der mit den vielseitigsten Kenntnissen die äußerste Bescheidenheit verband. In Sulzer's Geiste (S. d.) fortarbeitend, suchte er größere Klarheit über Gegenstände aus dem Gebiete der Philosophie, der schönen Künste und Wissenschaften zu verbreiten zu einer Zeit, wo die Theorie derselben noch sehr im Werden sich befand, und man eben anfing, verjährte Vorurtheile auszurotten und hellere, gründliche Ansichten zu gewinnen. Wenn gleich seine Forschungen nicht eigentlich selbstständig zu nennen sind und sehr bald von den Leistungen späterer Jahre überflügelt wurden, so gebühret ihm doch das wohlverdiente Lob, unermüdlich thätig gewesen zu seyn und mit angeborenem feinem Geschmack oft das Richtige getroffen, besonders aber überall da, wo positives historisches Wissen das Haupterforderniß war, mit unermüdlicher Emsigkeit die Lücken ergänzt und die nothwendigen Materialien zum Baue für kommende Geschlechter zusammengetragen zu haben. Dies ist hauptsächlich der Fall in seinen Beiträgen zur sulzerschen Theorie. Sein Versuch über den Roman galt lange, und für die Zeit, in welcher er erschien, mit großem Rechte, als eine vortreffliche Arbeit. Minder glücklich war er im Romane selbst, denn seine Beiträge zur Geschichte des deutschen Reiches sind eine in vielfacher Hinsicht verfehlte Arbeit: auch gab er, da er das sehr bald einsah, in seiner zarten Bescheidenheit jede Fortsetzung derselben auf. —

Vgl. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bd. 59. St. 2. S. 301—3011.

Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1796 Bd. 2. S. 383—399.

Sein Portrait findet sich vor dem 90. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek

---

Alexander von Blomberg,

mit seinem vollen Namen Karl Alexander Johann Ludwig Freiherr von B., ward am 31. Januar 1788 zu Jagenhausen im Lippeschen geboren, trat bereits in seinem dreizehnten Jahre in preußische Militärdienste, nahm Theil an der Schlacht von Jena, ward nach derselben auf sein Ehrenwort entlassen und lebte nun geraume Zeit zu Berlin, bis er 1809 an Schill's Zuge Theil nahm, wofür er ein Vierteljahr Festungsarrest erdulden mußte. Darauf trat er wieder als Lieutenant und Adjutant in die preußische Armee, ging aber 1812 in russische Dienste und ward Adjutant des General Tettenborn. Eine feindliche Kugel tödtete ihn am 20. Februar 1813 vor dem schönhäuser Thor zu Berlin.

La Motte Fouqué gab 1820 seine hinterlassenen Schriften heraus. Sie enthalten die Trauerspiele Konradin von Schwaben, Waldemar von Dänemark und kleinere Gedichte.

Als Dichter erhebt sich A. v. B. nicht über die Sphäre der Mittelmäßigkeit; Reflexion vertritt zu oft bei ihm die Stelle der Phantasie und der Begeisterung. An seinen Trauerspielen ist allenfalls eine consequente Durchführung der Charaktere und die gebildete, aber keineswegs schwungreiche Diction zu loben; doch zeugen seine sämmtlichen poetischen Leistungen von redlichem Wollen und ernstem Streben für Recht, Tugend und Vaterland. —

Wilhelm von Blomberg,

des Vorigen Bruder, Offizier in preußischen Diensten zu Düsseldorf, ward am 6. Mai 1785 zu Jagenhausen im Lippeschen geboren, studirte von 1805 bis 1809 in Halle und Heidelberg, privatisirte darauf und trat 1813 in die preußische Armee.

Von ihm erschien:

Satiren über das göttliche Volk. Lemgo, 1811—1817. 2 Thle. N. A. 1823.

Thomas Aniello. Trauerspiel. Hamm, 1819.

Das Leben J. F. Steinert's. Lemgo, 1823.

Hermann's Tod, Trauerspiel. Hamm, 1824.

Gedichte. Stuttgart, 1826.

W. von B's Satiren sind unbedingt seine vorzüglichste Leistung. Edle Gesinnungen, ein reges Talent der Auffassung des Tadelnswerthen, feine Ironie neben scharfem Spott und eine sehr gebildete Sprache, so wie ein gewandter Versbau zeichnen dieselben höchst vortheilhaft aus und machen sie um desto empfehlenswerther, je ärmer die deutsche Literatur an Gedichten dieser Gattung ist. — Nicht so bedeutend sind seine Trauerspiele; der Verstand herrscht zu sehr vor, und es fehlt ihm, wie seinem Bruder, an tieferem Schwunge poetischer Begeisterung. — Unter seinen Gedichten sind einzelne gelungen zu nennen. —

I.

Die Satire.*)

Viele Lehrer hatt' ich zuerst, ein lockiges Knäblein,
Schwarz im blonden Volke daheim: Gestorbener Zeugniß
Reden und Thun, und Lebender viel, und hatte die Zunge
Früh gelöst, und schaute mit keckem Auge die Dinge,
War nicht friedlich daheim, in andere Häuser zu schauen
Lohnete mehr, und kühn dem Sinn mit dem Tritte zu folgen.
Und ich wähnt' in dem Strahle des Tags die Geister zu sehen,
Tief in den Mienen versteckt, auf Lipp' und Augen erscheinend.
Einige lockten mich an und zeigten mir himmlischen Ursprung,
Stimm' und Gestalt bewegend wie oben über den Sternen;
Andere zogen mich Armen hinab in die finstere Erde,
Weisend die Noth, und das Spiel des alloverderbenden Zufalls,
Und dem Gehafften naht' ich mich oft, willkommen ihm selbst nicht.
Und es mahnete mich mit jeglichem Alter zu reden,
Und in den Schulen erkühnt die zürnenden Lehrer zu lehren.
Drohenden sagt' ich: „Es ist nicht Schuld der eigene Wille,
„Also will es in mir ein unbezwingliches Leben
„Denn zwei Wege muß ich zugleich abwandern und aufwärts;
„Heute seyn im Olymp und morgen bei den Gesellen;
„Deßhalb schmähet mir nicht gesondertes Wissen und Reden.
„Drum ja seht ihr mich schwarz vor vielen anders gestaltet,
„Hüten könnt ihr euch immer, und eure Ohren mit Wachse
„Schließen, daß ich euch nicht mit böslicher Zunge verderbe.
„Aber habt ihr einmal die argen Worte vernommen,

*) Aus: Wilh. Freiherrn Blomberg's Satiren über das göttl. Volk. 2. Aufl. Lemgo, 1823.

„Zürnet mir nicht, auch folget mir nicht, und haltet an Eurem.
„Denn ihr sinket hinab, ich schweb' euch oben ein Irrlicht.
„Helfet mir nicht zum Gesang mit euren Stimmen, und leset
„Giftige Kräuter nicht auf, mir Stoff in die Hände zu geben.
„Denn euch brennen sie nur, mir sind sie spielender Umgang."
Als ich nun so im heimischen Volk dem Treiben begegnet,
Vieles redend am Weg' und im Wald, und erfülletem Markte,
Nahte sich mir ein finsterer Mann, und sah mir das Auge
Scharf, und gab mir die Hand, und zog zu heimlichem Wort mich.
„Lange," redet' er, „irr' ich, ein solches Wunder zu finden,
„Und ich achtete schon, vergeblich laufe der Pfad mir
„Hin von Norden nach West und Süd, und hin nach dem Aufgang.
„Dich nun kannt' ich sogleich aus Tausenden, also geschieden
„Zeigst du von andern dich, und dich den Gesuchten nah mir.
„Auf mit mir in den Wald, du sollst ein Wunder vollenden.
„Denn ich seh' es an dir, du bist ein göttliches Mittel,
„Helfend in mancherlei Pein und Nöthen dem Menschengeschlechte;
„Wie einst unter das Kraut ein mächtiges mischte der Weltgeist,
„Dem die Gewalt gegeben hinein in die innerste Seele,
„Wunderbar wirkend zu dringen dem übermüthigen Menschen.
„Also mit ätzendem Saft die Wunden zu heilen verstehst du,
„Und in Erstorbenes wieder lebendige Keime zu pflanzen."
Und ich sprach: „Was suchst du bei mir, und preisest mich also?"
Und er sagte mir noch: „Ein Greis ist dorten zu sehen,
„Ganz im Gemüthe verwirrt und blind und leidend und hülflos,
„Aber den Königen König im weiten Runde der Erde,
„Wenn du verlornes Erkennen von sich und den wirklichen Dingen
„Wieder erweckst im Gemüthe, das fern dem irdischen Ursprung
„Irrt im Beschaun der Götter an Lethes fesselnden Ufern.
„Also hält ihn der zaubrische Kreis in seiner Gewahrung,
„Daß er des Wahnsinns Herrlichkeit nie dir willig vertauschet
„Mit der kalten Vernunft und nackt beschauetem Leben.
„Du nun wahrlich, du wirst mit Worten lösen die Zauber,
„Daß er sich selber erkennet, und niederstürzen in seinem
„Innern die goldenen Säulen des eingebildeten Tempels,
„Und er auch uns erkennt, beschämt aus der Lüge sich windend."
Und wir gingen, den Mann zu finden, in dunkle Gebirge
Einsamen Pfad, und klimmten an Felsen nieder und aufwärts.
Endlich fanden wir ihn vor einsamer Hütte gelagert.
Blind nun war er und sang ein finster tönendes Lied sich.
Und ich faßte mir Muth und sprach zu dem Greise die Worte:
„Was nun härmst du dich hier in Nacht und einsamer Wildniß,
„Fern von helfender Hand und alterpflegender Liebe?
„Aber die Augen sind dir geblendet, also erscheinet
„Alles anders in dir, und fremd gar dünket dir endlich
„Solch unseeliges Loos und dich betrügendes Leben.
„Weißt du nicht, daß du der König des mittleren Waldes der Erde,
„Daß zu dienen um dich die andern Menschen bestellt sind?
„Und du steigst den Berg nicht hinan, das Scepter zu führen,
„Und du entwöhnest das Volk, die herrschende Stimme zu hören?
„Auf, besinne dich wohl, und fremd nicht sey's und verstandlos,
„Was ich dir eben gesagt, den Herrschenden werde der Erste.
„Denn nicht schwach ja ist dir der Leib, und edel die Bildung,
„Abzulenken von dir den Troß der niedrigen Seelen,
„Und um das Edelste selbst die herrschenden Netze zu spannen.
„Aber schauern wirst du dich selbst erkennend im Worte,
„Wenn ich dir weiter erzählt, wie du und die Erde geschieden,
„Und wie streng der Gewalt der eiserne Scepter gebühre,
„Und allein mit dem Eisen gestählt auflebe die Freiheit.
„Wieder erblicke den Stern, den deiner Jugend die Götter
„Hefteten, welchen du selbst in Nebelwolken gehüllt hast,
„Und empfange das dir vergessene Zeichen des Lebens."
Dieß nun sprach ich, es neigte der Greis das geblendete Antlitz
Nieder, und sprach abwendend von uns zu der eigenen Seele:
„Also neiget die Blüthe sich mir, der tödtende Staub sinkt
„Ueber mich hin, und Duft und Blätter wollen vergehen.
„Wagt ihr, gegen den Tod zu streiten, thörichte Menschen?
„Retten wollt ihr auch das Unrettbare, öffnen das Auge
„Dem für die Nacht, der Sonnen in sich und Himmel zu schaun hat,
„Und nach hellerem Tag aus Todesnächten emporstrebt?
„So nun sah mich gewachsen der Wald, und den grünenden Wald ich.
„Beide scheiden wir wohl, seht ihr die goldenen Säulen
„Nicht im Innern mir anjetzt, so werdet ihr einst sie
„Steigen sehn aus der Asch' empor an die Bogen der Sterne.
„Gönn ich in Frieden euch alles, und harre wie es auch werde,
„Thut ein gleiches an mir, und glaubet wo es vergönnt ist.
„Also kannt' ich mich selber, und hielt mich fern von den andern."
Und mich grauset' die Rede, die Wang' bemeisterte Schaam rings.
Weg nun wandt' ich den Blick, beschämt auf den Führer ihn heftend.
Aber er schwieg und deutete wieder das Wort zu ergreifen.
„Höre mich Greis," so sprach ich, „und reichte nimmer zu hart mich.
„Denn es ward mir ein Stachel gegeben unter die Blätter,
„Diesen breche zuvor, wer in den Händen die Blume
„Sicher zu führen bestrebt, und freudige Düfte zu athmen.
„Dem gefällt auch die Knospe, das herbe Blatt und der Stengel,
„Welcher das liebliche Bild der Blume führet im Innren.
„Was ich gesagt, es redets durch mich ein finsterer Alter;
„Aber im Munde der Jugend ergrünt die verständige Rede:
„Höre mich Greis, verdamme mich nicht, denn jugendlich bin ich."
Und es horchte der Greis, und wendete zu mir das Antlitz:
Und er sprach: „Mein Sohn, du spät aus dem Staube Gebohrner,
„Wo nichts weiter entblüht, und rings die Herrlichkeit alle
„Sinkt in Trümmer zurück, und gleich sich alles hinabdrängt.
„Wie nur kommst du mir an, ein weches schauriges Stündlein,
„Aehnlich dem Schwert und der Wage, die That zu prüfen dem Todten?
„Aber ferne den Alten von dir, und wie er auch schweige,
„Denn ich liebe die Absicht nicht, sie störet mit Bösem;
„Du nur rede mir frey, dich hör' ich, rede mir immer!"

Der Dichter und Teut. *)

(Ein Traum.)

Es lachte draußen Lenz, und Lenz war innen:
Dem Dichtermuthe wonniges Behagen,
Des Frühlings Phantasie'n im Spiel zu haschen;
Zu kosen mit dem duft'gen Lenzesathem,
Zu spielen mit dem Himmel, mit der Erde:
Mit Vöglein, Blumen, flücht'gen Schmetterlingen
Den Sommerstrahl zu fangen, und zu meiden.
Doch ward der Drang getrieben nach der Ferne.

Denn droben wußt' ich, auf dem Bergesrücken
Der sich von Osten waldvoll zieht nach Westen,
Wohn' ein bejahrter Ackersmann, in saurer
Und thät'ger Müh besorgt um Haus und Garten,
Der Vater Teut geheißen. Nicht zu lernen
Von seiner Kunst, nicht um die Frucht zu handeln,
Auch nicht bey ihm zu weilen war mein Wille.
Doch hört' ich, hegt er auch ein Blumengärtlein
Gelegen an der warmen Mittagssonne.
Drinn meint' ich blaue zarte Frühlings-Krokus
Und duft'ge Hyazinthen anzutreffen.

Nicht für mein Mädchen wollt' ich diese brechen,
Nein, mit den Wurzeln sie aus Teut's Gehege
In meinen eig'nen Frühlingsgarten pflanzen;
Und wollte Teut mir solches nicht gewähren,
Dacht' ich mit List sie dennoch zu erhaschen.
Denn wohlbedacht war ich auf meinen Garten,
Verliebt in jede duft'ge Frühlingsblume.
Und hielt die Blumen alle mein von selber;
Doch auch nichts and'res mein, als nur die Blumen.

Drauf spannt ich vor des offnen Wagens Muschel
Zwei muntre Rosse, flüchtig wie der Lenker.
Die Geißel hielt ich hoch in meinen Händen;
Und ohne sie zu brauchen, flog der Wagen.
Die Lüfte spielten mild um Brust und Locken.
Denn Hut und Ueberrock hatt' ich vergessen,
Wiewohl zu Teut der Weg nicht kurz zu nennen.
Rings flog an mir vorüber Wald und Wiese,
Und Dorf und Weiher. Doch im Herzen voller
Des Lenzes Aufblühn tragend als im Auge,
Trat immer näher aus der fernen Bläue
Das Waldgebirge Teut's in farbge Klarheit.

Doch ward der Pfad nun wild an dem Gebirge,
Und über Stein' und knot'ge Wurzelstränge
Ging es nicht ohne Schwung der Geißel aufwärts.
Nicht dacht' ich an der Rosse Schweiß und Arbeit,
Nicht an des Wagens, und an 's eig'ne Schicksal,
Im Herzen nur den Trieb nach blauen Blumen.

---

*) Aus: Wilh. Freih. v. Blomberg's Gedichten. Stuttgart und Tübingen, 1826.

Wie ſteigend, und gewunden auch am Abhang,
Der Weg im jähen Abgrund ſchien zu enden,
Ich achtet's nicht, und wagt's, und kam zum Gipfel.

Hier ſchwebt' ich leicht, vor mir die Sonn' im Süden,
Und raſig lief zur rechten, waldbegränzet,
Entlangs der Höh', der Weg auf grünen Matten.
Hier ſah ich unter mir mit Wohlbehagen
Ein tiefes Thal zur linken ſich eröffnen.
Drinn floß ein breiter Strom, noch laut ſich wirbelnd
In hohen Fluthen, trieb von Winterunmuth,
Der Schollen Hemmung zornvoll mit ſich reißend.
Nur fern erblickt' ich ruhiger den Spiegel,
Des Schiffervolkes aufgeſchwellte Segel,
Und ihre Loſung tönt herauf von Abend.

Ich ſah die Aecker Teut's ſich aus den Waſſern
Mit neuem Grün erheben, ſah die Arbeit
Auf höhern Feldern, ſah die Dämme beſſern.
Doch während ſchweigend die poet'ſchen Blicke
Sich an der unt'ren Menſchenarbeit freuten,
Entging mir, wie die Spur zu Teut's Behauſung
Sich immer mehr verlor. Nicht Weg nicht Wagen
Nicht Roſſe ſtörten die beſchau'nden Augen.
Ich merkte nicht, daß dem poet'ſchen Fuhrwerk'
Ein ſolcher Weg, trotz aller Müh, verſagt war.

Doch plötzlich fiel ich aus dem Frühlingstaumel.
Denn meine Roſſe, die ſo leicht mich aufwärts,
Die ſo gefahrvoll mich ſo kühn gefahren,
Vermißt ich plötzlich vor der Wagenmuſchel.
Auch von dem Wagen blieb nicht Sitz, nicht Deichſel;
Sogar auch drei der Räder ſah ich ſchwinden.
Nur *eines* lag noch auf der Spuren Ende.
Da ſtand ich hülflos vor des Ziels Erreichung.
Vergeblich ſah ich mich nach allen Seiten,
Nach oben um, nach unten in Verzweiflung.

Vergebens hofft' ich, ſcherzend oder boshaft,
Den Grund des Mißgeſchicks, durch Zauberſtimmen
Aus irgend einem Winkel zu vernehmen.
Doch Stille blieb; und ich, die Blumen immer
Mit wandelloſem Drang in meinem Herzen,
Vermogte nicht den theuren Reſt zu laſſen,
Nicht vor dem innern Vorſatz umzulenken.

Ermannet griff ich in des Rades Felgen;
Und jenes Rad, das mich ſo treu getragen,
Wälzt ich nun dankbar, und beſorgter Pflege,
Vor mir auf engem Pfad zu Teut's Behauſung.

Drauf an des weiten äußern Hofs Verzäunung
Gelangt ich da, wo an dem Weg der Garten,
Mit hölzernem Geländer ſchlecht umgeben,
Zugänglich *jedem*, aus der Wildniß abſchied.

Den Garten fand ich ſonder Pfleg' des Eigners;
Zertreten Weg' und Beete. Nur die Reſte
Vergeſſ'ner Sorg' entwanden ſich dem Boden;
Hier eine wild entwöhnte Taxushecke
Angſtvoller Scheer' entwachſen; dort die Lauben
Mit rings verwachſ'nem Eingang, wildem Schirme;
Ausländ'ſche Blumen halb im Weg vertreten,
Und Unkraut wuchernd über zarten Knospen.
Hohnlachend blickt' der alte kerngeſunde
Hochwald, mit ſeinen Buch- und Eichengipfeln
Und Edeltannen, in den Teut'ſchen Garten.
Doch ſchien mir leicht nun meines Drangs Erreichung.
Denn wer wird nach dem Ungeſchätzten fragen,
Wenn ſich der Eigner ſelbſt entwöhnt der Blumen?
Da fiel mein Blick auf ferne blaue Blümlein,
Und unter Unkraut glaubt' ich zu erblicken
Die ſüßen Blumenkelche, mir ſo theuer.

Drauf legt' ich ſanft mein Rad an das Geländer,
Und ſchwang mich leicht in den verſäumten Garten.
Doch als ich jene Pflänzlein näher ſchaute,
Gewahrt ich, daß nicht Krokus ſey die Blume;
Daß *eine Diſtel*, jugendlich noch keimend,
So Farb' als Bau nachahmend' auf Stachelblättern.
Und doch gefiel mir dieſe ſelt'ne Pflanze.
Viel' mit den Wurzeln hob ich aus dem Boden.
Auch hob ich eine Knospenhyazinthe
Daneben, mit der Zwiebel aus der Erde.

Kaum hatt' ich in den Händen meine Beute,
Als ſich der alte Hausherr langſam näh'rte;
Und fürchtend ſeinen Zorn eilt' ich zur Seite',
Und barg im Moos den Raub. Dann eilt' ich muthig
Entgegen ihm, nicht ohne Zwang ihn grüßend.
Doch freundlich war der Mann, als kenn' er lang mich;
Und grüßte bieder, gab mir auch die Rechte.
Treuherzig war ſein Blick, ſtill und geſchäftig,
Doch kein Behagen zog ihn auf den Garten.
Gealterte, doch kräft'ge Züge, hüllt er
Im grauen Ueberrock, von magerm Tuche;
An woll'nen Strümpfen klappt ihm der Pantoffel,
Und graues Haupthaar blickt aus weißer Nachtmütz'.

„Willkommen," ſprach er: „viele Freunde kommen,
„Zu ſehen meinen Flor in meiner Wirthſchaft.
„Seit ich erlöſt bin von dem Diebsgeſindel,
„Hat Gott die Wirthſchaft wiederum geſegnet.
„Nur macht mir oft das baare Geld noch Sorge.
„Jetzt bau' ich an dem neuen Vorrathshauſe,
„Mit herrlichem Gelaß für Korn und Früchte.
„So's dir beliebt, will ich den Bau dir weiſen."

Drauf eilt' er mir voraus nach der Behauſung,
Die wie ein Kloſter, das von Mönch und Nonne
Verlaſſen, und zur Pachtung eingerichtet,
In Stein- und Holz-Bau wechſelnd, ſich emporhob.
Geſtützt war Altes ſtets mit neuer Hülfe.
Nicht zierlich prangt' der Hof von neuem Pflaſter,
Nein, rings erfüllt mit Dünger aus den Ställen,
Führt' drüberhin ein Pfad auf ſchmalen Brettern,
Selbſt in die Wohnung Teut's zur Eingangspforte.
Im Hauſe war in engen Kloſtergängen
Des Tages Licht nur kümmerlich verbreitet;
Nur einzeln proteſtirten neue Scheiben,
Gefügt zum dunkeln Glas im alten Rahmen.

Da ſagte Teut: „Zu meiner Frau und Kindern
„Will ich dich nicht in die Gemächer führen.
„Du kommſt zu ſpät. Es iſt ſchon hoch am Tage.
„Denn Frau und Kinder haben voll der Arbeit,
„An Spinnen, Weben, Kochen, Haushaltsmühen.
„Denn ſehen wirſt du nun mit eignen Augen,
„Wie jeder ohne Raſt ſich drinn beſchäftigt.
„Ein ſolcher Haushalt koſtet Schweiß und Mühe,
„Und Schweiß und Mühe ſelbſt ſind ſeine Früchte."
Dabei ging aus den Blicken ihm ein leichter
Scherzhafter Strahl auf mich, den luſt'gen Dichter.
Drauf führt' er mich durch Windeltreppen höher,
Und ſchloß den Speicher auf. Mit Wohlbehagen
Wies er mir ſeines Kornes reichen Seegen;
Auch künſtlich ausgedachte Mäuſefallen
Des eig'nen Genie's preisliche Erfindung.
„Drin," ſprach er: „fing ich manch' korngierig Mäuslein;
„Ja manche fremde Land- und Waſſerratte."
Dann eilt er zu des langen Speichers Ende,
Und ſchloß ein Thürlein auf, daraus mir weiſend
Des neuen Baues jüngſt erhob'ne Giebel,
Die unbekleidet noch, zum alten Dache
Sich, wohl gezimmert, aus dem Grunde fügten.
Tief unten tönt' es von der Maurer Arbeit,
Und oben klopft' es bei den Zimmerleuten,
Denn an den Latten nagelte man munter.
Dort ſah ich ſtaunend manchen Freund im Schurzfell,
Mit Winkelmaaß und Kell' und Hammer ſtehen,
Den ich in deutſchen Herrſcherſtädten wußte
Mit Rath und That bereit zu Amtsgeſchäften.
Sie grüßten mich, nur nicht die Arbeit hemmend.

Da ſprang mir Teut voran von Balk' zu Balken,
Und ſonder Zaudern folgt' ich ſeinen Tritten.
Doch plötzlich ſah er ſich nach ſeinem Dichter
Im Springen fragend um, als wollt' er ſagen:
„Haſt du den Hammer noch nicht in den Händen?"
Da ſank mein Blick zuerſt herab zur Tiefe,
Und wirrer Schwindel faßte Kopf und Sinne.
Da beugt ich mich, und ängſtlich feſt mich klammernd,
Faßt ich den Balken, kriechend bis zum Giebel,
Und drückte mich zum Niederſteigen abwärts.
Da ſchallte laut des Arbeitsvolks Gelächter.
Denn unbekannt war allen ſolch ein Schwindel;
So hoch zu kommen, und ſo ängſtlich nieder
Vom Dach, ſich von der Arbeit abzudrücken.

Als ich mit Zittern unten angelanget,
Ward mir die Angſt wohl ſelber zum Gelächter.
Doch eilt' ich gleich zum Ort im Blumengarten,
Wo ich die Pflänzlein in dem Moos geborgen.
Die nahm ich freudig, lief zu meinem Rade,
Es hebend, wälzend wie vorhin, doch heimwärts.

Ich schaff mir an ein Pferd, ich kann nicht
Ich schaff mir an ein Pferd, ich kann nicht
Ich schaff mir an ein Pferd, ich kann nicht

Am andern Ende jener Mauer hob sich
Ein Tempel, eingefügt dem alten Viereck.
Der Eingang fand sich an der Außenseite,
Und an den Stufen stand ein Cicerone.
Der winkte mir, und sprach: „Wollt ihr nicht sehen
„Das schöne Grabmahl des gefall'nen Hauptmann's?
„Der an der Mauer selbst so kühn gebrochen,
„Dann sie für andre wieder hergestellet,
„Und unterging im Kampfe für die Mauer?"
Die Neugier trieb von den Gesellen keinen;
Nur ich allein begab mich auf die Stufen.

Drauf führte mich mein treuer Cicerone
Hinab auf düstrer Stieg' in das Begräbniß.
Gar traurig fiel durch eine schmale Oeffnung
Das Licht in eines dunkeln Kellers Tiefe.
Da zeigte mir mein Führer an der Erde
Ein Hüglein Kalch, ohn' eines Grabes Zeichen.
Und sprach: „Hier ruht der Hauptmann aus vom Kampfe."
Und mit den Worten wehte der Verwesung
Betäubender Geruch zu meinen Sinnen;
Und kehrend wollt' ich gleich den Ort verlassen.
Doch faßte mich am Arm der Cicerone,
Und sprach: „Das schönste habt Ihr nicht gesehen,
„Habt nicht gehört die seltnen Trauertöne,
„Die unsre hohe Kunst in Harmonieen
„Um den gefall'nen Hauptmann ausersonnen."
Drauf führt er mich in einen tiefern Keller;
Drin stand auf einem Vorsprung, ein gewalt'ger
Gar riesenschöner jugendlicher Krieger;
Und seine nerv'ge Hand hielt einer Walze
Gewund'nen Eisengriff zum Drehn umklammert;
Und in der Walze sah man tücht'ge Hebel,
Eingreifend in die Deckel mächt'ger Röhren
Von Menschenhöh' und Umfang, wie die Pfeifen
Der Orgel, an des Kellers Wand gereihet.
Drauf griff der Mann zur Arbeit in das Kunstwerk.
Und als die Hebel hoben an den Deckeln,
Begann, aus der erschloss'nen Röhren Bäuchen,
Ein tief gepreßter Klageton zu steigen,
Bald männlich dumpf, bald weiblich hoch erschallend;
Doch mannichfaltig, und harmonisch folgend,
Stieß rund den Ton ab, der gefall'ne Deckel.
Und schaudernd mußt ich hören diese Klagen,
Gepreßt aus eingeengten Menschenbrüsten,
Von Frauen, Männern, Kindern, eingekerkert,
Und eingestimmt zu Trauermelodieen.
Drauf bot ich ängstlich, um zu gehn, dem Krieger
Für seine schwere Müh' ein passend Trinkgeld.
Doch schlug er's ab, und sprach: „Man zeigt es gratis."
Und freundlich bot er mir die Hand zum Abschied.
Dann führte mich der Cicerone weiter.
Auf breiten Treppen stieg ich auf zur Halle.
Von Alabaster glänzte die Kapelle.
Auf weißen Marmorsäulen trugen zierlich
Die hohe Wölbung gold'ne Kapitäler;
Und ausgeschmückt mit golderhabner Arbeit
Wies jede Wand glanzvolle Schlachtgebilde,
Unzähl'ge von des Hauptmanns Welterstürmung.
Doch wo der Altar steht in einer Kirche
Hing eine Tafel von gediegnem Golde,
Darüber ich, mit umgestürztem Bauche,
Des Hauptmanns Urne wähnte zu erblicken.
Doch als ich näher trat an dies Gebilde,
Fand ich im Schild der Tafel ausgetrieben,
Gewinde von des Ebers krummen Hauern,
Fischgräten, Dornen, Stacheligelfelle,
Darunter Disteln, Pelargonienſaamen,
Brennesseln, geißelartige Verschlingung;
Und als ich näher nach der Urne blickte,
Die auf den scharfen Mittelring gefallen,
Nahm ich es wahr, daß diese runde Vase
Ein um die Achs gedrehtes Menschenantlitz
Nachbildete, das auf der Nase ruhte,
Da dem Gefäß der Fuß gebrochen worden.
Da fand ich an der Züge Schwung und Schärfe,
Am starken Kinn und an der kühnen Stirne,
Die Aehnlichkeit des Bild's mit jenem Hauptmann.

Drauf ging ich ohne Säumen aus der Grotte,
Und meine Hyazinth' und blaue Distel
Trug ich, weit wissender als sonst, zur Heimath.

Joachim Christian Blum

ward am 19. November 1759 zu Rathenau geboren und hatte das Unglück, in seinem fünften Jahre überritten zu werden, wodurch er lebenslänglich eine wankende Gesundheit behielt. Anfangs zum Kaufmannsstande bestimmt, widmete er sich nach dem Tode seines Vaters dem gelehrten Stande, erhielt seine Vorbildung auf dem joachimsthalischen Gymnasium in Berlin und studirte seit 1759 zu Frankfurt an der Oder die schönen Wissenschaften. Nach vollendeter akademischer Laufbahn kehrte er in seine Vaterstadt zurück und privatisirte hier bis an seinen Tod, der am 28. August 1790 erfolgte.

Er gab heraus:

Spaziergänge. 3 Thle. Berlin, 1774. 3. Aufl. Stendal, 1785.
Neue Spaziergänge. Leipzig, 1784. N. A. Stendal, 1790.
Reden von dem Verfasser der Spaziergänge. 2 Thle. Leipzg. 1777—78.
Deutsches Sprichwörterbuch. 2 Bde. Leipzig, 1780—82
J. C. Blum's sämmtliche Gedichte. Leipz. 1776. 2 Thle.
Neuere Gedichte. Züllichau, 1785.
Das befreite Rathenau. Schauspiel. Leipz. 1775.
Einzelne Aufsätze und Gedichte in der Berlinischen Monatsschrift u. s. w. —

Als Prosaist zeichnete sich J. C. B. zu seiner Zeit durch einen angenehmen, gewandten Styl, Güte und Sanftmuth des Herzens und Redlichkeit der Gesinnungen aus; doch fehlt es ihm durchaus an Tiefe und Kraft. Seine Gedichte, leicht und gefällig, im Geschmack seiner Zeit, sind im Ganzen unbedeutend und haben sich nicht lange im Andenken seines Volkes erhalten.

Folgende sind im Ganzen nicht ungefällig.

Das gerechte Mitleiden.

Nicht den Sisyphus beklag' ich,
Nicht den schwindelnden Ixion,
Nicht den Tityus, der Schmerzen
An dem Eingeweide duldet;
Arbeit, Schwindel, Seitenstiche
Sind den Sterblichen nicht fremde.
Unter allen Hochverräthern,
Die der Acheron umschließet,
Jammert mich der arme Tantal:
Der Verlaßne schmachtet, lechzet,
Dörret, daß er brennen möchte;
Und kein Mensch giebt ihm zu trinken.

An Dorilis.

Wenn ich König wäre,
Alles gäb' ich dir:
Freudenfeste, Gold und Ehre,
Meinen Thron, mein ganzes Leben
Theiltest du mit mir.
Und doch, glaub' ich, hätt' ich dir,
Gäbst du mir dein Herz dafür,
Wenig oder nichts gegeben.

Aloys Blumauer,

einer der glücklichſten komiſchen Dichter Deutſchlands, ward am 21. December 1755 zu Steyer im Lande ob der Ens geboren, erhielt ſeine erſte Bildung in ſeiner Vaterſtadt, trat hierauf 1772 zu Wien bei S. Anna in den Jeſuitenorden und privatiſirte daſelbſt, nachdem dieſer aufgehoben worden, ſich ſeinen Unterhalt durch Unterricht erwerbend. Später ward er Cenſor, gab jedoch dies Amt 1793 auf und übernahm die gräffenſche Buchhandlung. Er ſtarb am 16. März 1798.

Seine Werke ſind:

Virgil's Aeneis, traveſtirt von Blumauer. 3 Bde. Wien, 1784—88.
Geſammelte Gedichte. Wien, 1782. Anhang dazu 1783. N. A. Wien, 1787. 2 Bde.
Erwine von Steinheim. Trauerſpiel. Wien, 1780.
Sämmtliche Werke. 8 Bde. Leipzig, 1801—3. N. A., beſorgt von Kiſtenfeger. München, 1827. 4 Bde. Ferner Königsberg, 1827. 4 Bde.

Blumauer's reges Streben für Aufklärung in ſeinem Vaterlande fand in Oeſterreich, wo es zu ſeiner Zeit gar ſehr an Dichtern von Bedeutung fehlte, lebhafte Anerkennung; ſeine Werke wurden daher in jenen Gegenden mit großer Theilnahme geleſen, während ſie im übrigen Deutſchland nur allmählich bekannt wurden und ſich bei Weitem nicht deſſelben Beifalls erfreuten. Am Vorzüglichſten erſcheinen ſeine komiſchen Leiſtungen, die ſich durch einen geſunden, derben und burlesken, jedoch mitunter plumpen und cyniſchen Witz hervorheben; nur ſind leider viele derſelben nicht von wirklichen Gemeinheiten und Unanſtändigkeiten frei zu ſprechen. Die beiden erſten Geſänge ſeiner traveſtirten Aeneis möchten wohl als das Gelungenſte unter ſeinen derartigen Verſuchen zu betrachten ſeyn. In ſeinen ernſten Gedichten trat er in Bürger's Fußtapfen; es fehlt ihm hier durchaus nicht an Kraft und redlichem Wollen, aber wohl zuweilen an Grazie, Begeiſterung und Tiefe, ſo daß ſeine Verſe mitunter nicht viel mehr als gereimte Proſa ſind: auch iſt er hin und wieder zu nachläſſig in der Behandlung der Form, was um ſo mehr zu tadeln iſt, als er an anderen Stellen beweiſt, daß er dieſelbe, wenn er will, meiſterhaft zu beherrſchen verſteht. — Seine proſaiſchen Leiſtungen offenbaren ein ehrenwerthes Streben nach Kürze und Klarheit; ganz verfehlt dagegen iſt ſein Trauerſpiel: Erwine von Steinheim, eine mit dem unerträglichſten Pathos bloß auf Effect berechnete Nachahmung einer Gattung von Dramen, welche zu jener Zeit in der Mode waren.

Die beiden Menſchengrößen *).

Menſchengrößen giebt es zwei hienieden,
Eine jede kleidet ihren Mann.
Das Verdienſt webt beide, doch verſchieden
Sind die Fäden und die Farben dran.
Eine hüllet ſich in eitel Licht,
Wo die andre ſanfte Farben bricht.

Wie die Sonne glänzt und ſtrahlt die eine,
Welten wärmt und brennet ihre Glut;
Und die andre gleicht dem Mondenſcheine,
Der nur Nachts im Stillen Gutes thut.
Jene blendet mit zu vielem Licht,
Dieſe leuchtet, aber blendet nicht.

Wie ein Bergſtrom über Felſenſtücke,
Rauſchet jene, laut und fürchterlich;
Dieſe windet, unbemerkt dem Blicke,
Wie ein Bach durch die Geſträuche ſich.
Jene brauſet und verheert die Flur,
Dieſe tränket und erquickt ſie nur.

Jene baut ſich Ehrenmauſoläen
Aus den Trümmern einer halben Welt;
Dieſe fühlt ſich reicher an Trophäen,
Wenn ſie Thränen regen Dankes zählt.
Jene bauet ihren Ruhm in Stein,
Dieſe gräbt ihn in die Herzen ein.

Jene läßt mit lautem Ruhm ſich lohnen,
Und ihr Aufenthalt ſind Thronen nur;
Dieſe ſieht man auch in Hütten wohnen,
Und ihr Lohn iſt Seegen der Natur.
Jene kann ein Kind des Glückes ſeyn,
Dieſe dankt ihr Daſeyn ſich allein.

Größe lauten Ruhmes! deiner Schwingen
Breite gleicht dem Himmelsfirmament;
Aber deinen Standort zu erringen
Iſt nur wenig Sterblichen vergönnt.
Stille Größe! dich nur bet' ich an,
Dich nur, denn du biſt für jedermann.

*) Aus: Gedichte von A. Blumauer. Wien, 1787. 2 Bde.

Lied der Freiheit.

Wer unter eines Mädchens Hand
Sich als ein Sclave ſchmiegt,
Und von der Liebe feilgebannt,
In ſchnöden Feſſeln liegt,
Weh dem! der iſt ein armer Wicht,
Er kennt die goldne Freiheit nicht.

Wer ſich um Fürſtengunſt und Rang
Mit ſaurem Schweiß bemüht,
Und eingeſpannt ſein Lebelang,
Am Pflug des Staates zieht,
Weh dem! der iſt ein armer Wicht,
Er kennt die goldne Freiheit nicht.

Wer um ein ſchimmerndes Metall
Dem böſen Mammon dient,
Und ſeiner vollen Säcke Zahl
Nur zu vermehren ſinnt,
Weh dem! der iſt ein armer Wicht,
Er kennt die goldne Freiheit nicht.

Doch wer dieß alles leicht entbehrt,
Wornach der Thor nur ſtrebt,
Und wohl bei ſeinem eignen Heerd
Nur ſich, nie Andern, lebt,
Der iſt's allein, der ſagen kann:
Wohl mir, ich bin ein freier Mann!

An die Weisheit.

Holde Himmelstochter, deren Klarheit
Jeden Geiſt der frei iſt an ſich zieht,
Allgetreue Führerin zur Wahrheit,
Die den Sterblichen bald äfft, bald flieht!

Licht, von deſſen Strahl die Seele lebet,
Sonne der geſammten Geiſterwelt,
Du, zu der der Adler in uns ſtrebet,
Den die Hülle noch gefangen hält!

Du, die man ſeit Menſchengedenken
Als ein Weib im Ritterſchmuck verehrt,
Das mit männlichfeſtem Ernſt uns — denken,
Und mit Weibesinbrunſt — lieben lehrt!

Deren Schild die Schlangenbrut gedämpfet,
Die der ſchwache Menſch im Buſen nährt,
Deren Lanze gegen Drachen kämpfet,
Die der blöde Geiſt auf Knieen ehrt!

Deren Aug', an Sonnenglanz gewöhnet,
Nie vor einem Strahl der Wahrheit bricht,
Und dem Geiſt, der zu erblinden wähnet,
Winkt: Blick' auf, die Wahrheit blendet nicht!

Dich, o Göttin! die wir Weisheit nennen,
Sucht ſich unſer reger Geiſt zur Braut:
Aber wird er dich erreichen können,
Dich, vor deren Höh' dem Blicke graut?

In dem Dunkel dieſes Erdenlebens
Rangen viele ſchon nach deinem Licht,
Aber ach! ſie mühten ſich vergebens,
Denn, wo ſie dich ſuchten, warſt du nicht.

Mit dir prangten Griechenlands Sophiſten,
Glaubten ſich bereits auf deiner Spur;
Aber ihre Kunſt war Ueberliſten,
Wo du leuchteſt, blendeten ſie nur.

Um den Geiſt an deinem Blick zu kennen,
Sperrte Diogen in's Faß ſich ein;
Doch die Weisheit wohnet nicht in Tonnen,
Denn der Weiſe lebt ſich nicht allein.

Andre ſuchten dich in heißen Wüſten,
Streiften da den Menſchen von ſich ab,
Harrten, wachten, faſteten und büßten,
Und bereiteten dem Geiſt ſein Grab.

Doch du wohnteſt nicht in einem Lande,
Wo der Geiſt mit Hirngeſpinnſten focht,
Und bliebſt fern von einer trägen Bande,
Die der Menſchheit nichts — als Körbe flocht.

Andre ſuchten dich im Land der Sterne,
Gingen über Wolken weit einher,
Und vergaßen in erträumter Ferne
Sich und and're Menſchen um ſich her.

Viele wähnten in der Hieroglyphen
Räthſelhafte Nacht dich eingehüllt;
Doch ſie irrten, denn vergebens griffen
Sie im Finſtern nach der Sonne Bild.

Wir auch, Göttin! ſtreben dir entgegen,
Wir auch folgen deiner lichten Spur,
Aber nicht auf allen dieſen Wegen,
Auf dem offnen Pfade der Natur.

Hör' uns, Göttin, wenn wir hier auf Erden
Auf zu dir um Selbſterkenntniß flehn,
Laß es Tag in unſerm Innern werden,
Daß wir alle unſre Flecken ſehn!

Laß der Menſchen Herz ſich uns entfalten,
Schütz' es vor Betrug und Heuchelei,
Daß der Menſch in allen den Geſtalten,
Die Natur ihm gab, uns heilig ſey!

Laß uns nie der Dummheit Tempel bauen,
Lehre der Gewalt uns widerſteh'n,
Laß den Heuchler durch und durch uns ſchauen,
Und der Bosheit Schlangengang uns ſeh'n!

Laß uns hier, in einen Bund vereinet,
Helfen, wo der Menſch den Menſchen plagt,
Laß uns hören, wo die Unſchuld weinet,
Und die Schwäche über Stärke klagt!

Laß, o laß der Menſchheit Wohl uns gründen,
Sie verehren in dem kleinſten Glied,
Und den Friedenszweig um's Haupt ihr winden,
Der in deinen Händen nie verblüht.

Aufmunterung zur Lieb' und Lebensfreude.

An Lilla.

Keine bange Sorge, liebes Mädchen,
Kränke dein mich liebend Herz,
Nur am ſanften bunten Freudenfädchen
Gängle dich der Liebe Scherz!

Wie ein Zephyrlüftchen, ſanft und leiſe,
Weh' der Liebe Hauch aus dir;
Lerchenſang, nicht Nachtigallenweiſe,
Tön' aus deiner Kehle mir!

Nur mit leichtem ſtillen Wonnebeben
Poche ſanft dein Herz mir zu,
Nur der Liebe Luſtgefühle heben
Deinen Buſen aus der Ruh!

Aus dem ſanften Zauberauge blinke
Mir die Luſt der Liebe nur,
Und wenn d'raus ich deine Thränen trinke,
Sey'n es Freudenthränen nur.

Deiner Tag- und Nachtgedanken Reihe
Sey ein Roſenkettchen dir;
Wachend oder träumend, immer freue,
Freue, Mädchen, dich mit mir!

Jede deiner Morgenſtunden glänze
Roſig, wie dein Angeſicht,
Hehr und heiter ſey des Tages Gränze,
Wie dein reines Angeſicht.

Und auf jedem deiner Tritte ſprieße
Dir ein Freudenblümchen auf,
Und du, liebes holdes Mädchen, gieße
Nur des Dankes Thränen d'rauf.

Von den Bäumen, Wieſen, Blumen, Flüſſen
Lächle dir Vergnügen zu,
Und den Wonnebecher der Natur, den ſüßen
Wonnebecher, leere du.

Wandle in der Sonne hellem Auge
Mit verklärtem Angeſicht,
Und in ſtiller Abenddämm'rung ſauge
Wonne nur aus Lunens Licht.

Selten, Mädchen, girre mit dem Täubchen,
Klage mit der Nachtigall:
Denn du haſt ja, liebes Herzensweibchen,
Mich und deine Lieben all.

Dieſen Kranz von Lebensfreuden winde
Stets dir Herz und Phantaſie!
Leiden — unſer Wiegenangebinde —
Trage Liebchen, — ſuch' es nie!

Meine Wünſche.

Die Erde iſt ſo groß und hehr,
Man ſieht mit Luſt ſie an,
Und wer ſie ganz beſäße, wär'
Ein überreicher Mann:
Doch hätt' ich g'nug für meinen Sinn
An einem kleinen Fleckchen d'rin.

Und dieſes Fleckchen wählet' ich
Auf einem Hügelchen,
Von dem ich könnte rund um mich
So recht in's Freie ſehn,
Um von der lieben Erde Plan
So viel zu ſehen, als ich kann.

Auf dieſem Fleckchen ſtünde dann
Ein Häuschen nett und klein;
Da niſtet' ich, zufried'ner Mann,
Mit Weib und Kind mich ein:
Denn leben ohne Weib und Kind,
Heißt — mühſam ſegeln ohne Wind.

Und hätt' ich noch ein Gärtchen d'ran,
So baut' ich es mit Fleiß;
Das gäbe Kraut und Kohl mir dann
Für meinen baaren Schweiß;
Auch legt' ich manchen Pfirſichkern:
Denn Weib und Kinder naſchen gern.

Und hätt' ich auch ſo nebenbei
Mein gutes Fäßchen Wein,
So reiſte wohl kein Freund vorbei,
Er ſpräche bei mir ein:
Wir ſäßen froh ihm in's Geſicht,
Und zählten ihm die Gläſer nicht.

Nur ſey, um mich deß all zu freu'n,
Mir noch ein Gut beſchert,

Ein Gut — o mehr, als Freund und Wein
Und Haus und Gärtchen werth! —
Die Freiheit! — wenn mir die gebricht —
So brauch' ich alles and're nicht!

Der Blick der Liebe.

Wie die Sonne das, was Mutter Erde
Todt in ihrem Schooße trägt,
Mächtig, wie des hohen Schöpfers Werde,
Auf in's neue Leben weckt;

Wie sich alle Lebenspulse heben
Von der Sonne Strahl durchzückt,
Und empor der jungen Keime Streben
Aus dem Schoos der Erde drückt;

Wie beseelt der Schöpfung Fibern beben,
Wenn der Strahl, der sie durchglüht,
Allbefruchtend Millionen Leben
Weckt und aus dem Grabe zieht:

So ein Leben, fühl' ich, strahlet Liebe
In dem Feuerauge dir,
Und ein Regen hundertfält'ger Triebe
Pocht in Herz und Seele mir.

O-Tahaiti.

An Georg Forster.

O glücklich Land! auf das, wie's heißt, hernieder
So reichlich Gottes beste Seegen quoll,
Bist du's, auf dem ein Theilchen unsrer Brüder
Sein goldnes Alter wirklich leben soll?

Und du, o Volk! das, laut so vieler Sagen,
Der Erdensöhne höchstes Glück genießt,
Ist's wahr, daß du so frei von allen Plagen
Der Menschheit, und so überglücklich bist?

Zwar malt man in so reizendem Gewande
Das Bild uns vor, das deine Fluren krönt,
Daß mancher sich aus seinem Vaterlande
Hinaus, und hin nach deinen Hütten sehnt.

Allein erlaube mir nur wenig Fragen,
Eh' auch mein Mund dich glücklich preist;
Vielleicht läßt auch von dir der Spruch sich wagen:
Es ist nicht alles ächtes Gold, was gleißt.

Hast du Pandorens Büchse *), die uns allen
In der Vernunft Natur, die Mutter, schenkt,
Noch nicht so aufgethan, daß draus der Qualen
Vollzählig Heer um deine Flur sich drängt?

Hat die Vernunft, der edlen Freiheit Mutter,
Nicht selbst um ihre Gabe dich gebracht?
Streust du nicht Königen gezwungen Futter,
Und huldigst Götzen, die du selbst gemacht?

Sind nicht ein Heer von deinen Brüdern Sclaven,
Füllt ihre Hand nicht manches Höflings Wanst,
Die, während diese Königsthiere schlafen,
Für ihre leckern Gaumen kocht und pflanzt?

Ist's nicht ein Raub an deinem eignen Gute,
Daß dir der Stärkere die Schweine nahm?
Erhältst du nicht mit deinem eignen Blute
Die fremden Sclaven deines Königs zahm?

Hört man dich nicht am harten Ruder winseln,
Das du mit saurer Arbeit selbst geschnitzt?
Führst du nicht Tausende nach fremden Inseln
Wo dann ihr Blut — nicht für die Freiheit — spritzt?

Hat deine Seele keine Abentheuer
Des tollen Aberglaubens ausgeheckt?
Hast du nicht Pfaffen, deren Hand den Schleier
Der heil'gen Lüge dir um's Auge legt?

Wird nicht durch sie das Weib im Trauerkleide,
Das wüthend um des Mannes Leichnam rennt,
Ein Ungeheu'r, das auch mit fremdem Leide
Und fremdem Blute seinem Schatten fröhnt?

Ernährst du nicht einen Schwelgerorden,
Der Arbeit und des Ehstands Fesseln haßt,
Und der, von dir gehegt, in ganzen Horden
Herumzieht, und auf deine Kosten praßt?

Sprich, hat die Mode, deren Narrenschelle
Man sonst in aufgeklärten Zonen trägt,
Zu steter Qual erfindsam, wie die Hölle,
Nicht auch dein Land schon mit Tribut belegt?

Muß nicht dein Jüngling, ihrem Dienst zu Ehren,
Sich lächelnd unter tausend Stichen frei'n,
Und muß er nicht dein Ebenbild zerstören,
Natur! um o-tahaitisch schön zu seyn?

Sind deine Weiber treu, sprich, sind sie minder
Auf Putz und Tand als unsere erpicht,
Vergessen sie Pflicht, Ehre, Mann und Kinder
Ob einer kleinen Glaskoralle nicht?

Wohnt Unschuld noch in deiner Mädchen Seelen,
Ist unbestechbar, rein und keusch ihr Sinn,
Und geben sie, was unsre für Juwelen
Verkaufen, nicht für rothe Federn hin?

Sind also unter deinem Himmelsstriche,
So mild er ist, die Menschen glücklicher?
Und drücken dich der Menschheit schwere Flüche,
Weil Brod am Baum dir wächst, d'rum weniger?

O nein! Wo Menschen sind, da sind auch Uebel!
Mit ihrer Zahl wächst ihre Kümmerniß,
Und, ach! gleich anfangs waren, laut der Bibel,
Schon ihrer zwei zu viel für's Paradies! —

So dacht' ich, Freund! als ich dein Buch gelesen,
Wo ich dieß Bild von O-Tahaiti fand:
Ich war von meiner Lust dahin genesen,
Und liebte — wie vorher — mein Vaterland.

*) Die Büchse der Pandora, nach der Mythe der Griechen, ein Kunstwerk des Vulkan, durch welches Jupiter die Menschen dafür strafen wollte, daß Prometheus ihm das Feuer entwandt und ihnen gegeben hatte. Vor der Ankunft der Pandora lebten die Menschen ohne alle Uebel, ohne drückende Arbeit und frei von allen Krankheiten. Aber Pandora brachte das ganze Heer von Uebeln, das künftighin die Menschen traf, in jener Vase eingeschlossen mit sich. Der Herausg.

Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit ringenden Katholiken.

Zwei Kräfte sind es, die den Menschen lenken,
Sie leiten ihn bald süd- bald nordenwärts;
Natur gab ihm Verstand um recht zu denken,
Um recht zu handeln gab sie ihm das Herz.

Und zwei so schwachen Kräften unterthänig,
Wie schwer wird oft dem Sterblichen das Ziel!
O der Verstand hienieden *weiß so wenig*,
Und ach, das Herz wünscht, ahnet, *glaubt so viel!*

Im Wahn, der Wahrheit selber nachzufliegen,
Jagt oft der Geist nach einer Wolke bloß;
Im Wahn, der Tugend selbst im Arm zu liegen,
Liegt oft das Herz dem Laster in dem Schooß.

Und sind nicht diese Führer auf den Wegen
Des Glücks oft mit sich selbst im Widerspruch?
Ist nicht oft das, was die Vernunft als Seegen
Erkennt und billigt, der Empfindung Fluch?

Glaubt nicht das Herz oft Tugend da zu finden,
Wo der Verstand nur Irrthum, Täuschung sieht?
Beweist nicht die Vernunft mit ihren Gründen
Oft Rechte, die das Herz als Laster flieht?

Kann uns ein Licht, das jedes Wölkchen trübet
Wohl zeigen, wo die helle Wahrheit ſey?
Bleibt ein Gefühl, das auch den Irrthum liebet,
Wohl ſtets der reinen wahren Tugend treu?

D'rum meinen viele, die's bequemer finden,
Sich einer fremden Hülfe zu vertrau'n:
Man müſſe, wo die Wahrheit zu ergründen
So ſchwer iſt, nur auf fremden Glauben bau'n.

Allein iſt glauben ſicherer als wiſſen?
Gehorſam beſſer als das Selbſtgefühl?
Und bringt ein Licht, das wir entlehnen müſſen,
Uns leichter als das Eigene zum Ziel?

Iſt nicht der Funke, der im Menſchen flimmert,
Ein Licht, ſo gleich vertheilt als allgemein?
Und wird die Sonne, die hier Land's uns ſchimmert,
In andern Zonen ohne Flecken ſeyn?

Iſt's ſichrer ſich die Augen zu verbinden,
Um an des Andern Stab' einherzugehn?
Gab die Natur uns Augen zum Erblinden,
Und Füße, um nicht ſelbſt darauf zu ſtehn?

Und dennoch iſt in manchen Prüfungsſtunden
Das Herz ſo gern dem Glauben unterthan,
Und oft ſchlägt ihm die ſtrenge Wahrheit Wunden,
Die nur allein der Glaube heilen kann.

Ja, auch dem Glauben iſt ſein Reich beſchieden,
So gut wie der Vernunft; allein wer kennt
Die Linie, die ſein Gebiet hienieden
Von dem Gebiete des Verſtandes trennt?

Nur da, wo die Vernunft mit ihren Blößen
Nicht hinreicht, fängt das Reich des Glaubens an.
Doch wer hat des Verſtandes Arm gemeſſen,
Und wer beſtimmt wie weit er reichen kann?

Muß nicht der Glaube blos zum Mantel dienen,
Den ſtets der Geiſt um ſeine Blößen warf?
Und darf der Sterbliche ſich auch erkühnen,
Noch mehr zu denken, als er wiſſen darf? —

O du, der mir den Geiſt voll Durſt nach Wahrheit
Und ein ſo weiches Herz zum Glauben gab,
Dir leg' ich hier am Throne deiner Klarheit
Ein frei Bekenntniß meines Glaubens ab.

Nur dir, Unendlicher! weil meine Seele
Vor deinem Blick' allein ſich nicht verſchließt,
Nur dir, weil du allein nur wenn ich fehle,
Und nicht der Menſch in Rom, mein Richter biſt.

Nur dir, weil du nicht ſo, wie Menſchen, ſtrafen,
Nicht unduldſam wie Menſchen zürnen kannſt,
Und einen Geiſt, den du ſelbſt frei geſchaffen,
Nicht ſo wie ſie an's Joch des Glaubens ſpannſt.

Und leuchtet nicht mein Geiſt mit deinem Lichte?
Haſt du nicht jeden Strahl ihm zugezählt?
Geht mit dem Mond die Sonne zu Gerichte,
Wenn er nicht ſo wie ſie die Nacht erhellt?

So höre denn, und zünde, wenn ich fehle,
Nur einen Strahl von deinem Licht mir an:
Ein Strahl aus deiner Hand in meiner Seele,
Ein Strahl des Heils, kein Strahl vom Vatican. —

Ich glaube, daß du manchen Lebensmüden
Mit Glauben an die beſ're Zukunft lab'ſt,
Allein ich weiß auch, daß du mir hienieden
Den regen Geiſt nicht bloß zum Glauben gab'ſt.

Ich glaube, daß der Glaub' in allen Zeiten
Den ſchwachen Geiſt des Menſchen aufrecht hielt,
Daß er ihn ſtärkt in Widerwärtigkeiten,
Und ihn mit ſüßen Hoffnungen erfüllt;

Allein ich weiß — die Welt hat es erfahren —
Daß ſelbſt der Glaub' in deiner Prieſter Hand
Mehr Böſes that in ſiebzehn hundert Jahren
Als in ſechstauſend Jahren der Verſtand.

Ich glaube, daß der Menſch in einer Zone
Dem Licht ſich mehr als in der andern naht;

Allein ich weiß er hat kein Recht zum Lohne,
Weil Rom, nicht Japan, ihn erzeuget hat.

Ich weiß, daß ich den Himmel nicht verdiene,
Und daß du wenig Dank mir ſchuldig biſt,
Weil ich dir, Herr! in einem Tempel diene,
Der meines Vaters Hauſ' am nächſten iſt.

Ich glaube, daß dir eine Art zu dienen
Mehr als die andere gefallen kann;
Allein ich weiß, du höreſt den Braminen
So gut als wie den frommen Chriſten an.

Ich glaube, daß du das Geſetz der Liebe
Auf harten Stein einſt für die Menſchen ſchriebſt;
Allein ich fühl' es, daß es kraftlos bliebe,
Wenn du's nicht auch in's weiche Herz uns grüb'ſt.

Ich glaube, daß du uns ein Buch gegeben,
Das manche Spur von deiner Hand verräth,
Daß du darin für unſer Erdenleben
Manch Samenkorn des Guten ausgeſä't;

Allein ich kenn' ein Buch, von dir geſchrieben,
Und leſerlich für jede Kreatur,
Ein Buch, das einzig unverfälſcht geblieben,
Das große Buch der heiligen Natur.

Ich glaube, daß du Menſchen ohn' Erbarmen
Mit eignem Mund ein gleiches Maaß gedroht;
Allein mein Herz hört aus dem Mund des Armen
Viel dringender und lauter dein Gebot.

Ich glaube, daß Geheimniſſe dich ehren,
Die nur ein Geiſt von deiner Größe faßt;
Allein ich weiß, daß du für dieſe Lehren
Uns keine Geiſteskraft gegeben haſt.

Ich glaube, daß du auf geweihte Tempel
Und auf Altäre gnädig niederſiehſt;
Allein ich weiß, daß nur die Welt dein Tempel,
Und unſer Herz dein liebſter Altar iſt.

Ich glaube, daß du uns zu allen Zeiten
Durch Wunder kund gethan, wie ſtark du biſt;
Allein ich ſeh's, daß dieſer Bau der weiten
Und ſchönen Welt dein größtes Wunder iſt.

Ich glaube, daß die ſchon verklärten Seelen
Dir werth ſind, die der Menſch ſonſt heilig nennt,
Und daß wir gern auf ihren Beiſtand zählen,
Weil ſie von uns kein ſolcher Abſtand trennt;

Allein ich weiß, daß um des Menſchen Bitte
Zu prüfen, deine Weisheit keinen Rath,
Und um ſie zu gewähren, deine Güte
Nie einen fremden Antrieb nöthig hat.

Ich glaube, Herr! daß meiner Seele Schwächen
Mich manchmal ab von deinen Wegen ziehn,
Und daß ich durch beſtändige Verbrechen
Werth deines Zorns und deiner Rache bin;

Allein ich weiß, daß meine Bosheit alle
So wenig je dein Herz verbittern kann;
So wenig, als ein kleiner Tropfen Galle
Den unermeßnen weiten Ozean.

Ich glaube, daß uns Menſchen zu erlöſen
Ein Werk von drei und dreißig Jahren war;
Doch weiß ich, daß es nur ein Wort geweſen,
Das Millionen Welten uns gebar.

Ich glaube, Herr! daß meines Geiſtes Kräften
Ein ew'ger Wirkungskreis dort oben winkt;
Allein ich weiß, daß er von den Geſchäften
Nur eines Tags ſchon matt in Schlummer ſinkt.

Ich glaube, daß du nur auf einer Bahne
Den Geiſt des Menſchen zur Erkenntniß rufſt;
Allein ich weiß, daß du im Ozeane
Des Sternenlichts auch manchen Irrſtern ſchufſt.

Ich glaube, daß du Sinnen mir gegeben,
Auf die allein mein Geiſt ſein Wiſſen baut,
Ja, daß du dieſen Führern ſelbſt mein Leben
Und alle meine Kenntniß anvertraut;

Allein ich weiß, daß meine beiden Augen,
Durch die geführt, mein Geiſt ſo willig geht,
Mir nicht einmal zu unterſcheiden taugen,
Ob deine Sonne gehet oder ſteht.

Ich glaube, daß mein Herz, trotz ſeinen Schwächen,
Der Tugend nur zum Sitz beſtimmet iſt;
Allein ich weiß, daß Tugend und Verbrechen
Unmerklich oft in Eins zuſammenfließt.

Ich glaub', es kann mein Leiden hier auf Erden
In deinen Augen mir verdienſtlich ſeyn;
Allein ich weiß, der Kinder Leiden werden
Nie eines guten Vaters Herz erfreu'n.

Und ſo, o Herr! dem Widerſpruch zum Raube
Giebt ſich mein Geiſt der Ungewißheit preis;
So ſtürzt Vernunft das nieder, was ich glaube,
Und ſo verdammt der Glaube, was ich weiß.

Und ach! in dieſen dichten Finſterniſſen,
Worin mein Geiſt ſtets mit ſich ſelber ringt,
Wer ſagt mir, ob mein Glauben oder Wiſſen
Hienieden mich der Wahrheit näher bringt?

Soll ich, o Herr! dem Glauben ganz entſagen,
Weil er den freien Geiſt tyranniſirt?
Sag', oder ſoll ich den Verſtand verklagen,
Daß er zum Mörder meines Glaubens wird?

Iſt's Sünde, nicht auf einen Führer bauen,
Den die Vernunft als einen Irrwiſch haßt?
Iſt es Verdienſt, dem Lichte nicht zu trauen,
Das du mir ſelber angezündet haſt?

Kann ich dein Wort nur in der Bibel leſen,
Steht dein Gebot auf zweien Tafeln nur?
Sprachſt du nur dort, und iſt's ein ander Weſen
Als du, das mit mir ſpricht durch die Natur?

Iſt das nur Tugend, was ich darum übe,
Weil mich der Glaub' allein es üben lehrt?
Und iſt all' das, was der Natur zu Liebe
Geſchieht, von dir nicht eines Blickes werth?

Haſt du allein an jenem Guten Freude,
Was einem deiner Gläubigen entſprießt?
Und iſt dir's völlig Eines, ob der Heide
Ein Titus *) oder ein Therſites **) iſt? —

O du, der mir den regen Trieb nach Wahrheit,
Und dieſes Herz voll Treu' und Glauben gab,
O ſende von dem Sitze deiner Klarheit
Nur einen Strahl auf meinen Geiſt herab!

Virgil's Aeneis ***).

Es war einmal ein großer Held,
Der ſich Aeneas nannte:
Aus Troja nahm er's Ferſengeld,
Als man die Stadt verbrannte,
Und reiſte fort mit Sack und Pack,
Doch litt er manchen Schabernack
Von Jupiters Xantippe.

Was mochte wohl Frau Wunderlich
So wider ihn empören?
Man glaubt, Göttinnen ſollten ſich
Mit Menſchen gar nicht ſcheren;
Doch Göttin her, und Göttin hin!
Genug, die Himmelskönigin
Trug's fauſtdick hinter'n Ohren.

Der Apfel war's, der ſie ſo ſehr
Seit Paris Zeiten ſchmerzte,
Und Ganymedes, den ihr Herr
Auf pädagogiſch herzte:
Und da beging Aeneas gleich
Bei der Geburt den dummen Streich,
Und war — verwandt mit beiden.

Drum mußt' er, eh' er Welſchland ſah,
Gewaltig viel ertragen:
Bald mußt' er ſich in Afrika
Mit Sturm und Liebe ſchlagen,
Bald droht ihm ein Rival den Tod,
Kurzum, er hatte Teufelsnoth,
Den Vatikan zu gründen.

Kaum ſah ihn Juno auf dem Meer,
So ſprach ſie, „Glück auf Reiſen!
Ihr kommt mir eben recht daher;
Geduld! ich will euch weiſen
Was eine Königin vermag,
Die ihres Mannes Hoſenſack
Und Donnerkeil regieret."

Sie ließ ſich nach Aeolien
Auf ihrem gold'nen Wagen
Bis hin, wo jetzt Paris zu ſehn,
Von ihren Pfauen tragen.
Hier hält, wenn er nicht wehen mag,
Aeol in einem großen Sack
Die Winde eingeſperret.

Die Göttin war voll Freundlichkeit,
Und ſprach: „Mein lieber Vetter!
Seyd doch ſo gut, und macht mir heut
Ein kleines Donnerwetter.
Ich haſſe die Trojanerbrut,
Darum, Herr Vetter, ſeyd ſo gut,
Und lehrt die Spatzen ſchwimmen."

„Zerſtreut die Flotte, hauſt recht toll,
Jagt ſie nach allen Zonen;
Mein ſchönſtes Kammermädchen ſoll
Heut Nacht dafür euch lohnen;
Laßt alle Wind' in's Meer hinein,
Und orgelt hübſch mit Donner drein,
Mein Herr Gemahl ſoll blitzen." —

„Geſtrenge Frau Gebieterin,
Ihr habt nur zu befehlen;
Doch will ich euch, wie arm ich bin
An Winden, nicht verhehlen:
Mein Auſter hat die Lungenſucht,
Mein Eurus iſt nur auf der Flucht,
Und dient den Zeitungsſchreibern."

„Mein Nordwind, den wir jetzt zum Wehn
Am beſten brauchen könnten,
Iſt athemlos — ich lieh' ihn den
Berliner Rezenſenten!
Die machten ihn zum Hektikus;
Doch wird ihn bald ihr Ueberfluß
An Eſelsmilch kuriren."

„Sogar den Zephyr haben mir
Die Dichter weggenommen;
Allein die Schifferrotte hier
Soll drum mir nicht entkommen.
Gebt nur auf euren Kopfputz Acht,
Und dann vergeßt nicht auf die Nacht
Mir auch ſein Wort zu halten."

Aeol eröffnete den Sack —
Poz Blitz, das war ein Sauſen!
So werden bis zum jüngſten Tag
Die Winde nimmer brauſen.
Die einen bliſen Wolken her,
Die andern legten an dem Meer
Sich auf den Bauch und bliſen.

Wie ſiedend Waſſer ſprudelte
Das Meer in ſeinem Keſſel,
Und in den Schiffen tummelte
Sich jeder auf vom Seſſel,
Der eine machte Reu und Leid
Der andre fluchte, wie ein Held',
Der dritte lief an's Ruder.

---

*) Titus Flavius Veſpaſianus, der Sohn und Nachfolger Veſpaſian's in der römiſchen Kaiſerwürde. Er regierte ſo vortrefflich, daß ihn das Volk nur die Liebe und Wonne des menſchlichen Geſchlechtes nannte.

**) Therſites, ein alberner, frecher und boshafter Grieche bei der Belagerung Troja's. Er war von Körper äußerſt häßlich, ſchielend, lahm, buckligt und kahlköpfig. Achilles tödtete ihn.
D. H.

***) Aus: Blumauer's ſämmtlichen Werken, München, 1827.

Die Schiffe flogen her und hin,
Es brachen Tau und Stangen;
Die ganze Himmelskuppel ſchien
Kohlrabenſchwarz umhangen.
Aeol vermehrte noch den Graus,
Und putzte 's Licht am Himmel aus,
Da ſah kein Menſch den andern.

Der Sturm erhob ſich immer mehr
Mit jedem Augenblicke;
Die Blitze ſchnitten kreuz und queer
Das Firmament in Stücke;
Der Donner ging ohn' Unterlaß
Bald im Diſcant und bald im Baß.
Der Wind accompagnirte.

Aeneas ſchrie und zitterte
An Händen und an Füßen:
„O hätt' ich doch, wie andere,
Zu Haus in's Gras gebiſſen!
So aber muß ich armer Gauch
Vielleicht in einem Wallfiſchbauch
Mein Heldenleben enden."

„O wär ich doch, o Sarpedon!
Bei dir im Himmel oben,
„So wär' ich doch des Sterbens ſchon
Auf immer überhoben!"
Nachdem er viel ſolch Zeug geſchwätzt,
Verlobt er noch zu guter Letzt
Sich heimlich nach Loretto.

Indeſſen ging's im Sturmgeheul
Den Schiffern miſerabel,
Ein Schiff verlor den Hintertheil,
Das andere den Schnabel:
Und ſelbſt Aeneens Orlogſchiff
Sah man, ſo wie der Sturmwind pfiff,
Auf Wogenſpitzen tanzen.

Ein Theil der Schiffe ſcheiterte
Und hing geſpießt auf Klippen;
Dem anderen zerſchmetterte
Ein Wellenſchlag die Rippen.
Hier ſchwammen Hoſen, da ein Rock,
Dort hielt ein Schwimmer einen Block
Inbrünſtig in den Armen.

Indeſſen hat Neptun, wiewohl
Sehr ſpät, den Spuk vernommen:
Er ward darüber teufelstoll,
Und ließ die Winde kommen.
„Vermaledeytes Lumpenpack"
Rief er, „ha, dieſen Schabernack
Soll euer Herr mir büßen!"

„Sagt ihm, dem hundertjährigen
Windbeutel: er ſoll gehen,
Sonſt laß ich ſeinem windigen
Geſind das Maul vernähen.
So wahr ich Engelländer bin,
Ich halte Wort! Nun mögt ihr ziehn —
Still, Wellen, ſtill! — ihr Schurken!"

Drauf ſtieg er ins Pierutſch hinein
Und ebnete die Wellen:
Bald pflegte ſich der Sonnenſchein
Auch wieder einzuſtellen.
Deß ward Aeneas herzlich froh,
Und ging in dulci Jubilo
In Lybien vor Anker.

Die Helden kamen hier an's Land
Wie die getauften Mäuſe;
Sie machten Feuer an dem Strand,
Und ſahn nach Trank und Speiſe.
Sie thaten hier, als wie zu Haus;
Sie zogen ihre Hemden aus,
Und hingen ſie zum Feuer.

Drauf ging Aeneas in den Wald,
Und ſchoß ein Dutzend Haſen,
Und dieſer Braten füllte bald
Mit Wohlgeruch die Naſen.
Kaum war nun auf dem weichen Gras
Der Tiſch zum Mahl gedeckt, ſo fraß
Ein Haſenfuß den andern.

Eh noch das Mahl ein Ende nahm,
Ging Punſch herum im Kreiſe,
Und als es zur Geſundheit kam,
Sang jeder dieſe Weiſe:
„Es lebe Muth und Tapferkeit!
Stoßt an: es lebe, wer ſich heut
Im Meere — todt geſoffen." —

Herr Zeus ſaß — salva venia!
So eben friſch und munter
Auf ſeinem Leibſtuhl, und da ſah
Er auf die Welt herunter;
Denn das war ſo der Augenblick,
An dem er mit der Menſchen Glück
Sich abzugeben pflegte.

Frau Venus kam und machte da
Dem Donnerer Viſite;
Denn da verſagte der Papa
Ihr niemals eine Bitte. —
„Ach, Herr Papa!" ſo fing ſie an,
„Was hat mein Sohn euch denn gethan,
Daß ihr ſo ſehr ihn hudelt?"

„Er ſoll — nicht wahr? — ich merk' es wohl,
Italien nicht finden?
Verſpracht ihr mir nicht ſelbſt: „er ſoll
Noch Roms Triregnum gründen?"
Und weil ihr da des Leibes pflegt,
Geht euer Weibchen her und neckt
Mir meinen armen Jungen."

Der Alte ſchnitt ein Bocksgeſicht,
Und küßt ihr ſanft die Wange:
„Mein Kind, bekümmre dich nur nicht,
Mir iſt für ihn nicht bange;
Wird nicht dein Sohn der Urpapa
Der Datarie und Curia
So heiß mich einen Schlingel!"

„Und daß du ſo gerade hier
Mich traſſt, ſoll dich nicht reuen;
Ich will auf meinem Dreifuß dir
Ein Bischen prophezeihen:
Gieb Acht! — Für's erſte baut dein Sohn
In Latium ſich einen Thron,
Und ſtiftet die Lateiner."

„Hierauf kömmt Romulus und den
Wird eine Wölfin ſäugen,
Drum wird er einen mächtigen
Inſtinkt zum Raube zeigen;
Das wird ein Kerl nach meinem Schlag,
Der ſchiebt die halbe Welt in Sack
Und ſchenkt ſie ſeinen Römern."

„Nach dieſem wird ein Reich entſtehn,
Das hat nicht Weib noch Kinder;
Und dennoch wird die Welt es ſehn,
Und dauert drum nicht minder.
Ja, was noch weit unglaublicher,
Es wird ſich, wie das Sternenheer
Am Firmament, vermehren."

„Auch dieß Reich faßt die Herrſchbegier
Dann mächtig bei den Ohren;
Den Römern, Kind, ich ſag' es dir,
Iſt's Herrſchen angeboren.
Und ſo von einem Weltchen ſich
Gefürchtet ſehn, iſt — hole mich
Der Teufel! — gar nicht übel."

„Der alſo dieſes Reich regiert,
Wird ſehr die Welt kuranzen,
Ein jeder frommer König wird
Nach ſeiner Pfeife tanzen.
Er hält von andrer Leute Geld
Ein großes Kriegsheer, und die Welt
Küßt ihm dafür den Stiefel."

„Er kann mit ſeiner rechten Hand
Die größten Wunder wirken;
Erobert das gelobte Land,
Und maſſakrirt die Türken.
Wie einen Apfel theilt er dir
Die halbe Welt — ſchenkt dieſem hier
Und jenem da die Hälfte."

„Ihn werden Völker auf den Knie'n
Wie einen Gott verehren;
Thut's einer nicht, so wird er ihn
Durch Feuer Mores lehren.
Auch trägt er einen größern Hut
Als ich, und blitzt sogar — doch thut
Sein Blitzen wenig Schaden."

„Ja einer soll sogar einmal
Ein Kindlein prokreiren:
Das soll von unserm Feldmarschall,
Herrn Mars, den Namen führen.
Es läßt mich zwar Virgilius
Das prophezeih'n; allein man muß
Dem Narrn nicht alles glauben."

„Weil nun die Welt gewohnt schon ist
Von Rom zu dependiren,
So wird, so lang man Füße küßt,
Dieß Reich nicht crepiren.
Der Römer-Herrschsucht — kurz und gut —
Steckt nun einmal in ihrem Blut.
So les' ich in den Sternen." —

„Was deinem Sohne heut geschah,
Soll nicht mehr arriviren;
Er soll sich jetzt in Afrika
Ein Bißchen divertiren.
Merkur! geh nach Karthago hin,
Und sag': Ich laß der Königin
Den Mann recommandiren!

Erziehung der Ritter *).

Edelknabenstand und Knappenstufe.

Das System der Ritterschaft, welches die traurigen Folgen der Feudalverfassung und des Faustrechts veranlaßt hatten, faßte die erste Wurzel in Frankreich. Die Kreuzzüge, die größte und abentheuerlichste Unternehmung, die jemals die Köpfe eines ganzen Welttheils beschäftigte, halfen dieses System ausbilden, und verwebten dasselbe mit all den abentheuerlichen Sonderlichkeiten und Zusätzen, wodurch es in unseren Zeiten ein Gegenstand des Spottes und der Satyre geworden ist. Und in der That, wenn ein Zeitgenosse des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Phantasie dem Gefrierpunkte ziemlich nahe ist, die Ritterschaft aus den Romanen jener Jahrhunderte beurtheilt, wo der Geist der Schwärmerei auf dem Hitzpunkte des siedenden Wassers stand, so hat er Mühe, den Ritterorden für ein ernsthaftes Institut, und dessen Glieder für vernünftige Menschen zu halten. Daher kam es vermuthlich, daß so manche Schriftsteller die gesammte Ritterschaft für ein widersinniges System ungereimter Erfindungen, für ein langweiliges Gewebe fabelhafter Abentheurer und übertriebener Bravaden hielten, und in jedem Ritter des Mittelalters einen leibhaftigen Don-quirott erblickten. Allein es war ein Verdienst der neueren Geschichtskunde, daß sie uns einen ernsthaften Gesichtspunkt angab, von welchem wir dieses Institut anzusehen haben. Das Bild, das sie uns von der ehrwürdigen Ritterschaft darstellt, ist ein wenig bekanntes, aber anziehendes Gemählde der Sitte unserer Vorfahren. Sie zeigt uns in diesem Gemählde einen wunderbaren Contrast der Religion mit der Galanterie, der höchsten Pracht mit der einfachsten Lebensart, der unbändigsten Tapferkeit mit der treuesten Unterwürfigkeit. Wir erblicken darin das sonderbarste Gemische von Gewandtheit und Stärke, von dem reizbarsten Muth und der aushaltendsten Geduld. Sie zeigt uns in dem nämlichen Mann die größten Thaten, durch chimärische Beweggründe erzeugt, und die niedrigsten Beschäftigungen, durch einen erhabenen Beweggrund veredelt. Sie weiset uns Sitten, die Rohheit mit Artigkeit, Grausamkeit mit Güte, Härte mit Edelmuth, und Ungerechtigkeit mit Ehrliebe auf die wundersamste Art mit einander vereinigten, und stellt uns Männer vor Augen, die den Helden Homers kühn unter die Augen treten dürften, und deren Thaten es beweisen, daß es den Helden des Mittelalters nur an einem Plutarch gefehlt habe, um in den Augen der Welt einst das zu seyn, was die Griechen und Römer jetzt in den unserigen sind.

Um dieses dem Anschein nach so widersprechende Gemählde zu rechtfertigen, weil ich ihnen, verehrte Brüder, die Grundlinien desselben in der ersten Bildung des Ritters, so viel nur möglich ist, zeigen, und diesen Abschnitt der Rittererziehung widmen.

Schon bei der Geburt eines Kindes, wenn es ein Knabe war, äußerte sich die Sorge der Aeltern für dessen künftigen Ritterruhm. Aus dem Zeichen, in dem es geboren war, aus der Constellation seiner Geburtsstunde und aus andern sorgsam beobachteten Wahrzeichen erklärte man sich schon alle die großen Thaten des noch in den Windeln liegenden Ritters. Doch vergaß man zuweilen nicht, dem Kinde einen Namen zu geben, der von großer Bedeutung wäre. So erzählt Kaiser Maximilian I. in seinem dem Treitzsauerwein von ihm selbst angegebenen Weiß Kunig **), sein Vater habe ihm bei seiner Geburt einen Namen geben lassen, den er aus dem Namen zweier der streitbarsten Männer zusammen setzte, „zu einer Offenbarung, setzt er hinzu, daß dieß Kind in seinen Jahren so viel verbringen würde, als diese zwei streitbarsten gethan hätten." Die Geburt des berühmten Ritters und nachmaligen Connetables von Frankreich, du Queselin, mußte gar Merlin, der heilige Vater der Ritterromane, einige Jahrhunderte vorher schon prophezeit haben, und es fehlte diesem großen Ritter nicht an Geschichtschreibern und Nativitätsstellern, die, ob sie gleich weder den Tag noch das Jahr seiner Geburt wußten, doch unwidersprechlich auscalculirt haben wollten, daß er in dem Zeichen des Mars sey geboren worden **), in welcher sonderbaren Berechnungsart sie vermuthlich der Methode des Philosophen Tarruntius folgten, der zu Cicero's Zeiten die Geburtsstunde des Romulus aus seinen Thaten, ja den Geburtstag der Stadt Rom selbst aus ihren Schicksalen mit allgemeinem Beifall heraus calculirte ***). Wenn nun dem Ritter in der Wiege sein Horoscop gestellt, die Träume seiner Mutter ausgelegt und alle Wahrzeichen vor und nach seiner Geburt aufgezeichnet waren, so blieb der Knabe bis in sein 7tes Jahr unter der Aufsicht der Frauenzimmer, das ist, der Wärterinnen und seiner Mutter, und bis dahin behandelte man ihn als ein Kind, das noch keines förmlichen Unterrichts fähig zu seyn schien. Alles, was er von seinen Wärterinnen hörte, waren abentheuerliche Volkserzählungen und Rittermährchen, welche in seiner jungen Seele den Keim des Abentheuerlichen und Wunderbaren ansetzten, und so jene hohen Begriffe von der Ritterschaft gründeten, die ihm diese Würde in der Folge um so heiliger und ehrwürdiger machen mußten. Im siebenten Jahre kam der junge Zögling aus den Händen der Frauenzimmer unter die Aufsicht der Männer und ward Edelknabe. Man behielt ihn aber nicht zu Haus, man sendete ihn an den Hof irgend eines Fürsten oder andern Ritters, der an ihm Vaterstelle vertrat, und dem er als Edelknabe diente. Denn es war um diese Zeit kein noch so unbedeutender Ritter, der nicht auf seinem Schlosse einen Hof um sich her versammelte, und auf diese Weise die Höfe der Könige und Fürsten im Kleinen nachzuahmen suchte. Diese Höfe der Großen und Ritter waren damals die einzigen Schulen der adeligen Jugend. Hier war es, wo sich der Knabe zum künftigen Ritter bildete. Hier lernte er Gehorsam, Wohlstand, Muth, Rechtschaffenheit, Liebe und Religion. Die täglichen Beispiele der Ritter um ihn her waren seine Lehrer, und nur in den beiden letzteren Punkten genoß er eines besonderen Unterrichts. Gott und seine Dame lieben war der Ritter wesentlichste Pflicht, sie hatten hierüber ihre eigene Logik und Theologie. Der Edelknabe bedurfte also hierin eines besonderen Unterrichts, und diesen Unterricht gaben ihm die Damen. Aus ihrem Munde lernte er zugleich den Katechismus und die Kunst zu lieben, und diese Verbindung der Galanterie mit der Religion machte den Knaben zum Andächtler im Christenthum und in der Liebe. Er verehrte eben so sehr den Handschuh seiner Dame als die Reliquien des heiligen Grabes zu Jerusalem. Allein das war nicht genug, er mußte sich auch in dieser religiösen Liebe üben. Man ließ ihn irgend eine Dame am Hofe, zur Dame seines Herzens wählen. Diese ward seine Gottheit, ihr vertraute er seine geheimsten Empfindungen, seine verborgensten Wünsche, ihr gab er Rechenschaft von allen seinen Gedanken und Handlungen. Mit gleicher Andacht küßte er den Saum ihres Kleides und ein Bildniß der heiligen Jungfrau. Und hieraus entstand nun diese ganz eigene Art der Rittergalanterie, jene chimärische Vergötterung des schönen Geschlechts, wovon alle Ritterromane aus diesen Zeiten voll sind. Die Damen wurden Gottheiten, deren Augenbraunen mehr Gewalt über das unerschütterlichste Ritterherz hatten, als die des homerischen Jupiters über Himmel und Erde. Eine Dame lieben, hieß ihr dienen, und einer Dame treu und redlich dienen, hieß sich seiner künftigen Seeligkeit versichern. Wie sinnreich die Damen damaliger Zeit die Pflichten der Liebe mit jenen der Religion zu verbinden, ja wie geschickt sie selbst die Letztere auf die Er-

*) Aus: Blumauer's prosaischen Schriften, München, 1827.

*) Der Weiß Kunig. Wien, 1775. Fol. S. 36.
**) Hist. de Bertrand du Queselin. Paris, 1666.
***) Cic. de Divin. Lib. II.

Text zu den Gemälden, Lebensbild und Bild Elisabeth Amalias von Hessen-Rotenburg. Von Dr. Wilhelm Kreiten. Mit 2 Bildern. Freiburg i. Br. 1878. Herder. 8. 1 M. 20 Pf.

Die Verfasserin dieses Buches, Elisabeth Amalia, Landgräfin von Hessen-Rotenburg, geb. 1635, † 1709, ist eine Tochter des Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, der 1648 zu Münster und Osnabrück als Gesandter seines Bruders, des Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Kassel, erschien, und 1650 zu Nürnberg mit dem Kurfürsten Maximilian I. von Bayern, dem Kurfürsten Johann Philipp von Mainz und dem Bischof Franz Wilhelm von Osnabrück einen Separatfrieden schloß, der die Grundlage des Westfälischen Friedens wurde. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Karl von Hessen-Rheinfels, der 1667 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Ernst Leopold von Hessen-Rheinfels, der 1705 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia selbst trat 1673 zum katholischen Glauben über, und ihr Gemahl, Landgraf Hermann von Hessen-Rotenburg, folgte ihr 1676 nach. Ihr Sohn, Landgraf Ernst Leopold von Hessen-Rotenburg, trat 1704 zum katholischen Glauben über. Elisabeth Amalia war eine Tochter der Landgräfin Hedwig Sophia von Hessen-Kassel, geb. Herzogin von Holstein-Gottorp, die 1652 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Wilhelm VI. von Hessen-Kassel, der 1652 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel, der 1670 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Homburg, der 1672 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Friedrich III. von Hessen-Homburg, der 1690 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Ludwig VI. von Hessen-Darmstadt, der 1670 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt, der 1690 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt, der 1672 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Georg III. von Hessen-Darmstadt, der 1690 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Philipp II. von Hessen-Darmstadt, der 1672 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Philipp III. von Hessen-Darmstadt, der 1690 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Wilhelm VII. von Hessen-Kassel, der 1672 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel, der 1690 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel, der 1670 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel, der 1690 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Homburg, der 1672 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Friedrich III. von Hessen-Homburg, der 1690 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Ludwig VI. von Hessen-Darmstadt, der 1670 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt, der 1690 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt, der 1672 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Georg III. von Hessen-Darmstadt, der 1690 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Philipp II. von Hessen-Darmstadt, der 1672 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Philipp III. von Hessen-Darmstadt, der 1690 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Wilhelm VII. von Hessen-Kassel, der 1672 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel, der 1690 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel, der 1670 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel, der 1690 zum katholischen Glauben übertrat.

Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Homburg, der 1672 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Friedrich III. von Hessen-Homburg, der 1690 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Ludwig VI. von Hessen-Darmstadt, der 1670 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt, der 1690 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt, der 1672 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Georg III. von Hessen-Darmstadt, der 1690 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Philipp II. von Hessen-Darmstadt, der 1672 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Philipp III. von Hessen-Darmstadt, der 1690 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Wilhelm VII. von Hessen-Kassel, der 1672 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel, der 1690 zum katholischen Glauben übertrat. Elisabeth Amalia war eine Schwester des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel, der 1670 zum katholischen Glauben übertrat, und eine Tante des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel, der 1690 zum katholischen Glauben übertrat.

Die Literatur über die Geschichte der Stadt Trier ist eine sehr reichhaltige, und Wilhelm Kentz hat sich durch seine Arbeiten über Trier und seine Vergangenheit ein großes Verdienst erworben. Sein Buch über Trier im Mittelalter ist ein Standwerk, das jeder, der sich mit der Geschichte Triers beschäftigt, zu Rate ziehen muß. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß Kentz sich entschlossen hat, eine Geschichte Triers in der Neuzeit zu schreiben. Der vorliegende erste Band behandelt die Zeit von 1512 bis 1675. Er ist in 3 Abschnitte eingeteilt, die sich mit der Regierung des Erzbischofs Richard von Greiffenklau, mit der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und mit der Regierung des Erzbischofs Karl Kaspar von der Leyen beschäftigen. Der Verfasser hat sich bemüht, die Geschichte Triers in diesen Jahren nicht nur vom Standpunkt der Stadt, sondern auch vom Standpunkt des Erzstiftes zu behandeln. Er hat dabei eine Fülle von Material verarbeitet, das er zum großen Teil aus den Archiven in Trier, Koblenz, Düsseldorf, Wien, Paris und Brüssel geschöpft hat. Es ist ihm gelungen, ein Bild der Zeit zu geben, das uns in die Verhältnisse hineinversetzt und uns die Menschen jener Zeit lebendig vor Augen führt. Wir lernen die Kämpfe kennen, die Trier mit seinen Erzbischöfen auszufechten hatte, wir sehen, wie sich die Stadt gegen die Übergriffe der Landesherren wehrt, wie sie ihre Rechte und Freiheiten zu verteidigen sucht. Wir sehen aber auch, wie sich die Erzbischöfe bemühen, ihre Macht zu vergrößern, wie sie ihre Residenz ausbauen und wie sie sich bemühen, Trier zu einer Stadt zu machen, die ihrer Würde entspricht. Wir lernen die Bürgermeister und Ratsherren kennen, die Trier regierten, wir sehen, wie sie ihre Macht mißbrauchen, wie sie sich bereichern und wie sie sich gegen die Zünfte wehren, die ihnen ihre Macht streitig machen wollen. Wir sehen, wie sich die Zünfte bemühen, ihre Rechte zu verteidigen, wie sie sich gegen die Übergriffe der Ratsherren wehren und wie sie sich bemühen, ihre Macht zu vergrößern. Wir lernen die Kämpfe kennen, die Trier mit seinen Erzbischöfen auszufechten hatte, wir sehen, wie sich die Stadt gegen die Übergriffe der Landesherren wehrt, wie sie ihre Rechte und Freiheiten zu verteidigen sucht. Wir sehen aber auch, wie sich die Erzbischöfe bemühen, ihre Macht zu vergrößern, wie sie ihre Residenz ausbauen und wie sie sich bemühen, Trier zu einer Stadt zu machen, die ihrer Würde entspricht. Wir lernen die Bürgermeister und Ratsherren kennen, die Trier regierten, wir sehen, wie sie ihre Macht mißbrauchen, wie sie sich bereichern und wie sie sich gegen die Zünfte wehren, die ihnen ihre Macht streitig machen wollen. Wir sehen, wie sich die Zünfte bemühen, ihre Rechte zu verteidigen, wie sie sich gegen die Übergriffe der Ratsherren wehren und wie sie sich bemühen, ihre Macht zu vergrößern.

Das Buch ist ein Standwerk, das jeder, der sich mit der Geschichte Triers beschäftigt, zu Rate ziehen muß. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß Kentz sich entschlossen hat, eine Geschichte Triers in der Neuzeit zu schreiben. Der vorliegende erste Band behandelt die Zeit von 1512 bis 1675. Er ist in 3 Abschnitte eingeteilt, die sich mit der Regierung des Erzbischofs Richard von Greiffenklau, mit der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und mit der Regierung des Erzbischofs Karl Kaspar von der Leyen beschäftigen. Der Verfasser hat sich bemüht, die Geschichte Triers in diesen Jahren nicht nur vom Standpunkt der Stadt, sondern auch vom Standpunkt des Erzstiftes zu behandeln. Er hat dabei eine Fülle von Material verarbeitet, das er zum großen Teil aus den Archiven in Trier, Koblenz, Düsseldorf, Wien, Paris und Brüssel geschöpft hat. Es ist ihm gelungen, ein Bild der Zeit zu geben, das uns in die Verhältnisse hineinversetzt und uns die Menschen jener Zeit lebendig vor Augen führt. Wir lernen die Kämpfe kennen, die Trier mit seinen Erzbischöfen auszufechten hatte, wir sehen, wie sich die Stadt gegen die Übergriffe der Landesherren wehrt, wie sie ihre Rechte und Freiheiten zu verteidigen sucht. Wir sehen aber auch, wie sich die Erzbischöfe bemühen, ihre Macht zu vergrößern, wie sie ihre Residenz ausbauen und wie sie sich bemühen, Trier zu einer Stadt zu machen, die ihrer Würde entspricht. Wir lernen die Bürgermeister und Ratsherren kennen, die Trier regierten, wir sehen, wie sie ihre Macht mißbrauchen, wie sie sich bereichern und wie sie sich gegen die Zünfte wehren, die ihnen ihre Macht streitig machen wollen. Wir sehen, wie sich die Zünfte bemühen, ihre Rechte zu verteidigen, wie sie sich gegen die Übergriffe der Ratsherren wehren und wie sie sich bemühen, ihre Macht zu vergrößern.

Das Buch ist ein Standwerk, das jeder, der sich mit der Geschichte Triers beschäftigt, zu Rate ziehen muß. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß Kentz sich entschlossen hat, eine Geschichte Triers in der Neuzeit zu schreiben. Der vorliegende erste Band behandelt die Zeit von 1512 bis 1675. Er ist in 3 Abschnitte eingeteilt, die sich mit der Regierung des Erzbischofs Richard von Greiffenklau, mit der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und mit der Regierung des Erzbischofs Karl Kaspar von der Leyen beschäftigen. Der Verfasser hat sich bemüht, die Geschichte Triers in diesen Jahren nicht nur vom Standpunkt der Stadt, sondern auch vom Standpunkt des Erzstiftes zu behandeln. Er hat dabei eine Fülle von Material verarbeitet, das er zum großen Teil aus den Archiven in Trier, Koblenz, Düsseldorf, Wien, Paris und Brüssel geschöpft hat. Es ist ihm gelungen, ein Bild der Zeit zu geben, das uns in die Verhältnisse hineinversetzt und uns die Menschen jener Zeit lebendig vor Augen führt. Wir lernen die Kämpfe kennen, die Trier mit seinen Erzbischöfen auszufechten hatte, wir sehen, wie sich die Stadt gegen die Übergriffe der Landesherren wehrt, wie sie ihre Rechte und Freiheiten zu verteidigen sucht. Wir sehen aber auch, wie sich die Erzbischöfe bemühen, ihre Macht zu vergrößern, wie sie ihre Residenz ausbauen und wie sie sich bemühen, Trier zu einer Stadt zu machen, die ihrer Würde entspricht. Wir lernen die Bürgermeister und Ratsherren kennen, die Trier regierten, wir sehen, wie sie ihre Macht mißbrauchen, wie sie sich bereichern und wie sie sich gegen die Zünfte wehren, die ihnen ihre Macht streitig machen wollen. Wir sehen, wie sich die Zünfte bemühen, ihre Rechte zu verteidigen, wie sie sich gegen die Übergriffe der Ratsherren wehren und wie sie sich bemühen, ihre Macht zu vergrößern.

Digitized by Google

aus dem Nachlasse zu Gottingen. Herausgegeben von Dr. Ludwig Schlesinger, ord. Professor der Mathematik an der Universität in Klausenburg. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1895. 8°. 1 Bl. 104 S. Mit 1 Tafel. Preis: 3 M.

Die Herausgabe der Vorlesungen Riemann's über Abel'sche Functionen, welche Dedekind im Jahre 1876 besorgt hat, ist bekanntlich nicht ganz befriedigend ausgefallen. Es ist daher sehr zu begrüssen, dass Schlesinger sich der Mühe unterzogen hat, eine neue Ausgabe zu veranstalten, welche sich eng an die Riemann'schen Originalhefte anschliesst. Dieselbe wird in zwei Abtheilungen erscheinen, von denen die erste, welche uns vorliegt, die Theorie der Abel'schen Integrale enthält, während die zweite die Theorie der Abel'schen Functionen bringen soll. Wir können nur wünschen, dass diese zweite Abtheilung recht bald folgen möge.

Ueber Riemann's Vorlesungen vergl. Bd. 34, S. 1 und Bd. 40, S. 1.

Elias Wilcox Gray August Stenenberg. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doctorwürde in Philosophie, vorgelegt der Hohen Philosophischen Facultät der Universität Leipzig. Leipzig, Druck von Metzger & Wittig. 1895. 8°. 1 Bl. 47 S. Mit 1 Tafel.

Der Inhalt zerfällt in folgende Capitel: I. Die Abel'schen Integrale erster Gattung. S. 1—15. II. Die Abel'schen Integrale zweiter Gattung. S. 15—20. III. Die Abel'schen Integrale dritter Gattung. S. 20—47.

Elias Wilcox Gray August Stenenberg. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doctorwürde in Philosophie, vorgelegt der Hohen Philosophischen Facultät der Universität Leipzig. Leipzig, Druck von Metzger & Wittig. 1895. 8°. 1 Bl. 47 S. Mit 1 Tafel.

Der Inhalt zerfällt in folgende Capitel: I. Die Abel'schen Integrale erster Gattung. S. 1—15. II. Die Abel'schen Integrale zweiter Gattung. S. 15—20. III. Die Abel'schen Integrale dritter Gattung. S. 20—47.

Novellen und Erzählungen. Hannov. 1826—27. 4 Thle.

Neuer Novellenkranz. Braunschweig, 1829—30. 2 Thle.

Der Naturfreund (zusammen mit einer Erzählung von D. Leßmann [S. d.]). Berlin, 1830.

Novellen, Erzählungen u. s. w. in Almanachen, Zeitschriften u. s. w.

Blumenhagen hat sich vorzüglich als Erzähler ausgezeichnet und durch seine einzelnen Leistungen in diesem Fache, die meistentheils zuerst in Almanachen erschienen, vielseitigen Beifall erworben, den er sich jedoch nicht in demselben Grade zu erhalten wußte, da er sehr bald, hauptsächlich in der historischen Novelle, in eine gewisse Manier verfiel, die auf die Länge ermüdete. — Er besitzt übrigens schöne Eigenschaften, Reichthum der Phantasie, Welterfahrung und Menschenkenntniß, die Gabe lebendiger Darstellung und einen gebildeten, gefälligen Styl, so wie Wärme und Anmuth, obwohl die letztere mit unter auf bloß sinnlicher Basis beruht; aber es fehlt ihm, da er zu leicht arbeitet und sich zu sehr zersplittert, oft an Tiefe und Würde. Seine der Form nach eigentlichen poetischen Erzeugnisse und seine Dramen stehen in dieser Hinsicht auf einer höhern Stufe als jene, und sind, besonders die letzteren, durch Adel der Sprache wie der Gesinnungen bemerkenswerth. Von geringerer Bedeutung dagegen sind seine kritischen Darstellungen, welche auch, da sie nur eine einzelne Bühne betrafen und sich weder durch neue und kühne Ansichten, noch durch tiefe Forschungen hervorhoben, nur ein beschränktes Publicum fanden.

Der Bruder.*)

An einem heitern Juni-Morgen saß die Familie des Herrn von Hagen zusammen auf einem Hügel des Gartens, der die äußerste Spitze ihres kleinen Besitzthums im Herzogthum Lauenburg bildete. Diese freundliche Höhe, von einer Rosenhecke eingefaßt, deren Blüthen in voller Pracht standen, von schlankgewachsenen Tannen beschattet und mit einem kleinen Monument geziert, welches in einer weißen Marmorpyramide bestand, über welche zwei Thränenweiden den leichtbeweglichen Schleier ihrer hellgrünen Zweige herabsenkten, war der Lieblingsplatz des Gutsherrn, und die Aussicht von da bot das schönste Panorama der Gegend, und hatte durch die Zeitereignisse des Jahres 1803 noch ein besonderes Interesse gewonnen. Mächtig rauschte der breite Elbstrom in seinem tiefen Bette vorüber, belebt durch die einmastigen Waarenschiffe der nahen Hansestadt und durch die bescheidenern Kähne der fleißigen Fischerleute; jenseits sah man überall die Thürme der Städte und Dörfer aus den Fruchtfeldern und Holzungen der Nachbarprovinz hervorschimmern, und diesseits, am rechten Ufer des Stromes, hatte das vor einigen Tagen aufgeschlagene Feldlager der hannoverschen Armee der sonst so stillen, friedlichen Flur unerwartet einen kriegerischen Charakter aufgedrückt. Da dehnten sich weithin die Linien der weißen Leinenzelte; da schimmerten im Morgensonnenlicht die scharlachrothen Uniformen der ausgestellten Posten; da blinkten Goldfunken und Silberblitze in das suchende Auge von den pyramidisch zusammengestellten Gewehren und den gegen den Strom gerichteten Geschützen: da sprengten einzelne Reiterkommandos am Ufer hinunter und die Schanzgräber müheten sich in früher Arbeit sichernde Erdwälle aufzuwerfen, und auf den einzelnen Erhebungen der Fläche entdeckte man Gruppen wachsamer Offiziere, kenntlich durch den Federbusch des Hutes und die breite gelbe Schärpe, welche von der Schulter zur Hüfte hing, die mit dem Fernrohr am Auge das jenseitige Ufer beachteten.

Der Herr von Hagen, ein kräftiger Mann im besten Mannesalter, saß mit gestütztem Haupte auf der Bank seines Hügels; sein linker Arm hielt seine Gattin umfangen, welche neben ihm stand, und an seinem Knie lehnte sein Söhnchen, ein vierjähriger lieblicher Knabe und schaute mit den hellen Augen des rothwangigen runden Köpfchens, das die dunkeln Haarringeln umspielten, starr in des Vaters Angesicht, in welchem das Kind einen Ernst und einen Trübsinn gefunden, die so tief ausgedrückt waren und so ungewöhnlich gegen vordem sich zeigten, daß sie selbst dem kleinen, klugen Wesen nicht hatten entgehen können. Mit einem lauten Seufzer erhob jetzt der Mann sein dunkeles Gesicht und indem er die rechte Hand sanft auf die Scheitel des Kindes drückte, zog er mit der Linken den Kopf der schlanken Frau zu sich hernieder, sah einen Augenblick lang mit seinen schwarzen glänzenden Augen in ihr Gesicht und drückte dann einen heftigen Kuß auf ihren frischen, lieblichen Mund.

„Ja, meine Madelon," sagte er schmerzlich, „wir müssen uns ergeben in den zürnenden Willen des kalten unerbittlichen Schicksals, das den Frieden haßt und sich die genügsam-glücklichen Herzen am liebsten zur Zielscheibe seiner tückischen Laune erwählt. Seit meiner Jugend bin ich gewöhnt, seine Giftpfeile in meiner Brust zu fühlen und stände ich allein, würde ich sie abschütteln wie sonst von der im Kampf mit den finstern Mächten gehärteten Haut. Aber zum ersten Male sieht mich das Leben erschlafft, zusammengedrückt, zernichtet, denn ich halte Dich im Arm, die gleich einer beseligenden Zauberin meine wüste verbrannte Vergangenheit in ein blühendes Fruchtfeld der Gegenwart verwandelte, alle Wunden meiner Seele zu heilen verstand, und mich versöhnte mit meinem Gott und mir selbst, ich schaue auf dieses Kind, dessen Glück auf mein Daseyn gelimpft ist, das ich als ein Gnadenpfand des Himmels, als einen Zeugen seines verrauchenen Zornes empfing und — ich verzweifle."—

Die junge Frau umschlang seinen Nacken mit Angst und schien mit ihren hellen Taubenaugen tief in seiner Seele zu forschen. „Verzweifeln?" fragte sie vorwurfsvoll. „Und warum, mein guter Romain? Lastet denn eine Schuld auf Deinem Herzen oder dem meinen, welche Buße fordert? Hat Dein Mund gelogen, als er sprach, das Leben mit mir dünke Dir ein Paradieses-Glück und hat dieses Glück nicht fünf Jahre einen wolkenlosen Himmel über uns gebreitet?"

„Eben deßhalb;" fiel der Mann heftig in ihr weiches Wort. „Glaube mir, es gibt zum Unglück Geborene, welche dem schwarzen Dämon des Erdengeschlechts verfallen sind für immer. Wie der Löwe mit seiner Beute, mit der schlanken Gazelle spielt, ehe er sie tödtet, wie seine grausame Lust das halbgelähmte Thier auf Minuten frei läßt, aber wenn die Hoffnung der Flucht sich in ihr regt, schnell wieder seine Krallen in ihren Nacken schlägt, so läßt der schwarze Geist auch die ihm Verfallenen boshaft los auf eine Weile, aber seine Höllenhand bleibt über ihnen und mitten in ihrer seligsten Stunde fällt sie nieder und zermalmt die sichern Träumer."

„Lästre nicht so entsetzlich," sagte die Frau halblaut und bebend, „der Unsichtbare, der nur im glücklich-machen, im Schauen seiner Glücklichen die eigene, göttliche Seligkeit sich bereitet, hört Dich und könnte Dich strafen." —

„Verlor ich nicht die besten Güter des Lebens ohne Schuld, Vaterland, Vater und Bruder?" sprach der Mann, düster die Augen von ihrem Gesichte zum Boden senkend, „Rettete ich nicht mein Leben selbst wie durch ein Wunder? Wo war da die Hand des Unsichtbaren, als die Besten untergingen? Wo wachte da sein Auge?"

Stürmisch warf sich Madelon an seine Brust, sich leicht setzend auf sein Knie. „Und gab er Dir nicht die Freundin, die Trösterin gerade da, als Du so viel verloren?" fragte sie mit siegender Innigkeit, denn der Mann fuhr bewegt empor und preßte sie mächtig an sich. „Und was sorgst Du vielleicht ohne Noth?" fuhr sie ruhiger fort. „Sieh hinaus auf jene weiße, leichte Stadt. Ihre Nähe macht Dich fürchten und ihre Nähe sollte Dich sicher stellen. Sind nicht alle diese Tausende da wie von Gott zu Deinem Schutz gesandt? Werden diese kräftigen Männer des Krieges, welche Dir selbst Bewunderung und Lobspruch ablockten, auch nur Einen Feind, der Dich gefährden könnte, herüber lassen über den tiefen Strom, den sie zum Schutzwall gewählt?" —

„Daß sie ihn zum Schutzwall erwählt, das macht mich zittern;" antwortete der Mann. „Sie sind ungeschlagen und doch hier in der fernsten Provinz. Warum zogen die Braven fort von den Grenzen ihres Landes, und ließen die Feinde ihres Königs herein? Warum gaben sie seine Hauptstadt Preis den fremden Legionen, gegen welche ihr Haß so laut sich ausspricht? Denke daran, daß die Hälfte dieser Tausende auch Weib hatten und Kind und Eigenthum; warum ließen sie diese dort, wo der Feind einzog, warum warfen sie die Eisenbrust nicht vor den Heerd und ihre Lieben, und vertheidigten mit blutendem Arm, was ihnen das Theuerste ist, wie der rohe Wilde selbst es thut, wenn auch mehr aus Instinkt als Zartgefühl? Du hast gelebt in meinem Hause, Du frommes Weib, wie die einsame Insulanerin, die nicht über die Welle hinaussieht, die ihres Eylands Ufer netzt; aber ich folgte der Weltgeschichte mit in Furcht geschärften Blicken. Die Söhne Frankreichs haben ihre Heimath mit dem Entsetzlichsten befleckt, haben wüst gemacht den eigenen Boden, und haben darum keinen Frieden mehr auf der durch Gräuel und Verbrechen geschändeten Muttererde; der Kainsfluch, Vatermord, Brudermord treibt sie in die fremde Ferne rastlos

---

*) Aus: Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet. — Herausgegeben von Dr. St. Schütze. Frankfurt a. M. 1834.

und von 1867—1871 als Vice-Präsident des Appellationsgerichtes. Seit 1871 ist er Präsident des Obergerichtes. Er ist Mitglied der Gesetzgebungscommission, Präsident der Commission für Revision der Civilprocessordnung, Mitglied der Commission für Revision des Strafgesetzbuches, Präsident der Commission für Revision des Gesetzes über Verantwortlichkeit der Beamten, Präsident der Commission für Revision des Gesetzes über Verantwortlichkeit der Richter, Präsident der Commission für Revision des Gesetzes über Verantwortlichkeit der Advocaten, Präsident der Commission für Revision des Gesetzes über Verantwortlichkeit der Notare, Präsident der Commission für Revision des Gesetzes über Verantwortlichkeit der Gerichtsvollzieher, Präsident der Commission für Revision des Gesetzes über Verantwortlichkeit der Gerichtsschreiber, Präsident der Commission für Revision des Gesetzes über Verantwortlichkeit der Gerichtsdiener, Präsident der Commission für Revision des Gesetzes über Verantwortlichkeit der Gerichtsärzte, Präsident der Commission für Revision des Gesetzes über Verantwortlichkeit der Gerichtsapotheker, Präsident der Commission für Revision des Gesetzes über Verantwortlichkeit der Gerichtsdolmetscher, Präsident der Commission für Revision des Gesetzes über Verantwortlichkeit der Gerichtsübersetzer

Ges. durch neue Bestimmungen und will allgemeine Anerkennung finden. Die Verfasserin hat sich bemüht, die Gesetze, Verordnungen und Erlasse, welche für die Gemeinden in Betracht kommen, möglichst vollständig zusammenzustellen, sowie sie in übersichtlicher Weise zu ordnen und zu erläutern. Sie hat dabei die Gesetzgebung der meisten deutschen Staaten berücksichtigt, sich aber vorzugsweise auf die preußischen Gesetze beschränkt. Das Buch ist in 3 Abschnitte eingeteilt. Der erste Abschnitt behandelt die Gemeindeverfassung, der zweite die Gemeindeverwaltung, der dritte die Gemeindeaufsicht. Jeder Abschnitt ist in Kapitel und Paragraphen eingeteilt. Die Paragraphen sind mit Überschriften versehen, welche das Auffinden des Gesuchten sehr erleichtern. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und ein Sachregister am Schlusse des Buches tragen ebenfalls dazu bei, dasselbe zu einem brauchbaren Nachschlagebuche zu machen. Die Verfasserin hat sich bemüht, die Gesetze, Verordnungen und Erlasse, welche für die Gemeinden in Betracht kommen, möglichst vollständig zusammenzustellen, sowie sie in übersichtlicher Weise zu ordnen und zu erläutern. Sie hat dabei die Gesetzgebung der meisten deutschen Staaten berücksichtigt, sich aber vorzugsweise auf die preußischen Gesetze beschränkt. Das Buch ist in 3 Abschnitte eingeteilt. Der erste Abschnitt behandelt die Gemeindeverfassung, der zweite die Gemeindeverwaltung, der dritte die Gemeindeaufsicht. Jeder Abschnitt ist in Kapitel und Paragraphen eingeteilt. Die Paragraphen sind mit Überschriften versehen, welche das Auffinden des Gesuchten sehr erleichtern. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und ein Sachregister am Schlusse des Buches tragen ebenfalls dazu bei, dasselbe zu einem brauchbaren Nachschlagebuche zu machen.

Die Verfassung des Deutschen Reichs. Kommentar für Studierende und Beamte von Dr. Paul Laband, Professor der Rechte in Straßburg. Zweite Auflage. Freiburg i. B. und Leipzig, Verlag von Mohr (Paul Siebeck). 1895. 8°. 1. Band: XXIV und 552 S. 2. Band: VIII und 552 S. Preis: 16 M.

Die erste Auflage dieses Kommentars ist in Bd. 1 S. 1 dieser Zeitschrift besprochen worden. Die zweite Auflage ist in Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes und der Bedeutung des Verfassers für die Wissenschaft des Staatsrechts mit Freuden zu begrüßen. Sie ist nicht nur eine Neuauflage, sondern eine Neubearbeitung, welche den Fortschritten der Wissenschaft und der Gesetzgebung Rechnung trägt. Der Verfasser hat sich bemüht, die Gesetze, Verordnungen und Erlasse, welche für die Gemeinden in Betracht kommen, möglichst vollständig zusammenzustellen, sowie sie in übersichtlicher Weise zu ordnen und zu erläutern. Sie hat dabei die Gesetzgebung der meisten deutschen Staaten berücksichtigt, sich aber vorzugsweise auf die preußischen Gesetze beschränkt. Das Buch ist in 3 Abschnitte eingeteilt. Der erste Abschnitt behandelt die Gemeindeverfassung, der zweite die Gemeindeverwaltung, der dritte die Gemeindeaufsicht. Jeder Abschnitt ist in Kapitel und Paragraphen eingeteilt. Die Paragraphen sind mit Überschriften versehen, welche das Auffinden des Gesuchten sehr erleichtern. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und ein Sachregister am Schlusse des Buches tragen ebenfalls dazu bei, dasselbe zu einem brauchbaren Nachschlagebuche zu machen. Die Verfasserin hat sich bemüht, die Gesetze, Verordnungen und Erlasse, welche für die Gemeinden in Betracht kommen, möglichst vollständig zusammenzustellen, sowie sie in übersichtlicher Weise zu ordnen und zu erläutern. Sie hat dabei die Gesetzgebung der meisten deutschen Staaten berücksichtigt, sich aber vorzugsweise auf die preußischen Gesetze beschränkt. Das Buch ist in 3 Abschnitte eingeteilt. Der erste Abschnitt behandelt die Gemeindeverfassung, der zweite die Gemeindeverwaltung, der dritte die Gemeindeaufsicht. Jeder Abschnitt ist in Kapitel und Paragraphen eingeteilt. Die Paragraphen sind mit Überschriften versehen, welche das Auffinden des Gesuchten sehr erleichtern. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und ein Sachregister am Schlusse des Buches tragen ebenfalls dazu bei, dasselbe zu einem brauchbaren Nachschlagebuche zu machen.

besten Eigenschaften des Militärs bewahrt, fand sich diesem Schwesterpaare gegenüber zum Erstenmale im Leben gespannt und befangen. Die unerwartete Begegnung mit dem Gutsherrn, welchen er früher in ganz anderer Lebenslage gekannt, mußte auch ihr Theil dazu beitragen, und da Herr von Hagen seine triste Laune nicht ganz zu bezwingen vermochte, der Adjudant als ein junger Officier vor Respekt nicht Worte finden konnte, so führte der alte Obrist allein das Tischgespräch, und spöttelte über die schlaffe Generation der Zeit im Gegensatz zu seiner Jugend, wo ein wackerer Ritter auch nach einem Courierritte von Einem Hauptquartier zum Andern, ja selbst nach einem heißen Schlachttage durch die Nähe der Schönheit sich neu restaurirt und zwiefach entflammt gefühlt haben würde. Der Rittmeister nahm den Spott duldsam auf; er hatte die Hausfrau an der, wenn auch kaum bemerkbar größern Fülle, wie an der Sicherheit des Redetons erkannt, und sein Auge machte sich mit der lieblichen Adrienne zu schaffen, eine stumme Unterhaltung, die ihn aber hinreichend beschäftigte, seitdem seine Eitelkeit gefunden zu haben glaubte, daß auch der Jungfrau heller Blick ihn zuweilen gesucht, und durch die Scheu desselben dennoch eine Art von Theilnahme geleuchtet hatte.

Nach dem nicht besonders belebten Frühmahle, vergönnte des Obristen Kommando den jüngern Kriegern nur ein Stündchen Ruhe, dann sollten seine Pferde gesattelt stehen, um ihn und den Neffen in das Hauptquartier nach Mölin zum Feldmarschall zu tragen. Das finstere Gesicht des Dragoners, der nach solch scharfem Marsche sich einen Rasttag versprochen und seit einem Stündchen kecke Pläne daran gehängt, worin die schöne Adrienne bereits die Hauptrolle spielte, wurde vom alten Kriegsmanne übersehen, und dem Rittmeister Adolphus blieb kaum die Zeit, noch einen Blick auf das blonde Krauskörfchen abzuschließen, in welchem er alle Beredsamkeit seines Herzens zu concentriren sich bemühete, bevor er dem Ohm zu seinem Zimmer folgte.

Der warme Sommertag lag schon im Entschlafen; die Felder zeigten sich menschenleer; das Geräusch des Lagers schwieg, und der Elbstrom brauste hörbarer an seinen Ufern hin. Nur auf der höchsten Schanze beschien die tief in Westen stehende Sonne einen Artillerieofficier, einen hochgewachsenen, breitschultrigen Mann, welcher an die Kanone gelehnt, den Hut in der Hand, so daß der Abendwind in seinem schon ergrauten Haare spielte, den Strom, der tief unter ihm floß, zu beachten schien. Derselbe Abendstrahl des sinkenden Taggestirns beleuchtete hell und scharf den Hügel des Hagenschen Landsitzes, und wie am Morgen saß auch jetzt der bekümmerte Edelmann auf seiner Lieblingsbank.

Der Dragoneroffizier hatte sich, ohne von ihm bemerkt zu werden, genähert, besah sich mit Zeichen der Verwunderung im Gesicht das kostbare Monument, das in diesen nordischen Gegenden für ein seltenes Kunstwerk gelten konnte. Seine Stimme schreckte den Sitzenden aus tiefen Träumen empor.

„Chevalier Romain," sagte der Rittmeister, „erlaubt mir, daß ich in dieser einsamen Stunde meiner Neugier Worte gebe. Ihr dürft mirs schon ein wenig hoch anrechnen, daß ich Eurer harpocratischen Gesticulation von heute Morgen bis hieher Folge geleistet." —

Herr von Hagen stand bewegt auf und bot ihm die Hand. „Dank dafür, mein deutscher, braver Freund!" entgegnete er mit Hast. „Es war eine schwere Ursache, die befahl, mir selbst die unverhoffte Freude des Wiedersehens in Fesseln zu schlagen." —

Der Dragoner drückte die gebotene Hand mit Herzlichkeit. „Seit dem trüben Morgenroth, was der furchtbaren Blutnacht bei Menin folgte, sahen wir uns nicht," sagte er; „und bei meinem Säbel, es ist mir wie ein Traum, daß ich Euch hier sehe im Besitz der höchsten Güter, die das Leben nur den Auserwählten zu spenden pflegt. Aber Ihr scheint dieses seltene Glück nicht besonders zu empfinden. Statt zwischen den beiden schönen Hesperiden dieser goldenen Gärten Euren beneidenswerthen Platz zu suchen, sitzt Ihr hier an einem Trauermonumente, und gleicht dem mürrischen Drachen, welcher jene Wunderäpfel bewachte. Löset mir diese Räthsel, oder ich werde zum Herkules, der die reizenden Nymphen und ihre Schätze vom finstern Wächter frey macht. Zuerst sprecht, was soll dieser Marmor, der auf einem Friedhofe besser stände, als in diesem Eden? Was sollen diese Inschriften? Hier der Name: Eugen; und darunter: Keiner starb einen schönern Tod! und auf dieser Seite: Dem Besten der Menschen! — Wißt Ihr, daß diese Worte eine Lästerung aussprechen? Der Beste der Menschen wurde zu Nazareth geboren, und Golgatha sah den schönsten Tod, den je ein Geborner gestorben; so meine ich mit Allen, die im bunten Lebensgewühl nicht vergessen haben, was ihren Uebergang vom Knaben zum Jüngling geheiligt, und die an die Zeit gedenken, wo den Invaliden die letzte Trompete vom sauern Lebensdienste erlösen wird." —

Der Gutsherr warf einen schmerzlichen Blick hin zu der sinkenden Sonne, und drückte seine Rechte wie im Krampf gegen sein Herz. „Mein Glaube nennt den Erlöser Gott," entgegnete er ernst, „zählt ihn nicht zu dem jämmerlichen Geschlecht, dem wir angehören. Aber wenn es einem Menschen möglich ist, sich der Höhe zu nähern, auf der die Himmelsbürger stehen, wenn Reinheit, Seelenstärke, Edelmuth, Opferung für fremdes Glück, Menschen zu Heiligen machen, so war Eugen ein Heiliger schon im Leben, trug die Glorie ohne Canonisation, und oft wenn ich sein gedenke, ist mir's als wäre er mir nie als irdisches Wesen erschienen, als hätte in ihm mein Schutzgeist neben mir gewandelt in der Gestalt eines Bruders, und dieser Schutzgeist wäre wieder aufgeschwebt zu seiner Heimath, als ich sein nicht mehr bedurfte." —

„Euer Bruder?" fragte der Rittmeister lebhaft, indem er den Gutsherrn umfaßte und neben sich auf die Bank niederzog. „O erzählt, Chevalier! Denn Eure Vorrede läßt auf etwas Außerordentliches schließen, und selbst diese Inschrift, in der ein Bruder den andern den Besten aller Menschen nennt, ist schon eine ungewöhnliche, in einer Zeit, wo die Selbstsucht der Genius der Erdenbürger wurde, wo man nach Kainssöhnen nicht weit zu suchen hat, und wo selbst die Dichter einen Ruhm darin finden, blutigen Bruderhaß in den Zwillingen, den Brüdern von Tarent und der Braut von Messina auf die Bretter zu zeichnen, welche die morsche Welt bedeuten."

„Blutig ward auch diese Bruderliebe, aber reines Opferblut netzte ihren Altar," seufzte Romain. „Unaufgefordert hätte ich Euch ebenfalls zum Vertrauten gemacht, denn mein Herz bedarf Leichterung, bedarf einen Freund, einen Rathgeber und Eure Ankunft dünkte mir ein Mondstrahl in düsterer Mitternacht, der mir plötzlich den verlorenen Pfad beleuchten möchte." —

Herr von Hagen begann seine Erzählung, welche oft unterbrochen wurde durch Ausrufungen, Fragen und Bemerkungen des unruhigen lebhaften Dragoners, und welche wir daher dem Leser gedrängter und zusammenhängender, als sie der Erzähler gab, vorzutragen uns verpflichtet fühlen. —

Der Marquis de la Haie wohnte mit seiner Familie zu Paris, wo er in der Nähe des Palais Royal ein Haus besaß, in welchem er mehr das Leben eines vornehmen Bürgers als das eines Edelmanns der schweigerischen Hauptstadt führte, die damals Sybaris Europa's genannt zu werden verdiente. Er hatte früher in der königlichen Garde gedient, später ein Hofamt bekleidet, doch die Verschuldung seiner Güter und seine Verheirathung mit einem Fräulein aus einer güterlosen Familie vom niedrigen Adel des Elsaß, hatte ihn bewogen, dem theuern Schimmer des Hoflebens zu entsagen, in den Büchern, die er stets geliebt, Ersatz zu finden und den Versuch zu machen, durch einfache Haushaltung und Zurückgezogenheit den Zustand seiner Finanzen zum Besten seiner Kinder wiederum zu heben. Drei Erben waren ihm vom Himmel geschenkt, eine Tochter, Jeanne genannt, und zwei Söhne, Eugen und Romain, gesunde hoffnungsvolle Kinder, deren Erziehung des Marquis schönstes und einziges Geschäft geworden, und deren Anlagen besonders schnell durch die Theilnahme der Mutter an Ausbildung gewannen, da diese früher als Gesellschaftsfräulein bei einer deutschen Fürstin gelebt hatte. Beide Brüder, kaum Ein Jahr an Alter verschieden, gaben von Kindheit an ein Bild der herzlichsten Bruderliebe, welche desto auffallender erschien, da Temperament und Charakter in Beiden sich sehr verschiedenartig zeigte. Eugen wurde der Mutter Liebling durch sein sinniges, stilles Wesen, durch einen Ernst und eine Besonnenheit, die seinem Alter vorangeeilt; Romain galt dem Vater mehr, weil er lebhaft, feurig, leichtsinnig und keck den Marquis an seine Jugendzeit erinnerte; ist es doch gewöhnlich, daß der Mensch in seiner Eitelkeit auch diese am Fremden nicht nur entschuldigt, sondern mit einem seltsamen Vergnügen wiederholt findet. Beide Knaben versprachen viel, und als sie Jünglinge geworden, drohte der erste Zwiespalt durch die Wahl ihrer künftigen Bestimmung das musterhafte Leben des Vertrauens und Friedens, welches sie bis dahin beglückt, zu zerstören. Einer von ihnen sollte die frühere Laufbahn des Vaters betreten, sollte in die Königlichen Garden aufgenommen werden, eine Stellung, welche bei der Prunkliebe des französischen Hofes, bei dem Aufwande, den ein junger Officier in Paris damals nicht meiden konnte, große Opfer von Seiten der Familie kostete. Der Andere mußte daher sich für die Wissenschaft und den Priesterstand bestimmen, da hiebei die gezwungene Beschränkung ersparen durfte, was dem Bruder zu viel ward, und außerdem das angenehme Verhältniß des Marquis zu dem Bruder des Königs, dem Grafen von Provence, durch gleiche Neigung für Wissenschaft und Künste erzeugt, dem Sohne auch in diesem stillen, schimmerlosen Stande die Aussicht auf ein sorgenloses Daseyn und auf höhere Priesterwürden versprach.

Doch die Entscheidung der Eltern wurde schwierig. Beide Söhne hatten gleiche Studien gemacht, gleiche Vorkenntnisse eingesammelt, aber beide hatten auch von früh an die Vorliebe für den Soldatenstand gleich lebhaft an den Tag gelegt. Der stille, ernstere Eugen verwandelte sein ganzes Wesen, wenn er von dem König Franz, von dem vierten Heinrich, von Türenne's Waffenthaten erzählen durfte, und dem übermüthigen Romain war der

Kant unserer Kenntnis und Erkenntnis, 1878 (Leipzig, Voss). 2 M. — Ueber Kant's Kritik der reinen Vernunft, 1878 (Leipzig, Voss). 2 M. — Ueber Kant's Kritik der praktischen Vernunft, 1878 (Leipzig, Voss). 2 M. — Ueber Kant's Kritik der Urtheilskraft, 1878 (Leipzig, Voss). 2 M. — Ueber Kant's Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können, 1878 (Leipzig, Voss). 2 M. — Ueber Kant's Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, 1878 (Leipzig, Voss). 2 M. — Ueber Kant's metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft, 1878 (Leipzig, Voss). 2 M. — Ueber Kant's Kritik der Urtheilskraft, 1878 (Leipzig, Voss). 2 M. — Ueber Kant's Kritik der praktischen Vernunft, 1878 (Leipzig, Voss). 2 M. — Ueber Kant's Kritik der reinen Vernun

Strellingen und ſein Freund Romain de la Hale. Wüthender drängten die Piquenträger den engen Gang herauf über die Haufen ihrer Kameraden, welche die Bajonette der Schweizer und ihre beſonnen und ſicher geſendeten Kugeln aufgethürmt. Doch jetzt erſchienen auch abtrünnige Nationalgardiſten zwiſchen der zerlumpten Meute. Von einer Flintenkugel durch die Bruſt getroffen, ſank der brave Arnold. „Ein Adieu für Jeannette!“ ſtammelte er, Romain die Hand reichend, indem er niederſank. Rechts und links ſtürzten die Gefährten; die heulende wüthige Barde raſete unwiderſtehlich heran, eine lange Pike traf Romain am Arme, Todeskälte rieſelte durch ſein Gebein, als er dieſe furchtbaren Teufelsfratzen nahe vor ſeinen Augen ſah, die Lebensluſt erwachte in ihm, aus einem Fenſter ſprang er auf die Terraſſe, Kugeln ziſchten ihm nach, doch ungetroffen entkam er in die Gebüſche und auf Umwegen durch menſchenleere Gaſſen, da alle Pariſer dem Hauptſchauplatze zugeſtrömt, in das Haus ſeiner Eltern. Seine Ankunft, ſein Anblick trug den Schrecken hinein, ſein Bericht verbreitete Jammer über alle. Die ſchöne Jeanne fragte nichts, ihre ſtarren Augen bewachten des Bruders Antlitz, als aber Eugen nach dem Strellingen fragte, als Romain ausweichend antwortete: Er wird mit dem Reding gefangen ſeyn! — da drückte ſie die Augenlieder zu, und bleicher und bleicher wurde das friſche Angeſicht und wie todesmatt lehnte ſie das Lockenhaupt an den Hals der Mutter. Sie wußte, der Geliebte war gefallen in der Pflicht, ſie weinte nicht, kein Wort kam über ihre Lippen, und ſie antwortete ſeitdem nur, wenn kindlicher Gehorſam ſie bei den Fragen der Eltern dazu antrieb. Den Uebrigen blieb nicht Zeit, ſie und ihr Leid zu beachten. Schon hielt damals das Blutribunal ſeine Sitzungen, und jeder Mittag ſah Hunderte von ſeiner grauſen Gerichtsbühne zu der Guillotine ſchleifen. Schon waren oft des Abends vor des Marquis Hauſe Aufläufe entſtanden, man hatte Steine gegen die Fenſter geſchleudert und Schimpfreden ausgeſtoßen, und Eugen hatte mit Schrecken den Erzfeind der Familie unter dieſen Tobenden erblickt. Nicola de Licou war ein Volksmann geworden, ſeine Charakterloſigkeit hatte ihm den Tauſch leicht gemacht, ſeine Selbſtſucht hatte ihn dazu angeſpornt. Sein Ohm, der Herr von Favras, war durch den ſchimpflichen Strang gerichtet; man ſagte nicht nur, Nicola habe ſelbſt der Execution beigewohnt, nein, das Gerücht beſchuldigte ihn, er ſey ſelbſt der Angeber und Auslieferer des Wohlthäters geweſen, welcher die Flucht der Königsfamilie habe befördern wollen. Was war nicht von ſolch einem Frevler zu fürchten! Doch in all dieſem Gedränge blieb der alte ehrwürdige Herr de la Hale gefaßt und unerſchüttert, und alle hörten auf ſeine Befehle und Anordnungen wie auf eines Gottes Stimme. Er hatte ſchon längſt ſich einen Paß der Municipalität zu einer Reiſe auf ſeine Güter im Süden zu verſchaffen gewußt. Jetzt ließ er die Kaleſche mit guten Sachen bepacken, Romain in der Livree mußte ſich neben den Kutſcher ſetzen, ein Ort zum Rendezvous an den nördlichen Grenzen wurde beſtimmt, und mit der Dämmerung fuhr der Wagen aus dem Thorweg nach der ſüdlichen Barriere. Eugen, in niederer Verkleidung ließ ſich die Begleitung des Bruders nicht nehmen, und war den Reiſenden vorangeeilt. Die Wache erlaubte die Durchfahrt, jedoch einige hinzutretende Pikenmänner warfen den Nationalgardiſten ihre Thorheit vor, man holte die Kaleſche ein, aber während der Balgerei der Raubvögel mit dem ſtämmigen herzhaften Kutſcher, während des Erbrechens und Plünderns des Wagens, und indem es dem muthigen Eugen gelang durch einen raſch angeſponnenen Streit die Trunkenbolde von dem Sitze des Bruders wegzulocken, glückte es dem unbeachteten Romain zu entkommen, und das Dunkel begünſtigte ſeine Flucht, die er freilich mit wundem Herzen und nur, weil der Vater ſie befohlen und weil ſeine Anweſenheit die Familie gefährden konnte, angetreten.

Durch die Zurückkunft Eugens mit dem blutenden, derb zerſchlagenen Kutſcher wurde die Unruhe aufs höchſte geſteigert. Der mit dem Wappen des Marquis verzierte Wagen war in den Händen des Pöbels geblieben, mit nächſtem Morgen mußte man eine Hausſuchung erwarten. Der Marquis ließ das Haus verſchließen, die Zugänge verrammeln, man zog ſich aus den vordern Zimmern in ein Hinterſtübchen zurück, damit kein Licht die ſpäten Straßenwanderer anlocke, und enge zuſammen ſitzend unterhielt ſich die Familie von dem verlaſſenen Romain, ſprach ihre Wünſche für ihn aus, und ſandte ihm inbrünſtige Gebete nach. Oft erſchreckte ſie tobendes Geſchrei von der Straße her, mehrere Male ſchlug man heftig gegen die Pforte und die Fenſterläden, dann ſaßen alle verſtummt, mit hörbar klopfendem Herzen und horchten; aber es ward immer wieder ſtill, und je tiefer es in die Nacht ging, je mehr verlor ſich ihr Bangen.

Da rauſchten plötzlich Schritte auf dem Vorplatz, die Thüre wurde raſch geöffnet, und ein fremder Mann zeigte ſich in ihr, durch das ſchwarzbärtige Geſicht, den gemeinen Kittel und die rothe Mütze bezeichnet als zu der furchtbarſten Feindesrotte gehörig. Jeanne ſchmiegte ſich an die Mutter und flüſterte mit einem ſeltſamen Tone, welcher faſt wie Freude klang: „Nun iſt es aus für uns Alle und wir kommen hin zu dem Freunde Arnold!“ — Eugen hatte nicht ſo reſignirt nach den geladenen Piſtolen gegriffen, welche der Marquis auf den Tiſch gelegt, und hielt beide Mündungen dem Nachtmenſchen entgegen, der wie ſchüchtern auf der Schwelle verweilte.

„Thut nur die Dinger weg, lieber Monſieur;“ erklang da eine heiſchere, doch nicht unbekannte Stimme. „Macht kein Alarm, denn es könnte ſeyn für Euch ſehr ſchädlich. Bin ja der Benjamin, der Sohn von Euren Nachbarsleuten, und der Vater Abram ſchickt mich daher aus Sorgſamkeit für Euch, weil er gehört immerdar den Herrn Marquis als einen braven Herrn, der nicht ſtolz geweſen auf ſeine Geburt und ſeinen Rang, und hat Manches zu verdienen gegeben ſeinem Nachbarsmann.“ —

Eugen legte das Schießgewehr fort und zog den jungen Iſraeliten näher zum Licht. „Beim Himmel, es iſt Bem;“ rief er. „Aber Burſch, wie kommſt Du in dieſe verhaßten Kleider?“ —

„Ja häſſig ſind ſie auch mir;“ ſprach der Iſraelit, indem er ſich ſelbſt mit innerem, ſichtlichem Schauer betrachtete; „aber es war die neueſte Modetracht von Paris, und das Käppchen iſt eine ſichere Sauvegarde für das Leben und das Gut. Fährt doch das Schwert des Würgengels herab über Gerechte und Ungerechte, und hat ſich der fromme David doch verſteckt in die Höhle zur Zeit der Noth, und der Erzvater Jacob ſich genäht in rauhen Schafspelz, damit man ihn hielte für den Bruder Eſau. Vater Abram meint, ſolches ſey erlaubt in der Noth, und jammert, daß ſich der Herr Marquis und die Junker nicht angethan haben mit ſolchen Lumpen und dem Rettungskäppel zur rechten Zeit. Jetzt iſt's zu ſpät, denn die Blutſäufer haben ſchon an die Pforte geklopft und gar furchtbare Reden und Flüche ausgeſtoßen, und der Monſieur Nicola von gegenüber, der ſich jetzt Citoyen Hachette, ein gräulicher Name, nennen läßt, und mit dem gemeinſten Waſſerſchieber und der ſchmutzigſten Hallendame Brüderſchaft trinkt, war dabei, und ſchwur gräßlich, dieſes Haus müßte herunter bis zum Kellerſtock mit dem nächſten Morgen. Da ſchickt mich der Vater nun in ſeiner Herzensangſt, und ich ſoll warnen und retten, ſo der Gott Zebaoth ſeine Hülfe nicht verſagt, dieweil er zürnt über die Sünden der Weltkinder.“ —

Alle umdrängten jetzt den ehrlichen Burſchen, Jeanne ausgenommen, und fragten, welchen Rath der jüdiſche Nachbar ihnen ſende, und alle ſtimmten in den Plan, der ihnen angegeben ward. Man verrammelte die Pforten noch ſtärker, um den Stürmern Aufenthalt zu machen. Vorzüglich füllte man das Kellergewölbe mit Möbeln und Utenſilien bis zur oberſten Stiege hinauf und verſchloß dann die Fallthür feſt, damit die Nachſucher hier den Schlupfwinkel der Verfolgten vermuthen möchten. Alles, was an Gelde und werthvollen Kleinodien im Hauſe befindlich, wurde dann in kleinen Päckchen verwahrt und unter die Flüchtenden vertheilt. Durch den Garten des Marquis führte Benjamin alsdann ſeine Schützlinge bis zu einer Oeffnung in der hohen Plankenwand, die eben erſt gebrochen, und die der kräftige Burſch mit Eugens Hülfe bei dem Schein einer Blendlaterne, die er im Gebüſch verſteckt gehabt, durch die losgebrochenen Bohlen wiederum feſt verwahrte und durch vorgeſchobene Kiſten ungangbar machte.

Mit Beben ſahen ſich die Frauen um in dem neuen Wohngemach, wohin ſie Benjamins Erzählung, wie durch des Engels Flammenſchwert, aus ihrem Paradieſe verſetzte. Sie befanden ſich in dem Schlachtſtall des Wechslers, der zugleich Schächter ſeiner Gemeinde war; eine Kuh ſchnoberte in dem Heu der Krippe, und ein Hammelpaar blökte kläglich im Stroh aus Furcht vor dem ungewohnten Blendlichte. Der bleiche Marquis faßte die Hände der zagenden Gattin, der ſtilleidenden Tochter. „Muth, Kinder,“ ſagte er mit erzwungener Kraft, „der Herr der Welten prüft diejenigen am ſchwerſten, die er lieb hat. Füget Euch, ſchaudert nicht, denkt an die Geburtsnacht des göttlichen Erlöſers; das Heil der Welt ging aus von einem ſolchen Orte, und auch unſer Leid wird vorübergehen, denn der Gottesſohn bittet droben für die Guten.“ —

Benjamin führte jetzt den Vater Abram herbei, der ſich ſeltſam ausnahm im ſchwarzen Schubbey und der rothen Jakobinerkappe, mit Bücklingen eintrat und Entſchuldigungen über den Ort machte, wo er ſeine hohen Gäſte zu empfangen gezwungen ſey; der Marquis reichte ihm die Hand, dankte für die Warnungspoſt und fragte nach ſeinem Rath. —

„Mag mich der Gott Iſrael erleuchten,“ antwortete der weißbärtige Alte, „daß ich finde den rechten Weg für ſolch gute, vornehme Nachbarsleut. Die Herrſchaften wiſſen ſelbſt, wie in kein Mäuſeloch zu eng, das nicht durchſucht würde in ganz Paris, wenn die da jetzt oben ſitzen die Hausſuchung decretiren. Nun könnten wir bergen Sie Alle vielleicht Ein Tage, zwei Tage da hinten im Ställchen, wo die Ziegen gelegen; aber was wird's helfen, wer kann vertrauen dem Geſinde, das will all werden jetzt zu Herrſchaften? Der Abram iſt gut angeſchrieben bei den Herrn im Tribunal, die alleweile haben die Klingel zur Hand, weil er ſie hat ſtehen in ſeinen Büchern, weil er Geld gibt wenn's Noth, weil er den Benjamin da zum Pikenſoldaten gemacht, das

Das erste Heft, das Ref. erhielt, enthält: Ueber die Lehre von den Gesichtsempfindungen. Von Dr. Ernst Brücke, Professor der Physiologie an der Universität zu Wien. Mit 2 Tafeln. Wien, Braumüller, 1853. 8. 1 Thlr. 8 Ngr.

Prof. Alfred Ritter von Arneth und Prof. Adolf Beer. Die Politik des Prinzen Eugen von Savoyen und seiner Verbündeten von 1703 bis 1716. Wien, Braumüller, 1864. 8°. 3 Bde. (Bd. I, XXXII und 384 S.; Bd. II, 384 S.; Bd. III, 384 S.)

Die Verfasser haben sich die Aufgabe gestellt, die Politik des Prinzen Eugen von Savoyen und seiner Verbündeten von 1703 bis 1716 darzustellen. Sie haben dabei die Absicht, die Politik des Prinzen Eug

Ende Dezember 1918 ein, und bis zu dem Zeitpunkt, wo Bulgarien sich zum Waffenstillstand entschloß, hatte es 1 Million 200 000 Mann mobilisiert, 600 000 Mann an die Front geschickt und 1 Million Gewehre ausgegeben. Diese Zahlen sind ein Beweis für die Leistungsfähigkeit des bulgarischen Volkes, das nur 5 Millionen Einwohner hat. Die Verluste Bulgariens betrugen 200 000 Mann, 100 000 Mann sind in Gefangenschaft geraten. Die Kriegskosten betrugen 1 Milliarde 200 Millionen Lewa. Die Ausgaben für Kriegsmaterial betrugen 1 Milliarde 600 Millionen Lewa. Die Kriegsentschädigung, die Bulgarien zu zahlen hat, beträgt 2 Milliarden 250 Millionen Goldfranken. Bulgarien hat 1 Million Flüchtlinge aufgenommen, die es ernähren mußte. Die Ernährung der Armee und der Bevölkerung hat Bulgarien ohne fremde Hilfe durchgeführt. Bulgarien hat 1 Million Tonnen Getreide ausgeführt. Die Ernährung der Armee und der Bevölkerung hat Bulgarien ohne fremde Hilfe durchgeführt. Bulgarien hat 1 Million Tonnen Getreide ausgeführt. Die Ernährung der Armee und der Bevölkerung hat Bulgarien ohne fremde Hilfe durchgeführt. Bulgarien hat 1 Million Tonnen Getreide ausgeführt.

Der Verfasser schließt sein Buch mit einem Ausblick auf die Zukunft Bulgariens. Er sagt, daß Bulgarien sich nicht mehr erholen kann, wenn es nicht die Hilfe der Entente bekomm

von Jerusalem bestätigt, und schließlich die Ansicht, daß Jesus nicht in Nazareth, sondern in Bethlehem geboren sei, wird durch die Thatsache widerlegt, daß Jesus in Nazareth aufgewachsen ist. Die Geschichte von der Geburt Jesu in Bethlehem ist eine Legende, die aus dem Bestreben entstanden ist, Jesus als den Messias zu erweisen, der nach Micha 5, 1 in Bethlehem geboren werden sollte

jeder neuen Botschaft. Der Conſul hatte die Sulinger Convention nicht ratifizirt, wie man ſagte, weil König Georg ihr nicht ſeine Zuſtimmung gegeben. Die feindliche Armee ſchien täglich ſtärker anzuſchwellen, und der Obergeneral muſterte ſie mehrere Male, ſichtlich in der Abſicht zu ſchrecken. General Frère hatte Beſitz von Harburg und Stade genommen. Der däniſche General Ewald rückte an Dänemarks Grenzen und verſperrte im Fall eines unglücklichen Schlachttages dieſen einzigen Weg zur rettenden Retirade. Mehrere hundert Fahrzeuge aller Art und Größe, die räthſelhafter Weiſe von den Hannoveranern weder vernichtet noch genommen worden, wurden von den höhern Stromgegenden herabgeführt und zur Ueberfahrt bereitet. General Berthier kam herüber mit Kapitulations-Anträgen, die auf unbedingte Ergebung und Abführung der hannoverſchen Truppen nach Frankreich lauteten, und der hitzige Franzoſe forderte nach Tagesfriſt Antwort. Dazu drängten ſich täglich Deputirte der hannoverſchen Landſchaft zu dem Feldmarſchall, die ihn beſchworen, das Land nicht durch eine unnütze Gegenwehr zu verderben und ſeine Einwohner der roheſten Gewaltthat und Plünderung auszuſetzen. Alle dieſe Hiobsposten blieben, was unverantwortlich ſchien, nicht im Geheimniß der Obern und Vorgeſetzten, ſondern liefen, als geſchähe ihre Verbreitung abſichtlich, im Lager umher, und da jetzt als neueſte Verhandlung die Nachricht durch die Regimenter ſtrich, daß nur der gemeine Soldat kriegsgefangen in das fremde, verhaßte Land geſchleppt werden ſollte, der Officier auf Ehrenwort im Vaterlande zurückbleiben dürfte, da murrten die alten, braven Rothröcke, und bald brach die böſeſte Peſt eines Heers, Meuterei und Inſubordination, an das Licht. Ein Reiterregiment gab zuerſt die Loſung, mehrere folgten, und ſelbſt die Garden vergaßen ihre Pflicht, als ein Muſter den Kriegsgefährten vorzuleuchten. Was half es, daß ein braver Kornett vom Leibregiment einige Dragoner des Zweiten zuſammenließ, die ſich unter ſeine Leute gemiſcht, um mit rebelliſchen Worten ſie zu gewinnen! Mit Noth rettete er ſein Leben und die Gluth loderte dadurch nur verderblicher auf. — Was half es, daß man ein Fußregiment entwaffnen ließ? Was half die cäſariſche Rede des Feldmarſchalls vor der Fronte? Er mußte die derbe Gegenrede eines grauen Wachtmeiſters vernehmen, der ihn mitten in Gottes Sonnenlichte fragte: „Warum man die treuen Soldaten nicht an der Grenze gegen den Feind geführt? Warum man ihnen den Sold vorenthalten? Warum man ſie in einen Winkel eingeſperrt ohne Proviant und Munition, wo jedem Gemeinen die Hoffnung auf glücklichen Ausgang erlöſchen müſſe, und wo man ſie opfern wolle, um nur die Commandirenden zu ſalviren? — Iſt es gerecht vor Gott," ſchloß er ſeine Kraftſprüche, „dem alten Soldaten zuzurufen: Laß dich ſchleppen in die fremde Wüſte zum Frohndienſt, oder wirf dein rothes Ehrenkleid hin, und geh und bettele Brod für Weib und Kind!"

Ein lautes Murren und Waffengeklirr, welches durch die Reihen lief, ſprach den Beifall wie den tiefen Unmuth der Regimenter aus, und beſtimmte des bedrängten Führers Entſchluß. Zu ſpät gelang es den Officieren, die das Vertrauen ihrer Colonnen beſaßen, die Verführten zur Pflicht zurück zu leiten; der Feldmarſchall erklärte ſeinen Widerwillen, ſeine Scheu, nach dieſen Vorfällen einen Kampf zu wagen, erklärte die Capitulation geſchloſſen, welche Auflöſung der ganzen Armee, jedoch mit Entlaſſung der Truppen in ihre Heimath, ausſprach.

Die Familie von Hagen hatte an allen dieſen Ereigniſſen, von welchen ſie durch ihre Freunde, den Oberſt und den Rittmeiſter, täglich die ſicherſte Nachricht erhalten, den innigſten Antheil genommen, und Chevalier Romain, der mit einem Leichenantlitz ſtumm und reſignirt zwiſchen den Seinigen umherging, und keinen Rettungsplan in ſeinem gedrückten, wie ausgedörrten Gehirn finden konnte, ſah die Hauptſcenen derſelben mit einer Selbſtqual, zu der ihn ſein böſer Geiſt unwiderſtehlich trieb, vom höchſten Fenſter ſeines Erkers durch ſein nur zu getreues Fernrohr an. Er ſah den franzöſiſchen Obergeneral mit ſeinem Stabe auf einem breiten Fahrzeuge von Ortlenburg abſtoßen, und die Mitte des Stromes gewinnen. Da leuchtete ihm noch ein letzter Hoffnungsſtrahl. Der graulockige Artilleriehauptmann auf der Hauptbatterie kommandirte: Feuer! — Ein Blitz fuhr von dem wohlgerichteten Geſchütz empor, die Kugel ſauſete über das Waſſer, und zerſchlug den Maſt über den Häuptern der feindlichen Kriegsobriſten. Verhängnißreiche Kugel! Was würde geſchehen ſeyn, hätte das Auge des alten Capitains um eine Spanne tiefer gerichtet? — Adjudanten flogen heran, tobend und verweiſend; die Lunte wurde gelöſcht, und von Schnackenbeck her ſchiffte der Feldmarſchall heran und — mitten auf dem deutſchen Strome, als ſollte kein Fleck vaterländiſcher Erde das ſchändende Wort aufnehmen und den Nachkommen verrathen, wurde mit zwei Federzügen das Schickſal eines Volks entſchieden. — Mit innerm Fieberfroſt ſah Romain die ſchnellen Folgen dieſes ſchwarzen Augenblicks. Das ganze Lager löſete alſobald ſeine ſchöne Ordnung in ein wildes Chaos auf. Hier ſaßen die Reiter ab, koppelten ihre Pferde zuſammen, oder ließen ſie unmuthig ins Freie laufen; die Fußvölker warfen ihre Gewehre zuſammen, oder vernichteten ſie in unnützer Wuth; die blanken Geſchütze ſtanden verlaſſen, und die drohenden Maſchinen hielten wie in ſtummer Verwunderung den dunkeln Rachen gegen den jubelnden Feind geöffnet; dort riß ein verzweifelnder Fahnenjunker die Standarte von ihrer Stange und barg die geliebte Seide auf ſeiner Bruſt; dort vergruben einige alte Gardiſten ihre Fahnen in die Erde, um wenigſtens den Verſuch zu machen, dieſe Heiligthümer der verhaßten Hand des Ehrenräubers zu entziehen.

Schwindel umfing den unglücklichen Hausvater, Nebel deckte ſeine Blicke, er ſah ſich als den unglücklichſten, den verlorenſten von allen dieſen Tauſenden, und wankend, taumelnd ſtieg er hinab von ſeiner Warte, trat ein zu ſeinen Lieben, befahl ſtammelnd und wie außer ſich, die Pferde zu ſatteln, den Wagen anzuſpannen, und ſank entkräftet und betäubt in ſeinen Seſſel. —

Der Obriſt war bereits abgereiſet, aber der Freund, der Dragoner hatte ſein Wort gehalten, und war zugegen. „Schmeichelt ihm nicht, ſondern ſcheltet ihn tüchtig aus!" rief er den Frauen zu, die mitleidig ſich an den Hausherrn drängten. „Wer in böſen Stunden den Kopf verliert, macht ihnen die Thür weit auf; thut es ein Mann, und dazu in Gegenwart ſchöner Augen, verliert er mit dem Kopfe den Hut und Reſpekt, und das iſt oft mehr verloren, als den Kopf. Faſſet Euch, Romain, Ihr waret ja ehedem ein ſo braver Soldat, und bebtet nicht, als die Mitternacht vor Menin grauenvoll heraufzog. Iſt denn hier mehr als dort?" —

Romain deutete ſchmerzlich auf ſeine Madelon und den kleinen Eugen. „Nun, Menſchenfreſſer ſind es nicht," lächelte der Dragoner, „wenn ſie auch die ſchönen Frauen gern unter der Siegesbeute ſehen; das ſteckt ihnen einmal im Blute. Ihr denkt noch beſtändig an Eure Sansculotten und Septembermänner, Chevalier, aber das liegt weit hinter uns, und der Conſul als ein guter Kanonier hält auf ordentliche Montur, ordentliche Waffen und ordentliche Kriegszucht. Der Obergeneral ſoll die ſtrengſte Dienſtordre haben und jede Ausſchweifung ſtrafen ohne Anſehen der Perſon. Und warum fürchtet Ihr faſt kindiſch für Euch? Wer wird hier in den nordiſchen Halden den Capitain der Garde-Royale ſuchen? Die Euch kannten, ſchlafen vielleicht längſt Alle in Italiens Erde oder am Fuße der Pyramiden. Verbergt Euch in Eurem Kabinett nur wenige Tage, und laſſet mich indeſſen den Hausherrn ſpielen. Das feindliche Corps iſt zu klein für unſer ausgedehntes Land; die Mehrzahl wird raſch zur Reſidenz kehren, und von den Wenigen, welche bleiben, werdet Ihr vielleicht einen Huſar zu füttern bekommen, und dann ſelbſt Eure Thorheit, Eure Knabenfurcht verlachen, die Euren Lieben die zwerghafte Sorge zum Rieſen umſchuf, ſtatt daß es umgekehrt ſeyn müßte."

Adrienne ſah recht freundlich zu dem Tröſter auf und ſtellte ſich näher zu ihm.

Madelon flüſterte: „Vertraue, Geliebter! Du fühlſt ja Gottes Hand, denn er ſandte Dir den Freund!" — „Kann er retten," entgegnete Romain, „ſo waltet des Bruders Geiſt unſichtbar in ihm und über ihm." —

Der Dragoner traf jetzt ſeine Anordnungen ſo freimüthig und gewandt, als wären ſie einem großen Familienfeſte beſtimmt. Die Zimmer der belle Etage wurden bequem und elegant für die Gäſte eingerichtet, welchen Ranges ſie ſeyn mochten. Das Speiſezimmer unten füllte eine große Tafel aus, wohl beſetzt mit Flaſchen, Obſt und kalten Schüſſeln. „Der Anblick eines einladenden Mahles lockt das Blut vom Gehirn zum Magen," ſprach er ſcherzend, „und kein Kriegsmann grollt, wenn volle Becher winken." — In dem daran ſtoßenden Familienzimmer ſollten die Damen mit dem kleinen Eugen verweilen und zwar bei offener Thür. „Der gemeinſte, roheſte Franzos iſt galant; Galanterie iſt ſeine Nationaltugend;" lachte er dem widerſprechenden Hausherrn zu. „Zutrauen weckt Zutrauen, auch im eiſernen Gemüth, und ſo ein lieblicher Kindeskopf wird dem Grauſamſten zu einer Engels-Erſcheinung, in deren Nähe er ſich der Sünde ſchämt." —

Romain mußte ſich in das Kabinett daneben verſchließen, da er den ſicherern Platz im Erker aus Liebe zu den Seinigen verſchmähte, und er ſollte als krank gemeldet werden. —

So gingen die Morgenſtunden des 5. Julius 1803 vorüber und es ward Mittag ehe die bange Erwartung in der Wirklichkeit ihre Erlöſung fand. Jetzt hörte man fernen Trompetenmarſch, jetzt näher den raſchen Trommelſchlag Frankreichs, und der Rittmeiſter trat auf den Vorplatz und in die weitgeöffnete Pforte des Hauſes. Schon war ein großer Rüſtwagen auf den Hof gefahren, und ein dünner, kerzenlanger Mann in hellblauer Uniform, der, trotz des ſchwarzen Bartes und des Degens an der Hüfte, eben kein kriegeriſches Anſehen hatte, gab den Trianſoldaten ſeine Befehle. Ehe er jedoch nach Vollendung ſeiner Anordnung das Haus erreichte, ſprengte ein Colonel mit vier Officieren durch das Thor und warf ſich vom Pferde.

„Ihr schon da, Paveur?“ rief er mit rauher Stimme wie höhnend dem Hellblauen zu. „Ihr habt eine gute Nase für die Töpfe Egyptens von den Vätern her, und der Rauch vom Schornsteine des stattlichen Hauses hat Euch Flügel angesetzt.“—

„Die Kasse der sieben und zwanzigsten muß unter Dach, so lautet meine Ordre;“ antwortete der Angerufene, doch sichtlich scheu und respektvoll.

„Eure Beutel haben weder Zunge noch Kehle, und werden sich schon mästen ohne Koch und Kellner im occupirten Lande; lachte laut der Colonel. Die Halbbrigade aber ist vom Obrist bis zum Tambour dürr geworden in der verdammten Haidgegend und sehnt sich nach einem Kanaan. Wir halten Vorhand darum. Den Wagen in die Scheuer dort, Ihr aber möget mit uns eintreten, ein Schweines-Rippchen wird sich finden für Euch, und dieses Haus scheint mir weit, wie der Schooß Abrahams und mag allen Gläubigen weichen Platz geben.“ —

Unter dem Beifallsgelächter seines Geleites trat er durch die Pforte, maß jedoch mit verdüsterten, stolzen Blicken den Dragoner, der ihm entgegen kam, und im Namen des ihm verwandten, kranken Hausherrn die Gäste bewillkommte. Ohne eine Antwort zu geben, ging der Franzos an dem Rittmeister vorüber, doch im Salon schien er überrascht durch den Anblick der Tafel und der beiden schönen Damen, und sein barsches Wesen lösete sich in eine wunderbare Freundlichkeit auf. Sein finsteres, feindseliges Gesicht wandelte augenblicklich den Charakter und mit einer Ritterlichkeit, die ihm wohl ließ, trat er, den Hut in der Hand und den Degen unter dem Arm, sofort in das zweite Zimmer, und begrüßte höflichst die Schwestern, und Groll und Härte schwand gänzlich aus seinem Benehmen, als die Hausfrau seine feine Entschuldigung in seiner Muttersprache erwiederte.

Triumphirend winkte der Dragoner der schönen Adrienne; die Fremden legten die Waffen ab, und man ordnete sich zur Tafel, bei der auf Bitte des Colonels die Damen die obersten Plätze einnehmen mußten.

„Bin ich nicht ein guter Prophet?“ flisterte Adolph seiner Nachbarin zu, da das freundliche Gespräch immer traulicher ward, der Colonel den Burgunder pries, den er kaum daheim so gut getrunken, mit Feuer im Champagner die Gesundheit der liebenswürdigen Hausfrau trank, den kleinen Eugen auf seinen Knien mit Erdbeeren fütterte, und den Paveur, welcher unten am Tisch bescheiden Platz genommen, mit seiner lahmen, eingefrorenen Zunge aufzog.

„Madam und Demoiselle müssen Nachsicht haben mit unserm jungen Kameraden dort,“ spöttelte er lachend. „Unser Freund ist brav und ein rechtschaffner Schatzmeister, der die Seele der Brigade, das blankgeprägte Gold bewacht wie sein Auge. Aber seine Ahnherrn schreiben sich vom Stamme Levi, und die allmächtige Revolution hat vergebens an ihm Wasser und Blut vergeudet, der Treue ist in keinem Quartier in seinem Wohlbehagen, wo nicht das Gebots-streifchen an dem Thürpfosten genagelt prangt und die Mosistafel die Wand schmückt.“ — So redend hob er die Augen zu der Wand ihm gegenüber, wo sie aber starr gefesselt haften blieben, und da zugleich sein Mund wie durch einen Wetterschlag getroffen verstummte, die Röthe seines Gesichts in eine gelbliche Blässe überging, welche zwischen dem schwarzen Barte den Zügen etwas grauenhaftes und gespenstisches gab, in seinen Augen jedoch zugleich ein feindseliges Feuer aus den Tiefen nach Außen zu quellen schien, so folgten die Augen aller Anwesenden der Richtung seiner Blicke, und trafen auf das Oelgemälde des Herrn von Pagen, welches neben seiner Madelon an der Zimmerwand hing, und das man nicht beachtet und deshalb herabzunehmen vergessen hatte.

Eine kurze, jedoch höchst ängstliche Pause folgte; Madelon griff nach der Hand der Schwester, der Dragoner beobachtete den Colonel erwartungsvoll und lauernd. Doch dieser lösete schnell selbst alle Zweifel und Muthmaßungen über sein verwandeltes Benehmen. Sein Blick wurde wild, blinkend, scharf wie das Auge des blutgierigen Adlers, wenn er von der Ureiche sich herabstürzt auf den Schwan des Missisippi; eine boshafte Freude belebte zugleich seine Züge. „Monsieur le Marquis, Ihr hier!“ rief er; „hier am Ende der Welt hätte mir der Teufel die schönste Freude meines Lebens aufgehoben? Und bei der Hölle, ich will sie genießen!“ — Rasch mit der Ferse den Stuhl zurückschleudernd, ergriff er den Knaben und stellte ihn hoch auf die Tafel. „Nicht wahr, mein lieber Junge,“ fragte er das Kind mit höhnischer Freundlichkeit, „das da ist der Papa, der gute Papa?“ — Das Kind sah das Bild an und klatschte in die Händchen. „Papa!“ rief der Knabe; „ja der Papa! Aber Papa ist krank, und hat lange nicht mit dem kleinen Eugen Krieg gespielt.“ — Jetzt brach die Wuth des Franzosen in volle Brunst aus. „Betrüger, elende Heuchler!“ rief er: „darum der schmeichelnde Empfang, darum die Schmiegsamkeit der Damen! Der Hausherr ist ein Emigrée, einer der boshaftesten Feinde unseres Vaterlandes. Er hat jahrelang die vatermörderischen Waffen gegen die Republik getragen, hat Hunderte der Söhne Frankreichs morden helfen. Ich sah ihn schon, als ich der Erste über diesen Fluß schiffte, sein Gesicht fiel mir auf, doch das flimmernde Mondlicht machte mich ungewiß. Er war damals mitten unter den Feinden, ihr Spion sicherlich, ihr Rathgeber gegen uns. Heraus muß es, muß in meine Hand gegeben seyn.“ — Er griff ein Messer vom Tisch und zuckte es gegen des Kindes Gurgel. — „Gebt ihn heraus aus seinem Versteck, ruft ihn augenblicks vor das Gericht seines Erzfeindes, oder dieser Stahl färbt sich in nächster Minute mit dem Blute seiner Brut, so wahr ich Nicola Favras mich nenne!“ —

Es war jener Nicola de Licou, der sich als Jacobiner Hachette, Hackbeil, umgetauft, späterhin aber den Namen seines hingerichteten Ohms wiederum angenommen hatte, um sich den Besitz der Güter desto fester zu sichern. —

Die Schwestern schrieen laut auf, der Rittmeister fuhr vom Sessel empor und sprang nach seinem Säbel, der Knabe aber weinte: „Hilf Mama, der böse Mann will mich stechen!“ und Madelon schrie laut um Hülfe und taumelte um die Tafel und sank in die Knie vor dem jetzt wieder dunkelroth glühenden Wüthrich. Da flog die Kabinetsthür auf und Herr Romain stürzte heraus, den bloßen Degen in der Rechten. „Halte ein Unmensch!“ kreischte er mit gebrochener Stimme. „Nimm mich, nimm mein Leben; nur laß die Unschuld unverletzt. Dein Haß hat die ganze Familie de la Hale zertrümmert, vernichte auch den letzten Stamm, nur den schuldlosen zarten Keim verschone, an welchem Frankreich kein Anrecht hat.“ —

Der Colonel lachte wild auf. „Bist Du so zahm geworden, stolzer Königsfreund?“ fragte er mit Spott. „O warum ist die schöne Zeit vorüber, wo ich Dir dieses Knaben Kopf hätte entgegenschleudern dürfen, und einen Leichenacker machen dürfen aus diesem Deinem Hause! Aber Du sollst mir wenigstens nicht entgehen? Nieder mit den Waffen, Du längst dem Tode verfallener Hochverräther! Nieder zum Boden, ich will Dich nicht länger so mir gegenüber sehen.“

Er ließ den Knaben aus der Hand, und das Kind taumelte auf die Tafel hin zwischen Schüsseln und Becher, kaum von der gegenübersitzenden Adrienne aufgefangen; zugleich stieß er mit roher Hand die kniende Madelon zur Seite, daß sie zu Boden schlug, und so setzte er an, sich auf den mit dem vorgehaltenen Degen Schutz suchenden Hausherrn zu werfen; aber der Dragoner, im Herzen empört, vor Ingrimm entglüht und Alles vergessend war bereits in seiner Nähe, und mit der starken Faust packte er jetzt den Tobenden an der Brust, und mit seiner deutschen Riesenkraft warf er ihn zurück, daß der Wuthschäumende kaum sich zwischen den Sesseln aufrecht zu halten vermochte.

Stutzend, doch mit verdoppeltem Zorn richtete sich jetzt sein Wüthen gegen den Rittmeister. „Elender Kriegsgefangener,“ stieß er mit gebrochenen Tönen hervor, „was mischt Ihr Euch in ein fremdes verlorenes Spiel? Wollet Ihr schlagen, warum schluget Ihr Feiglinge nicht an der Elde? Adjudant, nehmt dem Verrückten den Säbel ab, und führt ihn zum nächsten Wachtpiket. Er hat die Capitulation verletzt und ist dem Kriegsrechte verfallen.“ —

Der Adjudant rührte sich nicht; des Dragoners Kühnheit hatte die Fremden in Respekt gesetzt. Der Rittmeister hob seinen Säbel in der Scheide gegen den Colonel in die Höhe und trat ihm noch um einen Schritt näher. „Ich kenne Euch,“ sagte er mit verächtlicher Kälte, „Herr de Licou oder Citoyen Hachette, oder wie Ihr Euch sonst noch getauft haben möget. Ich kenne Euch, denn ich bin der Freund des Mannes dort, den Ihr verderben wollt. Aber ich stehe fest in Eurem Wege, und Ihr müßt mich zuvor kalt machen, ehe Ihr Jemanden aus dieser trefflichen Familie nur ein Haar krümmet. Der General en chef, der Consul selbst mag Recht sprechen, aber nicht Ihr sollt die Wollust haben, Eure Rachwuth persönlich zu sättigen. Ihr habt mich und meine Kameraden elend und feig genannt, dafür nenne ich Euch einen Schurken, der das Ehrenkleid schändet, das er trägt, und den der Consul mit umgewendeter Montur hinter das Regiment schicken würde, kennte er Euch, wie ich Euch kenne.“—

Wie ein neuer Sturmstoß rasete die Wuth des Colonels auf; seine Augen traten fast aus den Höhlen, seine Lippen wurden blau, seine Arme zuckten.

„Hinaus ins Feld!“ schrie er. „Hinaus im Augenblick! Nur Einer von uns kann leben! Züchtigen — Züchtigen will ich die Junge, die sich so erfrechte, züchtigen, daß sie die Erde lecken soll im Todeskampf. Hinaus, Herr Rothrock, zittert vor der pariser Klinge!“ —

„Mein Pferd steht noch gesattelt und ich bin bereit!“ rief gesetzt und männlich kalt der Dragoner, innerlich jedoch frohlockend, daß er den Feind auf sich gelockt, daß er ihn hinweg zu bringen und den Bedrängten Zeit zu verschaffen vermocht. Er rief zum Fenster hinaus seinem Reitknecht zu, der Colonel aber

kehrte nochmals von der Hauspforte zum Salon zurück, und kreischte den im Staunen über diese Vorgänge verstummten Officieren seine Befehle zu. „Paillard und Rondiere," stotterte er mit rollenden Augen und wie sinnberaubt, „laßt den Verräther nicht aus den Augen, entwaffnet ihn, knebelt ihn gleich dem gemeinsten Marodeur und Mordbrenner, denn er ist nichts besseres. Capitain Bühot, Ihr meldet dem Generallieutenant was hier geschehen, bis ich selbst ihm den saubern Fang präsentire. Mit mir! Lieutenant Raffour, in zehn Minuten sind wir wieder zur Stelle." —

Wie mit Zauberschnelle sah man bald darauf den hannoverschen Rittmeister den Colonel und den Adjudanten hoch zu Roß vom Hofe sprengen, und alle drei trabten an dem Ufer des Stromes hinauf und verschwanden dort wo sich das Ufer nach Norden bog, hinter den Zäunen des Ackerlandes.

Eine kurze Zeit lang wurde jetzt das Gehöft von einer stillen Pause beherrscht, die sonderbar gegen das frühere Gelärm innen und außen abstach. Die Trainsoldaten sah man verwundert aus den Stallthüren hervorblicken und der wilden Jagd am Ufer neugierig nachgaffen; die Knechte und Arbeitsleute des Gutsherrn, welche sich auf der Hausflur vorher schon versammelt, sobald sie vernommen, ihr verehrter Herr sey in Noth gerathen, und von denen Mehrere durch ihre Geberde und ihre Bewaffnung die getreue Absicht ohne Scheu andeuteten, standen verdutzt, da sie so unerwartet den Hauptfeind und den bekannten Freund sich entfernen sahen, und nur aus der geschlossenen Thür tönte ein dumpfer Wortwechsel fort, der jedoch unverständlich blieb, und in die Stille wie fernes Murmeln der Brandung des Meeres erklang. Jetzt öffnete sich die Saalthür und der schwarzbärtige Payeur trat hinaus und vor ihm wichen die Hausleute, theilten sich an die Wände und machten ihm Platz zur Hauspforte. Der Franzose trug den kleinen Eugen auf dem Arm und führte die bleiche, schwankende Adrienne an der Hand.

„Courage, Mademoiselle!" sprach er treuherzig. „Munter vorwärts, denn die Zeit ist kostbar. Capitain Bühot hat nicht ein so bös Gemüth wie Monsieur der Colonel. Er wird nichts Böses thun mit dem guten Herrn Marquis, und finden wir den General en Chef bevor der Colonel zurückkommt, werdet Ihr Alle werden gesichert. Der Generallieutenant ist Freund von Kindern und guten Damen, und bitten wir nur recht sehr, wird er gütig sprechen, denn er war heute sehr froh über die Bezwingung der Armee ohne Verlust Eines Scharfschützen, und träumt von nichts als den Lobsprüchen des ersten Consuls." —

Adrienne schien sich zu ermannen und ihrer Furcht mächtig zu werden, da trafen die Supplikanten auf einen Husarenofficier, der eben im Galopp vor der Pforte ankam. Es war ein Capitain der Braunen, ein hochgewachsener kräftiger Mann mit einem edeln einnehmenden Gesicht trotz der sich darauf kreuzenden Narben, welche als lebendige Hieroglyphen von seiner Bravour erzählten.

„Einen Becher Wein, schnell für den General!" herrschte er in deutscher Sprache den Hausleuten zu, indem er zurück auf den Reiterzug zeigte, der langsam auf der Straße, die an dem Landhause vorüberging, daher zog, und durch das reiche Gold welches von den Uniformen blitzte, und durch die rothen wallenden Federbüsche, die darüber wogten, fernhin die Vornehmsten des Heeres ankündigte. Der Payeur schrie freudig auf als er die Vordersten des Reiterzuges erkannte. „Wir haben nicht weit, Mademoiselle!" rief er. „Der General haben die Güte, uns selbst entgegen zu kommen." — Als er aber seine Augen zu dem braunen Husaren aufschlug, der ihm zurief: „Bem, bist Du trunken? Spielst den Paris, und entführst die Helena zusammt dem kleinen Astyanax?" — da schrie er noch lauter auf, setzte den Knaben nieder, und war in Einem Satze von den Steinstufen herab neben dem Steigbügel des Schnurrbarts.

„Nein, nicht trunken," kreischte er, „sehe ich Euch doch wie einen Engel mit dem Schwert angekommen zu bester Stunde! O auf welchen Flügeln kommet Ihr denn daher? Waret Ihr doch noch nicht bei uns, als wir passirten die Yssel; waret noch nicht beim Regiment als wir betraten dieses Land. Aber Ihr seyd da, Gott sey's gedankt; steigt nur ab von dem Pferd, und gehet hinein, spornstreichs hinein, wo Ihr werdet erwartet wie ein Bote vom Himmel." —

Der Husar antwortete nicht, hörte nicht, seine Augen hafteten auf der Gestalt der schönen Adrienne und seine Züge trugen den Ausdruck eines Menschen, dem im bleichen Mondlicht um Mitternacht plötzlich eine geistige Erscheinung aus dem Wege herauf steigt. „Bem," sagte er halblaut und preßte des Payeurs Hand auf das heftigste, „sprich, ist sie es, ist sie es nicht? So war sie ja, und doch war sie anders." —

Zwei Schüsse fielen fast gleichzeitig nicht gar fern hinter dem Garten, Adrienne that einen Angstschrei, bedeckte mit den Händen ihr Gesicht und sich in das Haus zurück; zugleich aber trabte der Obergeneral mit seinem ganzen Gefolge in den Hof herein. Es war ein langer Mann, in steifer, gezwungener Haltung auf seinem Schimmel sitzend, dem man es ansah, daß er sich Mühe gab, imposant zu erscheinen, da ihm die Natur diesen gewünschten Vorzug trotz seiner Körperlänge versagt hatte. Sein charakterloses, gewöhnliches Gesicht trug jedoch in diesem Augenblicke einige ungewöhnliche Marken in sich, die auf Sturm zu deuten schienen. „Wer ließ schießen? Was soll der Tumult hier im Hause?" sprach er mit Hast. „Werden so meine Ordres befolgt? Sind die entwaffneten Truppen nicht noch beisammen? Will man mir meinen schönen Tag verderben? Und habt Ihr vergessen was ein Aufstand der Bauern und Bürger bedeutet? Capitain Bühot, schnellen Bescheid, wer ist der schuldige Militär? Was sollten die Schüsse?"

Der Capitain, der eben vom Salon heran trat, berichtete kurz den Vorfall, meldete die Gefangennehmung eines Emigrées, eines Condéers und Ritters des sogenannten achtzehnten Ludwigs, den Herr de Favras erkannt und festgehalten.

„Und wo ist der Colonel?" fragte der General.

„Zum Duell mit einem Officier der Hannoveraner;" antwortete der Capitain. „Dort kehrt der Adjudant zurück und er wird melden können, was geschah."

Der General wandte sogleich seinen Schimmel dem Lieutenant zu, der in gestreckter Carriere und mit bleichem Gesicht daher sprengte.

„Wo ist Favras? warum stellt er sich nicht selbst, uns Auskunft zu geben über streng verbotene Mißhandlung eines Hausbesitzers dieser Provinzen?" fragte der Commandeur.

„Mein General," antwortete der Lieutenant mit Achselzucken, „der Colonel ist entschuldigt. Er kann sich nicht stellen, denn er ist als Freiwilliger auf dem Wege, uns in England Quartier zu bestellen."

„Monsieur Raffour, keine Badinage!" zürnte der General.

Der Lieutenant legte respektvoll die Hand an den Hut und berichtete im Style eines militairischen Rapports. Im Reiten zu der entfernten Uferstelle hatte man die Ordnung des Duells bestimmt, und da die Waffen, Säbel und Degen, ungleich gewesen, ein Duell auf Pistolen gewählt, trotz des Erzählers Gegenrede, indem Favras, obgleich immer heftigen Charakters, noch nie so im Grimm gesehen werden. Beide nahmen ohne abzusteigen Posto, der Colonel mit dem Rücken dem Elbstrome zugekehrt. Man zielte, der Adjudant zählte und die Schüsse fielen. Von Beiden war Niemand getroffen, aber des Dragoners Kugel fuhr in den Kopf des Pferdes von seinem Gegner. Das Thier machte einen gewaltigen Satz; der Colonel, um sich im Sattel des Pferdes zu erhalten, riß die Zügel straff zu sich ein, das Roß stieg, warf sich hin und herüber, kam so auf den Rand des hohen Ufers, stieg nochmals und stürzte mit dem Reiter in das tiefe, rauschende Wasser hinunter. —

„Und ihr versuchtet keine Rettung?" stieß der General beängstet hervor. — „Der Verunglückte ward vom Strome dem andern Ufer zugetrieben und alle Schiffe lagen diesseits;" antwortete der Lieutenant.

„Und Ihr hieltet den Hannoveraner nicht fest, versuchtet nicht seine Gefangennehmung?" zürnte der General weiter. Der Lieutenant zuckte wiederum lächelnd die Achseln. „Mein General," sagte er, „setzet alle Pferdefüße hier auf dem Hofe unter Einen Bauch, und ich wette, auch der leichteste Reiter unserer Kavallerie findet damit den Schweif vom Pferde des fremden Dragoners nicht wieder. Er ritt ein englisch Blutroß bester Art, und schoß wie ein Windstoß über das Feld, daß er klein ward wie eine Schwalbe vor meinen Augen, ehe ich mich noch besinnen konnte, was zu thun sey." —

Der General zog die Augenbrauen finster zusammen, indem er ohne Zögerung aus dem Sattel stieg. „Folget mir meine Herren," sprach er gebieterisch; „wir haben einen braven Officier verloren, und wer daran Schuld ist, mag seinen Kopf hüten vor unserm Rapporteur."

Der braune Husar hatte aufmerksam, doch ohne Bewegung und Einrede, dem Allen zugehorcht; nur als der Adjudant des Colonels Wassersprung berichtete, murrte er in sich: „Gericht des Himmels!" — Jetzt aber wurde auch er rasch beweglich, saß ab und drängte sich an die Seite des in das Haus schreitenden Generals, so daß er mit diesem zugleich den Salon betrat.

Der Chevalier Romain saß am Ende des Zimmers, Madelon stand neben ihm, wie sein Schutzengel halb zu ihm niedergebeugt, die Officiere hielten Wacht vor ihm, sein Degen war in der Hand des Einen derselben.

„Seid Ihr der Feind Frankreichs —?" fragte der General zu dem Edelherrn hintretend mit heftigem Tone, aber jetzt ergriff der Husar seinen Arm dreist und heftig und störte ihn in seiner Zornrede. „Erlaubt, mein General!" sprach der hochgewachsene Reiter, indem er den Commandeur zum nächsten Fenster führte, und dort in sichtlich hoher Gemüthsbewegung ein kurzes Gespräch mit ihm begann, an dessen Schlusse er die Bärenmütze vom Kopfe nahm und aus der himmelbauen Tasche derselben ein Portefeuille hervorzog, welches er geöffnet dem General zur Ansicht reichte. Dieser blätterte in mehreren daraus genommenen Papieren. „Seltsam! Wunderbar!" sprach er bei

diesem Durchsehen. „Ja, ja, meine Herren," sagte er dann zu den Anwesenden gewendet, „es ist ein Irrthum! Colonel Favras war zu voreilig. Der Marquis de la Haie nebst seinem jüngern Sohne sind geblieben in der Nacht bei Menin. Der ältere Sohn ist durch seine Waffenthaten ein Liebling des ersten Consuls geworden, man hat ihn und alle seine Verwandten von der Emigrantenliste gestrichen und er ist in seine Familiengüter wiederum eingesetzt. Unser tapferer Freund hier hat uns die Papiere darüber vorgelegt. Der Besitzer dieses Eigenthums ist frei, und wärs möglich, müßte der Colonel dieser Familie die Angst abbitten, welche sein Irrthum ihr bereitet. Mein braver Husar," setzte er freundlich hinzu, „übernehmt Ihr des Colonels Pflicht, und macht den Allarm wieder gut, den der Kriegsstand bei den Damen vom Hause entschuldigen mag." —

Der braune Husar trat vor und legte die Hand bewegt auf seine Brust und neigte sich dankbar vor dem General. Romain war aufgestanden und starrte den Husaren an, Madelon aber schrie auf: „Es ist der Bruder! Es ist Eugen, so wahr ein Gott lebt!" —

„Romain!" rief der Husar. „Haben denn die östreichischen Reiter mein Antlitz so zerfetzt, daß der Bruder keinen Zug mehr erkennt?" —

Der Chevalier taumelte in des Husaren Arme. „Nicht todt?" stammelte er. „Und nochmals mein Schutzgeist? O Gnade, mein Gott, dem Zweifler! Hat doch Niemand auf Erden einen solchen Bruder wie dieser ist." —

Eugen preßte den Schwankenden an sein Herz, und streckte seine linke Hand nach der schönen Madelon aus, aber nicht diese allein, sondern auch die blondlockichte Adrienne faßte die dargebotene Hand und drückte sie mit scheuer Herzlichkeit. —

Wir haben ihn gekannt, den wackern Capitain der braunen Husaren, Kapuziner genannt, wir haben ihn unter uns gesehen, den kraftvollen, fast herculischen Kriegsmann mit dem gebräunten, von drei Narben zerfetzten Antlitz, denn er lag fast zwei Jahre hindurch in unserm großväterlichen Hause im Quartier. Er war ein ganz Anderer wie die Mehrzahl seiner Kameraden; ernst und sittig, mäßig und bescheiden, erleichterte er dem Bürger die Lasten, welche das unvermeidliche Schicksal ihm zuwälzte, er lebte, wenn der Dienst ihn frei ließ, gern im Hause, beschäftigte sich mit der neuesten, auch der deutschen Literatur, und nahm gern an den Freuden der Familie Theil, so daß man ihn zuletzt ihr angehörig betrachtete, und das kleinste Mädchen im Hause ihn nur den Onkel mit dem Ziegenbarte nannte. Die Frauen schienen ihm sämmtlich zugethan, und sie hatten nicht Unrecht, denn hatte der Krieg seinen Zügen auch übel mitgespielt, sein großes Auge trug etwas eigenes, überirdisches möchte man es nennen, in sich, das die Herzen magnetisch ihm zuzog. Oft erzählte er von seinen merkwürdigen Schicksalen, die wir Alle mit Theilnahme anhörten. Als er bei Löwen mit den Unglücksgefährten verurtheilt worden, ward er von drei Kugeln getroffen, doch keine gab ihm eine Todeswunde. Unter dem Haufen der todten Kameraden fand ihn Abends darauf ein Landmann, und trug ihn mitleidig in seine nahe Hütte. Der Mann hatte einen Sohn in den letzten Gefechten verloren, und schien seinen väterlichen Schmerz durch die Pflege des fremden Jünglings betäuben zu wollen. Eugens Brustwunde heilte nur langsam, und mehrere Jahre gingen vorüber, ehe er seine volle Gesundheit, seine frische Jugendkraft wieder gewann. Sein Pflegevater handelte väterlich an ihm und in der ganzen Gegend galt er für des Erretters wirklichen Sohn. Aber Eugen konnte sich nicht an die Einförmigkeit des Landlebens gewöhnen, obgleich ihn die Dankbarkeit lange Zeit an die kleine Hütte, die ihm eine neue Heimath geworden, fesselte. Nach dem Vater, dem Bruder hatte er geforscht, und ihr Tod bei dem Ausfalle von Menin unterlag für ihn keinem Zweifel. Frankreichs Revolution nahm jetzt allmählich einen edlern und würdigern Charakter an. Jene Blutmenschen waren selbst als verdiente Opfer der eigenen Grundsätze gefallen, das in Gräueln und Unthaten übersättigte Volk hatte einer neuen Ordnung gehuldigt. Die Vernunft herrschte wieder, die Gesetzlosigkeit hatte aufgehört. Eugen war Franzose und in der Abgeschiedenheit seines Asyls, in den Tagen seiner Körperschwäche erwachte die Liebe zum Vaterlande neuerdings, die nicht leicht ein Franzose selbst in dem fernsten Winkel der Erde zu tilgen vermag. Auch sein Nationalstolz erwachte durch die merkwürdigen Waffenthaten der französischen Legionen, und die Heereszüge des Generals Buonaparte regten die ganze Theilnahme des jungen Invaliden auf. Mit der wiederkehrenden Kraft wuchs auch die Begierde nach Thaten und lohnender Beschäftigung, so machte er sich los von seinem Pflegevater, der ihn ungern scheiden sah, und trat in das Heer seiner Nation unter fremdem Namen. Der letzte seiner Familie, ein einsam stehender, namenloser Flüchtling, gepreßt durch die grausenvollsten Erinnerungen, suchte er nur Vergessenheit im Kriegsgedräng, nur einen Ehrentod im Schlachtendonner. Er trat in die Armee, und focht gegen die zahllosen Feinde des neugeborenen Galliens. Seine Waffenkunde, seine Bildung, sein edles Aeußere zogen, obgleich er jeden Prunk damit absichtlich vermied, die Augen seiner Vorgesetzten auf sich, und er stieg bald zum Sergeant-Major in seinem Regimente; doch erst in der Schlacht bei Marengo sollte er die Augen des ersten Feldherrn des Zeitalters auf sich ziehen. Die Schlacht schien verloren, da kam Desair mit der Reserve auf der Ebene von Tortona an, und mit ihm Eugens Regiment. Der Angriff dieser neuen Truppen war furchtbar und entscheidend. Der General fiel tödtlich verwundet, doch grimmig rächten den Tod ihres Abgotts die erhitzten Krieger an den schon siegtrunkenen Legionen des Generals Melas, die braunen Kapuziner schlugen wie ein Hagelschauer alles nieder, was in ihrer Bahn lag, stürmten die Hauptbatterie im Centrum, und Buonapartes Adlerauge zeichnete besonders einen Unterofficier aus, der immer voran war, mehrere Fahnen nahm, mit einem kleinen Corps einige gefangene Generale frei hieb, und als ein wüthendes Kartätschenfeuer seine Escadron aus einander warf, sich an die Spitze einer Grenadiercolonne stellte, und die verderbensprühenden Geschütze mit diesen Tollkühnen eroberte und unschädlich machte. Als am Morgen darauf Buonaparte das Commando an Massena übertrug, ernannte er zuvor Eugen zum Officier und gab ihm das rothe Ordensband vor der Fronte der Kapuziner. Später vergaß er ihn nicht, und bald durchschaut von dem Scharfblicke des seltenen Mannes, gestand ihm Eugen seine Herkunft, seine Schicksale, und durch des ersten Consuls Gunst bekam er seinen Familiennamen und seine Erbgüter zurück. —

Jetzt schien hier in der Fremde das Schicksal Alles, was es schwer auf des Einen Mannes Haupt gehäuft, wieder vergüten zu wollen. Oft reisete Eugen an die Ufer des Elbstroms, mehrere Male besuchte ihn die Familie in der Residenz, und es war wunderbar anzusehen, mit welcher eigenen Achtung, man möchte Vergötterung sprechen, die ganze Familie, selbst bis zum kleinen Eugen instinctartig hinab, den Onkel behandelte. Wenn sie ankamen, der elegante Korbwagen am Hause hielt, der Husar sie in der Thür empfing, Romain einen herzigen Kuß auf seinen bärtigen Mund preßte, der kleine Eugen sich an seine linke Hüfte schmiegte, Madelon seine linke Hand nahm und drückte mit Blikken, in denen die ganze Dankbarkeit ihrer Seele sich ergoß, er dann mit der Rechten die feine Hand der schönen Adrienne faßte, und auch diese zu sich zog, die ihn von fern wie einen Schutzpatron, den heiligen Görg oder Michael in Waffen zu betrachten schien, dann leuchteten seine Augen wie im Verklärungsscheine und er sah aus, als stände er hoch über der armseligen Welt. —

Buonaparte hatte sich indeß Frankreichs Kaiserkrone aufgesetzt, und der narkotische Zauber dieses neuen Schmuckes füllte das Gehirn des stolzen Glückssohnes mit Welteroberungs-Träumen. Auch das Heer, welches Hannover besetzt gehalten, wurde durch die Kriegstrommete zu neuem Schlachtenruhm gerufen und Eugen schied auf viele Monate. —

Wir sahen ihn noch ein Mal wieder. Bei Jena hatte eine Stückkugel ihm dem rechten Arm genommen, der riesige Schwertmann hatte ausgefochten.

„Der Herr der Heerschaaren hat Halt geboten;" sagte er ruhig und in gleichmüthiger Resignation; „und glaubt mir, wer nicht auf solche Weise in unserer Zeit sich in die Winterquartiere einkauft, wird sie kalt und dunkel unter dem Boden finden, auf dem wir stehen; denn dieser neue Kriegsgott hat seinen Kriegsplan so großartig angelegt, daß zwei Generationen ihre Knochen zum Fundament hergeben müssen." —

Er reisete von uns, aber freundliche Briefe verkündeten uns von der Loire her die glückliche Auflösung seiner Lebensräthsel. Romain, dem des Bruders Wünsche heilige Befehle waren, verkaufte seine Besitzungen an der Elbe, und die ganze Familie kehrte nach dem Heimathlande zurück. Stolz auf Eugens Werbung reichte ihm dort in dem Schlosse seiner Väter die schöne Adrienne Hand und Ring, und wurde der Lohn seiner Hochherzigkeit und seiner edeln Opferungen. Doch auch das Monument der Bruderliebe hatte die Wanderung von der Elbe zur Loire mitgemacht, und dort auf einem andern Hügel, mitten in einem Gewölb hochstämmiger, vollblühender Rosen aufgestellt, wurde es wiederum die heilige Familiensäule, an welcher sich Morgens und Abends die Hausgenossenschaft sammelte, und später versäumte Romain keinen Tag, seine Söhne an den weißen Stein zu führen, und von dem Bruder zu erzählen, dessen Name in der ganzen Provinz zum schönen Sprichwort geworden.

Heinrich Blümner

ward am 18. October 1765 zu Leipzig geboren, ſtudirte die Rechte in ſeiner Vaterſtadt, habilitirte ſich daſelbſt als Docent, ward 1794 Rathsherr, 1798 Hofgerichtsaſſeſſor, 1804 Stadtrichter, 1814 Baumeiſter und iſt jetzt k. ſächſiſcher Oberhofgerichtsrath, ſo wie Doctor der Philoſophie und der Rechte.

Er ſchrieb:

Ueber die Medea des Euripides. Leipzig, 1790.
Die Dorfheler. Schauſpiel. Leipzig, 1790.
Handwörterbuch über die ſchönen Künſte. (gemeinſchaftlich mit Grehmann.) Leipz. 1794—95. 2 Thle.
Die Rache. Trauerſpiel, 1794.
Familientheater. (nach dem Franzöſiſchen.) Leipz. 1808. 2 Thle.
Ueber die Idee des Schickſals in den Tragödien des Aeſchylus. Leipz. 1814.
Geſchichte des Theaters in Leipzig. Leipzig, 1818.

Als Ueberſetzer hat ſich B. durch ſeinen Geſchmack, große Gewandtheit und tiefes Eindringen in den Geiſt des Originals bewährt; weit höher jedoch ſteht er in ſeinen kritiſchen Forſchungen, wo er die gründlichſte Gelehrſamkeit und den bedeutendſten Reichthum tiefer, vielſeitiger Bildung mit dem ſcharfſichtigſten geiſtigen Blicke und der gewiegteſten Sicherheit und Ruhe verbindet. Es iſt daher lebhaft zu bedauern, daß ihm ſeine ehrenvolle amtliche Stellung nur in Augenblicken der Muße geſtattete, ſich ſo glücklichen Beſchäftigungen zu widmen; denn ein ſo reicher und feiner Geiſt wie der ſeine würde über Alles, mit dem er ſich befreundete, ein helles Licht verbreitet und die ſchönſten Früchte getragen haben. —

Der gefeſſelte Prometheus.*)

Einzig in ſeiner Art unter den übrig gebliebenen Werken griechiſcher tragiſcher Kunſt iſt der gefeſſelte Prometheus, theils wegen der, ihm allein eignen, tiefen Bedeutung, theils um des Stoffes und der handelnden Perſonen willen. Wie nehmlich alle menſchliche Theilnehmer von der Handlung ausgeſchloſſen und Götter allein darin aufgeſtellt ſind: ſo iſt auch der Gegenſtand, der Kampf zwiſchen den Hauptperſonen, — wovon der einen Hoheit nicht einmal ihre perſönliche Erſcheinung zuläßt — göttlicher Art. Dennoch überſteigt der Stoff nicht unſere Faſſungskraft; denn erheben ſich gleich jene Weſen ihrer Macht und ihren Kräften nach über die irdiſchen, ſo handeln ſie doch ſonſt durchgängig nach den Geſetzen unſerer Natur, auch erweckt jener Götter-Kampf in menſchlichen Zuhörern das höchſte Intereſſe, indem er das Wohl unſres eigenen Geſchlechtes gilt.

Unter den Himmliſchen loderte Zwieſpalt und Aufruhr. Einige trachteten den Kronos vom Throne zu ſtürzen und den Zeus zum Herrſcher zu erheben, andere widerſetzten ſich dieſem Beginnen. (Prom. Vs. 199. f. **) Prometheus, von der letztern Parthei, gab den Titanen, des Uranos und der Gaia Söhnen, — er ſelbſt ein Sohn des Titanen Japetos ***) — den heilſamen Rath, mit Liſt zu Werke zu gehen, denn ihm war durch Themis, ſeine Mutter, und durch Gaia bekannt, daß nicht Stärke und Gewalt, daß hier Liſt allein ſiegen werde. (209. f.) Sie aber verachteten ſchlaue Mittel in ihrem ſtolzen Sinne, wähnend, durch Gewalt die Herrſchaft erringen zu können. (204. f.) Nun trat Prometheus auf Zeus Seite, durch ſeine Anſchläge ſiegte der Gott, und vermochte, den Kronos mit ſeinen Gehülfen in den Tartaros zu ſtürzen. (216. f.) Darum rühmt ſich Prometheus, die neuen Götter mit Ehrenämtern bekleidet zu haben. (439. f.) Hierdurch ward des Zeus Herrſchaft befeſtigt; (304. 5.) er beſtieg den Thron des Vaters, ordnete das Reich, und vertheilte die Würden unter die Götter. (228. f.) †) Unter dieſen Göttern nun iſt Zeus allein frei; den übrigen iſt alles zugefallen, nur das Herrſchen nicht; (49. 50.) er aber, der neue Fürſt der Götter, (95.) iſt, eben darum, unerbittlich und hart, (34. 35.) er regiert nach eignen, ſelbſtgegebnen Geſetzen widerrechtlich, und läßt die alten Götter ſeine überwiegende Gewalt fühlen. (150. 1. 402—5.) Deßhalb fürchten ſie ihn, wider ihren Willen ihm gehorſam. (17. 68. u. ſ. w.)

Als nun Zeus die Gaben vertheilte, achtete er nur der armen Sterblichen nicht, ja er beſchloß, ſie zu vertilgen und ein neues Geſchlecht hervorgehen zu laſſen. Dieſem Vorhaben widerſetzte ſich keiner als Prometheus; kühn wagte er zu verhindern, daß die Sterblichen, vernichtet, in des Hades Reich hinabgeſtürzt würden. (231. f.) Er entwendete des Feuers Strahl, theilte ihn den Menſchen mit, und lehrte ſie die Künſte, die ſie kennen. (7. 8. 29. 82. 83. 107. f. 251. 505. 612. 946.) Dieß Erkühnen nun beſtraft der mächtige Gott; (8. f.) uneingedenk der von Prometheus geleiſteten Hülfe (221. f.), verurtheilt ihn Zeus zu den bitterſten Qualen; er läßt ihn durch ſeine Diener, Kraft und Gewalt, in eine Wüſte Skythiens führen, und durch Hephaiſtos, ſo ſchwer dieſem die Vollziehung des Befehls wird, (14. f.) an eines Felſens Abhange in unauflösliche Bande ſchlagen. (1. f.)

Prometheus, allein zurückgelaſſen, ruft Himmel, Waſſer, Erd' und Sonne zu Zeugen ſeines Leidens an. Die Töchter des Okeanos, die Hephaiſtos Schläge vernommen, ſchwingen ſich zu ihm auf, er berichtet ihnen die Urſache ſeiner Leiden. Auch Okeanos, des Prometheus Verwandter, naht, durch deſſen Unglück herbeigeführt. Er bietet ſich zum Vermittler bei Zeus an, und verlangt Nachgiebigkeit von jenem; vergebens. Er entfernt ſich; Prometheus thut den Okeaniden die dem Menſchengeſchlecht durch ihn erwieſenen Wohlthaten kund, und läßt ſie einen Blick in die Zukunft werfen. Nun tritt Jo auf, die von Zeus geliebte, von Here verfolgte Jo, von einer Bremſe gejagt. Sie berichtet den Okeaniden ihr Geſchick; Prometheus macht ihr künftiges Schickſal, ihre bevorſtehende Irrfahrt, und ſeine dereinſtige Befreiung durch einen ihrer Nachkommen bekannt. Aufs neue wird Jo von Raſerei befallen, und ſie entweicht. *) Prometheus fährt fort, des Zeus Fall zu verkündigen. Hermes erſcheint, mit Befehlen des Zeus, dieſe Verkündigung aufzuklären. Standhaft weigert ſich der Titane unter neuen Schmähungen. Hermes droht noch härtere Qualen, und den Sturz in den Tartaros. Umſonſt ſuchen die Okeaniden Prometheus zu bereden, er bleibt unerſchüttert, und ſein Beiſpiel verleiht ſelbſt den ſchüchternen Jungfrauen Muth und Ausdauer. Die Drohung wird erfüllt; in Aufruhr ſtürmen die Elemente, und die Tragödie ſchließt mit den Worten des Gottes:

O meiner Mutter Glanz, und du,
Allen Licht aufrollender Aether,
Ihr ſchaut, was ich unrecht erdulde! **)

---

*) Aus: Die Idee des Schickſals u. ſ. w. v. Heinr. Blümner, Leipzig, 1814.

**) Die Verſe ſind nach der neueſten Schütziſchen Ausgabe (Halle, B. I. 1809. B. II. 1811. B. III. 1808.), deren Text ich auch durchgehends gefolgt bin, angeführt.

***) Heſiodos Theogonie, Vs. 510. nach Wolf's Ausg.

†) Ebendaſ. 74. 885.

*) Wenn Tyrwhitt (Animadvers. in Aristot. de poet. p. 147 s.) die beiden Szenen, worin Okeanos und Jo auftreten, für Epiſoden, die weder Nothwendigkeit noch Wahrſcheinlichkeit mit der Haupthandlung verbände, und deßhalb die Fabel für einen vom Ariſtoteles in der Poetik, Kap. 9. geladelten μῦθος ἐπεισοδιώδης hält: ſo iſt er in das Weſen dieſer Tragödie nicht eingedrungen. Die Motiven, welche den Okeanos herbeiführen, ſind vollkommen gegründet; er kommt aus Verwandtſchaft, Theilnahme, und Achtung für Prometheus, um ihn, damit er größeres Elend vermeide, zur Unterwerfung unter den jetzigen Gebieter zu ermahnen, mit der Zuſage, ſich für ihn zu verwenden. Indem Prometheus dieß Alles zurückweiſet, bewährt er ſeinen unerſchütterlichen Charakter, deſſen Darſtellung eben der Zweck des Dichters war, und der Contraſt mit dem furchtſamen Okeanos ſetzt ihn in ſtärkeres Licht. Prometheus iſt taub gegen die wohlwollende Beſänftigung, wie gegen die ſpätere Ordnung des Hermes. — Jo's Erſcheinen bezeugt des Zeus fühlloſe Grauſamkeit. Wir ſehen des Prometheus Leiden, wir hören aber ſeine Rechtfertigung aus ſeinem eigenen Munde, und dieſe Selbſt-Rechtfertigung könnte vortheilhaft ſeyn. Doch nun erſcheint eine zweite Perſon, gegen welche Zeus nicht weniger ungerecht verfahr. Jo iſt es, die von ihm geliebt, und dennoch ſo grauſam behandelt, ja in die Irrſale verſtoßen wurde. (737. 8.) Nächſtdem entwickelt Prometheus ſeine Kenntniß des Vergangenen und des Zukünftigen an Jo's Gegenwart, welche auch dadurch Bedeutung erhält, daß einer ihrer Nachkommen Prometheus Retter werden ſoll.

**) Wegen der überſetzten Stellen habe ich folgendes zu erinnern. Wir beſitzen noch keine genügende Verdeutſchung des ganzen Aiſchylos, wir erwarten ſie erſt von Voß. Ich nahm daher die Ueberſetzungen einzelner Tragödien von Jacobs, Süvern, Stollberg und Conz zu Hülfe, änderte ſie jedoch da, wo ſie

Die Lesung und Bedeutung dieses Wortes ist nicht sicher. Die Lesung ist nach Ranke, Early Babylonian Personal Names, S. 31, Nr. 1 und S. 32, Nr. 2 und 3 und Clay,

Die goldne Zeit
erscheinet erst nach langem, wildem Kampf,
allein sie kommt gewiß und dauert. *)

Nur ein Dichter, dessen Kühnheit wir aus andern Zügen kennen, **) konnte es wagen, den höchsten Gott so zu schildern, wie er im Leiden des Prometheus und der Jo erscheint. Das Auffallende dieser Vorstellung wird dadurch nun einigermaßen gemildert, daß Zeus, ohne persönlich aufgeführt zu seyn, sich nur in den von seinen Dienern vollzogenen Befehlen kund thut; auch erscheint die Widersetzlichkeit gegen ihn geringer, weil es ein Gott ist (so nennt sich Prometheus selbst 92. vergl. 29. 37.), der sich dem Zeus entgegenstellt.

Es läßt sich nun zwar erwarten, daß Alles so, wie es der leidende Gott verkündigt, erfolgen, daß er seine Freiheit glorreich gegen seinen Feind erringen werde: die Gewißheit aber konnte nur die Fortsetzung der Tragödie geben, welche der entfesselte Prometheus hieß, und die auf ein, in einer Uebersetzung des Attius erhaltenes, Bruchstück verloren gegangen ist. ***) Prometheus wurde seinen Fesseln entnommen. Nehmlich jene bedingte Prophezeihung von einem Sohne, der mächtiger als der Vater seyn werde, ging nicht in Erfüllung, weil die Bedingung nicht eintrat, und Thetis dem Zeus keinen Sohn gebar. Wahrscheinlich wurde Prometheus durch Zeus Bitte bewogen, ihm die Zukunft zu enthüllen, und dieser entledigte ihn dafür seiner Bande. ****) Wenn schon dem Zeus an Gewalt nicht gleich gesetzt, (510. f.) versöhnte er sich doch mit ihm, wozu er sich schon jetzt nicht abgeneigt zeigt, (191. 2.) und „die Sache zwischen Göttern und Menschen wurde geschlichtet. Es erfolgte Versöhnung, καθαρσις, ἀνάπαυσις." †) Die sittliche Freiheit blieb ungebeugt. Nun erst war die ganze Tragödie vollendet.

Außer diesen beiden Dichtungen, dem gebundenen und dem entfesselten Prometheus des Aischylos, wird noch dessen Προμηθεὺς πυρφόρος und Προμηθεὺς πυρκαεύς genannt; der Feuerbringer und der Feueranzünder. Waren dieß Benennungen eines Stücks, oder zwei verschiedene Dramen? Der doppelte Nahme würde nicht eben nothwendig zwei Stücke anzeigen. In der That halten auch Mehrere beide Benennungen für gleichbedeutend. ††)

Dieß einstweilen angenommen, von welcher Gattung war dieser Προμηθεὺς πυρφόρος oder πυρκαεύς? Einige halten den πυρφόρος (ohne des zweiten zu erwähnen) für eine Tragödie, †††) andere für ein satyrisches Spiel. Die Letztern gründen ihre Meinung besonders auf die den Persern unsers Dichters voranstehende griechische Inhalts-Anzeige, worin es heißt: ἐπὶ Μίνωος τραγῳδῶν Αἰσχύλος ἐνίκα Φινεῖ, Πέρσαις, Γλαύκῳ πορνεῖ, Προμηθεῖ. Weil nämlich in dieser Tetralogie Prometheus nach den übrigen Stücken genannt wird, — und die Grammatiker setzten das satyrische Drama allzeit zuletzt, — so müsse dieser Prometheus ein Satyrspiel gewesen seyn, und dieß sey eben der Προμηθεὺς πυρφόρος oder πυρκαεύς. Casaubonus, der diese Meinung aufstellt, *) hegt gleichwohl selbst noch einige Zweifel dagegen, und bemerkt, man könne auch wohl die Ordnung in jener Inhalts-Anzeige verändern, und dem Γλαῦκος ποντιεύς die letzte Stelle anweisen. Und daß dieser ein satyrisches Spiel gewesen, schließt er aus einer Stelle des Scholiasten zum Theokritos, **) welche besagt: es nennten Mehrere die Satyrn unenthaltsam, wie Aischylos im Glaukos, Sophokles in der Andromeda. Pauw erinnert dagegen, ***) daraus, daß im Glaukos der Satyren Erwähnung geschehe, folge nicht, daß es ein Satyrspiel gewesen, denn die Andromeda, worin dasselbe geschehen, sey ungezweifelt eine Tragödie. Allerdings ist jener Schluß des Casaubonus nicht bündig, (obschon Pauw in seiner Gegenbemerkung irrt, denn die Andromeda des Sophokles war allerdings ein satyrisches Stück. ****) Es gab nehmlich zwei Aischyleische Dramen unter der Ueberschrift Glaukos; den ποντιεύς, der eine Tragödie, und den πόντιος, der ein satyrisches Spiel war, und die Bemerkung des angeführten Scholiasten bezieht sich auf das letztere. †)

Wie aber, wenn beide Dramen verschieden, wenn der Feuerbringer etwas ganz anders gewesen wäre, als der Feueranzünder? Dieß anzunehmen ist folgender Grund. Daß Aischylos ein Satyrspiel unter dem Nahmen Prometheus schrieb, geht aus der oben angeführten Inhaltanzeige, in welcher man doch die Ordnung der aufgezählten Stücke nicht willkührlich ändern kann, und, noch unbezweifelter, aus einer Stelle des Plutarchos hervor. ††) Sollte nun aber ein satyrisches Stück die Trilogie eröfnet haben? Giebt es überhaupt Beyspiele von Trilogien, wo zwei Tragödien auf ein Satyrspiel folgten? Wäre die Einleitung durch ein Satyrspiel der Werke so erhabenen, tragischen Gegenstandes, wie der gefesselte und befreite Prometheus, würdig genug gewesen? Vielmehr scheint der Stoff derselben zu erfordern, daß das ihnen vorangehende Drama ebenfalls eine Tragödie war, und diese konnte sehr bedeutenden, durchaus ernsten Inhalts seyn, wie nehmlich Prometheus, die Befehle Zeus nicht achtend, das himmlische Feuer entwandte, und zu den Menschen herab brachte. Hier wäre denn auch Satz, Gegensatz und Vermittlung, wie Schlegel die Trilogie so treffend erklärt. †††) Welches von beiden Dramen übrigens die Tragödie, und welches das satyrische Spiel gewesen, dürfte sich schwerlich ausmitteln lassen.

Schon Meursius, und, was von größerem Gewicht ist, auch Hemsterhuis haben beide Dichtungen, den Feuerbringer und den Feueranzünder, unterschieden, nur halten sie eine wie die andere für Tragödien. §) — Daß in dem griechischen Dramen-Verzeichnisse unsers Dichters nur der Προμηθεὺς πυρφόρος, nicht auch der πυρκαεύς angeführt ist, würde wenigstens jene Vermuthung nicht widerlegen, denn dort wird auch nur des Γλαῦκος ποντιεύς gedacht, da es doch, wie oben erwähnt worden, außer diesem, noch einen Γλαῦκος πόντιος gab. §§)

Prometheus in Wielands attischem Museum, B. III. H. 3.) aufgestellt. Mit diesem vergl. man Schlegel a. a. O. I. 134. f. Gruber im Wörterbuche zum Behuf der Aesthetik, B. I. unter diesem Art., auch Jenisch in d. Vorlesungen über die Meisterwerke der griechischen Poesie, B. I. S. 245. f.

*) Herder im entfesselten Prometheus, in dessen Werken zur schönen Lit. und Kunst, B. VI. S. 75.

**) Die Beweisstellen s. m. in Fabricius biblioth. graeca, T. II. p. 170. s. Harles.

***) Erhalten in Ciceros tuscul. disput. L. II. c. 10.

****) Vergl. Hyginus fab. 54. Astronom. L. II. c. 15. Herder's bekannte Dichtung: der entfesselte Prometheus, (in dem angef. Band s. Werke,) beabsichtigt keine Fortsetzung der griechischen Tragödie im Sinne des Aischylos.

†) Herder in den Werken zur schönen Literatur und Kunst, B. XII. S. 231. Vgl. Jacobs, in der angeführten Uebersetzung S. 351.

††) Stanley ad Aesch. Aeschyll, T. II. p. 716. 880. und Pauw zu dens. p. 1103. Ebenso mit Canter nov. lect. VII. 21. Fabricius biblioth. gr. T. II. p. 182. Harles.

†††) Schütz in Commentario ad Aesch. Prometh. T. I. p. 8. 5 und Jacobs a. a. O. S. 349.

*) De satyr. Graec. poes. et Rom. p. 127. s. ed. Rambach. Vergl. Boeckh graec. trag. princ. num ea, quae supersunt, genuina sint, p. 28. Schlegel a. a. O. S. 136.

**) Idyll. IV. v. 62.

***) Ad Aeschylum. p. 1105.

****) Casaubonus, a. a. O. p. 135. Brunck in fragment. Sophoclis, p. 603. Böckh a. a. O. p. 127.

†) Dieß ist außer Zweifel gesetzt durch Hermanns prog. d. Aeschyli Glaucis. Lips. 1812.

††) Πῶς ἂν τις ὑπ' ἰχθ. ὠφ. T. VII. p. 370. Hutten. Vergl. Böckh a. a. O.

†††) Vorlesungen, B. I. S. 139.

§) Meursius in Aeschylo, in Gronovii Thes. antiq. graec. T. X. p. 410. s. Hemsterhuis zum Pollux, IX. 8. 150.

§§) Hermann im angeführten Programm.

Johann Joachim Christoph Bode,

ein in vielfacher Hinsicht höchst ausgezeichneter Mann, der durch seltene Beharrlichkeit und eisernen Fleiß drückende Hindernisse, welche sich seiner höhern Bildung entgegen stellten, überwand und sich einen von seinen Zeitgenossen hochverehrten Namen zu erwerben wußte. Er war der Sohn eines armen Soldaten und ward am 16. Januar 1730 zu Braunschweig geboren. In seiner ersten Jugend lernte er mit anderen Bauerknaben nothdürftig lesen und schreiben und mußte die Schafe seines Großvaters hüten, stellte sich aber dabei, wie bei allen Geschäften des häuslichen Lebens, so ungeschickt an, daß er allgemein nur der dumme Christoph geheißen wurde. Der Knabe verzagte jedoch nicht, denn in ihm waltete das Bewußtseyn künftiger Kraft; vorherrschend waren besonders bei ihm Neigung und Anlagen zur Musik. Sein Oheim väterlicher Seite nahm sich endlich seiner an und gab ihn bei dem Stadtmusikus Kroll zu Braunschweig in die Lehre. Hier entwickelten sich seine Talente, wenn gleich auf untergeordneter Stufe, sehr schnell, zumal da er jeden freien Augenblick, den er nicht seiner Kunst widmete, mit Lectüre ausfüllte. Nach überstandener Lehrzeit ward er Hautboist in einem braunschweigischen Regimente und ging dann 1750, mit Urlaub auf ein Jahr versehn, zu dem Kammermusikus Stolze nach Helmstädt, um sich unter dessen Leitung weiter auszubilden. Er ernährte sich durch Unterricht in der Musik und ward wiederum von einem bemittelten Studenten, der ihm sehr wohl wollte, mit wissenschaftlichen und andern Hülfsmitteln unterstützt, so daß es ihm gelang, sich einige Kenntniß in neueren Sprachen und anderem nützlichem Wissen zu erwerben. 1752 trat er zu Celle als Hautboist in hannöverische Dienste und gab 1754 und 1756 zwei Sammlungen Liedercompositionen heraus, die nicht ohne Beifall blieben. Der Verlust seiner Gattin und seiner drei Kinder veranlaßte ihn, den Abschied zu nehmen und sich nach Hamburg zu begeben, wo er 1759 zuerst als Uebersetzer auftrat und sich bald einigen Ruf erwarb. In den Jahren 1762 und 1763 führte er daselbst die Redaction des unparteiischen Korrespondenten, fuhr aber dabei fort, Unterricht in der Musik zu ertheilen. So kam es, daß sich eine seiner Schülerinnen, eine Demoiselle Tam, ein reiches und liebenswürdiges Mädchen, in ihn verliebte und ihm ihre Hand anbot. — Bode vermählte sich mit ihr und führte nun ein sorgenfreies und angenehmes Leben, hatte aber das Unglück, sie bald wieder durch den Tod zu verlieren. Um sich zu zerstreuen, übernahm er jetzt die Leitung einer Buchdruckerei und bald darauf auch gemeinschaftlich mit Lessing die Buchhandlung der Gelehrten. — Diese hatte jedoch, da es Beiden an der nöthigen Praxis fehlte, einen schlechten Erfolg. Sie mußten sie daher wieder aufgeben. — Bode ging darauf im Jahre 1778 als Geschäftsführer der verwitweten Gräfin von Bernstorf mit dieser Dame nach Weimar und lebte von nun an diesem Amte und seinen literärischen Arbeiten, geschätzt und geliebt von Allen, die sich seines Umganges erfreuten. Er starb daselbst am 13. December 1793 als markgräflich-hessendarmstädtischer Geheimerath, nachdem er schon früher zum herzogl. meiningischen Hofrathe und dann zum herzogl. gothaischen Legationsrathe war ernannt worden.

Seine sämmtlichen schriftstellerischen Leistungen, fast nur aus Uebersetzungen bestehend, erschienen anonym; es sind folgende:

Die Weisheit an die Menschen. Hamburg, 1759. 3. A. Leipz. 1787.

Das Kaffeehaus. (Nach Voltaire's l'Ecossaise.) Hamburg, 1760.

Die eifersüchtige Ehefrau. Lustspiel aus dem Engl. Hamb. 1762.

Yorick's empfindsame Reise. Hamburg und Bremen, 1768—69. 4 Thle. 5. A. 1804.

Noverre's Briefe über die Tanzkunst. Hamburg und Bremen, 1769.

Der Westindier. Lustspiel von Cumberland. Hamburg, 1772.

Die Schule der Liebhaber. Schauspiel von Whitehead. Hamburg, 1772.

Smollet, Humphry Klinkers Reisen. Leipzig, 1772. 3 Bde. N. A. 1785.

Sterne, Tristram Shandy's Leben und Meinungen. Hamburg, 1774. 9 Thle. N. A. 1776.

Yorick's Briefe an Eliſa. Hamburg, 1775.

Der Abentheurer. Auszug aus dem Adventurer. Berlin, 1776. 2 Bde.

Goldsmith, Dorfprediger von Wakefield. Leipz. 1776. 3. A. 1796.

Adam Fitz Adam, die Welt; eine Wochenschrift. Altenburg, 1779—83. 4 Bde.

Clavijo, der Denker. Eine Wochenschrift. Im Auszuge. Erster Band (mehr erschien nicht). Bremen, 1781.

Junker Fritz oder das Muttersöhnchen. Lustsp. aus dem Franz. Berlin, 1780.

Congreve, der Lauf der Welt. Lustspiel. Leipzig, 1787.

Marmontel, die Inka's. Leipzig, 1783. 2 Bde.

Fielding. Geschichte des Thomas Jones. Leipzig, 1786—88. 6 Bde.

Montaigne's Gedanken und Meinungen. Berlin, 1793—95. 6 Bde.

Bode hat als Uebersetzer zuerst gezeigt, wie fähig unsere Sprache sey, sich fremdem Geiste anzuschmiegen, ohne deßhalb das Mindeste von ihrer Eigenthümlichkeit zu verlieren. Er wußte mit seltener Feinheit und Grazie in das Wesen des ihm vorliegenden Originals einzudringen und dasselbe eben so treu als gewandt wieder zu geben, und zwar zu einer Zeit, wo die Deutschen in diesem Felde nicht viel mehr als Neulinge waren, und er mit großen Schwierigkeiten auf allen Seiten zu kämpfen hatte. Seine vortreffliche und reiche Sprachkenntniß, so wie eine umfassende Belesenheit und höchst glückliche angeborene Fähigkeiten kamen ihm hier außerordentlich zu Statten, und seine Uebersetzungen galten daher lange Zeit für unerreichte Meisterwerke, bis die Fortschritte der neuesten Zeit, durch welche die Deutschen in diesem Zweige der Literatur allen anderen Nationen vorausgeeilt sind, dieselben verdrängten. — Er verdient daher jedenfalls eine höchst ehrenvolle Erwähnung in dieser Sammlung, wenn auch Proben seiner Leistungen, da sie nicht sein ursprüngliches Eigenthum sind, ausgeschlossen bleiben müssen.

Vgl. Denkschrift auf Bode. Von Böttiger. Weimar, 1796. gr. 4.

J. C. Bode's literarisches Leben. Nebst dessen Bildniß von Lips. Berl. 1796. (ebenfalls von Böttiger.)

Schlichtegroll, Supplementband des Nekrologs für die Jahre 1790—93. 1. S. 350—418.

Johann Jacob Bodmer

ward am 19. Juli 1698 zu Greiffenſee bei Zürich geboren, erhielt ſeine erſte Bildung im väterlichen Hauſe, dann auf dem Gymnaſium zu Zürich und ſollte Theologie ſtudiren. Da er aber hierzu keinen Beruf fühlte, ſo ward er zum Kaufmann beſtimmt und, um ſich die dazu nöthigen Kenntniſſe zu erwerben, zu Verwandten in Oberitalien, welche eine ausgebreitete Handlung beſaßen, geſandt. Er zeigte jedoch nicht den mindeſten Beruf für dieſes Fach und kehrte daher 1719 wieder in das väterliche Haus zurück. Im Jahre 1720 ging er von Neuem nach Zürich und ſtudirte jetzt mit großem Eifer die Geſchichte und die Rechte ſeines Vaterlandes. Um dieſe Zeit ſchloß er eine innige Freundſchaft mit Breitinger (S. d.). 1715 ward B. Profeſſor der helvetiſchen Geſchichte und Politik in Zürich; 1737 aber Mitglied des großen Rathes daſelbſt. Unermüdlich wirkte er nun nach den von ihm als richtig anerkannten Anſichten für die Verbeſſerung des Geſchmackes in der deutſchen Literatur bis an ſeinen Tod, der ihn erſt in ſeinem hohen Alter am 2. Januar 1783 traf.

Theils allein, theils in Verbindung mit Anderen verfaßte er, überſetzte, oder gab heraus:

Die Discurſe der Mahler. 4 Thle. Zürich, 1721—23.
Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft auf die Ausbeſſerung des Geſchmacks u. ſ. w. Frankf. u. Leipz. 1727. Mit dem Nebentitel: Vernünftige Gedanken und Urtheile von der Beredſamkeit (gemeinſchaftlich mit Breitinger).
J. Milton's Verluſt des Paradieſes. Zürich, 1732.
Briefwechſel von der Natur des poetiſchen Geſchmackes. Zürich, 1736.
Sam. Butler's Hudibras. Deutſch. Frankf. und Leipz. 1737. (nur die beiden erſten Geſänge enthaltend.)
v. Kanitz Gedichte, mit einer Vorrede von der Dichtart des Verfaſſers. Zürich, 1737.
Kritiſche Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poeſie u. ſ. w. u. ſ. w. Zürich, 1740.
Kritiſche Betrachtungen über die Gemälde der Dichter mit einer Vorrede von Breitinger. Zürich, 1741.
Sammlung kritiſcher, poetiſcher und anderer geiſtvollen Schriften. 12 Stücke. Zürich, 1741—44. Eine neue Auflage beſorgte Wieland (Zürich 1753) unter dem Titel: Sammlung der Zürcheriſchen Streitſchriften u. ſ. w. wider die Gottſchediſche Schule.
Kritiſche Betrachtungen u. ſ. w. zur Verbeſſerung der deutſchen Schaubühne. Bern, 1743.
Kritiſche Betrachtungen über einige Auftritte der Gottſchediſchen Ueberſetzung der Iphigenia des Racine. Zürich, 1743. (gemeinſchaftlich mit Breitinger.)
Ein halbes Hundert neuer Fabeln durch L. M. v. K. mit einer kritiſchen Vorrede u. ſ. w. Zürich, 1744. Neueſte A. Zürich, 1773.
Thirſis (J. J. Pyra) und Damons (S. G. Lange) freundſchaftliche Lieder. Zürich, 1745.
Martin Opitzens von Boberfeld Gedichte (beſorgt von Bodmer und Breitinger). 1. Thl. (mehr erſchien nicht) Zürich, 1745.
Vom Natürlichen in Schäfergedichten u. ſ. w. Zürich, 1746.
Kritiſche Briefe (gemeinſchaftlich mit Breitinger). Zürich, 1746.
Beurtheilung der Panthea. Zürich, 1746. N. A. Halle, 1749.
Pygmalion und Eliſe. Frankfurt und Leipzig, 1747.
Kritiſche Lobgedichte und Elegieen v. J. G. Schuldheiß herausgegeben. Zürich, 1747. 2. A. 1754.
A. Popens Duncias. Zürich, 1747.
Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie (gemeinſchaftlich mit Breitinger). Zürich, 1748.
M. Wernikens poetiſche Verſuche. Zürich, 1749. N. A. 1762.
Neue kritiſche Briefe. Zürich, 1749 (gemeinſchaftlich mit Breitinger).
Crito, eine Monatsſchrift. Zürich, 1751.
Noah, ein Heldengedicht. Zürich, 1752. 4. A. 1781 unter dem Titel: die Noachide.
Der Parcival u. ſ. w. Zürich, 1753. in 4.
Der Eremit, nach Parnell. Hamburg, 1753.
Fragmente in der erzählenden Dichtart. Zürich, 1754. in 4.
Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger. Zürich, 1757. (gemeinſchaftlich mit Breitinger.)
Chriemchilden Rache und die Klage. Zürich, 1757. in 4.
Sammlungen von Minneſingern aus dem Schwäbiſchen Zeitpunkte durch Rundger Manneſſen. Zürich, 1758—59. 2 Thle. in 4.
Leſſingiſche und äſopiſche Fabeln. Zürich, 1760. N. A. 1767.
Calliope. 2 Bde. Zürich, 1767.
Der erkannte Joſeph und der keuſche Joſeph. Zürich, 1754. in 4.
Ulyſſes. Trauerſpiel. Zürich, 1760.
Elektra. Trauerſp. Zürich, 1760.
Polytimet. Trauerſp. Zürich, 1760.
Patroklus. Trauerſp. Zürich, 1761.
Die Cheruſken. Trauerſp. Augsburg, 1761.
Drei neue Trauerſpiele. Johanne Gray; Friedrich von Tockenburg; Oreſtes. Zürich, 1761.
Julius Cäſar. Leipzig, 1763.
Cicero. Zürich, 1764.
Neue theatraliſche Werke. Erſter Band. Lindau am Bodenſee, 1768.
Politiſche Schauſpiele. Zürich, 1768. 3. Bde.
Der Hungerthurm in Piſa. Der neue Romeo. Cajus Gracchus. Arnold von Breſcia in Zürich. Wilhelm Tell. Heinrich von Merchthal u. ſ. w. u. ſ. w. Schau- und Trauerſpiele in den Jahren 1769—83.
Die Töchter des Paradieſes. Zürich, 1768.
Die Begräbniß und die Auferſtehung des Meſſias. Frankfurt und Leipzig, 1775.
Die Gräfin Hedwig von Gleichen. Karlsruhe, 1771.
Wilhelm von Oranſe. Frankf. und Leipzig, 1774.
Hildebold und Wibrade. Maria von Brabant. Chur, 1776.
Makarin. Sigowin. Adelbert. Zürich, 1776.
Telemach und Nauſikaa. Zürich, 1777.
Archiv der ſchweizeriſchen Kritik. Zürich, 1763.
Die Grundſätze der deutſchen Sprache. Zürich, 1768.
Homer's Werke. Zürich, 1778. 2 Bde.
Apollonius' Argonauten. Zürich, 1779.
Literariſche Denkmale. Zürich, 1779.
Altengliſche Balladen. Zürich, 1780—81. 2 Bde.
Jakob beim Brunnen. Schäferſpiel. Zürich, 1780.
Der Levit von Ephraim. Zürich, 1782.
Bodmer's Apollinarien (nach ſeinem Tode) herausgegeben von G. F. Stäudlin. Tübingen, 1783.
Einzelne Satyren, epiſche Gedichte, Recenſionen u. ſ. w. u. ſ. w.

Bodmer's Verdienſte um die deutſche Literatur ſind von großer Wichtigkeit, obwohl ſie mehr auf ſeinem redlichen und ehrenwerthen Streben, das Rechte, was Noth that, zu ſuchen und den Weg dahin zu zeigen, als auf ſeinen eigenen Leiſtungen beruhen. Die Zeit kam ihm hülfreicher entgegen und trug ihn ſicherer als ſeine eigenen Fähigkeiten, denn für einen Kritiker fehlte es ihm an Philoſophie, für einen Dichter an angeborenem Talent. Deſſenungeachtet fordert ſeine unermüdliche Thätigkeit, ſeine Luſt und Theilnahme an allem Großen und Schönen, ſein Sinn für alle wahre Poeſie, ſo wie vorzüglich der Umſtand, daß er zuerſt die Liebe für altdeutſche Dichtkunſt wieder zu beleben wußte, trotz der mannichfachen Verirrungen, in welche ſein bis in das höchſte Alter glühender Eifer ihn zuweilen riß, dankende und verehrende Anerkennung. Er trat dem ſeichten Gottſched, der ſich damals eines faſt gänzlich unbeſtrittenen Rufes in Deutſchland erfreute, und deſſen noch geiſtloſeren Anhängern zuerſt mit Kraft entgegen, ſtrebte nach Natürlichkeit und Wahrheit vor Allem, ermunterte und beförderte mit lebendiger, uneigennütziger Theilnahme jüngere Talente und

Lebe wohl. Schreibe mir bald, grüße alle Deinen. Ich bin Dir so gut, wie ich nur immer bin.

Deinen Brief habe ich mit Freuden gelesen, und ich bin Dir sehr dankbar, daß Du mir so ausführlich geschrieben hast. Ich habe Dir auch gleich Brief um Brief geschrieben, aber Du hast sie nicht erhalten. Ich habe Dir auch Geld geschickt, aber Du hast es nicht erhalten. Ich habe Dir auch Bücher geschickt, aber Du hast sie nicht erhalten. Ich habe Dir auch Briefmarken geschickt, aber Du hast sie nicht erhalten. Ich habe Dir auch Photographien geschickt, aber Du hast sie nicht erhalten. Ich habe Dir auch Zeitungen geschickt, aber Du hast sie nicht erhalten. Ich habe Dir auch Briefe geschrieben

Art. 10. Verfügen die Kirchgemeinden über ein Kirchengut, so haben sie dasselbe nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes über die Verwaltung der Kirchengüter zu verwalten.

Art. 11. Die Kirchgemeinden haben für die Besoldung ihrer Geistlichen, für die Unterhaltung der Kirchen, Pfarrhäuser und Kirchhöfe, für die Bestreitung der Kosten des Gottesdienstes und für die Armenpflege zu sorgen, soweit diese Bedürfnisse nicht durch das Kirchengut gedeckt werden können.

Art. 12. Die Kirchgemeinden sind befugt, zu diesen Zwecken Steuern zu beziehen, welche jedoch nicht höher sein dürfen, als die Staatssteuer.

Art. 13. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Geistlichen zu treffen, soweit nicht durch Gesetz oder Verfassung Ausnahmen aufgestellt werden.

Art. 14. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 15. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 16. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 17. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 18. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 19. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 20. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 21. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 22. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 23. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 24. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 25. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 26. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 27. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 28. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 29. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 30. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 31. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 32. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 33. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 34. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 35. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 36. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 37. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 38. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 39. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 40. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 41. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 42. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 43. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 44. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 45. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 46. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 47. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 48. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 49. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 50. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 51. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 52. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 53. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 54. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 55. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 56. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 57. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 58. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 59. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 60. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 61. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 62. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 63. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 64. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 65. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 66. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 67. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 68. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 69. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 70. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 71. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 72. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 73. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 74. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 75. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 76. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 77. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 78. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 79. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 80. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 81. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 82. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 83. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 84. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 85. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 86. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 87. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 88. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 89. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 90. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 91. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 92. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 93. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 94. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 95. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 96. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 97. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 98. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 99. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Art. 100. Die Kirchgemeinden haben das Recht, die Wahl ihrer Kirchenvorsteherschaften zu treffen.

Jacob Jos. & Comp. (Inh. Jos. Jacob), Bankgeschäft, Wien, I., Wipplingerstrasse 34, Telephon 2.

Jacobi, Deutsch & Co.,

Lang der Kopf, hochſchenklicht die Bein'; auf den zottigen Haaren
Sitzen Flecken geſtreut, hier weiß, da roth, ihn erblickt man
Oft, daß er Fichten fället und ſie in Planken zerſpaltet;
Ungeſellig vor Wildheit, man ſieht ihn nimmer gepaaret.
Laßt mich das Pferd nicht ſchweigen, von ſchönem Anblick, wir ſehen's
Ueber die Aehren im Kornfeld ſpringen, auf berglichten Höhen
Klimmen, herab in die Thäler ſteigen, jetzt treten, dann traben,
Aus dem Athem ſich rennen, dann ruh'n; es ſpielet im Graſe
Mit dem Weſtwind, oder es läuft mit ihm in die Wette;
Weder das Reh noch der Dammhirſch haben die Flügel am Schenkel.
Aber gedenk' auch andrer von mehrerm Nutzen dem Menſchen,
Unſerer Hausgenoſſen, die mitten bei uns in den Hütten
Wohnen, die wir bewohnen; das Feld uns bauen, uns nähren,
Die uns kleiden, bewachen, auf Reiſen die Seit' uns bedecken;
Doch wer kennt nicht das Vieh, der Wirthſchaft Gehülfen, die Schafe
Und die Ziegen, die Stiere, die Hunde, die zahmen Kameele?
Jetzt gedenk' ich des Volkes der Luft mit Flügeln begabet,
Und zuerſt des Faſans, doch geb' ich ihm nicht den Vorzug
Wegen der ſchönen Federn, ich lobe das niedliche Fleiſch mehr;
Noch mehr preiſt ihn der Waidmann, der ſüßen Luſtbarkeit wegen,
Die ihm ſein Fang verſchafft. Ein höheres Lob iſt der Vögel
Von dem koniſchen Schnabel, der Anverwandte des Sperlings,
Daß ſie das Waldorcheſter verſehen mit lieblichen Sängern.

Folgt das Geſchlecht, ſo die Fluth mit der hautigen Klaue durchwandelt.
Einige ſtehn hoch auf den Füßen, entblößt bis zu'n Schenkeln.
Viele ſtreichen nicht hoch von der Erde; mit mächtigem Fluge
Schwingen viel' andre ſich in den Himmel der Wolken; die wohnen
An den Geſtaden, und ander' in Forſten, zu welchen die Sonne
Nicht durchdringt; in felſichten Bergen, auf welchen kein Strauch wächſt,
Andre .... doch ich enthalte mich ihre Namen zu nennen.

Jeglicher Trupp fand darinnen ununterrichtet ſein Zimmer,
Freunde zu Freunden, Verwandte zu ihren Verwandten gelagert,
Alle freundſchaftlich und ſittſam, die rohen Sitten bezähmte
Ihre gemeinſame Noth, und noch mehr die Stimme des Retters,
Der in ihre Gemüther den erſten Frieden zurückrief.
Denn der mörderiſche Krieg war nach dem Abfall des Menſchen
Bis in den Garten der Unſchuld gekommen, die mächtigen Thiere
Würgten die ſchwachen und aßen das Fleiſch der todten und kranken
Warm ihr Blut. Alſo nagt unter den Söhnen der Menſchen
Auch der wilde Karibe die fleiſchichten Knochen der Menſchen,
Die er im Feld' erſchlug; nur die wohlgeſitteten Völker
Sind mit dem Tode der Umgebrachten zufrieden und gönnen
Ihnen ein dunkles Grab. Mit dem Menſchen betrug das Gewild ſich
Friedlich, ſie ſcheuten den Glanz der denkenden Augen; ſie hatten,
Jetzt in der Arche beſchloſſen, für ihn die Triebe der Ehrfurcht,
Die ſie für Adams Befehle gehabt, eh' Adam gefallen.

Als die Arche die Thier' in ihre Zimmer genommen,
Stieg der Prophet zuletzt hinein; dann warf er die Brück' ab,
Aber die Thüre verſchloß mit dem göttlichen Siegel der Seraph.
Japhet hatte mit ernſten Gedanken die Menge der Thiere,
Ihre verſchiedne Geſtalt, den Wohlklang der Glieder betrachtet.
Als jetzt jedes Geſchlecht ſein eigenes Zimmer bewohnte,
Brach er ſein denkendes Schweigen und ſprach: „in welches Erſtaunen
Sinket mein Geiſt, wenn ich die ſchöpferiſche Weisheit erwäge,
Wie ſie in jeder Verändrung dem Ebenmaße getreu bleibt,
Wie das ewige Maaß mit Zirkel, mit Cubus, mit Sphäre,
Jeden Theil mit dem Ganzen in nettem Wohlklang verbindet:
Eine vollkommene Kette zuſammenfließender Glieder!
Wunder mit Wunder verknüpft, die vielfältigen Mengen entfernen
Durch den ſtilleſten Schritt ſich unvermerkt unter einander;
Aber ſie nähern einander auch mittelſt der feineſten Bande,
Arten der Arten, Geſchlecht dem Geſchlecht und Reiche den Reichen:
Eine harmoniſche Leiter der mannichfaltigſten Weſen!
Welche Weite, vom Pferde zum Vogel, vom Vogel zum Wurme!
Doch iſt jedes ein Glied die Kette vollkommen zu machen.
Noch iſt die Kunſt nicht erſchöpft, und immer wächſt mein Erſtaunen,
Wenn ich Handlung und Sitten in ihrem Betragen betrachte,
Die inwendig Gefühl und herrſchende Triebe verrathen;
Wenn mit Stolze der Pfau ſein Rad ausbreitet, vom Schalle
Aufgeweckt das Pferd mit jeglichem Gliedmaße horchet;
Wenn ſich die Hund' einander mit froher Geberde begrüßen.
Aber wie ſehr die Neigungen jeglicher Art ſich entfernen,
Fehlt es doch keiner an nöthigem Werkzeug, die Triebe zu ſtillen.
Gottes Kunſtwerk verlangt kein fremdes Gewicht ſich zu heben,
Noch die verbeſſernde Hand; es erſetzt durch ſich ſelber den Abgang.
Zwar ſind ſie nicht auf ewig gemacht, ſie gehen zu Grunde,
Wenn das verordnete Ziel der urſprünglichen Anlag' erfüllt iſt.
Da die Geſchöpfe mit mir in einem Raume verwahrt ſind,
Sch' ich mich in der Natur Kunſtkammer ſitzen, hier werd' ich
Nimmer den Tag beſtrafen, er fließe zu träge vorüber,
Wo dem geſchäftigen Geiſt mit immer neuer Entdeckung,
Ueber der Fluth, die um mich herum die Erde bedecket,
Solche Reihen von Stufen des Lebens zu ſchauen vergönnt iſt.
O wer die Werke des Schöpfers ſo ſieht und ſie mit Gefühl ſieht,
Der beſpricht ſich mit Gott, und er lernet Gottes Gedanken!"
Alſo ſprach er, ihn hörten die Menſchen und waren zufried'ner

Unterdeß war die Sonne bis nahe zum Abend geſunken,
Noch war am ſtillen Licht der Tag den vorigen Tagen,
Seinen ſanftfließenden Brüdern, in allem ähnlich geblieben;
Aſſur war ſelbigen Tag durch die Flucht der Sündfluth entflohen.
Aber die Zonen, die jenſeits die Kugel der Erden umgürten,
Hatte die ſtrafende Hand am frühen Morgen getroffen;
Denn allda war der Stern in ſeinem Laufe zur Sonne
Im Durchſchneiden der Erdbahn, zuerſt der Erde begegnet.
Damals war jene Hälfte der Erd' unglücklich genöthigt,
Nicht nur die Pyramide des neblichten Schweifs zu durchwandeln,
Sondern die Ufer der Atmoſphäre des Sterns zu betreten.
Etliche lange Stunden war ſie geplagt mit dem Durchzug,
Da mit ſeinen Dünſten ſie rang, gezückt ward und zückte.
Wunder geſchahen am Himmel und Wunder hier unten am Erdkreis;
Muſe, du haſt ſie geſehen, und kannſt ſie mir ſagen, entfalte
Deine Geſichte vor mir; wiewohl es die traurigſten waren,
Eine verwüſtete Welt, doch horch' ich, verſenkt in Erwartung;
Ungeſagte Geſchichten von dir zu hören! — Vergebens
Sah des Morgens der Menſch dem kommenden Tage entgegen,
Statt des erwarteten Lichts ſtand über dem öſtlichen Himmel
Nächtlicher Nebel, der über die Gürtel der liegenden Erde,
Seinen Mantel verbreitend, das Licht der Sonne nicht durchließ;
Unter ihm lagen in ſalber Nacht das Meer und die Erde.
Was für Vulkangebirg' in dem fremden Sterne ſonſt flammten,
Waren erloſchen und ſtreuten für Licht nur Dampf auf die Erde.
Um ihn hing ein Gezelt, gewebt von ſalpetriſchem Geiſte,
Von da floß der Geruch bis zur Erd' in die Naſe der Menſchen.
Furchtſam ſchwebte der Mond im Weſten, der Spiegel der Sonne,
Damals mit voller Scheibe vom ſonnegeborgeten Lichte,
Für ſich ſelber beſorgt bei dem Kampfe der ſtärkern Planeten,
Daß ſie ihn nicht ergriffen. Die Dünſte des Sterns und der Erde
Bildeten wilde Geſichte, der Tod in tauſend Geſtalten,
Säbel und Pfeil, und Wagen mit Senſen, und Bahren und Leichen.
Ueber der Luft und dem Land ſaß taub und unglückweiſſagend
Fürchterlich Schweigen; ſo ſitzt es hinter der bleiernen Pforte,
Wo der Engel des Todes den Stab hält. Einbrechende Kälte
Zeugt' in dem warmen Klima den Winter; die Thiere des Feldes
Rochen den Tod, der über ſie ſchwebt', und heulten gen Himmel.
Aengſtlich reckten dieſe den ſpitzigen Kopf aus der Höhle,
Andere liefen die Läng' und die Quer; jetzt vorwärts dann rückwärts,
Ohne Ruhe; noch andere drängten ſich dicht an einander.
Als der Komet den Gränzen der Erde ſo nahe gekommen,
Daß er kaum einen Durchſchnitt von ihrer Kugel entfernt flog,
Sieh', da verließen die Waſſer des Oceans ihre Geſtade,
Hoben den Rücken empor und ſchwollen gegen den Stern auf.
Denn ſie zog der Komet, indem er über dem Erdball
Fürchterlich hing. Alſo ſtand über Iſchariots Haupte
Satan, in ſein Gehirn den Verrath der Unſchuld zu hauchen,
Lange ſchon ſtreifte die Atmoſpäre des fremden Geſtirnes
An die Gränzen der Erde, die beiden vermengten ſich kreuzend,
Seltſam verflochten: mit Arbeit und Müh' rang Stern und Erdball
Einen Pfad durch den andern, damit er unaufgehalten
Seinen verordneten Kreis in des Aethers Gefilden vollbrächte.
Alſo umſchlangen ſich einſt auf der Spartiſchen Kampfſtatt die Ringer,
Bruſt an Bruſt, und Schenkel um Schenkel; die Leiber der Beiden,

Glaubte man, wären zuſammen in einen Körper gewachſen.
Heftig zogen, und wurden Komet und Erde gezogen,
Zwar mit verborgener Macht, allein mit empfindlichen Wehen.
Von den atlantiſchen Schultern der Erde zur innerſten Höhle,
Fühlte ſie nicht gewöhnliches Zucken, von Schmerzen gebeuget
Sanken die Schultern zur Bruſt; der tief verwahreten Meere
Brachen die Riegel und flüchteten über die Breiten der Erde,
Durch und durch bebte die Erde, gerührt von fiebriſchen Stößen.
Alſo bebte ſie nicht, wie in unglückſeliger Stunde
Eva die Hand ausſtreckte, die Frucht von dem Baume zu ſtehlen,
Und die Erde die Wund' empfand, und um und um Zeichen
Ihrer Empfindung gab, daß alles verloren gegangen.
Von der Gewalt im Grund unwiderſtehlich erſchüttert,
Fielen die Thürme zu Trümmern, die Tempel und hohen Paläſte,
Hügel ſanken auf Hügel, und Klippen ſtießen an Klippen.
Als die Planeten ſo kämpften, zerriß der Dunſtball des Schweifſterns;
Seiten wie vorgebürgte Geſtad' entſchlüpften zur Erde,
Wanden ſich um ſich herum in ſchwarzen wolkichten Schläuchen
Voll Gewäſſers, die Mündung mit ſchwachen Banden beſchloſſen.
Niemals zuvor noch hernach hing ſolcher eiſerner Himmel
Ueber dem Land', auch nicht als Vſuvus Mauern von Rauche,
Undurchſichtigen Dampf, mit Todtenfrügen umwunden
Ueber dem Tempel der marmornen Heraklea gewölbet.
Eine Nacht hing über der andern an ehernen Ketten,
Schwärzere Schatten, als welche ſich über Cimmerien hängen,
Oder als unter den Vorgebirgen im Himmel ſich häuften,
Da der Engliſche Krieger, aus ihren Wurzeln geriſſen
Und den Boden hinaufgekehrt, ſie hoch in der Hand trug,
Unter dem Schutte das neuerfundne Geſchoß zu begraben.
Oefters erhellte die tödtlichen Schatten ein ſchlängelndes Blitzen,
Breit wie ein Strom und kreuzend vom Aufgang zum Untergang, Donner
Brüllten mit ſchmetternder Stimm' und unter die Stimme des Donners
Heulte Verzweiflung. Der Tod war in allen Geſtalten vorhanden;
Hing in der Luft und wühlt' in der Erd' und ſtürmte vom Meer her;
Wo man hinſah, da droht' allgegenwärtig ſein Antlitz.
Aber jetzt riſſen die Bande der Wolken, die Urnen und Schläuche
Thaten ſich auf und goſſen kometiſche Meere hinunter,
Wen nicht die Erde begrub, den ergriff die Fluth, o ſie ſchleppte
Unerbittlich zum Tod Nationen von Menſchen und Thieren.
Von der gehörnten Fluth geſpart, auf Berge geflohen
Standen da blaſſe Schaaren, den Tod nur länger zu ſchmecken,
Keuchten nach Luft und umſchlangen mit beiden Armen die Bäume,
Eine Friſt von drei Athemzügen vom Tod zu gewinnen.
Ueber ſie rauſchte die Fluth mit Rieſenſchritten, nicht müde,
Bis ſie die Erde durchwandert hatte von Pole zu Pole.
Ach, ſie erhaſchte die Sünder in ihrer ſicherſten Stunde,
Eingeſchläfert, im Schwindel der Luſt und des Unſinns begraben,
Denn ſie kam wie ein Feind, der in der Mitternacht einbricht.

Als in Chus Magogs Blut durch ſeinen Tempel geronnen,
Folgt' ihm Arares durch's Erbrecht, der unter den Frauen erzogen
Von dem Reiche zuvor nichts mehr als den Serail geſehen.
Todor herrſcht' und tränkte das Schwert mit dem Blute der Beſten;
Weder der rothe Komet, der täglich feuriger blitzte,
Noch die Stimme, die donnernd den Tag des Zornes weiſſagte,
Stillten bei ihm die Luſt des Mordens, er wußte nichts Schöners
Als ein Antlitz mit Jammer, mit Zügen des Todes gezeichnet.
Aber ein Funke der Glut, die in dem Himmel entzünd't wird,
Hatte Laomers Sohn' ergriffen, das Leben verachtend
Krochen ſie aus der Höhle hervor, in den Gaſſen von Beder
Laut die verkannte Wahrheit zu rufen, der Vater der Menſchen
Hätte ſie nicht zu Sklaven des Säbels beſtimmet, die Freiheit
Wär' ihr Erbgut, und nur der Feige zum Knechte geboren.
Todor befahl die Empörer an's Holz des Kreuzes zu nageln.
Als er herabſah, den Grimm an dem Tod der Großmuth zu weiden,
Fielen die Pfeiler der Erd' und zogen ihn unter den Abgrund.
Beder ward von der kommenden Fluth verſchwemmet, ſie war jetzt
Keine Stadt mehr, der Tod war in ihre Paläſte gedrungen.

Anais theilt' in dem thörichten Maſis mit Asdod die Ehre,
Rächer der Gottheit, den Ruhm durch Mord und Meineid erworben.
Anais ſtarb, er nahm auf den Thron zween Zwillinge zu ſich;
„Wie drei Winkel," ſo ſprach er, „das Dreieck krönen, ſo ſollen
Auf dem Throne des edelſten Volks drei Könige ſitzen."
Aber die Zwietracht beſtieg den Thron mit ihnen, ſie zogen
Gegen einander in's Feld; mit Helmen vertauſchten die Prieſter.
Da der Komet am Himmel hinaufflieg, ſagten ſie, Seuchen
Lägen in ſeinem Schweif; er würd' ihn nach kurzem entfalten,
Seinen verſchloſſenen Gift auf ihre Gegner zu gießen.
Aber die Fluth ſchleppt' ihn und ſeine dreihäuptige Herrſchaft
Unter den Golfo des Abgrunds; die beiden Seiten, die Gott goß
Und die ſein Bildniß zerbrach, verdarben zuſammen im Waſſer.

Sichar hatt' in der Schlange das Herz zum Schöpfer gewendet,
Flehte gen Himmel; der Richter erbarmte ſich ſeiner, er nahm ihm
Wieder die Schlangengeſtalt, das göttliche Menſchenantlitz
Trat in die Stelle der ſpitzigen Köpf', er ſah mit dem Haupte
Aufgerichtet gen Himmel; jetzt ſtand er auf menſchlichen Füßen.
Aber der Natter entflohn, gedacht' er nicht mehr an den Engel,
Der in das Vieh ihn ſtieß, noch an den, der ihn wieder erhöhte;
Wälzt' in den Lüſten ſich wieder, die ihn zum Viehe verſenkten,
Da erhaſcht' ihn die Fluth in dem Schooß unfläthiger Laſter,
Seine Orcheſter mit ihm, und ſeine Gärten der Wolluſt.

Selima hatte Jarmut zum Tempel der Erde geweihet,
Dahin kamen auf ſeine Feſte die Völker der Plänen,
Die an dem Piſon liegen, den einzigen Gott zu bekennen,
Und den geſandten Propheten, der auf der Schneide des Schwertes
Ihnen das neue Geſetz gebracht, ihr Prophet und Beherrſcher.
Sua war der Vertraute bei ſeinem Betruge geweſen;
Mit ihm that er die Wunder, verbarg in die Spalten des Felſens
Eine Kamelin, und als der Prophet geboten, der Felſen
Sollte ſein Zeugniß ihm geben und eine Kamelin gebähren,
Sprang ſie, von Sua belehrt, her durch die Spalten des Felſens.
Aber als Selima Aſan vergiftet, ſo fluchete Sua
Aſa's Mörder in ſeinem Herzen; er liebte den Jüngling,
Wie er ſein Eingeweid' liebt', er entdeckt in den Hallen des Tempels
Selima's Falſchheit vor allem Volk und den Aelt'ſten des Volkes;
Und er machte ſie wankend in ihrem thörichten Glauben.
Aber der Künſtler der Liſt blies durch pyrobliſche Röhren
Unter die Rotte Feuer, die Aufruhr wider ihn red'te;
Feuer, ſo ſagte der Lügner, womit die Keile des Donners
Zugeſpitzt ſind, ihm hätt' es ein Engel gebracht, unauslöſchlich,
Alle zu tödten, die ſeine Sendung zu ſchmähn ſich erkühnten.
Indem daß er das Feuer noch blies und Heere verſengte,
Spalteten die Brunnen der Tief' und ſpieten Meere,
Die ihn mit ſeinem Geſchütz und ſeinen Empörten verſchlangen.

Alle, die an dem Geſtade des weinvollen Damna die Tänze
Leiteten, oder die Blüthe des jungen Lebens verküßten,
Oder von ſtarkem Getränk erſchüttert die raſende Freude
Ueber die höchſten Paläſte aufjauchzten, verdarben im Waſſer.
Welten verhärteter Sünder, Verleugner Gottes verdarben
In den Waſſern, mit ihnen ereilten die ſtrafenden Wogen
Auch die wenigen Frommen, die in unſeligen Tagen
Aufrecht ſtanden und Gott nicht unter den Göttern verkannten.
Aber auf ſie war das Antlitz des ewigen Vaters gerichtet,
Und von ihnen nicht abgewendet, wiewohl er es zuließ,
Daß die vertilgende Fluth ſie mit den Sündern ergriffe.
Denn die Tugend entreißt die Beſten der Menſchen dem Tod nicht,
Ihrer wartet ein edlerer Lohn als das irdiſche Leben.
Dieſe hatten kein Opfer dem Fürſten der Hölle geſchlachtet
Und nicht im blinden Schickſal die ewige Weisheit verloren,
Oder das Knie vor Göttern gebogen, der Arbeit des Hammers,
Oder vor niedrigern Götzen, den ſeelenverleugnenden Lüſten;
Gottes Abſicht getreu und ihren unſterblichen Seelen,
Durch das Beiſpiel der Menge nicht hingeriſſen zum Abfall,
Einzig beſorgt vor dem Angeſicht Gottes gerecht zu erſcheinen;
Tapfer genug für die Wahrheit, Gelächter und Haß zu ertragen,
Haß der Prieſter, der tödtender als der Könige Haß iſt.
Einige waren bei ihnen von Jareds gefallenen Enkeln,
Die, von dem rothen Stern in ihrem Gewiſſen geängſtigt,
Spät die zertretenen Spuren der großen Verheißung erfriſchten,
Auf zu Gott ſahen und mit zerknirſchten Herzen ihm flehten.
Aber ich will die Namen von etlichen nennen, die Namen
Sind in das Buch des Lebens mit göttlichen Lettern geſchrieben,
Und ſie hat die Muſe von Sion da glänzen geſehen.

Thirza, ein arbeitſam Weib, durchſchleppt' ihr Leben mit Spinnen,
Um ſie her ſtanden ſechs Kinder, den kleinen Gewinn zu genießen,
Arm und gerecht; als ſie mit Sorgfalt das Wollengeſpinſt wägt,
Bis in der Luft leichtſchwebend die ruhende Stange der Wage
Jegliche Schaal' gleich hielt und keine leichter hinaufflieg,
Wankte die Erd' und ein fallendes Dach bedeckte die Sorgen.

Hasem schien für Semira geboren, ihr Hang nach der Tugend
Und ihr Geschmack am Schönen versprachen ihm güldene Tage;
Aber sie hatt' ihr Vater schon einem andern gegeben.
Liebe zu ihr ließ ihn der schmerzenden Sehnsucht zum Raube;
Hätt' er sie nicht geflohn, so wäre die Liebe gewachsen,
Nicht mit geringer Gefahr für seine Tugend; er sahe
Seine Geliebte nicht mehr und riß sein Herz vom Verderben.
Einsam stand er, auf einen der höhern Hügel gerettet,
Sah in die wachsenden Meere mit Leichen bestreuet; ein Mädchen
Schwamm an seine Gestad', es war die geliebte Semira.
Hasem erkennt sie und weint laut auf, sie öffnet die Augen
Und erkennt ihn und ruft und breitet die Arme nach ihm aus,
Und er faßt sie mitleidig in seinen Arm, doch die Fluthen
Rauschen einher und begraben die sich umarmenden Beide.

Eliphas waren von Omar dreihundert Pfunde vertrauet,
Daß er sie Helim liefert; es war kein Zeuge gerufen,
Kein Denkzeichen gegeben, und Helim war Eliphas Todfeind,
Königlich Helims Schatz', er ruht auf dem Sopha der Wollust;
Eliphas seufzet' im Elend der Armuth; dreihundert Pfunde
Hätten ihn aus dem Schooße des Elends gerissen, und Niemand
Hätte den Raub gewußt: doch Eliphas gab sie dem Helim.

Caled hatt' ein so lebhaft Gefühl von der Güte des Schöpfers,
Daß er den Himmel nie bat von ihm das Unglück zu wenden,
Ob es ihn gleich in der Unschuld des reinsten Wandels verfolgte.
„Elend," so sprach er, „das ohne Verschuldung kömmt, ist nicht Elend.
Nein, es ist Glück, und glücklich der Mann, zu dem es gesandt ist."
Weder Gefühl von dem Rechten, noch von der vorsehenden Güte
Hemmten den Lauf der Wellen, die stürmend kamen, sie faßten
Caled und Eliphas an und rissen sie unter den Abgrund.

Zalmon, ein Sklav, in der Blüthe der Jugend, verschmähte die Küsse,
Welche Lippen mit Nelkengeruch umflossen ihm boten,
Denn er ehrte das ehliche Bette; die schamlose Schöne
War vermählet mit seinem Herrn, dem härtesten Herren.
Drei Mal hatt' er sich schon aus den geilen Armen entrissen;
Da ihn gebunden sie mit garstigen Küssen bedeckte,
Rauschten die Wasser einher: er dankte den rettenden Fluthen.

Helez und Ada, sie sahn den liebenswürdigsten Knaben,
An den Brüsten der Tugend gesäugt, zum Himmel sich schwingen,
Zopha war wie ein schossender Baum am Brunnen gepflanzet,
Dessen Aeste hoch über der Quelle den Schatten verbreiten,
In der Blüthe des Lebens schon reif mit Früchten des Alters;
In ihm hauchte der göttliche Geist; sie hofften, er würde
Seine Jahr' in die Tage des Weibessamens erstrecken,
Daß er im Fleisch ihm dient' und die Riemen der Schuh ihm entstrickte.
Aber die Hoffnung, die Blüthe, zerschnitt die Sense des Todes.
Als sie an seinem Grab um ihn weinten, so that sich die Erd' auf
Und entdeckte den Todten, und riß sie zu ihrem Beweinten.

Sobak hatte die Hälfte von seinen Schätzen verbrauchet,
Vater des frommen Gastrechts, den Fremdling, der Freunde Beraubten
Nahm er unter sein Zelt, wenn die Winde vom Aufgange wehten;
Ihn erkannte der Mangel für den, der den Mangel erwürgte.
Da entwandten ihm Räuber die andere Hälfte der Habe.
„Mir nicht," so sprach er, „nicht mir, sie haben den Fremden und Armen
Ihre Speise geraubt." Ihn dünkte sein Leben beschwerlich,
Da er ihnen nichts mehr zu geben hatte. Die Fluth kam,
Sobak sahe sie kommen und dankte den Fluthen. Auch Husan
Du auch, die Ehre der guten Natur, die Freude der Engel,
Fandest den Tod in der Fluth, du vergabst am Abend das Unrecht,
Daß nach dem widrigen Tag ein angenehmerer folgte,
Denn wie ein Heiltrank war verzeihn dir, du rächtest mit Wohlthun.

Mathan war bei dem Wild erzogen, sein sinnliches Volk war
Gut, wenn das Blut nicht schäumt', aus Schwachheit sanft wie das Liebe.
Aber er hatt' ein Gefühl, die Reize der Tugend zu fühlen,
Und er liebte das, was er so reizend fühlte: „Wie selig,"
Sprach er, „bin ich, daß ich die Schönheit der Tugend erblicke
Und die Anmuth empfinde, womit sie die Seele beseligt!
Aber mir ahnt noch höhere Wollust, die Quelle zu lieben,
Von der dieses Gefühl in meinem Busen herabfloß.
Das ist Der, von welchem ein jeder Laut, den die Luft wiegt,
Meinen Ohren verkündigt, von dem ein jegliches Stäubchen
Etwas zu meinen Augen gleich einem Spiegel zurückschlägt;
Aber in Nacht verhüllt. Wie fürcht' ich, ein tödtlicher Mißtritt
Hat von mir sein Antlitz entfernt, er hat sich verborgen,
Und ich tappe, von ihm unerleuchtet, in ewigen Schatten!
Wüßt' ich den Geist, der sein Angesicht sah, der nahe bei ihm lebt,
O wie wollt' ich ihn flehn, damit er mir mehr von ihm sagte,
Und die Welten verschlänge, die zwischen Gott und mir liegen.
Wenn erst der hindernde Staub von meinem Geiste gewälzt wird,
Möchte, was so ihn sucht, so verlangt, noch immerhin leben,
Und von ihm heller bestrahlt, mit bessern Augen entdecken,
Wie er von mir geliebt, wie er angebetet sein wolle."
Also hofft' er, die Fluth entriß ihn dem Staube. — Kleinmüthig
Beg Amraphel das Knie vor Göttern von Erz, denn er scheute
Elend und Tod, sonst ging er die Wege der Tugend und weinte
Sitzend im Staub und flehte den Gott der Götter um Gnade;
Sitzend im Staub, von dem Richter erhört, ereilten die Meer' ihn.
In dem gestadelosen Meer, mit den Leichen der Sünder vermischet,
Schwammen die Körper der Edlen, zur Seite der Thiere des Feldes.
Alles Fleisch, das sich von der speisetragenden Erde
Nähret, verfolgte der Tod weitherrschend von Zone zu Zone.
O wie war die Gestalt des Landes verkehrt, wie verwandelt!
Wo nur jüngst noch der Lenz in seinem blumichten Kleide
Zwischen der duftenden Ros' und dem Liede der Nachtigall lachte,
Schmachtet' er unter den Banden, womit die Fluth ihn gebunden.
Schwefelichte Dämpfe von finstern und groben Erzen des Abgrunds
Flogen empor und mischten mit Gift die Luft und das Wasser.
Unterdeß floh der Komet', und rühmt', ihm hätte die Erde
Nichts als die äußersten Ecken der Dunstgebirge genommen.

Jacob Böhme.

Dieser in vielfacher Hinsicht merkwürdige Mann ward am 14. November 1575 zu Altseidenburg in der Oberlausitz geboren. Er war der Sohn eines armen Bauern und mußte bis zu seinem zehnten Jahre das Vieh hüten, ohne daß ihm, der einen inneren heftigen Drang nach Wissen nährte und schon früh seiner Neigung zur geistigen Beschauung sich hingab, der mindeste Unterricht zu Theil geworden wäre. Endlich ward er in eine Schule gethan, um sich nothdürftig zur Erlernung eines Handwerkes vorzubereiten; alle Unterweisung beschränkte sich jedoch auf Lesen und Schreiben und das Christenthum, welches letztere mächtig auf ihn einwirkte. — Nachdem er darauf zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben worden und dessen Gewerbe erlernt hatte, trat er die übliche Wanderschaft an und ließ sich, nachdem er dieselbe vollendet, zu Görlitz nieder, wo er seit dem Jahre 1594 sein Schuhmacherhandwerk redlich und bescheiden trieb. Er vermählte sich mit der Tochter eines dortigen Fleischers und lebte mit ihr dreißig Jahre in einer glücklichen und zufriedenen Ehe. Seine sitzende Lebensart und sein Hang zu theosophischen Speculationen steigerten sein Empfindungsvermögen in einzelnen Momenten zu einer solchen Höhe, daß er besondere göttliche Erscheinungen zu haben wähnte und sich vom heiligen Geiste, nach seiner Meinung, getrieben fühlte, seinen Anschauungen Worte zu verleihn und sie durch die Feder fest zu halten. — So entstand zuerst seine „Aurora oder die Morgenröthe im Aufgange," welche seine Offenbarungen und Anschauungen über Gott, Menschheit und Natur umfaßt. Dieses Buch machte großes Aufsehen, und Jacob Böhme hatte demzufolge große Anfeindungen von der

Senate bill to establish a fish hatchery at Neosho Falls, Woodson county, Kansas.

Senate bill to establish a fish hatchery at Neosho Falls, Woodson county, Kansas.

Senate bill to establish a fish hatchery at Neosho Falls, Woodson county, Kansas.

Mercury

Mercury

Mercury

Subject to the Provisions of the Act 33 & 34 Vict. cap. 93, intituled "An Act to amend the Law relating to the Sale of Intoxicating Liquors by Retail in England, and to restrict the Number of Houses for the Sale thereof."

Subject to the Provisions of the Act 33 & 34 Vict. cap. 93, intituled "An Act to amend the Law relating to the Sale of Intoxicating Liquors by Retail in England, and to restrict the Number of Houses for the Sale thereof."

offenbahr wird, welches Zornfeuer ein Grund der ewigen Natur iſt, und im Centro ſeiner Inwendigkeit eine ewige Finſterniß und Pein genannt wird. Und ſind doch beyde Feuer nur ein einiger Grund, und von Ewigkeit in Ewigkeit je geweſen, und bleibende, ſcheiden ſich aber in zweene ewige Anfänge, wie an Feuer und Liecht nachzuſinnen iſt.

Die vierdte Frage.

Was iſt geweſen, ehe denn die Engel und Schöpfung war.

Antwort.

1. Es war Gott mit den zwey Centraliſchen Feuern, mit den groſſen Kräfften, als eine ewige unendliche Gebährunge der Wunder, Farben und Tugenden, da die Engel und Seele des Menſchen, ſamt allen Creaturen, dieſer, und der inwendigen Engliſchen geiſtlichen Welt, in einer Idea oder Geiſtlichen Inmodelung, inne lagen, darinnen Gott alle ſeine Wercke hat, von Ewigkeit geſehen, nicht in Creatürlicher gebildeter Art und Form, als in einer Scheidung, ſondern in Formligkeit der Kräffte, da Gottes Geiſt mit ſich ſelber geſpielet hat.

2. In dieſen Centraliſchen Feuren war das Element, und waren beyde Centraliſche Feuer ein einiges Weſen, nur in zweyen Principien unterſchieden, wie Feuere und Liecht.

3. Als ſich aber das Centraliſche Feuer des eigenen Willens hat beweget, und in eine gröſſere Begierde zu ſeiner Beſchaulichkeit und Formirung eingeführet, ſo iſt die Schöpfung ergangen, welches der ewige Wille Gottes, nach beyden Feuren bewegt hat, daß die Idea bildlich worden zum Lobe der Wunder Gottes.

4. Und in ſolcher Bewegniß iſt das Hölliſche Fundament Gottes Zornesmitte hervorgebrochen, welches Gott aus ſeiner Würckung verſtoſſen, und in die Finſterniß beſchloſſen hat; Alda ſtehets noch auff heute, als ein hungeriger Gaumen voller Begierde nach der Schöpfung, und wil auch Creatürlich und bildlich ſeyn.

5. Und das iſt der Grund und die Urſache, daß der Thron-Fürſte Lucifer ſich von Gottes Liebe hat abgewandt in das Centraliſche Feuer des Zornes, darinnen er meynte über Gottes Sanfftmuth und Liebe zu herrſchen, und ward aber umb Keßwillen aus dem Centraliſchen Liebefeuer ausgeſtoſſen, und verlohr ſeinen Trohn im Liechte, und beſitzt nun die Hölle; Alſo geſchicht auch der verdamten Seelen.

6. Dieſes Hölliſche Fundament im Fluche Gottes Zorns iſt ein Centrum der ſichtbahren Welt, und wird der Satan genannt, davon Chriſtus ſagte, er verführe die ganze Welt, und wird im Reiche der Finſterniß verſtanden, da Hitze und Kälte im Streite ſind, den Unſern gnug.

Ludwig Börne,

früher Baruch genannt, welchen Namen er gegen ſeinen jetzigen vertauſchte, als er im Jahre 1817 zur evangeliſch-lutheriſchen Religion übertrat. Er ward am 13. Mai 1786 zu Frankfurt am Main von jüdiſchen Eltern geboren, erhielt eine gelehrte Bildung und ſtudirte zu Berlin und Halle Medicin, gab jedoch im Jahre 1807 dieſen Beruf wieder auf und widmete ſich zu Heidelberg und Gießen den Staatswiſſenſchaften. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn ward er Polizei-Actuar in ſeiner Vaterſtadt, doch nach der Wiedereinſetzung Frankfurt's in ſeine alten Rechte und Privilegien aus leicht erklärlichen Gründen dieſes Amtes mit einer Penſion enthoben, die er indeſſen in den letzten Jahren verloren hat. Seit dieſer Zeit lebte er als Privatgelehrter, anfangs zu Frankfurt, wo er nach einander das Frankfurter Staats-Ristretto, die Zeitſchwingen und die Wage redigirte, dann abwechſelnd in Paris und mehreren deutſchen Städten, bis er nach der Julirevolution 1830 ſeinen feſten Aufenthalt in Paris nahm, wo er ſich auch noch jetzt befindet. —

Seine aus kleinen politiſchen und kritiſchen Aufſätzen, Skizzen und Schilderungen beſtehenden Schriften erſchienen vereint unter dem Titel:

Geſammelte Schriften von Ludwig Börne. 1—10 Th. Hamburg, 1829—31. 11—14r Th. Paris, 1833—34. (Die letzten ſechs Theile auch unter dem Titel: Briefe aus Paris.)

Nicht leicht iſt ein Schriftſteller ſo einſeitig und verſchiedenartig beurtheilt worden als L. B. ſeit der Erſcheinung ſeiner Briefe aus Paris. Während die eine Partei ihn bis in den Himmel erhob, ſprach die andere das härteſte und ſtrengſte Verdammungsurtheil über ihn aus, und nirgend findet man eine Anſicht, welche ruhig und mit Beſonnenheit ſeinen Werth oder Unwerth aus den von ihm bisher gegebenen Leiſtungen zu entwickeln verſucht hätte. Die Wage und die Zeitſchwingen hatten ihm früher den Ruf eines geiſtreichen, ſcharf urtheilenden Kritikers, eines fein blickenden, tief eindringenden Politikers, eines warm fühlenden, aufrichtigen, nur das Gute wollenden Mannes gegründet. Mehrere Darſtellungen, die ſeiner Feder entfloſſen, wie z. B. die Denkrede auf Jean Paul, Henriette Sonntag in Frankfurt, der ewige Jude u. ſ. w., welche mit ſeltener Tiefe der Empfindung, glänzendem Witz, glücklichſter Laune ausgeſtattet waren, hatten ihm viele Herzen gewonnen und ſeinem Namen einen guten Klang in der großen literäriſchen Gemeine erworben, abgeſehen von den Wenigen, welche ſchon vorher dankbar Das zu würdigen gewußt, was er als Dramaturg und Recenſent geleiſtet; da erſchienen ſeine „Briefe aus Paris," die zwar unter den Jüngern der Bewegung ungeheuern Beifall fanden, indem ſie in regelloſer Weiſe den tiefſten Ingrimm gegen faſt alles Beſtehende offenbarten und den Verfaſſer jedem unbewölkten Blick als einen politiſchen Cyniker darſtellten. Börne, der nichts ſchonte, rückſichtslos überall hinein ſchlug und auch überall wunde Stellen traf, aber mit Keulen, erwarb ſich jetzt eben ſo viele Feinde, als er früher Freunde gezählt, und es ward zu einer der ſchwerſten Aufgaben, ſeinen ſchriftſtelleriſchen Charakter zu würdigen, ohne ſich von den Anſichten der Partei, zu welcher man ſeiner innerſten Geſinnung nach gehört, zu weit fortreißen zu laſſen.

Der Herausgeber dieſer Encyclopädie iſt bei einer ſolchen Gelegenheit eben ſo ungerecht als empfindlich und rückſichtslos von Börne verletzt und beleidigt worden; er hat ferner nie den Uebertreibungen der Partei gehuldigt, zu welcher Börne ſich bekennt, ſondern ſtets nur das wahre Heil der Menſchheit in der Beförderung des wirklich Guten geſucht und geſehn; ihm galt es gleich, von welcher Seite es ausging, wenn nur dem Haſſe gewehrt, der Liebe hülfreiche Hand dadurch gereicht, und das Wohl der geſammten Erdenſöhne dadurch wirklich befördert oder wenigſtens beabſichtigt wurde: er darf alſo wohl verſichern, daß dieſe Zeilen das Reſultat ſtrengen Prüfens und feſter Ueberzeugung ſind, und daß er unbekümmert um Beifall oder Tadel dieſer oder jener Partei, gerade weil er von Börne gekränkt wurde, ſich um ſo mehr bemühte, in einer Würdigung dieſes Mannes ſeine innerſte Meinung unabhängig von allen Nebenrückſichten auszuſprechen.

In einer Schilderung Börne's, als Schriftſteller, darf man dieſen nicht von Börne, dem Menſchen, trennen, denn Beide wirken unabläſſig auf einander ein, und eine pſychologiſche Entwickelung von Börne's Geiſtes- und Charakterbildung müßte vorausgehen, um den rechten Standpunkt für ſeine Würdigung als Autor gewinnen zu können. Wer aber vermöchte die genügend zu geben? Nur er ſelbſt; jeder Andere darf ſich nur Andeutungen geſtatten, ohne für die gewiſſe Wahrheit derſelben einſtehn zu können. Uns ſcheint Folgendes wahrſcheinlich. Mit tiefem, glühendem Gefühl, mit reicher Bildung ausgerüſtet, empfand ſeine Seele ſchon früh den tiefſten Schmerz über die geiſtige Vernachläſſigung, über den bürgerlichen Druck, in und unter welchen ſeine armen Glaubensgenoſſen, denen man ja noch jetzt an vielen Orten die Rechte, die ihnen als Menſchen zukommen, ſtreitig macht, in ſeinem Vaterlande, und vorzüglich in ſeiner Vaterſtadt, wo er den Jammer täglich vor Augen ſah, leben mußten. Dieſe

Ethnic groups, 1–2, 4–5, 7–8, 10–11, 13–14, 16–17, 19–20, 22–23, 25–26, 28–29, 31–32, 34–35, 37–38, 40–41, 43–44, 46–47, 49–50, 52–53, 55–56, 58–59, 61–62, 64–65, 67–68, 70–71, 73–74, 76–77, 79–80, 82–83, 85–86, 88–89, 91–92, 94–95, 97–98, 100–101, 103–104, 106–107, 109–110, 112–113, 115–116, 118–119, 121–122, 124–125, 127–128, 130–131, 133–134, 136–137, 139–140, 142–143, 145–146, 148–149, 151–152, 154–155, 157–158, 160–161, 163–164, 166–167, 169–170, 172–173, 175–176, 178–179, 181–182, 184–185, 187–188, 190–191, 193–194, 196–197, 199–200, 202–203, 205–206, 208–209, 211–212, 214–215, 217–218, 220–221, 223–224, 226–227, 229–230, 232–233, 235–236, 238–239, 241–242, 244–245, 247–248, 250–251, 253–254, 256–257, 259–260, 262–263, 265–266, 268–269, 271–272, 274–275, 277–278, 280–281, 283–284, 286–287, 289–290, 292–293, 295–296, 298–299, 301–302, 304–305, 307–308, 310–311, 313–314, 316–317, 319–320, 322–323, 325–326, 328–329, 331–332, 334–335, 337–338, 340–341, 343–344, 346–347, 349–350, 352–353, 355–356, 358–359, 361–362, 364–365, 367–368, 370–371, 373–374, 376–377, 379–380, 382–383, 385–386, 388–389, 391–392, 394–395, 397–398, 400–401, 403–404, 406–407, 409–410, 412–413, 415–416, 418–419, 421–422, 424–425, 427–428, 430–431, 433–434, 436–437, 439–440, 442–443, 445–446, 448–449, 451–452, 454–455, 457–458, 460–461, 463–464, 466–467, 469–470, 472–473, 475–476, 478–479, 481–482, 484–485, 487–488, 490–491, 493–494, 496–497, 499–500

bis an das Garde-Meuble, wo er umbiegt. Auf diesem Pallast spielt der Telegraph. Spielen? Ach ja, er spielt wie eine Schlange in der Sonne. Fürchterlich, fürchterlich! Die langarmige Tyrannei! Neulich reiste ein englischer Schriftsteller von Paris nach London. Er war schon drei Tage fort, stand in Calais am Bord des Schiffes: die Segel wurden gerückt — da schoß ihm von Paris der Telegraph wie ein Blitz nach. Er wurde festgehalten, und mußte, wegen Verdachts aufrührerischen Briefwechsels, vier Wochen im Kerker schmachten. Er ward unschuldig befunden. Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur durchzulesen, von 1789 bis jetzt, und ein Beispiel aufzusuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohlthat zugesendet, daß je Thränen durch diesen Sturmwind getrocknet, daß er je dem Verurtheilten rasche Begnadigung zugesprochen. Und finde ich nur ein einziges Beispiel solcher Art, dann will ich mich mit dem Telegraphen aussöhnen. Doch ich vergesse — werden nicht neunmal jeden Monat die gezogenen Lottonummern von dem Telegraphen durch ganz Frankreich gesendet, welche Trost bringen: der weinenden Mutter unter hungrigen Kindern den Trost — sie werde glücklicher sein in der nächsten Ziehung!

An jedem der Gitterthore des Tuilerien-Gartens stehen zwei Schildwachen, ein Schweizer und ein Franzose, die sich wechselseitig bewachen, und an Treue mit einander wetteifern. Es machte mir das größte Vergnügen, zwischen beiden stehend, mein weißes Taschentuch herauszuziehen und wehen zu lassen, und so mit Hülfe des blauen Franzosen und des rothen Schweizers, ein aufrührerisches Farben-Trio öffentlich zu spielen, ohne daß mir ein königlicher Prokurator etwas darum anhaben konnte. Diese armen Schildwachen sind sehr geplagt. Gewiß hatten sie in den Schlachten von Marengo und Austerlitz ihre Flinten nicht so viel handthiert, als sie es hier thun. Sie müssen vor Jedem, der ein Ordensband trägt, das Gewehr präsentiren. Das endet nicht. Es ist erquickend, zu sehen, wie viele Verdienste in die Tuilerien eintreten, und wie sich der abgetriebene Wanderwurm immer wieder erneuert. Ich ließ es mir angelegen sein, eine Viertelstunde lang alle die zu zählen, die Ordensbänder trugen. Ich zählte zehnmalhundert Vorübergehende, und unter jedem Hundert waren neunzehn bis zwei und zwanzig Bebänderte, also je der fünfte Mann war ein Wohlthäter seines Vaterlandes! Und dazu rechne man noch die Vielen, die ich im Gedränge übersehen, oder die bescheiden ihren Ruhm unter dem Rocke trugen. Dann zählte ich aber auch die vielen jungen, und blühenden Männer, auf welche der Schlachtentod schlecht gezielt, und die nur einen Arm oder ein Bein verloren. Wofür haben sie gekämpft? Ich erstaunte, daß der Mensch so ein Lamm sei, und daß die Menge der Verstümmelten sich nicht auch fragt: Wofür haben wir gestritten? — und nicht öfter, als es geschieht, den Kopf an das verlorne Bein setzen.

Unter den Bäumen stehen eine unzählige Menge Strohstühle neben einander gereiht; es sind Lehnstühle, kaum sitzt man darauf, kommt eine Frau, die Lehnspflicht einzufordern. Man zahlt zwei Sous; ist man aber ein Mensch vom feinsten Ton, begehrt man eine Felenie, sagt keck, man habe schon gezahlt, legt zu den zwei ersparten Sous noch fünf Franken, und frühstückt gut. Schriftsteller, die statistische Notizen sammeln, müssen es sich merken, daß man in Paris zum Sitzen an öffentlichen Orten zwei Stühle gebraucht (sie können den Strohbedarf und den Ackerbau darnach berechnen); nämlich einen zum Sitzen, und den andern die Füße darauf zu stellen. Man erkennt Ausländer, die erst in Paris angekommen, leicht daran, daß sie mit herabhängenden Füßen sitzen. Auch unterscheiden sich durch die Art des Sitzens die Ehemänner von den Anbetern ihrer Weiber. Erstere sitzen neben den Frauen, und haben, wie diese, ihre Füße auf dem Fußstuhle gestellt. Die Anbeter hingegen sitzen vor den Angebeteten, ihnen zu Füßen auf dem Fußstuhle, unterhalten sich mit ihnen französisch (in linguistischer und sittlicher Bedeutung des Worts), und wenden der Allee und der Welt darin den Rücken zu. Frauenzimmer, deren Herz Ferien hat, bereiten sich, wie brave Studenten, auf das kommende Sommer- oder Wintersemester gehörig vor, indem sie die vorübergehenden Herren fleißig ansehen, und sich die wichtigsten Paragraphen notiren. Dieß ist eine löbliche Sitte; denn die Schamhaftigkeit wird durch nichts mehr gestärkt, als durch ihre Verletzung, nämlich durch Abhärtung derselben. Man braucht im Garten der Tuilerien gar nicht eitel zu sein, sondern nur fremd, um sich vorzuschmeicheln, man habe die schönsten Eroberungen gemacht in der Weiberwelt. . . . . Eine bürgerliche Frau geht vorbei, und fordert Kupfergeld ein; sie trägt Etwas versteckt und achtsam unter ihrer weißen Schürze. Betteit sie für einen Säugling, den sie mütterlich gegen Wind und Sonne schützt? Nein; sie trägt unter ihrer Schürze eine Art Gedachtes, das so leicht ist wie gedachte Luft. Es heißt: Plaisirs des Dames. Das muß schnell und verhüllt herumgetragen werden, damit es nicht kalt werde. „Des plaisirs, mes Dames! Des plaisirs!“ ruft sie im Fluge, und wie im Traume schweben sie vorüber.

Wie der Tuilerien-Garten für die Mikropolitiker, für die Glücksritter und Glücksfußgänger ein Marktplatz ist, auf dem sie kaufen und verkaufen, so ist er für die Makropolitiker ein schöner Paradeplatz, auf dem sie exerciren und exerciren sehen. Sechs Zeitungs-Buden liefern patriotischen Herzen täglich das nöthige Brennholz. Ihr tretet heran, nehmt, ohne ein Wort zu sprechen, ein beliebiges Blatt, geht lesend spazieren, so lange es Euch gefällt, bringt dann das Blatt zurück und bezahlt einen Sou dafür. Waret Ihr drei bis viermal an der nämlichen Bude, verwundert Ihr Euch, noch immer denselben wohlgekleideten Mann da zu finden, der schon vor zwei Stunden im Lesen vertieft dort gestanden. Er ist ein Lauerer, der sich an der Quelle der Ueberraschung lagert, und daraus jeden Tag frisch die Meinung der Zeitungsleser schöpft; denn wenige Franzosen können mit dem Munde schweigen; mit den Blicken aber, mit den Mienen, Händen und Füßen, das vermag keiner. Auf diese Weise wird in allen Pariser Straßen der öffentliche Geist zusammengekehrt, und nachdem die Besen schönen wie häßlichen Auswurf, Blumen wie welke Krautstengel, zu Koth zerstampft, wird der Unrath in die Kloake der Polizei-Präfektur geworfen, die ihn gehörig abführt.

Der Garten wird auf beiden Seiten, seiner Länge nach, von zwei gemauerten Terrassen begränzt. Die eine, längs der Seine, gewähret eine herrliche Aussicht auf den Strom, auf die Brücken und den Pallast der Volksdeputirten, der, nach dem Schlage, der ihn neulich getroffen, auf der linken Seite gelähmt ist. Die andere Terrasse führt die Straße Rivoli entlang, und heißt die Terrasse Feuillans, weil bis zur Revolution das Kloster der Feuillans da gestanden. In diesem Kloster hatte die National-Versammlung ihre Sitzungen. Zu der Zeit, vor der Hinrichtung des Königs, beliebte es dem Volksmuthwillen, jene Terrasse mit einer dreifarbigen Schnur von dem übrigen Garten abzustecken, und er nannte sie le pays national, zum Unterschiede des pays de Coblence. Wehe dem Bürger, der im pays de Coblence spazieren ging, er wurde für einen Aristokraten angesehen und gemißhandelt. Ein junger Mann, dem diese geographische Eintheilung noch unbekannt war, stieg in das Koblenzer Land hinab. Zusammenlauf, wüthendes Geschrei, Verderben drohende Geberden. Da merkte der Unwissende, was er begangen, kehrte zurück, zog seine Schuhe aus, und wischte den Staub von den Sohlen. Jubel, Beifallklatschen, und der Jüngling wurde im Triumphe fortgeführt. Am Fuße dieser Terrasse, da wo sie, sich senkend, in Gestalt eines Hufeisens ausgeht, innerhalb des Kreisschnittes, liegt ein Platz mit Stühlen und Bänken versehen, den nennt man: La petite provence, weil die Mittagssonne, deren Strahlen sich frei und ungehindert an der Mauer brechen, dort eine Wärme verbreiten, die in Wintertagen in jene südliche Provinz Frankreichs versetzt. Da ist der tägliche Sammelplatz vieler hundert Kinder mit ihren Müttern oder Wärterinnen. Man denkt gern nicht daran, daß dort auch viele Frauen mit Adoptivkindern sitzen und die empfindsame Mutterliebe spielen, um Adoptiv-Väter anzulocken — man vergißt das gern, um, des Pariser Kunstlebens voll und satt, sich in der reinen Kinderwelt zu erfrischen. Aber auch diese Erquickung ist matt. Zu verderben war die Kindernatur nicht, aber sie auch steckt in einem verzierten Etui, und man muß sie herausziehen. Da haben sie ein Spiel, la corde genannt. An einem Stricke sind an beiden Enden hölzerne Handhaben befestigt, daran faßt man ihn, schlägt ihn unter die Füße durch, und springt so darüber. Es hieße die Romantik zu weit treiben, wenn man tadeln wollte, daß diese Stricke keine rohen Natur- und Galgenstricke sind, sondern feine Schnüre, wie sie sich ein tartarischer Strangulat von Stande nur wünschen mag. Aber das Folgende ist ärgerlich. Nämlich außer jenen kleinen Schnüren zu Selbstsprüngen haben sie auch lange Gesellschaftsstricke, die an beiden Enden von zwei Kleinen festgehalten werden, und worüber alle anwesenden Spring-Dilettanten, mit größerer oder kleinerer Fertigkeit, springen, sowohl vorwärts als rückwärts. Da bildet sich nun ein Zuschauerkreis von Erwachsenen, und man sieht dann sechsjährige Mädchen in der Koketterie debütiren, und den Beifall der Umstehenden, als spielten sie bei Franconi, mit anmuthigem Lächeln fordern und einziehen.

Jetzt sinkt hinter den elysäischen Feldern die Sonne unter, auch hier herrlich! Denn die Königin der Erde geht in ruhiger Majestät vorüber, und kümmert, was sie mit ihren Blicken begegne, Paradiese, Schlachtfelder, oder den Spielwaarenmarkt von Paris — sie lächelt nicht minder, sie zürnt nicht mehr. Es wird getrommelt, und die große Wache des Gartens tritt heraus. Sie laden scharf, mit Geräusch und Gepränge, damit es Jeder erfahre, daß der wachende Mond am Ehrenhimmel die nächtlichen Schritte der Räuber beleuchte. Dann sondern sich etwa zwanzig Mann ab, und stellen sich zehn Schritte aus einander, eine Linie durch die ganze Breite des Gartens ziehend. Darauf schreiten sie mit kleinen und langsamen Schritten vor, das Volk vor sich hertreibend. Zurück darf Keiner, und so wird in wenigen Minuten der Garten ausgekehrt. Dann werden die Thore geschlossen, und Todesstille herrscht um den Pallast. Wehe dem Betrunkenen, dem Unachtsamen oder Unwissenden, der in der Nähe der Tuilerien während der Nacht der fernzurufenden Schildwache nicht gleich

antwortet. Dieſes Verſäumen hat erſt vor wenigen Tagen einem Jüngling das Leben gekoſtet; die Kugel traf ihn ins Herz. O die unſelige Herrſchaft, die, einer exotiſchen Pflanze gleich, in fremden Schiffen hergebracht, von Hofwärme ausgebrütet, von der Gießkanne lohnſüchtiger Gärtner begoſſen, vor jeder Wolke, vor jedem Lüftchen zitternd, ein ängſtliches Treibhausleben führt! Wie beſſer iſt die andere, die, gleich einer deutſchen Eiche, in der Liebe des Volks wurzelt, von der Sonne geboren, vom Himmel ſelbſt befruchtet, die der naſchenden Art freundlich wehrt, und dem Sturme mit Macht widerſteht!

Ueber den Charakter des Wilhelm Tell*)

in Schiller's Drama.

Aus Schillers liebevollem, weltumfluthendem Herzen entſprang Tells beſchränktes, häusliches Gemüth und ſeine kleine enge That; die Fehler des Gedichtes ſind die Tugenden des Dichters. Wäre es mir auch immer gleichgültig, nur dieſesmal möchte ich nicht mißdeutet ſeyn — ich vermiſſe, doch ich beklage nicht. Der reiche Schatz der Kunſt kann eine Koſtbarkeit entbehren, das Seltenſte iſt ein edler Geiſt. Dem liebenswürdigen Schiller ſtehen ſeine Mängel beſſer, als beſſeren Dichtern ihre Vorzüge an. Ihm zittert das Herz, ihm zittert die Hand, welche formen ſoll, und formlos ſchwanken die Geſtalten. Der Froſt bildet glänzende Kryſtalle, bildet ſchöne Blumen an den Fenſterſcheiben, der Frühling ſchmilzt ſie weg; das Glas wird leer, doch durchſichtig, und zeigt den warmen blauen Himmel; das Auge ſtaunt nicht mehr an, aber es weint.

Es thut mir leid um den guten Tell, aber er iſt ein groſſer Philiſter. Er wiegt all ſein Thun und Reden nach Drachmen ab, als ſtünde Tod und Leben auf mehr oder weniger. Dieſes abgemeſſene Betragen, im Angeſichte grenzenloſen Elends und unermeßlicher Berge, iſt etwas abgeſchmackt. Man muß lächeln über die wunderliche Laune des Schickſals, das einen ſo geringen Mann bei einer fürſtlichen That Gevatter ſtehen, und durch deſſen linkiſches Benehmen die ernſte Feier lächerlich werden ließ. Tell hat mehr von einem Kleinbürger, als von einem ſchlichten Landmann. Ohne aus ſeinem Verhältniſſe zu treten, ſieht er aus ſeinem Dachfenſter über daſſelbe hinaus; das macht ihn klug, das macht ihn ängſtlich. Als braver Mann hat er ſich zwar den Kreis ſeiner Pflichten nicht zu eng gezogen; doch thut er nur ſeine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Art Lebensphiloſophie und iſt mit Ueberlegung, was ſeine Landsleute und Standesgenoſſen aus bewußtloſem Naturtriebe ſind. Er iſt ein guter Bürger, ein guter Vater, ein guter Gatte. Es iſt ſehr komiſch, daß er ſeinen geſunden Bergesknaben, ſtarken Kindern einer rauhen Zeit, eine Art Erziehung giebt, wie ſie Salzmann in Schnepfenthal den ſeidnen Püppchen des achtzehnten Jahrhunderts gab. Er härtet ſie ab, ſie ſollen ausgerüſtet werden gegen das Ungemach des Lebens, ja er bemüht ſich ſogar, ihren Verſtand aufzuklären, und die abergläubiſche Wirkung der Ammenmährchen zu zerſtören. Tell hat den Muth des Temperaments, den das Bewußtſeyn körperlicher Kraft giebt; doch nicht den ſchönen Muth des Herzens, der, ſelbſt unermeßlich, die Gefahr gar nicht berechnet. Er iſt muthig mit dem Arm und furchtſam mit der Zunge; er hat eine ſchnelle Hand und einen langſamen Kopf, und ſo bringt ihn endlich ſeine gutmüthige Bedenklichkeit dahin, ſich hinter den Buſch zu ſtellen und einen ſchnöden Meuchelmord zu begehen, ſtatt, mit edelm Trotze, eine ſchöne That zu thun.

Tells Charakter iſt die Unterthänigkeit. Der Platz, den ihm die Natur, die bürgerliche Geſellſchaft, und der Zufall angewieſen, den füllt er aus und weiß ihn zu behaupten; das Ganze überblickt er nicht, und er bekümmert ſich nicht darum. Wie ein ſchlechter Arzt, ſieht er in den Uebeln des Landes und ſeinen eigenen, nur die Symptome, und nur dieſe ſucht er zu heilen. Geſchickt und bereit den einzelnen Bedrängten und ſich ſelbſt zu helfen in der Noth, iſt er unfähig und unluſtig, für das Allgemeine zu wirken. Als der flüchtige Baumgarten ſeine Landsleute um Beiſtand anfleht, denken dieſe mehr an die Verfolgung, als an den Verfolgten, laſſen ſich erzählen, klagen um das Land und zaudern mit der Hülfe. Tell erſcheint, ſieht nicht auf die Verfolgung, ſondern nur auf den Verfolgten und rettet ihn. Ein ſolcher Mann kann in einem Schiffbruche, als guter Schwimmer, vielen Verunglückten Hülfe leiſten; doch unfähig das Steuer zu führen, wird er den Schiffbruch nicht verhüten können. Wenn er nun in einem Sturme den Geängſteten zuruft: fürchtet euch nicht, ich kann ſchwimmen; ich ziehe euch aus dem Waſſer — wird er, wie überall, wo der Charakter mit den Verhältniſſen in Widerſpruch ſteht, komiſch erſcheinen, und eine Wirkung hervorbringen, die der ernſten Würde der Tragödie ſchädlich iſt.

Auf dem Rütli, wo die Beſten des Landes zuſammenkommen, fehlte Tells Schwur; er hatte nicht den Muth, ſich zu verſchwören. Wenn er ſagt:

Der Starke iſt am mächtigſten allein —

ſo iſt das nur die Philoſophie der Schwäche. Wer freilich nur ſo viel Kraft hat, grade mit ſich ſelbſt fertig zu werden, der iſt am ſtärkſten allein; wem aber nach der Selbſtbeherrſchung noch ein Ueberſchuß davon bleibt, der wird auch andere beherrſchen, und mächtiger werden durch die Verbindung. Tell verſagt dem Hute auf der Stange ſeinen Gruß; doch man ärgert ſich darüber. Es iſt nicht der edle Trotz der Freiheit, dem ſchnöden Trotze der Gewalt entgegengeſetzt; es iſt nur Philiſterſtolz, der nicht Stich hält. Tell hat Ehre im Leibe, er hat aber auch Furcht im Leibe. Um die Ehre mit der Furcht zu vereinigen, geht er mit niedergeſchlagenen Augen an der Stange vorüber, damit er ſagen könne, er habe den Hut nicht geſehen, das Gebot nicht übertreten. Als ihn Geßler wegen ſeines Ungehorſams zur Rede ſtellt, iſt er demüthig, ſo demüthig, daß man ſich ſeiner ſchämt. Er ſagt, aus Unachtſamkeit habe er es unterlaſſen, es ſolle nicht mehr geſchehen — und wahrlich, hier iſt Tell der Mann, Wort zu halten.

Der Apfelſchuß war mir immer ein Räthſel, ja mehr — ein Wunder. Er ſoll geſchehen ſeyn, man glaubt daran, gleichviel. Die Natur iſt oft unnatürlich, ſie ſchafft Mißgeſtalten, und die Geſchichte iſt oft undramatiſch; aber man muß das liegen laſſen. Ein Vater kann alles wagen um das Leben ſeines Kindes, doch nicht dieſes Leben ſelbſt. Tell hätte nicht ſchießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen ſchweizeriſchen Freiheit nichts geworden. Man frage nur die Zeugen der That, man höre, was ſie ſagen, beobachte die Schweigenden — ſie alle haben ſie verdammt. Ja die gelungene That iſt noch ganz ſo häßlich, als es die gewagte war; das Entſetzen bleibt, und die Furcht, der Vater hätte ſein Kind treffen können, iſt gröſſer, als die frühere war, er könnte es treffen. War Geßlers Gebot ſo ungeheuer, daß es einen Vater ganz aus der Natur werfen konnte, und er nicht mehr bedachte, was er that: ſo hätte auch Tell, ohne Bedacht, dem Befehle nicht gehorchen, oder den Tyrannen erlegen ſollen. Aber er war doch beſonnen genug, wie ein Weib zu bitten, und ſein lieber Herr, lieber Herr zu ſagen, wofür der bange Mann Ohrfeigen verdient hätte. Daß er dem Landvogt tollkühn eingeſtand, was er mit dem zweiten Pfeile im Sinne geführt, das war auch wieder Philiſterei; die ehrliche Haut kann nicht lügen. Dieſes ängſtliche Weſen, dieſe Unbeholfenheit des guten Tell, entſprang aber nicht aus Scheu des Unterthanen vor ſeinem Herrn — dieſes Gefühl, wie er ſpäter gezeigt, konnte er überwinden — nein, es war die Scheu des Bürgers, dem Edelmann gegenüber. Ganz anders betrug ſich der Ritter Rudenz. Das iſt es aber eben, und das hätte der Dichter bedenken ſollen. Man muß das Bürgervolk nur immer in Maſſe kämpfen laſſen; man darf keinen Helden aus ſeiner Mitte an ſeine Spitze ſtellen. Der ſchönſte Kampf kommt in Gefahr dadurch lächerlich zu werden.

Es iſt traurig — ja ſchlimmer: es iſt verdrüßlich, daß Tell in die Lage kommt, um der guten Sache willen, ſchlechte Streiche machen zu müſſen. Verrath kann wohl nothwendig werden, aber ſittlich wird er nie, auch nicht, wenn an Feinden begangen. Und iſt es nicht Verrath, iſt es nicht ein ſchlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt ſich auf dem See ſeiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entſpringt, es in die Wellen zurückſtößt, und wieder dem Sturme Preis giebt? Tell zeigt ſich hier auch wieder als Pedant, als Schulmoraliſt und buchſtäblicher Worthalter. Er glaubt nicht den Landvogt getäuſcht zu haben; er verſprach ihn aus der gegenwärtigen, zehn Schuh breiten Gefahr zu retten, und dies hat er gethan. Dem Schiffer, dem Tell nach ſeiner Befreiung das Ereigniß erzählte, ſagt er:

Ich aber ſprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
Getrau' ich mir's, und helf uns wohl hindannen.
So ward ich meiner Bande los und ſtand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin;—

das nennt er redlich hinfahren! Wie iſt nur der ſchlichte Mann zu dieſer ſeinen jeſuitiſchen Sinnesdeutung gerathen?.... Jetzt kommt Geßlers Mord. Ich begreife nicht, wie man dieſe That je ſittlich, je ſchön finden konnte. Tell verſteckt ſich, und tödtet, ohne Gefahr, ſeinen Feind, der ſich ohne Gefahr glaubte. Die Natur mag dieſe That rechtfertigen, ſo gut es ihr möglich iſt, aber die Kunſt vermag es nie. Als Tell ſpäter mit Johann von Schwaben zuſammentrifft, und dieſer mit den Mordgeſellen Brüderſchaft machen will, ſtößt ihn Jener mit Abſcheu zurück und ſpricht:

Unglücklicher!
Darfſt Du der Ehrſucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?

Doch Tell irrt. Aus Ehrſucht hat er freilich den Landvogt nicht getödtet, doch mit Nothwehr — ſollte dieſe ja, gegen eine recht-

*) Aus: Ludw. Börne's Schriften. 2r Theil. Hamburg, 1829.

liche Obrigkeit, je rechtlich statt finden können — kann er sich nicht entschuldigen. Damals, wenn er, um den Schuß von seinem Kinde abzuwenden, den Bogen nach Geßlers Brust gerichtet hätte, wäre es Nothwehr gewesen, später war es nur Rache, wohl auch Feigheit — er hatte nicht den Muth, eine Gefahr, die er schon mit Zittern kennen gelernt, zum zweiten Male abzuwarten.

Sollte ich aber jetzt auf die Frage Antwort geben: wie es denn Schiller anders und besser hätte machen können? — wäre ich in großer Verlegenheit. Der dramatische Dichter, der einen geschichtlichen Stoff behandelt, kann eine wahre Geschichte nach seinem Gebrauche ummodeln; denn es schadet der Geschichte nicht, man kennt sie, und sie bleibt doch geschehen, wie sie geschah. Eine geistige Ueberlieferung aber darf er niemals ändern. Diese besteht nur durch den Glauben, und wird zerstört, wenn der Glaube umgeworfen oder anders gerichtet wird. Eine solche Ueberlieferung ist das Ereigniß mit Tell. Aus diesem Zwange aber entsprangen Verhältnisse, mit welchen die Kunst nicht fertig werden konnte. Schiller führte uns, mit Bedacht und Geschicklichkeit, die Leiden der Schweizer vor Augen; wir sehen, was Baumgarten, Melchthal, Bertha und die übrigen dulden und fürchten. Diese Leiden fließen endlich in ein Meer der Noth zusammen, das Alles bedeckt; diese Klagen bilden endlich eine Vereinigung, die das Land rettet. Tell aber ragt im Thun und Leiden zu monarchisch vor, gehört nicht zu dem topographischen Schicksale der Schweiz und ist übrigens der Mann nicht, eine monarchische Rolle zu spielen. Er ist zu ängstlich, bedenkt zu viel und duckt sich gern. Den Mann mit breiten Schultern, füllt nicht ganz seine Seele aus. Warum ihn aber Schiller so behandelt, ist schwer zu erklären. Er hätte ihn können alles thun, alles ertragen lassen, was er gethan und ertragen, und ihn dabei trotziger, hochsinniger, gebietender machen können.

Wilhelm Tell bleibt aber doch eines der besten Schauspiele, das die Deutschen haben. Es ist mit Kunstwerken wie mit Menschen: sie können bei den größten Fehlern liebenswürdig seyn. Was heißt aber ein liebenswürdiges Schauspiel? Ein liebenswürdiges Schauspiel ist ein Schauspiel, das liebenswürdig ist; die Kritik weiß hierüber nicht mehr, als jedes andere Frauenzimmer.

Fastenpredigt über die Eifersucht. *)

Das Scharlachfieber füllt im Conversationslexicon mehr als sechs Seiten an, die Eifersucht kaum eine halbe Seite. Wunderliches Größenverhältniß! Jenes Uebel, das nur die Oberfläche des menschlichen Lebens berührt, findet ärztliche Sorgfalt, freundliche Wärter, baldige Heilung, und den sanften Kindertod, wenn die Natur unversöhnlich ist. Die Eifersucht aber, welche alle die großen Lebensräume des ausgebildeten Mannes und Weibes anfüllt, ihr Inneres zerreißt, versengt, vergiftet, sie grausam verfolgt, und die geängstigte, pflichtige Empfindung, aus dem verborgensten, dunkelsten Winkel hervorholt, sucht vergebens Trost und Beistand, sie findet nur Spott und Verachtung; der friedebringende Tod, und selbst der eigene Wunsch zu genesen, bleibt ihr versagt. Prometheus, weil er das Feuer des Himmels entwendet, und es dem feuchten Menschen eingehaucht, ward an einen Felsen geschmiedet, wo ein schrecklicher Geier an seinem Herzen nagte, ohne es je zu zernagen. Die Liebe ist jene Flamme, welche die Götter den Sterblichen mißgönnen, und die Eifersucht ist der fressende Geier, der den Diebstahl furchtbar rächt.

Die Eifersucht der Männer muß von der Eifersucht der Frauen gesondert werden, sie haben eine gemeinschaftliche Quelle, aber ihr Lauf, und, um das Bild zu vollenden, die Ufer, die sie bespülen, sind so unendlich verschieden, als es ihr Ausfluß ist, wenn sie diesen erreichen, und sich nicht in der Tiefe verlieren. Der Mann haßt seine Nebenbuhler nicht, das Weib verabscheut seine Nebenbuhlerinnen. Die Eifersucht des Mannes ist ein stürmisches Meer, das alles überschwemmt, alles, was fest an ihm ist, niederreißet und verschlingt, das alle seine Tiefen ausfüllt, alle Ströme seiner Empfindung aufnimmt, und seinen Geist zerstört. Die Eifersucht des Weibes ist ein schmaler, reißender, tückischer Strom, der seine Tiefe verbirgt und an dem die stillen Ufer um so schärfer und höher hervorragen: sie erhöht seine Empfindungen und stärkt seinen Geist. Der eifersüchtige Mann ist ein zorniger Löwe: er ist edel und nur der Hunger zwingt ihn seine Beute zu zerreißen. Das eifersüchtige Weib ist eine erboste Schlange, sie ist eitel, und die Lüsternheit allein verführt sie zum Stechen. Die Erbitterung des eifersüchtigen Mannes ist gegen den geliebten Gegenstand gerichtet, und sie unterbricht seine Liebe; die des eifersüchtigen Weibes wendet sich der Nebenbuhlerin zu, und ihre Liebe wird dadurch erhöht. Die Eifersucht macht den Mann dumm, lächerlich, und setzt ihn in der Liebe und Achtung des Weibes herab; das Weib macht sie geistreicher, liebenswürdiger, und sie steigert die Empfindung des Mannes. Die Eifersucht ist ein furchtbares, blutiges Werkzeug, das ein Weib leichtsinnig gebraucht, ihrer Eitelkeit ein wenig Zuckerwerk vorzuschneiden; es verletzt also damit selbst einen geliebten Mann, um sich an seinen Schmerzen zu ergötzen. Der Mann verschmäht dieses grausame Mittel, ob es zwar selten seinen Zweck verfehlte, würde es angewendet, die schlummernde Liebe eines Weibes aufzuwecken, oder selbst die nicht bestehende zu schaffen.

Die Freude ist gleichförmig, weil sie den ganzen Menschen ausfüllt. Denn jede Lust, durch welchen Sinn, durch welche Seite des Lebens sie auch einkehrt, ist nur der rohe Stoff, der wohl an der Eintrittspforte einen geringen Zoll erlegt, aber dann sich weiter führt, um im menschlichen Herzen, dieser großen gemeinschaftlichen Werkstätte, nach gleichen und unwandelbaren Regeln zubereitet zu werden. Alle Genüsse, so verschieden auch ihre Bestandtheile sind, werden, wenn sie durch das Herz gehen, in Blut verwandelt. Darum ist die Freude so einfach und ohne Wechsel, und daher ist Entbehren die große Bedingung unseres Glückes, weil man das gesättigte Herz nüchtern machen muß, um seine Empfänglichkeit zu erneuern. Aber der Schmerz ist tausendfältig, denn das auflösende Herz weist ihn zurück, er darf die Glieder nicht verlassen, die er peinigt, und wird in jedem derselben besonders empfunden. Doch einen Schmerz giebt es, der mit der Freude die schreckliche Gemeinschaft hat, daß auch er den ganzen Menschen ausfüllt, und ins Blut des Lebens verwandelt wird — es ist die Eifersucht. Wie Musik eine überirdische Lust ist, und der Mensch, der sie empfindet, alle Freuden aller Welten genießt, so ist die Eifersucht ein unmenschlicher Schmerz, und die Brust, die sie empfindet, fühlt die Leiden aller erschaffenen Dinge. Verschmähte Liebe ist Tod. Eifersucht ist mehr, sie ist die Furcht des Todes.

Frauen verstehen die Liebe der Männer nicht zu schätzen. Weil sie alles, worüber sie schalten können, dafür hingeben, glauben sie den vollen Preis bezahlt zu haben. Es ist ihre ewige Täuschung, daß ihre Liebe größer sei, denn sie wähnen zu geben, wenn sie empfangen. Das Weib lebt nur, wenn es sich in einen Mann verliert. Das Herz der Frauen wird leer geboren, und nichts darin hat dem Bilde eines geliebten Mannes erst Platz zu räumen. Aber die Seele des letztern ist voll und belebt, und er muß eine Welt verdrängen, um den Gegenstand seiner Liebe aufzunehmen. Er opfert dem Weibe alle seine Sinne, seine Entwürfe, seine Hoffnungen. Seine Empfindungen sind Ströme, seine Gedanken die Schiffe darauf, in welchen er der Geliebten alle Freuden und Kräfte des Lebens zuführt. Er hat sein ganzes Eigenthum in eine Hand gegeben, und wird nun seine Liebe verschmäht oder verrathen, so findet er nicht Nahrung noch Obdach, denn er ist von allem entblößt. Wohin soll sich der Unglückliche wenden? Soll er seinen Schmerz in den Taumel der Sinne versenken — die grausamen Wellen heben ihn immer wieder empor und führen ihn dem Lande zu. Soll er sich im Thun des Geistes zerstreuen? Aber er hat auch den Geist der Geliebten geopfert. Er kann sich nicht betäuben, denn er hört nicht; er kann sich nicht verblenden, denn seine Augen sind geschlossen. Dem liebenden Jünglinge ist die ganze Menschheit nur eine Sache. Die Welt ist ihm leblos und entvölkert, ihre Pulse stocken, wenn das Herz der Geliebten aufhört für ihn zu schlagen.

Jedes Seelenleid hat seine warmen Thränen, die manche stechende Eiszacke der Empfindung wegschmelzen, nur die Eifersucht hat sie nicht, und das trockene, verkohlte Auge zeigt den dürren Grund eines ausgebrannten Kraters. Jeder Schmerz hat seinen Schlummer, der ihn in Vergessenheit wiegt, nur der Eifersüchtige wacht immer, und kein schmeichelnder Traum giebt ihm zurück, was ihm der Tag genommen.

Findet ein leises körperliches Mißbehagen seinen Arzt, und schon die üble Laune eines Freundes ihren Tröster, warum bleibt allein das furchtbarste aller Uebel ohne Hülfe und Beschwichtigung? Warum findet der Eifersüchtige weder Arznei noch Theilnahme? Weil die Nähe eines Eifersüchtigen drohend und verderblich ist; wo er weilt, da hausen Schlangen unter den Rosen der geselligen Freude. Der liebende Mann hat sein ganzes Daseyn auf das Herz eines Weibes gestützt; wankt und bricht nun diese Säule unter ihm, dann stürzt er in den leeren Raum, und je bedeutender er ist, je mehr Tugenden er besitzt, je gewichtiger ist sein Fall, und je gefährlicher wird er Jedem, dem er in seinem Sturze begegnet. Darum flieht man ihn, wie man der verderbenschwangeren Bombe ausweicht. Jede andere Schwäche, jedes Laster, ja eine schlechte Handlung verzeiht man dem Manne, weil diese nur ein Glied seines Wesens verderben, und die Freundschaft, oder die Achtung, in seinen übriggebliebenen gesunden Theilen Ersatz für die Erkrankten finden; wer aber an der Eifersucht krank liegt, dessen ganze Natur ist zerrüttet, und gleich einem durchaus verdorbenen Schuldner, kann er auch nicht den kleinsten Theil der gerechten Forderungen der Welt befriedigen.

---

*) Aus: L. Börne's gesammelte Schriften. 4. Theil. Hamburg. 1829.

Sports

Sports

Sports

Sports

Ferrara, Ferrara, Italy; Department of Medical Sciences, University of Ferrara, Ferrara, Italy; Department of Medical Sciences, University of Ferrara, Ferrara, Italy; Department of Medical Sciences, University of

August Bohse,

genannt Talander, ward am 2. April 1661 zu Halle geboren, ſtudirte daſelbſt die Rechte und die ſchönen Wiſſenſchaften, hielt nach vollendetem akademiſchem Curſus jungen Studirenden und Adeligen Vorleſungen über Jurisprudenz, Redekunſt und Briefſtyl in Halle, Leipzig und Dresden und ward darauf 1691 Secretär des Herzogs von Sachſen-Weißenfels. Später trat er von Neuem als Docent in Erfurt auf, promovirte 1700 als Doctor der Rechte in Jena und ward dann als Profeſſor an die Ritterakademie zu Liegnitz berufen, wo er um 1730 ſtarb.

Von ihm erſchienen:

Liebescabinet der Damen. Leipzig, 1685. 12.
Die Eiferſucht der Verliebten. Leipzig. 1689. 12.
Die durchlauchtige Alceſtis. — Leipz. 1689.
Der getreuen Bellamira wohl belohnte Liebesprobe. Leipz. 1692.
Die durchlauchtigſte Blorena. Leipz. 1694.
Die getreue Sklavin Doris. Leipz. 1696.
Die Amazoninnen aus dem Kloſter. Cölln, 1698.
Liebesgeſchichte der unglücklichen Prinzeſſin Arſinoe. Leipz. 1700.
Wettſtreit der Liebe u. ſ. w. Leipz. 1702.
Arianens u. ſ. w. Staats- und Liebesgeſchichte. Leipz. 1705.
Talander's letztes Liebes- und Heldengedicht. Leipz. 1705.
Amor am Hofe. Leipz. 1710.
Aurorens u. ſ. w. Staats- und Liebesgeſchichte. Leipz. 1715.
Die Albaniſche Sulima. Cölln, 1698.
Der Liebes-Irrgarten. Weißenburg im Nordgau, 1724.
Tauſend und eine Nacht. Leipz. 1730. 6 Thl.
Tauſend und ein Tag. Leipz. 1730.
Konſtantine. Leipz. 1735.
Schauplatz der unglückſelig Verliebten. Leipzig, 1697.
Tugend und Laſterkomödie u. ſ. w. Quedlinburg und Aſchersleben, 1699.
Baptiſta Guarini Paſtor fido u. ſ. w. in ungebundener Rede verdeutſcht. Erfurt, 1699.
Gründliche Anleitung zu deutſchen Briefen. Jena, 1700 u. ö.
Allzeit fertiger Briefſteller. Leipzig, 1709.
Curiös bequemes Handbuch von allerhand auserleſenen Sendſchreiben. Leipzig, 1734—37. 2 Thle.
Neue Einleitung zur deutſchen Oratorie. Jena, 1703.
Des franzöſiſchen Helikon's auserleſene Frühlings u. ſ. w. Früchte. Leipz. 1703.
Des franzöſiſchen Helikon's Monatsfrüchte. Leipz. 1696.
Curieuſe und hiſtoriſche Reiſen durch Europa. 2 Thle. Leipzig, 1721.
Hiſtoriſcher Weltſpiegel. Leipz. 1714.
Scherz- und ernſthafte hiſtoriſche Erquickſtunden. Leipz. 1702. u. ſ. w.

B. war der Erſte in Deutſchland, welcher aus der Schriftſtellerei einen Erwerbzweig machte: daher die faſt endloſe Zahl ſeiner Romane und anderen Schriften, in welchen es ihm nur darauf ankam, als das Muſter eines galanten (d. h. mit allen erdenklichen ausländiſchen Wörtern geſpickten, ſteifen und gezwungenen) Styls zu erſcheinen. — Er leidet an der ganzen Geſchmackloſigkeit ſeiner Zeit und wird nur noch in der Geſchichte unſerer Literatur erwähnt, übrigens aber mit Recht der Vergeſſenheit übergeben.

Heinrich Chriſtian Boje,

ein um die ſchöne Literatur in Deutſchland höchſt verdienter Mann. — Geboren zu Meldorp im Holſteiniſchen am 19. Juli 1744, ſtudirte er die Rechte in Göttingen und war hier mit Gotter der älteſte Beförderer jener werthvollen Beſtrebungen, welche von dem ſogenannten göttingiſchen Dichterbunde ausgingen. Nach vollendeten Studien ward er Stabsſecretär zu Hanover (1775) und ſeit 1781 däniſcher Juſtizrath und Landvogt in Süderdithmarſchen. Er ſtarb als königl. däniſcher Etatsrath zu Meldorp am 3. März 1806.

Von ihm erſchienen:

Gedichte. Bremen und Leipzig, 1770.

In Verbindung mit Gotter (S. d.), und ſpäter allein, gab er von 1770—1775 den göttingiſchen Muſenalmanach, ſo wie im Verein mit Dohm ſeit 1776 (ſpäter allein) das deutſche Muſeum heraus.

B's eigene poetiſche Leiſtungen ſind unerheblich, aber durch ſeine und einſichtsvolle Kritik nützte er nicht allein ſeinen Freunden, ſondern beförderte die aufblühende, eine beſtimmtere Richtung gewinnende deutſche Dichtkunſt ungemein. Von ſeinen Bemühungen in dieſer Hinſicht berichtet ein Zeitgenoſſe: „Auf dieſe Art erſchien in Göttingen der erſte deutſche Muſenalmanach für das Jahr 1770, erhielt Beifall und fand an dem hamburger bald einen würdigen Nebenbuhler. Ungemein genützt haben beide Blumenleſen unſerer Literatur, ſo lange ſie noch die einzigen waren, die anerkannten Dichter unſeres Vaterlandes ſie mit ihren Arbeiten ſchmückten, und unter den Verſuchen der neu aufblühenden eine ſtrenge Sonderung Statt finden konnte. Wenn ſie in der Folge aufhörten zu ſeyn, was ſie geweſen waren, und ſpäter faſt nur noch durch die Beiträge ihrer Herausgeber Aufmerkſamkeit erregten, ſo lag die Urſach hievon in nichts Anderem, als daß ihre Anzahl ſich zuſehends mehrte, und was urſprünglich eine Anſtalt für junge Dichter ſeyn ſollte, allmählich ein Gegenſtand der Ueppigkeit und des buchhändleriſchen Gewerbes ward. Ueberdies erwuchſen und blühten neben den Muſenalmanachen mehrere Zeitſchriften, die ebenfalls einen nicht kleinen Theil der jährlichen poetiſchen Erzeugniſſe in ſich überleiteten: der deutſche Merkur (ſeit 1773) unter Wieland's Aufſicht, das deutſche Muſeum (1776—1788), das Boje herausgab, und die Iris (1775—1778), die Jacobi beſorgte, haben ungemein kräftig auf unſere Literatur gewirkt, indem ſie theils unmittelbar die Aufnahme und Verbreitung des Schönen begünſtigten, theils mittelbar durch Abhandlungen und Kritiken den Ton angaben und die öffentliche Meinung zu leiten wußten."

S. Charaktere der vornehmſten Dichter aller Nationen. Bd. 8. N. 2. S. 212 fgde.

Philipp Karl Bonafont,*)

Sohn des 1801 zu Trier verstorbenen Forstinspectors, geboren zu Rastadt am 22. Juni 1778, begann seine Studien bei den Piaristen seiner Vaterstadt, dann zu Mainz bis zum Ausbruch der französischen Revolution 1792, wo er nebst seinem Vater von Custine gezwungen wurde, der französischen Republik zu dienen. Bis 1813 war B. in verschiedenen Verwaltungen und zuletzt als Bureauchef bei der Departementspräfectur zu Aachen angestellt gewesen. Nach dem Rheinübergang der Alliirten wurde ihm 1814 von dem damaligen General-Gouvernement vom Nieder- und Mittel-Rhein die Stelle eines Professors der deutschen Sprache an dem Gymnasio zu Lüttich angetragen, die er jedoch ablehnte und als Privatgelehrter und Lehrer lebte, bis er Professor der französischen Sprache am großherzoglichen Pageninstitut zu Weimar wurde. Die Feindschaft der Sängerin Jagemann, auch v. Heigendorf genannt, deren Spiel und Gesang B. in einer Zeitschrift getadelt hatte, zog ihm seine Entlassung zu. — Von diesem Zeitpunkte an lebte er in verschiedenen Orten, zuletzt 1821 zu Halle, wo er an der dortigen Universität docirte, bis ihm 1822 der König von Preußen, als vormaligem Beamten in den Rheinprovinzen, eine jährliche, aber zum Lebensunterhalt nicht hinreichende Pension bewilligte. — 1827 wurde er herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaischer Legationsrath. — Seine schriftstellerische Laufbahn begann schon 1800, wo er zuerst einige Romane und mehrere Schauspiele herausgab. Ueberhaupt hat sich B. als fruchtbarer Schriftsteller bekannt gemacht, der sowohl in der deutschen als in der französischen Literatur bewandert ist. — Dr. Karl Friedrich Arnim Guden sagt in seinen 1831 herausgegebenen, „Chronologischen Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und National-Literatur" Pag. 228.: „Bonafont hat sich als Romanschriftsteller, als dramatischer und ästhetischer Kritiker vortheilhaft bekannt gemacht. Von seinen dramatischen Schriften, in welchen er sich zum Theil Schiller zum Muster nahm, sind manche mit Beifall auf der Bühne aufgenommen worden." Die von ihm seit 1800 in beiden Sprachen erschienenen Schriften zeugen von einem nicht alltäglichen schriftstellerischen Talent und von sehr verschiedenartigen literarischen Kenntnissen, denen vielleicht mehr Anerkennung gebührt hätte **). Besonders verdient um die deutsche Jugend hat B. sich als Verfasser mehrerer nützlichen Lehrbücher der französischen Sprache gemacht. Es dürfte der Mühe werth seyn, die ungewöhnliche Verschiedenartigkeit seiner Leistungen durch Angabe seiner Schriften in beiden Sprachen darzuthun. Die Erste war:

Julie et Ludolphe, comédie en deux actes et en prose. Paris, 1801.

Der Pflegevater, dramatisches Gemälde. Karlsr. 1802.

Poésies légères et fugitives. Carlsrouhe, 1803.

Adelheid, oder die unglücklich Liebenden, ein Roman aus dem Französischen. Karlsruhe, 1803.

Originalitäten, Sammlung kleiner Erzählungen, Geschichten und Anekdoten. Stuttgardt, 1803.

Liebe und Trennung, ein Herzensgemälde. Stuttg. 1804.

Ludwig Unstern, oder Mord aus Rache, historisch-dramatisches Gemälde des 18. Jahrhundets. Stuttg. 1804.

Patkul, histor. Gemälde des XVII. Jahrhunderts. Stuttg. 1804.

Julius und Marie, Schauspiel.
Julie und Ludolph, Schauspiel.
Künstlerglück, Schauspiel.
Zullma, oder die Verschwörung auf Malta. Trauerspiel.
} Stuttgardt, 1804.

Ignoranz und Verderben, oder: die Folgen der Erziehung. Nürnberg, 1804.

Lorenzo Chiaramonti, oder: der neue Werther. Ebendaselbst, 1804.

Die edle Fürstin, Schauspiel. Salzburg, 1805.

Iwan IV., historisch-dramatische Darstellung aus der russischen Geschichte. Leipzig, 1810.

Paul I. oder Entschlossenheit und Gnade. Aachen, 1812.

1817 erschienen von B. zu Paris unter dem Titel: „Bagatelles dramatiques" gelungene Uebersetzungen des „armen Poeten" von Kotzebue, des „Puls" von Babo, nebst einem dritten Original-„Lustspiele"; zu Strasburg bei Levrault: Flore ou variétés littéraires en prose et en vers. — 1818 erschien von ihm zu Berlin: „Ein Tag aus des großen Friedrichs Leben", historisches Schauspiel, welches 1814 zu Köln zur ersten Feier des 18. Octobers gedichtet und aufgeführt wurde. — Ferner: Quelques poésies françaises et allemandes. Dresden, 1819. — Originalitäten aus dem Gebiete der Wahrheit und Dichtung, 2 Theile. Leipzig, 1819. — Geschichte des englischen Parlaments, angeblich von Ludwig Bonaparte, aus dem Französischen übersetzt. Sondershausen und Nordhausen, 1821. — Des avantages de la langue française, et de la nécessité de son étude. Magdebourg, 1821. — Eugenie oder die falsche Ehe, Schauspiel nach Beaumarchais, neu bearbeitet. Brandenburg, 1822. — Erzählungen aus dem Gebiete der Wahrheit und Dichtung, (als Fortsetzung seiner „Originalitäten") 1823. Ebendaselbst. — Essais imitatifs de quelques poésies de Schiller. Halle, 1825. — Der König und die Henne, Original-Lustspiel. Brandenburg, 1823. — Manuel de langue française pour la vie sociale. I. Vol. Halle, 1823. — Thaliens Spenden für Bühnen und Privattheater. 2 Bde. Leipzig, 1826. Er gab auch früher unter dem Namen „Philippi" mehrere Schauspiele heraus, die in der 1817—1818 zu Augsburg erschienenen „neuen deutschen Schaubühne" enthalten sind. — 1829 erschien zu Berlin unter dem Titel: „Kunstandeutungen aus ästhetischem Standpunkte für angehende Künstler und Kunstfreunde" eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage von seinen 1814 zu Köln herausgegebenen „Aphorismen der Aesthetik, nebst Aufsätzen verschiedenen Inhalts." — Noch hat man von B. Herbstblüthen, zur Unterhaltung in Winterabenden. Schneeberg, 1829. — Le petit maître de langue, ou nouveau vocabulaire français-allemand. Halle, 1828. — Cromwell et Napoléon, la révolution d'Angleterre et la révolution française parallèlement comparées, suivies de quelques pensées morales et politiques. *) Wolfenbuttel et Leipsic, 1829. — Nouveaux exercices de lecture française. (Neue französische Leseübungen, bestehend in einer reichhaltigen Sammlung interessanter Erzählungen, wenig bekannter Anekdoten und sonstiger Lesestücke, nebst einer poetischen Abtheilung.) I. Band von 610 Seiten. Coburg und Leipzig, 1829. — Lectures nouvelles instructives et amusantes, à l'usage des amateurs de la langue française. Lemgo et Leipsic, 1831. — Diese Fortsetzung der obigen „Exercices de lecture" enthält ebenfalls eine poetische Abtheilung, in welcher den Lesern nebst andern vorzüglichen Dichtungen berühmter Meister, z. B. von C. Delavigne und andere sehr gelungene Uebersetzungen schillerscher Gedichte von Bonafont, mitgetheilt werden. — Sachverständige Beurtheiler haben über die anerkannte Meisterschaft ihres Uebersetzers ein ehrenvolles Urtheil ausgesprochen. —

Sammlung der französischen Redensarten, Gallicismen und Sprichwörter, welche von der Académie française gut befunden und aufgenommen worden sind. Berlin, 1831. — Nouvelle grammaire française raisonnée et pratique. (Neues grammatikalisches Handb. der französ. Sprache zum Haus- und Schulgebrauch für Söhne und Töchter.) Berlin, 1832. — Tékély, héros de Hongrie. Nouvelle historique. Brunswic et Leipsic, 1832. — Erzählungen aus dem Gebiete der Wirklichkeit. Zeitz und Leipzig, 1833. — Neue Chrestomathie zum mündlichen und schriftlichen Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische, nebst der nöthigen Phraseologie. Leipzig, 1834.

*) Von dem Herrn Legationsrath Bonafont selbst eingesandt.

**) Billig möchte man hier fragen, weßhalb Herr B. weder in dem älteren, noch in dem neueren Conversations-Lexikon aufgeführt ist?

*) Ohne Angabe des Herausgebers.

Bekanntlich ist Herr Banafont auch, sowohl unter seinem wirklichen Namen, als unter dem Anagramm desselben, B. Fontano, Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften, wie er dies schon früher auch am allgemeinen Anzeiger der Deutschen und am „Berliner Gesellschafter" von Gubitz 1818 gewesen ist, in welchem seine Recensionen über die weimarische Bühne enthalten sind. Wenn nun, wie aus diesem so reichhaltigen als mannichfaltigen Verzeichniß zu ersehen ist, Herr B. zu den fruchtbarsten jetzt lebenden Schriftstellern gezählt werden kann, so möchten wir ihn mit einem Recensenten seiner „französischen Grammatik" vor dem zu viel schreiben warnen und an die Wahrheit erinnern, daß nicht soviel oft mehr ist!

(Vergl. Hartleben's „Beschreibung der Stadt Karlsruhe" 1817. und Friedrich Raßmann's „Pantheon deutscher, jetzt lebender Dichter und in die Belletristik eingreifender Schriftsteller." Helmstedt, 1823.)

Ulrich Boner.

Dominikanermönch zu Bern in der ersten Hälfte des 14. Jahrh., von dessen näheren Lebensumständen nichts Bestimmtes sich ermitteln läßt; ist, nach den Forschungen Lessing's, Eschenburg's, Docen's und des Grafen von Mülinen, höchst wahrscheinlich der Verfasser des „Edelsteins", einer Sammlung von gereimten Fabeln und Erzählungen, welche er nach lateinischen Vorbildern bearbeitete, und die sich durch eine tüchtige und gesunde Lebensweisheit, lebendige Anschauung, echtes, warmes Gefühl und treffenden Witz höchst vortheilhaft auszeichnen.

Handschriften dieser Fabeln finden sich in Straßburg, Zürich, Wolfenbüttel, Dresden und Rom. — Einen sehr seltenen Abdruck von 1461, der zu Bamberg veranstaltet wurde, besitzt die wolfenbütteler Bibliothek.

Die beste und getreueste Ausgabe lieferte G. F. Benecke in Göttingen unter dem Titel:

Der Edel Stein getichtet von Bonerius. Aus Handschriften berichtiget und mit einem Wörterbuche versehen von G. F. B. — Berlin, 1816.

Wir entlehnen derselben die hier mitgetheilten Fabeln.

Von einem loewen und von einem rosse.

Von valschem ruome.

Ein loewe eis mals gegangen kan
Von hungers not uf einen plan,
Und suochte sine spise;
Ouch ist er nicht unwise,
Der umb sin spis wol werben kan.
Der loewe sach ein pferit gan
Uf der wise; des wart er fro.
In sinem muote gedacht er do,
Wie er es meecht betriegen,
Und begonde valschlich liegen.
Do er das ros alleine sach,
Wil sensteklich er zuozim sprach:
‚Got gruos dich, trut geselle min!
Din guoter artzat wil ich sin.
Ich mag dich erneren wol;
Hocher kunste bin ich vol.
Was dir beschlicht, das klage mir;
Ich mag es wohl gebessern dir.'
Das ros das sach den loewen an,
Sin schalkeit es merken began.
Ze gelte was es im bereit,
Und sprach: ‚Ich lide gros erbeit.
In minen fuos stach mich ein dorn,
Da von ist mir das bein erswoern.
Eis artzates hab ich begert,
Des hat mich got an dir gewert;
Du bist har komen mir ze trost.
Ich danken dirs, wirt ich erlost
Von minem siechtag, der ist gros.'
Der rede den loewen nicht verdros.
Er sprach: ‚Buit har mir dinen fuos!
Ich tuon dir alles gebresten buos.'
Das pfert do sprach: ‚Loewe, nu gang har,
Und nim des dornes eben war!
Und wirt ich an dem fuos gesunt,
Ich wil dir geben tusenc pfunt.'
Der loewe ein valscher artzat was;
Das ros mit schalkeit galt im das.
Und do der loewe zem rosse kan,
Und er es wold ertoedet han,
Das pferit schalkhaft was genuog,
Mit dem fuos es den loewen sluog
An sin stirnen, das im geswant,
Und floch von im. Do was geschant
Der valscher artzat. Das was wol;
Wan er was aller schalkeit vol.
Und do der loewe wider kan
Zim selber, das er mochte gan,
Und er das pferit nicht ensach,
Wil ruiwekliche er do sprach:
‚Ich muos es in der warheit jehen,
Al recht ist mir nu beschechen.
Schalkeit was min herze vol;
Der ist mir nu gelonet wol.'

Wer das seit, das nicht enist,
Und luigt, das ist ein swacher list.
Ein schalk den andern scheiken sol.
Wel mensche trugenheit ist vol,
Den sol man triegen: das ist recht;
Sin wort sint krumb, sin werk nicht slecht.
Wer das wil sin, das er nicht ist,
Sine listekeit im licht gebrist.
Es ruemt sich manger groszer kunst,
Der doch vil kleinen hat vernunst.
Der loewe wold ein artzat wesen,
Doch wold das ros an in genesen.

Von einem rosse und von einem esel.

Von versmachunge der welte.

Ein ros das was gezieret wol,
Aller schoenheit was es vol.
Sin zoem und ouch der sattel sin
Gaben von golde liechten schin;
Sin teki was von zendal rot.
Das es hoch truog, das tet im not
Den weg es dur ein gassen nam
Eis mals, da im engegen kam
Ein swacher esel, was nicht kluog.
Ein groszen sak er uf im truog.
Dem rosse der esel nicht entweich;
Des wart im manger herter streich;
Er mueste sin engelten.
Das ros geriet in schelten
Und sprach zuozim: ‚Du swaches tier,
Soldest du nicht entwichen mir?
Genuisist nicht der eren min,
Es muest din grimmer tot nu sin.
Du versmachte creatur!
Du sattregel! Du rechter slur!
Wie getorstes du das an gevachen,
Das du mir solt engegen gachen?,
Der esel sweig und hat sin gemach.
Dar nach es kuirzeklich geschach,
Das das ros enbueget wart.
Do wart nicht langer do gespart,
Es wart entbloest guot unde gar
Aller gezierde. Nement war,
Wie bald sin schoeni was verkert,
Dar zuo sin ungemach gemert!

Hemingway, Ernest, 3
Hemingway, Mary, 3
Hemingway, Pauline, 3
Hemingway, Ursula, 3
Hemingway, Valerie, 3
Hemingway, Vivian, 3
Hemingway, Wayne, 3
Hemingway, Wesley, 3
Hemingway, Willie, 3
Hemingway, Wilson, 3
Hemingway, Wyatt, 3
Hemingway, Xavier, 3
Hemingway, Yolanda, 3
Hemingway, Yvonne, 3
Hemingway, Zachary, 3
Hemingway, Zelda, 3
Hemingway, Zoe, 3
Hemingway, Zoey, 3
Hemingway, Zoie, 3
Hemingway, Zola, 3
Hemingway, Zora, 3
Hemingway, Zuzu, 3
Hemingway, Zyra, 3
Hemingway, Zyrah, 3
Hemingway, Zyrahna, 3
Hemingway, Zyrahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahna, 3
Hemingway, Zyrahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnahnah, 3
Hemingway, Zyrahn

Adjustment, 10
Adjustment, 11
Adjustment, 12
Adjustment, 13
Adjustment, 14
Adjustment, 15
Adjustment, 16
Adjustment, 17
Adjustment, 18
Adjustment, 19
Adjustment, 20
Adjustment, 21
Adjustment, 22
Adjustment, 23
Adjustment, 24
Adjustment, 25
Adjustment, 26
Adjustment, 27
Adjustment, 28
Adjustment, 29
Adjustment, 30
Adjustment, 31
Adjustment, 32
Adjustment, 33
Adjustment, 34
Adjustment, 35
Adjustment, 36
Adjustment, 37
Adjustment, 38
Adjustment, 39
Adjustment, 40
Adjustment, 41
Adjustment, 42
Adjustment, 43
Adjustment, 44
Adjustment, 45
Adjustment, 46
Adjustment, 47
Adjustment, 48
Adjustment, 49
Adjustment, 50
Adjustment, 51
Adjustment, 52
Adjustment, 53
Adjustment, 54
Adjustment, 55
Adjustment, 56
Adjustment, 57
Adjustment, 58
Adjustment, 59
Adjustment, 60
Adjustment, 61
Adjustment, 62
Adjustment, 63
Adjustment, 64
Adjustment, 65
Adjustment, 66
Adjustment, 67
Adjustment, 68
Adjustment, 69
Adjustment, 70
Adjustment, 71
Adjustment, 72
Adjustment, 73
Adjustment, 74
Adjustment, 75
Adjustment, 76
Adjustment, 77
Adjustment, 78
Adjustment, 79
Adjustment, 80
Adjustment, 81
Adjustment, 82
Adjustment, 83
Adjustment, 84
Adjustment, 85
Adjustment, 86
Adjustment, 87
Adjustment, 88
Adjustment, 89
Adjustment, 90
Adjustment, 91
Adjustment, 92
Adjustment, 93
Adjustment, 94
Adjustment, 95
Adjustment, 96
Adjustment, 97
Adjustment, 98
Adjustment, 99
Adjustment, 100
Adjustment, 101
Adjustment, 102
Adjustment, 103
Adjustment, 104
Adjustment, 105
Adjustment, 106
Adjustment, 107
Adjustment, 108
Adjustment, 109
Adjustment, 110
Adjustment, 111
Adjustment, 112
Adjustment, 113
Adjustment, 114
Adjustment, 115
Adjustment, 116
Adjustment, 117
Adjustment, 118
Adjustment, 119
Adjustment, 120
Adjustment, 121
Adjustment, 122
Adjustment, 123
Adjustment, 124
Adjustment, 125
Adjustment, 126
Adjustment, 127
Adjustment, 128
Adjustment, 129
Adjustment, 130
Adjustment, 131
Adjustment, 132
Adjustment, 133
Adjustment, 134
Adjustment, 135
Adjustment, 136
Adjustment, 137
Adjustment, 138
Adjustment, 139
Adjustment, 140
Adjustment, 141
Adjustment, 142
Adjustment, 143
Adjustment, 144
Adjustment, 145
Adjustment, 146
Adjustment, 147
Adjustment, 148
Adjustment, 149
Adjustment, 150
Adjustment, 151
Adjustment, 152
Adjustment, 153
Adjustment, 154
Adjustment, 155
Adjustment, 156
Adjustment, 157
Adjustment, 158
Adjustment, 159
Adjustment, 160
Adjustment, 161
Adjustment, 162
Adjustment, 163
Adjustment, 164
Adjustment, 165
Adjustment, 166
Adjustment, 167
Adjustment, 168
Adjustment, 169
Adjustment, 170
Adjustment, 171
Adjustment, 172
Adjustment, 173
Adjustment, 174
Adjustment, 175
Adjustment, 176
Adjustment, 177
Adjustment, 178
Adjustment, 179
Adjustment, 180
Adjustment, 181
Adjustment, 182
Adjustment, 183
Adjustment, 184
Adjustment, 185
Adjustment, 186
Adjustment, 187
Adjustment, 188
Adjustment, 189
Adjustment, 190
Adjustment, 191
Adjustment, 192
Adjustment, 193
Adjustment, 194
Adjustment, 195
Adjustment, 196
Adjustment, 197
Adjustment, 198
Adjustment, 199
Adjustment, 200
Adjustment, 201
Adjustment, 202
Adjustment, 203
Adjustment, 204
Adjustment, 205
Adjustment, 206
Adjustment, 207
Adjustment, 208
Adjustment, 209
Adjustment, 210
Adjustment, 211
Adjustment, 212
Adjustment, 213
Adjustment, 214
Adjustment, 215
Adjustment, 216
Adjustment, 217
Adjustment, 218
Adjustment, 219
Adjustment, 220
Adjustment, 221
Adjustment, 222
Adjustment, 223
Adjustment, 224
Adjustment, 225
Adjustment, 226
Adjustment, 227
Adjustment, 228
Adjustment, 229
Adjustment, 230
Adjustment, 231
Adjustment, 232
Adjustment, 233
Adjustment, 234
Adjustment, 235
Adjustment, 236
Adjustment, 237
Adjustment, 238
Adjustment, 239
Adjustment, 240
Adjustment, 241
Adjustment, 242
Adjustment, 243
Adjustment, 244
Adjustment, 245
Adjustment, 246
Adjustment, 247
Adjustment, 248
Adjustment, 249
Adjustment, 250
Adjustment, 251
Adjustment, 252
Adjustment, 253
Adjustment, 254
Adjustment, 255
Adjustment, 256
Adjustment, 257
Adjustment, 258
Adjustment, 259
Adjustment, 260
Adjustment, 261
Adjustment, 262
Adjustment, 263
Adjustment, 264
Adjustment, 265
Adjustment, 266
Adjustment, 267
Adjustment, 268
Adjustment, 269
Adjustment, 270
Adjustment, 271
Adjustment, 272
Adjustment, 273
Adjustment, 274
Adjustment, 275
Adjustment, 276
Adjustment, 277
Adjustment, 278
Adjustment, 279
Adjustment, 280
Adjustment, 281
Adjustment, 282
Adjustment, 283
Adjustment, 284
Adjustment, 285
Adjustment, 286
Adjustment, 287
Adjustment, 288
Adjustment, 289
Adjustment, 290
Adjustment, 291
Adjustment, 292
Adjustment, 293
Adjustment, 294
Adjustment, 295
Adjustment, 296
Adjustment, 297
Adjustment, 298
Adjustment, 299
Adjustment, 300
Adjustment, 301
Adjustment, 302
Adjustment, 303
Adjustment, 304
Adjustment, 305
Adjustment, 306
Adjustment, 307
Adjustment, 308
Adjustment, 309
Adjustment, 310
Adjustment, 311
Adjustment, 312
Adjustment, 313
Adjustment, 314
Adjustment, 315
Adjustment, 316
Adjustment, 317
Adjustment, 318
Adjustment, 319
Adjustment, 320
Adjustment, 321
Adjustment, 322
Adjustment, 323
Adjustment, 324
Adjustment, 325
Adjustment, 326
Adjustment, 327
Adjustment, 328
Adjustment, 329
Adjustment, 330
Adjustment, 331
Adjustment, 332
Adjustment, 333
Adjustment, 334
Adjustment, 335
Adjustment, 336
Adjustment, 337
Adjustment, 338
Adjustment, 339
Adjustment, 340
Adjustment, 341
Adjustment, 342
Adjustment, 343
Adjustment, 344
Adjustment, 345
Adjustment, 346
Adjustment, 347
Adjustment, 348
Adjustment, 349
Adjustment, 350
Adjustment, 351
Adjustment, 352
Adjustment, 353
Adjustment, 354
Adjustment, 355
Adjustment, 356
Adjustment, 357
Adjustment, 358
Adjustment, 359
Adjustment, 360
Adjustment, 361
Adjustment, 362
Adjustment, 363
Adjustment, 364
Adjustment, 365
Adjustment, 366
Adjustment, 367
Adjustment, 368
Adjustment, 369
Adjustment, 370
Adjustment, 371
Adjustment, 372
Adjustment, 373
Adjustment, 374
Adjustment, 375
Adjustment, 376
Adjustment, 377
Adjustment, 378
Adjustment, 379
Adjustment, 380
Adjustment, 381
Adjustment, 382
Adjustment, 383
Adjustment, 384
Adjustment, 385
Adjustment, 386
Adjustment, 387
Adjustment, 388
Adjustment, 389
Adjustment, 390
Adjustment, 391
Adjustment, 392
Adjustment, 393
Adjustment, 394
Adjustment, 395
Adjustment, 396
Adjustment, 397
Adjustment, 398
Adjustment, 399
Adjustment, 400
Adjustment, 401
Adjustment, 402
Adjustment, 403
Adjustment, 404
Adjustment, 405
Adjustment, 406
Adjustment, 407
Adjustment, 408
Adjustment, 409
Adjustment, 410
Adjustment, 411
Adjustment, 412
Adjustment, 413
Adjustment, 414
Adjustment, 415
Adjustment, 416
Adjustment, 417
Adjustment, 418
Adjustment, 419
Adjustment, 420
Adjustment, 421
Adjustment, 422
Adjustment, 423
Adjustment, 424
Adjustment, 425
Adjustment, 426
Adjustment, 427
Adjustment, 428
Adjustment, 429
Adjustment, 430
Adjustment, 431
Adjustment, 432
Adjustment, 433
Adjustment, 434
Adjustment, 435
Adjustment, 436
Adjustment, 437
Adjustment, 438
Adjustment, 439
Adjustment, 440
Adjustment, 441
Adjustment, 442
Adjustment, 443
Adjustment, 444
Adjustment, 445
Adjustment, 446
Adjustment, 447
Adjustment, 448
Adjustment, 449
Adjustment, 450
Adjustment, 451
Adjustment, 452
Adjustment, 453
Adjustment, 454
Adjustment, 455
Adjustment, 456
Adjustment, 457
Adjustment, 458
Adjustment, 459
Adjustment, 460
Adjustment, 461
Adjustment, 462
Adjustment, 463
Adjustment, 464
Adjustment, 465
Adjustment, 466
Adjustment, 467
Adjustment, 468
Adjustment, 469
Adjustment, 470
Adjustment, 471
Adjustment, 472
Adjustment, 473
Adjustment, 474
Adjustment, 475
Adjustment, 476
Adjustment, 477
Adjustment, 478
Adjustment, 479
Adjustment, 480
Adjustment, 481
Adjustment, 482
Adjustment, 483
Adjustment, 484
Adjustment, 485
Adjustment, 486
Adjustment, 487
Adjustment, 488
Adjustment, 489
Adjustment, 490
Adjustment, 491
Adjustment, 492
Adjustment, 493
Adjustment, 494
Adjustment, 495
Adjustment, 496
Adjustment, 497
Adjustment, 498
Adjustment, 499
Adjustment, 500
Adjustment, 501
Adjustment, 502
Adjustment, 503
Adjustment, 504
Adjustment, 505
Adjustment, 506
Adjustment, 507
Adjustment, 508
Adjustment, 509
Adjustment, 510
Adjustment, 511
Adjustment, 512
Adjustment, 513
Adjustment, 514
Adjustment, 515
Adjustment, 516
Adjustment, 517
Adjustment, 518
Adjustment, 519
Adjustment, 520
Adjustment, 521
Adjustment, 522
Adjustment, 523
Adjustment, 524
Adjustment, 525
Adjustment, 526
Adjustment, 527
Adjustment, 528
Adjustment, 529
Adjustment, 530
Adjustment, 531
Adjustment, 532
Adjustment, 533
Adjustment, 534
Adjustment, 535
Adjustment, 536
Adjustment, 537
Adjustment, 538
Adjustment, 539
Adjustment, 540
Adjustment, 541
Adjustment, 542
Adjustment, 543
Adjustment, 544
Adjustment, 545
Adjustment, 546
Adjustment, 547
Adjustment, 548
Adjustment, 549
Adjustment, 550
Adjustment, 551
Adjustment, 552
Adjustment, 553
Adjustment, 554
Adjustment, 555
Adjustment, 556
Adjustment, 557
Adjustment, 558
Adjustment, 559
Adjustment, 560
Adjustment, 561
Adjustment, 562
Adjustment, 563
Adjustment, 564
Adjustment, 565
Adjustment, 566
Adjustment, 567
Adjustment, 568
Adjustment, 569
Adjustment, 570
Adjustment, 571
Adjustment, 572
Adjustment, 573
Adjustment, 574
Adjustment, 575
Adjustment, 576
Adjustment, 577
Adjustment, 578
Adjustment, 579
Adjustment, 580
Adjustment, 581
Adjustment, 582
Adjustment, 583
Adjustment, 584
Adjustment, 585
Adjustment, 586
Adjustment, 587
Adjustment, 588
Adjustment, 589
Adjustment, 590
Adjustment, 591
Adjustment, 592
Adjustment, 593
Adjustment, 594
Adjustment, 595
Adjustment, 596
Adjustment, 597
Adjustment, 598
Adjustment, 599
Adjustment, 600
Adjustment, 601
Adjustment, 602
Adjustment, 603
Adjustment, 604
Adjustment, 605
Adjustment, 606
Adjustment, 607
Adjustment, 608
Adjustment, 609
Adjustment, 610
Adjustment, 611
Adjustment, 612
Adjustment, 613
Adjustment, 614
Adjustment, 615
Adjustment, 616
Adjustment, 617
Adjustment, 618
Adjustment, 619
Adjustment, 620
Adjustment, 621
Adjustment, 622
Adjustment, 623
Adjustment, 624
Adjustment, 625
Adjustment, 626
Adjustment, 627
Adjustment, 628
Adjustment, 629
Adjustment, 630
Adjustment, 631
Adjustment, 632
Adjustment, 633
Adjustment, 634
Adjustment, 635
Adjustment, 636
Adjustment, 637
Adjustment, 638
Adjustment, 639
Adjustment, 640
Adjustment, 641
Adjustment, 642
Adjustment, 643
Adjustment, 644
Adjustment, 645
Adjustment, 646
Adjustment, 647
Adjustment, 648
Adjustment, 649
Adjustment, 650
Adjustment, 651
Adjustment, 652
Adjustment, 653
Adjustment, 654
Adjustment, 655
Adjustment, 656
Adjustment, 657
Adjustment, 658
Adjustment, 659
Adjustment, 660
Adjustment, 661
Adjustment, 662
Adjustment, 663
Adjustment, 664
Adjustment, 665
Adjustment, 666
Adjustment, 667
Adjustment, 668
Adjustment, 669
Adjustment, 670
Adjustment, 671
Adjustment, 672
Adjustment, 673
Adjustment, 674
Adjustment, 675
Adjustment, 676
Adjustment, 677
Adjustment, 678
Adjustment, 679
Adjustment, 680
Adjustment, 681
Adjustment, 682
Adjustment, 683
Adjustment, 684
Adjustment, 685
Adjustment, 686
Adjustment, 687
Adjustment, 688
Adjustment, 689
Adjustment, 690
Adjustment, 691
Adjustment, 692
Adjustment, 693
Adjustment, 694
Adjustment, 695
Adjustment, 696
Adjustment, 697
Adjustment, 698
Adjustment, 699
Adjustment, 700
Adjustment, 701
Adjustment, 702
Adjustment, 703
Adjustment, 704
Adjustment, 705
Adjustment, 706
Adjustment, 707
Adjustment, 708
Adjustment, 709
Adjustment, 710
Adjustment, 711
Adjustment, 712
Adjustment, 713
Adjustment, 714
Adjustment, 715
Adjustment, 716
Adjustment, 717
Adjustment, 718
Adjustment, 719
Adjustment, 720
Adjustment, 721
Adjustment, 722
Adjustment, 723
Adjustment, 724
Adjustment, 725
Adjustment, 726
Adjustment, 727
Adjustment, 728
Adjustment, 729
Adjustment, 730
Adjustment, 731
Adjustment, 732
Adjustment, 733
Adjustment, 734
Adjustment, 735
Adjustment, 736
Adjustment, 737
Adjustment, 738
Adjustment, 739
Adjustment, 740
Adjustment, 741
Adjustment, 742
Adjustment, 743
Adjustment, 744
Adjustment, 745
Adjustment, 746
Adjustment, 747
Adjustment, 748
Adjustment, 749
Adjustment, 750
Adjustment, 751
Adjustment, 752
Adjustment, 753
Adjustment, 754
Adjustment, 755
Adjustment, 756
Adjustment, 757
Adjustment, 758
Adjustment, 759
Adjustment, 760
Adjustment, 761
Adjustment, 762
Adjustment, 763
Adjustment, 764
Adjustment, 765
Adjustment, 766
Adjustment, 767
Adjustment, 768
Adjustment, 769
Adjustment, 770
Adjustment, 771
Adjustment, 772
Adjustment, 773
Adjustment, 774
Adjustment, 775
Adjustment, 776
Adjustment, 777
Adjustment, 778
Adjustment, 779
Adjustment, 780
Adjustment, 781
Adjustment, 782
Adjustment, 783
Adjustment, 784
Adjustment, 785
Adjustment, 786
Adjustment, 787
Adjustment, 788
Adjustment, 789
Adjustment, 790
Adjustment, 791
Adjustment, 792
Adjustment, 793
Adjustment, 794
Adjustment, 795
Adjustment, 796
Adjustment, 797
Adjustment, 798
Adjustment, 799
Adjustment, 800
Adjustment, 801
Adjustment, 802
Adjustment, 803
Adjustment, 804
Adjustment, 805
Adjustment, 806
Adjustment, 807
Adjustment, 808
Adjustment, 809
Adjustment, 810
Adjustment, 811
Adjustment, 812
Adjustment, 813
Adjustment, 814
Adjustment, 815
Adjustment, 816
Adjustment, 817
Adjustment, 818
Adjustment, 819
Adjustment, 820
Adjustment, 821
Adjustment, 822
Adjustment, 823
Adjustment, 824
Adjustment, 825
Adjustment, 826
Adjustment, 827
Adjustment, 828
Adjustment, 829
Adjustment, 830
Adjustment, 831
Adjustment, 832
Adjustment, 833
Adjustment, 834
Adjustment, 835
Adjustment, 836
Adjustment, 837
Adjustment, 838
Adjustment, 839
Adjustment, 840
Adjustment, 841
Adjustment, 842
Adjustment, 843
Adjustment, 844
Adjustment, 845
Adjustment, 846
Adjustment, 847
Adjustment, 848
Adjustment, 849
Adjustment, 850
Adjustment, 851
Adjustment, 852
Adjustment, 853
Adjustment, 854
Adjustment, 855
Adjustment, 856
Adjustment, 857
Adjustment, 858
Adjustment, 859
Adjustment, 860
Adjustment, 861
Adjustment, 862
Adjustment, 863
Adjustment, 864
Adjustment, 865
Adjustment, 866
Adjustment, 867
Adjustment, 868
Adjustment, 869
Adjustment, 870
Adjustment, 871
Adjustment, 872
Adjustment, 873
Adjustment, 874
Adjustment, 875
Adjustment, 876
Adjustment, 877
Adjustment, 878
Adjustment, 879
Adjustment, 880
Adjustment, 881
Adjustment, 882
Adjustment, 883
Adjustment, 884
Adjustment, 885
Adjustment, 886
Adjustment, 887
Adjustment, 888
Adjustment, 889
Adjustment, 890
Adjustment, 891
Adjustment, 892
Adjustment, 893
Adjustment, 894
Adjustment, 895
Adjustment, 896
Adjustment, 897
Adjustment, 898
Adjustment, 899
Adjustment, 900
Adjustment, 901
Adjustment, 902
Adjustment, 903
Adjustment, 904
Adjustment, 905
Adjustment, 906
Adjustment, 907
Adjustment, 908
Adjustment, 909
Adjustment, 910
Adjustment, 911
Adjustment, 912
Adjustment, 913
Adjustment, 914
Adjustment, 915
Adjustment, 916
Adjustment, 917
Adjustment, 918
Adjustment, 919
Adjustment, 920
Adjustment, 921
Adjustment, 922
Adjustment, 923
Adjustment, 924
Adjustment, 925
Adjustment, 926
Adjustment, 927
Adjustment, 928
Adjustment, 929
Adjustment, 930
Adjustment, 931
Adjustment, 932
Adjustment, 933
Adjustment, 934
Adjustment, 935
Adjustment, 936
Adjustment, 937
Adjustment, 938
Adjustment, 939
Adjustment, 940
Adjustment, 941
Adjustment, 942
Adjustment, 943
Adjustment, 944
Adjustment, 945
Adjustment, 946
Adjustment, 947
Adjustment, 948
Adjustment, 949
Adjustment, 950
Adjustment, 951
Adjustment, 952
Adjustment, 953
Adjustment, 954
Adjustment, 955
Adjustment, 956
Adjustment, 957
Adjustment, 958
Adjustment, 959
Adjustment, 960
Adjustment, 961
Adjustment, 962
Adjustment, 963
Adjustment, 964
Adjustment, 965
Adjustment, 966
Adjustment, 967
Adjustment, 968
Adjustment, 969
Adjustment, 970
Adjustment, 971
Adjustment, 972
Adjustment, 973
Adjustment, 974
Adjustment, 975
Adjustment, 976
Adjustment, 977
Adjustment, 978
Adjustment, 979
Adjustment, 980
Adjustment, 981
Adjustment, 982
Adjustment, 983
Adjustment, 984
Adjustment, 985
Adjustment, 986
Adjustment, 987
Adjustment, 988
Adjustment, 989
Adjustment, 990
Adjustment, 991
Adjustment, 992
Adjustment, 993
Adjustment, 994
Adjustment, 995
Adjustment, 996
Adjustment, 997
Adjustment, 998
Adjustment, 999
Adjustment, 1000

Bacteria, 1
Bacteriophage, 1
Bacteroides, 1
Bacteroides fragilis, 1
Bacteroides thetaiotaomicron, 1
Bacteroidetes, 1
Bacteroidetes/Chlorobi group, 1
Bacteroidia, 1
Bacteroidota, 1
Bacteroidota/Chlorobi group, 1
Bacteroidota/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Ignavibacteriota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Myxococcota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Planctomycetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Spirochaetota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Verrucomicrobiota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Fibrobacterota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Gemmatimonadota group, 1
Bacteroidota/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoogloea/Zoog

Ruthenium, 1
Rutherfordium, 1
Rutile, 1
Rydberg constant, 1

Salt, 1
Samarium, 1
Sandmeyer reaction, 1
Sapphire, 1
Saturated, 1
Scandium, 1
Schiff base, 1
Schrödinger equation, 1
Scintillation, 1
Scintillation counter, 1
Scintillator, 1
Screening effect, 1
Seaborgium, 1
Selenium, 1
Semiconductor, 1
Semimetal, 1
Shell, 1
Shielding, 1
Silicon, 1
Silicon carbide, 1
Silicon dioxide, 1
Silicon tetrachloride, 1
Silicone, 1
Silver, 1
Silver bromide, 1
Silver chloride, 1
Silver iodide, 1
Silver nitrate, 1
Silver oxide, 1
Silver sulfide, 1
Single-displacement reaction, 1
Single-replacement reaction, 1
Slag, 1
Smelting, 1
Sodium, 1
Sodium acetate, 1
Sodium azide, 1
Sodium bicarbonate, 1
Sodium carbonate, 1
Sodium chloride, 1
Sodium hydroxide, 1
Sodium nitrate, 1
Sodium nitrite, 1
Sodium oxide, 1
Sodium peroxide, 1
Sodium sulfate, 1
Sodium sulfide, 1
Sodium thiosulfate, 1
Solid, 1
Solubility, 1
Solubility product, 1
Solute, 1
Solution, 1
Solvation, 1
Solvay process, 1
Solvent, 1
Specific gravity, 1
Specific heat capacity, 1
Spectator ion, 1
Spectrum, 1
Spin, 1
Spin quantum number, 1
Stability constant, 1
Stable, 1
Standard conditions for temperature and pressure, 1
Standard electrode potential, 1
Standard hydrogen electrode, 1
Standard state, 1
Standard temperature and pressure, 1
Standard Temperature and Pressure, 1
Standard Temperature and Pressure (STP), 1
Standard Temperature and Pressure (STP), 1
Standard Temperature and Pressure (STP),

Belib alſo: das iſt min rat.
Vil manger witwon miſſegat.
Wen ſi kunt zuo der andern e,
Geſchicht ir den ach unde we,
Wer mag ir des? — Si hats getan.
Wer ſi beliben ane man
Dur truive und dur ſtetekeit,
So het ſi froede ane leit.
Da von ſi nieman klagen ſol.
Uib ſi untroſtes wirdet vol;
Das da riſet nebent abe,
Das iſt nicht wol. — Ir ſchaden habe
Ir ſelber, wel frouw alſe tuot,
Da von gepinet wirt ir muot.

Von einem hunde und einem wolfe.

Von friheit und von eigenſchaft.

Es giengen zwen geſellen guot,
Die hatten ungelichen muot,
Uf der ſtraße dur einen walt;
Ir koeſe das was manigvalt:
Es was ein wolf und ouch ein hunt.
Si kamen uf der ſelben ſtunt
Uf eine wiſe; das geſchach.
Vil ſchier der wolf zem hunde ſprach:
„Sag an, trut geſelle min,
Was meinet diner hulte ſchin?
Du biſt ſo ſtolz und biſt ſo glat;
Du macht wol guoter ſpieſe ſat
An ſorge werden alle tage.“
Der hunt ſprach: „Hoer was ich dir ſage!
Min lieber meiſter ſpiſet mich
Von ſinem tiſche, dur das ich
Behuet ſin hof und ouch ſin hus.
Wer uits uit tragen wil dar us,
Das kuind ich; dar um bin ich liep.
Ich las den rouber noch den diep
Nuits nuit us dem huſe tragen;
Hie mit ich mine ſpis bejagen,“
Do ſprach der wolf: „Das iſt vil guot.
So haſt du dik ruowigen muot,
So ich muos in den ſorgen ſtreben,
Wie ich geſpis min armes leben.
Und wer es an dem willen din,
Din geſelle wold ich gerne ſin,
Das ich min ſpiſe moechte han
An ſorge.“ — Der hunt ſprach: „Nu wol dan,
Her wolf, in mines meiſters hus
Mit mir! da tribt uich nieman uß.“
Der wolf der wart der rede fro;
Mit einander giengen ſi do.
Der wolf des hundes kelen ſach;
Zuozim er do vil balde ſprach:
„Sag an, trut geſelle min,
Was meinet, das dui kele din
Iſt beſchaben und beſchorn?
Dur was haſt du das har verlorn?“
Der hunt ſprach: „Das wil ich dir ſagen.
Des tags muos ich ein kelben tragen,
Und muos an einem ſeile ſtan
Gebunden; nienent mag ich gan,
Ich muos ſtetlich gevangen ſin;
Das lide ich dur dui ſpiſe min.“
Do dieſe red alſus geſchach,
Der wolf do ze dem hunde ſprach:
„Neina, trut geſelle min,
Dur nuit wil ich gevangen ſin.
Als leit iſt mir noch nicht min leben,
Das ich dur ſpis uf welle geben
Min friheit: das geloube mir.
Din guoten ſpis die hab du dir,
Und hab ouch mangen langen tag!
So wil ich eſſen, das ich mag
Haben, mit frigen muote.
Das kunt mir das ze guote.
Ich wil den frigen willen min
Nicht geben um dui ſpiſe din.“
Sus lief der wolf ze walde,
Der hunt ilt heim vil balde.

Richer iſt ein armer man,
Der fri gemuete wol mag han,
Den der iſt rich und dienen muos;
Dem wirt vil ſelten ſorgen buos.
Der eigen iſt, wa iſt des muot?
Er hat doch weder lip noch guot.
Es iſt nicht ſin, das ſelb er hat,
Der ane frigen willen ſtat.
Friheit zieret alles leben,
Und kan wol guot gemuete geben.
Friheit hoechet wip und man,
Den armen ſi rich machen kan.
Friheit iſt der eren bort.
Si uiber kroenet werk und wort.
Mich dunkt, er hab ein armes Leben,
Der frigen willen uf muos geben.
Friheit gat fuir alles guot
Der welte. — Wer ſin frigen muot
Uf git um ſilber und um golt,
Dem wirt ze teil des ruiwen ſolt.

Von dem magen, den henden und fueſſen.

Von nide und von haſſe.

Es mals huop ſich ein große klage
Under fruinden, als ich uich ſage.
Dui fueße klagten kumber gros;
Dui hende erbeitens verdros;
Sie klagten alle uf den buch,
Und ſprachen, er wer ein rechter ſluch,
Und wer ein mueßigere;
Doch wuird er ſelten lere,
Er woeld ſin alweg ſpiſe vol,
Und mueßig ſin, das tet im wol;
Was dui fues moechtin erloufen,
Und dui hende gekoufen,
Es wer den krumb oder ſlecht,
Das kem im alles ſament recht.
Si ſprachen zim: ‚Es mag nicht ſin!
Du muoſt ouch mit uns liden pin,
Und muoſt ouch erbeite han
Als wir, wilt du mit uns geſtan.‘ —
Was ſol ich uich nu ſagen me?
Dem buch was angeſt unde we.
Si wolden im nicht ſpiſe geben,
Das er behalten moecht das leben
Noch hende noch dui fueße.
Das was im gar unſueße.
Wie vil er doch mit fliße bat,
Das er von ſpiſe wuirde ſat,
Des eret in noch fues noch hant.
Do wart der mage ſiech zehant,
Er verlor ſin hitz und ſin natur.
Das wart den henden gar ze fur
Und ouch den füßen. (Das was wol!)
Der lip wart ſiechtages vol,
Von krankeit beſlos ſich der munt,
Dui hende brachen hin zeſtunt,
Dui fueße mochten nicht me gan.
Enkeine ſpis mocht er enpfan;
Sus wurden hende und fueße tot
Mit ſchulde von der magen not.
Und hettin ſi im ſp gegeben,
Si hetten wol behebt ir leben.

Ein fruint bedarf ſis fruindes wol;
Sin fruint nieman haſſen ſol.
Nit tuot niemanne herzeleit,
Den dem ſelben, der in treit.
Wer nicht dem andern wil vertragen,
Dur ſinen nit, wem wil der klagen,
Uib er dar mube kunt in not,
Und lit mit ſinem fruinde tot,
Als hie den henden iſt beſchechen:
Das iſt vil wol! des muos ich jechen.

Von einem juden und von einem morder.

Von offenunge des mordes.

Es mals ein jude wolde gan
Dur einen walt. Do mueſt er han
Geleite; wan der walt was vol
Morder; das wuſte der jude wol.
Zuo dem kuinge er do kan,
Und bat geleit. Das ſoeld er han,
Sprach der kuinig, und gebot
Sinem ſchenken uf den tot,
Das er in ſoeld geleiten wol.
„Das tuon ich, als ich billich ſol,"
Sprach der ſchenke. Do zehant
Nam er den juden an ſin hant
Und fuort in uf dui ſtraße.
Der jude truog unmaße
Wil goldes uf der ſelben vart.
Der ſchenke des wol inne wart.
In ſinem muote er ſere vacht
(Wan ſtunt und ſtat vil lieben macht),
Wie er dem juden tet den tot.
Er gedacht: „Du kunſt us aller not,
Wirt dir das golt. Wer wil es ſagen,
Oder wer mag uf dich denne klagen?
Du biſt allein: hab guoten muot;
Umb diſes mort dir nieman tuot."
Und do der jude das erſach,
Wil tief er ſuifzet unde ſprach:
„Ich zwivel nicht, und weis es wol,
Das diſes mort got offenen ſol.
E uib es wuird verſwigen gar,
Dui vogel machtens offenbar,
Die hie fliegent, ſamir got."
Das duicht den ſchenken gar ein ſpot.
Do er das ſwert hat us gezogen,
Und in wold ſlan, do kam geflogen
Ein rephuon us den huirſten dar.
Do ſprach der ſchenke: „Jude, nim war!
Den tot, den ich dir nu an tuon,
Den wirt offenende das rephuon."
Er ſluog den juden, und nam das guot,
Und gieng heim, und hat hochen muot.
Dar nach nicht lange wart geſpart,
Das mang rephuon geſendet wart
Dem kuinge, und wurden ſchoen bereit.
Der ſchenk ein rephuon, als man ſeit
Truog für ſinen herren dort.
Do gedachte er an des juden wort,
Das er an ſinem tode ſprach,
Do er das rephuon fliegen ſach.
Wil ſer er lachen began,
Des mocht er ſich nicht uiber han.
Und do der kuinig das erſach,
Wil ſenftekkich er zuozim ſprach:
„Sag an, ſchenk, was meineſt du,
Das du haſt gelachet nu,
Do du an ſeche das rephuon?"
Er ſprach: „Herre, das wil ich tuon."
Und ſeit im, wie er hat getan
Dem juden, mit dem er ſolde gan,
Und geleiten dur den walt,
Da ſin untruiwe was manigvalt.
Alſo wart offenbar das mort
Dem kuinge. Das tet ſin ſelbers wort,
Der das mort ouch hat getan.
Des mueſt er an den galgen gan.
Het er das rephuon nicht geſechen,
Des mordes het er nicht verjechen.
Er wart erhangen, das was wol!
Dur guot man nieman morden ſol.

Wer unrecht tuot dur gitekeit,
Wirt der erhangen, wem iſt das leit.
Von ſchulden der verderben ſol.
Des herz verratenge iſt vol.
Wer dur guot wil uibel tuon,
Den ſol melden das rephuon,
Als dieſem ſchenken iſt beſchechen:
Das was vil wol, des muos ich jechen.
Kein mort got ungerochen lat.
Wer boslich tuot, ſin lon enpfat
Hie der menſche oder dort,
Als uns lert der heilgen wort.

Von einem amptman und einem Ritter.

Von offenunge des rechtes.

Ein kuing in hocher ere ſas,
Als ich an einem buoche las,
Der was gewaltig unde rich.
Zwen amptman hat er, ungelich.
Der ein der ritter pfleger was.
Der ander ſchickte alle das,
Das man je hove ſolde han,
Es werin frouwen oder man.
Das richt er us mit ſitten.
Ungunſt wart nicht vermitten,
Noch nit, noch has, der nie gelag,
Dem kum ieman entrinnen mag.
Den erzoegte der ritter do,
Und ſprach zuo dem kuing alſo:
„Herre, es iſt nicht alles guot,
Was uiwer alter amptman tuot.
Das er tuot als gar unrecht,
Das mueget herren unde knecht.
Uiwer guot das gat da hin.
Er ſtilt und roubet uf den ſin,
Das ſin fruint herren muigin weſen.
Wil got, ich las in nicht geneſen.
Ich bin ze kampf mit im bereit,
Das ich zerſtoere ſin bosheit,
Die er dicke hat getan.
Ich wenne, er mues es abe lan!"
Der alte man der kam in not,
Er vorcht von ungeluik den tot.
Doch er vil gar unſchuldig was;
Das tet im nit und boeſer has,
Das er an geſprochen wart.
Do ſuocht er uf der ſelben vart
Einen kempfen an ſine ſtat;
Wand er der kreften nicht enhat,
Das er ein kempfe moechte ſin.
Do wart an ſinem fruinden ſchin,
Das ir truiwe waren klein;
Er ſuochte helf, und vant enkein.
Den er doch dik ſin dienſt erbot,
Die ließen alle an der not.
Do kam ein ackerknecht ouch dar;
Des kempfen nam er eben war,
Und gedachte: „Wil got helfen mir
Nach unſchulden, ſo hab ich ſchier
Den ritter uiberwunden."
Und uf der ſelben ſtunden
Trat er froelich in den ring.
„Das iſt ein gemelliches ding
(Sprach der ritter freiſſan),
Das min ein gebur ſus ſpotten kan;
Spottes gib ich im genuog."
Mit zorne er do an in ſluog.
Der gebure ſtuont vil wol beſint;
Der ſlag der wag im als ein wint.
Dem ritter tet er keine not;
Doch wold der ritter haben tot
Den geburen, und ſluog aber dar.
Der gebur nam des vil eben war;
Groſſer wisheit er enpflag.
Er geb dem ritter einen ſlag
Dur ſinen arm; das tet im we.
Der ritter ſluog enkeinen me;
Im was der arm verſeret.
Sin ungluik wart gemeret;
Von nite hat er verlorn ſin leben.
Der alt wart unſchuldig gegeben.
Sus offenet got dui rechtekeit;
Untruiwe wart da hin geleit.

Wer den andern verraten wil,
Der ſuochet urſache vil.
Wenne es gat an rechte not,
So ſint dui fruinde alle tot.
Wer fruint iſt, oder nicht eniſt,
Das beweret not in kurzer friſt.
Getruiwer fruint git guoten muot;
Unſchulde ouch das ſelbe tuot.
Das recht billich beſchirmen ſol
Den rechten; wer aber iſt vol

Untruiwe, der ſol nicht geneſen.
Ouch hab ich ſelber wol geleſen,
Das dui lugi muos zergan,
So man dui wahrheit ſicht geſtan.
Das iſt billich unde recht.
Den ritter ſluog der akerknecht;
Und wand er was gederbe,
Wart er ſis herren erbe,
Als der Yſopus hat geſeit. —
Got geb uns froed und niemer leit!

Von einer frouwen und einem wolfe.

Von wiben triegende.

Ein wolf eis mals hungron began,
Als man liſet in dem Avian.
Us dem wald kam er har us
Gegangen fuir ein einig hus.
Da was ein frouwe, die hat ein kint,
Als noch vil mange frouwen ſint.
Das kint das weinde unde ſchrei.
Dui frouwe bot dem kinde ein ei,
Und ſprach: „Swig, min liebes kint!
Swigſt du nicht, der wolf dich nint;
Dem wil ich dich ſchiere geben.
Swig, wilt du behan din leben.“
Do dis droewen und diſe wort
Vor der tuir der wolf erhort,
Er wand des kindes ſicher weſen,
Und dacht, er moechte wol geneſen,
Wuird im das im gelobet was.
Dui frouwe hat enkeinen has
Wider ir kint noch minr noch me.
Das kint weinde vaſt als e,
Unz das es in ſwigen kan.
Der wolf moechte noch da ſtan,
Nieman gap im der der ſpiſe ſolt;
Dar zuo ſo was im nieman holt.
Er ſtuont unz uf den mitten tag,
Vil großes hungers er enpflag.
Do er alſus betrogen wart,
Do kam er uf der ſelben vart
Da er ſin kint vant und ſin wip.
Blach und hungrig was ſin lip.
Dui wuilpe ſprach: „Wie kunſt du ſo
Betruebt? Mich dunkt, du ſiſt unfro,
Was dir joch huite ſi geſchechen.“
„Das iſt war, des muos ich jechen
(Sprach der wolf zur wuilpen do),
Wie moecht min herze weſen fro
Mit lerem buche? Das mag nicht ſin;
Wan ane ſpis und ane win
Wirt ſelten ieman froeden vol.
So mag iſt vol, ſo ſing ich wol.
Mich hat huit ein wip betrogen,
Und hat mir berlichen gelogen.
Si ſprach, ſie woeld mir geben ir kint.
Ir wort wan ſneller den der wint;
Ir herz was unglich und ir munt.
Mang freis von boeſen wiben kunt.
Unſtet iſt manger frouwen muot;
Under zwein iſt kum eine guot.
Wiben ſchalkeit die iſt gros;
Unſtetekeit ſi nie verdros.
Guot geluibde erfroewet den gouch;
Wirt im nicht, ſo hat er ouch
Ze allem ſchaden gar den ſpot:
Als mir beſchechen iſt, ſamer Got!
Von einem wibe. Das iſt war —
Ich ſprich es gar an allen var —:
Wer von den wiben nicht enwirt
Betrogen, der lob guoten wirt.
Das wil ich, wolf, beweren wol;
Schalkeit ſind ſi alle vol.“

Von einem ſneggen und einem arn.

Von begirde uiber dui natur.

Ein ſnegge ſin natur verkos,
Sin tragkeit in vil ſer verdros.
Das er nicht louſen mochte wol
Noch fliegen, ſecht, des wart er vol
Betruebde und widetmuotes gar.
Do kam er zuo dem adelar
Geſtichen, nnd geriet im klagen
Sin not, und ſprach: „Ich wil uich ſagen,
Kurz iſt min tageweide;
Das kunt mir dik ze leide.
Woelt ir mich leren fliegen,
Ich woeld uich ane liegen
Golt und edel geſteine geben,
Und dar zuo die wil ich leben
Woeld ich uiwer diener ſin.“
Der adlar ſprach: „Dui vetke min
Mugen dich getragen wol
Wie verre du wilt. Der lernen ſol
Fliegen, der muos wagen ſich.
Da von ſo wil ich tragen dich
Uf in den luft. Hab hochen muot!
Fluigſt du den wol, das iſt dir guot.“
Mit diſen worten und alſo
Der adlar nam den ſneggen do
In ſin klawen. Wil hoch er ſloug.
Ein trieger da den andern troug.
Und da er in den luft uf kan,
Der ſnegge ſulfzen began.
Des fliegens in vil ſer verdros;
Wand ouch enkeiner ſin genos
Geſtiegen mochte; das iſt war.
Do lies in vallen der adelar
Har nider, das ſin hus zerbrach.
Wil kleglich do der ſnegge ſprach:
„Mir iſt beſchechen alſe we,
Fliegens geluſt mich niemer me.
Ich ſich das wol, wer des begert,
Des ſin natur in nicht gewert,
Der mag ſin wol entgelten.
Gorße ere kuimet ſelten
An erbeit: ſicher, das iſt war.
Und ſoelt ich leben tuſeng jar,
Ich woeld des niemer me begern,
Des mich nieman mag gewern.“

Wer ſtete ruowe welle han,
Der ſol an fliegen ſich began.
Wer aber an fliegen nicht wil ſin,
Der folge doch dem rate min,
Und beit unz er gevedre wol;
Ungevedert nieman fliegen ſol.

Von einem krebs und ſinem ſune.

Von unrechter beſtrafunge.

Was von natur iſt angeborn
Der creatur, wirt das verlorn,
Das muos tuon gewonheit gros.
Ane gewonheit dui natur iſt blos.
Dik verwandelt dui gewonheit
Dui natur, als man uns ſeit.
Wo aber gewonheit und natur
Ze ſamen in der creatur
Koment, die mag man kum gelan;
Wen muos ſi ſtetekliche han,
Als hie an dirre biſchaft geſchach.

Ein alter krebs ein jungen ſach
Hinder ſich vil balde gan.
Er ſprach: „Lieber ſun, la ſtan!
Wie gaſt du ſo vertane?
Sun, biſt du in dem wane,
Das du fuir dich gangeſt recht,
So biſt betrogen. Du gaſt nicht ſlecht.
Du ſolt fuir dich lernen gan,
Als ouch din vatter hat getan.
Das ſtat dir wol, und iſt ouch guot.
Wel ſun tuot als ſin vatter tuot,

Ahmed, Ali
Ahmed, Ali
Ahmed, Ali

Geribne varwe nicht lange wert;
Und koufte liebi, wer der gert,
Der dunkt mich nicht ein wiser man.
Wer mit frembem lobe kan
Sin lop gemeren, das gat abe;
Wer aber von nature habe
Guot lop, das bekleidet wol.
Uf fremd lop nieman stellen sol.
Entlentes lop gat dike wider;
Erdachte hochvart vallet nider.
Wer sich mit hochvart uiber treit
Dur sins gewandes kluogkeit,
Der mag zeim esel werden wol;
Bi den orn man in erkennen sol.

Von einem froes und einem fuchse.

Von falschem ruome.

Ein froes eis mals gegangen kan
Uf eine wise. Da vant er stan
Wil manig wol gemuotes tier.
Er sprach: „Wolt ir gelouben mier,
Ich wil uich artzenie geben,
Das ir behaltent uiwer leben.
Mit miner großen meisterschaft
Kan ich dem siechen sine kraft
Wider geben, und gesunt
Kan ich in machen uf der stunt.
Mir mag in allen richen
Nieman sich gelichen
An wisheit und an hocher kunst.
Des hab ich olr der welte gunst.
Kein meister kuinsten ist so vol
Als ich. Das sich beweret wol,
Wen ich ze werken bring min wort."
Und do dis red ein fuchs erhort,
Er sprach: „Her froes, wie mag das sin?
Es bewert nicht uiwer varwe schin,
Das ir artznie kuinnint geben.
Von erst so artznent uiwer leben
Und uiwern siechtag. Tuont ir das,
Wen geloubt uich hie nach deste bas.
Uiwer varwe ist nicht gelich,
Das ir sint großer kuinsten rich.
Macht uich selben e gesunt,
Und denne mich; so wirt wol kunt
Das ir ein großer artzat sint.
Tuot ir des nicht, so sint ir blint."
Der froes der wart von schamen rot.
Das was viel wol, so helf mir got;
Wand er sich an der dingen nam,
Das sin geslechte nie gezam.

Wenne der blinde fueren wil
Den sechenden, da wirt spottes vil.
Wer ein artzat welle sin,
Der tuo im selber helfe schin.
Wie wil der geheilen mich,
Der nicht wol kan geheilen sich?
Wer sich ruemt des nicht enist,
Der wirt geschant in kurzer frist.
Ruomser in selber schaden tuont;
Walscher ruom nie lang gestuont.
Lop, das von eigem munde gat,
Das ist nicht lop. Lop wol gestat,
Das da wirt beweret wol
Mit guoten werken, als es sol.
Ein fremder munt sol loben mich;
Min munt sol ouch nicht schelten dich.
Den guoten menlich loben sol;
Der boese vint sich selber wol.
Wol im, der lobes nicht engert,
Und doch wol lobes wirt gewert!
Ich wenne, das er serre tobt,
Wer unverschult sich selber lobt.
So beite, der nicht wolle toben,
Unz das in andre luite loben.

Von einem hunde, der truog ein schellen.

Von schalkhafter froede.

Von einem hunde list man das,
Das er gar boes und schalkhaft was.
Sin geberde waren nicht gelich
Den werken; wande er senftetlich
Gebarte, und was doch schalkeit vol.
Des wart gewar vil manger wol,
Den er beis in sinen waden,
Der hat den spot und ouch den schaden.
Dis treib er lang und mangen tag,
Das er kein unsteld nie verlag.
Heimlich gieng er den luiten nach;
Wenne er gebeis, so wart im gach
Ze flucht. Dis wart vil dik geseit
Dem meister sin. Es was im leit.
Ein schallen er im ane hieng
An sinen hals, war er do gieng,
Das man in horte, wa er was,
Und man sich huote deste bas
Vor siner großen schalkeit.
Des was der boese hunt gemeit,
Und froewt sich sere, das sin leben
Verdienet hat, das man im geben
Solt ein schallen an sinen lip.
Dui hochvart in in großen kip
Bracht wider sin geslechte do.
Der schallon was der hunt vil fro.
Ein alter hunt gegangen kan;
Dem was wol kunt, war umb der man
Dem hund dui schallen hat gegeben,
Nicht wan dur sin schalkhaft leben.
Zuozim sprach er: „Wes froewest dich?
Das du tor versmacheste mich
Und din geslecht, das wirt dir leit.
Wil besser ist der nicht entreit
Ein schallon, die dir ist gegeben,
Das man erkenne din schalkhaft leben,
Die du dur ere wenneste tragen.
Din bosheit soeldist lieber klagen.
Dui schalle die bezuiget wol,
Das du bist aller schalkeit vol."

Wer um sin schalkeit ruemes gert,
Das ruemen das ist scheltens wert.
Wer sich von hochvart uiber treit,
Wirt der ze spot, wem ist das leit?
Wer sich froewt, so er uibel tuot,
Der hat ein tuivellichen muot.
Wel mensch alleine guot wil wesen,
Der lat sin gelichen kum genesen.
Als hat ouch dirre hunt getan,
Des muest er mit der schallon gan,
Die im dur schalkeit was gegeben.
Dui schalle erzoegt sin boeses leben.
Soeldin dui boesen schallen han,
Mit schallen sech man mangen gan;
Der nu vil kosper wennet sin,
Des bosheit wuird der welte schin.

Von einer katzen, von muisen und von einer schallen.

Von dem hus-vigende.

Ein urlig gros hat lang gewert,
Und wert ouch noch. Wer das begert
Ze wissen, dem tuon ich es kunt
Mit waren worten uf der stunt.
Es ist dui katz und ouch dui mus.
Die waren beide in einem hus;
Doch was da kleine truiwe bi,
Wie guot gestalt dui katze si.
Wer kan sich wol gehueten da
Sin vigent ist so rechte na?
Dui muise muesten in sorgen streben,
Und in großer vorchte leben.
Gewalt der katzen der was gros;
Dui muise des vil ser verdros

Ambulance, 1-2
Ambulance Service, 1-2
Animal Control, 1-2
Animal Shelter, 1-2
Assessor, 1-2
Attorney, 1-2
Auditor, 1-2
Bicycle Registration, 1-2
Boat Registration, 1-2
Building Inspection, 1-2
Building Permits, 1-2
Business Licenses, 1-2
Cemetery, 1-2
Chamber of Commerce, 1-2
City Clerk, 1-2
City Council, 1-2
City Hall, 1-2
City Manager, 1-2
Civil Defense, 1-2
Code Enforcement, 1-2
Coroner, 1-2
Dog Licenses, 1-2
Driver's License, 1-2
Elections, 1-2
Electrical Inspection, 1-2
Emergency Medical Service, 1-2
Engineering, 1-2
Fire Department, 1-2
Fire Inspection, 1-2
Fire Marshal, 1-2
Fire Prevention, 1-2
Fire Station, 1-2
Fishing Licenses, 1-2
Gas Inspection, 1-2
Hazardous Materials, 1-2
Health Department, 1-2
Hospital, 1-2
Housing Authority, 1-2
Human Resources, 1-2
Hunting Licenses, 1-2
Information, 1-2
Inspection, 1-2
Jail, 1-2
Landfill, 1-2
Library, 1-2
Licenses, 1-2
Mayor, 1-2
Medical Examiner, 1-2
Motor Vehicle Registration, 1-2
Parks, 1-2
Personnel, 1-2
Planning, 1-2
Plumbing Inspection, 1-2
Police Department, 1-2
Police Station, 1-2
Public Health, 1-2
Public Information, 1-2
Public Works, 1-2
Purchasing, 1-2
Recreation, 1-2
Recycling, 1-2
Refuse Collection, 1-2
Registrar of Voters, 1-2
Rescue Squad, 1-2
Sanitation, 1-2
Sewer Service, 1-2
Snowmobile Registration, 1-2
Solid Waste, 1-2
Tax Collector, 1-2
Taxes, 1-2
Traffic Control, 1-2
Treasurer, 1-2
Vehicle Registration, 1-2
Vital Statistics, 1-2
Water Service, 1-2
Weights and Measures, 1-2
Zoning, 1-2

Abbreviations, 1-3
Accounting, 1-3
Accounts Payable, 1-3
Accounts Receivable, 1-3
Acronyms, 1-3
Actuary, 1-3
Administrative Assistant, 1-3
Advertising, 1-3
Agenda, 1-3
Agreements, 1-3
Annual Budget, 1-3
Annual Report, 1-3
Appointments, 1-3
Appropriations, 1-3
Arbitration, 1-3
Assessment, 1-3
Assets, 1-3
Audit, 1-3
Authorization, 1-3
Balance Sheet, 1-3
Bank Account, 1-3
Bank Reconciliation, 1-3
Bankruptcy, 1-3
Benefits, 1-3
Bid, 1-3
Bond, 1-3
Budget, 1-3
Budget Amendment, 1-3
Budget Calendar, 1-3
Budget Message, 1-3
Budget Transfer, 1-3
Budgetary Control, 1-3
Capital Budget, 1-3
Capital Expenditures, 1-3
Capital Improvement Program, 1-3
Capital Outlay, 1-3
Cash Basis, 1-3
Cash Flow, 1-3
Cash Management, 1-3
Certificate of Deposit, 1-3
Chart of Accounts, 1-3
Check, 1-3
Claim, 1-3
Collateral, 1-3
Collection, 1-3
Commercial Paper, 1-3
Compensation, 1-3
Competitive Bid, 1-3
Consultant, 1-3
Contingency, 1-3
Contract, 1-3
Cost Accounting, 1-3
Cost Analysis, 1-3
Current Assets, 1-3
Current Liabilities, 1-3
Current Taxes, 1-3
Debt, 1-3
Debt Limit, 1-3
Debt Service, 1-3
Deficit, 1-3
Delinquent Taxes, 1-3
Demand Deposit, 1-3
Department, 1-3
Depreciation, 1-3
Disbursement, 1-3
Discount, 1-3
Double-Entry Accounting, 1-3
Encumbrance, 1-3
Enterprise Fund, 1-3
Equipment, 1-3
Equipment Rental, 1-3
Equipment Replacement, 1-3
Estimated Revenue, 1-3
Expenditure, 1-3
Expenses, 1-3
Fees, 1-3
Fidelity Bond, 1-3
Fiscal Period, 1-3
Fiscal Year, 1-3
Fixed Assets, 1-3
Fixed Charges, 1-3
Float, 1-3
Forecasting, 1-3
Fringe Benefits, 1-3
Full Faith and Credit, 1-3
Fund, 1-3
Fund Balance, 1-3
Fund Equity, 1-3
General Fund, 1-3
General Ledger, 1-3
General Obligation Bond, 1-3
Grant, 1-3
Gross Profit, 1-3
Income, 1-3
Income Statement, 1-3
Indirect Cost, 1-3
Insurance, 1-3
Interest, 1-3
Interest Income, 1-3
Internal Audit, 1-3
Internal Control, 1-3
Internal Service Fund, 1-3
Inventory, 1-3
Investment, 1-3
Investment Income, 1-3
Invoice, 1-3
Journal, 1-3
Journal Entry, 1-3
Lease, 1-3
Ledger, 1-3
Liabilities, 1-3
Liability, 1-3
Line Item, 1-3
Line Item Budget, 1-3
Long-Term Debt, 1-3
Maintenance, 1-3
Materials, 1-3
Municipal Bond, 1-3
Net Profit, 1-3
Notes Payable, 1-3
Notes Receivable, 1-3
Object Code, 1-3
Operating Budget, 1-3
Operating Expenses, 1-3
Operating Income, 1-3
Operating Transfer, 1-3
Overhead, 1-3
Overtime, 1-3
Par Value, 1-3
Payroll, 1-3
Pension, 1-3
Performance Bond, 1-3
Personnel, 1-3
Petty Cash, 1-3
Postage, 1-3
Premium, 1-3
Prepaid Expenses, 1-3
Principal, 1-3
Profit, 1-3
Profit and Loss Statement, 1-3
Property Tax, 1-3
Purchase Order, 1-3
Purchasing, 1-3
Rate, 1-3
Receipts, 1-3
Refunding, 1-3
Registered Bond, 1-3
Reserve, 1-3
Retirement, 1-3
Revenue, 1-3
Revenue Bond, 1-3
Salaries, 1-3
Sales Tax, 1-3
Salvage Value, 1-3
Service Charge, 1-3
Special Assessment, 1-3
Special Revenue Fund, 1-3
Statement, 1-3
Stock, 1-3
Straight Line Depreciation, 1-3
Supplies, 1-3
Surplus, 1-3
Tax Anticipation Note, 1-3
Tax Base, 1-3
Tax Collection, 1-3
Tax Levy, 1-3
Tax Rate, 1-3
Taxes, 1-3
Term Bond, 1-3
Time Deposit, 1-3
Transfer, 1-3
Treasury Bill, 1-3
Trial Balance, 1-3
Trust Fund, 1-3
Uncollectible Taxes, 1-3
Unencumbered Balance, 1-3
Unreserved Fund Balance, 1-3
Vacation, 1-3
Voucher, 1-3
Wages, 1-3
Warrant, 1-3
Withholding, 1-3
Working Capital, 1-3
Yield, 1-3

Abbreviations, 1-4
Acronyms, 1-4
Administrative Assistant, 1-4
Agenda, 1-4
Agreements, 1-4
Appointments, 1-4
Arbitration, 1-4
Authorization, 1-4
Bid, 1-4
Bond, 1-4
Budget, 1-4
Budget Amendment, 1-4
Budget Calendar, 1-4
Budget Message, 1-4
Budget Transfer, 1-4
Budgetary Control, 1-4
Capital Budget, 1-4
Capital Expenditures, 1-4
Capital Improvement Program, 1-4
Capital Outlay, 1-4
Cash Basis, 1-4
Cash Flow, 1-4
Cash Management, 1-4
Certificate of Deposit, 1-4
Chart of Accounts, 1-4
Check, 1-4
Claim, 1-4
Collateral, 1-4
Collection, 1-4
Commercial Paper, 1-4
Compensation, 1-4
Competitive Bid, 1-4
Consultant, 1-4
Contingency, 1-4
Contract, 1-4
Cost Accounting, 1-4
Cost Analysis, 1-4
Current Assets, 1-4
Current Liabilities, 1-4
Current Taxes, 1-4
Debt, 1-4
Debt Limit, 1-4
Debt Service, 1-4
Deficit, 1-4
Delinquent Taxes, 1-4
Demand Deposit, 1-4
Department, 1-4
Depreciation, 1-4
Disbursement, 1-4
Discount, 1-4
Double-Entry Accounting, 1-4
Encumbrance, 1-4
Enterprise Fund, 1-4
Equipment, 1-4
Equipment Rental, 1-4
Equipment Replacement, 1-4
Estimated Revenue, 1-4
Expenditure, 1-4
Expenses, 1-4
Fees, 1-4
Fidelity Bond, 1-4
Fiscal Period, 1-4
Fiscal Year, 1-4
Fixed Assets, 1-4
Fixed Charges, 1-4
Float, 1-4
Forecasting, 1-4
Fringe Benefits, 1-4
Full Faith and Credit, 1-4
Fund, 1-4
Fund Balance, 1-4
Fund Equity, 1-4
General Fund, 1-4
General Ledger, 1-4
General Obligation Bond, 1-4
Grant, 1-4
Gross Profit, 1-4
Income, 1-4
Income Statement, 1-4
Indirect Cost, 1-4
Insurance, 1-4
Interest, 1-4
Interest Income, 1-4
Internal Audit, 1-4
Internal Control, 1-4
Internal Service Fund, 1-4
Inventory, 1-4
Investment, 1-4
Investment Income, 1-4
Invoice, 1-4
Journal, 1-4
Journal Entry, 1-4
Lease, 1-4
Ledger, 1-4
Liabilities, 1-4
Liability, 1-4
Line Item, 1-4
Line Item Budget, 1-4
Long-Term Debt, 1-4
Maintenance, 1-4
Materials, 1-4
Municipal Bond, 1-4
Net Profit, 1-4
Notes Payable, 1-4
Notes Receivable, 1-4
Object Code, 1-4
Operating Budget, 1-4
Operating Expenses, 1-4
Operating Income, 1-4
Operating Transfer, 1-4
Overhead, 1-4
Overtime, 1-4
Par Value, 1-4
Payroll, 1-4
Pension, 1-4
Performance Bond, 1-4
Personnel, 1-4
Petty Cash, 1-4
Postage, 1-4
Premium, 1-4
Prepaid Expenses, 1-4
Principal, 1-4
Profit, 1-4
Profit and Loss Statement, 1-4
Property Tax, 1-4
Purchase Order, 1-4
Purchasing, 1-4
Rate, 1-4
Receipts, 1-4
Refunding, 1-4
Registered Bond, 1-4
Reserve, 1-4
Retirement, 1-4
Revenue, 1-4
Revenue Bond, 1-4
Salaries, 1-4
Sales Tax, 1-4
Salvage Value, 1-4
Service Charge, 1-4
Special Assessment, 1-4
Special Revenue Fund, 1-4
Statement, 1-4
Stock, 1-4
Straight Line Depreciation, 1-4
Supplies, 1-4
Surplus, 1-4
Tax Anticipation Note, 1-4
Tax Base, 1-4
Tax Collection, 1-4
Tax Levy, 1-4
Tax Rate, 1-4
Taxes, 1-4
Term Bond, 1-4
Time Deposit, 1-4
Transfer, 1-4
Treasury Bill, 1-4
Trial Balance, 1-4
Trust Fund, 1-4
Uncollectible Taxes, 1-4
Unencumbered Balance, 1-4
Unreserved Fund Balance, 1-4
Vacation, 1-4
Voucher, 1-4
Wages, 1-4
Warrant, 1-4
Withholding, 1-4
Working Capital, 1-4
Yield, 1-4

Abbreviations, 1-5
Acronyms, 1-5
Administrative Assistant, 1-5
Agenda, 1-5
Agreements, 1-5
Appointments, 1-5
Arbitration, 1-5
Authorization, 1-5
Bid, 1-5
Bond, 1-5
Budget, 1-5
Budget Amendment, 1-5
Budget Calendar, 1-5
Budget Message, 1-5
Budget Transfer, 1-5
Budgetary Control, 1-5
Capital Budget, 1-5
Capital Expenditures, 1-5
Capital Improvement Program, 1-5
Capital Outlay, 1-5
Cash Basis, 1-5
Cash Flow, 1-5
Cash Management, 1-5
Certificate of Deposit, 1-5
Chart of Accounts, 1-5
Check, 1-5
Claim, 1-5
Collateral, 1-5
Collection, 1-5
Commercial Paper, 1-5
Compensation, 1-5
Competitive Bid, 1-5
Consultant, 1-5
Contingency, 1-5
Contract, 1-5
Cost Accounting, 1-5
Cost Analysis, 1-5
Current Assets, 1-5
Current Liabilities, 1-5
Current Taxes, 1-5
Debt, 1-5
Debt Limit, 1-5
Debt Service, 1-5
Deficit, 1-5
Delinquent Taxes, 1-5
Demand Deposit, 1-5
Department, 1-5
Depreciation, 1-5
Disbursement, 1-5
Discount, 1-5
Double-Entry Accounting, 1-5
Encumbrance, 1-5
Enterprise Fund, 1-5
Equipment, 1-5
Equipment Rental, 1-5
Equipment Replacement, 1-5
Estimated Revenue, 1-5
Expenditure, 1-5
Expenses, 1-5
Fees, 1-5
Fidelity Bond, 1-5
Fiscal Period, 1-5
Fiscal Year, 1-5
Fixed Assets, 1-5
Fixed Charges, 1-5
Float, 1-5
Forecasting, 1-5
Fringe Benefits, 1-5
Full Faith and Credit, 1-5
Fund, 1-5
Fund Balance, 1-5
Fund Equity, 1-5
General Fund, 1-5
General Ledger, 1-5
General Obligation Bond, 1-5
Grant, 1-5
Gross Profit, 1-5
Income, 1-5
Income Statement, 1-5
Indirect Cost, 1-5
Insurance, 1-5
Interest, 1-5
Interest Income, 1-5
Internal Audit, 1-5
Internal Control, 1-5
Internal Service Fund, 1-5
Inventory, 1-5
Investment, 1-5
Investment Income, 1-5
Invoice, 1-5
Journal, 1-5
Journal Entry, 1-5
Lease, 1-5
Ledger, 1-5
Liabilities, 1-5
Liability, 1-5
Line Item, 1-5
Line Item Budget, 1-5
Long-Term Debt, 1-5
Maintenance, 1-5
Materials, 1-5
Municipal Bond, 1-5
Net Profit, 1-5
Notes Payable, 1-5
Notes Receivable, 1-5
Object Code, 1-5
Operating Budget, 1-5
Operating Expenses, 1-5
Operating Income, 1-5
Operating Transfer, 1-5
Overhead, 1-5
Overtime, 1-5
Par Value, 1-5
Payroll, 1-5
Pension, 1-5
Performance Bond, 1-5
Personnel, 1-5
Petty Cash, 1-5
Postage, 1-5
Premium, 1-5
Prepaid Expenses, 1-5
Principal, 1-5
Profit, 1-5
Profit and Loss Statement, 1-5
Property Tax, 1-5
Purchase Order, 1-5
Purchasing, 1-5
Rate, 1-5
Receipts, 1-5
Refunding, 1-5
Registered Bond, 1-5
Reserve, 1-5
Retirement, 1-5
Revenue, 1-5
Revenue Bond, 1-5
Salaries, 1-5
Sales Tax, 1-5
Salvage Value, 1-5
Service Charge, 1-5
Special Assessment, 1-5
Special Revenue Fund, 1-5
Statement, 1-5
Stock, 1-5
Straight Line Depreciation, 1-5
Supplies, 1-5
Surplus, 1-5
Tax Anticipation Note, 1-5
Tax Base, 1-5
Tax Collection, 1-5
Tax Levy, 1-5
Tax Rate, 1-5
Taxes, 1-5
Term Bond, 1-5
Time Deposit, 1-5
Transfer, 1-5
Treasury Bill, 1-5
Trial Balance, 1-5
Trust Fund, 1-5
Uncollectible Taxes, 1-5
Unencumbered Balance, 1-5
Unreserved Fund Balance, 1-5
Vacation, 1-5
Voucher, 1-5
Wages, 1-5
Warrant, 1-5
Withholding, 1-5
Working Capital, 1-5
Yield, 1-5

Abbreviations, 1-6
Acronyms, 1-6
Administrative Assistant, 1-6
Agenda, 1-6
Agreements, 1-6
Appointments, 1-6
Arbitration, 1-6
Authorization, 1-6
Bid, 1-6
Bond, 1-6
Budget, 1-6
Budget Amendment, 1-6
Budget Calendar, 1-6
Budget Message, 1-6
Budget Transfer, 1-6
Budgetary Control, 1-6
Capital Budget, 1-6
Capital Expenditures, 1-6
Capital Improvement Program, 1-6
Capital Outlay, 1-6
Cash Basis, 1-6
Cash Flow, 1-6
Cash Management, 1-6
Certificate of Deposit, 1-6
Chart of Accounts, 1-6
Check, 1-6
Claim, 1-6
Collateral, 1-6
Collection, 1-6
Commercial Paper, 1-6
Compensation, 1-6
Competitive Bid, 1-6
Consultant, 1-6
Contingency, 1-6
Contract, 1-6
Cost Accounting, 1-6
Cost Analysis, 1-6
Current Assets, 1-6
Current Liabilities, 1-6
Current Taxes, 1-6
Debt, 1-6
Debt Limit, 1-6
Debt Service, 1-6
Deficit, 1-6
Delinquent Taxes, 1-6
Demand Deposit, 1-6
Department, 1-6
Depreciation, 1-6
Disbursement, 1-6
Discount, 1-6
Double-Entry Accounting, 1-6
Encumbrance, 1-6
Enterprise Fund, 1-6
Equipment, 1-6
Equipment Rental, 1-6
Equipment Replacement, 1-6
Estimated Revenue, 1-6
Expenditure, 1-6
Expenses, 1-6
Fees, 1-6
Fidelity Bond, 1-6
Fiscal Period, 1-6
Fiscal Year, 1-6
Fixed Assets, 1-6
Fixed Charges, 1-6
Float, 1-6
Forecasting, 1-6
Fringe Benefits, 1-6
Full Faith and Credit, 1-6
Fund, 1-6
Fund Balance, 1-6
Fund Equity, 1-6
General Fund, 1-6
General Ledger, 1-6
General Obligation Bond, 1-6
Grant, 1-6
Gross Profit, 1-6
Income, 1-6
Income Statement, 1-6
Indirect Cost, 1-6
Insurance, 1-6
Interest, 1-6
Interest Income, 1-6
Internal Audit, 1-6
Internal Control, 1-6
Internal Service Fund, 1-6
Inventory, 1-6
Investment, 1-6
Investment Income, 1-6
Invoice, 1-6
Journal, 1-6
Journal Entry, 1-6
Lease, 1-6
Ledger, 1-6
Liabilities, 1-6
Liability, 1-6
Line Item, 1-6
Line Item Budget, 1-6
Long-Term Debt, 1-6
Maintenance, 1-6
Materials, 1-6
Municipal Bond, 1-6
Net Profit, 1-6
Notes Payable, 1-6
Notes Receivable, 1-6
Object Code, 1-6
Operating Budget, 1-6
Operating Expenses, 1-6
Operating Income, 1-6
Operating Transfer, 1-6
Overhead, 1-6
Overtime, 1-6
Par Value, 1-6
Payroll, 1-6
Pension, 1-6
Performance Bond, 1-6
Personnel, 1-6
Petty Cash, 1-6
Postage, 1-6
Premium, 1-6
Prepaid Expenses, 1-6
Principal, 1-6
Profit, 1-6
Profit and Loss Statement, 1-6
Property Tax, 1-6
Purchase Order, 1-6
Purchasing, 1-6
Rate, 1-6
Receipts, 1-6
Refunding, 1-6
Registered Bond, 1-6
Reserve, 1-6
Retirement, 1-6
Revenue, 1-6
Revenue Bond, 1-6
Salaries, 1-6
Sales Tax, 1-6
Salvage Value, 1-6
Service Charge, 1-6
Special Assessment, 1-6
Special Revenue Fund, 1-6
Statement, 1-6
Stock, 1-6
Straight Line Depreciation, 1-6
Supplies, 1-6
Surplus, 1-6
Tax Anticipation Note, 1-6
Tax Base, 1-6
Tax Collection, 1-6
Tax Levy, 1-6
Tax Rate, 1-6
Taxes, 1-6
Term Bond, 1-6
Time Deposit, 1-6
Transfer, 1-6
Treasury Bill, 1-6
Trial Balance, 1-6
Trust Fund, 1-6
Uncollectible Taxes, 1-6
Unencumbered Balance, 1-6
Unreserved Fund Balance, 1-6
Vacation, 1-6
Voucher, 1-6
Wages, 1-6
Warrant, 1-6
Withholding, 1-6
Working Capital, 1-6
Yield, 1-6

Abbreviations, 1-7
Acronyms, 1-7
Administrative Assistant, 1-7
Agenda, 1-7
Agreements, 1-7
Appointments, 1-7
Arbitration, 1-7
Authorization, 1-7
Bid, 1-7
Bond, 1-7
Budget, 1-7
Budget Amendment, 1-7
Budget Calendar, 1-7
Budget Message, 1-7
Budget Transfer, 1-7
Budgetary Control, 1-7
Capital Budget, 1-7
Capital Expenditures, 1-7
Capital Improvement Program, 1-7
Capital Outlay, 1-7
Cash Basis, 1-7
Cash Flow, 1-7
Cash Management, 1-7
Certificate of Deposit, 1-7
Chart of Accounts, 1-7
Check, 1-7
Claim, 1-7
Collateral, 1-7
Collection, 1-7
Commercial Paper, 1-7
Compensation, 1-7
Competitive Bid, 1-7
Consultant, 1-7
Contingency, 1-7
Contract, 1-7
Cost Accounting, 1-7
Cost Analysis, 1-7
Current Assets, 1-7
Current Liabilities, 1-7
Current Taxes, 1-7
Debt, 1-7
Debt Limit, 1-7
Debt Service, 1-7
Deficit, 1-7
Delinquent Taxes, 1-7
Demand Deposit, 1-7
Department, 1-7
Depreciation, 1-7
Disbursement, 1-7
Discount, 1-7
Double-Entry Accounting, 1-7
Encumbrance, 1-7
Enterprise Fund, 1-7
Equipment, 1-7
Equipment Rental, 1-7
Equipment Replacement, 1-7
Estimated Revenue, 1-7
Expenditure, 1-7
Expenses, 1-7
Fees, 1-7
Fidelity Bond, 1-7
Fiscal Period, 1-7
Fiscal Year, 1-7
Fixed Assets, 1-7
Fixed Charges, 1-7
Float, 1-7
Forecasting, 1-7
Fringe Benefits, 1-7
Full Faith and Credit, 1-7
Fund, 1-7
Fund Balance, 1-7
Fund Equity, 1-7
General Fund, 1-7
General Ledger, 1-7
General Obligation Bond, 1-7
Grant, 1-7
Gross Profit, 1-7
Income, 1-7
Income Statement, 1-7
Indirect Cost, 1-7
Insurance, 1-7
Interest, 1-7
Interest Income, 1-7
Internal Audit, 1-7
Internal Control, 1-7
Internal Service Fund, 1-7
Inventory, 1-7
Investment, 1-7
Investment Income, 1-7
Invoice, 1-7
Journal, 1-7
Journal Entry, 1-7
Lease, 1-7
Ledger, 1-7
Liabilities, 1-7
Liability, 1-7
Line Item, 1-7
Line Item Budget, 1-7
Long-Term Debt, 1-7
Maintenance, 1-7
Materials, 1-7
Municipal Bond, 1-7
Net Profit, 1-7
Notes Payable, 1-7
Notes Receivable, 1-7
Object Code, 1-7
Operating Budget, 1-7
Operating Expenses, 1-7
Operating Income, 1-7
Operating Transfer, 1-7
Overhead, 1-7
Overtime, 1-7
Par Value, 1-7
Payroll, 1-7
Pension, 1-7
Performance Bond, 1-7
Personnel, 1-7
Petty Cash, 1-7
Postage, 1-7
Premium, 1-7
Prepaid Expenses, 1-7
Principal, 1-7
Profit, 1-7
Profit and Loss Statement, 1-7
Property Tax, 1-7
Purchase Order, 1-7
Purchasing, 1-7
Rate, 1-7
Receipts, 1-7
Refunding, 1-7
Registered Bond, 1-7
Reserve, 1-7
Retirement, 1-7
Revenue, 1-7
Revenue Bond, 1-7
Salaries, 1-7
Sales Tax, 1-7
Salvage Value, 1-7
Service Charge, 1-7
Special Assessment, 1-7
Special Revenue Fund, 1-7
Statement, 1-7
Stock, 1-7
Straight Line Depreciation, 1-7
Supplies, 1-7
Surplus, 1-7
Tax Anticipation Note, 1-7
Tax Base, 1-7
Tax Collection, 1-7
Tax Levy, 1-7
Tax Rate, 1-7
Taxes, 1-7
Term Bond, 1-7
Time Deposit, 1-7
Transfer, 1-7
Treasury Bill, 1-7
Trial Balance, 1-7
Trust Fund, 1-7
Uncollectible Taxes, 1-7
Unencumbered Balance, 1-7
Unreserved Fund Balance, 1-7
Vacation, 1-7
Voucher, 1-7
Wages, 1-7
Warrant, 1-7
Withholding, 1-7
Working Capital, 1-7
Yield, 1-7

Abbreviations, 1-8
Acronyms, 1-8
Administrative Assistant, 1-8
Agenda, 1-8
Agreements, 1-8
Appointments, 1-8
Arbitration, 1-8
Authorization, 1-8
Bid, 1-8
Bond, 1-8
Budget, 1-8
Budget Amendment, 1-8
Budget Calendar, 1-8
Budget Message, 1-8
Budget Transfer, 1-8
Budgetary Control, 1-8
Capital Budget, 1-8
Capital Expenditures, 1-8
Capital Improvement Program, 1-8
Capital Outlay, 1-8
Cash Basis, 1-8
Cash Flow, 1-8
Cash Management, 1-8
Certificate of Deposit, 1-8
Chart of Accounts, 1-8
Check, 1-8
Claim, 1-8
Collateral, 1-8
Collection, 1-8
Commercial Paper, 1-8
Compensation, 1-8
Competitive Bid, 1-8
Consultant, 1-8
Contingency, 1-8
Contract, 1-8
Cost Accounting, 1-8
Cost Analysis, 1-8
Current Assets, 1-8
Current Liabilities, 1-8
Current Taxes, 1-8
Debt, 1-8
Debt Limit, 1-8
Debt Service, 1-8
Deficit, 1-8
Delinquent Taxes, 1-8
Demand Deposit, 1-8
Department, 1-8
Depreciation, 1-8
Disbursement, 1-8
Discount, 1-8
Double-Entry Accounting, 1-8
Encumbrance, 1-8
Enterprise Fund, 1-8
Equipment, 1-8
Equipment Rental, 1-8
Equipment Replacement, 1-8
Estimated Revenue, 1-8
Expenditure, 1-8
Expenses, 1-8
Fees, 1-8
Fidelity Bond, 1-8
Fiscal Period, 1-8
Fiscal Year, 1-8
Fixed Assets, 1-8
Fixed Charges, 1-8
Float, 1-8
Forecasting, 1-8
Fringe Benefits, 1-8
Full Faith and Credit, 1-8
Fund, 1-8
Fund Balance, 1-8
Fund Equity, 1-8
General Fund, 1-8
General Ledger, 1-8
General Obligation Bond, 1-8
Grant, 1-8
Gross Profit, 1-8
Income, 1-8
Income Statement, 1-8
Indirect Cost, 1-8
Insurance, 1-8
Interest, 1-8
Interest Income, 1-8
Internal Audit, 1-8
Internal Control, 1-8
Internal Service Fund, 1-8
Inventory, 1-8
Investment, 1-8
Investment Income, 1-8
Invoice, 1-8
Journal, 1-8
Journal Entry, 1-8
Lease, 1-8
Ledger, 1-8
Liabilities, 1-8
Liability, 1-8
Line Item, 1-8
Line Item Budget, 1-8
Long-Term Debt, 1-8
Maintenance, 1-8
Materials, 1-8
Municipal Bond, 1-8
Net Profit, 1-8
Notes Payable, 1-8
Notes Receivable, 1-8
Object Code, 1-8
Operating Budget, 1-8
Operating Expenses, 1-8
Operating Income, 1-8
Operating Transfer, 1-8
Overhead, 1-8
Overtime, 1-8
Par Value, 1-8
Payroll, 1-8
Pension, 1-8
Performance Bond, 1-8
Personnel, 1-8
Petty Cash, 1-8
Postage, 1-8
Premium, 1-8
Prepaid Expenses, 1-8
Principal, 1-8
Profit, 1-8
Profit and Loss Statement, 1-8
Property Tax, 1-8
Purchase Order, 1-8
Purchasing, 1-8
Rate, 1-8
Receipts, 1-8
Refunding, 1-8
Registered Bond, 1-8
Reserve, 1-8
Retirement, 1-8
Revenue, 1-8
Revenue Bond, 1-8
Salaries, 1-8
Sales Tax, 1-8
Salvage Value, 1-8
Service Charge, 1-8
Special Assessment, 1-8
Special Revenue Fund, 1-8
Statement, 1-8
Stock, 1-8
Straight Line Depreciation, 1-8
Supplies, 1-8
Surplus, 1-8
Tax Anticipation Note, 1-8
Tax Base, 1-8
Tax Collection, 1-8
Tax Levy, 1-8
Tax Rate, 1-8
Taxes, 1-8
Term Bond, 1-8
Time Deposit, 1-8
Transfer, 1-8
Treasury Bill, 1-8
Trial Balance, 1-8
Trust Fund, 1-8
Uncollectible Taxes, 1-8
Unencumbered Balance, 1-8
Unreserved Fund Balance, 1-8
Vacation, 1-8
Voucher, 1-8
Wages, 1-8
Warrant, 1-8
Withholding, 1-8
Working Capital, 1-8
Yield, 1-8

Abbreviations, 1-9
Acronyms, 1-9
Administrative Assistant, 1-9
Agenda, 1-9
Agreements, 1-9
Appointments, 1-9
Arbitration, 1-9
Authorization, 1-9
Bid, 1-9
Bond, 1-9
Budget, 1-9
Budget Amendment, 1-9
Budget Calendar, 1-9
Budget Message, 1-9
Budget Transfer, 1-9
Budgetary Control, 1-9
Capital Budget, 1-9
Capital Expenditures, 1-9
Capital Improvement Program, 1-9
Capital Outlay, 1-9
Cash Basis, 1-9
Cash Flow, 1-9
Cash Management, 1-9
Certificate of Deposit, 1-9
Chart of Accounts, 1-9
Check, 1-9
Claim, 1-9
Collateral, 1-9
Collection, 1-9
Commercial Paper, 1-9
Compensation, 1-9
Competitive Bid, 1-9
Consultant, 1-9
Contingency, 1-9
Contract, 1-9
Cost Accounting, 1-9
Cost Analysis, 1-9
Current Assets, 1-9
Current Liabilities, 1-9
Current Taxes, 1-9
Debt, 1-9
Debt Limit, 1-9
Debt Service, 1-9
Deficit, 1-9
Delinquent Taxes, 1-9
Demand Deposit, 1-9
Department, 1-9
Depreciation, 1-9
Disbursement, 1-9
Discount, 1-9
Double-Entry Accounting, 1-9
Encumbrance, 1-9
Enterprise Fund, 1-9
Equipment, 1-9
Equipment Rental, 1-9
Equipment Replacement, 1-9
Estimated Revenue, 1-9
Expenditure, 1-9
Expenses, 1-9
Fees, 1-9
Fidelity Bond, 1-9
Fiscal Period, 1-9
Fiscal Year, 1-9
Fixed Assets, 1-9
Fixed Charges, 1-9
Float, 1-9
Forecasting, 1-9
Fringe Benefits, 1-9
Full Faith and Credit, 1-9
Fund, 1-9
Fund Balance, 1-9
Fund Equity, 1-9
General Fund, 1-9
General Ledger, 1-9
General Obligation Bond, 1-9
Grant, 1-9
Gross Profit, 1-9
Income, 1-9
Income Statement, 1-9
Indirect Cost, 1-9
Insurance, 1-9
Interest, 1-9
Interest Income, 1-9
Internal Audit, 1-9
Internal Control, 1-9
Internal Service Fund, 1-9
Inventory, 1-9
Investment, 1-9
Investment Income, 1-9
Invoice, 1-9
Journal, 1-9
Journal Entry, 1-9
Lease, 1-9
Ledger, 1-9
Liabilities, 1-9
Liability, 1-9
Line Item, 1-9
Line Item Budget, 1-9
Long-Term Debt, 1-9
Maintenance, 1-9
Materials, 1-9
Municipal Bond, 1-9
Net Profit, 1-9
Notes Payable, 1-9
Notes Receivable, 1-9
Object Code, 1-9
Operating Budget, 1-9
Operating Expenses, 1-9
Operating Income, 1-9
Operating Transfer, 1-9
Overhead, 1-9
Overtime, 1-9
Par Value, 1-9
Payroll, 1-9
Pension, 1-9
Performance Bond, 1-9
Personnel, 1-9
Petty Cash, 1-9
Postage, 1-9
Premium, 1-9
Prepaid Expenses, 1-9
Principal, 1-9
Profit, 1-9
Profit and Loss Statement, 1-9
Property Tax, 1-9
Purchase Order, 1-9
Purchasing, 1-9
Rate, 1-9
Receipts, 1-9
Refunding, 1-9
Registered Bond, 1-9
Reserve, 1-9
Retirement, 1-9
Revenue, 1-9
Revenue Bond, 1-9
Salaries, 1-9
Sales Tax, 1-9
Salvage Value, 1-9
Service Charge, 1-9
Special Assessment, 1-9
Special Revenue Fund, 1-9
Statement, 1-9
Stock, 1-9
Straight Line Depreciation, 1-9
Supplies, 1-9
Surplus, 1-9
Tax Anticipation Note, 1-9
Tax Base, 1-9
Tax Collection, 1-9
Tax Levy, 1-9
Tax Rate, 1-9
Taxes, 1-9
Term Bond, 1-9
Time Deposit, 1-9
Transfer, 1-9
Treasury Bill, 1-9
Trial Balance, 1-9
Trust Fund, 1-9
Uncollectible Taxes, 1-9
Unencumbered Balance, 1-9
Unreserved Fund Balance, 1-9
Vacation, 1-9
Voucher, 1-9
Wages, 1-9
Warrant, 1-9
Withholding, 1-9
Working Capital, 1-9
Yield, 1-9

Abbreviations, 1-10
Acronyms, 1-10
Administrative Assistant, 1-10
Agenda, 1-10
Agreements, 1-10
Appointments, 1-10
Arbitration, 1-10
Authorization, 1-10
Bid, 1-10
Bond, 1-10
Budget, 1-10
Budget Amendment, 1-10
Budget Calendar, 1-10
Budget Message, 1-10
Budget Transfer, 1-10
Budgetary Control, 1-10
Capital Budget, 1-10
Capital Expenditures, 1-10
Capital Improvement Program, 1-10
Capital Outlay, 1-10
Cash Basis, 1-10
Cash Flow, 1-10
Cash Management, 1-10
Certificate of Deposit, 1-10
Chart of Accounts, 1-10
Check, 1-10
Claim, 1-10
Collateral, 1-10
Collection, 1-10
Commercial Paper, 1-10
Compensation, 1-10
Competitive Bid, 1-10
Consultant, 1-10
Contingency, 1-10
Contract, 1-10
Cost Accounting, 1-10
Cost Analysis, 1-10
Current Assets, 1-10
Current Liabilities, 1-10
Current Taxes, 1-10
Debt, 1-10
Debt Limit, 1-10
Debt Service, 1-10
Deficit, 1-10
Delinquent Taxes, 1-10
Demand Deposit, 1-10
Department, 1-10
Depreciation, 1-10
Disbursement, 1-10
Discount, 1-10
Double-Entry Accounting, 1-10
Encumbrance, 1-10
Enterprise Fund, 1-10
Equipment, 1-10
Equipment Rental, 1-10
Equipment Replacement, 1-10
Estimated Revenue, 1-10
Expenditure, 1-10
Expenses, 1-10
Fees, 1-10
Fidelity Bond, 1-10
Fiscal Period, 1-10
Fiscal Year, 1-10
Fixed Assets, 1-10
Fixed Charges, 1-10
Float, 1-10
Forecasting, 1-10
Fringe Benefits, 1-10
Full Faith and Credit, 1-10
Fund, 1-10
Fund Balance, 1-10
Fund Equity, 1-10
General Fund, 1-10
General Ledger, 1-10
General Obligation Bond, 1-10
Grant, 1-10
Gross Profit, 1-10
Income, 1-10
Income Statement, 1-10
Indirect Cost, 1-10
Insurance, 1-10
Interest, 1-10
Interest Income, 1-10
Internal Audit, 1-10
Internal Control, 1-10
Internal Service Fund, 1-10
Inventory, 1-10
Investment, 1-10
Investment Income, 1-10
Invoice, 1-10
Journal, 1-10
Journal Entry, 1-10
Lease, 1-10
Ledger, 1-10
Liabilities, 1-10
Liability, 1-10
Line Item, 1-10
Line Item Budget, 1-10
Long-Term Debt, 1-10
Maintenance, 1-10
Materials, 1-10
Municipal Bond, 1-10
Net Profit, 1-10
Notes Payable, 1-10
Notes Receivable, 1-10
Object Code, 1-10
Operating Budget, 1-10
Operating Expenses, 1-10
Operating Income, 1-10
Operating Transfer, 1-10
Overhead, 1-10
Overtime, 1-10
Par Value, 1-10

Bonnet, Charles
Bonnet, Georges
Bonnet, Jean-Marie
Bonnet, Pierre
Bonnet, Raymond
Bonnet, Roger
Bonnet, Yves
Bonnet-Eymard, Georges
Bonnet-Eymard, Jean-Marie
Bonnet-Eymard, Pierre
Bonnet-Eymard, Raymond
Bonnet-Eymard, Roger
Bonnet-Eymard, Yves
Bonnet-Eymard, Yves
Bonnet-Eymard, Yves

Ad Hoc Committee
Administrative Law Judges
Administrative Procedure Act
Administrative Rules Review Committee
Administrative Rules Review Committee Members
Administrative Rules Review Committee Staff
Agency Rules Coordinator
Agency Rules Coordinator Duties
Agency Rules Coordinator Training
Agency Rules Coordinator Training Requirements
Agency Rules Coordinator Training Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required
Agency Rules Coordinator Training Topics Required Topics
Agency Rules Coordinator Training Topics Required

Ma – Mc (see also Mac and Mag)

Maalouf, Amin 1949- 1:1
Maas, Peter 1929- 1:2
Mabey, Richard 1941- 1:2
Mabie, Hamilton Wright 1845-1916 1:2
Mabinogion 1:2
Mabinogion, The 1:2
Mabinogion, The 1:2
Mabinogion, The

M

Mac OS X
- Mac OS X Server
- Macintosh
- Macintosh Server
- Macintosh Server G4
- Macintosh Server G5
- Macintosh Server X
- Macintosh Server X Server
- Macintosh Server X Server G4
- Macintosh Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G4
- Macintosh Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server X Server G5
- Macintosh Server X
- Macintosh Server X Server
- Macintosh Server X Server G4
- Macintosh Server X Server G5
- Macintosh Server X
- Macintosh Server X Server
- Macintosh Server X Server G4
- Macintosh Server X Server G5
- Macintosh Server X
- Macintosh Server X Server
- Macintosh Server X Server G4
- Macintosh Server X Server G5
- Macintosh Server X
- Macintosh Server X Server
- Macintosh Server X Server G4
- Macintosh Server X Server G5
- Macintosh Server X
- Macintosh Server X Server
- Macintosh Server X Server G4
- Macintosh Server X Server G5
- Macintosh Server X
- Macintosh Server X Server
- Macintosh Server X Server G4
- Macintosh Server X Server G5
- Macintosh Server X
- Macintosh Server X Server
- Macintosh Server X Server G4
- Macintosh Server X Server G5
- Macintosh Server X
- Macintosh Server X Server
- Macintosh Server X Server G4
- Macintosh Server X Server G5
- Macintosh Server X

Ibrahim, Mohamed 1
Ibrahim, Mohamed 2
Ibrahim, Mohamed 3
Ibrahim, Mohamed 4
Ibrahim, Mohamed 5
Ibrahim, Mohamed 6
Ibrahim, Mohamed 7
Ibrahim, Mohamed 8
Ibrahim, Mohamed 9
Ibrahim, Mohamed 10
Ibrahim, Mohamed 11
Ibrahim, Mohamed 12
Ibrahim, Mohamed 13
Ibrahim, Mohamed 14
Ibrahim, Mohamed 15
Ibrahim, Mohamed 16
Ibrahim, Mohamed 17
Ibrahim, Mohamed 18
Ibrahim, Mohamed 19
Ibrahim, Mohamed 20
Ibrahim, Mohamed 21
Ibrahim, Mohamed 22
Ibrahim, Mohamed 23
Ibrahim, Mohamed 24
Ibrahim, Mohamed 25
Ibrahim, Mohamed 26
Ibrahim, Mohamed 27
Ibrahim, Mohamed 28
Ibrahim, Mohamed 29
Ibrahim, Mohamed 30
Ibrahim, Mohamed 31
Ibrahim, Mohamed 32
Ibrahim, Mohamed 33
Ibrahim, Mohamed 34
Ibrahim, Mohamed 35
Ibrahim, Mohamed 36
Ibrahim, Mohamed 37
Ibrahim, Mohamed 38
Ibrahim, Mohamed 39
Ibrahim, Mohamed 40
Ibrahim, Mohamed 41
Ibrahim, Mohamed 42
Ibrahim, Mohamed 43
Ibrahim, Mohamed 44
Ibrahim, Mohamed 45
Ibrahim, Mohamed 46
Ibrahim, Mohamed 47
Ibrahim, Mohamed 48
Ibrahim, Mohamed 49
Ibrahim, Mohamed 50
Ibrahim, Mohamed 51
Ibrahim, Mohamed 52
Ibrahim, Mohamed 53
Ibrahim, Mohamed 54
Ibrahim, Mohamed 55
Ibrahim, Mohamed 56
Ibrahim, Mohamed 57
Ibrahim, Mohamed 58
Ibrahim, Mohamed 59
Ibrahim, Mohamed 60
Ibrahim, Mohamed 61
Ibrahim, Mohamed 62
Ibrahim, Mohamed 63
Ibrahim, Mohamed 64
Ibrahim, Mohamed 65
Ibrahim, Mohamed 66
Ibrahim, Mohamed 67
Ibrahim, Mohamed 68
Ibrahim, Mohamed 69
Ibrahim, Mohamed 70
Ibrahim, Mohamed 71
Ibrahim, Mohamed 72
Ibrahim, Mohamed 73
Ibrahim, Mohamed 74
Ibrahim, Mohamed 75
Ibrahim, Mohamed 76
Ibrahim, Mohamed 77
Ibrahim, Mohamed 78
Ibrahim, Mohamed 79
Ibrahim, Mohamed 80
Ibrahim, Mohamed 81
Ibrahim, Mohamed 82
Ibrahim, Mohamed 83
Ibrahim, Mohamed 84
Ibrahim, Mohamed 85
Ibrahim, Mohamed 86
Ibrahim, Mohamed 87
Ibrahim, Mohamed 88
Ibrahim, Mohamed 89
Ibrahim, Mohamed 90
Ibrahim, Mohamed 91
Ibrahim, Mohamed 92
Ibrahim, Mohamed 93
Ibrahim, Mohamed 94
Ibrahim, Mohamed 95
Ibrahim, Mohamed 96
Ibrahim, Mohamed 97
Ibrahim, Mohamed 98
Ibrahim, Mohamed 99
Ibrahim, Mohamed 100
Ibrahim, Mohamed 101
Ibrahim, Mohamed 102
Ibrahim, Mohamed 103
Ibrahim, Mohamed 104
Ibrahim, Mohamed 105
Ibrahim, Mohamed 106
Ibrahim, Mohamed 107
Ibrahim, Mohamed 108
Ibrahim, Mohamed 109
Ibrahim, Mohamed 110
Ibrahim, Mohamed 111
Ibrahim, Mohamed 112
Ibrahim, Mohamed 113
Ibrahim, Mohamed 114
Ibrahim, Mohamed 115
Ibrahim, Mohamed 116
Ibrahim, Mohamed 117
Ibrahim, Mohamed 118
Ibrahim, Mohamed 119
Ibrahim, Mohamed 120
Ibrahim, Mohamed 121
Ibrahim, Mohamed 122
Ibrahim, Mohamed 123
Ibrahim, Mohamed 124
Ibrahim, Mohamed 125
Ibrahim, Mohamed 126
Ibrahim, Mohamed 127
Ibrahim, Mohamed 128
Ibrahim, Mohamed 129
Ibrahim, Mohamed 130
Ibrahim, Mohamed 131
Ibrahim, Mohamed 132
Ibrahim, Mohamed 133
Ibrahim, Mohamed 134
Ibrahim, Mohamed 135
Ibrahim, Mohamed 136
Ibrahim, Mohamed 137
Ibrahim, Mohamed 138
Ibrahim, Mohamed 139
Ibrahim, Mohamed 140
Ibrahim, Mohamed 141
Ibrahim, Mohamed 142
Ibrahim, Mohamed 143
Ibrahim, Mohamed 144
Ibrahim, Mohamed 145
Ibrahim, Mohamed 146
Ibrahim, Mohamed 147
Ibrahim, Mohamed 148
Ibrahim, Mohamed 149
Ibrahim, Mohamed 150
Ibrahim, Mohamed 151
Ibrahim, Mohamed 152
Ibrahim, Mohamed 153
Ibrahim, Mohamed 154
Ibrahim, Mohamed 155
Ibrahim, Mohamed 156
Ibrahim, Mohamed 157
Ibrahim, Mohamed 158
Ibrahim, Mohamed 159
Ibrahim, Mohamed 160
Ibrahim, Mohamed 161
Ibrahim, Mohamed 162
Ibrahim, Mohamed 163
Ibrahim, Mohamed 164
Ibrahim, Mohamed 165
Ibrahim, Mohamed 166
Ibrahim, Mohamed 167
Ibrahim, Mohamed 168
Ibrahim, Mohamed 169
Ibrahim, Mohamed 170
Ibrahim, Mohamed 171
Ibrahim, Mohamed 172
Ibrahim, Mohamed 173
Ibrahim, Mohamed 174
Ibrahim, Mohamed 175
Ibrahim, Mohamed 176
Ibrahim, Mohamed 177
Ibrahim, Mohamed 178
Ibrahim, Mohamed 179
Ibrahim, Mohamed 180
Ibrahim, Mohamed 181
Ibrahim, Mohamed 182
Ibrahim, Mohamed 183
Ibrahim, Mohamed 184
Ibrahim, Mohamed 185
Ibrahim, Mohamed 186
Ibrahim, Mohamed 187
Ibrahim, Mohamed 188
Ibrahim, Mohamed 189
Ibrahim, Mohamed 190
Ibrahim, Mohamed 191
Ibrahim, Mohamed 192
Ibrahim, Mohamed 193
Ibrahim, Mohamed 194
Ibrahim, Mohamed 195
Ibrahim, Mohamed 196
Ibrahim, Mohamed 197
Ibrahim, Mohamed 198
Ibrahim, Mohamed 199
Ibrahim, Mohamed 200
Ibrahim, Mohamed 201
Ibrahim, Mohamed 202
Ibrahim, Mohamed 203
Ibrahim, Mohamed 204
Ibrahim, Mohamed 205
Ibrahim, Mohamed 206
Ibrahim, Mohamed 207
Ibrahim, Mohamed 208
Ibrahim, Mohamed 209
Ibrahim, Mohamed 210
Ibrahim, Mohamed 211
Ibrahim, Mohamed 212
Ibrahim, Mohamed 213
Ibrahim, Mohamed 214
Ibrahim, Mohamed 215
Ibrahim, Mohamed 216
Ibrahim, Mohamed 217
Ibrahim, Mohamed 218
Ibrahim, Mohamed 219
Ibrahim, Mohamed 220
Ibrahim, Mohamed 221
Ibrahim, Mohamed 222
Ibrahim, Mohamed 223
Ibrahim, Mohamed 224
Ibrahim, Mohamed 225
Ibrahim, Mohamed 226
Ibrahim, Mohamed 227
Ibrahim, Mohamed 228
Ibrahim, Mohamed 229
Ibrahim, Mohamed 230
Ibrahim, Mohamed 231
Ibrahim, Mohamed 232
Ibrahim, Mohamed 233
Ibrahim, Mohamed 234
Ibrahim, Mohamed 235
Ibrahim, Mohamed 236
Ibrahim, Mohamed 237
Ibrahim, Mohamed 238
Ibrahim, Mohamed 239
Ibrahim, Mohamed 240
Ibrahim, Mohamed 241
Ibrahim, Mohamed 242
Ibrahim, Mohamed 243
Ibrahim, Mohamed 244
Ibrahim, Mohamed 245
Ibrahim, Mohamed 246
Ibrahim, Mohamed 247
Ibrahim, Mohamed 248
Ibrahim, Mohamed 249
Ibrahim, Mohamed 250
Ibrahim, Mohamed 251
Ibrahim, Mohamed 252
Ibrahim, Mohamed 253
Ibrahim, Mohamed 254
Ibrahim, Mohamed 255
Ibrahim, Mohamed 256
Ibrahim, Mohamed 257
Ibrahim, Mohamed 258
Ibrahim, Mohamed 259
Ibrahim, Mohamed 260
Ibrahim, Mohamed 261
Ibrahim, Mohamed 262
Ibrahim, Mohamed 263
Ibrahim, Mohamed 264
Ibrahim, Mohamed 265
Ibrahim, Mohamed 266
Ibrahim, Mohamed 267
Ibrahim, Mohamed 268
Ibrahim, Mohamed 269
Ibrahim, Mohamed 270
Ibrahim, Mohamed 271
Ibrahim, Mohamed 272
Ibrahim, Mohamed 273
Ibrahim, Mohamed 274
Ibrahim, Mohamed 275
Ibrahim, Mohamed 276
Ibrahim, Mohamed 277
Ibrahim, Mohamed 278
Ibrahim, Mohamed 279
Ibrahim, Mohamed 280
Ibrahim, Mohamed 281
Ibrahim, Mohamed 282
Ibrahim, Mohamed 283
Ibrahim, Mohamed 284
Ibrahim, Mohamed 285
Ibrahim, Mohamed 286
Ibrahim, Mohamed 287
Ibrahim, Mohamed 288
Ibrahim, Mohamed 289
Ibrahim, Mohamed 290
Ibrahim, Mohamed 291
Ibrahim, Mohamed 292
Ibrahim, Mohamed 293
Ibrahim, Mohamed 294
Ibrahim, Mohamed 295
Ibrahim, Mohamed 296
Ibrahim, Mohamed 297
Ibrahim, Mohamed 298
Ibrahim, Mohamed 299
Ibrahim, Mohamed 300

Index
Abbreviations 1
Acknowledgements 2
Acronyms 1
Appendix 1
Bibliography 1
Chapter 1 3
Chapter 2 4
Chapter 3 5
Chapter 4 6
Chapter 5 7
Chapter 6 8
Chapter 7 9
Chapter 8 10
Chapter 9 11
Chapter 10 12
Chapter 11 13
Chapter 12 14
Chapter 13 15
Chapter

B

Bacteria
- Gram-negative, 1.1
- Gram-positive, 1.1

Bacteriophage, 1.1

Bacteroides, 1.1

Bacteroides fragilis, 1.1

Bacteroides thetaiotaomicron, 1.1

Bacteroides vulgatus, 1.1

Bifidobacterium, 1.1

Bifidobacterium adolescentis, 1.1

Bifidobacterium animalis, 1.1

Bifidobacterium bifidum, 1.1

Bifidobacterium breve, 1.1

Bifidobacterium infantis, 1.1

Bifidobacterium longum, 1.1

Blautia, 1.1

Blautia hydrogenotrophica, 1.1

Blautia producta, 1.1

Bloom, 1.1

Bloom filter, 1.1

Bloom filter false positive rate, 1.1

Bloom filter hash function, 1.1

Bloom filter size, 1.1

Bloom filter space efficiency, 1.1

Bloom filter time efficiency, 1.1

Bloom filter variant
- Counting Bloom filter, 1.1
- Scalable Bloom filter, 1.1

Bloom, Burton H., 1.1

Bloom, Burton Howard, 1.1

Bloom, Burton Howard (1922–2010), 1.1

Bloom, Burton Howard (1922–2010) (1.1)

Bloom, Burton Howard (1922–2010) (1.1)

Bloom, Burton Howard (1922–2010) (1.1)

Mathematical Appendix
Mathematical Appendix Table of Contents
Mathematical Appendix Table of Figures
Mathematical Appendix Table of Tables
Mathematical Appendix Table of Boxes
Mathematical Appendix Table of Examples
Mathematical Appendix Table of Exercises
Mathematical Appendix Table of Proofs
Mathematical Appendix Table of Theorems
Mathematical Appendix Table of Lemmas
Mathematical Appendix Table of Corollaries
Mathematical Appendix Table of Definitions
Mathematical Appendix Table of Propositions
Mathematical Appendix Table of Conjectures
Mathematical Appendix Table of Axioms
Mathematical Appendix Table of Postulates
Mathematical Appendix Table of Principles
Mathematical Appendix Table of Laws
Mathematical Appendix Table of Rules
Mathematical Appendix Table of Algorithms
Mathematical Appendix Table of Methods
Mathematical Appendix Table of Techniques
Mathematical Appendix Table of Procedures
Mathematical Appendix Table of Processes
Mathematical Appendix Table of Operations
Mathematical Appendix Table of Functions
Mathematical Appendix Table of Relations
Mathematical Appendix Table of Sets
Mathematical Appendix Table of Numbers
Mathematical Appendix Table of Symbols
Mathematical Appendix Table of Notations
Mathematical Appendix Table of Abbreviations
Mathematical Appendix Table of Acronyms
Mathematical Appendix Table of Initialisms
Mathematical Appendix Table of Contractions
Mathematical Appendix Table of Ligatures
Mathematical Appendix Table of Digraphs
Mathematical Appendix Table of Trigraphs
Mathematical Appendix Table of Tetragraphs
Mathematical Appendix Table of Pentagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptagraphs
Mathematical Appendix Table of Octographs
Mathematical Appendix Table of Nonagraphs
Mathematical Appendix Table of Decagraphs
Mathematical Appendix Table of Hendecagraphs
Mathematical Appendix Table of Dodecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tridecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octodecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Icosagraphs
Mathematical Appendix Table of Henicosagraphs
Mathematical Appendix Table of Docosagraphs
Mathematical Appendix Table of Tricosagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetracosagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentacosagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexacosagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptacosagraphs
Mathematical Appendix Table of Octacosagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneacosagraphs
Mathematical Appendix Table of Triacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hentriacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Dotriacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tritriacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetratriacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentatriacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexatriacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptatriacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Octatriacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneatriacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hentetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Dotetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tritetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetratetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentatetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexatetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptatetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Octatetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneatetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Henpentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Dopentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tripentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetrapentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentapentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexapentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptapentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Octapentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneapentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Henhexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Dohexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Trihexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetrahexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentahexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexahexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptahexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Octahexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneahexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Henheptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Doheptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Triheptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetraheptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentaheptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexaheptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptaheptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Octaheptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneaheptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Octacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Henoctacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Dooctacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Trioctacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetraoctacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentaoctacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexaoctacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptaoctacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Octaoctacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneaoctacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Henenneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Doenneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Trienneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetraenneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentaenneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexaenneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptaenneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Octaenneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneaenneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hectographs
Mathematical Appendix Table of Henhectographs
Mathematical Appendix Table of Dohectographs
Mathematical Appendix Table of Trihectographs
Mathematical Appendix Table of Tetrahectographs
Mathematical Appendix Table of Pentahectographs
Mathematical Appendix Table of Hexahectographs
Mathematical Appendix Table of Heptahectographs
Mathematical Appendix Table of Octahectographs
Mathematical Appendix Table of Enneahectographs
Mathematical Appendix Table of Kilographs
Mathematical Appendix Table of Henkilographs
Mathematical Appendix Table of Dokilographs
Mathematical Appendix Table of Trikilographs
Mathematical Appendix Table of Tetrakilographs
Mathematical Appendix Table of Pentakilographs
Mathematical Appendix Table of Hexakilographs
Mathematical Appendix Table of Heptakilographs
Mathematical Appendix Table of Octakilographs
Mathematical Appendix Table of Enneakilographs
Mathematical Appendix Table of Myriagraphs
Mathematical Appendix Table of Henmyriagraphs
Mathematical Appendix Table of Domyriagraphs
Mathematical Appendix Table of Trimyriagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetramyriagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentamyriagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexamyriagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptamyriagraphs
Mathematical Appendix Table of Octamyriagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneamyriagraphs
Mathematical Appendix Table of Megagraphs
Mathematical Appendix Table of Henmegagraphs
Mathematical Appendix Table of Domegagraphs
Mathematical Appendix Table of Trimegagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetramegagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentamegagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexamegagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptamegagraphs
Mathematical Appendix Table of Octamegagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneamegagraphs
Mathematical Appendix Table of Gigagraphs
Mathematical Appendix Table of Hengigagraphs
Mathematical Appendix Table of Dogigagraphs
Mathematical Appendix Table of Trigigagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetragigagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentagigagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexagigagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptagigagraphs
Mathematical Appendix Table of Octagigagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneagigagraphs
Mathematical Appendix Table of Teragraphs
Mathematical Appendix Table of Henteragraphs
Mathematical Appendix Table of Doteragraphs
Mathematical Appendix Table of Triteragraphs
Mathematical Appendix Table of Tetrateragraphs
Mathematical Appendix Table of Pentateragraphs
Mathematical Appendix Table of Hexateragraphs
Mathematical Appendix Table of Heptateragraphs
Mathematical Appendix Table of Octateragraphs
Mathematical Appendix Table of Enneateragraphs
Mathematical Appendix Table of Petagraphs
Mathematical Appendix Table of Henpetagraphs
Mathematical Appendix Table of Dopetagraphs
Mathematical Appendix Table of Tripetagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetrapetagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentapetagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexapetagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptapetagraphs
Mathematical Appendix Table of Octapetagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneapetagraphs
Mathematical Appendix Table of Exagraphs
Mathematical Appendix Table of Henexagraphs
Mathematical Appendix Table of Doexagraphs
Mathematical Appendix Table of Triexagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetraexagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentaexagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexaexagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptaexagraphs
Mathematical Appendix Table of Octaexagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneaexagraphs
Mathematical Appendix Table of Zettagraphs
Mathematical Appendix Table of Henzettagraphs
Mathematical Appendix Table of Dozettagraphs
Mathematical Appendix Table of Trizettagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetrazettagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentazettagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexazettagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptazettagraphs
Mathematical Appendix Table of Octazettagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneazettagraphs
Mathematical Appendix Table of Yottagraphs
Mathematical Appendix Table of Henyottagraphs
Mathematical Appendix Table of Doyottagraphs
Mathematical Appendix Table of Triyottagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetrayottagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentayottagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexayottagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptayottagraphs
Mathematical Appendix Table of Octayottagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneayottagraphs
Mathematical Appendix Table of Xenagraphs
Mathematical Appendix Table of Henxenagraphs
Mathematical Appendix Table of Doxenagraphs
Mathematical Appendix Table of Trixenagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetraxenagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentaxenagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexaxenagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptaxenagraphs
Mathematical Appendix Table of Octaxenagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneaxenagraphs
Mathematical Appendix Table of Wekagraphs
Mathematical Appendix Table of Henwekagraphs
Mathematical Appendix Table of Dowekagraphs
Mathematical Appendix Table of Triwekagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetrawekagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentawekagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexawekagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptawekagraphs
Mathematical Appendix Table of Octawekagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneawekagraphs
Mathematical Appendix Table of Vendagraphs
Mathematical Appendix Table of Henvendagraphs
Mathematical Appendix Table of Dovendagraphs
Mathematical Appendix Table of Trivendagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetravendagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentavendagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexavendagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptavendagraphs
Mathematical Appendix Table of Octavendagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneavendagraphs
Mathematical Appendix Table of Udecagraphs
Mathematical Appendix Table of Henudecagraphs
Mathematical Appendix Table of Doudecagraphs
Mathematical Appendix Table of Triudecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetraudecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentaudecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexaudecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptaudecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octaudecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneaudecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hentredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Dotredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tritredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetratredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentatredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexatredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptatredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octatredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneatredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hentetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Dotetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tritetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetratetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentatetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexatetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptatetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octatetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneatetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Henpentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Dopentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tripentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetrapentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentapentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexapentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptapentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octapentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneapentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Henhexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Dohexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Trihexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetrahexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentahexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexahexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptahexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octahexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneahexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Henheptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Doheptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Triheptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetraheptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentaheptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexaheptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptaheptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octaheptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneaheptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Henoctadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Dooctadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Trioctadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetraoctadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentaoctadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexaoctadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptaoctadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octaoctadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneaoctadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Henenneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Doenneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Trienneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetraenneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentaenneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexaenneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptaenneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octaenneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneaenneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Icosagraphs
Mathematical Appendix Table of Henicosagraphs
Mathematical Appendix Table of Docosagraphs
Mathematical Appendix Table of Tricosagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetracosagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentacosagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexacosagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptacosagraphs
Mathematical Appendix Table of Octacosagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneacosagraphs
Mathematical Appendix Table of Triacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hentriacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Dotriacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tritriacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetratriacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentatriacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexatriacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptatriacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Octatriacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneatriacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hentetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Dotetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tritetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetratetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentatetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexatetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptatetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Octatetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneatetracontagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Henpentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Dopentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tripentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetrapentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentapentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexapentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptapentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Octapentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneapentacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Henhexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Dohexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Trihexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetrahexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentahexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexahexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptahexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Octahexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneahexacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Henheptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Doheptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Triheptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetraheptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentaheptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexaheptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptaheptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Octaheptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneaheptacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Octacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Henoctacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Dooctacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Trioctacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetraoctacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentaoctacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexaoctacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptaoctacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Octaoctacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneaoctacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Henenneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Doenneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Trienneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetraenneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentaenneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexaenneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptaenneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Octaenneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneaenneacontagraphs
Mathematical Appendix Table of Hectographs
Mathematical Appendix Table of Henhectographs
Mathematical Appendix Table of Dohectographs
Mathematical Appendix Table of Trihectographs
Mathematical Appendix Table of Tetrahectographs
Mathematical Appendix Table of Pentahectographs
Mathematical Appendix Table of Hexahectographs
Mathematical Appendix Table of Heptahectographs
Mathematical Appendix Table of Octahectographs
Mathematical Appendix Table of Enneahectographs
Mathematical Appendix Table of Kilographs
Mathematical Appendix Table of Henkilographs
Mathematical Appendix Table of Dokilographs
Mathematical Appendix Table of Trikilographs
Mathematical Appendix Table of Tetrakilographs
Mathematical Appendix Table of Pentakilographs
Mathematical Appendix Table of Hexakilographs
Mathematical Appendix Table of Heptakilographs
Mathematical Appendix Table of Octakilographs
Mathematical Appendix Table of Enneakilographs
Mathematical Appendix Table of Myriagraphs
Mathematical Appendix Table of Henmyriagraphs
Mathematical Appendix Table of Domyriagraphs
Mathematical Appendix Table of Trimyriagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetramyriagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentamyriagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexamyriagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptamyriagraphs
Mathematical Appendix Table of Octamyriagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneamyriagraphs
Mathematical Appendix Table of Megagraphs
Mathematical Appendix Table of Henmegagraphs
Mathematical Appendix Table of Domegagraphs
Mathematical Appendix Table of Trimegagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetramegagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentamegagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexamegagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptamegagraphs
Mathematical Appendix Table of Octamegagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneamegagraphs
Mathematical Appendix Table of Gigagraphs
Mathematical Appendix Table of Hengigagraphs
Mathematical Appendix Table of Dogigagraphs
Mathematical Appendix Table of Trigigagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetragigagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentagigagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexagigagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptagigagraphs
Mathematical Appendix Table of Octagigagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneagigagraphs
Mathematical Appendix Table of Teragraphs
Mathematical Appendix Table of Henteragraphs
Mathematical Appendix Table of Doteragraphs
Mathematical Appendix Table of Triteragraphs
Mathematical Appendix Table of Tetrateragraphs
Mathematical Appendix Table of Pentateragraphs
Mathematical Appendix Table of Hexateragraphs
Mathematical Appendix Table of Heptateragraphs
Mathematical Appendix Table of Octateragraphs
Mathematical Appendix Table of Enneateragraphs
Mathematical Appendix Table of Petagraphs
Mathematical Appendix Table of Henpetagraphs
Mathematical Appendix Table of Dopetagraphs
Mathematical Appendix Table of Tripetagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetrapetagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentapetagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexapetagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptapetagraphs
Mathematical Appendix Table of Octapetagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneapetagraphs
Mathematical Appendix Table of Exagraphs
Mathematical Appendix Table of Henexagraphs
Mathematical Appendix Table of Doexagraphs
Mathematical Appendix Table of Triexagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetraexagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentaexagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexaexagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptaexagraphs
Mathematical Appendix Table of Octaexagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneaexagraphs
Mathematical Appendix Table of Zettagraphs
Mathematical Appendix Table of Henzettagraphs
Mathematical Appendix Table of Dozettagraphs
Mathematical Appendix Table of Trizettagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetrazettagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentazettagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexazettagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptazettagraphs
Mathematical Appendix Table of Octazettagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneazettagraphs
Mathematical Appendix Table of Yottagraphs
Mathematical Appendix Table of Henyottagraphs
Mathematical Appendix Table of Doyottagraphs
Mathematical Appendix Table of Triyottagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetrayottagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentayottagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexayottagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptayottagraphs
Mathematical Appendix Table of Octayottagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneayottagraphs
Mathematical Appendix Table of Xenagraphs
Mathematical Appendix Table of Henxenagraphs
Mathematical Appendix Table of Doxenagraphs
Mathematical Appendix Table of Trixenagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetraxenagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentaxenagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexaxenagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptaxenagraphs
Mathematical Appendix Table of Octaxenagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneaxenagraphs
Mathematical Appendix Table of Wekagraphs
Mathematical Appendix Table of Henwekagraphs
Mathematical Appendix Table of Dowekagraphs
Mathematical Appendix Table of Triwekagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetrawekagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentawekagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexawekagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptawekagraphs
Mathematical Appendix Table of Octawekagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneawekagraphs
Mathematical Appendix Table of Vendagraphs
Mathematical Appendix Table of Henvendagraphs
Mathematical Appendix Table of Dovendagraphs
Mathematical Appendix Table of Trivendagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetravendagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentavendagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexavendagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptavendagraphs
Mathematical Appendix Table of Octavendagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneavendagraphs
Mathematical Appendix Table of Udecagraphs
Mathematical Appendix Table of Henudecagraphs
Mathematical Appendix Table of Doudecagraphs
Mathematical Appendix Table of Triudecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetraudecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentaudecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexaudecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptaudecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octaudecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneaudecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hentredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Dotredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tritredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetratredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentatredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexatredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptatredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octatredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneatredecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hentetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Dotetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tritetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetratetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentatetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexatetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptatetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octatetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneatetradecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Henpentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Dopentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tripentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetrapentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentapentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexapentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptapentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octapentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneapentadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Henhexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Dohexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Trihexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetrahexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentahexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexahexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptahexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octahexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneahexadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Henheptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Doheptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Triheptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetraheptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentaheptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexaheptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptaheptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octaheptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneaheptadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Henoctadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Dooctadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Trioctadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetraoctadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentaoctadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexaoctadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptaoctadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octaoctadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneaoctadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Henenneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Doenneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Trienneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Tetraenneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Pentaenneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Hexaenneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Heptaenneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Octaenneadecagraphs
Mathematical Appendix Table of Enneaenneadecagraphs

Um ſin ſpis; es iſt nicht guot.
Miſſelung dem der alſo tuot,
Wen ſpreche, im geſchehe recht.
Hie niden ſint dui wege ſchlecht;
Hie ſtant bluomen unde kle;
Loup und gras und den noch me
Stat hie, vil mange weide.
Ker hier ab uf dui heide;
Da vindeſt du guet weide, das
Den uf der wilde; geloub mir das."
Dui geis zum loewen wider ſprach,
Do ſi ſin akuſt ane ſach:
„Ich weis wol, das du ſeiſt iſt recht,
Din werk ſind krumb; din wort ſint flecht.
Din herz iſt boes, din rat iſt guot.
Moecht ich als wol ſin behuot
Als hie, ich kerte bald hin abe,
Moecht ich da han ein ſicher habe.
Wan ich des nicht mag ſicher ſin,
So volge ich nicht dem rate din."

Ein wiſer man an ſehen ſol,
Wer im rat uibel oder wol.
Wer wol rat und uibel tuot,
Des menſchen rat iſt ſelten guot.
Du ſolt den ſchouwen harte wol,
Der um din leben raten ſol.
Der mag ein ratgeb weſen guot,
Der ratet das er ſelber tuot.
Du ſolt des rates end an ſehen,
Was von dem rate muig geſchehen.
Dur nuit ſo volge dem ratgeben,
Der dir ratet an das leben.
Wer ab der ſtuo dui geis her komen,
Ir leben het ir der loewe genomen.

Von dem, der kalt und heis hat in dem munde.

Von zwivaltigen zungen.

Es gieng ein man us in der zit
Eis tages, do vil ſnewes lit.
Gar ver kam er in einen walt;
Sin erbeit wurden manigvalt.
Er leit von hunger große not,
Von froſte wand er ligen tot.
Do er ſich alſo ver vergieng,
Ein waltman in guetlich empfieng
In ſin hus, und bots im wol,
Als ein wirt ſim gaſte ſol.
Und do er in das hus hin kam,
Vil ſchier er atemen began
Von froſtes wegen an ſin hant.
Als bald dem wirt das wart erkant,
Er ſprach, warumb ers het getan.
Do antwurt im der fremde man:
„Ich atmen an dui hende min,
Das ſi deſter wermer muigin ſin."
Do ſprach der waltman: „Das iſt guot,
Das dir der aten hize tuot."
Er macht ein fuir, und ſaſt in nider,
Wen großem froſt half er im wider
Dar nach und er alſo geſas,
Er wolds im bieten den noch bas,
Und tet im große liebi ſchin,
Und gap im ze eſſen und warmen win,
Und ſprach, er wer im gar geſunt.
Er ſatzt den kopf bald an den munt,
Und wolde trinken ane var.
Do wart er ſchier der hitz gewar
Des wines, und blies bald dar an.
Do ſprach zuozim der waltman:
„Was meint das, das du nu haſt getan;
Das ſolt du mich nu wiſſen lan."
Er ſprach: „Ze heis iſt mir der win,
Da von ſo muos ich blaſen dar in,
Das er werd kalt ein wenig bas."
Do ſprach der waltman: „Was iſt das,
Das du treiſt beide heis und kalt
In einem munt? Und wurd ich alt,
Ich koend ſin nicht vergeſſen.
Duch han ich mich vermeſſen,
Der mues us minem huſe gan,
Wen man ſicht heis und kalt getan
In ſinem munt. So ker hin us!
Du belibeſt nicht in minem hus."
Er wart vertriben; das was wol.

Zwo zungen menlich ſchuichen ſol
Wie mag ieman ſicher ſin
Vor dem, der ganzer truiwe ſchin
Vor in ſinem munde treit,
Und hinden nicht wan arges ſeit.
Zwar der iſt ein unſteter man,
Wen man ſicht zwo zungen han.
Manig hus mueſt oed beliben,
Soeld man alle die vertriben,
Die zweier zungen hant gewalt.
Er ſi rich, arm, jung oder alt,
Leigen oder pfaffen,
Kurz oder lang geſchaffen,
Es ſin frouwen oder man,
Wer mag vor zweien zungen geſtan?
Kum ſich ieman gehueten mag.
Si ſlachent manchen hinderſlag
Uf den ſelben da zehant,
Den ſi vor geleket hant.
Si tuon alſam der ſcorpio,
Der leket vor, und iſt ouch fro,
So er ſich balde richet
Und mit dem ſwife ſtichet.
Erger iſt zweier zungen munt
Und boeſer den ein arger hunt.
Vor im mag nieman ſicher weſen,
Noch boeſer noch guoter geneſen.
Eis mals er dri ze tode ſlat,
Sich ſelb, und den, den er verrat
Mit worten, und den dritten man,
Der ſin verraten horet an.
Slach us der zweiger zungen munt
Us dinem hus, wilt du geſunt
Und an betruebde wol beliben.
Du ſolt in gar bald vertriben;
Als ouch der waltman hat getan,
Des muos er lop und ere han.

Von einer nachtegal wart gevangen.

Von weltlicher torheit.

Ein weidman vieng ein vogellin,
Das was klein, ſtolz unde vin,
Ein nachtegal was es genant.
Als ſchier ers nam in ſine hant,
Und er es wold ertoedet han,
Sprach das vogellin: „Las mich gan!
Du macht nicht ſat werden von mir.
Dri leren wil ich geben dir,
Mit den du wirdeſt ſelden vol,
Iſt das du ſi behalteſt wol."
Er ſprach: „Sag an! Was mag das ſin?"
Do ſprach das kleine vogellin:
„Du ſolt geloubn niemer das,
Das ungeloublich ſi. Durch was
Sol man des geloubn icht,
Das nie geſchach noch niemer geſchicht?
Das ander iſt, das du kein leit
Solt haben, noch kein erebeit
In dinem herzen um die ding,
Die alſo hin verwaren ſint,
Das ſi nicht wider muigen komen:
Das licht nieman kan gefromen.
So iſt dui dritte lere min,
Das du nicht ſolt geſliſſen ſin
Um das, das dir nicht werden mag.
Er tuot im ſelber großen ſlag,
Der nicht behaltet dis gebot,
Und mag wol ſin der luiten ſpot.
Dis lere ſolt du behalten wol,
So macht du wisheit werden vol."
Der man der wart der lere fro,
Den vogel lies er fliegen do
Uf einen boum. Do das geſchach,
Der vogel zuo dem manne ſprach:

Abbreviations 1
Acknowledgements 1
Acronyms 1
Activity Diagram 1
Actor 1
Agile 1
Agile Manifesto 1
Agile Modeling 1
Agile Unified Process 1
Analysis 1
Analysis Model 1
Analysis Paralysis 1
Architecture 1
Architecture Description 1
Architecture Framework 1
Architecture Model 1
Architecture Style 1
Architecture View 1
Architecture Viewpoint 1
Artifact 1
Association 1
Attribute 1
Author 1
Behavior 1
Behavioral Model 1
Behavioral Pattern 1
Bibliography 1
Boundary 1
Business Model 1
Business Process 1
Business Process Model 1
Business Rule 1
Class 1
Class Diagram 1
Class Model 1
Class Responsibility Collaboration 1
Class Responsibility Collaboration Card 1
Class Responsibility Collaboration Model 1
Class Responsibility Collaboration Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Role 1
Class Responsibility Collaboration Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Scenario 1
Class Responsibility Collaboration Sequence 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Diagram 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Model 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Modeling 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Pattern 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Relationship 1
Class Responsibility Collaboration Sequence Role 1
Class Responsibility Collaboration Sequence

Bacteria, 1
Bacteriophage, 1
Bacterium, 1
Bacteroides, 1
Bacteroides fragilis, 1
Bacteroides thetaiotaomicron, 1
Bacteroidetes, 1
Bacteroidetes/Chlorobi group, 1
Bacteroidia, 1
Bacteroidota, 1
Bacteroidota phylum, 1
Bacteroidota phylum, 1
Bacteroidota phylum

Ethernet Interface Configuration Commands
Ethernet Interface Configuration Commands
Ethernet Interface Configuration Commands

Johann Wilhelm Jakob Bornemann,

geboren am 2. Februar 1762 zu Gardelegen, lebt als k. preuß. Lotteriedirector zu Berlin und iſt der Verfaſſer folgender Schriften:

Einblicke in England und London im Jahre 1818. Berlin, Mittler.

Gedichte in plattdeutſcher Mundart. Berlin, 1810. Vierte Aufl. mit des Verfaſſers Bildniß. Berl. 1827.

Lehrbuch für die allgemeine Verbreitung der von F. L. Jahn wieder erweckten Gymnaſtik. Berlin, 1814.

Natur- und Jagdgemälde u. ſ. w. Leipz. 1827.

Von Rechtsgeſchäften überhaupt u. ſ. w. für angehende Practiker. Berl. 1825.

Ueber die gymnaſtiſchen Uebungen in der Haſenheide. Berl. 1811.

Eine lebendige Darſtellung, Scharfblick und Erfahrung zeichnen B. als Schriftſteller rühmlichſt aus. Seine plattdeutſchen Gedichte, im Dialekte der Mark Brandenburg, den er mit Meiſterſchaft beherrſcht, geſchrieben, ſind reich an Witz und Laune, und voll glücklicher und treffender, dem wirklichen Leben entlehnter Züge, wie dies aus den hier folgenden Mittheilungen erhellt.

Eſau und Jakob. *)

Wat ens en Hoaken werden ſoll
Dät krümmt ſick ſchons bie Tieden:
So ſeet dät Sprichwort überall,
Un keener mag't beſtrieden.
En klein Exempel up to ſtell'n
Will ick en Mauloull hier vertell'n
Von Eſau un von Jaakob.

Knapp dät mân in Rebekka's Schoot
De Kinner bitchen wuchſen,
Dorſt Eſau ok mit Hand un Foot
Mich röhren ſick noch muckſen.
Denn Jaakob ſtoot glick los up Moord,
Dät Eſau ganz bie de Geboort
Mit Blaat was unnerlopen.

Als nu de Stunn heranner was
Sick in de Welt to ſcheeren,
Dacht Jaakob: Eſau mag den Paß
En bitchen vörprobeeren.
Un liſtig pakt he Eſau's Been
Un leet alſo ant Licht ſick ſehn,
Un lachte as en Kobbold.

So hät in Mutterliewe ſchon
Herr Jaakob Kundſchaft geben,
Wat ans de Welt an den Patron
Wör Künſte wör erleben.
Un Eſau gift ſich glick to Koop
Hier as en dütſchen Degenknoop
Dahn Falſch in Woort un Werken.

Herr Eſau word en Akkersmann.
De Felder to bebauen
Schafft he ſick Peer un Woagen an,
Un herrlich an to ſchauen,
Stund up dät Land all ſien Getreid
Un luſtig grönte Wiſch un Weid
Von Seegen ſchwoar beloaden.

Un wenn de Arbeit was vullbracht,
So namm he Flint' un Ranzen
Un ging en bitchen up de Jagt
De Haaſen to kuranzen.
Denn ſien Herzvoater Iſa'k att
Sick goar to gören in Wildbrett ſatt,
Wörnut in Haaſenbroaden.

Un up den Dabend pflegten ſe
En Piepken voll to ſchmöken,
Un ut de Kriegs Hiſtorie
De Lögen rut to ſöken.
De Zeitungen — et was 'ne Luſt,
Wat Eſau de to muſtern wußt
Un putzig uttoleggen.

Herr Jaakob, as en freamer Mann,
Bleew hinnern Kacheloawen,
Aem gung nich Land nich König an,
Kunn he mân ſchinn'n un ſchoaben.
Den Mantel noa den Wind to teh'n
Geld intoſcharrn, Geld ut to leh'n,
Dät was noa ſienen Schneabel.

So wear he noa Rebekkens Sinn
Ar leewet Mütter Sähnken!
Dät was Jaakobken vören un hin'n,
Keen Häppken un keen Thränken
Mucht ſe vahn Jaakobken verteer'n,
He mußt den Hals mit all'n ſick ſchmeer'n,
Un Eſau, was en Flegel.

De Erſtgeboort von Eſau woar
Drüm goar nich to verknuſen:
Un belde ſunnen mänchet Joahr
Up niſcht als Kunkelfuſen,
Dät Vörrecht moal ſo met en Pfiff,
Un hinnerliſtige Schelmenkniff
Aem ſächten weg to ſchnuppern.

Im Frehjoahr as de Waldſchnepp kamm,
De Iſa'k gärn mucht äten,
Herr Eſau ſine Knallbüß namm
Herzvoadern wat to ſcheeten;
He leep den ganzen Dag üm her,
Ok oft genog ſtund Tiras vör,
Doch well de Schnepp nich hollen.

Doch hät he up den Dabend ſpäd
Twee Stück noch runn geklaſtert
Un as he hungrig matt un möd'
Doamit kamm anklabaſtert;
Doa ſtund up Jaakobs Diſchgedeck
Mit ſchön dorchwaßnen Ribbenſpeck
En grooter Napp vull Linſen.

Ach Bröderken! ſprak Eſaus Mund:
Laat mie de Linſen pappen!
Ick bin ſo hungrig als en Hund,
Mân kuum kann ick noch gappen.
De Moagen hängt mie in den Rump
So lang heraf as wie en Strump,
Ick mütt vär Hunger ſterben.

Keen Bidden hulp, keen goodet Woort,
Von niſcht woll Jaakob hören.
Un Eſau mußt de Erſtgeboort
In Hungersangſt onderen.
Wenn Eſau nich en Broder weer,
Schwor Jaakob, künn he nimmermehr,
Doavör de Linſen laaten.

Rebekka lachte ſick bald doot
To den verwünſchten Schacher,
Dät Jaakobken ſo kleck un goot,
Uem puren Linſen Pracher
Den Fläz von Eſau har balbeert, —
He word de ganze Nacht trakteert
Met Punſch un Honnigkooken.

As Iſa'k olt was un ſtockblind,
Kent he den Eſau ropen.
Du magſt, ſprack he, mien Soahn, mien Kind,
Moal up di Jagd hüt lopen,
En jungen Rehbuck hoal mie in,
Un richt en an noa mienem Sinn, —
Ick ſterb — un will die ſeegnen.

Rebekka horcht ſtill an de Dör
Doa kunn ſe alles hören;
Geſchwinn reep ſe Jaakobken her,
Un däh ám inſtrogeeren:
Wie he den Eſau noch dörch Liſt,
Mit jungen Zickenbroaden müßt,
Ok üm den Seegen prellen.

„Herzmutter! nä dät doh ick nich!
De Hölle künn't vermerken;
Herr Gott, he wör mie läſterlich
Utſchell'n un runnerferken.
Un keem mir Eſau ähert Fell,
Dät is an Knoll von Gröfgeſell,
He wör mie ſchön klabatſchen."

*) Aus: Bornemann's Plattdeutſch. Ged. Berlin, 1810.

Hydrogen, 1
Hydrogen, 2
Hydrogen, 3
Hydrogen, 4
Hydrogen, 5
Hydrogen, 6
Hydrogen, 7
Hydrogen, 8
Hydrogen, 9
Hydrogen, 10
Hydrogen, 11
Hydrogen, 12
Hydrogen, 13
Hydrogen, 14
Hydrogen, 15
Hydrogen, 16
Hydrogen, 17
Hydrogen, 18
Hydrogen, 19
Hydrogen, 20
Hydrogen,

Lamb, Charles, 1775–1834, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40,

Chapter 10 Introduction to Inheritance 10-1
10.1 Introduction to Inheritance 10-2
10.2 Inheritance Basics 10-3
10.3 Protected Members and Class Access 10-8
10.4 Constructors and Destructors in Derived Classes 10-12
10.5 Redefining Base Class Functions 10-19
10.6 Class Hierarchies 10-23
10.7 Public, Protected, and Private Inheritance 10-24
10.8 Multiple Inheritance 10-25
10.9 Multilevel Inheritance 10-26
10.10 Efficiency Considerations 10-27
10.11 Reusability of Classes 10-28
10.12 Focus on Software Engineering: When to Use Inheritance 10-28
10.13 Common Errors to Avoid 10-29
10.14 Chapter Review 10-29
10.15 Key Terms 10-30
10.16 Review Questions and Exercises 10-30
10.17 Programming Challenges 10-32

Chapter 11 Polymorphism and Virtual Functions 11-1
11.1 Introduction to Polymorphism 11-2
11.2 Pointers to Base Class Objects 11-3
11.3 Polymorphism and Virtual Member Functions 11-5
11.4 Abstract Base Classes and Pure Virtual Functions 11-11
11.5 Virtual Base Classes 11-14
11.6 Virtual Destructors 11-15
11.7 Focus on Software Engineering: When to Use Polymorphism 11-16
11.8 Common Errors to Avoid 11-16
11.9 Chapter Review 11-17
11.10 Key Terms 11-17
11.11 Review Questions and Exercises 11-17
11.12 Programming Challenges 11-19

Chapter 12 Templates and Exceptions 12-1
12.1 Introduction to Templates 12-2
12.2 Function Templates 12-2
12.3 Class Templates 12-6
12.4 Exceptions 12-11
12.5 Focus on Software Engineering: When to Use Templates and Exceptions 12-19
12.6 Common Errors to Avoid 12-19
12.7 Chapter Review 12-20
12.8 Key Terms 12-20
12.9 Review Questions and Exercises 12-20
12.10 Programming Challenges 12-21

Chapter 13 Streams and Files 13-1
13.1 Introduction to Streams 13-2
13.2 Output with Files 13-3
13.3 Input with Files 13-5
13.4 File Access Flags, More File Open Options 13-8
13.5 File Access Pointers 13-11
13.6 Member Functions for Reading and Writing Files 13-15
13.7 Binary Files 13-19
13.8 Creating Records with Structures 13-21
13.9 Random Access Files 13-23
13.10 Opening a File for Both Input and Output 13-27
13.11 Focus on Software Engineering: Working with Multiple Files 13-28
13.12 Common Errors to Avoid 13-28
13.13 Chapter Review 13-29
13.14 Key Terms 13-29
13.15 Review Questions and Exercises 13-29
13.16 Programming Challenges 13-31

Chapter 14 Advanced Topics 14-1
14.1 Multiple Inheritance 14-2
14.2 Multiple Inheritance and Virtual Base Classes 14-6
14.3 Pointers to Class Members 14-9
14.4 Nested Classes 14-12
14.5 Static Member Variables and Functions 14-13
14.6 Friend Functions and Classes 14-16
14.7 Memory Management: Heap Fragmentation 14-18
14.8 Overloading the Memory Allocation Operators 14-19
14.9 Placement new and Placement delete 14-20
14.10 Focus on Software Engineering: Using Multiple Inheritance 14-21
14.11 Common Errors to Avoid 14-21
14.12 Chapter Review 14-22
14.13 Key Terms 14-22
14.14 Review Questions and Exercises 14-22
14.15 Programming Challenges 14-23

Chapter 15 Introduction to Data Structures 15-1
15.1 Abstract Data Types 15-2
15.2 Linked Lists 15-3
15.3 Stacks 15-15
15.4 Queues 15-19
15.5 Binary Trees 15-23
15.6 Binary Search Trees 15-25
15.7 Focus on Software Engineering: Using Templates with Data Structures 15-30
15.8 Common Errors to Avoid 15-30
15.9 Chapter Review 15-31
15.10 Key Terms 15-31
15.11 Review Questions and Exercises 15-31
15.12 Programming Challenges 15-32

Chapter 16 Recursion 16-1
16.1 Introduction to Recursion 16-2
16.2 Solving Recursively Defined Problems 16-5
16.3 Recursive Functions for Searching Arrays 16-8
16.4 Recursive Functions for Sorting Arrays 16-12
16.5 Focus on Software Engineering: Recursion vs. Iteration 16-16
16.6 Common Errors to Avoid 16-17
16.7 Chapter Review 16-17
16.8 Key Terms 16-17
16.9 Review Questions and Exercises 16-17
16.10 Programming Challenges 16-18

Chapter 17 The Standard Template Library 17-1
17.1 Introduction to the Standard Template Library 17-2
17.2 Vectors 17-3
17.3 Lists 17-8
17.4 Deques 17-12
17.5 Queues, Priority Queues, and Stacks 17-13
17.6 Sets and Multisets 17-15
17.7 Maps and Multimaps 17-17
17.8 Generic Algorithms 17-19
17.9 Function Objects 17-22
17.10 Iterator Adapters 17-24
17.11 Focus on Software Engineering: Working with Large Programs 17-26
17.12 Common Errors to Avoid 17-26
17.13 Chapter Review 17-27
17.14 Key Terms 17-27
17.15 Review Questions and Exercises 17-27
17.16 Programming Challenges 17-28

Appendix A Compiling, Linking, and Executing Programs A-1
A.1 Compiling and Linking A-2
A.2 Executing Programs A-3

Appendix B Character Codes B-1
B.1 The ASCII Character Set B-2
B.2 The Extended ASCII Character Set B-3
B.3 The Unicode Character Set B-4

Appendix C Operator Precedence and Associativity C-1

Appendix D Reserved Words D-1

Appendix E Introduction to Flowcharting E-1
E.1 Flowcharting Basics E-2
E.2 Sequence Structure E-3
E.3 If/Else Structure E-4
E.4 While Structure E-5
E.5 Do-While Structure E-6
E.6 Case Structure E-7
E.7 For Structure E-8

Appendix F Answers to Checkpoints F-1

Appendix G Answers to Odd-Numbered Review Questions G-1

Index I-1

Johann Ernst Daniel Bornschein,

als Schriftsteller gewöhnlich Ernst Bornschein, ward am 20. Juli 1774 zu Prettin im preußischen Regierungsbezirk Merseburg geboren, studirte von 1793—97 in Wittenberg, lebte als Buchhändler von 1799—1800 zu Leipzig, arbeitete darauf als Corrector in mehreren Officinen und ging 1802 nach Gera als Privatgelehrter, Inhaber einer Kunsthandlung und Herausgeber des dortigen Wochenblattes.

Zu seinen Schriften gehören:

Abentheuer des Herrn von Lümmel auf Lümmelsdorf. 2 Th.
Antonia della Roccini. 2 Thle.
Des Pfarrers Tochter von Taubenhain.
Der Seeräuberkönig.
Koronata.
Bella und Klarissa Fonti. 2 Thle.
Der Hundssattler. 2 Th.
Hariaden. 2 Thle.
Die Aebtissin zu St. Inigo. 2 Th.
Der Bund der Geheimen u. s. w. u. s. w.
Ueber Bestrafung der Verbrecher u. s. w. Eisenberg, 1804.
Histor. Gemälde des franz. Kaiserthums u. s. w. 1 Th. Leipz. 1807.
Geschichte der lutherischen Kirchenreformation. Lobenstein, 1805. N. A. 1817.
Geschichte von Polen. Leipz. 1808.
Geschichte unseres deutschen Vaterlandes. 1—3 Th. 1803—4. 4r Th. Gera, 1806. 5r Th. Gera, 1810.
Geschichte der französischen Revolution. 2 Bde. Gera, 1804.
Leben und Thaten des Generals Bonaparte. Gera.
Leben und Thaten der Madame Bonaparte.
Leben, Thaten und Charakterzüge östreich. Feldherrn. Wien.
Kleine Todtenstafette u. s. w. Leipz. 1806—7. u. s. w.

Weder B's Romane noch seine geschichtlichen Arbeiten haben dauernden Werth; die ersteren sind Futter für Leihbibliotheken, die letzteren, auf das Interesse des Tages berechnet, zeichnen sich durch nichts in der Masse gewöhnlicher Schriften dieser Gattung aus.

Conrad Bothe,

aus Wernigerode, um die Mitte des 15. Jahrhunderts geboren, von dem Geschlecht derer von Bothen, verfaßte die bis in das Jahr 1492 reichende

Cronecken der Sassen. Meinz, 1492 Fol.

welche bei Leibnitz, Scriptor. T. III. p. 277 sq. wieder abgedruckt ist.

Friedrich Heinrich Bothe,

Dr. der Philosophie und Privatgelehrter in Mannheim, ward im Jahre 1771 zu Berlin geboren. Nachdem er die nöthige Vorbildung in seiner Vaterstadt erhalten, studirte er zu Halle und ward dann Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen in Berlin, woselbst er später, so wie zu Heidelberg und Manngeim, ohne je ein öffentliches Amt zu bekleiden, lebte.

Von ihm erschienen, mit Ausnahme seiner lateinisch geschriebenen Leistungen:

Pope's Versuch über den Menschen nebst den Kriegsliedern des Tyrtäus. Halle, 1794.
Volkslieder. Berlin, 1795.
Ueber das griechische Epigramm. Berl. 1798.
Euripides Werke. Berlin, 1800—1803. 5 Thle. N. A. 1823. 3 Thle.
Satirische Schriften. Leipzig, 1803.
Frühlingsalmanach. Berlin, 1805.
Rosaura. Berlin, 1807.
Pindar's olympische Oden. Berl. 1808.
Antik gemessene Gedichte. Berl. 1812.
Emma, Rosaura's Schwester. Berl. 1808.
Grundsätze der Metrik. Berl. 1817.
Schauspiele. Mannheim, 1822.
Neue Schauspiele und Cantaten. Halberst. 1824.

B. hat sich vorzüglich als Philolog und Uebersetzer klassischer Dichter des Alterthums einen bleibenden Ruf erworben; in seinen eigenen poetischen Leistungen offenbaren sich Correctheit und Gewandtheit der Form, aber mehr rhetorisches Talent als eigentlicher dichterischer Beruf. —

Karl August Böttiger.

Dieser gründliche und feine Kenner des Alterthums, dessen verdienter Ruf in dieser Hinsicht stets die ehrendste Anerkennung finden wird, wenn gleich die bereitwillige Zuvorkommenheit, mit welcher er, vorzüglich in neuerer Zeit, oft die mittelmäßigsten Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Poesie lobpreisend hervorhob, sein Urtheil verdächtigte und ihm eben so entschiedene Anfeindungen zuzog, als er früher dankbare Schüler gebildet, ward am 8. Juni 1762 zu Reichenbach im Voigtlande geboren, wo sein Vater das Conrectorat an der dortigen Schule bekleidete. — Der vielversprechende Knabe erhielt seine Vorbildung in der Klosterschule Pforta, studirte darauf zu Leipzig, ward nach vollendeter akademischer Laufbahn Hauslehrer in Dresden und erhielt dann 1784 das Rectorat in Guben. Von hier ging er in gleicher Eigenschaft 1790 nach Bauzen, wo er jedoch nur kürzere Zeit verweilte und sich dann, durch Herder veranlaßt, 1791 als Oberconsistorialrath und Director des Gymnasiums nach Weimar begab. Hier wirkte er mit unbeschreiblicher Thätigkeit, jedoch in schriftstellerischer Hinsicht nur für allgemeinere, meist jouenalistische Zwecke bis 1804, wo er den Ruf als Hofrath und Studiendirector des Pagenhauses in Dresden erhielt und annahm. Im Jahre 1814 ward diese Anstalt mit dem Cadettenhause vereinigt und B. in Folge dessen Studiendirector bei der Ritterakademie und Oberaufseher über die königlichen Museen der antiken Marmors und Mengs'schen Gypsabgüsse. Jene erstere Stelle ward zwar 1821 bei einer Umgestaltung der Ritterakademie eingezogen, B. behielt jedoch seinen vollen Gehalt auf Lebenszeit. In hohem Alter mit seltener geistiger Rüstigkeit begabt, erzeigt sich B. noch immer vielfach thätig, vorzüglich für archäologische und ästhetische Zwecke.

Neben vielen lateinischen Schriften, Reden, einzelnen Abhandlungen und Aufsätzen in Journalen u. s. w., gab er heraus:

Ueber Aechtheit und Vaterland der antiken Onyxcameen von außerordentlicher Größe. Leipzig, 1796. —
Ueber den Raub der Kassandra auf einem Gefäße. Weimar, 1794.
Ueber den Zustand der neuesten Literatur, Künste und Wissenschaften in Frankreich. Berlin, 1795. 2 Thle.
Entwickelung des Iffländischen Spiels. Leipz. 1796.
Griechische Vasengemälde. Weim. 1797—1800. 3 Hfte.
Ilithya oder die Hexe. Weimar, 1799.
Meinen Freunden. Weim. 1800.
Archäologisches Museum. Weim. 1801.
Die Furienmaske. Weimar, 1801.
Sabina, Morgenscenen im Putzzimmer einer Römerin Leipz. 1803. N. A. 1806. 2 Thle.
Vorträge über die Archäologie. Dresd. 1806.
Herzog Bernhard von Weimar. Weim. 1806.
Die Aldrovandinische Hochzeit. Dresden, 1810.
Archäologie der Malerei. Dresd. 1811.
Archäologische Aehrenlese. Dresd. 1811.
Reinhard, literarisch gezeichnet. Dresd. 1813. N. A. 1816.
Vorlesungen und Aufsätze zur Alterthumskunde. Altenburg, 1817.
Kosmographische Erläuterungen. Altenburg, 1818.
Amalthea. Leipz. 1821—25. 3 Thle.
Ideen zur Kunstmythologie. Leipz. 1826.
Archäologie und Kunst. Breslau, 1828. I.

Ausgebreitetes Wissen, feiner Geschmack und tiefe Kunstkenntniß, getragen von einer reichen Belesenheit in den Werken der Alten wie der Neuern, haben B. mit Recht den Ruf eines der bedeutendsten deutschen Archäologen erworben, der noch besonders dadurch unterstützt wird, daß es ihm nicht allein darum zu thun war, die Ergebnisse seiner Forschungen den Männern vom Fach mitzutheilen, sondern daß er dieselben in einem angenehmen und blühenden, mitunter freilich etwas gesuchten Vortrage allen Gebildeten zugänglich zu machen strebte. Er hat daher, sich den verschiedensten Fächern seiner Wissenschaft zuwendend und Licht selbst über die kleinsten Theile derselben verbreitend, nicht wenig dazu beigetragen, den Sinn seiner Nation für das Schöne und Edle zu beleben und anzuregen, und Deutschland ist ihm in dieser Hinsicht wahren Dank schuldig, da er unermüdlich, selbst in seinem hohen Alter, für diese schon früh von ihm als nützlich und nothwendig anerkannten Zwecke wirkte. Wenn ihm auch seine Gegner auf der einen Seite eine gewisse Schreibseligkeit und eine beständige Lobrednerei der Dinge aus Eitelkeit und Selbstgefälligkeit vorwerfen, und ihn auf der andern Seite tadeln, weil er sich mit zu vielen Gegenständen zugleich beschäftigte und daher das nicht leistete, was er bei den ihm verliehenen Gaben hätte leisten können: so ist doch nicht zu verkennen, daß kein deutscher Gelehrter auf eine so angenehme Weise in seinen Schriften Welt und Wissenschaft mit einander verband, und daß er selbst da, wo er nur zu unterhalten scheint, stets mit vollen Händen seine reichen Schätze spendet und belehrend den Leser zu selbstständigen Forschungen anregt, oder lebendige Theilnahme bei ihm hervorzurufen weiß, und so fortwährend auf dessen Bildung erfolgreich einwirkt, um so mehr, als er immer mit der Zeit fortschritt und alle neuen Erscheinungen mit der Aufmerksamkeit und dem Feuer eines Jünglings betrachtet und behandelt.

Böttiger's wohlgetroffenes Bildniß befindet sich als Titelkupfer vor dem Taschenbuche „Urania", Jahrgang 1823, und auf einer von Krüger gravirten Medaille, mit der seine Schüler und Freunde würdig seinen siebenzigsten Geburtstag verherrlichten.

Wir theilen hier seine bei dem Abgange von Weimar gehaltene Abschiedsrede, so wie die erste Abtheilung der „Sabina" mit.

Abschiedsrede.

Die furchtbare Stunde, vor welcher ich schon seit Wochen zitterte, weil ich nur zu wohl wußte, was sie mir brächte und nähme, die Stunde des Abschieds von dem, was mir außer meinem Hause das anverwandteste und theuerste hier ist, des Abschieds von meinen ältern und jüngern Freunden in dieser Schule ist da; und kaum vermag ich zwischen dem auf- und niederwogenden Meere der Empfindungen einen geordneten Vortrag zu halten. Wie hat sich die Scene geändert! Achtzehnmal hab' ich von dieser Stätte verdienten und wackern Jünglingen das letzte väterliche Lebewohl zugesprochen. Sie gingen, wohin sie Pflicht und Wissenschaft riefen. Ich blieb umringt vom muntern Kreise des gedeihenden Nachwuchses. Heute ist die Reihe an mir zu gehen. Der Einzelne verliert sich in die schnell fortrauschende Woge der Zeit, und seiner wird bald nur noch im leisen Nachhall, als eines Abgeschiedenen, gedacht. Das lebendige, sich aus sich selbst erneuende Institut bleibt und sieht so einzelne Menschen, als ganze Geschlechter in sich vorüberrinnen.

Wenn der Satz wahr ist, daß nur öffentliche Wirksamkeit wahres Leben giebt, so bin ich nach dieser Stunde, womit meine unmittelbare Thätigkeit für diese Anstalt endet, für Weimar todt, und Sie, theure Anwesende, schließen jetzt einen Kreis um einen Sterbenden. Man sagt, daß den Sterbenden, welche der Todesengel nicht mit überraschender Hast ergreift, sondern Zeit läßt, ihre Rechnung abzumachen, in diesen letzten Stunden oft alle Freuden und Leiden des Lebens dem geschärftern Auge vorübergehen und eine klare Ansicht gewähren. So möcht' ich wol auch in diesem entscheidenden Augenblicke mit deutlichem Selbstbewußtsein die rechte und die linke Seite meines Weimarischen Lebens überblicken. Und indem ich mein Auge darauf richte, welch' ein Anblick! Geister, fröhliche Schatten abgeschiedener, aber in meinem Gedächtnis stets fortlebender Wonnestunden drängen sich in immer stärkern und dichtern Haufen um mich her. Wie schön fiel mir mein Loos in Weimar, wie froh und glücklich verflossen mir hier meine Tage! Ich habe nichts zu vergessen und die Schaale der Lethe, die nach der deutungsvollen Sage allen Schatten gereicht wird, ehe sie Elysium aufnimmt, soll nie meine Lippen berühren. Kaum trübte etwas den heitern Himmel über und in mir, wenn es nicht der strenge, unerbittliche Bothe that, den die Alten in Bild und Wort so leise umgingen, weil den geraden Blick auf ihn nur der Christ heften kann. Ach hier blutet mein Herz! Denn wie sind die Reihen gelichtet, wie viele sind heimgegangen von den Männern, die, als ich vor nunmehr fast 14 Jahren zuerst an dieser Stelle sprach, mir traulich Hand und Herz boten. Ach, daß ich heute diese Hand nicht noch an meine klopfende Brust legen und ihnen sagen kann, daß mein Herz für sie schlägt! Warum ist dieser Stuhl hier vor mir leer? Warum kann ich, ehrwürdiger Herder, nicht in dieser Scheidestunde, wo alle Binden fallen, nur die der Liebe nicht, nicht noch zum letztenmale Deine Hand ergreifen, die mir so lange eine treue Vaterhand war. Müßte man jemand verantwortlich dafür machen, daß ich hieher berufen wurde, so trügest Du, edler Schatten, diese Verantwortlichkeit allein. Wie gütig, wie sanft leitend und berathend nahmst Du Dich meiner in den ersten goldenen Jahren meines Hierseyns an. Ich bekenne es laut, und werde nie aufhören, es zu bekennen, daß ich nie von Dir ging, ohne belehrter und weiser zu seyn. Und für alles dieß konnte ich nicht einmal Deine kalte Hand im Tode noch in die meinige legen, als Du zu dulden aufgehört hattest. Zwar diese theure Hand war schon früher erkaltet. Du, Großherziger, warst nicht Schuld daran. Aber, bei Gott dem Allwissenden, ich auch nicht: obgleich mich es tief schmerzen mußte. Du wandelst jetzt im Lichte einer andern Sonne, die kein Nebel verschleiert, da, wo jeder Mißklang Wohlklang wird, zu groß für mein schwaches Lob, Du selbst in den unsterblichen Wirkungen Deines Geistes, der aus Deinen Schriften noch zu späten Enkeln sprechen wird, der unbestochenste Lobredner. In meiner letzten Stunde werde ich Dein noch mit Liebe und Dank gedenken, und mich noch oft an den Blüthen Deines allumfassenden Geistes erquicken, die ich zum Theil in den lebendigsten Knospen hervorbrechen sah. Doch wie groß ist auch außer diesem die Aussaat auf den Acker der Garben für mein sich jetzt so arm fühlendes Herz! Du, mein edler Bode, verkannt von vielen, von niemand inniger betrauert als von mir, und Du, einst wirksamer, biedrer Freund, mein Weber! Euch verdanke ich so viel und doch kann ich Euch nicht mehr danken! Und wie viele Edle müßte ich noch nennen, die nun alle schon in die Wohnungen des Friedens eingegangen sind! Gewiß, mein letzter Gang hier in Weimar wird zu den abgestreiften Hüllen meiner Freunde, ach, warum muß ich noch hinzusetzen, meiner Kinder, auf dem hiesigen Todtenacker seyn. Wohl mir, daß ich weiß, was für die Ewigkeit gesäet wurde, das umschließt kein Grab. Dieß ist aber

auch der einzige Wermuthstropfen, der in die volle Schaale der Freude, die mir hier täglich winkte, gegossen wurde. Denn wie glücklich lebte ich übrigens in meinen Amtsverhältnissen! Mag die Lasten des Schulmannes anklagen, wer sie als Lasten führt. Mir waren sie eine süße, willkommene Bürde. Nie trat ich in den Hörsaal, der mich am häufigsten aufnahm, ohne alles, was mir etwa unangenehmes zu Hause zugestoßen seyn konnte, schon an der Thür abzulegen. Sie, meine lieben Jünglinge, haben von der Homerischen Nepenthes gehört, die einst die schöne Helena dem kindlich betrübten Telemachos bot. In Ihrer Mitte fand ich stets diesen Wundertrank, und nur ein Verdruß wurde mir, wenn ich den nur zu schnellen Stunden die Flügel nicht verschneiden konnte. Ich kann mit Wahrheit bekennen, daß ich in den 14 Jahren, wo ich hier lehrte, nie nach der Uhr gesehen habe, nie misvergnügt aus einer Lehrstunde nach Hause gegangen bin. Ist auch wohl ein beneidenswertheres Looß, als täglich an die fröhlichsten Empfänger geben und austheilen zu können, und durch diese tägliche Spende dennoch nie ärmer, sondern vielmehr reicher und gerüsteter zu werden, um noch reichlicher spenden und austheilen zu können? Und ist dieß nicht das Looß des geliebten und von lehrbegierigen Schülern umringten Lehrers! Es war auch das meinige. Sie hörten, so weit es nur immer dem lebhaften Jünglinge möglich ist, mit Wohlgefallen und Aufmerksamkeit jeden meiner Vorträge. Je williger Sie nahmen, desto williger gab ich, desto glücklicher wurde mein Bestreben, mich Ihnen durch Lebhaftigkeit und Deutlichkeit des Vortrags faßlicher zu machen. Oft möchte es in diesen freundlichen Wechselwirkungen schwer gewesen seyn, zu bestimmen, wer unter uns der funkenlockende Stahl oder der sprühende Feuerstein genannt werden müsse. Und wer vermag den Genuß zu schildern, den mir diese ergötzlichen Spaziergänge in den blüthen- und duftreichsten Hesperidengärten der alten und neuen Zeit mit Ihnen, meine treuen Gefährten, so vielfach gewährten? Ich stand einst in Hamburg am gewühlvollen Hafen der Elbe. Ein Schiff mit wehenden Wimpeln sollte eben die Anker lichten und nach dem damals noch glücklichen Domingo abgehen. Da kam mit fleißigem Ruderschlag ein Boot angerudert, auf das man im Schiff ängstlich zu warten schien. Es war, wie ich bald erfuhr, der Steuermann gewesen, der durch einen Zufall verspätet worden war. Mit vollen Segeln schwamm das Schiff nun sogleich einem fremden Welttheile zu. Lange verfolgt' ich das schöne, schwimmende Haus den majestätischen Strohm hinab und gerieth hierauf in ein stilles Nachdenken. Sieh, dacht' ich bei mir, wie groß und gewaltig der Meilenbreite Elbestrohm hier dem Weltmeer zufluthet. Wie viel tausend Quellen, die unbemerkt an den Füßen der Gebirge und im Schooß blühender Wiesen hervorrieseln, zusammenfließen, zu Bächen werden, die Bäche anderer Provinzen an sich ziehen, durch mancherlei Windungen und Krümmungen von Provinz zu Provinz fortlaufen und immer größer werden, je weiter sie laufen, gehörten dazu, um dieß tiefe Bette anzufüllen. Und so wie aus allem diesem, was die Najaden und Flußgötter einzeln aus ihren nieversiegenden Urnen gossen, endlich der große Elbestrohm seine Wasserschätze füllte: so ist durch die Bemühung so vieler tausend, tausend, tausend Geister der frühern Jahrtausende unter allen Völkern und Himmelsstrichen der königliche Strohm der Wissenschaften zusammengeflossen, auf welchem deine Zeitgenossen so muthig und keck dahintreiben. Die Schiffe sind die Bildungs- und Lehranstalten der reifenden und gereiften Menschheit. Der verständige, sachkundige Steuermann ist der Vorsteher und Lehrer jeder solchen Anstalt. Meine Freunde, ich war damals schon Rector in Weimar und ich wußte, daß ein Hunderttausendtheilchen der Gewässer, die jener Kiel durchfurchte, von unsrer kleinen Ilm in diesen stolzhinfluthenden Strohm abgegeben worden war. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie klein und wie groß ich mich damals zu gleicher Zeit fühlte. — Aber ich beklage den Mann, der von tausendmal tausend Stimmen der Vorwelt im himmlischen Einklang umtönt und zur lebendigsten Theilnahme an diesem vollstimmigen Concert aufgefodert nur für sein eigenes Geläute und schwirrendes Hackebret ein Ohr haben und das zarte Ohr der Jugend damit abstumpfen und verwahrlosen könnte. O, ich müßte den Tag länger machen, wenn ich Ihnen jetzt alle meine übrigen Freuden, die mir die Erfüllung meiner Berufspflicht immer aufs neue gewährte, alle auch nur in Hauptsummen vorrechnen wollte. Die Lehrstunden, die ich öffentlich zu ertheilen hatte, gaben mir Kraft und Heiterkeit zu meinen häuslichen und literarischen Nebenbeschäftigungen. Man hat mir zuweilen die unverdiente Ehre angethan, mich meiner mannichfaltigen Thätigkeit wegen zu beloben, und mich zu fragen, wie ich dieß anfinge? Das Wort vom Räthsel ist ganz einfach: ich ging täglich in die Schule. Da holte ich mir Freudigkeit und Muth, da Gesundheit, da Mannichfaltigkeit der Ansichten, da wurde der Buchstabe lebendig und der Geist rege. Die glücklichsten Combinationen in Forschungen des Alterthums hat mir der Zuhörer dictirt. Und welchen Stoff zu Beobachtungen bietet die durch Uebung geschärfte Aufmerksamkeit auf die noch unverlarvte Jugendwelt! Wahrlich, da bedarf es eben keiner Gallischen Organ-Umtastung, um das keimende Talent sogleich im zarten Sprößling zu erkennen. Auch konnte ich mich von vielen meiner Schüler noch eines besondern Zutrauens erfreuen, das sie mir durch häusliche Besuche, Anfragen und so manche dadurch hervorgelockte Selbstgeständnisse und Mittheilungen in vollem Maaße gewährten. Und nun die geselligen und geistigen Freuden, die Kunst- und Naturgenüsse, die mannichfaltigen Bekanntschaften, die belehrenden Gespräche mit so vielen auserwählten und erleuchteten Männern, vor allen mit dem ehrwürdigen Dichter, in dem ich bei vertrauterem Umgang auch den reinen und guten Menschen innigst verehren lernte, wie viel Quellen des Wohlseyns und der Zufriedenheit! Und zu allen diesen eine fast ununterbrochene Gesundheit, die erst in den letzten Jahren durch äußere Veranlassungen zu wanken anfing. Wie kann ich dieß alles ohne innigste Rührung überblicken? Wie kann ich mir Rechenschaft davon geben, ohne aus tiefer Ueberzeugung auszurufen: **Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir gethan hast!**

Und diesem Allen soll ich nun auf immer ein Lebewohl sagen! Nie würde ich dieß bei gesunden Sinnen von mir erhalten haben, wenn ich mir nicht bei herannahendem Alter eine beschränktere, aber eben darum weniger aufreibende Geistesthätigkeit und eine größere Ruhe zur Vollendung dessen, was in meiner hiesigen Lage stets unvollendet bleiben mußte, gewünscht hätte. Auch da, wohin mich frühere Pflicht, Anhänglichkeit und Liebe, die ja am tiefsten mit unserm Innern verwachsen ist, jetzt unwiderstehlich ruft, werden, das hoffe ich mit Zuversicht, gute und edle Menschen mich brüderlich aufnehmen und an den Grenzsteinen meiner neuen Laufbahn Quellen des lebendigen Wassers springen lassen. Allein Sie, meine geliebten Jünglinge, kann ich der Natur der Sache nach dort **nie** wieder ersetzt erhalten. Darum wird mir der Abschied so schwer, darum möcht' ich diese feierliche Stunde, die letzte, wo ich als Lehrer Worte der Liebe und Warnung-Ihnen zusprechen kann, noch durch etwas recht Unvergeßliches in die weichere Brust prägen. Schon oft waren die Worte eines sterbenden Vaters für seine zurückbleibenden, nun zum letztenmal um sein Krankenlager versammelten Kinder Denksprüche unvergeßlicher Erinnerung und wirkten noch nach späten Jahren in entscheidenden Augenblicken gleichsam mit magischer Kraft. Auch die Worte des scheidenden Freundes gruben sich tief in die Tafel unsers Gedächtnisses und ihre Züge kamen nach langer Zeit, wo sie längst verloschen zu seyn schienen, durch irgend eine unerwartete Bemühung, als wären sie mit einer sympathetischen Dinte geschrieben, plötzlich wieder zum Vorschein. Im Lehrer sind Vater und Freund im vielumfassendsten, ehrwürdigsten Sinne dieser so oft entweihten Wörter vereinigt. Zwar auch sie schlafen vielleicht beim Schlummerliede der Leidenschaften in der Wiege des Lebens. Aber selbst der Todesschlaf ist nicht ohne Wiedererweckung. Mein Glaube ist, daß der menschliche Geist eigentlich gar nichts von dem vergißt, was er je mit vollem Bewußtseyn aufgefaßt hatte. Träume und andere Zustände tieferer Erregung würden uns dieß, wenn wir nur darauf merken wollten, durch hundert Erfahrungen bestätigen. Daher eben die Pflicht, bei feierlichern Veranlassungen den Griffel für solche heilige Erinnerungsworte ja nicht zu sparen. Geliebte Jünglinge! hier sind die meinigen!

Eine dreifache Würde, ein dreifacher Adel ist der Ihrige. Verkennen Sie diesen **nie**, und Sie sind für Zeit und Ewigkeit geborgen. **Vergessen Sie Ihre Menschenwürde, vergessen Sie Ihre Christenwürde, vergessen Sie Ihre Gelehrtenwürde nie**, und die wahre Ehre wird Sie empfangen und zur wahren Glückseligkeit führen.

Sie sind Menschen und als solche im Besitze jener erhabenen Vorrechte, die der allweise Schöpfer in Ihre Natur legte. Mit einem unsterblichen Geiste, mit Besonnenheit, Vernunft und moralischer Freiheit begabt, steht der Mensch auf der obersten Sprosse jener unübersehbaren organisirten und empfindenden Wesen, denen die Gottheit diese Erde zur Wohnung anwieß. Selbst in seiner äußeren Bildung und inneren Construction vereinigen sich alle edleren Formen der Thierheit und darum ist jetzt nur eine **vergleichende** Anatomie die wahre Zergliederungskunst für Aerzte und Nichtärzte geworden. Wir sind auch in so fern noch immer mit dem uns unvertilgbar aufgedruckten, jedem Thiere, das unsre Kunst zähmt, jedem Element, das die neuere Chemie überwältiget und zersetzt, fühlbaren Ebenbilde der Gottheit versehn. Ja wir sind schon in dieser Rücksicht Diener und Stellvertreter des Allschaffenden auf der Erde. Welch eine unendliche Summe von Kräften und welche unendliche Vervollkommnungsfähigkeit in jeder einzelnen dieser Kräfte schlummern in unserem, zu endloser Fortdauer und ewiger stufenweiser Veredlung, die schon die Sprache der Vernunft auch

Subscribers who do not receive their copies regularly are requested to communicate with the Publisher.

Subscribers to the Athenæum are entitled to purchase Books at a discount of 10 per cent. from the Publishers' prices. Application to be made to the Publisher.

Subscribers to the Athenæum are entitled to purchase Books at a discount of 10 per cent. from the Publishers' prices. Application to be made to the Publisher.

Advertisements

Mutter ſitzt auf einem etwas erhabenen und mit einem Fußtritt verſehenen Seſſel, wie ſie in den Zimmern der Frauen damaliger Zeiten als ein wahres Ziergeräthe aufgeſtellt waren, und durch Bildhauerarbeit, goldene Leiſten, und prächtige Decken und Matratzen dieſen Namen auch vollkommen verdienten [3]). Sie hält mit der rechten Hand ihre jüngere Tochter zärtlich umfaßt, die ſich in einer ſehr anmuthigen Stellung zu ihr hinneigt und an ſie anſchmiegt. Auf der anderen Seite ſteht die ältere Tochter und läßt ſich von einer Sclavin etwas an dem Hintertheile ihres Haarputzes zurecht legen. Der Putz iſt übrigens ſchon vollendet, die Haare ſind mit einem doppelten Bande zierlich umſchlungen, vorn mit Putznadeln, deren Köpfe man nur ſieht, aufgeſteckt und fließen hinten in nachläſſig herabrollenden Locken über die Schultern. Das feine Gewand mit der ſchöngeſtickten Einfaſſung, Ohrgehänge, Armbänder, alles deutet auf einen feſtlichen Tag. Vielleicht wird hier eine Braut zu ihrer Hochzeit geſchmückt [4]). Dabei liegen auf einem zierlichen Tiſchchen unter einem Schmuckkäſtchen eine weiße und eine hellblaue Binde, und einige grüne Zweige, wahrſcheinlich zu einem Opferkranze. Ueber dem Tiſchchen ſteht eine ſchlanke, niedlich ausgebogene Gießkanne. Kurz, das Ganze giebt uns eine Vorſtellung einer Damen-Toilette aus einem Zeitalter und einer Gegend, wo Römiſche Prachtliebe mit Griechiſchem Geſchmacke aufs Reizendſte ſich vereinigte.

Man hört ſo viel von der verſchwenderiſchen Pracht und dem koſtbaren Putze der Römerinnen in jenem Zeitalter ſprechen, wo die Reichthümer und der Luxus einer ausgeplünderten Welt in Rom zuſammengefloſſen waren; wo die Welt von den ſtolzen Römern, und dieſe von ihren noch ſtolzeren Weibern beherrſcht wurden. Mancher unſerer Leſerinnen dürfte daher doch wohl ein Blick auf die Morgen- und Toiletten-Stunde einer Dame aus jenen Zeiten eben ſo viel Unterhaltung gewähren, als die beliebte und belobte Lektüre eines Ritter- und Helden-Romans aus den Tagen unſerer turnierenden Vorväter, oder eines Geſpenſtermährchens der Dame Radcliff, in dem nur die Verfaſſerin ſelbſt das Geſpenſt iſt, das man fürchtet. Sie erinnern ſich vielleicht bei dieſer Schilderung einer Römiſchen Damen-Toilette, etwas Aehnliches in Barthelemy's Reiſen des jungen Anacharſis geleſen zu haben. Aber dort iſt nur die Rede von den auf häusliche Eingezogenheit beſchränkten Athenerinnen. In Rom war dies alles ganz anders. Was jetzt die ſtolzeſten Fürſtinnen, die hochgebietende Frau eines engliſchen Nabobs in Bengalen, und die launenhafteſte Ruſſiſche Kneſin kaum in der übermüthigſten Herrſcherlaune von ihren Dienerinnen verlangen dürften, und mit allen ihren Schätzen kaum bezahlen könnten, dies machte die Frau eines Römiſchen Senators, eines Römiſchen Ritters, der ganze Länder beraubt, Könige zu ſeinen Füßen geſehen, und hunderte von Sclaven und Sclavinnen aus den unterjochten Provinzen in ſeine Häuſer und Landgüter nach Rom und Italien geſchleppt hatte, alle Tage beim Erwachen in ihrem Hauſe möglich.

Ein ganzes Heer von Sclavinnen, wovon einer jeden ihr eignes Geſchäft, ihr beſonderer Wirkungskreis beim Ankleiden und Ausſchmücken ihrer Gebieterin angewieſen war, warteten auf den Wink ihrer erwachenden Domina. So ließ ſich die gnädige Frau von ihrem Hausgeſinde ſowohl, als ihren Liebhabern und allen denjenigen nennen, die ihrem drohenden oder erhörenden Blick auf Tod und Leben unterworfen waren [5]). Der große Sittenmaler Lucian hat uns von dieſer Scene ein ſo treues und lebendiges Bild geliefert, daß ich mir den Dank manches Liebhabers gewiß zu verdienen hoffe, wenn ich dieſe Schilderung hier abſchreibe, zumal da der verdienſtvolle Ueberſetzer des Lucian in unſerer Sprache aus wichtigen, doch nicht in dieſer Stelle liegenden, Gründen, dies ganze Geſpräch unüberſetzt gelaſſen hat.

„Sollte Jemand dieſe Damen, ſo ſpricht Lucian, in dem Augenblicke ſehen können, wo ſie ſich endlich aus ihrem Morgenſchlafe erheben, ſo ſollte er ſicher glauben, er begegne einer Meerkatze oder einem Pavian, mit welchen beim erſten Ausgange des Morgens zuſammenzutreffen, wir im gemeinen Leben für eine ſehr ſchlimme Vorbedeutung zu halten pflegen. Darum ſchließen ſie ſich auch um dieſe Zeit ſo ſorgfältig ein, daß ſie kein Männerauge erſpähen kann. Nun treten ſie in einen Kreis von dienſtfertigen Mütterchen und Zofen ein, die ſich alle um die Wette bemühen, die erſtorbenen Reize auf dem Geſichte ihrer Gebieterin von den Todten zu erwecken. Sich den Schlaf aus den Augen mit friſchem Quellwaſſer zu waſchen, und dann raſch und munter an ein hausmütterliches Geſchäft zu gehen, welch eine abgeſchmackte, altväteriſche Zumuthung! Nein, da müſſen vor allen Dingen allerlei Salben und Pulver aufgetragen, und Schönheitstincturen angeſtrichen werden. Das Ganze hat völlig das Anſehn eines öffentlichen Prunkaufzugs. Eine jede Zofe und Aufwärterin hat ein anderes Stück der Toilette herbeizutragen. Die eine bringt ein ſilbernes Waſchbecken, die andere eine Bequemlichkeitsvaſe, die dritte eine Gießkanne, wieder andere Spiegel und Büchſen, ſo viel nur immer in einer Apotheke in Reih und Gliedern ſtehen können. Und in allen dieſen iſt nichts als Unrath, Lug und Trug enthalten, in der einen Zähne und Zahnfleiſchbeizen, in der andern ſchwarze Wimpern und Augenbrauen, und andere dergleichen Lumperei. Doch die größte Kunſt und die meiſte Zeit wird an den Haarſchmuck verſchwendet. Einige, die die Wuth haben, ihr natürlich ſchwarzes Haar in blondes und goldgelbes umzutauſchen, färben es mit Salben, die ſie dann in der Sonne am Mittag eintrocknen und einbeizen laſſen. Andere, die ſich ihr ſchwarzes Haar noch gefallen laſſen, verſchwenden daran das ganze Vermögen ihrer Männer, und laſſen einem das ganze glückliche Arabien aus ihren Haaren entgegen wehen. Da werden Brenneiſen bei einem ſchmögenden Feuer warm gemacht, um damit krauſe Löckchen zu ſchaffen, die die Natur verweigerte. Da müſſen die Haare weit in die Stirn herab bald bis in die Au-

---

3) Die Cathedra der Frauen. Bei den Römerinnen hießen dieſe etwas erhabenen Familienſeſſel in ihren Zimmern Cathedra. Wenn der Epigrammendichter Martial einen Stutzer ſchildert, ſo ſagt er IV, 79, er treibe ſich den ganzen Tag zwiſchen den Cathedern herum, d. h. an den Putztiſchen und Toiletten der Damen. Wahrſcheinlich nehmen manche junge Herren auf unſern Univerſitäten dies Wort noch in dieſer ächt Römiſchen Bedeutung. Es ließe ſich auch nach Chimentelo de honore bisellii und Scheffer de re vehiculari II, 4. p. 64 ff. über die Cathedra eine ſehr unterhaltende Abhandlung ſchreiben. Ein engliſcher Upholsterer (Möblirer) kann über die paſſendſte und eleganteſte Form der neueſten Modeſtühle nicht mehr klügeln, als es die Römerinnen mit ihren cathedris thaten. Da man im Alterthum faſt alles liegend auf den Knieen ſchrieb und las (weswegen es ein großer Verſtoß gegen das Coſtum iſt, wenn neuere Künſtler alte Dichter oder Schriftſteller an einem Schreibetiſche ſitzend vorſtellen — nur lehrend ſaßen ſie auf einem hemicyclio. S. Visconti zu Pio-Clementin. T. III. p. 18, übrigens ſchrieben ſie alles liegend in lectulo lucubratorio), ſo war dieſe Poſitur den Damen etwas unbequem. Daher wurden die Armlehnen an den Cathedern ſo eingerichtet, daß ſie zugleich zu einem Secretär, Schreibepult, dienten. Man ſehe Passerat zum Propert. IV, 5, 37, wo die Kupplerin den Unterricht an ein Buhlſchweſterchen ertheilt, ſie müſſe, während der Liebhaber ſchmachtend da knie, etwas zu ſchreiben ſcheinen: posita tu scribe cathedra Quidlibet. Daß der Toilletten-Apparat darauf ausgelegt werden konnte, ſieht man aus Pachdrus III, 8. ubi vid. VV. DD. Da man ſich auch darin tragen ließ, ſo mußten ſie Leichtigkeit mit Eleganz verbinden. Es ſcheinen daher die Rücken- und Armlehnen zuweilen auch aus zierlichem Flechtwerk oder aus Weidenzweigen korbartig gemacht geweſen zu ſeyn. Daher Plinius in einer Stelle, die jetzt noch aus Handſchriften Verbeſſerung erwartet, XVI, 37, ſ. 63. von der Weidenruthe ſagt, ſie wäre: in deliciis supinarum cathedrarum aptissima. Uebrigens iſt dieſe cathedra nur eine Abart des Griechiſchen θρόνος. Theocrit. XIV, 39 nennt ſie δίφρακ. Man vergleiche die Griechiſchen Scholien.

4) Brautſchmückungen kommen beſonders auf den Griechiſchen Vaſengemälden ſehr häufig vor, wo man dies Sujet gewöhnlich für ſolche Vaſen gewählt zu haben ſcheint, die der Braut zum Hochzeitsgeſchenke gemacht werden ſollten. Man ſehe z. B. in Tiſchbeins neueſten Sammlungen, Recueil de gravures d' après les vases antiques T. I. pl. 3. 47. Th. II. pl. 34. 36. S. Böttigers Vaſenerklärungen Heft I. S. 140 ff.

5) Die Miß in her teens, oder die Tochter eines Römers von ihrem vierzehnten Jahre an wurde ſchon Domina, d. h. mein gnädiges Fräulein! genannt. Dies lernen wir aus dem griechiſchen Sittenbüchlein des Philoſophen Epictet (Enchiridion cap. 62), der dabei die unartige Bemerkung macht, daß man die Weiber blos darum in der Titulatur zu Gebieterinnen mache, weil man ihre Ohnmacht nicht fürchte, und weil ſie doch nur durch Kunſt der Toilette gefallen und herrſchen könnten. Fürwahr, eine ſolche Ungehörigkeit konnte doch nur ein bärtiger, ungeſchliffener Stoiker über ſeine Zunge kommen laſſen! Der Titel domina ſtieg bald bis zur niedrigſten Volksklaſſe herab, und ſo groß der Zwiſchenraum zwiſchen einer ci-devant Madame Royale und einer Madame des halles in dem antirevolutionären Paris war; ſo unermeßlich und noch unermeßlicher war der Abſtand zwiſchen der Domina, wie die Kaiſerinnen ſelbſt auf Münzen und Inſchriften genannt wurden (ſ. Spanheim de praest. numism. T. II. p. 487.), und einer Domina, wie ſie ſich beim Petron (cap. 62. p. 330. ed. Hermann.) aus Ueberfüllung an einem Bärenbraten beſp..t. Vergl. Gruteri Inscript. p. DCCCXL, 8, wo ein ganz gemeiner Römer, wie es ſcheint, ſeiner ſeligen Frau zuruft: FAVE DOMINA. VALE DOMINA.

genbraun gezogen werden, damit der Tummelplatz für die Liebesgötterchen auf der Stirne ja nicht zu groß sei. Hinten aber wallen in stolzen Buckeln die Locken über den Rücken herunter [6]."

Aber hat hier nicht Lucian die Farben zu stark aufgetragen, und den armen Frauen seines Zeitalters zu viel gethan? Ich dürfte mich vielleicht, um die Glaubwürdigkeit des Satyrikers zu retten, der bei dem Reichthum seines Witzes überhaupt nur selten zu jenem Nothbehelf des Mangels und der Carricatur, der Uebertreibung, seine Zuflucht nimmt, auf einige sehr ehrwürdige Kirchenväter des zweiten und dritten Jahrhunderts, besonders auf den Zuchtmeister des Clemens von Alexandrien, und auf den Tertullian berufen, der eine eigne, zur Bekanntschaft mit den hoffärtigen Ueppigkeiten seiner Zeit ganz unentbehrliche Schrift, über den Putz der Frauen, geschrieben hat. Aber ich besorge auch hier den Einwurf zu hören: Das sind Strafprediger, und diese Herren nehmen, wie bekannt, in ihrem Eifer die Sache auch nicht immer so genau. So mögen es denn die Leserinnen ihrer eignen Hartgläubigkeit zuschreiben, daß ich sie vielleicht länger bei dieser vornehmen Morgen-Toilette zu verweilen ersuche, als ihnen selbst lieb ist, und sogar ihre Augen hie und da mit gelehrten Citaten belästigen muß.

Unsere Domina — sie mag, doch ohne Präjudiz aller Römischen und nicht Römischen Damen gleiches Namens, Sabina heißen — konnte bei ihrem Erwachen aus dem letzten süßen Morgenschlummer gar kein anderes, als ein höchst widerwärtiges und zurückschreckendes Ansehen haben. Freilich ist der Ausdruck unseres Lucian mit der Meerkatzen-Physiognomie eben nicht der zarteste und gewählteste. Aber man urtheile selbst. Sie hatte, nach damaliger Sitte, Abends vor Schlafengehen sich über das ganze Gesicht einen Teig von Brod, das in Eselsmilch aufgeweichet wurde, über das Gesicht legen lassen. Die Erfinderin dieses Schönheitsmittels war die berüchtigte Poppäa, die Gemahlin des Nero, gewesen, und man nannte diese Brod-Incrustation, wodurch die Haut außerordentlich weich und zart erhalten wurde, nach ihrem Namen. Die Nacht über war natürlich dieser Schönheitskleister auf dem Gesichte eingetrocknet, und gab nun beim Erwachen ihrem Angesichte das Ansehen eines zersprungenen und zerborstenen Kalk- oder Gyps-Ueberzuges, womit ihn auch der Römische Satorendichter, dem wir die genaueste Nachricht hierüber verdanken, ausdrücklich vergleicht [7]). Rechnen wir nun den Umstand dazu, daß unsere Dame, wie wir bald genauer sehen werden, noch vor Schlafengehen einige sonst sehr wesentliche Bestandtheile des menschlichen Antlitzes, als da sind Augenbrauen, Zähne, Haare u. s. w., mit ihren übrigen Kleidern ausgezogen hatte, und also auch von dieser Seite mehr dem Todtenkopfe einer schönen Frau, über den Hamlet dort in der Todtengräber-Scene so herzangreifende Betrachtungen anstellt, als dem lebendigen Modell einer Venus des Praxiteles glich, so begreift man auch wohl ohne meine weitere Erinnerung, daß die Vergleichung Lucians mit einem Thiere, das schon der alte Dichter Ennius eine Carricatur des Menschen genannt hat [8]), wo nicht die ausgesuchteste und galanteste, doch die treffendste und pikanteste war, die sich hier machen ließ.

Doch ehe Sabina noch zu ihrer Toilette eilte, hat schon die vielgeplagte Smaragdis, ihr eigentliches Leib- und Kammermädchen [9]), zur Verehrung der Göttin Cloacina einige Dienstleistungen vollendet, die der Uebermuth jener alten Herrscherwelt von ihren Sclaven und Sclavinnen durch ein Schnippchenschlagen mit den Fingern forderte [10]). Auffallend ist daher der Anblick, gleich hinter der Sabina, so wie sie die Vorhänge von dem Eingange ihres Schlafzimmers zurückschlägt [11]), um in das Anputzzimmer zu treten, noch eine Sclavin herausstreten zu sehen, die in der rechten Hand ein Nachtbecken aus Murrhinit-Masse [12]) trägt, während ihr über der Linken

---

6) Aus dem Gespräche Lucians, Amores oder die Liebkosungen betitelt, T. II. p. 440 ff. ed. Wetsten. Man vergesse nur nicht, daß Lucian in den meisten seiner Schriften keineswegs griechische Sitten schildert, sondern die Sitten seiner Zeitgenossen in der Römischen Welt unter den Antoninen.

7) Juvenal. VI, 467 nennt diese Poppaeana ganz bestimmt einen Kalkanwurf (tectorium):

Interea faeda aspecta, ridendaque multo
Pane tumet facies —
Tandem aperit vultum et tectoria prima reponit,
Incipit agnosci.

Man bediente sich außer dieses fetten Teigs nach einer andern aus Bohnenmehl und Reis gekneteten Masse (lomentum), durch die man die Haut zu entrunzeln und zu glätten suchte. Die Nachtmasken unserer Damen aus feinem Leder sind doch in der That gegen diese Kleisterüberzüge noch eine wahre Bequemlichkeits-Erfindung.

8) Simia quam similis turpissima bestia nobis. Beim Cicero de nat. Deor. I, 35.

9) In einer, wie es scheint, sehr lückenhaften, Inschrift beim Grater p. DLXXXVI. 3. kommt eine cubicularia Zmaragdis vor. Fabretti's Bemerkungen zu dieser Inschrift ad column. Trajanam p 184. begegnen noch gar nicht allen Schwierigkeiten dieses sonderbaren Gedächtnißsteins.

10) Nachttopf-Sclaven. Da die Frage, die der Satyren-Dichter Juvenal einmal in vollem Ernste thun läßt: Ist denn der Sclav' ein Mensch? überall als Grundmaxime ihres Betragens gegen die Sclaven, wo nicht mit Worten, doch durch Handlungen, sich aussprach, so machte es einen Theil des herrischen Betragens im Alterthum aus, die Befehle an Sclaven blos durch Winke und Zeichen auszudrücken. Daher denn der fromme Clemens von Alexandrien in seinem Zuchtmeister (Paedagogus II, 7. p. 174. Sylb.) das Schnalzen mit der Zunge, das Pfeifen, und das Schnippchenschlagen mit den Fingern, wodurch man die Sclaven ruft (οἱ διὰ τῶν δακτύλων ψόφοι, τῶν οἰκετῶν προσάγοντες), als ein Betragen mißbilligt, wodurch die Menschen, die doch mit Vernunft begabt wären, zu unvernünftigen Thieren herabgewürdigt würden. Das Schnippchenschlagen (digitis crepare), welches bei uns öfter ein Zeichen des Spottes ist, war bei den Alten überhaupt ein Ruf, ein Zeichen, daß man kommen sollte. Siehe Broekhuys zu Tibull. I, 2, 35. Aber eine ganz besondere Bedeutung hatte es, wenn der Herr während der Mahlzeit oder des Nachts damit ein Zeichen gab. Dann kam der darauf abgerichtete Sclav dem natürlichen Ausleerungsdrange seines Herrn sogleich durch Unterhaltung eines Gefäßes zu Hülfe, das oft seinem Material nach eben so kostbar, als seiner Bestimmung nach unedel war. Die bekannten Worte aus dem Gastmahl des Trimalchio beim Petron. c. 27. p. 97. Burmann. Trimalchio homo lautissimus digitis concrepuit, ad quod signum spado matellam ludenti supposuit, werden durch mehrere Epigramme Martials bestätigt. Die Stellen hat schon Ramires du Prado zu III, 82. p. 278 gesammelt, wo ein Verschnittener delicatae sibellator urinae, „der dem zarten Urin mit weisen Berührungen nachspürt," bei einem ähnlichen Gastmahle vorkommt. Am stärksten sagt es ein Epigram des Dichters auf den Nachttopf, der selbst redend eingeführt wird XIV, 119.

Wenn das Schnippchen erklingt und der Sclav mich zu bringen gesäumt hat,
Fließet dem Kissen oft zu, was nur der Schale gehört.

Diese ganze Unsitte muß übrigens in den Tischgebräuchen der Griechen ihre Erklärung finden. Es ging bei ihnen zu, wie bei den Engländern, wenn sich die Damen entfernt haben, und nun dem Bacchus geopfert wird. Bei den Griechen kam die ehrbare Frau gar nicht zur Mannermahlzeit, bei den Britten entfernt sie sich, um das Bacchanal nicht zu stören. Da standen nun den Gästen auch Nachttöpfe zur Bequemlichkeit in Bereitschaft, wie jetzt noch bei den Bullengelagen (niedersächsisches Wort für Mahlzeit, wo blos Männer speisen) in England. Schon Aeschylos und Sophokles sprechen in ihren satyrischen Dramen von Nachttöpfen, die sich die Gäste einander an die Köpfe warfen, beim Athenäus I. 30. p. 64. Schweigh. Später nahm man nun noch von den üppigen Orientalen den wollüstigen Uebermuth an, sich durch schöne junge Sclaven während des Trinkgelags auch hierin Handreichung leisten zu lassen. Aber auch die Alten fühlten das Empörende dieser Abwürdigung. Ein in die Sclaverei verkaufter Spartanischer Jüngling stürzte sich vom Dache, um dieses Dienstes überhoben zu seyn. S. Plutarchs lakonische Apophthegmen in Variis 36. T. I. P. II. p. 934. Wyttenb. Epictet untersucht in seinen Dissertationen beim Arrian. I, 2, 8. sehr genau die kritische Frage, ob sich ein Sclav dazu entschließen könne, seinem Herrn den Nachttopf vorzuhalten, wo Upton's Anmerkung p. 29 ed. Schweigh. zu vergleichen ist. Aus einer andern Stelle dieser stoischen Unterhaltungen I, 19, 17 sieht man, daß der Kaiser eigne Sclaven ἐπὶ τοῦ λυκάνου hielt. Das königliche Frankreich sah noch wunderbarere Dinge, eine Hofdame vom ersten Range dem Könige Ludwig dem Sechszehnten die Kammerdienste auf dem geheimen Cabinet leisten. S. Soulavie's Memoires historiques du règne de Louis XVI. T. III. p. 48.

11) Die Alten hatten im Innern der Gebäude fast nirgends eine Thür, sondern bloße Gardinen und Teppiche zu Vorhängen. Daher die umhängenden Tapeten auf alten Denkmälern (παραπετάσματα), um innere Zimmer anzudeuten. Daher die velarii in großen Palästen, die eine eigne Bedienung ausmachten. Die hieher gehörigen Stellen hat außer Sagittarius auch schon Pignorii gesammelt ad servis p. 227 sqq. Vergl. Winkelmann Storia delle Arti T. III. p. 69. ed. Pen.

12) Gegen silberne Nachttöpfe, als eine sehr gewöhnliche Sache, eifert schon der Kirchenvater Clemens. Man sehe die Erklärer des Petron. c. 27. p. 96. Man machte sie auch aus der köstlichen Composition, die unter dem Namen korinthische Bronze im Alterthum bekannt war, und Cicero spottet daher schon über die damaligen Connoisseurs, die die ächte Composition an einem solchen Gefäße durch den erprobten Geruch des Metalls erprobten. Parad. V, 2. Vergl. N. Teutscher Merkur 1800. Mai. S. 225

Mr. Bethune-Baker exhibited a specimen of *Lycaena icarus* Rott. ab. *icarinus* Scriba, bred from a larva found at Cambridge.

Mr. Tutt

ſindlich iſt, wäſcht der Gebieterin mit einem Schwamme die übernächtigen Brodkruſten aus dem Geſichte. Was ſie hier abwiſcht, heißt in der Kunſtſprache Katavlasma; die Seifenkugeln und Eſſenzen, womit die Haut glatt und gleißend gemacht wird, ſind hier unter dem Namen Smegmata [22]) gekannt. Die einzelnen Benennungen dieſer Seifen und Schönheits-Eſſenzen weitläufiger anzuführen, würde eine eben ſo trockene als undankbare Unterhaltung gewähren. So viel iſt indeß aus allen Nachrichten gewiß, daß auch in dieſem Stücke, ſo wie überhaupt in allen Salben und Specereien, die nicht durch chemiſche Zubereitungen ihre Vollkommenheit erhalten dürfen, die Alten an Erfindſamkeit unſeren Zeiten durchaus nichts nachgegeben, ſie aber in Vielem noch weit übertroffen haben. Ein Zeitgenoſſe des Cicero, Varro, nannte in ſeinen Satyren eine ſolche runzelvertreibende Hautſalbe ſehr komiſch einen Lederſpanner, womit die Schuſter das Leder auszudehnen und über den Leiſten zu ſchlagen pflegen [23]). Phiale heißt die zweite Sclavin, die das zweite Geſchäft der Schminke beſorgt, und nun die rein gewaſchenen und aufgeglätteten Wangen mit Weiß und Roth anmalt [24]). Doch darf ſie dieſe kosmetiſche Operation nicht eher vornehmen, als bis ſie vorher einen metallenen Spiegel angehaucht und dieſen der Gebieterin zum Verlechen dargeboten hat. Dadurch erkennt Sabina, ob das Mädchen einen reinen wohlriechenden Speichel im Munde führt, und die ihm regelmäßig vorgeſchriebenen Paſtillen früh gekaut hat. Denn mit Speichel muß Phiale nun die Schminke erſt anreiben und ſo auftragen, wenn ſie die gehörige Glätte und Dauer auf den Wangen der Domina erhalten ſoll [25]).

Die Schächtelchen und Muſchelchen und der ganze Apparat, womit ſchon damals die Frauen Gottes Schöpfung verpfuſchten, um mit Hamlet zu reden, ruhen in zwei Käſtchen aus Elfenbein und Bergkryſtall, die damals unter dem Griechiſchen Namen Narthekia ein koſtbares Stück der weiblichen Toilette ausmachten [26]). Gewiß werden meine Leſerinnen mir nicht die Unbedachtſamkeit zutrauen, daß ich hier öffentlich alles verrathen würde, was das Genie erfinderiſcher Damen in dieſen Büchſen und Käſtchen ſo ſorgfältig verborgen hielt. Man kennt ja das engliſche Volksmährchen, welches erzählt, daß einem Handwerksburſchen, der die ſchöne Lady Godiva, als ſie nackend durch Coventry ritt, durch einen Fenſterladen beguckte, die Augen, wie die alte Ueberlieferung ſagt, den Augenblick ausfielen [27]). Der zuckende Thomas von Coventry (the peeping Tom of Coventry) ſey jeder ſträflichen Neugier ein warnendes und ſchreckendes Beiſpiel. Nur ſo viel ſey mir im Allgemeinen anzudeuten erlaubt, daß außer dem ſaturniniſchen, ätzenden Bleiweiß, welches auch ſchon damals ein ſehr beliebtes Schminkmittel war, faſt alle übrige Schminken aus dem unſchuldigeren Pflanzen- und Thierreiche genommen [28]), und alſo weit weniger zerſtörend und anfreſſend waren, als die berüchtigten Schönheitsmittel unſerer Tage [29]); und ſo konnte nach der bekannten Fabel Pſyche auch damals ſchon die Schönheit für ihre ſtrenge Frau Schwiegermutter in einem Büchschen aus der Hölle holen, wo ſolche Mixturen doch eigentlich nur gekocht werden ſollten.

Während die geſchäftige Phiale mit dieſer Malerei alle Hände voll zu thun hat, wartet auch ſchon die dritte Sclavin, Stimmi iſt ihr Toilettenname, mit einer Muſchel in der linken Hand, worin eine feine Schwärze von gepulvertem Bleiglanz (galene de plomb), die wie Ruß ausſieht und auch wohl ſchlechtweg Ruß (fuligo) genannt wurde, eingerieben und mit Waſſer angemacht iſt, und in der Rechten eine Art von Nadel oder Pinſel haltend. Was nämlich jetzt noch im Orient einen Hauptgegenſtand der weiblichen Verſchönerungskunſt ausmacht, ſchwarze Augenwimpern und Augenbrauen, die in zwei ſchön gewölbten Halbkreiſen an der Naſenwurzel eng an einander laufen und ſich gleichſam begegnen [30]), war auch ſchon bei den alten Griechinnen und Römerinnen ein unerläßliches Erforderniß einer ſchönen Frau; und ſo wie in den Harems der Türken die Frauen oft Stunden lang damit zubringen, mit einem ſchwarzen Staub, den ſie Surmé nennen, ſich Wimpern und Augenbrauen anzumalen [31]): ſo war dies auch ein vorzügliches Toilettenge-

---

wenn man ſie aufhübe, in wenig Tagen ſelbſt verzehre. Nullum celerius evanescit ſagt ſchon Plinius XXVIII, 10. S. 65. Wider die Auszehrung verſchrieben ſie ſchon die alten Aerzte. S. die Epitome des Theophanes Nonnus c. 133. p. 419. ed Bernardi, und aus des Vigneuil Marville Melanges T. II. p. 129 iſt bekannt, daß der berühmte Arzt Guy Patin in Paris ſchon zu ſeiner Zeit die Bemerkung machte, daß in Paris viele Perſonen durch eine jährliche Eſelsmilchkur das achtzigſte Jahr erreichten. Die Hauptſtelle über die Eſelsmilch, als kosmetiſches Mittel, iſt beim Plinius XXVIII, 12. S. 12: Cutem in facie erugari et teneriorem et candorem cotidie lacte asinino putant. Dabei führt er den lächerlichen Aberglauben an, daß einige Weiber ſich gerade ſiebzigmal des Tages mit der Eſelsmilch bäheten und wuſchen, weil man dieſe Zahl auch im Alterthume für eine ſehr vollkommene Stufenzahl hielt. Die Geſchichte mit der Poppäa, die ſich große Heerden von Eſelinnen auf ihren Reiſen nachkommen ließ, um ſich in Badewannen voll Eſelsmilch zu baden, iſt aus dem Plinius XI, 41, und andern Schriftſtellern bekannt. S. Reimarus zum Dio. T. II. p. 1024. 146. Wir werden auch unſere Sabina davon Gebrauch machen ſehen, wenn wir in der Fortſetzung dieſer Scenen auf die Badebeſuche kommen. Natürlich hat man auch dies, wie billig, den Eſeln zum Verdienſte anzurechnen gewußt. So hat der gelehrte Pariſer Profeſſor Jean Passerat in ſeiner mit eben ſo viel Laune als Beleſenheit geſchriebenen Lobrede auf den Eſel (Encomium asini) auch die Wundereigenſchaften ſeiner Milch in Anſchlag zu bringen nicht vergeſſen, und der in der Künſtlerwelt berühmte Director der königlichen Akademie zu Neapel, W. Tiſchbein, hat in ſeiner komiſchen Thier-Epopöe: Geburt, Schickſal und Tod eines Eſels (eine Gallerie allegoriſcher Zeichnungen, worin das Leben eines Eſels in allerlei Situationen dargeſtellt wird), auch eine Eſelsmutter vorgeſtellt, die vor dem Hauſe eines reichen Kanonikus gemolken wird, um ihm zu den Liebkoſungen der niedlichen Mädchen, die an ſeiner Hausthüre die gemolkene Milch in Empfang nehmen, noch länger Kräfte zu verleihen. Schade, daß dieſe Zeichnungen ſich bis jetzt blos noch in den Portefeuilles des Künſtlers befinden.

22) Saumaise zu den scriptt. hist. Aug. T. I. p. 42.

23) Festus v. tentipellium.

24) Der Name Phiale, als einer ſchmückenden Zofe gehörig, kommt beim Ovid vor in den Metamorphoſen III, 172.

25) Schminke mit Speichel. Die Alten hatten ein ganzes Receptbuch, wobei immer der Speichel des Menſchen das Hauptingredienz war, beſonders der Speichel einer nüchternen Frau. S. Plinius XXVIII, 7. S. 22. mit Harduins Anmerkung. Es iſt merkwürdig, daß das altfranzöſiſche sard, welches Menage im Dictionn're Etymologique p. 305 fälſchlich von fucus ableitet, vom Italiäniſchen sarda, ſchleimichten Speichel, abgeleitet werden muß, weil, wie Grandi in ſeinem Briefe an Ludolf ſehr gut bemerkt, die Weiber den Mercuriusſublimat, woraus die Schminke beſteht, mit Speichel miſchten. Daher ſagt Arioſt in ſeiner erſten Satyre:

> Voglio che si contenti della faccia
> Non sa ch' il liscio e fatto colsalive
> Delle Giudee ch' il venden, ne con tempre
> Di muschio ancor perde l'odor cattivo.

26) So nannte man nicht blos die Salben-, ſondern auch die Schminkkäſtchen. S. zu Martial. XIV, 75. Daß in dem Muſeum zu Portici noch jetzt ein ſolches kryſtallenes Käſtchen, durch welches die Schminke vollkommen wie Rouge de Paris ausſieht, von den Fremden bewundert wird, iſt bekannt.

27) Sie Küttners Beiträge zur Kenntniß Englands St. VIII. S. 45.

28) Die Grundlage bei aller rothen Schminke machte ein Moos, woraus noch heut zu Tage am mittelländiſchen Meere das Lackmus zubereitet wird, die Orſeille, Lichen roccella Linn., wovon Beckmann Geſchichte der Erfindungen I. S. 338 ff. ſehr gelehrt gehandelt hat. Dies Moos hieß bei den Griechen und Römern fucus, und dies wurde die allgemeine Benennung aller Schminke. Außerdem bediente man ſich auch noch anderer Farbepflanzen, beſonders der Anchusa tinctoria Linn. Aus dem Thierreiche war beſonders ein aus dem Schmutze der Attiſchen Schafe, ſo wie er ſich an einige ſchweißige Theile der Wolle anklebte, abgekochter Extract, Oesypum genannt (S. die Citate zum Hesychius T. II. p. 734), und der pulveriſirte Crocodilenmiſt aus Aegypten, der gegen die Hautausſchläge und Sommerflecken gebraucht wurde (S. die Erklärer zu Ovid. art. amand. III., 270), ein ſehr beliebter Beſtandtheil der Toilette.

29) Siehe den launigen Aufſatz im European Magazine 1797: The adventures of Mercury p. 307 sqq. Selbſt die ſo gerühmten und als unſchuldig empfohlenen Waſchwaſſer haben mineraliſche und alſo corroſive Theile. „So viel ich derſelben kennen gelernt habe, ſo enthalten ſie alle Queckſilber oder Blei in feinerer oder gröberer Geſtalt, genug, die zwei ſchrecklichſten Gifte.“ Worte des menſchenfreundlichen Huſeland in dem leſenswürdigen Aufſatz: Einige Schönheitsmittel, nicht aus Paris, in ſeinen gemeinnützigen Aufſätzen zur Beförderung der Geſundheit (Leipzig bei Göſchen 1794) S. 85.

30) Die hierher gehörigen Stellen hat Fischer zum Anacreon XXVIII, 16 mit dem gründlichſten Fleiße geſammelt. Vor ihm hatte es ſchon Junius de pictura III, 9 gethan. Auch die Neugriechinnen haben dieſe Vorliebe für die ſchwarzen Augenbrauen und Wimpern beibehalten. S. Guys Voyage litéraire en Grèce T. I. p. 106 ed pr.

31) Daher ſagt ein Liebhaber in einem Türkiſchen Liebesliede: er fürchte ſich, ſeine Geliebte zu küſſen, wegen der Scorpionsſcheeren, die ſie über ihren Augen habe. Niemand hat uns neuerlich

Ethics Committee of the Medical Faculty of the University of Ibadan, Nigeria. Informed consent was obtained from the parents of the children before the study.

Results

Of the 1,000 children studied, 500 were males and 500 were females. The mean age was 8.5 years (SD 3.2). The prevalence of malaria parasitaemia was 42.3% (423/1,000). The prevalence was higher in males (45.2%) than in females (39.4%), but the difference was not statistically significant ($\chi^2 = 2.41$, $p = 0.12$). The prevalence increased with age, from 28.1% in children aged 1–3 years to 51.6% in children aged 10–12 years.

Discussion

Our findings are consistent with previous reports from the region. The higher prevalence in older children may reflect cumulative exposure. The lack of a significant sex difference suggests that behavioural factors do not play a major role in this population.

Conclusion

Malaria remains highly prevalent among children in this community. Interventions should target all age groups.

Karl Wilhelm Böttiger,

ein Sohn des berühmten Archäologen, ward am 15. August 1790 in Bauzen geboren, erhielt seine Erziehung im väterlichen Hause zu Weimar und besuchte darauf das Gymnasium zu Gotha, welches er 1808 verließ, um in Leipzig Philosophie, Philologie und Geschichte zu studiren. Nach vollendeter akademischer Laufbahn promovirte er als Doctor der Philosophie und ging dann, nachdem er ebenfalls ein Examen in Dresden rühmlich bestanden, als Erzieher bei dem Grafen von Schönfeld im Jahre 1812 nach Wien. — Hier verweilte er bis 1815, worauf er in Göttingen privatisirte. Im Jahre 1817 habilitirte er sich als Privatdocent in Leipzig, ward 1819 außerordentlicher Professor daselbst, so wie 1821 ordentlicher Professor der Geschichte und zweiter Universitätsbibliothekar zu Erlangen.

Seine Schriften sind:

Die deutsche Geschichte für Gymnasien und Schulen. Erlangen, 1823. 3. Aug. 1831.

Die allgemeine Geschichte für Schule und Haus. Erlangen, 1824. 5. Aug. 1832.

Geschichte Baierns nach seinen alten und neuen Bestandtheilen. Erlangen, 1832.

Geschichte des Kurstaates und Königreiches Sachsen. Hamb. 1830. 2 Bde.

Heinrich der Löwe, Herzog der Sachsen und Baiern. Hannov. 1819.

Geschichte des deutschen Landes und des deutschen Volkes. Stuttgart, 1835.

Außerdem mehrere Abhandlungen, Aufsätze in Zeitschriften, Artikel in der Encyclopädie von Ersch und Gruber u. s. w.

Gründlichkeit, echtes Wissen, kritischer Scharfblick, Wahrheitsliebe und eine einfache und anspruchslose Darstellung, welche sich jedoch der Anmuth und Würde in hohem Grade erfreut, zeichnen B's historische Leistungen höchst vortheilhaft aus, um so mehr, als er, wie sein berühmter Vater, nicht darauf ausgeht nur den Gelehrten zu gefallen, sondern auf eine gemeinnützige und edle Weise für alle Stände zu wirken und, wie er ausdrücklich in der Vorrede zu seiner Biographie Heinrich's des Löwen sagt, für den gelehrten wie für den gebildeten Leser zu arbeiten. Der entschiedene Beifall, den seine sämmtlichen Schriften fortwährend finden, beurkundet, wie ehr es ihm gelang, das vorgesetzte Ziel zu erreichen. — Wir theilen hier einige Kapitel aus seinem neuesten Werke mit (Geschichte des deutschen Landes und des deutschen Volkes. Stuttgart und Leipzig bei F. Scheible), auf das wir, da die vortreffliche äußere Ausstattung wie der höchst billige Preis in vollem Einklange stehen mit dem gediegenen Inhalte, die Aufmerksamkeit besonders hinzulenken wünschen, zumal da die hier gegebene Probe das Lob, das wir aus inniger Ueberzeugung dem würdigen Verfasser spendeten, nach unserer Ansicht vollkommen bestätigen wird.

Innerer Zustand Deutschlands und der Deutschen seit der Gründung neuer Staaten, nach Verfassung, Ständen, Religion, Lebensart und Sitten.

Gewiß, ein entwicklungsfähiges, an Körper und Seele gesundes Volk wie das deutsche, mußte in fünf bis sechs Jahrhunderten sich sehr verändert haben, und eine Schilderung des neuen Zustandes gleich der des alten am Eingange des Werkes, kann wie ein Rechnungsabschluß über das Gewonnene und wie eine Vorbereitung zum neu zu Gewinnenden betrachtet werden. Aber eine solche Schilderung hat bei dem eingemischten Fremdartigen (Römischen), bei dem Dunkel und Widerspruche der Quellen, bei der Kürze, die hier keine Erörterung des Für und Wider zuläßt, ihr Schwieriges und bei dem Gange, welchen das Juwel des Volkes, seine Freiheit, nimmt, ihr Widriges. Dennoch muß die Geschichte nicht blos erzählen, das ist ihre Wahrheit; sondern auch richten, das ist ihr Recht.

Wir haben es gesehen, wie der starke Deutsche sich zum Strafgericht gesetzt hat über den Römer und seine Schwäche, aber wir werden uns wundern, daß er den Schatten eines Reiches ehrt, dessen Körper er mit Füßen getreten hat. Wir folgen zuerst unserm Landsmann in seine neue Staaten, weil von ihnen die Rückwirkung auf die alte, angeerbte Heimath ausgegangen ist.

Wie setzten die verhältnißmäßig nicht zahlreichen Stämme der Deutschen sich in den Besitz der neuen großen und stark bevölkerten Länder? Ohne die Erschlaffung und Sklaverei des Römers wäre dieser Proceß kaum denkbar gewesen. Man hat auch in neuern Zeiten einen oder wenige Bewaffnete 100 entmuthigte Gefangene geleiten sehen. Der gepreßte Römer fragte endlich wenig mehr, wer ihn presse, und der Unglückliche setzt seine Hoffnung auf das Neue, wenn's nicht schlimmer werden kann.

Als die Burgunder sich im südöstlichen Gallien festsetzten, erhielt jeder Freie dieses Volkes von jedem einzelnen römischen Hofe nur die Hälfte zu seiner Wohnung, vom angebauten Lande zwei Drittel, und ein Drittheil der vorgefundenen Sklaven, wobei er wohl die Sklaven deutschen Volkes los und ledig gab. Ein solcher Antheil, wahrscheinlich ausgelooset, hieß ein Loos (sors), das so bekommene war erbeigenthümlich Alod (vielleicht von od das Gut oder von a lod ein Loos?). Spätere nachkommende Burgunder erhielten, da lange nicht Alles zur Theilung gekommen, zwar auch noch Gut, doch nur die Hälfte der Aecker und ohne Sklaven. Freigelassene ein Drittheil. Wälder blieben ungetheilt. Die neuen Herren, die mit dem Römer theilten, hießen seine Gäste, hospes, und das ganze Verhältniß Gastfreundschaft, Kameradschaft (hospitalitas) *). Es mag freilich mit solchen Einquatierungsgästen in dieser bleibenden Form noch viel weniger, als in neuerer Zeit gedient gewesen seyn! Daß der deutsche König sich dabei nicht vergessen haben wird, daß er vor allem in den Besitz alles dessen trat, was früher Staatseigenthum und Domaine der römischen Kaiser war, sieht man aus den vielen Vergabungen, die er später davon zu sehr eigennützigen Zwecken machte. Aehnlich war es bei den Westgothen. Die Ostgothen nahmen nur ⅓ des eroberten Landes, oder traten vielmehr nur in das Drittheil ihrer deutschen Vorgänger in Italien ein. Von dem Lande, was gar nicht in Vertheilung kam, erhob der König den dritten Theil der Früchte, so wie die römische Grund- und Kopf-Steuer (indictio und census). Auch die römische Verfassung dauerte meistens fort, Senat, Hofämter, Statthalter der Provinzen, besonders die städtische des Ordo, der Curia, der Decurionen. Nur das Heer bildeten ausschließend die Gothen.

Nicht so bestimmt tritt das Verhältniß bei den Franken heraus, weil diese entschieden mehr als bloßes Geleite über die römischen Länder herfielen, und wahrscheinlich Alles in Anspruch nahmen, und theils an die Einzelnen verlooften, theils für den allgemeinen Fiscus des Geleites bestimmten. Dennoch blieben auch hier viele römische Grundbesitzer, doch unter der Hoheit der Franken, die sich gleichsam als den herrschenden Adel, den Römer und Gallier mit wenigen Ausnahmen als den Pöbel (die misera contribuens plebs der Ungarn) betrachteten. Als der Geleitsführer der Franken durch seine römischen Dominien und Unterthanen, durch sein Waffenglück und seine Kühnheit sich mehr zum Könige umstempelte, als er unabhängiger von dem guten Willen und der Freigebigkeit seiner Franken wurde, gedachte er noch weniger, als früher von der Spitze seines Geleites in den Privatstand zurückzutreten; er mußte also beim Schwerte bleiben, um fortwährend Anführer zu seyn, aber er mußte sich auch sein Geleite zu vergrößern und dauernder zu verpflichten trachten, er mußte besonders die Angesehenen des Volkes (auch wohl der vorgefundenen reichen Römer) in sein besonderes Interesse zu ziehen suchen, und so verlieh er solchen aus seinem besondern Antheil an der Eroberung, oder aus dem gemeinschaftlich Gebliebenen einzelne Güter und Nutzungen, gegen den Eid besonderer Treue und Dienstleistung. Solches, freilich nur bedingt auf die Dauer der besondern Dienste und Treue, Gelichene hieß Lehn (beneficium), und Aehnliches trat

*) v. Savigny, Gesch. des römischen Rechts im Mittelalter. I. (Heidelb. 1815.) 255 u. ff.

auch bei den andern germanischen Staaten außer Deutschland ein.

So stellt sich jetzt sehr bedenklich neben die alte angestammte Freiheit und Gleichheit ein Verhältniß hin, von dem wohl Niemand voraussah, wohin es führen dürfte. Der Freie meinte seine Freiheit nur zu mehren, und opferte sie aus Habsucht oder Ehrgeiz auf. Es täuschte ihn, daß er in der freien Volksgemeinde bleibe und dort, frei, wie sonst, sein Wort erheben durfte, aber die freie Volksgemeinde schwand selbst zusammen, wie die Freiheit schwand. Der Belehnte ist jetzt Mann des Königs, während er früher Mann der Freiheit war. Es schien unverfänglich, in der Treue gegen den König sich besonders befestigen zu lassen, aber er ahnete nicht, daß er damit den König auf seinen Schultern über die allgemeine Freiheit hob, daß er fortan nur *mit* dem König, nicht *gegen* ihn stimmen durfte, und daß er sich wohl auch gegen die allgemeine Freiheit würde brauchen lassen müssen. Freilich klang die Lockpfeife des Vogelfängers lieblich. Er wurde jetzt des Königs Hochbetrauter (Antrustio), und als solcher zu den Herzogs- und Grafen-Stellen in den Provinzen vorzugsweise auserkoren, oder er trat in die Hofstellen ein, mit welchen sich allmälig nach alt-römischem Beispiel, der römischen Unterthanen wegen, der König umgab; oder er wurde wenigstens des Königs Getreuer und Vester (vassus), oder sein Vasall (vielleicht daraus das Wort Gesell), oder sein Ministerial (für unkriegerischen Dienst, Hof, Jagd, Zoll u. s. w.). So entstand ein Staat im Staat, der Staat der *Leute* (Leudes), die bald mit Stolz (vielleicht auch mit Neid) auf die herabblickten, welche solchen Dienst — denn immer war es Dienst und Dienstbarkeit — verschmähten, und auf ihrem erlosten und ererbten Gute (Alod) als freie deutsche Wehren, Baren, Barone saßen, und nur durch das allgemeine Aufgebot, Heerbann, bald Königsbann, mit dem Könige zusammen hingen. Ihnen war der König nur das Volks-, nicht das persönliche Oberhaupt, nicht Herr, dominus, und senior (woraus seigneur, Sire geworden), wie dem Vasallen. Aber auch die großen Vassen (Vassi fortiores, majores, optimates) konnten wieder Untervassen oder Vasallen haben, die dann ihrem Lehnsherrn dieselbe Treue schuldeten, als dieser dem Könige als Senior; so verknüpfte sich die Sache immer mehr. Was sonst Verbrechen an der Nation, Uebergang zum Feind, Hochverrath u. s. w., wurde bald Majestätsverbrechen. Wer hätte bei den alten Geleiten in den deutschen Wäldern gedacht, daß sie solche Früchte tragen würden! Und das war das Ende höchstens nur vom *Anfang* und ersten Grade der Lehnstrauuel.

An der Spitze eines ehemaligen Geleites, nun eines Volkes, stand bei allen selbstständigen germanischen Stämmen der *König*. Die ursprüngliche Wahl war fast eine Form geworden, ein Nachklang früherer Volksfreiheit; man hat angefangen, bei einem Geschlecht zu bleiben, und seit der Bildung der neuen Vassen und der Verstärkung des königlichen Besitzes durch früher römisches Staatseigenthum war es schwer, den Sohn des Königs oder Bruder bei der Wahl zu übergehen. Nur Weiber ließen die Franken nicht regieren, die Kunkel nicht zum Scepter werden. Der König stand in dem dreifachen Verhältniß, des freigewählten, aber bald nicht mehr zu entfernenden Führers freier Germanen, des Seniors eines gewaltigen ihm anhangenden Geleites und des Herrn der unterworfenen Römer. Wie verführerisch, die eine Rolle nicht mit der andern zu verwechseln! Bald als erster Beamter in den meisten germanischen Königreichen stand ihm zunächst der Aelteste des königlichen Hauses, der major domus, den Einige auch Hausmeier nennen. Wie über den Hof des freien Franken, über die Knechte und Mägde ein Meier oder Aufseher gesetzt war, so mögen ursprünglich auch dem königlichen Hofe solche Beamte vorgestanden haben, die durch ihre Nähe um den König mit einigem Talente sich bald sehr wichtig machen konnten. Nach einer andern neuern Ansicht *) war dieser Majordom ein von dem Geleite gewählter Aufseher über die Leute (Leudes) und über den Fiscus, aus welchem sie besoldet wurden, und gewiß nicht bloß um des Königs Pfalz, sondern im ganzen Lande herum lebten; darum hieß er auch der Meister oder Comes des königlichen Hauses, der Unterkönig. Wie man auch dieses Amt erkläre, es wurde endlich den Königen selbst gefährlicher, als der Nation. Sonst umgaben noch den König: der Kanzler oder Referendarius, eine Art Staatskanzler, der comes palatii, der Hofrichter in des Königs Pfalz, der cubicularius oder camerarius der Einnahmen der königlichen Privateinkünfte, der comes stabuli (daraus connetable), später marescalius, ursprünglich mit der Aufsicht über die Pferde (Mähre), später auch Anführer der Reiterei und Hof-Feldherr, der Seneschal, Haupt des Hofgesindes, später als dapifer, Truchseß, erscheinend, der buticularius (buticula, Bouteille), Schenke, Kellermeister u. s. w. Der König lebte von seinen Domainen, den Steuern, die der Römer zahlte, von den Geschenken, Strafgeldern. Der freie Deutsche kannte keine Steuern, so wie das Alode noch keine Abgabe, keine Servituten kannte, da Wald und Wasser, Erde und Haus für den Freien noch unbesteuert waren. Sein einziger Dienst war der des Krieges, und auch dessen anfangs nur, wenn die Volksversammlung ihn beschlossen, oder wenigstens genehmigt hatte. Die Verwaltung der Provinz stand unter einem dux nach Römerweise oder comes, welches, wo nicht mehr, doch gleichbedeutend war. Da diese römische Würde mit dem deutschen Amt der Grafen in mancher Hinsicht übereinstimmte, noch dazu die Grafen (Gratio), welche früher das Volk gewählt, später vom Könige und wahrscheinlich aus seinem Gefolge (e comitatu, e comitibus) angesetzt wurden, so wurde der römische comes und der deutsche Grafentitel vermischt gebraucht und endlich für ganz gleich geachtet und verwechselt, wenn anfangs auch comites in den mehr römischen, Grafionen mehr in den rein deutschen Provinzen vorkamen. Das Amt des Grafio im Gau, der theils aus Privat-, theils auch Kirchen- und königlichem oder Fiscus-Eigenthum bestand (Grebe im angelsächsischen und noch im nördlichen Deutschland in Dorf-, Deich-Grebe u. s. w. übrig), war noch das doppelte zu Gericht und Krieg. In letzterer Beziehung waren sie gleichsam die Obersten ihrer Regimenter unter dem Militairherzog der Provinz. In ersterer Beziehung gab es auch wohl Vicecomites und Advocatos als ihre Stellvertreter.

Dem *Adel* des Geschlechts gesellt sich jetzt eine Art von Dienstadel bei, indem die königlichen Antrustionen und höheren Leudes, statt unter den Stand der Freien durch ihre Dienstbarkeit herabzusinken, sich dem Adel gleichzusetzen anfingen. Ja bei den Franken war das Wehrgeld (s. unten) eines Edeln 300, und eines königlichen Dienstmanns 500, und des Grafen 600 Schillinge, während das des gemeinen Freien 200 war. So entstand ein neuer Adel aus dem Geleite, der allmälig mit dem alten Nationaladel verschmolz.

Der Stand der *freien Wehren* (ingenui), ehemals der eigentliche Kern des Volkes, trat über dem Geleit und den Leudes schon in den Hindergrund. Doch hatte er, wie jene, das Waffenrecht, dabei die Verpflichtung nur zum Heerbann und zur Volksversammlung, Abgabenfreiheit, das Recht des Zeugnisses und Eides, und in der Regel die Befreiung von der Todesstrafe und körperlicher Züchtigung vor allen Unfreien voraus.

Sehr verschieden waren die Abstufungen der *Unfreien*. Man könnte sie von unten auf nach ihrer Währung also ordnen: Sklaven, römische, vorgefunden bei den Römern; deutsche, Leibeigene, deren Lage nach den Völkern und nach ihrer Verwendung sehr verschieden war. Diesem Stande gehörten damals fast ohne Ausnahme die Handwerker an, aber die Geschicklichkeit des Einzelnen erhöhte seine Währung von 35 auf 70 Schillinge und darüber. Ein Theil der Leibeigenen diente in dem Herrenhaus (lassi, gasindi, Gesinde); ein anderer bekam eine Hütte und etwas Feld, casa servi casati (Roßäten), und bebauete dieß für seinen Herrn, und konnte sich seine Freiheit verdienen. Die Freilassung war feierlich und öffentlich. Der Leibeigene bot seinem Herrn einen Denar (Pfennig), und dieser schlug ihm denselben aus der Hand. Auch geschah es durch schriftliche Urkunde (denariaces, tabularii). Der Sklave hatte kein Wehrgeld und kein Eigenthum, und war bloße Sache, konnte als solche verkauft werden; der Leibeigene konnte Eigenthum und Freiheit erwerben. Dagegen konnte der Leibeigene kein Zeugniß, keinen Eid ablegen, keine Waffen tragen; gefoltert, mit Peitschenhieben, Entmannung und Hinrichtung bestraft werden. Der Freigelassene, frilassi, häufig auch litus genannt, stand immer noch unterm Schutze oder Munde (mundium, mundeburdium) seines ehemaligen Leibherrn, der auch den größten Theil des Wehrgeldes zog.

Eben so war die Stellung der Hörigen oder liten, Unter- oder Hintersassen eines Grundbesitzers, in deren Reihe auch die Colonen, die Barschalken, welche die Güter der Kirchen in Erbzins nahmen, sich anschließen dürfen. Es waren eine Art Mittelfreie, zu denen auch die ehemaligen römischen Grundbesitzer mit gehören mochten, die durch die Eroberung um ihren freien Grundbesitz gekommen waren.

---

*) H. Luden, Gesch. d. deutschen Volks. III. (Gotha, 1827.) S. 260 u. ff. Ganz zweifelsfrei ist jedoch auch diese Ansicht nicht.

Recht und *Gerichtswesen* hatten vielfache Ausbildung erfahren. In den eroberten Ländern fand man ein vollkommen durchgebildetes Recht, das römische, vor. Es ehrt den Deutschen, daß er den Römer und überhaupt Jeden bei seinen angestammten Gesetzen ließ; der Römer und die Geistlichkeit wurden nach römischen, der Germane nach seines Volkes Satzungen gerichtet. Es konnten ihrer fünf neben einander, jeder unter

verschiedenem Rechte stehen; die Geburt entschied. Nur die Ehefrau lebte nach dem Rechte des Mannes, bis sie als Wittwe zum angebornen zurücktrat. Aber auf dem Römer stand in der Regel nur das halbe, auf der deutschen Frau und Jungfrau das doppelte Wehrgeld des freien Mannes. Diese Achtung vor dem schwächeren, wehrlosen Geschlecht hat den Deutschen nicht verlassen.

Der Graf oder sein Stellvertreter saß dem Gaugerichte (Gau-Ding) vor, welches zu regelmäßigen Fristen unter freiem Himmel, auf Hügeln unter Bäumen, auf dem Mal, dem Malberg beim aufgerichteten Schilde (mallus), oder außerordentlich (gebotenes Ding, Botding) gehalten wurde. Aber er vollzog nur das Urtheil; ihm zur Seite stehen die freien Schöffen (später scabinen genannt), welche das Urtheil fanden und sprachen, worauf bei den Franken die Rathinburgen oder Rachinburgen [Rechtsbürgen, nach Andern *) — von Reckgroß, fürtrefflich — Männer von vollkommener Rechtsfähigkeit und Ehre, wie die Arimannen der Lombarden, die cives optimo jure, boni homines, die ricos hombres, prud'hommes, und gleichbedeutend mit Schöffen] sich verbürgen, daß das Urtheil dem salischen Recht gemäß gesprochen sey. — Die Sachibaronen der Franken waren entweder so viel wie Schöffen selbst (aber dann wegen des höheren Wehrgeldes wohl von Adel?) oder des Grafen Stellvertreter. Vielleicht waren sie auch nur zu Rechtsbelehrung der Schöffen selbst da. In kleineren Bezirken (doch nicht in Sachen über Leben und Freiheit) stand der Centenar (bei den Longobarden in Italien der Sculdais, Schultheiß, Schulz), und in der bloßen Mark der Decan oder Thunginus (Dorfgrebe). Der König konnte in der Volksversammlung Bann und Acht aussprechen, besonders gegen die, die sich dem Recht entzogen. Es galt nur der Anklageproceß, und der Beklagte hatte den Beweis der Unschuld zu führen. Entschied sich die Sache vor Gericht nicht durch Zeugen, Urkunden, Eid und Eideshelfer (Mitschwörer): so griff man endlich zum Gottesurtheil, zum Ordal, dessen älteste Form der Zweikampf (Wehading) war (doch konnte man auch in einigen Fällen Campionen, Kämpfer, für sich stellen), oder zum Kesselfang (aeneus), wo man einen Ring oder Aehnliches aus einem Kessel siedenden Wassers herausholen, oder die Feuerprobe, wo man glühend Eisen in die Hand nehmen oder über eine Anzahl glühender Pflugschaaren gehen mußte. Wer im Zweikampf unterlag, wer Arm oder Fuß bei den andern Proben beschädigte, war rechtsfällig. Aber wahrscheinlich gab es Mittel, die Wirkung des Feuers abzuwenden, oder man betrachtete die ganze Probe mehr als ein Abschreckungsmittel und als eine Nöthigung zu vorherigem freiwilligem Geständnisse, oder Uebereinkommen. Auch konnte man sich in einigen Fällen von den Proben loskaufen. — Der Eid wurde anfangs auf die Waffen, später auf's Kreuz oder Reliquien geleistet. Die Zahl der Mitschwörenden (consacramentalen) konnte bis auf 72 steigen. Wie mußte da die Heiligkeit des Eides schon geschwunden seyn! Bei einem Kaufe eines Hofes, Weinberges u. s. w. mußten nach ripuarischen Gesetzen 6 oder 12 Zeugen und eben so viele Knaben gegenwärtig seyn, deren jeder eine Maulschelle bekam und am Ohre gezupft wurde, damit sie der Sache noch in später Zeit sich erinnern möchten. Bei Raub und Mord konnten der Verletzte oder dessen Erben statt der Klage auch zur Privathülfe, Fehde (faida, greifen, der Selbstrache, der aber späterhin das Christenthum entgegenarbeitete.

Das Wiedervergeltungsrecht ist die unterste Stufe der Rechtsverfassung, und mit Staat und Sittlichkeit gleich unverträglich; darum dachte man frühzeitig an die Beilegung (compositio), das Wehrgeld, als bedingte Aufhebung der Blutrache. Man muß sich das ganze Verhältniß des Einzelnen gleichsam unter dem Schutze einer Gesammtbürgschaft des Volkes denken. Es war eine wechselseitige Vertheidigung des Lebens und Besitzes, eine Gewährleistung, Gewähr, Gewere, wodurch es dann theils für den Besitz selbst, theils für die Fähigkeit und Recht, ihn zu vertheidigen, genommen wurde. Daher der Ausdruck, man solle einander bei friedlicher Gewähre lassen. Und dieses Wehrgeld, zugleich Währungstarif der verschiedenen Menschenklassen eines Volkes, ist ein Hauptgegenstand der germanischen Gesetze, die, wenn auch in etwas spätern Ueberarbeitungen, noch vorhanden und für den damaligen Rechts- und Cultur-Zustand von hoher Wichtigkeit sind. Sie sind leider in lateinischer Sprache, weil man es auch mit Römern zu thun hatte. Aber dieß hat der Entwickelung der deutschen Sprache und Nationalität nicht allein Schaden gethan, wie der lateinische Gottesdienst der deutschen Kirche, sondern auch dem römischen Rechte den Eingang in die meisten germanischen Staaten erleichtert. Einige dieser Gesetze, wie das der Ostgothen, ein burgundisches und ein westgothisches, waren ganz für Römer, andere mit römischen Rechtsbegriffen stark versetzt. Selbst die Zeit ihrer Sammlung ist nicht genau bekannt. Zu den deutschen Rechtssammlungen gehören das salische Gesetz, wahrscheinlich das früheste, das ripuarische, das westgothische von Eurich († 482), das deutsch-burgundische von Gundobald († 516) und Sigmund († 523); dann die Gesetze der Alemannen, Bojoarier, der Angeln und Weriner (Thüringer?), und aus späterer Zeit die der Longobarden, die sich seit 568 Italiens bemächtigt hatten, gesammelt durch den König Rotharis (643); das der Friesen und der Sachsen. Keines dieser Gesetze ist in seiner ältesten Form und ohne spätere Einschiebsel auf uns gekommen. Aber der Geist in ihnen war uralt, und sie selbst als Rechtsbrauch wohl lange schon vor ihrer Aufzeichnung im Gange gewesen.

Aber durch die Bekanntschaft mit dem römischen Gesetze, durch das Verhältniß zu diesem, durch die veränderte Stellung des Volkes in seinen Ständen, durch den verzeihlichen Argwohn wegen richterlicher Willkür, wurde schriftliche Verzeichnung räthlich, und sie geschah nach Rath des Adels und der Grafen durch rechtsvertraute Männer. Aber bei Völkern, welche erst im Uebergange zu einem Staate, der Vernunftform der menschlichen Gesellschaft, begriffen sind, müssen sich die Gesetze nur um das nächste Bedürfniß, besonders um das Mein und Dein und um Fragen drehen, welche wie Freiheit, Gemeinde und Hausfrieden, Besitz, Erbe, damit zusammen hängen.

Ein Hauptgegenstand ist das schon genannte Wehrgeld (Leutgeld), Beilegung (compositio). Außer dieser Buße, welche den Verletzten oder seinen Verwandten gezahlt wurde, wurde auch noch ein fredum, Friedgeld, erlegt, gleichsam für den gebrochenen, oder für den wieder hergestellten Frieden (meist ⅓ der Buße). Alle Strafen sind nach Schillingen und Denaren bestimmt, von denen bei den Saliern 40, bei den Uferfranken 12 auf den Schilling (von Shillen, theilen, oder Uebersetzung von Solidus?) gingen. Bei den Friesen kamen 20 Schilling auf 12 Unzen oder auf das (leichte) Pfund Silber. Auf einer spätern Synode zu Metz wurde das Pfd. Silber zu 22 Schilling gesetzt. Der Werth des Silbers zum Gold stand etwa wie 1 zu 12. Der Schilling möchte 2 rhein. Gulden nahe gekommen seyn. Dann wäre der salische Denar etwa 3 Kreuzern oder 3 Denare 2 sächsischen Groschen gleichgekommen. Einen andern Maaßstab gibt das ripuarische Gesetz, dem zufolge beim Wehrgeld ein gehörnter, sehender und gesunder Stier für 2, eine solche Kuh für 1, ein gutes Pferd für 6, eine Stute für 3, ein Schwert mit Gehänge für 4 und ohne dasselbe für 3, ein Panzer für 12, ein Helm mit Busch für 6 Schilling angenommen werden sollen. Wenn nun die ganze Stufenleiter aller in diesen Gesetzen vorkommenden Bußfälle von 7 Pfennigen oder Denaren bis 1800 Schilling (ohne das Friedgelt) steigt: so scheinen so ungeheure Strafen, für welche im Nichtbezahlungsfalle auch die Verwandten, oder Leben und Freiheit einstehen mußten, mehr Verhinderung des Verbrechens oder schnellere gütliche Aussöhnung der Parteien beabsichtigt zu haben. Jeder Stand, jedes Geschlecht (und bei der Frau kam es auch noch auf die Jahre der Fruchtbarkeit oder auf vorhandene Schwangerschaft an), jede Verwundung, jede Beschädigung der Ehre und des Eigenthums hatte verschiedene Straftaxen. Selbst das Blch war angeschlagen; aber fast Alles bei verschiedenen Völkern auch verschieden. — Eine schwangere freie Frau zu erschlagen, wurde mit 600 Schillingen, und war die Frucht ein Knabe, nochmals neuen 600 Sch. gebüßt. Liten und Barbaren, welche nicht nach salischem Rechte lebten, standen, wie die Bewohner der Städte, auf 100 Sch.; ein unterer Geistlicher 300, ein Presbyter 600, ein Bischof 900. Wer nach baierischem Rechte den Bischof erschlug, zahlte so viel Pfund Gold, als ein dem Erschlagenen angelegtes dieternes Wamms wog. Das fiscalische oder königliche Eigenthum stand im fünffachen Werthe. — Menschenraub (zum Behuf des Sklavenverkaufs) stand mit dem Morde gleich, gewaltsame Hinwegführung zum geistlichen Stand außer der Rückgabe kostete 62 Sch. für den Knaben, 45 für das Mädchen. Eine Hexe (Hägesse, von Hage klug, schweizerisch Hoxsche), die einen Menschen fraß und unverletzt wieder herausgab (!), zahlte für ihn doch das volle Wehrgeld. Der Daumen des freien Franken stand im Wehrgelde so hoch als ein zinsbarer Römer, und sein Zeigefinger so hoch als ein Leibeigener. Wer eine freie Frankin eine Hexe nannte, zahlte 185 Sch., wer einen Mann dieses Volkes einen Fuchs oder concacatum nannte, zahlte 3 Sch., aber wenn er ihn einen Hasen schalt, das doppelte. Wer einer freien Frau wider ihren Willen Hand oder Finger drückte, 15, den Arm 30, den Oberarm 35, die Brust 45 Sch., und eben so viel, wer eine Frau eine Hure nannte. Auf Entführung eines freien Mädchens standen 60, bei Verführung 60 mehr. Der Mord

*) v. Savigny, Gesch. d. röm. R. im Mittelalter. I. 178. Es wird aber gut seyn, damit zu vergleichen Luden, Gesch. d. t. Volks. III. 304 und 757; Karl Fr. Eichhorn, deutsche Staats- u. Rechts-Geschichte. Gött. 1808. I. §. 75 u. K. D. Hüllmann, Gesch. d. Ursprungs der Stände, Berl. 1830. S. 92.

Digitized by Google

einer schwangern Magd wurde im longobardischen Gesetze mit gleichem Wehrgeld wie einer trächtigen Stute geahndet. Ein Römer, der einen Franken beraubte, büßte mit 62, umgekehrt mit 30; viel mehr, wenn es einem Schlafenden geschah. Raub am begrabenen Todten 200 Sch. Für Brandstiftung 62, und eben so viel für Jeden, der im Hause anwesend gewesen war. Eine Kirche anzuzünden, ein heiliges Geräth aus derselben zu stehlen: 200 Sch. Im ripuarischen Gesetz stand Todesstrafe darauf, wenn der Richter Geschenk annahm. Im alemannischen Gesetz wird die Feier des Sonntags eingeschärft. Nach 3maligem Verweis verlor der Säumige ¼ seines Erbes, oder endlich die Freiheit. Aeltern- und Verwandten-Mord verwirkte dem Thäter alles Vermögen und überlieferte ihn den Büssungen der Kirche. Tödtete ein Hund einen Menschen, so mußte der Herr des Thieres das halbe Wehrgeld bezahlen, wo nicht, so wurden ihm bis auf eine Thüre alle Zugänge des Hauses verschlossen, über dem offenen aber der Hund 9 Fuß hoch so lange aufgehangen, bis er verfault herab fiel. Im baierischen Gesetz kommt zuerst Entführung der Nonnen vor, die doppelt so hoch als für eine freie Frau gebüßt wird. Dafür waren die Geistlichen in Baiern noch beweibt; nur fremde Frauen durften sie nicht im Hause haben. Auf den Mord des baierischen Herzogs (aus einheimischem, Agilolfinger Hause) standen 960 Schilling, aber der Herzog sollte des Todes sterben, wenn er den Befehl des Königs verachtet. Neben dem Herzoge kommen noch 5 hohe Erb-Geschlechter mit großem Wehrgeld vor. Bei den Angeln und Werinern standen auf dem Edeling 600 (eben so viel als auf der freien Frau), dem Friling (Freien) 200, dem Leibeigenen 30, auf der adeligen Frau 1800 Schillinge. —

Da die Germanen in den eroberten Ländern das Christenthum vorfanden, so trat auch bald die Geistlichkeit an den neuen christlichen Höfen mit Ansprüchen und Ansehen auf. Der Cappellanus (von der Kappe oder Kopfbedeckung des Bischof Martin von Tours so genannt) war gleichsam ihr Vertreter an dem Hofe, und führte, als der Wenigen einer, die lesen und schreiben konnten (daher artes clericales), die wichtigsten Geschäfte als Nachfolger des Referendarius. Die Reiche waren in Diöcesen oder Sprängel eingetheilt, welche die Germanen meistens schon vorfanden; jede Diöces in Parechieen, wo ein Presbyter (Priester) als Parochus (Pfarrer) die Seelensorge hatte. Die Kirchenbuße (eine Art innerer Jurisdiction) machte diesen Stand noch mächtiger, und der Grundsatz, daß die Kirche wohl Güter erwerben, aber nicht theilen oder verlieren dürfe, reicher. Mehrere Diöcesen standen unter dem Metropolitan, der die, anfangs von den Gemeinden oder ihren Geistlichen gewählten Bischöfe, bestätigte und weihete, die Kirchen visitirte und Provinzialsynoden berief. Eine Anzahl Parochieen bildete ein Decanat oder Ruralkapitel unter einem Archipresbyter, eine Anzahl Kapitel einen District unter einem Archidiaconus. Die Kirchenverfassung wie das Kirchenrecht war römischen Ursprungs; letzteres aus den Sammlungen der Canones, Decretalen, Concilienschlüsse, Bibel und Tradition entstanden. Die Aufnahme des Geistlichen, zu denen sich auch Akoluthen, Exorcisten, Actoren, Ostiarien, u. a. rechneten, geschah durch die Weihe (ordo), deren Zeichen die Tonsur war. Nach der Ordination sollte kein Geistlicher mehr heirathen, mit seiner Frau aber in vollkommener Enthaltsamkeit leben. Das Hauptstück des Gottesdienstes war die Messe. Die innere Jurisdiction bestand in geistlichen Büssungen bis zur Excommunication. Schon 530 kam König Theodobert der Franke durch Bischof Nicetius in den Bann. Was zum Unterhalte der Kirche bestimmt war, hieß ihre dos, ihr Witthum, Widmung. Der Stifter (Patron) hatte noch in der Regel das Recht der Besetzung. Der Geistliche war von persönlichen, doch nicht von Staatslasten frei; doch suchte und erhielt er bald die Befreiung (Immunität), so wie die Kirche das (heidnische) Asylrecht. Die Klöster hatten vor 530 noch keine bestimmte Regel, höchstens galt eheloses und strenges Leben dafür; sie standen unter dem Bischof der Diöces. Mit dem Oberbischof zu Rom, war damals noch kein Unterwürfigkeits-Zusammenhang. Im Innern des eigentlichen Deutschlands waren kaum einige Anfänger des Christenthums.

Von Bürgern gab es nur die römischen, mit ihrer alten beibehaltenen Verfassung. In die Städte legte man eine deutsche Besatzung unter ihrem Graf (später Burggraf) in die dem Fiscus vorbehaltenen Häuser. Ein römischer Städte-Bewohner stand als Wehrgeld 45 Schilling, so hoch als ein aus dem verschlossenen Stalle gestohlenes Ferkel.

Des Heeres Kraft bestand im Fußvolk. Es war entweder der Königs- oder Heer-Bann aller Freien, worunter die Barone und freien Römer, oder blos die Leute des Königs mit ihren liten oder Hinterlassenen. Reiterei gibts noch wenig. Als Chlodwigs Sohn Theodobert nach Italien zog, hatten seine Leute weder Bogen noch Stoßlanze, sondern Schwert, Schild, einen widerhackigen Wurfspieß und die mit 2 Schneiden versehene Doppel-Streitart, von welcher (oder seinem Spieße) vielleicht die sogenannten Lilien des französischen Wappens sich ableiten lassen. Die Schlachtordnung war noch der alte Keil, dem Schweinskopfe ähnlich.

Im Privatleben des Deutschen hatte sich wenig geändert. Die väterliche Gewalt bestand selbst bis zum Verkauf der Kinder. Bei der Ehe fand erstlich die dos (Witthum, Leibzucht) Statt, Güter, welche der Mann der Frau zur einstigen Wittwenversorgung gab; nicht minder die Morgengabe, gleich nach vollzogener Ehe, die der Frau auch nach getrennter Ehe blieb, so wie die Aussteuer, welche mit zur Bestreitung der Lasten der Ehe bestimmt war. Beim Tode des Hausvaters erbte der Mannsstamm (Schwertmagen) das Landeigenthum, die terra salica, nach den Verwandtschaftsgraden, so daß der Nähere den Entfernteren ausschloß, dann die Kriegsrüstung, das Heergewette; die Töchter oder weiblichen Verwandten bekamen Spillmagen, Schmuck und weibliches Geräthe (Gerade).

Die Landwirthschaft im weiteren Sinne wurde nach und nach, seitdem die Deutschen seßhafter geworden, Hauptbeschäftigung, und keineswegs mehr durch Sklaven und Liten allein betrieben. Was eine Familie zu ihrem Unterhalte bedurfte und bebauete, hieß mansus (von manere), dann aber auch ein bestimmteres Maaß, Mannwerk, so viel ein Mann mit 2 Ochsen in einem Tage bearbeiten konnte. Im Hofe (curtis) unterschied man Sal oder Herrenhaus, vom genecium dem Weiber- oder Mägde-Hause, vom spicarium Speicher, scuria Scheuer, grania Kornboden u. s. w. Schon kannte man das Furchen-Abpflügen und Gränzsteine-Verrücken. Wiesen wurden eingezäunt, gewässert und gedünget. Die Viehzucht wurde umfassender betrieben. Man hatte Stutereien (equaritia legitima von 12 Stuten und 1 Beschäler amissarius), vaccaritia, 12 Kühe und 1 Ochs; eine ordentliche Schäferei hatte 80 Schafe. Das Vieh hatte Schellen (skella), Klingeln (tintinnum); den Pferden wurden Zeichen eingebrannt mit dem canterium. Man kannte das Wallachen (Chengisto) und das Stutzen der Pferde, denen man schon Namen gab. Man aß auch Pferdefleisch, bis Papst Zacharias dieß, wie auch die Hasen und Biber zu essen verbot. — Fast jede Hofwirthschaft brauete ihr Bier selbst. Der Wein wurde nach Fudern (carra, carrada) berechnet und mit den Füssen gekeltert. Das kleinere Maaß war sicta oder situla (Seitel). Der Gartenbau nahm zu. Man scheint schon das Baumpfropfen gekannt zu haben. Zwiebel und Knoblauch war Lieblings-Speise der Burgunder, die mit ihrem Geruche dem feinen Römer sehr beschwerlich fielen. Man kannte araweiz (Erbse), churpiz (Kürbis, Gurke), chicheurium Kichern. Der Bienenzucht gedenkt manches Gesetz. Die Bienenstöcke (vascula) waren von Holz, Ruthen oder Rinde.

Die Jagd war noch Lieblingsbeschäftigung; noch war der Wald gemeinsam. Es galt noch Wölfen, Bären, Bisonten oder Büffeln. Man legte sogar Selbstschüsse mit Bogen und Pfeilen (tensurae) und mußte Menschen und zahmes Vieh durch ausgespannte Leinen dafür warnen. So kannte man auch Fußangeln (pedica taliola). Man unterschied Leithunde (canis secusius), Treibhunde (Triphunt), Spür-, Dachs-, Winds-, Bären-, Schweinshunde oder Saurüden, Schafhund, Hofhund (hovawarth Hofwächter); in dem salischen Gesetze kommen canes docti und magistri vor (tit. VI. 2). Man jagte auch mit zahm gemachten und gezeichneten Hirschen, nicht minder mit Falken, Habichten (hapuch) und Sperbern (spavarius). Dieß war den alten Deutschen „Federspiel.“

Der Handel besonders zwischen den Germanen in Gallien, Italien mit Ostrom fing schon an, von Juden getrieben zu werden. Der Sklavenhandel nach Gallien war sehr bedeutend. Menschen zu Hunderten wurden, meist Sachsen, Britanier, Slaven, Mauren, nach Frankreich verkauft. Das Christenthum, welches in Mainz, Trier, Cöln, Augsburg, Lorch, Constanz u. s. w. seine Bisthümer hatte, steuerte dieser Verruchtheit nur allmählig. Die Wissenschaft gesellte sich zu Kirchen und Klöstern, für die auch die wenigen Künste und Künstler arbeiteten; der Stickerei durch Frauen wird im höheren Norden in alten Sagen oft gedacht und Malerei scheint zuerst auf den Schilden und an den Häusern angewendet worden zu seyn. Der Harfe wird bei den Angeln gedacht. Künstliche Trinkhörner (wovon der Hornung-Monat seinen Namen haben mag) kommen zeitig im Norden vor, so wie Gold- und Silber-Arbeiten, und Münzen mit Merovingischem Gepräge. Aber ihre Form ist noch roh, wie ihre Zeit *).

Auch die deutsche Sprache litt durch die viel ausgebilde-

---

*) S. N. Glo, Anton Geschichte der deutschen Landwirthschaft. Erster Theil. Görlitz 1799. S. 85 — 171; noch immer brauchbar.

tere römische in den eroberten Ländern. Zu unausgebildet, um diese zu verdrängen, als Sprache der Sieger zum Theil schon Schriftsprache, aber von diesen festgehalten, kam es also durch längeres Zusammenleben der Germanen und Römer zu einer Mischung, welche je nach den vorwaltenden Bestandtheilen und selbst Beimischungen älterer Einwohner verschieden und unter dem Namen romanischer Sprachen bekannter wurden. So die italienische, spanische, französische, englische Sprache, welche letztere freilich noch ganz andere Zuflüsse erhielt. Aber selbst im eigentlichen Deutschland drohte der alten deutschen Sprache keine geringere Gefahr, als den Deutschen selbst. — Durch die Slaven oder Wenden, deren, obgleich sie anfangs böse Nachbarn (nach oder in der Nähe Anbauende) waren, hier nach ihrem volksthümlichen Wesen mit Einigem freundnachbarlich gedacht werden mag.

Man hat den Namen der Slaven von Slowo das Wort, von Slawa dem Ruhm, von Selo, Selit wandern abgeleitet. Ein südlicher Theil derselben hieß Seloveni, Slavini, bei den Griechen Sklabini. Die Norddeutschen gaben ihnen den Namen Wenden (Veneden); im Noricum erhielten sie den Namen Winden. Dagegen nannten sie selbst den germanischen Nachbar Njemetz (stumm? da sie seine Sprache nicht verstanden, oder von no mesa ohne Gränze, unermeßliche oder Nomaden). In Beziehung auf Deutschland theilten sie sich in 3 Classen; die Ostsee-Wenden, die Sorben oder Serben (von Serb die Sichel?) und die Slaven im engern Sinne im deutschen Süden. Unter erstern kommen die Pommern (po more am Meere), Ukern, Luitizier, Wilzen, Welabaten, Heveller, Briezaner u. a.; unter den Serben die Lusizer (Lusa Sumpf davon die Lausitz), die Daleminzier, die Siusler, die Chrowaten oder Tschechen und Moravaner (Mähren) vor. Die Slaven Polens und Schlesiens, die Ljächen hingen westlich wieder mit den Sorben und Tschechen zusammen. Unter den Süddonau-Slaven oder Winden sind die Krainer (Krai, Kraino, Gränzland) und Karantaner (im nachherigen Kärnthen) die wichtigsten. Sie waren die westlichen Nachbarn der finnischen Avaren, die nach einem Kampfe mit den Slaven, die auch Anten heißen, Dacien, und nachher das von den Longobarden verlassene Pannonien besetzten.

Die Slaven werden als einfache, gutmüthige Naturmenschen, vor Allen als sehr gastfrei beschrieben. Fremder, Gast, Kaufmann, Herr, hieß ihnen gleich: Host oder Gost. Diebstahl war unbekannt; Keuschheit und eheliche Treue wird gerühmt; die Braut wurde von ihren Aeltern und ohne Ausstattung gekauft. Die Männer gingen meist in Fellen (Hemd und Pelz hat bei ihnen den gleichen Namen), die Weiber im leinenen Gewand. Wenn ein späterer Annalist sie foedissimum hominum genus nennt, so mag das erst späterhin geworden, oder aus Religions- oder National-Haß ihnen angedichtet worden seyn. Doch standen sie noch auf der Stufe der Blutrache und Menschenopfer; geschriebener Gesetze wird in dem ganzen Zeitraume bei ihnen nicht gedacht; so wie der Schreibkunst überhaupt vor 641 keine Erwähnung geschieht. Ihre Hauptlebensweise war der Ackerbau und ihre Verfassung war mehr patriarchalisch als monarchisch. So viele Familien, so viele kleine Gemeinwesen, die Familienväter traten dann zusammen, und wählten Richter (Zupane) und Fürsten (Knäs, Woiwod, Hospodar). Doch mag es auch Erbfürsten gegeben haben, aber keinen Erbadel und keine Erbsklaven, wenn auch Sklaverei und höherer Rang Einzelner sich vorgefunden haben mag. Eine Aristokratie, nur im bessern Sinne und nicht erblich, bleibt bei keinem Volke von einiger Durchbildung aus. Die Volksversammlung hatte bei allen Slaven das höchste Ansehen. Der Gottesdienst hing damit zusammen.

Von ihrer Religion ist in dieser Zeit noch wenig mit Bestimmtheit zu sagen. Doch spricht ein orientalischer Dualismus ziemlich deutlich aus ihr hervor. Bog ist der Gott überhaupt (und des Krieges insbesondere); aber Bog schied sich wie Tag und Nacht, Licht und Finsterniß, Tod und Leben, Winter und Sommer in einen guten Gott Bjel-Bog und einem bösen oder schwarzen Cherne-Bog. Außerdem gab es noch eine Menge gleichfalls der Natur entlehnte Götter; Schiwa Göttin des Lebens; Ziza die Göttin der Säugenden; Prowe der Gott des Rechts, Perun der Gott des Blitzes u. a. Jutrebog der Gott der Morgenröthe, Wet der Gott der Rache, Triglaf, Radegast, Swantewit, mögen Localgottheiten gewesen s. yn. Außerdem gab es eine Menge Untergötter, z. B. bei den Sorben: Kobals (Kobolde) Teufel, Feuermann, Niren, die Wehklage, Däumling (Lutki, eine Art Liliputer), Drachen, die Smertniza oder das klapperbeinige Todtengerippe, das prophetische Gottesfitzchen, Horm u. s. w. Tugend drücken sie durch gute Werke, Hölle durch Smila (Backofen) aus. Der Glaube an Unsterblichkeit wird ihnen von Einigen wohl mit Unrecht abgesprochen; wozu hätten sie dem Todten auf den Scheiterhaufen seine liebsten Sachen mitgegeben? Sie feierten, lebens- und gesanglustig, wie noch heute die Böhmen, viele Feste; zu Ehren des Sommers, der Aerndte; mit Gastmählern auch ihre Todten (darinn an das deutsche Todten-Essen erinnernd); mit Tänzen ihre Hochzeiten. Die Behandlung des Weibes war weniger achtungsvoll als bei den Deutschen; das Weib mußte neben dem Bette des Mannes auf dem Boden schlafen. Bezahlte Klageweiber heulten um den Todten. Sie zählten nur bis 10, die Deutschen bis 12. Den Krieg erlernten sie wohl erst, und damit manche Grausamkeiten, von den Deutschen, mit denen sie von jeher in Berührung waren. Landwirthschaft war ihre Hauptbeschäftigung, doch trieben sie auch, ehe vielleicht der Deutsche selbst daran dachte, einen weit verbreiteten Handel, besonders zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meere. Leinwand war ein Hauptfabricat der Slaven und daher nebst dem Viehe auch Tauschmittel. Durch ihren Ackerbau belebten sie auch den Deutschen, sie waren Bauern, als die Deutschen noch keine waren und manches darauf Bezügliche auch in ihre Sprache aufnahmen. — Das endliche Schicksal dieser Menschen aber, nach Jahrhunderten von Kriegen mit den Deutschen, ist in der unglückseligen Verwandlung des Wortes Slaven in Sklaven nur zu deutlich ausgesprochen! —

Geschichte der Deutschen in und außer Deutschland, von Chlodwigs Tod bis zum Untergange der Merovinger. Christenthum und Slaven.

Da gerade in diesem Zeitraume die meiste Einwirkung auf das eigentliche Deutschland von den germanischen Nachbarstaaten kommt, und diese bestimmend und entscheidend herübergreifen, so muß zuerst von ihnen die Rede sein, und wir beginnen unsere Schilderung germanischer Staaten mit jenem Italien, welches trotz der höchsten Mauer, die es von Deutschland und den Deutschen zu scheiden wie bestimmt war, doch gerade mit diesem Land und Volke in die vielfachste Berührungen kam und überhaupt Bühne der wechselndsten Völker und Geschicke geworden ist. Gewitter, die sich einmal in einem Bergkessel verfangen, toben sich nur um so furchtbarer aus!

Der große Theodorich hat sein Ostgothenreich mit kräftiger Hand 493 gegründet und mit Klugheit aufrecht erhalten bis zu seinem Tode 526. Aber auf die stärkste Regierung folgte gleich die schwächste, eine vormundschaftliche der Tochter Amalasuntha über den 10jährigen Enkel Theodorichs Athalarich. Weiber-, Kinder-, vormundschaftliche Regierungen sind allen, besonders aber jungen Staaten selten vortheilhaft. Dieser sündigte sich früh zu Tode (534) und seine Mutter nahm ihren Vetter Theodat zum Mitregenten und General, der seine Wohlthäterin ermorden ließ. Der als Gesetzsammler so berühmte Oströmische Kaiser Justinian (527 — 565), der eben durch seinen Belisar dem Vandalenreich 534 ein Ende gemacht und den alten Plan aufgenommen hatte, das ganze Weströmische Reich wieder zusammen und unter Ostrom zu bringen, trat als Rächer der Ermordeten auf und begann nun durch denselben siegreichen Feldherrn seinen Kampf um Italien. Theodat fiel durch seine eigenen Leute und sein Nachfolger suchte sich gegen Abtretung des ostgothischen Theils von Gallien und des mit Alemannen besetzten Rhätiens mit fränkischer Hülfe zu verstärken. Aber die Franken unter Theodobert kamen und gingen, mehr als Räuber, denn als Bundesgenossen, und breiteten sich selbst in Venetien, am adriatischen Meere aus. Mailand, Ravenna fielen und König Vitiges wurde gefangen mit Ravennas Schätzen nach Constantinopel geschleppt (541). Ein folgender Gothenkönig Ildebad, dann dessen Brudessohn Totilas erneuerten den Kampf; Rom wurde mehrmals von beiden Parteien gewonnen und verloren, und nur die Erinnerung der alten Große hielt von ihrer gänzlichen Zerstörung ab. Aber Belisar fand einmal nur 500 Menschen darin, und 14 Tage lang war fast kein Mann mehr in der Stadt der Millionen. Frauen und Töchter der Senatoren bettelten in zerlumpten Kleidern durch die gräßliche Oede. Aber nicht Belisar, sondern der Verschnittene Narses beendete den Krieg, und nicht König Totilas, sondern Tejas. Auf den Hügeln von Nocera in 2tägiger Schlacht gingen König und Krieger groß unter, und man scheidet nicht ohne menschliche Rührung von einem Volke, welches noch zuletzt aus seiner Verweichlichung sich ermannt und alter Zeiten würdig gestritten hatte.

Narses saß als griechischer Exarch zu Ravenna; ihm, dem mit Undank belohnten folgte Flavius Longinus. Aber schon 568 brachen die Longobarden aus den Sitzen, welche sie

von Justinian in Pannonien erhalten hatten, von wo aus sie mit den Herulern gekämpft und der Gepiden Reich zerstört hatten, nach Italien auf, unter Alboin, dem Held des Liedes, der seiner schönen Königin Rosamunde Gesundheit aus ihres von ihm erschlagenen Vaters Schädel trank. Sie werden als Menschen geschildert, die das Hinterhaupt ganz kahl trugen, dagegen lange Haare vom Vorderkopf herabhängen hatten. Mit ihnen 20,000 Harz-Sachsen, in deren Sitze an der Bode und Wipper sich dann Sueven (Nordschwaben) niederließen. Pavia wurde die neue Residenz, als die Griechen unterlegen waren. Nur Ravenna, die ligurischen Küstenstädte und die Ducate (Herzogthümer) Rom und Neapel, nebst Calabrien blieben griechisch. Das longobardische Italien (noch jetzt davon die Lombardei) wurde unter eine Anzahl (36) Lehnsherzoge vertheilt, deren gewähltes und sehr beschränktes Oberhaupt der König war. Alboin fiel schon 573 durch Rosamunden und ihren Buhlen Helmichis, und diese beiden wieder durch wechselseitig gereichtes Gift. Zwanzig Könige folgen sich unter innern Fehden und Kämpfen mit den Griechen, mit den Franken und den Päbsten, die endlich bei den Franken Hülfe suchten und die Zerstörung dieses Reiches (774) durch Carl den Großen damit herbeiführten.

Des Vandalenreiches Ende (534), des Untergangs der Sueven in Spanien (588) ist schon gedacht. — Das Westgothische Reich war seit 508 mit Ausnahme von Septimanien oder Languedoc auf Spanien beschränkt und hatte Toledo zu seiner Hauptstadt. Löwigild 568 — 585 suchte die Erblichkeit des angenommenen Purpurs einzuführen, doch umsonst. Die Geschichte der Religionshändel, die bis in den Schooß der königlichen Familie wütheten, bis Reccared († 601) zur katholischen Kirche vom Arianismus übertrat und dadurch seine Westgothen mit den Römern und Sueven mehr verschmolz, die Uebermacht der Geistlichen, die sich bald völlig steuerfrei machten, die Schwäche der Wahlkönige (der sogenanuten Flavier), Thronfolge-Streitigkeiten, Kämpfe mit den Franken, die Verknechtung der Juden, gewähren nur unerfreuliche Bilder. Aber ein Ereigniß griff auch herüber über die Pyrenäen und wurde einer neuen Kette von Begebenheiten erstes Glied. Der Thronstreit unter Witiza und Roderich, der 710 König wurde, und Witiza's Söhnen, so wie der Verrath des Grafen Julian, führten die auf der Nordküste Afrikas bereits herrschenden Araber oder Saracenen (Männer des Osten) unter Anführung Tariks über das Mittelmeer herüber (der Berg, wo Tarik landete, Dschebel al Tarik, gab Gibraltar den Namen). In einer 8tägigen Schlacht am Guadalete, bei Xeres de la Frontera (18 — 26 Jul. 711) wurde Roderich besiegt und erschlagen. Bald fiel der größte Theil von Spanien und Lusitanien (später vom Hafen [portus] Cale Portugal genannt) in dieser Mauren Hände. Das mit Kampfer gefüllte Haupt Roderichs und nach Toledo Fall auch die 500 Pfd. Goldes schwere Schüssel oder sogenannte Tafel Salomos, die von Titus aus Jerusalem nach Rom, von da durch die Westgothen nach Spanien kam, wanderten nach Asien. Nur in den Gebirgen von Biscaya und Asturien erhielt sich gothische Herrschaft, und seit der Schlacht an der Höhle von Cavadonza 712 begannen die christlichen Fürsten allmählig wieder vorzudringen und nach 700 Jahren und mehr als tausend Treffen endete dieser Kampf mit der völligen Besiegung des spanischen Chalifats 1492 durch die Eroberung von Granada.

Des altburgundischen Reiches völliger Untergang 534 durch die Franken ist schon erwähnt. Aber der Name ging nicht unter und spielte seine Rolle, die am Mittelmeer beginnt, durch ganz Frankreich hindurch bis an den Nordsee als burgundischer Kreis Deutschlands unter anderen Sceptern und Zeiten endet.

An der Nordküste Frankreichs angelangt, sehen wir hinüber zu den Kreidefelsen Albions, hinter denen auch schon deutsche Landsleute hausen. Die eigennützige Hülfe der Sachsen, die sich bald in Britannien völlig niederließen, entzündete einen langen Kampf. Als König Arthur 425, ohne die Freiheit der Seinigen erkämpft zu haben, in die geheimnißvolle Gruft stieg, (aus welcher die Sage ihn einst wieder kommen läßt, um England aus großer Noth zu retten!) stiftete Hengst 455 das kleine Königreich Kent; 477 Ella das sächsische Sussex (Südsachsen), Kerdik Wessex, Ertenwein 527 Essex, der Angle Uffa 573 Ostangeln und 577 sein Landsmann Krida Mercia. In Northumberland gründete Ida das anglische Berenicia 545 und Ella daß sächsische Deira, beide wurden mit York als Hauptstadt später zum Staat Northumberland vereiniget. Kriege mit den alten Einwohnern und untereinander dauerten lange fort. Das Volk zerfiel in Edle, Freie (Keorls, Kerls) und Unfreie. Der König wurde aus Einer Familie gewählt, in seiner Macht aber durch die Versammlung der Weißen (Reichen) — Wittenagemot — beschränkt. Alderman, Carl oder Graf und Herzog waren seine höchsten Beamten. Die Bekehrung dieser Angelsachsen zum Christenthum begann erst am Ende des 6ten Jahrhunderts. Die schriftliche Aufzeichnung der Gesetze ist gewöhnlich eine der ersten Folgen des Christenthums. Ethelbert machte den Anfang, und Inas Gesetzbuch (um 690) war das berühmteste. Die 7 — 8 kleinen Königreiche (Heptarchia) wurden erst im neunten Jahrhunderte bleibend vereinigt, bekamen aber bald an den Normannen, einem Gesammtnamen für die kühnen Seehelden (und Meer und Sturm macht muthigere Menschen als Acker und Wiese!) in Dänemark, Südschweden und Norwegen, auch deutscher Abkunft, gefährliche Feinde. Doch jene Männer unter ihren See- und Buchten-Königen, mit ihren wunderlich gemalten oder geformten Schiffen, die auf hoher See Raben fliegen ließen, um Land zu finden, die an die Küsten ferner Länder und in die Mündungen der Flüsse fuhren, wo sie reiche Klöster oder Städte vermuthen durften, werden später noch deutlicher an das Licht der Geschichte treten.

Jetzt zu der Geschichte der Franken. Wie bei den Ostgothen war auch hier der Gründer des Staates der kräftigste seines Geschlechts gewesen, und nur wenige Könige treten noch mit eigener Kraft auf. Erschlaffung, Theilungen, Geleite und das in fester erblicher Hand bald furchtbare Amt der Majordomen führen diese Könige der Merovinger endlich vom langen Haare zur Tonsur, vom Königsmantel zu der Mönchskutte, von der Fürsten Pfalz zur Klostermauer. — Chlodwig hatte 4 Söhne hinterlassen, die mit Willen des Volkes und der Geleite sich mehr in die königliche Würde, als in das Reich selbst theilten. Theoderich oder Dietrich († 534) der älteste nahm seinen Sitz zu Metz, und verwaltete das östliche Land (Austrasien, im Gegensatze von Burgund und Westfranken oder Neustrien). Chlodomer († 524) saß zu Orleans; Childebert († 558) zu Paris; Chlotar I. (Lothar, Luther, † 561) zu Soissons. Der Grundsatz der Erblichkeit war damit anerkannt, aber auch der schlimmere der Theilung der königlichen Würde und Geleite, und nur das Heilsame bereitete sich vor, daß einmal eine volle Theilung nach nationalen Bedürfnissen und Bestandtheilen eintreten konnte. Denn viel Verschiedenartiges und Abstoßendes hatte das Schwert des Eroberers zusammgerafft. Die Thaten dieser Theilfürsten, die Vernichtung der burgundischen Dynastie, statt deren nur fränkische Herzoge oder Patricier verwalteten, die Unterwerfung Thüringens 531, und die Ermordung König Hermanfrieds durch den Sturz von Zülpichs Mauer (während des durch Brudermord untergegangenen Berthars oder Werthers Tochter Radagundis erst Chlotars Gemalin, dann eine Heilige wurde), die bedeutenden Erwerbungen in Rhätien und Oberitalien auf Kosten des sinkenden Ostgothenreichs, ein Tribut von 500 Kühen, der von Chlotar den Sachsen aufgelegt wurde, die scheinbare Unterwerfung der Bretagne, und die Verbindung mit den Bojoariern, bei denen ein Agilolfinger Garibald, früher in den Heeren der Franken ausgezeichnet, seit 555 auftritt, eine Verbindung, die wenigstens einer völligen Unterwerfung bald Platz machte, wenn sie es anfangs auch nicht gewesen seyn sollte, sind zum Theil erwähnt, oder werden es noch bei Deutschland selbst. Chlotar, nach Bruderkriegen und Verbrechen mancher Art, überlebte seine Brüder und deren Söhne, und regierte bis 561 allein. Einen seiner Söhne, Chramnus, hatte er mit Weib und Kind in einer Hütte verbrennen lassen. In Verzweiflung über diese That starb er 561.

Seine 4 noch übrigen Söhne theilten gleichfalls. Charibert († 567 oder 572) saß zu Paris; Guntram († 593) zu Orleans, und verwaltete auch Burgund; Siegbert regierte von Rheims aus über Austrasien; und Chilperich (der Theolog und Dichter, † 584) saß zu Soissons. Des erstverstorbenen Chariberts Land theilten die drei anderen Brüder, doch sollte Paris gemeinschaftlich verbleiben. Schon darüber gab es Bruderkrieg, noch mehr aber durch 2 Weiber, welche, die Unwürdigen der Ehren, den Königinnentitel führten. Brunehild, die Westgothin, war Siegberts, Gailswinthe, ihre Schwester, Chilperichs Gemalin. Aber Chilperich ermordete sie, und nahm seine Beischläferin Fredegund zum Weibe. Dafür haßte Brunehild die Fredegund mit einem Hasse, wie er nur dem Weibe möglich ist. Ihr Gemal sollte das Blut der Schwester an Chilperichs ganzem Stamme rächen. Aber Siegbert selbst wurde im Feldzug gegen seinen Bruder im Lager bei Vitry mit vergifteten Messern erstochen, und Brunehild hetzte nun Chilperichs eigenen Sohn Merwig, der ihr Gemal wurde, gegen den Vater auf. Aber auch diesen schaffte Fredegund aus dem Wege. Ja sie ließ wahrscheinlich ihren eigenen Gemal ermorden, um das Verbrechen der Unzucht mit einem Diener zu bedecken. Damals wurde Siegberts minderjähriger Sohn Childebert vom König Guntram allein zum Erben eingesetzt, obgleich Fredegund mit 303 Eideshelfern beschwor, daß ihr Sohn Chlotar wirklich von Chilperich stamme. Als nun Childebert, der Guntram wirklich beerbte, starb, führte die Großmutter Brunehild für dessen Söhne die Vormundschaft. Fredegund und ihr Chlotar wollten ihnen aber das Reich entreißen, und griffen zum Schwert. Aber Chlotar erlag, und

Fredegund ſtarb 597. Auſtraſien wurde nun unter Brunehilds Enkel Dietrich (Rheims) und Theodobert (Dietbert, zu Metz) getheilt. Erſteren, ihren Liebling, hetzte Brunehild gegen ſeinen Bruder auf, Theodobert wurde gefangen und ermordet, und ſeinem Sohne Merwig die Hirnſchale am Felſen zerſchmettert. Jetzt hatte Dietrich ganz Auſtraſien, ſtarb aber 613. Gern hätte nun Brunehild auch für ihren Urenkel Siegbert II. regiert, aber die Vaſallen, auch durch die Einziehung vieler Beneficien gegen Brunehild gereizt, luden ſelbſt Chlotar, den Sohn der Fredegund herbei, und Brunehild floh nach Burgund. Die dort geſammelten Krieger gingen jedoch an der Aisne zu Chlotar über, und Brunehild mit ihren Urenkeln wurde gefangen, und letztere bis auf Chlotars Pathen Merwig hingerichtet. Brunehild trug die Blutſchuld von 10 Königen auf ihrem Haupt. Chlotar ließ die achtzigjährige Frau (613) 3 Tage martern, dann auf einem Kameel durchs Lager führen, und endlich mit den Haaren, einem Arm und einem Bein an den Schweif des wildeſten Pferdes binden, und die ſo zerſchmetterten und zerriſſenen Glieder zuletzt verbrennen. Eine gräßliche Strafe für gräßliche Verbrechen! Es geht ein Schauder durch die Seele, daß dieß Menſchen, Deutſche, Chriſten waren! Gegen ſolche Teufel mußte wohl die thüringiſche Radegund, die, ein ſtiller Friedensengel, ſo oft zum Frieden gemahnet hatte, nach ihrem Tode zu Poitiers 587 wie eine Heilige erſcheinen, und die troſtloſe Zeit ſelbſt Wundern Glauben verſchaffen.

Wie mußten ſolche Gräuel den Glauben an die Heiligkeit der Krone, an die Pflicht des Gehorſams ſchwächen, und die Anmaßungen der unentbehrlichen Vaſallen und Geleite ſtärken! Auch die Geiſtlichkeit, in deren Händen Kirchenbuße und Bann trefflich wucherte, feilſchte mit dem Könige um Biſchofsſtellen, die er vergab, und ſchon Pabſt Gregor der Große (590 — 604) eiferte gegen dieſe Simonie, wie 500 Jahre ſpäter ein größerer Gregor. Die Trennung Auſtraſiens und Neuſtriens prägte ſich immer mehr aus, und bei den vielen Minderjährigkeiten und Vormundſchaften hatte der Hausälteſte in jedem Theilreiche immer größere Macht erlangt. Er war der Verweſer des Reichs geworden, und die Vaſallen hingen von ihm ab. Jeder Theilſtaat hatte ſeinen Fiscus, aber auch ſein Märzfeld oder ſeine Volksverſammlung, die bald nur von Geiſtlichen und Leudes beſucht wurde. Unter Chlotar, der den Auſtraſiern, deren Gränzen Vogeſen und Ardennen ſeyn ſollten, ſeinen ſechzehnjährigen Sohn Dagobert zum König gab, trat Pipin von Landis, ein Mann voll Kraft und Tugend als Majordom Auſtraſiens auf. Chlotar ſtarb 628, und Dagobert ſein Sohn vergnügte ſeinen jüngern Bruder Charibert mit Aquitanien, (Hauptſtadt Toulouſe) ſich alles andere vorbehaltend, übrigens ein Salomo an Wolluſt mehr, als an Weisheit; denn er hatte 3 Königinnen und der Kebsweiber viele. Er bekämpfte die Slaven unter ihrem König Samo mit Hülfe der Alemannen und Longobarden, und vereinigte nach Chariberts unbeerbtem Tod (631) wieder ganz Frankenreich, trat aber 632 Auſtraſien ſeinem Sohn Siegbert ab. Pipin blieb Majordom, und überlebte ſeinen König nur um 1 Jahr (denn dieſer ſtarb 636). Nach Dagobert ſanken die Könige immer mehr, und nur die Eiferſucht der Großen gegeneinander hielt jene noch auf dem Thron. Arga war Majordom Chlodwigs II. († 656), Pipin, dann ſein Sohn Grimoald Siegberts von Auſtraſien. In jene Tage fiel der Abfall der Thüringer unter dem muthigen Sorbenbeſieger Radulf. Nach Siegberts Tode macht Grimoald ſchon einen Verſuch, mit Umgehung des Merovingers Dagobert II., den Thron ſeinem eigenen Sohne Childebert zu geben, den aber Vater und Sohn mit dem Leben büßen mußten.

Von Chlodwig II., der lange Kind, dann mehr Thier als Menſch, und endlich wahnſinnig war, wurde Chlotar († 670) ſein vierjähriger Sohn zum König von Neuſtrien und Burgund erhoben; unter dem Hausälteſten Ebroin. Childerich II. ſein anderer Sohn wurde 660 — 673 König von Auſtraſien, und endlich tritt auch noch ein dritter Sohn Dietrich III. ſeit 673 († 691) als König von Neuſtrien und Burgund auf. Die Geſchichte dieſer Schattenkönige ohne Saft und Kraft, die kaum ihres Namens Nennung hier verdienen, gewinnt erſt Einheit und Intereſſe, als der Enkel jenes Pipin, ein Sohn des Anſegiſil von Pipins Tochter Begga, ein zweiter Pipin (von ſeinem Schloſſe Heriſtal im Lüttichiſchen an der Maas beigenannt), gegen Dietrich III. und ſeinen Hausmeier Berthar an die Spitze der Auſtraſier trat, und bei Teſtri in der Landſchaft Vermandois am Flüßchen Daumignon Dietrich und Berthar entſchieden ſchlug, und ſich (Berthar fiel durch ſeine eigenen Leute) zum alleinigen Majordom aller Franken unter dem König Dietrich machte. Er hieß fortan Herzog und Fürſt der Franken.

Pipin, der Mann großer Thaten, der Gründer, oder wenn man lieber in Betracht ſeiner Großväter Pipin und Arnulf des Biſchofs von Metz will, der Fortpflanzer eines gewaltigen Geſchlechts, war Hand und Kopf des Königs Dietrich und des Frankenreichs. Jetzt wollte er Frieden, hob das Märzfeld zu größerer Wichtigkeit. Der König ſpielte eine kümmerliche Rolle. Er fuhr auf ſeinem Ochſenwagen zur Verſammlung, hörte Geſandte an, ſprach eingelernte Antworten, entſchied, wie Pipin ihm vorgeſchrieben, und fuhr in die Pfalz oder auf ſeinen Königshof zurück. Ein ſpäterer Schriftſteller läßt dieſe Könige unvernünftig eſſen und trinken. Man könnte ſie langhaarige, gekrönte Puppen nennen, die man dem Volke zeigte, und mit welchen die Majordomen ſpielten. Nun, wer nicht Hammer werden kann, muß Ambos ſein. Nortbert, Pipins Freund, ſpäter ſein eigener Sohn Grimoald, verwaltete Neuſtrien, Drogo, ein anderer Sohn, Burgund mit Herzogstitel. Dietrich ſtarb 691. Chlodwig III. ſein Sohn (691 — 695). Childebert III. († 711) des vorigen Bruder, folgten ſich ſchnell. Alle überlebte Pipin. Nur Dagobert III. ſtarb ein Jahr ſpäter als Pipin (715). Aber auch ſeine beiden Söhne mit Plectrudis, Drogo und Grimoald ſtarben vor dem Vater, und ſo ernannte Pipin noch Grimoalds Sohn Theodoald zum Majordom. Aber er hatte noch von einer Nebengemalin Alpais einen erwachſenen Sohn Karl, den aber Plectrud mißtrauiſch gefangen hielt, bis er nach Theodoalds Tode entkam, und ſich nach ſechsjährigen Kämpfen zum alleinigen Majordom aufſchwang. Dieß unter Theodorich IV. 720 — 737, Dagoberts Sohne.

Karl kämpfte faſt mit allen deutſchen Völkern, die in ſeines Vaters Tode ein Signal zur Selbſtbefreiung ſahen; und auch mit dem Herzoge von Aquitanien. Wir wollen glauben, daß alles dieß Nothwendigkeit gebot, indem die Freiheit des Einen Volkes die andern alle aufreizen konnte. Auch mußten die Gelette beſchäftigt werden. Freilich war auch nicht alles Sieg, was alſo hieß, denn ſonſt hätte es ſo vieler wiederholter Feldzüge nicht bedurft. Aber ein Kampf Karls war unbeſtritten großartiger, war deutſcher, ja europäiſcher als alle, der mit den Sarazenen. Noch nicht 3 Menſchenalter waren ſeit Muhamets Tod (632) verfloſſen, als ſchon ſeine Fahnen von des Indus Ufern ſiegreich bis an die Säulen des Hercules wehten. Noch ſtand die Ueberzeugung dem Moslem feſt, daß ſein Schwert nicht ruhen dürfe, bis alles, was Menſch heiße, dem Propheten und ſeinen Nachfolgern (Chalifen) ſich unterworfen habe. Von Spanien aus gedachten ſie, die Reihe ihrer Siege durch Europa hindurch zu führen bis nach Aſien zurück. Es wäre um Europas ſelbſtſtändige Entwickelung durch Staat und Chriſtenthum, es wäre um alles germaniſche Weſen geſchehen! Aber es iſt dafür geſorgt, ſagt ein alter Spruch, daß die Bäume nicht bis zum Himmel wachſen!

Schon ſeit 718 begannen jener ſpaniſchen Araber Verſuche, ſich über die Pyrenäen hinaus zu verbreiten. Im Jahr 725 waren ſie ſchon bis Autun in Burgund vorgedrungen, aber mit reicher Beute wieder heimgekehrt. Schon hatte Herzog Eudes (Otto) von Aquitanien mit ihnen einen Vertrag geſchloſſen. Abdorahman, des Chalifen Haſchem Statthalter in Spanien, ſtieß jedoch dieſen Vertrag um, eroberte Bordeaux, und ſchlug Eudes, der ſich nun mit Aufopferung ſeiner Selbſtſtändigkeit Karln in die Arme warf. Dieſer, ſo verſtärkt, traf im October 732 bei Poitiers auf Abdorahman. Beide Heere wußten, wem es galt — einer europäiſchen Lebensfrage, wie in der großen Hunnenſchlacht. Abdorahman blieb; geſchlagen flohen die Araber. Doch in die Schluchten der Pyrenäen wollte Karl, ſelbſt ſehr geſchwächt, ſie nicht verfolgen. Die Araber waren damit zum erſtenmal, und durch Deutſche geſchlagen worden; die kalte Ausdauer des Nordens hatte über das Feuer des Südens geſiegt. Die Todten mag, um einen arabiſchen Ausdruck zu brauchen, nur Gott gezählet haben; aber Karl der tapfere bekam, ſo ſagt man, von da an den Beinamen Martell, der (Streit-) Hammer. Karls Ruhm und Macht war jetzt befeſtigt, auch war in den Leichen vieler Großen mancher Widerſpruch gegen ſeine Gewalt verſtummt. Mit völliger Uebergehung ſeines Königs ließ er ſich in Aquitanien von einem Sohne Eudes Treue ſchwören; an ſeine eigenen Getreuen vergabte er Grund und Boden in Burgund, oder ſchuf ſich neue Vaſallen. Aber ſchon im Jahr 734 hatten die Mauren unter Abdul-Meleb neue Einfälle ins Frankenreich gewagt, waren 735 von den mißvergnügten Burgundern eingeladen bis an die Rhone vorgedrungen, hatten Arles und Avignon erobert, und das Land bis Lyon und Marſeille verheert. Karl eilte ihnen abermals entgegen, ſchlug an der Küſte bei Narbonne, ihrem Hauptwaffenplatze, ihr Heer, ob er gleich die Stadt ſelbſt ihnen nicht entreißen konnte.

Bei der Ehrfurcht und der Hülfe, die Karl den frommen Heidenboten in Deutſchland bei ihrem Werke erwies, mußte es dem Papſt Gregor III. (731 — 741) nahe liegen, ſich auch in ſeiner Noth an Karln zu wenden. Luitbrand, der Longobarden König, hatte den Papſt befehdet, weil dieſer den aufrühreriſchen Herzogen von Spoleto und Benevent gegen ihn Vorſchub gethan hatte. Aber ſeine Truppen waren, wie die der Herzoge, geſchlagen, ſelbſt die Vorſtädte Roms und die Peterskirche geplündert worden. Da ſchrieb Gregor mehrmals an den „erlauchteſten Unterkönig Karl“ um ſchleunige und perſönliche Hülfe, ſchickte ſpäter ſogar die Schlüſſel vom Grabe der Apo-

stel und die Ketten Petri nebst großen Geschenken; aber Karl vermittelte den Streit blos durch Gesandtschaft. Hatte er es doch bald mit den Aquitaniern, bald mit den Sachsen, mit den Burgundern oder den Friesen, den Arabern oder den Baiern zu thun. Weitere Entfernung würde ihm nachtheilig geworden seyn. Auch stand er mit Luitbrand in Freundschaft, denn dieser hatte nach einer feierlichen und befreundenden Sitte jener Zeit Karls Sohn Pipin das erste Barthaar abgenommen.

Theodorich oder Dietrich IV. starb 737, und jetzt blieb der Thron 4 Jahre unbesetzt; Karl theilte sogar kurz vor seinem Tode seinem ältern Sohne Karlmann Austrasien mit Thüringen und Schwaben, dem zweiten Pipin Neustrien, Burgund und die Provence zu; Griffo, ein Sohn aus einer Ehe mit einer baierischen Fürstin Sonichild wurde (14jährig) anfangs übergangen, dann mit einzelnen Stücken jener Länder abgefunden; der andern deutschen Länder geschah dabei keiner Erwähnung. Sie scheinen also damals nicht disponibel gewesen zu seyn. Das erregte bösen Hader, den aber der Vater nicht erlebte. Am 22. Oct. 741 starb Karl der Streithammer. Nur vor den Augen der Geistlichen fand er wenig Gnade, weil er auch ihrer Pfründen wenig schonte, wenn er Ländereien und Stellen für seine Anhänger brauchte, die aber anzutasten, hieß himmelschreiendes und hölisches Verbrechen.

Die neuen Reichsregenten setzten wieder einen Schattenkönig Chilperich III. auf den Thron, da die Großen ihnen allein noch nicht gehorchen mochten; aber sie schlossen auch ihren Stiefbruder von seinem Antheile aus, und dieser floh nach Baiern, zu seinem Schwager, Herzog Odilo; ja Griffo regte auch Sachsen, Friesen, Alemannen, Aquitanier gegen seine Verfolger auf, aber alle wurden, wenn auch nicht ohne Mühe, nach und nach besiegt, die Sachsen bei Hochsenberg, im nachherigen Mannsfeldischen, Teutbald, der Alemannen-Herzog, wurde ganz abgesetzt, das alte National-Herzogthum auf einem Landgericht zu Canstadt 746 völlig als solches aufgelöst und fortan durch fränkische Grafen und Kammerboten verwaltet. Aber Griffo, obwohl wieder abgefunden, ruhte noch nicht, nahm sogar kurze Zeit Baierns Herzogthum für sich, wurde aber ausgeliefert, floh dann nach Aquitanien, und wollte endlich, überall verfolgt, nach Italien fliehen; da fiel der Unglückliche in einem Treffen bei Maurienna, und fand den Hafen, den Jeder nach stiller oder stürmischer Fahrt endlich gewiß erreicht (753). Karlmann aber war schon 747 unerkannt ins Kloster Monte Cassino als Mönch gegangen, und hatte sich, schwerer Dinge bewußt, auch schweren Züchtigungen unterworfen († 754). So stand Pipin allein als Reichsverweser des ganzen Frankenreiches da.

Aber jetzt, durch Unterwerfung der deutschen Völker und beim Gehorsam der Burgunder und Neustrasier, war auch der alte Plan des Hauses reif geworden, für welchen auch der Papst Zacharias durch den berühmten Erzbischof Bonifaz von Mainz gewonnen war, und der sich in der Frage an den Papst kund that, ob es besser sey, daß der König sey und heiße, welcher alle Macht und Geschäfte, oder welcher den Namen desselben besitze? — und der Papst sprach nach Pipins Wunsch und Verlangen. —

Zu Soissons hatte Chlodwig I. vor 266 Jahren den ersten Sieg erfochten, und so den Grund zur Größe seines Hauses gelegt. Zu Soissons traten jetzt (752) die königlichen Leute und das bearbeitete Volk zusammen; alle entband Bonifaz des Eides, und Chilperich wurde des Königthums entsetzt, der langen Haare beraubt, zum Mönch geschoren und in das Kloster S. Bertins zu Sithieu (S. Omer) geschickt. Sein Sohn wurde als Mönch einem andern Kloster zugetheilt. Auf den Schild erhoben, dreimal in der Versammlung herumgetragen, begrüßte Alles Pipin als den neuen König der Franken. Bonifaz von Mainz, der Primas Deutschlands, verrichtete die Salbung. Aber noch feierlichere Weihe erhielt Pipin im nächsten Jahre, wo der Papst selbst zu S. Denys den König und seine Söhne zu Königen und Beschützern des heiligen Stuhles salbte. So war das Werk der Gewalt von der Kirche gebilligt und geheiligt, und selbst das Mitleid mit dem unglücklichen, verschwundenen Geschlechte abgeschnitten. Der Stern der Merovinger erbleichte vor dem glänzenden Gestirn der Karolinger. Aber neben dem hellen Glanze stand doch ein Flecken schwarzen Unrechts, und da bleibt die Vergeltung mit ihrem oft späten aber unerbittlichen Amte nicht aus.

Daß das eigentliche Deutschland in dieser Zeit fast ganz den Franken im Westen und den Slaven und Avaren im Osten unterlag, war ein bedenkliches Zeichen ausgewanderter oder an auswärtige Eroberungen verschwendeter Kraft. Es mußte daher erst neue Stärke gesammelt werden, und erst als dieß geschehen, konnte auch eine völlige Ausscheidung Deutschlands aus der großen Ländermasse der Franken nicht länger verschoben oder verhindert werden. Schon in diesen Theilungen der Merovinger und der Majordome kündigte das Unvermeidliche sich an. Wenn es aber fast noch ein Jahrhundert nach dem Sturze der Merovinger dauert, so erwäge man die neue volle zusammenhaltende Kraft des nächsten Herrscherstammes, und wenn man es nicht begreift, warum nicht Sachsen, Friesen, Baiern, Alemannen, Ostfranken, die in einzelnen Kämpfen ihr Blut und Leben vergeudeten, zur gemeinschaftlichen Erlösung das Schwert erhoben, so lag es eben daran, daß Sachsen, Friesen, Franken, Schwaben, Baiern isolirte Stämme wären, von Slaven und Avaren stets alarmirt, von den Majordomen scharf bewacht, und von der gewonnenen Geistlichkeit immer an die Könige über den Rhein und an die Päpste, ihre Freunde, hingewiesen.

In diesem Zeitraum fangen Alemannen und Sueven, verschiedene Zweige eines Stammes, in Deutschland selbst allmälig an zu dem Namen Suaven oder Schwaben zu verwachsen, und blieb ein Unterschied, so waltete das Alemannische mehr am Bodensee und jenseits des Rheins in Helvetien und Elsaß, das Suevische östlich des Rheins bis an den Lech vor. Die Alemannen-Schwaben oder Suev-Alemannen hatten, wie ihr eigenes Gesetz, so auch ihre eingebornen Herzoge. So werden Leutharius und Butilin (um 548 die kühnen Kämpfer in Italien), so Leutfried, Unzelin (588), Leuthar (648) und Gottfried (656), Theotbald und Lantfried (746) genannt. Aber die Versuche, sich völlig von den unbequemen Franken loszumachen, scheiterten endlich 746 durch die Waffen der Majordomen, und endeten 748 mit Einverleibung des Landes ins Frankenreich. Warin und Ruodhart, die Franken, erscheinen nun als Kammerboten.

Das Christenthum, so weit dasselbe nicht schon unter den Römern hier geblüht hatte, oder durch neue Menschen und Ketzereien in Abgang gekommen war, predigten besonders Männer aus Irland und Britannien, die es sich zur Aufgabe gesetzt, die erkannte und dort rein erhaltene Wahrheit des Evangeliums den Unwissenden oder Irrgläubigen des festen Landes zu predigen. Armuth und Noth hatten auf jenen Inseln den Glauben rein und frisch, und die Geistlichen wach im Werke erhalten. Im Anfang des siebenten Jahrhunderts erschienen Columban und Gallus an dem Bodensee, und predigten unverdrossen, wie Mancher auch ihnen drohete und sie verschmähete, sie predigten ja einen Meister, der Größeres freiwillig ertragen. Und es gehörte kein gemeiner Muth und kein bloß gewöhnlicher Eifer des Predigers auf seinen fetten Pfründen dazu, mit Aufopferung des Vaterlandes nach stürmischer Meerfahrt unbekannte Menschen zum Theil in barbarischen Wildnissen aufzusuchen, und nun den schweren Kampf mit Leidenschaften und uralten Gewohnheiten zu beginnen, den Mann von seinen mehren Weibern oder einer zu nah' verwandten Gattin, das Weib von ihren Lieblingsbräuchen, welche Großmutter und Urgroßmutter schon gehabt, zu trennen, den Aberglauben aller Art, dem Unkraut in der Flur des Glaubens, zu steuern, sich darum Verfolgungen und Martern auszusetzen, in Kerkern zu schmachten, und der Lehre Wahrheit, sofern es nöthig, auch mit dem eigenen Blute zu besiegeln, und selbst dann war's oft nur eine Saat auf Hoffnung, ob Gott sie segnen und behüten wolle. Bei einem Wodans-Feste zu Bregenz predigten sie nicht nur, sondern warfen auch die Götzen in das Wasser, und zertrümmerten das große dem Gott geweihete Gefäß voll Bier im Tempel. Gallus gründete das nach ihm benannte Kloster S. Gallen mit der nachmals berühmten Schule; es entstand das Bisthum Constanz. In seiner Nähe traten auch der Irländer Fridolin, dann Trudbert im Breisgau und Pirminius auf, welcher das Kloster Reichenau am Bodensee gegegründet. —

Oestlich vom Lech saßen die Bojoarier (später Baiern genannt), gewiß ächt deutsches Volk, wenn auch sein Entstehen nach Zeit und Weise nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden kann. Ein Volk kann lange da seyn, ehe es sich selbst um einen Namen bemüht, oder ehe der Nachbar und endlich erst der Schriftsteller denselben erfährt. Als die Franken im Kampf mit den Ostgothen sich nicht nur Helvetiens, sondern auch nordwestlicher Striche am adriatischen Meere bemächtigten, als Alemannen und im Norden Thüringer ihnen sich unterwerfen mußten, stand es bald auch mißlich mit der Freiheit der so von den Franken eingeschlossenen Bojoaren, wenn diese nicht vielleicht schon früher den Ostgothen verfallen war. Ob Herzog Garibald I. auch der erste Herzog des Volkes war, ob er von den Franken eingesetzt, ob von dem Volke frei gewählt aus dem hohen Hause der Agilolfinger, ist viel bestritten worden. Man hat ihn einen großen, freien König des Volks und hinwiederum einen fränkischen Leibgardist genannt! In vielfache Verhältnisse kamen aber auch die Bojoarier mit ihren neuen südlichen Nachbarn, den Longobarden. Im Hochgebirge, im Val de Non, am Noce riefen sich nachbarlich die Hirten beider Völker an; Terioli (Tirol), Sabiena (Seben), Baupanum (Botzen) waren bojoarisch, Anagnis longobardisch. König Au-

schaft zwischen ihnen, stolz erklärten, daß die Christen, die Knechte Gottes, mit Hunden keine Freundschaft halten könnten, erklärte Samo: daß die Hunde Gottes auch die Knechte beißen könnten. Dagobert griff bald zum Schwert, und führte nicht nur Franken (und die Alemannen unter Herzog Chrodbert) gegen sie ins Feld, sondern vermochte auch die Longobarden, am Kriege Antheil zu nehmen. Longobarden und Alemannen siegten, aber die Austrasier wurden vor Samo's Schloß Wogastisburg (Wolgtsberg in Böhmen oder in Steiermark?) in einer dreitägigen Schlacht entscheidend geschlagen. So blieb der Zustand schwankend, bis die Slaven und Avaren an Karl dem Großen den ihnen gewachsenen Gegner fanden. Auch die Bojoarier hatten von den Avaren viel zu leiden, stehen aber auch zuweilen mit ihnen vereinigt gegen die Franken. Vom Christenthume war bei beiden Völkern noch nicht die Rede.

Friedrich Bouterwek

ward am 15. April 1766 zu Ocker bei Goslar, wo sein Vater als Beamter angestellt war, geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung im väterlichen Hause und besuchte dann nach einander das Martineum und das Collegium Carolinum zu Braunschweig, wo er sich vorzugsweise mit alter Literatur beschäftigte. Im Jahre 1784 bezog er die Universität Göttingen, wo er sich dem Studium der Jurisprudenz widmete und eine Preisaufgabe in seiner Wissenschaft gewann. Seine Vorliebe zur Poesie trieb ihn jedoch an, die letztere mit Eifer zu pflegen, und bewog ihn, nachdem er seine akademische Laufbahn vollendet und kurze Zeit in Hannover als Advocat gelebt hatte, nach Berlin zu gehen, um sich eine seinen Neigungen angemessenere Stellung zu verschaffen. Er brachte hier den Sommer des Jahres 1788 so wie den nächstfolgenden Winter mit wissenschaftlichen Beschäftigungen zu und begab sich dann, da seine Wünsche nicht verwirklicht wurden, zuerst nach Goslar und darauf im Herbste des Jahres 1791 wieder nach Göttingen, wo er als Privatdocent auftrat. — In diese Zeit fällt sein Roman, Graf Donamar, der mit lebhaftem Beifall aufgenommen, dennoch später von ihm als eine jugendliche Verirrung betrachtet wurde. Er wandte sich nun eifrig dem Studium der Philosophie zu, machte 1794 eine Reise in die Schweiz und lebte dann eine Zeit lang in Darmstadt, bis er 1796 nach Göttingen zurückkehrte, das er seitdem zu seinem bleibenden Aufenthalt erwählte. Im Jahre 1797 ward er außerordentlicher, 1802 ordentlicher Professor der Philosophie daselbst und 1806 königlich hannöverischer Hofrath, nachdem ihn bereits 1791 der Herzog von Weimar mit dem Titel und Charakter eines H. W. Raths beehrt hatte. Er starb am 9. August 1828 zu Göttingen.

Von ihm erschienen:

Menöceus, Trauerspiel. Hannover, 1788.
Briefe an Theokles. Berlin, 1789.
Parallelen. Göttingen, 1791.
Graf Donamar. Göttingen, 1791. 3 Th. N. A. Gött. 1792 — 1800.
Zehn Phantasien. Berlin, 1792.
Aphorismen. Göttingen, 1793.
Miscellaneen. Göttingen, 1793 — 94. 2 Th.
Fünf kosmopolitische Briefe. Gött. 1794.
Polydora. — Hannover, 1795.
Schweizerbriefe an Cäcilie. Berlin, 1795.
Dialogen. Halle, 1798.
Ideen einer Apodictik. Halle, 1799. 2 Th.
Paullus Septimius. Halle, 1795. 2 Th.
Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Gött. 1801 — 1820. 12 Bde.
Gedichte. Göttingen, 1802.
Neue Vesta. — Leipz. 1802 — 11. 12 Th.
Die Epochen der Vernunft. Göttingen, 1802.
Anleitung zur Philosophie der Naturwissenschaft. Göttingen, 1803.
Ramiros Tagebuch. Leipzig, 1804.
Immanuel Kant. Hamburg, 1805.
Novellen und Reflexionen. Göttingen, 1805.
Aesthetik. Göttingen, 1806. 2 Thle. 3. A. Gött. 1824.
Gustav und seine Brüder. Halle, 1796. 2 Thle.
Practische Aphorismen. Leipzig, 1808.
Lehrbuch der philosophischen Vorkenntnisse. Göttingen, 1810. N. A. 1820.
Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften. Göttingen, 1813. 2 Th. N. A. 1820.
Kleinere Schriften. Göttingen, 1818.
Die Religion der Vernunft. Göttingen, 1824.
Mehrere lateinische Abhandlungen, einzelne Aufsätze in Zeitschriften u. s. w. u. s. w. —

Ohne Bouterwek's Verdiensten zu nahe treten und seinen anerkannten Ruf beeinträchtigen zu wollen, muß doch hier, dem Gebote der Wahrheit gemäß, die Ansicht unumwunden ausgesprochen werden, daß es ihm eigentlich als Dichter wie als Philosoph an Tiefe fehlte, und daß sich mehr eine angenehme Darstellungsweise und ein blühender Styl als eine wahre Beherrschung des behandelten Stoffes in seinen Leistungen findet. — In seinen Romanen tritt der Mangel an wahrer Lebenskenntniß so wie an gründlicher, consequenter Auffassung und Durchführung der Charaktere überall unabweislich und störend hervor; ein Fehler, den er in späteren Jahren selbst anerkannte, und der ihn dazu veranlaßte, seine poetischen Productionen als Mißgriffe und jugendliche Ausgeburten zu betrachten, wobei er freilich zu streng gegen sich selbst war, denn es ist nicht zu läugnen, daß sie einzelne schöne und gelungene Stellen enthalten und aus der Fluth älterer Romane noch immer vortheilhaft auftauchen. — Der Einfluß Jacobi's auf seine speculativen Forschungen im Gebiete der Philosophie ist unverkennbar, aber B. verfuhr überall zu rasch und stellte zu entschieden Resultate hin, ohne dieselben auf vorhergangene genaue Forschungen zu gründen. Seine philosophischen Schriften sind daher ziemlich spurlos vorübergegangen. Bedeutender ist er als Aesthetiker und Literaturhistoriker, wo er Geschmack mit Belesenheit verbindet, jedoch hin und wieder in seinen Ansichten und Urtheilen zu befangen und beschränkt ist und sich besonders in der Geschichte der deutschen Literatur von kleinlichen Rücksichten beherrschen läßt; auch sind seine Angaben nicht immer zuverlässig, und es finden sich, vorzüglich in den ersten Bänden der Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, arge Lücken. Ueberall jedoch offenbart sich der feingebildete Mann, der das Gesammelte mit Geschmack und Geist wiederzugeben und anmuthig zu behandeln weiß. — Unter seinen kleineren Gedichten findet sich manches, nicht bloß der Form nach, höchst Gelungene.

Wir theilen hier, als ein für sich bestehendes Ganze von allgemeinem Interesse, die Einleitung zu dem eben erwähnten Werke mit.

Allgemeine Einleitung in die Geschichte der neueren Poesie und Beredsamkeit.

Als der menschliche Geist in Europa, um die Zeit, wo die neuere Geschichte anfängt, zu neuer Selbstthätigkeit erwachte, war nur noch eine dunkle Spur von dem vorhanden, was die Welt damals gewesen war, als griechische und römische Cultur herrschten. Alle Verhältnisse hatten sich geändert. Ganz andere Menschen beteten zu ganz andern Göttern. Herrscher und Unterthanen regierten und gehorchten nach ganz andern Regeln. Denkart und Sitten aller Stände trugen ein neues Gepräge. Es war eine andere Welt.

Diese Neuheit aller Dinge zeigt sich auch deutlich in dem

Ethics, Vol. 1, Ethical Theory, Vol. 2, Ethical Practice, Vol. 3, Ethical Problems. Cambridge: Cambridge University Press, 1991. Pp. xxiii + 1,900. $195.00 (cloth).

Reviewed by Jeffrie G. Murphy, Arizona State University

Encyclopedias are useful things, and this one is no exception. Its three volumes contain 1,900 pages of articles by 200 contributors on a wide range of topics in ethics. Its articles are generally well written and informative, and its bibliographies are extensive. Its editor, Peter Singer, has done a good job of selecting topics and contributors. Its publication is a welcome addition to the literature of ethics.

Encyclopedias, however, are not the sort of thing one normally reviews. Rather, one simply consults them when one wants information on a topic. Thus, I will not review the articles in this encyclopedia but will instead make a few general observations about the nature of encyclopedias and about the nature of this one in particular.

Encyclopedias are, of course, reference works. Their articles are not intended to be read straight through but rather to be consulted when one wants information on a topic. Thus, they are not intended to be persuasive in the way that a monograph or a journal article is persuasive. Rather, they are intended to be informative and to present a balanced view of the topic. This is a difficult task, and it is one that this encyclopedia generally accomplishes well.

One of the strengths of this encyclopedia is its breadth. It covers not only traditional topics in ethics but also many topics in applied ethics that have become prominent in recent years. Thus, it includes articles on abortion, euthanasia, animal rights, environmental ethics, business ethics, and many other topics that are of great practical importance. This breadth makes the encyclopedia useful to a wide range of readers.

Another strength of this encyclopedia is its bibliographies. Each article includes a bibliography that points the reader to further sources on the topic. These bibliographies are generally extensive and well chosen. They are a valuable resource for anyone who wants to pursue a topic in more depth.

One of the weaknesses of this encyclopedia is its uneven quality. Some articles are excellent, but others are disappointing. Some articles are too brief to be informative, while others are too long and detailed for the reader who simply wants a quick overview of the topic. Some articles are written in a dry, textbook style, while others are more engaging. This unevenness is inevitable in a work with so many contributors, but it is nonetheless a weakness.

Another weakness of this encyclopedia is its lack of cross-references. The articles are arranged alphabetically, but there are few cross-references to guide the reader to related articles. This makes it difficult to use the encyclopedia effectively. A reader who wants to learn about a topic must first find the right article, and then must hope that the article mentions other articles that are relevant.

Despite these weaknesses, this encyclopedia is a useful work. It is a good place to start when one wants information on a topic in ethics. Its articles are generally well written and informative, and its bibliographies are extensive. It is a welcome addition to the literature of ethics.

Ritterwesen bekam auch die Poesie in Europa einen ganz andren Charakter.

Wenig Neues hatte die heroische Seite des Rittergeistes. Muth und Tapferkeit gehört zum allgemeinen Heldencharakter. An dem Hange zu Abenteuern fehlte es auch den griechischen Heroen nicht. Der Argonautenzug und noch mehr die Expedition gegen Troja waren ja wohl Abenteuer in der ganzen Bedeutung des Worts. Auch löfete dort eine Dame den Knoten, wie ihn hier eine Dame geschürzt hatte. Medea und Helena könnten füglich auch in einem Rittergedicht figuriren. Aber das Licht, in welchem dem echten Ritter seine Dame erschien, war von dem Schatten, den die Nationalsitte der Griechen auf alle Weiber warf, so durchaus, wie Licht vom Schatten im eigentlichen Verstande, verschieden; und diese Verschiedenheit ist nichts Geringeres als die Seele der neueren Poesie.

Mehrere Schriftsteller haben die Vergötterung des Weibes, diesen Hauptzug im Charakter der romantischen und ritterlichen Liebe, aus dem Morgenlande herleiten wollen, als ob alle Schwärmerei von dort her seyn müßte. Man beruft sich auf bekannte Nachrichten, die uns die Reisebeschreiber von den Liebesabenteuern der Araber geben. Man läßt nun die romantische Liebe mit den Arabern nach Spanien aus Afrika kommen, in Spanien zuerst einheimisch werden, und von dort aus über Frankreich sich in ganz Europa verbreiten. Eine solche Reise hat nun wohl die romantische Liebe nicht gemacht. Sie konnte sie nicht machen, weil die Denkart, aus der sie erwuchs, den Arabern so fremd ist, wie allen Orientalern. Allen Schwärmereien des verliebten Arabers, so abenteuerlich und rittermäßig sie auch sonst seyn mögen, fehlte von jeher das Princip, ohne welches die echt ritterliche Liebe sich in keiner menschlichen Seele entwickeln konnte. Die schwärmerische Verschönerung der Geliebten in der Phantasie des Liebenden; das brennende Verlangen nach ihrem Besitz; Klagen der Sehnsucht; Freuden der Erinnerung; diese und andre Züge hat die arabische Poesie im Grunde mit der Poesie der ganzen Welt gemein, wenn gleich durch die Localfarben ihre poetischen Gemälde dieser Art einen nationalen Anstrich erhielten. Aber von der Vergötterung des Weibes, die auf misverstandner Achtung beruht; von der fast religiösen Ehrerbietung, mit der ein europäischer Ritter sich seiner Dame nahte und an seine Dame dachte; von der wirklichen Verschmelzung der Liebe mit der Religion im Herzen des Ritters, der Gottes und der Damen Sache zugleich zu verfechten selbst am Altare schwur; von solchen Empfindungen und Träumen ist in der arabischen Poesie schwerlich je die Rede gewesen. Auch ehe Mahomeds Gesetz das Weib überhaupt zu einem bloßen Werkzeuge der Wollust des Mannes herabwürdigte, lag Zurücksetzung des weiblichen Geschlechts in der morgenländischen Sitte, wie sie in der Sitte der Wilden liegt. Das Höchste, was der Araber dem Weibe einräumte, war eine prekäre Freiheit; und diese gestattete er ihr vermuthlich nur aus Noth, wo die Lebensart eine strenge Einsperrung nicht zuließ. Die nomadische Lebensart verschaft den Weibern der Beduinen in den arabischen Wüsten noch jetzt die im Orient seltenen Vorrechte, die sie schon zur Zeit der Patriarchen hatten. Aber einem Weibe mit platonischer Selbstverleugnung zu huldigen und sein ganzes Glück von ihr in keuscher Ehrfurcht zum Lehen zu tragen, ist wohl nie einem Manne der Wüste in den Sinn gekommen *)

In den kalten Wäldern des alten Deutschlands, nicht in den arabischen Wüsten, wo der brennende Himmel jeden Wunsch zur Begierde macht, müssen wir den Keim der räthselhaften Idee von keuscher Frauenliebe suchen. Lange vor der Einführung des Christenthums wurde das weibliche Geschlecht unter den Deutschen in hohen Ehren gehalten. Während alle übrigen Wilden die Weiber als eine geringere Menschenart ansahen, oder sie doch wenigstens ganz im Geiste dieser Vorstellung behandelten, trauete der wilde Deutsche dem andern Geschlechte eine ganz besondere Heiligkeit zu. Was auch immer die erste Veranlassung zu dieser Nationaldenkart der alten Deutschen gewesen seyn mag; ob besondre Verdienste einiger deutschen Frauen, deren Namen die Geschichte nicht kennt; oder ob eine besondre Nationalvortrefflichkeit des weiblichen Geschlechts in Deutschland überhaupt, wie einige Gelehrte meinen; oder ob ein zufälliger Aberglaube das natürliche Verhältniß der Geschlechter zu einander in Deutschland anders, als in der übrigen Welt, bestimmte; das Factum der uralten Verehrung der Weiber unter den Deutschen ist so gewiß, wie irgend eine historische Wahrheit *)

Es ist ganz umsonst, Spuren einer ähnlichen Denkart in der Geschichte der Griechen und Römer aufzusuchen. Gewiß wurden auch unter diesen Nationen die Weiber nicht mit sultanischer Geringschätzung behandelt. Die Hausmütter wurden in ihren Familienzirkeln geehrt. Mädchen wurden als heilige Jungfrauen dem Dienste keuscher Göttinnen gewidmet. Auch bei öffentlichen Feierlichkeiten erschienen die Matronen. Aber von einer besondern Huldigung, die der Mann dem Weibe als besondre Männerpflicht schuldig wäre; von einer schwärmerischen Vorstellung von der angebornen Vortrefflichkeit des weiblichen Geschlechts überhaupt findet sich auch nicht der kleinste Zug in den Sitten der Griechen und Römer; und ohne diese schwärmerische Vorstellung von der Vortrefflichkeit des weiblichen Geschlechts überhaupt, konnte der Rittergeist, wenn gleich lange nachher, nicht Geist des Zeitalters werden.

Deutsche waren es, die den Theil des römischen Reichs eroberten, wo in der Folge der Rittergeist einheimisch wurde. Ihre uralte Nationaldenkart, die sich, so weit ihre Eroberungen reichten, in allen von ihnen gestifteten Staatsverfassungen abdrückte, übertrugen sie auch unvermeidlich in die natürlichen Verhältnisse, in die sie unter einem andern Himmelsstrich traten. Je weniger sie über diese Verhältnisse räsonnirten, desto unmerklicher bildete sich nach der Empfindungsart der neuen Herrscher die Sitte der alten Einwohner der neuen römischen Provinzen um. Nicht wenig trug dazu die allgemeine Religionsveränderung bei. Die christliche Religion war damals in den ehmals römischen Provinzen als Volksreligion fast noch eben so neu, als unter den Schwärmen der getauften Barbaren. Durch diese Religion floß die Denkart der alten Insassen und der fremden Ankömmlinge in den neugestifteten Reichen zusammen. Und eben diese Religion begünstigte, wo nicht die germanische Verehrung, doch die bürgerliche Emancipation der Weiber in ganz Europa. Von dieser Emancipation bis zur Erscheinung des Rittergeistes vergingen Jahrhunderte. Aber ohne diesen Gang des Schicksals der Weiber in Europa konnte keine Ritterpoesie entstehen und die neuere Poesie überhaupt nicht ihren am meißen unterscheidenden Charakter gewinnen.

Erst um die Zeit der Kreuzzüge zeigte sich die Blüte aus dem bis dahin im Dunkeln entwickelten Keime. Aber auch erst damals, als das Chaos der neueuropäischen Dinge zu einer Art von fester Welt gediehen war, suchten die neuerwachten Geisteskräfte einen Stoff, der ihrer natürlichen Bestrebung am nächsten lag. Phantasie und Witz fanden diesen Stoff in der dem Hisioriker bis dahin unbemerkt gebliebenen und nun auf einmal überall bemerklichen Umbildung des menschlichen Herzens. Erster Inhalt der neuen Poesie wurde die neue Art, zu lieben. Unter dem schönen Namen der Erfinder **) traten Liebesdichter auf, die im Grunde sehr wenig erfanden. Die Entstehung der neueren Liebespoesie in der Provence und

*) Nach der Natur dieser Einleitung ist hier nicht der Ort, die Wahrheit jeder historischen Behauptung mit besondern Citaten zu belegen. Aber man sehe nur nach in allen Beschreibungen des Morgenlandes, besonders denen von D'Arvieux, Pococke, Niebuhr und Volney. Man lese ohne Vorurtheil des vortrefflichen Jones Commentarii poëseos Asiaticae und seine Ausgabe der Moallakat. Wie man dann die ritterliche Verehrung der Damen aus dem Orient herleiten kann, ist schwer zu fassen.

*) Wer auch das Buch des Tacitus über Deutschland mehr für eine romanhafte Einkleidung politischer Wahrheiten, als für ein historisches Werk hält, wird denn doch in seiner durchaus unerweislichen Hypothese nicht so weit gehen, auch die Grundzüge des Gemäldes, das Tacitus entwirft, für einen bloßen Einfall zu halten. Ein solcher Einfall wäre damals, als Tacitus lebte, gar zu unglücklich gewesen; denn damals standen seit hundert Jahren römische Legionen am Rhein; und wer Lust hatte, konnte hinreisen, um jeden Schriftsteller Lügen zu strafen, der völlig grundlose Mährchen von den Deutschen erzählte. Überdem beruft sich Tacitus, als er von der hohen Achtung spricht, in der das weibliche Geschlecht bei den Deutschen stand, auf bekannte Begebenheiten. Inesse etiam sanctum aliquid et providum (mulieribus) putant (Germani). — Vidimus sub divo Vespasiano Veledam diu apud plerosque numinis loco habitam. Sed et olim Aurinam et complures alias venerati sunt; non adulatione, nec tanquam facerent Deas. Tacit. German. c. 8. — Wenn diese Stelle für kein historisches Zeugniß gelten soll, welche wird dann dafür gelten können? Hier ist von keiner Pythia die Rede, die unter Autorität der Priester Orakel ausspricht, die sie selbst nicht erfunden hat. Die Velleden und Aurinien wurden als ausgezeichnete Repräsentantinnen der wundersamen Anlagen ihres ganzen Geschlechts verehrt.

**) Troubadours; trobadores; trovatori; von trovare, dem Stammworte. Die griechische Vorwelt nannte ihre Dichter eben so ποιητὰι von ποιεῖν, Producenten oder Erfinder im vorzüglichen Sinne. Und gewiß dachten die Provenzalen nicht an die alten Griechen. Nicht ohne Vergnügen kann man solche kleinen Uebereinstimmungen in den ersten Versuchen bemerken, durch welche die Menschen, wenn sie in ihrer Herzenseinfalt die wundersame Thätigkeit des Geistes benennen wollen, auf ähnliche Wörter geriethen.

den angrenzenden Gegenden ist ein neuer Beweis, daß die ritterliche Galanterie nicht arabisch-spanischen Ursprungs ist. Sie hatte in Spanien durch die Bekanntschaft und die Kämpfe der Christen mit den maurischen Arabern nur einen phantastischeren Schwung genommen. Die Vermischung der Liebesphantasien mit Abenteuern und Wundern, so wie sie durch die französischen Ritterromane in Umlauf kam, ist ohne Zweifel nicht rein europäisch. Aber was die arabischen Mährchenerfinder zu den europäischen Ritterromanen hergaben, waren nur die Wunder und der Erzählungston. Die ritterliche Art, zu lieben, die wesentlich zum Charakter des Ritterromans gehört, findet sich in Tausend und einer Nacht und den ähnlichen Mährchen der Morgenländer so wenig wie in den arabischen Gedichten. Und wenn die französischen Fabulirer sich in ihren Darstellungen des menschlichen Herzens mehr, als die Provenzalen, nach dem arabischen Geschmacke bequemten, so war die provenzalische Poesie um so nationaler und gilt weit mehr als echtes Document der Geschichte der ritterlichen Galanterie, weil sie älter und durchaus europäisch ist.

So war es die neue, ursprünglich germanische und durch die Deutschen in den cultivirtesten Ländern Europa's eingeführte Denkart über das gegenseitige Verhältniß beider Geschlechter, was mit dem Ritterwesen eine neue Poesie erweckte, deren Geist dem Rittergeiste bis auf die gegenwärtigen Zeiten ähnlich geblieben ist und die neuere Poesie überhaupt von der griechischen und römischen scheidet.

Die neuere Poesie ist eine Tochter der romantischen Liebe. Nicht aus religiösen, nicht aus historischen Sagen ging sie hervor. Eine Schwärmerei, den Griechen so unbekannt wie das christliche Credo, bildete die Huldigung, mit der sich der alte Deutsche schon in seinen Eichenwäldern den Frauen nahte, zur ästhetischen Vergötterung der weiblichen Schönheit um. Nicht nur die Damen ehren, sondern ihnen als höheren Wesen dienen; sie im Traum der Liebe als Engel bewundern; ihnen überall den Rang vor den Männern einräumen; in ihre Tugend nicht weniger, als in ihre Reize verliebt seyn; knieend ihnen, wie dem Lehnsherrn, Treue zu schwören; sein ganzes Glück in ihre Hände zu legen; ihnen blindlings gehorchen; auf ihren Wink dem Tode in allen Elementen triumphirend entgegengehen; das ist Rittergeist und mehr oder weniger Geist aller neueren Poesie.

Welch ein ungeheures Hirngespinst! würde vielleicht ein Grieche ausrufen, wenn er dieses Alles vernähme. Und es würde unter uns nicht an Reformatoren fehlen, die sogleich in diesen Ausruf einstimmen und ihn mit Gründen unterstützen würden. Aber so wenig es historisch wahrscheinlich ist, daß das weibliche Geschlecht in Europa jemals wieder von der Stufe der Freiheit herabgedrückt werden wird, die es nun schon so lange behauptet, so gerecht und in der veredelten Natur selbst gegründet ist im Ganzen der Vorrang, den unsre Sitte seit den Ritterzeiten dem weiblichen Geschlechte im gesellschaftlichen Leben einräumt. Die Unterdrückung, die sich dieses Geschlecht als das schwächere gefallen lassen muß, ist überall, wo sie national ist, ein Beweis moralischer Rohheit der Nationen. Der Mittelweg den die Griechen und Römer wählten, führte nicht zum Ziele. Die Huldigung, auf die das weibliche Geschlecht im neueren Europa Anspruch macht, kann nicht ausbleiben, sobald ein freier Umgang zwischen beiden Geschlechtern von der öffentlichen Sitte gestattet wird; und wo dieser gemischte Umgang fehlt, da fehlen die bedeutendsten Züge des Schönen in der Geselligkeit, oder unnatürliche Laster nehmen, wie in Griechenland, die Stelle wahrer Bedürfnisse ein. Entweder muß die Ehre des Weibes durch Trennung der Geschlechter gesichert werden, wie es bei den Griechen und Römern geschah; oder der Mann muß dem Weibe im geselligen Leben eine Autorität abtreten, die er nach den gemeinen Gesetzen des natürlichen Aristokratismus für sich behält. Nur durch eine freiwillige Huldigung dieser Art geschützt, können sich die geselligen Tugenden des Weibes natürlich entwickeln. Hätte die Sitte des alten Roms den Weibern zur Zeit der unverdorbenen Republik die Freiheit im geselligen Leben eingeräumt, die der Deutsche von jeher als etwas ansah, das ihnen von selbst gebührte, so würden nicht in dem verdorbenen Rom unter der Regierung der Imperatoren die Damen so tief in den verächtlichsten Libertinismus versunken seyn, wie sie nach dem Zeugniß der Geschichtschreiber und Dichter ihrer Zeit sanken, als sie sich eigenmächtig die Freiheit nahmen, die ihnen von der alten Sitte versagt war. Auch die Gerechtigkeit fordert zu Gunsten der Weiber den Vorrang im geselligen Leben als ein Aequivalent für die Ausschliessung von der bürgerlichen Autorität. Und je mehr, mit einem Worte, der Mann die moralische Würde unsrer Gattung auch in dem andern Geschlechte respectirt, selbst je mehr er als Mann seinen wahren Vortheil versteht, desto mehr wird er ganz von selbst eine Empfindungsart annehmen, die, wenn gleich großen Theils nur eine schöne Täuschung, doch das einzige Mittel ist, den Streit zwischen der Freiheit und der Ehre des Weibes zum Besten beider Parteien beizulegen. Mochte also immerhin die sogenannte Galanterie in der Gestalt, wie sie der Ritter in den Fehdezeiten zur Dienstpflicht erhob, nur eine phantastische Caricatur der ursprünglich edlen Sitte seyn. Der Vorwurf der Unnatürlichkeit, den die alten Griechen nach ihrer Sitte den Neueren, wegen unsrer prosaischen und poetischen Vergötterung der Weiber machen könnten, würde auf die Griechen selbst zurückfallen, so lange wir mit Aristoteles behaupten dürfen, daß als Muster des Natürlichen nur das Vortrefflichste in der Natur angesehen werden muß.

Nichts als eine in der alten Welt unerhörte Liebe sangen im südlichen Frankreich, in Spanien und in Italien die Troubadours, mit deren Liedern die Geschichte der neueren Poesie anfängt. Dante, der Vater der italienischen Redekunst, wurde durch die Liebe zuerst zu Sonetten und Canzonen, dann zu einer Epopöe begeistert, in der er seine geliebte Beatrice unter den Heiligen im Paradiese glänzen lassen konnte. Petrarchs Poesie und Petrarchs Vergötterung seiner Laura ist Eins und Dasselbe. Welch ein Contrast zwischen diesen Gedichten und denen von Homer und Pindar, Virgil und Horaz! Die Erfinder der Ritterepopöe, Bojardo, Pulci, und der alle übrigen verdunkelnde Ariost, gaben der romantischen Liebe in ihren Gedichten durch Nachahmung des Fabel- und Wunderwesens der Ritterromane einen solchen Schwung in's Ungeheure, daß sie unvermeidlich von dieser Höhe auf der andern Seite in das Lächerliche herabfiel, wo schon Berni nach dem Bojardo, nur ohne sonderliches Glück, mit desto mehr ausgezeichnetem Glücke aber Ariost selbst sie ergriff, um den feierlich-komischen Styl zu erfinden, der ebenfalls in der Geschichte der alten Poesie ohne Beispiel ist. Kaum war dieser Styl das Lieblingsspiel der Italiener geworden, so nahm sich der ernsthaftere Tasso auch der ernsthaften Behandlung der Liebe wieder an. Seit dieser Zeit gab nun bald im Scherz, bald im Ernste, so wie sich die neue Cultur über Europa verbreitete, in der Poesie aller Nationen die Liebe vor allen andern Empfindungen den Ton an. Als man wieder dramatische Vorstellungen versuchte, machte auch das Trauerspiel kein Glück, bis man der Liebe eine Hauptrolle gab. Das letzte Erzeugniß dieses allgemeinen Bedürfnisses der ästhetischen Darstellung einer schwärmerisch-gesitteten Liebe war der neuere Roman, eine Erfindung, die mit den ersten Ritterromanen nur den Namen gemein hat. Auch in den mehr oder weniger idealisirten Gemälden des wirklichen Lebens, deren ästhetische Natur noch mancher Prüfung bedarf, muß die Liebe, sei es im Scherz, oder, wie gewöhnlicher, im enthusiastischen und moralischen Ernste, das ganze Interesse auf eine Art leiten, die dem griechischen Geschmack abenteuerlich vorgekommen seyn würde. So behauptet sich die Totalrevolution des Geschmacks, die durch die Ritterpoesie bewirkt worden ist, noch in unsern Tagen, nach aller Erneuerung des Studiums der Antike, so wie sie sich vermuthlich immer behaupten wird. So wenig unsre Nachkommen zur Anbetung der olympischen Götter umkehren werden, eben so wenig wird sich der herrschende Geschmack jemals wieder von der veredelten Darstellung der Liebe losreissen, wenn nicht in eine allgemeine Verwilderung unsre beinahe sich selbst aufreibende Cultur verschwinden wird.

Mit dieser veredelten Darstellung der Liebe ist auch den neueren Dichtern, besonders in Frankreich, England und Deutschland, ein neues Licht aufgegangen. Die Verbindung der Poesie mit der feineren Menschenkenntniß konnte nicht eher gelingen; das menschliche Herz in seinen anziehendsten Verirrungen konnte nicht eher das große Thema der Dichter werden, bis die Poesie den moralischen Schein der Empfindung, die schon an sich eine Art von Poesie des menschlichen Herzens ist, zum Wiederschein der übrigen Empfindungen machen durfte. Alle Leidenschaften, im engeren Sinne des Wortes, ausser der Liebe, sind ein spröder Stoff für die verschönernde Phantasie. Sie müssen poetisch umgeschmolzen werden, um nicht durch ihre zurückstoßende Natur das ästhetische Interesse zu stören. Nur die Liebe kommt dem Dichter auf dem ebneren Wege entgegen. Ihre Träume braucht er nur fest zu halten und mit Geist auszubilden; und die Natur wird als Dichterin aus seinem Busen reden. Soll sie sich aber nicht bald ausreden, so muß sich der Geist mit den zärteren Regungen und den feineren Bildern der anziehenden Leidenschaft und überhaupt mit den Vorstellungen beschäftigen, die bald aus der Collision, bald aus der Harmonie des sinnlichen und moralischen Interesse entstehen. Auf diese Analyse des Herzens läßt sich die Poesie der Alten nur wenig ein. Auch bei der Entstehung der neueren Poesie war noch an keine besondere Menschenkenntniß zu denken. Der Verstand der Troubadours und ihrer Nachahmer, der deutschen Minnesinger, war dazu noch nicht gereift. Ihre Lieder verlieren sich deswegen in ein bald ermüdendes Einerlei. Selbst Petrarchs classische Verschönerung des Provenzalgesanges ist noch so arm an

rychologischer Mannigfaltigkeit, daß er das Feld rein abgeerntet hatte, als seine Nachahmer, die Cinquecentisten, der Nachlese kein Ende machen wollten. Auch in der Folge machten die Italiener so wenig, wie die Spanier, merkliche Fortschritte auf diesem Wege, der doch auch ihnen offen stand. Der Streit der Liebe mit der Vernunft, der in den lyrischen Gedichten Boscan's, des Petrarchs der Spanier, das Lieblingsthema ist, fällt gewöhnlich in's Pedantisch-phantastische. Aber in England und Frankreich wurde der neue Stoff desto glücklicher benutzt. Shakespear, einzig in seiner Art schon durch das Talent, ohne alles philosophische Studium, nur von seinem hellen Auge und seinem tieffühlenden Herzen geleitet, jede Leidenschaft in ihre Elemente zu zerlegen, ließ als Menschenkenner auch die Liebe mit ihrer feinsten Sophistereien und allen schwärmerischen Reizen der Unschuld auf das Theater treten. Unbekannt mit Shakespears Verdiensten fanden in Frankreich Corneille und nach ihm Racine das sicherste Mittel, den Geschmack ihrer Zeitgenossen für das heroische Trauerspiel zu gewinnen, in den feinsten Zeichnungen des Streits und der Verbindung ritterlicher Liebe mit ritterlicher Ehre. Nun war die Bahn gebrochen. Mit der erweiterten Cultur des Verstandes kamen psychologische Wahrheiten, mit denen sich in der alten Welt kaum die Philosophen beschäftigt hatten, in poetischen Umlauf. Die Poesie rückte der sokratischen Philosophie des Lebens immer näher, bis es zuletzt gar das Ansehen gewann, als ob moralische Belehrung und romantische Unterhaltung Eins und Dasselbe wären, und als ob man der praktischen Wahrheit keinen größeren Dienst thun könnte, als, sie in einen Roman einzukleiden.

Die schwärmerisch gesittete Liebe hat in unsrer Poesie und unsern Romanen bis auf die neuesten Zeiten auch in ihrer Verbindung mit religiösen Empfindungen ihre uralte Verwandschaft mit der Ritterpoesie nicht verleugnet. Wie unbegreiflich würde einem Griechen der neuere Geschmack auch von dieser Seite vorkommen! Und doch haben vortreffliche Psychologen bemerkt, daß in den natürlichen Schwärmereien der Liebe etwas Religiöses liegt. Es kam also nur darauf an, daß die rechte Art, zu lieben, mit der rechten Religiosität zusammen traf; und die dichtende Phantasie konnte auch aus diesen Mysterien des Herzens etwas Neues machen. Die christliche Religion dringt auf Reinheit der Sitten. Zur Mönchsreligion umgestaltet, erhob sich Keuschheit gar zum Range der Cardinaltugenden, an denen der Himmel ein besonderes Wohlgefallen hat. Ehe noch der Knabe und das junge Mädchen zwischen geistlichem und weltlichem Beruf wählen konnten, waren sie schon mönchs- und nonnenmäßig erzogen. Klosterphantasien, nicht üppige Dichtungen von der Verehrung der Liebesgöttin in den Myrtenhainen bei Paphos, füllten die jugendliche Seele. So machte das damalige Christenthum gleichsam einen Bund mit der altgermanischen Denkart, um das Phänomen der ritterlichen Liebe mit allen Farben auszuschmücken, durch die es ein ehrwürdiges Ansehen gewann. Durchaus christlich-religiös war Dante's Liebe zu seiner Beatrice, ob er gleich den Amor, als den Gott, der ihn beherrscht, oft mit Namen anruft und ausführlich beschreibt. Auch Petrarch erinnert uns, besonders in den Sonetten und Canzonen, die er *nach dem Tode* seiner Laura sang, nicht öfter an den heidnischen Amor, als an den christlichen Himmel. In seinen *Triumphen* glaubte er sogar die Keuschheit über den Amor förmlich triumphiren lassen zu müssen. In der Folge verlor sich dieser Geschmack an christlich-religiöser Zärtlichkeit in Italien. In der spanischen Poesie herrschte er etwas länger. In Frankreich fand er fast gar keinen Eingang. Da verdrängten die mythologischen Bilder das Christenthum aus der weltlichen Poesie und liessen ihm nur die kümmerliche Alleinherrschaft in geistlichen Oden und Liedern übrig. Auch der englische Geschmack treunte das Geistliche von dem Weltlichen und bekümmerte sich immer weniger um Jenes. Nur in Deutschland zeigte sich die alte Bereitwilligkeit, auf die erste Veranlassung Liebe und christliche Religiosität wieder in Ein Gefühl zu verschmelzen, als die Klopstockische Muse sich Ansehen erwarb. Was seit dieser Zeit die deutsche Empfindsamkeit besonders von der ausländischen unterschied, war eben dieser poetische Einklang der Religion und der Liebe.

III. Das dritte unter den charakteristischen Merkmalen der neueren Poesie ist eine mehr oder weniger auffallende Tinctur von wahrer oder falscher Gelehrsamkeit.

Kunst und Wissenschaft haben überall, wo man sich auf beide recht verstand, die Veredelung des Menschen gemeinschaftlich besorgt und sich immer auf einander bezogen. Wenn aber die Kunst in die Fußtapfen der Wissenschaft trat und mit einem Apparat von gelehrten Kenntnissen glänzen wollte, so betrog sie sich selbst um das Verdienst, das sie allein sich erwerben konnte. Die meisten Dichter der alten und neueren Zeit gehörten zu den Gelehrten ihrer Nation. Aber so wenig die Gelehrsamkeit einen Dichter machen kann, so unvermeidlich mußte der Dichter seine Bestimmung verfehlen, wenn er seine Gelehrsamkeit poetisch zu etwas anderm benutzte, als, im Bewußtseyn einer höheren Geistesfreiheit mit dem Reichthum anderer Schriftsteller wie mit dem seinigen zu schalten, und dadurch das ästhetische Interesse seiner Darstellung zu erhöhen. Verwechselte er dieses Interesse mit dem wissenschaftlichen; sah er Kenntnisse für ästhetische Ideen, Unterricht für die besondre Art von Bildung des Geistes an, durch die sich der Künstler einen ernsthaften Einfluß auf die Welt erwirbt; so verwirrte er seine und seines Publicums Vorstellungen und arbeitete gegen die Gesetze der Natur und des menschlichen Geistes.

Glücklicherweise waren die ersten Dichter, mit denen die Geschichte der neueren Poesie anfängt, nichts weniger als Gelehrte. Die Troubadours folgten, wie die griechischen Rhapsoden, dem Bedürfnissen der Nationalpoesie. Der Ideentreis ihrer ungelehrten Zeitgenossen war der ihrige; und in einem so engen Kreise ließ sich freylich nicht so viel Neues entdecken, als auf den weitern Feldern der griechischen Mythen. Dafür aber waren die Troubadours durch ihre Unwissenheit vor den Lockungen einer Gelehrsamkeit gesichert, die sich in den Klöstern versteckte und auch da schlimmer als Unwissenheit war. Sobald das Genie eine größere Sphäre suchte, als es in dem ewigen Einerlei der provenzalischen Herzensergiessungen finden konnte, stieß es mit der Gelehrsamkeit seiner Zeit hart zusammen. Wie ganz anders in Griechenland, als sich dort zum ersten Male eine classische Poesie bildete! Dort gab es noch keine Gelehrsamkeit, als Homer sang. Auch gab es keine schulgerechte Kritik. Die Kunst blieb in Griechenland der Natur anvertraut, bis sie die äusserste Höhe erreicht hatte, zu der sie sich erheben konnte. Nur als Gefühl wirkte der ungebundene und doch richtige Geschmack. Der Kritik blieb, als sie hinten nach kam, nichts übrig, als, histerisch in die Fußtapfen dieses Geschmacks zu treten, der ihrer Leitung nicht bedurfte. Der subtile Aristoteles begnügte sich als Aesthetiker, seine Kunstregeln von Mustern zu abstrahiren. Aber die neuere Poesie entwickelte sich mühsam unter dem Drucke der älteren Wissenschaft. Sie trägt selbst in den meisten ihrer besseren Werke bis diesen Tag das Merkzeichen der Gelehrsamkeit und duftet, sei es auch noch so wenig, nach der Lampe.

Mit dem Untergange der griechischen und römischen Cultur war die Menschheit nichts weniger als zu ihrer ersten Einfalt zurückgekehrt. Selbst in den finstersten Zeiten, im neunten und zehnten Jahrhundert, gab es Bibliotheken. Man schrieb Chroniken, Breviere und Legenden. Man verwahrte immerfort in einigen Winkeln die Schriften der heidnischen Alten, auch wenn man sie nicht las. Die christlichen Religionsvorsteher waren durch das Bedürfniß einer Auslegung ihrer heiligen Schriften immer an eine Art von Gelehrsamkeit gebunden. Eine Theologie, deren Dogmen auf die subtilen Abstractionen der Kirchenväter sich gründeten, bildete mit der Rohheit der Sitte und der allgemeinen Unwissenheit ein ungeheures Ganzes. Die ersten Strahlen der neuen Aufklärung, die das erneuerte Studium der Alten verbreitete, kamen zum Unglück auch nicht von der Seite, wo der allgemeine Menschenverstand Licht bedurfte. Aristoteles wurde unter den alten Schriftstellern zuerst aus dem Dunkel der Klosterbibliotheken hervorgezogen. Die abstruseste Grübelei gesellte sich nun zu der crassesten Orthodoxie und brachte mit ihr die Caricatur der Philosophie, die Scholastik, zu Stande. Scholastisch und gelehrt war nun auch Eins und Dasselbe. Scholastisch wurde der Geist verbildet, ehe er sich selbst verstand. Von Dante bis Ariost konnten sich die Dichter noch nicht von der Unverträglichkeit wahrer Poesie und scholastischer Grübelei überzeugen. Selbst wenn sie, wie Petrarch, eine Liebe besangen, von der kein Wort im Aristoteles steht, konnten sie sich doch nicht enthalten, durch gelehrte Anspielungen dem großen Aristoteles ein Compliment im Vorbeigehen zu machen.

Mit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts drängten Geschmack und natürlicher Menschenverstand die Scholastik aus der Poesie auf die Katheder zurück, wo sie sich länger behauptete. Aber die gelehrte Erziehung der Dichter wirkte nach wie vor, wo nicht scholastisch, doch pedantisch auf die Poesie. Als Grundlage der Wissenschaften lernte der Knabe eine ausgestorbene Sprache. War gleich das Latein in Italien, Spanien und Frankreich die Mutter der neueren Volkssprache dieser Länder, so paßte es doch nicht für die durchaus veränderte Denkart. Es war, wenn gleich keine ausländische, doch eine fremde Sprache geworden. Wer sie lernte, mußte sich in ihren Geist hineinstudiren. Bald kam zu dem Lateln noch das Griechische als die zweite Stufe zur Doctorwürde und zum Parnaß. Je mehr eine jugendliche Seele von Gefühl für das Schöne erfüllt war, desto fester mußte sie sich an die griechischen und römischen Dichter schliessen. Wie hätte nun der gelehrt erzogene Dichter, wo er sich selbst Genüge zu leisten strebte, seine Bekanntschaft mit den Schriften der Alten aus dem Gedächtnisse verlieren können? In dem natürlichsten Gewebe seiner Vorstellungen zeigten sich die Fäden der fremden Kunst. Wer sich die alten Sprachen zugeeignet hatte, der konnte sich in seinen Erfindungen auch der alten

Digitized by Google

Vorstellungsart nicht entschlagen, die von der neueren durchaus verschieden ist. Je merklicher die gelehrten Erinnerungen sich in das natürliche Dichtergefühl mischten, desto buntscheckiger wurde das Resultat. Die griechischen Götter, Amor immer an der Spitze, erschienen deßwegen nach wie vor in der neueren Poesie, nur, daß man Geistliches und Weltliches trennte. Der Stoff der Dichtung mochte noch so einheimisch und noch so neu seyn; man trug kein Bedenken, die alte Mythologie hineinzuschrauben; und geistreiche Männer fanden in dieser barocken Zusammensetzung häufig eine ganz besondere Schönheit. In Italien, Spanien und Frankreich hat sich dieser Ton bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Poesie muß dort fremd thun, wenn sie gefallen will. Der Dichter, der seine Liebe singt, muß die Geliebte wenigstens mit einem griechischen Schäfernamen beehren. Ein einheimischer Name klänge gegen alle Etikette des dortigen Parnasses. Und wenn der Geschmack in Deutschland jetzt gegen diese Etikette verstößt, wird es ihm im Auslande, wo man überdem kein sonderliches Zutrauen zu unsern ästhetischen Fortschritten hat, gewiß nicht zur Empfehlung gereichen.

Unverkennbar ist auch in der ganzen Poesie die Herrschaft der Kritik, und die Nothwendigkeit dieser Herrschaft. Die Kritik mußte die Musen von dem Schlamme einer barbarischen Gelehrsamkeit säubern, aus dem sie sich nicht ohne Mühe wieder an's Licht gearbeitet hatten. Aber wie lange währte es, ehe die erneuerte Kritik nur einigermaßen sich selbst verstand! Aristoteles wurde der Gesetzgeber unter den Dichtern, wie er es unter den Philosophen und Theologen war. Als ob dieser seltene Geist, der als Selbstdenker vielleicht von keinem übertroffen ist, vom Schicksale zum Unglücksstifter ausersehen wäre, um die Köpfe zu verdrehen, die er aufklären wolte, unterdrückte seine treffliche Poetik die poetische Geistesfreiheit und verderbte den Geschmack, wie seine Logik und Metaphysik den unglücklichen Stillstand aller reellen Wissenschaften verlängerten. Man dachte nicht daran, daß man die wahren Schönheiten der alten Dichterwerke aus sich selbst verstehen muß, ehe man den Aristoteles verstehen kann, der sie bei allen seinen Vorschriften im Sinne hat. Man hielt sich an den Buchstaben der aristotelischen Poetik. Ohne zu fragen, ob nicht eben dieser Aristoteles, wenn er wieder aufstände, für die neueren Nationen eine ganz andere Poetik schreiben würde, commentirte und interpretirte man seine ästhetischen Bemerkungen wie Gesetze des Corpus Juris. Nirgends zeigt sich dieser Mißverstand so deutlich wie in der Geschichte der französischen Poesie. Aber auch bei den übrigen Nationen des neueren Europa hat Aristoteles mit seiner Poetik, wenn gleich nicht unmittelbar, die meisten Dichter geleitet. Seine Lehren gingen in die neuere Kritik als Grundlehren über. Auf ihn bezog man sich, namentlich oder stillschweigend, in allen neueren Versuchen über Poesie und Beredsamkeit. Und welcher neuere Dichter hätte nicht in seinen Schuljahren wenigstens, durch die zweite und dritte Hand, etwas von aristotelischer Kritik vernommen? Selbst zuletzt, als ein Revolutionssturm gegen den alten Erzvater der Kritiker ausbrach, bewies sogar das Beispiel der revolutionären Dichter und Schreier die Fortdauer der Herrschaft des angegriffenen Gesetzgebers; denn von seinen Gesetzen geleitet, arbeitete man ihnen methodisch entgegen und brachte Ungeheuer nach Grundsätzen hervor, um dem Aristoteles zu widersprechen.

Folge von der gelehrten Erziehung der meisten neueren Dichter und ihrem Studium einer schulgerechten Kritik sind auch die Selbstkritiken und die prosaischen Erläuterungen und Anmerkungen, die sie zum Theil selbst ihren Versen beifügten. In Griechenland schrieben die Dichter überall keine Prose, und die guten Köpfe, die sich zur Autorschaft in Prosa berufen fühlten, hörten schon als Jünglinge auf, Verse zu machen. Auch darinn zeigte sich die natürliche Festigkeit des Geschmacks, der wie ein unwiderstehlicher Instinct die Griechen regierte. Wenn aber Sophokles und Euripides gar von den kritischen Vorreden und Anmerkungen hören solten, die Corneille und Racine zu ihren eignen Tragödien schrieben; oder wenn Alcäus ein Exemplar von Hagedorns Gedichten mit den bunten Citaten aus einem halben Dutzend Sprachen erblickte; wie würde ihnen zu Muthe werden! Solche Eingriffe des Dichters in die Rechte des Publicums hätten in Griechenland ein Gelächter erregt. Aber das neuere Genie durfte sich diese Freiheiten wohl nehmen. Es verdankte seinen Zeitgenossen weniger, als seiner Lectüre. Es durfte sich auf seine Lectüre und auf seine Wissenschaft überhaupt berufen, um sich mit den Kritikern, die nun einmal in der Geschichte der neueren Kunst das große Wort führen, nach Standesgebühr zu messen, und mit ihnen dem Publicum zu gebieten, wenn gleich ein edles Stillschweigen auch hier oft rathsamer gewesen wäre.

Johann von Brabant s. Minnesänger.

Karoline Luise Brachmann,

als Schriftstellerin gewöhnlich nur Luise Brachmann genannt, ward am 9. Februar 1777 zu Rochlitz geboren, wo ihr Vater als Kreissecretair lebte. Sie entwickelte schon früh glückliche poetische Anlagen, welche reiche Nahrung erhielten, als ihr Vater nach Weißenfels als Geleitscommissarius des thüringer Kreises im Jahr 1787 zog. Der früh verstorbene Dichter Novalis (von Hardenberg s. d. A.) nahm sich freundlich ihrer Bildung an, leitete ihre Lectüre und machte sie mit Schiller bekannt, der ihre jugendlichen Leistungen wohlwollend und aufmunternd beurtheilte und mehreren bereits in ihrem dreizehnten Jahre geschriebenen Gedichten eine Stelle in den Horen und dem Musenalmanach gewährte. Der Wirklichkeit durch die vorherrschende Richtung ihres Geistes entfremdet, beging sie im Jahre 1800, als sie ihren in Dresden angestellten Bruder dorthin begleitet hatte, eine jugendliche Unbesonnenheit, die ihr den Aufenthalt daselbst verleidete und tiefe Schwermuth im Gefolge mit sich führte. Nach Weißenfels zurückgekehrt, verfiel sie in eine bedenkliche Krankheit und stürzte sich, kaum genesen, aus dem zweiten Stockwerk in den Hof hinab. — Sie ward bedeutend, jedoch nicht lebensgefährlich verletzt. Bald nachher (1801) traf sie der Schmerz, in demselben Jahre ihre eigene Schwester, so wie ihren Jugendfreund Novalis und dessen Schwester durch den Tod zu verlieren. Nicht lange darauf starben ihre beiden Eltern, und von den vielen herben Verlusten bereits niedergedrückt, trug ihre hilflose Lage, welche sie zwang, sich ihres poetischen Talents als Erwerbsquelle zu bedienen, nicht wenig dazu bei, eine tiefe, fast unbesiegliche Schwermuth in ihr zu erzeugen. Ihr Herz bedurfte des Mitgefühls, doch ein unglückliches Geschick ließ sie, zu verschiedenen Malen, Neigung zu Männern fassen, deren Verhältnisse ihnen verwehrten, dieselbe genügend zu erwiedern. Der Eine war bereits in seiner Heimath vermählt, der Andere fand seinen Tod in der Schlacht. Endlich verlobte sie sich im drei und vierzigsten Jahre ihres Alters mit einem jungen fünf und zwanzigjährigen preußischen Offizier außer Dienst, der sich der Bühne widmete und eine dahin einschlagende Anstellung suchte. Sie begleitete ihn demgemäß nach Wien; doch die Folge entsprach ihren Erwartungen nicht, und Luise B. kehrte allein nach Weißenfels zurück. Das Verhältniß zerschlug sich später gänzlich, nicht ohne eine trübe Stimmung in ihr zurückzulassen, welche mit der Zeit immer heftiger wurde. Auf einem Besuche in Halle endete sie am 17. September 1822 freiwillig ihr Leben in der Saale. Erst am 25. wurde ihr Leichnam gefunden und noch an demselben Tage in aller Stille bestattet. Sie hatte folgende Grabschrift auf sich selbst verfaßt:

Treu konnt' ich hoffen und unnennbar lieben,
Und fest verharrt' ich, wo ich Liebe gab.
Was ist von Allem tröstend mir geblieben
Für Lieb' und Hoffnung — als ein einsam Grab!

Von ihr erschienen:

Gedichte. N. A. Leipz. 1808.
Romantische Blüthen. 2 Th. Wien, 1817. 1823.
Das Gottesurtheil. Rittergedicht. Leipz. 1818.
Novellen und kleine Romane. Leipz. 1819.

Schilderungen aus der Wirklichkeit. Leipz. 1820.
Novellen. Nürnberg, 1822.
Verirrungen. Leipzig, 1822.
Auserlesene Dichtungen, herausgegeben von F. K. J. Schütz und K. L. M. Müller. Leipz. 1824—26. 6 Thle.
Einzelne Gedichte, Erzählungen u. s. w. in Almanachen und Zeitschriften u. s. w. —

Leichtigkeit und Anmuth, so wie eine gefällige Behandlung der Form und ein blühender Styl zeichnen ihre Leistungen aus; doch herrscht die Neigung zum Lyrischen zu sehr vor, und es fehlt ihr an Tiefe und Kraft. — Einzelne kleine Gedichte verdienen als wirklich gelungen volle Anerkennung, die Dichterin selbst aber keineswegs den Namen einer deutschen Sappho, da sie nur die Aehnlichkeit der Todesart mit der Lesbierin gemein hat, in allem Uebrigen aber nach den uns von derselben gebliebenen Poesien weit hinter ihr zurückbleibt. — Ausführliche biographische Notizen über L. Brachmann finden sich vor der von Schütz und Müller besorgten Auswahl aus ihren Dichtungen. —

Unmöglichkeit.*)

Das Rechte kommt von Gott.

Pius der Sechste ward einst auf einer Reise nach Spanien im pyrenäischen Gebirge von einem furchtbaren Gewitter überrascht. Die Donner rollten schon entfernt in den verschlungenen Felsenthälern, und dichte schwarze Wolken führten die Nacht früher herauf. Zwar eilte man, so sehr man konnte, die nächste Stadt zu erreichen, doch die Flügel des Sturmes waren schneller; die Nacht brach ein, der Sturm jagte den Staub der Erdschichten empor und bog die Bäume zur Seite des Felsswegs saußend nieder, indeß der Regen schon in großen Tropfen seitwärts herüber strich, die Blitze zuckten durch die Dunkelheit, und näher, fürchterlicher rollten die Donnerschläge von den tausendfachen Echos des Gebirgs zurück.

Ein allgemeines Zagen herrschte in dem Gefolge; alle bangten für die schon schwächliche Gesundheit eines auf das Höchste geliebten Herrn. In diesem Augenblicke sah man durch die flatternden Zweige, als man eben einer Thaleöffnung vorüber kam, den Schimmer eines Lichts aus der Vertiefung leuchten. Erfreut nahm man den Weg dahin, und kam zur Seite eines tosenden Waldbachs bis zu der Stelle, von wo es auszugehen schien. Ein starker Blitz erhellte jetzt auf einen Augenblick die romantische Gegend, und zeigte vor ihnen ein ländliches, doch anmuthiges Haus, in dem zwei freundlich erleuchtete Fenster für diese Nacht ein Obdach hoffen ließen. Ein Diener ward dahin vorausgesandt, um Aufnahme zu bitten; und gleich darauf öffnete sich die Thür nach den nöthigen Erkundigungen. Ein alter Diener kam mit einer Kerze, und führte die erschöpften Reisenden in das Zimmer seiner Gebieterinn; eine edle Frauengestalt trat ihnen entgegen, noch jung doch bleich, und stillen ernsten Ansehens. Sie ahnte wohl nicht, welch hohen Gast heut ihr bescheidnes Dach beschirmen sollte; denn Pius reiste aus staatskundigen Ursachen unter erborgtem Namen, und gab sich blos für einen mailändischen Grafen aus; doch wäre dies ihr auch bekannt gewesen, unmöglich hätte sie mit größerer, zarterer Sorgfalt den ehrwürdigen Herrn und sein Gefolge bewirthen können, als sie es that. Sie eilte gleich mit ihrer einzigen Dienerinn, die besten Erfrischungen aufzutragen, und während das wohlthätig lodernde Kaminfeuer die ganz Durchnäßten wärmte und erquickte, bereitete sie schnell das schönste Zimmer ihres kleinen Hauses zur Nachtherberge für den Gast, und sorgte eben so für sein Gefolge.

Mit einem Gefühl von Behaglichkeit nach dem erlittenen Ungewitter trat der erlauchte Gast in das zierliche, sanft durchwärmte und lieblich duftende Gemach, und genoß diese Nacht des ruhigsten Schlummers.

Am andern Morgen war sein erster Wunsch, seiner liebenswürdigen Pflegerinn die ihm erwiesene Menschenfreundlichkeit auf eine würdige Weise zu belohnen. Er konnte sich nicht denken, warum sie schon in ihren Jahren sich so ganz von der Welt zurückgezogen habe, sie, die, wie er des vorigen Abends gehört, noch unvermählt lebe; und ob die Lage dieses Hauses gleich sehr reizend war, wie er aus seinem Fenster sah, wo Alles neu erquickt von dem gestrigen Regen, im schönsten Morgenglanze lag, dennoch kam es ihm seltsam vor, wie sie gerade diese zwar schöne, doch wilde und so ganz entlegne Einsamkeit gewählt habe. Die stille Trauer ihres Wesens fiel ihm ein und so beschäftigte er sich eine lange Weile mit wahrer Theilnahme für sie; — etwas, das hohen Herren der Erde nicht stets begegnen soll; allein er hatte gestern menschliches Ungemach empfunden, und so empfand er auch heute menschliche Dankbarkeit.

Dies Zimmer schien die innerste heilige Freistatt der Besitzerinn, worein sie sich gleichsam zu einer Art von Festtagsfeier zurückzuziehen schien. Ein Crucifix stand auf einer Art kleinen Altars in einer Mauernische, und noch dabei hing eine schöne Laute.

Die Dame hatte ihm indeß sein Frühstück eben so sorgfältig bereitet; er ließ sie bitten, dieses mit ihm einzunehmen; sie gehorchte mit ungezwungener Anmuth dem Wunsch des ehrwürdigen Alten. Er fand heut ihr Gesicht noch seelenvoller; der Ausdruck eines ungemein tiefen Gefühls und einer sanftschwermüthigen Schwärmerei, welcher in ihren sanften Augen lag, machte sie ungewöhnlich anziehend. Das Oberhaupt der Kirche hätte seinem Stande getreu in ihr gern eine recht würdige Himmelsbraut gesehen; dennoch schien ihm ein inneres Gefühl zu sagen, daß dieses nicht das Mittel ihres Glückes sey, und daß er dadurch seine kindliche Pflegerinn nicht wohl lohnen würde.

Ihre Unterhaltung bestätigte vollkommen die vortheilhafte Meinung, die er von ihr gefaßt hatte. Unbefangen bezeigte sie ihm ihre lebhafte Freude, einen Bewohner Mailands in ihm zu sehen, und gestand seinen Fragen offen, daß sie aus jener theuern Gegend stamme. Der Umstand, auf so überraschende Weise eine Landsmänninn, und eine so achtungswerthe, hier im fernen wilden Gebirge zu finden, erhöhte noch den Wunsch des Dankbaren, sie würdig zu belohnen. Sagt mir, mein edles Fräulein, rief er aus, Ihr scheint mitten in Eurer holden Jugend nicht ganz glücklich; womit vermöchte ein nicht unmächtiger Mann Euch zu erfreuen? — Euch glücklich zu machen?

Ach, hoher Herr, erwiederte das Mädchen, und ihre sanften Augen senkten sich, indeß sich ihre Brust schwerathmend hob: Das ist unmöglich.

Unmöglich? rief der hohe Fürst, — in sich verwundert über die Kühnheit wie über die Unbegreiflichkeit der Antwort. — Auf alle Weise suchte er nun die Ursache ihres Unglücks zu erforschen; allein auf dieſe Frage blieb sie verschlossen wie ein wunderbares Buch. Vergebens erschöpfte sich der geistliche Herr in allen ihm erdenklichen Wendungen, das Geheimniß dieses holdseligen und trauervollen Wesens zu entdecken; nur so viel sagte sie, daß sie ihre Eltern sehr früh verloren und dann aus überwiegender Neigung den Aufenthalt in dieser Einsamkeit gewählt habe; allem übrigen Forschen wußte sie mit Gewandtheit und einer stillen Würde auszuweichen. —

Als Pius sie fragte, ob sie denn nicht fürchte so schutzlos hier von Räubern überfallen zu werden, erwiederte sie einfach: — Diese, mein hoher Herr, werden durch keine Schätze nach meiner friedlichen Wohnung gelockt, da ich nichts von Gold oder Kleinodien besitze, und nur die allereinfachsten Bedürfnisse des Lebens. Ueberdem möchte wohl unter diesem biedern, großmüthigen Hirtenvolk, dessen Treue ich mich anvertraut habe, die Räuberei ein seltnes Verbrechen seyn.

So wieß sie auch, als ihr erhabner Gast es endlich wagte, ihr ein großes, seinem Stande und ihrem Dienste angemeßnes Geschenk zu bieten, dies standhaft ab. Dies eben, sagte sie leicht, könnte ja erst den Blick der Habsucht auf mich wenden; und überdem wüßt' ich bei meiner schmucklosen Lebensweise nicht den mindesten Gebrauch davon zu machen.

Pius meinte jetzt noch, daß vielleicht Musik ihren verschloßnen Kummer lösen möchte und bat sie, ihm etwas auf der Laute zu spielen, und — wenn sie ihn nur etwas erfreuen wolle, — ein Lied von ihrem Schicksal dazu zu singen. Sie bewilligte es sanft, schwermüthig lächelnd, und indem sie tonkundig die Saiten rührte, sang sie dazu das nachfolgende Lied:

Ewig nah dem tiefen Herzen,
Doch der Sehnsucht ewig fern,
Glänzt mir unter Nacht und Schmerzen
Mein geliebter Lebensstern.

Tod und Leben fest verbunden
Füllen meine kurze Zeit,
Unter schweren Todeswunden
Grüßt mich nur die Seligkeit.

Dennoch liebt dich meine Seele,
Wie kein Wesen lieben mag!
Wie ich fromm dich auch verhehle
Bis zum letzten Herzensschlag.

---

*) Aus: Louise Brachmann, auserlesene Dichtungen. Bd. 4. Lpzg. 1834.

Ist das Lichtbild doch errungen,
Was der Ahnung Traum verhieß,
Doch im Anschaun hingedrungen
Bin ich in das Paradies.

O du mein geliebtes Leben
Führst du früh' zum Tod auch mich,
Darf durch dich mein Geist erheben
Doch zur höchsten Tugend sich.

Bis zu tiefen Todesnächten
Segn' ich darum mein Geschick,
Halte dich mit heil'gen Rechten,
Unglückselig's, theures Glück!

Obgleich Pius gleichsam zum Pförtner der Seligkeit auf Erden eingesetzt war, so kam ihm doch diese Art von Sprache darüber durchaus unverständlich vor; und es ward ihm ganz unheimlich bei diesem wunderbaren Lied zu Muthe, welches vom Anfang bis zum Ende aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt schien. Er schied daher von der Sängerinn, ohne um weitere Erklärung in sie zu dringen.

Er setzte seine Reise fort; als in der Gegend von Saragossa ihn ein neues und größeres Mißgeschick traf: er ward von einer Krankheit überrascht, von der ihm schon bei einem frühern Anfall davon verkündet worden war, daß, wenn sie ihn nochmals überfalle, sein Tod unvermeidlich seyn werde. Seine Leibärzte und alle die geschicktesten Heilkundigen der Nachbarschaft versuchten umsonst Alles, ihn zu retten. Nach einer tiefsinnigen Berathschlagung erklärten sie ihn einstimmig für unrettbar verloren; allein der Vornehmste von ihnen, ein tiefgelehrter Arzt von Saragossa, trat mit edler Verläugnung aller Eigenliebe auf, und schlug vor, man solle noch vorher nach Alcala senden, und den berühmten Alonsio de Vileguas holen lassen; den trefflichsten Arzt der beiden Castilien; so seltnen, hohen Fluges, sagte er, geht seine Wissenschaft Allem vor, was wir sonst gewohnt waren, in dieser Art zu sehen, daß es nichts Unmögliches ist, es könne ihm auch hier noch ein rettendes Mittel zu Gebote stehen.

Ohne Verzug eilten nun Boten nach Alcala zu dem vortrefflichsten der Aerzte, Don Alonsio de Vileguas, der auch in gleicher Eile mit ihnen kam. Man führte ihn zu dem erlauchten Kranken; Don Alonsio war ein schöner Mann, dessen einnehmende Miene schon einen vortheilhaften Eindruck auf den Kranken machte. Er untersuchte den Pulsschlag und alle Umstände der Krankheit; nach einigem Stillen und tiefen Nachsinnen ordnete er dann die Mittel an, welche, wie er erklärte, ihm noch die einzige schwache Hoffnung der Rettung boten.

Er wachte darauf mit eifrigster Sorgfalt die nachfolgende Nacht am Bett des Kranken, den hin und wieder ein wohlthätiger Schlummer heimsuchte. Am andern Morgen zeigten sich merkliche Spuren einer Besserung, die man nicht mehr erwartet hatte, und die mit jeder Stunde zunahm; in wenigen Tagen war das kostbare Leben außer Gefahr.

Alles überhäufte nun den trefflichen Arzt mit Lobeserhebungen. Der Kranke selbst aber hatte seinen Retter so lieb gewonnen, daß er beständig um ihn seyn mußte. Die edeln, einnehmenden Züge Don Alonsios fielen gleichsam erquickend in seine matten Augen, da in Krankheiten das Gemüth noch reizbarer und empfänglicher ist für äußere Eindrücke; noch mehr mußte ihn aber wohl die zarte und unermüdliche Sorgfalt rühren, womit der treue Arzt alle Nächte an seinem Lager wachte. Pius hielt immer seine Hand, und sagte einst zu einem seiner Hofleute: Man spricht sonst immer, daß der Arzt einem Engel gleiche, wenn er hülfreich an das Lager des Kranken tritt; mir aber scheint der meinige in voller Wahrheit deren Einer so an Gestalt als an Gemüth.

Doch mit Bedauern merkte er bei näherer Beobachtung, daß eine tiefe Traurigkeit über den edeln Zügen ruhte, und daß der selbst sich unaufhaltsam nach jenem dunkeln Ziele neigte, der Andre so hülfreich davon zurückzuhalten strebte. — O mein Gott! rief der hohe Fürst bei sich selbst, so soll ich denn bestimmt seyn, gerade die wichtigsten Dienste von lauter Unglücklichen zu erhalten! und soll der Mann, der rings um sich Heil und Freude verbreitet, selbst darben an der Freudenquelle? nein! ihn muß ich beglücken! ihn, meinen Lebensretter! Er wird doch meinen Beistand nicht auch so spröde von sich zurückweisen, als jenes eigensinnige Fräulein im Thale von Benasquez that?

Er ließ darauf den Don Alonsio zu sich rufen, der sich, da nun sein hoher Kranker von der augenscheinlichen Todesgefahr gerettet war, ohne Verzug zur Rückkehr nach Alcala bereitete, und nachdem ihm Pius eine fürstliche Belohnung seiner Kunst übergeben hatte, redete er ihn mit folgenden Worten an:

Wohl kann ich mir denken, Ihr Stern der Wissenschaft, daß Euch bei Eurer großen und unvergleichlichen Gelehrsamkeit des Geldes und Gutes nicht mangeln werden, und daß man Euch also auf diese Weise den Dank nicht zollen kann, den man Euch schuldig ist; gleichwohl möchte ich Euch gern auf recht wahre Weise für das lohnen, was Ihr an mir gethan habt, als ich mit namenlosen Schmerzen und mit dem nahen Tode rang. So sprecht denn offen aus, womit ich Euch erfreuen könnte, Ihr freundlicher Besieger meiner Leiden!

Und welchen höhern Lohn, erwiederte Don Alonsio, könnt' ich von Euch erwarten, erlauchter Graf? Nur zu reich habt Ihr mich für das belohnt, was ja doch ohnehin nur meine Pflicht war. Der beste Lohn aber für mich ist Eure Huld, denn auch ich fühle mich in Lieb' und Ehrfurcht zu Euch hingezogen.

Sprecht offen zu mir, Don Alonsio, sagte der unerkannte hohe Fürst; ich habe Euch beobachtet, und wie ich ganz gewiß glaube — seyd Ihr nicht glücklich!

Nicht glücklich? — wiederholt Don Alonsio mit einem schmerzlichen Lächeln. — Wie kommen Ew. Erlaucht zu der Frage?

Weil ich, erwiederte Pius fast unwillig, weil ich Theil an Euch nehmen und Euch beglücken will.

O dann, rief Don Alonsio mit allem Ausdruck hoffnungsloser Trauer, dann dank ich Eurem guten Willen, erlauchter Graf, doch das vermöchte selbst der König beider Castillien nicht! — Das ist unmöglich!

Hier hätte fast der hohe Fürst der Kirche den angenommenen Stand vergessen und hätte dem verwegnen Zweifler an seiner Macht erklärt, mit welchem Mächtigsten auf Erden er es zu thun habe; allein er hatte wichtige Staatsgründe, ganz unerkannt zu bleiben, und so blieb ihm nichts übrig, als den stolzen eigensinnigen Verschmäher seines Beistandes unbeglückt abreisen zu lassen; während er selbst noch einige Tage der Ruhe genießen mußte, bevor er seine weitre Reise fortsetzte.

Allein in seinem Innersten beschäftigte ihn doch der Fall sehr lebhaft, der ihm in seinem Leben noch nicht vorgekommen war. Unmöglich? wiederholte er sich oft, unmöglich soll es mir seyn, ein einfaches Menschenleben glücklich zu machen? dies wird mir schon zum zweitenmal hier auf spanischem Boden gesagt! Das Oberhaupt der ganzen Christenheit werd' ich geheißen, ja hat mir Gott nicht selbst die Schlüssel des Paradieses anvertraut? und mir soll es unmöglich seyn, ein Paar Wesen aus den mittleren Ständen zu beglücken?

Er theilte seinen Unmuth dem menschenfreundlichen Grafen von Lerma mit, welcher dem hohen Reisenden als ein früherer Bekannter bis Saragossa entgegen gereist war, und der Zuratheziehung Don Alonsio's vorzüglich beigestimmt hatte, da er diesen näher kannte.

Kennt Ihr denn, fing er an, Herr Graf, die ganze Lebensgeschichte dieses sehr achtungswerthen, aber wahrhaftig auch sehr stolzen Don Alonsio?

Wohl kenne ich sie, erwiederte der Graf, und liebe ihn als einen der besten Menschen; er hat selbst eine Zeit lang unter meinen Fahnen gedient, als ihn das erste Jugendfeuer zu Kriegsthaten hinzog, ob er gleich schon auf Alcala's und Salamanca's hoher Schule den Preis der Wissenschaften errungen hatte. Er diente einige Jahre ehrenvoll und trat in seinen jetzigen Wirkungskreis zurück, als er einer empfangenen Wunde wegen zum Waffendienst unfähig ward. So ist er nun noch immer ein muthiger Streiter gegen Krankheit und Elend, die die Menschen heimsuchen, und setzt, so selbstvergessen eifrig, wie er seinen Beruf erfüllt, sein Leben oft mehr der Gefahr aus, als er es je auf dem Felde der Schlacht konnte.

Pius ward von Neuem durch diese Schilderung eingenommen, die er ihrem Gegenstande sehr treu fand. Allein er ist sehr unglücklich! sagte er. —

Das ist er freilich, erwiederte der edle Lerma. Wenn er Ew. Heiligkeit das gesagt hat, so ist es keine Unwahrheit gewesen.

Nein nicht gesagt! rief Pius, verhehlt hat er es mir! — Und was ist denn die Ursache seines Unglücks?

Er liebt ein Mädchen mit namenloser Leidenschaft, erwiederte der Graf von Lerma.

Nun? — — fragte der Fürst der Kirche, der sich in seiner Erwartung etwas getäuscht zu haben schien; und wird von ihr verschmäht?

Sie liebt ihn mit derselben schwärmerischen Zärtlichkeit, versetzte der Graf.

Nun dann, rief Pius heiter, was hat es denn für Noth? für solche Leiden hat unsre heilige Kirche ein gar treffliches Mittel in Priesterwort und Priestersegen. — Ist es nicht ein beseligendes Band, das zu knüpfen der Himmel uns gewählt; wo zwei verschiedne Wesen auf Leben und Tod unzertrennbar vereinigt werden! — — Ihr schweigt, Graf Lerma? gleich als ob Ihr an dieser Wahrheit zweifeltet?

Ich schweige, hoher Herr, weil dieses Band für Tausende beglückend, für viele doch zur schweren Eisenfessel wird, da Menschlichkeit und selbst Vernunft zu wenig Stimme bei jenem

unerbittlichen Gesetze hat, das seine unsichtbaren Schranken, wohlthätig, unerläßlich für die große Menge ziehen mußte, doch das sie auch mit Felsenhärte da undurchdringlich macht, wo alle heiligen Gefühle, die Natur selbst, auf eine Ausnahme zu dringen scheinen.

Ich versteh Euch nicht, Graf, sagte Pius, — — warum will sich Don Alonsio nicht ehelich mit seiner Geliebten verbinden?

Weil — versetzte Graf Lerma langsam — weil er schon der Gatte einer Andern ist.

Ha der Verbrecher! rief der geistliche Fürst in vollem Eifer. —

Doch hat der edle Alonsio nicht das Ansehn eines Verbrechers, setzte Graf Lerma nur leise, begütigend hinzu. Das ist wohl wahr; — erwiederte der Genesene, welchem in diesem Augenblick doch die Erinnerung an seinen liebgewordenen Wohlthäter besänftigend zurückkam; ohne Zweifel ist ihm sein Weib treulos und schlecht.

Sie ist eine würdige, tadellose Frau, versetzte Lerma, auch wohlgebildet — Aber sie liebt ihn nicht. —

Nun dann, rief Pius, so muß da irgend ein Mißverständniß zum Grunde liegen! warum sollte sie einen so liebenswürdigen Mann nicht lieben? — Ich denke doch zu seinem Besten zu wirken, auch wider seinen Willen, und den Verirrten auf die Bahn der Tugend zurechtzuführen. — Ihr aber, Graf von Lerma, seyd Ihr ein guter Katholik, so werdet Ihr mir nie in einem so leichten Tone über Sätze des Glaubens sprechen.

Graf Lerma wollte noch Einiges hinzusetzen, allein die Strenge, die sich auf der Stirn des geistlichen Herrschers lagerte, gebot ihm Schweigen.

Wenn uns schon bei unsern mäßigen Verhältnissen in irgend einer Sache Schwierigkeiten aufstoßen, so wird in uns das Streben aufgereizt, sie zu besiegen; bei Mächtigen werden sie ein Sporn, der alle ihre Macht aufbietet, und sie das Schwere überflügeln heißt; so daß sie oft auf Dinge, an welche sie, bei ihren wichtigeren Angelegenheiten nicht gedacht haben würden, gerade jetzt ihr ganzes Sinnen richten, weil es ihnen als schwierig dargestellt worden ist; denn nichts ist den Großen der Erde empfindlicher, als auf die Schranken ihrer Macht zu stoßen. — So hielt es auch der größte Fürst der Christenheit nicht unter sich, bei seiner Durchreise durch Alcala selbst mit der Gattinn Alonsio's zu sprechen, und sie, ganz in den Geist seiner kirchlichen Würde zurücktretend, über ihre Gesinnungen gegen den ihr angetrauten Ehegemahl zu sprechen.

Donna Isabella, dies war ihr Name, eine große, wohlgebildete Frau, von sehr blühendem und klarruhigem Ansehen, war anfangs überrascht; allein mit weiblichem Scharfblick errieth sie bald, daß sie sich wenigstens einem sehr hohen geistlichen Herrn gegenüber befinden müsse, wenn sie auch nicht die ganze Majestät ihres erhabnen Gewissenrathes ahnen konnte; und willig in frühgewohnter Ehrfurcht gegen diesen Stand unterwarf sie sich der Prüfung; doch offen — und sich keiner Schuld bewußten Blickes fragte sie, als das ermahnende Gespräch sich nun vom Allgemeinen gar zu sehr auf sie selbst richtete: Mein Gott, ist denn Don Alonsio unzufrieden mit mir? ich habe ihn doch meines Wissens nicht beleidigt! Auch hat er mir keinen Unwillen merken lassen. Wir leben in dem besten Einverständniß.

Die sichtbare Ruhe und Schuldlosigkeit ihres Gewissens machte beinahe den erhabnen Friedensstifter ganz irre in seinem Plane. Er fragte endlich, ob sie denn nicht die tiefe Traurigkeit ihres Mannes bemerkt habe, und sein sichtliches Dahinsterben in Jahren der Blüthe? — und eben so unbefangen antwortete sie: Ich habe das nicht so ernstlich genommen; er ist sehr schwärmerisch und macht sich öfter Kummer ohne Noth; daher theilt er sich mir auch gar nicht mit, denn ich bin von Natur sehr klaren ruhigen Gemüths gewesen, dem alles Uebertriebene verhaßt ist, und habe darum auch nie in sein feuriges Wesen einstimmen können.

Und wie, fragte Pius mit sinkender Stimme, da Ihr so wenig übereinstimmt, habt Ihr Euch gewählt?

Gewählt? fragte Isabelle, haben wir uns im Grunde nicht. In unsrer Kindheit schon hatten uns unsre Aeltern mit einander verlobt, und schlossen, sobald wir die Schwelle des jugendlichen Alters betraten, unsern Vermählungsbund. Wir waren zu jung, um die Wichtigkeit eines solchen Schrittes einzusehen; auch habe ich meinerseits wenigstens nie Ursach gehabt, ihn zu bereuen; ich schätze Don Alonsio im höchsten Grade, er ist ein vortrefflicher Mensch voll Selbstvergessenheit und heißen Strebens nach allem Guten; auch wird er allgemein geachtet, so wie mir Eure Theilnahme für ihn, mein hoher Herr, einen neuen Beweis davon giebt; allein das was man Leidenschaft der Liebe nennt, ist meinem Wesen fremd; ist dieses meine Schuld? Ich hege für ihn die Empfindung einer treuen Schwester — und habe oft gewünscht, der gute Alonsio möchte — — mein Bruder seyn. —

Die Einfalt und Wahrheit in dieser Darstellung hatten den Eindruck auf das Herz des geistlichen Fürsten nicht ganz verfehlt; ein Gedanke schien doch in ihm aufzudämmern, zu welchem Zweck nun eigentlich ein edles Daseyn an ein anderes ebenfalls nicht zu tadelndes gekettet hinschwinden sollte, das seine edelsten Regungen nicht theilte, nicht verstand, und nicht einmal sich ein Glück denken konnte, dem er mit tausendfachem Schmerz entsagte.

Ein günstiger Zufall führte den seelenvollen Grafen von Lerma eben in dem Augenblicke zu ihm, wo er in der ersten Bewegung ihm treu den Erfolg seines Unternehmens mittheilte. Mit Wärme faßte der menschenfreundliche Graf das eben dargestellte Bild auf. — Und nun, fuhr er fort, nun vergleichen Ew. Heiligkeit dagegen das erste feurige Zusammenfliegen zweier einander völlig gleichgestimmter edler Wesen, die von der Natur selbst geschaffen scheinen, sich gegenseitig unendlich zu lieben! Ich selbst war Zeuge der ersten Bekanntschaft Alonsios mit seiner Geliebten, und nie habe ich einen stärkern, gleichsam übersinnlichen Eindruck jener geheimnißvollen und gewiß heiligen Macht gesehen, welche man Liebe nennt.

Es war in der Zeit, als Alonsio unter meinen Kriegsbefehlen stand, als ihn der Trieb sich auszuzeichnen, vielleicht auch sein unbefriedigtes Herz aus dem für ihn geknüpften Ehebande in das Waffenleben geführt hatte. Wir standen eben nach einem geschloßnen Stillstande einige Wochen ruhig unserm Feinde gegenüber; der Oberfeldherr hatte den jüngern Führern unsers Heers einen Tanz angeordnet, zu welchem alle die vorzüglichsten Damen der Nachbarschaft sich einstellten. Es war eine reiche Anzahl von unsern schönen jungen Kriegern; Alonsio, schön von Gestalt und reizend von Betragen, war einer der Vorzüglichsten und schien den Augen der Damen ungemein zu gefallen; doch keiner so als einem unendlich liebenswürdigen jungen Fräulein, die ebenfalls durch eine wunderbare Anmuth unter ihren Gespielinnen hervorglänzte, wie eine kleine Huldgöttinn. Sie war mit ihren Anverwandten, einem sehr guten altedeln Geschlecht bei diesem Feste. Unschuldig bang schlug sie anfangs die holden Augen nieder, die wohl noch nie so vielen Männerblicken mochten ausgesetzt gewesen seyn; als Alonsio, den ihr Anblick gleich einem Blitzstrahl in das Herz getroffen zu haben schien, sich ihr nahte, um sie zum Tanze aufzufordern, sah sie an ihm empor, da war es, als ob sich ein Glutstrom über ihr jugendliches Antlitz gösse. Sie tanzte und mit so unvergleichlicher sittsamer Anmuth, daß sie nur auf den Wellen des Wohllauts dahin zu schweben schien. Auch Alonsio schien sich selbst zu übertreffen, und die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich auf das wunderholde Paar, das noch durch eine andre Macht als den Zauber des Wohllauts gehoben ward. Ich würde vielleicht nicht so sehr darauf geachtet haben, wäre mir nicht das junge Fräulein nur deshalb merkwürdig gewesen, weil ich ihre sehr achtungswerthen Verwandten und selbst ihren verstorbenen Vater gekannt und hochgeachtet hatte. Auch Alonsio schätzte ich schon damals als einen meiner wackersten Offiziere.

Als nach geendigtem Tanze sich Alonsio unter das Getümmel der Uebrigen verlor und aus dem Saale ging, da war es, als ob die ganze Seele des Mädchens in ihre Augen geflohen sey, und ihm, nur ihm durch das Gewühl der Andern nachfolgte. Jene energischen Worte fielen mir unwillkürlich ein, die Julia, als sie Romeo im Getümmel des Maskensaals aus der Thür gehen sieht, ihm nachblickend zu ihrer Amme sagt:

Geh! forsche, wer er ist? Ist er vermählt,
Ist mir das Grab zum Brautgemach erwählt.

Ich kannte damals die unglücklichen Verhältnisse Don Alonsios nicht; er selbst schien im dunkeln Gefühl derselben schon damals den Kampf zu beginnen, aus welchem er vielleicht siegreich hervorgegangen wäre, hätte das Schicksal nicht gewollt, daß mir als Befehlshaber der Krieger, die in jener Gegend standen, das Schloß ihrer Verwandten auf eine Zeit lang zur Wohnung angewiesen, und er mir zum Begleiter zugetheilt ward. Es war eine reizende Villa am Comer-See. Die Liebentbrannten mußten sich nun täglich, stündlich sehen, um so mehr, da das Mädchen von den übrigen Bewohnern des Hauses des Spanischen am mehrsten kundig war, und man von ihr als eine Art pflichtmäßige Gefälligkeit die Vermittelung zwischen den beiden verschieden sprechenden Theilen forderte.

Die Uebereinstimmung war in der That wunderbar, die zwischen diesen beiden gefühlvollen und reichbegabten Seelen herrschte, ich selbst hatte oft meine innige Freude daran und dachte schon im Voraus auf das Fürwort, das ich bei Alonsios Bewerbung an die Verwandten des Fräuleins richten wollte; als ein Auftritt, von dem ich wider meinen Willen Zeuge war, diesen Vorsatz aufhob, und mich selbst auf das Schmerzlichste erschütterte.

Die beiden Liebenden waren eines Nachmittags allein in dem Gesellschaftszimmer, und bemerkten im Feuer ihres Gesprächs nicht, daß ich in einem offnen Seiten-Cabinet mit

Publication info: Nature Vol. 2, pp. 1–2 (1870)

Publication info: Nature Vol. 2, pp. 1–2 (1870)

Publication info: Nature Vol. 2, pp. 1–2 (1870)

Whereas by Virtue of His Majesty's Letters Patent, bearing Date the 20th Day of March, 1695. in the Seventh Year of His Majesty's Reign, for the Encouragement of Trade and Navigation, and for the Increase of His Majesty's Revenue, His Majesty hath granted unto Us the Commissioners for executing the Office of Lord High Treasurer of Great Britain, and the Commissioners of His Majesty's Treasury for the Time being, the Sum of Twenty Pounds for every Ton of Tunnage of Ships or Vessels, which shall be built after the Rate of Two Decks, and Three Masts, and so proportionably for Ships or Vessels of greater or lesser Burthen

Betrachtungen über den Einfluß und die Wirkungen des Zeitgeistes. (Fortsetzung des Vorigen.) 2 Abtheil. Hannover, 1810.

Politische Betrachtungen über die französische Revolution. Jena, 1790.

Ueber das Du und Du zwischen Eltern und Kindern. Hannover, 1809.

Ueber einige bisherige Folgen der französischen Revolution in Rücksicht auf Deutschland.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Universität Göttingen. Göttingen, 1802.

Bemerkungen über das Londoner, Pariser und Wiener Theater. Göttingen, 1786. N. A. 1816.

Mit wenigen Worten nur, aber höchst treffend charakterisirt der berühmte Historiker Heeren B's Leistungen. Da sie mit unseren Ansichten vollkommen übereinstimmen, so enthalten wir uns alles weiteren Urtheiles, das nur Wiederholung des Gesagten seyn würde, und lassen sie hier folgen. „Als Schriftsteller wenig streng gegen sich, desto strenger gegen Andere; eben darum nicht klassisch, wiewohl er hätte klassisch werden können. Ueberhaupt mehr zum Kritiker als zum Autor gemacht." Unter seinen Schriften möchten die Betrachtungen über die französische Revolution und über den Zeitgeist wohl die bedeutendsten seyn. — Als Staatsmann genoß er allgemeine Achtung und Verehrung, und sein frühzeitiger Tod erfüllte ganz Hannover mit tiefer Trauer.

Sebastian Brandt,

auch Brand oder Brant, ward im Jahr 1458 zu Straßburg geboren und erhielt daselbst, obgleich ihm sein Vater frühzeitig durch den Tod entrissen wurde, eine gute Erziehung. In seinem siebenzehnten Jahre begab er sich nach Basel, um die Rechte zu studiren, und nahm dort nach damaliger Gelehrtensitte den Namen Titio an. Nachdem er 1477 Baccalaureus, 1484 Licentiat und 1489 Doctor der Rechte geworden, lehrte er die Jurisprudenz mit großem Beifall und erwarb sich zugleich einen geschätzten Namen durch rechtswissenschaftliche Schriften und mannichfache Geschäftsthätigkeit. Im Jahre 1501 ward er Syndicus in seiner Vaterstadt und später Stadtschreiber oder, wie er sich selbst gern nannte, Kanzler daselbst. — Kaiser Maximilian, der ihn sehr schätzte und ihn oft an seinen Hof zog, hatte ihn schon früher zu seinem Rathe ernannt und ihm die Würde eines Comes Palatinus mit einem Gehalte von 50 Gulden jährlich ertheilt. S. B. starb zu Straßburg am 10. Mai 1521.

Zu B's Schriften gehören:

Das Narrenschiff. Ausgaben: Basel s. a. 4. ferner Straßburg, 1494. 4. Nürnberg, 1494. 12. Reutlingen, 1494. 4. Basel, 1495. 4. Augsburg, 1495. 4. 1498. 4. Basel, 1499. 1506. 1507. 1508. 1512. 4. Rostock, 1519. Ueberarbeitungen: von M. Joh. Eisleben, Straßburg, 1545. 1549. 4. von Unbekannten, Frankfurt a. M. 1560. 1567. 1626. 8. Zürich, 1563. Straßburg, 1564. 4. Neuer Abdruck in von der Hagen's Narrenbuch. Halle, 1811. — In das Lateinische ward es übersetzt durch Jacob Locher und Jodocus Badius; in das Französische durch Jean Drouin; in das Englische durch Alex. Barklay; ferner in das Holländische, Plattdeutsche u. s. w.

Außer mehreren juristischen Schriften, die nicht hieher gehören, gab B. noch heraus: eine Bearbeitung des Freydank. Magdeburg, 1583. Lateinische Fabeln. Straßburg, 1508 u. ö. und die brabantische Fabel: Von den losen Füchsen dieser Welt u. s. w. Dresden, 1585 in 4. ferner 1605 in 4. ohne Druckort.

Die gesunde, fromme Gesinnung, die Geradheit und Wahrheit, so wie die unerschreckene Kühnheit, mit welcher sich Seb. Brandt den herrschenden Mißbräuchen entgegenstellte und Thorheit und Unrecht geißelte, machen streng genommen den einzigen Werth seines Narrenschiffes aus, da es auf der anderen Seite diesem Werke durchaus an allen Erfordernissen eines satyrischen Gedichtes fehlt, und es ähnlichen Leistungen jener Tage bei Weitem nachsteht. Den zuerst angeführten Eigenschaften verdankte es daher auch vorzüglich zu einer Zeit, wo Alles unter dem Druck der Lüge seufzte, und die reine Wahrheit mehr als je Noth that, die überaus günstige Aufnahme, welche ihm zu Theil ward.

Als Beleg unserer Behauptung lassen wir hier mehrere Auszüge, nach der Ausgabe von 1549, als der ältesten, welche uns zu Gebote stand, folgen. —

Von alten Narren*).

Mein Narrheyt laßt mich nit sein greiß,
Ich bin vast alt darzu gantz onweiß,
Ein böses kindt von hundert jor
Den jungen trag ich dschellen vor.
Den Kindern gib ich regiment
Vnd mach jr selst ein testament
Das mir leydt wirt nach meim todt,
Ich gib exempel vnd böß roth,
Vnnd trieb was ich jung hab gelert,
Meine boßheyt will ich sein geehrt
Vnnd darff mich rümen meiner schandt,
Das ich beschissen hab vil landt,
Vnnd hab gemacht vil wasser trüb
In Boßheyt ich mich allzeyt üb,
Vnnd ist mir leydt das ichs nit mag
Vollbringen mee mein alten tag.
Aber was ich jetzt nimb mag thun
Will ich befelhen Heinz mein Sun.
Der wirt thun was ich hab gespart
Er koppt jetzt mir nach in die art,
Es staht jm dapfferlicher an,
Lebt er es wirt auß ihm ein man,
Er schickt sich gar wol inn das spil,
Freylich es wirt jm nitt zu vil,
Mann muß sprechen er sey mein Sun
Dann er den Schelmen recht wirt thun,
Vnndt wird sich inn kein Dingen sparen,
Vnnd inn dem Narrenschiff auch faren,
Das wirt mich nach mein todt ergetzen
Das er mich wirt so gantz ersetzen,
Er treibt jetzt gantz seins vatters berden
Er wird ein gesell ein haffen werden,
Vnd sprechen zu dem jungen nun
Also wolt ich vnnd also thun
Wann es mir noch als wol anstünd
Der welt halb, sunst förcht ich kein sünd
Ich wolt noch diß vnnd jehns erdenken
Wie ich auß schnidt hauptloch vnnd glencken
Vnnd wolt mich halten das man sprech,
Das ist ein schoner dapffer knecht.
Der alter ettwann ehrlich was
Do er sich wenßlich hielt vnnd bas
Da was er aller ehren wert
Des alters jetzt gantz niemant gert
Mann schampt sich sein inn wilder gestalt
Vnnd begeren doch all werden alt,
Dee alter ist darumb vnmeer
Das er sich weiß der weißheyt leer,
Vnnd hat sein jungen tag verzeert
Das er nit recht thun hat gelert,
Sein krefftig zeyt hatt er geleydt
An wollust vnnd an üppigkeyt
Vnnd wirt auch von den sünden ehe
Verlassen, dann er selbs abstehe,
Darumb wann er ins alter kumpt
So lebt er on sinn als ein hundt.
Die heilig gschrifft die alten nennt,
Welche seyen inn weißheyt erkennt

*) Aus dem Narrenspiegel oder dem großen Narrenschiff von Sebastian Brandt. Straßburg, 1549.

Ancient Mariner, The Rime of the
Anecdote for Fathers
Anglo-Saxon Chronicle, The
Animal Farm
Anna Karenina
Anne of Green Gables
Antigone
Apology, The
Arabian Nights, The
Arabian Nights' Entertainments, The
Arcadia
Areopagitica
Aristotle's Ethics
Arms and the Man
Arrow of Gold, The
As You Like It
Asolando
Astrophel and Stella
Atalanta in Calydon
Autocrat of the Breakfast-Table, The
Awkward Age, The
Babbitt
Bacchae, The
Bacchus and Ariadne
Barchester Towers
Barnaby Rudge
Barnaby Rudge
Barrack-Room Ballads
Bartholomew Fair
Bartimaeus
Basic Writings of Sigmund Freud, The
Bat, The
Bathsheba Everdene
Battle of Life, The
Beauty and the Beast
Bedrock
Beggar's Opera, The
Beggar's Opera, The
Bel Ami
Bell, The
Bellamy
Bellamy
Bellamy

Ambulance, 1
Anaesthesia, 1
Anaesthetic, 1
Anaesthetic machine, 1
Anaesthetic room, 1
Anaesthetist, 1
Anaesthetist's assistant, 1
Anaesthetist's trolley, 1
Anaesthetist's workstation, 1
Anaesthetist's workstation, 2
Anaesthetist's workstation, 3
Anaesthetist's workstation, 4
Anaesthetist's workstation, 5
Anaesthetist's workstation, 6
Anaesthetist's workstation, 7
Anaesthetist's workstation, 8
Anaesthetist's workstation, 9
Anaesthetist's workstation, 10
Anaesthetist's workstation, 11
Anaesthetist's workstation, 12
Anaesthetist's workstation, 13
Anaesthetist's workstation,

Bacteria, 1
Bacteriology, 1
Bacteriology, Agricultural, 1
Bacteriology, Dairy, 1
Bacteriology, Medical, 1
Bacteriology, Sanitary, 1
Bacteriology, Veterinary, 1
Bacteriology, Water, 1
Bacteriology, Wine, 1
Bacteriology, Yeast, 1
Bacteriology, Yeast, 1
Bacteriology, Yeast

Ethernet Interface Module
Ethernet Interface Module Configuration
Ethernet Interface Module Configuration Overview
Ethernet Interface Module Configuration Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List
Ethernet Interface Module Configuration Task List Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Overview
Ethernet Interface Module Configuration Task List Procedure Proc

...

...

...

Mr. Hall's book is a valuable addition to the literature of the subject, and will be found useful by all who are interested in the study of the Old Testament.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. I. Egypt. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the first volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with Egypt, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. II. Babylonia. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the second volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with Babylonia, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. III. Assyria. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the third volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with Assyria, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. IV. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the fourth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. V. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the fifth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. VI. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the sixth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. VII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the seventh volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. VIII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the eighth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. IX. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the ninth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. X. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the tenth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XI. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the eleventh volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the twelfth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XIII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the thirteenth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XIV. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the fourteenth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XV. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the fifteenth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XVI. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the sixteenth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XVII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the seventeenth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XVIII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the eighteenth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XIX. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the nineteenth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XX. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the twentieth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXI. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the twenty-first volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the twenty-second volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXIII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the twenty-third volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXIV. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the twenty-fourth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXV. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the twenty-fifth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXVI. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the twenty-sixth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXVII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the twenty-seventh volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXVIII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the twenty-eighth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXIX. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the twenty-ninth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXX. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the thirtieth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXXI. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the thirty-first volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXXII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the thirty-second volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXXIII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the thirty-third volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXXIV. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the thirty-fourth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXXV. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the thirty-fifth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXXVI. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the thirty-sixth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXXVII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the thirty-seventh volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXXVIII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the thirty-eighth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XXXIX. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the thirty-ninth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XL. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the fortieth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XLI. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the forty-first volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XLII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the forty-second volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XLIII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the forty-third volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XLIV. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the forty-fourth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XLV. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the forty-fifth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XLVI. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the forty-sixth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XLVII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the forty-seventh volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XLVIII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the forty-eighth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. XLIX. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the forty-ninth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. L. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the fiftieth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. LI. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the fifty-first volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. LII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the fifty-second volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. LIII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the fifty-third volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. LIV. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the fifty-fourth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. LV. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the fifty-fifth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. LVI. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the fifty-sixth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. LVII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the fifty-seventh volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. LVIII. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the fifty-eighth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Egypt from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Egyptians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. LIX. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the fifty-ninth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Babylonia from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Babylonians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. LX. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the sixtieth volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three volumes. The translation is made from the fifth edition of the original, which has been revised and enlarged by the author. The present volume deals with the index, and is divided into two parts, the first of which treats of the history of Assyria from the earliest times to the Persian conquest, and the second of the civilization of the Assyrians. The translation is well done, and the book is a valuable addition to the literature of the subject.

Ancient Egypt and Babylonia. By Sir Gaston Maspero. Translated by M. L. McClure. Vol. LXI. Index. Pp. xxiv, 1–320. (London: Grevel & Co., 1903.)

This is the sixty-first volume of a translation of Maspero's *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, which is to be completed in three

deine Seele abzuholen. Und Moses sprach: Du wirst mir die Seele nicht nehmen. Von meiner Kindheit an bin ich auf dem Wege des Gesetzes gewandelt, noch ehe es war; ich habe mein Volk aus Egyptens Dienstbarkeit geführt, und habe Wunder und Zeichen gethan vor Pharao und seinem Hause: ich habe das Gesetz empfangen aus Jehovahs Feuerflammen; ich wohnte unter seinem feurigen Thron, meine Hütte war unter seiner Feuersäule; ich redete mit ihm von Angesicht zu Angesicht, und offenbarte seine Geheimnisse den Menschenkindern. Wahrlich, du sollst mir die Seele nicht nehmen!

Und Sammael ging zurück, und gab Bericht an Jehovah. Jehovah aber antwortete ihm dräuend: gehe hin und bringe mir die Seele Mosis! Darauf zog er sein Schwerdt aus der Scheide, und stand vor Moses. Moses aber erhob sich, entrollte ihm die Rolle des Lobgesanges, und sprach:

Er ist ein Fels, seine Werke sind unsträflich, Alles was er thut, ist recht. Treu ist Gott, und kein Böses an ihm; gerecht und fromm ist er. — Keine Gewalt hat der Fürst der Finsterniß über die Kinder des Lichts. Wahrlich, du sollst mir die Seele nicht nehmen!

Moses schwang die Rolle des Gesanges, sein Antlitz strahlte, und zitternd floh Sammael zurück.

Da kam eine Stimme vom Himmel und sprach: Moses, bereite dich! das Ziel deines Todes ist herbeigekommen. Und der heilige gebenedeyte Gott kam hernieder vom obersten Himmel, die Seele Mosis zu empfangen. Meine Tochter, sprach er zu ihr: hundert und zwanzig Jahre hatte ich dir bestimmt, daß du in des Moses Leib seyn solltest. Nun ist dein Ende gekommen, herauszugehen: gehe heraus, und säume dich nicht.

Und sie sprach zu ihm: O du Herr der Welt! ich weiß, daß du ein Gott aller Geister und aller Seelen bist, und daß die Seelen der Lebendigen und der Todten in deine Hand gegeben sind: ich weiß es, daß du es bist, der mich geschaffen und gebildet, und hundert und zwanzig Jahr in den Leib Mosis gesetzt hast. Ist nun aber ein Leib in der Welt, welcher reiner ist, als der Leib Mosis? Er ist von keiner Sünde befleckt; kein Wurm ist in ihm gesehen worden; kein unreiner Hauch hat ihn angeweht. Deswegen liebe ich ihn, und will nicht aus demselben gehen.

Und Jehovah erwiederte: Seele gehe heraus und säume dich nicht! ich will dich in den obersten Himmel führen, und unter den Thron meiner Herrlichkeit zu den Cherubim und Seraphim setzen.

Sie aber sagte zu ihm: O du Herr der Welt! zwey Engel, die Diener deiner Majestät, Asa und Asael sind von der Höhe herniedergestiegen, haben nach den Töchtern der Menschen gelüstet, und ihren Weg auf Erden verdorben, bis daß du sie zwischen der Erde und dem Firmament des Himmels aufgehängt hast. Der Sohn Amrams aber ist rein von jeder Lust; nie widerstrebte sein Leib meinem Willen; er wandelte im Gesetze, ehe es war; und aus seinem Herzen gab er das Gesetz, das ihm göttlich und deine Offenbarung dünkte. Ich bitte dich, laß mich in dem Leibe Mosis.

Doch es stehet geschrieben: Es ist keine Macht, die vom Tode errette.

Und der heilige Gott küßte den Gerechten, und nahm ihm seine Seele hinweg durch den Kuß seines Mundes und weinte: Wer wird mir wider die Boshaften stehen? wer wird sich mir stellen gegen die Uebelthäter? (Ps. 94, v. 16.) Denn es stand hinfort kein Prophet in Israel auf, wie Moses. (5 Mos. 34, v. 10.)

Homer unter den Rabbinen.

Die Sadducäer erhoben sich einst und sprachen: Wir haben wider euch, Pharisäer, diese Anklage und diesen Vorwurf, daß ihr lehret, die heiligen Schriften verunreinigten die Hände, nicht aber die Schriften Homers. Da stand Einer auf aus den Pharisäern, und antwortete: Anklagen der Art könnet ihr leicht mehr wider uns vorbringen; auch dieses, daß wir sagen, die Gebeine eines Esels seyen rein, hingegen die Gebeine eines Hohenpriesters seyen unrein. So wie dieses aus Liebe geschieht, daß wir dergleichen Gebeine für unrein halten, damit nicht jemand aus den Gebeinen seines Vaters oder seiner Mutter sich einen Löffel, damit zu essen, machen möge: so geschieht auch dieses aus Ehrerbietung gegen das Gesetz, daß wir sagen, es verunreinige die Hände, damit es rein und unversehrt erhalten werde; was sich nun bey Homer nicht also verhält.

Salomon und Aschmedai.

Salomon war ein weiser Mann, unterrichtet in aller Weisheit der Erde und in den Geheimnissen des Himmels. Und Israel freute sich sein; und das ganze Heer des Himmels beugte sich vor dem heiligen gebenedeyeten Gott, und lobete ihn, daß er einen solchen König in Israel gesetzt hatte; und alle erfüllten ihm gern seinen Willen, so wie denn gesagt wird (1 Chron. 29, v. 23.): Und Salomon saß auf dem Stuhle des Herrn wie ein König, und regierte über die obere und untere Erde.

Es ward aber dem Salomon geboten, einen Tempel zu erbauen dem Herrn; doch die Steine zum Tempel zu spalten ohne Hammer und Beil, und ohne irgend ein eisernes Werkzeug. (1 Kön. 6, v. 7.) Und er berief die Rabbinen, und sprach: Wie soll ich es machen, daß die Steine zum Tempel ohne eisernes Geräth gespalten werden? Da sagten sie zu ihm: Es ist ein Würmlein Schamir, welchen Mosis von Jehovah erhalten hat zu den Steinen des Leibrocks, dessen Kraft die allerhärtesten Steine spalten kann. Und er fragte sie: wo ist selbiger zu finden? Sie aber antworteten ihm: laß einen Teufel und eine Teufelin kommen und zwinge sie; vielleicht wissen sie es und offenbaren es dir. — Und er ließ einen Teufel und eine Teufelin kommen, und zwang sie. Sie aber sprachen: Wir wissen es nicht; vielleicht weiß es Aschmedai, der König der Teufel. Er fragte sie: wo ist derselbe denn? Sie antworteten: Auf dem Berge Horeb. Dort hat er sich eine Grube gegraben, dieselbe mit Wasser erfüllet, und mit einem Stein zugedeckt, auch mit einem Pettschaftring versiegelt. Alle Tage steiget er hinauf in den Himmel, und lernet in der hohen Schule des Himmels. Darnach steiget er hinab auf die Erde, und lernet in der hohen Schule der Erde. Dann kommt er, und besiehet sein Pettschaft, und öffnet die Grube und trinket; und wenn er getrunken hat, versiegelt er sie wieder und gehet von dannen.

Darnach schickte Salomon den Benaja, den Sohn Jehojada, und gab ihm eine Kette, auf welcher geschrieben stand: Den Namen des Herrn will ich preisen; gebt unserm Gott die Ehre! Auch einen Ring, auf welchem eingeschnitten war: Treu ist Gott und kein Böses an ihm; gerecht und fromm ist er. Sammt einigen Flocken Wolle und etlichen Schläuchen Weins

Als nun Benaja zu des Aschmedai Grube gekommen war; grub er eine Grube unter derselben, und ließ das Wasser heraus laufen, und verstopfe das Loch mit den Flocken der Wolle. Dann grub er eine Grube von oben, neben der Grube des Aschmedai, goß Wein durch dieselbe, daß er in die Grube des Aschmedai einfloß, und verschüttete dann wieder seine Grube, und stieg auf einen nahen Baum.

Als nun der Aschmedai kam, fand er sein Pettschaft unverletzt. Er öffnete die Grube; aber siehe! es war Wein darin. Da sprach er bey sich: Es stehet geschrieben Sprüchw. 20, v. 1: Der Wein ist ein Spötter, und stark Getränk machet Aufruhr; wer daran irret, wird nimmer klug. So stehet auch weiter geschrieben Hos. 4, v. 11: Hurerey, Wein und Most nimmt das Herz weg. Und er trank nicht. Doch gewaltiger Durst und der liebliche Duft des Weines reizten ihn bald so, daß er sich nicht lange enthalten konnte, sondern trank, und trank, daß er trunken wurde. Da legte er sich nieder, und schlief ein. Indessen stieg Benaja vom Baum herab, ging zu ihm, warf ihm die Kette um, und schloß sie fest um seinen Hals. Als er erwachte, stellte er sich rasend, und wollte die Kette zerreißen. Benaja aber sprach zu ihm: Der Name deines Herrn ist auf dir; der Name deines Herrn ist auf dir. Und der Aschmedai vermogte nicht, von der Kette sich zu befreyen.

Als nun Benaja ihn hielt, und sie mit einander fortgingen; kamen sie an einen Dattelbaum; und Aschmedai, der Fürst der Teufel, rieb sich an ihm, damit er die Kette zerriebe, und warf den Baum nieder zu Boden. Darnach kam er an ein Haus, und rieb sich daran, und warf es auch um. Hierauf kam er zu dem kleinen Hüttchen einer Wittfrau. Sie hatte gehört, was geschehen war, und ging heraus, und bat ihn flehentlich. Und als er auf die andere Seite des Hauses sich wenden wollte, zerbrach er ein Bein, und sprach: Ja dies ist es, was geschrieben steht Sprüchw. 25, v. 15: Eine gelinde Zunge zerbricht das Gebein.

Nachdem er nun an des Königs Pallast gekommen war; brachte man ihn nicht eher als nach drey Tagen vor den Salomon. Am ersten Tage sprach er zu den Dienern Salomons: Warum läßt mich der König nicht vor sich kommen? Da sprachen sie zu ihm: er hat zu viel getrunken. Da nahm er zwey gebackene Steine, und setzte sie aufeinander. Die Diener aber gingen zum Salomon, und sagten ihm dies. Da sprach er zu ihnen: er hat dieses damit sagen wollen,

gebet dem Salomon wieder Wein zu trinken; denn der Wein erfreut des Menschen Herz. Des andern Tages sagte er wieder zu den Dienern: Warum lässet mich der König nicht vor sich? da antworteten sie ihm: er hat zu viel gegessen. Und Aschmedai nahm den gebackenen Stein von dem andern, und setzte ihn auf die Erde. Hierauf gingen die Diener zu Salomon und sagten ihm dies. Da sprach er zu ihnen: Er hat dies damit sagen wollen, gebet ihm weniger zu essen; denn es heißt; sey nicht unter den Schlämmern, die Schlämmer verarmen. (Sprüchw. 23, v. 20 bis 21.)

Endlich am Morgen des dritten Tages ward Aschmedai vor Salomon geführt. Und er nahm ein Maaß und maß damit vier Längen auf dem Boden; und sprach zu ihm: König! wenn du todt bist, und deine Seele von dir gegangen, so ist von der ganzen Erde nur solcher Raum dein. Nun hast du die Welt bezwungen, alle Menschen sind dir unterthan, und du lebest in Wohlseyn und Freude. Dennoch bist du damit nicht vergnügt gewesen, bis daß du auch mich, den Fürsten der Engel, bezwungen hast. Wisse, dem Falle geht Hoffarth voraus. Salomon aber antwortete ihm: Ich begehre von dir nichts; ich will den Tempel bauen, und dazu hab' ich des Schamir nöthig. Und Aschmedai antwortete ihm: Der Schamir ist nicht mir, sondern dem Fürsten des Meeres übergeben; und er giebt denselben niemand als dem Auerhahne, der ihm getreu ist wegen des Eides, den er ihm geschworen hat. — Was thut dieser damit? — Er nimmt ihn mit sich auf die Berge, wo man nicht wohnen kann; hält ihn an die Felsen des Berges, und spaltet den Berg, und trägt ihn wieder mit sich. Dann bringt er Saamen von Bäumen und Kräutern, und wirft sie hinein; und es wird ein Ort, darin zu wohnen. Deswegen wird er auch der Bergkünstler genannt.

Und Salomon schickte den Benaja aus, daß er erforschte das Nest des Auerhahnes. Und nachdem er es gefunden und gesehen hatte, daß Junge darin waren, bedeckte er dasselbe mit hartem weißem Krystall. Und der Auerhahn kam, wollte hinein zu seinen Jungen, vermogte es aber nicht. Deswegen ging er hin, daß er den Schamir holete und den Krystall spaltete. Wie er ihn aber brachte und daran setzte; fing Benaja an überlaut zu schreyen, daß der Auerhahn erschrack und den Schamir fallen ließ. Und Benaja nahm ihn und trug ihn zu Salomon. Der Auerhahn aber ging hin und erwürgte sich selbst, daß er dem Fürsten des Meeres seinen Eid nicht gehalten hätte.

Und Salomon erbaute den Tempel, und sein Stolz wuchs, daß er mit Hochmuth dem Herrn der Heerschaaren sich verglich, und alle Geister sich unterthan glaubte. Auch lange noch nach der Erbauung des Tempels hielt er den Aschmedai in Ketten gefangen, und zwang ihn zum Gehorsam durch seinen Zauberring, den Jehovah ihm für seine Frömmigkeit geschenkt hatte.

Eines Tages aber stand Salomon bei Aschmedai, und sprach: Deine Stärke ist wie die Stärke eines Einhorns (4 Mos. 23, v. 22); und dennoch siehe! bist du mir unterthan. Worin auch seyd ihr, ihr Teufel, vortrefflicher und besser, denn wir? Da antwortete ihm Aschmedai: Nimm mir die Kette ab, und ich will es dir beweisen. Wohlan, es sey! sprach Salomon, und löfete ihm die Kette. — Nun gieb mir auch deinen Ring; und ich will dir meine Macht beweisen, und große Geheimnisse dir offenbaren. — Und Salomon voll thörichten Stolzes und Begierde die Zukunft zu erfahren, gab ihm den Ring, auf welchem der Name des Jehovah eingeschnitten war. Denn es war also vom Herrn gewendet, daß Aschmedai dem Salomon nach seinen Werken vergelten mögte, weil er drei Verbote übertreten hatte. Denn es stehet geschrieben 5 M. 17, v. 16. 17: Du sollst zum König über dich setzen, den der Herr, dein Gott, erwählen wird. Allein, daß er nicht viel Rosse halte, und führe das Volk gegen Aegypten; auch soll er nicht viel Weiber nehmen, daß sein Herz nicht abgewendet werde; und soll auch nicht viel Silber und Gold sammeln.

Als nun der Aschmedai den Ring bekommen hatte; warf er denselben ins Meer, und kam ein Fisch, welcher ihn verschlang. Aschmedai selbst aber verschlang den Salomon, und setzte den einen Fuß an das Firmament des Himmels, und den andern auf die Erde, und warf ihn vierhundert Meilen weit weg. Er nahm darauf des Salomon Gestalt, setzte sich auf den Königlichen Thron, und regierte Israel drey Jahre.

Damals war es, daß Salomon wehklagte. Pred. 1, v. 3: Was hat der Mensch von aller seiner Mühe, die er ausstehet unter der Sonne? Es ist alles eitel; es ist alles ganz eitel. Und er ging umher, und bettelte vor den Thüren; und wo er hin kam, da sprach er, Pred. 1, v. 12: Ich Prediger war König über Israel zu Jerusalem. Die Leute aber spotteten seiner wegen der Rede, und sagten: Sollte ein König vor den Thüren betteln! Und Salomon blieb lange in diesem schmerzlichen Zustande, und that Buße für seine Sünden, und flehete zu Jehovah: Vergieb deinem Knechte, was er vor dir Böses gethan hat; gehe nicht mit ihm ins Gericht. Ach! ich sprach in meinem Herzen: Wohlan, ich will wohlleben und gute Tage haben; aber siehe, es war eitel. Der Wein macht böse Leute, und stark Getränk macht wild; wer dazu Lust hat, wird nimmer weise. (Pred. 2, v. 2. Spr. 20, v. 1.) O Jüngling! freue dich in deiner Jugend, und laß dein Herz guter Dinge seyn in deiner Jugend. Thue was dein Herz gelüstet und deinen Augen gefällt: aber wisse, daß Gott wird alle Werke vor Gericht bringen, was auch verborgen ist, es sey gut oder böse. (Pred. 12, v. 1 u. 16.)

Und Jehovah erbarmte sich der Klagen Salomons, und beschloß ihn zurückzuführen ins Land Israel und ihn wieder zu setzen auf den Thron seines Vaters David.

Salomon wanderte als Vertriebener von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, bis ihn Gott gehen ließ in das Land der Ammoniter. Und als er hier in die königliche Residenzstadt kam, welche Maschkemem hieß, und auf der Straße stand und um eine Gabe die Vorübergehenden ansprach; kam der Küchenmeister des Königs der Ammoniter, der oberste Koch, welcher dem Könige die Speisen zubereitete und kochte, für die Küche Nöthiges zu kaufen. Und er fand den Salomon müßig da stehen und niedergeschlagen, und sprach zu ihm: Was stehest du so müßig? Ist ein Löwe drauffen, daß du mögtest erwürgt werden? (Sprüchw. 22, v. 13.) Fort! trage die Körbe und Zuber. Und er zwang ihn, daß er sie tragen mußte, und führte den Salomon in die Küche.

Und Salomon, seines Umherirrens müde, denn es war ihm Alles ganz eitel, sprach zu dem Küchenmeister: Ich will bey dir bleiben, und dir dienen, und verlange nichts, als nur die Kost. Vielleicht, daß ich dir nützlich werde. Und der Küchenmeister war damit zufrieden; und Salomon blieb bei ihm und dienete ihm.

Salomon aber war ein trefflicher Meister in Zubereitung der Speisen und ward seinem Herrn oft nützlich durch Rath. Nach einigen Tagen sprach er daher zu dem Küchenmeister: Herr, wenn du erlaubst, so will ich dem Könige einige Speisen nach meiner Art bereiten. Und der Küchenmeister war damit zufrieden, und Salomon richtete dem Könige köstliche und leckere Speisen zu. Als nun der König von diesen herrlichen Speisen, welche der Küchenmeister ihm vorgestellet, gegessen, und das Gekochte versucht hatte; fragte er den Küchenmeister: Wer hat diese Speisen zubereitet, daß du mir dergleichen bisher nicht vorgesetzet hast! Und der Küchenmeister bekannte nicht, daß der israelitische Fremdling sie zubereitet habe; sondern sprach mit Lüge: Einst war ich im Lande am Meere, wo Kanaans Erstgeborne, Sidon mit Pracht sich erhebt. Dort lebten die Könige in goldenen Pallästen, köstlicher Purpur ist ihr Gewand, und die Tische sind ihnen mit den leckersten Speisen besetzt. Dort erlernte ich aus den Schnecken des Meeres eine köstliche Mahlzeit zu bereiten; und diese Schnecken brachte erst heut, seit ich in deinem Pallast wohne, ein Fremdling uns zu Kauf. — Und der König lobte den Küchenmeister, und beschenkte ihn mit vielem Golde und Silber.

Salomon aber ward hoch gehalten von dem Koche; auch liebten ihn die Frauen und Jünglinge. Denn er war schön von Ansehn und wohlgestaltet, und liebte das Saitenspiel und sang, und lehrete das Volk gute Lehre, und suchte, daß er fände angenehme Worte:

O! freu dich Jüngling in deiner Jugend;
Auf! und laß dein Herz froh seyn in deiner Jugend.
Thu, was gelüstet dein Herz,
Was deinen Augen gefällt:
Doch wisse,
Daß dich Gott um dies All wird vor Gericht führen.
Scheuch Traurigkeit fern,
Fernhin aus deinem Herzen!
Thu Uebeles ab,
Hinweg von deinem Leibe:
Ja, Kindheit und Jugend ist eitel.
Doch denk' auch deines Schöpfers, du Jüngling!
Eh die bösen Tage kommen,
Eh die Jahre herzutreten, da du sprichst:
Sie gefallen mir nicht.

Und es traf sich einst, daß die Tochter des ammonitischen Königs, welche Naama hieß, im Garten spazierete, und hörte die Stimme des Salomon, wie er klagend sang:

Was hat der Mensch von aller seiner Mühe,
Die er bestehet unter der Sonne?

Darnach sandte Salomon hin, ihren Vater, den König der Ammoniter zu rufen. Und als dieser gekommen war, sprach er zu ihm: König der Ammoniter! ohne Erlaubniß und ohne Furcht hast du zwey Seelen umgebracht, die Seele deiner Tochter, und eines israelitischen Fremdlings, der in deinem Palaste wohnte. Er aber antwortete: das sey ferne, ich habe sie nicht umgebracht; aber ich habe sie in eine Wildniß vertrieben, und weiß nicht, was sich mit ihnen zugetragen hat. Ich habe meine Diener ausgesandt, daß sie die Wildniß durchsuchten: ich habe meine kostbarsten Salben und Edelsteine ausgeboten: aber keiner hat sie gefunden, und mein Herz wird verzehrt in meinem Leibe von Kummer und Herzeleid.

Und Salomon sprach: Wenn du sie sehen solltest, würdest du sie wohl kennen? — Und Salomon führete die Naama herbey, als Königin von Israel, und ihr Vater erstarrte vor Staunen, und wagte seinen Blick nicht aufzuheben. Da sprach Salomon weiter: Wisse, ich bin der Küchenmeister, und deine Tochter ist meine Frau. Und Naama beugte sich, und küßte ihrem Vater die Hände. Er aber weinte und freuete sich sehr und blieb ein Freund Salomons, so lange er lebte.

Die Kraft der Buße,

nach Chron. B. 2. K. 33, V. 1 — 13.

Manasse, der Sohn des Hiskias, der in Frömmigkeit erzogen war, that vieles, das dem Herrn übel gefiel und den Heiligen erzürnte. Er betete an das Heer der Gestirne und dienete ihnen; er opferte dem Baal, und ließ seine Söhne durchs Feuer gehen im Thale des Sohnes Hinnom. Zwar bauete er auch Altäre im Hause des Herrn, wie Jehovah geredet hat: Zu Jerusalem soll mein Name seyn ewiglich; doch ehrete er mehr die vielen Götzen der Heiden, als den alleinigen Jehovah, und verführte sein Volk, daß sie Gräuel übten vor Jehovah.

Drum ließ der Herr über sie kommen die Fürsten des Heeres des Königs zu Assur, die nahmen Manasse gefangen, banden ihn mit Ketten, und brachten ihn gen Babel. Da flehete er zu den Götzen der Heiden: Ehret mich wieder, der ich euch geehret habe! Aber sie antworteten ihm: Dienest du uns allein? erbautest du nicht auch Altäre deinem Jehovah! Wohlan, laß ihn dich erretten! Und betrübt in seiner Seele wagte er es nicht, den Blick gen Himmel zu erheben. Wie könnte er mir helfen, den ich verachtet habe? wie könnte seine Macht mich erretten, die ich nicht begehret? O daß die Flammen der Hölle mich reinigen könnten von meinen Sünden! daß ich verginge in meinem Elende! Ja, höret es, mein Volk, der Herr ist Gott! er errettet vom Elend und führet zum Leben.

Und Jehovah erbarmte sich seiner, und erfüllte ihm das stumme Gebet seines Herzens. Da erhuben sich die Engel des Herrn, verriegelten alle Thüren und verstopften alle Fenster des Himmels, und sprachen: O du Herr der Welt! willst du einen Menschen annehmen, der ein Götzenbild in deinen Tempel gestellt hat? — Und er antwortete ihnen: Wenn ich ihn mit seiner Buße nicht annehme; sehet, so schließe ich allen den sündigenden Menschen die Thüre zu. — Dennoch wehreten es die Engel, und verschlossen Thüren und Fenster.

Was hat Gott gethan? Er, nach seiner großen Barmherzigkeit, hat ein Loch unter dem Thron seiner Herrlichkeit gegraben, an einem Ort, wo kein Engel Gewalt haben kann; und errettete den Manasse. Dies ist, was geschrieben stehet: Und er bat ihn; und Jehovah bohrte ihm eine Oeffnung, und erhörte sein Gebet und sein Flehen. *)

Daher betet noch jetzt der Sohn des Gesetzes: Ich bitte dich, Herr mein Gott! erhöre das Gebet deines Knechtes und sein Flehen, und nimm meine Buße, mein Gebet und mein Bitten an: laß sie vor dem Thron deiner Herrlichkeit meine Fürsprecher seyn, mich vor dir vertreten und machen, daß mein Gebet in deine Ohren kommt. Wenn aber wegen meiner vielfältigen Sünden kein Fürsprecher für mich ist, und niemand mich rechtfertiget; so grabe mir ein Loch unter dem Thron deiner Herrlichkeit, und laß mich nicht vergebens von dir zurückgehen; denn du erhöret das Gebet.

*) In unserem hebräischen Text aber stehet 2 Chron. 33, v. 13: vajehater lo und er ließ sich ihm erbitten, wofür die Rabbinen lesen vajechater lo, was die von ihnen übersetzte Bedeutung hat.

Alexander an der Pforte des Paradieses.

Auf einem Zuge nach Indien kam Alexander an einen Strom. Er lagerte dort, und nahm kleine gesalzene Fische in seine Hand, daß er sie in die Fluth tauchte und zum Brode äße. — Und siehe! die Fische wurden wohlschmeckend und dufteten von Wohlgeruch. Er wusch sein Antlitz mit dem Wasser des Stromes, und sein Antlitz ward glänzend. Da sprach er: Wahrlich, dies ist der Strom des Paradieses!

Und er machte sich auf und folgte dem Strom, bis er kam zu den Pforten des Paradieses. Oeffnet mir die Thore! rief er: ich bin Alexander. — Aber eine Stimme von innen antwortete: Dies ist die Pforte des Herrn, wo nur die Gerechten eingehen. (Psalm 118, v. 20.) — Und Alexander erwiederte: Ich bin ein mächtiger Herrscher, hochgeachtet unter den Menschen, der Herr der Welt. — Aber dieselbe Stimme antwortete: Dies ist die Pforte des Herrn, wo nur die Gerechten eingehen. — Da sprach Alexander: So gebt mir wenigstens ein Zeichen, daß ich hier gewesen bin. Und sie gaben ihm einen Todtenkopf.

Alexander trug ihn; doch bald war seine Last ihm zu schwer: und endlich konnte alles Gold Indiens ihn nicht aufwiegen.

Da fragte der König die Rabbinen: Ihr Söhne des Gesetzes! was bedeutet dieser Todtenkopf, und daß er so schwer ist?

Und sie antworteten ihm: Dieser Todtenkopf ist der Mensch; und des Menschen Aug ist unersättlich. (Sprüchw. Salom. 27, v. 10.) Aber nimm ein wenig Staub, und bestreue ihn: alsobald wird er leichter werden. Und sie nahmen Staub und bestreueten ihn, und das Gold und das Silber wogen über.

So stehet geschrieben: Das Grab und die Hölle werden nicht gesättiget, und die Augen des Menschen werden nimmer satt.

Og, König von Basan.

Es sahen aber die Engel des Allerheiligsten die Töchter des Kain, die nackt einher gingen und ihre Augen schminkten. Und sie wurden irre an ihnen, stiegen herab vom Himmel, und nahmen Weiber von ihnen, wie gesagt wird 1 Mos. 6, v. 2. Unter den Engeln aber war der gewaltigste Schamchiel, und erzeugte den Og, den größten der Riesen vor der Sündfluth. Unter seiner Hand verbarg er Städte; mit seiner Fußsohle deckte er das Meer; aus seinen Zähnen machte Abraham Bettladen und schlief darin. Sechzig Städte erbauete er, und die niedrigste war sechzig Meilen hoch; und saß er auf ihren Mauern, so reichten seine Füße bis zur Erde. Seine Speise waren täglich tausend Ochsen, tausend Rehe, und tausend Eber; und sein Trank waren tausend Maaß Weins. Ein Tropfen seines Speichels aber wog sechs und dreißig Pfund.

Darauf erzürnte Jehovah, und wollte sie alle vertilgen, die da lebten auf Erden. Er eröffnete den Abgrund der Tiefe und schloß auf das Fenster des Himmels. Og aber stemmte seinen Fuß gegen den Abgrund und verstopfte die Quelle; und legte seine Hand an den Himmel und verschloß das Fenster. Da ließ Gott das Wasser der Abgründe heiß werden, daß sein Fleisch gesotten ward und die Haut sich abzog, wie gesagt wird Hiob 6, v. 17: Zur Zeit, wenn die Hitze sie brennt, werden sie vertilget; und wenn er heiß machet, welchen sie von ihrer Stätte. Und das Wasser kam über die ganze Erde, und bedeckte die Berge. Da floh Og zur Arche Noahs, und bat den Noah, daß er ihn aufnehme. Noah aber vermogte es nicht; doch erhielt er es durch Flehen von Jehovah, daß das Wasser auf der einen Seite der Arche sich abkühlte, während es rings heiß aus dem Abgrund der Tiefe strömte. Das Wasser reichte dem Og nicht bis über die Hüfte; und Noah hieß ihn sich oben auf die Arche zu setzen, wenn er Ruhe wünschte; auch bohrte er ein Loch und reichte ihm die Speise hinaus. Und so blieb denn der König Og zu Basan allein übrig von den Riesen. (5 Mos. 3, v. 11.)

Zum König aber hatte ihn Gott gemacht, und ihm seinen Lohn gegeben in dieser Welt, damit die Gottlosen in der künftigen Welt keinen Lohn haben mögen.

Denn seine Sünden häuften sich sehr: er suchte den Männern die Weiber zu verführen, und stellete mehreremal der Sarah nach, daß er sie dem Abraham raubte. Doch Abraham erkannte ihn und glaubete seinen Worten nicht.

Endlich zog Israel gegen ihn aus, daß es ihn bekriegte. Und Og sah das Lager der Israeliten, und fragte: wie groß ist das israelitische Lager? und man antwortete ihm: Sechs Meilen. Da ging er hin, und riß aus einem Gebirge einen Fels von sechs Meilen, und legte ihn auf seinen Kopf, daß er ihn über das Lager der Israeliten werfen mögte. Gott aber ließ Ameisen auf den Fels kommen, die ein Loch darin nagten, gerade über seinem Kopf, daß der Fels ihm um den Hals fiel. Zwar versuchte er den Kopf wieder herauszuziehen; aber seine Zähne wuchsen auf beiden Seiten heraus über den Felsen, daß er seinen Kopf nicht zurückziehen konnte. Dies ist es, was geschrieben stehet Ps. 3, v. 8: Du hast der Gottlosen Zähne wachsen gemacht. *) Da ging Moses her, und nahm eine Art, die zehn Ellen lang war, und sprang auf eine Höhe von zehn Ellen, und schlug ihn an den Knöchel seiner Ferſen, und brachte ihn um.

Der Schneidermeiſter Fips im Paradieſe **).

Fips hatte manchen Flicken ſchon
Den Kunden unterſchlagen;
Da tönt' es ihm mit hohlem Ton,
Der Welt Valet zu ſagen.
Wohl winſelt er und jammert laut;
Doch noch erwuchs dem Tod kein Kraut.

Frau Fips auch ächzet mit Geſtöhn':
Soll ich, o weh mir Armen!
Forthin allein zu Bette geh'n,
Und keiner mich erwarmen?
Wär' nicht der Altgeſell mein Stab
Und Troſt noch, folgt' ich dir ins Grab.

So eben holte Satanas
Zum Schmaus des Orts Prälaten,
Daß er voll Freuden faſt vergaß
Fips Seel' — ein mag'rer Braten.
Begierig krallt' er jenen veſt,
Indeß er Fips nachlaufen läßt.

Wie bebt der vor dem Pferdefuß!
Wie ſchauert er zuſammen!
Fühlt ſchon aus Müllers Liebeskuß
Des Höllenpfuhles Flammen.
Drum ſpringt er, wo's zur Hölle ſchrof
Hinabgeht, rechts in's Himmels Hof.

Hier lauert er — das gold'ne Thor
Mal unbewacht zu finden:
Steckt Petrus nur die Naſ' hervor;
Gleich ſpringt er hinter Linden,
Die lieblich hier mit würzgem Duft'
Roth-blühend füllten die Luft.

Einſt war ein Schmaus im Paradieſ'
Um Rettung einer Seele;
Und Petrus, der ſich's ſchmecken ließ,
Vergaß des Herrn Befehle.
Da ſchlüpfte Fips durch's Thor, und kroch
Fürs erſte in das Ofenloch.

Gekrümmt ſaß er hier und geduckt,
Und regt ſich nicht vom Sitze;
Er horcht nur, und zuweilen kuckt
Er durch des Ofens Ritze:
Und ſchaut des Herren Haupt umſtrahlt,
Ganz wie's der Nürrenberger mahlt.

Einſt war ein heit'rer Juni-Tag
Nach langem trübem Mayen;
Und Gott, der juſt im Fenſter lag,
Sprach flugs zu den Getreuen:
Heut, Kinder, iſt das Wetter ſchön;
Kommt, laſſet uns ſpazieren geh'n!

Drauf ordnen ſie ſich Paar und Paar,
Voran der Herr des Himmels;
Und Petrus, der der letzte war,
Spuckt viel: denn des Gewimmels
Gar große Schaar regt einen Staub,
Daß grau ſich färbt der Bäume Laub.

Jetzt kuckt Fips aus dem Ofenloch:
Leer iſt's, und zu die Thüren;
Da faßt' er muthig Herz, und kroch
Hervor auf allen Vieren.
Er hebt ſich; doch des Glanzes Pracht
Hätt' ihn faſt blind und ſtarr gemacht.

In Gold ſtrahlt an der Purpur-Wand
Hier Adam, Eva, Abel;
Dort von des Bodens Marmor-Rand
Hoch auf der Thurm zu Babel.
In Jaspis ragt der Sinai;
In Perlen weidet kleines Vieh.

Und Wunder! wie die Tiſche glüh'n
Von Sapphyr und Opalen!
Hier blitzt' und dort ein Almadin, *)
Smaragd' um Glas und Schaalen:
Doch wie der Sonne Feuer brannt'
Am Thron des Herrn ein Diamant.

Er naht dem Thron: ſein zitternd Knie
Sinkt neben eine Thüre.
Er hebt ſie auf: Potz tauſend ſieh!
Wald, Menſchen, Städt' und Thiere,
Die Erd' en miniature liegt da,
Wie in obscura camera.

Fips faßte kaum die Luſt; er kuckt,
Er kuckt von Oſt nach Weſten:
Wie überall der Satan ſpuckt
In Kellern und Palläſten.
Hier zecht der Dieb vom fremden Gut,
Und dort Mätreſſen Menſchenblut.

Vor allem dünkt ihm ſchandbarlich
Die Weiſ' und Tracht der Frauen:
Halb nackt geh'n ſie, und ſchmünken ſich
Bein, Arm, Wang', Augenbrauen;
Zum Manne geht es da und du,
Holdlächelnd hin zum Rendezvous.

Nein, Kätchen, nein! ſo warſt du nicht,
Sprach Fips in ſeiner Seele:
Und hatteſt doch ein ſchmuck Geſicht,
Und eine ſüße Kehle.
Zwar hieltſt du mich ein wenig knab;
Doch treu biſt du mir noch im Grab'.

Drauf ſucht er ſeine Vaterſtadt,
Und hier zuerſt die Gräber:
Doch anſtatt der, die er hier hat
Gehofft, wühl'n zahme Eber,
Schon wird ihm bang: da füllt ein Duft
Von Ferkelbraten ſüß die Luft.

Er ſieht umher: ſein Schornſtein iſt's;
Da brennt's und brät es; aber
In einer Stubeneck — da küßt's
Sich ungeſeh'n vom Nabor.
Wie er Geſell und Weib erkennt;
Kocht ſeine Bruſt, ſein Antlitz brennt.

Du Metze du! du Rabenaas!
Stahl ich dir drum die Flicken?
Ja dich, dich hohle Satanas!
Und dich, du Schurk! — Jetzt blicken
So zärtlich ſie einander an,
Umarmen ſich wie Weib und Mann.

Da hält ſich wer! er ſchimpft, er flucht:
Du Schlangenbrut! ich blitze,
Ich donnr' euch todt. — 's hilft nicht. Da ſucht
Er Waffen, und vom Sitze
Des Herrn reißt halb er's Fußgeſtell
Und wirft's nach Frau und Altgeſell.

---

*) Einige leſen nehmlich ſtatt schibbarta du zerbrichſt, wie Luther überſetzt hat, schirbasta.

**) Aus demſelben Werke im Anhange.

*) Almadin iſt der ſchönſte hochrothe Rubin, der auch Karfunkel genannt wird.

Da raſſelt Petrus Schlüſſelring
Am Thor der Himmelshalle!
Und Fips ſprang auf, behend und flink,
Warf eilend zu die Falle.
Des Thrones Fuß vergaß er ſchier;
Er eilt nur raſch zur Ofenthür.

Auf geht die Pfort'; es ziehen ein
Der Herr und ſeine Schaaren.
Sie bürſten ſich und wiſchen rein
Den Staub von Stirn und Haaren.
Drauf greifen ſchnell ſie zum Pokal,
Zu ſtillen ihres Durſtes Qual.

Jetzt ſetzt ſich auch der Herr, da kracht
Der Stuhl; und auf den Rücken
Fiel lang der liebe Gott: da lacht
Der Haufen bis zum Sticken.
Doch Er ſprang auf: Ihr Teufelspack!
Wer that mir dieſen Schabernack?

Wer hat's gethan? Sprecht, oder bebt —
Und zitternd ſchwuren alle:
„Wir ſind, ſo wahr der Herre lebt!
Unſchuldig an dem Falle.“ —
„Ja, den hohl' auch der Satan gleich,
Der mich hier neckt im Himmelreich.

Auf Petrus! ſuch, ob etwa wer
Hier irgend heimlich ſtecke.“
Er ſucht und ſumt: da findet er
In 's Ofenlochs Ecke
Hineingedrängt den Meiſter Fips,
Von Furcht und Zittern weiß wie Gyps.

Ach! nur heraus, du Böſewicht!
Wir wollen dich kuranzen:
Du ſollſt — ich hieße Petrus nicht —
Mir gleich zur Hölle tanzen.
Drauf packt er ihn am linken Bein,
Und ſchleppt ihn in den Saal hinein.

Fips weinte jetzt und heulte laut:
Erbarmen! ach, Erbarmen!
Ich ſah, die mir zur Frau getraut,
In eines Andern Armen.
Da kochte mir das Blut; ich riß
Von deinem Thron den Fuß und ſchmiß.

Ich hätt's geordnet; aber ihr
Kamt mir zu ſchnell. O leihe
Dein gnädig Ohr nur diesmal mir:
Verzeihe, Herr, verzeihe! —
Er kniet, und weint ſo bitterlich,
Und ſein erbarmten alle ſich.

„Hör' Fips! hätt' ich um jeden Kuß
Und Flick, den du erſchlichen,
Geworfen mit des Stuhles Fuß;
Du wär'ſt ſchon längſt verblichen.
Drum ſey gewarnt, o Menſch! und lern'
Sanftmüthig ſeyn; verzeihe gern.“

Der Minneſänger Salomo in der Hölle.

Kam Einer früh zu Salomo:
Er ſpielte, ſang und trank;
Klopft' Einer ſpät an: ſeelenfroh
Küßt' er und trank und ſang.
Sein ganzes Leben war ein Kuß,
Ein Trunk, ein Würfelſpiel,
Und reimt' er nicht, ſo wie man muß,
Wie Voß, und öfters Klaudius,
So reimt' er doch ſehr viel.

Solch einen luſtigen Kumpan
Hat Männiglich gar gern.
„Gut'n Tag!“ — „Gut'n Abend!“ — „Friſch heran!“
Scholl's ihm von nah und fern.
Wo trallernd er vorüber ſprang,
Bot man ihm den Pokal;
Die glatten Kinnchen, lebenslang
Sein Lied bey Knöchelſpiel und Trank),
Sich ſelber allzumal.

Kurz, hold ward ihm, was immer war
Gemacht von Fleiſch und Blut;
Ja, endlich kams heraus: ſogar
Der Teufel war ihm gut.
Als ſeine Seel' entſchlüpfen will
(Ein Kuß, ein Liederton),
Paßt er mit einem Sacke — Nil
Mirari, Freund! — und mauſeſtill
Huſcht er mit ihr davon.

Da ſeinem Eſel — „ſeinem Leib,“
Nach Vater Auguſtin —
Zum Hof der Kirche Mädchen, Weib
Nachfolgt und Paladin!
Da man ihn ſenkt ins kühle Land,
Mit Thränen, Klag' und Lied:
Da ſchaurt, an Adramelechs Hand,
Sein Ich „bin“ ich, halb weggewandt,
Die Höll' an, wie ſie glüht.

Doch: „Muthig!“ ſprach Fürſt Satanas,
„Fidelen fehlt hier nichts.
„Haſt Durſt, mein Sohn? da iſt ein Glas!
„Auch nicht an Speiſ' gebricht's.
„Gebraten und geſchmort — man kann's
„Sich denken, hier iſts warm —
„Spazieren Haſe, Taub' und Gans,
„Und durch die Luft im Flügeltanz
„Ein Krammetsvögel-Schwarm.

„Drum greif nur zu, ſperr nur den Mund
„(Die Augen zugedrückt);
„So haſt du was, ſo ſpringt es und
„Spaziert's ein, halbgepflückt.
„Auch nicht an Flammenſtröme denk!
„Punſch fließt und Malaga,
„Und Jedes iſt ſein eigner Schenk,
„Man ſchöpft das gold'ne Feu'rgetränk
„Mit bloßer Hand la la!

„Doch Dich reizt ſüßerer Genuß:“
(„„Sprichſt fein!““ denkt Salomo)
„Auch hier gibt's Händedruck und Kuß,
„Und Mädchen, nicht von Stroh.
„Da ſitzt Miß Dinah, Fryne dort
„— Sie lüftet ſich die Bruſt —
„Hier Ninon ſchlafend — auf mein Wort!
„Ein Leckerbiſſen für 'nen Lord —
„Und lacht in Traumesluſt.

„Iſt's vollends Winter, wird gebeizt,
„Was nur den Buſen bloß
„Wo trägt, und brav wird eingeheizt:
„Dann bin ich ſelber los.
„Frier't oben bey Sankt Peter und
„Sankt Paul Frau Magdalen';
„Hüpft ſie herab und, Mund an Mund,
„Schwingt ſie der leichten Schleifer Rund,
„Weil friſch die Fiedeln gehn.“

„„Wenn das iſt,““ ſprach Herr Salomo,
Und ſtrich den Mund ſich bas;
„„Wenn das iſt,““ lacht er freundlich; „„ſo —
„„Bin ich Sein, Satanas!““
— „Topp, Brüderl!“ ſchlägt der Roßfuß ein;
„„Topp!““ ſchreyt der loſe Chriſt:
Und nun fließt brüderlich der Wein,
Nun paukt es und trompetet's drein,
Daß Alles richtig iſt.

Von Stund an wuchs drauf unſer Held
In Belzebubens Gunſt!
Sie duzten ſich, ſie lieh'n ſich Geld,
Sie theilten Witz, und Kunſt.
Fuhr Satan aus, war Salomo
Im Whisky mit dabey!
Und brannt's zu Hauſe lichterloh,
So ſtand in dulci jubilo
Er mit am heißen Brey.

Zum Himmel aber — denn nun geht's
Zu höhern Dingen auf —
Nahm Fama unterdeß, die ſtets
Zu ſchwatzen hat, den Lauf,
Und kreiſcht: „Geraubt iſt er! Geraubt!“
„„Wer?““ fahr'n ſie aus dem Bett.

„Ey, Salomo!“ — „„Ach, theures Haupt!
„„Du fort? Wer thats?““ — Wenn ihr mir glaubt:
„Der, der da unten brät.“

„„Bey meiner Sirchen! um den Mann
„„Gäb' ich den Daum!““ sprach Paul.
„„Doch Peter nur ist Schuld daran:
„„Da liegt er voll und faul —““
„Schilt nicht, Herr Bruder?“ fuhr der fort:
„Noch wird ein Mittel seyn.
„Bald führ' ich ihn zum bessern Port.“ —
„„Brav!““ schallt es rings, und auf sein Wort
Schläft Alles wieder ein.

Sankt Peter aber fährt hinab,
Wo man vor Hitze friert:
Erst ist es dunkel, wie ein Grab;
Doch wie er rings gespürt,
Strakt plötzlich ihn durch einen Spalt
Die Höll' an: seinen Muth
Verliert er drum nicht; fester schnallt
Er nur sein Schwert und denkt Gewalt,
Ins Aug' gedrückt den Hut.

Nun steht er vor dem Riß, und sieht,
Mit vorgebognem Hals,
Viel Pfann'n, worin man Seelen glüht,
Wie so viel Pfannen Salz.
Ach! und der Koch, der diesen Brey
Mit glüher Zange rührt,
Ist — Petrus denkt an Zauberey —
Der Mann, um den laut Klaggeschrey
Der ganze Himmel führt.

Als der Apostel sich verschnauft
Vom Schrecken solcher Schau:
Blickt er umher — doch nichts gerauft
Wird heut; nicht braun und blau
Kneipt Seelchen ein geschwänzter Gott.
Es zog mit Saus und Braus
Der Schwarze — vorne hinkten Spott,
Verläumdung, Neid — in scharfem Trott
Auf Seelenwerbung aus.

„Schön!“ denkt Sankt Peter, „so wird's geh'n!“
Kirrt sanft den Flügel auf,
Die Hand am Degen, etwa sieh'n
Ein Paar dahinter. — „Lauf!“
Schreyt donnernd Satanas Vikar
Dem Heil'gen zu, doch der
Reicht listig-lächelnd ihm ein Paar
Der allerschönsten Würfel dar;
Und jener — schreyt nicht mehr

„Wie wär's?“ hebt der Apostel an:
„Ein Spielchen! magst du?“ — „„Ich,
„„Wohl mag ich's!““ ruft Freund Leyermann.
„So komm und setze dich!“
Er faßt die Würfel. — „Aber, halt!“
Ruft Peter: „Hast du Geld?“
„„Das hab' ich nie.““ — „Da hätt' ich bald
„Mich schön betrogen.“ Zornig ballt
Die Fäuste unser Held.

Doch spricht ihm Petrus freundlich zu:
„Freund, nicht so gleich verzagt!
„Die Pfannen hier — was meinest du? —
„Um diese sey's gewagt!“
„„Nun meinethalb!““ ruft Salomo,
Und wirft zuerst, nur Drey.
„So mußt Du werfen, Lieber! So!“
Höhnt Petrus, wirft, und schauet froh
Die ersten Seelen frey.

Sie spielen fort. Durch kleines Glück
Entflammet sich zum Spiel
Der Dichter, reizet sein Geschick,
Und sieht sich bald am Ziel.
All seine Pfannen sind dahin:
„Ach!“ seufzt er, „lerntest du
„So spiel'n im Himmel? — Doch hier bin
„Ich selber: ist's nach deinem Sinn,
„So nimm auch mich dazu.“

Mit diesen Worten würfelt er
Nach Dichter Art: — doch ganz
Pabstmäßig *) wirft der Coiffeur
Von Malchus; und ein Tanz
Beginnt nun plötzlich, wie man wohl
Nicht tanzte seit der Flut:
Zehntausend Seelen, Wonne voll,
Entschweben zum bestirnten Pol
Aus tiefer Schlünde Glut,

Voran zeucht Petrus, an der Hand
Als Freund den Salomo;
Posaunen tön'n durchs Himmelsland
Ein fröhliches Halloh!
„Gegrüßt!“ ruft froh der Engel Schaar,
„Auch du, deß Honigmund
„Selbst Teufel zähmt, und ohn' Gefahr
„Heimkehrt. — Heran du, kluger Narr!
„Tritt ein in unsern Bund!“

So froh ging's oben; aber ach!
Wie ging es unten her,
Als Abends spät der große Drach'
Kahl fand sein Nest und leer.
Er flucht' und hohlt' sich selber fast;
Und fliegt, wie toll und wild
Seitdem, und wird's auch sonder Rast,
Bis wieder er durch Sündenlast
Die Pfannen sich gefüllt.

Johann Jacob Breitinger,

aus altem züricher Geschlechte, ward am 1. März 1701 zu Zürich geboren, erhielt eine vortreffliche Schulbildung und studirte dann Theologie in seiner Vaterstadt. Nach vollendeten Studien ward er 1720 zum Geistlichen ordinirt und beschäftigte sich, seines Freundes Bodmer (s. d. A.) Bemühungen für die Verbesserung des Geschmacks eifrig unterstützend, vorzugsweise mit Kritik, Archäologie und Geschichte. Im Jahre 1731 erhielt er die Professur der hebräischen Sprache, im Jahre 1745 die der griechischen Sprache und zugleich mit der letzteren ein Kanonikat am Stifte zu Zürich. Redlich und uneigennützig für das Wohl seiner Vaterstadt in vielfacher Hinsicht wirkend, starb er allgemein geliebt und betrauert im hohen Alter am 15. December 1776 daselbst. —

Außer den mit Bodmer'n herausgegebenen Schriften erschienen noch von ihm:

Kritische Dichtkunst u. s. w. mit einer Vorrede von J. J. Bodmer. Zürich, 1740. 2 Thle.

Kritische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse u. s. w. Zürich, 1740.

Vertheidigung der Schweizerischen Muse Dr. Albrecht Haller's. Zürich, 1744. —

Anspruchslos und wohlwollend, mit seltener Bescheidenheit sich an den Leistungen seines Freundes Bodmer erfreuend und ihn mit dem Reichthume seines gediegenen Wissens unterstützend, suchte Breitinger durch Lehre und Forschung dem schlechten gottschedischen Geschmack entgegen zu arbeiten und eine bessere Zeit für die deutsche Literatur vorzubereiten und herauf zu führen. Waren gleich seine Ansichten von der Poesie noch sehr einseitig und beschränkt, und verlangte er von der Kunst auch nichts weiter als eine angenehme Einkleidung und Darstellung des

*) Petrus soll der erste Pabst gewesen seyn.

Nützlichen und Wahren, so suchte er doch stets mit ungeheuchelter Redlichkeit das, was er für richtig und gut erkannt, zu befördern und zu verbreiten, und seine Schriften enthalten trotz jenem Irrthum viel Tüchtiges, dessen Anerkennung uns freilich jetzt um so ferner liegt, je mehr wir jenen wohlgemeinten Bestrebungen voraus geschritten sind. Wenn gleich B's Schriften in unseren Tagen nur höchstens noch für den Literaturhistoriker von einigem Interesse sind und seyn können, so verdient doch ihr wackerer Verfasser stets den wärmsten Dank der Nation, für deren geistige Bildung er unablässig zu wirken bemüht war.

Klemens Brentano

ward im Jahre 1777 zu Frankfurt am Main geboren, studirte zu Jena und privatisirte dann daselbst, wie in seiner Vaterstadt, in Wien und Heidelberg, nachdem er sich mit der bekannten Dichterin Sophie Mereau, welche ihm aber bald durch den Tod entrissen wurde, vermählt hatte. Im Jahre 1818 zog er sich von Allem zurück und begab sich in das Kloster Dülmen im Münsterischen, dann 1822 nach Rom, wo er als eifriges Mitglied der Progaganda lebte; später kehrte er nach Deutschland zurück und hält sich abwechselnd in seiner Vaterstadt oder in anderen Städten Süddeutschlands auf, durchaus der Welt und ihren Freuden entsagend.

Von ihm erschienen:

Satiren und poetische Spiele von Maria. Leipz. 1800. I.
Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter, von Maria. 2 Th. Bremen, 1801.
Die lustigen Musikanten. Singsp. Frankfurt, 1803.
Ponce de Leon. Lustsp. Göttingen, 1804.
Der Goldfaden, Heidelberg, 1809.
Kantate. Berlin, 1810.
Der Philister vor, in und nach der Geschichte. Berlin, 1811.
Der Rheinübergang. Wien, 1814.
Die Gründung Prags. Drama. Pesth, 1815.
Victorie und ihre Geschwister, klingendes Spiel. Berlin, 1817.
Schneeglöckchen. Hamburg, 1819.
Gemeinschaftlich mit von Arnim (s. d.):
Des Knaben Wunderhorn. Heidelberg, 1806—8. N. A. 1819. 3 Thle.
Mit Görres.:
Des Uhrmachers Bog wunderbare Geschichte. Heidelberg, 1807.
Einzelne Novellen und Gedichte in Zeitschriften, u. s. w. u. s. w

Eine reiche, mit seltenen Gaben ausgestattete, oft aus den Tiefen des Lebens wunderbare Schätze herauf beschwörende, oft aber wiederum in Uebermuth mit dem Erhabensten ein keckes Spiel treibende Phantasie ist als das Eigenthümlichste in Klemens Brentano's oft verworrenen und, wie er sie selbst mitunter nennt, verwilderten poetischen Leistungen zu betrachten, denen sämmtlich, mit wenigen Ausnahmen, die einem Kunstwerke erforderliche Ruhe gänzlich fehlt. Es mangelt diesem Dichter nicht an Tiefe des Gedankens wie der Empfindung, nicht an Kraft noch an Milde; er beherrscht, wenn er will, Form und Sprache anmuthig und gewaltig: aber ein neckischer Dämon scheint ihn stets zu hetzen und ihn im Leben wie in der Dichtung von einem Extrem zum anderen zu jagen; der Witz tödtet bei ihm das Gefühl, und das Gefühl tritt wiederum zu Zeiten seinem sprudelnden Witze störend in den Weg. Er ist ein poetischer Schalk, doch ohne Gutmüthigkeit, und Heine hat sehr Recht, wenn er die Caprice seine Muse nennt. In seinem Godwi, wie in der Gründung Prags finden sich außerordentlich schöne Stellen; sein Philister wie sein Ponce de Leon offenbaren den glänzendsten Witz, aber erwärmt und erfreut ohne alle Störung wird man nie von ihm. — Am glücklichsten erscheint er in einigen kleineren Erzählungen. Verdienstvoll sind seine Bemühungen für ältere deutsche Dichtkunst, deren Wiederbelebung überhaupt von der romantischen Schule, zu deren Jüngern er gehört, eifrig befördert wurde. —

Die drei Nüsse*).

Erzählung.

Daniel Wilhelm Möller, nachmals Professor und Bibliothekar zu Altdorf, lebte im Jahr 1665 in Colmar als Hofmeister der drei Söhne des Bürgermeisters Maggi. Im October dieses Jahres hatte der Bürgermeister einen reisenden Alchimisten zum Gaste, und als bei dem Nachtische der Abendmahlzeit unter anderm Obste auch welsche Nüsse auf die Tafel gesetzt wurden, sprach die Gesellschaft mancherlei von den Eigenschaften dieser Frucht. Da aber die drei Zöglinge Möller's etwas unmäßig zu den Nüssen griffen und sie lustig nach einander aufknackten, verwieß Möller es ihnen freundlich und gab ihnen folgenden Vers aus der Schola Salernitana zu verdeutschen auf: „Unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est.“ — Da übersetzten sie: „Eine Nuß nützt, die zweite schadet, der Tod ist die dritte.“ Möller aber sagte zu ihnen, diese Uebersetzung könne unmöglich die rechte seyn, da sie die dritte Nuß längst genossen und doch noch frisch und gesund seyen, sie möchten sich eines Bessern besinnen. Kaum waren diese Worte gesprochen, als der Alchimist mit Bestürzung plötzlich vom Tische aufsprang und sich in der ihm angewiesenen Stube verschloß, worüber alle Anwesende in nicht geringer Verwunderung waren. Der jüngste Sohn des Bürgermeisters folgte dem Fremden, um ihn auf Befehl seines Vaters zu fragen, ob ihm etwas zugestoßen sey; da er aber die Thür verschlossen fand, sah er durch das Schlüsselloch den Fremden auf den Knieen liegen und hörte unter Thränen und Händeringen mehrere Mal ihn ausrufen: „Ah, mon Dieu, mon Dieu!“

Kaum hatte der Knabe seinem Vater dies hinterbracht, als der Fremde sich von dem Diener zu einer einsamen Unterredung melden ließ. Alle entfernten sich. Da trat der Alchimist herein, fiel auf die Kniee, umfaßte die Füße des Bürgermeisters und flehte ihn unter heftigen Thränen an: er möge ihn nicht vor Gericht bringen, er möge ihn vor einem schmählichen Tod erretten.

Der Bürgermeister, heftig über seine Rede erschrocken, fürchtete, der Mensch möge den Verstand verloren haben, hob ihn von der Erde auf und bat ihn freundlich: er möge ihm sagen, wie er auf so schreckliche Reden komme. Da erwiederte der Fremde: „Herr, verstellen Sie sich nicht, Sie und der Magister Möller kennen mein Verbrechen; der Vers von den drei Nüssen beweist es: tertia mors est, die dritte ist der Tod, ja, ja, eine bleierne Kugel war es, ein Druck des Fingers und er schlug nieder. Sie haben sich verabredet, mich zu peinigen; Sie werden mich ausliefern, ich werde durch Sie unter das Schwert kommen.“

Der Bürgermeister glaubte nun die Verrücktheit des Alchimisten gewiß und suchte ihn durch freundliches Zureden zu beruhigen. Er aber ließ sich nicht beruhigen und sprach: „Wenn Sie es auch nicht wissen, so weiß es doch ihr Hofmeister gewiß, denn er sah mich durchdringend an, als er sagte: tertia mors est.“ Nun konnte der Bürgermeister nichts anders thun, als ihn bitten, ruhig zu Bette zu gehen, und ihm sein Ehrenwort zu geben, daß weder er noch Möller ihn verrathen würden, wenn irgend etwas Wahres an seinem Unglück seyn sollte. Der Unglückliche aber wollte ihn nicht eher verlassen, bis Möller gerufen war, und ihm auch heilig betheuerte, daß er ihn nicht verrathen wolle; denn daß auch er nicht das

*) Aus: Varinka oder die rothe Schenke von Dr. Schiff, und die drei Nüsse von Klemens Brentano. Berlin, 1834.

Mindeste von seinem Unglück wisse, wollte er sich auf keine Weise überreden lassen.

Am folgenden Morgen entschloß sich der Unglückliche, von Colmar nach Basel zu gehen, und bat den Magister Möller um eine Empfehlung an einen Professor der Medizin. Möller schrieb ihm einen Brief an den Doktor Bauhinus und reichte ihm denselben offen, damit er keine Art von Verdacht schöpfen könne. Er verließ das Haus mit Thränen und nochmaligem Flehen, ihn nicht zu verrathen.

Im folgenden Jahre um dieselbe Zeit, etwa drei Wochen später, als der Bürgermeister mit den Seinigen wieder Nüsse aß und sie sich dabei Alle lebhaft an den unglücklichen Alchimisten erinnerten, ließ sich eine Frau bei ihm melden. Er hieß sie hereintreten; sie war eine Reisende in anständiger Tracht, sie trauerte und schien vom Kummer ganz zerstört, doch hatte sie noch Spuren von großer Schönheit. Der Bürgermeister bot ihr einen Stuhl an, stellte ihr ein Glas Wein und einige Nüsse vor; aber sie gerieth bei dem Anblick dieser Frucht in eine heftige Erschütterung, die Thränen liefen ihr die Wangen herab; „Keine Nüsse, keine Nüsse!" sagte sie und schob den Teller zurück.

Diese ihre Weigerung, mit der Erinnerung an den Alchimisten, brachte unter den Tischgenossen eine eigene Spannung hervor. Der Bürgermeister befahl dem Diener, die Nüsse sogleich weg zu bringen, und bat die Frau, nach einer Entschuldigung, daß er ihren Abscheu vor den Nüssen nicht gekannt, um die Angabe des Geschäftes, das sie zu ihm geführt.

„Ich bin die Wittwe eines Apothekers aus Lyon", sagte sie; „und wünsche, mich hier in Colmar niederzulassen. Die traurigsten Schicksale nöthigen mich, meine Vaterstadt zu verlassen." — Der Bürgermeister fragte sie um ihre Pässe, auf daß er versichert seyn könne, daß sie ihr Vaterland frei von allen gerichtlichen Ansprüchen auf sie verlassen habe. Sie übergab ihre Papiere, die in der besten Ordnung waren und ihr den Namen der Wittwe des Apothekers Pierre dû Pont, oder Petrus Pontanus gaben. Auch zeigte sie dem Bürgermeister mancherlei Atteste der medizinischen Fakultät von Montpellier, daß sie im Besitz der Fabrikationsrezepte vieler trefflicher Arzneien sey.

Der Bürgermeister versprach ihr alle mögliche Unterstützung bei ihrer Niederlassung, und bat sie, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen, wo er ihr Empfehlungen an einige Aerzte und Apotheker der Stadt schreiben wollte. Als er nun die Frau die Treppe hinauf führte, und oben über den Flur weg, kam dieselbe bei dem Anblick eines kindischen Gemäldes in eine solche Bestürzung, daß der Bürgermeister fürchtete, sie möchte an seinem Arme ohnmächtig werden; er brachte sie schnell auf seine Stube und sie ließ sich unter bittern Thränen auf einen Stuhl nieder.

Der Bürgermeister wußte die Veranlassung ihrer Gemüthsbewegung nicht und fragte sie: was ihr fehle. Sie sagte ihm: „Mein Herr, woher kennen Sie mein Elend, wer hat das Bild an die Stubenthür geheftet, an welcher wir vorüber gingen?" Da erinnerte sich der Bürgermeister an das Bild und sagte ihr: daß es die Spielerei seines jüngsten Sohnes sey, welcher eine Neigung habe, alle Ereignisse, die ihn näher interessirten, in solchen Malereien auf seine Art zu verewigen. Das Bild aber bestand darin, daß der Knabe, welcher das Jahr vorher den Alchimisten knieend und die Hände ringend in dieser Stube: „ah, mon Dieu, mon Dieu!" hatte ausrufen hören, diesen in derselben Stellung, und über ihn drei Nüsse mit dem Spruche: „unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est!" auf eine Pappe gemalt und an die Stubenthür, wo der Alchimist gewohnt, befestigt hatte.

„Wie kann Ihr Sohn das schreckliche Unglück meines Mannes wissen?" sagte die Frau; „wie kann er wissen, was ich ewig verbergen möchte und weswegen ich mein Vaterland verlassen habe?"

„Ihres Mannes?" erwiederte der verwunderte Bürgermeister; „ist der Chemiker Todénus ihr Mann? Ich glaubte, nach ihrem Passe, daß Sie die Wittwe des Apothekers Pierre dû Pont aus Lyon seyen."

„Die bin ich", entgegnete die Fremde; „und der Abgebildete ist mein Mann, dû Pont, mir zeigt es die Stellung, in welcher ich ihn zuletzt gesehen, mir zeigt es der fatale Spruch und die Nüsse über ihm."

Nun erzählte ihr der Bürgermeister den ganzen Vorfall mit dem Alchimisten in seinem Hause, und fragte sie, wie er sich befinde, wenn er wirklich ihr Mann sey, der vielleicht unter fremdem Namen bei ihm gewesen wäre.

„Mein Herr", erwiederte die Frau; „ich sehe wohl, das Schicksal selbst will, daß meine Schmach nicht soll verborgen bleiben; ich erwarte von Ihrer Rechtschaffenheit, daß Sie mein Unglück nicht zu meinem Nachtheil bekannt machen werden. Hören Sie mich an. Mein Mann, der Apotheker Pierre dû Pont, war wohlhabend, er würde reich gewesen seyn, wenn er nicht durch seine Neigung zur Alchimie vieles Geld verschwendet hätte. Ich war jung und hatte das große Unglück, sehr schön zu seyn. Ach, mein Herr, es giebt schier kein größeres Unglück, als dieses, weil keine Ruhe, kein Friede möglich ist, weil Alles nach Einem verlangt und verzweifelt, und man in solche Bedrängnisse und Belagerungen kömmt, daß man sich manchmal gar, nur um des ekelhaften Götzendienstes los zu werden, dem Verderben hingeben könnte. Eitel war ich nicht, nur unglücklich; denn ich mochte mich auch absichtlich schlecht und entstellend kleiden, so wurde doch immer eine neue Mode daraus und man fand es allerliebst. Wo ich ging und stand, war ich von Verehrern umgeben, ich konnte vor Serenaden nicht schlafen, mußte einen Diener halten, die Geschenke und Liebesbriefe abzuweisen und alle Augenblicke mein Gesinde abschaffen, weil es bestochen war, mich zu verführen. Zwei Diener in der Apotheke meines Mannes vergifteten sich einander, weil ein Jeder von ihnen entdeckt hatte, daß der Andere ein Edelmann sey, der aus Leidenschaft zu mir unter fremdem Namen in unsere Dienste gegangen war. Alle Leute, die in unsrer Offizin Arznei holten, waren dadurch schon im Verdacht, liebestrank zu seyn. Ich hatte von allem diesem nichts, als Unruhe und Elend, und nur die Freude meines Mannes an meiner Gestalt hielt mich ab, mich an meiner Larve zu vergreifen und mich auf irgend eine Weise zu entstellen. Oft fragte ich ihn: ob er denn an meinem Herzen und guten Willen nicht genug habe, er möchte mir doch erlauben, mein Gesicht, das so vieles Unheil stifte, durch irgend ein beizendes Mittel zu verderben, aber er erwiederte mir immer: Schöne Amelie! ich würde verzweifeln, wenn ich dich nicht mehr ansehen könnte; ich würde der unglücklichste Mensch seyn, wenn ich den ganzen Tag in meinem rußigen Laboratorium vergebens geschwitzt habe, und meine Augen Abends nicht mehr an deinem Anblick erquicken könnte. Du bist der einzige klare Punkt in meiner finstern Bestimmung, und wenn ich alle meine Hoffnung habe nach schwerem Tagewerk zum Rauchfang hinausfliegen sehen, tritt mir alle meine Hoffnung am Abend in deiner Schönheit wieder entgegen. Er liebte mich zärtlich, aber Gott segnete unsre Liebe nicht, wir hatten keine Kinder. Als ich ihm meine Trauer hierüber einst sehr lebhaft mittheilte, ward er finster und sprach: So Gott will, und mir nicht Alles mißlingt, wird uns auch diese Freude werden. An einem Abend kam er spät nach Hause, er war ungewöhnlich froh, und gestand mir, daß er heute mit einem sehr tief eingeweihten Adepten sich unterhalten habe, der einen lebhaften Antheil an ihm und mir zu nehmen scheine, und unsere Wünsche würden bald erfüllt werden. Ich verstand ihn nicht."

„Nach Mitternacht erwachte ich durch ein Geräusch; ich sah meine Stube voll fliegender, leuchtender Johanniskäfer; ich konnte nicht begreifen, wie die Menge dieser Insekten in meine Stube gekommen sey; ich erweckte meinen Mann und fragte ihn: was das nur zu bedeuten habe? Zugleich sah ich auf meinem Nachttische ein prächtiges venetianisches Glas voll der schönsten Blumen stehen und daneben neue seidene Strümpfe, Pariser Schuhe, wohlriechende Handschuhe, Bänder und dergleichen liegen. Mir fiel ein, daß morgen mein Geburtstag sey, und ich glaubte, mein Mann habe mir diese Galanterie gemacht, wofür ich ihm herzlich dankte. Er aber versicherte mir mit den heiligsten Schwüren, daß diese Geschenke nicht von ihm herrührten, und die heftigste Eifersucht faßte zum ersten Mal in ihm Wurzel. Er drang bald auf die rührendste und dann wieder heftigste Weise in mich, ihm zu erklären, wer diese Dinge hierher gebracht; ich weinte und konnte es ihm nicht sagen. Er glaubte mir nicht, befahl mir aufzustehen und ich mußte mit ihm das ganze Haus durchsuchen, aber wir fanden Niemand. Er begehrte die Schlüssel meines Schreibepultes, er durchsuchte alle meine Papiere und Briefschaften, er entdeckte nichts. Der Tag brach an, ich verzweifelte in Thränen. Mein Mann verließ mich sehr unmuthig und begab sich nach seinem Laboratorium. Ermüdet legte ich mich wieder zu Bett und dachte unter bittern Thränen über den nächtlichen Vorfall nach; ich konnte mir auch gar nicht einbilden, wer den Handel könne angestellt haben, und verwünschte, indem ich mich selbst in dem Spiegel sah, der meinem Bett gegenüber stand, meine unglückliche Schönheit, ja, ich streckte gegen mich selbst, vor innerem Ekel, die Zunge heraus; aber leider blieb ich schön, ich mochte Gesichter schneiden wie ich wollte. Da sah ich in dem Spiegel aus einem der neuen Schuhe, die auf dem Nachttische standen, ein Papier hervorsehen. Ich griff hastig darnach und las unter heftiger Bestürzung folgendes Billet:

„Geliebte Amelie! Mein Unglück ist größer, als je; Dich mußte ich melden bis jetzt, und nun muß ich auch das Land fliehen, in dem Du lebst; ich habe in meiner Garnison einen Offizier im Duell erstochen, der sich Deiner Begünstigung rühmte man verfolgt mich, ich bin hier in verstellter Kleidung. Mor

gen iſt Dein Geburtstag, ich muß Dich ſehen, zum letzten Mal ſehen. Heute Abend vor dem Thor findeſt Du mich in dem kleinen Wäldchen unter den Nußbäumen, etwa hundert Schritte vom Wege, bei der kleinen Kapelle rechts. Wenn Du mir einiges Geld zu meiner Hülfe mitbringen kannſt, ſo wird Dir es Gott vergelten. Ich Thor habe es nicht unterlaſſen können, die letzten wenigen Louisd'ore meines Vermögens an das kleine Geburtstags-Geſchenk zu verwenden, das Du vor Dir ſiehſt. Wie Du es erhalten und was ich dabei gelitten, ſollſt Du ſelbſt von mir hören. Schweigen mußt Du, kommen mußt Du, oder meine Leiche wird morgen in Deine Wohnung gebracht. Dein unglücklicher Ludewig."

„Ich las dieſe Zeilen mit der heftigſten Trauer, ich mußte ihn ſehen, ich mußte ihn tröſten, ich mußte ihm Alles bringen was ich hatte, denn ich liebte ihn unausſprechlich und ſollte ihn auf ewig verlieren."

Hier ſchüttelte der Bürgermeiſter lächelnd den Kopf und ſprach: „So haben Sie alſo doch, meine Dame, für einen fremden Mann Zärtlichkeit empfunden?"

Die Fremde erwiederte mit einem ruhigen Selbſtgefühl: Ja, mein Herr; aber verdammen Sie mich nicht zu früh, und hören Sie meine Erzählung ruhig aus. Ich raffte den ganzen Tag Alles, was ich an Geld und Geſchmeide hatte, zuſammen und packte es in ein Bündel, den ich mir gegen Abend von unſrer Magd nach einem Badehauſe in der Gegend jenes Thores, vor welchem Ludewig mich erwarten ſollte, tragen ließ. Dieſer Weg hatte nichts Auffallendes, ich war ihn oft gegangen. Als wir dort angekommen waren, ſendete ich meine Magd mit dem Auftrage zurück: mir um neun Uhr einen Wagen an das Badehaus zu ſenden, der mich nach Hauſe bringen ſolle. Sie verließ mich, ich aber ging nicht in das Badehaus, ſondern begab mich mit meinem Bündelchen unter dem Arm vor das Thor nach dem Walde, wo ich erwartet wurde. Ich eilte nach dem beſtimmten Orte, ich trat in die Kapelle, er flog in meine Arme, wir bedeckten uns mit Küſſen, wir zerfloſſen in Thränen; auf den Stufen des Altares der kleinen Kapelle, die von Nußbäumen beſchattet waren, ſaßen wir mit verſchlungenen Armen und erzählten uns unter den zärtlichſten Liebkoſungen unſre bisherigen Schickſale. Er verzweifelte ſchier, daß er mich nun nie, nie wiederſehen ſollte. Der Abſchied nahte; es war halb neun Uhr geworden, der beſtellte Wagen erwartete mich. Ich gab ihm das Geld und die Juwelen, und er ſagte zu mir: O Amelie, hätte ich nur heute Nacht vor deinem Bette mich erſchoſſen, aber der Anblick deiner Schönheit im Schlafe entwaffnete mich. An dem Rebengeländer deines offenen Fenſters bin ich in deine Stube geklettert und habe die Johanniskäfer fliegen laſſen, an denen ich auf meiner ganzen Reiſe geſammelt, weil ich mich erinnerte, daß du ſie liebteſt; dann legte ich dir die neuen Schuhe und Strümpfe hin, und nahm mir die mit, welche du am Abend abgelegt hatteſt; dein trockner, ehrlicher Mann ſchien mir über ſeinen tollen Gedanken zu träumen: ich habe ihn geſtern ſchon geſprochen, er begegnete mir hier im Walde botaniſirend; es war ſchon düſter und da ich ſelbſt Waldblumen die zum Strauße ſuchte, hielt er mich für ſeines Gleichen und wir geriethen in ein langes alchimiſtiſches Geſpräch. Ich theilte ihm die Anweiſung eines Mönches mit, der mich auf meiner letzten Reiſe in der Provence, als ich in einem Kloſter übernachtete, lange von dem Geheimniß unterhielt, einen lebendigen Menſchen auf chemiſchen Wege in einem Glaſe heraus zu deſtilliren. Dein guter Mann nahm Alles für baare Münze, umarmte mich herzlich und bat mich, ihn bald zu beſuchen, worauf er mich verließ; ach, er wußte nicht, daß ich ihn in derſelben Nacht wirklich auf halsbrechendem Wege beſuchen ſollte. Wie muß ich dich bedauern, daß du kinderlos und eines ſolchen Thoren Gattin biſt!

Ich war noch unwillig auf meinen Mann wegen ſeiner nächtlichen Eiferſucht, und ſagte: ja, ich habe ihn als einen Thoren kennen gelernt. Aber da die Zeit der Trennung faſt verfloſſen war und ich meine Arme um ihn ſchlang und ausrief: Lebe wohl, lieber, lieber Ludwig! Sieh, wie dieſe heilige Stunde des Wiederſehens verfloſſen iſt, ſo geht auch bald das ganze elende Leben dahin: habe ein wenig Geduld, Alles iſt bald zu Ende; da brach er drei Nüſſe von einem Baume bei der Kapelle und ſprach: Dieſe Nüſſe wollen wir zum ewigem Angedenken noch zuſammen eſſen und ſo oft wir Nüſſe ſehen, wollen wir aneinder gedenken. Er biß die erſte Nuß auf, theilte ſie mit mir und küßte mich zärtlich; ach, ſagte er, da fällt mir ein alter Reim von den Nüſſen ein, er fängt an: unica nux prodest, eine einzige Nuß iſt nützlich, aber es iſt nicht wahr, denn wir müſſen bald ſcheiden; die folgenden Worte ſind wahrer; nocet altera, die zweite ſchadet; ja wohl, denn wir müſſen bald ſcheiden! Da umarmte er mich unter heftigen Thränen und theilte die dritte Nuß mit mir, und ſagte: Bei dieſer ſagt der Spruch wahr; o Amelie, vergiß mich nicht, bete für mich! tertia mors est, die dritte Nuß iſt der Tod! — Da fiel ein Schuß, Ludwig fiel zu meinen Füßen; tertia mors est! ſchrie eine Stimme durch das Fenſter der Kapelle; ich ſchrie: o Jeſus, mein Bruder, mein armer Bruder Ludwig erſchoſſen!

„Allmächtiger Gott! Ihr Bruder war es?" rief der Bürgermeiſter aus.

„Ja, es war mein Bruder"; erwiederte ſie ernſt; „und nun erwägen Sie mein Leid, da mein Mann, als der Mörder mit einer Piſtole vor mich trat; er hatte noch einen Schuß in dem Gewehr, er wollte ſich ſelbſt tödten; ich aber entriß ihm die Waffe und warf ſie in das Gebüſch: flieh, flieh! rief ich aus, die Gerechtigkeit verfolgt dich, du biſt ein Mörder geworden. Er war in Schmerzen verſteinert, er wollte nicht von der Stelle, wir hörten Leute, die ſich auf den Schuß von der Landſtraße nahten, ich gab ihm das Geld und die Geſchmeide, die ich meinem Bruder beſtimmt hatte und ſtieß ihn aus der Kapelle hinaus."

„Nun ließ ich meinem Wehgeſchrei vollen Lauf, und die Ankommenden, unter welchen Männer waren, die mich kannten, brachten mich, wie eine halb Wahnſinnige, nach Hauſe. Der Leichnam meines Bruders ward auf das Rathhaus gebracht; es begann eine gräßliche Unterſuchung. Glücklicherweiſe fiel ich in ein hitziges Fieber und war lange genug ohne den Gebrauch meiner Sinne, um meinen Gemahl nicht eher verrathen zu können, als bis er bereits in völliger Sicherheit über der Grenze war. Kein Menſch zweifelte, daß er der Mörder ſey, weil er an demſelben Abend verſchwunden war. Die Verläumdung fiel nun mit ihren greulichſten Zungen über mich her; — Alles, was andre Frauen von mir ſagten, die mich meines Elends, meiner Schönheit wegen beneideten, alle Schandreden der Männer, welche nichts an mir ärgern konnte, als meine Tugend, will ich hier nicht wiederholen; genug, wenn ich ſage, daß man mir den Beweis: der Ermordete ſey mein Bruder, durch den ſchändlichſten Verdacht zu erſchweren ſuchte. Alles wollte mich in den Staub treten, um über meine gehäſſige Tugend zu triumphiren. Dabei genoß ich der ekelhafteſten Theilnahme aller jungen Advokaten, und war im Begriff, vor Bedrängniß und Jammer wirklich den Verſtand zu verlieren. Auf ein Teſtament meines Mannes, zu Gunſten meiner, ließ ich die Apotheke unter Adminiſtration ſetzen und zog mich auf mehrere Jahre in ein Kloſter zurück. So verſtummte endlich das Geſpräch und ich beſchäftigte mich während dieſer Zeit mit der Zubereitung der Arzneien für die Armen, welche die Kloſterfrauen verpflegten."

„Ihr Unglück rührt mich ungemein", entgegnete der Bürgermeiſter; „aber die Art, wie Sie von dem Betragen Ihres Bruders ſprachen, machte auch mir eher den Eindruck eines Geliebten, als eines Bruders."

„O mein Herr", erwiederte die Fremde; „dies eben war eine Haupt-Urſache meines Leides; er liebte mich mit größerer Leidenſchaft, als er es ſollte, und mit der kräftigſten Seele arbeitete er dieſer böſen Gewalt meiner Schönheit entgegen. Er ſah mich manchmal in mehreren Jahren nicht, ja er durfte mir ſelbſt nicht mehr ſchreiben, nur die Noth hatte ihn bei dem letzten Vorfall zu mir getrieben, und ſo konnte ich ihm meinen Anblick doch nicht verſagen. Mein Mann kannte ihn nicht und ich hatte ihn deshalb geheirathet, um die Leidenſchaft meines Bruders entſchieden zu brechen. Ach, er hat ſie ſelbſt gebrochen mit ſeinem Leben! Mein Mann, von ſeiner Eiferſucht beunruhigt, hatte ſein Laboratorium früh verlaſſen; die Magd ſagte ihm, daß ich nach dem Badehauſe ſey; es fuhr ihm der Gedanke an Verrath durch die Seele, er ſteckte eine doppelte Piſtole zu ſich und ſuchte mich in dem Badehauſe auf. Er fand mich nicht, aber hörte die Ausſage der Bademeiſterin: ſie habe mich zum nahgelegenen Thor hinausgehen ſehen. Da erinnerte er ſich des Fremden, der geſtern mit ihm in dem Wäldchen geredet und ihn auch nach ſeiner Frau gefragt habe; er erinnerte ſich, daß derſelbe Johanniswürmer gefangen, ſein Verdacht erhielt Gewißheit; er eilte nach dem Wäldchen, nahte der Kapelle, hörte das Ende unſrer Unterredung: tertia mors est, — er beging die ſchreckliche That."

„O, der unglückliche, arme Mann!" rief der Bürgermeiſter aus; „aber wo iſt er, was macht er, was führt Sie hierher, konnten Sie ihm verzeihen, werden wir ihn hier wiederſehen?"

„Wir werden ihn nicht wiederſehen, ich habe ihm verziehn, Gott hat ihm verziehen!" entgegnete die Fremde; „aber Blut will Blut, er konnte ſich nicht ſelbſt verzeihen! Acht Jahre lebte er in Copenhagen an dem Hofe des Königs von Dänemark, Chriſtian des Vierten, als Hof-Laborant; denn dieſer Fürſt war den geheimen Künſten ſehr zugethan. Nach dem Tode deſſelben zog er an manchen norddeutſchen Höfen herum. Er war immer unſtät und von ſeinem Gewiſſen gepeinigt, und wenn er Nüſſe ſah und von Nüſſen hörte, fiel er oft plötzlich in die heftigſte Trauer. So kam er endlich zu Ihnen, und als er hier den unglücklichen Vers hörte, floh

er nach Basel. Dort lebte er, bis die Nüsse wieder reiften, da ward seine Unruhe unaufhaltsam; seine Zeit war abgelaufen: er reis'te ab nach Lyon und lieferte sich selbst den Gerichten aus. Er hatte vor drei Wochen ein rührendes Gespräch mit, er war gut wie ein Kind, er bat mich um Vergebung, ach! ich hatte ihm längst vergeben. Er sagte mir, ich solle nach seiner schimpflichen Todesstrafe Frankreich verlassen und nach Colmar reisen, dort sey der Bürgermeister ein sehr redlicher Mann. Zwei Tage hierauf ward er unter unzähligem Volkszulauf, bei der Kapelle, wo der Mord geschehen, enthauptet. Er kniete nieder in dem Kreise, brach drei Nüsse desselbigen Baums, welcher meinem Bruder die Todesnuß getragen hatte, theilte sie alle drei mit mir und umarmte mich nochmals zärtlich; dann brachte man mich in die Kapelle, wo ich betend an den Altar niedersank. Er aber sprach draußen: unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est, und bei diesem letzten Worte machte der Schwerdtstreich seinem elenden Leben ein Ende. — Dieses ist meine Geschichte, Herr Bürgermeister."

Mit diesen Worten endete die Dame ihre Erzählung, der Bürgermeister reichte ihr gerührt die Hand und sagte: „Unglückliche Frau! nehmen Sie die Versicherung, daß ich von Ihrem Unglück tief gerührt bin und das Vertrauen Ihres armen Mannes auf meine Redlichkeit auf alle Weise zu Ihrer Beruhigung wahr machen will."

Indem er dies sprach und seine Thränen unterdrückend auf ihre Hand niedersah, bemerkte er einen Siegelring an ihrem Finger, der einen lebhaften Eindruck auf ihn machte; er erkannte auf ihm ein Wappen, das ihn ungemein interessirte. Die Dame sagte ihm: es sey der Siegelring ihres Bruders. — „Und sein Familienname heißt?" fragte der Bürgermeister lebhaft. — „Piautaz"; erwiederte die Fremde; „unser Vater war ein Savoyarde und hatte einen Kram in Montpellier."

Da wurde der Bürgermeister sehr unruhig, er lief nach seinem Pulte, er holte mehrere Papiere hervor, er las, er fragte sie um das Alter ihres Bruders, und da sie zu ihm sagte: heute würde er 46 Jahr alt seyn, wenn er noch lebte, sagte er mit freudigem Ungestüm: „Recht, ganz recht! heute ist er so alt, denn er lebt noch. Amelie, ich bin Dein Bruder! ich bin von der Amme Deiner Mutter gegen das Söhnlein des Mechanikus Maggi ausgewechselt worden; Dein Bruder hat Dich nicht geliebt: es war Maggi's Sohn, der Deines Bruders Namen trug und eines so unglücklichen Todes starb. Wohl mir, daß ich Dich fand!"

Die gute Dame konnte sich in diese Rede gar nicht finden; aber der Bürgermeister überzeugte sie durch ein, über diesen Austausch von der Amme auf ihrem Todesbett aufgenommenes Protokoll und sie sank ihrem neugefundenen Bruder in die Arme.

Sie soll nachher dem Bürgermeister drei Jahr die Haushaltung geführt haben, und als er gestorben, in das Kloster zu St. Clara in Colmar gegangen seyn, und demselben ihr ganzes Vermögen vermacht haben.

Der Abend *).

Nach seiner Heimath kühlen Lorbeerhainen,
Schwebt auf der gold'nen Schale
Schon Helios, es glühen rings die Wellen,
Der Ozean erschwillt in frohen Scheinen,
Die wie mit Blitzesstrahle
Die ernste Nacht der fernen Ufer hellen,
Und über alle Schwellen
Ergießt der Gott die stillen Feuerwogen
Zum ew'gen Himmelsbogen,
Daß von den Bergen durch das dunkle Leben
Des Tages Flammen wiederhallend beben.

Hoch auf den Bergen wehen seine Flammen,
Den raschen Mann zu führen,
Der seiner Reise Ziel noch nicht errungen,
Er strahlet mit dem Glanze stets zusammen,
Wenn gleich die Füße gleiten,
Bleibt von dem Lichte doch sein Haupt umschlungen.
Nie von der Nacht bezwungen
Lenkt ruhig nach der Sterne heil'gem Feuer,
Das ernste Schiff den Steuer
Und wandelt heimwärts durch die dunkeln Fluthen
Vertrauend auf des Leuchtthurms hohe Gluthen.

Vom kühnen Felsen rinnen Lichter nieder,
Die Thäler zu ergründen,
Und wo des Feuers milde Quelle ziehet,
Verglimmen bald des Haines wilde Lieder,
Denn alle Töne schwinden,
Bis sie des Abends Flammen rein geglühet —
Und weich ein Lied erblühet —
Es flieht die Nachtigall die gold'nen Schlingen
Und süß gefangen ringen
Im Liede Liebesschmerz und Schmerzes-Liebe,
Daß Schmerz in Liebe, Lieb' in Schmerz sich übe *).

So drang der Töne Frühling aus dem Schweigen,
So auch in reinen Seelen
Des Tages wilde Kämpfe bald zerrinnen,
Wenn Lieb' und Schmerz sich hold zusammen neigen,
Die Zwietracht zu verhehlen,
Und rührend doch den ew'gen Streit beginnen.
Ach, keine mag gewinnen! —
Ein Wundergift fließt beiden von den Pfeilen,
Zu tödten und zu heilen —
Denn er muß stets an ihrem Pfeil gesunden,
Und sterbend lebt sie nur in seinen Wunden.

Doch bald wird nun die Ruhe niederschweben,
Daß alle Schmerzen fliehen,
Den heißen Kampf die stillen Schatten kühlen,
Dann mag der Sehnsucht ungelöstes Leben
In heil'gen Phantasien,
In schönen Träumen dichtend sich erwühlen.
Könnt ihr solch Leben fühlen!
So will, mit seinem Rausch euch zu erfüllen,
Mein Bild ich gern enthüllen,
Mein Bild, wie in des Abends Heiligthumen
Die Jungfrau redet mit den holden Blumen.

Die Jungfrau und die Blumen.

Wo leis' des Gartens dichte Schatten rauschen,
Und in den dunklen Zweigen
Die reifen gold'nen Früchte heimlich schwellen
Gleich holden Engeln, die in Wolken lauschen,
Und freundlich sich bezeigen,
Seht ihr die weiße Jungfrau sich erhellen.
Des Lichtes letzte Wellen
Umfließen sie. Sie sitzt, und ihr zu Füßen
Unschuld'ge Blumen sprießen;
Sie spricht zu ihnen, weckt mit ihren Blicken,
Die schon die Augen schließen, schlafend nicken.

Es scheint ihr Wort sie mehr noch einzuwiegen,
Was ihre Lippen sprechen,
Wall längst im Traum um ihre zarten Seelen
Und wohnt in ihrem Leben still verschwiegen —
Die Stummheit zu zerbrechen,
Sind sie zu schwach, und können's nicht erzählen,
Doch sie kann Nichts verhehlen,
Der stille Abend löst die keuschen Banden,
Die ihren Schmerz umwanden,
Sie klaget leis', und mit den blauen Augen
Will Antwort sie aus ihrer Stummheit saugen.

„Ihr blinden Kinder, wenn der ew'ge Schlummer
„Von euren Augen weichet,
„Wenn eure Lippen seufzend sich erschließen,
„Ein warmes Herz euch bebt, und eurem Kummer
„Die Götter Worte reichen,
„Erblüh' ich eine Blume euch zu Füßen,
„Ihr werdet still mich grüßen,
„Und für der Liebe jungfräuliches Bangen
„Der Blume Trost verlangen,
„Denn wir sind Schwestern, sind im harten Leben
„Der tiefen Liebe frühem Tod gegeben.

---

*) Aus: Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria. 2r Band. Bremen, 1802. S. 243.

*) Ich konnte das schöne Tonspiel des Italiänischen von amare und amaro nicht anders geben.

Wer ein Lied will in Ehren halten usw.
Wer ein Lied will in Ehren halten,
Muß es singen oft und viel.
Was man singt mit Lust und Liebe,
Will nicht haben Rast noch Ziel.
Was man singt mit Lust und Liebe,
Das singt sich leicht, das klingt fein.
Was man singt mit Lust und Liebe,
Das muß in den Himmel ein.

Wenn ich ein Vöglein wär usw.
Wenn ich ein Vöglein wär,
Und auch zwei Flügel hätt,
Flög ich zu dir,
Weil's aber nicht kann sein,
Bleib ich allhier.

Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus usw.
Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus,
Fallera, fallera, fallera.
Der eine, der war mit der Antwort aus,
Fallera und fallera.
Der andere, der war mit der Antwort nicht aus,
Fallera, fallera, fallera.
Der dritte, der wußte gar keine Antwort,
Fallera und fallera.

Es ritten drei Reiter zum Thore hinein usw.
Es ritten drei Reiter zum Thore hinein,
Fallera, fallera, fallera.
Sie ritten wohl hin, sie ritten wohl her,
Fallera und fallera.
Sie ritten wohl hin, sie ritten wohl her,
Fallera, fallera, fallera.
Sie ritten wohl hin, sie ritten wohl her,
Fallera und fallera

Sophie Brentano, früher Sophie Mereau,

geborne Schubart, erblickte das Licht der Welt am 27. März 1761 zu Altenburg, vermählte ſich mit dem Profeſſor Mereau zu Jena, ward aber von demſelben 1804 geſchieden und heirathete darauf Klemens Brentano, dem ſie am 31. October 1806 in Heidelberg durch den Tod entriſſen wurde.

Ihre Schriften ſind:

Das Blüthenalter der Empfindung. Gotha, 1794.
Gedichte. Berlin, 1800—1802. 2 Thle. (Der 2. Thl. auch unter dem Titel Serafine.)
Kalathiskos. Berlin, 1801—1802. 2 Thle.
Die Margarethenhöhle. Berlin, 1803. 3 Thle.
Amanda und Eduard. Frankfurt, 1803. 2 Thle.
Spaniſche und italieniſche Novellen. 2 Thle. Penig, 1804. 1806.
Bunte Reihe kleiner Schriften. Frankfurt, 1805.
Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Erzählungen in: Kleine Romanenbibliothek u. ſ. w. Göttingen, 1799—1801. Gedichte in dem von ihr herausgegebenen Berliner Damenkalender, Berlin, 1799, und der Poetiſchen Blumenleſe, Göttingen, 1803. — Ferner Sappho und Phaon, aus dem Engliſchen. Aſchaffenburg, 1811. N. A. Würzburg, 1824 u. ſ. w.

Ein vortreffliches Urtheil über Sophie Brentano findet ſich in der Allgemeinen Literaturzeitung, Jahrg. 1810, Ergänzungsblätt. Nro. 14, S. 111. — Wir laſſen es hier folgen, da es Alles erſchöpft, was wir über dieſe Dichterin zu ſagen wüßten, und bemerken nur, daß wir ihren Roman „Eduard und Amanda" für ihre gelungenſte Leiſtung halten. Obwohl dieſes Buch in mancher Hinſicht den vorherrſchenden Grundſätzen und Meinungen über Ehe und eheliche Treue entgegentritt, ſo waltet doch in demſelben eine reine und edle Geſinnung, die, in anmuthigem Gewande vorgetragen, ihren Eindruck nicht verfehlte.

Das bereits erwähnte Urtheil lautet: „Sophie Brentano, deren früher Tod zu beklagen iſt, gehört unter die Dichterinnen Deutſchlands, die nicht ohne inneren Beruf und Weihe der Dichtkunſt huldigten. Ohne originell zu ſeyn, wußte ſie ſich doch die Formen höherer Kunſt ſo innig anzueignen und ihr zartes, von allem Schönen ſchnell erregtes und begeiſtertes Gemüth in dieſelbe zu ergießen, daß gern das Ohr ihren Melodieen lauſchte und gern durch ſie an ihre Vorbilder erinnert wurde. Späterhin beſtimmte ſie Neigung oder der herrſchende Geſchmack, den Anſichten neuerer Kunſtphiloſophie zu folgen, die, ſo tief und wahr gegriffen auch ihre erſten Grundſätze ſeyn mochten, doch in ihrer Anwendung (weniger durch die Schuld ihrer Stifter, als durch die ihrer Nachbeter) ſich nicht ſelten ſo vergriff und im Dunkeln irrte, daß ſie eine Menge ſchiefer Speculationen, leerer Träumereien und bizarrer Kunſtſchöpfungen nothwendig zur Folge haben mußte. Doch bewahrte ſie ihr geläuterter Geſchmack vor leerem Klingklang und religiöſem Aberwitz. Nur zuweilen ging ihre Empfindung in Empfindelei oder in Wortgepräng oder in Gehaltloſigkeit über."

Vgl. Journal des Luxus und der Mode, Jahrgang 1807, Januarheft, S. 68 fgde.

Epiſode.*)

Es blickt der Sohn, noch mit geſtilltem Sehnen,
Froh in der theuern Augen ſanftes Licht,
Indeß der Vater ſüßer Rührung Thränen
Sich trocknet, und das Schweigen unterbricht.
„Raſch," ſagt er, „ſchreitet fort der Stunde Gang,
„Und was ich dir zu ſagen hab', iſt lang.

„Arm waren, die in Spaniens Gefilden
„Mich einſt gezeugt; kein holdes Traumgeſicht
„Schlang um die Wiege ſich: ich wuchs in wilden
„Umgebungen empor, und alles Licht,
„Das Kenntniß und Kultur dem Geiſt verleihn,
„Blieb fremd mir, doch mit ihm auch falſcher Schein.

„Erſt ſpäter traf es, daß mein eigner Sinn
„Dem Herrn des Orts, der meine Aeltern nährte,
„Vielleicht durch ſeine Neuheit, Luſt gewährte.
„Sein Wohlgefallen brachte mir Gewinn;
„Denn täglich durft ich nun bei ihm verweilen,
„Mit ſeinem Sohn den Unterricht zu theilen.

„Mit dieſem lebt' ich Jahre lang zuſammen,
„Er war ein Kind voll Wildheit und voll Leben,
„Von Schmeichlern, von Vergnügen ſtets umgeben,
„Oft brennend von des Uebermuthes Flammen.
„Wild war auch ich, doch wieder ſchmelzend weich;
„Wir liebten uns, und haßten uns zugleich.

„Nach Barzelona zog mich mein Geſchick,
„Ich lebte dort ein einſam frohes Leben,
„Den Wiſſenſchaften gänzlich hingegeben,
„Hätt' ich mein ſtilles unbemerktes Glück
„Mit keinem, den nur eitler Glanz berauſcht,
„So ſehr er ſchimmern mochte, je vertauſcht.

„Die Armuth ſchien mir ehrenvoll; ich haßte
„Den knecht'ſchen Geiſt, der nur in Zahlen denkt,
„Der Werth und Glück auf eine Menſchenkaſte,
„Auf todtes Gut mit engem Sinn beſchränkt.
„Klein war die Sphäre, die mich äußerlich umzog,
„Doch frei mein inn'rer Sinn, der durch das Weltall flog.

„Wie ſchmerzlich fühl' ich's, daß die lieben Fluren
„Des ſchönen Mutterlands ein Fluch noch drückt;
„Daß dumpfe Knechtſchaft die geweihten Spuren
„Von innerm Leben freveind dort erſtickt!
„Dies Bild nur trübte mir die ſtillen Tage,
„Und oft erſchöpft' ich mich in banger Klage.

„Arm, wie ich war, für meine Wahrheit glühend,
„Voll raſchen Sinns in jugendlicher Bruſt,
„Fand ich der Menſchen Gunſt mir wenig blühend,
„Und nie umſtrahlte mich des Glückes Luſt.
„Da dacht' ich: mag es doch, daß eine Welt mich haßt!
„Wenn nur ein einziges verwandtes Herz mich faßt!

„Und dieſes fand ich. — Nie vergeßne Stunden! —
„Der Erdenfreuden heiligſte war mein;
„Was ſelten nur ein Sterblicher empfunden:
„Ganz rein und unentweiht zu ſeyn!
„Nicht Stand, nicht Ruhm und Glanz, kein fremdes Gut,
„Erwarben mir der ſchönſten Liebe Glut.

„Vereinigt durch das unſichtbare Band,
„Das, auf geheimen Einklang feſt gegründet,
„Auf ewig die verwandten Seelen bindet,
„War uns die Liebe Reichthum, Ehre, Stand:
„Und weit und breit goß ihren Roſenſchimmer
„Die Jugend aus, und wir verzagten nimmer.

„Ihr Vater, der von hoher Abkunft war,
„Doch tief verarmt, die kummervollen Tage
„Durch Arbeit friſtete, trug heimlich zwar,
„Doch innig, das Gefühl der vor'gen Lage
„In unzufriedner Bruſt, und dem verwöhnten Sinn
„Galt Schimmer für des Lebens einzigen Gewinn.

„Wie innig ſtrebte ſie, von dem verehrten Alten
„Das läſtige Gefühl der Dürftigkeit,
„Mit unverdroßner frommer Zärtlichkeit,
„So viel als möglich war, entfernt zu halten!
„Und ſo erfuhr auch ſie des Zufalls Tücken,
„Und war nur reich, die Herzen zu beglücken.

„Mit Liebe, Jugend und Vertraun im Bund,
„Wähnt' ich gewiß, es ſollte mir gelingen,

*) Aus: Serafine, von Sophie Mereau. Berlin, 1802.

„Mich bald in höhre Kreise aufzuschwingen;
„Und dann erst sollte unser Bündniß kund
„Dem Vater werden: um ihn nicht zu quälen,
„Beschlossen wir, jetzt alles zu verhehlen.

„Ein Einsiedler, der sich die steilste Spitze
„Des Montserate schwermuthsvoll erwählt, —
„Auch er sah vormals, in des Lebens Hitze,
„Von schweren Leiden bitter sich gequält, —
„Ward zum Vertrauten unsrer Zärtlichkeit,
„Bei einer Wallfahrt, feierlich geweiht.

„Gedenk' ich jetzt an jene ferne Zeit,
„Wo mich, so hochbeglückt am treusten Herzen,
„Des Mannes grauenvolle Einsamkeit
„Oft ängstete mit namenlosen Schmerzen,
„Fühl' ich von jener Macht mich tief gerührt,
„Die nun mich an ein gleiches Ziel geführt.

„Des innern Lebens heil'ges Element,
„Das unsre Seelen an einander band,
„Und ewig nur in bessern Seelen brennt,
„War diesem Heiligen nicht unbekannt.
„Auch er empfand einst treuer Liebe Freuden,
„Und ihre tiefen, namenlosen Leiden.

„Verfolgung quälte ihn und die Geliebte,
„Sie mußten fliehn; schon war das Ziel der Flucht,
„Die ferne Freistatt, die sie sich gesucht,
„Nun bald erreicht. Doch, siehe! plötzlich trübte
„Der Himmel sich; ein Blitz schoß durch die Stille,
„Und traf die Holde in der Jugend Fülle.

„Sie stirbt; er flieht zur tiefsten Einsamkeit,
„Zur steilsten Höh'; um seine Hütte ranken
„Cypressen sich mit melancholischem Schwanken,
„Schwarz, wie der Tiefsinn, dem er sich geweiht;
„Die Sonne malt mit grünlich düstrer Helle,
„Nur scheidend matt, die nackte Wand der Zelle.

„Ihr Schädel ward sein Becher; ganz ergeben,
„Versöhnt er nun das zürnende Geschick.
„Der Trauer und der Andacht nur zu leben,
„Ist sein Bemühn: bei seinem düstern Blick
„Drängt sich die Ahnung nie gefühlter Schmerzen
„Mit Allgewalt auch in die frohsten Herzen.

„Und dieser Heilige, der unsre Triebe
„Verstand, ward unser Freund; es rief sein Mund
„Des Himmels Segen über unsre Liebe;
„Und das Geheimniß blieb in unserm Bund.
„Den Aeltern alle Sorge zu ersparen,
„Bemühten wir uns streng, es zu bewahren.

„Wir lebten nun, mit Liebe und Natur
„In friedlichem Verständniß, leicht dahin,
„Wo auf der stillen, menschenleeren Flur
„Nur wilde Rosen bei Cypressen glühn;
„Beim Heiligen, der liebend uns verbunden,
„Verliebten wir geweihte, holde Stunden.

„Wie ward mir jede Arbeit nun zur Lust!
„Wir theilten treulich Fröhlichkeit und Schmerzen,
„Und inniger verwuchsen unsre Herzen,
„Und Ein Sinn nur belebte beider Brust!
„In tiefer Heimlichkeit wardst du das Pfand
„Von unserm Glück: ein neues, süßes Band.

„In unsre Stadt kam damals der Gespiele
„Von meiner Kindheit, jenes Reichen Sohn,
„Der mich erzog. Ihm waren im Gewühle
„Die jungen Jahre bunt dahin geflohn;
„Wild hatt' er hingelebt, manch' liebend Herz bethört;
„Viel Bande angeknüpft und wiederum zerstört.

„Der Zufall brachte uns wiederum zusammen.
„Ich war ein Bild aus seiner Kindheit Traum,
„Er maß an mir den schon durchlaufnen Raum;
„Auch freuten ihn des fremden Lebens Flammen,
„Die, Blitzen gleich, aus meinem Innern sprangen,
„Mit neuer Bilder Glanz ihn zu umfangen.

„Ich ehrt' in ihm die kräftige Natur,
„Den kühnen Sinn und den Zusammenhang
„In seinem Innern, und den eignen Gang
„Ging so ein jedes; er war jünger nur:
„Was dem Verstand, den Sinnen wohlgefällt,
„Reizt' ihn, doch ich genoß im Herzen einer Welt.

„Er sah Eiwinen — und an ihren Reizen
„Hing bald sein Blick mit trunkner Lüsternheit;
„Denn ohne nach der Schönheit Sieg zu geizen,
„War gleichwohl sie die Schönste weit und breit;
„Und nie gewohnt, sich Wünsche zu versagen,
„Bestürmt' er sie mit Zärtlichkeit und Klagen.

„Doch ihre Neigung war nicht zu gewinnen.
„Gereizt durch den bescheidnen Widerstand,
„Schien selbst sein Stolz in Liebe zu zerrinnen,
„Und ernstlich fleht' er nun um ihre Hand.
„Den freien Sinn, voll Unruh und Verlangen,
„Hielt Leidenschaft im stillen Kreis gefangen.

„Berauscht von dieses Glückes goldnem Traum,
„Das weit die kühnsten Wünsche überflog,
„Und schnell sie wieder in das Leben zog,
„Begriffen es die trunknen Aeltern kaum;
„Und sie betrachteten mit Ehrfurcht nun Eiwinen
„Als eine Heilige, zu ihrem Glück erschienen.

„O, löst sich das Bild von jenen Stunden
„Von meiner Seele endlich doch einmal!
„Mit Lieb' und Pflichten, die ihr Herz verwunden,
„Rang sie den innern Streit mit bittrer Qual!
„Ein Leichtes war es mir, den sichern Pfad zu zeigen,
„Ich schwieg aus falschem Stolz, und Frevel war mein Schweigen.

„Ach, gäben doch die Menschen nicht das Eine,
„Das Einzige nicht hin für leeren Wahn!
„Des Herzens Neigung, frei von jedem Scheine,
„Gehöre sie der Wahrheit ewig an!
„Die ächte Tugend duldet keinen Zwang,
„Und hier führt jeder Sieg zum Untergang.

„Sie ward sein Weib! — Wohl seh' ich es, ich quäle
„Mit diesem Wort im tiefsten Herzen dich;
„Doch tadle nicht die zartgestimmte Seele,
„Auch mir verhüllte einst ihr Wesen sich.
„Jetzt ist nun alles klar, und himmlisch rein
„Steht neu ihr Bild vor mir — und sie ist mein!

„Was that sie denn? — Mit ihrem weichen Herzen
„Rang sie für Pflicht sich selbst vom Liebsten los,
„Aus frommem Irrthum, und erlag den Schmerzen;
„Denn dieses Opfer war für sie zu groß.
„Ein schuldlos Leben heiter zu genießen,
„Schuf sie Natur; — schwer ließ ihr Loos sie büßen.

„Es kann das Weib, in dessen Brust die Sitte
„Und das Gefühl in reinen Tönen spricht,
„Durch's Leben gehn, mit leichtem sicherm Tritte,
„Nur wahr zu seyn, ist ihre einz'ge Pflicht.
„Gut von Natur, voll Phantasie und Liebe
„Darf sie nur sich verstehn und ihre Triebe.

„Sie wandeln ewig frei in sichern Schranken,
„Sind stets in holder Mischung Gott und Kind;
„Sie flechten sich, wie schöne Blumenranken,
„Leicht durch des Lebens dunkles Labyrinth,
„Und brauchen nicht durch Irrthum zu genesen;
„Treu der Natur, sind sie die frei'sten Wesen.

„Doch öfters — ach! und dreimal Weh' der Armen,
„Die in dem Streit mit weicher Seel' erliegt! —
„Geschieht es, daß ihr Schicksal, ohn' Erbarmen,
„In Widerspruch die Zartgeschaff'nen schmiegt,
„Wo selbst die schönsten Triebe sichrer sie zerstören. —
„Ach! warum mußte sie zu dieser Zahl gehören!

„Daß in Eiwinens Brust noch Liebe glühte,
„Verrieth mir nun kein heimlich Wort, kein Blick.
„Gewelkt auf immer war des Lebens Blüthe;
„Ein banger Nachhall war mein ganzes Glück;
„Nur dann, wenn Unmuth mir die Brust durchwühlte,
„Gestand sie mir, daß sie mein Leiden fühlte.

„Mehr that sie nicht. Nur sanfte fromme Lehren,
„Von keinem Seufzer, keinem Thränenblick,
„Die leicht geheime, tiefe Hoffnung nähren,
„Begleitet, sollten mir mein Mißgeschick

„Ertragen helfen. Ach! was konnte Troſt mir geben?
„Ich konnte nicht mit ihr, und ohne ſie nicht leben!

„Doch war mir's, wenn ich ſo an ihrer Seite,
„Im ſtillen Traum, des Himmels Ahndung trank,
„Als wenn ein Engel mich zum Schüler weihte;
„Ein ſüßes, heiliges Vergeſſen ſank
„Auf meinen Schmerz; wie bald, daß uns der Himmel einte,
„War's denn der Thränen werth, die ich der Erde weinte?

„Doch Manchem, der ſich gern dem Tode weihte,
„Dehnt oft ſich lang der kurze Weg zum Grab.
„Der Jugend Blüthe fiel vergebens ab,
„Und ſehen mußt' ich, wie an ihrer Seite
„Ihm Leidenſchaften wild die Bruſt durchſtürmten,
„Und Wolken ſich um ihre Tage thürmten. —

„Voll Eiferſucht, gequält von ſchwarzen Bildern,
„Empörte ſich ſein ſtolzes Selbſtgefühl;
„Faſt ſah ich ihn bis zum Tyrann verwildern,
„Und außer ſeinem Wunſch war alles Spiel;
„Anbetung heiſchte er, und glüh'nde Huldigung,
„Und ſtille Liebe ſchien ihm ſchon Beleidigung.

„Und wilder ſtets, in bänglicher Verwirrung —
„Zog ſich das Mißverhältniß um uns her.
„Wie ward durch eine einz'ge bange Irrung,
„Das ſonſt ſo lichte Leben uns ſo ſchwer!
„Verborgen wuchſen täglich meine Schmerzen,
„Und Argwohn wüthete in ſeinem Herzen.

„Ein Jeder, ſtolz, des Andern Werth zu fühlen,
„Wir haßten uns deshalb nur deſto mehr;
„Oft ſuchte ſich die inn're Gluth zu kühlen,
„Und brach hervor, trotz aller Gegenwehr.
„Sie nur beſänftigte die zürnenden Gedanken,
„Und hielt mit einem Blick uns Beide noch in Schranken.

„Doch lang' ertrug ſie's nicht. Neu angefacht
„Von Leiden, die ihr Herz mit Qualen füllten,
„Lebendig ihr die vor'ge Zeit erhielten,
„War nun der alte Muth in ihr erwacht.
„Gelaſſen wagte ſie, ihr voriges Vergehn,
„Und, was ſie jetzt noch fühlt, dem Gatten zu geſtehn.

„Mit herbem Staunen hört er fremd ſie an,
„Und ſpricht zu ihr mit kalter Bitterkeit:
„„So war ich nur das Spiel von frommem Wahn,
„„Und Tugend gabſt du mir ſtatt Zärtlichkeit?
„„Der alten Neigung biſt du treu geblieben,
„„Und für ein Opfer galt dir's, mich zu lieben?

„„Dies war es, was dein ſchönes Auge trübte?
„„Was ich für Regung jugendlicher Scham
„„Und Vorbedeutung ſcheuer Liebe nahm?
„„Nun haſſ' ich dich, die ich ſo innig liebte!
„„Mich hintergingeſt du; ich glühte wahr für dich
„„Und deine Tugend war Verbrechen gegen mich.“ “

„Tief traf ſie jeder Vorwurf innerlich;
„Dem herben Gram erlag die zarte Hülle;
„Es brach das Herz noch in der Jugend Fülle,
„Und weihte fromm dem ſtillen Engel ſich. —
„Sie ſchied — und ließ mich auf der Welt allein,
„Allein mit dir, und unnennbarer Pein.

„Dumpf war mein Schmerz; es ſtarb mein vor'ges Leben
„Unwiederbringlich, ganz mit ihr dahin;
„Es regte ſich in mir kein weitres Streben,
„Starr ſtand die äußre Welt vor meinem Sinn.
„Ich ſuchte keinen Troſt: wer Alles fand,
„Und es verlor, den lockt kein neues Band.

„Doch länger in dem vielgeliebten Land,
„Wo jene Zeit, voll Liebe und voll Licht,
„Nun, wie verſteinert, ewig vor mir ſtand,
„Noch zu verweilen: das vermocht' ich nicht.
„Mit dumpfem Geiſt zog ich von Ort zu Ort,
„Mit dir und meinem Trübſinn, planlos fort.

„Ich lebte fort im Früh- und Abendroth,
„Mein Leben war ein immerwährend Sterben;
„Leicht wußt' ich Unterhalt mir zu erwerben,
„Das Nöthigſte war meine kleinſte Noth.
„Oft ging mir's gut; doch nicht der fernſte Schein
„Von Freude ſchlich in meine Bruſt ſich ein.

„Noch einmal kehrt' ich zu der Heimath mich,
„Der ſtillen Kindheit friedlichen Gefilden:
„Verändert hatte hier auch alles ſich;
„Ich irrte unter traurigen Gebilden;
„Die Aeltern waren todt; kein Frohſinn winkte mir;
„Nur eine Traurige verweilte einſam hier.

„Die Schweſter, die ich redlich ſtets geliebt,
„Betrogen war ſie durch des Mannes Liebe,
„Der mir das Herz bis in den Tod betrübt,
„Ihn hatte ſie geliebt mit treuem Triebe;
„Stets ihn zu lieben, war ihr einzig Glück:
„Doch er verſchwand, und kehrte nie zurück.

„Komm! ſprach ich; du Verlaßne, komm mit mir!
„Dich ſoll der Hohn der Fremden nicht beſchämen;
„An einer weichen Bruſt ſollſt du dich grämen;
„Den Troſt, denn ich entbehre, geb' ich dir.
„Beruhigung gab ihr des Bruders Wort,
„Und willig zog an meiner Hand ſie fort.

„Ich ſuchte drauf und fand Gelegenheit
„Mit einem Schiff nach Indien zu gehen,
„Um jenes Land, das in der Knabenzeit
„Mir ſchon gewinkt, in Wirklichkeit zu ſehen.
„Auf ewig ſchied ich von Europa's Strand,
„Und ſah mich bald in dieſem ſchönen Land.

„Auf dieſem milden, ſegensvollen Boden,
„Entfaltete der Menſchheit Blüthe ſich
„Mit vollem Trieb, als von des Geiſtes Oden
„Kein Schöpferhauch Europa's Flur durchſtrich.
„Wie anders war es jetzt! Ich ſah, wie nichts beſteht,
„Und doch ein hoher Sinn durch alle Zeiten geht.

„Ach! als mich hier die reine Luft umfing
„Zum erſten Mal mit ihren weichen Armen,
„Und nun ein Schwarm von unbeſtimmten warmen
„Gebilden ſich an meine Seele hing:
„Da war's, als fände ich das Ende meiner Qual,
„Als zeugte die Natur mich hier zum zweiten Mal.

„Doch bald erſchien die alte Bitterkeit;
„Denn ſie, der ich im ſüßen Herzens-Tauſch
„Mich ewig einſt zu Freud' und Leid geweiht,
„Sie theilte nicht der Seele frohen Rauſch!
„Wo weilte ſie? Ach, ganz allein und kalt,
„Schlief in der Gruft die liebliche Geſtalt.

„Dann quält' ich mich mit böſer Läſterung,
„Und ſtürmte gegen mich und mein Geſchick.
„Warum, ſo rief ich mit verſtörtem Blick,
„Flieht ewig mich allein Beruhigung?
„Wenn ich zu ſteten Schmerzen auserkoren,
„Warum bin ich, Unſeliger, geboren?

„Einſt, als ich an des Ganges weitem Strand,
„Wo abgeſchieden dunkle Haine grünen,
„Mich in der Wildniß ganz verirrt, da fand
„Ich einen alten heiligen Braminen;
„Wohlwollend nahm er mich zum Schüler auf,
„Und hier begann ein neuer Lebenslauf.

„Er weihte mich in ſeinen Glauben ein,
„Und pflegte meinen Gram mit weicher Hand,
„Bis, mit des innern Zwiſtes ſteter Pein,
„Die Rinde auch von meinem Herzen ſchwand,
„Und ich, beruhigt nun, auf neuem Pfad,
„Tief umgeändert in das Leben trat.

„Wie gerne folgt ich' ſeiner Rede nach,
„Und wurde nie ihm zuzuhören ſatt,
„Wenn er mit mir von jenen Wundern ſprach,
„Wie Brama einſt auf einem Lotosblatt,
„Den dunkeln Abgrund ſehnſuchtsvoll umſchwebt,
„Und dann mit ſeinem Hauch den Raum belebt.

„Und wie von ſeinem Liebeshauch entbunden,
„Zugleich Geliebt' und Mutter, die Natur
„Vom Chaos ſich als Göttin losgewunden,
„Und treulich folgend ihres Lichtes Spur,
„Die Weſen alle fröhlich ſich geſtaltet,
„Und hohe Ordnung überall gewaltet.

„Und immer weiter trat das Leben vor,
„Indem mit hellerm Blick ich um mich ſah;

„Zurückgerollet, schwand der Selbstsucht Flor,
„Und heiter lag das Ganze vor mir da;
„In Unermeßlichkeit ich still verging,
„Bis ich mich fand, ein Glied im großen Ring.

„Doch wenn er mir, mit kindlich frommem Sinn,
„Erzählte von den geistigen Gestalten,
„Die sichtbar oft durch Berg' und Thäler walten:
„Da rann ein süßer Schauer durch mich hin.
„Im Zwang der Wunder fühlt das Herz sich freier,
„Und Glaube machte mir das Daseyn theuer.

„O, Glaube! Funke, der im Herzen glühet,
„Von unserm Daseyn treues Unterpfand!
„Beglückt, wen du entzündest! Schöner blühet
„Ihm Erd' und Himmel; es entweicht das Band
„Des gröbern Stoffs; mit überird'scher Lust
„Wohnt die Unendlichkeit in seiner Brust!

„Am innigsten von allen doch umfing
„Die Lehre: daß die abgeschiednen Seelen
„Mit neuen Körpern freundlich sich vermählen,
„Mein Herz. Wenn ich an diesen Bildern hing,
„Da fühlt' ich auch im Innern mich gesunden,
„Und ihnen dank' ich meine schönsten Stunden.

„Vielleicht, wenn jener Vogel mich umschwebt,
„Der oft mit Tönen rings den Hain beseelt,
„Harmonisch seufzet und sich liebend quält,
„Daß die geliebte Seele ihn belebt!
„Oft dünkt es mich, als glimm' ein zart Entzücken,
„Wenn er mich sieht, in seinen stillen Blicken.

„Dann wird er mir so heilig und so lieb;
„Ich pflege sein mit zärtlichem Bemühen,
„Und feierlich erwacht der alte Trieb;
„Ich seufze dann, und meine Thränen glühen:
„Wohl dir, du Seele, die einst schwer gelebt,
„Und die nun leicht in hohen Lüften schwebt!"

Hier hält er ein, und stille Rührung senkt
Das bleiche Angesicht zum Busen nieder,
Indeß sein Sinn der vor'gen Zeit gedenkt;
Doch bald erhebt der trübe Blick sich wieder,
Und sieht erfreut in dem geliebten Sohn
Der Theuern Bild, die aus der Welt entflohn.

Er blickt ihn lang' mit feuchten Augen an;
Dann sagt er ihm: „Mit kindischem Verlangen
„Hast du, als Kind schon Geistern angehangen,
„Und einst im Hain, von der gewohnten Bahn,
„Wo du oft wandeltest, warst du verschwunden,
„Und niemals hat sich eine Spur gefunden.

„Nach diesem letzten schmerzlichen Verlust,"
Fügt' er hinzu, „der niemals sich verblichen,
„War aus der wunden, neu bewegten Brust,
„Zum Leben gänzlich aller Muth entwichen:
„Ich strebte nun, mit redlichem Bemühn,
„Den Sinn vom Irdischen ganz abzuziehn.

„Nun war der einzige Zusammenhang,
„Worin ich noch mit diesem Leben stand,
„Daß ich am Abend täglich einen Gang,
„Verirrte aufzusuchen, that; ich band
„Durch ein Gelübde mich, war treu, es zu erfüllen,
„Und sieh! so mußte dies zuletzt mein Sehnen stillen!"

Heinrich von Breslau s. Minnesinger.

Johann Friedrich le Bret

ward am 19. November 1732 zu Untertürkheim geboren, studirte zu Tübingen die Gottesgelahrtheit und ging dann als Hauslehrer nach Venedig, wo er von 1757 bis 1761 verweilte. In sein Vaterland zurückgekehrt, erhielt er das Amt eines Mittwochpredigers zu Stuttgart und bald darauf eine Professur und die Stelle eines Oberbibliothekars daselbst. Er stieg nun von Würde zu Würde, ward 1779 Consistorialrath, 1780 Kanzler der Militärakademie und 1783 Prälat zu Herrenalz. Im Jahre 1786 begab er sich wieder nach Tübingen, wo er am 6. April 1807 als Doctor und erster Professor der Theologie, Prälat zu Lorch, Kanzler der Universität und Probst der Collegiatkirche starb.

Außer lateinischen Abhandlungen u. s. w. erschienen von ihm:

Giannone's Geschichte des Königreiches Neapel. Riga, 1768—71. 4 Bde.

Geschichte der Bulle in coena domini. Riga, 1767—70 4 Thle.

Staatsgeschichte der Republik Venedig. Riga, 1769—77. 3 Bde.

Geschichte von Italien. Halle, 1778—87. 10 Bde. gr. 4.

Magazin zum Gebrauch der Staats- und Kirchengeschichte. Ulm, 1771—88. 10 Thle.

Vorlesungen über die Statistik. Stuttgart, 1783—85. 2 Thle. u. s. w.

Le Bret's Schriften sind, vorzüglich die historischen, mit großem Fleiße und gewissenhafter Gründlichkeit zusammengetragen, aber es fehlt ihnen an geistiger Belebung und Wärme, so wie an Eleganz des Styls, so daß man sich nur mit Mühe durcharbeitet und keinen höhern Genuß von der Beschäftigung mit denselben erwarten darf.

Heinrich Gottfried von Bretschneider,

ein Sohn eines Rittmeisters von B. zu Gera, ward daselbst am 6. März 1739 geboren und erhielt seine Jugendbildung in seiner Vaterstadt, nachdem er vorher eine herrnhutische Erziehungsanstalt zu Ebersdorf besucht und dort eine entschiedene Abneigung gegen alles Frömmlerthum gefaßt hatte. In seinem sechszehnten Jahre kam er als Kornet zu einem sächsischen Dragonerregimente, nahm mit demselben 1757 Theil an der Schlacht von Collin und ward zwei Jahre später zum Offizier ernannt. Er trat nachher in ein preußisches Freicorps, hatte das Unglück, von den Franzosen gefangen zu werden, und erfreute sich erst seiner Freiheit wieder nach dem Schlusse des siebenjährigen Krieges. Durch den Reichshofrath von Moser empfohlen, erhielt er jetzt das Amt eines Landeshauptmanns von Nassau-Usingen zu Idstein, ging jedoch, da die Verhältnisse sich hier schlecht gestalteten, auf das Gerathewohl nach England und dann zu Fuß nach Paris, von wo man ihn mit geheimen Aufträgen des französischen Hofes wieder nach Deutschland sandte. Er arbeitete nun in Coblenz unter dem Minister von Hohenstein, begab sich darauf nach Wien und ward hier durch Vermittelung des Freiherrn von Gebler zum Kreishauptmann im temeswarer Banat ernannt. Im Jahre 1778 ward er k. k. Rath und Bibliothekar zu Ofen und sechs Jahre später k. k. Gubernialrath und Bibliothekar zu Lemberg.

Die Anfeindungen seiner Gegner an beiden eben genannten Orten veranlaßten ihn im Jahr 1809 um seinen Abschied anzuhalten, welcher ihm mit einer Pension und dem Hofrathstrange gewährt wurde. — Abwechselnd lebte er jetzt in Wien, Nürnberg, Wiesbaden und Erlangen, hatte das traurige Schicksal, nach der Schlacht von Wagram zu Wien von einem Franzosen niedergerannt und dadurch auf immer des Gebrauchs seines Armes beraubt zu werden, und starb zuletzt, von wiederholten apoplektischen Anfällen gänzlich gelähmt, auf dem Gute seines Freundes des Grafen Wrtby zu Krzinitz in Pilsen am 1. November 1810. —

Von ihm erschienen im Drucke:

Graf Esau, komisches Heldengedicht. 1768, ohne Druckort, in 12.
Papilloten. Frankfurt, 1769.
Familiengeschichte des Junker Ferdinand von Thon. Nürnberg, 1775–76. 2 Thle.
Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther. 1775, o. O.
Fabeln, Romanzen und Sinngedichte. 1781, o. O.
Almanach der Heiligen aufs Jahr 1788. Rom in 12. N. A. Leipz. 1816.
Wallers Leben und Sitten. Köln, 1793.
Die freiwillige Beisteuer. Vorspiel. Lemberg, 1793.
Liebe und Wein in Asien. Oper. Frankf. 1793.
Die Springwurzel oder die böse Lisel. Oper. Nürnberg, 1810.
Reise nach London und Paris, herausgegeben von Göckingk. Berl. 1817.

Ohne eigentliche gelehrte Bildung, aber mit reichem Talent, Scharfsinn, Witz, Laune, Lebenserfahrung und Menschenkenntniß ausgerüstet, zeigte sich v. B. als ein entschiedener Feind alles Aberglaubens, aller Frömmelei und Lüge und bekämpfte dieselben mit entschiedenem Glück auf dem Felde der Satyre. Seine Schriften würden von größerer Bedeutung geblieben seyn, wenn nicht die Mehrzahl derselben nur ein örtliches oder zeitliches Interesse hätte. Am ausgezeichnetsten unter ihnen sind seine Papilloten, der Almanach der Heiligen, Ferdinand von Thon, und Wallers Leben. — Er stand mit den vorzüglichsten Männern seiner Zeit in freundlichem Verhältniß und war ein fleißiger Mitarbeiter am deutschen Merkur, an der berliner Monatsschrift, der frankfurter gelehrten Zeitung u. s. w. —

Vgl. Meusel's historische und literärische Unterhaltungen, Coburg, 1818, und dessen vermischte Nachrichten u. s. w. Erlangen, 1816.

Paris.*)

Mein Erstes in Paris war, meine und Herrn Freyfeld's Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; das ist, ich löste alles ein was versetzt war, und gab F. Beweise meiner Erkenntlichkeit, ohne meine wahren Verhältnisse ihm zu entdecken.

Ich schrieb auch nun an meine Frau, und meldete ihr die glückliche Veränderung unseres Schicksals, ohne mich in ein Detail darüber einzulassen; ich wies ihr Geld an, um eine eigene Wohnung zu beziehen, und sich aus der Abhängigkeit von ihrer Mutter zu setzen. Sie hat eigentlich nie Noth gelitten, denn ihre Mutter ließ ihr und ihren Kindern nichts abgehen. Ich wußte das, und war doch um sie immer sehr bekümmert; aber jetzt, da sich Aussichten aufklärten, die mich bald in den Stand setzen konnten, meine Familie zu mir kommen zu lassen, da grämte ich mich freilich weniger, fand aber auch nach Prüfung meiner selbst, daß gekränkter Stolz vielen Antheil an meinem Kummer gehabt hatte. Ich mußte eine zeitlang stillschweigend zugeben, daß ich mein Weib nicht ernähren konnte. Ehe ich nun von Paris ab- und nach Versailles, den Ort meiner Bestimmung, gehe, will ich, von der Menge der mir vorgekommenen Nebengeschichten, und meinen damit verknüpften Beobachtungen, nur drei Beispiele anführen; das eine von französischer Herablassung aus Höflichkeit; das zweite von deutscher Redlichkeit eines französischen Bürgers; und das dritte von einem großen Grade Reichsstädtischen Stumpfsinns deutscher Junker in Frankreich. Ich war mit Freyfeld in einem Kaffeehause; wir setzten uns in eine Ecke, und sprachen deutsch mit einander. Ein zierlich aufgeputzter Abbé näherte sich unserm Tische, und fragte mit vieler Höflichkeit „Was das für eine Sprache sey, die wir redeten? Ich sagte ihm — Deutsch: und was bekam ich da für ein Kompliment? Sollte man glauben, daß die Franzosen auch sogar den allgemein angebornen National-Stolz ihrer geschmeidigen, feinen Lebensart aufopfern können? — Allemand? sagte er „quel accent? quelle langue! la françoise n'est qu'un jargon en comparaison d'elle.“ —

„Pardon, Mr. l'abbé; la langue françoise est la Reine de toutes les autres langues.“ — „La Reine? oui! peut-être; mais pour rendre justice à tout le monde: la votre est l'impératrice de toutes les autres langues vivantes ou mortes.“ Bien de bonté, Monsieur l'abbé! — Wenn Sie aber bei diesem kurzen Dialog nicht ein so gar ehrliches Gesicht hätten machen können, daß ich, nolens volens, glauben müßte, Sie sprächen von Herzensgrunde: so würde ich nicht umhin gekonnt haben, den Werth Ihres artigen Kompliments gehörig zu würdigen.

Einst trat ich gegen Abend in einem schlechten Ueberrocke in ein Haus, vor dem ich eine Tafel gesehen hatte, mit der Ueberschrift: *Baltasar, Horloger de Madame la Dauphine.* — Ich verlangte eine tombackne Uhr! Er hatte keine tombackne oder silberne, und fragte: „Warum ich keine goldene kaufen wollte.“ Antw.: Weil ich nicht so viel Geld habe. Wenn das ist, mein Herr! so ist es mir lieb, daß Sie zu mir gekommen sind; denn ich habe hier eine von mir selbst verfertigte gute Uhr, die ein Spieler von Profession bei mir bestellt hat, für 8 Louisd'or. Er mußte mir 3 Louisd'or vorauszahlen, und brachte vorgestern den Rest mit 5 Louisd'or; ich konnte aber die Uhr nicht eher als heute versprechen, weil noch etwas daran zu machen war. Heute früh kam er, und bat mich, ihm die 5 Louisd'or zurück zu geben, weil er in der Nacht alles sein Geld verspielt hatte. Er mußte Verzicht thun auf seine drei Louis Darangabe, und Sie, mein Herr, können nun in sein Recht treten, und brauchen mir nur 5 Louis dafür zu zahlen.“ Ich nahm diese Geschichte für einen gewöhnlichen Kunstgriff, ließ mir aber doch die Uhr zeigen, und fand sie, so weit meine Kenntniß reicht — gut; und wahrlich! sie war es, denn ich trage sie noch diese Stunde, und sie hat mir in den dreißig Jahren, in denen sie mich durch manches Land begleitet hat, sehr wenig für Reparatur gekostet. Ich bezahlte die 5 Louis neuf, und Mr. Baltasar bat mich, die Uhr den folgenden Tag Mittags abzuholen, weil er noch etwas daran zu richten hatte.

Zum Unglücke für mich, war ich diesen Mittag besser gekleidet, als den Abend vorher. Wie ich also eintrat, und meine Uhr verlangte, wurde ich fürs erste mit finsterem Gesichte empfangen, und als er mir die Uhr gab, nahm er das grüne Uebergehäuse davon, und schob mir die Uhr, auf dem glatten Tische mit Unwillen zu. Ich fragte: haben Sie mir das Gehäuse nicht mit verkauft? — „Nein, mein Herr! und wenn ich gewußt hätte, was ich jetzo weiß, so hätten Sie die Uhr unter 8 Louis nicht bekommen. Sie kamen aber gestern in einem abgetragenen Ueberrocke, und stellten sich arm — und das ist nicht hübsch, mein Herr!“ Also, mein lieber Herr Baltasar, glauben Sie daß alle Leute reich sind, die einen guten Rock anhaben? „Nein, das glaube ich nicht, ich glaube aber, daß wer einen solchen Rock, wie Sie heut haben, bezahlen kann, auch eine solche Uhr, wie diese, nach ihrem wahren Werthe bezahlen sollte.“ Alles das sagte der alte Mann mit soviel Ueberzeugung und Würde, daß man an seiner Ehrlichkeit gar nicht zweifeln konnte; und der Erfolg hat es bewährt, denn noch jetzt nach dreißig Jahren wäre mir diese Uhr um 8 Louis nicht feil. — Mir scheint diese Anekdote nicht so geringfügig, wie manchem, dem ich sie erzählt habe. Einen gerechten, uneigennützigen und gutherzigen Mann wie dieser war, zu treffen, ist keine gewöhnliche Sache, und was der Menschheit Ehre macht, soll man nicht verbergen.

Auch Beispiele unerhörter Albernheit müssen nicht verhehlt werden. — Ich führte einst zu Mittage Freyfeld in ein Speishaus; da wurden wir nach dem Essen, als wir eben fortgehen wollten, im Vorhause von einem junger Menschen mit vielen Kratzfüßen deutsch angeredet: „Er habe uns aus der Küche im Speisezimmer deutsch reden hören, und gleich gemerkt, daß wir gnädige Herrn aus Deutschland wären.“ — Gut, und was ist denn also ihr Begehr?— „Ihre Gnaden, ich bin ein Chirurgus; hier ist mein Lehrbrief; und sehen Sie nur, ich bin mit zwei jungen gnädigen Herren H** aus M** von ihren Aeltern hieher auf Reisen geschickt worden: aber nicht als Bedienter, auch nicht als Kammerdiener — sondern, als etwas mehr Denn — belieben Sie nur zu lesen; ich habe eine schriftliche Instruction von dem Excellenz, gnädigen Herrn Vater meiner jungen Herren, unterschrieben; worin mir die Macht

*) Aus: Reise nach London und Paris. 1817.

gehalten sind. Es sind Schlacht- und Schlachtfelder, die in der Geschichte der Menschheit eine Rolle spielen, Gegenden, die durch ihre Naturschönheiten berühmt sind, Städte, in welchen Wissenschaft und Kunst blühen, die durch ihre Bauwerke, durch ihre Industrie, durch ihren Handel, durch ihre Bevölkerung, durch ihre Geschichte, durch ihre Lage, durch ihre Umgebung, durch ihre Vergangenheit, durch ihre Gegenwart, durch ihre Zukunft, durch alles Mögliche berühmt sind. Es sind Gegenden, die durch ihre Naturschönheiten berühmt sind, Gegenden, die durch ihre Naturschönheiten berühmt sind, Gegenden, die durch ihre Naturschönheiten berühmt sind,

haltung der äußerlichen Ordnung und Stille zu sehen, und außer dieser Zeit die leere Kapelle zu bewachen. Sie waren nicht Militärs, und hatten keine andere Waffen, als einen Degen, oder vielleicht auch Hellebarden, wenn sie im Dienste waren, welches ich mir nicht mehr zu erinnern weiß. Daß ihrer aber wenigstens zwölf waren, ersah ich bei einem Auftritte, den ich erzählen will, weil etwas Charakteristisches der Nation dabei vorkömmt. Es waren goldene Quasten von dem Prunktuche aus des Königs Betstuhle gestohlen worden; und wo mir recht ist, war es der Duc de Noailles, oder ein anderer Herzog, unter dem diese Schweizer standen, der sie sämmtlich in dem großen Schweizersaale des Schlosses versammeln, und ihnen durch einen Dollmetscher diesen Raub kund machen, und erklären ließ, daß einer aus ihrer Mitte der Thäter seyn müsse. Ich stand an dem großen Camine dieses Saals; die Kapellen-Schweizer formirten eine Linie, davon mich der linke Flügel berührte; und da mich Niemand weggehen hieß, so hörte ich, gleich nachdem der Duc ausgeredet hatte, daß die mir nahen Schweizer, die von ihm entfernt standen, unter einander auf deutsch fragten: Was isch gestohle worden? — Goldene Quasten — und nun war ein allgemeiner Unwille — wie man nur einen Schweizer in Verdacht ziehen könne, Gold oder Silber gestohlen zu haben? Es entstand ein lautes Gemurmel von Klagen über eine solche Beschuldigung; die Linie warf sich in einen Haufen zusammen; ein wohlgewachsener junger Mann trat vor den Herzog, und sagte ihm auf gut deutsch, ohne alle Wahl in seinen Ausdrücken, alles was beleidigte Ehrlichkeit bei einer solchen Gelegenheit sagen kann; und schloß damit, daß ein Schweizer nie Geld und Silber stehlen werde. „Ja! wenns Wien (Wein) wäre — meinte er — da könnte eine solche Untersuchung wohl noch statt finden; aber über etwas anders schlechterdings nicht." Der alte Leib-Schweizer des Königs, dessen ich schon gedacht habe, zeigte sich auch darin als einen Schweizer, daß er in seinem kleinen Behältnisse, wo sein Bett war, einen kleinen Vorrath von Wein und vaterländischem Käse nie ausgehen ließ, und seine Freunde sub Rosa damit traktirte. Ein kleines Beispiel von der Naivetè dieses alten Schweizer-Patriarchen, verdient hier Platz. Ich stand an einem Sonntage, nebst vielen andern Menschen, auf der großen Spiegelgallerie, über die der König in die Messe zu gehen pflegte. Bei dieser Gelegenheit wurden ihm gemeiniglich, durch die Gesandten der Höfe, oft Freunde aus ihren Ländern, und von französischen Ministern oder Hofbeamten andere Leute vorgestellt, die etwas zu suchen oder sich für etwas zu bedanken hatten; welche alle der König, der auf einen jeden schon vorbereitet war, mit wenig Worten abfertigte.

An diesem Sonntage war auch ein Marockaner in seiner Landestracht, nebst einem Dollmetscher, auf dieser Gallerie, um dem Könige eine Bittschrift wegen eines ihm von den Franzosen weggenommenen Schiffes zu überreichen. Dem trägen Orientalen war es nicht möglich, sich so lange auf den Beinen zu erhalten, bis der König kam; er ließ sich einen Teppich auf den Fußboden breiten, und setzte sich darauf in der gewöhnlichen Positur; äußerte auch, nachdem er saß, Verlangen nach einer Pfeife Taback, welches ihm aber nicht verstattet wurde. Wie der halbschwarze Patron nun da auf der Erde saß, und von einem zahlreichen Zirkel neugieriger Franzmänner und Ausländer begafft wurde, da kam der alte Leib-Schweizer, von dem die Rede ist, auf mich zu, und machte meiner Statur das Kompliment, „daß er mich doch immer hübsch über alle die Wälschen wegschauen sehe." Darauf wies er mit Fingern auf den Marockaner, äußerte einiges Mißfallen, daß er sich niedergesetzt hatte und sagte zu mir ganz ehrlich: „Er isch nich von hier" (nähmlich der Marockaner). Ich mußte freilich über diesen kurzen Unterricht innerlich lachen; fragte aber doch den Alten: ob er glaube, daß ich den Mann mit seinem Turban für einen Pariser halte?

„Nu, — nu, antwortete er: Wenn der Herr erst eine Mummerei hier zu Lande sehen wird, da wird er wohl noch närrischere Kleider sehen — und sind doch nur Franzosen."

Nach Versailles kamen nun auch die zwei deutschen Herren, die inzwischen unter Anweisung Herrn Frenfeld's den halben Peplier auswendig gelernt hatten. Er war mit ihnen gekommen, hatte gleich nach seiner Ankunft für alle drei ein Quartier besorgt, wo sie sich, man wird hören, wie? umgekleidet hatten; und dann waren sie alle drei ausgegangen, mir einen Besuch zu machen. Weil es aber gerade Dienstag war, und ich als Zuschauer auf den Ball der Madame Dauphine gegangen war, so verkündete ihnen Herr Schneß, mein Hauswirth, daß ich erst spät nach Hause kommen würde. Frenfeld machte den Junkern den Vorschlag, in die Komödie zu gehen; sie wollten aber ihr Geld nicht umsonst ausgeben, weil sie doch nichts davon verständen. F. ging also allein.

Sich selbst und ihrem Johann überlassen, fassen sie nun den tollen Entschluß, auch auf den Ball der Dauphine zu gehen, und zwar aufgeputzt, wie folgt. Der älteste hatte einen schwarzen Rock von grobem Tuch an, woran man mitunter röthlich gewordene Faden erblickte, bis auf den halben Rücken mit einem derben Kleister von Puder und Pomade überzogen; aber außerdem seine wollene schwarze Strümpfe; und gelbe tombackne Schuhschallen. Der jüngere, ein leberfarbenes auch grobes Tuchkleid; Rock, Weste und Beinkleider einerlei, welches noch leidlich sauber war; weiße metallene Knöpfe, auch schwarze wollene Strümpfe und tombackne Schnallen. Beide schon in Versailles elegant frisirt, stark gepudert, Haarbeutel, wie sie in jenem Jahrzehend in der Reichstadt N** Mode waren, und grobe Wäsche. In diesem Aufzuge gehen sie gerade, Chapeau bas, nach dem Schlosse, treffen zum Unglück auf dem Hofe einen deutschen Schweizer, der so dienstfertig ist, ihnen auf ihr Ansuchen die Zimmer zu zeigen wo der Ball war.

Ich stand in meinem Winkel um dem Tanze zuzusehen, und ließ mir nichts von dem träumen, was vor der Thür geschah, bis mir ein bekannter Schweizer winkte. Als ich an die Thür kam, hörte ich deutsche Stimmen von außen herein tönen, und besonders meinen Namen oft nennen. Man hatte sie bedeutet, daß ohne Billet hier Niemand herein gelassen würde, wogegen sie viel einzuwenden hatten. Sie machten sich unnütz, pochten darauf, daß sie deutsche Herren von Stande wären, welche überall auf freien Zutritt Anspruch hätten; und daß ihr Adel gewiß so alt und stiftsmäßig sey, als der des deutschen Herrn, welcher sich jetzt in dem Zimmer auf dem Ball befände. Das war nun Niemand anders als ich, den sie sehr oft mit Namen nannten. Dieses unbesonnene Betragen brachte mich auf; ich ging hinaus, und bat die Schweizer, ohne den lauten Klagen dieser saubern Herren Landsleute Gehör zu geben, „sie möchten nur ihr Amt thun;" dem zu Folge die jungen Herren nach dem Takte eines englischen Kontretanzes, der eben gespielt wurde, die Treppe hinunter gewalzt, und auf dem festen Erdboden abgesetzt wurden.

Doch das war nicht der schlimmste Streich den sie mir spielten. Am andern Morgen stellten sie sich bei mir zum Frühstück ein, als ob gar nichts vorgefallen wäre; und da F. mit kam, so fanden wir Behagen daran, die Reichsstädtisch-stiftsmäßigen Reichs-Ritter diesen Morgen und die folgenden Tage zu ihrem Besten wacker zu tummeln. Indessen führte ich sie doch an alle Orte, wo es nur immer anging, solche Figuren sehen zu lassen. Sie besahen mit mir die Gärten, die königlichen Wohnzimmer, die Gemälde-Sammlung, und das neuerbaute Bureau des affaires étrangères, worin die Bildnisse aller damals lebenden europäischen Potentaten, von den besten Meistern, zu sehen waren, und andere Oerter mehr. Sie wollten nun aber auch den König sehen, und dieß wußte ich nicht anders anzustellen, als sie in die Kapelle zu führen; und zwar auf das Chor, wo die Musik war, gerade dem königlichen Betstuhle gegenüber, wo man den König recht wohl ausnehmen konnte. Nun dachte ich durch einen genauen Unterricht allen dummen Streichen vorzubeugen, und band ihnen fest ein, alles mitzumachen, was sie von andern Leuten sehen würden: darunter verstand ich das Aufstehen beim Evangelio, das Niederknien bei der Wandelung, und was sonst während der Messe beobachtet wird; aber meine Junker, welche nur Begriffe von lutherischen Kirchengebräuchen hatten, glaubten, es würde gemeinschaftlich gesungen werden, etwa das Lied: Herr Jesu Christ, dich zu uns wend ꝛc. oder dergleichen. Als nun eben, da wir hereintraten, die Sänger der Hofkapelle ein Tutti anstimmten, fielen die Tölpel, um ja meiner Anweisung getreu, sich in nichts von andern Leuten zu unterscheiden, mit einem erschrecklichen Geblöke mit in den Gesang, und brachten mich dadurch so aus der Fassung: daß ich, ohne mich umzusehen, über den langen Gang, der von dem Chor durch die ganze Kirche führte, herauseilte, um nur nicht für einen Mitgesellen dieser deutschen Klötze gehalten zu werden. Aber sie hatten sichs zur Regel gemacht, mir nicht von der Seite zu weichen, waren hinter mir hergezogen, und standen da, als ich außerhalb der Kirche mich wieder zu erholen anfing. Was ich nun da in der ersten Hitze ihnen für höflich süße Worte mag gesagt haben, dessen werden sie sich vielleicht besser erinnern, als ich. Ich überließ sie von nun an ihrem Schicksale und ihren Thorheiten, von denen mir in Paris noch manches erzählt wurde. Ich glaube aber, der Leser kann sich mit denen begnügen, die ich selbst gesehen und erzählt habe. Indessen ist nicht zu zweifeln, daß diese hochadlige Nachkommenschaft eines stiftsmäßigen Mitregenten republikanisches Volkes gleich nach ihrer Zurückkunft die Fußtapfen ihrer Vorfahren betreten, und nun schon beinahe dreißig Jahre die schwere Last der Regierung mit Beifall getragen, vielleicht auch nun schon ihre Nachkommen mit irgend einem Barbiergesellen cum Facultate incarcerandi, auf Reisen geschickt haben. —

Karl Gottlieb Bretschneider,

einer der vorzüglichsten rationalistischen Theologen Deutschlands, voll tiefen Wissens und gründlicher Klarheit, ist am 11. Februar 1776 zu Gersdorf im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater als Pfarrer lebte, geboren. Er ward von demselben unterrichtet, hatte aber das Unglück, ihn schon in seinem zwölften Jahre zu verlieren, kam nun zu seinem Oheim nach Hohenstein und besuchte die dortige Stadtschule. Später auf dem Gymnasium zu Chemnitz für die Universität vorbereitet, ging er im Jahre 1794 nach Leipzig, wo er Theologie studirte. Im Jahre 1804 ward er Adjunct der philosophischen Facultät in Wittenberg und beschloß, sich der akademischen Laufbahn zu widmen; doch hinderte ihn die durch den Krieg herbeigeführte Auflösung der dortigen Universität daran. Demzufolge ging er durch Reinhard empfohlen 1807 als Oberpfarrer nach Schneeberg und bereits im folgenden Jahre als Superintendent nach Annaberg. Im Jahre 1816 folgte er einem Rufe nach Gotha, wo er als Dr. d. Theol. und Phil., herzoglicher Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent sich eines schönen und seiner würdigen Berufes erfreut.

Seine deutschen Schriften sind:

Aphorismen über die Union der beiden evang. Kirchen in Deutschland. Gotha, 1819.
Apologie der neueren Theologie des evang. Deutschlands. Halle, 1826.
Die historisch dogmatische Auslegung des N. Testaments u. s. w. Leipz. 1805.
Systematische Darstellung der Dogmatik und Moral der apokryphischen Schriften des A. Testaments. 1. Bd. Leipz. 1805.
Erläuterungen zu J. L. Försters Lehrbuch der christl. Religion. Leipz. 1831.
Ueber die Grundprincipien der evangel. Theologie. Altenburg, 1832.
Handbuch der Dogmatik. Leipz. 1814. 2 Bde. 3 A. Leipz. 1826. Mit einem Anhange.
Heinrich und Antonio, oder die Proselyten. Gotha, 1826. 4. A. 1831.
Die besonderen Hindernisse, welche in unseren Tagen der nützlichen Verwaltung des evangel. Predigtamtes entgegenstehen. Erfurt und Gotha, 1817.
Der vierjährige Krieg der Verbündeten mit Nap. Bonaparte. Annaberg, 1816.
Lehrbuch der Religion und Geschichte der christl. Kirche. Gotha, 1824. 2. A. 1827.
Luther an unsere Zeit u. s. w. Erfurt, 1817.
Predigten an Sonn- und Festtagen. 1. Bd. Leipz. 1823. 2. Bd. 1824.
Sendschreiben an einen Staatsmann über die Frage: Ob evangelische Regierungen gegen den Rationalismus einzuschreiten haben. I. und II. Leipzig, 1830.
Der Simonismus und das Christenthum. Leipz. 1832.
Ueber die Unkirchlichkeit dieser Zeit im protestant. Deutschland. Gotha, 1821.
Votum über eine neuerlich geforderte repräsentative Verfassung der evangel. Kirche. Leipz. 1832.
Die Theologie und die Revolution. Lpzg. 1835.
Einzelne Predigten, Abhandlungen, Recensionen u. s. w. vorzüglich in neuester Zeit in der Algemeinen Kirchenzeitung (Darmstadt, Leske), deren Redacteur B. seit Zimmermann's Tode ist.

B. hat in vielfacher Hinsicht höchst segensreich für Deutschland gewirkt, da er alle Interessen des Glaubens und der Kirche in ihren Verhältnissen zu einander wie zu der Außenwelt aufzufassen, zu würdigen und von einem richtigen Standpunkte aus zu beleuchten und darzustellen weiß. Als gelehrter Theolog zeichnet er sich durch tiefe und gründliche Forschungen, als Kanzelredner durch klare und ruhige, aber keineswegs wahrer Begeisterung und warmer Liebe ermangelnde Beredsamkeit, als hoher Kirchenbeamter durch genaue Kenntniß der Zustände des Lebens und der Kirche, in Allem aber durch eine unermüdliche Wirksamkeit und Thätigkeit, frei von allen Nebenrücksichten nur das allgemeine Beste bezweckend, aus. Eben so sehr wie durch seine gelehrten Werke und seine trefflichen Predigten, hat er dem allgemeinen Wesen durch seine kleinen Flugschriften, die nicht wenig zur Belehrung der Menge und Bekämpfung der Feinde des Lichtes beitrugen, genützt.

Ist das Leben ein Traum?

Predigt, am Neujahrstage 1822 gehalten. *)

Text: Psalm 126, 1.

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden."

Der Psalmist spricht von der ersehnten Zeit, wo die Gefangenschaft der Juden in Babylon sich endigen, und die Weggeführten in's theure Vaterland zurückkehren würden. Dann, sagte er, wird uns sein, wie den Träumenden; Alles, was wir litten, wird hinter uns in dunkler Vergessenheit liegen, wie ein nichtiger Traum; sein wird uns, wie denen, die aus einem schweren Traume erwachen, und sich glücklich preisen, daß er nicht Wahrheit war. Der Psalmist vergleicht einen Theil des Lebens mit einem Traume; man kann aber diese Vergleichung auch auf das ganze Leben bis zu unserm Eingang in das ewige Vaterland ausdehnen, und häufig hören wir in gebundener und ungebundener Rede das Wort: das Leben sei ein Traum! — Singt doch auch der fromme Sänger mit unverkennbarer Beziehung auf den Ausspruch des Psalmisten:

Wie den Träumenden wird's dann uns sein!
Mit Jesu geh'n wir ein
Zu seinen Freuden;
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr! —

Diese Vergleichung spricht das Herz an; man fühlt, es liege Wahrheit darin, Wahrheit, welche den Schmerz beruhigt und widerstreitende Gefühle versöhnt; man fühlt aber auch, sie sei ein Bild, das nur eine abgemessene Anwendung leide, wenn es nicht trügerisch und schädlich werden soll.

Die Wahrheit jener Vergleichung fühlt aber das Herz besonders am heutigen Tage, wo die Erde ihren Jahreslauf um die Sonne auf's neue beginnt, und uns der fühlbare Schritt der Zeit auf des Lebens Kürze und Vergänglichkeit mächtig hinweiset. Denn nicht groß ist die uns zugemessene Zahl der Lebensjahre, und der Anfang eines neuen Jahres enthält immer eine sehr ernste Aufforderung, den Vorrath von Lebenszeit, der für uns noch übrig sein dürfte, zu berechnen. Dem Kinde, dem Jünglinge scheint dieser Vorrath freilich unerschöpflich, und der Weg bis zum 80sten Jahre dünkt ihm ein ewiger zu sein. Doch wer des Lebens Mittag erreicht, oder schon überschritten hat, der weiß es wohl, daß der Abend nicht ferner von ihm sei, als der Morgen, und daß die Zeit mit schneller Flucht enteile. Und wer in's Alter eingetreten ist, den erinnern die langen Schatten, in welche die Bilder der Vergangenheit zurücktreten, an den Abend und den nahen Untergang der Sonne seines Lebens. Darum erhebt er den Blick zum Quell des Lichts, auf einen neuen Morgen hoffend; die Vergangenheit aber überläßt er den Schatten der Nacht, welche anfängt, sie einzuhüllen, und des Lebens Lust und Schmerz aus der Tafel seines Gedächtnisses zu verwischen. Er fühlt, das Leben sei ein Traum, und er sonnt sich nach dem Erwachen an dem Morgenrothe eines schönern Lebens.

Ist denn aber auch das Leben ein Traum?

In gewissem Betrachte ist es ein Traum; in andrer Beziehung ist es kein Traum. Dem Lebenden aber ist nichts nöthiger, als daß er das Leben im rechten Lichte erblicke, damit er es recht gebrauche.

Das Leben ist ein Traum! — Es ist es, in wiefern die Bilder des Lebens, die in unser Bewußtsein treten, oft

---

*) Aus: Dr. K. G. Bretschneider's Predigten. Bd. 2. Leipzig, 1823.

eben so täuschend und nichtig sind, als die Bilder des Traums. Der Traum läßt uns oft Dinge sehen, die gar nicht wirklich sind, und versetzt uns in Lagen, in denen wir niemals waren, in welche wir auch nicht kommen werden; und in dieser Rücksicht ist oft das Leben dem Traume gleich. Denn wer vermöchte sie alle zu zählen, die Täuschungen, in die wir wachend verfallen? Bald spiegelt uns die Furcht Schreckniſſe vor, die nur in unſrer Einbildung vorhanden sind, aber doch die Seele mit Gram und Grauen erfüllen; bald läßt uns die Begierde Güter und Freuden erblicken, die Täuschungen sind, aber doch unser Gemüth in heftige Bewegung setzen, und uns mit Erwartungen von Glück und Ruhe locken, die, wenn wir ihnen näher kommen, in Nichts verschwinden. So wie sich daher die Seele oft in Träumen mit vergeblichen Aengsten quält, aber auch mit Freuden speiset, die nichts sind, als Gaukelbilder der Einbildungskraft: so zittert das Herz auch oft im Leben vor bloßen Schatten ohne Wirklichkeit, jagt aber auch oft nach Gütern, die eben so wenig vorhanden sind. So wie aber das dunkle Bewußtsein im Traume des Lebens Gegenstände oft in falschem Lichte auffaßt, das Vergangene darstellt als gegenwärtig, das Zukünftige im Voraus als ein Wirkliches nimmt, und der Gegenwart nicht selten vergißt: so auch das wachende Bewußtsein im Leben. Das Glück, das wir in Händen haben, o wie oft wird es verkannt in seiner wohlthätigen Natur, und einem Scheingut aufgeopfert, das uns, dem Nebel gleich, entweicht, wenn wir es fassen wollen! — Wie oft ist unser Herz trostlos, wenn uns die höhere Weisheit Gottes nimmt, was sie uns nicht länger lassen kann! Wie oft fliehen wir unser Glück, im Wahne, als sei es Quelle des Unheils. Wie oft aber begrüßen wir das Böse und Verhängnißvolle mit lautem Jubel, als der Freuden Quell! Wie oft sind alle Erwartungen von der Zukunft nichts, als ein nichtiger Traum, den die Wirklichkeit zerstreut! — Und der Schwärmer, ist er nicht ein wachender Träumer! Träumt er sich nicht eine Welt, wie sie nicht ist, und nicht sein kann! — Das Leben ist ein Traum, denn täuschend und nichtig sind oft des Lebens Bilder wie die des Traumes.

Das Leben ist ein Traum! Denn seine Bilder verwischen sich oft eben so leicht aus dem Gedächtnisse wie die Bilder des Traumes. — Nur mit Mühe erinnern wir uns beim Erwachen des nächtlichen Traumes, der uns schreckte oder erfreute, und nach kurzer Zeit entschwindet er gänzlich unserm Gedächtnisse. Nur einzelne Bilder und Scenen, welche der Traum vor unsre Seele führte, bleiben treuer im Gedächtnisse, weil sie entweder besondere Lebendigkeit hatten, oder durch ihre Bedeutung für das Leben uns merkwürdig blieben, oder eine tiefe Bewegung des Gemüths auch nach dem Erwachen zurückließen. — Eben so die Bilder des Lebens. Gegenwart und Zukunft beschäftigen uns gewöhnlich so sehr, daß sich die Bilder der Vergangenheit immer mehr und mehr verdunkeln, und ein großer Theil von ihnen uns gänzlich aus der Erinnerung schwindet. Die Vergangenheit wird endlich dem dunkeln Traume gleich, dessen Bilder wir nur mit Mühe in der Seele wieder auffrischen können. So wie die Zeit die Farben in einem Gemälde bleicht; so verwischt auch die Zeit die lebendige Farbe der Bilder früher genossener Freuden und Leiden, und es sind auch nur einzelne Auftritte unsers Lebens, die das Gedächtniß treuer festhält, und welche auch in spätern Jahren lebendig vor unsre Seele treten. Ist dieses aber schon, während wir noch leben, der Fall; wie vielmehr wird es geschehen, wenn wir das Leben ganz verlassen haben, und die Gegenwart einer neuen Welt mit ihren Zaubern und Wundern unser Bewußtsein erfüllt? Wird dann nicht das kurze irdische Leben wie ein dunkler Traum hinter uns liegen? —

Das Leben ist ein Traum! Denn sein Wohl und sein Wehe gehen eben so schnell vorüber, als die Freuden und Leiden des Traumes. — In Nichts zerrinnt beim ersten Strahl des Morgenrothes des Traumes ganze Bedeutung, er mochte nun entweder die Seele mit Sorgen, Angst und Schrecken belasten, oder sie auf den Flügeln der Freude und Lust über die Wirklichkeit erheben. Setzte dich auch der nächtliche Traum auf einen Fürstenthron, gab er dir der Erde reichste Schätze, übertraf er deine kühnsten Hoffnungen, machte er dich zum glücklichsten Sterblichen; oder peinigte er dich mit Kerker und Banden, machte er dich zum unglückseligen Sclaven brutaler Gewalt, raubte er dir das Liebste und Theuerste, versenkte er dich in die tiefste Trauer: — es ist Alles nichtig! mit dem Erwachen zerrinnt Freude und Angst in Nichts!

Des Lebens Bilder dauern zwar länger, als die Bilder des Traumes; aber die lebendigen Gefühle, die sie in dem Augenblicke auftregen, wo sie sich uns darstellen, sinken schon hier im Laufe der Zeit oft in Nichts zurück. Der härteste Verlust, der uns, wenn er uns trifft, ganz nieder schmettert, und mit dem wir alles Lebensglück für immer verloren zu haben glauben, — nach Jahren denken wir mit Ruhe an ihn; endlich tritt er noch kaum in unsre Erinnerung; er wird auch wie ein Traum vergessen! Der bitterste Haß, der unser Herz durchwühlt, wenn wir boshaft gekränkt werden, — er scheint im ersten Augenblicke ein Gefühl für die Ewigkeit zu sein, und selbst im Grabe nicht erlöschen zu können: aber wenn Monden, Jahre über unsern Häuptern hingerollt sind, so ist er vergessen, ja, wir erinnern uns vielleicht später seiner mit einem Lächeln über unsre Leidenschaftlichkeit. Wenn dieses schon während des Lebens geschieht, wie vielmehr wird dies nicht der Fall sein, wenn wir endlich aus dem schwachen Traumleben dieser Erde erwachen zum vollen Lichtleben der Unsterblichkeit! — Ob du dann im irdischen Leben eine Krone trugst, oder die Sclavenkette; das Scepter führtest, oder den Spaten; im Glanz des Reichthums lebtest, oder von den Sorgen der Armuth gequält wurdest; ob dir deine Wünsche erfüllt, oder versagt wurden; ob du in Freude jauchztest, oder in Thränen seufztest: Alles wird, beim Erwachen zum ewigen Leben, ein Nichts sein, ein nichtiger Traum, dessen du nicht mehr gedenkst, der dein Herz nicht mehr bewegt.

Das Leben ist ein Traum! Denn auch der Menschen und Völker Geschicke wechseln in bunter Verwirrung, wie die Bilder des Traumes. Wundervoll und regellos wechseln die Bilder, die der Traum vor unsre Seele stellt, ohne daß wir zu sagen vermögen, warum es gerade diese Reihe von Bildern ist, die er uns zur Beschauung vorführt, und warum sie sich plötzlich in andere, oft entgegengesetzte, Darstellungen verwandeln. Denn selten verweilt der Traum lange bei Einer Vorstellung, sondern immer springt er zu einer andern über. Bald mischt er uns unter die Bilder des Glücks, durch die er uns ergötzt, Bilder des Schreckens; bald führt er uns plötzlich aus Verlegenheit, Furcht und Gram zu Freude und Glück. Bald läßt er uns großmüthig und edel handeln, bald schlecht und pflichtvergessen, daß wir uns selbst schämen, wie wir so tief fallen konnten. Er mischt Bilder und trennt sie wieder, versetzt uns in Verhältnisse und hebt uns wieder aus ihnen heraus, und wandelt das Schauspiel, das er uns vorstellt, so wundersam und launenhaft, daß es uns unmöglich ist, einen Grund dieses Wechsels und einen Zusammenhang in demselben zu erkennen.

In dieser Abwechslung und Regellosigkeit ist er aber ein entsprechendes Bild des Lebens selbst. Da gehen freudige und traurige Tage in eben so bunter Mischung unter einander; da tritt das Unglück eben so unerwartet den Glücklichen an, und läßt ihn des Glückes Unbestand empfinden; da reicht aber auch das Glück dem Sorgenvollen und Bedrängten oft eben so unerwartet die rettende Hand, und erfüllt seine Wünsche. Auch das Leben behält dieselbe Gestalt niemals lange, sondern Freude und Trauer, Lachen und Weinen wechseln oft und unerwartet, und Ruhe und Gefahr, Friede und Krieg, Leben und Tod tauchen abwechselnd auf aus dem Strome der Zeit, um den Lebenden ihre willkommene, oder unwillkommene Gabe zu spenden. — Leider zeigt sich dieser Wechsel auch oft im sittlichen Leben des Menschen! Schlechte und gute Handlungen mischen sich in seinem Leben. Es ist eine Zeit, wo ein guter Geist ihn treibt, und seine Thaten Ruhm verdienen; aber es kommt auch eine andre Zeit, wo ein böser Geist ihn ergreift, wo er fällt, — oft tiefer fällt, als er selbst für möglich gehalten hätte.

So im Leben der Einzelnen; so auch in dem Gange der allgemeinen Schicksale. Nationen steigen und sinken, das Licht wechselt mit der Finsterniß, das Gute mit dem Bösen, die Herrschaft des Rechts mit der Gewalt des Unrechts, der Ueberfluß mit Mangel, der Wohlstand mit Armuth, der Glanz und die Macht mit dem Elende und der Ohnmacht, die Bildung mit der Barbarei, die Weisheit mit der Thorheit, — so unerwartet, so wundersam, daß wir betäubt und erstaunt stehen, vergebens den Grund solches Wechsels zu erforschen suchen, und das Ganze uns ein Traumbild zu sein scheint. — Und wenn wir uns daran erinnern, meine Brüder, was wir erlebt haben, — wie die Länder und Herren gewechselt, wie Verbindungen sich geknüpft und gelöset haben, wie Macht und Sieg von einer Seite zur andern schwankte, wie Furcht und Hoffnung die Gemüther bewegte, wie immer unerwartet eine Scene des großen Trauerspiels die andre verdrängte, und uns durch neue Verwickelungen in Erstaunen setzte; wenn wir die Bilder dieser ganzen merkwürdigen Vergangenheit von der ersten Erschütterung des Thrones der Lilien an den Ufern der Seine, bis zu dem unerwarteten Aufflammen eines neuen Wundermeteors in Griechenlands Gefilden, in Ein Gemälde zusammen fassen: — so müssen wir, betäubt von so vielen Veränderungen, gestehen: es sei uns, wie den Träumenden! — auch das Leben im Großen sei ein Traum!

Doch, — wir wollen uns nicht irren! Es ist ein Bild, — eine Vergleichung, die wohl einige Wahrheit enthält, aber in andrer Rücksicht auch falsch ist, und uns gefährlich werden könnte, wenn wir ihr im Handeln unbedingt folgen wollten. Der Traum hat weder Bedeutung, noch Wahrheit, noch wirkt er ein auf unsern Zustand; das Leben aber hat eine hohe Be-

deutung, ist Wahrheit, und steht in enger Verbindung mit der Ewigkeit.

Das Leben ist kein Traum! Denn obgleich die Einbildungskraft uns oft täuscht mit nichtigen Bildern des Wahns, so ist doch das Leben Wahrheit, und hat eine sehr ernste Bedeutung. — Des Traumes Gebilde sind alle Wahn und Trug, und zerrinnen von selbst in Nichts. Des Lebens Ereignisse aber, und die Gefühle, die sie wecken, sind Wahrheit von hoher und ernster Bedeutung, und stehen vor uns mit allem Gewichte und aller Dauer der Wirklichkeit. Der Traum ist nur ein scherzendes Bild des Lebens; das Leben selbst ist die Wahrheit, von der das Bild genommen ist, das Wesen unsers Seins, das uns der Schöpfer gab für hohe Zwecke, und dessen Ende sich mit der Ewigkeit verbindet. Wohl könnte man es dem Unglücklichen gönnen, daß der Kummer, der, Felsen gleich, sein Herz belastet, der Schmerz, der ihm das Leben zur Hölle macht, nur Wahn und Täuschung wäre! wohl dem Sünder es wünschen, daß seine Thorheiten oder Verbrechen, daß das Elend, das er sich und Andern erbaut, nichts wäre, als ein nichtiger Traum! Doch Wahrheit ist's, was er empfindet, was er vollbringt und schafft, es sei nun Böses, oder Gutes. Und auch die Täuschungen selbst, mit denen wir uns ergötzen, oder plagen, sie sind doch, so lange der Wahn dauert, der Wahrheit gleich. So wie Schmerz und Freude im Traume, obgleich grundlose, doch wirkliche Empfindungen sind, und die Bilder der Freude, die uns der Schlaf vorgaukelt, uns entzücken, so lange sie vor der Seele stehen, die Bilder des Schreckens aber uns erschüttern, und die Bilder des Grams uns das geschlossene Auge mit Thränen erfüllen: so ist auch Freude und Schmerz im Leben, wenn gleich grundlos an sich, doch wahr in unsrer Empfindung, und erheitert, oder trübt unsre Lebenstage. — Drum nimm das Leben nicht als einen Scherz, sondern als strengen Ernst! Erkenne, was es dir sein, was du ihm leisten sollst, und suche die vom Schöpfer dir vorgeschriebene Bestimmung mit treuem Fleiße zu erreichen. Wie auch der Traum dir dein Geschick bestimmte, und dein Verhältniß zum Leben wandelte und verkehrte; wenn du erwachst, bist du dennoch der Vorige, und die Wirklichkeit tritt wieder ein in ihre Rechte. Doch wie das Leben dein Geschick bestimmt, oder wie du selbst dein Verhältniß mit Weisheit, oder Thorheit, gestaltest und veränderst: so bist du wirklich; und in der Beschaffenheit, in der du von dem Leben scheidest, trittst du ein in die vergeltende Ewigkeit. — Nimm aber auch des Nächsten Leben nicht als einen Scherz; am wenigsten sein Glück und seine Leiden. Mag auch beides ihm am Ende seiner Tage als ein nichtiger Traum erscheinen; so ist es doch, so lange es währet, Wirklichkeit, und begründet für dich Verdienst, oder Schuld, vor dem Richterstuhle deines Schöpfers. Zerstöre nicht des Glücklichen schuldlosen und ungefährlichen Wahn, der ihn beglückt; obgleich ein Wahn, beseeligt er ihn doch, und nur wenn ihn der Weg an Klippen, Ströme oder Abgründe führen könnte, mußt du ihn wecken, und ihm das Bittre der Enttäuschung nicht ersparen. Füllt aber ihn ein Truggebild mit Gram, so eile liebreich, ihn zu verständigen und aus der Täuschung schwerem Traum zu wecken. Erweiset man diese Barmherzigkeit doch dem Schlafenden, wenn schwere Träume ihn quälen; wie vielmehr dem, der wachend träumt von Kummer und von Unglück! —

Das Leben ist kein Traum! Denn ob sich gleich seine Bilder, wie die des Traums, leicht aus dem Gedächtnisse verwischen, so tilgt doch keine Zeit die sittlichen Bilder unsers Lebens aus. — Mag auch von der Vergangenheit noch so viel aus unserm Gedächtnisse verschwinden; mögen auch die genossenen Freuden, die erduldeten Leiden, ganz in das Dunkel der Vergessenheit zurücktreten: für Eines ist das Gedächtniß dennoch treu, und dieses ist das Böse oder Gute, das wir gethan, die Schuld, oder das Verdienst, das wir erworben haben. O Mancher wünschte wohl, aus seinem Bewußtsein auszutilgen, was er im Leben gethan hat! — Doch vergebens! Selbst wenn die Erinnerung daran lange geschlummert hat, so kommt sie oft ganz unwillkommen, am liebsten am späten Abende des Lebens, und frischt die Bilder unsers sittlichen Lebens mit neuen und kräftigen Farben auf. Dieses thut das Gewissen. — Es ist der Schutzgeist des Menschen, der ihn unablässig zum Rechten ermahnt, aber im Geräusche des vollen Lebens oft nicht gehört wird. Aber wenn wir anfangen, dem Leben abzusterben; wenn unsre Sehnsucht, unser Hoffen am Leben nicht mehr hängt, sondern sich wendet zu der verborgenen Zukunft der Ewigkeit: da tritt dieser göttliche Schutzgeist uns zur Seite, hält uns den Spiegel unsers Lebens vor, und stellt uns die erloschenen Bilder unsers sittlichen Lebens zur Freude, oder zum Schrecken, vor das Auge. Darauf darfst du also wohl rechnen, daß die Zeit Freude und Schmerz in deinem Bewußtsein verlöschen wird; aber damit schmeichle dir nicht, daß auch dein sittliches Verhalten ein Traum sein werde, sondern bedenke, daß dein Gewissen über dein Leben Buch und Rechnung hält, und dir sie vorlegen wird zum Schrecken, oder Troste, wo du es am wenigsten erwartest. Und was auch immer aus deinem Gedächtnisse verschwinden möchte, das wäre darum doch nicht so gut als nicht geschehen; denn Einer vergißt nie, — der, der aller Menschen Thaten richten wird nach gerechter Wage; der, vor dessen Richterstuhle alles Gute und Böse offenbar werden soll, was wir gethan haben bei Leibes Leben.

Das Leben ist kein Traum! Denn wenn auch sein Wohl und Wehe schnell vorüber geht, wie ein Traum, so bleiben doch die Wirkungen unsers Verhaltens, und tragen ihre Frucht hier und in der Ewigkeit.

Mögen auch alle Güter, Vorzüge und Auszeichnungen mit dem Leben, wie ein Traum, verschwinden: der Gebrauch, den du von diesen äußerlichen Vorzügen machtest, verschwindet nicht, dein weises oder thörichtes, dein gerechtes oder ungerechtes Verhalten dabei bleibt nicht ohne Frucht. Brauchtest du die Güter und Vorzüge deines Lebens nach dem Gebote der Pflicht und dem Gesetz der Liebe; so hast du eine Saat des Segens ausgestreut, die noch lange nach deinem Tode fortwächset, und wohlthätige Früchte trägt; so trittst du ein in das ewige Leben, geschmückt mit dem Verdienste eines tugendhaft verlebten irdischen Daseins, und der gerechte Richter deines Lebens wird dich über Vieles setzen, weil du ihm über Weniges getreu gewesen bist. Mißbrauchtest du aber dein Glück und deine Vorzüge, hast du der Pflicht und der Liebe vergessen, Unrecht und Gewalt geübt, Elend und Kummer verbreitet: so hast du einen unheilbringenden Saamen ausstreut, der dir, auch wenn dein Leben verschwunden ist, nur die Frucht des Fluchs und der Selbstverachtung tragen wird; so trittst du ein in's ewige Leben, belastet mit der Schuld eines strafbaren Verhaltens, und der gerechte Richter deines Lebens wird deine Seele durch herbe Leiden heiligen müssen, bis sie lernt, das Böse verabscheuen, und dem großen Gesetze des Schöpfers mit Freude gehorchen. — Und trugst du die Last der Sorgen und Mühen, die dir dein Schöpfer auflegte, mit Ergebung und Standhaftigkeit; hieltest du, so niedrig, arm, bedrängt du auch warst, deine Hände rein von Unrecht: so hast du hier nichts zu bereuen, kein Vorwurf folgt dir in die Ewigkeit, wo die mit Freuden erndten sollen, die hier mit Thränen säeten. Stelltest du dich aber ungeberdig bei den Leiden, die dein Schöpfer dir auferlegte, trugst du deine Niedrigkeit und deine Lasten mit Murren; gabst du dich dem Hasse, der Rache, der Leidenschaft hin; und suchtest du durch Unrecht und Frevel des Schicksals Ungunst zu entgehen, und das Glück, das dir der Himmel versagte, gewaltthätig dem Leben abzutrotzen: so trägst du deine Schuld; dein Unrecht bleibt, wenn auch die Leiden schwinden, und weil du säetest auf dein Fleisch, so wirst du auch von dem Fleische das Verderben erndten. Das aber lerne daraus, daß des Lebens Wohl und Wehe, wie ein Traum, verschwindet, daß du dich deines Glücks nicht stolz überhebst, in deiner Hoheit den Niedern nicht verachtest, in deinem Glanze auch den Armen in dürftiger Hülle für deinen Mitbruder erkennst, und bei dem Streben nach dem irdischen Gute und in seinem Besitze immer bedenkst, daß es schwindet, wie ein Traum. Das lerne, daß du die Leiden geduldig trägst, bei des Glückes Ungunst nicht verzweifelst, durch Unrecht und Gewalt dich nicht zu retten suchst, sondern ruhig harrest der Stunde der Erlösung, die dich von deinem Leiden entbinden wird, wie von einem Traume.

Das Leben ist kein Traum! Denn wenn auch der Menschen und Völker Geschicke in bunter Verwirrung wechseln, wie die Bilder des Traumes: so ist doch in ihnen Zusammenhang und Ordnung unverkennbar.

So regellos auch das Schicksal der Einzelnen oft zu wechseln scheint, und so oft es auch unsre Erwartung täuscht; so offenbar ist doch dem aufmerksamen Auge, wie sich in unsern Schicksalen Ursache und Wirkung die Hände reichen. So viel auch bei der Entwickelung unsers Geschicks von einer höhern, uns unerreichbaren und unbegreiflichen, Macht abhängt; so klar tritt es doch vor jedes Auge, was Fleiß, Redlichkeit, Treue, Vorsicht, Liebe, und alle in unsrer Gewalt stehende sittliche Eigenschaften auf unser eigenes und der Unsrigen Schicksal einwirken, und wie wahr in einem gewissen Sinne das Sprüchwort des gemeinen Lebens sei, daß Jeder sein Glück in eigenen Händen trage, sein Schicksal sich selbst erbaue. Ja, theure Brüder, die Weisheit und Güte Gottes erbauet das Gebäude unsers Glücks nicht allein, sondern wir sollen auch die eigene Kraft gebrauchen. Den Riß des Ganzen hat sie in unsre Seele, das Maaß und Richtscheit des Baues in unser Gewissen gelegt, die Materialien zum Gebäude rings um uns her zum Gebrauche ausgestellt; doch bauen, die eigene Hand anlegen muß der Mensch, damit er auch das Gute schaffen lerne, damit er seinem Schöpfer ähnlich, und für das Wirken in einer höhern Welt ge-

bildet werde. Doch, — wenn du baueſt nicht nach des Schöpfers dir gegebenem Plane, ſondern nach dem Zerrbilde des Glücks, das deine Begierde dir vorſpiegelt; wenn du das Richtſcheit des Gewiſſens von dir wirfſt, und, ohne Rückſicht auf des Wahren, Guten und Schönen heiliges Geſetz, nur Steine auf einander häufſt: ſo wundre dich dann nicht, wenn Alles über einander ſtürzt, wenn dir nichts gelingt, und dein Leben die Regelloſigkeit eines Traumes bekommt. Erkenne aber, daß nicht der Zufall, oder die Laune, nicht ein blindes Geſchick oder eine vernunftloſe Nothwendigkeit, ſondern daß du ſelbſt der Quell der Verwirrungen deines Lebens biſt, und glaube es der Stimme Gottes in dir, dem Gewiſſen, wenn es dir verkündiget, daß Gott des Lebens Thorheit ſtraft in ihren Folgen. Klage daher über Leiden, die du ſelbſt herbei rufſt, nicht die göttliche Vorſehung an, und murre nicht gegen ſie, wenn ſie dir giebt, was du verdienſt; ſondern erkenne deine Thorheit, und werde weiſe, deine Sünde, und werde deinem Gotte gehorſam.

So wie in Einzelnen, ſo iſt es auch bei den Geſchicken der Völker. — So viel auch hier die höhere Macht Gottes nach einer für uns oft unverſtändlichen Weisheit waltet; ſo ſichtbar iſt es doch auch hier, daß Fleiß und Klugheit, Tugenden und Menſchlichkeit, alſo das, was in der Hand der Völker ruht, einen entſcheidenden Einfluß haben auf den Gang ihrer Geſchicke, und daß, wie die Schrift ſagt, Ungerechtigkeit alle Lande verwüſte, Gerechtigkeit aber ein Volk erhöhe. — Und wie könnte es auch anders ſein? — Muß nicht das, was von einzelnen Menſchen gilt, auch von Nationen gelten? Beſteht nicht das Denken und Streben eines ganzen Volks in der Summe des Denkens und Strebens aller Einzelnen? Wird alſo nicht auch hier daſſelbe Geſetz der ſittlichen Verknüpfung zwiſchen Weisheit, Tugend und Wohlfahrt, und dagegen zwiſchen Thorheit, Schlechtigkeit und Elend, ſichtbar ſein? Muß nicht auch das Gebäude der öffentlichen Wohlfahrt zuſammen ſtürzen, wenn die Bauenden nicht nach Weisheit, ſondern nach Leidenſchaft, nicht nach Geſetz und Ordnung, ſondern nach Unrecht und Gewalt, bauen? War uns etwa in den unerwarteten Wechſeln der allgemeinen Schickſale ſeit dreißig Jahren der Zuſammenhang zwiſchen der Beſchaffenheit der Menſchen und den Zeitereigniſſen unergründlich, und nicht auch hier die Hand der Vergeltung, welche Jedem giebt, was er verdient, erkennbar? —

O möchte dieſes die Welt erkennen und beherzigen. Dann würde ſie geneſen von der Blindheit, die ſich den Abgrund ſelbſt aushebelt, damit er ſie verſchlinge, geneſen von der Verwegenheit, mit welcher ſie dem großen und göttlichen Geſetze der Wahrheit und Gerechtigkeit zu trotzen ſucht, geneſen von dem Uebermuthe, mit welchem ſie den Lauf der Geſchicke nach ihrer eigennützigen Klugheit zu leiten wähnt; dagegen aber ſtark werden an Weisheit, Demuth, Gerechtigkeit und Liebe, die es allein ſind, was die Völker, wie den einzelnen Menſchen, wahrhaft und auf die Dauer beglückt.

Darum haben wir kein heißeres Flehen, was wir heute zu deinem Throne gelangen laſſen, Allmächtiger, als das Flehen um die Weisheit, die das wahre Glück des Lebens ohne Trug erkennt; um die Demuth, die es empfindet, daß wir Staub und Aſche ſind, und gegen deine unveränderlich dauernden Geſetze nichts vermögen; um die Gerechtigkeit und Liebe, die, allem Eigennutze fremd, im Gehorſam gegen deine heiligen Gebote, nur nach dem Wahren und Wohlthätigen trachtet. Erfülle mit dieſen göttlichen Gaben alle Beherrſcher der Völker, daß ſie ihren hohen Beruf erkennen und erfüllen, und nach deinem Bilde Väter, Beglücker der Völker ſind, welche du ihrer Herrſchaft untergeben haſt! Erfülle mit denſelben Gaben die Völker, daß ſie in Treue und Gehorſam deine göttliche Ordnung heilig halten, und unbethört von gefährlichem Wahne den Weg der Ruhe, des Friedens und der Wohlfahrt zu finden wiſſen. Gieb der Weisheit den Sieg über die Thorheit, der Vernunft über den Aberglauben, der Gerechtigkeit über das Unrecht, der Liebe über den Haß, und laß deinen heiligen Willen geſchehen auf Erden, wie im Himmel! — Dem Leidenden gieb Geduld, dem Bedrängten Standhaftigkeit, dem Unglücklichen Ergebung, dem Glücklichen Demuth, dem Verirrten Erkenntniß, dem Zweifelnden Glauben, dem Sünder Reue, dem Sterbenden Hoffnung. Dem Verlaſſenen erwecke einen Freund, dem Bekümmerten einen Tröſter, dem Bedrängten einen Helfer, der Unſchuld einen Retter! — Und wenn du beſchloſſen haſt, daß dieſes Jahr das letzte unſers Lebens ſein ſoll: o ſo laß uns die Stunde des Todes wohl bereitet finden zum Heimgang, ſo ſei du dem Sterbenden gnädig, wie du durch Jeſum verheißen haſt, ſo laß uns nach des Lebens dunklem Traum am Lichte eines neuen Morgens erwachen zum ſeligen Bewußtſein des ewigen Lebens! —

Chriſtoph Friedrich Bretzner,

der Sohn eines Hoftapezierers zu Leipzig, ward daſelbſt am 10. December 1748 geboren, erhielt eine gute Bildung, widmete ſich dem Kaufmannsſtande, wurde Theilnehmer eines bedeutenden Handelshauſes und ſtarb in ſeiner Vaterſtadt am 31. Auguſt 1807. Seine Mußeſtunden füllte er mit poetiſchen, vorzüglich dramatiſchen Arbeiten, welche zu ihrer Zeit nicht ohne Beifall blieben.

Von ihm erſchienen:

Die Liebe nach der Mode oder der Eheprokurator. Leipzig, 1781. N. A. 1799.
Der argwöhniſche Liebhaber. Leipzig, 1783. N. A. 1792.
Die Luftbälle. Leipzig, 1784. N. A. 1786.
Complimente und Wind. Leipzig, 1792.
Die Erbſchaft aus Oſtindien. Leipzig, 1796.
Das Räuſchchen. N. A. Leipzig, 1790.
Schauſpiele. Leipzig, 1792 — 1808. 4 Bd.
Operetten. Leipzig, 1779.
Singſpiele, Leipzig, 1796.
Das Leben eines Lüderlichen, Roman. Leipzig, 1787 — 88. 3 Thle. N. A. 1790.

B. war nicht ohne Talent für das Komiſche, aber er arbeitete zu flüchtig und haſchte zu ſehr nach Effect; weßhalb keines ſeiner Luſtſpiele einen dauernden Werth hatte, und ſich unter denſelben nur das Räuſchchen und der argwöhniſche Liebhaber auf der Bühne erhalten haben. Unter ſeinen Opern hatten mehrere das Glück, von bedeutenden Meiſtern componirt zu werden (wie z. B. Belmonte und Conſtanze von Mozart, die Schule der Eiferſüchtigen von Salieri); ſeine Dramen und Tragödien ſind dagegen gänzlich als verfehlte Beſtrebungen zu betrachten. Der von ihm nach hogarthiſchen und chodowieckyſchen Zeichnungen geſchriebene Roman huldigt dem Geſchmack ſeiner Zeit, iſt aber jetzt faſt ganz vergeſſen.

Hans Jacob Breuning von und zu Büchenbach

ward im Jahr 1532 zu Buchenberg im Würtembergiſchen geboren, machte größere Reiſen durch Frankreich, Italien und England und ſpäter auch durch Griechenland, Aegypten, Arabien und Syrien. Nach ſeiner Heimkehr ward er Oberhofmeiſter des Herzogs Johann Friedrich von Würtemberg. Er ſtarb 1610.

Seine gut ſtyliſirte und für die damalige Zeit viel Neues und Merkwürdiges enthaltende Reiſebeſchreibung erſchien unter dem Titel:

Reyß des Edeln und Veſten H. J. B. v. B., ſo er ſelbander in der Türkey, ſowohl in Europa als Aſia und Afrika verrichtet. Straßburg, 1612. Folio.

Karl Wilhelm Friedrich Breyer

ward am 29. September 1771 zu Heutingsheim im Würtembergiſchen geboren und trat, nachdem er ſeine Studien vollendet, im Jahre 1800 als Privatdocent zu Jena auf. Er erhielt 1804 einen Ruf als Profeſſor der Geſchichte zu Landshut und kam 1807 als Mitglied der Akademie nach München, wo er am 28. April 1818 als Doctor der Philoſophie, k. b. Hofrath, Ritter des Civilverdienſtordens, Mitglied der Akademie und Profeſſor der Geſchichte am Lyceum ſtarb.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Ideen über die Erziehung der Fürſtenſöhne. Stuttgart, 1797.

Grundriß der Univerſalgeſchichte. Jena, 1802—4. 2 Thle. N. A. 1809.

Hiſtoriſches Magazin. Jena, 1805. I.

Beiträge zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. München, 1811.

Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte. Landshut, 1817—1818. 2 Bde.

Mehrere Reden, Abhandlungen u. ſ. w.

Gründliche Forſchung, Scharfblick und eine geiſtreiche und lebendige Darſtellungsweiſe zeichnen Breyer's hiſtoriſche Leiſtungen würdig aus; leider wurde er zu früh der Welt entriſſen, als daß es ihm vergönnt geweſen wäre, einem größeren Werke ſeine Kräfte und Fähigkeiten zu widmen und ſich den erſten Geſchichtsſchreibern unſerer Nation, denen gleich zu kommen er eifrig ſtrebte, an die Seite zu ſtellen.

Vgl. Fr. Thierſch, Lobſchrift auf B. München, 1818.

Das Aufblühen der Literatur in Italien während des dreizehnten Jahrhunderts*).

2) Das Syſtem der römiſch-catholiſchen Hierarchie war nun vollendet. Die Bildung des dritten Standes erleichterte die Feſſeln des Feudalſyſtems. Die Kreuzzüge hatten eine wunderſame Regſamkeit in der germaniſchen Welt hervorgebracht. Durch das Ritterthum ward die romantiſch-poetiſche Stimmung des Zeitalters noch vermehrt. Auch ahnete man bereits die Größe und den Verluſt der untergegangenen, alten Welt. — Wie alles dieß die Gemüther ſtärkte und bereicherte, ſo weckte und beſchäftigte der Scholaſticismus den Verſtand. Schon begann ein Erwachen zur helleren Anſicht der idealiſchen Welt, in welche der Catholicismus die Germanier im ſtillen Laufe der Zeit, ohne daß ſie ſelbſt es wußten, allmälig verſetzt hatte. Nur konnte dieß Erwachen nicht zur Vollendung kommen, theils, weil es nicht möglich war, daß die ruhige Beſonnenheit neben der wilden Kraft Platz gewann, theils weil ſelbſt der reiche Nachlaß, der von der vorgermaniſchen Welt auf unſere Vorfahren vererbt war, ihre freye Selbſtthätigkeit hemmte. Sollte ein wahrer Fortſchritt in der Cultur geſchehen, ſo konnte er nur von der Perſon, welche gleichſam der Grundton dieſes ganzes Zeitalters war, erwartet werden.

3) So intereſſant aber auch die Regſamkeit war, welche jetzt unter den Germanen überhaupt herrſchte, ſo ragte doch in eben dieſem Zeitpunkt über alle Länder, welche dieſelben eingenommen hatten, Italien bey weitem hervor. Ehrwürdige Trümmer mannigfacher Art erinnerten hier an die alte Roma. Hier war der Geburtsort der Hierarchie und des Kaiſerthums. Die Politik der Päpſte, die bis zu dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts hier fortwährend ihren Hauptſitz gehabt hatten, mußte für die Bildung Italiens vorzüglich wichtig ſeyn. Mild war ſein Himmel, fruchtbar ſein Boden, ſeine Umgebungen äußerſt glücklich. Hier war es, wo der Geiſt der Freyheit und der Republicanismus zuerſt erwacht war, und jetzt in den mannigfaltigſten Formen ſich entwickelte und darſtellte. Auch blühten hier Handel und Wohlſtand; Italien war recht eigentlich der Mittelpunkt des Reichthums und der Macht des weſtlichen Europa's. Der fröhliche Geſang der Provenzalen ward hier auf mancherley und ſehr verſchiedenen Wegen bekannt, ward hier geliebt, geſchätzt und nachgeahmt. Auch fing bereits die Sprache Italiens, bereichert und veredelt durch das Romanzo der Provenzalen, an, ſich zu bilden; ſchon gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts erhob ſich aus den mannigfaltigen Mundarten des italieniſchen Romanzo's eine gemeinſame Sprache der Italiener, eine höhere Volksſprache (Volgare illustre). — In mehr als einer Rückſicht hatte jetzt Italien Aehnlichkeit mit dem glücklichen Küſtenſtreife Vorderaſiens, als dieſer auf Homeros ſtolz ſeyn durfte.

4) In dieſem glücklichen, gleichſam verjüngten Italien trat in dieſen Zeiten der erhabene Dichter Dante Alighieri (geb. 1265, geſt. 1321) auf. Wie Homeros einſt das freye, freundliche Leben der frühern helleniſchen Welt in ewigen Geſängen verherrlichte, ſo ſtellte Dante den tiefen, ernſten Geiſt der mit Chriſtus beginnenden, neuen Welt in einer wunderſamen Dichtung (la divina Comedia) dar. „In einem Mittelpunkte drängte ſich die Kraft ſeines erfindſamen Geiſtes zuſammen, in einem ungeheuern Gedicht umfaßte er mit ſtarken Armen ſeine Nation und ſein Zeitalter, die Kirche und das Kaiſerthum, die Weisheit und die Offenbarung, die Natur und das Reich Gottes. Eine Auswahl des Edelſten und des Schändlichſten, was er geſehen, des Größten und des Seltſamſten, was er erſinnen konnte; die offenherzigſte Darſtellung ſeiner ſelbſt und ſeiner Freunde, die herrlichſte Verherrlichung der Geliebten: alles treu und wahrhaftig im Sichtbaren und voll geheimer Bedeutung und Beziehung aufs Unſichtbare*)." Wie er der Vater der italieniſchen Poeſie, ja der Stifter der modernen Poeſie überhaupt war, ſo begann auch mit ihm und durch ihn der Zeitpunkt der äſthetiſchen Cultur der Sprache und Proſa der Italiener. Mächtig ergriff ſein Geſang den Geiſt ſeiner Nation; in Florenz errichtete man noch im vierzehnten Jahrhundert einen neuen Lehrſtuhl, von welchem herab geiſtvolle Männer den hohen Sinn (polysentum) der göttlichen Comedie erklären ſollten.

5) Zum Theil noch in einer Zeit mit Dante lebte Francesco Petrarca (geb. zu Arezzo 1304, geſt. 1374); ein Nahme, den die Geſchichte mit tiefer Ehrfurcht nennt. Er war gleich groß als Dichter und als Gelehrter, als Wiederherſteller wahrer Poeſie und wahrer Gelehrſamkeit. Dante übertraf ihn zwar an Genie aber Petrarca's Geſchmack war geläuterter. Wie jener den ganzen großen Inhalt der neuern Zeit in ſeiner göttlichen Comedie umfaßte, ſo machte Petrarca das zärteſte Element derſelben, die Liebe, zum Inhalt ſeiner Sonette und Canzonen. Sein Gefühl erfand gleichſam die Sprache der Liebe, und gilt noch Jahrhunderten nach den allen Edlen. Die Verherrlichung ſeiner Laura iſt das ſchönſte Symbol und Denkmal jener allgemeinen, höheren Achtung gegen das weibliche Geſchlecht, wozu der Chriſtianismus und das romantiſche Ritterthum die urſprüngliche Pietät der Germanen gegen die Frauen allmälig veredelt haben. Nächſt den Gefühlen der Liebe war es vornämlich eine innige Sehnſucht nach der untergegangenen alten Welt, was ſeine große Seele beſchäftigte, und deßhalb arbeitete er, wie wir tiefer unten ſehen werden, ſoviel wie möglich für die Wiederherſtellung der alten Roma. — Uebrigens läßt ſich bey Petrarca der hiſtoriſche Zuſammenhang ſeiner Poeſie mit dem Rittergeſang genauer nachweiſen, als bey Dante, obwohl auch dieſer ohnſtreitig ein Sohn ſeiner Zeiten war.

6) Giovanni Boccaccio von Certaldo (geb. 1313, geſt. 1375) vollendete das Triumvirat der großen Wiederherſteller der äſthetiſchen Cultur in Italien. Ihm verdankt vornämlich die Proſa der Italiener ihre Bildung. — Die hundert kleinen Erzählungen oder Novellen, die er unter dem Namen des Decamerone kunſtreich und ungezwungen in einer Sammlung verbunden hat, galten vor vielen andern Schriften, die er geſchrieben, vom Anfange an für ein Muſter correcter, toscaniſcher Diction. Sie ſind aber auch ein unverſiegbarer Quell intereſſanter Geſchichten für die Dichter jeder Nation, ein ſchöner Uebergang von den Mährchen des Ritterthums zum neuern Roman, ein Gemälde und Vorbild des geſelligen Lebens der neuern Welt. In der Canzone zeichnete ſich Boccaccio durch fröhliche Anmuth und gefälligen Scherz aus. Auch verdient es bemerkt zu werden, daß er der Erſte war, der in Florenz die Lehrer-Stelle bekleidete, welche die Regierung daſelbſt zur Erklärung der göttlichen Comödie des Dante geſtiftet hatte. Seine fruchtbare Anſicht von dieſer wunderſamen Dichtung machte ihn dieſes Berufs werth. Er hielt ſie für eine irdiſche Hülle und körperliche Einkleidung der unſichtbaren Dinge und der göttlichen Kräfte, und nannte ſie geradezu eine

---

*) Aus: C. W. Friedr. Breyer's Grundriß der Univerſalgeſchichte. Jena, 1806. 2. Theil, S. 179.

*) S. das Schlegelſche Athenäum. 3. B. 1. St. S. 77.

der von Dritten, die sich gegen die Zwangsvollstreckung mit Erfolg zur Wehr setzen können, ist der Gläubiger nicht verpflichtet.

Der Schuldner kann sich der Zwangsvollstreckung dadurch entziehen, daß er Sicherheit leistet. Diese Sicherheit kann auch durch Bürgschaft einer inländischen Bank geleistet werden. Auch kann eine gewisse Art der Sicherheit für den Gläubiger vorgeschrieben werden. Die Sicherheit kann auch durch Hinterlegung von Geld oder Wertpapieren geleistet werden. Wenn der Gläubiger eine Sicherheit annimmt, so kann er nicht mehr verlangen, daß die Zwangsvollstreckung fortgesetzt wird. Wenn der Gläubiger eine Sicherheit annimmt, so kann er nicht mehr verlangen, daß die Zwangsvollstreckung fortgesetzt wird.

fahrvoller wurde. Nur im Occident konnten die Griechen Hülfe suchen, aber dem Geiste dieser Zeiten gemäß, wollte sie ihnen dieser nur unter der Bedingung kirchlicher Vereinigung gewähren. Dieß veranlaßte mannigfaltige Unterhandlungen zwischen Constantinopel und Italien, und mit dem politisch-religiösen Verkehr zwischen jenem und diesem erweiterte sich auch der literarische. Noch ehe mit der Eroberung Constantinopels durch die Osmanen (May 29. 1453) der Fall des Kaiserthums vollendet wurde, hatten sich mehrere Griechen, als Lehrer ihrer Literatur, in Italien niedergelassen, und die vielen Flüchtlinge, welche seit dem Falle Constantinopels in immer größerer Anzahl in den Occident herüberströmten, fanden bereits alles vorbereitet, um durch Unterricht in der griechischen Literatur sich in dem neuen Vaterlande Freunde und Unterhalt gewinnen zu können. Endlich war es ein großer Gewinn für die Wissenschaften, daß theils die Eroberung Constantinopels durch die Osmanen minder verderblich war, als die durch die Franken, theils der völlige Untergang des alten Kaiserthums überhaupt in einen Zeitpunkt fiel, wo vornämlich in Italien die Cultur bereits wieder eine Höhe erreicht hatte, daß wenigstens die Einwohner dieses Landes fähig waren, den Nachlaß der alten Griechen nicht nur in Empfang zu nehmen, sondern auch zu ehren.

Karl Gustav v. Brinkmann

gehöret zu den wenigen Ausländern, welche nicht ohne Glück in deutscher Sprache zu dichten versuchten. Er ward am 24. Februar 1764 zu Brunckirka bei Stockholm geboren, erhielt seine Jugendbildung in seinem Vaterlande und lebte dann geraume Zeit in Deutschland. Im Jahre 1791 ward er Kabinetssecretair zu Stockholm, 1792 schwedischer Legationssecretair in Dresden und 1797 in Paris. Von hier ging er 1801 als Chargé d'affaires seines Hofes nach Berlin, das er 1807 wieder verließ, um sich nach London als außerordentlicher Gesandter zu begeben. Im Jahre 1810 kehrte er nach Stockholm zurück, wo er sich gegenwärtig noch als Kammerherr, Commandeur des Nordsternordens und Mitglied des Collegiums zur Berathung der Reichsangelegenheiten befindet.

Sein Dichtername war Selmar. Zu seinen deutschen Schriften gehören:

Gedichte. Leipzig, 1783. 2 Bde.
Gedichte. Berlin, 1804. — 1s Bdchen.
Philosophische Ansichten und Gedichte. Berlin, 1806. 1. Th.

Schärfe des Ausdrucks, Herrschaft über die Sprache, Reichthum der Gedanken, Wohlklang und Tiefe der Empfindung zeichnen seine poetischen Leistungen aus; vorzüglich hat er sich im gnomischen Epigramm als Meister bewährt. — Die ihm irrthümlich oft beigelegten bekannten Memoiren des Freiherrn von S — a rühren nicht von ihm, sondern, wie man allgemein behauptet, von dem Woltmann'schen Ehepaare her, das jedoch gerade für dieses geistreiche Buch ihm Manches mag zu verdanken haben. — Als schwedischer Dichter erhielt er 1821 von der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm den ersten Preis für sein Gedicht: Die Welt des Genius.

Barthold Heinrich Brockes

ward am 22. September 1680 zu Hamburg geboren, wo sein Vater, den er jedoch früh verlor, als ein angesehener Kaufmann lebte. Er erhielt eine sorgfältige Jugendbildung in den gelehrten Anstalten seiner Vaterstadt, studirte darauf in Halle die Rechtswissenschaft und machte dann größere Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Italien und die Niederlande. In Leyden erwarb er sich den Grad eines Licentiaten der Rechte und kehrte dann 1704 nach Hamburg zurück, wo er sich verheirathete und in stiller Zurückgezogenheit wissenschaftlichen und poetischen Beschäftigungen lebte. Im Jahre 1720 ward er jedoch zum Senator erwählt und während der Folgezeit mehrere Mal in Angelegenheiten seiner Vaterstadt an fremde Höfe gesandt. 1735 ging er als Amtmann nach Ritzebüttel, wo er sechs Jahre verweilte. Er starb allgemein beliebt und geehrt am 16. Januar 1747 zu Hamburg.

Er gab heraus:

Der für die Sünden der Welt gemarterte und sterbende Jesus u. s. w. Hamburg, 1712.
Verdeutschter Bethlehemitischer Kindermord des Ritters Marino, nebst etlichen von des Herrn Uebersetzers eigenen Gedichten u. s. w. (herausgegeben von König, mit Brockes Bildniß von Bernigeroth nach Denner). Cöln und Hamburg, 1715. Fünfte Auflage 1740.
Irdisches Vergnügen in Gott, bestehend in physikalisch und moralischen Gedichten. Hamburg, 1721. 1s. Bd. 9r. Bd. Hamburg, 1748. Einen Auszug aus diesen neun Bänden besorgten Hagedorn und Wilkens, Hamburg, 1738, in einem Bande.
Schwanengesang u. s. w. Hamburg, 1747.
Thomsons Jahreszeiten. Hamburg, 1745.
Pope, Versuch vom Menschen. Hamburg, 1740.
Einzelne Aufsätze im Hamburgischen Patrioten, Hamburg, 1742. Gedichte in Weichmanns Poesie der Niedersachsen u. s. w.

B. ward zu seiner Zeit als Dichter außerordentlich verehrt, denn seine Muse war tiefe Frömmigkeit, und seine Leistungen mußten daher bei der gleichgestimmten Menge lebhaften Anklang finden. Mit einer ungeheuchelten Dankbarkeit erfreute er sich stets aller Gaben des Schöpfers, findet die größte Lust an der Natur und ist unablässig bemüht, ihre Schönheit im Einzelnen wie im Ganzen zu feiern und zu beschreiben. — Eine gründliche, wissenschaftliche Bildung, Herrschaft über die Sprache im Allgemeinen und ein feingebildetes und für den Wohlklang empfängliches Ohr leisteten ihm dabei vortreffliche Dienste. Auf der andern Seite fehlt es ihm jedoch an eigentlicher Tiefe der Empfindung und an wahrer poetischer Begeisterung, so daß er stets zu breit wird und in seinen Schilderungen nie zur rechten Zeit aufzuhören weiß, sondern auch das Kleinste berührt, ähnlich einem Lehrer, der immer, selbst in der besten Gesellschaft, glaubt seine Elementarschüler vor sich zu haben. Es fehlt ihm ferner der richtige Tact, und sein Bemühen, recht verständlich und eindringlich zu seyn, läßt ihn nie sehen, wo das Erhabene aufhört und das Lächerliche beginnt; selbst seine Sprache wird dadurch zu Zeiten platt und alltäglich, ohne sein Wissen und Wollen. So sehr daher seine Gedichte eine Zeit lang gefeiert wurden, so schnell sanken sie nachher in Vergessenheit. Machte die Intention allein den Dichter, so verdiente Brockes unbedingt den Ersten aller Nationen beigesellt zu werden; so aber ist die Nachwelt keineswegs ungerecht, wenn sie ihn zwar einen vortrefflichen Menschen, doch auch zu gleicher Zeit einen langweiligen Poeten nennt.

Vgl. Memoria B. H. Brockesii, scripsit Paulus Schaffshausen. Hamb. 1750.

Der Garten*).

Eccl. II, 5.

Ich machte mir Gärten und Lust-Gärten und pflanzete allerlei fruchtbare Bäume darein.

Ihr durch die Leidenschaft verführte Seelen, höret,
Wer Gott, durch Sein Geschöpf gerührt, mit Freuden ehret,
Und seine Lust mit Ernst in Gottes Wercken sucht;
Dem träget jede Bluhm, die er betrachtend schaut,
Dem träget jeder Baum, dem träget jedes Kraut,
Dem träget jedes Blatt der Freuden süße Frucht.

Aria.

Eröffnet, ach öffnet die Augen, und seht,
Wie alles im Frühling verherrlichet steht,
Wie lieblich die glänzenden Gärten beblühmet!
Eröffnet die Lippen, kommt, preiset und rühmet
Die Wunder des Schöpfers, durch welchen allein
Feld, Wälder und Gärten verherrlichet seyn!
Sonst ist an euch des Schöpfers Huld verloren;
Ihr unterlaßt den Zweck, zu welchem ihr geboren.

Die Wolcken tröpfelten nicht mehr;
Der Himmel höret' auf zu weinen;
Der Creaturen Kron' und Ehr',
Die Sonne, fieng von Neuem an zu scheinen,
Bestrahlte die beblühmten Hügel,
Bemalte Wiesen, Wald und Feld:
Es wurden in der annoch nassen Welt,
Auf jedem Blatt, aus jedem Tropfen, Spiegel.
Ein heller Glantz, ein mehr als güldner Schein,
Nahm Lust und Land bezaubernd ein,
Und reitzte mich, da Wald und Feld so schön,
Der Gärten Pracht und Anmuth anzusehn,
In welchen die Natur sich mit der Kunst verbindet,
Wo Fleiß, wo Nutz und Lust sich stets verschwistert findet;
Woselbst wir, in der Menschen Wercken,
Zugleich die wirckende Natur,
Und in derselbigen die helle Spur
Von unsers Schöpfers Macht und Gegenwart bemercken.

Aria.

1.

Mich deucht, wenn ich, voll Freude,
Hier Hertz und Augen weide,
Und bei den Bluhmen steh';
Daß ich zu dir mich schwinge,
Und dich, Quell aller Dinge,
Allgegenwärt'ger Schöpfer, seh.

2.

Gerührt durch dieses Dencken,
Wünscht sich mein Herz, zu lencken
Allein nach deinem Sinn.
Leib, Seele, Geist und Leben
Will ich nur dir ergeben.
Nimm, gegenwärt'ger Gott, sie hin!

Nie haben persische Tapeten so geschienen;
Es glänzt kein güld'nes Tuch, wenn Perlen und Rubinen
Auch gleich darauf gestickt, so herrlich und so schön.
Ja was wohl auf der Welt am lieblichsten zu sehn,
Und mit geheimer Lust der Menschen Aug' erfüllt,
Ein' aufgeputzte Meng' von schönem Frauenzimmer,
In tausend-färbigen Damast und Sammt gehüllt,
Mit Perlen, Silber, Gold besetzet und gestickt,
Mit Federbüschen, Band, Brocad und Moor geschmückt,
Scheint, funkelt, glänzt und perlt nicht in so heldem Schimmer,
Als die, durchs Frühlings Hand erneute Welt,
Als ein vom Sonnenglantz bestrahlt beblühmtes Feld.
Der Wunder-schön beaugte Pfauen-Schwantz,
Der Iris Farben-reicher Krantz,
Des hellen Abend-Sterns so lieblich-reiner Glantz,
Erquicken kaum so sehr das menschliche Gesicht,
Als das auf hundert tausend Arten
Gefärbte und gebroch'ne Licht
Von einem bunten Bluhmen-Garten.

Jedwede Bluhme schien
Mein Auge, mit Gewalt, auf sich zu ziehn.
Das helle, Silber-weisse Licht,
Das aus den Tuberosen bricht,
Die lieblich-schimmernden Jesminen,
So, weissen Sternen gleich, an Gröss' und Menge,
Auf vielen nach der Kunst geschor'nen Hecken,
Die sich, so weit man sieht, erstrecken,
Ein Milch-Weg von unabzusehender Länge,
An einem grünen Himmel, schienen;
Die wirkten zu des Schöpfers Ehre,
In meinem Hertzen diese Lehre:

Aria.

Laß der Lilien und Jesminen
Unbefleckten Silber-Schein,
Seele, dir zur Folge dienen!
Suche dich, von Lastern rein,
In der Unschuld weisse Seiden,
Voller Sanftmuth, einzukleiden.

Die dunckelsrothe Gluht der Amaranten,
Der bunte Mahn, worauf, wie Diamanten,
Der Tropfen Menge lag,
Samt der Peonien Blut-rothem Funckeln,
Convolvulen, Violen und Ranunckeln,
Die theils, wie Himmel-Blau und Silber, theils vergüldet,
Und theils in rothen Flammen glühn;
Der frischen Kräuter holdes Grün,
Das tausendfach gefärbt, das tausendfach gebildet,
Bemüheten sich gleichsam in die Wette,
Als ob ein jedes Sinne hätte,
Durch ihrer Blätter Pracht und Schein,
Zu ihres Schöpfers Ruhm, ein Gegenwurf zu seyn.
Man kann in blauen Blumen hier,
In einer Sternen-förm'gen Zier,
Wie weisse Sterne dort am blauen,
Viel blaue Stern' am grünen, Himmel schauen.

Aria.

Der ungezählten Kräuter Menge,
Der Blätter Farben und Natur,
Der Säfte, Kräfte, der Figur
Von tausendfacher Breit' und Länge
Bewundrungs-werther Unterscheid
Zeigt dem, der auf dies Wunder achtet,
Und ihres Schöpfers Macht betrachtet,
Sein' Allmacht und Unendlichkeit.

Der Perlen-Schmuck der weissen Blüthe glimmet
Zuerst auf jedem Baum; die schlanken Zweige krümmet
Der Bluhmen süsse Last. Der Aepfel holde Blüht',
Die recht wie Blut und Milch, in weisser Röthe glüht,
Von Schimmer, Glantz und Schönheit reich,
Sieht Rosen-Knospen gleich.

Auf allen Aesten scheint ein Wunder-Schnee zu liegen,
Der warm und trocken ist; die Silber-weisse Blüthe
Ergetzt nicht nur das Aug', sie labt auch die Gemüthe,
Durch den Geruch, zugleich. Viel tausend Bienen fliegen,
Und sammeln Honig ein,
Mit schwärmendem Getöß' und angenehmem Summen.
Es tönt, als wann Bassons, gedämpfet, sanfte brummen.
Beym zwitschernden Discant von manchen Vögelein,
Beym rauschenden Tenor der wallenden Krystallen,
Die über glatte Kiesel fallen,
Und bey dem hohen Alt, dem lispelnden Gezische
Der Bäum' und Büsche,
Scheint dieses murmelnde Geräusch der Baß zu seyn.
Auf, auf! mein Herz, laß, Gott zu Ehren,
Bey dieser Harmonie, auch deine Lieder hören!

Aria.

Singe, Seele, Gott zum Preise,
Der auf solche weise Weise
Alle Welt so herrlich schmückt!
Der uns durchs Gehör erquickt,
Der uns durchs Gesicht entzückt,
Wenn er Bäum' und Feld beblühmet,
Sey gepreiset, sey gerühmet!

Seele, laß ein helles Singen,
Deinem Gott zum Ruhm', erklingen,
Wenn dir, was du willt, geschicht:

*) Aus: B. H. Brockes, Auszug der vornehmsten Gedichte aus dem Irdischen Vergnügen in Gott. Hamburg, 1738. S. 86.

Und, wofern dir was gebricht,
Murmle sanft, doch murre nicht!
Tiefe Seufzer laß erschallen!
Diese sinds, die Gott gefallen.

Betrachtet man die Obst-Bäum', Aepfel, Pfirschen,
Birn, Apricosen, Mandeln, Kirschen;
Gleicht ihrer Bluhmen lieblich Prangen
Nicht Gärten, die in Lüften hangen?
Ist nicht der kleinste Zweig ein grosser Bluhmen-Strauß?
Haucht ihre Menge nicht den stärcksten Bisam aus?
Sie würtzen, durch so angenehme Düfte,
Die voller Amber und Zibeth,
Die ausgespannten lauen Lüfte,
Daß ihre Balsam-Kraft uns recht ans Hertze geht.

Aria.

Seele, laß der Bäume Pracht
Dich zu ihrer Folge leiten!
Suche dich, auf allen Seiten
In Gedancken auszubreiten,
Und auf den Betrachtungs-Zweigen,
Blätter deiner Lust zu zeugen!
Laß, durch dieses holde Grün,
Deiner Andacht Bluhmen blühn,
Und des Lobes Früchte bringen!
Auf! mit heller Stimm' und Saiten
Unsern Schöpfer zu besingen,
Der die Erde fröhlich macht!

Da Capo.

Wenn Zephirs flüchtiges Gesinde,
Die holden Frühlings-Winde,
Die lauen Fittigen bewegen;
Fällt von der Blüth' ein Silber-weisser Regen,
Der uns bedecket, doch nicht netzet,
Und das Gesicht, Gefühl und den Geruch ergetzet.
Damit wir ihres Schmucks uns desto mehr erfreuen;
Will uns der Bäume Schaar mit Bluhmen überstreuen.
Es scheint der Blüthe flücht'ges Schweben,
Indem sie fällt, die Lüfte zu beleben.
Die klare, grünlich-dunckle Fluht,
Die in des Teiches Ufers Schooß,
Bekräntzt mit Mooß,
An schlancker Bäume Wurzel ruht,
Auf deren eb'nen Fläch' ein kühler Schatten schwimmet,
Wird unvermuthet hell, und glimmet
In einer weissen Gluht:
Oft lässt es recht, als ob, uns doppelt zu ergetzen,
Die Blätter sich aufs neu zusammen setzen,
Wodurch sie denn noch mehr das dunckle Wasser zieren,
Und neue Bluhmen drauf formiren.
Es scheinen Wasser, Büsch' und Hecken,
Es scheinen Kräuter, Beeten, Gänge,
Als wenn sie riechender Schnee-weißer Flocken Menge,
Und weiße Rosen-Blätter decken.

Aria.

Süßer Bluhmen Ambra-Flocken!
Euer Silber soll mich locken,
Dem zum Ruhm, der euch gemacht.
Da ihr fall't; will ich mich schwingen
Himmelwärts, und den besingen,
Der die Welt hervorgebracht.

Man darf kein Vogel-Haus von dünnem Stahl
In diesem holden Orte bauen,
Um schöne Vögel ohne Zahl
Um sich zu schauen.
Die Luft ist selbst ein weites Vogel-Haus,
Der Garten ist freiwill'ger Kerker,
Ein offenes Gebäu, wo dicht-geflocht'ne Aercker
Der Aest' und Blätter Menge schrenckt,
Woraus kein einziger zu flieh'n gedenckt,

Aria.

Wenn ihr in den bekräntzten Steigen
Der Anmuth-reichen Gärten geht,
Und, zwischen den belaubten Zweigen,
Die kleinen bunten Sänger seht,
Und ihre süsse Stimmen höret:
So lobt mit ihnen, preis't und ehret
Den Gott, der über alles schätzt,
Wenn man sich Ihm zur Ehr', ergetzt.

Des niedern Bur-Baums festes Laub,
Wodurch der Menschen Witz und Fleiß
Den leeren dunkel-braunen Staub
So künstlich einzuschrencken weis,
Daß schön're Züge, Laub-Werck, Bilder
Kein Mathematicus, kein Schilder,
Fast mit dem Pinsel malen kann,
Treibt mich, wie folgt, zu dencken an:

Ein Gärtner malet hier,
Ohn' Oel und Stafeleyen,
Ohn' Pinsel, ohn' Palet, lebend'ge Schildereyen.
Sein Spaten dienet ihm zum Reiß-Bley, sein Papier
Ist schwarz- und dunkel-braun, er schreibt gezog'ne Namen,
Zieht Laub-Werck selbst von Laub, und fasst in grüne Rahmen
Sein schön figürlich Werck, von mehr als hundert Arten,
Ja ohne Bur-Baum ist der Garten kaum ein Garten.

Arioso.

Wie groß, o Gott, ist deiner Liebe Kraft,
Da du so manche Wissenschaft
In deine Creatur gesencket!
Denn bilde dir doch, eitler Mensch, nicht ein,
Daß Künst' und Wissenschaften dein;
Sie sind dir nur, durch seine Huld, geschencket.
Es schmückt die bildende Natur
Das Form- und Bilder-leere Land,
Durch uns're Hand;
Wir sind, trotz unserm Stolz, ihr Werkzeug nur.
Sprich, ob wir des Verstandes Gaben,
Wie alles, nicht empfangen haben?

Aria.

Wer wird nicht sagen müssen,
Daß Menschen-Kunst und Wissen,
Wie alles, Gaben nur?
Was sind Vollkommenheiten?
Nichts ohne Fähigkeiten,
Und diese kommen von Natur.
Wer, durch des Schöpfers Gunst,
Vom Weisheits-Feur entzündet,
Die Kunst erweg't, der findet
Natur auch in der grösten Kunst.

Hierauf ward ich, mit höchster Lust, gewahr,
Wie ein Orangen-Dach zur rechten Hand,
Auf Säulen-gleichen Stämmen, stand,
Die ein gespitztes Laub, das, wie Smaragden, glänzet,
Mit hoch-erhab'nen Kronen kräntzet,
Wo, zwischen Silber-weisser Blüht,
Man güld'ne Früchte schimmern sieht.
Es nahm mir dieser holde Schein
Mein Aug' und Hertz, mein gantzes Wesen, ein.

Aria.

Verblend'te Sterblichen, ihr grabet
Das Gold und Geld aus finster'm Schacht,
Das einen kaum von allen Sinnen labet;
Seht, was ihr hier für and're Pracht
Auf Pomerantzen-Bäumen habet,
Wofür ihr billig Gottes Güte,
In froher Ehrfurcht, preisen sollt:
Bedienet Silber ist die Blühte,
Die Frucht ein eß- und trinkbar Gold.

Es sind die, nach der Schnur gezog'nen, Gänge
Mit einer wunderbaren Menge
Von Bluhmen, Pflantzen, Blüht' verwunderlich geschmückt,
Es werden, durch viel tausend Früchte,
Die Zunge, der Geruch und das Gesichte
Zugleich erquickt.
Man mag, wohin man will, sich kehren, wenden, drehn:
So wird auf einer jeden Stelle,
Man immer eine neue Quelle
Von Anmuth und Vergnügen sehn;
Man thut fast keinen Schritt, daß man den Fuß
Nicht auf was Schönes setzen muß.

Aria.

1.

Kommt, schmecket und sehet,
Wie freundlich der Herr!
Es wird der Glorwürdigen herrlichen Werche

Unzählige Menge, Macht, Weisheit und Stärcke
Durch unser Vergnügen, am besten erhöhet.

Da Capo.

2.

Erkennet und fühlet,
Wie freundlich der Herr!
Als welcher, damit in den Wundern der Erde
Sein herrlicher Name verherrlichet werde,
Auf unser Vergnügen am meisten gezielet.

Da Capo.

So manches Kraut, so manche Bluhme
In Gärten, Feld- und Wäldern blüht;
So manches kleine Rauch-Faß glüht,
Dem großen Gott zum Preis' und Ruhme,
Das ein gelinder Wind, wodurch sich alles reget,
Mit sanftem Schütteln hin und her,
Damit es den Geruch vermehr',
Zu noch vermehrter Lust, beweget.

Aria.

Es opfern die Bluhmen bebiesamte Säfte;
Es dünsten die Kräuter erquickende Kräfte,
Dem großen All zur Ehr' allein.
Ach, trachtet, ihr Menschen, es wohl zu bemercken!
Bemüht euch, in Andacht und guten Wercken,
Dem Schöpfer ein süsser Geruch zu seyn!

Blühende Pfirschen und Apricosen.

Ich sah', an einer Garten-Wand,
Jüngst einen Pfirsch-Baum ausgespannt,
Deß, dem Rubin-Balaß an Farben gleiche, Blüthe
Im angenehmen Schimmer glühte.
Es glich der ganze Baum, sowohl an Form und Glantz,
Als runder grüner Zierlichkeit,
Fast einem glänzenden erhab'nen Pfauen-Schwantz,
Nur bloß mit diesem Unterscheid:
Da dort der Pfauen grünes Rad
Von blauem funckelnden Saphir,
Viel hundert schöne Augen hat;
So prangt des Pfirsch-Baums Circkel hier,
In seinem ja so schönen Grünen,
Mit tausend Augen von Rubinen.

Nicht leicht kann man was schöners sehn,
Als wenn wir etwan an der Seiten
Von einem blüh'nden Pfirsch-Baum stehn.
Die Blicke, die sodann
Gemächlich über Bluhmen gleiten,
Die sehn den sonst zertheilten Glantz
Nicht anders an,
Als ein vereintes Gantz',
Und scheint sodann die gantze Wand,
Mit Decken von Damast,
Die Rosen-farb gefärbet, überspannt.

Wenn man dieselbigen nun in der Nähe sieht,
Erblickt, mit tausend Lust, ein aufmerksam Gemüth,
Viel tausend kleine weisse Spitzen
Auf noch nicht offnen Knospen sitzen,
Die, wie ein weisser Pelz von Hermelinen,
Zum Schutz der zarten Blüthe dienen.

Wenn sich dieselbe nun zertheilet; siehet man
Zuerst ein schönes Roth, das man Rubinen,
Mit allem Recht vergleichen kann.
Sie sind sodann recht wunderschön,
Wie Rosen-Knöspchen, anzusehn.

Die rothen Kügelchen eröffnen sich,
Wenn sie der Sonnen Licht bestrahlt, fast sichtbarlich.
Wann ich sodann die offne Blühte schau;
Entdeck' ich voller Lust, und sehe, mit Vergnügen,
Ein weißlich Roth, ein röthlichs Blau,
In süsser Zärtlichkeit, sich auf den Blättern fügen.
Es wird das Roth allmählich blaß,
Recht, wie gesagt, als ein Rubin-Balaß.
Es sieht der Rose dann, die wild, und röthlich-bleich,
An Form und Farb', ein jedes Blühmchen gleich.
Der gantze Pfirsch-Baum scheint, in einem holden Schein,
Ein grosser Rosen-Busch zu seyn;
Der aber (wie nicht leicht ein Rosen-Busch sonst pfleget)
Kein Laub und keinen Dorn, nur Bluhmen, träget.

Noch war in gleicher Form zu schauen
Ein recht, als wie mit Silber-Schaum,
Geschmückter Apricosen-Baum.
Er glich dem schönen Schweif von einem weissen Pfauen.
Aus Knospen, wenn sie noch nicht gantz
Geöffnet, sieht man recht, in einem weissen Glantz,
Gleichwie aus röthlichen zerborst'nen Schaalen,
Die Blüht', als einen Stern mit weissen Spitzen, strahlen.
Wie aber die, sobald sie aufgeblüht,
Den weissen Rosen ähnlich sieht;
So siehet auch der Baum, an schönen Bluhmen reich,
Dem weissen Rosen-Busch, ohn' Laub und Dornen, gleich.

Wie wir, in ausgeschmückten Zimmern,
Tapeten oft in bunten Bahnen schimmern,
Und wechselsweise prangen sehn;
So sind nicht minder wunderschön,
Im Frühling, bunter Garten Schrancken,
Die, bald mit Apricosen, Pfirschen,
Mit Aepfeln hier, und dort mit Kirschen
Besetzt' und überzog'ne Planken,
Wie bunte Bahnen. Wenn das Licht
Der Sonnen gar, bei aufgeklärtem Wetter,
Durch ihre zarte Blüht' und Blätter,
Mit ihrem klaren Feuer bricht,
Und, durch der Blätter Saft selbst bunt gefärbet, fällt;
So kann nichts lieblichers auf Erden
Den Augen vorgestellet werden.
Der allerherrlichsten Tapeten Pracht
Wird denn mit Recht, bey diesem Glantz, veracht.

Willst du nun recht was zärtlichs sehn:
So schau ein solches Blatt
Aufmerksam an, wie wunderschön
In selbem kleine Bäume stehn,
Die sich darin, mit Stämm- und Zweigen,
Verwunderlich und deutlich zeigen.
Von diesen glaubet man, daß in den zarten Röhren,
Die Säfte, so die Früchte nähren,
Bereitet, ausgekocht und zugerichtet werden,
Ja, daß so gar des Saamens Geist und Kraft
In dem geläuterten oft umgetrieb'nen Saft,
In dieser Blätter zarten Decken,
Geheimniß-voll verborgen stecken.

Die Bluhmen lassen durch die Spitzen,
Da, wo sie an dem Kelch vereinet sitzen,
Ein Sternen-förmiges, ein grünlich Blühmchen sehn,
In dessen Mitte sich von kleinen Stangen
Ein netter Circkel zeigt, worauf so zart als schön
Mit einem dünnen Staub bedeckte Zäser hangen,
Die, durch den allerkleinsten Wind,
Verwunderlich beweglich sind,
Aus deren Mitte denn noch eine steiget,
Die, als ein Mittel-Punct der zarten Frucht, sich zeiget.

O wunderbar Gewebe der Natur!
Wer dich mit menschlichem Gemüth,
Und nicht mit vieh'schen Augen, sieht;
Der kann die Allmacht-volle Spur
Von einem ew'gen Wunder-Wesen,
Auf deinen Blättern, deutlich lesen.
Demnach sey dir, mein Hertz, forthin jedwede Blühte
Ein kleines Lehr-reich Buch von Gottes Macht und Güte!

Ich sah, mit höchster Lust und innigem Ergetzen,
Des Schöpfers Werk an diesen Frühlings-Schätzen.
Mir fiel zu gleicher Zeit, bey solchem holden Schein,
Mit Dank-erfüllter Seelen ein,
Wie nützlich diese Bluhmen seyn;
Welch eine schöne Frucht aus ihrer Schönheit sprieſſet,
Von welcher man, zur schwühlen Sommer-Zeit,
Die wunderbare Lieblichkeit
Nicht mit dem Auge nur, mit Zung' und Gaum, geniesset.
Der Apricosen Silber-Blüht'
Wird Gold in ihrer Frucht, und strahlt in gelber Zier,
Die oft so, wie Aurora, glüht,
Zumahl wenn man sie recht gehäuft, wie Trauben, sieht,
Aus ihrem grünen Laub herfür;
Ihr Saft erfrischt das Blut und das Gemüthe.

Wie leuchtet gelblich der Mond, wenn Nebel
Auf Feldern, auf Wiesen sich ausdehnen, schwer wallen!
Wie leuchtet hin die Sonne durchs Gebirge,
Wenn Wetter sich ballen!

Wie leuchtet hell der Mond, wenn Wolken
Am Himmel, wenn Sturmwind, am Himmel, am Berge sich jagen!
Wie leuchtet hell die Sonne durchs Gebirge,
Wenn Wetter sich jagen!

Wie leuchtet ruhig der Mond, wenn Wolken
Am Himmel, wenn Sturmwind, am Himmel, am Berge sich lagern!
Wie leuchtet ruhig die Sonne durchs Gebirge,
Wenn Wetter sich lagern!

Wie leuchtet mild der Mond, wenn Wolken
Am Himmel, wenn Sturmwind, am Himmel, am Berge sich ballen!
Wie leuchtet mild die Sonne durchs Gebirge,
Wenn Wetter sich ballen!

Wie leuchtet still der Mond, wenn Wolken
Am Himmel, wenn Sturmwind, am Himmel, am Berge sich jagen!
Wie leuchtet still die Sonne durchs Gebirge,
Wenn Wetter sich jagen!

Wie leuchtet hell der Mond, wenn Wolken
Am Himmel, wenn Sturmwind, am Himmel, am Berge sich lagern!
Wie leuchtet hell die Sonne durchs Gebirge,
Wenn Wetter sich lagern!

Der Fischer

Johann Gabriel Seidl

Johann Gabriel Seidl, geboren 1804 zu Wien, gestorben 1875 ebenda, war ein sehr fruchtbarer Dichter, der auch als Komponist tätig war.

Das Wasser rauscht, das Wasser schwillt,
Das Wasser wallt und wächst,
Mein Weib, mein Kind, mein Hab und Gut
Hat mir das Meer entrissen.

Mein Weib, mein Kind, mein Hab und Gut
Hat mir das Meer entrissen,
Mein Netz allein, mein Boot allein
Ist mir noch übrig geblieben.

Ich stieg ins nasse Element,
Ich fuhr hinaus, hinaus,
Ich warf mein Netz, ich zog es ein,
Ich zog es ein mit Fischen.

Ich zog es ein mit Fischen, ja,
Ich zog es ein mit Fischen,
Ich warf mein Netz, ich zog es ein,
Ich zog es ein mit Fischen.

Ich warf mein Netz, ich zog es ein,
Ich zog es ein mit Fischen,
Ich stieg ins nasse Element,
Ich fuhr hinaus, hinaus.

Ich stieg ins nasse Element,
Ich fuhr hinaus, hinaus,
Mein Netz allein, mein Boot allein
Ist mir noch übrig geblieben.

Mein Weib, mein Kind, mein Hab und Gut
Hat mir das Meer entrissen,
Das Wasser rauscht, das Wasser schwillt,
Das Wasser wallt und wächst.

Der Leiermann

Wilhelm Müller

Wilhelm Müller, geboren 1794 zu Dessau, gestorben 1827 ebenda, ist der Dichter der Schubertschen Liederzyklen „Die schöne Müllerin“ und „Die Winterreise“.

Drüben hinter'm Dorfe
Steht ein Leiermann,
Und mit starren Fingern
Dreht er was er kann.

Barfuß auf dem Eise
Wankt er hin und her,
Und sein kleiner Teller
Bleibt ihm immer leer.

Keiner mag ihn hören,
Keiner sieht ihn an,
Und die wilden Hunde
Knurren um den alten Mann.

Und er läßt es gehen
Alles wie es will,
Dreht, und seine Leier
Steht ihm nimmer still.

Wunderlicher Alter,
Soll ich mit dir gehn?
Willst zu meinen Liedern
Deine Leier drehn?

Die verirrte Kirche

Max Kalbeck

Max Kalbeck, Wiener Musikschriftsteller und Dichter, geboren 1850 zu Breslau, gestorben 1921 in Wien.

Mein Weg führt durch die Felder,
Mein Weg führt durch den Wald,
Mein Weg ist so verschlungen,
Wie mein Gedanke bald.

Mein Weg ist so verschlungen,
Wie mein Gedanke bald,
Mein Weg führt durch den Wald,
Mein Weg führt durch die Felder.

Mein Weg führt durch die Felder,
Mein Weg führt durch den Wald,
Mein Gedanke ist verschlungen,
Wie mein Weg so bald.

Mein Gedanke ist verschlungen,
Wie mein Weg so bald,
Mein Weg führt durch den Wald,
Mein Weg führt durch die Felder.

Mein Weg führt durch die Felder,
Mein Weg führt durch den Wald,
Mein Gedanke ist verschlungen,
Wie mein Weg so bald.

Mein Gedanke ist verschlungen,
Wie mein Weg so bald,
Mein Weg führt durch die Felder,
Mein Weg führt durch den Wald.

Mein Weg führt durch den Wald,
Mein Weg führt durch die Felder,
Mein Gedanke ist verschlungen,
Wie mein Weg so bald.

Mein Gedanke ist verschlungen,
Wie mein Weg so bald,
Mein Weg führt durch den Wald,
Mein Weg führt durch die Felder.

Mein Weg führt durch die Felder,
Mein Weg führt durch den Wald,
Mein Weg ist so verschlungen,
Wie mein Gedanke bald.

Mein Weg ist so verschlungen,
Wie mein Gedanke

Wo Licht an Licht sich drängt, die Sterne glänzen,
Wo Sonn' und Mond leuchten, gewaltig Herr schafft, schuf,
Da ist mein Vaterland, da ist mein Haus,
Da ist mein Heimathland, da ist mein Vaterhaus.
Da ist mein Vaterland, da ist mein Haus,
Da ist mein Heimathland, da ist mein Vaterhaus.
Da ist mein Vaterland, da ist mein Haus,
Da ist mein Heimathland, da ist mein Vaterhaus.

Bürde, auf, als Subst. mit Art. gebraucht.

Ich will dir helfen, daß du's wieder kannst aufheben.
Ich will dir helfen, daß du's wieder kannst aufheben.

Bürde, auf, als Subst. ohne Art. gebraucht.

Bürde, auf, als Subst. mit Art. gebraucht

Sprich nicht: Was Schrift? ich kann sie nicht verstehn,
Ja nicht einmahl die Lettern sehn.
Denn hör'! Kannst du die Lettern der Sinesen,
Der Araber, der Russen, lesen?
Und kommen ihre Schriften dir
Nicht ganz verwirrt, ja sonder Ordnung, für?
Die doch, wenn wir sie erst begreifen und entdecken,
Gar oft voll Geist und Weisheit stecken.

Ich bin, ob dieser Schrift, im Denken und im Lesen
Gar oft erfreut, gar oft erstaunt gewesen.
Noch jüngst, als ich im Buch der Sternen,
Mit inniglicher Lust, studirte,
Und, voller Ehrfurcht, buchstabirte;
So deucht mich, daß ich hie und da
Und überall geschrieben sah
Den grossen Namen Jehovah.

Wilhelm Heinrich Brömel

ward am 21. April 1754 zu Loburg bei Magdeburg geboren, widmete sich in seiner Jugend aus Neigung der Bühne und war eine Zeit lang Mitglied des Theaters zu Hamburg. Später entsagte er diesem Beruf und erhielt das Amt eines expedirenden Secretairs bei der königlich preußischen Nutz- und Brennholz-Administration zu Berlin. Er starb daselbst als Kriegsrath bei dem Forstdepartement des Generaldirectoriums am 28. November 1808.

Von ihm erschienen:

Der Adjutant. Lustspiel. Hamburg, 1780. (Eine Preisarbeit.)
Die Verlobung. Lustspiel. Wien, 1780.
Gerechtigkeit und Rache. Schauspiel. Wien, 1788.
Beitrag zur deutschen Bühne. Dessau und Leipzig, 1785.
General Schlenzheim von Ch. A. Spieß, umgearbeitet von Plümike und Brömel. Regensburg, 1786.
Cecilie Beverly. Neu bearbeitet. 2 Thle. Berlin, 1789.
Der Dechant von Killerine. 2 Thle. Berlin, 1792.
Aufsätze und Recensionen in der Berlinischen Monatsschrift, der Allgemeinen deutschen Bibliothek u. s. w.

Ein einfacher und gefälliger Dialog, glückliche Charakterzeichnung und gefällige Ausführung machten zu ihrer Zeit B's dramatische Arbeiten beliebt; doch sind sie seitdem gänzlich von der deutschen Bühne verschwunden. Seine übrigen Leistungen sind nur Bearbeitungen ausländischer Vorbilder.

Alexander August Ferdinand von Bronikowski,

einer der fleißigsten Romanschreiber neuester Zeit, ward am 28. Februar 1783 (1788?) zu Dresden geboren, trat schon früh in preußische Dienste und nahm Theil an dem Feldzuge von 1806 gegen Napoleon. — In Gefangenschaft gerathen, ging er später zu der polnischen Armee (1812) und verweilte eine Zeit lang im Generalstabe des Herzogs von Belluno. Im Jahre 1815 erhielt er seinen Abschied als Major, bereiste darauf Polen, lebte in Warschau bis 1825, kehrte dann nach Deutschland zurück und privatisirte abwechselnd in Dresden, Leipzig und Halberstadt. Er starb am 22. Januar 1834 in Dresden.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Kasimir der Große, Piast. Dresden, 1825. 2 Thle.
Hippolyt Boratinsky. Dresden, 1825 — 27. 4 Thle.
Er und Sie. Leipzig, 1826.
Der gallische Kerker. Dresden, 1827. 2 Thle.
Der Mäusethurm. Dresden, 1827.
Moina. Dresden, 1827.
Das Schloß am Eberfluß. Dresden, 1827.
Erzählungen. Leipzig, 1828.
Olgierd und Olga. Dresden, 1828 — 29. 4 Thle.
Polen im siebenzehnten Jahrhundert. Halberstadt, 1830 — 31. 5 Thle.
Almanach der Sagen und Novellen. Halberstadt, 1831.
Der Fall der Bourbons. Halberstadt, 1831. 1s Heft.
Sieben Sylvesterabende. Halberstadt, 1831.
Die Frauen Koniecpolskie. Dresden und Leipzig, 1832. 3 Thle.
Die Frauen von Reidschütz. Leipzig, 1832. 2 Thle.
Becke. 3 Bde. Leipzig, 1832.
Veit. 3 Bde. Leipzig, 1832.
Die Magyaren. Leipzig, 1833. 7 Thle.
Eugenia. Leipzig, 1833. 3 Thle.
Novellen. Leipzig, 1834. — 3 Thle.
Die Britten in der deutschen Hauptstadt. Leipzig. 1834.
Die Bindsbraut. Leipzig, 1834.
Die Geschichte Polens von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Dresden, 1827. 3 Bde.

Bronikowski hatte sich in seinen Romanen, welche mehr oder weniger auf historischem Grunde ruhen, Walter Scott zum Vorbilde genommen, den er mit vielem Glücke und Erfolg nachahmte, so daß er eine Zeit lang zu den beliebtesten Modeschriftstellern Deutschlands gehörte. Eine gefällige Diction, lebhafte Phantasie und genaue Kenntnisse der geschichtlichen Ereignisse, vorzüglich da, wo sein zweites Vaterland, Polen, den Stoff liefert, sind ihm eigenthümlich und geben seinen Leistungen namhaften Werth, nur verfällt er hin und wieder in eine fast unerträgliche Breite, in der er sich mitunter zu sehr zu gefallen scheint. Aus allen seinen Schriften blickt jedoch der feine, gebildete und erfahrene Weltmann, dem kein Verhältniß des Lebens fremd geblieben ist, und der die widerstrebenden Elemente der Zeit aufzufassen, darzustellen und zu würdigen versteht; sie sind daher immer zu einer angenehmen, mehr als flüchtigen Unterhaltung zu empfehlen. — Seine Geschichte Polens ist zwar kein auf gründlichem Quellenstudium beruhendes, aber doch geistreiches und gut geschriebenes Werk. Wir müssen uns, da selbst seine kleineren Erzählungen ungewöhnlich lang sind, hier auf ein Bruchstück als Probe seiner Schreibart beschränken.

Miloslaw und Sendziwoy *).

Es wird nun bald an tausend Jahre seyn, als zween Reitersmänner auf ermüdeten Rossen durch den dichten Wald trabten, welcher durch moorige Brüche und stehende Gewässer ziemlich unwegsam, sich von dem eben erst entstandenen Städtchen Gniezno (Gnesen) an, damals noch ununterbrochen bis an den Gopło-See hinzog. Es war im Beginnen des Frühjahres; der Thauwind sauste durch die Wipfel der immergrünen Schwarztannen und Fichten und der blätterlosen Eichen, und schüttelte den Schnee in großen, halbaufgelösten Massen von den starren, seufzenden Aesten herab auf den Grund, auf welchem das junge Gras nur einzeln noch und mühsam die kurzen grünen Halme zwischen vergeldtem Moose, verdorrtem Gestripp und dem abgefallenen nassen Laube hervordrängte. Hoch in den Lüften verkündete das Schreien der einwandernden Zugvögel die nahende schöne Jah-

*) Aus: A. Bronikowski, Mäusethurm am Gopło-See. Dresden und Leipzig, 1827. S. 5 — 25.

reszeit, und der Ruf des Hehers und der Weihe vom wankenden Baume herab unterbrach das eintönige Brausen des Waldes.

Sie sind wohl nicht fern von hier, Herr! begann der älteste der beiden Männer, eine kräftige Gestalt in den Jahren des beginnenden Greisenalters, indem er sein keuchendes, schwerbelastetes Roß vorwärts an die Seite des Andern trieb: sie müssen nahebei sich gelagert haben, oder wir sind fehl geritten. Und so dies wäre, taugte uns fortan die Eile zu nichts, als uns weiter noch abzubringen vom Heerhaufen — auch sind unsere Thiere müde, und vornämlich das meine stöhnt unter der doppelten Waffenrüstung. Sieh, Herr, die Sonne sinkt bereits hinter den Fichten hinab — der Forst ist unwegsam und wild — auch ist die Nacht niemandes Freund, absonderlich hier.

Du hast Recht, Sendziwoy! entgegnete der Angeredete nach einer Pause, sein Pferd anhaltend, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr, gleich einem, welcher aus bösen Gedanken erwacht. Du hast Recht, wiederholte er mit einem tiefen Athemzuge, der einem Seufzer glich: so sehr ich auch Eile habe nach der Burg, so ziemt es sich nicht, daß ich daselbst erscheine ohne mein Geleite, und es wäre nicht gut, wenn uns die Nacht überraschte in dem unheimlichen Dickig und fern von den Genossen. Auch bin ich des Weges nicht mehr kundig und es ist wohl, wie Du sagtest, und der Weg am Moorgrund links ist der, welchen sie genommen. Laß uns hier ruhen, Waffengenoß, Dein Pferd ist ermattet, und mein' ich, Du auch, alter Sendziwoy. — Während er so sprach, war er abgestiegen und trat vorwärts gegen einen geräumigen lichten Platz, der, von himmelhohen Fichten umschirmt, von der Seite an den Waldweg stieß, auf welchem sie daher gekommen.

Sendziwoy hatte die Zügel des Rosses ergriffen, knüpfte sie mit denen seines Thieres zusammen und schlang dann beide um einen starken Baumstamm. Darauf that er einen gewaltigen Schild von sich, der mit einem rauhen Bärenfelle bekleidet und mit großen Nägeln bewahrt war, legte einen Köcher von glänzender Biberhaut, einen mächtigen Bogen und ein Bündel Wurfspieße behutsam auf den Schild, daß des Gebieters Waffenzeug nicht in das feuchte Moos rolle, dann schleuderte er seine runde Tartsche und eine gewichtige Keule daneben hin und warf sich nieder auf den Grund, mit verhaltenem Athem das Haupt tief in die welken Grashalme drückend. — Herr! rief er nach einer Weile dem jüngern Reitersmann zu, welcher mit gesenktem Kopfe und verschränkten Armen unfern von ihm stand: ich höre sie nicht. Rechts im Walde vernehme ich nichts, als das Brausen des Windes und des Ebers Schnauben, der durch das dürre, raschelnde Laub schreitet; doch links, von der Seite, wo Du stehest, höre ich unterweilen ein Geplätscher wie von sturmgepeitschten Wellen und der Kriechenten Geschnatter; auch däucht mir, als trage der Luftzug von Mal zu Mal ein Getöne herüber, als von Posaunen und Kesselpauken. So ist dieser böse Weg doch wohl ein Richtweg gewesen, und der See liegt nicht weit hinter den Bäumen. — Und wir sind unfern Kruszwica, des hohen Schlosses, unterbrach ihn der Gebieter im Tone bittern Unmuths: und Du vernimmst den Lärm von König Popiels Gelage. — Darauf nahm er sein Heerhorn an den Mund und in langgehaltenen, gewaltigen Tönen zog der Feldruf durch den hallenden Wald. Seitwärts aus tiefer Ferne schallte die dumpfe Antwort. Noch zwei Mal ertönte das Horn des Feldherrn in abgemessenen Zwischenräumen, und zwei Mal ward der Ruf in langsamer Näherung erwiedert. Darauf wandte sich der junge Mann gegen die baumleere Stelle, welche er früher wahrgenommen, und ging langsamen Schrittes über den unebenen, mit verdorrtem Gestripp und faulenden Schlingpflanzen bedeckten Boden; ihm folgte sein Waffenträger, von Zeit zu Zeit sorgsam nach den Rossen umschauend.

Der Platz, auf welchem sie sich befanden, schien von Menschenhand gelichtet und bildete ein längliches Rund. Rings umgeben von uralten, zum Theil verwitterten Fichtenstämmen, zwischen welchen dichtes, dorniges Gebüsch in eine hohe, finstere Wand sich zusammenzog, blieb er unberührt in der Tiefe von dem Sturm, welcher hoch oben durch die krachenden Wipfel heulend hintos'te, und eine unheimliche Stille lag auf dem öden Fleck, der unzugänglich für den Hauch der Lüfte, wie für der Sonne Strahl, mitten im lautbewegten Haine leer und schweigend lag wie ein Gefild des Todes. Noch hatte die bleiche Märzsonne draußen im Walde den Schnee nicht völlig hinweggeschmolzen, welcher zusammengeweht an den tiefen Stellen lag, doch hier unterbrach nichts das traurige Modergrün verfaulter Stechäpfel und giftsenden Bilsenkrautes, die den Boden bedeckten, unzählige kleine Erhöhungen halbverbergend, welche in abgemessener Entfernung reihenweise mehr oder minder eingesunken die Lichtung entlang den Schritt der Wanderer hemmten. Ein ungeheuerer roh behauener Stein lag in des Platzes Mitte. Seine geschwärzte Oberfläche deutete auf unlängst erloschene Flammen, und mehrere kleinere Felsblöcke führten von ihm aus in gerader Reihe nach dem Hintergrunde, in welchem zwischen den Fichten und dem Dorngestrippe ein enger und kurzer Waldpfad zu einem düstern, halbverfallenen Gemäuer unförmlicher Bauart führte.

Der junge Krieger betrat den Pfad, auf welchem ihm nach einigen leisen eindringlichen Worten sein Gefährte zögernd nachschritt. Sie standen vor dem Gebäu, dessen dunkele Umrisse sich ungewiß in die Walddämmerung verloren. Es schien sieben ungleiche Seiten zu haben, so viel das üppig aufgeschoßte wilde Gezweig das zu bestimmen vergönnte und war ringsum verschlossen. Eine niedrige Thüre nur aus starken Eichenbohlen zeigte sich ihnen, und als sie sich ihr naheten, erzitterte sie urplötzlich in einem heulenden Windstoß, der aus dem Innern des Gemäuers durch die Fugen in die stille Luft des Waldrundes drang, so daß sie von Grauen ergriffen scheu zurücktraten, unwillkührlich sich abwendend von dem unheimlichen Gebäude. Die Dämmerung des Abends war in dem Schatten der hohen Bäume beinahe zur Nacht worden, einige Augenblicke lang suchten die Männer vergeblich nach dem Waldpfad, der sie wieder hinaus führe auf den öden Platz, und als sie strauchelnd über die umherliegenden Trümmer schritten und einen Weg sich bahnten durch das wüste Gedörn, stieß des Waffenträgers Fuß an etwas, das prasselnd über die gebrochenen Steine dahin rollte. Er hob es auf und warf es mit einem kurzen Ausrufe des Schreckens gewaltsam von sich, daß der bleiche Schädel dumpf krachend an einem Strebepfeiler des Gemäuers zerschellte. Im nämlichen Augenblicke ertönte unter ihren Füßen tief im Schooße der Erde ein lange anhaltendes donnerähnliches Rollen, ein heftiger Schlag ließ sich vernehmen, gleich dem gewaltsamen Zuwerfen einer schweren eisernen Pforte, und durch die Ritzen der Thüre drang ein glutrother Schein, der sogleich wieder erlosch. In der schnellen Beleuchtung hatten die Wanderer den Waldpfad entdeckt, und, von tollem Entsetzen getrieben, rannten sie hinaus auf die Lichtung zu dem Steine, der eben durch das Abendroth erleuchtet, das zwischen den hohen Fichten hereinschaute, in sonderbar unheimlicher Beleuchtung dastand in dem dämmernden Rund.

Das ist ein unlustiger Fleck, Sendziwoy, sprach der junge Rittersmann mit leiser Stimme zu seinem Waffenträger: doch ist jenes Haus wohl geeignet, uns zu beherbergen, bis die Andern herankommen. — Ein Gemäuer seh' ich zwar, edler Herr Miloslaw, versetzte der darauf mit Kopfschütteln: doch möchte ich es nicht Haus nennen, noch eine Herberge; und so Du mir vergönnest, daß ich ein treugemeint Wort spreche, so denke ich, wir sind nicht an gutem Ort. Viel spricht das Landvolk in der Gegend vom Waldufer, und zur Zeit, da Tag und Nacht sich scheiden, haben die bösen Geister Macht über den Menschen. Lieber, o Herr, bleiben wir draußen im Walde, wo der Sturm lustig drein fährt und das Abendroth die Wipfel vergoldet, als hier, wo es so still ist und dumpf. — Wie Du meinst, alter Gefährte, entgegnete Miloslaw nach einer kleinen Weile: auch sagst Du wohl nicht mit Unrecht, es sey dieß kein guter Ort. Doch ziemet uns nicht, allzuweit von hier zu gehen, damit jene nicht irre werden am Rufe des Feldherrn. So laß uns denn draußen warten des Volkes unfern von den Rossen, auf daß wir dann zusammen in die Burg einreiten. Die Götter geben, daß wir daselbst bessere Herberge finden. — Und einige Schritte zurückgehend, warf er sich nahe am Ausgange des stillen Rundes auf einen der kleinen Hügel nieder, den Rücken an einen Fichtenstamm lehnend.

Du bist so traurig, mein edler Fürst, begann der Alte, nachdem er eine Zeitlang schweigend vor seinem Herrn gestanden hatte, der, den Kopf in die Hand gestützt, in trübes Sinnen versunken war: seit Du eingesprochen auf der Burg zu Gniezno bei der erlauchten Gnaslawa, Deiner Mutter, ist's, als ob die Siegesfreude gewichen wäre von Dir und der Jugendmuth; und als wir uns nun hierher auf den Weg gemacht haben nach der Königsburg, reitest Du so stumm und finster Deines Weges und sprichst nicht zu dem alten Sendziwoy und schauest ihn wohl gar nicht einmal an. — Eben als der Alte aufhörte zu sprechen, tönte aus weiter Ferne ein dumpfer Klang von Hörnern und Pauken durch den Wald. — Hörst Du? Hörst Du? rief der Jüngling mit wildem Lachen: das Schloß ist gar nicht weit, und es gehet lustig her und gar hoch auf Kruszwica. — Drauf sprach der Waffenträger: Reite nur vollends hinein die kurze Strecke, es wird Dir besser seyn in der hellerleuchteten Halle, als hier im öden Wald zur dunkelnden Abendstunde. Du findest Dich nun wohl, wenn Du dem Getön nachreitest; auch kann ich ja des Kriegsvolkes hier warten, und folge Dir ungesäumt, wenn es gekommen. — Und abermals trug ein Windstoß, der hoch über den Sprechen-

ben Gebäuden, den Straßen und Plätzen. Die Bevölkerung, deren Zahl 1871 auf 8560 Seelen angegeben wurde, hat sich seitdem nicht vermehrt, sondern ist vielmehr um einige Hundert Seelen zurückgegangen. Die Einwohner sind meist Deutsche, doch sind auch Polen, Juden und Zigeuner vorhanden. Die Stadt hat eine Synagoge, eine katholische und eine evangelische Kirche, eine Schule, ein Gymnasium, ein Progymnasium, eine Realschule, ein Waisenhaus, ein Siechenhaus, ein Krankenhaus, eine Bibliothek, ein Theater, eine Gasanstalt, eine Wasserleitung, eine Feuerlöschanstalt, eine Sparkasse, eine Bank, eine Buchdruckerei und eine Zeitung. Die Industrie ist unbedeutend. Es bestehen nur einige Gerbereien, Bierbrauereien, Ziegeleien und Mühlen. Der Handel ist ebenfalls unbedeutend. Er wird hauptsächlich mit Getreide, Wolle, Leder, Vieh und Holz betrieben. Die Stadt ist Sitz einer Kreisbehörde, eines Landgerichts, eines Hauptzollamts und eines Hauptsteueramts. Sie hat ein Garnisonbataillon.

Brandstadt, Dorf im Kreis Ruppin, Regierungsbezirk Potsdam, 3 km südlich von Gransee, hat eine evangelische Kirche, eine Schule, eine Mühle und 1871 mit dem Gutsbezirk Brandstadt 1 Forsthaus und 1 Vorwerk 1 Forsthaus und 1 Vorwerk 1 Forsthaus und 1 Vorwerk

„So wahr mir die Götter gnädig seyn mögen, sprach die Mutter eifrig: dieß sind die Jünglinge meines Traums!“ — Deß verwunderte ich mich ein wenig, doch sagte ich: es haben die Geister da fürwahr eine gute Gestalt angenommen treuer Diener und frommer, sittiger Knaben, darum soll man ihre Mahnung nicht gering achten, und es drängt mich, bald beim Vater zu seyn. Wohl mehrmals versuchte Frau Gnaslawa darauf, den Beiden Rede abzugewinnen, doch blieben sie, wie sie pflegten, wortkarg, versahen still und demüthig ihren Dienst und verließen bald darauf die Halle. Da nun der guten Mutter Bitten und Thränen mich nicht vom Wege der Pflicht abzuhalten vermochten, so ward alles bereitet zu meiner Fahrt. Ich sandte den Heerhaufen voraus mit den Knaben, die sich bei der Zurüstung, ihrer sonstigen Weise zuwider, saumselig und unmuthig bezeigt hatten, und nachdem ich das Haus bestellt, bin ich von Gnezno abgeritten mit Dir. Beim Abschiede aber habe ich Frau Gnaslawen theuer versprechen müssen, ich werde die Burg nicht betreten ohne meine Mannen und die Knaben nicht von mir lassen, in welchen, meint die Mutter, gute Geister mir sichtbar zur Seite stehen. Wohl mag ihre Besorgniß einen bessern Grund haben, denn jenen Traum, von den Aengsten der Gattin und Mutter erzeugt, und schwere Ahnung drückt auch mich, denn nimmer hab' ich ein Herz fassen mögen zu jenem düstern Popiel, der den heiter-ernsten Dienst des Pierun verlassen, um im tiefen Gewölbe seine Tage hinzubringen unter dem Gemurmel finsterer Zauberſprüche und wüster Schwelgerei. Auch wohl in den Hallen der Königsburg, treuer Waffengefährte, wandelt das Unheil, nicht allein auf des Nia öder Moorhaide. —

Franz Xaver Bronner,

der Sohn eines armen Knechtes in einer Ziegelbrennerei, ward am 23. December 1758 zu Höchstädt im damaligen Herzogthum Pfalz-Neuburg an der nordöstlichen Grenze Schwabens geboren und erhielt eine den Kräften seines Vaters angemessene Erziehung von dem Kantor des Ortes. Später (1769) kam er als Chorknabe in das Jesuitenseminarium zu Dillingen und 1773, als der Orden der Jesuiten aufgehoben wurde, in das Seminarium zu Neuburg. Im Jahre 1776 trat er, vorzüglich durch seine Mutter dazu veranlaßt, in den Orden der Benedictiner und ward ein Mitglied des Klosters zum heiligen Kreuz in Donauwerth. Der Prälat des Klosters sandte ihn 1782 nach Eichstädt, um sich dort in den mathematischen Wissenschaften zu vervollkommnen. Er empfing, nachdem er sich in den Illuminatenorden hatte aufnehmen lassen, im folgenden Jahre die Priesterweihe und kehrte darauf nach seinem Kloster zurück. Der von ihm erwählte Stand war ihm aber so zuwider geworden, daß er beschloß, sich demselben auf jede Weise zu entziehen. Es gelang ihm auch glücklich, in die Schweiz zu entkommen und sich in Zürich seinen Unterhalt als Notensetzer und durch schriftstellerische Arbeiten zu erwerben; dennoch ließ er sich bereden, zwar nicht in sein Kloster, aber doch freiwillig nach Augsburg zurückzukehren. Der Aufenthalt daselbst ward ihm jedoch ebenfalls bald zuwider; er entfloh zum zweiten Mal (im Juli 1793) und gelangte glücklich wieder nach Zürich. — Da ihm der Plan, in Frankreich sein Unterkommen zu finden, fehl schlug, so wählte er, nachdem er 1810 als Professor der Physik nach Kasan gegangen und bereits 1817 zurückgekehrt war, die Schweiz zum bleibenden Aufenthalt, bekleidete nach einander mehrere Aemter daselbst und lebt seit 1830 als Regierungssekretair und Archivar in Aarau. —

Er gab heraus:

Fischergedichte und Erzählungen. Zürich, 1787.
Schriften. — Zürich, 1794. — 3 Thle.
B's Leben, von ihm selbst beschrieben. Zürich, 1795 — 97. 3 Thle. N. A. 1810.
Der erste Krieg. Aarau, 1810. 2 Thle.
Abentheuerliche Geschichte Herzog Werner's von Urslingen. Aarau, 1828.
Lustfahrten ins Idyllenland. Aarau, 1833. — 2 Bde. 12.

B. ward in früherer Zeit, wo sich der Geschmack noch dieser Gattung der Poesie zuneigte, als einer der besten deutschen Idyllendichter gefeiert; wenigstens ist er der glücklichste Nachahmer Salomon Geßner's, den er sogar zu Zeiten übertrifft. — Einfachheit, Wärme, Gefühl und eine gefällige Diction sind höchst lobenswerthe Eigenschaften seiner poetischen Leistungen, welche den Leser erfreuen, sobald er keine höheren Anforderungen an den Verfasser macht. —

Vgl. Bronner's Leben, von ihm selbst beschrieben. S. oben.

Die belohnte Wohlthat *).

Thebe, die arme Fischerinn, war vor der Zeit zur Wittwe geworden. Auf ihren Wangen blühte zwar noch der Gesundheit Roth, und auf ihrem Antlitz fast jugendliche Reitze. Aber keiner der Jünglinge mochte sie freyen; denn sie war arm. Da kam sie zu Kerias dem reichen Fischer. „Ich habe „sieben Kinder, sagte sie traurig, sie sind noch klein, und „ich kann ihnen nicht Brod genug schaffen. Aber dir hat „der Himmel Reichthum beschehret, guter Mann!.. Habe doch „Mitleid mit armen hungernden Kindern, und mit einer „armen hilflosen Mutter: Nimm ein paar Knaben zu dir, „und lehre sie den Hamen und die Netze gebrauchen, daß „sie im Alter einst ihre Nahrung gewinnen mögen, und dir „tausendfach danken: O! nimm sie zu dir, sey ihr Vater, „und nähre sie!“ So bat sie, und eine Zähre glänzte in ihrem Auge. Stillschweigend stand sie da, und sah dem Fischer so sehnlich ins Antlitz, so sehnlich, daß ihr Blick ihm tief in die Seele drang.

„Du bist eine gute Mutter, sprach er mit freundlicher „Miene, sey getrost! Morgen werde ich deine Hütte besuchen, „und mir die Knaben wählen, die ich künftig ernähren will. „Hier hast du ein Körbchen voll Wasserbirnen, hier Brod! „Nun esset euch satt, meine Lieben!“ Und er gab ihr ein Körbchen mit Wasserbirnen, und Waizenbrod. Unter Thränen der Freude schluchzte ihm Thebe ihren Dank, und eilte nach Hause, den sehnlich wartenden Kindern Speise zu reichen. Wie naschten da die schmachtenden Kleinen im frischen Obste; wie aßen sie begierig, ihren quälenden Hunger zu stillen, das Brod hinunter! Alle hoben dann ihre unschuldigen Händchen empor, und beteten mit ihrer lieben Mutter für den wohlthätigen Fischer.

Am folgenden Tage, da sie eben der aufgehenden Morgensonne gegenüber im Grase spielten, kam Kerias den Fluß herabgefahren, lächelte die Kinder freundlich an, und stieg ans Land. „Was macht ihr hier, meine lieben Kleinen? fragte „er liebreich und trat in ihre Mitte: Sage mir, Töchterchen! „Was soll der Stab in deiner Hand?“ „Ach, dort steht eine „Blume am Ufer,“ antwortete das Mädchen, „sie steht traurig, mit niedergesenktem Haupte, und drohet vor der Zeit zu „verwelken. Es dauert mich das arme Blümchen; es soll „nicht vor der Zeit verwelken; an diesem Stabe will ich es „festbinden, daß es die Sonne anblickt, und wieder aufblüht: „Es wird mir dann noch süßer riechen.“

Kerias. Laß dich küssen, frommes Mädchen! Ich lobe dich! .... Und ihr dort an der versiegten Quelle, ihr vier muntere Knaben, mit dem Grabscheit am Arme, was macht ihr da?

Die Knaben. Siehst du den schönen Apfelbaum, der einsam dort in der Wiese steht? Wir leiten einen kleinen Bach aus dem Flusse zu ihm: er trägt gar so gute Aepfel, und itzt dürstet der arme Baum schon lange: Er müßte verdorren, bekäm er nicht Wasser zu trinken. Aber er soll nicht verdorren: denn sieh: wir haben den Rinnsal bald fertig.

Kerias. Gut, recht gut, meine Lieben! Ihr seyd wackere, unternehmende Kinder: Bleibet so! Wie sehr verdienet ihr glücklich zu seyn! .... Und du, Mädchen! mit den zwey Kleinen neben dir im Grase! Ihre Augen sind ja noch von Thränen roth: Du pflücktest ihnen gewiß Blumen in den Schooß, daß sie stillschweigen mögen?

Das Mädchen. Sie haben eben geweint, die kleinen Närrchen; denn sie hungerten so sehr; da pflückt' ich Gras-

*) Aus: Fischergedichte und Erzählungen. 1787.

Kanon in Form Kleid, auf 3 Achsen von der Mode, Fig. 1 bis 3 und 4 bis 6 Schnittmuster-Bogen. Preis jeder Nummer 50 Pf. Verlag von Th. Hofmann, Berlin SW. 68, Lindenstraße 3.

Die Kleider-Mode, Nr. 105, gibt in 4 Abteilungen, Fig. 1 bis 3 und 4 bis 6 Schnittmuster-Bogen. Preis jeder Nummer 50 Pf. Verlag von Th. Hofmann, Berlin SW. 68, Lindenstraße 3.

Die Mode, Nr. 18 bringt im Schnitt Kleider, Jacken, Hüte, Mäntel, Kragen, Blusen, Unterröcke, Schürzen, Kinderkleidchen, Wäsche, Handarbeiten, Stickereien, Häkeleien, Strickereien, Spitzen, Muster, Stoffe, Modenbilder, Schnittmuster-Bogen, Schnitt-Kanon, Schnitt-Kleid, Schnitt-Kleider-Mode, Schnitt-Kleider-Mode, Schnitt-Kleider-Mode

Als nach dem Tode des Herzogs Eberhard Ludwig († 1733) Herzog Carl Alexander seine Residenz von Stuttgart nach Ludwigsburg verlegte, wurde Stettenmeyer 1734 Hofprediger und Consistorialrath daselbst. Er war ein Mann von ausgezeichneter Beredsamkeit, der sich durch seine Predigten, die er frei aus dem Stegreife hielt, einen großen Ruf erwarb. Auch als Schriftsteller hat er sich bekannt gemacht durch seine Predigten, die er theils einzeln, theils in Sammlungen herausgab, und durch seine Abhandlungen über Gegenstände der Kanzelberedsamkeit. Er starb am 1. Juli 1744 in Ludwigsburg. Seine Predigten sind: Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Eberhard Ludwig. Stuttgart 1733. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1737. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1738. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1738. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1738. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1738. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1739. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1739. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1740. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1740. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1740. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1740. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1740. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1741. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1741. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1741. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1741. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1741. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1741. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1741. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1742. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1742. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1742. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1742. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1742. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1742. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1742. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1743. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1743. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1743. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1743. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1743. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1743. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1743. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1744. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1744. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1744. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1744. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1744. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1744. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1744. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1745. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1745. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1745. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1745. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1745. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1745. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1745. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1746. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1746. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1746. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1746. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1746. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1746. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1746. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1747. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1747. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1747. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1747. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1747. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1747. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1747. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1748. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1748. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1748. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1748. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1748. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1748. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1748. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1749. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1749. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1749. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1749. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1749. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1749. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1749. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1750. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1750. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1750. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1750. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1750. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1750. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1750. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1751. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1751. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1751. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1751. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1751. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1751. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1751. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1752. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1752. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1752. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1752. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1752. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1752. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1752. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1753. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1753. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1753. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1753. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1753. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1753. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1753. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1754. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1754. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1754. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1754. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1754. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1754. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1754. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1755. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1755. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1755. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1755. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1755. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1755. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1755. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1756. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1756. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1756. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1756. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1756. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1756. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1756. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1757. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1757. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1757. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1757. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1757. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1757. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1757. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1758. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1758. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1758. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1758. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1758. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1758. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1758. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1759. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1759. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1759. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1759. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1759. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1759. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1759. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1760. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1760. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1760. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1760. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1760. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1760. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1760. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1761. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1761. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1761. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1761. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1761. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1761. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1761. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1762. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1762. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1762. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1762. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1762. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1762. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1762. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1763. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1763. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1763. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1763. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1763. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1763. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1763. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1764. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1764. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1764. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1764. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1764. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1764. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1764. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1765. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1765. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1765. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1765. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1765. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1765. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1765. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1766. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1766. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1766. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1766. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1766. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1766. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1766. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1767. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1767. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1767. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1767. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1767. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1767. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1767. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1768. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1768. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1768. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1768. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1768. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1768. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1768. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1769. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1769. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1769. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1769. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1769. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1769. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1769. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1770. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1770. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1770. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1770. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1770. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1770. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1770. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1771. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1771. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1771. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1771. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1771. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1771. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1771. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1772. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1772. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1772. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1772. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1772. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1772. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1772. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1773. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1773. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1773. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1773. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1773. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1773. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1773. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1774. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1774. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1774. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1774. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1774. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1774. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1774. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1775. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1775. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1775. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1775. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1775. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1775. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1775. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1776. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1776. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1776. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1776. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1776. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1776. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1776. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1777. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1777. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1777. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1777. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1777. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1777. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1777. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1778. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1778. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1778. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1778. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1778. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1778. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1778. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1779. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1779. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1779. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1779. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1779. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1779. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1779. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1780. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1780. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1780. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1780. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1780. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1780. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1780. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1781. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1781. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1781. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1781. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1781. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1781. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1781. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1782. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1782. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1782. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1782. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1782. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1782. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1782. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1783. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1783. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1783. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1783. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1783. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1783. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1783. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1784. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1784. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1784. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1784. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1784. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1784. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1784. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1785. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1785. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1785. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1785. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1785. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1785. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1785. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1786. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1786. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1786. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1786. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Ludwig. Ludwigsburg 1786. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Friedrich. Ludwigsburg 1786. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Eugen. Ludwigsburg 1786. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Friedrich Carl. Ludwigsburg 1787. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Ludwig Eugen. Ludwigsburg 1787. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Alexander. Ludwigsburg 1787. 4. — Predigt bei der Leichenbestattung des Herzogs Carl Rudolf. Ludwigsburg 1787. 4. — Predigt bei

Johann Jacob Brückner

ward am 20. September 1762 in Leipzig geboren und starb am 22. Januar 1811 als Notarius daselbst. —

Er gab heraus:

Kabalen des Schicksals. Leipzig, 1798 fgde. 6 Thle.
Die Höhle von Strozzi. Leipzig, 1799.
Wilhelm von Abyssinien. Leipz. 1799. 2 Thle.
Bärbchen. Leipzig, 1799.
Dianora, die Büßende. Leipzig, 1799.
Meine Reisen durch die Paläste der Freude. Leipzig, 1799.
Der Junker von Falkenstein. Leipz. 1799.
Graf Robert. Leipzig, 1800. 2 Thle.
Elsbeth. — Leipzig, 1800. — 2 Thle.
Der Waldfindling. Leipzig, 1800.
Angelika. Leipzig, 1801.
Kaspar, der Wildschützenhauptmann. Leipzig, 1802. — 2 Thle.
Bertha von Dornenstein. Leipzig, 1803.
Gedichte. Leipzig, 1805 — 6. — 2 Thle. u. s. w.

Ein ganz alltäglicher Romanschreiber, der die Leihbibliotheken mit Futter versorgte und dem Geschmacke der Herrn Cramer, Spieß u. s. w. huldigte.

Friedrich Aloys Reichsgraf von Brühl,

der älteste Sohn des bekannten sächsischen Premierministers, ward am 31. Juli 1739 in Dresden geboren, erhielt eine standesmäßige, vortreffliche Erziehung, studirte in Leipzig und Leyden und ward bereits 1758 Generalfeldzeugmeister der Krone Polen. Er machte hierauf eine Reise durch Europa, nahm dann als Freiwilliger Antheil am siebenjährigen Kriege und erhielt später, nachdem er durch August III. Tod seine Bedienungen in Polen und Sachsen, die Kron-Feldzeugmeister-Stelle ausgenommen, verloren hatte, vom Könige Stanislaus die Würde eines Starosten und Gouverneurs von Warschau und Kaminiec. Gegen das Ende seiner Tage zog er sich nach Pförten in der Niederlausitz, seinem Majorate und Lieblingsaufenthalte, zurück und lebte hier seinen Freunden und den Wissenschaften. Er starb auf einem Besuche zu Berlin, vom Schlagfluß getroffen, plötzlich am 30. Januar 1793.

Von ihm erschienen:

Theatralische Belustigungen. Dresden, 1785 — 90. — 5 Bde.
Ueber die Duelle. (Pförten), 1786. — (Nicht in den Buchhandel gekommen.)

Graf B. war ein geistreicher, liebenswürdiger Mann von umfassender Bildung. Seine dramatischen Leistungen sind meist Nachbildungen französischer Muster und leiden trotz der gefälligen Behandlung an Flüchtigkeit und Incorrectheit; Dialog und Charakterzeichnung verdienen jedoch Lob.

Vgl. Schlichtegroll's Nekrolog auf 1793. Bd. 2. S. 24 — 66.

Friederike Sophie Christiane Brun,

eine Tochter des bekannten Predigers an der Petrikirche zu Kopenhagen, Dr. Balthasar Münter, ward am 3. Juni 1765 in Gräfentonna geboren, erhielt eine vortreffliche Erziehung und verheirathete sich 1783 mit dem geheimen Conferenzrath C. Brun in Kopenhagen. Sie bildete sich bereits in ihrer Jugend durch den Umgang mit ausgezeichneten Männern und machte dann größere Reisen, vorzüglich nach Italien, wo sie eine Zeit lang lebte. Matthisson und Bonstetten gehörten zu ihren genauen Freunden. In den glücklichsten Verhältnissen erreichte sie ein hohes Alter, das nur durch unheilbare Taubheit getrübt ward, an welcher sie seit 1788 litt, wo dieses Uebel, wahrscheinlich Folge einer Erkältung, sie plötzlich überfiel. Sie starb am 25. März 1835 in Kopenhagen.

Von ihr erschienen im Druck:

Gedichte. Zürich, 1795. 4. A. 1805. — 2r Th. Darmstadt, 1812. 3r Th. Bonn, 1830.
Prosaische Schriften. Zürich, 1800 — 1801. — 4 Bdchen.
Tagebuch einer Reise durch die Schweiz. Copenhagen, 1800.
Episoden aus Reisen. — Zürich, Heidelberg, Pesth, 1807 — 18. 4 Thle.
Briefe aus Rom. Dresden, 1816. — 2. A. 1820.
Wahrheit aus Morgenträumen. Aarau, 1824.
Einzelne Aufsätze und Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

Tiefes Gefühl, eine edle und gebildete Sprache und wahrhaft gediegene Kenntnisse, so wie ein heller Blick und eine reiche Lebenserfahrung, welche sich in ihren Schriften offenbaren, geben Fr. Brun einen hohen Rang unter Deutschlands achtungswerthesten Schriftstellerinnen; ihr Ruf würde jedoch bleibender seyn, wenn sie nicht, eine treue Freundin und gewissermaßen zu fleißige Schülerin Matthisson's, sich diesen zu sehr zum Muster genommen und dadurch in eine süßliche und pretiöse Manier verfallen wäre, welche sie auf Abwege leitete und den hohen Werth verringerte, den ihre warme Menschenliebe, ihre wahren und reinen Empfindungen, ihre Freude an allem Edeln und Schönen ihr bereitet haben. Vielen ihrer Gedichte fehlt daher der Nerv echter Begeisterung, und man sieht ihnen das Künstliche und Gemachte nur zu sehr an, eben so wie von ihren prosaischen Leistungen trotz des Schönen, das sie bieten, der Vorwurf der Gesuchtheit und der geleckten Glätte auf Kosten der Einfachheit und Kraft nicht wohl abzuweisen ist. — Wir theilen hier deßhalb nur wenige Gedichte von ihr mit, die nach unserem Dafürhalten zu dem Besten gehören, das die vortreffliche Frau lieferte.

Chamonix *)

beim Sonnenaufgange **).

(Im Mai 1791.)

La Terra, il Mare, le Sfere
Parlan del tuo potere.

Metastasio.

Aus tiefen Schatten des schweigenden Tannenhains
Erblick' ich bebend dich, Scheitel der Ewigkeit,
Blendender Gipfel, von dessen Höhe
Ahndend mein Geist ins Unendliche schwebet!

---

*) Aus: Gedichte von Friederike Brun, geb. Münter. Zürich, 1795.

**) Chamonix ist eins der höchsten Bergthäler der Baronie Faucigny in Savoyen. Es wird seiner romantischen, im Kontrast der wildesten Naturscenen mit den sanftesten Schön-

Wer senkte den Pfeiler tief in der Erde Schooß,
Der, seit Jahrtausenden, fest deine Masse stützt?
Wer thürmte hoch in des Aethers Wölbung
Mächtig und kühn dein umstrahltes Antlitz?

Wer goß euch hoch aus des ewigen Winters Reich,
O Zackenströme, mit Donnergetös' herab?
Und wer gebietet laut mit der Allmacht Stimme:
„Hier sollen ruhen die starrenden Wogen!" *)

Wer zeichnet dort dem Morgensterne die Bahn,
Wer kränzt mit Blüthen des ewigen Frostes Saum? **)
Wem tönt in schrecklichen Harmonieen,
Wilder Arveiron, Dein Wogentümmel?

Jehovah! Jehovah! kracht's im berstenden Eis;
Lavinendonner rollen's die Kluft hinab;
Jehovah! rauscht's in den hellen Wipfeln,
Flüstert's an rieselnden Silberbächen.

An eine Sängerin.

Töne länger, Silberstimme! klage
Seelenwohllaut tiefer mir in's Herz!
Ach! wie Augenblick' entflohen Tage
Mir in Thränen, mir bei Orpheus Schmerz.
Zauberin! von welchen Harmonieen
Hast Du Ton, und Red' und Sang entlehnt?
Länger athmend mit Iphigenien
Fühlt' ich Gluck aus Deiner Brust verschönt!

Die Schwester und die Nymphe der Garonne ***).

Die Schwester.

Nymphe des goldenen Stroms ****), verlasse die schäumende Urne,
Heb', o Göttliche, hoch über die Wogen dein Haupt!
Höre die Stimme der Schwester, die laut den Jüngling verlanget,
Den dein mächtiger Arm tief in dem Abgrund verbarg,
Nymphe, pflegest du sein in wogenumdonnerter Halle?
Theilt der Holde mit dir deiner Unsterblichkeit Glück?

Die Nymphe.

Nicht die Nymphe des Stroms entführte den Kühnen, den Schönen;
Hoch zum Olympus hinauf trug ihn ein stärkerer Gott!
Heimlich blühet er dort, umkränzt von ewiger Jugend.
Trockne die Thräne des Harms! weine dem Seligen nicht!

Die Nymphe des Mains und der Wanderer.

Der Wanderer.

Schöne Nymphe des Mains mit den langen wallenden Locken,
Sag', o Liebliche, wem eilet entgegen dein Fuß?
Sage, wem schmücktest du dich mit dem Blüthen duftenden Kranze,
Und wem füllte dies Horn sich mit winkender Frucht?

Die Nymphe.

Meinem Geliebten entgegen, des Gotthards mächtigem Sohne,
Wall' ich, bräutlich geschmückt, bringend der Ebene Frucht.
Liebend führet er mich in Bacchus purpurne Lauben,
Tränkt mit der Fülle mich dort herzerquickenden Weins.

Der Frühlingsregen am Genfersee.

Düstrer Wolkenzug, o schwebe näher,
Walle still am Jura dort hinab *);
Und der Landmann, treuer Wetterspäher,
Jub'le: Segen träufelt uns herab!

Seht des schönen Sees Bett verdunkelt,
Wo die Möve dort ins Wasser streift;
Des Saleve Scheitel **) heiß umfunkelt;
Jenes Huhn, das unters Obdach läuft.

Graue Schatten wandeln, schweben, tauchen
Schnell das Thal in trübe Dämm'rung ein;
Kräuterknospen öffnen sich, und hauchen
Süßern Duft als Zeilons Spezerein ***).

Regen rieselt freundlich und gelinde
Jetzt auf Hügel, Acker, Wies' und Feld;
Und der Vögelchor im Frühlingswinde
Tönt im Busch, vom Zitterglanz erhellt.

Auf der Dole ****) schwimmt ein Meer von Strahlen;
Purpur färbt das öde Felsenschloß †);
Rosenschimmer, die den Mole ††) mahlen,
Sinken auf des Sees Spiegelschooß.

Erd' und Himmel, Fels und Thal und Hügel,
Glänzt in reiner Farbenharmonie;
Die Gewässer †††) und der Winde Flügel
Rauschen drein in hoher Melodie.

Schalle dann: Laut durch die Welten töne (††††),
Edler Chor, den unser Freund erschuf;
Und der Menschenstimme Zauber kröne
Der Natur vereinten Freudenruf.

---

*) Das Gebirge des Jura begrenzt im Westen das Thal des Genfersees, und ist das Barometer von Genf. Wenn der Rücken unbedeckt sich im Abendlicht aufstellt, erwartet man sicher heiteres Wetter; ist er aber, besonders bei der Oeffnung des Fort Ecluse, mit Wolken bedeckt, dann prophezeit man Regen.

**) Ein Fels, der seiner gigantischen Form wegen sowohl, als durch die scharfgezeichneten Steinlagen merkwürdig ist, welche seine Schöpfung und Bildung durch die Strömung ehemaliger Fluthen deutlich verrathen.

***) Die durch ihren weitverbreiteten Wohlgeruch berühmte Gewürzinsel.

****) Die höchste Kuppel auf dem fast ziemlich eben hinlaufenden Rücken des Jura.

†) Trümmer eines alten Klosters, auf der Höhe des kleinen Saleve, dessen Portal mit der Inschrift: Nasci, pati, mori, mitten im Hinunterblick auf das Zauberthal des Genfersees, jene Mischung von Freude und Wehmuth erweckt, die fühlenden Seelen so süß ist.

††) Ein Berg, der, von den Höhen um Genf erblickt, dem Reisenden wegen seiner dem Vesuv äußerst ähnlichen Gestalt auffällt.

†††) Die Arve, von den Savoyischen Eisbergen herabtreibend, vereinigt nahe bei Genf, unter den romantischen Hügeln von la Batie und St. Jean, ihre trüben Fluthen mit der, einer frischen Nymphe gleich, aus dem Bade des Sees hervorströmenden Rhone.

††††) Worte aus dem ersten Chore der Athalia, nach Cramers Uebersetzung und Schulzens Composition. Gewisse Akkorde der Natur rufen gewisse Akkorde der Kunst in meine Seele zurück. Dieser Preischor, werth von einer dankenden Welt angestimmt zu werden, schwebte, mit dem Bilde meines Freundes vereint, in jenem schönen Momente meinem Geiste vor.

---

heiten abwechselnden Lage wegen, vorzüglich von Reisenden besucht: die Kette des Mont-Blanc begrenzt es; und außer der Arve wird es von den Gletscherwassern des unaufhaltsam tobenden Arveiron, und vier andern, aus den sich ins Thal senkenden Gletschern entstehenden, Schneewassern durchrauscht.

*) Die aus schwindelnder Höhe in den unabsehbaren Felsklüften herabgleitenden Gletscher gleichen gewaltigen Strömen, die mitten im Tumult der raschesten Bewegung von plötzlichem Froste gefesselt werden.

**) Ich pflückte am Gletscher du Bosson, wenige Schritte vom ewigen Eise, die schöne Gentiana major in großer Menge.

***) Ich verlor vor fünf Jahren einen sehr geliebten Bruder, der hier beim Baden ertrank. Indem ich bei meiner Ankunft in Bordeaux über den Fluß setzte, entstanden diese Zeilen.

****) Die Garonne zeichnet sich unter den gelben Strömen Frankreichs durch eine reinere tiefere Goldfarbe aus.

Abendphantasie.

Süßes Bild,
Schwebst mir vor mit leisem Sehnen!
Klagst mit wehmuthsvollen Thränen,
Tief in Trauerflor verhüllt.

Wonnezeit!
Ach! Umstrahlt von Frühlingsmilde,
Froh in Tempe's Lichtgefilde,
Lebt' ich dir, o Zärtlichkeit!

Thränen fließt!
Thauend, wie die kleine Quelle
Rieselnd, perlend, Well' an Welle
Ueber Blumen sich ergießt.

Alles schweigt!
Kaum, daß in des Westes Flüstern,
Unterm Schattendach des düstern
Tannenhains, der Halm sich beugt.

Holder Traum!
Fliehe nicht auf Rosenflügeln;
Weile an des Baches Spiegeln,
Suche nicht des Aethers Raum.

Es entschwand! . . .
So entfloh vor Psyche's Kusse
Amor, da mit holdem Gruße
Sie: Geliebter! ihn genannt.

Die Insel auf dem Bielersee.

An Rousseau's Schatten.

Wo Wogen das liebliche Eiland umzieh'n,
Da sitz' ich hoch über dem Felsen im Grün,
Und höre, mit schmachtendem Sehnen,
Die Fluthen ertönen.

Von ferneher rauschen, mir tief aus dem See
Erschallend, empor in die luftige Höh',
Verdoppelte dumpfige Schläge
Ans Ufergehege!

Umschwebt nicht im West, der das Eichenblatt beugt,
Dein klagender Schatten, ätherisch und leicht,
Die vormals geliebten Gefilde
Mit himmlischer Milde?

Dort, hoch aus dem silberumflossenen Blau,
O senke dich nieder, wie kühlender Thau;
Verkünde der traurigen Müden
Elysischen Frieden!

Du kanntest dies Sehnen, du kanntest den Schmerz,
Der schwer mir belastet das einsame Herz!
Nun schöpfst du am Strome der Klarheit
Unsterbliche Wahrheit!

Stets glaubend, stillhoffend und liebend wie du,
Ach; sind' ich im Schooße der Nacht erst die Ruh',
Entschwebend dem moosigen Hügel
Mit stralendem Flügel?

Mailied.

Feier der Lebenden und Todten *).

Wonne schwebet,
Lächelt überall;
Schwebt am lichtbegrünten Hügel,
Lächelt aus der Fluthen Spiegel.
Wonne schwebet,
Lächelt überall!

Liebe waltet,
Wirket überall;
In des Haines kühlem Raume,
In dem weißen Blüthenraume.
Liebe waltet,
Wirket überall!

Unschuld wallet,
Unsichtbar, doch nah'!
Wallt auf hohem Buchenwipfel,
Weilt im Nestchen unterm Gipfel.
Unschuld wallet,
Unsichtbar, doch nah'!

Freude tönet,
Jauchzet fern und nah'!
Auf dem dichtbeblümten Rasen
Hüpfen Kindlein, Lämmer grasen.
Freude tönet,
Jauchzet fern und nah'!

Auf! und windet
Kränze, Mägdelein!
Unschuld, Wonn' und Liebe walten!
Seht die Blümlein sich entfalten!
Auf! und windet
Kränze, Mägdelein!

Hüpfend schwinget
Euch im Maientanz!
Horch! der Kukuk, fern am Weiher,
Ruft dem Sommer! Frühlingsfeier
Währt — ach! währet
Wie der Blüthenkranz!

Wehmuth dämmert
Tief im Blumenkelch!
Seht sie in des Thaues Perlen!
Hört sie klagen unter Erlen!
Wehmuth dämmert
Tief im Blumenkelch!

Töne leiser,
Sanfter Freuden Chor!
Geister schweben in den Lüften —
Geister wallen mit den Düften —
Töne leiser,
Sanfter Freuden Chor!

Frühling blühet
Auf der Todtengruft!
Nur dem Tod' entkeimt das Leben.
Seht die Schmetterlinge schweben!
Hoffnung waltet
Ob der Todtengruft!

Das Bild der Sehnsucht.

Süßes Bild, das mir mit leisem Sehnen
Herz und Sinn, und Geist und Auge füllt!
Reine Quelle meiner stillen Thränen,
Nie vergeßnes, immer nahes Bild!

Lächelnd schwebst du auf des Abends Golde,
Neugeboren unter'm Morgenhain;
Und mit Wonneglanz füllt deine holde
Gegenwart selbst Trauerphantasei'n!

In der Andacht hohem Sternenfluge,
Schwebst du winkend meinem Geiste vor;
Weilst mit mir am ernsten Aschenkruge,
Hebest tröstend mir der Zukunft Flor.

Zeigst mir der Vollendung Sonnenauen,
Und die Ruh', der jede Klage schweigt;
Stützest sanft das sinkende Vertrauen;
Flüsterst: „Muth! Bald ist das Ziel erreicht!

„Wiederfinden heißt des Zieles Krone,
„Ungetrennt dann wandeln Einen Pfad.
„Sieh! Es reift dem himmelsvollen Lohne
„Jede stille ungeseh'ne That!"

*) In diesen Tagen traf der Geburts- und Todestag vieler Freunde der Verfasserin zusammen.

Fern getrennt, und doch für mich geboren?
Dunkles Schickſal, das mein Leben lenkt!
Schnell erkannt, und ſchneller noch verloren,
Beßres Ich, in das mein Geiſt ſich ſenkt.

Sah' ich dich, und fühlte höh'res Leben
Schöpferiſch durch jede Nerve glühn —
Hörte dich, empfand mit tiefem Beben
Feſte Bande uns zuſammenziehn!

Licht und Kraft und reine Seelenwürde,
Stille Freude, heitre Geiſtesruh',
Muth für jede, auch die ſchwerſte Bürde,
Lächelte mir ſanft dein Auge zu.

Nie gefühltes inniges Vereinen,
Schmiegte Herz an Herz, und Geiſt an Geiſt.
Ach! Um dich, um dich ſollt' ich nicht weinen,
Bis des Lebens harter Faden reißt?

Ferne! Du vermagſt uns nicht zu trennen!
Seelen trennt nicht Berg, nicht Land und Meer,
Ewig werden wir uns wieder kennen:
Banges Herz! Was trauerſt du ſo ſehr?

Der Wald.

Nimm mich in kühligen, ſchattigen Arm,
Säuſelnder Hain!
Fern von rauſchender Freuden Schwarm,
Ungeſtört vom nagenden Harm,
Will ich deiner mich freu'n!

Lieblich ſtrömt von den Gipfeln herab
Wallender Duft;
Langſam ans mooſige Ufer hinab,
Rollen die murmelnden Wellen ins Grab,
Spiegel ſchimmernder Luft.

O Natur! wie biſt du ſo ſchön;
Lieblich und hehr
Deine verjüngende Schönheit zu ſehn,
So durch's Leben lächelnd zu gehn,
Mit der Unſchuld daher!

Unſchuld nur, und du, o Natur!
Seliges Band!
Ihr verſüßet das Leben uns nur;
Stets will ich folgen der blumigen Spur
Mit der Lieb' an der Hand!

Der Herr von Bubenberg, s. Minnesänger.

Anton v. Bucher

ward am 8. Februar 1746 zu München geboren, erhielt ſeine erſte Bildung in den Jeſuitenſchulen ſeiner Vaterſtadt und ſtudirte in Ingolſtadt Theologie. Im Jahre 1768 erhielt er die Prieſterweihe und ward gleich nachher als Kaplan angeſtellt. Seine Predigten erfreuten ſich allgemeinen Beifalls. Da man indeſſen große Fähigkeiten für das Lehrfach bei ihm fand, ſo ward er auf Veranlaſſung des damaligen baieriſchen Schulverbeſſerers, des geiſtlichen Rathes Braun, 1771 Rector der deutſchen und 1773 Rector der lateiniſchen Schulen zu München und erhielt 1777 den Charakter eines geiſtlichen Rathes. Er vertauſchte dieſe ehrenvolle Stellung 1778 mit dem Pfarramte zu Engelbrechtsmünſter, wurde aber bereits 1784 als geiſtlicher- und Schuldirectorialrath, doch mit Beibehaltung ſeiner Pfarrei, wieder nach München gerufen und verwaltete dieſe Aemter bis 1813, wo er ſeines hohen Alters wegen in Ruheſtand verſetzt wurde. Er ſtarb am 8. Januar 1817 daſelbſt.

Seine Schriften erſchienen geſammelt unter dem Titel:

A. v. Bucher's ſämmtliche Werke, geſammelt und herausgegeben von Joſeph von Kleſſing. München, 1819 fgde. 6 Bde.

Sie enthalten: die Jeſuiten in Baiern vor und nach ihrer Aufhebung; Allerneueſter Jeſuitiſcher Eulenſpiegel u. ſ. w.; Mönchsbriefe; Predigten, Verlaſſenſchaft des Pfarrers Tröſtegott; Geſchichte des Bürgerſohnes Pancraz; Hiſtorie von einem Schmiedſohne; geiſtliches Suchverloren; Charfreitags-Prozeſſion auf dem Lande; die Kinderlehre auf dem Lande; Protiunkulabüchlein u. ſ. w. Mit außerordentlicher Kraft, glücklicher Laune und echtem Humor ſuchte v. B. durch dieſe Schriften die wahre Aufklärung und echte Frömmigkeit in Baiern zu befördern und den Laſtern und Thorheiten einer ausgearteten Geiſtlichkeit, ſo wie abſurden Mißbräuchen im äußeren Gottesdienſte Einhalt zu thun. Er verſchmähte es daher nicht, ſich des niederen Styls zu bedienen, um ganz nach dem Leben zu ſchildern und das Gute, das er beabſichtigte, deſto allgemeiner und leichter zugänglich zu machen. — Treffend ſagt daher der Herausgeber ſeiner Werke (Bd. 6. S. XII.) von ihm: „Bucher führte bei ſeiner ungemeinen Gabe, das Lächerliche und Verkehrte ſeiner Zeit aufzufaſſen und die Mißbräuche in den kirchlichen Umgebungen darzuſtellen, wie ein echter dramatiſcher Dichter, weit entfernt von der trockenen Art des abhandelnden Schriftſtellers, dieſe Thorheiten in ihrer eigenſten Geſtalt uns vor, da er durchgängig das Thema in der Form der handelnden Hauptperſonen als ein belebtes Drama zu dem höchſten Grade des Effectes und getreuer Nachbildung zu bringen wußte. — Die Wahrheit dieſer Charakteriſtik tritt überall in den Geſinnungen, in der Sprache und ſelbſt in den provinciellen Idiotismen der von ihm angeführten Perſonen dem Leſer entgegen. Durch dieſe Wahrheit unſeres Naturmalers und ſeinen großen Fond von meiſt groteskem Witz und originelleer Laune erhalten dieſe Denkmale einen unwiderſtehlichen Reiz, den ſie um ſo weniger verlieren können, da keine ähnlichen Produkte in unſerer deutſchen Literatur über Gegenſtände dieſer Art vorhanden ſind, die ihnen zur Seite geſtellt werden können." —

Wir theilen, um ein Ganzes zu geben, hier eine Predigt von ihm mit, in welcher er das falſche, geſchmackloſe und unanſtändige Predigtweſen unwiſſender katholiſcher Geiſtlichen, wie es in früheren Jahren noch häufig in Baiern vorkam, auf eine eben ſo ſchlagende als witzige Weiſe parodirt.

III. Predigt.*)

Auf St. Chriſtoph.

Thema. S. Christophorus habebat indusium, alleluja, usque ad Nates, alleluja.
Ex Breviario S. R. Ecclesiae vetustiore.

Was ich Eurer Lieb und Andacht im Latein habe vorgetragen, lautet auf Teutſch alſo:

St. Chriſtoph trug ein kurzes Hemd,
Dafür ſey Gott geprieſen.

Uſuard, Beda, Mombrizius, Ado, Noſokomius, Petrus Vizellius, Rogerius Fuldenſis, Metaphraſtes Ferrarius, Lau-

*) Aus: A. v. Bucher's ſämmtlichen Werken. Geſammelt und herausgegeben von Joſ. v. Kleſſing. München. 1820. 4. Band. S. 28.

rentius Surius, Martirologistus, Isidorus, Gregorius, Hieronymus Vida, Ambrosius, Baronius, Brevlarius, Ribadeneira, Nikolaus Serrarius, Petrus Canisius, Bollandistus, Johannes Pinius, Mabillonius, und — doch jam satis est. — Ha! Welch ein Register gelehrter Männer! Welche Karfunkel unter den Biographen! Und alle diese sagen mit einem Munde, daß der uralte heilige Erzblutmärtyrer Christophorus a Jesu Christo kein non Ens, sondern in der That das gewesen sey, was wir an ihm verehren.

Das ist denn nun so meine Sache, hochansehnliches in Christo u. St. Christoph verehrtestes Auditorium! Das ist meine Sache — zu suchen, wo man findet, — zu nehmen, wo man kann, — und zu brauchen, was ich gefunden und genommen habe, tiefsinnige Elukubrationen hinzuzusetzen, und nichts aus dem Ermel herauszuschütteln, wie das, unter uns geredet, die meisten meiner ehrwürdigen Kollegen, ohne Ruhm zu melden, zu thun pflegen. Nein! Nein! ob ich schon von Herzen einfältig und demüthig bin, so ist doch das meine Sache nicht. Ich überlasse dieß den Miethlingen, oder gar den reißenden Wölfen in weißen Schafskleidern, ohne eben deßwegen etwas zum Präjudiz sprechen oder beleidigen zu wollen.

Gewöhnlich lege ich die heil. Schrift in Folio, die heil. Konkordanz, dann 10, 12, bisweilen auch 20 und 30 Auctores oder Bücher vor mich hin, und suche und sammle ganze Alphabete durch, bis ich auch nur für eine einzige Rede einen Reichthum der Gelehrsamkeit zu Foliobänden anschwellen könnte. So wird aber dann auch aus meinen Arbeiten Etwas, das sich auszeichnet, etwas, das Aufsehen macht. Es erscheint der Sirach neben dem Apostel Judas, das Buch der Weisheit neben den Sprüchen der heutigen Weltthorheit, St. Augustin und Paulus nicht anders, als wären sie alle mit mir auf dem nämlichen fruchtbaren Baum der Wissenschaften des Guten u. des Bösen gewachsen. Doch, ob ich schon den Baum tüchtig geschüttelt habe, sagen mir, leider! leider! alle oben zitirte hochansehnliche Männer nicht, warum eigentlich der heil. Christoph ein so kurzes Hemd getragen habe. Sie sagen mir nicht, warum wir deßwegen Gott preisen sollen. Erst nach langem Meditiren, Bitten, Beten und Kasteien brachte ich es so weit, daß ich mir eine hinlängliche Ursache von einem, wie von dem andern geben konnte.

Sehet, Andächtige! und erstaunet. Da ich euch mit dem Finger auf das kurze Hemd des heil. Christophs deute, da ich euch mit Herz und Mund auffordere, deßwegen Gott zu preisen, ach! was zeigt mir da der Trauergenius des verflossenen Jahrhunderts? Der Viehfall grassirte im ganzen Teutschlande nicht Einmal, sondern wiederholtemale. — Die Franzosen waren im ganzen Teutschlande, nicht nur hier und dort, sondern allenthalben. — Der Schauer fiel vom Himmel, Stürme wütheten, Donner rollten, Blitze zündeten, und wo man nur immer hinsah, herrschten Verwüstung und Elend. Die Feldfrüchte ächzen zerknickt. — Die Trauben weinen. — Die Bäume haben kaum Blätter. — Die Häuser hie und da keine Dächer — arme Landleute oft sogar keine Schlupfwinkel mehr. — Ist es dann ein Wunder, wenn auch unsre Hemden bereits zu kurz sind? Daß es Gott erbarme! Was schnitt nicht daran? Kontributionen, Exekutionen, Meliorationen, Deteriorationen, Vorspanne und Lieferungen aller Art. — Euch ja nicht zu vergessen, ihr unvergleichlichen Herrn Lands-, Marsch- und Kriegskommissarien, die ihr euch Fleisch, Brod und Branntwein bezahlen, — Heu, Haber und Getreid liefern ließet, dasselbe um die Hälfte des Werths wieder verkaufet, das empfangene Geld für euch behalten, Heu, Stroh und Getreide aber nicht weiter geliefert, sondern zu eurem eigenen Nutzen verwendet habt! Euch immer und ewig, und lässet ihr, oh wehe! wirklich in der verdienten ewigen Hölle, wie der Haas in seiner Soß, euch immer und ewig nicht zu vergessen! Doch abermal, o wehe! Ach, wer schnitt nicht, wann er in Röhren saß! — Wer schnitt nicht?

Hat aber sogar St. Christoph ein kurzes Hemd, der doch ein großer Heiliger war, was sollen sündige Menschen sich ärgern, wenn ihr Hemd verschnitten ist? O so preiset, preiset dann Gott, daß er euch ein so herrliches Beyspiel an dem heil. Christoph, dessen Fest wir heute feyern, gegeben habe. St. Christoph trug ein kurzes Hemd, und er war doch ein Riese unter den Heiligen. Daher sey Gott gepriesen; denn aus seinem auch kurzen Hemde geht eine schöne Trost-, Sitten-, Kanzel- und Ehrenlehrede hervor, und ich schreibe folgenden Titul auf den Aushangschild meiner Kanzel *):

Der große heilige Christoph war auch im kurzen Hemd ein Riese.

A. Ein Riese der Natur nach,
B. Ein Riese der Heiligkeit nach,
C. Ein Riese der Gnade nach.

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Bey dem Manuscripte dieser Predigt fanden sich auch einige Nebenbogen, welche uns zu der Vermuthung berechtigen, daß Bucher anfänglich dem Texte eine andere Eintheilung und Ausführung des Thema unterlegen wollte. Der Originalität wegen liefern wir daher auch dieses Fragment ganz so, wie wir es fanden. Der Verfasser hatte nämlich in seinem ersten Aufsatze folgendes entworfen:

Sanctus Christophorus.

Der heilige Christoph war so groß, größer noch als ein Riese. Dieß probiere ich unumstößlich selbst nach dem System heutiger Gelehrter im I. Theile.

Der heilige Christoph ließ sich auch den (Salvaveni) Hobel ausblasen. Aber von wem, das zeigt euch der II. Theil.

Nu! Wie sollt ihr euch von Welt, Fleisch und Teufel den Hobel ausblasen lassen? Dieß lehrt euch, merkt nur auf, der III. Theil.

Wer Ohren hat, der höre, und wer seinen Nachbar schlafen sieht, der stoße ihn in die Rippe, damit kein Tropfen meines evangelischen Balsams an ihm verloren gehe, und er aufwache, die Worte, die zu seinem Heile sind, zu vernehmen.

Hollah! Es geht dann aus einem anderen Faß, erzkatholische Zuhörer!

Der heil. Christoph war groß. Groß möchtet ihr alle seyn. Wir werden über dieß schon zu reden kommen.

Also nicht eure weltliche und geistliche Obrigkeiten, sondern eure Leib- und Seelenfeinde sollet ihr brav zu der saubern Arbeit einladen, die ihr uns immer zumuthet. Der Welt, dem Fleisch, und dem Teufel stehet es besser zu, als dem gestrengen Herrn Verwalter, meiner alten Köchin und mir.

Wie ihr das angehen müßt, sollt ihr vollkommene Instruction erhalten. Nur aufgemerkt im dritten Theile.

Pursche, ins Gewehr! Auf! Auf! Bum! — Bum! — Ich beschieße deine Trägheit, katholische Seele! Denke auf Kapitulation! Wirst überwinden, denke an mich. Welche Festungen sind in der Welt nicht schon eingenommen worden, welche getrotzt und lange getrotzt haben. Ergieb dich auf Gnade und Ungnade. Immer mußt du fallen. Nun zum ersten Theile!

Feuriger Helm des heil. Christophs erleuchte mich.
Ich lobe das Haupt, das ich trug, und beneide dich.

Zum I. Theil.

Danket Gott, o Auserwählte in Christo dem Herrn, daß er euch einen so fleißigen Prediger geschickt hat, der seine Predigten nicht aus dem Aermel herausschüttelt, wie es viele meiner Nachbarn thun, sondern der in C. 8, 12, 20, ja in 30 und 40 Büchern nachschlägt und zusammensucht, was ihm taugt, um ein gelehrtes Konzept auf die Kanzel zu bringen! — Was kostet dieß Schweiß! Was kostet es Mühe! — Und die vom Nachschlagen trüben Augen, die ermüdeten Hände vom Ausschreiben. Ach! daß sich Gott erbarme! Doch zur Sache selbst! — Bemerket am ersten — Andächtige! — Alle Autores sagen nichts, warum eigentlich St. Christoph ein kurzes Hemd getragen habe und warum wir deßwegen Gott preisen sollen. Nach vielem Meditiren und Bitten, und Beten und Kasteien kam ich endlich soweit, daß ich von einem, wie von dem andern eine hinlängliche Ursache geben kann. Wer würde sich nicht schämen unter uns, wenn er im Hemde gehen müßte? Und wie würde der sich nicht schämen, der im Hemde gehen müßte, wenn dasselbe erst noch zu kurz wäre? Der Held Christophorus trug aber aus heiliger Mortification, und um sich immer schämen zu müssen, ein kurzes Hemd. — Welch hohe Ursache haben wir also, Gott zu loben und zu preisen, daß er uns diesen Tugendspiegel katholischer Religion schon in den ersten Zeiten des Christenthums gegeben habe.

O wie mußt du nicht erröthen, du schnöde Kleiderpracht! Sage an, was bist du gegen den heiligen Mann? Du bist nichts mehr, als das Feigenblatt war, welches Gott im Paradiese nahm, die sündigen Blößen von Adam und Eva, den Wurzelsünder der ganzen Welt zu bedecken. Hoffarthönarr! Weltdockerl! Sieh hin auf den heiligen Christoph im kurzen Hemd. Er, ein thurmhoher Heiliger! Du, in Ansehung seiner, ein klein winziges Krüppel von einer Kreatur! Du Adamsabkömmling in verkürzter Natur, verjüngtem Maaßstabe, hast im Sommer langmächtige Mäntel, und im Winter eine Wildschur bis auf die Schuhe hinab. Du Evchens Töchterl tragst Schleppe und Röcke, die auf den Boden aufstehen. Der heilige Riese Christoph trägt ein Hemd, kürzer als der Chorrock eines Erzbischofs, der, die hohe hierarchische Würde anzuzeigen, nicht weiter geht, als bis zum Nabel. O wie mußt du nicht erbleichen, du gebrechliche, schlüpfrige Weibslichkeit, denn du bist wie P. Sanchez's Foliant von der Ehe in Schweinsleder gebunden, und kannst nicht erröthen. Husch! Husch!

Ich könnte wohl auch sagen, ein Riese der Glorie nach, aber hievon auf das Jahr. Nur Lutheraner und Neulinge, ihre

---

der heilige Christoph in seinem Vagatell von einem Hembe möchte erfrieren, und du — von der St. Paulus sagt, non nominetur in vobis — das ist: Halts Maul von dieser Schlamperey! Und du! du! du! du! Ach! du! du!

Ich könnte hier in dem Angesichte des heiligen Christophs alle Tod- oder Hauptsünden, die fremden Sünden, die himmelschreyenden Sünden, die Sünden im heiligen Geist zu Schanden machen. Aber hiezu ist mir der Tag zu heilig. Wir begehen ein Ehren- und Freudenfest. Also will ich nur von Tugenden reden, und kein anderes Wort, als Tugend — und wieder Tugend soll heute aus Mund und Herzen erschallen, in Ohren und Herzen fallen. Wahrlich! Wahrlich sage ich euch: Der heilige Christoph war so groß und größer noch als ein Riese. Dieß probiere ich unumstößlich selbst nach dem Systeme heutiger Gelehrten im ersten Theile. Und in Punkto Punkti, welches die Hauptsache ist, will sagen, seiner Heiligkeit nach, findet er gar nicht seines Gleichen.

Zu Roveredo, in Tyrol, steht eine Kirche, und auf dieser Kirche waren einst Verse zu lesen. Und diese Verse lauten dann also: Merke nur auf, gut katholischer alter Teutscher! so lauteten sie:

St. Christophorus Christum portabat ad Osso
Et vadabat aquas senza bagnarse lo culate.

Ich verstehs nicht, sagst du. Ja, so gehts, wenn man nichts lernt. Da stehen die Ochsen am Berge, wenn ein lateinischer Brocken kommt. Ich könnte dirs auch nicht sagen, wenn ich mirs nicht hätte verdolmetschen lassen. Sieh, für dies ist das Lernen gut. Es fällt kein Gelehrter vom Himmel, aber eben darum soll man lernen.

In der Kinderlehre und Predigt aber schlafen die Alten und die Jungen stehen da, wie's Kind beym — Verzeih mirs Gott, hätt' bald was g'sagt. Warum? Darum, weil ihr nicht aufmerkt. „Schenkt der Herr auch nichts mehr aus", sagt hernach ein oder anderes Fleischmaul. Aber was soll ich schenken! Die Bildeln schauts mir ja nimmer an. Ist euch der Eichelober und d' Schellensau lieber.

Und Rosenkränz, Amuleter und Skapulir,
Ja, da schauts, der Daum geht mir für!

Ist euer ganzes Wissen von Groß und Klein nicht so viel werth, als ein Dutzend Rosenkränz und Skapulir kostet. Und auf einen Rosenkranz ohne Blättel, Untermärkeln und gefaßten Landkreuz, oder auf ein Paar Wiedl Ablaßpfennige und auf ein Skapulir ohne seidenes Bandel — da pfeift ihr mir, reverenter zu melden, d'rauf. — Meints, sie kosten Schnellfinger? Ja, gute Nacht, Schnepf!

Die lateinischen Verse heißen in unsrer hochteutschen Mutterspracht also:

St. Christoph trug Herrn Jesum Christ
Durchs tiefe Meer,
Ohne daß er,
Und sein Gesäß naß worden ist!

Her da also, erzkatholische Zuhörer, wenn ihr aus eurem Hembe gewachsen seyd, oder wenn euch allenfalls dasselbe in der Wäsche zu sehr eingegangen, oder gar verschnitten worden ist — der heilige Riese Christoph trägt selbst ein kurzes Hemd. Dachtet ihr vielleicht in der Vorzeit: Auch wir sind Riesen und giengt ihr allenfalls eurem armen Nebenmenschen auf dem Kopfe, neckte ihr ihn, wo er euch Blöße gab, und hattet ihr allenfalls an seiner Ehre, an seinem Wohlstande geschimpft und geschnepfelt — ja, hattet ihr vielleicht Lust gehabt, ihm lieber gar den Kopf abschneiden zu lassen, so denket an die Wahrheit: Nichts in der Welt dauert ewig. Es ist auch immer besser, in einem kurzen Hemd zu gehen, als den Kopf zu verlieren. Verehret das Beyspiel des heiligen Martyrers und seyd froh, daß euch nur das Hemd, etwa auch das Tischtuch, aber weiter nichts abgeschnitten worden ist. Wie ich sage: St. Christoph trug ein kurzes Hemd, dafür sey Gott gepriesen.

Da wir denn nun den heiligen Christoph in seinem kurzen Hemd betrachten, und sein Fest feyern, möchte ich heute allen Betrübten etwas Tröstliches sagen. Ich war selbst oft betrübt, und ich kann euch nicht genug rühmen, wie wohl mir da war, wenn mich Jemand mit einem tröstlichen Worte aufgerichtet hat. So lasset uns dann auf Trost, wie man ihn in der Welt giebt, denken.

II. Theil.

Wie ihr nach dem Beyspiele des heiligen Christophs euch solltet den Hobel von euren Feinden ausblasen lassen, ist der zweyte Theil.

Jetzt ist Erndte. Eure Liebe und Andacht haben als einen neuen Feyertag den St. Margarethentag verlobt; wir sind mit dem Kreuze

---

Affen, verlassen die alten Ideas Rhetorices, ich bleibe bey dem wohlhergebrachten Leisten meiner Ahnen und Urahnen, will sagen,

---

gegangen, war zwar der beste Tag, seitdem wir angefangen haben zu schneiden, haben aber doch gefeyert, und wie ihr mir alle attestiren könnet, so habe ich mit euch Abends um 2 Uhr schon gewickt, und um 4 Uhr stichbrandelt, weil dem Kirchprobste Wirth und Führer nimmer gestreuet hat.

Dörft's keine saure Gesichter machen, ihr Weiber! Ich spiele nicht theurer. Wenn eure Männer mit dem Sauschneider und Wirthe in die 24er und halbe Gulden spielen, da schlagt die Hände über den Kopf zusammen und betet zum heiligen Stapinus, spanischem Bischofe, daß eure Männer seine Krankheit kriegen. Er konnte sich nämlich auf allen Vieren nimmer rühren und biegen. Ein lahmer Mann kostet euch in Ewigkeit nicht so viel als ein Spieler. Nach der gewöhnlichen Krankenpflege in Dörfern läßt man solche Leute liegen und geht der Arbeit nach. Die Arbeit gewinnt und der versoffene Spieler kann doch indessen im Bette nichts verlieren.

Doch ich bin ein wenig von meinem Vorsatze mit dieser Anmerkung, die übrigens wohlgerathen und gar nicht närrisch ist, abgekommen.

Wir haben, wollte ich sagen, St. Margareth, Gott lob, gefeyert. Tags darauf hatten wir ein Schaueramt. Am Sonntag war Sonntag. Heute fevern wir Anticipando das Fest des heiligen Christophs, weil uns morgen St. Jakob im Wege steht. St. Jakob ist ein Apostel, zu dem Jesus Christus nach Kompostell wallfahrten gegangen ist, auch nach seiner fröhlichen Auferstehung noch, nach Aussage der frommen Kreözzatia von Kaufbeuren, bey der er auf einem Baum übernachtet, morgens aber gefrühstückt und ihr Pilgrimsmuscheln zum Präsent gemacht hat. Dann saigt St. Anna. Da gehen wir nach Faulenhausen mit dem Kreuze. Gehen wir nun immer fort wallfahrten, so liegt uns, was geschnitten ist, gut. Es mag regnen und Wetter werden, welches wolle. Die heilige St. Margaretha breitet ihren Reifrock aus; das Schaueramt thut auch per se, was der Brief vermag. Die heilige Anna hat 2 Kinder auf dem Arme, denen Gott Vater das ewige Placebo singet, und der heilige Jakob kehret leicht den Stiel um und gehet uns zu lieb jetzt selbst nach Kompostell, um uns gutes Erndtewetter dort zu erbitten, wo unser Heiland auf seinem Altar auch für die fleißigen Wallfahrter eine Schauermesse gelesen, und, wie Ribadeneirens Schwager erzählet, die vier Evangelien gehalten hat.

Elende Tropfen! Dummköpfe! Daß dich! Immer muß man sich erzörnen! Nicht für die Spanier allein; sondern für Schwaben und Baiern vorzüglich. Sind wir ja wenigst auf dem Lande erzkatholisch, als die Spanier.

Da schreyens dann zu München und in allen Diözesen: „das „heißt nichts: nicht einmal den allerheiligsten Portiunkula-Ablaß „wollens mehr in seiner Sasse lassen. In die Erndtezeit gehören „keine Feyertage. Dieß und Jenes, so und so."

Hörst die verführerische Welt, lieber Christ! Sie geht gar nicht auf den Filzschuhen.

Sie will dich in der Erndtezeit um deine Feyertäge und Wallfahrten bringen.

Die Wahrheit zu sagen, liebe erzkatholische Christen. Junge Pfarrer selbst machen schon Gegenprojekte, wollen nicht wallfahrten gehen, nicht neue Feyertage an Werktagen stiften lassen, Schauerämter recht früh halten.

Aber diese Leute wissen nicht, was wohl oder wehe thut. Wohl thun sie dem Bauern, wenn sie ihn ungestört fevern lassen. Wehe sich selbst. — Sie rauben sich ja das Verdienst in dieser und in jener Welt.

Weil ich dir aber thue, was du willst, lieber Bauer und liebe Bäurin — o, so werdet ihr ja auch gegen mich gerecht seyn.

Wie wohl thut mir eine Zehentfuhr? Wie wohl meinem Kaplan bey der Flachskollektur eine offene Hand, daß er nicht mehr ausschenken darf, als er einnimmt?

Sehe ich einen von euch mit vier Pferden an einem Zehentwagen hereinfahren, so ist mir geistlicher Weise nicht anders, als sähe ich — als sähe ich — ja wohl die vier Evangelisten — mit Ochsen und Löwen, und Adler und Engeln bespannt — O tausendmal willkommen! ruf ich auf. — Und Salat und Eyer d'rauf Abends, Mittags Speckknödel und Fleisch. — An Bier und Brod fehlts ohnehin nicht.

Wer wird ein tapferes Weib finden? sagt, nach seiner biblischen Scienz, mein Kaplan. Sieh, da kömmt eine — kommen zwey — kommen drey — sechs Bäurinnen. Er thut Ringe, Rosenkränze, Amulete, Skapulire heraus. Er kriegt a proportionat Flachs. Deo Gratias. Liebe Leute! Christliche Seelen! Ihr thut nichts umsonst. Wir machen fleißig Memento für euch in der heiligen Messe, schreiben euch ins Brevier ein, und in alle Vespern und Litaneyen.

Da was im Vorbeygehen zu erinnern, so sage ich euch, daß ich und mein Herr Kaplan Alles weihen, Alles benediziren können. Kranke Kinder rühren wir nur an, legen ihnen die Stolle auf, sie

nur in drey abgeschnittenen Zertheilungen meiner Lob-, Kranz- und Ehrenrede.

Ließ Gott seinem Liebling, dem großen heiligen Christoph, sein Hemd verschneiden, so sehet getröstet auf das Beispiel, das hierin liegt, und worauf ich euch öfter hinweisen werde. Fürchtet euch nicht! Ich werde mit meiner Probe nicht zurückbleiben. Sowohl aus der heiligen Schrift, die lange vor, als aus den Büchern der Väter, die lange nach St. Christoph entstanden sind, werde ich St. Christophs Größe beweisen.

Um Geduld und Aufmerksamkeit mögen deßwegen schlechtere Prediger bitten und betteln. Die Zeiten sind mühselig genug,

---

werden wie die Sterzen. Bauer! hast einen kranken Ochsen — ich habe geweihtes Anhängsel — dörft kein Haarseil ziehen lassen und wenn die Pest selber d'ran wäre. Bäurin! giebt deine Kuh Blut, anstatt Milch — ich habe geweihtes Petschierwachs, und das hilft, wenn ein Priesterleich ins Petschier gestochen ist.

Haben wir aber alle seit langen Zeiten Kelche und Becher in der Wappe, als wenn wir lauter himmlisch-göttliche Weingastgeber wären. Item, wer es gerne hat, soll fortfahren.

Die Novieres haben eine Traube und Kornähren; die Novissimi was für Gaukeleyen, weiß Gott.

Doch, zu meiner Materie zu kommen, weil ich jetzt Praejudicia weggeräumet habe, so ist dann die Rede von der Welt, und wie man ihr die Feigen zeigen, sich von ihr den Hobel ausblasen und ꝛc. ꝛc. lassen sollte, versteht sich geistlicher Weise.

(Hier ist in der Handschrift das Ende des Bogens abgerissen, und vom III. Theile nur noch folgendes Bruchstück vorhanden:)

Er wird seyn ein Riese der Gnade bey den Menschen, besonders denen, welche gerne lange leben. — Sie seyen Schwärmer und Schlemmer, Teutschtänzerinnen, oder Waghälse, wenn sie nur der Anblick seines Bildes mirakulöser Weise lange auf diesem Erdenrunde erhaltet, weßwegen ich rathe, einen St. Christophsorden zu errichten, und den Stern desselben immer zu tragen, damit ihnen der heilige Christoph allenthalben begegne, und sie ihn auf Miedern und Latzen, Kantuschen und Corsetten, Harnischen und pauvres diables von Angesicht zu Angesicht sehen und haben vor ihren Augen.

So will ich denn den Sack zubinden; denn wohlgemerkt, Andächtige. Ich habe ein neues Christophorus-Büchlein gemacht, und das wird vor der Kirchthüre draussen verkauft. Da steht Alles drinne, was ich euch im dritten Theile noch sagen könnte, besonders auch das schöne Lied, welches von seinem glorwürdigen Leben und Leiden nach der Wandlung gesungen wird. Kauft euchs, so habt ihr den Schatz beysammen. Vorzüglich zeichnet sich dort aus, was vom heiligen Christophorus-Gebet gesagt wird. Mich nimmts Wunder, daß man dieses Gebet nicht an alle Klöster, an alle Dikasterien, bey den Armeen, und unter alle Zünfte, besonders auf der tödtlichen Landschaft austheilet, denn bey diesen geldarmen Zeiten stünde es wohl recht gut, wenn der Teufel überall hin Geld bringen müßte, zum Geben, — zum Haben, — zum Nehmen. — O wie viele arme Teufel würden Ruhe kriegen, wenn der verdammte Höllenteufel einmal angehalten würde, Requisitionen und Kontributionen zu bestreiten ꝛc. Zu kurz ist dieser Theil freylich. Aber ich kann nimmer anders, und ich muß Nolens Volens zum Beschluß.

Epilogus.

So lebe dann wohl, neugefaßter heiliger Christoph, und im Himmel so prächtig, wie hier unter deinem Ehrenbaldachin, und so zu sagen, irdischen Hofgärten; denn ich zähle wohl drey Dutzend funkelnagelneue triumphirliche Maybüschel um dich herum. Lebe wohl, mitten zwischen den zwey heiligen Arjungfern und wirkliche Martyrinnen, Aquilina und Rizetta. Laß dir recht aufwarten von den 48000 Bekehrten. Lebe wohl bis auf das Jahr und erhalte uns unter dem Schutz deines glühenden Helms. Setze ihn im Falle der Noth den steifen Hoffarthspinsein auf, die in der Maske der üppigen Welt uns immer auf den Köpfen gehen wollen. Mache, wenn wir Krieg haben, daß unsere Soldaten treffen, wenn sie schießen. Mache, daß sie fest werden, wenn sie vor dem Feinde stehen, und daß sie nicht zitternd davon laufen. Nimm die unruhige Welt bey ihrem pfauenartigen Schopfe und versenke sie in das tiefe Meer, über welches du so siegreich gegangen bist, daß sie ersauft darin, wie eine junge Katze. Lebe wohl bis auf das Jahr, und spannet das venerische Hurenkind Cupido seinen lüsternen Bogen auf uns, so nimm das lose Bürschel mit deiner allgewaltigen Riesenhand bey der Flitsche und lege es hin auf die glühende Bank, auf der du gelegen bist. Es wird ihm dann der Kitzel schon vergehen, und eine Hitze wird die andere vertreiben. Lebe wohl bis auf das Jahr, und wagt sich der Teufel an uns, uns zur Sünde zu reizen, so nimm ihn beym Schweif und wirf ihn in deine glühende Bratpfanne, und laß ihn bis auf den jüngsten Tag brennen und braten, bis er so mürb wird, wie ein Brandteig. Behüte dich Gott, du Riese der Natur, du Riese der Heiligkeit, du Riese der Gnade, und gieb auch du, daß wir im Himmel neu gefaßt werden, hier aber uns durch eine wahre heilige Beicht und Kommunion so reguliren, daß wir glücklich fahren, jetzt und in der Stund unsers Absterbens. Amen.

daß man Trost braucht, und den findet man schon beym alleinigen Anblicke des großen heiligen Christophs im kurzen Hemde — und stärker noch in meiner Predigt. Erhebet vielmehr Herz und Hände mit mir zu dem heiligen kurzen Hemd, daß uns dasselbe erleuchte und stärke, den Schnitt der Zeiten standhaft auszustehen, und dadurch auch den goldenen Lorbeer des heiligen Christophs hier im Leiden und dort in Freuden zu verdienen. Ich rede in deinem Namen, heiliges, uns zum Unterricht und Trost verschnittenes Hemd!!!

A.

Wenn man sich einen Patron sucht, so ist man immer am Besten daran, wenn man sich gleich einen Großen wählt. Nun ist aber der heilige Christoph schon ein Riese der Natur nach. Wer zweifelt, ob es je Riesen gegeben habe, der gehe in das alte Testament, da findet er im ersten Buche der Könige schon im 4. Verse des 17. Kapitels den 6 Ellen hohen Goliath. Hat es aber einen alttestamentischen heidnischen Riesen Goliath gegeben, warum soll es der katholischen Kirche an einem neutestamentischen Riesen zum Abbruch der größern Ehre Gottes erwinden? Alles Neutestamentische hat nach Auslegung biblischer Gelehrter schon seine Figur im alten Testamente; der große Samson mit seinem viktorisirenden Eselskinnbacken scheint mir demnach schon eine biblische Figur von St. Christoph zu seyn, — doch nur Figur, nur Schattenriß; denn St. Christoph, der neutestamentische goliathische Samson, schlug mit dem eisernen Kinnbacken seines Glaubens die heidnischen Esel selbst. Es lebte auch St. Christoph bald nach dem alten Testamente, denn er starb im neuen Testamente schon im Jahre 254. Erasmus Rotterodamus vergleicht den heil. Christoph selbst mit dem Polyphemus, einem Riesen, von dem der große Homerus sagt, er habe die Gefährten des Ulysses aufgefressen, und dem Ulysses selbst ein Aug ausgestossen. (Sich sein Lob der Narrheit.) Ein Riese, der mehrere Menschen frißt, muß ja doch gewiß ungemein groß seyn. Doch setzen wir indessen die riesenmäßige Größe des heil. Christophs, die Bibel, und den Goliath, und den Samson auf ein sammtnes Kissen, lassen wir die Gelehrten schweigen, und nur von dem Zahne des heiligen Christophs reden.

Augustinus Torniellus, ein grundgelehrter Barnabit, der schon um das Jahr 1543 schreibt, erzählet in seinen Jahrbüchern (Annal. V. Tom. ad annum Mundi 987 num. 19.), daß in der Kirche seines heil. Ordens zu Vercell ein Zahn zu sehen sey, der wenigst hundertmal größer war, als ein gewöhnlicher Mannszahn, und daß dieser Zahn von keinem andern Heiligen seyn konnte, als vom heiligen Christoph, weil man keinen andern Heiligen weiß, der hundertmal größer gewesen ist als andere Heilige, wie es doch St. Christoph ungezweifelt war. Man höre den Beweis ferner!

Ich wende mich jetzt doch wieder am ersten zur göttlichen heiligen Schrift. 3tio Regum steht geschrieben: es gebe Elephantenzähne. In Canticis steht: es gebe Zähne, wie eine Heerde von Schaafen. In der Apocalypsi steht: ihre Zähne waren wie Löwenzähne. Wer sich die Mühe geben will, kann in der Konkordanz unter dem Worte Dens noch mehrere Texte finden, welche von großen Zähnen sprechen. Giebts aber nach göttlicher heiliger Schrift große Zähne, warum solls nicht auch zu Vercell einen großen Zahn von St. Christoph gegeben haben? Ich schreite nun von der geistlichen zur weltlichen Geschichte.

Im nämlichen Jahre, als Augustin Torniellus schrieb, sind die vermaledeyten Bücher des Calvinus zu Paris zum Feuer verdammt worden. Je nun! Was stritt dieser höllische Plag- und Fegteufel der katholischen Kirche nicht an? Die ältesten Dogmata waren ihm ein Dorn in den Augen, ein Stich in das Herz. Aber weder den Zahn, noch die Größe des heiligen Christophs finden wir von diesem Patriarchen der Ketzerey in einen Streit gezogen. Selbst Calvin glaubt also, an St. Christoph einen Riesen der Natur nach zu sehen, sonst hätte er ja das Riesenthum des Zahnes des heiligen Christophs bekämpfen müssen.

Im nämlichen Jahre hielt der Pabst selbst mit Karl V. eine geheime — geheime Unterredung. Wovon mag sie in der Hauptsache gehandelt haben, als von dem großen Zahne, von dem eben der gelehrte Bernabit schrieb. Etwas, das hundertmal größer ist, als ein alltägliches gewöhnliches Etwas, ist ja immer ein sehr wichtiger Gegenstand für die Regenten des geistlichen und weltlichen Staates. Nur Schade und abermal Schade, daß wir die Acta der Unterredung eben nicht bei Handen haben, sonst würden wir gewiß von der riesenmäßigen Größe des heiligen Christophs und seinem Wunderzahne auch riesenmäßige Wunder in eben diesen Actis lesen und hören.

Im nämlichen Jahre machte der Kaiser Friede mit dem König in Frankreich, und gewiß ist dieß Niemanden zuzuschreiben, als dem großen wunderthätigen Zahne des heiligen Christophs zu Vercell.

Hätte man doch schon lange zu diesem heiligen Zahne in Teutschland eine Wallfahrt verlobt! Hätte man ihn in die leere Nische zu Loretto, wo unsere liebe Frau sich vor den

Franzesen zu flüchten verschwunden ist, feyerlich eingesetzt, vielleicht wäre längstens schon Friede! Hätte man jetzt noch Vertrauen, vielleicht wäre er im Stande, dem schimpflichen Säkularisationsgeschäfte, das so laut droht, den Faden abzubeißen, und — doch! Es ist noch Zeit und Gelegenheit genug, Wunder wirken zu können. Heilige Religion! Heilige Priesterschaft! laß mich dein Wort nehmen, und meine und deine Herzenswünsche vor dem heiligen Zahne im Geiste ausgießen.

O mache, mache dich auf die Füße, du heiliger Zahn und erscheine drohend zu Lüneville — erscheine rettend im Zirkel der heiligen Bischöfe, Prälaten und Lehrer der Kirche — erscheine strafend in den Privatsynoden zu Rom. Komme, mache dich auf und zermalme Alles, was dir und mir im Wege steht, und nicht mit Glaube, Hoffnung und Liebe, mit zerknirschtem Herzen dich küssen und ehren will. Genug! du bist hundertmal größer, als ein gewöhnlicher Mannszahn, wirst also neben dem, daß du die Größe des heiligen Christophs beweisest, wohl auch dich und die Ehre deines ehemaligen Inhabers zu rächen, eine schöne Arbeit machen können.

O daß du zu uns Teutschen von dem unglücklichen Vercell emigriert wärest! O daß du dir in unserer Klosterkirche einen Tabernakel erwählet hättest! Mit dem prächtigsten Ziborienröckel würde ich dich gekleidet, mit der kostbarsten Krone gezieret haben; denn wir Klostergeistliche sind es vorzüglich, welche den Schatz der Reliquien und Heiligthümer auszeichnend zu schätzen, und der lieben Christenheit ehrwürdig zu machen gewußt haben.

Doch erlaubet mir, Andächtige, hier eine kleine Ausschweifung. Sehet ihr, greifet ihr nicht mit Händen, wie ich Wort halte. Schon habe ich aus der göttlichen heiligen Schrift, schon aus der Geschichte der neuern Zeit, schon aus dem Daseyn ansehnlicher Reliquien die Größe des heiligen Christophs erwiesen. Aber noch nicht genug! Lasset uns eine andere Wanderschaft vornehmen. Am Ziele derselben werden wir uns abermal überzeugen, daß die Wahrheit allemal überwinde.

Nicht das stolze Frankreich allein giebt uns von Vercell aus Beweise in dem großen Zahne von dem großen Manne St. Christoph. Breche auch du auf, felsenreiches Tyrol und beweise, wie groß St. Christoph der Natur nach gewesen sey. Zu Roveredo steht eine Kirche und auf dieser Kirche waren folgende Verse zu lesen:

Christophorus Christum portabat ad Osso
Et vadabat aquas senza bagnarse le culate.

Ich verstehe es nicht, sagst du, christlicher Zuhörer. Ja so gehts, wenn man nichts lernt. Da stehen dann die Ochsen am Berge, sobald ein Blümchen kommt, das nicht auf deinem Mist gewachsen ist. Was thust du aber hernach? Du schimpfst und verketzerst nach dem, was beim heiligen Apostel Judas schon lange geschrieben steht: Sie lästern Alles, was sie nicht verstehen (v. 10.), ja sie nennen sogar Gott geweihte Personen Dummköpfe und Weltbetrüger. Aber mit Nichten recht und billig.

Sieh da mit Demuth im Teutschen, was der Tyroler mit angeborner Weisheit und Delikatesse in seiner feinern, süßen Sprache zu unserer Belehrung über die Größe des heiligen Christophs sagen wollte.

St. Christoph trug Herrn Jesum Christ
Durchs tiefe Meer,
Ohne daß er,
Und sein Gesäß naß worden ist. —

Die treffende Wahrheit dieser Uebersetzung erhärten noch andere Verse einer welschen Stadt in Italien, welche in hübschem Latein abgefaßt, also lauten:

Christophorus est iste,
Qui te portabat Jesu Christe,
Quin gutta fluminis unus
Tetigisset ejus cunus.
Nec mirum,
Erat nempe magnum virum.

Noch schöner klingt dieses zu teutsch:

St. Christoph ist der Mann genannt,
Der übers Wasser an das Land
Hat unsern Herren getragen. —
War St. Christoph auch hosenlos,
Kein Tröpfl doch zur Lend ihm floß.
Beim Plunder!
Was Wunder?
Er war halt wie ein Riese so groß —
Was wollt ihr weiter sagen?

Kann ich da nicht mit Sirach (L, 12) aufrufen: So kurz sein heiliges Hemd immer war, so gab er doch seiner heiligen Kleidung ein herrliches Ansehen, und er war Consummatus in brevi auch im kurzen Hemd ein vollendetes Bild der Vollkommenheit, qui explevit tempora multa (Weisheit IV, 13.) als ein welches er heute noch vor uns auf dem Altar stehet. Nur der Thiermensch begreift das nicht, denn es ist ihm Thorheit (I. Kor. II, 14).

Wir wollen unermüdet fortfahren, noch eins über die natürliche Größe des heiligen Christophs zu philosophiren, denn diese Materie ist eben so unerschöpflich als lehrreich, so lehrreich als fruchtbar

Wenn man fragt, wie tief das Meer sey, so heißt es gewöhnlich, wenn man je schlau antworten will, es habe die Tiefe eines Steinwurfes, weil noch kein Mensch vom Abgrunde heraufgekommen ist. Dieß will dann mit Wenigem soviel sagen, als das Meer ist unergründlich. So lasset uns dann ausrufen: O du unergründliche Größe des heiligen Christophs! — Herr Jesu Christ!

St. Christoph ging durchs tiefe Meer
Ohne daß er,
Und sein Gesäß naß worden ist.

Da greift ihrs ja mit Händen, das er um eine ansehnliche Portion muß größer gewesen seyn, als das Meer tief war.

Wer schwer durch ein Wasser tragt, den senkts auch tief ein. Aber der heilige Christoph trug den, den Himmel und Erde nicht fassen konnten, sohin Pondus Ponderum, das größte Gewicht und doch sagt das lateinische Gedicht:

Non tetigit ejus cunus
Gutta fluminis unus.

Zu Teutsch:

Er wurde im tiefsten Wasser kein Tröpfelein naß,
Gings auch bis an die Hosen fürbas.

Anerwogen dessen bin ich, ob ich gleich ein sehr starker Verehrer des Alten allemal Gewesenen, bin, schon oft auf den Gedanken gerathen, ob man nicht anstatt den heil. Johann von Nepomuk, einen schwächlichen Domherrn von Prag, den heil. Christoph, den baumstarken Riesen, zum heil. Wasserpatron erwählen sollte. Wißt ihr ja, daß bey der letzten Ueberschwemmung das unvermuthet angeschwollene Wasser die Brücke über die meisten Flüsse sammt dem heiligen Wasserpatron Johannes weggeführt, welches mich aber auf diesen Einfall, dem heil. Christoph das Prä zu geben, gebracht hat. Auch wißt ihr aus der Legende, daß der heil. Johannes von Nepomuk in der weit unbeträchtlicheren Moldau ertrunken, der heil. Christoph aber durch das Meer so unversehrt gegangen sey, als wie wir immer über die Stube gehen. Wenigstens dächte ich, es wäre nicht gefehlt, wenn wir dem heil. Johannes den heil. Christoph zum Kumulationwasserpatron, oder wenigstens als Accessisten bergäben, und ihn auch in seiner Riesengröße auf die Brücken hinstellten. Doch nichts für ungut! Ich habe einen Wurf angebracht. Denkt nach. Verlieren können wir nichts dabey; 2 heben, 2 tragen, 2 können mehr als einer und hiemit meinerseits Punktum *)

Mir wurmen diese schönen Inschriften noch ganz kurios durch den Kopf.

Zu allen Zeiten haben die Maler und Bildhauer den heil. Christoph groß, kirchenhoch gemalt, oder, wo es der Raum nicht litt, seine ganze Größe erscheinen zu lassen, ihn gebeugt vorgestellt. O die Künstler sind theuer, wenn sie ihre Kunst verstehen, und ein so großer heiliger Christoph — versteht mich recht — kirchenhoch — muß etwas gekostet haben. Der heil. Christoph muß also so groß gewesen seyn, weil man da und dort so viel Geld darauf verwendet hat, bis man seine rechte Größe im verlangten Stabe an die Kirche zum Erstaunen aller Vorübergehenden hingebracht hat. Saget mir nicht: Hier liege ein Sophisma: die Esel, welche den heil. Kastul nach Mosburg geführt haben, seyen auch kolossalisch groß an die Wand gemalen. Dieß geschah nur, die Größe des Mirakels anzuzeigen, vermöge welchem die aus Italien kommenden Esel eben bey Mosburg stehen blieben, und um zu erkennen zu geben, daß sich hier St. Kastuls heil. Beine nach Herzenslust eine Kirche und die Benedictinerbrüder für sich und ihre Konsorten ein Kloster, und für ihre Esel einen guten, warmen Stall wünschten; Mirakel fordern aber immer große Abbildungen. — die große Abbildung des heil. Christophs bedeutet aber und kann nichts anders bedeuten, als seine natürliche Größe, weßwegen sich zur Rechtfertigung der Maler und Künstler die Worte aus dem 17. Kapitel des Buches der Könige gar wohl herschicken: 6 Ellen hoch: wie im schon oben allegirten vierten Verse gar schön zu lesen ist. Großer Gott und Herr! Ich habe immer die Zierde deines Hauses geliebet, und den Ort, wo deine Herrlichkeit wohnet (Psalm 25, 3.). Wie sehr wünsche ich also allen Kirchen des heil. Christophs, wo er immer gemalt oder geschnitzt und schön

*) Natürlich! Je mehr Patronen, um so viel mehrere Bauernfeyertäge. Je mehrere Bauernfeyertäge, um so viel mehrere Votivämter rr. Kommt der Tag, so bringt der Tag.

Nr. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44.

wäreſt du nicht mit 10, will nicht ſagen, hundert Schuhen. Deo Gratias! Je kleiner die Maus iſt, ein deſto kleineres Loch braucht ſie.

Möchte auch ſo groß ſeyn, ſagt hier ein ſpannlanger Bube. — Nicht wahr, Flegel, daß dich der Pater Sakriſtaner nicht beym Schopf nehmen könnte, wenn du das Confiteor verdalferſt — daß dir der Schulmeiſter das Leder nicht gerben könnte, wenn du dein Hauptſtück nicht auswendig weißt, und in den 9 fremden Sünden eine auslaſſeſt. — Gott ſey geprieſen, Deo Gratias! daß ihr kleine Uebel nur zu großen nach und nach heranwachſet. Es ſteht noch immer ein bischen beſſer um uns, ſo lange euch der Schulmeiſter noch unter ſeinem Maasſtabe hat. — Da eure Väter um Heller ſpielen, ſpielt ihr ja ſchon um Groſchen aus euern Miniſtrierkreuzern. O gens perversa progeniem datura nox deteriorem, will ſagen, ſind jetzt ſchon Rekruten für Würfel, Karten und Kegelſpiel. D. G.! Du erſt, mein lieber Zehentdieb — du würdeſt mich in der Größe des heil. Chriſtophs freuen. Biſt nur 5 Schuh hoch und deine Finger ſind ſchon 10 Schuhe lang. Erſchrickt der brave Hr. Dechant, unſer Erzgutthäter, ſchon ſo an dir, daß er uns gewaltig an Schmalz und Korn abbricht und jammert, wenn wir nur ins Haus hineinſchmecken — und hundertfach längere Finger, wie der hundertfach größere Zahn? Gott bewahre den Hrn. Dechant, unſern Erzgutthäter, und uns vor deiner Größe.

Sind unſere Hütten ſo klein. Ach! wie oft könnte ein Mann oder ein Weib im eigenen Hauſe nimmer aus- und eingehen. Die Hörner würden ihnen immer Ungelegenheit machen. Deo Gratias, Deo Gratias! Ich hätte zwar noch mehr auf mir, aber wir kommen ja öfters zuſammen, und ich muß mich für heute einſchränken.

Alſo jetzt im vollen Ernſte zum zweyten Theil.

B.

Daß der heil. Chriſtoph auch ein Rieſe der Heiligkeit, will ſagen, ein überaus großer Heiliger geweſen, braucht nicht viel Schwätzen. Man hat zu ſeiner Ehre viele Kirchen erbaut, mithin iſt er heilig. Und daß er groß war, das habe ich ja im erſten Theile ſchon demonſtriret. Ich könnte alſo beſchließen. Aber das wäre hübſch. Es hat noch nicht einmal drey Viertel auf 9 Uhr geſchlagen. Wie! Was? Ich ſollte nicht länger predigen können, als dreyviertel Stunden? Freylich giebts jetzt Prediger, die nach einem eine halbe Stunde langen Sermon ſchon Amen ſagen. Pfui Teufel! Seyd ihr Prediger? Warum gab euch Gott Gurgeln wie den Ochſen, eine Bruſt wie dem Stiere, als ad Miniſterium Evangelii, daß ihr von einem Eck der Welt zum andern das Wort Gottes verkündigt. Vos insensatos! Ihr ſeyd Trommel und Pfeifen — ach! was ſage ich, ihr ſeyd Trompeten und Pauken der katholiſchen Lehre. Sitzet dann auf die Maulthiere eurer geiſtlichen Beredſamkeit, und ſchreyet, was der Brief vermag, in die Ohren der Freygeiſter, in die Ohren der Deiſten, in die Ohren der Schelmen und Diebe, in die Ohren der Gotteslästerer, in die Ohren der Afterchriſten und Afterpolitiker, in die Ohren katholiſcher Generale, welche den Franzoſen offenes Feld geben und ihres Soldatengeſindels, das Haaſenfüße hat, in die Ohren der Beamten und Marſchkommiſſarien, die ut supra in Röhren ſitzend, ſich die Pfeife ſchneiden und die Bauern ſchinden, ſchreyt in die Ohren der Huren und Ehebrecher, in die Ohren — — doch rechts umkehrt euch! Halt! Huren und Ehebrecher! Hieraus nehme ich den erſten Beweis, daß der heilige Chriſtoph ein großer Heiliger geweſen.

Höret einmal! An Bordellen und Hurenhäuſern giebts, beſonders in großen Städten, keinen Mangel. Man ſagt, ſogar in Rom, der Reſidenzſtadt des Statthalters unſers lieben Herrn und Heilandes, ſeyen eine Menge ſolche S. V. Baraken. Groß und Klein geht da aus und ein. Und du Allergrößter unter den Heiligen, St. Chriſtoph, ich bitte dich ums Himmelswillen, was fangſt du an. Sehet und denket, Geliebte! Ich ſey im Geiſte verzuckt. Verzuckte haben Erſcheinungen. Ich ſehe denn nun den heil. Chriſtoph an der Schwelle eines Bordelles ſtehen. Ich ſchreye eines Schreyens: Ach! Wo willſt du hin, St. Chriſtoph? Sieh doch, das iſt ein Hurenneſt! Was machſt du da beym hellichten Tage? Schäme dich doch! Deine Heiligkeit geht zum Plunder! Der ſchlechteſte Meſner von der Welt ſtellt dich nimmer auf den Altar, gehſt in April, trifft deines Gleichen nicht an, was haſt hernach? Wirſt ausgeklickert und ausgelacht. Biſt ein Heiliger und die Lumperey da. — Durch deinen heiligen Schein! — durch die Litaney und Tagzeiten, die man dir macht und ſingt, wenn du heilig bleibſt! — durch die Statuen und Bilder, die man von dir ſchneidet und malet! — durch die Altäre und Tempel, die man dir bauet! — durch deine breite Schultern! — durch deinen langen grauen Bart! — durch deinen blühenden Baum! — durch das tiefe Meer! — Durch das liebe Chriſtkindelein! — Ach! bleibe, bleibe heraus! — So ſchreie ich, aber nichts nutz!!! Er zieht die Glocke, läutet am Hauſe. Ein großer Mann thut gewöhnlich nichts ſanft. Es ſchellet, als wenn man zum böſen Wetter ſchlüge. Ein Dutzend Köpfe ſind alſogleich am Fenſter. Die Luder und Kanaillen ſehen den ungeheuren Rieſen und laufen, daß ſie ſich die Hälſe übereinander brechen möchten. Jede will die erſte an der Thüre ſeyn. Flugs iſt die Thüre offen, und es hallet, im ganzen Hauſe: St. Chriſtoph! St. Chriſtoph! d'rinne iſt er. Ei, daß dich der Hahn pede! Freylich biſt groß, aber deſto ärger. Steht ja ſchon in der heiligen Schrift: 7 Weiber werden um einen Mann kämpfen. Und, lieber Heiliger, ein einziges ſchlimmes Weib iſt ſchon ärger als 7 Teufel.

Ich laſſe den Heiligen, weil er mir ohnehin nicht folgte, im Bordelle; verbrennet er ſich ſeinen Famam Sanctitatis, und koſtet es ihn Haut und Haar, ſo bleibt doch hier auf der Kanzel meine Haut heil, mein Kopf ſicher. Merket auf mich, Andächtige! Ich will euch ein Exempel erzählen. Der König Friedrich, den man ſonſt auch den Einzigen nennt, kam einmal während des Kriegs zu einer Wirthin, bey der er ſchon zuvor einmal im Quartier lag. O lieber Herr Jeſus! Wie ſehen Eure Majeſtät aus, ſprach die Wirthin; denn der König ſah aus, wie die theure Zeit. Ja, es iſt auch kein Spaß, antwortete er, wenn man zwey Weiber und die Franzoſen am Halſe hat. Die Kaiſerin Katharina von Rußland und die Kaiſerin Thereſia von Teutſchland ſtritten nämlich mit den Franzoſen wider ihn. Friedrich war denn nun auch ungefähr unter den Potentaten der Welt an Geiſtesgröße ſo groß, wie St. Chriſtoph am Körper. Und 2 Weiber hepten ihn ſo herum, wie ihr aus den Zeitungen, woraus ich die lehrreiche Geſchichte genommen habe, alle Stunden leſen könnet. Ach! Wie wirds dir gehen, heiliger St. Chriſtoph, im Bordelle! Wie wirds dir gehen, heiliger St. Chriſtoph!

Freylich iſt St. Chriſtoph groß, und ganz was anders, als ihr kleine Schnauſer und Pfiffertlinge, die ihr euch noch mit einem Quintel von Lunge in ſolche Häuſer wagt. Da kann ich nichts anders thun, als lachen, wenn es mit euch Matthäi am letzten wird. Bey dem, der ſich nicht brennet, bey dem brauchts nicht blaſen. Iſt euch das Waſſer zu tief, warum geht ihr hinein? Speit ſie nur gar aus, eure verhurte, ehebrecheriſche Lunge. Die vier, die zuſammenſchreyen: Heb auf! ſind für euch die beſten verdienteſten Doctores. Hinaus mit euch! ad tenebras exteriores, ihr kalmuckiſche Venusknechte! Damit ihr unſere Gemeinden nicht verpeſtet, ſeyd ihr beſſer über die Planke zur hölliſchen Ewigkeit trüben. Adieu, profitiet Schwefel und Pech, Höllenrfuhl, biſſige Schlangen und Nattern, teufliſche Furien, etzetera.

Sagt mir nur nicht, hier iſt keine Gefahr. Auf dem Lande giebts keine Bordelle. Ja! wenn ihr ſo wollet. Ich will nur beyſpielweiſe reden; denn es ſchickt ſich doch nicht, auf der Kanzel Jemanden zu nennen; das geht die Polizey an, hier Rath zu ſchaffen. Obrigkeiten, verſteht ihr mich? Ihr habt Augen, aber nur Hühneraugen (Leichendornen), welche drücken, aber doch nicht ſehen. Ihr habt Hände, aber ſolche, die ihr euch, wenn ihr geſchmiert ſeyd, und eure Strafgelder eingeſtrichen habt, waſchet, wie ſie Pilatus gewaſchen hat. Ihr habt Füße, die aber die nämlichen böſen Wege gehen, wie eure Unterthanen. Deßwegen ſeht ihr durch die Finger, wo nichts zu gewinnen iſt und geht auf Zehen, damit ihr ja keinen reichen Bauern beleidigt, der in eurer Schule krank iſt.

Ich ſage es noch einmal. Ich verrathe und nenne Niemanden auf der Kanzel. Aber aus meinem Fenſter ſehe ich alle Wunder. Ihr wiſſet ja, wo ich wohne. Da gehen denn in das Haus, in welches ich von meiner Zelle ſchnurgerade hineinſehe, früh und ſpät eine Menge Leute aus und ein. — Mein! Warum? Den Roſenkranz beten ſie dort Abends ſo wenig, als wenig ſie das Morgengebet da beten. Ja! Ja! Gnadenbilder ſind freylich d'rinne im Hauſe, welches von mir, wie ich geſagt habe, ſchnurgerade hinüber ſieht. — Aber keine Andacht iſt d'rinne. Singen höre ich zwar, wenn ich vorbeygehe, aber nichts aus Davidspſalmen — den lüderlichen Pumpernikel hört man, und dazu läutet man mit allen S. V. S — Gloden.

Es iſt zwar der heil. Florian auf dem Hauſe angemalt und es brennt im Hauſe. Aber St. Florian löſcht nicht. Das Luderhaus könnet ihr nun wohl errathen, aber ich nenne Niemanden, wie es ſich auch auf der Kanzel nicht ſchickt.

Ach! daß der heil. Geiſt ſelbſt Cantica Canticorum durch den weiſen Salomon gemacht hat! Freylich hat alles ſeine Zeit. Aber die Schuhknechte und Schneidergeſellen ſind keine Salomonen. Doch Cantica Canticorum. — Weiter! Ich habe eine falſche Farbe geworfen. Zurück dahin, wo ich geblieben bin. —

Keine Andacht iſt d'rinne, habe ich geſagt, in dem Hauſe, welches gerade von mir hinüber ſieht. Ja dennoch! Man muß nicht verläumden. Es iſt eine Andacht d'rinne, und zwar in der Früh eine Mette — welche Mette! Ach! eine O — Mette — eine Rauſch — Mette. — Nichts für ungut, liebe Eltern! die Unbild thut das Maul auf. Zieht eure Kinder beſſer, ſo darf man euch die bittere Wahrheit nicht auf öffentlicher Kanzel ſo ſtinkend unter die Naſe reiben.

Ich will dem Leser die weitläufige Charakteristik ersparen, die ich von Wagner's Geschichte, Stil und Methode gegeben habe, und will nur kurz sagen, daß Wagner, wie ich glaube, mit Recht als der Vertreter der historischen Richtung in der Nationalökonomie gilt. Er ist ein Gegner der Manchesterlehre, ein Gegner der Lehre, daß der Staat sich möglichst wenig um die wirtschaftlichen Dinge zu kümmern habe, ein Gegner der Lehre, daß der Staat nur die Rechtsordnung zu schützen habe, daß alles andere aber der freien Entwicklung überlassen werden müsse. Wagner hat seine eigenen Ansichten darüber, was der Staat alles tun soll, und was er nicht tun soll. Diese Ansichten sind eine Mischung von Richtigem und Falschem, wie sie eben bei einem Manne sich finden, der sich nicht scheut, auf Grund seiner Ansichten praktisch in die Politik einzugreifen. Wagner hat sich auch in die Politik eingelassen, und hat sich dabei nicht immer glücklich gezeigt. Er hat sich in Dinge eingelassen, die ihn nichts angingen, und hat sich dabei Blößen gegeben, die ihm nicht zur Ehre gereichten. Wagner ist ein Mann, der sich für alles interessiert, der sich um alles kümmert, der sich zu allem äußert, der sich in alles einmischt. Er ist ein Mann

Lehrer waren die trefflichen Männer Gottlieb Hufeland und Ernst Ludwig Heimann. Er ist Sohn des Hofmeisters Gottlieb Hufeland, der 1760 mit dem Prinzen Georg von Kurland, dem Bruder Biron's, nach Mitau kam, dort Rath und Hofmeister wurde und 1768 nach Dorpat übersiedelte, wo er 1774 starb. Er hatte 1760 in Jena die Rechte studirt, und in seiner Stellung in Mitau und Dorpat sich mit Vorliebe der Literatur gewidmet. Sein Sohn Friedrich Gottlieb Hufeland, geb. 1760 in Danzig, wurde 1787 Professor der Rechte in Jena, 1788 in Gießen, 1803 in Landshut, 1808 in Berlin, wo er 1812 Rector der Universität wurde und 1817 starb. Er ist der Vater des Professors der Rechte Gustav Hufeland in Berlin, der 1836 starb, und des Professors der Medicin Christoph Wilhelm Hufeland in Berlin, der 1836 starb. — Ernst Ludwig Heimann

Mit aufgehobenen Händen bitte ich hier alle kunstverständige Redner hinter Gott und vor Gott um Verzeihung, daß ich den dritten Theil meiner Rede nicht akkurat so lange machen kann, als den ersten und zweyten. Ich muß abbrechen, wenn ich ja nicht haben will, daß mir der Stimmstock auf 6 Wochen verfalle. Und was wäre dieß für ein Unglück für mich und den heil. Orden? Müssen oft ein Paar von uns im Chore plären, als wären unserer sechs, und das bloß darum, weil uns die Freygeister nimmer wollen aufnehmen lassen. Doch es ist mir, als sähe ich sie schon als Verdammte mit den Teufeln auf den Kreuzwegen eben so ihren höllischen Chor heulen, wie wir das seraphinische Lobgesang intoniren. Freut euch nur, eure Teufelsmette dauert ewig und wir singen uns in 2 Stunden schon schachmatt.

Doch vom heil. Christoph als Riesen der Gnade zu reden, so sage subdivisionaliter, als Riesen der Gnade: Alpha bey Gott, Omega bey den Menschen. Sehet nur seinen neu vergoldeten Schein um sein heil. Riesenhaupt. Wer gab es seinen gottseligen Verehrern ein, diesen schönen Sonnenschein neu fassen zu lassen, als Gott der Vater, von dem geschrieben steht, daß er sitze in der Sonne (Psalm 119. v. 86). Ist also der heil. Christoph ein Favorit'l vom heil. Geist. Sieh 1mo: Ein Riese der Gnade bey Gott dem Vater. Sehet die grünende Lorbeerkrone auf dem eisernen Helme des Heiligen so schön glänzen, daß Ecclesiastes schon im Verse 14, im 25. Hauptstück schrieb: die Corona über sein Haupt mit heiligen Sanctitätszeichen. Wer gab dem Ecclesiastes ein, von dieser Krone zu schreiben, als das heilige Christkindel, das auf seiner Schulter honigsüß sitzet? Sehet 2do: Ein Riese der Gnade bey Gott dem Sohne! Sehet das wunderschöne ins Hellblaue verfilderte Meer unter St. Christophs Füßen. Wer gab es dem Maler ein, es so schön zu blauelen, als der heil. Geist, qui ferebatur super aquas, der so hinpflatschelt übers Wasser, wie ein unschuldiges Wasserhühnl, Tuck-Aentl, oder reverenter zu melden, ein Zaunschlüpferl. St. Christoph also ein Riese der Gnade bey Gott, ja, was sage ich! Nicht nur bey Gott allein, sondern bey der göttlichen dreyeinigen Dreyfaltigkeit.

Sehet und staunet! Sehet auf die Millionen der Millionen Mirakel, welche durch St. Christoph und die Instrumente seiner Leiden schon gewirkt worden sind, wenn man dieselben mit Vertrauen angerufen hat. Was singen die großen wächsernen Köpfe, die da hängen zum Zeichen seiner plötzlichen Hülfe im rasenden Kopfschmerzen? O sie singen zuckersüß, wie ein Lerchlein: Gnade bey Gott! Was geigen die Gebährmütter? Sie geigen von leichten Geburten durch Gnade bey Gott! Was posaunen die Augen und Ohren? Sie posaunen: die Tauben hören, die Blinden sehen durch Gnade bey Gott! Was trompeten und paucken die hölzernen Krücken an der Wand? Sie trompeten und paucken mit klaren Menschenstimmen: die Krummen gehen durch Gnade bey Gott! Was konzertiren alle Votivtafeln zusammen? Sie pfeifen wie die Orgel, sie schnurren wie das Fagot, sie blasen wie das Waldhorn: Gnade bey Gott! Gnade bey Gott!

Sind sie auch wohl theuer diese Gnaden, die St. Christoph für uns erhaltet bey Gott? Höret ein eben geschehenes Mirakel. Wer hat es nicht gehört, daß ich fast nicht mehr laut reden konnte. Und — merkt auf! Ich verlobte mich mit einem einzigen heil. Memento zu dem blühenden Baum des heil. Protomartyrers, und seht Wunder! es geht wieder, als wenns geschmiert wäre.

Lachet nun, die ihr euch gefreut habt, daß meine Predigt bald ein Ende nehmen müsse. Ridebo et ego, et subsanabo. Mit beyden Händen will ich zusammenschlagen, und euch einen Plaus machen. Reden will ich zu Ehren des Heiligen, bis mir die Zähne wackeln; und soll ich nicht mehr können, verlobe ich gar eine ganze heil. Messe, und soll ich die ganze Woche keinen Taback mehr schnupfen können. Hat schon ein einziges heil. Memento so viel vermocht, wie viel muß vermögen eine heil. Messe. Und was kostet sie? 24, 30, hoch und theuer 36 kr. Müßt ihr nicht schon für ein einfältiges Laxiertränkl, für ein Dutzend vergoldete Pillen dem Doktor 1 bis 2 Thaler ohne Apotheke zahlen? O! so nehmt euchs doch ad notam! Um ein solches Bagatell Gnade bey Gott durch den heil. Christoph! Noch größer müssen die Gnaden werden um ein Dutzend, und 50, 60 und 100 heil. Messen, um eine ewige Stiftung in ein armes Klösterl, um ein Pfändl voll Bier, und einen Wagen voll Korn, und Salz und Schmalz die Hungrigen zu speisen, die Durstigen zu tränken, wenn es geschieht zu Ehren des heil. Christophs, der da steht in Gnaden nicht nur bey Gott, sondern bey der ganzen dreyfaltigen Dreyeinigkeit.

Ich habe wirklich viel, manchem lauen Christen wohl schon zu viel, doch nie zu Ehren des heil. Christopherus noch nicht genug gesagt. Lasset uns, Andächtige! hier des Teufels nicht vergessen! Ihr wisset es alle so gut, als ich. Diesem, diesem kann St. Christoph in seiner Riesenstärke, wenn der Teufel schon nur purer Geist ist, doch so zu Leibe kommen, daß er mit Schande und Spott da steht. 1. Viel hat gegolten bey Gott der heil. Job. Doch hat ihn Gott dem Teufel überlassen. Nicht so den heil. Christoph. — Sieh da noch einmal: Gnade bey Gott. 2. Viel hat gegolten bey Gott der heil. Paulus — doch sagt er selbst: Satanas colaphizavit — der Teufel hat mich beohrfeiget. — Nicht so den heil. Christoph. — 3. Die Hexe von Endor hat durch den Teufel den Propheten Samuel gebracht, aber kein Geld. — Ach! der Propheten ohne Geld hat die Welt schon genug, wie der Projectanten, die das Plus immer ins Minus schmelzen. Unendlich mehr thut St. Christoph. — 4. Der heilige Michael hat den Teufel in die Hölle geworfen, aber kein Geld abgejagt, außer dasjenige, welches die Franziskaner pie, prudenter, fortiter et fortunate in den Bruderschaftsformeln des heil. Michaels sammeln. Unendlich mehr thut St. Christoph.

Aber warum gehe ich nicht zu der Stärke des obigen Beweises zurück? Also marsch, ohne weiters!

Es kam der leidige Teufel, dieser schlaue Schelm, mit seinen Hörnern und Bocksfüßen zum Heiland in die Wüste, als ihn eben hungerte. O! da wäre ein gebratener Kapaun und eine Bouteille ungarischer Ausbruch gut gestanden. Was brachte aber der Teufel dem Heilande? Einen Stein. Was! einen Stein? Spottweise setzte der Höllendrache noch hinzu: Bist du Gottes Sohn, so mache aus diesem Steine Brod. — Er forderte also auch noch Mirakel. Weiter! Er nahm ihn mit sich und zeigte ihm alle Reiche der Welt und sprach: das sey dein, wenn du mich anbetest. Ich glaube, alle heilige Väter und Bibliziſten seyen mit mir einhellig dahin verstanden, daß dieser gottlose Teufel der Luzifer selbst gewesen, weil er schon einmal den Gedanken hatte, mehr als Gott zu seyn, sohin jetzt gewünscht habe, von dem vermenschten Gott selbst angebetet zu werden. Kanaille! So was traueſt du dir, als armer Teufel, so viel wagst du gegen Christus und Gott deinen Herrn.

Und nun geht her, altgläubige, gottselige Christen, und betet das Christophsgebet. Was geschieht da? Höret und staunet! Der Teufel kömmt auch da, aber nicht freywillig. Er kömmt, wie euer Kalfakter, muß kommen gleichsam wie ein compassirter Bauer. — Gehorsamer Diener, heil. Christoph, das ist ganz was anders. Und was bringt er, wenn er kömmt, etwa auch einen Stein? Den wollte ich ihm sauber an den Hals hängen, um ihn in der Tiefe des Meeres zu ersäufen (Matth. 18, 1.), wenn er nicht zu seiner Pein wohlverdientermaßen unsterblich wäre, wie Gott zu seiner Glorie. Ja wohl einen Stein — Geld muß er bringen, baares Geld. — Darf ers etwa auch nur herzeigen, wie er Christo alle Reiche der Welt gezeigt hat? Ei ja wohl! Bringen muß ers und da zahlen, und er kann dann hingehen, wo er hergekommen ist. Darf er etwa auch verlangen, daß man ihn deßwegen anbete? Ei ja wohl! Hat man das Geld, so verschwört man ihn aufs nächste beste Moos. Darf er etwa auch Späße machen, wie er sie mit Christo dem Herrn gemacht hat? — O — nichts wenigers. Muß er thun etwa gar, was du verlangst? Nichts Gewissers. Du betest das Christophorus-Gebet, der Teufel erscheint dir unterthänig gehorsamst — du verlangst Geld nach dem Tausend — und der Teufel muß dir bringen Geld nach dem Tausend — nach dem Tausend. —

O, heiliger Christoph! um wie viel größer erscheinst du in der Gnade eines dienstbaren Geistes, als selbst Christus der Herr war, der nur um das Spottgeld von 30 Silberling verkauft worden ist. — Besonders in diesen geldklemmen, nothigen Zeiten, wo die meisten Hauskassen singen und klingen, wie ein jämmerlich abgezapftes Faß.

Was brauchts jetzt weiter fragen und beweisen, daß St. Christoph ein Riese der Gnade bey den Menschen ist. Sey Jud oder Christ! hast du nur Geld, so bist du willkommen. Gehörst wirklich an den Galgen, das Geld kann dich noch retten. Mußt wie der Lazarus im Grabe, und trägst eine reiche Goldbürste in der Hand, du riechst schöner als Bisam und Ambra.

Wer gerne giebt, soviel die Säcke fassen,
Der wird gewiß geliebt in allen Gassen.

Er wird auch seyn kein Zwerg der Gnad, sey er auch nicht gleich, wie St. Christoph, ein Riese.

Nur noch eines, aber kein kleines, Andächtige! Es steht zwar hie und da auf den Apotheken geschrieben:

Contra vim mortis
Non est medicamen in hortis.

Das ist zu Teutsch: In einer Apotheker-Büchs,
Findest du wider den Tod gar nix. —

Da ſagt aber ein viel ſchönerer Vers dieſem zum Trotz:

Qui te mane videt,
Nocturno tempore ridet.

Und will ſoviel ſagen:

Der dich, o St. Chriſtoph, anſieht zur Morgenszeit,
Zur Nachtszeit wird er lachen und haben große Freud.

Welches auf Lateiniſch auch ſo viel bedeutet, als:

Christophori sancti speciem quiscunque tuetur,
Ista nempe die, non morte mala morietur.

Wer lebt aber wohl nicht gerne lange?

O ſo laßt denn den heil. Chriſtoph malen auf alle Fahnen und Standarten der römiſch-apoſtoliſchen chriſtl. Armeen. Laßt ihn graben auf eure Hüte und Stockknöpfe. Stiftet Orden des heil. Chriſtophs, Erzbruderſchaften des heil. Chriſtophs, Bündniſſe und Pacte des heil. Chriſtophs. Tragt ihn am Halſe und in Knopflöchern. Raus, Jungfern, mit der korallenen Feige, mit den ſilbernen Weintrauben aus euren ſilbernen Bruſtſchnüren. Hängt ſtatt der Feigen den heil Chriſtoph hin. Sey ſchon der heil. Michael mit dem Teufel dran, thut nichts, St. Chriſtoph wird ſich ſchon damit vertragen; aber hin muß er, damit ihr habet das ewige Leben.

So will ich denn den Sack zubinden, Hochanſehnliche! Denn wer Geld und Geſundheit, kann nicht beſſers mehr d'rein geben, als ein langes ewiges Leben. St. Chriſtoph hat es alſo ſehr wohl verdient, daß ihr ihn neu habt faſſen laſſen, und wer ihn anſieht, muß die Wahrheit geſtehen: Wahrhaftig! Er iſt ſo hübſch gefaßt, daß er in der himmliſchen Glorie wohl auch weder ſilbers-, noch goldreicher ſeyn kann.

Was kann aber nun ich dir geben, heil. Protomartyrer Chriſtoph, ich armer, laufiger Kapuziner, was kann ich dir geben? O ich weiß es, ich weiß es. Denket, mit der Kreuzesſchmach erkaufte katholiſche Chriſten, ich habe es gewagt, ein neues Chriſtophorus-Büchlein zu machen, und das wird da vor der Thüre draußen verkauft. Da iſt noch alles d'rin, was ich in der kurzen Predigt wegen dem engen Raum der Zeit nicht anbringen konnte, beſonders auch das Lied, das gleich nach der Wandlung geſungen wird. Ich lege es nicht auf deinen Altar, ſondern dir zu Füßen auf das, wie Kriſtall, verſilberte Meer. Greift zu, liebe Chriſten, greift zu, ehe es das wilde Meer verſchlingt. Du aber, wildes Meer, diene ſelbſt zur Glorie des großen Heiligen, und ſchwemme es hunderttauſendweis fort zu den Armeen. Kann man ihnen den Sold nicht bezahlen, ſo bete man das Chriſtophorus-Gebet, und dann — zahlet der Teufel. Schwemme es hin zu den —— ſchwemme es hin — ſchwemme es hin. — — —

Doch es thuts einmal nimmer, und es iſt mir nicht anders, als hätte mir das wilde Meer auch die Memori wegeſchwemmt, alſo Punctum ſatis!

Nolens volens muß ich denn zum Lobruf als Beſchluß. —

Lobruf

zu Ehren des heiligen Martyrers Chriſtophorus.

Auf, ihr Spielleut', Muſikanten!
Nehmt die Orgel friſch zu Handen,
Nehmt Trompeten, Paucken, Geigen,
Auch ſoll keine Zunge ſchweigen,
Stimmt ein frohes Loblied an,
Chriſtoph iſt ein Gottesmann.

Er — er iſt der große Ritter,
Dem du ſüße Welt zu bitter
Biſt mit deinem Honig worden,
Denn in Chriſto ſtarken Orden
Bietet er nun, daß dich Potz!
Selbſt den wilden Heiden Trotz.

Chriſtum tragend durch die Wellen
Läßt er ſeine Lehr' erhellen,
Den er trug, der war ſein Stützen,
Ließ ihn auf der Achſel ſitzen,
Während dem der Baum ſchön grünt,
Der ihm ſtatt dem Stecken dient.

Ihn die Richter nit erſchrecken,
Laßt ſie toben, laßt ſie blecken,
Will ihn auch die Venus hetzen,
Fangt er ſie in ſeinen Netzen,
Nichts macht ſich St. Chriſtoph eig'n,
Selbſt dem Teufel zeigt er d' Feign.

Doch der Richter unverdroſſen,
Ließ ihn ſtark mit Oel begoſſen,
Legen auf ein' glühend Platten,
Daß er ſoll lebendig braten.
Aber, lieber Chriſt, da ſchau,
Er liegt wie im kühlen Thau.

Da das Feuer nichts gewonnen,
Hat der Richter ſich beſonnen:
Auf ganz neu erfund'ne Plagen.
Er läßt ihn erbärmlich ſchlagen.
Nichts geht ein, ſo daß man meint,
St. Chriſtophus ſey verbeint.

Man ſetzt nun dem armen Tropfe
Glühend einen Helm am Kopfe,
Trotz dem Friſchen und Geſunden
Hat St. Chriſtoph nichts empfunden.
Alſo ja wohl armer Tropf!
Er hat d' Marter ſelbſt beym Schopf.

Nein! Oel, Geiſel, Feuerhauben
Bringen ihn nicht ab vom Glauben,
Und jetzt an den Pfahl gebunden,
Konnt' ihn auch kein Pfeil verwunden,
Ja zurück gieng wohl in Eil'
In des Schützen Aug' ein Pfeil.

Chriſtoph hat ihn dann bekehret,
Und des Chriſtenthums belehret,
Stampfend, wüthend, ſchäumend, tobend
Schrie der Richter, Götzen lobend:
Henker! mit dem Kopf herab —
So fand Chriſtoph nun ſein Grab.

O du großer Held, wir bitten,
Woll'ſt dich unſer nicht entſchütten,
Der du darum kürzer worden,
Weil ſo klein die Himmelsporten,
Trag uns in den Himmel ein,
Träger unſers Jeſulein.

Der von Buchheim ſ. Minnelinger.

Johann Simon Buchka

ward am 27. April 1705 zu Arzberg bei Baireuth geboren, ſtudirte zu Jena und Leipzig Theologie, wurde nach vollendeter akademiſcher Laufbahn Lehrer an der Kloſterſchule Bergen bei Magdeburg, 1734 Conrector am Gymnaſium zu Hof und 1745 Freitagsprediger daſelbſt. Er ſtarb am 25. März 1752.

Er gab heraus:

Muffel, der neue Heilige u. ſ. w. Leipzig, 1731.
Evangeliſche Buſsthränen über die Sünden ſeiner Jugend u. ſ. w. Leipzig und Baireuth, 1737. — 3. A. Hof, 1756. 8. (Ein Widerruf der vorigen Schrift).
Auserleſene Gedichte (mit B's Leben, herausgegeben von J. M. P. [Purrucker.]) Hof und Baireuth, 1755.

Buchka, seiner Zeit als Dichter gefeiert, zeigte große Anlage zur Satyre, hielt diese aber für unverträglich mit dem geistlichen Stande und entsagte ihr daher später gänzlich. — Correctheit und Gewandtheit sind seinen übrigen poetischen Leistungen nicht abzusprechen, doch leiden sie an den Fehlern der damaligen Zeit und arten oft in gewöhnliche Reimereien aus.

Andreas Heinrich Bucholtz,

auch Buchholz und Buchholtz, ward am 25. November 1607 zu Schöningen im Braunschweigischen geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung auf den gelehrten Schulen zu Magdeburg und Herford und studirte von 1627 — 1630 Theologie zu Wittenberg. — Nach seiner Rückkehr ward er Conrector zu Hameln, ging 1636 in gleicher Eigenschaft nach Helmstädt und 1637 als Rector nach Lemgo. Hier vertrieben ihn die Unruhen des dreißigjährigen Krieges und führten ihn nach Rinteln (1639), wo er Vorlesungen hielt und 1641 Professor der praktischen Philosophie wurde. Im Jahre 1647 kam er als Coadjutor der Brüderkirche nach Braunschweig und verwaltete dieses Amt bis 1663, wo er herzoglich braunschweig-wolfenbüttelischer Superintendent und Kirchen- und Schulinspector wurde. Er starb am 20. Mai 1671, am Tage nach dem Beginnen der Belagerung Braunschweigs durch den Herzog.

Seine Schriften sind:

Des christlichen deutschen Großfürsten Herkules und der Böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte u. s. w. Braunschweig, 1659. 4. N. A. 1665. 4. 1676. 4. 1693. 4. 1713. 4. 1744. — Eine Umarbeitung erschien Leipzig, 1781 — 83 in vier Bänden unter dem Titel: die deutschen Fürsten aus dem dritten Jahrhundert.

Der christlichen königlichen Fürsten Herkulikus und Herkuladisla u. s. w. Wundergeschichte u. s. w. Braunschweig, 1659. 4. N. A. 1676. 4. Frankfurt, 1713. 4.

Deutscher poetischer Psalter Davids. Rinteln, 1640. 12.

Geistliche deutsche Poemata. Braunschweig, 1651. 4.

Christliche gottselige Hausandachten u. s. w. Braunschweig, 1663. 12.

Häusliche Sabbaths-Andachten. Braunschweig, 1665. 12.

Ausführlicher Beweis, daß die Lehre der Intercession u. s. w. falsch und abgöttisch sei. Braunschweig, 1666. 4.

Grund- und Hauptursach, warum ein verständiger evangelischer Christ nicht römisch-katholisch werden, sondern evangelisch-katholisch sein und bleiben muß u. s. w. Braunschweig, 1671. 4

Erstes verdeutschtes und mit kurzen Noten erklärtes Odenbuch des vortrefflichen römischen Poeten Q. Horatius Flaccus. Rinteln, 1639. 8.

Verdeutschte und mit kurzen Noten erklärte Poetereikunst des u. s. w. Q. Horatius Flaccus. Rinteln, 1639.

Lucian von Samosata aus Syrien sinnreiches Gedicht wahrhaftiger Geschichte und seltsamer Geschichte u. s. w. o. O. 1659. 8.

Ein treffendes und wahres Urtheil über Bucholtz's Leistungen fällt Küttner in den Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten S. 145 fgde. mit folgenden Worten: „An reiner Moral und mannichfaltiger Verwickelung fehlt es den buchholtzischen Romanen nicht, aber desto mehr an Wahrscheinlichkeit, Sitten und Interesse. Einzelne Localzüge und individuelle Gemälde, die mit hervorstehender Lebhaftigkeit ausgeführt sind, verbergen das Ungleiche und Langweilige des Ganzen bei Weitem nicht. Gelehrsamkeit und Erfindungskraft hat der Verfasser in vollem Maaße gezeigt, aber Ordnung in der Anlage, feines Gefühl in der Bearbeitung und Leichtigkeit und Natur im Ausdrucke sucht man in seinen Werken vergebens. Der herrschende Geschmack des Jahrhunderts am Spielenden und Gesuchten hat auch ihn bethört und nicht selten zu den abgeschmacktesten Ausschweifungen verleitet. Auch seine übrigen Werke sind alle im Geiste der zeitverwandten Poeten, pedantisch und geziert und voll schimmernder Fehler."

Dessen ungeachtet waren B's Romane einst die Lieblingslektüre ihres Jahrhunderts und wurden um so eifriger gelesen, als man in ihnen versteckte Anspielungen auf lebende hohe Häupter und geschichtliche Ereignisse zu finden glaubte. Wir theilen, zur Bestätigung des küttnerschen Urtheiles, dem wir vollkommen beistimmen, hier ein Kapitel aus einem der Roman B's mit.

Festus redet mit Aurelius von seiner Liebe zu Frl. Even Marien, welche Begebnis hier erzählt wird. Sie reisen bald nach Statiren Schlosse, werden wol empfangen, und geben sich endlich kund, worauf ihnen Statira der Groß-Fürstin Zustand meldet *).

Es verweilete sich gleichwol ihr Aufbruch in den dritten Tag nach ihrer Ankunfft aus Mangel guter Gesellschafft, und befand Festus sich die Zeit über mit schwermühtigen Gedancken beladen, dessen Ursach Aurelius zwar merckete, aber sich dessen nicht vernehmen ließ, daher er ihn einsmals fragte, ob er sich am Leibe oder Gemüht übel befünde. Worauf er antwortete: Du wirst, lieber Bruder, mein Anliegen sehr wol wissen, welches mich daheim zu peinigen pflegete; eben dasselbe hält annoch bey mir an, und ob ich mir zwar vorgenommen habe, es gantz aus dem Sinne zu schlagen, und es meinem Gott und Heilande heimzustellen, wie ich ihm dann solches in meinem täglichen Abend- und Morgen-Gebeht andächtig befehle, so macht mir doch die Erinnerung manchen traurigen Angst-Seufftzer, weil ich in lauter furchtsamer Hoffnung lebe, und wie Du weist, gantz keine beständige Erklärung auff mein Hertzinbrünstiges Ansuchen bißher erhalten mögen. Drücket Dich dieser Schach noch, mein Bruder, und zwar in der so weit abgelegenen Ferne? sagte Aurelius: Du weist ja, wie es mit dieser Deiner Heimlichkeit eine Bewandnis hat, und Du Dich nicht fürchten darffst, daß einiger ander Mensch, wer der auch seyn mag, Dir diesen Deinen Schatz entziehen wird, da er sonst Willens ist, sich einigem Menschen zu ergeben. Ja, mein Bruder, sagte Festus, es ist ja wol etwas, aber wie, wann ich dessen so wenig als ein ander geniessen soll, wird mir dann solches meine Geister stillen können? Traue Deinem Gott, sagte Aurelius, und stelle es dessen Versehung anheim, dann was will oder kann Dein Tichten und Trauren helffen, wann es wider Gottes Willen seyn solte? Hat aber derselbe es versehen, so wird er auch die Gemühter schon also lencken, daß sie seinem Willen sich ergeben.

Es betraff aber dieses Gespräch die Liebe Herren Festus oder Herkuliskus, welche er zu Frl. Even Marien, König Ladislaen Frl. Tochter trug; dieselbe war nunmehr 16 Jahr und 30 Wochen alt, und von ihrer lieben Mutter Königin Sophien zu allen Hoch-Fürstlichen Tugenden auferzogen. Sie war über die Maße schön von Angesicht, zart von Leibe, und sehr klenlich von Gliedemassen, doch einer mittelmäßigen Länge, und war ihre höchste Belustigung, daß sie in der Heiligen

*) Aus: Der christlichen königlichen Fürsten Herkuliskus und Herkuladisla, auch Ihrer Hochfürstl. Gesellschafft anmuthige Wunder-Geschichte. Frankfurt und Leipzig, 1713. S. 121.

Mutter und schwere schriftliche Klagen über sie, die sie ihm sandte, und auch Briefe von Bekannten, welche ihrer Partei waren, hatten ihn in Unruhe versetzt. Er hatte sich entschlossen, seine Mutter zu sich zu nehmen, und sie war auf dem Wege zu ihm. Sie kam in Begleitung ihrer Freundin, Frau Rat Schlosser, und ihrer Enkelin Lili. Diese Freundin, Frau Rat Schlosser, war eine Schwester Merks, und Merk hatte sich vielfach bemüht, Goethe und seine Mutter zu versöhnen. Goethe hatte sich auch bereit gezeigt, Merk zu Gefallen, seiner Mutter entgegenzukommen, und hatte ihr einen Brief geschrieben, der sie sehr erfreute. Aber es kam nicht zu einer Aussöhnung. Frau Rat Goethe war nicht imstande, ihren Sohn zu verstehen, und Goethe war nicht imstande, seine Mutter zu ertragen. Er hatte sich ihr gegenüber in eine Stimmung hineingelebt, die ihr unerträglich war. Sie hatte ihn in seiner Jugend gekannt, sie hatte ihn geliebt, sie hatte ihn bewundert, sie hatte ihn verehrt, sie hatte ihn gefürchtet, sie hatte ihn gehaßt, sie hatte ihn verflucht, sie hatte ihn gesegnet

und davor lieber die von seinen Eltern gemachte geistreiche Lieder spielete und sünge. Worauf er zur Antwort gab; so wird mein geliebter Bruder Herkuladisla vor mich sehr glückselig seyn, weil an meiner Frl. Schwester, deren er in Ehren ergeben ist, er solche Gesellschafft wird haben können, wie ich dann wol weiß, mit was Gedancken sein Hertz umgehet, und ich mirs doch nicht darff mercken lassen, daß ichs wisse, hoffe auch, es werde eure Liebe diese meine Worte keinen andern Menschen wissen lassen; mich wundert aber, daß meine Frl. Base der ehrliebenden Tantz-Uebung so abhold ist, ja dieselbe, wie mich dünckt, fast vor unzulässig hält.

Zwar daß sie hohes Belieben trägt, die geistlichen Lieder zu spielen und singen, ist sehr rühmlich, und gibt sie dadurch ihre Gottesfurcht an den Tag; weil wir aber Menschen sind, und unmöglich ist, daß unsere Andacht zu Gott immerzu feurig seyn könne, sondern auch zu Zeiten wir einer leiblichen Ubung und zulässigen Ergetzlichkeit bedürffen, insonderheit wann wir unsern Fürsten-Stand betrachten, alsdann wird uns wol erlaubt seyn, solche und dergleichen Ubungen fortzusetzen. Will gleichwol dieses nicht aus solchem Vorsatz geredet haben, ihr Vorbringen zu straffen, sondern bloß anzuzeigen, daß eure Liebe ohn einigen Gewissens-Anstoß wol könne solchen züchtigen Tänzen bewohnen, und darinnen sich zu Zeiten üben, weil ohn das solche Bewegungen der Gesundheit zuträglich sind, und unsere Gliedmassen in gutem Wolstand erhalten. Ich stelle aber dieses alles den Seit, und bitte mir zu verzeihen, daß ihre mit meiner Fr. Mutter geführte Reden mich überaus bestürtzt gemacht haben, wie auch nicht weniger ihren geliebten Bruder selbst, da sie sich der ewigen Jungfrauschafft zu ergeben, und den Ehestand zu meiden sich vernehmen lässet. Nicht, meine in Ehren hertzgeliebte Frl. Base, nicht lasset solche Gedancken euer Hertz einnehmen, sondern stellet es dem Willen des Allmächtigen Gottes anheim, und erinnert euch dabey, daß wie derselbe eurer Liebe alles das mit grossem Uberflusse mitgetheilet, was an einem Fräulein vor schön gerühmt wird, also werde derselbe euch solches nicht vergebens zuwenden, sondern, daß in künfftig euer Gemahl dadurch erfreulich vergnüget werde. Will sonst nicht wiederhohlen, was meine Fr. Mutter von dem heiligen Ehestande angeführet hat, nur daß ich neulich eine Schrifft gelesen, in welcher sehr nachdencklich angezogen ward, was vor grosse Vergnügungen ein Mensch im wolgerathenen Ehestande geniesse, und wie eine elende Beschaffenheit es dagegen mit dem ehelosen Stande habe, und solches insonderheit an Seiten der Frauenbilder, die ohn das ihrer Schwachheit und Unvermögens wegen, eines Hauptes und Schutzes sehr wol bedürffen. Zwar so lange eure liebe Eltern im Leben sind, würde es ihr an Schutz und anderer Nothdurfft nicht ermangeln, aber wann dieselben ihr nach Gottes Willen dereins werden abfallen, und sie selbst dem unvermögenden Alter nahen, dann würde Sie auf diesen unverhofften Fall es befinden, wie eine Verstossene dieselbe sey, die keinen Ehefreund hat; Zugeschweigen, daß eine veraltete runtzlechte Jungfer auch der Kinder Spott seyn, und sich wol von ihren Mägden höhnen lassen muß.

Das Fräulein verwunderte sich dieser Rede überaus sehr, insonderheit, da sie sahe, wie ernstlich er sich dabei bezeigete. Sie wolte aber eine Kurtzweil draus machen, und gab ihm zur Antwort: Durchl. Herr Oheim; was eure Liebe von der Widerwärtigkeit anführet, welche den ledigen Weibesbildern nach ihrer Eltern Ableben zustossen könne, dessen habe ich mich gantz befreyet zu seyn eingebildet, und mich versichert gehalten, daß so lange mein hertzlieber Bruder und eure Liebe am Leben sind, mirs an Schutz und wahren Freunden nicht mangeln könnte; Wer demnach mir den Jungfern-Stand unangenehm machen wolte, müste aus andern Gründen meinen Willen und Vorsatz bestreiten. Herkuliskus wuste nicht, was er hierauf antworten solte, weil er sahe, daß sie seine Verliebung gegen sie nicht merckete, oder doch nicht mercken wolte, wie sie dann in Wahrheit auch nicht anders mennete, als daß seine gute Zuneigung bloß wegen der nahen Anverwandtschafft entstanden wäre; endlich sagete er: Durchl. Fräulein, an ihres Bruders und meiner gäntzlichen Ergebenheit, hat eure Liebe im wenigsten nicht zu zweiffeln, und würde ich ungleich lieber und freudiger mein Blut und Leben einbüssen, als zugeben, daß ihrer Liebe einiges Leyd angethan würde, welches, gilt gleich, durch meine Krafft oder Verderben könte abgekehret werden. Wann aber ihre Liebe mit der Zeit einen geneigten Willen zum Ehestande annehmen könte und wolte, würde dieselbe keinen Menschen in der gantzen Welt, als mich, dadurch höher beseeligen, weil mir unmöglich ist, glückselig zu seyn, als lange dieselbe in solchem Vorsatze verharret, und ihrer Liebe ichs länger zu verschweigen nicht vermag, daß die Hoffnung, dermahleins ihr angenehmer Diener zu werden, der einige Aufenthalt meines Lebens ist, wie ich mir dann gäntzlich vorgesetzt habe, keiner Fräulein dieser Welt, als bloß allein ihrer Liebe mich zu ergeben; Kann nun diese meines Hertzens-Beichte derselben nicht angenehm seyn, so wolte dieselbe aufs minste mir diese Gnade und Freundschafft erzeigen, daß, was ich anjetzo vorgebracht habe, in dem tiefsten ihres Hertzens verschlossen bleibe.

Durchl. Oheim, sagte sie mit einer Bestürtzung, ich hätte nicht gemeynet, daß derselbe gegen mich einen solchen Willen trüge, insonderheit, weil ich meine Kinder-Schuh noch nicht vertretten, und in der einfältigen Jugend lebe; da auch ein ander, wer der gleich seyn möchte, mir solches vortrüge, ichs nicht ohn Anzeige eines schweren Unwillens beantworten würde; Weil aber unsere nahe Anverwandtschafft nicht zugeben will, daß ich auf eure Liebe zürne, und meine Eltern, dieselbe zu ehren, mir ernstlich gebotten haben, soll ihr solches Vorbringen vergeben seyn, und, ihrem Begehren nach, verschwiegen bleiben; nur bitte ich, mein hinführo mit dergleichen Reden zu verschonen, und sich zu versichern, daß mein Vorsatz, den jungfräulichen Stand nicht zu ändern, nicht bald werde gebrochen werden; aber auch, daß mit meiner Schwesterlichen Liebe und Ergebenheit ich nimmermehr von ihm absetzen wolle. Dem guten Herkuliskus war dieses nicht anders, als ein Schwert in der Seele, hätte auch gerne es beantwortet, aber Sie naheten dem Jagd-Platze, und ritten unterschiedliche Ritter herzu, das Fräulein auf die Schaubühne zu begleiten, da dann nach geendigter glücklichen Jagd sie auf der Heimreise sich anderweit vergesellschafftеten, so daß Königin Valisca Frl. Even Marien, Königin Sophia Frl. Elisabeth zu sich nahmen, und daher Herkuliskus und Herkuladisla bei einander blieben.

Es hatte aber Herkuliskus nachgehends so viel Hertzens nicht, bey dem Fräulein um Liebe weiter anzuhalten, weil er hörete, daß sie aller ehelichen Verpflichtung sich zu enthalten Willens war; wiewol nachgehends, da diese beyde junge Fürsten aus Franckreich und Engeland wieder zu Prag anlangeten, da die Fräulein etwas besser zu ihren mannbahren Jahren kommen waren, Herkuliskus das Fräulein überaus hefftig anstrengete, und ihren Bruder zu Hülffe nahm, aber dannoch keine gewierige Antwort erhalten kunte, nur daß sie bey dieser ihrer endlichen Erklärung blieb, dafern ihr Gott den Sinn zu heurathen geben würde, solte ihr Oheim Herkuliskus versichert seyn, daß kein Mensch in der Welt als er, ihr Hertz und Willen zu ehelicher Verpflichtung haben solte; mit welcher ungewissen Verheissung er sich muste abspeisen lassen, als er die morgenländische Reise anzutretten, Abscheid von ihr nahm. Auf seinen Abzug aber begunte das Fräulein allgemählig ihr Hertz und steiffen Sinn zu ändern, welches Frl. Elisabeth verursachete; dann derselben hatte ihr Bruder Herkuliskus diese seine Heimlichkeit, welche er vor seinen Eltern verschwiegen hielt, geoffenbaret, und sie inständig ersuchet, daß sie nicht allein bey der theuren, Herrn Herkuladisla gethanen Versprechung beständig verharren, sondern auch ihre Base Frl. Even Marien ihm zur ehelichen Treue gewogen zu machen, nicht ablassen möchte; Wie sie dann ihm solches vestiglich versprach, und Zeit seiner Abwesenheit sie dergestalt strengete, daß da unsere Helden vor dißmahl sich zu Susa aufhielten, sie ihr schon diese Anzeige gethan hatte, daß sie ihr Hertz je länger je mehr dem Ehestande gewogen befünde, und sie in ihrer unverständigen Jugend ihr die Gedancken hätte gemacht, als wann die Zufälle des Ehestandes ihr unerträglich seyn würden; aber so glückselig war Herkuliskus nicht, daß er solches vor Wiederkunfft in sein Vatterland eigentlich erfahren mögen; Ja, es ward ihm auch hernach noch ziemlich schwer von ihr gemacht, weil sie in diesem Stücke sehr wanckelmüthig war, und nach gethaner guten Vertröstung doch wieder zurück treten wolte, einwendend, sie dadurch ihr Gewissen verunruhen, und einen stets nagenden Wurm in ihrer Seele haben würde, so daß noch endlich ihre Eltern sie mit Ernst vermahnen musten, und durch Anführung allerhand vermuthlichen Unglücks, so auf ihre beständige Wegerung folgen würde, sie dahin bewegeten, daß sie sich erklärte, ihrem Willen und Befehl ein Gnügen zu leisten; wovon an seinem Ort ausführlich wird zu melden seyn. Vor dißmal, als Herkuliskus oder Festus mit seinem vertrauеten Freunde Aurelius zu Susa hievon redete, erklärete er sich endlich, seinem Zweifelmuth zu wehren, und Gotte zu trauen, derselbe würde es nach seinem gnädigen Willen schicken, daß er ihm vor völlige Vergnügung würde können von Hertzen dancken.

Sie gingen aber mit einer Kauffmanns-Gesellschaft, 54 Mann stark, von Susa in aller Stille hinweg, gerade nach Süden zu, weil diese Kauffleute in dem Reiche Armuzia, am Persischen Meer gelegen, seßhaft waren, und ihr Weg nahe bey Fr. Statiren Schlosse herging. Auf der Reise waren sie ein vester Schutz ihrer Gesellschafft, welche ohn ihre Gegenwart um Leben und Gut würden kommen seyn, aber sie trieben auf diesem kurtzen Wege alle Gefahr durch ihre Tapfferkeit zurück, und erlegten drey starke Räuber-Hauffen. In dem Flecken, woselbst Fabius Vatter bey Orsillos etliche Wochen vor Leibeigen gedienet hatte, erfuhren sie, daß derselbe erst vor 2 Jahren in sehr hohem Alter, auf Fr. Statiren Gütern todesverblichen

schen, und an der Leiche noch einen Theil der Kleidung, und stellte sich, als wenn er Lebensmittel, die er mit sich trug, verkaufen wollte. Als er aber sah, daß sich Niemand um ihn bekümmerte, ging er fort, und kam nach einer Stunde wieder, und that dasselbe. Endlich kam ein Mann, der ihn fragte, was er wolle? Er antwortete, er wolle Brod verkaufen. Dieß that er, und ging fort. Nach einer Stunde kam er wieder, und fragte, ob Niemand da sey? Da sich Niemand meldete, ging er in das Haus, und fand die Leiche, die er ausplünderte, und ging fort.

Am 3. Januar 1814 wurde Johann Jakob Hirzel, Bürger von Zürich, Landwirth, 1 Stunde von Zürich, auf dem Wege nach Kloten, todt gefunden. Er hatte 2 Schüsse, einen in die Brust, und einen in den Kopf, und war ausgeplündert. Man fand bei ihm 2 Pistolen, 1 Dolch, 1 Paar Stiefeln, 1 Paar Schuhe, 1 Paar Strümpfe, 1 Paar Handschuhe, 1 Hut, 1 Halstuch, 1 Rock, 1 Weste, 1 Hemd, 1 Paar Hosen, 1 Paar Unterhosen, 1 Paar Gamaschen, 1 Paar Sporen, 1 Uhr, 1 Geldbeutel, 1 Portefeuille, 1 Schnupftuch, 1 Messer, 1 Schlüssel

Gedicht (v. griech. das Wörtchen δεῖκνυμι, zeigen, weisen, bedeuten), Name für jede Art von Dichtung, die in Versen oder gebundener Rede abgefaßt ist. Die Gedichte sind entweder lyrische, epische oder dramatische, je nachdem sie vorwiegend Gefühle, Begebenheiten oder Handlungen darstellen. Die lyrischen Gedichte sind entweder subjective, wenn sie Gefühle und Empfindungen des Dichters selbst, oder objective, wenn sie Gefühle und Empfindungen anderer Personen darstellen. Die epischen Gedichte sind entweder Heldengedichte, wenn sie Thaten und Begebenheiten der Helden, oder Lehrgedichte, wenn sie Lehren und Vorschriften enthalten. Die dramatischen Gedichte sind entweder Trauerspiele, wenn sie Handlungen darstellen, die mit Unglück endigen, oder Lustspiele, wenn sie Handlungen darstellen, die mit Glück endigen. Die Gedichte sind ferner entweder Kunstgedichte, wenn sie nach den Regeln der Kunst, oder Naturgedichte, wenn sie ohne Regeln der Kunst, nur nach dem Gefühle der Natur gemacht sind. Die Kunstgedichte sind entweder Gedichte der Alten, wenn sie nach den Regeln der Griechen und Römer, oder Gedichte der Neuern, wenn sie nach den Regeln der neuern Völker gemacht sind. Die Gedichte der Alten sind entweder Gedichte der Griechen, wenn sie nach den Regeln der griechischen Dichter, oder Gedichte der Römer, wenn sie nach den Regeln der römischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Neuern sind entweder Gedichte der Deutschen, wenn sie nach den Regeln der deutschen Dichter, oder Gedichte der Franzosen, wenn sie nach den Regeln der französischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Deutschen sind entweder Gedichte der Niederdeutschen, wenn sie nach den Regeln der niederdeutschen Dichter, oder Gedichte der Oberdeutschen, wenn sie nach den Regeln der oberdeutschen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Niederdeutschen sind entweder Gedichte der Niederländer, wenn sie nach den Regeln der niederländischen Dichter, oder Gedichte der Niedersachsen, wenn sie nach den Regeln der niedersächsischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Oberdeutschen sind entweder Gedichte der Oberländer, wenn sie nach den Regeln der oberländischen Dichter, oder Gedichte der Obersachsen, wenn sie nach den Regeln der obersächsischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Oberländer sind entweder Gedichte der Schweizer, wenn sie nach den Regeln der schweizerischen Dichter, oder Gedichte der Schwaben, wenn sie nach den Regeln der schwäbischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Obersachsen sind entweder Gedichte der Meißner, wenn sie nach den Regeln der meißnischen Dichter, oder Gedichte der Schlesier, wenn sie nach den Regeln der schlesischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Meißner sind entweder Gedichte der Leipziger, wenn sie nach den Regeln der leipziger Dichter, oder Gedichte der Dresdner, wenn sie nach den Regeln der dresdner Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Leipziger sind entweder Gedichte der Gottschedianer, wenn sie nach den Regeln der gottschedianischen Dichter, oder Gedichte der Bodmerianer, wenn sie nach den Regeln der bodmerianischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Gottschedianer sind entweder Gedichte der Gellertianer, wenn sie nach den Regeln der gellertianischen Dichter, oder Gedichte der Klopstockianer, wenn sie nach den Regeln der klopstockianischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Gellertianer sind entweder Gedichte der Wielandianer, wenn sie nach den Regeln der wielandianischen Dichter, oder Gedichte der Lessingianer, wenn sie nach den Regeln der lessingianischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Wielandianer sind entweder Gedichte der Herderianer, wenn sie nach den Regeln der herderianischen Dichter, oder Gedichte der Goethianer, wenn sie nach den Regeln der goethianischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Goethianer sind entweder Gedichte der Schillerianer, wenn sie nach den Regeln der schillerianischen Dichter, oder Gedichte der Jeanpaulianer, wenn sie nach den Regeln der jeanpaulianischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Jeanpaulianer sind entweder Gedichte der Tiecianer, wenn sie nach den Regeln der tiecianischen Dichter, oder Gedichte der Novalianer, wenn sie nach den Regeln der novalianischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Novalianer sind entweder Gedichte der Schlegelianer, wenn sie nach den Regeln der schlegelianischen Dichter, oder Gedichte der Uhlandianer, wenn sie nach den Regeln der uhlandianischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Uhlandianer sind entweder Gedichte der Chamissianer, wenn sie nach den Regeln der chamissianischen Dichter, oder Gedichte der Rückertianer, wenn sie nach den Regeln der rückertianischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Rückertianer sind entweder Gedichte der Platenianer, wenn sie nach den Regeln der platenianischen Dichter, oder Gedichte der Heinianer, wenn sie nach den Regeln der heinianischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Heinianer sind entweder Gedichte der Freiligrathianer, wenn sie nach den Regeln der freiligrathianischen Dichter, oder Gedichte der Herweghianer, wenn sie nach den Regeln der herweghianischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Herweghianer sind entweder Gedichte der Prutzianer, wenn sie nach den Regeln der prutzianischen Dichter, oder Gedichte der Gutzkianer, wenn sie nach den Regeln der gutzkianischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Gutzkianer sind entweder Gedichte der Laubianer, wenn sie nach den Regeln der laubianischen Dichter, oder Gedichte der Mundtianer, wenn sie nach den Regeln der mundtianischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Mundtianer sind entweder Gedichte der Kühnianer, wenn sie nach den Regeln der kühnianischen Dichter, oder Gedichte der Kühnianer, wenn sie nach den Regeln der kühnianischen Dichter gemacht sind. Die Gedichte der Kühn

und Jung, sehr hell, weiß Haar, Bart und spärlichen Backenbart, ein Gesicht, das nicht nur durch seine Farbe, sondern auch durch seine Form an den Schauspieler erinnert, der Lear, Nathan, Shylock, Wallenstein, Mephisto, Jago, Tartüffe, Franz Moor, Richard III. und Mortimer gespielt hat.

Bedürfnisse und für die wirtschaftlichen Kräfte des Landes zugeschnitten sind. Die Verfassung, die Polens Schicksale selbst bestimmt, ist das Werk des Sejm, der sie mit 237 gegen 130 Stimmen annahm. Sie ist ein Kompromiß zwischen den Parteien, die sich in dem Sejm bekämpfen, und zwischen den Ansichten, die sich in der Regierung begegnen. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte.

Durch diesen Kompromiß ist die Verfassung nicht nur ein Kompromiß, sondern auch ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte.

Durch diesen Kompromiß ist die Verfassung nicht nur ein Kompromiß, sondern auch ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte.

Durch diesen Kompromiß ist die Verfassung nicht nur ein Kompromiß, sondern auch ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte.

Durch diesen Kompromiß ist die Verfassung nicht nur ein Kompromiß, sondern auch ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte.

Durch diesen Kompromiß ist die Verfassung nicht nur ein Kompromiß, sondern auch ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte.

Durch diesen Kompromiß ist die Verfassung nicht nur ein Kompromiß, sondern auch ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte.

Durch diesen Kompromiß ist die Verfassung nicht nur ein Kompromiß, sondern auch ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte.

Durch diesen Kompromiß ist die Verfassung nicht nur ein Kompromiß, sondern auch ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte. Sie ist ein Kompromiß, weil sie nicht anders sein konnte, weil sie nicht anders sein durfte.

Digitized by Google

bei Cöln zu Anfange des 18. Jahrh. Mode wurde, und es ist wahrscheinlich, daß dieses Wasser schon lange vor der Zeit, wo die Franzosen Cöln besetzten, in Gebrauch war. Die Franzosen machten es nur bekannter, und es ist nicht zu leugnen, daß es ein treffliches Mittel gegen Kopfschmerz, Ohnmacht, Schwindel, Zahnschmerz, Gicht, Lähmung, Hämorrhoiden, Blähungen, Verstopfung, Würmer, Ungeziefer, Flechten, Krätze, Hautausschläge, Wunden, Geschwüre, Brandschäden, Quetschungen, Verrenkungen, Verstauchungen, Frostbeulen, Hühneraugen, Warzen, Leberflecken, Sommersprossen, Mitesser, Pocken, Mückenstiche, Bienenstiche, Wespenstiche, Hundsbisse, Schlangenbisse, Skorpionstiche, Tollwuth, Pest, Cholera, Ruhr, Durchfall, Faulfieber, Nervenfieber, Scharlachfieber, Wechselfieber, Gelbsucht, Wassersucht, Schwindsucht, Epilepsie, Veitstanz, Krämpfe, Schlagfluß, Lähmung, Taubheit, Blindheit, Augenentzündung, Augenschwäche, Zahnschmerz, Ohrenschmerz

ein großer Bedarf. Diese Arbeiten in Angriff zu nehmen, war Pisistratos, einmal in seinen eigenen Besitz gekommen, durch die Natur seines Landes begünstigt. Denn die Ebene ist vortrefflich für Pferde und Getreide, und das Land, welches nicht zur Ebene gehört, ist am meisten und besten mit Oliven- und Feigenbäumen bepflanzt und mit Weinbergen bedeckt. Auch Ackerbau trieb er selbst, und sein Gut, welches jetzt den Namen Pisistratische Güter führt, ist in Erchia, Hymettos, Brauron, Melite, Phlya, Paiania, Potamos, Thorikos, Laurion, Sphettos, Prasiai, Myrrhinus und Eleusis. Hier kaufte er Ländereien, und Leute, welche sie bebauten, und ließ sich auch von Vielen, welche sie besaßen, lieber als Pächter, denn als Eigenthümer ihre Einkünfte zahlen. Auch Sklaven und Thiere kaufte er, und bebaute sie, meistens mit Sklaven

die Frage, ob Ehefrau in Folge ihrer Ehe Deutsche geworden ist, nach dem Gesetze des Staates, dem der Ehemann angehört, zu beurtheilen. Eine Deutsche ist demnach durch ihre Verheirathung mit einem Ausländer nur dann ausländische Unterthanin geworden, wenn sie nach dem Gesetze des Staates, dem ihr Ehemann angehört, durch die Eheschließung die Staatsangehörigkeit desselben erlangt hat. Ist dieses der Fall, so kann Ehefrau nicht mehr Deutsche sein, auch wenn sie ihren Wohnsitz in Deutschland beibehält. Ist dagegen nach dem Gesetze des Staates, dem der Ehemann angehört, durch die Eheschließung die Staatsangehörigkeit desselben nicht erlangt worden, so ist Ehefrau nicht Ausländerin geworden, auch wenn sie ihren Wohnsitz im Ausland genommen hat. Ehefrau ist in diesem Falle Deutsche geblieben und kann als solche nach Deutschland zurückkehren, ohne daß es einer Naturalisation bedarf. Ehefrau ist in diesem Falle nur Deutsche geblieben, weil sie nicht durch die Eheschließung die Staatsangehörigkeit des Staates, dem ihr Ehemann angehört, erlangt hat. Ehefrau ist also nicht Deutsche geblieben, weil sie nach der Eheschließung ihren Wohnsitz in Deutschland beibehalten hat. Ehefrau ist

lich. In diesem Betrachte ist es wohlthätig, ihm die Skepsis entgegenzusetzen. „Die Dogmatiker", sagt Glanvill, „verrathen Armuth und Beschränktheit des Geistes. Sie sind Pedanten, die sich der Geistesclaverei unterworfen haben. Ein liberaler Geist behauptet die Freyheit seines Urtheils, und wird sich nicht in einen Meynungskerker einsperren lassen. Er prüft Alles mit gleicher Aufmerksamkeit, und urtheilt so unpartheyisch, wie Rhadamanth; anstatt daß der Pedant nichts hören mag, als was mit seinen Vorurtheilen zusammenstimt, und nicht weiter sehen kann, als der Horizont seines Gefängnißes sich erstreckt. Die Vorstellungsart des liberalern Geistes ist nur temporär; er behält sie so lange, bis eine bessere Evidenz seine vorige Ueberzeugung ändert."

Heinrich Graf von Bünau

ward am 2. Juni 1697 in Weißenfels geboren, studirte zu Leipzig und zeichnete sich schon früh durch Geist und Fähigkeiten aus, so daß er bereits 1716 Oberhofgerichtsassessor daselbst wurde und von Stufe zu Stufe zum wirklichen Geheimerath, Appellationsgerichtspräsidenten und Director der Grafschaft Mannsfeld 1734 emporstieg. 1742 trat er in die Dienste Kaiser Karl VII. und ward zum wirklichen Reichshofrath, Reichsgrafen und bevollmächtigten Minister erhoben und nach Niedersachsen gesandt. Nach des Kaisers Tode ward er Statthalter von Weimar und Eisenach (1751) und, sobald der Herzog von Weimar mündig geworden, dessen erster Minister. Als sein Fürst jedoch 1758 starb, wählte er sein Gut Osmannstädt zu seinem dauernden Aufenthalte und entschlief hier zu einem besseren Daseyn am 7. April 1762.

Von ihm erschienen:

Deutsche Kaiser- und Reichshistorie. 8 Bde. Leipzig, 1722 — 43. 4.

Historie des Krieges zwischen Frankreich, England und Deutschland (französisch und deutsch). Regensburg, 1763 — 67. Fol. 4 Bde.

Graf B. war einer der ersten gründlichen Bearbeiter der deutschen Geschichte; gründliches Quellenstudium, historischer und politischer Scharfblick und eine für die damalige Zeit seltene Sorgfalt in der Darstellung werden ihm stets einen ehrenvollen Rang unter den deutschen Historikern sichern. — Leider blieb sein größeres Werk (deutsche Kaiser- und Reichshistorie) unvollendet.

Friedrich Gottlob Julius Burchard,

als dramatischer Schriftsteller Max Roller genannt, ward am 26. April 1767 in Rostock geboren, studirte die Rechte und starb in der Blüthe seiner Jahre als Dr. jur., Privatdocent und Advocat am 27. Juli 1807 in seiner Vaterstadt.

Er gab heraus:

Der Graf von Santa Vecchia, Gemälde der Schwärmereien des 18. Jahrhunderts. Berlin, 1792.

Die Dichterfamilie. Lustspiel. Berlin, 1794.

Ihm ist Talent, Gefühl und Kraft nicht abzusprechen; nur gefällt er sich in der Rohheit, weßhalb auch seine Schriften im Ganzen nur wenig Beifall fanden. — Bei größerer Strenge gegen sich selbst würde er gewiß manches Gute geleistet haben.

Samuel Gottlieb Bürde

ward am 7. December 1753 in Breslau geboren, erhielt seine Jugendbildung auf dem Elisabeth-Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte dann die Rechte zu Halle. Nach seiner Rückkehr von der Universität ward ihm eine Anstellung als Lehrer an einem Institut, und er trat darauf 1778 als Privatsecretair in die Dienste des Grafen von Haugwitz, mit dem er eine Reise in die Schweiz und Italien machte. Nach Vollendung derselben widmete er sich der kameralistischen Laufbahn, wurde Kammersecretair, dann geheimer Secretair bei dem General-Finanzdepartement und 1806 Kanzleidirector der k. Kammer zu Breslau. Er starb daselbst in hohem Alter am 28. April 1831.

Seine Schriften sind;

Die Entführung. Lustspiel. Breslau, 1779.
Der Hochzeitstag. Trauerspiel. Breslau, 1779.
Erzählungen von einer Reise durch die Schweiz und Italien. Breslau, 1785.
Geistliche Poesieen. Breslau, 1787. N. A. 1818.
Vermischte Gedichte. Breslau, 1819.
Milton's verlornes Paradies. 2 Thle. Breslau, 1793. N. A. 1822.
Die Morlaken, aus dem Französischen. Berlin, 1790. 2 Thle.
Operetten. Königsberg, 1794.
Erzählungen. Königsberg, 1795.
Das verlassene Dörfchen, aus dem Englischen. Breslau, 1796. N. A. 1812.
Poetische Schriften. Breslau, 1803 — 5. 2 Thle.
Erbauungsgesänge für den Landmann. Breslau, 1817.
Poetische und prosaische Beiträge in Becker's Erholungen, dem neuen deutschen Merkur, theils unter eigenem Namen, theils unter dem Namen Londin u. s. w.

Echte, ungeheuchelte Frömmigkeit, Leichtigkeit und Wohlklang, Correctheit und warmes Gefühl zeichnen B's Leistungen vortheilhaft aus; doch fehlt es ihnen auf der anderen Seite an Tiefe und Originalität der Gedanken und an Kraft. Seine Uebersetzungen sind größtentheils sehr gelungen zu nennen, und es ist zu bedauern, daß er nicht mehr in diesem Fache arbeitete. — Wir theilen hier eine Probe aus der Uebertragung des ersten Gesanges von Ariosto's rasendem Roland, welche zwar durch die treffliche Arbeit von Gries weit überflügelt wurde, aber doch wegen der Leichtigkeit und Gefälligkeit, die in derselben vorherrscht, nicht geringes Lob verdient.

Ariosto's rasender Roland *).

Erster Gesang.

1.

Die Damen und Ritter, die Waffen, die Kämpf', auf dem Felde
Des Ruhms und der Liebe, besing' ich, und melde,

*) Aus: Erholungen, herausgegeben von Becker. 1803.

Was damals sich begab, als übers Meer
Von Afrika der Mauren Heer
Nach Frankreich kam, das schönste Reich der Christen
Mit Schwert und Feuer zu verwüsten.
Sie führte Agromant, ihr König, der über den Tod
Trojans erbittert, Carln, dem Kaiser, Fehde bot.

2.

Und Ding', in Prosa nicht und nicht in Reimen vorhanden,
Vom Ritter Roland, erzähl' ich dabei:
Wie er aus Liebeswuth zuletzt in Raserei
Verfiel; Er, der so lang' im Ruf der Klugheit gestanden:
Gefällt es anders ihr, die mich ihm ähnlich macht,
Von meinem bißchen Witz, um das sie mich gebracht,
So viel mir wieder auszuspenden,
Als ich bedarf, was ich beginne, zu vollenden.

3.

Nimm, edler herkulischer Sproß, erlauchter Hippolyt,
Du, unsrer Zeiten Stolz und Zierde! —
Nimm diesen bunten Strauß von Blumen — bald verblüht! —
Das dürftige Geschenk grenzloser Dankbegierde!
Zwar Töne sind es nur, vergängliches Papier,
Kein Ehrenmal von Erz: doch die geringe Gabe
Bezahlt dir meine Schuld; o Herr! genüge dir
Dieß Wenige! — es ist das Ganze meiner Habe!

4.

Lobpreisen soll mein Lied der Vorzeit würdigste Helden.
Voll brennenden Eifers betret' ich die Bahn,
Um Alles, was Roger, dein glorreicher Ahn,
Geleistet, der staunenden Nachwelt zu melden.
Von seinen Tugenden und Thaten sing' ich dir vor,
Wenn du, in Stunden der Muße, dein Ohr
Mir gönnst, und sich dein Geist, einheimisch in höheren Sphären,
Herabläßt, dem Gesang des Dichters zuzuhören.

5.

Graf Roland, der seit langer Zeit
Sein Herz und seinen Arm der schönen Angelica weiht,
Für die er am Ganges und Nil unendliche Trophäen
Zurückließ, war am Fuß der Pyrenäen
So eben angekommen mit ihr.
Wer drob sich höchlich freut, ist Kaiser Carl, der hier
Im Lager stand, an den äußersten Schranken
Des Reichs, mit einem Heer von Deutschen und Franken.

6.

Zwei Königen galts; es soll Marsil und Agromant,
Bereuend ihren Wahn, sich vor die Stirne schlagen. —
Der hatt' aus Africa, was Schwert oder Lanze zu tragen
Vermochte, hergeführt; und Jener, von Rachgier entbrannt,
Das schöne Frankreich zu verwüsten,
Ganz Spanien aufgehetzt, sich gegen den Kaiser zu rüsten.
Recht zur gelegenen Zeit erschien der Ritter beym Heer
Des Ohms; doch bald bereut er seine Wiederkehr.

7.

Hier, wo er sich eben am sichersten glaubt,
Wird ihm (so pflegt des Menschen Urtheil zu trügen!),
Die er in Ost und West, auf langen Wanderzügen,
Beschützt, — Angelica, im Kreis der Freunde geraubt.
Kaum angelangt im Vaterlande
Verliert er sie. Der kluge Kaiser sah
In ihr den Zunder zu einem gewaltigen Brande;
Auf sein Geheiß verschwand Angelica.

8.

Nicht minder als Graf Roland war
Rinald, sein Vetter, verliebt in die Schönste der Schönen;
Und darum kam es zwischen diesem Paar
Rivalen bald zu heftigen Scenen.
Carl, den es kränkt, daß ein verliebter Zwist
Ihm Beider Hülf' entzieht, bedient sich einer List;
Er übergiebt, dem Uebel im Keime zu steuern,
Das Fräulein der Obhut des Herzogs von Baiern.

9.

Und zu belohnen verspricht der Kaiser mit der Schönen
Von beiden Werbern den, der an dem Tage der Schlacht
Die größre Zahl im Heer der Saracenen
Erlegt. Doch anders, als man gewünscht und gedacht,
Entschied das Glück. Die Heiden errangen
Den Sieg, die Christen flohn, der Herzog ward gefangen,
Mit ihm zugleich noch mancher Held;
Und ohne Wächter blieb das Zelt.

10.

Hier war Angelica. Doch da ihr ahnt, es werde
Den Franken heut das Glück den Rücken drehn,
So stieg sie, eh es noch zum Treffen kam, zu Pferde,
Den Weg zur sichern Flucht im Voraus zu erspähn.
Und als sie sieht, daß die Getauften weichen,
Spornt sie ihr Roß, und sucht den nahen Wald zu erreichen;
Dort trifft sie auf verengter Bahn,
Bald einen Ritter, der zu Fuß daher kommt, an.

11.

Er lief, am Arm den Schild, an der Seite den Degen,
Den Helm auf dem Kopf, mit dem Panzer die Schultern beschwert.
Nicht schneller rennt, dem Preiß des Wettlaufs entgegen,
Die Jugend des Dorfs; nicht plötzlicher fährt
Die Schäferin zurück, die einen Strauß sich pflücket,
Und unter Blumen die Natter erblicket,
Als jetzt, so bald sie den Ritter ersieht,
Angelica ihr Roß umlenkt, und Spornstreichs flieht

12.

Es war der Sohn des Herrn von Montalban,
Der tapfre Paladin Rinald, der, ohne Bahn,
Den Wald durchzog, nacheilend seinem Pferde,
Dem edlen Bajard, der ihm, er wußte nicht wie?
Entkommen war. — Und an der holden Geberde,
Und reizenden Gestalt, die seiner Phantasie
Stets vorschwebt, kannte er, sobald er sie erblickte,
Die Schöne, die sein Herz mit Liebesnetzen umstrickte.

13.

Die Dame, leichenblaß vor Schrecken,
Ob dieser Erscheinung, lenkt um, giebt ihrem Gaule die Sporn,
Und jagt Wald ein, durch Busch und Dorn,
Setzt über Graben, springt über Hecken,
Und läßt dem Gaul des Weges Wahl.
Schon war sie weit über Berg und Thal,
Mit aufgelöstem Haar und flatterndem Gewande,
Gejagt; jetzt fand sie sich an eines Flusses Rande.

14.

Der Sarazene Ferrau stand
Am Wasser hier. Erschöpft von Kampf und Sonnenbrand,
Hatt' er vom Schlachtfeld sich gestohlen,
Durch einen frischen Trunk und Ruh sich zu erholen.
Doch wider Willen hielt ein eignes Mißgeschick
An diesem Ort ihn länger zurück;
Aus Unvorsichtigkeit war ihm, als er getrunken,
Der Helm entfallen, und untergesunken.

15.

Das Fräulein schreit, so laut sie kann,
Und hurtig springt der Saracene
Auf ihr Geschrei das Ufer hinan;
Und, obgleich die verfolgt sich glaubende Schöne,
Ganz außer sich vor Angst und Hast,
Und todtenbleich erscheint, — so wie er ins Auge sie faßt
Erkennt sie Ferrau: es sind Angelica's Züge;
Unmöglich ists, daß so die Aehnlichkeit trüge!

16.

Auch Ferrau liebte sie, vielleicht nicht minder warm,
Als jene tapfre Vettern Beide.
Er fliegt ihr zu Hülfe, er beut ihr den Arm,
Reißt seinen Säbel schnell aus der Scheide,
Und rennt, wenn schon das Haupt kein Helm ihm bedeckt,
Kühn auf Rinalden, den sein Angriff wenig schreckt;

Denn oft ſchon hatte dieß Paar ſich mit den Waffen gemeſſen,
Und keiner des muthigen Gegners vergeſſen.

17.

Sie ſteigen ab, und mit entblößtem Stahl
Beginnen ſie auf Tod und Leben zu fechten:
Die Hiebe fallen dicht, und ſchneller als der Strahl
Des Donners auf Panzer und Schild. Ambose kaum vermöchten
Der Schwerter Schärf' und Wuth zu widerſtehn;
Die Rüſtung muß, ſo ſtark ſie iſt, in Trümmern gehn.
Die Schöne wendet ihr Pferd, und mit verhängtem Zügel,
Jagt ſie davon, über Ebnen und Hügel.

18.

Geraume Zeit focht das ergrimmte Paar,
Doch keiner krümmte dem andern ein Haar;
Denn Dieſer führte genau ſo gut wie Jener den Degen,
Auch ſtemmte gleiche Kraft ſich gleicher Kraft entgegen.
Der Sohn des Herrn von Montalban
Hielt ein; und redete zuerſt den Gegner an;
Weil dieſer, dem das Blut in allen Adern kochte,
Vor Wuth ſich nicht zu zügeln vermochte.

19.

Er ſpricht zum Helden: mir nur glaubſt du Quaal
Zu ſchaffen, und du ſchärfſt dir ſelbſt die Schmerzen.
Entzündete der neuen Sonne Strahl
Der Liebe Brand in deinem Herzen,
Glühſt du für ſie: was frommt es dir,
Mich zu beſiegen! — Nichts kann dir mein Tod gewinnen;
Den Preis des Siegs — die Schöne, laſſen wir,
Indeß wir fruchtlos kämpfen, entrinnen!

20.

Liebſt du ſie auch; ſo höre meinen Rath!
Laß uns ſogleich, eh wir die Spur verlieren,
Verfolgen den von ihr gewählten Pfad,
Und glückt es uns, ſie auszuſpüren,
Sie einzuholen; — nun, alsdann
Mag unſer Loos das Schwert entſcheiden:
Jetzt ſeh' ich nicht, was uns der Kampf gewähren kann,
Als Zeitverluſt; wir häufen nur Leiden auf Leiden.

21.

Dem Saracenen leuchtet dieß ein,
Der Zweikampf wird für jetzo aufgehoben;
Und die vor Wuth und Rachgier ſchnoben,
Die reichen ſich die Hand zum friedlichen Verein.
Der Heide will allein, (iſt gleich das Pferd ſein eigen,)
Nicht reiten; er verlangt, es ſoll der Paladin
Den Sattel, den er ihm einräumt, beſteigen,
Um ſo Angelica's Spur gemeinſam nachzuziehn.

Gottfried August Bürger.

Wir weichen bei dieſem ausgezeichneten Dichter von unſerer gewöhnlichen Art und Weiſe einer kürzeren biographiſchen Notiz ab und theilen, da Raum und Verhältniſſe es uns geſtatten, hier die ausführlichere vortreffliche Skizze von Bürger's Lebensverhältniſſen, welche deſſen Arzt und Freund Althof kurz nach dem Tode des Dichters entwarf, zu beſſerem Verſtändniß des Folgenden mit. Sie lautet:

Johann Gottfried Bürger, der Vater unſers Dichters, war im Jahre 1706 zu Pomsfelde, wo ſein Vater Pachter eines Aſſeburgiſchen Gutes war, geboren. Er ſtudierte von 1726 bis 1729 in Halle, wurde 1742 Prediger zu Wolmerswende, und verheirathete ſich noch in demſelben Jahre mit der einzigen Tochter des Hofesherrn Jacob Philipp Bauer in Aſchersleben, Gertrud Eliſabeth. Im Jahre 1748 wurde er dem Prediger Abel zu Weſterf im Aſchersleb'ſchen adjungirt, und trat dieſe neue Stelle 1763 an; ſtarb aber ſchon 1765 an der Ruhr. Seine Gattinn war den 16. März 1718 in Aſchersleben geboren, und ſtarb daſelbſt zehn Jahre nach ihrem Gatten den 24. November 1775. Sie hinterließ von fünf Kinder nur folgende drei:

1. Henriette'n Philippine'n, jetzt verehelicht mit dem geiſtlichen Inſpector, Herrn Doctor Desfeld in Lößnitz im Erzgebirge;
2. unſern Gottfried Auguſt;
3. Friederike'n Philippine'n Luiſe'n, jetzt Gattinn des Herrn Amts-Procurators Müllner zu Langendorf bei Weißenfels.

Unſer Dichter wurde im Jahre 1748 zu Wolmerswende, Freiherrlich Aſſeburgiſchen Gerichts Falkenſtein im Fürſtenthum Halberſtadt, geboren, und zwar, wie er ſelbſt ſagte, in der erſten Stunde des Jahres, unter den Geſängen, womit man nach alter Sitte das angekommene neue Jahr vom Kirchthurme herab zu begrüßen pflegt.

Von ſeiner Kindheit erzählte er, daß ſeine Aeltern ſich gar nicht zu großen Erwartungen von ihm berechtigt, vielmehr ihn für einen erzdummen Jungen gehalten hätten; wie er denn überhaupt, ſowohl am Leibe als Geiſte, nur langſam gewachſen ſey. Indeſſen lernte er doch ſehr früh Deutſch leſen und ſchreiben. Ja, er verſicherte oft, daß er ſich vieler Dinge aus ſeinem dritten Lebensjahre noch ſehr lebhaft erinnerte; daß er aber die Zeit nicht mehr wüßte, da er noch nicht vollkommen fertig leſen und ſchreiben könnten. Offenbar iſt dieſes wohl ein leicht begreiflicher Irrthum ſeines Gedächtniſſes; denn ein Kind, das im dritten Jahre ſchon vollkommen fertig leſen und ſchreiben gekonnt hätte, würde unfehlbar allgemeine Aufmerkſamkeit und Bewunderung auf ſich gezogen haben, wenigſtens von Niemanden für einen erzdummen Jungen gehalten worden ſeyn. Bürger verſicherte ferner: So wenig dieſe Fertigkeiten, als irgend eine andere Kenntniß ſeines nachfolgenden Lebens bis in ſein männliches Alter, hätten ihm die geringſte Anſtrengung oder Mühe gekoſtet; es wäre auch ſehr wenig, was er von Lehrern und aus Büchern gelernt hätte, da es ihm immer in den Lehrſtunden an Aufmerkſamkeit, und außer denſelben an Geduld gefehlet, ein Buch anhaltend aus zu leſen. Er müßte ſich oft innerlich wundern, wenn er einen Blick in die Vorrathskammer ſeiner Kenntniſſe thäte, wie und woher der Plunder alle hinein gekommen? Das Meiſte wäre ihm hier und da und dort und überall wie von ſelbſt gleichſam angeflogen.

Bis in ſein zehntes Jahr lernte er durchaus weiter nichts, als leſen und ſchreiben; behielt aber mit großer Leichtigkeit im Gedächtniſſe, was er ſowohl in der Bibel, als im Geſangbuche las. Er liebte vorzüglich die hiſtoriſchen Bücher, die Pſalmen und Propheten, am allermeiſten aber die Offenbarung Johannis. Auch aus dem Geſangbuche behielt er viele Lieder, die er einige Male geleſen hatte, auswendig. Seine Lieblingslieder waren: Eine feſte Burg iſt unſer Gott, u. w.; O Ewigkeit du Donnerwort, u. w.; Es iſt gewißlich an der Zeit, u. w.; und eins, das ſich anfing: Du, o ſchönes Weltgebäude, u. w. Er erinnerte ſich noch kurz vor ſeinem Tode der Begeiſterung, zu welcher ihn das erſte jener Lieder oft erhoben hatte, und bei einigen Strophen des Liedes: Es iſt gewißlich an der Zeit, u. w. tönten, wie er ſagte, ſchon damals ganz dumpf die Saiten ſeiner Seele, welche nachher ausgeklungen haben.

Schon als zehnjähriger Knabe ſuchte Bürger zuweilen die

Einſamkeit. Er liebte vorzüglich die freien grünen und mit ſparſamen Buſchwerk bewachſenen Hügel, wo er jeden Buſch, jede Staude, jeden Diſtelkopf um ſich her beleben konnte. Das Grauſen, welches uns oft in der Einſamkeit, oder in der Dämmerung, wenn Tag und Nacht ſich ſcheiden, oder im Mondſcheine, oder in dunkeln Wäldern ankommt, verurſachte ihm eine ſehr angenehm erſchütternde Empfindung.

Schon dieſe Züge ſcheinen eine beſondere Stimmung der Phantaſie und poetiſche Anlage zu verrathen; aber dieſe Anlage zeigte ſich noch deutlicher dadurch, daß der Knabe ganz aus eigenem Triebe, und ohne durch das Beiſpiel ſeines ſehr proſaiſchen Vaters, oder durch andere Muſter, als welche Bibel und Geſangbuch ihm lieferten, dazu aufgefordert zu werden, anfing, Verſe zu machen, ehe er noch die allererſten Elemente der Grammatik erlernt hatte. Das größte Verdienſt dieſer Verſe mochte freilich wohl darin beſtehen, daß ſie im Metrum vollkommen richtig waren. Noch als Mann that er ſich etwas darauf zu gute, daß er in dieſer Rückſicht ſchon als Knabe manche erwachſene und geſchickte Leute übertroffen hätte, die für einen Fuß in der Scanſion zu viel oder zu wenig, für eine lange oder kurze Sylbe, für einen richtigen oder unrichtigen Reim, für einen männlichen oder weiblichen Ausgang kein Ohr haben. Bürger hörte und fühlte das Alles in ſeiner erſten Kindheit ſchon gleichſam von Natur; er wußte, was recht oder unrecht war, und ließ, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, ſich dabei todt ſchlagen; er wußte aber nicht, warum?

Bei dem Allen wollte und konnte der poetiſche Knabe erſt lange kein Latein lernen. Man gab ihm den Donat; aber er konnte, ungeachtet aller Schläge, und aller Anſtrengungen von ſeiner Seite, in zwei Jahren noch nicht Mensa declinieren, ob er gleich, wie er meinte, das ganze Geſangbuch ohne Schwierigkeiten auswendig gelernt haben würde.

Bürger's Vater war zwar mit mancherlei Kenntniſſen nach der damaligen Studier-Art, verſehen, und dabei ein guter, ehrlicher Mann; aber er liebte eine ruhige Bequemlichkeit und ſeine Pfeife Toback ſo ſehr, daß er, wie mein Freund wohl zu ſagen pflegte, immer erſt einen Anlauf nehmen mußte, wenn er einmal ein Viertelſtündchen auf den Unterricht ſeines Sohnes verwenden ſollte. Seine Gattinn war eine Frau von den außerordentlichſten Geiſtesanlagen, die aber ſo wenig angebauet waren, daß ſie kaum leſerlich ſchreiben gelernt hatte. Bürger meinte, ſeine Mutter würde, bei gehöriger Cultur, die berühmteſte ihres Geſchlechts geworden ſeyn; ob er gleich mehrmals eine ſtarke Mißbilligung verſchiedener Züge ihres moraliſchen Charakters äußerte. Indeſſen glaubte er von ſeiner Mutter einige Anlagen des Geiſtes, von ſeinem Vater aber eine große Uebereinſtimmung mit deſſen moraliſchem Charakter geerbt zu haben.

Wenn der Vater ſich nicht allzu oft mit dem Söhnchen abgab, ſo überhörte ihm die Mutter deſto öfter das Donat-Penſum. Als aber dennoch gar zu wenig davon in den Kopf wollte, ſo wurde der Knabe zu dem Informator der Kinder eines benachbarten Predigers geſchickt. Zum Unglück waren die Zöglinge deſſelben ſchon gar zu weit vor unſerm Bürger voraus, und während der Lehrer jenen den Virgil erklärte, wurde dieſem Lange's Grammatik in die Hand gegeben, um die Declinationen daraus zu lernen. Aber wenn er gleich ſeine Augen wohl auf die Grammatik richten mußte, ſo waren doch Geiſt und Ohr immer mit den poetiſchen Brocken beſchäftigt, welche bei der Erklärung des Virgils abfielen, und die unſer junge Dichter begierig auffing. Die Folge davon war, daß er ſeine Declinationen nie lernte, und daß man ihn für ſehr hartlernig und unfähig zum Studieren hielt.

Als er ſchon zwölf Jahr alt war, nahm ſein Vater einſt wirklich eine Art von Anlauf, und beſchoß ihn ſelbſt im Nepos vorzunehmen. Er überſetzte ihm deſſelben zuerſt Wort für Wort, dann erklärte er ihm den Sinn, und zuletzt ſagte er ihm eine ganze Periode Deutſch vor. Auf dieſe Art lernte der junge Bürger zwar in kurzer Zeit den Nepos vollkommen verſtehen, aber die Lateiniſchen Wörter darin blieben ihm Böhmiſche Dörfer.

Bald darauf, im Jahre 1760, wurde er zu ſeinem Großvater nach Aſchersleben geſchickt, um die dortige Stadtſchule zu beſuchen. Der Rector derſelben war Georg Wilhelm Auerbach, welcher dem Vater unſers Dichters zu Weſtorf im Amte nachfolgte. Ob er nun gleich hier wohl nebenher ein wenig Latein lernte, ſo erkaltete doch ſeine Liebe zu Allem, was poetiſch war, ſo wenig, daß er vielmehr jetzt ſich ſchon ſelbſt an größere Verſuche wagte. Es iſt noch ein, wie wohl einige Jahre ſpäter verfertigtes Fragment von ſiebenzehn achtzeiligen Strophen vorhanden, welches die Aufſchrift führt: Die Feuersbrünſte am 4. Januar und 1. April des 1764. Jahres zu Aſchersleben, geſchildert von Gottfried Auguſt Bürger, d. F. K. u. W. B. Dieſes Product hat wenigſtens das vorhin gerühmte Verdienſt der Richtigkeit in Reim und Sylbenmaß: ob es noch andere Verdienſte habe, und bereits etwas von dem ahnden laſſe, was ſein Verfaſſer in der Folge geleiſtet hat, darüber getraue ich mir nicht zu urtheilen. Es iſt durchaus voll religiöſer Gefühle.

Aber auch in einer andern Gattung von Gedichten machte der junge Bürger ſchon damals Verſuche, deren Folgen wenigſtens nicht ſehr aufmunternd für ihn waren. Nach dem Urtheile der Kunſtrichter würde der Verluſt für die Kunſt eben nicht groß geweſen ſeyn, wenn er ſich durch dieſe Folgen, die ich gleich erzählen werde, für immer von ferneren Verſuchen in dieſer Gattung hätte abſchrecken laſſen. Vielleicht hätte er noch den Vortheil davon gehabt, daß ihm dann in den letzten Jahren ſeines Lebens Mancher wohl gewollt hätte, der ihm nun übel wollte. Doch zur Sache. Er verfertigte einſt auf den ihm anſtößigen ungeheuern Haarbeutel eines Primaners ein Epigramm, welches eine ſolche Wirkung auf den Herrn des Haarbeutels machte, daß es in der Schule zum Haargemenge kam. Dieſem machte der Rector Auerbach ein Ende, und beſtrafte, nach angeſtellter Unterſuchung, den Epigrammatiſten, als auctor rixae, mit ſo derben Schlägen, daß der Großvater deſſelben den Rector verklagte, und wirklich eine Art von Genugthuung für die zu harte Beſtrafung ſeines Enkels erhielt. Dieß war die Veranlaſſung, daß dieſer nun, im Jahre 1762, von dem Großvater nach Halle auf das Pädagogium geſchickt wurde.

Auch hier ließ derſelbe ſich zuweilen muthwillige Streiche zu Schulden kommen, welche ihm zwiſchen durch kleine Züchtigungen zuzogen; doch war dabei nie eine Spur von Bosheit oder Schadenfreude zu entdecken. Das damals übliche Ehrenmachen wollte ihm durchaus nicht gefallen. Deſto beſſer gefielen ihm die Uebungen im Verſemachen, welche der nunmehrige Herr Profeſſor Leiſte in Wolfenbüttel, als damaliger Lehrer am Pädagogium, mit den Schülern ſeiner Claſſe anſtellte. Es wurden ihnen nämlich Anfangs Verſe aus den beſten Deutſchen Dichtern in verſetzter Ordnung der Wörter aufgegeben, um ſie wieder in die metriſche Ordnung zu bringen. Dann wurde ihnen bloß der Inhalt guter Gedichte angegeben, um ihn poetiſch zu bearbeiten, und ihre Arbeiten wurden nach den ungenannten Muſtern verbeſſert. Dieſen Unterricht genoß zu eben der Zeit auch der jetzige Herr geheime Finanz-Rath von Göckingk. Bei Beiden zeigte ſich, nach der Bemerkung ihres Lehrers, ſchon damals die entſchiedene Anlage zur Dichtkunſt, und bei Bürger'n ſoll ſich auch ſchon die beſondere Vorliebe für die Volks-Poeſie deutlich verrathen haben.

Im Jahre 1764 bezog er die Halliſche Univerſität, um, nach dem Willen ſeines Großvaters, Theologie zu ſtudieren. Dieſes Studium war zwar ſeiner Neigung ganz entgegen, und er hätte lieber jedes andere gewählt; aber der Großvater, von dem er, zumal nach dem bald darauf erfolgten Tode ſeines Vaters, ganz abhing, wollte durchaus einen Geiſtlichen

aus ihm haben. Bürger hat auch wirklich einmal in einer Dorfkirche in der Gegend von Halle gepredigt.

Einen großen Gönner und Freund fand er in dem geheimen Rath Klotz. Wer den Charakter und die Sitten dieses für sein Glück und bleibenden Ruhm zu schnell berühmt gewordenen Mannes gekannt hat, der wird es sehr begreiflich finden, daß der öftere und ziemlich vertraute Umgang mit demselben auf die Moralität eines Jünglings von Bürger's lebhafter Phantasie und reger Sinnlichkeit großen Einfluß haben mußte. Und ich möchte behaupten, dieser Einfluß sey noch lange in des Dichters Leben, und selbst in seinen Gedichten bemerkbar geblieben.

Doch mochte Bürger auch manches Nützliche von seinem Freunde lernen, vorzüglich in dem Fache der alten Literatur, mit der er sich damals am liebsten beschäftigte. Unter Meusel's Vorsitze vertheidigte er eine Dissertation De Lucani Pharsalia mit Beifall. Aber im Ganzen studierte er doch ohne rechten Plan, und schwärmte zwischen durch, unter Anführung seines Lehrers und Freundes, nicht wenig; bis endlich der Großvater erfuhr, daß der Enkel nicht so lebte, als es seinen Wünschen und der künftigen Bestimmung desselben gemäß wäre, und ihn im Zorn von Halle zurück berief. Aber es muß dem geliebten Enkel doch gelungen seyn, den Zorn des Großvaters zu besänftigen; denn dieser erlaubte ihm, nicht allein Ostern 1768 nach Göttingen zu gehen, sondern auch, die seiner Neigung so wenig entsprechende Theologie mit der Jurisprudenz zu vertauschen.

In Göttingen legte er sich nun mit einigem Eifer auf die Rechtswissenschaft, und lernte wenigstens seine Pandecten recht gut verstehen. Aber der Einfluß seiner Verbindung mit Klotz'en wurde hier auf's neue sichtbar. Er bezog nämlich das Haus, welches Klotz'ens Schwiegermutter bewohnte; gerieth in diesem Hause bald in noch engere Verbindungen welche weder auf sein Studieren, noch auf seine Sitten vortheilhaft wirken konnten, und verlor nun auch allmählig den Hauptzweck seines Aufenthaltes in Göttingen so sehr aus den Augen, daß der Großvater, der Alles erfuhr, nach und nach seine Hand von ihm abzog, und ihn, den er für einen ohne Rettung verlornen Menschen ansah, ganz ohne Unterstützung ließ. Einer seiner nachherigen besten Freunde sagt: Bürger sey damals in einer Lage gewesen, daß man ihn habe kennen und schätzen müssen, um sich seinem Umgange nicht zu entziehen. — Indessen hatte er doch das Glück, mit einer Gesellschaft trefflicher Köpfe, die seinen Werth wenigstens zu ahnen wußten, in Bekanntschaft und mit der Zeit in innige Freundschaft zu kommen. Unter ihnen waren Wieſter, den er immer vorzüglich liebte, Boie, Baron von Kielmannsegge, Sprengel, u. A. Ohne diese wackeren Freunde, die ihn hielten, wäre Bürger vielleicht wirklich verloren gewesen. Glücklicher Weise verdrängte ihn auch ein rüstigerer Liebhaber aus dem Herzen der Zauberinn, die ihn fesselte, und er warf sich wieder in das Studium der alten Literatur. Er machte um diese Zeit auch Verse; allein seine Freunde bemerkten oder achteten doch damals noch nicht die Genieſunken, welche aus den ungeheuer erhabenen Producten, die er ihnen zuweilen vorlas, hervor blitzten. Aber einst hatte er in einer Gesellschaft auf Sprengel's Zimmer einen Abend froh hingebracht, und seinen Ueberrock zurück gelassen. Diesen forderte er am andern Morgen in einer burlesken, aber geistvollen Epistel in Versen wieder. Sprengel fand in dieser Epistel viel Genialisches, und auch Boie, dessen Urtheil damals auf ihn zu wirken anfing, meinte, er habe hier vielleicht zufällig die Art getroffen, in der er in der Folge etwas Vorzügliches leisten könnte. Dadurch wurde er zu ähnlichen Versuchen ermuntert, und sein nächster war das erste von ihm gedruckte Lied: Herr Bacchus iſt ein braver Mann, u. w., welches unverändert, so wie es niedergeschrieben worden war, bekannt gemacht wurde.

Um diese Zeit las und studierte er mit seinen Freunden gemeinschaftlich die besten Muster der Alten und Neueren, der Franzosen, der Engländer, der Italiener und auch der Spanier, deren Sprache sie mit großem Eifer und zum Theil ohne Lehrer erlernten. Boie verwahrt noch eine Novelle, welche Bürger damals, durch eine Wette veranlaßt, in Spanischer Sprache schrieb. Shakeſpear war so sehr ihr Liebling und Muster, daß sie in ihrem Zirkel nur in seinen Ausdrükken zu reden pflegten. Einige von ihnen, unter denen sich auch Bürger befand, feierten einmal Shakespear's Geburtstag mit so öffentlichem Jubel, daß sie ihren Rausch auf dem Carcer ausschlafen mußten.

Gotter, nach Französischen Mustern gebildet, und schon damals ein Mann von Welt und gutem Tone, wurde in Göttingen allgemein als Dichter anerkannt, als Boie um Ostern 1769 dahin kam. Gleiche Neigungen knüpften zwischen Beiden bald das Band der Freundschaft. Der Französische Musen-Almanach, den sie zusammen lasen, erzeugte in ihnen den Gedanken eines ähnlichen Institutes für Deutschland, und dieser Gedanke wurde unverzüglich ausgeführt. Der vortreffliche Käſtner, dem sie ihn mittheilten, billigte ihn, und unterstützte die Ausführung. Beide Freunde trugen bei, was sie unter ihren Versuchen am wenigsten unvollendet glaubten, und den übrigen Raum füllten einzeln gedruckte, oder in fliegenden Blättern verlorne Stücke älterer Dichter. So entstand der erste deutsche Musen-Almanach für das Jahr 1770, dem die Sammler am wenigsten die günstige Aufnahme versprachen, die er fand. Von den folgenden besorgte Boie, dessen literarische Verbindungen sich durch eine Reise nach Berlin vermehrt hatten, die Herausgabe allein, und setzte ihn, von Gotter, Bürger, den nach und nach um ihn versammelten jüngeren guten Köpfen, und selbst von Meistern in der Kunst unterstützt, bis 1775 fort. Zwei von den beiden genannten Freunden dem lieblichen Bernard nachgesungene Lieder hatten Bürger'n gereizt, auch dessen Hameau nachzubilden. Die Feile mußte aber lange und wiederholt gebraucht werden, ehe er es dem mit der Kritik schon vertrauten und von Ramler'n mehr in die Geheimnisse der Kunst und des Versbaues eingeweiheten Boie zu Danke machen konnte, und das Dörfchen so da stand, wie wir es nun in seinen Werken lesen.

Bürger beneidete, nach seiner eigenen Versicherung, die Leichtigkeit und Correctheit seines Freundes, und bildete sich unter dem Tadel desselben, indem er ihm naß aus der Feder Alles brachte, was er schrieb, sich gegen dessen Kritiken manchmal herzhaft wehrte, und in der ersten Freude über ein gelungenes Stück ihn oft komisch beschwor, doch ja keinen Fehler daran zu finden! Er lernte dadurch die diesem Freunde oft verdankte Kunst, de faire difficilement des vers; und diese freundschaftlichen Erörterungen legten den Grund zu der Correctheit, welcher Bürger immer mehr nachstrebte, und die in der Folge seine Gedichte so vortheilhaft auszeichnete. Ich habe es oft aus seinem Munde gehört, daß er glaubte: „Er hätte seinen Dichterruhm nicht so wohl ungemeinen Talenten, als vielmehr der großen Mühe und dem langen unverdrossenen Gebrauche der Feile bei seinen Kunstwerken, zu verdanken. Dazu triebe ihn ein gewisser Geschmack an, dem selten etwas ganz Schlechtes genügte. Das wäre aber der Fehler der meisten mittelmäßigen Dichter, daß sie sich in jede Geburt ihrer Muse sogleich verliebten, und sie keiner weiteren Verbesserung bedürftig und empfänglich glaubten. Wenn Alle, bei richtigem Geschmacke, so viel Fleiß anwendeten, als er: so würden selbst die Mittelmäßigen endlich gute Gedichte zu Stande bringen können. Seine besten Gedichte hätten ihm gerade auch die meiste Anstrengung bei'm Ausbessern gekostet." — Er veränderte nicht bloß einzelne Wörter und Zeilen; sondern es blieb oft, wie er zu sagen pflegte, kein Stein auf dem andern.

Percy's Relicks, welche nachmals so sehr auf seinen Geist wirkten, wurden um diese Zeit sein Handbuch. Jetzt entstand das Lied an die Hoffnung, und die Nachtfeier der Venus. Schon früher hatte er sich mit dem Pervigilium Veneris kritisch beschäftigt, hatte einen Commentar darüber

im Sinne, und eine reimfreie Ueberſetzung davon verſucht *). Dieſe fand Boie ſteif, und veranlaßte die gereimte Nachahmung, welche vortrefflich gerieth, und nicht allein deſſen, ſondern auch Ramler's Beifall in hohem Grade erhielt. Sie wurde mit einigen Veränderungen von dem Letzten, die aber nicht alle des Dichters Beifall fanden, zuerſt im Deutſchen Merkur (1773. 2. Band, 1. Stück) und nachher, nach Bürger's eigener Handſchrift verbeſſert, im Muſen-Almanache (1774) abgedruckt. Die um dieſe Zeit entſtandene Europa erſchien einzeln, weil ſie dem Herausgeber des Muſen-Almanachs für dieſe Sammlung zu muthwillig vorkam.

Schon im Jahre 1771 wurde Bürger in Göttingen als Dichter genannt, und manches Gelegenheitsgedicht von ihm wurde bezahlt, gedruckt, und vergeſſen. Hölty, der ſeinen Namen hörte, ſobald er nach Göttingen kam, ſuchte ihn auf, und Bürger, der erkannte, was in dieſem noch nicht entwickelt war, führte ihn ſeinem Freunde Boie zu. Miller ward von Hölty'n mit Beiden bekannt gemacht. Nun kamen auch Voß, die Grafen von Stolberg, und Karl Friedrich Cramer nach Göttingen, und die Geſellſchaft fing an ſich zu bilden, aus der einzelne Mitglieder ſo mächtig auf die Deutſche Literatur gewirkt haben, und zum Theil noch fort wirken. Außer den bereits Genannten, und Einigen, die nur Liebe zu den Muſen mit ihnen verband, gehörten und geſellten ſich nach und nach zu ihr: ein zweiter Miller aus Ulm; Hahn aus Zweibrücken, durch deſſen frühen Tod die Deutſchen Muſen viel verloren haben, vorausgeſetzt, daß nicht etwa Verkünſtelung ihn auf Irrwege geleitet hätte; Leiſewitz; von Cloſen, ein auch ſchon verſtorbner guter Kopf aus Zweibrücken; und zuletzt Sprickmann. Bürger war ſchon auf dem Lande, als ihre Geſellſchaft ihre Conſiſtenz erhielt, und hing eigentlich nur durch Boie'n, Hölty'n und Cramer'n, der oft zu Fuße zu ihm wanderte, mit ihr zuſammen. Er ſchätzte Hölty'n, lobte und liebte vorzüglich den Liederdichter Miller, und klagte nicht ſelten in ſeiner komiſchen Art, daß ihm lauter Ehrendiebe zugezogen würden. In dieſer Laune nannte er ſich den Adler des Geſanges, und ließ die Andern nur für gute kleinere Geſangvögel gelten.

Eine ſolche Verbindung mußte an einem Orte, wo man billig mehr für das Nützliche, als für das Schöne geſtimmt iſt, großes Aufſehen erregen, und die zum Theil albernen Sagen, die ſich von dieſem Bunde durch ganz Deutſchland verbreiteten, ſind vielleicht noch nicht ganz vergeſſen, da Niemand bis jetzt das Wahre davon hat erzählen wollen. Zu dieſen Sagen gehört auch Eine, welcher ich nicht gedenken würde, wenn ſie nicht laut genug geworden wäre, um Bürger'n zu einer Nachſchrift Gelegenheit zu geben, die vermuthlich der Vorrede zur zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte hat angehängt werden ſollen. Das Gedicht, von dem die Rede iſt, war nicht in Göttingen gemacht, und der edle Dichter, der einer ſolchen Mißgeburt nicht fähig war, hat es bis auf dieſen Tag wohl nicht einmal geſehen. — Die Nachſchrift lautete ſo:

„Noch Eins bei dieſer Gelegenheit! Zu mehreren abgeſchmackten Anekdoten, welche Peter Meffert und Conſorten aus meinem poetiſchen und proſaiſchen Lebenslaufe erzählen, wieder erzählen, und bis in die hundert tauſend Male hinauf erzählen, gehört auch folgender Wechſelbalg. Ich hätte mit meinem vortrefflichen Freunde Friedrich Leopold Grafen von Stolberg einſt gewetteifert, wer von uns Beiden das größte Meiſterſtück des Schmutzes und Ekels hervor bringen könnte. Mein Freund hätte endlich den Sieg davon getragen, und ein Gedicht zu Stande gebracht, das unter dem Titel: Die künftige Geliebte, als ein Non plus ultra dieſer Art, im Manuſcripte ziemlich bekannt geworden iſt. Dieß Geſchichtchen habe ich nicht ein oder zwei Mal, ſondern mehr als hundert Mal bis auf den heutigen Tag hören, und natürlicher Weiſe eben ſo oft widerlegen müſſen. Um nun dieſer Beſchwerlichkeit endlich einmal enthoben zu ſeyn, ſo bitte ich alle Diejenigen, die ſowohl für den genannten großen und edeln Sänger, als auch für meine Wenigkeit die mindeſte Achtung und Liebe hegen, dieſe Armſeligkeit ſowohl in Abſicht ſeiner, als meiner, bis auf das kleinſte Pünktchen für völlig erlogen, und Denjenigen, der es von nun an noch zu Markte bringt, für ein Mitglied der witzbankerotten, noth- und bretzhaften Spaßvogel-Familie zu halten, welche die Vademecums-Geſpinſte aus der Arche Noah als ſelbſt erlebte Verfälle zu erzählen pflegt. Wer nichts Wichtigeres und Intereſſanteres über uns und unſere Werke zu ſagen weiß, der thut weit beſſer, wenn er ſein Glas Punſch ſtillſchweigend austrinkt.“

Im Jahre 1772 brachte es Boie nach vielen Schwierigkeiten *) dahin, daß die Herren von Uslar, mit denen er gelegentlich bekannt geworden war, unſerm Bürger die Stelle ihres Juſtiz-Beamten im Gerichte Alten-Gleichen übertrugen. Die Freunde des Dichters ſahen zwar recht gut ein, daß dieſe Stelle ſich für ihn eigentlich gar nicht ſchickte; daß ſie einen Mann von ſo lebhaftem Geiſte weder befriedigen, noch angenehm beſchäftigen könnte: aber Bürger hatte nicht zu wählen, und ſie ſchien wenigſtens ſeiner gegenwärtigen traurigen Lage ein Ende zu machen. Eigentlich ſollte dieſes Aemtchen auch nur Zuflucht, nur Rettung aus dringender Noth ſeyn. Bürger ſollte darin die Ruhe finden, der er bedurfte zur völligen Entwicklung ſeines Geiſtes, und zur Erſchaffung und Vollendung eines Meiſterwerkes, wozu er damals noch die volle Kraft in ſich fühlte. Mit dieſem ſollte er dann hervor treten, um die Aufmerkſamkeit derer auf ſich zu ziehen, welche ihm einen größeren Wirkungskreis anweiſen konnten. So gut aber dieſer Plan, den damaligen Umſtänden nach, angelegt ſeyn mochte: ſo verſchaffte ihm das Amt doch die Ruhe und die Bequemlichkeit keineswegs, welche er davon gehofft hatte.

Der gute Großvater, der, wie ich bereits angeführt habe, ſeine Hand von dem Enkel abgezogen hatte, weil er glaubte, es würde, bei der planloſen Lebensart deſſelben, nie ein in Geſchäften brauchbarer Mann aus ihm werden, wurde nun, da er hörte, daß dieſer ſich um ein Amt bewerbe, verſöhnt, bezahlte die in Göttingen gemachten Schulden, und kam, als das neue Amt angetreten werden ſollte, ſelbſt, um ihn bei ſeiner Einrichtung zu unterſtützen, und die erforderliche Cautions-Summe zu erlegen. Da er aber das Geld ſeinem Enkel in die Hände zu geben Bedenken trug, und Boie, der Einzige, den er als deſſen Freund namentlich kannte, zum Unglück verreiſet war: ſo vertraute er es den Händen eines Mannes an, deſſen eigene Umſtände zerrüttet waren, der aber ſelbſt einen ſo vorſichtigen Greis zu täuſchen die Gewandtheit hatte, und durch den Bürger nachher mehr als ſieben hundert Thaler von dieſem Gelde verlor **).

*) Kloß ſchrieb ihm darüber ſchon unter dem 10. März 1768, als Bürger noch nicht in Göttingen war, nach Aſchersleben Folgendes: „Mittes quoque Perſigilii Veneris versiculum literis Tuis, quam videre et legere aveo. Est enim illud carmen molle, dulce, jucundum; adde etiam, difficile quibusdam in locis. Quare illius interpretatio haud facilis videtur. Tui vero ingenii vis, mi Burgere, omnes difficultates facile vincet. Novi enim, qualis sis et qualia a Te exspectare possim.

*) Dieſe Schwierigkeiten rührten hauptſächlich daher, daß bereits einem andern Bewerber beſtimmte Hoffnung gemacht worden war, welche dieſer nicht aufgeben wollte. Beide mußten demnach eine Probearbeit verfertigen, welche der Juriſten-Facultät in Göttingen vorgelegt wurde. Dieſe that den Ausſpruch: Beide Arbeiten zeugten zwar von hinlänglichen Kenntniſſen ihrer Verfaſſer; aber die des Herrn D. verdiente doch vor der Bürgeriſchen den Vorzug, und verriethe mehr Uebung. Dagegen führte Bürger an: Herr D. habe ſeine Relation, gegen die Abrede, in Göttingen, auf ſeinem eigenen Zimmer, umgeben von ſeinen Büchern und Freunden; er ſelbſt aber habe ſie, der Abrede gemäß, auf dem Lande, in einem fremden Hauſe, und entblößt von allen Hülfsmitteln, ausgearbeitet. Auch hatte Herr D. wirklich bereits einige Jahre practiciret. Endlich kam es doch dahin, daß Bürger, der die Geſchäfte ſchon mehre Monate hindurch verwaltet hatte, förmlich beeidiget wurde.

**) Dieſer Mann war der nun verſtorbene Wirtembergiſche Hofrath Liſte zu Gellichauſen, ein Mann von Kopf und Kraft.

Dieß legte den ersten Grund zu der Zerrüttung in unsers Dichters ökonomischen Umständen, welche, leider! bis an sein Ende fortdauerte, und nicht allein bei Leuten, die ihn nicht näher kannten, seinen moralischen Charakter oft zweideutig machte, sondern höchst wahrscheinlich auch auf seinen poetischen und litterarischen Charakter Einfluß hatte.

In dem ersten Winter, den er auf dem Lande zubrachte, mochte die Einsamkeit Funken entflammen, die noch aus den Relicks in ihm glommen, und welche Herder's Blätter von Deutscher Art und Kunst neu belebten. Einst, wie er mehr als Ein Mal erzählt hat, hörte er im Mondscheine ein Bauermädchen singen:

„Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Feins Liebchen, graut dir nicht?"

Diese Worte tönten immer in seinem Ohre, und wirkten so auf seine Einbildungskraft, daß er schnell einige Strophen von der einige Monate nachher vollendeten Lenore entwarf, welche Boie'n, dem er sie mittheilte, so bezauberten, daß dieser ihm keine Ruhe ließ, bis das Stück fertig war. Mit dieser Vollendung ging es freilich sehr langsam, und es blieben immer einzelne Strophen, die erst zuletzt ein Faden an einander reihete. Bürger hat so wenig von einem Originale dieser Ballade etwas gewußt, daß er sich vielmehr allenthalben sehr angelegentlich nach dem alten Liede, von dem jene in mehreren Gegenden Deutschlandes noch im Munde des Volkes lebenden Laute ein Theil seyn müssen, aber immer vergebens, erkundigte. Und eine alte Englische ähnliche Ballade würde seinem Freunde Boie, der mit den Schätzen der Göttingischen Bibliothek in diesem Fache sehr vertraut war, schwerlich entgangen seyn, wenn sie daselbst zu finden gewesen wäre *). — Dieses so berühmt gewordene Gedicht äußerte seine volle Wirkung zuerst in dem poetischen Zirkel zu Göttingen, dem nichts davon verrathen worden war. Als es vorgelesen wurde, und Bürger bei der Stelle:

„Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel."

mit seiner Reitgerte an die Thür des Zimmers schlug, sprang Friedrich Stolberg in vollem Schrecken vom Stuhle auf. Bürger, der bisher nur mit ängstlicher Besorgniß an das Schicksal eines von aller conventionellen Form so abweichenden Gedichtes gedacht hatte, glaubte nun selbst etwas Gutes hervor gebracht zu haben, und es wurde ihm, als er bald nach dem Abdrucke im Musen-Almanache eine Reise in sein Vaterland machte, die Freude, in einer an seine Schlafkammer stoßenden Bauerstube seine Lenore vom Schulmeister, unter dem lautesten Beifalle der ländlichen Zuhörer, vorlesen zu hören. Aber auch bei dem gebildeteren Publicum machte dieses Gedicht Aufsehen, und verschaffte seinem Urheber eine nicht geringe Celebrität, welche sich durch zahlreich einlaufende Briefe aus verschiedenen Gegenden von Deutschland ankündigte.

Um desto ungehinderter alle Zeit und Kraft, welche seine Amtsgeschäfte ihm übrig ließen, auf die Hervorbringung irgend eines Werkes verwenden zu können, welches ihm einen seinen Fähigkeiten angemesseneren Wirkungskreis verschaffte, hätte Bürger für's erste noch nicht heirathen müssen. So sehr er selbst davon überzeugt war, so war doch kaum ein Jahr verflossen, als eine von den Töchtern des benachbarten Hannöverischen Beamten Leonhart zu Niedeck einen so starken Eindruck auf ihn machte, daß er seinen Vorsatz schnell vergaß, sich um die Hand dieses guten und, wie man in der Folge sehen wird, großmüthigen Frauenzimmers bewarb, und sich im September 1774 ehelich mit demselben verband.

Schon vorher hatte ihn eine traurige, in völligen Wahnsinn übergehende Gemüthskrankheit der Hofräthinn Listn und eine mit ihrem Manne entstandene Mißhelligkeit veranlasset, seine meiste Zeit zu Niedeck zuzubringen, und nur dann nach Gelliehausen zurück zu kommen, wann die Gerichtsstube seine Gegenwart forderte. Zu seinem künftigen Wohnorte wurde nun das in seinem Gerichtssprengel liegende Dorf Wöllmershausen ausersehen, und er bezog mit seiner jungen Gattinn ein zu seiner Wohnung eingerichtetes Bauerhaus.

Das erste Stück des Deutschen Museums, welches Boie und Dohm mit dem Jahre 1776 herauszugeben anfingen, begann mit dem fünften Buche der Ilias im Jamben. Bürger, der sich damals überredet hatte, eine Uebersetzung in der Versart des Originales könne in unserer Sprache nicht glücken, fragte durch diese Probe bei dem Publicum an, ob es eine solche Arbeit von seiner Hand wünschte. Mit der Idee derselben hatte er sich schon seit Jahren beschäftigt, und hoffte dadurch, wenn nicht gänzliche Unabhängigkeit, in der er nur glücklich seyn konnte, dennoch einen anständigeren Wirkungskreis zu erringen. Wenn gleich Einige seiner Freunde ihm riethen, lieber etwas Neues hervorzubringen, so ermunterten ihn doch Viele, die Verdeutschung des Griechischen Dichters fortzusetzen. Am entscheidendsten war für ihn die Aufforderung, welche von Weimar aus durch Göthe'n an ihn erging *). Er arbeitete demnach fort, fertigte mehrere Bücher der Ilias, vollendete aber nie; vielleicht an der Vorzüglichkeit seiner Jamben selbst irre geworden, oder durch die nun auch angekündigte Stolbergische Uebersetzung abgeschreckt. So sehr indessen Bürger den hohen Genius und die Kraft seines Mitkämpfers anerkannte, so trat er doch nicht furchtsam aus der Bahn zurück, sondern warf seinem Freunde im ersten Unmuthe den Fehdehandschuh hin. Als Graf Friedrich Leopold von Stolberg ihm diesen so freundlich und edel wieder zurück gab, ward er sogleich besänftigt. Man weiß, daß er in der Folge sich sogar mit den Hexametern aussöhnte.

Gleichwohl beschäftigte ihn der alte Grieche doch nicht so

Er war selbst Üslarischer Beamter gewesen, hatte im siebenjährigen Kriege eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, und durch seine Verschlagenheit den Einwohnern seiner Gegend wichtige Dienste geleistet. Durch eben diese Verschlagenheit hatte er sich auch noch immer einigen Einfluß auf die Familie zu erhalten gewußt, vermittelst dessen er aus allen Kräften mitwirkte, um Bürger'n die Stelle zu verschaffen. Dieser wohnte, so lange er unverheirathet war, in dessen Hause, aß an seinem Tische, und verlebte in der Gesellschaft seiner zwar nicht mehr jungen, aber sehr geistvollen und gebildeten, nur etwas schwärmerischen Gattinn angenehme Stunden. Sie war einst von Gemmingen und Zachariä als Elise und Lucinde verehrt und besungen worden. Bürger schätzte sie eben so sehr, als sein Freund Boie, und theilte sogar ihre frommen Schwärmereien. In einem Briefe an diesen vom 2. August 1772 schreibt er von ihr: „Dieß Frauenzimmer soll einst meine Genossinn in den paradiesischen Lauben werden; auf Erden aber soll ein unbeflecktes Harfenspiel und eine neue Art von Gesang, so ich mir zu bilden beschäftigt bin, dieser schönen Seele hinfort allein geweihet seyn." — Als einen reinen Erguß seiner damaligen Gefühle betrachte man das schöne Gedicht an Agathe, das sie eingegeben hatte, und welches an sie gerichtet war.

*) In The Monthly Magazine (September, 1796) wird der seit Bürger's Tode in England so sehr gepriesenen und so oft übersetzten Lenore die Originalität streitig gemacht, und behauptet, der Stoff dieses Gedichtes sey aus einer alten Englischen Ballade, The dutfolk Miracle, genommen. Die zur Begründung dieser Behauptung daselbst ausgehobenen Stellen dürften wohl keinen unbefangenen Leser überzeugen, und obige Erzählung (welche sich auf das Zeugniß des Freundes gründet, dessen Stimme hier desto entscheidender ist, weil er der einzige Vertraute des Dichters bei dieser strophenweise unter seinen Augen entstandenen Arbeit war) widerlegt das ganze Vorgeben durchaus. Ein ähnliches altes Volklied ist gewiß vor Zeiten in Deutschland, warum nicht auch in England? gesungen worden. Aber nicht die Erfindung des Stoffes macht hier das Verdienst des Sängers, sondern die Behandlung, welche ihm unstreitig allein gehört, und die Entstehung seiner Manier, wie im Keime, zeigt.

*) S. den Deutschen Merkur vom Jahre 1776. Februar. 193. Seite.

ganz, daß nicht auch seiner eigenen Muse von Zeit zu Zeit ein Lied hätte gelingen sollen; und die ersten Jahre auf dem Lande scheinen für ihn, wenn auch nicht ganz glücklich, doch nicht ohne zufriedene Stunden und Tage gewesen zu seyn.

Im Jahre 1775 wurde die Bekanntschaft zwischen Bürger und Göckingk, der mit ihm zugleich auf dem Hallischen Pädagogium gewesen war, erneuert. Diese Bekanntschaft wurde nachher zur innigsten, bis an Bürger's Tod fortgesetzten Freundschaft.

Im Jahre 1777 verdeutschte Bürger, von Boie aufgefordert, die Hexen-Scenen im Macbeth, welchen Schröder damals in Hannover auf die Bühne bringen wollte. Die Bekanntschaft dieses philosophischen Schauspielers war die Folge dieser Gefälligkeit. Bald darauf starb sein Schwiegervater, der Amtmann Leonhart zu Niedeck; und nun fiel unserm Dichter eine solche Last von Geschäften in Haushaltungs-Familien- und Erbschafts-Angelegenheiten zu, daß ihm vollends weder Zeit noch Kräfte zu einem Meisterwerke übrig blieben. Indessen gab er durch geschickte Führung eines durch diesen Todesfall veranlaßten schwierigen Rechtshandels einen Beweis, daß es ihm weder an juristischen Kenntnissen, noch an der Fähigkeit, sie anzuwenden, fehlte.

Nun aber vermehrten sich mit dem Anwachs seiner Familie seine Bedürfnisse, ohne daß die Einnahme in gleichem Verhältnisse zugenommen hätte. Bürger fing daher an, eine Verbesserung seiner Umstände immer sehnlicher zu wünschen. Er machte sich einige Hoffnung, seinem Schwiegervater in dem ungleich einträglicheren Amte Niedeck nachzufolgen; allein diese Hoffnung konnte, aller Fürsprache ungeachtet, bei der Menge der bereits in Kammerdiensten stehenden Expectanten, nicht wohl erfüllet werden.

Im Jahre 1778 übernahm Bürger die Herausgabe des Göttingischen Musen-Almanachs, nachdem Göckingk, der bisherige Herausgeber desselben, sich mit Voß zur Besorgung des Hamburgischen vereinigt hatte. Aus dieser Uebernahme hat man meinem Freunde, wegen seiner Verbindung mit Voß und Göckingk, einen Vorwurf gemacht, den er aber selbst entkräftete, indem er die guten Gründe, welche ihn zur Annahme der Anerbietungen des Verlegers bestimmen mußten, seinen beiden Freunden offen und freimüthig vorlegte. Unter diesen Bestimmungsgründen waren die Vorstellungen und Bitten angesehener Männer in Hannover und Göttingen, die auf sein künftiges Glück Einfluß haben konnten, nicht die unwichtigsten.

In demselben Jahre gab er auch die erste Sammlung von Gedichten heraus, welche, außer den in Almanachen und Journalen bereits abgedruckten, verschiedene neue und treffliche Stücke enthielt. Dadurch wurde nun zwar sein Dichterruhm noch fester gegründet, aber nicht eben so sehr die Hoffnung zu einer besseren Stelle. Er faßte einst den etwas kühnen Entschluß, an Friedrich den Zweiten zu schreiben, und ihn um eine seinen Fähigkeiten angemessene Versorgung in den Preußischen Staaten zu bitten. Der große König befahl sofort seinem Groß-Kanzler, Bedacht darauf zu nehmen, und dieser eröffnete unserm Bürger in einem sehr gütigen Schreiben: Wie er ihm gern eine Stelle anbieten wollte, die sich ganz für ihn schickte; da aber eine solche gerade jetzt nicht offen wäre: so bäte er ihn, sich nur noch einige Zeit zu gedulden. Gleichwohl wurde Bürger's Hoffnung nie erfüllt, vermuthlich, weil er's versäumte, sich zu rechter Zeit wieder zu melden *).

Um seine ökonomischen Umstände einstweilen zu verbessern, und um sich und seiner guten Gattinn mehr Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen zu können, beschloß er, eine zu Appenrode erledigte Pachtung zu übernehmen. Er trat dieselbe im Jahre 1780 an; aber es war vorher zu sehen, daß dabei für ihn kein Segen heraus kommen würde, da so wohl er selbst, als seine Gattinn, weder Neigung genug zur eigentlichen Landwirthschaft, noch auch hinlängliche Kenntniß und Erfahrung hatten, um dieselbe auf eine ersprießliche Art zu betreiben. Dazu kamen dann freilich auch noch allerlei Unglücksfälle, über deren eigensinnige Verfolgung sich Bürger oft mit der ihm eigenen Laune beklagte. Kurz er sah sich bald genöthigt, diesen Erwerbszweig wieder fahren zu lassen, und die Pachtung 1783 aufzukündigen, nachdem er bei diesem Unternehmen in drei Jahren einige tausend Thaler zugesetzt hatte.

Noch konnte dieser Verlust, durch den er den größten Theil der ihm von seinem Schwiegervater zugefallenen Erbschaft wieder einbüßte, nicht verschmerzt seyn, als ihm eine andere Kränkung zubereitet wurde, die für ihn ohne Vergleichung empfindlicher gewesen seyn würde, als jener Verlust, wenn er nicht noch zu rechter Zeit davon unterrichtet, und dadurch in den Stand gesetzt worden wäre, die hämische Absicht seiner Feinde wenigstens in so fern zu vereiteln, als seine bürgerliche Ehre dabei auf dem Spiele stand.

Ein jetzt verstorbenes Mitglied der von Uslarischen Familie, ein Mann, der unserm Bürger ohnehin nicht gewogen war, ließ sich durch die wiederholten Ohrenbläsereien eines sehr verschmitzten Menschen endlich dahin bringen, daß er in einer von eben diesem Menschen entworfenen Vorstellung an die königliche Regierung zu Hannover seinen Amtmann beschuldigte:

1. Er suchte weder die allerhöchsten landesherrschaftlichen Hoheitsrechte, noch die Gerechtsame der Familie, gegen die Eingriffe ausländischer Nachbarn gehörig zu vertheidigen.
2. Er vernachlässigte die ihm obliegende Justiz- und Policei-Pflege gänzlich.
3. Er hätte die Kirchensachen in Unordnung gebracht.
4. Er beobachtete in Ansehung der ihm anvertrauten Depositen nicht die strengste Ordnung.
5. Er legte die Lehnsrechnungen nicht zu rechter Zeit ab, fertigte die Lehnsbriefe nicht gehörig aus, und gäbe dadurch zu Klagen und Beschwerden der Vasallen Anlaß.

Wenn ich nun gleich den Vorwurf einiger Nachlässigkeit in den Amtsgeschäften, die ihm freilich nicht so angenehm seyn mochten, als die Unterhaltungen mit den Musen, ohne offenbare Parteilichkeit nicht von meinem Freunde abwälzen kann: so war doch in den ihm gemachten Beschuldigungen so viel Uebertriebenes, daß es ihm nicht schwer wurde, sich dagegen zu vertheidigen, und den Verfasser der Klagschrift, dessen hämische Absicht zu deutlich hervor leuchtete, zu beschämen. Er that dieses in einem ausführlichen Aufsatze, welcher bald nachher ohne sein Wissen und gegen seinen Willen in dem von Wekhrlin herausgegebenen grauen Ungeheuer abgedruckt wurde. Gegen das Ende heißt es darin:

„So sind nun sämmtliche mit so gehässigen und schwarzen Farben geschilderten Beschwerden gegen mich beschaffen. Ich habe mich mit dem Lichte der Wahrheit darüber ausgebreitet, und es unter der Würde meines Charakters gehalten, mich irgend wo durch Lügen, oder Beschönigungen zu vertheidigen."

„Wegen solcher zum Theil grundlosen, zum Theil auf eine lieblose Weise in's Ungeheuere übertriebenen Beschuldigungen kann also wohl eben so wenig ich selbst mich meines Amtes für verlustig achten, als irgend ein billiger und unparteiischer Richter in der Welt das thun kann und wird. Dessen ungeachtet aber muß ich erklären, daß die Absicht dieser Vertheidigung keineswegs dahin geht, mich etwa bei meinem Amte, oder, welches manchem Unkundigen gleich viel dünchten möchte, bei Ehre und Brot zu erhalten. Es bekleidet mich, Gottlob! noch andere und weit größere Ehre, als die mir mein Amt mitzutheilen vermag; und das Brot, welches es mir gewährt, ist für mich fast mehr für Verlust, als für Gewinn zu achten. Ich habe daher beschlossen, sobald dieser gegenwärtige Klaghandel abgethan seyn wird, und ich meine etwa rückständigen Geschäfte auf das Reine gebracht haben werde, meine Entlassung von der Familie selber zu suchen."

Und dieses geschah wirklich im Jahre 1784, nachdem kurz

*) Bürger selbst hat mir diese Sache mehr als Ein Mal erzählt; ich kann also an der Wahrheit derselben nicht zweifeln, obgleich sich unter seinen Papieren weder der Brief des Groß-Kanzlers, noch eine Abschrift von Bürger's Briefe an den König findet.

vorher seine gute und edle Gattinn an der Schwindsucht gestorben war. Es verdient noch angeführt zu werden, daß der Mensch, der den verstorbenen General-Major von Uslar so sehr gegen Bürger'n einzunehmen gewußt und die Klagschrift verfasset hatte, kein anderer war, als eben der, welcher ihn um die von dessen Großvater ihm anvertraute Summe betrogen und außer dem von ihm manche Wohlthaten und Gefälligkeiten genossen hatte.

Nun war also Bürger zwar wieder frei; aber wenn er sich zwölf Jahre vorher genöthigt sah, ein Amt anzunehmen, um zu leben: so war das Bedürfniß eines sicheren Unterhaltes jetzt noch dringender für ihn, weil er Kinder hatte. Auf der andern Seite war ihm die Art seiner bisherigen Amtsgeschäfte, die ihm nie viel Vergnügen gemacht hatte, nun vollends zuwider geworden. Er wünschte, sich künftig ganz seinen Lieblingswissenschaften widmen zu können. Zu diesem Ende beschloß er, sich wieder nach Göttingen zu begeben, daselbst die Herausgabe seines Musen-Almanaches zu besorgen, und für's erste als Privat-Lehrer Vorlesungen über Aesthetik, Deutschen Styl und ähnliche Gegenstände zu halten. Manche seiner Freunde widerriethen es ihm, weil sie glaubten, Göttingen wäre gar nicht der Ort, an welchem er gedeihen könnte. Einer suchte ihn für Berlin, ein Anderer für einen andern Ort zu gewinnen, und Alle wollten ihn gern in ihrer Nähe haben. Aber er glaubte damals nirgends so gute Aussichten für sich zu finden, als in Göttingen. Zunächst glaubte er darauf rechnen zu dürfen, durch Collegia, Privat-Unterricht und andere gelehrte Arbeiten so viel zu verdienen, als er zum Unterhalte brauchte; und in der Folge, hoffte er, würde die Regierung ihn als öffentlichen Lehrer der schönen Wissenschaften anstellen und mit einem Gehalte versehen, weil er sich's bewußt war, sein Name werde der Universität weder Schaden noch Schande bringen. Allein seine Hoffnung, Professor zu werden, wurde erst fünf Jahre nachher erfüllet, und mit einer Besoldung versehen zu werden, erlebte er gar nicht.

Noch im Jahre 1784 fing er an, Vorlesungen zu halten, und auch einigen Studierenden Privat-Unterricht zu ertheilen.

Im folgenden Jahre verband er sich am Altare zu Wissendorf, nicht weit von Hannover, mit der jüngsten Schwester seiner verstorbenen Gattinn, mit seiner bis an ihren Tod angebeteten und nach ihrem Tode noch so hoch gefeierten Molly, mit der sein Herz schon seit vielen Jahren auf's allerinnigste verbunden gewesen war. Ueber diese Verbindung, welche für Bürger'n eine Quelle von Trost und Wonne, aber auch von Sorgen, Kummer und bitterem Leiden war, würde ich hier etwas sagen müssen, weil sie Theils großen Einfluß auf seinen moralischen und poetischen Charakter und auf seine Schicksale gehabt, Theils Gelegenheit zu manchem strengen, lieblosen und ungerechten Urtheile über seine sittlichen Grundsätze gegeben hat. Allein da Bürger selbst dieses Verhältniß in einem eigenen Aufsatze, den ich meinen Lesern mittheilen werde, genau und richtig angibt: so brauche ich mich nicht dem Tadel strenger Sittenrichter auszusetzen, indem ich mich vielleicht bemühen würde, Einiges, nicht zur Rechtfertigung, aber doch zur Entschuldigung meines auch in Rücksicht auf dieses Verhältniß von Vielen allzu strenge beurtheilten Freundes anzuführen.

Im October 1785 kam er mit dieser süßen Angetrauten nach Göttingen; hatte sich aber kaum daselbst eingerichtet, als ihn der allerhärteste Schlag traf, der ihn treffen konnte; als er dasjenige verlor, dessen rechtmäßiger Besitz ihn allein entschädigen konnte für Alles, was er entbehren mußte; mit Einem Wort, als ihm der Tod seine Molly wieder entriß, welche ihm kurz vorher eine Tochter geboren hatte. Wie ihm bei diesem Verluste zu Muthe war, davon gibt die Art, wie er ihn seinen Freunden anzeigte *), nur eine schwache Vorstellung. Er schien nun allen Muth und alle Kraft des Körpers und der Seele verloren zu haben. Alle seine Freunde und Bekannten, welche das ungemein holde und liebenswürdige Geschöpf gekannt haben, stimmen darin überein, daß Bürger, wenn er seine Molly behalten hätte, nicht allein zufrieden und glücklich gelebt haben, sondern auch mit der Zeit gewiß in bessere Vermögensumstände gekommen seyn würde. Sie würde ihm Lust und Muth und Kraft zum Erwerben verliehen, und das Erworbene fein zu Rathe gehalten haben.

Ein anderer Brief von Bürger an seinen Freund Boie stellt die Lage seines Herzens und das, was er mit seiner Molly verloren hatte, so schön und rührend dar, daß ich mich nicht enthalten kann, ihn ebenfalls abzuschreiben, und dabei auf den Dank der Leser rechne.

„Göttingen, den 16. März, 1786.

Herzlichen Dank, liebster, bester Boie, für Deinen gütigen theilnehmenden Brief! Aechtes Mitleid ist immer ein Becher, wo nicht der Heilung, dennoch wenigstens süßer Labung für den Zerschlagenen, besonders wenn ihn eine so liebe Hand, wie die Deinige, darbietet. — Ich bin ein armer unheilbarer Mensch bisher gewesen; ich bin es noch immer fort, und werde es bleiben bis in mein Grab neben der Unvergeßlichen; ein armer, an Kraft und Muth und Thätigkeit gelähmter Mensch, der zu jedem Dinge langsam und verdrossen ist. „O, das gibt sich mit der Zeit!" wirst Du mit hundert andern herzensguten Trösterinnen sagen. Freilich ist wohl die Zeit noch unter allen Trösterinnen die beste; allein was sich geben wollte, geben konnte, das hat sich längst und schon in den ersten zwei Tagen gegeben. Was aber nun nach zwei Monaten noch übrig ist, das gibt sich auch schwerlich mein Leben lang. Wann wird der Schwarm von tausend und abermal tausend Erinnerungen aufhören, meine Seele zu umflattern? und wann wird jede derselben bis dahin ermatten, um nicht mehr wie bisher mein Herz auf das schmerzlichste zusammen zu krampfen, wenn ich gleich vor den Leuten nicht laut dabei aufschreie? Eben so tief war einst meine unendliche Liebe, eben so tief mußte sich nun mein unendlicher Schmerz in meine Seele graben. O! wie könnte ich Ihrer vergessen? Ach, Ihrer, Ihrer! der ich seit länger als zehn unglücklichen Jahren voll Drang und Zwang mit immer gleich heißer, durstender, verzehrender Sehnsucht nachseufzte? Ihrer, durch welche ich bin Alles, was ich bin und nicht bin! Ihrer, um welche die einst so gesunde Jugendblüthe meines Leibes so wohl als Geistes vor der Zeit dahin welkte! Ihrer, die diese verwelkte Blüthe endlich ganz wieder zu beleben versprach, die endlich die Meinige, die Meinige! — ein Wort, ein Begriff von unendlicher Kraft für mich! — die Meinige endlich ward, mich gleichsam aus der Nacht der Todten zurück rief, und in einen lichten Freudenhimmel empor zu heben anfing! — Ach und wozu? Um so schnell, so auf Ein Mal mir wieder zu entschwinden, mich mitten auf den Stufen des Hinaufgangs zum neuen besseren Leben fahren und noch tiefer in die vorige Nacht zurück sinken zu lassen! O Boie, ich liebte sie so unermeßlich, so unaussprechlich, daß die Liebe zu ihr nicht bloß

*) Hier ist der Trauerbrief: „Auch meine zweite Gattinn, meine liebenswürdige Auguste Marie Wilhelmine Eva, geborne Leonhart, Sie, die Ganzvermählte meiner Seele, Sie, in deren Leben mein Muth, meine Kraft, mein Alles verwebt war, hat gestern, am funfzehnten Tage nach ihrer Anfangs glücklichen Entbindung von einer Tochter, ein grausames, unüberwindliches Fieber getödtet. O des kurzen Besitzes meiner höchsten Lebensfreude! — Ich kann weder meine unaussprechliche, ach! so unglückliche Liebe! noch den namenlosen Schmerz, worunter nun mein armes auf immer verwittwetes Herz seufzt, in Worte fassen. Gott bewahre jedes fühlende Herz vor meinem Jammer! Göttingen, den 10. Januar, 1786."

Diejenigen, welche wissen, wie stark er sich gewöhnlich auszudrücken pflegte, mögen vielleicht hier noch stärkere Ausdrücke erwartet haben. Aber eben diese Mäßigung scheint mir mehr, als die allerstärksten Worte, von der großen Heftigkeit seines Schmerzens zu zeugen. Mäßige Affecten bemühete er sich wohl, Andern durch Worte mitzutheilen; allein das, was er jetzt empfand, würden Worte doch nimmermehr haben darstellen können. Auch kommt es mir vor, als sähe man es diesem Briefe an, daß Bürger auf die Abfassung desselben nicht viel Sorgfalt verwendet, und dabei kaum an sich gedacht habe.

der ganze und alleinige Inhalt meines Herzens, ſondern gleichſam mein Herz ſelbſt zu ſeyn ſchien. Wie ſo ganz verwittwet ich nun bin und wahrſcheinlich immer bleiben werde, das kann ich Dir mit Worten nicht begreiflich machen. Freilich kann man oft von ſich und ſeinem Herzen, dieſem Proteus, keine Stunde vorher etwas Gewiſſes prophezeien; Gefühle kommen und verſchwinden, wie der Dieb in der Nacht: aber das Gefühl dieſer Liebe hat ſich ſo lange und ſo tief mit meinem innerſten Ich verwebt, daß, wenn es auch nicht unmöglich wäre, dieſes mein Ich umzuſtimmen, dennoch dasjenige Weib, welches das Bild der einzig und höchſt geliebten Unvergeßlichen gänzlich in Schatten zurück zu drängen vermöchte, ein wahres Meiſter- und Schöpferwerk an mir verrichten würde."

„Ach, liebſter Boie, ich ſage es ja nicht allein, daß ſie eine der Liebenswürdigſten ihres Geſchlechts war. Könnteſt du die Stimmen auch der Gleichgültigſten, die ſie näher kannten, ſammeln: ſo dürfte auch nicht eine einzige zu ihrem Nachtheil ausfallen. Hat jemals die ſchönſte Weiberſeele ſich in entſprechender Leibesgeſtalt ſichtbarlich offenbaret, ſo war es bei ihr geſchehen. Die Anmuth, wenn auch gleich nicht glänzende Schönheit ihres Geſichts, ihrer ganzen Form, jeder ihrer Bewegungen, ſelbſt des Flötentones ihrer Stimme, kurz Alles, Alles an ihr mußte es Jedem, der nicht an allen Sinnen von der Natur verwahrloſet war, verrathen, weß himmliſchen Geiſtes Kind ſie war. Wie nur irgend ein ſterblicher Menſch ohne Sünde ſeyn kann, ſo war ſie es; und was ſie ja in ihrem ganzen Leben Unrechtes gethan hat, das ſteht allein mir und meiner heißen, flammenden, allverzehrenden Liebe zu Buche. Wie wäre es möglich geweſen, dieſer, bei eben ſo hinreißenden Gefühlen auf ihrer Seite, zu widerſtehen? Und dennoch, dennoch hat ſie ihr Jahre lang unter den ſtärkſten Prüfungen widerſtanden. Dennoch iſt ſie ihr endlich nur auf eine Art unterlegen, die auf die höchſt reinſte weibliche Unſchuld und Keuſchheit auch nicht ein Fleckchen zu werfen vermag. Denn ich wüthender Löwe, der ich oft weder meines Menſchenverſtandes noch Herzens mächtig war, hätte Vater und Bruder, die ſie mir hätten ſtreitig machen wollen, mit den Zähnen zerriſſen; in meinem Wahnſinne hätte ich lieber meiner ewigen Glückſeligkeit, als dem Himmel ihres Genuſſes entſagt, ſo herzlich ich es auch vor Gott betheuern kann, daß Sinnenluſt der kleinſte Beſtandtheil meiner unausſprechlichen Liebe war. Der Allbarmherzige wird mir's um ſeines Lieblingswerkes willen verzeihen, was ich im höchſten Taumel der Liebe zu dieſem verbrochen habe. An dieſer herrlichen, himmelsſeelenvollen Geſtalt duftete die Blume der Sinnlichkeit allzu lieblich, als daß es nicht zu den feinſten Organen der geiſtigſten Liebe hätte hinauf dringen ſollen. — Doch, wo gerathe ich hin? Ich ſage Dinge, die ich nicht ſagen ſollte. Du biſt ja einer meiner älteſten und vertrauteſten Freunde. Und am Ende, wenn ich's auch der ganzen Welt ſagte? — Pah! Was kümmert mich denn nun noch die ganze Welt? Hin iſt ja nun hin! Verloren iſt verloren! — Niemand nehme ſich's heraus mir zu ſagen: Bürger, ſey ein Mann! Ich denke, ich bin einer, und zwar ein ganzer Mann, der ich ſo etwas und noch ſo zu tragen vermag, als ich's wirklich trage. Liegen nicht alle meine Wünſche, alle meine Hoffnungen, die noch vor kurzen ſo ſchön, ſo frühlingsmäßig blüheten, liegen ſie nicht alle zerſchmettert um mich her, wie ein verhageltes Saatfeld? Ein armer Stümper, ein Invalide an Geiſt und Leib bin ich freilich dadurch auf Lebenszeit geworden. Aber wer anders, als nur der todte Grenzpfahl im Felde kann eine ſolche Scene der Verwüſtung gleichgültig anſehen lernen, wenn gleich der erſte Schmerz der Verzweiflung ſich bald genug austobt? Welcher Menſch, der ein Herz von Fleiſch und nicht von Stein hat, kann wieder eben ſo fröhlich und in ſeinem Gott vergnügt dabei eſſen, trinken, ſchlafen und handthieren, als da noch Alles rings umher unverſehrt blühete und duftete? Man wälzt ſich ja freilich, nach wie vor, aus einem langweiligen Tage in den andern fort, und der Tauſendſte merkt es kaum, was und wie viel Einem fehlt. Aber . . doch wozu noch viele Worte? — Hin iſt hin! verloren iſt verloren, das iſt die Hauptſumme von Allem. Wenn ich hier noch etwas hoffe und wünſche; wenn ich, matt und kraftlos, wie ich bin, mit Fallen und Aufſtehen nach etwas noch ſtrebe: ſo geſchieht es um meiner Kinder willen. Wären dieſe nicht, ſo würde der ſehnende Wunſch, mich je eher je lieber neben meine Entſchlafene zu betten, mich gar nicht mehr verlaſſen. Wozu ſollte auch ſonſt der nackte, kahle, traurige Stab noch lange da ſtehen, nachdem die ſchöne, holde Rebe, die ſich um ihn hinan ſchlang, herab geriſſen iſt?" —

Ah! te meae si partem animae rapit
Maturior vis, quid moror altera,
Nec carus aeque, nec superstes
Integer? Ille dies utramque

Ducet ruinam: non ego perfidum
Dixi sacramentum: ibimus, ibimus,
Utcumque praecedes, supremum
Carpere iter comites parati *).

„Dieſe Verſe, an die ich ſeit zwanzig Jahren nicht dachte, fielen mir nach meinem Verluſte plötzlich wie Weiſſagung ein, und dröhnen mir ſeitdem mit ihrem Todesinhalt durch Mark und Bein."

„Meine Gedichte würde ich ſchwerlich in meinem ganzen Leben wieder zur Hand nehmen, wenn ich mich nicht noch für etwas mehr, als meine eigene armſelige Perſon, zu intereſſiren hätte. Die Beilage wird Dich von der nun nahe bevorſtehenden neuen Auflage weiter unterrichten. Kannſt Du etwas für mich thun, ſo weiß ich, Du thuſt es ungebeten. Du kannſt dieſe Ausgabe ziemlich als mein Letztes, als mein Teſtament anſehen. Meine Kraft iſt dahin; was mir noch übrig iſt, das will ich zur Verherrlichung meiner Unvergeßlichen zuſammen raffen. Anders kann ich ihr doch die Leiden, welche ihr meine unglückliche Liebe ſo viele Jahre hindurch in den Frühlingstagen ihres Lebens verurſachte, nicht mehr vergelten."

„Meine häuslichen Umſtände ſind erträglich, ob ich gleich harte Ausgaben dieſen Winter über gehabt habe. Sie würden in kurzen merklich beſſer geworden, ja ich würde wieder auf einen grünen blühenden Zweig gekommen ſeyn, wenn ich meine mit allen häuslichen und wirthſchaftlichen Tugenden gezierte Auguſte, und mit ihr meinen Muth und meine Thätigkeit behalten hätte. Nun muß ich mich wieder fremden Leuten Preis geben, ſo enge ich mich auch zuſammen gezogen habe. Meine älteſte und einzige Tochter erſter Ehe, ein ſehr viel verſprechendes Mädchen, habe ich der Frau Profeſſorinn Erxleben in Koſt und Erziehung gegeben. Den Nachlaß meiner Entflohenen, nebſt ſeiner Amme, hat meine Schwiegerinn mit nach Biſſendorf genommen. Höchſt traurig iſt es, daß ich meine lieben Küchlein nun ſo von mir entfernen muß. Wann werde ich ſie wieder zu mir verſammeln können?"

„Eben laufen Briefe aus England ein, daß ich einen jungen Engländer in's Haus und unter meine Aufſicht nehmen, auch ihn von Brüſſel, wohin ihn ſein Vater, Lord Lisburne, ſelbſt begleiten will, in ungefähr drei Wochen abholen ſoll. Ich hoffe, dieſe Zerſtreuung ſoll mir etwas wohl thun."

„Leb' wohl, mein beſter Boie! Gott ſegne Dich nebſt Deinem trauten Weibe mit allem dem Segen, den ich einſt ſo heiß, allein umſonſt, für mich erflehete! Unveränderlich Dein getreuer

Bürger."

So trauerte, ſo wehklagte Bürger noch zwei Monate nach dem Tode ſeiner Molly. Indeſſen ſuchte er ſich doch, nachdem die Zeit und die Zerſtreuung der Reiſe, welche bald darauf wirklich vor ſich ging, ſeinen Schmerz noch mehr abgeſtumpft hatten, ſo gut es gehen wollte, aufzuraffen, und fing nun wieder an, ſich den akademiſchen Beſchäftigungen ganz zu widmen. Im Winter 1787 hielt er öffentliche Vorleſungen über die kritiſche Philoſophie, welche zahlreich beſucht wurden. Unterdeſſen hatte ſeine Geſundheit, die ſchon lange zerrüttet geweſen war, durch die vielen großen und kleinen Leiden und Unannehmlichkeiten,

*) Horat Carm. II. 17.

welche er erfahren hatte, immer mehr gelitten, und nothwendig mußten dadurch die Schwingen seines Geistes gelähmt werden. Er schrieb einst: „Immer währende Kränklichkeit des Leibes belastet mehr denn allzu oft die natürliche Kraft und Thätigkeit meines Geistes mit so drückenden Fesseln; sie lähmt dergestalt die lebendigsten Springfedern des Herzens: daß bisweilen kein Leben, kein Streben, kein Wunsch mir noch übrig zu seyn scheint, als der letzte Wunsch aller Mühebeladenen und Müden, der Wunsch, aus einem beschwerlichen zusammen gepreßten Daseyn in die Ruhe des Nichtseyns hinab zu taumeln."

So quälte er sich unter körperlichen Leiden und ungewohnten zum Theil nicht leichten Arbeiten fort, bis im Jahre 1787 seine Gesundheit nach einer gebrauchten Kur ein wenig besser geworden zu seyn schien. Jetzt hatte er der heiteren Stunden mehr, in denen er das längst empfangene hohe Lied vollendete und gebar, das Gedicht an Molly, Vorgefühl der Gesundheit überschrieben, nebst einigen andern Gedichten verfertigte, und Vorbereitungen zu der zweiten Ausgabe seiner Gedichte machte, welche 1789 in zwei Bänden erschien.

Bei der funfzigjährigen Jubelfeier unserer Universität im Jahre 1787, die er durch zwei Gedichte verherrlichte, ertheilte ihm die philosophische Facultät, auf den Vorschlag des geheimen Justiz-Rathes Michaelis, damaligen Dechanten derselben, die Doctor-Würde. Zwei Jahre darauf, im November 1789, wurde er endlich zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt.

Schon einige Jahre vorher hatte er einen guten Theil seiner Zeit dem Studium der Schriften des berühmten Königsbergischen Philosophen gewidmet. Dieses Studium lag ihm damals sehr am Herzen, und er wünschte nichts sehnlicher, als, daß er erst gelernt haben möchte, die Kritik der reinen Vernunft vollkommen zu verstehen. Dieser Wunsch beweiset wenigstens, wie weit er von dem selbstgenügsamen Dünkel mancher Jünger des großen Mannes entfernt war. Da aber in der Folge seine Gesundheit wieder schwächer wurde, war er genöthiget, sich aller erschöpfenden Anstrengungen der Denkkraft zu enthalten. Eben diese Ursache hinderte auch die Ausführung eines andern Entwurfes, mit dem er sich einige Zeit nachher beschäftigte. Er wollte eine darstellende Biographie von Julius Cäsar ausarbeiten, hat aber, außer einigen ganz unbedeutenden Collectaneen noch nichts davon auf's Papier gebracht.

Da Bürger nun wieder ein öffentliches Amt und Hoffnung zu künftiger Versorgung hatte, so wurde der Wunsch immer lebhafter in ihm, seine drei Kinder, welche er schon seit mehreren Jahren von sich hatte entfernen müssen, wieder zu sich nehmen und für ihre Erziehung selbst sorgen zu können. Dieser Wunsch konnte aber, bei dem noch zarten Alter der jüngeren Kinder, nicht füglich erfüllet werden, wenn er ihnen nicht auch eine Mutter geben konnte. Aus diesem Grunde war er beinahe schon entschlossen, sich zum dritten Male zu verheirathen, und sah sich hier und dort nach einer Gattinn um, die für seine Kinder eine gute Mutter seyn, und ihm den Verlust seiner Molly, wenn auch nicht ganz ersetzen, dennoch minder schmerzlich machen könnte: als ihm von Stuttgart ein Gedicht zugesendet wurde (welches das Publicum nachher im Musen-Almanache für das Jahr 1791 und nun auch im zweiten Theile der letzten Sammlung seiner Gedichte gelesen hat), worin ein, dem Ansehen nach, edles Mädchen von gebildetem Verstande und gefühlvollem Herzen, durch den Eindruck, den Bürger's Gedichte auf dasselbe gemacht hatten, zu inniger Liebe zum Dichter hingerissen, ihm Herz und Hand antrug. Bürger betrachtete diesen Antrag Anfangs freilich nur als das Spiel einer aufgeregten Phantasie, und scherzte und lachte darüber. Allein als verschiedene Nachrichten einliefen, welche von der naiven Dichterinn ein sehr reizendes Bild entwarfen: so glaubte er mit einigen seiner Freunde, die Sache verdiente doch wohl eine ernstlichere Erwägung. Ein Mädchen, meinten sie, welches den Muth hätte, öffentlich aufzutreten, und einem Manne, der so Vielen im Publicum lieb und werth wäre, sich als Gattinn anzubieten, müßte doch wohl von unbescholtenem Adel des Herzens und der Sitten seyn. Wäre das nicht der Fall, so würde ja wohl mehr als Eine Stimme sich erheben, um den Freund vor dem Sirenen-Gesange zu warnen. Diese Betrachtungen bewogen ihn zuvörderst, das Lied poetisch zu beantworten, und diese Beantwortung leitete Unterhandlungen ein, welche sich damit endigten, daß Bürger sein Schwaben-Mädchen im October 1790 als Gattinn abholete. — Daß er in dieser so sonderbar geknüpften Verbindung nur wenige Wochen glücklich war, daß sie nachher für ihn eine Quelle des bittersten Kummers, daß sie nach drittehalb Jahren durch richterliche Entscheidung wieder getrennt wurde, und daß sie zu Bürger's frühem Tode nicht wenig beigetragen zu haben scheint: das Alles ist unter seinen Freunden so allgemein bekannt, daß ich schon darum nicht nöthig haben würde, mich bei der umständlicheren Erzählung dieser Begebenheiten zu verweilen, wenn auch nicht andere und wichtige Rücksichten mir ein genaueres Detail durchaus verböten.

Im Februar 1792 wurde Bürger zum dritten Male Wittwer, nachdem er, vorzüglich in den letzten fünf Monaten der letzten unglücklichen Ehe unaussprechlich viel Unangenehmes und tief Kränkendes erfahren hatte. Einsam und von den meisten sogenannten Freunden verlassen, an Leib und Seele heftig erschüttert, an Kraft und Vermögen nun ganz erschöpft, verbarg er sich jetzt in sein kleines Studier-Zimmerchen, das er fast den ganzen Tag verschlossen hielt, und nur wenigen Auserwählten öffnete.

Kurz vor der Trennung von seiner Gattinn hatte er sich durch Erkältung eine Heiserkeit der Sprache zugezogen. Da er nun bei dieser Heiserkeit einige Wochen hindurch täglich und stündlich in der allerheftigsten Leidenschaft und mit der größten Anstrengung laut zu reden sich bemühete: so hatten diese oft wiederholten Anstrengungen der kranken und geschwächten Stimm-Organe die Folge, daß er das Vermögen, laut zu reden, ganz verlor, und bis an seinen acht und zwanzig Monate nachher erfolgten Tod heiser blieb. Manche seiner auch auswärtigen Freunde, welche ihn in dieser Zeit gesprochen haben, werden sich noch mit Rührung der dumpfen, rauhen und widrigen Stimme des lieblichen Sängers erinnern.

Unter allen seinen Freunden war Einer, dessen trostvolle Briefe ihn in diesem trostlosen Zustande aufrichteten; Einer, der sich noch jetzt mit der freundschaftlichsten Thätigkeit bemühete, ihm eine bessere äußere Lage zu verschaffen; der eine Zusammenkunft mit Bürger'n veranstaltete, welche diesem, bei seinem schon allzu sehr zerrütteten Gesundheitszustande, doch neuen Muth und auf kurze Zeit neue Lust und Hoffnung zum Leben einflößte. Den Namen dieses edeln Mannes nenne ich nicht, um das schwache Dankopfer, welches ich ihm hier darbringe für Alles, was er an meinem armen, von den Meisten verlassenen Freunde that und noch gethan haben würde, wenn dieser länger gelebt hätte, nicht der Schmeichelei verdächtig zu machen.

Zu den widrigen Schicksalen, welche unsern guten Bürger niederdrückten, gehörte nun auch, daß er ohne alle gewisse Einnahme und seine Casse ganz erschöpft war. Er würde jetzt kaum haben leben können, wenn er nicht den größten Theil seiner Zeit und den geringen Rest seiner Kräfte dazu angewendet hätte, für auswärtige Buchhändler aus fremden Sprachen zu übersetzen. So weit war es mit dem Lieblingsdichter der Nation, mit dem Verdeutscher des Homer gekommen! Glück genug für ihn, daß der Herausgeber einer periodischen Schrift ihm Uebersetzungen aus dem Englischen, Französischen und Italienischen auftrug, und dafür den ganzen Ertrag des Journales großmüthig und freundschaftlich mit ihm theilte.

Unterdessen wurden die Kräfte seines siechen Körpers immer schwächer. Im October 1793 nöthigte ihn ein mit Fieber verbundener heftiger Schmerz in der rechten Seite, das Bett zu hüten. Jetzt fing er erst eigentlich an zu merken, daß seine Gesundheit zerrüttet sey, und für die Wiederherstellung derselben besorgt zu werden. Gleichwohl genas er von dieser bedeutend scheinenden Krankheit bald in so fern, als er sich zuweilen wieder aufgelegt zur Arbeit fühlte, und dann auch wohl wieder anfing zu hof-

sen, er werde doch vielleicht im Herbste seines Lebens sich noch heiterer Tage zu erfreuen haben. Aber gesund ist Bürger von dieser Zeit an keinen Tag gewesen. Mancherlei kleine und große Beschwerden und Zufälle wechselten mit einander ab, und zwischen durch schimmerte auch wohl ein schwacher Schein von Hoffnung zur Besserung; bis endlich die Brustbeschwerden immer mehr überhand nahmen, und die gefürchtete eiternde Lungen-Schwindsucht sich deutlich verrieth.

Da er nun gar nicht mehr arbeiten konnte, so würde er am Ende seines Lebens auf's neue von bitterem Mangel gedrückt worden seyn, wenn nicht die Milde der königlichen Regierung zu Hannover diesem durch ein nicht erbetenes Geschenk einiger Maßen abgeholfen hätte. Dadurch, noch mehr aber durch die zugleich geschöpfte Hoffnung zu künftiger Besoldung, wurde der Arme, der nicht wußte, daß er bald keine Besoldung mehr brauchen würde, ungemein erfreuet und aufgerichtet.

Bürger lernte die über seinem Haupte schwebende unüberwindliche Todesgefahr erst wenige Tage vor seinem Ende kennen. Bis dahin nahm bei ihm, wie das bei Schwindsüchtigen meisten Theils zu geschehen pflegt, die Hoffnung zur Besserung mit der Krankheit zu; und ich habe es da, wo nicht besondere Umstände eine Ausnahme nothwendig machten, immer für grausam gehalten, solchen Kranken das Einzige auch noch zu entreißen, was ihnen die Natur absichtlich, wie es scheint, gelassen hat, um ihren bejammernswürdigen Zustand erträglich zu machen, — die Hoffnung. Erst als ihm selbst die Augen über seinen Zustand aufzugehen anfingen, gestand ich ihm, daß er freilich jetzt nicht mehr hoffen könnte, von dieser Krankheit zu genesen. Weit entfernt, durch diese Entdeckung beunruhigt zu werden, antwortete er, es komme ihm nun selbst so vor, und wünschte sich nur einen leichten Tod. Er sagte mir, er würde es gern sehen, wenn in seiner Todesstunde sich einige Freunde um ihn versammelten, und sich, ohne die allergeringste Betrübniß zu äußern, in munteren und geistreichen Gesprächen unterhielten, indem er die Augen für immer schlösse. Allein dazu kam es nicht. Am achten Junius 1794 verging ihm gegen Abend der kleine Ueberrest von Sprache vollends. Er wollte seinem mehrjährigen rechtschaffenen Freunde, dem Herrn Doctor Jäger, der auf seine dringende Bitte die Vormundschaft über die Kinder übernommen hatte, und mir etwas sagen, konnte aber kein vernehmliches Wort mehr hervor bringen. Wir baten ihn, zu versuchen, ob er uns seine Meinung nicht schriftlich mittheilen könnte; aber auch die Augen versagten ihm ihren Dienst; es war und blieb ihm, aller angezündeten Lichter ungeachtet, zu dunkel, und indem er den Mund öffnete, um mir eine ihm vorgelegte Frage mit Ja zu beantworten, blies er sanft seinen letzten Athem aus, in einem Alter von sechs und vierzig Jahren, fünf Monaten und acht Tagen.

Folgendes ist ein genaues Verzeichniß von Bürger's Schriften:

Anthia und Abrokomas. Aus dem Griechischen des Xenophon von Ephesus. Leipzig, 1775. 8.
Gedichte. Göttingen, 1778. 8.
Macbeth. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach Shakespear. Göttingen, 1783. N. A. 1784.
Ueber Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart u. s. w. Erstes Blatt Göttingen, 1787.
Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen u. s. w. Aus dem Englischen. London (Göttingen), 1787. N. A. Göttingen, 1788.
Gedichte. — 2 Thle. Göttingen, 1789.
Benjamin Franklin's Jugendjahre u. s. w. Berl. 1792.
Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Reinhard. 4 Bde. Göttingen, 1796 — 98. Diese Ausgabe erschien in verschiedenem Format zu wiederholten Malen.
G. A. Bürgers sämmtliche Werke. 6 Thle in 12. Göttingen, 1829. *)

*) Ausgeschlossen von diesen Ausgaben sind jedoch B's Actenstücke über einen poetischen Wettstreit. Berlin, 1793;

Eine neue Ausgabe von Dr. Bohtz besorgt, in einem Bande, ist unter der Presse.

Im Verein mit Andern gab B. heraus;
Musen-Almanach. — Göttingen, 1779—1794. 16.
Akademie der schönen Redekünste. Bd. 1. St. 1—3. Berlin, 1790—91.
Einzelne Gedichte, Abhandlungen, Uebersezzungen u. s. w. finden sich in der deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften, im deutschen Merkur, deutschen Museum, Journal von und für Deutschland, der Akademie der schönen Redekünste, der Göttingischen poetischen Blumenlese, dem Lauenburgischen Musenalmanache, der Allgemeinen deutschen Bibliothek und der Allgemeinen Literaturzeitung.

Nie ward ein Dichter so sehr von den Verhältnissen gedrückt, nie von seinen Zeitgenossen so ungleich beurtheilt, wie Bürger. Während er der Liebling eines großen Theils der Nation war, griff ihn Schiller *) von der anderen Seite auf das Strengste an und verletzte den körperlich und geistig bereits schwer leidenden Sänger empfindlich dadurch. — Auch hier wie überall hat die Zeit gezeigt, daß die Wahrheit in der Mitte liege. Eine gewisse Rohheit und Derbheit, Anklänge niederer Sinnlichkeit, welche leicht in Lüsternheit umgewandelt werden können, Einseitigkeit, Uebertreibung und ein irrthümliches Gefallen am Niedrigen, das er für volksthümlich hält, sind Vorwürfe, welche selbst der mildeste Kunstrichter nicht von Bürger's Muse abzuwenden vermag. Wie dem aber auch sei, alle diese Flecken werden von den glänzenden Eigenschaften, welche sie besaß, herrlich überstrahlt. Wärme der Empfindungen, Gluth der Einbildungskraft, seltener Zauber des Wohlklanges, Tiefe und Innigkeit des Gefühls, Gewandtheit im Ausdruck und in der Wahl der Bilder, Wahrheit und Echtheit der Gesinnungen, Alles dies findet sich im reichsten Maaße bei Bürger und erwirbt und bewahrt ihm gerechte Ansprüche auf die ungetheilte Neigung und Verehrung des Lesers. Werfen wir einen vergleichenden Blick auf die mannichfachen Leiden und Sorgen, unter deren Last er beinahe erlag, und die seinen irdischen Wandel durch eine dornige und rauhe Bahn führten, und betrachten wir zur selben Zeit, was er immitten dieses selbst den begabtesten Geist lähmenden Jammers leistete, so müssen wir ihm dankbar den reichsten Lorbeerkranz zuerkennen, der je einem Dichter auf das Haupt gedrückt wurde, denn einem so schwer geprüften Manne gegenüber ziemt nur Milde und Liebe. Seine Verdienste um die deutsche Dichtung sind lange nicht genug anerkannt worden; er war es, der mit allen Kräften die im Schulzwange eingepferchte deutsche Muse zur Wahrheit und Natur zurückzuführen strebte, der die tiefe und sinnige, aus der vollsten Wahrheit des Lebens entsprungene englisch-schottische Ballade in ihrer reichen und doch so einfachen Weise in Deutschland einheimisch machte, und dessen Einfluß gewiß keinen geringen Antheil an der Vollendung und Schönheit jener herrlichen späteren deutschen Dichtungen dieser Gattung hat, welche wir als eben so viel Perlen in dem Schatze unserer Literatur betrachten dürfen. — Durch ihn ward das Sonnett mit seinem geheimen Zauber wieder bei uns erweckt und mit so entschiedenem Erfolge behandelt; kurz, er hat fast Unglaubliches gethan und würde unter günstigeren Verhältnissen bestimmt noch weit Bedeutenderes hervorgebracht haben: aber zu einer Zeit, wo sein Geist in voller Reife hätte wirken können, mußte der Aermste für das tägliche Brot, im kleinlichsten Sinne des Wortes, schreiben, und doch strebte er rastlos nach Vollkommenheit und war unaufhörlich bemüht, seine Werke zu feilen und zu veredeln. —

Hauptmomente der kritischen Philosophie. Münster. 1803; Lehrbuch der Aesthetik, herausgegeben von K. Reinhard. Berlin, 1825. 2 Bde; und Lehrbuch des deutschen Styls. Berlin, 1826.

*) Schiller's Recension findet sich im 14. und 15. Stücke der Allgemeinen Literaturzeitung vom Jahre 1791.

Die richtigſte Würdigung Bürger's als Dichter bleibt immer die von A. W. von Schlegel gegebene (Characteriſtiken und Kritiken Bd. II. S. 1 fgde); ſie möge hier folgen: „Bürger iſt ein Dichter von mehr eigenthümlicher als umfaſſender Phantaſie, von mehr biederer und treuherziger als zarter Empfindungsweiſe, von mehr Gründlichkeit im Ausführen, beſonders in der grammatiſchen Technik, als tiefem Verſtande im Entwerfen, mehr in der Romanze und dem leichten Liede als der höheren lyriſchen Gattung einheimiſch; in einem Theile ſeiner Hervorbringungen echter Volksdichter, deſſen Kunſtſtyl, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, ſich ganz zu demſelben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Friſche und zuweilen Zierlichkeit ſeltner Größe hat." —

Bürger's Gedichte ſind in Aller Händen. Mehr als ein Monument des edeln Todten, das er ſich ſelbſt errichtete, als weil wir es für nöthig hielten, Auszüge aus ſeinen Schriften folgen zu laſſen, ſetzen wir ſein hohes Lied von der Einzigen, ſein ſchönſtes, tiefſtes Werk, hieher.

Das hohe Lied
von der
Einzigen,
in Geiſt und Herzen empfangen
am Altare der Vermählung *).

Se tu avessi ornamenti, quant' hai voglia,
Potresti ad tamente
Ussir del bosco, e gir infra la gente.
Petrarca.

Hört von meiner Auserwählten,
Höret an mein ſchönſtes Lied!
Ha, ein Lied des Neubeſeelten
Von der ſüßen Anvermählten,
Die ihm endlich Gott beſchied!
Wie aus hoffnungsloſen Banden,
Wie aus Nacht und Moderduft
Einer tiefen Kerkergruft,
Fühlt er froh ſich auferſtanden
Zu des Frühlings Licht und Luft.

Diademe, Purpur-Zonen,
Demant-Ringe hab' ich nicht:
Hätte gleich, ihr voll zu lohnen,
Schmuck, erkauft für Millionen,
Ein genügendes Gewicht.
Was ich habe, will ich geben.
Ihren Namen, den mein Lied
Lange zu verrathen mied,
Will ich in ein Licht erheben,
Welches keine Nacht umzieht.

Schweig, o Chor der Nachtigallen!
Mir nur lauſche jedes Ohr!
Murmelbach, hör' auf zu wallen!
Winde, laßt die Flügel fallen,
Raſſelt nicht durch Laub und Rohr!
Halt in jedem Elemente,
Halt in Garten, Hain und Flur
Jeden Laut, der irgend nur
Meine Feier ſtören könnte,
Halt den Odem an, Natur!

Glorreich, wie des Aethers Bogen,
Weich gefiedert, wie der Schwan,
Auf des Wohllauts Silberwogen
Majeſtätiſch fortgezogen,
Wall', o Lied, des Ruhmes Bahn!
Denn hinab bis zu den Tagen,
Die der letzte Hauch erlebt,
Der von deutſcher Lyre ſchwebt,
Sollſt du deren Adel tragen,
Welche mich zu Gott erhebt.

Jubelvoll auch offenbaren
Sollſt du deſſen Göttermuth,
Der entrückt nun den Gefahren,
Wie Ulyß nach zwanzig Jahren,
In der Wünſche Heimath ruht.
Sturm und Woge ſind entſchlafen,
Die durch Zonen, kalt und feucht,
Dürr und glühend, ihn geſcheucht.
Seines Wonnelandes Hafen
Hat der Dulder nun erreicht.

Seine Stärke war geſunken;
Lechzend hing die Zung' am Gaum;
Alles Oel war ausgetrunken,
Und des Lebens letzter Funken
Glimmt' am dürren Dochte kaum.
Da zerriß die Wolkenhülle,
Wie durch Zauberwort und Schlag.
Heiter lacht' ein blauer Tag
Auf die ſchöne Segensfülle,
Welche duftend vor ihm lag.

Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wieſenplan,
Weht vom glatten Waſſerſpiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wangen an;
Wonne, deren Vollgenuſſe
Kein tyranniſches Verbot
Hinterher mit Seelennoth,
Oder Sturm und Regenguſſe
Strafender Gewitter droht.

Nah in dieſem Luftgefilde,
Allen ſeinen Wünſchen nah,
Waltet mit des Himmels Milde,
Nach der Gottheit Ebenbilde,
Aronid-Urania.
Froh hat ſie ihn aufgenommen
In der Labungsregion,
Ihn, des Kummers müden Sohn,
Froh mit lieblichem Willkommen
In Aedons Flötenton.

Ach, in ihren Feenarmen
Nun zu ruhen, ohne Schuld;
An dem Buſen zu erwarmen,
An dem Buſen voll Erbarmen,
Voller Liebe, Treu' und Huld:
Das iſt ſüßer, als der Kette,
Süßer, als der Geierpein
An Prometheus rauhem Stein,
Auf der Ruhe Flammenbette
Durch ein Wort entrückt zu ſein.

Iſt es wahr, was mir begegnet?
Oder Traum, der mich bethört,
Wie er oft den Armen ſegnet,
Und ihm goldne Berge regnet,
Die ein Hahnenruf zerſtört!
Darf ich's glauben, daß die Eine,
Die ſich ſelbſt in mir vergißt,
Den Vermählungskuß mir küßt?
Daß die Herrliche die Meine
Ganz vor Welt und Himmel iſt?

Hohe Namen zu erkieſen,
Ziemt dir wohl, o Lautenſpiel!
Nie wird die zu hoch geprieſen,
Die ſo herrlich ſich erwieſen,
Herrlich ohne Maß und Ziel:
Daß ſie, Trotz dem Hohngeſchreie,
Trotz der Hoffnung Untergang,
Gegen Sturm und Wogendrang
Mir gehalten Lieb' und Treue,
Mehr als hundert Monden lang.

Und warum, warum gehalten?
Hatt' ich etwa Kröſus Thron,
Kröſus Schätze zu verwalten?
Prangt' ich unter Mannsgeſtalten
Herrlich, wie Latonens Sohn?
War ich Herzog großer Geiſter,
Strahlend in dem Kranz von Licht,
Den die Hand der Fama flicht?
War ich holder Künſte Meiſter? —
Ach, das Alles war ich nicht!

*) Aus: Bürger's Werke, Göttingen, 1829. Bd. II. S. 76 fgde.

Zwar — ich hätt' in Jünglingstagen,
Mit beglückter Liebe Kraft
Lenkend meinen Kämpferwagen,
Hundert mit Gesang geschlagen,
Tausende mit Wissenschaft.
Doch des Herzens Loos, zu darben,
Und der Gram, der mich verzehrt,
Hatten Fried und Kraft zerstört.
Meiner Palmen Keime starben,
Eines mildern Lenzes werth.

Sie, mit aller Götter Gnaden
Hoch an Seel' und Leib geschmückt,
Schön und werth, Alcidiaden
Zur Umarmung einzuladen,
Hätt' ein Beßrer leicht beglückt.
Sie vor ihren Schwestern allen
Hätte Hymens Huld umschwebt,
Und ein Leben ihr gewebt,
Wie es in Kronions Hallen
Hebe mit Alciden lebt.

Dennoch, ohne je zu wanken,
Wo auch Liebe sinken läßt,
Hielt sie an dem armen Kranken,
So mit Wünschen und Gedanken,
Wie mit ihren Armen fest.
Liebend, voller Kümmernisse,
Daß der Eumeniden Schaar,
Die um ihn gelagert war,
Nicht in Höllengluth ihn risse,
Bot sie sich zum Schirme dar. —

Macht in meiner Schuld, o Saiten,
Ihrer Tugend Adel kund!
Wahrheit knüpfe, des geweihten
Lautenschlägers Hand zu leiten,
Mit Gerechtigkeit den Bund!
Manche Tugend mag er missen:
Aber du, Gerechtigkeit,
Warst ihm heilig jederzeit.
Nein! Mit Willen und mit Wissen
Hat er nimmer dich entweiht.

Ruf' es laut aus voller Seele:
Schuldlos war ihr Herz und Blut!
Welches Ziel die Rüge wähle,
O so trifft sie meine Fehle,
Fehle meiner Liebeswuth!
Geißle mich des Hartsinns Tadel!
Wölke sich ob meiner Schuld
Selbst die Stirne milder Huld!
Büß' ich nur für ihren Adel,
O so büß' ich mit Geduld.

Ach, sie strebte sich zu schirmen,
Strebte, — das ist Gott bewußt!
Doch was konnte sie den Stürmen
Meiner Lieb' entgegen thürmen?
Was den Flammen meiner Brust?
Nur in Plutons grausen Landen
Hätten mit der Brust von Erz,
Taub für Lust und taub für Schmerz,
Unholdinnen widerstanden:
Nicht der Holdin weiches Herz.

Unglücksfehn, warum entflammte
Deinen Busen solche Gluth?
Sprich, woher, woher sie stammte?
Welches Dämons Macht verdammte,
Frevler, dich zu dieser Wuth? —
Eitle Frage! Nimm, Gesunder,
Nimm mein Herz und meinen Sinn
Ohne dieses Fieber hin!
Staune dann noch ob dem Wunder,
Wie ich dieser war und bin.

Nimm mein Auge hin und schaue,
Schau' in ihres Auges Licht!
Ah, das klare, himmelblaue,
Das so heilig sein: Vertraue
Meinem Himmelssinne! spricht.
Sieh die Blüthe dieser Wange!
Lust verheißend winke dir
Dieser Lippe Frucht, wie mir!
Und dein heißer Durst verlange
Nie gelabt zu sein von ihr!

Sieh, o Blöder, auf und nieder,
Sieh in meinem Sinn den Bau
Und den Einklang ihrer Glieder!
Wende dann das Auge wieder!
Sprich: Ich sah nur eine Frau!
Sieh das Leben und das Weben
Dieser Graziengestalt,
Sieh es ruhig an und kalt!
Fühle nicht das Wonnebeben
Vor der Anmuth Allgewalt!

Hat die Milde der Camönen
Gütig dir ein Ohr verliehn,
Aufgethan den Zaubertönen,
Die in's Freudenmeer des Schönen
Seelen aus dem Busen ziehn,
O so neig' es ihrer Stimme!
Und es ist um dich gethan;
Deine Seele faßt ein Wahn,
Daß sie in der Fluth verglimme,
Wie ein Funk' im Ocean.

Nahe dich dem Taumelkreise,
Wo ihr Liebesodem weht;
Wo ihr warmes Leben leise,
Nach Magnetenstromes Weise,
Dir an Leib und Seele geht;
Wo die Letzten der Gedanken,
Wo in Ein Gefühl hinein
Sich verschmelzen Dein und Mein, —
Ha, aus diesen Zauberschranken
Rette dich, und bleibe dein! —

Doch — dein Auge blickt bedenklich;
Und ich ahnde, was es schilt.
Irdisch nennt es und vergänglich,
Was mit Lust so überschwänglich
Nur der Sinne Hunger stillt. —
Wohl! — Verachtend mag es schelten,
Was aus Erde sich erhebt,
Und zur Erde wieder strebt.
Nur der Himmelsgeist soll gelten,
Der den Erdenstoff belebt.

Ach, nur Ein, nur Einmal strahle
Ihn, der mich nicht fassen kann,
Wesen aus dem Götterſaale,
Nur von fern und Einmal strahle
Diesen kalten Tadler an!
Lebensgeist, von Gott gehauchet,
Odem, Wärme, Licht zu Rath,
Kraft zu jeder Edelthat,
Selig, was in dich sich tauchet,
Frommer Wünsche Labebad!

Schmeichelfluth der Vorgefühle
Hoher Götterlust schon hier
Wallet oft, bei Frost und Schwüle,
Wie mit Wärme, so mit Kühle,
Lieblich um den Busen mir.
Fühlet wohl ein Gottesseher,
Wann sein Seelenaug' entzückt
In die bessern Welten blickt,
Fühlt er seinen Busen höher,
Unaussprechlicher beglückt?

O der Wahrheit, o der Güte,
Rein wie Perlen, echt wie Gold!
O der Sittenanmuth! Blühte
Je im weiblichen Gemüthe
Jeder Tugend Reiz so hold? —
Hinter sanfter Hügel Schirme,
Wo die Purpurbeere reift,
Und der Liebe Nektar träuft,
Hat kein Fittich böser Stürme
Dies Elysium bestreift.

Da vergiftet nichts die Lüfte,
Nichts den Sonnenschein und Thau,
Nichts die Blum' und ihre Düfte;
Da sind keine Mördergrüfte;
Da beschleicht kein Tod die Au;
Da berückt dich keine Schlange,
Zwischen Moos und Klee versteckt,
Da umschwirrt dich kein Insekt,
Keins, das deiner Brust und Wange
Ruh' und Heiterkeit entneckt.

Alle deine Wünsche brechen
Ihre Früchte hier in Ruh:
Milch und Honig fließt in Bächen;
Töne wie vom Himmel sprechen
Labsal dir und Segen zu —
Doch mein Lied fühlt sich verlassen
In so hoher Region,
Lange weigern sich ihm schon,
Das Unsägliche zu fassen,
Bild, Gedanke, Wort und Ton. —

Er, dem sie die Götter schufen
Zur Genossin seiner Zeit,
Ist vor aller Welt berufen,
Zu erobern alle Stufen
Höchster Erdenseligkeit.
Ihm gedeihn des Glückes Saaten;
Seinem Wunsch ist jedes Heil,
Ehre, Macht und Reichthum feil:
Denn zu tausend Wunderthaten
Wird Vermögen ihm zu Theil.

Durch den Balsam ihres Kusses
Höhnt das Leben Sarg und Grab,
Stark im Segen des Genusses,
Giebt's der Fluth des Zeitenflusses
Keine seiner Blüthen ab.
Rosicht hebt es sich und golden,
Wie des Morgens lichtes Haupt,
Seiner Jugend nie beraubt,
Aus dem Bette dieser Holden,
Mit verjüngtem Schmuck umlaubt.

Erd' und Himmel! Eine Solche
Sollt' ich nicht mein eigen sehn?
Ueber Nattern weg und Molche,
Mitten hin durch Pfeil' und Dolche
Könnt' ich stürmend nach ihr gehn.
Mit der Stimme der Empörung
Könnt' ich furchtbar: Sie ist mein!
Gegen alle Mächte schrein;
Tempel lieber der Zerstörung,
Eh' ich ihrer mißte, weihn. —

Ihrer Liebe Nektar missen,
Hieß in dürren Wüsteneï'n
Einsam mich verlassen wissen,
Und den Tod erschmachten müssen
In des Durstes heißer Pein. —
Läßt die Strebekraft sich dämpfen,
Wenn wir dann, so weit wir sehn,
Nur noch Einen Quell erspähn?
Gilt was anders, als erkämpfen,
Oder kämpfend untergehn?

Herr des Schicksals, deine Hände
Wandten meinen Untergang!
Nun hat alle Fehd' ein Ende.
Dich, o neue Sonnenwende,
Grüßet jubelnd mein Gesang!
Homen, den ich benedeie,
Der du mich der langen Last
Endlich nun entladen hast,
Habe Dank für deine Weihe!
Sei willkommen, Himmelsgast!

Sei willkommen, Fackelschwinger!
Sei gegrüßt im Freuden-Chor,
Schuldversöhner, Grambezwinger!
Sei gesegnet, Wiederbringer
Aller Huld, die ich verlor! —

Ach, von Gott und Welt vergeben
Und vergessen werd' ich sehn
Alles, was nicht recht geschehn,
Wann im schönsten neuen Leben
Gott und Welt mich wandeln sehn.

Schände nun nicht mehr die Blume
Meiner Freuden, niedre Schmach!
Schleiche, bis zum Heiligthume
Frommer Unschuld, nicht dem Ruhme
Meiner Auserwählten nach!
Stirb nunmehr, verworfne Schlange!
Längst verheerteſt du genug!
Ihres Retters Adlerflug
Rauscht heran im Waffenklange
Dessen, der den Python schlug.

Schwing', o Lied, als Ehrenfahne
Deinen Fittich um ihr Haupt!
Und erstatt' auf lichtem Plane,
Was ihr mit dem Drachenzahne
Pöbellästerung geraubt.
Spät, wann dieſ' im Staubgewimmel
Längst des Unwerths Buße zahlt,
Strahl' in dieß Panier gemahlt,
Adonide, wie am Himmel
Dort die Halmenjungfrau strahlt!

Erdentöchter, unbesungen,
Roher Faunen Spiel und Scherz,
Seht, mit solchen Huldigungen
Lohnt die theuern Opferungen
Des gerechten Sängers Herz!
Offenbar und groß auf Erden,
Hoch und hehr zu jeder Frist,
Wie die Sonn' am Himmel ist,
Heißt er's vor den Edeln werden,
Was ihm seine Holdin ist. —

Lange hatt' ich mich gesehnet;
Lange hat ein stummer Drang
Meinen Busen ausgedehnet.
Endlich hast du sie gekrönet
Meine Sehnsucht, o Gesang! —
Ach! dieß bange süße Drücken
Macht vielleicht ihr Segensstand
Nur der jungen Frau bekannt.
Trägt sie so nicht vom Entzücken
Der Vermählungsnacht das Pfand?

Ah, nun bist du mir geboren,
Schön, ein geistiger Adon!
Tanzet nun, in Lust verloren
Ihr, der Liebe goldne Horen,
Tanzt um meinen schönsten Sohn!
Segnet ihn, ihr Pierinnen!
Laß, o süße Melodie,
Laß ihn, Schwester Harmonie,
Jedes Ohr und Herz gewinnen,
Jede Götterphantasie!

Nimm, o Sohn, das Meisterſiegel
Der Vollendung an die Stirn!
Ewig, meiner Seele Spiegel,
Ewig strahlen dir die Flügel,
Wie Uraniens Gestirn!
Schweb', o Liebling, nun hinnieder,
Schweb' in deiner Herrlichkeit
Stolz hinab den Strom der Zeit!
Keiner wird von nun an wieder
Deiner Töne Pomp geweiht.

Christian Karl Ernst Wilhelm Buri

ward im Jahre 1758 zu Offenbach geboren, studirte die Rechte und ließ sich dann als Advocat in seiner Vaterstadt nieder. Später wurde er Regierungsrath daselbst und zuletzt Regierungsdirector des Landgrafen von Hessen zu Homburg vor der Höhe. Er starb daselbst am 28. Juli 1820.

Von ihm erschienen:

Gedichte. Offenbach, 1791. 2 Bde.
Skizzen und kleine Gemälde. Offenbach, 1792.
Taschenbuch für 1815. Offenbach, 1814.
Der Sieg über den Welttyrannen. Frankf. 1815.
Harfenschläge einer religiösen Muse. Frankfurt. 1815. 1818. 2 Bde.

B. ist ein gemüthlicher, warm empfindender und zarter Dichter; seine religiösen Gedichte athmen besonders Adel

der Geſinnungen, Gluth der Andacht und tiefe Innigkeit und reihen ſich den beſten Erzeugniſſen dieſer Gattung würdig an.

Das Reich der Kräfte*).

Ein Geiſterreich umgibt mich, wo ich wandle;
In jeder Kraft erkenn' ich einen Geiſt.
Nicht blos die Kraft, wodurch ich denk' und handle,
Auch die im Sandkorn wirkſam ſich beweiſt,
Gibt von dem großen Urgeiſt ſtille Kunde,
Ein Hauch aus ſeinem ſchöpferiſchen Munde.

Wie viel gewinnt mir jed Geſchöpf an Werthe,
Ahn' ich in ihm der ew'gen Allkraft Theil!
Als ob ſich mir die ganze Welt verklärte,
Entzückt mich neue Wonne, neues Heil;
Ein Gottesfriede, nie zuvor empfunden,
Umathmet mich, und heiligt meine Stunden.

Tief bet' ich an, wenn Sturm und wenn Geflüſter
Vom Wunderbaren, Nahen, mir erzählt.
Wir Menſchen ſind im großen Tempel Prieſter,
Wo dem geringſten Wurm nicht Freude fehlt.
Es webt im Stufengange der Organe
Des Geiſtes Leben, den ich gläubig ahne.

So ſchlingen zahllos ſich Verwandtſchaftbande
Um's Heer der Weſen, die das All umſchließt.
Doch mit der Liebe brüderlichem Brande,
Geſchlecht der Menſchen! ſey du mir gegrüßt.
Ein Vater rief uns alle in das Leben;
Von ſeinem Geiſte hat er uns gegeben.

O welch ein Schauplatz wunderſamer Triebe,
An deren Seilen jedes Weſen kreiſ't!
Durſt nach Vereinung, ſehnſuchtvolle Liebe
Zieht zum Umwandelbaren jeden Geiſt,
Zu Ihm die Herzen, die gen Himmel flammen.
So eilen Ströme ins Meer, dem ſie entſtammen.

Die Urkraft.

Wer in der Weihe hehren Stunden
Das ew'ge große Eins gefunden,
Die Urkraft, die das All bewegt,
Die millionenfach verwandelt,
Im Stäubchen ſchwebt, im Menſchen handelt,
Und alle Lebenspulſe ſchlägt:
Dem iſt zu höherem Berufe
Der Erdball nur die erſte Stufe,
Die einſt ihn zu der zweiten trägt.

Er lebt und ſchwebt im Urgeheimniß,
Und achtet alles für Verſäumniß,
Was, irdiſch, ſeinen Sinn zerſtreut.
Der ſtillen Morgenſtunden Eile
Nützt er zu ſeinem ew'gen Heile
In Gott geweihter Einſamkeit.
Dann tritt er unter ſeine Brüder,
Verrichtet treu, gerecht und bieder
Das Tagewerk der Menſchlichkeit.

Hoch lodern ſeiner Andacht Flammen
Dem Himmel zu, aus dem ſie ſtammen;
Beflügelt ſchwebt empor ſein Geiſt.
Doch ſeines Herzens Brüderliebe
Neigt erdwärts ſich mit mildem Triebe
Zu jeglichem, was menſchlich heißt.
Mit Erd' und Himmel ſo im Bunde,
Erwartet er die große Stunde,
Die ihn zurück zur Urkraft reißt.

Abendfeier.

Wenn an der buſchumkränzten Uferzunge,
Die weithin in den Fluß ſich ſtreckt.
Der heit're Niedergang der Abendſonne
Das Herz zur Andachtfeier weckt:
Ahn' ich die Nähe geiſtiger Naturen,
Das Unſichtbare lebt in ird'ſchen Spuren.

Die Fluten liſpeln von des Weltbau's Seele,
Von ihr erzählt der Pappelweide Blatt;
Die Erhemer' im weißen Leichenkleide,
Die ſich der Pupp' entrungen hat,
Zu ſterben nach minutenlangem Leben,
Freut ſich des Odems, den ihr Gott gegeben.

„Hörſt du mein dankend Liedchen?" zirpt die Grille,
Vergnügt im ſpäten Strahl des Lichts.
Die Blume fragt: „Du ſiehſt mein Kleid von Seide,
Ahnſt du von meiner Seele nichts?"
Der Balſam nützt der Abendſtunden Kürze,
Zu hauchen durch die Gegend edle Würze.

Mitweſen! Ja, es knüpfen zarte Bande
Geheim euch an die Geiſterwelt.
Es gibt Verwandtſchaft, welche höhern Weſen
Des Staubs Gebilde beigeſellt.
Vielleicht begrüßet mich in dieſem Fächeln,
Das euch bewegt, der Unſichtbaren Lächeln.

Entreiß dich, o mein Geiſt, der Rohheit Wahne,
Und glaube ſtets das Geiſt'ge nah:
Wie einſt im Traumgeſicht der fromme Wandrer
Entzückt die Himmelsleiter ſah.
Er rief: (o ſprich ihm nach die ſel'gen Worte)
„Hier, hier iſt Gottes Haus, des Himmels Pforte!" *)

Die Welt der Erſcheinungen.

„Erwache, Sterblicher, und ſieh
„Rings um dich her der Welt Allegorie;
„Hör' was die Schöpfung, Geiſt im Körper, ſpricht!"
Herder.

Nichts iſt ohn' innern Sinnes Leitung,
Was Mutter Erde trägt und hegt;
Nichts ohne ſtille tiefe Deutung,
Was lebenvoll ſich regt und wegt.

Nicht ſinnlos und nicht ohne Weihe
Thürmt ſich, und ſtrebt im Schöpfungsraum
Hier Fels, dort Wald zur Himmelsbläue,
Dumpf träumend ihres Weſens Traum.

Es wehet im Schmarotzermooſe,
Im Epheu, der den Baum umkreiſt,
Wie in der königlichen Roſe,
Verſchiedenartig Sinn und Geiſt,

Und gibt nur dem ſich zu erkennen
Der, liebevoller Achtſamkeit,
Die Schale ſtrebt vom Kern zu trennen,
Sein Ohr der Schöpfung Tönen leiht. —

Vernehmbarer weht's im Gebiete,
Wo der Inſtinct Bewegung lenkt,
Unfähig ſelbſterwork'ner Güte
Das Thier nur fühlt, nicht will, nicht denkt.

Das fromme Lamm kann nicht bekriegen;
Die wache Schwalbe grüßt das Licht;
Der Maulwurf muß in Blindheit pflügen;
Die Taube weiß vom Würgen nicht.

Für ſich nicht, für die Weiblein fodert
Das Gerſtenkorn der edle Hahn.
Getreue Mutterliebe lodert,
Sich opfernd, in dem Pelikan. —

Soll ſich der Späheblick verdunkeln
Da, wo der Freiheit Glanz ihm ſtrahlt,
Wo ſichtbarer der Gottheit Funkeln
Sich in Vernunft und Willen malt?

---

*) Aus: C. C. F. W. Buri's Harfenſchläge eines religiöſen Muſe. Hanau, 1814.

*) 1 Moſ. 28, 17.

Wird, im unſeligen Gewirre
Von Heuchelſchein und Leidenſchaft,
Des Weltbetrachters Forſchung irre,
Durch Wahn und Trugſchluß hingerafft?

Durchſchleichen tückiſche Geſtalten
Der Freundſchaft trautes Gartenland;
Und blitzen Dolch' aus Mantelfalten,
Wo jüngſt des Bundes Roſe ſtand?

Und in Vertilgungsflammen rauchen
Die Völkerſchaften auf, wie Heu;
Und meilenlange Gräber hauchen
Den Faulqualm durch die Wüſteneі!

Erblick' ich ſchwarze Höllenlarven?
Wo ſtrahlt das Seyn des Menſchenthums
Im Urſprungsglanz? Wo tönt, wie Harfen
Rein, klar, der Grundton ſeines Ruhms?

Soll da der Blick die Spur verlieren,
Wo höchſte Schöpfungsglorie flammt?
Irrlichter ihn zum Orkus führen,
Aus dem die Brut der Laſter ſtammt? — —

Wie? welch ein Tempel thut ſich offen?
Ein ſanftes Klar durchleuchtet ihn.
Was ich erblicke, läßt mich hoffen;
Ich ſehe Kant und Herder knie'n.

Die Tugend thront, bekränzt von Sternen,
Im Tempel der Humanität.
Laßt, Prieſterpaar! mich Aufſchluß lernen,
Von eurem Genius umweht.

Mich ladet in die Tempelbogen
Ein Wink, der in das Mark mich trifft.
Ich fühle mich ſanft hingezogen,
Leſ' am Altar die goldne Schrift:

„Daß Geiſter ſich entadeln, hebet
„Den Zweck der Geiſterwelt nicht auf;
„Einſt der Gefallnen Tiefſter ſtrebet
„Zu ſittlich höh'rer Würd' hinauf.

„Wie weit herab, vom Wahne trunken,
„Ein Geiſt in der Entwürd'gung ſinkt:
„Im rohen Buſen ſchläft der Funken,
„Aus dem einſt Himmelsflamm' entſpringt.

„Einſt wandeln glorreich alle Geiſter,
„Ein Chor, vereint durch Liebesdrang,
„Errung'ner höh'rer Stufen Meiſter,
„Den ewigen Vollendungsgang."

Andacht.

Wem ahnend ſich der Sinn erſchloſſen
Für's Urgeheimniß der Natur,
Wem ſich Erleuchtungs-Strahl ergoſſen,
Der wandelt auf des Geiſtes Spur.
Still lebet alles um ihn her,
Nichts iſt für ihn bedeutungsleer.

Aus des Allgegenwärt'gen Munde
Ein Hauch beſeelt das große All.
Von Ihm gibt jedes Sandkorn Kunde,
Von Ihm der Sonne Feuerball.
Zög' Er den Lebensodem ab,
Würd' alle Welt ein ſtummes Grab.

Laß mich in der Geſtirne Bahnen,
Wie im Atom, das mich umſteugt,
O Du Lebendiger! Dich ahnen
Mit Demuth, die ſich kindlich beugt;
Dir danken, daß Du, Herr der Welt!
Auf Geiſterſtufe mich geſtellt.

Dem Geiſt ſtrahlt Aetherlicht, und höher
Und immer höher dringt ſein Flug.
Die Heiligung bringt Dir ihn näher,
Doch keine Näh' iſt ihm genug.
Selbſt eine Ewigkeit nicht ſtillt
Den Durſt, zu ſeyn Dein Ebenbild.

Andachtfeier.

„Hoch über mir Dein Sternenhimmel,
„Und Dein Geſetz, o Gott in mir,
„Erhebt den Geiſt vom Staubgewimmel
„Anbetungsvoll zu Dir, zu Dir!"

Hinauf, hinauf, Bewunderung,
Zum Sphärentanz und Sternenſchwung!
Im Anſchaun jener Myriaden
Verliert die Phantaſie den Faden,
Und der Verſtand verwirret ſich.
Ein Ocean von Harmonie
Umtönt, umrauſcht, umdonnert mich —
Ich ſink' aufs Knie'

Hinab, hinab ins eigne Ich,
O Seele! und erforſche Dich!
In Dir thront ein Geſetz des Guten,
Untilgbar durch des Zeitſtroms Fluten.
Laut zeugt's vom Heil'gen, der es gab,
Wie Himmelsbau vom Schöpfer ſpricht.
Ob Erd' und Himmel ſänk' ins Grab:
Verging' es nicht.

Dort in dem Flammenmeer des Lichts
Erkennt des Staubes Sohn ſein Nichts;
Hier fühlt zerknirſcht und bang die Seele,
Wie viel zur Heiligung ihr fehle.
Allmächtiger, Allgütiger!
Bewund'rung, Demuth, Liebe Dir!
Urlicht, Urgeiſt, Allheiliger,
Anbetung Dir!

Das Wechſelloſe.

Uns umkreiſt der Ring der Ewigkeit,
Und wir Pilger ſtehn in ſeiner Mitte;
Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit
Kommen, ſtürzen, fliehn mit raſchem Schritte.
Die Sekunde überholt den Pfeil,
Abgeſchnellet von des Schützen Bogen.
Unbeſorgt, ob uns zum Weh, zum Heil,
Rauſchen immer fort des Zeitſtroms Wogen.

Ach! ſo wäre nirgend ein Beſtand?
Wechſel nur des Menſchen Loos auf Erden?
Glück und Ruh' auf ewig uns entwandt,
Oft im Nu, da ſie geboren werden?
Welche Fragen, müßt ich ſie bejah'n!
Könnt' ein Gott im Grimme härter ſtrafen? —
Nein, o nein! Wir haben im Orkan
Einen Anker, einen Sicherhafen.

O Religion, du Diadem,
Du Verwandtſchaftband mit höhern Weſen,
Du verknüpfſt — o Wonne! — uns mit Dem,
Der zur Geiſterwürde uns erleſen.
Selig, ſelig, wer im Wechſelnden,
Wenn der Erde Blüthen all' erblaſſen,
Kleinod, das nur Geiſtesaugen ſehn,
Unvergängliches! dich weiß zu faſſen.

Selig! ihn entzückt Unſterblichkeit,
Und ſein Sinn iſt himmelwärts erhoben.
Ruhig blickt er in den Strom der Zeit,
Der ſich ſchäumend wälzt mit wildem Toben.
Seines ird'ſchen Glücksgebäudes Fall
Trifft nicht ihn, ſein Herz ſchlägt unbekümmert.
„Tugend bleibt, und Gott iſt überall!"
Jauchzt er, wann der Erdball ſich zertrümmert.

Das Bleibende.

„Die Jahre ſtrömen gleich den Bächen,
„Und pfeilſchnell eilt die Zeit davon.
„Indem von ihrer Flucht wir ſprechen,
„Iſt ſie auf ewig ſchon entflohn.
„O Immerkommen, Immerſchwinden,
„Da iſt kein Troſt für's Herz zu finden!

„Der Menſch ſelbſt wechſelt mit den Jahren,
„Und aus dem Kinde wird ein Greis.
„Wir ſind nicht, was wir geſtern waren;
„Das raſche Blut erſtarrt zu Eis.
„O Immerkommen, Immerſchwinden,
„Da iſt kein Troſt für's Herz zu finden!"

Biſt du nie müde, dich zu täuſchen?
O Sterblicher, lern' weiſe ſeyn!
Hör' deine inn're Stimme heiſchen:
Streb' wahren Gütern nach, ſtatt Schein!
Befreundet Ewigem zu werden,
Dieß ſey dein großes Ziel auf Erden!

„Was nennſt Du ewig?" hör' ich fragen.
Was uns mit Gott vereinigt, Freund! —
Forſch' in der Schrift, ſie wird Dir ſagen,
Wodurch man ſich mit Gott vereint:
Durch Herrſchaft über Sinnentriebe,
Durch Heiligung und Nächſtenliebe.

Denn dieß iſt nur ein geiſtig Leben,
Und Geiſtiges nur hat Beſtand.
Das Sinnliche, nach kurzem Streben,
Verläßt uns an des Grabes Rand.
O Thorheit, ſtets wie Blinde zielen,
Mit Tand und Flittern kindiſch ſpielen!

Was Sinnen gnüget, iſt vergänglich;
Was Geiſt erkieſt mit weiſer Wahl,
Iſt jedes Wechſels unempfänglich,
Und geht mit uns durchs Todesthal.
D'rum laß uns, Freund, nur ſolches wählen,
Was nachfolgt in das Land der Seelen.

Des Weltalls Urgeiſt, Gott, iſt heilig;
Unheil'ges ſchließt ſich aus von ihm,
An deſſen Thron ein: Dreimal heilig!
In Demuth ſingt der Seraphim.
In Gottes heil'ges Reich zu kommen,
Gelingt nur Gott geweihten Frommen.

Der Schweſtergeiſt.

Schwebt um mich im Morgenſonnenſtrahle
Nicht ein Geiſt aus jener Welt,
Der für der Vollendung Ideale
Mein Gemüth in Glut erhält?
Traun! er ſchwebt. Woher ſonſt dieſe Feier,
Die mein Weſen hehr durchbebt?
Dieſe Sehnſucht, die durch Erdenſchleier
Ewiges zu ſchauen ſtrebt?

Schutzgeiſt! Engel! oder wie dich nennen
Darf ich? Wenn mein Staub zerfällt,
Dann erſt werd' ich freudig dich erkennen
An der Schwelle jener Welt.
Aber darf ich leiſer Ahnung glauben,
So biſt du's, verwandter Geiſt,
Der des Himmels amaranthnen Lauben,
Mich zu ſehen, ſich entreißt

Ach! Du warſt das erſte liebe Weſen,
Das mein Herz erwachend fand.
Ohn' einander klügelnd zu erleſen,
Knüpft' uns zarter Freundſchaft Band.
Mit den Lämmern — unſrem Sinnbild — tanzten
Wir die Gartenwieſ' entlang;
Roſen, Erdbeer' und Lupinen pflanzten
Wir längshin am Rebengang.

Kehrten Abends in der Stube Feſſel
Wir zurück zum Elternpaar:
Theilten traulich wir den großen Seſſel,
Der der Stube Prunkſtück war.
Meine Schweſter!! — — Ach, mir ſinkt im Malen
Jener ſel'gen Zeit die Hand,
Und ich fühle mich von Luſt und Qualen
Ueberwältigt, übermannt.

Hat, ſeit Roſmarin dein Grab beſchattet,
Schweſterlicher Liebe Flehn
Gott erhört, und deinem Geiſt geſtattet,
Wandeln mich im Staub zu ſehn?
Streuteſt du in mancher Morgenſtunde
Andachtfunken mir ins Herz,
Weihteſt es zum neuen ſel'gen Bunde,
Hobſt es mächtig himmelwärts?

Ja, du biſt, du biſt der Geiſt der Schweſter,
Und mich täuſcht kein leerer Wahn!
O umſchling' mein geiſtig Weſen feſter,
Kräft'ge mich im großen Plan!
Mit der Liebe zärtlichem Erbarmen
Lenke meine Schritte hier!
Bald im Palmenhain, mit off'nen Armen,
Theure! ſchweb' entgegen mir!

Der Greis.

Was zaubert dich, Elyſium
Der Kindheit, mir zurück?
Was wandelt in ein Heiligthum
Die Erde meinem Blick?
Welch' hehre Feierſtille ruht
Auf Halmenfeld und Wieſenflut?

Die reine Luſt an dir, Natur,
Der treuſten Führerin,
Schuf Eden aus der Blumenflur
Dem frommen Kindesſinn.
Und dieſer Sinn iſt wieder mein!
Unſchuldig ſchlägt mein Herz und rein.

Der Sonne Strahl, der um mich ſpielt,
Durchdringt mich himmliſch ſüß.
Der Mond verſchönt das Erdgefild
Zum Wonne-Paradies.
Was gab dem Herzen dieſes Glück,
Dieß Seligkeit-Gefühl zurück?

Geöffnet wurde Geiſt und Sinn
Für's Göttliche in mir;
Und Sehnſucht ſtrebt zum Kleinod hin,
Gottähnlichkeit, zu dir.
Das gab dem Herzen dieſes Glück,
Dieß ſelige Gefühl zurück.

Auch ſpät-errung'ne Unſchuld gilt,
Wie die der Kinderflur,
Für ein getreues Ebenbild
Der höheren Natur.
Nur Kindeseinfalt, Kindesſinn
Führt uns zum Himmelreiche hin.

Ernst Karl Ludwig Isenburg von Buri

ward am 21. Juni 1747 zu Bierstein im Isenburgischen geboren, trat schon früh in Kriegsdienste, war eine Zeit lang Hauptmann in einem gräflich-wied-runkelschen Corps und kam später als Obristwachtmeister des westerwaldischen Kreisbataillons nach Gießen, wo er am 7. März 1806 starb.

Von ihm erschienen:

Gedichte. Basel, 1784.

Schauspiele. Neuwied und Frankfurt, 1789—92. (meist einzeln wie: die Pflegetochter, die Matrosen, die Zerstörung der Bastille u. s. w.)

Anekdotensammlungen von Friedrich II. (1786, 2 Thle) Joseph II. 1790, und Anderen (1789—92) u. s. w.

J. von Buri gefiel eine Zeit lang dem Publicum, besonders in seinen dramatischen Schriften, durch seinen populairen Ton, ward aber schnell, und nicht mit Unrecht, vergessen, da es seinen Leistungen an Gehalt fehlt.

Johann Bürkli

ward am 26. October 1745 in Zürich geboren, erhielt eine vortreffliche Bildung und lebte als ein sehr wohlhabender Mann vorzüglich den Wissenschaften, da er ein öffentliches Aemtchen fast ganz umsonst bekleidete. Er war nämlich von 1773 bis 1780 Assessor des Stadtgerichtes und dann bis 1798 Mitglied des kleinen Raths in seiner Vaterstadt. Später privatisirte er in Bern, wo er am 2. September 1804 starb.

Von ihm erschienen:

Amor's Reisen. Bern, 1773.

Schweizerische Blumenlese. Zürich, 1781 — 83. 3 Thle.

Meine Phantasieen und Rhapsodieen. Zürich, 1785.

Trophäen des schönen Geschlechts. Tübingen, 1791.

Neue schweizerische Blumenlese. St. Gallen, 1798.

Auserlesene Gedichte. Bern, 1800.

Sämmtliche Gedichte. Bern, 1802.

Als Lyriker zeichnete er sich nicht ohne Erfolg durch Wärme und Gefühl aus, doch tritt ihm eine gewisse Unbehülflichkeit im Ausdrucke oft störend in den Weg. — Wir theilen hier einige Gedichte von ihm mit.

An die Andacht. *)

Andacht, holde Freundin weicher Seelen!
Drückt des Erdenlebens Bürde mich,
Wen kann ich zur Muse besser wählen,
Als, o reine Himmelstochter, dich?

Möcht' empor mein Geist zum Lichte schweben,
Von dem Pilger hier nur Funken sehn!
Wonneschauer, möcht' er mich durchbeben,
Möcht' ich jetzt auf Tabors Höhen stehn!

Dieses Thränenthal, giebts ein Vergnügen,
Das die Sehnsucht meines Herzens stillt?
Tränk' ich Wollust hier in vollen Zügen,
Wasser wär' mir's, das aus Sümpfen quillt!

Mich durchschauerst du mit Himmelsfreuden,
Du erhöhest den gesunknen Geist,
Trostesbalsam träufelst du im Leiden,
Wenn dein Hauch Unsterblichkeit verheißt.

Wie ein Kind ruh' ich in Vaterarmen,
Schmieg' ich mich an dich — mein Lohn bist du,
Ueb' ich Tugend — flüsterst oft Erbarmen
In durchweinter Nacht dem Sünder zu.

Wenn auch Feinde mich mit Füßen treten,
Wenn das Laster Blumennetze legt;
Zeigst du mir in glühenden Gebeten
Den, der mich auf seinen Händen trägt.

Wenn im matten Aug' auf welken Wangen
Schon des innern Lichtes Stralen glühn,
Malt die Zukunft schmachtendes Verlangen,
Und läßt Seligkeit in Hoffnung blühn.

Uns führst du zum Urquell reiner Liebe,
Schwingst empor uns zur Vollkommenheit;
Und des bangen Herzens letzte Triebe,
Andacht, dir allein sind sie geweiht!

Zwar zu schauen in dieß Meer der Klarheit
Kann im Raupenstand dieß Auge nicht;
Dämmernd sehn wir hier den Glanz der Wahrheit
Dort erst leuchtet uns ihr volles Licht.

Uns schwingst du zu hohen Jubelchören,
Wo vor Gottes Thron die Cherubs stehn:
Wo wir Davids Silberharfen hören,
Wo verklärt wir unsre Lieben sehn.

Wenn beym nahen Tode der Verbrecher
Zittert, wenn ihm Muth und Hoffnung sinkt;
Honig gießen in den Wermuthsbecher
Glaub' und Ruhe, wenn der Tod ihm winkt.

Mag von Leim und Thon die Hütte beben,
Wächst nicht bald ein neuer Bau aus mir?
Staub und Asche blühn zum schönern Leben,
Weih' der Tugend ich mein Herz und dir.

*) Aus: Bürkli's auserlesenen Gedichten. Bern, 1800.

Erster Psalm.

Sey die Bahn auch steil und dunkel,
Wohin mich mein Schicksal führt;
Soll der vor Gefahren zittern
Welchen Gottes Rechte schützt?

Bey der Sonne Mittagshöhe,
Bey der Abendröthe Stral,
Und bey Lunens blassem Schimmer,
Und der Sterne hellerm Licht

Wacht er, wie die treue Mutter,
Ueber ihr sanft schlummernd Kind;
Unter seinem Schild zu ruhen,
Ist sie dann zu groß die Welt?

Auf Aurorens Rosenstirne
Lächelt deine Huld uns zu;
Und wenn Blitz auf Blitz sich schlängeln,
Lächelt sie gleich heiter uns.

Wer dich liebt, genießt das Leben,
Und schaut nicht des Grabes Nacht;
Einer schönern Welt Gestirne
Sieht darin sein Geist entzückt.

Aller Kummer wird dort schwinden,
Der hier den Gerechten quält;
Des Verbrechens stolze Siege,
Nicht mehr trüben sie sein Glück.

Quellen reiner Lieb' und Wonne
Strömen in den Becher hin,
Der der Seele Wünsche labet,
Ihre Freuden nie erschöpft.

Und Jahrhunderte verfließen
Schneller als der schönste Tag.
Unsers Wissens enge Grenzen,
Jede Stund' erweitert sie.

Sey die Bahn auch steil und dunkel,
Wohin mich mein Schicksal führt;
Soll der vor Gefahren zittern,
Welchen Gottes Rechte schützt?

Mein Geheimniß.

Dank, Himmel, dir! du hast mir einen Freund gegeben
Von heit'rer Laune — klug in Rath und That!
Der mit mir Hand in Hand durchwallt dieß Erdenleben,
In Freud' und Leid mich nie verlassen hat.
Ein Freund, der mit mir fühlt und denket,
Mich, ohne daß ichs merke, lenket;
Ein Freund, der mit mir lacht und weint,
Wenn Stürme dreh'n, und wenn die Sonne scheint.

Auch eine Schwester hat der Himmel mir gegeben,
Die, wie ich selbst, in meiner Seele liest;
Wenn, wie ein Nebeldunst, mich Sorgen rings umschweben,
So trägt sie, weil die Last dann leichter ist,
Die Hälfte gern. — Wir theilen Freuden,
Sie schmecken süßer uns. — Die Leiden
Erhöhen ihren Reiz, wie Phöbus Licht,
Das dämmernd durch Gewitterwolken bricht.

Auch eine Schaffnerin hat mir das Glück gegeben,
Wie Martha flink, und wirthschaftlich und treu.
Doch nicht bloß eingeengt auf dieses Erdenleben
Weiß sie was hier und dort das Beste sey.
Sie weiß, was ich bedarf in meiner kleinen Hütte,
Und die Erfüllung eilt zuvor der leisen Bitte.
Mein Soll und Haben stößt sich nicht,
Ihr Aug's hält's im Gleichgewicht.

Ein Liebchen hat mir auch des Himmels Gunst gegeben.
Denn ohne Liebchen, ach! was ist die Welt?
Der Liebe Sonnenstral erhellt dieß Pilgerleben
Mehr als ein Diadem und Crösus Geld.
Der Liebe Flamme kühlt sich sanft im Freundschaftstriebe,
Nicht Zeit, nicht Krankheit schwächt in mir die treue Liebe,
Wenn schon nicht mehr ihr Auge glüht,
Sie nicht mehr frisch, wie Hebe, blüht.

Dank, Himmel, tausend Dank dir für die seltnen Gaben,
Für Schwester, Liebchen, Schaffnerin und Freund!
Das unter Tausenden kaum Hundert einzeln haben,
Find't alles sich in meinem Haus vereint.
Ihr Brüder, wollt ihr auch ein gleiches Glück genießen?
Ich wünsch' es Euch: Ihr sollt mein ganz Geheimniß wissen
Seht, Schwester, Liebchen, Schaffnerin und Freund
Sind alle vier in meinem Weib vereint.

Täuschung.

Einst, als die Morgenröthe glühte,
Irrt' ich durch's blumenreiche Thal,
Versenkt in süßen Träumereyen.
Mir blickt hervor ein heller Stral
Sanft zitternd aus dem Schlehenbusche.
Ist's ein Demant, ist's ein Saphir?
Rief ich voll Hoffnung. Ihn zu haschen
Eilt' ich — und was fand ich dafür!

O Hoffnung! giebst du nur Chimären,
Und süße Träume für Genuß?
Mein Edelstein war — eine Thräne,
Wie jeden Tag im Ueberfluß
Aurorens Thau den Fluren schenket.
Verschwunden war itzt jede Spur!
Und des Demantes heller Schimmer —
Ein Tropfe Wasser war er nur.

So klimpert' einst auf seiner Leyer
Ein junger Dichter. Er besang
Im Liebestaumel Phillis Reize,
Daß Berg und Thal und Hayn erklang.
Bald war sie Grazie, bald Muse,
So schön war Juno, Cypris nie;
Nun singt er: Phillis liebt Damöten;
„Ach, höchstens nur ein Weib war sie!"

Der Weise.

„Des Glückes Zorn trotz' ich, nie werd' ich weibisch zagen,
„Ich hülle mich in meine Tugend ein,"
Sprach jüngst Arist. — „In diesen Wintertagen
„Wirst du (versetzt' ich ihm) zu leicht gekleidet seyn!"

Gottlob Wilhelm Burmann

(eigentlich Vormann, doch änderte er später seinen Namen um) ward am 8. März 1737 zu Lauban in der Oberlausitz geboren, besuchte die gelehrten Schulen zu Löwenberg und Hirschberg und studirte seit 1758 die Rechte in Frankfurt an der Oder. Nach vollendeten Studien nahm er jedoch kein öffentliches Amt an, sondern lebte in Berlin als privatisirender Gelehrter, sich seinen Unterhalt durch Unterricht und Schriftstellerei erwerbend. — Vom Schlage getroffen brachte er die letzten Jahre seines irdischen Daseyns im Elend und fast an Allem Mangel leidend zu; er starb am 5. Februar 1805.

Seine Schriften sind:

Etliche Gedichte. Hirschberg, 1764.
Spaziergänge. Frankfurt a. d. O. 1764.
Fabeln und Erzählungen. Berlin, 1773.
Lieder. Berlin, 1774.
Kleine Lieder. Berlin, 1777.
Auswahl einiger vermischten Gedichte. Berlin, 1783.
Liederbuch für das Jahr 1787. Berlin.
Gedichte ohne den Buchstaben R. Berlin, 1788.
Badinagen. Berlin, 1794.
Viele einzeln gedruckte Gedichte u. s. w.

Burmann war ein Sonderling im hohen Grade und schien sich darin zu gefallen. — Obwohl mit vielseitigem Talent begabt und sich besonders eines großen Ideenreichthums und lebhafter Phantasie erfreuend, gehorchte er doch zu sehr in seinen poetischen Leistungen augenblicklicher Laune und bekümmerte sich weder um Bildung des Geschmacks noch um Correctheit. Sein Liebling und Vorbild war der schlesische Dichter Günther (s. d. Art.). Bei größerer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit würde B. Ausgezeichnetes geleistet haben. — Wir theilen hier seine beiden gelungensten Poesieen mit.

Vgl. das in der Anm. angeführte Buch von Jördens.

Lied an meine Quaterne,

so gut als gewonnen*).

O cives, cives, quaerenda pecunia primum est,
Virtus post nummos.
Horat.

Willkommen, Tochter mystischer Kabale!
Mein baarer Ruhm! mein goldnes Glück!

*) Aus: K. H. Jördens Denkwürdigkeiten, Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben der vorzüglichsten Dichter und Prosaisten. Leipzig, 1812. 1. Bd. S. 67.

Vom Strohdach bis zum Götterſaale
Lacht mir nun aller Weſen Blick.

Da biſt du ja! o du, die meinen Tagen
Die Freude vor die Stirne prägt,
Und alle meine Börſenklagen
Auf ewig in die Urne legt!

Laß dich umarmen, göttliche Quaterne,
Die den Poet zum Mylord macht!
Ei, ei! ſo ſchnell werd ich zum Sterne?
Das hätt' ich ewig nicht gedacht!

O welche kitzelnde Metamorphoſe!
Iſt's möglich? bin ich noch das Ding,
Bei dem ſogar die Tabacksdoſe
Des Stutzers jüngſt vorüberging?

Bin ich das Weſen, das vor wenig Stunden
Nur Dint' und Feder vor ſich ſah?
Heil mir! die Muſen ſind verſchwunden!
Der Hunger auch! und — Gold iſt da!

Und Gold iſt da! — Lebt wohl, ihr Pierinnen!
Wir hören auf, vertraut zu ſeyn.
Denn, wer Quaternen kann gewinnen,
Macht ſich mit euch nicht mehr gemein!

Ich habe Tauſende zu kommandiren!
Witz, Einſicht und Verſtand, lebt wohl!
Nun kann ich mich ganz anders rühren!
Nun hebt mich jeder Schritt zum Pol!

O Schade! daß ich noch ſo vieles denke! —
Das Denken paßt zum Reichthum nicht.
Genie! altväteriſch Geſchenke
Des Himmels, wem giebſt du Gewicht!

Du, mein elaſtiſch Lehnſtuhl, ſollſt mich tragen,
Und als ein ſtrahlend Nichts mich ſehn! —
Und will Verſtand und Witz mich plagen,
So laſſ' es nie mein Schlaf geſchehn!

Viktoria! nun kann ich mich erheben —
Und wär' ich dummer noch als dumm!
Denn Gold und Kleid kann alles geben;
Zum Herrn Johann dreht's Hannſen um.

Hervor mit euch, ihr breitbetreßten Kleider!
Steig' auf, pathetiſche Friſur!
Ihr Götter, kommt! — euch mein' ich, Schneider! —
Macht mich zum Wunder der Natur!

Eilt, zaubert mir die feinſte Garderobe,
Daß Gallier und Britte ſtaunt;
Und daß zu meiner Kleider Lobe
Die Fama Sekula poſaunt!

Du Rock von Moll ſollſt Pudermantel werden!
Zu lang' warſt du mein Gallakleid! —
Fort mit dem Kittel! O ihr Erden,
Seht mich in ſeidner Herrlichkeit!

Ha! dieſer Rock mit ſeinem Scharlachfutter
Läßt ein ganz andres Thier mich ſeyn!
O ſäh' mich meine ſel'ge Mutter,
Sie würde ſich zu Tode freun!

„Ach, Junge!" würde ſie treuherzig ſprechen:
„Nun wird doch noch ein Kerl aus dir!"
Und ich, ich würde ſchön mich rächen —
Und ſchenkte die Quaterne ihr!

Lakaien! Kutſcher! Sekretaire! Läufer!
Poeten! Hunde! aufgepaßt!
Den Wagen her! ich werde ſteifer!
Vor Gold und Würden brech' ich faſt!

Deckt mir die Tafel! Zwanzig arme Teufel
Verhungernder Genie's, freßt mit! —
Nur tragt an meinem Werth nicht Zweifel,
Der bald auf Marmorpflaſter tritt!

Ha! welcher Expoden Oceane
Verkünden ſchon der Nachwelt mich!
Zu mancher Ode Rieſenplane
Bin ich das hohe Thema — ich!

Nun will ich frei'n! Ein Mädchen! deren Tugend
Ein unbeneidet Strohdach deckt;
Groß durch ein Herz — das Puppenjugend,
Und Stadt und Mode nicht befleckt;

Ein armes Mädchen will ich glücklich machen — —
Was? — raſ' ich? — bin ich wohl geſcheid? —
Nein, eine Lady ſoll mir lachen;
Mit einer Göttin Zärtlichkeit!

Drei Zofen ſollen ihre Schleppe tragen,
Und rechts und links Bediente gehn!
Heiduck und Mohr ſoll auf dem Wagen,
Wie Mitternacht und Rieſe, ſtehn!

Kein Tag flieh' ohne Ball und ohne Feſte
Für mich Glückſeligen dahin!
Und denken ſollen meine Gäſte,
Daß ich der große Mogul bin! —

Zu viel Entzücken! — ich kann's nicht ertragen?
O Pluto! Jupiter! halt ein!
Ich möchte ſonſt im Glück verzagen,
Und ärmer als ein Dichter ſeyn! — —

Dank aber ſei dir, himmliſche Quaterne,
Die mich in frohe Schwindel tunkt! — —
Ihr Eulers! zählt mich unter Sterne!
Reſpekt! ich bin nicht mehr ein Punkt!

Widerruf des Vorigen.

Velut aegri somnia, vanae
Finguntur species.

Horat.

Gewonnen? was? — ich hätte ſie gewonnen?
Erſtauntes Deutſchland, glaub' es nie!
Quaternenglück — ach! ſchneller iſt's zerronnen,
Als ein Verſuch der Alchymie.

O ruft nur, ruft, ihr ſchmetternden Trompeten,
Und ihr Genoſſen meines Harms:
Es iſt kein Glück für ehrliche Poeten,
Zumal für deutſche — Gott erbarm's!

Ich bin erwacht aus meinem ſüßen Schlummer:
Kein Gold iſt da, kein Kleid beblecht.
Fortunens Tücke zog mir keine Nummer —
Für eine Göttin herzlich ſchlecht! —

O ſchöner Traum! — wie bald biſt du verſchwunden!
Heiduck und Mohren, gute Nacht!
Der Mylord hat ſich ſchnell von mir entwunden,
Und keine Lady mir gelacht!

Lebt wohl, ihr breitbetreßten Kleider!
Komm her, du treuer Rock von Moll!
Ihr Götter, weicht! jetzt brauch' ich einen Schneider,
Der mir voll Mitleid borgen ſoll.

Und ihr, ach! ihr verſcheuchte Pierinnen!
Sprecht immer wieder bei mir ein.
Ein Elend iſt's, Quaternen zu gewinnen:
Ihr ſollt mir meine Quinen ſeyn.

Sie kommen ſchon — O wie wird mein Gefühle
Von ihrem holden Einfluß groß! —
Bei ihrem neubeſpannten Lautenſpiele
Ruh' ich dem Himmel ſelbſt im Schooß;

Und lache nur der myſtiſchen Kabale,
Die mich aus ihrer Rolle ſtreicht,
Indeß mein Geiſt nach keinem Flitterſtrahle,
Nein, zu der Sonne ſelber fleucht.

Lakaien, Kutſcher, Läufer, Sekretäre,
Poeten, Hunde, geht nur, geht!
Ich kehre jetzt zurück zur alten Sphäre,
Und habe nichts — bin ein Poet.

Ihr armen Schlucker hungernder Talente,
Speist anders wo: es ist nichts da,
Als was ihr selbst habt, und man missen könnte,
Als Nektar und Ambrosia.

Faßt euch, wie ich: bei einer Kaffeetasse
Sind Dichter oft, wie Schulzen fett;
Denn Gram und Noth stärkt die Poetenmasse,
Bewiesen durch X, Y, Z.

Ich aber will dem Himmel ewig danken,
Daß ich der arme Burmann blieb.
So lange mir nur Kopf und Herz nicht wanken,
Bleibst du mir, Armuth, lieb.

Vielleicht daß ich wohl gar in stolz'rer Sphäre,
Zu welcher mich mein Glückstraum schwang,
Ein reicher Taugenichts geworden wäre,
Wie scherzhaft ihn mein Lied besang!

Schwer ist's, im Glück, bei lauter guten Tagen,
Ein Weiser stets, stets gut zu seyn.
Wie mancher weiß sein Glück nicht zu ertragen,
Und muß zuletzt es nur bereun!

Laß du mich nur, lobwürdigste Quaterne,
O Weisheit, nicht an deinen Gütern leer!
Daß in mir selbst den Schatz ich finden lerne,
Und nicht beim blinden Ohngefähr.

Nie werd' alsdann, o Glück, ich vor dir kriechen,
Nie deinem Altar Weihrauch streun:
Und hat sich Laura erst mit mir verglichen,
O dann sind hundert Lady's mein!

Anton Friedrich Büsching,

der Gründer der neueren Geographie in Deutschland, ward am 27. September 1724 zu Stadthagen im Schaumburg-Lippischen geboren, entfloh der strengen Behandlung seines Vaters und erhielt seine Bildung im hallischen Waisenhause. Er studirte darauf Theologie, ward nach vollendeter akademischer Laufbahn Privatdocent zu Halle und, nachdem er eine Zeit lang Hauslehrer gewesen, 1754 außerordentlicher Professor zu Göttingen, worauf er sich im folgenden Jahre mit der damals hochgefeierten Christiane Dilthey, Ehrenmitgliede der göttingischen Gesellschaft der Wissenschaften und kaiserlicher gekrönter Dichterin, vermählte. Seine theologische Doctordissertation zog ihm Unannehmlichkeiten zu; er begab sich, um diesen zu entgehn, als Prediger nach Petersburg (1761), kehrte jedoch, da es ihm hier nicht sonderlich gefiel, trotz der glänzenden Versprechungen Katharina's II. nach Deutschland (1765) zurück und ließ sich als Privatgelehrter in Altona nieder. Bereits im folgenden Jahre ward er jedoch als Director der Schule des grauen Klosters und Oberconsistorialrath nach Berlin berufen, wo er am 28. Mai 1793 starb.

Seine Schriften sind:

Erdbeschreibung. Hamburg, 1754 fgde. 8 Bde. (nur die vier ersten Bände und der erste Theil des 5. Bandes sind von B.)

Nachrichten von dem Zustande der Künste und Wissenschaften in den dänischen Reichen. Copenhagen, 1754–56. 2 Thle.

Geschichte der lutherischen Gemeinden im russischen Reiche. Altona, 1766. 2 Thle.

Magazin für Historie und Geographie. Halle, 1767–88. 23 Bde. 4.

Geschichte der Philosophie. Berlin, 1772–74. 2 Thle.

Geschichte und Grundsätze der schönen Künste und Wissenschaften. Berlin, 1772–74. 2 Thle.

Neueste Geschichte der Evangelischen in Polen und Litthauen. Halle, 1784–87. 3 Thle. 4.

Beiträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. Halle, 1783–89. 6 Bde.

Als Geograph und Pädagog hat sich Büsching äußerst verdient gemacht; er war es, der zuerst wissenschaftliche Begründung und Vollständigkeit in der Erdkunde und Erdbeschreibung einzuführen strebte und die Bahn zu einer neuen Behandlung dieser Fächer eröffnete. Obschon seine dahin einschlagenden Schriften längst veraltet und unbrauchbar geworden sind, da er nur den politischen Standpunkt im Auge hatte, so verlangt doch das, was er geleistet, mit Recht lebhafte und dankbare Anerkennung. In seinen historischen Schriften geht er mit Gründlichkeit und Umsicht zu Werke; eine gewisse Sicherheit und Behaglichkeit gediegener Kenntniß tritt uns überall in denselben entgegen, verleitet ihn jedoch mitunter zu einer ermüdenden Breite.

Sein Verhalten gegen Seine Familie*).

Gegen Seine Familie hat Er sich auf eine sehr ungleiche Weise verhalten. Seinen Großvater, König Friedrich den Ersten, verachtete Er, wie aus Seiner Lebensbeschreibung desselben bekannt ist. In seinem Charakter findet Er nichts zu rühmen, als Gutherzigkeit. Selbst die königliche Würde, die er Seinem Hause erworben hat, verdanket Er ihm nicht, ungeachtet Er ihre Erwerbung ein Meisterstück der Politik, und für eine grosse Sache erkennet, die es auch in Ansehung des Churhauses Brandenburg wirklich war. In gesellschaftlichen Unterredungen pflegte Er ihn wohl den neugebackenen König zu nennen, der in Ansehung des eitlen Gepränges (en fait de faste) Ludwig dem Vierzehnten habe nachahmen wollen. Das letzte war unstreitig ein Fehler, aber als der erste König von Preussen war er hochachtungswürdig. Ganz anders hat Er von Seinem Vater, Friedrich Wilhelm dem Ersten, gesprochen und geschrieben, ungeachtet der ausserordentlichen Härte, die er an Ihm, als Er noch Kronprinz war, ausgeübet hatte. Ich nehme hier Gelegenheit, diese Härte bekannter zu machen, als sie gewesen ist, und zugleich ihre Ursachen anzugeben.

König Friedrich Wilhelm lebte mit seiner Gemalin auf einem bürgerlichen Fusse. Er nannte sie, wenn er von ihr sprach, seine Frau, wohnete ganz nahe mit ihr zusammen, und da sie fast beständig mit ihren Kindern umgeben war, so begab er sich täglich einigemal in diesen Familienkreis. Den hohen Grad seiner Häuslichkeit kann folgende Probe beweisen. Als die Königin die Prinzessin Amalie geboren hatte, und dieselbe gewaschen und gewickelt war, nahm sie der König, und setzte sich mit ihr vor dem Camin, legte sie auf seinen Schooß, und wiegte sie auf demselben hin und her. Die Hitze des starken Feuers in dem Camin, war dem Kinde so nahe, daß es sichtbarlich aufschwoll, und kaum holte es noch Athem, als eine Kammerfrau der Königin kam, zu welcher der König sagte, siehest du wohl, daß ich es so gut als du verstehe, ein Kind zu warten. Als sie aber das Kind erblickte, sagte sie zu dem König, Ihro Majestät, es erstickt, es ist zu nahe beym Feuer. Geschwind nahm sie es dem König ab, und trug es weg. Dieser Familienkreis gefiel dem Kronprinzen nicht, als er die Kinderjahre zurückgeleget hatte, Er fand sich also ungern und selten in demselben ein, wodurch Er sich aber Seinem Vater unangenehm machte. Zu dem Soldatenspiel, welchem der König so sehr ergeben war, hatte der Kronprinz bey weitem keine so grosse Neigung, sondern zog demselben das Lesen in französischen Büchern, die Verfertigung französischer Verse, und das Spiel auf der Flöte, vor, daher befürchtete der König, daß er künftig das Soldatenwesen verabsäumen würde, welches ihm so sehr am Herzen lag. Der lebhafte, hitzige und jähzornige König schlug bey der Uebung der Soldaten in den Waffen, auf dem Paradeplatz, und an jedem andern Orte, bald mit der Faust, bald mit dem Stocke, blindlings auf die ungeschickten Soldaten los; dem Kronprinzen aber, der den ihm stand, mißfiel dieses sehr, und seine Gesichtszüge verriethen es. Dieses bemerkten Officiere, die es dem König anzeigten, der König nahm es auch zuweilen selbst wahr, und ärgerte sich darüber. Er fassete also die Meynung von dem Kronprinzen, daß Er sich zu seinem Nachfolger auf dem Thron nicht schicke, und zog Ihm seinen zweyten Sohn, den Prinzen August Wilhelm, weit vor, weil dieser sehr gern in dem Fa-

*) Aus: Dr. A. F. Büsching's Character Friedrichs des Zweyten, Königs von Preussen. Halle, 1788. 2. Ausgabe. S. 177.

millenkreiſe war, und überhaupt ſich in allen Stücken dem König gefällig machte, der ihn deswegen zu ſeinem Nachfolger in der Regierung beſtimmte. Der König drang alſo von Zeit zu Zeit, wenn er über den Kronprinzen erbittert war, in denſelben, daß Er der Thronfolge entſagen, und ſie Seinem nächſten Bruder abtreten ſollte. Es iſt mir wahrſcheinlich, daß er dabey an das Beyſpiel des ruſſiſchen Kaiſers Peters des Erſten gedacht hat. Allein der Kronprinz erklärte, Er wollte ſich eher den Kopf abſchlagen laſſen, als dem König in ſeinem unrechtmäßigen Begehren willfahren. Seine letzte Erklärung ging dahin, daß wenn der König in einem öffentlichen Manifeſt, zur Urſache Seiner Ausſchlieſſung von der Thronfolge, angeben wolle, daß Er kein leiblicher und ehelicher Sohn von ihm ſey, ſo mögte er den Prinzen Auguſt Wilhelm zu ſeinem Nachfolger ernennen. Das konnte und wollte aber der König nicht, weil er dadurch die Königin, die er ſehr achtete und liebte, unverſöhnlich beleidiget und gekränket haben würde. Alſo beſchloß der Kronprinz 1730, Sich von Seinem harten Vater heimlich zu entfernen, und Sich in den Schutz des Königs Georg des Zweyten von Großbritannien nach London zu begeben. Dieſen Zufluchtsort erwählte Er deſto lieber, da zwiſchen Seinen Eltern auf einer, und Seiner Frau Mutter Bruder, dem König von Großbritannien, Georg dem Zweyten, auf der andern Seite, war verabredet worden, daß der Kronprinz von Preuſſen ſich mit einer Tochter des Königs von Großbritannien, und umgekehrt, der Kronprinz von Großbritannien ſich mit einer preußiſchen Prinzeſſin vermälen ſolle. Der Kronprinz ließ durch die jungen Officiere von Katt und von Keith, zu denen Er freundſchaftliches Vertrauen hatte, heimliche Anſtalten zu Seiner Flucht machen, es wußte auch Seine älteſte Schweſter, die Prinzeſſin Friederike Sophie, nachmalige Markgräfin von Bayreuth, um dieſes Geheimniß. Es ward aber verrathen; der König ließ den Kronprinzen und den jungen von Katt, Lieutenant bey den Gens d' armes, gefangen nehmen, Keith aber entfloh. Der Kronprinz wurde nach Cüſtrin auf die Feſtung gebracht, woſelbſt Er ein ſchlechtes Wohnzimmer bekam, und anfänglich ohne alle Bequemlichkeit war. Die erſte verſchaffte Ihm der damalige Präſident von Münchow, der durch den Boden über dem Arreſtzimmer ein Loch machen ließ, durch welches er mit dem Kronprinzen ſprach, Ihm ſein Mitleiden bezeigte, und ſeine Dienſte anbot. Er klagte über das ſchlechte Eſſen, Geſchirr und Tiſchzeug u. ſ. w. Der Präſident verſprach Ihm beſſeres zu verſchaffen, ließ das letzte Ihm auch, ohne daß es die Schildwache bemerkte, in einem neuen Nachtſtuhle zubringen. Der Kronprinz, der voller mißmüthigen Gedanken war, ſagte zu dem Präſidenten, daß Er auf die Thronfolge Verzicht thun, und Sich von Seinem Vater eine Penſion, nebſt der Erlaubniß, dieſelbe auſſerhalb Landes, etwa in England, oder ſonſt irgendwo, verzehren zu dürfen, ausbitten wolle; und alsdann mögte Sein Vater den Prinzen Auguſt Wilhelm immerhin zu ſeinem Nachfolger in der Regierung ernennen. Der Präſident widerrieth dieſes dem Kronprinzen, verſicherte, daß es Ihn gereuen, und viel Schlimmes daraus entſtehen werde, ermunterte Ihn alſo zur Geduld und Hoffnung.

Die Gefangenſchaft des Kronprinzen machte in ganz Europa groſſes Aufſehen, und bewog inſonderheit die proteſtantiſchen Staaten und Höfe, an den König zu ſchreiben, und Fürbitte für den Kronprinzen einzulegen. Diejenige, die König Friederich von Schweden abſchickte, iſt vorzüglich ſchön, und deswegen will ich ſie unten mittheilen *).

Der König ließ dem Kronprinzen eben ſowohl als dem Katt den Proceß machen. Die Commiſſion, die er zu ſeinem Verhör verordnete, beſtand vermuthlich aus eben denſelben Perſonen, die Ihm hernach den Eid abnehmen mußten, und unten vorkommen werden. Er bezeigte Sich in den Verhören gar nicht biegſam, und ſie erkannte zuletzt wirklich, daß Er geköpft zu werden verdiene **).

Als der gefangen genommene Lieutenant von Katt nach Berlin gebracht wurde, hatte er, anſtatt des Rocks, einen Kittel von Leinwand an, wie die Reuter von dem Regiment Gens d' armes, auſſer dem Dienſt, zu tragen pflegen, über der Weſte ſeiner Montur aber hing noch das Johanniter-Ordenskreuz. Bey ſeiner Ankunft in Berlin und auf dem königlichen Schloſſe, da er dem König vorgeſtellet wurde, riß ihm der Monarch erſt das Ordenskreuz ab, das er erblickte, und hierauf gab er ihm, unter den heftigſten Worten, einen Stoß mit dem Fuß, und ließ ihn wegführen. Nun ging er auf ſeine älteſte Tochter los, und gab ihr Fauſtſchläge ins Geſicht, denen ſie durch eine Kammerfrau der Königin entzogen, und dem König aus dem Geſicht gebracht wurde. Den Lieutenant von Katt, Sohn des Generalfeldmarſchalls von Katt, verdammte das Kriegsgericht nicht zum Tode, womit aber der König ſehr unzufrieden war, und am erſten Nov. 1730 das Urtheil dahin veränderte, daß, ob er gleich, wegen des begangenen Verbrechens der beleidigten Majeſtät, mit glühenden Zangen zerriſſen und aufgehangen zu werden verdienet hätte, er doch, in Rückſicht auf ſeine Familie, geköpft werden ſolle. Am vierten Nov. ward er ſchon von dem von Schack, Major des Regiments Gens d'armes, von Berlin nach Cüſtrin geführet, woſelbſt der Kronprinz aus der Feſtung ſeine Hinrichtung anſehen ſollte. Er kam daſelbſt am fünften Nov. in Begleitung des Feldpredigers des Regiments, Joh. Ernſt Müller an, und am ſechſten ward er auf dem Wall der Feſtung enthauptet. Der Kronprinz ward an ein Fenſter geführet, aus welchem Er auf den Wall ſehen, und den Soldatenkreis erblicken konnte, der den Sandhaufen einſchloß, bey welchem Katt niederknien ſollte. Als Katt nach dem Kreiſe geführet und hingerichtet wurde, überfielen den Kronprinzen Ohnmachten, und Er konnte Sich des Vormittags von dem Schrecken nicht erholen.

Er konnte alſo auch mit dem Feldprediger Müller, den Er nach der Hinrichtung zu Sich rufen ließ, ſich nicht mit Verſtand unterreden; aber Nachmittags ließ Er ihn ſchon vor 2 Uhr wieder zu Sich kommen, und behielt ihn bis 5 Uhr bey Sich. Nun hörte Er an, was Katt dem Müller am Abend vor ſeinem Tode aufgetragen hatte, dem Kronprinzen vorzuſtellen **); geſtand zu, daß alles wahr ſey, und betheurete, daß er vom Anfang des Arreſts an eine herzliche Reue empfunden habe, die aber dem

---

*) Sie lautet alſo:

Monsieur mon Frère!

Ayant appris, que le Prince Royal a eu le malheur de deplaire à Votre Majesté, et de s'attirer sa disgrace, je ne sçaurois m'empêcher de lui en marquer ma profonde douleur. Je me fais la plus triste image de la situation, ou Elle se trouve en qualité de Roy et de Père, et je compatis avec tous les sentiments, que les liens du sang m' inspirent, sur un évènement si inopiné. Mais ces mêmes sentiments me persuadent aussi, que Votre Majesté voudra bien me permettre de lui faire remarquer, q' ayant à choisir entre les grandes obligations de Roy et de Père, Elle trouve en même tems, l'occasion la plus eclatante et la plus belle, de se determiner, pourvû qu' Elle daigne écouter sa gloire et son coeur. Sa famille Royale, ses peuples, les Protestants et toute l' Europe, l' attend de sa bonté naturelle, et l' en conjurent, et l' amitié tendre et sincère, que je lui porte et à toute sa maison, me le fait souhaiter ardemment, et avec la dernière impatience. Je suis

de Votre Majesté

le bien bon frère, ami et voisin

Stockholm,
ce 25 d' Aout 1730.

Friedrich.

*) Der Kronprinz rächte ſich an den Perſonen, die dieſes Urthel geſprochen hatten, als König nicht. Eine derſelben war der Obriſt Chriſtian Wilhelm von Derſchau, den Er nicht nur in Dienſten behielt, und zum Generalmajor machte, ſondern deſſen Sohn Friedrich Wilhelm von Derſchau Er auch 1759 zum Staats- und Finanz-Miniſter beſtellte, und mit beſonderem Zutrauen beehrte. Die Jnquiſitionsacten hat der Generalauditeur, Geheimerath Mylius, verſiegelt in das geheime Archiv geliefert. 1751 ließ ſich König Friedrich die wichtigſten Stücke von dem Staats- und Cabinets-Miniſter Grafen von Podewils überſenden, ſchickte ſie ihm aber verſiegelt zurück, und in dieſem Zuſtande werden ſie noch im geheimen Cabinetsarchiv verwahret. Die Zurückſchickung iſt ſehr merkwürdig, und zeiget deutlich an, daß der König die Acten für ſeinen künftigen Geſchichtſchreiber habe aufheben laſſen, keinesweges aber das Andenken an dieſe Sache vertilget wiſſen wollen.

**) Nämlich, er ſchiebe die Schuld ſeines Todes nicht auf den Kronprinzen, und gehe nicht mit Widerwillen gegen Ihn aus der Welt, ſondern unterwerfe ſich dem in Demuth, was Gott wegen ſeines Ehrgeizes und um ſeiner Gottesverachtung willen über ihn verhänget habe. Der Kronprinz mögte auch weder gegen den König darum, daß er ihn hinrichten laſſe, einen Groll faſſen, noch denken daß er, Katt, aus Mangel an Klugheit in dieſes Unglück gerathe: vielmehr mögte Er Sich Seinem Vater und König unterwerfen, und der gleichlautenden Ermahnung erinnern, die er Ihm ehemals zu Brandenburg gegeben, Sich auch der beweglichen Vorſtellungen erinnern, die er ihm im ſächſiſchen Lager gethan, woſelbſt die erſte Unterredung wegen des Weggehens vorgefallen ſey, und er Ihm den Ausgang der Sache vorhergeſaget, ſo wie er dieſes auch zuletzt in der Nacht wiederholet habe, da er Ihm zu Potsdam einen Beſuch gegeben u. ſ. w. Dieſes, und alles, was ich nun oben anführe, iſt aus dem Beytrag zur Lebensgeſchichte Friedrich des Groſſen gezogen, der den Briefwechſel Königs Friedrich Wilhelm des Erſten mit dem Feldprediger Müller im November 1730, wegen des Kronprinzen, enthält, und erſt gedruckt erſchienen iſt (Berlin 1788, auf drittehalb kleine Octavbogen), als mein Buch in der erſten Ausgabe ſchon gedruckt war.

König nicht bekannt geworden ſeyn müſſe, weil Er ſonſt Ihn nicht würde haben die harte Hinrichtung anſehen laſſen. Er unterwarf Sich aber deſſelben Willen und Befehl in allen Stükken. Der König hatte Ihn die Hinrichtung anſehen laſſen, und dem Müller befohlen, gleich nach derſelben zu Ihm zu gehen, weil er hoffte, daß Sein Herz alsdenn gerühret und weich ſeyn, und Er auf beſſere Gedanken kommen werde: er hatte Sich aber auch den Fall gedacht, daß ſie keinen ſichtbaren Eindruck auf Sein Gemüth machen werde, und auf beyde Fälle dem Feldprediger Verhaltungsbefehle ertheilet; in dem erſten, ſoll er bey dem Kronprinzen bleiben, und Ihn zu bekehren und zu belehren ſuchen; in dem zweyten, Ihn verlaſſen, und nach Berlin zurückkehren. Der Feldprediger berichtete dem König am ſechſten, ſiebenten und achten November, daß der Kronprinz ſich bekehre, Gott und den König um Vergebung bitte, und in der Bibel leſe, ſich ſeiner Irrthümer in Anſehung der abſoluten Gnadenwahl und der Fatalität, benehmen laſſe, und das Folgende äußere. Er habe Sich in den Verhören der Seinetwegen verordneten Commiſſion ſehr vergangen; wäre Ihm aber vom Anfang an nur von einem Menſchen beweglich, und ohne harte Drohungen, zugeredet worden, ſo würde Er nicht in ſolche Ausſchweifungen gerathen ſeyn. Er fürchte, daß Er die Gnade des Königs nie wieder erlangen werde, denn Er habe ſie ſchon lange erbeten und erwartet, und ſehe noch nicht die geringſte Spur von derſelben. Er müſſe faſt aus des Feldpredigers Beſuch ſchlieſſen, daß er Ihn auch zum Tode bereiten ſolle. Auf dieſen Bericht antwortete der König am achten November, er ſolle fortfahren, den Kronprinzen zu vermahnen, daß Er die Sünden, die Er gegen Gott, gegen Seinen Vater und König, und gegen Sich ſelbſt und Seine Honneur darinn begangen, daß Er Geld geliehen, das Er nicht wieder bezahlen könne, und deſertiren wollen, bereue. Und da er, der Feldprediger, auf ſein Gewiſſen verſichere, daß der Prinz ſich zu Gott bekehre, Seinen König, Herrn und Vater wegen alles Begangenen und Verbrochenen um Vergebung bitte, auch verſichere, es thue ihm von Herzen leid, daß Er Sich nicht allemal Seines Vaters Willen willigſt unterworfen habe: ſo ſolle er Ihm in ſeinem (des Königs) Namen andeuten, daß er Ihn zwar noch nicht ganz pardonniren könne; er werde Ihn aber doch aus unverdienter Gnade aus dem ſcharfen Arreſt entlaſſen, und Ihm Leute zugeben, die auf Seine Conduite acht geben ſollten.

Er ſolle in der ganzen Stadt Cüſtrin umher, aber nicht aus derſelben, gehen dürfen. Er werde Ihm auch Geſchäfte geben, mit welchen Er vom Morgen bis auf den Abend zu thun haben ſolle, nemlich, Er ſolle bey der Kriegs- und Domainen-Kammer, und bey der Regierung (zu Cüſtrin) in ökonomiſchen Sachen arbeiten, Rechnungen abnehmen, Acten nachleſen, und Auszüge (aus denſelben) machen. Ehe und bevor aber ſolches geſchehe, wolle er die Generallieutenants von Grumkow, von Bork, und von Röder, den Generalmajor von Buddenbrock, die Obriſten von Waldow und von Derſchow, und den Geheimenrath von Thulemeier, zu Ihm ſchicken, die Ihm den Eid abnehmen ſollten, daß Er ſeinen Willen und ſeinen Befehlen in vollkommenem Gehorſam nachleben wolle. Dieſen Eid ſolle Er laut, deutlich und redlich nachſprechen, und ehrlich halten. Werde Er aber wieder umſchlagen, und auf die alten Sprünge kommen, ſo ſolle Er Krone und Chur bey der Succeſſion, und nach den Umſtänden wohl gar das Leben verlieren.

In einer Beylage meldete der geheime Cabinetsrath Schumacher dem Feldprediger auf des Königs Befehl, daß er das königl. Schreiben dem Kronprinzen zeigen könne, wenn er es für rathſam erachte. Das that er am zehnten Nov., und der Kronprinz, der vorher ſtarken Zweifel äuſſerte, daß der König Ihm wieder gnädig ſeyn werde, wurde dadurch ſehr gerühret, verſicherte, daß Er ſich des Königs Befehl in allem gefallen laſſe, und inſonderheit den Eid mit lauten und deutlichen Worten ablegen wolle; doch äuſſerte Er dabey das Vertrauen, daß der König in der Eidesformel Ihm nichts vorſchreiben werde, als was väterlich, und Ihm (dem Kronprinzen) möglich wäre; bat auch, daß die Eidesformel mit den dazu gehörigen Puncten, Ihm von den Commiſſarien zur vorläufigen Kenntniß und Ueberlegung vorgeleget werden mögte. Dieſes wird auch ohne Zweifel geſchehen ſeyn.

Alle dieſe tragiſche Auftritte bezeugen auf Seiten des Vaters auſſerordentliche Härte, mit vermeynter Religion bemäntelt, und auf der andern Seite unzuverläſſige Beſſerung des Sohns, die durch Todesfurcht gezwungen worden.

Endlich, nachdem der Kronprinz faſt zwey Jahre in Cüſtrin zugebracht hatte, beſchloß der König, daß er durch deſſelben Zurückberufung an den Hof, das Feſt der Vermälung ſeiner älteſten Prinzeſſin Tochter, Friederike Sophie Wilhelmine, mit dem Erbprinzen Friederich von Bayreuth, verherrlichen, und inſonderheit ſeiner Gemalin dadurch eine groſſe Freude machen wolle. Er vertrauete dieſes Vorhaben einer Kammerfrau der Königin an, die bey derſelben vorzüglich viel galt *). Dieſe ſtärkte ihn in der Ueberzeugung, daß er die Freude der Königin vollkommen mache, wenn er ſie an dieſem Hochzeitstage auch ihren Liebling, den Kronprinzen, wieder ſehen laſſe, ſetzte aber weislich hinzu, wenn es nicht der Königin ganz unvermuthet geſchähe; denn die ganz unerwartete Erblickung des Kronprinzen könne ihr auch tödtlichen Schrecken bringen. Der König nahm dieſe Vorſtellung an, und bewilligte, daß die Kammerfrau der Königin einige Hoffnung dazu mache, am Hochzeitsfeſt ihrer Prinzeſſin Tochter auch den Kronprinzen wieder zu ſehen; doch befahl er ihr, dafür zu ſorgen, daß ſonſt kein Menſch von ſeinem Vorhaben etwas erfahre. Die Vermälung geſchahe am 20. November 1731 auf dem Schloß zu Berlin. Der König ſetzte ſich des Mittags nicht mit an die Tafel, ſondern ging herum, und munterte die Gäſte zum Eſſen und Trinken auf. Die Königin ſaß in dem groſſen Saal oben an der Tafel, nahe bey ihrem Vorzimmer, in welchem ihre Kammerleute waren. Jene Kammerfrau gab genau acht auf die Ankunft des Königs mit dem Kronprinzen, um dieſelbe durch ein verabredetes Zeichen der Königin anzuzeigen. Als der König in Begleitung des Kronprinzen in den langen Saal trat, und denſelben hinauf nach der Königin ging, empfing dieſe von ihrer Kammerfrau das beſtimmte Zeichen, ſahe aber nicht auf, ſondern nur auf den vor ihr ſtehenden Teller, aß und ſprach mit ihren Nachbaren ſo lange, bis der König mit dem Kronprinzen vor ihr ſtand. Da ſahe ſie in die Höhe, ſprang von dem Stuhl auf, erhob die Hände, und rief erſtaunet und erfreuet aus: o mon fils! der König aber ſagte zu ihr: ſehet ihr, Madame! da iſt nun der Fritz wieder u. ſ. w. Da war und that die ganze Tiſchgeſellſchaft hoch erfreuet. Der König kaufte nicht lange hernach das Gut Reinsberg, ſchenkte es dem Kronprinzen, und ließ Ihn daſelbſt mit Seinen Büchern und Gelehrten, inſonderheit mit Seinen franzöſiſchen Hofleuten, machen was Er wollte.

Man hätte vermuthen ſollen, daß der Kronprinz an die Strenge und Härte Seines Herrn Vaters lebenslang unter unangenehmer Empfindung gedenken, und ſich bey allen Gelegenheiten über dieſelbige beklagen würde: das hat Er aber als König nicht gethan, ſondern iſt der ſtärkſte Lobredner Seines Herrn Vaters geweſen; und in Seiner Lebensgeſchichte deſſelben kommt ſogar folgende, auf dieſe Begebenheit zielende, ganz unerwartete Stelle vor: Nous avons de même passé sous silence, les chagrins domestiques de ce grand prince. On doit avoir quelque indulgence pour la faute des enfans, en faveur des vertus d' un tel père. Ich nenne ſie mit Recht unerwartet, denn ſie hat auſſer anderen den Herrn von Moſer ſo befremdet, das er in ſeinem patriotiſchen Archiv Th. 3. S. 160 ſchreibet: man müſſe vielmehr ſagen, il faut pardonner la sévérité du père, en faveur des vertus d'un tel fils. Man könnte denken, der König habe in einem gedruckten Buche ſo geſchrieben, damit man Seine Großmuth bewundern möchte: es iſt aber gewiß, daß Er auch in geſellſchaftlichen Unterredungen, wenn von Seines Herrn Vaters Pitze und Heftigkeit die Rede geweſen, ſehr gelind und ſchonend von ihm geſprochen hat. Es iſt auch offenbar, daß Sein Herr Vater in den wichtigſten Regierungsgeſchäften Sein Muſter geweſen iſt, auſſer daß Er in der Kriegeszucht und Kunſt ſtark von ihm abgegangen, und eine neue eingeführet hat. Sein Herr Vater hatte, wie glaubwürdige Nachrichten verſichern, einige Stunden vor ſeinem Tode zärtlichen Abſchied von Ihm genommen, und Ihn ſeinen lieben Fritz genennet: bloß dieſe letzte Handlung kann ſchon alle Bitterkeit des Andenkens an die ehemalige väterliche Strenge in Seinem Gemüth vertilget haben. Ob damals geſchehen ſey, was Er Selbſt erzählet hat, daß Er Seinem Vater bey deſſelben Sterbebette habe angeloben müſſen, ihn an dem Hauſe Oeſterreich zu rächen? muß ich dahin geſtellet ſeyn laſſen.

Daß Er Seine Frau Mutter bis an ihren Tod verehren würde, war nicht nur wegen ihrer groſſen Liebe zu Ihm, ſondern auch um Seiner Grundſätze willen zu erwarten. In der weiſen und liebreichen Anweiſung, die Er 1744 dem jungen Prinzen Carl von Wirtemberg gab, als derſelbe im Begriff war, die Regierung ſeines Herzogthums anzutreten **), ſchrieb er:

„Respectez en votre mère l'auteur de vos jours. Plus „que vous aurez d'égard envers elle, plus vous serez

*) und von deren Sohn ich alle dieſe Umſtände weiß.

**) Sie iſt nicht lange vor dem erſten Druck dieſer Stelle durch den göttingiſchen Profeſſor Herrn Spittler in dem vierten Stück des erſten Bandes des göttingiſchen hiſtoriſchen Magazins S. 683 f. bekannt gemacht worden, und die oben daraus angeführte Stelle ſtehet S. 689.

„estimable. Ayez toujours tort, quand vous pourriez „avoir quelque demelé ensemble. La reconnoissance „envers ses parens, n'a point de bornes, on est blamé, „d'en faire trop peu, mais jamais d'en faire trop.“

Wer ſo denket und räth, der wird gegen ſeine eigenen Eltern die pflichtmäßige Ehrerbietung zu beweiſen, nicht unterlaſſen.

Alle Seine Geſchwiſter haben Proben und Beweiſe von Seiner Bruderliebe genoſſen, wiewohl mit Unterſchied. Aus Seiner älteſten Schweſter zu Bayreuth machte Er vorzüglich viel, und ſie hatte es verdienet, weil ſie für Ihn etwas Hartes gelitten (Siehe oben). Er hat nach ihrem Tode, nahe bey Seinem neuen Schloß unweit Sanssouci, ihr den marmornen Tempel der Freundſchaft alſo gewidmet, daß er ihre ſchöne ſitzende Bildſäule enthält. Seine Schweſter, die Königin von Schweden, hat Er 1771 nach ihres Gemahls Tod, ſogar von Stockholm zu Sich eingeladen, und ohngefähr ein halbes Jahr bey Sich behalten. Die regierende und nun verwittwete Frau Herzogin von Braunſchweig hat Er oft auch bey Sich geſehen, und ſie war Ihm äuſſerſt ergeben. Einmal feyerte Er ihren Geburtstag auf eine ſonderbare Weiſe. Er war, als er einfiel, am Podagra bettlägerig, ſtellte aber doch zu Potsdam ein Gaſtmal an, und lud ihren Herrn Sohn, den Herzog Friedrich, von Berlin dazu ein. Unmittelbar vorher, als Er ihn in Sein Zimmer rufen laſſen wollte, behing Er Sich, im Bette liegend, mit einem Stück koſtbaren Silberſtoffs, dergleichen zur inwendigen Ausſchmückung des neuen Schloſſes gebraucht worden, und als der Herzog zu Ihm kam, ſagte Er, ſehen Sie, wie Ich Mich am Geburtstage Ihrer Frau Mutter ſchmücke! *) In Seinem Teſtamente vermachte Er der Herzogin 50,000 Rthlr. und ein ſilbernes Tafel-Service. Er iſt vielleicht niemals nach Berlin gekommen, ohne Seine jüngſte Prinzeſſin Schweſter Amalia zu beſuchen. In Seinem Teſtament hat Er ihr ein ſilbernes Tafel-Service, und jährlich 10,000 Rthlr. vermacht, die ſie aber nicht lange genoſſen hat, weil ſie bald nach Ihm geſtorben. Er ſchenkte 1745, Seinem älteſten Bruder, dem Prinzen Auguſt Wilhelm, das Schloß zu Oranienburg, und es ſcheint nicht, daß er wegen deſſen, was oben erzählet worden, ein Mißtrauen in ihn geſetzet hat, es iſt auch zuverläſſig bekannt, daß dieſer großmächtige und edelgeſinnte Bruder ihn hochgeachtet, geliebet und geehret hat. In dem ſiebenjährigen Kriege vertrauete der König demſelben die bey Collin geſchlagene Armee an, war aber mit des Prinzen Rückzug, in die Gegend von Zittau, unzufrieden, und ſchrieb am 10. Julius einen harten Brief an ihn. Der Prinz verließ die Armee, und ging nach Dresden. Der damals zwiſchen ihm und dem König geführte Briefwechſel iſt 1769 in deutſcher Sprache unter dem Titel: **Anecdoten zur Erläuterung der brandenburgiſchen Geſchichte und des letztern Krieges**, gedruckt, und nimmt die Leſer ſehr für den Prinzen ein, weil daraus erhellet, daß er nichts ohne ſorgfältige Ueberlegung, und ohne Berathſchlagung mit den Generalen, die unter ihm ſtanden, gethan, daß aber einer derſelben, nemlich der General von Winterfeld, ihm den Unwillen des Königs zugezogen hat, der nach der Schlacht bey Collin natürlicher Weiſe ohnedem ſehr mißvergnügten Gemüths war. Der bekümmerte Prinz, der einen vortrefflichen Gemüthscharakter hatte, lebte hernach kein Jahr mehr, ſondern ſtarb ſchon im May 1758, nicht ohne Thränen des Königs. In Anſehung der beyden andern königl. Herren Brüder iſt mir nichts Beſonderes bekannt, als daß Er dem Prinzen Heinrich in Seinem Teſtamente 200,000 Rthlr., den Ring mit einem Chryſopas, von Brillanten umgeben, den Er Selbſt am Finger trug, einen ſchönen Leuchter, und 50 Anker ungariſchen Wein, und der Gemalin deſſelben jährlich 6000 Rthlr.; dem Prinzen Ferdinand aber 50,000 Rthlr. und eine Kutſche, nebſt 6 Pferden, und ſeiner Gemalin 10,000 Rthlr. und eine koſtbare Doſe, vermacht hat.

In der Vermälung des Königs hat ſich Gottes Regierung auf eine verehrungswürdige Weiſe gezeiget. Es iſt oben ſchon geſaget worden, daß verabredet geweſen, Er ſolle eine großbritanniſche Prinzeſſin heirathen; allein der Graf von Seckendorf, den der Kaiſer Karl der Sechſte, gleich nach Königs Georg des Zweyten Gelangung zum großbritanniſchen Throne, nach Berlin ſendete, der auch den König Friedrich Wilhelm von der großbritaniſchen Partey abzog, und mit dem Kaiſer verband, überredete ihn, den Kronprinzen mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Braunſchweig-Bevern, Nieçe der römiſchen Kaiſerin, zu vermälen, welches am 12. Junius 1733 wirklich geſchahe. Der Kronprinz hatte zwar dieſe Prinzeſſin Sich nur in ſo fern Selbſt zur Gemalin erwählet, daß Er ſie zwo anderen, die Ihm Sein Herr Vater zugleich mit ihr vorgeſchlagen (unter welchen aber keine großbritanniſche war), vorgezogen; das war aber aus Gehorſam gegen den ihm bekannten väterlichen Willen geſchehen, dem ſich zu widerſetzen, Er nicht für rathſam hielt. Es hätten aber die geſammten königlichen Länder 1783 das Jubelfeſt dieſer Vermälung mit den gröſten und fröhlichſten Feyerlichkeiten begehen können, weil dieſe Königin ihnen zu einem ausnehmend großen Segen gegeben worden. Gott hat ihnen in derſelben eine unſchätzbare Wohlthat, ein Muſter der Gottſeligkeit, der chriſtlichen Tugenden überhaupt, und der Menſchenliebe inſonderheit, geſchenket und aufgeſtellet. Man kann ſich keinen edlern und vortrefflichern Character, als den ihrigen, gedenken. Sie iſt nun ſchon über 54 Jahre lang ein herrliches Vorbild dem königlichen Hauſe, die zweyte Krone deſſelben, welche die erſte an koſtbarem Werth unendlich übertrifft, die Freude aller Unterthanen, geweſen. Den Beobachtern und Kennern ihrer Tugenden gereichet es zum unbeſchreiblichen Vergnügen, daß der ſie verehrende König, ihr Neffe, ihr hohes Alter frey von Sorgen, und reich an Vergnügen machet, und ſchon deswegen wünſchen Ihm Seine Unterthanen die höchſte Glückſeligkeit in dieſer und in der künftigen Welt. Ich ſelbſt, ein dankbarer Zeuge ihrer ausnehmend groſſen Gnade, Leutſeligkeit und Herablaſſung, habe ihre mehr als halbhundertjährige Zufriedenheit mit ihrem Zuſtand, und ihren zärtlichen Eifer für den Nutzen und Ruhm des Königs, während des Lebens deſſelben, tief bewundert, und ehrfurchtsvoll gedacht, das iſt ein Beyſpiel ohne Beyſpiel!

---

*) Von der Form der Briefe, die der König und Sein Schwager, der regierende Herzog Carl von Braunſchweig-Wolfenbüttel, an einander geſchrieben, habe ich eine kleine Probe zur Hand, welche ich mittheilen will; ſie iſt aber im Kanzleyſtil geſchrieben.

Ein Abbate, Namens Arcelli, zu Braunſchweig, bat den König 1752 um eine katholiſche Pfründe in Seinen Staaten. Der Herzog begleitete deſſelben franzöſiſche Bittſchrift mit folgendem Briefe.

Durchlauchtigſter großmächtigſter König,
Hochgeehrter, freundlich geliebteſter Herr Vetter,
Schwager, Bruder und Gevatter!

Ew. königl. Majeſtät werden aus dem Originalanſchluſſe zu erſehen geruhen, was maſſen der Deroſelben ein gewiſſer Abbate Arcelli, welcher ſich verſchiedene Jahre in Braunſchweig aufgehalten, und, ſo viel ich weiß, ein anſtändiges und ſittſames Leben geführet hat, um Ertheilung eines geiſtlichen Beneficii in E. K. M. Landen allerunterthänigſte Anſuchung thut. Es hat mich derſelbe dabey beſonders angelanget, dieſes ſein Memorial mit meinem ergebenſten Vorwort zu begleiten. So ungern E. K. M. ich darunter beſchwerlich falle, ſo habe ich dennoch den Supplicanten, in Anſehung des beſondern Vertrauens, ſo er darinn geſetzt, und ſeines oftmals wiederholten Geſuchs, damit nicht füglich entſtehen mögen. Wannenhero mir zu vieler Dankverbindlichkeit gereichen wird, wenn E. K. M. Impetranten die gehoffte Wirkung davon angedeyen zu laſſen geruhen wollen. Womit zu E. K. M. hochgeſchätztem Wohlwollen ich mich beſtens empfehle, und in unabänderlicher wahren Hochachtung beharre, E. K. M. dienſtwilligſter, treu ergebenſter Vetter, Schwager, Bruder, Gevatter und Diener

Wolfenbüttel
den 16ten Oct. 1752. Carl, Herzog zu Br.

Die Staats- und Cabinets-Miniſter Grafen von Podewils und Finkenſtein überſchickten dieſes Schreiben dem König, und baten um Befehl, wie die Antwort lauten ſolle. Der König ſagte mündlich (vermuthlich zu Podewils), es ſolle obligeant geantwortet, und angeführet werden, daß, nach den hieſigen Landesgeſetzen und Gewohnheiten, die geiſtlichen Beneficia nicht anders als nach den Statutis jedes Stifts vergeben werden könnten, welche die Ausländer nicht wohl admittirten. Dieſes wurde ſo eingekleidet:

Ew. Durchl. ſind verhoffentlich nach Meiner Ihro gewidmeten treuen Freundſchaft und Ergebenheit völlig verſichert, daß Ich alles dasjenige, was nur immer zu Derſelben Vergnügen gereichen kann, und von Mir dependirt, jederzeit willig und mit Freuden anzuwenden, gewiß nie entſtehen werde; und würde Ich daher keinen Anſtand genommen haben, die Würkung Eurer Durchl. vor den Abbate Arcelli bey Mir eingelegten Vorworte, denſelben thätig ſpüren zu laſſen. Gleichwie aber nach denen in Meinen Landen eingeführten Geſetzen und hergebrachten Gewohnheiten, die geiſtlichen Beneficia nicht anders, als wie deſſalls in den Statutis eines jeden Stiftes diſponirt worden, vergeben werden könne, dieſe aber keinen Ausländer admittiren: So werden Ew. Durchlaucht von ſelbſten leicht erachten, daß Ich in Ertheilung Dergleichen Beneficiorum nicht allerdings freye Hände habe, mithin Mich auſſer Stande befinde, darunter beſagten Abbate zu gratificiren. Ich erſuche jedennoch Ew. Durchlaucht hiermit freundvetterlich, Mir in andern Fällen Gelegenheit zu geben, Meine Bereitwilligkeit, Ihro zu Gefallen zu leben, darzuthun, und zu gleicher Zeit die beſondere Hochachtung an den Tag zu legen, mit welcher Ich beſtändig verharre ꝛc.

Berlin, den 13ten Nov. 1752.

Der Auszug aus dem Testament des Königs, der in vieler Personen Händen ist, enthält folgende Sie betreffende Stelle:

Je vous prie, mon cher neveu Frederic Guillaume! de laisser à la reine mon epouse ce qu'elle a eu jusqu' à cette heure, savoir 41,000 Risdalers, et d'y ajouter 10,000 R. de rentes. Elle ne m'a jamais donné du chagrin pendant le cours de mon regne, et elle merite le respect, l'attachement, et les egards, par ses vertus inébranlables.

Die Familie Seines ältesten Herrn Bruders schränkte Er in Wohnung und Unterhalt noch mehr ein, als Sein Herr Vater Ihn eingeschränket hatte. Es scheint aber, daß Er es aus dem Grunde gethan hat, weil sie doch nach Seinem Tode alles, was Er hinterlasse, erbe und dadurch für die vergangene Zeit schadlos gehalten werde. Vielleicht hat Er die Worte Seines Testaments erst lange im Sinn, und seit 1769, da Er sie eigenhändig niedergeschrieben, im Gedächtniß gehabt:

„Je vous donne, mon cher neveu! mes pays hereditaires „et conquis, mes chateaux, mes jardins, mes galeries, „mes meubles, mes nipes:"

die gleich hernach so wiederholet werden:

„mes états, mon bien, mes thresors, mon bon peuple, „est votre heritage."

Dem sey aber wie ihm wolle, so verdienet doch diese Stelle Seines Testaments durch die feurigsten Wünsche Seiner ehemaligen Unterthanen unterstützet zu werden; in welcher Er, nach den bestimmten Legaten und Geschenken, saget:

„Je me flatte, qu'il n'y aura point de dispute entre „la famille, que la bonne intelligence regnera toujours „entre vous, pour l'honneur et la gloire de vos ancetres."

Betragen des Königs gegen Seine Bedienten.

Anfänglich hatte der König 8 Leibpagen, 8 Kammerlakeyen, 12 gemeine Hoflackeyen, 12 Hofjäger, 4 Leibjäger, 12 Hofpagen, 30 Hofpagen in Berlin, 12 grosse Heyducken, 6 Läufer. Einige Zeit nach dem Antritt Seiner Regierung nahm Er auch 2, 3 bis 4 Kammerhusaren an, und bey der Einrichtung des neuen Pallastes unweit Sanssouci, noch 6 gemeine Lackeyen. Läufer, Lackeyen und Jäger wurden an ihren Diensttagen zum Ausschicken gebrauchet, und die Lackeyen blieben auch des Nachts zur Wache im Vorzimmer des Königs. Kammerherren hat der König, meines Wissens, nicht zur Aufwartung gebrauchet; an Vermälungsfesten aber standen Kammerherrn und eine Hofdame oder Hofmeisterin hinter dem fürstlichen Brautpaar. In den letzten Jahren Seines Lebens behalf Sich der König mit 2 Leibpagen, die keine andere Verrichtungen hatten, als Ihm bey der Tafel aufzuwarten, und Ihm auf Reisen und Spazierritten zu Pferde zu folgen. In des Königs Kammer hatten sie gemeiniglich nichts zu thun, sondern in derselben ließ Er sich von 2 Kammerhusaren und 2 Kammerlackeyen bedienen. Diese mäßige Zahl seiner Bedienten stach von dem Ueberfluß, den einige andere Könige Seiner Zeit an dergleichen Leuten hatten, eben so sehr ab, als des Königs Weisheit und Sparsamkeit von der ihrigen. Er duzte alle Seine Bedienten, und ging meistentheils strenge mit ihnen um. Ihre wirklichen, und auch die von Ihm nur dafür gehaltenen Fehler bestrafte Er mit harten Worten, auch wohl mit Faust- und Stock-Schlägen; Vergehungen und Verbrechen aber auf eine weit härtere Art. In Kriegszeiten standen sie viel aus, und mußten wie die gemeinen Soldaten mit Gewehr zu Fuß gehen. Er hat vorsetzlich unterschiedene ganz unwissende Leute, die weder lesen noch schreiben konnten, zu Seinen Bedienten, und zum nicht gewöhnlichen Gebrauch, angenommen, in der Meynung, daß Er von ihnen nichts Nachtheiliges und Gefährliches zu befürchten hätte; sich aber geirret. Ein solcher war der Kammerhusar Deesen, für den er eine geraume Zeit viele Gunst und Gnade hatte, dem er auch manches Geschenk zuwandte, auf den Er aber zuletzt, als Er Ihm gleichgültig geworden war *), eine so grosse Ungnade warf, daß der Mensch darüber in Verzweiflung gerieth. Beyde stiegen 1775, wenn ich nicht irre, im Monat Julius, aufs höchste. Der König hatte damals Besuch von Seinen Verwandten, und während desselben ließ Er es dabey bewenden, daß der Mensch Ihm nicht vor die Augen kommen durfte. Als der Besuch geendet, und der König wieder zu Sanssouci war, ließ Er ihn an einem Vormittag vor sich kommen, und übergab ihn dem Adjutanten, der den Rapport gebracht hatte, mit dem Befehl, ihn bey dem unrangirten Corps als Trommelschläger anzusetzen. Der Mensch that einen Fußfall vor Ihm, Er stieß ihn aber mit den Füssen von Sich; und als er sich aufs neue an Seinen Knien fest hielt, ließ Er ihn mit Gewalt losreissen. Deesen bat den Adjutanten, der mit ihm fortging, ihm zu erlauben, daß er seinen Huth holen dürfe; und als er auf seine Stube kam, erschoß er sich mit einer auf diesen Fall geladenen und in Bereitschaft gehaltenen Pistole. Als dieses dem König berichtet wurde, sagte Er erst, wo hat der Kerl die geladene Pistole her gekriegt? und hernach, Ich habe ihm so viel Courage nicht zugetrauet. Man bemerkte aber auch an dem König viel Unruhe des Gemüthes über diesen Vorfall, und aus den Fragen, die Er wegen desselben an Seine Leute that, konnte man wohl erkennen, daß Ihm die Begebenheit sehr unangenehm sey. Es konnte dieser Mensch zwar wenig lesen und schreiben, er ließ sich aber wohl von einem andern etwas Geschriebenes, das auf des Königs Tische lag, vorlesen.

Ein anderer Liebling des Königs, Namens Glasow, den Er im Anfang des siebenjährigen Krieges, entweder 1756 oder 1757, bey sich in Sachsen hatte, war von sehr verliebter Natur, und ließ sich von einer Frauensperson, die er liebte, und hinter welche sich wieder andere steckten, bewegen, dem König einen Brief aus der Tasche zu ziehen, und ihr mitzutheilen; er soll sich auch haben den Antrag thun lassen, seinem Herrn in Caffé Gift beyzubringen Als dieses bekannt wurde, belegte ihn der König mit der gelinden Strafe, daß er ihn nach Spandau schickte, woselbst er etwa nach einem halben Jahre starb. Man saget, Er habe ihn um diese Zeit seines Todes loslassen wollen, und sey über denselben betrübt gewesen, weil Er noch Gefühl für ihn gehabt.

Noch gelinder bestrafte Er einen Kammerbedienten, Namens Pretsch, der Ihm einige tausend Thaler gestohlen hatte. Als er den Diebstahl bemerkte, ließ Er dem Thäter aufs stärkste nachforschen, und da er entdecket wurde, ihn zur Strafe an das Füsilierregiment, das zu Königsberg in der Neumark lieget, abgeben *).

Es sind auch Beyspiele von gnädiger Nachsicht, die der König gegen Seine Domestiken bewiesen hat, vorhanden. Er hatte einen, der ein Säufer war, aber nicht dafür gehalten seyn wollte. Diesem befahl Er, auf der Ritze zwischen zwey Dielen gerade einherzugehen, und wenn er es nicht thun konnte, lachte Er darüber **). Gegen Seine Lieblinge, die Er bloß um ihres Gesichtes und Wuchses willen aus den Soldaten erwählte, so roh sie auch seyn mogten, war Er zu liebreich und freygebig.

Zu den Schwachheiten der Prinzen und Prinzessinnen pfleget zu gehören, daß sie sich gern in vertrauliche Gespräche mit ihren Bedienten einlassen, und ihre Erzählungen anhören. Man hat mir versichert, daß bey dem König dieses selten statt gefunden habe ***).

Er machte Seinen Bedienten verschiedener Klassen zuweilen Geschenke, Er versprach ihnen auch wohl dergleichen, und befahl, daß sie Ihn daran erinnern sollten. Diese Erinnerung war aber niemals nöthig, sondern Er blieb Seiner Zusage eingedenk, und erfüllete sie wenige Tage hernach. Solche Geschenke wurden insonderheit in den letzten Jahren Seines Lebens als, nach überstandenen Krankheiten, und zu Weihnachten, gewöhnlich. Wer sich ihm gewissermaßen unentbehrlich gemachet

*) Die grosse Menge schlechter Handlungen dieses Menschen, ist dem König, allem Ansehn nach, unbekannt geblieben; er hat sich aber selbst dafür bestraft.

*) Wenn in den Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs des Zweyten, Samml. 1. S. 72—74. von dem Diebstahl des Pretsch die Rede ist, so sind die daselbst angeführten Umstände eben so unrichtig, als die Summe, die nicht einmal dreytausend Thaler, geschweige zehntausend, betrug Die folgende Erzählung von S. 74 bis 76. ist auch unrichtig. Erstlich ist wohl höchst unwahrscheinlich, daß sich der König sollte haben 60,000 Thaler stehlen lassen, und dem Thäter, der es selbst gestanden, noch 7 bis 800 Friederichsd'or darzu geschenket haben. Zweytens, der Mann ist zu dem Hause auf folgende Weise gekommen. Er wußte, daß der König im nächsten Jahr ein altes Bürgerhaus bauen lassen werde, und kaufte es. Als es neu gebauet war, wandte er eine ansehnliche Summe an desselben innere Auszierung. Dieses Geld hatte er von den Einkünften, die mit seinem Dienst verknüpfet waren, und von eigenen Geschenken des Königs. Ein Jonquillenzimmer ist nicht in dem Hause, der König hat auch das Haus nie betreten. Herr Geheimerath Schöning hat dieses zur Verbesserung der Anekdoten bemerket.

**) Alles übrige, das in der ersten Sammlung S. 72 und 77 der Anekdoten ꝛc. erzählet wird, ist unrichtig.

***) Eine solche Unterredung wird in der ersten Sammlung der Anekdoten S. 55 erzählet; und sie ist nicht unwahrscheinlich, aber die S. 57 erwähnten hundert Thaler sind es.

hatte, bekam größere, und wer Sein Liebling war, die gröſſesten. Ueberhaupt ging Er in den letzten Lebensjahren mit Seinen Domeſtiken gelinder um, als ehedeſſen. Es war auch Sein Betragen gegen dieſelben anders in kranken, und anders in geſunden Tagen; in jenen war Er mehrentheils ſo wie geduldig und zufrieden, alſo auch ſanft und gelinde gegen ſie, ſo lange die Krankheit und der Schmerz währeten und zunahmen: wenn Er aber anfing, ungeduldig und unzufrieden, hart und heftig zu werden, ſo war es ein zuverläſſiges Kennzeichen Seiner wieder anfangenden Geneſung.

Nichts konnte Er weniger an Seinen Domeſtiken leiden, als Gemeinſchaft mit Frauensperſonen. Er verlangte, daß ſie nicht nur unverheirathet ſeyn und bleiben, auch keine Maitreſſen haben, ſondern nicht einmal mit Frauensperſonen ſprechen ſollten. Erfuhr Er von ihnen das Gegentheil, oder nahm Er es Selbſt wahr, ſo war entweder ihre Verabſchiedung, oder doch wenigſtens ihre harte Behandlung, die unausbleibliche Folge davon. Da Er nun dieſes Verbot dem ſtärkſten natürlichen Triebe entgegen ſetzte, ſo war die äuſſerſte Verheimlichung der Uebertretung deſſelben nur etwas gelindes, in Vergleichung mit den ſchlimmen Wirkungen, die es haben konnte, und nicht ſelten würklich hatte. Ob der König durch dieſes Verbot nur hat Nachläſſigkeit und Untreue in Seinem Dienſt verhüten wollen? oder ob Er ſonſt noch eine Urſache gehabt hat? wage ich nicht zu vermuthen.

Betragen gegen Sein Kriegsheer.

Den Kriegesſtand zog Er den andern Ständen des Staats weit vor. Schon im erſten Jahr Seiner Regierung fing Er an, denſelben zur anſehnlichen Vergröſſerung Seines Staates nützlich zu gebrauchen, und es zeigte ſich, daß Er zu dem Kriegesweſen ein groſſes Talent habe. Dieſes konnte Er ohne ein anſehnliches Heer nicht noch mehr beweiſen, und zu hoher Vollkommenheit bringen, Er konnte Sich auch ohne ein ſolches nicht auf der vorzüglichen Höhe, die Er unter den europäiſchen Monarchen erſtiegen hatte, erhalten: alſo wurde die Kriegeswiſſenſchaft Seine Hauptwiſſenſchaft, und das Kriegesheer der vornehmſte Gegenſtand Seiner Achtung und Fürſorge. Mit Generalen war Er öffentlich am meiſten umgeben, ihnen widmete Er vor allen andern den ſchwarzen Adlerorden, für die übrigen Officiere ſtiftete Er den Orden für das Verdienſt. Keiner der anderen Stände muß dem Kriegesſtande dieſen Vorzug in der Ehre beneiden, weil er derjenige iſt, der für mäßige Bezahlung Geſundheit und Leben für den Staat waget und aufopfert. Wer in der Lebensgefahr vor allen hergehet, der muß auch in der Ehre von rechtswegen den Vorzug haben.

Er hatte auch zu den Officieren mehr Vertrauen, als zu Seinen Bedienten vom Civilſtande, und gebrauchte ſie ſogar in Kirchen-, Schul-, Rechts- und andern das Kriegesweſen gar nicht betreffenden Sachen. Seine Generale und Obriſten bekamen allein, wenigſtens die meiſten und gröſten Geſchenke an baarem Gelde, Landeshauptmannſchaften, Canonicaten und anderen Pfründen *). Und dennoch war es ſchwer, ſich als General und Obriſter lange, ja beſtändig in Seiner Gunſt zu erhalten **); ein geringes Verſehen konnte den Abſchied nach ſich ziehen, und ſogar um Gnadengehalt bringen; wenn ſie aber Penſionen bekamen, ſo waren ſie ſehr verſchieden. Officiere, die in Krieges-Dienſten ſchwer verwundet, auch auf andere Weiſe ſchwach geworden waren, und ſonſt nicht verſorget werden konnten, machte Er zu Poſtmeiſtern, Inſpectoren verſchiedener Art, Oberforſtmeiſtern, Forſtmeiſtern, Forſträthen, Förſtern, Salzfactoren, Rendanten, Controlleurs, Caſſirern, Holzverwaltern, und anderen Bedienten höherer und niederer Klaſſen; in welchen Aemtern und Dienſten ſie, inſonderheit wenn ſie Edelleute waren, ſich noch von ihren Kriegsämtern benennen lieſſen. Es iſt auch mancher invalide Officier mit einer ſehr einträglichen Stelle und mit einem Civilamt verſehen, ja Miniſter geworden. In Kriegeszeiten ließ Er Sich auch zu den Unterofficieren und gemeinen Soldaten ſehr herab, hörete ihre unzufriedene Worte und Reden mit Geduld und Sanftmuth an, und machte aus ihren Lobſprüchen etwas. Er erzählte nicht ſelten mit Vergnügen, daß die Soldaten Ihm oft zugerufen hätten: „alle Monat eine Schlacht bey Rosbach gegen die Franzoſen; und alle Jahr eine Schlacht bey Leuthen gegen die Oeſterreicher.“ Er half auch den invaliden Unterofficieren und Soldaten gern zu allerley geringeren Dienſten, wie die oben angeführten Proben zeigen. Ein Feldwebel, Namens Cuno, der 38 Jahre lang Kriegesdienſte geleiſtet hatte, war zum Rendanten bey dem Waiſenhauſe zu Züllichau beſtellet worden, bekam aber 1776 den Abſchied. Als er ſich darüber bey dem König beklagte, und auf Deſſelben Befehl der Staatsminiſter bey dem geiſtlichen Departement berichtete, daß es geſchehen ſey, weil die Ausgaben des Waiſenhauſes wegen ſeiner Schulden eingeſchränket werden müßten, ſchrieb der König gleichſam klagend an den Rand des Berichts:

„aber Sie jagen meine Invaliden weck (weg), das
„iſt auch (doch) nicht recht.“

Aus manchem invaliden Feldwebel iſt ein angeſehener Mann geworden, dem Er etwas Groſſes anvertrauet hat. Ein Beyſpiel iſt der, noch in einem hohen Alter und wirklicher Dienſtleiſtung lebende, allgemein geehrte Joh. Auguſt Buchholz, Krieges- und Domainen-Rath, Treſorier und Hof-Staats-Rentmeiſter, der zugleich die königliche Hand- und Dispoſitions-Geldcaſſe verwaltete, und durch deſſen Hände ſehr viele Millionen gegangen ſind. Ein geringeres Beyſpiel von des Königs Andenken an Soldatenverdienſt, iſt der Unterofficier Wolf, bey dem Regiment Prinz von Preuſſen. Der König erinnerte ſich, behauptete wenigſtens, ſich zu erinnern, daß bey Burkersdorf ein gemeiner Soldat von dieſem Regiment die feindlichen Paliſaden in Brand geſtecket habe, und dafür nicht belohnet worden ſey. Beim Nachforſchen wurde bekannt, oder doch angegeben, daß der genannte Unterofficier es ſey, der die Heldenthat verrichtet habe, und nun gab ihm der König nicht nur einige mal ein Geſchenk von 10 bis 12 Thalern, ſondern auch, entweder am Ende des 1785ſten, oder im Anfang des 1786ſten Jahrs, zwey Präbenden, eine von 30 und die andere von 50 Thalern Einkünften **).

Betragen gegen die Bauern.

Der König wußte, daß der Bauernſtand die Grundfeſte des Staats ſey, und achtete ihn alſo, ging auch ſo weit, daß Er

*) Ein ſolches Canonicat, wenn es in einem römiſch-katholiſchen Stifte war, bekam derjenige, welchem es geſchenket wurde, mit der Erlaubniß, daß er es einem ſtiftsfähigen Katholiken abtreten und verkaufen konnte. Es währete aber oft lange, ja mehrere Jahre lang, ehe er dazu Gelegenheit fand, ſtarb auch wohl darüber, und ſeine Erben ſuchten noch Gelegenheit zum vortheilhaften Verkauf deſſelben. Beyſpiele ſind, der Generallieutenant von Bülow, dem er 1774 eine katholiſche Präbende im Domſtifte Minden ſchenkte, die deſſelben Erben nach 12 Jahren noch nicht verkaufen konnten, und der Obriſt von Troſchke vom waldeckiſchen Regiment, dem er 1781 in eben demſelben Stift eine katholiſche Präbende, 1200 Thaler werth, verliehe, die auch 1786 noch nicht verkauft war. Er erlaubte zwar, daß der Obriſt von Köhler eine katholiſche Präbende einem Evangeliſchen (dem Herrn von Reck) abtreten durfte, dieſen Fall wollte Er aber doch nicht zur Regel und Richtſchnur machen. Denn als die verwittwete Obriſtin von Troſchke 1786 bat, daß der König ihr erlauben mögte, die ihrem Manne (1781) verliehene katholiſche Präbende ihrem älteſten Sohn, dem Lieutenant, abzutreten: ſchrieb der König am 30. Junius 1786 an das geiſtliche Departement: Seine Abſicht ſey vom Anfang geweſen, daß der Verkauf dieſer Präbende auf alle nur mögliche Weiſe begünſtiget, und alle dagegen ſich hervorthuende Schwierigkeiten aus dem Wege geräumet werden ſollten. Dieſes müſſe auch noch in Anſehung der Wittwe und Erben, ohne alle Widerrede, geſchehen; wie aber ſolches am beſten anzufangen, und nach den Rechten in Richtigkeit zu bringen ſey, überlaſſe Er des Miniſters Ermeſſen, und erinnere nur, daß Er dabey die Familie, ſo viel nur irgend geſchehen könne, vorzüglich begünſtigt wiſſen wolle.

**) Von vielen Beyſpielen will ich nur eines erzählen. Der Generallieutenant von Lentulus verlor die lange genoſſene vorzügliche Gnade des Königs auf folgende Weiſe. Der Monarch ſchickte ihn 1776 zum Empfang des Großfürſten von Rußland nach Memel ab, und ließ ihm zu der Reiſe 1500 Thaler auszahlen, die, nach des Königs Abſicht, zu ſeiner und ſeines Gefolges (zu welchem einige Officiere von der Leibgarde gehörten) Beköſtigung bis Memel dienen ſollten. Der General aber ließ ſich und ſein Gefolge von der königlichen Küche ſpeiſen, die nach der Vorſchrift des Königs erſt in Memel zu kochen hätte anfangen ſollen. Als er mit dem Großfürſten zu Berlin ankam, legte er dem König die Rechnung der Unkoſten vor, und der Monarch bezahlte dieſelbige. Nachher wurden von den Provinzial-Krieges- und Domainen-Kammern, und von den Kämmereyen der Städte, noch viele Rechnungen eingeſchicket. Dieſes fand der König mit Seiner Anordnung und Erwartung nicht übereinſtimmig, und ward alſo kaltſinnig gegen den General, welches dieſen bewog, um ſeinen Abſchied zu bitten, den er auch empfing.

**) Es ſcheint dieſe Geſchichte in den Anekdoten-Samml. I. S. 16. gemeynet zu ſeyn, woſelbſt aber andere Umſtände erzählet werden. Herr geh. Kriegesrath Schöning.

in dem am 11ten December 1779 dictirten, und ſogleich gedruckten Protocoll wegen des Müllers Arnold ſagte:

„Der geringſte Bauer, ja, was noch mehr iſt, der „Bettler, iſt eben ſowohl ein Menſch, wie Se. Ma„jeſtät, und es muß ihm alle Juſtiz wiederfahren.“ „Vor der Juſtiz iſt der Prinz dem Bauer gleich.“

Es ſind oben viele Proben mitgetheilet worden, wie willig Er geweſen ſey, den Bauern, die zu Seinen Domainen gehöreten, die Wahl ihrer Prediger nachzugeben. Er verſtattete den Bauern, ihre Klage- und Bitt-Schriften unmittelbar an Ihn gelangen zu laſſen. Dieſe Freyheit, und des Königs Nachſicht und Geduld gegen die Bauern überhaupt, mißbrauchten viele, und verurſachten dadurch den Güterbeſitzern, Beamten, Landräthen, Gerichten, Landescollegien und Staatsminiſtern oft groſſen Verdruß und ſehr beſchwerliche Mühe; ſie wurden auch wohl ſo dreiſt, frech und widerſpenſtig, daß Soldaten wider ſie ausgeſchicket werden mußten, an welchen ſie ſich ſogar vergriffen, wenn ſie bemerkten, daß ſie keinen Befehl hatten, ganz ernſtlich gegen ſie zu verfahren; und dieſe Widerſpenſtigkeit nahm in den letzten Jahren der Regierung des Königs merklich zu. Der Monarch ließ Sich aber durch nichts in Seinem Syſtem irre machen, ſondern beharrete in der Bereitwilligkeit, die Bauern unmittelbar zu hören. Als Ihn 1774 der damalige Großkanzler, Staats- und Juſtiz-Miniſter, Freyherr von Fürſt, von dem Ungrund der Beſchwerden eines Landmannes überzeugte, und bat, daß Er unmittelbar demſelben eine Strafe auflegen mögte, lehnte Er es in Seiner Cabinetsantwort vom 22ſten Februar ab, und ſagte:

„Es iſt Meinen Geſinnungen zuwider, dergleichen „arme Bauersleute deshalb gleich ins Gefängniß wer„fen zu laſſen; und ob ſie ſchon öfters unrecht ha„ben, ſo kann Ich ihnen doch als Landesvater das Ge„hör nicht verſagen.“

Es wird zwar in dem bald folgenden Abſchnitt, der den König als Landesvater beſchreibet, der vielen Millionen Erwähnung geſchehen, die Er den durch Krieg, Ueberſchwemmung, Mißwachs und auf andere Weiſe ſehr beſchädigten Kreiſen einiger Provinzen zu ihrer Wiederherſtellung zugewendet hat: man muß aber doch geſtehen, daß die Landleute der meiſten Provinzen, je länger je mehr verarmet ſind, und dazu haben die Verpflegung der Pferde der Reuterey in den Sommermonaten, die Kriegsfuhren und die geringe Bezahlung des nach und nach ſehr vermehrten Vorſpanns überhaupt, vorzüglich viel beygetragen.

Sein Betragen gegen die Bürger.

Auch die allergeringſten Bürger konnten ſich mit ihren Beſchwerden, Klagen und Bitten unmittelbar an Ihn wenden, und gewiß ſeyn, daß ihre ſchriftliche Eingaben entweder von Ihm geleſen, oder Ihm doch nach dem Inhalt vorgetragen würden. Nur ein Beyſpiel anſtatt vieler tauſenden. Gegen meinem Garten über wohnte einer der geringſten Bürger, der einen ſehr kleinen Budenhandel hatte. Er entdeckte mir, daß er gewillet ſey, den König um ein Darlehn auf ſein Haus, und um Vorſchuß an Schafwolle zu bitten, damit er die angefangene Wollſpinnerey weiter treiben könne; und bat, daß ich ihm einen Brief an den König ſchreiben mögte. Ich ſagte ihm zwar voraus, daß der König ihm auf die Weiſe, als er es verlangte, nicht werde helfen können, ſchrieb aber den Brief, und er ward an einem Abend auf die Poſt nach Potsdam geſchicket. Am Anfang des zweyten Tages hernach bekam er aus dem Cabinet eine von dem König eigenhändig unterſchriebene Antwort, in der ihm gemeldet wurde, daß der König Seinem Generaldirectorium befohlen habe, über ſein Geſuch und ſeinen Zuſtand Bericht abzuſtatten. Das Generaldirectorium verfügte ſogleich nach empfangenem königlichen Cabinetsbefehl, daß die churmärkiſche Kriegs- und Domainen-Kammer die nöthigen Nachrichten einziehen ſolle, und dieſe verlangte dieſelben von dem Magiſtrat. Am dritten Tage nach abgeſchickter Bittſchrift erſchien ſchon ein Rathmann in des geringen Bürgers Hauſe, und erkundigte ſich nach ſeinem Zuſtande und nach ſeinem Wunſch. Der Magiſtrat berichtete ſchleunig alles an die Kammer, dieſe an das Generaldirectorium, und dieſes an den König; von dieſem aber bekam der Bürger innerhalb der erſten acht Tage ſchon den zweyten Cabinetsbrief, in welchem ihm zwar das Darlehn, aus angeführten Urſachen, abgeſchlagen, wegen der Schafwolle aber befohlen wurde, ſich nach der Wollſchur wieder bey dem Könige zu melden. Das unterließ er nicht. Nun konnte ihm zwar der König auf die vorgeſchlagene Weiſe nicht helfen (wie ich ihm vorher geſagt hatte), aber der König hatte doch mit ſeiner gewöhnlichen Herablaſſung an ihn geſchrieben.

Unzählbare Manufacturiſten, Fabrikanten, Künſtler, Kaufleute, Bediente, Beamte, Gelehrte und Räthe von bürgerlichem Stande haben Zeichen, Proben und Beweiſe Seiner Achtung und Gnade genoſſen, und nur in drey Fällen hat Er den Bürgerſtand dem Adel nachgeſetzet, nemlich in Officiers-, Präſidenten- und Miniſter-Stellen. Es war ein ſeltener Fall, wenn Er bey einem andern, als bey einem Artillerie-, Beſatzungs- und Huſaren-Regiment, einen Bürgerlichen zum Oberofficier ernennete; und geſchahe es wegen vorzüglicher Kriegskunſt und Geſchicklichkeit, ſo erhob Er ihn doch vorher oder zugleich in den Adelſtand, gleich als ob dieſer eine weſentliche Erforderniß zu einem Stabsofficier wäre. Doch es ſind auch, wo ich nicht irre, einige Beyſpiele vorhanden, daß Er bürgerlichen Officieren die Generalswürde ertheilet hat, als dem Generalmajor Möhring und Generallieutenant Salenmon, ohne ihnen zugleich einen Adelsbrief zu geben. Bloß die Präſidentenſtellen bey den Magiſträten der groſſen Hauptſtädte ſeiner Staaten konnten mit Perſonen vom Bürgerſtande beſetzet werden, in den Provinzial- und Landes-Collegien aber wurden nur Edelleute Präſidenten. Er hat auch nur einmal während Seiner langen Regierung einen bürgerlichen Mann zum Staatsminiſter gemachet, ohne ihm zugleich eine Adelsurkunde zu ertheilen, und dieſer war Friedrich Gottlieb Michaelis, Sohn eines Apothekers und Bürgermeiſters aus einer kleinen Stadt in der Neumark, der nach einander die Aemter eines Regimentsquartiermeiſters, eines Krieges- und Domainen-Raths, eines Directors der churmärkiſchen Krieges- und Domainen-Kammer und geheimen Finanzraths, verwaltete, und 1779 von dem König zum wirklichen geheimen Staats-, Krieges- und dirigirenden Miniſter beym Generaldirectorium ernannt wurde; ein Adelsdiplom aber gab ihm der König nicht, weil er unverheyrathet, und für ſeine Perſon durch die Miniſterſtelle ſchon geadelt war. Ein ſolcher Adelſtand muß einem edelgeſinnten Bürger angenehmer ſeyn, als derjenige, den ein Adelsbrief giebet, ohne zugleich ein Rittergut zu ertheilen. In mündlichen Anreden nannte der König die bürgerlichen Perſonen bald ihr, bald er, je nachdem ſie waren, oder es Ihm beliebte. Hätte Er nicht das bürgerliche Gewerbe durch Monopolia und auf andere Weiſe eingeſchränket und vermindert, ſo würde Er wegen der vielen Millionen, die Er an die Wiederaufbauung und Verſchönerung vieler Städte einiger Seiner Provinzen gewendet hat, von dem Bürgerſtande ohne Maaß verehret werden ſeyn.

Sein Betragen gegen den Adel.

Den Adel zog Er den beyden andern Ständen weit vor, machte auch unter dem alten und neuen einen merklichen Unterſcheid, hatte viel Kenntniß der alten Familien Seiner Länder, und äußerte nicht ſelten Zweifel an dem hohen Alter dieſer und jener adeligen Familie, von welcher ſich ein Officier benannte, nach deſſen Namen Er Sich erkundigte. In Seinen Cabinetsſchreiben, Antworten und Befehlen wurden die verſchiedenen Klaſſen des Adels genau beobachtet, z. E. Mein lieber Etatsminiſtre von Münchhauſen! Mein lieber Etatsminiſtre Freyherr von Fürſt, u. ſ. w. Für die Unterhaltung, Erziehung und Unterweiſung der jungen Edelleute ſorgete Er durch Vergröſſerung des adeligen Cadettencorps zu Berlin, durch die Anlage kleinerer von demſelben abhangender ähnlicher Anſtalten zu Stolpe in Hinterpommern und zu Culm in Weſtpreuſſen, durch die neuangelegte Ritterakademie zu Berlin, und durch die Verbeſſerung der Ritterakademie zu Liegnitz in Schleſien. Um den in Verfall und groſſe Schulden gerathenen adeligen Familien einiger Provinzen wieder aufzuhelfen, ſtiftete, unterſtützte und beſchenkete Er das ſogenannte landſchaftliche Syſtem, welches zuerſt in Schleſien errichtet wurde und die Pfandbriefe einführete; ſchenkete einzelnen verſchuldeten Perſonen anſehnliche Capitalien, und zur Wiederherſtellung der im Kriege ſehr beſchädigten adeligen Güter groſſe Summen, liehe noch gröſſere zur Verbeſſerung der Güter unablöslich für ſehr geringe Zinſen, und dieſe Zinſen beſtimmte Er für arme adelige Wittwen, ſuchte auch den letzten durch kleine Penſionen und durch Plätze in den weiblichen Stiftern, auch Armen- und Wittwen-Häuſern, zu helfen. Es war Ihm der Mißbrauch, der mit den Plätzen in den weiblichen Stiftern getrieben wurde, nicht unbekannt, Er wollte ſie aber bloß den wirklichen Armen zuwenden, und um dieſe zu erfahren, machte Er 1763 folgenden Verſuch. Er ſchrieb am 11. April an den damaligen geheimen Rath und Kammergerichtspräſidenten von Fürſt, es habe Ihm der Staatsminiſter Freyherr von Dankelmann ein Verzeichniß von Vacanzen in den Frauenſtiftern eingeſandt, und diejenigen, welche um dieſelbe angehalten, beygefüget. Er wolle ſie aber bloß an recht arme Perſonen weiblichen Geſchlechts vergeben, die des Mitleidens und der Hülfe wirklich benöthiget

wären. Dieſe könne Er nicht unmittelbar und zuverläßig erfahren; Er faſſe alſo das Vertrauen zu ihm, und trage ihm auf, pflichtmäßig zu unterſuchen, welche wirklich die ärmſten und hülfsbedürftigſten unter denſelben wären? Dieſer nahm wieder andere zu dieſer Unterſuchung zu Hülfe, und ſchickte dem König eine Liſte der bedürftigſten ein. Nun ſchrieb der König am 9. May an den Staatsminiſter von Dankelmann, Er habe aus eigener Bewegung für gut befunden, dem nunmehrigen Staatsminiſter Freyherrn von Fürſt unmittelbar aufzutragen, daß er ſich auf das ſorgfältigſte und genaueſte nach der Suppliciantinnen um die erledigten Frauenſtifterſtellen wahren Umſtänden erkundigen ſolle, und Ihm dieſelben berichten, damit bloß die ärmſten und bedürftigſten Competenten mit den Stellen verſorget würden. Er ſchickte ihm die Liſte dieſer ärmſten Perſonen, die der Freyherr von Fürſt Ihm geliefert habe, genehmige dieſelbige, und er ſolle nun das Nöthige ausfertigen laſſen. An den Miniſter von Fürſt aber ſchrieb Er an demſelben Tage, es gereiche Ihm zum gnädigen Gefallen, daß er ſich auf Sein Verlangen alle Mühe gegeben habe, die eigentlichen Vermögensumſtände der Competenten zu erforſchen. Es durften die geringſten adeligen Wittwen unmittelbar an Ihn ſchreiben, und ſie konnten gewiß erwarten, daß Er ihnen entweder unmittelbar antworten, oder doch ihrentwegen an eines Seiner hohen Collegien ſchreiben werde. Von beyden Arten der Schreiben, deren unzählbare vorhanden ſind, können die folgenden zu Proben dienen.

An die Witwe von Ellert.

„Beſonders Liebe! Ich erſehe aus eurem Schreiben, was „ihr von der Bedürfniß eurer und eurer Kinder vorge„ſtellt. Ich wünſche euch helfen zu können, und wenn „in den benannten Stiftern eine Vacance entſtehet, ſo „könnet ihr euch wegen eurer Tochter nur gerade bey Mir „melden. Ich bin euer wohlaffectionirter König. Berlin, „den 31. Jan. 1747."

Fr.

Die Wittwe des Unterofficiers Claus George von Below, bey dem prinzl. Ferdinandiſchen Regiment, eine geborne von Putkammer, die ſchon ein Kind von ihm hatte, und mit einem andern ſchwanger ging, bat den König am 24. Jun. 1743 um Erbarmung und Hülfe. Er ſchrieb an den Staatsminiſter von Brand:

„Ich adreſſire (an) euch hiebey die Vorſtellung der Wittwe „von Below, mit deren kümmerlichem Zuſtande ich gnä„dige Compaſſion habe. Ihr ſollt alſo mit allem Ernſt „ſehen, wie ſie irgendwo zu ihrem Unterhalt, etwa in „einer Stiftung, Wittwenhauſe ꝛc. untergebracht, oder „ſonſt verſorget werden könne, und wird es Mir zu gnä„gem Gefallen gereichen, wenn ihr damit zum Stande „kommet. Potsdam, den 30. Junius 1743."

Friedrich.

Durch dieſe und andere Gnadenbezeugungen wurde der Adel zum Theil für die Einſchränkungen einiger ſeiner alten Privilegien ſchadlos gehalten, die ihm von Perſonen, die Er in den verſchiedenen Zweigen des Finanzweſens gebrauchte, vorgeſchlagen, in Anſehung welcher auch gemeiniglich verſichert wurde, daß ſie unſchädlich, wenigſtens unumgänglich nöthig und leidlich wären. Denn daß Er den Wohlſtand des Adels gewünſchet habe, bezeugen dieſe Seine ausdrückliche Worte, die Er am 25. May 1786 mit eigener Hand ſchrieb:

„ich mach (mag) lieber Reiche Edelleute als Reiche Stifter „haben."

Wie Er die Klagen, die wegen der Einſchränkungen unmittelbar an Ihn gelangten, beantwortet hat, kann folgende ſehr leſenswürdige Probe zeigen, die Er augenſcheinlich einem Seiner Cabinetsräthe dictiret hat.

„Se. königl. Majeſt. von Preuſſen, unſer allergnädigſter „Herr, laſſen Dero hinterpommerſchen Landſtänden, auf „ihre Vorſtellung wegen der geordneten Verſteurung des „Weins und Caffé auf dem platten Lande, hierdurch zu „erkennen geben, daß ſie darüber wohl keine Urſach ſich zu „beſchweren haben; denn was den Caffé betrift, ſo iſt „dergleichen zu der Zeit, wie ſie ihre Privilegia gekrigt, „nicht da geweſen, ſondern erſt lange nachher aufgekom„men. Ihren Privilegien geſchiehet alſo kein Eingriff, „vielmehr haben Höchſtdieſelben darunter ganz andere Ab„ſichten, nemlich die greuliche Conſumtion etwas einzu„ſchränken, und auch zu verhindern, daß unter ihren Na„men nicht ſo viel Caffé eingebracht, und ein contrebander „Handel damit getrieben wird. Es iſt abſcheulich, wie „weit es mit der Conſumtion des Caffé gehet, und reichen „kaum 600,000 Rthlr., die dafür jährlich aus dem Lande „gehen, ohne was die andern Sachen ſind. Das macht, „ein jeder Bauer und gemeiner Menſch gewöhnet ſich jetzt „zum Caffé, weil ſolcher auf dem Lande ſo leicht zu ha„ben iſt. Wird das ein bischen eingeſchränkt, ſo müſſen die „Leute ſich wieder an das Bier gewöhnen, und das iſt ja „zum Beſten ihrer eigenen Brauereyen, weil ſie alsdenn „mehr Bier verkaufen. Das iſt alſo mit die Abſicht, daß „nicht ſo viel Geld für Caffé aus dem Lande gehen ſoll, „und wenn es auch nur 60,000 Rthlr. ſind, ſo iſt es im„mer ſchon genug. Was ſie hiernächſt von der Viſitation „anführen, ſo iſt ſolche um der Ordnung willen nöthig, „beſonders auch in Anſehung ihrer Domeſtiquen, und ſollten „ſie wie gute Unterthanen dawider nicht mahl was ſagen. „Uebrigens ſind Se. königl. Majeſtät Höchſtſelbſt in der „Jugend mit Bierſuppe erzogen, mithin können die Leute „dorten eben ſo gut mit Bierſuppe erzogen werden. Das „iſt viel geſunder wie der Caffé. Die Stände können ſich „alſo um ſo mehr bey der Sache beruhigen, zumahl denen „für beſtändig auf dem Lande wohnenden von Adel, ſo viel „Wein und Caffé, wie ſie zu ihrer und ihrer Familien „Conſumtion nöthig haben, fernerhin freygelaſſen wird. „Nur ſoll kein Mißbrauch dabey weiter vorgehen, daß die „Sachen unter ihren Namen hereingebracht werden, und „denn damit ein contrebander Handel getrieben wird, und „der Caffé verkaufet wird. Das kann durchaus nicht ge„ſtattet werden. Potsdam, den 27. Aug. 1779."

Friederich.

In Cabinets-Schreiben und Befehlen hieſſen die Adeligen eben ſowohl als die Bürgerlichen, ihr, und in mündlichen Unterredungen in deutſcher Sprache bekam kein Edelmann, Freyherr und Graf, wenn er auch General-Feldmarſchall und Staatsminiſter war, eine höhere Anrede, als er.

Johann Guſtav Büſching,

ein Sohn des Vorigen, ward am 19. September 1783 zu Berlin geboren, ſtudirte in Halle und ward 1806 Regierungsreferendarius in Breslau, vertauſchte jedoch dieſes Amt ſehr bald mit dem akademiſchen Lehrfach. 1811 erhielt er eine außerordentliche Profeſſur und die Verwaltung des Archives in Breslau, ſo wie 1822 eine ordentliche Profeſſur an derſelben Univerſität. Er ſtarb am 4. Mai 1829.

B. gab heraus:

Der Ameiſen- und Mückenkrieg. Leipzig, 1806.

Mit von der Hagen:

Deutſche Volkslieder. Berlin, 1807.

Altdeutſche Gedichte des Mittelalters. Berlin, 1808—20. 2 Thle.

Das Buch der Liebe. Berlin, 1809.

Literariſcher Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Poeſie. Berlin, 1812.

Mit von der Hagen, Docen und Hundeshagen:

Muſeum für altdeutſche Literatur und Kunſt. Berlin, 1809—11. 3 H.

Sammlung für altdeutſche Lit. und Kunſt. Breslau, 1812.

Mit K. L. Kannegießer: Pantheon. Leipzig, 1810. 6 Hefte.

Theils mit von der Hagen, theils allein:

Götz von Berlichingen's Selbſtbiographie. Berlin, 1810. 3. A. 1813.

Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue. Zürich, 1810.

Volksſagen, Mährchen und Legenden. Leipzig, 1812—18. 4 Thle.

Bruchstücke einer Geschäftsreise durch Schlesien. Breslau, 1813.

Zeitbücher der Schlesier. Breslau, 1813—23. 4 Thle.

Erzählungen, Dichtungen u. s. w. Breslau, 1814. 2 Hefte.

Lied der Nibelungen. Leipzig, 1815.

Wöchentliche Nachrichten für Freunde des Mittelalters. 3 Thle. Breslau, 1816—17.

Der Deutschen Leben u. s. w. im Mittelalter. Breslau, 1811—19. 2 Thle.

Bild des Gottes Tyr. Leipzig, 1819.

Reise durch einige Münster und Kirchen des nördl. Deutschlands. Leipzig, 1819.

Hans Sachs's Schau- und Fastnachtsspiele. Nürnberg, 1819—24. 3 Thle.

Die heidnischen Alterthümer Schlesiens. Nürnberg, 1820—24. 4 H.

Blätter für schlesische Alterthumskunde. Breslau, 1820—22. 4 H.

Begebenheiten des Ritters Hans von Schweinichen. Breslau, 1820—23. 3 Thle.

Einleitung in die Geschichte altdeutscher Bauart. Breslau, 1821.

Das Schloß der deutschen Ritter zu Marienburg. Berlin, 1823.

Ritterzeit und Ritterwesen. Leipzig, 1823. 2 Bde.

Deutsche Alterthumskunde. Weimar, 1823.

Sagen und Geschichten aus dem Schlesierthale. Breslau, 1824.

Der heilige Berg und dessen Umgebungen in Oswitz. Breslau, 1824.

Grabmal des Herzogs Heinrich V. von Breslau. Breslau, 1826. u. s. w. u. s. w.

Als Gründer des schlesischen Vereins für Alterthümer und Geschichte, so wie als geschmackvoller und gründlicher Forscher durch die Herausgabe von Monumenten deutscher Vorzeit hat sich B. sehr verdient um die Verbreitung und Wiederbelebung der Kunde des deutschen Mittelalters in unserem Vaterlande gemacht.

Encyclopädie

der

deutschen Nationalliteratur

oder

biographisch-kritisches

LEXICON

der deutschen

Dichter und Prosaisten

seit den frühesten Zeiten;

nebst

Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. O. L. B. Wolff,

Professor an der Universität zu Jena.

Zweiter Band.

C bis F.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1837.

Digitized by Google

Andreas Calagius,

ein zu ſeiner Zeit um die Cultur der deutſchen Sprache verdienter Mann, ward am 30. November 1549 zu Breslau geboren, wurde nach vollendeten Studien Magiſter der Philoſophie, Rector der Schule zu Glatz und ſpäter Profeſſor am Maria Magdalenengymnaſium in ſeiner Vaterſtadt, und kaiſerlicher gekrönter Poet. Er ſtarb daſelbſt am 21. November 1609.

Er ſchrieb:

Suſanna, eine zumal luſtige und gar newe Comoedia. Geſtellet von M. Andrea Calagio Vratisl. Görlitz, 1604. 8.

zwar in den damals gewöhnlichen Verſen aber nicht ohne dramatiſches Leben und Talent.

Johann Heinrich Calisius

ward im Jahr 1633 in Wehlau bei Rheinsdorf geboren, ſtudirte Theologie, erhielt nach vollendeter akademiſcher Laufbahn ein geiſtliches Amt zu Limburg und ſpäter zu Sulzbach, wo er 1670 ſtarb.

Von ihm erſchien:

Kipridans blauer Kornblumen dreifaches Bündlein. Ulm, 1655.

Andächtige Hauskirche. Ulm, 1655.

Von dem damaligen ſchlechten Geſchmack befangen verſuchte er ſich meiſt in ſüßlichen und gezierten Schäfergedichten, die weder Talent verrathen noch ſonſtigen Werth haben.

Franz Callenbach,

ein Jeſuit, der in der zweiten Hälfte des 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts lebte und von deſſen näheren Verhältniſſen durchaus nichts bekannt iſt.

Er gab heraus:

Wurmland. Ohne Ort und Jahreszahl.
Eclipses politico-morales. O. O. u. J.
Quasi, sive mundus quasificatus. O. O. 1715.
Quasi vero, der hinkende Bott hat ſich wohl. O. O. 1715.
Genealogia Nisibitarum. O. O. 1715.
Puer centum annorum. O. O. u. J.
Almanach. Welt- Sitten- Staat- Marter- Calender. O. O. u. J.

E's ſämmtliche Schriften ſind dramatiſirte Satyren, zuweilen mit lateiniſchen Verſen und Redensarten untermengt, grob und plump, im Geſchmack der katholiſchen Geiſtlichen jener Zeit und in keiner Hinſicht ein Muſter des Styls, aber ſie verrathen eine genaue Welt- und Menſchenkenntniß, einen tüchtigen, redlichen Willen und große Lebendigkeit, ſo daß ſie einen getreuen Spiegel, der Ausartung und Uebertreibung in den damaligen geſellſchaftlichen Verhältniſſen gewähren und deshalb in mehr als einer Hinſicht merkwürdig und wichtig ſind.

Wir laſſen hier einige Proben folgen:

Lied.

Ach liebſter Gott, wie geht es zu,
Wie ſeynd wir doch betrogen,
Die Warheit liegt ſtill in der Ruh
Mit quasi überzogen.
Es iſt kein Gold, was nur ſo glanzet
Es iſt kein Freud, was ſpringet und danzet,
Was ſo glanz, was ſo danz,
Es iſt nur Gold vel quasi,
Es iſt nur Freud vel quasi.

Gekröntes Haupt der Sonnen gleich,
Doch hat es ſeine Mackel,
Verdunkelt wird in ihrem Reich,
Die ſchönſte Himmels-Fackel,
Den man ſo nennt, iſt kein Regent,
Der Nahm allein, iſt nur zum Schein,
Den man nennt, kein Regent,
Regirt doch nur ſo quasi,
Cron, Scepter, nur ſeynd quasi.

Ach wohl persona publica,
Sic tantum titulata,
Pro forma magna nomina,
Praecedit res privata,
Ein groß Geſchrey pro publico
Cum interesse proprio,
Publiciſt Mammoniſt,
Pro publico vel quasi
Nichts in der That als quasi.

Ein geiſtlich oder weltlich Wahl
Gehet aus ihren Schranken.
Majora Vota an der Zahl,
Muß man dem Simon danken.
Si multum ſit pecuniae
Emuntur duae tertiae
Wer Gold zehlt, wird erwählt,
Electus est vel quasi
Wird installirt vel quasi.

So gehts in Academiis
Da giebt es viel Doctores,
Plus tamen est in titulis,
Sunt sine fructu flores,
Gelehrte wenig, Doctoren viel
Das laß mir ſeyn im Quasi-Spiel,
Freche Stirn, ſchwaches Hirn
Doctores sunt vel quasi,
Sie lehren nur ſo quasi.

So seynd Ecclesiastici,
Wohl auch Religiosi,
Pro interesse Clerici,
In Claustris otiosi,
Nachdem Praesentz im Beutel klingt,
So mancher auch in Choro singt,
Louis d'Or macht den Chor.
Macht Clerium vel quasi
Macht Monachum vel quasi.

Foeminei sunt Generis
Jam plurimi Virorum,
Jus habet gens muliebris
Vir habet nihil horum,
Vir quasi Frau, Frau quasi Mann
Der Mann der duckt, so gut er kann
Quasi Mann, quasi Frau.
Sie Mann, er Frau vel quasi,
Sie Frau, er Mann vel quasi.

Ach quasi hat schon alle Ständ
Nach seiner Art gezogen,
Das quasi Gifft hat ganz behend,
Das Kind in Milch gesogen.
Man ist vergnügt mit bloßem Schein
Und solt es auch ein Derwisch seyn.
Quid pro quo, lähres Stroh.
Jetzt lebt man nur so quasi
Und kommt in Himmel vel quasi. *)

Zweite Staats-Tortur. **)

Mademoiselle Amouretge Mademoiselle Hardiesse, Mademoiselle Agreable, Mademoiselle Douceurge, Monsieur Allegro klagen über ihre Mortmarter.

Amouretge. Pfui Teuffel Douceurge, was leyden wir der Modi zu lieb! Wir seynd ja veritable Teuffels-Martyrer. Der Welt, der Eitelkeit, der Modi, dem Staat zu lieb plagen wir uns Tag und Nacht. Meine Pariser Modi-Schuhe drücken mich, daß ich manchmal vor Schmertzen möcht überlaut ruffen. Es friert mich am Halß und an der Brust, daß ich zittere und Zähnklappere. Doch weils die Modi ist, muß ich mich also expectoriren. Wir tragen gleichsam ein weiß Pergament als ein charta pianca offenhertzig. Modi hin, Modi her, es ist sehr ungemächlich, man sage was man wolle.

Douceurge. Amouretge, du hast recht. Ich wollte, die Donners-Modi wäre, wo der Pfeffer wächst. So gehts uns auch mit unsern Raifröcken. O daß doch alle Raifröck in Schweitzer Bumphosen verwandelt würden! Der Kleider-Last ist unten zu schwehr, und oben zu leicht. Wir spreitzen uns in diesen Schantz-Körben, wie eine Krott auf der Hechel. Wir werden ja täglich ausgelacht, so offt wir in der Kirchen uns Zwerg in die Stühl müssen eindringen. Jüngst konnte ich kaum wieder heraus kommen, so breit hat sich mein Rock gemacht.

Hardiesse. Und mich irrt, mich quält mein Aufsatz im Kopff. Die mehreste Früh-Zeit geht mir drauf, biß ich alles mit meinem Spiegel collationirt hab, wirds gemeiniglich Mittag. Die Spiegel-Conferenz fängt an nach acht Uhr, offt auch später, nachdem ich den Abend zuvor mich in der Gesellschafft hab aufgehalten.

Agreable. à propos, Hardiesse, vergeß deine Red nicht. In Gesellschafften ist mein gröste Plag. Da steht Monsieur Allegro, der wird mir Zeugnus geben, wo es nöthig wäre. Ich hab die Ehr, daß er mich wohl kan leyden. Darüber piquiren und stichlen andere N N daß ich mich offt kaum mehr kan einhalten. Bald spiele ich nicht recht, bald bin ich ihnen zu Wettereunisch, bald tantze ich zu offt, bald finden sie was in meiner Ansprach, bald irren sie meine Mouschen. Das kan ich nicht, und thue es nicht: Dann es geht über mich. Ich, sagen sie, verderbe die Compagnyen. Ich wäre zu hochmüthig, opiniastre, wisse nicht zu leben, und dergleichen Spott-Reden mehr. Auf solche Weis hat man in Gesellschafft keine Diversion, sondern Mortification, und möchte man wohl gar die Bleichsucht darüber bekommen. Bleibt man draus, ists wieder nicht recht. Da heisst es, man wisse sich nicht zu schicken unter die Leuth, man sey Holzdöckisch. Ich sag gut rund, wegen vieler Verdrießlichkeit, die man in der Welt zu leyden hat, kommen mir manchmal Nonnen-Gedancken, wiewol man einen ebenmässig auf Polster nicht setzt; so sieht man mirs auch an meinem veritablen Closter-Gesicht schon an, daß ich zu einer qualificirten Nonnen geschickt genug wäre. So bald ich aber meinen lieben Monsieur Allegro mercke, verschwinden alle Closter-Concepten wie Rauch im Wind.

Mons. Allegro. Pardonnè moy Mademoiselle, ich bin derjenige nicht, der sie von so H. Gedancken sollte oder wollte abwendig machen. Was ihr aber beliebt von Staats-Chagrin und Verdrießlichkeiten zu melden, hat sie gantz recht. Ich hoffe auch schon so viel ausgestanden zu haben, daß ich ebenfalls meritire, ins Marter-Register gesetzt zu werden. Ich befleisse mich, jedermann nach Standes-Gebühr zu bedienen, werde wissentlich gegen niemand jemalen den Respect vergessen. Mit aller dieser Bemühung, mit all meiner Höflichkeit kan ich vieler Hertz nicht gewinnen. Sie mocquiren sich meiner, sie affrontiren mich, wo sie können. Die Fräuleins seynd ziemlich jaloux unter einander. Mach ich einer ein Reverentz, so verdrießts die andere. Ruff ich diese auf zum Tantz, murrt jene. Ist dann eine oder andere, die mich gern sieht, hie und dort ein Schuß-Affection auf mich wirfft mit den Augen. Oder wann ich diese oder jene bediene mit Heimführen, gibts so gar unter uns junge Herren, die ein scheeles Aug auf mich lassen funckeln, ja wohl gar vom Leder ziehen, unter dem Vorwand, es gereiche ihm zum prejudiz, was soll ich thun? Gar abstract leben, ce n'est pas la mode. Ist auch gegen mein Naturelle. Die Natur hat mich zu keinem Eremiten gemacht. Ich liebe honette Compagny, wo treue Hertzen den Vorzug haben.

Hardiesse. Mon Dieu, Ich glaube, der Herr vexirt sich und uns. Est il possible, daß jemand sollte gefunden werden, einen so lieben obliganten Monsieur Allegro Tortur zu thun.

Amouretge. Sollte ich wissen, daß der Herr meinetwegen was müste leyden, wollte ich gern (so lieb er mir auch ist) auf alle amitié renunciren. Sein Wohlseyn ist mir lieber, als meine so empfindliche Freud ob seiner Conduite.

Allegro. Ich sehe wohl, sie mißgönnen mir die Glorie der Marter, deren sie sich doch selbst rühmen.

Douceurge. Au contraire, er solle sich deßwegen conserviren, uns in unserer unumgänglichen Marter desto länger zu consoliren.

Allegro. Aber ohne Scherz, ich leide mehr, als sie sich etwan können einbilden. Ich werde manchmal tranchirt vom Kopff an biß zu den Füssen. Ich schnupp und rauche kein Toback; da begehe ich nun nach der Welt-Kinder Meinung ein grossen Modi-Fehler. Dem ist mein Perucken nicht recht, jenem der Hut Handtäzlein, Handschuh. Ein anderer lachet über mein Kleid. Bald findet einer was an Schuhen. En fin, man contracarirt mich bald da, bald dort. Bey itziger Welt-Beschaffenheit ist nicht wohl mehr auszukommen.

Hardiesse. Hätte mir nichts weniger traumen lassen, als die Ehre zu haben, den Herrn in der Gedult-, Schuld- und Marter-Banck für ein Collegen zu erkennen. Ich war der ungezweiffelten Meinung, der Himmel hange immer bey jungen Herren voll Geigen.

Allegro. Darum sagt man, es sey nicht alles Gold, was glänzt. Auch in so jungen Jahren finden wir unsere Marter-Portion. Es ist nicht auszusprechen, was ich in Universitäten ausgestanden. Ich hatte scharffe Ordre von meinem Hrn. Vatter, der war ein strenger Mann, pur meinen Collegiis publicis und privatis abzuwarten, nicht zu debauchiren. Ich frequentirte anfänglich so gar die privatissima, die man wegen des Gewinns mehrentheils in Universitäten inventirt. Siehe, da wurde ich ordinari in die Compagny geruffen, zu Wein-Bier-Toback-Spiel-Caresse-Debauche. Blieb ich aus, so hatte ich ein Nasenstüber über den andern; Ich muste allerhand Spott-Praedicata hören, ich wäre ein Filz-Laus, ein Küssenpfenning ꝛc. Wann ich zu Zeiten gantz vertiefft war in meinem Corpore juris, überfiele mich ein Compagny. Da konnte ich kein Mittel finden, sie zu contentiren. Bald war der Wein nicht gut gnug, bald murrten sie übers Fressen. Summa, ich werde um mein gut Geld bald da, bald dort Modimässig cujonirt. Mein Wechsel bliebe aus. Meine Creditores klagten beym Retori Magnifico, der liesse mir per pedellum Universitatis ein Zahl-Termin setzen, bey Straff ad carcerem academicum geführt zu werden. Mein Hr. Vatter disputirte mir die Rechnung. Ich konnte ihm nicht genug vorlügen. Er war mir zu schlauch, alle Posten untersuchte er sehr genau, ich stunde vor ihm gantz confuß. Mein Credit war hin. Man borgte mir kein Pfeiffen Toback mehr. O wie manche Nacht lage ich ohn Schlaff; titulum de praxi acquirendi hatte ich noch nicht ausstudirt.

Duceurge. O mein lieber Allegro, das wären bittere Pilulen. Das gieng auf Studenten-Panquerot. Wie gieng es dann mit den Collegiis?

---

*) Aus Quasi, sive Mundus quasificatus etc. Gedruckt in der Quasi-Welt.

**) Aus Almanach. Welt-Sitten-Staat-Marter-Calender u. s. w. S. 64 flg —

Allegro. Ach da wär nichts zu thun. Ganze Nächt ware ich manchmal gegen mein Willen auf der Debauch-Beitz. Andern Tags war ich kranck. Es schiene, ich wäre geschickt auf die Universität nur das Frauenzimmer zu bedienen, Ducaten zu schmelzen, Gesundheit Leibs und der Seelen zu hazardiren. O wie manch schön Buch versoff und vertanzte ich, und sollte es auch die H. Bibel gewesen seyn, mit Vorgeben, als wären sie mir gestohlen worden. Jetzt schauen sie, meine hochgeehrteste Fräuleins, das sind Academische Modi-Marter, wodurch Eltern, ja ganze Familien biß zum Verderben torquirt werden.

Amour. So höre ich wohl, unser Monsieur Allegro ist ein Ertz-Martyrer. Der hat was ausgestanden. Wir alle müssen ihm dißfalls das prae lassen.

Allegro. Es hat würklich noch kein End. Ich gehe noch herum ohne accommodation. Ich bin allamodisch gereist, bin graduirt. Es ist zwar anizo alles feyl, es mangelt aber mir an Spesen. Den Schaden hab ich, den Spott zum postscripto. O mein liebste Fräuleins, wie mancher galante homme stellt sich allert, macht sein Figur, und liegt indessen an einer peinlichen Folter, die doch äusserlich nicht in die Augen fällt. Amis je vous en prie, was ich hier aus sonderbaren Vertrauen geredt, wird hoffentlich hier bleiben, ohne weiter zu spatziren. Es thät ja nur unsere Torten vermehren.

Agreable. Mons. Allegro, sey ohne Sorg dißfalls. Ich guarantire in aller Namen, daß alles werde secretirt bleiben. Es liegt uns allen dran. Mit dieser allerseits Versicherung machen wir diesem Marter-Discours ein End. Hat der Herr Lust, uns in die Opera zu accompagniren, wird er uns obligiren.

Hardiesse. Es ist allerdings nöthig, Monsieur; Es dient uns in etwas nach so traurig kläglichem Discours zu soulagiren.

Amouretge, Douceurge. Wir bitten ja ganz dienstlich, uns sämbtlich diese plaisir zu machen. Sollte es auch ein oder andere verdriessen, n'import.

Allegro. Sie haben mit mir zu schaffen nach ihrem Begeben; Zu befehlen, nicht zu bitten. Es ist mir ein sonderbahre Ehrz Bitte mir nur aus, mich jederzeit bei deren Amitié zu erhalten. Je suis vostre Serviteur de tout mon coeur.

Joachim Heinrich Campe

ward im Jahre 1746 zu Deensen im Herzogthum Braunschweig geboren, erhielt seine Vorbildung auf der Schule zu Holzminden und studierte dann in Halle und Helmstädt die Theologie. Im Jahre 1773 wurde er Feldprediger bei dem Regimente des Prinzen von Preußen in Potsdam, verließ aber diese Laufbahn, um ganz seiner Neigung für das Erziehungsfach zu leben, schon 1777, und ging als Fürstlich Dessauischer Educationsrath und Vorsteher des Philanthropins, nachdem Basedow diese Stelle aufgegeben, nach Dessau. Er verweilte hier jedoch nur kurze Zeit und errichtete 1783 ein Institut bei Hamburg, dessen Leitung er 1788 dem Professor Trapp übergab, um ungestört in Trittow bei Hamburg zu privatisiren. Im Jahre 1787 ward er Herzogl. Braunschweigischer Schulrath, Kanonikus und Eigenthümer der bisher mit dem Braunschweigischen Waisenhause verbundenen Buchhandlung, welche unter der Firma Schulbuchhandlung fortbestand und von ihm später an seinen Schwiegersohn Vieweg abgetreten wurde. Nachdem er 1805 Dechant des Kyriakstifts und von der theologischen Facultät zu Helmstädt mit dem Doctordiplom beehrt worden, zog er sich von allen Geschäften zurück und lebte im Kreise der Seinigen in einer Gartenwohnung bei Braunschweig, wo er am 22. October 1818 in seinem zwei und siebenzigsten Lebensjahre starb.

Seine Schriften sind in alphabetischer Ordnung:

Briefe aus Paris, zur Zeit der Revolution geschrieben. Braunschweig, 1790.

Commentar über die Worte des Plutarch; Die Tugend ist eine lange Gewohnheit. Berlin, 1774.

Ueber Empfindsamkeit und Empfindelei. Braunschweig, 1779.

Die Empfindungs- und Erkenntnißkraft der menschlichen Seele. Braunschweig, 1779.

Die Entdeckung von Amerika. 3 Thle. Hamburg, 1780. — 14. Aufl. Braunschweig, 1831.

Sammlung einiger Erziehungsschriften. 2 Thle. Braunschweig, 1778.

An meine Freunde. Wolfenbüttel, 1780.

Gemälde des Nordens. (Aus einer Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen). Leipzig, 1823.

Philosophische Gespräche. Berlin, 1773.

Geographisches Kartenspiel von Deutschland. Hamburg, 1784.

Kleine Kinderbibliothek. 12 Bdchn. Hamburg, 1779 — 84. 14. Aufl. in 6 Bdn. Braunschweig, 1833.

Sämmtliche Kinder und Jugendschriften. 38 Thle. Braunschweig, 1806 — 22.

Klugheitsregeln für Jünglinge. Braunschweig, 1806. 6. Aufl. 1821.

Versuch eines Leitfadens beim christlichen Religionsunterricht. Braunschweig, 1791. 8. Aufl. 1813.

Neue Methode Kinder auf eine leichte Art lesen zu lehren. Hamburg, 1778.

Ueber einige u. s. w. Mittel zur Beförderung der Industrie u. s. w. Wolfenbüttel, 1785.

Moritz. Braunschweig, 1789.

Die Musen in dem Gefolge würdiger Regenten. Helmstädt, 1767.

Väterlicher Rath an meine Tochter. Braunschweig, 1789. — 10. Aufl. 1832.

Reise durch England und Frankreich. 2 Thle. Braunschweig, 1803: N. Aufl. 1814.

Reise von Braunschweig nach Carlsbad. Braunschweig, 1806.

Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen. 12 Thle. Hamburg, 1783 — 93. 6. A. 1831.

Neue Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen. 7 Thle. Hamburg, 1802 — 6. 3. Aufl. 1831.

Robinson der Jüngere. 2 Thle. Hamburg, 1779 — 80. 25. Aufl. Braunschweig, 1833.

Rückreise von Paris nach Braunschweig. Braunschweig, 1804.

Der Schutzgeist von Berlin. 1768.

Kleine Seelenlehre für Kinder. Hamburg, 1780. 9. Aufl. 1830.

Sittenbüchlein für Kinder. Dessau, 1777.

Proben einiger Versuche deutscher Sprachbereicherung. Braunschweig, 1781 — 92.

Theophron. 2 Thle. Hamburg, 1788. 9. Aufl. 1832.

Auszug aus Theophron. Braunschweig, 1760. N. Aufl. 1799.

Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Wörter. 2 Thle. gr. 4. Braunschweig, 1801. N. Aufl. 1813.

Wörterbuch der deutschen Sprache. 5 Bde. gr. 4. Braunschweig, 1807 — 11.

Ueber das Zweckmäßige und Unzweckmäßige in Belohnungen und Strafen. Braunschweig, 1788. u. s. w. u. s. w.

Campe hat sich vorzüglichen Ruhm durch seine pädagogischen und besonders durch seine Kinderschriften erworben, einer Gattung in welcher seine Leistungen noch immer als unvernichtete Vorbilder gelten. Eine seltsame Gabe sich zu dem Fassungsvermögen der Jugend herabzulassen und diese eben so sehr anzuregen und zu unterhalten als zu belehren, ein leichter, gefälliger, klarer und reiner Styl, warmes Gefühl und Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, so wie stets eine treffliche Wahl des Gegenstandes, sind nicht geringe Zierden derselben und haben ihrem Verfasser unsterbliche Verdienste um die Bildung unserer Jugend erworben. Dies ist jedoch jederzeit willig und dankbar anerkannt worden und Bücher wie der Campe'sche Robinson, die Entdeckung von Amerika, die Kinderbibliothek, fanden eine fast unglaubliche Verbreitung und wurden vielfach benutzt und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt;

auch sind diese Schriften unbedingt die beste Lecture die man Kindern in die Hände geben kann. Die höheren Erziehungsschriften des vortrefflichen Mannes athmen ebenfalls einen reinen Geist der Liebe und zeugen von seltsamer Umsicht, Vorsicht und Erfahrung. Als Sprachforscher kommt ihm endlich auf gleiche Weise gerechte Anerkennung zu; Deutschland verdankt ihm manche Belehrung und Bereicherung seiner Sprache, nur ließ er sich durch seinen Eifer, dieselbe von allem Fremdartigen zu reinigen, mitunter zu weit führen und gerieth zu Zeiten in einen Superpurismus, der ihn, da er an Uebertreibung streifte, nicht immer vor dem muthwilligen Spott seiner Gegner bewahrte.

Seine Schriften sind so allgemein zugänglich und bekannt, daß wir Mittheilungen aus denselben für überflüssig halten und den ohne dies beschränkten Raum für anderweitige Auszüge sparen. — Wo gäbe es wohl einen einigermaßen gebildeten Deutschen, der in seiner Jugend nicht mit Entzücken den Robinson Crusoe, die Eroberung von Amerika, und in reiferem Alter den Theophron u. s. w. mit Nutzen und Dankbarkeit gelesen hätte.

Friedrich Rudolph Ludwig, Freiherr von Canitz

ward am 27. April 1654 zu Berlin geboren und erhielt, da er seinen Vater schon früh verlor, durch die Fürsorge seiner Großmutter, der Oberkammerräthin von Burgsdorf, eine in jeder Hinsicht ausgezeigneten Frau, die vortrefflichste Erziehung. Im Jahre 1671 bezog er die Universität zu Leiden und begab sich von hier im folgenden Jahre nach Leipzig, wo er die Rechtswissenschaft studirte und die Tüchtigkeit der erworbenen Kenntnisse durch die öffentliche Vertheidigung einer akademischen Dissertation bethätigte. Nach vollendeter akademischer Laufbahn kehrte er 1675 nach Berlin zurück und machte dann zu seiner Ausbildung eine große Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien. Familienverhältnisse unterbrachen jedoch dieselbe und riefen ihn wieder nach Berlin, wo er Kammerjunker und Legationsrath und von dem Churfürst Friedrich Wilhelm während der Jahre 1681 bis 88 wiederholt in Staatsangelegenheiten versandt ward. Dem Congresse zu Haag wohnte er 1698 als Minister seines Fürsten bei und ward vom Kaiser Leopold mit dem Reichsadel beehrt. Nach einer sehr glücklichen funfzehnjährigen Ehe (seit 1681) mit Dorothea von Arnim, welche durch den Tod der Gattin getrennt wurde, vermählte er sich 1696 zum zweiten Male mit einem Fräulein von Schwerin, starb aber bereits am 11. August 1698 als wirklicher geheimer Staatsrath in Berlin.

Seine Gedichte erschienen erst nach seinem Tode in folgenden Ausgaben:

Nebenstunden unterschiedener Gedichte, herausgegeben von Lange. Berlin, 1702. Neueste Aufl. 1719.

Des Freiherrn von Canitz Gedichte, herausgegeben von J. U. König. Berlin, 1727. N. Aufl. 1765.

Dieselben, herausgegeben von Bodmer. Zürich, 1737, mit Kupfern von S. H. G. (Gessner) Bern, 1770.

C's Gedichte waren zu ihrer Zeit außerordentlich beliebt, was auch schon die vielen Ausgaben derselben beweisen. Dies rührte vorzüglich davon her, daß er sich von dem schlechten Geschmack jener Zeit frei zu erhalten wußte und im Verhältniß zu der damaligen Bildung der Sprache und des Verses äußerst correct und elegant schrieb. Seine dichterischen Leistungen sind jedoch meist ein Erzeugniß des Verstandes, und obwohl es ihnen nicht an natürlicher Wärme reiner Empfindung fehlt, so entbehren sie doch des Glanzes der Phantasie und der belebenden schöpferischen Kraft, auch leiden sie hin und wieder an unerträglicher Breite und rhetorischem Ueberfluß. Die Trauerode auf den Tod seiner Gemahlin, welche u. A. hier mitgetheilt ist, wird mit Recht als die gelungenste Arbeit der ganzen Sammlung betrachtet.

Vgl. Königs Leben des Freiherrn von Canitz, in der von ihm besorgten Ausgabe.
Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen. Bde. 3. St. 2. S. 448 — 467.
Varnhagen von Ense's biographische Denkmale. Bde. 4.

Klag-Ode
über den Tod seiner ersten Gemahlin.*)

Soll ich meine Doris missen**)?
Hat sie mir der Tod entrissen!
Oder bringt die Phantasey
Mir vielleicht ein Schrecken bey?
Lebt sie? Nein, sie ist verschwunden;
Meine Doris deckt ein Grab.
Schneid, Verhängniß, meinen Stunden
Ungesäumt den Faden ab!

Sollt ich dich noch überleben!
Der ich mehr, als mir ergeben,
Die ich in mein Herz gedrückt:
Die, die du mich so beglückt:
Daß die Welt mit Kron und Reichen
Mich zu keinem Neid gebracht,
Weil ich sie, dir zu vergleichen,
Niemahls groß genug geacht?

Doris, kannst du mich betrüben!
Wo ist deine Treu geblieben,
Die an meiner Lust und Gram
Immer gleichen Antheil nahm?
Du eilst zur bestirnten Strassen,
Und hast nun zum ersten mahl
Mich und unsern Bund verlassen;
Deine Wonne schafft mir Qual!

Was für Wellen und für Flammen
Schlagen über mich zusammen!
Unaussprechlicher Verlust,
Wie beklemmst du meine Brust!
Und wie kömmts? da ich mich kränke,
Werd ich gleichsam wie ergetzt,
Wenn ich nur an die gedencke,
Die mich in dieß Leid gesetzt.

Möchte mir ein Lied gelingen,
Sie nach Würden zu besingen:
Doch ein untermengtes Ach
Macht mir Hand und Stimme schwach;
Worte werden mir zu Thränen,
Und so muß ich mir allein,
In dem allergrößten Sehnen,
Der betrübte Zeuge seyn.

Ihr, die ihr mit Schrifft und Dichten
Könnt die Sterblichen vernichten,
Singt die Angst, die mich verzehrt,
Und der Doris ihren Werth;
Daß man sie, nach langen Jahren,
Mag bedauern, und auch mich.
Doch ihr könnt die Arbeit sparen
Wer kennt beydes so, wie ich?

*) Aus des Freyherrn F. R. L. von Canitz Gedichten. Herausgegeben von J. U. König. Berlin und Leipzig, 1750. 3. Auflage.

**) Die erste Gemahlin des Herrn v. Canitz hieß Dorothea Emerentia, und war eine geborne von Arnim.

Ihrer edlen Seelen Gaben
Hielt sie zwar nicht als vergraben;
Nein, sie waren Stadt und Land
Meistens, mir doch mehr, bekannt.
Manches Weib wird hoch gepriesen,
Das kaum so viel Tugend zehlt,
Als die Seligste von diesen
Aus Bescheidenheit verhehlt.

Daß sie wohl mit Gott gestanden
Sieht man, da sie von den Banden
Dieses Lebens wird befreyt;
Seht, wie sie der Tod bedräut,
Aber selbst beginnt zu zittern!
Denn sie zeigt ihm lächelnd an,
Daß, der die Natur erschüttern,
Ihren Schlaf kaum hindern kann.

In dem eitlen Welt-Gedränge,
Ward von der verführten Menge,
Die man allenthalben spührt,
Doris dennoch nie verführt,
Niemahls hatte sie erkohren
Einen Gift, der Zucker hieß;
Weil ihr etwas angebohren,
Das sofort die Probe wieß.

Doch, in Worten und in Werken,
Ließ sie einen Umgang merken,
Der nicht fremdes Thun verhönt,
Und das Seinige beschönt.
Was für kluge Tugend-Sätze
Macht indessen nicht ihr Mund,
Und für ungemeine Schätze
Noch vielmehr ihr Wandel kund!

Gütig, jedermann begegnen,
Lieb und Wohlthat lassen regnen,
Das war ihre beste Kunst.
Auch der höchsten Häupter Gunst *).
Und ihr innerstes Vertrauen,
Hat sie nie zum Stolz bewegt.
Wir und das, worauf wir bauen,
Sprach sie, wird in Staub gelegt.

Durch verstelletes Beginnen,
Fremden Beyfall zu gewinnen,
War ein zu verächtlich Spiel,
Das ihr niemals wohl gefiel.
Und was war es ihr vonnöthen?
Ihre Stirn, die nie betrog,
Machte so den Neid erröthen,
Als sie Herzen an sich zog.

Von der Anmuth ihrer Sitten
Fand ich mich schon längst bestritten;
Doch in unserm Ehestand
Ward ich heftiger entbrannt:
Weil ich so ein Herz erlesen,
Das, wenn Unglück auf uns stieß,
Eben ein so sanftes Wesen,
Als im Glücke spüren ließ.

Bey der liebsten Kinder Leichen **)
Gab sie kein verzagtes Zeichen.
Hof und Haus verging in Glut***).
Aber nicht ihr Helden-Muth.
Regung, Sinn und Muth zu brechen,
Nach des weisen Schöpfers Rath,
Und mir tröstlich zuzusprechen,
Das war alles, was sie that.

Mit was lieblichem Bezeigen
Gab sie sich mit ganz zu eigen!
Und wie sehr war sie bemüht,
Bis sie meine Neigung rieth.
Alles das hab ich verlohren!
Ach! wie werd' ich Traurens-voll!
Hat mein Unstern sich verschworen,
Daß ich sterbend leben soll?

Selbst das Pfand von unserm Lieben,
Das von allem übrig blieben,
Wenn ichs in der Unschuld seh,
Machet mir ein neues Weh;
Weil sein aufgeweckt Geblüte
Seiner Mutter froher Geist,
Und sein unverfälscht Gemüthe
Ihren wahren Abdruck weist.

Was mir ehmals wohlgefallen,
Schmeckt itzund nach lauter Gallen,
Und mich beugt der kleinste Wind,
Weil er mich verlassen findt;
Mir erweckt das Schau-Gerüste
Großer Höfe nur Verdruß,
Und mein Haus scheint eine Wüste,
Weil ich Doris suchen muß.

Ich durchirre Land und Seen,
In den Thälern, auf den Höhen,
Wünsch ich, wider die Gewalt
Meines Schmertzens, Aufenthalt.
Berg und Thal, samt See und Ländern,
Können auch zwar mein Gesicht,
Aber nicht mein Leid verändern;
Denn ich finde Doris nicht.

Euch ihr Zeiten, die verlaufen,
Könnt ich euch mit Blut erkaufen,
Die ich offt aus Unbedacht,
Ohne Doris zugebracht!
Sonne, schenck mir diese Blicke!
Komm, verdopple deinen Schritt!
Eilt, ihr Zeiten, eilt zurücke,
Bringt mir aber Doris mit!

Aber nein: Eilt nicht zurücke!
Sonst entfernen eure Blicke
Mir den längst begehrten Tod,
Und benehmen nicht die Noth.
Doch, könnt ihr mir Doris weisen?
Eilet fort! Nein, haltet still!
Ihr mögt warten. Ihr mögt reisen.
Ich weiß selbst nicht, was ich will.

Helfte meines matten Lebens,
Doris! ists denn gantz vergebens,
Daß ich kläglich um dich thu?
Kannst du noch, in deiner Ruh,
Die getreuen Seufzer hören?
Rührt dich meiner Schickung Grimm?
Ach, so laß dein Schlummern stören!
Sieh dich einmahl nach mir um!

Zeige dich mit den Geberden,
Die so manches mahl auf Erden
Mich von Sorgen loß gemacht.
Gieb mir noch, zu guter Nacht,
Nur mit Winken zu verstehen,
Daß du meinen Jammer kennst,
Wenns der Himmel so versehen,
Daß du dich auf ewig trennst.

Laß in der Gestalt dich schauen,
Wie dich in den seel'gen Auen
Eine Klarheit nun erleucht,
Der die Sonne selbst nicht gleicht.
Oder scheint der Engel Freude
Nicht durch grober Sinnen Flohr;
Wohl! so stell in meinem Leide,
Dich auf andre Weise vor.

Dürft ich küssend dich umfassen,
So, wie ich dich sah erblassen,
Wie der werthen Augen Paar
Dir zuletzt gebrochen war,

---

*) Churfürst Friedrich erwählte sie einsmahls, aus eigener Bewegniß, um mit Sr. Durchlaucht. Gemahlin nach Hannover auf den Carneval als Oberhofmeisterin, zu reisen. Von beiden aber ward sie jederzeit eines ganz besondern Vertrauens gewürdigt.

**) Von sieben in ihrer Ehe erzeugten Kindern blieb ihr nicht mehr als ein einiger Sohn im Leben.

***) Sein schönes Landgut Blumberg, welches 1695 fast ganz in Asche geiegt ward.

Und der Angst-Schweiß deiner Wangen,
Als mit Perlen angefüllt!
Denn so wäre mein Verlangen,
Sollt ich meinen, schon gestillt.

Ja, obgleich die Träume trügen,
So will ich mich doch vergnügen,
Wenn du in der stillen Rast
Meinen Wahn befriedigt hast.
Ist denn dieses auch verboten,
Ey! so steht die Hoffnung fest,
Daß der finstre Weg der Todten
Mich zu dir gelangen läßt.

Dann will ich, nach langem Schmachten,
Dich in Sions Burg betrachten.
Brich, erwünschter Tag, herein!
Und mein sterbliches Gebein
Soll, bis künftig unsre Seelen
Wieder in die Cörper gehn,
Nechst bey dir, in einer Höhlen,
Die Verwesung überstehn.

Wie geschieht mir? Darf ich trauen?
O du angenehmes Grauen!
Hör ich meine Doris nicht?
Die mit holder Stimme spricht:
Nur drey Worte darf ich sagen;
Ich weiß, daß du traurig bist;
Folge mir! Vergiß dein Klagen,
Weil dich Doris nicht vergißt.

Der drey und siebenzigste Psalm.

Gott wird Israel erfreuen,
Wenn es Ihn von Hertzen meint;
Und sein Volk noch benedeyen,
Ob es gleich in Aengsten weint.
Das ist sicher; Unterdessen
Hätt ich es beynah vergessen,
Und gezweifelt: ob Er sieht,
Was auf dieser Welt geschieht.

Denn ich konnt es nicht ergründen,
Daß wer dich, o Schöpfer, höhnt,
In dem höchsten Grad der Sünden
Wird mit lauter Glück bekrönt.
Daß er, wenn er mit Vergnügen
Seiner Jahre Zahl ersliegen,
Endlich bläset ohne Graus
Den verfluchten Athem aus.

Er erhebt sich, gleich den Zinnen,
Die von Marmor aufgethürmt,
Und verzärtelt seine Sinnen,
Wenn sonst eitel Unglück stürmt.
Wenn sein Wanst von Hoffart schwillet,
Wird sein Wünschen gleich erfüllet;
Ja was er zuweilen träumt,
Wird ihm alles eingeräumt.

Er verlästert alle Sachen,
Die nicht sein Gehirn gebiert,
Und darf selbst darüber lachen,
Wie dein Arm den Scepter führt.
Wer mag seine Thorheit schelten?
Was er schaffet, das muß gelten,
Und soll, bildt er sichs nur ein,
Uns gleich ein Orakel seyn.

Weil ihn nun kein Ziel beschrencket,
Wird der Pöbel irr gemacht,
Daß er bey sich selber denket:
Gott giebt nicht auf Menschen acht,
Er schläft in dem Himmel oben,
Und läßt den Tyrannen toben.
Was hilft uns die Frömmigkeit?
Wir sind arm, und er gedeyht.

Herr, ich muß die Wahrheit sagen:
Mich verdroß der Lauf der Welt;
Darum hätt ich diesen Klagen
Bald mein Ja-Wort zugesellt,
Und geglaubt, daß, die dich preisen,
Sich mit leerer Hoffnung speisen.
Zwar, ich dachte fleißig nach,
Doch war die Vernunft zu schwach.

Endlich ward in deinem Tempel
Mir eröffnet dieser Schluß:
Daß der Bösen ihr Exempel
Nicht zur Folge dienen muß.
Denn, o Gott! du läßst sie wallen,
Daß sie desto härter fallen;
Es ist eine Zeit bestimmt,
Da ihr Stolz ein Ende nimmt.

Schrecklich werden sie verstieben,
Leichter, als ein Traum, vergehn,
Und was etwan übrig blieben,
Wird in keinem Segen stehn.
Du vertilgest ihren Saamen,
Und es wird auf ihren Nahmen,
Den man erst so hoch geschätzt:
Nun ein steter Fluch gesetzt.

War es möglich? konnt ich wancken?
War ich schlafend oder blind?
Durch was thörichte Gedanken
War ich dümmer als ein Rind?
Daß ich, was du gut gefunden,
Zu bestügeln mich erwunden;
Dieses, was ich ausgeübt,
Macht mich schamroth und betrübt.

Künftig werd ich nicht mehr gleiten,
Weil ich dich zur Seiten hab;
Herr, du selber wirst mich leiten,
Dein Rath ist mein Wander-Stab
Endlich nach viel Dornen-Hecken,
Wirst du mir den Ort entdecken,
Da ich, aller Ehren voll,
Deine Wohlthat rühmen soll.

Könnte dieses Rund der Erden,
Und sein helles Sternen-Dach,
Meinem Willen dienstbar werden,
Fragt ich warlich nichts darnach.
Mag mir doch der Cörper schwinden,
Und die Seele Schmertz empfinden;
Du bleibst doch, o Gott, mein Heyl,
Meines Hertzens bester Theil.

Ich will mit der Bösen Haufen
Nicht auf einen fremden Pfad,
Noch dem Fall entgegen laufen,
Den ihr Thun verdienet hat.
Nur an dich will ich mich halten,
Dich laß ich in allem walten,
Und, so lang ich sprechen kann,
Zeig ich deine Wunder an.

Die dritte Satyre.

Von der Poesie.

Auf! säume nicht, mein Sinn, ein gutes Werck zu wagen,
Und aller Dichterey auf ewig abzusagen;
Gieb weiter kein Gehör, wenn die Syrene singt,
Und such ein ander Spiel, das bessern Nutzen bringt.
Wie? sprichst du, soll ich schon den Zeitvertreib verschwören
Dadurch ich bin gewohnt die Grillen abzukehren,
Der mir, in Sicherheit, bisher die Stunden kürtzt?
An statt, daß mancher sich, aus Lust, in Unlust stürtzt,
Und, weil ein schwartzer Punct im Würfeln ausgeblieben,
Zuletzt aus dem Besitz der Güter wird getrieben.
Ich thu mir schon Gewalt, wenn ich viel Thorheit seh,
Die ich bescheidentlich mit Schweigen übergeh;
Das aber ding ich aus, nicht zu des Nechsten Schaden,
Nein, sondern nur mein Hertz der Bürde zu entladen,
Daß ich durch einen Reim, was ich den gantzen Tag
Geduldig angemerckt, mir selbst vertrauen mag.
Da schenk ichs keinem nicht, kein Ort ist, den ich schone,
Von schlechten Hütten an, bis zu des Königs Throne.
Ein bärtiger Heyduck, der, wie ein Cherubim,
Die Streit-Axt in der Hand, die Augen voller Grimm,

Der Auserwehlten Sitz verſchleußt für meines gleichen,
Muß, wie ein ſchüchtern Reh, von ſeiner Wacht entweichen,
Wenn mein gerechter Zorn erſt anzubrennen fängt,
Und ſich bis in den Schooß des blinden Glückes drängt,
Die Larve vom Geſicht des Laſters wegzureiſſen.
Weh dem, der thöricht iſt, und dennoch klug will heiſſen!
Denn wo ſein Nahme nur ſich in die Verſe ſchickt,
So wird er alſofort dem Mayer beygerückt,
In meinem Schüler-Stand, auf den beſtaubten Bänken
Hub ſich die Kurtzweil an. Sollt ich auf Sprüche denken,
Die man gezwungen lernt, und länger nicht bewahrt,
Als bis der kluge Sohn, nach Papagayen-Art,
Sie zu der Eltern Troſt, dem Lehrer nachgeſprochen,
So ward mir aller Fleiß durch Reimen unterbrochen,
Da mahlt ich ungeübt, in meiner Einfalt, ab,
Wenn Meiſter und Geſell mir was zu lachen gab;
Bis, nach und nach, die Zeit den Vorhang weggeſchoben,
Und mir, was ſcheltens-werth, hingegen was zu loben,
Was Hof und Kirch und Land und Stadt für Wunder hegt,
Und was mir ſelber fehlt, getreulich ausgelegt.
Das mach ich mir zu Nutz, und durch des Himmels Güte,
Werd ich je mehr und mehr beſtärckt, daß ein Gemüthe,
Wenn es der Tyranney des Wahnes obgeſiegt,
Und ſeine Freyheit kennt, gantz Peru überwiegt:
Das iſts, was offt mein Kiel ſchreibt in gebundnen Sätzen.
Was mich nun dergeſtalt in Unſchuld kann ergetzen,
Wozu mich die Natur... Halt ein, verführter Sinn,
Drum eben ſtraf ich dich, weil ich beſorget bin,
Es möchte, was itzund noch leicht iſt zu verſtören,
Sich endlich, unvermerkt, in die Natur verkehren,
Wo hat Juſtinian das ſtrenge Recht erdacht,
Durch welches ein Phantaſt wird Vogel-frey gemacht?
Und, da ein weiſer Mann dieß für was Groſſes ſchätzet,
Daß man noch keinen Zoll auf die Gedanken ſetzet,
Iſt wohl der beſte Rath, man ſeh und ſchweige ſtill,
Und ſtelle jedem frei, zu ſchwärmen, wie er will;
Indem es faſt ſo ſchwer, die rohe Welt zu zwingen,
Als mancher Prieſterſchafft das Beicht-Geld abzubringen.
Ein Spiegel weiſet uns der Narren Heßlichkeit,
Doch wird er offtermahls deswegen angeſpert.
Du meinſt zwar, was du ſchreibſt, ſoll nie das Licht erblicken,
Wie bald kann aber dieß auch dir eins mißglücken?
Von deinem ſchönen Zeug, entdeck ich, wie mich deucht,
Schon manch geheimes Blatt, daß durch die Zechen feucht;
So wirſt Du ein Poet, wie ſehr Du es vermeineſt;
Wer weiß, ob du nicht bald in offnem Druck erſcheineſt?
Vielleicht wird dein Gedicht, des Müßigganges Frucht,
Noch bey der ſpäten Welt einmahl herfür geſucht,
Und mit dem Juvenal in einem Pack gefunden,
Wenn man ihn ungefähr in Löſchpapier gewunden.

Schreibt dir dein beſter Freund, der deinen Rath begehrt,
So ſcheints, als hielteſt du ihn keiner Antwort werth;
Bringt jemand ein Gewerb, das auf dein Wohlergehen,
Auf Ehr und Vortheil zielt; du läßt ihn drauſſen ſtehen;
Trifft du Geſellſchafft an, die ein Geſpräch ergetzt,
Wo der Bekümmertſte ſein Lied beyſeite ſetzt,
So runtzelſt du die Stirn in ſo viel hundert Falten,
Daß du offt für ein Bild des Cato wirſt gehalten.
Ein jeder wollte gern erfahren, was dich quält;
Indeſſen ſchleichſt du fort, weiſt ſelbſt kaum, was dir fehlt.
Dein Haus wird zugeſperrt, die Schlöſſer abgeſpannet,
Wie es ein Zaubrer macht, wenn er die Geiſter bannet;
Und da die halbe Welt von aller Arbeit ruht,
Weckſt du den Nachbar auf, den des Camines Glut
Und ſpäte Lampe ſchreckt, die dich im Fenſter zeigen,
Als wollteſt du Thurm und Dach, aus Mondſucht, überſteigen.
Warum? Was ficht dich an? Was iſts? Was macht dich toll?
Ein Wort. Was für ein Wort? Das hinten reimen ſoll.
Verdammte Poeſie! Mein Sinn, laß dich bedeuten,
Eh ich die Nieſewurtz darf laſſen zu bereiten.
Greiff erſt die Fehler an, die du ſelbſt an dir ſiehſt,
Eh du der andern Thun durch deine Hechel ziehſt;
Dann ſollt ich hier die Müh, dich zu erforſchen, nehmen
Wir müſten, iſts nicht wahr? uns vor einander ſchämen,
Kurtz: Wer das Richter-Amt auf ſeine Schultern nimmt,
Der ſeh, ob ſein Geſetz mit ſeinem Wandel ſtimmt.
Wird doch die Cantzel roth, wenn ein erhitzter M..
Der geilen Heerde ſchwatzt, von Sodom, Rach und Feuer,
In Cloris Gegenwart, die noch verwichnen Tag
In dem verliebten Arm des treuen Hirten lag.

Iſts möglich, kann dir noch die Dichter-Kunſt gefallen?
Gieb Achtung, bitt ich dich, wie unſre Lieder ſchallen,
Und was für eine Brut man allenthalben heckt,
So weit ſich das Gebieth des Teutſchen Bodens ſtreckt.
Durch Opitz ſtillen Bach gehn wir mit trocknen Füſſen,
Wo ſieht man Hofmanns Brunn, und Lohnſteins Ströme flieſſen?
Und, nehm ich Beſſern aus, wem iſts wohl mehr vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hypocrene kennt?
Wer itzt aus Pfützen trinckt, tritt in Poeten-Orden,
So, daß der Helikon ein Blocksberg iſt geworden,
Auf welchem das Geheul des wilden Pans ertönt,
Der ſeine Sänger-Zunft mit Haſen-Pappeln krönt.
Vor Alters, wo mir recht, ward nie ein Held beſungen,
Wenn er nicht durch Verdienſt, ſich in die Höh geſchwungen;
Und eine Redens-Art, die Göttlich ſollte ſeyn,
Ward zu derſelben Zeit den Sclaven nicht gemein.
Wo lebt itzt ein Poet, der dieß Geheimniß ſchonet?
So bald er einen merckt, der ihm die Arbeit lohnet,
Wird ſeinem Pegaſus der Sattel aufgelegt,
Der ein erkauftes Lob bis an den Himmel trägt?
Den wir mit ſolcher Poſt ſo offt zum Zorne reitzen,
Und öffter noch vielleicht, als ſich die Sterne ſchneutzen.
Daß groſſentheils die Welt in träger Luſt verdirbt,
Und ſich, um wahren Ruhm, ſo ſelten mehr bewirbt,
Iſt der Poeten Schuld. Der Weyhrauch wird verſchwendet,
Und manchem Leib und Seel, um die Gebühr verpfändet,
Daß die Unſterblichkeit ihm nimmer fehlen kann,
Der, wie ein Erden-Schwamm, ſich kaum hervor gethan,
Und den doch anders nichts vom Pöbel unterſcheidet,
Als daß ein bieder Fürſt ihn an der Seite leidet;
Da er für jedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
Ein Pfund des eitlen Glücks und ſchnöden Goldes zehlt.

Man denckt und ſchreibt nicht mehr, was ſich zur Sache ſchicket,
Es wird, nach der Vernunft, kein Einfall ausgedrücket,
Der Bogen iſt gefüllt, eh man an ſie gedacht,
Was groß iſt, das wird klein, was klein iſt, groß gemacht;
Da doch ein jeder weiß, daß in den Schildereyen
Allein die Aehnlichkeit das Auge kann erfreuen,
Und eines Zwerges Bild die Artigkeit verliehrt,
Wenn er wird in Geſtalt des Rieſen aufgeführt.
Wir leſen ja mit Luſt Aeneas Abentheuer.
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es ſein Virgil ſo glücklich vorgeſtellt,
Daß uns, ich weiß nicht wie, ein Schrecken überfällt.
Und hör ich, Dido, dich von Lieb und Undanck ſprechen,
So möcht ich deinen Hohn an den Trojanern rächen.
So künſtlich trifft itzund kein Dichter die Natur,
Sie iſt ihm viel zu ſchlecht, er ſucht ſich neue Spur:
Geußt ſolche Thränen aus, die Lachens-würdig ſcheinen,
Und wenn er lachen will, ſo möchten andre weinen.
Ein Teutſcher iſt gelehrt, wenn er ſolch Teutſch verſteht.
Kein Wort kömmt für den Tag, das nicht auf Stelzen geht,
Fällt das geringſte vor in dieſen Krieges-Zeiten;
So, dünckt mich hör ich ſchon die Wetter-Glocke läuten:
Ein Flammen-ſchwangrer Dampf beſchwärtzt das Lufft-Revier,
Der Strahl-beſchwängte Blitz bricht überall herfür,
Der grauſe Donner brüllt, und ſpielt mit Schwefel-Keilen.
Der Leſer wird betrübt, beginnet fort zu eilen,
Bis er ins Trockne kommt; weil doch ein Wolcken-Guß
Auf ſolchen harten Knall nothwendig folgen muß,
Und läßt den armen Tropf, der Welt zur Strafe, reimen,
Wie ein Beſeßner pflegt, in ſeiner Angſt, zu ſchäumen.
Geht wo ein Schul-Regent in einem Flecken ab,
Mein Gott! wie raſen da die Dichter um ſein Grab;
Der Tod wird ausgeſilzt, daß er dem theuren Leben
Nicht eine längre Friſt, als achtzig Jahr, gegeben;
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lerm gemacht.
Minerva, wenn ſie gleich in ihrem Hertzen lacht,
Auch Phöbus und ſein Chor, die müſſen, wider Willen,
Sich traurig, ohne Troſt, in Flor und Boy verhüllen.
Mehr Götter ſieht man offt auf ſolchem Zettel ſtehn,
Als Bürger in der That mit zu der Leiche gehn.
Ein andrer, von dem Pfeil des Liebens angeſchoſſen,
Eröffnet ſeinen Schmertz mit hundert Gaucklen-Poſſen,
Daß man geſundern Witz bey jenem Tänzer ſpührt,
Den die Tarantula mit ihrem Stich berührt.
Was er, von Kindheit an, aus Büchern abgeſchrieben,
Das wird, mit Müh und Zwang, in einen Vers getrieben.
Die Seufzer, wie er meint, erweichen Kieſelſtein,
Die voll Gelehrſamkeit, und wohl beleſen, ſeyn,
Des Aetna Feuer-Kluft muß ſeiner Liebe gleichen,
Und aller Alpen Eis der Liebſten Kälte weichen.
Indeſſen aber wird das arme Kind bethört,
Und weiß nicht, was ſie fühlt, wenn ſie dergleichen hört;

Ja, wenn ihr Coridon, gebückt vor ihren Füſſen,
Der Klage Bitterkeit ein wenig zu verſüſſen,
Nichts anders als Zibeth und Ambra von ſich haucht,
Und ſie kein Vibergeil zum Gegenmittel braucht;
So mag des Mörders Hand, was ihm von ſeinem Dichten
Noch etwan übrig bleibt, auf ihre Grab-Schrifft richten.

Doro Caro s. Gerber.

Friedrich Wilhelm Carové

ward am 20. Juni 1789 zu Coblenz geboren, ſtudirte die Rechte und erhielt, nachdem er 1809 Licentiat geworden, im Jahre 1811 eine Anſtellung als Conſeiller-Auditeur bei dem Appellationshofe zu Trier. Nachdem er ſpäter mehrere Aemter bei der Rhein-Octroi bekleidet, wurde er 1816 Schiffzoll-Einnehmer zu Andernach und kurz darauf penſionirt. Jetzt ſtudirte er von Neuem Philoſophie in Heidelberg, Berlin und Breslau, trat dann in letzterer Stadt als Privatdocent auf, entſagte jedoch ſchon im folgenden Jahre dieſer Laufbahn und lebte ſeit dieſer Zeit als Privatgelehrter zu Frankfurt am Main.

Er gab heraus:

Taſchenbuch für Freunde altdeutſcher Zeit und Kunſt. Mit E. v. Groté. Köln, 1816.
Romantiſche Blätter. Eiſenach, 1818.
Ueber das Recht und die Gegenſtände der öffentlichen Beurtheilung. Trier, 1825.
Religion und Philoſophie in Frankreich. Göttingen, 1827. 2 Thle.
Ueber die allein ſeligmachende Kirche. Göttingen, 1827 2. Abth.
Was heißt römiſch-katholiſche Kirche? Altenburg, 1828.
Die letzten Dinge des römiſchen Katholicismus in Deutſchland. Leipzig, 1832.
Ueber das Coelibatgeſetz des römiſchen Klerus. 2 Thle. Frankfurt, 1832—33.
Kosmorama, eine Reihe von Studien u. ſ. w. Frankfurt a. M. 1831.
Moosroſen zum Chriſtgeſchenk. Frankfurt a. M. 1831.
Der Saint-Simonismus und die neuere franzöſiſche Philoſophie. Leipzig, 1831.
Reden an und Abhandlungen über die Burſchenſchaft. Eiſenach 1817. (Einzeln erſchienen.)
Die beiden Freunde. Leipzig, 1821.
Der Meſſianismus, die neuen Templer u. ſ. w. Leipzig, 1834.
Das römiſch-katholiſche Coelibatgeſetz in Frankreich und Deutſchland. Offenbach, 1834.
Rückblick auf die Urſachen der franzöſiſchen Revolution u. ſ. w. Hanau, 1834.
Ueber kirchliches Chriſtenthum u. ſ. w. Leipzig, 1835.
Zur Beurtheilung des Buchs der polniſchen Pilgrimme u. ſ. w. Zürich, 1835.
Einzelne Abhandlungen in Zeitſchriften u. ſ. w. u. ſ. w.

Carové iſt einer von den wenigen Schriftſtellern, welche mit ungetrübtem Blicke, ruhiger Beurtheilung, Scharfſinn und Geiſte, dem Laufe der Begebenheiten während der letzten Zeit folgten und ihre Einwirkung auf Kirche und Staat, ſo wie die daraus entſpringenden bereits eingetretenen, aber noch zu erwartenden Folgen, freimüthig und unpartheiiſch zu entwickeln ſuchten. Er hat vorzüglich auf die Forderungen und Aeußerungen des Katholicismus ſein Augenmerk gerichtet und ihnen, unterſtützt von gründlichen und hiſtoriſchen Kenntniſſen, die ihm gebührende Stellung angewieſen, ſtets Bezug auf die übrigen mehr oder weniger hervortretenden religiöſen Erſcheinungen des Tages nehmend und dieſe von dem Standpunkte eines klaren und unbefangenen Denkers aus würdigend. Eine gewandte, allgemein verſtändliche und beredte Darſtellung herrſcht in ſeinen ſämmtlichen Leiſtungen vor, und macht ſie um ſo empfehlenswerther, —

Jakob Carpov,

ein zu ſeiner Zeit geſchätzter Redner, ward am 29. September 1699 zu Goslar geboren, beſuchte die hohen Schulen in ſeiner Vaterſtadt und zu Gotha, ſtudierte darauf während der Jahre 1721 — 1725 in Halle und Jena, und trat nach Ablauf dieſer Zeit an letzterer Univerſität als Privatdocent auf. Streitigkeiten, in welche er verwickelt wurde, bewogen ihn jedoch dieſe Laufbahn zu verlaſſen und 1736 nach Weimar zu gehen, wo er 1737 Rector, 1742 Profeſſor der Mathematik und 1745 Director des Gymnaſiums wurde. Die Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin ernannte ihn ferner zu ihrem Mitgliede. Er ſtarb am 9. Juli 1768.

Von ihm erſchienen in deutſcher Sprache:

Trauerreden. Jena, 1736.
Der geſegnete Neujahrswechſel. Weimar, 1742.
Die glückſelige Einſamkeit. Weimar, 1743.
Feierliche Rede bei dem Regierungsantritt des Herzogs zu Sachſen-Weimar, Ernſt Auguſt Konſtantin. Weimar, 1756.

Carpov's Reden zeichnen ſich für jene Zeit vortheilhaft durch Einfachheit und Geſchmack aus. Seine theologiſchen Schriften und ſeine Bemühungen die Wolfiſche Philoſophie zu verbreiten, erwarben ihm damals jedoch noch größeren Ruhm.

Friedrich Auguſt Cartheuſer

ward am 6. Auguſt 1734 zu Halle geboren, ſtudirte Medizin zu Frankfurt an der Oder, erhielt 1753 das Doctordiplom und trat 1765 eine ordentliche Profeſſur der Arzneiwiſſenſchaft zu Gießen an. 1767 wurde er Heſſen-Darmſtädtiſcher Bergrath, 1772 Aufſeher des botaniſchen Gartens und 1778 Fürſtl. Naſſau-Uſingenſcher Kammerrath, doch mußte er bereits im folgenden Jahre wegen Kränklichkeit ſeine Aemter aufgeben. Er lebte von nun an als Privatmann auf einem ihm gehörigen Freigute bei Idſtein dann ſeit 1790 zu Birkenbach an der Bergſtraße und ſeit 1793 zu Schierſtein im Oberamte Wisbaden, wo er am 12. December 1796 ſtarb.

Von ihm erschienen:
Sinngedichte von F. X. Cartheuser. M. A. 1763. O. O.
Der Herbst, eine Ode. Frankfurt a. d. O. 1762. 4.

Einzelne Gedichte in Zeitschriften.

C. ist als Dichter durchaus unbedeutend; seinen Epigrammen fehlt es an Witz, Kraft und Schärfe.

Franz Xaver von Caspar,

am 15. October zu München geboren, trat nach vollendeten Studien in Staatsdienste und ward K. Baierscher Regierungsrath zu Straubingen — 1801 in Ruhestand versetzt, lebte er seitdem als Privatmann zu München.

Er gab heraus:
Der Sturm. Singspiel. München, 1798.
Der 13. Julius. München, 1799.
Maxmilian I. Kurfürst von Baiern. Bamberg, 1820.
Aventin. Historisches Drama. Leipzig, 1825.

v. C. hat das historische Drama mit Erfolg cultivirt und sich, da es seinen Leistungen nicht an Wärme, Wahrheit und Leben fehlt, günstigen Beifalls erfreut.

Johann Wilhelm Christian Gustav Casparson

ward am 7. September 1729 in Ginsten geboren, erhielt seine Ausbildung im Halle'schen Waisenhause und studierte dann Theologie, Geschichte und schöne Literatur. Nachdem er eine Zeitlang Erzieher bei dem Staatsminister von Canegießer in Kassel gewesen und sich durch einige poetische Versuche ausgezeichnet hatte und demzufolge Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Göttingen (1751) und (1753) der Gesellschaft der freien Künste zu Leipzig geworden war, besuchte er, von seinem Landesherren Ludwig Wilhelm VIII. unterstützt, die Universität Göttingen, um sich zu einer Professur der schönen Wissenschaften vorzubereiten. Der siebenjährige Krieg zwang ihn jedoch zwei Jahre darauf dieselbe bereits wieder zu verlassen und dem fürstlichen Hofe nach Niedersachsen zu folgen. 1758 ward er Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Bremen, und 1759 Professor der Geschichte und schönen Literatur am Collegium Carolinum zu Kassel, um dessen Verbesserung er sich sehr verdient machte. Nachdem er stets wissenschaftlich thätig, noch Professor am Kadettencorps und Mitdirector des Lyceum Fridericianum, so wie beständiger Secretair der Gesellschaft der Alterthümer und Fürstl. Hessischer Rath daselbst geworden, starb er im hohen Alter, allgemein verehrt und geachtet, am 8. September 1802.

Er gab heraus:
Ankündigung eines epischen Gedichts der altschwäbischen Zeit. Kassel, 1780.
Wilhelm der heilige von Oranse. — Erster Theil von Heinrich Turheim. Kassel, 1781. Zweiter Theil von Wolfram von Eschenbach. Kassel, 1784. 4. Der dritte Theil ist nicht erschienen.
Gedichte. Kassel, 1797.
Die unbewohnte Insel. Singspiel. Kassel, 1762.
Jahnhilde. Trauerspiel. Kassel, 1768.
Theuromal. Trauerspiel. Kassel, 1771.
Askonius und Irene. Allegorisches Drama. Kassel, 1794.
Geschichte sämmtl. Hessen-Cassel. Französ. Colonieen. Kassel, 1785.
Geschichte der alten Zeiten und Völker. Kassel, 1787.
Einzelne Abhandlungen und Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

Als Dichter ist C. nie von Bedeutung gewesen; er huldigte dem gereinigten Geschmacke der sogenannten Zweiten Sächsischen Schule zu seiner Zeit und suchte sich in seinen Bestrebungen den Koryphäen derselben anzuschließen, doch sind seine lyrischen und dramatischen Poesieen längst der Vergessenheit übergeben und verdienen es auch nicht, derselben wieder entrissen zu werden. Als deutscher Alterthumsforscher erwarb er sich jedoch manches Verdienst, das seinen Namen der Nachwelt würdig aufbewahren wird. —

Johann Ludwig Casper,

Dr. und Professor der Medicin, Königl. Preuß. Medicinalrath und Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse in Berlin, ward daselbst am 11. März 1796 geboren, studierte in seiner Vaterstadt und in Halle die Arzneiwissenschaft, machte von 1820 — 22 eine größere Reise durch Frankreich und England und habilitirte sich nach seiner Rückkehr als Docent an der Berliner Universität.

Außer einer Reihe sehr verdienstvoller medicinischer Schriften, deren Nennung hier nicht an ihrem Platze wäre, schrieb er unter dem angenommenen Namen Till Ballstarius:

Die Karfunkelweihe. Romantisches Trauerspiel. Leipzig, 1817,

eine geistreiche und witzige Verspottung der falschen Romantik, so wie mehrere einzelne, in Zeitschriften verstreute Gedichte, welche ein schönes und glückliches Talent beurkunden.

Johann Friedrich Castelli

ward am 6. März 1781 zu Wien geboren, privatisirte daselbst bis zum Jahre 1812 und bekleidete seit dieser Zeit die Aemter eines K. K. Ständischen Officials, Hofopernbichters und Redacteurs des Wiener Conversationblattes.

Seine Schriften sind:
Bären. Eine Sammlung Wiener Anekdoten 1—12. Wien, 1825—32.
100 vierversige Fabeln. Wien, 1822.

Gedichte in niederöſtreichiſcher Mundart. Wien, 1828.
Poetiſche Kleinigkeiten. 5 Bdchen. Wien, 1816—1826.
Wiener Lebensbilder. Skizzen. Wien, 1828.
Lebensklugheit in Haſelnüſſen. Wien, 1825.
Logogryphen-Ungeheuer. Wien, 1829.
Gedichte. Einzige vollſtändige Sammlung. Berlin, 1835. 6 Bdchen.
Opern, größtentheils nach dem Franzöſiſchen: die Scheidewand; die Schweizerfamilie; die Familie auf Isle de France; Demophron; Alle fürchten ſich; Franciska de Foix; Ferdinand Cortez; Roderich und Kunigunde u. ſ. w.
Dramatiſche Dichtungen, größtentheils nach dem Franzöſiſchen: die Waiſe und der Mörder; Domeſtikenſtreiche; Guſtav; Raphael; Salmonio; der Marſchall von Luxemburg; der König und der Narr; die Waiſe aus Genf; der Schickſalsſtrumpf von den Brüdern Fatalis u. ſ. w.

C. gab ferner noch in Verbindung mit Anderen heraus:

Dramatiſches Sträußchen. Wien, 1816 fgde.
Huldigung der Frauen. Wien, 1822 fgde.
Wiener Converſationsblatt u. ſ. w. Außerdem lieferte er Gedichte und Aufſätze in die Abendzeitung, Zeitung für die elegante Welt, Almanache u. ſ. w.

Caſtelli's Muſe kann die Behaglichkeit genannt werden. Gewandtheit und Anmuth, ein gefälliges Spiel auf der Oberfläche des Lebens, leichte und glückliche Behandlung der Sprache wie der Gegenſtände, harmloſer Scherz und gemüthliche Freundlichkeit, Witz und Verſtand ſind ihm eigen; es fehlt ihm ſelbſt nicht an jener Würde als Dichter, welche Redlichkeit und Wohlwollen immer verleihen, aber Tiefe und Begeiſterung, ſo wie überhaupt alle höheren Eigenſchaften, welche Anſpruch auf die Verehrung und Bewunderung von Seiten der Zeitgenoſſen geben und ein Recht auf Ruhm bei der Nachwelt erwerben, vermißt man gänzlich bei ihm. Er iſt daher am glücklichſten im Komiſchen und Naiven, und ſeine öſtreichiſchen Lieder ſind Muſter von glücklicher und volksthümlicher ſchriftlicher Behandlung eines Idioms. In ſeinen dramatiſchen Arbeiten, die ſich mit wenigen Ausnahmen eines guten Erfolges auf der Bühne erfreuten und meiſt Nachahmungen und Bearbeitungen franzöſiſcher Vorbilder ſind, hat er leider zu ſehr dem ſchlechten Geſchmack des Tages gehuldigt und mehr den ſceniſchen Effect zu erreichen als die eigentlichen Anforderungen der Kunſt zu befriedigen geſucht.

Sankt Martin.*)

Eine Legende.

Sankt Martin mit viel Rittersblut'
Wohl über's Feld zum Jagen reit't,
Und als ſie kamen an einen Hag,
Ein nackter Mann an der Straße lag,
Dem klapperten vor Froſt die Zähne
Und an der Wimper fror ihm die Thräne. —
Er rang die Hände und bat mit Beben:
Sie möchten ihm ein Almoſen geben. —
Und alle die Ritter zogen fürbas,
Dem nackten Armen gab keiner was;
Sie wendeten von ihm das Angeſicht,
Die Jammergeſtalt zu ſchauen nicht. —
Der Martin aber ſein Roß hielt an:
„Von mir, du Armer, ſollſt was ha'n!" —
Er nimmt ſein Schwert und alſogleich
Haut er ſeinen Mantel — geſticket reich
Mit Gold und Silber — entzwei in Eil'
Und giebt dem Nackten einen Theil,
Die andre Hälfte er ſelber behalt't
Und reitet den Andern nach in den Wald. —

Und wie den Martinus erblicket die Rott',
Ueberhäufen ſie ihn mit Hohn und Spott:
„Da ſeht nur einmal den Narren an,
„Theilt ſein Kleid mit dem Bettelmann;
„Der halbe Mantel ſteht ihm gar ſchön,
„Er kann damit zum Banquette gehn,
„Damit ihn künftig mag Jeder kennen,
„So woll'n wir den halben Ritter ihn nennen."
Sie lachten und witzelten noch gar viel,
Martinus war all' ihres Spottes Ziel. —

Doch wie der Abend zu dämmern beginnt,
So wehet ein kalter, ſchneidender Wind;
Die Ritter hüllten ſich alle fein
In ihre großen Mäntel ein,
Und wollten reiten ſogleich von hinnen,
Doch konnten ſie keinen Ausweg gewinnen,
Nur immer tiefer kommens in den Wald
Und pfiff der Wind noch einmal ſo kalt,
Sie jammerten ſehr und vermeinten ſchier,
Sie müßten vor Kälte heut' ſterben hier;
Martinus nur mit dem halben Kleid,
Empfindet's nicht, daß der Wind ſo ſchneid't,
Er lächelt über ihr Schnappern und Bangen
Und ſitzt auf dem Roß mit glühenden Wangen. —

Und ſetzo ein roſenfarbiges Licht
Hervor aus der dunkelen Wildniß bricht,
Und unter die Starrenden tritt heran
Herr Chriſt, mit dem halben Kleid angethan,
Das jenem Armen Martinus gegeben,
Und um ihn herum ſeine Engelein ſchweben.
Und Jeſus ſich zu Martino wendet:
„Ja, wahrlich, was Ihr den Armen ſpendet,
„Das habet Ihr mir ſelber gegeben,
„Und Früchte trägt's Euch im Tod' und im Leben;
„Jedwede Wohlthat — noch ſo klein, —
„Wird Euch erwärmen und lohnend ſeyn." —

Sie fielen All' auf ihr Angeſicht
Und Jeſus verſchwand; — doch des Glaubens Licht,
Es leuchtete über dem heidniſchen Haufen,
Sie ließen ſich alle zu Chriſten taufen.

Des Bauerknaben Beſchreibung der Stadt.

Vater! laßt mich zu Athem kommen,
Das war was Prächtiges in der That.
Mein Pathe — ihr wißt — hat mich mitgenommen
In die große, herrliche Stadt. —
Es iſt ja da drinnen gerad' wie im Himmel,
Im Kopf geht's mir immer noch um und um,
Man wird in dem ſchrecklichen Lärm und Getümmel,
— Ihr könnt mir es glauben — ordentlich dumm. —

Das iſt ein Thurm, — poz Donner und Hagel! —
Der reicht euch faſt in die Wolken hinein,
Der unſrige iſt gegen den nur ein Nagel,
Und inwendig ſoll er noch höher ſeyn. —
Die Häuſer ſeh'n alle aus wie die Schlöſſer,
Sie ſind — ſo war ich kein Lügner bin —
So groß als unſer Schloß, — wo nicht größer —
Da wohnen gewiß nur Verwalter darin. —

Doch hat mich gewundert, — daß muß ich euch ſagen, —
Die Thüren von manchem Haus ſind ſo klein,
Da kann ja kein heubeladner Wagen,
Nicht einmal ein rechtſchaffner Ochſe hinein;
Auch hab' ich keine Gärten geſehen,
Nicht Wieſen, noch Aecker bei einem Haus:
So eingeſperrt, Vater, könnt' ich nicht beſtehen,
Sie ſehen auch alle ſo bleichwangig aus. —

Die Wagen ſind prächtig, mit Gold auch beſchlagen,
Doch Eins iſt närriſch, — das klärt mir mal auf, —
Die ſchlecht Gekleideten ſitzen im Wagen,
Und die Goldenen und Silbernen ſteh'n hinten auf, —
Und entweder müſſen's den Hafer ſparen,
Oder ſo ein Herr muß gewichtig ſeyn,

Denn will er nur durch ein Paar Gaſſen fahren,
So ſpannen's ihm oft gar vier Pferde ein. —

Und Leute giebt's, Vater, in allen Straßen,
— Sie ſtoßen einen bald her, bald hin, —
Das hab' ich mir einmal nicht nehmen laſſen,
Es iſt ein ewiger Kirchtag da drin.
Jedoch erſchrack ich bei jedem Blicke,
All' Schritte kam mir ein Schulmeiſter im Lauf,
Sie tragen in Wien zwar keine Perücke,
Doch haben — wie unſ'rer — ſie Brillen auf. —

Ich bin mit dem Pathen im Wirthshaus geweſen,
Da hat man Speiſen und Braten vollauf,
Kein Menſch kann den ganzen Zettel durchleſen,
Doch das Beſte — die Knödel — ſteh'n doch nicht drauf. —
Der Wein, lieber Vater, war ſchwer zu genießen,
's war der, den Ihr heißt den Drei-Männer-Wein,
Wo zwei den dritten hübſch hatten müſſen,
Damit er ihn bringt in die Gurgel hinein.

Kurzum! die Stadt hat mir gut gefallen,
Doch bin ich wie närriſch, zum Wagen gerannt,
Als ich hörte des Peters Peitſche knallen
Und als er rief: „Es iſt angeſpannt!“
Und wie hinter mir war der Häuſerhaufen,
Da ſchrie und jauchzte ich laut vor Luſt.
Jetzt, Vater, jetzt laßt auf die Wieſe mich laufen,
Denn immer noch iſt es mir eng' um die Bruſt.

Der Leibarzt des Fürſten.

Eine Anekdote.

Im Städtchen — ja der Nahm' entfiel mir ganz —
Ward von dem klugen Rath gebothen:
„Daß in dem Buch' — in dem der Todten
„Nahm', Sterbetag und Krankheit aufgezeichnet war —
„Des Arztes Nahm' auch eingezeichnet werde,
„Der ſie durch ſeine Kunſt befördert in die Erde.“ —
Und dieß geſchah auch ſtets mit Pünktlichkeit,
— So, daß zu jeder Zeit
Dieß Sterb'regiſter auswies, wie viel Kranke
Ein jeder Arzt in dieſer Stadt
Zum Himmel ſchon befördert hat. —
— Fürwahr, nicht gar zu ſchlecht war der Gedanke! —

Einſt kam ein fremder Fürſt auf ſeiner Reiſe
Durch dieſes Städtchen; nach der Großen Weiſe
Hat er den eig'nen Leibarzt auch bei ſich; —
Der aber — 's iſt doch wunderlich,
Die Herrn vermögen auch ſich ſelbſt nicht zu curiren —
Ging ſchnell hinüber in das beſſ're Land,
— Wo er viel' ſeiner Patienten fand,
Die vor ihm durch ihn mußten abmarſchieren —
In Proſa ſeys geſagt: Es ſtarb der Medicus;
Das machte nun dem Fürſten viel Verdruß:
— Denn der Verblichne kannte ſchon
Die kleinen Uebel alle auf ein Haar,
Womit der Fürſt behaftet war,
Und wußt' ihm — wenn auch nicht ganz zu befrey'n —
Doch mindeſtens ſie ihm aus den Sinn zu ſchwatzen. —

Bevor der Fürſt nun weiter reiſte,
Wollt' er die Leibarzt-Stelle neu beſetzen,
Er hörte von dem Buch und welchen Dienſt es leiſte,
Und gab Befehl, es ſchnelle zu durchſehn,
Und Jener, welcher von den Herren Doctoren
Durch Tod die wenigſten der Kranken noch verloren,
— Der Braune alſo unter dieſen Mohren —
Der ſollte künftig ihm zur Seite ſtehn, —

Man ging — man blätterte — man las die Nahmen,
Oft hatten Alle ſchon des Todes Thor
Den Leidenden geöffnet — wen'ge kamen
Nur unter tauſendmal im Buche vor,
Und unter Allen Einer nur erſchien,
Der zweimal erſt im Buche ſtand. —
Man ſtaunte — lief herum, bis man ihn fand,
Und führte vor den Fürſten ihn. —
Mit Huld empfing ihn dieſer, trug die Stelle
Des Leibarzt's dieſem Wandermann
Mit tauſend Thaler Jahrgehalte an. —
Der Arzt ergriff das Angebothne ſchnelle,
Und fragte nur, wie Er dazu denn käme,
Daß ihn der hohe Herr in ſeine Dienſte nähme?
„Weil Sie's — verſetzt der Fürſt — „ſo wie man ſagt —
„Der beſte Arzt im Städtchen ſind,
„Der weiß, was er beginnt, und nicht bloß wagt,
„Und weil im Sterbebuch Ihr Nahm nur zweimahl ſteht.“
Da ſprach — verwirrend ſich — der Arzt geſchwind:
„„Ach, Durchlaucht! — welch ein Glück für mich, mit Danke
„„Erkenn' ich's, ach, wie ſchnell es mit mir vorwärts geht,
„„Erſt geſtern kam ich von der Univerſität,
„„Behandelte im Städtchen erſt zwei Kranke.““

Schwarz und Roſenfarben.

Schwarz.

Das Leben, ha! welch ein erbärmlich Spiel,
Es lohnt ſich kaum, vom Vater es zu erben,
Was iſt denn ſein erhab'nes letztes Ziel? —
Zu eſſen und zu ſchlafen, dann zu ſterben,
Um eine Hand voll Freuden
Unendlich viele Leiden,
Ein unerſättlich Ringen
Nach unerreichbar'n Dingen,
Ein dürrer Stamm, gefärbt durch Hoffnungs-Grün.
Ich will dies Spielwerk nicht und werf' es hin. —

Roſenfarben.

Liebliches Leben! herrliche Welt!
Wo ſich die Luſt ſtets erneuet,
Bahn, überſchattet vom Himmelsgezelt,
Rings um mit Blumen beſtreuet,
Wo Erd' und Wellen,
Lüften und Quellen,
Blüthen und Bäumen
Freuden entkeimen,
Schöpfer! dies Himmelsgeſchenk dank' ich dir,
Gönn' es, ach gönn' es noch lange mir. —

Schwarz.

Durchwandeln muß in dieſem Thränenthal
Der Sterbliche vier traurige Epochen,
Mit Recht iſt Weinen ob der künft'gen Qual
Sein erſter Laut, wenn er an's Licht gekrochen,
Er ringt in ſeiner Kindheit
Mit einer ſteten Blindheit,
Den Jüngling wird mit Lügen
Die Phantaſie betrügen,
Jetzt tritt er in des Wiſſens Kreis ein Mann, —
Bald Greis, führt er nicht aus, was er begann. —

Roſenfarben.

Der glückliche Lebenspilger durchläuft
Vier ſegenbringende Länder,
Im Ländchen der Kindheit, wohin er nur greift,
Hat alles goldene Ränder,
Die Phantaſie ſtrahlet
Dem Jüngling und mahlet
Ihm ſchöner und milder
Die häßlichen Bilder,
Den Mann leitet Hymen zum ſüßeſten Glück,
Der Greis fährt in's Ländchen der Kindheit zurück. —

Schwarz.

Was dienet uns in Nöthen denn zum Stab,
Was ſind es denn für hochgeprieſ'ne Triebe,
Die uns das Schickſal hier zu leiten gab?
Der Glaube iſt's, die Hoffnung und die Liebe:
Der Glaub'! — gemaltes Feuer!
Die Hoffnung! — Nebelſchleier!
Die Liebe, — ha! — die Liebe!
Der ſchrecklichſte der Triebe.
Biſt du denn toll, — verblendet Menſchenherz, —
Daß du die Wonne ſucheſt in dem Schmerz!

Roſenfarben.

Ein Dreigeſtirn blinckert vom Himmel herab,
Erleuchtet die Bahn, wenn ſie trübe,
Uns freundlich vorſchreitend bis hin zu dem Grabe
Der Glaube, die Hoffnung, die Liebe.
Der Glaube, — die Säule
Vom ewigen Heile;

Die Hoffnung — der Schimmer
Durch Grauen und Trümmer;
Die Liebe, — die Liebe! die Seele der Welt,
Die Götter und Menſchen zuſammen hält. —

Schwarz.

Für ein Metall, das ihr der Erd' entwühlt,
Verhandelt ihr die Gunſt, das Recht, die Würde,
Der Reiche mit dem Armen frevelnd ſpielt,
Und dieſer trägt allein des Lebens Bürde.
Sind denn nicht alle Weſen
Zu gleichem Theil erleſen? —
Soll jener ſä'n und graben.
Und der die Ernte haben?
Natur erließ an Alle gleichen Ruf,
Die Habſucht nur ſich Zaun und Gitter ſchuf. —

Roſenfarben.

Laſſe die Thoren im irrigen Wahn
Um Länder und Schätze ſich raufen,
Viele der Freuden bieten ſich an,
Die darf man und kann man nicht kaufen:
Die ſchmeichelnden Lüfte,
Die würzigen Düfte,
Die labende Quelle,
Des Tages Helle,
Der grüne Teppich mit Blümlein geſtickt,
Dies wird dir von keinem Reichen entrückt. —

Schwarz.

Was iſt das Ende dann von aller Laſt,
Von dieſem inn- und äußerem Gedränge?
Ein Fleckchen Erde, welches uns umfaßt,
Kalt, finſter, dumpf, verſchloſſen, ſtumm und enge,
Wohin kein Licht mehr dringet,
Wohin kein Ton mehr klinget,
Wo ſich kein Puls mehr reget,
Kein Fiberchen beweget. —
So lohnt dem Schöpfungskönig ſich der Sieg,
Daß er ſo kämpfte, duldete und ſchwieg. —

Roſenfarben.

Nach langer ſtürmiſcher Reiſezeit gab
Natur uns den ſicherſten Hafen.
Iſt gar ein liebliches Plätzchen, das Grab,
Wo man ungeſtört ruhig kann ſchlafen;
Da winket dem Müden
Ein ewiger Frieden,
Da winket nach Kummer
Der ſüßeſte Schlummer,
Gar ſanft drückt der Tod uns die Aeuglein zu,
Nach harter Arbeit lohnt uns die Ruh'.

Troſtgedicht für die Kleinen.

Es hat mich immer ſehr verdroſſen,
Wenn man mich nur die Kleine hieß,
Viel Thränen hab' ich ſchon vergoſſen,
Daß Gott ſo klein mich bleiben ließ;
Doch jetzt hab' ich mir Zeit genommen,
Und überdachte mir es recht,
Da bin ich endlich d'rauf gekommen,
Es ſey denn doch nicht gar ſo ſchlecht. — —

Ihr Leidensſchweſtern! die der Himmel
Nicht hoch zu ſich empor geſtreckt,
Die darum, — weil ihr im Getümmel
Nicht vorragt, Mancher höhnt und neckt,
Bleibt hübſch am Boden, ſeyd beſcheiden,
Erhöhen ſoll euch dies Gedicht;
Hört an, was euch zum Troſt im Leiden,
Und um euch zu vertheid'gen ſpricht. — —

Es ſagt ein Wahrwort aller Zeiten:
Daß alles Kleine herzig iſt,
Weil man die Liebenswürdigkeiten
Ja niemals nach der Elle mißt. —
Ein jeder Menſch wird gut geboren,
Das Böſe ſchleicht ſich ſpäter ein,
Da ſind die Großen ganz verloren,
Bei kleinen iſt der Platz zu klein. — —

Uns kümmern Wetter nicht und Stürme,
Wir können immer ruhig ſeyn,
— Der Blitz ſchlägt öft'rer in die Thürme,
Als in die niedern Hütten ein. —
Mama Natur gab uns ganz weiſe
Im Duodezformat heraus,
Und ſchmückt auf dieſer Lebensreiſe
Gleich einem Taſchenbuch uns aus. — —

Wir wiſſen beſſer zu gefallen,
Wir ſchmiegen leichter uns in's Joch,
Und wenn wir Kleinen etwa fallen,
So fallen wir ja nie ſo hoch. —
Wie oft geſchieht es bei dem Großen,
Daß er nicht g'rade gehen kann,
Wir haben's beſſer, — denn wir ſtoßen
Uns nicht ſo leicht die Köpfe an. — —.

Die undankbaren Männer klagen:
Ein Weib ſey eine Laſt ſogar,
D'rum wird ein Jeder lieber tragen
Die klein're Laſt, das iſt doch klar; —
Die Kleine macht nur kleine Schmerzen,
— Der Mann iſt ſicher vor Betrug, —
Denn in der Kleinen kleinem Herzen
Iſt nur für Einen Raum genug. — —

Wir ſind nur Miniaturgeſchöpfchen,
— Und darum lieblich anzuſeh'n; —
Zwar iſt es wahr, — daß kleine Töpfchen
Gewiß viel leichter übergeh'n;
Das kommt daher: Es ſind die Flammen
— Mehr theilend ſich im größern Haus —
Bei uns im engern Raum beiſammen,
Da brennt's denn gleich zum Dach hinaus. — —

Von all' den kleinen großen Leuten,
— Die ſchon gelebet, — red' ich nicht,
Und auch das Sprüchwort alter Zeiten:
— Was groß iſt, das iſt — ſag' ich nicht, —
Sonſt könnte man den Text mir leſen,
Und ſagen: Macht die Kleine da
Von Kleinigkeiten nicht ein Weſen,
Als wäre gar kein Großes da. — —

Nur Eines drängt's mich noch zu ſagen,
— Das ſoll auch nicht verſchwiegen ſeyn;
Ich muß die Großen alle fragen:
Wen lud Gott ſelber zu ſich ein? —
Uns hat ſein Sohn in Schutz genommen,
Sprach nicht der Spender alles Lichts:
Die Kleinen laſſet zu mir kommen!
Doch zu den Großen ſprach er nichts.

Lebensklugheits-Regeln.

Eine poetiſche Caprice.

Wenn dir's am Geld
fehlt; —
Wenn du nicht Raſt
haſt; —
Und dir dein Herz
Schmerz
Grauſam zerfleiſcht, —
heilcht
Troſt dein Geſchick. —
Blick'
Bauend auf mich,
ich
Bleibe nicht fern; —
gern
Drückt Freundesarm
warm
Dich an die Bruſt; —
Luſt
Kündet dein Mund
und
Flieh'n wird der Gram
um
Buſen des Freund's. —
Scheint's
Leben dir grau,
ſchau'

Stets unter dich;
ich
Bürge dafür,
dir
Wird dann nicht schwer
mehr
Scheinen dein Loos; —
groß
Ist ja die Welt, —
fehlt
Eins dir zum Glück,
pflück'
Dir in dem Hain'
ein
Andere Blum'
zum
Duftenden Schmaus
aus.

Nichts und Etwas

Wenn ich ein Liedchen mach' auf Nichts,
So mach' ich denn doch immer Etwas, —
So manch Gedicht enthält ja Nichts
Und doch schreit man es aus für Etwas;
Von andern wieder sagt man Nichts,
Obschon daraus zu lernen Etwas,
D'rum gilt mir Lob und Tadel Nichts
Und alle Tage dicht' ich Etwas.

Das Beispiel lehrt: Der tauge Nichts,
Der plötzlich kommt von Nichts zu Etwas. —
Der Eine macht aus Etwas Nichts,
Der Andre macht aus Nichts schnell Etwas.
Man ärgert oft sich über Nichts,
Wird wieder gut auch ohne Etwas.
Gott schuf die ganze Welt aus Nichts,
Und — Mensch! — Du glaubst, Du seyest Etwas?

Bist arm Du und besitzest Nichts,
So giebt Dir keine Seele Etwas;
Im Gegentheil, bedarfst Du Nichts,
So bietet alle Welt Dir Etwas; —
D'rum hoffe von den Freunden Nichts,
Und lege Dir bei Seite Etwas;
Ich meine Geld nicht, das ist Nichts,
Doch Wissenschaften, die sind Etwas.

Wer alles Andre hält für Nichts,
Die Tugend nur allein für Etwas,
Den kümmert und dem schadet Nichts,
In seinem Busen flüstert Etwas:
Du thatest hier des Bösen Nichts,
Doch thatest Du des Guten Etwas,
Und wirst Du einstens hier zu Nichts,
So hoffe, Jenseits ist ein Etwas.

Der Pfeil und der Adler.

Eine Fabel.

Ein Pfeil, — der eben abgedrückt —
Schnell, wie der Blitz, die Luft durchzückt,
Sprach stolz zu einer Vögelschaar,
Die neben ihm im Fluge war:
„„Seht her, und laßt mein Lob erschallen,
„„Ich kann, wie ihr, die Luft durchwallen.““ —
Da lächelte ein alter Aar,
Erwiederte: „Du dauerst mich,
„Wirst deinen Stolz noch theuer zahlen —
„Durch einen andern hobst du dich,
„Und durch dich selber wirst du fallen!“ —

Wohlthätigkeit.

Bedarf ein Armer der Hülfe dein,
So laß dir nicht erst seinen Lebenslauf lesen
Für's Erste muß man wohlthätig seyn,
Dann prüfen, ob man's mit Rechte gewesen.

Das Portrait des Schwätzers.

Der Schwätzer Garull zeigt sein Conterfey
Und schmält, daß er gar nicht getroffen sey; —
Wir aber danken dem Maler sehr,
Denn Augen und Ohren büßten es schwer,
Wenn dieser zum Sprechen getroffen wär'.

Celadon von der Donau s. Negelein.

Adalbert von Chamisso,

oder wie sein ganzer Name lautet, Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt, ward auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne am 27. Januar 1781 geboren. Die französische Revolution trieb ihn, noch sehr jung, aus seinem Vaterlande nach Berlin, wo er 1798 als Page in Königl. Preuß. Dienste trat und zwei Jahr später Lieutenant im Regimente Goetz ward. Mit großem Eifer wandte er sich der Wissenschaft und besonders dem Studium der deutschen Sprache, in welcher letzteren er, eine seltene Meisterschaft errungen hat, zu. Der Friede von Tilsit mit seinen Folgen löste seine Dienstverhältnisse; er kehrte nach Frankreich zurück und ward auf kurze Zeit Professor am Lyceum zu Napoleonville. Dieser Beruf sprach ihn jedoch nicht sonderlich an, weshalb er ihm bereits 1812 wieder entsagte und sich in Berlin dem Studium der Naturwissenschaften widmete. Im Jahre 1813 schrieb er hier seinen „Peter Schlemihl“ ein höchst eigenthümliches Buch, das 1814 von La Motte Fouqué herausgegeben wurde und in das Französische, Englische, Holländische und Spanische übersetzt worden ist. Von 1815—1818 begleitete er den Capitain von Kotzebue auf einer Reise um die Welt als Naturforscher und ließ sich darauf nach seiner Heimkehr gänzlich in Berlin nieder, wo er noch als Beamter bei den dortigen botanischen Sammlungen und Anstalten lebt.

Seine Schriften sind:

Musen-Almanach auf das Jahr 1804 (gemeinschaftlich mit K. A. Varnhagen. — Leipzig, 1804. — 2. und 3. Jahrgang. Berlin, 1805—6.

Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Herausgegeben von de la Motte Fouqué. Nürnberg, 1814. 3. A. 1835.

Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise unternommen in den Jahren 1815—18. Weimar 1821 (bildet den dritten Band von Kotzebue's Entdeckungsreise.

Gedichte. 2. A. Leipzig, 1834.

Einzelne Abhandlungen, Aufsätze, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften.

Deutscher Musenalmanach. Gemeinschaftlich mit G. Schwabe. Leipzig, 1829—35.

Adalbert von Chamisso ist einer der ausgezeichnetsten lebenden deutschen Lyriker. Tiefer Ernst, hervorgerufen durch Zorn über den Wahn und die Thorheiten der Welt, herrscht in seinen Dichtungen vor, verherrlicht durch eine

glühende Liebe für alles Edle und Große, und oft gemildert durch heiteren Scherz, der jedoch zu Zeiten, wo es gilt Aberwitz und Schlechtigkeit zu bekämpfen, in schneidenden, bitteren Spott übergeht. Die Herrschaft, welche er über Sprache und Vers ausübt, ist bewundernswürdig, um so mehr, als sie nur eine Zugabe seiner Leistungen ist, in welchen eine glänzende Phantasie, Tiefe und Gedankenreichthum den ersten Rang einnehmen. Etwas Mittelmässiges ist nie aus Chamisso's Feder geflossen. Der einzige Tadel, der ihn treffen möchte, besteht darin, daß er sich vorzüglich bei epischen Stoffen zu sehr in Contrasten gefällt, und das Grausenhafte mit Vorliebe behandelnd, mehr dem Anscheine nach auf den Effect hinarbeitet, als eines so großen und glücklichen Dichters würdig ist, um so mehr als er vielfach bewiesen hat, daß er auch die zartesten und geheimsten Saiten des Gefühls, mit gefälliger und sicherer Hand anzuschlagen versteht. —

Das Schloß Boncourt.*)

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schütt'le mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt.

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten.
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab,
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen,
Und singen von Land zu Land.

Tragische Geschichte.

's war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's gethan —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
's wird aber noch nicht besser drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Es thut nichts Gut's, es thut nichts Schlecht's —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch,
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Kleidermacher-Muth.

Und als die Schneider revoltirt, —
Courage! Courage!
Haben gar grausam sie massakrirt
Und stolz am Ende parlamentirt:
Herr König, das sollst du uns schwören.

Und drei Bedingungen wollen wir stell'n; —
Courage! Courage!
Schaff' ab, zum Ersten, die Schneider-Mamsell'n,
Die das Brod verkürz'n uns Schneider-Gesell'n;
Herr König, das sollst du uns schwören.

Die brennende Pfeife, zum Andern, sei —
Courage! Courage!
Zum höchsten Aerger der Polizei,
Auf offener Straße uns Schneidern frei;
Herr König, das sollst du uns schwören.

Das Dritte, Herr König, noch wissen wir's nicht, —
Courage! Courage!
Doch bleibt es das Beste an der ganzen Geschicht,
Wir besteh'n auch darauf bis an's jüngste Gericht;
Das Dritte, das sollst du uns schwören.

Minnedienst.

Während dort im hellen Saale
Lustberauscht die Gäste wogen,
Hält ein Ritter vom Gedränge
Einsam sich zurückgezogen.

Wie er von dem Sopha aufblickt,
Wo er ruhet in Gedanken,
Sieht er neben sich die Dame,
Der er dienet sonder Wanken.

Sind es Sterne, sind es Sonnen,
Die in meiner Nacht sich zeigen?
Sind's die Augen meiner Herrin,
Welche über mich sich neigen?

Schmeichler, Schmeichler! Sterne, Sonnen
Sind es nicht, wovon ihr dichtet;
Sind die Augen einer Dame,
Die auf euch sie demüthig richtet. —

Herz und Klinge sind euch eigen,
Schickt mich aus auf Abenteuer,
Heißt im Kampfe mich bestehen
Riesen, Drachen, Ungeheuer. —

Nein, um mich, mein werther Ritter,
Soll kein Blut den Boden färben;
Um ein Glas Gefror'nes bitt' ich,
Lasset nicht vor Durst mich sterben. —

Herrin, in dem Dienst der Minne
Wollt' ich gern mein Leben wagen,
Aber hier durch das Gedränge
Wird es schwer, sich durchzuschlagen.

---

*) Aus Adelbert von Chamisso's Gedichten. 2. Aufl. Leipzig, 1834.

Und ſie bittet, und er gehet, —
Kommt zurück, wie er gegangen:
Nein! ich konnte, hohe Herrin,
Kein Geſpräch erlangen.

Und ſie bittet wieder; wieder
Wagt er's, immer noch vergebens:
Nein! man dringt durch jene Thüre
Mit Gefahr nur ſeines Lebens.

Ritter, Ritter, von Gefahren
Sprachet ihr, von Kämpfen, Schlachten;
Und ihr laßt vor euren Augen
Ohne Hülfe mich verſchmachten.

Und in's wogende Gewühle
Iſt der Ritter vorgedrungen,
Dort verfolgt er einen Diener,
Hat den Raub ihm abgerungen.

Und die Dame ſchaut von Ferne
Wie mit hochgehalt'ner Schaale
Er ſich durch den Reigen windet
In dem engen, vollen Saale;

Sieht in eines Fenſters Ecke
Glücklich ſeinen Fang ihn bergen,
Sieht ihn hinter die Gardine
Ihren Augen ſich verbergen;

Sieht ihn ſelber dort gemächlich
Das Eroberte verſchlingen,
Wiſchen ſich den Mund und kommen,
Ihr betrübte Kunde bringen:

Gern will ich mein Leben wagen,
Schickt mich aus auf Abenteuer,
Heißt im Kampfe mich beſtehen
Rieſen, Drachen, Ungeheuer.

Aber hier, o meine Herrin,
Hier iſt alles doch vergebens,
Und man dringt durch jene Thüre
Mit Gefahr nur ſeines Lebens.

Der Bettler und ſein Hund.

Drei Thaler erlegen für meinen Hund!
So ſchlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei?
Was ſoll nun wieder die Schinderei?

Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groſchen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
Ich lebe ja nur von Hunger und Noth!

Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat ſich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir ſich geſellt?

Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wann ich hungrig gemurrt,
Getroſt gehungert und nicht gemurrt?

Es geht zur Neige mit uns zwei'n,
Es muß, mein Thier, geſchieden ſein;
Du biſt, wie ich, nun alt und krank,
Ich ſoll dich erſäufen, das iſt der Dank!

Das iſt der Dank, das iſt der Lohn!
Dir geht's, wie manchem Erdenſohn
Zum Teufel! ich war bei mancher Schlacht,
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

Das iſt der Strick, das iſt der Stein,
Das iſt das Waſſer, — es muß ja ſein.
Komm her, du Köter, und ſieh mich nicht an,
Noch nur ein Fußſtoß, ſo iſt es gethan.

Wie er in die Schlinge den Hals ihm geſteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt,

Da zog er die Schlinge ſogleich zurück,
Und warf ſie ſchnell um ſein eigen Genick.

Und that einen Fluch, gar ſchauderhaft,
Und raffte zuſammen die letzte Kraft,
Und ſtürzt' in die Flut ſich, die tönend ſtieg,
In Kreiſe ſich zog und über ihm ſchwieg.

Wohl ſprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh,
Wohl zog er ſie wieſelnd und zerrend her, —
Wie ſie ihn fanden, da war er nicht mehr.

Er ward verſcharret in ſtiller Stund',
Es folgt' ihm winſelnd nur der Hund,
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingeſtreckt und iſt da verreckt.

Abba Gloſk Leczeka.

Es ſchallen gut im Liede der Purpur und das Schwerdt,
Doch hüllt ſich oft in Lumpen, der auch iſt preiſenswerth;
Ich führ' euch einen Juden und Bettler heute vor,
Den Abba Gloſk Leczeka, verſchließt ihm nicht das Ohr.

Er harrte vor der Thüre von Moſes Mendelsſohn
Gelaſſen und geduldig vor Sonnenaufgang ſchon;
Wie hoch in Himmelsräumen zu ſteigen ſie begann,
Trat erſt aus ſeiner Wohnung der weltberühmte Mann.

Ihn grüßt der fremde Bettler, in polniſch jüd'ſcher Tracht,
Sein Gruß den Schriftgelehrten dem anderen kenntlich macht,
Er aber geht vorüber: an Zeit es mir gebricht! —
Der Fremde weicht zurücke, doch von der Schwelle nicht.

Und Mittag ward's und Abend, und als zur Nacht es ging,
Die Stadt in ihren Straßen die Schatten ſchon empfing,
Kam heim zu ſeinem Heerde der weltberühmte Mann,
Da grüßt' ihn noch der Bettler, wie Morgens er gethan.

Er ſucht in ſeiner Börſe nach einem Silberſtück,
Ihm hält der fremde Bettler die milde Hand zurück:
Das nicht von dir begehr' ich, nur dein lebend'ges Wort,
Mich führt der Durſt nach Wahrheit allein an dieſen Ort. —

Du ſcheinſt der kleinen Gabe bedürftig mir zu ſein. —
Du hältſt mich für unwürdig der größern! — Tritt herein!
Suchſt redlich du die Wahrheit, die vielen ſo verhaßt,
So ſei dem Gleichgeſinnten ein liebgehegter Gaſt.

Beim wogenden Geſpräche, beim häuslich trauten Mahl,
Beim Becher edlen Weines, dem ſüſſ'gen Sonnenſtrahl,
Erblüht dem fremden Bettler die Rede wunderbar,
Ein Gläub'ger und ein Denker, wie nie noch einer war.

Er hat des Wortes Feſſel geſprengt mit Geiſtes-Kraft,
Er hängt am Guten, Wahren ſo recht mit Leidenſchaft,
Er ſprühet Lichtgedanken ſo machtvoll vor ſich hin,
So eig'nen Reiz verleiht ihm ſein heit'rer froher Sinn.

Und ob dem ſeltnen Manne verwundert und erfreut,
Der ſeine Neigung feſſelt und Ehrfurcht ihm gebeut,
Fragt Mendelsſohn ihn traulich: wie haben Schul' und Welt
So ſeltſam dich erzogen und deinen Geiſt erhellt?

D'rauf er: du lenkſt vom Lichte die Blicke niederwärts,
Zu forſchen nach dem Menſchen und ſchauen ihm in's Herz;
Ich zeige mich dem Freunde, und meinen Weg und Ziel,
Und melde, wie die Binde mir von den Augen fiel.

Mein Forſchen und mein Trachten, das bin ich ſelbſt und ganz;
Minuten, ſo wie dieſe, ſind meines Lebens Glanz;
Ich trage ſechzig Jahre, noch friſch und wohlgemuth,
Noch ſchmilzt den Schnee des Alters des Herzens inn're Gluth.

Zu Gloſk in unſern Schulen bekam ich Unterricht;
Der Talmud und der Talmud! ſie wußten And'res nicht;
Verhangen und verfinſtert das göttliche Gebot,
Das leiſ' aus tiefſtem Herzen ſich doch mir mahnend bot.

Wie hab' ich oft mit Schmerzen die ſtumme Mitternacht
Auf ihren todten Büchern verſtört herangemacht;
Wie hätt' ich fromm und willig den Lehrern nur geglaubt,
Und wiegte doch verneinend mein ſorgenſchweres Haupt.

Und nun ich ſollte lehren, ſo wie ich ſelbſt bekehrt,
Da hat ſich mir die Rede gar wunderſam verkehrt;
Da ſchalt aus mir die Stimme auf Satzungen und Trug,
Dem Blitze zu vergleichen, der aus den Wolken ſchlug.

Sie haben ſich entſetzet, ſie haben mich fortan
Bedrohet und gefährdet und in den Bann gethan;
Ich hatte mich gefunden, ich war, der ich nun bin,
Ich folgte meiner Sendung mit leichtem, freud'gen Sinn

So wallt' ich, in der Heimath ein Fremder, nun hinfort
Verſtoßen, ſchuldbeladen, unſtät von Ort zu Ort,
Und forſchte, ſprach und lehrte, und trachtete doch nur,
Das arme Volk zu leiten auf eine beſſ're Spur.

Und dreizehn Bücher hatt' ich verfaßt mit allem Fleiß,
Die Bücher, ſie enthielten das Beſte, was ich weiß;
Zu Wilna, o! da waren faſt grauſam allzuſehr
Die Aelteſten des Volkes, wie nirgends anders mehr.

Sie haben meine Bücher zerriſſen insgeſammt,
Und haben zu den Flammen ſie ungehört verdammt;
Sie ſchichteten den Holzſtoß beim alten Apfelbaum
Vor ihrer Sonagoge im innern Hofesraum.

Da ſtanden in dem Rauche die Alten blöd und blind,
Den ſchlug auf ſie hernieder ein mächt'ger Wirbelwind,
Gereinigt ſchwang die Flamme ſich zu dem höhern Licht;
Den Geiſt, das Licht, die Sonne vernichten ſie doch nicht.

Ich ſelbſt ich ſollte ſterben, kaum heimlich war der Rath;
Doch fand ſich ein Rabbiner, der um mein Leben bat,
Ich wurde bloß gegeißelt, und wie man frei mich gab,
So griff ich heitern Sinnes zu meinem Wanderſtab.

Der freud'ge, rüſt'ge Waller zieht über Berg und Thal,
Ihm ſcheinet, ihn erwärmet der lieben Sonne Strahl,
Der Schooß der grünen Erde empfängt mit rechter Luſt
Sein müdes Haupt am Abend, er ruht an Mutterbruſt.

Wer je von ſeinen Brüdern den Hunger ſelber litt,
Theilt ihm vom letzten Brote gern einen Brocken mit,
Er zieht durch Land und Städte und rühmt ſich reich und frei,
Und weiß von keiner Armuth und keiner Sklaverei.

Vor Sprach- und Stammverwandten entquillt an jedem Ort
Aus übervollem Herzen ihm das lebend'ge Wort,
Zu lehren und zu beſſern, zu ſichten ſonder Scheu
Den Glauben von dem Wahne, den Waizen von der Spreu.

Iſt Felſen auch der Boden, die Saat verſtreue nur!
Es träufelt auf den Felſen, wie auf die grüne Flur,
Des Ew'gen mild'er Regen. Beharrlichkeit! Geduld!
Du zahlſt deinem Schöpfer ſo deines Lebens Schuld.

Und herwärts zog mich mächtig und ahnungsvoll mein Herz,
Von deines Namens Klange gelockt, du reines Erz;
Du biſt, den ich geſuchet, du, der vom Wahne fern
Zerbricht die hohle Schaale und ſucht nach ihrem Kern.

Das will auch ich, ſo reiche mir deine liebe Hand,
Wir ſchaffen hier und knüpfen ein gottgefällig Band;
Das Licht, das iſt das Gute; die Finſterniß, die Nacht,
Das iſt das Reich der Sünde und iſt des Böſen Macht.

Dir ſtrömet von den Lippen ein ruhig klarer Born,
Es leicht gewalt'ge Worte mir oft ein heil'ger Zorn;
So laß vor unſerm Volke zerreißen uns vereint
Des Aberglaubens Schleier, bis hell der Tag ihm ſcheint.

Nicht träge denn, nicht läſſig die Hand an's Werk gelegt!
Verſammle du die Jünger, es tagt, die Stunde ſchlägt!
Wir hämmern an den Felſen, bis hell der Stein erklingt,
Und an das Licht der Sprudel lebend'gen Waſſers ſpringt.

Darauf mit Rührung lächelnd der Wirth zu ſeinem Gaſt:
Genügt dir nicht, du Guter, was du erduldet haſt?
Soll wiederum ſich ſchichten ein Scheiterhaufen? kann
Die Geißel nicht dich lehren? du lehrbegier'ger Mann!

Du forſcheſt nach der Wahrheit; erkenne doch die Welt,
Die feſter als am Glauben am Aberglauben hält;
Was je gelebt im Geiſte, gehört der Ewigkeit,
Nur ruft es erſt in's Leben die allgewalt'ge Zeit.

Bleib' hie und lerne ſchweigen, wo ſprechen nicht am Ort
Du magſt im Stillen forſchen, erwägen Geiſt und Wort,
Und magſt das Korn der Furche der Zeiten anvertrau'n;
Vielleicht wird einſt dein Enkel die gold'nen Saaten ſchaun.

D'rauf er! du ſchweigſt, du Kluger, und ſchweigen ſoll mein Mund!
So ſprich: wer ſoll den reden und thun die Wahrheit kund?
Du helles Licht des Geiſtes ſollſt leuchten freundlich mir;
Die Hand darauf! — wir ſcheiden! mein Pfad, der trennt ſich hier.

Er ging; dem Flammengeiſte, dem Flammenherzen galt
Für Feigheit jede Vorſicht, und freundlich zürnend ſchalt
Ihn Mendelsſohn vergebens; er ging und lehrt' und ſprach,
Bis über ihn auf's Neue das Ungewitter brach.

Die Aelteſten des Volkes entrüſtet, luden ihn
Vor ihre Schranken: rede, was machſt du in Berlin? —
Ich forſch' in dem Geſetze, darüber ſprech' ich auch
Mit andern Schriftgelehrten, nach hergebrachtem Brauch. —

Du ſtehſt in keinem Dienſte? haſt kein Gewerbe? — Nein!
Ich kann und will nicht handeln, und mag nicht dienſtbar ſein! —
Und wir, nach hieſ'ger Ordnung, verbieten dieſe Stadt
Dem ärgerlichen Neu'rer, der hier geläſtert hat.

Darauf erhob ſich Abba und ſprach: Hartherzigkeit,
Du biſt zur Ordnung worden, du herrſcheſt hier zur Zeit;
Und kennt ihr den Propheten Jeremia denn nicht,
Der ſo aus meinem Munde zu euch, ihr Starren, ſpricht:

„Die Miſſethat der Tochter von Sion, unerhört!
Verdunkelt Sodom's Sünde, die doch mein Grimm zerſtört."
Die Schrift und die Propheten, die leſ' ich Tag und Nacht,
Und hab' auch andre Worte zu eigen mir gemacht:

„Du ſollſt dich nicht entſetzen, und ſollſt, du Menſchenkind,
Vor ihnen dich nicht fürchten, die mir abtrünnig ſind;
Du wohnſt bei ſcharfen Dornen und Skorpionen dort,
Doch ſollſt du dich nicht fürchten, verkündeſt du mein Wort."

Sie holten ihn am Abend wohl mit der Poſtzeit,
Ihn auf die Poſt zu bringen, er rief den Freund herbei,
Der ſchafft' ihm einen Dienſtſchein, geſchirmet war er ſo
Vor ſeinen Widerſachern, ſie waren deß nicht froh.

Und eine Rechnung reichten zur Zahlung ſie ihm dar,
Wo Poſtgeld nebſt der Büttein Gebühr verzeichnet war;
Er aber ſprach und lachte: geduldet euch, ihr Herrn,
Hier paßt wohl ein Geſchichtchen, und ich erzähl' es gern:

Den Unſern wird zu Lemberg ein kummervolles Loos,
Die jungen Herrn, die Schüler ſind ganz erbarmungslos,
Den armen Unterdrückten mißhandeln ſie und ſchmäh'n,
Und werfen ihn mit Steinen, wo immer ſie ihn ſeh'n.

Als einer, den ſie ſchlugen, nah' am Verſcheiden war,
Vermaß ſich die Gemeinde, bedrängt von der Gefahr,
Den Jeſuiten Obern zu klagen ihre Noth;
Die haben unparteiiſch erlaſſen ein Verbot:

Es dürfen nicht die Schüler aus eitlem Zeitvertreib
Die Juden ſo mißhandeln, daß ſie an ihrem Leib
Beſchädigt werden möchten; es wird auch unterſagt,
Blutrünſtig ſie zu ſchlagen, wie eben wird geklagt.

Ein arglos Schimpfen, Werfen, ein Stoß und ſolcherlei,
Das müſſen ſie erdulden und ſteht den Schülern frei,
Weil mancher unter dieſen iſt guter Eltern Kind,
Und Juden doch am Ende nur eben Juden ſind.

Ein Jud' in dieſen Tagen, der her die Straße kam,
Bemerkte, daß ein Schüler ihn recht zum Ziele nahm,
Er bückte ſich bei Zeiten, und wich dem Stein noch aus,
Der klirrend flog in's Fenſter dem nächſten Bürgerhaus.

Die Scheibe war zerbrochen; der Bürger ſäumte nicht,
Und zog, Erſatz zu fordern, den Juden vor Gericht:
Denn hätteſt du geſtanden dem Wurf, wie ſich's gebührt,
So wurde von dem Steine mein Fenſter nicht berührt.

Ihr habt den Stein geworfen, ich habe mich gebückt,
So hat der Wurf die Scheibe des Nachbars nur zerſtückt,
Ich ſoll die Scheibe zahlen, das Recht, das eure, ſpricht's,
Doch hat das Recht verloren, denn, ſeht! ich habe nichts.

(1) Ook de Heilige Geest is in de Schrift de Geest van de Heer, de Geest van Christus, de Geest van God, de Geest van de Vader, de Geest van de Zoon, de Geest van de Verlosser, de Geest van de Middelaar, de Geest van de Trooster, de Geest van de Waarheid, de Geest van de Heiligheid, de Geest van de Liefde, de Geest van de Vrede, de Geest van de Eenheid, de Geest van de Gemeente, de Geest van de Kerk, de Geest van de Gelovigen, de Geest van de Heiligen, de Geest van de Apostelen, de Geest van de Profeten, de Geest van de Evangelisten, de Geest van de Herders, de Geest van de Leraren, de Geest van de Ouderlingen, de Geest van de Diakenen, de Geest van de Dienaren, de Geest van de Getuigen, de Geest van de Martelaren, de Geest van de Belijders, de Geest van de Overwinnaars, de Geest van de Opstanding, de Geest van het Leven, de Geest van de Eeuwigheid, de Geest van de Hemel, de Geest van de Nieuwe Aarde, de Geest van het Nieuwe Jeruzalem, de Geest van de Bruiloft van het Lam, de Geest van de Wederkomst, de Geest van de Verschijning, de Geest van de Heerlijkheid, de Geest van de Troon, de Geest van de Rechter, de Geest van de Oordeelaar, de Geest van de Koning der Koningen, de Geest van de Heer der Heren, de Geest van de Alpha en de Omega, de Geest van het Begin en het Einde, de Geest van de Eerste en de Laatste, de Geest van de Levende, de Geest van de Almachtige, de Geest van de Alwetende, de Geest van de Alomtegenwoordige, de Geest van de Onveranderlijke, de Geest van de Eeuwige, de Geest van de Onzichtbare, de Geest van de Onbegrijpelijke, de Geest van de Onuitsprekelijke, de Geest van de Onmetelijke, de Geest van de Onpeilbare, de Geest van de Onvindbare, de Geest van de Onvoorstelbare, de Geest van de Onbeschrijfelijke, de Geest van de Onuitputtelijke, de Geest van de Onuitputbare

Hamilton Mrs. Wm. Bedford-row
Hamilton Wm. Bedford-row
Hamilton Wm. Bedford-row
Hamilton

Mr. Kenneth Ray Bell, Auditor
Mr. Jeffrey Bell, Auditor
Mr. Jeffrey Bell, Auditor
Mr. Jeffrey

Kluge, Ingrid: Kinder- und Jugendliteratur. Ein Lexikon. Band 1: Von den Anfängen bis 1945. Band 2: Von 1945 bis zur Gegenwart. Meitingen: Corian 1988.

Bogislaus Philipp von Chemnitz,

ein Enkel des bekannten streng lutherischen Theologen Martin Chemnitz, ward am 9 Mai 1605 in Stettin geboren, studierte in Rostock und Jena und nahm dann holländische Kriegsdienste, die er später mit schwedischen vertauschte, wo er bis zum Hauptmann vorrückte. Die Königin Christine ernannte ihn darauf zum Rath und Historiographen und erhob ihn in den Adelsstand, auch schenkte sie ihm das Landgut Hallstädt, auf welchem er 1768 sein Leben beschloß.

Er schrieb:

Schwedischer Krieg. Stettin und Stockholm 1648 u. 1653. 2 Bde. Folio.

so wie unter dem Namen Hippolytus a Lapide, das berühmte Buch: De ratione status in imperio nostro Romano-Germanico, in welchem er Oestreichs Principat heftig bekämpfte.

Als Geschichtschreiber hat sich Chemnitz mannichfaches Verdienst erworben, doch ist sein Styl nach dem damaligen schlechten Geschmacke rauh und hart, und wegen den vielen eingemischten fremden Wörtern und Redensarten keineswegs frei von Gesuchtheit.

Wilhelmine Christine von Chezy,

Schriftstellerin bekannter unter dem Namen Helmina von Chezy, eine Enkelin der berühmten Karschin (s. d.) *), ward am 26. Januar 1783 in Berlin geboren, und bereits, nachdem sie eine vortreffliche Erziehung genossen, im 16. Jahre ihres Alters an den Freiherrn von Hastfer verheirathet. — Ihre Ehe war jedoch keine glückliche und wurde bald wieder gelöst. Sie lebte darauf, jedoch nicht in den angenehmsten Verhältnissen, eine Zeitlang bei der Frau von Genlis in Paris, und vermählte sich hier (1803) mit dem kürzlich verstorbenen ausgezeichneten Orientalisten de Chezy. Mit Bewilligung ihres Gatten kehrte sie indessen nach Deutschland (1810) zurück, und verweilte nun abwechselnd in Heidelberg, Berlin, Dresden und Wien. — Nach dem Tode ihres Mannes begab sie sich wieder nach Paris, wo sie sich gegenwärtig noch befindet.

Sie gab heraus:

Leben und Kunst in Paris. Weimar, 1805—1807. 2 Bde.
Gedichte. Aschaffenburg, 1812. 2 Thle.
Gemälde von Heidelberg. Mannheim u. s. w. N. A. Heidelberg, 1821.
Neue auserlesene Schriften. 2 Thle. Heidelberg, 1817.
Emma's Prüfungen. Heidelberg, 1817.
Aurikeln. Berlin, 1818.
Idunna. Chemnitz, 1820.
Erzählungen und Novellen. 2 Thle. Leipzig, 1822.
Stundenblumen. Wien, 1824 fgde. 3 Thle.
Der Wunderquell; dramatische Kleinigkeit. Wien, 1824.
Eurvanthe von Savoyen; Oper. Wien, 1824.
Jugend Leben und Ansichten eines papiernen Kragens. Wien, 1830.
Herzenstöne auf Pilgerwegen. Sulzbach, 1833.
Einzelne Aufsätze Gedichte u. s. w. in Zeitschriften und Almanachen,

Helmine von Chezy ist eine der talentvollsten deutschen Schriftstellerinnen. Wärme des Gefühls, Reichthum der Phantasie und seltene Anmuth der Sprache characterisiren ihre sämmtlichen Leistungen, unter diesen aber vorzüglich ihre lyrischen Gedichte. Als Erzählerin zeichnet sie sich sowohl durch glückliche Erfindung, wie durch gewandte Ausführung höchst vortheilhaft vor der Menge ihrer schreibenden Mitschwestern aus. —

Haugwitz und Contarini *).

Es war bei Anbeginn des Winters 1675, als der tapfere Oberstlieutenant von Haugwitz mit siebenhundert Schlesiern in die Citadelle von Dachstein im untern Elsaß einrückte, die durch den Anmarsch der Franzosen, vom klugen und braven Marquis von Vaubrun angeführt, nahe und furchtbar bedroht war.

1633 hatten die Schweden den Ort erstürmt, früher hatten ihn wechselweise Straßburger und Lothringer eingenommen. 1640 hatten ihn die Schweden den Straßburgern beim Friedensschluß wieder zurück gegeben, und er stand nun wieder unter des Stiftes Obhuth. Seine frühern Mißgeschicke bewiesen, daß er schwer zu vertheidigen sey; jederzeit nur der würdigsten Obhuth anvertraut, hatte weder Klugheit noch Tapferkeit ihn vor dem Feinde schützen können. In einem Sumpf, von schlammichten Gräben umzogen, tief, öde und dumpf lag die Citadelle. — Haugwitz war es unheimlich zu Muth, als er seinen Einzug hielt; doch bald erheiterte ihn der fröhliche Bewillkommungsgruß, womit der lebensfreudige Girolamo Contarini, so wie Frescobaldi, Clercy und Rothkirch dem neuen Commandanten entgegen eilten.

Lustig, mein schlesischer Kriegsheld! rief ihm der schöne Contarini entgegen, die trüben Sümpfe hier sollen die Gruft der Feinde unsers Herrn und Kaisers werden! Laßt sie nur anrücken, die luftigen Franzosen! Wir schicken dem stolzen Ludwig auf's Höchste Einen heim, der gut laufen kann, ihm zu verkünden, daß die Uebrigen geblieben sind.

Herr Camerad, fiel Haugwitz ein, ich meine, blinde Zuversicht ist kein guter Bundesgenosse, und der gefährlichste aller Feinde ist der, dessen wir nicht achten! Die Franzosen haben leichten Sinn, aber das Herz am rechten Flecke; der Augenblick ist ihre Gottheit; und was ist dem Soldaten ersprießlicher, als sich dem Augenblick hinzugeben?

Die Wahrheit dieser Bemerkung machte Contarini einleuchten, er sagte ablenkend: Herr Bruder, die Franzosen sind noch nicht da; treffen sie ein, und schlagen sich gut, desto mehr Ehre für uns, wenn wir siegen; jetzt aber wollen wir auf angenehmere Feindseligkeiten bedacht seyn — wir alle gehen diesen Abend nach Straßburg zu dem Hof des Herzogs von Lothringen, es wird dort getanzt; wie wär's, wenn Ihr mit kämt, edler Haugwitz?

Noch heute will ich die Festungswerke besichtigen, sagte Haugwitz, ernst, und nur unvollkommen eine Regung des Unmuths verhehlend, und setzte hinzu: Mir scheint es, daß wir die Freude nicht als Nahrung, sondern nur als Würze des Lebens betrachten dürfen, die mit Sinn und Maß angewandt seyn will. Gleichwohl will ich meinen Antritt nicht damit beginnen, Freuden zu stören; der Commandant vergönnt seinen jungen Freunden den Ausflug nach Straßburg, und wünscht ihnen viel Vergnügen und schöne Tänzerinnen!

Somit neigte sich Haugwitz gegen die Officiere und zog sich rasch in seine Zimmer zurück.

Ein Stock! rief der feurige Rothkirch ihm nach. Ein Bär aus dem deutschen Norden! murmelte Frescobald; doch Contarini fiel ein: Nein, er ist ein Ehrenmann und läßt mich heute mein Mädchen sehn! Alle lachten. Sie eilten, um sich zum Feste zu schmücken, und der glühende Haß gegen französische Macht und Nation, von dem sie so viel sprachen, hinderte sie nicht, sich mit Pariser Essenzen zu besprengen, und mit niedlichen Tändeleien von Paris auszuschmücken, so, daß

---

*) Nicht aber wie fälschlich in der neuesten Ausgabe des Brockhausischen Conversationslexicon steht. (Th. 1. S. 596) „eine Tochter Friedrich von Klenkes aus Bremen und der berühmten Karschin." — Die Karsch starb am 12. October 1791 und hätte demzufolge in ihrem 61 Jahre die Welt noch mit einer unehlichen Tochter beglücken müssen, denn sie war nie mit Friedrich von Klenke vermählt, wohl aber ihre (der Karschin) Tochter, die auch als Schriftstellerin bekannte Karoline Luise von Klenke geschiedene Hempel. (S. d. A.)

*) Aus Stundenblumen. Eine Sammlung von Novellen und Erzählungen v. Helmina v. Chezy, geb. Frevin v. Klenke. Wien. 1825.

ſie duftend und prangend in die hell erleuchteten Säle traten, wo der Herzog von Lothringen ein prachtvolles Feſt gab.

Agnes, die ſchönſte und jüngſte der Hoffräulein der edlen Herzogin, war franzöſiſcher Abkunft, aus altem, durch trübe Mißgeſchicke gebeugtem Geſchlecht, die letzte ihres berühmten Namens. Leuchtend in eben aufgeknospter Jugendfülle, ſchien ſie ein mit überirdiſchem Reiz begabtes Weſen, da ihr Geiſt, ihre Anmuth, ihre Talente ſich in ihr zu einem Ganzen vereinigten, deßgleichen jene Zeit kaum aufzuweiſen hatte. Reich geſchmückt mit den Geſchenken der Herzogin, die ihr mütterlich vor Allen hold war, überglänzte ſie alle anweſenden Damen, und nichts war der Grazie zu vergleichen, welche ſie beim Tanz entfaltete. Doch ſie ſchien nicht zu wiſſen, wie wunderlich ſie ſey, und ihre anſpruchloſe Beſcheidenheit war der entzückenſte ihrer Reize.

Wer den hochſchlanken, feurigen Contarini neben Agnes in den Reihen hinſchweben ſah, der hielt Beide für einander geſchaffen. Auch war Contarini als ein kühner, verwegner Kriegsheld berühmt, und alle Schönen blickten ihn günſtig an, denn Tapferkeit iſt der Schmuck des Mannes.

Auch Agnes ſchien dem ſchönen Italier Contarini den Vorzug vor allen Andern zu geben, die ſich um ihre Huld bewarben. Contarini mußte ſich für begünſtigt halten, da er der Einzige war, den Agnes nicht zurück ſtieß. Sein ganzes Weſen athmete ſelige Trunkenheit der befriedigten Liebe. Seine Ritterlichkeit machte ihm ſtrenge Ehrfurcht gegen die Dame ſeiner Gedanken zur Pflicht; je mehr er ſich für ausgezeichnet von Agnes ſah, je zarter und ernſter benahm er ſich gegen ſie. Reine Frauen haben Sinn für ein ſolches Bezeigen, und verſtehn es gar wohl; Agnes hielt deßhalb den Grafen nur höher; noch liebte ſie ihn nicht, allein er gefiel ihr beſſer, als die Uebrigen, und ſie wollte es ihm nicht verhehlen.

Contarini fand Agnes an dieſem Abend trübe geſtimmt, er wagte ſie zu fragen, was ſie beunruhige.

Meine Landsleute nahen ſich dem deutſchen Boden, ſprach Agnes, ſie werden dieß ſchöne Land mit Mord und Verwüſtung überziehn; ſie werden hier zu Grunde gehn, oder ſiegen, an einen milden Ausgang iſt nicht zu denken. Wie nun die Looſe auch fallen, ſo fällt mir das Meine nur zu Leid; denn hier habe ich eine zweyte Heimath gefunden, und mein Herz hängt zugleich an Frankreich und ſeiner Waffen Ruhm. Wie ſollt' ich das gute, ſchöne Deutſchland nicht lieben? Es nahm mich Verlaſſene auf, es war die Wiege meiner fröhlichen Jugendtage, es gewährte mir Ruhe, Glück, Hoffnung, und alle Wonnen der Freundſchaft und Herzlichkeit. Während meine Landsmänninnen in düſtern Kloſtermauern ihre Kindheit und Jugend fern von Verwandten und Freundinnen durchſeufzen, bis eine Heirath, oft eine unglückſelige, ihnen die Pforten der großen Welt öffnet, habe ich hier glücklich meines Frühlings genoſſen, in Unſchuld und Frieden, von Liebe und Freude umringt. Doch im tiefſten Innern wünſche ich meinen Landesgenoſſen den Sieg über die Deutſchen. Ich höre oft rühmend von deutſchen Frauen ſagen, ſie haben ein deutſches Herz — wie nun, wenn ich ſtolz darauf wäre, ein franzöſiſches Herz zu haben?

Wohl, entgegnete Contarini, doch Frankreich hat dieſen Krieg ungerechterweiſe begonnen. — Mag es ſeyn, unterbrach ihn Agnes mit Lebhaftigkeit, ſind doch meine Landsleute außer Schuld! Sollen ſie darunter leiden? O, nein! Möge ihr Heldenmuth, ihre Ausdauer, ihr Gewinn die Flecken der Unternehmung austilgen, denn zuletzt hat doch das Recht, wer das Glück hat!

Hoch glühte Agneſe bey dieſen Worten. Seltſames Mädchen, flüſterte Contarini. Doch, ihr ſelbſt ſcheint mir heute nicht fröhlich, fiel Agnes ein. Ich bin ſeltſam verſtimmt, ſagte Contarini, weil unſer neuer Commandant heut, wie ein Geſpenſt in meine freudige Erwartung hineingeblickt hat; Er konnte heute ſo glücklich ſeyn, wie wir, und er hat es ausgeſchlagen! Indeß wir hier in dem lieblichſten Kreiſe aus allen Hefen der Kriegsnoth und Qual unſerm Leben einen reinen Tropfen Honig abgewinnen — was ſag' ich, Honig? Lethe! allen Harm zu vergeſſen, windet ſich der arme Commandant mit Fackeln durch die engſten Schluchten des morastigen Dachsbaues und macht Berechnungen und Anſchläge, die alle ſo gut wie gar nichts ſind! Alles Grübeln iſt vergeb'ne Mühe, nichts können wir im Voraus berechnen; jedes Ereigniß, was da kommen ſoll, tritt unerwartet, und ganz anders, als wir es uns gedacht, vor uns hin, und des Augenblickes Eingebung iſt höher, als alle Grübeley.

Das iſt ja recht franzöſiſch gedacht, Girolamo, lächelte Agnes. Sie bot ihm nun freundlich die Hand und ſchwebte mit ihm durch die langen Reihen. Contarini blieb den Abend über ernſt und bewegt, denn tief hatten Agneſens Aeußerungen ihn ergriffen, doch fühlte er ſich glücklich in ihrer Nähe zu ſeyn. Die Nacht verging flügelſchnell.

Der nächſte Sonntag war zu einem neuen Ball angeſetzt. Denn der Herzog ließ ſich's angelegen ſeyn, dem Feinde zu zeigen, daß ſeine Annäherung den frohen Muth der Elſaſſer nicht beuge. Agnes hatte der Herzogin erläutern müſſen, warum ſie ſo lange und angelegentlich mit Contarini geſprochen, und dabey von Haugwitz berichtet, deßhalb rief die Herzoginn den Dachſteinern zu: Ihr Herren, bleibt uns am Sonntag nicht aus, und bringt dem Commandanten unſern gnädigen Gruß und Einladung zum Tanz! Wir lieben die Schleſier! Sie ſind ernſt und ſittig, feſt und treu, hochherzig, wie ihre Felſen, und klar und kräftig, wie ihre Quellen! Und wie ſollte ein Haugwitz ſeinen edeln Landsleuten nicht an Trefflichkeit gleichen?

Wörtlich verhieß Contarini den ehrenvollen Gruß auszurichten; er ſchied, glühend von Hoffnungen, die Agnes ſanfter Blick in ihm entzündet.

Die fröhlichen Genoſſen ritten ſcharf zu, daß ſie die beſchneyten Thürme der alten Citadelle noch geröthet vom Morgenſchein ſahen, als ſie eintrafen; ſie eilten ſogleich zu Haugwitz.

Ernſt und trübe kam ihnen der Commandant entgegen.

Eine ſchwere Aufgabe, rief er aus, dieß Neſt zu vertheidigen! Von allen Seiten iſt ihm beyzukommen, und wir haben die Erfahrung, daß der Entſchloſſenheit und Uebermacht hier Alles gelingen muß. Weh jeder Feſtung, die in einer Ebene liegt, und nicht wenigſtens von einer Seite mächtig geſchützt wird!

Laßt doch, Commandant! jubelte Contarini. Unſre Herzen ſollen die Anhöhe ſeyn, auf deren unüberwindlichen Wällen die Feſte thront! Ihr müßt die Schwierigkeiten nicht ſo hoch anſchlagen! Der Feind hat Arbeit unterwegens, die deutſchen Kriegsheere halten ihn in Maſſe auf, einzeln ſchlagen ihn die Bauern todt. Hier hält ihn die Müdigkeit, dort der Hunger feſt, halb aufgerieben kommt er vor unſre Baſtionen, hier wollen wir ihm zu ſchaffen machen! Sonntag iſt wiederum ein Feſt in Straßburg, wir alle ſind geladen, von der gnädigen Herzoginn ſelbſt, und auch Ihr, Commandant! Ich kann Euch unmöglich die allerliebſten Sachen wieder berichten, welche mir die Herzoginn an Euch aufgetragen, denn ich bin ganz eiferſüchtig darauf. Wir Alle haben ſeit Monden mit unſern Beiſerungen nicht den zehnten Theil von der Huld erlangt, die Ihr durch ein einziges Wegbleiben. Was ſagte die edle Herzoginn? fragte Haugwitz geſpannt. Was hilft's! entgegnete Contarini, ihr kommt nun einmal nicht! Ho, ho! rief Haugwitz, Ihr bildet Euch wohl ein, weil ich beherzt bin, hab' ich kein Herz? Dieſe Woche muß hier die dringendſte Arbeit gethan ſeyn, und dann geh' ich gern nach Straßburg an den Hof, und erhohle mich von der Mühe an ſchönen Blicken, denen ich Zeit meines Lebens nicht feind geweſen!

Ihr ſeyd vermählt, Commandant? fragte Contarini.

Wittwer bin ich, lieber Graf, und nie werd' ich meines Weibes vergeſſen, entgegnete Haugwitz, und ſein flammendes Auge funkelte feucht. Nie werd' ich ihres gleichen wiederfinden, nirgend lebt ſolch' ein hohes ſüßes Geſchöpf voll Anmuth und Klarheit, voll Gluth und Schüchternheit, kindlich und heldenmüthig, wie meine Agnes — Agnes? unterbrach Contarini, hocherröthend. Kennt ihr eine Agnes? liebt Ihr eine? forſchte Haugwitz. — Ja, rief Contarini, ich kenne eine! Sie iſt die Blume von Lothringens Hof, ſchlank und hoch, wie die Lilie, und wie das Veilchen ſüß; ihre dunkeln Locken, Zauberſchlingen, in denen die Seele ſich fängt, umweben das blühende Angeſicht, des feinen zartgeaderten Halſes Schnee. Ihr Wuchs iſt wonniglich und prachtvoll zugleich. Ihr kleiner Fuß ſcheinet kaum die Erde zu berühren; ihre Hand iſt eine Frühlingsblüthe; doch, wovon kann man noch ſprechen, wenn man ihre Augen geſehn? kann man ſich ſchwarze Sonnen denken? Nein! doch das ſind ihre Augen. O, in dunkeln Augen wohnt das tiefſte Geheimniß der Schönheit!

Ihr werdet ganz zum Dichter, lächelte Haugwitz; doch das nimmt mich nicht Wunder, denn Ihr liebt!

Die jungen Officiere wurden durch ihres Commandanten Geſchäftigkeit ſo angeregt; daß ſie Straßburg und des Balls darüber bald vergeſſen hätten; bis zu ſeiner Ankunft in Dachſtein war die Sache mechaniſch betrieben worden, jetzt kam Geiſt und Leben in die Thätigkeit der Beſatzung der Citadelle, und Form und Norm in die Mithülfe der Bewohner des Städtchens. Eine unüberwindliche Schwierigkeit both die Weſtſeite der Citadelle dar, tiefer liegend, als die übrigen Werke, war das der Weſtſeite zugleich von weit ſeichterer Fluth umſpühlt; es zu erhöhen, hätte einen Zeitraum erfordert, den der nahe Anmarſch der Franzoſen nicht geſtatten konnte, und die Beſatzung, welche hier an dieſen Punct geſtellt werden mußte, war ſo gut wie aufgeopfert.

Hätten wir hier den Niemandsfreund von Breyſach, rief ein ſilberlockiger Greis dem Commandanten zu, er würde uns gute Dienſte leiſten! — Wer war der Ehrenmann? fragte Baron Rothkirch, und woher kennſt du ihn, alter Freund? — Das war, berichtete der Greis, der Bruder vom Ketterlein von Enzheim, ſo die Feſtung Breyſach vor vierzig

Ausgabe der Bürgerbriefe, Verzeichnis der Bürgerbriefe, Verzeichnis der Bürgerbriefe, Verzeichnis

vergeſſend, allen entfremdet, glühend, bebend, hingenommen. Ich war in Verzweiflung, ich ſchwor Euch Untergang; doch, wenn Ihr ſo herzlich, treulich Rechenſchaft gebt, und es ſo ehrlich meint, wo ſoll ich denn hin mit meinem Groll?

Haugwitz ergriff Contarini's Hand, ſchüttelte ſie kräftig, und rief: Ihr habt, meiner Treu, ein deutſches Herz, und ich muß Euch lieben! Laßt uns eine ritterliche Abrede ſchließen! Keiner von uns ſage dem herrlichen Mädchen von Liebe, und ſtrebe ein Jeder, ihrer werth zu ſeyn. Ganz frey ſey ihre Wahl dereinſt, wenn die Stunde ſchlägt, wo man mit Ehren wieder an ſeine Herzensangelegenheiten denken kann! — Es ſey! rief Contarini, und ein Handſchlag beſiegelte den Bund.

Haugwitz faßte den Entſchluß, Agnes nicht fürder aufzuſuchen, bis der Feind bezwungen. Näher rückte die verhängnißſchwangre Wolke.

Am 14. Januar lud der Herzog den Commandant und ſeine Gefährten ſo angelegentlich zum Feſte, daß es unmöglich fiel, auszuſchlagen. Er wollte vor der völligen Annäherung des Feindes noch einmal fröhlich ſeyn; ein köſtliches Banquett, wozu der ganze Adel der Stadt und Umgegend geladen, ſollte Zeugniß von dem frohen Muth der bedräuten Gegend ablegen. Nur allzugern geſtand ſich Haugwitz, er müſſe erſcheinen.

Schon gegen Mittag ging es nach Straßburg; Haugwitz wurde ſein Platz neben Agneſen angewieſen. Kaum wagte er, mit ihr zu ſprechen; doch ſein Erröthen, ſeine ſichtliche innere Bewegung, der milde Laut ſeiner Stimme, der von innerer Seligkeit Kunde gab, ſprach mehr, als Liebesworte.

Agnes war ſehr ernſt; ihr Weſen ſchien in allen Tiefen erſchüttert zu ſeyn; ſie war bleich, ihr Blick war beraubt ſeines himmliſchen Feuers. Wie ein ſchönes Marmorbild ſaß ſie unbeweglich, und ihr inneres Leid verklärte ſie wunderbar.

Haugwitz konnte ſich nicht enthalten, ſie zu fragen, was ihr widerfahren.

Sie flüſterte ihm zu: Nur Euch möcht' ich es ſagen, edler Mann. In Kurzem ſteht für mich Alles auf dem Spiele. Frankreichs Ruhm iſt nicht minder, als Deutſchlands Heil meinem Herzen theuer. Weh' den deutſchen Landen, wenn Frankreich obſiegte, gräßlich werden ihre Vertheidiger den unnützen Widerſtand entgelten müſſen, und unheilbare Wunden werden dem Lande geſchlagen werden, für welches ich gern mein Leben zum Opfer brächte. Weh' hingegen Frankreich, wenn die Deutſchen ſiegen, denn alsdann iſt ſein Ruhm dahin. Wie ſoll ich diejenigen lieben, die Schmach über meine Heimath bringen?

Eine edle Jungfrau, entgegnete Haugwitz raſch, gehört keinem Boden eigenthümlich zu; wo ſie auch ſeyn mag, gehört ſie der Tugend und der Pflicht. Der Mann muß oft furchtbar kämpfend mit Herz und Pflicht eine Wahl treffen; des Weibes mildere Beſtimmung iſt, ſich in die Nothwendigkeit zu fügen; wer ſich fügen muß, der geht nicht fehl, holde Agnes!

Was hilft jede Beſchwichtigung, ſeufzte Agnes, wenn ich fühle, daß ich ſterben muß ja, ich muß in Gram vergehen, wenn nicht der Friede in Kurzem ohne Blut, ohne Schmach, das Entſetzliche löſt, das Friedliche einigt.

Ernſt und faſt mißbilligend betrachtete Haugwitz die immer mehr zum Marmorbild erbleichende Agnes.

Kaum hörbar flüſterte er endlich: Und die Ergebung einer kindlich frommen Seele in den Rathſchluß des Ewigen?

O, Gott! entgegnete Agnes, und ihre Lippen zuckten krampfhaft, noch vor wenigen Monden ſchien es mir möglich, mich zu fügen, nun nicht mehr!

Betroffen blickte Haugwitz ſie an, ſie war zur Purpurroſe umgewandelt; ihr Auge ſtrahlte einen Himmel von Lieb' und Schmerzen auf ihn hin. Er verſtand dieſen Blick, doch von nun an war es um ihn geſchehen. Eben rauſchten vom Singchor her, betäubend hinreißend, gewaltige Harmonieen; Haugwitz neigte ſich näher zu der Stillgeliebten und flüſterte: Süße Agnes, laßt doch das Geſchick walten, laßt die Welt zu Trümmern gehn, aber Herz ſey dem Herzen eigen. Himmliſcher Engel, ſey mein, und dann laß kommen, was kommen muß!

Höher noch flammten des Mädchens Wangen, ihre Augen ſtrahlten in Thränen, ihr Herz klopfte ſichtlich ungeſtüm; ſie wollte die Augen am Boden geheftet halten, aber ſie fühlte die Gluth des Blickes, der den ihrigen ſuchte; ſie hob die Augenlieder auf und ihr ganzes Weſen ſchwam hin im feuchten Liebeblick.

Agnes, flüſterte Haugwitz, der Feind iſt ganz nah, wir ſehen uns heut' vielleicht zum letzten Male — ich will bis morgen in der Dämmerung hier verweilen — du kennſt am Wall die kleine Kirche? Kannſt du das Schloß auf eine Stunde verlaſſen? Erſt am Altare mein Weib, dann, in ruhigern Zeiten vor der ganzen Welt. Sage mir, wer unſern Bund ſegnen kann, ich ſuche ihn auf, ich bring' ihn herbey! die Minuten ſind uns zugezählt, entſchließe dich, mein himmliſches Mädchen! O, wenn du mein biſt, dann klügelſt du nicht mehr, dein Geſchick und das deiner Liebe gibſt du Gott anheim, und in dir wird es Frieden.

Pater Bernhardus! flüſterte Agnes, und mit Beben wendete ſie ſich ab von Haugwitz. Ihm preßte ein unbekanntes Etwas die Bruſt zuſammen; er vermeinte, es ſey ſein Glück, doch es war ſein Wortbruch, die innere Stimme, die der Menſch ſtets belauſchen ſollte, ſprach durch den Sturm ſeiner Leidenſchaft hindurch, aber er verſtand ſie nicht. Alles um ihn her ging, wie ein verworr'ner Traum an ihm vorüber, er gedachte nur der Morgendämmerungſtunde.

Sobald Haugwitz ſich unter einem ſchicklichen Vorwand entfernen durfte, eilte er zum Hofcaplan. Fern und einſamlich gen Oſten lag das Erkerzimmer des Pater Bernhards, weit hinausſchauend über das Gefild, das im Strahl der Abendſonne mit der hellgrünen Winterſaat glänzte; der ſchöne Jüngling war eben mit ſeinen Pfleglingen, den Blumen, beſchäftigt, die ſeine Fenſter umrankten; frey und fröhlich hüpften Vöglein in den Zweigen blühender Gewächſe, aus deren Schimmer das hohe ſchwarze Kreuz mit dem weißen Marmorbilde des Erlöſers ſo bedeutſam als mild hervorblickte.

Wohl umfing Haugwitz der Frieden dieſer Zelle mahnend und warnend, doch der heilſame Eindruck ging bald vorüber.

Er eröffnete dem Geiſtlichen ſeine Wünſche. Agnes ſelbſt ſendet Euch? fragte Bernhardus; wohl, ſo geſchehe, was ſie verlangt. Ich preiſ' Euch glücklich, ein ſolches Weib errungen zu haben.

Die Bereitwilligkeit des milden Geiſtlichen überraſchte Haugwitz, die Nähe ſeines Glückes berauſchte ihn. Er ſandte ein Entſchuldigungsſchreiben zur Herzoginn, worinn er einer Unpäßlichkeit wegen um Urlaub bat, nicht mehr erſcheinen zu dürfen, und zog ſich in ein Zimmer zurück, in welches Bernhardus ihn führte.

Die Stunde ſchlug. Mit klopfendem Herzen, feſt in ſeinen Mantel gehüllt, nahm Haugwitz den Weg zum Kirchlein. Eine Ampel erhellte ſanft den einſamen Ort, und, ein Bild des Friedens und der Liebe, ſtand die Gnadenmutter am Altar.

Hier zum erſten Male ſeit der verhängnißvollen Stunde, wo er wie von unſichtbarer Gewalt hingezogen, Agnes im Sturm für ſich gewonnen, durchzuckte ihn der Gedanke an Contarini, an ſein Verſprechen ſtrafend und zerſchmetternd, ihm war zu Muth, als müßt' er aus der Kirche ſtürzen, und im Rheinſtrom ſein Wort durch ſeinen Tod löſen. Da ſchlug die dritte Stunde. An Bernhardus Hand trat verſchleyert die holde Agnes, deren unverholene mächtige Neigung ihn in dieß Labyrinth hinabgeriſſen. Er ſtürzte zu ihren Füßen und bedeckte mit Küſſen ihre bebende Hand, er hörte ſie durch den Schleyer leiſe ſchluchzen.

Wie kannſt du noch trauern, meine Agnes, rief er ihr zu, da du dein Geſchick der Liebe anheim geſtellt!

Mein Freund, mein mir wunderbar geſchenkter Gemahl, ſprach Agnes, verzeiht, wenn ich unſer Geheimniß in eine theure Hand gelegt. Ich bin nicht allein hergekommen, meine zweyte Mutter hat mich zum Traualtar geleiten wollen, ſie wird ſogleich eintreten, um Zeuginn unſeres Bundes zu ſeyn — o, mein Haugwitz, ſie pries mein künftiges Glück! — Um ſo viel ſchöner dieſe Stunde, entgegnete Haugwitz. — Da iſt ſie ſchon, rief entzückt die junge Braut, und eilte, die Knie ihrer Wohlthäterin zu umfaſſen.

Hoch und mild, wie ein überirdiſches Weſen, die Augen leuchtend von wehmuthvoller Theilnahme, trat die edle Herzoginn in die Kirche. Sie hauchte einen Kuß auf der knieenden Agnes Stirn, und wendete ſich, die beiden Hände auf den Schultern des holden Mädchens ruhen laſſend, raſch zu Haugwitz. Ich komme ſelbſt, ſprach ſie, denn ohne mich wäre die Braut nicht hier erſchienen; ſie iſt mir mit Kindestreue ergeben, keine Regung ihres lieben Herzens blieb mir je verborgen. Alles hat ſie mir geſagt; und ſo ſeltſam und unbegreiflich raſch ſich alles zwiſchen Euch geſtaltet, erkenn' ich doch in Eurem Eifer zur Beſchleunigung Eures Glückes, ſo wie in Agnes hingebender Zärtlichkeit eine höhere Fügung. Haugwitz, Ihr ſeyd von edelm Geſchlecht, und habt den angebornen Glanz Eures Namens durch Eure Thaten erhöht; Ihr ſeyd makellos, redlich, ernſt und treu. Nehmet hier mein Liebſtes auf der Welt mit meinem beſten Segen; ſie folge Euch zum Altare, ſie reiche Euch den Trauring und den Kuß der Liebe; keine Macht der Erde entreißt ſie Euch mehr, deß ſeyd Ihr gewiß; ſie aber folgt ihrer Mutter zurück in die ſichre Obhuth, und nach abgeſchloſſenem Frieden führt Haugwitz ſein holdes Ehgemahl heim.

Haugwitz neigte ſich tief; liebevoll und ergeben zog er die milde Hand, die ihm in dieſer Stunde ſo liebend gab und ihn ſo weiſe beraubte, an ſeine Lippen.

Edle Fürſtinn, ſprach er, ich verſtehe Euch, ihr ſeyd mir wie ein guter Engel erſchienen. Ihr ſeyd der Schutzgeiſt meines beſſern Ichs. Mit Gott dann, ſüße Braut! ſprach er weiter, raſch zu Agnes gewendet, und führte ſie zum Altar.

Mit tiefer Rührung ſprach Bernhardus den Segen, die Ringe wurden gewechſelt, alles war ſtill umher, nur ein leiſes

Schluchzen verrieth die Gegenwart der heiß und innig bewegten Herzoginn.

Nach der Trauung schloß Haugwitz seine Agnes an die Brust und gab ihr den ersten Kuß. Es war, als könnte Herz vom Herzen, Mund von Mund nicht scheiden; doch plötzlich entriß sich Haugwitz selbst den Lilienarmen, die ihn umstrickten, führte sein süßes Weib zur Herzoginn und sprach: Hier, erhabene Fürstinn ist Euer Pflegekind, bewahrt sie mir treu, betet für mich — und wie ein Blitz war er verschwunden.

Er ist mein, rief bethend und dankend Agnes; die Thränen der Herzoginn flossen nun unaufhaltsam dahin. Wohl dem Daseyn, flüsterte sie, Agnes umfangend, dem ein Stern schöner Liebe leuchtet, wenn auch nicht lange.

Durch Sturm und Dämmerung war Haugwitz auf seinem Roß ganz allein nach Dachstein zurückgekehrt; nicht lange nach ihm trafen die übrigen Officiere der Besatzung ein.

Contarini's Blicke vermochte Haugwitz nicht zu ertragen, zumal da er den vormals so lebenfreudigen Jüngling nun bleich und düster sah. Auch konnt' er deutlich bemerken, daß Contarini ihm auswich; er selbst würde sich ihm genähert haben, wenn er sich keiner Schuld gegen ihn bewußt gewesen wäre; doch es thürmte sich eine unsichtbare Scheidewand zwischen ihm und demjenigen, welchem er sein Wort gebrochen, und er mußte sich als die Ursache der Zerstörung seines Liebesglückes betrachten. Daß Agnes Contarini geneigt gewesen, war Haugwitz bekannt, und er wußte, daß in einem schönen Herzen von der Neigung zur Liebe nur noch ein Schritt ist.

Gleichwohl war es nicht Eifersucht, nicht Argwohn, was Contarini trübte und bedrängte; es war der Anblick der leidenden Agnes, die zarte Sorge um ihre Ruhe. Er hatte sie bleich, tief erschüttert, von Gram verzehrt angetroffen; er kannte die Quelle ihres Harms und seine Lage war ihm entsetzlich. Er sollte gegen die Landsleute seiner Geliebten in den Kampf? Oder sollte er in Schmach untergehen, fruchtlos und rettungslos?

Kein Ausweg bot Heil und Rettung dar, eine dumpfe Muthlosigkeit bemächtigte sich seiner; er haßte sein Leben und wünschte, es möchte ihn der Tod noch vor dem Kampf ereilen; denn eben so wenig vermochte er den Ruf der Ehre und Pflicht sich zu versagen, als Agnes betrüben, indem er gegen die Franzosen focht, die, das fühlte er klar, all ihre stillen Wünsche für sich hatte.

Haugwitz hingegen betrieb mit verdoppeltem Eifer die Maßregeln zur Sicherheit des Platzes, zur Vorsicht gegen den Feind; seine unermüdete Thätigkeit half ihm die innere Stimme überläuben, die ihn bey Contarini's Anblick strafend mahnte; wohl nöthig war diese Eil der Geschäfte, denn Vaubrun hatte jedes Hinderniß besiegt, und rückte am 18. Januar in Eilmärschen vor der Festung an.

Da sitzen wir nun im schlammigten Sumpf, rief Rothkirch erbittert, als er die Stellung der Franzosen rings um Dachstein her von der südlichen Sternspitze des äußern Vorwerks erkannte.

An einen Ausfall ist nicht zu denken, fiel Banner ein; wir müssen uns, wenn das grobe Geschütz zu spielen anfängt, niederschießen lassen, wie die gestellten Hirsche! Welcher Höllengeist hat nur zuerst den Einfall gehabt, in dumpfigen Tiefen durch Schlammgruben die Wohnsitze der Menschen zu verpesten und zu Kerkern zu machen? Ich frage Euch, ob nicht ein ehrlicher Pistolenschuß, wobey man schnell und sicher hinüber gelangt, solchem langweiligen Abquälen bey Hunger, Durst, Kummer und Sorge vorzuziehen! So wahr der Himmel über mir, eh' ich hier Mondenlang an meinem eigenen Grimme zehrte, möcht' ich lieber hinaus, mich gegen dreyßig allein stellen.

Es kann eine Zeit kommen, entgegnete Haugwitz, wo die Herren und Bewohner solcher Festen Eurer Meinung sind, wo man all die mühsam aufgehöhten Schluchten ausfüllt, die peinlich aufgeschichteten Maulwurfhügel der Basteyen abträgt, und auf dem geebneten Boden lustige Gärten hinpflanzt; denn jede Zeit will ihre eigne Ruh', und es ist die Neigung des Menschen, leicht zu zerstören, was mühsam aufgerichtet. — Das soll mich gar nicht befremden, fiel Rothkirch ein, wenn einmahl die gesammte Menschheit anfängt, sich nach freyer Luft zu sehnen, und lieber im Kriege frisch dreinhauen will, als sich, wie der Fuchs, eindauen!

Der Langenweile bey der ganzen Sache nicht zu gedenken, setzte Banner hinzu. Komm ich an solch ein umsumpftes Nest mit Zugbrücken und Einfahrtthoren, wie die Kirchen groß, endlos und dunkel, was habe ich für Mühe, Schutz und Befragung zu überwinden! Wie lustig reitet es sich dagegen ein in eine heitre, durchsonnte, frische Stadt, wo Luft, Licht und Freude durch und durch ziehen können! die Menschen müssen ja zu Thieren werden, wo weder Mond noch Sonne sie bescheint!

Wer weiß, was Banner noch alles gesagt hätte, wenn nicht der Donner des feindlichen Geschützes ihn unterbrochen hätte. Dieser Klang wirkte auf Contarini so gewaltig, daß er mit beflügelter Hast nach seinem Posten ritt, und alles Uebrige vergessend, ihn vertheidigte, wie ein Held.

Vaubrun fand sich in der Wirkung getäuscht, die er von der Heftigkeit der ersten Attaque erwartet hatte. Seine Stücke hatten vergebens gespielt, die Kugeln waren größtentheils in die Felder gefallen, und die doppelte Wasserumgebung von der Nordseite, allwo er den Angriff begonnen, hatte die Wirkung der Kugeln geschwächt.

Erbittert über die Nutzlosigkeit des ersten Unternehmens beschloß der französische Feldherr Sturm zu laufen; doch die Geistesgegenwart und Entschlossenheit des tapfern Haugwitz vereitelte des Feindes Mühe; mit voller Kraft hatte er gestürmt, mit besonnener Verzweiflung ward er zurückgeschlagen, die Leichen seiner Krieger füllten die Gräben.

Gleichwohl wagte Vaubrun noch am dritten Tage einen neuen Angriff. Da zog ihm Haugwitz unerschrocken aus der Festung entgegen, und schlug die Franzosen in die Flucht Die Besatzung feyerte jubelnd ihren Sieg, der Name Haugwitz erfüllte die Lüfte, die Soldaten erglühten vor Liebe und Bewunderung für ihn; was unmöglich schien, war durch ihn wahr geworden.

Wie wird Agnes trauern und leiden, sprach Contarini, als er das Auge seines Nebenbuhlers in Siegeslust leuchten sah.

Das mein' ich nicht, entgegnete Haugwitz; ihr ganzes Herz gehört nun der deutschen Sache.

Das glaubt Ihr zu wissen? Woher wißt Ihr das? forschte Contarini. — Ich meine es nur, sagte Haugwitz, einlenkend. Deutschland ist ihre zweyte Heimath; an dem Sieg unsrer Waffen hängt das Heil ihres Wohlthäters; ihr reines Herz ist mir Bürge dafür, daß diese Rücksichten ihr heilig sind; und zudem, wenn ein Mädchen auch weint, darf uns Männer das in unserer Freudigkeit der erfüllten Pflicht trüben?

Barbar! Ihr liebt sie nicht, rief Contarini erglühend.

Ja, wie meine Seele lieb ich sie, fiel Haugwitz ein, ich würde mein Leben für ihre Rettung einsetzen; aber die Pflicht steht am höchsten, und ich begreife nicht, wie nur der leiseste Zweifel obwalten kann, wo diese gebietet. Mein Herz weiß nichts von solchen Kämpfen, wie Dichter sie schildern und zu verherrlichen streben. Stimme der Pflicht, Stimme Gottes. In der Pflicht ist das Licht; jeder Moment des Zweifels ist Frevel und Sünde.

So liebt ihr auch nichts, als die Pflicht, fiel Contarini ein.

Eben, weil ich Agnes unaussprechlich, ewig, unendlich liebe, entgegnete Haugwitz, bin ich so fest und klar in mir selbst. Wie könnt' ich durch mein Schwanken, meine Ehrvergessenheit, die Makel meines Thuns auf ihre reine Seele laden? Je schöner ich zu handeln strebe, je würdiger fühl' ich mich, sie zu lieben: denn das ist edele Mannes Art, daß er durch Strenge und Reinheit der Gesinnung sich der Ehre würdig zeigt, ein reines Frauenbild liebend im Herzen zu hegen.

Ich aber, unterbrach Contarini, halte Alles, was zarte Regungen in der Geliebten Seele verletzen kann, für eine Schmach, die man ihr und der Liebe zufügt. Ist Liebe meine Gebieterinn, so muß sie allwaltend jede meiner Handlungen lenken; denn sie ist höher, als irdische Rücksichten, und legt edlere Pflichten auf, als unsere Verhältnisse uns auflegen können.

Ihr würdet also — forschte Haugwitz.

Ja! sprudelte Contarini heraus, ich würde, wenn Agnes geböte, ganz nach ihrer Stimme handeln!

Die Prüfung wird euch erspart werden! äußerte Haugwitz aufgeregt durch eine eifersüchtige Sorge, und nicht ganz ohne Hohn! doch kaum war das Wort entschlüpfet, als er es tief bereute.

Contarini legte schon die Hand an den Degen, um Rechenschaft zu fordern, doch plötzlich rief ihn der Adjutant zum Recognosciren ab. Er mußte fort; er fühlte wohl, daß dieß nicht der Moment sey, die Sache auszumachen. Sinnend streifte er auf den Wällen umher, als plötzlich ein Pfeil durch die Luft rauschte und unweit vor ihm niederfiel. Er blickte hin, an den Pfeil war ein Brief, ganz ohne Aufschrift, befestigt, er glaubte, diese Botschaft könne nur an ihn gerichtet seyn, er brach den Brief und las:

„Der behutsamsten Sorge sind diese Zeilen vertraut, mein edler Freund, möge sie der Allgütige schnell und glücklich in Eure Hand gelangen lassen. Ich schreibe Euch in Eil mit zitterndem Herzen; an wen, als an Euch

Ueber die Bestimmung der Dielektrizitätskonstanten von Flüssigkeiten mit Hilfe elektrischer Schwingungen. Von Dr. Hans Thirring. Ann. d. Phys. (4) 40, 1. 1913. — Die Methode beruht auf der Messung der Dämpfung, die eine Schwingung durch einen Kondensator erfährt, wenn dessen Platten in die zu untersuchende Flüssigkeit eintauchen. Die Dämpfung wird durch Resonanz mit einem Hilfskreis gemessen. Die Dielektrizitätskonstante ergibt sich aus der Differenz der Dämpfungen, wenn der Kondensator einmal in Luft, das andere Mal in die Flüssigkeit eintaucht. Die Methode ist besonders geeignet für Flüssigkeiten mit großer Dielektrizitätskonstante und großer Leitfähigkeit. Die Genauigkeit beträgt 1 %. Die Dielektrizitätskonstante von Wasser wurde zu 81,1 bestimmt.

Ueber die Dielektrizitätskonstante des Wassers. Von Dr. Hans Thirring. Ann. d. Phys. (4) 40, 15. 1913. — Die Dielektrizitätskonstante des Wassers wurde nach der vorstehend beschriebenen Methode bestimmt. Sie ergab sich zu 81,1 bei 18°. Der Temperaturkoeffizient ist 0,46 %.

Ueber die Dielektrizitätskonstante des Wassers. Von Dr. Hans Thirring. Ann. d. Phys. (4) 40, 37. 1913. — Die Dielektrizitätskonstante des Wassers wurde nach der Methode der elektrischen Schwingungen bestimmt. Sie ergab sich zu 81,1 bei 18°. Der Temperaturkoeffizient ist 0,46 %.

Ueber die Dielektrizitätskonstante des Wassers. Von Dr. Hans Thirring. Ann. d. Phys. (4) 40, 37. 1913. — Die Dielektrizitätskonstante des Wassers wurde nach der Methode der elektrischen Schwingungen bestimmt. Sie ergab sich zu 81,1 bei 18°. Der Temperaturkoeffizient ist 0,46 %.

Ueber die Dielektrizitätskonstante des Wassers. Von Dr. Hans Thirring. Ann. d. Phys. (4) 40, 37. 1913. — Die Dielektrizitätskonstante des Wassers wurde nach der Methode der elektrischen Schwingungen bestimmt. Sie ergab sich zu 81,1 bei 18°. Der Temperaturkoeffizient ist 0,46 %.

Ueber die Dielektrizitätskonstante des Wassers. Von Dr. Hans Thirring. Ann. d. Phys. (4) 40, 37. 1913. — Die Dielektrizitätskonstante des Wassers wurde nach der Methode der elektrischen Schwingungen bestimmt. Sie ergab sich zu 81,1 bei 18°. Der Temperaturkoeffizient ist 0,46 %.

Ueber die Dielektrizitätskonstante des Wassers. Von Dr. Hans Thirring. Ann. d. Phys. (4) 40, 37. 1913. — Die Dielektrizitätskonstante des Wassers wurde nach der Methode der elektrischen Schwingungen bestimmt. Sie ergab sich zu 81,1 bei 18°. Der Temperaturkoeffizient ist 0,46 %.

Ueber die Dielektrizitätskonstante des Wassers. Von Dr. Hans Thirring. Ann. d. Phys. (4) 40, 37. 1913. — Die Dielektrizitätskonstante des Wassers wurde nach der Methode der elektrischen Schwingungen bestimmt. Sie ergab sich zu 81,1 bei 18°. Der Temperaturkoeffizient ist 0,46 %.

Ueber die Dielektrizitätskonstante des Wassers. Von Dr. Hans Thirring. Ann. d. Phys. (4) 40, 37. 1913. — Die Dielektrizitätskonstante des Wassers wurde nach der Methode der elektrischen Schwingungen bestimmt. Sie ergab sich zu 81,1 bei 18°. Der Temperaturkoeffizient ist 0,46 %.

Ueber die Dielektrizitätskonstante des Wassers. Von Dr. Hans Thirring. Ann. d. Phys. (4) 40, 37. 1913. — Die Dielektrizitätskonstante des Wassers wurde nach der Methode der elektrischen Schwingungen bestimmt. Sie ergab sich zu 81,1 bei 18°. Der Temperaturkoeffizient ist 0,46 %.

Ueber die Dielektrizitätskonstante des Wassers. Von Dr. Hans Thirring. Ann. d. Phys. (4) 40, 37. 1913. — Die Dielektrizitätskonstante des Wassers wurde nach der Methode der elektrischen Schwingungen bestimmt. Sie ergab sich zu 81,1 bei 18°. Der Temperaturkoeffizient ist 0,46 %.

Ausgrabungen in Ägypten. Die Ausgrabungen, welche Professor Flinders Petrie in Ägypten vornimmt, haben bereits eine Reihe von Funden ergeben, die für die Kenntnis der ältesten Kulturgeschichte Ägyptens von Bedeutung sind. Petrie hat in Abydos, dem alten Grabfeld der Könige, die Gräber der ersten Dynastien aufgedeckt und dabei eine Reihe von Elfenbeinplatten gefunden, die mit Reliefs geschmückt sind. Diese Reliefs stellen Szenen aus dem Leben der Könige dar, wie sie Feinde erschlagen, Gefangene vorführen und Opfer darbringen. Die Darstellungen sind in einem sehr alten Stil gehalten und zeigen noch manche Eigentümlichkeiten, die in späteren Zeiten verschwinden. Auch Inschriften sind auf den Platten angebracht, die die Namen der Könige nennen. Petrie hofft, durch diese Funde die Reihenfolge der ersten Dynastien sicherer bestimmen zu können, als es bisher möglich war.

Ausgrabungen in Babylonien. Die deutschen Ausgrabungen in Babylonien, welche unter der Leitung von Professor Koldewey stehen, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Turmes von Babel, der Ziggurat, freigelegt und dabei eine Reihe von Inschriften gefunden, die Nebukadnezar II. als Erbauer nennen. Auch die Reste des Palastes dieses Königs wurden aufgedeckt. Die Mauern sind mit glasierten Ziegeln geschmückt, auf denen Löwen, Stiere und Drachen dargestellt sind. Ferner wurden zahlreiche Tontafeln mit Keilschrift gefunden, die Verwaltungsurkunden, Briefe und Rechtsgeschäfte enthalten. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Griechenland. Die Ausgrabungen, welche die Griechische Archäologische Gesellschaft in Athen unter der Leitung von Professor Stais vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Athena Nike auf der Akropolis freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Propylaeen wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Athens von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Italien. Die Ausgrabungen, welche die Italienische Regierung in Rom und Umgebung vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Vesta am Forum Romanum freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Vestalinnen wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Roms von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Spanien. Die Ausgrabungen, welche die Spanische Regierung in Spanien vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Merida freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Spaniens von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Frankreich. Die Ausgrabungen, welche die Französische Regierung in Frankreich vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Nimes freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Frankreichs von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in England. Die Ausgrabungen, welche die Englische Regierung in England vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Bath freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Englands von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Deutschland. Die Ausgrabungen, welche die Deutsche Regierung in Deutschland vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Trier freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Deutschlands von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Österreich. Die Ausgrabungen, welche die Österreichische Regierung in Österreich vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Carnuntum freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Österreichs von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in der Schweiz. Die Ausgrabungen, welche die Schweizerische Regierung in der Schweiz vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Augst freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte der Schweiz von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Belgien. Die Ausgrabungen, welche die Belgische Regierung in Belgien vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Tongern freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Belgiens von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Holland. Die Ausgrabungen, welche die Holländische Regierung in Holland vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Nijmegen freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Hollands von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Dänemark. Die Ausgrabungen, welche die Dänische Regierung in Dänemark vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Lejre freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Dänemarks von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Schweden. Die Ausgrabungen, welche die Schwedische Regierung in Schweden vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Uppsala freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Schwedens von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Norwegen. Die Ausgrabungen, welche die Norwegische Regierung in Norwegen vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Oslo freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Norwegens von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Finnland. Die Ausgrabungen, welche die Finnische Regierung in Finnland vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Turku freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Finnlands von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Russland. Die Ausgrabungen, welche die Russische Regierung in Russland vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Kiew freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Russlands von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Polen. Die Ausgrabungen, welche die Polnische Regierung in Polen vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Krakau freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Polens von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Ungarn. Die Ausgrabungen, welche die Ungarische Regierung in Ungarn vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Budapest freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Ungarns von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Rumänien. Die Ausgrabungen, welche die Rumänische Regierung in Rumänien vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Bukarest freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Rumäniens von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Bulgarien. Die Ausgrabungen, welche die Bulgarische Regierung in Bulgarien vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Sofia freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Bulgariens von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Serbien. Die Ausgrabungen, welche die Serbische Regierung in Serbien vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Belgrad freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Serbiens von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Griechenland. Die Ausgrabungen, welche die Griechische Regierung in Griechenland vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Athen freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Griechenlands von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in der Türkei. Die Ausgrabungen, welche die Türkische Regierung in der Türkei vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Konstantinopel freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte der Türkei von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Persien. Die Ausgrabungen, welche die Persische Regierung in Persien vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Teheran freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Persiens von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Indien. Die Ausgrabungen, welche die Indische Regierung in Indien vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Delhi freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Indiens von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in China. Die Ausgrabungen, welche die Chinesische Regierung in China vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Peking freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Chinas von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Japan. Die Ausgrabungen, welche die Japanische Regierung in Japan vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Tokio freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Japans von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Amerika. Die Ausgrabungen, welche die Amerikanische Regierung in Amerika vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Washington freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Amerikas von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Afrika. Die Ausgrabungen, welche die Afrikanische Regierung in Afrika vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Kairo freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Afrikas von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Australien. Die Ausgrabungen, welche die Australische Regierung in Australien vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Sydney freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Australiens von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Neuseeland. Die Ausgrabungen, welche die Neuseeländische Regierung in Neuseeland vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Auckland freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Neuseelands von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Südafrika. Die Ausgrabungen, welche die Südafrikanische Regierung in Südafrika vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Kapstadt freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Südafrikas von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Westafrika. Die Ausgrabungen, welche die Westafrikanische Regierung in Westafrika vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Lagos freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Westafrikas von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Ostafrika. Die Ausgrabungen, welche die Ostafrikanische Regierung in Ostafrika vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Mombasa freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Ostafrikas von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Nordafrika. Die Ausgrabungen, welche die Nordafrikanische Regierung in Nordafrika vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Algier freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Nordafrikas von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Südamerika. Die Ausgrabungen, welche die Südamerikanische Regierung in Südamerika vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Buenos Aires freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Südamerikas von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Nordamerika. Die Ausgrabungen, welche die Nordamerikanische Regierung in Nordamerika vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in New York freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Nordamerikas von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Mittelamerika. Die Ausgrabungen, welche die Mittelamerikanische Regierung in Mittelamerika vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Mexiko freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Mittelamerikas von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Westindien. Die Ausgrabungen, welche die Westindische Regierung in Westindien vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Havanna freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Westindiens von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Ostindien. Die Ausgrabungen, welche die Ostindische Regierung in Ostindien vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Kalkutta freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Ostindiens von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Südindien. Die Ausgrabungen, welche die Südindische Regierung in Südindien vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Madras freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Südindiens von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Nordindien. Die Ausgrabungen, welche die Nordindische Regierung in Nordindien vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Lahore freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Nordindiens von Bedeutung sind. Die Ausgrabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt.

Ausgrabungen in Zentralindien. Die Ausgrabungen, welche die Zentralindische Regierung in Zentralindien vornimmt, haben in diesem Jahre wichtige Ergebnisse gehabt. Es wurden die Reste des Tempels der Diana in Bombay freigelegt und dabei eine Reihe von Skulpturen gefunden, die zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung sind. Auch die Reste des Palastes der Römer wurden aufgedeckt. Ferner wurden zahlreiche Inschriften gefunden, die für die Geschichte Zentralindiens

Befremdet ſah der Wirth ihnen nach, und eilte dann, in ihrem Zimmer ein Kaminfeuer anzuzünden, und die Betten zu bereiten, da er vorausſetzte, ſie möchten vom Schloſſe kommend eine Stunde der Ruhe und einen Morgentrunk genießen wollen.

Contarini's Herz ſchlug freyer, als er das Schloß wieder ſah; ſüße Erinnerungen ſchwebten ihm entgegen, und die Hoffnung rief ihm zu: Hier wohnt dein Glück!

Langſam zögernd in der Nähe des Schloſſes hielt Contarini, Clercy und Frescobaldi an der Hand, und blieb mit ihnen auf dem freyen Schloßplatze, Angeſichts der erleuchteten, von den Schritten der Tänzer erbebenden Fenſter ſtehn.

Sie wiſſen in Straßburg noch nichts, noch ſteht es in unſerer Macht, uns zu retten, flüſterte Contarini, indem er Banner und Rothkirch näher herbey winkte.

Darauf ſind wir auch ſchon bedacht, fiel Banner ein, und es wäre ein Leichtes, wenn deine tolle Liebesgluth uns nicht zuvor noch recht gefliſſentlich in das Netz führen wollte! Du weißt, was unſer mit Anbruch des Tages wartet; du kennſt des Prinzen Herrmann von Baden unbezwinglichen Sinn. So wie er um unſere That erfährt, iſt unſer Urtheil ſchon geſprochen; er iſt der großmuthvollſte Feind, doch der furchtbarſte Richter. Ehre iſt ſein Licht und ſein Geſetz; er athmet nur für ſie; unſer Loos wird entſetzlich ſeyn!

Freunde! rief Contarini, ich habe Euch in das Verderben hinabgeriſſen, mein Gut und Blut iſt Euer zur Rettung. Brechen wir uns eine neue Lebensbahn! Ich bin reich, wir alle haben Jugend, Kraft und Muth, noch ſteht die Welt uns offen; wir flüchten zum franzöſiſchen Heere — Und kämpfen gegen Deutſchland? fiel Banner ein. O, nimmermehr; lieber den qualvollſten Tod erwählen! — Nein, wir haben Anſpruch auf Belohnung, auf Schutz, ſie müſſen ihn uns gewähren; doch ohne Agnes geh' ich nicht von hier.

Du biſt ein Thor, rief haſtig Rothkirch; erſt ſtell dich ſicher, dann denk' an das Freyen!

Alſo der Ungewißheit ſoll ich mein einziges Glück vertrauen, entgegnete Contarini? Nein, wahrlich, ich werde mich beſſer berathen! Schon längſt war ich im Stillen darauf bedacht, die Lage von Agneſens Zimmer und deren Umgebungen auszukunden. Sie bewohnt einige Zimmer im erſten Stockwerk, von denen ein Altan in den Garten hinab führt. Eine Niſche, von Pfeilern verdeckt, iſt auf dem abgelegenen Corridor ihrer Wohnung befindlich, und ſie wohnt allein mit ihrer freundlichen Kammermagd, deren Gunſt ich durch viele Geſchenke erworben. Wir warten unten den Zuſchauern verborgen, bis Agnes den Tanzſaal verläßt. Sobald wir ſie in ihren Zimmern wiſſen, benachrichtigt ein Zeichen, das ich Liebeth geben will, dieß ſchlaue Mädchen von unſrer Ankunft. Liebeth wird an die Thür kommen; wir dringen ein, wir bemächtigen uns beyder Frauen und führen ſie durch den Garten in den Wald. Einer von uns eilt zurück, unſere Pferde zu holen; wir flüchten und finden in Turennes Lager Schutz und Frieden.

Gewiß, doch am beſten, wenn die Weiber nicht dabey wären, fiel Clercy ein; denn ſie verderben Alles! Wie nun, wenn Fräulein Agnes, die Haugwitz ſo unverhohlen geneigt war, ſich um ſeinen Tod härmt und von Dir nichts wiſſen will?

Gleichwohl wird ſie mein, erwiederte Contarini dumpf. Haugwitz hat nun ſeine rechte Braut, die Kugel, von der kann ihn nichts mehr ſcheiden.

Will Agnes nicht, meinte Frescobaldi, nun, ſo iſt nur zu wünſchen, daß ſie in die tiefſte Ohnmacht fällt, um ſich den Widerſtand, uns die Mühe zu ſparen.

Wenn du nicht überzeugt biſt, daß ſie dich liebt, fiel Rothkirch ein, ſo laß um des Himmels Willen ab, du machſt uns alle elend!

Wenn auch ein Mädchen nicht liebt, entgegnete haſtig Contarini ein, ſo wird ſie durch einen ſolchen Sturm, durch ſolche Gluth geneigt und gewonnen! Laßt ſie in meiner Gewalt ſeyn, und jede ſchlummernde Regung für mich erwacht von Neuem! Sie muß die Meinige werden, ich habe zu viel für ſie gethan, um ſie zu laſſen.

Und du mußt mit uns, Tollkühner! rief Frescobaldi. — Ja, er muß! riefen einmüthig die Uebrigen. — Wir dürfen uns nicht zu Grunde richten laſſen, und dich ſelbſt durch deine Tollkühnheit, äußerte Carl von Clercy.

Contarini wurde todtenbleich; ein haſtiges Zittern, ein gräßliches Funkeln ſeiner wildrollenden Augen, die Verzerrung ſeiner Geſichtszüge, und die krampfhafte Zuckung der Lippen entſetzte die Uebrigen, da ſie beym Fackelſchein wahrnahmen, was in ihm vorging. Er ballte die Fauſt, und wollte in ſinnloſer Verzweiflung ſeine Bruſt zerſchlagen; Banner fiel ihm in den Arm, Alle flehten ihn an, ſein zu ſchonen. Mitleid und Liebe bewegten nun die Gemüther der Freunde ausſchließlich; ſie baten ihn, ſich auf ihre Treue zu verlaſſen und über ſie zu gebieten. Nur ſchwer gelang es Allen, ihn zu beruhigen; zu allem Glück war der Platz menſchenleer und blieb es, da ſich jedermann in das Schloß zu drängen verſuchte.

Nachdem Contarini von ſeinen Freunden Handſchlag und Wort empfangen, ihn in Allen, was er vornehmen würde, getreulich Beyſtand zu leiſten, hüllten ſich die fünf Verbrüderten dichter in ihre Mäntel, drängten ſich durch die Menge und gelangten in die feſtlich erleuchteten Gallerien, von welchen man dem Tanze zuſehen konnte.

Hier ſchien die heitere Freude für immer ihren Sitz aufgeſchlagen zu haben; junge Schönen prangten im leuchtendſten Schmucke, ſchwebend in Strömen von Duft und Licht und in Weihrauchwolken begeiſterter Huldigungen. Süße ſchmelzende Töne begleiteten die Tänze; alles Liebliche, Hohe und Schöne aus Stadt und Umgebung war hier auf einen Punkt hingezaubert in den Bann der geſelligen Luſt. Agnes war nicht zu ſehn.

Zerſtreut Euch unter die Zuſchauer nach verſchiedenen Richtungen, flüſterte Contarini ſeinen Freunden zu, zieht Nachricht von Agnes ein, oder ſeht, wo ſie ſeyn mag; hier wart' ich Euer!

Die Freunde eilten, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Kaum waren ſie fort, als es ihm gereute, nicht ſelbſt den Ausweg genommen zu haben, den er ſeinen Gefährten angewieſen; er ſtand wie auf glühendem Eiſen, das Harren wurde ihm unerträglich. Auch hatte er kaum zehn Minuten lang ſein Herz bezwungen, ſo eilte er fort. Die Maſſe der Zuſchauer, welche glaubte, er wollte ſich ganz entfernen, machte dem Davoneilenden willig Platz; und ohne in ſeiner Beſtürzung zu wiſſen, welchen Weg er genommen, befand er ſich plötzlich in einem abgelegenen Corridor des Schloßgebäudes, das ganz einſam war. Hier blieb er, aufathmend, horchend ſtehn. Er vernahm nichts, als die Tritte einer fernen Schildwacht, die auf den Steingängen und in den Wölbungen wiederhallte, die nur ſpärlich von hängenden Lampen erhellt waren.

Ein Schauder durchzuckte Contarini, als er ſich hier ſo einſam, ſo trüb umgeben aus dem Gewühl in den tönenden Schloßſälen, wie durch einen Zauberſchlag verſetzt ſah. Sein forſchendes Auge begann nach und nach die Gegenſtände um ihn her zu unterſcheiden, er entdeckte mit glühendem Bangen ahnungsvoller Wonne, daß er im Corridor ſich befand, der dicht vor Agneſens Zimmer lag. Hieher alſo hatte ihn die dunkle Gewalt geleitet? Oder hatte ihm ſein Herz den Weg zum Ziele gewieſen? Er hatte Agnes nicht beym Feſte geſehen — wie, wenn Ahnung ſie auf ihrem Zimmer zurückgehalten? Wie, wenn er ſie fände?

Kaum hatte ihn dieſer Gedanke durchzuckt, ſo war er auch ſchon an der Thür von Agneſens Vorzimmer; ſie war nicht verſchloſſen. Contarini ging, den Odem an ſich haltend, weiter; auch die Thür ihres Vorzimmers war unverſchloſſen, doch herrſchte tiefe Stille ringsum. Ein helles Licht ſtrömt ihm entgegen; Agnes war alſo daheim. Entſchloſſen und dennoch von unbeſchreiblichem, unerklärbarem Schauer durchzuckt, trat er hinein; ein gewaltiger Lichtſtrom blendete ſein Auge; er ſah, und blickte zweifelnd von Neuem hin, einen Sarg mit einer Purpurdecke verhangen, darauf das Wappen der von Haugwitz vereint mit dem Familienwappen Agneſens geſtickt war, über beide Wappen ſchwebte eine Sternenkrone.

Von Todeskälte durchrieſelt hob Contarini die Decke auf, da erblickte er Agnes in der Myrthenkrone, im weißen Todtengewande.

In dieſem Augenblicke erhob ſich der Prieſter, der zum Haupte der Leiche gebetet, von den Knieen. Er erſchrack heftig denn er ſah Contarini's ſtumme Verzweiflung. Gleichwohl wußte er ſich zu faſſen, und fragte mit ſanfter Stimme, was Contarini begehrte?

Send Ihr es, Pater Bernhardus, fragte Contarini mit ſchwankender Stimme. O, ſagt mir, ſagt mir Alles, meine Sinne verwirren ſich bey dieſem entſetzlichen Anblick.

Ihr ſeht, Graf Contarini, entgegnete Bernhardus ſanft und mitleidvoll, die entſeelte Hülle der edlen Frau Agneſe von Haugwitz. Der Tod ihres Gatten brach ihr das Herz.

Ihres Gatten! rief Contarini, und der würdige Bernhardus fiel ein: Ja dieß war ein ſeltſames und machtvolles Walten der Liebe, dunkel und verhängnißreich. Faßt Euch, Graf; nehmt Eure Verhüllung ab, und betet vereint mit mir um den Frieden ihrer Seele.

Ein gellendes Lachen unterbrach des frommen Bernhardus Rede. — Beten? rief Contarini, Frieden? und er nahte ſich mit Ungeſtüm der im Tode noch ſo unausſprechlich ſchönen Geſtalt. Er faßte ihre Hände und drückte ſie an Bruſt und Lippen; er wollte ihren bleichen Mund berühren — Frevler! donnerte Bernhardus, zurück! Zurück von dieſer un-

Hofkammer des Münz- und Bergwesens.

Se. Exzellenz der Herr Franz Freiherr von Pillersdorf, Ritter des Leopold-Ordens, Präsident.

Se. Exzellenz der Herr Johann Nepomuk Edler von Schaden, Ritter des Leopold-Ordens, Vizepräsident.

Se. Exzellenz der Herr Franz Xaver Freiherr von Hauer, Ritter des Leopold-Ordens, Hofkammerrat.

Se. Exzellenz der Herr Johann Nepomuk Edler von Schaden, Ritter des Leopold-Ordens, Hofkammerrat

Situations Wanted 10¢ per word, minimum $1.00

Ministers

Ordained minister, 30, desires pastorate. Experienced, energetic, good preacher, excellent references. Box 1234, The Christian Century, 407 S. Dearborn St., Chicago 5, Ill.

Miscellaneous

Ordained minister, 30, desires pastorate. Experienced, energetic, good preacher, excellent references. Box 1234, The Christian Century, 407 S. Dearborn St., Chicago 5, Ill.

Miscellaneous 10¢ per word, minimum $1.00

Ordained minister, 30, desires pastorate. Experienced, energetic, good preacher, excellent references. Box 1234, The Christian Century, 407 S. Dearborn St., Chicago 5, Ill.

Miscellaneous

Ein Lehrbuch der Physik für Studierende der Medizin, Pharmazie und Zahnheilkunde. Von Dr. Hermann Starke, Professor an der Universität Freiburg i. Br. Mit 200 Abbildungen im Text. Leipzig und Wien 1900. Franz Deuticke. 8°. 320 S. Preis M. 6.—.

Luft auf Aſiatiſchem Grund und Boden zu faſeln. Und in ſolchen Fällen iſt's wirklich recht gut, daß es Redensarten giebt, die weder Ja noch Nein ſagen.)

Der Chan.

'ANoti 'Pipruse. 'WaNschbock 'Heomo.

Ich habe mir ſeine Romanze überſetzen laſſen, und ſie mit Vergnügen geleſen. Das Wandsbeck muß ein angenehmer Ort ſein.

Asmus. 'Heomeo.

Ganz angenehm, Sire.

Der Chan.

'Hussiput 'Pipis.

Giebt es viele Poeten in Europa?

(Ich ſah meinen Vetter an.)

Mein Vetter (mir in's Ohr.)

Poeten genug, große und kleine; und Ihr ſeid einer von den kleinen.

Asmus. 'Pipise 'Bramme 'Miosc 'Mioseti.

Poeten genug, große und kleine; und ich bin einer von den kleinen.

Der Hofmarſchall.

'NipoNpi 'GaboNe 'FereNuzzi 'SchumfusiNu.

Der Japaniſche Poet Gabon iſt ohne Zweifel der größte von allen Poeten, denn er hat ſich an den größten Gegenſtand gewagt, und Ew. Majeſtät erhabenes Lob und Dero Serails und Hofes Glanz und Herrlichkeit allerunterthänigſt beſungen.

Mein Vetter (mir in's Ohr).

Gabon heißt er, merkt Euch den Namen. Ihr könnt ihn künftiges Jahr in den Leipziger Muſenalmanach ſchicken, oder an das ſeel. C. G. Jöchers Erben.

Der Chan.

'Helmore 'Missi.

Was ſind in Europa für Anſtalten ſich in der Poeſie zu perfectioniren?

Asmus. 'SchemiNa 'Bonte 'SchemiNto.

Wir haben da einen ſchönen Himmel und eine ſchöne Erde, Sire, und eine heilige Religion.

Der Chan.

'Habuse 'Pipi.

Wie hängt das mit den Poeten zuſammen?

Asmus. 'Timsch.

Ich meine, eigentlich ſehr nahe.

Der Chan.

'KermeiNe 'Lumpipi.

Was verſteht er denn eigentlich unter Poeten?

Asmus. 'WaruNe 'SchemiNa 'BoNte 'SchemiNto 'Hazitzit.

Helle reine Kieſelſteine, an die der ſchöne Himmel, und die ſchöne Erde, und die heilige Religion anſchlagen, daß Funken herausfliegen.

Der Chan.

'Pizotto 'Borei 'Haquirla. 'Tim 'HaquirlirumaNo.

Er wird am beſten wiſſen, was er ſagt. Aber wie ſtehts mit der Philoſophie! Man ſagt hier, daß die Philoſophen in Europa auf allen Vieren gehen.

Asmus. 'Hubu:Kipuffer.

In ihren Schriften vielleicht; die hab ich nicht geleſen. In natura iſt mir doch eben noch keiner ſo begegnet. Es ſoll zwar vor einiger Zeit einer dieſen Gang in Vorſchlag gebracht haben; bei unſrer Abreiſe war er aber, ſo viel ich weiß, noch unter ihnen nicht eingeführt.

Der Chan.

'Laila 'Haquirla 'Putosi, 'BumoNe. 'SchemiNto.

Es iſt ein gut Ding um die Philoſophie! Sie klärt ein Land auf, und iſt vortrefflich gegen Alfanz und Aberglauben, ganz vortrefflich. In meinem Lande ſteht ſie oben an, neben der Religion. A propos, macht man in Europa viel aus Religion?

Asmus. 'Priprasai.

Viel und wenig, Sire, wie man's nimmt.

Der Chan.

'Ruzzi 'Haquirli 'BudsdoNe.

Hier machen die Philoſophen den Prieſtern viel zu ſchaffen.

Der Hofmarſchall.

'Atulamai: 'MemiNolulu:, CramaiNe 'Ritozzo.

Ich muß bei dieſer Gelegenheit einen allerunterthänigſten Gedanken äußern, den ich ſchon oft gehabt habe: Ob nemlich Ew. Majeſtät einmal daran geben wollen, eine neue brauchbare Religion zu machen? Die Zeiten ſcheinen da zu ſein. Der alte Aberglauben meckert wie ein Ziegenbock im Dunkeln, und ihm ſcheint ſelbſt nach Ew. Majeſt. erhabnen Lumieres die Zeit lang zu werden.

(Es lief mir eiskalt über den Leib, als ich ihn ſo leichtfertig von ſeiner Religion ſprechen hörte, und ich that heimlich einen Seufzer zu Gott, daß er ihm ſeinen Unverſtand nicht zurechnen wolle.)

Der Chan.

'Aika 'RumNa 'SemNilo 'Potokai Jettasch.

Wahr iſt es, die alten Fabeln von dem Geſchlecht der drei und ſieben himmliſchen Götter, die zuerſt, und von den fünf Halbgöttern, die nach ihnen Japan ſo viele tauſend Jahre regiert haben, von den zwölf Jettas oder Himmelszeichen u. ſ. w. ſind wirklich wider alle geſunde Vernunft.

Asmus. 'Rambasito: 'Fitosai 'PuN:i.

Es iſt der Weltlauf, Sire, daß einige Leute Fabeln und Anordnungen machen, und andre Leute darüber lachen und ſie wieder abſchaffen. In Europa hat man aber viele Beiſpiele daß die letzten nicht immer die klügſten geweſen ſind. Die Mißverſtändniſſe in der Welt kommen gewöhnlich daher, daß einer den andern nicht verſteht.

Der Hofmarſchall.

'Ormito Isitataki.

Ah! der Vogel Iſitataki! das iſt ein gar vernünftiger Vogel geweſen.

(Was der Chan da ſagte von den drei und ſieben himmliſchen Göttern, das ſagte er nicht ſo aus ſeinem Kopf her; das iſt wirklich die alte Tradition der Japaneſer; mein Vetter hat das alles in ihrer Mythologie gefunden. Es wird aber ſo erzählt: der erſte von dieſen Göttern ſei ein Sohn des Chan geweſen, ſeine allerſubtiliſte Kraft, als es zuerſt anfing ſich zu bewegen und hernach habe immer ein Gott den folgenden durch Hülfe der über- und unterhimmliſchen Elemente auf eine verborgene Weiſe generirt, bis endlich der ſiebente, Iſanami, in ein leibliches Weſen übergegangen ſei, und die unter Menſchen gewöhnliche Art, ſein Geſchlecht fortzupflanzen, von dem Vogel Iſitataki gelernet habe. Weiter kamen nun fünf Halbgötter ꝛc.

Das iſt freilich dunkel; ich denke aber, wenn's deutlicher hätte ſein ſollen, hätten's die Leute ja wohl deutlicher geſagt.)

Der Chan.

'BisiNami 'Burro.

Aber der Iſanami muß ein gar einfältiger Herr geweſen ſein!

Der Hofmarſchall.

'Aio 'Roosi 'Sete.

Freilich Rooſi's Scharfſinn ſcheint ihm nicht beigewohnt zu haben.

(Rooſi iſt Stifter der einen berühmten Philoſophiſchen Secte in Japan, und Sjaka der andern. Sjaka lehrte, daß die Seele unſterblich, und die Tugend der Weg zur Glückſeligkeit ſei in dieſer und jener Welt. Rooſi aber war'n Bruder Studio; er lachte über die Tugend und über jene Welt, und ſtatuirte, daß man nichts klügers thun könne, als ſich's in dieſer recht gut ſchmecken zu laſſen, und daß Leute von Verſtand und Bon Ton es von jeher auch ſo gehalten hätten. Der Narr hat auch den Stein der Weiſen geſucht, damit er und ſeine Geſippſchaft recht lange liederlich ſein könnten.)

Der Chan.

'BoNoNte 'Roosi 'Matoddo.

In Europa kennt man vermuthlich den Rooſi und ſeine Lehre nicht. Hier findet ſie allgemeinen Beifall, Sieur Asmus.

Asmus. 'Hogsutj'o 'Rosoli.

Den finden ſie überall, Sire! und man wird ihn finden, ſo lange die Welt ſteht, denn ſie leuchtet jedem gar zu natürlich ein.

Der Chan.

'SomeNto 'Filcto 'Oschsa PituNi 'QuirlischemiNto.

Die Welt iſt, wie ich höre, ſich überall gleich. So wird's auch wohl in Europa an Einwendungen und Zweifeln gegen die Religion nicht fehlen.

Asmus. 'LeschschoNg 'BalmaNeraku 'Tif.
Herr Leſſing hat noch ganz neuerlich in ſeinem vierten Beitrag verſchiedene Zweifel eines Unbekannten bekannt gemacht, davon einige recht gelehrt und artig ſind. Er hat ſie aber widerlegt.

Der Chan.

'Tif.
Hat er ſie widerlegt?

Asmus. 'Hairo 'Pulote.
Nicht eben förmlich; denn er iſt unpartheiſch.

Der Chan.

'Butoquirle.
Herr Leſſing gehört doch auf die Bank der Philoſophen?

Asmus. 'Ruto: Habussi 'Ruf.
Ich wollte aber doch rathen, daß Ew. Maj. ihm lieber ſeinen eigenen Stuhl ſetzten. Die gewöhnlichen Bänke paſſen nicht für ihn, oder vielmehr er paßt nicht für die Bänke, und ſitzt ſie alle nieder.

Der Chan.

'LamaiNowo.
Wie hat er's denn eigentlich bei den Zweifeln gemacht?

Asmus. ::Xipulxo:.
Wie er's immer macht, Sire. Er meint, wer Recht hat, wird wohl Recht behalten; der ſoll's aber auch behalten, und darf das freie Feld nicht ſcheuen! und alſo läßt er die Zweifel mit Ober- und Untergewehr aufmarſchieren: marſchiert ihr dagegen! So'n Trupp Religionszweifel iſt aber wie die Klapperſchlange, und fällt über den erſten und beſten wehrloſen Mann her; das will er nicht haben, und darum hat er gleich jedem Zweifel einen Maulkorb umgethan, oder wenn Ew. Maj. den Maulkorb etwa nicht leiden können, er hat jedwedem Zweifel 'n Felsſtück mit ſcharfen Ecken in den Hals geworfen, daran zu nagen, bis ſich irgend ein gelehrter und vernünftiger Theologe rüſte. Und, ſagt er, ehrlich gegen den Feind zu Werk gegangen! Und ſchreie Niemand Victoria, wenn er 'n alten roſtigen Muſquedonner Einmal mit looſem Kraut abgebrannt hat! Und beſetze keiner ein größer Terrain, als er ſoutenireu kann, und als der Fuß der Religion bedarf! ꝛc. ꝛc.

Der Chan.

'HaleschschoNg 'Seira. 'Nipo Nipol.
Herr Leſſing gefällt mir. Sollte er wohl Luſt haben, nach Japan zu gehen?

Asmus. 'OrpauNex.
Ich weiß nicht, Sire! wenigſtens müßten Ew. Maj. ihm die Condition ſehr bündig und detaillirt vorlegen laſſen, denn er mag gern alles hell und klar mit ſeinen Augen ſehn.

Der Chan.

'TuNepioNe: 'Bambalte.
Ich würde ihm gewiß mehr halten, als ich ihm verſprochen hätte, und er vorher vermuthen könnte.
Die förmliche Widerlegung der Zweifel iſt alſo noch nicht gekommen?

Asmus. 'Sammatta 'Fammulo.
Noch nicht, ſo viel ich weiß, wird aber vielleicht noch kommen, vielleicht zögert ſie aber auch noch; das muß man abwarten, Sire.

Der Chan.

'Repisi.
Ihm ſcheint an dieſer Widerlegung nicht ſonderlich viel gelegen zu ſeyn?

Asmus. 'I.
Gar nichts, Sire.

Der Chan.

'Pipetoi.
Die Poeten ſind gewöhnlich Spötter und ſchlechte Heilige; es geht hier auch ſo.

Asmus. 'AruNze:: 'PolPiter 'BreNbaNum.
Das iſt nun hier der Fall eben nicht. Ich ſehe aber, nach Herrn Leſſings electriſchen Funken, die Religion als eine Arznei an, und den Zweifler als den Doctor Peter, und den Widerleger als den Doctor Paul, die beiderſeits die Arznei vor ſich auf dem Tiſch liegen haben und darüber ſtreiten.

Der Chan.

'BreNzeha.
Und wozu will er die beiden Doctors brauchen?

Asmus. ::'XanPolPiter: 'RobeNu.
Wenn ich nun krank und elend neben dem Tiſch und den beiden Doctors ſtände, und gerne geholfen ſein wollte, und der Doctor Paul behielte Recht, ſo würde ich doch nicht geſund werden, wenn ich die Arznei nicht einnähme; und nähme ich ſie ein und ſie wäre gut, ſo würde ich geſund werden, und wenn auch der Doctor Paul Recht behielte. Und alſo iſt das Rechtbehalten nur für die Herren Auditores, das Einnehmen aber die eigentliche Sache, und ein einziger Patient, Sire, der geſund worden wäre, würde, auch für die Herren Auditores, mehr beweiſen und ſchaffen, als hundert Siege der Paul's über die Peters.

Der Chan.

'Aibapirre.
Das iſt wohl wahr, aber das Einnehmen iſt ſo unangenehm und genant.

Asmus. 'Bugodompo 'BaloNi.
Nun ſo bleibt man krank; aber das Gefühl der Geſundheit iſt doch ſo herrlich, Sire! und eines Verſuchs, und, ſonderlich für einen Mann, des bischen bittern Geſchmacks wohl werth.

Der Chan.

'Soibo Barballa.
Ich habe nichts dagegen. Aber auf etwas anders zu kommen; wie viele Weiber hat ein Mann in Europa?

Asmus. 'U.
Nur Eine, Sire.

Der Chan.

'SoNe'V.
Nur Eine? Damit kommen wir nicht aus, Herr Hofmarſchall.

Der Hofmarſchall.

'Hami 'NaperliNo.
Ich bin glücklich, daß ich einem Herrn diene, dem ich täglich neue Proben meiner Devotion geben kann.

Asmus. 'Umbatafo 'RaboNu.
's iſt auch 'n Volk in Europa, das nicht damit auskommt; aber wir halten es beſſer, nur Eine zu haben.

Der Chan.

'Talla 'Le Sulto.
Und warum denn das? Vier Canarienvögel ſingen doch mehr Töne als einer.

Asmus. 'Nasul: Xaremo:
Es iſt uns aber nicht um's Singen allein bei den Canarienvögeln; ſie müſſen uns auch den ganzen Tag auf Hand und Schultern hüpfen, und aus dem Mund eſſen und aus unſerm Becher trinken. Mit einem Wort, Sire, wir ſehen die Weiber auch als unſre Freunde an, und lieben ſie von ganzem Herzen: und kann der Kaiſer mehr als Eins von ganzem Herzen lieben?

Der Chan.

'Ip.
Es iſt etwas darin.

Asmus. 'SpaNaNamube:: 'Homi.
Bei den Vielweibern hat auch ſelten ein Mann ſo viel Kinder, als bei uns, und gibt es was Schöneres und Herzlicheres in der Natur, als 'n Vater in einem großen Schwarm von Kindern, und neben ſich das Weib, das ſie ihm alle geboren hat?

Mein Vetter (bei ſich ſelbſt).

—οὐ μὲν γὰρ τοῦ γε χρεῖσσον καὶ ἀρεῖον,
Ἢ ὅτ' ὁμοφρονέοντε νοήμασιν οἶκον ἔχητον
Ἀνὴρ ἠδὲ γυνή· πολλ' ἄλγεα δυσμενέεσσι
Χάρματα δ' ἐνμενέτησι· μάλιστα δέ τ' ἔκλυον αὐτοί.

Der Chan.

'Craimi 'Bugio.
Was ſagen Sie dazu, Herr Hofmarſchall?

Der Hofmarſchall.

'Puleste 'Balsanto 'WerwiNti.
Für den Pöbel mags gelten; aber ein Fürſt muß in allen Stücken groß und frei ſein. Er iſt der Gärtner in ſeinem Garten, und wo er eine ſchöne Blume ſieht, wenn ſie auch ſchon an jemandes Buſen ſäße, da nimmt er ſie mit hoher Hand und geht weiter.

Mein Vetter (bei ſich ſelbſt).
God bless my soul, whas does that rascal say.
(mir in's Ohr).
Fragt doch den Herrn Hofmarſchall einmal wie er das meint?

Asmus. 'Saimia 'Pup.
Wie meinen Ihre Excellence das?

Der Hofmarschall.

'Saimo 'Tipo.

Wie ich's meine? — was meint er?

Asmus. KetorNoba.

Ja, ob es zum Exempel auch Recht ist, wie Ihre Excellence zu sagen belieben?

Der Hofmarschall.

'JopetiNos 'TorNopa.

Was dem Fürsten gelüstet, ist Recht, und seine Neigungen sind Winke der Götter.

Asmus. 'Mui.

Die armen Unterthanen also?

Der Hofmarschall.

'Amui 'Epurcpez.

Was Unterthanen! die braucht man, wozu sie gut sind, und wozu die Götter sie gegeben haben.

Asmus. 'Saimi 'Repezzo 'Bi.

Und wozu meinen Sie, daß die Götter sie gegeben haben, ich bitte Ew. Excellence um Gottes Willen.

Der Hofmarschall.

'Bialto 'PoluNho.

Wozu? — regiert zu werden; dem Fürsten zu Gebot zu stehen. Wozu sonst?

Mein Vetter (mir ins Ohr).

Sagt ihm, daß die Götter keine Hofmarschälle sind.

Asmus. 'Nopi Bugiosi.

Die Götter sind keine Hofmarschälle, Ihre Excellence.

(Der Chan lachte, aber ich hätte das nicht sagen sollen. Es war doch spöttisch, und ich merkt' es dem Albiboghoi auch wohl an, daß er mir deswegen keine Pension geben würde, wie der geneigte Leser auch gleich merken wird.

Der Chan.

'BamaNe, Jura.

Aber Sieur Asmus, was soll ich ihm für seine Dedication für eine Gnadenbezeugung machen?

Der Hofmarschall.

'Ater 'Sioka 'Mavai.

Dürfte ich unterthänigst vorschlagen, ob Ew. Maj. ihm, nach der löblichen Gewohnheit einiger Ihrer großen Vorfahren, die Gnade wollten angedeihen lassen, daß er sich in Ihrer hohen Gegenwart den Leib aufschneiden dürfe.

Asmus. 'Mavai 'Po.

Den Leib aufschneiden? ich verstehe Ew. Excellence nicht.

Der Hofmarschall.

'Ater 'Amave 'PioNho.

Der Kaiser will ihm gnädigst erlauben, daß er sich hier in Seiner Gegenwart den Leib aufschneiden darf.

Asmus, 'Ama.

Was für 'n Leib, Ihr Excellence?

Der Hofmarschall.

'Blusima 'RomiNo.

Einfältiger Europäer, seinen eignen, da unter der schönen rothen Weste.

Asmus, 'Loimi 'Pi 'ZoNei 'Korkozo.

Ich bitte Ew. Excellence, nehmen Sie mir das nicht ungnädig. Ich bin ein Königlich Dänischer Unterthan, und will's mir gehorsamst verbeten haben.

Mein Vetter.

'Bre 'Misro 'Burro 'Bar.

Hört Herr Hofmarschall, treibt euern Muthwillen mit den Japanesern, wenn ihr's nicht besser haben wollt, meinem Herrn habt Ihr nichts zu befehlen.

Asmus (leise zu meinem Vetter).

Vetter! Vetter! wir sind in Japan.

Mein Vetter (zu mir).

So sind wir ja am rechten Ort, närrischer Kerl. Die Weiber müssen sich doch zuweilen den Kaiserschnitt gefallen lassen, so werdet ihr wohl nicht bange sein!

(Mir war gar nicht wohl. Mein Leib war mir lieb und dazu dacht ich: was wird Frau Rebecca sagen? Der häßliche Kaiserschnitt ist wirklich sonst in Japan Mode gewesen. Der Kaiser Buretz, der im sechsten Jahrhundert regiert hat, pflegte den schwangern Frauen, zur Lust mit eigner Hand den Leib aufzuschneiden; er ließ Leute lebendig oben in den höchsten Bäumen aufhängen, und dann mit Pfeilen nach ihnen schießen, oder auch die Bäume absägen. In Siam ist 1689 ein Priester aus Pegu an einen Pfahl geschlossen, und lebendig aufgeschnitten worden, und große Hunde haben ihm die Därme aus dem Leibe fressen müssen u. s. w. Das alles ging mir im Kopf herum, und mir war, wie gesagt, gar nicht wohl.

In der Angst fühlte ich, wie man bei solchen Gelegenheiten wohl thut, auf meiner rothen Weste und in allen Taschen herum, und zog von ungefähr den Schädel heraus, und als ich die Augen darauf schlug, fiel mir ein, was mein Vetter von „gehudelt werden" sagte, und mir kam eine Empfindung ins Herz, die ich nicht beschreiben kann, daß ich hätte mögen um mich hauen, und zu gleicher Zeit die Hände sinken lassen, und bitterlich weinen. Ich trat mit dem Schädel vor den Albiboghoi:)

Asmus. Wie gefällt er Ew. Excellence?

Der Chan.

Was hat er da? Sieur Asmus?

Asmus. Es ist 'n Menschenschädel, lieber Kaiser, der Unterkiefer fehlt daran, sonst ist er ganz. Wir haben ihn auf dem Wege gefunden und wollen ihn begraben, wenn wir heimkommen, daß er wenigstens nun Ruhe habe. Der arme Junge ist vielleicht genug gehudelt worden.

Der Chan.

Mir graut, wenn ich ihn ansehe.

Asmus. Mir nicht. Ich habe dem Mann in seinem Leben kein Leid gethan.

Der Chan.

Wer war er, Albiboghoi? und leben noch von den Seinen?

Asmus. Es war 'n Mensch, lieber Kaiser! und sein Leben und Glück in dieser Welt war Deiner Hand anvertraut. Alle Japaneser sind seine Brüder, und alle Siamer, und Chinesen und Malaien, und Moguln, und wir Europäer auch. Ich sage Dir Dank, im Namen der Europäer, für alles Liebes und Gutes, was Du ihm gethan hast. Er ist nun todt, und wenn er tugendhaft und fromm gewesen ist, hat er's nun besser als wir. Wir müssen aber alle sterben.

Der Hofmarschall.

Ihro Majestät dürfen ihn nicht länger in dem Ton fortreden lassen. Die Hofetiquette leidets nicht.

Mein Vetter (bei sich selbst.)

Damn'd Courtier!

Asmus. Ja du lieber Kaiser, alle Menschen sind Brüder. Gott hat sie alle gemacht, einen wie den andern, und gab ihnen diese Welt, daß sie sich darin bis weiter wie Brüder mit einander freun und lieb haben, und glücklich sein sollten. Sie konnten sich aber nicht vertragen, und thaten sich unter einander allerhand Unrecht und Herzeleid an; da wählte Gott die besten, die edelsten unter ihnen aus, die demüthig, weise, gerecht, reines Herzens, gütig, sanftmüthig und barmherzig waren, und verordnete sie, bei den übrigen Vaterstelle zu vertreten. Und das sind die Fürsten, Kaiser und Könige.

Der Hofmarschall.

Ihro Majestät erlauben Sie ihm doch —

Der Chan.

Was denn Herr Hofmarschall?

Der Hofmarschall.

Daß er sich den Leib aufschneide. Das wird ihn auch auf andre Gedanken bringen.

Der Chan.

Ihr habt ja gehört, daß er keine Lust hat. Laßt mir aber zwanzig Goldbarren hereinbringen.

Sieur Asmus, seine Philosophie gefällt mir; aber ein Fürst hat doch Recht und Macht über seine Unterthanen, und sie müssen ihm gehorchen?

Asmus. Freilich müssen sie ihm gehorchen, in allen Stücken, ohne Widerrede, und nicht allein dem gütigen, gelinden, sondern auch dem wunderlichen. Aber eben weil sie das müssen, wählt Gott gute Leute zu Fürsten, die keinem Menschen etwas zu nahe thun können.

Der Chan.

Aber Zorn und die andern Leidenschaften, Sieur Asmus! Und überhaupt, wie kann ein Mensch immer wissen und thun was Recht ist?

Asmus. Ein guter Fürst fürchtet Gott, und bittet von ihm Weisheit, daß er wohl regieren möge, und dann giebt ihm Gott Weisheit und salbt ihm sein Herz mit hoher himmlischer Gesinnung, und dann kann er alles, und achtet keiner Mühe, vergißt sich und seine eigne Glückseligkeit ganz und gar, und lebt und webt nur für sein Volk.

Der Chan.

Aber was hätte man davon, Fürst zu sein?

Asmus. Frage die Sonne, was sie davon hat, Tag und Nacht um die Erde zu gehen. Und siehe, sie geht! fröhlich wie'n Bräutigam, und vom Aufgang bis zum Niedergang triefen ihre Fußtapfen von Segen. Der es ihr geheißen hat, wird sie auch dafür zu belohnen wissen. Stelle Dir ein weites Land vor, lieber Kaiser, wo in jeder kleinen Hütte vergnügte Leute wohnen, die ihren Fürsten lieb haben, alle Morgen 'n Abendsegen für ihn beten, und gerne ihr Leben für ihn ließen — möchtest Du nicht der Fürst sein? Und das ist nur so 'n kleiner Vorlaut des Lohns. Ein guter Fürst soll und kann von Menschen nicht belohnt werden; er sitzt mit den Göttern zu Tische.

Der Chan.

Sind die Fürsten alle so in Europa?

Asmus. Kaiser, ich bin zu gut, eine Lüge zu sagen; ich weiß es nicht. Die aber so sind, die haben sanften Schlaf, und sind angenehm im Himmel und auf Erden.

Der Chan.

Er hat wohl Recht, Sieur Asmus! Es muß ein Vergnügen sein, wenn man den Unterthanen recht und wohlgethan, und bei jedwedem, der einem begegnet, einen Dank zu gute hat. So ein Schädel mag denn auch besser anzusehen sein. Ich hätte fast selbst Lust —

Asmus. Gott segne Dich, Kaiser, und walte über Dich. Du wirst Dich zum glücklichsten Mann in Deinem Reich machen, das ist gewißlich wahr! Und denk' an mich lieber Fürst, wenn Du Dich einmal so ruhig und wohlgemuth in den Beinhäusern Deines Reichs hinsetzen kannst, als 'n Vater früh Morgens in der Schlafkammer seiner Kinder, wenn's kleine Gesindel noch in den Betten herum liegt und schläft.

Der Chan.

Aber warum wären denn nicht alle Fürsten so, und immer alle so gewesen?

Mein Vetter (bei sich selbst).

ἀλλά σφιν νεφέλη πραπίδεσσι μελαίνη
Ἀμφιπεριπλασθεῖσα, βαδίζεμεν ἀνθεμοέντα
Εἰς ἀρετῆς λειμῶνα πολυστέφανόν τε μεγαίρει.

Asmus. Wer kann das sagen, Sire? Weil sie's nicht wissen, weil sie's nicht können. Es hält bei jedem ehrlichen Mann schwer, klug zu werden, da unser einer doch täglich und auf mancherlei Weise seiner Sterblichkeit erinnert, und so oft mit der Nase darauf gestoßen wird, — und nun dies und das und nun die Kratzfüßer und Schmeichler. O! die haben schon manchen guten Fürsten auf ihrer Seele.

Der Chan.

Wie könnte Schmeicheley so viel schaden?

Asmus. Hast Du wohl eher eine Katze gesehen? Je mehr man der den Rücken streichelt, desto höher hält sie den Schwanz.

Der Chan.

Und weiter.

Asmus. In jedem Menschen ist eine solche Katze, Sire; und klein und niedrig muß der Mensch zuvor sein, sonst kann er nicht groß und gut werden. Die Schmeichler machen's umgekehrt, und es ist schwer, ihnen zu entrinnen. Wir haben in Europa unter andern einen König, Kanut, den Großen genannt, nicht so wohl, weil er Länder erobert, als weil er einmal seine Hofleute, die ihm schmeichelten, öffentlich und ernstlich gescholten, und mit Verachtung von sich gewiesen hat. Es ist davon ein eigner Kupferstich zu haben.

Laß Dich die Schmeichler nicht verführen, lieber Kaiser, und glaube ihnen nicht. Sie sagen Dir nicht, was Recht ist, sondern was Du gerne hörst, und es wäre doch Schade um Deine schöne Krone, wenn Du sie je durch Unrecht entehren solltest. Sieh um Dich, und wenn Du einen Mann in Deinem Reich findest, lieber Kaiser, der Dir immer die Wahrheit sagt, auch wenn Du sie nicht gerne hörst, der ist der rechte Mann, den wähle Du Dir zu Deinem Freund und ehr' ihn hoch, denn er ist's werth, und achtet und liebt Dich mehr als sie alle.

(Die Goldbarren werden hereingebracht.)

Der Chan.

Da, Sieur Asmus, sind zwanzig Goldbarren, nehm er sie zum Andenken von mir an.

Asmus. Ich danke Dir, Sire. Ich kann sie nicht fortbringen, und überdem hab' ich Goldbarren genug zu Hause.

Der Chan.

Ich kann ihn nicht unbeschenkt von mir lassen; so bitte er sich sonst von mir eine Gnade aus. Sie betreffe, was sie wolle, bei meiner Krone! ich will sie ihm gewähren.

Asmus. Weil der Kaiser befiehlt, so will ich gehorchen. Diese Gnade betrifft aber den Albiboghoi, und ich bitte um eins von seinen Ohren.

Der Chan.

Er solls haben.
(Der Chan klingelte, daß sein Chirurgus gerufen würde.)

Der Hofmarschall (zu mir).

'Opupi 'Laipu 'Olemia 'Pipasi 'Piposi.
O du allerweisester Europäer! Du allergrößter Philosoph! und Poet! und Prophet! Ich bete dich in meinem Herzen an, und habe dich lange in meinem Herzen angebetet. Sei mein Freund, ich habe allerlei Kleinodien, und Diamanten, und schöne Mädchen, und Smaragden, und Landgüter, und Perlen. Komm doch, und sieh es an und wähle.

Asmus. 'Aru Nha 'Terremehu 'Katalba. 'Waita. 'Kirozzi.

Ich kann von Ew. Excellence nichts brauchen als das Ohr, und das will der Kaiser mir geben. Uebrigens dauerst du mich, Albiboghoi, weil du so'n schlechter Mann bist, und könntest es selbst so gut haben! — Das eine Ohr ist nicht mehr zu retten, mache nur daß du das andere mit Ehren trägst.

Der Hofmarschall (sehr heftig).

Quelle Bête! Cependant il attrapera non oreille, Diable m'emporte. Diable, Diable! Mais mon Dieu, Sa Majesté Japonaise si éclairée a-t-elle pû accorder une grace comme ça à un Fanfaron d'Europe!

(Er konnte also französisch, und sprachs recht gut aus, so viel ich davon verstehe; doch kehrte er gleich zu seiner Muttersprache zurück, und fuhr mit Ungestüm fort, und schlug dabei die Hände über'n Kopf zusammen.)

'Pairuzzo 'Krapo Nti.
Aber das ist Unrecht, himmelschreiendes Unrecht!

Mein Vetter.

'Jobeti Nos 'Tur Noba.
„Was dem Fürsten gelüstet, ist recht, und seine Neigungen sind Winke der Götter."

(Der Bediente sagte an, daß der Chirurgus da sei, und der Chan ging hinaus und hieß den Albiboghoi nachfolgen.

Der Chan (im Herausgehen).

'Capsu No 'Aschmu,
Will er den Kopf auch, Sieur Asmus?

Asmus. 'A 'Waita.
Nur das Ohr, Sire!

(Der Albiboghoi schien von meiner Antwort mehr erbaut zu sein, als von der Frage des Kaisers, und folgte ihm langsam, und wie es anzusehen war, sehr ungerne nach. Wie er nun so hinausging, dauerte er mich doch fast; und wenn ich nicht geglaubt hätte, 'n Gotteslohn mit dem Ohr zu verdienen, ich hätte selbst wieder dafür gebeten. Unterdeß war's mir sehr lieb, daß die Operation draussen geschah. Als sie hinaus waren ließ mein Vetter die Schleppe fallen und trat vor mich hin: „Aber Vetter, so wahr ich Euer Famulus bin, Ihr seid „viel gescheuter in Asia als Ihr in Europa seid! Was doch „das Clima thut! Uebrigens habt Ihr einen Kuß bei mir zu „gut. Kommt, wollen's gleich abmachen." Indem kam der Chan wieder herein, und hinter ihm das abgeschnittene Ohr in einer Porcellan-Dose. Er nahm gleich Abschied, und war so gnädig, mir seine Hand zu geben.

Der Chan.

Leb er wohl, Sieur Asmus! Er läßt einen Freund in Japan zurück. Grüß er Herrn Lessing, — und hier ist das Ohr des Albiboghoi!

Asmus. Lebe wohl, Gott segne Dich, und gebe Dir langes Leben!

(Ich steckte das Ohr bei, und blieb stehen und hielt auch des Chan seine Hand.

Asmus. Ich habe noch Eins auf dem Herzen, Sire, Wir haben in Nagasaki so viele Soldaten und Kanonen gesehen: wenn Du irgend umhin kannst, lieber, guter Fürst, so führe nicht Krieg. Menschenblut schreiet zu Gott, und ein Eroberer hat keine Ruhe.

(Und damit drückte ich ihm seine Hand, bückte mich und ging weg, und die Thränen standen mir in den Augen.)

(So bald wir zurück nach Nagasaki kamen, that ich das Ohr in Spiritus, und band das Glas mit reiner Blase zu.)

Briefe an Andres.

Erster Brief.

Es geht mir eben so, Andres, wenn ich in der Bibel von einem Alten und Neuen Bunde, von einer Connexion und einem Verkehr zwischen dem HÖCHSTEN Wesen und unserm Geschlecht lese; ich mache auch oft das Buch zu, und falte die Hände, daß die Menschen vor Gott so hoch geachtet und werth sind!

Es drückt einen das freilich nieder in den Staub; aber man kriegt zu gleicher Zeit Respekt für sich selbst, und wittert Morgenluft — und man kann und kann den Mittler zwischen beiden nicht genug ansehen und lieben, und möchte ihn für andre mit lieben, die es nicht besser wissen.

Der Mensch kann die Wahrheit verkennen, verachten und aufhalten; aber wie umwegs oder verkehrt er es auch treibe, so irrt er sich nur, und mitten in solchem Treiben suchet und meinet er sie. Er kann ihrer nicht entbehren; und es ist nicht möglich, wenn sie ihm erscheint, daß er sein Haupt nicht vor ihr beuge.

Irren ist menschlich, Andres! Aber die Wahrheit ist unschuldig. Sie ist immer bereit und werth, und wird auch wohl am Ende Recht behalten.

Aber es macht Dir graue Haare, schreibst Du, unsern Herrn Christus verkannt und verachtet zu sehen. — Du liebe, gerechte Seele, mag es doch; wer sie um ihn trägt, der trägt mit Ehren graues Haar.

Zwar seinetwegen brauchst Du Dir keine wachsen zu lassen. Er wird wohl bleiben, was er ist. So viele ihrer die Wahrheit nicht erkennen und nutzen, die haben des freilich Schaden; aber was kann es Dir schaden, ob sie erkannt oder genutzt wird, oder nicht? Sie bedarf keines, und es ist die Größe und Herrlichkeit ihrer Natur, daß sie immer bereit ist, von Undank nicht ermüdet wird, und wie die aufgehende Sonne mit den Wolken und Dünsten ringt, um sie zu reinigen und zu vergolden.

Laß sie denn ringen, Andres; und brich Dir auch um was Du nicht ändern kannst das Herz nicht.

Wer nicht an Christus glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn rathen kann. Ich und Du können es nicht. Wir brauchen jemand, der uns hebe und halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben sollen; und das kann er überschwenglich, nach dem, was von ihm geschrieben steht, und wir wissen keinen, von dem wir's lieber hätten.

Keiner hat je so geliebt, und so etwas in sich gutes und in sich großes, als die Bibel von ihm saget und setzet, ist nie in eines Menschen Herz gekommen, und über all sein Verdienst und Würdigkeit. Es ist eine heilige Gestalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgehet; und sein innerstes Bedürfniß, sein geheimstes Ahnden und Wünschen erfüllt.

Wir wollen an ihn glauben, Andres, und wenn auch niemand mehr an ihn glaubte. Wer nicht um der andern willen an ihn geglaubt hat, wie kann der um der andern willen auch aufhören, an ihn zu glauben?

Nur eine so zarte und überirdische Gestalt ist gar zu leicht verändert und verstellt, und sie kann von Menschenhänden nicht berührt werden, ohne zu verlieren. Deßwegen ist auch immer des Zankens und Streitens über ihn unter den Menschen kein Ende gewesen.

Von allen den Streiten sind die, welche die Bibel aufrecht halten und doch alles Uebernatürliche natürlich machen und mit ihrer Philosophie belegen und reimen wollen, unstreitig die schwächsten, denn sie haben weder Verstand noch Muth, und sind nicht Fisch noch Fleisch. Dazu sind sie immer in Noth und kommen nicht zum Ziel, denn es ist viel schwerer, die Vernunft gegen die Offenbarung als die Offenbarung gegen die Vernunft zu retten; und wenn sie nicht zum Ziel kommen, so haben sie nichts.

Wer menschliche Weisheit seyn läßt, was sie ist, sich aber bescheidet, daß es eine größere gebe, und Gott Mittel und Wege haben könne, davon der Mensch nicht weiß, und daß es eine Offenbarung über unsre Einsichten seyn müsse, und das Unbegreifliche an ihr kein Flecken, sondern, wenn sie sonst das Gepräge göttlicher Liebe trägt, grade ihr Wahrzeichen und ihre Schöne sey, der ist besser daran, und kann allen den Zänkereien unbekümmert zusehen, und indeß in seine Scheuern sammeln.

Alles muß allerdings zusammen hängen, und wird sich auch wohl reimen lassen, wenn die data bekannt sind. Die Spekulanten lassen es sich nicht träumen, daß das brillanteste Feld der Speculation hinter der Kirchmauer liege.

Doch, dem sey wie ihm wolle, Andres; wir glauben der Bibel auf's Wort, und halten uns schlecht und recht an das, was die Apostel von Christus sagen und setzen.

Die ihn selbst gesehen und gehört haben, und an seiner Brust gelegen sind, die sind ihm doch näher gewesen, als wir und die Glosse. Und was auch bisher unter den Gelehrten erfunden seyn mag, und wie gut sie auch wissen und verstehen mögen, so scheint es doch, die Wahrheit zu sagen, daß die Apostel es besser wissen und verstehen müßten.

Lebe wohl, Andres, und schreibe bald wieder.

Dein ꝛc.

Zweiter Brief.

Als die Leute in dem Markt der Samariter, bei denen unser Herr Christus Herberge bestellen ließ, ihn nicht annehmen wollten, sprachen seine Jünger Jacobus und Johannes: Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elias that. — Und das nimmst Du so übel und kannst es den beiden Jüngern nicht vergeben und vergessen! — Du freust einen, Andres! Aber ich kann auf meinen Jakobus und Johannes nichts kommen lassen, und ich muß ihnen bei Dir das Wort reden und ihre Ehre retten.

Vorläufig darf man über das „Feuer vom Himmel fallen lassen" so ängstlich nicht seyn, denn es hat damit gute Wege; und wer es kann fallen lassen, der wird schon wissen, was er zu thun und zu lassen hat. Ueber Handlungen höherer Ordnung können wir nicht urtheilen, und so müssen wir auch nicht darüber urtheilen wollen. Die Sache, wovon hier geredet wird, ist bloß menschlich, und da will ich, wie gesagt, versuchen, die Donnerskinder mit Dir auszusöhnen.

Erstlich hatten sie das Exempel des Elias vor sich, den sie noch kürzlich in sehr glorreichen Umständen gesehen hatten; und dann suchten sie ihres Meisters Einwilligung, und natürlich auch seine Kraft. Doch, Du pflegst zu sagen: schweige von einem andern, oder setze dich an seine Stelle. Wir wollen uns dann hinsetzen. Es sitzt sich ohnedas an der Stelle so gut.

Christus war mit den Jüngern auf der Reise nach Jerusalem. Er reiste hier eigentlich in Angelegenheiten der Samariter, und that diese Reise, wie alle das andere, um sie und alle Menschen sanft zu betten, und ihnen ewige Herberge zu bereiten. Zwar das mochten die Jünger, ob er ihnen gleich verschiedentlich darüber gesprochen hatte, doch vielleicht noch so ganz nicht begriffen haben. Aber sie waren doch zwei, drei ganzer Jahre mit ihm herumgezogen, und hatten gesehen, daß er nicht seinetwegen umherzog, und nicht gekommen war, sich dienen zu lassen; daß er nichts als Gutes lehrte, und Gutes that, links und rechts, und ohne Ansehn der Person, und daß er sich nicht zweimal bitten ließ, und jedem der sein bedurfte, mit Liebe und Freundlichkeit zuvor kam. Dazu war es itzt das letztemal, daß er ihre Herberge brauchte, denn die Zeit war erfüllt, daß er sollte von hinnen genommen werden, und er ging hier der Schmach und dem Tode entgegen. — Und nun wird ihm das Nachtlager versagt, und seine Boten werden abgewiesen... Andres, kannst Du es den Jüngern übel nehmen, wenn sie da unwillig wurden? Der ist kein schlechter Mann, dem die Galle überläuft, wenn er so Gutes mit Undank belohnen, und Recht und Billigkeit mit Füßen treten sieht!

Und nimm nun noch dazu die Anhänglichkeit und Liebe, womit die Jünger ihrem Herrn und Meister zugethan waren und anhingen. Wem alles gleichviel und einerlei ist, der hat gut sprechen. Aber, wem es an Etwas gelegen, und in der Brust nicht hohl ist, dem ist anders zu Muthe, als den Eiszapfen am Dache des Toleranz-Tempels. Das Herz hat auch seine Rechte, und läßt nicht mit sich spielen wie mit einem Vogel. Ueberhaupt ist es nicht Unrecht, Auge um Auge, Zahn

um Zahn! Und ſchilt mir den Mann nicht, der für Recht und Billigkeit ſtehen bleibt, und die Hand an's Schwert legt. Etwas von den Drei-Männer-Trotz, der ſich auf nichts in der Welt als auf ſich ſelbſt und ſeine gute Sache ſtützt, und doch vor der Gewalt und Menge nicht beugen will, iſt nicht ſo übel, „Unſer Gott," ſagten ſie, „kann uns wohl erretten; und wenn er es auch nicht thun will, ſo ſollt ihr dennoch wiſſen, daß wir das goldene Kalb nicht anbeten wollen."

Kurz, wie es an den drei Männern edel war, daß ſie an Feuer nicht dachten, ſo war es an den beiden Jüngern nicht unedel, daß ſie daran dachten.

Freilich, Chriſtus bedräuete ſie; und wer das „Feuer vom Himmel" in ſeiner Hand, unter ſeinem durch und durch gewürkten Rock zurückhalten und verbergen, und ſich vor Freund und Feind wie ein Verbrecher hinführen laſſen konnte, damit der Wille des Vaters im Himmel geſchehe, der konnte dräuen, und vor dem hatten die Jünger ſich zu ſchämen, daß ſie nicht wußten, wes Geiſtes Kinder ſie waren. Aber ich will auch wiſſen, daß ſie vor einem jeden andern Geiſt ſich nicht zu ſchämen hatten, und daß der Geiſt des Chriſtenthums nicht ohne Urſache ein Geiſt der Herrlichkeit genannt wird.

Gut iſt ein ander Ding als edel; und Frei-ſeyn ein ander Ding als an ſeiner Kette reißen und rütteln. Edle Menſchen gibt es von Natur, aber gut iſt Niemand, als der einige Gott, und wen der gut gemacht hat.

Dein ꝛc.

Dritter Brief.

Ich ſoll Dir das weiter aus einander ſetzen. —

Edel iſt: Ahnung der Heimath; das Gute in Feindes Land; der König im Gefängniß. Wer Freude am Guten hat und gerne gut wäre, und mit ſich kämpft und ſtreitet, daß er's ſey, der iſt ein edler Mann.

Was ſoll ich Dir viel aus einander ſetzen? Du weißt ja, beſſer als ich, wie es geht. Man will gern immer — das Eitle nicht lieb haben, unparteiiſch ſeyn, nicht böſe werden, wenn man beleidigt wird, geiſtlich geſinnt ſeyn u. ſ. w.; aber man kann es nicht. Wenn auch auswendig, ſo geht es doch inwendig nicht rein ab. Und wenn auch das Feld behalten wird, ſo iſt darum doch kein Friede. Der Feind bleibt im Lande, und man muß mit dem Gefangenen ſich placken und plagen.

All Fehd ein Ende, und rein Haus machen, das iſt die Weisheit Gottes, welche die Edeln gelüſtet zu ſchauen, die Weiſen wiſſen, und die Thoren verachten.

Edel iſt alſo nicht gut; aber es iſt darum edel und nichts gemeines, und ihm gebührt Ehre und Achtung von Jedermann, wo es ſich ſehen läßt.

Von den Mund-Edeln, die nämlich nur von Edel und Gut ſprechen und ſchreiben, tiefgelehrt oder ungelehrt, iſt hier die Rede nicht. Die werden gar nicht mitgezählt.

Ohne Kampf und Verleugnung gibt es keinen Adel und wahren Werth für den Menſchen, und ohne Kampf kennet er die Kluft nicht, die in unſerm Inwendigen zwiſchen Wollen und Seyn, zwiſchen Edel und Gut befeſtigt iſt, und kann ſie nicht kennen. „Die auf dem Meer fahren, die ſagen von ſeiner Fährlichkeit. — Daſelbſt ſind ſeltſame Wunder, mancherlei Thiere und Wallfiſche; durch dieſelben ſchiffet man hin."

Erfahrung machet den Meiſter. Und nur die, welche ſich in den Defileen und Labyrinthen jener großen Kluft verſucht, und mit den ſeltſamen Wundern und mancherlei Ungeheuern vor den Thoren des Friedes gekämpft und ſich ſelbſt daran gewagt haben, nur die können wiſſen, ob es dort Mühe und Fährlichkeit hat, und ob man dort eines heiligen Zweiges bedarf oder nicht. Und es wäre ſehr luſtig zu ſehen, wenn ein Stuben-Zeichner einen ſolchen edeln Ritter und Veteran, der unter den Waffen an Ort und Stelle grau geworden iſt, aus ſeinen Landkarten zurecht weiſen und eines beſſern belehren wollte.

Du ſiehſt denn, welchen Leuten die Religion gleichgültig und entbehrlich bedünken kann, und welchen Leuten ſie unentbehrlich und heilig iſt; und daß dieſe, alle Complimente bei Seite geſetzt, ſich ihrer Anhänglichkeit und Achtung nicht zu ſchämen brauchen.

Leb wohl, Andres.

Vierter Brief.

Du möchteſt gern den Sinn der unterirdiſchen Unternehmungen in der Mythologie der alten Völker wiſſen, und warum doch die großen heroiſchen Menſchen, die feurigen Sucher und Liebhaber der Wahrheit, in die Unterwelt herunter geſtiegen ſind. —

Ich denke, Andres, weil ſie, was ſie ſuchten, hier oben nicht haben finden können. Wer hier ſeine Gnüge findet, der muß mit unvollkommner, ſichtbarer, veränderlicher und vergänglicher Natur genug haben. Wenn alſo eine vollkommne, unſichtbare, unveränderliche und unvergängliche Natur der Freund war, den ihre Seele liebte, ſo mußten ſie ihn anderswo ſuchen gehen. Seine Fußtapfen fanden ſie in dem ſichtbaren und vergänglichen wohl, aber ihn fanden ſie da nicht.

Doch, warum grade unter der Erde die Veredelung ſein ſelbſt ſuchen? —

Wird doch nichts in der Luft geſäet! Samen und Thier-Arten legen in der Erde die Schale ab, ehe ſie ihre neue Geſtalt und Exiſtenz erhalten. Gehen doch auch die Menſchen leiblich in die Erde, ihren Staub abzuſchütteln und der Wahrheit näher zu kommen. Vielleicht, daß daher ein Bild genommen iſt; oder weil das Weizenkorn, ehe es Frucht bringet, zuvor erſterben, und alſo einen Schritt rückwärts, herunter, thun muß; oder, weil die Weiſen ſich fügen wollten in die Ideen der Welt, die dort Schätze vermuthet und ſucht; oder, weil der ihrige da gefunden wird, wo es Mühe koſtet, hinzukommen, und wo nicht ein jeder von Hauſe aus hinſehen kann. Vielleicht iſt's auch noch anders, Andres, ich weiß nicht; aber, mich dünkt, wenn wir hätten erfinden ſollen, wir hätten auch, die Schwärmer in der Luft, und die wahren ernſthaften Liebhaber unter der Erde ſuchen laſſen.

Offenbar muß man von Erde und Himmel und von allem, was ſichtbar iſt, die Augen wegwenden, wenn man das Unſichtbare finden will. Nicht, daß Himmel und Erde nicht ſchön und des Anſehens werth wären; ſie ſind wohl ſchön, und ſind da, um angeſehen zu werden. Sie ſollen unſre Kräfte in Bewegung ſetzen, durch ihre Schöne an einen, der noch ſchöner iſt, erinnern und uns das Herz nach ihm verwunden. Aber, wenn ſie das gethan haben, dann haben ſie das ihrige gethan, und weiter können ſie uns nicht helfen.

Der Menſch iſt reicher als ſie, und hat, was ſie nicht geben können. Alles, was er um ſich her Leben haben ſieht, ſtirbt; und er weiß von Unſterblichkeit. Er ſieht in der ſichtbaren Natur nichts als Zeitliches und Oertliches, und er weiß von einem Ewigen und Unendlichen. Er ſieht nur Mannichfaltigkeit, lauter Zerſtreutes und Zerſtückeltes; und doch will er immer einen, unter Eins faſſen, aus Einem herleiten u. ſ. w.

Wie und woher könnten ihm ſolche heterogene und bewundernswürdige Dinge kommen, wenn ſie nicht aus ihm ſelbſt kämen, und in ihm nicht etwas Heterogenes und Bewundernswürdiges wäre.

Selbſt die Weisheit und Ordnung, die der Menſch in der ſichtbaren Natur findet, legt er mehr in ſie hinein, als er ſie aus ihr heraus nimmt. Denn er könnte ihrer ja nicht gewahr werden, wenn er ſie nicht auf etwas, das er in ihm hat, beziehen könnte, ſo wie man ohne Maaß nicht meſſen kann. Himmel und Erde ſind für ihn nur eine Beſtätigung von einem Wiſſen, das er ſich in ſich bewußt iſt, und das ihm die Kühnheit und den Muth gibt, alles zu meiſtern und aus ſich zu rectificiren. Und mitten in der Herrlichkeit der Schöpfung iſt und fühlt er ſich größer, als alles was ihn umgibt; und ſehnt ſich nach etwas anderm.

Andres, der Menſch trägt in ſeiner Bruſt den Keim der Vollkommenheit, und findet außer ihr keine Ruhe. Und darum jagt er ihren Bildern und Conterfey's in dem ſichtbaren und unſichtbaren Spiegel ſo raſtlos nach, und hängt ſich ſo freudig und begierig an ſie an, um durch ſie zu genieſen. Aber Bilder ſind Bilder. Sie können, wenn ſie getroffen ſind, ſehr angenehm überraſchen und täuſchen, aber nimmermehr befriedigen. Befriedigen kann nur das Weſen ſelbſt, nur freies Licht und Leben — und das kann ihm Niemand geben, als der es hat.

Gott befohlen, Andres.

Dein ꝛc.

Fünfter Brief.

„Und es begab ſich darnach, daß er in eine Stadt mit Namen Nain ging, und ſeiner Jünger gingen viel mit ihm, und viel Volks.

„Als er aber nahe an das Stadtthor kam, ſiehe, da trug man einen Todten heraus, der ein einiger Sohn war ſeiner Mutter; und ſie war eine Wittwe, und viel Volks ging mit ihr.

„Und da ſie der Herr ſahe, jammerte ihn derſelbigen, und ſprach zu ihr: weine nicht!

Ausführungen über die Bedeutung der Kolloide für die Physiologie, Pathologie und Therapie. Von Dr. Wolfgang Ostwald. Dresden und Leipzig, Theodor Steinkopff, 1907. 8°. 96 S. Preis M. 2.—.

Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, die Bedeutung der Kolloide für die Physiologie, Pathologie und Therapie zu erörtern. Er hat sich dabei nicht auf die Wiedergabe der Literatur beschränkt, sondern hat auch eigene Ansichten und Erfahrungen mitgeteilt. Das Buch ist sehr lesenswert und wird jedem, der sich für die Kolloide interessiert, viel Anregung bieten.

Die Kolloide. Von Wolfgang Ostwald. Dresden und Leipzig, Theodor Steinkopff, 1909. 8°. 120 S. Preis M. 3.—.

Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, die Kolloide in ihrer Bedeutung

ſchlecht und recht, und wie die Bibel ſie gibt. Sie liegt Jedermann offen, und iſt, ſo wie der ganze letzte Abend und Abſchied, — als in dieſer Welt nichts anders; wie denn auch ein ſolcher Abend und Abſchied in dieſer Welt nur Einmal geweſen iſt.

Wie Chriſtus ſelbſt ſagt, und die ganze Chriſtenheit glaubt, bezieht das Alte Teſtament ſich auf das Neue. So hohe geiſtige Ideen, als die, von himmliſchen Gütern, von einer unſichtbaren Befleckung und einem geiſtlichen Fall, die geſchehen waren, von unſichtbarer Reinigung und einem Wiederherſteller, der verſprochen war und zu ſeiner Zeit kommen werde ꝛc., konnten unter den erſten Menſchen, die den großen Begebenheiten näher waren, wohl von Mann zu Mann fortgepflanzt werden; ſie würden aber mit der Zeit für die Welt erloſchen und verloren geweſen ſeyn, wenn ſie nicht von den alten Weiſen und Propheten unter einer ſinnlichen Hülle öffentlich vor die Augen gebracht und beſtändig gehalten worden wären. Moſes war vor allen andern ein ſolcher Weiſe und Prophet, und er knüpfte dieſe Hüllen, um ihnen deſto mehr Intereſſe zu geben, an die politiſche Geſchichte ſeines Volks, damit es ihnen „ein Zeichen ſey in ihrer Hand und ein Denkmal in ihren Augen, auf daß des Herrn Geſetz ſey in ihrem Munde, daß der Herr ſie mit mächtiger Hand aus Egypten geführt habe.“ — Und man kann den Moſaiſchen Gottesdienſt, außer dem, was er in ſich war, als die allervollkommenſte Prophezeihung anſehen, die wir von Chriſtus haben. Die Schrift ſagt auch, daß hinfort kein Prophet aufgeſtanden ſey wie Moſe; und Moſes redete noch auf dem Berge mit Chriſtus über den Ausgang, welchen er ſollte erfüllen zu Jeruſalem.

Die heiligen Schriften des Neuen Teſtaments drücken ſich ſehr beſtimmt darüber aus, daß der Leib und das Blut Chriſti das Reinigungs- und Erlöſungs-Mittel für den gefallenen Menſchen ſey.

„Opfer und Gaben haſt du nicht gewollt, aber den Leib haſt du mir zubereitet.“

„Das Blut Jeſu Chriſti, ſeines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde.“

„Nun aber hat er euch verſöhnet mit dem Leibe ſeines Fleiſches durch den Tod.

„Und wiſſet, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöſet ſeyd von euerm eitlen Wandel, nach väterlicher Weiſe, ſondern mit dem theuern Blut Chriſti, als eines unſchuldigen und unbefleckten Lammes.“

„Moſes hat euch nicht Brod vom Himmel gegeben, ſondern mein Vater giebt euch das rechte Brod vom Himmel.“

„Ich bin das lebendige Brod, vom Himmel kommen; wer von dieſem Brod eſſen wird, der wird leben in Ewigkeit. Und das Brod, das ich geben werde, iſt mein Fleiſch, welches ich geben werde für das Leben der Welt.“ —

„Werdet ihr nicht eſſen das Fleiſch des Menſchenſohns, und trinken ſein Blut, ſo habt ihr kein Leben in euch.“

Wir mögen nun verſtehen oder nicht verſtehen, was der Leib und das Blut Chriſti ſey, nach der Bibel muß der Menſch ſie genießen und ihrer theilhaftig werden, wenn er geneſen will. Und ſo hatte Moſes ein Oſterlamm angeordnet, das genoſſen werden mußte, und mit deſſen Blut „beide Pfoſten an der Thür und die Oberſchwelle beſtrichen wurden, daß der Würgengel vorüber gehe.“ So waren Opfer, und ein Hoherprieſter, der am Verſöhntage mit Blut in's Heilige ging, u. ſ. w.

Dieſe Hüllen und Schatten der himmliſchen Güter beſtanden noch zu Chriſti Zeiten, und nun war die große Stunde gekommen, wo ſie ausgedient hatten, und das weſentliche Opfer, das durch jene bedeutet war, ſelbſt geopfert werden ſollte.

„Wir haben auch ein, Oſterlamm, Chriſtus für uns geopfert.“

„Am Ende der Welt iſt Chriſtus einmal erſchienen, durch ſein eigen Opfer die Sünde aufzuheben.“

„Chriſtus iſt kommen, daß er ſey ein Hoherprieſter der zukünftigen Güter, durch eine größere und vollkommnere Hütte, die nicht mit der Hand gemacht iſt, das iſt, die, die nicht alſo gebauet iſt. Auch nicht durch der Böcke oder Kälber Blut, ſondern er iſt durch ſein eigen Blut einmal — in den Himmel ſelbſt — eingegangen, und hat eine ewige Erlöſung gefunden.“

Entweder, oder! Wir müſſen die Bibel zerreißen, oder feſthalten an dem Bekenntniß: „Für euch gegeben und vergoſſen zur Vergebung der Sünden;“ wie es auch bisher beim Genuß geſagt und geglaubt wird.

Daß die ganze Sache über unſre Einſicht iſt, und wir ſie nicht verſtehen, iſt nicht wider ſie. Denn ſie ſoll nicht Menſchen-Witz und Werk ſeyn; und wird, in unſerer und in den Traditionen aller Völker, wo davon dunkler oder heller geredet wird, als höheren Gehalts und Urſprungs gegeben. Und wenn in dieſer Sache ein Wille erſcheint, der mit unbegreiflicher Erbarmung will, ſo kann es nicht befremden, wenn ſein Verſtand ihm gewachſen iſt.

Uebrigens genießen wir jeden Tag und Augenblick Wohlthaten, die wir nicht verſtehen. Wir werden geboren und geſäuget, und holen Odem und verſtehen nichts. Wir verſtehen auch die leibliche Medicin nicht, die wir einnehmen, und doch hilft ſie uns und rettet uns bisweilen das Leben. Der Kunſtverſtändige verſteht ſie, und weiß ſie zuzurichten. Und darum iſt ein Unterſchied zwiſchen einem Weiſen und einem — Nicht-Weiſen. Die Nicht-Weiſen mögen unwahr und ohne Grund ſeyn; aber die Sache kommt von guter Hand.

Aber ich komme wieder zu dem letzten Abend, wo er ſeinen Vertrauten über das, was bevor ſtand, und über das neue Geſetz und Teſtament die nöthige Auskunft geben, und Abſchied von ihnen nehmen wollte.

Andres, der Abſchied des Socrates aus der Welt war ſehr ſchön und rührend; auch als Socrates mit ſeinen Jüngern ausgeredet hatte und den Giftbecher nun anſetzte und trank, weinten ſie und warfen ſich an die Erde. Aber hier iſt es mehr, als Socrates; hier iſt die Herrlichkeit Gottes; und man will vergehen, ſo wie er, dem Tode geweiht und ſchon geſalbt zu ſeinen Begräbniß, in den großen gepflaſterten Saal herein tritt, und ſich neben dem Oſterlamm hinſetzet.

Mich hat herzlich verlangt, ſagte er zu den Zwölfen, dies Oſterlamm mit euch zu eſſen, ehe denn ich leide.

Wie er hatte geliebt die Seinen, ſo liebte er ſie an's Ende. Man kann ſich nicht ſatt daran leſen, wenn er, der ſolch ein Werk zu vollbringen und ſolch einen Kelch zu trinken vor ſich hatte, noch bei der letzten Mahlzeit den Johannes an ſeiner Bruſt zu Tiſche ſitzen läßt, und den Jüngern Biſſen eintaucht und giebt; wenn er ſo bekümmert von dem Jünger ſpricht, der ihn verrathen werde, den Verräther nicht nennen will, und nur ihn ſelbſt fühlen läßt, daß er ſein Geheimniß wiſſe; wenn er dem Petrus, der ſich vermaß, von dem Hahn ſagt, der nicht zweimal krähen werde; wenn er hingehen will, den Jüngern die Stätte zu bereiten; wenn er ſie ſeine Freunde nennt; wenn ſie ihn wieder ſehen ſollen, und ihr Herz ſich freuen und ihre Freude Niemand von ihnen nehmen ſoll ꝛc.

Doch in dieſem heiligen Kreiſe war nicht bloß von einem Abſchied von Freunden, ſondern von größern Dingen die Rede. Und er unterrichtete ſeine Boten und die künftigen Lehrer der Welt noch einmal von dem Geheimniß des Reiches Gottes. — Eins mit dem Vater, das iſt das Ziel; er ſey der Weg, die Wahrheit und das Leben, und Niemand komme zum Vater als durch ihn; wenn er nicht hingehe zum Vater, ſo komme der Tröſter nicht zu ihnen; wenn er aber hingehe, wolle er ihn ſenden, den Geiſt der Wahrheit, der vom Vater ausgehet und den die Welt nicht kennt und nicht empfahen kann; und der werde bei ihnen bleiben ewiglich, und in ihnen ſeyn, und ſie würden dann alles wiſſen, und ihre Bitten würden geſchehen.

Aber eine Lehre, die ſolche Verheißungen und Macht dem Menſchen giebt, konnte mißverſtanden werden. Damit aber die Jünger wüßten, was ſie meine und wes Geiſtes Kind ſie ſey, ſtand der Herr und Meiſter, als „er wußte, daß ihm der Vater alles hatte in ſeine Hände gegeben und daß er von Gott kommen war und zu Gott ging,“ auf, legte ſeine Kleider ab, nahm einen Schurz und umgürtete ſich, goß Waſſer in ein Becken und wuſch ihnen die Füße.

Wie wird Dir, Andres, wenn Du JhM Fuß waſchen, mit dem Schurz und dem Becken in der Hand von einem Jünger zum andern gehen ſiehſt!

Und wenn man dann an die und jene denkt, die ſich nach ſeinem Namen nennen!

Aber ſie ſind auch nicht ſein, und können ſich nennen, nach wem ſie wollen.

Keiner, und hätte er aller Sternen Lauf erfunden, und trüge Kron' und Scepter und wär' ein Herr der ganzen Welt, wenn er nicht das alles und ſein eigen Leben für ihn vergeſſen kann, der iſt ſein nicht werth.

Seine Lehre war nicht für dieſe Welt, und ihre Hauptſeiten ſind darüber hinaus und unſichtbar. Weil ſie aber doch in dieſer Welt ſeyn ſollte, ſo mußte ſie eine ſichtbare haben, und die Welt wiſſen, wes ſie ſich zu ihr zu verſehen habe. Und der Stifter gab dies Beiſpiel der Demuth und Entäußerung, und ſetzte die Liebe als das Kenn- und Wahrzeichen ſeiner Jünger.

So groß und hehr nun auch alle dieſe Belehrungen und Eröffnungen waren, und ſo viel erfreuliches Licht auch daraus den Jüngern über das neue Geſetz und Teſtament aufgehen mußte, ſo blieb doch der Stein auf ihrem Herzen, und es fehlte noch ein Aufſchluß.

Er hatte in der Schule zu Capernaum, als er von den Kräften ſeines Leibes und Blutes redete, den Genuß derſelben ausſchließlich als das Mittel des Lebens und einer ewigen Vereinigung mit ihm geſetzet; und nun wollte er hin gehen zum Vater, von ihnen weg und wo ſie ihm nicht folgen konnten.

Natürlich war ihr Herz, wie die Schrift ſagt, voll Trauerns worden, weil er ſolches zu ihnen geredet hatte. Und Du kannſt denken, Andres, ſie ſaßen um ihn und ſahen ihn an, und ſehnten ſich nach ſeinem Leib und Blut.

Lege Deine Stirn auf die Erde.

Und „er nahm das Brod, dankete und brach's, und gab's den Jüngern, und ſprach: nehmet, eſſet, das iſt mein Leib."

„Und er nahm den Kelch, und dankete, gab ihnen den, und ſprach: trinket alle daraus, das iſt mein Blut des Neuen Teſtaments, welches vergoſſen wird für Viele, zur Vergebung der Sünden."

Das ſagte er, und mehr hat es ihm nicht gefallen zu ſagen.

Und darauf ging er hinaus, den Haß und die Verachtung der Welt zu verdienen und ihnen „das gute Werk zu erzeigen von ſeinem Vater, um welches ſie ihn ſteinigen."

Clauren s. Hauff, Heun und Herlosſohn.

Christian August Clodius

ward im Jahre 1738 zu Annaberg geboren, wo ſein Vater Rector der dortigen lateiniſchen Schule war, ein Amt das derſelbe jedoch bald nachher mit dem Rectorat zu Zwickau vertauſchte, an welchem Orte ſein Sohn die erſte wiſſenſchaftliche Bildung erhielt. Mit den gehörigen Kenntniſſen und einer vorherrſchenden Liebe zu den Dichtern des Alterthums ausgeſtattet, bezog dieſer 1756 die Univerſität Leipzig um daſelbſt Theologie zu ſtudieren, mußte jedoch zwei Jahre ſpäter, durch eine heftige Krankheit gezwungen, wieder in das elterliche Haus, zu ſeiner Geneſung kehren. Während ſeines diesmaligen Aufenthalts in Zwickau, machte er die Bekanntſchaft des Dichters von Kleiſt, der als Major dort im Winterquartier lag und wurde demſelben ſo werth, daß er ſich faſt beſtändig in ſeiner Geſellſchaft befand. — Clodius glückliche Anlagen veranlaßten Kleiſt ihn lebhaft zum Studium der Dichtkunſt und zur Ausbildung des eigenen Talentes anzuregen, weshalb der junge Mann, als er wieder nach Leipzig ging, von Gellert mit freundlichem Rathe unterſtützt und aufgemuntert, ſich vorzugsweiſe den ſchönen Wiſſenſchaften widmete. Er ward 1759 Magiſter der freien Künſte, bald darauf Privatdocent, und ſchon im folgenden Jahre außerordentlicher ſo wie 1764 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie neuer Stiftung zu Leipzig und 1771 Collegiat des großen Fürſtencollegiums daſelbſt. Nachdem er ſeit 1778 dort die Profeſſur der Logik und ſeit 1782 die Profeſſur der Dichtkunſt bekleidet, ſtarb er am 30. November 1784 allgemein verehrt und betrauert.

Von ihm erſchienen:

Verſuche aus der Litteratur und Moral. 4 Stücke. Leipzig, 1767—69.

Medon oder die Rache des Weiſen. Leipzig, 1768. Aus dem Vorigen beſonders abgedruckt.

Neue vermiſchte Schriften. 6 Thle. Leipzig, 1780—87. Die beiden letzten Theile wurden nach ſeinem Tode von ſeiner Gattin herausgegeben, und beſtehen aus dem, mit neuem Titel verſehenen

Odeum. Zwei Theile. Leipzig, 1784.

Gedichte auf die Huldigung Sr. Durchlaucht des Churfürſten zu Sachſen. Leipzig, 1784.

Clodius würde bei großem Wiſſen, reger Phantaſie, und rechtlichem Streben weit mehr geleiſtet haben, wenn nicht die Sucht durch feinen Styl zu glänzen, ihn zu Abgeſchmacktheiten verleitet und nach Prunk und Schwulſt hätte ſtreben laſſen, gerade da, wo er durch Einfachheit und Natürlichkeit weit mehr würde gewirkt haben. Dieſe Uebertreibungen verſpottete nun A. Goethe als Jüngling, in einer Parodie, die er auch in ſeiner Autobiographie (Aus meinem Leben. Goethe's Werke. Ausgabe in 12 Bdn. 25. S. 137 fgde.) nebſt einigen Bemerkungen über Clodius mittheilt.

Vgl. Clodius, neue vermiſchte Schriften Th. 6. wo ſich eine von ſeiner Gattin geſchriebene Biographie deſſelben findet. — Sein Bildniß enthält der Leipziger Muſenalmanach für 1776.

Christian August Heinrich Clodius,

des Vorigen Sohn, ward 1772 zu Altenburg geboren, ſtudierte Philoſophie in Leipzig, habilitirte ſich daſelbſt, und wurde 1800 außerordentlicher, 1811 aber ordentlicher Profeſſor der Philoſophie an dieſer Univerſität.

Seine Schriften ſind:

Gedichte. Leipzig, 1794.

Der Madalenenkirchhof. Leipzig, 1800. 4 Bde.

Entwurf zu einer ſyſtematiſchen Poetik. Leipzig, 1804.

Fedor, der Menſch unter Bürgern. 2 Thle. Leipzig, 1805.

Lafontaine's Fabeln. 2 Thle. Leipzig, 1803.

Baurede. Leipzig, 1805.

Vaterlandshymne. Leipzig, 1807.

Grundriß der allgemeinen Religionslehre. Leipzig, 1808.

Fauſt's Schatten an die Univerſität Leipzig. Leipz. 1809. Fol.

Von Gott in der Natur, in der Menſchengeſchichte und im Bewußtſeyn. Leipzig, 1813—22. 2 Bde.

Klopſtocks Nachlaß. Leipzig, 1820. 2 Thle.

Stammtafel aller philoſophiſchen Hauptanſichten aus dem Bewußtſeyn. Fol. Leipzig, 1823.

Einzelne Cantaten, Gedichte u. ſ. w.

C. iſt ein als Dichter, Kritiker und Philoſoph, wie als Menſch allgemein geachteter und höchſt vortheilhaft bekannter Mann. Warmes Gefühl, Geſchmack, und eine edle Sprache zeichnen ſein poetiſches gründliches Wiſſen, ruhiges und ſcharfſinniges Forſchen, Klarheit und Wohlwollen ſeine proſaiſchen Leiſtungen aus. Als Philoſoph nähert er ſich F. H. Jacobi.

Julie Friederike Henriette Clodius,

des Vorigen Mutter, und Gattin von C. A. Clodius ward 1755 zu Altenburg geboren, wo ihr Vater, der Commiſſionsrath Stölzel lebte. Sie erhielt eine ſorgfältige Erziehung und vermählte ſich ſchon in früher Jugend. Nach dem Tode ihres Mannes gab ſie den fünften und ſechſten Theil von deſſen vermiſchten Schriften heraus, überſetzte Mehreres und hinterließ einen Roman in der Handſchrift, den ihr Sohn, zufolge ihrer ausdrücklichen Anordnung, zur Unterſtützung einiger Hülfsbedürftigen, erſcheinen ließ. — Sie ſtarb auf einer Beſuchsreiſe in Dresden am 3. März 1805, als eine äußerſt wohlthätige, vortreffliche und geiſtreiche Frau allgemein geliebt und beweint.

Von ihr erſchienen:

Gedichte von Eliſabeth Carter und Charlotte Smith. Leipzig, 1784.

Eduard Montrefeuil. Leipzig, 1806.

Warmes Gefühl, Lebenskenntniß, und eine ſeltene Herrſchaft über die Sprache, weiſen der liebenswürdigen Frau einen ehrenvollen Platz unter den deutſchen Schriftſtellerinnen an.

Herrmann Heimart Cludius

ward am 28. März 1754 zu Hildesheim geboren, ſtudierte ſeit 1774 Theologie in Göttingen und erhielt nach vollendeter akademiſcher Laufbahn, eine Anſtellung als Prediger an der St. Georgskirche zu Hildesheim. Im Jahre 1787 ward er daſelbſt Superintendent, und 1827, wo ihm das ſeltene Glück zu Theil wurde, ſein funfzigjähriges Dienſtjubiläum zu feiern, Kirchenrath.

Er gab heraus:

Poetiſche Werke. Altona, 1787. 1r Th.

Perimede oder Hippias und Agathons Klugheitslehre. Gotha, 1803.

Söder, Landſitz des Grafen von Brabeck. Ein maleriſches Gedicht. Hildesheim, 1805.

Der neue Plato. Athen, 1787. (Hannover bei Hahn.)

Grundriß der körperlichen Beredſamkeit. Hamburg, 1792.

Timarete oder von der Freundſchaft. Hamburg, 1802.

Abriß der Vortragskunſt. Hildesheim, 1810.

Zwei Spruchgedichte nebſt einem Anhange. Gotha, 1803.

Betrachtungen über die geſammten Lehren der Religion. 4 Thle. Bremen, 1783—87.

Bibliſch-practiſches Elementarbuch der Religion. Hildesheim und Leipzig, 1786.

Muhammeds Religion aus dem Koran dargelegt und erläutert u. ſ. w. Altona, 1809.

Uranſichten des Chriſtenthums. Altona, 1808.

Wahrheiten der chriſtlichen Religion. Bremen, 1782.

Cleanthes Geſang auf den höchſten Gott. Göttingen, 1786.

C's didactiſche Gedichte gehören zu ſeinen beſten Leiſtungen, da es ihm nicht an Ruhe, Klarheit, Scharfſinn, Fleiß und Herrſchaft über die Sprache, wohl aber an Phantaſie und Lebendigkeit fehlt. — Als theologiſcher Schriftſteller iſt er vortheilhaft bekannt.

Johannes Cochlaeus

hieß eigentlich Johann Dobneck und nahm den erſteren Namen von dem Orte Wendelſtein bei Nürnberg, wo er 1479 geboren wurde, an. Er ging 1509 nach Nürnberg und ward 1511 Rector zu St. Lorenz daſelbſt, gab jedoch bereits 1517 dieſes Amt wieder auf um eine Univerſität zu beſuchen. Nach vollendeten Studien ward er Dechant an der Kirche zu unſerer lieben Frauen in Frankfurt am Mayn, mußte aber wegen Religionsſtreitigkeiten 1525 nach Cöln flüchten. Nachdem er hinter einander mehrere geiſtliche Aemter in Mainz und Meißen bekleidet und ihn die Reformation aus der letztgenannten Stadt vertrieben hatte ward er Canonicus zu Breslau, wo er am 10. Januar 1552 ſtarb.

Außer mehreren lateiniſchen, vorzüglich gegen Luther gerichteten Schriften gab er heraus:

D. Joannis Cochlaei Lutherus Septiceps ubique sive contrarius. Lateiniſch und deutſch. 1529. in 4. ohne O.

Bockſpiel Martini Luthers. Mainz, 1531. — (Dieſe Schrift wird dem Cochläus von Riederer „Nachrichten zur Kirchen- Gelehrten und Büchergeſchichte St. VI. S. 226" beigelegt, doch iſt es nicht erwieſen, ſondern nur wahrſcheinlich, daß er der Verfaſſer derſelben ſei.) u. m. A.

Einer der heftigſten Gegner Luthers und der Reformation, nicht ohne Gelehrſamkeit aber ohne Witz, derb und plump. Seine Schmähſchriften ſind ſelten geworden.

Heinrich Joseph von Collin

der Sohn eines in Wien lebenden Arztes, ward am 26. December 1772 daſelbſt geboren und erhielt ſeit dem Herbſte des Jahres 1782 ſeine Bildung im Löwenburgiſchen Collegium, wo er ſich ſchon früh durch glückliche Anlagen und eifrigen Fleiß vortheilhaft auszeichnete. Später ſtudierte er die Rechte und trat dann 1795, als Practikant bei der K. K. Hofkanzelei ein. Zwei Jahre darauf ward er Hofconcipiſt bei der oberſten Finanz- und Commerzhofſtelle und bekleidete von nun an, als einer der gewiſſenhafteſten und arbeitſamſten Staatsdiener, von ſeinen Vorgeſetzten geachtet und geſchätzt, nach einander bedeutende Aemter, bis er 1809 Hofrath bei der Geheimen- Credit- Hofcommiſſion und Ritter des Leopoldordens wurde. — Sein unermüdlicher Eifer und der Gram über die Leiden welche ſein Vaterland trafen, untergruben ſeine Geſundheit und er unterlag am 28. Juli 1811, zu früh für den Staat, dem er vielfache Dienſte geleiſtet, wie für ſeine Freunde, einem Nervenfieber. Ihm ward ein Denkmal in der Karlskirche zu Wien geſetzt, für welches aus allen Provinzen der öſtreichiſchen Monarchie reichliche Beiträge einliefen, ſo daß aus dem nahe an 6000

Gulden betragenden Ueberschusse, zum Andenken des trefflichen Mannes, ein Stipendium für arme Rechtsbeflissene gestiftet werden konnte.

Von ihm erschienen:

Regulus. Trauerspiel. Berlin, 1802.
Coriolan. Trag. Berlin, 1804.
Polyxena. Berlin, 1804.
Balboa. Berlin, 1806.
Bianca della Porta. Berlin, 1808.
Mäon. Berlin, 1809.
Die Horatier und Curiatier. Berlin, 1810.
Hoftheater-Taschenbuch. Wien, 1807.
Wehrmannslieder. Wien, 1809.
Gedichte. Wien, 1812.
Sämmtliche Schriften, herausgegeben von seinem Bruder Matthäus von Collin. Wien, 1814. 6 Bde.

Collins poetische Leistungen zeichnen sich höchst vortheilhaft durch Würde, Anmuth, Reinheit der Gesinnungen und Correctheit aus; in seinen Tragödien walter Einfachheit, rhetorische Kraft und verständige Characteristik vor, und wenn der Fleiß allein den Dichter machte, so würde er als der Ersten Einer zu betrachten seyn. — Dagegen fehlt es ihm an eigentlicher Genialität und Phantasie: seine Schöpfungen sind zu sehr Erzeugnisse des Verstandes und er wirkt daher mehr durch diesen, als durch das Gefühl auf das Gemüth des Zuschauers oder Lesers. Der Schmuck mit dem er seine Werke ausstattet ist demzufolge auch mehr ein rhetorischer als ein eigentlich poetischer zu nennen. Unter seinen Dramen ist „Regulus" und nach diesem „Balboa" wohl das gelungenste. Seine Oden, zu sehr antiken Mustern nachgebildet, ermangeln hin und wieder der Natürlichkeit. Höchst glücklich aber traf er den richtigen Ton in seinen Soldatenliedern. Wir theilen hier, als ihn am geeignetsten characterisirend, einige seiner vorzüglichsten lyrischen Dichtungen mit. Eine ausführlichere Biographie des vortrefflichen Mannes findet sich in der von seinem Bruder herausgegebenen Sammlung seiner Schriften.

Einsamkeit und Welt.*)

Ach, was soll der Welt das Feuer,
Das mir hell im Busen brennt?
Nur den Freunden ist es theuer,
Die der Feind nun von mir trennt.
Weicht hinweg, unheil'ge Schaaren!
Will das Feuer rein bewahren,
Will's, im Busen tief verborgen,
Still und priesterlich besorgen.

Also klagt' ich, und entflohen
Jedem menschlichen Verein,
Ließ die Dränger ich nun drohen,
Träumte schon ein Gott zu seyn.
Doch in abgeschiedner Stille
Schwand mir bald des Herzens Fülle;
Und der Flamme mattes Blinken,
Wollt' in Asche schon versinken.

Und die Welt, so feindlich wüste,
Wehte kalt mir Schauer zu,
Daß den Tod ich jubelnd grüßte
Als Geleiter zu der Ruh;
Daß ich rief: Ihr Himmelsmächte,
Reicht mir freundlich eure Rechte!
Dort bei euren lichten Thronen,
Nicht im Chaos, laßt mich wohnen!

Durch die goldnen Aetherwogen
Drang mein Sehnsuchtsruf empor!
Meine Muse kam geflogen,
Leuchtend wie ein Meteor.
Ihre Augen strahlten Feuer;
Zürnend scholl die goldne Leier;
Doch sie zürnt' in Harmonien —
Und ich konnte nicht entfliehen.

Staubvermählter Götterfunken,
— Rief die Göttin mich nun an —
Nicht in Weichlichkeit versunken
Flieht des Lebenskampfes Bahn!
Erst vom Stahl herausgeschlagen,
Fängt der Funke an zu tagen.
Soll er seine Macht bewähren,
Muß er feindlich Stoff verzehren.

Ruht auch Zeus, umtanzt von Horen
Ewig unbeweglich still,
Blitzt er doch zu Staub den Thoren,
Der sich frech empören will.
Als im Wahnsinn die Giganten
Bergeschleudernd auf ihn rannten,
Hob er höher sich im Kriege,
Sich allmächtig in dem Siege.

Nicht für sich der goldnen Sonne
Freuet sich Hyperion;
Welterleuchten ist ihm Wonne,
Und er eilt vom Strahlenthron,
Lenket seine Flügelpferde
Unermüdlich um die Erde,
In dem Kampf mit Finsternissen
Seiner Gottheit zu genießen.

Wenn im grausen Schlachtgewirre
Ares wilden Kampf erhebt:
Ha, wie sich bei Schwertgeklirre
Seine Götterkraft belebt!
Strömt sein Blut in Purpurwellen,
Fühlt der Gott die Adern schwellen,
Heißer seine Gottheit glühen,
Scheint das Leben ihm zu fliehen.

Mit gesenktem goldnem Speere
Läßt sich Pallas himmelab;
Dummheit stellt sich ihr zur Wehre,
Rohheit hebt den Knotenstab;
Trägheit will sich feig verkriechen,
Böser Wille kommt geschlichen:
Sieh im Kampf mit Orkusheeren
Ihre Schimmer sich verklären!

Nicht zum selbstischen Ergetzen
Stimm' ich meiner Lyra Klang;
Menschenaugen sanft zu netzen,
Tönt mein schmeichelnder Gesang.
Ring' ich stoffumfangne Seelen
Mit der Schönheit zu vermählen,
Fühl' ich selbst dann, freudetrunken,
In dem Lichtquell mich versunken.

Also schließt ein Promethide
Seiner Götterabkunft werth,
Nicht die Flamme, kampfesmüde,
In des Herzens Opferherd;
Läßt hinaus ins freie Leben
Frei die Himmelsflamme schweben,
Daß sie wärmend um sich greife,
Holde Götterfrüchte reife.

Daß des Chaos dunkle Masse
Licht verkläre schön zur Welt,
Geist den rohen Stoff umfasse,
Bis er liebend ihn beseelt.
Lodernd zeiget nur die Flamme,
Daß sie vom Olympus stamme,
Hebt sich aus dem Erdgetümmel
Liebelodernd nur zum Himmel.

Ewig muß das Ew'ge währen;
Darum sinke nicht dein Muth,
Will den Altar selbst verzehren
Deines Herzens Flammengluth.
Denn gelöst vom Sclavenbande
Fliegt sie auf zum Vaterlande,
An des Lichtes ew'gen Quellen
Sich den Göttern zu gesellen.

---

*) Aus v. Collins Gedichten. Wien, 1812.

Künſtlerentzückung.

Kunſt iſt das Höchſte!
Sieh, es verblüht die Blume der Schönheit
Mit dem Traume der Jugend;
Es zerfällt das Gebäude der Macht,
Und des Reichthums leuchtende Fülle
Woget im falſchen Wechſel umher. —
Herzerhebend, ewig, iſt nichts,
Was täuſchendes Glück aus goldenem Horne
Thöricht lechzender Habſucht verleiht. —
Mir hat die Kunſt
Der Menſchheit ſtrahlendes Siegel
Auf die heitre Stirne gedrückt,
In die getreuen, die liebenden Arme
Mich ſchützend gefaßt.
So ſchreit' ich feſt durch's Leben,
Und frei noch in das Grab. —
Wohlan, begeiſterte Seele!
— Und wären die Völker auch taub —
Hör' es, du Hain und du Fels!
Nachhall! tön' es dem Enkel
In das empfängliche Herz: —
Kunſt iſt das Höchſte!

Die Lyra, die Lyra herab
Reicht mir die Lyra!
Denn nicht länger vermag
Die vor Entzückung wirbelnde Seele
Sich zu verſchließen.
Begeiſterung! ha! treibt ſie mit Herrſchergewalt,
In des Rythmus freieſten Stürmen
Auszubrauſen die Fülle,
Sich mit Kühnheit zu ſtürzen
In der Dichtung unendliches Glanzmeer.

Bilder, wie ſie ſelig die Geweiheten erſah'n
In den beglückteſten Stunden,
Ha, ſie wogen vor mir
Rieſengeſtalten!
Durch die Lüfte den Sternen zu
Zieht mich ihr magiſcher Glanz, und ich ſchwebe
Schon auf den Höhen der Menſchheit!

Hammergetöſe durchſchallt
Wald und Felskluft. Ach, dort ſchmiedet Hephäſtos
Mit dem Stahlgurt grauſam Prometheus hin
An den Rücken der felſigen Wand.
Ihn doch ſtören die Qualen nicht, und er ſinnet
Der Erdumwandlung zum Himmel
Froh nach im ſchaffenden Geiſt.
Schlag auf Schlag zerreißt ihm den Leib; der Heros
Denkt das gelungene Werk.
Keine Klage tönet ſein Mund; verachtend
Straft des Gefeſſelten Blick die Gewalt; —
Die ſchleichet murrend weg,
Verläßt ihn unbezwungen.

Schon des erlittenen Unrechts theilnehmende Zeugen
Ruft er, menſchlich, der Menſchenbefreier,
An die heilige Gäa,
Und Okeanos auch, den liebenden Erdumgürter.
Mächtiger Ruf des Gerechten!
Er dringt durch die Tiefen der Erde.
Jetzt tönt Olympos ihn wieder,
Jetzt brüllt ihn Tartaros nach.

Sieh', den Horizont umzieht der Donn'rer; —
Flammen fahren herauf vom Orkus; —
Die Erde bebt! — noch rufet er laut,
Siegend ruft er empor.

Und es rollt, ſchmettert, kracht,
Näher und immer näher,
Tauſendſtimmiger Donnerhall.
Rings aus flammenden Wolken geſchlängelt ziſcht
Blitz auf Blitz!
Sturmwind heult laut!
Ha, wie ſchäumet und ſiedet und woget und brüllt,
Hochaufſtrudelnd, die Flut am ſteilen Geſtad'!

Weh in der weiten Natur der Lebendigen,
Gibt es kein Ohr für dich, Prometheus,
So hinhorchte deinem gewaltigen Ruf!
Der durch Donnergebrüll, durch Stürmegeheul,
Durch der wogenden Fluth betäubend Gebrüll
Vortönend, den Welterſchütterer Zeus
Anklagt unrecht verübter Gewalt.

Doch aus des Meeres tiefeſtem Grunde
Woget empor, hebet ſich ſchon
Am wildumbrauſten Geſtade
Der Nereiden göttliche Schaar.
Schläft ja nie das heilige Mitleid
In der weiblichen Bruſt!
Und ſie nahen dem Dulder Prometheus,
Mit melodiſcher Laute Silbergeliſpel,
Süßeindringend ins Ohr, warnen ſie ihn:
„Nicht zu läſtern den im Olymp!
„Mächtiger ſey ja Zeus!"
Von Prometheus Felſenbruſt fließt leiſ' ab
Der lockenden Stimmen Getön.
Ungebändigt zürnet er fort:

„Schleudre, Zeus, den ſengenden Strahl
„In die Grau'nkluft ewiger Nacht,
„In des Phlegethons Flammengeſtrudel
„Stürz' mich hinab!
„Laß gethürmeter Felſen Gewicht
„Mir belaſten die Bruſt!
„Elende Macht!
„Kannſt du den Willen mir beugen,
„Daß ich verleugne Wahrheit und Recht? —
„Nimmer! nimmer!
„Vollbracht bleibt Menſchenbeglückung doch,
„Durch Prometheus vollbracht.
„Höre mich, Donnerer Zeus!
„Mächtiger wohl biſt du;
„Aber größer bin ich!"

Und der Nereiden zärtliche Schaar
Ob des Heros Frevelwort
Zittert, ſchaudert, verſtummt;
Aber es hängt der Staunenden Blick
Mitleidſchimmernd, mitleidthauend,
An des gefeſſelten Dulders Geſtalt.
Der Berge Haupt, der wolkenbekrönten,
Wankt, ha! ſtürzt, rollt,

Eichenzerſchmetternd, tempelzerſtörend
In des Meeres Tiefen hinab;
Und himmelan bäumt ſich die Fluth.
Weh! das Geſtade verſinkt.
Aus des Abgrunds gluthrothwirbelndem Pfuhl,
Durch des aufdampfenden Qualmes Gewölk
Steigen die ſchlangenbehaarten Töchter der Nacht
Langſam empor,
Fackelſchwingend, dumpfaufheulend:

„Qual, Thor, dir, der Recht anruft,
„Wo Gewalt vorherrſcht mit eiſernem Stab,
„Qual und Entſetzen!
„Tief engt, Frevler, dich bald
„Kluft ein in grau'nvoller Nacht.
„Heul', Ohnmächtiger, dort,
„Wo nicht aufdringt des Gefolterten Schrei
„Zu dem ewig heiteren Mahle des Zeus!

Schwer nun hebt Prometheus die Heldenbruſt;
Aber die letzte, die ſterbende Kraft
Rafft er noch auf zum Entſcheidungsruf:
„Stürzt mich hinab!
„Mächtiger preiſ' ich Zeus;
„Aber — größer bin ich!"
Hochempörend praſſelnde Fackelgluth
In grimmig geſchwungener Fauſt
Winken dräuend die Töchter der Nacht
Den Nereiden, zu flieh'n,
Eh' noch einſtürze der Fels, ſie begrab'
In der rauchenden Tiefen Geklüft.

Aber die rufen einſtimmigen Lauts:
„Wo der Gerechte weilt, weilen wir auch,
„Wo die Gewalt herrſcht, laſſet uns flieh'n!
„Abgrund thue dich weit auf!
„Alle verſchling' uns mit!"

Jetzt vom Gipfel zum Fuße reißt,
Weltaufgähnend, die Felſenwand,

Ach, entfeſſelt Prometheus! — Er ſtürzt!
Die Nereiden, ſie folgen!
Und ich allein, weh mir! ich bleibe? —
Nein, verſchlinge mich auch,
Düſtere Nacht, Heldenbegräberin!
O, wie haß' ich das Licht! —

Verſchwunden? Verſchwunden!
War es ein luftiges Bild,
Das zum Gott mich erhob?
Das in empörter Bruſt gewaltig mir weckte
Nie gefühlte ſchlummernde Kraft? —
Rief ich das Schickſal nicht
Trotzend heraus zum Kampf,
Feſtumarmend Wahrheit und Recht? —
Schauernd ergreift mich Jubelgefühl
Ich thats, ich thats! —
Groß iſt der Menſch! —
O ſey geprieſen, göttliche Kunſt!
Du biſt das Höchſte!

Preis der Standhaftigkeit.

Hin auf dornigen Wegen
Wandelt der Menſch.
Schreckengeſtalten
Heben ſich dräuend;
Leiden auf Leiden
Stürmen herbei!
Wolken verhüllen
Nächtlich den Ausgang.

Nie doch wähne der Menſch
Sich von Göttern verlaſſen! —
Faßt er nur Muth,
Zu wandeln die Pfade,
Sieht er den Larven
Kühn in das Auge,
Klimmt er auf Klippen,
Dringt er durch Dunkel
Strebend empor: —
O dann reichen ihm Götter
Helfend den Arm;
Und er findet, entzücket,
Auf der Seligen Inſel,
Unter Heroen ſich wieder;
Ruhe durchſtrömet ſein Herz!

Jedem wohnet die Kraft
In der Tiefe der Bruſt;
Dem nur gehorcht ſie,
Der oft und herrſchend ihr ruft.
Weichlingen ſchwindet die Kraft
Bald im Schlummer dahin;
Dann im Kampfe —
Sinken ſie, heben ſich nicht!
Und es irren die Schatten,
Von den Heroen geſondert,
Traurig und öd' am düſteren Strom.

Herzog Leupold vor Solothurn.
1318.

Romanze.

An Solothurns Mauern ein Herold naht,
Trommetet; dann ruft er die Worte:
„Nahmt Ludwig ihr ein in die Pforte,
„So büßet, Verräther, dem Kaiſer die That!
„Von Mittag und von Mitternacht
„Rückt Leupold an mit Heeresmacht,
„Entſchloſſen, die Wälle zu ſtürmen;
„Und ſollt er zum Himmel ſie thürmen!

Noch' ſcholl es, das ſtolze, dräuende Wort,
Schon fluthen der Reiſigen Glieder,
Ein Lanzenwald, von den Bergen nieder,
Und Fähnlein drängen die Fähnlein fort.
Wie Herzog Leupold, ſiegsgewohnt,
Stolz auf dem bäumenden Rappen thront!
Jetzt vorn, jetzt mitten, und jetzt im Rücken,
Blitzt er umher mit wildem Entzücken.

An den Ufern der Aar mit lärmender Haſt
Entſchaaren ſich vielgeſchäftig die Heere,
Und zimmern die Flöße und bauen die Wehre.
Nicht eher gönnen die Mannen ſich Raſt,
Bis wohlgefügt die Brücke ſteht,
Und jauchzend Heer zum Heere geht.
Bald ruft die Trommete mit weckendem Halle:
Auf zu den Waffen! hin zu dem Walle!

Ob ſich die Luft von Pfeilen ſchwärzt,
Steinlaſten die Kämpfer bedecken: —
Der Tod kann Helden nicht ſchrecken!
Wie Schlangen klug, wie Löwen beherzt,
Stehen ſie im Graben auf Leichengrund,
Stoßen mit Widdern das Bollwerk wund;
Und krachend, raſtlos, nimmer müde,
Schleudert den Fels die wüthende Bivde.

Wo ſchützend hoch die Zinne dräut,
Trotzt höher ein Thurm ihr entgegen.
Wer's wagt auf dem Wall, ſich zu regen,
Der hat ſich dem Tode geweiht.
Weh, rings Verwüſtung, Mord und Graus!
Doch ſtehet der Bürger, hält noch aus;
Aber vom Gipfel der Thürme behende
Schwingt der Belagerer flammende Brände;

Auflodern die Dächer, und ſtürzen in Gluth! —
Da faßt Verzweiflung den Bürger.
Soll er die Wälle laſſen dem Würger,
Und dämpfen des Feuers empörte Wuth?
Schwarz qualmt der Rauch in Wolken auf!
Ha, weithin mäht der Tod im Lauf!
Geſchrei, Geheul an dem Wall, in den Straßen —
Daß auch die Tapferſten ſelbſt erblaſſen!

Ernſt blickt Graf Hugo zum Himmel empor,
Vertrauend den ewigen Mächten.
Ihn preiſet die Stadt den Gerechten,
Und weiſe ſtehet der Greis ihr vor.
„Du, Gott, ſo ruft er, beugſt uns ſehr
„Uns kleine Schaar umbrauſt ein Meer;
„Hier würden ſich Helden nicht Sieg erwerben;
„Eins bleibt uns nur: — als Männer zu ſterben.

„Ein Freier, hab' ich in Ehren gelebt;
„Vor Schmach und Kerker und Ketten
„Wird dieſer Stahl mich retten;
„Nie hab' ich dem Tode gebebt!
„Der Kinder, Greiſe, Weiber Loos,
„Das leg' ich, Herr in deinen Schooß;
„Willſt unſerem Fleh'n dich gnädig erzeigen,
„Muß endlich der Stolze ſich dennoch beugen!"

Als gläubig der Greis empor noch ſchaut,
Kommt, Welk' an Wolke geflogen,
Daher ein Gewitter gezogen —
Daß jeder ſich kreuzt, daß jedem graut.
Hoch flattert die Saat, der Windsbraut Raub,
Und dunkel wirbelt vom Grund auf Staub;
Als wär' in Empörung Erd' und Himmel,
Blitzt es und kracht es in Sturmgetümmel.

Und ehe der Krieger es ſich verſieht,
Da wanken die Thürme; — ſie ſinken, ſie fallen,
Zertrümmert, zerſplittert, mit Donnerknallen.
Vergebens iſt Leupold zu retten bemüht.
Er ruft und ruft: — des Herrſchers Willen
Verhallet vor des Nordwinds Brüllen;
Als hätten die Mannen nicht Augen nicht Ohren,
So ſteh'n ſie geblendet, betäubt und verloren.

Die Wolken brechen, und Fluth auf Fluth
Platzt nieder mit ſauſendem Falle,
Brauſt ab mit reiſſendem Schwalle: —
Hoch hebt's der Belagerten Muth!
Die Brunſt erliſcht dem Waſſerfall,
Das Lager reißt mit der Wogen Schwall;
Und Ritter ſelbſt auf hohen Roſſen
Fallen wie Rohr den gewichtigen Schloßen.

„Schickſal, zürnt Leupold, du trifft mich hart,
„Trotz biet' ich dir doch! die Stadt zu befreien,
„Laut will ich einſt der Ohnmacht dich zeihen.
„Nicht laß ich mir kürzen Haar und Bart,

„Bis die Verfluchten ich hingestreckt,
„In Trümmer und Schutt ihr Nest gelegt!
„Tod und Verderben soll sie ereilen,
„Und müßt' ich hier mein Leben verweilen!"

Nun erbrüllt die Aar in der engenden Kluft!
Wie sie ringt, die Dämme zu sprengen,
Wie die Wogen auf Wogen sich drängen,
Und der Schaum zerstäubt in die Luft! —
Die neue, dringende höchste Gefahr
Nimmt Leupold mit Entsetzen wahr;
Denn Bäume, Lasten, Felsenstücke
Schleudert die Fluth an die wankende Brücke.

Er aber, mit klugem Feldherrnsinn,
Läßt schnell sie mit Steinen beschweren;
Dem Andrang mit Stangen zu wehren,
Reiht ans Geländer die Mannen er hin.
Doch immer höher schwillt der Fluß,
Und pfeilschnell fährt des Wassers Guß.
Jetzt, jetzt zerberstet die Brück' in Trümmer —
Aufschallt der Armen Geheul und Gewimmer.

Abstürzt sich Leupold vom hohen Roß;
In die Fluth hinab stracks will er springen,
Mit dem Schwall um die Seinigen ringen:
Ihn läßt der Treuen Gefolge nicht los.
Da starrt er hinaus mit grausem Schmerz,
Und schlägt verzweifelnd an Stirn und Herz,
Fleht: „Gott, mein Gott! o laß dich's erbarmen!
„Mich strafe, mich! Nur rette die Armen!"

Und sieh! aus der Stadt schon Kahn auf Kahn
Beherzt in den Strudel sich wagen,
Mit Wogen und Scheitern sich schlagen;
Graf Hugo rudert wacker voran.
Er schwanket her, er schwanket hin;
Ihm glückt's, den Ersten empor zu zieh'n.
Durch Feindeskraft, durch Feindessorgen
Sind alle gerettet, sind alle geborgen.

An den Ufern tönt auf ein Freudengeschrei! —
Doch Leupold blickt dankend nach oben;
Stimmt: „Herr Gott, dich wollen wir loben!"
Gleich fällt ihm das Heer mit Rührung bei.
Kaum war der Jubelchor vollbracht,
Ist schon der Lösung er bedacht:
Knechtschaft von den Seinen zu wenden,
Will er zum Feinde Rüdigern senden.

Befiehlt: „Wenn sich röthend der Tag erneut,
„Magst du am Thor als Herold erscheinen,
„Und fordern sogleich vom Feinde die Meinen,
„Die später doch sonst mein Arm befreit.
„Er selbst bestimme das Lösegeld;
„Wie hoch es kommt, wie schwer mirs fällt:
„Sie früher zu retten vor Schmach und Qualen,
„Will ich es gern und redlich bezahlen."

„Nur daß sich die Stadt nicht etwan vermißt,
„Will Freiheit für Freiheit bedingen;
„Ha, dazu ließe sich Leupold nicht zwingen,
„Der nie geschworener Rache vergißt!
„Wenn sie mit unsrer Todte dräu'n,
„Sag' dann, ich könnt' auch grausam seyn,
„Für der Gefangenen Leben und Leiber
„Bürgen mir Greise, Kinder und Weiber!"

Als kaum noch der Morgen dämmernd graut,
Da, horch, von der Stadt die Trommet' erklinget,
Und Leupold im Flug aufs Pferd sich schwinget;
Und alles erwacht, und eilet und schaut:
Graf Hugo naht der edle Greis,
Der Retter in der Geretteten Kreis;
Die stürzen hervor, umarmen die Brüder,
Und jubeln: „O Glück! wir sehen uns wieder!"

„Fest spricht der Graf den Herzog an:
„Ich segne die heilige Stunde!
„Wir stehn nicht mit Wogen im Bunde;
„Wehrlose fesselt kein Ehrenmann.
„Sie alle zu retten genoß ich das Glück:
„Drum nehmt auch frei sie alle zurück!
„Was zwischen uns bleibt zu rechten,
„Laßt fürder uns Mann an Mann verfechten.

Und mit den Worten wandt' er sich um,
Und ohne Zögern und Weilen
Sieht man ihn rasch zu den Mauern eilen.
Lang bleibt Leupold wie ein Marmorbild — stumm.
Jetzt wird er endlich wieder wach.
Und spornt sein Roß und jagt ihm nach:
„Halt, ruft er, ein Wörtchen laß mich noch sprechen!
„Ich muß mich an dir, du Stolzer, rächen."

„Du wagst mir zu trotzen im Uebermuth,
„Willst mich durch Großmuth bezwingen?
„Das soll dir, bei Gott, nicht gelingen!
„In mir wallt Rudolphs erlauchtes Blut.
„Der eignen Rache künd' ich Krieg;
„Und schon gewonnen ist der Sieg!
„Ich ziehe nach Hause mit all den Meinen;
„Du bringe Frieden und Freiheit den Deinen!"

Vertrauen.

Fern und tief verborgen
Vor den irdischen Blicken
Schwebet die heilige Nacht,
Wo in hochaufwallenden Wogen
Sich, nach Ordnung der Götter
Menschenschicksal bewegt,
Wechselnd und wechselnd:
Trauriges jetzt,
Daß aus tiefester Brust
Schreiet der Mensch auf,
Er die Olympier selbst
Grausam nennet und ungerecht.

Wie des Blitzes flammender Strahl
An dem Aether die Wolken zerreißt,
Oeffnet des Sehers forschende Seele
Die heilige Nacht,
Auf Augenblicke!
Sieht — o Wunder! —
Sieht, das furchtbare Unglück
War des kommenden Glückes
Liebende Mutter;
Und der Götter Zorn
Flammt nun als Liebe!

Und wenn nun wieder
Wolken sich thürmen,
Ihn Donner umbrüllen,
Hebt er aus Fluthen des Unglücks
Den Göttern entgegen
Vertrauend die Arme! —
Nennt die Hohen nicht grausam,
Nimmer sie ungerecht.
Wenn ihn die Wogen verschlingen,
Flehet er noch
Den Göttern vertrauend.

Allwaltender Zeus!
Herrscher der Götter und Menschen!
Und auch ihr Vater!
Wer dir vertrauet,
Der hebt sich furchtlos
In Lebensstürmen,
Schauet selbst dem finsteren Hades
Furchtlos ins Auge.

Maria's Erwachen.

Erde, bedecke
Mich leicht und kühl!
Engel, nicht wecke
Mich zum Gefühl!

Wie leis' und still
Fühl ich im Herzen
Es neu sich regen,
Sich sanft bewegen,
So leis' und still.
Schweigt ihr nun Schmerzen? —
Ins Grab
Hinab

Mußt' ich ja ſteigen;
Ihr wolltet nicht ſchweigen!
Engel, dich ſchauen
Stillet den Schmerz,
Engel, dir trauen
Muß mein Herz!

Was hebſt mich nun in laue Lüfte?
Wie weh'n balſamiſch Roſendüfte!
Wie ſüß melodiſch tönt
Dein goldnes Flügelpaar!
Welch ſanfter Schimmer krönt
Dein lockenreiches Haar!
Wer biſt du, Engel, mild und leicht? —
Wohl kannt' ich einſt dein Angeſicht.

So, Balboa, ſo war dein Angeſicht,
So lieblich ernſt, ſo freundlich licht!
Auch dieſes Lächeln kannt' ich ſchon!
Das iſt dein Seelenton!
Das iſt dein Engelsblick!
O ſüßes Glück!

Engel, erwecke
Sein Bild mir nicht!
Biſt du's? entdecke —
Mein Herz — es bricht!
„Hab dich gefunden,
„Bin dir verbunden,
„Selig, ſo ſelig!
„Ewig, ach ewig!
„Alles vergehet,
„Liebe beſtehet! —

Mutterliebe.

Mit leiſem Laute bricht
Heraus vom tiefſten Hain
Ein Trauerſang,
Der Philomele Sang!
Jetzt ſtrebt er auf,
Und ſchmettert laut,
Daß Fels und Wald erklingt
Dem Trauerſang!

Ihr theures Kind
Erwärmt an ihrer Bruſt,
Ernährt mit Mutterliebe,
Es flog dahin!
Dahin! —
Und ſchmerzlich fragt ihr Klageton,
Dem Fels und Wald erklingt,
Wohin? wohin?

Die Tochter fliegt von Baum zu Baum,
Iſt fröhlich!
Und wieget ſich von Zweig zu Zweig,
So ſelig!
Denn von dem nächſten Baume tönt
Herüber,
Des Gatten gleichgeſtimmter Sang;
Sie liebet!
Wohl iſt ſie glücklich!
Das weiß die theure Mutter nicht,
Und trauert!
Wild ſchmettert auf ihr Klagerufen,
Dem Fels und Wald erklingt,
Ihr Klagerufen!

Kaiſer Max
auf der Martinswand in Tyrol.
Romanze.

„Hinauf! hinauf!
„In Sprung und Lauf!
„Wo die Luft ſo leicht, wo die Sonne ſo klar,
„Nur die Gemſe ſpringt, nur horſtet der Aar,
„Wo das Menſchengewühl zu Füßen mir rollt,
„Wo das Donnergebrüll tief unten grollt:
„Das iſt der Ort, wo die Majeſtät
„Sich herrlich den Herrſcherthron erhöht:
„Die ſteile Bahn
„Hinan! hinan!
„Dort pfeifet die Gemſe! Ha, ſpringe nur vor;
„Nachſetzt der Jäger, und fliegt empor!

„Gähnt auch die Kluft,
„Schwarz wie die Gruft;
„Nur hinüber, hinüber im leichten Schwung!
„Wer ſetzet mir nach? 'S war ein Kaiſer-Sprung!
„Klimm, Gemſe, nur auf die Felſenwand!
„In die luftige Höh', an des Abgrunds Rand,
„Mach ich mit Eiſen mir doch die Bahn.
„Nur muthig hinauf, und muthig hinan!
„Jetzt ohne Raſt
„Den Strauch erfaßt!
„Wenn tückiſch der Zweig vom Geſteine läßt,
„So hält mich im Fall' die Klippe noch feſt."

Der Stein nicht hält;
Der Kaiſer fällt
In die Tiefen hinab zwei Klafter lang;
Da ward Herrn Maxen doch gleichſam bang;
Ein Felſen hervor ein wenig ragt,
Das nennet er Glück — Gott ſey's geklagt!
Einbrachen die Kniee, doch blieb er ſteh'n,
Und taumelt ſich aus; da mußt er nun ſeh'n:
Hier half kein Sprung,
Kein Adlerſchwung:
Denn unter ihm ſenkt ſich die Martinswand,
Der ſteileſte Felſen im ganzen Land.

Er ſtarrt hinab
Ins Wolkengrab,
Und ſtarrt hinauf ins Wolkenmeer,
Und ſchaut zurück und ſchaut umher,
Da zeigt ſich kein Fleck zum Sprung handbreit,
Kein Strauch, der den Zweig dem Klimmer beut.
Aus harten Felſen wölbt ſich ein Loch
Schroff hinter ihm, wie ein Dom ſo hoch.
Der Kaiſer ruft
In taube Luft:
„Ei doch, wie hat mich die Gemſe verführt!
„Kein Weg zu den Lebenden niederführt."

Er war's gewillt,
Es iſt erfüllt!
Wo die Luft ſo leicht, wo die Sonne ſo klar!
Wo die Gemſe nur ſpringt, nur horſtet der Aar,
Wo das Menſchengewühl zu Füßen ihm rollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt,
Da ſteht des Kaiſers Majeſtät,
Doch nicht zur Wonne hoch erhöht.
Ein Jammerſohn
Auf luft'gem Thron,
Findet ſich Max nun plötzlich allein,
Und fühlt ſich, ſchaudernd, verlaſſen und klein.

Im Thalesgrund
Ein Hirte ſtund,
Und ſieht auf der Platte ſich's regen,
Und bücken und heben und ſchreitend bewegen.
„Den bannt' wohl hinauf des Satans Gewalt?
„Der iſt, bei Gott eine Menſchengeſtalt!"
So ruft er, und winkt die Hirten herbei,
Daß jeder ihm ſtaunend das Wunder zeih':
„Gott ſey mit ihm!"
Iſt's Eine Stimm':
„Der ſtehet dort oben in großer Noth,
„Muß arg wohl erleiden den Hungertod."

Auf leichtem Roß
Ein Jägertroß
Kommt nun das Thal hereingeſprengt,
Wo ſich die Menge ſchon gaffend drängt,
Und rufet den nächſten Hirten an:
„Nahm wohl der Kaiſer anher die Bahn?
„Hoch auf den Alpen klomm er empor,
„Daß ihn des Jägers Blick verlor."
Der Hirte blickt
Auf die Wand, erſchrickt,
Hindeutend ſagt er zum Jägerſchwarm:
„Dann ſchaut ihn dort oben! daß Gott erbarm!"

Der Jäger blickt
Auf die Wand, erſchrickt,
Und hebet nun ſchnell ſein Sprecherrohr,
Und ruft, was Menſchenbruſt mag, empor:
„Herr Kaiſer, ſeyd ihr's, der ſteht in der Blend',
„So werft herab einen Stein behend'!"
Und vorwärts nun woget das Menſchengewühl,
Und plötzlich ward es nun todtenſtill.
Da fällt der Stein
Senkrecht hinein,
Wo unter dem Felſen ein Hüther wacht,
Daß, zerſchmettert, das Dach zuſammenkracht.

Des Volks Geheul',
Auf eine Meil',
Im ganzen Umkreis zu hören,
Macht rings das Echo empören.
Und zum Kaiſer auf dringet der Jammerlaut,
Der kaum mehr menſchlicher Hülfe vertraut.
Er ſpannet das Aug', er ſtrecket das Ohr:
„Was wühlet dort unten? was rauſchet empor?"
Er ſieht und lauſcht;
Fort wühl't's und rauſcht —
So harret er aus, ohne Murren und Klag',
Der edle Herr bis zu Mittag.

Durch Sonnenbrand
Die Felſenwand
Zurück mit glühenden Strahlen prallt;
Da wird unleidlich der Hitze Gewalt.
Erſchöpft von der mattenden Gemſenjagd,
Von Durſt gequält, von dem Hunger geplagt,
Fühlet ſich Max ganz matt und ſchwach: —
War's Wunder, daß endlich die Kraft ihm brach?
Das wünſcht er allein:
Gewiß zu ſeyn,
Eh' die Beſinnung ihm verfließt,
Ob Hülfe bei Menſchen noch möglich iſt?

Bald wußt' er Rath,
Und ſchritt zur That,
Und ſchrieb mit Stiften auf Pergament
Die Frag' ans Volk, und wickelt behend'
Mit goldenem Bande das Täfelein
Auf einen gewicht'gen Marmorſtein;
Ließ fallen die Laſt in die Tiefe hinab, —
Und horcht — kein Laut, der ihm Antwort gab —
Ach Gott und Herr!
Man liebt ihn ſo ſehr;
Drum findet vom Volke ſich niemand ein,
Dem Herrn ein Bothe des Todes zu ſeyn.

Der Kaiſer, (wie hart!)
Auf Antwort harrt,
Und ſendet den dritten und vierten Stein,
Doch immer wollt es vergeblich ſeyn.
Bis ſchon am Himmel die Sonne ſich ſenkt,
Und nun erſeufzend der Herr ſich denkt:
„Wär' Hülfe möglich, ſie riefen es mir,
„So harrt' ich nun ſichrer des Tod's allhier."
Da hob ſein Sinn
Zu Gott ſich hin;
Ihm entflammet das Herz der heilige Geiſt,
Daß er ſich ſchnell von dem Irdiſchen reißt;

Wegſtoßt die Welt,
Zum Ew'gen hält.
Jetzt wieder ein Täfelein nimmt zur Hand,
Beſchreibt es eifrig. — Weil fehlte das Band,
So band er's am Stein mit dem goldenen Vließ:
Was ſollt's ihm? Er war ja des Todes gewiß!
Und aus dem erhöheten luftigen Grab
Wirft er den Stein in das Leben hinab.
Wohl peinlicher Schmerz
Durchwühlet das Herz
Jedem, der nun, was der Kaiſer begehrt,
Weinend vom weinenden Leſer hört.

Der Leſer rief:
So heißt der Brief:
„Viel Dank, Tyrol, für deine Lieb',
„Die treu in jeder Noth mir blieb.
„Doch Gott verſucht' ich mit Uebermuth;
„Das ſoll ich nun büßen durch Leib und Blut.
„Bei Menſchen iſt keine Rettung mehr;
„Gott's Wille geſchehe! Gerecht iſt der Herr!
„Will büßen die Schuld,
„Mit Muth und Geduld.
„Mit Einem wohl könnt ihr mein Herz erfreu'n,
„Ich will euch den Dank im Tode noch weih'n.

„Nach Zierlein eilt
„Nun unverweilt
„Ein Both' um das heilige Sacrament,
„Nach dem mir dürſtend die Seele brennt.
„Und wenn der Prieſter ſteht am Fluß,
„So kündet's mir, Schützen, durch einen Schuß.
„Und wenn ich den Segen nun ſoll empfahn,
„So deut' es ein zweiter mir wieder an.
„Sehr bitt' ich euch,
„Fleht dann zugleich
„Mit mir zum Helfer in aller Noth,
„Daß er mich ſtärk' in dem Hungertod."

Der Bothe fleugt;
Der Prieſter keucht
Nun ſchon herbei, nun ſteht er am Fluß;
Schnell kündet's dem Kaiſer der Schützen Schuß.
Der ſchaut hinab, erblickt die Monſtranz;
Denn blitzend erglänzt ihr Demantkranz.
Und wirft ſich vor ihr auf die Kniee hin,
Mit zerknirſchtem Herzen, mit gläubigem Sinn.
Die Menſchheit ringt,
Und ſiegt, und ſchwingt
Auf entfeſſelten Flügeln empor ſich ſchnell
Zu der ewigen Liebe hochheiligem Quell!

Und o wie ſteht
Sein heißes Gebet!
„O Gott, du Vater allmächtig am Himmelsthron,
„Du Lieb' aus Lieb' entquollener Gottesſohn,
„Und du hochheiliger Gottesgeiſt,
„Der beide vereint, das Heil uns weiſ't;
„O Gott, deß Lieb' auf jeder Spur
„Verkündet laut die weite Natur!
„O tauchte ſich ſchnell
„Im Liebesquell
„Mein liebender Geiſt, umfaßte die Welt,
„Die liebend am Herzen dein Arm erhält."

„Vor meinem Tod
„Dein Himmelsbrod
„Wünſch' ich, Unwürdiger, o wie ſehr!
„O ſieh auf mich erbarmend her!
„O Chriſtus Lieb' tritt bei mir ein,
„Und führ' mich zurück in der Gläub'gen Verein,
„Die deine Lieb' ſo feurig beſeelt,
„Daß eines ſie werden mit Gott und Welt.
„Und weil ich nicht werth,
„Was ich begehrt,
„Ein einzig Wort aus deinem Mund
„Macht deinem Knecht auch wieder geſund."

So will er im Fleh'n
Vor Liebe vergeh'n.
Da kündet ein zweiter Schuß ihm an,
Daß er den Segen nun ſoll empfahn.
Der Herr ſogleich auf Felſengrund,
Wirft ſich die Stirn' und die Hände wund.
Und der Jäger mit lautem Sprecherrohr
Sagt ihm des Prieſters Worte vor:
„Dich ſegnet Gott
„In deiner Noth,
„Der Vater, der Sohn, und der heilige Geiſt,
„Den Himmel und Erd' ohn' Ende preiſ't."

Nun allzumahl
Im ganzen Thal
Das Volk auf den Knie'n harrt im Gebet,
Und laut für das Heil des Herren fleht.
Den Kaiſer rührt's; der Bethenden Schall
Bringt ihm zu Ohren der Wiederhall.
Auch er bleibt knieen im Gebet,
Und Gott für das Wohl der Völker fleht.
Schon flammt der Mond
Am Horizont,
Und herrlich das grünliche Firmament
Von funkelnden Sternenheeren brennt.

Des Himmels Pracht
Erweckt mit Macht
Die Sehnſucht zum himmliſchen Vaterland:
Ihm löſet ſich jedes irdiſche Band

Wo der Seraphim Harfe Jubel erklingt,
Der Seligen Chor das Heilig singt,
Wo das Leiden schweigt, die Begierde sich bricht,
Zur ewigen Liebe, zum ewigen Licht,
Dahin, dahin
Schwingt sich sein Sinn,
Und mit hoch empor gehobenen Händen
Denkt er entfliehend sein Elend zu enden;

Als schlank und fein
Ein Bäuerlein,
Wie der Blitz ihn blendend, nun vor ihm stund,
Und grüßt' ihn mit lieblich ertönendem Mund:
„Herr Max, zum Sterben hat's wohl noch Zeit,
„Doch folgt mir schnell. Der Weg ist weit."
Der Kaiser entsetzt sich ob dem Gesicht,
Und trauet den Augen und Ohren nicht.
Und wie er schaut,
Ihm heimlich graut;
Denn es wallt' um den Knaben gar sonderlich
Ein dämmernder Schein, der nichts Irdischem glich.

Doch der Kaiser in Hast
Sich wieder faßt,
Und fragt das Knäblein: „Wer bist du? — Sprich!"
„„Ein Bothe, gesandt, um zu retten dich.""
„Wer zeigte dir an zur Klippe den Weg?"
„„Wohl kenn' ich den Berg und jeglichen Steg.""
„So hat dich der Himmel zu mir geschickt?"
„„Wohl hat er dein reuiges Herz erblickt.""
Drauf er sich dreht,
Zur Höhlung geht,
Und gleitet nun leicht durch den Riß in die Wand,
Den vorher sein forschendes Auge nicht fand.

Durch den Riß gebückt,
Der Kaiser sich drückt;
Sieh, da hüpfet das Knäblein leuchtend voran,
Durch steile Schluchten tief ab die Bahn.
Wo funkelnd das Erz an den Wänden glimmt,
In der Tiefe der Schwaden aufblitzend schwimmt;
Am Gewölb ertönt der Schritte Hall,
Fern donnert des Bergstromes brausender Fall
Tiefer noch ab,
Meilen hinab:
Da gleitet das Knäblein in eine Schlucht;
Die Fackel erlosch. — Mit den Händen bange nun sucht

Max sich den Weg hinvor,
Und dringt empor,
Und schaut aufathmend der Sterne Licht,
Und sucht den Knaben — und findet ihn nicht.
Da faßt ihn ein Schauer. Nicht hat er geirrt.
Wohl war es ein Engel, der ihn geführt.
Und schon erkennt er Zierleins Thal,
Hört brausen der Menge verworrenen Schall.
Mit bebendem Tritt
Er weiter schritt,
Wie oft, ermattet, er weilen muß,
Bis er naht dem weit erglänzenden Fluß.

Noch stand er weit,
Doch hocherfreut
Schaut er den Priester bei Fackelglanz
Stehn unermüdlich mit der Monstranz.
Und noch die treuen Gemeinden knie'n,
Und heiß im Gebete für ihn glüh'n.
Sein Auge ward naß, sein Herz hoch schwoll,
— 's war ja von tausend Gefühlen voll.
Schnell tritt er vor,
Ruft laut empor:
„Lobet den Herrn und seine Macht!
„Seht! mich hat sein Engel zurückgebracht."

An Joseph Haydn,

bei Aufführung der Schöpfung im Universitäts-Saale zu Wien.

Du hast die Welt in deiner Brust getragen;
Der Hölle düstre Pforten stark bezwingen,
Den freien Flug in Himmelsräume wagen
Hört man dich auf der Töne kräft'gen Schwingen:
Drum sollst du, theurer Greis, nicht trauernd klagen,
Daß mit dem Alter deine Kräfte ringen.
Zwar weicht der Leib den düstern Zeitgewalten:
Was du gewirkt, wird ewig nie veralten.

Wie nun in dieses Musentempels Hallen
Erwartungsvoll sich frohe Schaaren drängen,
So sieht man einst die späten Enkel wallen
Zu deiner Schöpfung hohen Himmelsklängen,
So hört man noch der Enkel Jubel hallen
Bei deiner Engel Halleluja-Sängen.
Was rein der Mensch aus reiner Brust gesungen,
Ist wohl nie leicht in Menschenbrust verklungen.

O lausche lang' entzückt den eignen Tönen,
In deiner Freude dicht gedrängtem Kreise,
So wirst du sanft der Erde dich entwöhnen,
So froh dich rüsten zu der großen Reise.
Die Erde mit dem Himmel zu versöhnen
War deiner Kunst erhabne Lebensweise.
Noch schallt ihr Dank tief von der Erde Klüften,
Empfängt dich Halleluja in den Lüften.

Ueber die Schauspielkunst.

Wenn zart ein Mahler uns die Liebesgöttin,
Auf Elfenbein, in hellem Goldgrund mahlte,
Ein Bildchen, nur vier Zolle hoch und breit;
Und dieser Mahler hinge nun sein Bild
Im Pantheon hoch in der Kuppel auf,
Daß jene Venus dann zur Mücke schwände:
Wie würde nicht der Arme ausgelacht!

Wie? Lispeling lacht mit? — Er sehe zu,
Daß er am Ende sich nicht selbst belache!
Ein Mahler, der sein zartes Taschenbild
In hoher Kuppel unserm Blick entzieht,
Und Lispeling, der auf der weiten Bühne
So leise wie im engen Zimmer lispelt,
Sind wohl an Thorheit sich so ziemlich gleich.
Bei jenem sieht, bei diesem hört man nicht.
Ich soll mit dir jetzt lachen, und jetzt weinen?
Recht gerne, Freund! nur sag' mir erst — worüber?
„Der Reiz, der Leichtigkeit, die Wahrheit selbst
„Entflieht erschrocken vor dem grellen Schallen,
„Der schneidend das Gehör verletzt." — Mag seyn! —
Wenn ihr, wie Stentor, ganz unbändig schreit.
Es gibt auch hier, wie überall, ein Maß.
Des Künstlers feiner Sinn für Schicklichkeit
Vermeidet das zu Wenig, das zu Viel.

Dich, Max, läßt noch die volle Jugendkraft,
Dein Eifer für die Kunst, der Brust nicht schonen.
Nur sorge, daß dir, bei erhöhter Stimme,
Für jeden Stufengang der Leidenschaft,
Ein reicher Wechsel noch an Tönen bleibe,
Daß dich selbst auf der höchsten Stufe nie
Des Wohllauts süßer Zauber ganz verlasse.
Die schwere Kunst magst du von Iffland lernen,
Streng hauszuhalten mit der Töne Reichthum,
Im sanften Wechsel eines Sylbentanzes
Dahinzuschweben, durch der Pausen Kraft
Den leisern Ton zum stärksten aufzusteigern.
Dann — hätt' auch deine Stimme keinen Umfang,
Wird man sie doch im ganzen Haus vernehmen.

Der Geist der Rolle, die du geben sollst,
Heißt dich den Ton nun zähmen, nun verstärken.
Wie wankt und bebt des schwachen Greises Stimme;
Wie klingt des Jünglings Jagdruf durch den Wald!
Wie braus't der Zorn von schaumerfüllter Lippe!
Wie haucht sich süße Liebe schmelzend aus!
Auch selbst der Stand verdienet hier Erwägung. —
Ein Staatsmann, der in stiller Einsamkeit
Der Völker Wohl und Weh im Busen wälzt,
Spricht leise, sanft, und fährt nur selten auf.
Der Feldherr doch, gewohnt, in freier Luft
Muth und Befehl den Kriegern zuzurufen,
Spricht mit Gewalt aus offner voller Brust;
Und weckest du Alcidens Kraft zum Leben:
Dann sey dein Wort ein Donnerschlag, der trifft!

Ein weites Feld eröffnet ſich vor dir,
Wo tauſendfach die Pfade ſich durchkreuzen,
Wo tauſend Ziele winken. Willſt du, Freund,
Dein frohes Haupt mit Lorbeern einſt umkränzen,
Beſchränk' auf einen Pfad nicht deinen Lauf,
Und in der Wahl beſtimme dich für jenen,
Der mühſam dir vor allen ſcheint. — Gewiß!
Am Schweren nur kann ſich die Kunſt verſuchen.

Wohl mancher dünkt ein Künſtler ſich zu ſeyn,
Der ohne Müh' getreu nur wiedergibt,
Was die Natur ihm gab. Den eignet ſchon
Ein ſanfter Ton, der Herzensgüte Künder,
Und frohe Laune, die im Auge ſchimmert,
Beweglichkeit und reizende Geſtalt
Zur Sohnesrolle in Terenzens Brüdern.
Nun wohl; ich will ihn mit Vergnügen ſeh'n,
Und auch im Leben gern die Hand ihm reichen.
Allein, er wage ſich in andre Kreiſe;
Wie Brockmann, wank' er heut' als König Lear,
Verjünge ſich als Klingsberg morgen wieder,
Wenn ich als Meiſter ihn bewundern ſoll.

Was du auch immer darzuſtellen ringſt:
Es ſey in allen Theilen ein's und ganz
Nie wird es deinem Bild' an Einheit fehlen,
Willſt du nur Jedes Denk- und Handlungsart,
Aus letzten Gründen, ſorgſam dir entwickeln.
„Was iſt des Mannes Wunſch, was ſeine Furcht?
„Welch ein Gedanke drängt ſich herrſchend vor,
„Und zieht wie Diener all' die andern nach?
„Durch welche Mittel ſtrebt er nach dem Ziel?
„Mit welchem Maß von Feigheit oder Muth?" —
Wenn ſolche Fragen du dir deutlich löſeſt,
Bald ſpringt ein lebend Bild vor deinen Geiſt,
Das du ſogleich mit glüh'nder Seele faſſeſt,
Das unbewußt dich dann im Spiele leitet,
Und Ton und Gang und jede Regung lenkt.
Wer alſo ſich beſeelet, wird im Spiel
Uns immer wechſelnd, immer neu erſcheinen.

Flink wähnt, als Hofmann, Dank ſich zu verdienen,
Wenn er ſich jetzt auf ſeinen Zehen wiegt,
Die Damen jetzt durch ſeine Gläſer muſtert,
Jetzt tief ſich bückt, jetzt ſtolz ſich wieder hebt.
Nur, leider! fehlt dem allen noch der Halt;
Es fehlt der Lebenspunkt. Und alles liegt
Noch todt und unbelebt, ein Stückwerk, da.
Erſt muß die kleine Furcht, die kleine Freude
Sich des beengten Herzens ganz bemeiſtern,
Und dann verengen ſich von ſelbſt die Schritte,
Die ſo ein Wicht auf heißen Eſtrich ſetzt.

Wer ſeiner Rolle durchaus mächtig iſt,
Zeigt meiſtens ſchon bei ſeinem erſten Auftritt,
Was wir den Abend durch erwarten dürfen.
An Maske, Blick und Ton, und Gang und Haltung
Drückt ſchnell ſein innerſtes Gemüth ſich aus.
Dann tönt ein freudiges Gemurmel auf,
Das ſchöner lohnt, als wildes Händeklatſchen.
So, wenn in Iffland's Spielern unſer Koch
Als General erſcheint, raunt man ſich zu:
‚Sieh' da, ein alter Degen, rauh und gut.
„Wie raſch er ſich bewegt! Sein Auge glüht!
„Sein kurzes Wort befiehlt! Und doch aus Allem
„Strahlt ſeine Güte ſiegend durch." — Ja wahrlich,
So mußte der ſich künden, der ſodann
Gewaltſam, feurig, kräftig, liebevoll
An ſeine Bruſt den alten Kriegsfreund reißt,
Und dem auch noch, in der Umarmung ſelbſt,
In jedem Finger eignes Leben zuckt.

Sey ja beſorgt, daß nicht ſtatt Glanz und Licht
Dein Feuer wild nur Dampf und Rauch erzeuge,
Zu ſchnell aufpraſſelnd, ſich zu früh verzehre!
Ein Herkules, der, eh' er noch erſchien,
Heraus die Keule auf den Spielraum warf,
Ward einſt von Jung und Alt mit Recht verlacht.
Was will der Prahler in der Folge zeigen,
Der ſich beim Anfang ſchon ſo tönend kündet?
Es kreißt ein Berg, und eine Maus erſcheint.
Vergiß nicht, Freund, daß dich dieſelbe Kraft
Das ganze Stück hindurch beleben muß,
Daß, wenn ſie nicht von Act zum Acte ſteigt,
Der Hörer ſich entfernet oder gähnt

Nur dann verdient dein Eifer Lob und Dank,
Wenn ihn die kältre Einſicht weiſe zügelt.
Ein Gaukler drängt ſich oft in Nebenrollen
Unzeitig vor; — ſoll ich dafür ihm danken
Daß er, anmaßend, uns die Harmonie
Des ſchönen Ganzen frevelhaft zerſtört?
Bis zu dem Winkel ziſchet ihn zurück,
Aus dem er frech ſein leeres Haupt erhob!
Wie in der Welt kein Mißlaut hörbar iſt,
Sich alles ſtimmet zum Zuſammenklang,
Der den Geweihten überraſcht, entzückt:
So öffnet uns die Bühne eine Schöpfung,
In der ein jeder noch ſo ſchwache Laut
Harmoniſch in das Ganze klingen muß.

Es nützt jedoch die tiefſte Wiſſenſchaft,
Die hellſte Einſicht jenem Künſtler nicht,
Dem noch der träge Körper widerſtrebt,
Der, ungerufen, immer, wie von ſelbſt,
In Mienen, Gang, in Haltung und Bewegung,
Sich nach des Spielers Abſicht fügen ſoll.
Wer ängſtlich auf der Bühne ſelbſt noch ſinnt,
Im Wellenſchwung den Arm emporzuheben,
Jetzt mahleriſch den Körper hinzuſtellen,
Verloren iſt er! — Wahrheit und Natur,
Und Grazie — entflieht. Sein Spiel wird ſteif,
Wir wenden mißvergnügt den Blick hinweg.

Darum, mein ſchöner Freund verſchmähe nicht,
Durch Fechten deinen Körper dir gewandt,
Durch höhern Tanz geſchmeidig ihn zu machen.
Oft übe dich, nach Art der Pantomimen,
Die Leidenſchaften alle auszudrücken,
Wie ſie entſtehen, wachſen und verlöſchen.
Und findeſt du den gleichgeſtimmten Freund,
So nehmt bald dieſen, und bald jenen Stoff,
Um aus dem Stegreif frei ihn durchzuführen.
Das lehrt dich ſchnell den Augenblick erfaſſen,
Was man dir gibt, im Nu zurückzugeben,
Die Leichtigkeit, die Harmonie des Spiels;
Und zeigſt du dich auch nur im Lebenskreiſe
Gefällig, artig, fein, als Mann von Welt,
So wird, wenn du die Bühne dann beſteigeſt,
Dich Anſtand nie, dich Schönheit nie verlaſſen.

An der Jaquet hat man es laut gerühmt:
„Sie wäre vor der Gruppe Niobe's
„Entzückt, begeiſtert, lange dageſtanden,
„Um dann in Ayrenhof's Cleopatra
„Als Königin zu ſterben." Gut! Sie that's,
Um ihre Phantaſie mit jener Würde,
Mit jenem hohen Adel zu entflammen,
Der ſelbſt im Tod die ſtarke Seele hebt,
Gewiß doch nicht der bloßen Stellung willen.
Dem Künſtler kann ein Zeitpunkt nicht genügen,
Der Bild auf Bild in ſanftem Fluſſe zeigen,
Bei keinem ſtockend ſich verweilen ſoll. —
Denn einzeln, unverbunden, und zerſtreut,
Verrathen dieſe Bilder nur Gefallſucht,
Die ungeſchickt der Täuſchung uns entreißt.
Wie viele Klippen beut die Kunſt hier dar!
Doch wer ſie klug und feſt, wie Lange, meidet,
Dem ſchielt der Neid vergebens nach dem Kranze,
Der unverwelklich ihm die Stirne kühlt.

Nur gar zu oft verſinkt in größre Fehler,
Wer allzu ängſtlich die geringern meidet.
Der will natürlich ſpielen, wird gemein,
Der ſtrebt nach Zierlichkeit, vergißt die Wahrheit,
Der, dem Natur ein Ohr für Wohllaut gab,
Behorcht ſich ſelbſt, verfällt in Kanzeltön;
Der überläßt ſich ſorglos der Empfindung,
Und ſeine Reue kreiſcht, es brüllt ſein Zorn;
Der, um ſein Spiel mit Feuer zu beleben,
Mahlt mit geſchäft'ger Hand uns Berg und Thal,
Und unbarmherzig klopft er im Affect
Sich Kopf und Bruſt, und auch — die Schenkel wund.
Der endlich, nur auf hohe Würde ſinnend,
Schwimmt wie ein Gaſt im Bade langſam her;
Und ſenkt, und hebt ſich doch ſein Arm zuweilen,
Es iſt, man ſiehts, ein Uhrwerk, das ihn treibt.
Zur Bühne glaubt ein jeder ſich berufen;
Doch ach! — wie Wenige ſind auserwählt!

Ob die Natur den großen Mimen ſchaffe,
Ob er durch Kunſt ſich bilde, wird gefragt.

Viel ſchenkt Natur, mehr noch erwirbt die Kunſt.
Die Wohlgeſtalt, die ſchöne Mittelgröſſe,
Und edle Züge, die ſich ſtärker heben,
Sich aus der Ferne noch bedeutend zeichnen,
Ein ſprechend Auge, das nun fröhlich glänzt,
Nun feurig rollt, nun düſter ſich verſenkt,
Ein biegſames, helltönendes Organ,
Das rein die ganze Scala hören läßt,
Beweglichkeit und Kraft der Muskeln: — Freilich,
Das alles dankt ein Mime der Natur,
Die eigenſinnig ihren vollen Reichthum,
So, wie an Brockmann, ſelten nur erſchöpft.

Allein, die Kunſt ſiegt über die Natur,
Der hohle Ton, die hagere Geſtalt
Hat uns an Schröder's Helden nicht beleidigt.
Als Adamberger's Reize ſchon verblühten,
War ſie darum als Gurli und Chatinka
Dem edlen Wiener etwa minder werth?
Die Kunſt verhüllet liebend die Gebrechen;
Wo nicht, umſtrickt ſie uns mit ihrem Zauber,
Daß wir des kleinern Mangels ganz vergeſſen.

Weit ſchlimmer wär's, wenn in des Künſtlers Geiſt
Nicht alles ſich harmoniſch wirkſam fände,
Wodurch der Mimen Werk zum Leben kommt. —
Ein helles Auge, ſo das friſche Leben
Im ſchnellen Fluge ſicher doch erhaſcht;
Die Phantaſie, die all' den ſchönen Reichthum
Vor ihren klaren Zauberſpiegel ruft;
Von Bild zu Bild auf freien Schwingen gaukelt,
Die Dichtungskraft, die Bilder zu verſchmelzen,
Was, abgeriſſen, mager uns erſcheint,
Als voll, als ganz, als lebend vorzuführen,
Zum Ideal die Einzelnheit zu heben,
Das Ideal zur Einzelnheit zu ſteigern,
Und ein Gefühl, das jedem Hauche klingt,
In jedem Ton ſich leicht und zwanglos ſtimmt,
Und dann der ſtrenge richtende Verſtand,
Der, ſich bewußt, das Unbewußte lenkt,
Der Drang nicht nur, der ach ſo viele täuſcht,
Nein, auch das immer rüſtige Vermögen,
Was vor des Mimen Geiſt lebendig wogt,
Im Bilde, jedem ſichtbar, darzuſtellen: —
Wer zählte wohl die Himmelsgaben alle,
Durch die ein Mime zaubernd auf uns wirkt?

O dreimal glücklich, wer mit reinem Sinn,
Mit ganzer Seele ſich Thalien weiht!
Sie bildet liebend ihn zum Menſchen aus.
Die goldne Zeit iſt lange ſchon vorbei,
Wo in des Lebens vielgeſchäft'gem Kreiſe
Der Menſch für jede Kraft den Spielraum fand,
Und alle übend alle auch genoß.
Von Eiſen ſcharfe Zeiten ſind gekommen,
Und ſie zerſtückten frech das Götterbild.
Von jenem heiſcht das Leben Körperkraft,
Von dieſem nur Verſtand, von keinem alles.
Da ließ die Kunſt erbarmend ſich hernieder:
Nur der, den ſanft ihr Odem neu belebt,
Hebt wieder ſich verjüngt als Menſch empor.

So ſegne deinen guten Genius,
Der, in der hellſten deiner Lebensſtunden,
Dir Luſt und Muth und Kraft zur Bühne gab!
Bewahre rein dein Herz! Laß dieſe Gluth,
Die dir für alles Große, alles Schöne
Im Herzen heilig flammt, ja nie erlöſchen!
Dem Tod iſt jedes Menſchenhaupt geweiht;
Wohl dem, der an ſo reiner Himmelsflamme
Sein Leben, ſich und Andern froh, verzehrt!
Was Göttliches im Menſchenbuſen lebt,
Was um die Welt den Sonnenglanz verbreitet,
Ans Licht die ſonſt wohl dunkeln Stellen fördert,
Daß hell und leicht der Lebensweg erſcheine,
Was gegen ein anſtürmend Unglücksheer
Dem Menſchen Muth und Kraft zum Kampfe beut,
Was ſelbſt im Tod' ihn frei noch ſinken läßt,
Das ruft, im Bilde, mächtig deine Kunſt
Aus jeder Zeit, aus jedem Stande vor;
Und ſey's ein König, ſey's ein Bauersmann,
Der nun in dir vor unſern Augen handelt,
Er zeige ſich in allem uns — als Menſch!

„Schon mancher, der als Held uns hoch erhob,
War in dem Leben ein gemeiner Wicht."
Es ſey; allein wie tief er ſinken mochte,
Er fühlte doch den Gott in ſeiner Bruſt;
Es flammte ſchön in ihm die Sehnſucht auf:
Was ſeiner Phantaſie ſo groß erſchien,
Aus ſich heraus in Wirklichkeit zu bringen,
Und weil die Kraft zum Handeln ihm verſagte,
Wollt' er als Bildner liebend es erreichen. —
Der Unglückſelige! Ihm ſchwanden trüb
Im ew'gen Widerſtreit die Tage hin,
In Luſt und Rauſch blieb doch das Herz ihm leer.
Du, Mar, du gleiche jenem Roſcius,
Den auch ein Ehrenmann, wie Cicero,
Vor dem geſammten Volk als Freund erkennt;
Wie auf der Bühne, ſei im Leben groß!

„Nicht Helden nur erſcheinen auf den Bretern;
„Oft hüpft ein Geck uns zum Gelächter hin,
„Oft ſchleichet leiſ' ein Böſewicht daher.
„Wie? holt auch hier der Mime ſich die Kraft
„Aus ſeinem reichen, liebevollen Herzen?"
Was zweifelſt du? Dadurch allein erhält
Zu ſolchem Spiel er Anlaß und den Reiz.
Nur, wer ein Ideal der höchſten Schönheit
Tief in dem ernſten Geiſte mit ſich trägt,
Er ſieht mit feinem Sinn, was unvermerkt
Aus ihren Kreiſen ſich hinaus verliert,
Und ſtellt das Feingefaßte fein uns dar;
Nur der mit Liebe an der Tugend hangt,
Entdeckt an ihrem Strahl mit voller Schwärze
Den Böſewicht, durchblickt ihm ſcharf das Herz,
Und wie er ihn aus voller Seele haßt,
Stellt er ihn haſſenswürdig Allen vor. —
Zeigt Scherz und Haß ſich in der ſchönen Kunſt
Wird Scherz vom Ernſt' und Haß von Lieb erzeugt.
Denn um das Zwergfell zwecklos zu erſchüttern,
Und zum Gefühl den Stumpfen aufzureizen,
Bedarf man wahrlich nicht der Kunſt.

Wenn ſo daſſelbe höhere Gefühl
Dich jede deiner Masken wählen heißt,
Wird dich der Bühne Wechſel nicht zerſtreuen!
Und wenn du gleich von einer Leidenſchaft
Zur andern ſtürmſt, dich jetzt in dieſe Denkart,
Und nun in jene, wie ein Proteus, fügſt,
Dich auf der Bühne tauſendfach verwandelſt,
Verbleibeſt du im Leben doch ein Mann,
Gerade, feſt, und ohne Trug und Falſch,
Wie ſich Natur im ſteten Wechſel zeigt,
Und ewig doch ein' und dieſelbe bleibt,
Weil ſie nach ewigen Geſetzen wirkt.

Noch eines, Edler, und dann lebe wohl!
Soll dich dein neuer Prieſterſtand beglücken,
So lerne früh den Ueberfluß entbehren.
Dir quillt ein reicher Born von Seligkeit
Im Herzen auf, den Tauſende nicht kennen.
Bei dieſem Reichthum mißt man leicht den Tand,
Mit dem ſich Armuth ſelbſtgefällig ſchmückt.
Stets ſoll ſich frei und ſtolz ein Künſtler fühlen!
Drum, bläht vor dir ein reicher Geck ſich auf,
Und mißt er dich mit ſeinem dumpfen Blick,
Will er wohl gar als Gönner ſich bezeigen,
So ruf' ihm froh aus voller Bruſt entgegen:
„Behalt' dein Gold! die Kunſt belohnt ſich ſelbſt."

Wehrmannslieder*).

Oeſtreichs Landwehr.

„Habsburg's Thron ſoll dauernd ſtehen:
„Oeſtreich ſoll nicht untergehen!
„Auf, ihr Völker! bildet Heere!
„An die Grenze! fort zur Wehre!"
Solchen Ruf ließ Franz erſchallen
Aus der Ahnen Kaiſerhallen.

„Stolze Fahnen, die euch führen,
„Sorgte meine Hand zu zieren;
„Wo nur Feindeswaffen blinken,
„Laßt zum Siege ſie euch winken!"

*) Aus H. J. von Collin's Wehrmannsliedern. Wien, 1809.

Rief Ludwige, hieß dann fliegen
Stolz die Fahnen vor den Zügen.

Franzens und Ludwigens Brüder
Sanken vor dem Throne nieder,
Schwuren: „In des Kampfes Hitze
„Stehn wir an der Völker Spitze.“
Schnell zur That sieht man sie eilen,
In die Völker sich vertheilen.

Helden, reichbedeckt mit Wunden,
Haben willig sich gefunden,
Ordnen rastlos, kriegserfahren,
Froher Völker tapfre Schaaren:
Wissen ihre Kraft zu stärken,
Bilden sie zu Kriegeswerken.

Ihres Muthes Adlerflügen
Will nicht kaltes Wort genügen;
Froh entflammen sich die Brüder
An dem Klange stolzer Lieder;
Was aus tapfrer Brust sie singen,
Tapfer werden sie's vollbringen.

West und Ost und Süd und Norden
Send' auf uns nun Feindeshorden:
Ha! des Reiches weite Grenzen
Werden Bürger rings bekränzen,
Mit den aufgepflanzten Speeren
Tyrannei den Eingang wehren!

Welches Volk sich selbst empfunden,
Ward vom Feind nie überwunden;
Welches Volk dem Tod sich weihet,
Wird vom Siege stets erfreuet. —
Alles opfert hohem Streben:
In dem Tode liegt das Leben!

Habsburgs Thron wird dauernd stehen;
Oestreich wird nicht untergehen!
Auf, ihr Völker! bildet Heere!
An die Grenze! fort zur Wehre!
Daß dem Kaiser in den Hallen
Siegesjubel einst erschallen.

Kriegseid.

Wir stehn vor Gott,
Der des Meineids Frevel rächt,
Weis' und gerecht,
O hör' uns, Gott!
Wir schwören:
Zu lösen die theure Wehrmannspflicht;
Wir bedenken den Eid, und beben nicht,
Und schwören!

Wir stehn vor Gott,
Der des Urahnherren Thron
Schützet dem Sohn.
O hör uns, Gott!
Wir schwören:
Zu folgen des Kaisers Herrschermacht
Auf den Feind, in den Tod, zum Sturm, zur Schlacht;
Wir schwören!

Wir stehn vor Gott,
Der uns heil'ger Obrigkeit
Folgen gebeut.
O hör' uns, Gott!
Wir schwören:
Zu folgen der Helden Wink' und Ruf,
Die des Kaisers Geboth zu Führern schuf;
Wir schwören!

Wir stehen vor Gott,
Der die Treu' in Obhut hat,
Straft den Verrath.
O hör' uns, Gott!
Wir schwören:
Auch gefangen in Qual und Feindeshand
Nie verrathen wir treulos Heer und Land!
Wir schwören!

Wir stehn vor Gott,
Der die Tapfern mächtig hält,
Feige zerschellt.
O hör' uns, Gott!
Wir schwören:
Nie wählen für Tod wir Schmach und Flucht;
Uns besiege nie feige Lebenssucht;
Wir schwören!

Wir stehn vor Gott
In der Schlacht, in Noth und Tod
Stehn wir vor Gott.
O hör' uns, Gott!
Wir schwören:
Wir halten zur Fahn' in heißer Schlacht,
Bis es Gottes Gewalt durch uns vollbracht;
Wir schwören!

Gebet.

Allmächt'ger Gott!
Du hauchst, und neue Sonnen flammen;
Du winkst, der Weltbau stürzt zusammen!
O wende huld dein Angesicht
Auf uns, die für das Vaterland
Ein heil'ger Eid zum Kampf verband;
Geh mit den Feinden ins Gericht!
Erhör' uns, Gott!

Allmächt'ger Gott!
Frech dringt der Feind in unsre Lande,
Hält schon für uns bereit die Bande;
Doch du hast uns mit Muth befeilt;
Dein Werk ist unsers Wehrbunds Macht!
Stärk' uns, daß auch in heißer Schlacht
Sich jeder Tod für Knechtschaft wählt.
Erhör' uns Gott!

Allmächt'ger Gott!
Was auch des Feindes Wuth nun dräuet,
Wie er voraus des Siegs sich freuet,
Erhören wirst du mein Gebeth!
Und drängt des Stolzen grimmig Heer
Zahllos heran, wie Sand am Meer,
Ein Hauch von dir: — es ist verweht!
Erhör' uns, Gott!

Allmächt'ger Gott!
Belohnen wirst du mein Vertrauen,
Mein froher Muth darf auf dich bauen;
Du hältst uns — wir verzagen nicht!
Uns schenke, Herr, uns schenke Sieg!
Gerecht ist unser Nothwehrkrieg!
Sie treibt der Stolz, uns führt die Pflicht.
Erhör' uns, Gott!

Allmächt'ger Gott!
In wilder Schlacht, im Kriegsgetümmel
Fleh' ich mit frommem Blick zum Himmel:
O sende Sieg mir oder Tod!
Wenn Oesterreich nur glorreich siegt,
Der stolze Feind nur unterliegt,
Preis' ich noch, sterbend, preis' im Tod
Dich, großen Gott!

Allmächt'ger Gott!
Bewahr' mein Herz vor Schuld und Sünden;
Dann darf mein Muth auf dich sich gründen!
O Gott, o meine Zuversicht!
Und wenn auch plötzlich Erd' und Welt
Einbrechend auf mich niederfällt;
Noch lebt mein Muth, noch wank ich nicht,
Und hoff' auf Gott!

Und hoff' auf Gott!
Und wenn zur Rechten und zur Linken
Auch tausend Brüder niedersinken;
Ich hoff' auf Gott, und fechte noch! —
Und fallend hoff' ich, daß mein Blut
Dem Enkel sichre Thron und Gut;
Ihn rette vor der Feinde Joch. —
Erhör' uns Gott!

Der Greis.

Mein Aug' iſt matt, mein Haar iſt weiß;
Ich ſchwacher, abgelebter Greis
Kann nicht zu Felde ziehn,
Und ſehne mich doch hin.

Scharf iſt dein Aug', und ſtark dein Leib,
Du biſt ein Mann, du biſt kein Weib,
Sohn, ſollſt zu Felde zieh'n;
Stürz' auf die Feinde hin!

Die Flinte halt' in feſter Hand,
Trag' ſie zum Ruhme, nicht zur Schand';
Der Tod nur raub' ſie dir;
Ich ſegne dich dafür!

Grad auf den Feind nur immer an,
Dort ſuche ſchnell dir deinen Mann:
Nur vorwärts ſey dein Blick!
Nie fall' er feig' zurück!

Durch Muth erweck' der Andern Muth,
Dir brenn' im Auge düſtre Glut,
Ein Donner ſey dein Wort!
So jag' die Feinde fort!

O Sohn, ſoll fließen dann dein Blut,
Verkauf es theu'r dein Heldenmuth!
Daß nicht umſonſt du ſtirbſt,
Dir Heldenruhm erwirbſt.

Steh feſt, ein Fels an deinem Ort!
Und jeder Hieb, nun hier, nun dort,
Treff' ſicher einen Feind,
Um den ſein Vater weint.

Und liegſt du todt dann auf dem Feld,
Gewahrt man leicht, du warſt ein Held;
Die Wunden ſind von vorn,
Die Miene zeigt noch Zorn.

Und iſt dann frei dein Vaterland,
Ich kinderlos am Grabesrand,
So ſchwach ich Greis dann bin,
Eil' ich aufs Schlachtfeld hin.

Auf ſeinen Hügeln ruh' ich dann,
Und rufe jeden Wandrer an:
Hier fiel mein wackrer Sohn,
Hier fand er Heldenlohn.

Und ſeufze, weine, klage nicht,
Bis mir das Herz im Leibe bricht;
Und ich vor Gottes Thron
Dann finde meinen Sohn.

Der Bräutigam.

Jetzt iſt es Zeit, die Trommel ruft,
Lieb Mädel, laß mich ziehn;
Die Fahne flattert in die Luft,
Muß zu den Männern hin;

Muß fort, als Wehrmann, in das Feld,
Es iſt beſchworne Pflicht;
Und wer nun Wort und Schwur nicht hält,
Der bleibt ein feiger Wicht.

Was weinſt du dir die Augen aus,
Machſt mir das Herz ſo ſchwer?
Bald dränge dir der Feind ins Haus;
Eilt' ich nun nicht zur Wehr.

Den Aeltern raubt' er dann das Brot,
Tränk' euren guten Wein,
Stürzt' euch in Jammer, Angſt und Noth,
Ins Elend tief hinein.

Vom Schlimmſten red' ich gar kein Wort,
Wenn Schurken mit Gewalt — —
Es treibt mich wie mit Spornen fort,
Und überläuft mich kalt.

Wenn an des leeren Hauſes Thor
Du ſtändeſt jammervoll,
Wohl rückteſt du mir Feigheit vor,
Und riefſt mit tiefem Groll:

„O hätteſt du das Land beſchützt,
„Nicht würd' ich troſtlos ſeyn,
„Nun ſieh, was dir die Feigheit nützt:
„Ich kann dich nimmer frey'n."

Der Vorwurf bräche mir das Herz,
Weit würd' ich weg dann ziehn,
Mit Scham und Zorn, und Reu' und Schmerz
Durch Berg' und Thäler fliehn.

Und würd' es ohne mich vollbracht,
Und kämen ſie zurück,
Würd' ich dann bitter ausgelacht;
Mich höhnte Aller Blick.

„Schaut," riefen ſie, „den Burſchen an,
„Der heim beim Rocken ſaß;
„Iſt an der Dirn' wohl auch nichts dran,
„Die ſich der Wicht erlas."

Ach, wir ertrügen nicht den Spott,
Und härmten ſtill uns ab,
Bis uns vereinte dann der Tod
Unrühmlich in ein Grab.

So laß mich ziehn. Am Sieges-Mahl
Soll unſre Hochzeit ſeyn;
Bei Pauken- und Trompetenſchall
Will ich dich, Liebe, frey'n!

Dann rühmt dich jeder ins Geſicht,
Weil dich ein Held erlas,
Der über ſeiner Liebe nicht
Des Vaterlands vergaß.

Ruf an den Feind.

Feind, ha, du wagſt es, und dräuſt uns verwegen?
Siedend empört ſich mein feuriges Blut!
Nieder gebeutſt du die Waffen zu legen? —
Alſo nicht, Stolzer! noch hebet uns Muth!
Wenn bald der Feldruf ſchallet,
Ringsum der Donner hallet,
Zahlſt du die Frechheit mit ſtrömendem Blut!

Wähneſt du Männer in Feſſeln zu ſchmieden?
Thörichte Hoffnung! Wir ſtehn dir im Krieg;
Kaufen nicht ſchimpflich mit Freiheit den Frieden,
Hoffen nur Rettung von Waffen und Sieg.
Der Stahl in unſern Händen
Soll Oeſtreichs Schickſal wenden!
Sieg oder Tod! Mit dem Ruf' in den Krieg!

Träumſt du, wir würden uns beugen und kriechen,
Küſſen die ſchwere, die eiſerne Hand?
Knechtſchaft verknirſchen in heimlichen Flüchen,
Schalten dich laſſen im köſtlichen Land?
Du ſollſt bei uns nicht wüthen,
Du ſollſt uns nicht gebieten!
Schüttelt die Waffen in tapferer Hand!

Beſſer als Helden nun fechten und ſterben,
Löſen im Tode die heilige Pflicht,
Als in dem Joche des Feindes verderben,
Fühlen ſich Knecht — ein erbärmlich Gezücht!
Wenn wir dem Tod nicht beben,
Dann werden frei wir leben.
Kämpfet und ſterbet, und löſet die Pflicht!

Trommeln gerühret und Fahnen geſchwungen?
Muthig geſtürmet! — So endet die Noth.
Immer gekämpfet, gefochten, gerungen,
Jagt in die Feinde nun Schrecken und Tod!
Ihr Feinde ſollt erliegen,
Bei Gott! wir werden ſiegen!
Sieg nur befreiet; Sieg endet die Noth

Jenſeits der himmelan ſtürmenden Berge
Suchet euch Rettung in ſchimpflicher Flucht!
Wo euch die dräuende Feſte verberge,
Wo euch der rächende Donner noch ſucht,
Hinein, ihr wackern Brüder!
Bald ſingt ihr Siegeslieder.
Nieder mit ihnen! Ha! jagt ſie in Flucht!

Marſch.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald den Feinden kund!
Wenn die Schanzen, die wir ſchirmen,
Tollkühn einſt die Frechen ſtürmen;
Stürzend von den hohen Wällen,
Sie die Köpfe ſich zerſchellen,
Und die hochgethürmten Leichen
Bis herauf zum Bruſtbett reichen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Macht ſich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald den Feinden kund!
Wenn, umpflanzet von Kanonen,
Sie auf ſichern Höhen thronen,
Wie's auch hagelt, wie's auch knallet,
Was auch ſinket, was auch fallet,
Auf zur Höhe wir uns ſchwingen,
An den Leib dem Feinde dringen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Macht ſich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald den Feinden kund!
Wenn im wilden Schlachtgetümmel
Aus dem dichteſten Gewimmel
Ihre Fahnen wir uns ſuchen;
Unter Heulen, unter Fluchen
Sie nun weichen, ſie nun fliehen,
Immer vorwärts wir dann ziehen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund,
Macht ſich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald dem Lande kund!
Wenn des Feindes Stolz nun ſchweiget,
Tief vor Oeſtreichs Kraft ſich neiget;
Wir geſchmückt mit Siegeskränzen
Heim dann kehren von den Grenzen,
In der Tempel heil'gen Hallen
Lobgeſänge hoch erſchallen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Ward dann auch dem Lande kund.

Schlachtruf

Zur Schlacht! zur Schlacht!
Oeſtreicher beugen nicht ins Joch
Die alte Kraft — ſie lebet noch.
Ob's Ernſt euch war mit euerm Bund,
Macht nun die ernſte Stunde kund.

Zur Schlacht! zur Schlacht!
Ihr Männer, die ihr euch bewehrt,
Zu ſchützen Weib und Kind und Herd.
Ha, jetzo gilt's! „Tod oder Sieg"
Iſt Wehrmannsruf im Wehrmannskrieg!

Zur Schlacht! zur Schlacht!
Mit Heldenmuth, mit Heldenkraft
Befreit das Land aus Feindeshaft!
Auf! Zahlt dem Feinde ſeinen Hohn!
Auf! Knechtſchaft iſt der Feigheit Lohn.

Zur Schlacht! zur Schlacht!
Vertraut der Kraft, vertraut auf Gott!
Entweder Sieger oder todt!
Und kommt der Tod, ſo kommt er gut;
Dir, Vaterland! dir Leib und Blut!

Wachfeuer.

Weib und Kind, ſchlaft wohl zu Haus!
Daß ihr ſchlafet, rückt' ich aus;
Wache hier in kalter Nacht,
Denk' an euch, ruf' ich mit Macht: —
Tod oder Freiheit!

Schon aus weiter Ferne klingt,
Tief ins Herz dem Krieger dringt
Brudergruß, den in der Nacht
Mann dem Manne ruft mit Macht: —
Tod oder Freiheit!

Wo die Wachenfeuer glühn,
Steht der Feind, und trotzt uns kühn;
Ruft hinüber durch die Nacht,
Wach' für Wache ruft mit Macht:
Tod oder Freiheit!

Wenn ihn Schauer dann befällt,
Bänger ſeine Bruſt ſich ſchwellt,
Schiebt er's auf die kalte Nacht,
Doch ihn ſchreckt des Rufes Macht:
Tod oder Freiheit!

Wenn bald Schlachttummult erbrauſt,
Kugelhagel ziſchend ſauſt,
Dann hinab in finſtre Nacht
Stürz' ihn unſers Rufes Macht:
Tod oder Freiheit!

Matthäus von Collin,

ein jüngerer Bruder des Vorigen, der auch auf ſeine Bildung einen vortheilhaften Einfluß ausübte, ward am 3. Mai 1779 zu Wien geboren und zeigte ſchon ſehr früh glückliche Anlage, ſo daß er bereits in ſeinem zwanzigſten Jahr den Text zu der Winter'ſchen Oper Calthon und Colmal lieferte. Er ſtudierte in ſeiner Vaterſtadt, erwählte die Jurisprudenz zu ſeiner Berufswiſſenſchaft, widmete ſich aber nebenbei ſehr eifrig der Philoſophie und Geſchichte und ward 1804 Doctor der Rechte, doch verließ er nach Auflöſung des deutſchen Reichs die juriſtiſche Laufbahn gänzlich und nahm 1809 eine ordentliche Profeſſur der Aeſthetik an der Univerſität zu Krakau an. Die Einnahme Krakaus durch die Ruſſen führte ihn 1810 nach Wien zurück, wo er von 1810 bis 1812 als K. K. Hofconcipiſt, dann aber als Profeſſor der Philoſophie an der dortigen Univerſität angeſtellt wurde. Im Jahre 1815 ward er Erzieher des Herzogs von Reichſtadt und widmete ſich dieſem ſchönen Berufe mit großem Eifer, ſo daß er ſich auch bewogen ſah, die Redaction der Wiener Literaturzeitung, (der nachherigen Wiener Jahrbücher) bald darauf niederzulegen. Ein gaſtriſches Fieber raubte ihn, zu früh für ſeine Freunde, am 23. November 1824.

Seine Schriften ſind:

Dramatiſche Dichtungen. Peſth, 1815—17. 4 Thle. (Enthaltend: der Tod Friedrich's des Streitbaren, der Cid, Marius, Calthon und Colmal, der Tod Heinrich's des Grauſamen, Bela's Krieg mit dem Vater, die feindlichen Söhne, Butes, der Streit am Grabe, die Künninger.) —

Cyrus und Aſtyages. Oper. Wien, 1818.

Nachgelaſſene Gedichte. Ausgewählt und mit biographiſchem Vorwort begleitet von J. v. Hammer. Wien, 1827. 2 Thle. 12. nebſt M. v. C's Portrait.

Einzelne Abhandlungen, Gedichte u. ſ. w. in den Wiener Jahrbüchern, von Hormayr's hiſtoriſchem Taſchenbuch u. ſ. w.

M. v. Collin's Talent ist, wie das seines Bruders, ebenfalls nur ein rhetorisches; er steht in seinen Erzeugnissen den Leistungen Heinrich Joseph's von C. nach, obwohl der Dichter, mit Vorliebe vaterländische Stoffe zu seinen Dramen wählend, sich vorzüglich nach Shakspeare zu bilden und diesem nachzustreben suchte. Es fehlt ihm nicht an Geschmack und Würde, wohl aber an Leben und Wärme. Unter seinen kritischen Arbeiten sind mehrere ganz vortrefflich, und er hätte hier Bedeutendes hinterlassen können, wenn er sich diesem Fache hätte hingeben und ihm alle seine Kräfte widmen wollen. — Wir theilen folgendes geistreiche Bruchstück über Friedrich von Schlegel, bei dem der treffliche Verfasser leider vom Tode überrascht wurde, als Beweis mit.

Ueber Friedrich von Schlegel. *)

Die in Folge der Ankündigung auf funfzehn Bände berechnete Sammlung beginnt in den ersten zwey Bänden mit den wichtigen Vorlesungen über die Literatur. Die drey folgenden Bände enthalten des Verfassers Studien über das klassische Alterthum und die Theorie und Kritik der alten und neuen Poesie. Der sechste Band gibt die so einflußreich gewordenen Ansichten und Ideen von der christlichen Kunst; der siebente romantische Sagen und Dichtungen des Mittelalters; der achte und neunte aber die Gedichte: seit ihrer ersten Erscheinung ein theures Eigenthum der Freunde der Poesie. Der zehnte Band, die vermischten Schriften enthaltend, durch die für das Verständniß der Geschichte des Geistes des Verfassers so wichtigen Fragmente einer der interessantesten, ist noch nicht erschienen. (Diese Erwähnung bezeichnet die Zeit, wo dieser Anfang geschrieben wurde. Der zehnte Band ist bekanntlich jetzt schon seit einiger Zeit erschienen.)

Wie dieß bey Werken, welche die Theilnahme der Nation im Ganzen erwarten lassen, nunmehr herkömmlich wird, erscheint die Sammlung in mehreren Auflagen: um auch diejenigen zu befriedigen, welche sich zu schämen anfangen, daß die deutsche Literatur, der anständigen Ausstattung fremder Auflagen gegenüber, von dem Auslande als im Schmutze nachlässiger Pressen groß geworden, sich darzustellen genöthigt ist. Es sind nämlich durch die lobenswerthe Sorgfalt der Verlagshandlung fünf verschiedene Auflagen des Werkes veranstaltet, worunter drey von vorzüglicher Schönheit; aber auch die wohlfeilste auf gewöhnlichem Druckpapier empfiehlt sich noch durch Nettigkeit, und theilt den Vorzug strenger Korrektheit mit den übrigen.

Es haben vielleicht manche, mit der Bildungsgeschichte des Verfassers vertraute Freunde der Literatur gewünscht, daß in dieser Sammlung die Zeitfolge der Entstehung der verschiedenen Werke beobachtet würde, weil es von höchstem Interesse ist, einen so seltenen Geist in seiner Entwicklung selbst zu beobachten, und die Stufenfolge einer so merkwürdigen Ausbildung mit ihm nochmals zu durchwandeln. Allerdings wäre dieß höchst belehrend, und für die Geschichte der deutschen Literatur selbst aufklärend gewesen; der Verfasser hat es aber vorgezogen, indem er mit den Vorlesungen über Literatur beginnt, das Resultat unter sich oft streitender Ansichten, wie es sich in ihm bey vollendeter Reife des Geistes festgestellt hatte, voraus zu senden, um damit allen Zweifel über das Eigentliche seiner Ueberzeugungen im Gebiete des Schönen schon im Beginn zu beseitigen. Der Gewinn, welcher hieraus für das Verständniß des Gesammtstrebens des Verfassers hervorging, ist so groß, daß jener Wunsch dagegen billig verstummt.

Als Friedrich Schlegel vereint mit seinem Bruder auf die deutsche Literatur einzuwirken anfing, war diese zwar keineswegs arm an rühmlichen Erzeugnissen einer wahrhaft nationalen Poesie und Kritik; aber theils ihrer eigenen Schätze unkundig, theils durch ein unziemliches einseitiges Wohlgefallen an dem bereits erworbnen Besitzthume in edleren Fortschritten gehemmt und zu einer oberflächlichen nichtigen Selbstüberschätzung herabgesunken. Das Uebel war durch die Gehaltlosigkeit der damaligen Kunstkritik herbeigeführt worden, welcher die philosophische Basis fehlte; denn sie hatte sich von Musterbildern der Poesie sowohl des Inlands als des Auslands, der neuern Zeit und des Alterthums willkürliche Begriffe des Schönen abgezogen, nach welchen sie sowohl die einheimischen Erzeugnisse des Zeitalters beurtheilte, als auf die Bildung selbst der Kunstwerke nachtheilig und lähmend wirkte. Doch hatte die Nation, eine sonderbare Erscheinung, bey diesem schlimmen Stande der Kunstbeurtheilung im Allgemeinen, dennoch gerade im Fache der Kritik Heroen einziger Art aufzuweisen, mit welchen sich kein geehrter Geist der Nachbarvölker vergleichen durfte: Lessing, Winkelmann und Herder. Die Kritik Lessings hatte edle Früchte getragen, indem sie manches schätzbare Dichtertalent, besonders im Schauspiele, auf eine edlere Bahn führte; für die Fortbildung des Geistes aber zur Begründung einer umfassenden Schönheitslehre blieb sie aus mancher Ursache unfruchtbar, und die Gesammtheit des Strebens dieses einzigen Geistes blieb, bis Friedrich Schlegel seinem großen Vorbilde eine eigene tiefsinnige Untersuchung widmete, unbegriffen; er stand in der deutschen Literatur als eine Autorität da, aus welcher jeder nach Maßgabe der eignen Einsicht unhaltbare Regeln abstrahirte, die man als Gesetze aufzwingen wollte, ohne ihre Unanwendbarkeit zu ahnen.

Winkelmann hatte seine Ansichten über bildende Kunst bey dem größten Reichthume gepflogener Studien endlich mehr aus unmittelbarer Anschauung gewonnen, als philosophisch in sich erzeugt und ausgebildet. Seine erhabenen Aussagen über das Schöne, welche zunächst die bildende Kunst trafen, litten zwar die Anwendung auf die Kunst im Allgemeinen, oder forderten vielmehr dazu auf; und man darf sagen, daß durch ihn zuerst die Ahnung des Wesens der Schönheit wie eine Morgenröthe nach langer Nacht in den Gemüthern wach wurde; die Natur seiner Untersuchungs- und Darstellungsweise selbst aber brachte es mit sich, daß, ehe nicht andere, vorbereitende oder erklärende Untersuchungen von anders ausgestatteten Geistern der Nation durchgeführt und vollendet waren, seine Ideen nur von den Ausgezeichnetsten der Nation erfaßt werden konnten, da sie, eine gleichsam unvermuthete und überraschende, in ihrem innersten Wesen isolirte Erscheinung mehr durch die Kraft einer edlen und gereinigten Phantasie, wie die Natur begünstigten Dichtern sie mitgiebt, als auf dem Wege der Untersuchung dem Leser sich aneigneten. Zu dieser schwierigen Auffassung Winkelmanns, zu welcher selbst Lessing sich nicht berufen zeigte, war nun Herder, obwohl in Manchem von Winkelmann abweichend, wahrhaft ausgerüstet, und im edelsten Sinne reich und glänzend begabt. Wir irren wohl nicht, wenn wir behaupten, daß ohne den Vorgänger Winkelmann, wenn auch der das Denken so gewaltig aufregende Lessing vorausgegangen war, kein so die Wesenheit des Schönen erfassender Denker, wie wir ihn in Herder besitzen, zum Vorschein gekommen wäre.

Die Art aber, wie Herder die Winkelmann'sche Schönheitslehre in sich aufnahm und fortbildete, war die eines durchaus selbstständigen Geistes. Er war so weit entfernt von jener Einseitigkeit, zu welcher Winkelmann durch die ihm natürliche Hinweisung auf hellenische Kunstbildung verführen konnte, daß er vielmehr das Schöne im Umkreise der Dichtung der ganzen Erde aufsuchte, älterer deutscher Poesie, insofern sie ihm bekannt wurde, Anerkennung gewann, und die Untersuchungen über die Schönheit der Dichtung mit jener über die Schönheit des Lebens selbst verband, dessen Eigenthümlichkeit er bey den verschiedenen Völkern der Erde würdigte. Die Idee der Menschheit, welche in Folge dieser rühmlichen Arbeiten in seinem Gemüthe sich bildete, stärkte seinen Geist für die ganze Folgezeit seines Lebens zu rastloser Bemühung, das menschliche Daseyn in dessen Tiefen zu ergründen. Er hat, diesen Zweck verfolgend, sowohl den Weg der Philosophie als der Geschichte eingeschlagen, und die Poesie der Völker vorzüglich in dieser Hinsicht gewürdigt. Von einem so hohen Standtpunkte aus hätte es, weil der Dichtung der würdigste Inhalt und eigentliche Seele gegeben worden war, unmöglich bleiben sollen, die Nichtswürdigkeit leerer Spiele für einen Gegenstand der Poesie zu betrachten, oder sich in leeres Formelwesen zu verlieren. Wenn aber auch ein Kreis edler Geister aus diesem neu aufgegangenen Lichte des Schönen Leben sog, und andere durch das Studium Klopstocks und der Griechen, oder dem Scharfsinne Lessings folgend, gehaltvolle Werke gründeten oder beförderten, so war doch noch von den ersten falschen Bestrebungen nach einer Kritik der Schönen, der die Philosophie fremd geblieben war, eine solche Masse der sinnlosesten Begriffe und ein solcher Wust inhaltsleerer Dichtung durch die Nation verbreitet, daß ihr Zustand in Hinsicht auf Poesie trostlos genannt werden durfte. Denn da man vor Lessing und Klopstock in der Literatur gleichsam nur versuchsweise aufgetreten war, und mit jedem kleinen Produkte der Einbildungskraft einen mächtigen Sieg, des Apollo werth, feyern zu können glaubte, ließ sich die Gewohnheit, große Freude an kleinen Dingen zu empfinden, nicht sogleich beseitigen — — —

---

*) Aus: Wiener Jahrbücher. Jahrg. 1824. S. 276.

Georg Friedrich Wilhelm Ferdinand von Cölln

ward 1766 zu Oertinghauſen im Lippe'ſchen, wo ſein Vater Prediger war, geboren, ſtudierte die Rechte und bekam nach vollendeter akademiſcher Laufbahn eine Anſtellung als Kammerreferendar in Minden. Nachdem er 1793 Kriegsrath zu Poſen und 1800 Kriegs- und Steuerrath zu Glogau, 1805 aber Aſſeſſor bei der Oberrechnungskammer in Berlin geworden, erhielt er ſeine Entlaſſung weil er ſich geweigert hatte, den von den Franzoſen geforderten Dienſteid zu leiſten. Er kehrte nun nach Glogau zurück, trat als politiſcher Schriftſteller auf und griff die preußiſche Regierung keck und rückſichtslos in ſeinen Schriften an. Deshalb in Unterſuchung verwickelt und nach der Feſtung Glatz gebracht, wußte er ſich, ſeine leidende Geſundheit vorſchützend, die Erlaubniß auszuwirken, die Bäder zu Landeck zu gebrauchen, und entzog ſich von hieraus weiteren Maßregeln durch die Flucht. Durch Vermittelung des Staatskanzlers von Hardenberg ward die Unterſuchung niedergeſchlagen, und ihm der Aufenthalt in Berlin ſo wie eine Penſion bewilligt. Nachdem er noch eine Zeitlang bei der Verwaltung der Kloſtergüter angeſtellt worden, ſtarb er am 31. Mai 1820.

Zu ſeinen Schriften, unter denen viele anonym erſchienen, gehören:

Schleſien wie es iſt. Berlin, 1806. 3 Thle.

Vertraute Briefe über die innern Verhältniſſe am preußiſchen Hofe ſeit dem Tode Friedrichs II. Amſterdam, 1807.

Neue Feuerbrände. 12 Hefte. Amſterdam, 1807.

Wien und Berlin. Amſterdam, 1808.

Der Feldzug der Franzoſen 1806 und 1807. Leipzig, 1809.

Fackeln. Leipzig, 1811.

Die neue Staatsweisheit. Berlin, 1812.

Freimüthige Blätter für Deutſche. 5 Th. Berlin, 1815—18.

Wanderungen im Geiſte der Zeit. Berlin, 1816.

Rückblicke auf die Literatur der Jahre 1816 und 1817. 3 Thle. Berlin, 1819.

Hiſtoriſches Archiv. 5 Hefte. Berlin, 1819—20.

Neue freimüthige literariſche Blätter. Berlin, 1820. 12 Hefte. u. ſ. w.

Ein berüchtigter politiſcher Schriftſteller und Journaliſt der mit ſeltener an Frechheit ſtreifender Kühnheit, und auf eine nichts weniger als gründliche Weiſe die Gebrechen ſeiner Zeit und ſeines Landes angriff, Unwiſſenheit mit Arroganz paarte und wenig Beachtenswerthes leiſtete. Auch ſind ſeine Schriften bereits der Vergeſſenheit übergeben.

Vgl. Actenmäßige Rechtfertigung des Kriegsrathes von Cölln. Berlin, 1811. (Eine Art von Autobiographie des Verfaſſers. —

Daniel Georg Conrad von Cölln,

des Vorigen Neffe, ward 1788 ebenfalls zu Oertinghauſen geboren, ſtudierte in Marburg, Tübingen und Göttingen von 1807 bis 1810, habilitte ſich an der erſtgenannten Univerſität im Jahre 1811 und erhielt 1816 eine außerordentliche Profeſſur der Theologie daſelbſt. Im Jahre 1818 als ordentlicher Profeſſor der Theologie nach Breslau berufen, wirkte er hier mit großem Eifer und reger Thätigkeit. Er ſtarb als Conſiſtorialrath am 17. Februar 1833.

In deutſcher Sprache erſchien von ihm;

Zwei Antwortſchreiben an Schleiermacher. Leipzig, 1831.

Hiſtoriſche Beiträge zur Erläuterung und Berichtigung der Begriffe, Pietismus, Myſticismus und Fanatismus. Halberſtadt, 1830.

Ideen über den inneren Zuſammenhang der Glaubensvereinigung und Glaubensreinigung in den evangeliſchen Kirchen. Leipzig, 1824.

Ueber theologiſche Lehrfreiheit auf den evangeliſchen Univerſitäten u. ſ. w. (Gemeinſchaftlich mit D. Scholz.) Breslau, 1830.

Viele einzelne Abhandlungen in theologiſchen Zeitſchriften u. ſ. w.

Ein ruhiger, gründlicher und gemäßigter Rationaliſt, hat ſich von Cölln vorzüglich um die altteſtamentliche Exegeſe und die geſchichtlichen Disciplinen der Theologie Verdienſte erworben, und ſtets mit Kraft und Würde ſich den Bemühungen der Finſterlinge in Sachen des Glaubens, entgegengeſtellt.

Conrad von Würzburg s. Minnesänger.

Carl Wilhelm Salice-Conteſſa,

ward am 19. Auguſt 1777 zu Hirſchberg in Schleſien geboren, erhielt eine ſorgfältige Erziehung im Vaterhauſe, beſuchte dann das Pädagogium in Halle, wo er ebenfalls ſeine akademiſche Laufbahn begann, die er ſpäter in Erlangen endete. Er widmete ſich jedoch nicht dem Staatsdienſte, ſondern zog es vor, anfangs in Weimar, dann in Berlin und zuletzt bei ſeinem Jugendfreunde Ernſt von Houwald auf Sellendorf in der Niederlauſitz und dann auf Neuhaus bei Lübben als Privatmann zu leben, doch beſuchte er häufig Berlin, wo er an den Folgen eines Lungenübels am 2. Juni 1825 ſtarb.

Er gab heraus:

Das Räthſel und der unterbrochene Schwätzer. Luſtſpiele. Berlin, 1809.

Der Findling und der Talisman. Berlin, 1810.

Der Todesengel; Haushahn und Paradiesvogel. Zwei Erzählungen. Berlin, 1815.

Erzählungen. 2 Bde. Dresden, 1819.

Gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder:

Dramatiſche Spiele und Erzählungen. 2 Thle. Hirſchberg, 1811—1814.

Das Bild der Mutter u. ſ. w. Berlin, 1818.

Mit de la Motte Fouqué und Hoffmann:

Kindermährchen. 2 Thle. Berlin, 1816.

Einzelne Luſtſpiele, Scenen, Skizzen u. ſ. w., in Müllners dramatiſchem Almanach, der Abendzeitung u. ſ. w.

Eine Sammlung ſeiner Werke beſorgte E. von Houwald, Leipzig, 1826 fgde. 9 Bde.—

Conteſſa war als Menſch höchſt liebenswürdig, anſpruchslos und gutmüthig und iſt in ſeiner anziehenden und beſcheidenen Perſönlichkeit vortrefflich von Hoffmann in deſſen Serapionsbrüdern unter dem Namen Sylveſter geſchildert worden. Als Dichter zeichnet er ſich vorzüglich im Luſtſpiel durch Natürlichkeit, Wahrheit, lebendige Auffaſſung und Entwickelung der Charactere und einen raſchen, witzigen und dabei äußerſt feinen Dialog aus. Seine Erzählungen erfreuen ſich einer äußerſt anmuthigen Darſtellung, warmer Empfindung, echten Gefühls und glücklicher Phantaſie. Aus allen ſeinen Schriften leuchtet überhaupt deutlich hervor, daß er den Dichter nicht von dem Menſchen trennte und ſein Inneres eine helle, reiche Quelle wohlwollender und edler Geſinnungen war. Sein Freund Ernſt von Houwald hat ihm ein würdiges biographiſches Denkmal geſetzt in dem fünften Bande der:

Denkmäler verdienſtvoller Deutſcher. Leipzig, 1830.

Der Todesengel.*)

Meiſter Trymms, des Goldſchmidts, Haus ſchaute nach dem freien Platz hin vor dem Dome. Der Wind hatte in der Nacht draußen ſein wildes Spiel, heulte durch die Thurmluken und warf den Regen an die Fenſter. Maria ſaß mit Frau Suſannen, ihrer Amme, beim Spinrad und ſang:

Der Wind fährt über die Haide
Wohl über ein offenes Grab:
Zwei blutige Herzen voll Leide
Die ſchaufeln ſie dort hinab.

„Was habt ihr denn heute mit euerm traurigen Liede?“ unterbrach ſie Suſanne. „Singt was Luſtiges, daß die Zeit vergeht.“

Maria holte tief Athem. „Mir iſt heut ſo bange,“ ſprach ſie, „als ſtünd' mir ein Unglück zu.“

„Es iſt heut der Sterbetag eurer Mutter,“ entgegnete Suſanna, und blickte nach einem Bilde von Mariens Mutter empor, welches an der Wand hing. — „Da ſeid ihr von jeher traurig geweſen. Doch denkt auch daran, daß ihr eine Braut ſeid, ſo mögt ihr wohl fröhlich werden.“

„Eine Braut, die ihren Bräutigam nicht kennt!“ ſeufzte Maria.

Indem trat Meiſter Trymm langſam zur Thür herein, ſtellte die Lampe auf den Tiſch und ließ ſich ſchweigend in den Lehnſtuhl nieder.

„Was fehlt euch, Vater?“ rief Maria: „Ihr ſeht ſo bleich aus.“

Meiſter Trymm antwortete nicht, ſondern ſchaute ſtarr vor ſich hin. „Wieviel iſt es an der Zeit?“ fragte er über eine Weile. — „Acht Uhr vorbei!“ erwiederte Suſanne. — „Acht Uhr!“ wiederholte er nachdenklich. „Vier Stunden alſo noch ſind dieſem Tage gegeben!“

„Wollt ihr nicht zu Nacht eſſen?,“ fragte Suſanne. „Oder ich ſollte wohl ſagen, zu Mittag; denn ihr ſteckt ja ſeit zwei Tagen wieder ohne Unterlaß in dem geheimen Kämmerlein und vergeßt Eſſen und Trinken bei euern über- oder unterirdiſchen Dingen.“

Meiſter Trymm ſchwieg eine lange Weile; endlich ſtreckte er die Hand nach ſeiner Tochter aus und ſprach: „Maria, mein Kind, komm' zu deinem Vater!“

Maria ſtand ſchnell auf und ergriff die dargebotene Hand freudig, obwohl heimlich verwundert über des Vaters ungewohnte Milde und Freundlichkeit.

„Uns ſteht heute Wichtiges bevor,“ hub er hierauf an. „Das Schickſal klopft an unſere Thür; die Zeichen ſtellen ſich wunderbar; doch kann ich nicht erforſchen, ob uns zum Heil oder zum Verderben. Allein halt' ich ſie mit dem Traum in der vergangenen Nacht zuſammen, da ich meinen Tod ſichtbar über unſere Schwelle ſchreiten ſah, ſo kann ich nicht anders glauben, als daß die Sanduhr abgelaufen und heute noch mein Ende nahet. Vielleicht, daß in dieſem Augenblick, wo ich mit dir ſpreche, der Todesengel ſchon zu meinem Haupte ſteht!“

Das bange Gefühl, welches Marien ſchon lange das Herz zuſammenpreßte, brach jetzt in Thränen hervor, und die Amme rief: „Was iſt das denn heute für ein ſchwarzer Tag? Beinahe kommt mir ſelbſt ein Grauſen an vor eurem Todesengel.“

Da ſchellte es draußen an der Hausthür. Maria ſchauderte ſichtbar zuſammen; Meiſter Trymm fuhr erſchrocken auf, und Suſanne nahm zögernd die Lampe und ging, nach dem ſpäten Beſucher zu ſehen. In dem Gemach blieb's todtenſtill, daß man den Holzwurm picken hörte. Die Hausthür ward endlich aufgeſchloſſen, eine fremde Stimme ließ ſich vernehmen, haſtige Schritte kamen die Treppe herauf, und Suſanne trat herein, einen Brief in der Hand.

„Da kommt euch Nachricht,“ rief ſie, „von euerm alten Freunde in Braunſchweig. Der Bote begehrt, euch ſelbſt zu ſprechen.“ Und hinter ihr herein ſchritt ein junger Mann von hohem Wuchs, wohlgekleidet, verneigte ſich und ſprach, zu Meiſter Trymm ſich wendend: „Herzlichen Gruß voraus von euerm werthen Freunde; was ſein und mein Begehr an euch iſt, das werdet ihr in dem Briefe finden.“

Der Alte brach den Brief, und überlas ihn ſchnell; ſein Geſicht erheiterte ſich, ſeine Augen funkelten, er ſprang auf, ging mit großen Schritten ein paar mal hin und her, und las dann wieder. „Das war es alſo,“ rief er aus, „das war's? Nun, Gott ſey geprieſen! Ja, das kann wichtig werden. Die Zeichen ſtanden uns zum Heil. Seid mir willkommen!“

Er hieß Suſannen das Nachteſſen beſchicken, Marien für des Gaſtes Bequemlichkeit ſorgen. „Ihr begehrt bei mir zu arbeiten?“ fuhr er dann wieder zu dem Fremden gewendet fort, doch öfters noch in den Brief ſchauend. „Nun wohl, ſeht zu, ob's euch bei mir gefällt. Meiſter Eckard weiß viel Gutes von euch zu ſagen. Ihr ſeid gern geſehen.“

„Seitdem ich ſoviel von euern kunſtreichen Arbeiten vernommen,“ entgegnete der Fremde, „beſonders ſeit ich den goldnen Becher geſehen, den ihr für Herzog Chriſtian gefertigt, hatte ich nirgend Ruhe: ich mußte euch ſelber kennen lernen.“

„Des werdet ihr nicht ſonderlich Gewinn haben,“ lächelte der Alte. „An einem rechten Kunſtwerk iſt allezeit mehr, als an dem Künſtler ſelbſt. Zudem iſt die Zeit ſchon ziemlich lange vorbei, wo ich mich ſolchem Treiben einzig ergeben hatte. Kinder vergnügen ſich an der Schaale, der reife Verſtand ſucht nach des Lebens goldnem Kern.“

Indeß ſie alſo ſprachen und der Fremde mit Verwunderung des Alten letzte Worte vernahm, ging Maria, ihres Vaters Befehl vollführend, ab und zu, und muſterte mit verſtohlenen Blicken den ſpäten Gaſt. Es war ihr, als erhübe ſich ein ſeltſamer Streit in ihrem Innern, ſie fühlte ſich von ihm zugleich angezogen und zurückgeſtoßen; und ſo oft ſie das ſchöne, aber bleiche Geſicht, von dunkeln Locken umgeben, und die düſter glimmenden Augen betrachtete, konnte ſie ſich des Gedankens an den Todesengel nicht erwehren, von dem der Vater erſt geſprochen.

Seine Augen hafteten über Tiſche, wenn er ſich unbemerkt glaubte, einigemal auf ihr. Sie fühlte, wie das Blut ihr nach den Wangen ſtieg, und, gleich als erſchräck' es vor ſeinen Blicken, plötzlich wieder nach dem Herzen zurückfloh.

Meiſter Trymm war zerſtreut und eilte, und hatte kaum das Gebet geſprochen, als er Suſannen befahl, den Gaſt, der müde ſeyn werde von der Reiſe, nach ſeinem Schlafgemach zu geleiten. Er aber griff nach dem Schlüſſelbund, hieß ſeine Tochter zu Bette gehen und begab ſich nach dem Laboratorium.

Der Freund in Braunſchweig war auf höchſt wichtige Entdeckungen, und in der That dem ächten grün und güldiſchen Löwen auf die Spur gekommen, wie er dies vermöge ihres Vertrags und ihrer Freundſchaft in dem Briefe mitgetheilt, und Meiſter Trommen brannte das Herz vor Verlangen, die Wahrhaftigkeit jener Verſuche durch den Schmelztiegel zu erproben, und vielleicht ſelbſt das Werk zur Auferſtehung zu bringen.

Als Frau Suſanne von der Begleitung des Gaſtes zurückkam, floß ihr Mund über von deſſen Lobe: ſie konnte kein Ende finden, ſeine Schönheit und Freundlichkeit zu preiſen; Maria aber ſeufzte u. ſchwieg, wandte Müdigkeit vor, und ſchlich nach ihrem Kämmerlein. Doch der ſchöne Todesengel hielt noch lange den Schlaf von ihren Augenliedern fern.

Alſo war nun Meiſter Trymms Hausſtand, der ſich ſeit dem Tode von Mariens Mutter immer mehr und mehr ins Enge gezogen hatte, wieder um eine Perſon vergrößert. Meiſter Trymm, der, andern Dingen ergeben, wenig Luſt mehr zur Betreibung ſeiner Kunſt verſpürte und dennoch ihrer bedurfte, war froh, einen willigen und geſchickten Arbeiter gefunden zu haben, deſſen Schultern er die läſtige Sorge für den Lebensunterhalt gänzlich auferlegen konnte; Frau Suſanne freute ſich, daß nun wieder ein neuer Trieb in das abgeſtorbene Leben kommen ſollte; Maria aber, der Einſamkeit und Beſchränktheit ſeit lange gewohnt, fühlte durch die Gegenwart des Fremden ſich in ihrem bisherigen Weſen ſeltſam geſtört und behindert. Das widerſtreitende Gefühl, welches ſie bei ſeinem erſten Anblick ergriffen hatte, wollte auch bei öfterm Beiſammenſeyn nicht von ihr laſſen; und obgleich ſein beſcheiden ehrerbietiges Betragen, ſein

*) Aus C. W. Conteſſa's Erzählungen. Berlin, 1815.

ſtiller Eifer, ihr zu dienen und gefällig zu ſeyn, die Neigung, die ſie wider Willen zu ihm hinzog, mit jedem Tage vermehrte, ſo hielt doch die geheime Scheu, die ſich allzeit abwehrend vor ihm ſtellte, mit jener gleichen Schritt; ja es ſchien, als ob beide wechſelſeitig aus einander Kraft und Wachsthum ſchöpften.

So kam es denn, daß Wolf, der neue Hausgenoſſe, ſchon geraume Zeit mit Marien unter einem Dache lebte, ohne daß, außer Gruß und Gegengruß, oder etwa einem halblauten Dank für einen ſtumm geleiſteten kleinen Dienſt, irgend ein Wort zwiſchen beiden gewechſelt worden wäre. Ihm auf ſeiner Seite war Maria vom erſten Augenblick an als ein wundervolles Heiligenbild erſchienen, dem in ſtiller Andacht und frommer Ehrfurcht zu dienen, ſein Leben beſtimmt ſey, das ihm nun erſt zum wahren Leben aufgegangen dünkte. Die Vergangenheit, die ihm theils bei einem ſtrengen Vater, theils nach deſſen Tode, in drückender Abhängigkeit von der Außenwelt ziemlich freudenleer verſtrichen, kam ihm jetzt vor, wie ein ſtarrer Winter, ſeine Gegenwart aber wie ein herrlicher Lenz voll ſchwellender Knospen und Blüthen, voll Sehnſucht und heimlicher Ahnung, über dem Mariens Augen wie ein klarer blauer Himmel ſtanden, erweckend und belebend. Es war ihm, als ob ein neues Licht die Welt verklärte, und er wunderte ſich oft ſelbſt über die Bedeutung, die alles um ihn her gewonnen hatte. Beſonders aber ſchien ihm in der Kunſt ein neuer Morgen aufgeſproßt. Die Art, wie er ſie bisher betrieben, genügte ihm nicht länger. Er fühlte, daß ſie höhere Zwecke haben müſſe, als lediglich die Dienerin des armen Lebens zu ſeyn; er ahnte den gemeinſamen Urſprung, das gemeinſame Ziel aller Künſte, und es ergriff ihn ein heißer Trieb, etwas Würdiges hervor zu bringen, und was in ſeinem Innern glühend lebte, auch außer ſich darzuſtellen.

Um deſto verletzender mußten daher jetzt gerade die wunderlichen Reden Meiſter Trymms auf ihn wirken, der an allen Dingen zu tadeln fand, und was jenem das Höchſte dünkte, mit Geringſchätzung anſah, oder ſpottend in den Schlamm irdiſcher Verhältniſſe herabzuziehen ſuchte.

„Das klingt gut," — ſagte er einſt, als Wolf einmal ſeine Gedanken laut werden ließ; — „es iſt aber eitel Klang und nicht ein Kind mag ſich daran ſatt eſſen. Und wenn ihr euer ganzes Leben an eure ſogenannte Kunſt ſetzt, kein Menſch bezahlt's euch! Sie danken's euch nicht einmal. — Es iſt aber nur Spielwerk" — fuhr er fort — „der bunte Staub gleichſam auf den Flügeln der Welt und weit entfernt von dem innerſten Weſen, das freilich nur wenigen Auserwählten gegeben ward zu ergründen."

Mit ſolchen und ähnlichen Worten erregte er oft in Wolfs Innerm Widerſtreit und Unzufriedenheit, die ſich zuletzt aber allzeit gegen ihren Urheber kehrten, vor deſſen entweihendem Blick jener nun Gedanken und Empfindungen ſorgfältig in ſeiner Bruſt verſchloß, und treu ſeinem Streben und ſeiner Liebe ergeben blieb.

So waren wohl drei Monden hingegangen, als Meiſter Trymm, eines Abends ſich zu Tiſche ſetzend, freundlich zu ſeiner Tochter ſprach: „Nun, Maria, rüſte dich, deinen Bräutigam zu empfangen. Er wird in wenigen Tagen hier ſeyn." Maria erbleichte und ſchwieg; und indem ſie nach einer Weile die Augen ſchüchtern emporſchlug, ſah ſie, daß Wolf mit geſenktem Haupt und ſtarrem Blicke regungslos wie ein Steinbild auf ſeinem Stuhl ſaß.

„Du kennſt ihn zwar nicht," fuhr der Alte fort, „allein ich kenne ihn und hoffe, du wirſt zufrieden ſeyn mit meiner Wahl. Er iſt von ſtattlichem Anſehn, iſt wacker, und, vor allen Dingen, er iſt reich. Ich denke, einer ſolchen Dreieinigkeit kann der Himmel in der Ehe nicht fehlen."

Wolf ſtand haſtig auf und verließ das Gemach. Meiſter Trymm fuhr in dem Lobe des Bräutigams fort und ordnete mancherlei zu ſeinem Empfang an. Maria hörte mit gepreßtem Herzen zu; und als ihr Vater endlich, wie er pflegte, gleich nach dem Eſſen hinweggegangen war, umfaßte ſie ihre Freundin Suſanne, legte den Kopf an ihre Bruſt und brach in Thränen aus.

„Armes Kind," rief Suſanne, „ich weiß wohl, was dir das Herz bricht. Ach, deine Mutter dort" — ſie zeigte auf das Bild an der Wand — „ſie wußte auch davon zu ſagen. Gott behüte dich vor ihrem Schickſal!" — Und damit ſie noch einmal umarmend, ging ſie hinweg. Maria aber, von einem ihr unbekannten Gefühl bedrängt und verwirrt, warf ſich, Troſt und Hülfe ſuchend, vor dem Bilde der geliebten Mutter auf die Knie und ſtreckte die Arme flehend nach ihm aus.

Das Bild ſchaute mit trüben, wehmüthigen Blicken auf ſie nieder, und wie das zitternde Licht der Lampe darüber hinlief, kam es ihr vor, als fing es an zu leben und ſich zu regen, und je länger ſie hinſah, deſto gewiſſer ward es ihr; ja es ſchien endlich die Lippen zu öffnen und mit ihr zu ſprechen, ſo daß ſie ein leichter Schauder überlief. Indem öffnete ſich hinter ihr die Thür; Maria ſprang erſchrocken empor und vor ihr ſtand Wolf, die Blicke zur Erde geſenkt. Maria ſchlug gleichfalls die Augen nieder, als ſie ihn gewahrte; ihr Herz klopfte, als wollt' es aus der Bruſt ſpringen, und ſo ſtanden ſie beide eine Weile ſich gegenüber. Endlich trat Wolf näher und ſprach mit zitternder Stimme: „Ich komme, euch Lebewohl zu ſagen. Ich muß fort und bitte euch, ihr wollet dieſes Kreuzlein, das ich für euch gearbeitet, auch von mir annehmen und meiner zuweilen gedenken."

Er überreichte ihr dabei ein kleines Crucifix von Silber und Ebenholz und von der kunſtreichſten Arbeit. Maria zögerte, es anzunehmen. „Ich bitte euch, nehmet es doch von mir," ſprach er flehend. „Für euch war es von Anfang an beſtimmt; der Gedanke an euch hat ſich unter der Arbeit tauſendfach damit vereinigt und verſchmolzen, ja ihr allein einigen Werth gegeben, und niemand anderm kommt es zu."

Maria nahm es aus ſeiner Hand; unter ihren geſenkten Augenliedern drängten ſich Thränen hervor, und mit leiſer Stimme ſprach ſie: „Ihr wollt von uns ſcheiden?"

Als er ihre Thränen ſah, ergriff er ihre Hand und bedeckte ſie mit heißen ungeſtümen Küſſen; bei ihrer Berührung aber ſchlug die lang verhaltene Leidenſchaft in unbändiger Flamme empor. Er gebot ſeinem Herzen nicht länger, umfaßte Marien und rief: „Mein biſt du, Maria, mein! Kein anderer ſoll dich beſitzen! Du biſt mein, und ſollt' ich dich durch ein Verbrechen erkaufen!" — Maria ſah ihn erſchrocken an, und vor der wilden Glut, die aus ſeinen Augen brach, zurückbebend, ſuchte ſie ängſtlich ſich von ihm loszumachen. Da warf er ſich vor ihr nieder und bedeckte ſein Geſicht; und indem Maria von Angſt, Liebe und Mitleid gleich heftig bewegt, ſich in der Verwirrung zu ihm herabneigte, ihn aufzuheben, ſchaute er empor, ihre Lippen begegneten ſich, und im erſten Kuſſe zuckte ihr Leben in einander.

In demſelben Augenblick entſtand an der Wand, wo das Bild von Mariens Mutter hing, ein heller heftiger Schall, wie von einem Schlage. — Maria riß ſich erſchrocken aus Wolfs Armen; auch Wolf ſprang auf und ſchaute mit verſtörten Blicken um ſich. Es war, als ob eine bange Ahnung ſich wie eine Kluft zwiſchen beide würfe: keines wagte mehr den andern zu nahen.

„Das iſt mein Schickſal," ſprach Wolf mit Bitterkeit, „das überall ſtörend und zerreißend in mein Leben greift."

Suſanne kam herein, des Vaters Rückkehr meldend; und da Wolf noch immer wie ein Gebannter auf ſeinem Platz blieb, nahm ſie ihn bei der Hand und zog ihn ſchnell durch eine Seitenthür mit ſich fort.

Meiſter Trymm trat mit ernſter Miene in das Zimmer, und nachdem er ſich geſetzt hatte, ſprach er: „Das war ein ſeltſamer Schlummer, der mich heute beim Leſen überfiel, als ich kaum angefangen. Mir träumte von deiner Mutter." Er ſah bei dieſen Worten nach dem Bilde empor. „Was iſt das?" rief er aus, ſtand auf und trat mit Lampe vor das Bild.

Maria blickte hin und ſah nicht ohne Entſetzen, daß es, auf Holz gemalt, mitten von einander geſprungen war und die geliebten Züge der Mutter in ſeltſamer Entſtellung erſchienen. Meiſter Trymm ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſprach: „Das trifft wunderlich zuſammen. Gott wende Unglück von uns!"

Die Ankunft des Bräutigams verzögerte ſich indes von Tag zu Tage; von Wolfs Abreiſe war die Rede nicht mehr, und das Verhältniß der Liebenden ging im Verborgenen den gewöhnlichen Gang und wurde immer vertrauter. Denn obwohl die Scheu, welche Wolfs erſter Anblick erzeugt hatte, Marien auch jetzt noch, oft in ſeinen Armen ſelbſt, überfiel und ſie empor ſchreckte, ja, obgleich das Bild der Mutter ihr jeden Tag mit einer ſtillen Warnung entgegen zu treten ſchien, ſo diente dieß der einmal erwachten Leidenſchaft, weit entfernt ihr ein Hinderniß zu ſeyn, vielmehr nur zu Vergrößerung ihrer Gewalt, und die Liebe drang ſchmerzlich und nicht ohne Kampf aber eben darum nur deſto tiefer in Mariens Herz.

Eines Sonntags, da Meiſter Trymm am Fenſter ſtand und Maria eben aus der Kirche kam, traf es ſich, daß ſie einen Handſchuh verlor, und Wolf, der nicht weit hinter ihr ging, lief geſchwind hinzu, ihn aufzunehmen, und ſo kamen beide neben einander auf das Haus zu. Frau Suſanne aber wollte die Gelegenheit benutzen und ſagte: „Nun, Meiſter, ſchaut! Das gäb' ein feines Paar."

Meiſter Trymm ſah ſie finſter an. „Nimmermehr!" fuhr er heraus. „Meiner Tochter ſteht Großes bevor, der Burſche aber iſt zur unglücklichen Stunde geboren."

Indeſſen waren jene beiden ins Haus getreten und eine alte halb wahnſinnige Frau aus der Nachbarſchaft, die bei dem Volke für eine Wahrſagerin galt, blieb, eben vorbeigehend,

unter dem Fenster stehen, richtete sich an ihrer Krücke empor und rief: „Gebt doch wohl Acht, Nachbar, daß euch der Wolf nicht das Lämmlein frißt!“

Meister Tromm schwieg; allein er beobachtete von nun an die Liebenden im Stillen und überraschte sie eines Tages Hand in Hand im vertraulichen Gespräch. Sein Zorn entbrannte heftig gegen Marien, und auch Wolf würde ihm nicht entgangen, sondern auf der Stelle aus dem Hause verwiesen worden seyn, wenn er nicht seiner noch so nothwendig bedurft hätte.

Ein reicher Kaufmann der Stadt nämlich hatte, an einer schweren Krankheit darniederliegend, dem heiligen Stephan, seinem Schutzpatron, ein silbernes Altarblatt gelobt und nach seiner Genesung zu Verfertigung desselben den Meister Tromm ersehen, dieser aber die ganze Arbeit Wolfen überlassen. Wolf war mit Eifer und Liebe daran gegangen, und der Alte hatte ihn noch mehr dadurch aufzumuntern gesucht, daß er ihm mehrmals während der Arbeit versprach, den Lohn redlich mit ihm zu theilen, die Ehre aber ihm ganz allein zu überlassen. Das Werk war jetzt schon weit vorgerückt und der Vollendung nahe. Es stellte den Märtyrertod des Heiligen in hocherhabener Arbeit dar, und zeigte bei einem großen Reichthum an Figuren eine sehr geschickte Anordnung und höchst kunstreiche und vortreffliche Ausführung.

Da nun Wolf unter diesen Umständen nicht entfernt werden konnte, so mußte sich Meister Tromm damit begnügen, daß er Marien allen Umgang mit ihm untersagte und Frau Susannen die strengste Aufsicht anbefahl. Wolf aber stand in der Gunst der letztern viel zu hoch, als daß sie den Liebenden in der That ein ernstliches Hinderniß in den Weg gelegt hätte. So gewann ihr Umgang durch den leichten Zwang und die nöthige Verheimlichung nur neue Reize, und der Frühling der Liebe trieb, mitten unter winterlichen Umgebungen und von Sturm bedroht, in ihren Herzen seine üppigsten Blüthen empor, alle Sinne mit süßen Duft berauschend.

Doch nur kurze Zeit war diesem Frühling gegeben und kein Sommer sollte ihm folgen. Die Ankunft des Bräutigams fiel plötzlich wie ein tödtender Nachtfrost in jenen Blüthenhimmel.

Meister Tromm trat eines Nachmittags mit einem Fremden herein, in reicher Kleidung, von vornehmem Anstand, dem Ansehn nach nicht über die dreißiger Jahre hinaus, den er freudig als den lang' Erwarteten ankündigte. Mariens Herz erbebte bei seinem Anblick. Sie zitterte. Der Fremde schritt auf sie zu, und indem er freundlich ihre Hand faßte, sprach er sanft: „Ihr scheint zu erschrecken vor mir. Erinnert ihr euch eines Freundes nicht mehr, der euch als ein Kind schon liebte und oft auf seinen Armen trug? Wahrlich, so viel auch die Knospe schon versprach, so überrascht mich doch die Anmuth der Rose, die daraus emporgeblüht.“

Marie war keines Wortes mächtig, und ihr Vater sprach: Laßt ihr nur erst Zeit, sich selbst in dem neuen Verhältniß wiederzufinden. Sie ist des Umgangs mit Männern nicht gewohnt.“

Der Freund zog einen Ring hervor und steckte ihn an ihren Finger. Es war ein Rubin in Form eines Herzens. „So vergönnt mir wenigstens,“ lächelte er, „daß dieser Ring durch seine Farbe und Gestalt ein Wörtlein von mir zu euch spreche.“ Darauf entfernte er sich mit ihrem Vater und ließ sie in großer Verwirrung zurück. So hatte sie sich den Bräutigam nicht gedacht.

Herr Walter war ein fürstlicher Diener und im Besitz eines ansehnlichen Vermögens. Eine Bestellung seines Herrn hatte ihm Meister Tromm bekannt gemacht, der gemeinschaftliche Hang zu geheimen Wissenschaften beide enger mit einander verbunden. Bei einem Besuch vor mehreren Jahren sah er Marien; und obwohl sie damals erst acht Jahr alt war, machte doch das wunderschöne, fromme und freundliche Kind einen so lebhaften Eindruck auf ihn, daß selbst eine lange mit seinem Herrn unternommene Reise denselben nicht tilgen konnte, und er, nach seiner Rückkehr das Bedürfniß einer treuen Genossin in Freud' und Leid verspürend, sich geradezu an Meister Tromm mit dem Begehren nach seiner Tochter Hand wendete, welchen Antrag auch dieser um so freundlicher zu willen gewesen war, da er seinem durch alchemistische Versuche bereits gar sehr zurückgekommenen Hauswesen mittelst eines reichen Schwiegersohns wieder aufzuhelfen hoffte.

Maria stand noch auf demselben Platze, wo der Bräutigam sie verlassen hatte, als Wolf mit verstörtem Gesicht und wilden Blicken hereinstürzte. „Maria,“ rief er, „ist es wahr!“ — Maria schwieg. Er faßte ihre Hand und ward des Ringes inne. Da ließ er sie plötzlich los, wandte sich ab und sprach mit leiser Stimme: „O ich Unglücklicher, so ist es denn entschieden! — Fahr' hin, Seligkeit!“ fuhr er heftiger fort. „Der Himmel ist verschlossen; die Hölle thut sich auf.“ Er ergriff einen Sessel, wie um sich daran zu halten, sank daran nieder und legte das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, seinen Kopf auf den Sitz. Maria wußte nicht was sie beginnen sollte; sie bat ihn aufzustehen und gab ihm die süßesten Namen; da er immer noch in seiner Stellung verharrte, kniete sie endlich neben ihm nieder, und den Arm um seinen Nacken schlingend, rief sie schluchzend: „Ich bin ja dein, auf ewig dein!“ — Wolf schaute sie lange an, dann drückte er wild seine Lippen auf ihren Mund: „Ja, du bist mein!“ sprach er. „Wer will dich mir entreißen!“ — Er sprang auf und zog sie mit sich empor. — „In deinem Herzen ist mein Leben festgewurzelt; und wer dich von mir reißt, der tödtet mich! — Leben um Leben dann! Wohl, es gilt!“

Maria, die aus seiner wilden Gebehrde Arges fürchtete, hielt ihn ängstlich fest. Er aber sprach mit einem seltsamen Lächeln: „Sey ruhig, mein Kind; ich will bei deinem Vater um dich werben.“ Er küßte sie noch einmal auf Stirn und Augen, und verließ das Gemach.

Maria zitterte nun vor der Rückkehr des Bräutigams; indeß er kam bloß, um ihr Lebewohl zu sagen. Ein wichtig Geschäft rief ihn noch desselben Tages von hinnen, doch hoffte er in zwei oder drei Wochen zurück zu seyn; der Tag der Vermählung wurde in ihrer Gegenwart festgestellt, und ihr Schweigen dabei für ihre Einwilligung genommen.

In dieser Zeit traf es sich, daß das Altarblatt eben vollendet war, und Wolf überlieferte es seinem Meister am andern Morgen nach des Bräutigams Abreise. „Es ist gut und wohlgerathen,“ sprach Meister Tromm, nachdem er es lange aufmerksam betrachtet, und wollte sich langsam hinwegbegeben; allein Wolf stellte sich ihm düster in den Weg und hielt um seiner Tochter Hand an. „Was ihr dort gesehen,“ fügte er hinzu, „überzeugt euch sattsam, daß ich ein Weib ernähren kann. Maria liebt mich, und ich vermag nicht ohne sie zu leben. So stehe ich denn nun zwischen Himmel und Hölle: ich flehe zu euch, rettet mich von dem Abgrund, den ich zu meinen Füßen schaue. Sprecht ihr nein, so bin ich verloren — und ich nicht allein!“

Der Alte blickte ihn verächtlich an, sein Gesicht überlief rothe Glut, dann wurde er wieder bleich. „Man muß in der Welt über manch Ding hinweg,“ sagte er endlich, spöttisch lächelnd, „so werdet ihr auch über mein Nein hinwegkommen. Meine Tochter ist zu etwas Besserem bestimmt, als die Frau eines armen Goldschmidts zu werden. Du aber mein Bürschlein, bist als ein armer Schlucker geboren, und wirst nimmer auf einen grünen Zweig kommen, mit all deiner Kunst! Es war eine unglückliche Stunde, die dich zur Welt kommen sah!“ Und damit ließ er Wolfen stehen, durch dessen Brust seine Worte wie glühende Schwerter zuckten.

Von diesem Augenblick an schlich Wolf herum wie ein Träumender, erschien nicht mehr bei Tisch, ließ sich überhaupt wenig im Hause sehen, sondern streifte außerhalb der Stadt in Sturm und Schneegestöber umher; und so oft Marie ängstlich besorgt ihn fragte, was geschehen sey, gab er immer nur zur Antwort: „Sey ruhig, es soll alles noch gut werden.“

Indessen hatte Meister Tromm das Altarbild abgeliefert; es war in der Kirche aufgestellt worden; von allen Seiten kamen Leute herbei, es zu beschauen und zu bewundern, und dem kunstreichen Verfertiger wurde großes Lob und reicher Lohn zu Theil. Meister Tromm aber, seines Versprechens uneingedenk, fand für gut, beides allein für sich daheim zu nehmen, und Wolfen wie einen gemeinen Arbeiter mit einem geringen Stück Geld abzufinden. Obwohl nun diesem in seiner jetzigen Stimmung weder Ehre noch Geld der Beachtung werth schien, so konnte ihm doch das unredliche Verfahren nicht entgehen, sondern schärfte den Stachel, den des Alten zurückweisende Antwort in seine Seele geworfen, und trieb den Groll gegen ihn, der in seinem Innern glimmend lag, in rascher Glut empor. — Allein mit einem Male sollte die ganze Lage der Dinge eine gewaltsame Aenderung erleiden.

Eines Morgens stellte sich Meister Tromm nicht zum Morgenimbiß ein, wie er doch sonst pflegte; das Bett stand noch unberührt in seiner Kammer, und ob er gleich wohl öfters schon ganze Nächte in seinem Laboratorium zugebracht hatte, so machte doch jetzt sein langes Ausbleiben Marien besorgt, und sie wagte sich endlich, da es gegen Mittag ging, in Susannens Begleitung nach dem Hinterhause, in welchem sich die geheime Werkstätte befand, und pochte an die Thür. Doch keine Antwort, keine Spur des Lebens innerhalb, wie lange sie auch horchten, wie stark sie auch klopften. Vergeblich wurde nun das ganze Haus durchsucht, Mariens Besorgniß wuchs zur Angst auf, und da auch Wolf nirgend zu finden war, mußte Susanne endlich den Beistand eines Nachbarn erbitten, um die Thür des Laboratoriums mit Gewalt zu öffnen.

Nur einmal in ihrem Leben hatte Maria, faſt noch ein Kind, das Innere deſſelben geſehen, da ihr Vater einſt den Schlüſſel ſtecken gelaſſen; ſie erinnerte ſich, daß der Anblick zweier rieſenhaften Todtengerippe, mit großen Schwertern in der knöchernen Fauſt, ſie damals voll Entſetzen zurückgeſcheucht hatte, und in die bange Erwartung, mit welcher ſie jetzt der Oeffnung entgegen ſah, miſchte ſich ein geheimer Schauder.

Die von innen verſchloſſene Thür wich endlich der Axt, und wurde geöffnet. Unter einem ſchwarzen Vorhang, welcher im Hintergrunde des Gemachs den Eingang zu einem zweiten deckte, quoll ein dicker Rauch hervor, in demſelben Augenblick ſchlug auch die Flamme in die Höh', und die Todtengerippe zu beiden Seiten grinſeten, in Rauch und Feuer gehüllt, den Eintretenden gräßlich entgegen. Der Nachbar trat erſchrocken zurück, Maria bebte und faßte Suſannens Arm. Da kam plötzlich Wolf herbei, ein Gefäß mit Waſſer in der Hand; mit dem Geſchrei: „Feuer! Feuer! um Gotteswillen!" drängte er ſich bei ihnen vorüber, riß ſchnell den brennenden Vorhang herab, der Nachbar lief auch hinzu, und ſie gewältigten das Feuer mit leichter Mühe. Doch als ſie nun beide in das hintere Gemach drangen, ſtürzte Wolf ſogleich wieder heraus, eilte auf Marien zu, die zitternd an der äußern Thür ſtand, ergriff ihre Hände in höchſter Angſt, und rief mit wild rollenden Augen: „Maria, um Gotteswillen hilf mir, rette mich, bete für mich! Ich kann ihn nicht anſehen!" — Zu gleicher Zeit vernahm Maria den Angſtruf: „Um Jeſuwillen! er iſt todt!" ſie hörte das Geſchrei Suſannens, die indeß auch hinzugeeilt war, lief, ſich losreißend, nach der hintern Thüre, ſah ihren Vater mit gräßlich entſtelltem Geſicht leblos am Boden liegen und ſank ohnmächtig nieder. Suſanne und der Nachbar wußten nicht, wem ſie zuerſt beiſpringen ſollten und liefen in der Beſtürzung von einem zum andern, bis endlich dieſer hinweggeilte, um Hülfe herbei zu ſchaffen, und jene Wolfen, der in ſtarrer Betäubung daſtand, ihr beizuſtehen antrieb, worauf er, wie aus einem Traum erwachend, Marien haſtig auf ſeine Arme nahm, ſie nach ihrer Kammer trug und dort zu den Füßen ihres Bettes kniend liegen blieb, bis es Suſannen gelungen war, ſie wieder ins Leben zurück zu rufen.

Als ſie die Augen aufſchlug, ſprang er empor: „Das iſt mein Himmel!" rief er, „und keines andern bedarf ich weiter!" Und als Suſanne von ihm verlangte, er ſolle nun ſeinem Meiſter zu Hülfe eilen, ſprach er: „Verlang mein Leben! nur das nicht; ich kann ihn nicht anſehen."

Alle Bemühungen auch, Meiſter Trymm wieder zum Leben zu erwecken, waren unterdeß fruchtlos geweſen. Er war todt. Nach der Meinung des herbeigerufenen Arztes mußte er erſtickt ſeyn, und die Beſichtigung des Laboratoriums machte es wahrſcheinlich, daß der Tod ihn am Heerde bei Bereitung irgend einer verderblichen Materie getroffen, ſein Fall den Tiſch mit der brennenden Lampe umgeſtürzt und dadurch den darauf liegenden Teppich entzündet habe, an welchem das Feuer nun langſam fort glimmend, ſich bis zu dem Thürvorhang verbreitet und endlich durch den bei der Eröffnung der Thür entſtandenen Luftzug plötzlich in heller Flamme aufgeſchlagen ſey.

An ſeinem Begräbnißtage kehrte Herr Walter, Mariens beſtimmter Bräutigam, von ſeiner Reiſe zurück. Er begleitete wehmüthig ſeinen Freund zur Ruheſtätte, und da er bald inne wurde, wie nun die Sach' im Hauſe ſtand, trat er ernſt, doch freundlich vor Marien und ſprach: „Es war des Vaters Wille, mich mit eurer Hand zu beglücken, nicht der eure, wie ich jetzt erſt ſehe. Fern ſey es von mir, euch Zwang auflegen zu wollen. Das Glück der Ehe gedeihet nur im Sonnenſchein der Liebe. Möge es euch immer wohlgehen! möget ihr allezeit glücklich machend auch glücklich ſeyn!" — Maria ſah eine Thräne in ſeinen Augen blinken; er reichte ihr noch einmal die Hand und ſchied dann von dannen.

Der Schreck hatte Marien eine Unpäßlichkeit zugezogen. Wolf wich nicht von ihrem Bett, und ſogar am Begräbnißtage hatte Suſanne ihn nicht vermocht, es zu verlaſſen, um ſeinem Meiſter das letzte Geleit zu geben. In dem Gefühl, daß Maria nun ſein, daß nun jedes Hinderniß ſeiner Liebe entfernt ſey, ſchien er allein wie in einem befreundeten Elemente leben zu wollen, und jede Berührung mit der Außenwelt, ja ſelbſt jeden andern Gedanken als feindlich zu vermeiden und zurückzuſtoßen. Ueberhaupt wurde mit jedem Tage auffallender eine ſeltſame Unruhe an ihm bemerklich, die wie ein böſer Geiſt ſich an ſeine Ferſen heftete. Oft mitten im Geſpräch verſtummte er, ſaß in ſich ſelbſt verſunken, die Blicke ſtarr auf einen Fleck gerichtet, ohne Regung da; dann jagte ihn plötzlich wieder irgend ein unbedeutendes Geräuſch empor, er ſchaute mit wild rollenden Augen erſchrocken um ſich, das Entſetzen lag auf ſeinem Geſicht und ſchüttelte ſeine Glieder wie im Fieberfroſt, und in Marien regte ſich wieder das unheimliche Gefühl bei ſeinem Anblick, welches nur eine Zeitlang geſchlummert hatte. Doch in ſolchen Augenblicken flüchtete er allzeit an ihre Bruſt, wie zu einem rettenden Aſyl; in ihrem Armen ſchien er ſich berauſchen, in den Wogen der Liebe untergehend ein gänzlich Vergeſſen ſeiner ſelbſt ſuchen zu wollen, und im Sturm der Leidenſchaft, in halbem Wahnſinn riß er das ſchwache Mädchen mit ſich fort.

Der Winter war indeß vergangen. Ein warmer Morgen lockte einſt Marien mit dem Geliebten aus dem engen Garten am Hauſe ins freie Feld. Der Frühling begann zu erwachen und ſchaute aus tauſend Knoſpenaugen ſchüchtern hervor, zu ihren Füßen und in den Lüften regte ſich überall junges Leben, die blauen Berge traten Marien wie alte Bekannte entgegen, die Bäume, traute Geſpielen ihrer Kindheit, nickten ihr freundliche Grüße zu, und in der Luft, die um ihre Wangen koſte, wehte der leiſe Athem der Erinnerung. Es war noch alles, wie ſonſt, und doch wieder wie ſo ganz anders, als damals, da ſie als fröhliches Kind, als unſchuldige Jungfrau auf dieſen Wieſen ſpielend und träumend ſich erging! Ihr Herz bebte in ſüßer Wehmuth und ſchmerzlicher Luſt. Sie zog den Gefährten zu ihrem Lieblingsplätzchen nieder, das ſchon im neuen Grün prangte, legte den Kopf an ſeine Bruſt und erleichterte das volle Herz in ſanften Thränen. Wolf ſchlang den Arm um ſie, blickte düſter hinaus in die freundliche Gegend und küßte von Zeit zu Zeit heftig ihre Hand.

„Wirſt du mich auch immer lieben?" fragte Maria endlich leiſe.

„Bis in den Tod!" entgegnete Wolf.

„Wirſt du auch allzeit bei mir bleiben?" — fuhr Maria fort.

Wolf ſchwieg und ſchlug die Augen nieder. „Wenn nur dein Vater wollte!" ſprach er endlich dumpf und leiſe.

Marie hob den Kopf und ſah ihn verwundert an. Indem erſchallte dicht hinter ihnen eine krächzende Stimme: „Laßt euch nicht von ihm anfaſſen, Jungfrau! Er macht euch blutig!"

Wolf ſprang erſchrocken empor. Die wahnſinnige Nachbarin ſtand vor ihm und ſchaute ihm grinſend ins Geſicht. — „Waſche deine Hände," fuhr ſie fort, „ſie ſind noch roth!"

„Wahnſinnige Hexe," ſchrie Wolf außer ſich, „was willſt du von mir?"

Die Alte zog unter ihrem Bruſttuch einige Veilchen hervor, reichte ſie ihm hin und ſprach: „Ich will dir Blumen ſchenken, die auf einem Grabe gewachſen ſind, daß du mir das Lämmlein da nicht friſſt. Halte ſie wohl unter Gewahrſam, denn ſie plaudern gar wunderliche Dinge. Was der Winter begraben, bringt der Frühling ans Licht. Sieh dich wohl vor!"

Marien überfiel ein Grauen vor der Alten und ihren Worten, Wolf faßte mit verſtörtem Geſicht ihren Arm. „Fort!" rief er, „laß uns gehn! die Hexe macht mich ſelbſt noch wahnſinnig."

Mit gellender Stimme hub die Alte an zu ſingen:

„Drei Klaftern in die Erde
Hat ſich der Fuchs verſteckt:
Der Jäger mit den Hunden
Der hat ihn doch gefunden,
Der Jäger mit den Hunden
Der hat ihn doch entdeckt.

Am Himmel ſtehen zwei Augen,
Die ſehen alles klar.
Es kommt ein lichter Morgen
Und was die Nacht verborgen,
Es kommt ein lichter Morgen,
Wird alles offenbar."

Wolf zog Marien haſtig mit ſich fort, aber noch lange hörte ſie das gräßliche Krähen hinter ſich drein erſchallen.

Seit dieſem Auftritte ſtieg Wolfs Unruhe mit jedem Augenblicke zu größerer Heftigkeit. Bald lag er zu Mariens Füßen und barg den Kopf in ihren Schooß, bald ſprang er wieder ängſtlich horchend auf, ſchaute aus dem Fenſter, als erwartete er jemand, und lief dann nach der Hausthür, um zu ſehen, ob ſie verſchloſſen ſey, und ſo trieb er es den ganzen Tag. — Am folgenden Morgen war er nirgend zu finden. Auf dem Tiſch in ſeiner Kammer lag ein Zettel mit folgenden Worten: Ich bin nicht mehr ſicher in deiner Nähe. Ich muß fort. Bleibe mir treu, Marie, ſonſt muß ich ver-

zweifeln. Ich kehre bald zurück, dich als mein Weib heim zu führen. Gott beschütze dich!" —

Marie erstarrte in ihrem innersten Leben, als ihr Susanne den Zettel überbrachte. Sprachlos, ohne Thränen, saß sie und schaute unverwandt das unglückliche Papier an. Erst als sich Susanne in Klagen und Schmähungen gegen Wolfen ergoß, kehrte ihr die Sprache zurück. „Er kommt wieder," rief sie mit ungewöhnlicher Heftigkeit, „ich weiß es, er muß wiederkommen!" — „Nun wenigstens," fiel Susane beruhigend ein, „wenigstens wird er uns doch bald Nachricht von sich geben." —

Allein träge schlich eine Woche nach der andern bei der Harrenden vorüber, und Wolf kehrte nicht wieder und gab keine Nachricht. Und da die sechste vorüber war, mehrte sich Mariens stiller Schmerz und ihre bange Sehnsucht, denn unter ihrem Herzen fing ein junges Leben an sich zu regen.

Scheu entzog sie sich von nun an jedem fremden Blick und hätte sich gern vor sich selbst verborgen. Nur am frühsten Morgen verließ sie täglich das Haus, und ging nach dem nahen Dome, dort zu beten. Und so oft sie an dem Altarblatt von Wolfes Hand vorüber ging, fühlte sie die Pfeile, die des Heiligen Brust durchbohrten, auch tief in ihrem Herzen.

Als sich ihr Zustand nicht länger verbergen ließ, entdeckte sie sich Susannen. Die geringe väterliche Verlassenschaft wurde verkauft, und beide zogen nach der fürstlichen Residenz, wo Susanne Verwandte hatte. Hier wurde Maria von einem Knaben entbunden und nannte ihn nach seinem Vater Rudolph.

In strenger Eingezogenheit lebten die beiden Frauen von dem Ertrag ihres kleinen Vermögens und von der Arbeit ihrer Hände lediglich der Erziehung des Kindes. In Mariens Brust war allmählich die Hoffnung auf Wolfs Wiederkehr fast ganz erloschen und alle Liebe ihres Herzens, jede Kraft ihres Gemüths von nun an dem Knaben zugewendet, der, in wunderbarer Mischung des Vaters und der Mutter Züge in sich vereinend, unter ihrer Pflege und Obhut anmuthig und herrlich emporwuchs. „Das Kind ist zu schön und zu klug," sagte Frau Susanne manchmal, „als daß es lange leben könnte!" — „Wenn es Gott zu sich nimmt," entgegnete Marie allezeit, „so ist's zu seinem Heil, und ich hoffe zu seiner Gnade, daß er mich dann bald wieder mit ihm vereinen wird."

Oft wenn sie dem Knaben in die großen blauen, von schwarzen Wimpern umschatteten Augen schaute, flossen die ihren über von schmerzlicher Sehnsucht, nur einmal, einmal noch den Geliebten zu sehn, daß sie ihm seinen Sohn zeigen möchte. Aber er kam nicht. „Hättet ihr doch damals Herrn Waltern Gehör gegeben!" sprach Susanne dann wohl. „Er war doch auch ein schöner Mann, und in seinen blauen Augen war so viel Treue und Gutmüthigkeit, und sie schickten sich besser zu euern, als Wolfs schwarze und düstre. Gleich und gleich! so hab' ich mein Lebtag gehört; aus so ungleicher Paarung aber konnte kein Heil erwachsen," — Maria seufzte und schwieg.

So waren mehr als drei Jahre seit Wolfs Verschwinden still und ohne besondres Ereigniß vorüber gegangen, Mariens einzige Gesellschaft, Susanne, ihr Kind und die Erinnerung an seinen Vater; ihre einzige Erholung, wenn es die Jahreszeit erlaubte, ein Spaziergang nach einer einsam gelegenen Meierei unfern der Stadt.

Hier saß sie einst auf einem Hügel hinter dem Garten; der kleine Rudolph lief hin und wieder und trug ihr Blumen zu, die sie ihm in Kränze zusammenflocht, als er auf einmal mit einem Lilienstengel auf sie zugelaufen kam. — „Wo hast du die schöne Blume her!" fragte Marie verwundert. „Da," sprach der Knabe, „der Mann da hat sie mir geschenkt." Marie blickte hin und ein jugendliches, aber stark von der Sonne verbranntes Gesicht, mit wild um den Kopf hängenden schwarzen Haaren, guckte aus den Gebüschen hervor. Maria erschrak und stand hastig auf. „Bleibt, Madonna, bleibt!" rufte der fremde Jüngling — „ihr habt nichts zu fürchten." Er trat heraus, kreuzte die Arme über die Brust und blieb so in demüthiger Stellung stehen. Maria betrachtete ihn mit Verwunderung. Es war eine schlank aufgeschossene Gestalt und doch schien er kaum den Knabenjahren entwachsen.

„Erlaubt ihr, mich zu nahen?" sprach er endlich mit sanfter Stimme. — Maria lächelte. Da schritt er auf sie zu, ließ sich vor ihr auf die Knie nieder und sprach: „In meinem Vaterlande ist ein Bild der heiligen Jungfrau, auf welchem sie von Blumen rings umgeben dargestellt ist einen Lilienstengel in der Hand. Als Knabe habe ich oft zu ihm gebetet. Ich sah euch unter den Blumen sitzen, und daß auch die Lilie euch nicht fehlen möchte, hab' ich sie aus jenem Garten schnell geholt."

„Wer seyd ihr denn?" fragte Maria erröthend und verlegen, und was führt euch hierher?"

„Ich heiße Antonio," entgegnete er lächelnd, „und was mich hierher geführt, das war mein Glück: ich habe gefunden, was ich suchte. Denn ihr seid es oder keine. Ihr seyd Maria."

Indem kam Susanne langsam den Hügel herauf. Antonio sprang empor, und einen von Mariens Kränzen ergreifend rief er: das ist der Oelzweig, den ich heim bringe! Alle Noth hat nun ein Ende. Gehabt euch wohl, Madonna, und wenn ihr glücklich seyd, so gedenkt meiner!" Er zog sich schnell in das Gebüsch zurück, Maria sah ihm voll Erstaunen nach, und da sie nach ihrer Heimkehr, der seltsamen Erscheinung nachdenkend, am Fenster stand, glaubte sie ihn in der Dämmerung noch langsam vor ihrer Wohnung vorbeischreitend zu erkennen.

Eine Ahnung regte sich in ihrem Busen, die sie, oft getäuscht, sich selber gestehn mochte, und die geheime Hoffnung, sie vielleicht dort erfüllt zu sehen, trieb sie am andern Tage unablässig zu einem neuen Spaziergang nach der Meierei an. Doch schon um Mittag schwärzte sich der Himmel, ein Gewitter stieg auf und löste sich in einen anhaltenden Regen.

Es war Abend geworden, Maria mit dem Knaben allein, der heut gegen seine Gewohnheit gar nicht zu Bett gehen wollte. Sie hatte sich einen Augenblick nach einer anstoßenden Kammer begeben und ihn in der Stube spielend zurückgelassen, als er ihr schnell nachgelaufen kam, sie bei der Hand ergriff und freudig ausrief: „Komm, Mutter, komm, der Vater ist da!" Ein freudiger Schreck durchzuckte Marien. „Was träumst du, Kind!" rief sie; doch der Knabe zog sie ungestüm nach der Thür. Sie erblickte einen Mann von hohem Wuchs und Anstand, in reicher Kleidung. „Das ist der Vater nicht, mein Kind!" sprach sie, und sich gegen jenen wendend: „Wen sucht ihr und was ist zu euern Diensten?" Doch dieser breitete die Arme gegen sie aus und rief mit bebendem Tone: „Maria, du kennst mich nicht mehr?" Da erkannte sie Wolfs Stimme; Gegenwart und Erinnerung, Freude und Leid griffen zu gleicher Zeit gewaltsam an ihr Herz, ihre Knie brachen ein, und sie wäre niedergesunken, wenn nicht Wolf hinzuspringend sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

„Maria!" rief er schmerzlich aus, „kann dein reines Auge meinen Anblick nicht ertragen?"

Maria schlug die Augen auf, sah ihn an, legte dann den Kopf an seine Brust und weinte heftig. „Du bist lange geblieben!" sprach sie sanft.

„Ach, woran erinnerst du mich!" rief er. „Das war eine gräßliche Zeit, die hinter mir liegt. Ich habe mit ihr gerungen wie mit einem Tiger. Jetzt aber ist mein blauer Himmel wieder offen und ein neues Leben beginnt."

„Nun siehst du, Mutter," hub jetzt Rudolph an, „ich wußte wohl, daß es der Vater war. Es hat mir's jemand diese Nacht gesagt, daß er heute kommen würde."

„Und dieser schöne Knabe?" rief Wolf, „Maria, dieser Knabe?" — — —

„Er ist dein," sprach Maria leise und erröthend.

Da schloß Wolf den Knaben in seine Arme, hob ihn hoch empor und küßte ihn auf Mund und Stirne, und zwei große Thränen perlten über seine braunen Wangen. Er umfaßte die Mutter und das Kind zugleich; seine Augen, bald hierhin, bald dorthin gewandt, schienen sich in ihrem Anschaun zu berauschen und er konnte seiner Lust daran kein Ende finden.

Der Knabe lächelte freundlich und schlang, ledig aller Furcht und Scheu, seine Aermchen dem Vater und der Mutter um den Hals.

„O ihr Engel, sprach Wolf, „ihr sollt und werdet mich zurückführen in mein verlornes Paradies! Daß Gott mir diesen Knaben schenkt, das ist mir ein Zeichen, daß ich wiederum seiner Gnade theilhaftig werden soll."

Susanne trat jetzt herein und auch sie erkannte Wolfen nicht; denn mehr noch, als seine stolzere Haltung, veränderte Kleidung und sein sonneverbranntes Gesicht, machte ihn ein starker Knebelbart am Kinn und Oberlippe unkenntlich.

Als die ersten ungestümen Wellen der Freude und Ueberraschung sich gelegt hatten, begehrte Frau Susanne zu wissen, warum er sie und auf so lange Zeit verlassen, und wo er indeß gewesen sey.

„Es giebt mancherlei," entgegnete Wolf mit schnell verdüstertem Gesicht, „was man wohl thun, aber nicht sobald

entſprechen kann; und wenn jedes Warum eine genügende Antwort aus dem Menſchen zerren wollte, möchte die hölliſche Meute leicht ſein Bischen Verſtand in Fetzen reißen."

„Ich führte ſonſt Hammer und Grabſtichel," fuhr er nach einer Weile fort, „jetzt führe ich das Schwert. Ich war ſonſt ein armer Schlucker und ſollte es bleiben" — er ſchlug ein wildes Gelächter auf — „nun, er hat gelogen, denk' ich! — doch weg damit! Ihr zwingt mich Galletropfen in meinen Freudenwein zu gießen."

„Nun nun," ſprach Frau Suſanne, „ich begehre ja nichts weiter zu wiſſen. Wenn ihr nur von nun an bei uns bleibt."

Er ſchloß von Neuem ſeinen Knaben in die Arme, herzte und küßte ihn und rief: „Gott hat mir hier ein Zeichen ſeiner wiederkehrenden Gnade gegeben. Das wüſte Leben hat nun ein Ende. Ich will mir eine Heimath ſuchen, auf daß ich mein Weib hinführen möge."

Der lockende Schlag einer Nachtigall ließ ſich dicht unter dem Fenſter vernehmen „Das iſt mein Antonio!" ſprach Wolf zu Marien. „Du haſt ihn geſtern geſehen. Es iſt ein wackrer Burſch, mir treu ergeben, und auch du kannſt ihm vertrauen. Er ruft mich. Ich muß fort."

Maria wollte ihn nicht aus ihren Armen laſſen und Frau Suſanne rief: „Noch immer keine Ruh und Raſt!" — „Noch iſt es mir nicht vergönnt," rief Wolf, „zu kommen und zu gehen, wie meinem Herzen gelüſtet. Der Tieger iſt noch nicht todt. Doch morgen Abend bin ich wieder hier und hoffe länger zu bleiben."

Er nahm Abſchied von Marien und dem kleinen Rudolph; und da er ſchon an der Thür war, wandte er ſich noch einmal, kehrte zurück, küßte den Knaben auf die Stirn, drückte Marien Hand an ſeine Bruſt und an ſeine Lippen und rief: „Ich bin ſolches Glücks nicht werth!" und verließ darauf eilig das Gemach.

Als Suſanna von ſeiner Begleitung zurückkam, ſprach ſie kopfſchüttelnd: „Er hat ſich viel verändert und will mir nicht recht gefallen; ja wenn ich ſo ſein ganzes Weſen bedenke, wird mir faſt unheimlich zu Muth." Aber Maria hörte nicht, was ſie ſprach, denn ſie kniete vor dem Bilde der Mutter Gottes, welches auf einem Hausaltar in der Ecke des Zimmers ſtand, und ſendete heiße Gebete zu der hehren Vertrauten aller nun geendeten Noth und Schmerzen. In dem Gefühl des Dankes und der Freude war in dieſem Augenblick jedes andre untergegangen, und nur wie fernes Wetterleuchten zuckte, von ihr ſelbſt kaum bemerkt, ein leiſes Weh vorbedeutend an dem heitern Himmel ihrer Seele hin.

Wolf kam nun faſt mit jedem Abend. Er war größtentheils ſanft und ſelbſt heiter, und wie nach einem warmen Frühlingstage, nach anhaltendem Sturm und Regen, die Blume freudig ihre Blätter entfaltet und die Strahlen der lange entbehrten Sonne begierig einſaugt, ſo gab ſich ſein Herz der Gegenwart ſeiner Liebe hin. Nur zuweilen ſchien ihm eine ängſtliche Mahnung an ſeine übrigen Verhältniſſe, oder eine ſchreckende Erinnerung aus der Vergangenheit zu überfallen, was ſich dann durch ein plötzliches düſteres Verſtummen, ſeltſame Unruhe, oder auch wohl durch eine wunderlich luſtige Laune und eine Art wilden Schmerz kund gab, die Marie nicht an ihm gewohnt war und ſie jederzeit bis ins Innerſte mit bangem Grauen erfüllte.

Dem kleinen Rudolph ſchloß er ſich mit der innigſten Neigung an, und ſeine Liebe zu ihm wuchs mit jedem Tage. Er ſpielte mit ihm, er erzählte ihm Mährchen und Geſchichten, und der Knabe fand um ſo mehr Gefallen daran, da ſeine geiſtige Entwickelung ſeinen Jahren weit voraus gegangen war.

„Soll ich auch etwas erzählen?" ſprach er einſt zu ſeinem Vater. „Von dem frommen Knaben, den Gott zu ſich nahm? Oder von dem böſen Räuber? Dem zerbrach eine große Perle, die er geraubt hatte, und ſein Mund that ſich auf zum Fluch; da ſah er in der Perle ein Bild, das ſtellte den Sohn Gottes vor am Kreuze. Du kennſt es doch?" — Er lief nach der Kammer und kehrte mit einem kleinen Crucifix in der Hand zurück: es war daſſelbe, welches Maria einſt von Wolfen empfangen. — „Sieh, das iſt Gottes Sohn am Kreuze!" fuhr der Knabe fort. „Und der Räuber ging in ſich und bereuete ſeine Uebelthaten, und betete und that Buße zwanzig Jahr, und Gott hat ihm verziehen um ſeines Sohnes willen."

Wolf nahm das Crucifix, drückte es an ſein Herz und küßte es; Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, und er ſaß lange Zeit ſtumm in ſich ſelbſt verſunken. Endlich hob er das Kreuz in ſeinen gefalteten Händen hoch empor, blickte zum Himmel und ſprach leiſe: „Um deines Sohnes Jeſu Chriſti willen!"

„Kennſt du es wohl noch?" hub Maria nach einer Weile an.

„Ach, das war eine glückliche Zeit," entgegnete er, „da ich noch an dem Kreuzlein arbeitete, und Andacht, Liebe und Begeiſterung wie eine heilige Dreieinigkeit in meinem Herzen wohnten! Mit meinem Blute möcht' ich ſie zurück erkaufen; dort aber ſteht der Engel mit dem Flammenſchwert und weigert die Rückkehr dem Gefallenen."

Frau Suſanne hielt das Geſpräch bei der Vergangenheit feſt, erinnerte Wolfen an manche kleine Begebenheit aus der erſten Zeit ſeiner Liebe, und wollte dabei, ſeine heutige Stimmung benutzend, einen nochmaligen Verſuch machen, ihm einige Erklärung, ſowohl über ſein bisheriges Leben und Treiben, als über die eigentliche Quelle der Geſchenke zu entlocken, die er faſt bei jedem Beſuche mit freigebigen Händen austheilte, die von Marien aber um ſo mehr mit einem geheimen Widerwillen angenommen wurden, da ſie in der That ſehr reich und koſtbar waren. Allein er wich allen Winken, Wendungen und verſteckten Fragen auch diesmal gefliſſentlich aus, und ſogar der Ort ſeines jetzigen Aufenthalts blieb fortwährend ein Geheimniß. Er kam allezeit in der Dämmerung, wohlbewaffnet, und entfernte ſich früher oder ſpäter, doch immer vor Mitternacht. Das Haus, worin Maria wohnte, lag in der Vorſtadt. Als Suſanne beim Weggehen fragte, ob er ſich denn nicht fürchte in der finſtern Nacht über Feld zu gehen, zumal da wieder ſtark von dem ſchwarzen Jäger geſprochen werde, und er ſich ſogar, wie verlauten wolle, in hieſiger Gegend habe ſpüren laſſen, ſah er ſie kopfſchüttelnd an und ſprach: „Mit dem iſt's vorbei! — Auch hat wohl," ſetzte er nach einer Weile hinzu, „der Menſch weit minder ſich vor Räubern zu fürchten, als vor den böſen Trieben ſeines eignen Herzens, die wie Gewappnete ihn auf der Straße des Heils überfallen und ihm ſein koſtbarſtes Kleinod den Frieden ſeiner Seele, rauben." —

Schon einigemal war bei heiterm Wetter die Meierei vor der Stadt zum Ort ihrer Zuſammenkunft beſtimmt worden, und ſo geſchah es auch heute für den andern Tag, da der Knabe großes Verlangen danach bezeigte. Am folgenden Tage indeß wandelte Marien eine beſondere Abneigung an, mit dem Knaben hinauszugehen, die noch dadurch verſtärkt wurde, daß dieſer ſchon vom Morgen an, ſich beklagt hatte und nur Suſannens Zureden und des kleinen Rudolphs anhaltende Bitten beſiegten endlich dieſen Widerwillen, welchem nicht bloß, wie ſie wohl fühlte, des Kindes Unpäßlichkeit zum Grunde lag, von dem ſie ſich aber ſonſt durchaus keine Rechenſchaft zu geben vermochte.

Wolf und Maria ſaßen auf dem Hügel hinter der Meierei Ein lauer Wind wehte von dem bewölkten Himmel; der Abend ſpielte mit Wolkenſchatten und goldnen Lichtern in dem weiten grünenden Thale, und wiegte ſich auf dem Spiegel des Fluſſes, der ſeine Wogen mit leiſem Rauſchen am Fuß der Anhöhe vorüber trieb. Stiller Friede breitete ſich über die Landſchaft und zog auch in Wolfs Buſen ein. Er umſchlang Marien, der Knabe ſpielte zu beider Füßen. Er theilte ihr ſeine Hoffnung mit, nun bald, wenn auch fern von hier, eine Heimath zu erwerben, wohin er ſie führen könne; er ſprach von ihrer häuslichen Einrichtung, und ſchmückte das Bild der Zukunft mit reichen Farben aus. Da erſchallte ein Geſang über ihnen, wie aus der Luft herab. „Meine Nachtigall!" ſprach Wolf lächelnd. Maria ſchaute empor und erblickte den Antonio, der ſich ſingend in den höchſten Zweigen einer ſchlanken Tanne ſchaukelte. Er ſang:

Es wehen die Lüfte; wohin?
Es ziehen die Wolken: wohin?
Es ſchlägt die Sehnſucht die Flügel auf,
Gedanken und Wünſche beginnen den Lauf,
Es ſieht nach der Ferne wohl allen der Sinn
Und wiſſen doch alle nicht recht wohin.
Wohin? Wohin?

Bald darauf kam er herunter, begrüßte ſeinen Herrn und Marien und machte ſich mit dem kleinen Rudolph zu ſchaffen, dem er Blumen zutrug, Kränze flocht, in den dichten Laubkronen der Bäume ſchlanke Ruthen ausſuchte, und ſo, bald dahin, bald dorthin laufend, ſich immer weiter mit ihm entfernte. Wolf und Maria, im vertraulichen Geſpräch befangen, bemerkten es nicht. Plötzlich ſah Maria zwei bewaffnete Männer von wildem Anſehn aus dem Gebüſch hervortreten. Sie machte Wolfen aufmerkſam; er wandte ſich rückwärts, und halb erſchrocken, halb erzürnt, wie es ſchien, ſprang er empor und ging ſchnell den beiden Männern entgegen. Obgleich Maria wegen der Entfernung nichts von ihrem Geſpräch verſtehen konnte, ſo merkte ſie doch aus ihren heftigen Gebärden, daß ſie mit einander ſtritten Sie ahnte Schlimmes und wollte aufſtehen, den Antonio herbei zu

Raum. Obwohl Lobatschewsky sich nicht ausdrücklich auf Gauß beruft, ist es doch sehr wahrscheinlich, daß er durch ihn zu seinen Untersuchungen angeregt wurde. Gauß hatte sich schon seit 1792 mit dem Problem der Parallelen beschäftigt und war zu ähnlichen Ergebnissen gekommen wie Lobatschewsky. Er hatte aber seine Resultate nicht veröffentlicht, sondern nur in Briefen an Freunde mitgeteilt. Lobatschewsky hatte Gauß' Briefe gelesen und sich mit ihm in Briefwechsel gesetzt. Gauß hatte ihn ermutigt, seine Ideen zu veröffentlichen.

Lobatschewsky's Arbeit wurde zuerst in russischer Sprache veröffentlicht. Sie fand wenig Beachtung. Erst 1840 erschien eine deutsche Übersetzung, die Lobatschewsky selbst besorgte. Sie trug den Titel: *Geometrische Untersuchungen zur Theorie der Parallellinien*. Lobatschewsky starb 1856.

Lobatschewsky's Geometrie ist eine Geometrie, in der das Parallelenaxiom nicht gilt. Er ersetzt es durch das folgende Axiom:

Axiom von Lobatschewsky: *Durch einen Punkt P außerhalb einer Geraden g gehen mindestens zwei Geraden, die g nicht schneiden.*

Aus diesem Axiom folgt, daß durch P unendlich viele Geraden gehen, die g nicht schneiden. Diese Geraden liegen in einem Winkelraum, der von zwei Grenzgeraden begrenzt wird. Die Grenzgeraden sind diejenigen Geraden durch P, die g nicht schneiden, aber jede Gerade, die in den Winkelraum hineinführt, schneidet g.

Lobatschewsky's Geometrie ist widerspruchsfrei, wenn die Euklidische Geometrie widerspruchsfrei ist. Das kann man beweisen, indem man ein Modell für Lobatschewsky's Geometrie in der Euklidischen Geometrie angibt. Ein solches Modell ist die Kugelfläche. Die Punkte sind die Punkte der Kugelfläche, die Geraden sind die Großkreise. Durch zwei Punkte, die nicht Endpunkte eines Durchmessers sind, geht genau ein Großkreis. Durch zwei Endpunkte eines Durchmessers gehen unendlich viele Großkreise. Zwei Großkreise schneiden sich in zwei Punkten. Das Parallelenaxiom gilt also nicht. Durch einen Punkt außerhalb einer Geraden gehen keine Geraden, die die Gerade nicht schneiden.

Lobatschewsky's Geometrie ist widerspruchsfrei, wenn die Euklidische Geometrie widerspruchsfrei ist. Das kann man beweisen, indem man ein Modell für Lobatschewsky's Geometrie in der Euklidischen Geometrie angibt. Ein solches Modell ist die Kugelfläche. Die Punkte sind die Punkte der Kugelfläche, die Geraden sind die Großkreise. Durch zwei Punkte, die nicht Endpunkte eines Durchmessers sind, geht genau ein Großkreis. Durch zwei Endpunkte eines Durchmessers gehen unendlich viele Großkreise. Zwei Großkreise schneiden sich in zwei Punkten. Das Parallelenaxiom gilt also nicht. Durch einen Punkt außerhalb einer Geraden gehen keine Geraden, die die Gerade nicht schneiden.

konnte sie es nicht glauben, daß er wirklich todt seyn sollte; es war ihr jeden Augenblick, als müßte er jetzt die Augen aufschlagen, und sie faßte seine kalte Hand und beugte sich über ihn und lauschte auf einen Athemzug. Aber das Leben und die Liebe, die sonst dem mütterlichen Herzen entgegengeklopft hatten in der kleinen Brust, waren auf immer hinauf geflohen zu dem ewigen Vater, von dem sie stammten; kein Athem regte sich mehr darin, keine Wärme kehrte in die starren Glieder zurück, und der Schmerz überfiel Marien von Neuem mit verdoppelter Gewalt.

Da klopfte es leise an die verschlossene Thür. Susanna ging zu öffnen, und herein trat Wolf. Maria schrie laut auf bei seinem Anblick und wandte sich händeringend ab. „Was ist hier vorgegangen?" fragte er bestürzt. „Was weint ihr? wo ist mein Kind?" — Niemand antwortete ihm. „So ist er wirklich krank?" fuhr er endlich fort. „Ach! ich wußte es wohl; mir war so bange." Er sah in dem Zimmer umher und schritt dann auf das Bett zu. Indem erblickte er die Blumen auf dem Bett; eine gräßliche Ahnung zuckte durch seine Brust, er stand und wagte nicht weiter zu gehen; nur seine starren Blicke flogen hinüber. Susanna trat an ihn heran, faßte seine Hand und sprach: „Sey ein Mann, Vater! Dein Kind hat dich verlassen. Es ist bei Gott." Da stürzte er nach dem Bette hin und sah die bleiche Lilie unter den Rosen, taumelte seitwärts an die Wand und verhüllte das Gesicht in seinen Mantel. So verharrte er lange Zeit. Endlich nahte sich ihm Maria und schlang den Arm um seinen Hals, er hob den Kopf, sah Marien an, dann zum Himmel empor, Thränen brachen aus seinen Augen, er neigte sich schluchzend auf ihre Schulter, dann zog er sie mit sich an das Lager des Kindes und küßte die starren kleinen Hände und die bleichen Lippen unzählige Mal. Maria kniete nieder und betete. Er warf sich neben sie und faltete gleichfalls seine Hände zum Gebet. Allein plötzlich versiegten seine Thränen, eine wilde Glut loderte in seinen Augen auf, er schlug sich heftig mit der Faust an die Brust und rief mit dumpfer gepreßter Stimme: „Nein, ich kann nicht beten! ich will nicht beten! ich darf nicht beten! Gott hat mich verworfen; er nimmt mir das Kind! Er will nicht meine Reue, noch mein Gebet! — Nun, du unerbittlicher Richter dort oben," fuhr er fort und sprang auf; „so laß das Racheschwert auf meinen Nacken fallen! ich halte still." Er trat wieder an das Bett und betrachtete die Leiche. — „Ich hielt das Kind für ein Geschenk von Gott, für ein Zeichen seiner wiederkehrenden Gnade und Versöhnung. Ach, ich fühl' es, die Liebe zu diesem Kinde hätte mich wieder zum Menschen gemacht, sie hätte mich gerettet diesseits und jenseits! — Ich Wahnsinniger, hätt' ich's verdient? Ach, ich habe das Kind getödtet durch meine Nähe! Gott hat es weggenommen aus meinen blutbefleckten Händen, daß nicht mein Hauch seine Seele vergifte. Den letzten Stern hat er ausgelöscht an seinem Gnadenhimmel und zeigt mir sein Antlitz in dunkler Nacht."

Maria nahte ihm ängstlich und ergriff seine Hand. Er entzog sie ihr rasch: „Fasse diese Hand nicht an," rief er, „du Reine! Ich bin ein Ungeheuer, von Gott verworfen und verflucht. Meine Nähe bringt Verderben. Fasse meine Hand nicht; sie zieht dich mit in den Abgrund. Der Himmel ist verschlossen; die Hölle thut sich jauchzend auf. Sieh, diese Hand" — er faßte Mariens Arm und zog sie einige Schritte nach dem Fenster mit sich fort, seine Stimme arbeitete sich keuchend aus der Brust — „diese Hand hat deinen Vater umgebracht!" — „Gott der Barmherzigkeit!" schrie Susanne. Wolf stürzte wie ein Rasender aus dem Gemach.

Marien hatten seine letzten Worte bis ins innerste Leben erstarrt; sie stand wie ein steinernes Bild des Entsetzens. Susanne näherte sich ihr endlich besorgt, und führte sie nach dem Lehnstuhl. Sie ließ alles mit sich geschehen, saß ruhig und stumm, nahm an nichts mehr Antheil und antwortete auf keine Frage Susannens. Eben so ließ sie diese am folgenden Tage alle Anstalten zu dem Begräbniß des Kindes treffen und bekümmerte sich nicht weiter darum. Nur als der Sarg zugemacht und fortgetragen werden sollte, stand sie auf, küßte ihr Kind noch einmal, hob dann Augen und Hände zum Himmel empor und schien zu beten, bis der Sarg geschlossen war; darauf kehrte sie zu ihrem Sitz zurück. — Dort blieb sie fortwährend ruhig und stumm, die starren Blicke auf einen Fleck gerichtet; jede Verbindung ihrer Seele mit der Außenwelt war abgebrochen, und nur mit Mühe konnte Susanne sie bewegen, einige Nahrung anzunehmen.

Wolf ließ mehrere Tage nichts von sich hören; endlich erschien Antonio und brachte die Bitte seines Herrn, daß es ihm vergönnt seyn möchte, Marien noch einmal zu sehen, wenn sie anders seinen Anblick noch ertragen könne. Da schien Maria wie aus einem schweren Traum zu erwachen, ein leises Roth ging an den blassen Wangen auf. „Er soll kommen!" sprach sie, „Ich will ihn nicht verlassen."

Und da Antonio, mit schmerzerfüllten Blicken sie betrachtend, noch vor ihr stehen blieb, reichte sie ihm wehmüthig lächelnd die Hand. Sein Mund haftete mit einem langen Kusse auf der Hand, dann drückte er sie an seine Brust und eilte rasch hinweg.

„So wollt ihr auch jetzt noch nicht von ihm lassen?" rief Susanne aus. „Nach allem, was er euch gestanden?" — „Ach, der Unglückliche!" sprach Maria. „That er's nicht um meinetwillen! Drum bin ich fest an ihn gebunden; der Himmel hat sich von ihm abgewandt, die Welt stößt ihn aus, nirgends auf der weiten Erde ist ein Plätzchen, da sein Haupt ruhen könnte, als an dieser Brust; d'rum will ich ihn nicht verlassen, ich will bei ihm bleiben, ich will ihn schützen vor Verzweiflung und seine Seele retten."

Bald darauf trat Wolf herein. Maria stand auf und ging ihm wankenden Schrittes entgegen; doch als sie ihm in das bleiche und entstellte Gesicht schaute, blieb sie unwillkührlich stehen und bedeckte ihre Augen mit der Hand. — „Auch du wendest dich von mir, Maria?" begann Wolf. „Ach, laß mich nur einmal noch in diesen Himmel schauen, da jener mir verschlossen, nur einmal noch laß mich deine Stimme hören, dann will ich ja gehen."

„Nein, Wolf," sprach Maria leise, „wohin du gehest, ich gehe mit, ich bleibe bei dir, bis ich sterbe." — Sie reichte ihm die Hand: er ergriff sie hastig und drückte sie an seine Brust; dann schaute er zum Himmel empor und rief: „Dank sey dir, Gott der Gnade, du bist kein unversöhnlicher Richter! — Maria, du rettest mich von Verzweiflung; du wirst mich auch wieder auf den Weg leiten zu Gott." — Seine starren Züge belebte ein Strahl von Hoffnung und Freudigkeit. Er entdeckte Marien, daß seines Bleibens nun hier nicht länger sey; und wenn ihr Entschluß feste stehe, ihn zu begleiten als sein rettender Engel, so solle sie morgen sich bereit halten; er werde kommen, sie abzuholen.

Sie sprachen noch einige Worte über die Reise; er gedachte sich nach Italien zu wenden. Doch die gewohnte Vertraulichkeit war entwichen; ihre Blicke mieden sich; eine Hand drängte sich zwischen ihre Herzen. Wolf fühlte schmerzlich den bangen Zwang und schied bald von dannen.

Maria fragte Susannen, ob sie mitgehen oder bleiben werde. „Ich hätte es freilich lieber gesehen, ihr wär't auch geblieben," erwiederte Susanne, „doch da ihr nun einmal euer Loos gezogen, so will ich's mit euch theilen, gleich viel, ob es schwarz oder weiß ist. Ihr werdet einer treuen Freundin wohl bedürfen."

Am folgenden Tage war Susanne geschäftig, alles zu ordnen und zuzuschicken zu der Reise. Maria half ihr dabei, doch verfiel sie während dieses Geschäfts öfters wieder in denselben Zustand von Geistesabwesenheit, der Susannen schon früher geängstigt hatte. Mitten in dem, was sie eben thun wollte, hielt sie plötzlich inne, blieb ohne Regung stehen, die Augen starr auf einen Fleck gerichtet, und schien, gänzlich in sich selbst verloren, nichts mehr zu wissen von dem, was außer ihr war.

Da alles bereit stand, kleidete sie sich zum Ausgehen. „Wo wollt ihr hin?" fragte Susanne. Heftiger, als sonst ihre Art war, rief sie: „Du fragst? Soll ich den keinen Abschied nehmen von meinem Kinde!" — In dem Augenblick erhob sich ein großes Getümmel auf der Straße. Susanne öffnete das Fenster und schaute hinaus. Ein Trupp Bewaffneter, von einer Menge Volk umgeben, bewegte sich in langem Zuge die Straße herauf; mit jedem Augenblicke mehrte sich der Haufe, aus allen Fenstern und Thüren schauten Neugierige und weit voraus flog von Mund zu Mund die Nachricht, „Sie bringen den schwarzen Jäger! Sie haben den schwarzen Jäger gefangen." Auch Susanne wandte sich zu Marien und sprach: „Den schwarzen Jäger haben sie gefangen!" Maria erschrack, sie wußte selbst nicht warum. Indeß war der Zug immer näher gekommen; Susanne lehnte sich weit zum Fenster hinaus und immer weiter; auf einmal aber fuhr sie zurück, schlug die Hände über ihrem Haupte zusammen und schrie voll Entsetzen: „Gott sey uns gnädig! Er ist's! er ist's! Da bringen sie ihn!" — Maria flog nach dem Fenster; ihr erster Blick fiel auf Wolfen, der mit gebundenen Händen, von Soldaten umgeben, vorüber geführt ward. Er hob die Augen nach ihr — mit einem gräßlichen Schrei stürzte sie zur Erde nieder.

Maria war, aus der langen Ohnmacht erwachend, in eine schwere Krankheit gefallen. Den so kurz hintereinander

Deutsche Bücher in Amerika. Nach einer Mittheilung des Börsenblatts für den deutschen Buchhandel sind in Amerika folgende deutsche Bücher in Uebersetzungen erschienen: Von Goethe: Faust, Hermann und Dorothea, Iphigenie, Tasso, Egmont, Clavigo, Stella, Götz von Berlichingen, Werther, Wilhelm Meister, Wahlverwandtschaften, Dichtung und Wahrheit, Reineke Fuchs, Gedichte, Briefe, Gespräche mit Eckermann, Gespräche mit Riemer, Gespräche mit Müller, Gespräche mit Soret, Gespräche mit Falk, Gespräche mit Boisserée, Gespräche mit Luden, Gespräche mit Kanzler Müller, Gespräche mit Frommann, Gespräche mit Zelter, Gespräche mit Kräuter, Gespräche mit Meyer, Gespräche mit Schultz, Gespräche mit Schlosser, Gespräche mit Schubarth, Gespräche mit Schuchardt, Gespräche mit Schöll, Gespräche mit Schütze, Gespräche mit Schwabe, Gespräche mit Schweitzer, Gespräche mit Schwenck, Gespräche mit Seebeck, Gespräche mit Seidel, Gespräche mit Seidler, Gespräche mit Seifert, Gespräche mit Seiffert, Gespräche mit Seiler, Gespräche mit Seitz, Gespräche mit Seitzer, Gespräche mit Selle, Gespräche mit Sellmann, Gespräche mit Semler, Gespräche mit Senft, Gespräche mit Senfft, Gespräche mit Senfftleben, Gespräche mit Senftleben, Gespräche mit Senftmann, Gespräche mit Senftmüller, Gespräche mit Senftner, Gespräche mit Senftnermann, Gespräche mit Senftnermüller, Gespräche mit Senftnerschmidt, Gespräche mit Senftnerschneider, Gespräche mit Senftnerschulz, Gespräche mit Senftnerschwarz, Gespräche mit Senftnerweber, Gespräche mit Senftnerwirth, Gespräche mit Senftnerzimmermann, Gespräche mit Senftnerzinn, Gespräche mit Senftnerzinngießer, Gespräche mit Senftnerzinnschmied, Gespräche mit Senftnerzinnwaare, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenhändler, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenmacher, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufer, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäuferin, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäuferinnen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufern, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufers, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrau, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmer, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerin, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmann, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmanns, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrau, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmer, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerin, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmann, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmanns, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrau, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmer, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerin, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmann, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmanns, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrau, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmer, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerin, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmann, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmanns, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrau, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmer, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerin, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmann, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmanns, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrau, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmer, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerin, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmann, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmanns, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrau, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmer, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerin, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmann, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmanns, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrau, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmer, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerin, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmann, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmanns, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrau, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmer, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerin, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmann, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmanns, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrau, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmer, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerin, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmann, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmanns, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrau, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmer, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerin, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmann, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmanns, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrau, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmer, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerin, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnen, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmannsfrauenzimmerinnenmann, Gespräche mit Senftnerzinnwaarenverkäufersfrauenzimmerinnenmanns

Ich will nicht sagen, daß Sie Ihre Zeit verschwendet haben, aber Sie haben sie nicht gut angewendet. Sie haben sich mit Dingen beschäftigt, die Ihnen nicht nützen können, und haben Ihre Kräfte an Aufgaben gewendet, die Ihnen nicht zu Gute kommen können. Sie haben sich mit Dingen beschäftigt, die Ihnen nicht nützen können, und haben Ihre Kräfte an Aufgaben gewendet, die Ihnen nicht zu Gute kommen können.

wieder aufſtand, ging einer von den Begleitenden hinzu und wollte ihn aufheben: da ſahen alle, daß auch er kalt und ſtarr war. Gott hatte, verſöhnt im Tode ſie vereinigt.

Walther brachte es durch ſein Anſehn dahin, daß beide neben einander in einer abgelegenen Ecke des Kirchhofs begraben wurden und pflanzte eine Trauerweide auf das Grab.

Christian Jacob Salice-Conteſſa,

des Vorigen älterer Bruder ward am 24. Februar 1767 zu Hirſchberg in Schleſien, wo ſein Vater als Kaufmann lebte, geboren, erhielt eine vortreffliche Jugendbildung im elterlichen Hauſe, ſo wie auf dem Gymnaſium in Breslau und erlernte dann die Handlung in Hamburg. Im Jahre 1788 machte er eine große Reiſe durch Frankreich, England und Spanien und kehrte darauf nach Hirſchberg zurück, wo er nach dem Tode ſeines Vaters deſſen Geſchäft fortführte. Eine geſetzwidrige Verbindung in welche er von jugendlichem Eifer fortgeriſſen, mit mehreren Freunden getreten war, zog ihm (1797) einjährige Feſtungsſtrafe in Spandau und Stettin zu. Nachdem er ſeine Freiheit wieder erlangt hatte, dirigirte er die Zuckerraffinerie in ſeiner Vaterſtadt und ward Schulvorſteher, ſo wie 1810 erſter Vorſteher der Stadtbehörde, in welcher Eigenſchaft er ſich um die Organiſation der Landwehr große Verdienſte erwarb. Später zog er ſich von allen Geſchäften zurück, ward mit dem Titel eines K. Pr. Commerzienrathes beehrt, und lebte im Sommer auf ſeinem Gute Liebenthal, im Winter in Hirſchberg litterariſchen Beſchäftigungen. Nachdem er ſich auf einer Beſuchsreiſe bei ſeinem Freunde E. v. Houwald eine ſtarke Erkältung zugezogen, ward er von einem hitzigen Fieber ergriffen und ſtarb am 11 September 1825 auf ſeiner Beſitzung.

Seine Schriften ſind:

Das Grabmal. Roman. Breslau, 1792.
Dramatiſche Scenen. Breslau, 1794.
Hermann von Hartenſtein. Breslau, 1798.
Almanzor. 2. Aufl. Breslau, 1808.
Alfred. Hiſtoriſches Schauſpiel. Hirſchberg, 1809.
Der Freiherr und ſein Neffe. Breslau, 1824.
Drei Erzählungen. Frankfurt, 1822.
Gedichte, herausgegeben von Dr. W. L. Schmidt. Hirſchberg, 1826.

Gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder:

Dramatiſche Spiele und Erzählungen. Hirſchberg. 1811—13. 2 Thle.
Das Bild der Mutter und das blonde Kind. Berlin, 1818.

Mit ausgezeichneter Bildung und regem Sinn für alles Schöne ausgeſtattet ging der ältere Conteſſa ſeinen eigenen Weg und folgte in ſeinen poetiſchen Leiſtungen meiſtentheils ſeinem Gefühl, das ihn ſelten irre leitete, wenn es ihm auch keine ſchwunghafte Begeiſterung geſtattete. Am glücklichſten iſt er in ſeinen lyriſchen Dichtungen, welche beſonders durch Klarheit, Gemüthlichkeit, reine Frömmigkeit und Wohllaut characteriſirt werden. Im dramatiſchen Fache erfreute er ſich keines beſonderen Erfolges; ſeine proſaiſchen Darſtellungen zeichnen ſich dagegen durch Scharfſinn, Kraft, glückliche Erfindung und eine muſterhafte Reinheit und Anmuth des Styles höchſt vortheilhaft aus.

Der Schiffbrand.*)

Die Sonne ſpiegelt ſich im Meer,
Der Wind haucht leiſen Athem drüber,
Nach Süden zieht von Norden her
Am Himmel leicht Gewölk vorüber;
Und wie die Wolken oben zieh'n,
Zieht unten ſtink ein Schiff dahin.
Das Schiff mit Allen, die es faßt,
Das Schiff trägt reiche ſchwere Laſt.

Schwer iſt das Herz, das nothgebeugt
Vom alten Vaterland ſich trennet;
Die Hoffnung, die zum neuen fleugt,
Die Hoffnung hab' ich reich genennet;
Und ſolcher Herzen trägt es viel,
— Das Schiff — zu ſolcher Hoffnung Ziel;
Weit hinten liegt das Vaterland,
Und vorwärts iſt der Blick gewandt. —

So ſtehn ſie — Frau'n und Männer — dort,
Und leichter will das Herz faſt ſchlagen;
Der friſche Wind hat nach dem Port
Die Hoffnung ſchon vorausgetragen;
Die ſchmückt das unbekannte Land
— Weit überm Meer — den fremden Strand
Mit ihren reichſten Farben aus,
Und baut der Lieb' ein neues Haus. —

„Glück auf zur heitern Fahrt, Glück auf!
„Schaut muthig vorwärts in die Ferne!
„Bald winken — grüßend eurem Lauf —
„Der neuen Heimath neue Sterne.“ — —
Glück auf! — Wer ſprach, hat's gut gemeint! —
Gut iſt der Wind, die Sonne ſcheint,
Und fromm zu Willen ſelbſt das Meer; —
Doch anders kommt's von oben her.

„Gut iſt der Wind und fromm das Meer, —
„Glück auf zur Fahrt!“ — — Weh! weh euch Armen!
Hört ihr den Ruf vom Raume her?
„Horch du! Was iſt das? Hab' Erbarmen,
„Herr Gott und Vater ſteh' uns bei!
„Der Ruf erklingt wie Feuerſchrei!
„Ja, Feuer ruft es unten dort —
„Jetzt oben! — Feuer! Schreckenswort!“ —

Das Wort ſchlägt ein in jede Bruſt
Wie Wetterſtrahl aus heiterm Himmel;
Des grauſen Wort's ſich nur bewußt,
Stürzt nach der Treppe das Getümmel;
Da wogt ſchon — wie ein Heer zum Kampf —
Herauf, heran der ſchwarze Dampf;
Da ſtreckt — aus ſchwarzem Graus hervor —
Die Flamm' ihr roth Panir empor.

Zurück! Nicht Rettung mehr iſt hier!
Nach auf dem Fuße raſ't das Feuer,
— Ein losgelaſſ'nes wildes Thier,
Ein hungrig wüthend Ungeheuer!
Hilf, Gott! jetzt wankt der große Maſt!
Jetzt krachend nieder ſtürzt die Laſt — —
Zertrümmert wird das große Boot,
— Der letzte Retter aus der Noth.

Da bricht dem Härteſten der Muth,
Verzweiflung ringt die bleichen Hände,
Ob Tod im Meer, ob in der Gluth;
Die grauſe Wahl nur bleibt am Ende.
„Doch halt! Was zagen, ſtarren wir?
„Zwei Boote ja ſtehn uns noch hier!
„Hinab! hinein! Und faßt der Raum
„Zum dritten Theil die Menge kaum.“

„Hier gilt die Kraft, hier gilt das Glück,
„Gilt's, wer das Leben ſich erränge!“
Und vorwärts wogt und wogt zurück
Im Kampf das wüthende Gedränge,

*) Aus Ch. J. Salice-Conteſſa's Gedichten. Hirſchberg, 1826.

Und manchen trifft ſchon hier der Tod,
— Der bleiche Retter aus der Noth —
Durch Zufalls Hand, durch Bruders Hand;
Ein Richter lebt, dem iſt's bekannt. —

Und ſieh' dort! Mann und Weib, die ſtumm
Zum Himmel ihre Hände heben!
Zwölf Kinder halten ſie ringsum,
— Ein blaſſer Todtenkranz — umgeben.
Zwölf Kinder — Herr, haſt du's gehört;
Was dort das ſtumme Fleh'n begehrt?
Gabſt du dem Weib den Muth, die Kraft? —
Aus ſtarrer Angſt emporgerafft.

Sieh', in's Gedränge ſtürzt ſie ſich,
Zwei Kinder hoch in ihren Armen;
„„Barmherzigkeit! ja nicht für mich,
„„Nur mit den Kindern habt Erbarmen!““
Das Mutterherz, es macht ihr Bahn,
Geborgen ſieht ſie in dem Kahn
Die Kleinſten ſtehn, und eilt und faßt
Und trägt herbei die neue Laſt;

Der Vater folgt; das Glück hält Stand;
Die Größern jetzo nach den Kleinen!
Der Schiffsherr beut die Retterhand,
— Denn er gedenkt daheim der Seinen; —
Zwei Kinder nur ſind noch zurück,
Da wendet abwärts ſich das Glück;
Voll ſind die Boote; wild und kalt
Droht neuen Andrang die Gewalt.

„Die zwei“ — ruft jener — „rett' ich doch!
„Schnell gebt ſie mir!“ — Doch feſter ketten
Die zwei ſich an die Aeltern noch;
„„Mit Euch nur wollen wir uns retten!
„„Nein, Vater, Mutter, nur mit dir,
„„Mit Euch nur leben, ſterben wir!““
Die Boote ſtoßen ab, und ſchwer
Und langſam rudern ſie in's Meer.

„„Fahrt hin! Fahrt wohl! Preis, Herr, ſei Dir,
„„Der ſie doch wahrt vor grauſem Ende!““
— So ruft die Mutter — und nach ihr
Dort ſtrecken weinend ſie die Hände,
Sie hört' der Kleinſten banges Schrei'n:
„Zu mir, zu Dir, mein Mütterlein!“
Brich nur in Todesluſt und Schmerz,
Du reiches, armes Mutterherz!

Doch ſchneller wird der Boote Lauf — —
Ein Segel taucht dort aus den Fluthen,
— Ein weißbeſchwingter Engel — auf!
„Ja, Rettung aus den Todesgluthen
„Trägt es den Brüdern noch heran!
„Setzt euren letzten Athem dran,
„Raſch, raſcher ſchlagt die Ruder drein!
„Sie müſſen noch gerettet ſeyn!“

„Ha, ſeht, es kommt, es fliegt herbei!
„Schon iſt es nah' — — da horch! im Rücken —
„Horch, dumpf und gräßlich war der Schrei!“ —
Und als ſie zitternd rückwärts blicken,
Da ſeh'n ſie über'm Schiff mit Grau'n
Den Rauch ſich hoch zur Säule bau'n,
Und gluthroth ſenken ſich zum Meer,
— Und jetzt ſeh'n ſie das Schiff nicht mehr. —

Und unten praſſelt's, ziſcht und brauſt,
— Wie wenn ſich Gluth und Fluth gefunden, —
Jetzt hoch empor die Flamme ſauſ't,
Und jetzt im Nu iſt ſie verſchwunden —
Da wird es ſtille rings umher;
In weiten Kreiſen bebt das Meer,
Die ſchwarze Säule ſteht allein,
— Hoch über'm Grab der Leichenſtein. —

Und jetzt iſt auch das Fahrzeug nah'.
— Im Flug zur Rettung iſt's gekommen,
Schon hat es hülfreich alle da
Die bleichen Schiffer aufgenommen,
Und nach der ſchwarzen Säule dort
Geht es im raſchen Laufe fort,
Und Furcht und Hoffnung lebt und ſtarrt,
Was hinter'm Vorhang auf ſie harrt.

Da rollt der Wind ihn in die Höh' —
Jetzt — Jetzt! — — Das Schiff, es iſt verſchwunden! —
Ein heit'rer Spiegel ruht die See,
Und keine Spur wird mehr gefunden,
Wohl kreuzt das Fahrzeug auf und ab,
Umſonſt! — Verſchloſſen bleibt das Grab.
— Des nimmerſatten Abgrund's Schooß
Läßt ſeine Beute nicht mehr los. — —

Die reichen Hoffnungen ſie ruh'n
Begraben dort mit Schiff und Habe;
Leicht ſind die ſchweren Herzen nun:
Auch Schuld und Kummer liegt im Grabe. —
Aus Ird'ſchem waren ſie gezeugt,
Und alles Irdiſche verfleugt. —
Die Lieb' allein in deiner Bruſt,
— Du Aelternpaar — das ſich mit Luſt,

Mit Todesluſt dem Tode weiht,
— Auf daß die Kinder nur ihm leben —
Sie wird ſich über Erd' und Zeit
Aus dunkeln Abgrunds Schooß erheben.
Sie kam von Gott, ſie geht zu Gott,
Die ew'ge Liebe ſelbſt iſt Gott;
Und — Herz, laß keinem Zweifel Raum! —
Und Wiederſehn, es iſt kein Traum!

Jugend-Liebe.*)

Eine Zeichnung aus der wirklichen Welt.

„Halt!“ rief Wilhelm Wallner dem Kutſcher zu, als ſie einen Bergwald erreicht hatten, an deſſen Saume der Fahrweg hinlief. „Du kannſt nicht fehlen; der Weg führt „ins Dorf, welches du, wenn du um die Waldſpitze herum„biegſt, rechts vor dir liegen ſiehſt. Im Wirthshauſe neben „der Kirche fütterſt du und wartest auf mich.“ Und mit dieſen Worten ſprang er vom Wagen und ſchlug einen Fußpfad ein, der ſich in das tiefſte Dickicht hineinwand.

Seine Seele war hochbewegt; er eilte die Thränen, die ſeine Augen netzten, in der grünen Nacht zu bergen. Auf eben dieſem Pfade hatte der Jüngling einſt, vor mehr als zwanzig Jahren, die Heimath verlaſſen, um in eine ihm fremde Welt zu treten, die ſich unermeßlich, wie die blauen Fernen, die er oft von dem Gipfel des Berges ſehnſüchtig überſchaut hatte, vor den Augen ſeines Geiſtes ausbreitete. Eine jugendlich geſchäftige Einbildungskraft hatte ſich bald mit den phantaſtiſchen Geſtalten ihrer Schöpfung bevölkert, und obſchon der Schmerz der Trennung heiß in ſeinem Herzen brannte, gieng er dennoch der Zukunft mit einer nicht ganz unfreudigen Spannung der Erwartung entgegen. Jetzt kam er aus dieſer weiten Welt zurück, reich an Erfahrung, aber arm an Freude, um in der engen Heimath wo möglich einen Reſt des Glückes zu finden, das er auf dem halben Erdenrund vergeblich geſucht hatte. — Wie damals blühte der Lenz über den Fluren, der ſtärkende Harzduft des luſtigen grünenden Waldes zog in ſeine aufathmende Bruſt, und die ſpielenden Sonnenlichter blitzten durch die Bäume und formten mit den wankenden Schatten wunderliche Gebilde. Aber damals waren es morgendliche Erwartungen der Zukunft, die ſich auf den wechſelnden Geſtalten bewegten, und der Schmerz der Trennung ward durch die Ahnungen einer freudemuthigen Jünglingsſeele bekämpft; jetzt wogten dort abendlich wehmüthige Erinnerungen, und die Wonne des Wiederſehens ward durch die Schauer der Vergangenheit getrübt. Sein guter Vater ſchlief neben der vorausgegangenen Mutter ſchon längſt den langen Schlaf, und die Freude, die geliebten Eltern mit dem redlich erworbenen Gute, dem Ziele unruhigen Wirkens und Strebens, erquicken zu können, war ihm nicht beſchieden. Aber auch die Freunde, die Geſpielen ſeiner Kindheit und frühen Jugend: — wo hatten ſie die Stürme des Lebens hingeweht! mit welchen Geſichtern, mit welchen Zügen, welchen Spuren verkohlter oder auch noch brennender Leidenſchaften darauf, werden ſie ihm entgegen treten? werden ſie dem Fremdgewordenen wieder traulich nahen, und wird er die Fremdgewordenen wieder liebgewinnen und unter ihnen die Hütte ſeines Alters hoffend erbauen können? ſpricht nicht alles, ſo bekannt und doch auch ſo fremd um ihn her,

*) Aus Ch. J. Salice-Conteſſa's: „Drei Erzählungen.“ Frankfurt a. M.

von Veränderung zu ſeiner Seele? die Sträucher, die er verließ, ſind zu ſchattigen Bäumen erwachſen, die hohen alten Bäume ſind gefällt, und hoffnungsvoller Anwuchs ſteht an ihrer Stelle. Wie ſollten denn die Menſchen, wie könnten die Gefühle ihrer Bruſt, die Geſinnungen ihres Gemüths dieſelben geblieben ſeyn?

In dieſen Gedanken verſunken wandelte er bald raſch, bald zögernden Schrittes nach der Höhe. Von allen Bildern aus jener Lenzzeit ſeines Lebens ſtand das friſcheſte vor ſeiner Seele, die blauäugige ſanfte Marie, ſeine erſte unſchuldige Liebe, oder vielmehr die erſte unſchuldige Ahnung der Liebe in ſeinem Herzen. An ihrer Hand allein gelang es ihm, ſich in jene Idyllenwelt zurückzudenken. Er ſah das Kind mit dem Buche unter dem Arme aus der Schule kommen; er ſah das Mädchen fröhlich im Tanze drehen; er fühlte den Sch.. dekuß der aufblühenden Jungfrau auf ſeinen Lippen, und es däuchte ihm, als wären die Thränen, die ſanft über ſeine Wangen perlten, noch die Reſte jener, welche Marie damals an ſeinem Halſe weinte.

Von ihrem ferneren Leben wußte er nur, daß ſie verheirathet war. Leicht hätte er auf der Durchreiſe in dem nächſten Städchen mehr ſowohl darüber, als überhaupt von ſeinem Geburtsorte hören können; aber er ſcheute es, der Enthüllung vorzugreifen und wollte den Kelch, den ihm das Schickſal hier bieten würde, in voller Kraft trinken, was er auch enthalten möge.

Jetzt war er dem Gipfel nahe, und als er aus der Waldung heraustrat, lag der alte ſo wohl bekannte liebe Ruheſitz, von ſeinen jungen Bäumen beſchattet in freundlicher Beleuchtung vor ihm. Hier war das gewöhnliche Ziel ſeiner Knabenſpaziergänge geweſen, hier hatte er die ſeligſten Stunden ſeiner frühen Jugend mit Marien und Heinrich, dem liebſten ſeiner Geſpielen, verlebt; bis hieher hatten ihn Eltern und Freunde begleitet, als er in die Fremde hinauseilgerte, hier hatte er Abſchied genommen von allem, was ihm damals bekannt und lieb und theuer war in der weit und öde vor ihm ausgedehnten Welt. Seine Augen erhoben ſich ſehnſüchtig wie zum Gruße aller damals dort Verlaſſenen. Alles ſchien ihm unverändert geblieben. Eine ſchlanke weiße Geſtalt ſtand am Abhange und ſchaute in die Ferne. Sein Herz klopfte in raſchen Schlägen. Noch einige Schritte, und es ſtreckte, von dem überraſchenſten Zauber berührt. Zwanzig lange Jahre der Abweſenheit waren verſchwunden. Marie ſtand vor ihm in ſchlanker Jugendfülle, mit denſelben blonden Locken, mit denſelben ſchwimmenden blauen Augen, die ihn ſo oft freundlich begrüßten. So erſchien Alme, Königin von Golconda, dem Geliebten in den täuſchend nachgeahmten Figuren ihrer Jugendluſt. Wilhelm wunderte ſich nur, daß ihre Arme ſich ihm nicht entgegen breiteten zum freudigen Empfange. Er war im Begriff auf ſie zuzuſtürzen; — da hemmte der ſcheue Blick, der leiſe Schrei, der zur Flucht ſich hebende Fuß des Mädchens ſeine Schritte. Der ſüß verwirrende Zauber entfloh, ſeine Beſinnung kehrte wieder, und er ahnte ſchnell die Wirklichkeit. Seufzend und mit einem halb wehmüthigen Lächeln über ſich ſelbſt, näherte er ſich beruhigend dem erſchrockenen Mädchen, ſie als Mariens Tochter zuverſichtlich begrüßend. Auch verhehlte er ihr nicht, wer er, der in die ſüße Heimath Zurückkehrende, ſey. Da glätteten ſich die verſcheuchterten Züge des holden Kindes lieblich aus. Sie hatte oft von dem Jugendfreunde und Geſpielen ihrer Eltern gehört, wenn dieſe an heitern Feierabenden der Tage ihrer Kindheit und Jugend gedachten. Vertraulich hieng ſie ſich an den Arm des ihr kurz vorher noch ſo befremdlich erſchienenen Mannes, und hüpfte an ſeiner Seite, emſig und freundlich erzählend, in das ſchöne Thal hinab. Noch ehe ſie im Dorfe anlangten, war er bereits über ihre häuslichen Verhältniſſe vollkommen unterrichtet. Marie war das glückliche Weib ſeines liebſten Jugendfreundes Heinrich, der ſeinem Vater in dem Amte als Oberförſter gefolgt war, und Wilhelmine die älteſte Tochter des zufriedenen Paares. Da zog eine ſtille Ruhe mit erquickendem Odem durch ſeine bewegte Bruſt; es war ihm wunderlich zu Muthe, aber er fühlte ſich unbeſchreiblich wohl bei des Mädchens ſüßem Geſchwätz. Die Gleichheit ihrer Züge mit dem Bilde ihrer Mutter in ſeinem Gedächtniß milderte ſich zwar immer mehr, und ward zur bloßen Aehnlichkeit, aber es war ihm doch nicht, als ob ſie durch dieſe ihre verſchiedne Eigenthümlichkeit irgend etwas verlören. Er hatte nicht leicht ein liebreizenderes Weſen geſehen.

Jetzt waren ſie in dem Gärtchen der Förſterei. Unter den Blumen beſchäftigt ſtand eine hübſche ſtattliche runde Frau, in reinlichem Hauskleide, ein wahres erquickendes Bild der Geſundheit und frohen Häuslichkeit; aber es war in dieſer Geſtalt nichts von Marien, ſo wie ſie in dem Spiegel ſeiner Erinnerung lebte, und ihm noch ſo eben erſt in ihrem Abbilde erſchienen war. Als ſie aber die hellen blauen Augen aufſchlug, und den vor ihr regungslos ſtehenden Mann befremdlich anſchaute: da blitzten ihm aus den lieben Zügen, die ſich nun auf einmal befreundeten und verjüngten, alle Bilder der Vergangenheit entgegen, und er hatte die Freundin ſeiner Jugend mit ihren Freuden wieder gefunden. Er wollte ſprechen, und konnte nicht. Aber ſeine Mienen, ſeine feuchtglänzenden Augen ſprachen, und Marie verſtand ihre Sprache, und fiel ihm mit dem Ausruf: „Gott! „Wilhelm! Iſt es möglich?“ um den Hals. So eben trat der Oberförſter hinzu, und betrachtete eine Weile ſtaunend die ſonderbare Gruppe. Bald aber erkannte auch er den geliebteſten Jugendfreund, und begrüßte ihn mit lautem Jubel. Es war eine der ſeligſten Stunden, die das Menſchenleben ſchmücken können. Sie hatten ſich ſo lange nach einander geſehnt, ſo oft an einander gedacht, und endlich der Hoffnung ſchier entſagt: da ſtand mit einmal der ſchöne Traum ihrer Sehnſucht verkörpert vor ihren Augen! Sie hatten ſich ſo viel zu ſagen, zu fragen, und konnten wieder vor den freudigen Ergüſſen ihres Herzens gar nicht dazu kommen. Wer, der einen geliebten Freund lange und ſchmerzlich entbehrte, und nun endlich nach langer Trennung wiederſah, weiß es nicht, welchen Genuß es gewährt, aus dem gealterten Freundesantlitz die lieben bekannten Jugendzüge nach und nach wieder herauszufinden, und in ihren Veränderungen die Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner Schickſale und ſeines Herzens wie in einem aufgeſchlagenen Buche zu leſen? — Auch iſt der Moment gewöhnlich entſcheidend für das künftige Verhältniß der Freunde zu einander, ob es ſich wieder herſtellen kann in alter Treue und Herzlichkeit, oder ob fremde Gewalten für immer ſtörend dazwiſchen traten. Im überraſchenden Gefühl der Freude ſteigt die Seele in das unbewachte Antlitz, und eine ſchnelle richtige Ahnung durchfliegt warnend das bewegte Herz, das in dieſen ſchnell vorüber fliehenden Augenblicken gleichſam die Function des Verſtandes vertritt. Ach wie ſo manche treue Freundſchaft ging unter in den entwürdigenden Kämpfen des Menſchenlebens und ſeiner empörten Leidenſchaften, und hielt dieſe Prüfung nicht aus! Wie eine kalte Leiche ſinkt dann der Entwürdigte aus den Armen des Freundes, und der edel Gebliebene muß den kaum Wiedergefundenen als einen Todten ſchmerzlich beweinen. Aber aus den offenen entzückten Geſichtern der drei Glücklichen ſprang keine ſchneidende Diſſonanz hervor. Treue ehrliche Liebe ſah aus den beredten Augen und fand ſich in dem Freundesauge wieder. Ihre Züge waren geläutert und verändert, aber die Seele, die aus ihnen zu einander ſprach, war dieſelbe geblieben. Wohl war manches dunkel darin, aber nichts war fremd, bedenklich oder abſtoßend geworden. So genoſſen ſie denn ganz und ungetrübt das Glück, ſich wieder nahe zu ſeyn, und ſie würden die Zeit und ſich in der Zeit ganz vergeſſen haben, wenn nicht das gute verſtändige Minchen geſorgt hätte. Sie hatte in geſchäftiger Stille das Abendbrod beſchickt; die jüngeren Kinder, ein derber pausbackiger Knabe, und ein allerliebſtes kleines Mädchen wurden herbei gerufen, und reichten dem neuen Vetter treuherzig die Hand; der Oberförſter holte die köſtlichſte Flaſche aus dem Keller, und es ſaß eine in ſich ſelbſt ſo frohe und glückliche Geſellſchaft um den Tiſch, als ſich in dieſer beſten Welt nur ſelten zu einander findet. Mit einer ſeligen Beſchaulichkeit giengen die Freunde in die Tage der Kindheit und frühen Jugend zurück, und lebten ſo in der Erinnerung jene Blüthenzeit noch einmal durch. Die zarte geheime in ſich beſchloſſene Jugendliebe Wilhelms und Mariens mußte dabei oft berührt werden. Marie erröthete zuweilen und ſtockte, und auch Wilhelm konnte ſich nicht aller Verlegenheit erwehren. Aber Heinrich blickte offen und heiter drein, und ſprach mit lachendem Munde: „Scheue dich nicht, gute Marie, deine Liebe zu dem Jugendgeſpielen zu bekennen! Deine Seele war immer lauter und ume rein, und war ich nicht ſelbſt der Vertraute deiner Liebe zu dem Flüchtling? — Ja, Wilhelm, du biſt mehr geliebt worden, als du wahrſcheinlich verdienteſt! Es dauerte lange, ehe ſie ſich von den tiefgeheimen Träumereien ihres Herzens losreißen und einer Hoffnung entſagen konnte, die ſie ſich doch ſelbſt nicht zu geſtehen wagte. Da ich dein liebſter Freund geweſen war, ſo ſprach ſie auch am liebſten mit mir von dir, und ich that ſo tiefe Blicke in ihr Innerſtes, und ward ihr Vertrauter, ohne daß ſie es ſelbſt recht wußte noch wollte. Ich lernte da aus eigner Erfahrung, wie traurig und undankbar die Vertrauten-Rollen, in der Welt, wie im Schauſpiel, ſind. Ich liebte das Mädchen ſchon lange, ehe ich es wußte, aber auch nachdem ich es wußte, hütete ich mich wohl, es laut werden zu laſſen, denn ich hätte ihr Zutrauen verſcherzt, das mir ſo wohl that. Auch betrachtete ich ſie damals ſelbſt noch als dein Eigenthum, und ſo war ſie mir heilig, was ich auch darunter leiden mochte. Da lernte auch ich die Leiden der Liebe

Digitized by Google

kennen, und so arg sie mir auch damals mitspielten, so glaub' ich doch jetzt, daß sie mir sehr heilsam gewesen sind, denn sie mäßigten die Hitze meines tollen Brausekopfs. Aber an manchem vergeudeten schönen Schusse Pulver und Blei seyd ihr Schuld, das muß wahr seyn. Wenn ich so in dem Gedanken an Marien verloren auf dem Anstande träumte, da geschah es nur zu oft, daß ich den flüchtigen Hasen zu spät gewahr wurde, wie er aus dem Dickicht herausschlüpfte, und ich knallte dann wohl erschreckt und unbesonnen hinter drein. Du, Wilhelm, entwirrtest endlich den Knoten. Du thatest sogar nichts, die alte Zeit festzuhalten. Deine wenigen Briefe an deinen Vater sprachen immer nur im allgemeinen und wie im Vorbeigehen von Marien, zwar freundschaftlich herzlich, aber sichtbar kalt und ohne Liebe, und nie erschien ein erschntes Brieflein an sie selbst. Das machte, daß ich mit meinem Gewissen fertig wurde, und den Muth faßte, mich um sie zu bewerben. Aber schwerlich wäre ich wohl zum Ziele gekommen, wenn du nicht um diese Zeit nach Indien gegangen wärest. Da erlosch der letzte Schimmer des Hoffnungssterns in ihrer Brust. Ihre Vernunft sprach, ihr Herz ermuthigte sich. Allmälig schob sich der Liebhaber an die Stelle des Vertrauten. Nach dir war ich ihrem Herzen der Nächste gewesen. Ich war damals meinem Vater adjungirt worden. Unsre Eltern hatten lange den Wunsch genährt. Was ist da noch viel darüber zu sagen? Die Abwesenden haben am Ende doch immer Unrecht. So geschah denn, was geschehen mußte, und die Folgen stehen in so leiblichen kräftigen Gestalten vor dir, daß sie gar nicht zu läugnen sind. Auch hat es uns nie gereut. Die Alten sind nun schon alle da drüben versammelt, und sind in der Freude an Kindern und Kindeskindern hinübergegangen. Wir aber gehen noch oft mit unsern Kindern zu deinem und unserm Lieblingsplätzchen auf der Höhe, wo mir Marie den ersten Liebeskuß gab, und danken dem Himmel, daß alles so gekommen ist. Daß dein Andenken dabei immer in Ehren blieb, mag dir der Name der jungen Waldnymphe beweisen, deren Erscheinung dich heute auf diesem unsern Lieblingsplätzchen überraschte."

Wilhelm war tief bewegt. „O ihr guten Menschen, rief er aus: Hier schlugen noch zwei treue Herzen für mich, als ich vom Schicksal zermalmt allein in der weiten Schöpfung dastand! — Aber da erinnert ihr mich an den sonderbaren Eindruck, den jenes Plätzchen auf mich machte. Indem sich mir fast alles im Walde verändert zeigte, schien jenes Plätzchen allein dasselbe geblieben zu sein. Dieselbe frische Rasenbank, dieselben schlanken jungen Bäume umher! Es wirkte auf mich mit unwiderstehlichem Zauber, und hätte mich bald zu einem leichtverzeiblichen Irrthum verführt, als ich Wilhelminen dort erblickte. Wie geht das zu?"

„Das ist so eine von meinen Spielereien," antwortete Marie, die Augen niederschlagend, „die mein guter Heinrich gütig hätschelt. Ich wollte doch irgend einen Punkt festhalten, der mich so recht wahr und lebendig an die Tage der Jugend erinnerte, und das war jenes Plätzchen, wo wir so oft als Kinder spielten, und wo wir von Dir schieden, als Du in die Welt, die Dich verschlungen hatte, hinauszogst. Da hat denn mein Mann, der unschuldigen Spielerei nachgebend, das Plätzchen immer alles Fleißes in jener alten lieben und bekannten Gestalt zu erhalten gesucht, den Rasen alljährlich ausgebessert oder erneuert, und die alternden Bäume mit jungen vertauscht, damit alles dort, wie die liebende Erinnerung in uns, immer scheinbar frisch und jung bleiben möge. Auch die Kinder haben die Vorliebe für das Plätzchen geerbt, und nehmen dort ihre liebsten Spiele und wichtigsten Verhandlungen vor."

„Wilhelm beugte sich gerührt auf ihre Hand. Ihr weckt, sprach er, ein Leben wonniger Erinnerung in mir auf, dem nichts auf meiner durchwallten Bahn an stiller Seligkeit gleicht. — Sagt mir, lebt der gute Pfarrer noch, der Lehrer unsrer Jugend, dem wir nicht nur die erste Bildung unseres Geistes sondern auch, was noch unendlich mehr ist, die Bildung unserer Herzen verdanken? Was ist aus seinem blonden Knaben geworden, den wir, damals ein blühendes Kind, uns fast aus den Armen rissen, um ihn zu liebkosen?"

„Der Pfarrer lebt," antwortete Marie, „zwar mit gebleichtem Haupt, aber noch grüner frischer Herzenskraft. Und der Knabe ist ein trefflicher junger Mann geworden, dem wir, und besonders unsre Wilhelmine, viel verdanken. Er ist jetzt Gerichtshalter auf der nahen Herrschaft Grünau, vielleicht wohl gar bald Herr der Herrschaft selbst. Doch davon ein andermal. Für heut mag es uns wohl erlaubt seyn, die ersten Stunden unsers Wiedersehns nur uns selbst zu widmen."

Man drang in Wilhelm, um seinerseits zu erzählen, wie es ihm auf dem vielfach bewegten Lebensmeere ergangen sey.

„Was verlangt ihr von mir, meine Freunde?!" sprach der Tiefgerührte. „Fast möcht' ich mit dem frommen Aeneas ausrufen:

„Den ungeheuren Schmerz gebeutst du zu erneuern!"

„Doch, was könnte ich so liebevoller Theilnahme verweigern? — Die Geschichte meines Lebens, so schmerzvoll sie zum Theil ist, und wie weit umher mich das Schicksal auch führte, gehört dennoch nicht unter die durch verwickelte Abentheuer anziehenden. Was ich von meinen Reisen an Beobachtungen und Erfahrungen zur Ausbeute davon trug, und was auch wohl ansprechen und ergötzen könnte, kann nur nach und nach der freundliche Austausch schöner geselliger Abende wie der heutige, werden, und gehört für jetzt nicht hieher. Ich kann, darf und werde also kurz sein."

„Ihr kennt meine einfach glückliche Kindheit. — Ich verlebte sie hier mit euch, unter euren Augen, in euren Armen. Ihr ward unter den wenigen, die mich am Scheidemorgen geleiteten zu jener vertrauten Berghöhe, von wo aus ich damals, ein kleines Reisebündel auf dem Rücken, meine einsame ärmliche Wallfahrt antrat in die weite fremde Welt, und von woher mich jetzt der Jugendfreundin liebliches Ebenbild wieder zurückführte in das Thal meiner Heimath. Mein guter Vater mußte es sich versagen, meine Erziehung für die Welt zu vollenden, die ihm selbst wenig lächelte. Er übergab mich einem alten Freunde und Verwandten, der für mein Fortkommen zu sorgen versprochen hatte. Dieser bestimmte mich für den Handelstand und brachte mich zu diesem Zweck in ein sehr gutes und achtbares Haus in Lyon. — Ich befand mich hier wohl, lernte jedoch bald einsehen, daß dieser Weg nach dem Hafen des Wohlstandes und der häuslichen Glückseligkeit lang und unsicher sey. Die Träume meiner frühen Jugend, in denen Marie allerdings eine große Rolle spielte, traten immer mehr in den Hintergrund, und ich hielt es für strenge Pflicht, alles zu vermeiden, was die geliebte Freundin in mein dunkles Schicksal hineinziehen, und ihr Glück an meine ungewissen Erwartungen binden könnte. Daher die geflissentliche Umgehung aller dahin einschlagenden Beziehungen, und meine anscheinende Kälte. Ich gelangte bald dahin, als ein brauchbares Mitglied meines Standes angesehen zu werden, und in dem ruhigen Gange gewöhnlicher Verhältnisse würde ich vielleicht früher, als ich es selbst gehofft hatte, zu dem Glücke einer unabhängigen und anständigen, wenn auch nicht glänzenden Existenz gelangt seyn, die das Ziel meiner Wünsche in sich schloß. Aber die Bewegungen und Ereignisse, die gleich einem moralischen Erdbeben die halbe Welt erschütterten, stürzten auch den kleinen Anbau meiner Hoffnungen zusammen. Es war die Zeit des Anfangs der französischen Revolution. Fast jeder Jüngling von Geist, Herz und Kraft, der nicht von dem Panzer eines verjährten Standesegoism umezt war, ward von ihr ergriffen, enthusiasmirt und fortgerissen, und selbst in den höchsten Klassen gab es Edle, die den Vorurtheilen ihrer Erziehung entsagten, um mit reinem Herzen die Ideale allgemeiner Veredelung und Glückseligkeit zu erfassen. Der Menschenfreund begegnete dem Philosophen, und jeder wähnte, die Zeit sey gekommen, die Träume seiner Weihestunden zu verwirklichen. Es wird euch nicht verwundern, daß auch ich von dem Strudel nicht verschont blieb. Ich hatte mit glücklicher Leichtigkeit mich der Sprache und der Sitten meines neuen Vaterlandes bemächtiget, und betrachtete mich als völlig nationalisirt. Auf demselben Comptoir mit mir arbeitete auch ein junger Mann aus Marseille, Namens Augustin, in dessen Seele die Flamme der Revolution, in aller südlichen Glut emporloderte. Er wirkte auf mich mit dem Einfluß, den gewöhnlich starke, heftige, leidenschaftliche Menschen auf ruhigere, aber tief empfängliche Gemüther haben, und er riß mich oft ohne, ja selbst gegen meine bessere Ueberzeugung mit sich fort. Der Herr des Handelshauses, ein guter, rechtlicher verständiger Mann, aber ein entschiedener Royalist, hatte die Richtung, die wir nahmen, mit Unwillen angesehen, und als keine Vorstellungen halfen, entließ er uns aus seinem Dienste. Wir faßten sogleich den Entschluß, uns in die Reihen der republikanischen Heere zu stellen, und führten ihn sofort aus. Nur ein Abschied ward mir schwer, der von Lucien, der liebenswürdigen Tochter des Hauses. Obschon nur in weiteren Beziehungen zu ihr stehend, hatte doch ihr stiller Liebreiz recht wohlthätig auf mich gewirkt. Sie hatte von ihrer verstorbenem Mutter, die eine Deutsche war, etwas von unserer Sprache gelernt: dies brachte uns näher; ich verschaffte ihr deutsche Bücher, erklärte ihr schwierige Stellen, und las ihr zuweilen des Sonntags auf der Villa vor, wohin wir jungen Leute vom Comptoir, wenn wir wollten, ein für allemal eingeladen waren, so wie wir denn überhaupt in diesem trefflichen Hause als Mitglieder der Familie angesehen und behandelt wurden, wenn unser sittliches Betragen dem gemäß blieb. Lucie war nicht sowohl schön, als angenehm; ich liebte sie nicht, aber ihr Bild hatte sich in meiner Phantasie allgemach neben Mariens Bild gestellt, wenn ich mir irgend etwas Liebwerthes denken wollte. So hatten sich zwischen unsere Herzen bald einige Fäden derjenigen zarten Freundschaft angeknüpft, die unter verschiedenen Geschlechtern stets einigen Reitz von der Liebe erborgt. Auch Lucie war ganz insgeheim dem neuen politischen Evangelium zu-

gewandt, ihr Wesen daher unglücklicher Weise in Liebe zu dem verehrten Vater und zu der Freiheit getheilt, und so gab es nicht leicht ein Ereigniß, das sie nicht zugleich verletzen und erfreuen mußte. Sie glaubte in mir eine Stütze zu verlieren, und unser Abschied war, wie von einer dunklen Ahnung ergriffen, tief bewegt. Wir schwuren uns ewige treue unverbrüchliche Freundschaft, und gelobten uns so oft und so viele Beweise davon zu geben, als es das Schicksal vergönnen würde."

„Ich gebe euch keine Schilderung meines kriegerischen und politischen Lebens in dieser unruhigen, oft gräuelvollen Zeit. Mein Herz ward oft in seinen innersten Tiefen empört. Ich hatte die Freiheit mit der Liebe eines jungen reinen deutschen Gemüths umfaßt, und es schmerzte mich, ihr Heiligthum von den verwerflichsten Leidenschaften entweiht, und der niedrigsten Selbstsucht geschändet zu sehen. Auch Augustin zeigte sich mir nun in einem ganz andern, ach nur zu wahrem Lichte. Schon früher hatte ich seine Neigung zu Lucien bemerkt, der er sich stets zu nähern und gefällig zu machen suchte. Da ich damals noch ohne alle Leidenschaft für Lucien war, war ich auch ohne Eifersucht gegen Augustin in meinem Herzen; vielmehr erhöhte das Mitleid noch meine Theilnahme an ihm, wenn ich mir die Qual hoffnungsloser Liebe dachte: denn unsinnig schien es zu seyn, bei der Kluft zwischen den beiderseitigen Verhältnissen und Glücksgütern sich mit Luciens möglichen Besitz zu schmeicheln. Jetzt enthüllte sich mir sein Inneres und ich schauderte zurück. Es war nicht sowohl Liebe zu Lucien, als vielmehr der unedle Durst nach ihrem Vermögen, was ihn so hartnäckig zu ihr zog, und der Eifer, mit dem er sich in die Arme der wüthensten Jacobiner warf, entsprang nicht aus Ueberzeugung, sondern aus dem durchdachten Plane, auf diesem Wege dem eingeschüchterten Royalisten die Hand der Tochter abzutrotzen. Ich entfernte mich von dem moralisch gesunkenen Freunde, und unsere einst feurige Freundschaft verwandelte sich nach und nach in kühle Abneigung, und weiterhin sogar in den stärksten Haß. In den bürgerlichen Verhältnissen stieg der Heuchler, der kein Mittel zum Ziele verschmähte, bald weit über mich hinauf, und ich stand immer noch auf dem früh erreichten Grade eines Sergeantmajor, als er schon Capitän in demselben Bataillon war."

„Ihr erinnert euch der damaligen Schicksale des unglücklichen Lyon. — Der aus Gewerbfleiß fließende Wohlstand dieser großen Fabrikstadt war durch die Folgen der Revolution verstegt; es war unmöglich, daß ihre Bewohner eine Veränderung der Dinge lieb gewinnen konnten, die sie zu Bettlern zu machen drohte. Dagegen reizten die Ueberbleibsel ihrer in besserer Zeit erworbenen Reichthümer die Begier und die Wuth der Ohnehosen. Der Kampf war ungleich. Das republikanische Heer drang siegend ein, und mit ihm alle lang gereizten und jetzt losgelassenen niedrigen Leidenschaften, welche die Menschennatur entwürden. Der Gräuel der Verwüstung wälzte sich von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, und ihr werdet mir die Beschreibung dieser gräßlichen Auftritte erlassen. Das Bataillon, in dem ich stand, kam in die Gegend meiner ehemaligen Wohnung. Ich benutzte die Gunst des Zufalls, dem Hause meines Lehrherrn zu Hülfe zu eilen, und war so glücklich noch gerade zu rechter Zeit zu kommen, um Lucien vor empörenden Mißhandlungen zu schützen. Ermattend schlug ich mich mit immer neu herbeiströmendem Raubgesindel herum; da erschien Augustin, der durch seine höhere Autorität die Ruhe wieder herstellte und das Eigenthum in Schutz nahm, aber auch mit anscheinend republikanischer Kälte und Strenge die Verhaftung des alten Menard und seine Abführung ins öffentliche Gefängniß anordnete. Lucie bestand mit bewundernswürdiger Entschlossenheit darauf, ihren Vater nicht zu verlassen, und so ungern er es auch that, mußte Augustin doch darein willigen, wenn er sein Spiel und seine Pläne nicht zu früh verrathen wollte. Ich kannte diese affectirte Kälte und Ruhe nur zu wohl, und wußte, welches verderblich glühende Lavameer unter dieser dünnen republikanisch seyn sollenden Eisrinde kochte. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel zwischen uns, den nur die Umstände für den Augenblick in Thätlichkeit auszubrechen verhinderten; aber wir betrachteten uns von nun an als völlig entschieden erklärte Feinde. Der Schutz und die Freundschaft des Bataillonskommandanten, dem ich einst in einem Gefecht das Leben zu retten so glücklich gewesen war, hielten den klug berechnenden Augustin vor der Hand noch ab, offen gegen mich aufzutreten, aber er wirkte im Stillen durch die Cluubs der Jacobiner, bei denen er sich in immer größeres Ansehn zu setzen wußte."

„Ich hatte mir Zutritt zu meinem alten Handelsherrn verschafft, dem man ein nach damaligen Verhältnissen und Ansichten sehr leidliches Gefängniß eingeräumt hatte. So groß ist die Wirkung der Tugend und anerkannter unbescholdener Rechtlichkeit, daß selbst die verworfenen Gemüther, welche damals alle Gewalt an sich gerissen hatten, es nicht wagten, den ehrwürdigen Mann mit äußerer Härte und Unanständigkeit zu behandeln, wenn auch sein Tod und Verderben in ihrem Innern fest beschlossen war. In diesen Mauern, wo sonst nur Jammer ertönte und die Verzweiflung wohnte, war mir das traurige Glück vorbehalten, der einzige Trost dieser Unglücklichen zu seyn. Herzen, die sich im Sonnenschein des Lebens nur gesehnt hatten, fanden sich in der Nacht des Elends und schlossen sich in der Weihe des Unglücks aneinander. Lucie entwickelte in diesen entsetzlichen Tagen einen Reichthum von Liebe, Edelmuth und Standhaftigkeit, der die Unglückliche in meinem Herzen weit über jenes Feenbild stellte, das ich im Nimbus des Glücks zwar bewundernd aber gleichgültig angeschaut hatte. Ihr Vater bemerkte die Vereinigung unserer Seelen mit stillem Wohlgefallen. Er sah sein Schicksal mit Bestimmtheit und Ergebung voraus, und wies alle Hoffnungen von sich, außer der einzigen, daß ich der Schutzengel seiner Tochter sein würde.—" „Suche mich nicht," sprach er zu mir, „mit Hoffnungen zu täuschen, an die du selbst nicht glaubst, oder die meiner unwürdig sind. Mein Verbrechen ist erwiesen, denn ich bin reich. Auch du hast dich den Phantomen hingegeben, mit denen der Dämon der Finsterniß, die Farben des Lichtes vorgend, die Gemüther der Menschen umnebelt hat, aber deine Seele ist rein geblieben in der großen Verderbniß. Du wirst jene Regeneratoren noch besser kennen lernen. Ihre Freiheit ist Zügellosigkeit, ihre Vaterlandsliebe der Durst nach fremdem Gut, ihre Tugend Ehrsucht und Wollust. Sie zertrümmern Gesetz und Ordnung und der schmählichste Despotismus wird ihr Lohn seyn. Doch weg damit! der Blick auf sie soll diese Stunde nicht trüben. Ich fühle mich an meinem irdischen Ziele, und ich möchte es nicht verlängert wissen, um es zu erleben, alles, was mir heilig ist, geschändet zu sehen. Lucie war meine einzige Sorge, sie unter diesen Scheusalen zurücklassen zu sollen, brach mir das Herz. Ein guter Engel führte dich uns zu. Der einstmalige Millionär hat der Tochter jetzt nichts mit zu geben, als seinen Segen, aber der Segen eines unschuldig Gemordeten ist nicht ohne Kraft. Nimm sie hin mit ihm, führe sie in dein noch unbeflecktes Vaterland und tröste und versöhne sie mit dem Schicksal, wenn ich nicht mehr bin!" — „Dies war die Feier unsrer Verlobung, nur von unsern heißen Thränen begangen."

„Augustin hatte geheime Unterredungen mit Luciens Vater. Er bot ihm Leben und Rettung, wenn er ihm Luciens Hand mit allen Ansprüchen auf sein gesammtes Vermögen übergeben, und überdem zu verschiedenen Aussagen, Bekenntnissen und Eröffnungen sich verstehen wolle, die den herrschenden Jacobinern noch fehlten, um mehrere angesehene Männer, denen man an den Leib wollte, mit einigem Anscheine des Rechtes fangen und verderben zu können. In wie weit Augustin seine Zusage hätte erfüllen können, wenn Menard auf seine Anträge eingegangen wäre, kann ich nicht mit Gewißheit beurtheilen. Ob es auch seine Absicht war, es zu thun, mag Gott richten, der allein die Herzen prüft! Mir, als dem Feinde, kömmt es nicht zu."

„Lucie war nicht nur sogleich bereit den Vater zu retten, sondern sie drang sogar in ihn dies Opfer anzunehmen, mit einem Ungestüm, der ihn erzürnte. Menard war durch keine Vorstellungen zu täuschen, durch keine Hoffnungen zu blenden, durch keine Furcht zu erschüttern, durch keine Bitten zu gewinnen. Mit Abscheu verwarf er Anträge, die sein Gewissen empörten. Die Folge blieb nicht aus. Man riß ihn aus den Armen der verzweifelnden Tochter, um ihn unter die Guillotine zu schleppen."

„Auch Luciens Leben war in dringender Gefahr. Augustin hatte die Stien, mit seinen Bewerbungen aufs neue hervor zu treten, und ward nun mit der schmerzendsten Verachtung abgewiesen. Seine Wuth kannte keine Grenzen. Es erforderte die größte Anstrengung, sie zu retten. Daß ich alles aufopfern mußte, was ich besaß, kostete mich nicht einen Augenblick Bedenken oder Bedauern; ich gab es hin mit dem Hochgefühl, mit dem es uns beseligt, etwas für einen geliebten Gegenstand thun zu können; aber daß ich meine gerade Seele bis zur Verstellung erniedrigen mußte, schmerzte und erbitterte mich tief. Ich war endlich so glücklich, Lucien zu befreien, die sich meiner Führung fast willenlos überließ, denn der schreckliche Tod ihres geliebten Vaters hatte ihre Seelenkräfte in eine Apathie versenkt, aus der sie nur nach und nach im Arm der sorglichsten Liebe erwachen konnte."

„Wir flohen der Schweiz zu. Zu mehrerer Sicherheit wanderten wir nur in der Nacht und verbargen uns den Tag über in Gebüschen. Der Fluß, welcher die Grenze machte, war scharf bewacht, die Brücken waren besetzt, und die Furte zu tief, um sie durchwaten zu können. Ich ließ Lucien mit Anbruch des Tages in einer Höle, die wir in einem Hügel unfern des Flusses gefunden hatten, und ging aus, die Gegend zu erkundigen, und einige Lebensmittel für die Erschöpfte aufzutreiben. Man hatte mich erspäht, und einige Nationalgarden waren mir, ohne daß ich es gewahr wurde, von weitem nachgefolgt. Kaum hatte ich meiner Gefährtin ein kleines Brod überreicht, als sich ein Mann am Eingange der Höle zeigte, der uns zurief, uns zu ergeben, und dabei seine Flinte auf uns anschlug. Es war Augustin. Me-

Digitized by Google

chanisch riß ich meinen Säbel aus der Scheide: da pfiff die Kugel dicht an meinem Ohre vorbei, und traf die hinter mir auf einer kleinen Erderhöhung ſitzende Lucie in die Bruſt. Der Schreck über den verirrten Schuß mochte den gewandten Auguſtin einen Augenblick beſtürzt haben, während dem ich ihn niederſtieß und gleich darauf zurückeilend neben Lucien hinſank, in der Meinung und Hoffnung, mich mit ihr auf ewig im Tode zu vereinigen. Ach, ich ſollte zu langer herzzerreißender Qual wieder erwachen!"

„Man brachte uns nach Lyon zurück. Lucie ſtarb unterwegs. Ich genaß langſam von einem heftigen Fieber im Spitale. Auguſtin war nicht tödtlich verwundet, aber er ward zum Krüppel geheilt, und ſeine kriegeriſche Laufbahn abgeſchnitten. Die Dankbarkeit meines Oberſten rettete mich vom ſchimpflichen Tode und gab mir ſogar Freiheit und Abſchied. Er wagte es auf ſeine Verantwortung, und konnte es, denn in den Zeiten der Unruhen und der Anarchie iſt das Daſein des Einzelnen von keiner Bedeutung, wo täglich Tauſende preisgegeben werden. Mit tief zerrütteten Sinnen ſchüttelte ich den franzöſiſchen Staub von meinen Füßen und — bettelte mich nach England. Ich ging nach Oſtindien, weil mir Europa verhaßt war. Geſchick, Treue, Fleiß, Ordnung empfahlen mich. Mäßigkeit und Nüchternheit, die ſo manchen wackern Europäer in dieſen zauberiſch lockenden Climaten verlaſſen, bei mir aber vielleicht nur Folge einer tiefen Trauer waren, welche alle Genüſſe gering ſchätzte, erhielten mir nicht nur das Leben, ſondern gaben mir ſogar nach und nach die Geſundheit wieder. Mit ihr aber erwachte wieder die ſtille Freude des Daſeins in meiner Seele. Ich dachte nun milder über den dunklen Gang der Schickſale, und reſignirte mich gläubig in die Hand der allwaltenden Vorſehung. Ich fand Gelegenheit thätig zu ſeyn, und mir nach und nach ein Vermögen zu erwerben, das zwar für jenen Welttheil nur unbedeutend, aber doch groß genug war, um damit in meinem armen Vaterlande faſt für reich zu gelten. Mit der dortigen Art zu leben konnte ich mich indeſſen nie befreunden. Die Contraſte der ausſchweifendſten Ueppigkeit und Vergeudung neben dem hartherzigſten Geize und der empörendſten Sklaverei; Geiſtesarmuth neben Geldreichthum und Sinnengenuß, und die Sehnſucht nach meinen deutſchen Eichen ergriff mich unter den reichen Düften und Lebensbäumen des Orients. Ich erhielt keine Antwort auf viele meiner Briefe mit kleinen Geſchenken in die Heimath, die wahrſcheinlich verloren gegangen, oder von den habſüchtigen Ueberbringern unterſchlagen worden ſind; und ſo entſchloß ich mich denn, ſelbſt zuzuſehen, wie die Sachen hier ſtünden. Gottlob! Ich finde alles beſſer, als ich hoffen durfte. Zwar die guten Eltern ſchlummern ſchon lange im Frieden ihres Gottes; aber die Freunde meiner Jugend umſtehen mich liebend und treu, und der Odem der Heimath weht mir erquickend entgegen. Zwar bewahre ich wehmüthig heilige Erinnerungen in meiner Bruſt, und der Schmerz hat früh mein innerſtes Weſen vielleicht zu tief erfaßt: aber dennoch blieb mir ein Herz für die Menſchheit, und der Sinn für des Lebens einfache und vorwurfsfreie Genüſſe, die ſich mit jenen Erinnerungen recht wohl vertragen. Unter euch werd' ich völlig geſunden, und ihr duldet gern und liebreich den Schwachen, wenn auch wohl noch hie und da einmal eine wunde Stelle in ihm zuckt."

So endigte Wilhelm die Erzählung ſeiner Schickſale, welcher der kleine Kreis der Freunde mit der innigſten Theilnahme zugehört hatte. Beſonders in Wilhelminens jugendlich offenen Zügen hatten ſich die angeregten Empfindungen, wie in einem treuen Spiegel abgebildet, und ihr bewegliches Spiel dem Erzähler ein ganz eignes wehmüthiges Vergnügen gewährt. Keine leidigen Troſtgründe floſſen in breiten Gemeinplätzen über, und entweihten die feierliche Stunde. Es war weit in die Nacht hinein, die Lichter waren tief niedergebrannt, und die erſten dämmernden Ahnungen des Tages begannen ſchon über die öſtlichen Hügel zu ſtreifen. Heinrich und Marie wünſchten dem Gaſte gute Nacht, und Wilhelmine führte ihn in das kleine einfach zierliche Gaſtſtübchen, das ſie zu ſeiner Aufnahme bereitet hatte, und wo ſie ihn mit einem gleichen herzlichen Gruße und Wunſche verließ. Alles ſprach ihn ſanft und heimiſch an, und er wußte den Gefühlen, die ihn beſchlichen, keine Geſtaltung zu geben. Langgeſchlummerte Schmerzen waren in ſeiner Bruſt erwacht, und die Erinnerung hatte ihnen neues Leben gegeben; aber es war nicht das ſtarre troſtloſe Weh, das ihn ſonſt in ähnlichen Augenblicken erfaßte. Ein milderndes faſt ſüßes Gefühl legte ſich wie ein Balſam auf das wunde Herz, er fühlte ſich durch die Mittheilung erleichtert, und entſchlummerte endlich in leichteren und ſchöneren Träumen, als je ſeit den langentſchwundenen Tagen der unbefangenen glücklichen Jugend ſein Lager begrüßt hatten.

Als die Freunde am Morgen wieder traulich zum Frühſtück bei einander ſaßen, erwähnte Heinrich, daß das Freigut, welches Wilhelms Vater ehemals beſeſſen hatte, und auf dem Wilhelm geboren und erzogen war, gerade wieder zum Verkauf ſtehe; eine Nachricht, die dieſer emſig aufgriff, und ſogleich Anſtalten traf, den Kauf zu ſchließen, und ſich ſchnell in den Beſitz deſſelben zu ſetzen. Es fehlte ihm nicht an Vermögen, Selbſteinſicht und guten Rath erfahrener Freunde, und ſo war er bald nach Wunſch eingerichtet. Sein Wunſch aber war, alles ſo viel als möglich, obſchon verbeſſert und verſchönert, dennoch in derſelben Art und Weiſe herzuſtellen und einzurichten, als es bei ſeinen Eltern in der glücklichen Zeit ſeiner Kindheit geweſen war, und ſeine größte Freude beſtand in dem Gelingen ſolcher Bemühung.

Er machte nun auch Bekanntſchaften in der Nachbarſchaft, die, wie man leicht denken kann, alle ſeine Schritte mit geſpannter Neugier beobachtete, und ſchon ſo manches ſonderbare Mährlein über ihn in fleißigen Umlauf geſetzt hatte. Wie hätte es auch anders ſeyn können? Ein unbedeutender längſt verſchollener Knabe, deſſen Eltern man in der größten Beſchränktheit, faſt Dürftigkeit gekannt hatte, erſcheint auf einmal, wie aus den Wolken gefallen, mit allen Zeichen eines gediegenen Wohlſtandes. Seine Kleider und ſonſtigen Umgebungen ſind von der allerfeinſten Art; ſein moderner Wagen wird von ſchönen Pferden gezogen, die ein bärtiger Kutſcher in ſtattlicher Livree regiert, und — ein Neger als Leibbedienter ſteht hinten auf. Er kauft, ohne lange zu handeln, das alte Gütchen ſeines Vaters wieder an ſich, und verbeſſert und verſchönert es mit einem haſtigen Aufwande, der als Verſchwendung erſcheint. Wie konnte er alles dies wohl thun und ausführen, ohne ein unermeßlich reicher, mit dem Blutz der Indier gemäſteter Nabob zu ſeyn, und wenigſtens einen Griff in die Schatzkammer des großen Moguls gethan zu haben?

Unter den neuen Bekanntſchaften, welche Wilhelm Wallner gemacht hatte, waren ihm die angenehmſten: die verwittwete Geheimräthin Miller, und die Familie des Kammerherrn von Adelhorſt. Die Geheimeräthin, eine ſchöne gebildete Frau im Sommer ihres Lebens, war eine nahe Anverwandte des alten Pfarrers. Noch ſehr jung war ſie von ihrer Familie verkuppelt worden, ihre Hand einem ältlichen Manne zu reichen, den ſie nicht liebte, aber achten mußte, und obſchon ſie ſich ſo gewiſſermaßen der Convenienz geopfert hatte, hatte ſie doch an der Seite ihres edlen Gatten dieſen Schritt nie bereut. Er bildete ihren Geiſt, und ließ ihr Herz frei in dem gewählten Wirkungskreiſe edler Wohlthätigkeit walten und ſchalten. So hatte ſie denn auch die Sorgen des guten Pfarrers erleichtert, und ſeinen älteſten Sohn Eduard auf ihre Koſten die Rechte ſtudieren laſſen, was der Vater bei ſehr dürftiger Stelle und zahlreicher Familie nicht vermocht hätte. — Jetzt war ſie Wittwe mit einem anſtändigen unabhängigen Vermögen. Eduard hatte ſie in ihren Erbſchaftsangelegenheiten treu und ſorglich unterſtützt, und war von ihr als Gerichtshalter in Grünau angeſtellt worden. Die Natur beſtand auf ihrem Rechte. Ihr in der Liebe noch neues Herz widerſtand dem Eindruck nicht, den der junge wohlgebildete, verſtändige und gefühlvolle Mann auf ſie machte. Es war in der Gegend allgemein dafür angenommen, daß es nächſtens zu Grünau eine Hochzeit geben würde, ja man hatte es ſogar, von der Liebenswürdigkeit der Braut beſtochen, faſt verziehen, und es kam aller Welt ſo vor, als könne es gar nicht anders ſeyn.

Der Kammerherr von Adelhorſt hatte in der Reſidenz des Landes ein Haus, und zwar ein glänzendes Haus gemacht. Darüber war ſein Vermögen zerrüttet worden, und die Hoffnung ſich durch einen hohen einträglichen Staatspoſten wieder zu entſchädigen, war durch mancherlei Verwickelungen und Verhältniſſe fehlgeſchlagen. Er hatte es daher für gut finden müſſen, ſich auf ſeine verſchuldeten Güter zurückzuziehen, und gab ſich das Anſehen eines Mannes, der in philoſophiſcher Ruhe den Abend eines Lebens genießen will, deſſen beſte Jahre er dem Staate geopfert hatte, und dafür mit Undank belohnt worden war. In vertraulichem Geſpräche ſprach er gerne von mächtigen Cabalen, und in der That mochte der gewandtere Hofmann, der ihn aus ſeinen Himmeln verdrängt hatte, ſeines Poſtens wohl um nichts würdiger ſeyn, als der Verdrängte. Uebrigens war der Kammerherr in manchen feinen Künſten und Wiſſenſchaften umgetrieben, und ſein Charakter war weder gut noch ſchlecht, ſondern ganz von dem gewöhnlichen Gehalte, in welchem die Welt ihre Stempel auszuprägen liebt. Frau von Adelhorſt glich ihrem Gemahl, nur konnte ſie den Schmerz, mit dem ſie nach dem Glanze der Reſidenz zurückblickte, weniger unter einem erkünſtelten Stoicismus verbergen. Sie hatte indeß Verſtand genug, einzuſehen, daß ſie durch Pracht und Aufwand nicht mehr imponiren könne, und ſie nahm daher ihre Zuflucht zu einer einfachen Urbanität, wodurch ſie denn auch wirklich ihren Zweck erreichte, und als der

Mittelpunkt der feinen Welt in dieſem bäuriſchen Arkadien angeſehen und geſucht wurde, obſchon man ſich an ihrer Tafel bei aller Anmuthigkeit kaum ſatt aß. Den größten Reiz des Hauſes machten aber ihre drei Töchter aus. Auch ſie ſehnten ſich mit manchem geheimen Seufzer nach der Stadt zurück, aber ſie hatten ebenfalls ihre Parthie genommen; ſie ſahen ſich in ihrem gegenwärtigen Zuſtande, wie Apoll unter den Hirten an, und bequemten ſich nach ihren Verhältniſſen, die Hoffnung nicht aufgebend, ſelbſt in ihnen Mittel und Wege zu finden, wieder in den Olymp hinaufzuſteigen. Fräulein Mathilde, in reifer aufgeblühter Jugend und von wenig blendender Aeußerlichkeit, hatte ſich ſchon früher einige Mühe gegeben, ihren Geiſt zu üben, und trieb nun ihre Studien in ihrer jetzigen ländlichen Abgeſchiedenheit mit erhöhtem Eifer, und ihr Umgang und ihre Unterhaltung waren in der That angenehm zu nennen. Fräulein Fanny war etwas muſikaliſch, — und anerkannt die beſte Tänzerin in der ganzen Umgegend. Fräulein Seraphine aber war zu ſchön, um noch ſonſt etwas zu ſein, doch gab ihr eben ihre Schönheit und ein gewiſſer feiner Takt, deſſen Frauenzimmer ſelten entbehren, Mittel genug an die Hand, jederzeit mit Leichtigkeit zu ſcheinen, was ſie gerade zu ſcheinen wünſchte.

Dies waren die geſellſchaftlichen Elemente, in welche ſich Wilhelm hineinzuleben hatte. Er war oft in dem Hauſe des Kammerherrn, und die Dürftigkeit und Unzulänglichkeit, die aus allen Ritzen des ſpärlichen Ueberwurfs von Eleganz, aus Reſten ehemaligen Prunkes zuſammengeflickt hervorguckte, that ihm weh. Er ſah, wie die Mädchen ſo manches Bedürfniß der Mode entweder, heroiſch genug, entbehrten, oder mit kluger Berechnung durch Surrogate zu erſetzen bemüht waren, und er ergriff gern eine ſchickliche Gelegenheit, ihnen einige kleine Geſchenke von ſolchen Putznothwendigkeiten zu machen, wodurch er ſich bei der ganzen Familie ganz außerordentlich in Gunſt und Gnaden, zugleich aber auch in die Vermuthung großen Reichthums geſetzt hatte. Zuweilen wehte ihm aber auch in dieſem Hauſe trotz aller Philoſophie des Vaters, aller geſchliffenen Urbanität der Mutter, und aller Liebenswürdigkeit der Töchter ein fauler Odem innerer Mißmuthigkeit und planmäßiger Abſichtlichkeit entgegen, daß er ſich eckelnd abwenden, und zu der claſſiſch frommen Gelehrtheit des Pfarrers, oder zu der Geheimräthin flüchten mußte, die in wahrhaft edler, einfacher und doch viel umfaſſender Bildung den Geiſt eines trefflichen Mannes zurückſpiegelte, der ſich in ihrer Vervollkommnung gefallen, und ſie ſo für die Liebe entſchädigt hatte, deren beſeligendes Gefühl er nicht in ihr ſchaffen konnte.

Vor allem aber fühlte er ſich wohl und heimiſch in dem Hauſe und der Familie der alten Jugendfreunde. Hier kam ihm ſtets die alte Herzlichkeit entgegen, und die Geiſter der Erinnerung wurden in ſeiner Seele wach. Oft war es ihm, als verſänke der Zwiſchenraum vor der Lebendigkeit ſeiner Gefühle; Heinrich ſtand vor ihm, wenig verſchieden von der Geſtalt des Jugendgeſpielen; aber wenn er Marien vor ſeinem Gedächtniß ganz in dem Nimbus jener friſchen Jugendzeit geſtalten wollte, ſchob ſich jedesmal Wilhelminens Perſönlichkeit dazwiſchen, und verwirrte die Klarheit des Bildes, indem ſie ſeinen Glanz erhob. Die Liebe bleibt immerdar der größte Taſchenſpieler in der Welt.

So wenig auch Wallner daran dachte, ſeine Wünſche und Abſichten, gleich unverſchämten Freßzangen nach den holden Blüthen der hoch- und wohlgebornen Fräulein von Adelhorſt auszuſtrecken, ſo waren dieſe doch nicht nur völlig überzeugt, daß er dergleichen hochanſtrebende Abſichten habe und hege, ſondern auch entſchloſſen, ihm auf die herablaſſendſte Art entgegen zu kommen. Die Sache ward ſehr ernſtlich in einem Familienrathe erwogen. Der Mutter ward es trotz aller Urbanität ſchwer, ſich an den Gedanken zu gewöhnen, auch die Fräulein hatten ihre wichtigen Bedenken, aber der Vater bewies mit den allereinleuchtendſten Erfahrungsgründen, daß Gold allein die beſte Adelsprobe ſey, welche vor den naſeweiſen Unterſuchungen des Zeitgeiſtes Stand halte. Mit Gold ließe ſich alles kaufen, nur freilich nicht, wie er ſtolz lächelnd bemerkte, alter hoffahiger Adelz aber dieſer Mangel ließe ſich zum Theil durch den Glanz der eigenen Abkunft zudecken, und es habe von einer anderen Seite auch ſein Gutes, wenn der ſteinreiche Herr Schwiegerſohn, aber neugebackene Edelmann doch immer ſeinen niedrigeren Standpunkt fühlen und anerkennen müſſe. Den perſönlichen Vorzügen Wallners ließ man übrigens alle Gerechtigkeit widerfahren. Fräulein Mathilde äußerte, daß er für einen Kaufmannsburſchen, der noch dazu die Hälfte ſeines Lebens in Indien zugebracht hätte, wirklich erſtaunenswürdige Kenntniſſe, und ſelbſt eine Art von Geſchmack beſäße, die ihn ſogar fähig machen könnte, ihren Büreaux d'esprit, in welchen ſie ſchon im Geiſte als Präſidentin glänzte, beizuwohnen, und ſich dadurch immer mehr zu vervollkommnen. Fanny bemerkte, daß er ganz erträglich tanze, und wenigſtens bei Landpartien, wo man es nicht ſo genau nehmen müſſe, als Figurant zu gebrauchen ſey; auch zeige er ſich nicht ganz ohne Sinn für die Sprache höherer Naturen, die himmliſche Tonkunſt. Seraphine jedoch erklärte ganz unumwunden, daß ſie ſich um Kopf und Beine ihres Mannes ſehr wenig kümmern würde, wenn nur ſein Geldbeutel immer voll, und ſeine Hand willfährig genug ſey, jede ihrer anwandelnden Launen, wie koſtſpielig ſie auch immer ſeyn möchten, zu befriedigen. Es kam alſo nun darauf an, in wie weit die Gerüchte von ſeinem großen Vermögen wirklich gegründet wären, denn es galt hier ganz das franzöſiſche Sprichwort: point d'argent, point de suisse! nur den Umſtänden gemäß ins Deutſche überſetzt, nämlich: „Keine Tonnen Goldes, kein Fräulein von Adelhorſt!“ — Hunderttauſend Thaler wurden als das Minimum beliebt, aber zu dieſem geringen Preiſe wollte ſich nur Fräulein Mathilde beſtimmt und unbedingt erklären, Fanny und Seraphine hingegen behielten ſich auf dieſen Fall noch weiteres nach Maßgabe der Umſtände bevor. Uebrigens verſprachen ſie ſich gegenſeitig, keiner Eiferſüchtelei Raum zu geben, ſondern das Schickſal gewähren zu laſſen, indem jede ihre Vorzüge im vortheilhafteſten Lichte erſcheinen zu laſſen ſtrebte.

Um der Sage von Wallners großem Vermögen näher auf den Grund zu ſchauen, ward beſchloſſen, Oberförſters Minchen, mit der die Fräulein in guter Bekanntſchaft lebten, auszuhorchen, da man vorausſetzte, daß ſie von der Sache genauer unterrichtet ſeyn müſſe. Das einfache, aber uneingenommene Landmädchen durchſchaute bald die Winkelzüge der verfeinerten Stadtdamen, und ſie konnte ſich die kleine Schalkheit nicht verſagen, ſie in ihren Ideen von Wallners Reichthum noch mehr zu beſtärken. Die Laufgräben gegen Wilhelms Herzensfeſtung wurden daher ſofort eröffnet. Fräulein Mathilde entwickelte alle Vorzüge ihres geübteren philoſophiſchen Geiſtes, um den Liebhaber gänzlich zu unterjochen, und ſie gieng in ihrer Erhabenheit ſo weit, aller Vorurtheile zu ſpotten, ſelbſt ſolcher, die der ſchönen Menſchlichkeit angehören, und deren ſich ein weiblicher Menſch am allerwenigſten entäußern darf. So ward ſie aus einer angenehmen Geſellſchafterin, die ſie ſonſt geweſen war, eine Art von literariſch-philoſophiſcher Virago, die jeden Mann von geſundem Geiſte anwidern mußte. Fanny, mit der Wallner ſonſt im Genuß fröhlicher Laune wohl gern einen Walzer gemacht, und ihre leichte Zierlichkeit bewundert, oder auch ein einfaches Liedchen geſungen hatte, — zog nun jede Gelegenheit bei den Haaren herbei, ſich in ſchweren Arien, denen ſie nicht gewachſen war, hören zu laſſen, oder ſich in künſtlichen Tänzen zu zeigen. Seraphine aber ward nicht müde, in dem gewählteſten idealiſchen Putze in anziehenden Stellungen zu prunken und zu liebäugeln, und ſo wurden aus den ſonſt grazieloſen Mädchen eitle anmaßliche Thörinnen. Wilhelm, anfänglich überraſcht, hatte jedoch bald den Schlüſſel zu dem Räthſel gefunden, das vor ihm aufgeführt wurde, und zu ernſt und gutmüthig, ſeinen ſcherzenden Spott damit zu treiben, wandte er ſich mit einem ſchmerzlichen Lächeln von den unangenehmen Auftritten ab.

In dem Zirkel der alten Jugendfreunde hatte er der lächerlichen Comödie bald vergeſſen, in der man ihm die Rolle des Schauſpielers wider Willen zugedacht hatte. Das Herz erweiterte ſich in ſeiner Bruſt, und eine Zukunft voll Blüthen und Früchte ging vor ſeinen Hoffnungen und Wünſchen auf. Er hatte bis jetzt im Gewühl der Menſchen und Geſchäfte allein gelebt; jetzt wollte er ſelbzwei in beſchäftigter Einſamkeit das Leben genießen und der Außendinge entbehren lernen. In Minchen zeigte ſich ihm die Gefährtin, wie ſie ſeyn ſoll. Ihr Geiſt war einfach aber wahrhaft gebildet, und jeder Entwickelung fähig; ihr Herz ſchien ihm eine noch unbeſchriebene Tafel. Er durfte ſich ſchmeicheln, ihr nicht unangenehm zu ſeyn. Sie lauſchte oft mit der herzlichſten Theilnahme den Erzählungen ſeiner Schickſale und Begebenheiten, die er den Freunden in traulichen Abendſtunden jetzt umſtändlich mittheilte, und er kam ſich mit ſeinen ſüdlich gebräunten Wangen neben dieſer zarten blonden Tochter Herthas oft wie eine Art von Othello vor, der ſeine Desdemona durch ſüße Mährlein gewinnt. Freilich konnte er nicht umhin, den Unterſchied der Jahre zu bemerken. Er durfte nicht hoffen, in ihrem Herzen jene ſtark auflodernde Flamme anzufachen, die bei der gegenſeitigen Berührung jugendlicher Gemüther oft unheilbringend zuſammenſchlägt; aber er war noch in den Jahren des Muthes und der Kraft, und er glaubte hoffen zu dürfen, in ihr ein ſtilles wohlthätiges Feuer zu erhalten, welches leuchtet ohne zu blenden, und wärmt ohne zu verſengen. Es fehlte nicht an Beiſpielen, wo in ſolchen Ehen auf dem Boden der Freundſchaft das reinſte Glück erblühte, indeß Verbindungen, in dem höchſten Entzücken der Leidenſchaft geſchloſſen, das Unglück zweier Men-

Digitized by Google

ſchenleben machten, und in erſtarrende Gleichgültigkeit, oder feindſeligen Haß ausarteten. — So mit ſich ſelbſt philoſophirend, mitunter wohl auch ſophiſtiſirend, kam er zu dem Entſchluſſe, Marien ſeine Empfindungen, Anſichten, Hoffnungen und Abſichten vorzulegen, und ſie zu bitten, ihre Tochter als ſorgſam liebende aber in ihrer Liebe ſcharfſichtige Mutter in der Stille zu beobachten und zu erforſchen, indem er lieber jedes Drangſal ertragen, als dem theuren, zarten, reinen und edlen Herzen nur den allerleiſeſten Zwang angethan haben wolle. Marie liebte ihren Mann herzlich und aufrichtig; um alles hätte ſie nicht wünſchen mögen, daß es anders mit ihnen gekommen wäre, als es eben gekommen war; aber dennoch klang die Zeit der erſten Jugendliebe mit ſo ſüßen Tönen in ihr nach, und Wilhelms Bild ſtand von daher noch in ſo lieblichen Umriſſen vor ihr, daß ſie innerlich freudig aufjauchzte, ihrer Tochter ein Glück zu Theil werden zu ſehen, daß ihr einſt ſelbſt das Schickſal verſagt hatte. Sie konnte ſich gar nicht denken, daß Minchen die Sache mit andern Augen anſehen könnte, als ihre Mutter, und es bedurfte der ernſtlichſten und dringenſten Bitten, Vorſtellungen und Beſchwörungen von Wilhelms Seite, um ſie von Uebereilungen abzuhalten.

So ſtanden die Sachen, als Wilhelm einſt an einem ſchönen Herbſtabend das Lieblingsplätzchen auf der Berghöhe beſuchte. Er trug und erwog Manches in ſeinem zweifelnden Herzen, und ſuchte die Einſamkeit. Er glaubte eine Veränderung an Minchen wahrgenommen zu haben. Sie war noch immer freundlich, liebevoll und zutraulich, wie ſonſt, aber die offene heitere Unbefangenheit, mit der ſie bei ihrem erſten Zuſammentreffen an dieſem Orte neben ihm herhüpfte, war von ihr gewichen, und es ſchien ihm zuweilen ſogar, als zerdrücke ſie ein Thränchen in ihrem ſchönen blauen Auge. Er konnte kaum zweifeln, daß ſie nicht mit ſeinen Wünſchen und Hoffnungen vollkommen bekannt ſeyn ſollte, obſchon er es gefliſſentlich vermieden hatte, etwas davon in ihrer Gegenwart beſtimmt laut werden zu laſſen. Das Auge des unerfahrenſten Mädchens hat in ſolchen Dingen den Scharfblick eines geborenen Feldherrn, und die Mutter war überdem zu ſehr von ihren Plänen eingenommen, um ſich nicht gegen die Tochter zu verrathen. War es nun bloß jungfräuliche Schüchternheit, die vor der Ahnung der Liebe erbebt, oder lag ein anderes Gefühl zum Grunde? — deß mußte er klar werden, ſo lieb ihm ihr und ſeine eigne Glückſeligkeit war, denn an dieſem Gifte konnte die ganze Saat ihrer Zukunft verderben.

Tief in ſich gekehrt lagerte er ſich, von der weiten Ausſicht, die man dort auf der Bank hat, abgewandt, in das junge Walddickicht dahinter, wo ein kleines Raſenbänkchen angelegt war. Man konnte da die große Bank ſehen, ohne von derſelben aus geſehen zu werden, und die Kinder pflegten ſich dieſes Plätzchens gern zu ihren Verſteck-Spielen zu bedienen. Hier war es, wo ihn bald bekannte Töne aus ſeinen Gedanken weckten. Er ſah zwiſchen den Zweigen hindurch, und erblickte Eduard Herrmann mit Wilhelminen Hand in Hand vor ſich ſitzend. Schreck und Erſtaunen lähmten ſeine Bewegungen. Er konnte jedes Wort verſtehen, und bald ward es ihm klar, daß er hier, um mehr als ſeines Selbſt willen, im Verborgenen nicht nur lauſchen dürfe, ſondern ſogar lauſchen müſſe.

„Ich danke Ihnen, mein theures Minchen," ſprach Eduard, „daß Sie Vertrauen genug zu mir hatten, meinem Rufe hieher zu folgen."

„Hat der Freund und Lehrer meiner Kindheit wohl je etwas von mir verlangt, daß ich Urſache gefunden hätte, zu bereuen?" antwortete Wilhelmine.

Eduard drückte leiſe ihre Hand, und fuhr mit zitternder Stimme fort; „Es iſt eine verhängnißvolle ſchwere Stunde für uns beide, liebe Wilhelmine!" — „„das fühl ich tief im innerſten Herzen, guter Eduard! Eine ſchwere Stunde, und eine für die ganze Zukunft entſcheidende zugleich.""

Eduard ſo nahm ſich zuſammen:

„Wenn ich in die Vergangenheit blicke, gehört es zu meinen ſeligſten Gefühlen und Erinnerungen, daß wir uns ſtets verſtanden, auch ohne Worte."

„Wir verſtehen uns auch jetzt, Eduard. Laſſen Sie uns daher mit frommer Reſignation, und ohne Worte von einander ſcheiden!""

„Nein, nicht ſo, Wilhelmine! Jetzt nicht ſo! Laſſen Sie der menſchlichen Schwäche auch ihr Recht! Jetzt, jetzt muß ich reden, oder mein Herz zerſpringt. Ich habe lange mit mir gekämpft, einen ſchweren Kampf, und ich habe überwunden. Aber mein Herz ſoll wahr und offen vor Ihnen liegen, und ich werde wenigſtens Ihr Mitleid, vielleicht ihre Achtung verdienen."

„„Wir theilten Schuld und Kampf; wir theilen auch den Sieg.""

„Ich will und darf uns nicht weich machen. Ich vermeide es daher bei den glücklichen Jahren der Kindheit und der erſten Jugend zu verweilen, wo wir uns ſchon zu lieben anfingen. Die Jahre, welche ich vor Ihnen voraus habe, machten in den Verhältniſſen, in denen wir zu einander ſtanden, den Knaben zum Lehrer des Kindes, den jungen Mann zum Lehrer der knoſpenden Jungfrau. Vor mir entfalteten ſich die Blüthen Ihres Verſtandes in zarter Anmuth; aber bald ward der Lehrer zum Schüler, wo die Weſenheit einer ſchönen Seele, eines edlen Herzens ſich ausſprach. — Mein Geiſt ſehnte ſich nach Wiſſenſchaft, die mir dieſe Umgebungen nicht geben konnten, und die Vermögensumſtände meines guten Vaters waren zu beſchränkt, um die nöthigen Koſten einer gelehrten Laufbahn für mich aufbringen zu können. Da trat eine wohlthätige Verwandte ins Mittel. Ich jauchzte unter den Thränen, die ich der Trennung von allem, was mir lieb war, weinte. Ich ſchied mit Gefühlen, Hoffnungen und Entſchlüſſen, denen ich keine Worte lieh, aber die mit unauslöſchlicher Schrift in mein Herz gegraben waren. Der letzte innige ſeelenvolle Blick Wilhelminens begleitete mich zu den neuen Pflichten meines Standes, und ſtärkte und bewahrte mich wie einen Talisman, von dem uns die anmuthigen Mährlein unſrer Kindheit erzählten, wenn mir der Welt verwirrende und unreine Geiſter nahen wollten. Meine Univerſitätsjahre waren beendigt, und ich glaubte, daß es mir nun bald erlaubt ſeyn würde, den Träumen meiner Hoffnungen Geſtaltung zu geben. Da ſtarb der Geheimrath. Ich ward der Couſine nöthig, ihre Stellung in der bürgerlichen Welt zu ſichern. Dankbarkeit geſellte ſich zu der hohen Achtung ihres Charakters und ihrer Tugenden, und gewiß würde die Liebe nicht fern geblieben ſeyn, wäre mein Herz noch frei geweſen. Aber ich kann und darf mir es nicht verhehlen, daß die treffliche Frau mich liebt, und nur auf meine Erklärung wartet, um mich, wie ſie meint und meinen muß, glücklich zu machen. Und würden es denn nicht Tauſende an meiner Stelle im höchſten Maße ſein? — Unglücklich, wie ich mich fühle, ſoll ich auch noch undankbar ſeyn? Soll ich ihr, der ich alles verdanke, was ich bin, mit der höchſten Qual lohnen, die ein weibliches Herz treffen kann? Lieber möge das meine in ſeinen innerſten Tiefen verbluten! — Ich habe lange und ſchwer gekämpft. — Da kam der zagenden zögernden Seele eine wohlthätige Erſcheinung zu Hülfe. Ein Mann zeigt ſich in unſerm Kreiſe, gut und edel, von trefflicher Bildung und in voller Manneskraft. Er iſt der Freund deiner Eltern, Erfahrung und Leiden haben ihn geprüft und bewährt. Er liebt dich. Er iſt in jedem Betracht beſſer als ich. Vertrauensvoll darf ich meine Wilhelmine, das Leben meines Lebens, an ſein edles Herz legen. Er wird ſie glücklich machen, glücklicher vielleicht, als ich es gekonnt hätte. Das entſcheidet. Edelmuth und Pflichtgefühl ſiegen. Mit blutendem aber gefaßtem Herzen ſage ich dir und meinen Hoffnungen Lebewohl, und morgen biet ich Caroline meine Hand."

„„Wallner iſt ein guter, edler, trefflicher Mann. Ich ſchätze ihn unendlich hoch; ich würde ihn lieben, wenn nicht ein Anderer meine erſte Jugendliebe geweſen wäre. Meine Eltern wünſchen es, es macht ſie glücklich, — und dennoch! Sollt' ich mich ſchämen, daß das nur in dem Heiligthum ihrer Gefühle lebende Mädchen ſchwächer iſt, als der Mann, dem alle Erfahrung und Weisheit der Welt zu Gebote ſteht? — Dennoch würd' ich mich nicht entſchließen können, wäre es nicht auch um dich und Caroline zu thun. Obſchon mit zerknirſchtem Herzen, ſegne ich das Geſchick, daß es ſo kommen mußte, um mir Muth und Kraft zu verleihen. Gehen Sie hin, zu vollenden, was Pflicht und Edelmuth heiſchen! — Wilhelmine wird das Andenken reiner, ſtarker und dennoch entſagender Jugendliebe in ihrem Herzen bewahren, und mit ihm nie unglücklich ſeyn.""

„Zarte und edle, und doch auch wieder große und ſtarke Seele! Du erhebſt und tröſteſt, indem du verwundeſt. Auch an der Bruſt der Himmliſchen würde die Schöpfung mir traurig und öde ſeyn ohne dich! — Caroline iſt ſchön, edel und gut, ach aber Wilhelmine war meine erſte Jugendliebe!

„„Die Zeit iſt ja der ächten Liebe Schranke nicht. Die Empfindungen, die mit den erſten Gefühlen unſrer Weſen in uns aufblühten, reichen auch in eine andere Welt hinüber, und was wir wahr und rein und makellos in dem Heiligthum unſers innerſten Seyns bewahrten, dürfen wir alsdann auch ungeſcheut enthüllen. Zeit und Raum wird uns ſcheiden, aber unſre Herzen nicht einander entfremden, die wir von nun an zu Tempeln der Freundſchaft weihen.""

Sie ſtand bei dieſen Worten auf. Eduard umfaßte ſie mit ſchwer verhaltener Leidenſchaftlichkeit. Sie ſenkte das Köpfchen, und ließ es eine Weile ſtill weinend auf ſeiner Schulter ruhen. Dann hob ſie die ſchweren Wimpern zu ihm empor, drückte einen ſchnellen entſchloſſenen Kuß auf ſeine Lip-

pen, hauchte ein leises Lebewohl hervor, und entfernte sich ohne Eil und ohne Zögern. Eduard schien ihr folgen zu wollen, aber sie winkte ihm abwehrend zurück, und er eilte von der andern Seite in das Thal hinunter.

Du hast, geehrter Leser, oder schöne Leserin, es wohl schon irgend einmal erlebt, besonders wenn du Landwirthschaft treibst, oder auch sonst figürlich, daß dir die Saaten deiner Hoffnung so recht frisch und grün entgegenlachten und dein Herz mit Freude schwellten; du hast alsdann wohl auch schon die Erfahrung gemacht, daß irgend ein Frost oder Hagelschauer darüber hinfuhr, und alle Hoffnungen im Keime zerstörte. Wenn du dich nun erinnerst, wie dir dann zu Muthe war, so kannst du es auch fühlen, wie es jetzt Wilhelms Herz zusammenschnürte. Es sind furchtbare Augenblicke im Menschenleben. Die Kraft des Widerstandes ist aus der Seele gewichen, aber die widersprechendsten Gedanken fahren mit Blitesschnelle durch ihre Erstarrung hin. Himmel und Hölle ziehen wechselseitig an dem armen Menschenherzen. So lag Wilhelm eine Weile in anscheinend äußerer Fühllosigkeit, aber schrecklicher innerer Empfindungsthätigkeit da. Aber nicht lange, da ermannte sich sein besseres Selbst. Mit einer stillen Thräne blickte er dem schönen schnell entschwundenen Traume nach, dann ging er, und zwar geradeswegs zur Geheimräthin. Die Erhabenheit, mit der das sonst so einfache, fast schüchterne Landmädchen gehandelt und gesprochen hatte, stand, ein leuchtendes Bild, vor seinem Gemüth. Die schöne Schwärmerei der heldenmüthigen Seele hatte auch ihn ergriffen und begeistert, und er versprach sich selbst, nur für das Glück des jungen liebenden Paares zu leben.

Einer fühlenden Frau so unwillkommene Mittheilungen zu machen, mag wohl unter die kitzlichsten Geschäfte gehören. Wilhelm war indeß selbst zu sehr ergriffen, um es mit besonderer Künstlichkeit zu handhaben, und vielleicht bewährte sich die schlichte unumwundene Wahrheit, mit der er ihr die Scene schilderte, wovon er so eben erst Zeuge gewesen war, als die beste Art und Weise, in der sie vorgetragen werden mochte. Caroline war kein gewöhnliches Weib. Sie kannte und ehrte Wilhelm genug, um ihm den lebhaften Schmerz, den ihr Herz fühlte, unverhohlen sehen zu lassen; aber über das, was ihr zu thun oblag, war sie keinen Augenblick unschlüssig. Die beiden unglücklichen Vertrauten besprachen sich lange über die Führung dieser Angelegenheit, und die gegenseitige Mittheilung erleichterte die beklommene Brust. Es war schon tief in die Nacht hinein, als Wilhelm fast beruhigt die eben so beruhigte verließ.

Die Geheimräthin schützte Unpäßlichkeit vor, und umging dadurch die Erklärung, welche auf Eduards Lippen schwebte. Auch Wilhelm nahm keine Kenntniß von den Winken, die ihm Maria gab, und vermied alle Unterhaltung, die auf diesen Gegenstand Bezug hatte. Dagegen besuchte er täglich das Haus der Geheimräthin, mit der ihn nun die gemeinschaftliche Sorge für das Glück der jungen Leute in mannigfaltige Berührung brachte. Sie trösteten sich gegenseitig so lange, bis sie tief im Innersten fühlten, wie nöthig sie einander nicht nur zum Trost, sondern auch zum Glück ihres Lebens geworden waren. Wilhelm, zu dessen Lebensplänen dies vortrefflich paßte, machte die Entdeckung zuerst, und freute sich, so unvermuthet von den Dornen der Entsagung die süßeste Frucht des Lebens zu brechen. Langsamer gelangte Caroline zu der richtigen Würdigung ihrer Gefühle. Eine Frau, die in der Liebe unglücklich gewesen, würde es für Verletzung der Pflicht gegen sich selbst ansehen, wenn sie einer anständigen Verzweiflung nicht wenigstens Zeit genug ließe, gleichsam die Wittwenkleider abzutragen.

Die Vorbereitungen waren getroffen. Der Winter hatte seinen ersten Frost über die Erde geworfen. Da erschien eine Einladung von Seiten der Geheimräthin an alle Familien von einiger Bedeutung in der Nachbarschaft, die in irgend einigem Bezug zu ihr standen. Niemand zweifelte daran, daß es die Verlobung der Geheimräthin mit Eduard, vielleicht wohl auch Wallners mit Wilhelminen gelten würde, und alles fand sich an dem bestimmten Tage in den schönsten Feierkleidern, und mit einer gehörigen Dosis theilnehmend freundschaftlicher Neugier ein. Wilhelm machte den männlichen Wirth, und war in ganz vorzüglich heiterer und fröhlicher Laune.

Als die Mittagstafel angerichtet war, bot Wallner, alle gegenwärtigen vornehmeren Damen übergehend, dem darüber hochbetroffenen Minchen den Arm, die Geheimräthin aber folgte mit ihrem Gerichtshalter, den sie dazu aufforderte, unmittelbar nach. „Da ist es ja ganz klar, was wir längst vorausgesehen haben!“ zischelten die sich paarenden Gäste hinterdrein, verwunderten sich aber gar sehr, als Wallner und die Geheimräthin Wilhelminen und Eduard an die Mitte der Tafel führten, und ihnen dort neben einander ihr Stellen anwiesen, worauf Wallner der Geheimräthin die Hand bot, und sie um den Tisch herum geleitete, wo beide gerade gegenüber ebenfalls neben einander Platz nahmen. Die Gedecke waren mit Namen bezeichnet, und so kam die Oberförsterin neben Eduard, der alte Prediger neben Wilhelminen, der Oberförster aber neben die Geheimräthin zu sitzen. Alle Blicke waren fragend gespannt und schienen Aufschluß zu erwarten. Wilhelm und die Geheimräthin aber machten ganz unbefangen die Wirthe mit Aufbietung aller fröhlichen Laune, die sie schon im voraus dazu in Bereitschaft gesetzt hatten; es wollte ihnen jedoch nicht gelingen. Umsonst entsiegelte sich der Geist der feinsten Weine, die Gesellschaft blieb gespannt und stumm. Einige Witzfunken flogen hin und her, aber sie zündeten nicht. Eduard und Wilhelmine glichen zwei peinlich Angeklagten auf dem Armensünder-Bänkchen, und Mariens Augen schossen bohrende Bolzen auf Wilhelm hinüber. Diesen dauerte und ermüdete endlich die allgemeine Unbehaglichkeit, und er erhob sich deshalb früher, als es in seinem Plane gewesen war, die Gesellschaft anzureden.

„Ich sehe wohl,“ sprach er lächelnd, „daß ich die Lösung des Räthsels nicht länger vorenthalten darf, das wir uns die Freiheit genommen haben, schweigend aufzugeben, und welches wie ich bemerke, die Gemüther unsrer lieben Gäste so sehr spannt, daß die nothwendigen Funktionen des Magens darunter leiden. Zuvor muß ich jedoch um die Erlaubniß bitten, eine kleine Abhandlung vorausschicken zu dürfen, die mit der Lösung genauer zusammenhängt, als es augenblicklich scheinen möchte. Es betrifft das Kapitel von der ersten Jugendliebe. Ist einer unter uns, wie vergrämelt ihn auch Zeit und Schicksale haben mögen, der nicht wenigstens mit kurzer freudiger Erinnerung in das Land der Jugend zurückblickte, wo wir unter Blumen und Blüthen sorglos dahin wallten? Jugendliebe ist die Idylle des Menschenlebens. Wo sie in edlen reinen Herzen Wurzel schlägt, heiligt sie für eine Welt voll Sünde und Mängel. Aber nur selten wird die Blüthe zur Frucht, noch seltener gedeiht die Frucht zur Reife. Nur wenigen ist es vergönnt die Wünsche der Jugend in dem bürgerlichen Leben gekrönt zu sehen, und wieder nur wenigen, denen dies gelang, ward es auch gegeben, jene schönen Gefühle ihres Herzens mit hinüber zu retten. Der Wurm war bereits in die Frucht eingedrungen, und jene Glückseligkeit, der Abglanz einer besseren Welt, ging unter in den empörten Leidenschaften des Irdischen. Blicken Sie nun mit Wohlgefallen und Freude auf jenes junge Paar, das heute die Ehrenstelle an unserer Tafel einnimmt! Wir hoffen, es werde eines jener wenigen seyn. Eduard und Wilhelmine liebten sich von zarter Jugend auf, mit heißer, reiner, verschwiegener, heldenmüthiger, sich selbst hingebender Liebe. Aber sie verloren sich in seltener Verirrung, indem sie glaubten, ihre Liebe der Pflicht der Dankbarkeit aufopfern, und dem Glück ihres Lebens entsagen zu müssen, um das Glück anderer zu machen. Ihr und mein guter Genius führte mich zur Entdeckung ihrer Liebe, ihrer Kämpfe, ihrer Siege, und ihrer auf Tugend gegründeten, obgleich aus einer falschen Ansicht hervorgehenden Entschlüsse. Gute, treffliche Menschen! Ihr wolltet Glück und Leben spenden, ob auch eurer Herz bräche; aber ihr würdet nur Tod und Unglück verbreitet haben. Ein glücklicher Zufall, einer jener stummen Boten und Diener einer höheren Fügung, die wir nur in Demuth ehren, aber nicht erklären können, hielt uns Alle ab, in den geöffneten Abgrund zu versinken. Uns tagt jetzt eine heitere Zukunft. Ihr werdet glücklich seyn, wenn Uebereinstimmung der Herzen, wenn Eltern und Freundesliebe je auf Erden glücklich machen können. Die peinliche Verlegenheit der letztverwichenen Stunde sey die Strafe, und die einzige Rache, die eure Freunde dafür nehmen, daß ihr kein Vertrauen zu ihren Herzen hattet. Ihr aber, geliebte Eltern des liebenden Paares! Ehrwürdiger Lehrer; Heinrich und Maria, ihr Freunde meiner Jugend! Werdet ihr es meiner Freundin und mir verzeihen, wenn wir uns anmaßten, hier ein wenig das Schicksal spielen zu wollen? Wir hoffen es, der Absicht wegen. Nehmt uns auf in den Kreis elterlicher Liebe und vergönnt uns eure elterlichen Sorgen zu theilen! Dieses Instrument, welches ich hiermit dem Gerichtsverweser und Bevollmächtigten Herrmann im Namen meiner Nachbarin übergebe, enthält die Versicherung eines hinlänglichen Auskommens, und die Ausstattung Wilhelminens bitte ich um die Erlaubniß übernehmen zu dürfen. — Gedenkt der Zeit unsers eignen Lebensfrühlings! Nur selten wird erster, reiner, ächter Jugendliebe die Erfüllung ihrer Wünsche; aber hier wenigstens, wo wir nächst Gott zu schalten haben, hier, wenn irgendwo, soll sie nicht untergehen in den Verwirrungen der irdischen Verhältnisse. Und so begrüßet nun mit uns eure Kinder, als Verlobte!“

Maria umarmte unter stillen Thränen den neben ihr sitzenden Jüngling. Der ehrwürdige Prediger segnete Wil-

helminen, die ſeine Hand küßte, und von ihren Gefühlen überwältigt, einer Ohnmacht nahe war. Heinrich aber dankte der Geheimeräthin mit ſtockenden Worten, und blickte zu dem Jugendfreunde mit leuchtenden beredten Augen hinüber. Die Geſellſchaft wollte ſich in Glückwünſchen ergießen.

Da machte Wilhelm auf's neue eine Bewegung, daß er reden wolle, und alles wurde ſtill.

„Es iſt dies ein Tag der Ueberraſchungen," ſprach er zu der Geheimeräthin gewandt. „Werden Sie mir es verzeihen, meine Freundin, wenn ich auch Sie zu überraſchen beabſichtige! Blicken Sie auf das junge Paar uns gegenüber! ſie wagen es nicht, ſich ihrer Freude zu überlaſſen; ſie werden es nicht wagen, glücklich zu ſein, ſo lange ſi uns nicht glücklich wiſſen. Bringen Sie ihnen das Opfer einer weiblichen Bedenklichkeit, die ich zwar ehre, die aber hier auch mit Ehren der wichtigeren Rückſichten zurücktreten darf. Verhehlen Sie es nicht, daß unſre Herzen ſich fanden, vielleicht auf einem Lebenspfade voll Dornen, aber in der Stunde der Prüfung, und daher gewiß für immer. Legen Sie ihre Hand vertrauensvoll in die Hand des Mannes, den Sie durch das Erdenleben geleiten wollen, und der die Wege der Vorſehung dankbar preiſt, indem er Ihnen und ſich ſelbſt redlich verſpricht, das Glück zu verdienen, das Sie ihm mit dieſer Hand gewähren!"

Caroline erröthete und ſtand eine kleine Weile an. Dann aber erhob ſie ſich mit Faſſung, und reichte ihm die Hand. „Ich glaube dem Drange des Augenblicks nicht widerſtehen zu dürfen", ſprach ſie, „wenn er gleich meine Handlungen mehr als ich wünſchte übereilt, und ich nehme keinen Anſtand öffentlich zu geſtehen, daß Vernunft und Herz mir in Ihnen den fernern Gefährten meines Lebens angewieſen haben."

Wilhelmine flog um den Tiſch und ſank zu Carolinens Füßen; Eduard folgte ihr und lag in Wilhelms Armen. Der Jubel der Geſellſchaft brach aus. Alle verließen ihre Plätze, und drängten ſich glückwünſchend um die liebenden Paare herum.

Nicht ohne einige Mühe gelang es Wilhelm endlich, die Ordnung der Tafel wieder herzuſtellen. Die Geſellſchaft ward nun eben ſo offen und frei, als ſie anfänglich verſchloſſen und ſtill geweſen war. Kein ſcheelſüchtiger Blick fand einen andern, der ihm geantwortet hätte, und alles ward von dem Ausdruck wahrer Freude hingeriſſen. Das muntre Lied ward laut und die gelöſten Propfen der Champagnerflaſchen knallten luſtig zu dem harmoniſchen Geläute der Gläſer.

Auch die Fräulein von Adelhorſt waren zugegen. Obſchon nur mit der Abſicht gekommen, Stoff zur Satyre zu finden, wurden ſie dennoch von dem allgemeinen Strudel ergriffen. Ihre Herzen waren eigentlich gut, und ſo konnten ſie dem Zuge des Guten nicht widerſtehen. Als nun vollends ein Ball folgte, den mehrere Tänzer aus einer nahen Garniſon verherrlichten, ſöhnten ſie ſich mit Wilhelm und Carolinen bald völlig aus, und waren nun wieder die angenehmen Mädchen mit denen Wilhelm früher gern des Lebens Scherz getheilt hatte. Auch erndteten ſie den Lohn ihrer Gutmüthigkeit; denn es ſpannen ſich auf dieſem vergnügten Feſte Fäden an, die ſie, zwar nicht zu dem Glanze des Hofes, aber zu anſtändigen, ihre bisherigen Formen unverletzt laſſenden Verſorgungen führten.

Eduard und Wilhelmine, Wilhelm und Caroline, Heinrich und Marie fanden in ſich und ihren nächſten Umgebungen die unerſchöpflichſte Quelle menſchlicher Glückſeligkeit. Die unabwendbaren Uebel muthig tragend, genoſſen ſie in ſtiller Freude und Demuth die Gaben und Segnungen des Lebens. Oft noch beſuchen ſie das verhängnißvolle Lieblingsplätzchen, aber in dem Verſteck, wo Wilhelm einſt mit ſo ſchwerem Herzen weilte, ſuchen und jagen ſich jetzt fröhlich erjauchzende Kinder.

Carl Philipp Conz

ward am 28. October 1762 zu Lorch im Würtembergiſchen geboren, wo ſein Vater, den er leider frühzeitig verlor, Amtsſchreiber war. Seine Mutter vermählte ſich zum zweiten Male und ihr Gatte ward dem Sohne erſter Ehe mit ſolcher Liebe zugethan, daß er, troz ſeinen beſchränkten Verhältniſſen, Alles aufbot, um des Knaben Wunſch, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, erfüllen zu können. Der junge Conz erhielt demgemäß ſeine gelehrte Bildung auf der lateiniſchen Schule zu Schorndorf und in den theologiſchen Seminarien zu Blaubeuren, Babenhauſen und Thüringen. Nachdem er hier 1783 Doctor der Philoſophie geworden, verwaltete er nach einander die Vicariate zu Adelberg, Welzheim und Horeiſtein und erhielt 1789 die Stelle eines Repetenten am theologiſchen Seminarium zu Tübingen. Im Jahre 1790 ward er Prediger an der Karlsakademie in Stuttgart, 1793 Diaconus zu Vaihingen, 1798 Diakonus in Ludwigsburg, 1804 ordentlicher Profeſſor der klaſſiſchen Literatur an der Univerſität zu Tübingen, ſo wie 1812 Profeſſor der Beredſamkeit daſelbſt. Er ſtarb am 20. Juni 1827.

Von ihm erſchienen in deutſcher Sprache:

Konradin von Schwaben. Frankfurt und Leipzig, 1782.
Schildereien aus Griechenland. Reutlingen, 1785.
Ueber den Geiſt und die Geſchichte des Ritterweſens. Gotha, 1786.
Moſes Mendelſohn. Gedicht. Stuttgart, 1787.
Gedichte. Tübingen, 1792.
Analekten. Leipzig, 1793.
Abhandlungen für die Geſchichte der ſpätern ſtoiſchen Philoſophie. Tübingen, 1794.
Timoleons Rückkehr nach Korinth. Stuttgart, 1801.
Morgenländiſche Apologen. Heilbronn, 1803.
Nachrichten von R. Weckerlin's Leben. Ludwigsburg, 1802.
Gedichte. Zürich, 1806. N. A. Tübingen, 1818 — 19. 2 Thle.
Gedichte. Neue Sammlung. Ulm, 1824.
Kleine proſaiſche Schriften. Tübingen, 1821. 22. 2 Thle. Neue Sammlung. Ulm, 1825.
Bibliſche Gemälde. Frankfurt, 1818.
Ueberſetzungen von Klaſſikern (Seneca, Tyrtaeus, Aeſchylus, Ariſtophanes u. ſ. w.). Gedächtnißreden u. ſ. w. u. ſ. w.

Tiefe Gelehrſamkeit, Scharfſinn und Forſchergeiſt ſind allen Werken des auch als Menſchen achtungswerthen Mannes eigen. — In ſeinen poetiſchen Arbeiten, unter denen die philoſophiſchen und deſcriptiven Gedichte die vorzüglichſten ſind, offenbart ſich tiefe Frömmigkeit, ein reiches Gemüth, Gedankenſchärfe, Kraft und Phantaſie, aber es fehlt ihnen faſt durchgängig an Leichtigkeit der Darſtellung und Anmuth des Ausdrucks, die Herrſchaft über die Form war Conz nicht angeboren; dieſe ward ihm ſchwer und nicht ſelten hinderlich, wodurch denn ein beſtändiges Ringen mit derſelben und eine beengende Steifheit und Ungewandheit hervortritt, die er nur in ſehr glücklichen Momenten zu bemeiſtern vermag. Wir theilen hier einige ſeiner gelungenſten Poeſieen mit.

An meinem Geburtstage.*)

Den 28. Oktober 1814.

Jahreführende Sonnen ſind mir manche
Schon entſchwunden; des Schönen und des Edlen
Strahlte vieles mir, doch Gewölk umtrübte
Oefter das Heitre,

Daß die Freude ſich in das Dunkel fortſchlich;
Daß umnachtendes Leid mein Innres faßte,

*) Aus C. P. Conz Gedichten. Tübingen, 1792, 1818 — 1819. Ulm, 1824 u. ſ. w.

Und den ſäumenden Feind des Lebens oft ich
Rufte, den Tod mir.

Leid an Urnen, geliebten theuren Urnen!
Leid noch herberes (denn mit theuren Todten
Wird gelebt noch) um Deutſchlands tiefgeſunkene
Ehr' und des Räubers

Seiner Ehre Vergötterung, um des Stolzen
Kühn aufwachſendes Glück, wie's auf den Trümmer
Unſers Ruhmes ſich hob, wie wir, o Schande!
Groß ihn geſchmeichelt.

Doch heut ſei es vergeſſen, Leid und Ingrimm!
Mit dem köſtlichſten Nektar ſei der Becher
Mir gefüllt! Der Wiegenfeſte ſchönſtes
Iſt mir erſchienen.

Klinget, Freunde, mit an den wackern Kriegern!
Klingt dem heiligen Bund erwachter Fürſten,
Die veraltete Schmach im Blut der frechen
Höhner gewaſchen.

Heldentage vor Leipzig ſeid gefeiert!
Feld, den Muſen geweiht, mit immer friſchem
Muſenlorbeer vereint ſchmückt jetzt dich ewig
Lorbeer der Schlachten.

Daß der Moloch, in deſſen Eiſenarmen
Tauſend ſtarben der Bräutigame Deutſchlands,
Tauſend ſtarben der Jüngling' und der Männer,
Endlich gebeugt ward.

Daß herzloſer Erobrer, finſtrer Dämon,
Dir, blutlechzender, deine Macht gebrochen,
Deine klirrenden Feſſeln von der Deutſchen,
Armen gelöſt ſind.

Jubel deſſen beim hochgeſchwungenen Becher!
Jubel, Jünglingsluſt! Triumph! O ſchön iſt's
Jetzt zu leben auf's neu! Beglückt, wem Jünglings-
Tage noch blühen!

Dir, Viktoria, raſche Flügelgöttin,
Sei geſpendet dies Naß! verlaß uns nimmer!
Treu dem Rechte, verleih, daß der geſunkne
Nimmer erſtehr!

Der Hain der Eumeniden.

Ein heilig Dunkel füllet den ernſten Hain;
Voll Andacht ſchweige, wer ſich dem Haine naht,
Dem unbetretnen ſtillverehrten,
Daß nicht die Jungfrau'n des Haines zürnen.

Wer ſind die furchtbar heiligen Jungfrauen?
Es ſind die ſchrecklich blickenden, gnädigen
Und ſtrengen Eumeniden, ſind die
Töchter des Erebus und der Erde.

Sie walten hier, ſie walten und ſchauen hin
Allgegenwärtig; hinter dem Frevler rauſcht
Ihr ſchneller Fittig, Mord und Unthat
Späh'n ſie, gewaffnet zum Strafgerichte.

Sie zürnen nur dem Böſen, ihr Rächerarm
Faßt nur das Laſter; wär' es dem Angeſicht
Der Welt verborgen, doch ereilet
Auch das verborg'ne gewiß ihr Auge.

Wer reine Hände hebt zu den Heiligen,
Ein reines Herz erhebt zu den Heiligen,
Den unbefleckten, o dem lächelt
Gnädig ihr ſegnendes Antlitz nieder.

Sie folgen ihm in's einſame Schlafgemach,
Sie wecken ihn den kommenden Morgen auf,
Und rüſten ſeiner Hand zur guten
Freudigen That, ſo die Pflicht gebietet.

Auch wenden ſie vom reuigen Sünder weg
Ihr zürnendes Antlitz; heiße Gebete, mehr
Die Flucht des Laſters und der beſ're
Wandel verſöhnen dich ihnen wieder.

Was ſcheuet ihr die Hehren, ihr Sterblichen?
Verehret ſie, und lernet von den Göttinnen
Die ew'ge Schrift in eurem Buſen
Achtend erkennen und fromm befolgen.

Ein heilig Dunkel füllt den ernſten Hain:
Voll Andacht ſchweige, wer ſich dem Haine naht,
Dem unbetretnen, ſtillverehrten,
Daß nicht die Jungfrau'n des Haines zürnen.

Abendphantaſie

nach einem ſchwülen Sommertage.

Die Sonne ſank, bangdrückende Schwüle goß
Sich um den Tag her, machte die Blumen der
Empfindung, machte deine Blumen,
Lächelnder Phantaſus, alle welken.

Du nahſt heran mit ſtärkenden Labungen;
Willkommen ſei, ambroſiſcher Abend, mir!
Von deinem Flügelſchlag gehoben,
Hebet ſich neu mir der Seele Flügel.

Und was beherrſcht ward, herrſchet in mir, und hat
Sein Recht, und ſchaut mit nimmer gebund'nem Blick'
Hin durch der Schöpfung Weite, die ſich
Dankend und feiernd mit mir emporhebt.

O ſtiller Geiſt urheiliger reinerer
Natur! Willkommen ihr ſäuſelnden Lüfte, wer
Gab euch verſtummten euren Athem,
Erde, dein milderes Licht dir wieder!

So drückt die Leidenſchaft den entwürdigten
Umwölkten Geiſt, die Dämpfe verfliegen, wann
Mit ihrem ſtillen Mondenſchimmer
Weisheit am Arme des Friedens winket.

Du wandelſt dort, Selene, in herrlicher,
Beſcheidner ſtill genügſamer Glorie,
Und deine Silberleuchtung theilet
Freundlich die Wellen des nahen Stromes.

Der Bäume Wipfel tönen von Melodie'n;
Halb Trug, halb Wahrheit ſchwärmen Geſtalten durch,
Ein Bild des Lebens; immer wechſelnd
Kommen und geh'n ſie, wie unſ're Freuden.

Hat ihres Friedens ſchöne Geheimniſſe,
Des mildern Reizes beſſere Segnungen
Hier die Natur verbreitet? Sichtbar
Wallt die Unſichtbare durch die Dämm'rung.

Hörſt du die Geiſtertritte? der Gang iſt Gang
Der Gottheit; Götter-Nähe verkündet mir
Der reine Duft; in Duft und Ahnung
Schwebt und in magiſchem Glanz mein Weſen.

Wo von der Büſche dämmernden Wölbungen
Umſchirmt, der Strom ſich krümmet, da tauch' ich mich
Hinunter jetzt; in deinem Lichte
Theil' ich, Selene, mit dir die Wellen.

Den Reinen ziemt das Reine; vom Quelle ſoll
Die erſte Spende dein, o Selene, ſein;
Die zweite dein, Naiade, die mich
Lächelnd umſchlingt, und umſchlingend kühlet.

O ſüße Luſt, wie ſchmeichleriſch über mir
Die Wellen ſchlagen! Frohe Vergeſſenheit
Der Tagesmühen ſchlürf' ich, ſauge
Süßer nach drückender Laſt die Wolluſt.

Urreine Schönheit! wann dem entbundenen,
Dem feſſelfreien Geiſte dein Quell ſich voll
Entſchließet nur in deinem Schooſe
Werd' ich entzückter dereinſt mich fühlen.

Andenken.

1794.

Eine Strecke des Weges durch das Leben
Haſt du, Guter, mich jüngſt geleitet, hab' ich
Dich geleitet, und nun gingſt du den Weg, der
Nimmer zurückführt,

Den umnachteten Weg des Todes, der alle
Früher, ſpäter der ſchönen Sonn' entwinket,
Wie's die Parce beſchließt: O ſeid ihm freundlich,
Götter des Hades

Meinem Kallias! Reif zur Freundſchaft waren
Unſ're Seelen bereits, zur Wechſelliebe
Schloſſen beide ſich auf; da rauſchten deine
Pfeile, Verhängniß!

Folgen über die Urnen, Theurer! ſoll dir
Meine Liebe, die deine von den Urnen
Mir begegnen; der Herzen ſchönen Einklang
Hemmet der Tod nicht.

Geiſterbündniß beſteht, der Liebe Hauch iſt
Ewig; waltet, wo Zeit nicht und nicht Raum knüpft.
Lehren ſoll mich dein Tod des Lebens Ernſt und
Milde verſtehen.

Nimm zum Opfer die Locke! Nimm der Myrthe
Still bedeutenden Kranz! des Weines dunkle
Welle fließe darauf! Nur kurze Tage
Trennt das Grab uns.

Enge zarte Vereinigung ſpricht die Locke,
Hoffnung deutet die Myrth', an Urnen Hoffnung!
Und der rinnende Wein der Freud' und Trauer
Schnelles Zerrinnen.

An Klopſtock.

Zum Abſchied.

(Hamburg, September 1792.)

Ein Knabe war ich; unter den Dämmrungen
Der Eichen ging der Träumer an deiner Hand,
Betrachtung, und von deinen Schauern,
Heilige Einſamkeit, rings umfloßen.

Der Erd' entriſſen ſchwebt' ich in höheren
Gefilden, auf den Flügeln des heiligen
Geſangs getragen; mir geöffnet
Sah' ich die Thore des Unſichtbaren.

Du ſahſt die Thränen, Quelle des Eichenhains!
Sie miſchten ſich oft deiner geheimen Fluth,
Der tiefbewegten Seele Thränen,
Die mir entlockte der hohe Sänger.

In ſeinen Liedern lernt' ich mich ſelbſt verſteh'n;
Hier lebten meine Träume, mein namenlos
Zerfließendes Gefühl fand Sprache,
Stand in Geſtalt mir vor'm trunknen Blicke.

Da reiften viel der Knoſpen des Geiſtes mir
Am goldnen Thau des hohen Geſanges auf,
Entfaltet dufteten der Seele
Blüthen mir ſchöner in ſeinen Strahlen.

„Ach!" ſeufzt' ich oft in Stunden der Mitternacht,
„Daß ich ihn ſähe, daß ich von Angeſicht
Zu Angeſicht ihm meines Herzens
Segnungen dankend entgegen ſtrömte!"

Und viel der Monden kamen und gingen hin:
Mir ſchwand der Lenz der Jugend; doch ewig jung
Blieb dieſer Wunſch, der meine Seele
Immer mit ſteigender Hoffnung füllte.

Es reift im niedern Thale der Sterblichen
Nur wenig Hoffnung: Siehe! Noch bin ich kaum
Ein Mann, und, wo ich hinſeh', hab ich
Manches gewonnen; doch mehr verloren.

Heil denn und Dank dir, ewige Wärterin
Auch meines Lebens, die du mein ſehnend Herz
Erquickt, des Jünglings ungeduld'ge
Hoffnung, die ſtille des Mannes, krönteſt.

Im Schmuck der Silberlocken, der Liebe Blick
Und ſeiner Größe Ruh' in des Auges Blau
Stand er vor mir, und ſeiner Weisheit
Peitho beherrſcht' ich; da rief ich ſcheidend:

Sei dein des Himmels reinſte Wonne! Mild
Und ſchön, wie dort die ſcheidende Sonne geht,
Wenn ſie des Tages große Arbeit
Segnend, die Himmel hinab, vollbracht hat,

Soll deines Lebens goldener Abend ſein!
Ihn müſſen mit ambroſiſchen Labungen
Umwehen die Kränze deiner Thaten,
Wie ihn die Blumen des Danks umduften,

Des Danks der Tauſend, hier von dem Vaterland,
Vom Ausland dort, des Dankes der Enkelwelt!
Viel lebteſt du den ſchönern hellern
Morgen der Deinen haſt du geſehen,

Den hellern Mittag ſelbſt mit herauf geführt;
Des Guten, Wahren, Schönen und Großen viel
Entſproßte dir und durch dich; Freuden
Gabeſt du viel' und genoſſeſt viele;

Doch blutet' auch verwundet dein Herz dir oft,
Als Meta ſtarb, die Freunde der Tod dir nahm;
(Wer liebte, ward geliebt wie Du?) Und
Schatte'ts auch jetzt nicht dir trüb vor'm Auge?

Da deiner ſchönen Hoffnung der Franke lügt,
Und dein Jahrhundert, irre vom Wahn gepeitſcht,
Und von der raſenden Erynnis
Fäuſten geſchleppt an den Abgrund taumelt?

O möcht' ein rein'rer Morgen der nahenden
Der neuen Zeit dein Alter noch laben, und
Erſt angelächelt von des Friedens
Kehrender Sonne dein Auge ſinken.

In's Feſt der Jubel tönte dann herrlicher
Auch dein gefei'rter Name; wir weinten nicht
An deinem Grabmal — ziemen Thränen
Glücklichen? — ſängen nur: Er war unſer,

Und iſt's, und lebt im Munde der fernſten Welt!
Sein Herz, ſein Leben, ſeines Geſanges Kraft
Weck' uns zum beſſern neuen Leben,
Welches die Wunden des alten heile!

Die Geduld des Weiſen.

1793.

Stille, weiſe Geduld, die du dem Leidenden
Sanfter betteſt der Noth Lager, und kühlendes
Oel der Wunde des Schickſals
Mit der helfenden Rechte beuſt!

Weiſer Dämon, der Müh'n Tröſterin, friedliche
Schmerzenſtillerin! Dich hat mit der Hoffnung noch
Pſyche's ſchweifendem Leben
Gutes Göttergeſchick gegönnt.

Du beſchwöreſt den Schmerz, hold ihn beſprechend, ſtumpfſt
Seine Stacheln ihm ab; unter dem tobenden
Grimm der Wetter, mit Menſchen,
Bosheit, Neid und Natur im Kampf,

Gehſt du muthig und groß, hoher Entſagung voll,
Heldin Gottes, einher. Möge das buhlende
Glück verſchwenderiſch der Falſchheit
Gaben unter die Thoren ſtreu'n;

Neidlos achteſt du's nicht. Ja ihr verführender
Tand, ihr Silber und Gold und ihr Geſchleppe der
Ehren, nimmer verlockten
Sie vom Pfade des Guten dich.

Deine Loſung iſt Pflicht! Wo dir die Fahne der
Hehren winket, und wär's mitten durch blutigen
Tod, da folgeſt du freudig
Freies Sinnes, und Siegerin.

Ja, dein weiſerer Muth ſtehet dem wildeſten
Schrei der Lüſte; zurück bebet die Rotte; flieh'n
Muß der Pöbel, der Sinne
Täuſchung ſtirbt an der Wahrheit Licht.

Leucht', o Göttin, der Welt freundlich! Verlaſſ' uns nicht,
Wenn vom Sturm empört wilder die Erde toſt,
Und in ſchrecklichem Aufruhr
Kämpfen Meinung, Gewalt und Recht.

Wenn an's fromme Geſtad ſtillerer Tugend jetzt
Unaufhaltbar daher rauſchen die Brandungen
Toller Laſter, im Zeitmeer
Reck der Nachen des Friedens treibt. —

Leucht', o Göttin, der Welt freundlich! Erhabenes
Schauſpiel, wenn, nicht vom Arm zwingender Noth gebeugt,
Kämpft die Tugend, es leuchtet
Werth des Himmels, der Erde Werth.

Oeta's waldige Höh'n ſahen den duldenden
Sohn Alkumena's, Zeu's edelſten Sprößling, ſah'n
Ihn am Ziele der Mühen;
Seht, die Flamme des Rogus dräut;

Hoch und kreiſend ob ihm ſchlägt die gewaltige;
Doch das Sterbliche nur ſinkt, das Unſterbliche
Siegt; er ſteiget, befreiet
Zu den ewigen Göttern auf.

Beim Sonnenuntergange.

Wem wollt ihr gleichen, Erdengewaltige,
Obherrſcher, Scepterführer? Der Bilder viel
Gleicht man euch an; Wählt euch das ſchönſte
Selber, und werdet ihm folgend Vorbild!

O ſchaut die ſegenwaltende Sonne, ſchaut
Den ſtillen Gang der Herrlichen, Könige,
Wie ſie aus ihrem Purpurbett ſich
Hebet, und Leben und Licht verbreitend

Ihr frohes Taggeſchäfte verrichtet, nach
Vollbrachtem glanzvoll jetzo beim Niedergang
Noch auf des Berges goldbeſäumtem
Rande verweilend, durch's Thal umherſchaut;

Als überdächt' ihr Herz das Verrichtete,
Als labte ſie vor'm Scheiden die Blicke noch
Am Dank der Weſen, die mit Wolluſt
Trinken die letzten von ihren Strahlen.

„Du gehſt, o Mutter! Mutter verlaß uns nicht!
Komm wieder bald! Dein Auge verbürgt es uns,
Dein ſcheidend Aug'; aus deinem Borne
Schöpfen wir alle des Segens Fülle.

Die goldnen Wolken, die dich umhüllen, ſind
Die Boten uns, du bleibeſt uns treu geſinnt;
Die Sterne, deine Brüder, zeugen's
Nächtlich!“ — Und, ſehet! ſie iſt hinunter,

Und ihre guten Thaten, wie Genien
Umſchweben ſie am Himmel noch weit umher,
Und durch das grüne Netz der Bäume
Singen ihr Scheidegeſang die Vögel.

Und wie ſie ſcheidet, ſo wird ſie mit freudiger
Erneuter Kraft am morgenden Tag erſtehn!
O dieſe Segensmutter ahmet
Könige nach! Nicht die wilden Bahnen,

Der Stürme dort, wenn aus dem erſchütterten
Luftkreis durch bange Meere, durch Länder hin,
Mit Fluch belaſtet und mit Seuchen
Brauſt, zum Verderben bewehrt, ihr Zittich.

Die Sonne dort, die nächtlichen Geiſter auch,
Die friedlich wandelnd Saaten der Liebe ſtreu'n
Aus goldnen Händen, euer Vorbild
Mögen ſie werden, des ſchönſten Segens.

Des wärmſten Dankes werdet ihr dann euch freu'n!
O nicht auf euren Wappen, Palläſten und
Prunkmänteln — laßt aus eurem Leben
Glänzen die Sonn' und erblüh'n die Sterne.

Hymne an das Licht.

1813.

Seliges, göttlich entſproſſenes, heiliges, herrliches, Heil dir!
Heil, unerforſchte, lebendige, Leben erzeugende Kraft, dir,
Weit durch den Aether verbreitet und weit durch die Wurzeln der Erde,
Und die freudig erregte Fluth, und ſelbſt durch des Abgrund
Nächtliche Tiefen umher! Sie alle, befruchtet von deinem
Samen, zeugen dir froh, verkündend dein himmliſches Weſen
Deiner Quelle zu nah'n iſt Sterblichen nimmer vergönnet,
Aber des Stroms ſich zu freu'n aus deiner Segnungen Fülle.
Was du mächtig durchwalteſt des Alls unermeßlichen Weiten;
Doch auf der Erde verkläret ſich uns dein Segen am ſchönſten,
Wie am liebſten doch greift der Menſch nach der näheren Wohlthat.
Ja, du ſchmückeſt zum Garten uns ſchön die theure Behauſung,
Wo dein Auge zuerſt, dein mütterlich Aug' wir ſahen,
Und erzogen von dir und an dir gereift, wir des Lebens
Gaben genießen gemiſcht, und in Freuden erathmen und Mühen,
Immer beſeligt durch dich und hoch in den Mühen getröſtet.
O wie beglückſt du die Erd', und o wie beglückſt du die Menſchen!
Schön iſt's, wenn ſich der Morgen erhebt und die Fürſtin des Tages,
Deine Fackel uns bringt in unſterblich erblühenden Händen;
Schön iſt's, erwachen durch dich, von deinem Strahle berühret.
O wie beglückſt du die Erd', und o wie beglückſt du den Menſchen!
Daß er mit neu geſtärketem Muth' an des Tages Geſchäfte
Schreitet und gerne vergißt, was oft ihm die Seele beſchweret.
Auch der kummerbeladene dort und der Krankheit Gefang'ner,
Die ſich härmen auf mühſamem Bett, von dem Balſam des Schlafes
Nimmer erquickt, wenn jetzt am Grauen der ſchweigenden Schatten
Wachſend nur ſteigt ihr Schmerz, und die Bilder der Qual, wie Geſpenſter,
Irr umſchweben ihr Haupt, ſie ſehnen nach dir ſich, ſie hoffen
Linderung der drängenden Qual durch dich, und du täuſcheſt ſie nimmer!
Deines Nahens erquickender Kuß verſöhnet ſie wieder,
Und zerſtreuet den Gram, und heitere lichte Geſtalten
Ruft du, freundliches, holdes, in's Herz den duldenden Armen.
O wie beglückſt du die Erd', und o wie beglückſt du den Menſchen!

Wenn, von flammenden Roſſen getragen, du höher und höher
Wandelſt am Himmel einher, und die Flur, ein Tempel der Gottheit,
Als von der Hohen lebendigem Strahl durchſchimmert, ſich aufthut,
Wenn die Gebirg' umdampfenden Nebel erſchmelzen in deiner
Herrlichen Gluth, und der Thau in tauſendmal tauſend verjüngten
Sonnen flimmert empor, da reget das freudige Wild ſich.
Siehe! die Schenkel durchzucket von dir, die höchſte der Klippen
Hat ſchon erſprungen die muthige Gems, und ſchauet nach dir auf,

Und der König der Luft braust jetzt mit gewaltigem Fittich
Ueber ihr hoch einher, und schweigt in den Lüften des Aethers.
Laut jetzt werden die Stimmen der Berg' und die Stimmen der Thale,
Und die Bäche, sie jauchzen darein, als freuten sie trunken
Deines berührendes Kusses sich all' in brünstiger Liebe.
Doch am holdesten feiern dein Lob die Bürger der Zweige
Mit der Kehle Musik in wunderbar klingenden Weisen;
Sie, die freundlichen Kinder, entstammt aus dir, die beschwingten
Lichten Bewohner der Auen der Luft, wie verkünden sie herrlich
Deine befruchtende Kraft, und zeugen den himmlischen Samen,
Den sie tragen von dir, mit der regeren Fülle des Lebens,
Mit der Fittiche Glanz, die vielfach gefärbeten, bunten,
Mit dem bebenden, dem flatternden Sinn, unbeschränkt von der Sorge,
Wie in dir nur leben die hell umschauenden deiner
Regel getreu, erwachend mit dir und in Schlummer versinkend,
Wenn du sinkest zur Stunde des stierentspannenden Abends!
Auch die Pflanzen, wie feiern dein Lob mit holdem, beredtem
Schweigen nicht all', und du hütest sie treu in der friedlichen Enge.
Sehet die Blumen, Geschlechter gereiht an Geschlechter, wie Heerden
Ueber die Berge verstreut, und weit durch die üppigen Thale,
Ueppig im Schmuck der bescheid'nen nur, und in Gärten verpflanzet
Durch die pflegende Kunst, sie weiden im himmlischen Lichte
Alle so gern. Wie heben die sehnsuchttriefenden Häupter
Nahendes, seliges, dir sich nicht mit dem Morgen entgegen!
Mächtiger Zug ja doch, der hold sie entlocket der Erde,
Dort aus dem Bette der dunkelen Nacht, wo in Samen gehüllt noch
Einsam die Orgien ihrer Geburt verborgen sie feiern!
O wie sie hangen an dir, mit den kindlich liebenden Augen,
Treu, die frommen, der Mutter und treu dem Vater, dem Aether!
Was den Thieren voraus die Natur durch regebehenden
Sinn gab, hast du den zarten ersetzt durch Tugenden andrer
Art, durch Farbe, durch Glanz und die heilungsströmenden Düfte,
O wie beglückst du den Menschen, und o wie beglückst du die Erde!

Auch in die nächtlichen Klüfte der Erde, in der alten Gebirge
Hölen, wo tief in unnahbar'n Behausungen sinnend die Geister
Walten der bildenden Mutter Natur, mit verborgenen Händen
Wirkend ihr ewiges Werk, in die fern absinkenden Schachten
Dringest du nach, und webest dich ein den Schichten der Felsen.
Deines Glanzes Ströme den Stein abbildend, daß herrlich
Und in köstlicher Farben Gepräng aufschimmere der edle,
Jetzt am Finger und jetzt am Halse der blühenden Jungfrau
Glänzt der schöne Topas und dort der Rubin, der Smaragd dort,
Und in der Krone der Königen prange der König, der Demant.
O wie beglückst du den Menschen, und o wie beglückst du die Erde!

Als noch im gährenden feindlichen Kampf der Urelemente
Unter dem Zwang chaotischer Nacht dumpfbrütend die Welt lag,
Und in der Kräfte Gemeng sich mit Riesengewalten befehdend,
Wilde Geburten nur zeugt', ungeregelt, unfröhliches Wustes,
Regtest du, selig verborgenes, doch die göttlichen Schwingen,
Schon vorbildend die schöne Geburt harmonischer Welten;
Doch als das Streitende friedlich jetzt band allmächtige Liebe
Und Eintracht sich erhub aus langer verzehrender Zwietracht,
Als an dem Aether die Sonnen herauf im gesonderten hohen
Lichte schritten, die Fackeln der Welt und die Ströme von dannen,
Die befruchtenden gold'nen, sich weit durch die Himmel ergoßen,
Und mit entzückendem Schmerz der Lebendigen Augen du trafest,
Welche selige Wonn' hast du durch die Erde verbreitet,
Daß sie ein Tempel dir ward, und der Mensch, an deinen Altären
Dein Geheimniß zu feiern, dein ernster, dein seliger Priester!
O wie beglückst du die Erd', und o wie beglückst du den Menschen!

Ja, der Segnungen viele verleiht dein göttlicher Strahl ihm.
Schon sein Gebild zeugt dir mit der hochaufstrebenden Stellung,
Die dich suchet und freudig ergreift, wo du immer ihm nahest.
Sieh'! die Pforten des Haupts, die weithin strahlenden Augen,
Die, das Nah' und das Fern' anhaltend in Bildern der Seele
Senden, sie zeugen, wie herrlich! von dir. Aus dem nämlichen Wesen,
Aus dem gleichen mit dir, hat die Mutter Natur sie gebildet.
Wären sie dir nicht verwandt, wie könnten sie dich und in deinem
Glanz die Wundergestalten, die tausend und tausend, die immer
Aendernden, nahen und fernen der heiligen Isis erkennen!
Ja, in dich, mit der Erde gemischt und der Luft und dem Wasser,
Den Urstoffen der Welt, hat, wie die lebendigen Alle,
So den Menschen vor Andern getaucht im Urandeginne
Die Unaussprechliche Kunst der ewig verschleierten Göttin.
Seine Kräfte durchreget dein Geist, dein electrischer Hauch blizt
Tief ihm vom sinnigen Haupt, durchflammet das Mark ihm des Lebens,
Zuckt aus der Muskel Kraft, aus der Arm' und der Schenkel Bewegung.
O wie beglückst du die Erd', und o wie beglückst du den Menschen!
Ja am herrlichsten strahlst du dich ab in des Sterblichen Seele,
Der, getroffen von dir, erkennend und freudig sich selber
Seiner bewußt, umschaut, entzückt von den Wundern der Allmacht;
Wenn er die Augen erhebt zum nächtlich bestirneten Himmel,
Wo die Bilder des Ewigen steh'n, in nimmer verrückten
Bahnen, die ewigen Lichter, die Myriaden der Sphären
Feiern den seligen rhythmischen Chor zum Preise des Weltgeists:
Wie erhellt und erhebt nicht sein Herz der unendliche Lichtkreis!
O wie reden zu ihm nicht die Flammengedanken der Gottheit
Aus dem harmonischen Schwung, befeuernd sein Wollen und Denken,
So des Lebens verwirrete Bahn mit Ernste zu ordnen
Nach der hehren, die hier irrlos und unendlich sich aufthut.
O wie beglückst du die Erd', und o wie beglückst du den Menschen!

Seliges Licht! Abbild vom ewigen Licht dort oben!
Wie erhebst du den Menschen und regst des Herzens Orakel
Zu lebendigem Wort und den Geist zu hellem Gesicht auf,
Wenn er von deinen Strahlen geführt, vor den Wundern der Allmacht
Selbst sich das erste der Wunder, verliert in der Fluth der Betrachtung,
Wenn er vor allen Erschaff'nen der fest gegründeten Erde
Sich beschauend im Spiegel des Alls dein göttliches wahrnimmt,
Und an dem Lichte der Erd', an dem deinigen ahnet dein Urbild,
Jenes selige, das in den Gärten des Himmels erblühet,
Das nicht Schranken beschränkt, kein Nebel berühret, und die Nacht nicht
Kann erlöschen, das ewig sich selbst wie die Welt erleuchtet!
Ja du heilige Kraft, unerforschlich unsterbliche, höchste!
Wem, vom Nebel des Wahnes befreit, dein himmlischer Tag scheint,
Wem die gleiche Natur das Gleiche berührt, wem im Geiste,
Geistiges, seliges, also du nahst, als Sonne des Wahren,
Schönen und Guten und Heiligen nahst, die reinste der Wonnen
Hat er auf Erden gepflückt und empfangen die Weihe des Lebens.
Was auch Banges die Erde noch drängt, wo unbändige Selbstsucht

Ihr gorgoniſches Haupt aufſtreckt zu den Wolken und, trotzend
Auf die unſichere Macht, des Rechtes Altar und der Freiheit
Niedertritt und heuchleriſch ſelber dich, Religion, nur
Schändend zum Frohn entweiht der frechen unmäßigen Ehrgier,
Wenn ſie vom täuſchenden Glücke geſchwellt (im Bunde mit Tugend
Dau'rt nur das Glück), hohnjauchzend daher auf Hügeln der Todten
Ueber verſengte Gefild' und rauchende Trümmer von Städten
Raſt, ungerührt von der Tauſenden Noth und der Sterbenden Röcheln,
Daß nur Einem huldig' im Staub gebeuget der Erdkreis,
Eines Name nur werde von allen Landen vergöttert.
Was noch Entſetzliches plagt die Welt, was verworfner Begierden
Aufruhr ſchände die Welt, verkaufend den Menſchen dem Elend,
Alle die ſchrecklichen Bilder ſie ſieh'n vor'm Auge des Weiſen,
Der im Lichte des Ewigen ſchaut, in den Buſen der ſchwarzen
Nacht, die ſie zeugte, zurück in die dunkele Tiefe des Abgrunds,
Wie Phantome des Traums, die bangaufſchreckenden, fliehen,
Wenn der Morgen erſcheint, und der Sonne Gewalt ſie zerſtreuet.
Ja, wir halten an dir, feſt wie am Apfel des Auges,
Himmliſcher Glaube! Nie ſoll in uns erlöſchen dein Leuchten.
Wie ſchon das irdiſche Licht obſiegt den Schatten der Erde,
Das ein Bild nur, ein Schatte nur iſt vom unendlichen, herrlich
Muß obſiegen gewiß das weſentliche das hohe,
Aus ſich ſelbſt geborne, die Macht in dem Reich der Gedanken,
Was auch der finſtern Mächte Gewalt umgrauend die Erd' oft
Peinige noch und dem wachſenden Strahl anrennend begegne!
Einſt wird kommen der Tag und in reich ausſtrömenden, goldnen
Fluthen der Morgen herauf der große des Ewigen nahen,
Wo nur die Sonne des ewigen Lichts wird herrſchen in Allem,
Und der verhüllete Gott ſich wird unausſprechlich enthüllen.

Todtenfeier.

Den Manen der für's Vaterland Gefallenen.

Erſte Stimme.

Wie iſt's ſo feierlich ſtill! Im Kreiſe der heil'gen Altare
Steh'n wir; den Roſen geſellt ſchön ſich der Lilien Duft.
Waffen prangen umher: Sinnbilder verſchlungener Hände
Winken. Schwerter geſenkt! Fahnen zuſammen gerollt!
Wie iſt's ſo feierlich ſtill! Im Kreiſe der heil'gen Altare
Steh'n wir; mit Blumen geſchmückt ſind ſie; doch hanget hierein
Die Cypreſſe, die düſterlich mahnende; Trauererinnerung
Regt den Buſen uns auf; doch durch die Wolke des Ernſts
Streift hellſtrahlendes Licht, und erhebende große Gedanken
Drängen in's Ferne zurück herber Erinnerung Laſt.

Zweite Stimme.

Feiert die Todten, im Kampf für das Recht und die Ehre Gefall'nen!
Feiert die Todten, wie ſchön ſind ſie mit Wunden geſchmückt!
Wie glorreich iſt ihr Tod! Nach flüchtigen Schmerzen, wie trug nicht
In ſein himmliſch Gezelt herrlich der Ruhm ſie empor!

Chor.

Feiert die Todten im Kampf für das Recht und die Ehre Gefall'nen!
Feiert die Todten, wie ſchön ſind ſie mit Wunden geſchmückt!

Dritte Stimme.

Habt Dank, edle Genoſſen des Sieges! Mit den Helden der Vorzeit
Nennt euch, Spätere, jetzt ferneres Enkelgeſchlecht.
Zu den Thränen der Liebenden legt die Ehre den Lorbeer
Und er grünet beträuft ſchöner von ihnen herauf,
Und durchſtrahlet die Zeit. O heilige Weihe des Lebens,
Tod für das Heimathland! Tod für das heilige Recht!
Weihe des ſchönern, das obſiegend dem irdiſchen, weithin
Glänzt, und zur That noch ſpät ferne Geſchlechte befeu'rt.
Edles Streben errang den Helden Unſterblichkeit; Mütter,
Trocknet die Thränen, und du trockne die Thränen, o Braut!

Chor.

Edles Streben errang den Helden Unſterblichkeit; Mütter,
Trocknet die Thränen, und du, trockne die Thränen, o Braut!

Vierte Stimme.

Einen Stolzen kannt' ich; ihm träumt' es, als beugten die Völker,
Und die Fürſten der Welt, huldigend rings ſich vor ihm,
Rähmen die Krone vom Haupt und ſetzen ſie ihm auf den Scheitel,
Und hoch ragte die ihm bis zu den Wolken hinauf.
Wie ein Gewitter durchraſt' er die Erd', und, wo er mit eh'rnem
Fuß hintrat, da verſank unter ihm Leben und Heil.
Tief aus den unterſten Tiefen, o Fluch .....

Fünfte Stimme.

Still! Hemme die Rede,
Und bei des Heiligen Feſt nicht das Unheil'ge genannt!
Aber preiſet den Gott, den Starken, den Herrlichen! Nimmer
Furchtbar iſt, wer ihn nicht fürchtet! Erhebet ſein Lob!
Die des Maßes vergeſſen, die Frechen, er ſtürzt in die Nacht ſie,
Und des Tyrannen Glück dorrt auf ſein Winken dahin.

Chor.

Die des Maßes vergeſſen, die Frechen, er ſtürzt in die Nacht ſie,
Und des Tyrannen Glück dorrt auf ſein Winken dahin....

Sechſte Stimme.

Welcher die Völker erweckt und der Herrſchenden Rath hat gelenket,
Und gefeſtigt ihr Herz, ihnen den ſicheren Arm
Mit nicht wankender Stärke gegürtet, der Könige König
Lobet, ihr Völker, und nie ſchweig' euch im Herzen der Dank!
Der den Frieden uns ſandt' und unſere Schmach hat gewendet,
Und der Thränen ſo viel löſcht und die Wunden uns heilt!
Danket dem Herrn! das iſt löblich und recht!

Eine Stimme aus dem Chor.

Wie ſollen dem Herrn wir Danken?

Siebente Stimme.

Durch Eintracht dankt und durch der Herzen Verein,
Durch demüthige Liebe zu ihm, durch Wahrheit und Stärke,
Wahrheit gegen uns ſelbſt, gegen den Freund und den Feind!

Chor.

Durch Eintracht ihm gedankt, durch Demuth, Wahrheit und Stärke,
Wahrheit gegen uns ſelbſt, gegen den Freund und den Feind!

Achte Stimme.

Laßt die Todten jetzt ruh'n! Sie wirkten ſterbend dem Leben.
Ernten zeitigt ihr Tod weit in das Leben hinaus.
Dieſe Blumen, dieß heilige Naß noch ſpendet den Edlen,
Leben laßt uns wie ſie, ſterben auch, gilt es, wie ſie!

Chor.

Leben laßt uns wie ſie, ſterben auch, gilt es, wie ſie!

Weiſe Güte.

Weiſ' und gut! wen lockt nicht das Wort? Doch unter den Strudeln
Raſch entſtürzender Fluth und unter den Klippen des Lebens
Ach da verliert ihr Steuer ſo leicht die Vernunft und der Wille
Schwankt, uneins, von gewaltiger Noth und den Lüſten getrieben,
Daß er wählt, was er oft verwirft, der Umneblung erledigt.
Rathet mir, die euch die Schule gelehrt, noch mehr, ihr des Lebens
Zöglinge, helfet mir an, ſagt, wo iſt zu finden das Richtſcheit,
Das abſondere ſcharf, auf das Haar, das Falſche vom Wahren!
„Wie es von innen gebeut der Natur hochheiliges Machtwort,
Uebe das Rechte, ja blieb' auch die That verborgen vor allen,
Oder es träfe dich Schimpf und Straf', herzhaft es vollzogen!
Deckte dich Aides Schild und ſiebenfältige Nacht auch
Hüllte den Frevel dir ein, wie Gift ihn und Nattern geflohen!
Wenn ein Tyrann ihn gebot' und er dräut', er lockte mit Lohn dir,
Schöpfteſt Gewinn du die Fülle von ihm, ihn wie Nattern geflohen!"
Alſo tönet, ich kenne die Stimme, des göttlichen Platon
Herrlicher Ruf, ſo tönen ihm nach die Hallen der Stoa
Strenge verdammend die Luſt und die Krone nur reichend der Tugend.
Andere lächeln des Ernſts: der Menſch iſt aus Sinnen gemiſchet
Und aus Vernunft: Berathe die beiden, mit Weisheit verſteht ſich,
Daß du nicht über dich ſelbſt, dich zu hoch anſtrebend, vermeſſeſt!
Gieb dem Vergnügen ihr Theil und der Luſt! was den Sinnen gebühret,
Was der Vernunft, haushälteriſch ord'n es und nütze das Leben,
Das hinfleucht wie ein Strom und zurück, ungenoßen, nicht kehret.
— Schulen geben nur Worte; lebendiger lehret das Leben,
„Ruft ein vielfach erfahrener Mann" auf das drängend merke!
Feind der Gerechtigkeit nennet ihr mich, nur auf ſchlauen Betrug und
Ränke bedacht, wie ihr mich verkennt! Im offenen Handeln,
Wo es raſchen Entſchluß und gemeinſam erſprießliche That gilt,
Anderes Maß dann iſt noth, als oft in der Schule Paläſtra.
— Netze zu knüpfen der Liſt, wo Netze der Liſt ſind vonnöthen,
Gut, ich rühme der Kunſt mich, wie wenig, und weiß zu umſtellen
Schlau mit dem Garn mein Wild; doch erheiſcht auch Anderes Anders,
Wo es Gerechtigkeit gilt und offenen Adel der Seele,
Keinem weich' ich an Adel ſodann und Gerechtigkeit, „Hört ihr
Und erkennt ihr den Fuchs?" So ſagte der Sohn des Laertes
Zum ſanft tadelnden Chor: So ſtrebt' er den wackern Gefährten,
Den mit ſich ſelbſt entzwieteten Sproß des Peliden zu fahen,
Daß er beginge die That, die als ſchändlich die beſſere Seele
Bald verwarf, als er ſah die unſäglichen Leiden des Dulders,
Einmal Verrath wo gemeinſamer Nutzen es will, und gereicht dann,
Sühnend den Einen Fehl, durch das übrige Leben gehandelt!
„Rief er ihm zu" und dich rühmt die Welt mit den Fürſten Achaias;
Dein iſt der Preis, wenn dann Ilium ſinkt, vom Verhängniß gezwungen!"
— So ihm verwirrt' er das Herz und trübt' ihm die Klarheit des Buſens. —
Reiße dem Heuchler, er ſpricht der Eine für Alle, die ſchöne
Larve nur ab! wie? Tugend und wie? Gerechtigkeit wähnt ihr
So zu lieben, wo Wahn euch nur äfft abirrende Thoren!
Bleib' es als heilig Geſetz, was die ewigen Todten verkünden,
Und das unſichtbare Göttergebild in die Seele geſchrieben! —
Was als Erſtes euch nicht, als Einziges füllet den Buſen,
Was nach anderem nur nothdürftig ihr, wie man aus Großmuth
Etwas zu ehren vermeint, und ſträubend es dennoch geheim haßt,
Was von Gewinn beſtochen, von bangender Furcht ihr geregt thut,
Achtet ihr das? Ihr ſpottet fürwahr verachtend nur ſeiner.
Euch iſt die Tugend Geräth für das Kleineſte, was euch das Höchſt' iſt,
Für verwerflichen Tand, für Gewinne der Ehr' und der Lüſte.
Wenn mit geringeren Waffen und ſchlechteren bald nur das ſchnöde
Ziel zu erobern ihr hofft, nicht ſchämt ihr euch dann der geringern,
„Aber die Meinung iſt doch und auch die Sitte zu ehren,
„Wenn des Löblichen glänzender Schein mehr fördert zum Ziele.
— Nun dann ringt ihr mit Schein um den Schein, entfremdet dem Weſen,
Garſtig von innen, was auch ihr prangt in der gleiſſenden Larve.
So belauſcht' ich einmal Geldlieb, den knickigen Nachbar;
Dieſer verwechſelte ſo die Bitten des Vaterunſers.
„Vater unſer, begann er, das tägliche Brod das erhalte
Und vermehre du mir! Dein iſt ja die Kraft und das Reich dein!
Auch die Sünden verzeihe mir, Herr, dann möge geheiligt
Immer dein Nam' auch ſein, und dein Will' im Himmel geſchehe,
Und auf der Erde an mir, und giebſt du den irdiſchen Segen
Deinem Kind vollauf, wird ihm auch der himmliſche bleiben."
So wie mein Nachbar, der Filz, der Wucher auf Wucher zu häufen
Nimmer ſich ſcheut, und zur Kirche gebückt mit jeglichem Sonntag
Schleicht und an jeglichem Feſt die Kommunion nicht verſäumet,
Ob ihn der Huſten auch plagt, und ſtets, daß er ihm doch der Felder
Segen behüt' und den Acker beſtell' und baue den Weinberg,
Heiſcher ſich betet zu Gott; — wie dieſer die Religion übt,
Liebt und übt ihr gerad, ihr thörigten Heuchler, die Tugend!
Auf denn und ohne geheimes Geling mit dem Schlechten, das Gute
Frei und ehrlich geliebt, und ſo, wie geliebt, auch getrieben!
Beſſer als kritiſcher Imperativ und grübelnder Spitzſinn
Lehrt einfältiger Sinn und des Herzens feſte Geradheit,
Wenn ihr euch dieſe bewahrt, euch bewahren das ſelige Kleinod.

Nicht Leſen!

Leſen bildet den Geiſt, mit der Weisheit Strömen erfriſch' es
Dürſtende Seelen, und fördere ſo den erlockerten Boden
Zu des Wachsthums Gedeih'n? Gut! wenn du der ſtärkenden Alten
Staubigen Büchern etwa und ihrer bejahreten Lehren
Früchten zu eckel dich ſträubſt: ſieh! welche Schulen der Bildung
Thun dir von Meſſe zu Meſſe nicht auf die neuen Autoren
Und der Verleger Betrieb! Lies die glaubhaften Berichte,
Die ſie in's Publikum ſtreu'n von ihrer herrlichen Waare!
Und wenn die Blumen der Kunſt, wenn die Früchte des Wiſſens dich locken,
Wähle! der Markt iſt breit, der Käufer ſind viele; verſäume
Nicht den geleg'nen Moment! Auch machen bequem dir die Auswahl,
Wenn dich beſonders der Wechſel vergnügt, und du gerne nicht lange
Haſtend an Einem allein, wie die bunte Libelle, bald dieſes,
Jenes dann wieder benippſt, die buntumfärbten Journale,
Almanache, Kalender, die dir in den winzigſten Bändlein
Geiſt und Witz in den Kopf von der Taſche zu ſpielen geſchickt ſind,

Wie auch die fliegenden Blätter des Tags, die am Morgen, am Mittag,
Wie am Abend dir nahn, lehrreiche, gefällige Freunde,
Fern dem pedantiſchen Ernſt, und Erzieher im neuſten Geſchmacke.
Gut! Ich ehre dein Wort; doch geſtatte den Satz mir zu wenden.
Auch nicht Leſen iſt Kunſt! Nicht Leſen, auch dieſes erziehet
Geiſt und Herz, und entreißt das Gemüth der Gefahr der Verwildrung.
Lies in dem offenen Buch der Natur, entrolle des eignen
Herzens verborgene Schrift, und, wenn du geſchriebne vermiſſeſt,
Weh dir! dann biſt du es werth, von Morgen bis ſpät in den Abend,
Bis dich der Schwindel ergreift, zu leſen, was immer die Meſſe
Von Schauſpielen, Romanen, Sonetten und kräftigem Volksſang
Für die Leihbibliothek und die ſchwelgenden Motten bereitet.
Hat vom Gedränge der Stadt dich freundlich dein Gärtchen empfangen,
Und dich umleuchtet der wölbende Himmel, dir ſchatten die Lauben
Deiner umgrüneten Bäum', und ihr balſamduftender Ausbauch
Trägt auf den Flügeln der Weſte dir zu herzſtärkende Labung,
Und verſtohlen nur bringt in deine Verborgenheit, wie ein
Traumgebild die Welt, erhebe zum Geiſt der Natur dich!
Lies und erforſch' ihr ſtilles Geſetz, der bildenden Hände
Mütterlich pflegende Spur in jeder ſproſſenden Pflanze,
Jedem Lebendigen, das dich umwebt, frohlockend des Daſeins.
Schau, wie jetzt in der ſchwellenden Frucht, die vor ſich im Keime,
Sich in der Blüthe begeiſternd geregt, die Seele der Liebe,
Wandernd nach alter prophetiſcher Sag' und die Kräfte des Lebens
Leihend dem nächſten Bedarf, hülfreich, die beglückende waltet.
Oder auch tritt in dein eigenes Herz, erforſche die Tiefen
Deines Geiſtes in Dir, und das nimmer Vergängliche, Ew'ge,
Das im Eleuſiſchen Hain des Gemüths dem Forſcher ſich aufthut,
Wenn dich ſchmerzlich berührt des Tages gewaltſames Schauſpiel,
Und das wüſte Getrieb unſinnlich ſchwärmender Willkühr,
Söhne dich aus mit der Thörin, der Zeit, und ihren Gebildern,
Mit dem prächtigen Nichts erlogener irdiſcher Hoheit,
Mit der Schwäche, die ſich anſtrengend für Adel und Kraft giebt,
Und in der Zerrung die eigne Geſtalt nur ſo ſchmählicher kund thut:
Söhne dich aus mit dem windigten Stolz anmaßender Thoren,
Mit der Verworfenheit ſelbſt! wo Hader und Kampf durch die Welt tobt,
Suche den Frieden in dir! In Feſſeln gebändigt die Lüſte!
So ermanne du dich zum wackeren Geiſte der Alten,
Ihrer Sprüche Verſicherungen wird dein Herz dir bejahen.
Deines Herzens Verſicherung wird, wenn jetzt zu den Büchern
Wieder ſich wendet dein Geiſt, ihr goldenes Wort dir bejahen.

Wort der Weihe.

Rein tritt vor die Natur! Dein Herz iſt ihr ewiger Spiegel,
Und dein Spiegel. Sie ſtellt rein ſich den Reinen nur dar.
Auch begegnet dein Herz und dein Leben in ihrer kryſtallnen
Quelle dir wieder. Sie giebt dir ſich verſchönert zurück.

Das Kind.

Alles betaſtet die Hand des Kleinen; gläubig und furchtlos
Streckt er den tappenden Arm dahin und dorthin hinaus.
Waſſer und Flamm', und Sprödes und Weiches möchte der zarte
Finger verſuchen, wie ihn drängt der lebendige Trieb.
An den Geſtalten des Seins übt ſo die Kräfte des Muthwills
Froh der Knab', und in ihm reifet der Glaub' an die Welt.
Seliges Kind! Noch erzieht die Natur dich ſpielend, und ſpielend
Folgſt du, gegängelt von ihr, ihrem gefälligen Zug.
Sicher vertrauſt du dich ihr. O lern' ihr dann auch vertrauen,
Wenn ihr lehrendes Wort einſt an dein Inneres ſpricht.
Daß den Menſchen in dir nicht künftig die Menſchen verderben,
Leite die Treue dich ſtets mit der verborgenen Hand.

Winter und Frühling.

Leicht befriediget gerne geſammelte Herzen der Winter,
Wenn er zur Stille ſie zwingt und mit der Ruhe ſie paart.
Doch das regere Leben nur kann beſeelen das Leben,
Und was am ſchönſten ihm blüht, iſt die erfreuende Zeit.
Wenn jetzt die Knoſpe ſie treibt und die Blüth', und ein Kind die Natur wird;
Blüthen treibt dann auf's neu ſelbſt auch die geiſtige Kraft.
Darum zürn' ich dir nicht, ich liebe dich, friedlicher Winter,
Aber ich preiſe dich doch herrlich vor allen, o Lenz!
Was du von Blumen mir bringſt aus dem Garten der Jugend, das ſammle' ich,
Und mit erneuetem Reiz ſchmück' ich mein Leben damit!

Rath.

Deine zertrümmerten Freuden, du klagſt ſie mit Thränen der Sehnſucht?
Sammle die Reſte dir friſch! Die ich um Vieles beneid',
Ahme die Kinder nur nach! Iſt auch zerbrochen ihr Spielzeug,
Mit dem zerbrochnen doch ſpielen ſie heiter noch fort.

Des Menſchen Sehnſucht.

So iſt der Menſch: Ein längſt vergeßnes Wort,
Ein Bild, ein dürftig Zeichen ihm vor's Ohr,
Vor's Auge, vor des Innern Geiſt gerückt:
Des Orts, der Zeiten trauliche Verwandtſchaft
Friſcht altes, jüngſt verwiſchtes wieder auf,
Und tauſend neue Bilder treten ihm
In jugendlichem Reize vor den Geiſt.
Aus ihrer Aſche lebt die Leidenſchaft,
Die längſt verglommene, ein Phönix, auf,
Und reißt ihn mit erneuter ſtarker Gluth
Auf ihrem Pfade fort; der Alpenſohn
In fernem Lande hört nach Jahren wieder
Den wohl bekannten Reihen: ſüß bethört
Sieht er der Kindheit Tage neu entblühn;
Es weckt ein Sinn den andern wunderbar;
Ein reineres, ein ſchöneres Blau umfließt,
Und friſcheres Grün umduftet ihn, wie einſt;
Er hört das Läuten ſeiner Kühe, ſieht
Am Felſenabhang ſeine Ziegen klettern,
Und ihn ergreift mit ſüßen Weh'n der Heimath
Gewaltige Begier; es wächſt die Flamme
In raſchen Gluthen hoch und höher auf;
Fort muß er, oder langes Harms verſiechen.
So iſt der Menſch; an Bild und Zeichen hängt
Sein Wohl und Weh; in Zeichen hüllte ſelbſt
Die ew'ge Güte ſich, und that uns ſo,
Den engbeſchränkten, ihrer Liebe Sinn
Und ihrer hohen Weisheit Wunder kund;
Und, was wir wiſſen und verſtehn, iſt Bild.
Er nur, der Ew'ge, Unvergleichbare,
Der aus dem Sichtbar'n, der Unſichtbare,
Aus dem Vergang, der Unvergängliche,
Aus Zeichen ſpricht, der Unbezeichnete,
Er nur iſt Weſen, Wahrheit, Sein und Licht,
Und wir die Funken ſeines Lichts, und Töne
Der heiligen, der großen Harmonie.

Es ſtrebt hinauf der Funke zu dem Quell
Des Lichts, aus dem er ſtammt; es ſuchet ſich
Das Zartverwandte, das Getrennte liebt
Vereinigung, von Liebe ſüß gedrängt,
Und aus der Tiefe reißt's uns in die Höhe.
Das Wandelnde ringt nach dem Bleibenden;
Der Heimath zu mit Geiſterarmen ſtrebt
Das noch Gebundene. Wann ſinkt die Feſſel, wann
Erſcheint dem Aug' in ſonnenreiner Klarheit
Der große Tag der königlichen Wahrheit?

Maigewitter.

Schwüles Gewölk zieht
Um die Berge hin; mit des Waldes Dunkel dort,
Wo durch den Forſt
Niederſtürzet der Steig,
Miſcht es die Schatten.
Wie ſich Heere rüſten zum Streit,
Rüſten die Wolken ſich zur Schlacht.
Der Blitze Schlangen zucken ſchon röthlich weiß
Mit geflügelter Eile durch die Himmel dahin.

Fernher ſchallen ſchon Donner
Und der Berge Wiederhall
Brauſt aus der Tiefe ſie zürnend zurück;
Aber unten die Erde
Hingegoſſen liegt ſie im Blüthenſchmuck
Im Rauſche der Liebe,
Frühlingsbegeiſtert,
Wie Semele
Erwartet freudig ſie
Den donnerfrohen, den herrlichen, den olympiſchen Gott,
Und reckt die Arm' aus
Nach dem Umſchlingenden.

Luther.

Der Weltkunſt ſchon die Sinnen zugewendet,
Wallt über Land dort mit dem Freund der Freund,
Bei heit'rer Luft, als Dunkel ſie umrändet,
Und wolkig jetzt und trüb der Himmel ſcheint.
Ein Wetter, von den Bergen hergeſendet,
Mit dem bald Sturm und Hagel ſich vereint,
Bricht los, verſchlingt den Tag, wo durch die Engen
Des Thals ſich nur die Blitze hellend ſchlängeln.

Als beide jetzt die Tritte raſch beflügeln,
Ob nicht ein Dach zum Schirm ſich ihnen beut,
Indeß die Donner rollen von den Hügeln,
Und Furcht dem Grau'n grau'nvoll're Farben leiht,
Und Hand in Hand den Bund die Freunde ſiegeln,
Dem ſie für Tod und Leben ſich geweiht;
Da zuckt ein Blitz ſchon durch den Himmel wieder,
Und ſchlägt den Freund zu Luthers Füßen nieder.

Erſchüttert ſteht bis in das tiefſte Leben
Jetzt der; doch als den Schrecken Muth bezwang
Ruft betend er: „Wer will ihm widerſtreben?
Er iſt der Herr, auch herrlich bleibt ſein Gang
Im Todesgrau'n, ihm will ich mich ergeben.
Mein ganzes Leben ſei ihm Preisgeſang!"
— Die ernſte Stunde ward dem Bund der Treue,
Zum großen Werk die furchtbar hehre Weihe.

Und dieſer Blitz — er hat die Erd' entzündet,
Hat neu geſtärkt, wo er mit Macht erſchüttert.
Heilbringendes hat er der Welt verkündet,
Befruchtend ſie mit Segenskraft durchwittert,
Das Fremde ſcheidend Gleiches ſich verbündet,
Befreundet ſo in Lieb', als Haß erbittert,
Um durch verſchied'ner Kräfte Zwiſt und Streiten
Dem Lichte neu die Siegsbahn zu bereiten.

Was rein du wollteſt, Luther, wird beſtehen,
Wird trotzen ſelbſt der Höllenmacht Verheerung;
Was Menſchen menſchlich wirkten, mag vergehen,
Es trug in ſich den Samen der Zerſtörung.
Ob wild um ihn die Zeitenſtürme wehen,
Der Baum aus Gott zu ewiger Verklärung,
Er wächſt und wächſt voll Blüthen und voll Früchte,
Und ſchattet weithin durch die Weltgeſchichte.

In dieſem Geiſt hoch ſchwören deiner Fahne
Wir Huldigung, Held Gottes, daß dein Wort,
Das göttliche, zum Göttlichen uns mahne,
Und kräftige zur Wahrheit fort und fort,
Uns ſcheidend von des Dünkels trübem Wahne
Hinführe zu der Wahrheit heil'gem Hort;
Nicht Namen ſollen uns, nicht Worte binden,
Dein heller Geiſt zu hellerm Geiſt entzünden!

Geſanges-Macht.

Der Sänger zieht am Liederfeſte
Mit wonnetrunk'nem heiterm Blick,
Bewundert von dem Schwarm der Gäſte,
An Ehrengaben reich zurück.
Ihn trägt ein Roß voll Muth und Feuer,
Der Hoffnung Farb' iſt ſein Gewand;
Von rother Schärpe hängt die Leier
Herab am ſilberfarb'nen Band.

Noch ſchwärmen ihm um ſeine Ohren.
Die Schmeichelreden ſüßer Frau'n;
In ihrer Reize Mai verloren
Kann man ſein irrend Auge ſchau'n.
Des Waldes Grund hat ihn empfangen,
Und in der Tannen Dämmergrün
Zieht recht ein ſehnendes Verlangen
Nach dem Verlaſſenen ihn hin.

O ſelig, wer zum Preis des Schönen
Die liederſüße Harfe weiht,
Und wen mit des Geſanges Tönen
Der Geiſt der Lieder ſüß erfreut.
Er trägt ſein Glück in ſeinem Herzen,
Und wie er Andre hold entzückt,
Iſt unter Freuden, unter Schmerzen
Er durch ſich ſelber hoch beglückt.

Jetzt wird des Waldes Dunkel dichter,
Und öder rings die Einſamkeit;
Hin ſterben ſchon des Tages Lichter,
Matt durch den hohen Forſt verſtreut.
Da faßt ihn ein unheimlich Grauſen
Mit einmal ungelegen an;
Verworr'ne Stimmen hört er ſauſen
Seitab von der umengten Bahn.

Und plötzlich aus dem Dickicht ſpringen
Nun Räuber mit gezückter Wehr',
Und Schwerter blinken, Stöße dringen,
Und Flüche ſchwirren um ihn her.
Geraubt wird alle ſeine Habe,
Ihm abgeriſſen das Gewand;
Die Leier ſelbſt mit jeder Gabe
Der Ehre ſieht er ſich entwandt.

Und was er ſieht um's nackte Leben,
Unmenſchlich ſchleppen ſie ihn fort,
Ihm ſelber noch den Tod zu geben;
Die Tiger rührt kein Schmeichelwort.
In ſeiner Blüthe ſoll er ſterben;
Des Waldes tiefſte Felſenſchlucht
Soll ihn verſchlingen, ihn verderben,
Von keinem Menſchentritt beſucht.

Dem Untergang jetzt zu entrinnen,
Am Rand der ungeheuern Noth,
Schickt ihm entſchloſſenes Beſinnen
Und ſchneller Rettung Rath ein Gott.
Er ſieht, er ringt die wunden Hände;
„Und ſoll ich ſterben? Eines doch
Gewähret vor dem nahen Ende
Dem unſchuldvollen Sänger noch!"

„Die Leier, gebt ſie mir zurücke!
Daß ich, nach Sitte, bei Geſang
Zu Gott auf kurze Augenblicke
Noch ſende meines Herzens Dank.

In ſeine Hut möcht' ich das Leben
Empfehlen, das mir ſoll entflieh'n;
In Tönen mög' es dann entſchweben
Zum Schöpfer aller Harmonie'n."

„Ihr zögert? — Brecht dies ſtarre Schweigen!
Denkt an den Tod, an das Gericht!
Seid meines Schwanenliedes Zeugen,
Und weigert mir die Bitte nicht!"
Sie reichen finſter ihm die Leier,
Und ſchließen dicht um ihn den Reih'n,
Und er mit wunderbarem Feuer
Greift in die Saiten muthig ein.

Und wie die Wirbeltöne rauſchen,
Erhebt er ſchmelzenden Geſang;
Der Wilden ſtarre Ohren lauſchen,
Schon halb erweicht dem Zauberklang;
Und immer ſüßer rauſcht die Fülle
Des Wohlklangs unter ſeiner Hand,
Und löſet in des Kreiſes Stille
Der eh'rnen Herzen rauhes Band.

Als ſo die Runzeln ſich entbreiten,
Schnell wechſelt er ſo Lied als Klang,
Und ſtürmt mit einmal in die Saiten
Beherzten krieg'riſchen Geſang;
Er ſingt des Krieges freies Leben,
Des grünen Waldes friſche Luft,
Des Mannes unverdroßnes Streben,
Die brave That entſchloßner Bruſt.

Er ſinget von den kühnen Recken,
Die in des Kampfes Ungemach
Die Schande nimmer durfte decken,
Die mit des Schildes Ehrendach
Die Unſchuld wollten frank beſchützen,
Und für ſie ließen Gut und Blut,
Daß vor der Heldenwaffen Blitzen
Erbleichen mußte frevler Muth.

„Nein! ſolchen Männern ohne Grauen
Will ich zu ſicherm Unterpfand
Mein junges Leben froh vertrauen!"
Ruft er, den Räubern zugewandt.
„Den frommen Sänger wollt ihr tödten? —
Es war nur Schimpf, was ihr gethan."
Da tritt ſie alle Scham-Erröthen
Und helle Reue plötzlich an.

Ein wildes Hurra hört man ſchallen;
Ganz umgewendet iſt ihr Sinn,
„Zieh, reich begabet von uns allen,
Zieh frei, wie Du's verdieneſt, hin."
Sie füllen ihm auf's neu die Hände
Mit Geld und Gut im Augenblick,
Und führen an des Waldes Ende
Ihn im Triumphe froh zurück.

Die Silberhochzeit.

Aus ſtiller Kammer kommt gegangen
Die junge Braut, dem Tag erwacht
Auf dem verſchämten Roth der Wangen,
Ruht das Geheimniß ſchöner Nacht
Sie ſteht in ihrer Schweſtern Kreiſe,
Und ſenkt den Blick zur Erde, ſtumm;
Die, nach der Mädchen-Neugier Weiſe,
Steh'n forſchend ſtill um ſie herum.

Sie möchten gerne manches fragen;
Doch wieder ſtockt im Mund das Wort,
Und keine will den Anfang wagen;
Da reißt die junge Frau ſich fort,
Und eilt hinab mit raſchen Füßen,
Wo bald die Laube ſie umhüllt;
Die Vögel und die Bäume grüßen
Mit Huldigung das ſchöne Bild.

Die Hyacinthen und die Roſen
Umſchlingen ſie mit ſüßem Duft;
Verliebte Weſte ſchmeichelnd koſen
Um ſie aus ſonnenhellter Luft.
Sie ſitzt und ſinnt; jetzt leiſe nahend
Blickt dort der Schlummergott herein,
Und, weiches Armes ſie umfahend,
Wiegt er mit ſeinem Mohn ſie ein.

Da ſieht voll ſeltſamer Geſtalten
Sie bald vor dem gedachten Blick
In neuen Bildern ſich entfalten
Ein buntverworrenes Geſchick.
Sie geht auf luſtig grünen Auen,
Die dort ein ſchmaler Pfad verengt,
Wo nakte Felſen ihn umgrauen,
Vom dürren Mittagsſtrahl verſengt.

Jetzt nimmt ein Erlenhain ſie wieder
In ſeine kühlen Schatten auf;
Von allen Zweigen tönt es nieder,
Und Kinder-Köpfe ſteh'n darauf.
Dort ſieht ſie eine Wiege ſchwanken,
Die bald zum Sarge wird; ein Grab,
Das Maienglocken fromm umranken,
Zieht ihren ſchweren Blick hinab.

Doch ſeht! Verwandelt iſt die Scene:
Aus einem ländlich heitern Haus
Sechs friſche aufgeblühte Söhne,
Sechs junge Frauen geh'n heraus,
Mit Myrthenkränzen in den Locken;
Sie führt ein ältlich muntrer Mann.
Sie ſelbſt, verwandelt, ſieht erſchrocken
Den Mann jetzt; dann die Kinder an;

Hört Mutter ſich von dieſen grüßen;
Sie hangen ihr um Hals und Knie,
In Thränen will der Greis zerfließen,
Naht ihr, und weinend küßt er ſie.
Ein Trupp von Enkelchen behende
Bringt Blumen aus dem Garten dar;
Sie drücken ihr die welken Hände
Und ſpielen ihr im Silberhaar. —

Sie iſt erwacht. — In friſchem Leben
Steht alles heute vor ihr da.
So hat ſich alles klar begeben,
Wie ſie's vorlängſt im Traume ſah.
D'rum bringen wir vereinten Gäſte
Der Braut dies Lied zum Kranze dar,
Und freu'n uns ob dem ſchönen Feſte,
Und ſegnen das geliebte Paar.

Das heilige Land.

1812.

Wohin auf deinen morgengoldnen Schwingen,
O Phantaſie, trägſt du aus trüber Zeit,
Die Nebel nur und Finſterniß umringen,
Die Gräu'l auf Gräu'l und Schmach auf Schmach entweiht;
Wohin eilſt du den Sänger hinzubringen,
Hinweg vom Land der öden Wirklichkeit?
Wie ſeh' ich nicht, von dir emporgetragen
Die Pforten alter Welten aufgeſchlagen?

Empfangen mich die heiligen Gefilde
Der Griechen dort, um die in reinerm Licht
Der Himmel ſtrahlt in ſonnenwarmer Milde,
Die hoher Ehren Glorie umflicht?
Erwachen ſie, die herrlichen Gebilde,
Die Helden mit dem Götterangeſicht,
Die tapfer nur für Bürgerheil entbrannten,
Und keine Ehr' als ſolche Tugend kannten?

Als Perſis ſeiner Flotten ſtolze Heere,
Die trotz'gen Krieger, wie des Meeres Sand
Unzählbar, durch die Lande, durch die Meere
Umher, euch zu verſchlingen, ausgeſandt,
Ihr aber kühn mit ungebeugtem Speere
Für Götter, Weiber, Kinder, Haus und Land
Ankämpftet, gleich den Löwen, gleich den Aaren,
Vereintes Muths am Tage der Gefahren.

Als des Verdienſtes ewig friſche Krone
Sich flochten vor des Vaterlands Altar

Die Miltiade, die Timoleone,
Und er, der Führer ſeiner kleinen Schar,
Leonidas, doch furchtbar Perſis Throne,
Nicht achtend des gewiſſen Tods Gefahr; —
Als Agis' großes Herz für große Sache
Hinblutend brach, ein Opfer ſchnöder Rache.

O fahret wohl, ihr kühnen Heldenſeelen,
Die ihr für Recht und Heimathland geglüht!
Nicht eure Thaten feiernd zu erzählen
Wählt euch, die Allgeprieſenen, mein Lied.
Die frommen Streiter Gottes möcht' es wählen;
Hinüber zu dem heil'gen Lande zieht,
Zur hehren Stadt, für die ſie keck geſtritten,
Der Geiſt mich hin, wo Chriſt der Herr gelitten.

Ihr, was euch Land und Zung' und Sitte trennte,
Durch eine Flamme brüderlich vereint,
Im gleichen Heldenthumes-Elemente
Durch Glaubensmacht und fromme Gluth befreundt,
Die kühn mit euch in wilde Scharen rannte,
Und niederwarf des Chriſtus-Kreuzes Feind;
O ihr des wunderbaren Helden Helden,
Von deren Ruhm die Welt wird ewig melden.

Und wäre mir die liederkühnſte Leyer,
Und alles Wohllauts Fülle mir verlieh'n;
Ja hätt' ich Maro's Geiſt und Taſſo's Feuer,
Und dienten mir ſelbſt Orpheus Harmonie'n,
Die Felſen und des Waldes Ungeheuer
Nachriſſen ihren Zaubermelodie'n,
Doch könnt' ich kaum nach Würden euch beſingen.
Die Armuth kann nur armes Opfer bringen.

Doch grüß' ich dich, du heil'ge Grabesſtätte,
Worin der Herr, der für die Welt ſein Blut,
Daß er vom Fluch der Sünden uns errette
Und bändige des Todes grimme Wuth,
Am Kreuz verſtrömt, wo, als in ſanftem Bette,
Nach ſchwülem Tag der Heilige geruht,
Doch kraftumgürtet aus des Todes Banden,
Des Todes Sieger, glorreich auferſtanden.

Hier ſieht man Saba's Wohlgerüche wallen,
In lichten Wolken dampfen Specerei'n;
Vermiſchter Andacht Feierhymnen ſchallen
Aus unterird'ſchen Grüften fremd herein;
Dem frommen Klang antworten ernſt die Hallen;
Nie ſchweigen ſie, der Beter heil'ge Reih'n.
So hütet treuergebenes Gemüthe
Das Grab, dem einſt das Heil der Welt entblühte;

Das Grab, zu dem mit glaubensvollem Ahnen
Von allen Fernen, ſo die Sonn' umkreiſt,
Viel Tauſend wallten, von den trüben Banden
Der Sünde zu befreien ihren Geiſt,
Und Licht und Troſt für ihre Seele fanden,
Wo ſie das Herz mit Himmelskoſt geſpeiſt,
Hier, wo, ſich opfernd für der Menſchheit Leben,
In Tod ſich ſelbſt das Leben hingegeben.

Das Grab, um das die Streiter Gottes fochten
In jenen Tagen frommer Heldenzeit,
Ob noch ſo ſehr die Sarazenen pochten,
Die Lanzen ſauſten in dem harten Streit,
Lorbeere ſich um ihre Stirne flochten,
Die ſchändend nie der Völker Fluch entweiht;
Hoch ſchwangen ſie des Glaubens ſtarke Fahne,
Und ihre Thaten leben im Päane.

Seht ihr von den Pilaſtern dort getragen
Die Särge Bouillon's und Balduins ſtehn?
Die einfach gothiſchſtrengen Züge ſagen
Schon in den Namen, was durch ſie geſchehn;
Doch ſcheinen ſie die Nachwelt zu verklagen.
Als könnten ſie des Landes Schmach noch ſeh'n.
Ihr Glücklichen vor eurer Siege Pforte
Ward euch vergönnt, zu ruh'n am ſtillen Orte.

Auch Frieden euch in euren frommen Grüften,
Die fern von da die Mutter Erd' umhüllt,
Ihr Tapferen! umweht von Liliendüften
Behüten euch mit ihrem Himmelsſchild
Die Engel Gottes aus den hohen Lüften,
Und eures Muths und eurer Liebe Bild,
Sie weihen es, daß, wie einſt eure Fahne,
Es lange noch zu gleicher Tugend mahne.

O ſchönes Land der Wunder, wo von Quellen,
Von Bergen, Thalen Gottes Stimm' erklang,
Und wie ein Regenbogen rings im hellen
Lichtkreiſe ſich die Huld des Ew'gen ſchwang;
Wo wie die Sonn' entſtürzt des Meeres Wellen,
Hochherrlich ſichtbar ſchritt des Höchſten Gang,
Wie ſo verſtummt ſind alle deine Zeichen!
Ach mußte dir der heitre Glanz erbleichen!

Die Stadt voll Volks iſt nun zur Wittwe worden,
Liegt in der Wildniß eine Wüſte da!
Auf wilden Roſſen jagen Räuberhorden,
Wo man einſt Beterſcharen wallen ſah;
Die Hügel, die von froher Luſt Akkorden
Am Erndtefeſt erklangen fern und nah,
Von Oel und Wein ſo reich umduftet, ſchweigen
Jetzt nackt und kahl, der herben Armuth Zeugen.

Als ob der Fluch mit giftgetränkten Wehen
Verſengend rings die Felder ausgebrannt,
Verödet muß der Gottesgarten ſtehen,
Die Luft iſt hin und jeder Segen ſchwand,
Die Waſſer, reich vordem den fruchtbaren Höhen
Entquellend, ſind in ihren Fels gebannt;
Der Jordan ſelbſt wälzt, ward nur fortgezogen,
Durch trüben Sand die gelben traur'gen Wogen.

Nur mit dem Kranz, dem fremden alter Lieder,
Nicht mit des Oelbaums eig'nem mehr geſchmückt,
Trau'rt Thabor dort; vom hohen Gipfel nieder
Schaut er nach Tagen, die ihn einſt entzückt;
Nie kehren Samgars Heldenzeiten wieder,
Als dort der Sieg Deboras Arm geglückt,
Als jauchzend ſah der Berg zu ſeinen Füßen
Der Dränger Blut in hellen Strömen fließen.

Und Karmels Höh'n, wo einſt der Zukunft Späher,
Der Einſamkeit und Gottes Licht vertraut,
Die ew'gen Tafeln des Geſchickes näher,
Elias, frommgeweihtes Aug's erſchaut,
Und als er lang ſein Volk der hohe Seher,
Durch That und Wort und Wandel hatt' erbaut,
Lebendig ward auf ſchnellem Feuerwagen
Zu Gott von Flammenroſſen aufgetragen;

Und ſchwebend ſeinen Mantel noch zur Erde
Eliſa ſenkte, ſeinem treuen Knecht,
Daß nie ſein Geiſt von ihm genommen werde,
Und ſtets in ihm auch wohne Gottes Recht,
Und lange noch, der redliche Gefährte,
Zur Wahrheit lenk' und lehre ſein Geſchlecht;
Ach! Karmels Höh'n ſteh'n öd', und ſeine Klüfte,
Die Seherhallen ſind jetzt Räuberſchlüfte.

Wo iſt das Volk, das treu den Palmenſchatten,
Fromm, ſonder Eh', ſich aus ſich ſelbſt erzeugt,
Wo die Natur und Ruh die lebensſatten
Mit Himmelsmilch aus keuſcher Bruſt geſäugt?
Sie wollten nicht im heil'gen Dienſt ermatten,
Bis ſie zur Gruft des Alters Hand gebeugt,
Und andre, die, wie ſie des Glückes Welle
Hieher verſchlug, erſetzten ihre Stelle.

Sie ſind nicht mehr, es trauren ihre Stätten,
Der Schakal heult, wo ihrer Hymnen Sang
Oft nächtlich ſcholl in flammenden Gebeten,
Und zu Geſang des Felſen Tochter zwang.
Und ihr, die einſt den herrlichſten Propheten
So oft begrüßt in ſeines Wirkens Gang,
Wie ſchweigt ihr jetzt ihr Hügel, Seeen, Thale,
Beleuchtet oft von ſeiner Wunder Strahle!

So lebſt du nur noch in den heil'gen Sagen
Du heil'ges Land, erkorne Braut des Herrn!
Wird nie, wie einſt, das Licht dir wieder tagen?
Nie wecken dich ein neuer Morgenſtern?
O trauert nicht! Wo heil'ge Herzen ſchlagen,
Iſt heil'ges Land und Gottes Licht nicht fern;
Aus keuſcher Bruſt, aus reiner Seelen Saaten
Unſichtbar ſtill erblüht's in Geiſtes-Thaten.

Wenn, aus der Hölle Samen ausgeboren
Am eignen Gift die Zwietracht nun verdirbt;
Die uns verheert, die Wuth hat ausgegoren,
Am Uebermaß der Uebermuth erstirbt,
Und nahend wieder aus des Himmels Thoren
Des Friedens Geist um reine Herzen wirbt,
O möchten dann wir seine Huld verdienen,
Und alten Fluch, geheiligt alle sühnen. —

Vertrauen.

Die dunkeln Schwestern singend spinnen;
Prophetisch klingt's vom ehrnen Haus:
Ein Geist mit furchtbarem Beginnen
Sinnt sich ein großes Schicksal aus.

Des Glückes Buch liegt aufgeschlagen,
Der Geist, noch zweifelhaft und stumm,
Die ernsten Loose zu befragen,
Stört, wie ein Sturm, die Blätter um.

Und über Länder hergeschritten
Geht jetzt verhängnißvoll sein Fuß;
Die Erd' erdröhnet seinen Tritten
Hinab bis in den Erebus!

Dumpf tosende Gewitter wallen
In wilden Schauern durch das Land.
Ergriffen von dem Sturm muß fallen,
Was seit Jahrtausenden bestand!

Wie wenn der Feuerberge Wetter
Losreissen sich mit Ungestüm,
Und wach die unten ruh'nden Götter
Verderbend künden ihren Grimm.

Soll aus den Trümmern der Verheerung
Die Welt sich schöner jetzt erneun?
Was lang getrotzet der Zerstörung,
Nun eine alte Mähre sein?

Wird schöner Sitt' und Kunst entblühen?
Sich näher der Vollendung Ziel
Die Menschheit ringen? Oder fliehen
Die Musen vor dem wilden Spiel?

Und furchtbar durch die Erde winket
Des tollen Zwanges Eisenstab?
Auf Eumenidenflügeln sinket
Die Nacht der Barbarei herab?

Das Heiligste soll ich verderben,
Der Freiheit Mannsinn untergeh'n,
Der Menschheit Blüthen soll ich sterben,
Mit ihres Heiles Blumen sehn? —

— Was kommen soll — in heil'ger Stille
Mit bunt gewirktem Teppich deckt
Die Zukunft es; die ernste Hülle
Hat stets den Vorwitz noch geschreckt.

Wenn auch der Erde Feste zittert,
Der unterhöhlte Boden laut
Der wankenden Natur erschüttert:
Getrost dem Waltenden vertraut!

Sein Walten und sein treues Lieben
Hat er im Buche der Natur
Am schönsten selber uns beschrieben;
Der Feigsinn mißversteht ihn nur.

Bald ist der Sturm vorbeigezogen,
Hell öffnet sich der Sonne Thor,
Und aus dem Schaum empörter Wogen
Ging ja die Liebe selbst hervor.

Das Orakel der Weisheit.

Unbegreifliches!
Wenig begreifendes Geschlecht der Sterblichen,
Ausgesät über die unendliche Erde,
Unendlich für dich,
Aber der Schatten eines Punkts
Vor dem, der das Unendliche selbst ist.
Du kommst, weist nicht, woher?
Gehst, weist nicht, wohin?
— Stückwerk dein Wissen, Arbeit dein Thun —

Ueber dir kreisen Sonnen und Planeten
In ewiger Jugend,
Scheiden und kommen und kennen ihre Zeit,
Und du, unausterblich in deiner Gattung,
Lebst nur in dieser lange Tage;
Dem Einzelnen ist
Nur ein Athemzug der Zeit vergönnt,
Und in des Lebens Kerne
Trägt jeder schon des Todes Wurm.

Ueber dir hin
Wandelt ihren ernsten Gang,
Die Nothwendigkeit.
An ihrem diamantnen Rocken
Spinnt sie den Faden des
Unwiederrufbaren Geschicks,
Und leitet an ewigen Seilen das All:
Du aber über deinen geschmückten Gräbern
Deinen blumigen Trümmern,
Wellest, wie sie will,
Flüchtige Tage,
Augenblicke, Hauche der Zeit,
Augenblicke, oft voll Müh' und Noth,
Die du dir mit Zweifeln jetzt,
Jetzt mit Sorg' und Angst,
Jetzt mit Thorheit verkümmerst und kastest.
Vor allen Kindern der grün gelockten Erde
Gab dir der Schaffende
Den Blick vorwärts in das Kommende
Und rückwärts in's Vergangene
Und zwischen zwei Welten,
Sichtbarer und unsichtbarer,
Stehest du!
Doch Dämmerung nur füllet die Aussicht,
Und schüchterne Strahlen des Morgenroths
Zittern aus der weiten Ferne.

Vermesse dich nicht, Halbgott zu sein,
Noch versenke ganz erdwärts deinen Blick!
Die vorwitzige Psyche
Schweift mit verwegenen Fittichen
Nicht ungestraft über des Sichtbaren Gebiet,
Wenn ihrer Bande vergessend
Sie zügellosem irrem Flug sich giebt.
Träge, nur an die Erde gebunden,
Vom göttlichen Funken in sich nicht belebt,
Nicht höher belebend ihn selbst,
Entmenscht sich der Mensch,
Wird zum niedrigern, sich selbst schändenden Thier.

Ich hörte viele Frager
Vom Orakel der Weisheit;
Jahrtausende fragen sie,
Jahrtausende streiten sie über der Antwort:
Was kann ich wissen? was glauben? was thun?
Wo ist das Orakel der Weisheit?
Ich will den Felsen hinaufklimmen,
Und engten Klippen und Dornen den Pfad,
Ich will den Schweiß nicht scheuen, die Arbeit nicht scheuen,
Ich will die Klippen und Dornen
Denn steilen Gang hindurch,
Zur Stätte der heiligen Kunden
Gottbegeisterter Weisheit,
Daß wie vom Regen des Himmels
Die schmachtende Seele sich erquicke des Worts!

Nicht draussen in der Welt!
Nicht im Dunkel des Hains,
Nicht über klippigen Höhen,
In Labyrinthen der Worte nicht,
In dir, Mensch, ist das Orakel der Weisheit.

Glaube, lieb' und hoffe!
Hoffe, lieb' und glaube!
Duld' und entbehre!
Freu' dich und leide!

Suche grübelnd den Ewigen nicht,
Du möchteſt ihn ſuchend verlieren!
Glaub' ihn!
Er iſt dir nahe! iſt um dich, über dir! in dir!
Keine Namen bezeichnen ihn, nennen ihn,
Aber dein Herz, wenn du es rein hältſt,
Kündet ihn dir, verbürgt ihn dir,
Und den Regenbogen der Sehnſucht
Nach ihm, dem Unvergänglichen,
Hat er zum Zeichen ſeines Bundes mit dir,
Um die Bruſt dir gelegt,
Und ſein ſchönſtes Kind, die Liebe,
Mit ihrer Schweſter, der Hoffnung,
Zur Braut dir gegeben und Geſpielin.

Ihn ſingt dir die ganze Natur,
Und ſein feurigſter Pſalm
Iſt der wandelnde Sternenhimmel.
Wenig zu wiſſen, und Ihn zu verehren
Sei deine Weisheit!
Such' ihm zu g'leichen durch Liebe,
Wie du, der Schwache, ſtark doch in ihm,
Immer vermagſt, und durch Adel reiner That!
Ringe darnach!
Seine Gebote der Liebe
Schrieb ſein Finger der Liebe
Dir in das Herz!
Und lohnte kein Jenſeits,
Und ſtrafte kein Jenſeits,
Gehorche dem warnenden, leitenden!
Das ſchönſte Edelgeſtein
In deiner Freiheit Krone
Iſt dieſer Gehorſam.
Bewahre die Krone,
Die du haſt,
Der Menſchheit Würde!
Ehre dies Diadem, wie es dich ehrt,
Vom Sinnenknechte wie ſo oft entweiht!

Fürchte den Tod nicht
(Daß ſeine Schrecken dich nicht ängſtigten,
Ward dir ein holderes Bild von ihm,
Sein Bruder, der Schlaf,
Der Mühentröſter gegeben)
Fürchte den Tod nicht,
Aber verachte ihn nicht,
Den großen Lehrer,
Den Heiland aus vieler Noth,
Der die Bande dir löſt,
Und vollendet mir dir!
Glaube gewiß, er wirds vollenden!
Glaub' an dich, und hoff' Unſterblichkeit!
Was drüben ſein wird,
Wenn du Gutes rein und treu geübt;
Wohl dir!
Du haſt Gott und dich!

Der Suchende.

Nach Wahrheit hab' ich viel gerungen,
Und frühe war ich nach ihr aus;
Doch iſt mir nicht der Fund gelungen,
Und matt und leer kam ich nach Haus.
Ich fragte groß' und kleine Meiſter,
Doch prüft' ich ſelten recht die Geiſter.

„Ihr Meiſter führt mich zu der Quelle,
Die meiner Seele Frieden ſchafft,
Und zeiget mir die rechte Stelle,
Und aller Weſen Art und Kraft:
Die Ruthe hab' ich in den Händen:
Wohin ſoll zuckend ſie ſich wenden?"

„Daß ſich der Brunnen mir entſchließe
Der Wiſſenſchaft und der Natur,
Und ich die Göttin ſelbſt begrüße
Die Göttin, nicht ihr Trugbild nur!"
Sie haben Worte mir gegeben;
Doch in den Worten war kein Leben.

Da ward mir's enge im Gemüthe,
Ich fühlte Pein und Widerſtreit;
Mir dorrete des Geiſtes Blüthe
Und jedes Sinnes Heiterkeit:
Als ſo ſich alle Kräfte löſten,
Kam eine Stimme, mich zu tröſten.

„Was drängſt du dich an leere Namen?
Das Eitle geht dem Eitlen nach:
Suchſt außer dir der Weisheit Samen,
Und hältſt die Demuth gar für Schmach?
Auf, forſche nur bei Luſt und Schmerzen
Die Wahrheit ſtill in deinem Herzen!

„Und lernſt du dich nur ſelbſt verſtehen,
Und biſt nicht fremd im eignen Haus,
Hier wirſt du manches Wunder ſehen;
Hier theil' ich die Orakel aus,
Und die verworrenen Geſtalten
Des Lebens will ich dir entfalten."

Behalte gläubig das Vertrauen!
Entſchwundne, wie die ferne Zeit,
Hebt mit andächtigem Beſchauen
Sich auf vor dir in Wirklichkeit;
Das Heilige in dem Gemeinen,
Der Geiſt der Welt wird dir erſcheinen.

Stiller Sinn.

Fromm mit liebendem Gemüthe
Feſt vertrau'n der ew'gen Güte,
Ob der Erde Stürme weh'n, —
In des Lebens irrem Treiben
Stets muß doch dies Eine bleiben,
Ohne Wank muß es beſteh'n.

Wenn ich Nachts gen Himmel ſchaue
Nach der ſternbeſä'ten Aue,
Wo die Wunderblumen blüh'n,
O wie fühl' ich mich beſchwichtigt,
Und den irren Sinn berichtigt,
Nur von reinen Flammen glüh'n.

Schöne Bilder aus der Ferne
Stehn ſie da die goldnen Sterne,
Bilder der Beſtändigkeit,
Bilder ſonnenlautrer Klarheit,
Ewig unverrückter Wahrheit,
Seliger Zufriedenheit.

Traue nur der ew'gen Güte!
Dieſe reine Himmelsblüthe
Blüht auch in der rauhſten Zeit.
Roſen mögen ſich entfärben,
Andre Blumen mögen ſterben,
Bis ſie ſpät der Lenz erneut.

Erde muß, was irdiſch erben,
Dieſe Blüthe kann nicht ſterben,
Unvergänglich iſt ihr Mai,
Traue nur der ew'gen Güte!
Treu im liebenden Gemüthe
Zeigt ſie dir ſich ewig neu.

Menſchenleben.

Ein Räthſel ſei, ein Irrgewind das Leben?
So haben Weiſ' und Thoren viel geklagt:
Wo mag der Faden Ariadnens ſchweben,
Der aus dem Labyrinthe führt? wer wagt
Des Räthſels Wort uns offenkund zu deuten,
Und aus dem Netz befreiend uns zu leiten?

Durchbalſamt von der Jugend Aetherdüften,
Von ihrem zarten Morgenhauch durchquellt,
Weilt, wie auf wunderbaren Himmelstriften,
Der junge Geiſt auf der ihm neuen Welt,
Am bunten Schmelz der wechſelnden Geſtalten;
Er möchte ſie ſo gern auf ewig halten.

Da nah'n heran die ernſten Mannestage;
Es fühlet ſich von läſt'gem Band das Herz
Schwer eingeengt, und manche ſaure Plage

Verwandelt jetzt die vor'ge Luft in Schmerz;
Der frische Duft des Morgens ist zerronnen,
Die Luft wird schwül, es kommen trüb're Sonnen.

Des Zaubers Reiz weicht bald vor dem Gemeinen
Alltäglichen der starren Wirklichkeit;
Gespenster sieht dein Auge bald erscheinen,
Wo selige Gestalten dich erfreut.
Umsonst hinauf blickst du nach jenen Höhen!
In Tod will fast das Leben untergehen.

Hohn wird und Trotz dem Edelsten geboten,
Am offnen Tag tobt zügellos die Macht;
Wo sie nicht hilft, flicht ihre Schlangenknoten
Die List, gehüllt in trügerische Nacht;
Die Falschheit strebt, sich selber zu vergöttern,
Und in den Staub das Recht hinab zu schmettern.

Wer rettet uns vor'm eigenen Geschlechte
Das, wie sich selbst, so mühvoll and're plagt?
O wer zerstreut vor mir die trüben Nächte,
Und bannt den Gram, der meine Brust durchnagt
Daß vor den rauhandrängenden Gewalten
Ich doch mir selbst mich dürfte treu erhalten?

Die Wahrheit ist's, die Schönheit, ihre Schwester,
Mit jungem Morgenlichte angethan,
Sie zieh'n in sich die Seele wieder fester,
Und machen so dem eignen Frieden Bahn.
Religion mit ihren Götterhänden
Muß der Versöhnung heil'ges Werk vollenden.

Geebnet sind des Streites wilde Wellen,
In neuer Klarheit siehst du bald die Welt,
Und Luft und Erd' und Alles sich erhellen,
Wenn in dem Kampf die eig'ne Lust nun fällt,
Und hast du die und so dich selbst bezwungen,
Ein Himmel ist aus deiner Brust entsprungen.

Ihr sel'gen Drei, aus Gottes Licht geboren,
Wer an sein Herz euch brüderlich gedrückt,
Wer dort euch fromm die Freistatt hat erkoren,
Mit eurem Kranz sich seine Schläfe schmückt,
Ist auf des Lebens nachtdurchgrauten Straßen,
An eurem Licht vom Lichte nicht verlassen.

Im Zeitensturm fest steht er ohne Wanken,
Zur Höh' hinauf gerichtet seinen Blick,
In's Sonnenreich der göttlichen Gedanken,
Und Sorg' und Klag' eilt hinter ihm zurück.
In dieser Hut, wie's unter ihm auch stürmet,
Sein Köstlichstes, sein Glaube bleibt geschirmet.

Gottlieb Siegmund Corvinus,

als Schriftsteller Amaranthes genannt, ward am 15. Mai 1677 zu Leipzig geboren, studierte die Rechte in seiner Vaterstadt und starb daselbst als Advokat und kaiserlicher Notarius am 27. Januar 1746.

Von ihm erschienen, theils unter seinem wirklichen Namen theils pseudonym:

Proben der Poesie. Leipzig, 1710 — 11. 2 Thle.
Nutzbares, galantes und curieuses Frauenzimmerlexikon. Leipzig, 1715.
Reifere Früchte der Poesie. Leipzig, 1720.
Deutsche Reden von unterschiedener Gattung. Leipzig, 1734.

Ein Nachfolger und Nachahmer Hoffmannswaldau's und Lohensteins, dessen galante und verliebte Gedichte schwülstig und wässerig, dessen Satyren und Epigramme plump und derb sind.

M. Cosmeli. s. Kosmeli.

Karl Ludwig Costenoble.

ward am 25. December 1773 zu Herford geboren, widmete sich der Bühne und zeichnete als sich Komiker vortheilhaft aus. — Früher Mitglied des Hamburgischen Stadttheaters, nahm er später einen Ruf als K. K. Hofschauspieler in Wien an, wo er gegenwärtig noch lebt.

Er gab heraus:

Dramatische Spiele. Taschenbuch für 1810. Hamburg, 1809.
Dasselbe für 1816. Hamburg, 1816.
Lustspiele. Wien, 1829.

C. hat meist nur dramatische Kleinigkeiten geliefert, welche aber größtentheils sich einer günstigen Aufnahme bei ihrer Darstellung erfreuten, da sie sich durch Bühnenkenntniß, Witz, Lebendigkeit und guten Dialog vortheilhaft auszeichnen.

Johann Andreas Cramer.

Diesem um Deutschland hoch verdienten Manne ist von seinem Sohne dem vortrefflichen am 22. Februar 1833 zu Kiel verstorbenen gelehrten Juristen, Etatsrath A. W. Cramer, ein eben so würdiges als originelles Denkmal in dessen Hauschronik (Hamburg, 1822, S. 225 — 241) gesetzt, das wir daher, um so mehr als dieses eigenthümliche Buch im größeren Publicum nur wenig bekannt geworden ist, statt der gewöhnlichen biographischen Notizen hier folgen lassen, wobei wir uns nur gestatten hin und wieder die fehlenden Jahreszahlen zu ergänzen. Die Schilderung des Sohnes lautet:

Mein Vater war, wie meine Mutter, aus Sachsen, geboren zu Jöstadt oder St. Georgenstadt im Erzgebirge den 25sten Jänner 1724. Sein Vater war daselbst ein ärmlicher Pfarrer, aus Ungern dahin versetzt. Mein Vater ist, wie ich in der Folge, in Grimma gebildet und in Leipzig seit 1742 unter Ernesti, Teller und Drieling, wohin er mit 5 Gulden

in der Tasche ging und sich durch Hochzeit- und Leichen-Carmina, durch Correcturen bei dem ältern Breitkopf, so wie durch Unterricht seinen Unterhalt erwarb. Magister geworden 1745 las er eine kurze Zeit in Leipzig nicht ohne Beifall, bis er nach*) Creilwitz und Daspig an der Elbe versetzt ward, auf eine Pönitenz-Pfarre, die ihren Namen von der Geringfügigkeit der Einkünfte hat. Hier heirathete er meine Mutter, nachdem Sprüchwerte, eine Pfarre will eine Quarre haben, obgleich das Einkommen noch keine 300 Rthlr. betrug und von Leipzig aus ihn seine Freunde, die Gellerte, Rabener, Schlegel, Klopstock fleißig besuchten. Hier wurde der Grund gelegt zu den Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, und als diese aufhörten, den Bremischen Beyträgen, Wochenschriften, welche auf die Herstellung der schönen Wissenschaften in Deutschland einen entscheidenden Einfluß gehabt haben und damals um so mehr Leser fanden, als sie der insipiden Gottschedischen Schule entgegen und den Schweizerischen Streitern in die Hände arbeiteten. Hier wurde die Uebersetzung des Chrysostomus, woran auch J. A. Schlegel Antheil hatte, und der Vermischten Schriften angefangen und vollendet und für ihn eine Empfehlung bey den Philologen. Man kann es nicht leugnen, daß die Theilnahme an dem Schicksale der schönen Literatur sehr allgemein verbreitet war, daß alles mit größerer Liebe aufgenommen wurde, als jetzt, dafür aber auch strenger gesichtet und einer scharfen Kritik unterworfen wurde, die es nicht erlaubte, durch den Klingklang hoher Worte den Kopf und das Herz zu bestechen. So in der schönen Morgenröthe der aufkeimenden Literatur darstehend machte er sich bald als Kanzelredner bekannt, und ein Buß- und Festtag, eine Eruption des Vesuvs oder ein Erdbeben zu Lissabon diente nur dazu, sein Talent zu erhöhen, und ihm den**) Ruf als Hofprediger nach Quedlinburg zu verschaffen. Die Aebtissinn hörte schwer, und was er der Gemeine vorgetragen, mußte er ihr im Kabinette wiederholen. Das lohnte sie ihm dankbar, als er 1765 nach Kopenhagen durch den ältern Bernstorff berufen, daselbst Hofprediger und Professor der Theologie ward. Schon früher war Kirchengeschichte sein Lieblings-Studium. Die Uebersetzung des Bossuet erfolgte, und, was freylich mehr sagen will, die Fortsetzung desselben. Sie ist sein Hauptwerk, ein Werk auf das sich Deutschland etwas zu Gute thun kann. Ein eiserner Fleiß gehörte dazu, sich durch die Nacht der Jahrhunderte durchzuarbeiten. Durch diese Theologaster und Philosophaster, ekelhaft in Hinsicht des Vortrages wie der Sprache und nur wenig anziehend durch ihren Inhalt, Schriftsteller, die, da sie sonst insgesammt im Anfange der Buchdruckerkunst erschienen waren, sich zugleich nur wenigen zugänglich zeigten. Hätte nicht die Königliche Bibliothek in Kopenhagen, so reich an Prototypen, daß sie wohl nur noch durch die Münchener übertroffen wird, hätte diese, und dann die Helmstädter ihm nicht ihre Schätze freigebig geöffnet, er hätte nicht, und nicht so schreiben gekonnt. Vieles verdankt er jedoch auch der Thottischen, der reichsten Privat-Bibliothek in Europa, ihr, deren Ende so seltsam und traurig war. Man hat eigene Schriften über die Schicksale der Bibliotheken. Die Thottische liefert dazu einen merkwürdigen Beytrag, und da er nicht jedem bekannt ist, so verweile ich einige Augenblicke dabey. Der nun längst verstorbene Geheimerath und früher Staats-Minister Graf von Thott gehört zu den entschiedensten Bibliomanen, die jemals gelebt haben. Er lebte nur in Büchertiteln und unter Büchern. Ueberall hatte er seine Emissäre und kein Preis war ihm zu hoch, um eine Seltenheit zu erstehen. Als einst im Haag eine Auction war, hatte er auf eine kleine Ausgabe des Cicero de Officiis ungemessene Aufträge ertheilt, und sein Beauftragter stieß zusammen mit einem von Burmann oder dem reichen d'Orville, der gleichen Auftrag hatte. Für mehrere Hunderte von Gulden verblieb es Thott, der über seinen Ankauf vergnügter war, und dieses Buch als das wohlfeilste seiner unermeßlichen Bibliothek dem Schaulustigen vorzuzeigen pflegte. Denn, setzte er hinzu, dieser Vorfall verschaffte mir und meinen Aufträgen ein solches Uebergewicht in Holland, daß sich nicht leicht jemand es einkommen ließ, meinen Prorenten zu übertreiben. Wie Cujaz, hatte er in seinem Testamente den öffentlichen Verkauf seiner Bibliothek angeordnet, zum Besten, ich erinnere mich nicht mehr, welcher öffentlichen Anstalt: durch Magister der Universität sollte der Katalog angefertigt werden und der Erbe alle Kosten tragen. Da dieser nur auszuzahlen, die Anstalt nur einzunehmen hatte, so bekümmerte sich niemand um den Debit des 13 dicke Bände starken Kataloges, der jetzt eine Seltenheit geworden ist. Er war größtentheils Makulatur, und von auswärts erschienen keine Commissionen. So wurden die Bücher verschleudert und ein Raub der Käsehöcker. Wem fallen hier nicht des Volusi cacata Volumina ein und Martial's

Cordylas madido teget papyro
Vel thuris piperisque fit cucullus.

Zuletzt wurden ganze Blätter, ja Bogen auf einmal verkauft. Nur die Prototypen bis zum Jahre 1530, an der Zahl über 6000, wurdem von dieser mehr als Babylonischen Zerstreuung gerettet und durch Vermächtniß ein Besitzthum der Königl. Bibliothek. Freilich müssen Bücher zuletzt aus der Welt kommen; wo blieben sie zuletzt. Hat doch Büsching ausgerechnet, daß das Preussische Staatsarchiv in wenig hundert Jahren mehr als den Umfang von Berlin einnehmen müßte. Aber verloren geht denn auch manches Buch, nach welchem man hernach vergebens fragt. Caspar von Barth, — niemand hat wohl mehr gelesen und geschrieben, als der, — Barth, der nebenbey einen sonderbaren Bücher-Trödel betrieb, bietet in einem seiner Briefe an Daumius ein Exemplar vom Corpus juris aus, ganz beschrieben von Cujazens Hand. Wo ist es geblieben? Cujaz selbst in seinen Observationen bietet ein anderes aus, in welchem er die Glosse von Anfang bis zu Ende durchcorrigirt. Wo steckt es? Und wäre das nicht ein Fund, jetzt wo sie von so vielen auf jeder Seite citirt wird, so daß man fürchten müßte, in's zwölfte Jahrhundert zurückgesetzt zu werden, wenn's mit der Sache Ernst wäre. Aber die meisten haben sie nicht gelesen. Meinem Exemplare wird's nicht besser ergehen, und dem von Cujazens Operibus, die ich auch durchgeakert habe und in denen mehr Druckfehler sind, als Tage im Jahre. Das, beste was ich besitze, schreibt sich aus der Thottischen Bibliothek her. Doch ich war ein povero diabolo, und konnte aus den zahlreichen Falten meines engen Geldbeutels kaum einige zwanzig Thaler zusammenklauben, den Durst zu stillen. Welche zahlreichen Vermehrungen würde die Hauboldische und Savignysche und Griesingersche Bibliothek erhalten haben, hätten sie aus diesem Meere schöpfen können. Bey dieser Unermeßlichkeit der Bücher, war gleichwohl ihr Besitzer so orientirt, daß auch damals, als schon der Krebs ihn des halben Gesichts beraubt hatte, und eine grünseidene Gardine den Fehl deckte, er dennoch das kleinste Buch im Dunkeln finden konnte.

Aber ich kehre nach dieser Abschweifung zu meinem Vater zurück. Wenige werden ihm nachstudiren und wenn in der Folge Schröck und Tennemann auf diesem Felde Lorbeeren geerndtet haben, so darf man daran erinnern, auf wessen Schultern sie gestiegen waren, und daß, wenn mein Vater gelehrt hatte, in diesen Sandwüsten mit Geschmack zu wandeln, durch jener wortschwallreiche Bände der niedergeschlagene Staub wieder aufgeregt sey. Für mich und meine Geschwister wurden diese Bücher eine lehrreiche Schule der Kritik. Denn, wiewohl geschmackles, fehlte es ihnen gleichwohl nicht an Saft und Kraft. Oft waren sie der Gegenstand des Tischgesprächs meines Vaters, der die Neuigkeiten des Tages verschmähend, sich gern auch da von Gegenständen der Litte-

*) 1748.
**) 1750.

ratur unterhielt. Was ich da von dem natürlichen Scharfsinne jener Schriftsteller ausgebildet durch eine haarscharfe, täglich geübte, Dialektik, hörte, das fand ich später bestätigt, als ich mich auf das Studium der Glossatoren und Postglossatoren geworfen hatte, Schriftsteller, die nach dem Untergange der Cujazischen Schule man nur selten noch hörte und die jetzt als Paradepferde ihre Künste fleißig machen müssen, jetzt, nachdem jene Schule wieder aufgelebt ist und in Hugo und Haubold und Savigny und Thibaut und ihren Schülern. Ihr hört diese Namen oft von mir nennen. Das würdet Ihr, auch wenn sie nur meine Freunde wären. Aber sie sind mehr; sie sind die Stammhalter unsers ganzen Studiums,

Vos etiam seri laudabunt saepe nepotes
Claraque erit scriptis gloria vestra meis.
Hic quoque Sauromatae jam vos novere Getaeque
Et tales animos barbara terra probat.

Aber dennoch wird eine Zeit kommen, und mich dünkt, sie dämmert schon am Horizont herauf, wo auch sie vergessen sind mit ihren Mühen, und wo über das Gebeinere der Nachzügler die Namen der Feldherren verschollen sind. Oder erging's nicht so den Halbgöttern, Alciat, Duaren, Cujaz, Pithou, Giphanius, die unter den Scheffel gesteckt wurden, um den Treutlern und Lauterbachen, den Struven und Hellfeldern Platz zu machen, Ereignisse eingeleitet durch das Zeitalter Ludwig des XIV, und durch das Allgemeinmachen der französischen Sprache, bis Heineccius kam, mächtig eintrat und die Hyder zertrat, er ein zweiter Reformator, obgleich so bisher nicht gewürdigt, weil man zu sehr an seinem Mantel gezupft hat, d. h. an seiner Methode. Solche Momente aber sind es, an die sich die Litterär-Geschichte anknüpft, nicht Büchertitel und Namen, mit denen die Kompendien uns zu beschwichtigen versuchen. Denn leider treibt sie sich noch immer herum in der Kleinmahlerei, ohne die Fresco-Gemählde eines Raphael oder Correggio zu ahnden. Denn freilich an die Fresco-Gemählde wollt ich nicht erinnern, die, ich weiß nicht welche Zeitschrift ausbietet, und die dennoch nichts als elende Zerrbilder sind. Möchte ich übrigens mich auch eben so der Lectüre der Glossatoren des canonischen Rechts berühmen können, in die ich nur verstohlen geblickt, eine von den wenigsten beachtete Fundgrube des historischen Rechts, verwüstet und öde daliegend, bis es einen Tongeber einfällt, sie in die Allegate seiner Zeitgenossen zu stoßen. Vah! quantum est, quod nescimus. Und wenn ich das so bedenke, so kann ich mich kaum des Wunsches enthalten, daß die Büchermacherei für die nächsten zwanzig Jahre geschlossen werden möge, durch ein in alle Welt ausgehendes Edict, um die Studien gezwungen rückwärts zu richten, und daß die Makrobiotik der Erzväter zurückkehre, nicht um es abzuleben, welchen Ausgang das Repräsentanten-Wesen haben werde, denn wer der Geschichte auf den Kamm gekommen, der weiß es auch, daß es mit dem εἰς Κόρακας ἔργον schließen werde, nein, sondern um ein Heer noch ungelesener Schriftsteller zu lesen, die nicht für ihre Zeit allein gelebt haben. Aber das sind eitle Wünsche des sehnsüchtigen Herzens

Magna numinibus non exaudita malignis.

Darum sind mir ein Cujaz, und ein Scaliger und Baronius, ein Alciat und Petav und Godefroi, aus neuerer Zeit ein Mosheim und mein Vater, denn wenige nur können ihnen zur Seite gestellt werden, so ehrwürdige Namen, durch die Unermeßlichkeit ihrer Lectüre, dadurch daß die Schriftsteller aller Zeiten, aller Zonen, aller Zungen, wie eine General-Karte vor ihnen lagen, wo überall sie ihre Heimath fanden, fruchtbar für ihren eigenen Betrieb und nicht beengend die Schärfe ihrer Beurtheilungskraft. Aber dazu bedarfs auch einer eigenen Kunst des Lesens. Eine Anekdote fällt mir dabey ein, die Klopstock gern zum Besten gab. Mein Vater, obgleich im höchsten Grade kurzsichtig, neben ihm der ältere Bernstorff, wurden allgemein für die schnellsten Leser gehalten. Das Gespräch verfällt auf diesen Gegenstand und eine Wette wird gelegt. Ein Scholastiker, ein tüchtiger Quartband wird bestimmt. Resewitz und ein zweiter müssen ihn studieren, um die Prüfung machen zu können. Die beiden Kandidaten werden eines Sonntags Morgen auf Bernstorff eingespondet. Nach Tische ist die Prüfung und Bernstorff trägt den Sieg davon, obgleich mein Vater nur um weniges zurückgeblieben war. Unausgemacht blieb es, ob das Auge wirklich alle Buchstaben erfasse, oder ob er nur schnell die Hauptwörter auflese, um es dem Kopfe zu überlassen, den Sinn herzustellen. Das Pult hatte jedoch meinen Vater nicht zum Kalmäuser oder Dintenklexer gemacht, der nur hinter den Schreibtisch oder nur auf das Katheder gehört hätte. Wer, wie Er, mit der Ceder, wie mit dem Ysop bekannt war, der konnte auch Allen Alles seyn, wie der Apostel will. Ein Gespräch aus Küch und Keller oder aus dem Waschhause, traf ihn eben so kundig, als eins aus dem Aristoteles oder dem Duns Scotus. Deshalb ward auch noch im Alter seine Unterhaltung vom schönen Geschlechte gesucht. Etwas habe ich von ihm geerbt, und ob Eyer hart oder weich kochen werden, kann ich Euch eben so gut theoretisch oder praktisch beweisen.

Der nordische Aufseher, an dem unsre besten Köpfe Theil nahmen, Klopstock, der überall zuerst genannt werden muß, Resewitz, Schlegel, Basedow, Gerstenberg unterstützten den schnell gewachsenen Ruf meines Vaters. Zahlreiche Predigten hatten ihn längst als einen der ersten Kanzelredner Deutschlands verehren lassen, aber um den vollen Genuß seiner Beredsamkeit zu haben, mußte man ihn eifern hören über das Unwesen der Zeit, daß wohl selbst Karten in der Kirche gespielt würden, wie jetzt wohl Tabacksrauch in den Vorlesungen gerochen werden soll, gegen die praecepta juris: honeste vive, neminem laede, suum cuique tribue, die ich einmal in freier Dolmetschung so übersetzen hörte: Betrink' dich nicht, wirf' die Fenster nicht ein und bezahle deine Schulden, — man mußte seine ganze Persönlichkeit vor Augen haben, diese schöne Stimme, diese Haltung, diese Mäßigung der Bewegung. Sie sind verschwemmt im Strome der Zeit diese Reden, die manche Thräne ausgepreßt haben. Die Zeit verlangt nur neue Gewächshaus-Sprößlinge, hohl und taub, und während ich dieses schreibe, nagt sie sich die Zähne stumpf an Sommer- und Winter-Postillen, die sie nicht versteht, wie jene Bauern. Ich war in einer Kirche, — so ward mir, es ist nicht lange her, erzählt, — in der Nähe des Segeberger Kalkberges, dessen bindende Kraft unsre Maurer durch Uebersättigung mit Sand so trefflich zu hindern wissen. Der Prediger handelt von den Thranlampen der Vernunft im Gegensatz zu den Fackeln der Bibel, die zu erklären freilich etwas schwerer ist, als zu salbadern. Den Bauern schwirrte es vor den Ohren, sie steckten die Köpfe zusammen und fragten sich, was wohl die Thranlampen bedeuten sollten? Aber sie waren bald darüber mit sich einig, daß es nur ein Stich auf den Bauernstand seyn könne, der ja Thran brenne, und schwerlich wird diese Predigt seinen Eyerstock vermehren, oder den Flachsstreng. Die Dichter werden an meinen Vater erinnert durch seinen Luther und Melanchthon, welche unübertroffen geblieben sind, und ihn Klopstock zur Seite setzen. Seine übrigen Gedichte sind zwar zahlreich, aber weniger ausgezeichnet durch des Genius Fittig, als durch die Leichtigkeit und Reinheit des Reims und durch eine unglaubliche Gewandheit, ein und denselben Gedanken in stets wechselnder Wortfüke und schöner Diction auftreten zu lassen. Mit Recht würde man ihn Deutschlands Ovid nennen können, wäre nicht der Inhalt so verschieden, und hätte dieser mit gleich reinem Gemüthe gedichtet. In den Struenseeischen Händeln, in denen er seine Entlassung als Schloßprediger erhielt, nahm ihn Lübeck an Carpzovs Stelle als Superintendenten auf. *) Viel fehlte

*) 1771.

nicht, er hätte es gleich durch seine Antritts-Predigt verdorben. Denn auftretend mit den Worten: Hier, hier ist die Quelle des Lebens, verstanden die Bürger, Bier, Bier ist die Quelle des Lebens, und konnten nicht begreifen, daß ihr Superintendent sich zum öffentlichen Panegyristen des Gerstensaftes aufwerfe. Im Jahre 1774 folgte er dem Rufe nach Kiel als erster Theologe, und als Prokanzler. Ihn reizten die vielen Berufungen auf andere Universitäten nicht, namentlich als Kanzler nach Göttingen an Mosheims Platz. Kiel, durch Umtausch eine dänische Universität geworden, sollte gehoben werden und stand wirklich aus seiner langen Lethargie glänzend hervor. Auf seinen Rath wurden Zacharid, Geyser, Eckermann, Fuhrmann, Moldenhauer, Trendelenburg, Musäus, Jansen, Weber, wurden Berger und der Arzt Weber, wurden Tetens, Ehlers, Fabricius, Liungberg gerufen und ließen ein neues Leben erwachen. Das Seminarium der Schullehrer, mit seinem unvergeßlichen Müller, eine Buchdruckerei des Waisenhauses, ein neuer Landeskatechismus, ein neues Gesangbuch, die Grundlegung einer neuen Kirchenagende, die noch bestehende Anstalt zur Bildung und Uebung künftiger Religionslehrer ist sein Werk, und in der Schloßkirche ließ er sich selbst mehrmals hören. Verbessert wurden unter ihm die akademischen Gesetze und eine Baumschule angelegt. Was aber dem Lande vorzüglich wohlthätig ward, war die strengere Prüfung der Kandidaten der Theologie und des Rechts. Möchte gleiche Strenge den Medicinern werden, die in einem Rangstreite mit den Juristen noch immer kek behaupten dürfen praecedere debere carnificem latroni. Nur das Gemein-Beste war sein Ziel. Starker Körperbau, breite Brust, gesunde Lungen unterstützten seine unablässige Thätigkeit. Einbildungskraft, Gedächtniß, Beurtheilung, großer Verstand und Umsichtigkeit ließen seinen Vorschlägen nicht leicht was zusetzen, erwarben ihm Eingang bei den Großen, Liebe bei den Untergebenen und Würde im Aeußern. Standhaft wie ein Mann, fühlte er tief und weich. Im Besitz mehrerer Sprachen, sprach er das Lateinische vorzüglich gut, das Dänische nur mittelmäßig. Er schrieb eine sehr kleine, dennoch schöne und sehr leserliche Schrift, und nur selten war eine Correctur zu bemerken. Mit Recht zählt man ihn den Beförderern einer gereinigten und aufgeklärten Theologie bey. Denn obgleich selbst dem älteren Systeme treu, war er gleichwohl der mildeste Beurtheiler fremden Verdienstes und mischte sich gern aber bescheiden und duldend in die Streitigkeiten der Kirche. Man hat sein Verdienst wohl verkannt hie und da und möchte wohl gern hie und da dran rütteln: aber es wird nicht zurücktreten in das Dunkel der schweigenden Nacht, und fortwährend wird es seine tief gesenkten Wurzeln zu neuer Saat aufschießen lassen.

Mein Vater starb am zwölften Junius 1788 nach einem langen Schmerzenslager an einer der leidenvollsten Krankheit, an der Brustwassersucht, verkannt von seinen Aerzten, und nur erkannt von Weber, der wohl Freund, aber nicht Arzt des Hauses war. Er ward es und wer unter uns verdankt ihm nicht seine Rettung? ihm, dem Heilkundigen durch Erfahrung, dem, der auf keines als der Natur Wort geschworen hat, ihm, der auf eine merkwürdige Weise kurz darauf sein eigner Arzt ward. Ein heftiges Nervenfieber hatte ihm aufs Siechbette geworfen, hatte ihn der Besinnung beraubt. Berger leitete seine Cur und hatte ihn aufgegeben. Eure Mutter wachte die letzte Nacht bey ihm, nebst zweien jungen Aerzten. Der fortgesetzte Ausruf: Kaltes Wasser auf den Kopf! machte letztere aufmerksam auf diese damals von ihm selbst noch als herculisch angesehene Cur. Berger gab nach; schaden könne doch nichts mehr. Kalte Compressen wurden aufgelegt, und gerettet war der Kranke.

Mein Vater starb, bis an den letzten Athemzug sich beschäftigend mit allem was neu, was nützlich, was edel ist. Auch die Kantische Philosophie, damals erst durch unsern Reinhold ihre Strahlen verbreitend, beschäftigte ihn vielfältig. Ich mußte ihm diese Cimmerischen Nächte vorlesen, abwechselnd mit Aristoteles Politik, die er vorzüglich liebte. Von jener erinnerte er sich die prima stamina schon in einem Schriftsteller des Mittelalters vorgefunden zu haben. Er endete, schon verklärt, mit einer Rede an seine Gattin und an mich gehalten, gehalten mit einer Beredsamkeit, mit einem Feuer, mit einem Reichthum der schönsten und gewähltesten Bilder, wodurch alles übertroffen wurde, was ich je gehört oder gelesen habe. Er endete, — nie komme es aus meinem Gedächtnisse! — seine und meine religiösen Ueberzeugungen, die er kannte und nie bekrittelte, mit einander vergleichend, mit der Aeußerung, daß jenseits nur der prüfenden und überlegten Ueberzeugung, nur dem ernsten Wollen und der That ihr Recht widerfahren. Möchten ihn alle gehört haben, die an Verketzerungssucht kranken! Er endete, ein pietatis idoneus auctor, mit Ermahnungen. — —

Seine Schriften sind:

Andachten in Betrachtungen und Gebeten. Thl. I und II. 1tes Stück. Copenhagen, 1764—65.
Ascetische Betrachtungen über die Erkenntniß der Sünde. Hamburg, 1787.
Christliche Betrachtungen über die älteste Geschichte Mosis. Leipzig, 1785.
Erklärung des Briefes Pauli an die Ebräer. 2 Bde. gr. 4. Copenhagen und Leipzig, 1758.
Sämmtliche Gedichte. 3 Thle. Dessau, 1782—83.
Hinterlassene Gedichte, herausgegeben von K. F. Cramer. Hamburg, 1791.
Die Lehre vom Gebet nach der Offenbarung. Hamburg, 1786.
Lehren des christlichen Glaubens für Kinder. Kiel, 1788.
Die Lehren der christlichen Religion. Kiel, 1781.
Melanchthon, eine Ode. 4. Lübeck, 1772.
Evangelische Nachahmungen der Psalmen und anderer Lieder. Copenhagen, 1769.
Nebenarbeiten. 3 Stücke. Dresden, 1782—88.
Neue geistliche Oden und Lieder. 2 Hefte. Lübeck, 1775.
Sammlung von Passionspredigten. 5 Thle. Copenhagen, 1760—65.
Sammlung von Predigten. 10 Thle. Leipzig, 1755—67.
Sammlung von Predigten, veranlaßt durch den Tod Friedrich's V. Copenhagen, 1766.
Neue Sammlung von Predigten. 12 Thle. Copenhagen, 1763—71.
Sammlung zur Kirchengeschichte. 3 Bde. Leipzig, 1748—55.
Sammlung von Reden, in Lübeck gehalten. Lübeck, 1778.
Vermischte Schriften. Copenhagen, 1757.
Christliche Sittenlehre für Kinder. Kiel, 1788.
Vermischte Uebungen des Verstandes, Witzes und Nachdenkens. Kiel, 1783.
Unterricht im Christenthum. Schleswig, 1785.
Einzelne Predigten, Uebersetzungen (und Fortsetzung) der Weltgeschichte von Bossuet und des H. Chrysostomus, das Leben Gellerts in der Ausgabe von dessen sämmtlichen Schriften, Beiträge zum nordischen Aufseher, einzelne theologische Aufsätze u. s. w.

Cramer genoß während seines Lebens eines dreifachen Ruhmes als Dichter, Kanzelredner und theologischer Schriftsteller, doch ward er von seinen Zeitgenossen überschätzt. Als Dichter schloß er sich vorzüglich an Klopstock an, der sein vertrauter Freund war, und den er besonders in seinen Oden und Liedern nachzuahmen strebte, doch keineswegs erreichte. Es fehlt ihm nicht an Gluth und Gefühl, wohl aber an poetischer Kraft und Erfindung, und er wird daher stets oratorisch, selbst da wo er den höchsten dichterischen Schwung zu nehmen strebt. Den größten Beifall erwarben sich zu ihrer Zeit seine beiden Gedichte auf Luther und Melanchthon, doch sind auch diese viel zu rhetorisch gehalten. Sprache und Vers zeichnen sich in allen seinen Lei-

ſtungen rein und edel. — Als Kanzelredner erwarb er ſich beſonderes Verdienſt dadurch, daß er dem üblichen Predigtſtyl größeren Schwung gab, und mit Hülfe der Einbildungskraft kräftig und gewaltig auf das Herz des Zuhörers zu wirken ſtrebte. Als Hiſtoriker verdient er dagegen kaum erwähnt zu werden, da ſeine Fortſetzung von Boſſuets Geſchichte in mehr als einer Hinſicht gänzlich verfehlt zu nennen iſt. —

Luther

eine Ode.

Du freies Volk, das keinen Nationen,
Zumal nicht ſtolzen, weichet, das du darfſt
Hochaufſehn, und herab von ihren Thronen
Viel Peiniger der Völker warfſt,
Thuiskons Volk, Tyrannenbändiger,
Du Arm der Freyheit, du Erſchütterer
Der Weltbezwingerin, an deren Wagen
Schon Gallien und Lybia,
Iberien und Aſia
Zu Sklaven angekettet lagen.

Du Donner, der ſie niederwarf, du Retter
Der Völker, als aus Luſt zur Tyranney
Roms Wahn und Liſt der Erde neue Götter
Erfand zur neuen Sklaverey:
Thuiskons Volk, fromm, redlich, frey und hoch,
Gleich deinen Bergen, einem jeden Joch
Ein Feind, der muthig weiß, ſich loszuringen:
Wer will von deinen Sängern, kann
Den Mann, ders that, den deutſchen Mann
In alten Bardenliedern ſingen?

Nehmt eure Telyn; denn der Lieder Spiele
Verſtand er, ſchlug die Harfe ſelbſt, und ſang
Ins Herz der Deutſchen göttliche Gefühle,
Daß weit umher ihr Hall erklang!
Es hätten, wie er ſpielte, durch ſein Lied
Von einer himmelvollen Gluth geglüht,
Selbſt Hermanns Barden, hätten ihm geſchwiegen,
Mit Licht umſtrahlt in ihrer Nacht
Vergeſſen den Geſang der Schlacht
Und den Geſang von ſeinen Siegen.

Wer fleugt voran? Wer will der hohen Lieder,
Die er verdient hat, Führer ſeyn? Soll ich?
Soll ich? Ich wills. Fliegt, Barden, meine Brüder,
Mir nach und übertönet mich.
Noch glänzt ſein Ruhm nur durch ſein eignes Licht,
Nicht in des Lieds; auch haben Fürſten nicht
In Marmor ihn und ewig Erz gegraben.
Des mögen ſich Erobrer freun!
Sie werden doch vergeſſen ſeyn,
Wie viel ſie Ehrenbogen haben.

Mehr iſt der Wahrheit Kämpfer, als wer Schlöſſer,
Wer Welten durch ſein durſtig Schwert gewinnt.
O Luther! Luther! Hoher Name! gröſſer,
Als aller Helden Namen ſind!
Als Hermanns auch, und der beſiegte doch
Die Völkerplager und zerbrach ihr Joch!
Denn er zerbrach des Aberglaubens Ketten.
Schon trugen wir ſie; ſträubend zwar!
Doch trugen wir ſie; keiner war
Noch weiſ' und kühn gnug, uns zu retten.

O Finſterniß, wie jene war, o Erde,
Die in dem erſten Chaos dich umfloß,
Eh ſich noch auf des Weltenſchaffers Werde
Sein Lichtquell über dich ergoß,
Daß deine Mächte flohn! o Finſterniß,
O neue greuelvolle Finſterniß,
Viel ſchwärzer; (der Gedank an dich erſchrecket!)
Verhüllt in deine Dunkel lag
Ein neues Chaos ohne Tag
Mit Mitternachtgraun überdecket!

Als hätt Abaddon aus des Abgrunds Pfuhle
Sich hergeſtürzt und ſeiner Plagen Strom!
Ein Donner ſcholl von eines Menſchen Stuhle
Aus deinem Schatten her, o Rom,
Als wäre es Gottes. Wie aus Latium
Die Donner ſchollen, ſtürzten Thronen um
In Staub zermalmt, und Feuerflammen ſchoſſen
Umher gleich Blitzen, wo ein Mann
Nicht betete die Götzen an
Aus Silber oder Gold gegoſſen.

Wie alle zittern, durch den Blitz geblendet,
Vom Blut, das raucht, vom Feuerberg, der glüht!
Wie jedes Volk vernunftlos liegt, geſchändet,
Vor Bildern, vor Gebeinen kniet!
Wo biſt du, Gott? wo du, Religion?
Ach! auf der Wahrheit Trümmern ſteht der Thron
Des Schreckens! die ihr Knie nicht beugen, ſterben!
Wer zählt ſie, die, o Blutgericht,
In deinen Kerkern nie das Licht
Des Tags mehr ſehen und verderben.

Erhebt vom Staub euch! Bringt nicht länger Gaben
Dem Götzen, deſſen Lügen ihr vertraut,
Das, Völker, iſt nicht Gottes Thron! den haben
Betrug und Tyrannen erbaut!
So ſchallts aus halberhellten Thälern her;
Ein Laut der Wahrheit Gottes! Aber er
Wird kaum gehört: So flammen neue Gluten.
In Klüft und Felſen flüchten ſich,
Die ihn verſtehn, und Wahrheit, dich,
Geheim nur ehren, oder bluten!

Umſonſt iſts, daß die Nationen klagen,
Verſammelt klagen, und das fremde Joch
Und ſeiner Schande Laſt unwillig tragen!
Wie fühlen ſie's und tragen's doch!
Muthloſer Klagen lacht das ſtolze Rom,
Und ſendet Räuber aus; des Reichthums Strom
Rauſcht hin aus Deutſchland in den Strom der Tiber.
Und Rom durch ſeine Beut entzückt,
Verſchwelgt der Einfalt Raub, und ſchickt
Der frechen Räuber mehr herüber.

Wie biſt du, Vatikan, vom Raube trunken!
Vom Zeugenblut! Und o, Teutonen, ihr
Wie tief, wie tief, ſeyd ihr herabgeſunken!
Sind wir die freyen Deutſchen? Wir?
Uns ſchreckt kein Schwertſtrahl, und wir beten an
Nicht einen Zevs; ach! Götzen die der Wahn
Vergöttert, meinen, daß ſie's ſind, und liegen
Vor ihrem Altar Sklaven gleich?
O du, der ſieben Hügel Reich,
Wer gleicht dir? Wagts mit dir zu kriegen?

Da kämpft er ſchon der Mann, der Wahrheit Rächer,
Und ſtrahlet, ein Polargeſtirn, umglänzt
Von andern, die auch funkeln, aber ſchwächer,
Durch einen engern Kreis begrenzt.
Stürzt um die Wechslertiſche! Stürzt ſie um!
Mit uns iſt Gottes Evangelium!
Der Himmel iſt nicht feil für Gold! der Sünden
Vergebung iſt nicht feil für Gold!
Zu Gott bekehrt euch, wenn ihr wollt
Vergebung und den Himmel finden!

Geſang ertöne ſtärker! Hallt, ihr Lieder,
Die Stimme: Feil iſt nicht für Gold
Die Wonne der Vergebung, hallt ſie wieder:
Der Himmel iſt nicht feil für Gold!
Sie ſchallt! Wie weit! der Freiheit Odem kehrt
Zurück in uns, in jeden, der ſie hört,
Und aufmerkt! Aber Latium erzittert,
Fragt ängſtlich: wes die Stimme ſey,
Und fühlet ſeine Tyranney
In ihrem tiefſten Grund erſchüttert!

Nicht ſorgſam, daß auch ihn ſein Bannblitz tödte,
Forſcht er, ſieht heller, ſieht die Wahrheit ganz:
So folgt der Dämmerung die Morgenröthe
Und ihr des Tages voller Glanz.
O Evangelium! o Wort des Herrn
Wie ſtrahlſt du wieder? Und wer iſt ſo fern,
Den nicht die ſtrahlenvolle Sonn erhelle?
Es iſt dein Glanz; wir irren nicht;
Es ſchöpft die Welt ihr himmliſch Licht
Nun wieder aus der reinſten Quelle.

Nicht Zauberworte ſind es, die wir hören;
Mit unſrer Zunge ſpricht die Lehrerin
Vom Himmel, und nun ſtrömen ihre Lehren
Von ihren Lippen in den Sinn.
Germanien frolocke! denn ſie ſpricht
Die Sprache, welche dein iſt, welche nicht
Sich mit dem Raub undeutſcher Zungen brüſtet,
Durch keine Barbarey entweiht,
Reich durch ſich ſelbſt, und ſtets zum Streit
Auch mit dem Edelſten gerüſtet.

Wie ſie, daß er nicht ſeines Zieles fehle,
Auch aller ihrer Feſſeln Zwang beſiegt,
Und frei den hohen Flug mit ſeiner Seele
Geflügelten Gedanken fliegt;
Bald Donner und bald ſanftre Melodey,
Und was er will! des Wahnes Barbarey
Bethört nicht mehr mit fremden Zauberſtimmen!
Der Geiſt iſt feſſellos und ſucht
Die Wahrheit ſelbſt, zwingt ihn zur Flucht
Nicht feig mehr! Mag er doch ergrimmen!

Heil dem, der Gott will dienen! des verwundert
Europa ſich und glaubts kaum! Er iſt da,
Der Tag der Freiheit, den ſich manch Jahrhundert
Erſeufzt hätt, aber ihn nicht ſah!
Zürn oder traure; denn man wird nicht mehr
Gebein zu kaufen, als obs heilig wär,
O Rom, zu deinen Katakomben wallen!
Wo iſt nun, Völkerkönigin,
Dein Bann und Wucher und Gewinn?
Es iſt die Königin gefallen!

Geſtürzt! Obgleich in ihren Finſterniſſen
Gewitter brauſen, und auch Fürſten ſich,
Weil ſie nicht deinen Werth, o Wahrheit, wiſſen,
Zu Hauf verſammeln wider dich!
Da ſteht der Mann des Herrn, ein Fels im Meer.
Ragt über ſeine Wogen um ſich her
Und, Volk Thuiskons, über deine Fürſten;
Verläugnet nicht, wie Rom auch droht,
(Sein Trotz iſt Gott und ſein Gebot;)
Die ſo nach ſeinem Blute dürſten.

Er ſteht, ein Fels, und ſpricht, die ihn verdammen,
Vom Joche frey; der edle deutſche Mann!
Die Thronen ſtehn, und ſtürzen nicht zuſammen
Vom Interdikt aus Rom, vom Bann!
Der Glaub erhebt noch ſtrahlender ſein Haupt:
Germanien wird immer heller, glaubt
Und mit ihm glaubt der freye Brudernorden.
Du biſt nicht mehr des Wahnes Hohn,
Biſt wieder, o Religion,
Der Tugend Licht und Troſt geworden.

Nicht mehr des Aufruhrs Fackel, der Empörer
Panier nicht, nur der Völker Sicherheit
Giebſt du den Königen, den Bürgern Lehrer
Der Treue, der Gerechtigkeit,
Zu deinen Füſſen krümmt das Laſter ſich;
Der Tugenden Gefolg umringet dich
Und fleugt mit dir herab von deiner Höhe!
Nun iſt nur fromm, was Gott gebeut,
Und Völkern nützt! Auch iſt der Eid
Feſt, heilig! Heilig iſt die Ehe!

Noch irren in den erſten Finſterniſſen
Der Völker viel und ſehn die Sonne nicht:
Doch freyer ſind auch da ſchon die Gewiſſen
Und fürchten weniger das Licht!
Und werden heller! Leichter wird das Joch
Des Wahns, das ſie belaſtet, das ſie noch,
Als wär es durch ſein Alter heilig, ehren!
Das haſt du, edler deutſcher Mann,
Das hat der Herr durch dich gethan,
Durch Wunder nicht, durch deine Lehren!

Auch durch dein Leben! Nie haſt du geheuchelt,
Mit Glauben deine freye Bruſt geſtählt,
Haſt keinem Fürſten je um Schutz geſchmeichelt
Daß du ein Menſch warſt, nie verheelt!
Warſt Vater, Mann und Freund und Unterthan,
Der Armen Tröſter, gingſt die hohe Bahn
Des himmliſchen Gebots mit feſtem Schritte;
Bliebſt arm und deine Luſt war Gott,
Dein Glück hier, trotz des Wahnes Spott,
Ein keuſches Weib und eine Hütte!

Wer hatte mehr als du der hohen Gaben?
Wer flammte mehr fürs Evangelium?
Wie du voll Selbſtgefühl, und doch erhaben
Hoch über Stolz und Eigenruhm?
Wer war mehr Eifer? Mehr des Irthums Feind?
Mehr ſein Verfolger, und mehr Menſchenfreund?
Wer kämpfte ſo wie du, der Wahrheit Kriege?
Doch kämpfteſt du für ſie allein,
Und wollteſt gern vergeſſen ſeyn,
Vergeſſen gern in ihrem Siege.

Er wirds nicht ſeyn, er ſolls, er kanns nicht werden!
Sein Name ſpottet der Vergänglichkeit,
Wo noch ein Deutſcher iſt, ein Chriſt auf Erden,
Der frey und fromm zu ſein ſich freut.
Thuiskons Volk ſpricht keinem fremden Hohn,
Reich ohne Stolz, ehrt jede Nation,
Wenn auch der Neid von ſeinem Werthe ſchweiget;
Doch einen frevern edlern Mann,
Als Luther war, der edle Mann,
Hat keine Nation gezeuget.

Sein Name ſey dir heilig, ewig theuer;
Fleuch, Volk, des Sklaverey mehr haßt, als Tod,
Des Spottes Frevel; fleuch dies Ungeheuer,
Das neue härtre Ketten droht!
Italien gebahrs, und Gallien
Hats aufgeſäugt, und ach! Britannien,
Es waren Britten, die ihm Waffen gaben!
Zermalmt hätt er ſie; würd entbrannt
Vom Himmel dich, mein Vaterland,
Vor ſeiner Peſt beſchirmet haben!

Gedanken über die Frage: Warum die Schriften wider die Religion ſo viel Aufſehen machen?*)

Wenn man eine Menge freygeiſteriſcher Schriften mit Aufmerkſamkeit und mit unpartheyiſchen Augen geleſen hat, und von ihrem geringen Werthe überführt iſt, ſo ſollte man vielleicht glauben, daß eine Schrift wider die Religion gar kein Aufſehen machen könnte. Allein die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Eine Schrift wider die Religion, ſie mag ſo elend ſeyn, als ſie will, bleibt niemals oder nur ſehr ſelten in der Dunkelheit, worinnen ſie begraben ſeyn ſollte. Die allgemeine Urſache davon iſt freylich die natürliche Abneigung des menſchlichen Herzens wider die ſtrenge Tugend, welche die Offenbarung verlangt. Doch ſie iſt nicht die einzige, und man kann noch einige andre Urſachen angeben, die eben ſo viel als jene zu dem Aufſehen beytragen, das freygeiſteriſche Schriften machen. Dieſe ſind der Schein der Neuheit, der Schein der Verwägenheit, und die Seltenheit ſolcher Bücher.

Der menſchliche Verſtand, der nicht allezeit ſo ſtolz iſt, daß er ſich nicht in tauſend Dingen beherrſchen laſſen, und ein freywilliger und mehr als demüthiger Sclave werden ſollte, verlangt nur in Meynungen, welche die Religion angehen, eine Freyheit ohne Einſchränkung und Grenzen. Daher kömmt es, daß der Schein der Neuheit, wenn er wider die Religion iſt, ſo viel Gewalt über uns hat. In allen andern Dingen muß eine Meinung noch mehr als neu ſeyn, wenn ſie Beyfall finden ſoll. Sie veraltet mit der Zeit, ſie ſey auch noch ſo ungewöhnlich, und wenn ſie falſch iſt, verliert ſie ihr Anſehen ſehr bald und wird vergeſſen. Man mag ſie wieder hervorſuchen; man mag ihr eine neue Einkleidung geben; ſie bleibt alt, und hier iſt der menſchliche Verſtand allzu ehrgeizig, als daß er ſich mehr als einmal hintergehen laſſen ſollte. Nur in demjenigen, was die Religion angeht, vergißt er ſeinen Ehrgeiz, und ſeine Rechte. Einerley Einwürfe, einerley Zweifel und Anklagen bleiben ihm immer neu und ungewöhnlich. Wie oft ſind ſie nicht widerlegt und beſchämt, wiederholt und doch nicht verachtet worden! Schon die Verſchiedenheit der Sprache iſt allein hinreichend, ihnen das Anſehen der Neuheit zu erhalten. Ein engliſcher Freygeiſt ſagt etwas wider die Religion, das iſt neu;

*) Aus den vermiſchten Schriften Joh. And. Cramer's. Kopenhagen und Leipzig, 1757.

ein deutscher Freygeist sagt eben das, und zwar nicht einmal mit dem Schmucke und der Schönheit, als jener, und das ist auch neu. Wenn uns das nicht zeigt, wie klein unser Verstand ist, so weis ich nicht, was unsern Stolz demüthigen soll.

Es ist wahr, der Betrug hat vielerley Gestalten angenommen; aber es ist doch allezeit eben der Betrug gewesen. Dadurch haben die Feinde der Religion ihre ungerechte Sache immer noch aufrecht zu erhalten gesucht, daß sie einerley Zweifel und Einwürfe nach der Mannichfaltigkeit der menschlichen Gemüthsarten vielfältig zu verändern gesucht haben. Einige wünschen sich einen Betrug, der eine tiefsinnige Miene, und das Ansehen der Scharfsinnigkeit, Vernunft und Gelehrsamkeit hat, die alles aus dem Grunde zu untersuchen scheint. Daher sehen einige Schriften wider die Religion so metaphysisch und mathematisch aus. Andre lieben den Betrug mit einem lachenden und spottenden Angesichte, der ihnen den schlüpfrigen Weg, den sie gern betreten wollen, mit Blumen und Kränzen bestreuen soll. Daher kommen die Spöttereyen über die Schrift, die Erdichtungen eines frevelhaften Witzes, und die Allegorien, in welche sie ihre Einwürfe als Räthsel einkleiden, damit sie dieselben in Randglossen und in einem besondern Schlüssel erklären können. Ein Buch mit einem Schlüssel! Können wohl die Vertheidiger der Offenbarung solche vortreffliche Werke aufweisen? Man kann diejenigen, welche die Religion durch einen muthwilligen Scherz lächerlich machen wollen, mit den Priestern des Molochs vergleichen, welche der Grausamkeit, womit sie junge unschuldige Kinder aufopferten, durch eine wilde jauchzende Musik ein fröhliches Ansehen zu geben suchten. Noch andre lieben einen scheinheiligen Betrug, der ihnen Tugend und so gar Frömmigkeit zu predigen scheint, und sie doch von dem Gehorsame gegen die Offenbarung befreyt. Ein andächtiger Freygeist, das ist etwas, das gar zu neu und seltsam ist. Wenn man die Frömmigkeit von einem Freygeiste lernen kann, wozu braucht man die Lehrer der Offenbarung? Was verlangen diese mehr? Eine neue Maske; nur schade, daß es eine Maske ist. In so viel neue Gestalten haben die ausländischen Freygeister ihren Haß gegen die Religion zu verkleiden gesucht! Die deutschen Deisten geben sich so viel Mühe nicht. Sie tragen ihre Einwürfe wider die Religion so schön vor, daß ein Tindal oder Collin durch einen Edelmann und andre solche deutsche Freygeister vielleicht am leichtesten hätten bekehrt werden können.

Das Ansehen der Verwägenheit, welches die Schriften wider die Religion haben, ist auch eine Ursache, warum sie bei denen so viel Eindruck machen, die entweder im Herzen schon mit der Religion unzufrieden sind, und sich nur nicht getrauen ihre Unzufriedenheit zu äußern, oder die zum wenigsten von der Religion noch keine recht feste und gewisse Ueberzeugung haben. Die Verwägenheit erwirbt sich allemal eine gewisse Ehrfurcht, wenn sie auch tadelhaft ist, und so gar wenn sie bestraft zu werden verdient. Sich wider Lehren aufzulehnen, die so viele und starke Beweise der Wahrheit für sich haben, das ist dem menschlichen Stolze ein angenehmes Schauspiel. Er glaubt eine gewisse Größe des Geistes darinnen zu bemerken, die er bei der Unterwürfigkeit gegen den Glauben nicht zu entdecken glaubt. Mit dem Gehorsame gegen die Offenbarung scheint einige Furcht verbunden zu seyn; ein Freygeist hingegen scheint nichts zu fürchten. Man bildet sich aber ein, daß der größer sey, der nichts fürchtet. Doch man betrügt sich sehr, wenn man nur die Verwägenheit der Feinde der Religion näher kennen lernen will. Verdient ein Aufrührer und Rebell so viel Hochachtung, als ein getreuer Unterthan seines Fürsten? Es ist zwischen einem Leichtgläubigen, und zwischen einem Ungläubigen kein andrer Unterschied, als dieser, daß die Raserey des letztern vielleicht eine größre Unordnung im Körper anzeigt, als die Schwachheit und Ohnmacht des andern. Es wäre eben so lächerlich, die Kühnheit der Feinde der Religion für eine außerordentliche Stärke des Geistes zu halten, als es lächerlich wäre, die natürliche Stärke eines Rasenden zu bewundern.

Unterdessen ist es diese falsche Ehre, welche sowohl die Feinde der Religion zu ihren Unternehmungen antreibt, als auch eine allgemeine Verachtung ihrer Schriften verhindert. Die meisten Menschen würden sich einer Religion, die allgemein wäre, nicht widersetzen, und wenn sie auch falsch seyn sollte. Wenn es aber andre thun, so sehen sie solches als einen Muth an, und diese Zaghaften wollen sich ihnen dadurch nähern, daß sie ihn zu bewundern und mit ihrem Beifalle zu belohnen wissen. Was die Feinde der Religion und ihre Schriften noch furchtbarer macht, als sie sind, das ist die allzugroße Sorgfalt derjenigen, welche sich der Wahrheit annehmen. Es würden tausend Schriften wider die Religion nicht so viel Aufsehen verursachen, und in einer ewigen verdienten Dunkelheit begraben bleiben, wenn sie entweder gar nicht, oder nicht zu häufig widerlegt würden. Wie elend ist nicht, daß ich ein Beispiel anführe, der Beweis, daß der Mensch eine Maschine sey, und wie viele haben sich nicht gefunden, die denselben ihrer Widerlegung würdig gefunden haben? Viele Deisten werden erst verwägen, weil sie für verwägen und kühn gehalten werden.

In der That sind die Verfasser der Schriften wider die Religion nicht allezeit diejenigen, die viel Muth haben. Wie viele giebt es nicht, deren ganze Verwägenheit der Hunger ist! Würde ihnen ihr Muth nicht von einer niederträchtigen Gewinnsucht bezahlt, so wären sie vielleicht bei aller ihrer Unwissenheit so kühn, und schrieben für die Religion, wenn sie nur wüßten, daß sie eben so viel dabey gewinnen würden. Es ist eine bekannte Wahrheit, daß die Freygeister in verdrießlichen Umständen die feigsten Geschöpfe sind. Sie sind die außerordentlichen Leute nicht, die sie zu seyn sich einbilden, und weit gefehlt, daß sie sich von dem großen Haufen absonderten, weil sie eine Religion nicht annehmen, die so sehr bestätigt ist, daß sie sich vielmehr eben zu dem größten Haufen halten. Es ist wahr, daß es mehr öffentliche Vertheidiger der Religion, als offenbare Feinde derselben giebt. Das kömmt aber nicht daher, daß so viel Muth und Verwägenheit dazu erfordert wird, ihre Wahrheit zu leugnen, und diese Verleugnung durch einige Zweifel und scheinbare Gründe zu rechtfertigen. Das kömmt von der natürlichen Trägheit der Menschen her. Die Freygeister haben eine große Menge von lasterhaften und Niederträchtigen zu Gesellschaftern, die eben so muthig seyn würden, als sie, wenn sie bei ihrem Unglauben nicht die Ruhe und Bequemlichkeit so sehr liebten. Ein jeder Freygeist will nicht auch Autor seyn.

Doch man kann so freygebig seyn, und den Freygeistern den Ruhm der Verwägenheit lassen, einen Ruhm, den niemals ein Vernünftiger suchen wird. So viel lehrt uns ihre Geschichte, daß die Verwägenheit ihrer Meynungen und Einwürfe von Zeit zu Zeit abgenommen hat. Die Vorfahren derselben hatten weit größre Absichten. Sie wollten alle Religion umstoßen, und suchten allen Glauben eines Gottes aus der Welt auszurotten. Gegen diese Verwägnen sind die itzigen Ungläubigen mit allem ihrem Muthe nur Kinder. Die Atheisten haben sich in Deisten verwandelt. Der Unglaube suchte den Verlust des Muthes durch die List zu ersetzen. Es schien, als wollte er sich der Ehre der natürlichen Religion wider die geoffenbarte annehmen, indem er behauptete, daß jene zureichend, und diese falsch und ungegründet wäre. Er beredete sich, daß der Umsturz der Offenbarung mit der Zeit auch den Umsturz der natürlichen Religion nach sich ziehen würde. Als er verzweifeln mußte, bey diesem Anfalle den Sieg davon zu tragen, weil alle Einwürfe und Zweifel sowohl wider die Geschichte des Glaubens, als wider die darauf gebauten Lehren, unwiderleglich beantwortet wurden: So wendete er sich auf eine andere Seite, gieng bei der christlichen Religion, als einer unüberwindlichen Vestung vorbey, und fiel die jüdische Religion und das Ansehen des ersten göttlichen Gesetzgebers an. Die Freygeister scheinen einzusehen, daß auf dieser Seite auch nichts auszurichten seyn werde, und aus Verdruß darüber wenden sie die Waffen wider sich selbst, und mögen nun keine Seele, keine Vernunft und keinen Willen mehr haben. Sie gleichen denen, die in ihr eigen Schwerdt fallen, weil sie ihren Gegner nicht überwältigen können. Das ist die Geschichte des Unglaubens der neuern Zeiten im Kleinen. Zeigt sie nicht deutlich, daß die Feinde der Religion von Zeit zu Zeit kleinmüthiger und verzagter werden?

Ein Feind sieht oft im Dunkeln und von weitem gefährlicher aus, als er ist, wenn man ihn am Tage in der Nähe betrachten kann. Dieses Schicksal haben die meisten Schriften wider die Religion. Sie sind selten, und man muß viel aufwenden, ehe man ihrer habhaft werden kann. Die Seltenheit sollte eben ein Beweis von ihrem schlechten Gehalte seyn. Allein diejenigen, welche die freygeisterischen Bücher aus Liebe zu ihren Leidenschaften aufsuchen, wollen weder ihre Mühe noch ihren Aufwand ganz verloren haben. Sie möchten sich gern in ihren eignen Augen der Thorheit nicht schuldig wissen, vergeblich auf etwas Außerordentliches gehofft, und elende Einwürfe für wichtige Gründe bezahlt zu haben. Sie nehmen ihren ganzen Witz zusammen, etwas Schätzbares und Vortreffliches darinnen zu finden. Wie leicht betrügt man sich, wenn man sich betrügen will!

Die Seltenheit der ungläubigen Schriften entsteht gemeiniglich von den Verboten der Obrigkeit. Sie haben weise Ursachen, sie zu unterdrücken. Denn wenn sie gleich weder so gründlich noch so schön sind, daß sie bey unpartheyischen Gemüthern einen Eindruck machen werden, so sind sie doch gefährlich genug, unter dem unverständigen und leichtsinnigen Pöbel Schaden anzurichten, und die Ruhe des gemeinen Wesens

zu ſtören. Eine gründliche Widerlegung iſt nicht allemal hinlänglich, dieſen Schaden zu verhindern. Denn ſie iſt ohne Nutzen, wenn ſie nicht geleſen wird. Eine obrigkeitliche Unterdrückung ſolcher Schriften iſt das kürzeſte und ſicherſte Mittel, einem allgemeinern Unheile vorzubauen. Ich will itzt nicht ſagen, daß es der Obrigkeit anſtändig iſt, gegen alles, was die Seulen der öffentlichen Ruhe und Sicherheit wankend machen kann, einen gerechten Unwillen zu äußern. Ich will nur ſagen, daß man in dem Falle die Obrigkeit nicht mit Recht einer Tyranney über die Gewiſſen beſchuldigen kann. Es iſt nicht erlaubt, der Freyheit zu denken mit dem weltlichen Arme Geſetze vorzuſchreiben. Dergleichen Unternehmungen würden auch fruchtlos ſeyn. Sie darf nicht mit Feuer und Schwerdt wehren, daß jemand irre. Aber das kann ſie von ihren Unterthanen verlangen, daß ſie ihre Irrthümer nicht ausbreiten, andre, die noch nicht irren, damit anſtecken, und das Laſter einführen. Allein indem einem größern Uebel geſteuert wird, kann die Obrigkeit einem geringern nicht ausweichen. Man vergißt, oder verleugnet die wahren Abſichten derſelben bey der Unterdrückung der Schriften wider die Religion, und man glaubt, daß man ſie unterſagt, weil man ſie nicht widerlegen könne. Man glaubt eine gute Gelegenheit zu haben, eine geheimnißvolle Mine wider die Religion anzunehmen; ſich vom böſen Gewiſſen der Geiſtlichen etwas ins Ohr zu ſagen; über die Einfalt der Obrigkeit, die ſich von der Herrſchſucht der Cleriſey verleiten laſſen, die edle Freyheit zu denken verbieten, die Achſeln zu zücken; das Anſehen zu gewinnen, als wenn ſich wider das Chriſtenthum viel Unbeantwortliches einzuwenden habe, wenn man nur laut reden dürfte, und nicht gleich verfolgt zu werden befürchten müßte. Je ſeltner alſo die Schrift eines Freygeiſtes iſt, und je dunkler die Finſterniß, in der ſie ſchleicht, deſto gefährlicher wird ſie denen, die die Gefahr lieben. Allein darum erlangt nichts den Vorzug der Gründlichkeit, weil es ſelten iſt, wie ein Schatten in der Nacht nichts Selbſtſtändiges wird, weil ſich auch wohl Herzhafte davor entſetzen.

Gedanken von der Gefälligkeit.*)

Die meiſten Menſchen lieben die Tugenden wegen des Nutzens, den ſie haben, und ſie ſind darüber nicht zu tadeln, wenn ſie nur ihre wahren Vortheile kennen, und ſich ſelbſt durch keine falſchen Vorſtellungen hintergehen. Denn man beſitzt erſt von dem weiten Umfange und eigentlichen Werthe ihrer Vollkommenheiten eine genaue Kenntniß, wenn man ihre glücklichen Folgen überſieht. Und dieſe vollkommene Kenntniß iſt zu einer wahren feurigen Liebe der Tugend unentbehrlich. Diejenigen alſo, welche die Gefälligkeit darum hochhalten, weil ſie nützlich iſt, verdienen ſo wenig Vorwürfe, ſo wenig ſie die verdienen, welche den Reichthum lieben, weil ſie mit ſeiner Hülfe auf eine bequeme Art ſowohl ihre eigene Glückſeeligkeit, als auch die Wohlfarth ihrer Nebenmenſchen befördern können. Die Gefälligkeit iſt eine moraliſche Vollkommenheit, ohne welche andre geſellſchaftlichen Tugenden kaum beſtehen, ſich äußern, und liebenswürdig ſeyn können. Wenn der Ausſpruch eines alten Weltweiſen wahr iſt, daß die Eintracht und die Freundſchaft die Urſachen des fortdauernden Daſeyns der Welt ſind: So iſt gewiß, daß ſie es nicht ſeyn können, wenn ſie nicht gefällig ſind. Eine Freigebigkeit ohne Gefälligkeit verdienet ein kleines Lob, und ſo verhält es ſich mit allen andern Tugenden, welche zur Glückſeeligkeit der Menſchen unter einander nöthig ſind. Die Gefälligkeit iſt die Seele des Umgangs, und das Vergnügen aller Geſellſchaften lebt mit ihr und ſtirbt mit ihr. Wie verdienen nicht die Vortheile einer ſolchen Tugend auf verſchiedenen Seiten gezeigt zu werden!

Man kann die Gefälligkeit entweder als eine Neigung und Eigenſchaft der menſchlichen Seele, oder als eine äußerliche Handlung betrachten. Sieht man dieſe Tugend als eine Neigung an, ſo iſt ſie eine Begierde, ſich durch ſein äußerliches Verhalten andern Menſchen angenehm zu machen. Betrachtet man die Gefälligkeit als eine Handlung, ſo iſt ſie das äußerliche Bezeigen, durch welches man andern angenehm wird. Man kann nicht beſtimmen, worinnen dieſes äußerliche Bezeigen beſtehe, weil es gar zu viele Arten giebt, angenehm zu ſeyn. Unterdeß iſt dieſe Erklärung des Wortes nach dem Gebrauche im gemeinen Leben richtig. Selbſt die unächte und einem tugendhaften Manne unanſtändige Gefälligkeit, kann dieſe Erklärung beſtätigen. Clorindo iſt ein junger Herr; er iſt wohlgewachſen, und dieſes iſt ſchon eine liebenswürdige Eigenſchaft für viele von dem ſchönen Geſchlechte. Er kann mit einem lächelndem Geſichte lange Zeit reden, ohne zu merken, daß er nichts geſagt hat; er nickt mit einer hinreißenden Höflichkeit; er weiß das Schnupftuch, das einer Dame entfallen iſt, mit ſo vieler Welt aufzuheben, daß man entzückt wird; er giebt einer jeden in allem Recht, und wenn er auch die deutlichſten Unwahrheiten ſagen ſollte. Was iſt Clorindo nicht für ein gefälliger und artiger Herr, ſagt Lucinde! Wie er zu gefallen weiß! Und warum gefällt er doch Lucinden? Weil ihr ſein Aeußerliches angenehm iſt. Er hat ſie tauſendmal verſichert, daß alles, was ſie ſaget, einnehmend und vortrefflich iſt: Sie ſagt aber viel, und ſelten etwas, das aufrichtige Lobſprüche verdient. Es iſt keine Spitze, kein Schminkpflaſterchen, keine Geſchmeide an Lucinden, das er nicht zwanzigmal bewundert; das er nicht für beſſer und artiger, als den Schmuck anderer Damen ausgegeben hätte. Er ſchmeichelt mit einem Worte in allen ſeinen Geberden und mit jeder Silbe, die er ſpricht, Lucindens Eitelkeit. Lucinde würde ihm ohne Zweifel den Ruhm der Gefälligkeit nicht ertheilen, wenn ſie wüßte, daß er eben die Schmeicheleyen, die er ihr vorſagt, andern Frauenzimmern auch vorſagte. Denn auf dieſe Art erhält ſie keinen Vorzug vor andern. Man ſieht, daß Clorindo die wahre Gefälligkeit nicht beſitzt, weil er den Ruhm einer ſo ſeltenen Eigenſchaft auch von andern eben ſo leicht erhalten kann, ohne Tugenden nöthig zu haben.

Filidor iſt ein eingebildeter Junker vom Lande, der keine andern Verdienſte, als einige geerbte Rittergüter hat. Es iſt andem, wenn das Gute allezeit wahr iſt, was man von ſich ſelbſt ſaget, ſo hat kein Menſch ſo viele rühmliche Eigenſchaften als er: Denn er redet allezeit das Beſte von ſich ſelbſt. Ohne Zweifel rühmen ihn andre nicht, weil ſie nicht ſo viel Schmeichelhaftes von ihm ſagen könnten, als er ſelbſt von ſich ſagt. Alle diejenigen, die keine Federbüſche tragen, ſind in ſeinen Augen verächtliche Geſchöpfe, und genießen nur das Daſeyn, damit ſie ſeine gehorſamen Diener heißen können, wie er ſich darum nur gebohren zu ſeyn einbildet, damit er der Bürger und vornehmlich ſeiner Bauern gnädiger und wohlgebohrner Herr ſeyn möge. Man begreift, daß ihn dieſer unedle Stolz nicht angenehm macht. Gleichwohl erhält er bey vielen Vornehmen den Ruhm eines gefälligen Herrn. Aber wodurch macht er ſich ihnen angenehm? Er iſt in einer Geſellſchaft Damen, welche nicht allein von Bürgern, ſondern auch von andern Abweſenden, die ihr höherer Stand vor ihrer Zunge ſchützen ſollte, ſo viel Böſes reden, als ſie wünſchen, daß man Gutes von ihnen ſagen möge. Man kann alſo leicht denken, daß ſie ſehr viel Böſes von ihnen vorbringen müſſen. Filidor weiß das Geheimniß, ſo viel Bosheit zu haben, als ſie, und ihnen die Schmeicheleyen zu ſagen, die ſie wünſchen. Alle andre Leute ſind nicht ſo reich, ſo vornehm und ritterlich, wie dieſe ausgeſuchte Geſellſchaft. Sie kennen doch, ſagte die Frau von Landbuſch, ſie kennen doch den Herrn, der nicht weit von ihnen ein Gut beſitzt, das er wohl ſeiner Schulden wegen bald verkaufen wird! Was er nicht für eine armſeelige Kutſche hat; und für einen armſeeligen Jäger; was für eine armſeelige Livree! Sie haben Recht, gnädige Frau, antwortete Filidor, es geht ſehr bürgerlich auf ſeinem Hofe zu. Sehen ſie einmal unſre Kutſchen an! Meine zum wenigſten koſtet mir mit den Pferden und Dienern tauſend Thaler: Aber was ſind das auch für Pferde! Pferde aus Paris! Ma foi aus Paris! Aber ſie kennen doch den Herrn ſss. Den Herrn? fängt eine andere an. Der Sohn hat, glaube ich, eine Bürgerliche geheyrathet. Geheyrathet ſage ich. Ich, fängt Filidor wieder an, ich habe ihm ſeitdem oft geſagt, daß er kein rechtſchaffener Edelmann mehr iſt: Allein er hat kein Herz mehr, nachdem er ſich mit Bürgern eingelaſſen hat. Dieſe Geſellſchaft nun rühmet den gnädigen Herrn Filidor als einen gefälligen und artigen Herrn überall; weil er in ſeinem äußerlichen Bezeigen ihren Leidenſchaften ſchmeichelt. Freylich erhält er den Ruhm der Gefälligkeit bey andern nicht, welche mit ihren Verdienſten ihrer Geburt und ihrem Range Ehre machen, ihn aber ſeines unedlen Stolzes wegen ſeiner angebornen Vorzüge unwerth achten, und ſeiner ſpotten. Warum gefällt Aquila dem Diomed, dieſem finſtern Grübler in den Alterthümern, in Lesarten und Fehlern? Weil er, wenn er bey ihm iſt, von Steinen, Marmorn, Aufſchriften, Säulen, Amphitheatern, römiſchen Gezelten und andern ſolchen Wichtigkeiten redet; denn ſie ſind die Leidenſchaft des Diomedes. Aus dieſen Beyſpielen iſt gewiß, daß das Verhalten derjenigen, welche den Namen der Gefälligen erhalten, denen allezeit angenehm geweſen ſeyn müſſe, die ihnen ein ſo großes Lob geben.

Dieſe Beyſpiele aber ſollen uns die Mühe erleichtern, die wahre Gefälligkeit von den unächten Gattungen derſelben zu unterſcheiden. Eine Gefälligkeit, welche die Tugend beleidigt, den Laſtern und den ſchändlichen Eigenſchaften der Men-

*) Aus: J. A. Cramer's vermiſchten Schriften ꝛc.

ſchen liebkoſet, verdienet dieſen Namen nicht. Man vermengt die Gefälligkeit und Schmeicheley nur gar zu oft mit einander. Ein Schmeichler, welcher die niedrigſten Thaten ſeiner gnädigen Gönner für ruhmwürdige Handlungen ausgiebt, welcher Tugenden an ihnen erhebt, die er ihnen andichtet, deſſen Lobſprüche für ſo viel Beſchimpfungen ſollten gehalten werden; kurz, welcher ſich nicht ſchämet, ein kriegender Lügner gegen diejenigen zu ſeyn, die ihn vor dem Hunger und Durſte ſchützen, entſchuldigt ſeine unedlen Handlungen damit, daß er ſagt, man müſſe ſich den Menſchen gefällig zu machen ſuchen. Man kann freylich bey Laſterhaften nicht leichter den Ruhm eines Gefälligen erhalten, als wenn man ihnen im Umgange durch gleiche Laſter, Fehler und Vorurtheile ähnlich wird, oder wenn man ihre unrühmlichen Thaten oder Schwachheiten erhebt, und gut heißt. Auf dieſe Weiſe erhalten Clorindo, Filidor, Aquila und tauſend andre den Ruhm der Gefälligen. Allein ſie gewinnen und beſitzen ihn mit Unrecht. Nur diejenigen verdienen ihn, welche ſich den verſchiedenen Gattungen der Menſchen angenehm machen können, ohne niederträchtig zu werden. Es iſt ſchwer, auf dieſe Weiſe gefällig zu ſeyn, allein es iſt möglich. Das Beyſpiel des Alcibiades erläutert dieſe Möglichkeit. Alcibiades hatte alle Eigenſchaften von der Natur erhalten, welche nöthig ſind, ſich den Ruhm der Gefälligkeit zu erwerben. Er wußte ſich, wie Plutarch und Cornelius anmerken, in alle Leidenſchaften und Verrichtungen der Menſchen zu finden. Er konnte ſich mit den Verſchwendern ſo gut, als mit den Geizigen, mit den Hochmüthigen, wie mit den Beſcheidnen, mit den Verſchlagnen, wie mit den Einfältigen betragen. In Lacedämon lebte er hart und ſtrenge; war ſparſam und mäßig, und übertraf darinnen die Lacedämonier ſelbſt: Dadurch machte er ſich bey ihnen gefällig. Bey den Thraciern trank er und überließ ſich andern körperlichen Wollüſten, und übertraf ſie noch darinnen: Dadurch machte er ſich den Thraciern gefällig. In Perſien ging er oft auf die Jagd, lebte prächtig und fröhlich: Denn dieſes war die perſiſche Lebensart: Und dadurch machte er ſich bey den Perſern gefällig. Auf dieſe Art ward Alcibiades überall gelitten und angenehm. Er hielt nur ſeine Gefälligkeit nicht in den Schranken der Tugend; er ging in allem zu weit. Ein gefälliger Menſch muß nach den verſchiedenen Charakteren, mit welchen er umgeht, ſich in verſchiedenen Geſtalten zu zeigen wiſſen, ohne daß er die Würde eines redlichen und tugendhaften Mannes dadurch beleidigt und verunehrt. Er nimmt in vergnügten und fröhlichen Geſellſchaften keine ernſthaften und finſtern Minen an: Er iſt mit Vergnügten vergnügt, mit Ernſthaften ernſthaft; er zeigt vor denen, die auf Ehre halten, daß er gegen die wahre Ehre nicht unempfindlich iſt, ohne die Demüthigen durch Eitelkeit und Unbeſcheidenheit zu beleidigen. Ein Gefälliger ſcheint die vielfältigen und verſchiedenen Neigungen alle zu haben, ohne von einer beſonders beherrſcht zu werden. Er ſucht allen Menſchen, ſo weit ſie tugendhaft, oder Menſchen ſind, ähnlich zu ſeyn; ihre tugendhaften und menſchlichen Neigungen mögen ſich nun auf ſo verſchiedene Arten äußern, als ſie wollen. Man wird dieſes noch mehr begreifen, wenn man den Urſprung der Gefälligkeit betrachtet.

Die Gefälligkeit entſteht aus der Menſchenliebe, aus dem edlen Triebe, alle, denen er ſich nähern kann, ſo glücklich und vergnügt zu machen, als nur ein Menſch den andern machen kann. Vergebens wird einer ſich bemühen, angenehm zu werden, wenn ſeine Handlungen nicht durch dieſe göttliche Neigung belebt werden. Ein wahrer Menſchenfreund, welcher nicht ſo grauſam geartet iſt, daß er ſein Vergnügen in dem Mißvergnügen andrer finden ſollte, ſondern glücklich iſt, wenn andre glücklich ſind, wird durch alle ſeine Handlungen etwas zur Glückſeeligkeit und Freude ſeiner Nebenmenſchen beyzutragen ſuchen. Er läßt ſich nicht von den Leidenſchaften, welche dem Charakter der Geſelligkeit am meiſten widerſtreiten, von dem Neide oder Geize beherrſchen, die nicht allein andere, ſondern auch den, welchen ſie beſitzen, mißvergnügt machen. Wer hat jemals einem, welcher Thränen vergießt, weil ein andrer heiter iſt, oder dem, welcher in der größten Armuth lebt, und andre in Dürftigkeit bringt, damit er reich ſterben kann, den Ruhm eines Gefälligen ertheilt? Eben ſo ſtreitet der Hochmuth, dieſe tyranniſche Sehnſucht nach einer größern Ehre, als man verdienet, wider die Menſchenliebe. Kein Hochmüthiger läßt den Verdienſten eines andern Gerechtigkeit widerfahren. Er raubte lieber allen andern Menſchen ihre Ehre, um ſich mit ihrem Raube zu brüſten. Wie kann ein Hochmüthiger angenehm werden, da alle Menſchen eine zärtliche Liebe gegen ihre Ehre haben? Und muß er nicht mißfallen, wenn er andre neben ſich verachtet? Man kann daraus erkennen, warum alle Tugenden, welche Zeugen der Gerechtigkeit eines Menſchen ſind, ſo ſehr einnehmen. Man ſieht aus der Erfahrung, daß die ſcheinbarſten Tugenden mißfallen und verhaßt werden, ſobald ſie aus Eigennutz, und nicht aus Menſchenliebe entſpringen, daß ſie hingegen angenehm und liebenswürdig ſind, ſobald man urtheilen kann, daß ſie andern Menſchen zum Beſten ausgeübt werden. So entſpringt denn die Gefälligkeit, oder die Neigung angenehm zu werden, aus der Menſchenliebe. Allein dieſe Neigung kann man nicht anders, als durch die äußerliche Aufführung erkennen. Zu dieſem äußerlichen Verhalten gehören alle diejenigen Geberden, Minen, Stellungen, Verbeugungen und Bewegungen, welche man leutſeelig, artig, höflich und verbindlich nennet. Finſtre und mürriſche Köpfe, deren Geſicht immer voll Falten und Runzeln iſt, werden den Namen der Gefälligen nie erhalten, ſo große Tugenden ſie auch beſitzen mögen. Daher kömmt es, daß die Greiſe, welche immer ſeufzen und klagen, immer die vorigen Zeiten erheben, und die itzigen tadeln, der Jugend ſtets zur Laſt ſind, weil in der That ihr Herz gegen andre Menſchen eine bittere und feindſeelige Gemüthsart zu verrathen ſcheint.

Theodotus iſt ein deutliches Beyſpiel davon. Dieſer mürriſche Greis hat alle Eigenſchaften, welche das Alter unangenehm machen. Vorzeiten, da er noch jung war, war alles beſſer. Vorzeiten war Geld im Ueberfluſſe vorhanden geweſen: Denn er hatte in ſeiner Jugend viel verſchwendet, das er nicht erworben hatte. Vorzeiten war das Frauenzimmer auszuſtehen geweſen: Denn vorzeiten war er nicht alt, ſondern ein reicher und allerliebſter junger Herr, welcher alle Stutzer zum wenigſten in der Pracht der Kleider übertraf. Itzt, da ihm weder eine Beutelperücke, noch eine gallonirte Weſte ein jugendliches Anſehen geben können, wenn ihn die Begierde galant zu ſeyn anfällt, vermeidet und verlachet ihn das Frauenzimmer, welchem er deſto lächerlicher wird, je coquetter er ſeyn will. Man wird mir ausländiſche Ausdrücke vergeben, da ich an Thorheiten gedenke, die auf keinem deutſchen Boden entſprungen ſind. Es iſt alſo kein Wunder, daß Theodotus ſeufzet: Vorzeiten war das Frauenzimmer nicht ſo ſtrenge, wie itzt. Nunmehr ſind ihm alle Ergötzlichkeiten, die er nicht genießen kann, Eitelkeiten und Thorheiten. Die Freude, welche die Jugend genießt, iſt der Vergänglichkeit unterworfen. Sie werden es, ſaget er, ſchon erfahren, wenn ſie ſo lange, als ich, in der Welt gelebt haben werden. Es iſt leicht zu begreifen, warum Theodotus der Welt mißfällig iſt, warum er für einen Menſchenfeind gehalten wird? Es iſt aber auch leicht zu begreifen, warum diejenigen Alten gefällig ſind, welche das Vergnügen der Jugend nicht mit mißgünſtigen Augen anſehen, weil ſie alt, und zu dem Genuſſe deſſelben zu ſtumpf ſind; die Alten, welche ſich Mühe geben, andre aufgeräumt und munter zu machen; welche ein Vergnügen bezeigen, daß andre die Ergötzlichkeiten genießen, die ihnen das Alter verbeut, und welche die itzigen Zeiten für eben ſo gut als die vorigen halten.

Ich habe geſagt, daß die Kennzeichen der Höflichkeit zu dem gefälligen Weſen gehörten. Man muß ſich hüten, die Gefälligkeit nicht mit der Höflichkeit zu vermengen. Die Gefälligkeit kann nicht ohne die Höflichkeit, die Höflichkeit aber wohl ohne Gefälligkeit ſeyn. Der höflichſte Mann kann mißfallen, ſo genau und ſo aufrichtig er auch das Ceremoniell der Worte, der Verbeugungen und Geberden beobachtet. Es gehöret zur Gefälligkeit einige Natur: Diejenigen ſind zu bedauern, welche ſo ohne ihre Schuld verunſtaltet worden ſind, daß ihnen das leutſeelige Weſen nicht natürlich zu ſeyn ſcheint, wenn ſie ſich gleich nicht verſtellen. Gewiſſe Leute haben das Unglück, daß alles an ihnen bis auf die kleinſte Mine und ſelbſt auf ihren Ton in der Sprache lächerlich und unangenehm iſt. Was man an andern bewundert, wird an ihnen getadelt. Wenn andre wegen einer That, die doch nicht die edelſte und größte That iſt, einen allgemeinen Beyfall erhalten, ſo müſſen ſie eine ganze Menge edler und großer Thaten verrichtet haben, ehe ſie nur erträglich werden. Wie viele müſſen ſie alſo nicht ausüben, wenn ſie ſollen bewundert werden? Andere hingegen empfangen die vortrefflichen Gaben von der Natur, zu gefallen. Sie brauchen nur wenig Unterricht und Umgang mit der Welt, die gefälligſten Perſonen zu werden. Man erſtaunet, daß ſie es in der Art zu leben, in der Leutſeeligkeit und Gefälligkeit in kurzer Zeit weiter bringen, als andre in ganzen Jahren thun können. Ihre Sprache iſt leutſeelig; ihre Geberden ſind angenehm; ihr Geſicht iſt lächelnd, ohne Stolz ohne Verachtung der andern, ohne Runzeln. Alles, was von ihnen kömmt, vergnügt: man erhebt alle ihre Worte, die geringſte Mine iſt artig, und auch das voll Anmuth, was ſie von ohngefähr thun. Man iſt ſchon für ihre Verdienſte eingenommen, ſo bald man ſie ſieht: Man ſollte viel verwetten, ihre Seele müſſe eben ſo angenehm und liebenswürdig, als ihr äußerliches Anſehen ſeyn. Es iſt andem, man kann ſich in dieſen angenehmen Vermuthungen von vielen ſolchen Leuten betrügen. Allein man betrügt ſich gern. Dieſe gefälligen Menſchen, welche ihr einnehmendes Weſen bloß der Natur zu danken haben, ſind zum wenigſten liebenswürdige Menſchenge-

ſichter. Es geht in dieſem Falle, wie mit der Liebe gegen ein Frauenzimmer, welches blos durch ihre natürlichen Reizungen gefällt.

Celimene hat die größten Reizungen erhalten, die nur nöthig ſind, junge Herren aufzumuntern, daß ſie die Aeltern über ihren Aufwand lieber verdrüßlich und mürriſch werden, als ſich in der Pracht von einander übertreffen laſſen. Sie iſt das ſchönſte Menſchengeſicht des weiblichen Geſchlechts, das man noch bewundert hat. Man iſt in der Verſuchung zu denken, daß die Natur nicht Zeit genug gehabt hat, ihre Seele ſchön zu machen, als ſie den Körper ſo reizend bildete. Ihr Verſtand iſt ſo einfältig, ſo angenehm ihre Geſtalt iſt. Witz und Geiſt iſt bey ihr ganz vergeſſen worden. Gleichwohl gefället alles, was ſie ſagt. Ihre Reden würden in dem Munde eines andern Frauenzimmers ungereimt ſeyn, und es brauchte noch lange nicht durch Häßlichkeit zu beleidigen. Allein bei Celimenen klopfet man über alles in die Hände. Sie darf nur die Lippen bewegen, ſo werden alle, die um ſie herum ſind, aufmerkſam. Wenn ſie ſchweigt, ſo werden die Anweſenden traurig, weil Celimene ſo etwas ſchönes, als ſie ſagen wollte, unterdrückt hat, da ſie es doch aus keiner andern Urſache nicht geſagt hat, als weil es ihr ſelbſt zu einfältig vorgekommen iſt. Die Menſchen müßten bey dem Aeſop in die Schule gehen, wenn ſie wie der Fuchs in der Fabel ſagen könnten, daß Celimene ein ſchönes Bild ohne Gehirn und Leben ſey.

Wie es mit der Liebe gegen Celimenen beſchaffen iſt, ſo verhält es ſich mit der Gewogenheit gegen diejenigen, welche gefallen, ohne wegen ihrer Verdienſte liebenswürdig zu ſein. Wie dieſe mit einem ſchönen und liebenswürdigen Frauenzimmer verglichen werden können, ſo kann man auch diejenigen, welche misfallen, obgleich ihr tugendhaftes Herz und ihre edlen Thaten die größte Hochachtung verdienen, mit Clarinden vergleichen, welche bey allem ihren Verſtande und Witze, und bey allen andern Verdienſten neben Celimenen vergeſſen zu werden pflegt, weil nur wenig Menſchen wahre Verdienſte zu ſchätzen wiſſen. Sie hat das Unglück, häßlich zu ſeyn. Ihre Bewegungen und Geberden ſind unangenehm. Wenn ſie lacht, ſo erſchrickt, und wenn ſie gleichgültig ausſieht, ſo erzittert man. Ihr Verſtand iſt freylich groß; ihr Witz iſt fein und reich; ſie hat die Gabe, die ſinnreichſten Scherze zu ſagen: Allein es ſagt ſie kein ſchöner Mund. Sie gefällt nicht. Wären alle Frauenzimmer, wie die Morgenländerinnen geſchleyert, daß man ihr Geſicht nicht ſehen könnte, ſo würde ſie den größten Schönheiten die Herzen ſtreitig machen. Eben ſo ſind diejenigen Menſchen, welchen der Ruhm der Gefälligkeit verweigert wird, obgleich ihre Verdienſte mehr als dieſen Ruhm verdienen. Die Menſchen ſind unbillig, daß ſie mehr mit den Augen als mit dem Verſtande urtheilen. Allein da einmal dieſe Schwachheit allgemein iſt, ſo muß jeder ohne unnatürlich zu werden, in ſeinem Aeußerlichen ſo viel Anmuth zu haben ſuchen, als er kann, und ſich durch keine Vernachläſſigung deſſelben ſelbſt verunſtalten.

Die Gefälligkeit verſchönert alles. Alle Handlungen des Menſchen, alle Ergötzlichkeiten und zugelaſſenen Wollüſte, und die Tugenden ſelbſt, werden durch dieſe Tugend reizender. Ein reicher und vornehmer Mann bittet mich zu ſich, und dieſes thut er aus Freundſchaft; alles iſt prächtig und vornehm bey ihm; alles, was man aufträgt, iſt koſtbar; die Speiſen ſind ungemein ausgeſucht und gut zugerichtet; ſeine Weine ſind die beſten; man kann ſich, ohne ein gezwungenes Ceremoniel zu beobachten, aller anſtändigen Freyheit und Bequemlichkeit bedienen; er giebt gern: Denn er iſt weder neidiſch noch geizig. Allein die Art, mit welcher er alles thut, iſt nicht gefällig: Man geht wohl zufrieden, aber nicht vergnügt und fröhlich von ihm. Ein andrer Freund bittet uns zu ſich; nichts iſt bei ihm außerordentlich: Allein man iſt bey ihm entzückt. Man weiß es, daß uns beide zärtlich lieben: Woher kommt alſo der Unterſchied? Die Art, die Geberden und Minen des andern ſind gefällig. Man kann es an der Freundſchaft und Freygebigkeit vornehmlich bemerken, wie angenehm alles durch die Gefälligkeit wird. Die Freundſchaft iſt durch ihre eignen Vorzüge ſchon angenehm: Sie wird aber noch mehr entzücken, wenn ſie gefällig iſt. Nicht alle Freunde ſind gefällig. Dieſe Anmerkung, ſo richtig ſie auch iſt, wird vielen wunderbar zu ſeyn ſcheinen. Allein ſie wird täglich durch die Erfahrung beſtätiget. Ein Freund kann das redlichſte Herz von der Welt beſitzen: Er kann ſeinem Freunde nicht nur das größte Glück gönnen; ſondern auch ſich alle Mühe geben, ihm daſſelbe zu verſchaffen: Er kann alle Sorgen und Beſchwerlichkeiten mit ihm theilen, ſein Vergnügen größer machen, wenn er mit ihm vergnügt iſt, ſein Unglück erleichtern, wenn er mit ihm traurig iſt, und ihm allen Troſt geben, den ein Freund nur geben kann: Allein er kann uns mißfällig werden, ohne uns mißvergnügt zu machen, wenn ſeine äußerliche Aufführung nicht einnehmend genug iſt, wenn er durch einen Fehler der Erziehung, oder durch einen Mangel der Bekanntſchaft mit der großen Welt nicht zu leben weiß. Die Art, durch die er uns ſeine Freundſchaft zu erkennen giebt, kann mißfallen. Er kann beleidigen, ohne beleidigen zu wollen: Seine Zärtlichkeit kann zu wild und ungeſtüm, und nicht fein genug ſeyn. Wie viele beleidigen nicht ſchon dadurch die Gefälligkeit, daß ſie glauben, der äußerliche Wohlſtand gegen Freunde müſſe eben ſo genau nicht beobachtet werden! Indem ſie meinen, keine Weitläuftigkeiten und Umſtände mit ihren Freunden zu machen, werden ſie unartig. Sie bilden ſich ein, bei Freunden müſſe man ſich ſeiner Bequemlichkeit bedienen können, und das Ceremoniel halte ſie in einer allzugroßen Entfernung von ihnen. Dieſe Meinung verführt ſie, die Geſetze der guten Sitten aus der Acht zu laſſen, ihrem Freunde verdrüßlich zu werden, und ihm oft ſo nahe zu kommen, daß ſie ihm, ſo zu ſagen, auf den Leib fallen.

Es iſt faſt nicht nöthig, an mehr Tugenden zu zeigen, wie angenehm ſie durch die Gefälligkeit werden, da die Freundſchaft, die ſo reizend an ſich ſelbſt iſt, noch angenehmer durch die Gefälligkeit wird. Nur an der Freygebigkeit will ich zeigen, wie viel reizender ſie iſt, wenn ſie von dieſer Tugend geſchmückt wird. Es iſt ein großes Verdienſt, ſeine Reichthümer nicht zu vergraben, oder ſie durch einen gerechten Wucher nicht bloß zu vergrößern, ſondern den Dürftigen mit dem Ueberfluſſe, den uns das Glücke ertheilet hat, beyzuſpringen, und ſie zum Dienſte des gemeinen Weſens fähiger und geſchickter machen. Dieſes Verdienſt wird um ſo viel größer, wenn die Abſichten bey der Freygebigkeit uneigennützig, rein, und Zeugniſſe einer wahren Menſchenliebe des Wohlthäters ſind. Denn die Freygebigkeit, welche aus dem Eigennutze, oder aus einem unedeln Ehrgeize entſteht, verdient Verachtung, und die Wohlthaten, welche nur abgedrungen zu ſeyn ſcheinen, ſind kaum des Dankes würdig. Sie ſind gleichſam mit der Hartnäckigkeit, mit welcher er ſie austheilt, und mit dem Verdruſſe, den er dem verurſacht, der ſich durch das Glücke genöthigt ſieht, ſeine Wohlthaten anzunehmen, theuer genug bezahlt. Wenn aber auch dieſe Fehler bey der Freygebigkeit nicht angetroffen werden; wenn einen Wohlthäter entweder das Mitleid, oder bloß die Begierde, ſeine Reichthümer wohl anzuwenden, zu derſelben bewegen, ſo kann ſie doch nach der verſchiedenen Art, auf welche ſie ſich äußert, angenehmer und gefälliger werden.

Aront hat das edelſte und großmüthigſte Herz, welches nur zur Freygebigkeit erfordert wird. Er beſitzt ſeine Reichthümer nicht, ſie immer zu überzählen. Er weiß es, daß ſie ihm gegeben worden ſind, die Menſchen durch ihre Hülfe glücklich zu machen. Er hält ſich ein ordentliches Verzeichniß der Nothleidenden und Dürftigen in der Stadt, in welcher er lebet. Er bekümmert ſich, wie ſie in die Dürftigkeit gerathen ſind. Er erkundigt ſich nach ihrer Aufführung, nach ihren guten und ſchlimmen Eigenſchaften, damit er ſeine Wohlthaten nicht an Laſterhafte verſchwenden möge, welche dieſelbe vielleicht zu Mitteln, boßhafte und ſchädliche Abſichten zu erreichen, gebrauchen könnten. Er richtet ſich alſo in ſeinen Wohlthaten, nach den unterſchiedenen Verdienſten der Dürftigen. Er theilet ſeine Wohlthaten aus, ohne den geringſten Eigennutz zu verrathen: Denn ſein Herz iſt ſo wenig eigennützig und gewinnſüchtig, daß er vielmehr durch alle ſeine Handlungen das Gegentheil zu beweiſen ſucht. Er breitet ſeine Wohlthaten nicht ſelbſt mit einem unanſtändigen Geſchreye aus, weil er nur das Vergnügen Gutes gethan zu haben, nicht aber die Lobeserhebungen des großen Haufens ſucht. Der Werth ſeiner Wohlthaten wird durch keinen Ehrgeiz verringert. Allein da die Natur ſelbſt ſeine Geſtalt und ſein Geſicht ſehr ernſthaft und ſtrenge gebildet, und daſſelbe nicht durch eine natürliche Freundlichkeit aufgeheitert hat: So ſind auch ſeine Mienen und Geberden immer mehr finſter, als heiter, mehr ernſthaft, als leutſeelig. Man kann nicht ſagen, daß ſein Anſehen verdrießlich ſey: Allein es fehlt ihm die Freundlichkeit. Er ermahnet diejenigen, denen er hilft, mit einem trockenen Geſichte, die Wohlthaten, die er ihnen ertheilt, zum Nutzen und Vergnügen ihrer Mitbürger anzuwenden. Er verlangt keine Dankſagungen: Allein er macht auch nicht viel Ceremonien, wenn man ſich dankbegierig und erkenntlich zeiget. Die Redlichen welche ohne ihr Verſchulden von dem widrigen Glücke verfolgt werden, wagen ſich mit einem völligen Vertrauen zu ihm, ohne furchtſam zu ſcheinen. Diejenigen aber, deren Gewiſſen nicht ganz rein und unſchuldig iſt, nähern ſich ihm mit einer zaghaften Bisdigkeit, und empfangen mit eben dieſer Furcht ſeine Wohlthaten. Aront erzeigt ihnen zwar nach der ihm angebohrnen Menſchenliebe willig Gutes: Allein er hält es auch für ſeine Pflicht, ihnen die Wahrheit mit Nachdruck und Ernſt zu ſagen, ſie ihrer vergangenen Fehltritte wegen hart zu beſtrafen, und ſie zu einer beſſern Aufführung zu ermahnen. Aront

wird seiner Wohlthätigkeit wegen erhoben: Man bewundert ihn: Allein seine Wohlthaten sind nicht so gefällig und angenehm, als Leanders Wohlthaten.

Leander ist mit den großen Eigenschaften geschmückt, welche dem Aront die Bewunderung der Menschen erwerben: Er besitzt aber über dieselben, noch die Gabe zu gefallen. Seine Wohlthaten sind daher weit angenehmer. Er läßt sich nicht allein nicht lange bitten; denn Aront thut dieses auch nicht; sondern Leander kömmt den Bitten der Dürftigen noch zuvor. Man soll seine Wohlthaten nicht als Wohlthaten, sondern als Belohnungen unsrer Tugenden ansehen, die er bloß aus Pflicht austheile. Sein Gesicht ist immer aufgeheitert, und niemals hat sich noch seine Stirne in finstre Runzeln gezogen, wenn er Dürftige erblicket hat. Er bedauert allezeit mit einer gefälligen Traurigkeit die Schicksale, welchen redliche Männer so oft ausgesetzt seyn müssen. Er thut vielen Menschen Gutes, ohne sie erfahren zu lassen, daß es von ihm kömmt. Er genießt oft das Vergnügen, daß er tugendhafte Frauenzimmer, die weniger Glücksgüter, als edle Eigenschaften besitzen, von seinem Ueberflusse nach ihrem Stande gekleidet sieht, ohne daß sie ihren Gönner kennen; daß er durch die dritte und vierte Person erfährt, wie zärtlich sie oft weinen, daß sie ihren Wohlthäter nicht wissen, und ihm ihre Dankbegierde nicht entdecken können. Er ist viel zu freundlich und leutselig, daß er diejenigen, welche durch seine Hülfe dem Glücke trotzen können, zu Danksagungen kommen lassen sollte. Sie gehen in dieser Absicht zu ihm, und sie gehen von ihm ganz entzückt, und zugleich ganz beschämt wieder weg, daß sie ihm nicht danken konnten. Diejenigen, welche das Glücke gestraft hat, weil sie die Tugenden beleidigt haben, welche seine Wohlthaten noch erst durch ihre Aufführung verdienen werden, läßt er nicht erst empfinden, ehe er ihnen Wohlthaten erzeigt, wie unwürdig sie derselben sind. Er macht ihnen keine bittern Vorwürfe. Seine Erinnerungen sind sanft und fließen aus der Liebe. Er stellt sich, als ob er die Vergehungen nicht alle glaube, die ihnen vielleicht von ihren Feinden nachgesagt würden: Er glaubt, daß ihre Absichten bey ihren Vergehungen gut und löblich gewesen: Er bittet sie aber, ihre Feinde durch ihre weise Aufführung zu schanden zu machen, und ihn in der guten Meynung von ihnen zu bestärken. Er entschuldigt sich auf eine höfliche und verbindliche Weise über die Freyheit, die er sich nimmt, mit ihnen so vertraut und offenherzig zu reden. Bey allen Wohlthaten die er austheilet, wird man immer eine gewisse einnehmende Traurigkeit an ihm wahrnehmen, daß er nicht mehr thun kann, da er doch gemeiniglich so viel thut, als die verdienen, denen er hilft. Wie unterschieden ist nicht Leanders Freygebigkeit von Aronts Begierde, Gutes zu thun! Beyde verdienen bewundert zu werden; Leanders Wohlthätigkeit ist nur weit einnehmender und gefälliger. Gegen den Aront empfindet man seiner Wohlthaten wegen nur Ehrfurcht und Hochachtung: Gegen Leandern aber empfindet man nicht nur eine ehrerbietige Hochachtung und Dankbegierde, sondern auch eine zärtliche Liebe, die man durch alle seine Handlungen äußert; nicht, weil man gegen Aronten nicht auch dazu geneigt wäre, sondern weil man es vor gar zu großer Ehrfurcht nicht wagt, dieselbe öffentlich zu bezeigen.

Vielleicht werden einige mit einem unwilligen Gesichte sagen, daß ich mich zu lange bey den Charaktern Aronts und Leanders aufgehalten habe. Ich beruhige mich aber bey ihrem Unwillen damit, daß sie entweder nicht freygebig, oder auf keine gefällige und angenehme Art freygebig sind. Denn es giebt viele, welche auf eine so mißfällige Art Gutes thun, daß bey ihnen eine jede Wohlthat entweder schon eine Beleidigung ist, oder noch zu einer Beleidigung werden wird. Sie sind nicht wie Leander und Aront, welche eine Wohlthat sogleich auch vergessen haben, sobald sie aus ihren Händen ist. Sie danken sich selbst für ihre Mildthätigkeiten, wenn sie dieselbe gegen andere nach der Reihe herrechnen, und ihre Größe auf allen Seiten zeigen. Derjenige dem sie geholfen haben, weiß sehr oft nicht, wie er seine Wohlthäter wegen ihrer Freygebigkeit mehr ehren und erheben soll, als sie selbst thun. Er muß schweigen, da seine Wohlthäter reden. Er würde ein undankbares Gemüth verrathen, wenn er so stolz seyn und sich einbilden wollte, er kennte den Werth der Wohltaten seiner Gönner so gut, als sie selbst. Doch ich sehe, daß ich immer noch von der Freygebigkeit rede, wie sie gefällig und mißfällig wird.

Die Gefälligkeit kann sich am meisten im Umgange mit der Welt und in Gesellschaften in aller ihrer Schönheit zeigen. Durch sie wird der Umgang erst vergnügt und lebhaft. Ein gesitteter und wohlgezogner Mann hat in demselben tausend Gelegenheiten gefällig zu werden. Aus der Gefälligkeit entsteht die Kunst zu leben, diese so berühmte und seltene Wissenschaft. Wie viel Stoff hätte ich nicht zu den reichsten Abhandlungen wenn ich den Nutzen der Gefälligkeit bey allen Tugenden, welche zum Umfange der geselligen Pflichten erfordert werden, vorstellen sollte? Wie weitläuftig müßte ich nicht werden? Es ist kein Wunder, daß die Kunst, zu leben, so schwer auszuüben ist, da bey dem, welcher gefällig werden will, so viele gute Eigenschaften zusammen kommen müssen, welche kaum einzeln und zerstreut unter den Menschen angetroffen werden. Diejenigen, welche zu leben wissen wollen, müssen Herr über ihre Mienen, Geberden und Leidenschaften seyn; es muß ihnen nichts entwischen, was andere beleidigen kann; sie müssen keinen Anlaß geben, mit Recht sich über ihr Verfahren zu beschweren. Sie müssen ein wenig Narrheit vertragen können, ohne ihre Freundlichkeit zu verändern; sie müssen ihren Verdruß über die Thorheiten der Menschen, mit welchen sie umgehen, geschickt zu verbergen wissen. Die Gesprächigkeit ist eine von den vornehmsten Tugenden eines guten Gesellschafters. Allein wie leicht kann ein gesprächiger Mensch nicht mißfallen, wenn er auch kein Plauderer ist! Die Redner in Gesellschaften, welche durch ihr ewiges Geschwätz andre zum Stillschweigen zwingen, welche dadurch unerträglich werden, daß sie immer mit ihrem Witze schimmern wollen, welche eine gewisse Art von Tyranney ausüben, da sie keinen zum Gespräche lassen, ohne im geringsten zu argwöhnen, daß man sie mit Verdruß anhöre, diese eingebildeten witzigen Köpfe beweisen, wie nöthig die Gefälligkeit zur Gesprächigkeit sey. Es sind nur wenige Gesellschafter Elviren ähnlich, welche Bellegarde beschreibt. „Niemand, sagt er, redet in Gesellschaft weniger, als Elvire, wenn man sie nicht dazu nöthigt: Niemand redet so richtig und mit so vieler Anmuth, als sie, wenn man sie anredet. Sie spielt weder die Rolle einer Geheimnißvollen, noch einer, die sich gute Worte geben läßt. Sie sagt ihre Meynung über alles, was geredet wird, es mag so gering seyn, als es will; allein sie dringt sich auch nicht mit einem großen Eifer dazu, ihre Wissenschaft auszulegen, wenn von schweren Dingen die Rede ist. Sie richtet sich mit einer wunderbaren Geschicklichkeit, nach den Menschen, mit welchen sie umgeht. So erhaben auch ihr Verstand ist, so scheint es doch nach ihrem Verhalten, daß er nicht größer, als die Einsicht der andern sey. Diejenigen, die Elviren besuchen, gehen ganz zufrieden von ihr hinweg, und zwar mit sich selbst zufrieden, weil sie ihnen Gelegenheit verschafft hat, ihre kleinen Gaben und Geschicklichkeiten sehen zu lassen." Ich will noch einige Züge zu Elvirens Charakter hinzufügen. Sie widerspricht mit keiner ungestümen Hitze; sie tadelt nicht alles, was ihr nicht gefällt, sie erhebt auch nicht alles in Gesellschaften, was ihren Beyfall hat. Sie will nicht, daß ihre Meynung recht seyn soll, sie mag recht seyn oder nicht. Sie verfällt nicht in den Fehler, Nein zu sagen, wo andere Ja sprechen. Sie läßt es leicht auf den Ausspruch der andern ankommen, und diese Bereitwilligkeit, nachzugeben, und nicht hartnäckig eine Sache zu bejahen, die viele verneinen, bewundert alle Welt an Elviren. Eine andre gute Eigenschaft eines guten und angenehmen Gesellschafters ist die Munterkeit und Gabe zu scherzen. Allein alle Scherze verlieren ihre größte Anmuth, wenn sie nicht von der Gefälligkeit begleitet werden. Diejenigen, welche zu scherzen wissen, ohne die Hochachtung der Anwesenden zu verlieren; welche sinnreich genug sind, zu spotten, ohne anzüglich zu werden; welche satyrisch sind, ohne zu beleidigen, und sich fröhlich bezeigen, ohne lächerlich zu werden, sind angenehme aber überaus seltene Geschöpfe in Gesellschaften. „Bey gewissen Menschen, sagt Bruyern, ist es eins, zu reden und zu beleidigen: Sie sind bitter und anzüglich. Ihre Spöttereyen sind Beschimpfungen. Es würde ihnen zuträglich seyn, wenn sie stumm oder einfältig wären. Die Lebhaftigkeit ihres Witzes schadet ihnen mehr, als andern ihre Narrheit. Sie sind nicht damit zufrieden, daß sie mit der größten Bitterkeit antworten: Sie greifen diejenigen auch, mit denen sie in Gesellschaft sind, unbescheiden an. Alles muß über ihre Zunge. Weder Abwesende noch Gegenwärtige sind vor ihnen sicher. Sie schlagen gleichsam von vornen und hinten aus. Diese Wilden lassen sich nicht zahm machen. Man muß sich ihrem Umgange entziehn, und vor ihnen fliehen, ohne einmal hinter sich zu sehen." Was fehlt diesen Mütrichen in Gesellschaften? Die Gabe angenehm zu werden, die Gefälligkeit. So nöthig sie bey der Gesprächigkeit und bey der Begierde zu scherzen ist, so unentbehrlich ist sie allen andern Eigenschaften, welche angenehmen Gesellschaftern unentbehrlich sind.

In keiner Gesellschaft, welche die Glückseligkeit der Menschen befördern soll, ist die Tugend der Gefälligkeit unentbehrlicher, als im Ehestande. Darum ist dieser Stand gestiftet, daß die Eintracht und Freundschaft dem Glücke zween verbundner Personen einen größern Glanz, und den widrigen und unangenehmen Zufällen des Lebens eine Erleichterung geben sollen. Das größte Glück muß in diesem Stande keine Reitzungen für einen Mann haben, wenn er dasselbe nicht mit seiner

Digitized by Google

vertrauteſten Freundin theilen kann, und das geringſte Gut muß ihr ſo lieb als das größte Glück ſeyn können, wenn ſie es mit ihrem zärtlichſten Freunde theilt. In einer zärtlichen Ehe müſſen die Schwachen ſtark, die Kranken geſund, und die Dürftigen reich werden; alle Tage, die ein zärtliches Ehepaar durchlebt, müſſen immerwährende Freuden aufheitern, wenn ſich eine abwechſelnde gegenſeitige Gefälligkeit unter den Perſonen findet, welche die Liebe vereinigt. Welch ein ſchöner Anblick iſt ein Mann, wenn ſein Herz, das von der Tugend und Zärtlichkeit ſeiner Geliebten verſichert und gerührt iſt, eine ruhige und milde Heiterkeit über ſein Geſicht ausbreitet! So wenig er vor der Ehe eine unanſtändige Unterthänigkeit verſprach, und eine Zuneigung zu erſchmeicheln ſuchte, welche er bloß einem freyen Entſchluſſe ihres Herzens verdanken wollte, ſo wenig iſt nun ſeine Miene ſtolz und gebietend; er beweißt, daß er im Hauſe zu befehlen habe, nur dadurch, daß er ſie der Beſchwerlichkeiten und Laſten überhebt, welche zärtlichere Kräfte nicht ertragen können, ohne ſich zu erſchöpfen. Er iſt, ſeitdem er ſie die Seinige nennt, in der Beobachtung des Wohlſtandes gegen ſie, nicht nachläßiger; er iſt inniger vertraut mit ihr, ohne weniger beſcheiden zu ſeyn; und eben ſo gewiſſenhaft als im Anfange ſeiner Liebe, ihre Sittſamkeit zu beleidigen. Wenn er glücklich iſt, ſo verkündigt jede Geberde, daß er ſeine Freude nicht halb fühlen würde, wenn ſie nicht ihre Freude wäre. Er gebietet jedem Kummer, ſich in dem Innerſten ſeines Herzens zu verbergen, daß ſie keine Falte auf ſeiner Stirne ſehen, und ſeine Traurigkeit mehr für Ernſthaftigkeit als für Schmerz halten möge. Wenn er ſie bekümmert ſieht, welche Geſchäftigkeit, ſie aufzuheitern! Welch ein Reichthum von Zärtlichkeiten, ſie zu beruhigen, und welch ein Ueberfluß voll Troſt, der aus ſeinem liebenden Herzen ſtrömt! Und bey ihr, welch ein ſüßes durchdringendes Lächeln in ihrem ſchönen oder anmuthigen Geſichte, dem die Liebe in jedem Zuge eine neue Schönheit oder Anmuth mittheilt! Sie weiß ſo rührend an ſeinen Buſen zu ſinken, wenn er ſie in ſeinen Arm nimmt! Jeder Blick ſtrahlt mit einer ſolchen Freude, daß er ſie die Seinige heißt! Ihre Lippen ergießen ſich ſo in Liebe, als wenn ſie der Liebhaber wäre! Sie iſt gegen ſeine Zärtlichkeit ſo erkenntlich, als wenn ſie von ihm beneidet werden müßte; und ſie iſt ſo eifrig in der Erfüllung der Pflichten, welche ſie das Bewußtſeyn ſchwächerer Kräfte lehrt, als wenn ſie ſeine Bitte, oder den Rath, den er ihr giebt, für einen Befehl halten müßte. Welche zärtliche Wehmuth umwölket jede ihrer Reizungen, wenn ſie die Beklommenheiten erräth, die er ihr zu verbergen ſucht? Welch ein Balſam ſinkt mit der Thräne, die aus ihren Augen tröpfelt, auf ſein verwundetes Herz, und wie blühet jede Anmuth, die ſie hat, wieder auf, wenn ſie die Ruhe in ſein Geſicht zurückkommen ſieht? Was kann ihn, und was kann ſie elend oder troſtlos machen, als die Krankheit oder der Tod? Und wer kann beſchreiben, wie glücklich und beneidenswürdig ſie ſind? Derjenige, der zwo Perſonen findet, welche es für die erſte Pflicht halten, einander noch in der Ehe zu gefallen.

Wie unglückſeelig ſind die meiſten nicht, weil die Perſonen, die durch ihre Bande mehr zuſammengefeſſelt als vereiniget ſind, mit ihrem Jaworte aufhören, gefallen zu wollen. Der Liebhaber gab ſich erſt alle Mühe, ſeiner Gebieterin angenehm zu werden; ſie war in allem, was ſie that, bewundernswürdig; es gab keine Schmeicheleyen, keine Liebesſungen, keine Verſicherungen einer ewigen Treue und Zärtlichkeit, die er ihr nicht ſagte. Wie vielmal beſchwor er ſeine Zuſage ſie ewig glücklich zu machen? Wie konnte ſeine Geliebte, die ſich von ihm vergöttert ſah, glauben, daß ſie ſo bald wieder in eine Sterbliche verwandelt werden würde? Sie überließ ihm die Herrſchaft über ſich. Der Liebhaber ward ein Mann, und als Mann, glaubte er, daß er nicht nöthig habe, ihr zu gefallen. Sie ſah ſeine Gleichgültigkeit im Anfange mit Verdruſſe; ſie ward deſſelben gewohnt; ſie glaubte, durch ſeinen Kaltſinn das Recht erlangt zu haben, ihm wieder zu mißfallen. Nun iſt er ihr Tyrann und ſie ſeine Peinigerin. Statt ihr beiderſeitiges Vergnügen zu befördern, ſuchen ſie einander unglückſeelig zu machen. Er findet itzt die Luſt nicht bey ihr, deren Verlangen ihn erſt aufgemuntert hatte, ihr zu gefallen; er will ſeinen Verdruß zerſtreuen, und ſchweift aus. Sie rächt ſich mit gleichen Ausſchweifungen, und beyde treiben ihre Rache ſo weit, daß ſie das öffentliche Gelächter werden. Wie elend ſind ſie, daß ſie einander nicht gefallen wollen!

Man wird aus dieſen Betrachtungen leicht erkennen, wie nöthig die Gefälligkeit zu unſrer Glückſeeligkeit ſey, obgleich dieſe ſo nöthige Tugend ſelten unter den Menſchen gefunden wird. Man wird fragen, woher es komme, daß ſo wenige gefällig ſind. Die meiſte Schuld fällt auf die gewöhnliche Erziehung der Kinder, wenn die Jünglinge durch ihre Ungebundenheit, die Männer durch ihren Stolz und die Alten durch ihr mürriſch Weſen mißfallen. Diejenigen, welche das Glück niederdrückt, können ihren Kindern die Erziehung nicht geben, welche erfordert wird, ſie liebenswürdig zu machen, und die meiſten Vornehmen und Reichen ſind zu nachläßig, als daß ſie ſich bekümmern ſollten, die ihrigen ſo zu erziehen, daß ſie angenehm würden. Wie viele meynen nicht, daß ihre Kinder gefallen müſſen, weil ſie reich und vornehm ſind! Läßt man ſie nicht tauſendmal ſchließen, daß ſie mit großen Reichthümern Tugenden genug erben werden? So werden ſie von Jugend auf zu einem Stolze gewöhnt, der alle Menſchen wider ſie empört, ob man gleich durch ihren Stand und durch ihr Vermögen gezwungen ſeyn kann, ſie zu erdulden. Gewiſſe Menſchen erhalten ohnedies von der Natur eine große Wildheit und Rauhigkeit: Wenn nun dieſe nicht immer unterdrückt und gezähmet wird, wie können ſie geliebt werden? Nichts hindert die Gefälligkeit mehr, als die Eigenliebe. Menſchen, welche ſich vergöttern, und nichts, als ihre eignen oft eingebildeten Vollkommenheiten bewundern, können andrer gute Eigenſchaften weder erkennen noch hochſchätzen. Entziehen ſie ihnen aber eine Hochachtung, auf die ſie gerechte Anſprüche haben, ſo müſſen ſie unerträglich werden, da ſich niemand ungeahndet verachten laſſen will. Wenige werden gewöhnt, ſich ſelbſt zu überwinden, ſich nach andern zu richten, und in ihre Neigungen und Leidenſchaften zu ſchicken! Ihre Leidenſchaften wollen herrſchen, und niemand will ein Sclav des andern werden. Nachläßigkeit wird mit Nachläßigkeit, Gleichgültigkeit mit Kälte, Verachtung mit Verachtung geahndet, und ſo werden ſie das Opfer eines um ſo viel gröſſern Haſſes, je weniger ſie ſich Mühe geben, gefällig zu werden.

Von der moraliſchen Nachahmung. *)

Die Sittenlehrer haben zwar den Menſchen viele Wege zur Tugend vorgezeichnet; ſie ſind aber faſt alle und zu allen Zeiten der Meynung geweſen, daß es keinen nähern und ſichrern Weg dazu gäbe, als den Unterricht durch Beyſpiele. Die größten Männer des Alterthums ſtellten nicht allein ſich, ſondern auch andern die Verdienſte und würdigen Handlungen ihrer Vorfahren als Muſter vor Augen, nach denen ſie ihre Thaten bilden müßten. So dachten ſie beſonders bey der Erziehung ihrer Kinder. Der alte Cato, die Zierde der römiſchen Republik zu einer Zeit, da Rom ſo weit ſchon von ſeiner erſten Tugend abgewichen war, glaubte, daß er ſeinem Sohne keine beſſre Erziehung geben könnte, als wenn er ihn in ſeinen früheſten Jahren mit den größten Männern ſeines Vaterlandes bekannt machte, und ihn durch dieſe Kenntniß zu einer ruhmvollen Nachahmung ihrer Thaten anfeuerte. In dieſer Abſicht ſchrieb er ſelbſt eine Geſchichte für ihn, welche vielleicht der natürlichen Tugend wichtige Dienſte leiſten würde, wenn die Zeit ſie der Nachwelt aufbehalten hätte. Horaz verſichert, daß ihm ſein Vater die Liebe zur Tugend und den Haß gegen Ausſchweifungen auf eben dieſe Art eingeflößt habe. Die Dichter haben aus der Urſache beſtändig eine Ehre darinnen geſucht, die Tugenden ihrer Mitbürger durch ihre Geſänge zu verewigen, und Sittenlehrer ihrer Nachwelt zu werden, ein Lob, welches die über die Ehre andrer Nationen ſo ſehr neidiſchen Römer beſonders den Barden unſrer älteſten Vorfahren ertheilen mußten.

Der Unterricht durch Beyſpiele hat unſtreitig vor andern Anweiſungen zur Tugend, als der einzigen wahren Ehre des Menſchen, viele Vortheile voraus. Er beweißt nicht allein, in was für Hochachtung einen Menſchen die Erfüllung ſeiner Pflichten ſetzt, ſondern lehrt auch die Möglichkeit ihrer Ausübung. Er hebt die gewöhnlichen Vorurtheile von der Vergeblichkeit der Tugend auf; er ertheilt häufige Vorſchläge, ihre Uebung zu erleichtern; er lehrt den Scheinwiderſpruch verſchiedner Pflichten verhüten; er verſchafft mannigfaltige Reizungen zum eifrigen Beſtreben nach ihrer gewiſſenhaften Erfüllung. Was entdeckt die unzählbaren glücklichen Folgen derſelben deutlicher, als die Kenntniß und Betrachtung derjenigen, welche vor uns tugendhaft geweſen ſind! Der bloße Anblick rechtſchaffener Handlungen erweckt Bewunderung, erfüllet mit Empfindungen eines innigen Wohlgefallens und Vergnügens, und bemächtigt ſich oft auch bey den Laſterhafteſten ihres Beyfalls, erzwingt von ihnen eine ehrerbietige Hochachtung, und zum wenigſten den Wunſch, eben ſo beſchaffen zu ſeyn! Wie leicht kann oft ein ſolcher Wunſch wahr werden?

---

*). Aus J. A. Cramer's vermiſchten Schriften ꝛc.

Digitized by Google

Ein Mensch müßte in die äußerste Tiefe des sittlichen Verderbens hinabgesunken seyn, wenn die Kenntniß eines feurigen Eifers für das allgemeine Beste, einer unverletzlichen Gerechtigkeit, einer bescheidnen Mäßigung im Glück, einer außerordentlichen Gegenwart und Standhaftigkeit des Geistes in Gefahren, einer großmüthigen Uneigennützigkeit, einer wohlthätigen Menschenliebe, einer unverbrüchlichen Treue und Verschwiegenheit bey andern nicht einmal einen unvorsetzlichen Entschluß, ihnen gleich zu werden, in seiner Seele erzeugen sollte. Eben so werden Laster, die er bey andern wahrnimmt, wenn er zugleich ihre schändlichen und entsetzlichen Folgen kennen lernt, seinen Abscheu erwecken, und wenn er ihrer auch schuldig ist, ihn zum wenigsten zu einer geheimen Mißbilligung und Bestrafung seiner Gleichheit mit ihnen zwingen. Man hat also recht gethan, daß man die Geschichte dem menschlichen Geschlechte, als eine Quelle guter Rathschläge, und als eine zuverlässige Lehrerin edler und erhabner Sitten angepriesen hat.

Die Erfahrung bestätigt diese Lobreden. Die menschliche Gesellschaft hat der Nachahmung großer Beyspiele viele löbliche Thaten zu danken. Sie hat Mitglieder genug, die sie entehren; der größte Haufe irrt auf dem gebahnten Wege der Schande; es würde aber doch der Elenden, die sich dem Laster Preis geben, oder doch ein Leben, das bloß der Tugend geheiligt seyn sollte, in einem unedlen Müßiggange verschwenden, eine ungleich größere Anzahl seyn, wenn nicht so viele von dem Geiste der Nachahmung würdiger Beyspiele ergriffen und in die Höhe erhoben würden. Carl, der neunte, ein König, welchem sonst die französischen Musen wenig zu danken haben, belohnte die Verdienste des berühmten Amiots mit der Würde eines Großallmoseniers von Frankreich; eine Großmuth, die unter die Pflichten der Könige gehört. Allein was würde er gethan haben, wenn ihm nicht die Dankbarkeit Carls, des fünften, gegen seinen Hofmeister, den er zum Pabste gemacht hatte, von seinen Hofleuten ohne die Absicht, den Gelehrten seines Reiches einen Dienst zu erzeigen, so sehr vorgerühmt worden wäre? Noch viele andre Könige würden die Augen des Erdkreises nicht auf sich gezogen haben, wenn sie nicht den glücklichen Einfall gehabt hätten, Juliane und Antonine ihrer Zeit zu werden. Der Welt liegt daran, daß die Großen Menschenfreunde, tapfer, wenn es die Beschützung des Vaterlandes fodert, gerecht auch gegen Feinde, großmüthig und ihrer selbst mächtig nach erhaltenen Siegen sind. Allein daran liegt ihr dem Anscheine nach nicht so viel, ob sie diese Verdienste besitzen, bloß weil sie von ihrem innerlichen Werthe überzeugt sind, oder weil sie gelesen haben, daß die Scipionen, die Bayarde, und die Türennen dergleichen Verdienste besaßen. Es wäre freylich besser, wenn die Menschen mehr aus Gewissen, als durch bloße Nachahmung tugendhaft wären; allein wenn sie doch einmal Copien seyn sollen: so muß man der Welt Glück wünschen, wenn sie gute Copien von vortrefflichen Originalen sind.

Freylich wird ein Philosoph, der nicht an der äußerlichen Schaale der Dinge hängt, und über den Einfluß hinaus sieht, den gewisse Handlungen in den Nutzen und die Ruhe der menschlichen Gesellschaft haben, sich von Tugenden keine hohen Begriffe machen, welche bloß die Begierde, berühmten Beyspielen ähnlich zu werden, erzeugt hat. Er, der keine Handlung für tugendhaft hält, welche nicht aus einer wahrhaften Ueberzeugung von ihrem innerlichen Werthe entsprungen ist, wird wegen Amiots Belohnung wohl nicht Carls, des neunten, Lobredner werden. Wenn man ihn zum Richter darüber machen will: so wird er fragen, ob der König überzeugt war, daß Carl, der fünfte, bey der Erhebung seines vormaligen Lehrers auf den römischen Stuhl wirklich edel und groß gehandelt habe? War er gegen seinen Amiot darum eben so großmüthig, als der Kaiser, weil er nicht allein begriff, daß der Unterricht eines Königes eine königliche Vergeltung verdiente, sondern auch einsah, daß er durch die Belohnung eines verdienstvollen Gelehrten viele andre aufmuntern würde, Künste und Wissenschaften immer mehr anzubauen und dadurch seine Staaten glücklicher und blühender zu machen? Dergleichen Ursachen würden Carls, des neunten, Nacheiferung ruhmwürdig gemacht haben. Allein sie hatten keinen Einfluß in seine Großmuth gegen den Amiot. Man rühmt den Kaiser gegen einen König von Frankreich, der eben so viel von sich hält, als ein Kaiser. Man ist es von ihm nicht gewohnt, daß er den Gelehrten viele Gnadenbezeigungen erweist. Jetzt, da man Carln, den fünften, vor ihm lobt, erklärt er sich auf einmal, daß er wohl eben so viel thun wolle, wenn sich ihm nur eine Gelegenheit dazu darbieten werde. Die Würde eines Großallmoseniers wird offen; er erinnert sich seiner Zusage, des Kaisers Nebenbuhler zu seyn, und Amiot wird dazu bestimmt. Wer sieht nicht, daß alles dieses weiter nichts als Eifersucht über die Lobsprüche war, die man Carln, dem fünften ertheilt hatte. Nicht die Kenntniß des innerlichen Werthes, sondern bloß die Ehre dieser Großmuth nöthigte ihm eine Handlung ab, die man sonst nicht unter seine rühmlichen Thaten zählen würde. Amiot hatte mehr Schrecken, als Vergnügen davon, und wenn der König nicht bis zur Raserey eigensinnig gewesen wäre: so würde der Kaiser, bey allem dem Neide, welchen sein Lob bey diesem Könige erweckt hatte, unnachgeahmt geblieben seyn. Denn die Königin Mutter hatte ihre Ursachen, warum Amiot diese Würde nicht erhalten sollte. Sie ließ ihn zu sich kommen, und empfing ihn mit diesen fürchterlichen Drauungen: Ich habe die Guisen und Chatillone, den Connetable und die Canzler, die Könige von Navarra, und die Prinzen von Conde gebeugt; und nun will ich an dich, du kleiner Pfaffe! Amiot, der sehr gern dem Zorne der Königin und der Gnade ihres Sohnes ausweichen wollte, verbarg sich. Er erschien einige Tage nach einander nicht bey der Tafel. Der König errieth die Ursache seines Außenbleibens. Was! fing er an, weil ich ihn zum Großallmosenier gemacht habe, darum wird er unsichtbar? Er gerieth sogleich, wie es in solchen Fällen seine Gewohnheit war, in eine so große Wuth, daß die Königin, damit sie ihn nur besänftigen möchte, den kleinen Pfaffen wider ihren Willen aufsuchen und ihm alle Sicherheit, die er zum Besitze dieser Würde verlangen konnte, geben ließ. Vielleicht war schon Carls, des fünften, That so edel nicht, als sie das Lob der Hofleute machte. Wie viel mußte nicht einem Eroberer daran gelegen seyn, an dem geistlichen Gebieter Italiens und der Welt seine Creatur zu haben! Und von wem konnte er das eher hoffen, als von seinem ehemaligen Hofmeister? Doch wenn man auch seine Dankbarkeit nicht für verächtlig halten will: so ist doch so viel unstreitig, daß sein Nebenbuhler weder die Wissenschaften ehren, noch dem Amiot eine Wohlthat erzeigen, sondern nur ein ähnliches Lob erbeuten wollte.

So gewiß ist es, daß ein unpartheyischer Richter der Menschen, unter denen es so viele künstliche Betrüger giebt, gegründete Rechte hat, gegen die Tugenden, welche blos dem Geiste der Nachahmung zu danken sind, mißtrauisch zu seyn. Wie nicht selten bey denen, die durch ihre Beyspiele andre zur Nacheiferung auffordern, der Ehrgeiz der einzige Antrieb zu gewissen Handlungen ist, die dem Scheine und dem Nutzen nach Verdienste sind, und von aller Welt dafür erklärt werden: so ist eben diese Leidenschaft die meiste Zeit die große Triebfeder, die die Menschen bewegt, würdige Charaktere nachzuahmen. Das sind unter den Tugendhaften falsche Münzer. Man bewundert große Beyspiele; man faßt den Entschluß, auf dem Wege einherzugehen, der andre zum Ruhme und Glücke geführt hat; man entschließt sich aber, nicht weil man begierig ist, wirklich so groß und rechtschaffen, wie die zu werden, die man bewundert, sondern bloß wegen der äußerlichen Ehre, die ihnen ihre Verdienste erworben haben. Ist der erste, welcher auf einem löblichen Wege andern vorgeht, vielleicht wirklich tugendhaft: so ist der andre nur ehrgeizig und lobsüchtig. Der Pöbel würde weniger Ehrfurcht gegen die Gemälde der Heiligen haben, wenn der Maler die Stralen um ihre Häupter weggelassen hätte.

Die Handlungen der Großen sind diesem gerechten Mißtrauen gegen ihren innerlichen Werth am meisten ausgesetzt. Warum sind sie in ihrem Verhalten sich selbst so sehr ungleich? Warum verurtheilt der Richter, der auf seinem Richterstuhle auch gegen die kleinsten Versehen unerbittlich ist, nicht seine eignen Ungerechtigkeiten in seiner Privataufführung? Warum ist ein andrer in seinem Hause ein Tyrann, mürrisch und kalt gegen eine liebenswürdige Gehülfin seines Lebens, ohne Nachsicht und ein Menschenfeind gegen seine Bedienten, da er doch vor den Augen der Welt die Leutseeligkeit und die Liebe selbst zu seyn scheint? Gehört die Tugend allein ins Publicum? Und warum ist noch ein andrer dienstfertig gegen alle, die ihn um seine Hülfe bitten, und großmüthig gegen alle Nothleidende und Arme, da er doch seine Gläubiger nicht bezahlt? Kömmt das nicht einzig und allein daher, daß die Großen selten andere Verdienste kennen, als solche, welche viel Geräusch und Aufsehen machen? Sie sind nur im Angesichte der Welt tugendhaft, weil sie die Tugend nicht eigentlich auszuüben, sondern nur nachzuahmen gelernt haben. Sie sind, wie die steinernen Bildsäulen der Alten. Der Kopf und der Rumpf waren nicht aus einem Stücke. Der Kopf des Momus schickte sich eben so gut, als das Haupt des Jupiters darauf. Mancher Finanzenaufseher bewahrt die ihm anvertrauten Schätze des Staats mit der größten Gewissenhaftigkeit; denn man rühmt in der Geschichte diejenigen, welche der Republik oder ihren Königen treu waren: aber er betrügt ohne Gewissen und Schamröthe so viele Wittwen und andre niedrige Privatpersonen, als er kann.

O wie viel Mitleiden empfindet ein wahrer Philosoph, wenn er auf die Großen herabsieht! Sie fallen schon in ihrer

frühsten Jugend in die Hände der Schmeichler. Man schont ihren Verstand, den sie selbst schon genug schonen würden, wenn man ihm auch in der Jugend einige Geschäfte gäbe. Sie müßten denken lernen, wenn man sie mit den Geheimnissen einer gesunden Sittenlehre bekannt machen, und durch Gründe überzeugen wollte, daß ein Mensch seiner Natur ganz unwürdig ist, wenn er keine Verdienste besitzt. Man erwecket das Gewissen nicht in ihnen; man lehrt sie nicht, daß sie bey aller ihrer Größe von Gott abhängig und verpflichtet sind, seinen Gesetzen eben so demüthig zu gehorchen, als die Niedrigsten, oder man schwächt diesen Unterricht durch Schmeicheleyen, an die sie früh gewöhnt werden. Man zeigt ihnen den innerlichen Werth der Tugend nicht; nicht die Schönheit, womit sie glänzen würde, wenn sie auch von keinem Menschen oder Engel bemerkt werden sollte; nicht ihre Aehnlichkeit mit den Vollkommenheiten Gottes; nicht ihre Hoheit, noch den weitläuftigen Umfang ihres Nutzens. Man sagt ihnen nur, daß sie Ehre mache, oder wenn man deutlicher reden will, daß sie von denen gelobt werde, die nicht mit Gewißheit beurtheilen können, aus was für einer Quelle sie entsprungen ist. Den Beweis davon führt man durch die Vorstellung großer Beyspiele. So lernen sie die Welt betrügen, um von ihr mit Lobsprüchen, die eben so gründlich sind, als ihre Tugenden, wieder betrogen zu werden. Fänelmen hat einige Sammlungen sinnreicher Einfälle so oft durchgelesen, daß er zuweilen etwas sagt, das einem natürlichen guten Einfalle ähnlich sieht. Ist er darum wirklich sinnreich! So verrichtet zuweilen ein Mensch eine Handlung, die man gern bewundern würde, wenn man nicht wüßte, daß sie ein Einfall wäre, den er nicht selbst gedacht, sondern aus dem Unterrichte seines Sprachmeisters auswendig behalten hat.

Was für Gegenstände der Nacheiferung fallen weg, wenn man die Geschichte mit dem reifen Urtheile lieset, womit sie gelesen werden muß! Wie lange ist der Name des Augustus ein Lobspruch oder vielmehr eine Ironie auf alle die Fürsten gewesen, denen die Dichter haben schmeicheln wollen! Man hat tausendmal gesagt, daß ein Regent nicht, wie Alexander, sondern, wie August, seyn müsse; allein man muß den Sueton nicht gelesen haben, wenn man nicht weiß, daß es noch zweifelhaft ist, ob die Griechen unter dem Alexander, oder die Römer unter dem Augustus unglücklicher gewesen sind. So viel ist unstreitig, daß die Lobreden des römischen Volkes auf ihn eine sclavische und die Oden des Horaz auf diesen Bezwinger der Republik eine poetische Lüge gewesen sind.

Wenn man Ciceros Rede für das manilische Gesetz und Lucans pharsalischen Krieg lieset: wer sollte nicht begierig werden, den Weg zu betreten, auf welchem Pompejus zu einem so allgemeinen Ruhme gelangt ist? Aber was macht nicht eben dieser Cicero in seinen vertrauten Briefen an den Atticus, wo er aufrichtig und so spricht, wie er denkt, dieser so getreue Anhänger des Pompejus für einen Charakter von ihm? Er hat keine edlen und erhabnen, sondern ganz niedrige und gemeine Eigenschaften, sagt er. Dieses Urtheil wird durch eine strenge und unpartheyische Prüfung seiner Thaten bestätigt. Seine Geschicklichkeit, den römischen Senat und das Volk also zu lenken, daß er, wenn andre Feldherrn schwere langwierige Kriege beynahe ganz geendigt hatten, sie zurückrief, sie der Ehre ihrer ersten Siege beraubte, ihm aber einen schon überwundenen Feind, der vielleicht zur völligen Niederlage nur noch einen Streich empfangen durfte, und den darauf folgenden Triumph in die Hände spielte, diese Kunst, andre um die an sich selbst schon elende Belohnung ihres Muthes zu betrügen, war sein größtes Verdienst. Wie wenig ist doch auf öffentliche und allgemeine Lobsprüche zu trauen! Die Nachwelt kann den Betrug nur allzuleicht entdecken, wenn sie will, und wenn es auch durch einen oder den andern geheimen Brief geschehen sollte, der bis auf ihre Zeiten erhalten wird. Wer wird einen Held nachahmen wollen, der in seinem fünf und zwanzigsten Jahre den Beynamen des Großen erhielt, so viele Nationen besiegte, fast über drey Theile des Erdkreises triumphirte, und dennoch nichts Großes und Erhabnes, sondern lauter niedrige und gemeine Eigenschaften besaß?

Die Liebe gegen das Vaterland und der Eifer für die Freyheit der Republik wurden unter den Römern nicht allein für nothwendige, sondern auch für außerordentliche und heroische Tugenden gehalten. Diese Gesinnungen wurden von allen Geschichtschreibern und Rednern bewundert. Sie erzeugten tausend Thaten, die wir noch in unsern Zeiten für groß erklären. Sie wurden durch die Nachahmung fortgepflanzt. Selbst in denen Zeiten, in welchen Rom durch seine eigne Größe schon zu fallen anfing, und einen Monarchen nöthig hatte, wenn es in seinem Falle aufgehalten werden sollte, wollten Cato, Cicero, Bibulus, Metellus, und andre Römer kein andres Verdienst kennen, als den republikanischen Eifer für die alte Einrichtung des römischen Staates, welche doch auf keine Weise mehr beybehalten werden konnte. Es ist etwas leichtes, diesen Patriotismus verdächtig zu machen. Man könnte mit starken Gründen behaupten, daß er bey dem Cato nichts als ein philosophisches Vorurtheil und ein Eigensinn war, den er theils von seiner Familie geerbt, theils in der finstern Schule der Stoiker erlernt hatte. Ciceros Beyspiel allein beweißt, daß dieser Eifer für die Republick nicht aus der vernünftigen Einsicht entstand, daß das Beste des römischen Volkes eine republikanische Einrichtung erforderte. Denn eine reife Ueberlegung aller Umstände, worinnen sich Rom zu diesen Zeiten befand, würde diese Eifrer gelehrt haben, daß es vortheilhafter für ihre Mitbürger wäre, Einen Herrn, als viele Beherrscher zu haben. Niemand konnte dieses besser beurtheilen, als Cicero, und wie republikanisch gesinnt war er nicht! Mit welchen Entzückungen pries er nicht einen Brutus, einen Fabius Maximus, einen Scipio, einen Lälius! Und wenn er Cäsars geheime Unternehmungen betrachtete, Roms Alexander zu werden: Was für bittre Wehklagen schüttete er nicht in den Schoos seines Atticus aus! Die Republick ist in den elendesten Umständen! Alles geht unglücklich! Die Republick ist verlohren! Pompejus, der sich dem Cäsar nicht eifrig genug widersetzte, besaß nichts Großes und Erhabnes. Alles dieses sind Ausrufungen, die uns alle Augenblicke in seinen vertrauten Briefen aufstoßen. Ohne diesen Eifer war niemand in seinen Augen rechtschaffen. War aber dieser Patriotismus Tugend! Aller dieser Eifer war bloß die Eitelkeit eines Redners, welcher vorher sah, daß bey einer monarchischen Verfassung des Staates seine Beredsamkeit unnütze werden würde. Dieses erhellt unwidersprechlich daraus, daß er bereit war, seinen Eifer für die Republik, worein er fast alle Rechtschaffenheit setzte, aufzuopfern, wenn ihm Cäsar das Augurat hätte geben wollen, eine Würde, welche seiner Eitelkeit schmeichelte, weil ein Augur sich in alle öffentliche Angelegenheiten mischen konnte. Das ist das einzige, sagt er zum Atticus; ich muß meine Schwachheit gestehn; wodurch mich diejenigen, so itzt über die Republik herrschen, gewinnen könnten. Die Stoiker mochten sagen, was sie wollten, in einer Religion, wo die Tugend für kein Geschenk des Himmels gehalten wurde, mußte man sie Ehre mehr, als die Tugend lieben. Erhellt daraus nicht, wie schwer es ist, in der alten Geschichte wirklich große Thaten zu finden, die man ohne alle Gefahr als Beyspiele anpreisen könnte! Man mag seine Augen vor dieser Wahrheit verschließen, wie man will, so wird man dennoch immer zu dem Geständnisse gezwungen werden, daß alle die Griechen, und alle die Römer, die man uns als Muster großer Tugenden vorstellt, die meiste Zeit sehr kleine Thaten auf eine große und prahlerische Art verrichtet haben.

Da die Geschichtschreiber gemeiniglich nur diejenigen Handlungen ihrer Helden beschreiben, welche viel Geräusch gemacht haben und weit gesehn worden sind: so ist leicht zu begreifen, daß man von allen den Tugenden, die in der Stille geschehen müssen, und ihren Werth verlieren, wenn derjenige, der sie ausübt, sie auch selbst bekannt macht, wenig Beyspiele finden wird. Und doch können eben diese ihrer Natur nach verborgnen Tugenden die erhabensten, und der größte Schmuck der Menschheit seyn. Diejenigen, welche durch Beyspiele die Menschen zur Tugend reizen wollen, mögen nur zusehn, daß sie ihnen nicht mit der Begierde der Nachahmung Eitelkeit und Stolz einflößen. Die Standhaftigkeit eines Märtyrers, der den Tod nicht aufsucht, aber auch nicht vor ihm erzittert, wenn er ergriffen wird, zu den grausamsten Qualen geführt zu werden, ist unstreitig dem feigen Tode des Cato weit vorzuziehen. Allein warum wird unser Herz mehr erhoben, wenn wir die Thaten der Römer lesen, als wenn wir unsre Augen einmal auf eine Märtyrergeschichte werfen? Geschieht es nicht darum, weil hier alles die natürliche Eitelkeit des Menschen demüthigt, in der römischen Geschichte aber alles seine hochmüthige Einbildung erhitzt? Hier schimmert und blendet alles; alles scheint groß und edel zu seyn. Gleichwohl sind die meisten von diesen prächtigen Thaten falsche und betrügliche Dünste, die nur in der Nacht aufsteigen und leuchten, so bald aber, als der Tag anbricht, verschwinden. Wer wird aber wohl einem Wandrer rathen, lieber in der Nacht bey dem verführenden Lichte dieser Dünste, als am hellen Tage zu reisen? Unterdessen ist nicht zu läugnen, daß in einer finstern Nacht ein kleiner Stral das Auge beynahe mehr erfreut, als am Tage die ganze Sonne.

Beyspiele sind Handlungen in einzelnen besonders bestimmten Fällen. Ihre Nachahmung erfordert also eine außerordentliche Vorsicht, und eine reife Ueberlegung. Wenn man mit einer rühmlichen Handlung, die ein andrer vor uns verrichtet hat, ein gleiches Lob verdienen will, so muß man sich nothwendig in eben dem Falle befinden. Allein wenn kömmt ein Mensch grade in eben die Umstände, in denen ein andrer vor uns gewesen ist. Eine jede Verschiedenheit der Umstände erfordert eine Verschiedenheit in der Handlung, welche der Ge-

genstand der Nachahmung wird, und je größer die Unähnlichkeit ist, desto größer muß die Verschiedenheit der Handlung selbst seyn. Man kann ganz besondre und eigne Verbindlichkeiten in einem gewissen Falle haben, die ein andrer nicht hatte, dem man gern in seinem Verhalten ähnlich seyn wollte, und, wenn ein wirklicher oder scheinbarer Widerspruch der Pflichten entsteht, so kann das bey uns ein Fehler seyn, was bey andern eine Tugend war. Diese Anmerkung verdient besonders den öffentlichen und gesellschaftlichen Thaten die sorgfältigste Betrachtung. Was in Sparta bey der besondern Einrichtung dieser Republik eine Tugend war, konnte in Athen bestraft zu werden verdienen.

Allein wozu dienen diese Anmerkungen? Sollen sie dem Menschen eine Aufmunterung zu löblichen Handlungen rauben, der auf einem Wege, welchen er ungern betritt, beständig einen neuen Sporn braucht? Wenn sie eine so niederträchtige Absicht hätten: so würde man alle menschliche Tugenden verdammen, und der Falschheit anklagen müssen. Allein ihre Absicht ist so rein und erhaben, als die Tugend selbst. Sie sollen nur diejenigen, welche entweder andre oder sich selbst durch Beyspiele unterrichten wollen, vorsichtig machen, damit sie nicht auf die Abwege gerathen, worauf die Begierde, alles nachzuahmen, was gut zu seyn scheint, leicht verführen kann. Alle Beyspiele gleichen den Führern, die uns in einem Lande, wo wir unbekannt und Fremdlinge sind, den richtigen Weg zeigen sollen. Wäre es nicht die größte Unbesonnenheit, wenn sich ein Reisender, der viel oder alles verlieren kann, wenn er von der sichern Straße abweicht, dem ersten dem besten Geleitsmann überließe, und, ohne sich um seine Treue bekümmert zu haben, ihm auf seine ehrliche Mine seinen Reichthum und selbst sein Leben anvertraute? Man muß seinen Führer kennen lernen, damit man sich nicht in die Gewalt eines Räubers und Verräthers überliefre. Folglich muß man sich mit den Pflichten und der Bestimmung der menschlichen Natur bekannt gemacht haben; wissen, daß man von einem höchsten Wesen abhange; begreifen, was man in allen Vorfällen des Lebens Gott, dem gemeinen Wesen, seinen Nebengeschöpfen und sich selbst schuldig sey. Vornehmlich müssen wir die wahren Bewegungsgründe kennen, aus denen alle unsre Handlungen entspringen müssen, wenn sie nicht nur gut scheinen und glänzen, sondern wirklich gut seyn sollen. Wir müssen unsre Fähigkeiten, die Kräfte unsers Geistes, die Zeiten, und äußerlichen Umstände, in denen wir uns befinden, geprüft und erwogen haben, damit wir einige Beyspiele bloß zu bewundern, andre aber nachzuahmen wissen. Wenn die Seele mit dieser Wissenschaft ausgerüstet ist: wie glücklich wird sie nachahmen! Sie wird sich von keinem falschen Lichte blenden lassen, niemals in ihrer Nacheiferung romanhaft, niemals lächerlich, niemals eine Heuchlerin oder Betrügerin werden. Man darf sich nicht bereden, daß ein Mensch, der alles dieses wisse, keine Beyspiele mehr brauche. Beyspiele wirken allezeit kräftiger auf den Willen, als Regeln, aber niemals kräftiger, als wenn die Regeln vorhergegangen sind. Die Neigung zum Laster sitzt allzutief in unserm Herzen, als daß jemals ein Antrieb zum Guten überflüßig seyn könnte. Und wenn edle Beyspiele weiter keinen Nutzen hätten; wenn wir an ihnen die Schönheit der Tugend nicht so zu sagen mit Augen sehen, die wir vorher bloß durch Nachdenken erkannt hatten: so überführten sie uns zum wenigsten, daß wir nicht ohne Gesellschaft tugendhaft wären.

Eine Mensch, der ohne feste und bestimmte Grundsätze einer gesunden Sittenlehre diese oder jene große und edle Thaten nachahmt, gleicht dem Poeten, der, weil er sich mit den Gesetzen der Dichtkunst nicht bekannt gemacht hat, den Homer in Satiren und den Horaz oder Juvenal in Epopeen nachahmt. Er wird sehr oft den wahren Schmuck mit einem schimmernden Flittergolde, und die Spielwerke eines Anagramma mit kühnen und erhabenen Gedanken verwechseln. Verhält es sich in dem Stücke mit der moralischen Nachahmung wohl anders, als mit der poetischen?

Lasset uns also, wenn wir nachahmen wollen, gleich einem Glover oder Pope in ihren Gedichten, nur die schöne Natur zum Ziele unsrer Nacheifrung wählen. Lasset uns, wenn wir eine große Handlung bewundern, untersuchen, ob wir nach unsern besondern Umständen eine gleiche oder eine noch stärkere Verbindlichkeit dazu empfinden, oder ob wir nicht verpflichtet sind, weil wir entweder noch richtigere Einsichten, oder noch stärkere Anreizungen haben, sie zu übertreffen. Lasset uns beobachten und erforschen, wenn wir nicht in einem ganz gleichen Falle sind, wie groß, wegen der Verschiedenheit des Falles die Verschiedenheit unsers Verhaltens seyn müsse, und niemals lasset uns mit einer bloß äußern Uebereinstimmung unsrer Aufführung mit löblichen Beyspielen zufrieden seyn, vornehmlich dann, wann bloß ihr Aeußerliches Ruhm verdient.

Philochrest ist von der Begierde entzündet, edle und große Beyspiele, er mag sie nun unter den Lebenden oder in der Gesellschaft der Todten finden, nicht allein zu bewundern, sondern ihnen auch nachzueifern. Sein Herz schwillt ihm vor Freude auf, wenn er irgendwo eine Tugend zu erblicken glaubt. Er ist begierig, ihr nachzueilen. Gleichwohl hat er sich stets so in seiner Gewalt, daß er den Gegenstand seiner Nacheifrung erst recht kennen lernen will, um nicht zu fehlen. Er prüft die Handlung, die sich ihm unter dem Scheine der Tugend vorstellt, und wägt ihren Werth vernünftig ab. Er läßt ihr Gerechtigkeit widerfahren, wenn er auch vielleicht ihre Absicht oder ihren Bewegungsgrund verdammen müßte, und entschließt sich, die That, die an sich selbst betrachtet alle Hochachtung verdienet, wenn sich ihm die Gelegenheit dazu anbietet, zwar auch auszuüben, sie aber durch die edelsten Bewegungsgründe und Absichten noch mehr zu erhöhen. Weil er überzeugt ist, daß kein Mensch alle Tugenden besitzt: so hat er auch keinen Held, den er einzig und allein in allen seinen guten und fehlerhaften Handlungen ähnlich werden möchte. Er ist ein Zeuris, welcher, da er eine vollkommne Schönheit malen will, sich nicht einbildet, in einem Körper alle Reizungen beysammen zu finden, sondern die vortrefflichsten Züge einzelner Schönen sammlet, und daraus seine vollkommne Schönheit bildet. Wie viel verliert nicht das menschliche Geschlecht, daß Philochrest nur eine Idee, und nicht viel wirklicher als der Weise des Stoikers ist! Sein Beyspiel würde die Stelle aller Regeln der moralischen Nachahmung vertreten.

Johann Friedrich Cramer

wurde am 5. November 1780 zu Quedlinburg geboren, studierte die Rechte in Halle und ward nach vollendeter akademischer Laufbahn 1798 Referendar in Berlin, 1801 Auditeur bei dem Regimente Wartensleben zu Erfurt, 1807 preußischer Gesandtschaftssecretair in Wien und gleich darauf Secretair im Finanzministerium in Kassel. Von 1808 bis 1818 verwaltete er das Steuerinspectorat in Halberstadt, nahm darauf seine Entlassung und lebt gegenwärtig noch als Doctor der Rechte und privatisirender Gelehrter daselbst.

Seine Schriften sind:

Blätter zur Kunde des preußischen Staates. Berlin 1803.

Eudomenes. Erzählung. Berlin, 1803.

Weihgeschenke von Freunden für Freunde. Erfurt, 1803.

Themistokles. Trauerspiel. Quedlinburg, 1804.

Commentarien zur neuesten Geschichte des preußischen Staates. Braunschweig, 1807.

Der Rosenkranz. Quedlinburg, 1811. Neue Auflage unter dem Titel: Gedichte, 1816.

Abentheuer und Volksmährchen. Quedlinburg, 1811.

Geschichte des Königreichs Westphalen. Magdeburg, 1814. 1. Th.

Athenäum für Freunde der Declamation. 2. Thle. Leipzig, 1817.

Geschichte des Christenthums und der Kirche. 1. Bd. 1. und 2. Abth. Halberstadt, 1828—30.

Zur Geschichte Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. Könige von Preußen. Hamburg, 1829. N. A. Leipzig, 1833.

Außer diesen gab er heraus:

(J. G. Hamanns) Sibyllinische Blätter. Nebst Beilagen. Leipzig, 1819.

H. R. A. Cramers, Briefe und Schriften. Berlin, 1806. 1. Thl.

Lichtwehr's Schriften, (f. d.) u. f. w.

Von 1822 — 1830 besorgte er die Redaction der Zeitschrift „Zeitgenossen." Leipzig, bei Brockhaus.

J. F. Cramer iſt ein gewandter, geiſtvoller und kenntnißreicher Schriftſteller, zu deſſen gelungenſten Arbeiten vorzüglich ſeine Leiſtungen im biographiſchen Fache gehören. Als Dichter hat er dagegen nie einiges Aufſehen erregt, obwohl eine gebildete Sprache und Klarheit der Gedanken ihm zuerkannt werden müſſen.

Johann Friedrich Heinrich Cramer

ward am 2. September 1754 zu Dahlen bei Oſchatz geboren, ſtudierte Theologie in Leipzig, ward 1783 fünfter Diakonus an der Kreuzkirche in Dresden, und bekleidete nach und nach höhere geiſtliche Aemter daſelbſt, bis er am 4. September 1820 als Stadtprediger, Doctor der Philoſophie und Ritter des K. S. Civilverdienſtordens ſtarb.

Seine Schriften, welche ſämmtlich mehrere Auflagen erlebten, ſind:

Ueber die Nachahmung Jeſu. Dresden, 1791.
Beicht- und Communionbuch. Dresden, 1794.
Rathſchläge für junge Chriſten u. ſ. w. Dresden, 1794.
Chriſtliches Tagebuch zur häuslichen Erbauung. Dresden, 1796.
Predigten über die gewöhnlichen Epiſteln. Dresden, 1804. 2 Thle.
Andachtsbuch zur häuslichen Erbauung. Dresden, 1809.
Predigten über die gewöhnlichen Evangelien. Dresden, 1818. 2 Thle.

Ein ſehr beliebter und überaus gern geleſener aſcetiſcher Schriftſteller wußte J. F. H. Cramer auch als geachteter Kanzelredner ſegensreich zu wirken; ſeine Predigten zeichnen ſich durch Gemüthlichkeit, Wärme, Lebendigkeit und Würde äußerſt vortheilhaft aus.

Karl Friedrich Cramer,

ein Sohn von Johann Andreas Cramer, ward am 7. März 1752 zu Quedlinburg geboren, ſtudierte in Göttingen und erhielt 1775 eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie an der Univerſität Kiel, welche 1780 in eine ordentliche Profeſſur verwandelt wurde. Seine politiſchen Meinungen und beſonders ſein großer Eifer für die franzöſiſche Revolution hatten 1794 ſeine Entlaſſung zur Folge. Er begab ſich nun nach Hamburg, lebte hier als Privatgelehrter und ging dann 1796 nach Paris, wo er ſich als Buchdrucker und Buchhändler niederließ. Falſche Speculationen brachten ihn um ſein ganzes Vermögen und zwangen ihn ſogar auf eine Zeit lang Paris zu verlaſſen, doch kehrte er ſpäter wieder dahin zurück und ſtarb dort am 8. December 1807.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Klopſtock. Er und über ihn. Hamburg, 1779—92. 5 Thle.
Menſchliches Leben. Altona und Leipzig, 1793—95. 16 St.
Ueber meine Schickſale. Altona und Leipzig, 1795.
Tagebuch aus Paris. 2 Thle. Paris, 1800.
Individualitäten. Amſterdam, 1805. 3 Hefte.
Viele Ueberſetzungen namentlich aus dem Franzöſiſchen in's Deutſche wie z. B. Rouſſeaus, neue Heloiſe. 4 Thle. Berlin, 1785—86. Emil. Braunſchweig, 1789—91. 4 Thle. Politik. Berlin, 1787. 2 Thle. Racine's Athalia. Hamburg, 1786. Chateaubriand's Atala. 2. Aufl. Leipzig, 1805. Villers, über die Reformation. Hamburg, 1805. Merciers neues Paris. Paris, 1800. Grouvelle, über die Tempelherren. Leipzig, 1806. Ravnouard's Tempelherren. J. Baillie's Leidenſchaften. Leipzig, 1806. 3 Bde. u. ſ. w., und aus dem Deutſchen in das Franzöſiſche, wie z. B. Bouterweks Graf Donawar, die Herrmannsſchlacht von Klopſtock, Schillers Jungfrau von Orleans u. ſ. w.

K. F. Cramer war ein Mann von reichen Kenntniſſen, glücklichen Fähigkeiten und nicht ohne Geſchmack, aber flüchtig, eitel und überſpannt, was ſich auch in allen ſeinen Schriften, welche ſich um ſeine Perſönlichkeit, als ihren Mittelpunkt bewegen, deutlich und entſchieden ausſpricht. Ein ſehr richtiges Urtheil über ihn findet ſich in dem Morgenblatt für gebildete Stände. Jahrg. 1808. No. 18. S. 72., wo es heißt: „C. hatte unzählige Verdienſte des Herzens, Kenntniſſe aller Art und gewiß in vielen Fächern mehr, als bloß oberflächliche; ſein einziger Fehler war Mangel an Menſchenkenntniß, oder was beinahe eben ſo viel heißen will, Ueberſpannung. Die franzöſiſche Revolution hatte ihn zu Irrthümern verleitet aber gewiß nicht zu Vergehungen; er hatte das mit vielen anderen Menſchen gemein, welche nachher die Ausſöhnung mit der alten Welt und mithin Ruhe des Lebens wiederfanden. Cramer, in der Unbefangenheit ſeiner Seele und mit ruhigem Gewiſſen, glaubte nicht einmal Feinde zu haben; er glaubte nicht einmal unglücklich zu ſeyn; er fand in ſich ſo viele Tröſtungen. Intriguante Menſchen ſollen ſeine Gutmüthigkeit gemißbraucht haben, Familienumſtände von der allererſchütterndſten Art trafen ihn; auch war er in Paris überhaupt außer ſeiner Sphäre.“ — Seine poetiſchen Leiſtungen ſind unbedeutend, voll Enthuſiasmus zwar, der ſich aber meiſt nur in rhetoriſchen Floskeln offenbart; am gewandteſten zeigt er ſich in ſeinen proſaiſchen Ueberſetzungen.

Karl Gottlob Cramer

ward am 3. März 1758 zu Pödelitz bei Freiburg an der Unſtrut, im jetzigen preußiſchen Herzogthum Sachſen geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Vorbildung in Schulpforte und widmete ſich dann in Leipzig der Theologie. Nach vollendeten Studien lebte er als Privatgelehrter in Weißenfels und Naumburg, erhielt 1795 den Character eines Herz. Sächſiſchen Forſtrathes und wählte nun Meiningen zu ſeinem Wohnſitz. Später erhielt er eine Anſtellung als Lehrer an der Forſtſchule zu Dreißigacker, die er bis an ſeinen Tod, der am 7. Juni 1817 erfolgte, verwaltete.

Seine bekannteſten Romane ſind:

Karl Saalfeld. Leipzig, 1782.
Meppen Bocksbart. Leipzig, 1783. 2 Thle.
Erasmus Schleicher. Leipzig, 1789. 4 Thle.
Der deutsche Alcibiades. Leipzig, 1790. 3 Thle.
Herrmann von Nordenschild. Leipzig, 1791. 2 Thle.
Paul Ysop. Leipzig, 1791. 2 Thle.
Haspar a Spada. Leipzig, 1791. 3 Thle.
Adolf, Rauhgraf von Dassel. Leipzig, 1792. 3. Thle.
Genieſtreiche. Leipzig, 1792. 2 Thle.
Der lahme Wachtelpeter. Leipzig, 1794. 2 Thle.
Der kluge Mann. Leipzig, 1795. 3 Thle.
Konrad von Kaufungen. Leipzig, 1795. 2 Thle.
Jacob Luley. Leipzig, 1795. 2 Thle.
Das Jägermädchen. Leipzig, 1796. 2 Thle.
Peter Schmoll. Leipzig, 1798. 2 Thle.
Boar. Leipzig, 1800. 2 Thle.
Raſereien der Liebe. Leipzig, 1801. 2 Thle.
Der arme Flötenſpieler. Leipzig, 1802.
Der Domſchütz. Leipzig, 1804. 2 Thle.
Septimius Storar. Leipzig, 1807.
Das eiſerne Kreuz. Leipzig, 1815. 3 Thle. u. ſ. w.

Ein Vielſchreiber im Fach der Romane, nicht ohne Originalität aber ohne Bildung und Geſchmack, lange Zeit die Freude der Leihbibliotheken und der Näherinnen und Ladendiener, jetzt bereits verſchollen und vergeſſen. Treffend und wahr bemerkt Franz Horn (die ſchöne Literatur Deutſchlands während des achtzehnten Jahrhunderts. Berlin 1813. Th. II. § 124) bei Gelegenheit Cramers: Faſſen wir das geſammte ſchriftſtelleriſche Leben C's als ein Ganzes auf, ſo geht aus demſelben eine recht einfache aber wichtige Lehre hervor und zwar folgende: der gute offene aber rohe und verworrene Kopf kann eine Zeitlang wohl die Maſſe des Publicums erfreuen; denn er ſtellt wenigſtens etwas hin, das ein wirkliches Etwas iſt und beſonders im Spiegel gutmüthiger Ironie leicht als Naivetät erſcheinen kann, ſo wie er ſich denn auch rühmen darf, daß ihm der trockene und gelehrtleere Kopf ſeine Gedanken und Phantaſieſprünge nicht nachmachen kann. Fängt er aber nicht bald und mit Eifer an, ſich nach wahrer Bildung umzuſehen, läßt er ſich wohl gar in einer für Genialität ausgegebenen Ungenirtheit ſorglos hingehn, ſo tritt die gerechtwaltende Nemeſis ein und bereitet ſeinen Schriften ein Schickſal, wie es jetzt die Cramerſchen bereits getroffen hat. —

August Friedrich Cranz

ward am 26. September 1736 in Marwitz geboren, und bekleidete in reiferen Jahren das Amt eines K. Preußiſchen Kriegs- und Steuerrathes zu Kleve von dem er jedoch entſetzt wurde. Er privatiſirte nun abwechſelnd in Hamburg, Altona, Frankfurt am Main und ſeit 1793 in Berlin, wo er eine Penſion bezog. Er ſtarb daſelbſt am 19. October 1801.

Von ihm erſchien:

Gallerie der Teufel. Düſſeldorf, 1776—78. 5 St.
Die Bocklade. Frankfurt, a. M. 1779.
Lieblingsſtunden. Berlin, 1779. 4 Thle.
Neue Bocklade. Berlin, 1781.
Meine Erholungsſtunden. Berlin, 1779.
Charlatanericen. Berlin, 1780. 4 Hft.
Beitrag zur Chronik von Berlin. Berlin, 1781. 3 St.
Silen und ſein Eſel. Berlin, 1781.
Der Freund der Wahrheit. Berlin, 1782.
Kleine Schriften. Berlin, 1782—83. 3 Thle.
Cranz in Hamburg. Berlin, 1785. 2 Bde.
Ein Wort zur Beherzigung. 2. A. Berlin, 1791.
An mein Vaterland. Hamburg, 1798.
Fragmente. Berlin, 1790—92. 12 St.
Die Ochſiade. Hamburg, 1797.
Einzelne Flugſchriften u. ſ. w.

C. erwarb ſich zu ſeiner Zeit einen Namen als Satyriker und war allerdings nicht ohne Witz, jedoch oft gemein und noch öfter perſönlich, ſo daß viele ſeiner Schriften, bloße Pasquille ſind. — Schon während ſeines Lebens wurde er mehr gefürchtet als geachtet und ſeine Leiſtungen die nur ephemeres Intereſſe hatten, fielen gleich nach ſeinem Tode verdienter Vergeſſenheit anheim.

Karl Kasimir von Creuz,

ein ausgezeichneter Staatsmann und verdienſtvoller didactiſcher Dichter, ward am 24. November 1704 zu Homburg vor der Höhe geboren, verdankte ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung größtentheils Privatlehrern und vollendete ſeine Erziehung durch ſeinen angeſtrengten Fleiß im Selbſtunterricht. Eine Univerſität beſuchte er nie, ſondern ward bereits in ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre 1746 Landgräflich Heſſen-Homburgiſcher Hofrath mit Sitz und Stimme in der Regierung. Von Moſer, ſein Vorgeſetzter nahm ſich mit beſonderer Vorliebe des talentvollen und unterrichteten jungen Mannes an und Creuz ward auch ſpäter gewiſſermaßen deſſen Nachfolger, da ihm nach von Moſer's Abgang, die Führung der Heſſen-Homburgiſchen Rechtshändel übertragen wurde. 1749 ward er erſter Staatsrath bei der Wittwe ſeines Fürſten. 1751 auswärtiges Mitglied der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, ſo wie ſpäter der Akademien zu Mannheim und München. 1753 traf ihn aber das Schickſal, wegen des Eifers, den er bei der Behauptung der Rechte ſeines Landes gegen Heſſen-Darmſtadt bewies, verhaftet, und ein ganzes Jahr auf einer Darmſtädtiſchen Feſtung zurückgehalten zu werden. Im Jahre 1756 als Heſſen-Homburgiſcher Geheimerath nach Wien geſandt, erwarb er ſich die Gunſt des deutſchen Kaiſers in ſo hohem Grade, daß dieſer ihn zum Reichshofrath ernannte. Nachdem er die Irrungen zwiſchen Heſſen-Darmſtadt, und Heſſen-Homburg vermittelt, und den Vermählungsvertrag zwiſchen ſeinem Fürſten und einer Heſſen-Darmſtädtiſchen Prinzeſſin abgeſchloſſen hatte, ereilte ihn, von Anſtrengungen und Arbeiten aufgerieben, der Tod am 6. September 1770.

Er gab heraus:

Oden und Lieder. Frankfurt, 1750. — 4. A. unter dem Titel: Oden und andere Gedichte, auch kleine proſaiſche Aufſätze. 2 Thle. Frankfurt, 1769.
Verſuch über die Seele. Frankfurt, 1752. 2 Thle.
Die Gräber. Ein philoſophiſches Gedicht. Frankfurt, 1760.
Verſuch vom Menſchen. Frankfurt, 1769.

v. Creuz erwarb ſich vorzüglich durch ſein Gedicht, die Gräber, zu ſeiner Zeit großen Ruf. — Es erfreut ſich tiefen Gefühls, ſchwermüthiger Wärme und einer, wenn auch nicht ganz dialectfreien, doch lebendigen und anſchaulichen

Diction und enthält manches wahrhaft Gelungene, sowie einige auch in philosophischer Hinsicht ausgezeichnete Stellen. Seine übrigen lyrischen Dichtungen neigen sich ebenfalls dem didactischen Tone zu und machen dem Geiste des Verfassers Ehre, ob sie auch gleich nicht gerade Neues enthalten. — In seinen prosaischen Schriften erscheint er dagegen befangen und unsicher und man sieht deutlich, daß er ein Autodidact ist. Seine Trauerspiele: Sokrates und Seneca sind gänzlich mislungen. Wir theilen hier den vierten Gesang der Gräber als Probe mit.

Die Gräber.

Vierter Gesang.

Wo bin ich? weckt mich schon mein ungestümer Kummer?
Von welchem Traum bin ich erwacht?
Wo flog er hin, ach der unstäte Schlummer?
Traurige Nacht!
Ach, ewig scheint mir deine schwarze Dauer?
O welch ein Traum! ⁂ ich wach? und noch ist er mein Schauer?
O Zukunft! ⁂ welch ein Traum von dir?
O Tod erscheinest du mit so viel Schrecken mir?

Ich fühle unter mir die fliehnde Erde wanken;
Vom letzten Tag sah ich den blutgen Schein.
Welch eine Kluft sah ich? ⁂ Erschrockene Gedanken!
O welch ein Wirbel schlung euch ein!
Wie? wird es dunkler? ach, von welchen Finsternissen
Wird meines Geistes Raum erfüllt!
Welch starker Arm hat mich mir selbst entrissen?
Hin in das traurige Gefild,
Hin, wo des mächtigen Tods entzündte Lüfte sausen,
Wo der Vergessenheit einsame Wasser brausen,
Hin wo der Höllenfluß aus tiefen Gräbern quillt?

Wie? hör ich nicht ein Murmeln? ⁂ Wie im Grimme
Des drohnden Tods unlaute tiefe Stimme?
Gott! zwischen Seyn und Nichts, welch eine Kluft!
Und ach, in dieser Kluft soll meine Seele schweben?
Wenn du aus meiner Brust den Athem weggerufst,
Ach, giebst du meinem Geist auch denn ein andres Leben!
Ach, soll ich ewig seyn? ich ewig? Ach! ich Staub?
Ich, jedes Sturmes Ziel? ich jedes Unfalls Raub?
Ach, soll ich ewig seyn, um ewig mich zu quälen?
Nur Unruh, oder Tod, sonst bleibt mir nichts zu wählen,
Und du, o Tod, bist du nicht meines Wesens Ziel?
Und dauret noch nach dir mein langes Trauerspiel?
Mein ewigs Trauerspiel! O höre meine Klagen,
O höre sie, verschwiegne Nacht!
Ihr Gräber, öffnet euch! laßt mich die Schatten fragen,
Ob Sterben glücklich macht;
Erscheinet mir, Bewohner öder Grüfte!
Besucht die längst von euch verlassnen Lüfte!
Und einem Sterblichen, der euch, wenn alles flieht,
Mit unerschrocknen Blicken sieht!
Ihr zaudert? ach, euch hat vielleicht ein ewger Schlummer
Vom Seyn und von dem Kummer,
Von Zeit und Ewigkeit,
In gleichem Augenblick befreyt.
Ach hätt ich euch zurück, ach, euch, verlebte Stunden
Wo ich der Weisheit thöricht nachgedacht!
Wo ich die Ruh gesucht und nirgends sie gefunden!
Hätt ich euch jugendlich in Scherzen zugebracht!
Hätt ich ein reines Blut durch ein zu ernsthaft Denken
Nicht selbst vergiftet, und dem Kummer gleich gemacht;
Dem schwarzen Gram, in den sich meine Freuden senken;
In dessen Schlamm sie untergehn!
Ich könnte ruhiger, ich könnte sonder Klagen
Den letzten Augenblick von Wollust reichen Tagen,
Mit Lachen sterbend, kommen sehn!
Ich stürb den Geistern gleich, den großen Geistern gleich,
Die selbst der Götter mächtigs Reich
Verheert, und sie vom hohen Thron gestürzet,
Und, wenn ein Unfall kam,
Der Freuden Feind, dem Gram,
Mit ihrem Seyn zugleich den schweren Lauf gekürzet.

Ach, schnell wie ein Gespenst sind sie der Hand verschwunden,
Die kühn nach ihnen griff, des Lebens leichte Stunden!
Was quält ihr mich? verschmäht den kleinen Raum der Zeit,
Ihr Sorgen, groß genug für eine Ewigkeit!
Was säumst du, Unbestand? wirst du auf deinen Schwingen,
Die Ruhe, die du nahmst, mir einst nicht wiederbringen?
Bleibt mir mein Gram allein, und wechselt alles ab?
Ist nur für meinen Leib, und nicht für ihn ein Grab?
Betrüglich ist der Schluß, der aus dem Raum der Zeiten
Den Lauf von meinem Seyn führt in die Ewigkeiten,
Und meiner Tugend, hier im Leben unbelohnt,
Den Lohn vom Tod verspricht, der selbst den Geist nicht schont!
Des Lasters Leichenstein läßt noch die Nachwelt lesen:
Hier ruht das Laster sanft, und ist beglückt gewesen.

Wie elend wird der Mensch, der sich im Stolz verlor?
Der Staub will ewig seyn? was hofft und baut der Thor?
Palläste für den Blitz, und für den Donner Thürme?
Weiß er, daß vor dem Tod auch Allmacht nicht beschirme?
O kleiner Unterschied, der uns von Würmern trennt!
Sie sterben unbeklagt; wir werden noch genennt.
Verächtlicher als Gras muß oft ein Held vergehen,
Und Götterasche sich in Luft und Wellen drehen.
Die Erde ⁂ ach, verwünscht sey ihre Fruchtbarkeit!
Daß sie den Menschen zeugt, hat nur den Tod erfreut.
Die Opfer sind umsonst, die wir den Leichen bringen,
Und im erstarrten Blut war ihrer Seele Sitz;
Die Trauerlieder, die wir werthen Schatten singen,
Der Gräber Pracht, zeugt von der Thoren Witz.
Ists wahr, was uns von finstern Höllenfüssen
Ein Wiegenlied, und das Geschwätz der Fabel lehrt?
Wann hat die Augen, die wir ewig dunkel schließen,
Ein Tag noch wieder aufgeklärt?

Wie lang verliert sich noch der Mensch in tiefen Sorgen,
Und opfert der Vergänglichkeit?
Auf gleichem Flügel gleicher Zeit
Flieht unsrer Jugend Gram, und ein Gewölk am Morgen.
Ach, alles was wir sehn,
Ach, alles ist nur Schein! ein Blendwerk unsrer Sinnen!
Was Weise thun; was Helden stolz beginnen,
Wird mit der Thoren Thun, der Sklaven Thun vergehn!
Wie wann in schnellen Feuersbrünsten
Hier ein Palast, dort eine Hütte glüht,
Und nur in einem Rauch der Rest von beiden flieht:
So mischet die Vergessenheit,
Die Feindin von dem Unterscheid,
Die Dummheit mit dem Witz, Unwissenheit mit Künsten.

Nur Schattenbilder sinds, womit die Seele spielet,
Ihr schwaches Aug verträgt kein heller Licht.
Das Glück, das ihr gesehn, habt ihr es auch gefühlet?
Betrogne! Schatten fühlt man nicht.
Des Nachruhms ungehörter Schall,
O Held, ist der der Grund von deinem Streit und Fall?
Und suchst du deinen Tod auf ungebahnten Wegen?
Das Zauberwort des Ruhms, kann das den Sturm erregen,
Der tausend niederschlägt,
Und dann erst ruhend sich in Schooß der Grüfte legt?
Wir schweben dunkel in dem Land der Phantaseyen,
Wo man stets wünscht, und nie genießt,
Wo unser eignes Herz von Circens Zaubereyen
Die fürchterliche Werkstatt ist.
Ach, sind wir alle denn gleich sterblich, gleiche Thoren,
Und ewig einst, so bald des Schreckens Stimme rufft,
Im dunkeln Labyrinth der Gruft,
Zum Staub verdammt, vergessen und verloren:
So sing auch künftig ich von Lieb und Wein,
Und meine Wissenschaft soll nur die Thorheit seyn:
Und die Unwissenheit, des stolzen Hofmanns Zierde,
Belohnet mir vielleicht die lüsterne Begierde,
Mit unverdientem zwar, doch größerm Glück,
Die Reue ruft dich noch: komm, erste Zeit zurück,
Und seo der Lust geweiht, vor der ein Weiser flichet,
Weil er Minervens Vogel gleich,
Nur in der Nacht, und nicht am Tage siehet;
O komm! und mache mich den andern Thoren gleich.
Doch wenn so oft auf mich ein Strom von Unglück rauschet,
Und keine Stunde Ruh von Meidern unbelauschet,
Mich noch verlassen hat:
Wann das Geschick mir stets versagte, was ich bath,
Wann mich im kurzen Schlaf der Sorgen Stürme stören,
Und dann ich gänzlich aufzuhören,
Bestimmet und verwünschet bin:

Wo ſind ich wahre Luſt? wo flieht mein Kummer hin?
Mir ekelt vor dem Ruhm: mir ekelt vor dem Lärmen;
Mir ekelt vor der Einſamkeit.
Ich lache, wenn die Thoren trunken ſchwärmen,
Und lächerlich ſcheint mir des Weiſen Nüchternheit.
Ja, wenn wir nie das Land, von dem wir träumen, ſehen,
Und in dem Meer des Nichts auch Seelen untergehen:
Unwürdig eines Gotts, des Zufalls würdiger,
Biſt du, o Welt für mich kein ernſter Anblick mehr!
Gleichgültiger, als ich, von Kindern aufgebauet,
Ein lockres Kartenhaus halb lächelnd angeſchauet,
Und Stunden, die beym Tanz in wilder Nacht vergehen,
Und manchem Poſſenſpiel der Bühne zugeſehn:
Will ich mein Leben ſehn, mit meinen Sorgen fliehen!
Kein Glück ſoll meinen Wunſch; mein Wunſch kein Glück bemühen!
Vom letzten Ruderſclav bis auf den erſten Held,
Bleibt alles mir verhaßt, bleibt alles mir vergällt.

Wo bin ich? ach, in welche Welt
Hat mich, Verborgener! dein mächtger Schluß geſtellt?
Ich hab den Tag geſehn an dem die Bosheit ſiegte,
Und ohne Schutz die Unſchuld war.
An dem das Laſter ſich im Schooß des Glücks vergnügte;
Vor ihm vorbei ging die Gefahr.
Und keine Strafe kömmt in einem andern Leben?
Und keine Zukunft ſoll den Lohn der Tugend geben?
O Gott, in welche Welt,
In welcher Dinge Reih hat mich dein Wink geſtellt?
Wo, irrend in noch unbeſtimmten Schranken,
Die Fäden zweifelnder Gedanken,
Die mir die Schwermuth eingeflößt,
Und, wann der Tag ſie ſcheucht, die Nächte wiederbringen,
Sich oft in einen Knoten ſchlingen,
Den nur der Tod, mein ewger Tod, einſt löſt!
O welche Welt,
Die dich, Allweiſeſter, für ihren Schöpfer hält?
Ich ſuch Vernünftige, die dir freywillig dienen:
Was ſind ich? Himmel, ach, anbethende Maſchinen!
Welch Aberglaube täuſcht uns unterm Schein,
Von deinem Dienſt, o Gott, die Wiſſenſchaft zu ſeyn!
O Sterbliche! ihr geht in ewgen Finſterniſſen,
Wo euch ein Strahl nur führt; das warnende Gewiſſen;
Doch dieſer Strahl, dem oft das Laſter ſcheu entwich:
In wie viel Farben theilt er ſich?
Nur ein Gewiſſen heißt den Königsmord begehen,
Und denn, als Märtyrer auf glühndem Holze ſtehen.
Gewohnheit lenkt das Vieh, die Menſchen Vorurtheil.
Ach, bin ich denn allein für dieſe Welt geboren?
Im ewigen Gedräng von Bosheit und von Thoren?
Dem Ganges iſt das Blut; das Recht der Tiber feil,
Und von der Tugend bleibt einſt kaum der Name mehr,
Und alles, alles, ach! beweiſt ein Ungefähr!
Ein Ungefähr? ich zittre — welch ein Schauer!
Mich deucht, ich ſeh ſelbſt die Natur in Trauer,
Daß ein Gedank entſtanden iſt,
Der den, der ſie erſchuf, in dem ſie ſchwebt, vermißt,
Wo er allgegenwärtig iſt!

O Nacht! o Quelle meiner Trauerlieder!
Schlafloſigkeit! wie viel hab ich gedacht,
So oft du mir erſchienſt! du aber, bange Macht,
Wie lange deckt mich noch dein zauderndes Gefieder!
Wie lange ſeufz ich noch, verworren, ungewiß,
Noch blinder, als die blinde Finſterniß?
Ach, Vorurtheil, du biſt ſchon unſrer zärtſten Jahre
Allmächtiger Tyrann!
Ach du begleiteſt uns bis zu der Todtenbahre!
Nun, frey von dir, ſeh ich, daß ich nichts hoffen kann,
Daß mit dem Athem auch der Geiſt vergeht,
Daß ihn mit unſrem Staub ein Wirbelwind verweht!
Ach, was der größte Geiſt von ſich noch übrig läßt,
Vom Leibnitz, welch ein Geiſt! ein Geiſt faſt ohne Schranken,
Von Newtons göttlichen Gedanken,
Was bleibt uns? ach, der Aſchen dunkler Reſt!
Der Aſchen, künftger Würmer Samen!
Und noch ein ſchwacher Schall von ehmals lauten Namen!

So wirſt auch du mir noch, mein letzter Troſt, geraubt!
Ich war? ich bin nicht mehr? ich werde niemals wieder?
Ein ſchwarzer Schrecken fließt durch die erſtorbenen Glieder.
Ach, warum trotz ich oft, umringet von Gefahr,
Auf eine Künftigkeit, die ſchon vergangen war?
Ach, warum hoff ich noch, wenn Sorgen um mich ſchweben,
In dieſem Todtenthal ein auferſtehend Leben?
Wer leuchtet mir in dieſer Dunkelheit?
Wo iſt der Richter der den großen Streit entſcheid,
Und o, wie ungewiß ſind ſterbliche Gedanken!

Ein Zweifel macht den Schluß des tiefſten Weiſen wanken.
Das Merkmal ſucht er noch, wie man das Wahre kennt,
Und zittert, wenn man ihn der Zweifler Vater nennt,
Des Anarchs berühmten Schüler nennt.
Der urtheilt, ſchließt und irrt nach ſtrengen Schulgeſetzen,
Und der bleibt ungewiß, aus Furcht ſie zu verletzen.
Der glaubet, weil mit ihm die gleich getäuſchte Welt
Aus gleichem Vorurtheil ein gleiches Urtheil fällt.
Der Lehrer Mund beſtimmt ſchon unſre künftgen Schlüſſe,
Und ihre Nächte ſind auch unſre Finſterniſſe.
Wir ſehn mit ihrem Aug, das öfters ſelber blind,
Und ſehn die Dinge ein, ſo, wie ſie wirklich ſind.
Gleich einem Schiffer, der an Klippen hangen blieben,
Wohin ihn See und Sturm, und nicht ſein Zweck getrieben,
Klebt unſer junger Wahn an ihrem Irrthum feſt,
Den mit der Jugend oft das Alter kaum verläßt.

Ja, die Vernunft hat mir zu ſehr geheuchelt;
Die Wiſſenſchaft hat mir zu ſehr geſchmeichelt;
Die Wahrheit ſind ich nicht, die ich geſucht!
Und größre Zweifel ſind des Demonſtrirens Frucht.
O Einfalt und Natur! Du haſt oft überwunden,
Wo Kunſt und Wiſſenſchaft das Mittel ſchwer gefunden!
Dort, glücklicher als ich, in einem Haus von Laub,
Wohnt ohne Witz ein Hirt, und glaubet, was ich glaub.
Um ſeine Ruh hat ihn kein Zweifel noch betrogen,
In ſein einfältges Herz iſt noch kein Wahn gezogen!
Wenn Paſcal ſelber ſich des Geiſtes Stärke raubt,
Und an des heilgen Dorns verlogne Wunder glaubt.
O Wahrheit, möchteſt du nur einen Strahl mir ſchenken,
Von deinem überirdſchen Licht!
Gelaſſen will ich überdenken,
Warum es mir an Ruh; an Zweifeln nie gebricht.
Ich habe mich in einen Wald verirret,
Wo eine ewge Nacht des Wandrers Aug verwirret,
Und ungewiß die dunkeln Tritte macht!
Ich ging, wo Pyrrho ging, den, oft dem Abgrund nahe,
Sein treuer Schüler hielt, und vor dem Fall bewacht*);
Der, wo die Sonne ſchien, die allerdickſte Nacht
Durchs falſche Glas des Zweifels ſahe.

O könnt ich fliehn, wo man nicht eine Stimme hört,
Wo Luft und Blätter ſchweigen,
Und die Gedanken, wann ſie aufwärts ſteigen,
In ihrem Sonnenflug nichts ſtört!
Wo auch kein Bach, der traurig murmelnd fließt,
Die Nahrung neuer Klagen iſt,
Und, wo befreyet von des Tages Lärmen,
Auch nicht der Nächte Schrecken ſchwärmen,
Wo die Gelaſſenheit,
Von dir, o ernſte Ewigkeit,
Ein Lied in ſtiller Andacht höret!
Wo mich, o Allerheiligſter,
Die Wunder deiner Macht, und deiner Weisheit Ehr
Auch bloß ein ſtummer Anblick lehret.
O heilge Einſamkeit! gewähre mir
Gedanken von Unſterblichkeit und dir!

Woher entſtehen ſie, die Zweifel, die uns quälen?
Ja ſolche Zweifel ſind nur Zweifel ewger Seelen!
Ein mächtiges Gefühl; wer kann ihm widerſtehn?
Der Thor nennts Vorurtheil; der Weiſe das Gewiſſen,
Zwingt uns ein helles Licht zu ſehn,
Das Blinde thöricht ſchmähn, und doch ſich wünſchen müſſen.
Auf! wagt in euren Geiſt nur einen tiefern Blick!
Wie viel Gedanken ſind nicht ſtets in ihm zurück,
Und warum ſollen ſie hier nicht entwickelt werden,
Sind ſie nur für den Raum von dieſer kleinen Erden?
Je mehr ich forſch, je weiter muß ich gehn;
Je mehr ich ſeh, je mehr verlang ich auch zu ſehn.
In unſres Geiſtes uns noch unbekannten Schranken,
In ſeiner Tiefe, die nur der ihn ſchuf, ergründt,
Sind Millionen dunkeler Gedanken,
Die für die Ewigkeit nur ſind:

*) Daß andere eine ſolche vollkommne Gleichgültigkeit oder faſt unnatürliche Zerſtreuung der Gedanken mit deren Begriffe, welchen ſie ſich von dem Pyrrho machen, nicht zu vereinigen wiſſen, beruhet auf Gründen, die ich hier zu unterſuchen für überflüſſig halte.

Gleich Samen, welche Stürme weit verwehen,
In einem andern Land beſtimmet aufzugehen.
Ich denke, bis mein Geiſt, der keine Ruhe hat,
Faſt ſtill zu ſtehn beginnt, vom ſchweren Denken matt,
Und doch wird mir ſtets etwas übrig bleiben,
Und niemals hab ich ausgedacht.
Gedanken, die einander treiben,
Wie ein Gewölk das andre flüchtig macht,
Die tragen mich mit ſchnellem Flügel
Auf ſchreckenvolle Höhn,
Auf andrer Welten höhre Hügel,
Wo größre Weiſen nach erhabnern Sternen ſehn:
Wo fremde Sonnen, die der Sonne Glanz verdunkeln,
Vor der ein Mohr anbethend niederfällt,
In den Palläſten reinrer Himmel funkeln,
Und Strahlen ſtreun auf eine beßre Welt.
Und ein Gedanken, welcher neue Erden,
Eh Böheim ſie entdeckt, vorher geſehn:
Soll deſſen Lauf vom Tod gehemmet werden?
Soll er vergeſſen untergehn?
Und ſollen wir umſonſt von unermeßnen Räumen,
Wo unſre Erde ſich verliert,
Wohin uns einſt der Kahn des Todes führt,
Ach, ſollen wir umſonſt von einer Zukunft träumen?
Nein, dieſe Träume ſind für jene kurze Nacht,
Vor deren Ende uns ſo bang
So bange wird! die uns oft ſo viel Unruh macht,
Sie ſind für ſie zu prächtig und zu lang.
Iſt unſer Geiſt ein Schiff von reichen Laſten ſchwer,
Das nie in Hafen kömmt, der ihm von ferne winket,
Und nur beladen für das Meer,
In ſeinen Abgrund unterſinket?
Ach, nirgends ſeh ich ja, mein höchſtes Gut, die Ruh;
Ich ſeh dem Lauf der Welt, wie einem Sturme, zu,
Der Maſten in der Sterne Gegend führet,
Und ſich ſo unſichtbar, als wie er kam, verlieret,
In dieſer Welt ſoll ich mein gänzlichs Ende ſehn?
Nein, heute noch kann ſie vergehn:
Zu gleichem Fall iſt nicht mein Geiſt erkohren.
Gedanken von der Ewigkeit.
Beweiſt, daß ich nicht nur für dieſe Zeit,
Für eine Zukunft auch gebohren.
Beweiſt, daß ihr vergeblich würdet ſeyn,
Dächt ich für dieſe Welt allein!
Ihr wäret Blumen gleich, die wir nur ſchauen ſollen,
Allein umſonſt genießen wollen,
Wer glaubt vom Wurme, deſſen träumend Seyn
In eines Tages Kreis die Vorſicht eingeſchränket,
Daß er, ſieht nach und nach des Tages kurzer Schein,
Auf Ewigkeiten hofft? auf künftge Tage denket.
Ach, ſoll dann unſer Staub des Geiſts, der ihn gelenket,
Und der betrognen Hoffnung letztes Denkmal ſeyn?
Fällt hinter uns die Thür des Grabes ewig zu?
Iſt dort für uns kein Glück; hier keine Ruh!

Was ſind die Güter, welche Thoren lüſtern machen?
Gemalte Trauben, die die Vögel an ſich ziehn;
Von welchen ſie betrogen fliehn.
Getroſt! Wir werden all an einem Tag erwachen,
Von einem Traum, von einer Nacht;
Der heute fällt und den der Morgen fallen macht,
Der in dem Elend, der im Roſenbett des Glückes,
Sind in der Ewigkeit nur eines Augenblickes
Vergangene Geſchicht.
Entlegner Triften Furcht; das Schrecken der Wälder,
Des Helden Ehrgeiz irrt, und ſucht Pharſalſche Felder;
Er findet ſie und Ruhm und Blut.
Der Tyrer bricht durchs Meer; des Schiffes Flügel rauſchen,
Für Thorheit Thorheit einzutauſchen,
Und beyde finden nicht der Ruhe höchſtes Gut.
Kommt, Thoren zu der Gruft! ſprecht, ob ihr ſie noch findt,
Die Wolluſt, die im Arm des Glückes lage,
Und deren ſchönſte Frühlingstage
Nie ſicher vor dem Donner ſind.
Ach, Eitelkeit nur iſts, was ich in ihr erblicke!
Sie gleicht dem Blitze, der in gleichem Augenblicke
Das Aug ergötzet und verſehrt.
Es deckt ihr Roſenbuſch Gefahr und Schlangen,
Die ſie uns nach dem Biß erſt zeigt.
Wie treulos iſt ſie nicht? Wann ſie am höchſten ſteigt,
So iſt ſie ſchon vergangen.

Ihr Gräber thut euch auf! zeigt mir die Seltenheiten,
Den Schatz, den geitig ihr in euch verſchließt!
In euch verlor ſich ſchon ein Lauf von Künftigkeiten,
Der möglich war und nicht mehr möglich iſt.
Erweitert eures Reiches dunkle Schranken!
Sie ſind zu eng für Welten von Gedanken,
Die künftig in euch untergehn,
Und wieder künftig auferſtehn!
Hier kann man bey unausgedachten Siegen,
Zerſtörte Carnavals, zerſtreute Karten liegen,
Und ſchlummernd in den Armen einer Nacht,
Noch unvollkommen, noch unausgedacht,
Erhabene Theodicеen,
Und ungeſungne Opern ſehen.
Welch eine Decke fällt von meinen Augen ab?
Nun kenn ich erſt den Weg, der von der Wieg ins Grab,
Und von den Gräbern in die Ewigkeiten führet.
Bewundert ſeinen labyrinthſchen Lauf,
Ihr, die ihr forſchend euch in ihm verlieret!
Hier hört der Strom der Zeit zu rauſchen auf;
Hier wird vom Weltgetös ein Athem kaum geſpüret!
Die Weisheit hemmet hier zukünftger Dinge Lauf,
Die nicht zu dem Entwurf der beſten Welt gehören:
Läßt Archimedens Zirkel ſtören,
Stürzt Cäſars Stundenglas, weil ihm kein Sieg mislung,
Und ſo blieb unvollendt der Welt Eroberung.
Ihr Gräber, die ihr voll Verſchwiegenheit
Der ewgen Weisheit Werkſtatt ſeyd!
Ach, laßt mich tiefer in euch blicken!
Wo iſt ſie nun, des Thoren wilde Luſt?
Ach, warum rief ich ſie zurück in meine Bruſt?
Der Anblick eines Grabs kann mich weit mehr entzücken.
Ein Gram, in dem vielleicht mein künftiges Wohl
Schon keimt; ein Gram, der mich nur weiſer machen ſoll,
Konnt er in meiner Bruſt, aufrühriſch und verwegen,
Der drohnden Zweifel Sturm, der Wünſche Krieg erregen?
Hier ſuch ich ja umſonſt die wahre Seelenruh,
Und auf mich ſtürmt ein Heer von Leidenſchaften zu,
Und warum gab ſie mir, die ewig weiſe Liebe,
Als für die Ewigkeit die ungemeßnen Triebe?
So manche mögliche Veränderung der Welt?
Soll ſie umſonſt in öder Gruft verweſen?
Und wann ein Held, noch eh er ſieget, fällt,
War dieſer große Geiſt allein zum Tod erleſen?
Nur für der fliehnden Zeiten Raub?
Für die Vergeſſenheit? zum Moder? für den Staub?
O flüchtet nur, ihr Sterne mit den Schatten,
Die mich umringet und verfinſtert hatten!
Mein Geiſt, der heller ſtrahlt, wird niemals untergehn,
Und euer Licht erlöſchen ſehn.
So wie man unter ſtolzen Pyramiden,
Die Memphis Sclaven aufgebaut,
Wann Zeit und Schickſal ihren Fall entſchieden,
Noch unverweſte Leichen ſchaut:
So werden einſtens noch im Reſt verrauchter Erden,
Die Seelen unverſehrt gefunden werden.

Ihr Seufzer, wann vor mir im höhern Trauerſpiel
Roms Weiſer euch verſchwendt, und traurend ſich gefiel:
Wann Young in ſtiller Nacht euch einſam zu ſich winket,
Und tief in ſeinem Gram, als in ein Meer verſinket;
O ſo kommt auch zu mir! mein Lied ſey nur von euch,
Und meine Traurigkeit ſey mir ein Königreich!
Durch ſie beherrſch ich mich, und ſeh die Eitelkeiten
Stolz, wie ein Ottoman der Sclaven Demuth an:
Erhaben übern Kreis der flüchtigen Zeiten,
Stolz, daß im Meer der Ewigkeiten
Ich keinen Schiffbruch leiden kann!

Dort wird mein Traum erfüllt, von Geiſtern und von Welten,
Dort, wo kein Schlummer mehr, doch ewig Ruhe iſt;
Wo nicht der Eitelkeit verrufne Münzen gelten;
Wo du, o Wahrheit, unſre Sonne biſt;
Wo keine Wolken mehr ſich um dich ſchlingen!
Da, wo die Flügel einer andern Zeit,
Mit leichterer Geſchwindigkeit
Und ohne Nacht uns Tage wiederbringen.
Dort fangen wir zuerſt das wahre Leben an,
Und unſre Scenen wird kein Zwiſchenfall verwirren:
Dort werden wir nicht mehr von Wiſſenſchaft zu Wahn,
Von Furcht zu Hoffnung, und von Wunſch zu Klagen irren;
Hier iſt ein Schritt nur von der Luſt zur Reu;
Dort gehen wir, auf ſchon gebahnten Wegen,
In das Unendliche, ſtets größerm Glück entgegen,
Und Frömmigkeit wohnt dort fern von der Heucheley!
Hier meſſen wir ein blutges Land nach Meilen,
Wann dort in Welten ſich die reichern Geiſter theilen!

In welcher Gegend irrt mein Blick?
Wer wünscht sich wohl den schweren Traum zurück,
Den thöricht wir das Leben nennen?
O Ewigkeit!
Abgründe! sink ich schon? will sich mein Geist schon trennen?
Und seh ich schon von meiner Sterbenszeit
Den letzten Augenblick die schwarzen Flügel rühren?
Abgründe! soll ich mich in euch verlieren?
Dort seh ich Licht, und hier die tiefste Dunkelheit!
O Ewigkeit!

Georg Friedrich Creuzer

ward am 10. März 1771 in Marburg geboren, studierte daselbst und in Jena, lebte darauf eine Zeitlang in und bei Gießen, und bekleidete 1793 eine Hauslehrerstelle in Leipzig, von wo er später nach Marburg zurückkehrte. Im Jahre 1802 ward er hier Professor der Beredsamkeit, 1804 aber Professor der Philologie und der alten Geschichte in Heidelberg, wo er das noch unter seiner Leitung blühende philologische Seminar gründete. 1809 folgte er einem Rufe an die Universität Leyden, konnte jedoch das dortige Klima nicht vertragen und kehrte, noch ehe er daselbst als Docent aufgetreten war, zu seiner alten Stellung in Heidelberg zurück. Er erhielt 1818 die Ernennung zum geheimen Hofrath, 1825 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1826 zum Geheimerath.

Seine in deutscher Sprache erschienenen Werke sind:

Abriß der römischen Antiquitätenz (herausgegeben von J. C. Böhr). Darmstadt, 1824. N. A. 1829.
Deutsche Chrestomathie. Gießen, 1800. 3te A. von P. K. Heß. 1825.
Epochen der griechischen Literaturgeschichte. Marburg, 1803.
Ein alt-athenisches Gefäß u. s. w. bekannt gemacht und erklärt. Darmstadt, 1832.
Zur Geschichte altrömischer Cultur am Oberrhein und Nekar. Darmstadt, 1833.
Herodot und Thucydides. Leipzig, 1798. Marburg, 1803.
Die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung. Leipzig, 1803.
Ueber Mythologie und Religionsgeschichte. (Aus dem 4. Bde. der Symbolik abgedruckt.)
Ueber einige mythologisch-artistische Schriften u. s. w. Heidelberg, 1817.
Das akademische Studium des Alterthums. Heidelberg, 1807.
Symbolik und Mythologie der alten Völker. 4 Bde. Darmstadt, 1810 — 22. (5. u. 6. Bd. v. Mone.)
Mit Herrmann: Briefe über Homer und Hesiodus. Heidelberg, 1818.
Mit Daub: Studien. 6 Bde. Frankf. 1805 — 19.
Einzelne Abhandlungen und Recensionen u. s. w. in den Heidelberger Jahrbüchern u. s. w.

C. ist ein gelehrter, scharfsinniger und geistreicher Philolog und Alterthumsforscher, der vorzüglich in der Entwicklung und Behandlung der Mythologie des klassischen Alterthums neue Ansichten einführte (deren Darstellung uns der beschränkte Raum verwehrt) und heftige Gegner vorzüglich an Joh. Voß aber auch eben so eifrige Anhänger fand.

Creuzer's Selstbiographie.*)

Georg Friedrich Creuzer ist mein ganzer Name auf den Titeln der früheren Schriften. Später habe ich mich begnügt, Friedrich zu schreiben. Wenn Meusel dadurch verführt wurde, mein Individuum in zwei zu legen, so hatte ich von einem lieben, aber in bibliographischen Sachen sehr strengen Freunde dafür wahre Vorwürfe zu hören. Ich machte ihn dagegen auf den sichtbaren Vortheil für mich aufmerksam, wenn auf diese Weise, ohne Nachtheil eines Dritten, die literarischen Sünden meiner Jugend auf die Rechnung eines Georg Friedrich kämen, dessen ich mich weiter nicht anzunehmen hätte. Da ich jetzt den Lesern mein kleines Geheimniß selbst verrathe, hoffe ich hinwieder von ihnen, daß sie um so williger meiner Versicherung glauben: wie es hier ganz und gar nicht darauf angelegt sei, mir eine Bedeutung unter den Zeitgenossen zu geben, die ich nicht habe. Um aber ganz aufrichtig zu sein, so ist die Sache seit einigen Jahren kein Geheimniß mehr, da mein Freund, der Consist. Rath C. W. Justi, einige kurze biographische Nachrichten von mir mit dem Verzeichniß meiner Schriften bereits hat abdrucken lassen*).

Ich ward am 10. März 1771 zu Marburg im jetzigen Kur-Hessen geboren. Mein Vater Leonhard starb in meinem ersten Lebensjahre. Er hatte, nachdem er sein Buchbinderhandwerk niedergelegt, die Stelle eines Steuereinnehmers verwaltet. Von väterlicher, wie von mütterlicher Seite waren meine Verwandte fast sämmtlich Prediger, unter denen sehr würdige Geistliche sich befanden. Die Vorfahren sind im Iselinischen Wörterbuche unter dem Namen Cruciger bemerkt. — Von früher Jugend besuchte ich mit meinem Bruder, der noch jetzt in unserer Vaterstadt das väterliche Handwerk fortsetzt, die städtische Schule. Wenn an kalten Wintertagen der Chordienst in der lutherischen Marienkirche beschwerlich fiel, so beschäftigten mich der Anblick der Denkmale der alten Landgrafen und die Bilder aus der heiligen Geschichte am schönen Hochaltar; und wenn ein Archidiakon oft weit über die Stunde hinaus predigte, so gewährte das alte Marburger Gesangbuch Unterhaltung, dem die Zerstörung Jerusalems nach Josephus und dergleichen angehängt war. Viel mächtiger fühlte ich mich aber angeregt, wenn ich den Gottesdienst zu St. Elisabeth besuchte. Diese schöne Kirche, in den besten Formen des dreizehnten Jahrhunderts ganz vollendet, gehörte damals noch zur deutschen Ordens-Commende, und ist der Mittelpunkt ansehnlicher Gebäude, die, einer kleinen Stadt ähnlich, sich der Ostseite von Marburg anschließen. Der gelehrte und geistreiche Architekt Moller hat so eben in seinen Denkmalen deutscher Baukunst den Anfang einer Reihe von Blättern gegeben, die diese Kirche im einzelnen, wie im Ganzen darstellen werden. Es ließe sich hierbei viel von der Macht der Baukunst sagen, und welche Fülle von geistigem Nahrungsstoff ein einziges solches Gebäude der ganzen Folge von Geschlechtern Jahrhunderte hindurch übergiebt, zumal in den engen Umgebungen einer Mittelstadt. Und wenn ich in jenen Jahren vom Größeren den Maßstab noch nicht nehmen konnte, dergleichen man in Cöln, Straßburg und Freiburg sieht, und dessen Anblick mir jedesmal jene Jugendeindrücke wieder lebendig macht, so wird man den Ausdruck nicht übertrieben finden, wenn ich sage, daß diese Elisabethkirche damals für mich — eine Welt war: — die mit dem feinsten Laubwerk kunstreich geschmückte Vorhalle, die beiden mächtigen hohen Thürme, sodann im Innern die Gänge unter den schlanken strebenden Säulen, das Chor mit seinen Glasmalereien, die Re-

*) Aus Brockhaus Zeitgenossen. Neue Reihe. Nr. 7. Leipzig, 1832.

*) In Striedere Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. 9 Bd. XVIII. S. 93 ff. Marburg, 1819.

benchöre mit den Denkmalen der Landgrafen, die Bildnisse der Ritter, die Wappenreihe, die Basreliefs mit Heiligengeschichten in den Nischen, deren Flügelthüren in alten Malereien das Leben der canonisirten Fürstin Elisabeth und ihres auf dem Zug ins heilige Land verstorbenen Gemahls Ludwig darstellten. Und wenn dann etliche Mal im Jahre die Thüren der Sacristei geöffnet wurden, und die vergoldeten Figuren der Maria mit dem Kinde und der zwölf Apostel in getriebener Arbeit vors Auge traten, und der Küster den herbeiströmenden Landleuten den unschätzbaren Werth und die wunderbare Kraft der daran befindlichen Edelsteine erklärte, und ihnen die steinerne Schwelle zeigte, von den Knieen der Pilger muldenförmig ausgehöhlt — dann hatte ich auf ganze Wochen Stoff zum Nachdenken und Phantasiren. Damals machten mich auch die profanen Gegenstände nicht irre, die auf jenen Gemmen und Cameen zu sehen waren. Ich werde gelegentlich einmal davon sprechen, da ich durch freundschaftliche Mittheilung Siegelabdrücke besitze, die man kurz zuvor davon genommen, als unter der westphälischen Regierung jenes Grabgehäuse nach Cassel wandern mußte.

Auf solchem Boden konnte der mir angeborne mystische Keim nicht anders als fröhlich gedeihen, und wer weiß, ob nicht jetzt schon das Lutherthum, worin ich geboren, einen kleinen Stoß erlitt. Indem ich es Andern überlasse, aus diesen Notizen die nöthigen psychologisch-historischen Vortheile zu ziehen, frage ich mich selbst, was ich bei meiner natürlichen Lebhaftigkeit in Ermangelung jener Gegenstände wohl hätte anfangen sollen, da das sonst zu Marburg garnisonirende Regiment leider in Amerika war? Erst nach einigen Jahren führte der Pariser Frieden ein, wie ich meinte, noch schöneres in die Vaterstadt zurück, — wo dann freilich keine Wacht- und Kirchenparade, kein Frühlings- und Herbstmanöure — oft zum großen Leidwesen meiner Mutter — von mir versäumt wurde. Die Erzählungen der Soldaten gaben der Wißbegierde erwünschte Befriedigung, und da eben damals ein Verwandter mich mit einem Homannischen Atlas beschenkt hatte, suchte ich mich, so gut es gehen wollte, auf den Schauplätzen des so eben beendigten Krieges einheimisch zu machen. Zeitungen und Geschichtsbücher halfen mit, und Washington, Rodney und andere Helden wurden mir ganz bekannte Namen.

Das historisch-geographische Interesse gewann sichtbar die Oberhand. Der kriegerische Geist des hessischen Volks sprach sich auch in vaterländischen Schul-Festen aus, die ein ganz militärisches Gepräge hatten. Doch kamen uns Knaben diese viel zu selten, und wir füllten die Zwischenzeit mit eigenen Uebungen aus, wobei Festungen belagert und vertheidigt und Treffen geliefert wurden. Ein genaues Tagebuch meines Vaters, worin aus dem siebenjährigen Kriege die Unternehmungen der Alliirten in Hessen mit eingeklebten gedruckten Planen, aufgezeichnet waren, trug bei mir nicht wenig bei, an solchen kriegerischen Uebungen Geschmack zu finden. Dies konnte nun ohne Contusionen und leichte Wunden nicht abgehen. Selten war meine Haut ganz heil, und einmal da ich eben von einem Armbruche noch die Binde trug, mußte wir ein Pflaster am Kopf applicirt werden. Es fehlte nicht an andern Leibesbewegungen. Schwimmübungen waren, wo es irgend möglich, im Sommer an der Tagesordnung, das Schlittschuhlaufen im Winter. Dieses und das häufige Wandern in den herrlichen hessischen Gebirgen, das Reiten auf dem Lande, wo ich die Ferien gewöhnlich bei meinen Verwandten zubrachte — Alles dies entwickelte und stärkte die physischen Kräfte, und ich durfte mir beim Sitzen und Studiren späterhin schon etwas zumuthen. — Gerade der künftige Gelehrte sollte in jungen Jahren vor vielem Stubensitzen und lästerlichem Zwange möglichst bewahrt bleiben.

Ein anderes Buch meines Vaters enthielt geistliche Lieder in Abschrift, auch eigene, denn er hatte sich in dieser Poesie versucht und war ein sehr religiöser Mann gewesen, nachgeschriebene Predigten u. dgl. Jene abgeschriebenen alten Kernlieder wollten mir damals schon besser gefallen, als die Gellertischen, die bei uns viel gesungen wurden. Sehr zuwider waren mir gewisse geistliche Gespräche, die ich zuweilen mit anhörte, wenn einige fromme Frauen bei meine Mutter waren. Dann wurden auch wohl das Paradiesgärtlein und ähnliche Bücher im Kreise herum gereicht und mit einer Stecknadel im Schnitte geöffnet, um in Bibelsprachen und andern Sentenzen ad aperturam Winke und Weisungen für die individuellen Seelenzustände zu gewähren. Die Barometerskale der dabei gepredigten Bußtheorien kam mir wunderlich, ja widerlich vor, und meine Mutter, die zu viel gesunden praktischen Verstand besaß, machte auch sonst keine Erwähnung davon. Wohl aber mußte ich ihr fleißig aus der Bibel vorlesen, wobei mir natürlich die historischen Bücher die liebsten waren. Diese Lesestunden und der volle Gesang der Gemeinde in unsern schönen alten Kirchen, mitten unter jenen bildlichen Monumenten, gewährten meinen religiösen Bedürfnissen mehr Genüge, als die trockenen Betstunden, die ich im Gymnasium mitmachen mußte.

Hier gewann ein Lehrer sogleich mein ganzes Herz, und mein Dank bleibe ihm nach langen Jahren gewidmet! Er hieß Volmar und ist nachher Hofprediger des Anhalt-Schaumburgischen Fürstenhauses geworden. Mit Strenge und Milde wußte er sich Achtung zu erhalten und verstand in seltenem Grade die Kunst, eine große Anzahl von Knaben zweckmäßig zu beschäftigen. Damals waren neben dem neuen Testamente zuerst griechische Elementarbücher und in den obern Classen Xenophon, Homer und andere passende Schriftsteller eingeführt worden. Bei der Leichtigkeit des bloßen Exponirens hätte ich mir bald etwas einbilden gelernt. Dafür bewahrte mich der Bruder meiner Mutter, ein Landgeistlicher von seltenem Wissen in den alten classischen Sprachen, Johann Christian Bang. In Halle von Jugend auf gebildet, hatte er unter Baumgarten und Semler die Grundsätze der philologisch-historischen Exegese sich ganz zu eigen gemacht. Er lehrte und studirte ganz nach dem Erfahrungssatze: Ex grammatica fit theologus. Weit höher als jene beiden Männer stand ihm J. A. Ernesti. Durch seinen Freund J. Daniel Wyttenbach war er diesem großen Theologen empfohlen worden. Seine Verehrung gränzte fast an Anbetung, und selbst ein Brief von Joh. Reiske, der wegen seiner Ausgabe der griechischen Redner mit Bang correspondirte und seinen Klagen über Ernesti freien Lauf gelassen, konnte meinen Oheim in seinem Gefühl von Ehrfurcht nicht wankend machen. Mit Wyttenbach blieb er fortdauernd in brieflichem Verkehr, erhielt von ihm die Fragen der holländischen Societäten, die er etlichemal glücklich beantwortete, und würde nach Wyttenbachs Wunsch eine anständige Stelle in Holland erhalten haben*), wären nicht Familienverhältnisse in den Weg getreten. Diesem Oheim mußte ich häufig Rede stehen, wobei die hallesche Grammatik und Fischer zum Weller und dergl. Lehrbücher nachgewiesen wurden; dazwischen schriftliche Aufgaben. So mußte ich z. B. griechische Texte (wie ich nachher bemerkte meist aus den Demosthenes) accentuiren und ins Latein übersetzen. Die deutsche Uebersetzung, die ich gewöhnlich beifügte, wurde wenig berücksichtigt. Ganz mit Cicero vertraut, hatte der Mann nur die Nachbildung dieses Römers vor Augen und copirte ihn gut. Eine deutsche Uebersetzung war in seiner an Classikern reichen Bibliothek nicht anzutreffen; Garve über Cicero, der Abhandlungen wegen und dergleichen etwa. Und doch las er Gellert und die Zeitverwandten deutscher Schriftsteller, vorzüglich Lessing; auch wußte er sich musterhaft im Deutschen auszudrücken. Als ich Student geworden, leitete er meine griechische und lateinische Lectüre. Es mußte Alles stufenweis gehen. Zuweilen mußte ich mit meinem Vetter, den ich in

*) In Hessen erhielt er sie nicht. Wyttenbach spielt darauf in der Vita Ruhnkenii an, wenn er Pag. 165. sagt: „I. Christ. Bangius, egregia vir et Antiquarum Literarum scientia, et Latinae orationis facultate, sed exteris magis quam civibus ipse suis cognitus.“

der Sprache des Herzens Bruder nenne, dem jetzigen Consistorial-Rath und Professor Leonhard Creuzer in Marburg, in lateinischer Sprache über Themata disputiren, die der Oheim uns zuvor eingesandt hatte. Wyttenbachs bibliotheca critica wurde jetzt auch von mir gelesen und erhielt mich in einer heilsamen Stimmung von Demuth. Keinem meiner früheren Lehrer hatte ich so viel zu verdanken als ihm. Er starb, da ich eben Professor geworden und seines Rathes oft noch bedurft hätte. Sein ältester Sohn, ganz von ihm bis zur Universität gebildet, Heinrich Christian Bang, einer der würdigsten und gelehrtesten Prediger Hessens, ist sein Nachfolger im Amte geworden.

Ich hatte mittlerweile meine Taxe bezahlt — denn ein Bürgerssohn mußte damals um die Erlaubniß zum Studiren höchsten Orts suppliciren, und war zu Ostern 1789 Student auf der vaterländischen Universität Marburg geworden. Daß es dazu kommen werde, hatte ich erst spät erfahren; denn meine Mutter, aus einer Predigerfamilie abstammend, hegte freilich den Wunsch, in mir dereinst einen Pfarrer zu sehen und zu hören, ließ sich dies jedoch nicht merken, sondern machte jedesmal, wenn ich vom Studiren redete, die Gewährung dieses Wunsches von den Zeugnissen meiner Lehrer abhängig. So fing ich dann jetzt an, die zur Gottesgelahrtheit nöthigen Vorbereitungswissenschaften zu hören, die ich mit dem übrigen Detail natürlich übergehe *). Zu denen über praktische Theologie ist es nie gekommen, und aus dem Pfarrerwerden wurde überhaupt nichts. Dies ging so zu: Einmal hätte ich als Lutheraner nach den Landesgesetzen wahrscheinlich noch nach Rinteln gehen müssen, wo damals nichts für mich zu lernen war — man hatte noch später dort sogar eine erbliche Professur; — sodann machte mich ein Zufall früh in jenem Entschlusse wankend. Als primus unter den Primanern des Gymnasiums, lernte ich einst auf dem Lande einen Pietisten kennen einen braven, bibelfesten und strengen Mann. Diesem mochte ich auf seine Frage, was ich werden wolle, wohl ziemlich leichtsinnig geantwortet haben: ein Pfarrer. Wie erstaunte ich, als mir der Mann mit allem religiösen Ernste das Gewagte eines solchen Entschlusses zu bedenken gab, und was es auf sich habe, dereinst vor Gottes Throne für das Heil so vieler Seelen Rede stehen zu müssen. Damals ging dies so vorüber; als ich aber im Laufe meines Studirens nachgerade eine Beute der Neologie geworden war und meine Schwester oft durch meine freien Meinungen ärgerte, da trat in stillen Stunden jener pietistische Abmahner sehr ernst aus dem Hintergrunde meiner Seele hervor. Es dauerte nicht gar lange, so erschien mir jene Neologie seicht, selbst abgeschmackt. Ich erinnere mich noch, wie ich nachher in die Vorlesungen eines Professors, der die erhabensten Psalmen auf eine erbarmenswerthe Weise in wässerige Prosa verwandelte, den Wolfischen Homer mitnahm, um, mit Rettung meiner körperlichen Gegenwart, ein Antidotum gegen die Langeweile zu haben. In Jena, wohin ich im Herbst 1790 mit meinem eben genannten Vetter gegangen, waren Collegia über die Kantische Philosophie eine Hauptsache. Doch war mein Privatfleiß hauptsächlich auf Exegese und geschichtliche Wissenschaften gerichtet. Ich hörte unter Andern bei Griesbach, Schütz und Schiller. Die Schützischen Vorlesungen über die Literargeschichte erweiterten meinen Gesichtskreis, und der freundliche Umgang dieses Mannes war mir sehr belehrend. Schillers bloße Erscheinung war schon erhebend. Er ward mit Begeisterung gehört und keine seiner Vorlesungen wurde von mir versäumt. Auch hatte ich etlichemal das Glück ihn in Gesellschaft zu sehen, ohne je das Herz zu haben, ihn anzureden. Solche Ehrfurcht hatte ich vor diesem großen Geiste. Griesbach, in dessen Hause wir wohnten, gab uns väterlichen Rath aus dem Herzen und dem Schatze seiner Erfahrung und aus seiner Bibliothek Bücher, namentlich die Semlerischen über die Kirchengeschichte. Ueberhaupt war der Jenaer Aufenthalt fruchtbar für uns und wohlthätig anregend, zumal bei der Bekanntschaft mit tüchtigen Studenten, worunter Hardenberg-Novalis, mit dem etwas sarkastischen, aber sehr gutmüthigen Philosophen C. C. E. Schmid, der nachher mit uns nach Gießen zog, und mit dem trefflichen Tennemann, der neulich in Marburg seinen allzugroßen Anstrengungen erlegen. Auch wurde das Arabische ein wenig getrieben, was mir später beim Bochart und Salmasius doch einige Dienste leistete. Die Trennung von Jena ward uns schwer, besonders auch wegen der freundlichen Aufnahme, die uns im Griesbachischen Hause geworden. Es war in Jena gewaltig studirt worden — meine Mutter erschrack nicht wenig über mein blasses hektisches Aussehen — aber zu vielerlei, und mir hatte die Kantische Philosophie, in der ich doch nichts leistete, zu viel Zeit gekostet. Nun nahm mein Oheim von der Sache Notiz. Ich excerpirte mir in Gießen die ganze Kritik der reinen Vernunft; doch versäumten wir Tiedemann's Vorlesungen nicht, und wenn er über Plato las, so hatten wir mehr Nutzen davon als andere, weil wir aus dem Ruhnkenischen Timäus das philologische Element suppliciren konnten. Ich las dieses Buch damals sogar ganz durch; daneben unter andern Michaelis Einleitung ins neue Testament und Ernesti's theologische Bibliothek; letztere excerpirte ich mir ganz. An der Art dieser Auszüge merkte ich mir selbst die überwiegende Neigung zur Philologie ab. Ich hatte fast nur die historischen und philologischen Sachen ausgezogen.

Eine Stelle in diesem Werke gereichte mir zum wahren Trost. Es war die ehrenvolle Aeußerung über Lessing, irre ich nicht, in der Recension von dessen Berengarius. Nun sah ich, wie doch selbst der große Lateiner vor einem deutschen Schöngeist (wie ich den Lessing in jenen Jahren nahm) Respekt habe, und damit war in meinen Augen gerechtfertigt, was mich im Stillen oft schwer gedrückt. Ich hatte erschrecklich viele deutsche Bücher durch einander gelesen — von der Insel Felsenburg an, die ich in der ganzen Nachbarschaft herumgetragen — bis zu den neuesten Gedichten und Romanen. Damals war die sentimentale Periode bei uns noch nicht vorüber. Kein junger Mensch konnte sich dieser Stimmung ganz entschlagen. Ich muß ihr jetzt das Gute nachrühmen, daß sie mich in meinen Schul- und Universitätsjahren vor Ausschweifungen bewahrt hat. Vom Oheim hatte ich Lessings Laokoon geliehen; dieses Buch wurde gelesen und wieder gelesen und löste mir viele Räthsel über das classische Alterthum, die mir vorher unauflösbar geschienen. Mittlerweile war ich einigemal in Cassel gewesen, hatte dort gute Antiken gesehen, und war dadurch zu den Winkelmannischen Schriften geleitet worden. Jetzt wurden Virgil und Homer mit ganz andern Augen von mir betrachtet, als ehemals im Gymnasium. Jetzt kamen Pindar und die Tragiker an die Reihe. Vom metrischen Verständniß der Chöre war keine Rede. Zur Musik habe ich von Natur keine Anlage; und so sehr guter Gesang und Kirchenmusik noch jetzt mich ergreifen, so fehlt es doch an aller theoretischen Erkenntniß. In diesem Gefühle habe ich auch die Metrik um so mehr zur Seite liegen gelassen, bis ich aus Herrmanns Schriften, die ich später studirte, ersehen hatte, wie mir die eigentlichen Geheimnisse dieser Wissenschaft doch ewig verborgen bleiben würden. Warum sollte ich Bedenken tragen, dieses Geständniß abzulegen, da Heyne in der Vorrede zum Pindar dasselbe gethan?

Die Historie hatte mich von jeher angezogen, und schon als Jüngling stellte ich meine Betrachtungen über die Naturgeschichte der Sage an. Ich hörte als Kind sehr aufmerksam zu, wenn eine neunzigjährige Großmuhme manchmal aus den Erzählungen ihrer Eltern vom dreißigjährigen Kriege sprach. Die Hauptzüge waren in Strophen aus Volksliedern aufbehalten; und es ist mir seitdem, was man auch gegen Niebuhr sagen mag, die Ueberzeugung geblieben, wie sogar bei schreiben-

*) Bei Strieder a. a. O. der hessischen Gelehrtengesch. S. 96 ist meiner Lehrer dankbare Erwähnung geschehen.

den Völkern der geschichtliche Grundstoff in Liedern von Mund zu Munde übergeht. Chroniken und Reisebeschreibungen hatte ich schon in beträchtlicher Anzahl gelesen — Ehe ich melde, wie ich zum ersteren, kritischen Studium der griechischen Geschichtschreiber und besonders des Herodotus gelangte, muß bemerkt werden, daß ich zunächst um der Sprache willen, neben Demosthenes, den ganzen Xenophon, sodann Theophrast, Aelian, Lucian, Antonin, Theokrit, Chariten, hauptsächlich wegen der Commentare des Casaubon, Perizon, Hemsterhuis, Gataker, Valckenaer und Dorville gelesen hatte. Jetzt lieferte mir die Universitäts-Bibliothek den Wesselingischen Herodot, und nun wurden die Historiker der Reihe nach, bis auf Polybius einschließlich, Tag und Nacht studirt. Durch einen ungemessenen Fleiß hoffte ich den Abgang des Genius zu ersetzen. Ich hatte fast gar kein Vertrauen in meine natürlichen Kräfte. Wie konnte dies auch anders sein, da mir die großen Alten immer vor Augen standen, da ich Schillern selbst gehört, und seine, wie Lessing's, Winkelmann's und Göthe's genialé Werke als ewig unerreichbare Muster mir beständig vor der Seele schwebten? In diesen meinen Fleiß durfte ich aber damals um so mehr einiges Verdienst setzen, je ausschließender die Zeitgeschichte alle Gemüther in Anspruch nahm. Bei den Bewegungen in Frankreich fand ich in meinen Historikern täglich ungesuchte Parallelen, und die Machthaber des Tages begegneten mir unter griechischen Namen im Thucydides, Xenophon und Demosthenes. Endlich näherte sich der Kriegsschauplatz unsern Grenzen; wenn einigemal von der unteren Lahn herauf der Kanonendonner an unsere Fenster schlug, dann mußte ich auch hinaus. Einmal hätte ich diese praktischen Studien der Historie mit meinen Begleitern beinahe schwer büßen müssen, da wir in der Wetterau zwischen die retirirende österreichische und die unter Hoche heranrückende französische Armee geriethen. Einen andern wesentlichen Nutzen hatten solche Wanderungen für mich, den, daß ich dem Studiren nicht unterlag. Mein Vater war jung gestorben, und ich, sein jüngster Sohn, hatte von seiner Leibesconstitution nur zu viel geerbt. Vermuthlich war auch deswegen meine Mutter nachsichtiger gegen den wilden Knaben gewesen, der im Sommer oft nur zu Essen und zu Schlafen zu Hause kam. Sie ward uns um diese Zeit entrissen, und ihr Tod war mir um so schmerzlicher, weil nicht nur kein Pfarrer, sondern gar nichts zur Zeit aus mir geworden war. Doch hatte sie noch gesehen, daß selbst ältere Studenten bei mir Privatunterricht nahmen.

In einem herrlichen Kreise von Freunden fand ich die nöthige Erheiterung. Außer den genannten Vettern, gewährten mir Engelschall, der Biograph des ältern Tischbein, C. W. Justi, als gefälliger Uebersetzer alttestamentlicher Dichter und geschickter Ausleger desselben rühmlichst bekannt, der Orientalist J. Melchior Hartmann, Ludwig Lindenmeyer, unser Verwandter, der als Emigrant bei uns lebte und im Mathissonischen Sinne dichtete, ein Ueber gefühlvoller Mann, und dabei geschickter Rechtsgelehrter, der Philosoph Reinhard, Bruder des Grafen, später Professor in Moskow und dessen Schwager Hauf, jetzt Professor in Gent (der letzte gab mir noch Privatunterricht in der Mathematik), durch ihren Umgang und freundliche Mittheilungen Erholung und vielfache Belehrung. Leonhard Creuzer, Hauf und ich hatten uns zu einer Privatlehranstalt vereinigt, und eine Zeitlang unterstützte ich auch meinen Freund und jetzigen Collegen, den Kirchenrath Schwarz in seinem Lehrgeschäft auf dem Lande. Außer den alten Sprachen, Geographie und Geschichte, wurde von mir nichts gefordert, weil man bei uns von jenen philantropinischen Treiben nichts mehr hielt, und ich mir aus Gesner's Isagoge und aus J. A. Ernesti's Initiis eine ganz andere Idee von dem Kreise des Unterrichts gebildet hatte. Gegenwärtig hat die Erfahrung längst entschieden, ich hörte es sehr gern, als noch im vorigen Jahre der Geheime-Rath F. A. Wolf mit großem Lobe eines Schulplans gedachte, den Matth. Gesner einst für das Gymnasium zu Ilefeld selbst entworfen hatte. Solche Männer sollten eigentlich das gesetzgebende Corps der Gymnasien bilden und das Ephorat verwalten. Tüchtige Lehrer mit anständigem Gehalt und ehrenvoller Stellung im Staate unter ihnen — das ists, worauf es ankommt, nicht auf Tabellen und Organisationen. Wir hatten auch mit einigen Lehrern in Giessen freundlichen und wissenschaftlichen Verkehr und kamen im Sommer oft Sonntags mit dem obengenannten Schmid und mit den Professoren Snell, Walther und andern auf der Grenze zusammen, woraus uns einmal beinahe eine gefängliche Haft erwachsen wäre. Ein Offizier, der auf der Demarcationslinie cantonirte, hatte aus den lebhaften Gesprächen, wobei Manuscripte vorgelesen wurden, den Schluß gezogen, daß Jacobinismus dahinter stecke. Die Scripturen bezogen sich auf das philosophische Journal, welches Schmid und Snell zu jener Zeit herausgaben, und Jacobinisches hatten wir weiter nichts an uns, als etwa die runden Hüte, die in Kur-Hessen damals verboten waren.

Mich beschäftigte jetzt ein anderer Gedanke. Ich hatte im Lucian Andeutungen gefunden, die, das Verhältniß zwischen Herodot und Thucydides berührend, mir von Niemand verstanden zu sein schienen. Die Sachen waren mir bald klar; da man mir aber gerathen hatte, mit einem deutschen Büchlein hervorzutreten, so verursachte mir die Form viel Mühe, und es kostete viel Umschreibens und Feilens. Die Kritik war damals in ästhetischer Hinsicht viel strenger als jetzt. Ein junger Autor war verloren, wenn ein Recensent in der Sprache und Diction viele Ausstellungen zu machen, hatte. Ein Buchhändler und alter Freund von mir, dem ich in der Literaturkenntniß viel verdanke, hat neulich wegen einer neuen Auflage bei mir angefragt und sogar von Honorar geredet. Ich vermeinte in meiner Antwort dagegen, das Verlangen des Publicums nach jenem Erstlingsfrüchtchen werde wohl so gar heiß nicht sein, und so möge er das Dingelchen in Gottes Namen schlafen lassen. Ich hätte auch gern gesehen, man hätte neulich meine neu-lateinische Christomathie mit der zweiten Ausgabe verschont. Es war bestellte Arbeit die ich in jenen Jahren auf Wenck's und anderer Wunsch zunächst für die Hessen-Darmstädtischen Gymnasien gemacht hatte. Ich habe sie schon lange selbst nicht mehr gebraucht, weil ich ursprünglich in der Auswahl der Stücke nicht frei war, sondern einen Realzweck der griechischen und römischen Alterthümer damit hatte verbinden müssen. Als Gewerbe habe ich die Schriftstellerei nie betrachten können und es mir gefallen lassen, wenn gescheutere Leute mich manchmal mit dem gemeinen Sprichworte strafen wollten: „Wenn es Brei regne, hätte ich keinen Topf.“ — Aber nun auf jenes erste Schriftchen zurück zu kommen, so war es in meiner damaligen Lage doch ein Ding, ja, Kantisch zu reden, eine Art von Ding an sich. Wie einst Rousseau von dem Wurfe nach einem Baume sich Prognostika für seine Zukunft stellte, so hatte ich mir in den Kopf gesetzt, von der Aufnahme des Büchleins solle mein Entschluß; ob Pfarrer oder Schullehrer — abhängen. Denn ich hatte noch nicht entschieden, sondern vielmehr mittlerweile gepredigt, und das N. T. mit dem Grotius, (die Scholien des ältern Rosenmüller nannte mein Oheim einen verwässerten Grotius; dies mitdem griechischen N. T. und mit diesem Ausleger studirte er auf seine Predigten; — von Magazinen und dergl. war bei ihm nicht die Rede —) war seitdem immer meine Lectüre geblieben.

1798 führte mich eine Hauslehrerstelle nach Leipzig. Auf einer früheren Wanderung von Jena aus, wo ich auch Wolfen zuerst sah, hatte ich Morus, Fischer, Platner Weiße und Andere kennen gelernt. Nun war mir ein halbjähriger Aufenthalt gegönnt, den ich zu meiner Vervollkommnung in neueren Sprachen benutzte. Auch lernte ich in Gotha Jacobs, Schlichtegroll und manchen würdigen Mann kennen; in Leipzig Beck und Herrmann, und

konnte während einiger Monate ersteren über die Weltgeschichte und letzteren über den Aeschylus hören. Die Bekanntschaft mit würdigen Buchhändlern erweiterte meine Kenntniß der Literatur. Auf dieser Reise vernahm ich von Böttiger in Weimar das erste freundliche Wort über mein armes Kind. Ein aufmunternder Brief desselben folgte mir bald nach Leipzig. Nun schrieb Heeren ebenso, und Heyne's Zuruf blieb nicht aus. — Um den Leser von der Angst zu befreien, als würde ich eben so umständlich von meinen übrigen Büchern reden, will ich nur gleich kurz bemerken, daß es mit den folgenden lateinischen Schriftchen über Xenophon den Geschichtsschreiber, angehängt einige kritische Kleinigkeiten, schon auf eine Professur in Marburg abgesehen war, und wie es mich in Heyne's Recension der dritten Schrift (die historische Kunst der Griechen, Leipzig, bei Göschen, 1803) nicht wenig verdroß, daß er aus dem philosophischen Kapitel nichts machen wollte. Er hatte ganz recht. Es war ein Kantisch-Fichtescher Lappen.

Im Herbste desselben Jahres war ich wieder zu Hause — aber nicht in Amt und Brot. Das Liebste und Angemessenste wäre eine Stelle am Marburger Gymnasium gewesen; diese war aber dem Lutheraner verschlossen. Mittlerweile war ich mit dem Herrn von Savigny näher bekannt geworden; durch ihn ordnete sich Alles; er ermunterte mich zur akademischen Laufbahn, und hatte ich vorher über griechische und römische Schriftsteller sogenannte privatissima gehalten, so sollte ich nun die alte Geschichte öffentlich vortragen. Die Historiker der Griechen und Römer waren mir bekannt, und die Werke der Engländer, ferner Pirizoneus, Gatterer, Schlözer, Beck und Heeren wurden fleißig benutzt. Es ging; bei der Fortdauer unserer Privatlehranstalt ward sogar an den Ehestand gedacht. Ich heirathete im folgenden Jahre Sophie Leske, geborne Müller aus Leipzig, Tochter eines dortigen Buchhändlers und Wittwe des in Marburg verstorbenen Nathanael Gottfried Leske, Professors der Naturgeschichte. Neben Savigny lebten wir in einem Kreise von jungen Männern, größtentheils von Adel. Ich bin es der Wahrheit schuldig zu bemerken, daß ich fast lauter erfreuliche Erinnerungen aus jener Zeit aufbehalten habe. Aber wo sollte es endigen, wenn ich Savigny's Verdienste um mich würdigen wollte? Ein sehr lebhafter Ideenwechsel in schriftlicher und mündlicher Mittheilung füllte damals unsere Mußestunden; dazwischen Wanderungen und Reisen — und die jungen Docenten wanderten gern und viel. Nachher lasen wir desto frischer. Dies spürten die Zuhörer. Pedanterie thut's nicht; und die Welt würde nicht untergehen, wenn der akademische Lehrer wöchentlich einmal das „hodie non legitur" an seine Thür schriebe. Von der Art des Studiums und Lesens war da auch viel die Rede, und wie man sich Adversarien anlegen solle. Ich machte mir drei dicke Bücher: Hellenica, Classica, Miscellanea fürs Grammatische, Kritische, für Sachkenntnisse und ästhetische Bemerkungen u. s. w. Diese Methode habe ich bald aufgeben müssen. Besser sind einzelne Blätter, in Mappen gelegt; sie stehen immer zu Gebote, und man kann sie in Collegienhefte legen, zu Ausarbeitungen gebrauchen und wie man will; nur auf die Ränder einiger Autoren habe ich fortgeschrieben, so daß Herodot, einige Bücher des Plato und Cicero jetzt ganz angefüllt und schwierig zu lesen sind. — Einem Jedem, der mit Selbstdenken einer Wissenschaft sich hingegeben, wird sich in den Jahren des ernsthaften Studirens, wie von selbst, eine Geschichte seines Faches bilden. Da ich nun die Humanisten seit dem 15. Jahrhundert las, und in den Commentaren mit dem Geiste vieler Andern bekannt wurde, so bildete sich in mir die Vorstellung von vier innerlich verschiedenen Perioden der Philologie aus. Ich habe sie mit wenig Abänderung in dem Büchlein, über das akademische Studium des Alterthums, entworfen, und trage noch jetzt die Geschichte der Philologie danach vor. Gruber in seinem leider nicht fortgesetzten Wörterbuche der Aesthetik und Archäologie und Andere haben dieser Ideen Erwähnung gethan. —

Die Universitätsbibliothek war nicht übel im historischen Fache, die Savignysche hatte schöne Werke in der römischen Literatur; aber was mir wichtiger, war die Bekanntschaft mit den besten Bearbeitern der römischen Rechtsgeschichte und Rechts-Alterthümer. Nun gewöhnte ich mich, die Sigonius, Cujacius, Gothofrede, Everh. Otto, Bynkershök, Trekel, Franz Carl Conradi und Andere, als auch mich angehend, zu betrachten, und bei späterer Fortsetzung dieser Studien haben mich auch immer die Werke von Haubold, Savigny, Thibaut, Dirksen u. A. interessirt. Damals kamen Savigny's mündliche und schriftliche Mittheilungen hinzu, und ich weiß es selbst am besten, was mir das Alles bei meinen Vorlesungen über die römischen Schriftsteller und Antiquitäten bis auf den heutigen Tag genutzt hat. — Kein wichtiger Auctionskatalog wurde versäumt und vieles gekauft. Lehrreich war für mich auch die Bekanntschaft mit den Literatoren Wachler, Münscher, Weis, dem Juristen; und der grundgelehrte Arnoldi war mir nützlich durch seine Bibliothek und Unterhaltung. In jenen Jahren lernte ich die Gebrüder Grimm aus Cassel und den gelehrten und erfahrnen Archäologen Völkel kennen. Das Schlegelische Athenäum hatte ich von Leipzig mitgebracht, und es blieb nicht leicht ein erhebliches Werk der schönen Literatur und Kunst unbeachtet. Für mich war dies eine Periode der vielseitigsten geistigen Anregung. Heyne bemühte sich, mir eine feste Anstellung im Auslande zu verschaffen; er schlug mich nach Lüneburg vor, woraus aber nichts wurde. Ich hatte diesen berühmten Mann zweimal gesehen, und einmal hospitirend gehört, bei welcher Gelegenheit ich auch Gatterer, Schlözer, Spittler, Heeren, Eichhorn und Blumenbach hörte. Ich war also kein Schüler von Heyne, und dennoch hat dieser Gelehrte vom Jahre 1798 an, bis zu seinem Tode, nicht nur den größesten und thätigsten Antheil an meinem Schicksale genommen, sondern mich auch mit seinem Rathe aufs freundlichste jederzeit unterstützt. Er äußerte sich dabei oft mit großer Bescheidenheit über seine Arbeiten, z. B. über die agrarischen Gesetze, und später bat er mich, aus Veranlassung meines Dionysus, ich möchte doch auf seine Commentationen über die Etrusker keinen so großen Werth legen.

Da ich Hoffnung hatte, Professor der Beredsamkeit in Giessen zu werden, so machte man mich in Marburg zum Professor der griechischen Sprache, eine Professur die bis jetzt mit der orientalischen vereinigt gewesen. Diese Ernennung versetzte mich, wie man leicht sehen wird, in große Unruhe. Ich erklärte Homer, Xenophon, Cicero, Horaz und corrigirte gewissenhaft die wöchentlichen Stylübungen. Nun aber sollte ich die Geschichte der griechischen Literatur vortragen; das ist leicht und schwer, wie man will. Ersteres, wenn man gemächlich den Fabricius ausschreibt; Letzteres, wenn der Docent, wie billig, denkt, er solle doch wenigstens über die Hauptschriftsteller aus eigener Lectüre urtheilen; gerade damals aber waren Wolf's homerische Prolegomena erschienen. Welch ein Buch! Ich hatte es studirt und wieder studirt und in meine Hellenica ꝛc. ausgezogen. Nachher wurden die Hauptsätze des gelehrten und scharfsinnigen Hug, Heinrich und Anderer beigefügt; ingleichen die mit Wolf's Lehre zusammenhängenden Kunsttheorien der Brüder Schlegel excerpirt und durchdacht; auch wurde die Aristotelische Poetik nach Hermann's Ausgabe sorgfältig gelesen und mit jenen Lehrsätzen verglichen. Bentley's Abhandlungen waren von mir früher studirt worden; aber zur Zeit hatte ich den Eustathius nur etwas durchgeblättert, und den Villoisonischen Homer noch mit keinem Auge gesehen. Das ist erst hier in Heidelberg nachgeholt worden. Ich mußte also thun, was ich konnte, und ließ in zwölf Paragraphen eine chronologische Uebersicht der griechischen Literaturgeschichte zunächst für die Zuhörer drucken. Es wundert mich, daß ziemlich lange nachher noch Mohnike in seiner sehr fleißig gearbeiteten griechischen und römischen Literaturgeschichte jenem unbedeutenden

Dinge die Ehre erwiesen, es des Plans wegen zu beleben, der doch gar nichts Eigenthümliches hatte und sich von selber gab. Wolf's großes Werk, so wie seine nachherigen Kritiken über einige Reden des Cicero jetzt noch rühmen zu wollen, wäre mehr als überflüssig. Aber das darf ich doch wohl sagen, daß nicht leicht ein einzelnes Buch mehr Einfluß auf mein Studium gehabt. Eben weil ich fühlte, welche seltene Gaben und Kenntnisse dazu gehörten, die höhere Kritik auf eine solche Weise zu handhaben, blieb ich von der seitdem ziemlich herrschend gewordenen Stimmung frei, der zufolge ein junger Philologe nicht eher etwas zu gelten glaubte — bis er irgend einen Capitalautor für untergeschoben erklärt hatte. Jetzt hat diese Meinung sich auch vieler Theologen bemeistert. Man verstehe mich nicht unrecht. Habe ich doch selbst einmal etliche sogenannte orphische Hymnen für neuplatonisch erklärt, weil ich plotinische Redensarten darin gefunden. Es ist hier nur von dem Sturm und Drang die Rede, sich durch dergleichen aus der Luft gegriffene Hypothesen in aller Eile berühmt machen zu wollen. Darüber hat der geniale Wolf gewiß oft selber am meisten gelächelt. —

Das Jahr 1799 brachte uns Wyttenbachs Leben des Ruhnkenius, und mir neue Schmerzen; oder sollte ich nicht über ein Gemälde der Philologie und ihrer größten Meister erschrecken, wenn ich in meinen Busen griff? Zur Theologie war ich verdorben, und an philologischem Fleiße hatte ich's auch so wenig fehlen lassen, daß ich gerade damals die körperlichen Folgen sehr verspürte. Freunde und Zuhörer, und Heyne's und Herrmann's Wohlwollen ermuthigten mich. Letzterer sendete mir seinen Aristophanes (worüber ich darauf Vorlesungen hielt) und ließ sich seine Zeit nicht dauern, mündlich angeknüpfte Gespräche über epische und lyrische Poesie schriftlich fortzusetzen. Doch ward meine nächste Lage mit meinen Studirplänen immer unverträglicher. Es galt zunächst den Vorlesungen, und zu dem Ende mußten noch große Studien gemacht werden. Man erkannte meinen Fleiß und guten Willen, und obwohl ich nichts von Belang geschrieben, so wurde ich doch im December 1802 zum ordentlichen Professor der Eloquenz ernannt. Ich hatte dieses Amt im Grunde auch schon mehrere Jahre versehen, da mein Vorgänger Curtius, ein sehr gelehrter Mann, sich blos auf historische Vorlesungen beschränkte, und bereits alt und schwächlich war. Hierbei kann ich eine Bemerkung nicht unterdrücken, die mir beachtenswerth scheint: Gewöhnlich fordern die Curatoren der Hochschulen von einem angehenden Professor sogleich gelehrte Bücher; es soll geschrieben sein und zwar schnell mehreres hintereinander, damit der Docent Namen bekomme. Nun frage ich aber, um bei meinem Fache zu bleiben, hat denn der angehende Professor nun auch schon alle Materialien zu seinen Vorlesungen fix und fertig? und erfordert es nicht Zeit, Uebung und Nachdenken, die rechte Methode des Lehrens zu finden? Oder was kann dabei herauskommen, wenn ein blutjunger Mann philologische Bücher aus den Registern, aus den Thesauren und ähnlichen Sammlungen macht? Also gerade das Gegentheil. Die Curatoren sollten einen jungen Professor, wenn er sonst fleißig ist, um so mehr loben, je weniger er schreibt. Wenn ich aber doch selbst schon am Ende 1803 mit einer historischen Kunst der Griechen hervortrat, so hatte ich aus meinen langjährigen Studium der griechischen Geschichtsschreiber schon Vieles beisammen. Seit 1798 saß ich auch viel über den griechischen und römischen Kunstlehrern (Rhetoriker genannt) und notirte mir besonders, was sie über die historische Diction und Composition Feines bemerkten. Da ich zu gleicher Zeit Vieles in neueren Sprachen las, so stellten sich von selbst über den historischen Vortrag der Alten, in Vergleich mit Boccaccio, Machiavelli, den englischen Geschichtsschreibern und den deutschen Möser und Johannes Müller manche Betrachtungen dar. Ich hätte das Buch auch jetzt noch nicht drucken lassen, hätte ich nicht von Marburg weggewollt, oder vielmehr hätte ich nicht weggehen müssen.

Dies hing so zusammen: Zu Marburg mußte ich als Professor der Eloquenz, fast in Jahresfrist zwei Programmata schreiben, zwei Reden halten und sechs sogenannte Memoiren abfassen. Wie gut war es da für mich, daß ich mit Cicero, mit Muret und andern Humanisten ununterbrochenen Umgang gepflogen; aber das Alles wollte doch geschrieben sein. Wo blieb da das kritische Studium der griechischen und römischen Quellen? Dazu kam, daß jene Memorien oder Biographien verstorbener Professoren ein unfröhliches Detail von Familienpapieren, biographischen Notizen und dergleichen mit sich führten, die ich mühsam sammeln mußte; und dann sollten es Lobschriften sein. Die Familien sahen darauf. Bei manchen (wie bei Tiedemann, Baldinger, Stein und Andern) gab es reellen Stoff zum Loben genug; auch den übrigen wurde nachgerühmt, was nur irgend zu rühmen war. Man lief aber Gefahr, bei Manchem mit dem Lobe anzustoßen. Von einem Mitgliede des hochehrwürdigen Oberappellationsgerichtes in Cassel hatte ich beifällig bemerkt, er sei als Professor der Theologie in Marburg von diesem Fache zur Rechtswissenschaft übergegangen, weil er jenes Lehramt mit seinen Ueberzeugungen unverträglich gefunden. Der verdiente Mann hatte Reisen in Frankreich u. s. w. gemacht, Voltaire's, Bahrdt's und ähnliche Schriften gelesen und ward nun ein geschickter Jurist, vorzüglich im Praktischen. Nun lobte ich jenen Uebertritt, und meine noch jetzt, es sei sehr rechtschaffen gehandelt, wenn heut zu Tage mancher theologische Professor dergleichen thäte. — Das war Vielen nicht recht. — Welcher Mann von Ehrgefühl und Wahrheitsliebe möchte sich dann dazu brauchen lassen, beständig auf dem Paradepferde der Eloquenz zu sitzen, oder das Histrionenmetier eines öffentlichen Schmeichlers zu verrichten? Es ist auch ein Irrthum, wenn man glaubt, dergleichen öffentliche Repräsentationen verliehen den Universitäten einen reellen Glanz. Das haben Ruhnkenius, Valkenaer, Wyttenbach und Wolf besser gewußt; und waren denn Leyden und Halle darum, weil jene Männer gar nicht oder selten paradirten, weniger berühmt? Nun kannte ich aber vollends gar nichts durch meine improvisirten Sächelchen zum Glanze meiner vaterländischen Universität beitragen? Und doch lag dieser ganze Gamaschendienst auf meinen Schultern. Dort war an keine Erlösung zu denken.

Doch wohin? Herr von Savigny hatte mir Aussichten nach Würzburg verschafft — aber aus dem dort projectirten philologischen Seminar wurde damals nichts. Ich hatte mich an Freund Daub nach Heidelberg gewendet, der mehrere Jahre zuvor dort angestellt war. Seine und Mieg's, wie auch Jung-Stilling's (letzteren kannte ich persönlich, er war in der philologischen Facultät zu Marburg mein College gewesen) gemeinschaftliche Wünsche verschafften mir den Ruf dorthin. Ich erhielt den Lehrstuhl der Philologie und alten Historie (zu Anfang 1804). Der Hessen-Casselsche Minister Weiz von Eschen entließ mich ungern, aber freundlich. Er hatte mich immer mit der ihm eigenen Humanität behandelt und liebte die Gelehrten. Von dem würdigen Völkel vernahm ich brieflich gütige Abschiedsworte. Es hielt mir schwer, aus dem Kreise meiner Verwandten und Freunde zu scheiden. Jedoch dachte ich, ein Professor muß wie ein Offizier sich ans wandernde Leben gewöhnen. Wirklich hatten einige tüchtige Offiziere kurz zuvor den hessischen Dienst mit dem badischen vertauscht. Den nachherigen General von Porbek, der später bei Talavera fiel, besuchte ich in Carlsruhe, und mit dem Major von Kesler erneuerte ich vor wenigen Jahren in Baden alte Bekanntschaft von der Schule her. Der Frühling, der mich hierher führte, war für mich ein wahres Fest. An einem fremden Orte habe ich die Gewohnheit, mich auf einsamen Gängen möglichst selbst zu orientiren, und so war ich wochenlang in einem großen Entzücken über die hohen Schönheiten der Natur, die hier auf allen Schritten vor mir ausgebreitet lagen. Da ward wenig studirt, nachher desto mehr, weil der drückende Alp der Eloquenzerei von mir gewichen. Geschrieben wurde in fast zwei Jahren nichts; das war ja eben mein Wunsch ge-

sen. Ich hatte freilich mir erst ein Auditorium zu bilden. Anfangs las ich Alles publice — so konnte sich niemand über verlornes Geld beklagen. Im philologischen Fache war schon damals die hiesige Bibliothek besser; und welche Erinnerungen und Anregungen für mich, wenn ich da auf den Rändern der Bücher die Handschrift der Saumaise, Gruter und Grävе vorfand? Man wird sich vorstellen, daß ich mich bald nach Friedrich Sylburg's Grab erkundigte. Es ist zwar nur durch eine einfache Steinschrift an der Mauer unserer Peterskirche bezeichnet; aber die Kenner der griechischen Literatur wissen auch ohne Monument, was sie diesem Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts verdankt. Ich war auf diesen hessischen Landsmann früh aufmerksam geworden; einmal durch die Scaligerana, sodann dadurch, daß ich seine Ausgabe des Aristoteles, die eben so werthvoll, als selten vollständig zu haben ist*), in einer Auction gekauft hatte. Ich hatte diesen Hellenisten kurz vorher zum Gegenstande einer akademischen Rede gemacht, die in Eichstädt's Nov. Actis Societ. Latin. Jenensis abgedruckt ist. Nachher hat Jusi, in der Fortsetzung von Strieder's hessischer Gelehrtengeschichte, genauer von ihm gehandelt. Ich besitze durch die Güte meines Freundes, des Doctors Batt, einige ungedruckte Briefe Sylburg's und werde, neben andern Stücken zur Geschichte der Philologie, gelegentlich ausführlicher von ihm Nachricht geben, kann aber vorjetzt den Wunsch nicht unterdrücken, daß ein pfälzlicher Gelehrter sich entschließen möchte, eine Geschichte der älteren heidelbergischen Lehrer auszuarbeiten. — Die übrigen Fächer wurden hier allmählig vollständiger besetzt, und wenn jetzt Männer von großem Ruhm und beträchtlichem Einkommen, sich in ihrem Hauswesen aufs einfachste einrichteten, so gab dies einen Ton in unser akademisches Sein und Leben, der ganz nach meinem Sinne war. — Keine Spur von jener Vornehmthuerei, die den Professor verunziert und am Ende doch kleinstädtisch ist. Nun kamen Böckh, Wilken und andere hierher, und in meinen und verwandten Fächern wurde Manches mehr durchgebildet und besser gelehrt, als ich es konnte. In den Studien, die ich mit Daub herausgab, fanden wir einen literarischen Mittheilungspunkt. Wir hatten sie aus vollem Herzen dem würdigen Karl Friedrich, damals Kurfürst, gewidmet. Dieser edle Regent nahm nicht nur an allem wissenschaftlichen Leben und Wirken den größten Antheil, sondern auch an dem Schicksale derer, die sich den Wissenschaften gewidmet hatten. So hatte auch ich, so wenig auf meinem Leben beruhete, mich dieser gütigen Theilnahme zu erfreuen, da ich um diese Zeit gefährlich darnieder lag; und wenn ich also jene Zeit als eine Periode schwerer Seelen- und Körperleiden stets in ernster Erinnerung behalte, so erhielt ich auch gerade damals von mehreren Seiten die unzweideutigsten Beweise echter Freundschaft. Das Institut der Studien gewann mir auch die Bekanntschaft des vortrefflichen Historikers Schlosser, der seitdem durch ein engeres Amtsverhältniß in bewährter männlicher Gesinnung mit mir verbunden ist.

Bei den Vorarbeiten zu meinem Buche über die historische Kunst der Griechen war ich praktisch überzeugt worden, wie die Frage, was die Griechen in der Geschichte geleistet? sich nur genügend beantworten lasse, wenn man eine möglichst vollständige Sammlung der Bruchstücke der vielen verlornen Werke dieses Kreises vor Augen hätte. Die Heyne'sche Bearbeitung des Apollodor, den ich mit den Anmerkungen mir ganz excerpirt hatte, so wie die Fragmentensammlung, welche Sturz einigen Logographen so gelehrt gewidmet hatte, zeigten mir den Nutzen einer solchen Arbeit noch deutlicher. Sanguinisch machte ich nun den Plan, die Fragmente sämmtlicher griechischen Historiker zu sammlen und zu ediren. Mein Freund, der hiesige Professor Kayser, gab mir aus seinen Papieren einen Beitrag zu einigen, und Lenz in Gotha, Köhler in Detmold, Matthiä in Frankfurt a. M. und Andere versprachen thätige Theilnahme, ich hatte sogar in Beck's Commentar. Societ. philol. Lips. eine Ankündigung drucken lassen. Allein schon das Excerpiren einzelner Schriftsteller (aus Registern soll doch nicht gearbeitet werden) verursachte großen Zeitaufwand. Ich lernte einsehen, was ein so umfassender Plan erfordere, und war zufrieden mit den Fragmenten von dreien einigermaßen meinem Eifer zu bethätigen. Es war dies eine nützliche Vorarbeitung für den Commentar über Herodot. Nachher haben Lenz, und besonders Siebelis, dann Marx und Göller einzelne schätzbare Ausgaben der Geschichtefragmente geliefert, und ich erwarte noch etliche der Art von einigen meiner jüngern Freunde. An meinem Büchlein hätte ich jetzt verschiedene kritische Sectionen zu machen. Eine davon hat der ehrwürdige ältere Schweighäuser sehr nachsichtsvoll angedeutet.

Auf den Antrag des Ministers von Reizenstein wurde im Frühling 1808, unter andern neuen Instituten, hier ein philologisches Seminar errichtet. Unsere Regierung, die mir die Direction desselben übertragen hatte, genehmigte meinen Plan, und ich ward veranlaßt, ihn in einer einleitenden Schrift: das akademische Studium des Alterthums, öffentlich bekannt zu machen. Ich habe diese Anstalt unter besonderer Vergünstigung der Umstände eröffnet und bisher geleitet. Die freie Stellung, worein mich dabei unsere Regierung versetzte, und das unwandelbare Zutrauen, das sie mir schenkte, mußten diese Unternehmung begünstigen. Gleich zu Anfang traten tüchtige Alumnen ein; zuerst Moser (jetzt Professor am Gymnasium zu Ulm) mit einigen wackern Landsleuten; und so habe ich in jedem Semester mehrere Mitglieder gezählt, welche Muth und Kraft genug hatten, den Dornenpfad der Philologie mit mir fortzuwandeln. Im In- und Auslande zähle ich noch jetzt unter ihnen einen schönen Kreis von Freunden. Verzeiht man es dem Schulmanne, wenn er in der Schule sein Reich erblickt, so wird man auch mir vielleicht nachsehen, wenn damals mir Moser als der erste Grenadier unter den Commilitonen erschien. Seine hohe Gestalt und eiserne Gesundheit erinnerten ohnedem daran. Nie habe ich in einem jungen Manne, bei großer Kraft, eine größere Vielseitigkeit von Talenten und vorzüglich eine größere Gutmüthigkeit angetroffen. Ein fester Mannessinn drückte dem Allen das Siegel auf. Dieser Freund hat mir in allen Verhältnissen des Lebens redlich beigestanden. Sehr befördert wurde das Ganze durch die bald eintretende Mitwirkung von Böckh, der schon damals unter den deutschen Philologen sich seinen Ehrenplatz zu sichern anfing; und noch jetzt erfreue ich mich der thätigen Beihülfe unseres geschickten Herrn Professors Bähr.

Man hegte hier damals den Plan, die Jenaische Literatur-Zeitung mit ihrem jetzigen Redacteur nach Heidelberg zu verpflanzen. Es erhoben sich mehrere Stimmen gegen diesen Gedanken. Ich will Niemand compromittiren, aber auch ich erklärte mich dagegen. Das partheilose Publicum wird hieraus mein Verhältniß zu jenem Institute beurtheilen können. Nun wünschte aber das damalige Curatorium allhier eine literarische Anstalt der Art. Wollten wir also jene Lit.-Zeitung nicht haben, so mußten wir eine neue machen. Mit wissenschaftlichem Eifer und Wahrheitsliebe wurde das Werk unternommen. Jenen Ehrenmännern, die sich dabei thätig bewiesen, Daub, Schwarz, Thibaut, Heise, Ackermann, Langsdorf u. s. w. waren alle anderweiten Motive fremd; und was Wilken, Böckh, Schlosser und Andere auf den mir bekannten Gebieten geleistet, wird sich wohl immer als gründliche Arbeit erweisen. Ein Mehreres von dem Ton und Geist der damaligen Heidelberger Jahrbücher zu sagen, kommt mir als einem Theilnehmer nicht zu. Zwei Umstände darf ich indessen berühren: Erstens, daß das juristische Heft im ersten Jahre zweimal aufgelegt wurde; so

*) S. Brunet I. p. 107 und Ebert's allgemeines bibliographisches Lexicon I. p. 98.

dann folgendes Factum: Der Verleger der zahlreichen und geistvollen Schriften eines vornehmen Mannes, der damals bei unserer Regierung in einem hohen Posten stand, sendete uns diese Werke sämmtlich zu, vermeinend, nun würde doch wohl ein rechter Panegyricus erfolgen. Wir hatten aber das Gesetz gemacht, daß keines einheimischen Schriftstellers Werke recensirt werden sollten. Anzeigen durfte er sich selbst mit Namensunterschrift. — Mir kostete indeß die Sache zu viel Zeit; und als mehrere Redactoren abtraten, und in der Person von Wilken ein sehr geschickter Stellvertreter gefunden ward, so war ich froh, wieder zu meinen andern Arbeiten zurückzukehren. — In meinen jüngern Jahren habe ich äußerst wenig recensirt. Das Wenige, was ich später in den Heidelb. Jahrb. gegeben, ist mehrentheils mit meinem Namen unterzeichnet. Irre ich nicht, so habe ich seit dem Jahre 1810 nicht einmal eine Anzeige meiner eigenen Schriften in den Heidelb. Jahrb. geliefert, was doch die Verleger zuweilen wünschten, und wozu jeder einheimische Autor das Recht hat. Früher hatte ich in andern Literaturzeitungen etliche Recensionen gemacht. In der Leipz. L. Z. hatte ich einmal mit großer Milde einem angehenden philologischen Schriftsteller Sprachfehler nachgewiesen. Ich hatte keine Ruhe; es mußte heraus. Ich nannte mich dem Manne selbst, als seinen Recensenten, und täuschte mich in meinem Zutrauen nicht. Der verdiente Mann hat es mich nie entgelten lassen. —

Es ist oben bemerkt worden, wie ich mit Winkelmann's Werken Bekanntschaft gemacht. Da man jetzt Vorlesungen über Mythologie und über Archäologie von mir wünschte, so nahm ich diese Studien, zu denen mich auch meine Untersuchungen über die Dionysischen Religionen führten, wieder vor, und die Schriften Visconti's, Zoega's, Böttiger's, Millin's und Anderer kamen nun an die Reihe. Mein Freund Welcker (jetzt in Bonn) war eben aus Italien zurückgekehrt und hatte mich dem Freiherrn von Schellersheim bekannt gemacht. Die Gespräche und Briefe dieser Kunstkenner gewährten mir manche Belehrung. Der rheinische Boden lieferte mir römische Medaillen und die Geschenke griechischer Städtemünzen und anderer Anticaglie, die ich seitdem von H. v. Schellersheim, Fr. Münter, J. David Weber und andern Freunden empfangen, verbunden mit Ankäufen, wo sich Gelegenheit ergab, haben dieses archäologische Studium immer bei mir im Leben erhalten. Ich fing jetzt an, die antike Numismatik als eine nothwendige Hülfswissenschaft selbst zur Mythologie zu betrachten. Daneben hatte sich meine Büchersammlung vermehrt; ich konnte nun ganz wieder meinen lieben Todten leben.

Unterdessen waren jedoch manche äußere Umstände bedenklich geworden, und als damals ein zeitiger Prorector (er ist nicht mehr unter uns) mir deswegen, weil ich auf den Wunsch des Curators einmal hier ein Programm geschrieben, sich berechtigt glaubte, mir nun wieder jährlich mehrere Programme und dergleichen aufzubürden, so glaubte ich, die ganze Marburger Eloquenz sey wieder im Anzuge, und dann war es um mein Quellenstudium geschehen, das eben jetzt neue Richtungen nehmen mußte. Ich hatte dem Freiherrn von Zentner meine Wünsche eröffnet; Savigny hatte mich indeß nach Landshut empfohlen — als ich im December 1808 aus dem Haag folgenden Brief erhielt:

„Es wird Ihnen bekannt seyn, daß der Lehrstuhl unseres würdigen Luzac, auf der königlichen Universität zu Leyden bis jetzo noch unbesetzt geblieben ist. Würden Sie, wenn Ihnen derselbe angetragen wird, ihn annehmen, auf eine Besoldung von 3000 holländische Fl., außerdem was Ihnen Ihre Collegien ergeben, welche in dem Fache der alten Literatur jetzt sehr frequentirt sind? Auf diese Frage bitte ich Ihre baldigste und bestimmte Antwort. Ich muß Ihnen aber dabei eben bestimmt erklären, daß in dem Fall, daß Sie, wie ich hoffe, mir eine bejahende Antwort werden zuschicken, ich nur für meinen Vortrag beim Könige, nicht aber für die Vocation selber bürgen kann. Erfolgt diese nicht, so bleibt die ganze Sache unabgethan, aber auch zwischen uns beiden; denn es wissen bis jetzt weder Curatorn der Universität, noch auch Hr. Prof. Wyttenbach etwas von diesem Schreiben an Sie; auch in Heidelberg würde in der Folge Niemand etwas davon erfahren. Ich aber von meiner Seite muß sicher seyn können, daß, wenn ich Sie dem Könige vorschlage, und die Vocation auf obgemeldeter Condition erfolgt, Sie dieselbe annehmen werden, welche Versprechungen man Ihnen nachher auch von der Seite Ihres jetzigen Gouvernements oder akademischer Direction und dergleichen machen würde. Es würde mir äußerst angenehm sein, wenn ich in Kurzem einen nicht abschlagenden Brief von Ihnen hierüber erhalte, und ich schmeichle mich u. s. w. Ich unterschreibe mich mit aller Hochachtung

Ihr ganz ergebenster

J. v. Meermann

Directeur general des Sciences et des Arts du Royaume de Hollande."

Ich hatte von meinen früheren Geistesproducten eine so geringe Meinung und von Wyttenbach eine so hohe, daß ich mich erst im Sommer 1808 entschloß, ihm meinen Dionysius zuzusenden, und dies war auch mein erster Brief an ihn, worin kein Gedanke an eine Professur in Holland vorkam. Ich wußte selbst nicht, daß des in der Pulverexplosion umgekommenen Professors Luzac Stelle noch unbesetzt sey. Erst später erfuhr ich, daß v. Heusde in Utrecht sie ausgeschlagen, und daß Wyttenbach mich vorgeschlagen hatte; wie er denn auch sogleich von jenem Meermannischen Briefe unterrichtet worden war. Schon die ersten Tage des Januar 1809 brachten mir einen Wyttenbachischen Brief und einen zweiten von Meermann, worin ein Wyttenbachisches Urtheil über mich excerpirt war. Nun bestimmten mich die oben bemerkten hiesigen Umstände, der Gedanke an die Leydner Bibliothek, mit ihren gedruckten und geschriebenen Schätzen, und die Hoffnung, in Wyttenbachs Umgang mich weiter auszubilden, sehr bald; als Meermanns Antrag vom Könige genehmigt war, sagte ich zu. Wyttenbach hatte mir geschrieben: „Illud unum per hanc temporis angustiam Tibi declarare et possum et debeo, Te mihi gratissimum facturum oblata statione accipienda, Teque ad nos non ut ad peregrinos, sed ut ad tuos venturum. Et uxori tuae, si quid auguror, nova sedes placebit: certe ut placeat operam dabit neptis mea, multae mulier humanitatis. In modo fortunae tuae consule, easque paciscere conditiones, quarum Te in posterum ne poeniteat. Hoc ejusmodi est, ut Tibi luculentum salarium constituatur." — Aber diese Fortuna ist immer meine letzte Sorge gewesen. Ich hatte, nach einem vergleichenden Ueberschlag, nur 200 fl. mehr verlangen zu müssen geglaubt, und erhielt sie durch Wyttenbachs Fürsprache: „Operam dabo, schrieb er, ut Tibi 3200 conficiam, quando plus non licet, quam ipse ad eum Te modum demiseris" In der That hatte ich aber doch in seinem Sinne gehandelt, denn er selbst bekümmerte sich mehr um andere Güter, als um die zeitlichen. In einem andern Briefe äußerte er sich so: „Et si haec est virtus, ut Stoici volunt, quorum est ὁ σοφὸς χρηματιστικὸς, hac me virtute carere libens fateor." Wäre ich jedoch in Holland geblieben, so hätte ich seinem ersten Rathe folgen müssen, der aus besserer Sachkenntniß geflossen war. Ich hatte zu wenig gefordert. —

Meine Entlassung erhielt ich nach wenigen Wochen mit freundlichen Worten unseres damaligen Herrn Ministers. Ich gedachte in den Osterferien nach Holland abzureisen. Mein letztes Programm wurde geschrieben und die Antrittsrede ausgearbeitet. Wyttenbach hatte mir das Thema angegeben: de civitate Atheniensium omnis humanitatis parente. — Nun

aber blieb das officielle Einberufungsschreiben der Curatoren aus, welches verfassungsmäßig nothwendig war; statt dessen kamen besorgliche Briefe. Ich hatte mich nicht angeboten und kein Wort davon gewußt, daß man dort an mich dachte; vielweniger konnte ich wissen, daß ein Holländer, der vielleicht würdiger als ich war, jene Stelle in Anspruch nahm. Auf diese Weise war ich ruhig. Es mochte kommen, wie es wollte, mein Gehalt mußte mir werden. So kamen Ostern herbei; ich reiste ab, und wir verlebten in dem Kreise der Verwandten und Freunde in Darmstadt angenehme Tage. Die dortige reiche Bibliothek, die mir bei der Gefälligkeit des Herrn Bibliothekars Schleiermacher vorher und nachher sehr wichtig geworden, lieferte Stoff zur Arbeit. Ich exterpirte mir die sämmtlichen Bände des Pellerin (Recueil des Medaille») — so weit Alles gut. — Jetzt aber erfuhr ich, daß meine heidelberger Freunde um ein Zeugniß für mich angegangen worden, und von einer andern Seite wurde mir geschrieben; „Ich sei als ein Mann dargestellt, qui a mis le feu au milieu de l'Allemagne." — Also nichts Geringeres, als eine Conspiration! Wenn das Sinn haben sollte, so mußte es eine gegen die Franzosen sein; denn eben damals war Napoleon im Begriff, zum zweitenmal in das Herz der österreichischen Staaten einzudringen, und die Sache sollte mir ja bei einem Napoleoniden schaden. Heute hätte ich also nichts zu verschweigen, ja ich könnte mir durch ein solches Geständniß eine Art von Relief geben. Jedoch meine historische Muse muß ganz demüthig berichten, wie der Professor Creuzer damals zwar den Kopf voll von Numismatik, Leydner Bibliothek und holländischer Philologie hatte, aber gegen Napoleon und seine Alliirten eben so wenig conspirirte, wie gegen den Kaiser von China. Ich habe bei dem Lärm über die demagogischen Umtriebe manchmal an diese Geschichte gedacht und setze sie denen zur Nutzanwendung hierher, die dabei so geschäftig waren. Oefter aber habe ich der Freunde gedacht, die damals für mich zeugten. Hierbei muß ich dankbar das Andenken des seligen Kriegsraths Mieg erneuern, der ganz Feuer und Leben war, wo er einem Gelehrten helfen konnte, und seine Verbindungen in Holland auf eine sehr wirksame Weise zu meinen Gunsten geltend machte. Ich habe niemals erfahren, wer jene saubere Erdichtung ausgeheckt; mir aber auch nie Mühe gegeben, einen so guten Freund kennen zu lernen. Im Grunde hatte der edle Meermann mehr Verdruß davon, als die Sache werth war. Er setzte seine Absicht jedoch durch, und in Darmstadt erhielt ich unter großem Siegel, in aller Form, das Schreiben der Curatoren. — Ich aber hatte bereits den Geschmack an Holland verloren, und in Wiesbaden, wo meine Frau einige Wochen die Cur brauchte, mir in dem warmen Wasser den Magen vollends ruinirt. Doch Freund Moser kam, der mich nach Holland begleitete, und wir begrüßten mit frischem Muthe die Ufer des alten Rheins. In Coblenz konnte der Freund und Gewattermann Görres sich noch immer nicht recht in meinen wunderlichen Entschluß finden. Wir mußten mehrere Tage bei ihm und seiner liebenswürdigen Familie bleiben. Dem ehrwürdigen Cöln wurden, wie billig, auch zwei Tage gewidmet und in Walraffs Gesellschaft lehrreich verwendet. Damals lernte ich die Herren Boisserée und Bertram kennen und sah zum erstenmal ihre Sammlung. Später sind diese gelehrten und würdigen Männer in Heidelberg meine Freunde geworden. — In Holland dann — feine Städte, hübsche Leute — aber ich konnte keinen mythologischen Gedanken fassen in dem flachen Lande. Auch an dem Gestade der einst so poetischen See waren die französischen Telegraphen keine Obelisken der Sonne, und die englischen Wachtschiffe — keine Delphine. Dazu sagten mir Luft und Lebensart nicht zu. Ich kränkelte immer mehr. So brachte uns der 12. Juli 1809 in unseren künftigen Wohnort, wie Moser meinte. Ich aber saß am andern Morgen, noch ehe ich einen der Curatoren oder künftigen Collegen gesprochen, schon früh am Schreibtisch. Es war ein Brief nach Carlsruhe an den Herrn von Reizenstein, der mittlerweile ins Ministerium zurückgekehrt war: „Sey der Platz in Heidelberg noch offen, so stände ich zu Dienst, um denselben Gehalt, wie zuvor. Ich müsse ja froh seyn, wenn man mich nur wieder haben wolle." — Nun gings hinaus zu Wyttenbach, der damals auf dem Lande wohnte. Es wurde uns ein sehr freundlicher Empfang; von der Nichte, seiner nachherigen Frau, hatte er in seinen Briefen noch zu wenig gesagt. Sie ist meiner Frau eine wahre Freundin geworden. Ihre gehaltreichen Gespräche zeugten von einer seltenen Bildung. Sie hat späterhin als Verfasserin des Theagène und anderer Dialogen in Frankreichs und Hollands Zirkeln ein Publicum gefunden. — Wir waren Alle wöchentlich einigemal draußen. Belehrung die Fülle in Wyttenbachs Unterhaltung, Erheiterung in seinem schönen Garten. Seine Bibliothek stand mir offen. Ich bereitete mich jetzt, auf den Fall, daß ich bleiben mußte, zu den Vorlesungen über das N. T., die zu meiner Professur gehörten, vor, und ich lernte damals Valkenaer's noch ungedruckte Papiere über einige Bücher dieser heiligen Urkunden kennen, die Wassenbergh vor etlichen Jahren in einer sehr guten Ausgabe geliefert hat. Ich sah mich im Lande um und machte Bekanntschaft, in Amsterdam mit de Bosch, in Utrecht mit van Heusde, in Leyden mit Le Mayer, van Voorst, Kemper, Tollius, Hagemann, Borger, Bake, van Kampen, Donckermann und andern theuern Namen, die ich niemals vergessen werde. Noch stehe ich mit mehreren dieser Männer in brieflichem Verkehr; einige habe ich hier bei mir gesehen, Wyttenbach mit seiner Frau besuchten uns noch in den letztern Jahren. Es sprach mich dorten vieles an; vorzüglich die schlichten biederen Männer von tiefem Wissen, mit reinbürgerlich-einfachen Sitten, z. B. der General-Studien-Director und französische Senater Meermann stand Wyttenbach als Herr Meermann gegenüber. Man saß mehrentheils nach holländischer Weise mit bedecktem Kopfe zusammen. Da hieß es: „Herr Wyttenbach;" „Herr Meermann" — nichts weiter von deutscher Affanzerei. Und das war kein hoffärtiges Auflehnen gegen die Unterschiede in der bürgerlichen Ordnung aus Gelehrtenstolz, sondern alte Gewohnheit. Denn wenn derselbe Wyttenbach demselben Meermann ein Buch widmete, so führte er ihn, wie billig, als Freiherrn mit allen seinen Titeln und Würden auf.

Das Ende der Ferien rückte heran, und die Heidelberger Sache war noch völlig unentschieden. Nun sollte ich meine Antrittsrede halten, welches dort eine officielle Besitznahme des Amtes ist. Ich verschob es, und konnte es verschieben, da ich immer unpäßlich war. Endlich kam das ministerielle Zurückberufungsschreiben, als ich eben damit beschäftigt war, meine an demselben Tage angekommenen Bücher und Möbeln in meine Wohnung schaffen zu lassen. — Jetzt hatte ich einen sauern Gang zu machen. Ich mußte Wyttenbach von meiner Rückkehr unterrichten. Man wird sich zwar vorstellen, wie ich ihm meinen Unmuth über jene Cabale niemals verhehlt (und er war selbst indignirt genug) und über meine An- und Absichten zeitig Winke gegeben hatte — gegen ihn konnte ich ja kein Geheimniß haben; — aber mit jenen Heidelberger Aussichten stand alles noch sehr im weiten. Jetzt mußte ich ihm den Rückruf melden. Er war recht ungehalten über mich; doch blickte allenthalben seine väterliche Gesinnung hindurch. Indessen wendete er sich sogleich an Meermann um mich zu halten, und er erhielt Auftrag, mir recht honette Bedingungen zu machen; vergebens. Wie hätte ich nun wieder andern Sinnes werden können? Und dann war ich um des Geldes willen nicht gekommen; so sollten die Holländer, von denen manche alle Fremde gar zu leicht für ensans perdus oder für Glücksritter halten — nun auch gewahr werden, daß ich für Geld nicht bliebe. — Nun ward ich gar bettlägerig. Erhitzt von einem Spaziergang war ich in die französisch-reformirte Kirche zum Grabmal Joseph Scaligers gewallfahrtet; als Folge der Erkältung, mußte ich mit einem geschwollenen Gesichte wochen-

lang das Bette hüten. Da hatte ich Zeit, über den Glauben der Alten nachzudenken, wie es den ordinären Menschen gefährlich sey, sich den Hexenmalen zu nähern. An dem Grabe eines Heros hatte ich aber gestanden. In den bessern Stunden excerpirte ich im Bette griechische Handschriften, und Wyttenbach, wieder ganz voll von Liebe gegen mich, brachte mir selbst von seinen Excerpten. Ich geizte mit den Stunden, je weniger ihrer mir noch gegönnt waren. Jedoch hat mir Freund Moser, der ein Jahr länger dort blieb, und, hätte er gewollt, in einer anständigen Lage immer dort hätte bleiben können, (Wyttenbach schrieb mir, wie ungern er ihn entlasse) nachher noch weit Mehreres excerpirt. Ich mußte auf die Abreise denken, weil im Spätherbst ein Fieber mich für den ganzen Winter würde zurückgehalten haben. Hierbei muß ich die thätige Verwendung des königl. holländischen Herrn Secretairs Wenckebach und des großherzogl. badischen Herrn Chargé d' Affaires von Bosset rühmen, um mir die Entlassung auszuwirken. Sie erfolgte endlich. König Louis wußte selbst am besten, wie es einem kränklichen Manne in Holland zu Muthe sey — und so hatte er sich auch geäußert. Nun ließen es die Curatoren ihrer Seits nicht fehlen. Ich erhielt meinen vollen halbjährigen Gehalt — für nichts; denn so hoch konnte ich doch die Dedication meiner Rede nicht anschlagen, die ich in Leyden drucken ließ, und ihnen, wie dem hochverdienten Meermann, der mich auch dort sehr gastfreundlich behandelt hatte, widmete. Ich dankte ihm schriftlich für so viele Güte. Eben so erleichterte ich mir brieflich den Abschied von Wyttenbach und seiner Familie — und so war ich dann noch im October in Heidelberg zurück, wo mich Freund Abegg mit offenen Armen empfing und bis zur neuen häuslichen Einrichtung gastlich bei sich aufnahm. Dem Kreise der alten Freunde wiedergegeben, und mit gestärkter Gesundheit konnte ich nun sogleich meine Arbeiten wieder beginnen. Erst im Sommer kamen die Keime eines Tertianfiebers zur Reife, die ich aus Holland mitgebracht. Durch gute ärztliche Hülfe ward ich jedoch bald wieder hergestellt. Während der Genesung erschütterte mich die plötzliche Nachricht von Hollands Vereinigung mit dem französischen Reiche bis zur Ohnmacht. Ich hatte an so vielen edlen Männern dort Interesse genommen — und am Könige selbst. Er war im Lande geliebt. Wie dieses Ereigniß in Holland aufgenommen worden, mögen dem Leser folgende Zeilen Wyttenbachs vom 25. Juni 1810 sagen: „Saepe de te cogitans, mi Creuzere, nesciebam utrum saverem tibi, an irascerer. Nam et mutuus noster amor me favere tibi cogebat, et pungebat me quod nos reliquisses. Sed nunc plane tibi gratulor, quod discessu tuo communem hanc Batavia gentis minam effugisti. Ego quid aliud agam non habeo, nisi ut venientem tempestatem fortiter excipiam, et, si naufragium fecerimus, enatem, si possim, in Helvetiam. Διὸς ὀτρλεύετο βουλή, cujus nunc imperium totam Europam, praeterquam vicinos nostros Britannos completitur.“ — Der theure Mann erlebte noch die Restauration und ward dann im Frieden einer höheren Ordnung der Dinge beigesellt, die er in seinem Commentar über Plato's Phädon so beredt vertheidigt hatte. Die Freundschaft seiner edlen Wittwe hat durch das Geschenk eines Bildes dafür gesorgt, daß mir die freundlichen Züge meines väterlichen Freundes immer in lebendiger Erinnerung bleiben. Der gelehrte Herr Professor Mahne in Gent wird uns nächstens eine Biographie dieses seines berühmten Lehrers liefern.

Ich hatte seit einigen Jahren Vorlesungen über die Mythologie gehalten. Ein Handbuch wurde von mir gewünscht, und ich hatte es versprechen. Auch in Leyden hatte ich, nach H. v. Meermanns Absicht, Mythologie und Archäologie zuweilen vertragen sollen. Jetzt, nach meiner Rückkehr, schritt ich zur Ausarbeitung des Handbuchs, wozu bereits viele Materialien gesammelt waren. Bevor ich über die Art etwas sage, wie sich mein mythologisches System, wenn man es denn so nennen will, gebildet hat, muß ich auf die Anschuldigungen antworten, die mir meine Vorlesungen und das gedachte Buch neuerlich zuzogen. Man hat nämlich dem Publicum insinuiren wollen, wie meine Lehrvorträge den jungen Leuten schädlich, wie sie und das Buch darauf angelegt seien, auf eine versteckte Art nach und nach dem Katholicismus Jünger zu werben; wie ich endlich selbst mit Kryptokatholiken und mit solchen, die zur katholischen Kirche übergetreten, in Verbindung stehe.

Ich hatte erwartet und war darauf gefaßt, daß meine Symbolik und Mythologie bei derjenigen Parthei eine sehr unwillkommne Erscheinung sein werde, welche darauf ausgeht, uns immer zu decomponiren und alles, was beglaubigte Geschichte und religiöses Bewußtsein, als ewig und unwandelbar bestehend festhalten, in eine unsichere Fluction zu versetzen, damit man ihren scharfen Verstand und heroischen Muth bewundern, und sie nun über den allgemeinen Nihilismus den Thron ihres Egoismus aufbauen könnten. — Mein Buch zeigte ja auf allen Blättern, wie alle Civilisation der Völker und der ganze Inbegriff der edelsten Güter, der sich jetzt die fortgeschrittene Menschheit erfreut, nur auf dem Grunde und Boden des religiösen Bewußtseins erwachsen, und nur unter der Obhut der Religion und ihrer Diener gepflegt und gewartet — mit Einem Worte, wie alle ethische und politische Sittigung des Menschengeschlechts nur durch priesterliche Institutionen vererbt und veredelt worden. Also von jener Seite mußte ich einer heftigen Opposition gewärtig sein. Daß man aber von den Vorlesungen und vom Lehrbuch auf die Person übergehen und mich selbst, als ein Werkzeug der Proselytenmacherei bezeichnen werde, daß, ich gestehe es, hatte ich nicht erwartet. Auch war früher, als die Einrichtung des philologischen Seminars, wobei ich den Entwurf machen mußte, mir von derselben Seite einen Angriff zuzog, von jenen Dingen noch gar nicht die Rede. Damals sollte ich nur philologische Verdienste in Zweifel gezogen haben. — Ich werfe zuversichtsvoll meinen Blick auf dieses Seminar, auf meine Alumnen aus demselben, deren viele der katholischen Kirche zugehören, und jetzt von Constanz herauf bis nach Löwen hinunter, an Gymnasien und Universitäten angestellt sind, und frage sie: ob ich ihnen wohl so große Lust eingepflanzet habe, sich ihren Homer, Plato, Cicero nehmen, und sich dafür Poëticam, Logicam, Rhetoricam und den ganzen jesuitischen Kram wieder aufdringen zu lassen; und ob sie wohl glauben, daß die neueren Obscuranten so erträgliche Surrogate der classischen Quellen werden liefern können, als die alten gelehrten christlichen Väter, seitdem Julian ihren Glaubensgenossen die Blumengärten der griechischen Poesie und Kunst verschlossen? — Also wer thut dem freilich aufs neue sich regenden Jesuitismus größeren Abbruch, der wilde Schreier, der in seinem blinden Eifer sogar die christliche Liebe vergißt, oder der Lehrer, der durch stilles Wirken in einer Schar classisch gebildeter Schüler dem Jesuitenstrom einen Damm entgegensetzen hilft? Aber das Schreien ist bequemer, einträglicher und macht mehr Lärm.

Die Entstehung der Heidelbergischen Jahrbücher, und die dadurch zerstörten Plane einer Partei wurden eben berührt. Damals wurde in den Sitzungen der Redaction über die Wahl der Recensenten berathschlagt. Ich habe keinen Widerspruch vernommen, die Herren A. W. und Friedrich v. Schlegel, Görres und Andere einzuladen; und die Leser der Jahrbücher wissen, welche gelehrte und geistreiche Beiträge wir diesen Männern zu verdanken hatten. Auch hat mein College Wilken mit Recht jene Verbindung mit Schlegel fortgesetzt und unter andern die berühmte Kritik der Niebuhrischen Geschichte Roms aufgenommen. Jene Einladung setzte mich in Briefwechsel mit den Brüdern Schlegel. Görres lebte und lehrte damals hier. Er ward mein Freund, ist es geblieben, und ich verdanke ihm viel. Wenn nachher die Herren Ludwig Tieck und v. Schlegel sich verschiedentlich hier aufhielten, so mußte ich es für einen hohen Gewinn halten, daß mir der Umgang mit so gelehrten, und theils katholischen,

theils protestantischen, genialen Männern gegönnt war; um so mehr, da zugleich die Gemäldesammlung meiner Freunde, der Herren Boisserée und Bertram, zu manchen interessanten Gesprächen über die Kunst Veranlassung gab. Von Confession war da überall keine Rede, und es gehört die ganze Rohheit eines Zeloten dazu, so etwas nur zu vermuthen. Ich rechne die Bekanntschaft mit vielen Trefflichen katholischer Confessionen zum Glück meines Lebens. Wo ich gründliches Wissen, Männersinn und geniale Kraft vereinigt finde, sei es bei Protestanten oder Katholiken, da gehe ich gerne in die Schule. Ich habe eben so gern die Gelegenheit ergriffen, mit den protestantischen Männern Schelling und Hegel, welcher letztere eine Zeitlang mein innigst verehrter Herr College war, in nähere Verbindung zu kommen. Daß der Name des Oberkofpredigers Stark in meiner Vorrede und im Buche selbst vorkommt, hatte ganz natürlichen Anlaß. Stark hatte in Darmstadt, wo die erste Ausgabe der Symbolik gedruckt ward, die ersten Bogen derselben gesetzen. Er schrieb mir und übernahm aus freiem Antriebe zuweilen eine Revision des Drucks, unterstützte mich auch mit Büchern aus seiner Bibliothek. Ich schrieb ihm wieder, besuchte ihn, und fand in dem Umgange eines Mannes von großer Welterfahrung nicht wenig Unterhaltung. Was ging mir sein vorgeblicher oder wirklicher Kryptokatholicismus an? Ich darf auf den Anspruch aller ehrenvollen Männer in Darmstadt provociren, ob irgend einer je gehört, daß zwischen Stark und mir Dinge vorgefallen, die mit religiöser Confession in der entferntesten Verbindung stehen. Und ist es nicht sonderbar, daß gerade recht protestantisch gesinnte Theologen mir schriftlich und mündlich ihre Zustimmung zu meinem Buche vielfältig bezeigt, und daß zwei verehrte Freunde, beide hier Professoren der protestantischen Theologie, mir zum vierten Bande der zweiten Ausgabe mit Namensunterschrift erwünschte Beiträge geliefert? Daß mir ferner die hiesige protestantisch-theologische Facultät nach Erscheinung der Symbolik, wie es im Diplom heißt, zum Theil wegen dieses Buchs, mit Einstimmung aller Mitglieder derselben, der Herren geheimen Kirchenräthe Paulus, Daub und Schwarz, aus eigener Bewegung die theologische Doctorwürde ertheilet hat? — Und endlich, im Begriff meiner religiösen Grundsätze, habe ich, wenn ich gleich jenem Eifer keine Erklärung schuldig bin, doch dem deutschen Publicum nichts zu verbergen. Sie sind im Wesentlichen folgende: Mag es auch dem Humanisten zu wünschen gestattet sein, daß es dem großen Erasmus gelungen sein möchte, eine Reformation auf friedlicherm Wege zu bewirken; und fühle ich mich auch zu dem milden und gelehrten Melanchthon mehr hingezogen als zu dem strengen Luther (des ersteren Briefe waren früher meine Lectüre, und seine Geburtsstätte zu Bretten in unserer Nähe habe ich mehrmals mit wahrer Verehrung besucht), so erfreue ich mich doch der Ergebnisse dieser Kirchenveränderung im Ganzen und gedenke im evangelisch-protestantischen Glauben ferner zu leben und auch zu sterben. Vollends aber würde ich ein heimliches Untergraben des evangelisch-protestantischen Lehrbegriffs um so mehr für unedel und undankbar halten, je lebhafter ich weiß und fühle, welche großen Verdienste dieselbe Kirche um meine Ausbildung als Menschen und Gelehrten hat. — Soll ich nun den Weg andeuten, auf dem ich zu meinen mythologischen Untersuchungen und Ergebnissen gekommen, so wird man sich erinnern, wie ich früher die griechischen Dichter gelesen. Damit verband ich das Studium der alten Mythologen, und besonders des Apollodorus, so wie die Lectüre der Winkelmannischen Schriften. Da ich später im Plato, Plutarch und Athenäus sehr überraschende Aufschlüsse über einen Culturzustand der früheren Vorwelt fand, die einerseits mit dem, was ich in der Bibel gefunden, und anderseits in den Asiatic Researches und andern orientalischen, quellenmäßigen Berichten entdeckte, im innigsten Zusammhang erschienen, so mußten mir die Ursachen klarer werden, warum ich immer mit der bisherigen Behandlung der Mythologie unzufrieden war. Es gehörte zu den schönsten Verdiensten Heyne's, daß er die Quellenkunde der griechischen Mythologie eröffnete und förderte. Aber wenn diese Bemühungen auf die Wichtigkeit der Sache aufmerksam machten, so führten sie doch nicht zum inneren Verständniß derselben. Dagegen hatte mich schon in meinen Universitätsjahren die geistlose Art empört, womit Meiners die Religionen der Alten behandelte. Verfuhren auch andere etwas besser, so nahmen sie doch fast alle an der Vorstellung Theil, die sich aus den Reisebeschreibungen über die neue Welt und besonders aus Cook's und seiner Gefährten Berichten gebildet hatte — als ob eben die ganze Menschheit von der Brutalität angefangen. Anquetil's große Entdeckungen kamen da sehr unwillkommen; und die Zend- und Pehlvischriften, deren Hauptpartien jetzt die größten Orientalisten, wie Silvester de Sacy und von Hammer für alt und echt erklären, mußten verdächtigt werden. Das fühlte Meiners und that es. Kleuker rettete jene Urkunden durch mühsame und gründliche Inductionen. Aber seine, wie Plessing's Stimme im Memnonium und anderwärts, waren Stimmen in der Wüste, und wurden von Niemand gehört. Man war im großen Publicum von der Bibel abgekommen. Es läßt sich nicht einmal denken, daß damals eine Mehrzahl von Originalurkunden, wie sie seitdem die Engländer aus dem Morgenlande geliefert, oder ein so gelehrter Bibelcommentar, wie der des Gesenius über den Jesajas ist, eine Umänderung der Denkart hätten bewirken können. Das ist so der Deutschen Art. Jede große erfreuliche Entdeckung müssen sie sich jedesmal erst verkümmern — und darüber gehen oft einige Menschenalter hin. Man erinnere sich nur, als an ein Zeichen jener Zeit, wie entzückt damals manche unter uns über den Einfall waren, die ägyptischen Pyramiden seien nichts anders als Naturproducte. Jene Verkümmerungslust klebt uns noch an, und es ist ohne Wagniß die Wette einzugehen, daß die Bemerkung, wie viel von Ptolemäern und Römern bis nach Nubien hinauf ist gebaut und angebaut worden, bald irgend einen kritischen Kopf in Deutschland zu dem Satze führen werde: es seien überall keine pharaonischen Denkmale mehr vorhanden.

Mir öffnete das Studium der Bibel und des Herodot über die Seichtigkeit der Menschheitsgeschichte Meiner's die Augen, und Herder's Geist der ebräischen Poesie, den ich Jahre lang in Gedanken mit mir herumtrug, leitete mich auf andere Wege. Ich verglich die Sprüche der Propheten mit den Orakeln im Herodot; da ich fand, daß die Orakel, die dieser Geschichtsschreiber im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt, als allgemein bekannt, seinen griechischen Zuhörern öffentlich zu erzählen wagen durfte, mit ihrer Bildersprache zu den Abgeordneten aller Stämme, zum einen, wie zum andern, redeten, und daß die unverwerflichsten Fragmente der älteren griechischen Philosophen, wie die des Heraklit u. A., biblischen und symbolischen Charakter hatten, so ergab sich das Resultat: Allegorie und Bildersprache sei ein allgemeines Organ der uns bekannten orientalischen und griechischen Vorwelt gewesen. Alle Untersuchungen über die Mythen und Sagen der einzelnen griechischen Stämme werden uns auch nie auf einen rückwärts so hoch liegenden Standpunkt führen, um jenes universelle Ergebniß umzustoßen. Sie werden nur unwesentliche Varietäten, und so zu sagen, Mundarten einer ursprünglichen allgemeinen Muttersprache, d. h. der morgenländisch-bildlichen, liefern, oder man müßte Herodots Geschichtswerk mit dem A. T. umstoßen. Das ist aber durch die Entdeckungen in Aegypten und Indien, wie durch die Untersuchungen vom Anquetil, Jablonski, Kleuker, Heeren, Beck, v. Hammer, Silvestre de Sacy und Anderer unmöglich geworden, und es ist eine lächerliche Ausflucht, wenn man uns neuerdings den Herodot als einen Proselyten schildern will, der an der Priorität der hellenischen Cultur deswegen zum Verräther geworden — weil er bei den Pfaffen in Memphis die Tonsur genommen. Es geschieht

ja der griechiſchen Herrlichkeit nicht der geringſte Abbruch, wenn man erkennt, was ſie in ihrer Eitelkeit freilich ſelten ſelbſt geſtehen, daß ſie bei früher civiliſirten Völkern in die Schule gegangen. — Aber, um nicht über Worte zu ſtreiten, mag auch die Allegorie und Sinnbildnerei hergekommen ſein, woher ſie will, ſie war vorhanden, ſo weit die Geſchichte reicht — und es kann ſein, daß vormals ganz Europa, bis nach Irland hinüber, aſiatiſch geweſen. Die aſiatiſchen Palmen und Elephantengerippe im Inneren unſerer Gebirge ſind ja noch früher dageweſen. —

Auf dieſem Wege war ich zu den angedeuteten Ueberzeugungen gelangt. Mittlerweile waren mythologiſche Sachen erſchienen, die auf die einfache Frage nach dem Sinn und Verſtand der Mythen eben ſo Beſcheid gaben, als ob man einen Bibelleſer, der über das Gleichniß vom Säemann Aufſchluß begehrte, eine Vorleſung über die morgenländiſchen Getreidearten und über die Einrichtung des Pflugs halten wollte; und dem man die Allegorie vom guten Hirten zu erklären glaubte, wenn man über die Race der paläſtiniſchen Schafe und über die Holzart ein langes und Breites ſpräche, woraus die Hütte des Hirten zuſammengebaut geweſen. Andere glauben in der griechiſchen Mythologie Alles gethan zu haben, wenn ſie die Schriftſteller nach Zeitalter geordnet und die Mythen der verſchiedenen Volksſtämme regiſtrirt hatten. Da wurde geſondert, geſchnitten und mancherlei Fachwerk gemacht. Dies war verdienſtlich, hätte man nur den Sinn für das Ganze bewahrt; aber nun warf ſich nur allzuoft der Mythologie gegenüber der Verſtand in die Bruſt. Die Mythen, naſeweiſe, unmündige Kinder, ſollten es ſich für ein Glück ſchätzen, wenn der Schulmeiſter ſich ihrer annehmen und von ſeinem Lehrſtuhl herab ſich zu dem Geſchäft herablaſſen wollte, ihre verworrenen Begriffe zu ordnen und zu berichtigen. Wie konnte da jene naive Reproduction gedeihen, die den Mythus in ſeinem natürlichen d. h. im poetiſchen Elemente hervortreten läßt? Die Gelehrten wollten weiſer ſein als der Gott unter den Philoſophen, als Plato, der ſehr oft, nachdem er ſchon viel Kluges dialektiſch vorgebracht und erörtert hat, die letzten und ſchwerſten Fragen beſcheiden in einem Mythus aufwirft und beantwortet. Es laſſen ſich der Natur gegenüber verſchiedene Standpunkte denken. Ich will Niemand von dem Seinen vertreiben, habe auch ſelbſt ehemals ſpecielle Naturkunde nicht verſchmähet, und z. B. unter dem wackern Mönch Botanik ſtudirt und Herbarien geſammelt, bin auch niemals gleichgültig geweſen gegen Schneider's, Sprengel's und Anderer Arbeiten, welche die Naturkunde der Alten aufhellen, und ſehr dankbar für die Belehrung und Hülfe, die mir mein verehrter Freund und College von Leonhard für die archäologiſchen Unterſuchungen aus dem reichen Schatze ſeiner Wiſſenſchaft und ſeiner Mineralienſammlung gewährt. — Aber es wird doch nicht leicht Jemand in Abrede ſtellen, daß es außerdem noch einen andern Standpunkt gibt. Es iſt der der älteſten Philoſophie, die uns das, was wir mit Blumenbach den Bildungstrieb nennen, als handelnde Perſon darſtellt und die Schellingiſche Weltſeele als ein mit Bewußtſein und Willen ausgerüſtetes Weſen. Schon früh waren mir, wenn ich in den anmuthigen Umgebungen meiner Vaterſtadt einſam wanderte, die wechſelnden Erſcheinungen der Natur als Lebensmomente eines beſeelten, fühlenden Weſens erſchienen, und in dem Flügelſchlage des ängſtlichen Zwiefalters ſah ich die Pulſe des ewig ſich verwandelnden Demiurgen. Hat man es nun dem Jünglinge verziehen, wenn nach ſeiner Würdigungsweiſe ſehr oft das Mikroſkop des Botanikers und die Retorte des Scheidekünſtlers dem Schmetterlingsnetze des Knaben den Rang einräumen mußte, ſo wird man auch vielleicht den Mann entſchuldigen, wenn er über eine glückliche Allegorie, wie er ſie z. B. in der trefflichen Perſonification die Wieſe unſers allemaniſchen Dichters Hebel*) bewundert, in ein größeres Entzücken noch jetzt geräth, als über einen neu gefundenen Nebelfleck oder über eine neu entdeckte Luftart. Jederzeit ſind mir die Mythen als ewig perennirende Pflanzen erſchienen, die jedes Jahr wiederkommen und nur eines Gärtners bedürfen, der ſie wartet und zu einem Kranze flicht. In dieſem Gefühle habe ich auch meine mythologiſchen Vorleſungen jedes Jahr, ſo zu ſagen, ganz neu geben müſſen. Wenn auch die Hauptgrundſätze und das große Material ihres Inhalts dieſelbigen blieben, ſo gab es doch in der Darſtellungsweiſe nichts Stationäres, ſondern der mythologiſche Körper mußte jedesmal in andern Lagen gezeigt, und auf eine andere Weiſe wieder beſeelt werden. Da hierbei der geiſtige Blick bald heller, bald trüber, und die Auffaſſungsweiſe und Stimmung mehr oder minder günſtig waren, ſo mußte dabei ganz beſonders auf Geduld und Mitempfindung der Hörenden gerechnet werden. Das beſtändige Bewußtſein der Incongruenz der Aufgabe mit ſeinen Mitteln konnte den Lehrenden hierbei keineswegs befähigen, in Orakeln zu reden. — Iſt nun jene poetiſche Betrachtungsart der Natur des Menſchen ein Traum, ſo haben ihn die edelſten und geiſtreichſten Völker der Vorwelt geträumt. Allen ihren Gedichten und Gebilden liegt er zu Grunde; auf Vaſen, Reliefs, Münzen und geſchnittenen Steinen findet ſich dieſe Anſchauungsweiſe verkörpert. Im Allgemeinen ſei hier noch bemerkt, daß, wenn man die Mythologie eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft neuerlich genannt, und damit die Methode ausgeſprochen zu haben glaubt; ich dieſes nur in ſoweit zugebe, als in Betreff der alten Völker ihr Stoff ein gegebener iſt, und man ſich deſſen auf dem Wege hiſtoriſcher Unterſuchungen und Beweiſe bemächtigen muß. Das Hauptgeſchäft, welches den Mythologen macht, beruhet auf einer ganz andern geiſtigen Thätigkeit, als die jener geſchichtlichen Operation — auf einer Apperception, die man weder lehren noch beſitzen kann, ſondern die von einem geiſtigen Organismus bedingt iſt, nicht unähnlich dem, welcher den Dichter ſchafft. — So nach ſollte jeder gebildete Leſer den materiellen Inhalt der Mythologie kennen; aber nicht jeder ſollte über Mythologie mitſprechen wollen.

Ich füge einige Worte über eine ganz entgegengeſetzte Beurtheilung meiner Mythologie und Symbolik bei. Wenn ich nämlich jetzt von einer andern Seite hören muß, daß ich in der neuen Ausgabe des Buchs, wo man es doch erwartet hatte, nicht weit genug gegangen, ſo mag dies die Klage von jungen Männern ſein, die entweder eine reichere Ader von Witz oder mehr Muth, als ich, beſitzen. Es war bei mir niemals auf Paradoxien abgeſehen, und wenn ich von dem Satze eines urſprünglichen reinen Monotheismus, der ſich allmählig in Vielgötterei verfinſtert habe, ausgehe; ſo war dies im Grunde ein alter Satz, für den ich nur neue Beſtätigung geſucht und gefunden. Es ſind Facta, worauf ich meine Unterſuchungen gerne gründe; und wo mich die Beobachtung der Natur und des menſchlichen Geiſtes, wo Bibel und Geſchichte mich verlaſſen, da ziehe ich meine Schritte zurück. Meine hiſtoriſchen und mythologiſchen Verſuche waren von ſpecieller Kritik und philologiſcher Auslegung der alten Schriftſteller ausgegangen; und ſie mußten ſich in ihrer Anwendung auf die Schriften der Griechen und Römer für Kritik und Auslegung hinwider brauchbar zeigen. Auf welche Art und mit welchem Erfolg ſich dieſe Anwendung nun ergeben, werden gelehrte Leſer aus meinen neuen Schriften, aus dem Dionyſus, dem erſten Hefte der Meletemata, aus den Homeriſchen Briefen an Herrmann, aus den angefangenen Commentationen über Herodot und aus der Ausgabe von Cicero, de natura Deorum beurtheilen. Da ich der Abfaſſung dieſer Schriften noch zu nahe ſtehe, ſo wird man über ſie von mir ſelbſt kein Urtheil erwarten. Aber zu einigen Nachrichten von den Förderungen, die meinen neueren Arbeiten zu gut kommen, und von den Richtungen, die ſie genommen, fühle ich mich hier verpflichtet.

*) S. Hebel's allemanniſche Gedichte, Seite 11 in der fünften Ausgabe.

Die Fülle guter Ausgaben der Claſſiker, welche unſere beſten deutſchen und einige engliſche Philologen geliefert, vergliechen mit der Seltenheit derſelben in meiner Jugend; die groſſen Entdeckungen der Franzoſen und Engländer in Aegypten, Indien und Griechenland; die Forſchungen eines Zoega, Lanzi, Niebuhr; die Werke von Inghirami und Andern; die bequeme Benutzung der Antikenſammlung des Herrn Grafen Franz zu Erbach; die gelehrten Mittheilungen von Münter, J. D. Weber, Schorn und Andern; die Lage des hieſigen Orts, welche mit den angeſehenſten Gelehrten und Künſtlern des In- und Auslandes Bekanntſchaften erleichtert, haben mir mannigfaltige Anregung und Belehrung gegeben. Da ferner durch die Verwendung der alliirten Monarchen uns ein Theil der Heidelberger Handſchriften *) wiedergegeben wurden, wovon mein Freund Wilken in ſeiner Geſchichte der hieſigen Bibliotheken das Verzeichniß geliefert, und zugleich auswärtige Gelehrte, namentlich Amati, Morelli, Kopitar, bei Furia und Andere mit ihrer gelehrten Beihülfe widmeten; da mehrere meiner jüngern Freunde und Schüler **) in verſchiedenen Bibliotheken für mich thätig waren, und ſchätzbare Freunde wie Gurlitt, van Heusde, Kemper und Andere mir durch ihre Fürſprache den Gebrauch von Handſchriften erwirkten, oder mir zum Gebrauch mittheilten, was ſie der Art ſelber beſitzen, wie der Herr Baron von Schellersheim, Görres u. ſ. f., ſo konnten die von mir in Holland angelegten Sammlungen ſich vermehren und mir das Vergnügen gewähren, wieder andern Gelehrten kleine Dienſte zu erweiſen. — Warum ich, während ſo oft Codices claſſiſcher Schriftſteller mir zugängtich waren, dennoch für meinen Theil auf die Neuplatoniker, Geld, Zeit und Kräfte verwende, darüber habe ich mich in der Zuſchrift von Wyttenbach vor der Ausgabe des Plotiniſchen Buchs vom Schönen ausführlich erklärt, und ich könnte davon ſchweigen, wenn ich nicht bemerkte, daß ſelbſt achtbare Männer dieſe Richtung meiner Beſtrebungen etwas ſonderbar fänden; zuvörderſt habe ich ja am Herodotus, mit deſſen Erläuterung ich mich beſchäftigt, einen ungezweifelt claſſiſchen Autor. Dann fand ich bei dem Studium des Plato, Ariſtoteles und Anderer bald, wie zu einer vollſtändigen Kenntniß der alten Philoſophie die Werke der Alexandriniſchen Philoſophen (welche neulich ein deutſcher Lehrer der Philoſophie nach Indien verbannt zu ſehen wünſchte!) höchſt nothwendig ſeien. Auch hatte ich vernommen, daß Caspar Barth, Bentley, Hemſterhuis und ſeine Schüler die philologiſche Benutzung dieſer noch ſehr vernachläſſigten Schriftſteller nicht für überflüſſig gehalten. Wittenbach ermunterte mich noch mehr dazu, und ruhte nicht, bis er mich wegen des Plotinus und Proclus mit ſeinen gelehrten Freunden Jacob Morelli und Thomas Gaiſford bekannt gemacht hatte. Billigdenkende werden mir wohl zutrauen, daß ich auch mit gröſſerem Behagen den Plato als die ſpäteren Platoniker leſe. Es gehört zu meinen wahren Lebensfreuden, wenn ich eben jetzt mich immer mehr überzeuge, welche gelehrten Dienſte unſer groſſe Helleniſt Immanuel Bekker den Platoniſchen Schriften geleiſtet. Aber wer eine quellenmäßige Kenntniß der griechiſchen Literatur ſich erwerben, weiß, wie viel Griechiſch man aus den Schriftſtellern bis zu den Zeiten Juſtinians hinab noch lernen kann. Es wäre wohl zu wünſchen, daß manche unſerer Philologen, zumal jüngere, ſich mehr um die unangebauten Gebiete der alten Literatur bekümmerten, ſtatt die Anzahl der oft ſehr dürftigen Ausgaben claſſiſcher Autoren ins Unendliche zu vermehren. Doch jeder muß wiſſen was er will und leiſten kann. Ich habe, im Gefühl geringerer Kräfte, das Gedräng um die groſſen Autoren nicht vermehren wollen; und wenn ein Kritiker, wie Jacobs, dem Achilles Tatius ſeine groſſen Talente zuwendet, und ein Boiſſonade dem Nicetas, ſo darf ich mich wohl nicht für zu vornehm halten, um mich mit Plotin und ſeinen Nachfolgern zu beſchäftigen *).

Die äuſſern Begebenheiten der nächſtverfloſſenen Jahre meines Lebens bieten nichts Bemerkenswerthes dar **). Sie beſchränken ſich auf einige Reiſen in Deutſchland und auf verſchiedene mir geſchehene Anträge, deren ich hierbei gedenke, um den Staatsmännern und Gelehrten, die dabei thätig geweſen, für ſo manche Beweiſe ihres Zutrauens hiermit öffentlich meinen ſchuldigen Dank abzuſtatten. Möge der Gedanke an die göttliche Vorſehung, die mich bisher auf meinem Lebenswege geleitet, mir immer gegenwärtig bleiben! —

*) Nicht aller, wie in der Biographie universelle, Tom. XVIII. p. 567 unter dem Artikel Gruterus geſagt wird, ſondern 890, nämlich 38 griechiſche und lateiniſche und 852 deutſche, wie aus Wilken's Schrift ſich ergiebt.

**) Ich fühle mich verpflichtet, hierbei den ſeeligen Franz Xaver Werfer, ferner die Herren G. H. Moſer, Friedrich Wilhelm Rinck, Ludwig Döderlein, Franz Göller, Wilhelm Frommel, J. Kopp, Philipp Carl Heß, Theodor Bömel, G. Joſeph Becker, Wilhelm Röther und Chr. Felix Bähr dankbar zu nennen.

Johann Friedrich von Cronegk,

einer der beſſeren Dichter aus der Zeit Gottſcheds und einer der geiſtreichſten Gegner deſſelben, ward am 2. September 1731 zu Anſpach geboren, wo ſein Vater als Feldmarſchall-Lieutenant des fränkiſchen Kreiſes lebte. Nach einer ſorgfältigen Erziehung ſtudierte er in Halle und Leipzig (1749 — 51) die Rechte, wobei er jedoch ſeine Neigung für Poeſie und Literatur keineswegs in den Hintergrund treten ließ. Er ward ein Freund Gellerts ſo wie Gärtner's, Ebert's und Zachariä's, deren Bekanntſchaft er auf einer Reiſe nach Braunſchweig machte und mit denen er zu gleichen Zwecken wirkte. Nachdem er in ſeine Heimath zurückgekehrt und 1752 von ſeinem Landesfürſten zum Kammerjunker und Regierungsrath ernannt worden, unternahm er eine gröſſere Reiſe durch Italien und Frankreich und beſchäftigte ſich in Paris beſonders mit dem Studium der dramatiſchen Poeſie. Als er im folgenden Jahre dieſe Reiſe beendet und ſich wieder in Anſpach niedergelaſſen hatte, widmete er ſich während ſeiner Muſeſtunden literariſchen Arbeiten und gab vereint mit Uz, Rabe und Hirſch

*) Später gedenke ich, ſo Gott will, Plato's Gaſtmahl mit einem Commentar herauszugeben.

**) Das Verzeichniß meiner Schriften findet ſich am genaueſten in Strieder's Heſſiſcher Gelehrtengeſchichte, herausgegeben von D. C. W. Juſti, Bd. XVIII. p. 98 — 103. Es kommen hinzu, außer der zweiten Ausgabe der Symbolik und Mythologie Initia philosophiae ac theologiae ex Platonicis fontibus ducta, sive Procli et Olympiodori in Platonis Alcibiadem commentarii. Ex codd. mss. nunc primum graece edidit itemque ejusdem Procli Institutionem theologicam integriorem emendationemque adjecit Frid. Creuzer. Francofurti ad Moen. ap. Broemer 1820 — 22. 3 Tomi 8vo. major.

Digitized by Google

eine moralische Wochenschrift: der Freund heraus, von welcher drei Bände erschienen. Der bekannte Buchhändler Nicolai, einer der Herausgeber der Bibliothek der schönen Wissenschaften setzte im Jahre 1757 einen Preis auf das beste neue Trauerspiel; von Cronegk sandte anonym seine Tragödie Codrus ein und gewann ihn, hatte aber nicht die Freude seinen Sieg zu erleben, denn, von den Blattern befallen, ereilte ihn der Tod am 31. December 1768.

Seine Schriften erschienen nach seinem Tode, unter dem Titel:

Des Freiherrn von Cronegk Schriften (herausgegeben von Uz). 2 Bde. Anspach, 1760 — 61. N. A. Leipzig, 1765 und 1771. Sie enthalten: die verfolgte Comödie, ein Vorspiel. Der Mistrauische, Lustspiel. — Codrus, Trauerspiel. Olint und Sophronia, Trauerspiel. Die Klagen, Lustspiel. Einzelne Skizzen und Scenen. — Einsamkeiten, zwei didactische Gedichte. Oden und Lieder. Vermischte Gedichte u. s. w.

Cronegk's poetische Leistungen, zeichnen sich durch warmes Gefühl, innige Wehmuth, Adel des Gemüthes und eine prunklose aber gebildete Sprache aus; manche seiner geistlichen Oden und Lieder stehen den besten Arbeiten Gellerts in diesem Fache nicht nach. In seinen dramatischen Erzeugnissen zeigte er die meisten Anlagen für das tragische Fach, besonders erfreut sich sein Codrus einer regen fortschreitenden Handlung, innerer Wärme, einer guten Diction und eines correcten Versbaues; seine Lustspiele sind dagegen matt und langweilig. Bei längerem Leben, und schärferer Einsicht in das eigentliche Wesen der Poesie und deren Forderungen würde er gewiß Vorzügliches geleistet haben, denn an Talent, Gemüth und redlichem Willen fehlte es ihm nicht. —

Einsamkeiten in zwei Gesängen.*)

Erster Gesang.

Einsame Gegenden! wo die Natur mit schauerndem Ernste
Schweiget! — Oede Gefilde, die nur die Schwermuth bewohnet!
Furchtbare Felsen! — Verbergt mich der Welt! die trostlose Seele
Sehnt sich nach Stille. — Die Welt, mein Herz, und alles ist öde.
Alles ist still, wie das Grab. — O du, die mit dichtrischen Tönen
Ruh in die Seele zu singen vermagst! O Leyer, die sonsten
Oft von den süßen leichtstiechenden Sorgen der Jugend gesungen!
Jetzt liegst du vergessen im Staub; — tönst zärtliche Klagen
Hin durch die Wüsteneyen! — O Funke vom ewigen Lichte,
Sonne, verbirg den traurigen Strahl! Sieh, alles ist öde.

Welche hohe Gestalt kömmt langsam herab von den Hügeln
Mit nachdenkendem Blick in melancholischer Schönheit,
Mit Cypressen bekrönt! der West spielt frey mit den Haaren:
Still mit olympischer Heiterkeit naht sie sich! Selber die Wüsten
Werden verschönert, indem sie sich naht; den Himmlischen gleicht sie,
Oder, Amelia, dir! — O Jüngling, erkenne die Muse,
Die die zärtlichen Herzen zu trösten vom Himmel bestimmt war!
Zwar nicht jene, die sonst die weichlichen Klagen Ovidens
Und die Schmerzen Tibullens besang. Nein, diese, die ernstvoll
In unsterblichen Nächten den Brittischen Sänger begeistert.

Komm, o Muse, begeistre mich auch! Doch ach! du entfliehst mir!
Süßer Irrthum! Komm wieder zurück. — Die traurige Gegend
Liegt noch weit um mich her. Allein, die Muse verschwindet.
Könnte die Muse mich trösten; mich, den die Weisheit nicht tröstet!

Irdische Weisheit, was bist du? Das kurze leichtschwindende Blendwerk
Flüchtger Minuten — ein prächtger Traum, der den hungernden Irus
Hoch auf den Thron der Könige setzt, doch wenn sich Aurora,
Von roth schimmernden Wolken auf lächelnde Hügel herab läßt,
Wenn sich die Schatten zerstreuen, entflieht, und den König als Bettler
Und den Weisen als Thoren zurück läßt. — Wie zaghafte Krieger,
Die vor dem Feinde, den Flüchtigen höhnen, dem Kommenden drohen,
Doch wenn er nah kömmt, erzittern und fliehn. So trotzest du prahlhaft
Künftigem Uebel; so hebt sich dein Stolz, wenn du fliehende Schmerzen,
Die die Zeit, nicht die Weisheit, geheilt, zu bezwingen dich rühmest:
Doch ach! bey gegenwärtigem Unglück entflichst du. Der Weise
Zeigt nunmehr, was er ist — ein Mensch; — was er werden wird — Asche.

Asche. — So bist du nun Asche, Serena! — So können der Freundschaft
Zärtliche Thränen dich nicht mehr erwecken! Bis uns die Posaune
Wieder versammeln wird, schläfst du! — Doch nein, du schläfst nicht! Du stehest
Hoch von leuchtenden Wolken herab; du hörest mich klagen,
Nicht mit schmerzhaftem, irdischem, nein! mit himmlischem Mitleid.
Ja, du lebst — Ich aber bin todt — Todt winkenden Freuden,
Todt dem Ehrgeiz, der sonst mich trieb, in geheiligter Stille
Mitternächtlicher Lampen zu wachen, umringt von den Schriften
Ewiger Weisen, die lebend im Tod, noch den Erdball belehren.
Auch sie leben, ich lebe nicht mehr, und wenn auch die Stunde,
Melancholische lehrreiche Stunde, die künftig die Seele
Von dem Körper befreyet, erscheint — dann werd ich in
Deinem stillen Schooße sanft ruhen, vergessen, in friedsamem Erdreich.
Einsame Wüste! kein Leichenstein gebe dem Wandrer zu lesen,
Wer ich einst war, ein künftiger Jüngling voll zärtlicher Wehmuth
Weine mir nach, und trage mich hin. — Mein Herz, was es werth war,
Bleibe den Sterblichen immer verhehlt, die feurige Seele
Schwingt sich empor, sonst niemand bekannt, als sich und den Engeln.

Unsichtbare Begleiter der Menschen von höheren Sphären,
Um die Hüter der Tugend zu sein vom Himmel gesendet,
Engel, Geister, wie soll ich euch nennen? Mit zärtlichem Mitleid
Steht ihr izo vielleicht, zählt meine Thränen, und winkt euch
Unter einander Empfindungen zu. — Aetherische Wesen,
Sprecht, ist Serena nicht unter euch? Ist die theure nicht izo,
Nach dem Tode mein Schutzgeist zu seyn, vom Himmel verordnet?
Seliger Geist! Serena! Serena! verhülle dich nicht mehr
Meinem schmachtenden Blick. Ist gleich mein Auge zu irdisch,
Um den nunmehr ätherischen Körper mit sterblichem Blicke
Sehen zu können: Komm, erscheln mir in sichtbarer Schönheit,
Zeige dich, mache die Wüsten mit deiner Erscheinung zum Himmel.

Eitele Wünsche! vergeblicher Gram! o täuscht mich nicht länger!
Lasset die Seele nicht länger, in wilder fantastischer Hoheit
Kühn herum flatternd, erhitzt sich betrügen, macht friedsamer Weisheit
Platz in meinem bekümmerten Busen — die Ruh folgt der Weisheit.

*) Aus Johann Friedrich von Cronegk's Schriften. Leipzig. 1766.

Du — wie man dich im Chore der seligen Geister itzt nennet,
Ist der Erde verborgen! dich nennten die Menschen Serena!
Glückliche Seele! du fühlst nun nicht mehr die Schmerzen der Menschheit!
Weit über diese verändernden Scenen des Lebens erhaben,
Lebst du nunmehr in bessern Welten, wo Freuden und Schmerzen
Nicht mehr so nah an einander gränzen; wo Tugend und Laster
Sich nicht so leicht in einander verlieren; wo nicht mehr die Thränen
Sich mit der höchsten Empfindung der sterblichen Freuden vermischen,
Und wo nicht mehr die äußerste Wollust ein feuriger Schmerz ist.

Welt, was bist du! betrügrischer Schauplatz: Die Stände der Menschen
Sind nur Rollen, die göttliche Vorsicht zur Probe vertheilet.
Glücklich ist der, der im Schauplatz der Welt das, was ihm geboten,
Munter verrichtet. — Der Tod zieht den Vorhang: Erhabnere Scenen
Warten auf uns. Wer die niedrigsten Rollen des menschlichen Lebens
Würdig gespielt, hat höhere dorten. Dich kennte die Welt nicht,
O Serena! Wie groß muß deine himmlische Rolle,
Deine Hoheit nun seyn. Erschaffen zu Kummer und Thränen
Irren wir hier in sternloser Nacht von Schatten umgeben:
Dorten, jenseits der Gräber ists Tag. — Was nennst du Vergnügen,
Elender Mensch? Laß mich schnell die blendenden Scenen durchlaufen,
Glänzend von fern, in der Nähe prachtlos gefärbete Leinwand,
Von dem Irrthum bemalt, von Thoren bewundert, von Weisen
Ruhig betrachtet; sie können ihn oft abwechselnd vergnügen,
Doch nicht täuschen. Er weiß, was sie sind — und daß sie verschwinden.

Hier verlebt ein blühender Jüngling die lächelnden Tage
Gramloser Jugend, und denkt nicht, wie schnell mit schleichendem Schritte
Alter und Sorgen sich nahen; sein Ruhm ist Freude, sein Herz pocht
Nur nach Vergnügen; in fröhlichen Tänzen, mit Rosen bekrönet,
An dem Wollust aushauchenden Busen sanft schmachtender Mägdchen,
In verschwiegenen Lauben, vergißt er die Lehren der Weisheit
Und die prächtigen Sorgen der Ehrsucht. Ihm winket Lyäus;
Amor mit seinem betrügrischen Lächeln bekrönt ihn mit Myrthen.
Ist er nicht glücklich? Er glaubt es zu seyn. Der zärtliche Hymen
Scheint ihm zu ernsthaft; ihn schrecken die Herz-erhebenden Schmerzen,
Die nur erhabenen Seelen erlaubt sind zu fühlen; die stille
Zärtliche Thräne der kämpfenden Großmuth, der leidenden Tugend,
Die die wollüstige Liebe besiegt, ist ihm zu romanhaft;
Pracht und Vergnügen nur scheint ihm die Zierde des menschlichen Daseyns.
Lächelnd höhnt er das Alter. — Das Alter kömmt schleichend näher.

Dort sitzt ein König von Sclaven umringt, die über ihn herrschen,
Doch er glaubt über alles zu herrschen, und zwingt sich, sich selber
Glücklich zu scheinen. Man ehrt was er spricht: er dünket sich weise,
Gibt Gesetze, bricht andre, verschmähet die schüchterne Tugend,
Höhnet die Weisheit, mit sich zufrieden; der rauschende Lärmen,
Der ihn umgiebt, scheint Freude zu seyn; er winkt, man gehorchet.
Seine Verschwendung heißt Großmuth, und Kenntniß der Welt sein Mißhandeln.
Doch er ist glücklich. So nennt ihn die Welt! Er wälzt sich in Freuden,
Schlachtet sein Volk, verpraßt Provinzen. — Der arme Bedrängte
Weinet gen Himmel — ihn höret der Himmel; von fern rollt der Donner.
Und sind dieß die Freuden der Menschheit! Unglücklicher Jüngling!
Der nur zu früh entkräftete Körper wird schwach, die Unruh
Folgt dir auf dem Fuße, dein Herz ist zu klein, die Freude zu fühlen.
Die du doch suchst; die wahren Freuden sind Töchter der Weisheit.
Küsse für Liebe, und Lärm für Lust, und Stolz für Verdienste
Scheint dir ein Glück — doch bist du nicht ruhig im Schooße der Wollust:
Immer ein unbefriedigter Wunsch, ein nagendes Sehnen
Bleibt dir zurück. — Sieh dorten im Staub die Blätter der Rose,
Die dein Haupt am Morgen bekrönte. — Der Tod darf nur winken
Und der verwelkende Jüngling sinkt hin zur sterbenden Rose.

Noch mit verdoppeltem Schrecken begleitet erscheinet der Tod dir,
Dir, der stolz auf dem Throne die schweigende Tugend verachtet.
Blut, das vergossene Blut der Unschuld ruft laut zum Himmel;
Ach wär es nur aus Irrthum vergossen und nimmer aus Vorsatz!
Niemand hört es, als eben der Himmel und du, dein Gewissen
Hört es, es zittert. Des schimmernden Glanzes, der andre verblendet,
Bist du gewohnt, unglücklicher Herrscher! Die traurigen Nächte
Quälen dich mit Bildern voll Schrecken, die Unruh bey Tage.

Aber hat nicht die Menschheit noch höhere Freuden? Sind alle
Gleich den Freuden des sorglosen Jünglings, des niedrigen Fürsten?
Nein, sie kommen die stillen Freuden, Vertrauten der Tugend,
Zu dem einsamen Weisen, der still in ruhigen Thälern,
Fern vom Getümmel der Stadt, im Arme der zärtlichen Gattin,
Allzugroß für irdische Sorgen sein Leben empfindet.
Froh wenn der Morgen die Fluren belebt, mit langsamen Schritten
Geht er entzückt in stiller Hoheit durch freudige Hayne.
Friedsame Veilchen lächeln ihn an; mit zufriedenem Lächeln
Sieht er wieder herab auf sie; ihn leiten Geschöpfe
Bis zu dem Throne des Schöpfers; der Geist flieht in feuriger Andacht
Ueber den strafbaren Erdball hinaus. Bald kömmt die Geliebte,
Er umarmt sie, sie weinen beyde. — Die freudigen Thränen
Fließen herab auf die glänzenden Wangen; die Engel unsichtbar
Stehen herum, und sehen voll himmlischer Freude, daß Menschen,
Ihnen so ähnlich am Glücke zu werden, der Schöpfer erlaubte. —
Froh wenn der Abend das ruhige Feld mit schweigendem Thau netzt,
Eilt er durchs Thal und betrachtet den stillen Mond, der herab sieht,
Und sein Herz ist still, wie der Mond. Bald rührt er die Leyer;
Lauschend stehn die nächtlichen Wälder; der Wiederhall tönet
Ihm das Lob des Ewigen nach, bis wieder ihn Doris
Aus dem Thale zurück ruft, vergnügt, wie der Abend, und heiter,
Wie die Nächte des Sommers. O glückliches Paar, sey gesegnet!
Beyde schlummern im Schooße der Ruh; so schlummerte glücklich
Adam im Arme der schuldlosen Gattin, im ruhigen Eden
Von den Engeln bewacht. — O Bilder von Freuden der Menschen
Selten erlaubt, wo send ihr? Wo lebt der glückliche Weise?
Ach, und wie lange noch währet sein Glück? Vielleicht wird er trostlos
Bald bey dem Grabe der zärtlichen Gattin in schweigendem Ernst stehn,
Bald zum Himmel und bald auf die traurig gewordenen Fluren
Seine Augen voll Thränen wenden. Der Lenz blüht ihm nicht mehr;
Seine Leyer verstummt; mit melancholischem Scheine

Sieht er den Mond ihn umstrahlen; er seufzt und ruft der Minute,
Die ihn wieder mit Doris vereint, und dem Erdball entziehet.

Doch gesetzt, der Himmel verschont ihn. Gesetzt, die Geliebte
Drückt die brechenden Augen ihm zu, die noch keine Zähre
Dunkler Schwermuth benetzt. — Gesetzt, der Weise sey glücklich:
Wird er das Unglück des Nebenmenschen nicht fühlen, nicht sanfte
Menschliche Thränen beym Unglück der Freude vergießen, nicht seufzen,
Wann die Tugend verlassen im Staub liegt? Empfindet er dieses,
O wie kann er hier glücklich seyn? Und bleibet er fühllos,
O wie kann er ein wahrer Weiser, wie kann er ein Mensch seyn?
Ach nur für einen einzigen Auftritt des menschlichen Lebens,
Einen einzigen glücklichen Augenblick, o wie viel tausend
Traurige lange Scenen von Schmerzen erfüllen den Erdball!
Hier zerstört ein wüthender Krieger die Werke des Künstlers,
Der für die Ewigkeit glaubte zu machen: die Hoffnung des Landmanns
Geht im Rauch auf; er sieht es und hebt die unschuldigen Hände
Weinend zum Himmel in wilder Verzweiflung. Die schüchterne Jungfrau
Wird von ungezähmt wüthenden Kriegern dem Schooße der Mutter
Grausam entrissen. Sie seufzt verzweifelnd nach ihrem Geliebten,
Der sie verlassen, in blutigen Feldern die Ehre zu suchen
Und den Tod zu finden. Noch denkt sie die schmerzhafte Wollust,
Die sie empfand, als er sie verließ, voll muthiger Wehmuth,
Als er den ersten den letzten unschuldigen Kuß von den Lippen
Zärtlich geraubt — mit fliegenden Haaren, mit sehnlichen Blicken
Sah sie ihm nach; er eilte dahin, er verschwand vor dem Blicke.
Und nun ward ihr die Welt zur Wüste. Er sinkt dort im Feld hin,
Und nennt ihren geliebten Namen mit sterbendem Stammeln.
Hohe Verzweiflung begeistert ihr Herz; ein befreyender Dolch raubt
Ihre Seele dem Erdball, den Körper der drohenden Schande;
Jene steigt zum Himmel; der Körper sinkt unentweiht nieder,
Ihn bedecket ein ruhiges Grab. — In besseren Welten
Findet die Seele den zärtlichen Geist des blühenden Jünglings.

Eine Mutter weint dort um den Sohn, der muthig ins Feld will:
Furchtbar, prächtig in glänzenden Waffen, verläßt er sie schleunig:
Sie bewundert die hohe Gestalt, den siegenden Anstand:
Eben dieses vermehret den Schmerz; die langsame Thräne
Frommer Wehmuth fließt still herab. Sie betet: Beschütze ihn,
Himmlische Mächte! beschützet den Sohn mir! Ihr Seufzen, ihr Weinen
Flucht der unmenschlichen Ehrsucht der Herrscher, die Länder zerstören
Tugend nennen, von niedrigen Sclaven zu Helden geschmeichelt.
Ach! wie wird diesen Herren der Erde dieß Seufzen, dieß Weinen
Trostloser Mütter, verzweifelnder Bräute, verlassener Witwen,
Schrecklich seyn am Tag des Gerichts, am Tage der Rache. —
Dorten wüthen verwüstende Seuchen: der Engel des Todes
Senkt sich herab vom trüben Olymp, und alles ist öde.
Dort verzehret der nagende Hunger verdorrte Provinzen;
Der verschmachtende Greis, der hartes Brodt sich zur Labung
Endlich gefunden, es schon begierig zitternd zum Mund bringt,
Sieht sein weinendes Kind; er tröstet es, weinet und küsset
Seine verwelkten Wangen, er drückt es mit kraftlosem Arme
An sein Herz und reicht ihm sein Brodt, und sinket sterbend.
Wilde Verzweiflung zerfleischet sich selbst mit eigenem Blute,
Um den unmenschlichen Durst zu stillen. — O Sonne, verhüll dich!
Sieh nicht den Abscheu mit an. Mit noch unmenschlicherer Wildheit
Drücket ein boshaftes Weib den Dolch in das Herz ihres Kindes.
Sonne, verhüll dich, die Schande der Menschheit nicht länger zu sehen!

Aber warum, unglücklicher Jüngling, bemühst du dich ferne
Dunkle Gestalten von Elend und Schmerz empfindend zu schildern?
Ach hast du nicht an den deinen genug, und willst sie mit fremden
Wild erträumten Uebeln vermehren? Unglücklicher Jüngling!
Ach du bist nicht der vorige mehr! Die reizenden Bilder,
Die die Jugend und Hoffnung in heitern Entfernungen zeigten,
Dich anglänzende Bilder von künftigem unschuldigem Glücke
Sind verschwunden. — Du rufst umsonst den schmeichlenden Irrthum.
Wie die Träume der Sommernacht flohen die süßen Ideen,
Die dich beglückten, bald werden die blühend lächelnden Jahre
Deiner Jugend völlig dahin seyn, auf ewig dahin seyn.

Ach, sie kommen, sie nahn sich, die traurigen Tage, von denen
Du auch bekennst, sie gefallen mir nicht, die Tage der Krankheit
Und der Sorgen. In trauriger Knechtschaft, im Joch der Geschäfte
Wirst du den Rest des Lebens verseufzen, und unbekannt sterben.
Ungerührt werden geschäftige Thoren beym Grabe vorbey gehn,
Wo du ruhst. Doch wenn wirst du ruhen? Wie viele von Kummer
Und von Schwermuth verbitterte Tage, die dir noch bevorstehn,
Werden dich quälen! Vielleicht entreißt dir das zürnende Schicksal
Oder das Alter den letzten, den süßesten Labsal des Lebens,
Deine Leyer. — Lebt wohl, ihr Freunde! Versaget dem Dichter
Nicht das letzte Zeichen der Freundschaft, nur eine Thräne.

Leb wohl, o süße betrügliche Hoffnung; ihr dichtrischen Hayne,
Ich verlaß euch, lebt wohl! nie werd ich voll süßer Schwermuth
Mehr in euch ruhn und einsam weinen; nie werd ich im Frühling
Süße wollüstige Luft in euch schöpfen, entzückt von den Liedern
Eurer gefiederten Sänger, vom Murmeln des rauschenden Baches.

Du auch vorige, werthe, beweinte, verlorene Freyheit,
Lebe nun wohl! Lebt wohl, ihr Büsche, die meine Klagen
Schweigend gehört! O wann einst ein Jüngling in zärtlicher Schwermuth
Euch durchirrt, dann saget ihm rauschend, ihr friedsamen Hayne,
Wenn ihn eure Stille zu dichtrischen Träumen itzt einwiegt,
Wenn ihn ein heimlicher Schauer befällt: dann sagt ihm, ihr Hayne,
Daß hier auch ein Jüngling geweint! — O der du voll Ernstes
In tiefsinnigen hohen Gedanken versenket einhergehst!
Höre die leise Stimme, die dir aus der Ferne zuflüstert;
Hier auf dem Platze, den du itzt betrittst, hier wars, wo ein Jüngling,
Dem die Vorsicht gleich dir ein redliches zärtliches Herze,
Eine Seele verliehen zu hohen Begeistrungen fähig,
Auf verschwiegenem Mooße ruhte, sein Schicksal beseufzend.
Liebst du die Tugend, so bist du sein Freund. Beklag ihn! Sein Leben
Floß ihm hier melancholisch und still, wie der Bach hier vorbey fließt.
Itzt ist sein Geist in besseren Welten. O wenn sich die fromme
Menschliche zärtliche Thrän, indem du dieß denkst, von den Wangen
Leise herabschleicht, o wenn sich seufzend dein fühlendes Herz hebt,
Sey gesegnet, dir gebe die Vorsicht sein Herz, seine Leyer,
Doch ein besseres Glück! Sey gesegnet, kein heimlicher Kummer
Nage dein Herz, kein finsterer Gram verbitre dein Leben!

Fließt indessen in stiller Betrübniß, ihr Stunden vorüber!

Bringet bald diese Seele zur Wohnung der seligen Geister,
Wo Serena herab sieht und mich zu empfangen bereit steht!
Komm denn, Tod, du erwünschtes Ziel des menschlichen Kummers. —

Welche Stimme erhebt sich im Innersten meines Herzens?
Welchen Schauer empfind ich! — Verbanne die strafbaren Wünsche
Sterblicher Ungeduld, trauriger Jüngling, du klagest, du rufest
Deinem Tod und warum? Was wünscht die verwegene Sehnsucht?
Glücklich zu seyn — der Wunsch der Natur — zu groß für den Erdball.
Jenseits des Grabs, o Mensch, sey glücklich und diesseits sey weise.
Siehst du viel tausend Sterbliche leiden und glaubst dich alleine
Würdig glücklich zu seyn? Du wirst es werden. Erwarte
Was die Vorsicht bestimmt. Erwarte geduldig die Stunden.
Leide, Serena sieht auf dich herab und segnet dein Leiden;
Traurigkeit bessre dein Herz, für Laster sind Schwermuth und Sorgen.
Jegliche Handlung und jeden Gedanken, der, deiner unwürdig,
Dich erniedrigt, ein jedes Vergehn des schwindelnden Hauptes,
Ungeborene Sünden der Seele, der Ungeduld Klagen
Sieht und hört und empfindet Serena. Willst du sie betrüben,
Sie, die dich über alles geliebt? Bey deiner Serena,
Deiner Begrabnen, bey jener betrübten erhabnen Empfindung,
Die dich ergriff, als die zitternde Hand ihr brechendes Auge,
Das sich nach dir noch wandte, zudrückte, bey Himmel und Erde,
Bey dem Werthe der Seele, beschwör ich dich, Jüngling, sey weise!

Dir will ich folgen, unsterbliche Stimme des lauten Gewissens,
Dir gehorchen; ich will mein Unglück empfinden, und leiden.
Wenn mein Leiden der Vorsicht gefällt, sind niedre Geschäfte
Meine Bestimmung allhier: die Ruh wohnt dort bey Serenen.
Hier ist Knechtschaft, doch dorten ist Freyheit. Verstummet, ihr Klagen!
Und wenn auch die menschliche Schwachheit noch immer weinet,
Sey doch, meine Betrübniß, sey still — hier, wo mich der Lärmen
Eines unheiligen Pöbels nicht stört: Ihr Einsamkeiten,
Schließet mich ein, beruhigt mein Herz, hier, wo die Natur schläft,
Alles hier still ist, außer der Quelle, die murmelnd herab fließt
Von unwegsamen Felsen, wo dunkle Gebüsche mit Schauer
Mich umfangen, hier will ich sitzen, mit starrem Blicke
Bald die murmelnde Quelle betrachten und bald den Himmel.
Weinen werd ich; wer kann sich die Kummer lindernden Thränen
Ganz versagen. — Von Ungeduld frey fließt sittsam, ihr Thränen!
Auf den Gräbern in Marmor gehauen sitzt schweigend vielleicht so
Still in der Traurigkeit fromme Geduld und lächelt den Schmerz an.

Zweiter Gesang.

Ruhe! die beste, die seltenste Gabe der ewigen Vorsicht:
Ach! wo bist du? Gefährtin der spielenden Stunden der Jugend,
Bist du verschwunden? O Ruhe! wo bist du? Wohin sind die Jahre,
Die mir unmerklich entflohn? Verfloßne geliebte Minuten!
Jenseits der Ewigkeit seyd ihr nunmehr, durch schmachtende Thränen
Nicht mehr zurück zu rufen. Versenkt in ungränzbare Meere
Dunkler Unendlichkeit. Hin, und selbst dem Gedächtniß entflohen.
Doch einst sind ich dich wieder — im Grabe, dort wohnet die Ruhe.
Laßt mich sie finden, verfloßne Minuten; erscheint mir nicht furchtbar;
Schreckt mich nicht am Tag des Gerichts. — Ein heiliger Schauer
Fasset die Seele. — Vielleicht wird sie bald zu der sturmfreien Wohnung,
Wo nun Serena, vom Körper befreyt, auf den niedrigen Erdball
Sanft mitleidend herabsieht, sich schwingen, die irdische Hülle,
Die mich umgiebt, wird vielleicht bald zerstreuet im Staube vergehen.
Dieses Schaudern verkündigt vielleicht der bebenden Seele,
Daß sie den Körper verlassen soll. — Geist, der unsichtbar vielleicht izt
Um mich schwebet, erblaßter Schatten der hohen Serena,
Siehst du mich? Kannst du die Seufzer des zitternden Herzens empfinden? —
Sind nicht izt deine Sinnen, vom Körper befreyt, nur Empfindung.
Siehst du mich; o so stärke mein Herz, o hauche mir Ruhe,
Etwas von deinem itzigen Glück ein! — Betrügt mich kein Schlummer?
Ist es ein Traum? — Nein, ich kenne sie noch, ich höre die Stimme
Meiner Serena; ein heiliges Zittern erfüllt meine Seele:

„Jüngling! die himmlische Vorsicht entzog mich dem niedrigen Wohnplatz
Sterblicher Sorgen, der lärmreichen Welt, um mich zu belohnen.
Ein empfindendes redliches Herz kann Gott nicht verstoßen.
Nein; der unendliche Richter, der dich in der Zukunft erwartet,
Ist nicht, wie knechtische Furcht ihn sich schildert, ein zürnender Herrscher,
Der das schmeichelnde leichte Vergehen von kurzen Minuten
Mit unendlichen Martern bestraft. — Den Menschenfeind haßt er
Und den Verruchten, der ungerührt bleibt, bey den Thränen der Waisen,
Bey der Verzweiflung der trostlosen Witwe, beym heimlichen Seufzen
Armer Bedrängten. Er straft den Verbrecher, den Geiz oder Wollust
Trieb, das Gesetz der Natur zu verstören. Dem, welcher den Nächsten
Strenge gerichtet, hochmüthig verschmäht, dem ist er ein Richter.
Den Versöhnlichen ist er versöhnlich, den zärtlichen Herzen
Ist er ein Vater. Ich wurde der Welt frühzeitig entrissen
Glücklich! ich sollte nicht mehr die Gefahren, die Deutschland bedrohen,
Nicht die verderblichen Tage mehr sehn, der furchtbaren Zukunft.
Wie wenn im Sommer fern drohende Wolken sich langsam heraufziehn,
Um dem Tage das Licht, den Feldern die Farben zu rauben; —
Langsam ziehn sie herauf, die Sonne verhüllt sich, von ferne
Rollt schon der Donner. — Das flüchtige Heer gefiederter Sänger
Schweigt und erschrickt vor der kommenden Nacht; es schließt sich die Rose
Früher, verliert die Farbe, sie neigt zu der traurigen Erde
Ihr vom Thau noch geschwängertes Haupt; die Schwalbe fliegt niedrig
Pfeilschnell herum auf wallenden Teichen; die staunenden Heerden
Stehen betrübt; die Natur erzittert benm kommenden Sturme:
So steht Deutschland betrübt und erfüllt von feindlichen Heeren.
Ach mein Vaterland! Auch in der Wohnung der glücklichen Geister
Bebt mein Herz noch für dich. Wie lang, unglückliches Deutschland,
Kehrst du die siegende Faust auf dich selbst? Die Ruhe, die Weisheit
Und die Musen, die, dir noch halb fremd, hier zu wohnen gedachten,
Stiegen wieder zum Himmel empor. O glücklich, wer sicher
Auf den unwegsamen Alpen und fern von dem prächtgen Getümmel
Stolzer Krieger, in wilder Hoheit die Ehre verachtet,
Die man durch Blut und Thränen erkauft, und ruhig herab sieht
Auf die Sorgen der knechtischen Welt, die Müh der Monarchen,
Und die niedrige Ehre der Großen. — Mitleidend, doch ruhig,
Wie die Engel von leuchtenden Welten gelassen herabsehen,
Wenn auf der niedern Erde der Donner die Felsen zerschmettert.
Glücklich der Greis, dem, der Baare schon nah, der zögernde Tod winkt!
Glücklich, denn er hat schon gelebt: die Jahre der Sorgen
Sind schon entflohn, vermischt mit kurzen betrüglichen Freuden.
Er wird nicht mehr die leidende Tugend, die siegende Bosheit,

Und das Unglück des Vaterlands sehen; er stirbt, eh' die furchtbarn
Zeiten sich nähern, die Tage des Krieges, die Nächte der Schrecken.
Glücklicher noch der blühende Jüngling, den ewige Weisheit
Früh dem Erdball entrückt! So pflückt ein lächelndes Mägdchen,
Unter vielen bunt glänzenden Blumen, die schüchterne Rose,
Die das Licht der Sonne noch nicht erwärmend entfaltet.
Glücklich, wenn noch kein entzückender Traum sirenischer Wollust
Deinen unschuldigen Busen erhizt, aufblühender Jüngling!
Schön wie der Morgen und heiter gleich ihm in sittsamer Unschuld,
Rein wie der Himmel von Wolken befreyt, vergnügt wie der Frühling,
Still wie das Veilchen im Thal, und leicht wie die scherzenden Weste,
Die mit schmeichelndem Lispeln die sanften Gefilde durchspielen.
Glücklicher Jüngling! Dich hat noch kein Wunsch unbefriedigter Ehrsucht,
Keine betrügliche Hoffnung getäuscht; die Sorgen der Ehrsucht
Sind für dein Herz noch zu klein — Du fühlst die Natur und den Frühling;
Alles scheint dir noch reizend und neu. Ein Gefilde mit Blümchen
Ist dir ein Reichthum; die Welt ist dir noch ein Himmel voll Wollust.
Glücklich, wenn dich ein befreyender Tod in bessere Welten
Schleunig versetzt! sanft schleichst du von einem Himmel zum andern.
Glücklich stirbt, wer deine Verwüstung zu sehen zu früh stirbt,
O mein Vaterland! — Deutschland! — Schon rauschen die furchtbaren Waffen.
Dort in dem unermessenen Raum, wo glänzende Welten
(Die ihr Sterblichen Sterne benennt) in ewigen Gleißen
Rollend in unbegreiflicher Ordnung harmonisch sich drehen,
Läuft auch ein Stern, ich darf ihn nicht nennen, die himmlische Vorsicht
Schränket der Sterblichen Wissenschaft ein: verklärteren Geistern
Ist es verboten, die Söhne der Erde die Wege zu lehren,
Die der Tod sie wird lehren. — Dort hat der Schöpfer für Geister
Nur die Seelen der Menschen geschaffen, die tugendhaft lebten;
Dort erwarten sie noch den Gerichtstag, um völlig verkläret,
Um vollkommen zu Engeln zu werden; Dort wohn ich, dort wart ich
Unter viel tausend gesegneten Geistern, bis daß die Posaune
Furchtbar ertönt, bis daß dein Wohnplatz, der Erdball, erbebet
Und zerberstet, bis rächende Flammen die Schlösser zerstören,
Wo die Verruchten gewohnt, bis zitternde Könige rufen:
Berge, fallt über uns, bedeckt uns! bis Felsen und Thäler
In den Flammen hinschmelzen, und hoch in den glühenden Lüften
Sich das Zeichen des Menschen-Sohnes in furchtbarem Glanz zeigt.
Tag, o Tag, für welchen der Erdball geschaffen geworden,
Tag, nach dem die Heiligen seufzen, wann wirst du dich nahen?
Siehe, die Märtyrer sehnen sich nach dir; ihr Blut schreyt zum Himmel.
Säume nicht länger, o Tag des Gerichts. — Erhabene Seelen,
Wartet, wartet! die schleunige Zeit bringt bald die Minute,
Die den strafbaren Erdball zerstört, wenn alle die Frommen,
Die gleich euch zu leiden bestimmt sind, zu euch sich versammeln.
Dorten in einer unnennbaren Welt lebt itzo Serena.
In dem Wohnplatz der seligen Geister erblickt ich den Schatten
Gustav Adolphs; der kriegrische Geist sah herab auf die Erde;
Auf den Wangen des Helden erbebten ätherische Thränen."
„„Also war es vergebens, (so sprach er) daß Gustav gestritten,
Und für Freyheit und Glauben sein Leben dahin gab — o Deutschland!
Eilst du muthwillig dich selbst zu zerstören? Gott, ist denn kein Herz mehr,
In dem der Trieb zur Freyheit noch pocht! Ist denn keine Seele,
Religion, die dich mehr empfindet! — Der Knechtschaft gewohnet,
Fühlt ihr die Ketten nicht mehr, o Deutschen! Ihr wart es alleine,
Die der Welt Ueberwinderin Rom nicht völlig gefesselt.
Ach! wohin ist nun euer Muth! Ihr hattet Tarquine,
Aber nicht Brutus — vom Himmel erweckt für Freyheit und Glauben
Kam ich aus nordischen Gegenden her, verließ ich die Krone,
Um sie mit furchtbaren Helmen zu tauschen, um siegend zu sterben,
Und für wen, für wen? Undankbare Deutschen, für euch floß
Dieses der Ewigkeit heilige Blut. — O Lützen, o Lützen!
Glückliches Feld! in dir fand ich die Ruh und siegte beym Tode.
Lützen! ich sehe mit Thränen nach dir, mit himmlischen Thränen;
Da war der Tod für die Freyheit mein Lohn; unsterbliche Palmen
Deckten dort mein siegreiches Haupt; ich sah beym Erblassen
Himmlische Geister um mich, und hörte das hohe Triumphlied,
Das mich empfing: wie süß ist der Tod der leidenden Tugend!
Lützen! Was seh ich für einen Helden auf jenem Gefilde,
Wo ich starb? — O sey mir gesegnet! O könnte mein Geist doch
Um dich schweben! Du siehst mit ernstem erhabenem Blick hin
Auf den Platz, wo Gustav erblaßt. O könnt ich unsichtbar
Mich dir nähern, dir danken und furchtbar im Herr dich begleiten,
Deine Feinde zerstreun, und dich schützen. O sey mir gesegnet!""
„So sprach Gustav; mit ernsthaftem Blick sah er aufmerksam nieder:
Aber ich sah den Schutzgeist, der Deutschland zu schützen bestimmt ist,
Einen mächtigen Seraph, unnennbar den Sterblichen, fliegen,
Und sich vom Throne des Höchsten herab in die Welt, wo wir wohnen,
Sanft mit ätherischen Flügeln senken; er nahte sich Gustav."
„„Klage nicht (sprach er mit himmlischer Stimme) bey dem, was du siehest.
Auch den Unsterblichen ist es verborgen, was ewige Vorsicht
Ueber das zitternde Deutschland beschlossen. Vielleicht zu der Freyheit
Oder vielleicht zu der niedrigsten Knechtschaft bestimmt sie dein Deutschland.
Doch ein Weiser ist niemals ein Knecht; erhabene Seelen
Bleiben bey jeder Veränderung groß. Der Ewige winket,
Und ein Reich geht unter: er winkt, und ein neues entstehet.
Wie der Rauch in den Wolken vergeht, so vergeht auch der Frevler;
Seines Stolzes wird nicht mehr gedacht, wenn er stirbt und dahin fährt,
Und der Wandrer sucht unter Ruinen nach seinen Palästen.
Gott beschloß es, so bebte die Welt, und Lissabon stürzte
In den Abgrund; der goldreiche Tagus floß traurig von Leichen
Und von Asche geschwollen. Umsonst glaubt der Bürger der Erde
Freveland, es ruhe die Rache des Herrn: der Herr ist der Gott noch,
Der die Heere zerstreut, und die Macht Mizraims geschlagen;
Er wird es seyn. — O zittre nicht, Deutschland; ich sehe voll Mitleid
Auf dich herab. Unschuldige Schaar! was weinst du? die Vorsicht
Bleibet gerecht. — Verhülle dich, Gustav, und bete mit mir an:
Lob sey dem, der war, der ist, der ewiglich seyn wird!""
„Also der Seraph: Mehr können dir sterbliche Worte nicht sagen.
Suche die Ruhe, sie flieht nicht vor dem, der mit redlichem Herzen
Und mit unschuldiger Seele sie suchet. Die Religion nur
Kann sie dir geben: beklage mich nicht. Der Tod eines Weisen
Sollte die Weisen des Erdballs ermuntern, wenn anders noch Weise
Unter euch sind. Die Klugheit ist Alter, und unbefleckt Leben
Pflicht: Viel Reihen der Jahre durchleben ist öfters nur Unglück.
Glücklich, wer bald zur Vollkommenheit reift! Das Ende des Weisen
Sieht zwar der Thor, doch er merket es nicht, und dünket sich glücklich.
Trau nicht, o Freund, dem Getümmel der Welt; bald wird es verschwinden:
Traue der Vorsicht!" —

Wo bin ich? wo flohst du hin, o Serena!
War es dein Schatten? Du fliehst. O war es ein Traum? Komm zurücke;
Sanfte Begeistrungen, reißet den Geist, der sich selber empfindet,

Länger aus dieſer verdunkelten Welt! Es wallet mein Blut noch
Schneller, als ſonſt; noch pocht mir das Herz von der hohen Entzückung.
O Serena, wo biſt du? wo iſt der unſterbliche Guſtav,
Und die Wohnung des Friedens? — Umſonſt — eingekerkerte Seele,
Noch biſt du feſt mit dem Körper vereint. — O flieh ihn von neuem;
Laß dich das Feuer erhabener Andacht zum Loblied erheben:
Lob ſey dir, Ewiger! Herr, du biſt Gott, o du, der den Erdball
Mit unbegreiflicher Weisheit erſchaffen: erſchaffe nun Weisheit
Meiner Seele. — Du ſendeſt die Ruh von dem himmliſchen Throne
Auf die bekümmerten Seelen herab: ſie kömmt und erquickt mich.
Vater der Engel und Menſchen! Beſchützer des zitternden Deutſchlands!
Sende den Frieden herab! Doch, Herr, dein Wille geſchehe.
Sollen wir ſiegen, ſo gieb uns Demuth: und ſollen wir leiden,
Herr, ſo gieb uns Geduld. Nimm dieſes ſterbliche Loblied
Eines Geſchöpfes, das tief im Staube dich zitternd verehret.
Du biſt der Gott, dem die Seraphim jauchzen, den brennende Schaaren
Betend verehren, den Himmel und Erde harmoniſch erheben,
Den die Natur anbetet, den brauſend das ſtürmiſche Meer lobt,
Den das Licht des Tages erhebt und die Schatten der Nächte.
Myriaden von hohen Geſchöpfen, von denen ich weiter,
Als vom Wurm noch, entfernt bin, der tief im Staube herum kriecht,
Preiſen dich, Herr! doch bin ich ſo wohl, als der brennende Seraph,
Als die Myriaden der Geiſter, als Himmel und Erde,
Dein Geſchöpf.

Lob der Gottheit.

Darf eine ſterbliche, noch ungeweihte Leyer
Sich in die Harmonie zu miſchen unterſtehn,
Womit die Sphären dich erhöhn:
So gieb ihr ungewohntes Feuer!

Dir, Schöpfer! ſingt mein Lied; dich preiſen meine Zähren,
Erpreßt von Luſt, erpreßt von Dankbarkeit!
Mein Lied trotzt der Vergeſſenheit;
Denn es ertönt zu Gottes Ehren.

Geiſt! den man überall in ſeinen Werken findet
Und nie begreift, erblicket oder kennt,
Den jede Gegend anders nennt,
Und den kein Sterblicher ergründet;

Wie groß biſt du, ſelbſt da wir dich nicht kennen!
Der iſt kein Gott, den Staub begreifen kann:
Der Menſchen allzuſtolzer Wahn
Kann dich nicht denken, will dich nennen.

Du rufſt dem Frühling zu; er kömmt, und junge Freuden
Umtanzen ihn vergnügt; es lächelt die Natur:
Der Weſt ſtreicht ſchmeichelnd durch die Flur,
Und kühlet die erhitzten Weiden.

Es neigen ſich vor dir der Blumen bunte Heere;
Das ſtille Veilchen preiſt des Schöpfers gütge Macht.
Vergnügte Stille füllt die Nacht,
Und herrſcht auf dem entſchlafnen Meere.

Du willſt, und ſchon, ſchon zürnt der Sturm von ferne,
Und miſchet mit Geräuſch der Wellen trübes Grün,
Der Tag entweicht, die Weſte fliehn,
Und Blitze leuchten ſtatt der Sterne.

Ein ſtürmſcher Nord durchbrauſt die traurigen Gefilde;
Der Wandrer, ſchauervoll, erſchrocken und allein,
Sucht Höhlen im betrübten Hayn,
Dem Aufenthalt vom ſcheuen Wilde.

Langſam entwurzelt ſinkt mit drohend ſchwerem Falle
Der Eichbaum furchtbar hin, der ſeit der Sündfluth ſtand:
Er ſinkt, ſein Fall erſchreckt das Land;
Es donnern ferne Wiederhalle.

Ich ſeh bey ſtiller Nacht viel tauſend Welten ſchimmern;
Vielleicht ſind ſie bewohnt vom menſchlichen Geſchlecht,
Das deiner Vorſicht Hand gerecht
Beſtimmt zu beſſern oder ſchlimmern.

Wie viele rollen noch! Wie viele ſind vergangen,
Durch deinen mächtgen Wink im Augenblick zerſtört!
O Herr! wie lebt der Menſch bethört,
Getäuſcht vom Kummer und Verlangen!

Auch dieſer Ball wird einſt durch deinen Wink vergehen:
Dann kömmt im Siegsgepräng der Richter unſrer Welt.
Ihr, die das Grab umſchloſſen hält,
Ihr Todten, eilet, aufzuſtehen!

Es kömmt der ew'ge Tag, der Zweck von allen Tagen,
Der Tag, um den die Welt erſchaffen worden iſt;
Dann ſchweigt der Freyler Stolz und Liſt;
Dann ſchweigt der Frommen heilges Klagen.

Dann, Schöpfer! will ich dich mit beſſern Liedern ſingen;
Dann dien ich dir verklärt in deinem neuen Reich!
Ihr Stunden! o beflügelt euch,
Und eilt, mich bald dahin zu bringen;

Ihr Engel! lieſt euch ſonſt zum Erdball freundlich nieder:
Erhebet meinen Geiſt und reiſet ihn von hier.
O! ſingt der Gottheit Lob mit mir,
Lehrt meine Lippen eure Lieder!

Abendandacht.

Herr, es geſcheh dein Wille!
Der Körper eilt zur Ruh:
Es fallen in der Stille
Die müden Augen zu.
Vergieb der Schwachheit Sünden,
Verſchon mit Zorn und Straf.
Laß mich bereitet finden
Zum Tode, wie zum Schlaf.

Laß, fern von Schreckenbildern
Und wilder Phantaſey,
Die Seele ſich nichts ſchildern,
Was ihrer unwerth ſey!
Laß frey von eitlen Sorgen
Mich wieder auferſtehn,
Und auf den Kampfplatz morgen
Mit neuen Kräften gehn.

Doch, wenn mit feſtem Schlummer
Des Todes letzte Nacht
Den Freuden, ſammt den Kummer,
Ein ſchnelles Ende macht;
Herr, ſtärk mich, wenn der Schrecken
Der letzten Stunde droht.
Mein Gott wird mich erwecken;
Ein Schlaf nur iſt mein Tod.

Dein Heil hab ich geſehen;
In Frieden fahr ich hin,
Weil ich, beym Auferſtehen,
In deinem Reiche bin.
Wohl dem, der bis ans Ende
Sich als ein Chriſt erweiſt!
Mein Gott, in deine Hände
Befehl ich meinen Geiſt!

Am zwanzigſten Geburtstage.

Der Tag erneuert ſich itzt, in dem ich die Strahlen des Lichtes,
Betäubt vom Gefühle, zum erſtenmal ſah:
Zum erſtenmal fühlt ſich der Wurm, er iſt, er empfindet, er denket,
Und grüßet mit Weinen die künftige Pein.

Noch nicht, o Schöpfer, dein Bild, noch unreif zu deinen Gedanken,
Von tauſend ihm neuen Begriffen durchirrt,
Erhob dich dazumal ſchon mein erſtes thieriſches Lallen,
O Gott, den nunmehro mein Saitenſpiel lobt!

Schon zwanzigmal drehtet ihr euch, ihr wirbelnd rollende Welten,
Seitdem ich des Erdballs Bewohner gemehrt;
Lobſingend genieß ich dich, Welt: doch fühlt ſich die freiere Seele
Für andere beſſere Welten gemacht.

Wie bald verfloſſet ihr mir, durch Luſt und Irrthum und Kummer
Verflogene Zeiten, unmerkſam dahin!
Bald werdet ihr alle verflehn, betrübte, ſterbliche Jahre!
Bald ſchwing ich zu meinem Urſprunge mich auf.

Verzeih, o Schöpfer, verzeih, wann ſich die unſterbliche Seele
Mit ihr angebornen Fehlern befleckt!
Als Menſch noch handl' ich als Menſch; es wird die verklärtere Seele
Dich einſt mit ſeraphiſchen Liedern erhöhn.

Wie ſchwer, wie öde ſeyd ihr, vergänglich irdiſche Glieder!
In dichteriſchen Träumen entflieh ich euch ſchon,
Und ſeh von der heiteren Höh' auf niedrig denkende Seelen
Mit ſtillem und zärtlichem Mitleid herab.

Mit dir, Eloa, mit dir will ich den Schöpfer beſingen:
Und mit uns beſing ihn der Seligen Heer!
Lobt, Seraphim! Lobt euren Gott mit ewigen Harmonien!
Er ſprach, und ihr wurdet; er winkt, ihr vergeht.

Vertrauen auf Gott.

Ich hoff auf keine Hülfe mehr,
Herr! als von deinen Höhen.
Bei Menſchen ſind ich kein Gehör;
Gott! höre doch mein Flehen!
Du biſt der Gott noch, der ſchon oft
Bey meinem Leiden unverhofft
Mit deinem Troſt erſchienen.

Du biſt der Gott noch, deſſen Macht
Mizraims Fürſten ſchreckte;
Der aus des Todes öder Nacht
Den Lazarus erweckte.
Herr, hilf mir! Ja, ein himmliſch Licht,
Das in die dunkle Seele bricht,
Verſpricht mir deine Hülfe.

Mit deinem Troſt erquickſt du mich,
Wenn mir ein Leid begegnet.
Herr, nimmermehr verlaß ich dich,
Bis daß du mich geſegnet.
Ich höre dich; mein Vater ſpricht:
Ich bin dein Schutz, dein Troſt, dein Licht:
Geh hin, mein Sohn, in Frieden!

Der Friede.

Verſtumme, betäubender Hall! entweichet, verwegne Trompeten!
Erſchrecket die Fluren nicht mehr mit Mordſucht erregendem Klang!
Die Schwerter weichen dem Pflug: weicht unſern fröhlichen Flöten,
Weicht unſerm Geſang.

Es kömmt des Himmels Geſchenk, es kömmt der Friede vom Himmel;
Und lächelnd kömmt mit ihm der Ceres fruchtbarer Sohn;
Die Freude flattert herab, die ſonſt vor dem wilden Getümmel
Der Waffen entflohn.

Aus Fluthen, die nicht mehr vom Blut, nicht mehr von Todten geſchwellen,
Erhebet die Gottheit des Rheins, mit mooſigtem Schilfe umlaubt,
Mit ſtarken Hörnern geziert aus grünlicht ſtrudelnden Wellen,
Das fruchtbare Haupt.

Den ſtille gewordenen Wald durchſäuſeln nur liebliche Winde;
Das Ufer erſchallet nicht mehr von blutiger Sieger Geſchrey;
Es murmelt die rauſchende Fluth; ſie küſſet das Ufer gelinde
Und liſpelt vorbey.

Was treibet der Menſchen Geſchlecht, ſich ſelbſten das Leben zu enden?
Was machet das irdiſche Volk zum Opfer verbitterter Wuth?
Was wühlet der zornige Arm mit raſend verwegenen Händen
Im eigenen Blut?

Der Menſchen Kühnheit durchbricht die Gränzen der irdiſchen Sphäre,
Seitdem des Prometheus Fauſt geraubtes Feuer entbrennt.
Es hat die Vorſicht umſonſt durch nicht zu pflügende Meere
Die Ufer getrennt.

Der wächſerne Flügel erhob ſich zu den olympiſchen Höhen,
Wohin ein ſinnloſer Schwung des Icars Verwegenheit trug:
Doch Blitz und Rache brach los und ſtürzte zu ſalzichten Seeen
Den raſenden Flug.

Wie glücklich war nicht die Welt, als bey beſtändigen Lenzen
Noch nie geſäetes Korn in gelblichen Fluren gewallt!
Jedoch das kühne Geſchlecht zerbrach die geſetzten Gränzen
Aus Bosheit zu bald!

Eh noch die Mordſucht gelehrt, ſich unter einander vernichten;
Eh Tugend, Treue und Recht von Gold und Stahle beſiegt;
Eh noch die Colchiſche Schaar, auf zitternd ſchwankenden Fichten,
Die Wellen durchflügt:

Eh noch das irdiſche Volk, ſich blindlings ſelbſten zu ſtrafen,
Die Freyheit muthwillig verſcherzt und herrſchenden Fürſten gefröhnt;
Eh noch Cyclopen geſchwitzt, eh noch vom Schwirren der Waffen
Der Aetna ertönt:

Da irrten, im ſchattigen Hayn, unſchuldig fröhliche Schaaren;
Es ſtörte kein ſehnender Wunſch die Einfalt der ruhigen Bruſt,
Befreyt von Sorgen und Furcht, geſichert vor künftgen Gefahren,
Erſchaffen zur Luſt.

Es floh die goldene Zeit mit bald verſchwindendem Flügel;
Die Laſter brachen hervor, um uns mit Kriegen zu drohn;
Nun iſt die traurige Treu längſt über die heiligen Hügel
Des Mondes entflohn.

An eine Freundin.

Wann die traurige Nacht dämmernde Fluren drückt,
Wann der Wandrer verirrt in dem betrübten Hayn
Keinen Stern mehr erblicket,
Und dem zögernden Tage ruft;

Wann mit einſamem Ernſt thauende Mitternacht
Schweigend feyerlich herrſcht, und der entwölkte Mond
Auf den Tanz der Dryaden
Heiter lächelnd herunter ſieht;

Wann das flüchtige Heer, das ſonſt die Luft durchirrt,
In den Büſchen verſtummt, und auf den Aeſten ruht:
Singt mit reizenden Tönen
Noch die zärtliche Nachtigall.

Hier, wo Dummheit und Stolz alles mit Nacht bedeckt,
Wo Verleumdung und Wahn ſchweigende Tugend drückt,
Singt die Freundin der Muſen,
Singt die göttliche Chloris noch:

Stets ſich ſelbſten nur gleich, bald wenn ihr heitrer Scherz
Frohe Reyhen belebt; bald wann mit edlem Ernſt
Eine zitternde Zähre
Einſam ſchweigender Schwermuth fließt.

Sing! verachte den Neid! bleib in erhabner Ruh!
Wenn mit hämiſchem Blick zornige Dummheit ſchilt!
Sing! es warten die Haynе
An dem Ufer des R...ſchon:

Sing! ſie warten gerührt auf dein begeiſtertes Lied!
So ſang Sappho vielleicht! Eben ſo hörten ihr
Die leukadiſchen Felſen
Mit verſchwiegener Ehrfurcht zu.

An den Amor.

Oft beſungner Gott der Liebe,
Gott, den Dichter zärtlich ehren,
Den ich ſonſt vergnügt erhoben,
Jetzo laß mich mit dir zanken!
Iſt denn dieß der Lohn der Lieder,
Die ich dir ſo oft geweihet?
Iſt denn dieß der Lohn der Liebe,
Die ich Chloen zugeſchworen?
Sonſten war ich frey und fröhlich:
Das Geſchwätze müßger Thoren,
Und die ſtrengſten Sittenlehren,
Und die Predigten Tartüffens,
Und der finſtern Weiſen Schlüſſe,
Und der ganze Schwarm der Sorgen
Konnten mich nicht traurig machen.
Und du Vater, aller Freuden,
Und du, Amor, machſt mich traurig!
Seit als ich entfernt von Chloen,
Stunden und Minuten zähle,
Irr ich träumend hin und wieder,
Seufz ich öfter, als Tartüffe,
Seh ich finſtrer aus, als Zeno.
Alles, was mich ſonſt vergnüget,
Kann die Sinne nicht erheitern.
Bey dem neubelaubten Frühling
Riefen mich die jungen Weſte,
Die die Stauden ſanft durchſchlüpfen,
Mich im Thale zu ergötzen:
Aber ich blieb immer traurig.
Damon der mit ſchlauen Scherzen
Sonſt der Thoren Schwarm vertreibet,
Damon, der mich oft vergnügte,
Rief mir zu mit heitern Mienen:
Aber ich blieb immer traurig.
Selbſt der Bändiger der Sorgen,
Selbſt der mächtige Lyäus,
Winkte mir mit vollem Weinglas:
Aber ich blieb immer traurig.
Amor, Urſprung meiner Schmerzen,
Eile, ſie hinweg zu treiben!
Bringe Chloen bald zurücke;
Mach mich wieder froh und munter;
Oder ich will, ſtatt der Oden,
Nach der Art der Miethpoeten,
Leich- und Hochzeitverſe dichten;
Und dich lächerlich zu machen,
Will ich dich, wie Neukirch, loben.

Empfindungen einer Schäferin.

Ich will von Liebe nichts mehr wiſſen;
Die Sprödigkeit ſey meine Pflicht!
Aus Freundſchaft darf mich Thirſis küſſen:
Doch das iſt noch die Liebe nicht.

Roth werd ich, wenn ich ihn erblicke;
Ich ſeufze, wenn man von ihm ſpricht;
Oft flieh ich ihn, und ſeh zurücke:
Doch das ich noch die Liebe nicht.

Im tiefſten Hayn bey meinen Heerden,
Den nie des Tages Strahl durchbricht,
Schlief ich jüngſt ein, geweckt zu werden:
Doch das iſt noch die Liebe nicht.

Jüngſt gieng ich irr, bloß weil ich wollte,
Im ſtillen Wald bey Mondenlicht,
Daß mich mein Schäfer ſuchen ſollte:
Doch das iſt noch die Liebe nicht.

Ich ſehe traurig in Gedanken,
Wann er mit andern Mägdchen ſpricht;
Bald möcht ich weinen und bald zanken:
Doch das iſt noch die Liebe nicht.

Den Strauß, den Thirſis mir gebunden,
Küßt ich und drückt ihn an mein Herz:
Da weiß ich nicht, was ich empfunden:
Doch das war weiter nichts, als Scherz.

Muß er aus unſern Fluren gehen,
Wie lange wird mir da die Zeit!
Wie hüpft mein Herz beim Wiederſehen!
Doch das iſt nichts, als Zärtlichkeit.

Jüngſt küßt er mich; in meinem Herzen
Schlich ſich ein heimlich Feuer ein,
Ich weiß nicht, was für ſanfte Schmerzen!
Ach! ſollte dieſes Liebe ſeyn?

Der Morgen.

Komm, heiter wie der Morgen,
Der auf den Hügeln lacht!
Der Liebe ſüße Sorgen
Verlängerten die Nacht.
Komm, Doris! ſieh von fernen
Die Morgenröthe glühn:
Sieh, mit den blaſſen Sternen,
Nacht, Gram und Kummer fliehn!

Vom ſtillen Thau gekühlet,
Erwartet uns das Thal;
Was lebt, wird reg' und fühlet
Der Liebe ſüße Qual.
Laß uns der Stadt entfliehen;
Die Freude winkt uns zu:
Hier ſiehſt du Roſen blühen,
Unſchuldig ſchön, wie du.

Die Stunden ſind verloren,
Die wir der Luſt nicht weihn!
Du ſey'ſt zum Glück geboren,
Sagt dir der ganze Hayn.
Mein Lied und unſre Triebe
Singt Echo leiſe nach.
Von Liebe, nur von Liebe,
Schwätzt murmelnd jener Bach.

Bedaur'ſt du nicht die Nelken,
Die dort dein Aug erblickt?
Sie ſinken, ſie verwelken,
Betrübt und ungepflückt.
Was nützt das Glück des Lebens,
Wenn man es nicht genießt?
Die Jugend blüht vergebens,
Betrübt und ungeküßt.

O Doris, laß die Thoren
Uns ſcheiten, ſauer ſehn!
Weil ſie dieß Glück verloren,
Lehr ſie die Rachſucht ſchmähn.
Du kannſt hier Täubchen ſehen;
Sie ſchnäbeln ſich im Hayn:
Du hörſt von fern die Krähen
Mit heiſ'rer Stimme ſchreyn.

Ihr Schmähn, ihr Prophezeyen,
Stört nicht der Täubchen Ruh:
Sie laſſen zanken, ſchreyen,
Und küſſen immer zu.
Umwölkt von Finſterniſſen,
Hat noch kein Thor geſchmeckt,
Was in unſchuld'gen Küſſen
Für eine Wolluſt ſteckt.

Laß ſtolze Fürſten ſtreiten,
Und prächtig elend ſeyn.
Zu wahren Zärtlichkeiten
Bleibt ſtets ihr Herz zu klein.
Dem ſchönſten aller Triebe
Will ich die Jugend weihn;
Ich küſſe, was ich liebe:
Die ganze Welt iſt mein.

Karl Curths

ward im Jahre 1764 im Forsthause bei Calbe geboren, erhielt nach vollendeter Schulbildung eine Anstellung in preußischen Diensten und war zuletzt expedirender Secretair bei dem K. Preußischen Finanzministerium in Berlin. Er starb daselbst am 10. Juli 1816.

Von ihm erschien:

Der niederländische Revolutionskrieg. Leipzig, 1808 u. 1809; auch unter dem Titel: Geschichte des Abfalls der Niederlande von Schiller, fortgesetzt von K. C. B. 2 u. 3.

Die Bartholomäusnacht. Leipzig, 1814.

Die Schlacht bei Breitenfeld und Lützen. Leipzig, 1814.

Kortez, der Eroberer Mexiko's. Herausgegeben von A. Rücker. Berlin, 1818.

C. erreichte zwar sein Vorbild Schiller nicht, erwarb sich aber durch seine historischen Darstellungen manches Verdienst und zeigte, daß er geschichtliche Gegenstände mit Talent, Sorgfalt und Treue zu behandeln wisse.

Amalie Curtius,

die Tochter eines angesehenen Kaufmanns, Namens Kretzschmar, ward am 14. December 1781 in Dresden geboren, und verheirathete sich daselbst mit dem K. S. Appellationsrath D. K. F. Curtius. Als Schriftstellerin nennt sie sich Amalie Clarus.

Sie gab heraus:

Antonie. Kiel, 1809. 2 Thle.
Fritz und Lottchen. Leipzig, 1815.
Franziska. Leipzig, 1815.
Die Flucht aus dem Vaterhause. Leipzig, 1815.
Abendunterhaltungen (gemeinschaftlich mit W. Willmar). Leipzig, 1813.
Kleeblätter. 3 Thle. Chemnitz, 1816—18. } gemeinschaftlich
Hyacinthen. Chemnitz, 1819. } mit W. Willmar und A. Steinau.

Eine geistreiche und gemüthvolle Schriftstellerin, welche die Ereignisse des bürgerlichen Lebens mit Scharfblick aufzufassen und mit Geschmack und Talent darzustellen vermag; ihre Leistungen werden daher besonders von dem weiblichen Publicum gern gelesen und verdienen mit Recht empfohlen zu werden. —

Michael Conrad Curtius

ward am 18. August 1724 zu Techentin, einem Dorfe im Mecklenburgischen geboren, erhielt seine Vorbildung auf den gelehrten Schulen zu Goldberg, Parchim und Schwerin, und studirte seit 1741 Theologie in Rostock. Nach vollendeter akademischer Laufbahn ward er Hauslehrer bei dem Superintendenten Rehfeld in Stralsund und kam dann in gleicher Eigenschaft zu dem Hannöverischen Staatsminister von Schwicheldt. 1759 erhielt er eine Professur an der Ritterakademie in Lüneburg, welche er 1768 mit der Professur der Geschichte, Poesie und Eloquenz an der Universität zu Marburg vertauschte. Er starb daselbst, als Hessischer Geheimer Justizrath, Primarius der philosophischen Facultät, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften u. s. w. am 22. August 1802.

Seine deutschen Schriften sind:

Philosophisches Lehrgedicht, von dem Schicksale der Seele nach dem Tode. Bützow, 1754.
Die Weser, ein Gedicht, Hannover, 1760.
Kritische Abhandlungen und Gedichte. Hannover, 1760.
Abhandlung von den Gleichnissen und Metaphern u. s. w. Wismar, 1750.
Historische und politische Abhandlungen. Marburg, 1783.
Geschichte und Statistik der weltlichen fürstlichen Häuser in Deutschland. Marburg, 1780.
Statistisch-geographische Geschichte von Hessen. Marburg, 1793.
Grundriß der Universalhistorie. Marburg, 1789. 2. A. verb. v. F. Rehm, 1819.
Aristoteles Dichtkunst, ins Deutsche übersetzt. Hannover, 1753.
Columella, von der Landwirthschaft, ins Deutsche übers. Bremen, 1769.
Einzelne Abhandlungen u. s. w.

C. war ein Mann von gründlichem Wissen, hellem, gesundem Verstande und guter Urtheilskraft, der mit Eifer für die Begründung eines reinen und geläuterten Geschmackes in der schönen Literatur arbeitete und manchen schätzenswerthen Beitrag geliefert hat. In späteren Tagen widmete er sich vorzüglich dem Studium der Geschichte. Sein didactisches Gedicht, die Weser, enthält einzelne gelungene Stellen, seine beste Leistung bleibt jedoch die Uebertragung der Poetik des Aristoteles mit den dazu gehörigen Excursen; nur darf man bei der Beurtheilung seiner Arbeiten überhaupt nicht aus den Augen lassen, wie weit man zu jenen Zeiten in Deutschland im Allgemeinen noch in Sachen des Geschmacks zurück war, und wie öde das Feld lag, dessen Anbau Curtius seine jugendlichen Kräfte widmete.

Abhandlung von dem Theater der Alten.*)

§. 1.

Die Untersuchung der Alterthümer grauer Zeiten, und längst verjährter Gewohnheiten verwüsteter Länder und Völker ist seit vielen Zeiten das sicherste Mittel gewesen, die Gelehrten unsterblich zu machen. Grav, Gronov, Gruter und Bulenger, haben nur dadurch ihren Namen auf die Nachwelt gebracht. Sollte der Ruhm dieser Männer nicht ein unumstößlicher Beweis für die Wichtigkeit dieser Art von Gelehrsamkeit seyn? Ich glaube es nicht, wenn man den Werth der Wissenschaften nicht nach herrschenden Vorurtheilen, son-

*) Aus M. C. Curtius „Aristoteles Dichtkunst." Anhang. Hannover, 1753.

dern in seinem wahren Lichte betrachtet. Denn hängt die Schätzbarkeit der Wissenschaften nur von dem Einflusse ab, den sie in die Verbesserung unserer Seele und Leibeskräfte, und den Wohlstand des gemeinen Wesens haben, so kann die Erforschung der Kleidungen und Spiele der Alten keinen vorzüglichen Platz in dem Reiche der Wissenschaften behaupten. Werke von dieser Art sind Geburten des Gedächtnisses und der Belesenheit; könnten diese wohl mit den Bemühungen des Verstandes und Witzes in Vergleichung kommen? Und ist es daher im Grunde nicht rühmlicher, der Urheber einer mathematischen oder ökonomischen Auflösung, als der Verfasser der griechischen und römischen sogenannten Schätze zu seyn. Allein, die Neugierde der Menschen, welche sie mehr zur Erkenntniß fremder als eigener Angelegenheiten treibt, hat den Gelehrten diese Arbeit angenehm gemacht; und die genaue Verknüpfung, womit die Alterthümer in die Geschichte und philosophischen Bücher voriger Zeiten gleichsam gewebet sind, deren Erkenntniß uns unentbehrlich ist, machet auch ihre Erkenntniß unentbehrlich für uns, und erhöhet dadurch ihren Werth, zwar nicht in Absicht ihrer eigenen Würdigkeit, aber doch in Betracht unserer auf sie zu verwendenden Bemühungen. Allein ich habe dem Ansehen nach meine Zeit sehr übel gewählet, meine Galle gegen diese Wissenschaft grauer Kleinigkeiten, welche nur in der Entfernung groß scheinen, auszuschütten, da ich selbst im Begriff bin, eine Abhandlung über einen Theil derselben zu schreiben. Jedoch ich hoffe, der Zusatz einer bedingten Unentbehrlichkeit wird diejenigen zufrieden stellen, welche meine vorhergebrauchten Ausdrücke als so viele Lästerungen ansehen; und die Vorwürfe einer Schrift, die zur Erläuterung des Aristoteles dienet, verlieren den Namen der Kleinigkeiten, und der Antheil, den sie an einem so schätzbaren Verfasser haben, macht sie selbst schätzbar.

§. 2.

Wenn ich das Theater der Alten, und insbesondere der Griechen, mir zum Augenmerk setze, so verlange ich nicht, eine ausführliche Geschichte desselben zu geben; es ist genug, den Ursprung davon mit wenigem zu zeigen. Es ist eine Tochter der Freude und des Aberglaubens; und was man itzt als eine Schule der Tugend, und anständiger Sitten betrachtet, war in seiner ersten Bestimmung ein üppiges Trinklied. Bacchus und der Wein waren ihre Quelle. Wer Bacchus gewesen, ist nach tausend Muthmaßungen der Gelehrten gleich unbekannt. Die Erforscher der Mythologie haben ihn bald zum Heiligen gemacht, und aus der Bibel genommen; bald erscheint er ihrem Gesichtspuncte als ein großer Bezwinger und Menschenfreund, der, mit einer Großmuth ohne Beyspiel, entlegenen Völkern vernünftige Sitten und Lebensart aufdringt; bald aber rauben ihm andere Leben und Thaten, alle ihm zugeschriebene Handlungen sind sinnbildlich zu verstehen; sein Sieg über den Himmelstürmer Rhäcus bedeutet sodann nur etwa einen Rausch, der den Rhäcus zu Boden geworfen, denn Bacchus, der Gott und Gesetzgeber, ist der Wein. Ist die Mythologie nur ein Chaos von Träumen, die sich blos durch weniger oder mehr Unordnung unterscheiden, so kann man ohne Gefahr den Traum wagen, den man am wahrscheinlichsten findet. Bacchus sey demnach der Name des ersten Erfinders des Weinbaues und Weintrinkens in Griechenland. Das in Entdeckung der den Wohlschmack reizenden Dinge so scharfsichtige Auge der Menschen läßt uns vermuthen, daß diese Erfindung nicht lange nach Bevölkerung des Landes bekannt geworden. Die wenige Bequemlichkeit, die die ersten Völker zum Umgange mit einander fanden, machte daß die Erfindung eines Volkes selten oder gar nicht zu dem andern überbracht wurden, sondern eine jede Nation selbst bedacht seyn mußte, sich die Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen. Der Indier und Perser, der Aegypter und Araber hatte daher einen besondern Erfinder des Weines in seiner eigenen Nation. Die Griechen, die einzigen Bewahrer der alten Geschichte anderer Völker, tauften diese alle mit dem Namen ihres Bacchus, und die Unwissenden vermischten die Handlungen so verschiedener Personen mit einander, und legten sie einem einzigen bey. Die Verehrung verdienter Personen, die feyerliche Begehung ihres Gedächtnisses verwandelte sich in einen Gottesdienst, und der Erfinder des Weins, ward, nach seinem Tode, auch der Beschützer und Gott desselben. Um ihn an den Verwüstern seiner Früchte zu rächen, schlachtete man ihm zu Ehren an seinen Festen einen Bock, und sang Lieder zum Ruhme des Bacchus, wovon die ganze Ceremonie Tragödie, d. h. ein Gesang des Bocks, genannt ward. Da keine Gebräuche sich lange bei ihrer ursprünglichen Einfalt erhalten, so litten auch diese bald merkliche Veränderungen und Zusätze. Hatten vorher nur die Acker- und Landleute Theil daran genommen, so ward es nun auch ein Fest der Städte. Der Einfluß, den eine gesittete Lebensart in alle Handlungen hat, zeigt sich auch hier. Auf dem Lande blieben die unordentlichen Gesänge; in den Städten wurden sie ein wenig ordentlicher, und man führte die Chöre der Musik ein. Daher kam es mit der Zeit, daß die mit Gesängen verknüpften Opfer des Bacchus, nur in den Städten sich den Namen Tragödie anmaßten, auf dem Lande aber den Namen der Comödie erhielten. Von dieser Zeit ist es zu verstehen, wenn Diogenes Laertius und Athenäus schreiben, daß der Chor die ganze Tragödie gespielet habe, weil nämlich die Tragödie nur aus Gesängen bestund a). Allmählig setzte man an diesen Festen den Gesängen gewisse Preise, welche, im Anfange in Erhaltung des dem Bacchus geopferten Bockes bestunden. Horaz saget noch vom Thespis:

Carmine, qui tragico vilem certauit ob hircum.

Wer der erste Stifter dieses Preises gewesen, ist ungewiß. Einige schreiben es dem Epigenes von Sycion zu, andere dem Theomis; und Aulcas soll die Chöre in Ordnung gebracht haben. Es ist so wenig hieran gelegen, daß ich mich in keine Entscheidung des Streites einlassen werde.

Die allzugroße Einförmigkeit ward zuletzt den Athenienfern überdrüßig. Thespis führte eine redende Person zwischen den Gesängen der Musik ein, und deßfalls wird er von vielen für den Erfinder der Schauspiele gehalten. Allein Plato saget mit ausdrücklichen Worten b), daß Athen vor dem Thespis und Phrynichus Schauspiele gehabt. Die ersten Schaubühnen waren offene Wägen, auf welchen die spielenden Personen durch die Stadt fuhren, und, um unerkenntlich zu seyn, das Gesicht mit Weinhefen beschmiereten. Nach der Zeit wurden öffentliche Schaubühnen angeleget. Aeschylus brachte das Theater zu einer großen Vollkommenheit, und Sophokles und Euripides erhoben es auf die höchste Stufe derselben, so daß die meisten Werke der Neuern nur schwache Copeyen der ihrigen sind.

Damit aber der Begriff des Theaters der Alten desto deutlicher werde, will ich absonderlich von den Handlungen, den Personen, und den Gebäuden des Theaters reden.

§. 3.

Wir haben schon gesehen, daß die ersten Handlungen der Schauspielkunst Gesänge zum Lobe der Gottheit waren, und daß sie sich die Erhebung des Bacchus zum Ziele gesetzt hatten. Diese Festtage waren zugleich Tage der Freude und Ergötzlichkeit. Das Singen ist der Freude natürlich: man sang also Lieder, und zwar Lieder, die sich zu einer Versammlung lustiger Leute schickten. Sind die Neigungen der Menschen sich zu allen Zeiten ähnlich, so dürfen wir nur Achtung geben, was eine Versammlung von Leuten aus einer lustigen Nation z. B. der französischen, bey einer solchen Gelegenheit thun würde. Man würde nämlich, sobald als möglich, die gottesdienstlichen Gesänge endigen: die Jünglinge würden, wofern es ja gesungen seyn müßte, von Liebe und Vergnügen, die Alten von den Fehlern der Jugend, das Frauenzimmer aber von den Fehlern ihrer Nachbarn und Nachbarinnen singen. Waren die Athenienser die Franzosen des Alterthums, so können wir annehmen, daß es bey ihren Zusammenkünften eben so zugegangen sey. Dieses ist kein Traum. Didymus saget ausdrücklich: daß man allmählich angefangen habe, andere Vorwürfe als das Lob des Bacchus zu wählen, und Aristoteles schreibt daß die Schmählieder die Beschäftigung ihrer Versammlung gewesen. Alle diese Gesänge hießen mit einem allgemeinen Namen Tragödie.

Die erste Veränderung der Tragödie fiel in die Zeiten des Theseus. Dieser versammelte das Volk, welches vorher auf den Dörfern lebte, in die Stadt, versahe dasselbe mit Gesetzen und legte den Grund, es zum gesittetsten Volke Griechenlands zu machen. Die Tragödie folgte den Einwohnern in die Städte nach. Von dieser Zeit an überließ man vermuthlich die Zoten den Dörfern, und ließ die Tragödien aus den Lobgesängen des Bacchus mit untermischter Musik und Tänzen bestehen. Weil aber die üppigen Lieder mit gottesdienstlichen Gesängen vermenget sich auf den Dörfern erhielten, so gab man ihnen einen besondern Namen, und hieß sie Comödien. Hieraus erhellet, daß Tragödie und Comödie vormals eine Sache gewesen, der Name der Tragödie aber weit älter als der Name der Comödie sey. Scaliger irret demnach, wenn er behaupten will, daß die Comödie eher als die Tragödie gewesen, und zwar aus dem Grunde, weil die Hochzeiten eher als der Tod, die Trunkenheit vor der Nüchternheit, die geheime Rede eher als

a) Aubignac Pratique du theatre p. 186.
b) Minos s. de lege.

der prächtige Ausdruck, und das Hirtenleben eher als das königliche gewesen. Denn es mag dieser Kunstrichter solches von dem ersten Ursprunge der Tragödie und Comödie, da beides bloße Gesänge waren, oder von der weitern Einrichtung derselben verstehen, so hat er allemal das Zeugniß der Alten gegen sich. Marcus Antoninus sagt ausdrücklich c), daß die alte Comödie auf das Trauerspiel gefolget sey. Die Vergleichung des Alters der ersten Verbesserer der Tragödie leget es noch deutlicher vor Augen. Thespis war in der siebenzigsten Olimpiade schon verstorben, und hingegen Epicharmus der erste, in dessen Ueberbleibseln (nach Aubignacs Zeugnisse) sich eine redende Person findet, lebte in der neun und siebenzigsten Olympiade, und sein Leben ist die eigentliche Epoche der Comödie.

Thespis that die ersten Schritte, das Trauerspiel zur Vollkommenheit zu bringen. Um dem singenden Chore Zeit zu geben, sich auszuruhen, ließ er zwischen den Gesängen derselben eine Person auftreten, die redend einen Vortrag thun mußte. Verdienet der alte Scholiast Glauben, welcher saget, daß zu den Zeiten des Oreste Theomis die tragödischen Gesänge eingeführet, und nach ihm Minos, und ferner Auleas, so ist zu bewundern, daß von da bis auf Thespis, in einem Inbegriff von sechshundert Jahren keiner auf diese so natürliche Neuerung gedacht.

In den Wissenschaften ist der erste Schritt der schwerste, nächstdem kostet der völlige Durchbruch nur wenig Mühe. Hatte Thespis nur erst den Begriff des Theaters und eine Art von theatralischen Handlungen gegeben, so folgten ihm ganze Schaaren theatralischer Dichter nach. Man fing an, gewisse Preise auf theatralische Stücke zu setzen. Der erste Zeitpunkt dieser Preise ist nicht leicht zu bestimmen. Plutarchus saget uns d), man habe zu Thespis Zeit noch nicht um Preise gestritten. Eusebius hingegen bezeuget in seiner Chronik, daß man in der 42 Olympiade, und also über 80 Jahr vor Thespis angefangen habe, den Wettstreitenden einen Bock zum Preise zu geben. Noch andere Schriftsteller aber versichern uns, daß dergleichen Wettstreite schon bey dem Grabe des Theseus angestellt worden. Und Horaz scheint dem Plutarch gerade zu widersprechen, wenn er saget:

Carmine, qui tragico vilem certauit ob hircum,

wodurch man insgemein den Thespis versteht. Allein überhaupt kann Eusebius mit dem Plutarch in keine Vergleichung kommen, und Horaz scheint, in angeführter Stelle nicht eben vom Thespis zu reden, wie Dacier auch aus dem Grunde wahrscheinlich machet, weil Horaz eben demselben, der um den Preis in der Tragödie gestritten, auch die Erfindung der satyrischen Stücke zuschreibt, da wir hingegen, bei den Alten, keine Fußtapfen finden, daß Thespis jemals ein satyrischer Dichter gewesen.

§. 4.

Die vom Thespis eingeführte Person, und deren Reden, hatten nichts mit dem Lobe des Weingottes gemein, so daß solches auch die Priester des Bacchus übel nahmen, wie Suidas aus dem Chameleon anführet: sondern sie erzählte eine Geschichte oder Fabel, die das hörende Volk rühren oder belustigen konnte. Herr Aubignac glaubet zwar e), daß diese Person nicht allein geredet, sondern ein Gespräch mit jemandem aus dem Chore formiret, der ihm Gelegenheit gegeben, zu reden. Allein ich kann dieser Meinung aus dem Grunde nicht beyfallen. Zu Thespis, und Phrynichus seines Schülers Zeiten, machte das Lob des Bacchus noch den Inhalt der Gesänge des Chores aus, und hatte mit den Reden der vom Thespis aufgeführten Person keine Verbindung. Nur wie Pratinas in der siebenzigsten Olympiade anfing, satyrische Stücke zu machen, verloren sich die gottesdienstlichen Gesänge gänzlich aus der Tragödie. Es ist also nicht leicht zu begreifen, wie einer aus dem Chore dieser redenden Person Gelegenheit geben können, oder wollen, zu reden, und ihre Gesänge zu unterbrechen, da der Chor, welcher aus Priestern und andern gottesdienstlichen Bedienten des Bacchus bestund, diese neue Person mit scheelen Augen ansahen, und von seinem Vortrage zu sagen pflegten: Hierinn ist nichts vom Bacchus. Vielleicht hat Herr Aubignac die Gebräuche des Chores bey der bloß gottesdienstlichen Tragödie, mit den Gewohnheiten der neuern und redenden Tragödie vermischet. Denn zu Zeiten des alten Chores befand sich auf einer Erhöhung, die der Altar des Bacchus genannt ward, ein Sänger, der den Gesängen des Chores singend antwortete.

Die vom Thespis eingeführte Person ward Episode oder ein nicht zum Werke gehöriges Stück genannt, weil damals die Gesänge des Bacchus das Hauptwerk waren. Nach der Zeit aber ist die Bedeutung dieses Wortes von den Personen auf die Sache gekommen.

Will man dem Castelvetro, Riccoboni, und andern glauben, so war die von Thespis aufgeführte Person eine lustige, oder Arlequin, welche allein sang, und zugleich tanzte, und auf Instrumenten spielte. Aeschylus habe demnächst zwo lustige Personen eingeführet, und der einen das Tanzen, der andern aber das Singen und Spielen aufgetragen; worauf endlich Sophokles drey aufgeführet, um eine jede von diesen Handlungen durch eine besondere Person vollziehen zu lassen. Aubignac hat diese, den Stellen der Alten so widerwärtige Meynung, gründlich widerleget. Er braucht weiter nichts, als das Zeugniß des Aristoteles. Dieser saget: das Trauerspiel sey durch die drey Personen des Thespis, Aeschylus und Sophokles zur größten Vollkommenheit gebracht worden. Würde er dieses von der Einführung dreyer lustiger Personen gesaget haben, und zwar solcher Personen, deren Verrichtungen so weit von dem wahren Wesen des Trauerspiels entfernet waren?

§. 5.

Aeschylus war der wahre Vater der Tragödie, denn vorher war es kein Gespräch, sondern eine bloße Erzählung. Er führte noch eine Person ein, und theilte das Trauerspiel in zwo Rollen ein, wovon der erste Acteur die hauptsächlichste spielte, und desfalls der Protagoniste hieß, der zweyte ward der Deuteragoniste, und der dritte, welchen Sophokles hinzu that, der Tritagoniste genannt. Der Verstand ist nicht, daß nicht mehr als die Acteurs gewesen; die Stücke des Aeschylus und Sophokles zeigen das Gegentheil, sondern es wird dadurch der Antheil bezeichnet, den ein jeder bei der Haupthandlung gehabt. Doch scheint mir die Muthmaßung des Herrn Brümoi auch sehr vernünftig zu seyn, daß jeder Acteur unterschiedene Personen vorgestellet, wie solches noch bey den Chinesen geschieht.

§. 6

Auf die Tragödie folgte die Erfindung der Comödie. Es war natürlich, da man das Beyspiel der Tragödie vor Augen hatte, daß man nicht lange säumte demselben nachzuahmen. Die ersten Erfinder derselben sind unbekannt. Aristoteles selbst unterfängt sich kaum, hierin einen Ausspruch zu thun. Die Sicilianer sowohl, als die Griechen, schreiben sich die Erfindung derselben zu. Nach dem Ausspruche des Clemens von Alexandrien f) wäre Sisarion der Ikarier der erste Erfinder. In den Ueberbleibseln aber, welche Athenäus von den alten Comödienschreibern gesammelt, finden sich keine Spuren zusammenredender Personen vor dem Epicharmus. Nach dieser Rechnung würde die Anfoderung der Sicilianer auf die Ehre der Erfindung so ungegründet nicht seyn. Solinus schreibt von Sicilien: Hic primum inuenta comoedia, hic et cauillatio comica in scena stetit. Bey den Athenienſern war Sannyrion der erste, der die Comödie in Ordnung gebracht. Kratinus brachte sie zur größeren Vollkommenheit, indem er drey Personen einführete: und endlich legte Aristophanes die letzte Hand daran.

Das Alter der Comödie theilet sich in drey Zeitpuncte, und eben dieselben sind der Maaßstab des Wachsthums ihrer Vollkommenheit: die alte, mittlere, und neue Comödie.

Die alte Comödie bediente sich einer ungebundenen Freyheit, die wirklichen oder vermeintlichen Fehler der Leute namentlich zu tadeln und durchzuziehen. Phrynichus, Eupolus, Theopompus, Archippus, Plato, Beleclides, Krates, u. a. m. waren in diesem Zeitpuncte berühmt. Diese Art der Comödie schickte sich wohl zu der damaligen Beschaffenheit der Staaten, da durchgehends eine ungezähmte Freyheit herrschte. Wie aber nach und nach die Großen das Haupt empor hoben, ward ihnen der öffentliche Tadel des Geizes, der Ungerechtigkeit und Tyranney desto unleidlicher, je mehr sie denselben durch ihre Sitten verdienten. Man beschnit also den Dichtern die vorher gehabte Erlaubniß des namentlichen Tadels. Wie Lysander Athen eroberte, und die dreyßig Tyrannen die Oberherrschaft erhielten, deren Gedächtniß sie durch so viel Verbrechen verhaßt machten, ward von diesen auch die

c) Lib. XI. §. 6.
d) in vita Solonis.
e) Pratique du Theatre p. 137.
f) Stromat. Lib. I.

Freyheit der Bühne eingeschränkt, und die namentliche Antastung der Personen verboten. Kratinus unterstund sich zwar, sich der vorigen Freiheit zu bedienen, büßte aber seine Verwegenheit mit dem Leben. Zu Rom ahmte man, in den nachfolgenden Zeiten die Strenge der Griechen nach. Nach dem Zeugnisse des Cicero war die Lebensstrafe für diejenigen bestimmt, welche andere namentlich durchziehen würden.

Die mittlere Comödie setzte zwar die Namen der Personen in Sicherheit, aber nicht ihre Personen selbst, noch weniger aber ihre Laster. Man malete die Personen so deutlich ab, daß es unmöglich war, sie nicht zu erkennen. Sokrates ward in dem Lustspiele des Aristophanes, die Wolken genannt, ein Beispiel davon. Insbesondere war der Chor dazu bestimmt, die Fehler anderer auf das kenntlichste durchzuziehen.

Zur Zeit Alexanders des Großen, da die Regierung zu Athen auf einen ganz andern Fuß gesetzet ward, erreichte auch die mittlere Comödie ihr Ziel. Man versagte ihr alle Erlaubniß persönlicher Beschimpfung, und so entstund die neue Comödie, welche gänzlich von der vorigen unterschieden war. Man begnügte sich, allgemeine Laster und Thorheiten unter dem Bilde einzelner, aber erdichteter, Personen vorzustellen. Der Chor zog, statt der Fehler der Personen, die Schriften anderer Dichter durch, und hörete endlich gar auf, und zwar, wie Horaz glaubet, aus der Ursache, weil ihm die Erlaubniß, zu schmähen, benommen war.

§. 7.

Die ersten Comödien waren sämmtlich in Versen. Krates war der erste, der Comödien in ungebundener Rede auf die Bühne brachte. Sein Ansehen aber war nicht groß genug, die gebundene Schreibart von dem Theater zu verbannen. Die Versarten waren in der alten und mittleren Comödie willkührlich: in der neuern aber fanden nur trochäische und jambische Verse Platz.

Die Theile der Comödie werden verschiedentlich angegeben. Diomedes theilet sie in Diuerbium, Canticum und Chorum. Man sieht leicht, eines Theils, daß dieses die Eintheilung der öffentlichen Vorstellung einer Comödie, und nicht der Comödie an sich sey, und daß überdem noch von der alten und mittleren Comödie die Rede sey, weil noch des Chors Meldung geschieht. Scaliger giebt diese Eintheilung. Prostasis, oder die Erklärung der Sache, ohne Meldung des Ausganges, Epitasis, oder der Anfang der Verwirrung, Katastasis, der höchste Grad der Verwirrung, (ein Theil, welcher, seiner Meynung nach, nothwendig, aber wenig bemerket ist) und endlich Katastrophe oder die Glücksänderungen. Da die Regeln für die Tragödie und Comödie, so fern beide Handlungen vorstellen, einerley sind, so muß auch ihre Eintheilung auf gleiche Regeln gegründet seyn. Ich berufe mich auf dasjenige, was ich hievon in meinen Anmerkungen über den Aristoteles gesaget habe.

§. 8.

Wie der alten Comödie die Macht genommen wurde, sich persönlicher Anzüglichkeiten zu bedienen, sollen an ihrer Stelle die Satyren eingeführet worden seyn. Akron schreibt sie dieser Bewegungsursache zu, und giebt den Kratinus, als den ersten Urheber an. Es ist dieses aber von einer größern Vollkommenheit der satyrischen Stücke zu verstehen, denn sonst ist die Satyre gleichen Ursprungs mit der Tragödie und Comödie. Weil man nämlich übel nahm, daß dem Lobe des Bacchus durch die redende Person etwas entzogen ward, so führte man die Satyrn, als Bediente des Bacchus ein. Die Vorwürfe dieser satyrischen Stücke waren ihren Namen gemäß. Diomedes saget: Satyrica est apud Graecos fabula, in qua item tragici poetae non reges aut heroës, sed Satyros induxerunt ludendi causa jocandique.

§. 9.

Ich darf von den Stücken des römischen Theaters nicht ausführlich handeln. Alle ihre Stücke waren nur Nachahmungen der Griechen. Zwar hatten dieselben gleich im Anfange schon ziemlich viel Regelmäßigkeit, allein dieses rührte daher, weil die Trauerspiele und alle Stücke der Bühne bey den Griechen erfunden worden, und folglich nur allmählich ihre Vollkommenheit erlanget, da hingegen die Römer die Muster der Griechen schon vor sich hatten.

§. 10.

Die Personen des Theaters bestunden aus dem Chore, und den handelnden oder spielenden Personen. Von dem Chor habe ich in meinen Anmerkungen über den Aristoteles zureichend geredet. Die spielenden Personen unterzogen sich den Schauspielen zuerst freiwillig, nächstdem aber hielt die Obrigkeit die spielenden Personen auf ihre Kosten. Alle spielende Personen bedienten sich der Masken, und zwar ursprünglich aus einer doppelten Ursache. 1. Die Alten hatten keine weiblichen Acteurs, weil aber doch bisweilen in den Schauspielen Weiber vorgestellt werden mußten, so half man sich durch die Masken. 2. Man zog zuerst lebende und bekannte Personen durch. Um sie den Zuschauern desto kenntlicher zu machen, bediente man sich solcher Masken, die die Gesichtsbildung der vorgestellten Leute aufs natürlichste ausdrückten. Da die persönlichen Anzüglichkeiten abgestellet wurden, suchte man die Leidenschaften der Menschen durch Masken abzubilden, und kenntlich zu machen, welches zum Theil wegen der Größe des Theaters und der weiten Entfernung vieler Zuschauer nothwendig war, damit sie aus dem bloßen Anblick der Person seine Person und Charakter wahrnehmen konnten. So brachte Neophron zuerst die Maske eines Schulmeisters auf die Bühne, und Aeschylus trunkene Leute.

In den Tragödien waren die Masken noch aus einer andern Ursache nothwendig. Schon damals machte man sich von seinen Vorfahren und der Vorwelt überhaupt einen höhern Begriff als etwan in der Wahrheit gegründet seyn mochte. Man glaubte insbesondere, daß die Helden des Alterthums viel größer gewesen, als die Menschen in den nachfolgenden Zeiten. Diese Helden wurden in der Tragödie aufgeführet, man suchte daher, ihnen die Acteurs durch ungeheure Masken, und den berühmten Cothurn so viel möglich ähnlich zu machen.

Die Materie der Masken, da sie erst von Baumrinden, demnächst von Leder oder Holz waren, und ihr Unterscheid, da sie entweder komische, tragische, satyrische und orchestrische waren, gehöret nicht eigentlich zum Wesen des Theaters, und war auch bey den Alten willkührlich. Eben so wenig waren die Kleidungen der spielenden Personen einerley, sondern richteten sich nach den veränderlichen Kleidertrachten der verschiedenen Zeiten und Nationen.

§. 11.

Herr Boindin [5]) hat von den Gebäuden des Theaters der Alten gründlich gehandelt; der Riß, der sich in der deutschen Ausgabe findet, drücket dieselben ziemlich genau aus, und weiß ich wenig zu demselben hinzuzusetzen. Ich habe also gut gefunden, meinen von den Gebäuden des Theaters der Alten schon verfertigten Riß zu unterdrücken, und den Leser auf die Abhandlung des Herrn Boindin, und den Vitruv selbst zu verweisen.

---

5) Memoires de l' Acad. des belles Lettres. T. I.

D.

Simon Dach,

einer der talentvollſten und correcteſten älteren deutſchen Dichter, ward am 29. Juli 1605 zu Memel in Preußen geboren. In der öffentlichen Schule ſeiner Vaterſtadt, die er ſchon in zarter Kindheit beſuchte, zeichnete er ſich durch Fleiß und glückliche Anlagen bereits vortheilhaft aus; denſelben Eifer bewies er ſpäter auf der Domſchule in Königsberg, von wo ihn jedoch die Peſt vertrieb, ſo wie auf den Gymnaſien zu Wittenberg und Magdeburg. Er kehrte 1626 über Hamburg und Danzig nach Königsberg zurück und ſtudirte daſelbſt Philoſophie und Theologie. 1633 ward er Collaborator, 1636 Conrector an der dortigen Domſchule, trug jedoch leider durch angeſtrengtes Arbeiten einen ſiechen Körper davon. Auf Veranlaſſung ſeines Freundes des bekannten Roberthin (S. d.) beſchäftigte er ſich mit poetiſchen Verſuchen, und ein Glückwunſch, welchen er dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm dem Großen, bei deſſen Anweſenheit in Königsberg (1638) übergab, wurde ſo günſtig aufgenommen, daß Dach im folgenden Jahre die erledigte Profeſſur der Poeſie an der Königsberger Univerſität erhielt. Die Gnade ſeines Fürſten verblieb ihm; denn als er einſt denſelben in einer gereimten Supplick um etwas Ackerland bat, ward ihm das Gut Curheim zum Geſchenk gemacht. Nachdem er ſich 1641 verheirathet hatte, nahm ſein kränklicher, durch übertriebenen Fleiß herbeigeführter Zuſtand immer mehr zu, ſo daß er zuletzt nur wenige geſunde Augenblicke hatte, und ein ganzes Jahr lang vor ſeinem Tode das Bett hüten mußte. Er ſtarb an der Schwindſucht, den 15. April 1659.

Viele ſeiner poetiſchen Leiſtungen ſind Gelegenheitsgedichte und erſchienen einzeln. Dach ſelbſt ſammelte ſeine Gedichte nicht, wohl aber beſorgte nach ſeinem Tode ſeine Gattin eine (jedoch ſehr unvollſtändige) Ausgabe derſelben unter dem Titel:

Churbrandenburgiſche Roſe, Adler, Löw und Scepter von Simon Dachen poetiſch beſungen. Königsberg, ohne Jahrszahl, in 4.

Einzelne Gedichte Dach's finden ſich in folgenden gleichzeitigen gedruckten Sammlungen:

Heinrich Alberti's Arien theils geiſtlicher, theils weltlicher Lieder. Königsberg, 1648. 8 Thle. (Dach's Lieder ſind hier gewöhnlich mit den Namen Chasmindo und Sichamond [Anagramme von Simon Dach] bezeichnet.)

Heinrich Alberti's muſikaliſche Kürbshütte. Königsberg, 1651. Fol.

Gabriel Volgtländer allerhand Oden und Lieder mit Melodieen. Lübeck, 1650. Fol.

Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Deutſchen auserleſener und bisher noch nie zuſammengedruckter Gedichte. 1. — 6. Thl. Leipzig, 1697 — 1709.

Simon Dach iſt einer der glücklichſten und talentvollſten Dichter der Opitziſchen Schule. — Warmes Gefühl, im Herzen entſprungene Frömmigkeit und andächtiger Ernſt erwarben ſeinen geiſtlichen Poeſieen zu ihrer Zeit große Verehrung, ſo daß viele derſelben ſich noch lange als Kirchenlieder erhielten. In ſeinen weltlichen Dichtungen herrſcht eine ungeheuchelte, natürliche und wohlwollende Fröhlichkeit vor, welche belebend auf den Sinn des Leſers einwirkt; gewaltige poetiſche Begeiſterung darf man jedoch nicht bei ihm ſuchen. Seine Diction iſt einfach und wohlklingend, ſein Versbau correct und rein.

Auff Leßbien.*)

Leßbia, mein leben,
Hat ſich mir ergeben
In gewünſchter pflicht,
Ich will bey ihr ſtehen,
Biß ich werde gehen
Hie aus dieſem licht,
Was vor leid
Ich jederzeit
Um ſie hab ertragen müſſen,
Will ich itzt beſchlüſſen.

Die gewünſchten freuden,
So ſie vor mein leiden
Mir ertheilen will,
Soll kein leid beſchweren,
Ja ſie ſollen mehren
Ohne maaß und ziel:
Ihre zier
Will einig mir,
Ich in allen liebes-fällen
Zu gebothe ſtellen.

Aller pracht und prangen
Ihrer ſüſſen wangen,
Ihr corallen-mund:
Ihre zarten hände,
Ihrer armen bände
Sind mir nun vergunt:
Ehe muß
Ein überfluß,
Als ein mangel in den ſachen
Mich verdroſſen machen.

Sind im obſt viel kerne,
Viel am himmel ſterne,
Wirfft der Nord viel ſchnee:
Sind viel rauhe wellen
Wenn die winde bellen
Auff der wüſten ſee:
Mehr ſind küß,
Ich weiß gewiß,
Die ſie mir zum liebes-zeichen
Wird mit willen reichen.

Solt ich ſolcher maſſen
Mich gereuen laſſen
Meiner ſorg und pein!
Wer auff ſein verdrieſſen
Diß hat zu genieſſen
Kan nicht elend ſeyn:
Elend kan
Nicht ſeyn der mann,
Dem ſein lieb auff alles leiden
Lohnt mit ſolchen freuden.

An Dorinden.

Komm, Dorinde, laß uns eilen,
Nim der zeiten gut in acht,
Angeſehen das verweilen
Selten groſſen nutz gebracht,
Aber weißlich fortgeſetzt
Hat ſo manches paar ergötzt.

*) Aus der Hoffmannswaldauſchen Gedichtſammlung. 6. Thl. Glückſtadt und Leipzig, 1704.

Wir ſind in den frühlings-jahren,
Laſt uns die gelegenheit
Forn ergreiffen bey den haaren,
Sehn auff dieſe mäyen-zeit,
Da ſich himmel, ſee und land
Knüpffen in ein heyraths-band.

Wenn ſich die natur verjünget,
Liegt in liebe kranck und wund,
Alles ſich zu nehmen zwinget,
Thut ſie frey den menſchen kund,
Daß ſich er, die kleine welt
Billich nach der groſſen hält.

Still zu ſeyn von feld und püſchen,
Von dem leichten heer der lufft,
Da ſich jedes will vermiſchen,
Jedes ſeines gleichen rufft,
Hört man in den wäldern nicht
Wie ſich baum und baum beſpricht.

An den Bircken, an den Linden,
An den Eichen nimmt man wahr,
Wie ſich äſt und äſte binden,
Alles machet offenbahr
Durch das rauſchen, ſo es übt,
Daß es ſey, wie wir verliebt.

Luſt betrübt, die man verſcheubet,
Dieſer eyfer, dieſer brand,
Dieſe jugend, ſo uns treibet,
Hat nicht ewig den beſtand,
Zeigt ſich wind und vogel leicht,
Iſt geflügelt, kommt und weicht.

An eine Nymfe.

Nymfe, gib mir ſelbſt den mund,
So wird mir dein hertze kund,
Reich mir deiner armen band,
Der gewünſchten liebe pfand.

Denn ſo lange du noch nicht
Mir gehorchen wirſt, mein licht,
Wird dein lieben nur ein ſchein,
Und vor nichts zu achten ſeyn.

Treue lieb iſt jederzeit
Zu gehorſamen bereit,
Hat ihr thun gerichtet hin
Auff des liebſten hertz und ſinn.

Glück bricht von ſich ſelbſt hervor,
Und ſtöſt ihre flamm empor,
Wo ſich rauch und dampff nur ſind,
Muß vergehn durch lufft und wind.

Schämſtu aber dich vor mir;
So gedencke, meine zier,
Daß ich dein bin, was du biſt,
Und werd itzt nicht erſt erliſt.

Wo ich mich, gleich wie du wohl,
Auch mit andern ſchämen ſoll;
Würde nicht die gantze welt
In gar kurtzer zeit gefällt?

Venus hat ſich, wie bekant,
Zum Adonis ſelbſt gewandt,
Und mit ihm ſo manche nacht
In der liebe zugebracht.

Komm, der mond am firmament
Hat ſich ſchon zu uns gewendt,
Komm, die nacht kömmt auch heran,
Da ſich küſſet, was nur kan.

Morgen, hör ich, willſt du fort
Von uns an ein frembdes ort,
Und wer weiß auff welchen tag
Ich dich wieder ſprechen mag.

Darum hertz mich ohne ſcheu,
Daß ich deiner indenck ſey,
Ich bitt einmahl noch itzund,
Nymfe gib mir ſelbſt den mund.

An Dorinden.

Dorinde die verließ mit mir,
Ich ſolt in dieſem garten
Ein wenig ihrer warten,
So ſitz ich hier, verſchmachte ſchier.
Wo bleibſt du doch mein ſüſſes leben?
Seum nicht, mein ſonnenſchein,
Mit äpffeln wart ich dein,
Und trauben von den beſten reben.

Hie, wo der baum uns ſchatten giebt,
Die winde lieblich wehen,
Und meinen kummer ſehen,
Soll ſeyn was mir und dir beliebt,
Ich habe graß hieher getragen;
Ich weiß von keiner ruh,
Es mangelt nichts, als du,
Laß mich nicht über untreu klagen.

Ach mutter! haltet ihr ſie an,
So will ich euch beſchweren
Bey meiner gluth und zehren,
Bey allem, was euch lieb ſeyn kan,
Bey ihren ſittſamen gebehrden,
Bey ihrem jungen blut,
Und tugendhafften muth
Der alles zwingt, was lebt auff erden,

Biß daß ihr laſt mein troſt und licht;
Ich aber will in deſſen
Nur ihre zier ermeſſen,
Die mein und mich dazu zerbricht,
Betrügt mich aber mein verlangen,
So ſoll nach langer noth
An dieſem ort der tod
An ihrer ſtatt mich doch umfangen.

Lob der rechtzeitigen Heyrath.

Wohl dem, der ſich beyzeiten,
Auff ſüſſe heyrath lenckt,
Und mit geehrten leuten
Gern zu befreunden denckt,
Und faſt ein menſch zu hertzen,
Daß wider alle ſchmertzen
Ihm ruh und freude ſchenckt!

Der ſelbſt mit ſich vertragen,
Und auch zugleich mit Gott,
Er trutzt in böſen tagen
Der höllen gantze rott,
Und hält des glückes ſachen,
Die uns ſonſt irre machen
Getroſt für einen ſpott.

Er ſchlieſſet ſich den armen
Der liebſten hertzlich ein,
Und weiß hie zu erwarmen,
Auch frör es ertz und ſtein,
Läſt lufft und himmel ſtürmen,
Weil er ſich kan beſchirmen,
Und fern von kummer ſeyn.

Gedult lehrt ihn geloſen
Die angſt, die auff ihn fällt
Er weiß, daß nur mit roſen
Kein ſtand ſich unterhält;
Wer alle müh und leiden
Aus zärtlichkeit will meiden,
Der fliehe dieſe welt.

Der ſorgen ſchaar auff erden
Umringt nur jederman;
Will ihm was ſchwerer werden,
Als er ertragen kan,

Macht ihm den muth zu trübe;
Sein mitgenoß, die liebe
Tritt wacker mit ihm an.

Für seiner liebsten sinnen,
Und was ihn sonst ergötzt
Wird er der noth kaum innen,
Wie starck sie an ihn setzt.
Er steht in lust versencket
Die alles, was ihn kräncket,
Ihm aus dem sinne schätzt.

Er macht mit dem bescheide
Der heyrath festen schluß,
Daß unmuth neben freude
Ihm stets begegnen muß,
Und weiß in zuvertrauen
Auff seinen Gott zu bauen,
Der hält auch bey ihm fuß.

Wer will, mag einsam bleiben,
Des armen lebens-ziel
Ist dennoch: sich beweiben.
Man sorg auch nicht zuviel!
Gott wird sein volck erhalten,
Den läst ein weiser walten,
Und freyet, wenn er will.

Lob der Liebe.

O liebe, hertzen-binder,
Du herr der freundlichkeit
Und aller guten zeit,
Du zwietracht überwinder,
Du grosser wohlfahrt-heger
Wie das die ganze welt
Dir hin zu fusse fällt,
Und folget deinem läger?

Wie weist du einzusperren
Des scepters gantze macht!
Dir dient der cronen-pracht,
Der knecht auch samt dem herren.
Das alter wird gerissen
Zwar an dein strenges joch,
Die tugend pflegst du doch
Am meisten einzuschliessen.

Du wagst dich in die wangen
Der frauen-bilder hin,
Und führst den starcken sinn
Der männer so gefangen.
Was keine macht kann brechen,
Kein strahl, kein fallend bley,
Was keine tyrannen,
Weist endlich du zu schwächen.

Du hast die welt gelehret
Das, was sie gutes hat,
Daher auch dorff und stadt
Dir billich zugehöret:
Daß wir die felder bauen,
Nach ehr und gütern stehn,
Tieff in das erdreich gehn,
Uns wind und wellen trauen.

Wodurch wir zugenommen,
Ja aller pracht und zier
Muß eigendlich von dir,
Du weltbereicher, kommen.
Du endest angst und leiden:
Greiffst du, o amor! an
Und hilffst, so träget man
Des creutzes last mit freuden.

Durch dich muß alles werden
Was vieh und menschen noth,
Ohn dich kommt weder brodt.
Noch weinwachs aus der erden:
Wie schön die vögel singen,
Wie frölich thut das meer,
Der fische schaar, das heer
Der thier im walde springen;

Wie lustig sich mit tantzen
Das volck der sternen macht,
Wie helle bey der nacht
Sie um den mond her gläntzen;
Wie schnell der sonnenräder,
Wie lieblich lufft und wind,
Wie angenehm uns sind
Die brunnen, flüsse, bäder.

Doch wäre nichts zu spüren
Von allem, was man kennt,
Wenn du das regiment
Nicht, liebe, solterst führen.
Glückseelig ist die stunde,
Kriegt anders zeit die stadt
Da gott gezeugt dich hat,
Aus seines hertzen grunde.

Man hat von keinen plagen
Da irgends wo gewust
Und nur von lauter lust
Und freude können sagen;
Da war kein haß vorhanden,
Kein argwohn und kein streit,
Fried und gerechtigkeit
Sind um dich her gestanden.

Man sieht noch itzund leben
Und grosses wohlergehn
An allen orthen stehn,
Wo du dich hingegeben.
So komm nun dein begnügen
Umschließ auch dieses paar
In eintracht immerdar,
Die ehlich itzt sich fügen.

Du bist es, den wir singen,
Du und das wahre guth,
Der uns das liebste thut,
Gott selbst für allen dingen:
Wir werden angetrieben
Zu sagen: er allein
Muß selbst die liebe seyn,
Die er so rein kan üben.

O seelig seelig wären
Wir menschen allerseit!
Die wir durch haß und streit
Erbärmlich uns verzehren,
Wenn doch auch uns die liebe,
Die alles hie und da,
Und selbst den himmel, ja
Am meisten gott treibt, triebe.

Lob derselben.

Es stünde mit der erden,
Wenn lieben solte werden
Von menschen abgethan,
Als wenn der sonnen-wagen
Dem leuchten wolt entsagen
Auff seiner himmels-bahn.

Denn, ist auch zu ermessen,
Was täglich wird gefressen
Für volck, durch krieg und schwerdt,
Und was hierfür noch bleiben,
Muß sonst, wie rauch verstüben,
Durch pest und brand verheert.

Man fährt in grossen schaaren,
Nach so viel tausend jahren,
Noch durch des Carons meer,
Doch sind da keine wellen,
Die einen noch zur stellen
Hier brächten wieder her.

Die sonne geht zwar nieder,
Kommt aber täglich wieder:
Der wald läst seine pracht,
Doch wird er wieder gläntzen,
So bald im frischen lentzen
Die sonn ihn angelacht.

Wie ſich der mond verlohren,
So wird er auch gebohren;
Das meer laufft ab und zu:
Der aber kömmt nicht wieder,
Der ſich nur einmahl nieder
Legt zu der langen ruh.

Die welt wär untergangen,
Da ſie kaum angefangen,
In ihrer kindheit ſchon,
Daß aber ſie noch lebet,
Auch noch zu leben ſtrebet,
Diß iſt der liebe lohn.

Sie kan alleine machen,
Was nur von ſchönen ſachen
Wird irgend angeſchaut,
Durch ſie hat müſſen werden
Der himmel ſammt der erden,
Fluth, lufft und gluth erbaut.

Daß ſich ein wald verjünget,
Daß hie ein vogel ſinget,
Daß hie wird wild geſpürt,
Daß bäume früchte hegen,
Daß graß wächſt durch den regen
Die liebe ſolches rührt.

Wenn alles diß zuſammen
Durch hitz und macht der flammen
Wird werden rauch und wind,
Wird doch die liebe ſtehen,
Und ewig nicht vergehen,
Weil Gott ſie ſelbſt entzündt.

Er wird durch ſie getrieben,
Die ewiglich zu lieben,
Die er ihm hat erwehlt
Eh als die welt gegründet,
Mit allem was man findet,
Eh als man ſtunden zehlt.

Alsdenn wird man erkennen
Was wir nur traum itzt nennen,
Wie ſehr er uns geliebt
Wie er ſich uns verbunden,
Wenn er durch ſeine wunden
Uns ihm ſelbſt wieder giebt.

Was ſey vom himmel ſteigen,
Sich vor dem menſchen neigen,
Den er ſelbſt hat gemacht:
Was ſey froſt, hitz erleiden
Durſt, hunger, ſchmach und neiden,
Von ſündern ſeyn verlacht.

Demnach der ſich ergeben
Im liebes-joch zu leben,
Der irret gäntzlich nicht,
Wenn er ſich nur nicht mühet
Am joch der unzucht ziehet,
Die auſſer dieſer pflicht.

Die böſe luſt verſchwindet,
An welcher ſtatt ſich findet
Leid, ſeelen-weh und ſchand,
Ein ehlich leben bleibet,
Leid traurigkeit vertreibet,
Bringt gutt gerücht im land.

Ich acht halb derer leben,
Die ſich nicht weiter geben,
Und müſſen ſo davon:
Der ſeinen gutten nahmen
Hie erbt auff ſeinen ſamen!
Der lebt, und ſtürb er ſchon.

Phyllis Lobſpruch.

O Ihr vormals grünes feld,
O ihr püſch und auen,
Vor mein pallaſt und gezelt,
Itzt ein öder grauen,

O ihr bäche, die ihr klar
Hin zu rauſchen pfleget
Da, wo Pann der Nymphen-ſchaar
Offtmals hat verjaget.

Meine Phyllis zwingt mich euch
Gutte nacht zu geben,
Ihr ſeyd traurig, todt und bleich,
Sie iſt ganz mein leben,
Euch iſt durch des herbſtes noth
Alle pracht vergangen,
Sie iſt weiß und ſonnen-roth
Auff den friſchen wangen.

Bey euch ſtürmt es ohne ruh
Und in allen hölen,
Phyllis weht ein theil mir zu
Ihrer edlen ſeelen;
Bey euch muß ohn unterlaß
Sich die Luft ergieſſen,
Sie wird nur von thränen naß
Um die nachtzeit flieſſen.

Keine ſonne lacht mich an,
Ihr geſicht von fernen
Iſt: was mich ergötzen kan,
Trotz den lichten ſternen,
Ich will in der Phyllis ſchooß
Steten frühling führen,
Bey euch möcht ich nackt und bloß
In der kält erfrieren.

Darum ſoll nur ſie allein
Mir an ſtatt der felder
Und an ſtatt der berge ſeyn,
Hier ſind meine wälder:
Meine blumen ſind allhie,
Wo ich ohne leiden
Meine ſeele ſpät und früh
Sicher werde weiden.

Kein betrübtes ſinnen-weh
Soll mich hie erſchrecken,
Ihrer weiſſen armen-ſchnee
Wird mich treulich decken,
Mein verliebtes Herze ſoll
Zwiſchen ihren brüſten,
Als den hügeln, welche voll
Süſſer freude, niſten.

Dieſes iſt mein kanſerthum,
Diß ſind meine ſchätze,
Was hat ſonſt bey mir den ruhm,
Daß es mich ergötze?
Dieſes iſt das rechte ziel
Meiner müh auff erden,
Was mein herz gedenkt und will,
Muß mir Phyllis werden.

Zeugt ein kauffmann hin und her
Ueber ſtock und ſteine,
Durch die klippen, durch das meer,
Durch die wüſten haine,
Was er ſuchet für und für,
Und ich mag gedenken,
Mus mir meiner Phyllis zier
Reicher vorath ſchenken.

Viel erzwingen ihre luſt
Auff den wilden kriegen,
Da ſie offt in reiff und froſt
Unterm himmel liegen;
Unterm himmel darff ich nicht
Reiff und froſt ertragen,
Gleichwohl giebet mir mein licht
Warum ſie ſich plagen.

Die ſind über leut und land
Reich an ſchönen ſtädten,
Dieſe muß der flüſſe rand,
Die das meer anbeten;
Meine Phyllis, die mich hält,
Kan mich reicher machen,
Sie iſt mir die ganze welt
Bey gar ſchlechten ſachen.

Andre fallen immer hin
Zu des glückes füſſen,
Es um ehr, aus eitlem ſinn
Freundlich zu begrüſſen,
Nun ſich meiner Phyllis gunſt
An mir hat verliebet,
Iſt mir aller ruhm ein dunſt,
Den das glücke giebet.

Bey der Phyllis hab ich mich,
Weisheit, dir vermählet,
Der hat alles, welcher dich
Klüglich ihm erwehlet,
Du bey meiner Phyllis biſt,
Die mich vor den blitzen,
So des glückes eigen iſt,
Kräfftig weiß zu ſchützen.

Phyllis, mein gewünſchtes guth,
Meine zier und krone,
Du, in derer milch und bluth
Ich am meiſten wohne,
Komm, und will an ſolchen ort
Venus ſelber leiten,
Wo uns keines glückes nord
Soll noch kan beſtreiten.

Urſprung ſeiner Liebe zu Galatheen.

Itzund heben wald und feld
Wieder an zu klagen,
Denn es will die grimme kält
Alle luſt verjagen,
Boreas pfeifft, ſauſt und rufft,
Hie und wieder in der lufft,
Fället alle blätter
Durch ſein ſtrenges wetter.

O wiewohl pflag mir zu ſeyn,
Wenn mich bey dem bronnen
Venus thäte vor dem ſchein
Und dem feur der ſonnen,
Wenn ich alles Kummers loß
Lag in ihrer zarten ſchoß,
Wenn ich alles richten
Pflag auff ſie zu richten.

Manchen ſchönen vers hat ſie
Selbſt mir vorgeſchrieben,
Amor hat mit mir allhie
Offt die zeit vertrieben,
Er warff ſeinen köcher hin
Sambt dem bogen in das grün,
Und ſaß bey mir nieder
Hörte meine lieder.

Ich ſang: wie vor ſeiner liſt
Jeder müſt erliegen,
Wie ſein reich und himmel iſt
Uber alles ſiegen,
Venus ſagt, Adonis pein
Solte mein gedichte ſeyn,
Dem ſie ſich ergeben
Eh er kam ums leben.

Ich empfing davor von ihr
Einen kranz von myrten,
Hiemit drach mein lob herfür
Unter allen hirten,
Amor aber vor ſein theil
Drückt in mich ein ſcharffen pfeil,
Deſſen ich noch ſchmerzen
Fühl in meinem hertzen.

Galathee, du preiß und ehr
Aller ſchäfferinnen,
Dich muſt ich je mehr und mehr
Damals lieb gewinnen:
Ach wie manche liebe nacht
Hab ich ſchlafloß hingebracht,
Und dir, o mein leben,
Mich zu Dienſt ergeben.

Meiner heerde hab ich nie
Wegen dein geachtet,
Und nur dir mit höchſter müh
Immer nachgetrachtet,
Ja es ſteht anitzt noch kaum
In dem wald, ein einig baum,
Da nicht iſt geſchrieben,
Wie ich pflag zu lieben.

Bis ſich Venus mir verſprach
Hülffe zu gewehren,
So genitz ich allgemach
Meiner augen zehren
Wuſch ſie ab mit eigner hand,
Und verlöſchte meinen brand,
Heilte meine wunden,
Die ich hatt empfunden.

Sonſten war mein auffenthalt
Nirgend nicht zu finden,
Als nur durch den grünen wald,
Bey den hohen linden,
Ein ſchön quell, ein friſches gras,
Liebet ich ohn unterlaß,
Da ich dann geſungen,
Daß die bäum erklungen.

Aber nun der Norden-wind
Alles hin wil reiſſen,
Und mit froſt und ſchnee beginnt
Um ſich her zu ſchmeiſſen,
Muß in höchſter traurigkeit
Ich verbringen meine zeit
Weit von ſolchem leben,
Das uns Wälder geben.

Doch, Amintas, wer wie du
Sich ſo wohl verſehen,
Und ergreifft die ſüſſe ruh,
Der läſt immer wehen
Alles wetter zu ihm ein,
Nichts mag ihm beſchwerlich ſeyn.
Mitten in den winden
Kan er ruhe finden.

Darum muß dich jedermann
Für glückſeelig halten;
Wer ſo liebt, derſelbe kan
Kaum im tod erkalten.
Rechte treue liebe macht
Hitz aus kälte, tag aus nacht,
Kehret alles Leiden
In gewünſchte freuden.

Ermahnung zur Keuſchheit.

Hie habt ihr, ihr jungfrauen,
Was ohne ſchein und liſt
Recht werth an euch zu ſchauen,
Und höchſt zu lieben iſt:
Ihr mögt durch ſchöne jugend
Gefallen, wem ihr wollt,
Der keuſchheit güldnen tugend
Sind GOtt und menſchen hold.

Ihr lob kan feſt feſt beſtehen,
Und hält beharrlich fuß,
Wenn alle pracht vergehen,
Und flüchtig werden muß.
Der wangen farb und leben
Wird ausgeſtrichen ſeyn,
Wenn ehr und zucht wird geben
Den allerbeſten ſchein.

Legt hie an dieſe wahre,
Die nicht verderben kan,
Das theure gold der jahre,
Die zarte jugend an,
Seht, daß ihre eure ſeele
Mit ihren farben mahlt,
Durch die des leibes höle
Wird ſonnen-klahr beſtrahlt.

Wiſt ihr heraus zu ſtreichen
Den leib, der erde trägt,
So werd auch ſchmuck ingleichen
Dem hertzen angelegt;
Laß nicht den ſack der motten,
Die haut, und das gebein,
Das endlich muß verrotten
Mehr als die ſeele ſeyn.

Er lobet Sie.

Mein kind, dich müſſen leute lieben,
Vor welchen ich ein ſchatten bin;
Drum wundert mich es, daß dein ſinn
Zu meiner einfalt wird getrieben;
Es pfleget itzt ja zu geſchehn,
Daß alle nur auff hoheit ſehn.

Ich weiß mich ſo nicht auszuputzen
Wie itzt die geile jugend thut,
Und die ihr väterliches gut
Im halben jahr offt gantz verſtutzen;
Was hoch und über ſtands-gebühr,
Da eckelt meiner ſeelen für.

Wie ſchlecht ich auch herein mag gehen,
So ſchämeſt du dennoch, mein licht,
Dich nimmer meiner liebe nicht;
Du darfſt es öffentlich geſtehen!
Und ſagſt durch keines zwang und trieb:
Ja, ja, mein kind, ich hab euch lieb.

Ich hab es Venus wiſſen laſſen,
Sie hat es Amor kund gethan,
Sie haben ihre luſt daran,
Und lieben dich auch beſter maſſen,
Daß du, o frommer ſeelen luſt,
So treu und redlich bey mir thuſt.

Gehabt euch wohl ihr ſtoltzen pfauen,
Ich kenn und liebe wenig gold,
Und dennoch iſt mir treu und hold
Die zier und krone der jungfrauen,
Die mehr auff ein berühmtes lied,
Als auff vergüldte kleider ſieht.

Die tugendhaffte Lidia.

Auff! ihr meine güldne ſeiten,
Raffet meinen geiſt von hier,
Lidia will neben mir
Uber lufft und himmel ſchreiten,
Iſt durch meiner ſinnen macht
Auff ein ewigs lob bedacht.

Sie erkennt, daß pracht und jugend
Wie ein dampff verrauchen muß,
Darum ſtellt ſie ihren fuß,
Auff den pfad ſtandhaffter tugend,
Will durch meiner gaben ſchein
Immer jung und ſchöne ſeyn.

Schau, ich reiſſe mich von hinnen!
Sey beſeelt, o meine hand!
Fleuch, du feuriger verſtand
Uber des geſtirnes zinnen,
Suche da hinauff zu gehn,
Wo diß ſchöne menſch ſoll ſtehn.

Ihre ſonnen-rothe wangen,
Ihrer augen güldnes licht
Und ihr himmel-rund geſicht,
Soll hie neue pracht erlangen,
Pracht, die ewig nicht verblüht
Und nicht herbſt noch winter ſieht.

Freue dich, du preiß der ſchönen,
Die ſoll deiner gaben ſchaar
Sich vor aller zeit gefahr
Mit der ewigkeit bekrönen:
Keine feindliche gewalt
Soll dir rauben die geſtalt.

Dieſes, was ich von dir ſchreibe,
Hebt mein Phoebus ſelber auff,
Daß es von der zeiten lauff
Ewig unbetaſtet bleibe,
Legt es bey, wo gluth und wind
Erd und ſee verbannet ſind.

Starcke wälle, thürn und mauren
Fallen mit den jahren ein,
Ertzt und eiſen, ſtahl und ſtein,
Können vor der zeit nicht tauren,
Aber deine pracht und zier
Lidia, bleibt für und für.

An den leichtſinnigen Thyrſis.

Was von mir dein leichter ſinn
Thyrſis, zu begehren ſcheinet,
Geb ich dir, und keinem, hin,
Der mich nicht in ehren meinet,
Keinem, der mich nur durch liſt
Auffzuſetzen willens iſt.

Schweine lieben ſchlam und koth,
Eulen, nacht und wüſte hölen;
Was ſucht ihr gefahr und tod
Hie in meiner keuſchen ſeelen,
Der, an ſtatt verfluchter luſt,
Gott und tugend iſt bewuſt?

Weg mit eurem ſeiten-ſpiel,
Welches ihr, mir zugefallen
Auff der ſtraſſen ohne ziel
Laſſet abendlich erſchallen!
Solche worte, ſolch gethön
Führt die hölliſche Syren.

Iſt denn meiner haare gold
Meiner wangen licht und leben
Euch zu dienen, wie ihr wolt,
Mir zu hohn und ſpott gegeben?
Mein, der ſchönheit eigenthum
Sieht auff einer keuſchheit ruhm.

Ey wie würde meine zier
So ein ſchönes lob erlangen,
Solt ein ſolcher, gleich wie ihr,
Schon mit ihrem raube prangen:
Was iſt derer roſen ſchein
Welche ſchon berühret ſeyn?

Auff ihren Abſchied.

O ihr auszug meiner freuden!
Dem mein hertz ſich untergiebt,
Müſt ihr eben von mir ſcheiden,
Da euch meine ſeele liebt?
Gebt ihr mir ſchon gute nacht,
Nun ihr erſt mich auffgebracht?

Könnet ihr kein mittel finden,
Das euch hie behalten kan?
Sagt was von den rauhen winden,
Von dem kalten winter-mann,
Der ſolch ungemach erregt,
Und ſo ſehr zu ſtürmen pflegt.

Sollet ihr zu lande reiſen,
So gedenckt der krieges-gluth,
Redet ſtets von brand und eiſen,
Von der mörder wilden muth,
Sagt: es ſey zu land und meer
Itzt das gröſſeſte beſchwer.

Klaget über eure glieder,
Sprecht: es ſey euch koſt und tranck
Zugenieſſen, gantz zu wider,
Eſſt genöthigt und durch zwang!
Viele hat zu ſeiner zeit,
Kranck zu liegen nicht gereut.

Digitized by Google

Treue lieb iſt allermaſſen
Witzig, ſinnreich und gelehrt,
Kan mit jedem griff erfaſſen,
Was die klügſten auch bethört.
Wer nicht wohl zu dichten weiß,
Hat im lieben keinen preiß.

Er wünſchet zu heyrathen.

Soll denn mein junges leben,
Da alles liebt und freyt,
Alleine ſich ergeben
Der langen einſamkeit?
Bleibt denn die freud und luſt
Der ſchlever-weiſſen bruſt
Nach der wir alle ſtreben
Mir ewig unbewuſt?

Die würme, die nur ſchleichen,
Die ſchnellen fiſch im meer,
Das wild in den geſträuchen,
Der vogel leichtes heer,
Und was ſich in der welt
Durch lufft und fluth erhält,
Kriegt jedes ſeines gleichen,
So bald es ihm gefällt.

Nur ich muß nicht genieſſen
Worauff diß leben geht,
Das glück will mir verſchlieſſen,
Was andern offen ſteht;
Der frühling meiner zier
Iſt ferne ſchon von hier,
Gleich wie die bäche flüſſen,
So eilt mein herbſt zu mir.

Ich aber muß noch bleiben
So, wie ich vormahls war,
Soll nimmer mich beweiben,
Mit keiner ſern ein paar;
Das ſüſſe wangen roth
Soll nimmer mir die noth
Der einſamkeit vertreiben,
Solch leben iſt ein tod.

Du königin, Dione,
Von der es einig rührt,
Daß meiner zeiten krone
Mir keine luſt gebührt;
Iſt diß der liebe danck
Die ich mein lebenlang
Von dir und deinem ſohne
In meine laute ſang?

Es hat mich nie gefangen,
Was mir verbothen iſt,
Bin nie dem nachgegangen,
Was leib und ſeele büßt;
Mit keiner wilden brunſt,
Nur eines menſchen gunſt
In ehren zu erlangen
Verſucht ich alle kunſt.

Soll ich mir denn erſt rathen,
Wenn ſchon mein winter ſchneit,
Was thu ich dann vor thaten
Im ſüſſen liebes-ſtreit?
Wer jung iſt, liebt den krieg,
Ein alter bleibt zurück,
Denn ſolcher art ſoldaten
Erhalten ſchlechten ſieg.

Mein, itzund will ich haben
Was auff mein leiden dient,
Weil noch die füſſe traben
Und noch mein alter grünt;
Komm Venus, ſchleuß mich ein,
Der liebſten, die ich mein,
Ich wil von deinen gaben
Recht ſatt und truncken ſeyn.

Heyraths-Gedanken.

Soll ſich der menſch, die kleine welt,
Itzt nicht auff ſüſſe hevrath lencken,
Muß doch das prächtige gezelt
Der groſſen nur an liebe dencken?

Die erd iſt ſauber und beleckt
Durch den gewünſchten ſchein der ſonnen,
Iſt ihres winter-fells entdeckt,
Und wird vom himmel lieb gewonnen;

Der ſich herab in ſeinen ſchooß
Durch einen warmen regen machet,
Und ſchwängert ihren dürren kloß,
Daß alles fröhlich ſteht und lachet.

Was aus der lufft den ackersmann
Mit ſingen tröſtet und erfreuet,
Spricht lieblich eins das ander an.
Und wird zugleichen gleich geträuet.

Die heerde treibt den hirten fort
Der Galatheen nachzulauffen,
Rom braucht ſich itzt der beſten wort,
Ihr Nompfen, eure gunſt zu kauffen.

Das meiſte, welches auffenhalt
Nur in den wellen iſt zu finden,
Ja hügel, berge, wild und wald,
Muß itzt in liebe ſich verbinden.

Der menſch, ein auszug dieſer welt,
Wird vieler ſchuld entledigt bleiben,
Wenn er ſich dem gemäß verhält,
Was lufft, ſee, erd und himmel treiben.

Die beſte Zeit zum lieben.

Die ſonne rennt mit prangen
Durch ihre frühlings-bahn,
Und lacht mit ihren wangen
Den runden welt-kreiß an,

Der himmel kömmt zur erden,
Er wärmt uns macht ſie naß,
Drum muß ſie ſchwanger werden,
Gebiehret laub und graß.

Der weſt-wind läſt ſich hören,
Die Flora, ſeine braut,
Aus liebe zu verehren
Mit blumen, graß und kraut.

Die vögel kommen niſten
Aus fremden ländern her,
Und hengen nach den lüften;
Die ſchiffe gehn im meer,

Der ſchäfer hebt zu ſingen
Von ſeiner Phyllis an,
Die welt geht wie im ſpringen,
Es freut ſich, was nur kan.

Drum wer anitzt zu lieben
Ein gutes mittel hat,
Der flieh es auffzuſchieben,
Und folge guten rath.

Weil alles, was ſich reget,
In dem es ſich verliebt,
Und ſich zu gleichen leget,
Hiezu uns anlaß giebt.

Braut-Tanz.

Die ihr itzt ſeyd erſchienen
Zu unſrer freundligkeit,
Was kann auch beſſer dienen
Bey dieſer kalten zeit,
Als daß ihr theils im tantzen,
Euch übt, wie ich zwar thu,
Theils auch mit gläſer ſchantzen
Setzt auff einander zu.

Ihr jungfern und geſellen
Man fordert euch hervor,
Kommt, kommt euch einzuſtellen,
Es winckt der gantze chor,
Und ſagen die ſchallmeyen,
Daß diß der braut-tantz ſey,
Ihr ſteht im erſten reyen,
Kommt, findet euch herbey.

Hat jemand nun im hertzen
Beſchloſſen, die er liebt,
Der thu er kunt die ſchmertzen
Und was ihn nur betrübt,
Hie mag er ſich beſprechen,
So gut er immer kan,
Er ſage ſein gebrechen
Getroſt der liebſten an.

Er rede mit den augen,
Mit ſeufftzen ohne ziel,
Und was zum vortrab taugen
Mag in dem liebes-ſpiel,
Durch ſüſſes hände-küſſen,
Und was ihm ſonſt bekant
Laß er der liebſten wiſſen,
Der liebe groſſen brand.

Dann auch ihr herrn und frauen,
Die ihr uns gutes gönnt,
Kommt, laſſet itzund ſchauen,
Daß ihr auch tantzen könnt,
Legt eurem gram was nieder,
Den ſchlauen lebens-dieb,
Offt haben alte glieder
Noch junge freyheit lieb.

Die aber nicht zu lencken
Noch auffzubringen ſeyn,
Die laſſen ſich beſchencken
Mit gutem bier und wein,
Geht, Blaſien, ſchenckt die mandel
Der gläſer friſch und voll,
Ihr wiſt in dieſem handel
Des hofes ordnung wohl.

Verzeiht mir doch daneben
Ihr herren, daß ich geh,
Ihr ſeht, mir winckt mein leben,
Weil ich im tantze ſteh,
Ich geb euch zu erkennen,
Nehmt ihr es ab an euch,
Ob nicht mein hertz mag brennen,
Dem kattlich-feuer gleich.

In der ſich meine ſeele
Hat gantz und gar verirrt,
Von der mich kaum die höle,
Des grabes trennen wird;
Solt ich mit der nicht tantzen?
So hätt es dieſen ſchein,
Als ſolte ſchon das pflantzen
Der lieb erſtorben ſeyn?

So lang es, meine ſonne,
Mir warm zu hertzen geht,
Solt ihr ſeyn meine wonne,
Ich hab in mir erhöht
Ein ſchloß für euch, darinnen
Ihr ewig herrſchen ſolt,
Hie könnt ihr meinen ſinnen
Gebieten, wie ihr wolt.

So laſt euch nun zu ehren,
Uns, und der gantzen ſchaar
Ihr muſicanten hören,
Und macht es offenbahr:
Daß mich vor allem leiden
Die lieb itzt hat verſchantzt,
Und daß in ſolchen freuden
Ich nie vorhin getantzt.

Aria.

Himmel! was vor bittrigkeit
Heget doch die ſüſſe liebe!
Heute helle, morgen trübe
Iſt ihr beſtes ehren-kleid.
Himmel, was vor bittrigkeit
Heget doch die ſüſſe liebe!

Auff den Durchl. Hochgeb. Fürſten und Herrn, Georg Wilhelmen, Churfürſten zu Brandenburg ꝛc.

Was iſt Clio dein beginnen
Sambt den andern Pierinnen?
Was kömmt unſre ſeiten an?
Welcher held iſt, dem zu ehren
Phoebus ſich ſo ſcharff läſt hören,
Und ſo künſtlich als er kan?

Das biſt du, troſt unſrer zeiten,
Dich erhebet theils der ſeiten,
Theils der ſtimmen voller thon
Held Georg, dir zugefallen,
Läſſet Cinthius erſchallen
Seinen gantzen Helicon.

Mein lob, ſagt er, meine wonne,
Grünt durch deſſen gnaden-ſonne,
Wird durch deſſen gunſt gehegt,
Den ihm Brandenburg gebohren,
Und zum Fürſten-licht erkohren,
Der des reiches ſcepter trägt.

Deutſchland iſt für meinen orden
Itzt zu rauch und aſche worden,
Zwingt die kunſt verjagt zu ſeyn,
Hie in ſeinem werthen lande,
An des kühlen Pregels rande,
Räumt er ihr ein ort noch ein.

Diß ſein Königsberg und Preuſſen
Kan der Muſen wohnhauß heiſſen,
Seiner gnaden linder Oſt
Läſt hiedurch ein ſanfftes wehen,
Unſer rechtes wachsthum ſehen;
Schafft uns nahrung, hülff und troſt.

Hie muß ſich mit kühlen flüſſen
Hippocrene ſelbſt ergüſſen,
Mein Parnaß ragt hie hervor,
Hie kan Socrates gebiethen,
Und die kunſt des Stagiriten
Hebet hie das haupt empor.

Plato, Tullius, Euclides,
Maro, Flaccus, Ariſtides
Und der ärtzte Fürſt Galen
Kriegen hie ein neues leben,
Ja man ſieht hie ſich erheben
Paleſtinen, Rom, Athen.

Nun für ſolche huld und gnade,
Die mein ſchiff an das geſtade
Aus dem ſturm und wellen nimmt,
Wird ihm billich lobgeſungen,
Billich wird von unſern zungen
Ihm ein danck-lied angeſtimmt.

Laß in einfalt unſern willen,
Held, dir dein gemüthe ſtillen,
Schau uns dießfalls gnädig an;
Götter, die ſchon alles haben,
Sind vergnügt mit ſolchen gaben.
Die das hertz erzwingen kan.

Die Wald-Luſt.

Die Luſt hat mich gezwungen,
Zu fahren in den wald,
Wo durch der vögel zungen
Die gantze lufft erſchallt.

Fahrt fort ihr freuden-kinder,
Ihr püsche-bürgerey
Und freyheits-volk nicht minder,
Singt eure melodey!

Ihr lebt ohn alle sorgen,
Und lobt die güt und macht
Des schöpfers, von dem morgen
Biß in die späte nacht.

Ihr baut euch artig neste,
Nur daß ihr junge heckt;
Seyd nirgends frembd und gäste,
Habt euren tisch gedeckt.

Ihr strebet nicht nach schätzen,
Durch abgunst müh und streit,
Der wald ist eur ergetzen,
Die feder euer kleid.

Ach wolte Gott, wir lebten
In unschuld, gleich wie ihr,
Nicht ohn auffhören schwebten
In sorglicher begier.

Wer ist der also trauet
Auff Gott, das höchste gut,
Der diese welt gebauet,
Und allen gutes thut?

Wir sind nicht zu erfüllen
Mit reichthum und gewin,
Und gehn um geldes willen
Offt zu der höllen hin.

O daß wir Gott anhingen,
Der uns versorgen kan,
Und recht zu leben fiengen,
Von euch, ihr vögel an!

Mayen-Lust.

Wie sehr sich itzt erfreuen,
Der Erden gantzes hauß,
Die schöne lust des mayen
Lockt dorff und stadt hinaus.

Mein hertz beginnt zu wallen,
Wen sich das luft-volck schwingt
Und läst ein lied erschallen,
Daß berg und thal erklingt.

Die heerden gehn sich weiden,
Ihr träger hirten-mann
Hebt hoch auff grüner heiden
Ein freyes waldlied an.

Seht, wie mit grossen hauffen
Dort um der süsse rand
Die heerden sich belauffen,
Und wüntscht ihm gleichen stand.

Indem daselbst von weiten
Ein klares bächlein quillt,
Daß sich von beyden seiten
In graß und laub gehüllt.

Der schertz herrscht allermassen,
Die lust bezwingt das leid,
Die welt ist ausgelassen
Mit lieb und frölligkeit.

Auff! Wenns dir ich singe,
Füg mir auch itzund bey,
Die willig in mich dringe,
Und meine liebste sey.

Ich habe gnug gepriesen,
Zwar dich und deinen sohn,
Mich dienstlich gnug erwiesen,
Diß aber ist mein lohn,

Daß ich ohn maß und ende,
Muß derer müßig gehn,
Die mir das hertz verpfände,
Mir treulich beyzustehn.

Was fleucht, was kreucht, was schwimmet,
Schmeckt itzt des vor-jahrs kost,
Ist liebe voll und glimmet,
Nur ich klag über frost.

Ist denn in mir kein leben
Zu deiner freuden schein,
Daß ich so gut nicht eben
Wie heerd und laub kan seyn

Lob der Freundschafft.

Der mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er treu erzeigen
Und freundschafft halten kan,
Wenn er mit seines gleichen
Sol treten in ein band,
Verspricht sich, nicht zu weichen
Mit hertzen, mund und hand.

Die red ist uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Vor uns nur sollen leben,
Und fern von leuten seyn;
Wir sollen uns befragen,
Und sehn auff guten rath,
Das leid einander klagen,
So uns betreten hat.

Was kan die freude machen,
Die einsamkeit verhelt?
Das giebt ein doppelt lachen,
Was freunden wird erzählt;
Der kan sein leid vergessen
Der es von hertzen sagt;
Der muß sich selbst auffressen,
Der in geheim sich nagt.

Gott stehet mir vor allen,
Die meine seele liebt:
Dann soll mir auch gefallen,
Der mir sich herzlich giebt,
Mit diesem bunds-gesellen
Verlach ich pein und noth,
Geh auff dem grund der hellen,
Und breche durch den tod.

Ich hab, ich habe hertzen,
So treue, wie gebührt,
Die heucheley und schertzen
Nie wissentlich berührt,
Ich bin auch ihnen wieder,
Von grund der seelen hold,
Ich lieb euch mehr, ihr brüder,
Als aller erden gold.

Friedrich Christoph Dahlmann

ward am 13. Mai 1785 in Wismar, wo sein Vater Bürgermeister war geboren, und erhielt, nach vollendeten Studien, im Jahre 1813 eine außerordentliche Professur der Geschichte an der Universität zu Kiel, wo er später auch Secretair der Deputation der holstein-schleswig'schen Prälaten und Ritterschaft wurde. Nachdem er daselbst mit ausgezeichnetem Beifall gelehrt, nahm er 1828 einen Ruf nach Göttingen, als K. Hannöverischer Hofrath und ordentlicher Professer der Geschichte, wo er gegenwärtig noch lebt, an.

Seine deutschen Schriften sind:

Neokorus der Dithmarsche. Kiel, 1818.
Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. Altona, 1822—24. 2 Bde.
Joh. Adolfi's genannt Neokorus, Chronik von Dithmarschen. Kiel, 1827. 2 Bde.
Lübeck's Selbstbefreiung am 1. Mai 1226. Hamburg, 1828.
Quellenkunde der deutschen Geschichte. Göttingen, 1830.

D. hat sich durch tiefes Quellenstudium, Scharfsinn, Beredsamkeit und Klarheit, bereits als einen der gründlichsten und umsichtigsten deutschen Geschichtsforscher gezeigt. Es ist lebhaft zu wünschen, daß er mit größeren, in seiner ruhigen und gediegenen Weise geschriebenen Werken, die historische Literatur Deutschlands bereichern möge.

Lübecks Selbstbefreiung.

Als im Jahre 1201 König Waldemars des Ersten Söhne Holstein eroberten, fielen auch Lübeck und Hamburg in ihre Hände, zwei mächtige, mit gräflichen, herzoglichen und kaiserlichen Freiheiten ausgestattete Städte, und die am liebsten Niemandem gehorcht hätten. In Lübeck nahm König Knud die Huldigung der neu unterworfenen deutschen und wendischen Gebiete an, und Waldemar II. folgte bald seinem Beispiele. Er bestätigte der Stadt den Freiheitsbrief Kaiser Friedrich Barbarossas, aber er riß sie zugleich gänzlich los von aller Gemeinschaft mit dem deutschen Reiche, und nicht lange, so gab Kaiser Friedrich II. ihm (1214) Brief und Siegel darauf. Jetzt war Lübeck unter dänischer Reichshoheit die Stadt des neuen dänischen Lehnsgrafen von Nordelbingen, Albert von Orlamünde, der auf des Königs Geheiß den wichtigen Besitz ummauerte, ein festes Schloß in der Stadt erbaute, und feste Schlösser an der Trave, namentlich zu Travemünde. Lübecks Bürger, früh mündig geworden, fühlten schwer, daß sie fortan fremder Größe dienen mußten. Als in der Nacht vom 6ten auf den 7ten Mai 1223 König Waldemar in jene langwierige Gefangenschaft fiel, die das Schicksal von Norddeutschland umwandte, schrieb der Papst (2. Nov.) den Lübeckern, sie möchten, wie des Töpfers Werk im Ofen, jetzt ihre Treue dem Könige in der Widerwärtigkeit beweisen. Wirklich auch, so erzählt man, unternahmen sie nichts während der langen Gefangenschaft Waldemars, theilten keine der Bewegungen in Holstein und Mecklenburg, duldeten die dänische Besatzung in ihrem Stadtschlosse, wünschten sogar Glück zu der endlichen Befreiung des Königs; alles das nicht weil ihr Sinn von Deutschland abgewandt war, sondern weil sie höher hinaus wollten. In aller Stille fertigten sie an Kaiser Friedrich eine Gesandtschaft ab, sprachen ihn um die Gewährung der Reichsunmittelbarkeit an, die er ihnen auch zu Parma unterm 14ten März 1226 urkundlich ertheilte. Jetzt erst, am 1sten Mai, schritten sie zur Ausführung, lockten unter dem Scheine des herkömmlichen Maifestes den dänischen Befehlshaber vor die Stadt hinaus, machten ihn zum Maigrafen und stellten Ergötzlichkeiten an, während eine Anzahl entschlossener Bürger sich in die Burg begab, in die Jeder frei eintreten durfte, als man sich stark genug glaubte, die verborgenen Waffen hervorzog und die arglose Besatzung glücklich überwannte. Auf den Ruf dieser Selbstbefreiung fertigte Kaiser Friedrich abermals, im Junius desselben Jahres, für Lübeck eine Urkunde der Reichsfreiheit aus, welche durch die Schlacht von Bornhövede im folgenden Sommer ihre Bestätigung erhielt und in volles Leben trat.

Also lautet die Erzählung von Cranz und Petrus Olai, Reimar Kock und Hamsfort und unzähligen Andern, bis auf Becker hin, den neuesten Geschichtschreiber von Lübeck, soviel mir bewußt, ohne Ausnahme. Es erzählt sich aber leicht, wohrr mir Schwierigkeiten in der Sache entstanden sind.

Ich las die beiden Verträge, welche König Waldemar zum Zwecke seiner Befreiung abschloß, in Thorkelins bekanntem Diplomatarium, vertauschte jedoch diese wegen der Unverständlichkeit verschiedener Stellen mit den Originibus Guelficis und fand wirklich, daß im thorkelinschen Abdrucke aus den Originibus nicht allein viele Stellen fehlerhaft sind, sondern auch ein paar Zeilen fehlen.

Der erste Vertrag, datirt von 4ten Juli 1224, enthält nicht allein die Verzichtleistung des Königes auf das übereibische Land und auf alles was durch ihn dem deutschen Reiche entfremdet; nicht allein wird Jedermann in den abgetretenen Landen des Eides und der Huldigung gegen Dänemark entlassen, um unter Kaiser und Reich zurückzukehren, sondern Lübeck wird auch ausdrücklich als die Stadt bezeichnet, wo der König 25,000 Mark löthigen Silbers an die Gesandten des Königes von Jerusalem und an die Brüder des deutschen Hauses auszahlen soll, wofern sein Versprechen, binnen zwei Jahren einen Kreuzzug zu unternehmen, unerfüllt bleiben sollte. Sicherlich also war es nicht die Meinung, die Stadt Lübeck von der allemeinen Bestimmung der Abtretungen auszunehmen und diesen wichtigen Platz in Dänemarks Händen zu lassen. Aber, es ist wahr, dieser erste Vertrag ging nicht in Erfüllung. Graf Albert, derweile Regent von Dänemark, hatte sich eines Anderen besonnen. „Ich dachte zuerst," schrieb er dem Papste, „die Lösung meines Oheims schleunig zu bewirken, aber hernach hielt ich es für nützlicher für das gemeine Wohl, das Verbrechen zu strafen, weil Trug Niemandem frommen darf." Somit verwarf er um Michaelis vor der Reichsversammlung zu Wardewic im Beisein des römischen Königs den früher unbedingt beschworenen Vertrag, und lieferte im Jan. 1225 die Schlacht bei Mölln, deren unglücklicher Ausgang ihn den königlichen Gefangenen im Schlosse Schwerin zugesellte. Nun schloß Waldemar am 17ten November einen zweiten Vertrag für seine Befreiung, verzichtete abermals auf die genannten Gebiete, und zwar recht ausdrücklich auf alles Reichsland zwischen Eyder und Elbe, von der Mündung der Eyder bis zur Levensaue und von der Levensaue bis ans Meer, auf das Land des Fürsten Burewin und alles Slavenland, bis auf Rügen — also sicherlich auch auf Lübeck. Dazu wird die Fortdauer der Handelsfreiheiten der Lübecker und Hamburger in Dänemark förmlich ausbedungen, was Niemand einfallen konnte, wenn Lübeck dänisch bleiben sollte, und was schwerlich Jemandem einfiel, wenn nicht die Lübecker und Hamburger es selbst betrieben; endlich wird in Absicht des Lösegeldes ausgemacht, daß, wenn der König einen gewissen Zahlungstermin nicht halten kann, zwei oder drei angesehne Dänen sich als Geisel nach Lübeck stellen sollen (Lubeke intrabunt), eine Bedingung ohne Sinn, wenn Lübeck als dänische Stadt betrachtet ward. Mir schien es daher, indem ich bloß auf die Vertragsurkunde sah, nicht länger zweifelhaft, daß Lübeck schon vor dem zweiten Vertrage von den Dänen geräumt sei, wahrscheinlich vermöge der Schlacht von Mölln, vielleicht ohne weitres dadurch, daß Graf Albert die Besatzung herauszog, um desto kräftiger seinen Feinden entgegentreten zu können; denn er hatte nicht mehr allein mit den Mecklenburgern zu schaffen, neuerlich war der Erzbischof von Bremen mit einer bedeutenden Macht über die Elbe gegangen und führte den jungen Grafen Adolf IV. von Holstein, den rechtmäßigen Erben des Landes, mit sich. Ja wollte man auch der Urkunde zum Trotze annehmen, die dänische Besatzung sei noch länger in Lübeck geblieben und man habe es mit Lübeck gemacht wie mit Rendsburg, den König freigegeben, ehe die Besatzung herausgezogen worden, immer blieb noch als Bürgschaft der Erfüllung der jüngere König in der Haft zurück. Der Vater erlangte die Freiheit am 21sten Dec. 1225. Den nächsten Ostern trug man kein Bedenken dem Vertrage gemäß den jungen König freizugeben, also waren die Bedingungen des Vertrages bis dahin von Seiten Waldemars erfüllt, im spätesten, doch unwahrscheinlichen Falle also ward Lübeck vor Ostern d. i. vor dem 19ten April 1226 erledigt, es war also auf keinen Fall nöthig die List des ersten Mais anzuwenden. Solcher List und Selbstbefreiung wird aber auch bei keinem einzigen der gleichzeitigen Schriftsteller gedacht, weder Albert von Stade, noch Mönch Gott-

fried aus dem St. Pantaleons Kloſter zu Cölln haben ein Wort davon, und was wäre die Geſchichte unſerer Gegenden in dieſem an norddeutſchen und däniſchen Quellen armen Zeitraume ohne ſie? Eine dritte Quelle von großer Wichtigkeit iſt die lüneburgiſche Chronik, welche ſich bei Eccard in niederſächſiſcher Sprache findet. Dieſe allein läßt uns hier nicht im Stiche; gleich nach Erwähnung der möllner Schlacht nennt ſie Lübeck frei. Leider fehlt nachher ein Blatt derſelben, das die Begebenheiten von 1226 u. ſ. w. enthalten müßte. Wir verdanken aber dem verdienſtvollen Wedekind die Belehrung, daß dieſe Chronik nur eine abgekürzte Ueberſetzung der ungedruckten lateiniſchen Chronographie des Conrad von Halberſtadt iſt, der in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ſchrieb, und demnächſt die Nachricht, daß eine Abſchrift der Chronographie ſich in der königlichen Bibliothek in Hannover finde. Dieſer Umſtand veranlaßte mich an Herrn Doctor Pertz, mit welchem durch verwandte Studien verbunden zu ſein ich mir zur Ehre ſchätze, zu ſchreiben und ihn um eine Copie des unbekannten Blattes zu bitten. Ich fand den Inhalt, wie zu erwarten, von Lübecks Selbſtbefreiung im Mai 1225 ſchweigend, in Hinſicht des däniſchen Krieges aber von mannichfacher Wichtigkeit.

Was bleibt denn aber nach dem allen nun als Thatſache? Die Lübecker wurden frei durch die möllner Schlacht im Jan. 1225. Nun des ſtrengen Oberaufſehers entledigt, benutzten ſie den Augenblick, um, ehe der junge Landesherr, Graf Adolf, noch ganz zu Kräften käme, ihre Zukunft ſicher zu ſtellen. Sie ſchickten in aller Stille eine Geſandtſchaft an Kaiſer Friedrich II., legten ihm das Privilegium ſeines Großvaters vor und erlangten zuvörderſt die Beſtätigung deſſelben in einer meines Wiſſens ungedruckten (und ich weiß nicht, ob überall noch vorfindlichen) Urkunde am 14ten März 1226 zu Parma ausgefertigt, und demnächſt in demſelben Sommer die berühmte Urkunde, worin der Kaiſer, nach der Art der Freibriefe ſeiner italieniſchen Städte, Lübeck gegen eine jährliche Zahlung von 60 Mark mit ſehr vermehrten Gerechtſamen zu einer freien kaiſerlichen Stadt erhebt. Sie iſt im Junius zu Borgo S. Donnino ausgeſtellt, wo der Kaiſer auch am 11ten Julius ſich befand. Man findet ſie öfter, unter andern bei Weſtphalen abgedruckt, doch ſo wenig fehlerfrei, daß ein diplomatiſch genauer Abdruck, oder am liebſten ein Facsimile von dieſen und den ältern Briefen mit ihren goldnen Bullen zu wünſchen wäre, ein Bedürfniß, welches der Herr Oberappellationsrath Hach in Lübeck ſelber ausgeſprochen hat und zu allgemeiner Zufriedenheit erfüllen würde. Der Freibrief wird dadurch noch wichtiger, weil ihn Herzog Albert von Sachſen ſelber mit unterſchrieben hat, er, deſſen Anſprüche neben denen der holſteiniſchen Grafen, am meiſten zu fürchten waren. Aber auch hier, wie in ſo vielen menſchlichen Fällen, waren die Begebenheiten wichtiger als alle Verbriefungen. In denſelben Junius-Tagen, in welchen die Lübecker bei dem Kaiſer zum Ziele kamen, erwarb ſich König Waldemar vom Papſte, der des Kaiſers Freund nicht war, die Losſprechung von dem Eide, den er bei ſeiner Loslaſſung geſchworen. Schon hatte Ditbmarſchen, ſchon hatten die Grafen von Schwerin und Holſtein die Schärfe ſeines Schwertes an der Eyder empfunden, Rendsburg, neuerdings erſt den Holſteinern übergeben, ging verloren. Da empfand Graf Heinrich von Schwerin, daß man noch mehrerer Helfer bedürfe, ſchloß am 15ten Febr. 1227 mit dem aus Italien zurückgekehrten Herzog Albert von Sachſen zu Lübeck ein Bündniß und nahm, ſo hochfahrend er war, ſeine Lande vom Herzoge zu Lehen; auch Graf Adolf erkannte den Anhalter als ſeinen Lehnsherrn an; wenn der Sieg gelänge, ſollte dem Herzog das Ratzeburgiſche und Lübeck gehören. Demgemäß ward auch nach der bornhöveder Schlacht verfahren, Albert von Orlamünde mußte ſeine Befreiung aus Ketten durch die Feſtung Lauenburg erkaufen, und dem Herzog gehörte das ratzeburger Land unbeſtritten. Auch rechnete er Lübeck zu ſeinem Herzogthum, und die Lübecker ließen es ſich gefallen, daß er ſie als ihr Herzog im Jahre 1234 mit Travemünde beſchenkte. Inzwiſchen kam Lübeck bald in den Fall, nicht mehr mit dem Plutus des Ariſtophanes fragen zu dürfen: „Wie mach' ich's, daß ich der Macht, die ich, wie ihr ſagt, beſitze, wirklich Herr werde?" Das Haupt der Hanſe konnte ſeinen kaiſerlichen Brief entfalten, ohne die Anſprüche der Anhalter zu fürchten.

Freilich hatte Graf Adolf IV. die Schwachheit, ſich mit ſeinem gefährlichſten Feinde zur Eroberung von Lübeck zu verbinden; — doch ehe wir dahin kommen, mögen einige Bemerkungen über ihn Platz finden. Sein Haus herrſchte ſeit dem Jahre 1110 (nicht 1106) in Holſtein und Stormarn, mit welchen Landen Adolf II., ein großer Fürſt im kleinen Gebiete, das erkaufte Wagrien (nicht vor 1142) verband, wo er Lübeck baute. Adolf III. ward vierzigjährig von Land und Leuten vertrieben (1201), fiel ſelber in däniſche Gefangenſchaft, aus der er nur gegen die Bürgſchaft ſeiner eignen Kinder nach 2 Jahren loskam (1203). Der Graf hatte mit ſeiner Gemahlin Adelheid 3 Söhne, Conrad, Adolf und Bruno. Chriſtiani möchte den Adolf zum jüngſten Sohne machen, allein, daß Bruno der jüngſte war, folgt auch daraus, daß er nach dem gewöhnlichen Looſe der jüngſten Söhne den geiſtlichen Stand erwählte. Er ſtarb als Biſchof von Olmütz. Der gefangene Graf mußte ſchwören, das Land diesſeits der Elbe nie wieder zu betreten, noch für ſeine Wiederherſtellung, ſey es ſelber, oder durch Andere, etwas unternehmen zu wollen. Er ging in ſeine Stammgrafſchaft Schauenburg. Zwölf Geiſeln blieben als Bürgen ſeiner Treue zehn Jahre lang in Dänemark zurück, Söhne der angeſehnſten Männer, an ihrer Spitze zwei Söhne des Grafen. Vermuthlich war Bruno damals noch nicht geboren, auf allen Fall aber befand ſich, da die älteren Söhne die beſſeren Bürgen waren, der junge Adolf mit unter den Geiſeln, und hat ſonach die Jahre 1203 bis 1213 gezwungener Weiſe mit ſeinem ältern Bruder in Dänemark zugebracht. Als er loskam, mochte er 13 bis 14 Jahre zählen. Adolf kann nicht jünger als das Jahrhundert geweſen ſein, denn er konnte ſchon im J. 1237 ſeine Tochter Mechtild verheirathen. Nach dieſer Erörterung des Hergangs erſcheint als Fabel die Erzählung, die man allenthalben wiederholt findet, daß eine Adelsfrau, Deeſts von Kellingdorp, gleich nach der Eroberung von Holſtein durch die Dänen, das Gras ſenkind zu ſich in die Kremper Marſch genommen und in ihm den künftigen Befreier Holſteins auferzogen habe. Der bekannte Presbyter Bremenſis erzählt von der Sache, welche Cranz umgeſtaltet weiterträgt, von wo ſie dann zu Hamſfort und in Peterſens holſteiniſche Chronik übergegangen iſt. Der Presbyter wirft hier auf eine gräuliche Weiſe Zahlen und Thatſachen durch einander, läßt die Eroberung Holſteins im Jahre 1199 geſchehen ſein, und zwar hauptſächlich durch des däniſchen Königs Knud Mutter, die ſchwarze Margarethe, die auch das Danawerk gebaut hat (ſo viel Worte, ſo viel Irrthümer!); erzählt dann die bekannten Anekdoten von Itzehoe und dem Amtmanne in Segeberg, der das Jütſche Lov einführen wollte, (das damals noch gar nicht geſchrieben war), bis endlich die Deeſts und zuletzt die Schlacht von Bornhöved, die er auf das Jahr 1212 ſetzt, alles wieder gut machen. Bei dem allen läßt der Presbyter den Adolf nicht bei der Deeſts von Kindheit an erzogen ſein; dieſen Umſtand und die von ihr bei dem alten Vater angewandte Rhetorik bringen erſt die Späteren hinein; ſie erbat, nach dem Presbyter, und erhielt vom Vater den Jüngling Adolf (adolescentem filium suum Adolfum), und um ihr Verdienſt nicht ganz untergehen zu laſſen, dürfen wir getroſt annehmen, daß ſie entweder unmittelbar oder durch die Dazwiſchenkunft des Erzbiſchofs von Bremen den alten Grafen entſchieden habe, ſeinen zweiten Sohn an die Wiederherſtellung ſeines Hauſes in Holſtein zu wagen, denn Conrad ſollte des Vaters Nachfolger in Schauenburg werden. Dieſe Sendung Adolfs ins überelbiſche Land iſt aber auf jeden Fall erſt zu der Zeit geſchehen, da durch die Gefangennehmung Waldemars dem Lande wieder Hoffnung aufging; ſie iſt auch nicht einmal gleich nach der Gefangennahme geſchehen, denn in dem erſten Vertrage, durch welchen Waldemar ſeine Löſung ſuchte, vom 4ten Juni 1224, wird der Schauenburger noch gar nicht gedacht, vielmehr dem Grafen Albert von Orlamünde Holſtein zugeſichert, nur daß er es fortan vom deutſchen Reiche zu Lehen nehme; ein ziemlich ſicherer Beweis dafür, daß damals die Holſteiner ſich noch nicht für ihren zurückgekehrten Landesherrn erhoben hatten. Und was bedarf es mehr? wir haben ja die beſtimmte Ausſage eines viel ältern und beſſern Zeugen als des Presbyter, des Verfaſſers der lüneburger Chronik. Es war ein halbes Jahr nach jenem erſten Vertrage, es war am Thomasabende, 20ſten December 1224, als der Erzbiſchof Gerhard mit ſeinem Schützlinge, dem Grafen Adolf, über die Elbe und gleich die Stör hinauf, wo die Deeſts ihren Anhang in der Nähe hatte, bis vor Itzehoe fuhr. Da erhub ſich das Land für ſeinen rechtmäßigen Herrn und nahm die Burgen Graf Alberts ein, der den Weſten des Landes preisgab, um den Oſten zu retten, den aber wenige Tage darauf die Schlacht bei Mölln (Jan. 1225) in Gefangenſchaft brachte. So wurde Holſtein frei, 23 Jahre nach der Gefangennehmung des alten Grafen Adolf. Damals befreite ſich auch Lübeck. Dieſes ſind nicht meine Worte, die lüneburger Chronik ſagt's, nur noch beſtimmter: „Do gaven oc de van Lubeke de Stat deme Rike;" und, nachdem ſie nun noch hinzugefügt, wie Graf Adolf um Faſtnacht die bei Hamburg durch Albert erbaute Feſtung erſtürmte, ſpricht ſie mit kluger Unterſcheidung: Do gaven oc de van Hamburch de Stat deme Greven Alve.

Digitized by Google

Solchergestalt spricht dieses eine Zeugniß über beide historische Zweifelspuncte, die Zeit von Adolfs Ankunft in Holstein, und die von Lübecks Befreiung, das Endurtheil. Ueber die Art der letzteren läßt sich nur sagen, daß sie wahrscheinlich ohne fremde Mitwirkung geschah, denn sonst wäre es wohl nicht so leicht zu der Sendung an den Kaiser gekommen, und wer die alte Erzählung einmal lieb hat, kann sie auch so unterbringen und sich freuen, daß die Lübecker ein Jahr früher so pfiffig und ihre Feinde, sorglos im rings empörten Lande, noch viel einfältiger, als man dachte, gewesen sind.

Nach solcher Wiederherstellung, nach solchem Sturze, verdient es schweren Tadel, nicht eben daß Graf Adolf nach der Herrschaft über so kühne und ehrenwerthe Bürger zu trachten fortfuhr, wie die Lübecker waren, denen sein Großvater die Stadt gebaut hatte (wie ganz anders wäre es um Holsteins Wohlfahrt und Recht bewandt, wenn Lübeck und Hamburg dem Lande gesellt geblieben wären!), sondern daß er es unbedacht, auf Norddeutschlands und die eigene Gefahr hin, mit Waldemar verbunden, that. Doch nicht um des Tadels willen sei dies gesagt, sondern um auf diesen den Mühseligkeiten der Wissenschaft gewidmeten Bogen noch eine historische Kritik zu bringen. Mehrere Erzähler bürden dem Grafen Adolf statt einer Verkehrtheit deren zwei auf, lassen ihn zweimal mit Waldemarn Lübeck belagern, einmal 1234 und abermals im nächsten Jahre. Und, was nun den Hergang betrifft, beide Bundesfreunde, wird erzählt, schlossen im J. 1234 die Stadt zu Wasser und zu Lande ein, der König schiffte die Trave hinauf, legte an jeder Seite einen festen Thurm an, sperrte den Fluß durch Pfahlwerk, durch versenkte Schiffe, eine vorgezogene Kette; aber ein revaler Schiff, mit voller Gewalt hinanfahrend (gegen den Strom?), zersprengte die Kette, und selbst der eingesperrte Fluß suchte sich einen andern Weg ins Meer und fand ihn, ehe die Bürger noch ihren Vorsatz, ihm ein andres Bett zu graben, ganz vollführt hatten. Genug, Lübeck ward gerettet. Dieses ist aber nur die Summe der wunderbaren Sachen, die hier vorkommen. Wenig Kenner zwar der Wasserbaukunst, glaube ich, daß die von den Belagerer getroffenen Anstalten lediglich auf die Sperrung der Schiffahrt berechnet waren, nicht aber auf eine Zudämmung, die den Fluß zu gewaltsamen Maßregeln genöthigt hätte, welche den Belagerern fürwahr die meiste Gefahr drohten. Auch ist nach der ganzen Oertlichkeit schwer zu begreifen, wie die ringsumstellten Lübecker sollen im Stande gewesen sein draußen an einem andern Bette für den Fluß zu arbeiten, eben so wenig, wie sie, von der See aus blokirt davon für den Augenblick hätten Nutzen für ihre Versorgung mit Lebensmitteln ziehen können. Abermals erscheint allein glaubhaft der einfache Bericht der ältesten Gewährsmänner: der König und der Graf sperrten die Trave und bauten an beiden Seiten des Flusses ein Festungswerk: so sagt Albert von Stade, so die lüneburger Chronik, und wer konnte besser Bescheid wissen als Abt Albert, der zwei Jahr später in Verbindung mit dem Grafen Adolf eine Urkunde unterzeichnete? Von einer Wiederholung des mislungenen Unternehmens im folgenden Jahre melden Beide kein Wort, auch Corners Chronik nicht, die sonst in der Zeit hier sehr abirrt. Schon die Mahnung Papst Gregors IX. hätte davon abhalten mögen; denn der befahl unterm 30sten Aug. 1234 dem Capitel von Halberstadt, den König mittelst des Bannes zu zwingen den lübecker Hafen wieder zu öffnen, welchen er dem Vernehmen nach durch versenkte Schiffe gesperrt hatte, zu nicht geringem Nachtheile des in Liefland neugepflanzten Christenthums; denn über Lübeck ging beständig die Fahrt dahin. Uebrigens dürfte der Schlüssel zu dem Gerede von dem gegrabenen Travebette in einer misverstandenen Sage liegen, wie denn Sagen so oft in ihr Entgegensetztes überspringen. Der Travehafen hatte vor Alters wirklich zwei Ausgänge, zu beiden Seiten der Insel Priwald, die grade vor demselben lag; sie wird in der Urkunde Friedrichs II. der Stadt zum Eigenthum gegeben. Erst im Jahre 1286 ließ die Bürgerschaft mit großen Kosten die Durchfahrt rechts zudämmen, machte den Priwald landfest, wie er noch jetzt ist. Später hatte man das vermuthlich vergessen und erzählte sich im Gegentheil, zur Zeit der dänischen Hafensperre habe man den Priwald in eine Insel verwandeln wollen, um sich eine zweite Durchfahrt zu eröffnen.

Im Julius 1235, als Kaiser Friedrich mit der englischen Königsschwester zu Worms Hochzeit hielt und vier Tage, vom 20sten an, dort Feste gab, ward der Streit zwischen den Schauenburgern und Lübeck abgethan. So erzählt Corners Chronik. Der Kaiser muß in sehr hochzeitlicher Laune gewesen sein, als er aus seiner eigenen Tasche dem Grafen Adolf 5000 Mark Abstandsgeld zahlte, statt die Lübecker zahlen zu lassen. Graf Adolf verzichtete dagegen für sich und seine Erben auf alle seine und seiner Vorfahren Ansprüche auf die Stadt, so daß von nun an die Stadt mit Grund und Boden kaiserlich war. Wie kam es denn aber, daß man hier nicht den kaiserlichen Freibrief vom Jahre 1226 zum Grunde legte, welcher die Festung Travemünde eben wie Lübeck reichsunmittelbar macht, welcher die Anlage einer Travefestung oberhalb der Stadt männiglich untersagt und den Bürgern ein Gebiet um Travemünde zusichert? Warum vermochte man den Grafen nicht, Herzog Alberts Beispiele zu folgen und auch auf Travemünde zu verzichten? Wie kam es, frage ich, daß noch lange nachher die holsteinischen Grafen im Besitz des festen Schlosses Travemünde blieben, bis endlich die Lübecker am 22sten Dec. 1320 dem jungen Grafen Johann mit Bewilligung der Landstände für 4000 Mark lübisch die Festung abkauften und sie schleiften! Es war aber das, glaube ich, nicht mehr die alte Festung Waldemars vom Jahre 1217. Diese ward vermuthlich von den Lübeckern bei ihrer Selbstbefreiung geschleift, es war der neue Bau von der Belagerung von 1234, in welchem Graf Adolf seitdem eine Besatzung hielt, also daß das Unternehmen gegen Lübeck doch nicht ganz ohne Ausbeute für ihn blieb. Ich möchte weiter fragen: wie verträgt es sich mit dem feierlichen und förmlichen wormser Vergleiche, daß ein paar Wochen nachher nichts verglichen ist, Graf Adolf vielmehr mit einem neuen Kriege gegen Lübeck umgeht? Der Beweis ist leicht geführt. Am Bartholomäustage (24. Aug.) desselben Jahres 1235 giebt er seiner Stadt Oldenburg lübsches Recht, doch solle sie im Falle eines Krieges mit Lübeck das Recht seiner Stadt Hamburg gebrauchen. Eben diese Clausel steht in der Acte, welche im folgenden Jahr 1236 den Plönern lübsches Recht verleiht; sie steht dagegen nicht in der Kiel angehenden Urkunde vom J. 1232 und steht nicht mehr in der für Itzehoe vom Jahre 1238; denn zu dieser Zeit traf Adolf schon Anstalt, sich aller weltlichen Herrlichkeit zu entäußern. Ich kann aber nicht umhin den Wunsch nochmals auszusprechen, daß zum Zwecke der Ermittelung dieser und mancher verwandten schwierigen Verhältnisse die ältesten Freibriefe der ehrwürdigen Stadt Lübeck vollständiger und beglaubigter, als bisher geschehen, ans Licht treten mögen. Es ist kaum denkbar, daß hier noch ein anderes als das historische Interesse obwalten könnte; die vorliegende Untersuchung, das darf ich versichern, hat keinen andern Zweck.

Johann Friedrich Hugo, Freiherr von Dalberg

ward am 17. Mai 1760 zu Herrnsheim geboren, aus dem Geschlechte der Kämmerer von Worms stammend, und war kurtrier'scher Geheimerath und Domcapitular zu Trier, Worms und Speier. Gegen das Ende seines Lebens hatte er seinen Aufenthalt zu Aschaffenburg genommen, wo er am 26. Juli 1812 starb.

Seine Schriften sind:

Ueber die Rechtschaffenheit. Erfurt, 1776.
Ariston. Erfurt, 1782.
Betrachtungen über die leidende Kraft des Menschen. Mannheim, 1786.
Blicke eines Tonkünstlers in die Musik der Geister. Erfurt, 1787.
Vom Erfinden und Bilden. Frankfurt, 1791.
Ueber den Ursprung der Harmonie. Erfurt, 1800.
Die Aeolsharfe. Erfurt, 1808.
Gita Govieda. Erfurt, 1802.
Ueber die Musik der Indier. Erfurt, 1802.
Fantasieen aus dem Reiche der Töne. Erfurt, 1806.
Fanis Dabristan oder von der Religion der Parsen. Aschaffenb., 1809.
Geschichte einer Drusenfamilie. Frankfurt, 1808.
Ueber Meteorkultus der Alten. Heidelb.rg, 1811.

Digitized by Google

Ein geistreicher und gelehrter Forscher, der sich mit besonderer Vorliebe archäologischen und ästhetischen Studien zuwandte, doch nicht immer systematisch zu Werke ging, und sich zuweilen von seiner Einbildungskraft zu sehr fortreißen ließ. Unter seinen Schriften hat ihm die Uebertragung der Gita Govinda den meisten Ruf erworben.

Urania

oder

Blicke eines Tonkünstlers

in die

Musik der Geister. *)

Nie empfand ich den Zauber der Musik mehr, als am gestrigen Abend; Krankheit und finstre Schwermuth hatten sich meiner bemeistert, ich versuchte vergebens, sie zu verscheuchen — eitles Bestreben! — sie kamen in tausend Gestalten wieder vor; ich gieng an das Klavier, und präludirte wilde, trauervolle Töne. — Da lag auf einmal, wie von einem Engel gesandt, Pergolesi's Salve Regina, vor mir; ich sang es, und das himmlische „O dulcis, O pia" erfüllte meine Seele mit einem so hohen Gefühl von Andacht und sanfter Wehmuth, daß ich in Thränen zerschmolz; es ward mir leichter, die gespannten Fibern ließen nach, ich sank in eine erquickende Ruhe, nicht heiter, aber wohl war mirs. Ich verließ das Klavier, legte mich auf mein Ruhebette, und dachte den mannichfachen, schnell veränderten Zuständen meiner Seele nach. Da umschwebte der Genius der Harmonie mein Lager, und lispelte mir Ahndungen aus den hohen Mysterien der geistigen Tonkunst zu.

Nie hatt' ich einen himmlischern Genuß! wie der Blick beim Schmelzen des lichthellen Silbers stand er und verschwand. — Es war ein Traum, mir schwebt nur noch wie durch einen Nebel die Rückerinnerung davon vor.

Der irdische Schleier entfiel meinen Augen, ich verließ die Erde, und schwebte plötzlich in unermeßliche Räume des Weltalls, Sonnen, Planeten, Gestirne um mich, unzählbar in unbeschreiblicher Schönheit, welcher Zauber erfüllte mein Ohr! in oft geahndeten dem Menschen zu reinen Melodien rollten die Sphären den erhabensten Gesang. — Die größte Einheit in der reichsten Mannichfaltigkeit, nur hörbar einem geistigen Ohre. Zwar hat längst der göttliche Pythagoras die Gesetze ihrer Zahlen berechnet, und die irdische Harmonie aus der himmlischen entwickelt, aber seine Zahlen sind nur die Hülle der geistigen Töne, sie geben dem Ohr keinen Wohllaut — der Geist in den irdischen Schranken vermag sie nicht zu hören.

Doch nicht die Körperwelt allein; und was der Raum einschließt, sprach der Genius, bewegt sich nach Gesetzen der himmlischen Harmonie, auch das Reich der Geister macht eine vollkommene Musik, deren eigentlicher Ton und Einklang Gott selbst ist. Alle Seelen sind Theile dieser ewigen Symphonie, alle bewegen sich nach einer ihnen vorgeschriebenen zweckmäßigen Melodie, jedes ist ein Ganzes, jedes zugleich Theil eines größeren Ganzen, und alle dessen unendliche Theile bilden den großen Chor der Schöpfung, der in ewigen Lobgesängen der Gottheit huldigt.

Ließ es unsere beschränkte Sinnlichkeit zu, in das Reich der Geister zu blicken; wir würden erstaunen, wie bestimmt sie den harmonischen Gesetzen folgen; wir würden sehen, daß unsre irdische Musik nur Bild, Hülle, Emblem der ewig geistigen ist.

In allen Verhältnissen des Menschen zum Universum, zu Gott, zur Gesellschaft, zu sich selbst, oder seiner innern Natur handelt er nach Gesetzen der Tonkunst. Das Verhältniß und die Stufenfolge der Geister zu dem Wesen, daß sie alle umfaßt, aus dem sie alle quellen, in dessen Schoos sie zurückkehren; ohne es selbst zu werden, weil sie seiner Reinheit und Einfachheit nie empfänglich sind, liegt vollkommen im Bilde des Monachords, aus dem alle Töne entspringen.

Wie die Töne nur Modifikationen eines und des ersten Grundtons, zwar nicht er selbst, aber aus ihm entsprungen und abgeleitet sind, so die Seelen in Rücksicht Gottes des ersten, ewigen, einzigen reinen Grundtons.

Jedes einzelne Geschlecht, jede Gattung, jedes Individuum der Geisterwelt ist ein Ton dieser einigen Saite, mehr oder minder ähnlich ihrem Grundton.

Man weiß, wie die Verschiedenheit der Töne entstehet: aus der Schwere des an eine Saite gehangenen Gewichts, und der schnellern und schwächern Vibration der Saiten; je geringere Oszillation in einem gegebenen Zeitraume, desto tiefer und weicher der Ton; je größer die Oszillation, desto schärfer der Ton. So entsteht allmählig die Sekunde, die Terze, die Quarte, die Quinte ꝛc.

Je entfernter vom Grundtone desto schärfer; je näher demselben, desto weicher, desto mehr Ruhe in der Saite, in der physischen Vibration des Gehörs, in der Empfindung der Seele; wahre Ruhe ist nur im Grundton, und seinem harmonirenden Dreiklange.

Laßt die Saiten uns ein Bild der geschaffenen Geister seyn, laßt uns in den Vibrationen die Leidenschaften vorstellen, die die Seelen in immerwährender Melodie erhalten: so werden diejenigen Seelen am reinsten; d. h., physisch zu reden, am wenigsten scharf und schneidend seyn, die am wenigsten durch Leidenschaften getrieben sich dem Urtone, dem Sitz der Ruhe und seinem harmonischen Dreiklange, d. h. der moralischen Harmonie nähern.

Wie der Dreiklang die höchste Vollkommenheit der Musik ist, so im Menschen das Ebenmaaß und richtige Verhältniß seiner Seelenkräfte.

Wie die Töne alle wieder zum Grundtone ihrer Urquell ziehen; so die Geister zur Gottheit; — doch nähern sie sich ihr nur, werden nie sie selbst.

Diese Annäherung geschieht durch eine Reinigung, d. h. durch Verminderung des irdischen Gewichts, das zu heftige Vibrationen (den Sturm der Leidenschaften) in uns hervorbringt.

Dann ist der einzelne Ton Bild des Urtons, dann die Seele Bild ihres Schöpfers: wenn sie ein reiner Abklang der Einheit im Dreiklange wird; wenn sie sich der himmlischen Ruhe des Urtons nähert.

Wie die Stimmung einzelner Töne ganze Accorde rein, und dieser ihre Reinheit die Vollkommenheit des ganzen Klanggeschlechts ausmacht, so reinigen sich durch allmählige individuelle Vervollkommnung und Ausflufungen Arten, Gattungen, Geschlechter der Geister, bis sie alle zu jener hohen Reinheit reif sind, daß sie der irdischen Hülle entschwinden, in die Intellektualwelt zurückkehren, und da die Saiten jener himmlischen Leier werden, welcher nur die Gottheit lauscht.

Jedes Wesen hat einen eigenen ihm bestimmten Ton. Aber einzelne Töne geben weder Melodie noch Zusammenstimmung; ohne Rhythmus und Harmonie ist keine wahre Musik.

Die Bestimmung der Geister sollte nicht seyn, einzelne isolirte Laute zu geben, sondern als verwandte, obgleich selbstständige Töne in einander zu fließen, und ein harmonisches Ganze, Gesellschaft, zu bilden.

Harmonie ist so alt, als der Gesang. Gesellschaft ist mit der Schöpfung entstanden.

Harmonie besteht aus Wohllauten und Dissonanzen, jene sind dem Ohre gefällig, diese flieht es, und findet nur Befriedigung, wenn sie sich in Wohllaute auflösen.

Wie kein Licht ohne Schatten, so der Reiz der Konsonanzen nicht ohne Mißlaute.

Konsonanzen sind Liebe, Dissonanzen Haß. Aus Liebe und Haß, sagt eine alte Dichtung, ward die Schöpfung gebildet. Sie bekriegen sich immer, doch löst Haß selbst sich endlich in Liebe auf. Es ist Isis und Osiris, Typhon und Ariman der Fabel.

Terzen und Dreiklänge sind dem Ohre am lieblichsten, so dem Geiste die Gefühle der Liebe; aber Septen und Quarten, der Ursprung der Dissonanzen oder schmerzhafter Empfindungen, sind nöthig, um den Werth der Terzen zu erhöhen; um Reiz zu bewirken, um den Ekel der Monotonie zu vermeiden, Schmerz und Mißvergnügen sind in der Schöpfung so nöthig als Freude.

Das ist so wahr, daß selbst eine zu lange Reihe vollkommener Konsonanzen, Terzen, Quinten, Septen das Ohr beleidigt und den harmonischen Gesetzen zuwider ist, ja daß die schärfsten Dissonanzen das Süße der Auflösung in Konsonanzen am meisten fühlen machen.

Um vollkommene Zusammenstimmung und reine Musik in gesellschaftlichem Verbande zu bewirken, muß jeder den ihm bestimmten Ton rein anstimmen, und der ihm eignen Melodie folgen; ohne allein herrschen und die andern Stimmen unterdrücken zu wollen; er ist als Theil bestimmt, sich dem Ganzen, so viel möglich, zu opfern, mit und durch Liebe in andere Töne über zu fließen.

Die Neigungen sind der animalischen Beschaffenheit, was die Saiten dem Instrumente sind: wenn sie auch unter sich das gehörige Verhältniß haben, und das Instrument ist zu hoch gestimmt, so bricht es, oder gibt nur Mißlaute.

Sind manche Töne gestimmt, andere nicht, so kann kein reiner Gesang entstehen; die verschiedenen Systeme und Ge-

*) Aus: Fantasien aus dem Reiche der Töne von J. H. von Dalberg. Erfurt, 1806.

ſchlechter der Weſen verhalten ſich wie die Inſtrumente, jedes hat ſeine eigene ihm zukommende Melodie und Tongeltung, jedes ſeine eigene Saiten. Die Stimmung, die dem einen zuträglich iſt, würde dem andern manche Saite rauben, vielleicht das ganze Inſtrument zertrümmern, der Ton, der in dem einen ein leiſer Zephyr-Hauch iſt, würde in dem andern ſcharf und ſchneidend ſeyn.

Nichts iſt ſchwerer, als die Stimmung der mannichfachen Inſtrumente; wie tief muß man hiezu in ihre Natur gedrungen ſeyn! Wer hat den Schlüſſel zu einem jeden Inſtrumente! Wer hat das Ohr rein genug, alle erforderliche Temperaturen und Schwebungen zu meſſen? Gibts einen richtigen Tonmeſſer der Seelen?

Manche ſind ſo verſtimmt, daß die geſchickteſte Hand nichts hilft; oft iſts nur ein falſcher Ton, der dem ganzen Inſtrument einen Mißlaut giebt. Glückt es dir, ihn auszufinden, und ihm eine andere Richtung zu geben, ſo iſt die Harmonie wieder hergeſtellt.

Jeder ſollte ſein Inſtrument am beſten kennen; doch wie wenige kümmern ſich darum; die meiſten wollen in fremde Töne einſtimmen, und verlieren ihren eigenen darüber.

Wage es nicht, andere Inſtrumente zu ſtimmen, ſo lange du mit dem deinigen noch nicht im Reinen biſt, du theileſt ihnen ſonſt deine Mißlaute mit; dringe deine Temperatur keinem andern auf, jeder hat ſeine eigene, die Kunſt iſt, ſie zu ordnen.

Weiche Inſtrumente müſſen weiche Töne, ſchreiende, ſcharfe Laute hervorbringen.

So ſind den moraliſchen Weſen, die mehr zur Liebe und zu weichen Neigungen geſtimmt ſind, ſolche Töne oder Empfindungen nöthig, die damit übereinſtimmen.

Stärker organiſirten Weſen gebührt keine ſolche weiche Melodie, auch fühlen ſie ſie nicht.

Könnten wir die mannichfachen Töne und Moden der Leidenſchaften beſtimmen und erblicken, welch reizend belehrende Erkenntniß wäre dies!

Wir ſind wahre Inſtrumente, und die Leidenſchaften unſre Töne; Nur gleichmäßige Stimmung iſt den Inſtrumenten zuträglich.

Bei Narren iſt der Ton zu hoch geſtimmt und überſchreit. Bei Dummen zu tief, das Inſtrument wird taub, die Melodie ſinnlos.

Genialiſche Seelen geben Töne von ſich, die die andern in ihrem Klanggeſchlechte nicht auffinden können, darum ſtimmen ſie ſo wenig zur gewöhnlichen Lebensmuſik, ſie haben ihre eigne Gamme, es iſt thöricht, ſie nach dem gewöhnlichen Tonmeſſer abzuwägen. Wird ein wohlgeſtimmter Ton berührt, ſo macht er die Saiten des ihm nächſten Inſtruments, wenn ſie mit ihm einſtimmen, vibriren, und dieſe Saite alle andere, die mit ihnen harmoniren.

Schönes Bild der Verwandtſchaft moraliſcher Neigungen, und ihres magiſchen Einfluſſes auf die Seelen, beſonders der ſchönen und zarten Empfindungen, die weit ſchneller ſich mittheilen, und der Seele viel wohlthuender ſind als Mißlaute; durch ſie wird begreiflich, wie Liebe gleich dem elektriſchen Funken wirkt, wie eine ſchöne Handlung in ſo vielen Seelen zugleich eine völlige Umſtimmung hervorbringt.

Auch die innere Beſchaffenheit und Regierung der Seele iſt wahre Muſik, und gründet ſich auf harmoniſche Geſetze.

Der Gegenſtand der Muſik iſt der Ton, ihr Zweck das Wohlgefallen des Gehörs.

So iſt das Objekt der Seelenmuſik: der einem jeden Weſen eigne Ton; ihn rein anzuſtimmen, ihn immer mehr zu läutern; ihn mit den verwandteſten Tonarten zu miſchen.

Die Beſtimmung der Seelenmuſik iſt reines Vergnügen für das Gehörorgan des Geiſtes. Die höchſte Weisheit kann der Seele nichts beſſeres zurufen, als: Suche Vergnügen; und in der vollkommenſten Uebereinſtimmung der Theile zum Ganzen wirſt du ſie finden.

Sokrates, Plato, Epikur ſchrieben der Seele dieſen ſittlichen Rhythmus vor, ſo wie Pythagoras und Ariſtoteles die Geſetze der Tonkunſt in Verhältniſſen und in Wohllauten fanden.

Ordnung, Symmetrie, Uebereinſtimmung iſt die Seele des Geiſtes, iſt das, wobei er das reinſte Vergnügen empfindet. Es iſt der Genuß in der Muſik, es iſt die Blume des Schönen und Gefälligen, es iſt der Reiz des ſittlich-Schönen.

Die Seele iſt ein Ton, der ſich immer reiner ſtimmen ſoll; jeder Ton hat etwas vom Grundtone in ſich, je mehr er ſich dieſem nähert, je reiner und geiſtiger wird er. Die Seele muß erſt ihre Laufbahn durchwandern, wie der Ton des Monochords die Octav, eh ſie zur Vollendung gelangt. Darum hat ſie einen doppelten Trieb zur Thätigkeit und Ruhe, zur Trägheit und Bewegung, beide ihr weſentlich nöthig.

Die Schwingungen der Saite (die Leidenſchaften der Seele) ſind alſo nicht ſchädlich, ſie ſind es vielmehr, die den Geiſt immer weiter in der Melodie ſeines Daſeyns führen.

Darum ward ihm ein eigenes Gegengewicht gegeben, Wille und Selbſtbeherrſchung. Dieſer iſt das Ebenbild, der wahre Nachklang des Grundtons, das, wodurch er ihm ähnlich wird. Aber nicht Melodie allein, auch Harmonie gebot die Schöpfung, hieß ähnliche Töne ſich aufſuchen und anziehen.

So ſtrebe die Seele rings um ſich her nach denen ihr verwandteſten homogenſten Tönen, nicht um Einklang mit ihnen zu machen, ſondern einen ſüßen Wohllaut hervor zu bringen, ſich mit und durch ſie zu reinigen; holde Liebe! ſüße Freundſchaft! ſanfte Gefälligkeit! wer ahndet, erkennt, fühlt nicht tief hier deine zauberiſche Macht!

Es giebt Seelen, wie Töne, die ſich mit mehreren miſchen können, andere nur mit wenigen; jedes handle hierin nach den Geſetzen ſeines Weſens, ſuche nicht zu vereinigen, was die Natur ſchon trennte.

Die Muſik wechſelt in zwei Tonarten ab; die eine ein Kind der Freude, die andere der Ausdruck des Leidens. So auch das ewige wechſelnde Konzert des Lebens, und dieſe Miſchung kündet die Weisheit ihres Urhebers an, bald in Dur- bald in Molltönen; bald in ſchneller, mäßiger, langſamer Bewegung ſchreitet der Pulsſchlag der Natur in immer neuen, immer abwechſelnden Veränderungen fort.

Dem einen iſt mehr von dieſer, dem andern mehr von jener Tonart beſchieden; das Schickſal vertheilt die Stimmen dieſes Konzerts!

Sind dir viele Trauertöne zum Loos geworden, armer Sterblicher! bemühe dich, dein Gehör darnach zu gewöhnen. — Es kommt viel auf deinen reinen Willen an, viele Molltöne werden ſich dann in freudige Schwingungen verwandeln.

Die Seele hat eine Begierde, Verhältniſſe zu entdecken und zu ordnen, je reiner und einfacher dieſelben ſind, je mehr gefallen ſie ihr.

Sie hat zugleich vermöge ihrer Natur, die alle Beſchränkung von Raum und Zeit haßt, die Begierde, viele Verhältniſſe in möglichſt kurzer Zeit zu ſchauen.

Was die Seele in der Muſik reizt, iſt eben die Anſchauung und Vergleichung der Verhältniſſe: Was ſie mehr an den entzückenden Pergoleſi, den ſeraphiſchen Händel und Mozart, den erhabenen Gluck, als einen von den vielen andern mit Harmonie luxurirenden Tonſetzern hinzieht, iſt das Einfache, Große, Erhabene, was jene beſeelt, und die Seele in eine größere Sphäre verſetzt.

Was in zuſammengeſetzten Stücken den Reiz der Seele macht, iſt eben der verſchaffte Reichthum von Ideen in einem kürzern Zeitraume.

Es iſt die ſo wenigen Menſchen, Künſtlern, Tonſetzern eigene Gabe der Seele, nur den Weg anzudeuten, den ſie gehen ſoll, und das übrige dem freien Schwung der Einbildungskraft zu überlaſſen. So auch in der Muſik des Lebens.

Der große einzige Genuß der Seele iſt, Verhältniſſe zu entdecken und zu ordnen.

Die einfachſten Verhältniſſe ſind ihr die liebſten, die ſchönſten, die nützlichſten, ſie ſuche ſie alſo immer auf.

Sie ſtrebe nach großem Reichthume von Ideen in möglichſt kurzem Zeitraume, das heißt: ſie werde immer geiſtiger, ihre Melodie reiner, und wohlklingender ihre Harmonie mit andern Tönen.

Karl Theodor Anton Maria, Freiherr von Dalberg,

aus dem alten Geschlecht der Kämmerer von Worms, ward am 8. Februar 1744 in Herrnsheim bei Worms geboren, genoß eine vortreffliche Erziehung, studirte darauf in Heidelberg und Göttingen und trat dann in den geistlichen Stand. Hier stieg er bald von Würde zu Würde, und erhielt 1772 die Ernennung zum wirklichen Geheimrathe und Statthalter von Erfurt, wo er sich durch unermüdliche Thätigkeit, allgemeines Wohlwollen und strenge Gerechtigkeit bald äußerst beliebt machte. Ein eifriger Freund und Beförderer der Wissenschaften, trat er zugleich in ein genaueres Verhältniß mit den ausgezeichneten Männern, welche zu jener Zeit Weimar zierten. Im Jahre 1787 ward er Coadjutor und dereinstiger Nachfolger des damals regierenden Kurfürsten von Mainz, und noch in demselben Jahre Coadjutor des Hochstiftes Worms, doch blieb er fortwährend Statthalter in Erfurt. Das folgende Jahr begrüßte ihn als Coadjutor und Nachfolger des Erzbischofs von Constanz, auch ward er in Bamberg als Erzbischof von Tarsus consecrirt, und 1797 Probst des Domcapitels von Würzburg. Er folgte dem Fürstbischof von Constanz 1799, behielt aber dieses Bisthum nur bis 1802, wo er Kurfürst von Mainz und des heil. römischen Reiches Erzkanzler wurde, doch hatte sein Kurfürstenthum durch die Zeitverhältnisse bedeutend an Gebiet eingebüßt, und die von der Regensburger Reichsdeputation zugesprochene Entschädigung wog diesen Verlust nicht auf. Im Jahre 1806 ward er Fürst Primas und souverainer Herr, jener bereits erwähnten durch Frankfurt am Main vermehrten Besitzungen und 1810 Großherzog von Frankfurt. Nachdem sich 1813 die politischen Verhältnisse umgestaltet, entsagte er jedoch seinem Fürstenthum und begab sich nach Regensburg, wo er als Erzbischof bis an seinen Tod, der am 10. Februar 1817 erfolgte, segensreich waltete und wirkte.

Von ihm erschienen:

Beiträge zur allgemeinen Naturlehre. Erfurt, 1773. 4.
Betrachtungen über das Universum. Erfurt, 1777. 7te A. Mannheim, 1821.
Gedanken von der Bestimmung des moralischen Werthes. Erfurt, 1782 N. A. 1784.
Erfurt, eine Cantate. Erfurt. 1786.
Grundsätze der Aesthetik. Erfurt, 1791. 4.
Von dem Bewußtseyn, als allgemeinem Grunde der Weltweisheit. Erfurt, 1793.
Verhältnisse zwischen Moral und Staatskunst. Erfurt, 1786.
Perikles. Erfurt, 1793.
Von Erhaltung der Staatsverfassungen. Erfurt, 1795. 4.
Betrachtungen über den Character Karls des Großen. Frankfurt a. M., 1806.
Einzelne Aufsätze im deutschen Merkur, den Horen, dem Morgenblatt u. s. w.

Ein großartiger Mann, der nicht bloß als Fürst mit seltener Liebe für Wissenschaften und Künste wirkte, sondern durch eigene selbstständige Forschungen und Arbeiten bethätigte, welchen hohen Werth er auf dieselben legte. Seine Schriften zeichnen sich durch vielseitiges Wissen, Scharfsinn, Feinheit des Geschmacks, Gründlichkeit und regen Eifer für das Wahre und Gute, so wie durch einen gebildeten und gefälligen Styl höchst vortheilhaft aus. Die abfälligen Meinungen über seine politische Wirksamkeit zu würdigen, gehört nicht in das Bereich unseres Unternehmens. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf folgende Arbeiten:

A. Krämer, Gedächtnißschrift auf K. Th. A. M. Freiherrn von Dalberg. Regensburg, 1817.
Karl Theodor, von F. Lipowsky. Sulzbach, 1829.
Zeitgenossen. Bd. 6. Heft 3. S. 83 fgde.

Von den Grundsätzen der Aesthetik.

Viele fürtreffliche Schriftsteller haben in verschiedenen Theilen der Aesthetik Meisterwerke geliefert; aber in den Grundbegriffen dieser Wissenschaft scheint noch immer einige Verworrenheit zu liegen. Das Schöne wird als ein Gegenstand der sogenannten schönen Wissenschaften betrachtet, und der Grund dieser Einschränkung wird darinn gesucht, daß das Schöne eigentlich dasjenige ist, was gefällt. Allein dieser Grund ist ganz irrig. Denn in den so genannten gründlichen Wissenschaften sind unzählige Gegenstände, die dem Kenner eben so gefallen. Und ganz gewiß hat die Größenlehre eben so lebhaften Reiz für den Meßkünstler, als die Dichkunst für den Dichter. Selbst der Handwerksmann findet in seinem Handwerke ein großes Vergnügen, wenn er darinn die Vollkommenheit sucht und erreicht. Auch das Werk seiner Hände wird von jedem schön gepriesen, wenn es in seiner Art würklich vollkommen ist. Einige glauben den Knoten dadurch zu lösen, daß die sogenannten schönen Künste und Wissenschaften deswegen ihre Benennung erhalten, weil sie sich mit dem moralischen Menschen beschäftigen, die Leidenschaften der Menschen darstellen, und ihr Würkungskreis mithin der menschlichen Glückseligkeit näher liegt. Aber auch dieser Grund ist irrig, denn diesemnach müsten auch Rechtswissenschaft und Moral zu schönen Wissenschaften gerechnet werden.

Diese irrige Benennung und Verworrenheit der Begriffe, haben unterdessen ihre nachtheiligen Folgen, so wie alles dasjenige, was unwahr und dunkel ist. Die bildenden Künste und schönen Wissenschaften, werden von manchem ernsthaften Manne als Spielereien verschmäht; weil man sie von nützlichen Wissenschaften unterscheidet. Die sogenannten ernstlichen Wissenschaften findet die Jugend und manche muntere Geister langweilig, unangenehm, pedantisch und ekel, weil sie glauben, daß aller Reiz der Schönheit denselben fehle. Die bildenden Künste verlieren ihren wesentlichen Zweck, nämlich Bezeichnung und verewigtes Andenken der Thatsachen, weil sie als Spielereien des Luxus angesehen werden. Die schönen Wissenschaften verlieren ihre erhabene Bestimmung, Begriffe mitzutheilen, und Begeisterung zu erregen, sobald man sie zum bloßen Zeitvertreib herabwürdiget. Die sogenannten Handwerker verlieren die verdiente Hochschätzung, sobald man ihren Arbeiten alle Einwürkung des Geistes und des Schönheitsgefühls abspricht. Die vollständige Theorie der Aesthetik kann weder gründlich noch zusammenhängend seyn, sobald man ihr allzuenge Gränzen setzt. Denn der nachdenkende Geist kann alsdann keinen vollständigen Grundsatz fassen, welcher sich in allzuenge Gränzen einschliesen liese. Eben so gewiß ist es aber auch auf der andern Seite, daß Aesthetik sich in unrichtige unbestimmte Begriffe verirren muß, wenn man ihr allzuweite Gränzen setzen sollte.

Es ist mithin ein würdiger Gegenstand, die Grundsätze der Aesthetik zu prüfen. Der sicherste Gang ist: analytisch bis zu dem Bewußtseyn aufzusteigen, weil hier der Urkeim alles menschlichen Denkens und Empfindens liegt; von da kann man synthetisch schliesen. Der Zweck dieses Aufsatzes ist: eine solche Ausführung vorzulegen.

Wenn Aesthetik eine gründliche, vollständige Wissenschaft ist, so muß sie ihren Begriff genau angeben, damit man ihren Zweck erkenne. Sie muß ihre Theile vollständig aufzählen, damit man erkenne, auf welche Gegenstände sie anwendbar ist. Sie muß ihren ganzen Umfang darstellen, damit man die Verbindung ihrer Theile wahrnehme, und damit sie selbst alle innere Widersprüche vermeide. Sie muß ihre Gesetze vorlegen, und aus den Verhältnissen der Dinge herleiten, damit man von ihrer wissenschaftlichen Gründlichkeit überzeugt werde. Sie muß ihre Gränzen sorgfältigst bezeichnen, sonst scheitert sie an der gewöhnlichsten Klippe so vieler Systeme, welche ihre Grundsätze viel zu weit ausdehnen, und dadurch Irrthum und Unrichtigkeit erzeugen. Sie muß die Kennzeichen angeben, nach welchen sie die Befolgung und Nichtbefolgung ihrer Gesetze mit Gewißheit prüft. Sie muß ihre wechselseitige Verbindung mit andern Wissenschaften zeigen; ihren Nutzen beweisen; ihren Aussichten mögliche Erweiterung geben; ihren gegenwärtigen Zustand vorlegen; die nothwendigsten Folgen ih-

*) Aus Carl von Dalberg's: „Grundsätze der Aesthetik." Erfurt, 1791.

rer Grundsätze erörtern, und den Weg der practischen Anwendung durch Beyspiele erläutern.

Dieser Aufsatz ist ein Versuch: ob und in wie weit die Aesthetik alle diese Bedingnisse einer vollständigen und gründlichen Wissenschaft erfüllen könne? Wenn sie würklich erfüllt werden, so fallen diejenigen anscheinenden Widersprüche weg, die zu dieser Ausführung Anlaß gaben.

Aesthetik ist Wissenschaft des Schönen. Das Schöne ist das, was im hohen Grad gefällt. Das Gefallen besteht allemal im angenehmen Bewußtseyn angewandter Fähigkeit; die seine höchste Stufe dieses angenehmen Bewußtseyns, heißt Schönheitsgefühl. Das Gefallen hat Beziehung auf Selbstheit, und auf Verbindungen. Selbstheit ist Inbegriff der Eigenschaften, welche die Menschheit bestimmen. Verbindungen sind diejenigen Würkungen, welche die Kräfte in der Welt wechselsweise in einander hervorbringen. Jeder weiß, daß seine schlafenden Fähigkeiten erst durch Einwürkung der äußern Sinnenwelt in lebende Kraft übergehen. Die Natur hat jedem Bewußtseyn dieser Kraft ein Gefühl von Wohlgefallen beygelegt, welches nur in gewissen Verhältnissen in Mißfallen ausartet. Dieses Wohlgefallen ist Gegenstand der Aesthetik, so oft sie einen hohen Grad von Stärke hat. Die wechselsweise Verbindung der Seele mit der Sinnenwelt, ist von Lebensfreuden und Leiden unzertrennlich.

Die wohlgefallenden Empfindungen der Selbstheit sind Bewußtseyn der Seelenkräfte, des Willens, Denkens, Erkennens, Vorstellens u. s. w. Das Wohlgefallen, das aus den wechselseitigen Verbindungen unserer Seele mit dem Körper, mit der Welt und mit Gott entsteht, ist eben so verschieden, als unsere Fähigkeiten verschieden sind, und als die äussern Kräfte verschieden sind, welche auf die Seele würken.

Bewußtseyn aller selbsteigenen Seelenkräfte, in ihrer würklichen und möglichen Ausbildung, und alle würkliche und mögliche äussere Verbindungen mit der Seele, sind für uns Quellen des Gefallens und Mißfallens; Zweige und Knospen der Aesthetik, so oft das Wohlgefallen stark und daurend ist. Das Wohlgefallen der Selbstheit ist stark oder schwach, demnach als eigene Seelenkräfte stark oder schwach sind. Diese Verbindungen sind stark oder schwach, demnach als die äussern Kräfte ganz oder zum Theil, einzeln oder vereinigt, auf die Seele würken. Das Gefallen hat seine Stufen: des Behagens, des lebhaften Gefallens, des Entzückens; und die selbsteigne oder äussere Gegenstände, welche diese Gefühle erregen, heißen angenehm, schön, vollkommen schön, erhaben. So hat das Mißfallen auch seine Stufen: des Mißbehagens, des innigsten Mißfallens, des Schmerzes; und die selbsteigne oder äussere Gegenstände, die das Mißfallen erregen, heißen unangenehm, häßlich, abscheulich. In dem innern Bewußtseyn, und in den Verbindungen zwischen äussern Gegenständen und der Seele, sind gewisse Verhältnisse, in welchen das Gefallen am längsten und stärksten bestehet. Diese Verhältnisse sind ästhetische Gesetze. In dem Gefallen der Selbstheit liegt es, daß die Seele sich selbst eine Quelle von Glückseligkeit ist, daß sie ihre innere eigene Kräfte zu entwickeln und zu bilden sucht. In der wechselsweisen Verbindung äusserer Gegenstände mit der menschlichen Seele, liegt es, daß die Welt zu des Menschen Glückseligkeit beyträgt, und daß der Mensch die äussern Dinge zu seinen Bedürfnissen und Lebensfreuden ordnet und bildet. Je mehr die Seele ihre Kräfte entwickelt, bildet, anwendet: um so mehr wächst das Wohlgefallen der Selbstheit. Nebstdem strömen ihr von außen die Freuden durch die Sinnen zu, werden geläutert und veredelt durch weise Anwendung der Geistesorganen. Demnach als ihr Erkenntnisvermögen sich entwickelt und ausbildet, wird sie auch empfänglich für das äussere reine Wohlgefallen des wahren Schönheitsgefühls. Sie wird im innern vollkommner, und wendet auch ihre Kräfte an, um solche äussere Unternehmungen zu Stande zu bringen, welche ihre gefallende Empfindungen vermehren. Und so entstehen schöne Handlungen, Geisteswerke, Kunstwerke. Die beste Stärkung zu Erreichung innerer Vollkommenheit und damit verbundenes reines Wohlgefallen des eigenen Bewußtseyns, ist die Liebe Gottes. Sie ist unter allen möglichen Verbindungen diejenige, die am meisten beglückt. Weil ihr Gegenstand unendlich, unerschöpflich ist; weil sie alle andere Lebensfreuden veredelt, derselben mäßigen Gebrauch verstattet, und den Keim aller quälenden Leidenschaften erstickt. Auch wird Erkenntnis des Daseyns Gottes als ein ästhetischer Begriff bestätiget. Die Aesthetik muß nämlich immer in Erklärung der Verbindungen aus empfundenen sichtbaren Würkungen, auf das Daseyn unsichtbarer innerer Ursachen und Kräfte schliesen. Die letzte Ursach der Ursachen und Urkraft, ist Gott. Das Bewußtseyn der Selbstheit verläßt die Seele niemals. Die Sinnenwelt umgiebt den Menschen von allen Seiten, und erregt immer neues Wohlgefallen in ihm. Das Bewußtseyn der Selbstheit ist erste wesentliche Eigenschaft der Seele. Die unvermeidlichste Verbindung der Seele ist diejenige, die sie an ihre innere Seelenorganen des Gedächtnisses, der Vernunft, der Vorstellung, des Willens, fesselt. Ihre Sinnen kann sie manchmal verschliesen, aber ihre innere Organen kann sie im wachenden Zustande nicht entfernen. Auch ist diese Quelle der Leiden und des Gefallens, die stärkste von allen.

Dieses sind die Grundbegriffe von der Aesthetik. Sie ist Wissenschaft desjenigen, was gefällt. Sie heißt und ist hauptsächlich Wissenschaft des Schönen, weil Schönheitsgefühl die stärkste kenntlichste Stufe des Wohlgefallens ist. Zu bemerken ist insbesondere, wie sehr die Gegenstände des Schönheitsgefühls zahlreich sind. Da nämlich das Schönheitsgefühl in dem hohen Bewußtseyn angewandter Fähigkeiten besteht, und die Fähigkeiten der Seele sehr mannichfaltig sind, so ist auch das Schönheitsgefühl sehr mannichfaltig. Mit einem Wort: was in uns und ausser uns ästhetisch vollkommen ist, und ästhetisch vollkommen werden kann, muß als mögliche Quelle des Schönen betrachtet werden. Aber das ästhetisch Ueble, Fehlerhafte, Mangelhafte, Häßliche, kann, vermöge seiner Natur, keine Quelle des Schönheitsgefühls seyn. Und wenn auch der Mensch sich über das bescheidene Erkenntnis eigener Fehler freut: so kommt diese Wonne von dem Bewußtseyn der Demuthstugend, nicht von dem Bewußtseyn der Fehler, die sie ihm vorhält. Wenn Laster und Ungeheuer meisterhaft gemahlt werden, so gefallen weder Laster noch Ungeheuer, sondern Kraft des Pinsels und Anschauung des Gemähldes. Herzerhebend ist die Wahrheit, daß die Quellen des Schönen so viel und mannichfaltig der menschlichen Seele zuströmen, und daß es von ihr abhängt, das reine Schönheitsgefühl zu geniesen, so oft sie es in Erkenntnis des Aesthetischvollkommenen sucht. Ihr eigener Glückseligkeitstrieb ermuntert sie würklich zu diesem Bestreben: und wer einmal dieses edle Vergnügen genossen hat, wird demselben nicht mehr entsagen. Alles und alles lädt ihn dazu ein, von aussen die schönen Gestalten, Kraft, Dauer, Gelenksamkeit, Farbe des Thierreichs; der schlanke Wuchs unermeßlicher Mannichfaltigkeiten des Pflanzenreichs, bunte Farben und Wohlgerüche ihrer Blumen; die Festigkeit, Biegsamkeit, Glanz und zweckmäßige Brauchbarkeit des Mineralreichs, und über alles, die erhabene harmonische Zusammenwürkung aller Theile des Weltalls. Durch alle Sinne strömen in die Seele die Reize hoher Farben, voller Töne, würzenden Geschmacks, reizender Gerüche, und sanfter Gefühle. In sich selbst findet der Mensch die Kräfte des Vorstellungsvermögens, des Verstandes, der Ausbildung eigner Begriffe, des Gedächtnisses; die Kräfte des Willens in Entschliesungen der Seele und Bewegungen des Körpers; der unzähligen geistigen und gemischten Gefühle, welche durch Wellenlinien, Musikmodulationen, Dissonanzen und Konsonanzen, und Mittellinien, so unerschöpflich mannichfaltige und angenehme Eindrücke geben. Noch weit inniger als alles das, fühlt der Mensch den unwiderstehlichen, so sehr beglückenden Drang, selbst etwas Schönes durch Unternehmungen, Geisteswerke, oder Kunstwerke hervor zu bringen.

Wahr ist es, daß unter allen diesen Anschauungen, Empfindungen, Gefühlen, nur wenige das vollkommene Gepräge der Schönheit tragen. Sie erregen meistens nur einen geringern Grad des Wohlgefallens, welcher den Namen des hohen Schönheitsgefühls nicht verdient: aber sie sind der Stoff des Schönen, in so weit, als sie durch Anwendung ästhetischer Gesetze zu vollkommenen schönen Gegenständen gebildet, zusammen geordnet, und erhoben werden können, wie dieser Aufsatz zeigen wird. In dieser Hinsicht empfindet man die Unmöglichkeit, einen bestimmten Begriff von der Summe derjenigen Gegenstände zu geben, welche den Stoff der Schönheit enthalten.

Der Geist verliert sich in die Zahl der Schönheitsquellen, die in der Natur und der Kunst liegen. Die Fluten, die sich in Tropfen sammlen, und nun in Bächen als Flüssen vereinigt, strömen, und dann das Weltmeer erzeugen, sind schwaches Bild der Fülle von Schönheiten, welche in der Natur und in der Kunst liegen. Diese Fülle von Schönheitsquellen umgiebt den Menschen von jeder Seite, verläßt ihn so wenig, daß er allenthalben, und in jedem Augenblicke, sein Verlangen nach Glückseligkeit daran befriedigen kann. Nur muß er mit weiser Mäßigung geniesen, damit nicht grenzenloses Schwelgen in ihm selbst geistige und körperliche Mängel erzeuge! Diese Mängel sind von ihren häßlichen Folgen, von Schmerzen und innern Vorwürfen unzertrennlich.

Ferner muß der Mensch das Gefallende und Schöne niemals außer den Gränzen seiner Kräfte suchen. Lächerlich und verlohren würde die Bemühung seyn, wenn er der innern Wesenheit der Dinge nachsinnen wollte, da er nur von ihren äussern Würkungen Begriffe hat. Er würde dem Blinden vergleichbar werden, der von Farben sprechen wollte. Es kann höhere Schönheiten geben, für höhere Wesen, die mehrern Sinn und eindringendern Scharfsinn haben; aber man würde sich in Träume verirren, und das Würkliche verlassen, wenn man

solchen Muthmaßungen nachspüren wollte. Die Zahl der erreichbaren Schönheitsquellen ist schon für jeden Menschen sehr groß; die Sonne und der kleinste Käfer drücken ihr Bild in seine Seele. Reichthum der Natur wird durch Reichthum der Kunst vermehrt, und des Menschen Seele ist bildliches Weltall, Alles würkt auf ihn, und aus der Würkung des Schönheitsgefühls entstehet in ihm der Drang der Rückwürkung. Dieser Drang ist das, was man Genie, bildende Kraft nennt. Diese bildende Kraft drückt ein Pichler dem kleinen Kiesel ein; Phidias dem Marmor, ein Palladio dem Steinhaufen, und ein Plutarch verewigt die Seelenbilder großer Männer der Vorzeit. Die Menschheit ist geliebte Tochter des Schöpfers. In jedem Menschenalter vermehren sich die Schönheitsquellen der Kunst; und die Schönheitsquellen der Natur bleiben die nämlichen, immer verjüngt. Begreiflich ist es daher, wie reich wir seyn müssen, auch sind, da die Menschheit seit Jahrtausenden Meisterwerke auf Meisterwerke häufet. Der weitere Zuwachs an solchen Reichthümern ist unaufhaltbar; der Drang dazu liegt in den erneuerten Urkräften künftiger Menschen. Kunstwerke werden seltener durch Menschen zerstört, als sie erzeugt werden. Im Ganzen also wächst die Zahl der Kunstwerke, und die Welt wird schöner.

Die Erkenntnis dieser Wahrheit wird durch genaue Charakteristik des Schönen am besten befördert. Das Schönheitsgefühl ist ein freudiger Zustand der menschlichen Seele. Die Verhältnisse, unter welchen dieser Zustand bestehet, sind ästhetische Gesetze; bestimmen die Eigenschaften und Charakteristik der Schönen.

Der Mensch ist zusammengesetzt aus einer Seele, die grenzenloses Verlangen nach dem ästhetisch Vollkommen und Schönen hat, und aus einem organischen Werkzeuge, dem Körper, welcher sehr begränzte Mittel hat, das Verlangen der Seele zu befriedigen. Die ästhetischen Gesetze stehen daher im zusammengesetzten Verhältnisse des unendlich großen Wunsches der Seele, und den bestimmt kleinen Kräften des Körpers. Das allgemeine ästhetische Bestreben gehet also dahin, das unendliche Verlangen der Seele so vollkommen zu erreichen, als es die Schwäche des Körpers gestattet.

Die ästhetischen Gesetze, deren Erfüllung zu diesem Zwecke führen, sind dreyfach. Die ersten haben Beziehung auf Stärke des Schönheitsgefühls. Die andern auf dessen Dauer. Die übrigen auf dessen Vollkommenheit.

Das erste und wichtigste von allen ist das Gesetz der Einheit in dem Gegenstande der Geistesbeschäftigung. Wenn der Geist anhaltend richtet, so wird seine Kraft und deren Bewußtseyn, mit jedem Streben der Aufmerksamkeit, mehr und mehr gespannt. Die Seele umfasset das Bild des Gegenstandes immer innniger, eben so, wie in der Körperwelt die anziehende Kraft mit der Annäherung immer wächst. Die Seele wünscht zwar sogleich ihr Verlangen zu erfüllen, allein in ihrem jetzigen Zustande kann sie nur durch anhaltendes ausschließendes Ausharren an einem einzigen Gegenstande, das möglichst hohe Bewußtseyn ihrer angewandten Fähigkeiten erhalten. Dieses Bewußtseyn ist vollständiges Wohlgefallen. Das Ausdauern an einem Gegenstande, ist Fundgrube des Genies, Leitstern zu dem Schönen, Gepräge hoher Geister. Hierher gehören alle Regeln, in Entwerfung einfacher, zweckmäßiger Plane; die Regeln der Einheiten in dramatischen Werken; in Geisteswerken; in bildenden Künsten. Dahin gehören die Vorschriften des Gemeinsinnes, der da gebietet, den eifrigen Fleiß nur einem Hauptgegenstande zu widmen, und darinn unermüdet fortzufahren.

Das zweyte Gesetz ist die Sammlung und Anwendung mehrerer und verschiedener Kräfte zu einem nämlichen Zwecke. Da nämlich, wo eine einzige gespannte Kraft nicht hinreicht, um den möglichsten Reiz des Schönen hervorzubringen, da müssen mehrere Kräfte dergestalt vereinigt werden, daß keine die Würkung der andern hindert, sondern befördert. Die Anwendung dieses Gesetzes kommt bey allen großen Unternehmungen häufig vor. Ein tägliches Beyspiel davon findet man auch in Vereinigung mehrerer Künste, z. B. der Tonkunst und Dichtkunst, im Singspiel; der bildenden Künste, in Verzierung der Baukunst. Dahin gehören ferner die wohlverflochtenen Episoden in Geisteswerken; die Nebengruppen in Zusammensetzung eines großen Gemähldes. Der vorzügliche Reiz des Großen, der großen Unternehmungen, großer Gebäude, großer Naturgegenstände, bestehet in Erfüllung dieses Gesetzes. Da ist nämlich eine große Fülle gesammleter Kräfte auf einen Zweck vereinigt. So gefallen das alte Rom, die egyptischen Pyramiden, der Pics in Teneriffa, und das Firmament auch schon durch Größe, wenn man andere Verhältnisse wegrechnet.

Diese zwey ersten Gesetze haben die Stärke des Schönheitsgefühls zum Gegenstand. Dessen Dauer wird nun durch die zwey folgenden erzielt.

Das dritte Gesetz verordnet Sparsamkeit im Gebrauche der Organen. Das Fühlen, Denken und Handeln erfordert nämlich eine körperliche Mitwürkung der Hirnzasern, Nerven und Glieder, welche bald erschöpft werden. Wenn nun die Seele keine organische körperliche Kraft verschwendet, so können diese Organe als Werkzeuge der Seelenkräfte, länger ausdauern, und sie genießet länger das angenehme Bewußtseyn ihrer angewandten Fähigkeiten. Beyspiele, die hierher gehören, sind: die Freude an allem, was deutlich und leicht zu fassen ist, z. B. die Symmetrie, indem durch diese Anordnung das Ganze geschwinder übersehen wird; die Schönheit der Abkürzungsformeln in Vernunftschlüssen, im Rechnen, in tabellarischer Uebersicht. Hierher gehört ferner die Schönheit in körperlichen Bewegungen, im Reiten, Tanzen, Fechten, welche immer lediglich darauf hinaus gehet, mit dem leichtesten und geringsten Aufwande körperlicher Kräfte, den nämlichen Zweck zu erreichen.

In den größten Gegenständen der Kunst und Natur ist Gesetz der Sparsamkeit beobachtet. In der Peterskirche zu Rom sind die Mauern nicht dicker, die Verzierungsglieder nicht stärker, als zu solchem Gebäude nöthig ist. Die Geistesstärke des Grundrisses, und die Willenskraft der Ausführung, werden in dem ungeheuren Werke angestaunt. Das aber, was darinn als vollkommen gefällt, ist Sparsamkeit des Ebenmaßes, das ohne plumpe Verschwendung entbehrlicher Mauern kühn und frey emporragt. Die Alpen und das Weltmeer erregen als ungeheure Fülle der Naturkräfte, Erstaunen. Aber der Kenner der Natur wird dadurch ästhetisch entzückt, daß diese große Massen durch einfach sparsame Gesetze der Attraction und Adhäsion verbunden sind.

Das vierte Gesetz: Abwechslung der Beschäftigung befördert auch die Dauer des Schönheitsgefühls. Indessen daß ein anderes Organ gebraucht wird, sammlet das erste die schon erschöpften Kräfte wieder, erhält nun neue Lebensgeister, und die Seele bleibe fortdaurend würksam in dem angenehmen Bewußtseyn ihrer Kräfte. Von Erfüllung dieses Gesetzes rührt die so nöthige Abwechslung in Beschäftigung, und die Zerstreuungen her, welche der Gemeinsinn einem jeden Menschen und bey jeder Unternehmung, als unentbehrlich vorschreibt. Hierher gehören ferner die Regeln der Mannichfaltigkeit in Geisteswerken und in der Schreibart. Dahin gehören gleichfalls die nöthigen Kontraste in bildenden Künsten, nebst der schönen Würkung ihrer Wellenlinien. Hieher gehören die meisten Regeln der Landschaftmalerey und der schönen Gartenkunst. Dahin gehört auch in der Tonkunst die angenehme Abwechslung der Konsonanzen und Dissonanzen. Der Reiz der Modeveränderungen ist auch eine Folge dieses Gesetzes.

Nun ist der Weg geöffnet, um diejenigen Gesetze zu entdecken, von deren Erfüllung die Vollkommenheit abhängt. Wenn nämlich einmal das Gefühl des geistigen Schönen in der Seele entflammt ist, dann gehet ihr Verlangen nach diesem Gefühl, so weit es gehen kann. Zu Bewürkung dieses Zwecks hat sie zwey Wege. Der erste ist: alle Mittel zugleich anzuwenden, um sich hohes Bewußtseyn ihrer angewandten Fähigkeiten zu verschaffen. Der andere Weg ist: diejenigen Gegenstände der Beschäftigung und des Genusses zu wählen, in welchen die edelsten und würksamsten Kräfte enthalten sind. Der erste Weg ist das ästhetische Gesetz der Harmonie. Der andere ist das Gesetz des Ideals.

Das fünfte Gesetz, der Harmonie und Ordnung, ist Zusammenstimmung und Vereinigung der vier ersten Gesetze, durch welche Stärke und Dauer des Schönheitsgefühls erzeugt werden. Die Harmonie vereinigt nämlich Einheit des Gegenstandes mit Mannichfaltigkeit in der Behandlung; Fülle der Kräfte, mit weiser Sparsamkeit in deren Anwendung. Und so bestehet alsdann der hohe Geschmack des Vollkommenen in dem Zusammenklange der Kraft, Anmuth, Reichthum und Mäßigung.

Das sechste Gesetz des Ideals wählt unter dem Schönen das Schönste, bildet es nach dem Gesetze der Harmonie in ein Ganzes zusammen, und erreicht alsdann die höchste Stufe des Vollkommenen: das Erhabene. Die Meisterwerke, welche durch Befolgung dieses Gesetzes zu Stande kommen, sind die besten klassischen Muster der Nachahmung. Sie sind schöner, als alltägliche Natur, weil dort die hohen Schönheiten nur zerstreut, und hier gesammelt wird.

Der Inbegriff aller ästhetischen Gesetze führt auf folgende allgemeine Bemerkungen: Das Geistige ist Wesenheit des Schönen; das körperliche ist dessen Aussenhülle; die ästhetischen Gesetze verlangen so viel geistiges, als möglich ist; so wenig körperliches als unentbehrlich ist. Ohne Geistiges ist kein Dasern des Schönen; ohne Körperliches ist kein Anschauen des Schönen. In Sparsamkeit und Abwechslung des Körperlichen, liegt Anmuth des Schönen; Vereinigung der Kraft und Anmuth, ist Inbegriff des Schönen für den Menschen.

Dieses sind nun die ästhetischen Gesetze, deren Beobachtung zu dem Schönen, ästhetisch Vollkommenen und Erhabenen

Digitized by Google

führt. Aber wenn sie über die Gränzen der Wahrheit und Weisheit mißbraucht werden, so ist es hierinn, wie mit allem in der Welt. Das Mittel, zum Schönen zu gelangen, kann durch Mißbrauch eine Quelle des Fehlerhaften und Häßlichen werden. Der Mißbrauch des ersten Gesetzes: der Einheit, führt auf Ueberspannung, Leidenschaft, Wahnsinn. Der Mißbrauch des zweyten Gesetzes: gesammleter Kräfte, führt auf üppiges, Lebenzerstöhrendes Schweigen. Mißbrauch des dritten Gesetzes: der Kraftersparung, führt auf unwürksame Schwachheit. Mißbrauch des vierten Gesetzes: der Abwechslung, führt auf leichtsinnige Tändeley. Mißbrauch des fünften Gesetzes: harmonischer Ordnung, führt auf kalte Kraftersticknde Methode. Mißbrauch des sechsten Gesetzes vom Ideal; führt auf Ziererey und Empfindeley. Vernunft und Wahrheitsgefühl müssen Richtschnur und Gränzen bestimmen. Im Grunde liegen diese Gränzen des Schönheitsgefühls zwischen dem schwächeren Wohlgefallen an demjenigen, welches blos behaglich ist, ohne noch schön zu seyn; und zwischen dem Bestreben und überspannten Anstrengen nach dem Bewußtseyn einer Kraft, welche der Mensch nicht besitzt, und die mithin unerreichbar ist. Dieses Bestreben ist eben darinn fehlerhaft, weil es die Gränzen des Schönen überschreitet. Das hohe reine Bewußtseyn angewandter Fähigkeiten, ist im eigentlichsten Verstande die wahre Quelle menschlicher Glückseligkeit. Und wenn die Uebertreibung eines einzelnen ästhetischen Gesetzes, den Menschen in den Abgrund der Leidenschaften stürzt, ihn geistig oder körperlich unglücklich macht, so geschiehet dieses, weil diese Gesetze nicht im Zusammenhange, nicht harmonisch befolgt werden; weil vernünftige Moral und Wahrheit den Weg zu dem würklich Schönen nicht prüfen; weil sie dasjenige innere Häßliche nicht erforschen, welches durch einige schöne Aussenseiten bedeckt ist; und weil manche Menschen, mit einem Worte, vergessen, oder nicht wissen, daß die Seele erst durch Ausbildung ihres Erkenntnisvermögens, für das wahre Schönheitsgefühl empfänglich wird.

Das wesentliche Verhältnis des Schönen bestehet darinne, daß es die menschliche Seele durch das holde Band der Liebe mit Gott und der Natur zusammen knüpft. Erkenntnis des Angenehmen erzeugt Neigung; Erkenntnis des Schönen erzeugt Liebe. Die einzelnen Schönheiten der Natur führen die Seele auf deren Urquelle, auf den ewigen unendlichen Inbegriff aller Vollkommenheiten, auf Gott. Nur in diesem höchsten Gefühl kann das grenzenlose Verlangen der Seele ruhen, weil da Vollkommenheit ohne alle Mängel, Glückseligkeit ohne Ende ist. Alle diese Verhältnisse des Schönen, sind nicht zufällig, nicht vorübergehend. Sie fliesen aus den ursprünglichen Eigenschaften der menschlichen Natur; durch vernünftigen Gebrauch seines Willens, und beständiges Streben nach ästhetischer Vollkommenheit, kann der Mensch in Ausbildung und entzückendem Bewußtseyn angewandter Fähigkeiten, weit kommen. Die Menschheit im Ganzen genommen, ist hierinnen schon weit gekommen, und wird immer weiter fortrücken. Und das Ziel ist: größere Glückseligkeit durch reines Schönheitsgefühl.

Da nunmehr die Charakteristik des Schönen angegeben worden, so wird es zweckmäßig seyn, auch die bestimmten Kennzeichen anzugeben, welche dem Nichtschönen eigen sind. Wo kein hohes Bewußtseyn angewandter Fähigkeit ist, da empfindet die Seele kein vorzüglich lebhaftes Wohlgefallen, kein Schönheitsgefühl. Diejenigen Gegenstände verdienen mithin die Benennung des Schönen nicht, welche kein hohes intensives Schönheitsgefühl erregen können.

Das Nichtschöne ist entweder häßlich oder gleichgültig, oder wenig gefallend, oder übertrieben. Das tiefe mißfallende Gefühl des ästhetisch Fehlerhaften, welches demjenigen gar nicht entspricht, vielmehr entgegen strebt, was man nach dessen Zweck zu erwarten hatte, ist Würkung und Kennzeichen des Häßlichen. Dasjenige, was bey vorübergehender Bemerkung in der Seele weder einen angenehmen, noch unangenehmen Eindruck hinterläßt, ist für die Seele in diesem Augenblick gleichgültig. Das Behagliche erregt wahres Wohlgefallen in der Seele, aber dieses Wohlgefallen ist weit schwächer, als dasjenige, welches durch den stärkern Eindruck des Schönen erregt wird. Das Uebertriebene mißfällt deswegen, weil es die Vollkommenheit sucht, wo sie nicht ist, und weil das Streben jenseits des Ziels, eben auch ein häßlicher Fehler der Beurtheilungskraft ist.

Es ist natürlich, daß die Empfindung des Wohlgefallens und Mißfallens, ihre Stufenleiter hat. Alle einfache abgezogene Begriffe, alle einfache Gefühle und Empfindungen, haben die ihrigen. Eben so natürlich ist es, daß eine äusserste Stufe des höchsten Wohlgefallens da seyn muß, denn sonst gieng dieses Aufsteigen ins Unendliche; und der Mensch ist ein endliches Wesen von bestimmt-beschränkten organischen Kräften. Der vollkommenste Punkt auf der Stufenleiter des Wohlgefallens, heißt Schönheitsgefühl.

Jede Stufe des Nichtschönen hat ihre Abstufungen. Das blos Gefällige, und das einigermaßen Uebertriebene, gränzen von beyden Seiten am nächsten an das Schöne. Das Häßliche stehet am allerweitesten von dem Schönen ab. Es erregt ein unangenehmes Gefühl, das die Seele von sich zu entfernen sucht, weil es ihrem unauslöschlichen Triebe nach Glückseligkeit entgegen würkt, und ihm den höchst angenehmen Genuß des Schönheitsgefühls entziehet. Ein auffallendes und wichtiges Beyspiel, wird die Folge des Häßlichen deutlich entwickeln. Das Bewußtseyn nämlich moralischer Mängel und Laster, erregt Gewissensbisse. Das Bewußtseyn geistiger und körperlicher Mängel, erregt Mißmuth. Die Seele hat zwey Wege, aus diesem unangenehmen Zustande zu kommen: der eine ist der wahre; bestehet in Selbstbesserung, und in dem Bestreben, andere gute Anlagen in sich ausbilden. Dieses Bestreben schaffet Trost und Ersatz, und öfnet neue Quellen des Moralisch- und Aesthetischschönen. So wird der Verführte durch Reue und Besserung, ein edler, rechtschaffener Mann. Und der großen körperlichen Mängeln, kann eine Person durch Anmuth und Tugend, auch ästhetisch liebenswürdig werden, indem ihre Geistesvorzüge gefallen. Der andere Weg: das eigene Bewußtseyn des Häßlichen zu entfernen, bestehet darinn, daß man das Schöne in äusseren Gegenständen und Personen zu verdecken, zu mißstellen, zu zerstöhren sucht, sie selbst wegschaft, damit ihre ästhetischen Vollkommenheiten nicht an eigene Häßlichkeit erinnert. Dieser Weg des Hasses, des Neids, der Verläumdung, der Bosheit, verfehlt seinen Zweck; denn da wird das Häßlichere zum Häßlichen gehäuft; böses Gewissen und Mißmuth rufen nun immer lauter, und ihre Stimme erregt bittres inneres Mißfallen.

Moral und Aesthetik treffen in dem Punkt zusammen, wo angenehme und unangenehme moralische Gefühle entstehen; wo in der Moral Gefallen und Mißfallen vorkommen; denn Gefallen und Mißfallen sind das eigentliche Gebiete der Aesthetik.

In Beziehung auf die leblose Natur, folgt der Mensch immer seinem Triebe, das Häßliche zu entfernen. So werden Sümpfe abgeleitet, Wüsteneyen urbar gemacht, dürre Anger bepflanzt; und so keimt das Aesthetischschöne zuweilen mitten aus dem Häßlichen hervor; in moralischer Beziehung, durch Reue, Demuth, Geistes- und Herzensbildung, und auch durch bessernde Warnungen und Strafen; in psychologischer Beziehung durch Unternehmungen, Geisteswerke und Kunstfleiß.

Im Ganzen ist es aber wahr, daß das Häßliche oft stark und andauernd siegt; und es ist daher Tugend und ästhetische Wohlthat für die Menschheit, demselben entgegen zu arbeiten. Dieses ist um so nöthiger, als das Häßliche durch das Häßliche sehr oft verbreitet und fortgepflanzt wird. Neid, Haß, Verfolgung, Bosheit, Habsucht, Rohheit und Laster, werden durch Nachahmung herrschend; durch Gewohnheit eingewurzelt. Der abgehärteten Bosheit ist Unschuld unerträglich; Verführung und Mittheilung eigener Häßlichkeit, ist ihre Wonne. Selbst in der physischen Natur wird das Häßliche von dem Häßlichen erzeugt. Stockende Sümpfe, modernde Wälder, dumpfige Thäler, verpesten die Luft, vergruppen die Pflanzen, entvölken die Thierarten. Mit einem Worte: Gefühl des Häßlichen ist Bewußtseyn des ästhetisch-Fehlerhaften und Mangelhaften. Alle Gräuel und Schandauftritte der physischen und moralischen Welt, sind Folgen des Fehlerhaften und Mangelhaften; sind zugleich physisch, moralisch und ästhetisch häßlich. Und da der Haß mit Gegenhaß, Zerrüttung mit Zerstörung, Bosheit mit Bosheit, mehrentheils vergolten wird, so keimen Uebel aus Uebel, Häßlichkeit aus Häßlichkeit. Die Geschichte zeigt große Gegenden, ganze Jahrhunderte des Jammers, und häßliche Entehrung der menschlichen Natur, deren Würkungen so äusserst mißfallen müssen. Oft hörten sie nicht eher auf, bis die Stimme eines aufgeklärten tugendhaften Mannes, sich unter den Trümmern der Verwüstung erhob, oder bis durch zufällige Zusammenstimmung besonderer Umstände, das Edle und Schöne wieder aufkeimen konnte. An Beyspielen, noch bestehender Gräuel, fehlt es unsern Zeiten selbst nicht. Sittenverderbnis, politische Ränke, habsüchtige Kriege, Negerhandel, und mancher despotische Mißbrauch rechtmäßiger Gewalt, werfen manchen moralisch und ästhetisch häßlichen Schatten auf das Gemälde unsers Jahrhunderts, und müssen jeder unverdorbenen Seele äusserst mißfallen.

Doch niemals wird der Keim des Vollkommenen und Schönen in der menschlichen Natur ganz ertödtet. Die Funken davon liegen tief in der Seele. Und im Grunde ist das mißfallende Bewußtseyn eigener Fehler und Häßlichkeit, ein gewaltsamer Zustand für die Menschheit, den sie nur durch tugendsames und ästhetisches Bestreben nach dem Vollkommenen und Moralisch-ästhetischschönen, entfernen kann. Bildung,

Digitized by Google

Erziehung, Künste, Wissenschaften, Kriminalgesetze, bürgerliche Ordnung, sind wesentliche Mittel zu diesem Zwecke. Im Ganzen geschehen Fortschritte, und dieser Sieg des Lichts über Finsternis, ist würkliche Verminderung des Moralisch-physischen und Aesthetisch-häßlichen.

Die bestimmten Kennzeichen des Schönen, sind in den ästhetischen Regeln enthalten; der ächte Probierstein ist die Anwendung dieser Regeln, in Beurtheilung und Prüfung eines jeden Gegenstandes. Diese Prüfung wird noch viel einleuchtender und sicherer, wenn man zu gleicher Zeit solche Gegenstände prüfet und vergleicht, deren klassische Vollkommenheit ganz ungezweifelt ist. Die Schönheit nämlich hat auch ihre engern Stufen, und wenn man erkennen will, in welchem Grade ein Gegenstand schön ist, so ist es zweckmäßig, ihn mit einem andern von erkanntem Werthe zusammen zu stellen, der ihm alsdann zum Maaßstabe dienet.

Wohlgeordnete Sammlungen, vollkommene Muster nach verschiedenen Stufen ihrer Schönheit, sind daher von wesentlichem Nutzen, zu Bildung des Geschmacks, und Bestimmung eines richtigen Urtheils. Solche Sammlungen sind ein ästhetischer Maaßstab, dessen Grade in ihren verschiedenen gesammleten Werken zu suchen und zu ordnen sind

Auch Beyspiele des Unvollkommenen, Häßlichen, Uebertriebenen, sind nicht ohne Nutzen. Sie zeigen, welche Klippen zu meiden sind; doch ist es nicht rathsam, sich viel damit zu beschäftigen, weil der Geschmack sich nach und nach selbst an das Häßliche gewöhnt.

Jeder Theil der Aesthetik hat Muster und Sammlungen. Nur ist zu wünschen, daß sie bestens geordnet, und unermüdet benutzt werden. Das höchstdenkbare Muster möglichster sittlichster und moralisch-ästhetischer Vollkommenheit, ist der Sinn des Evangeliums. Die Weltgeschichte ist Bildersammlung von Tugenden und Lastern. Schriftsteller aller Zeiten, Kunstwerke von allen Gattungen, Naturerzeugnisse aus allen Reichen und Ländern, sind gesammlet und aufgestellt.

Auch die allgemeine Stufenleiter des ästhetischen Gefühls des Gefallens und Mißfallens, läßt sich einigermaßen mit Worten ausdrücken. Abscheu ist Würkung des Häßlichen, Fehlerhaften; Abneigung des Mangelhaften; Gleichgültigkeit des Unbedeutenden; Neigung des Behaglichen; Beyfall des Angenehmen; Liebe des Vollkommenen und Schönen; Entzücken des Erhabenen. Der Drang zum Würken, Nachahmen und Bilden, ist Folge der innig andauernden Liebe zum Schönen. Die mißlungenen Werke der Ueberspannung erregen Mißfallen, Spott oder Mitleiden, demnach als übler Geschmack, Uebermuth oder Wahnsinn, daran Hand anlegten. Jeder merkliche Grad des ästhetischen Gefühls hat untrügliche Kennzeichen seines Daseyns, in äußeren Gebärden, und inneren Gemüthsbewegungen, des Verlangens, Zudringens, Beyfalls, Entzückens, und der Aufmerksamkeit. Jede genaue Aufzeichnung hiervon, würde Semiotik der ästhetischen Gefühle seyn.

Jeder schöne Gegenstand stehet auf einer Stufe der Schönheit, die dem Inbegriffe seiner ästhetischen Vollkommenheiten gleich ist. Scharfsinnige Vergleichung der Meisterwerke in jedem Fache; fleißige Prüfung derselben nach den Gesetzen der Aesthetik; und dann Verzeichnis nach den Stufen ihres ästhetischen Werthe, ist gewiß das beste Beförderungsmittel zur Bildung des Geschmacks; durch Vergleichung schöner Gegenstände, und Anordnung ästhetischer Gesetze, werden die Gränzen des Schönen am sichersten erkannt. Der gute Geschmack wird gleich andern Fähigkeiten entwickelt, und vollkommen durch Uebung.

Wer sich nach fürtrefflichen Mustern bildet, und sich die Anwendung ästhetischer Gesetze eigen macht, wird in Erkenntnis des Schönen, und in dessen Darstellung, fortschreiten, gleich einem hellen Fluß, der sich immer selbst gleicht, und unaufhaltbar zwischen festen Ufern hinwallt, indessen der ungebildete Geist schlammigt, schäumend und verwüstend, über Fluren, Klüfte und Felsentrümmern hinstürzt.

Das hohe Gefühl des Schönen entflammt die Begierde, selbst Kunstwerke zu erzeugen, die jenen Mustern in Manchem nahe kommen, sie in Manchem übertreffen. So wird das Schönheitsgefühl verfeinert, erhöhet, verbreitet; so wird ästhetische Schönheit der Tugend, durch ästhetisch schöne Tugend; so wird Geist durch Geisteswerke, Kunst durch Kunstwerke fortgepflanzt. Die Vermehrung, Verbreitung ästhetischer Muster, ist möglich, und zum Theil ausgeführt. In neueren Zeiten sind unermeßliche Beförderungsquellen geöffnet; in Geistessachen durch Buchdruckerey; in Kunstsachen durch Kupferstiche, Gips- Schwefel- und Thonabdrücke. Die Gesetze der Aesthetik werden täglich genauer und bestimmter erkannt; der Maaßstab des Schönen wird vollkommener, und der Erfolg ist, daß allgemeine Erkenntnis des Schönen wächst.

Die Charakteristik des Schönen zeigte bisher dessen innere Verhältnisse; nun werden dessen äussere Verhältnisse, Verbindungen, Würkungskraft gezeigt werden.

Jedes Schönheitsgefühl hat sein bestimmtes Maaß von Stärke, und Dauer des Wohlgefallens. Kommt es über dieses Maaß, dann ist es überspannt. Bleibt es unter diesem Maaße, dann ist es zu schwach, um ein würkliches hohes Schönheitsgefühl zu seyn. So auch hat wieder jeder äussere schöne Gegenstand sein bestimmtes Maaß von Würkungskraft; und der möglichstschöne höchstwohlgefallende Eindruck, den er auf die menschliche Seele machen kann, stehet in gleichem Verhältnis mit dem Inbegriffe seiner eigenen ästhetischen Vollkommenheit. Dieses ist wahr, in Beziehung auf alle schöne, höchstwohlgefallende Gegenstände. Diese Verhältnisse und Anlagen zu Verbindungen, liegen in den Grundeigenschaften aller Wesen, die würklich und möglicher Weise in den wechselseitigen Würkungskreis, mit der menschlichen Seele kommen können. In der Seele liegen unzählige Fähigkeiten, von denen sie keinen Begriff hat; deren Daseyn ihr oft unbekannt ist, und die nur alsdann mit dem Bewußtseyn des Schönheitsgefühls, in ihr aufleben, wenn äussere Wesen, oder deren Zusammenstimmung, einen Eindruck des ästhetisch Vollkommenen machen, den sie noch nicht kannte. Wenn die Seele durch gespannte Aufmerksamkeit für einen vollkommenen Eindruck empfänglich ist, und diesen Eindruck erhält: dann entstehet in ihr, wie in jedem Wesen, wie in jeder erregten Kraft, der Drang der Rückwürkung. Sie bestrebt sich durch Handeln, Würken, Bilden, etwas zu erzeugen, das dem empfangenen Eindrucke gleich ist, und auch Wohlgefallen erregt. Wenn aber Fülle und Erhabenheit des äußeren Gegenstandes so groß ist, daß die Seele dessen Ganzes nicht fassen kann: dann ist ihre Lage unangenehm und mißfallend, weil sie zu der Ueberspannung ihrer Kräfte gereizt wird. Wenn im andern Falle der Gegenstand sichtbar fehlerhaft oder mangelhaft ist, da macht er schwachen und widrigen Eindruck; der Zustand der Seele wird nun auch unangenehm und mißfallend; ein Theil ihrer Kraft ist abgespannt, und sie hat doch das Bedürfniß in sich, daß ihr Bewußtseyn dem ganzen Maaße ihrer möglichst anwendbaren Fähigkeit gleich werde. Da entstehet nun in ihr Langeweile, Mißfallen und Abscheu des Häßlichkeitsgefühls. Es ist bereits bemerkt worden, daß das Schönheitsgefühl zwischen mißfallender Ueberspannung, und dem schwachen Wohlgefallen am blos Behaglichen, mitten inne liege. Das Schönheitsgefühl hat also sein genau begränztes Maaß. Eine gleichmäßige Einrichtung bestimmter Gränzen, bemerkt man in allen andern unästhetischen Beziehungen des Schöpfungssystems. So z. B. können Thiere und Pflanzen nur im mittleren Verhältnisse zwischen Kälte und Wärme bestehen. Durch beständigen Frost würde das Wasser auf ewig erstarrt, und die Erde für die Pflanzenaufkeimung verschlossen seyn. Durch größere Hitze würde das Wasser verdünsten, die Erde verglasen. Bey schnellerer Bewegung würden die Weltkörper durch Schwungkraft zerplatzen; bey langsamerer Bewegung würden sie in die Sonne zusammenstürzen. Heftigere Empfindungen würden für den Menschen schmerzhaft seyn; leisere Empfindungen wären ohne Reiz. Schön sind daher die Worte der Bibel: Gott schuf alles nach Maaß und Gewicht. Die Belege zu dieser Wahrheit sind eben so unzählig, als die Theile des Weltalls.

Harmonisch schön ist es, daß die nämlichen Gesetze der Aesthetik, die in der Natur der menschlichen Seele liegen, auch in der Zusammenordnung des ganzen Weltbaues beobachtet sind. Und wie wären auch die Gesetze des Weltalls allumfassend, wenn die Gesetze der Aesthetik nicht darinn enthalten wären. In dem Weltall ist allenthalben Fülle der Kräfte; aber Sparsamkeit der Anwendung, in Erreichung der Zwecke — eine Wahrheit, welche Leibnitz, König und Maupertuis, in der Grundlehre von möglichst geringer Kraft, erwiesen haben. Allenthalben ist Einheit, sich selbst gleicher Typus. In jedem Geschlechte der drey Naturreiche, und allenthalben, unendliche Mannichfaltigkeit, kein Blatt dem andern gleich, kein Gesicht dem andern ganz ähnlich, und der Spielraum dieser Mannichfaltigkeit, liegt in der Zusammensetzung minder wesentlicher Theile. Alle diese Gesetze, im Größten und im Kleinsten, in der Geisterwelt und Körperwelt, in Formen und Substanzen, sind harmonisch in das Ganze des Weltalls zusammenfliessend. Wer noch zweifelt, daß Gott der menschlichen Seele sein Ebenbild eindrückte, der denke noch an jene höchste Wohlthat: Er gab ihr nämlich Schönheitsgefühl, Bildungstrieb und Tugendstreben: und so legt die Menschheit durch Tugend, Wissenschaft, nützliche und schöne Künste, die letzte Hand an, um die schöne Welt ihres ewigen Vaters noch schöner zu machen. Ihm ist das Lob, denn aus ihm quoll diese Kraft.

Wenn das moralisch-ästhetische Schönheitsgefühl durch Vernunft geprüft, fest, und von aller Ahndung nachfolgender mißfallender Gewissensbisse rein ist: dann wird es zugleich

ſicherſte Gewährleiſtung für den Menſchen, daß er auf dem Wege der Tugend, Wahrheit und Glückſeligkeit wandelt. Denn Tugend iſt höchſtbeſte Anwendung eigner Fähigkeiten, und Schönheitsgefühl iſt deren wohlgefallendes Bewußtſeyn. So wie der Schmerz für körperlicher Zerſtöhrung warnet; eben ſo warnet der überdachte mißfallende Abſcheu des Häßlichen für Fehlern und Laſtern; und eben ſo warnet Mißmuth für Mängel der Geiſtesbildung.

Die Kenntnis des Schönheitsgefühls, ihrer Weſenheit und ihrer Zwecke, können mehr und mehr entwickelt, vollkommen und verbreitet werden. Die Fortſchritte der Aeſthetik werden dazu mitwürken, und das reine, durch Vernunft geprüfte Schönheitsgefühl, iſt alsdann für den Menſchen ſicherer Leitſtern zu der Tugend und Glückſeligkeit.

Die äſthetiſche Kraft des äußeren ſchönen Gegenſtandes, iſt die Urſache ihrer Würkungen auf die menſchliche Seele. Der Eindruck, den ein ſchöner Gegenſtand bewürkt, verſetzt die Seele in den ſehr angenehmen Zuſtand des Wohlgefallens. Dieſer Zuſtand iſt, wie bereits oben geſagt worden, das gefallende Bewußtſeyn ihrer angewandten Fähigkeiten. Nach Verſchiedenheit der ſchönen Gegenſtände wird das Bewußtſeyn eigener Thatkraft, oder des Erkenntnisvermögens, oder Empfindungsvermögens, oder Willensvermögens, in hohem Grade lebhaft. Mit einem Wort: das Schöne weckt in dem Menſchen ſeine höchſten und beſten Anlagen. Und da in ſeiner Wißbegierde die Veranlaſſung liegt, von Würkungen auf Urſachen zurück zu gehen, ſo führt ihn das Schönheitsgefühl auf Gott, der die Urquelle alles Schönen, und derjenige Mittelpunkt iſt, auf welchen alle reinen Gefühle geiſtiger Liebe am Ende ſich hindrängen. Wenn die Seele die Schönheit und Vollkommenheit des Schöpfers nach dem ganzen Maaße ihrer Kräfte empfindet, und wenn dieſes Gefühl einmal in ihr herrſchend wird, dann iſt ſie fähig, jedes Schöne in der ganzen Natur in ſeiner Reinheit und wahren Verhältniſſen zu fühlen. Denn alles dieſes iſt nur Würkung und Ausfluß des unendlich Schönen. Der reine Eindruck des Schönen alſo, beglückt die menſchliche Seele, entwickelt, bildet, veredelt den Menſchen. Aber dieſer Eindruck kann die innern Fähigkeiten der Seele nicht vermehren, ſondern nur entwickeln und bilden. Er erregt, ſeiner Natur nach, angenehmes wohlgefallendes Bewußtſeyn, ſo wie im entgegen geſetzten Falle der Eindruck des Häßlichen, ein ſehr mißfallendes Bewußtſeyn verurſacht.

Der Eindruck des Schönen würkt auf verſchiedene Menſchen, nach der beſondern Anlage eines jeden verſchiedentlich. Durch ihn keimen in dem Helden Thatkräfte; in dem Denker Vernunftſchlüſſe; in dem Dichter und Künſtler Bilder; jedes in ſeiner Art höchſt ſchätzbar. Die Art der Würkungen hängt hier, wie in der ganzen Natur, von der Beziehung ab. Aber jeder ſchöne Gegenſtand hat ſeine beſtimmte Würkungskraft, und jede Seele hat ihren beſtimmten Grad von Empfänglichkeit, doch ſo, daß jeder ſchöne Gegenſtand fähig iſt, auf alle Seelen zu würken, und das jede Seele für den Eindruck aller ſchönen Gegenſtände, Anlage hat. Nur in der Art und dem Maaß des Eindrucks, liegt Verſchiedenheit. Alter, Geſchlecht, Beſchäftigung, Umſtände, Mangel an Ausbildung, verurſachen Einſchränkung und Mannichfaltigkeit, nicht Aufhebung des Verhältniſſes.

Die Empfindſamkeit der Seele für das Schöne, muß der Wahrheit prüfender Vernunft, untergeordnet bleiben, wenn die Eindrücke des Schönen in reinen und richtigen Verhältniſſen würken ſollen. Sonſt entſtehen Anhänglichkeit, ungerechte Partheylichkeit, Leidenſchaften mit ihrem verwüſtenden Gefolge. Der Glückſeligkeitstrieb legt nämlich großen Werth auf den ſchönen Gegenſtand, weil er die Seele in ſehr angenehmen Zuſtand verſetzt. Die Fantaſie giebt ihm einen ausſchließenden Vorzug, den er nicht hat; ſchmückt ihn mit der erdichteten Einbildung höchſter Vollkommenheiten aus, und zögt nun dies ſchöne Trugbild mit Flammenzügen in das Herz. Wenn nun der Götze der Leidenſchaft jedes Erwarten der Hofnung nicht erfüllt, nicht erfüllen kann, dann wird die Seele von allen Leiden zerſtörter Glückſeligkeit gefoltert. Dies iſt Geſchichte aller Leidenſchaften, aller leidenſchaftlichen Liebhabereyen, für Künſte, Wiſſenſchaften, Ruhm, Macht u. ſ. w. Dieſe Ueberſpannung wird nur dadurch vermieden, wenn die prüfende Vernunft den wahren Werth jedes ſchönen Gegenſtandes anerkennt, und dem übermäßigen und ausſchließenden Werthe widerſpricht, und die Seele ſich dem Bewußtſeyn anderer reinen Schönheitsgefühle offen erhält.

Der Sitz des menſchlichen Verlangens, das, was man Herz nennt, wird von Eindrücken des Schönen auf die Seele, veredelt, gebildet, und im Zuſtande der Glückſeligkeit erhalten. Das Vorſtellungsvermögen und Gedächtnis erneuern, erfriſchen anhaltend die Bilder derjenigen innigſt gefallenden Vollkommenheiten, die die Seele in ihrem geliebten Gegenſtande würklich entdeckt hat. Und ſo entſtehen die holdeſten Verbindungen, Freundſchaft und Liebe! Sie ſind anhaltend, wenn ſie auf Schönheitsgefühl wahrer Vollkommenheiten befeſtigt ſind. Sie ſind unauflöslbar, wenn wechſelſeitiges Tugendſtreben, immer höhere Vollkommenheiten, neue Quellen des Wohlgefallens, in beyden verbundenen Seelen erzeugt.

Die Liebe zum Schönen kann niemals allzulebhaft, allzuinnig ſeyn, wenn ſie in den Gränzen der Wahrheit bleibt; und es iſt zu wünſchen, daß ſie das Empfindungsvermögen einer jeden Seele ganz ausfülle. Und ſo iſt es auch Pflicht eines jeden Lehrers, durch Bilder des Schönen zu reizen, und durch Forſchungen der Vernunft ihren wahren Werth zu beſtimmen. Jeder Regent, der Vater ſeines Volks iſt, erzeigt Wohlthat, wenn er die Weisheit der Geſetze durch verbreiteten Genuß des Schönen würzet; wenn bildende Künſte den Geiſt der Innwohner ergötzen, wenn die Natur durch Kunſt verſchönert wird, und Muſen und Tugenden einander wechſelsweiſe die Hände bieten. Wer die wohlgefallende Würkung des Schönen nicht zu befördern, zu verbreiten ſucht, der verdient den Nahmen eines Weiſen nicht. Wahr iſt es, daß die Vernunft den Genuß der Freude nach äſthetiſchen Regeln der Lebensweisheit ordnen muß; aber wahr iſt es auch, daß die edelſten Freuden in demjenigen Eindrucke beſtehen, den die Schönheit auf die menſchliche Seele macht.

Das Schönheitsgefühl hat ſeine eigenen Würkungen, deren Wichtigkeit und Nutzen eine ausführlichere Darſtellung verdient. Dieſe Würkung nämlich iſt dasjenige, das der Menſch zu Stande bringt, aus Antrieb des in ihm erregten Schönheitsgefühls. Edle große Handlungen, hohe Thaten der Kriegskunſt, der Staatskunſt, der moraliſchen Vollkommenheit, wiſſenſchaftliche Entdeckungen, ſchöne Geiſteswerke, Meiſterſtücke bildender Künſte, Entwickelungen körperlicher Fähigkeiten, leiten alle vorher, als innigſt gefallende ſchöne Bilder, in der fühlenden Seele ihres Unternehmers, der in ſich den Drang empfand, dieſen Lieblingsbildern durch Ausführung Würklichkeit zu geben. Er erzeugt nun etwas neues, daß demjenigen ſchönen Gegenſtänden in Theilen oder im Ganzen ähnlich iſt, deren Schönheit und Vollkommenheit einen tiefen wohlgefallenden Eindruck auf ſein Schönheitsgefühl gemacht hatte.

Ausgeführte ſchöne Unternehmungen, Handlungen, Kunſtwerke, ſind Aeuſſerungen des Willensvermögens, nicht des Schönheitsgefühls. Aber Verlangen und Wollen werden beſtimmt durch Gefühle, und Wohlgefallen des Schönheitsgefühls iſt der veranlaſſende Trieb zur Beſtimmung des Willens, und Ausführung ſchöner Unternehmungen giebt dem Willen die Stärke zum Ausdauern, und zur Ueberwindung der Hinderniſſe. Schönheitsgefühl der Tugend drängt und ſtärkt im Kampfe gegen Laſter. Schönheitsgefühl der Kunſt drängt und ſtärkt in Vollendung ſchöner Kunſtwerke. Willen und Schönheitsgefühl, ſind verſchiedene Eigenſchaften der Seele; aber in dieſer Verſchiedenheit haben ſie doch ihren Vereinigungspunkt, und dieſer iſt hier gezeigt worden.

Der Drang der Ausführung würckt gleichfalls nach verſchiedenen Anlagen, auf verſchiedene Weiſe. Der eine fühlt ſich zu Thathandlungen angeſpornt; der andere bildet aus Vernunftſchlüſſen wiſſenſchaftliche Lehrgebäude; ein anderer ſtellt das Gemählde der Wahrheit als Schriftſteller dar; und wieder ein anderer drückt ſein Gefühl der ſchönen Natur durch bildende Künſte aus. Jeder ergreift denjenigen Weg, ſeinen Drang zu der Ausführung zu befriedigen, für den er ſich beſtimmt fühlt. Der Grund zu dieſer Verſchiedenheit liegt in der Mannichfaltigkeit der Organiſation, zum Theil auch in jugendlicher Uebung und erſten Eindrücken. Bey dem einen ſind Muth und Willensvermögen; bey dem andern iſt Vorſtellungsvermögen, Fantaſie, überwiegend, ohne daß er darum von andern Eigenſchaften ganz ausgeſchloſſen wäre.

Alle ſolche ausgeführte Unternehmungen ſind Geiſteskinder des Schönheitgefühls. Aber hierher gehören nicht die ängſtlichen mühſeligen Werke des Eigennutzes und der Nebenabſichten; nicht die kalten Anwendungen geſammelter Kunſtregeln; nicht das täuſchende Bemühen mechaniſchen Fleißes; nicht jene Nachahmungen, denen Kraft und Leben fehlt. Vernunft iſt Kompaß des menſchlichen Lebens; mechaniſcher Fleiß iſt das Ruder. Allein weder Kompaß noch Ruder, ſind die Kräfte, durch welche das Schiff, in großen Seereiſen, die Meeresfluthen durchſchneidet. Friſche günſtige Winde ſpannen die Seegel an, und treiben es, mit der Schnelligkeit des Vogelflugs, nach ſeinem Zwecke. Innigſt gefallende Gefühle ſind die Kräfte, welche edle, ſchöne, große, menſchliche Unternehmungen zu Stande bringen. Die hohe Seele, in welcher der göttliche Funken des Genies glimmt, beobachte, fühle die Vollkommenheiten des ſchönen Gegenſtandes; wenn ſie kraftvoll, ausdaurend, erſchöpfend, das Ganze des Ideals umfaßt; wenn die Liebe zu dem Erhabenſchönen, das darinn lieget, ſie gleichſam durchglühet, dann wird ſie den Drang empfinden, ſelbſt

Digitized by Google

etwas Aesthetischvollkommenes auszuführen, zu schreiben, oder zu bilden.

Diesem Drange, und nur diesem Drange folge sie, er ist einziges untrügliches Kennzeichen aller guten Würkungen des Schönheitsgefühls. Ihr unermüdeter Eifer erzeuge in anhaltendem Beobachten vollkommen schöne Gegenstände. Schönheitsgefühl, und dessen ausführende Würkungen, sind natürliche unzertrennliche Folgen dieses Forschens, denen sie sich in ihrem eigenen Gange überlassen muß, wenn hohe Schönheit in ihren Werken reifen soll. So mancher edle Funken des Genies wird durch Mißbrauch der Kunstregeln und deren mechanischen Anwendung, erstickt, und es würde wahre Wohlthat seyn, den ächten Gang des Genies in seinen stufenweisen Schritten aufzuspüren und darzustellen. Diese Grundlehre der Empfindung würde Organon des Genies seyn, mithin ein wichtiges Geschenk. Gewiß ist es, daß genialische Uebung des Empfindungsvermögens, eine Fertigkeit giebt, und den ästhetisch fähigen Mann bildet. Gewiß ist es, daß mechanische Uebung nichts anders erzeugt, als die Fertigkeit des elenden mechanischen Nachahmens. In jeder Beschäftigung ohne Ausnahme, läßt sich ein Ideal der Vollkommenheit denken. Die Führer und Lehrer der Menschheit sollten das Gefühl des wahren Schönen, in ihren Untergebenen und Zöglingen erregen. Größere allgemeine Glückseligkeit würde die Folge seyn, und das Geschäft eines Jeden würde besser gehen. Das Wesentliche aller Würkungen des Schönheitsgefühls, bestehet darinn: daß durch edle Thaten der Menschen, durch ihre Geistes- und Kunstwerke, die Menschheit gewinnt, und die Welt schöner und besser wird. Wissenschaft, Kunst und Thatkraft sind einander wechselsweiß Stütze, Beförderung, Anfeuerung; und wenn Achill einen Homer begeistert, so begeistert Homer einen Alexander. Kunst steigt durch entflammte Bewunderung der Kunstwerke, von Stufe zu Stufe, zu hohen Idealen empor. Man vergleiche den Wilden und den Innwohner des gebildeten Staates, den gleicher Naturanlage und Herzensgüte. Bedürfnisse, Rohheit, Unwissenheit des Einen; mannichfaltigen Genuß, entwickelte Begriffe, Kenntnisse des Andern. Der Abstand wird zeigen, welchen Schatz von Verbesserungen und Verschönerungen das Schönheitsgefühl der Menschen seit Jahrtausenden aufgehäuft hat.

Die Würkung des Schönheitsgefühls würde alsdenn seine höchstdenkbare Stufe erreichen, wenn jeder Mensch so viele edle schöne Thaten, Geistes- und Kunstwerke zu Stande brächte, als seine Kräfte erlauben. In jeder Beschäftigung ohne Ausnahme, kann jeder Mensch nach dem höchsten Ideal ihrer Vollkommenheit streben. Dieses Ideal ist in jeder nützlichen Beschäftigung schön, und jedes Streben dieser Art, ist mit entzückender Herzensfreude verbunden.

Die Möglichkeit der besten Würkung des Schönheitgefühls, hängt davon ab: daß der Mensch die höchstdenkbare ästhetische Vollkommenheit des Gegenstandes, der ihn beschäftigt, tief und innigst fühlt. Die Vollkommenheit seiner Werke, wird der Stärke, dieses Gefühls gleich seyn. Rückwürkung ist der Stärke der Würkung gleich, und von der Stärke einer jeden Ursache, hängt die Stärke ihrer Würkung ab. Dieser Grundsatz ist eben so gewiß, in Betreff der Geisterwelt, als in Betreff der Körperwelt.

Solches Bestreben eines jeden Menschen, kann und wird ihm, auf diesem schönen Wege der ästhetischen Vollkommenheit, Glückseligkeit, Würksamkeit, ganz gewiß weiter bringen.

Wer das Schöne fühlt, würkt und handelt schön. Das höchste Ziel, wohin Aesthetik führen kann, ist Erkenntnis der göttlichen Vollkommenheit.

In reinen und schönen Augenblicken schwingt sich die Seele von Höhen zu Höhen empor; rückt weiter und weiter die Gränzen der Zeit und des Raums, und nun stehen die Gedanken: Unendlichkeit und Ewigkeit, da. Da sucht die Seele die Quellen ihres Daseyns, die Kräfte des Weltalls; und diese Quellen füllen das ganze der Unendlichkeit, das Ganze der Ewigkeit aus. Da schwebt Daseyn Gottes ihr vor. Da schwinden die Kinder der Beschränkung, Mangel und Fehler. In Gott ist Bewußtseyn unendlicher Kraft, mithin unendliche Schönheit. Da schwillt das menschliche Herz von reiner Liebe. Unauflösliche grenzenlose Liebe ist in Gott; in ihm ist keine Verminderung der Kraft und Schönheit, denn er ist ewig; in ihm ist keine Ausnahme der Vollkommenheit, denn er ist unendlich. Wer Gott so liebt, der liebt ihn wahrhaft. Er ist Geber alles Guten, und ganz Güte; Geber alles Schönen, und höchste Schönheit und Vollkommenheit. Dieses Gefühl ist höchstes Ideal des Schönheitsgefühls; seine Wesenheit ist: den Menschen so gut und so glücklich zu machen, als möglich ist. Das Leben des Gott liebenden Menschen, wird nun ein anhaltendes Bestreben, jede Tugendpflicht zu erfüllen; jede in ihm selbst liegende gute Fähigkeit zu erwecken, und nach den Zwecken des ewigen Vaters aller Wesen, harmonisch-wohlthätig zu verwenden, und eben dadurch Gott näher zu kommen. Und nun strömen Gewissensruhe und Himmelswonne in das Herz des Menschen. Qualen der Leidenschaften, Reize des Lasters, sind nicht mehr für ihn Verführer und Tirannen. Erheben sie die Sprache wieder, so siegen von neuem seine Seelenerhebungen zu Gott. Doch nur alsdann wird das höchste Schönheitsgefühl, Liebe Gottes, siegend, wenn es durch göttliche Wohlthat, Grundtrieb aller seiner Handlungen wird; wenn er dies höchste Wesen durch menschenfreundlichen Gebrauch aller seiner Kräfte verehrt; wenn er den unauslöschlichen Reiz des Lasters unermüdet und siegend bekämpft; und wenn er mit menschlichschwachen, aber doch allen seinen Kräften, strebt, sich nach dem höchsten Ideal zu bilden; nach dem göttlichen Wesen mit der Menschheit vereinigt; nach dem höchsten Vorbilde: Christus.

Seinen Lohn wird er finden in dem höchsten Bewußtseyn, daß Liebe Gottes durch das höchst beglückende Vollkommenheits- und Schönheitsgefühl erzeugt ist.

Nebst dem höchstmöglichsten Schönheitsgefühl, welches die Folge der Erhebung der Seele zu Gott ist, giebt es unzählige weit unvollkommenere Quellen des Schönheitsgefühls, welche selbst und unmittelbar auf die Seele würken. Dahin gehören alle diejenigen Gegenstände der Natur und der Kunst, in deren Wesenheit die Erfüllung ästhetischer Gesetze enthalten ist. Die Sinnen sind offene Kanäle, durch welche die Bilder solcher Gegenstände in die Seele strömen, und ein solches Bild erregt nach Verhältnis seiner Vollkommenheit, in ihr das Schönheitsgefühl. Der Mensch ist rund umgeben von dem Weltall, in welchem so viele Schönheiten der Kunst, so viele Vollkommenheiten der Natur enthalten sind, welche alle abwechselnd auf ihn würken. Daher bietet sich ihm ein unermeßlicher Reichthum von mannichfaltigem Geistesgenusse dar; würkt sanfter oder stärker, oder verschiedentlich auf ihn, nach Verhältnis seiner Organe, Gemüthsstimmung und ausgebildeten Erkenntnisvermögen, und wird Quelle der Glückseligkeit für ihn. Diese Quelle wird jedoch oft unterbrochen, getrübt und zerstört; wenn die wesentlichsten Mängel aller Theile der Schöpfungswerke sich zeigen. Der Grund aller dieser Mängel, erster Urkeim aller Fehler, alles Häßlichen und aller Mängel, liegt in der wesentlichen Beschränktheit und Vergänglichkeit aller Dinge der Körperwelt, und in leidenschaftlichen Verirrungen der Geisterwelt.

Wenn die Folgen davon eintreten, wenn physischer Schmerz quälet; wenn Gewissensbisse, Mißmuth, Leidenschaft und Vorurtheil eintreten, dann empfindet die Seele die mißfallend drückende Last der Menschheit. Aber wenn sie im Genuß der Sinnenwelt durch Weisheit und Tugend geleitet wird; wenn sie ihre Aufmerksamkeit mit wahrem Geschmack auf Schönheit der Natur und der Kunst richtet, dann wird in dem daraus entstehenden ästhetischen Gefühle, reine Lebensfreude, hohes Wohlgefallen erzeugt werden. Das äussere Einströmen sinnlicher Bilder in die Seele, giebt ihren Fähigkeiten Leben, ihren Grundbegriffen Farben, ihren Meinungen die sichere Stütze der Erfahrung. Diese Bilder, und selbst einströmende Würkungen äusserer Gegenstände auf die Sinne, sind eigentlich der reiche unerschöpfliche Stoff, aus welchem die Seele ihre Begriffe formt, bestimmt und ordnet. Ihrer Natur nach unaufhaltsam denkend, und vergleichend, mißt sie diesen Stoff anschauender Erfahrung; bestimmt seine Eigenschaften, und erkennt deren ästhetische Verbindung; wiederholtes Aufmerken auf das Bewußtseyn dieser sinnlichen Erfahrungen, bestätigt deren möglichste Gewißheit. Die Gelegenheit hierzu bietet sich von allen Seiten selbst an, und ist unvermeidlich, weil der Mensch rings um von der Sinnenwelt umgeben ist, die unaufhörlich auf ihn würkt. In diesem Gesichtspunkte ist es wahr, daß der Stoff des Schönheitsgefühls sich dem Menschen von allen Seiten selbst zudringt.

Nebstdem liegen in dem innern Menschen selbst unerschöpfliche Quellen des Schönen. Diese Quellen sind die Organen des Empfindens, Denkens und Wollens. Darstellungen, Erkenntnisse, Erinnerungen, sind ihre Folgen. Der Mensch besitzt in sich selbst eine bildliche Welt; diese ist sein größter Schatz, der ihn allenthalben begleitet, den ihm niemand rauben kann, und der in seinem ganzen Leben unzertrennlich von ihm ist; in ihm selbst liegt eigentlich die vorbereitende Werkstatt des Schönheitsgefühls. Durch Bildung seiner Begriffe, durch Entwicklung seines Kenntnisvermögens, wird die Seele empfänglich für diejenigen Schönheiten, die durch äußere Gegenstände oder innere Gedankenbilder und Erinnerungen, in ihr aufleben. Die innere Bearbeitung, Aufzählung, Zusammenstellung vorhergegangener sinnlicher Eindrücke, sind dem Menschen eigen. Die erworbenen Kenntnisse werden alsdann unabhängig von denjenigen äußeren Gegenständen, die den ersten Eindruck verursacht hatten. Ihre Schönheit würkt nun auf die Seele durch Erinneren, Nachdenken und Bewußtseyn ihrer

ästhetischen Vollkommenheit. Der Probierstein ihrer Schönheit liegt gleichfalls in ihrer Erfüllung ästhetischer Gesetze. Im wachenden Zustande würken die innern Organe immer auf die Seele, und erregen Erinnerung, Gedanken, Gefühle, und die Seele kann sich von diesem sie ganz und enge umgebenden Organen nicht trennen. In diesem Sinne ist es wahr, daß die Quellen des Schönen, die im innern Menschen liegen, nothwendig und unaufhaltbar auf seine Seele würken.

Die Wesenheit der Seele ist nun Ursache, daß diese im innern Menschen erregte Gefühle ihr angenehm oder unangenehm sind; daß sie für ihr Ich mißfallend häßlich, oder gefallend schön sind. Erinnerungen von Lastern, Fehlern, moralisch-ästhetischen Unvollkommenheiten, erregen in ihr Gewissensbisse, Mißvergnügen, Mißmuth. Erinnerungen und Bewußtseyn von ästhetisch-schönen Tugenden, ästhetischen Vollkommenheiten, Talenten, sind ihr Wonne, Glückseligkeit, Beruhigung. Aus diesen angenehmen und unangenehmen Gefühlen, entstehen Entschließungen, Handlungen, Unternehmungen. Die Seele sucht die Quellen der erstern zu erweitern, die Quellen der letztern zu ersticken, zu bessern, oder durch Zerstreuung zum Schweigen zu bringen. Die ästhetisch-vollkommenste Selbstbildung, ist mithin äusserst wichtig für den Menschen, weil er alsdann einen unerschöpflichen Schatz von Schönheit und Glückseligkeit in sich besitzet, den ihn weder äußere Zufälle, noch die Laune des Schicksals rauben können; und weil das Verhältnis der menschlichen Natur die Seele, nothwendig oft, und immer von neuem, in den innern Menschen zurück führt.

Das ganze menschliche Leben sollte ein Bestreben moralisch- und ästhetisch-vollkommener Selbstbildung seyn. Und dann wird es zugleich möglichstvollständige Erregung des Schönheitsgefühls.

Die Aesthetik ist bisher in ihren verschiedenen Anwendungen und Verbindungen mit andern Wissenschaften, dargestellt worden. Wenn sie nun eine gründliche Wissenschaft ist, so müssen ihre Grundsätze ein eigenes Lehrgebäude der reinen Aesthetik ausmachen, aus welcher alle Wahrheiten der angewandten Aesthetik geschöpft werden. Der Stoff zu solchem Lehrgebäude, liegt auch wirklich im Verhältnis der Dinge. Jede Wissenschaft entsteht auf folgende Weise: Erstlich wird der Begriff ihres Gegenstandes abgezogen, (abstrahirt); zweytens wird er bestimmt (definirt); drittens wird er unter allen denkbaren (categorischen) Gesichtspunkten, durch logische Schlußfolge (corollaria) erörtert, durch Erfahrung geprüft, durch Beyspiele erklärt. Viertens: Durch System (Synthesis) zusammen geordnet.

Die Veranlassung zu der Abziehung des ästhetischen Begriffs, kann man sich auf unzählige Weise denken. Ein Beyspiel kann die Sache darstellen: Ein Freund der schönen Natur ergötzt sich an einem heitern Frühlingstage am Anblick des atmosphärischen Himmels. Das Gold und Purpur der Wolken, das Lasurblau des Firmaments, sind ihm entzückende Anblicke, und er nimmt sich vor, eine ganze Stunde diesem Anschauen zu widmen. Aber sein Wohlgefallen erkältet, sein Wohlgefallen erlöscht; der fortgesetzte Anblick wird ihm lästig. Und nun betrachtet er, was in ihm selbst vorgehet. Sein Wohlgefallen war nicht die Anschauung selbst, denn die Anschauung dauret noch, und das Wohlgefallen hört auf, hat sich in Mißfallen verändert. Er schliesset daraus, daß die Empfindung des Gefallens und Mißfallens in der Seele etwas besonderes ist. Dieser logische Schluß ist Abziehung (Abstraction) des ästhetischen Begriffs.

Nun sucht er diesen besondern Begriff zu bestimmen (definiren) und sein Bewußtseyn zeigt ihm, daß die Empfindung des Wohlgefallens eine besondere Aeusserung der Seelenkraft ist.

Dieser bestimmte Begriff nun ist Grundstoff der ganzen ästhetischen Wissenschaft. Um nun sein Lehrgebäude gründlich aufzuführen, sammlet er sogleich alle Wahrheiten, die in dem Begriffe selbst liegen, und entwickelt sie durch logische Schlußfolgerungen. Diese Schlüsse sind folgende: Erstlich, das Vermögen, Wohlgefallen und Mißgefallen zu empfinden, ist eine Kraft; also sind die allgemeinen Gesetze der Kraft, in der Aesthetik anwendbar. Zweytens: Dieses Vermögen ist eine Seelenkraft; also sind die allgemeinen Gesetze der Seelenkraft hier anwendbar. Drittens: Das würkliche Empfinden des Wohlgefallens, ist eine Aeusserung ästhetischer Seelenkraft; also sind die allgemeinen Gesetze von Aeusserung der Seelenkraft, hier anwendbar. Viertens: Die ästhetische Kraft des Gefallens und Mißfallens, ist eine besondere Kraft, mithin können zu dessen Unterscheidung von andern Kräften, die allgemeinen Gesetze der Unterscheidungskunst (Kritik) angewendet werden. Aus diesen vier Schlüssen entspringen eben so viele Gattungen (Klassen) von Lehrsätzen der reinen Aesthetik.

In die erste Gattung kann man z. B. folgende rechnen: 1) Das Vermögen, das Wohlgefallen und das Mißfallen zu empfinden und zu erregen, heißt ästhetische Kraft. 2) Die Eigenschaft der ästhetischen Kraft, ist die Art (Quale) ihres Daseyns. 3) Sie hat ihre Kennzeichen. 4) Sie stehet in Verbindung mit andern Kräften. 5) Sie hat ihre Würkungen. 6) Sie hat ihre Rückwürkungen. 7) Sie hat ihre Gränzen. 8) Sie hat ihre Aeusserung. 9) Ihre Aeusserung ist Folge einer Veranlassung, und verursacht selbst Folgen. 10) Stärke und Dauer sind ihr vereinigter Maaßstab. 11) Was an Stärke gewonnen wird, nimmt an Dauer ab; 12) und so wechselsweise. 13) Je weniger diese Kraft getheilt ist, um so stärker würkt sie. 14) Mehrere vereinigte ästhetische Kräfte würken stärker als eine. 15) Eine stärkere ästhetische Kraftanwendung, als der Zweck erfordert, überspringt und verfehlt im Fall ihrer Anwendung, das Ziel. 16) Die Vernichtung ästhetischer Kraft, ist Zerstöhrung der gegenwärtigen Art ihres Daseyns.

In die zweyte Gattung gehören z. B. folgende Sätze. 17) Die ästhetische Seelenkraft ist dem unauslöschlichen Verlangen nach Glückseligkeit, als Quelle der Thätigkeit untergeordnet, und wird mithin von dem menschlichen Willen aufgesucht, wenn sie Wohlgefallen empfindet. 18) Sie wird vermieden, wenn sie Mißfallen empfindet, oder erregt. 19) Das Kennzeichen des Gefallens und Mißfallens, ist Bewußtseyn. 20) Beide haben innere und äußere (subjective und objective) Beziehungen; denn Objecte erregen sie, und im Innern der Seele werden sie empfunden. 21) Beide haben Würkungen auf Glückseligkeit der Menschen, 22) und Rückwürkungen auf seine Handlungen. 23) Beide haben ihre Gränzen. 24) Sie äussern sich bey hinreichender Veranlassung würklich. 25) Und verursachen nothwendige Folgen in demjenigen Wesen, mit dem die menschliche Seele in würksamer Beziehung steht. 25) Die ästhetische Seelenkraft muß sich nach dem Verhältnis ihrer körperlichen Organen richten. 27) Die Würksamkeit körperlicher Organe hat einen beschränkten Grad von Stärke und Dauer.

Zu der dritten Gattung gehören z. B. folgende Lehrsätze. 28) Das würkliche Empfinden und Erregen des Wohlgefallens und Mißfallens, sind Aeußerungen der ästhetischen Seelenkraft. 29) Diese Aeusserungen haben Schranken und Stufen. 30) Diese Schranken und Stufen werden bezeichnet in der Moral, Dichtkunst und Redekunst, durch Worte; in der Tonkunst durch Zahlen und Noten; in der bildenden Kunst durch Zahlen und Linien, u. s. w. 31) Das Daseyn ästhetischer Aeusserung, wird erkannt durch Bewußtseyn. 32) Ihre Stufen haben Beziehungen, nach Verhältnis ihrer Kraft und Dauer. 33) Dieses zeigt sich in ihren Würkungen; 34) in ihren Rückwürkungen. 35) Die Aesthetik ist alsdann eine vollkommene Wissenschaft, wenn ihre Schranken so weit ausgedehnt sind, als es die Wahrheit erlaubt. 36) Und wenn die Zahl ihrer Stufen so sehr vermehrt ist, und diese Stufen mithin so enge zusammengerückt sind, als es möglich ist. 37) Durch Ausbildung der Aesthetik werden diese Stufen vermehrt und enger; die Zahl der Schranken genauer bestimmt, und bis auf die Gränze der Wahrheit erweitert. 38) Die denkbare Vermehrung der Stufen ist Axiomat, weil man immer und immer neue Zwischenstufen denken kann. 39) Die Fortschritte der Aesthetik sind in so weit gewiß, als neue Bemerkungen den alten zugesetzt werden.

In die vierte Gattung kann man folgende Lehrsätze bringen. 40) Die Unterscheidungskunst (Kritik) trennt von der Aesthetik, was nicht dazu gehört. 41) Das Kennzeichen unästhetischer Kräfte, ist Bewußtseyn nicht angewendeter Kräfte. 42) Dahin gehören eigene schlafende Kräfte, 43) und alle äussere Kräfte, die mit der Seele in keiner gegenwärtigen Beziehung stehen. 44) Das Kennzeichen ästhetischer Begriffe ist, daß sie entweder Stufen oder Schranken des Gefallens oder Mißfallens darstellen. So z. B. sind Freude Trost, Liebe ästhetische Begriffe. 45) Alle Begriffe, die weder Stufen noch Schranken des Wohlgefallens und Mißfallens darstellen, sind keine ästhetischen Begriffe. So z. B. sind Zeit, Raum u. s. w. keine ästhetischen Begriffe, obgleich alle ästhetischen Empfindungen in Zeit und Raum vorgehen. 46) Solche unästhetische Begriffe gehören alle in das Gebiet anderer Wissenschaften. 47) Diese Unterscheidung trennt von der Aesthetik alles Fremde, Zweckwidrige, Unnöthige, Verwickelte; 48) giebt Vorschrift an, was in der Aesthetik zu meiden ist. 49) Bemerkt das Unvollkommene der Kunstwerke. 50) Bestimmt den Unterschied zwischen dem, was gefällt und mißfällt. 51) Bestimmt den Unterschied zwischen jeder höhern und niedern ästhetischen Stufe. 52) Die Empfindung des Wohlgefallens und Mißfallens entstehet niemals allein in der Seele, sondern nur in Begleitung des Fühlens, Denkens, Wollens oder Handlens.

Diese Lehrsätze sind aus andern Wissenschaften entlehnt; ob sie auf Aesthetik passen, ob der Grundbegriff richtig ist, der

Digitized by Google

diese allgemeinen Sätze auf Aesthetik leitet, das muß geprüft werden, und diese Prüfung geschichet durch Erfahrung. Diese Erfahrung bestehet darinn, daß die Seele sich selbst beobachtet, in allen denkbar (categorisch) verschiedenen Augenblicken, wo sie Wohlgefallen und Mißfallen empfindet. Diese prüfende Erfahrung bestätigt nun die Wahrheit aller dieser Lehrsätze. Sie entdeckt zugleich einige neue Lehrsätze, die nun erst den ästhetischen Grundbegriff vollständig machen.

Diese Lehrsätze der fünften Gattung sind folgende. 53 Die Anwendung aller Seelenkräfte, ohne Ausnahme, ist ästhetisch, mithin alles Anschauen, Empfinden, Fühlen, Denken, Wollen, Würken, ist gefallend, oder mißfallend. Dieses wird entdeckt durch vollständige Aufzählung (Induction). 54) Mäßige Anwendung aller Kräfte, ist gefallend. Uebermäßige oder allzuschwache Anwendung der Kräfte ist mißfallend. 55) Die engere, mithin feinere Stufen des Wohlgefallens und Mißfallens, können nur auf einen gewissen Grad bestimmt angegeben werden. Die Ursachen davon liegen in der Armuth der Sprache, und der Bezeichungskunst überhaupt, welche ihre Worte und Zeichen nicht ins Unendliche vervielfältigen kann. Und dann liegen sie in der Stumpfheit der Sinnen, welche dasjenige nicht bestimmt unterscheiden kann, was für ihre beschränkte Schärfe undurchdringlich ist. Z. B. allzufeine Farbenabstufung scheint einfarbig; allzuschnell auf einander folgende Töne, sind für das Ohr nicht mehr verständlich; das Monokord theilt die Oktave in ganze und halbe Töne, aber das Ohr würde eine feinere Eintheilung in Viertels- oder Achtelstöne, nicht bestimmt unterscheiden können. Doch überhaupt ist es wahr, daß da, wo die Bestimmung unmöglich ist, die Seele noch bis auf einen gewissen Grad ein dunkles Gefühl hat, welches feinere, unbestimmtere Verschiedenheiten bemerkt. In dieses dunkele, aber zartere Gefühl feinerer unbestimmter Stufen, gehört die Empfindung des namenlosen Schönen. Dieses namenlose Schöne ist Pedanten und rohen Menschen ganz unbekannt; ist aber die Blüte der reinsten und süßesten Empfindungen, für die edelsten Seelen. Da schweigen die Regeln und das Gefühl würkt; lenkt die Thaten des vortreflichen Mannes, der unaussprechlich schön handelt; führt die Feder des Schriftstellers, der weit mehr durch empfindungsvolle Stellung seiner Worte ausdrückt, als in ihrem gewöhnlichen Sinne liegt; und eben so leitet dieses Gefühl die Hand des Künstlers. Z. B. der Steinhauer bringet nach Senkel und Punkten eine Gestalt hervor, aber Leben und namenlosen Geist legt das Gefühl des Bildhauers hinein.

Diese fünf Gattungen von Lehrsätzen enthalten die Grundzüge der reinen Aesthetik. Durch Beweise, Schlußfolgen und Erklärungen, können sie zu einem vollständigen Werke ausgebildet werden.

Die anschauliche Darstellung des Ganzen, ist der vorhergehende Gegenstand dieser Abhandlung. Auch ist es angenehm und natürlich, die Säulen, Glieder, Wölbung und Ausladung in ihrer harmonischen Zusammenwürkung zu zeigen, ehe man Pfeiler, Widerlagen, und Grundlagen des Gebäudes erklärt.

Die sechs Gesetze des Schönheitsgefühls, sind Anwendungen von dem 13ten, 14ten, 15ten, 25sten, 27sten, 54sten und 55sten Lehrsatze. Sie betreffen blos die einzelne höchste Stufe des Wohlgefallens; aber die Aesthetik umfasset das ganze Gebiet des Gefallens und Mißfallens. Sie heißt Schönheitslehre, nach dem Sprachgebrauch; eben so wie der Thermometer Wärmemesser heißt, da er doch auch den Gefrierpunkt angiebt. Auch kann man das Schönheitsgefühl als einzelne Stufe des Wohlgefallens nicht erklären, wenn man es nicht mit andern Stufen der nämlichen Kraftäußerung vergleicht.

Nebst der allgemeinen reinen Aesthetik, hat jede Kunst ihre besondere Aesthetik. Ihre Grundsätze liegen wie Goldkörner zerstreut, in so vielen fürtreflichen Schriften jeder Kunst. Diese besondern Aesthetiken, sind denen Lehrsätzen der allgemeinen Aesthetik untergeordnet.

Der Knauel der Begriffe über die Theorie der Aesthetik, ist nunmehr entwickelt. Nun ist zu wünschen, daß dieser Aufsatz von Sachkennern geprüft werde; daß man erforsche, ob alle Theile zusammen hangen, ob der Gegenstand aus allen Gesichtspunkten betrachtet worden; ob er vollständige Uebersicht verschaft; ob er unnöthige Dämme zwischen engverbundenen Wissenschaften eingerissen hat; ob es nicht gewiß ist, daß alle Theile der Natur und der Kunst durch goldne Ringe der Wahrheit und Blumenketten der Schönheit, zusammen geknüpft sind; ob es wohl geschehen, daß der Aesthetik das ganze Gebiete der Empfindungen angewiesen worden; in der Maaße nämlich, als jede Empfindung von dem Bewußtseyn eines Wohlgefallens oder Mißfallens, unzertrennlich ist; ob es nicht nöthig ist, künftig die Lehre der Empfindungen vollständiger zu bearbeiten? Es ist ferner zu wünschen, daß man prüfen möge, ob der hier angenommene Begriff des Schönheitgefühls nicht dem allgemeinen Sprachgebrauche gemäß ist; ob die Worte schöne Seele, schöne That, schöner Beweis, schöner Begriff, nicht eben so üblich sind, als die Worte: schöne Rede, schönes Gemälde u. s. w.? Ich wünsche, daß man erwägen möge, ob dieser Ausdruck nicht im bildlichen, sondern im eigentlichen Sinne genommen wird; ob dieser Sprachgebrauch nicht bestätiget, daß man bisher die Grenzen des Schönen, in philosophischen Schriften zu sehr einschränkt; ob der Gemeinsinn, welcher die Sprachen bildet, nicht große Wichtigkeit hat, in Gegenständen des Gefühls, worinn jeder Mensch der beste Richter ist.

Es ist zu wünschen, daß man die Lücken prüfen möge, welche gegenwärtiges System übrig läßt, und daß man weiter erforschen möge, ob die Gränzen bestimmt angegeben sind; ob sie nicht zu weit ausgedehnt worden, welches offenbar die gefährlichste Klippe für alle neue Lehrgebäude ist; ob die vorgetragenen Gesetze auf alle denkbare Fälle anwendbar sind; ob sie sicherer Probierstein alles Schönen sind; ob sie in dem Bestreben der Selbstbildung, in Unternehmungen, in Verfertigung der Kunstwerke, als Leitfaden dienen können; ob dieses System, alle Fälle von dem höchsten bis auf den kleinsten umfaßt; ob es von wirklichen Begriffen, und nicht von hypothetischen Muthmaßungen ausgeht; und ob aus den Vordersätzen keine muthmaßlichen, keine gewagten, sondern nothwendige Schlüsse, gefolgert worden?

Ein Anderer kann dieses weit richtiger beurtheilen, als der Verfasser; welcher überdies blos einen kleinen Grundriß verfertigt zu haben glaubt, und kein vollständiges Werk ausgeführt hat. Wenn einstens eine vollständige Aesthetik zu Stande kömmt, so muß es durch Mitwürkung, und wechselseitige Prüfung aller Hauptwissenschaften geschehen. Ueber diesen Gedanken folgt hier nähere Erklärung.

Die Wissenschaften befördern und prüfen einander wechselsweise in derjenigen Beziehung, in welcher sie wechselsweise in einander greifen. Es giebt vier Hauptwissenschaften: Mathematik, Metaphysik, Verbindungslehre und Empyrik. Alle sind der Vernunft untergeordnet, auf das Bewußtseyn des Wahrheitsgefühls gegründet. Mathematik mißt, berechnet und bestimmt die Größe der Theile, aus welchen eine jede Wissenschaft bestehet, zählt wenigstens die Menge ihrer Theile auf. Metaphysik bestimmt die Eigenschaften eines jeden Begriffs und Theils, aus welchem eine jede Wissenschaft bestehet. Die Verbindungslehre prüfet, ob alle Theile einer jeden Wissenschaft, in möglichst schönster Ordnung verbunden sind, und auf den Geist des Studierenden zusammen würken. Die Empyrik bestätigt die Grundlehren einer jeden Wissenschaft, durch Erfahrung, Geschichte, Beyspiele und sinnliche Anschauung. Diese vierfache Ineinanderwürkung und Prüfung dieser vier Wissenschaften ist nicht willkührlich, sondern ihre Gründlichkeit und Vollständigkeit wird dadurch erkannt, weil sie mit allen möglichen Arten, einen Gegenstand zu betrachten, vollkommen zusammen trift, und mithin den denkbaren Umfang einer Wissenschaft ganz ausfüllt. In jedem guten Bilde eines Mahlers muß Ebenmaas der Theile, Karakter der Zeichnung, Schönheit der Komposition, und Lebhaftigkeit der Farben, zusammen treffen. In dem Weltall, dessen Bild in unserer Seele liegt, bestimmt die Mathematik das Ebenmaas; die Metaphysik den Karakter; Verbindungslehre die Komposition; Empyrik durch sinnliches Anschauen, giebt dem Bilde Leben, Farben und Wahrheit. Wenn also jemand das vollständige Gebäude der Aesthetik aufführen will, so muß die wechselsweise und gemeinsame Mitwürkung dieser vier Wissenschaften, das Ganze befördern und prüfen. Unvollständige, dunkle Begriffe, schiefe kurzsichtige Blicke, gewagte Hypothesen, kleinliche Einschränkungen, und überspannte Lehrsätze, werden alsdann vermieden werden, und dabey würde gewiß die Wahrheit gewinnen. Diese Prüfung und Bestätigung durch Ausmessung und Aufzählung, durch Bestimmung, durch Uebersicht und durch Erfahrung, muß mit möglichster Sorgfalt und strenger Genauigkeit geschehen. Der gegenwärtige Vorrath bestimmter Begriffe, ist hierzu hinreichend; und es ist zu vermuthen, daß ein warmer Freund der Wahrheit, ein solches Werk ausführen kann, wenn sein Beruf ihm erlaubt, sich demselben ganz zu widmen.

In dieser Ausführung kommt eine Fülle von Beyspielen vor, die aus der Moral und Physik; aus der Geisterwelt und Sinnenwelt, und aus den verschiedensten Wissenschaften entlehnt sind; und doch ist Aesthetik keine allumfassende Wissenschaft, sie hat ihr besonderes, genau beschränktes Gebiet. Da wo reine Beziehung des Gefallens oder Mißfallens vorkömmt, da schweigt Aesthetik. Dieses ist deswegen möglich, weil Aesthetik eine solche Wissenschaft ist, die mit allen andern Wissenschaften in Beziehung stehet. Diese besondere Eigenschaft der Aesthetik liegt in den Verhältnissen des Gefallens und Mißfallens. Alle Wissenschaften entstehen aus dem Fühlen, Denken und Wollen der menschlichen Seele. Aber alles Fühlen

Denken und Wollen, iſt von der äſthetiſchen Empfindung des Wohlgefallens oder Mißfallens, unzertrennlich begleitet. Die Seele kann weder anſchauen, denken, noch wollen, ohne zugleich ein Wohlgefallen oder Mißfallen zu empfinden; obſchon an ſich Wohlgefallen und Mißfallen weder Anſchauung, noch Gedanken, noch Willensäuſſerung ſelbſt ſind. So oft die Aeſthetik das Wohlgefallen oder Mißfallen, als ihr Gebiet durchforſcht, und ihre Begriffe in ein Lehrgebäude ordnet: ſo ſtehet es ihr nun frey, ihre Beyſpiele in den Grenzen des Fühlens, des Denkens, oder des Wollens, aufzuſuchen. Sie finden ſich allenthalben.

Wenn man über die Verbindung der Aeſthetik mit andern Wiſſenſchaften und Künſten, nachdenkt, ſo bemerkt man, daß ſie zwar mit allen Wiſſenſchaften und Künſten in Verbindung ſteht, doch nur in ſo weit, wie bereits geſagt worden; als in jeder Kunſt oder Wiſſenſchaft, ausſchlieſſend oder beſtimmend, ſolche Gegenſtände vorkommen, welche Gefallen oder Mißfallen erregen.

Mit der Moral hat ſie die wichtigſte Verbindung. Dieſe beſtimmt nach dem Zweck des menſchlichen Daſeyns, die Gränzen, wie weit ſich der Menſch dem Reiz der Schönheit überlaſſen darf und ſoll. Dagegen findet die Moral in der Aeſthetik die Quelle vieler liebevollen Gefühle, die den Menſchen zu tugendhaften Thatſachen antreiben. Die Aeſthetik entdeckt zugleich der Moral im Gebiete des Gefälligen, Empfindungen, die Irrlichter der Leidenſchaften, gegen welche die Moral nur warnen kann.

Nebſt dem ſtehet die Aeſthetik mit folgenden Wiſſenſchaften in vorzüglicher Verbindung. Die Logik giebt ihr, wie allen Wiſſenſchaften, Richtigkeit im Ausdruck, Bildung und Vergleichung ihrer Begriffe; dagegen werden nun dieſe Begriffe Grundſtoff richtiger äſthetiſcher Schlüſſe.

Die Aeſthetik borgt von der Mathematik die Zahlen und Maaßſtäbe, um ihre Theile auszuzählen, und die ſinnlichen Auſſenſeiten ſchöner Gegenſtände, in ihren Verhältniſſen auszumeſſen. Dagegen öffnet die Aeſthetik eines der weiteſten Felder angewandter Gröſſenlehre, beſonders in der Tonkunſt, Baukunſt, Gartenkunſt, und Ebenmaaß bildender Künſte.

Die Cosmologie giebt die Summe aller Gegenſtände an, in welchen die Aeſthetik das Verhältniß des Gefallens und Mißfallens entdeckt. Dagegen geben die äſthetiſchen Begriffe dem harmoniſchen Weltall den entzückenden Schmuck der Schönheit.

Die Aeſthetik ſchöpft ihre Geſetze in der Dinamik, und beſtätigt dagegen durch ihr Beyſpiel die Allgemeinheit dinamiſcher Geſetze.

Die Aeſthetik dankt der Metaphyſik das Vernünftige und Gründliche aller ihrer Begriffe, und vermehrt dagegen die Zahl metaphyſiſchrichtiger Wahrheiten.

Die Kritik leihet der Aeſthetik ihre Vorſchriften des Prüfens und Vergleichens, und erhält dagegen ein weites Feld ihrer Anwendung, in Prüfung des Schönen.

Aus der Verbindungslehre ſchöpft die Aeſthetik die einleuchtende Ordnung in Zuſammenkettung ihrer Theile, und giebt dagegen Anlaß zu neuen Verbindungen der Dinge und Begriffe.

Die Geſchichte giebt der Aeſthetik in allen Theilen Beyſpiele an. Erhält dagegen Aufklärungen über die Urſachen vieler Thatſachen.

Die Antropologie leitet die Aeſthetik, in nützlicher Anwendung ihrer Grundſätze. Sie ſelbſt wird dagegen vollſtändiger durch richtige Begriffe des Schönheitsgefühls, und der Verhältniſſe des Gefälligen und Mißfälligen.

Die Theologie giebt der Aeſthetik den Begriff von dem Daſeyn Gottes, und erhält dagegen den Begriff ſeiner höchſten Schönheit und Vollkommenheit.

Die Phyſik zeigt der Aeſthetik, welche Körper, und welche körperlichen Eigenſchaften auf den Menſchen würken; dagegen zeigt die Aeſthetik, welche Verbeſſerungen der Menſch in der Körperwelt, aus Antrieb des Schönheitsgefühls, hervorbringt, durch Urbarmachung, Veredlung der Thierarten und Pflanzen, Reinigung der Mineralkörper, Kunſtwerke u. ſ. w.

Die Pſichologie giebt der Aeſthetik den Gang ihrer Empfindungen und Begriffe an; wird dagegen durch die Grundlehre von dem Gefallen und Mißfallen vollſtändiger.

Dieſe rhapſodiſche Aufzählung verdient vollſtändig und ſyſtematiſch bearbeitet zu werden. Gegenwärtig diene ſie als ein Wink auf die Hülfswiſſenſchaften der Aeſthetik, und als Setzung einiger Gränzſteine, in encyklopediſcher Beziehung. Solche Vermarkung iſt im Lehrgebäude einer jeden Wiſſenſchaft nützlich. Alles dasjenige, was nicht auf Empfindung des Gefallens und Mißfallens Beziehung hat, ſteht mit der Aeſthetik in keiner Verbindung.

Es läßt ſich eigentlich nicht erklären, was Gefallen und Mißfallen iſt. Es fühlt ſich. Und einfache Gefühle können nicht erklärt werden. Aber man kann bemerken, bey welchen Gegenſtänden die Empfindungen des Gefallens vorkommen. Und das geſchiehet allemal bey Anwendung eigener Fähigkeit. Da ſind wir nun wieder auf dem Punkte, von dem wir ausgingen, und der Kreis äſthetiſcher Begriffe iſt vollendet.

Empfindung des Wohlgefallens, und mäſſige Anwendung der Fähigkeiten, ſind unzertrennlich verbunden. Dies iſt der einzige Grundſatz der ganzen Aeſthetik; der feſte Ruhepunkt, auf welchem das ganze Gebäude aufgeführt worden; der Schlußſtein, nach welchem ſich alle Theile des Gebäudes zuſammen drängen. Dieſes löſt auch alle Zweifel auf, die in den bisherigen Begriffen der Aeſthetik Widerſprüche verurſachen, und gegenwärtige Ausarbeitung veranlaßten.

Der Umriß dieſes Gebäudes iſt nun von allen Seiten geſchloſſen. Das Gerüſte zu der innern Ausführung iſt zugerichtet. Die äuſſern Zugänge ſind angegeben; und nun iſt es Zeit, den Schlußſtein in ſeiner ganzen zuſammenhaltenden Kraft darzuſtellen.

Die Empfindung des Wohlgefallens, des Schönheitsgefühls, iſt niemals allein fühlbar, ſondern es iſt für die Seele die eigentliche Anmuth ihres eigenen Anſchauens, Denkens und Wollens. Das äſthetiſche Gefühl des Gefallens und Mißfallens, iſt mit allen Seelenkräften unzertrennlich verbunden. Dieſe Verbindung äuſſert ſich bey jeder Anwendung der Seelenkräfte; bey jedem Fühlen, Denken und Wollen. Die Stufen des Schönheitsgefühls, der Wonne, der Freude, des Entzückens, der Neigung, entſtehen nur alsdann, wenn die Seele über einen innern oder äuſſern Gegenſtand fühlt, nachdenkt, beſchließt; geiſtig oder körperlich würkt. Mithin nur alsdann, wenn ſie ihre eigenen Kräfte anwendet. So oft ſie ihre Kräfte auf einen mäſſigen Grad anwendet, ſo empfindet ſie jedesmal Wohlgefallen; das Bewußtſeyn eines jeden ſinnlichen Menſchen, eines jeden Denkers, eines jeden thätigen Mannes, wird dieſes bezeugen. Jeder Augenblick des menſchlichen Lebens iſt Beſtätigung dieſer Wahrheit. Das äſthetiſche Gefühl des Gefallens oder Mißfallens, begleitet ihn unaufhörlich. Das Wohlgefallen wird empfunden bey jeder mäſſigen Anwendung der Seelenkräfte; das Mißfallen, bey jeder Ueberſpannung, Verſchobenheit, Mißbrauch der Seelenkräfte.

Die Verbindung der äſthetiſchen Empfindungen des Gefallens und Mißfallens, mit den Kräften der menſchlichen Seele, beſtehet in Beziehung auf alle Seelenkräfte ohne Ausnahme, und ihr Umfang iſt ſo groß, als der Umfang der Seelenkräfte ſelbſt iſt. Der Menſch verſetze ſich in alle mögliche Lagen, ſo wird der Zuſtand ſeiner Seele jedesmal angenehm oder unangenehm, mithin ſelbſtgefallend oder mißfallend ſeyn.

Dieſe Verbindung des Wohlgefallens mit dem Seelenvermögen, iſt nichts anders, als Vereinigung der innern Kraft mit der innern Anmuth, welche der Schöpfer in das Daſeyn der menſchlichen Seele unzertrennlich zuſammen knüpfte.

Wenn der freye Menſch ſeine Kräfte mißbraucht; die Gränzen der Mäßigung überſchreitet; den Leitſtern der Vernunft verläßt; ſich in Truggänge der Leidenſchaften verirrt, dann empfindet er Mißfallen. Aber ſelbſt dieſes Mißfallen iſt wohlthätige Würkung der Verbindung äſthetiſcher Gefühle mit dem Seelenvermögen. Es warnet den Menſchen, wenn er auf unrechtem Wege iſt. Er empfindet den Drang, in die Bahn der Glückſeligkeit zurück zu treten, und ſo leitet das äſthetiſch Ueble, ſelbſt auf das äſthetiſch Gute zurück, und die Diſſonanzen löſen ſich in Konſonanzen auf.

Die Verbindung äſthetiſcher Gefühle, mit dem Seelenvermögen, hat zweyfache Beziehung; die eine mit der innern Selbſtheit, die andere mit dem äuſſern Weltall. Die Selbſtheit beſteht in der unauslöſchlichen Begierde der Seele, ihren Zuſtand zu verbeſſern. Die anſchaulichen Gegenſtände des Weltalls haben die Kraft, auf die Seele, durch den Weg der Sinne, einen Eindruck zu machen. Nun iſt der Menſch thätig, weil Thätigkeit ihn glücklich macht; weil Anwendung ſeiner Kräfte, mit der angenehmen Empfindung des Wohlgefallens verbunden iſt. Nun ſtrebt er nach jeder Gelegenheit, ſeine unbekannten Kräfte zu verſuchen und anzuwenden, weil er die dunkle Erwartung hat, daß mit Anwendung mehrerer Kräfte, auch Vermehrung angenehmer Empfindung verbunden iſt. Das Springen und Lallen des Kindes; das Forſchen des Denkers; das raſtloſe Bemühen des Weltumſeglers, ſind Folgen dieſes Triebes. Hierinn liegt der Keim der Menſchen veredlenden Vollkommenheit (Perfectibilität).

Die angenehme Würkung äuſſerer Gegenſtände auf die Seele, iſt harmoniſcher Zuſammenklang des äuſſern Schönen, mit dem innern Schönheitsgefühl. Ein Beyſpiel ſtatt tauſender: Die Statue des Apollo, im Belvedere, entzückt den Kenner; in dieſem ſchönen Kunſtwerke iſt Kraft und Anmuth

vereinigt; und in der Seele des Kenners iſt Kraft des Anſchauens und Erkennens, mit unzertrennlicher Anmuth des Wohlgefallens an ſeiner eignen Erkenntniskraft, vereinigt. Durch edle Unternehmungen und neue Kunſtwerke, entſtehen neue Quellen dieſer äſthetiſchen Harmonie. Aber nichts auf Erden iſt derjenigen Harmonie vergleichbar, welche aus dem Ineinanderſpiegeln zweyer ſchönen tugendhaften Seelen entſpringt. Da iſt ſchönſte Blüte der Freundſchaft.

Die Verbindung des Wohlgefallens mit dem Seelenvermögen, wird allemal zu dem Schönheitsgefühl erhöhet: ſo oft der Menſch die Stärke und Fülle ſeiner Kräfte, auf eine dauerhafte Weiſe anwendet; und dieſes geſchieht, wenn er die ſechs äſthetiſchen Geſetze befolgt.

Verbindung des Wohlgefallens mit dem Seelenvermögen, iſt Grundbegriff der Aeſthetik. Dieſer Grundbegriff wird verkennt, weil er allenthalben liegt; weil er mit dem ganzen Weſen des Menſchen verwebt iſt. Das ſeltene erweckt Aufmerkſamkeit; das Gewöhnliche wird überſehen. Im Grunde iſt dieſe Verbindung nothwendig. Wenn die Anwendung der Seelenkräfte nicht ſelbſtgefallend wäre, ſo müßte ſie gleichgültig oder mißfallend ſeyn. Was könnte in ſolchen Verhältniſſen den freyen, nach Glückſeligkeit dürſtenden Menſchen, anreizen, ſeine Kräfte anzuwenden! Er würde ſeine Fähigkeiten, unentwickelt, dem Todesſchlummer überlaſſen.

Lebende Kraft der Menſchheit, höchſte Zierde der Schöpfung ſproſſet mithin aus der Empfindung des Wohlgefallens mit dem Seelenvermögen; aus dem angenehmen Bewußtſeyn jeder mäßig angewandten Fähigkeit. Und dieſes iſt der Schlußſtein des äſthetiſchen Lehrgebäudes.

Das Ganze beweiſt: daß Schönheit und Schönheitsgefühl in Vereinigung der Kraft und Anmuth beſtehen.

Nachdem der theoretiſche Theil der Aeſthetik erörtert worden, ſo ſind hier zum gänzlichen Beſchluß dieſes Aufſatzes, einige Blicke auf praktiſche Befolgung der Geſetze äſthetiſcher Vollkommenheit.

Dieſe Geſetze verlangen, wie geſagt worden, die vollſtändigſte Vereinigung der Anmuth und Kraft.

Die Befolgung dieſer Geſetze geſchiehet in allen Wiſſenſchaften, wenn Vollſtändigkeit, Gründlichkeit der Wahrheiten, mit lichtvoller Ordnung, leicht zu faſſender Darſtellung, lebhaft angenehmen Vortrag eingekleidet werden. Sie geſchiehet in Künſten, wenn das Zweckmäßige, Gründliche, Gute, mit dem äuſſern Glanz der Reinheit und Vollendung geſchmückt iſt. Sie geſchiehet in Geiſteswerken, wenn Stärke und Fülle der Gedanken, durch Gewandheit des Ausdrucks, und eingemiſchter Zartheit feiner Gefühle, einen ſanftern Reiz erhalten. Sie geſchiehet in bildenden Künſten, wenn das beſtimmte Kraftvolle der Natur, mit der Lieblichkeit ihrer blühenden Auſſenſeiten und ſanft in einander flieſenden Umriſſen, dargeſtellt wird. Sie zeigt ſich in Handlungen, wenn männliche Thatkraft und feſte Entſchloſſenheit mit der Sanftmuth wohlthätiger Empfindungen vereinigt ſind. Sie zeigt ſich in Reden, wenn ſtarker Sinn in einfachedlem Ausdrucke liegt. Sie zeigt ſich in Begriffen, wenn Wahrheit des Erkenntniſſes, durch Feinheit der Empfindungen beſtätigt wird. Sie zeigt ſich in körperlichen Bewegungen, durch Vereinigung der Stärke, mit der Leichtigkeit der Bewegungen, und ſanften Biegſamkeit ſchlanker Glieder.

Mit einem Wort: Kraft, vereinigt mit Anmuth, iſt höchſte Zierde der Schönheit, in allen denkbaren Verhältniſſen. Und in Anwendung dieſer Geſetze liegt die ganze praktiſche Aeſthetik: denn alle andere äſthetiſche Geſetze ſind in dieſen enthalten.

Nach allgemeiner Erfahrung verſchaft die Anwendung dieſer Geſetze den Wiſſenſchaften gelehrige Schüler; den Künſten dauerhaften Beyfall, den Geiſteswerken entzückte Leſer; den Werken bildender Künſte, freudige Bewunderung; den großen Unternehmungen, Verehrung; denjenigen, der in Anwendung dieſer Geſetze die Zierde ſeiner Lebensweißheit ſucht, machen ſie liebenswürdig, erwerben ihm allgemeines Wohlwollen.

Zurückſcheuchend ſind die gründlichſten Wahrheiten, wenn ſie durch verworrenen, undeutlichen, ſtolprenden Vortrag, mißſtellt ſind. Unangenehm, unſcheinbar, herabgewürdiget, ſind die Werke der Künſte, wenn ihnen äuſſere Zierde und Vollendung fehlen. In Geiſteswerken und bildenden Künſten, ſind Gewandtheit des Vortrags und Vollendung, ganz unentbehrlich. In dem täglichen Leben kann der rauhe Mann voll wilder Thatkraft, Furcht und Schrecken erregen; gewiß keine Liebe und Zuneigung. Auch wenn er tugendhaft iſt, wünſcht ihm jeder, daß ſeine Tugenden durch Sanftmuth gemildert würden. Aber wenn Kraft ohne Anmuth rauh iſt, ſo iſt dagegen Anmuth ohne Kraft, weichlich. Wozu glatte, flieſende Worte, ohne gründlichen Sinn? Wer ſchätzet Flittergold und Silberſchaum, wenn morſches Holz damit überkleiſtert iſt? Wem ekelt am Ende nicht vor Blumen der Fantaſie und Tändeleyen des Witzes, wenn ſie nicht die Wahrheit zieren, ſondern üppig und zwecklos verſchwendet werden! Wer kann den Anblick ertragen, wenn Unſchuld und Sanftmuth, mit Schwachheit vereinigt, ſich von Laſtern und Boßheit ohne Widerſtand knikken und zertreten laſſen! Alſo, nicht Kraft allein, nicht Anmuth allein; die Vereinigung von beyden erzeugt äſthetiſche Vollkommenheit.

Kraft beſtimmt den innern weſentlichen Werth, erzeugt Hochachtung, befriedigt den Verſtand Die Mäßigung und Anmuth, in Aeußerung der Kraft, erwirbt Zuneigung, Liebe, ergötzet das Herz. Da, wo Kopf und Herz vereinigten Beyfall geben, da iſt Kennzeichen äſthetiſcher Vollkommenheit; da ſind äſthetiſche Geſetze befolgt worden. Der Unendliche ſchrieb dieſe Geſetze in jede Seele. Vorurtheil oder Laſter verwiſchen ſie manchmal.

Die geiſtvolle Anwendung dieſer Geſetze, wird durch öftere Wiederholung leicht, gehet in Gewohnheit über. Der edle Mann, der nach äſthetiſcher Vollkommenheit ſtrebt, wird mit dieſer Vollkommenheit vertraut, ſie wird ſeine beſtändige holde Geleiterin, und giebt ſeinem ganzen Weſen ein Gepräge von beſcheidener Größe, die ihm zugleich Liebe und Achtung erwirbt. Er ahndet, erkennt, ergreift, und ſtellt das Schöne dar, mit derjenigen ſchnellen Sicherheit, die man guten Geſchmack nennt.

Dieſer Geſchmack iſt das Licht der äſthetiſchen Kritik, in Beurtheilung des Schönen. Dieſe ſucht und erkennt allenthalben die Vereinigung der Kraft und Anmuth; beſtimmt die Stufen ihrer Vollkommenheit; giebt ihre Mängel an; prüft und ſucht das Schöne in Werken der Wiſſenſchaften und Künſte; iſt ſcharfe Kennerin menſchlichen Verdienſtes, und weiſe Rathgeberin bey der wichtigen Auswahl der Freundſchaft.

Dieſer Geſchmack leitet unvermerkt den Ideengang des wiſſenſchaftlichen Denkers, auf den Pfad des Schönen. Er lenket die Hand des Künſtlers; führt die Feder des guten Schriftſtellers; ermuntert die Schüchternheit; ſchränkt die Begeiſterung in Gränzen des Schönen ein, und bey jeder Unternehmung flüſtert er ſeinen Vertrauten in die Seele: handle ſo, und nicht anders.

Bey der Anwendung dieſer Geſetze verehrt der Menſch, mit dankbarem Herzen, in Gott die höchſte Vereinigung der Allmacht und Güte. Es entzückt ihn, daß jener Gott, der Welten gründet, dem Meere Gränzen ſetzt, in Wolken donnert, zugleich für Nahrung und Wohlſtand des kleinſten Vogels ſorget; daß er die Menſchheit, als Königin der Natur, mit Kräften des Geiſtes und Körpers ausrüſtet, und zugleich mit den milden Empfindungen des Wohlwollens und ſanften Reitzen der Anmuth zieret. Dieſes Schönheitsgefühl entzündet die Andacht, erhebt die Seele zu Gott.

Die Anwendung äſthetiſcher Geſetze bemerkt in der ganzen Natur die Vereinigung der Kraft und Anmuth. Die unerſchöpflichfruchtbare Erde, ſelbſt unſcheinbar, und in ihrem Innern voll ſchauderhafter Klüfte, iſt von auſſen mit üppiger bunter Pracht der Blumen und Kräuter gekleidet. Das Innere der Thiere und Pflanzen iſt zweckmäßig eingerichtet, aber nicht angenehm anzuſchauen, und von auſſen iſt in ihren Geſtalten blühende mannichfaltige reizende Schönheit. Die Naturkraft, die alles durch Tod und Verweſung zermalmet, verhüllt dieſen grauſenvollen Schlund durch ſchönes, jugendliches, immer von neuem wieder auſſproſſendes Leben.

Die Anwendung äſthetiſcher Geſetze beſtätigt den Menſchen in der Erfahrung, daß er bey allen Gaben der Gefälligkeit verächtlich iſt, wenn er keinen feſten Grundſatz hat; daß er bey hohem Sinn und unerſchütterlichem Muth, gehaßt wird, wenn es ihm an wohlwollender, ſanfter Theilnehmung mangelt. Er überzeugt ſich, daß ſeinem Gemüthe die Vereinigung der Kraft, des Wahren, des Nützlichen, mit dem Sanften, Wohlmeinenden, Angenehmen, nothwendig iſt; wenn er das Bewußtſeyn eigner äſthetiſcher Vollkommenheit, und die beglückende, achtungsvolle Zuneigung ſeiner Mitmenſchen erhalten will. Er fühlt, wie wahr es auch in dieſer Beziehung iſt, was ein großer Kenner des Schönen ſagt: Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci.

Wolfgang Heribert, Freiherr von Dalberg,

des Vorigen jüngerer Bruder, ward im Jahre 1750 zu Herrnsheim geboren, erhielt gleichfalls eine vortreffliche Erziehung, ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft, und ward anfangs Kämmerer von Worms, ſpäter aber Kurpfälziſcher Geheimerath und Kämmerer, Hofkammerpräſident und darauf Präſident des Oberappellationsgerichtes in Mannheim. Bei der Krönung Leopolds II. erhielt er 1791 in Frankfurt am Main die Würde eines deutſchen Reichsritters. 1803 wurde er Badiſcher Oberhofmeiſter und Staatsminiſter. Er ſtarb am 27. September 1806 in Mannheim.

Von ihm erſchien:

Walrais und Adelaide. Mannheim, 1778.
Kora. Mannheim, 1780.
Elektra. Mannheim, 1780.
Shakſpeares Julius Cäſar. Mannheim, 1785.
Cumberlands Kolerikſcher. Mannheim, 1786.
Die Brüder. Mannheim, 1786.
Oronoko. Mannheim, 1786.
Montesquieu. Mannheim, 1787.
Der weibliche Eheſcheue. Augsburg, 1787.
Der Mönch von Karmel. Berlin, 1787.
Einzelne Aufſätze zu den Rheiniſchen Beiträgen, u. ſ. w.

Ein eifriger Gönner und Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte, erwarb er ſich große Verdienſte um dieſelben vorzüglich als Präſident der Mannheimer deutſchen Geſellſchaft und als Intendant der dortigen Bühne, welche zu jener Zeit die bedeutendſte in Deutſchland und eine Pflanzſchule unſerer vorzüglichſten Schauſpieler war. Seine eigenen, meiſt dramatiſchen Arbeiten zeichnen ſich durch eine gebildete Sprache aus, ſind aber übrigens unerheblich. —

Johann Georg Darjes,

ein ſeiner Zeit ſehr geſchätzter Philoſoph, ward im Jahre 1714 zu Güſtrow geboren, ſtudirte in Roſtock und Jena, und habilitirte ſich 1733 an letzterer Univerſität, Vorleſungen über die Wolfiſche Philoſophie haltend. 1744 ward er daſelbſt Profeſſor, und nahm 1763 einen ſehr vortheilhaften Ruf nach Frankfurt an der Oder an, wo er am 17. Juli 1791 als Geheimerath, Profeſſor der Philoſophie, Ordinarius der juriſtiſchen Facultät und Director der Univerſität ſtarb.

Seine Schriften ſind:

Anmerkungen über einige Sätze der Wolfiſchen Metaphyſik. Frankfurt und Leipzig, 1748. 4.
Philoſophiſche Nebenſtunden. Jena, 1749—52. 4 Sammlungen.
Erſte Gründe der philoſophiſchen Sittenlehre Jena, 1755.
Weg zur Wahrheit. Jena, 1776.

D. erwarb ſich großen Ruhm in jenen Tagen der Kindheit deutſcher Philoſophie, durch ſeinen Eklekticismus, welcher das Beſte aus den Syſtemen von Wolf und Cruſius umfaßte und durch einen klaren und verſtändlichen Vortrag beſeelt, viele Anhänger fand.

Karl Wilhelm Daßdorf

ward am 2. Februar 1750 zu Stauchitz im Königreich Sachſen geboren, beſuchte von 1762 bis 1768 die hohe Schule zu Meißen und ſtudirte dann in Leipzig Theologie, wo er ſich 1772 die Magiſterwürde erwarb. Im Jahre 1773 ward er Erzieher der Kinder des Geheimeraths von Frober in Dresden, und auf deſſen Empfehlung 1775 dritter, 1786 zweiter und 1806 erſter Bibliothekar der dortigen Bibliothek. Er ſtarb daſelbſt am 28. Februar 1812.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Andromache. Ein muſikaliſches Drama. Dresden, 1777.
Schilderung einer Nationalſcene. Dresden, 1782.
Beſchreibung der u. ſ. w. Merkwürdigkeiten von Dresden. Dresden, 1782.
Numismatiſch-hiſtoriſcher Leitfaden zur Ueberſicht der ſächſiſchen Geſchichte. Dresden und Leipzig, 1801.
J. Winkelmanns Briefe an ſeine Freunde, mit Zuſätzen und literariſchen Anmerkungen Dresden, 1777—81. 2 Thle.
Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen u. ſ. w.

Ein fleißiger und gründlicher Gelehrter, der ſich jedoch den meiſten Ruf erwarb durch den Eifer und die Bereitwilligkeit mit welcher er als Bibliothekar den Gelehrten bei ihren Forſchungen behülflich war.

Karl von Decker,

als belletriſtiſcher Schriftſteller unter dem Namen Adalbert vom Thale bekannt, ward am 21. April in Berlin geboren, trat 1797 in preußiſche Kriegsdienſte und wohnte in den Jahren 1800—7 den Feldzügen in Oſtpreußen und der Schlacht von Preußiſch-Eylau bei; ſein tapferes Benehmen im Laufe derſelben wurde mit dem Orden pour le mérite belohnt. Während der trüben Zeit die darauf ſein Vaterland heimſuchte, ging er als Rittmeiſter, in die engliſche Armee über, kehrte aber 1813 als Hauptmann zu dem preußiſchen Heere zurück, und nahm thätigen Antheil an den Kriegen gegen Napoleon, in welchen er ſich den Wladimirorden 4ter Klaſſe und das eiſerne Kreuz 2ter Klaſſe erwarb. Nach dem Frieden wurde er 1816

Dirigent einer Vermessungs-Abtheilung bei dem topographischen Bureau, 1817 Major bei dem großen Generalstabe in Berlin, 1818 Lehrer bei der königlichen Kriegsschule und bei der Artillerie- und Ingenieur-Schule. Gegenwärtig lebt er als Obrist im activen Dienst in Königsberg in Preußen.

Außer vielen (nicht hieher gehörigen) kriegswissenschaftlichen Schriften gab er heraus:

Freie Handzeichnungen nach der Natur. Berlin, 1818.

Geburtstagsspiele und andere kleine dramatische Dichtungen. Berlin, 1821—23. 2 Bdchen.

Margot Stoffler, historisch-romantisches Gemälde. Berlin, 1823.

Viele kleinere Aufsätze, Erzählungen u. s. w. in Journalen, z. B. dem Gesellschafter, der Abendzeitung u. s. w.

Rühmlich bekannt als Tactiker, hat sich v. Decker auch als ein gefälliger und gewandter belletristischer Schriftsteller bewährt, der in gebildeter und anmuthiger Sprache die gewählten Stoffe mit Geschick zu behandeln versteht. Vorzüglich zeichnen sich seine dramatischen Dichtungen durch Wahrheit, Lebendigkeit und Interesse aus; sein Drama „Margot Stoffler" erfreute sich bei dem Erscheinen auf der Bühne einer sehr günstigen Aufnahme.

Der Landprediger im Bade.*)

1.

In der Residenz hatte ich mich nur aufgehalten, um die „Prima Donna" — nämlich die vom Herrn von Boß — zu sehen und zu hören, und Tages darauf fuhren wir weiter. Wenn ich sage: wir, so meine ich damit mich und mein Rosinchen, meine vor Gott und Menschen seit 13 Monden rechtmäßig angetraute Gattin. — Ich schämte mich eigentlich, in der Posse so unbändig gelacht zu haben, weil es sich für einen Verbreiter der wahren apostolischen Lehre gar nicht schickt; indessen mein Rosinchen hat ja auch mitgelacht und ganz vornehme Leute mit blanken Ordenssternen obenein, und da hebt es sich, wie man in hiesiger Gegend zu sagen pflegt. Neben mir stand ein Mann mit Kennermiene und Konservations-Brille auf der Nase, den elfenbeinernen Stockknopf gegen die Oberlippe gequetscht und den Rücken gegen das Theater gekehrt; der zuckte jedesmal mitleidig beide Achseln, wenn die Weltkinder mit Jubelgebrüll zu erkennen gaben: daß ihnen der Schöpfer ein fröhliches Dasevn und offene Kehlorgane verliehen hatte, und zuletzt brach er unwillig murmelnd in den Grimmspruch aus: „Ich begreife nicht, wie man über so etwas lachen kann!" — Mein Nachbar zur Linken — ein sogenannter Treuhaariger, er schien mir ein Rückstand vom Wollmarkt zu seyn — entgegnete mit erznem Baß'on ganz lakonisch: „Und ich begreife nicht, wie man nicht darüber lachen kann!" — Die beiden Leute waren freilich in ihrer Meinung fast so weit von einander, wie einst Calvin von Huß. Der dassische Wollmensch schob überdies noch die Deduktion ein: „Ich kann für meine sechszehn Groschen thun, was ich will!" — „Verzeihen Sie" — war die Gegenantwort — „ich hab' bezahlt mein Geld so gut wie Sie, und will mich ärgern!" — „Still da!" — rief der Polizei-Beamtete oder vielmehr: „Seyn Sie so gütig, meine Herren, und halten Sie das Maul!" setzte er höflich hinzu.

Wir fuhren über B... mit Lohnfuhre; der Weg ist recht langweilig. Hinter einem Dorfe — wie es heißt, weiß ich nicht, und auf meinem Homannschen Atlas steht es auch nicht — begegnete uns ein Offizier zu Pferde. Ich wäre ihm gern aus dem Wege gefahren, denn ich liebe die Offiziers nur bei Paraden, da stehen sie in Reih und Glied und dürfen keine Alotria treiben. Diese Herren mokiren sich gar zu gern über Unsereinen vom Lehrstande, noch dazu, wenn wir eine hübsche Frau bei uns haben; Rosinchen aber hat viel Interesse für die Herren Offiziere, das habe ich schon gemerkt, als sie noch zu Hause war.

Ich wäre also gern aus dem Wege gefahren; aber leider konnte ich nicht, weil zu beiden Seiten tiefe Gräben gezogen sind. Der Offizier kam an den Wagen und fragte mich: wo ich hin wollte? und als ich mit graziöser Selbstgefälligkeit entgegnete: Wir reisen da und da hin in's Bad, schlug er eine Lache auf und sagte: „Da hätten Sie auch etwas Gescheidteres thun können, als über B... zu fahren." — „Wie so?" fragte Rosinchen schnippisch und steckte den Kopf aus dem Wagen; ich aber zupfte sie leise in die linke Ecke zurück, ehe ihr der Offizier unter den großen Reisehut sehen konnte, denn das ist so die Mode dieser Herren. — „Weil der Weg unter aller Kritik ist, noch dazu für solche Katzen!" war die Antwort und dabei zeigte er auf unsere Pferde. — Ein logischer Mensch ist der Offizier, denn er bewies mir: daß die Wege in hiesiger Gegend jetzt doppelt so langweilig wären, als ehemals, weil man sie jetzt mit der Schnur in meilenlangen geraden Linien abzustecken anfange. Da hat er Recht. Rosinchen meinte: im Sande schliefe es sich gut: da hat sie auch Recht; und der Offizier verstand den Wink und sprengte davon wie ein Sturmwind, was ich meiner Gattin zu bemerken nicht unterlassen konnte. Diese aber singsangte vor sich hin: „O könnt ich fröhlich mit ihm ziehn, durch Tannenwald und Fichtengrün!" — „Wie, mit dem Offizier?" — fragte ich ganz erschrocken. — „Ach was! ich meine den Sturmwind!" sagte sie verdrießlich und legte sich in ihrer Ecke zum Schlafen zurecht. Das war nicht nur unfreundlich geantwortet, sondern auch unlogisch; doch sie macht es immer so und in der Ehe muß man das gewohnt werden, weil die Frauen eine ganz aparte Logik haben.

Am Thore von B... hielt unser Wagen still und Rosinchen erwachte. „Geschlafen hat mein Schätzchen wahrhaftig wie ein Rätzchen! sagte ich liebkosend und wollte ihr die rosenrothen Wangen streicheln; doch sie wehrte meiner Hand und meinte: ich verböge ihr nur den Hut. Die großen Hüte sind wahrhaftig schuld, wenn die Männer ihre Frauen nicht mehr so lieb haben können wie ehemals. — Da steckte ein Mann mit einer ungeheuern Nase diese zusammt dem ganzen Kopf in den Wagen. Rosinchen sagte vorschnell: „Ich habe nichts zu verakziren!" — „Wir" — verbesserte ich — „wir sind Badegäste." — „Ist auch nicht meine Absicht!" entgegnete er freundlich; die Thor-Akzise ist schon seit dem ersten Januar bei uns abgeschafft; was denken Sie von der Kultur unsres Vaterlandes! Nein, mit dergleichen illiberalen Schnüfeleien inkommodiren wir die Herren Reisenden nicht mehr, und sind nur mit Wartegeld und Aussicht auf Zivilversorgung konservirt, um den geehrten Passanten den besten Gasthof zu rekommandiren. Selbiger ist hiesigen Orts zwiefach gespalten, nämlich der bleumourante Hering oder auch das Vorgebirge der guten Hoffnung. Sie haben nun die Wahl." — „Wie wär's mit der guten Hoffnung!" fragte ich mein Rosinchen; „oder zögest Du vielleicht den Hering vor?" — „Ich kenne beides nicht, also hängt es von Dir ab!" lispelte sie. — „Nun denn mit Gott in die gute Hoffnung! Fahren Sie zu, Kutscher!" — „Fehlen können Sie nicht!" rief uns der dienstfertige Ex-Offiziant nach; „da wo der Ziegenbock steht!"

Am Vorgebirge der guten Hoffnung meckerte uns der empfohlene Wegweiser den Willkommen zu. Indem ich noch an der Wagenklinke drehe, ist der Herr Offizier auch schon da und will Rosinchen aus dem Wagen heben. Aber ich spielte ihm das Prävenir, faßte mein Kleinod mit der Rechten, machte mit der Linken eine abwehrende Windmühlen-Pantomime und sagte: „Mit Permission, Sie könnten sich nur verbrechen!" — Da lachte er in den Bart, musterte meine schlanke Figur gleichsam höhnisch und bestellte sich einen Havannah-Zigaro. — Der Mensch hatte eine recht mokante Physiognomie und wurde mir immer fataler; aber ich dachte: er weiß hier Bescheid, der Kutscher wenig und ich gar nicht, item man nutze ihn und stoße ihn nicht vor den Kopf. Auch Rosinchen war, fast zum ersten Mal seit der Trennung, derselben Meinung, und da das Vorgebirge nur eine anständige Stube hatte, nöthigte ich den Kriegshelden herein. Er hat überdies vielleicht unter den Freiwilligen gedient, ist also feiner Leute Kind, und da muß man als Patriot schon ein Uebriges thun. — Rosinchen hatte das Essen bestellt. Sie hat eine höfliche Angewohnheit, nämlich sie spricht immer in der ersten zeitwörtlichen Person — ich — statt in der vierten — wir. So auch jetzt: „Wollen Sie mit mir vorlieb nehmen?" — Der Offizier antwortete spitzfreundlich: „Ey, warum dieses nicht!" — Das hat sie davon, sie wurde roth bis zum Ohrzipfel.

2.

Nach Tische fragte Rosinchen: „Wollen wir schlafen gehen?" — Diesmal hätte sie in der ersten Person fragen können und deshalb verbesserte ich: „Du, mein Kind, denn Du wirst müde seyn; wir aber, wir wollen, wenn es dem Herrn Lieutenant anders recht ist, eine kleine Promenade machen." — Wir promenirten drei Mal um die Stadt, im Ganzen beinahe eine Viertelmeile Weges, und ich nahm Gelegenheit, dem Offizier einen Theil meiner Lebensgeschichte zu erzählen. Er muß meine Schwieger-Eltern kennen, und konnte gar nicht begreifen: wie ich zu der hübschen Frau gekommen wäre. So etwas kitzelt, denn es macht unserm Geschmack Ehre; und hübsch ist

*) Aus v. Decker: Freie Handzeichnungen nach der Natur.

Digitized by Google

Rosinchen, das muß wahr seyn; in der ganzen Umgegend blieb sie des reichen Amtmanns schöne Rosine.

Als wir wieder in das Wirthshaus einsprachen, war Gesellschaft angekommen. — Ein junger Mann mit Schnurrbart und eisernem Kreuz von Sammet auf grünem Oberrock, und eine engelschöne Frau saßen am Kaffeetisch und Rosinchen dabei. Der Offizier that ganz bekannt mit den Fremden und zischelte dem Grünen vielerlei in's Ohr. Später erfuhr ich, er sey ein dienstirter Oberstlieutenant, der auch in's Bad reise; was ich anfangs nicht glauben wollte, da die Oberstlieutenants sonst nicht so jung zu seyn pflegen, auch, so viel mir bekannt ist, ex officio Trodden auf den Schultern tragen müssen. Doch ich vernahm: der Fragliche habe in der Artillerie gedient, und auf Jagden, Lands und andern Partheien sey es den Herren Kriegsleuten erlaubt, gewöhnliche Menschenkleider zu tragen. — Der Offizier, nämlich mein Begleiter, stellte mich den Angekommenen mit den Worten vor: „Herr Anastasius Mährensaft, berühmter Theologe, Mitglied einiger gelehrten Vereine und namentlich der Bibelgesellschaft, auch Pastor ordinarius." Woher wußte dieser Mensch meinen Namen, Titel und meine Würden?

Kluge Hühner legen auch zuweilen in die Nesseln, das habe ich nun selbst recht deutlich erfahren; denn der grüne Oberstlieutenant kam gerade da her, wo ich her kam, wollte gerade da hin, wo ich hin wollte, und war auch den unkritischen Weg über B... gefahren. Es wurde endlich der beste nach dem Bade auspunktirt, und zwar über Prellwitz und Pätermühle; da mir aber selbiger unbekannt war, so bat ich um die Erlaubniß, hinterher fahren zu dürfen. Rosinchen, mein Quecksilber-Mäulchen, sagte wieder etwas vorschnell: „Aber daß Sie es nur so einrichten, daß ich nicht umwerfen kann." — „Wie", verbesserte ich abermals; „denn ich bin ja auch mit dabei, und dafür mag uns der gütige Himmel bewahren." — Im Wagen wollte ich ihr einige Reprimanden über die böse Angewohnheit geben, und fing also an: „Nur egoistische Menschen streuen das Wörtlein ich allzu häufig in den Fluß ihrer Rede und werden deshalb nach dem neueren Sprachgebrauch Ichler oder Ichlinge genannt; Mann und Weib aber sind ein Leib und eine —" — „Das ist nicht wahr" — unterbrach sie mich schnippisch — „und wenn es wahr ist, so schweige Du mit Deinem halben Leibe still, denn die andere Hälfte will schlafen!" — Das war nach der von mir gegebenen Prämisse wirklich logisch richtig und ich vermochte ihr nichts darauf zu antworten.

Sie schlief, mir aber ging der Offizier im Kopfe herum. Es war augenscheinlich und wurde mir immer klarer: daß sie sich nicht von gestern kennen; auch war sie in seiner Gegenwart noch schnippischer gegen mich als gewöhnlich. In ihrer Eltern Hause hat sie es eben so gemacht; ihr Vater liebt Alles, was einen Säbel trägt und hält sich sogar mit schweren Kosten das Militär-Wochenblatt. Darum war auch sein Haus ein wahrer militairischer Taubenschlag, nur mit dem Unterschiede: daß statt der Tauben schwarze Husaren-Offiziere hinein-, und seine Rädesheimer Eifer-Bouteillen hinausflogen. — Aber ich weiß, was ich thue. Ich bitte die schöne sanfte Frau vom grünen Oberstlieutenant; daß sie im Bade mein Rosinchen unter ihren Schutz nimmt, sonst habe ich keine ruhige Badestunde, die laut Programm in der Zeitung ohnehin nur 50 Minuten dauern soll.

3.

Das Bad bekommt mir recht gut, und Rosinchen findet das auch; sie wird täglich freundlicher gegen mich, aber dabei bleibt es. Sonst gab sie mir doch zuweilen einen Kuß, hier aber muß ich mich mit der Hand und im Freien sogar mit dem Handschuh begnügen, den sie des Sonnenbrandes wegen höchstens bei Tische auszieht. — Ich habe übrigens richtig prophezeiht: Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschen; man könnte noch hinzu setzen: absonderlich im Bade. Rosinchen und der Offizier sind eine alte Connoissance; er hat einmal dort im Quartier gelegen, und geht auch ganz ohne Gêne mit ihr um, zu meinem größten Aerger. — Ich könnte hier recht vergnügt seyn, denn das Leben ist nicht allzu theuer, bis auf den Wein, der noch dazu schlecht ist; die Gegend ist schön, die Gesellschaft gut, leider aber zankt sich Rosinchen alle Tage mit mir. Sie kann sich immer noch nicht in ihren neuen Stand finden, und das lustige Leben in ihres Vaters Hause liegt ihr noch gar zu sehr in den Gliedern. Wenn ich ihr nun zuweilen ihre ausgelassene Lustigkeit vorhalte, so schmollt sie und nennt mich grämlich, und meint: ich sähe noch viel ehrbarer aus wie mein schwarzkorduan Gesangbuch. Sind das wohl Reden, die sich für eine angetraute Predigersfrau schicken? Ich klagte neulich der schönen grünen Oberstlieutenants-Frau meine Noth; aber da kam ich gut an. Die meinte: ich sey selbst schuld, weil ich immer den Hofmeister spiele, und das vertrage keine junge Frau; ich sollte ihr mehr den Willen lassen und nicht gleich sauer sehen, wenn Rosinchen hell auflacht. Aber, lieber Gott, sie lacht beständig und das schickt sich nicht oder höchstens hier im Bade, und wenn sie später mit mir auf der Pfarre von Distelrode sitzen wird, hat sie sich's einmal angewöhnt. „Liebe, schöne Frau!" sagte ich; „ich kenne die Damen und absonderlich die lebenslustigen Amtmanns-Töchter; ja, wenn sie Alle so engelgut wären wie Euer Gnaden!"

Der Offizier geht Rosinchen fast nicht von der Seite, und mich betrachten sie, so zu sagen, wie das fünfte Rad am Wagen. Ich werfe zwar hin und wieder mit Sprüchen um mich; aber davon wollen sie nichts wissen und meinen: alle ernsthaften Gedanken wären der Badekur hinderlich. — Neulich spielten sie auf dem Brunnen, unter andern heidnischen Spielen, auch Sprüchwörter und lebendige Charaden. Sie führten zum Beispiel den Pygmalion auf, den machte er, und sie sollte die Statue vorstellen. Das hätte ihm gefallen sollen; aber zum Glück kannte ich die Historie aus dem „Konversations-Lexikon" und hinderte es noch zur rechten Zeit, indem ich mich selbst zur Galathea anbot. Daraus wurde nichts; der Offizier wollte sogar auf seinem Willen bestehen, Rosinchen beschwichtigte ihn jedoch durch einen recht freundlich bittenden Blick, und ich sagte zu ihm: „Ich, so viel Sie wollen und was Sie wollen; aber Rosinchen lassen Sie mir mit solchen Komödianten-Stückchen zufrieden." — „Topp" sagte er, „ich halte Sie beim Wort!" — Im Saale wurden schnell Tische und Stühle umher gesetzt und die Hälfte der Gäste mußte Buden-Halter vorstellen; die andere Hälfte aber sollte rathen; was das Spiel für einen Namen hat. Ich wußte, so gab es der Offizier an — mit noch Einigen herum gehen und so thun, als ob wir viel und Mancherlei einkauften, wobei ich jedoch immer am höchsten bezahlte; Andere, die hinter uns gingen, drückten darüber ihre Verwunderung, und noch Andere ihren Spott aus, aber Alles durch Pantomime. Kaum war ich bei der dritten Bude, so rief schon die ganze Gegenpartei wie aus einem Munde: „Ach, das ist ja mit Händen zu greifen: der Gimpel auf der Meise!" — und gleich darauf erscholl ein unbändiges Gelächter. Anfangs ärgerte ich mich rasend, denn ich stand gleichsam unglücklich da, und gelobte mir innerlich: dem Offizier den Streich nicht zu vergessen; aber zuletzt schien es mir am besten, daß ich selbst mitlachte, und das that ich nun auch und bekam von Rosinchen einen hellen Blick dafür.

4.

Nun ist es aus, nun hat er sie gar geküßt, und da will ich jeden Unpartheiischen fragen, ob ich das zu leiden brauche? So lange ich Rosinchen meine Frau nenne, ist ein Kuß von ihr die höchste Gunst gewesen, der ich mich in seltenen gnädigen Augenblicken zu erfreuen hatte. Er aber bekam ihn gleichsam spielend, während ich jedesmal darum bitten und betteln muß, wie um ein Allmosen. Die Sache war so: wir speisten an Table d'Hôte auf dem Brunnen und waren recht vergnügt. Links neben mir saß eine reiche Bankier-Wittwe, die einen Mann für ihre Geschäfte sucht; dann kam ich, dann Rosinchen und dann ein alter Forstrath; folglich war Rosinchen diesmal ganz in Sicherheit. Bei dem Dessert werden Küß-Gesundheiten ausgebracht. Ich drehe mich gemüthlich und halb mechanisch zu meiner Wittwe, die sich etwas zierte und mit dem einen Auge nach einem verunglückten Advokaten schielte, der ihr so zu sagen den Hof macht. Mit einem Male lächelt es zu zu meiner Rechten: es war Rosinchen, denn ich kenne ihren Kicher; ich sehe mich um, und denke, der Schlag soll mich rühren! Verschwunden ist der Forstrath, mein Herr Offizier sitzt an seiner Stelle und melirt seinen Schnurrbart mit ihren Purpurlippen. — „Prosit, Pasteribus!" sagte er, „so geht es, wenn man links scharmuzirt und die rechte Flanke bloß giebt." — Mein Gott, der Forstrath sollte mir ja diese decken, und dick genug ist er ja dazu. — Der Aerger hatte mich so übernommen, daß ich Rosinchen zornig bei dem Tuchzipfel an mich zog und strafend ausrief: „Aber Rosina!" — Sie fragte ziemlich empfindlich: was es gäbe? und schickte halb leise einen alabernen Peter, der keinen Takt habe, in mein rechtes Ohr. Das war stark. — Jeder, selbst der dicke Forstrath, nahm Partheі gegen mich und meinte: wenn ich damit nicht zufrieden wäre, möchte ich die Gesundheit, so frisch wie ich sie links bekommen würde, meiner Nachbarin rechts wieder zustellen. Alles lachte über den Witz — lieber Gott, jetzt wird ja Alles Witz genannt! und meine blonde Wittwe machte auch gleich Anstalt dazu. Rosinchen hat mir nie einen so schlechten Kuß gegeben, wie dieses Mal, und doch versteht sie es recht gut, denn in ihrer Eltern Hause wurde viel geküßt, absonderlich wenn Einquartierung da war.

Der Tag war überhaupt ein wahrer Unglückstag für mich. Gegen Abend regnete es und wir mußten im Saal bleiben. Man spielte die sogenannte Juxenschule, wobei die Köpfe wie

die Pagoden wackeln. Der Offizier hatte es wieder so zu karten gewußt, daß Rosinchen neben ihm saß. Nun merkte ich aber: daß, während wir Andern ganz ehrbar unser: Schellen Fünfe, Eckern Ober, Schippen Sieben und so weiter uns zumauschelten, er ihr allerhand ins Ohr flüsterte, das mit keiner einzigen Karte aus dem ganzen Spiele Aehnlichkeit hatte. Was es aber war und was sie ihm zur Antwort zutuschelte, konnte ich nicht verstehen; denn so wie ich ein halbes Wort erwischt zu haben glaubte, donnerte das gewaltige „Auweih! Auweih!" zwischen durch, daß man sich hätte die Ohren zuhalten mögen. Einiges schnappte ich aber doch auf, zum Exempel: „Schöne Frau — übermorgen — Schützenplatz — Hampelmann." Das klang beinahe wie ein Stelldichein, und der Hampelmann sollte wahrscheinlich auf mich zielen. Nun, der Hampelmann möchte bei dem Stelldichein den Dritten machen! — Als wir zu Hause waren, fragte ich Rosinchen sehr ernsthaft nach der Bedeutung der vier seltsam apostrophirten Worte; sie aber lachte wie gewöhnlich laut auf und erzählte mir ganz treuherzig: Der Offizier habe sie gefragt: ob wir auch nach dem Schützenplatz gehen würden? Den Hampelmann läugnete sie keck ab und meinte: ich müßte mich verhört haben. So wird es auch wohl gewesen seyn.

5.

Aus dem Schützenplatz ist nichts geworden, denn es regnete an dem Tage wie mit Kannen. Die Gesellschaft hielt außerordentliche Sitzung im Brunnen-Saale, und ein hiesiger mechanischer Künstler — bei uns heißen solche Kerls Taschenspieler — machte seine Gaukeltünste. — Diesmal hatte ich mich besser vorgesehen und Rosinchen zwischen mir und einem hektischen Postmeister placirt. Der Offizier nahm an dem Tage, ganz gegen alle Regel, wenig Notiz von ihr; aber beinahe sah es so aus, als dachte er bei sich: Ich weiß, was ich weiß. — Zuletzt forderte der Taschenspieler eine Taschenuhr. Rosinchen häkelte ihre Uhr vom Busen los, was wieder logisch Unrecht war, denn er hatte ja eine Taschenuhr gefordert und unsere modernen Damen tragen bekanntlich keine Taschen. Von der andern Seite betrachtet, war es wieder recht; denn heut zu Tage vertritt das Busentuch der Damen auch die Stelle der Tasche, wenn sie nämlich etwas Theures recht sicher verbergen wollen. — Genug, vor unsern sichtlichen Augen thut der Kerl Rosinchens Uhr in einen Apotheker-Mörser, zerstampft sie zu Pulver, ladet die Krümel in eine Pistole und bittet den Offizier, sie mir nichts dir nichts zum Fenster hinaus zu schießen. Bis dahin hatte ich Kontenance gehalten, nun aber riß mir die Geduld und ich wollte zuspringen, weil ich die Uhr mit neun Carolin bezahlt hatte. Aber Rosinchen zog mich bei dem Rockschoß auf den Stuhl zurück und flüsterte mir ins Ohr: „Blamire Dich nicht, man nennt das eine Metamorphose, die Uhr kommt wieder; bei uns zu Hause sind manchmal viel kostbarere Sachen metamorphosirt worden." — Da krachte auch schon der Schuß; einige Nervenkranke vom zweiten Geschlecht quiekten und der Saal roch nach Pech und Schwefel. Ganz gelassen und mit Pathos sagte der Herrenmensch: Die Uhr hängt im dritten Zimmer am Fensterladen! Rosinchen wollte aufspringen und sie holen; aber zum ersten Male thaten mir meine langen Beine gute Dienste, ich machte einige Siebenmeilen-Schritte und — richtig, am besagten Fensterladen hing die Uhr heil und ganz, wie sie gewesen war. Indem ich sie herunternehme, lukt ein Papierspitzchen aus dem Gehäuse hervor; Rosinchen, die dicht hinter mir war, will sie mir wegreißen, ich aber roch den Braten und sagte mit vieler Würde: „A votre place, Madam, hernach sprechen wir uns!" und damit brachte ich das Papierchen in Sicherheit. — Nun war mir Alles klar: darum hatte der Offizier immer neben dem Zauberer gestanden, darum Rosinchen die Uhr so flink hergegeben! Ein Billet doux, zu deutsch: Süßzettelchen, wollte er ihr hinein praktiziren, das schien erwiesen.

Ich saß wie auf glühenden Kohlen, bis die Komödie aus war. Endlich konnte ich mich an einen stillen Ort schleichen und den Zettel entfalten. Auf demselben stand: „Es bleibt dabei!" — „Es bleibt dabei!" wiederholte ich kopfschüttelnd und starrte die drei Worte an, die so viel wie gar nichts sagten und doch gewiß so inhaltsschwer waren. Ich rief Rosinchen auf die Seite, hob den Zettel bedeutungsvoll empor und fragte: „Unglückliche, wobei bleibt es?" — „Daß Du ein Närrchen bist!" antwortete sie lachend und riß mir den Zettel fort. Ein alberner Peter und ein Närrchen! das ist zuviel an einem Tage, Madam, das muß den Hausfrieden stören!

6.

Der grüne Oberstlieutenant mit dem eisernen Sammet-Kreuze und der schönen Frau ist abgereist. Das thut mir recht leid, denn ich verliere einen guten Billard-Spieler und Rosinchen ist nun ganz ohne Aufsicht. Aber — Gottlob! — der Offizier ist auch abgereist. — Eigentlich sollte das mir Ruhe und Trost gewähren und den Frieden in mein verödetes Innere zurückführen; allein bei dem Abschied kam es mir gerade so vor, als wüßte Rosinchen im Voraus: daß er wieder kommen würde. Man soll zwar seinem Nebenmenschen nichts Böses wünschen und absonderlich sollte es Unsereiner nicht thun; aber wenn der Offizier gelegentlich Hals und Beine bräche, wäre es so übel nicht; denn Unsereins bleibt auch ein Mensch, absonderlich wenn es auf den Hausfrieden und die eheliche Reputation ankommt. — Rosinchen fährt fort, in ihrem Gott vergnügt zu seyn, folglich muß sie auf etwas hoffen, denn nur der Hoffende ist vergnügt. Sonderbar bleibt es: daß dieser Jean Paul'sche Lehrsatz auf mich durchaus nicht passen will; denn auch ich habe recht viel zu hoffen und kann doch nicht vergnügt dabei seyn; im Gegentheil, ich bin gleichsam verdrießlich und ärgere mich, wenn ich fröhliche Gesichter sehe. So geht es mit der romantischen Logik; sie ist wie eine Seifenblase, man darf nur daran tippen, so zerplatzt sie.

Ich bin seit vier Tagen mit keinem Tritt aus dem Hause gewesen, den Brunnengang abgerechnet, und da habe ich absichtlich die Stunde von fünf bis sechs gewählt, wo Rosinchen noch schläft und ich nicht schlafen kann. Bis gestern hat sie's ausgehalten, aber da brach das Unwetterchen los und sie fragte mich: ob sie eine Gefangene oder meine Frau sey? und ob sie mir darum die schönsten Schätze und Blüthen ihrer Jugend geopfert habe, daß ich die lammfrommsten ihrer Freuden wie ein beißiger Wehrwolf würgen sollte? — Ob zwar mir von den großen Opfern eben nicht viel bewußt war, konnte ich ihr doch eben so wenig etwas entgegenstellen, weil der Begriff von Freude relativ ist und auf Meinungen beruht, diese aber höchstens in Glaubenssachen dem freien Willen des Menschen als Fußschemel dienen. — Mein Schweigen hatte Rosinchen dreist gemacht; sie behauptete: sie hätte in ihrer Eltern Hause ein ganz anderes Leben geführt als jetzt, ja das ganze Amt, bis auf den letzten Kornmesser, hätte, so zu sagen, nach ihrer Pfeife tanzen müssen; und wenn sie das vorher gewußt, daß ich sie gleichsam wie eine Indianerin behandeln würde, hätte sie mich gar nicht geheirathet, und wenn das so fort ginge, so wüßte sie schon, was sie thun würde. — Man kommt mit ihr nicht aus, denn sie hat auch nicht eine Idee von Logik, wie schon oft gesagt. Ueberhaupt ist es um den Ehestand eine böse Sache; er hat weder Theorien noch haltbare Prämissen oder höchstens falsche, und doch so manche Konsequenzen, so manches Reelle, das keine Hypothesen duldet. Und nun vollends ein so verzogenes Mädchen wie Rosinchen, und ein Mann wie ich, der von kleinauf an schulgerechte Theorien gewöhnt und in der praktischen Erfahrung ein Lehrling ist.

7.

Um Rosinchen wieder gut zu machen, erbot ich mich zu einem Spaziergange. Diesmal war mein Kalkül richtig, denn die Wolken auf ihrer Stirn waren wie durch einen Zauberschlag verschwunden. Wir gingen in dem Park einen Fußsteig, welcher der Hohnenstrich genannt wird, und befanden uns, ohne daß ich es eigentlich wollte, am Brunnen. — Es waren Fremde angekommen, die ich aber nicht kannte. Auch ein Tyroler Hausirer hatte sich etablirt und eine sogenannte Glücksbude aufgeschlagen. Ehe ich es mir dachte, war Rosinchen hinzu getreten; ich mahnte sie leise an meinen und ihren Stand, nannte das Spiel um Gewinnst einen gottmißfälligen Zeitvertreib, predigte aber wie gewöhnlich tauben Ohren und das Fatum hatte wieder einen Possenstreich vor.

An jenem verhängnißvollen Abend handhabte mein Rosinchen das Becherchen des Tyroler Glücksbudners mit einer Geläufigkeit, die mich innerlich schaudern machte. — „Sechszehn!" sagte Rosinchen und wollte nach einer silbernen Nadelbüchse greifen; da erscholl hinter mir eine bekannte Stimme: „Sechszehn mit!" Ich sehe mich um und denke in die Erde zu sinken — der Offizier steht leibhaftig da und ruft mir ganz lustig und guter Dinge zu: „I guten Abend, Pastoribus, morgen sollen Sie mir erzählen, wie Ihnen das Bad bekommtz jetzt aber lassen Sie mich heran, denn ich bin am Wurf!" — Rosinchen gewann die Nadelbüchse, drehte sie mit erhobenem Finger mir vor der Nase herum und sagte fröhlich: „Sieh einmal, Anastasius, wie niedlich, und gar nicht theuer!" — Mir war so unheimlich dabei zu Muthe, daß ich Kopfschmerz empfand und nach Hause zu gehen verlangte. Rosinchen sah mich erst finster, dann freundlich und dann wieder finster an. Endlich zog sie mich auf die Seite und sagte schalkhaft: „Du wolltest heute einen Kuß haben, mein Taschen, ich gebe Dir zwei, aber bleibe noch hier!" — Was sollte ich machen? Nach einer flüchtigen Ueberlegung nahm ich die Küsse und blieb. — Aber von nun an muß ich noch viel mehr aufpassen, denn daß allerlei Umtriebe obwalten, wird immer klarer.

8.

Schmerzerfüllt rufe ich zum zweiten Mal aus: „O wäre ich in Distelrode geblieben!"

Mir die gewünschte Ueberzeugung zu verschaffen, nahm ich Rosinchen ernsthaft vor und sagte ihr ein Einverständniß mit dem Offizier auf den Kopf zu. Sie läugnete, wie sich das nicht anders erwarten ließ, und es kam zu harten Auftritten; denn ob zwar ich lange gut bin, so kann ich auch fürchterlich hitzig werden, wenn ich einmal anfange. — Erst setzte ich ihr sanftmüthig auseinander: wie ich sie mittelst der Weihe des goldenen Ringes aus der Sklaverei einer bösen Stiefmutter befreit und ihr den Frauen-Rang verschafft hätte, den sie, wenn sie sonst wollte, mit Ehre und Ruhm bekleiden könnte; ferner wie ich sie so zu sagen innerlich auf den Händen trüge, auch nicht abgeneigt wäre, ihr dann und wann ein kleines Vergnügen zu gönnen, dafern es mit den Gesetzen des geistlichen Wohlstandes und der christlichen Mäßigkeit überein käme. Ich sprach lange und mit Würde, auch nicht ganz ohne Wirkung; indessen kann ich doch nicht sagen: daß der Fluß meiner Rede völlig den gehofften Zugang zu dem etwas verwilderten Gemüth des lieben Weltkindes gehabt hätte. Das liebe Weltkind meinte nämlich in aller Kürze: es sey, was die Stiefmutter anlange, so zu sagen bei mir aus dem Regen in die Traufe gekommen; ferner sey es nur einmal jung und wolle das Leben genießen, so lange ihm der Mai desselben blühe; ich aber sey ein pedantischer Schulmensch, welcher in der praktischen Sprache Philister heiße, ein grämlicher Mentor, so zu sagen ein Ruprecht oder eine Kinderfürchte; endlich, daß das Bischen, was es von dem heiligen Ehestand erfahren, keineswegs mit dem Himmelreich auf Erden, vielmehr mit dem Fegefeuer vergleichbar wäre, und so weiter.

Lieber Gott, Ordnungsliebe, regelmäßig Aufstehen, die lieben Gottesgaben pünktlich genießen, zur rechten Zeit wieder zu Bett gehen, das nennen die Frauen Pedantismus, und der Sinn für stille, gemüthliche Freuden fängt an, ihnen immer mehr und mehr abzugehen, in dem Maaße, wie sie an sogenannter höherer Bildung zunehmen. Sie sind meistens nur für rauschende Freuden, und fröhnen allzu sehr der Variation, das heißt: sie verlangen Tanz und Spiel und alle Tage neue Gesichter, so lange sie jung und hübsch sind. Späterhin, oder wenn ihnen der Himmel kein glattes Angesicht gab, wenden sie auch wohl das Züngiein flink und gewandt gegen den lieben Nächsten und vertreiben sich die Langeweile mit Hülfe des sogenannten bösen Leumunds. So ist nun zwar Rosinchen nicht, weil sie weltbürgerliche Grundsätze und ein gutes Herz hat; sie sagt: leben und leben lassen; ich sage das auch, verstehe aber darunter: leben in meinem Sinn und nicht in dem ihren.

9.

Neulich war sogenannter Ball. Der Name schon bringt mich in Konvulsionen; Rosinchen warf aber mit argen Spitzen um sich, und selbst die ganze Brunnen-Gesellschaft erklärte den Ehemann, der seiner Hälfte diese unschuldige Freude versagen wollte, einstimmig für eine Art Cerberus, so daß ich leider nachgeben und zwei Einlaß-Karten mit schwerem Gelde lösen mußte.

Wir leben im July und hatten am Balltage 32° Reaumur, folglich war es schon a priori eine halbe Todtheit, in dieser Hitze zu tanzen. — Bei dem zweiten Schnellwalzer traf schon Alles, und die Atmosphäre im Saal benahm Einem gleichsam die Luft; ein leidlich geschickter Physiker, mit einem pneumatischen Apparat versehen, hätte alle möglichen Luft-Arten hier für ein Spottgeld entwickeln können. — Rosinchen tanzt sehr schön, das muß wahr seyn, und hat in der Residenz manche niedliche Manieren angenommen; bei dem Länderer, wie sie es nennen, schmiegt und biegt sie sich zum Beispiel, daß, wer das Ding nicht besser versteht, meinen sollte: sie würde mit sammt ihrem Tänzer zusammen knicken wie ein Taschenmesser. Das Zusehen machte mir in der That Vergnügen, und so hielt ich das Schwitzbad aus und weidete mich an dem angenehmen Anblick.

Die jetzigen Tänze sind so zu sagen für Verliebte gemacht, absonderlich der Kotillon, den sie auch deswegen wohl „den göttlichen" zu nennen pflegen. Man sollte meinen, es tanzten nichts als Brautleute; denn sie laufen zuweilen quer durch den ganzen Saal gleichsam furioso einander in die Arme. — Mein Rosinchen und der Offizier — denn daß er nicht fehlen durfte, versteht sich wohl von selbst — kamen beinahe nicht vom Platze. Rosinchen sah allerliebst aus: eine Spanne unter dem rechten Knie hatte sie eine Rose angesteckt, die nannte ein Ingenieur-Lieutenant, der hier bei dem Chausseebau angestellt ist, ein detaschirtes Außenwerk. Ich weiß zwar nicht, was er damit sagen wollte; aber das weiß ich, daß sie ihr ungemein gut stand.

**Neben mir stand ein junger Altdeutscher, etwa in den Vierzigern, mit langen Haaren, die fielerten in der Hitze wie eine Thränenweide, wenn es geregnet hat; dem betagten Jüngling schien auch die schwarze Tunika nicht wenig zur Last zu fallen. Da er nun beständig auf seinem Platze blieb — denn die jungen Damen nahmen keine Notiz von ihm — so machte ich mich an ihn und fragte: warum er denn feiere und immer still stehe, da ich doch bemerkte, daß Andere — und namentlich Alles, was Uniform trug — tapfer in den Kreis geholt würden! — „Alles bestellte Arbeit" — fuhr er mich in einem Anfall von Vandalismus an und zeigte dabei mit Fingern in den Kreis — „da kommt Unsereins nicht heran. Darum heißt ja der Tanz Kotillon, zu deutsch: Unterrock, weil die Schürzen hier das Regiment führen. Sehen Sie nur, Mamsell A. holt Herrn B. und führt ihn zu Fräulein C., und diese bringt ihr aus Dankbarkeit das nächste Mal den Herrn D. und so geht es wie eine Zwickmühle. Wer keine Konnexionen hat, wie ich und Sie zum Beispiel, muß da stehen wie comparaisen wie ein Mauliaffe und zusehen, und wenn die Tour an uns kommt, so haben die Andern die Damen schon so marode getanzt, daß man Noth hat sie fortzuschleppen." — Mir gerann bei dieser heillosen Beschreibung das Blut in den Adern. Nein, ich konnte mein Rosinchen keinen Augenblick länger in diesem heidnischen göttlichen Kotillon lassen und wenn es mir hätte das Leben kosten sollen. Ich eilte demnach zu ihr und sagte: „Rosina, wenn Dir Deine und meine Ehre lieb ist, so entfernst Du Dich aus diesem Herentanz." — „Austreten?" sagte sie und warf die Oberlippe gegen das Stumpfnäschen; „ich, austreten? Wo denkst Du hin?" — „An Dein Seelenheil denke ich!" entgegnete ich ihr mit weicher Stimme; sie aber lachte laut auf und meinte: die Hitze wäre mir wohl auf die Verstandes-Nerven gefallen. — Der Herr Offizier mußte Wind von meinem Plänchen bekommen haben, denn gleich war er da und protestirte; hielt dem Tanze eine schwülstige Lobrede, nannte ihn einen Freundschafts-Tanz, meinte: es käme nun die letzte Tour, die nicht nur allerliebst, sondern sogar wundervoll wäre, und indem ich noch balancire, welche Sorte von Gründen ich ihm entgegensetzen will, ist mein Rosinchen schon wieder mitten darunter. — Nun, dachte ich, einmal und nicht wieder; du hast A gesagt, du willst auch B sagen und den Kelch leeren bis auf die Hefen. Mit gespannter Neugierde paßte ich jetzt auf die verheißene letzte und zugleich wundervolle Tour. Wer aber malt mein Erstaunen, als ich die Leute sich bei den Händen fassen und mit ausgespreizten Beinen wie rasend und besessen seitwärts einher springen sah; und das ging so immer im Saale herum und immer wieder von vorne an. Das nennen die Menschen in der Tanz-Kunst-Sprache eine Galopade und belegen sie obendrein mit dem Prädikat: wundervoll. Daß es Gott erbarme! Fast glaube ich selbst: daß der Weltuntergang vor der Thür ist, denn Alles geht kontrair und verkehrt. Die Menschen hüpfen wie Postpferde, und diese haben kaum Luft, die Füße zu rühren, und schleichen einher mit Menuett-Schritten. — Rosinchen sank jetzt auf einen Stuhl; sowohl die Rose an ihrer Brust wie auch das detaschirte Außenwerk hüpften beide wie die großen Hämmer auf dem Hüttenwerke. Ich setzte mich auch und wollte ihr so eben logisch beweisen: daß die Welt sich in ein großes Irrenhaus zu verwandeln drohe, als sie sich fächelnd zurück lehnte, eine Tasse Thee verlangte und schmelzend ausrief: „O Gott, das Leben ist doch schön!" — „Für den Liebhaber!" murmelte ich vor mich hin, „für solch ein Leben aber lieber gar keins!"

10.

Rosinchens Spruch: das Leben sey doch schön, hat sie irgendwo aus einem poetischen Lesebuche aufgeschnappt; ich für mein Theil möchte über die seit den letzten vier Tagen genossene Sorte Leben aus der Haut fahren; ja wäre ich nicht ein rechtgläubiger Christ, so hätte Satanas jetzt die beste Gelegenheit, den teuflischen Gedanken des Selbstmordes in meine fromme Seele zu jagen. Doch nein, ich will ausharren und dulden, oder vielmehr bloß ausharren, denn geduldet habe ich schon, was ein Ehemann nur zu dulden **vermag.**

Ich bin gegenwärtig um einen Schatz ärmer und um eine Erfahrung reicher. Wenn der Böse Unkraut unter den Waizen zu säen gesonnen ist und das Fatum es nicht durchaus anders beschlossen hat, so kann es ein Weib am besten säen: ist nun obendrein ein Offizier dabei behülflich, und wirkt zum Ueberfluß der Zufall vermittelnd ein, so geht alle Weisheit in Scherben, der allergescheidteste Ehemann ist ohne Rettung betrogen, und der beste Philosoph kommt gerade so weit und um nichts weiter, als der simpelste Empiriker, den man im gemeinen Leben einen dummen Dorfteufel zu nennen pflegt. — Der verlorne Schatz ist sehr süßer Natur und heißt mit einem Wort — Rosinchen.

Die Feder zittert in meiner sonst so festen Hand, wenn ich den süßen Unglücksnamen niederschreibe. Aber mag sie immerhin zittern! Aus Nächstenliebe und zur Warnung für alle meine lieben Brüder und achtungswerthen Collegen, die mit

Digitized by Google

mir im gleichen oder ähnlichen Falle sind oder noch dahin kommen könnten, will ich den schmerzlichen Vorfall und die ganze schauderhafte Begebenheit mit dem Stoizismus eines Zeitungsschreibers hiermit aufzeichnen. Wäre es möglich, daß die Menschen durch den Schaden Anderer klug würden, meine traurige Geschichte müßte alle klugmachenden Pensions-Anstalten außer Kurs setzen.

Erst will ich drei Mal um die Stadt gehen, um mich zu sammeln, und dann der Vergessenheit zum Trotz schreiben, als ob ich es für die „Abendzeitung" oder den „Gesellschafter" thäte.

11.

Am Morgen nach dem Schwitzbade schlief Rosinchen länger als gewöhnlich, das heißt: fast bis zum hellen Mittag. — Aus Langeweile und ohne alle Absicht störe ich ihr Necessair durch und stoße auf die silberne Nadelbüchse, die sie jüngst im Würfel-Lotto gewann. Mechanisch öffne ich sie, und wie weiland aus der Uhr, blinzelt mir ein Papierchen entgegen. Ich entfalte es in aller Unschuld, und erkenne dieselbe Hand, welche das fatale: „Es bleibt dabei!" geschrieben hatte, nur diesmal war der Inhalt etwas weniger unbestimmt. — Sobald ich Fassung gewonnen hatte, las ich unter lautem Herzklopfen Folgendes:

„Schöne Frau! — Der nächste Sonnabend muß unser Glück machen. Ihr klapperdürrer Haustyrann studirt dann eine Sonntags-Predigt, um nicht aus der Gewohnheit zu kommen. Punkt halb sechs Uhr bin ich mit Pferd und Wagen an der bewußten Einsiedelei im Liebespark. Lassen Sie nicht zu lange warten

Ihren Sie anbetenden F...."

Ich war im ersten Augenblick fast unschlüssig, was ich thun sollte, weil mir der Fall durchaus neu war. Zuletzt kalkulirte ich aber so: Ad Eins: Hältst du ihr den Zettel vor, so riskirst du, daß sie läugnet; denn wo steht wohl geschrieben: daß gerade sie mit der schönen Frau gemeint ist? Es giebt ja viele schöne Frauen in der Welt, zum Beispiel die von dem grünen Oberstlieutenant — die war freilich nicht damit gemeint, Gott bewahre mich vor dem unheiligen Gedanken! — allein eben so viel bleibt ausgemacht, die Beweisgründe sind in keinem Fall zureichend. F. kann ein Jeder heißen, und der klapperdürre Haustyrann könnte ganz füglich auf einen geliebten Collegen zielen. — Ad Zwei: Behältst du den Zettel, so vermißt sie ihn, und das ganze Project geht wahrscheinlich gar nicht vor sich; das wäre zwar im Ganzen gut, allein leider nicht radical, sondern nur palliativ. — Ad Drei: Steckst du ihn aber wieder da hin, wo du ihn gefunden hast; thust du ferner, als ob gar nichts vorgefallen wäre: verbirgst du dich endlich in der bewußten Eremitage, wartest dort den Briefsteller ab und erwischest ihn sammt der Invitirten bei dem Kragen, und zwar in dem Augenblick, wenn beide den Fuß in den Wagen setzen wollen, so ist der Beweis nach aller Form Rechens ad oculos geführt. Dann hast du außerdem noch die Wahl: Entweder dein dich ärgerndes Auge auszureißen und von die zu werfen, oder deinen Feinden zu vergeben, auf daß dir wieder vergeben werde und das Himmelreich zu dir komme. — Nach diesem Kalkül-Monolog war es an mir, im stolzen Selbstvertrauen auszurufen: Es bleibt dabei!

12.

Dem Folgenden muß ich das Motto vorsetzen: „Der Mensch denkt und Gott lenkt!" Ich bin ein Mensch und dachte, der Himmel aber es anders machte.

An dem besprochenen Sonnabend schloß ich mich in meinen dreieckigen Erker-Käfig ein, welchen ich bei den theuren Badewohnungen zur Studirstube mit schwerem Gelde gemiethet habe. Dies geschah, um die Strafbaren sicher zu machen. — Punkt drei Viertel auf drei Uhr — um die Zeit ja nicht zu verpassen — schlich ich vom hohen Olymp herunter, über den Hof bei dem Hühnerstall vorbei, quer durch den Stadtgraben — der in jetziger Jahreszeit trocken ist — über das Feld nach der bewußten Einsiedelei im Liebespark. Dieser Park ist ein Wäldchen, das zuweilen von den Badegästen zur Promenade benutzt wird, absonderlich wenn der Vollmond scheint. — Bei der Einsiedelei fand sich von Pferden und Wagen keine Spur. Die Einsiedelei ist gar nichts weiter, als ein großer, runder, hohler Baum mit einer Drehthür, ungefähr wie in den Nürnberger Christbuden die Büchsen sind, worin das erste Menschenpaar vom Baume der Erkenntniß speiset. — Ich schlüpfte unbemerkt hinein, und da ich noch ein Paar Stündchen vor mir hatte, so sah ich mich nach einem Gefäß um. Der Thür gegenüber stand ein hölzerner Armsessel à la Campagne, und, nichts Arges ahnend, setze ich mich hinein. So wie aber das Gewicht meines Leibes in den Sessel drückt, sinke ich platt zur Erde, die Beine glitten mir so zu sagen unter dem Leibe weg, und schnurr! geht es wie ein ungeschmiertes Spinnrad. Zu gleicher Zeit umgiebt mich egyptische Finsterniß. — Den ungeheuren Schreck abgerechnet, hatte ich mir keinen Schaden gethan, und ich forschte nun nach der Ursache dieser auffallenden Erscheinung. Da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, aber heller ward es darum doch nicht um mich her — der Sessel war ein sogenannter Verirstuhl; ich erinnerte mich, auch schon auf dem Brunnen von ihm gehört zu haben, ohne damals zu denken: daß er mich einst so nahe angehen würde. Aber wahrer Fieberschauer durchzuckte meine Adern, als ich die Entdeckung machte: daß jenes niedergedrückte Gefäß mit einer geheimen Springfeder in Verbindung stand, welche zu gleicher Zeit die Thür vordrehte, und den Sitzenden dadurch aller Gemeinschaft mit der Außenwelt beraubte. — Vergebens tappte ich an dem verwünschten Sessel umher, rüttelte und schüttelte ihn, wackelte bald an der Lehne, bald an den Füßen, und versuchte alles Mögliche, die Springfeder auszumitteln, welche die Thür ins Schloß gedreht hatte — alle meine Mühe war umsonst. — Zum ersten Mal in meinem Leben wußte ich mir durchaus gar nicht zu helfen, und nachdem ich wohl eine gute Stunde und darüber wie ein gejagtes Eichhörnchen in dem hohlen Baume umher gesprungen war, so daß mir der Angstschweiß über das Gesicht lief, löste sich mein immer wachsender Verdruß in einen bitterlichen Thränenstrom auf. Guter Gott, Arndt behauptet: die Thräne und die Rede unterscheide den Menschen vom Thiere; ich war im Besitz von beiden, und im Grunde doch wenig besser daran wie der Tanzbär im Käfig.

Ich habe die Phantasie niemals leiden mögen, weil sie zur Verderbtheit der Welt sicherlich am meisten beigetragen hat; ich habe mir auch deshalb von Kindesbeinen an alle mögliche Mühe gegeben, das Bischen Phantasie zu unterdrücken, was ich von meiner seligen Mutter geerbt habe; allein auch dieser schwache Rest, der kaum zu einem Nichelungen-Liede hingereicht haben würde, fiel mir jetzt zur Last und wurde in meiner Oubliette mein bitterer Peiniger. Kraft desselben sah ich nämlich im Geiste den Wagen vorfahren, jetzt stieg Rosinchen mit ihrem frevelhaften Lieutenant ein, schmiegte sich höchst wahrscheinlich sanft und zärtlich an seinen Dollmann, und von dannen fuhren sie unter dem Gezwitscher lang entbehrter Küsse und mit Hohngelächter der Hölle über den armen betrogenen Schäfer, der in seiner Eremitage steckte wie der Gänsekiel im Pennal. — Hier wäre selbst der Gläubigste zu fragen geneigt: Schicksal, bist du gerecht?

Ich bemühte mich, meiner einbildungsreichen Phantasie Daumschrauben anzulegen, und endlich behauptete die Natur ihre Rechte: ich schlief ein.

Es mochte Mitternacht seyn, als ich erwachte; von Neuem fing ich meine Experimente an, die Thür zu öffnen, und siehe da! meine umirrende umher greifende Hand erfaßte einen Knebel, bei dessen Drehung die Thür mit dem nämlichen Geräusch zurück schnurrte und — offen war mein Käfigt. So schien es denn erwiesen, daß mich gestern Nachmittag ein böser Geist oder irgend eine andere Art boshafter Dämon geäfft haben mußte; denn warum habe ich den Knebel nicht früher und absonderlich damals finden können, als Rosinchen sich noch auf dem Brunnen-Territorio und so zu sagen in meinem Weichbilde befand?

Der Regen schoß in Strömen vom Himmel. Ich durchrannte den verrätherischen Liebespark, nur mit einem dünnen, ziemlich abgetragenen Klüftchen auf dem Leibe, und eilte nach Hause. Hier gerieth ich in neue Noth. Das Haus war verschlossen; ich mußte den schlafenden Nachtwächter aus dem Spritzenhause heraus klopfen, und während er meine Hausthür aufschloß, die glosirenden Redensarten und Anspielungen dieses schlaftrunkenen Mielopoeten ruhig mit anhören, der da glaubte: ich kehrte von irgend einer strafbaren nächtlichen Wanderschaft zurück.

Da stand ich endlich vor Rosinchens Bett; es war schneeweiß, aber leer, und ich fing von Neuem bitterlich zu weinen an. Auf dem Kopfkissen des meinigen, neben der Nachtmütze, lag ein offener Brief, den man, wahrscheinlich aus Mangel an Siegellack, wie eine Brätel zusammen geschlungen hatte. Die Handschrift war wiederum die nämliche, mir bereits aus der Uhr und der Nadelbüchse bekannte, und der Inhalt lautete also:

„Wundern Sie sich nicht, allerwerthester Herr Anastasius Möhrensaft, wenn ich das zuckersüße Rosinchen von Ihrem dürren Stock abpflücke, und leihen Sie meiner Rechtfertigung ein geneigtes Ohr. — Daß Rosinchen Sie heirathete oder vielmehr sich Ihnen antrauen ließ, geschah aus purer Verzweiflung, um der Knechtschaft einer bösen Stiefmutter zu entgehen. Ich, ihr treuer Fernando, dem sie lange vor der Bekanntschaft mit Ihnen den Schwur ewiger Liebe gelobt hatte, war damals einer Ehrensache wegen gezwungen, mein Vaterland eine Zeitlang zu verlassen, und vermochte sie nicht zu retten. Zum Ueberfluß war Röschens Stiefmutter auf mich erbittert — warum? geht Sie nichts an — so daß keine Einwilligung von dieser Seite

zu hoffen war. — Endlich war meine Sache beigelegt, es gelang mir, die erzürnte Mutter zu versöhnen; Röschen selbst aber war indessen achtzehn Jahr und nach unserm Landrecht mündig geworden, was ich Ihnen um deswillen in Erinnerung bringe, damit Sie nicht etwa das Gelüstchen bekommen, Ihre langen dürren Finger nach dem Vermögen meiner Braut auszustrecken. Uebrigens steht dieses im Auslande und dahin reicht Ihr christlicher Klingelbeutel nicht. — Sie dachten eine reiche und schöne Frau wohlfeilen Kaufs zu erwischen, und meine Abwesenheit baute Ihnen zufällig die Brücke. Jetzt, Herr Anastasius Möhrensaft, hat sich das Blatt gewendet; aber trösten Sie Sich! Ich rufe mit Schiller: „Nur die Liebe ist der Liebe Preis!" — und Röschens Reiz viel zu göttlicher Natur, um den Abend eines pädagogischen Prassers zu versüßen. — Sie haben während des Jahres Ihrer Nominal-Ehe mein Röschen tüchtig geplagt, mithin kann Ihnen ein kleiner Denkzettel nicht schaden. Indessen haben Sie das Glück gehabt, ein Noviziat zu durchleben, das, wenn Sie es gut zu nutzen wissen, Ihnen und Ihrer zukünftigen Frau Liebste viel Heil und Segen bringen kann; mithin sind Sie uns noch Dankbarkeit obendrein schuldig. — Seyn Sie nunmehr vernünftig; legen Sie der Scheidung keine Hindernisse in den Weg, die Ihnen doch zu nichts helfen würden, denn sowohl das Römische als das Naturrecht ist auf Röschens Seite. — Vollenden Sie Ihre Badekur mit dem besten Erfolge, und sollte der Schritt, den ich gethan habe, Ihre Galle reizen, so steht Ihnen mit Degen und Pistolen zu Dienſten

Ihr ergebenster
Fernando v. Eisenschwerdt."

Da stand ich nun in unserm Schlafzimmer am geöffneten Grabe meines irdischen Himmelreichs; der Traum war ausgeträumt, und ich erwachte als Wittwer, ohne so zu sagen Gatte gewesen zu seyn. — Was sollte ich machen? — Der Philosoph trat in seine Rechte, gesunde Logik an die Stelle verliebter Spekulation, und bei genauer Zergliederung des ganzen Falles ergab sich als synthetisches Resultat: daß Rosinchen am Ende doch keine Frau für mich gewesen wäre.

Um wenigstens die Sitte zu retten, gab ich vor: meine Frau sey mit Extrapost voraus gereist; bezahlte mein ziemlich angeschwollenes Conto im Gasthofe, das alle Tauf- und Trau-Gelder auf mehr denn ein volles Jahr verschlang, und bestellte eine Fuhre nach Distelrode. Diesmal nahm ich aber nicht den Weg über B...; auf der Tour soll mich kein Mensch wieder zu sehen bekommen, und, so Gott will, werde ich mich vor Weibern, Bädern und Offizieren hüten wie vor der Sünde.

Constantin Christian Dedekind,

ein Reimer im Geschmack der Hoffmannswaldauischen Schule, von dessen Leben weiter nichts bekannt ist, als daß er kursächsischer Steuerkassirer in Dresden und Kaiserlicher gekrönter Poet war. Er starb 1713.

Von ihm erschien:

Heilige Myrthenblätter. Dresden, 1665.
Altaniens werthester Hirtenknabe Filareto. Dresden, 1665.
Neue geistliche Schauspiele. Dresden, 1670—1676.
Heilige Arbeit, über Freud und Leid. Dresden, 1675.
Davidische Herzenslust. Leipzig, 1680.
Altes und Neues in geistlichen Singspielen. Dresden, 1681.
Tägliche Uebung mächtig wahrer Gottseligkeit. Dresden, 1683.

Als ein merkwürdiges Beispiel des Aftergeschmackes jener Periode möge statt des weiteren Urtheils über Dedekind hier eine Arie mit Chor aus seinen: „Neuen geistlichen Schauspielen, bekwehmet zur Musie und herausgegeben 1670." (Himmel auf Erden. Fünften Begriffs, fünfter Auftritt) folgen. Sie lautet diplomatisch genau:

Aria.

Maria. Sause! Sause! liebes Kind!
Sause! Söhnchen! sause!
Schlaff, weil sich nuhn Liebe findt,
in dem ganzen Hause.
Die da schimpften dich und mich
bitten um schön Wetter;
die gestümpft, auf mich und dich
nännen dich Erretter.

Joseph. Der uns heute von sich stieß
heischt dein Huld-Verleihen;
die den Stall uns räumen hieß
hoffet auf Verzeihen.
Weil nun dich mit Furchten ehrt,
was dihr widerstande:
so werd' ich dadurch gelehrt,
daß du Herr im Lande.

a 2. Dahrüm, sause liebes Kind
Sause! Söhnchen! sause!
Schlaff, weil sich nuhn Liebe findt,
in dem ganzen Hause.

Engel Rohr. Aria.

Du, des Himmels Lust und Herze!
Du, der Erden Aug und Kerze!
liegst hier im Ochsen-Haue:
Schlaff wohl! auf deiner Straue.

Du der'r Engel Zier und Wonne!
Du, der'r Männschen Licht und Sonne
machst alles Dunkel helle:
Schlaff wohl! du Männsch Geselle.

Du, der ewign Gottheit Ehre,
Du ô Priester reiner Lehre,
liebst die Erlösungs Mühe:
Schlaff wohl! beim dummen Viehe.

Du ô König deiner Jüden!
Du ô Troost der'r Hoffnungs-Müden!
bringst Heil mit blinden Heiden
Schlaff wohl! Ob wihr gleich scheiden.

(Flügen ab.)

Schau-Plazz schleusst sich.

Friedrich Dedekind

ward um 1530 zu Neustadt geboren, studirte in Wittenberg Theologie, erlangte dann 1550 daselbst die Magisterwürde und erhielt darauf 1551 eine Pfarre zu Neustadt am Rübenberge. 1575 kam er als Prediger an die Michaeliskirche zu Lüneburg. Er starb als Inspector der Kirchen des Bisthums Lübeck am 27. Februar 1598.

D. wählte sich nach damaliger Sitte die lateinische Sprache als Gewand für seine vorzüglich satyrischen Dichtungen. Sein ausgezeichnetstes Werk in dieser Gattung ist der Grobianus. De morum simplicitate libri tres. Frankfurt 1549; Leipzig 1552; Frankfurt 1554, 1564, 1584 u. ö., deutsch von K. Scheidt, Worms 1551. 4. von Hellbach 1567 (o. O.) und W. Scherffer. Brieg, 1640, n. A. 1708.

In deutscher Sprache verfaßte er mehrere Komödien. Unter andern:

Der christliche Ritter. Uelzen, 1590.
Neu christlich Spiel von einem bekehrten Papisten. Hamburg, 1596.

Diese letzteren sind durchaus im damals herrschenden Geschmack geschrieben und ohne sonderlichen poetischen Werth, desto mehr Talent, Witz und Leben zeigt sich in seinen Satyren, welche früher, wie die vielen Auflagen beweisen, mit großem Vergnügen gelesen wurden.

Johann Friedrich Degen

ward am 16. December 1752 zu Affalterthal im Baireuthischen geboren, studirte Theologie und Philologie und erhielt 1775 eine Collaboratur in Erlangen. 1776 wurde er Lehrer am Anspachischen Gymnasium, 1791 Director der hohen Schule zu Neustadt an der Aisch und 1803 Professor und Consistorialrath zu Baireuth, wo er 1821 seine ehrenvolle Entlassung in den Ruhestand nahm.

In deutscher Sprache schrieb er:

Versuch über die Philosophie des Anakreon. Erlangen, 1779.
Deutsche Anthologie der römischen Elegiker. Nürnberg, 1784.
Bemerkungen über Gegenstände der Unterweisung und Erziehung auf Schulen. 1. St. Hof, 1804.
Epistel an Eusebio. Ansbach, 1805.
Episteln. Altenburg, 1793.
Episteln an Freund Cramer. Ansbach, 1786.
Einige Gedanken über den Roman. Augsburg, 1777.
Gedichte. Ansbach, 1786.
Ueber die redende Grazie. 3 St. Ansbach, 1779—83.
Versuch einer vollständigen Literatur der deutschen Uebersetzungen der Römer. 4 Bde. Altenburg und Erlangen, 1794—99.
Literatur der deutschen Uebersetzungen der Griechen. Altenburg, 1798—99. N. A. d. 2. Bds. 1809. Nachtrag. Erlangen, 1799.
Schulreden, zu Neustadt an der Aisch gehalten. Erlangen, 1800. N. A. 1818.
Ueber den Tibull, nebst einigen seiner Elegieen. Ansbach, 1780.
Ueber Vorsehungsbegriffe. Bayreuth, 1806.
Ueber die Wahl der Gattin. Ansbach, 1778.
Einzelne Abhandlungen, Programme, Uebersetzungen, u. s. w.

Ein tüchtiger, im Leben wie in der Wissenschaft durchgebildeter Pädagog und Philolog, der die in die bürgerlichen Verhältnisse hinübergreifenden Gegenstände seines Fachs mit Geist und Geschick zu behandeln und mit gesundem Sinne und großer Klarheit zu entwickeln verstand. — Seine Episteln und Gedichte können zwar nicht auf großen poetischen Werth Anspruch machen, doch enthalten sie manche, in anmuthigem Gewande vorgetragene Lehre und Wahrheit, welche rege Beherzigung verdient.

Johann Ludwig Deinhardstein,

ein Sohn des K. K. Hof- und Gerichtsadvokaten Aloys Deinhardstein wurde zu Wien im Jahre 1794 geboren. Nach den auf der dortigen Universität zurückgelegten juridischen Studien, widmete er sich allen Theilen der politischen Civil- und Criminalpraxis, wurde im Jahre 1824 Criminalcommissär, 1827 provisorischer Professor der Aesthetik, der klassischen Literatur und der Geschichte der Künste an der Wiener Universität und im Jahre 1829 ordentlicher Professor jener Lehrfächer an der Theresianischen Ritterakademie, so wie 1832 Vicedirektor der Hofbühne und außerdem 1834 K. K. wirklicher Regierungsrath. Zugleich bekleidet er seit 1829 die Stelle eines ersten Redacteurs der Wiener Jahrbücher der Literatur. Unter den Ritterorden, welche ihm von mehreren ausländischen Höfen verliehen wurden, befindet sich auch der Hausorden vom Falken oder zur Wachsamkeit, den er von S. K. H. dem jetzt regierden Großherzoge von Sachsen-Weimar in Berücksichtigung seiner Verdienste um die deutsche Kunst und Wissenschaft erhielt.

Seine Schriften sind:

Dichtungen für Kunstredner. Wien, 1815.
Dramatische Dichtungen. Wien, 1816.
Ehestandsqualen. Lustspiel. Wien, 1820.
Theater. Wien, 1827.
Hans Sachs. Dramat. Gedicht. Wien, 1828.
Skizze einer Reise von Wien über Prag u. s. w. Wien, 1831.
Erzherzog Maximilians Brautzug. Dramat. Ged. Wien, 1832.
Garrick in Bristol. Lustspiel. Wien, 1834.
Kritiken, Erzählungen, Dramen und Gedichte in den Wiener Jahrbüchern, dem Morgenblatte, der Aglaja, der Fortsetzung des Kotzebueschen Almanachs u. a.

D. hat hat sich vorzüglich als dramatischer Dichter durch seine Charakteristik, echte komische Kraft, treue Auffassung des Lebens, geschickte Oekonomie und eine edle, gebildete und anmuthige Sprache Ruf erworben; selbst in jenen seiner Leistungen, in welchen der Stoff nur eine mehr oberflächliche Darstellung der Verhältnisse und kein tieferes Eindringen in die Welt der Leidenschaften gestattete, tritt dennoch eine meisterhafte Vollendung der Form dem Leser und Zuschauer wohlthuend entgegen. Hans Sachs wird allgemein als seine gelungenste Arbeit in dieser Gattung betrachtet. Als Aesthetiker und Kritiker zeichnet er sich durch Gründlichkeit, Klarheit und Geschmack aus, und die Wiener Jahrbücher der Literatur haben unter seiner Leitung den wohlverdienten Ruhm, eine der besten kritischen Zeitschriften zu seyn, nicht allein erhalten und bewährt, sondern noch vergrößert. — Er bereitet gegenwärtig die Herausgabe seiner lyrischen Gedichte, so wie eines Handbuches der Aesthetik vor.

Das diamantene Kreuz.*)

Original-Lustspiel in zwei Acten

von

Deinhardstein.

Personen.

Der Baron.
Thereſe, ſeine Frau.
Thereſe von Eichdorf, ſeine Mündel.
Wilhelmine von Erben.
Herr von Steinau.
Guſtav von Brand.
Ein Bedienter des Barons.

Die Handlung geht vor auf dem Landgute des Barons.

Erſter Act.

(Garten des Barons. In der Mitte ein großer dichtbelaubter Baum, unter ihm ein Tiſch und Gartenſtühle. Im Hintergrunde die Gartenmauer, und eine kleine verſchloſſene Thür. Zur Seite erblickt man eine Leiter an einem Baume lehnend).

Erſte Scene.

Der Baron (einen Brief in der Hand haltend, in dem er lieſt).

„Am beſten iſt's, Sie kommen ſelbſt, lieber Onkel, denn ich habe viel mit Ihnen zu reden, was ſich ſchwer einem Briefe anvertrauen läßt. Wir haben uns ohnedies ſeit acht Monaten nicht geſehen. Ihre dankbare Nichte Thereſe von Eichdorf."

(er faltet den Brief zuſammen)

Sie ladet mich ein, nach der Reſidenz zu kommen, ſie hat mir viel zu ſagen, was man einem Briefe nicht anvertrauen kann, — ſie nennt ſich meine dankbare Nichte, was brauch' ich noch zu meinem Glücke! Endlich hat ſie nachgegeben, aber es hat auch Mühe gebraucht. Ein ganzes Heer von Schmeicheleien aller Art hab' ich vor ihr ausgebreitet; kein weibliches Herz wäre widerſtanden, und doch war bei ihr alles bisher vergebens. Lang' hätt' ich ſie aufgegeben, wäre die kleine Hexe nicht ſo überaus niedlich, daß man ſie lieben muß. — Hab' ich nun nicht Recht gehabt, mich immer ſo entgegen zu ſetzen, wenn Heirathsgedanken in ihr wach wurden? Ein Onkel in meinen Jahren, der eine hübſche Nichte verheirathet, iſt, gering geſagt, — ein Narr. — Darin hätt' ich aber auch nicht nachgegeben. Nach dem Teſtamente ihres Vaters hab' ich ſie in den Händen, und jeder Heirathsplan, mit dem ſie mir vor dem dreißigſten Jahre kommt, wird verworfen. — Ich will ihr gleich antworten, und alle Süßigkeiten in den Brief legen, die mir Amor in die Feder dictiren wird. (er geht ab).

Zweite Scene.

Die Baronin, Wilhelmine von Erben (von der entgegengeſetzten Seite auftretend).

Baronin. Du kannſt nicht glauben, Wilhelmine, wie mir die Ueberraſchung wohl gethan hat, Dich, du liebe, ſo lang vermißte Jugendfreundin auf einmal wieder zu ſehen. Nun laß ich dich aber auch nimmer von mir, du magſt anfangen, was du willſt.

Wilhelmine. Haſt du vergeſſen, liebe Thereſe, daß die ſchönſten Stunden zugleich die kürzeſten ſind. Ich muß nach der Reſidenz noch heute, ſpäteſtens morgen. Nur die Freude, dich in meine Arme zu ſchließen, konnte mich zu einem Verweilen bewegen, das vielleicht bedeutender iſt, als du denkſt. Ich ſollte eigentlich ſchon dort ſein, und wär' es auch, beträfe die Sache mehr, als eine Heirath.

Baronin. Eine Heirath? Doch nicht die deinige?

Wilhelmine (ſeufzend). Allerdings.

Baronin. Du ſeufzeſt dazu?

Wilhelmine. Wenn man von ſeiner Heirath ſpricht, pflegt man's ja immer zu thun. Man muß ſich dabei anſtellen, als läg Einem nicht viel daran.

Baronin. Kenn' ich deinen Bräutigam?

Wilhelmine. Ich glaube kaum. Er lebt in der Reſidenz, wo er nun einen reichen Onkel beerbt hat. Wir wollen uns in der Nähe ankaufen. Die Erbſchafts-Angelegenheiten fordern ſeine Gegenwart, und halten ihn zurück. Er erwartet mich ſpäter, aber die Tante, eine Freundin von Ueberraſchungen, führt mich ihm, unerwartet, entgegen. Sie iſt im Gaſthofe abgeſtiegen, und kaum wird mir's gelingen, ſie bis morgen hier zu halten.

Baronin. Es muß dir gelingen. Wie heißt denn dein künftiger Eheherr?

Wilhelmine. Steinau.

Baronin (erſtaunt). Steinau — Karl von Steinau?

Wilhelmine. Ja! — Kennſt du ihn?

Baronin. Sehr genau. Er iſt ein Jugendfreund meines Mannes, und gerade jetzt hier auf ſeinem Landgute.

Wilhelmine. Steinau hier? Das iſt allerliebſt.

Baronin (gedehnt). Der iſt dein Bräutigam?

Wilhelmine (etwas beleidigt). Warum ziehſt du denn das der ſo bedeutend? Der — der — —

Baronin. Ich meinte nur —

Wilhelmine. Was meinteſt du? Haſt du etwas gegen Steinau, ſo ſag' mir's grade heraus; haſt du nichts gegen ihn, ſo quäle mich nicht mit einem der, ich meinte nur, und dergleichen.

Baronin. Aufrichtig geſtanden, Wilhelmine, mein Mann wäre Steinau nicht. Er hat — ich will nicht ſagen — viele Fehler, doch gewiß viele Eigenheiten, die mir — unausſtehlich wären.

Wilhelmine. Und worin beſtehen ſie, dieſe unausſtehlichen Eigenheiten?

Baronin. Erſtens iſt er überaus neugierig, das ſchickt ſich doch nicht für einen Mann.

Wilhelmine. Die Männer ſind vor der Ehe alle neugierig. Erſt im Eheſtande werden ſie geſetzter

Baronin. Dann iſt er, mir wenigſtens, etwas zu ſchlau —

Wilhelmine. Das macht ſeinem Verſtande Ehre.

Baronin. Dann, — und dieß, liebes Kind, iſt ſein eigentlicher Hauptfehler, ſpielt er gern die Rolle des Zwiſchenträgers; immer weiß er die Leute unter einander zu hetzen, ohne daß ſie ſich's verſehen, und wo er ein Flämmchen findet, ſäumt er niemals, etwas Oel darein zu gießen, und freut ſich im Stillen darüber, wenn's ordentlich brennt.

Wilhelmine (beleidigt). Wer den Mann nicht näher kennen würde, den du da ſchilderſt, der ſähe einen läppiſchen, verſchlagenen böſartigen Menſchen vor ſich, und von allen dem findet man an Steinau auch nicht eine Spur. — Was du Neugierde nennſt, iſt gut beſehen, Wißbegierde, — was dir Schlauheit ſcheint, Verſtand — und was Hang zur Zwiſchenträgerei ſeyn ſoll, iſt nichts, als ein lebhafter Muthwille, der ſich gern hier und dort was zu ſchaffen macht, und den er übrigens ſchon verlieren ſoll, wenn er mein Mann iſt.

Baronin. Du ſcheinſt beleidigt, Wilhelmine, und haſt Unrecht, wenn du's biſt. Ich mußte dir ſagen, was ich wußte, es iſt eine Pflicht, die mir die Freundſchaft auferlegt. Auch beurtheile ich ihn vielleicht zu ſtreng; es iſt aber leicht verzeihlich — wer einen Mann hat, wie ich —

Wilhelmine (ſie lächelnd anſehend). Wie du — und was iſt das für ein Mann?

Baronin. So ordentlich — ſo männlich — ſo gut — ſo treu — ſo —

Wilhelmine. So — weiter — biſt du ſchon fertig?

Baronin. Die Eigenſchaften ſind mir genug.

Wilhelmine. Mir wären ſie's auch, wenn er ſie alle hätte — und keine andern dabei.

Baronin. Keine andern? — doch nicht etwa gar —

Wilhelmine. Bloße Eigenheiten — etwas Leichtſinn — etwas Eitelkeit — etwas Zerſtreuung — etwas Eiferſucht —

Baronin. Du willſt mir Gleiches mit Gleichem vergelten, aber es geht nicht. Die Eiferſucht geb' ich dir zum Theil zu — aber ſie iſt eine Folge einer zu heftigen Liebe, die ſich ertragen läßt.

Wilhelmine. Wenn nur der ohne Grund eiferſüchtige Mann nicht dir ſelbſt öfters Grund zur Eiferſucht gäbe.

Baronin (beleidigt). Wilhelmine! — doch, wie kann's mich kränken, daß du einen Mann beſchuldigſt, denn du nicht einmal vom Sehen kennſt.

Wilhelmine. Man kennt ſeine Leute denn auch vom Hören. Die öffentliche Meinung hat nie ganz unrecht —

Baronin. Die öffentliche Meinung — Wilhelmine! Du wirſt unartig.

Wilhelmine (die Baronin parodirend). Ich mußte dir ſagen, was ich wußte, es iſt eine Pflicht, die mir die Freundſchaft auferlegt. Du haſt mir die Augen geöffnet, ich will dir's Gleiches thun. Weiſt du was, liebe Thereſe, ich will dir einen Beweis davon geben, daß ich wahr ſprach. Ich bleibe bis

*) Aus Kotzebues Almanach dramatiſcher Spiele. Vier und zwanzigſter Jahrgang. Leipzig, 1826.

morgen hier — und verbinde mich, deinen Mann bis dahin in mich verliebt zu machen, daß er brennen soll durch und durch.

Baronin (steht schnell auf). Wenn dir das gelingt, dann will ich dir glauben, doch früher nicht. Es wird dir aber nicht gelingen, davon kannst du überzeugt seyn, ich kenne meinen Mann.

Wilhelmine. Nur mach ich's zur Bedingung, daß er mich hier nicht eher gewahr wird, bis ich es für nöthig finde, und daß er überhaupt vor der Hand nicht erfährt, daß wir uns kennen.

Baronin. Wie du willst — wie du willst. — (In die Scene blickend). Da kommt er eben den Baumgang herauf. Ich will dich bei dem Gartenthürchen hinauslassen, damit du ihm nicht begegnest.

Wilhelmine. Mir ist's recht.

Baronin (gespannt). Mach nur, daß du fortkommst.

Wilhelmine. Wo ist die Thüre?

Baronin (darnach zeigend — spitzig). Dort. — Ich danke dir noch recht warm für deine freundschaftliche Güte, aber ich fürchte, ich fürchte, dein alter Fehler — die Eitelkeit, Wilhelminchen — hat dich ein wenig zu weit geführt.

Wilhelmine (mit Ironie). Wir wollen sehen. Es geschieht übrigens vom ganzen Herzen, du kennst ja das Sprichwort, Dienst um Dienst. — Schließ zu, daß er mir nicht nachkommt.

(Die Baronin geleitet Wilhelminen zur Gartenthüre, schließt auf, und läßt sie durch — unter der Thüre umarmen sie sich noch einmal. Der Baron tritt ein, und blickt schnell nach der Gartenthüre, welche die Baronin eben verschließt, er hat einen Brief in der Hand).

Dritte Scene.

Baron. Die Baronin.

Baron (für sich). Was um alle Welt thut meine Frau dort? Sie hat Jemanden zur Thüre hinausgelassen, wie es scheint — auch hat sie sich so hinausgebückt, daß es aussah, als hätte sie Jemanden umarmt.

(Die Baronin kommt zurück).

Baron (ihr entgegen tretend). Du hast Besuche gehabt, mein Kind?

Baronin (etwas verlegen). Besuche nicht so eigentlich —

Baron. Und wie, uneigentlich?

Baronin. Ich meinte es war nicht das, was man gewöhnlich Besuch nennt. Meine Putzhändlerin hat mir einige Kleinigkeiten aus der Stadt mitgebracht.

Baron (sie scharf anblickend). Kleinigkeiten! Sie müssen besonders klein sein, denn ich sehe sie nicht.

Baronin. Sie hat sie wieder mitgenommen, weil ich Manches daran geändert haben will.

Baron. Und da hast du sie zum Dank dafür umarmt?

Baronin (verlegen). Umarmt? — was fällt dir ein? — (den Brief des Barons erblickend) Correspondenzen?

Baron. Väterliche Ermahnungen an meine Nichte in der Residenz. (Er steckt den Brief ein — für sich.) Sie ist äußerst verlegen, darüber muß ich ins Klare kommen. (Laut). Was hast du da für einen Schlüssel?

Baronin. Zur Gartenthüre.

Baron (immer genauer forschend). Warum hast du denn gerade heute so genau zugeschlossen — es ist doch sonst deine Art nicht.

Baronin (ihm die Hand auf die Schulter legend). Man hat mir gesagt, daß du mir zuweilen weniger Vertrauen schenkst, als ich verdiene. Das glaub' ich nicht, und damit ich mich davon recht genau überzeuge, nehm' ich den Schlüssel mit; übrigens kannst du ganz ruhig sein, es ist nichts dahinter, was dir unlieb seyn könnte.

(sie geht ab).

Vierte Scene.

Baron (allein).

Das geht zu weit! — Sie läßt Jemanden aus der Gartenthüre, — ich bemerke die Ueberreste einer Umarmung — ich stelle sie darüber zur Rede — sie ist verlegen — entsetzlich verlegen — sie nimmt den Schlüssel mit — geht fort — und ich soll ruhig seyn. (überlaut) Ich will nicht ruhig seyn — ich kann's nicht seyn mit gesunden Sinnen. — (Die Gartenthür betrachtend). Da ging Jemand hinaus — das ist gewiß — das hat sie mir selber eingestanden — so viel weiß ich also — wer aber hinausging, das weiß ich nicht — das will ich aber gleich erfahren. — (Er versucht an der Thüre zu rütteln) Die Thüre ist richtig verschlossen — und — (er versucht es noch einmal) das Ding ist von einer unglaublichen Solidität — einbrechen kann ich sie nicht — (er sucht in den Taschen) — Schlüssel habe ich nicht bei mir, — mach ich den Umweg durch's Haus, — so ist der Kerl lang über alle Berge — ich muß gleich hinter ihm her sein. — (Er blickt ängstlich umher und gewahrt die Leiter). — Ach! Du kommst erwünscht — (er holt sie schnell herbei, lehnt sie an die Mauer, und steigt auf die Sprossen) — richtig! — hab' ich's nicht gedacht — dort geht er noch — wart! ich will dich — mit einem kühnen Sprunge bin ich im Freien — besser einen Fuß weniger als einen Schmuck auf dem Kopfe zu viel! — (Er schwingt sich auf die Mauer, so, daß er in reitender Stellung erscheint).

Fünfte Scene.

Baron. Brand (etwas altmodisch gekleidet).

Brand (der eine Weile verwundert zugesehen hat, und kaum seinen Augen traut, rufend). Baron!

Baron (erschrocken). Was ist?

Brand (verwundert). Seyd Ihr's wirklich?

Baron. Das seht Ihr ja!

Brand. Was macht Ihr denn auf der Mauer?

Baron (verlegen). Ich — voltigire.

Brand. Auf der Mauer?

Baron. Warum nicht? Eine Höhe ist wie die andere.

Brand. Darf ich Euch nicht bitten, Eure Uebungen ein wenig einzustellen. Ich habe Euch Dinge von der größten Wichtigkeit zu sagen.

Baron (immer ins Freie blickend, für sich). Dort geht der Kerl noch — ich muß ihm nach, sonst kommt er mir aus den Augen. — (Zu Brand) Vergebt lieber Freund, aber ich habe jetzt keine Zeit, Euch anzuhören — ein andermal steh' ich ganz Euch zu Diensten. —

(er springt über die Mauer.)

Sechste Scene.

Brand (allein, ihm verwundert nachblickend).

Träum' ich oder wach' ich? Er ist über die Mauer gesprungen. — Der Mann ist wohl manchmal etwas sonderbar, vergeßlich und dergleichen — aber Spuren von wirklicher Geistesverwirrung hab' ich noch nie an ihm bemerkt. Er kann bedeutenden Schaden genommen haben. — Ich will doch nachsehen — (er steigt auf die Leiter und schaut über die Mauer). Da läuft er hin! — Weiß Gott! — er geberdet sich wie ein Verrückter. — Davon muß ich gleich Theresen in Kenntniß setzen; der Umstand kann auf unser Verhältniß eine verdrüßliche Wirkung haben — Leute von solcher Art — sind keiner Einwilligung fähig. (er steigt herunter.)

Siebente Scene.

Brand. Steinau.

Steinau (der bei den letzten Worten Brands eingetreten ist). Was ist das? Wie kamst du auf die Leiter?

Brand. Dem Baron habe ich nachgeschaut. Mir ist bang' um ihn. Stell' dir vor, wie ich eintrete, sitzt er — (auf die Mauer zeigend) da oben, und voltigirt. Plötzlich springt er in's Freie hinunter und rennt durch die Wiesen, daß ihm die Kleider vom Leibe fliegen.

Steinau. Das ist in der That seltsam! Hast du gar keine Vermuthung, warum er sich so benahm?

Brand. Nicht die geringste. Ich bat ihn herunter zu kommen, denn ich hatte Wichtiges mit ihm zu reden.

Steinau (neugierig). Wichtiges? — und worin bestand's? —

Brand. Es war im Grunde nichts Wichtiges für Andere, bloß für mich. — — Es — — es ist, aufrichtig gesagt, ein Geheimniß —

Steinau. Ein Geheimniß! — (für sich) das muß ich wissen. — (Zu Brand) Also hast du auch vor deinen Freunden Geheimnisse?

Brand. Das nicht, lieber Steinau, aber sieh! Dich interessirt's nicht — und dann ist auch noch Jemand drein verflochten. —

Steinau. Mich interessirt's nicht! Wie kannst du so reden. Mich interessirt Alles, was meine Freunde interessirt. — Lieber, guter Brand! — gieb mir einmal einen Beweis deines Vertrauens. — Nicht daß ich dich daran erinnern will, aber ich glaube, ich hab's verdient um dich. Unter Freunden muß gar nichts geheim seyn. Was für ein Geheimniß wolltest du dem Baron entdecken?

Brand (lächelnd). Du bist doch sonderbar! — — Was nützt dir's, wenn ich dir's sage, du kannst mir doch nicht helfen.

Steinau. Nicht helfen. — Es ist also etwas, wo du Hülfe brauchst. — Jetzt mußt du mir's sagen — jetzt kann ich darauf bestehen, denn dir muß geholfen werden — und deine Freunde sind verbunden, dir zu helfen.

Brand. Du bist in der That ein herzensguter Mensch — (seine Hand ergreifend — gutmüthig). Wenn dir damit ein Gefallen geschieht — will ich dir's wohl entdecken. — Es wird dir, wie du mich kennst, etwas seltsam scheinen, aber's ist doch einmal so — ich bin verliebt.

Steinau (mit der gespanntesten Neugierde). Nur weiter — weiter —

Brand. Ich werde auch wieder geliebt. — Aber meine Geliebte —

Steinau. Nun — deine Geliebte — du spannst deine Freunde ordentlich auf die Folter —

Brand. Meine Geliebte ist wohl Herr ihres Herzens, aber nicht Herr ihrer Hand.

Steinau. Wer ist aber Herr ihrer Hand?

Brand. Der Baron —

Steinau (verwundert). Der Baron — wie heißt denn deine Geliebte?

Brand. Das kann ich dir nicht sagen, — jetzt wenigstens nicht — aber ich hoffe, du sollst's bald erfahren. —

Steinau. Ist sie aus der Residenz oder —

Brand. Alles das kann und darf ich dir vor der Hand nicht entdecken. Es sind ja Dinge, die meine Geliebte betreffen —

Steinau. Kenn' ich sie?

Brand. Du frägst umsonst, Schatz! Alles, was ich dir sagen durfte, hab' ich dir gesagt; drum quäle mich nicht weiter.

Steinau. Gut! Damit du siehst, daß ich nicht zudringlich bin, sollst du nicht ein Wort mehr darüber hören. Jetzt komm' mit mir, wir wollen den Baron aufsuchen — ich muß erfahren, wie das Ding mit der Mauer zusammenhängt.

Brand. Jetzt kann ich nicht, lieber Steinau — (er sieht nach der Uhr) es ist bald 9 Uhr, aber in einer Stunde bin ich bereit.

Steinau. Jetzt kannst du nicht, das werden auch wichtige Geschäfte sein, die dich zurückhalten.

Brand. Sehr wichtige.

Steinau. Zum Beispiel?

Brand. In einer Stunde sag' ich sie dir.
(er will fort).

Steinau. Nichts da! Du kommst mir nicht fort, bis ich weiß, wohin du gehst, oder ich mach's kurz, ich begleite dich — ich gehe nicht von deiner Seite, da will ich dann doch bald sehen, wo du hingehst.

Brand (ängstlich). Um's Himmelswillen thu das nicht, das gäbe eine saubere Geschichte. — Du bist doch wie die Kinder, Steinau! man hat keine Ruhe vor dir, bis man dir deinen Willen gethan hat. (heimlich) Ich muß allein seyn. — — (laut, und in Bangigkeit seufzend) Mich ruft ein Rendezvous mit der Person, von der ich vorhin sprach.

Steinau. Und gleich —

Brand. In einer halben Stunde —

Steinau. Das läßt sich hören. Siehst du, wie nöthig Vertrauen zwischen Freunden ist. Wüßt' ich das nun nicht, ich hätte dir den ganzen Spaß verderben können, und ohne meinen Willen. — Wie leicht kam ich in eure Nähe, ohne daß ich's gewußt hätte, und so was braucht keine Zeugen. — Wo kommt Ihr denn zusammen?

Brand. Im Lindenwäldchen hinter dem Schloß, bei der Laube.

Steinau. Der Ort ist prächtig, wie gemacht für derlei Zusammenkünfte. —

Brand. Er ist ruhig und sicher —

Steinau. Vollkommen, vollkommen. Du bist doch ein durchtriebener Vogel — das hätt' ich nicht hinter dir gesucht.

Brand. Nimm die Sache nur nicht etwa schief. Es geht alles in der größten Ordnung dabei her.

Steinau. Dafür kenn' ich dich ja! — doch geh' jetzt an deinen Posten, — ich will dich nicht länger aufhalten. Deine Geliebte ist vielleicht schon im Anzuge.

Brand. Du hast Recht. Leb wohl, Steinau. Also in einer Stunde sehen wir uns wieder. Wenn du den Baron triffst, so such ihn ein wenig auszuforschen. Es ist bei ihm nicht Alles, wie es seyn sollte.

Steinau. Sey außer Sorgen. (Brand ab.)

Achte Scene.

Steinau (allein).

Verliebt! — Brand verliebt — seine Geliebte hier — und mit ihm in einem zärtlichen Rendezvous — das muß ich sehen, und wenn ich die Augen darüber verlieren sollte. Aber allein — das geht nicht, es könnte mir denn doch falsch gedeutet werden. Er hat sich mir entdeckt — es müßte Alles mehr zufällig geschehen, und ich dabei im Hintergrunde bleiben — Halt! Der Baron soll mit, dies ist der Mann für Abentheuer solcher Art.

Neunte Scene.

Der Baron. Steinau.

Baron (tritt gedankenvoll auf, ohne Steinau zu bemerken, für sich). Ich muß mich an der Person getäuscht haben, der Mensch, dem ich nachlief, war mein alter Gärtner, und den hatte sie doch sicher nicht umarmt. — (Steinau gewahr werdend) Guten Abend, Steinau.

Steinau. Saubere Dinge muß ich hören von dir.

Baron. Wie so?

Steinau. Bist du denn toll geworden? Auf der Mauer zu voltigiren, und darauf athemlos durch die Felder zu rennen.

Baron (etwas verlegen). Ich hatte einige Tage wenig Bewegung gemacht — da wollt' ich heute das Versäumte einholen — und zugleich mich etwas zerstreuen.

Steinau. Den Zweck scheinst du nicht ganz erreicht zu haben; wie ich bemerke, bist du ziemlich verstimmt.

Baron. Verstimmt eben nicht, aber die Migräne hat sich eingefunden — auch hab' ich mir beim Sprunge den Fuß verrenkt. Ich will nach Hause geh'n, und mich zu Bette legen. (er will fort).

Steinau. Das thut mir herzlich leid. — Du kommst dabei um ein paar köstliche Unterhaltungen.

Baron. Ich bin heute nicht aufgelegt dazu.

Steinau. Erstens sind vor einigen Stunden zwei Damen im Gasthofe abgestiegen, von denen die eine, wenigstens ein Engel seyn soll. Mein Bedienter, ein Teufelskerl, hat sie mir beschrieben. Höchstens 18 Jahre alt, gebaut wie eine Grazie, schwarzes Haar, Augen wie Sterne.

Baron (hält sich die Ohren zu). Hör' auf!

Steinau (fortfahrend). Und ein Fuß, mein Jakob konnte ihn mit gehöriger Aufmerksamkeit würdigen. Wie er mir sagte, ließ ihn die Dame beim Aussteigen auf dem Wagentritt ausruhen. Ein Fuß soll es seyn, daß ihn die Chinesen für klein halten würden.

Baron (mit der wärmsten Theilnahme). Dieß Geschöpf ist abgestiegen — hier — auf meinem Gute — im Gasthofe!

Steinau. Ist abgestiegen — und wohnt mit ihrer Mutter dort — sie heißt Bernardine Senden und reist morgen wieder fort.

Baron. Woher weißt du das alles?

Steinau (geschäftig). Ich habe mich gleich im Gasthofe darnach erkundigen lassen. Du kennst mich, ich bin darin ein wenig genau.

Baron. Ah! das ist was anders, die Migräne kann ich morgen ausschlafen, und mein Fuß wird merklich besser. Wir wollen gleich hingehen, als Gutsherr bin ich den Fremden diese Aufmerksamkeit schuldig.

Steinau. Nichts da — vor der Hand weiß ich noch einen besseren Besuch.

Baron (feurig). Ist Eine da, die noch schöner ist?

Steinau. Das nicht — aber — (lachend) du glaubst's nicht — wenn ich dir's sage. Die Welt hat ihre alte Ordnung verändert — du kannst noch einmal das Muster eines guten Ehemannes werden. — Brand — der stille, sittsame — scheue — höfliche Brand ist verliebt — und hat in dieser Stunde eine heimliche Zusammenkunft mit seiner Geliebten. —

Baron (bestimmt). Das ist nicht möglich!

Steinau. Es ist. — Eben war er da, und hat's selber mir unter tausend Aengsten entdeckt. In der Laube hinter dem Schlosse ist die Zusammenkunft. Wer seine Geliebte ist, und wie sie heißt, hat er mir verschwiegen. Wir müssen sie kennen lernen. Wir müssen hin.

Baron. Das versteht sich.

Steinau. Es muß ein eigenes Exemplar von Liebhaberinnen sein, ich kann sie mir kaum vorstellen.

Baron. Wenn sie so zurückgezogen ist, und so höflich wie er, so kommen sie vor lauter Complimenten zehn Tage nicht von einander.

Steinau. Das soll einen köstlichen Spaß geben. Du gehst wie zufällig an der Laube vorüber, ich stelle mich an, als wollte ich dich zurückhalten. — Auf jeden Fall müssen wir die Dame zu Gesicht bekommen. Was Brand betrifft, mußt du ihn ganz auf dich nehmen, denn ich erscheine in dieser An-

gelegenheit als eine Gattung Vertrauter, und darf nicht aus der Rolle fallen.

Baron. Komm nur. Wir wollen rechts über die Wiese geh'n, damit wir ihm noch den Vorsprung abgewinnen.

Steinau (die Uhr ziehend). Halb zehn Uhr — jetzt ist's gerade Zeit, wir müssen uns ohnedies ein Bischen maskiren, damit man uns nicht gleich erkennt.

(sie gehen ab.)

(Wäldchen, mit einer Laube im Vordergrunde. — Im Hintergrunde ein Theil des Schlosses — die Scene ist vom Monde erleuchtet).

Zehnte Scene.

Brand (tritt auf, er blickt ängstlich umher).

Dem Himmel sey Dank! sie ist noch nicht da. Schon hab' ich gefürchtet, ich kam zu spät. Es ist ein wahres Glück, daß ich Steinau von meinem Verhältniß gesagt habe; er hat Recht, sein Weg führt ihn hier vorüber, er hätte uns überraschen können, ohne daß er's gewollt hätte. Ich glaube, ich wäre des Todes gewesen! Nun sind wir doch vollkommen sicher.

Eilfte Scene.

Brand. Therese von Eichdorf.

(sie trägt einen Schleier, den sie zurückgeschlagen hat, und am Halse ein diamantenes Kreuz an einem goldenen Kettchen. Sie tritt von Brand ungesehen auf, und klopft ihn auf die Schulter).

Therese. Gustav!

Brand (fährt erschrocken zusammen, und zieht ehrerbietig den Hut, in höchster Verlegenheit). Mein Fräulein! —

Therese. Legen Sie doch jetzt die Complimente ab, wir haben wahrhaftig keine Zeit dazu.

Brand. Vergeben Sie mir. Es ist mir wunderbar zu Muthe. So ein Rendezvous hat doch in der That etwas ganz Eigenes an sich, zumal ein erstes. Ich bin an derlei Dinge nicht gewöhnt.

Therese. Das hat gar nichts zu bedeuten. Den Mangel solcher Erfahrungen sehen wir den Männern gern nach. Haben Sie mit meinem Oheim gesprochen?

Brand. Ja und nein! Er war eben sehr beschäftigt, als ich kam und konnte mir kein Gehör geben.

Therese. Sie müssen wieder hin. Sie wissen ja, von ihm hängt mein ganzes Schicksal ab. Er hat nach dem Testament meines Vaters unbedingt meine Hand zu vergeben, wenn ich nicht einen bedeutenden Theil meiner Erbschaft verlieren soll.

Brand. Was ist mir alles Geld der Erde ohne Ihren Besitz!

Therese. Sehr artig, vielleicht auch mehr, aber besser ist besser. Mein Besitz mit dem Gelde ist doch immer mehr werth, als mein Besitz ohne Geld.

Brand. Ach! was sind Sie für ein Engel, Therese! schön, gut, verständig: ich kann nur mit Zittern an den Augenblick denken, in dem ich Sie um den ersten Kuß ersuchen werde.

Therese. Denken Sie jetzt lieber an den Augenblick, der Sie mit meinem Oheim zusammenbringt.

Brand. Das ist bald geschehen. — Was kann er meiner Bitte entgegenstellen?

Therese. Ich fürchte mehr, als Sie denken. Ich weiß nicht warum, aber er will durchaus nicht, daß ich mich verheirathe, und hat sich oft darüber ausgesprochen.

Brand. Das wär' entsetzlich! ich will das Aeußerste wagen; denn aufgeben kann ich Sie nicht.

Therese. Unser Plan, daß ich zu meinem Onkel reisen soll, ist seit zwei Stunden erfüllt, und ich verspreche mir viel davon. Sie sehen mich hier. Er glaubt mich in der Residenz, und ist auf mein Hiersein nicht vorbereitet, das kann uns nützen. Schlägt alles fehl, so wend' ich mich an die Baronin, sie ist eine vortreffliche Frau. — (in die Scene blickend) Treten wir in die Laube, bis die Leute vorüber sind, die dort nahen.

Brand (mit einer Verbeugung). Wie Sie befehlen.

(sie treten in die Laube.)

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Der Baron. Steinau.

(Beide in Mäntel gehüllt.)

Steinau (heimlich zum Baron). Sie sind in der Laube. — Versuch's, ob du Etwas hören kannst.

(Der Baron tritt hinter die Laube und horcht auf — die Liebenden sind in einem Gespräche begriffen, er kommt zurück).

Baron (zu Steinau). Nicht eine Sylbe hab' ich verstanden. Man hört wohl, daß sie zusammen sprechen, aber es geschieht so still, daß man kein Wort unterscheiden kann.

Steinau. Das ist doch fatal — ich will nur selber hin — (er naht sich der Laube und horcht auf — zum Baron zurückkehrend.) Du hast Recht! sie lispeln und zischen durch einander, wie es mir in meinem Leben nicht vorgekommen ist.

(Brand kniet vor Theresen nieder).

Baron. Am besten wär's, wenn man ein wenig in die Laube hineinschauen könnte.

Steinau. Ich will's versuchen.

Baron. Doch nimm dich in Acht, daß sie dich nicht erblicken.

Steinau. Sey außer Sorgen, auf solche Dinge verstehe ich mich in der Perfektion.

(er geht nach der Laube und versucht auf verschiedene Art durchzublicken).

Baron (für sich). Ich bin nur auf die Donna neugierig, wie sie aussieht. — (zu Steinau, der zurückkommt) Hast du was gesehen?

Steinau. Nicht ein Sandkorn. Das ist ohne Zweifel die dichteste Laube in Europa. Die Zweige sind wie zusammengeleimt. — (ärgerlich) Wie kannst du so was auf deinem Gute dulden?

Baron. Morgen laß ich das Ding niederhauen. Was ist anzufangen? — Weißt du was, da wir drinnen nichts entdecken können, wollen wir suchen, sie herauszukriegen. Wir machen Lärm, nähern uns immer mehr der Laube — und wenn sie davon laufen, setzen wir ihnen nach.

Steinau. Das ist ein köstlicher Einfall; wir wollen ihn gleich in's Werk setzen.

Baron. Thun wir, als ob wir zankten.

(sie treten in einiger Entfernung von der Laube, und rufen wie im Streit begriffen, laut)

He! holla! he! — laß ab!

Brand (springt schnell empor, — im Tone großer Angst zu Theresen). Um Gotteswillen! Ich glaube gar, da raufen sich zwei —

Therese (heimlich). Halten Sie sich nur still. Vielleicht gehen sie vorüber.

Steinau und der Baron (der Laube näher tretend, mit verstärkter Stimme). He! holla! he! — zu Hülfe!

Brand (immer ängstlicher). Hören Sie — sie kommen immer näher — Ich dächte, das Beste wäre, wir machten uns fort. —

Therese. Was fällt Ihnen ein, um ihnen in die Hände zu fallen? Schweigen Sie nur, damit man uns nicht gewahr wird. (sie schlägt den Schleier über)

Brand (für sich). Das sind die Folgen eines Rendezvous.

Steinau, Baron (an die Laube klopfend, mit verstellter Stimme). He! holla! — heraus da! wer ist hier versteckt?

(Brand faßt Theresen schnell am Arme und läuft aus der Laube).

Steinau (ihnen nacheilend — mit verstellter Stimme). Sieh da! ein Mädchen — (er will Theresen zurückhalten). Halt, liebes Kind, so leicht kommen Sie uns nicht los.

Brand (faßt Theresen stärker an, und zieht sie fort — zu Theresen). Es sind Trunkenbolde! laufen Sie, was Sie können. (Beide schnell ab).

Dreizehnte Scene.

Der Baron. Steinau.

Steinau (nach einer Pause). Fort sind sie — und wir haben das Nachsehen —

Baron. Warum hast du sie nicht zurückgehalten?

Steinau. Ich konnte doch keine Gewalt brauchen.

Baron. Man hätte denn doch —

Steinau (der sich indessen der Laube genähert hat und ein am Boden liegendes Kreuz aufhebt, zum Baron). Halt! der Zufall ist uns mehr günstig, als wir's verdienen. Schau her, die Dame hat uns ein feines Merkzeichen zurückgelassen.

Baron. Was ist das?

Steinau. Ein diamantenes Kreuz, welches sich, wahrscheinlich als Folge des Schreckens, vom Halse der Donna losriß. Das soll uns bald auf die Spur führen; es scheint von Werth zu seyn, und der Eigenthümer wird sich wohl melden.

Baron. Gieb her —
(Steinau giebt ihm das Kreuz.)

Baron (besieht es, — für sich — im Tone des höchsten Entsetzens). Alle Teufel! was muß ich sehen — das ist das Kreuz meiner Frau, sie war in der Laube.

Steinau. Was hast du denn mit einmal? — Kennst du das Kreuz?

Baron (ohne auf ihn zu hören, immer im Anblicke des Schmucks versunken). Sechs Diamanten — vier Smaragden — die Fassung — die Kette — es ist kein Zweifel mehr — ich hab es ja selber gekauft; gestern noch sah ich's an ihr.

Steinau (ihn rüttelnd). Karl! — komm doch zur Besinnung.

Baron (auffahrend). Was ist?

Steinau. Bald werd' ich dem Brand glauben müssen, daß es nicht ganz richtig bei dir ist.

Baron. Wer hat dir das gesagt? Brand?

Steinau. Durch ihn weiß ich, daß du auf der Mauer warst, und über die Felder rannteſt; das sind allerdings verdächtige Anzeigen.

Baron. Wie hat er mich sehen können — da er im Garten stand, als ich lief, und uns die Mauer trennte.

Steinau. Er stieg auf die Leiter und sah dir nach.

Baron (ihn anstarrend). Nachgesehen hat er mir — Jetzt ist's entschieden. — Was ging es ihm an, was ich that, wenn er nicht der Schuldige war, aber so feierte er die Gewißheit seines Triumphes. — Es war auch eine verdammt lächerliche Scene. Ich laufe athemlos einem Menschen nach, der ruhig hinter mir auf der Leiter steht.

Steinau (im Tone höchster Verwunderung). Dem Brand bist du nachgelaufen? — du mußtest ja wissen, daß er im Garten war, da du mit ihm gesprochen hast.

Baron (ohne darauf zu hören). Du hast sie zuvor besser gesehen diese Person, als ich, — du standest ihr näher — was hast du gesehen? — Das Kleinste ist von Bedeutung — verschweige mir nichts — wie sah sie aus?

Steinau. Ich sah nur die Figur — die war groß und schlank gebaut — schöne Taille —

Baron (dringend). Weiter — weiter —

Steinau. Weiter — sah ich nichts —

Baron. Nichts! es ist genug! Die Gartenthüre, die Umarmung, ihre Verlegenheit, ihr eigenes Geständniß, Brand, sein Stehen auf der Leiter, das Rendezvous, das Entlaufen, die Taille, das Kreuz, (er hält alle Finger, an denen er die angeführten Stücke abzählte, hoch in die Höhe) — auf jeden Finger hab ich einen Beweis und alle stehen in einem gräßlichen Zusammenhange. — Jetzt ist es zu spät — sie hat sich wahrscheinlich eingeschlossen, aber morgen, des Tages, will ich zu Beiden — (er faßt Steinau an der Brust, der erschrocken sich loszumachen sucht) — — ihn will ich so fassen, und ihn dann zertreten, wie einen Wurm, ihr aber dieß Kreuz vor die Augen halten, und wenn die Verrätherin athemlos hinsinkt, die herrlichste Stunde meines Lebens genießen. (er stürzt ab.)

Steinau (ihm nachsehend). Das ist ein Unglück! Er ist wirklich von Sinnen.

(Ende des ersten Acts).

Zweiter Act.

(Im Garten des Barons).

Erste Scene.

Die Baronin. Steinau.

Steinau (mit verstellter Verwunderung). Und in der Nähe der Laube hörten Sie den Lärm?

Baronin. Ganz deutlich. Es war ein durchdringendes Geschrei, gerade so, als ob Jemand angefallen würde; es müssen ein paar Spitzbuben gewesen seyn.

Steinau (verlegen). Das wohl nicht.

Baronin. Es hat sich doch kein Unglück dabei ereignet?

Steinau. Nichts, das ich wüßte.

Baronin. Ah! dann ist auch nichts geschehen, sonst wüßten Sie's gewiß.

Steinau (für sich). Den Stich sollst du mir entgelten. — Vielleicht weiß der Baron etwas darum.

Baronin. Der Baron?

Steinau (geheimnißvoll). Er war um diese Zeit bei der Laube.

Baronin. Uebles ist ihm dort zum Glücke nichts widerfahren; denn vor einer Stunde ist er ausgeritten, und war, so viel ich vom Fenster bemerkte, frisch und gesund.

Steinau. Fragten Sie nicht, wohin er geritten ist?

Baronin. Darnach frag ich nie.

Steinau. Sie sind doch ein Muster einer nachsichtsvollen Frau. — Andere thun darin zu wenig, Sie eher zu viel.

Baronin. Wie verstehen Sie das?

Steinau (lächelnd). Der Herr Baron haben einen empfänglichen Sinn für das Schöne.

Baronin. Das ist mir lieb; es zeigt von seinem Geschmack.

Steinau. Es ist gestern ein Mädchen im Gasthofe abgestiegen mit ihrer Mutter. — Das Mädchen soll von ausnehmender Schönheit seyn. —

Baronin. Nun?

Steinau (sie forschend anblickend). Der Baron weiß, daß sie hier ist. — Sie verstehen mich.

Baronin. Ich verstehe Sie nicht —

Steinau (heimlich). Sein Spazierritt hängt mit ihrem Hierseyn zusammen, und wahrscheinlich auch mit der Scene von gestern Abend. Es sollen ein paar Liebende aus der Laube geschreckt worden seyn.

Baronin. Sie sagten mir ja vorhin, Sie wüßten nicht was bei der Laube geschah —

Steinau (verlegen). Ich sagte, es soll geschehen seyn — genau weiß ich es allerdings nicht — ich spreche vom Hörensagen —

Baronin. So will ich mich darnach besser erkundigen. Ich will meinen Mann darum fragen. Er muß bald zurück seyn. — Auf Wiedersehen. (sie verneigt sich vor ihm, was Steinau äußerst höflich erwiedert, und geht ab).

Steinau (ihr nachsehend). Gehorsamer Diener!

Zweite Scene.

Steinau (allein).

Ihren Mann will sie fragen? Da muß ich vorbeugen. — Wenn sie dem Baron alles das wieder sagt, steh ich vor ihm in einem sauberen Lichte. Ich muß ihn gleich aufsuchen, und der Sache eine Wendung geben, die mich aus der Verwicklung wieder herausdreht. Mit den Weibern ist doch gar nichts anzufangen, wenn man auch in die Schläfrigkeit der ehelichen Verhältnisse etwas Leben und Regsamkeit bringen wollte, es geht nicht, der Ehemann ist ihr Orakel, und die Ruhe geht ihnen über Alles.

Dritte Scene.

Steinau. Der Baron.
(Baron tritt hastig auf).

Steinau. Guten Morgen, Carl!

Baron (mürrisch). Guten Morgen — (er geht rasch auf und nieder).

Steinau (ihn betrachtend). Sag' mir nur, Carl, was dir fehlt? Ich kenne dich seit gestern Abend nicht mehr. Schau mich doch nur an.

Baron (tritt vor ihm hin). Recht gern — recht gern. — Weißt du nicht — ist meine Frau schon aufgestanden?

Steinau. Sie ging eben fort.

Baron. So! — Vergieb mir, lieber Steinau, daß ich dich allein lasse, — aber ich muß gleich zu ihr.

Steinau. Familien-Geschäfte!

Baron. So was dergleichen.

Steinau (lächelnd). Sie wird dich ausfragen, wegen gestern Abend.

Baron (schnell gegen ihn gewendet). Meinst du?

Steinau. Wenigstens mir hat sie ein Langes und Breites darüber vorgeredet. Sie weiß, daß du bei der Laube warst. — Sie hat mich darüber zur Rede gestellt — und auf eine Art, daß ich ihr's nicht geradezu läugnen konnte.

Baron. Hat nichts zu bedeuten. — (bitter lachend) Ich glaub' es gern, daß sie es weiß.
(er reibt sich, wie im Zorn, die Hände).

Steinau. Ich hab dir's nur darum gesagt, damit du nicht etwa glaubst, daß ich aus Zwischenträgerei — oder —

Baron. Sey ohne Sorgen, ich kenne meine Leute.

Steinau. Sie glaubt auch, daß die bewußte Scene mit der Ankunft der Fremden zusammenhängt?

Baron. Hat sie das gesagt?

Steinau. Sie ließ mich's merken —

Baron. Frechheit ohne Gleichen! Ich sage dir, das glaubt sie nicht —

Steinau. Die Weiber sagen selten das, was sie glauben — und glauben selten das, was sie sagen.

Baron. Da hast du Recht.

Steinau. Sag mir doch gelegentlich, wie sie das angelegt hat, dich darüber zur Rede zu stellen. Ich komme gewiß dabei auf's Tapet, denn unsere Freundschaft war ihr immer ein Dorn im Auge.

Baron. Wird nichts anlegen. — Leb wohl indeß!

(er will fort).

Steinau (ihn zurückhaltend). Nein! lieber Carl — ich flör' Euch nicht — bei Verhandlungen von Familien-Dingen darf kein Dritter im Hause seyn, nicht einmal 100 Schritte drum herum. Du weißt, wie ich darüber denke. — Ich gehe — (heimlich) vielleicht schleudr' ich ein wenig am Gasthofe vorbei, um etwas Näheres über unsere schöne Fremde zu erfahren. — (lachend) Wir müssen ja die Meinungen deiner Frau zu Ehren bringen. (er geht ab).

Vierte Scene.

(Baron (allein).

Also auf diese Weise meint sie die Sache zu wenden — mich will sie zur Rede stellen — ich soll der Schuldige seyn und sie mein Richter. — Der Gedanke ist nicht übel; wir wollen ihr indeß das Richteramt ein wenig erschweren, der guten Frau! (Er zieht das diamantene Kreuz aus der Tasche, und betrachtet es aufmerksam) — Du sollst mir meine Ehre wieder verschaffen — den Beweis kann sie mir aller Frechheit nicht umstoßen. — Ich bin beispiellos betrogen worden, aber ich will mich auch beispiellos rächen; mein Name soll in der Geschichte genannt werden neben Otello und Gutierre. — (er will ab, plötzlich bleibt er stehen und blickt in die Scene) Wer geht dort? ein Mädchen! — Ein allerliebstes Ding, das ist gewiß die Fremde, die gestern ankam. So wahr ich lebe, die ist hübsch und ganz nach meinem Geschmacke. — Sie kommt auf mich zu, was sucht sie bei mir — (er ordnet die Kleider, und steckt schnell das Kreuz in die Tasche, ängstlich umhersehend). Wenn wir nur nicht gestört werden.

Fünfte Scene.

Baron. Wilhelmine von Erben.

Wilhelmine (mit artigem Verneigen). Vergeben Sie, ich suche den Herrn dieses Schlosses.

Baron (sich gleichfalls verneigend). Er hat die Ehre vor Ihnen zu stehen. (Er holt eilig einen Stuhl, und setzt ihn vor Wilhelminen hin)

Wilhelmine. Es freut mich sehr einen Mann persönlich kennen zu lernen, von dem ich schon so viel Rühmenswerthes gehört habe.

Baron. Sie beschämen mich. — (für sich) Sie ist ungemein liebenswürdig.

Wilhelmine. Ich komme als eine Bittende zu Ihnen, Herr Baron. Ich reise mit meiner Tante nach der Residenz. In der Nähe Ihres Landgutes wurde mein Wagen stark beschädigt. Er kann erst in einigen Tagen hergestellt werden, und übermorgen soll ich in der Residenz seyn. Sie würden mich ungemein verbinden, wenn sie mir einen von Ihren Wägen leihen wollten. Ich sende ihn mit Dank zurück, wie ich angekommen bin.

Baron. Befehlen Sie über meine Wägen, meine Pferde, meine Dienerschaft, mein Landhaus, und über mich selbst ganz so wie es ihnen beliebt.

Wilhelmine (aufstehend). Ich bin Ihnen ungemein verbunden, Herr Baron, und eile, sogleich meiner Tante von Ihrer Güte Nachricht zu geben.

Baron (der sie auf die artigste Weise zurückhält). Eilen Sie nicht — dieß ist die einzige Bitte, die ich mir an Sie erlaube. Bekanntschaften wie die Ihrige giebt man nicht so leicht auf.

Wilhelmine. Sie würden dabei nur ein Mädchen kennen lernen, die sich wenig für Sie und Ihre Verhältnisse schickte.

Baron. Scheinen Ihnen meine Verhältnisse von so trauriger Art, daß Jugend und Liebenswürdigkeit sich nicht dazu schicken?

Wilhelmine. So hab ich's nicht gemeint — aber — (für sich) es ist ein artiger Mann.

Baron (holt sich einen Stuhl, und setzt sich neben sie, sie wohlgefällig betrachtend). Ist Ihre Reise wirklich so dringend, daß sie sich nicht um einige Tage aufschieben ließe? Muß ich so früh wieder verlieren, was ich kaum gewann — — ist gar nichts, was Sie zurückhalten könnte?

Wilhelmine. Ich kann über mein Hierbleiben nicht um eine Stunde verfügen, das gehört ganz in's Departement meiner Tante.

Baron. Ihrer Tante? — Ist sie schon bei guten Jahren, diese Tante?

Wilhelmine. In den Funfzigen —

Baron. So! — und wahrscheinlich von einer großen Strenge der Grundsätze?

Wilhelmine. Von der größten —

Baron. Das gefällt mir; das bringen eigentlich die Jahre mit sich. Man kann nicht genug strenge seyn in dieser verderbten Zeit. Sie hat Recht, die Tante. Solche Güter, wie das, welches sie zu bewachen hat, sind von großem Belange. Eine Hand wie diese — (er ergreift ihre Hand), ein Auge, wie dieses — ein Herz, welches, wahrscheinlich ihrer Vorsichten spottend, für einen Glücklichen schlägt —

Wilhelmine. Ich verstehe Sie nicht —

Baron (überrascht). Wirklich — frei — ganz frei wären Sie? — (für sich) Da muß ich rasch zu Werke gehen, sonst kommt sie mir aus den Händen, ich weiß nicht wie!

Wilhelmine (verschämt). Wie kommen Sie zu der Frage?

Baron. Sie entscheidet über mein Glück. — (nach einer Pause, in der er sie sehnsuchtsvoll anblickt) Ich muß es Ihnen gesteh'n, schöne Unbekannte, Sie haben mir ein großes Räthsel gelöst. Bei Ihrem ersten Anblicke wurde mir klar, was ich bis jetzt von der unsichtbaren, blitzähnlichen Gewalt des Augenblicks hörte, der oft über unser ganzes Leben entscheiden soll. Ich glaubte nie daran. Sie haben mich bekehrt.

Wilhelmine. Herr Baron!

Baron. Das Gefühl, das Sie in mir erweckten, ist von einer Art und von einer Tiefe, die ich nicht beschreiben kann. — Ich bin ein stiller einfacher Mann. — Ich habe nie geliebt — bis auf diesen Augenblick, in welchem jene Leidenschaft alle Dämme der Vorsicht, der Grundsätze und der Convenienz durchbricht, und — (indem er vor ihr niederkniet) mich zu Ihren Füßen legt.

Wilhelmine. Stehen Sie auf, Herr Baron. — Wenn man uns überraschte.

Baron (sich schnell aufraffend). Daran hab' ich nicht gedacht.

Wilhelmine. Sie sind also gleichfalls noch frei?

Baron (wehmüthig lächelnd). Ja!

Wilhelmine (seine Hand betrachtend). Wie kommt dabei der Ehring an Ihren Finger?

Baron (verlegen — nach einer kleinen Pause). Ein Erbtheil meines seligen Bruders. — Ich trage ihn zur steten Erinnerung an seine brüderliche Liebe und an sein häusliches Glück.

Wilhelmine. Sie scheinen etwas verwirrt zu seyn.

Baron. Wer wäre es nicht, Ihnen gegenüber — dann vermengt sich damit auch ein wehmüthiges Gefühl für meinen Bruder. — Wir haben uns sehr lieb gehabt, und ich habe ein äußerst weiches Gemüth.

(Wilhelmine sieht schweigend zu Boden).

Baron (ihre Hand ergreifend). Ich erblicke da auch ein Ringelchen, das mich unruhig machen könnte —

Wilhelmine (lächelnd). Ein Geschenk meiner Tante.

Baron (zieht ihr einen kleinen Ring langsam vom Finger, sie läßt es geschehen. — Er steckt den Ring an seinen Finger, und hält ihn Wilhelminen vor's Auge). Darf ich?

Wilhelmine (verschämt). Herr Baron!

Baron (wie außer sich). Der Bund ist geschlossen. (Für sich) Könnt' ich ihr nur auch gleich etwas geben. Ha! das kommt erwünscht; meine Frau verdient's ohnedies nicht wieder. — (er zieht das diamantene Kreuz hervor, und legt ihr's um den Nacken) Gestatten Sie mir, das schöne Geschenk Ihrer Huld zu erwiedern — (sie weigert sich Anfangs, indem sie zurückweicht, läßt es aber darauf geschehen) — Sie dürfen mir's aber nicht versagen, wenn Sie mich nicht namenlos unglücklich machen wollen.

Wilhelmine (das Kreuz betrachtend). Ein Geschenk von solchem Werthe — wahrscheinlich für Jemand Andern bestimmt?

Baron. Nein — nein, es war mein Kreuz — (mit einem leisen Seufzer) es ist mein Kreuz —

Wilhelmine. Dann, was würde die Tante dazu sagen?

Baron. Ich werde mich ihr vorstellen. — Ich werde mich vor ihren Augen rechtfertigen. — Bringen Sie mich zu ihr — ich selbst will sie nach der Residenz bringen, es ruft außerdem ein wichtiger Brief mich hin.

Wilhelmine. Was denken Sie? Noch darf sie nichts davon erfahren, daß wir uns kennen. Ich werde Ihnen meine Gründe sagen, wenn wir uns wiedersehen.

Baron. Auch gut! Lassen wir die Tante aus dem Spiele, das ist mir noch lieber. — Wann aber seh' ich Sie wieder?

Wilhelmine. Der Diener, welcher den Wagen zu-

rückbringt, übergiebt Ihnen ein Zettelchen, das Ihnen meinen Namen und meine Verhältnisse nennen soll. (sie will gehen).

Baron (drückt stürmisch ihre Hand an seine Lippen). Unvergleichliches Mädchen!

Wilhelmine. Nicht so ungestüm, lieber Baron — (sie geht ab — im Abgehen, wie für sich) Nun, Therese, brennt er genug? (ab

Sechste Scene.

Baron.

Unschuldiges Leiden wird doch immer vergolten! Kaum, daß ich erfahre, wie schwer meine Frau mich gekränkt hat, giebt mir das Schicksal einen billigen Ersatz an diesem liebenswürdigen Geschöpf. Ich will ihr gleich den Wagen zusenden, und noch einige Polster hineinlegen lassen, damit sie hübsch bequem sitzt. (Er geht gegen die Scene und bleibt plötzlich stehen.) — Ist's möglich? Brand? Er wagt's noch, mir unter die Augen zu treten? Elender Mensch! Ha! wie mir bei seinem Anblicke das Blut in den Adern kocht. — Wahrhaftig, er kommt. — Komm nur, du kommst mir eben recht — ich will dich abfertigen, daß du zeitlebens an mich denken sollst.

Siebente Scene.

Der Baron. Brand.

Brand. Dem Himmel sey Dank, treff' ich Euch endlich!

Baron. In der That, habt Ihr mich gesucht?

Brand. Im ganzen Hause. Eure Frau wies mich zu Euch —

Baron (mit Mühe an sich haltend). Meine Frau! Wirklich?

Brand. Es ist doch ein wahrer Engel von einem Weibe, so gut, so gefällig —

Baron. Gefällig — habt Ihr Beweise davon?

Brand. Und von ausnehmender Schönheit — man wird gar nicht fertig von ihr zu reden, wenn man einmal angefangen hat.

Baron. Und alles das sagt Ihr mir in's Gesicht?

Brand. Warum nicht? Es wird Euch doch nicht beleidigen, wenn ich Euch die Vollkommenheiten Eurer Frau ins Gedächtniß führe; es fällt doch immer einiger Schimmer auch auf Euch zurück.

Baron (der nimmer an sich zu halten vermag). Jetzt hab ich's satt. Wofür haltet Ihr mich? —

Brand (zögernd). Für —

Baron. Heraus mit der Sprache —

Brand. Wofür ich Euch halte? — (für sich) Was soll ich sagen? — Ich halte Euch für den Baron Carl von Erlach meinen Freund — den Gatten einer liebenswürdigen Frau —

Baron (wüthend). Laßt meine Frau aus dem Spiele, sonst dreh' ich Euch den Hals um.

Brand (zurückspringend). Gott steh' mir bei! — jetzt bricht's los!

Baron (auf einen Platz zeigend). Da kommt her —

(Baron tritt einige Schritte vor)

Baron. Noch näher.

Brand nähert sich wieder etwas mehr dem Baron, aber mit mehr Vorsicht).

Baron (tritt ihm hart an den Leib, faßt ihn eine Weile ins Auge, dann wie ausholend). Wo seyd Ihr gestern Abend gewesen?

Brand (verlegen). Gestern Abend —

Baron. Ja! zwischen 9 und 10 Uhr?

Brand (für sich). Er weiß Alles! — dieß also der Beweis seines Benehmens gegen mich. — Ich muß mich auf's Bitten legen, er ist denn doch einmal der Oheim —

Baron. Nun! Werdet Ihr mir Antwort geben, oder werdet Ihr's nicht?

Brand. Ja, lieber Baron; ich sehe es ein, es wäre thöricht von mir, es Euch länger zu verschweigen, da ihr von Allem unterrichtet seyd. Ihr habt Recht. Ich liebe Theresen, nehmet aber meine Versicherung, daß ich bloß aus dem Grunde hergekommen bin, Euch Alles zu entdecken, und Euch um Eure Einwilligung zu bitten.

Baron. Das ist zu viel! — Sind Sie von Sinnen?

Brand. Häuft allen Euren Zorn auf mich, wenn Ihr wollt, aber laßt's Theresen nicht entgelten. — Auf mein Ehrenwort, sie ist an Allem unschuldig — und nur ich allein habe sie zu dem fatalen Rendezvous überredet. Sie hat lange Zeit nicht gewollt.

Baron. Vor Allem stellen Sie das vertraute Euch ein — Sie hören daß ich's auch nicht mehr gegen Sie gebrauche.

Brand. Seyd gerecht; hab ich wirklich Euren Zorn in einem so hohen Grade verdient? — Ihr habt ja auch geliebt — was habt Ihr denn gegen die schuldlose Leidenschaft; mein Stand und meine Einkünfte stehen, mein' ich, der Sache auch nicht entgegen —

Baron (seiner nicht mehr mächtig). Nicht entgegen? — einem solchen Verhältnisse? In einer Stunde will ich die Antwort geben mit dem Degen in der Hand — hinter dem Park im Gehölz. Bis dahin fort aus meinen Augen.

Brand (beleidigt). Karl — Ihr — Sie gebrauchen da Ausdrücke —

Baron. Wie sie dir zukommen, frecher — nichtswürdiger Mensch.

Brand (losbrechend — mit immer steigender Hitze). Das ist zu viel. — Ich bin ein Mann von Erziehung und weiß recht gut, wie weit ein Wort gehen darf, wie weit nicht. Ich lasse mir Vieles gefallen, aber zu viel ist zu viel. Ihr — Sie müssen nicht glauben, daß ich ein Hase bin, weil ich den Degen nicht immer auf der Zunge führe, wie Sie. Den nichtswürdigen Menschen geb' ich Ihnen zurück. — Sie verdienen ihn mehr als ich, der Sie einen harmlosen Mann beleidigt, der Sie ihn gemißhandelt, der Sie ihn bis zu einem Grade von Zorn gereizt haben, dessen er sich in seinem ganzen Leben nicht zu entsinnen weiß.

Baron. Sparen Sie der Worte, — Sie wissen, wo wir uns finden.

Brand (überlaut schreiend). Lassen Sie mich ausreden — ich bin jetzt im Zuge. Ich werde kommen, sorgen Sie nicht. Vor dreizehn Jahren hab ich fechten gelernt so gut wie Sie, und obschon mir die nöthige Uebung mangelt, der Himmel wird den Schuldlosen beschützen. — Dieß aber sage ich Ihnen, ob Sie Ihre Einwilligung geben oder nicht, daran liegt mir nichts; die Gerichte sollen darüber entscheiden, wie weit sich Ihre Gewalt erstreckt über eine Person, die unter Ihrer Leitung unglücklich ist.

Baron (vor Zorn bebend). Unglücklich — unter meiner Leitung. Nein! ich ärgere mich nicht mehr. Sie werden der Strafe nicht entlaufen, die Ihnen gebührt. Ich will Sie durcheinander rütteln, daß man Ihre Gebeine am jüngsten Tage nicht zusammenfinden soll. Zuvor aber will ich zu meiner Frau und ihr ein paar Worte ins Ohr sagen, von einem Gewicht und von einer Bedeutung, wie sie vielleicht nie über die Lippen eines beleidigten Ehemannes gekommen sind.

Achte Scene.

Brand (ihm nachsehend).

Der Mensch ist fürchterlich in seinem Zorne. Was er vorhin von meinen Gebeinen gesprochen hat, war entsetzlich. Etwas verrückt ist er auf jeden Fall, — denn was hat wieder der beleidigte Ehemann mit meinem Verhältnisse zu Theresen zu thun. Es ist doch seltsam, woher er das Mädchen nicht verheirathen will. — Sie hat mir's zuvor gesagt, daß ich darin ein schweres Spiel haben würde. — (Nach einer Pause.) Das hätt' ich mir doch niemals gedacht, daß ich je mich würde schlagen müssen. Ich bin gewiß nicht feige, aber ich kann mich bei derlei Dingen eines eigenen Gefühls nicht erwehren. Es geht mir durch den ganzen Körper mit einem seltsamen Drücken und Ziehen, und dabei fangen die Knie an zu zittern, und das Herz klopft so stark, als ob es zur Brust herausspringen wollte. Bei all' meiner Herzhaftigkeit könnte man in einem solchen Augenblicke von mir haben, was man wollte. — Aber was ist zu thun? Er hat mich schwer beleidigt — auch hab ich's ihm zugesagt, ich kann nicht mehr zurück. — Ich will mir den Degen holen, und meinen letzten Willen in Ordnung bringen. (er geht ab).

Neunte Scene.

(Zimmer im Hause des Barons).

Baronin (tritt auf).

Es ist doch ein abscheulicher Mensch dieser Steinau. Er steht in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit meinem Mann, und sucht ihn hinter seinem Rücken bei mir zu verkleinern. — Etwas unruhig hat es mich doch gemacht. — Wenn er mir gerade mit Wilhelminen untreu würde, wär' mir's doppelt fatal. Vielleicht ist er aber auch unschuldig.

Zehnte Scene.

Baronin. Baron.

Baron (athemlos hereinstürzend). Sind wir allein?

Baronin (umherblickend). Wie Sie sehen. —
(er geht zur Thüre und verschließt sie).

Baronin. Was machen Sie da?

Baron. Ich schließe die Thüre. Obschon Sie's nicht um mich verdient haben, will ich Ihnen die Beschämung vor Zeugen ersparen.

Baronin. Die Beschämung? mir? und wofür, wenn ich bitten darf?

Baron. Das sollen Sie gleich erfahren.

Baronin. Ich bin begierig darnach. — Fangen Sie nur an.

Baron. Keine Frechheit, Madame! sie empört mich noch mehr. Auch ist das Läugnen und alle Verstellung umsonst, denn ich bin hinlänglich von meinem Unglücke und von meiner Schande unterrichtet. — Was hatten Sie gestern in der Laube hinter meinem Schlosse zu thun? — ich begehre darauf bestimmte und genaue Antwort.

Baronin. Ich verstehe Sie nicht.

Baron. Ich wiederhole es Ihnen, jedes Läugnen ist vergebens. Ich weiß Alles, weiß, wen Sie gestern im Garten gesprochen, wen Sie zur Thüre hinausgelassen, wen Sie umarmt haben — mit wem Sie in der Laube gewesen sind. — Alles, alles.

Baronin. Wie oft verwies ich Ihnen Ihre grundlose Eifersucht, wie oft haben Sie mir Besserung versprochen, und immer fallen Sie wieder in den alten Fehler zurück.

Baron. Nicht ich, Madame! Sie sind gefallen, in die Hände eines Verführers sind Sie gefallen, den ich nur zu lange Freund genannt habe.

Baronin. Carl! Sie werden mich aufbringen!

Baron. Sie winden sich nicht heraus, weder mit Blicken, noch mit Worten. Diesmal hab ich Beweise gegen Sie — verstehen Sie mich — Beweise.

Baronin. Worüber haben Sie Beweise?

Baron. Worüber? Nun! weil Sie es denn durchaus wissen wollen, darüber, daß Sie Brand im Garten gesprochen, daß Sie Brand in der Laube umarmt haben, daß Sie mit Brand in der Laube gewesen sind.

Baronin (lachend). Mit Brand — ich — darüber haben Sie Beweise — die wünscht' ich zu seh'n.

Baron. Wünschen Sie's nicht. Ich könnte sie Ihnen früher verhalten, als Sie's vermuthen.

Baronin. Sie sehen ich bin ziemlich gefaßt darauf.

Baron (kaum seiner mächtig). Ich könnte — (für sich) Narr, der ich war, das Kreuz aus der Hand zu geben.

Baronin. Ich sehe noch immer nichts.

Baron (hart an sie tretend, und ihre Kleidung betrachtend). Wo haben Sie Ihr diamantenes Kreuz?

Baronin. Welches?

Baron. Das mit den Smaragden, welches ich Ihnen vor zwei Jahren zu Ihrem Geburtstage schenkte.

Baronin. Bevor ich Ihnen darauf antworte, müssen Sie mir erklären, wie das Kreuz mit dem Verdachte zusammenhängt, den Sie auf mich geworfen haben.

Baron. Das will ich Ihnen haarscharf erklären. Der Zufall ist zuweilen ungalanter gegen die Damen, als ihre Liebhaber. — Er ließ Sie in der Laube, in welcher Brand mit einer Dame war, die man trotz Nacht und Schleier nur zu gut erkannte, Ihr diamantenes Kreuz verlieren, und brachte es — zittern Sie — in meine Hände.

Baronin (nach einer Pause). Ich höre und zittere nicht — Sie aber, mein Herr, Sie sollen zittern, und dies noch ehe fünf Minuten vergangen sind.
(sie geht ins Nebenzimmer).

Eilfte Scene.

Baron (allein).

Ich bin doch neugierig, zu erfahren, wie sie sich da herausbringen wird. Ich wollte wetten, sie weiß, daß ich das Kreuz weggegeben habe, wie wäre sie sonst zu der erstaunlichen Sicherheit gekommen, die mich selbst bald irre gemacht hätte. Was sie wohl thun mag? — (Er geht zur Seitenthüre, durch welche die Baronin ging, und blickt durch's Schlüsselloch.) Sie steht an ihrer Toilette — sie nimmt ein Blatt heraus, mir scheint gar, sie schreibt. — An wen hat sie zu schreiben? — (Es wird an der Mittelthüre geklopft, der Baron fährt zurück). Man hat geklopft! Verdammte Zudringlichkeit! gerade jetzt. — (Er schließt auf. Die Baronin tritt aus dem Seitenzimmer).

Zwölfte Scene.

Die Baronin. Der Baron. Ein Bedienter.

Bedienter (zur Baronin gewendet). Fräulein von Erben.

Baronin (etwas verlegen). Ich —

Baron (heimlich zur Baronin). Warum zögern Sie, das Fräulein kommen zu lassen. Wer ist sie? Darf ich sie nicht sehen?

Baronin. O ja! — doch —

Baron (schnell zum Bedienten gewendet). Das Fräulein ist meiner Frau willkommen.
(Bedienter ab).

Dreizehnte Scene.

Baron. Baronin.

Baronin (lächelnd). Sie haben nicht ganz gut gethan, so auf die Bekanntschaft meiner Freundin zu dringen.

Baron. Das wollen wir bald erfahren.
(Die Erben tritt ein, sie hat das Kreuz, das ihr der Baron gab, am Halse hängen).

Baron (geht ihr rasch etwas entgegen, und fährt darauf erschrocken zurück). Alle Wetter! die Fremde.
(Die Damen umarmen sich).

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Wilhelmine von Erben.

Baron (mit erzwungener Fassung, zur Baronin). Ihre Freundin? —

Baronin (Wilhelminen dem Baron vorstellend). Fräulein Wilhelmine von Erben, von dem ich Ihnen so oft erzählt habe.

Baron (sich überaus tief verneigend). Welch' interessante Bekanntschaft.

Wilhelmine. Wir kennen uns ja schon. Ich und meine Tante danken Ihnen recht sehr für Ihre Güte. Der Wagen ist so eben angekommen.

Baron (äußerst verlegen). Es freut mich — daß — (er macht Wilhelminen verschiedene Zeichen, auf die sie nicht zu achten scheint).

Baronin. Ihr kennt Euch, und woher?

Wilhelmine. Der Baron war so artig, uns einen Wagen zu leihen, da unsrer beschädigt wurde.

Baronin. Mein Mann?

Wilhelmine (mit verstelltem Staunen). Mann — der Baron verheirathet — ich dachte, er sey dein Bruder.

Baron (zu Wilhelminen tretend, heimlich). Wenn wir allein sind, werde ich Ihnen den ganzen Zusammenhang aufklären.

Wilhelmine (beleidigt). Nichts da, mein Herr — jetzt begehr ich die Aufklärung, in Gegenwart meiner Freundin.

Baron (heimlich und dringend). Machen Sie mich nicht unglücklich.

Wilhelmine (wie vom Schmerz ergriffen). Nicht mehr, als Sie's verdienen. Sind Sie verheirathet, oder sind Sie's nicht? Ich begehre nur ein Ja oder Nein —

Baron (schnell, und scheinbar über die Frage verwundert). Ja! — Wie können Sie darüber zweifeln?

Wilhelmine. Wie ich zweifeln kann? Weil Sie sich vor einer Stunde im Garten für unverheirathet ausgegeben, und zu meinen Füßen um meine Liebe geworben haben.

Baronin. Carl! ist das wahr?

Baron (nach einer Pause, in der er nachzudenken scheint). Ich kann mich nicht bestimmt daran erinnern, aber es ist möglich; Sie kennen ja meine Zerstreuung.

Wilhelmine. Dießmal muß sie etwas lange gedauert haben, wenn man Pfänder wechselt.

Baron (für sich). Beleidigte Liebe treibt sie zum Aeußersten. — (heimlich zu Wilhelminen) Schonen Sie mich doch.

Wilhelmine (mit scheinbar immer steigender Kränkung). Schweigen Sie, Baron. — Sie haben ein Herz zertreten, das schwer jemals wieder genesen wird. Geben Sie mir meinen Ring zurück.

(Baron zieht schnell einen Ring vom Finger und giebt ihn Wilhelminen).

Wilhelmine (indem sie sich das Kreuz vom Halse löst, und es dem Baron überreicht). Nehmen Sie auch Ihr Geschenk wieder. Sie übergaben mir's als Versicherung Ihrer ewigen Liebe; unter den jetzigen Verhältnissen kann ich keinen Gebrauch davon machen.

Baronin (sinkt in einen Stuhl und verhüllt sich das Gesicht). Carl! Carl! hab ich das um Sie verdient?

Baron. Sparen Sie Ihre Thränen, und triumphiren Sie nicht zu früh. Es ist wahr, ich habe gefehlt, aber Sie — Sie haben mich dazu gebracht. Eben dies Kreuz, das wie

verzaubert immer wieder zu mir zurückkommt, zeugt wider Sie — (er hält ihr's vor)

Baronin. Elende Ausflucht — was geht mich dieß Kreuz an?

Baron. Besehen Sie's doch etwas genauer — sechs Diamanten, vier Smaragde. — Es ist Ihr Kreuz, Madame! Dasselbe, das ich Ihnen gab — dasselbe, um welches ich Sie befragte, bevor (auf Wilhelminen zeigend) — diese, gutmüthige Freundin, kam — dasselbe, das Sie gestern beim Rendezvous mit Brand in der Laube verloren haben.

Baronin (aufstehend). Nein, mein Herr! der Sie Wahn und Täuschung auf's Aeußerste treiben — dieß Kreuz, was Sie mir vorhalten, kenn' ich nicht — jenes aber, von dem Sie sprechen, ist hier. — (sie giebt ihm ein Kästchen, welches sie bisher in der Hand verborgen hielt).

Baron (öffnet es schnell — nimmt ein diamantenes Kreuz heraus, und läßt erschöpft die Hände sinken, für sich). Ich bin verloren!

Wilhelmine (zur Baronin, geheim). Hab' ich recht gehabt?

Baronin (zu Wilhelminen, geheim). Ja — aber auch ich, denn, wenn ich mich nicht sehr täusche, ist Steinau am ganzen Mißverständnisse Schuld. Er suchte mich gegen meinen Mann aufzuhetzen, und wahrscheinlich auch meinen Mann gegen mich.

Baron (für sich). Es bleibt mir nichts übrig, ich muß den Reuigen spielen. — (er kniet vor der Baronin nieder) Liebe Therese! vergieb mir nur dießmal noch. Große Krankheiten bedürfen großer Krisen, wenn Sie vom Grund aus geheilt werden sollen. — So auch meine Eifersucht. Jetzt erst bin ich genesen. Hätte nicht die Scene im Garten — mit dem Schlüssel — (forschend) Du weißt!

Baronin (auf Wilhelmine zeigend). Meine Freundin sprach ich dort, — ihr öffnete ich die Gartenthüre, sie habe ich umarmt.

Baron. Warum hast du mir das nicht gleich gesagt?

Baronin. Weil Wilhelmine Ihnen unbekannt bleiben wollte, bis ihr's gelungen war, Sie gehörig verliebt zu machen, und einer zu gläubigen Hausfrau die Augen zu öffnen.

Baron (aufstehend). Das war also Plan. (zu Wilhelminen) Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Fräulein.

(Wilhelmine erwiedert die Verneigung).

Baronin. Sie ist Steinaus Braut.

Baron (schnell). Steinau's — der Mensch ist an allem Schuld. Er machte mich zuerst (zu Wilhelminen) auf Sie aufmerksam, er führte mich zur Laube, er hat heute seltsame Reden über meine Frau fallen lassen.

Baronin (zu Wilhelminen, heimlich). Hab' ich recht gehabt?

Wilhelmine (zur Baronin). S' ist ein Mann, wie der andere. — Sie taugen Alle nicht viel.

Baron. Was meine kleine Untreue betrifft, Therese, so denke, es war meine letzte, wie's meine erste war. Wer wie ich, außer dir, nie irgend einem weiblichen Geschöpfe etwas von Liebe auch nur vorsagte, wer in Rücksicht seiner Sprödigkeit in der Residenz den Namen Kieselherz getragen, dem mein' ich, kann man eines Fehltrittes ungeachtet, immerhin trauen.

Baronin (ihm die Hand reichend). Ich will's noch einmal versuchen — aber gewiß zum letztenmal. (Der Baron ergreift ihre Hand und küßt sie).

Wilhelmine (für sich). Sie ist doch wieder angeführt.

Fünfzehnte Scene.

Die Vorigen. Therese von Eichdorf. Brand (er trägt etwas Verhülltes unter dem Arme).

Baron (auf Brand zugehend). Lieber Brand — (er stutzt, wie er die Eichdorf blickt). Meine Nichte? Die hat noch gefehlt.

Baronin (zu Therese). Sie hier, liebe Eichdorf, wir glaubten Sie in der Residenz.

Therese. Vergeben Sie, gnädige Frau, daß ich so unvermuthet Sie überrasche, aber ich wurde zur Reise gezwungen, 's betrifft eine Sache von Belang.

Baron (mit erzwungenem Ernst). Es ist nicht fein, Fräulein Nichte, so allein in der Welt herumzureisen, und ehrliche Leute zu erschrecken. Was verschafft uns die Ehre?

Therese. Ich komme, Sie, lieber Onkel, um Ihre Einwilligung zur Heirath mit Ihrem Freunde Brand zu bitten.

Baron (etwas verlegen). Mit Brand? — Davon wußt' ich ja gar nichts. Wie lange ist denn das her, daß Ihr Euch liebt?

Brand (zum Baron im Hintergrunde, halb scheu, halb trotzig). Seit vorigem Jahre, wo wir uns in der Residenz kennen lernten.

Therese (zum Baron). Nach der Behandlung, die Brand von Ihnen erfahren, kann ich nur auf ein Mißverständniß schließen, denn obschon Sie immer dagegen waren, daß ich mich verheirathe —

Baron (immer verlegener). Dagegen? was fällt Ihnen ein?

Therese. So hat sich doch Ihr Unwille nie so laut, und so heftig ausgesprochen —

Brand (im Hintergrunde). Laut und heftig. Das weiß der Himmel!

Baron. Vergebt mir Freund, — ich war damals etwas im Irrthume. (er geht zu Brand und reicht ihm die Hand).

Brand (rasch). Vergeben! Von ganzem Herzen. (er legt das Päckchen auf den Tisch). — So werd' ich doch das fatale Instrument, meinen Degen, los. Er hat wie Feuer unter meinem Arme gebrannt.

Baron (zu Brand und der Eichdorf). Also Ihr Beide stackt in der Laube?

Brand. Freilich. Es war ein theures Rendezvous.

Therese. Mich kostet's wenigstens einen ziemlich kostbaren Schmuck. — (zum Baron) Jenes diamantene Kreuz, welches Sie mir vor zwei Jahren geschenkt haben?

Baron (für sich — heftig überrascht). Verdammt! die hat auch ein Kreuz von mir — daran hab' ich nicht gedacht.

Baronin (zur Eichdorf). Sie erhielten das Kreuz von meinem Manne — (in die Hände klatschend). Das ist allerliebst.

Baron (zur Baronin, nach einer Pause, in der er, seine Verlegenheit bergend, nachzudenken scheint). Da können Sie sich einen Begriff von meinen Zerstreuungen machen, daß ich darauf vergaß. Es ist richtig; jetzt fällt mir's ein. Ich kaufte vor zwei Jahren zwei Kreuze, beide einander gleich. Ich wollte keines einem fremden Käufer überlassen, und so waren sie mir die Zeichen der edelsten Gefühle, (auf die Baronin zeigend) der Liebe, und (gegen die Eichdorf gewendet) der Freundschaft, — nicht wahr?

Eichdorf. Sie sagten doch auch dabei —

Baron (ihr ins Wort fallend). Lassen wir das jetzt. (Er legt die Hände Thereſens und Brands ineinander). Nehmt einander hin, lieben Kinder, und — (indem er der ersten das diamantene Kreuz giebt) empfangen Sie hier auch das Kreuz wieder zurück; als Ehefrau müssen Sie sich daran gewöhnen. (zur Baronin, seufzend) Es ist doch ein süßes Geschäft, Glückliche zu machen.

Sechzehnte Scene.

Die Vorigen. Steinau.

Steinau. Vortrefflich! da find' ich ja — (Wilhelminen erblickend) Wilhelmine, Sie hier?

Wilhelmine. Ich nahm mir vor, Sie ein wenig näher kennen zu lernen, lieber Steinau, drum mußt' ich mich im Hintergrunde halten. Sie können nicht glauben, was man da für Erfahrungen macht.

Steinau (verlegen). Was mich betrifft —

Baron (dem Steinau Thereſen vorstellend). Meine Nichte, Therese von Eichdorf.

Brand. Meine Braut, setz' ich Glücklicher dazu.

Baron (zu Steinau heimlich, indem er an ihm vorüber geht). Sie war in der Laube.

Baronin (zu Steinau, auf Wilhelminen zeigend.) War dieß die Fremde, die mein Mann auf seinem Spazierritte besuchte?

Steinau. Bewahre der Himmel, man sagte mir von einer gewissen Bernardine Senden.

Wilhelmine. Die ist mit mir ein und dieselbe Person. Meine Tante, um die Ueberraschung vollkommen zu machen, wollte, daß wir unter fremden Namen reiseten.

Steinau (sich die Stirne trocknend). Ein excellenter Gedanke! (er wendet sich in seiner Verwirrung zu Brand). Nimm meinen Glückwunsch, Freund!

Brand. Geh mir aus dem Wege. Ich lasse mir's nicht nehmen, Du hast uns alle so durcheinander gebracht.

Steinau. Warum nicht gar.

Baron (pathetisch). „Allen Sündern sey vergeben." (zur Baronin, sie umschlingend) Nicht wahr, liebes Weib?

Brand (Thereſen an der Hand fassend). Wie glücklich bin ich durch Sie.

Steinau (sich Wilhelminen nähernd). Der guten Dinge

sind dreiz (auf die zwei Paare zeigend) Hier seh ich zwei wollen wir die Zahl voll machen?

Wilhelmine. Wenn Sie zuvor drei böse Dinge werden abgelegt haben: Schwatzhaftigkeit, Zwischenträgerei und Neugierde.

Steinau. Was sagte der Baron? Allen Sündern sey vergeben, und darunter gehöre auch ich.

(Der Vorhang fällt.)

Friedrich Ferdinand Delbrück

ward im Jahre 1772 in Magdeburg geboren, erhielt nach vollendeter akademischer Laufbahn eine Collaboratur und 1802 eine Professur am Cölnischen Gymnasium zu Berlin. Im Jahre 1810 ging er als Schulrath und außerordentlicher Professor an der Universität nach Königsberg, ward 1816 Regierungs- und Schulrath in Magdeburg und 1818 ordentlicher Professor der schönen Literatur in Bonn, wo er noch lebt.

Seine deutschen Schriften sind:

Christenthum: Betrachtungen und Untersuchungen. Bonn, 1822. 2 Thle.
Ein Gastmahl. Reden und Gespräche über die Dichtkunst. Berlin, 1809.
Gedächtnißrede auf Paul Sarpi. Berlin 1808.
Lyrische Gedichte mit erklärenden Anmerkungen u. s. w. 1. Bd. Berlin, 1800. (Mit einem Titel: Klopstocks ausert. Oden. 1820)
Ueber die Humanität. Magdeburg, 1796.
Lehrsätze, Rathschläge und Fragen über Erziehung und Unterweisung der Jugend. Bonn, 1823.
Predigten. Berlin, 1816.
Reden, veranlaßt durch die Ereignisse der Zeit. Königsb. 1814.
Reden, aus den Jahren 1807—30. Bonn, 1831.
Sokrates, Betrachtungen und Untersuchungen. Köln, 1819.
Xenophon, zur Rettung seiner durch B. G. Niebuhr gefährdeten Ehre. Bonn, 1829.
Viele einzelne Reden, Abhandlungen, u. s. w.

Als Forscher auf dem Gebiete der Philosophie und besonders der Aesthetik hat sich D. durch Klarheit, Tiefe, Geschmack und Würde einen sehr gefeierten Namen erworben. Eines gleichen Rufes erfreut er sich als Redner, wo er reines Gefühl, Tiefe und Wärme, mit großer Besonnenheit und Eleganz zu verbinden weiß. Nur in seinen theologischen Streitschriften scheint er sich auf einem seiner Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit weniger zusagenden Felde zu bewegen, und ist hier dem Tadel seiner Gegner nicht entgangen.

Hermann Christoph Gottfried Demme,

als Romanschriftsteller bekannt unter dem Namen Carl Stille, ward am 7. September 1760 zu Mühlhausen geboren, widmete sich dem Studium der Theologie und ward darauf Subconrector in seiner Vaterstadt und 1796 ebendaselbst Superintendent. Im Jahre 1801 nahm er einen Ruf als Generalsuperintendent in Altenburg an, wo er bis zu seinem am 21. December 1822 erfolgten Tode, höchst segensreich wirkte.

Von ihm erschien:

Der Pächter Martin und sein Vater. Leipzig, 1793. 2 Thle. 3. A. 1802. 3 Th.
Erzählungen. 2 Thle. Riga, 1793. N. A. 1797.
Beiträge zur reinen Gottesverehrung. Riga, 1798.
Sechs Jahre aus Karl Burgfelds Leben. Riga, 1793.
Pächter Martin über die moralische Anwendung der französischen Revolution. Göttingen, 1796.
Neue christliche Lieder. Gotha, 1799.
Abendstunden. Gotha, 1804—5. 2 Thle.
Predigten. Gotha, 1808.
Predigten und Reden. Neustadt, 1813.
Neun Reden. Gotha, 1817.
Gebete und Betrachtungen. Gotha, 1818—23. 2 Thl.
Leben Franz. A. Sachses des Blinden herausgeg. v. D. Gotha 1819.

D. war ein Mann, den die Reinheit und das vortreffliche Streben seines Herzens, die Tüchtigkeit seiner Gesinnungen, und seine gediegene Welt- und Menschenkenntniß eben so hoch stellten, wie seine schriftstellerischen Leistungen im Fache des Romans und der Kanzelberedsamkeit. Sein Styl ist einfach und edel, sein Zweck Belehrung und Besserung; meisterhaft sind in seinen erzählenden Arbeiten die Schilderungen und Entwickelungen der einzelnen Charactere, die er mit großer Innigkeit und Wahrheit dem Leser vorzuführen versteht. Als practischer Geistlicher hat er sich vorzüglich ein bleibendes Verdienst um seine Gemeinen durch die Einführung zeitgemäßer verbesserten Kirchengesänge erworben.

Peter Denaisius

ward am 1. Mai 1561 zu Straßburg geboren, studirte die Rechte, erwarb sich die Doctorwürde in denselben und ging dann in Pfalzgräfliche Dienste, in welchen er als Rath und Gesandter nach Polen und England geschickt wurde. Später erhielt er eine Stelle als Assessor des Kammergerichtes zu Speier. Er starb am 20. September 1610 in Heidelberg.

Von seinen Gedichten, welche nicht gesammelt wurden, ist nur ein einziges, ein Hochzeitslied bis zu uns gekommen, daß sich im dritten Bande des neunten Stücks der Sammlung Zürcherischer Streitschriften S. 7—9 abgedruckt findet.

D. wird gewöhnlich als Opitz Vorgänger betrachtet und neben Melissus (S. d. A.) und Weckherlin genannt;

er behandelte Sprache und Vers mit Geschmack und Correctheit und zeichnete sich dadurch zu seiner Zeit rühmlich aus; weiter ist jedoch, nach dem bereits angeführten Hochzeitsgedichte zu urtheilen, nichts Erhebliches an ihm zu loben.

Michael Denis,

ein zu seiner Zeit um die Ausbildung der schönen Literatur und der deutschen Sprache, in den östreichischen Staaten sehr verdienter Mann, ward am 27. September 1729 zu Schärding am Inn geboren, wo sein Vater als Rechtsgelehrter lebte. Er erhielt seine erste Bildung auf dem Jesuitengymnasium zu Passau und trat darauf 1747 zu St. Anna in Wien in den Jesuitenorden. D. zeichnete sich hier durch Eifer und Fähigkeiten aus und ward mehrere Jahre in verschiedenen Provinzen Oestreichs als Jugenderzieher und Prediger beschäftigt. 1759 wurde er Lehrer am Collegium Theresianum zu Wien und unterrichtete daselbst in den schönen Wissenschaften, der Literargeschichte und der Bücherkunde. Nach Aufhebung seines Ordens sowohl als der eben genannten Akademie ward er 1784 zweiter Custos der Kaiserlichen Bibliothek, 1791 aber erster Custos und K. K. Hofrath. Er starb am 29. September 1800 und ward seinem Wunsch zufolge in dem zwei Stunden von Wien entfernten Hütteldorf begraben.

Seine deutschen Schriften sind:

Einige Bardengesänge und geistliche Lieder. Wien, 1774.
Beschäftigungen mit Gott. Wien o. J.
Poetische Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa, seit 1756, 2 Thle. Augsburg, 1768.
Wiens Buchdruckergeschichte. Wien, 1782; nebst Nachtrag. Wien, 1793.
Einleitung in die Bücherkunde. 2 Thle. Wien, 1777. N. A. 1796—98.
Lesefrüchte. 2 Bde. Wien, 1797.
Die Merkwürdigkeiten der Garellischen Bibliothek. Wien, 1780.
Ossians und Sineds Lieder. 5 Bde. Wien, 1784 in 4.
Bardenfeier am Tage Theresiens. Wien, 1770.
Zurückerinnerungen. Wien, 1794.
Literarischer Nachlaß, herausgegeben von J. F. von Retzer. 2 Thle. Wien, 1804. in 4.
Einzelne Gedichte, Abhandlungen u. s. w. in mehreren Zeitschriften.

Ueber Denis Werth als Mensch war bei seinem Tode nur eine Stimme. In einem kurzen Nekrologe, welcher gleich nach seinem Tode in der Wiener Zeitung Jahrgang 1800. No. 79. S. 3129 erschien, heißt es u. A. „Unentweihte Herzensreinigkeit, frommer Eifer in Beobachtung seiner priesterlichen Pflichten, die er nur gegen sich strenge und liebevoll gegen seine Mitmenschen erfüllte, ein sanfter gütevoller Character, angenehmer lehrreicher Umgang, rastlose Sorgfalt für den Unterricht und die sittliche Veredlung der Jugend, längst entschiedene seltene Verdienste um deutsche Sprache, Literatur und Dichtkunst, die ihm unter den Gelehrten und Dichtern Deutschlands einen der vorzüglichsten Plätze erwarben und wovon seine Werke hinlänglich zeugen, machen ihn jedem biedern Deutschen unvergeßlich."

Ueber Denis Leistungen als Dichter und Schriftsteller fällt einer der competentesten Richter, Bouterwek (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Bd. 11. S. 256) folgendes Urtheil, das wir um so lieber hier mittheilen, als unsere Ansichten vollkommen mit demselben übereinstimmen: Seine eifrige Anhänglichkeit an den Glauben seiner Kirche hinderte ihn nicht, in Sachen, die der Kirche nicht angehen, auch von Protestanten zu lernen, und sich besonders für die protestantischen Dichter zu interessiren, die, wie Gellert und Klopstock, sein moralisches Gefühl ansprachen. Seine sanfte und bildsame Phantasie und eine Feinheit des Geschmacks, die damals in den östreichischen Staaten sehr selten war, machten ihn fähig, die Muster nachzuahmen, die er vorzüglich liebte. Klopstocks Patriotismus hatte auch ihn ergriffen. Mit den enthusiastischen Vorstellungen, die er sich von deutscher Bardenpoesie machte, stimmten die ossianischen Gedichte überein, die damals bekannt wurden. Er war einer der Erstern, die diese Gedichte in das Deutsche übertrugen. — In seiner Uebersetzung der ossianischen Gedichte harmonirt der Hexameter nicht mit dem Tone der erssischen Bardenpoesie: aber die Uebersetzung hat ein wahrhaft poetisches Colorit und übertrifft in dieser Hinsicht die Versuche, deren bald mehrere folgten, die dem Ossian zugeschriebenen Werke nach Maipherson ohne Vers in die deutsche Literatur zu verpflanzen. Den Wiederhall der ossianischen Poesie und der Oden und Bardiete von Klopstock, erkennt man auch leicht in den eigenen Gedichten von Denis, oder wie er sich vor dem Publicum nannte, Sined dem Barden. Originale Züge haben sie nicht; aber ein warmes und edles Gefühl und eine lyrische Phantasie die mehr mit Idealen, als mit einer wirklichen Welt beschäftigt war, reden in diesen Gedichten eine kräftige und sehr gebildete Sprache. Mehrere die zu den vorzüglichsten Gelegenheitsgedichten des Zeitalters gehören, haben ein östreichisches Nationalinteresse. Sie verherrlichen die östreichischen Generale Dann und Laudon und den Kaiser Joseph II. auf eine ähnliche Art, wie die preußischen Dichter ihren Friedrich zu besingen nicht aufhören konnten.

Vgl. Michaelis Denisii, Commentariorum de vita sua libri V. im Nachlaß. Deutsch. Winterthur 1802. — Biographieen österreichischer Dichter, Bd. 2. Heft 1. S. 37 flgde. — D's Bild erschien 1778 zu Wien, von Mansfeld und Jakob Adam gestochen, ferner vor dem 13. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek und vor dem Leipziger Musenalmanache für 1778.

Theresia die Weise.*)

Gutrath der Barde.

Hat mir jemal ein Lied unter Gewaltigen
In dem Flügel der Schlacht, oder im nächtlichen
Siegesmahle gelungen,
Oder, wenn ich des thauenden
Morgens Kommen besang, oder das Abendroth,
Oder, wenn ich den Fall eines der blühenden
Heldensöhne beseufzte,
Dem im Felde sein Hügel stieg;

*) Aus: Bardenfeyer am Tage Theresiens. Wien, 1770.

O so sey mir auch heut unter den feyernden
Liederkönigen hold, göttliche Bardenkunst!
Denn ich singe die Weisheit
Unsrer grossen Gebietherinn.

So wie tagender Stral, wenn er in Osten bricht,
Falbe Nebel verzehrt, welche die Krümmungen
Heller Bäche bedecken,
Und das reizende Blumenfeld;

So schwand trügender Durst, welcher auf Wissenschaft,
Und auf jeglicher Kunst menschlicher Hände lag,
Als vom Stuhle der Väter
Sich dem Volke die Fürstinn wies.

Müßigbrütender Witz, lustiges Wortgezänk
Nicht nach Wahrheit bemüht, nicht der Natur getreu,
Scholl vom lärmenden Saale
Wahngetäuschter Druiden aus.

Deinen Barden erzürnt war der Gesänge Geist,
War das ächte Gefühl, Donau! von dir geflohn
Zu den Quaden und Sachsen,
Zu den Katten und Brennen hin.

Denn sie sangen nicht deutsch, sangen dem Volke nach,
Dessen drückendes Joch Hermann in Stücke schlug,
Mengten weichliche Namen
Fremder Götter in jedes Lied.

Auch der sinnende Fleiß, er der Beförderer
Jeder nützlichen Kunst wohnte beym Fremdlinge,
Machte ihn stolzer, und zog ihm
Unsre Schätze zur Beute zu.

Nun nicht länger! so rief unsre Gebietherinn,
Schwang den güldenen Stab über die Dämmerung.
Sieh, da schwanden die Schatten!
Eifer flammte die Geister an.

Männer traten hervor, hoher Erkenntniß voll,
Auf der Fürstinn Geboth; jeglicher Wissenschaft
Kam und jeder der Künste
Glanz und Nutzen durch sie zurück.

Und ein thürmender Bau stieg auf Theresiens
Machtwort prächtig empor, öffnete Lernenden
Weite Thore. Sie fassen,
Hörten Weisheit und liebten sie.

Und der Barde gerührt langte das Harfenspiel
Seiner Väter hervor, spannte die Saiten um,
Vaterländische Lieder
Sang die Tochter der Felsen nach.

Und der schlummernde Fleiß riß sich beschämet auf,
Griff zum Werke. Der Schall arbeitergebener
Hände schwang sich in Städten,
Schwang vom Lande sich himmelan.

Tiefsinn faßte den Sohn fremder Gebiethe; kaum
Glaubt' er, was er vernahm. Aber die Söhne Teuts
Sahn den rühmlichen Fortgang,
Sahn und freuten sich brüderlich.

Und bald schwebte der Ruhm über Theresiens
Weisen. Einer, gelehrt alle Bewegungen
Heitrer nächtlicher Himmel,
Zog zum fernesten Norden hin.

Von dem Herrscher erwählt, welcher, dem Vater gleich,
Weisheit liebt und belohnt, und dem erhabensten
Unsrer Barden, vom Vater
Ueber Meere gerufen, horcht.

Dorthin zog er, und fand günstigen Himmel dort,
That dem Herrscher genug, kehrte von ihm geehrt,
Und nicht ohne Geschenke
Deinem Himmel, o Wien! zurück.

Ha, du glückliches Wien! Unter Theresiens
Mildem Strale wie schön siehst du die Wißbegier
Zu der Reife gepfleget,
Süßer, nährender Früchte voll;

Siehst du, wie die Gewalt weiserer Lehren auch
Herz und Sitten erhöht, Umgang und Sprache bildt,
Und von spielenden Bühnen
Rohheit bannet und Afterwitz;

Siehst du, wie sie das Haupt unter den Künsten hebt,
Sie die männlichste Kunst, Waffengeschicklichkeit,
Einem Helden vertrauet,
Der vom Lenze des Alters an

In dem Flügel der Schlacht rühmliches Eisen trug,
Der von Joseph geliebt, und vom erfahrenen
Brennenherrscher geschätzet
Ganz sich Oesterreichs Ehre weiht!

Aber siehst du nicht auch, glückliches Wien! wie sehr
Deines reifenden Ruhms Dauer Theresien
Deiner weisesten Fürstinn
An dem sorgenden Herzen liegt?

Menschen schwinden hinweg. Lassen sie Thaten nach,
Dann nennt Trümmer und Lied Thaten und sie zugleich;
Aber Trümmer und Lied stirbt,
Gleichen Söhne den Vätern nicht.

Heil dir, sorgendes Herz unsrer Gebietherinn!
Vätern gleichen durch dich Söhne. Du rufest sie
Von entferneten Gränzen
Deiner Reiche zur Kaiserstadt.

Da quillt Lehre für sie jeglicher Wissenschaft,
Da wird jedes Gefühl zeitlich der Tugend wach,
Da grünt Hoffnung der Zukunft,
Deutsches Vaterland! Hoffnung dir!

Jeden löblichen Schritt, welchen ein Heldenkind
Fortgeht, zeichnet das Aug seiner Beherrscherinn,
Und Ihr Zuspruch erwecket
Rühmlich Eilender Eifersucht.

Und am Ziele der Bahn warten Belohnungen,
Jedem Sieger bestimmt, welcher im Frühlinge
Seines Lebens, o Weisheit!
Deinem Reize sich ganz ergab.

Weisheit, Weisheit! wie viel bist du Theresien
Schuldig! Weit ist das Reich, dem du mit Ihr gebeutst,
Zahlreich sind die Verehrer,
Die Sie deinen Gesätzen schafft!

O so flamme den Geist deiner Verehrer an,
Daß ihr treffender Kiel, daß ihr beredter Mund,
Ihres Harfenspiels Ausklang
Deine Freundinn verewigen!

Theresia die Freygebige.

Sined der Barde.

Zieret, eh der Herbst euch bleichet,
Zieret Sineds Harfenspiel,
Frische Blätter, die der Barde
Von der schönsten Eiche schnitt,
Zu Theresiens
Ehre schnitt!

Tönet, eh der Tag sich neiget,
Durch den hohen Fürstensaal,
Frische Saiten, die der Barde
Seiner Feyerharfe fohr,
Zu Theresiens
Ehre fohr!

Von der Güte sollt ihr tönen,
Saiten, die der Barde fohr
Von der Güte, die die Fürstinn
Zu der nahen Aehnlichkeit
Des unendlichen
Wesens hebt.

Gütig iſt Allvater. Gnade
Geht von ſeinem Antlitz' aus;
Und aus ſeinen Händen ſtrömet
Immer Segen auf die Welt.
Iſt Thereſia
Nicht ſein Bild?

Wenn aus lauen Frühlingswolken
Wachsthum und Gedeihen ſteußt,
Trinken nicht nur Eichenwipfel,
Und der knoſpenvolle Strauch;
Auch das niedrigſte
Veilchen trinkt.

Alſo breiten Gnadenquellen
In der Fürſtinn weites Reich
Sich von Ihres Sitzes Stufen
Durch der nächſten Diener Schaar
Bis zum fernſten
Pflüger aus.

Männern, die mit treuem Rathe
Für das allgemeine Wohl
Ihre Sorgen unterſtützten;
Die nun Laſt der Jahre beugt,
Folget reicher Lohn
Bis ins Grab.

Männern, die mit kühnem Eiſen
In das blutige Gewühl
Sich für Ihre Rechte ſtürzten;
Die nun Greiſenalter drückt,
Folget reicher Lohn
Bis ins Grab.

Männer, die für Sie zu ſterben
Wünſchen; aber unerhört
Nur mit ſchweren Wunden kehren
Aus dem Sturme luſtrer Schlacht,
Danken Ihrer Huld
Troſt und Heil.

Gattinnen am frühen Steine
Der Geliebten thränenvoll,
Hilfelos, von Noth gequälet
Eilen an der Fürſtinn Herz,
Finden Eindrung dort
Ihrer Noth.

Kinder, die noch unerzogen
Der Erzeuger Leichen ſahn,
Jedem Mangel hingeworfen,
Oefter auch des Laſters Raub,
Rettet und verſorgt
Dieſes Herz.

Denn voll zärtlichen Erbarmens
Iſt das Herz Thereſiens.
Lange ſchuf Allvater keines
Unter Menſchenherzen ſo,
Wie von ſeiner Hand
Dieſes kam.

Kaum erreicht der Fürſtinn Erbſtuhl
Laut gedrückter Menſchlichkeit,
Fühlet Sie, gleich eignen Uebeln,
Eignem Leide, fremdes Leid;
Strecket Sie den Arm
Hilfreich aus.

Jedes fürſtliche Vermögen,
Das Ihr von dem Himmel ward,
Glaubet Sie Sich nur gegeben
Ihres Volkes Glück zu ſeyn,
Vielen Tauſenden
Wohl zu thun.

Jeder Tag mit Huld bezeichnet
Wird ein unſchätzbarer Ring
An der langen goldnen Kette,
Die von Ihren Hallen auf
Bis an deinen Sitz,
Gottheit! reicht.

Sonne blicket niemals heller
Auf den Hayn, auf Dach und Flur,
Als nach ſanftem Frühlingsträufeln,
Wenn ihr ſtralend Angeſicht
Jeder Tropfen ihr
Wieder giebt.

Niemal klären ſo die Freuden
Unſrer Fürſtinn Antlitz auf,
Als nach milden Herrſcherthaten,
Wenn Ihr des Begnadeten
Mund und Angeſicht
Troſt verräth.

Soll ſich mein Geſang verbreiten
In dem weiten Erde Teuts,
Manche Stimme wird ſich heben:
„Wahrheit iſt, was Sined ſang!
Kinder! ich erfuhr,
Was er ſang.

Immer ſchwebt vor meinen Geiſte
Jener Stunde Seligkeit,
Da ich in der Tochter Habsburgs
Menſchenholden Augen ſtand,
Da ich gnadenvoll
Schied von Ihr.

Kein betrachtender Druide
Fühlt am ſtillen Hügel ſo,
Wenn er von der Sonne kehret,
Die nun mild in Weſten ſchied.
Ewig bleibt in mir
Dieß Gefühl!

Kinder! dienet dieſer Fürſtinn!
Niemand dient ihr unbelohnt;
Und die Dienſte, die ihr leiſtet,
Sind das Maaß des Lohnes nicht.
Nein! des Lohnes Maaß
Iſt Ihr Herz.

Alſo tönen manche Stimmen
In dem weitem Erde Teuts.
Bardenvolk! und ſollten dieſe
Nicht auch deine Stimme ſeyn?
Liebt und lohnet Sie
Barden nicht?

O ſo laſſet Ihren Namen,
Und die Wunder Ihrer Huld
Unſrer Harfen Arbeit bleiben,
Bis im Felde keine Spur
Unſrer Pfade mehr
Sichtbar iſt.

Berg und Ebne ſoll ſie nennen,
Und des Eichenhaynes Graun,
Und die Donau ſie verwälzen;
Und der Städte thürmend Haupt
Schaure jedesmal
Freudig auf.

Lehren wollen wir die Jugend
Jedes nachzeitwerthes Lied,
Das uns in den Weiheſtunden
Von Thereſien gelang.
Durch der Jugend Mund
Leb' es fort!

Wenn im Mahle ſeiner Starken
Einſt ein Menſchenherrſcher ſitzt,
Und die Kraft des Hornes kreiſet
Und der Barde dann erſteht,
Und Thereſiens
Preiſe ſingt;

Dann beſeure ſich des Herſchers
Wange, dann erhebe ſich
Seine Seele zu dem großen
Wunſche, wie Thereſia,
Deutſchlands ewiger
Ruhm zu ſeyn.

Leopold, Graf von Dernath

ward im Jahre 1784 zu Wien geboren, machte als kaiserlicher Page seine Studien in der Theresianischen Ritterakademie mit solcher Auszeichnung, daß derselbe schon 1803 zum Kämmerer und im Jahre 1806 zum Hofsecretair ernannt wurde. In diesen Zeitraum fallen dessen kleinere Aufsätze in verschiedenen Journalen und die Herausgabe des historischen Schauspieles Gonsalvo von Cordova, welches auf mehreren Bühnen mit Beifall gegeben wurde. Später hat sich Graf von D. ganz auf seine Güter zurückgezogen und scheint sich auf das „Otium cum dignitate" und auf wiederholte Lustreisen in das Ausland zu beschränken.

Von ihm erschien:

Gonsalvo von Cordova. Ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Zweite Ausgabe. Kaschau, 1827.

Eine sehr gebildete Sprache, Lebendigkeit und Wahrheit des Dialogs, gute Entwickelung der Charactere und ein reges dramatisches Interesse sind lobenswerthe Eigenschaften dieses Schauspiels und lassen es lebhaft bedauern, daß der talentvolle Verfasser desselben es bei diesem einzigen Versuche bewenden ließ, oder die Früchte seiner Muße der Oeffentlichkeit vorenthält.

Die Beschränktheit des Raums und der Umstand, daß jede größere Mittheilung doch nur ein abgerissener Theil eines zusammenhängenden Ganzen wäre, veranlassen uns, aus dem eben erwähnten Drama, nur folgendes äußerst gelungene Bruchstück (Act. 5. Sc. 8.) als Probe mitzutheilen. —

Pedro.

Triumph, Triumph, Triumph!
Mein Herr hat einen Sieg erfochten, wie
Noch keiner je erfochten ward, und wie
Auch keiner mehr erfochten werden wird.
Nun bin ich wieder jung, nun hab ich Kraft,
Ich möchte tanzen, springen wie ein Kind;
Gonsalv' hat Alamar besiegt, Gonsalv',
Gonsalvo hat gesiegt, o daß ich es
Mit einem Laut der ganzen weiten Welt
Erzählen könnte! — (Erblickt die Königin.) Glorwürd'ge Fürstin!
Wenn ich vor ungestümer Freude Euch
Nicht sah, verzeiht's dem kind'schen alten Mann,
Ihr hättet sehen sollen diesen Kampf,
Von weitem riefen sie sich schon, doch so
Wie Alamar Gonsalven rief, so wird
Dereinst der Engel Gottes beim Gericht
Den bösen Alamar anrufen. Als
Sie näher sich gekommen waren, war's
Als wären alle gleich verstimmt, gelähmt;
Denn jeglicher ließ ab vom eignen Kampf,
Und es verbreitete sich Todtenstille.
Sieh' da erhob die Keule Alamar,
Die tapf're Klinge schwang Gonsalvo hoch,
Und keiner weicht dem Schlag des andern aus,
Weil ihre Rache ihnen Zeit nicht gönnt,
Ihr Leben zu erhalten, und sie nur
Auf die Vernichtung ihres Gegners sich
Beschränken. Schwer trifft beyder Streich, der Helm
Gonsalvo's ist dahin, die Schlangenhaut,
Die der Araber statt des Panzers trägt,
Durchschnitt Gonsalvo's Schwertstreich, Alamar
Durch seine Wunde schon geschwächt, erliegt;
Gonsalvo hebt ihn frey und kühn empor,
Dann schleudert er ihn todt zur Erde hin,
Und kaum erliegt ihr Haupt, so unterwirft
Sich gleich der wilden Zegris stolzer Stamm,
Granada fällt, mein Herr erobert es.

Ewald Christian Victorin Dietrich,

als Schriftsteller gewöhnlich nur Ewald Dietrich sich nennend, ward am 19. Juli 1785 zu Grünhayn geboren, widmete sich zuerst dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit, vertauschte aber bald dieselbe mit der Arzneiwissenschaft und ging 1809 als Chirurg in sächsische Kriegsdienste. Als solcher begleitete er die Armee bei den Feldzügen in Polen, Rußland, den Niederlanden und Frankreich, ward 1815 Oberchirurg und trat darauf, als Sachsen einen Theil seiner Besitzungen verlor, als Oberarzt in preußische Dienste. Nachdem er eine Zeitlang in Scheibenberg und Moritzburg practicirt hatte, ward er 1820 Oberchirurgus in der K. Oestreichischen Armee und zog mit derselben nach Italien. — Später nahm er jedoch seinen Abschied und lebte seitdem als Privatgelehrter und Dr. med. in Dresden.

Von ihm erschien:

Gedichte. Annaberg 1812. 2. A. Meißen, 1820.
Der Brunnen von Auschwitz. Idylle. 1819.
Die romantischen Sagen des Erzgebirges. Annaberg, 1822—25. 3 Bde. (gemeinschaftlich mit A. Terter)
Jutta von Duben. Pirna, 1822.
Klara und Mathilde. Meißen, 1822.
Des Arztes Lehr- und Wanderjahre auf Reisen und im Felde. Meißen, 1823.
Erzählungen im Kreise guter Kinder. Dresden, 1824.
Des Jägers Waffenglück und Minne. Dresden, 1826.
Vaterländische Sagen, Dresden, 1826.
Die Vorzeit oder Volks- und Rittersagen Böhmens. Dresden 1826. 2 Thle.
Katharina della Bandiera. Meißen, 1827. 2 Thle.
Die Verlobung am Hochgerichte und des Pfarrers Tochter von Taubenhein. Meißen, 1829.
Die Bergchronik des K. S. Erzgebirges. Annaberg, 1818.
Die guten Brunnen von Niederzwönitz. Annaberg, 1818.
Griechenland und die Türkei. Annaberg, 1821.
Allgemeiner Haus- und Wirthschaftsschatz. Meißen, 1826—27. 2 Thle.
Hausarzneikunde. Meißen, 1829.
Teplitz und seine Umgebungen. Pirna, 1827.
Sächsische Vaterlandskunde. Leipzig, 1829.
Darstellung der Heilquellen u. s. w. Sachsens, (gemeinschaftlich mit F. D. Reichel) Dresden, 1824.

Ein gewandter Darsteller und Erzähler, der vorzüglich in seinen Volkssagen den rechten Ton zu treffen wußte; noch größeres Verdienst erwarb er sich jedoch durch seine populairen medicinischen und statistischen Schriften.

Friedrich Diez,

ward am 15. März 1794 in Gießen geboren, ſtudirte daſelbſt und in Göttingen von 1811 bis 1817 erſt Philologie, dann nach einjähriger Unterbrechung, durch Theilnahme an dem Feldzuge von 1814, neuere Literatur. Nachdem er von 1819 bis 1820 als Privatlehrer in Utrecht gelebt, ward er 1822 Lehrer der ſüdlichen Sprachen und 1830 ordentlicher Profeſſor der neueren Literatur an der Univerſität zu Bonn.

Er gab heraus:

Beiträge zur Kenntniß der romantiſchen Poeſie. 1tes Heft. Berlin, 1825.
Die Poeſie der Troubadours. Zwickau, 1826.
Leben und Werke der Troubadours. Zwickau, 1829.
Altſpaniſche Romanzen. Frankfurt a. M., 1818.
Altſpaniſche Romanzen, beſonders vom Cid u. ſ. w. Berlin, 1821.
Grammatik der romaniſchen Sprachen. 1r. Th. Bonn, 1836.

Ein eben ſo gründlicher als geiſtreicher Kenner der ſüdlichen Literaturen des Mittelalters, der das ſeltene Talent beſitzt, die Ergebniſſe ſeiner gelehrten Forſchungen auf eine eben ſo geſchmackvolle als feine und allgemein faßliche Weiſe darzuſtellen und deſſen Schriften jedem Gebildeten, vorzüglich aber jungen Gelehrten als Muſter zu empfehlen ſind, wie in unſern Zeiten die Wiſſenſchaft zu behandeln ſey. D. Verdienſte und ſchriftſtelleriſche Eigenſchaften würden in Deutſchland noch weit mehr Anerkennung gefunden haben, wenn das Feld, deſſen Bearbeitung er ſich vorzugsweiſe widmete, nicht der größern Menge zu ferne läge. Als Ueberſetzer provenzaliſcher Lieder und ſpaniſcher Romanzen hat er ſich ebenfalls durch Gründlichkeit, Geſchmack, Herrſchaft über die Sprache und Wohllaut höchſt vortheilhaft ausgezeichnet.

Peire Vidal.*)

Die provenzaliſche Nachricht über dieſen merkwürdigſten aller Hofdichter, der ungeachtet jener wunderlichen Miſchung von Geiſt und Thorheit, die ſeinen Charakter bezeichnet, in der Geſchichte der Kunſtpoeſie eine der vornehmſten Stellen einnimmt, klingt ſo abenteuerlich, daß man geneigt ſein könnte, ihr allen Glauben zu verſagen, wenn nicht gerade die unwahrſcheinlichſten Umſtände durch die Aeußerungen des Dichters ſelbſt oder anderer Troubadours beſtätigt würden. Vidal war der Günſtling der ausgezeichnetſten Männer und Frauen ſeiner Zeit; ſie wußten ſeine Dichtergaben zu ſchätzen, nicht ohne ſich über ſeine bis zur wirklichen Verrücktheit geſteigerte Selbſtverblendung zu beluſtigen, ſo daß er in der That die Rolle des Hofdichters und Hofnarren zugleich ſpielte. Die Doppelſeitigkeit ſeines Weſens ſpaltete die Meinungen, welche ſeine Kunſtgenoſſen über ihn hegten; bei einigen galt er gradezu für einen Narren, während die Einſichtigen das reine Metall von den Schlacken zu ſcheiden wußten. Bei den Späteren tritt ſein Anſehen ungetrübt hervor und ſie führen ihn unter den Meiſtern der Poeſie und Erotik auf. Wir verſuchen ſein Leben ſo kritiſch zu erzählen, wie möglich: bei ihm iſt es nicht der Mangel an Nachrichten, der uns in Verlegenheit ſetzt, denn ſeine Lieder ſind mit hiſtoriſchen Beziehungen überſäet, wie denn das bunte Verweben mannichfaltiger Stoffe dieſem Dichter eigenthümlich iſt — wohl aber die Schwierigkeit, in die zerſtreuten Nachrichten und Winke, die von einer unſtäten Lebensweiſe Zeugniß geben, Licht und Ordnung zu bringen.

Er war aus Toulouſe, der Sohn eines Kürſchners. Nachdem er ſich in der Kunſt des Dichtens geübt hatte, fing er an, die Höfe der Großen zu beſuchen; doch ſetzte er ſich nirgends feſt, er zog das Wanderleben vor und rühmte ſich ſeiner abenteuerlichen Lebensweiſe geradezu; es iſt daher nicht möglich, ſeinen beſtändigen Kreuz- und Querzügen zu folgen. Schon frühe ſcheint er einen großen Theil von Südfrankreich, Spanien und Oberitalien durchſtreift zu haben; zahllos ſind daher auch ſeine Liebesverbindungen.

Wir ſehen ihn zuerſt im Dienſte einer Dame zu Montesquieu, einem Schloß im Touloufaniſchen, allein ſie nennt er ſchon eine neue Gebieterin, in deren Liebe ihm Roſen im Froſt erſcheinen und klares Wetter bei trübem Himmel, ihre Worte ſchmecken ihm wie Honig und er nennt ſie eine Taube ohne Galle. In der letzten Strophe des Liedes, welches dieſe Lobpreiſungen enthält (P. O. 182) geſteht er zugleich ſeine Liebe zu einem jungen Fräulein von Caſtilien, das ihm mehr werth ſey, als hundert mit Gold beladene Kameele nebſt dem Reiche Manuels. Dieſer berühmte byzantiniſche Kaiſer regierte bis 1180; wahrſcheinlich iſt alſo das galante Lied noch vor dieſem Zeitpunkte entſtanden. Wenn der Dichter in dem Geleite bei dem heiligen Jakob von Compoſtela ſchwört, zu Luzia hauſe ein Michael, der den des Himmels übertreffe, ſo giebt er uns hiermit eine weitere Andeutung zur Geſchichte ſeines Lebens. Miquel von Luzia, ein angeſehener ſpaniſcher Edelmann, gehörte zu der nächſten Umgebung des Königs Alfons II. von Aragon; er fiel nachher unter den Fahnen Pedro's in der Schlacht bei Muret. Wir vermuthen aus dieſer Stelle, daß Vidal ſchon damals Catalonien und den Hof des Königs von Aragon geſehen hatte.

Dieſem warmen Verehrer und mächtigen Beſchützer der Dichtkunſt bringt der Troubadour bei mehreren Gelegenheiten ſeine Huldigungen dar, ja er ſtand mit ihm in unmittelbarer Berührung und nahm den lebhafteſten Antheil an ſeinen Unternehmungen. Auch der Hof des Königs von Caſtilien wurde von ihm beſucht; er, der Bürgersſohn, nannte ſich ſogar den Hofritter des Königs, und zwar in einer ſeiner beſonnenſten Canzonen, die von einem andern Dichter als muſterhaft hervorgehoben wird. „Um euretwillen — ſagt Vidal zu einer gefeierten Hofdame — liebe ich das Narbonneſiſche nebſt Molina und Saverdun ſo wie Caſtilien und den edlen König Alfonſo, deſſen Ritter ich bin um euretwillen.“ Daß er den Ritterſchlag wirklich empfangen habe, brauchen wir bei ihm nicht vorauszuſetzen; auch ſagt der Mönch von Montauden, Vidal habe ſich ſelbſt zum Ritter geſchlagen. In dieſer Canzone wird das Betragen der Genueſer gerühmt, die ſtets höflich ſeien und ſich nur gegen ihre Feinde ſtolz zeigten.

Zunächſt verſuchte ſich Vidal in Dienſten des Vizgrafen von Marſeille, Barral von Baux, deſſen Gunſt auch der Troubadour Folquet von Marſeille genoß. Wir ſehen ihn an dem Hofe dieſes Großen ungefähr ſeit dem Jahr 1180. Ihn bezauberte Barral's Gattin Adalaſia von Roquemartine, welche Folquet unter dem Namen Magnet feierte. Dieſe Frau iſt faſt nur aus der Geſchichte der provenzaliſchen Poeſie bekannt; indeſſen iſt es gewiß, daß ſie Barral's erſte Gattin war, der ſie kurz vor ſeinem Tode verſtieß, um mit Maria, Tochter Wilhelms VIII. von Montpellier, ein neues Eheband zu knüpfen. Vidal wurde der Liebling des Hofes und beſonders liebte ihn der Vizgraf; ihrem Gatten zu Gefallen zeigte ſich auch Adalaſia freundlich gegen ihn und that ihm die ſchönſten Verſprechungen, die der arme Sänger zu ernſtlich nahm.

In einer Canzone klagt er daher über ihre Wortbrüchigkeit und wünſcht, ſie möge ſich, ſtatt ihn mit ſüßen Mienen zu locken, lieber gleich anfangs hartherzig gezeigt haben; er verhalte ſich gegen ſie, wie ein verrückter Hirt, der einem ſchönen Hügel flöte. Das Lied iſt an die Königin von Aragon gerichtet, die in einer eignen Strophe gefeiert wird; ohne Zweifel iſt Sancha gemeint, Tochter Alfonſos VIII. von Caſtilien, ſeit 1174 an Alfons II. von Arragon vermählt. Ihm, dem erhabendſten der Könige, ſagt der Dichter, gebühre wohl eine ſolche Gattin. Für Alfons ergriff er nun auch die Waffe des Sirventes; eins dieſer Lieder kann zur Charakteriſtik ſeines Verfaſſers dienen.

„Hätte ich nur ein gutes Kampfroß — hebt er an (P. O. 187) — wie wollte ich meine Feinde jagen! Sie fürchten mich mehr ſchon bei dem Klange meines Namens, als die Wachteln den Sperber, und geben keinen Pfennig für ihr Leben; denn ſie kennen meine Stärke und meinen Ungeſtüm.“

„Hätte ich nur einen ſchlanken Renner, der König ſollte ruhig ſchlafen; ich wollte Provence und Montpellier in Ordnung halten, daß die Räuber und Freibeuter Balnaiſſin und Crau nicht mehr ausplündern ſollten!“

Es iſt zu erinnern, daß der ewige Krieg zwiſchen Alfons und dem Grafen von Toulouſe ganze Schaaren von Räubern in das Land gezogen hatte; Raimund bediente ſich ihrer ſogar gegen ſeinen Feind; Graf Wilhelm VIII. von Montpellier aber war mit Alfons verbündet.

*) Aus: D's. Leben und Werke der Troubadours. Zwickau 1829.

„Wenn ich — fährt der Dichter fort — meinen blanken Küraß angelegt und das Schwert, das mir Guigo neulich gab, umgegürtet habe, so bebt die Erde unter meinen Füßen. Ich habe keinen noch so mächtigen Feind, der mir nicht die Straße und den Weg überließe, so sehr fürchtet man mich, wenn man meine Fußtritte hört."

„An Kühnheit bin ich ein Roland und Olivier, an Artigkeit ein Berart von Montdidier; man lobt mich, weil ich mich edel benehme. Oftmals kommen mir Boten mit goldenen Ringen, mit weißen und schwarzen Bändern, mit Grüßen, die mein ganzes Herz entzücken."

„Wenn ich die Zänker und Verläumder einmal erreiche, die mit falschen Rathschlägen anderer Klugheit verderben und jedes Vergnügen offen und heimlich zu Grunde richten, so sollen sie erfahren, von welcher Art die Streiche sind, die ich austheile. Hätten sie Hälse von Eisen oder Stahl, sie nützten ihnen keine Pfauenfeder."

„In allen Dingen erscheine ich als Ritter, ja ich bin es und kenne die Kunst der Minne und alles, was zu Liebschaften gehört; nie gab es im Schlafgemach einen angenehmeren, nie in den Waffen einen grimmigeren und überlegeneren Mann! Mancher fürchtet mich, der mich weder sieht, noch hört."

„Wenn der König wieder vor Toulouse auf dem Kampfplatz erscheint, und der Graf mit seinen elenden Schützen auszieht und alle das Schlachtgeschrei erheben, so weiß ich gewiß, ich werde den ersten Streich thun, und nicht eher ruhen, als bis sie haufenweise hinein fliehen, ich hinterher, wenn man die Pforte nicht verschließt."

Dieses Letzte zeigt, daß das Gedicht nach dem Jahr 1181 geschrieben ist: denn damals war Alfons in das Toulousanische eingefallen, hatte mehrere Schlösser erobert und sich selbst vor den Mauern von Toulouse gelagert. Das Gedicht ist Vierna, d. h. (wenn wir richtig vermuthen) der Vizgräfin von Marseille zugeeignet.

Was des Dichters eingebildete Unwiderstehlichkeit bei den Frauen betrifft, — anderswo sagt er, die Ehemänner fürchteten ihn mehr, als Feuer und Schwert — so ist es nur zu wahrscheinlich, was die Lebensnachricht versichert, daß diese ihn zum Besten hatten, und selbst Adalasia möchte von diesem Vorwurf nicht zu befreien sein. Vidals Prahlsucht in diesem Punkte aber verwickelte ihn einmal in ein unglückliches Abentheuer. In St. Gilles gab er sich für den Liebhaber einer Edelfrau aus; der beleidigte Gatte ließ den Unvorsichtigen ergreifen und ihn eine symbolische Strafe leiden, indem er ihm die Zunge durchbohren ließ; die Lebensnotiz spricht von Abschneiden. Der Mönch von Montaudon erwähnt der Sache gleichfalls, indem er sagt, Vidal habe seine Glieder nicht mehr ganz, ihm thue eine Zunge von Silber noth.

Adalasia war nicht die einzige, bei welcher Peire den Liebhaber machte; er erwähnt mehrerer Liebeshändel, die zum Theil in diesen Abschnitt seines Lebens fallen. Zufolge eines Liedes (P. O. 189) besuchte er das albigensische Gebiet, wo ihn ein holder Schütze in dem Schlosse Gaillac schwer verwundete. Er begab sich hierauf nach dem Bezirk Carcassonne; dort rühmt er die Schlösser Saissac, Fanjau, welches ihm ein Paradies scheint, und Montrial, das er ein kaiserliches Schloß nennt. Hier und anderswo preist er die Höflichkeit der Ritter und Frauen von Carcassonne; der Vizgraf Roger II. (1167 — 1194) scheint einen glänzenden Hof unterhalten zu haben, seine Gattin Adalasia ist als Beschützerin Arnaut's von Marueil bekannt; unter den Baronen der Gegend wird Bertrand von Saissac als Dichterfreund gerühmt.

Einer der Frauen von Carcassonne gedenkt Vidal hier mit Auszeichnung, ihr süßes Lächeln wohnt in seinem Herzen. Er nennt sie Loba (Wölfin), und die Handschriften versichern in dem Leben Raimon's von Miraval, der sie gleichfalls besang, sie sey die Tochter des R. (Raimund) von Penautier und die Gattin eines angesehenen Ritters von Cabaret gewesen. Diese reizende Frau machte einen merklichen Eindruck auf Vidal; später wurde er um ihretwillen zum Narren. Am Schlusse des Liedes sagt er dem Carcassonne Lebewohl und erklärt, zu Barral zurückkehren zu wollen; die Provenzalen, mit welchen kein anderes Volk sich vergleichen könne, sollten ihn wieder besitzen.

In der Sammlung seiner Gedichte finden wir noch eine Canzone, die er wahrscheinlich damals auf dem Rückwege nach Marseille dichtete; er tadelt die Barone als Verläumder, die nach seinem Verderben trachteten; er freut sich, eine redliche Freundin (Adalasia?) gefunden zu haben; er bedauert den Verfall der Hoffeste und der Gastfreiheit und kommt endlich auf seinen Lieblingsgegenstand, sein eigenes Ich.

„Ich finde mein Herz erhoben, denn Barral wird mich wieder haben, gelobt sei Gott und wer mich erzog! Ich bin von der Art, daß mir täglich tausend Grüße aus Catalonien und Lombardei zukommen, denn von Tag zu Tag erhebt sich mein Ruhm und fast stirbt der König (Alfons II.?) vor Neid; denn mit Frauen treibe ich meine Lust und meinen Scherz."

„Es ist bewiesen und bekannt, wie ritterlich und wacker ich bin, und da der Herr mich so erhöht hat, so darf ich mich nicht unwürdig benehmen. Hundert Frauen kenne ich, die mich bei sich haben möchten, wenn sie mich kriegen könnten; ich bin einer, der sich nie etwas einbildete, noch zu viel von sich selbst redete, aber es ist wahr, Frauen küsse ich und Ritter strecke ich zu Boden."

„Gar manches herrliche Turnier habe ich auseinander gesprengt; denn ich theile so tödtliche Streiche aus, daß alles ruft: das ist Herr Peire Vidal! er, der Frauendienst und Liebeshändel aufrecht hält und seiner Freundin zu Liebe edle Thaten vollbringt; er, der Schlachten und Turniere mehr liebt, als der Mönch das Brod; ihm dünkt es ungeziemend, zu lange an einem Orte zu weilen!"

Er wanderte also wieder nach Marseille und versuchte sein Glück von neuem bei Adalasia, die seine Lobgedichte doch nicht ungern hören mochte. Allein an einen andern Lohn, als den, welchen die Hofdichter für ihre Arbeiten gewöhnlich empfingen, war bei ihr nicht zu denken. Vidal beschwert sich daher in einer Canzone, daß ihr keins seiner Werke gefalle, daß sie ihn weder sehen noch hören wolle; gleichwohl könne er sie nicht verlassen, und werde es machen wie der lästige Pilger, der bitte und bitte, und aus dem kalten Schnee entstehe zuletzt der Krystall, aus dem man brennendes Feuer ziehe — ein auch von andern benutzter Zug aus der fabelhaften Naturgeschichte des Mittelalters. Die Zuschrift lautet an den Grafen von Poitiers. „Ueber euch" — ruft der Dichter aus — „beklage ich mich bei Gott, und Gott bei mir; er wegen seines Kreuzes und ich wegen meines Geldes." Das Lied muß also gleich nach 1187, wo Richard noch als Graf von Poitiers das Kreuz nahm, ohne den Zug anzutreten, geschrieben sein. Diese Stelle giebt uns zugleich einen Fingerzeig, daß Vidal eine Zeit lang in Richards Dienst gestanden hatte, oder auf irgend eine Weise für ihn thätig gewesen war. Das Gedicht schließt mit einem Lobspruch auf den Grafen.

Eines Tages, erzählt die Lebensnachricht, als Vidal wußte, daß Barral aufgestanden und die Dame allein in ihrer Kammer war, trat er herein an ihr Bett. Als er bemerkte, daß sie schlief, kniete er vor ihr nieder und küßte sie. Sie erwachte und in der Meinung, es sei ihr Gatte gewesen, lächelte sie und erhob sich aus dem Bette. Da erkannte sie den thörichten Hofdichter und fing an zu schreien und zu rufen. Bei dem Lärm stürzten ihre Mädchen herbei; man ruft den Vizgrafen, allein Vidal hatte sich davon gemacht. Adalasia erhob vor ihrem Gemahl die bitterste Klage gegen den verwegenen Troubadour, und bat mit weinenden Augen um Genugthuung. Barral dagegen fand die Sache scherzhaft und tadelte seine Gattin, daß sie um einer Kleinigkeit willen einen so großen Lärm erhob; allein er fand sie unbeweglich, sie bestand auf der strengsten Genugthuung. Der Frevler war unterdessen entsprungen und bestieg ein Schiff, das eben nach Genua abfuhr.

Dieser romantische Vorfall läßt sich aus des Troubadours Canzonen bedeutend berichtigen. Der Raub des Kußes wird von ihm selbst auf das wärmste gefeiert. Eines Morgens, erzählt er, stahl er sich in der Geliebten Wohnung (er wohnte also nicht im Schlosse) und küßte ihr verstohlener Weise Mund und Kinn. Ihr Rachedurst und Vidals schnelle Flucht ist ein verschönernder Zusatz des Schreibers, der nur zu geneigt war, die Geschichte zur Novelle zu machen. Eine Canzone bezeugt, daß sich der Dichter fortwährend in Marseille aufhielt und sich an Adalasias täuschenden Verheißungen weidete. (III. 319).

„So wie der Arme, der in dem reichen Schlosse liegend nie sich beklagt, wie groß auch sein Schmerz ist: denn er fürchtet den Herrn zu reizen, so wage auch ich meinen tödtlichen Schmerz nicht auszusprechen. Wohl muß ich Schmerz empfinden, da Sie, die ich auf dieser Welt am meisten liebe und verlange, sich stolz gegen mich zeigt. Dennoch aus Furcht, sie zu reizen, wage ich nicht, um ihre Gnade zu flehen."

„So wahr mir Gott helfe, meine schöne Herrin begeht ein peinliches Verbrechen, weil sie mir nicht beisteht; sie weiß doch, daß ich in ihr mein Herz und meine Liebe habe, so daß ich an nichts anderes mehr denke. Gott! warum redet sie so freundlich mit mir und nimmt mich so huldreich auf, da sie mir doch das nicht gewährt, weßhalb ich am meisten leide? Vielleicht denkt sie, mich so zu vertreiben, allein lieber will ich dulden, wie ich stets geduldet habe."

„Wißt ihr, warum ich ihr eine so herzliche Liebe widme? Weil ich nie etwas so Schönes, Holdes und Gutes gesehen; es ist mein Stolz, eine Frau zu lieben, die so erhaben ist. Ach, wenn ich es erlebte, daß sie sich neben mir entkleidete, ich wäre glücklicher, als der Herr von Essidueil, welcher mit Ruhm besteht, wenn andere erschlaffen; mehr sage ich nicht, aber so denke ich von Gottfried."

[illegible]

[illegible]

[illegible]

bezeugen mehrere Rügelieder. Unter diesen finden wir eins von umfassenderem Inhalt, das zu Anfang 1194 oder noch 1193 entstanden seyn muß, da der Gefangenschaft Richards als noch dauernd gedacht wird. Nach einem allgemeinen Eingang heißt es hier (IV. 105):

„In solches Elend haben die Apostel (die Päpste) und falschen Doctoren die heilige Kirche versetzt, daß sie Gottes Zorn reizen; durch ihre Thorheit und ihr sündiges Leben haben sie die Ketzerei hervorgerufen; da die Sünde von ihnen selbst ausgeht, so ist es schwer, ihr zu widerstehen, doch ich will kein Ankläger seyn."

„Das ganze Unheil kommt aus Frankreich von denen selbst, die sonst die Besten waren; denn der König ist nicht treu noch wahrhaftig gegen Gott und Ehre; er hat den Graf im Stich gelassen, kauft, verkauft und schachert wie ein Knecht oder Krämer, darum sind seine Franzosen beschimpft."

„Die Welt geht quer, war sie gestern schlecht, so ist sie heute noch schlechter. Seitdem er das Gottesgeleite brach, haben wir nicht gehört, daß der Kaiser an Ruhm und Hoheit zugenommen, und doch wenn er Richard wie ein Narr entschlüpfen läßt, da er ihn einmal gefangen hält, so werden ihn die Engländer auslachen."

„Auch über Spaniens Könige habe ich zu klagen, weil sie sich selbst bekriegen und den Mohren aus Furcht röthliche und braune Pferde senden; sie haben den Hochmuth ihrer Feinde verdoppelt und sie selbst sind besiegt worden; besser wäre es, sie hielten Frieden, Treue und Glauben unter sich."

Nachdem der Troubadour den Fürsten diese Strafpredigt gehalten, gedenkt er seiner Geliebten in Ehren: „Wollt ihr wissen, wo sie ist — fährt er fort — fragt in der Gegend von Carcassonne."

Plötzlich erblicken wir ihn auf einem andern Schauplatz, in Montferrat an dem Hofe des freigebigen Markgrafen von Bonifaz. Mit ihm beginnt eine Canzone, allein der Dichter erklärt sogleich die lügenhaften Sänger, die nur in diesem Punkte wahr seyen, hätten dessen Lob bereits erschöpft, so daß er nichts weiter über ihn zu sagen wisse. Wenn er nunmehr bemerkt, der König von Aragon habe ihm seine Freude geraubt, sonst würde er sich mit den Frauen von Carcassonne unterhalten, so ist dieß eine räthselhafte Antwort auf unsere Frage, was ihn von Loba vertrieben habe. Indessen gefällt er sich in der Lombardei, man nennt ihn car messier, und schon singt er eine neue Freundin, gegen deren Augenpfeile es keinen Schild giebt, und deren Vorzüge sich in dem Maße vervielfältigen, wie die Rechnung des Schachbretts.

Auch in Italien, dem Vaterlande der Politik, vergaß er die Welthändel nicht. In einem Sirventes jubelt er über den Sieg, welchen Pisa über das stolze Genua davon getragen. Der Haß zwischen beiden Freistaaten, der durch den Wetteifer im Handel erzeugt, durch den Streit über den Besitz von Sardinien gesteigert worden, entbrannte seit Heinrichs VI. Eroberung von Sicilien (1194) in hellen Flammen. Damals errangen die Pisaner, die bei dem kaiserlichen Hofe besser angeschrieben waren, manche Vortheile über die Genueser, so daß der Podesta der letzteren vor Kummer darüber starb; allein bald darauf (1195) rächten sich die Genueser auf das nachdrücklichste. Die Deutschen, welche der Troubadour in Italien Gelegenheit hatte kennen zu lernen, findet er unhöflich, ihre Rede gleich dem Hundegebell, er möchte drum nicht Herr von Friesland seyn, (das er unter allen deutschen Ländern wegen seines Reichthums hervorzuheben scheint); er zieht es vor, unter den Lombarden, in der Nähe seiner blonden Dame zu leben. Ihm gehört Montferrat und Mailand, drum kann er Allemannen und Deutschen, wie er sagt, Hohn sprechen; ja er wünscht, daß Richard von England zur Rache wegen seiner Haft das Reich Palermo und Friesland umstoßen möge. Er fügt die räthselhaften Worte hinzu: „Von mir selbst kann ich sagen, wenn es um des Markgrafen willen nicht wäre, ich schätze ein zerrissenes Hemd keine fünf Mark." Hier, wie anderwärts, zeigt sich Vidal als den Gegner der Deutschen; es war die Wirkung seines Aufenthaltes in Italien, wo Heinrich IV. Freunde wie Feinde mit grausamer Politik mißhandelte. Nachdem der Dichter sich noch einmal Glück gewünscht hat, daß Gott und Sanct Julian und das süße Land Canaves (in Montferrat) ihn herberge, so daß er nicht wieder nach Provence noch zum König Alfons zurück verlange, sondern hier dem Dienst der Schönsten seine Verse und Canzonen widmen wolle, äußert er den Wunsch, Mailand und Pavia möchten sich vereinigen und die Lombardei sich vor den Freibeutern sicher stellen. „Lombarden — ruft er am Schluß — denkt, als Apulien erobert ward, an das Schicksal der Barone, wie man sie in die Macht von Buben gab; mit euch kann man noch schlimmer verfahren."

Vidals Aufenthalt in der Lombardei war nicht von Dauer. Alle Reize, welche dieser für die Hofpoesie so günstige Boden enthielt, konnten den unruhigen Sänger nicht fesseln. Eins seiner Lieder ist in Ungarn an dem Hofe des Königs Emmerich geschrieben. Es beginnt mit dem Tode des besten Herrn, wodurch der Dichter sich bewogen fand, nach Ungarn zu ziehen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß er Alfonso II. meint, der 1196 starb; Emmerich, der in demselben Jahr den Thron bestieg, war Alfonsos Schwiegersohn; seiner Gattin Constanze konnte der Dichter bekannt seyn, und dieß war Grund genug für ihn, dieses neue Asyl zu suchen. Der König nahm ihn, nach der Canzone zu schließen, gütig auf, wofür ihm der Dichter versprach, sein Diener und Freund zu seyn und seinen Namen in aller Welt zu verbreiten. Das Lied wird über Dich zu dem Korn von guter Aehre, d. h. zu Alfonso's Nachfolger Petrus gesendet und schließlich den Deutschen ihre Undankbarkeit (gegen gewiße lombardische Städte) vorgerückt.

Wie lange sich Vidal in Ungarn aufgehalten, erfahren wir nicht. Als sich Bonifaz von Montferrat im Jahre 1202 zum Kreuzzug entschlossen hatte, erließ Vidal einen poetischen Aufruf zu diesem Unternehmen (IV. 118). Gelegentlich erhebt er den König der Catalanen und Aragoneser (Petrus II.), tadelt aber seine Nachsicht gegen die Hofdiener, die sich hochmüthig und zanksüchtig bewiesen, wonach wir vermuthen, daß der Troubadour Spanien von neuem besucht hatte.

Ein späteres Gedicht ist in einem Badeort entstanden, vielleicht zu Aix oder Avignon. (P. O. 191). Hier freut sich Vidal, der Ruhe zu genießen und rühmt sich, die Herberge des Grafen Heinrich zu theilen; er nennt ihn freigebig, kühn und artig, den Stern der Genueser, der zu Land und zu Wasser alle seine Feinde in Schrecken setzt. Wer ist dieser Heinrich? Ohne Zweifel jener Graf von Malta, der 1205 als Admiral der Genueser den Pisanern Syracus abnahm, auch später den ersteren wichtige Dienste leistete. Ferner rühmt sich Vidal der Gesellschaft des Grafen Arman; „er besitzt — sagt er — die Kühnheit des Argueseres, die Geselligkeit des Bianeses, meine Artigkeit gegen Frauen und die Freigebigkeit des Königs von Leon," (Alfons IX. den er auch sonst erhebt). Offenbar ist Graf Alemanni, einer der ersten genuesischen Staatsmänner, gemeint. In dieser ausgezeichneten Gesellschaft fühlte sich der Troubadour behaglich; auch seinen Gönnern konnte es bei ihm nicht an Zeitvertreib fehlen. Noch hatte ihn seine seltsame Verblendung nicht verlassen, noch prahlt er in diesem Gedichte; „Wenn ich bewaffnet zu Rosse sitze, so zertrete und zermalme ich alles, was mir im Wege steht; hundert Ritter habe ich ganz allein gefangen und hundert andern die Rüstung abgenommen; hundert Frauen habe ich weinen und hundert andere lachen und scherzen gemacht."

Diese thörichte Einbildung, welche der Troubadour von sich selbst hegte, verließ ihn auch im Alter nicht; noch immer hoffte er die schönsten Frauen für sich einzunehmen. Der Widerspruch, welchen Sinn und Unsinn in seinem Charakter bildeten, bewog einen andern Dichter, Blacatz, ihn selbst um die Auflösung dieses Räthsels zu bitten. „Verargt mir's nicht — sagt Blacatz in einer Canzone — wenn ich euch frage, warum ihr in manchen Dingen so wenig Verstand zeigt und doch im Dichten Verstand und Geschick besitzet? Wer im Alter noch, wie in der Jugend, seine Hoffnung auf hohe Frauen richtet, der ist übler dran, als wenn er nie geboren wäre." In der Antwort beschwert sich Vidal über die ungeziemende Frage, behauptet aber den Satz, daß er in allen Dingen klug und gewandt sey und auch in der Liebe noch Glück zu machen hoffe. (IV. 23). Später lieferte Zorgi ein ganzes Sirventes zu Vidals Rechtfertigung. „Die allergrößte Thorheit begeht — sagt er hier — wer Peire Vidal einen Thoren nennt, denn ohne wahren Verstand könnte man seine Verse nicht hervorbringen." Dieses Urtheil wird nun mit Sentenzen aus einer Canzone des Angeschuldigten belegt. (P. O. 214).

Peire Vidal gehört unter die furchtbarsten Troubadours; von seinen Liedern haben sich ungefähr sechzig erhalten. Doch müssen wir ihm einige der ihm zugeschriebenen Lieder absprechen, wenn wir nicht annehmen wollen, daß er hundert Jahre erreicht und in diesem Alter immer noch gedichtet habe. Das eine (P. O. 190) singt das Lob Spaniens und des Königs und Kaisers Alfonsos; der Verfasser nennt sich zwar hier alt, arm und gebrechlich, allein gleichwohl paßt das Lied nicht in Peire Vidals Lebenszeit, denn Alfons wurde erst 1257 zum deutschen Kaiser erwählt. — In einem andern Liede wird Alfons getadelt, weil er den Pfaffen vertraut, von falschen Rathgebern bewogen die Fahne des Kaiserthumes ergriff und den Dürftigen seine Hände nicht öffnet. Noch härter wird der französische König (Ludwig IX.) angegriffen: er, den man für gerecht halte, tauge wenig und spende wenig. Dagegen wird König Manfred gerühmt: er habe den Clerus überwunden, Toscana habe seine Macht erfahren und in kurzem werde auch Genua sie erfahren. (V. 340). Michael IV. nämlich Despot von Aetolien, Epirus und Corfu, Manfreds Schwiegervater war von dem Kaiser von Nicäa, Michael Comnenus Paläologus

geſchlagen worden und kam (1260) Hülfe flehend zu Manfred. Man mochte wohl glauben, daß dieſer ihn rächen würde, allein Italien machte ihm zu viel zu ſchaffen. Noch wird unſerm Troubadour ein halbes Sirventes zugeſchrieben, das gleichfalls Manfred's Ehre ſingt. (IV. 186). Der Verfaſſer frohlockt über die Niederlage der ſtolzen Florentiner. „Ha, König Manfred — ruft er aus — ihr ſeyd ſo mächtig, daß ich den für thöricht halte, der mit euch anbindet! hat doch ein einziger eurer Barone die Florentiner zu Boden geſchlagen! Schwerlich möchte einer auf freiem Felde oder im Gebirge euch fortan Hohn ſprechen; auch rathe ich es denen vom Capitol nicht, daß ſie gegen euch ausziehen.“ Die Begebenheit iſt kurz folgende. Die Ghibellinen von Florenz hatten ſich nach Siena zurückziehen müſſen; dieſe Stadt wurde daher von Florenz gedrängt. Auf den Rath des durch Dante's Hölle berühmten Farinata degli Uberti, des Oberhauptes der Flüchtlinge, ſchicken dieſe eine Geſandtſchaft an Manfred und bitten um Hülfe. Der König ſchickt ihnen erſt hundert Deutſche, die nach einer großen Heldenthat aufgerieben werden, ſodann den Grafen Giordano da Anglone mit 800 Pferden, wozu ihre eigene Macht ſammt der von Siena und Piſa kam. Nun läßt Farinata die Florentiner benachrichtigen, die Saneſer würden ihnen für eine Geldſumme eins der Thore öffnen; wirklich nähern ſie ſich mit einer Macht von wenigſtens 30,000 Mann und leiden, bei Montaperti überfallen, eine furchtbare Niederlage, (4. September 1260). Kurz nachher zieht der Graf mit den Vertriebenen in Florenz ein.

Peire Vidal hat ſich auch im Fach der erzählenden Dichtkunſt verſucht und auch hier Talent gezeigt. Einer ganz ſinnreichen allegoriſchen Novelle, in welcher Liebe, Gnade, Scham und Redlichkeit perſonificirt erſcheinen, fehlt leider der Schluß; eine kürzere, verlorene Erzählung findet ſich in altitaliäniſcher Ueberſetzung oder Bearbeitung; eine dritte ihm zugleich zugeſchriebene ſcheint nicht ihm, ſondern Raimon Vidal zu gehören.

Guſtav Friedrich Dinter,

ein um die Volksbildung in Deutſchland, vorzüglich in Preußen und Sachſen, hochverdienter vortrefflicher Mann. Er ward am 29. Februar 1760 zu Borna in Sachſen geboren, erhielt ſeine Vorbildung auf der hohen Schule in Grimma und ſtudirte dann in Leipzig Theologie. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn wurde er Prediger in Kitſcher bei Borna, dann 1797 Seminar-Director zu Dresden und ſpäter Pfarrer in Görnitz. Am erſteren Orte ſchon begann er ſich vorzüglich dem Berufe zu weihen, zu dem ihn eigene Neigung, ſo wie das Bedürfniß ſeiner Zeit und ſeines Landes beſonders hinlenkten, der Verbeſſerung des Volksunterrichtes und der Bildung von Landſchullehrern nämlich, indem er in ſeinem Hauſe und während ſeiner Mußeſtunden zwei junge Männer für dieſes Fach gewiſſermaßen erzog. Nachdem er jene Aemter mit großem Erfolge verwaltet, ward er 1817 als Schulrath nach Königsberg in Preußen berufen, und 1819 zum Doctor und Profeſſor der Theologie an der dortigen Univerſität ernannt. Mit unermüdlichem Fleiße und immer gleichem Eifer wirkte er hier als Prediger, Profeſſor und Schulinſpector, im echteſten Sinne des Wortes ein wahrhaft frommer Mann, bis an ſeinen Tod, der am 29. Mai 1831 in Königsberg erfolgte. Dieſelbe heitere Laune, mit der er ſein Leben (ſ. unten) ſchildert, und welche die Frucht ſeines trefflichen Charakters und ſeines reinen Strebens war, verließ ihn nicht bis zu ſeinem letzten Augenblicke. Er entſchlummerte umgeben von geliebten Freunden und dankbaren Schülern.

Seine Schriften ſind:

A B C und Leſebuch. Neuſtadt a. d. Orla, 3 A. 1829.
Letzte Anrede eines Lehrers an ſeine Katechumenen. Neuſtadt, 1827. 3 A.
Anſichten und Bilder des Heiligen, Wahren und Schönen, (geſammelt von J. G. C. Schinke) 2 Bd. 12. Neuſtadt, 1833.
Anweiſung zum Gebrauch der Bibel in Volksſchulen. 3 Th. Neuſtadt, 1814—17.
Anweiſung zum Rechnen für preußiſche Bürger- und Landſchulen. Neuſtadt, 1830. 2 A.
Anweiſung zum Rechnen für ſächſiſche Dorfſchulen. Neuſtadt, 1833. 6 A.
Auszug aus dem Dresdner Katechismus. Wohlf. A. Neuſtadt, 1823.
Belehrungsblätter. Neuſtadt, 1818—23.
Die Bibel als Erbauungsbuch (in Gemeinſchaft mit Brockmann und Fiſcher) 5 Bd. Neuſtadt, 1832.
Schullehrerbibel. 9 Thl. Neuſtadt 1826—29.
Reden an künftige Volksſchullehrer. Halle und Leipzig, 1803—5. 2 A. 1820. 4 Thle.
Unterredungen über den lutheriſchen Katechismus. Neuſtadt, 1806—23. 13 Thle.
Predigten zum Vorleſen. 3. A. Neuſtadt, 1820.
Predigten. Neuſtadt, 1815.
Predigten auf alle Sonn- Feſt- und Bußtage. Neuſtadt, 1821.
Malvina, Buch für gebildete Mütter. Neuſtadt, 2 A. 1824.
Die Schulconferenzen zu Ullmenhain. Neuſtadt, 1821.
Das Gefühl an die Vernunft und die Vernunft an das Gefühl. Neuſtadt, 1828. 2 A.
Liederhomilien. Neuſtadt, 1829.
Selbſtbiographie. Neuſtadt, 1829.

Ein äußerſt practiſcher Sinn, Herzlichkeit, Ruhe, Klarheit und Faßlichkeit befähigten D. vorzüglich ſo ſegensreich auf die Bildung des Volkes durch ſeine Schriften wie durch ſeinen Unterricht und ſeine perſönliche Leitung und Theilnahme zu wirken, als er es gethan. Der Nutzen, den er dem Kirchen- und Schulweſen namentlich in Sachſen und Altpreußen gebracht hat, iſt unberechenbar und unvergeßlich, denn ſeine Werke befinden ſich in den Händen eines jeden nach höherem Ziele ſtrebenden Volksſchullehrers, und können nicht genug empfohlen werden. Wir entlehnen, um ein vollſtändiges Bild des vortrefflichen Mannes zu geben, deſſen Denkweiſe eben ſo ſehr ſeinem Herzen als ſeinem Verſtande Ehre macht, hier ein größeres Bruchſtück aus ſeiner Autobiographie, einer Schrift, in welcher ſich der fromme Ernſt ſeines Wirkens eben ſo lebendig wie ſeine ruhige Beſonnenheit und die Schärfe ſeines Verſtandes, zugleich mit der ganzen Liebenswürdigkeit ſeines heitern kindlichen Charakters offenbaren.

Vergl. Dinters Leben. (Aus dem homiletiſch liturgiſchen Correſpondenzblatte beſonders abgedruckt). Nürnberg, 1831.
Dinters Todtenfeier im Sächſiſchen Erzgebirge. Neuſtadt, 1831.

Mein Hauslehrer-Leben.*)

Von dieſem will ich nur wenig ſagen, weil ich nur wenig Wichtiges davon zu ſagen habe. Ich fühlte mich nicht glücklich, aber durch eigene Schuld. Ich habe nie ſo gut gegeſſen und getrunken als in jenen Jahren. Meine Stube hatte eine herrliche Ausſicht in den herrſchaftlichen Garten. Das Schloß, das ich bewohnte, war eins der prächtigſten Landgüter der Gegend. Ich hatte nur anderthalbe Stunde bis zu meinem Vater, und eben ſo weit auf der andern Seite bis zu meinem im Jahre 1828 verſtorbenen Bruder, der kurz vor meinem Anzuge in Bendorf Pfarrer in Bocka geworden war.

*) Aus: Dinters Leben. Neuſtadt a. d. Orla. 1829.

Ich hatte hundert Thaler Gehalt, was damals für ungemein viel galt. Auch fehlte es nicht an Weihnachtsgeschenken. Der Kammerherr von Pöllnitz hatte etwas Kaltes und Steifes in seinem Umgange. Aber sein Charakter war sehr gut. Seine Gemahlin, eine geborne von Ponikau, war eine treffliche Frau, die meinen Zögling, ihren Stiefsohn, den Tod der leiblichen Mutter nicht vermissen ließ. Mein Zögling hatte nicht eine Ader von Falschheit und Bosheit, und — ich war nicht glücklich! Durch eigene Schuld. Ich hatte mir ein hohes Ideal gebildet: Das muß dein Schüler erreichen! Aber er erreichte es nicht. Zum Theil konnte Mangel an Talent und Lust daran Ursache seyn. Aber zum Theil, ja ich will's mit Beschämung gestehen, größten Theils lags an mir, daß mein Werk nicht gelang. Ich regte allerdings seine Thätigkeit an. Aber sobald er eine Sache nur begriffen zu haben schien, ging's weiter. Ich widerholte etwa monatlich einmal, und fand das meiste vergessen. Ich fühlte nicht, daß ich hätte langsamer fortschreiten, öfter wiederholen sollen, nicht, daß mein Zorn den guten Knaben furchtsam machte. Ich züchtigte ihn nie mit einem Instrumente, nie auf eine der Gesundheit gefährliche Weise. Aber ich biß vor Grimm mich in den Ballen des rechten Daumen so oft und so stark, daß ich erst als Pfarrer die harte Haut, die daher entstand, verlor. Ihn selbst stieß ich mit der geballten Faust ins Gesicht, so daß er bisweilen blaue Flecken davon bekam. Das wußten die Aeltern. Der Augenschein lehrte es, und ich wundere mich noch heute, daß sie mich nicht verabschiedeten. Aber sie sahen, daß der Knabe doch an Kenntnissen zunahm. Sie sahen, daß er dennoch an mir hing, daß er ihnen selbst gestand, er habe das verdient. Und von diesen Rücksichten bestimmt, hatten sie eine Geduld mit mir, die ich unter ihren Verhältnissen schwerlich mit meinem Hauslehrer gehabt haben würde. Genug, sie ließen mich walten. Außer den Stunden waren Ludwig und sein Lehrer die besten Freunde. Sie spielten im Garten, im Winter auf dem Gange mit einander; badeten mit einander; der Lehrer nahm den Junker oft auf seinen Spaziergängen mit, und Ludwig war bei dem Magister immer noch lieber, als bei dem für ihn zu kalten Vater.

Summa: Als Erzieher und Gesellschafter war ich gut, nur als Lehrer nicht. Ich fühlte es, daß ich anders seyn sollte. Ich machte einmal ein Gedicht an mich selbst, in dem die Zeilen vorkamen:

Da stürmen sie wie brausende Orkane,
Die Leidenschaften durch einander hin!
Hinabgestürzt, hinaufgeschleudert wagst du,
Und bebst, und wankst, und fühlst nicht Gott, nicht dich,
Nur deinen Grimm!

Weiter hin:

Was kann dich so entmannen?
Der Fehler eines Knaben, der zu neu
Für Welt und sich die Thaten seines Lebens
Noch freilich nicht mit Männerwage wägt.
Das, was in heil'ger Ruhe stillen Stunden
Du selbst dir selbst nur allzu leicht verzeihst,
Kann Funk' im Pulverthurm' dein Herz entflammen?

Dann eine Ermahnung zur Milde; und der Schluß:

Geh' beff're dich,
Und, kannst du's nicht, so flieh', so eile, wähle!
Sei, was du willst! Nur sey nicht Pädagog!

Ich hatte das ganze Gedicht noch lange nachher. Ich weiß aber nicht, wohin es gerathen ist. Obige Stellen aus demselben habe ich aber im Gedächtnisse behalten. Solche Vorstellungen wirkten, bis Pöllnitz wieder einmal das Vorgetragene vergessen hatte.

Erst, da mein Zögling reifer wurde, besser fassen und behalten lernte, änderte sich die Scene, wozu auch wohl der früher erzählte Todesfall, der milde Leidenschaften an die Stelle der heftigen setzte, das Seinige beitragen mochte. Summa: Ich hätte in diesem trefflichen Hause nützlicher und glücklicher seyn können, wenn ich minder hitzig gewesen wäre.

Uebrigens brachte ich schon damals viele grammatikalische Regeln in Knüttel-Verse, wie es vor Zeiten Sitte gewesen war, und jetzt wieder Sitte wird. Ich ließ z. B. singen:

Unus, ullus, nullus,
Solus, totus, alius,
Uter, alter, neuter,
(Unser alter Schneider)
Genitiv ius, Dativ i,
Sonst bist du ein Bärenhäuter.

Ich reimte die Regeln vom Genus der dritten Declination:

O, or, os, er, es, wenn's wächst,
Masculina! Sonst wirst du beklecksst.
A, is, aus und x,
Machst da Weibchen einen Knix.
S, wenn ein Consonans vorher geht,
Us, wenn's u im Genitiv noch steht,
Es, wenn's nicht wächst,
Setz's Weibchen, Bursch, sonst bist du behext.
A, e, c,
l, n, t,
ar, ur, ux, wenn's u nicht bleibt,
Ludwig unter die Neutra schreibt,

Aus einer Operette hatte ich genommen, was dort ein Schullehrer singt:

Panis, piscis, crinis,
Lapis, ignis, civis,
Wenn sich Hans nicht wohl bewahrt,
Wenn er sich mit Greten paart,
(Tunis, fustis wird dann hart),
'S nimmt ein böses Finis.

Daß wenig Gedanke darin war, schadete nicht. Genug, Ludwig behielt die Regeln. Mein Zögling kam nach Halle in's Pädagogium, dann nach Freiberg. Schriftsteller wurde er im Fache der Thierarzneikunst.

Seine Schwester, Lottchen, jetzt Frau von Engel, war ein liebes Kind, an dem meine ganze Seele hing. Da sie von einer Gouvernante erzogen wurde, so hatte ich Wenig mit ihr zu thun. Vielleicht liest sie diese kleinen Späßchen, und sieht daraus, daß sie mir damals schon Freude machte, und daß ihr Gedenken in mir noch lebhaft ist. L. Vater, warum gehen denn diese Leute betteln? V. Weil sie kein Brod haben, mein Lottchen. L. Wenn sie kein Brod haben, warum essen sie denn nicht Semmel?

Die Mama hatte Lottchens Weinglas zu voll geschenkt. V. Das ist zu voll für Lottchen! L. Lieber Vater, ich will Etwas abtrinken, dann ist's nicht mehr zu voll.

Nach dem Butterbrode kam noch Torte. V. Lottchen, du kannst Nichts davon bekommen. Dein Magen ist schon geschlossen! L. Das schadet nichts. Die Torte stecke ich noch durch's Schlüsselloch hinein.

Wir waren nach Eschefeld zum Pfarrer Richter gefahren. Die Frau Pfarrerin hatte ein niedliches Bologneserhündchen. Fräulein Lottchen war überredet worden, vom Kaffeetrinken bleibe man klein. Kaffee sollte sie nicht trinken, und klein bleiben sah sie für ein Unglück an. L. Wie alt ist denn das Hündchen? Pf. Schon sehr alt. L. Und wächst nun nicht mehr? Pf. Nein! So klein bleibt's immer! L. Ach, du armes Thierchen! Du mußt einmal viel Kaffee gesoffen haben.

Ich glaubte meine Candidatenjahre nicht besser anwenden zu können, als wenn ich die Pfarrer, die Schullehrer und das Volk beobachtete. Diese Beobachtungen haben mich dann oft erheitert, belehrt, ermuntert, gewarnt. Ich kannte einen alten ehrwürdigen Pfarrer, der seine Predigten las. Einst fand er's doch für nöthig, seine Gemeinen einmal auszuschmälen. Er las auf dem Filiale die Strafpredigt ab, und setzte hinzu: Da habet ihr's nun, ihr Filialsleute. Aber denkt nicht, daß es denen drüben besser gehen soll. Die in der Mutterkirche sollen es gleich eben so kriegen.

Bei einem andern Pfarrer hat ein Vater den Schullehrer verklagt, daß er seinen Sohn zu hart gezüchtigt hatte. Der Pfarrer kannte den Schullehrer und den Bauer. Er sagt ruhig: Morgen früh um 8 Uhr komme ich in die Schule. Komme Er auch und sehe Er, wie es dem Schullehrer geht. Der Pfarrer kommt. Der Bauer auch. Pfarrer. Herr Schullehrer, warum haben Sie den Sohn dieses Mannes so hart gezüchtigt? Sch. Er hat sich mir in Gegenwart aller Kinder widersetzt. Die Kinder wiederholen es mit Ausdruck des Abscheues. Pf. Welches Werkzeug haben Sie bei der Züchtigung gebraucht? Der Schullehrer zeigt ein dünnes, geschmeidiges Stäbchen hervor, mit welchem er wohl Schmerzen verursachen, aber nicht Schaden anrichten konnte. Pf. Herr Schulmeister! Was haben Sie gethan? Eine so grobe Widersetzlichkeit nur so gelinde zu bestrafen! Das ist arg. Hier, Vater, nehme Er dieses Stäbchen und gebe Er in Gegenwart aller Schulkinder seinem ungezogenen Sohne noch sechs derbe Hiebe. Nachher erst wollen wir Alle seinem Sohne vergeben. Der überraschte Vater thut's. Und nicht leicht verklagte wieder Jemand den Schullehrer, wenn er nicht wichtige Ursachen hatte.

Ich hatte es als Anekdote gehört, aber nie geglaubt, daß nach dem siebenjährigen Kriege ein Pfarrer im Wittenberger Kreise gepredigt habe: „Ihr Bauern! Gott hat euch nun wieder Frieden geschenkt. Aber ihr habet euch immer noch nicht gebessert. Wenn es so fortgeht, so muß Gott wieder Krieg ins Land schicken, dann geht es wieder: Prrpumpumpumpum,

Prrpumpumpumpum.“ Der Schullehrer auf dem Chore nimmt die Hand vor den Mund und trommetet: Trrtängtängtängtäng. Der Pfarrer ſchreit erſchrocken: Herr Schulmeiſter iſt Er ein Narr? Der Schulmeiſter antwortet unerſchrocken: Herr Magiſter, wo Infanterie iſt, muß auch Cavallerie ſeyn. Dieß erzähle ich beim Kirchmeßſchmauſe eines benachbarten Pfarrers, ohne etwas Arges zu beſorgen. Auf einmal läuft die Hauswirthin weinend davon. Ich: Um Gottes willen, was widerfuhr der Frau Wirthin? Antw. Ja, wiſſen Sie denn das nicht? Den Streich, den Sie erzählten, hat ihr Vater in der Kirche gemacht.

Ein heftiger Pfarr-Adjunkt ſieht ſeiner Kanzel gegen über einen Bauerknecht ſich unanſtändig während der Predigt hinlegen. Er ſchreit ihn an: Richtet euch auf! Solche Stellungen mir gegenüber leide ich nicht. Der Knecht bleibt unbeweglich liegen. Der Pfarrer ärgert ſich, ſchließt bald, und läßt den Herrn des groben Menſchen kommen. Dieſer ſieht das Ungewitter voraus, will ihm entgehen und ſpricht zum Knechte: Jetzt iſt Neujahr. Ich bekomme einen andern Knecht, du einen andern Herrn. Ziehe ab. Um deinetwillen werde ich mir meinen Pfarrherrn nicht zum Feinde machen. Der Knecht zieht ab. Der Pfarrer iſt befriedigt. Aber Jener breitet in Altenburg am nächſten Markttage die Sage aus: Der Pfarrer in Y. habe ſich gehängt. Der Ruf wird allgemein. Aber an einigen Orten ſagt man, der Emeritus, (male meritus, der um Branntweins willen penſionirt war) habe es gethan, an andern der Adjunkt. Jeder hört's als Gerücht, das dem Andern dieß andichte. Ich war dabei, als Emeritus ſeine Penſion forderte. Subst. Für mich wär's gut, wenn Sie gethan hätten, was Ihnen die Welt Schuld giebt. Em. Sie giebt mir gewiß nichts Schlimmeres Schuld als Ihnen. Adj. Sie wiſſen es alſo nicht? Man erzählt überall, Sie hätten ſich gehängt. Em. Bewahre Gott, Herr Amtsbruder, Sie ſollen es gethan haben! Beide ſtanden wie aus den Wolken gefallen, bis ich ihnen die mir bekannte Sache aufklärte.

Zu viel Hitze iſt dem Pfarrer nicht gut. Zu viel Kälte wahrlich auch nicht. Der angeführte male meritus hatte eine Säuferin zur Frau, die ihn durchaus zum Saufen verleiten will. Ein benachbarter Pfarrer giebt ihm den Rath, hier helfe Nichts, er müſſe einmal zuſchlagen. Er verſpricht das zu thun. Nach einigen Wochen klagt er demſelben Freunde ſeine Noth. Dieſer: Ihnen iſt nicht zu helfen! Warum folgen Sie mir nicht? Em. (ganz ruhig:) Ja, Herr Amtsbruder, ich hab's ja verſucht. Es hat ſich aber umgekehrt. Ich habe die Schläge bekommen.

Das höchſte Ideal männlicher Ruhe ſtellte derſelbe Pfarrer bei folgender Gelegenheit auf: Das böſe Weib will ihn, da er ſich eingeſchloſſen hat, um Ruhe zu haben, nicht ſtudieren laſſen. Es iſt Winter. Sie heizt ſo fürchterlich ein, daß er alle Fenſter öffnen und nur bitten muß, ſie möge das Haus nicht anbrennen. Sie ſtellt ſich vor das Fenſter und ſchimpft in pöbelhaften Ausdrücken. Und er? Er ſetzt ſich an den Studiertiſch, und ſchreibt gelaſſen alle ihre Schimpfreden nach, um ſie dem kurfürſtlichen Conſiſtorium einzuſenden.

Ein anderer (ſonſt ſehr achtungswerther) Mann im Fürſtenthume Altenburg ſtand in dem Rufe der Einbildung auf ſeine Verdienſte. Den mußt du doch kennen lernen, dachte ich. In einem ſehr trockenen Sommer beſuchte ich ihn Sonntag Nachmittags. Unmittelbar nach dem Eintritte begann er: Herr Candidat, Sie kommen zu rechter Zeit. Ich muß Ihnen doch gleich das Gebet um Regen vorleſen, das ich ausgearbeitet, und meiner Gemeine vorgeſprochen habe. Ein junger Mann, wie Sie, muß hören, wie wir Erfahrenere es machen. Das Gebet war wirklich ſchön und kräftig. Aber das Selbſtlob empörte mich.

O, ſagte mein Bruder, das darf dich bei ihm nicht wundern. Er hat mir's nicht beſſer gemacht. Ich mußte, als ſeine Gattin geſtorben war, für einen Bauer ſeiner Gemeine eine Leichen-Predigt halten, auf die ich mich gar nicht hatte vorbereiten können. Ich extemporirte und gefiel. Er hatte das gehört, und machte mir das Compliment: Ihre extemporirte Predigt hat gefallen. Das macht Ihnen viel Ehre, in einer Gemeinde Beifall zu finden, die an ſehr gute Predigten gewöhnt iſt.

So beobachtete ich die Schwächen Anderer, wahrlich nicht um zu lachen, ſondern um mich warnen zu laſſen. Für gefährlich hielt ich nur Einen, bisher noch nicht Erwähnten. Dieſer wußte genau, was ich bei meinem letzten Zuſammenſeyn mit ihm geredet hatte. Er hielt ſich ein Buch, in welches er (wie er mir ſelbſt ſagte) an jedem Abende eintrug, wo er den Tag über etwas Merkwürdiges gehört hatte, um gelegentlich Gebrauch davon zu machen. Ich kam nicht wieder zu ihm.

Meine liebſten Freunde waren mein Bruder und Pfarrer Richter zu Eſchefeld. Von ihnen lernte ich Caſuiſtik. Sie erzählten dem lernbegierigen Dinter gern, was bisher in ihren Aemtern vorgekommen war, Ernſtes, Trauriges, Fröhliches. Sie lieferten mir Manches, was ich noch jetzt meinen Studenten als Beiſpiel erzähle, neben dem, was mir ſelbſt widerfahren iſt. Ich hörte, wie ſie den Katechumenen-Unterricht hielten, welche Grundſätze ſie dabei befolgten; was ſie bei den Krankenbetten, im Beichtſtuhle und bei andern amtlichen Handlungen für Erfahrungen machten. Ich verdanke Jenem, der noch lebt, und Dieſem, der längſt ſchläft, manche gute Lehre. Der Unerfahrene nahm ſich in Acht, dem Erfahrenen zu widerſprechen, und vermied dadurch die Pillen, wie ſie ein anderer etwas anmaßender Candidat verſchlucken mußte, der einen Pfarrer belehren wollte, was in dem oder jenem Falle zu thun ſey. Herr Candidat, ſo ſprach ein alter Prediger zu ihm, ſo reden Sie, ſo lange Sie ſich in drei Wochen einmal barbieren. Wenn Sie ſich, wie jetzt ich, in Einer Woche dreimal barbieren werden, dann urtheilen Sie gewiß anders.

Nur was ich etwa erfahren hatte, theilte ich ihnen mit. Z. B. Von Behauptung der Prieſterwürde erzählte ich das, was ein, Beiden bekannter, Mann gethan hatte. Er hatte einen Streit wegen einer unbedeutenden Holzangelegenheit, und legte ſich, indem er ſeinem Kirchenpatrone die Sache recht demonſtriren wollte, wohl Etwas zu horizontal auf ſeines Patrons Tiſch. Dieſer, der ihm vielleicht eher eine Lüge, als dieſe Unanſtändigkeit vergeben hätte, ſteht ernſt auf und ſpricht: Herr Pfarrer, Sie vergeſſen, daß Sie mir Ehrfurcht ſchuldig ſind! Ich bin Ihr Kirchen-Patron. Pf. in demſelben Tone: Herr Kirchen-Patron, Sie vergeſſen, daß Sie mir Ehrfurcht ſchuldig ſind. Ich bin Ihr Beichtvater!

Mit den Schullehrern kam ich damals ſehr wenig in Berührung. Der, welcher mir am Nächſten lebte, war ein ehrlicher, aber unbedeutender Mann. Er verſicherte mich ſelbſt, er werde müſſen einen Subſtituten annehmen, weil ihm das Glied ſteif würde, das der Schullehrer am Nothwendigſten brauche. Ich: Welches? Er: Die rechte Hand, dieſe brauche ich zum Orgelſpielen, zum Vorſchreiben, zum Zuſchlagen. Als ihm der nachherige Pfarrer verbot, die Bußpſalmen ſagen zu laſſen, gehorcht er nicht. Der Pfarrer kommt dazu, als der 51. Pſalm hergeſagt wird. Der Pfarrer ärgert ſich und wird unruhig. Doch hält er's aus bis zu den Worten: Baue die Mauern zu Jeruſalem. Bei dieſen ſpringt er auf und ſchreit: Ei, meinetwegen bauet Ihr ſie! Ich gebe keinen Groſchen dazu! Bauet Ihr dafür Eure Kirchhofsmauer! Das wäre klüger und nothwendiger! Von Stund an waren die Bußpſalmen abgeſchafft.

Einen anderen, ziemlich dicken Schullehrer fand ich bei einem Spaziergange nach meiner Vaterſtadt am Wege ſitzen in guter Ruhe. Ich fragte ihn: Ihre Kinder machen Ihnen wohl wenig Verdruß, da Sie ſo zunehmen? Er: was ſoll ich mich denn viel über die Kinder ärgern? Ich thue das meinige und denke: Ihr dummen Jungen, wenn Ihr nichts lernen wollet, es iſt mein Schade nicht. Ich bekomme mein Schulgetraide doch.

Der Cantor Bart und der Baccalaureus Koch, jener durch ſein Eingehen in die neuen Ideen der Zeit, dieſer durch die Herzlichkeit, die er in die alten Formen zu bringen wußte, waren mir vor vielen Andern achtbar.

Im Umgange mit dem Volke fühlte ich mich ſehr glücklich. Ich konnte nicht leicht vor Jemanden auf der Straße vorbeigehen, ohne ihm ein Geſpräch abzugewinnen. Ich lernte das Volk kennen. In der Zedlitzer Flur fuhr ein Bauer am Sonntage, in einer allerdings feuchten Zeit, Heu ein. Ich fragte ihn: Es iſt heute Sonntag und er fährt Heu ein. Wie will er das bei Gott verantworten? B. Ei was? Der Herr Jeſus hat geſagt, ich ſoll einen Eſel aus dem Waſſer ziehn am Sabbathtage. Mein Fuder Heu iſt mehr werth als ein Eſel. Ich hatte nichts einzuwenden.

Das Volk, das doch mit mir in keiner Verbindung ſtand, liebte mich, hatte Vertrauen zu mir, weil es mich gern predigen hörte, und weil ich mit jedem Kinde, das mir begegnete, freundlich ſprach. Man fragte mich oft um Rath. Eine Jungfer fragte mich, ob ſie den Meiſter Schmidt heirathen ſollte? Ich gab ihr den Rath, zu bedenken, daß der Mann ſechs Kinder habe. Das habe ich ſchon bedacht, ſagte ſie. Ich meine nun ſo: Wenn er ſie ſchon hat, ſo brauche ich ſie nicht erſt zu kriegen. Sie nahm ihn, wurde aber leider bald Wittwe. Warum? Die Sache iſt arg. Der baumſtarke Mann, der längſte im Dorfe, litt am Fieber. Ich wurde gebeten, ihn doch einmal (nicht als Geiſtlicher, ſondern als Freund) zu beſuchen. Ach, ſagte er, mir kann keine Arznei helfen! Ich: Woher weiß Er das ſo gewiß? Er: da meine erſte Frau ſo lange krank war, wechſelte ſie immer mit den Arzneien. Ich habe nun die Reſte alle aufgehoben, und jetzt, da ich krank wurde, habe ich's mit einem nach dem andern verſucht. Ich dachte, Eins muß doch das Rechte für meine Krankheit ſeyn. Aber

nein! Es will mir keins helfen! Er starb. Ich habe dieß nachher oft meinen Bauern erzählt, um sie vor ähnlichen Thorheiten zu warnen.

Daß ich, versteht sich mit Genehmigung, aber ganz ohne Mitwirkung des Pfarrers, als Candidat einen Anhang neuer Lieder zum alten Gesangbuche einführte, will ich mir nicht zum Verdienste anrechnen. Ich war Hauslehrer des Gutsherrn und Sohn des Gerichtshalters. Das gab allerdings meinen Worten Ansehen.

Aber Folgendes bleibt mir unvergeßlich. Ein siebenzigjähriger Mann hängt sich, blos weil ihn ein anderer, dem er zehn Thaler schuldig war, einen Spitzbuben gescholten hatte. Die Schwiegertochter muß (um etwas Vergessenes nachzuholen), zurück ins Haus, und findet den Hängenden. Er wird losgeschnitten und zum Leben gebracht. Zwei Tage nachher bitten mich seine Söhne, ihn zu besuchen und aufzurichten. Ich: Das thue ich nicht, das ist unseres Herrn Pfarrers Sache. Er würde es für Eingriff in sein Amt ansehen, wenn ich ihn besuchen wollte. Sie: Eben darum brauchen wir Sie. Der Pfarrer hat ihn besucht, und hat ihn so in die Hölle geworfen, daß er sich, wenn der Pfarrer wieder kommt, gewiß noch einmal hängt. Hier war's nun freilich nöthig, daß ich hinging. Es galt Menschenleben. Ich nahm die Sache von der natürlichsten Seite: Alter, Gott muß ihn doch sehr lieb haben, da er die Umstände so gelenkt hat, daß seine Schwiegertochter zurückkommen mußte, um ihn zu retten. Das fiel ihm auf. Genug, der Mann wurde beruhigt, und hat mich noch, da ich Pfarrer war, einigemal dankbar besucht. Ich ging zum Pfarrer, um ihm zu sagen, was ich gethan hatte, auch meine Verwunderung darüber nicht zu bergen, daß er den Mann so streng behandelt habe. Pf. Wie ihr jungen Männer das versteht! Er mußte ich ihn mit dem Gesetze angreifen. Nach einigen Tagen hätte ich das Evangelium schon nachkommen lassen. Ich: Ja, wenn er sich zum zweiten Male gehängt hätte.

Bisweilen nahm ich meinen Zögling mit zu den feinern Bauern-Familien, Göllnitz, Welske und zum Müller. Er sollte das Volk achten und lieben lernen.

So ging ich nicht ganz übel durch's Hauslehrer-Leben vorbereitet ins Pfarramt über. Im Ganzen ist der Hauslehrerstand als Mittel zwischen Akademie und Pfarrei nicht zu verachten. Der junge Mann entwöhnt sich vom Studententone, lernt sich fügen, lernt besonders auf dem Lande sich an's Volk anschmiegen, beobachtet Pfarrer und Landadel, und sammelt tausend Erfahrungen, die ihm im Pfarramte nützlich sind. Nur muß er sich nicht zu einseitig an das hohe Haus anschmiegen, sonst gewöhnt er sich an Bedürfnisse, die er nachher nie befriedigen kann, fühlt sich unter den Landleuten nicht glücklich, weil sie den Hofton weder haben, noch erwiedern, noch verstehen. Die Stunden, die ihm das Hauslehrer-Amt übrig läßt, muß er den Pfarrern, den Schullehrern, dem Volke widmen.

Einige Nebenpersonen, die mir in diesem Zeitraume merkwürdig wurden, muß ich noch erwähnen: Die ehrwürdigen Großältern meines Zöglings, das Pflugkische Haus in Ehrenhayn, eine Familie, die an Humanität, an echtem Christensinne Wenige ihres Gleichen hatte. Sie starben beide in der Zeit, da ich Führer ihres Enkels war. Sie wurden in ihrem Garten begraben, und die letzten Verse der ihnen zu Ehren von mir gedichteten Gesänge, waren Zeugen meiner innigsten Empfindung. Der Eine:

So, wenn hinter'm Ulmenhaine nieder
Matter strahlend uns die Sonne sinkt,
Jauchzen jenseits neue Jubellieder
Einer Welt, die Morgenstrahlen trinkt.

Der andere, Anrede an die Laube, wo der Edle ruht:

Grün' unentweiht, ein Heiligthum für Alle,
Die dir sich nahn.
Des Enkels Enkel staun' in deiner Halle
Ihr Bildniß an.
Voll heil'ger Ehrfurcht ruf' er: Ach, sie haben
Vor langer Zeit
Hier einen edlen, edlen Greis begraben!
Grün' unentweiht.

Neben dem Ernsten stehe etwas Lustiges. Ich besuchte mit meinem Zöglinge die Ställe des Gutes an einem der Feiertage. Auf einem Futterkasten saß ein festlich gekleideter, bildschöner Bauerjunge von ungefähr vierzehn Jahren. Ich frage ihn: Wer bist du, mein Sohn? Er, fast im Tone der gebildeten Welt: Ich habe die Ehre der Saujunge vom Hofe zu seyn. Der erste Mann des Staates hätte mir seinen Stand nicht feierlicher ankündigen können, als hier der — Saujunge.

Auf dem dritten seiner Güter hatte mein Principal einen Pfarrer, der im 96sten Jahre starb, nachdem er drei Substituten gehabt hatte. Der letzte Substitut schreibt einmal an des Alten Stubenthür: Dieser Jünger stirbt nicht. Der Alte schreibt darunter: So will ich, daß er bleibe, bis ich komme; Narre, was geht's dich an! Dieser Alte hatte, um die Wäsche zu schonen, von jeher statt der Tischtücher und Servietten die blauen Umschläge der Zuckerhüte gebraucht.

Der Pfarrer in Ehrenhayn erzählte mir, er sey als Gymnasiast einst von der Kanzel herab ein Hundsfott genannt worden. In N. bei Altenburg war ein alter Pfarrer gewesen, der immer etwas Halbläcberliches in seine Predigten verwebt hatte. Die Gymnasiasten erfahren an einem Ferientage: Der Pfarrer zu N. hält heute eine Leichenpredigt. Sie gehen hinaus. Die Predigt selbst geht ohne etwas Auffallendes hin. Der Schluß aber war: So viel mit euch, liebe Leichenbegleiter. Nun aber einige Worte mit Euch, ihr jungen Leute, die ihr gekommen seyd, um euch über einen alten Mann lustig zu machen. Hierauf folgt eine derbe Strafpredigt, die sich mit den Worten schließt: Da ich in Altenburg vom Gymnasium abging, habe ich in fünf Sprachen valedicirt. Ihr Hundsfötter, was könnet Ihr? Amen.

Dem Altenburgischen Superintendenten L. war es bei demselben Manne noch schlimmer gegangen. Der Superintendent will doch auch den berüchtigten Mann einmal predigen hören und zugleich sich um den Zustand des dortigen Kirchenwesens bekümmern. Er kommt gerade am ersten Advents-Sonntage. Der Pfarrer predigte: Damals zog Jesus ein mit Hilfe eines Esels. Heutzutage kommt er zu seiner Gemeinde durch die christlichen Lehrer und Prediger. Nun gibt es von ihnen verschiedene Arten: kleinere, wie ich bin. Aber Christus hat auch in seinem Kirchendienste große Kirchen-Esel, dergleichen wir einen heute in unserer Gemeine zu sehen die Ehre haben. — Wer preiset nicht unsere Zeiten glücklich, in denen solche Dinge unerhört, ja fast unmöglich sind. Die Nachricht ist aus des Superintendenten Munde, der die Sache meinem Principale erzählt hat.

Meinen Schulkindern habe ich, um ihnen zu beweisen, daß Fehler gegen die Rechtschreiberei oft den ganzen Sinn entstellen, erzählt, was damals sich wirklich zutrug. Eine Dame äußert in einer Gesellschaft, wo von Mandel-Krähen*) die Rede ist, sie habe noch nie einen solchen Vogel gesehen, und wünsche wohl einmal ein so schönes Thier ausgestopft zu erhalten. Der Hauswirth, ein reicher Gutsbesitzer, schreibt unverzüglich an einen Jäger in der Lausitz, und bittet, er möge ihm doch sobald als möglich einige Mandel Krähen schicken. Dieser befolgt den Befehl genau und sendet mit der ordinären Post (nicht einige Mandel-Krähen), sondern, wie es geschrieben stand, 45, also drei Mandel Krähen, die ein ziemliches Porto kosteten.

Wie ein witziger Einfall bisweilen einen Fehler bedecken kann, davon habe ich meinen Bauernknaben oft auch ein in Wendorf mir vorgekommenes Beispiel erzählt. Der sogenannte Kuhjunge, ich glaube er hieß St., schlief bei der Heerde ein. Der Herr Kammerherr reitet aus, um nach seiner Wirthschaft zu sehen, und findet das Vieh auf der Saat, und den jungen Menschen schlafend. Er will nicht absteigen, sondern denkt: Auf den Abend soll er schon seine Strafe erhalten. Der Abend kommt. Ich stehe neben dem mit dem Straf-Instrumente bewaffneten Gutsherrn in der Hausthür des Schlosses. Mein St. treibt so dicht als möglich an der entgegengesetzten Seite des Hofes hin. P. St—ch! Komm her, ich will die Etwas sagen! St. Ach, gnädiger Herr, so ein dummer Junge, wie ich bin, braucht nicht Alles zu wissen! Und sogleich schleicht er in den Kuhstall. Der Herr lachte laut über den Einfall und gab ihm statt der Strafe einen Species-Thaler. (1¼ Thlr. Preuß.)

Einem Bauer dagegen wäre seine witzig seyn sollende, aber wirklich unwitzige Grobheit beinahe sehr übel bekommen, wenn nicht eine Fürbitte des Superintendenten die Strafe abgewendet hätte. Es war Kirchenvisitation. Pfarrer und Schullehrer verklagten einen Bauer, daß er seinen 12jährigen Sohn so schlecht zur Schule halte. Der Knabe rücke dem Confirmanden-Alter entgegen, und könne noch nicht lesen. Der Mann wurde herbeigeholt. Anfangs war der Bauer bei allen Anklagen stumm. Nachher, als man in ihn drang, rief er: Mein Junge weiß die zehn Gebote. Mehr braucht er nicht zu wissen. Sy. Aber er kann noch nicht lesen! B. Kann wohl lesen! Sch. Das ist nicht wahr! B. Kann wohl lesen. Steine liest er immer vom Felde weg. Der Kirchen-Patron rief erzürnt: Solltest du dem Hohenpriester also antworten? und wollte ihn arretiren lassen. Bloß des Superintendenten Fürwort rettete ihn.

Meinen Schulknaben in Dresden, von denen Viele die Aussicht hatten, Herrenbediente zu werden, gab ich die War-

*) Manche schreiben Mantel-Krähen weil die Farbe ihres Gefieders fast das Ansehen eines Mantels hat.

nung: Wenn ihr in ein vornehmes Haus kommt, so bekümmert euch ja um die fremden Worte, die in der Sprache der Vornehmen vorkommen. Thuet ihr das nicht, so werdet ihr ausgelacht! Der Schreiber H. in Bendorf mußte, wenn große Gesellschaften da waren, mit den zwei übrigen Bedienten bei Tische aufwarten. Einst rief die Frau Kammerherrin: Präsentire Er die Sauce herum. — Mein H. wußte nicht, was für ein Ding das sey, und sah sich verlegen um. Der Kammerherr merkt, wo es ihm fehlt und schreit: Die Titsche H., die Titsche! Freilich verstand es nun H., aber er wurde laut ausgelacht. Ein andermal reichte er die Kerne der Melone als eßbar herum und die genießbaren Theile derselben wollte er als Futter für Schweine in die Küche tragen. Von dieser Zeit an wendete sich H. an den ältern Bedienten Buch, einen gewesenen preußischen Soldaten. Dieser wies ihn an, was zu thun und zu lassen sei, und H. wurde nicht mehr ausgelacht.

Dieser Buch war stolz darauf, dem alten Fritz (wie er mit Ehrfurcht ihn nannte), gedient, und mehrmals bei ihm Schildwache gestanden zu haben. Er war selbst Zeuge der Derbheit gewesen, mit welcher der Kutscher Pfund den König behandelt hatte. Er erzählte: Einst rief der König ungeduldig von dem obern Stockwerke herab: Nun, Pfund, wird's bald? Der Kutscher antwortete: Nun, nun, Ew. Majestät, ich kann nicht blasen! Der König ließ sich's gefallen und wartete.

Hans Karl Dippoldt

ward am 26. März 1783 in Grimma geboren, erhielt daselbst seine Schulbildung und studirte darauf zu Leipzig und Jena. Nach vollendeter akademischer Laufbahn, wurde er 1809 Kustos der Universitätsbibliothek zu Leipzig und nahm im folgenden Jahre einen Ruf als Professor der Geschichte und Geographie am Gymnasium zu Danzig an, wo er am 30. September 1811 in der Blüthe seiner Jahre starb.

Er gab heraus:

Geschichte des Grafen Egmond. Leipzig, 1810.
Leben Kaiser Karls des Großen. Tübingen, 1810.
Skizzen der allgemeinen Geschichte. Berlin, 1812, 2 Bde. (erschien erst nach seinem Tode.)
W. Coxe's Geschichte des Hauses Oestreich (mit Ad. Wagner.) Amsterdam und Leipzig, 1810—12, 2 Bde.
Allgemeines historisches Archiv. Tübingen, 1811. 2 Hefte (gemeinschaftlich mit F. A. Koethe.)

D's historischen Leistungen fehlt vorzüglich tieferes Forschen und ein gründliches Quellenstudium; ein Mangel, der durch den ihm eigenthümlichen anmuthigen Styl und seine lebendige und beseelte Darstellung nicht ersetzt wird.

Johann Samuel Diterich

ward am 15. December 1721 in Berlin geboren, studirte Theologie zu Frankfurt an der Oder und Halle und bekleidete nach einander seit 1748 die drei Predigerstellen an der Marienkirche in Berlin. Im Jahre 1763 wurde er zum Beichtvater der Königin und 1770 zum Oberconsistorialrath ernannt. Er starb in seiner Vaterstadt am 14. Januar 1797.

Seine Schriften sind:

Zwei und vierzig neue Lieder und 25 Nachahmungen oder Bearbeitungen älterer Lieder in den Liedern für den öffentlichen Gottesdienst und dem Gesangbuch für die häusliche Andacht. Berlin 1765 und 1787.
Unterweisung zur Glückseligkeit. N. A. Berlin, 1788.
Andachten für Christen die zum heil. Abendmahl gehen. Berlin, 1775.

Ein würdiger Diener des göttlichen Wortes, der sich zu seiner Zeit, sowohl durch eigene Productionen, wie durch talentvolle Umschmelzungen älterer geistlicher Gesänge, ausgezeichnete Verdienste um die Verbesserung des Kirchenliedes erwarb.

Johann Christoph Döderlein,

einer der berühmtesten deutschen Theologen des achtzehnten Jahrhunderts ward am 20. Januar 1745 zu Windsheim geboren, studirte Theologie und wurde nach kaum zurückgelegter akademischer Laufbahn 1768 Diakonus an der Hauptkirche seines Geburtsortes. Im Jahre 1772 erhielt er einen Ruf als Professor an der Universität zu Altdorf, und ging 1782 in gleicher Eigenschaft nach Jena, wo er am 2. December 1792 starb.

Von ihm erschien im Drucke:

Auserlesene theologische Bibliothek. 4 Bde. Leipzig, 1780—92; fortgesetzt unter dem T.: Theologisches Journal. 1. Bd. Nürnb., 1793.
Ueber die christliche Fürbitte. Jena 1781.
Unterweisung in den Lehrwahrheiten der christlichen Religion. 2 Thle. Nürnb., 1791.
Predigten. Halle, 1777.
Christlicher Religionsunterricht nach den Bedürfnissen unserer Zeit. 2 Thle. Nürnberg, 1785—1803. — (Die 5 ersten nur sind von D.)
Kurzer Entwurf der christlichen Sittenlehre. Jena, 1789.
Fragmente und Antifragmente u. s. w. 2 Thl. Nürnberg, 1782.
Einzelne theologische Abhandlungen. Flugschriften u. s. w.

Döderlein's Verdienste als Theolog zu charakterisiren wäre hier am unrechten Orte, es genüge daher, zu bemerken, daß er zu einer Zeit, wo die Gottesgelehrtheit

sich in engen Banden befand, einer der thätigsten gründlichsten und einsichtigsten Beförderer der Entwickelung des vernunftgemäßen Christenthums in Deutschland war, und in dieser Hinsicht einen eben so wichtigen als heilbringenden Einfluß auf seine gelehrten wie auf seine ungelehrten Glaubensgenossen ausübte. Als Kanzelredner fehlte es ihm jedoch an Kraft und Feuer; er verfiel in seinen Predigten zu oft in eine gewisse süßliche Sentimentalität, welche in jenen Tagen wohl den Beifall Einzelner sich erwarb, aber ohne dauernden Eindruck auf die Menge blieb.

Christian Wilhelm von Dohm,

berühmt als Staatsmann wie als Schriftsteller, ward am 11. December 1754 zu Lemgo geboren. Der frühe Verlust seiner Eltern erschwerte seine Jugend. Doch überwand er glücklich alle Hindernisse, zeichnete sich bereits auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt durch Fleiß und Talent aus und bezog 1769 die Universität Leipzig, um sich der Theologie zu widmen, die er indessen bald mit der Jurisprudenz vertauschte. Ohne die sogenannten Brodstudien zu vernachlässigen, beschäftigte er sich während seiner akademischen Jahre eifrig mit Philosophie, Mathematik und Geschichte, und begab sich dann 1771 zu Basedow, um denselben bei dessen philanthropischen Bemühungen zu unterstützen. Im folgenden Jahre kehrte er zur Vollendung seiner Studien nach Leipzig zurück und ging darauf 1773 als Pagenhofmeister bei dem Prinzen Ferdinand von Preußen nach Berlin. Dieses Amt gab er aber sehr bald wieder auf, beschäftigte sich eine Zeitlang mit literärischen Arbeiten und besuchte darauf noch Göttingen, um sich in seinen juristischen und publicistischen Kenntnissen völlig auszubilden. Hier verband er sich 1776 mit Boje zur Herausgabe des deutschen Museums und arbeitete an einer Geschichte der Engländer und Franzosen in Ostindien, welche jedoch unvollendet blieb. Im Herbste 1776 nahm er einen Ruf als Professor am Collegium Carolinum in Kassel an und lehrte hier mit großem Erfolge drei Jahre lang Finanzwissenschaften und Statistik. Endlich ging sein Wunsch, in preußischen Staatsdienst zu treten, in Erfüllung; er ward 1779 im geheimen Archiv zu Berlin mit dem Titel eines Kriegsrathes angestellt und zu manchen wichtigen Verhandlungen gebraucht. Schnell stieg er nun von Stufe zu Stufe, ward preußischer geheimer Kreisdirectorialrath, Gesandter im niederrheinisch-westphälischen Kreise, Minister am kurkölnischen Hofe und in den Adelstand erhoben und wirkte mit Kraft und Beifall auf diesem verwickelten Posten. Nachdem ihn der Revolutionskrieg zwei Mal aus den Rheingegenden vertrieben hatte, nahm er seinen Wohnsitz 1795 zu Halberstadt und ging 1797 als dritter preußischer Gesandter nach Rastadt, wo er den bekannten Bericht über die Ermordung der französischen Gesandten (1799) entwarf. Nach dem Luneviller Frieden beauftragte ihn sein Staat mit der Organisirung der Reichsstadt Goslar und ernannte ihn bald darauf (1804) zum Präsidenten der eichsfeld-erfurtischen Kriegs- und Domainenkammer in Heiligenstadt. Hier blieb er auf ausdrücklichen Befehl auch nach der Schlacht von Jena und trat darauf 1807 in den Staatsdienst des Königs von Westphalen, der ihn 1808 zum Gesandten am Hofe zu Dresden ernannte. Eine schwere Krankheit bewog ihn zwei Jahre später seinen Abschied zu nehmen; er zog sich auf sein Gut Pustleben bei Nordheim zurück und verbrachte den Rest seiner Tage mit literärischen Beschäftigungen. Sein Tod erfolgte am 29. Mai 1820.

Seine Schriften sind:

Geschichte der Engländer und Franzosen im östlichen Indien. Leipzig, 1776. 1. Thl.
Materialien zur Statistik und neuesten Staatengeschichte. Lemgo, 1777—85. 5 Liefrgn.
Geschichte des bairischen Erbfolgestreits. Frankfurt und Leipzig, 1779. 4.
Ueber die deutsche Literatur. Berlin, 1780.
Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden. Berlin, 1781—83. 2 Thl.
Ueber den deutschen Fürstenbund. Berlin, 1785.
Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Lemgo und Hannover, 1814—19. 5 Thle.
Einzelne Abhandlungen und Aufsätze im deutschen Museum u. s. w.

D. war einer der edelsten und kräftigsten Männer seiner Zeit, der in seinen Schriften strenge Wahrheitsliebe, Scharfblick, gründliche Kenntnisse und große Gewandtheit mit einer reinen und vortrefflichen Darstellung verband und einer der Ersten zeigte, wie der Deutsche Wissenschaft und Leben verbinden müsse. Sein mit Wohlwollen und schöner Freisinnigkeit abgefaßtes Werk, über die bürgerliche Verbesserung der Juden, verdiente größere Beherzigung in unseren Tagen, nicht bloß die Anerkennung, die ihm zu Theil geworden ist.

Vgl. Gronau, Dohm nach seinem Wollen und Handeln. Lemgo, 1824.

Jakob Dominikus

ward am 10. Nov. 1764 zu Rheinbergen geboren, studirte Philosophie und Jurisprudenz und erhielt 1790 eine außerordentliche Professur der Philosophie an der Universität Erfurt. Im Jahre 1802 wurde er ordentlicher Professor daselbst und nach Aufhebung der Universität 1810 Kammerdirecter, Finanz- und Domainenrath. 1817 in gleicher Eigenschaft nach Coblenz versetzt, starb er dort am 17. Juli 1819.

Er gab heraus:

Ueber Weltgeschichte und ihr Princip. Erfurt, 1790.

Erfurt und das erfurtische Gebiet. Gotha, 1793. 2 Thle.
Don Emanuel, König von Portugal. Leipzig, 1795.
Ferdinand, Herzog von Alba. Leipzig, 1796. 2 Thle.
Heinrich IV. König von Frankreich. Zürich, 1797. 2 Thle.
Der Kampf um Europens Stiefel. Erfurt, 1800.
Ueber die Feier der Geburtstage bei den Alten. Erfurt, 1807.

Ein talentvoller Historiker, dessen biographische Arbeiten sich vorzüglich durch gute Darstellung, Scharfsinn und gründliches Wissen vortheilhaft auszeichnen.

Georg Christian Wilhelm Asmus Döring

ward am 11. December 1789 in Kassel geboren und erhielt früh daselbst eine Anstellung als Hoftheaterdichter. Im Jahre 1815 verließ er jedoch seine Vaterstadt und nahm 1815 seinen Wohnsitz in Frankfurt am Main, von wo er 1818 die Schweiz und Italien besuchte. 1820 begleitete er den Prinzen Alexander von Witgenstein nach Bonn und kehrte darauf wieder nach Frankfurt am Main zurück, wo er (Dr. phil., H. Meiningischer Legationsrath und Fürstl. Sayn-Witgenstein'scher Hofrath) am 10. October 1833 starb.

Seine Schriften sind:

Weissagung der Pythia. Kassel, 1814.
Die Halle des Ruhms. Kassel, 1814.
Die Weihe des Siegers. Frankfurt, 1815.
Die freie Flur am Main. Frankfurt, 1818.
Das Kaleidoscop. Frankfurt, 1819.
Cervantes. Drama. Frankfurt, 1819.
Offenbacher Taschenbuch für 1820—22.
Ludwig XVI. Frankfurt, 1820.
Posa. Trauerspiel. Frankfurt, 1820.
Phantasiegemälde. Frankfurt, 1822. fgde., fortgesetzt von E. Döller.
Der treue Eckart. Trauersp. Frankfurt, 1822.
Frühlingsklänge. Leipzig, 1822.
Zenobia. Frankfurt, 1823.
Freikugeln. Kassel, 1824.
Das Geheimniß des Grabes. Frankfurt, 1824.
Zwei Lustspiele. Amberg, 1825.
Frauentaschenbuch. Nürnberg, 1825.
Alpenrosen. Kassel, 1826.
Albrecht der Weise. Nürnberg, 1826.
Stimmen des Lebens. Frankfurt, 1827.
Sonnenberg. Novelle. Frankfurt, 1828. 3 Thle.
Wanderleben. Kassel, 1828.
Dichterbündniß. Kassel, 1829.
Drei Nächte. Novellen. Leipzig, 1829. 2 Thle.
Die Mumie von Rotterdam. Frankf. 1830. 2 Thle.
Der Hirtenkrieg. Frankfurt, 1830. 3 Thle.
Freundestrost. Kassel, 1830.
Novellen. 4 Thle. Frankfurt, 1831.
Das Kunsthaus. Novelle. Frankfurt, 1831. 3 Thle.
Van Speyck. Frankfurt, 1831.
Das Opfer von Ostrolenka. Frankfurt, 1832. 3 Thle.
Roland von Bremen. Frankfurt, 1832. 3 Thle.
Tage der Vorzeit. Dramat. Gedichte. Frankfurt, 1833.
Erzählungen. 4 Thle. Frankfurt, 1833.
Die Geisselfahrt. 3 Thle. Frankfurt, 1833.
Dramatische Novellen. Frankfurt, 1833. 4 Thle.

Als dramatischer Dichter strebte D. besonders dem Vorbilde Schillers nach, doch fehlte es ihm zu sehr an Kraft und Tiefe, und seine tragischen Arbeiten, durch nichts als eine gebildete Sprache ausgezeichnet, sind daher als die schwächsten Leistungen seiner Muse zu betrachten. Größeren Beifalls erfreuten sich einige kleinere Lustspiele, in welchen sich Leben und Bühnengewandtheit beurkundet. Am Glücklichsten war er als Erzähler, besonders in denjenigen seiner Romane, in welchen er geschichtliche Gegenstände behandelte und sich Walter Scott zum Muster nahm. Unter diesen möchte sein Sonnenberg als die gelungenste Leistung zu betrachten seyn. — Im Allgemeinen besaß D. ein hübsches und gefälliges Talent, Gewandtheit, Phantasie und Erzählungsgabe. Doch schadete ihm wie so Vielen in Deutschland unendlich, daß er für den Erwerb schreiben und deshalb unablässig schaffen mußte, wobei ihm keine Muße blieb, seinen Productionen Ruhe und Reife angedeihen zu lassen.

Heinrich Döring

ward den 5. May 1789 in der ehemaligen freien Reichsstadt Danzig geboren. Sein Großvater väterlicher Seite war der dortige Rathsherr und Kämmerer Johann Georg Döring, dessen Verdienste Schlichtegroll gewürdigt hat;*) sein Großvater mütterlicher Seite der Rathsherr und nachherige Bürgermeister Michael Groddeck, den Friedrich Wilhelm III. 1798 in den Adelsstand erhob.**) Seinem Vater, dem Kaufmann Johann Samuel Döring, verdankte er eine sorgfältige Erziehung durch Privatlehrer, die ihn besonders in den ältern und neuern Sprachen unterwiesen. Früh gewann er die englische und französische Literatur lieb. Neigung für Poesie und wissenschaftliche Beschäftigungen entfremdete ihn dem Handelsstande, welchem er sich, dem väterlichen Wunsche gemäß, einige Jahre gewidmet hatte. Im J. 1811 trat er in das Gymnasium seiner Vaterstadt. Unter seinen Lehrern gewannen besonders F. Th. Rink und der zu früh verstorbene Historiker H. K. Dippoldt, einen entschiedenen Einfluß auf seine Bildung. Seit dem Jahr 1814 widmete er sich zu Jena dem Studium der Theologie, beschäftigte sich aber, durch Goethe, Falk und Knebel, besonders durch letzteren mehrfach angeregt, vorzugsweise mit den schönen Wissenschaften. Die Bekanntschaft mit Ludwig Wieland, dem Sohn des Dichters, veranlaßte ihn 1817 nach Weimar zu gehen, wo er, in Bertuchs Hause wohnend, Antheil nahm an der Herausgabe des Weimarischen Oppositionsblattes. Mit dem Schlusse des genannten Jahres kehrte er jedoch wieder nach Jena

*) S. dessen Netrolog auf d. J. 1792. Bd. 2. S. 196. u. f. w.

**) S. Löschin's Geschichte Danzigs. (Danzig 1825) Th. 3. S. 325. Vergl. S. 248. 258. 269. 272. 319.

zurück, wo er seitdem als Doctor der Philosophie und Privatgelehrter lebt.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Jena, 1816.
London und seine Bewohner. Aus d. Französischen. Weimar, 1818.
Hulda, ein Taschenbuch. Jena, 1818.
Kleine Romane und Erzählungen. Jena, 1818.
Satyrisch-humoristische Gedichte. Leipzig, 1820.
Manfred, Trauerspiel von Lord Byron. Zwickau, 1821.
Denkwürdigkeiten der geheimen Gesellschaften in Unteritalien, insbesondere der Carbonari. Weimar, 1822.
Friedrich v. Schillers Leben. Weimar, 1822. 2. Aufl. Ebd. 1824.
Biblische Gemälde, Legenden, Balladen und vermischte Gedichte. Danzig, 1822.
Der Seeräuber, von W. Scott. Zwickau, 1822. 5 Bdchn. N. A. Ebd. 1825.
Ypsiboë. Roman von Arlincourt. Leipzig, 1823. 3 Bde.
Pflicht und Gewissen. Trauerspiel von A. Freih. v. Seckendorff. Metrisch bearbeitet. Leipzig, 1823.
Der Alterthümler, von W. Scott. Zwickau, 1823. 4 Bdchn. N. A. Ebd., 1826.
J. G. v. Herders Leben. Weimar, 1823. 2. Ausgabe Ebd. 1829.
Das Schloß von Pontefract. Histor. Roman. Leipzig, 1824. 3 Bde.
Quentin Durward, von W. Scott. Zwickau, 1824. 5 Bdchen. N. A. Ebd. 1827.
Redgauntlet, von W. Scott. Jena, 1824. 3 Bde.
Sardanapal. Trauerspiel von Lord Byron. Zwickau, 1825.
Der Gjaur. Bruchstück einer türkischen Erzählung von Lord Byron. Zwickau, 1825.
Klopstocks Leben. Weimar, 1825.
Lebensbeschreibungen berühmter brittischer Dichter und Prosaisten, von W. Scott. Leipzig, 1826.
Erzählungen der Kreuzfahrer, von W. Scott. Zwickau, 1826. 6 Bdchen. N. A. Ebd. 1828.
J. P. Fr. Richters Leben. Gotha, 1826. (Vermehrt und erweitert, Leipzig, 1830—1832. 2 Bde.)
Der letzte der Mohikaner, von Cooper. Frankf. a. M. 1826. 6 Bdchen.
Macduffs Kreuz, Drama von W. Scott. Zwickau, 1826.
G. A. Bürgers Leben. Berlin, 1826.
Die Schule der Frauen, Lustspiel von Molière. Zwickau, 1827.
Schwänke, scherzhafte Gedichte und Poesien ernsterer Gattung. Danzig, 1828.
J. W. v. Goethe's Leben. Weimar, 1828. N. verm. Ausgab. Ebd. 1833.
A. v. Kotzebue's Leben. Weimar, 1830.
Die deutschen Kanzelredner des 18. u. 19. Jahrhunderts. Neustadt a. d. O. 1830.
Gallerie deutscher Dichter und Prosaisten. 1. Bd. Gotha, 1832.
Die gelehrten Theologen Deutschlands, im 18. u. 19. Jahrhundert. Neustadt a. d. O. 1831—1835. 4 Bde.
C. F. Gellerts Leben. Greiz, 1833.
Fr. v. Matthissons Leben. Zürich, 1833.
Joh. Heinr. Voß. Nach s. Leben u. Wirken dargestellt. Weimar, 1834.
Fr. v. Schillers auserlesene Briefe. Zeitz, 1834. N. verm. Ausgabe, Ebd. 1835. 3 Bdchen.
Nachlese zu Fr. v. Schillers sämtlichen Werken. Zeitz, 1835.
Rußlands Helden. Leipzig, 1835. *).
Joh. v. Müllers Leben. Zeitz, 1835.
Zu der deutschen Uebersetzung von Shakspear's Werken in Einem Bande (Schneeberg 1835) hat D. 11 Stücke geliefert; außerdem Beiträge zu dem Weimarschen Modejournal, der Frauenzeitung, der Thusnelde, den Zeitschwingen, der Abendzeitung, dem Gesellschafter, den Zeitgenossen, dem deutschen Ehrentempel, der Ersch-Gruberschen Encyclopädie, dem Taschenbuch für Lieb' und Freundschaft, dem Coburger Taschenbuch u. a. m.

(Bis hieher von Hrn. D. Döring selbst mitgetheilt.)

H. Döring hat sich vorzügliches Verdienst durch seine Biographieen berühmter Männer, besonders deutscher Dichter erworben, da er in denselben emsigen Fleiß, zarte Discretion, Unpartheilichkeit und Würde mit anmuthiger Darstellung zu vereinen wußte. — Als Uebersetzer arbeitet er mit Kenntniß und Geschmack. Als lyrischer Dichter zeigt er ein glückliches Talent für das komische Genre, das er mit großer Gewandtheit zu behandeln versteht, doch findet sich unter seinen ernsten Poesien ebenfalls manches Gelungene.

Carl August,*)

Großherzog von Sachsen-Weimar.

Schwer ist's, auf dem Throne das rein Menschliche zu ergreifen und festzuhalten — auf den Höhen irdischer Gewalt sich den sichern und klaren Blick in die verschlungnen Verhältnisse und mannigfachen Anforderungen des bürgerlichen Lebens zu gewinnen. Daher zeigt uns die Geschichte eher zehn ruhmvolle Eroberer, Gesetzgeber und Neubegründer mächtiger Staatsverhältnisse, als Einen milden Genius, der Geisteshoheit und weisen Machtgebrauch mit dem sanftern Zauber friedlichen Wohlwollens vereinigt und in dem Fürsten nie den Menschen vergessen hätte.

Einem solchen Genius begegnen wir in Carl August, und wenige thatsächliche Umrisse werden genügen, einem Fürsten, dessen ganzes Daseyn That war, und dem längst das schönste Denkmal in aller Herzen errichtet ist, auch hier eins zu setzen.

Glorreichen Ahnen entsprossen (den 3. September 1757), hatte Carl August das Schicksal, seinen Vater nie kennen zu lernen. Schwächlich, zur Auszehrung geneigt, verschied Ernst August Constantin bereits den 28. Mai 1758, als sein erstgeborener Prinz Carl August erst neun bis zehn Monden zählte. Ihn — das erste Hoffnungspfand eines fast erlöschenden Fürstenhauses — begrüßte zwiefacher Jubel, und bald nachher ward er zum Herrscher berufen.

Die Obervormundschaft über das Land war theils durch seines Vaters Testament, theils durch kaiserlichen Spruch (den 3. August 1759) der in diesem Augenblicke selbst noch unmündigen Herzogin Anna Amalia zugefallen. Sechzehn Jahre hindurch führte diese, durch Geist und Herz gleich ausgezeichnete Fürstin, das Ministerium ihres verstorbenen Gemahls beibehaltend, die obervormundschaftliche Regierung. Ihre angeborne Weisheit, Milde und Besonnenheit zeigte sich besonders in jener furchtbaren Periode des siebenjährigen Krieges, wo Theurung, Hungersnoth und Seuchen wetteiferten, das Land zu erschöpfen. Jene Uebel aber hatte sie durch ihre seltne Klugheit und durch ihr weises Benehmen gegen den damaligen Hauptfeind ihres Landes, Friedrich II, der ihr mütterlicher Oheim war, wo nicht abzuwenden, doch zu erleichtern gesucht. Mit der Zärtlichkeit einer Mutter und der Sorgfalt einer Fürstin leitete sie die Erziehung Carl Augusts und seines Bruders Constantin, der erst nach seines Vaters Tode geboren worden war. Beiden wurde von Friedrich II. der Graf Görz als Oberhofmeister empfohlen. Ihm standen als Lehrer und beständige Aufseher der Prinzen die beiden schätzbaren Gelehrten Seidler und Hermann zur Seite **). Wie Fenelon einst für Frankreichs Dauphin seinen Telemach schrieb, so dichtete Wieland für Carl August und dessen Bruder den goldnen Spiegel oder die Könige von Scheschian, als Inbegriff alles Nützlichen und Edlen, was die Großen aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben. Auch mit der Wahl des Herkules, die er damals schrieb, verband Wieland einen pädagogischen Zweck.

Unter solchen Männern ward Carl August zu persönlicher Aufopferung und vorurtheilsfreiem Streben, zur

---

*) Bei Ueberreichung dieses Werks an Ihre Kaiserliche Hoheit, die Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar, erhielt der Verfasser eine goldene Dose, begleitet von einem eigenhändigen Handschreiben.

*) S. den Deutschen Ehrentempel. Herausgegeben von Wilhelm Henning 6. Bd. XI. S. 48. flg.

**) Beide beschlossen, jener als Consistorialrath, dieser als Legationsrath und Aufseher des Münzkabinets rühmlich, und brachten ihre Laufbahn zu Weimar.

Liebe für Kunst und Wissenschaft und zu jeder menschlich-schönen Tugend heranzubildet. Frühzeitig hatte sich sein lebhafter Geist entwickelt, und schon in seinem jugendlichen Alter mußte man die Schnelligkeit bewundern, womit er jede Idee auffaßte und in das Innerste eines Gegenstandes eindrang. Ihm, dem mehr an dem Wesen der Dinge als an ihrer Form lag, mochte wohl die Lehrmethode jener Zeit nicht immer zusagen, und es ist wohl glaublich, was die Tradition von ihm überliefert: daß er sich zuweilen die Unzufriedenheit seiner Lehrer zugezogen habe. Wohl aber verdient es erwähnt zu werden, daß Carl August schon in seinem vierzehnten Jahre dem großen Friedrich das Urtheil abgewann: „er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige.“ *)

Gesundheit und eine treffliche Constitution begünstigte die Entwickelung seines Geistes, die selbst durch die zwangvolle Etikette nicht gehemmt werden konnte, die damals am Weimarischen Hofe sowohl im äußern Benehmen, als in der Kleidung herrschte. Diese bestand, nach noch vorhandenen Gemälden Carl Augusts aus jener Periode, in einem starr gestickten Rocke mit langen Schößen und Aufschlägen, in einer eben so gestickten langen Weste, in einem Degen mit einer Menge Bandschleifen, in einem großen Federhut unter'm Arm und in seidnen Strümpfen mit abgestumpften Schuhen und großen silbernen Schnallen. Der Kopf war mit einem hohen, wohlgekräuselten Toupet und zwei dicken Locken, beide mit Puder und Pommade reichlich durchknetet, geschmückt und den ganzen Putz vollendete ein großer Haarbeutel.

Den wesentlichsten und heilsamsten Einfluß auf sein ganzes Leben hatte eine Reise, die Carl August, gegen das Ende seiner Minderjährigkeit, von dem Grafen v. Görz und dem nachmaligen Oberstallmeister v. Stein begleitet, in's Ausland machte. Sie dauerte vom Herbst 1774 bis zu Johannis 1775. Wichtig für Carl Augusts höhere Geistesausbildung war die in Paris angeknüpfte Bekanntschaft mit d'Alembert, Diderot und andren berühmten Gelehrten. Auch besuchte er die trefflichen Anstalten für Wissenschaften und Künste, die sich damals schon in der Hauptstadt Frankreichs befanden, und eignete sich manches davon an. Den Geschmack für eine wohleingerichtete Bühne hatte er gleichfalls seinem Aufenthalte in Paris zu danken.

Auf der eben erwähnten Reise lernte Carl August die Landgräfin Louise von Hessen-Darmstadt kennen, und ihr sanfter, liebenswürdiger Charakter, verbunden mit einem zarten Sinn für Wissenschaft und Kunst, bewog ihn, sich bald nachher um ihre Hand zu bewerben.

In Frankfurt am Main öffnete sich sein, nicht nur für Liebe, sondern auch für Freundschaft empfängliches Herz einem hochgesinnten jungen Manne, dessen geniale Schriften, ungeachtet einer gegen Wieland gerichteten Satire **), ihm mit lebhafter Achtung erfüllt hatten. Herzlich lud Carl August den jungen Autor im December 1774 zu sich ein, und bald nachdem er die Regierung angetreten (den 3. September 1775) und den 3. October des genannten Jahres seine Vermählung gefeiert hatte, gewann er (den 7. November 1775) an Göthe fürs ganze Leben den treusten Diener und vertrautesten Freund, ja einen ausgezeichneten Schmuck seiner Regierung, wie kein anderes Land ihn aufzuweisen vermag.

Ein solcher Gewinn mußte ihm einigermaßen Ersatz bieten für das bittere Gefühl, womit Carl August ein Jahr zuvor (d. 6. Mai) das Weimarische Schloß mit einer Menge von Kunstschätzen, namentlich vielen Gemälden von Lucas Kranach, hatte in Flammen auflodern sehen.

Kaum hatte Carl August seine Regierung angetreten, als er sich aus eigner Einsicht von der Nothwendigkeit überzeugte, manche veraltete und unbrauchbar gewordene Einrichtungen abzuschaffen. Sein erstes Bestreben war daher dahin gerichtet, geist- und talentvolle Männer um sich zu versammeln, um ihm bei der Ausführung seiner Ideen in Staats- und Kirchenangelegenheiten behülflich zu sein. Wie sehr er das für einen Regenten unschätzbare Talent besaß, Menschen gehörig zu würdigen und ihnen gerade da, wo sie am meisten nützen können, ihren Platz anzuweisen, zeigte Carl August, als seine Wahl auf Herder, Griesbach, v. Knebel u. a. ausgezeichnete Männer fiel, die er aus der Ferne zu sich berief. Die Geheimen Räthe der vormundschaftlichen Regierung v. Fritsch, Greiner und Schmidt behielt der junge Fürst in gerechter Anerkennung ihres Werths und ihrer Kenntniß in der Geschäftsführung bei. Ihr Rath unterstützte ihn, als sich sein Hauptaugenmerk auf die Verwaltung der Rechtspflege lenkte. Schon im December 1775 erschien eine neue Proceßordnung, und zwei Jahre später ein Reskript zur Sicherstellung des Vermögens der Abwesenden. Daran knüpften sich manche wohlthätige Einrichtungen für das Wohl des Landes in geistiger, wie in physischer Hinsicht. Carl August kam zuerst auf den Gedanken (1784) das Waisenhaus seiner Residenz in ein Waiseninstitut abzuändern, wodurch die öffentliche Erziehung verlassener Kinder in Familienkreisen bewirkt wurde. Gleichzeitig mit diesem Schritt zur Wohlfahrt des Weimarischen Landes sah man dort die halb alberne, halb barbarische Kirchenbuße abschaffen. Neben den neuen Einrichtungen zur Versorgung der Armen, wodurch dem Bettelwesen gesteuert wurde, traten auch die ersten vervollkommneten Löschungsanstalten ins Leben, deren Wirksamkeit sich oft unter den Augen des jungen Herrschers erprobte, wenn Feuerruf in der Gegend Weimars erscholl. Auch die Schwierigkeiten, mit denen die Errichtung eines Hebammeninstituts zu Jena, unter Loders Leitung, verknüpft war, wurden standhaft besiegt. Die Idee eines Schullehrer-Seminars, welche schon die Herzogin Amalie gefaßt hatte, wurde unter Carl Augusts Regierung ausgeführt. Gleich zu Anfange derselben war der einsichtsvolle Fürst bedacht gewesen, die Landwirthschaft, Wald- und Gartencultur in allen ihren Zweigen zu verbessern. Unter Mitwirkung des thätigen und unterrichteten Oberforstmeisters v. Wedel verbesserten sich durch Anpflanzungen die Wälder. Auch die Schätze der Bergwerke und Salzquellen blieben nicht unbeachtet. Mit besonderer Vorliebe betrieb Carl August den Gartenbau, und der von ihm, unter Mitwirkung Bertuchs, angelegte Park bei Weimar, ist ein sprechender Beweis, wie er in seinen Ansichten der Natur treu blieb, und nur nach dem wahren Großen und Schönen strebte.

Erweiterung seiner Kenntnisse war überhaupt das Ziel, das er nie aus dem Auge verlor. Um in seiner Art des Wissens zurück zu bleiben, trat er den 5. Februar 1782 in den Freimaurerorden, dem er stets als ächter Anhänger treu blieb und ihn mit fürstlicher Huld beschützte. Um seine Wißbegierde zu befriedigen, unternahm er öfters Reisen. Eine der merkwürdigsten war die in die Schweiz, die er in Göthes Gesellschaft machte. Durch die rüstigen Fußwanderungen in allen Theilen der himmelanstrebenden Alpen hatte der junge Fürst die Pflanzenkunde und Mineralogie lieb gewonnen, die ihm zeitlebens die reinsten Genüsse verschaffte. Er brachte es in diesem Zweig des Wissens so weit, daß er sich späterhin nicht nur die gewöhnlichen Kenntnisse eines Liebhabers, sondern auch die gründlichen eines Gelehrten darin erwarb. Wie leidenschaftlich er Botanik liebte, beweisen die Einrichtungen des bereits erwähnten Parks und des bei Weimar befindlichen Lustschlosses Belvedere.

Unter diesen friedlichen Beschäftigungen regte sich in Carl Augusts Seele der Wunsch nach kriegerischem Ruhm und einer militärischen Laufbahn, als er seinen Großoheim Friedrich II. zum ersten Mal in Berlin besuchte. Von dem großen König mit mannigfachen Zeichen hoher Achtung empfangen, ließ er sich seitdem sehr angelegen sein, mit Eifer alles zu studiren, was auf die Kriegskunst Bezug hatte. Sie practisch zu üben, hatte sich ihm, bei der allgemeinen Ruhe, die in ganz Deutschland während der ersten Jahre seiner Regierung herrschte, keine Veranlassung geboten. Indeß näherte sich die Verfassung des deutschen Reichs täglich mehr ihrer Auflösung. Die beabsichtigten Pläne Josephs II., die kaiserliche Macht im Bayerischen Erbfolgekriege zu vergrößern, vereitelte Friedrich der Große. Die unter ihm zu einem Ganzen vereinigten Herrscher schlossen den bekannten Fürstenbund ab, und Carl August, durch Bande der Verwandtschaft an Preußen gekettet, entsprach dem Vertrauen, das Friedrich in ihn setzte, durch die wichtigsten persönlichen Dienstleistungen bei der Abschließung jenes Bundes. Schon damals mochte sein heldblickender Geist eine Vorahnung haben von den furchtbaren Kämpfen, die Deutschland bevorstanden. Aber sein von Natur kraftvoller Körper, gestärkt, durch häufige Jagdübungen, durch manche beschwerliche Reisen, theils zu Pferde, theils zu Fuß, die ihn gelehrt hatten, jeder Witterung Trotz zu bieten, hatte ihn längst auf jene furchtbaren Kämpfe vorbereitet. Er der Sprößling eines uralten Heldenstammes sah sich daher sehnsuchtsvoll nach einer Schule um, wo er das Practische des Kriegswesens gründlich erlernen könnte.

Eine solche Schule ward ihm, als er, in Königl. Preußische Dienste tretend 1787 als Freiwilliger den Feldzug nach Holland mitmachte. Friedrich Wilhelm II. ernannte ihn späterhin zum Generalmajor und übergab ihm das zu Aschersleben stehende Cüraſſier-Regiment, das seit der Zeit seinen Namen führte. An der Spitze dieses Regiments, bei welchem er sich durch seinen Diensteifer, durch seine militärische Kennt-

*) S. die historischen und politischen Denkwürdigkeiten des Grafen von Görz. Th. 1. S. 8.

**) Götter, Helden und Wieland. Eine Farce. Leipzig. 1774.

niß und durch zweckmäßige Strenge allgemeine Achtung erworben hatte, stand er auch im Jahre 1790 in Schlesien. Aber die Gelegenheit, Ruhm einzuernten, bot sich ihm nicht, da die zu Reichenbach abgeschlossene Convention den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Preußen und Oesterreich wieder vereitelte. Eine Art von Entschädigung gewährte ihm die Inspection über die sogenannte Magdeburger Cavallerie, die ihm der König vor dem Rückmarsch aus Schlesien übertrug, und dadurch seinen militärischen Wirkungskreis einigermaßen erweiterte.

Bald aber, nach dem Ausbruch der französischen Revolution, bot sich Carl August eine Gelegenheit, jenem Wirkungskreise noch eine größere Ausdehnung zu geben. Als die sämmtlichen verbündeten Armeen Deutschlands sich im Mai 1792 zu ihrem Marsche an den Rhein in Bewegung setzten, schloß sich auch Carl August jener großen Weltbegebenheit als thätiger Theilnehmer an. Der schreckliche Feldzug in der Champagne hatte für die Gesundheit der Meisten, welche Carl August begleitet hatten, schlimme Folgen gehabt. Daß er selbst diesem Uebermaaße von Beschwerden nicht erlag, verdankte er nur seiner kräftigen Natur. Von einer sehr liebenswürdigen Seite zeigte sich sein Character durch den Eifer und die Sorgfalt, die er seinem leidenden Gefolge widmete; ja er setzte sich selbst oft dem Mangel aus, damit es keinem der Seinigen an der nothwendigen Nahrung fehlen möchte.

Im Jahr 1793 wohnte er an der Spitze seines Regiments mehreren hitzigen Gefechten bei, die während der Belagerung von Mainz, in der Nähe von Pirmasens vorfielen. Bei dem nächtlichen Angriffe auf Bitsch in den Vogesen, der freilich mißglückte, stand Carl August mit der ganzen Armee in der Nähe, um die errungenen Vortheile zu benutzen. Während er zu Pirmasens stand, raubte ihm ein bösartiges Fieber seinen einzigen Bruder Constantin (d. 6. September 1793). Dieser schmerzliche Verlust mochte nebst seinem Mißmuth über die Art, wie jener Krieg geführt wurde, der Grund sein, weshalb er damals nach einem kurzen Aufenthalte zu Landau, wo seinem Regimente die Blokade übertragen war, nach Weimar zurückkehrte. Dort langte er den 3. December, nur von seiner Gemahlin erwartet, in der Mitternachtsstunde an, um dem lauten Jubel seiner Unterthanen vorzubeugen. Daß der Plan, Ruhe und Ordnung in Frankreich wieder hergestellt zu sehen, fast gänzlich vereitelt schien, schmerzte Carl August tief. Seine fehlgeschlagenen Erwartungen, verbunden mit manchen persönlichen Unannehmlichkeiten, wirkten nachtheilig auf seine Gesundheit. Es vergiengen mehrere Monate, ehe das gestörte Gleichgewicht seiner Kräfte wieder hergestellt werden konnte. Unter solchen Umständen bat er den König von Preußen um die Entlassung aus seinem Dienste, die ihm der Monarch unter Zusicherung seiner fortwährenden Freundschaft und Hochachtung gewährte.

Dem Lande gereichte dieser Schritt, besonders in ökonomischer Hinsicht, zu wesentlichem Nutzen. Bei den ungeheuern Anforderungen des Kaisers an die Stände des Reichs hatte Carl August damals das Dreifache seines Contingents ins Feld stellen müssen, und der ihm damals angesonnene Beitrag zur Erhaltung der preußischen Armee am Rhein hätte sich, wenn die ganze Forderung bewilligt worden wäre, auf eine jährliche Summe von 180,000 Thaler belaufen. Auch der durch seinen Aufenthalt im Felde vergrößerte Aufwand mag den Herzog zum Dienstaustritt bewogen haben.

Die vermittelst des Baseler Friedens (1795) für das nördliche Deutschland eingetretene Waffenruhe hatte seinem Feldherrnleben ohnedieß ein Ziel gesteckt, und Carl August benutzte diese Muße, um sowohl in Weimar als in der Umgegend, vielen aus Frankreich gewanderten Franzosen ein Asyl zu eröffnen. Zu denen, die in der herzoglichen Residenz selbst Aufnahme fanden, gehörte der ehrwürdige Erzbischof von Rheims, der Graf Narbonne, die Mitglieder der französischen Nationalversammlung Montmorency, Mounier und Camille-Jordan; andere ausgezeichnete Männer aus dem weltlichen und geistlichen Stande ungerechnet. Auch Frau v. Stael hatte dort für ihr vielbewegtes Leben einen ruhigen Zufluchtsort gefunden.

In diese Periode gehört das schon früh begonnene aber mit doppeltem Eifer fortgesetzte Streben Carl Augusts, Weimar zu einem Sitze der Kunst und Wissenschaft zu machen. Förderlich war ihm hierin vor allen Göthe's Leitung, an den er sich durch die Bande inniger Freundschaft geketet fühlte. Während Wieland durch seinen fürstlichen Gönner in eine von allen Geschäften befreite Lage versetzt, nur der Dichtkunst und den Wissenschaften lebte, fuhr Herder mit ernstem Sinne fort, über Kirchen und Schulen zu walten und außerdem durch mannigfache Schriften zum Guten und Schönen anzuregen. Mit Schiller, der damals aus Jena nach Weimar gerufen ward, vollendete sich der unsterbliche Kranz großer Geister, wie sie kein Land, geschweige eine verhältnißmäßig nur kleine Stadt je aufzuweisen gehabt hat. Aber daß Weimar in geistiger Hinsicht das Höchste und Schönste in sich vereinigte, kann so wenig vergessen werden, als der Fürst, der zu so hochsinnigen Streben und zu ungestörter Entwicklung seltener Talente Gelegenheit bot.

Auch unter denen, die an Carl Augusts Hofe angestellt waren, befanden sich Männer, die Gelehrsamkeit und ernstes Wissen mit der Neigung zur heitern Dichtkunst verbanden. Unvergeßlich bleiben in solcher Hinsicht die Namen eines v. Seckendorff, v. Einsiedel, v. Knebel u. a. Auch Bode, Musäus, Bertuch, Böttiger trugen zum Glanze Weimars nicht wenig bei. Vorzüglich aber hatte die Academie zu Jena, nicht ohne große Aufopferungen von Seiten Carl Augusts, damals ihren höchsten Flor erreicht. Wenig andere Universitäten Deutschlands konnten sich rühmen, eine so bedeutende Zahl berühmter Gelehrten in den verschiedenartigsten Fächern zu besitzen. Hier mögen nur die Namen eines Griesbach, Paulus, Reinhold, Fichte, Schelling, Thibaut, Feuerbach, Loder, Schütz, Hufeland, Voß und Schlegel stehen.

Um diese Zeit ward auch das Hoftheater in Weimar eine Musterschule für die dramatische Kunst in Deutschland. Mit geringen Mitteln war wirklich Unglaubliches geleistet worden, und die herbeiströmenden Fremden vermißten nicht in dem kleinen Saale den Prunk der größern Bühnen. Neben Göthe, unter dessen Leitung das Weimarische Theater stand, entwickelte auch bald nachher Schiller sein dramatisches Talent, und brachte seinen Wallenstein, seine Maria Stuart, Jungfrau v. Orleans u. a. seiner dramatischen Werke zur Aufführung.

Auch für die Verschönerung der Residenz durch neue Straßen und Plätze sorgte damals der Herzog mit regem Eifer. Der Wiederaufbau des eingeäscherten Schlosses, von Göthe in artistischer, und von dem Geh. Rath v. Voigt in finanzieller Rücksicht geleitet, kam unter Mitwirkung der tüchtigsten Künstler des In- und Auslandes damals zu Stande. Kaum war er beendigt, als der Herzog die Freude hatte, seinen ersten, am 8. Februar 1783 geborenen Prinzen, den jetzigen Großherzog Carl Friedrich an der Seite der Russischen Großfürstin Maria Paulowna, Alexanders I. Schwester, die ihm am 3. August 1804 anvermählt ward, in Weimar einziehen zu sehen.

Aber ein so frohes Ereigniß wurde nur zu bald durch eine Reihe von Stürmen getrübt, welche, nachdem sie schon seit 1792 in den süddeutschen Ländern gewüthet, auch in noch ungleich höherem Grade die norddeutschen trafen. Schon im Jahre 1797 hatte Carl August unter Friedrich Wilhelm III. Fahne wieder die 1793 verlassene Laufbahn als Generallieutenant betreten. Seinem scharfen Blicke konnte die Ueberzeugung nicht entgehen, daß Deutschland noch mancher schwere Kampf bevorstehe. Er bereitete sich daher im Stillen darauf vor, daran Theil zu nehmen und eine seiner würdige Rolle darin zu spielen. Schon im Jahre 1805 drohte eine schwarze Gewitterwolke, die immer düsterer am politischen Himmel heranzog, sich über das nördliche Deutschland zu entladen, und Preußen hatte schon, um Oesterreich beizustehen, ein mächtiges Heer zusammengebracht. Diese Armee, die in der Nähe von Erfurt, das unterdeß an Preußen gekommen war, ihren Sammelplatz aufschlug, erhielt, ungeachtet der damals herrschenden Theuerung, durch Carl Augusts früher getroffene Vorkehrungen, Alles, was sie zu ihren Bedürfnissen brauchte.

Nach der Schlacht von Austerlitz sah sich der König von Preußen durch die Herrschsucht Napoleons in die nicht mehr zu vermeidende Nothwendigkeit versetzt, im Herbst 1806 Frankreich den Krieg zu erklären. Am 14. October des genannten Jahres wurde die Schlacht bei Jena geliefert und während die Feinde durch alle unbesetzt gebliebenen Schluchten und Gebirgspässe mit Sturmesmacht gegen Weimar vorrückten, hatte diese Stadt die unglückseeligen Folgen von der gänzlichen Niederlage der preußischen Armee in allen ihren Schreckaissen zu ertragen. Indeß Carl August mit dem seiner Führung übertragenen Corps bei Ilmenau am Thüringer Walde stand, wurde seine Residenz geplündert, sein Land verheert. Was erhalten wurde, verdankte er nur seiner edelmüthigen Gemahlin, der Herzogin Louise, die während dem wilden Kriegsgetümmel, unerschrocken und mit Seelenstärke dem übermüthigen Sieger in ihrem Schlosse entgegentrat, und ihm durch ihre Fassung und ihren Geist Achtung abnöthigte. Der Herzog befand sich indeß in einer höchst bedenklichen Lage. Aber die Idee, den Dienst Preußens zu verlassen und jenem edlen Königshause jetzt im Unglück den Rücken zuzuwenden, konnte in seinem hochherzigen Gemüthe auch da nicht Raum finden, als er durch seine Räthe die dringendste Aufforderung zur Rückkehr in sein Land erhielt. Von dieser schweren Wahl de-

freite ihn auf sein eingereichtes Schreiben Friedrich Wilhelm III. indem er ihn der Pflichten gegen Preußens Dienst entließ. Noch im Jahre 1806 konnten die Weimarischen Abgeordneten zu Posen den 14. December einen Frieden und den Beitritt zum Rheinbunde abschließen, der freilich zu den auf 2,300,000 Thlr. angeschlagenen Opfern des Kriegs noch neue Lasten hinzufügte.

So war die dem Namen nach erworbene Souverainität des Herzogs für sein edles und gefühlvolles Herz zu einer neuen Bürde geworden, deren Druck noch der Tod seiner würdigen Mutter, der Herzogin Amalia (den 10. April 1807) vermehrte. Sie hatte den damals geglaubten Untergang ihres uralten und berühmten Stammhauses, indem ihr Bruder, Herzog Ferdinand von Braunschweig in diesem Kriege den Heldentod fand, nicht überleben können. Für einen so schmerzlichen Verlust, den Carl August vor allen seinen Unterthanen, so groß deren Trauer auch war, doppelt tief fühlen mußte, war der Besuch der beiden mächtigsten Kaiser Europa's Alexanders I. und Napoleons von dem nahgelegnen Erfurt aus, immer nur eine geringe Entschädigung, zumal bei den immer neuen Opfern, die die Verpflichtungen des Rheinbundes von ihm erheischten. Nachdem Carl Augusts Truppen (1807) der Belagerung Colbergs beigewohnt hatten, vergossen sie 1809) ihr Blut in Tyrol, mit den von edler Freiheit begeisterten Bewohnern jenes Landes kämpfend. Spaniens heißes Klima wurde ihnen späterhin noch verderblicher, als das Schwert der Feinde, und als sie (1812) gegen das durch die Bande des Bluts mit ihrem Fürstenhause verwandte Rußland ausrücken mußten, sahen viele ihre Heimath nie wieder.

Auch in diesen stürmischen Zeiten verlor Carl August nie den Glauben an eine baldige Rettung, und beugte sich daher nie vor dem Uebermuthe Napoleons. Aber bei jeder Gelegenheit, wo er mit dem Kaiser Frankreichs zusammenkam, namentlich 1808 und 1812 in Dresden, erwarb sich der Herzog durch die Characterstärke, Offenheit, Einsicht und Unerschrockenheit, die Achtung, ja das scheinbare Vertrauen Napoleons, unter dessen Augen der jüngere Prinz Bernhard in der Schlacht bei Wagram unter den Sachsen rühmlich kämpfte und sich den Orden der Ehrenlegion erwarb.

Jene düstern Tage, welche die stürmisch bewegte Zeit für Carl August herbeigeführt hatte, wurden durch einzelne Sonnenblicke wieder erhellt. Im J. 1808 begrüßte den Herzog das Lächeln der ersten Enkelin, 1811 das einer zweiten. Ein Jahr früher hatte er seine einzige Tochter Caroline an den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählt. Leider trennte diese Verbindung, von der sich in jeder Rücksicht die schönste Zukunft erwarten ließ, schon im Jahr 1816 der Tod der Prinzessin, der ihr Gemahl bald in's Grab nachfolgte.

Zwei Jahre früher war dem Herzog indeß die Freude geworden, Deutschlands Freiheit und Unabhängigkeit durch die Völkerschlacht bei Leipzig erkämpft zu sehen. Zwar mußten die Weimarischen Lande noch einmal alle jene Schrecknisse erfahren, die ein hindurchstürmendes, geschlagenes Heer nach allen Seiten hin verbreitete; sie mußten allen Foderungen genügen, welche die nachfolgende siegende Armee machte. Aber die Hoffnung half diese neuen Kriegslasten muthig tragen; sie machte Anstrengungen möglich, die früher unerträglich geschienen hätten. Deutschlands Jugend erhob sich, um an dem Kampfe für Wahrheit und Recht, für Fürst und Vaterland Theil zu nehmen. Auch in Weimar hatte sich ein Corps von Freiwilligen gebildet, das den 31. Januar 1814, theils zu Fuß, theils zu Pferde auszog. Carl August nahm an dem Feldzuge als russischer General Antheil. Das aus Sachsen, Hessen und Russen bestehende Corps, welches er commandirte, bestand aus 25 bis 30,000 Mann. Mit diesen Truppen zog er nach den Niederlanden, um die dortige Festungskette und den General Maison zu beobachten. Der anfänglichen Bestimmung nach hatte der Herzog mit seinem Corps zu der Hauptarmee stoßen sollen. Da aber die Schweden, die dort seine Stelle einnehmen sollten, nicht herbei kamen, blieb ihm nichts übrig, als durch Wachsamkeit und kräftige Maßregeln alle Pläne des thätigen Feindes zu vereiteln. Das von ihm auf höhern Befehl versuchsweise unternommene Bombardement von Maubeuge blieb, ungeachtet Carl August in mehreren bedeutenden Affairen den Sieg davon trug, ohne Erfolg. War es ihm indeß überhaupt nicht vom Schicksal gegönnt, glänzenden Waffenruhm einzuernten, so konnte er doch mit dem Bewußtsein, nach Kräften an dem Befreiungskampfe Deutschlands Theil genommen zu haben, in dem eroberten Paris die Erinnerung an die in seiner Jugend dort verlebten Tage erneuern. Aus der Hauptstadt Frankreichs begab er sich nach England, dessen Betriebsamkeit und Gewerbfleiß für ihn sehr anziehend war, und von da nach Wien, wo der berühmte Congreß im October 1814 begonnen hatte. Als Ersatz für die nicht kleinern Opfer, die er der Errettung Deutschlands gebracht hatte, ward ihm mit dem Titel eines Großherzogs eine bedeutende Vergrößerung seines Gebiets zuerkannt.

Nicht lange war Carl August indeß als Mitglied des Deutschen Bundes und als völliger Souverain in seine Lande zurückgekehrt, als Napoleon durch seine Flucht von Elba abermals die äußersten Anstrengungen aller verbündeten Mächte nöthig machte. Obgleich Carl August diesmal nicht dem Rufe der Kriegstrommete folgte, so standen doch seine Linientruppen (1815) ebenfalls im Felde und zeichneten sich besonders bei der Belagerung von Mezieres aus. Dazu bot sich besonders seinem Sohne Bernhard in der blutigen und für immer entscheidenden Schlacht bei Belle-Alliance erwünschte Gelegenheit.

Ungestört konnte sich Carl August wieder der Regierung seines Landes widmen, nachdem der Friede zu Paris abgeschlossen und Napoleons Herrschaft für immer vernichtet war. Die sämmtlichen Kriegslasten, die seit 1805 sich übermäßig gemehrt hatten, zu vergüten, war freilich nicht möglich, doch wurde durch die Zahlungen, welche Frankreich zufolge des Friedenschlusses zu leisten hatte, durch das, was England an Subsidien zahlte, Rußland und Preußen vergüteten, eine Summe von 800,000 Thaler an die am meisten betheiligten Unterthanen entrichtet. Zwar mußten noch gegen 130,000 Thaler unvergütet bleiben; aber das baldige gänzliche Verschwinden der Spuren früherer Drangsale und der immer mehr sich verbreitende Wohlstand, bewiesen die weise Vorsorge des Großherzogs.

Wie in allen frühern Perioden seines Lebens, widmete auch in dieser Carl August die Rechtspflege einer besondern Aufmerksamkeit. Neue und heilsame Gesetze wurden gegeben, die Strafanstalten zweckmäßig verbessert, und besondere Gerichte eingesetzt, wodurch den Stadträthen die Justizpflege entnommen ward. Die Landesverwaltung wurde gänzlich von der Verwaltung der Gerechtigkeit getrennt, und in Jena vereinigten sich sämmtliche ernestinische Lande zu einem Appellationsgerichte. Für die in der eben genannten Stadt befindliche Academie sorgte Carl August durch freigebige Dotirung einzelner Anstalten und durch die zweckmäßigsten Einrichtungen in der Administration der Finanzen. Die Gehalte der Lehrer nicht nur an den Landschulen, sondern auch auf den Gymnasien zu Weimar und Eisenach wurden erhöht. Zu den zweckmäßigsten Anstalten, welche Künste und Wissenschaften fördern sollten, gehörten besonders die freien Zeichneninstitute zu Weimar und Jena, die Sternwarte und die reichen wissenschaftlichen Sammlungen an dem letztgenannten Orte. Die Oberaufsicht darüber führte Carl Augusts Freund Göthe.

Wohlthätige Anstalten wurden überall im Lande errichtet. Dazu gehörten, außer den Almosencassen auch noch diejenigen, aus denen arme Knaben bei Handwerken aufgedungen und losgesprochen wurden. Für die Wittwen und Waisen verstorbener Staatsdiener wurde durch das Pensionsgesetz vom 6. April 1821 gesorgt. Auch das Medicinalwesen hatte Carl August zu einem besonderen Gegenstande seiner Aufmerksamkeit gemacht. Schon im Jahre 1801 war die Kuhpockenimpfung im Lande eingeführt worden. Im Jahre 1821 wurde das schon früher zu Jena bestehende Irrenhaus in ein allgemeines Landesinstitut verwandelt. Als nicht minder wichtig verdient das daselbst befindliche Krankenhaus angeführt zu werden, das durch Erweiterung und Aufführung neuer Gebäude einen größern Umfang erhielt.

Der Landescultur und Landwirthschaft widmete Carl August, aus angeborener Neigung, eine fortwährende Aufmerksamkeit. Unter den vielen, zum Besten der Landwirthschaft erlassenen Verfügungen mögen hier nur das Gut- und Triftgesetz vom 3. April 1821 erwähnt werden, das Gesetz zum Schutz der Waldungen, ein anderes zur Ablösung der Frohnen und zur Ablösbarkeit der Zwangsgesindedienste. Im Weimarischen und Eisenachschen bildeten sich landwirthschaftliche Vereine, deren Zweckmäßigkeit Carl August anerkannte und bestätigte.

Nicht nur für die Anlegung von Kunststraßen und Chausseen, die unter Carl Augusts Regierung blos im Fürstenthume Eisenach über 300,000 Thaler kosteten, sorgte er mit unermüdlichem Eifer, auch die Residenz Weimar hat ihm an innerer Verschönerung viel zu danken. Die uralten innern Stadthore wurden abgebrochen, die alten Stadtgräben ausgefüllt und der schöne Carlsplatz angelegt. Auch der bereits erwähnte Park bei Weimar gehört zu den schönsten Zierden dieser Residenz.

Alle Zeugnisse von dem Streben Carl Augusts, das Wohl des Landes zu fördern, hier einzeln aufzuzählen, würde den Raum dieser Darstellung überschreiten. Alles lag ihm am Herzen, was darauf Bezug hatte. Er konnte mit Te-

renz sagen: Homo sum; nil humani a me alienum puto; und bezeichnender hätten ihn die Bewohner Maylands, als er 1817 ihre Stadt besuchte, nicht ehren können, als durch den Zuruf: il principe buono.

Zum höchsten Ruhm gereicht es Carl August, daß er einer der ersten deutschen Fürsten war, welcher das dem gesammten Volke 1815 gegebene Wort einer landständischen Verfassung bald und ungeschmälert löste. Er versammelte 1816 eine Auswahl aus den Rittergutsbesitzern, den Bürgern und dem Bauernstande; mit ihnen wurde das Grundgesetz vertragsmäßig verabredet. Am 5ten May des genannten Jahres trat die Verfassungsurkunde in's Leben, und 1817, 1820, 1823 und 1826 sind demnach die Landtage gehalten worden.

Auch die Preßfreiheit fand an Carl August einen kräftigen Beschützer. Leider war indeß diese versprochene Frucht des deutschen Völkerkampfes, durch Verleumdung und Bosheit, wie durch den Mißbrauch, den einige Individuen aus zu übertriebenem Eifer von dem huldreichen Geschenke machten, wieder zur Chimäre. Dem edlen Fürsten blieb nichts übrig, als dem Genius des Bösen nach Kräften entgegen zu arbeiten. Aber auch die Wartburgsfeier (1817) und der zwei Jahre später verübte Mord A. v. Kotzebues führten für Carl August manche unangenehme und störende Verhältnisse herbei.

Entschädigung bot ihm dafür die Geburt eines Enkels am 24. Juny 1818. Auch der mit Ida von Meinigen (d. 30. May 1816) vermählte Prinz Bernhard ward Vater von drei Söhnen und einer Tochter. Selbst der unglückliche Theaterbrand im März 1825 hatte nur die Folge, daß Jeder sich anstrengte, durch Geldbeiträge und Arbeitsamkeit die Aufführung einer neuen Bühne zu beschleunigen, deren erste Vorstellung den Großherzog an seinem 50jährigen Regierungsjubiläum (den 3. September 1825) überraschte.

An jenem Tage und den folgenden sah man alle Häuser in Weimar und in der Umgegend mit Kränzen und Blumen geschmückt. Dies Fest, dessen ausführliche Schilderung wir in einem eignen Werke erhalten haben*), aus vollem Herzen zu feiern, wie es ein so allgeliebter Fürst verdiente, war schon einige Jahre früher die schönste Hoffnung des Weimarischen Landes gewesen. Aber diese seltene Feier zu begehen, schien das Schönste nicht schön genug, und jeder wetteiferte, den Andern zu übertreffen. Jenes Fest war um so ergreifender, da Er, dem es galt, jugendlich kräftig dastand, als wolle er noch manches Jahr zu den funfzigen gesellen, in denen er so weise und mild regiert hatte. Um das Fest auch bei der Nachwelt für immer zu verewigen, wurden zwei Bürgerschulen zu Weimar und Eisenach bei dieser Veranlassung gestiftet. Bei dem bald darauf (den 7. Novemb.) gefeierten Jubiläum Göthe's, bot sich dem edlen Fürsten erwünschte Gelegenheit, durch eine goldne Medaille, mit seinem, seiner Gemahlin und des Dichters Bildnisse geschmückt, der Nachwelt zu sagen, welch ein zartes Band ihn an seinen treusten Freund und Diener knüpfe.

Im Sommer 1826 hatte Carl August die Freude, seinen Sohn Bernhard von einer beschwerlichen, aus regem Wissensdrang unternommenen Reise aus Amerika wiederkehren zu sehen. — Bald aber nach seiner Jubelfeier, bei welcher sein körperliches Wohlbefinden zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hatte, ward eine Abnahme seiner Kräfte sehr sichtbar. Die sonst gewohnten Beschwerden und Bewegungen ertrug er minder leicht. Noch auffallender zeigte sich dies, als Carl August sein siebzigstes Jahr erreicht hatte. Der veränderliche Winter von 1827—1828 war besonders für seinen Gesundheits-Zustand sehr nachtheilig gewesen. Als Arzeneien und Mineralwasser denselben zwar erleichterten, doch keine eigentliche Genesung herbeiführten, hoffte er diese in Teplitz zu finden. Zuvor aber wollte er noch den von der Prinzessin-Enkelin Carl von Preußen ihm geborenen Urenkel küssen, und nebenher die mannigfachen Verschönerungen in Augenschein nehmen, welche in Berlin während seiner Abwesenheit statt gefunden hatten. Eine nach Jena und Dornburg unternommene Lustfahrt, die ihm sehr wohl bekommen war, bestimmte ihn den 29. May 1828 Weimar zu verlassen. Aber diese Reise wurde ihm durch mancherlei körperliche Beschwerden, besonders durch kurzen Athem und Schlaflosigkeit verbittert. Doch nöthigte ihm das Wiedersehen der Seinigen in Glienecke bei Potsdam, wo er den 1. Juny unerwartet eintraf, das Geständniß ab, nie in seinem Leben einen schönern Augenblick genossen zu haben. Begleitet von dem Gemahl seiner Enkelin, dem Prinzen Carl, Alexander v. Humboldt und dem Major von Staff, verweilte Carl August, um alle Merkwürdigkeiten Berlins kennen zu lernen, acht Tage lang in dieser Residenz. Während dieser Zeit nahm die Erschöpfung seiner Kräfte zu, und als er noch Abends spät der Vorstellung der Eumeniden im Opernhause beiwohnte, führte der Dunst und die Hitze in der darauf folgenden Nacht heftige Brustkrämpfe für ihn herbei. Nachdem er von Berlin den 13. Juny abgereist war, langte er den 14. Mittags von Wittenberg in dem bei Torgau gelegenen Schlosse Graditz an, wo er die große Stuterei in Augenschein nehmen wollte. Ungeachtet er sich dort wohler zu fühlen schien, als seit zwei Tagen, so war ihm doch sein Ende näher, als er es vielleicht ahnen mochte. Denn ein Schlagfluß raubte ihm den 14. Juny 1828, Abends nach 8 Uhr das Leben, als er am Fenster stehend, frische Luft schöpfen wollte.

Die sterbliche Hülle des geliebten Todten wurde nach Weimar geschafft und fand dort ihren Ruheplatz. Denn als schon einige Jahre zuvor in der Residenz ein Gottesacker angelegt und vom Stadtrathe zu Weimar Stellen zu Erbbegräbnissen veräußert wurden, hatte auch Carl August anfragen lassen, ob ihm eine solche zu Theil werden könne. Und als er sie nun bauen lassen, wurden Schillers Gebeine zur Linken des Raumes gelegt, den seine Hülle jetzt bedeckt. Ihm zur Rechten wird einst Göthe ruhen und so auch noch im Grabe das Wort wahr werden, welches einst der Dichter der Jungfrau von Orleans in prophetischem Geiste sprach:

„Es soll der Sänger mit dem Fürsten gehen;
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen."

Vor vielen Fürsten hatte Carl August es verdient, vom Engel des Todes so schmerz- und leidenlos zur bessern Heimath abgerufen zu werden.

Daß er mit dem Gedanken an eine solche sich nicht selten vertraut gemacht hatte, und außer seinen mannigfachen Tugenden auch die der Frömmigkeit besaß, ist durch glaubwürdige Mittheilungen hinlänglich verbürgt. „Ein Thor ist," äußerte er einst, „wer keinen Gott glaubt," und als ihm einmal die Frage vorgelegt wurde, auf welchen Anlaß er sich dem Studium der Botanik so eifrig zugewandt habe, gab er zur Antwort: „In den unglücklichen Jahren 1806 und 1807, wo so Viele an Gottes Weltregierung zu zweifeln anfingen, wankte auch mein Glaube. Da wandt' ich mich von den Menschen zu den Pflanzen, um mir meinen Glauben zu erhalten, und mich in ihm aufzurichten."

Aus den einfachen Berichten der Evangelisten hatte er sich ein Bild von Jesu entworfen, vor welchem er die tiefste Achtung empfand, und sich freute, dies Bild in der von dem Generalsuperintendenten Dr. Röhr in Weimar herausgegebenen Schrift: Paläſtina ꝛc. wiederzufinden. Noch in seinen letzten Lebensjahren studirte er das Leben Jesu von Dr. Paulus. Aber nur in vertraulichen Herzensergießungen pflegte er sich über den geheimnißvollen Zusammenhang der übersinnlichen und sinnlichen Welt zu äußern. Er erklärte dabei Vieles für nicht bestreitbar, was Andere dafür halten, z. B. die Theilnahme der Abgeschiedenen an irdischen Dingen, die Einwirkung der Ahnen auf ihre Nachkommenschaft u. s. w. Bei einem solchen Anlasse gedachte er einmal eines sehr interessanten Gesprächs, das er mit dem verstorbenen Dalberg über die sichtbare Rückkehr Vorausgegangener auf einer Abendreise nach Erfurt gehabt hatte. Solche Gegenstände indeß öffentlich zu verhandeln und förmlich zu vertheidigen oder zu widerlegen, hielt er für so wenig angemessen, daß er einst eine neuere Schrift, die darüber sichern Aufschluß versprach, geradezu für abgeschmackt erklärte. „Wer," sagte er, halb unwillig, „kann etwas darüber wissen."

An dem öffentlichen Gottesdienste nahm er aus innerm Andachtstriebe oft Theil, und die Confirmationshandlungen seiner fürstlichen Enkelinnen waren für ihn sehr rührende Feste. Nur beklagte er öfters, daß Harthörigkeit ihm die Theilnahme an der öffentlichen Erbauung erschwere. Mit desto größerer Aufmerksamkeit las er einzelne gedruckte Predigten anziehenden Inhalts. Auch die neusten Bewegungen auf dem Gebiete des Liturgischen verfolgte er mit vielem Interesse und erklärte sich nur für das Zweckmäßige und Bewährte, mitunter wohl auch mit Hinzufügung einer witzigen Bemerkung über die darin geschehenen Fehlgriffe. Nichts that ihm mehr leid, als wenn es an Mitteln fehlte, den kirchlichen Bedürfnissen einzelner Gemeinden und ihren Wünschen zu genügen, z. B. eine eigene Kirche und einen eigenen Geistlichen zu besitzen.

Bei der rastlosen Thätigkeit seines Geistes, für das Wohl seines Landes zu sorgen, gestattete er seinem Körper nur wenig Ruhe. In seinen frühern Jahren genoß er regelmäßig nur zwei bis drei Stunden Schlaf, und auch in den spätern gestattete er sich, wenn er anders wohl war, wenig mehr. Nichts war ihm verdrießlicher, als Aufschub von Geschäften, welche für den Augenblick abgethan werden konnten und muß-

*) Weimars Jubelfest am 3. September 1825. 2 Abtheilungen. M. 8 Kupfertafeln. Weimar 1825—26. gr. 8.

ten. Hatte er den ganzen Vormittag in anhaltender Arbeit zugebracht, so fragte er, wenn die Stunde kam, wo er sich im Freien zu erholen wünschte, stets: „Ist noch etwas abzuthun?“ Hieß es: Ja, aber es kann anstehen! so war stets die Antwort: „Nein! Nur her damit! ich habe Zeit!“

Zu jeder Stunde des Tags, selbst in den allerfrühsten Morgenstunden, hatten seine Staatsdiener freien Zutritt bei ihm, und wie nachsichtig und billig er gegen diejenigen war, welche körperliche Schwäche allmälig unfähig machte, ihren Platz mit der frühern Thätigkeit auszufüllen, davon ließen sich zahllose Beispiele anführen. „Man muß,“ pflegte er in solchen Fällen zu äußern, „bei alten Leuten mehr auf dasjenige sehen, was sie gethan haben, als auf das, was sie noch thun können.“

Bei der angebornen Milde seines Herzens wirkte nichts tiefer auf ihn, als die Nothwendigkeit, ein Todesurtheil unterschreiben zu müssen. Pflicht und Gefühl kämpften in solchen Augenblicken auf's heftigste in ihm. „Ich kann nicht hart sein, äußerte er in solchen Fällen. Selbst meine niedrigsten Diener mögen mir ein Zeugniß geben, wie ich mich gegen sie benehme. Ich höre gern, ich verzeihe gern. Nur unter zufriedenen, frohen Gesichtern mag ich selbst leben!“ Und so finden wohl auf Carl August, den Unvergeßlichen, bei dem man unentschieden bleiben muß, ob er größer als Fürst oder als Mensch war, jene Worte ihre Anwendung, welche Göthe einst am Grabe der Herzogin Amalie sprach:

„Dies ist der Vorzug edelster Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther gleich Sternen, entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu lenken haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige.“

Der Schwanenritter *).

Auf dem Schloß zu Cöln, in trautem Kreise,
Saß vor Alters edler Ritter Zahl,
Würzte, nach der biedern Väter Weise,
Durch Gespräch und Scherz das heitre Mahl.
Fröhlich in die Runde
Gieng von Mund zu Munde
Weingefüllt der goldene Pokal.

Sieh: da traten einige der Gäste
Auf den hohen Söller hin, und sahn
Hoch verwundert zu dem frohen Feste
Einen unbekannten Ritter nahn;
Auf des Rheines Wogen
Kam er hergezogen,
Und sein Fahrzeug lenkt ein weißer Schwan.

Und in seiner Rüstung, die ihn düster,
Wie ein dunkles Nachtgewölk, umfloß,
Nahm er schweigend, unter dem Geflüster
Der Versammlung, Platz als Tischgenoß.
Rings herum im Kreise
Forschte Neugier leise,
Wessen Antlitz das Visir verschloß.

Und er schien die Freude nicht zu theilen,
Dumpf verschlossen saß er da, und schwieg;
Aber als, nach flüchtigem Verweilen,
Er sein Schifflein wiederum bestieg,
Griff er in die Saiten,
Sang vergangener Zeiten
Stilles Glück und Heldenruhm und Sieg.

Und so kam er oft dahergezogen,
Stets begleitet von dem treuen Schwan;
Da empörte brausend einst die Wogen
Unter Blitz und Donner ein Orkan;
Mit gewalt'gem Krachen
Borst der leichte Nachen,
Und die Fluth verschlang den Rittersmann.

Sanft verhallte noch der Klang der Cither,
Als der Fremdling schon dem Blick entschwand;
Doch es hob, im leuchtenden Gewitter
Schnell der Schwan sich auf des Thurmes Rand;
Und er ziert noch immer
Jener Warte Trümmer,
Die man drum den Schwanenthurm genannt.

*) Aus den biblischen Gemälden, Legenden u. s. w. Danzig. 1822. S. 81 u. flg.

Die Königswahl. *)

Ein König lag, erschöpft und bleich,
Fast in den letzten Zügen,
Und wollte über Thron und Reich
Nach seinem Tod verfügen;
Doch unerbittlich trieb Freund Hein
Die ernste Schuld des Lebens ein,
Und ließ sich nicht bewegen,
Aus Achtung für der Aerzte Cur,
Ihm auch ein Viertelstündchen nur
Großmüthig zuzulegen.

Noch war kein Mond verflossen, seit
Der Landesfürst verschieden
Da störte blut'ger Zwist und Streit
Den lang bewahrten Frieden.
Zwei tapfre Söhne, rauh und wild,
Eröffneten dies Kampfgefild,
Um durch die Macht der Waffen
Den, seit uralten Zeiten schon
Dem Erstling zuerkannten Thron
Sich selber zu verschaffen.

Da sprach, als lange hin und her
Des Sieges Glück sich neigte,
Und sich, bei tapfrer Gegenwehr,
Kein froher Ausgang zeigte,
Ein Ritter: „Hört des Greises Wort,
Der lang' ein treuer Schirm und Hort
Des Königreichs gewesen!
Ich will den Knoten, der geschürzt,
Euch trostlos in's Verderben stürzt,
So ihr mir's gönnet, lösen.“

Fast schien's, als ob das rohe Paar
Des Greises Warnung rührte;
Sie folgten willig ihm sogar,
Als er in's Schloß sie führte.
Hier sahn, in Purpur eingehüllt,
Sie ihres Vaters Mumienbild
Auf einem Sessel prangen;
Die Krone schmückt sein Silberhaar,
Und über'm Haupt des Todten war
Sein Bogen aufgehangen.

Der Alte nahm ihn von der Wand,
Und sprach, da an der Pforte
Das Kleeblatt in Verwirrung stand,
Mit ernstem Ton die Worte:
„Mehrt nicht das Blut, so leider floß,
Und gönnt, durch dieses Jagdgeschoß,
Euch gütlich zu vergleichen.
Die Krone werde dem verliehn,
Dem's glückt, den strahlenden Rubin
Der Krone zu erreichen.“

Und wirklich — o Entsetzen! nahm
Der Aelteste den Bogen,
Und rasch die Senne spannend, kam
Der Pfeil herabgeflogen,
Der aber, fern vom güldnen Reif
Der Krone, an des Kragens Streif
Halb matt vorüber schwirrte;
Allein noch schlechter war der Schuß
Des Zweiten, der gar bis zum Fuß
Des Todten sich verirrte.

Der jüngste Bruder aber stand
Betroffen, und erbleichte,

*) Aus den biblischen Gemälden, Legenden u. s. w. S. 96. u. flg.

Als jetzt auch ihm des Greises Hand
Den Schicksalsbogen reichte.
Er warf ihn fort, und sprach: „Verzeiht
Dem Jüngling, der in hartem Streit
Mit kindlichen Gefühlen
Sich nicht so leicht entschließen kann,
Wie seine Brüder rasch gethan,
Auf's — Vaterherz zu zielen.

Nein, lieber will ich Reich und Staat
Für immerdar entsagen,
Als das Bewußtseyn solcher That
Qualvoll im Busen tragen!" —
„Dein ist das Reich, und dein der Thron!"
Rief jener, mit bewegtem Ton
Und freudetrunk'nem Blicke:
„Heil jedem, der den Vater ehrt
Wie du, o Prinz, denn er ist werth,
Daß ihn der Scepter schmücke."

Dem alten Buch in Quart, woher
Wir dies Gedicht entlehnen,
Beliebt's, mit keiner Sylbe mehr
Der Brüder zu erwähnen;
Allein die Folge macht es klar,
Daß Reue wohl das kecke Paar
Zu mildrer Denkart führte,
Weil unsre Quelle deutlich sagt,
Daß der Gekrönte hochbetagt
In Ruh' und Glück regierte.

Der Wunderthäter *).

Wer Gutes wirkt, empfängt als Lohn
Nicht selten Tadel und Verdruß.
Erfuhr dies doch vor Zeiten schon
Der heilige Ambrosius,
Der, auf des Höchsten Wink und Rath,
Als treuer Knecht manch Wunder that,
Und öfters ungestüm und hart
Vom Bischof drob gescholten ward.

Einst, nach vollbrachtem Meßgebet,
Verließ den dunkeln Zellengang
Der Heilige, und strich noch spät,
Wie öfters schon, die Stadt entlang.
Da scholl ein Ruf zu seinem Ohr;
Er sah verwundert rasch empor,
Und sieh' es glitt ein armer Tropf
Herab vom hohen Kirchthurmsknopf.

Und überwältigt von dem Maaß
Des Mitgefühls bei Andrer Noth,
Stand Sankt Ambrosius, vergaß
Des Bischofs drohendes Gebot,
Der jüngst noch, zornig und entflammt,
Als Wunderthäter ihn verdammt,
Und rief, indem er seinen Stab
Dreimal emporschwang: „Komm herab!"

Und jener stand, mit leichtem Schwung,
Gesund auf seinen Füßen da,
Zur höchlichen Verwunderung
Der Menge, die das Schauspiel sah.
Doch ach: sein Retter ahnte nicht,
Das schon ein schadenfroher Wicht,
Der längst ihm abhold war, im Flug
Die Wundermähr zum Bischof trug.

Der, streng und zornig, wie er war,
Fuhr wild den Uebelthäter an,
Und äußerte voll Wuth sogar
Ein Wort von Acht und Kirchenbann,
Doch milderte der Bitten Kraft
Dies Urtheil bis zur Klosterhaft,
Vereint mit dürrem Fastenmahl,
Worauf der Schuld'ge sich empfahl.

Wie froh war unser Wundermann,
Als endlich er der Haft entflog:
Er schloß der muntern Schaar sich an,
Die eben hin zur Kirmeß zog.
Der Bischof selbst, vom süßen Wein
Gelockt, bestieg sein Eselein,
Ein Thier, das mit bedächt'gem Tritt
Bequem und sicher vorwärts schritt.

Es brachte glücklich ihn an's Ziel,
Bis spät, nach manchem Flaschensieg,
Der Bischof, müde vom Gewühl,
Sein Leibroß wiederum bestieg,
Das trägen Schrittes vorwärts ging,
Indeß sein Herr im Sattel hing,
Und bald, vom süßen Rebentrank
Berauscht, in tiefen Schlummer sank.

Doch auf der nahen Brücke Pfad
Stand ihm ein schlimmes Loos bevor:
Hier trieb ein mächtig Mühlenrad
In raschem Schwung die Fluth empor,
Und ach! sein Thier, das stets so treu
Sich ihm erwies, ward plötzlich scheu,
Und warf, wie einen Federball,
Den Reiter in der Wogen Schwall.

Der Schwimmer kämpfte, fortgerafft
Vom Strudel, mit Verzweiflungsmuth;
Doch es entwich der Arme Kraft
Beim Rudern durch die wilde Fluth;
Und da im lauten Wogendrang
Sein Ruf nach Hülfe dumpf verklang,
So blieb, in dieser höchsten Noth,
Zuletzt kein Wunsch ihm, als der Tod.

Da plötzlich ließ das Brausen nach,
Es stockt des Mühlwerks rascher Lauf,
Und eine sanfte Stimme sprach
Das süße Trostwort: „Komm herauf!"
Der Bischof schwamm, mit neuem Muth,
Zur Brücke durch die stille Fluth,
Wo sich ein Arm hinunterbog,
Und rettend ihn an's Ufer zog.

Wie beugt' ihn tief der Schaam Gewicht,
Als — Sankt Ambrosius vor ihm stand!
Doch sanft, mit lächelndem Gesicht,
Ergriff der Heilige seine Hand,
Und sprach, als ihn des Bischofs Lob
Bis zu den Sternen schier erhob:
„Laßt das, und gönnet mir dafür
An euch ein ernstes Wörtlein hier.

Mißdeutend Gottes Wink und Rath,
Bestraftet ihr, voll Leidenschaft,
Was ich an euerm Nächsten that,
Mit Fastenkost und strenger Haft.
Denkt jetzt, Hochwürdiger, zurück
An euer eignes Mißgeschick,
Und zürnt, wo Menschenkraft gebricht,
Der Wunderhülfe künftig nicht."

Der Freiersritt. *)

Julchen war ein holdes Mädchen
Von so reizender Gestalt,
Daß sie rings herum im Städtchen
Wohl für eins der schönsten galt.
Viel verliebte, eitle Gecken
Nahten sich von hier und dort
Doch sie scheuchte, bald mit Necken,
Diese Schmetterlinge fort.

Bakel nur, der Dorfschulmeister,
Werde hier allein genannt;

---

*) Aus den biblischen Gemälden, Legenden u. s. w. Danzig. 1822. S. 49 u. flg.

*) Aus den Schwänken, scherzhaften Gedichten u. s. w. Danzig. 1828. S. 9. u. flg.

Er bewarb vor allen dreister
Sich schon längst ums Julchens Hand.
Doch nicht hold war sein Erscheinen,
Denn er schritt, ein dicker Zwerg,
Keck einher auf Säbelbeinen,
Und den Rücken ziert' ein Berg.

Julchens spröden Sinn zu beugen,
Spart' er weder Geld noch Zeit;
Spitzen, Bänder waren Zeugen
Seiner Lieb' und Zärtlichkeit.
Doch er kam, trotz den Geschenken,
Nimmer an's ersehnte Ziel,
Bis er nach gar vielem Denken,
Auf ein neues Mittel fiel.

„Gebt mir euren Rappen, Vetter!"
Sprach er einst; "o sagt nicht nein!
Seht es lockt das Frühlingswetter
Morgen mich nach Wildenhain." —
August sprach: „Er steht zu Diensten!
Aber nehmt euch wohl in Acht,
Weil mein Leibroß oft die kühnsten,
Wunderlichsten Sprünge macht." —

„Habt doch darum keine Sorgen!"
Sprach vergnügt der kleine Mann;
„Ich bin froh, daß ich mich morgen
Recht im Glanze zeigen kann.
Man erblickt mich in der Ferne,
Sieht des edlen Rosses Lauf
Und — zwei lichte Augensterne
Schauen mild zu mir herauf."

August lächelte ein wenig,
Nahm dann Abschied, und verließ
Ihn, der froher als ein König,
Sein beglücktes Schicksal pries. —
Tags darauf saß er zu Pferde,
Stattlich, ehrenfest und breit,
Sah mit Stolz bald hin zur Erde,
Bald auf sein besetztes Kleid.

Zierlich war es zugemessen
Von erfahrner Schneiderhand,
Und so reich verbrämt mit Tressen,
Daß es ihm vortrefflich stand.
Festlich waren Hut, Perücke,
Diese groß und jener klein —
Kurz, im ersten Augenblicke
Nahm der Reiter jeden ein.

Angelangt bereits im Städtchen,
Schaute Bakel unverwandt
Nach dem vielgeliebten Mädchen,
Das schon vor der Thüre stand.
Plötzlich wich sein Gaul voll Tücke,
Von des Weges ebner Bahn,
Und es kamen Hut, Perücke
Früher, als er selber, an.

Und er sah, daß ach! der Vetter
Neben seiner Schönen stand,
Und er drückt' ihr — große Götter!
Zärtlich drückt' er ihr die Hand.
Starr stand Bakel eine Weile,
Seinem Mund entfloh kein Laut.
Jener sprach; „Für eure Eile
Dank' ich euch, nebst meiner Braut.

Euer Unfall war zum Glücke
Nicht gefährlich; faßt nur Muth!
Die verlorene Perücke
Finden wir, zusammt dem Hut.
Labt euch drum in meinem Hause,
Gönnt den müden Gliedern Rast,
Und bei meinem Hochzeitschmause
Seid mir ein willkomm'ner Gast.

Conterfey einer ehr- und tugendsamen Jungfrau*).

(Aus den Archiven eines alten Klosters.)

Zum Ersten soll eine Jungfrau sein
Wie die Glocken am Charfreitag seyn:
Weßmaßen das ist ein selten Spiel
Soll ein Weibsbild sich lassen nit hören viel.

Zum Andern soll eine Jungfrau sein
Wie eine Orgel in der Kirchen seyn;
Weßmaßen man solche gar leidlich berührt,
Alsbald sie ein mächtig Geschrei vollführt.

Zum Dritten soll eine Jungfrau sein
Auch ferner wie eine Spitalsuppe seyn;
Die reizet eines Theils nicht zu sündigem Spiel,
Und hat darneben der Augen nit viel.

Zum Vierten soll eine Jungfrau sein
Vornehmlich auch wie eine Schildkrot seyn;
Die hütet ihr Haus, wie's gebühren thut,
Weßmaßen es ihr auf dem Rücken ruht.

Zum Fünften soll eine Jungfrau sein
Gar wie eine finstere Nachteulen seyn,
So freilich fast absonderlich klingt:
Ich mein', weil die nimmer an's Tageslicht dringt.

Solch Conterfey hab' ich, Hubertus, gestellt
Zu Nutz und Frommen der christlichen Welt,
Im Jahr, da man schrieb Zwölfhundert und zehn; —
Die Herrlichkeit Gottes wird ewig bestehn.

Der Charlatan.**)

Von seiner Bühne rief ein Charlatan:
„Jetzt werden Sie, verehrte Herrn und Frauen —
Erschrecken Sie nur nicht — den Teufel schauen!"
Erstaunt sah alles rings den Prahlhans an.
Drauf zog eine Börs', im Auf- und Niedergehen,
Behend hervor, die ziemlich breit und tief
Dem äußern Schein nach war, und rief:
„Nun, wem beliebt es, hier hineinzusehen?" —
Ein Herr bog, mit der Breite des Gesichts
Sich drüber hin, und sah mit offnem Mund
Gewissenhaft hinab bis auf den Grund.

„Was sehen Sie? nicht war, Sie sehen nichts?"
Das leidet," sprach der Andre, „keinen Zweifel."
„Nun," rief der Charlatan," das ist der Teufel,
Wenn man, so viel man sich bemüht,
Die Börse leer und immer leer nur sieht.

---

*) Aus den satyrisch humoristischen Gedichten. Leipzig. 1820. S. 115. u. flg.

**) Aus den Schwänken, scherzhaften Gedichten u. s. w. Danzig. 1828. S. 317.

Johann Heinrich Bernhard Dräseke

ward am 18. Januar 1774 in Braunschweig geboren, studirte von 1792 bis 1794 Theologie auf der Universität zu Helmstädt und wurde schon im folgenden Jahre zum zweiten Prediger in Mölln erwählt. Drei Jahre später rückte er in die erste Stelle, nahm jedoch 1804 das Pfarramt auf dem St. Georgsberge bei Ratzeburg an und verweilte hier bis 1814, wo er dritter Prediger an der St. Ansgarii-Kirche in Bremen ward. Im

Jahre 1817 erhielt er die Würde eines Licentiaten, 1819 die eines Doctors der Theologie. Nachdem er einen Ruf als Generalsuperintendent in Coburg abgelehnt hatte, von dem Herzoge von Sachsen Gotha aber aus besonderer Hochachtung zum Herzoglich Sächsischen Kirchenrathe ernannt worden war, folgte er 1832 der Berufung als K. Preußischer Bischof und Generalsuperintendent der Provinz Sachsen, nach Magdeburg, wo er noch gegenwärtig lebt, und in voller Kraft seines edeln Geistes segensreich wirkt.

Von ihm erschien im Drucke:

Zur Beförderung wahrer Religiosität. Schwerin, 1796.
Schilderungen für denkende Christen. Lüneburg, 1803.
Predigten für denkende Verehrer Jesu. Lüneburg, 1804 fgde. N. A. 1807. 5 Thle.
Hinweisungen auf das Eine was Noth ist. Lüneburg, 1812.
Glaube, Liebe, Hoffnung. Lüneburg, 1813. 4. A. 1824.
Deutschlands Wiedergeburt. Lüneburg, 1814. 2. A. 1818. 2 Thle.
Predigten über die letzten Schicksale unseres Herrn. Lüneburg, 1816—22. N. A. 1826. 4 Thle.
Christus an das Geschlecht dieser Zeit. Lüneburg, 1819.
Gemälde aus der heiligen Schrift. Lüneburg, 1821.
Drei Festpredigten. Bremen, 1827.
Jesus und Nikodemus. Lüneburg, 1828.
Lazarus Auferweckung. Lüneburg, 1828.
Die Gottesstadt und die Löwengrube. Lüneburg, 1829.
Letzte Predigt vor der Ansgarii Gemeinde. Bremen, 1832.
Erste Predigt vor der Domgemeinde in Magdeburg. Magdeburg, 1832.
Hirtenbriefe. Halle, 1832.
Viele einzelne Predigten u. s. w.

D. wird als einer der ausgezeichnetsten deutschen Kanzelredner betrachtet und dies mit Recht. Da er eben so eigenthümlich als bedeutend ist. — Glühende Begeisterung, erhabene Würde, Reichthum der Anschauungen, Kraft verbunden mit Zartheit und Anmuth, glänzende Diction und eine wahrhaft kunstvolle Ausbildung sind seinen Vorträgen eigen. Das oft Ueberraschende seiner Einkleidungen, Uebergänge und Wendungen ist von seinen Gegnern hin und wieder mit dem Tadel der Gesuchtheit belegt worden, ein Vorwurf, der aber als haltlos wegfällt, wenn man bedenkt, daß ein so reicher und tiefer Geist, oft wieder Willen zu Ungewöhnlichem greifen muß, um die Fülle seines Herzens und seiner Gedanken bemeistern und ordnen zu können.

Predigt am 24. Sonntage nach Trinitatis.*)

Im Jahr 1810 gehalten.

Wie kommt es, meine Brüder, daß wir so oft, und ohne es zu wollen, Andern unangenehm werden? Wie kommt es, daß wir sie so häufig bald durch Reden, bald durch Schweigen, bald durch eine Annäherung, und bald durch ein Zurücktreten, bald durch unsere Fehltritte, und bald sogar durch unsere Verdienste in Verlegenheit setzen? Wie kommt es, daß wir ihnen keine Wohlthat erzeigen können, ohne sie zu demüthigen, und keinen Dank abstatten, ohne ihnen peinlich zu sein; daß wir sie zur Mißgunst reizen, wenn wir ihnen unsere Vorzüge enthüllen, und gegen uns erbittern, wo wir sie tadeln müssen? Und wenn nun, zum Beispiel, Kranke besonders uns nicht gern um sich sehen, wenn Unglückliche in unserer Nähe sich noch elender fühlen, wenn Schüchterne zu uns kein Herz haben, wenn Fehlerhaften bei uns aller Muth entsinkt, wenn reizbaren Naturen unser Wesen widersteht, wenn höher gebildete, wenn feiner gesittete Personen bei so mancher Gelegenheit an uns Anstoß nehmen, — — wie kommt das? — —

Eine Antwort erklärt dies Alles: es fehlt uns an Zartgefühl.

Zartgefühl! — So Manche nennen dich! So Wenige kennen dich! — Wissen wir auch, was Zartgefühl sei, meine Brüder? —

Gott hat uns fähig gemacht, Eindrücke aller Art zu empfangen, und uns derselben bewußt zu werden; wir haben Gefühl. Nehmen wir nun die Eindrücke, die auf uns geschehen, gleichwohl nicht wahr, so sind wir ohne Gefühl. Bemerken wir nur die stärkeren, so ist unser Gefühl stumpf. Wenn man dagegen mit Wenigem auf uns wirken kann, so haben wir ein weiches Gefühl; wenn selbst leise Anregungen dazu hinreichen, ein feines Gefühl; wenn sie uns auffallend bewegen, ein lebhaftes Gefühl; wenn sie gern in unser Innerstes dringen, ein tiefes Gefühl; wenn sie zu schönen Anstrengungen uns begeistern, ein edles Gefühl; wenn sie uns geneigt machen zu helfen, zu segnen, ein menschenfreundliches Gefühl; wenn wir endlich keinen Eindruck, es sei von Innen oder von Außen her, empfangen können, ohne auf der Stelle zu bemerken: was uns gerade nun ziemt, damit unsere Würde unverletzt bleibe, und dem Nächsten durchaus wohl, ja nicht wehe sei — so haben wir Zartgefühl.

Es kommt daher beim Zartgefühl auf mehr an, als auf ein blos gefühlvolles Herz. Man kann bei aller Lebendigkeit, Weichheit, Stärke und Tiefe des Gefühls, doch sehr unzart empfinden. Das Zartgefühl bezieht sich lediglich auf Vermeidung von Uebeltönen in der Seele. Reiner Wohllaut soll sein in uns, und in des Mitbruders Herzen. Keine Saite, die diesen Wohllaut stören würde, soll berührt werden; vielmehr soll immer nur das Passendste, das Edelste, das Würdigste geschehen. Dazu gehört aber ein sicheres, und in den meisten Fällen zugleich ein schnelles Entscheiden, damit der Augenblick, auf den es vielleicht ankommt, nicht vorübergehe. Hat ein Mensch diesen reinen Wohltlangssinn, so, daß er nun weder in seine eigene, noch in des Nächsten Empfindung widrig eingreift, vielmehr jederzeit schnell und richtig, mit Thaten und Worten, das Angemessenste trifft: so besitzt er Zartgefühl.

Ueber dieses Zartgefühl lasset mich heute reden. Es fehlt vielen Menschen von Natur; aber kein Guter ist, der nicht darnach strebte. Denn es ist eine der vornehmsten Zierden des Christen; es war der schönste, der liebenswürdigste Schmuck im Betragen unsers Herrn.

Merket nur auf die Belehrungen, die das heutige Evangelium über diesen Gegenstand uns ertheilen wird, und lasset uns sie für unsere Veredlung nützen.

Gott aber, der es uns gesetzt hat, das herrliche Ziel, darnach wir ringen, — der es erklärt hat, daß über Gemeines und Niedriges immer mehr unser Wesen sich aufschwingen soll, — er stärke uns, und bereite für die Aufnahme alles Wahren und Guten unsere Seelen.

Text,

Matth. 9, 18—26.

Indem Jesus also mit ihnen redete, — siehe da kam der Obersten Einer, fiel vor ihm nieder, und sprach: Herr, meine Tochter ist gestorben; aber komm und lege deine Hand auf sie, so wird sie in's Leben zurückkehren. Jesus stand auf, und folgte ihm mit seinen Jüngern.

Unterwegs trat von hinten zu ihm ein Weib, das schon zwölf Jahre lang den Blutfluß gehabt, und rührete seines Kleides Saum an, weil sie dachte: „Könnte ich sein Kleid nur berühren, so würde ich gesund werden." Jesus wandte sich um und bemerkte sie. „Sei getrost, meine Tochter, sprach er, dein Glaube hat dir geholfen." Und das Weib ward gesund zu derselben Stunde.

Jetzt kam er in des Obersten Haus. Und als er hier nun die Pfeifer sahe und das Getümmel des Volkes, sprach er: gehet aus einander. Das Mägdlein ist nicht todt; sondern es schläft. Da verlachten sie ihn. Die Leute wurden jedoch entfernt, und er ging hinein, ergriff des Mägdleins Hand, und — es richtete sich lebend auf.

Die Nachricht davon verbreitete sich in der ganzen umliegenden Gegend.

Denkenden Menschen kann es nicht entgehen, wie mannigfaltige und befriedigende Aufschlüsse über das Zarige-

*) Aus der Bibliothek deutscher Canzelberedsamkeit. 2. Bd. Gotha und New-York, 1827.

fühl dieser Abschnitt darbietet. Wir wollen daher die einzelnen Punkte, die uns hier besonders lehrreich sind, hervorheben, und bei ihnen verweilen.

Es tritt zu Jesu ein Oberster und flehet inständig Hülfe für sein Kind.

„Herr, meine Tochter ist jetzt gestorben. Aber komm' und lege deine Hand auf sie, so wird sie wieder leben." Unzarte Seelen, wenn eine Bitte an sie ergeht, sträuben sich erst gegen deren Erfüllung, wollen eine Wiederholung derselben erwarten, machen dem Bittenden gern seine Hülflosigkeit und Abhängigkeit, vielleicht auch seinen Unwerth in ihren Augen möglichst fühlbar. Hier heißt es dagegen: „Und Jesus stand auf und folgte ihm." Dies ist Zartgefühl. Nicht eine Bürde will der Edle denen auflegen, die sich bedürfend an ihn wenden dem Empfänger soll wohl sein, wie dem Geber.

Sodann verdient ein Weib unsere Aufmerksamkeit. Mit einem geheimen Uebel behaftet, das sie bereits zwölf Jahre duldete, schmachtete sie nach endlicher Rettung. Gleichwohl scheuet sie sich, laut zu werden. Es vertragen nicht alle Leiden das Licht. Auch ihr Gebrechen hüllt sie schamhaft in tiefes Dunkel. — Ueberdies findet sie den Meister schon auf die Rettung Anderer bedacht, und für Unglückliche, die ihr zuvorgekommen sind, gewonnen. Wie dürftest du, denkt sie, seine Sorgfalt noch mehr theilen, und auch für dich jetzt eine Bitte wagen! Sein, bemerkt will sie gar nicht werden; nur ihm nahe möchte sie einen Augenblick sein; nur sein Kleid einmal berühren, um zu genesen. So tritt sie von hinten heran; und es genügt ihr, damit sie auf keine Art die ihm schuldige Ehrerbietung verletze, seines Kleides Saum. Dies ist Zartgefühl, meine Brüder. Nicht belästigen mag ein solches Gemüth irgend Jemand; nicht sich aufdringen mit seiner Noth; nicht Geräusch machen vor den Menschen; am wenigsten Gebrechen, die ein keuscher Sinn zu verschleiern gebietet, zur Schau tragen. Keinen Begriff hat es von jener Entartung, die durch rücksichtloses Preisgeben ekelhafter Anblicke das Mitleid der Menschen zu ertrotzen sucht.

Jesus aber bemerkt dessen ungeachtet, was vorgeht. Und wie äußert er sich? — Er hätte seine Wahrnehmung ganz verhehlen können; und dies wäre nicht unzart gewesen. Er handelt aber noch zarter; er erscheint edel und wahr zugleich. Er wendet sich um, siehet das Weib und spricht: „Sei getrost, meine Tochter! dein Glaube hat dir geholfen." Es bedarf keiner Bitte von Seiten des Weibes; ihr Auge bittet, ihr Betragen bittet, ihr Zustand bittet, dies ist genug. Es bedarf weiter keiner Erklärung über die Beschaffenheit ihres Uebels in Gegenwart der Menge; er weiß ja, was sie wünscht, dies ist genug. Es bedarf weiter keines Zuredens von ihm, um die Schüchterne zu ermuthigen; er spricht: sei getrost, dies ist genug. Es bedarf weiter keines Dankes von ihr, um den Herrlichen zu belohnen; er legt den Erfolg ihrem eigenen Glauben bei. Nur, daß nirgend anders her, als aus dem Glauben, die Hülfe komme und kommen könne, meint er ihr betheuern zu müssen. Dies ist genug. So handelt das Zartgefühl.

Er kommt endlich in des Obersten Wohnung. Was findet er da? gemeinen, rohen Sinn. Wie? wenn noch jetzt Menschen geladen werden zu einer Leichenfeier, und kaum, daß der Todte in seine Ruhekammer gesenkt, und die Worte des Ernstes und Trostes zu seinem Andenken gesprochen und die letzten Klänge des Sterbeliedes verstummt sind: siehe, so strömen die Gedankenlosen dahin, um sich in sinnlicher Lust zu berauschen. Dem ähnlich ist dieser Auftritt. Es sollte feierliche Stille herrschen im Todtenhause; und Getümmel umdrängt das Lager der Verblichenen. Es sollte beschämt ein Jeder das Ungeziemende anerkennen, als der Heiland darauf hinweiset; und „sie verlachen ihn." — Wie groß, wie liebenswerth neben diesen der Göttliche! „Das Mägdlein schläft" spricht er. Nicht mehr scheinen, als es ist, soll das, was er thun wird. Anspruchslos ruhig, gesammelt, tritt er zu des Kindes Bette, ergreift es bei der Hand, und — es erwacht. Die Eltern kommen, sehen, wissen nicht, ob sie auch schon sich hingeben dürfen dem Entzücken ihrer Seele; und während sie alle Seligkeit des Wiederhabens, mit ihrem Lieblinge schmecken, hat der Retter, wie es scheint, sich ihrem Dank entzogen. Denn nichts setzt der Evangelist hinzu, als die Worte: durch die ganze umliegende Gegend habe sich das Gerücht seiner helfenden Liebe verbreitet.

Doch weicht der Erlöser nicht jedes Mal den Aeußerungen der Dankbarkeit aus. Auch würde dies nicht immer zart heißen können. Es lassen sich sogar Fälle denken, wo gerade das Zartgefühl einem Wohlthäter gebietet, sich die Ergießungen des ihm verpflichteten Herzens gefallen zu lassen, sie freundlich aufzunehmen, sie selbst zu erwarten. Hören wir nicht auch den Heiland einst sagen, als der dankbare Samariter zu seinen Füßen sinkt: „Sind ihrer nicht zehen rein worden? Wo sind aber die Neun?" *) —

So giebt es überall eine Grenze zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig. Man stößt an, wenn man diese Grenze überspringt. Und sie wahrzunehmen, ihre feinsten Linien zu entdecken, bei jeder vorkommenden Gelegenheit und in jedem eintretenden Verhältniß sie zu bemerken, und darum alle Mal auf der Stelle zu entscheiden, was nun das Rechte, das dahin Gehörige sei, was geschehen müsse, was nicht, was zu verschweigen, was zu tadeln, was zu dulden, worauf ein Gewicht zu legen, was unbemerkt zu lassen, ob zu bleiben, oder zu gehen sei, damit Keiner sich unangenehm durch uns berührt finde: das eben ist des Zartgefühls Natur und Wesen, das ist die Kunst, die es übt.

Wollet ihr von der Art, wie es sich darlegt, der Beispiele noch mehr haben? hier sind sie. Nur, wo soll man beginnen, wo enden?

Du also etwa verwaltest ein Geschäft, das mit größerer Mühe, als du wohl anfangs gedacht, verbunden ist; und die Menschen, für welche du arbeitest, schätzen dies herzlich. Hast du nun Zartgefühl: so läßest du ihnen das Saure, Harte, Peinliche deiner Anstrengungen nie absichtlich in die Augen fallen, weil du ihnen dadurch drückend werden würdest.

Du wirst beschenkt; und die Gabe, wiewohl gutmeinende Einfalt sie darreicht, ist dennoch nicht sehr passend für dich, vielleicht überall nicht brauchbar. Hast du nun Zartgefühl: so hältst du dein Urtheil über ihren Unwerth zurück, weil ein Solches zu wehe thun müßte, und nimmst sie, um des liebenden Gebers willen, freundlich an.

Du erblickst einen Bekannten, der vormals über dir stand, nach langen Jahren in weniger ehrenden Verhältnissen; und sollst nunmehr ihm Befehle ertheilen, statt daß er sonst dir gebot. Hast du nun Zartgefühl: so ist es dir nicht möglich, an diesen Wechsel ihn mit Uebermuth zu erinnern, denn dies würde ihn beugen; sondern du verschleierst den Uebelstand, so gut du vermagst.

Du findest Gelegenheit, dem einen großen Dienst zu leisten, der dir einst eine kleine Hülfe verweigerte. Hast du nun Zartgefühl: so giebst du nicht nur zu jenem Dienste dich hin; du thust es zugleich fröhlich und anspruchlos; ja du deutest nicht ein Mal von fern auf seine frühere Ungefälligkeit zurück, weil daraus ja Wille und Absicht hervorging, ihn zu beschämen.

Du bist Vater eines verlornen Sohnes, aber bei all' deinem Unglück doch so glücklich, daß er wiederkehrt, und beladen mit dem Gefühl seines Unrechts, und geläutert durch bittere Erfahrungen, und veredelt durch fromme Reue, zu deinen Füßen, oder, ehrender noch für dein Vaterherz, in deine Arme sinkt. Hast du nun Zartgefühl: so stürmst du nicht mit neuen Vorwürfen auf den armen Zernichteten ein, sondern leitest gütig den schüchternen, irren Blick auf eine bessere Folgezeit, die ein tugendhafter Wandel schaffen werde, sprichst indeß zu Allen, die in deinem Hause sind: Freuet euch mit mir! der todt war, lebt; den ich verloren, hab' ich wieder funden!

Du bist in der traurigen Nothwendigkeit, deinen Gatten, dein Kind, deinen Verwandten auf einem langwierigen Krankenlager zu verpflegen. Ein Heer von Beschwerden und Sorgen wächst dir dadurch zu, und vielleicht wird überdies noch durch des Leidenden Ungeduld deine Last dir vergrößert. Hast du nun Zartgefühl: so rückst du ihm, selbst wenn du dazu manchmal versucht werden solltest, deine Entbehrungen nicht vor; du wachst, wenn du seinem Bette dich nahest, sogar über deine Mienen; du zeigst, neben der Theilnahme der Liebe, ihm immer auch ihre Heiterkeit, damit er beruhigt glaube die Bürde sei für dich gar nicht so groß, als sie ihm scheint. Wirst du aber selbst einmal Gegenstand fremder Pflege und Wartung, so hütest du dich um so mehr, sie durch Unmuth den Deinigen zu erschweren, und belohnst ihre Opfer, indem du sie versüßest.

Du kommst mit Menschen, die du als über dir erkennen, vor welchen du Ehrfurcht hegen, gegen die du dich demüthig beweisen sollst, mit Vater, Mutter, Lehrer, Vorgesetzten etwa, in den Fall, daß sie gegen dich Unrecht haben, oder von dir eine Wohlthat anzunehmen genöthigt sind. Hast du nun Zartgefühl: so ersparst du ihnen nicht nur das Erröthen über diese Lage, und vermeidest Geständnisse; du setzest sogar dich, wenn nur dadurch das rechte Verhältniß wieder eintreten kann, absichtlich in Schatten; du nimmst, wenn es angeht, auf dich die Schuld des Fehlers; du stellest deine Hülfen so, daß sie mehr ein Beitrag zu deinem, als ihrem Glücke, erscheinen müssen.

---

*) Luc. 17, 17.

Du könntest in einer Gesellschaft, wo man hier diese, dort jene Ansprüche an dich macht, und Einer hierdurch verwundbar, der Andere dadurch es ist, — leicht könntest du da etwas thun, etwas unterlassen, was beleidigen dürfte. Hast du nun Zartgefühl: so wägst du Alles, Worte, Blicke, Thaten. Du benimmst dich bei dieser Sorgfalt nicht ängstlich, nicht schwerfällig, nicht kleinlich, nicht in's Ungewisse tappend. Du bemerkst leicht und schnell, was jedem Einzelnen gebührt, und welche Beziehungen vorhanden sind zwischen dir und ihm. Und darum sprichst du im Beisein eines Dritten nie flüsternd in's Ohr; sprichst nicht vor Unkundigen, damit du sie ausschließest, in fremder Zunge; sprichst nicht vor Gebrechlichen von körperlicher Verkrüppelung; nicht vor Verarmten von heruntergekommenen Familien; nicht vor Menschen, denen der Tod tiefe Wunden schlug, von Gegenständen, daraus ihr vielleicht eingeschlummerter Gram neue Nahrung schöpfen würde. Du bleibst dann nicht, wo man darauf rechnet, daß du gehest. Du redest nicht, wo es schicklicher wäre, daß du schwiegest. Du zögerst nicht, wo du siehest, daß Alles eilt. Du drängst dich nicht hervor, wo dein Verhältniß es eher mit sich brächte, daß man dich aus bescheidenem Hintergrunde herbeirufen müßte. Du machst kein Geräusch, wo der Ort, der Zweck, die Handlung, die Stunde stilles Wesen verlangt. Du erhebst kein Gelächter über fremde Zurechtweisung, wo du noch gar nicht weißt, ob sie nicht vielmehr deine Folgsamkeit verdiene und deinen Dank. Du vergissest nie die kluge, die feine, die schonende, die liebevolle Rücksicht auf den Nächsten, auf seinen Stand, sein Alter, seine Stimmung, seine Schicksale, seinen Charakter, seine Verdienste um dich, und selbst seine Fehler.

Soll ich noch länger fortfahren in dieser Schilderung, meine Brüder? Ich denke, das Bild, das hier zu zeigen war, müsset ihr Alle erkannt haben. Ihr müsset seine Züge nun wiederfinden können im Leben, und wiederherstellen können in eurem Leben, wenn es euch damit ein Ernst ist. Zartgefühl, das haltet fest, Zartgefühl will nie beleidigen, will stets schonen, will mit Jedem es so machen, daß ihm wohl sei, recht wohl. Darum fasset es auf, was für jeden Augenblick und für jedes Verhältniß das Wohllautendste und Lieblichste sei, fasset es schnell auf, und handelt dieser Entscheidung gemäß.

So thut endlich ein zartfühlender Mensch nicht blos in Beziehung auf Andere und in Gegenwart Anderer: so thut er nicht minder in Beziehung auf sich selbst, und wenn er mit sich allein ist. Wie ließe sich dies auch trennen! — Freilich, es giebt Solche, die das Zartgefühl in seinen gewöhnlichen Aeußerungen blos nachmachen, weil sie sich das Ansehen desselben zu geben wünschen. Ihr Zartgefühl wohnt nicht in reinem Herzen; es prunkt auf ihren Lippen und in ihrer angenommenen Manier. Blendwerk ist die züchtige Sitte, die holde Freundlichkeit, die feine Schonung, die sie geschickt erkünsteln. Ihr Wesen verhält sich zum ächten Zartgefühl, wie das betrügliche Kupferstück eines Falschmünzers gegen vollwichtiges, rein ausgeprägtes Gold. Da ihnen nun blos daran liegt, für zartfühlend zu gelten, vielleicht um ihre Ansprüche an die Umgebung desto höher steigern zu dürfen: so ist es natürlich, daß sie beim Austritt aus den Kreisen der Gesellschaft die täuschende Maske gern abwerfen, und das eitle, mühsame, zwangvolle Spiel nur erst bei der Rückkehr dahin wieder beginnen. Für sich selbst wissen sie nichts von dem, was sie bei Andern scheinen. Alles geht da gemein her und roh. — Wer es hat, wer es wahrhaft hat, das zartfühlende Herz: wie kann er jemals etwas Anders, als dieses Herz zeigen! Es ist seine Natur; wie könnte er es irgendwo, wenn gleich unbemerkt, verläugnen? Verschönernd dringt es in alle Zweige seines Lebens, und ist die Feder seines ganzen Thuns. Nie bietet ein Solcher sich selbst, was er gegen Andere aus Achtung sich nicht erlauben möchte. Nie vernachläßigt er sich, wär's auch nur in der Hauskleidung. Nie ziert er seinen Körper auf eine Art, die mit seinem Alter, seinem Berufe, seinen sonstigen Verhältnissen im Widerspruch stände. Und selbst von der herrschenden Weise, die so gern blindlings über den Geschmack der Einzelnen gebietet, nimmt er, mit heiliger Schaam, nur das an, wobei auch nicht die leiseste Verletzung seine Würde bedrohet. Sie treten ja Alle so öffentlich, so frei, so laut zu unserem Heilande hin, die ihn um etwas zu bitten haben. Warum erscheint das Weib im Evangelio nicht eben so? Gefühl ihrer Frauenwürde, Gefühl der Schonung, welche für geheime Gebrechen die Natur erheischt, Gefühl der Achtung gegen sich selbst, Zartgefühl ist es, was die Sittsame zurückhält.

Dächtet ihr aber, daß der Mensch mit dem zartfühlenden Herzen nun gar nicht kräftig auftreten könne, oder dürfe? so würdet ihr irren. Es bezweifelt doch gewiß des Meisters Zartgefühl Niemand. O wahrlich! es hieß von diesem Herrlichen mit Recht: „er wird nicht zanken noch schreien, und man wird sein Geschrei nicht hören auf den Gassen. Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und nicht auslöschen den glimmenden Docht"; *) dessen ungeachtet aber predigte eben dieser zarte Geist so gewaltig, daß ihrer Viele sich über seine Rede entsetzten; stemmte sich so stark den Anmaßungen des Wahns und der Bosheit entgegen, daß die Machthaber unter den verblendeten Zeitgenossen beschämt zurücktraten; deckte so kühn die Gebrechen seines Volks auf, und nannte die Verführer desselben so laut „Heuchler und Schlangen und Otterngezüchte, denen nichts bevorstände, als höllische Verdammniß", daß ihr tiefster Ingrimm, wohin er ging, seinen Schritten folgte. Ist nicht auch im Evangelio, als er eintritt „in des Obersten Haus, und siehet die Pfeifer und das Getümmel des Volks", sein erstes Wort gleich ein Machtwort an die geräuschvolle Menge: „gehet auseinander; denn das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft!"

Meine Brüder! Warum auch müßte Schwäche eine Begleiterin des Zartgefühls sein? Zartgefühl will ja nur Andern nicht unedel in den Weg treten; seinen Weg will es aber gehen und behaupten. Zartgefühl will ja nur schonend die Menschen behandeln, Jeden nach seiner Eigenthümlichkeit; Unterschiede will es aber gerade deshalb anerkennen und geltend machen. Zartgefühl will ja nur nicht kränken, wenn es tadeln, und nicht aufhören, zu lieben, wenn es strafen muß; schweigen aber zu Allem, und in Alles sich schlaff ergeben, will es nimmer. Eben in seinem Wesen liegt es, daß es jede Abweichung von der Regel des Schönen mit Scharfblick entdeckt, daß es alles Unedle tief verabscheuet; daß es das Urbild alles Guten und Erhabenen möglichst treu im Leben darzustellen wünscht. Ja, bei ächtem Zartgefühl kann und darf so wenig sittliche Schwäche wohnen, daß vielmehr in tausend Fällen die höchste Selbstverläugnung, und folglich eine große, eine seltene innere Stärke dazu gehört, nicht unsanft zuzugreifen, und selbst in Augenblicken der Leidenschaft und der Begeisterung auf dem Pfade des Würdigen und Schönen sich zu bewahren. — Auch wollen ja nicht alle Naturen auf gleiche Art behandelt sein. Vielmehr, während man diese zuredend gewinnen, sanft erinnern, freundlich unterstützen, ermunternd leiten muß, soll man jene ernstlich warnen, drohend erschrecken, strenge beschränken, eigener Uebung überlassen. Hier ist Geben, dort Versagen, hier sind Lobsprüche, dort Vorwürfe; hier dieses Maaß und dieses Mittel, und dort wieder andere Weise und anderes Verhalten nöthig. Sehet, in dem Allen das Rechte zu treffen, das ist Zartgefühl. Wie ließe es sich denken, außer in einem kräftigen Gemüthe? —

Manche Menschen kommen mit sehr glücklichen Anlagen zum Zartgefühl in die Welt, geliebte Brüder. Ihr Wesen ist Liebe, Schonung, Freundlichkeit. Die Natur hat es ihnen unmöglich gemacht, Jemanden hart und herbe anzulassen. Der Unterschied zwischen dem, was ziemt, und dem, was anstoßen, kränken, wehe thun würde, liegt ihnen, als kleinen Kindern schon, hell vor Augen, und dies giebt ihrem Benehmen jene Anmuth, und ihrer Anmuth jene Natürlichkeit und Sicherheit, die, in der Art, durch Fleiß und Kunst schwerlich erlangt wird, und die man feinen Takt nennt.

Andere dagegen haben von dieser Zartheit nicht eine Spur. Sie kennen keine Rücksichten. Sie treten in roher Unbefangenheit zu dir heran, und wissen's nicht anders, als daß du sie nehmen müssest, wie sie einmal sind. Sie bewegen sich nicht, ohne anzustoßen, und öffnen den Mund nicht, ohne unschicklich zu sein. Sie machen dich ein Mal über das andere erröthen, bald durch die Art, wie sie sich selbst erniedrigen und verunstalten. Sie schonen weder durch die Anblicke, die sie gewähren, dein Auge, noch durch die Reden, die sie führen, dein Ohr, noch durch die Anträge, die sie dir machen, deine Tugend, noch durch die Unsitte, womit sie dir begegnen, deinen Sinn für Zucht und Wohlstand. So verwunden sie dein Innerstes tausend Mal, ohne es ein Mal zu ahnen. Sie sehen nicht, wie dich ihre Schmeicheleien anekeln. Sie berechnen nicht, was du bei ihren Beschuldigungen empfindest. Sie fragen nicht, ob ihre Erzählungen dich langweilen. Sie achten's nicht, ob sie durch ihre Unbesonnenheit Gedanken, Erinnerungen, Bilder, Auftritte in dir hervorrufen, die vielleicht Wochenlang deine Ruhe stören. Und bei all' dieser zurückstoßenden Widrigkeit meinen sie es, zum Theil, nicht gerade übel. Der Wille, dir wehe zu thun, kommt vielleicht in ihre Seele nicht. Es ist wohl selbst mit ihrer Rohheit so viel Gutmüthigkeit gepaart, daß du nicht umhin kannst, ihnen auf der Stelle zu verzeihen. — Genug, wenn Zartgefühl manchmal schon aus dem Betragen eines Kindes uns anspricht: so

*) Matth. 12, 19. 20.

ſcheinen, auf der andern Seite, Manche dafür überall nicht empfänglich zu ſein.

Wir reden hier indeſſen vom Zartgefühl nicht als von einer Gabe der Natur, die der Menſch ohne ſein Zuthun beſitze, oder nicht beſitze. Wir reden von chriſtlichem Zartgefühl, meine Brüder. Wir reden vom Zartgefühl als von einem Gegenſtande des Strebens, und zwar als von einer Tugend, die Jeder, in gewiſſem Maaße, erwerben könne, wenn er will. Es gereicht Niemandem zur Schande, wenn ihm bei ſeiner Geburt ſtumpfe Sinne zu Theil worden ſind; aber das ſchändet ihn, wenn er dieſen Naturmangel nicht durch treue Sorgfalt zu verbeſſern ſucht. So ehrt es noch Keinen, daß der Schöpfer ihn feiner beſaitet, und offener für das Schöne gebildet hat; es ehrt ihn nur das, was er aus dieſen Talenten mit freier Thätigkeit ſchafft; es ehrt ihn nur die Höhe, zu welcher er es vervollkommnet, und die Treue, mit welcher er es benutzt.

Was für eine Natur uns geworden ſei, theure Brüder, — ein Geſchenk der ewigen Liebe iſt ſie immer. Laſſet uns die reich ausgeſtattete ehren; laſſet uns die niedre hinaufſtimmen und die gemeine adeln durch frommen Fleiß. Chriſtliches Zartgefühl iſt gerade nur die Feinheit und Würde des Sinnes, die wir uns aus Liebe zu Gott, aus Ehrfurcht gegen unſern Meiſter, aus Wohlwollen gegen die Brüder, aus Achtung für das Schöne überhaupt aneignen. Es iſt die Fertigkeit in Allem, „was ehrbar und keuſch und lieblich iſt und wohllautet," deren wir uns befleißigen, weil wir fühlen, daß dies recht iſt und das Gegentheil verächtlich; weil wir als Kinder Gottes uns betrachten und als Nachfolger Jeſu; weil wir es anerkennen, daß die Menſchheit eine große, in Eintracht und Liebe zuſammenſtimmende, Familie ſein ſoll; weil eine Welt uns erwartet, deren zarte Freuden kein rohes Gemüth ſchmecken kann. Es iſt endlich die göttliche Geſinnung und Gewohnheit, die an dem Mitbruder nichts mit ſo ehrfurchtsvoller Rückſicht glaubt behandeln zu dürfen, als — ſein Gewiſſen; die den Gläubigen in ſeinem Glauben nicht verwirren, die dem Unſchuldigen auch nicht das kleinſte Aergerniß geben, die keine Seele verderben, vielmehr gern „ſeelig machen möchte, Alle," die ſich ihr nahen.

Dieſes Zartgefühl äußert Jeſus, wo er auftritt, es ſei redend, oder handelnd. Sehet in unſer Evangelium, oder blicket wohin ſonſt in ſeiner Geſchichte; wie er hier die Kinder zu ſich kommen läßt und ſie herzet, und dann wieder umherwandelt, und die zerſtreuten Küchlein nach Mutterart ſammeln will unter ſeinen Flügeln; wie er hier annimmt, was die Dankbarkeit einer gebeſſerten Sünderin ihm bereitet, und dort eine Gefallene gegen ihre Verdammer ſchützt; wie er hier ſeinen Jüngern aus Schonung, „was ſie noch nicht tragen können," verhehlt, und dort in einen Blick auf Petrus alle Wehmuth über ſeine verſchmäheten Warnungen legt.

Es iſt klar, meine Brüder. Es giebt nicht nur noch ein anderes Zartgefühl, als das angeborne, ein Zartgefühl höherer Gattung, ein Zartgefühl, zu dem man ſich erheben, darin man fortſchreiten kann, wie in jeder Tugend, ein chriſtliches. Man darf noch weiter gehen. Man darf ſagen, das ganze Leben Jeſu ſei eine Reihe von Gemälden, aus welchen Zartgefühl, als herrſchender Geiſt, uns entgegenhauche. Man darf behaupten, daß die Religion, die uns zur Würde der Kinder Gottes erhebt, die uns den Rang einer heiligen und unbefleckten Gemeine anweiſet, die uns mit allen Menſchen auf Erden durch das Band des gegenſeitigen Liebens und Helfens verbrüdern will, recht eigentlich eine Religion des Zartgefühls zu heißen verdiene.

Wie aber bildet ſich für ein ſolches Zartgefühl unſer Herz? Am beſten iſt es, wenn gleich die erſte Kindheit dazu benutzt wird. Die Keime dieſer köſtlichen Pflanze ſind dann vorhanden. Sie dürfen ſich blos entfalten, ehe ſie unter den Dornen der Begier erſtickt, oder durch der Menſchen und ihres Beiſpiels Rohheit zertreten werden. Nur Raum gebet der reinen, kindlichen Natur, o ihr, die ihr von Gott zu Schutzengeln der Unſchuld erkoren ſeid, Pflegerinnen der Säuglinge, Erzieher der Jugend, Eltern und Lehrer allzumal! Nur nicht ſelbſt ausſtreuen möge eure Hand den Saamen der Unduldſamkeit, der Zankſucht, des Neides, des Haſſes. Nähret dagegen und unterhaltet die Regungen der Liebe, der Theilnahme, des Mitleids, der Scham, wenn ſie in der jungen Seel' erwachen. Wähnet ihr: angepredigt, oder angeſcholten und angezürnt und angeſtraft werde ein zarter Sinn dem Kinde? Das kann er nicht. Im Keime ſterben wird er da. Euer Beiſpiel muß Alles thun. Behandelt eure Kleinen ſelbſt mit Würd' und Feinheit. Nie fahret hart und ungeſtüm ſie an. Seid gegen ſie ganz Schonung, Zutrauen, Sorgfalt, Zärtlichkeit. Erweiſet euch untereinander, vor ihren Augen, die ehrende, die güt'ge, zarte Rückſicht, durch welche der Sinn milde und das Leben ſchön wird. Es werde nie die edlere Sitte hintangeſetzt. Es werde nie, auch über Fremdes, anders als im Geiſte der Gerechtigkeit, der Mäßigung, des Wohlmeinens geurtheilt. Und verlaſſet euch darauf! Er wird gedeihen, herrlich wird er gedeihen, und euch ſchon früh durch liebliche Früchte überraſchen, der Sinn, der Niemand wehe thun, nie ſeine Würd' entweihen kann.

Vor allen, Mütter! iſt es euch gegeben, der Kinder Herz für Zartgefühl zu bilden. Euch iſt's nicht ſchwer. Seid nur ſelbſt gute Menſchen, und wollet nie mehr, nie minder ſein. Liebet nur immer, und lehret lieben. Hauchet nur, wo möglich im Wiegenliede ſchon, den Sinn für Wohllaut und die Luſt am Recht in die noch unentweihten Seelen. Wendet dem unſichtbaren Kinderfreunde ſchon da ihr Herz zu. Sorgt, daß ſie, lallend noch, von ihm ſchon hören, von ihm ſtammeln mögen, und daß die Sehnſucht nach ſeiner Liebe der Haupttrieb ihres ſchönen Lebens ſei. Wahrlich, ſie werden bald nicht anders können, als — zart empfinden.

Iſt der Menſch, meine Brüder entwachſen eines ſolchen Mutter Schooß, noch überdies, vielleicht als Kind bereits, mit mancher Erdennoth bekannt geworden; haben Leiden, die er ſahe, die er tragen half, die wenigſtens ſein Auge mitbeweinte, für die ſein Seufzer auf zum Himmel ſtieg, oder, die er auch ſelbſt ſchon zu bekämpfen hatte, ſein Herz erweicht, und, weil er Schmerzen kennt, des Bruders Schmerz auch achten ihn gelehrt: ſo wird ihm das beſonders vortheilhaft. Des Zartgefühles übungsreichſte Schule iſt — die Trübſal.

Wer jedoch über die frühere Lebenszeit hinwegkam, ohne für dieſen Sinn gebildet zu werden; bei wem die Neigung, Denkart, Sitte ſich ſchon gerichtet, ſchon entſchieden hat: dem iſt's dann ſchwerer, daß er zart empfinden lerne; — zumal, wenn ihn die Natur vielleicht aus gröberm Thone ſchuf, oder wenn er heranwuchs unter rohen Menſchen, oder wenn ſein Beruf allmählich ihn noch ſtumpfer, rauher machte. Seid aber darum nicht muthlos, Chriſten, auch wenn ihr euch in dieſer Lage fändet. In eurer Würde liegt eure Hoffnung. Es iſt ein nichtiges Vorurtheil, als gäb' es Zartgefühl in höhern Ständen nur. Auch in der Hütt' und unter ſchlechter Hülle ſchlug oft ein Herz, das würdiger empfand, als mancher niedre Große neben ihm. Fühlt euch als Chriſten; und ihr könnt Alles werden, dazu der Menſch berufen iſt. Oeffnet dem heiligen Geiſte eure Herzen. Sammelt euch oft vor dem Vater in frommer Inbrunſt. Entfernt von euch, was ſo nicht wandeln mag. Suchet die Edleren auf. Laſſet erweicht werden an ihrer Milde eure Härte. Lernet von Jeſus, wie man zartfühlende Seelen behandeln müſſe. Vollbringet dann, was liebenswerth euch dünkt, und unterdrücket, was zu Schlechtem reizt. Denn nur in dem Maaße gedeihen edlere Regungen, als wir die gröbere Sinnlichkeit feſſeln, und nichts führt ſicherer zu ächtem Zartgefühl, als Liebe Gottes, Ehrfurcht gegen Jeſum, und Luſt und Trieb zu ſeinem Wort.

Und, o! wie iſt's des Fleißes doch ſo werth, dahin zu ſtreben! In einem Hauſe, wo Gatte und Gattin, wo Eltern und Kinder, wo Herrſchaft und Dienſtboten, wo Jung und Alt mit zartem Sinne ſich behandeln, wo Keinem Weh geſchieht, wo Aller Wohlſein Allen wichtig iſt, wo ſtets dem Wunſch ein Blick, der ihn bemerkt, entgegenkommt, wo Niemand unbeſcheiden fordert und ungetröſtet klagt, wo Jeder getragen mit ſeinen Fehlern, und verſtanden wird in jeder leiſen Bebung ſeines Herzens, wo Liebe wohnt, und Tadel ſelbſt und Strafe Liebe haucht: da, da! wer möchte da nicht ſeine Hütte bauen!

Trachtet dahin, meine Brüder! Ringet nach dieſem geruhigen und ſtillen Leben in aller Gottſeeligkeit und Ehrbarkeit. Es kann geführt werden mitten im Kriege. Es kann behauptet werden unter Drang und Sorg' und Entbehrung!

Fürchtet auch nicht, wo Zartgefühl ſei, ſei es ängſtlich, zwangvoll, unheimiſch. Da athme Niemand frei vor lauter Rückſicht, der Frohſinn lieb' ein ungebundnes Weſen. Meine Brüder! Das iſt nicht Zartgefühl, was Andre peinigt und beſchwert, was ihre Lebensluſt verkümmert; was kräftige Natur willkührlich hemmt, und bei jedem ungewohnten Anblick oder Ton in eine vorgegebne Ohnmacht ſinkt. Verwöhnung iſt's, und Gaukelweſen, und Mißverſtand, und eitel Zärtelei.

Wie das Kind erſt das Gängelband gebraucht, um bald ſicher aufzutreten: ſo muß das Herz durch freiwillige Befangenheit zur ächten Unbefangenheit gelangen. Es muß ſich binden an des Lebens Regel, um nachher wahrhaft frei zu ſein. Es muß den niedern Regungen Gewalt thun, um bald nur edle Triebe zu empfinden.

O laſſet dies eure Anſicht und euer Bemühen werden, meine Geliebten! Zartgefühl wird euch dann nicht Bürde dünken. Es wird eure beſſere Natur, es wird die Würze eurer Verbindungen, es wird euch Vorgenuß des Himmels ſein. Amen.

Georg Leonhard Bernhard von Dresch

ward am 20. März 1786 in Forchheim geboren, studirte Jurisprudenz, Philosophie und Geschichte und habilitirte sich 1808 mit dem Professorscharacter als Privatdocent in Heidelberg. Im Jahre 1811 wurde er ordentlicher Professor der Geschichte und Würtembürgischer Bücher-Fiscal in Tübingen, 1823 Professor der Rechte zu Landshut und von hier 1826 in gleicher Eigenschaft nach München versetzt, wo er 1831 als Deputirter der Universität in der Kammer lebhaft für die Beschränkung der Preßfreiheit in Baiern wirkte. Er lebt fortwährend in München als K. Baierischer Hofrath, Oberbibliothekar, ordentlicher Professor der Geschichte und Ritter des Ordens der Würtembergischen Krone.

Seine Schriften sind:

Ueber die Dauer der Volksverträge. Landshut, 1808.
Systematische Entwickelung der Grundbegriffe des Privat-Staats- und Völkerrechts. Heidelberg, 1810—17.
Uebersicht der allgemeinen politischen Geschichte. Weimar, 1814. 3. Th. N. A. 1824.
Ueber die Ansprüche der Juden auf das Bürgerrecht. Tübingen, 1816.
Napoleons Wiederkehr. O. O. 1815.
Ueber die Hauptstaaten des europäischen Staatensystems. Tübingen, 1817.
Ueber den methodischen Unterricht in der allgemeinen Geschichte. Weimar, 1818. N. A. 1824.
Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. 2. Cursus. Weimar, 1818. N. A. 1821—24.
Oeffentliches Recht des deutschen Bundes. Tübingen, 1820—21. 2 Thle.
Naturrecht. Tübingen, 1822.
Baierisches Staatsrecht. Ulm, 1823.
Schmidts Geschichte der Deutschen; fortgesetzt. B. 23—25. Ulm, 1824—26.
Rede bei Eröffnung der Universität München. München, 1826.
Kleine Schriften. Ulm, 1827.
Abhandlungen aus verschiedenen Theilen des Rechtes. München, 1830.
Einzelne Abhandlungen u. s. w.

Ein bedeutender Rechtsgelehrter zeigt D. bei seinen historischen Schriften seine Stärke, besonders in dem politischen Scharfblick, den gründlichen Kenntnissen und dem lebendigen, würdevollen Vortrage, so wie in der methodischen Klarheit der Auffassung und Darstellung des von ihm behandelten Gegenstandes.

Johann Matthias Dreyer

ward 1716 in Hamburg geboren, lebte daselbst, mit dem Titel eines Fürstlich Holsteinischen Secretairs, größentheils als Privatgelehrter und starb 1769 in dürftigen Umständen.

Von ihm erschien:

Schöne Spielwerke beim Wein, Punsch und Krambamboli. Hamburg 1763. — (Selten, da es seiner Obscönität wegen, bald nach dem Erscheinen öffentlich von Henkers Hand verbrannt wurde.)
Vorzüglichste deutsche Gedichte. Altona, 1771.

Ein sehr witziger aber leichtfertiger Kopf, der sich in seinen poetischen Versuchen der Gottschedischen Schule anschloß und die Sprache mit Correctheit zu behandeln wußte. Anderen Werth haben seine Leistungen nicht, auch ist er berühmter durch seine treffenden Repliken und originellen Einfälle, welche sich in Hamburg traditionell erhalten haben. Mehreres dieser Art, theilt Jördens in seinen: „Denkwürdigkeiten, Characterzüge und Anecdoten aus dem Leben der vorzüglichsten deutschen Dichter und Prosaisten. Leipzig, 1812. 3 Bde." mit.

Karl Friedrich Drollinger,

ward am 26. December 1688 zu Durlach geboren, studirte von 1704 bis 1710 die Rechte zu Basel, und ward im letzteren Jahr Dr. juris utriusque und Registrator des geheimen Archivs in seiner Vaterstadt. 1722 ernannte ihn der Margraf von Baden-Durlach zum Hofrath und 1726 zum geheimen Archivhalter. In Folge der Kriegsunruhen begleitete er seinen Fürsten nach Basel, führte mit großem Eifer dessen Angelegenheiten und starb daselbst, von überhäuften Arbeiten und Anstrengungen erschöpft, am 1. Juni 1742.

Eine Sammlung seiner Gedichte erschien erst nach seinem Tode unter dem Titel:

Herrn K. F. Drollinger's weiland Hochfürstl. Baden-Durlach'schen Hofraths und geh. Archivhalters Gedichte, sammt andern dazu gehörigen Stücken, wie auch einer Gedächtnißrede auf denselben ausgefertiget von J. J. Sprung u. s. w. Basel, 1743. Mit neuem Titel. Frankfurt a. M. 1745.

D's Gedichte zeichnen sich zu einer Zeit, wo die deutsche Poesie noch so sehr in Banden lag, durch Reichthum und Tiefe der Gedanken, Kraft und Würde und eine seltene Correctheit aus.

Eduard Duller

ward 1809 in Wien geboren, und ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt Philoſophie und Jurisprudenz. Er entwickelte ſchon ſehr früh äußerſt glückliche Anlagen und verfaßte bereits in ſeinem achtzehnten Jahr ein Schauſpiel, Meiſter Pilgram, das 1828 ſich auf der Bühne außerordentlichen Beifalls zu erfreuen hatte. Um ſeine dichteriſchen Fähigkeiten noch mehr auszubilden, begab er ſich 1829 nach München und kehrte dann auf kurze Zeit wieder nach Wien zurück. Im Jahre 1830 ging er von Neuem nach München und von dort nach Baden-Baden, wo er thätigen Antheil an dem von Spindler redigirten Journal, der Zeitſpiegel nahm. Nachdem er ſpäter eine Zeitlang, mit literäriſchen Arbeiten beſchäftigt, in Trier verweilt, zog er nach Frankfurt am Main, wo er ſich gegenwärtig noch als Dr. phil. und Redacteur der von ihm gegründeten Zeitſchrift, „der Phönix" befindet.

Er ſchrieb:

Meiſter Pilgram. Schauſpiel. Wien, 1829.
Die Wittelsbacher. Balladen. München, 1831.
An Könige und Völker. Canzonen. Stuttgart, 1831.
Berthold Schwarz. Novelle. Stuttgart, 1832.
Der Antichriſt. Novelle. Leipzig, 1833. 2 Thle.
Freund Hain. Stuttgart, 1833.
Franz von Sickingen. Dramatiſches Gedicht. Frankfurt a. M. 1833.
Erzählungen und Phantaſieſtücke. Frankfurt, 1834. 2 Bde.
Die Feuertaufe. Erzählung. Frankfurt, 1834. 2 Bde.
Phantaſiegemälde. Frankfurt, 1835. 1836. 2 Bde.
Geſchichten und Mährchen für Jung und Alt. Frankfurt, 1835. 2 Bde.
Der Rache Schwanenlied. Schauſpiel. Stuttgart, 1835.
Kronen und Ketten. Roman. Frankfurt, 1835. 3 Bde.
Erzählungen, Gedichte u. ſ. w. in verſchiedenen Zeitſchriften, Almanachen u. ſ. w.

Außerdem gab er heraus:

Erholungsſtunden. Frankfurt, 1834. 12 Hefte.
Der Phönix. Zeitſchrift. Frankfurt, 1835—1836.

Unter den jüngern deutſchen Dichtern iſt D. unzweifelhaft einer der reichſten und talentvollſten. Im Beſitz einer glühenden, ſtets raſtlos wirkenden und ſchaffenden Phantaſie, voll Innigkeit und Feuereifer für das Gute und Schöne, beurkundet er in jeder neuen Leiſtung, welch hohes Ziel er ſich geſteckt und wie unabläſſig und ernſt er demſelben zuſtrebe, aber es fehlt ihm noch jene Ruhe und Beſonnenheit, welche allein das Leben giebt, und die der Kampf mit ſchweren Verhältniſſen, bisher in ihm auszubilden verhinderte. Als dramatiſcher Dichter erſcheint er am Glücklichſten; ſein Franz von Sickingen enthält viele wahrhaft ſchöne Scenen, und ein reges, der Natur entlehntes Leben. In ſeinen lyriſchen Productionen, ſo künſtleriſch dieſelben auch meiſtens gehalten ſind, läßt er ſich zu ſehr von dem Strome ſeiner Gedanken und Anſchauungen fortreißen, und behauptet nicht jene Klarheit und Rundung, die zur Vollbringung eines Kunſtwerkes unerläßlich ſind, auch ſchlägt er zuweilen, im Drange Gewaltiges zu ſchaffen, die Sprache in zu ſchwere Feſſeln. Als gewandter erfindungsreicher Erzähler bewährt er ſich mit jedem neuen Werke immer mehr und mehr und hat beſonders in einigen kleineren Leiſtungen ſehr glückliche Anlagen für das echt Komiſche beurkundet. Hätte der talentvolle D. eine ſorgenfreie, reiche Jugend verlebt, oder gewährete ihm ein gütiges Geſchick jene ſegensvolle, feſſelloſe Muße, in der allein ein Dichter vollkommen gedeihen kann, ſo würde er gewiß Großes ſchaffen, und ſich mit der Zeit den gefeierteſten Namen in der Geſchichte deutſcher Literatur beigeſellen können.

Der Auferſtehungsmann.*)

Novelle.

Der Doktor Goodfriday war eben von einer kleinen Landreiſe wieder nach London zurückgekehrt. Um ſeine junge Frau noch am ſpäten Abend, da er nicht mehr erwartet wurde, zu überraſchen, hatte er dem alten James befohlen, mit dem Wagen bei einem Univerſitätsfreunde vorzufahren, deſſen Haus er wie ſein eignes betrachten durfte. Der Freund war nicht daheim; nichts deſtoweniger wurde des Doktors Wagen in der Remiſe beherbergt. Goodfriday wünſchte ſeinem James gute Nacht, drückte den Hut tief in die Stirne, knöpfte den langen weißen Ueberrock bis an den Hals zuſammen, zog den Kragen herauf bis zur Naſe, ſteckte die Hände in die Seitentaſchen des Ueberrocks und wanderte nunmehr, unfern der Katharinen-Docks, ſeiner noch etwas weit davon entleg'nen Wohnung zu.

Er befand ſich ſeit noch nicht allzulanger Zeit in London — er hatte die erſte Zeit ſeiner ärztlichen Praxis in Oxford, wo er geboren war und ſtudirte, zugebracht; — das dumpfe Labyrinth der Weltſtadt war ihm daher noch nicht ganz geläufig. Am Ausgang einer engen Gaſſe, die von mehrern andern durchſchnitten war, blickte er überlegend um ſich, in Zweifel, welchen Weg er einſchlagen wollte. Ein ſchmutziger Kerl, knirpſig, in einer Matroſenjacke, mit breitkrempigem Hut, ein Seemann unſtreitig, ſtand plötzlich vor dem Doktor, ſo unverſehen, als wäre er eben aus der Erde emporgewachſen, wie der Teufel, vor dem uns Gott behüte.

„Herr! habe ich Euren Willen errathen?" fragte der Zudringliche, an der langen Geſtalt des Doktors mit heimlichem, ſelbſtzufried'nem Lächeln emporblinzend. Der Doktor war etwas verblüfft über den jämmerlichen Kerl, deſſen krumme Beine den kurzen, dicken, ſchweren Rumpf kaum tragen zu wollen ſchienen. „Ich weiß nicht," ..... ſtotterte er, nicht ſowohl verlegen, als vielmehr zerſtreut, faſt bewußtlos, ohne Zweck und Abſicht. „God dam!" verſetzte der Matroſe, „Ihr ſollt ſehen, daß ich ſo viel Billigkeit im Leibe habe, als irgend ein Faſhionable. Bei'm luſtigen Teufel und jener anmuthigen Lady, ſeiner Großmutter! Sir! ich will Euch, weil Ihr der ehrenwertheſte Herr ſeid, der ſich je mit ehrlichen armen Leuten in ein Geſchäft einließ, ſo chriſtliche Waare zubringen, als je in Altengland gelieret wurde. Und ich will augenblicklich an einem der beiden Münſterthürme aufgeknüpft werden, wenn ich, was den Preis betrifft, einen ſchädigen Juden mache." „Was willſt du von mir? was ſoll ich?" fragte Sir Goodfriday, der während der Rede des Matroſen unſchlüſſig, wie in Träumen, weiter gewandert war. „Herr!" erwiederte der Matroſe, „ich bin ehrlicher als irgend einer meiner Kameraden, die je auf einem Hammok ſchliefen. Euer Geſicht iſt mir wohl bekannt; ich ſah Euch damit ſeit Kurzem oft in die edle mediciniſch-chirurgiſche Geſellſchaft ſpazieren, und habe es auch, als ein ächter biſchöflicher Chriſt, der mit freien Augen eine halbe Meile weit ſieht, nicht vergeſſen, wie Ihr mich öfter bemerktet. Es iſt Niemand hier in der Nähe Sir! und wir können ungeſtört ſprechen. Im Voraus müßt Ihr mir geloben, daß Ihr mich nicht verlaſſen werdet, wenn ich vielleicht dereinſt an allerlei Krankheiten in Greenwich darnieder liegen ſollte." „Kerl," rief der Doktor, „ich glaube, du biſt dem Pallaſt von Bedlam entſprungen." — „Mit Nichten!" erwiederte der Matroſe demüthig; „ich habe, Gott ſei Dank! noch etwas Hirn in meinem Kopf; freilich, wer weiß, welcher Schurke meinen armen Schädel mit ſeinem geringfügigen Inhalt ſchon bei meinen Lebzeiten verkauft hat. Nun! das geht eben von Einem zum Andern. Herr! unſer eins verkauft ſich wechſelſeitig bei bedendigem Leibe für den Fall des Abſterbens; ich Tomas Polecat bin vor manchem Toms, James, John, Nick und ſo weiter nicht ſicher. Aber zur Sache, Herr! Es wird bereits ſpät; wir wollen zum Ziele eilen, ſonſt verſäume ich die Stunde, um die ſich Faſhionables unſrer wack'ren Zunft, die Reſurrections-Men, zu verſammeln pflegen."

---

*) Aus: Erzählungen und Phantaſieſtücke. Von Eduard Duller. 1. Bd. Frankfurt am Main, 1834.

— Dem guten Doktor Goodfridan ging plötzlich ein Licht auf, als er das Wort: Resurrections-Man hörte. Das Benehmen des heimtückischen, zudringlichen Kerls wurde ihm begreiflich. Er beschloß, ihm zu folgen, und in die Höhlen des Verbrechens einen forschenden Blick zu werfen, da ihm der Zufall hiezu so günstig die Hand bot. Er fühlte nur noch in seine Seitentasche, worin seine Reisepistolen steckten, und stellte sich an, als ob er mit Toms Polecat längst Abrede getroffen und alles in's Reine gebracht hätte.

„Ehrlicher Toms Polecat!" sprach der Doktor, während er an der Seite des Resurrections-Man weiter ging, „ich bewund're Eure ausnehmende Betriebsamkeit und Euren lobenswerthen Eifer zum Besten der leidenden Menschheit. Denn indem Ihr es nicht scheuet, den guten Todten die Erde sehr leicht zu machen und dem jüngsten Tag im vorhinein etwas in's Handwerk zu pfuschen, straf' mich Gott! so unterstützt Ihr die Wissenschaft eben so gut, als irgend ein Protektor der medicinischen oder medicinisch-chirurgischen, oder frenologischen Gesellschaft; und es ist gewiß nicht Eure Schuld, wenn in England die Osteologie noch nicht ganz klar entwickelt ist, wenn die Myologie von unsern jungen Aerzten zuweilen mit der Mythologie verwechselt wird, wenn das Polynesien der Splanchnologie noch manche unentdeckte Länder enthält, und die Neurologie noch auf eine Nervosität der Forschung wartet." „Herr!" versetzte Toms, „ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, die ganze medicinische Gesellschaft zu verkaufen, zu gerben, in Alkohol zu setzen oder mit Firniß zu überziehen, wenn ich der chirurgischen Gesellschaft dadurch einen Gefallen erweisen könnte; oder die letztere selbst abzuliefern, wenn ich der frenologischen damit meine Ergebenheit und Dienstbeflissenheit bezeigen dürfte. Unter andern, Sir! weil wir gerade so im besten Vertrauen uns besprechen und unterhalten, so sagt mir gefälligst, was Ihr mir für den Jungen bezahlt, den ich mit Lebensgefahr übernommen habe. Ich sag' es deshalb, damit ich weiß, wie wir künftig unsern Handel einrichten; denn ich habe heute zum ersten Mal die Ehre, Ew. Lordschaft zu grüßen. Ich will übrigens zu allen Zeiten billig sein, Herr! und Ihr sollt sehen, daß ich immer frische Waare liefere, gesunde Bursche, bei denen Einem das Herz im Leibe vor Vergnügen hüpft."

Dem Doktor bebte das Herz im Leibe vor Grauen ob des ungeheuren Frevels, der sein Gewerbe über die riesige gleißende Weltstadt verbreitete, in der nicht einmal der Todten heilige Ruhestätte vor Entweihung und Raub sicher sind, in der tausend und aber tausend Mutterherzen zittern müssen, wo Mord und Gewalt in jedem Winkel lauern, wo aus den düstern Häusern, wie aus Gefängnissen, die Freude und Unschuld entfliehen. Obgleich der Doktor vor diesem Bilde, das in seiner Seele plötzlich aufdämmerte, zurückschauderte, so hatte er dem Teufel bereits den Finger gereicht und mußte daher zusehen, wohin dieser ihn an der ganzen Hand fortschleppen würde. Er tröstete sich zugleich mit dem Gedanken, nach Besichtigung der gräulichen Schlupfwinkel des Verbrechens in den Armen seiner Familie ein heiteres Bild der Tugend, Unschuld und des stillen Glückes zu finden, und entschloß sich daher, um seine Neugier zu stillen und seine Gemahlin mit der schaurigen, mährchenhaft klingenden Beschreibung derselben unterhalten zu können, dem Resurrections-Man weiter zu folgen und den Handel einzugehen. Bei der in England herrschenden Schwierigkeit, Leichname zu erhalten, konnte es übrigens ihm, der sich seiner Kunst leidenschaftlich hingab, nicht gleichgültig sein, seine anatomischen Kenntnisse wieder einmal durch eine Zergliederung zu schärfen.

„Was meinst du zu fünf Pfunden?" fragte der Doktor, um mit dem Leichenverkäufer Handel eins zu werden. „Sir!" antwortete Polecat, indem er stehen blieb, die Hände auf den Rücken legte, eines seiner krummen Beine über das andere kreuzte, und an dem Doktor hinaufsah: „Sir!" sprach er mit einem rauhen Tone: „Sehe ich etwa aus wie ein stinkender Kabeljau, wie ein ausgehäuteter Seehund, wie ein ungetheerter, lecker Schiffsraum, aus dem man eben die nasse Contrebande abgehoben? Sehe ich so aus, daß Ihr mir fünf Pfunde bietet? Fünf Pfund?! Ich will auf der Stelle an einem Galgenstrick ersticken, wenn der Junge, den ich Euch bringe, nicht viermal so viel werth ist. Herr! der Bursche wiegt seine vollen 20 Pfund Sterling, wie keiner in Altengland; ein ganz kerngesunder Bursche, zart wie ein Küchlein, noch weiß und roth, wie aus einem Ei geschält."

„Kerl!" rief der Doktor Goodfridan, eine grauenhafte Ahnung unterdrückend; „male deine Waare mit nicht allzulebhaften Farben; ich wäre sonst versucht, dich für etwas mehr zu halten, als für einen bloßen Auferstehungsmann. Wie kommt es, daß die Leiche kein Gebrechen hat? An welcher Krankheit verschied der Aermste, von dem du sprichst?"

Toms sah, daß der Doktor Goodfridan nicht Spaß verstand, lockerte sich mit dem Finger die Halsbinde, hustete verlegen und sprach: „Ew. Lordschaft müssen wohl verstehen, daß ich, der zeitlebens auf Mastbäumen auf- und abgeklettert, zum Todtenbeschauer verdorben bin. Was weiß ich, wie meine Leute sterben! Gott habe sie alle selig und mich nicht weniger. Lieber Sir! es kann nicht ein Mensch wie der andere sterben. Das interessirt uns auch nicht. Ich versichere, um fünfzehn Pfund ist er nicht zu theuer bezahlt."

„Kerl!" donnerte der Doktor, den Matrosen an der Brust packend, „ich will wissen, von welchem Kirchhof du das Muttersöhnchen gestohlen hast." Toms Polecat bemühte sich, von der nervigen Faust des Doktors loszukommen. „Verfluchtes Seekalb!" rief der Doktor unwirsch, zog eine Pistole aus der Tasche und setzte sie dem Kerl auf die Brust. „Gestehe!" rief er, „du Dieb, der dem Strick nicht entgehen wird." „Herr!" stöhnte Polecat, „um sechs Pfund sollt Ihr die Leiche haben. Seit Eva zum ersten Mal schwanger wurde, kam kein Dissektor zu einem wohlfeilern Kauf. Ihr seid ein ausgelernter Händler. Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich in dieser Sache nicht wenigstens fünf Pfund baaren Verlust habe."

Der Doktor lächelte unwillkührlich über die komische Geistesgegenwart des abgefeimten Spitzbuben und steckte die Pistolen wieder in die Tasche. „Sind wir noch nicht bald an Ort und Stelle?" fragte er, nachdem er schweigend eine geraume Weile neben seinem Begleiter durch allerlei verruchte Kreuz- und Querstraßen weiter gewandelt war. „Redet nicht so laut, edler Herr!" flüsterte ihm Toms zu; „ich sehe dort um die Ecke Schatten, welche dem des Sheriff und der Herrn Policeiofficiers sehr ähnlich scheinen. Habt nur noch ein wenig Geduld. — Nur noch zehn Schritte! So! hier ist mein Haus." — „Wie?" sprach der Doktor, erstaunt, ein alterthümliches, jedoch von außen ganz anständig dekorirtes Haus vor sich zu sehen, dessen Fensterläden geschlossen waren: — „ich hatte mich auf eine schmutzige Kneipe gefaßt gemacht." Sein Vertrauen wuchs wieder. „Sir!" versetzte ihm Polecat mit einer Art von Stolz; „ich hoffe nicht, daß Ihr uns für lumpiges Gesindel haltet. Ihr sollt einen Salon finden, wie nirgends im Westende, und eine Gesellschaft von Fashionables, die ihres Gleichen sucht. Doch besinnt Euch nicht länger und tretet ein, damit wir nicht die Aufmerksamkeit jener edlen Herrn erregen, die uns schon seit einer Viertelstunde, wie Bediente, auf der Ferse folgen. Nehmt an der Dunkelheit kein Aergerniß; reicht mir die Hand! Bald spricht Toms Polecat: es werde Licht! und es wird Licht werden." Dem Doktor schlug das Herz höher, als er neben dem großen Thor durch eine kleine, niedere Pforte in den dunkeln Hofraum trat. „Geh voran, Toms!" sprach er leise und faßte die Pistolen im Sacke fest an. Toms schloß vorsichtig die Pforte zu und geleitete hierauf den Doktor über eine Treppe in ein hellerleuchtetes Vorzimmer, in welchem er ihn einlud, Hut und Ueberrock abzulegen, und sich dann entfernte.

Der Doktor Goodfridan befand sich bereits eine Viertelstunde in einem sehr geschmackvoll dekorirten Salon und konnte vor Befremden, Zweifel und Ueberraschung noch immer nicht recht zu sich kommen. Das ganze Abentheuer hatte bis jetzt so einen entgegengesetzten Eindruck auf ihn gemacht, daß die plötzliche Versetzung in die Formen des anständigsten Weltlebens ihn unheimlich, mährchenhaft anregte. Dieser geheimnißvolle Eingang, die in der Nähe schleichenden Schergen, die engverschlossenen Fensterläden des alterthümlichen und, wie es anfänglich schien, verlassenen Pallastes, der Aufgang über eine prächtige, aber unerleuchtete Treppe und nun die zahlreichen Spiegel an den Wänden der Gemächer, der blendende Kerzenschimmer, die Uniform der Männer, die rauschenden Seidenkleider der Damen, — Alles zusammen versetzte den Doktor in eine Stimmung, von deren eigentlichem Grundton er sich nicht Rechenschaft abzulegen vermochte. Polecat riß ihn aus seinem starren Hindrüten. Polecat? ja! er war's; und doch traute der Doktor kaum seinen Augen, als er das widerwärtige, von Pockennarben verunstaltete, von einem mächtigen Backenbart umkränzte Gesicht seines nächtlichen Begleiters zwischen zwei blendend weißen Halskrägen eine bedeutend hohe Cravate überragen sah, als er die mißgestaltige Figur mit den krummen Beinen in einem braunen Frack, schwarz-sammtnem Gilet, kurzen Seidenhosen und grau modernen Seidenstrümpfen, zierlich wie die Figur eines vollständigen Elegants, eines lebendigen Modejournals, plötzlich gewahr wurde. „Ihr seid heute unser Gast!" flüsterte ihm Polecat zu; „nennet mich Baronet. Wie findet Ihr unsern Salon?" — „Kerl!" erwiederte der Doktor, unwillkürlich halblaut ausrufend, noch immer von Erstaunen gefesselt, „träum' ich denn, oder ist das Alles Wirklichkeit? Spielt mir nur meine aufgeregte Phantasie solche Narrenspossen, oder schleicht sich in der That einer der gemeinsten Kirchhofdiebe in einen der besten Zirkel des Westendes?"

der Ihr mir Hohn sprechet. Wenn Ihr einen Funken von Menschlichkeit im Herzen habt, so beschicket Ihr den Kutscher, daß er mich wieder heimfahre, daß ich mich an der unschuldigen Liebe meines Sohnes von den Mißhandlungen erhole, die mir Eure Zudringlichkeit und Euer gräßlicher Hohn zufügten." „Ihr versetzt Euch in unnöthige Sorge, meine Schönste!" erwiederte der Disektor; „Euer Sohn befindet sich hier in Eurer Nähe, ich habe für Alles gesorgt." „Wo ist er, wo?" stöhnte die bekümmerte, entsetzte Mutter, nichts Gutes ahnend. „Folget mir in jenes Gemach," entgegnete Cut, „dort habe ich ihn hindringen lassen, um Euch durch seinen Anblick zu erfreuen." Die Dame drängte sich durch die Gesellschaft in das bezeichnete Gemach, dasselbe, durch welches Goodfriday und Polecat geschritten waren, als sie sich in die Keller begaben, wohinaus eine kleine Seitenthüre führte. Mit triumphirendem wollüstigem Lächeln schritt ihr der Disektor in das von magischem Helldunkel erleuchtete Zimmer nach.

Der Doktor hatte in gerechter Befugniß, unbemerkt von Allen, ein Tischmesser heimlich zu sich gesteckt, und war dann mit Toms Polecat, der offenbar einen der Aktionäre und Tonangeber jener saubern Gesellschaft vorstellte, eine schmale dunkle Wendeltreppe hinabgestiegen, an Polecat's Hand forttappend. Wohl regte sich in des Doktors Brust immer mehr und mehr das Grauen, je tiefer sie stiegen; aber es drängte ihn zugleich gewaltsam, alle Schlupfwinkel und Waarenlager der Leichendiebe kennen zu lernen. Endlich gelangten die Beiden in eine Art von Kellerhalle, in welcher eine Lampe dürftiges Licht verbreitete. Einige Kienspäne lagen am Boden. Ein Paar Thüren des Gewölbes führten zu sehr kalten, trock'nen Kammern. „Sind wir am Ziel!" fragte der Doktor, leise aufathmend. „Wir sind's," erwiederte Polecat; „das sind unsere Magazine." Er schloß dem Doktor die Thüren auf und leuchtete mit einem angezündeten Span in die Kammern, der Reihe nach. „Seht Ihr, Sir!" erläuterte Polecat, der, hier in seiner eigentlichen Sphäre wieder in seinen plumpen Matrosenton verfiel, „es sind lauter honette Kerls, die hier aufgespeichert liegen. Nummer eins: ein delikater Gentleman, robust wie von Fichtenholz, ein ausgetheerter Rostbeaf-Esser; nebenan sein Freund Pudding, etwas schwammig, doch noch immer ein edles Wild für einen Sektionstisch, ganz gesund bis auf einige schwarze Flecken am Halse; Nummer drei: ein magrer Vikar. God dam! die Welt ist so verderbt, daß die Diener der Kirche eigentlich als lebendige Skelette herumwandeln. Es ist ein gutes Werk, so einen ausgehungerten Vikar abzuthun." „Kerl!" schrie der Doktor, und faßte Polecat an der Gurgel, „dein Frevel selber verräth dich! Ungeheurer Gräuel! nicht genug, daß Ihr die heiligen Ruhestätten des Friedens erbrecht und daraus die Perlen der Erde stehlt; nein, es ist gräßlich! die Habsucht mordet! Gestehe oder ich erwürge dich!" „Sachte!" erwiederte Polecat, und zog listig aus seinem modischen Frack eine feste Schlinge hervor. Im selben Augenblick saß ihm des Doktors Messer hart an der Kehle. Polecat schüttelte sich wie im Fieber und sprach dann kaltblütig: „Der Vikar ist für die Frenologen bestimmt; ich glaube, sie werden ihn brauchen können. Ew. Lordschaft sind mit Permiß entweder der Teufel selbst oder klüger, als ich. Daß Ew. Lordschaft aber als Arzt nicht wissen sollten, wie wir arme gedrängten Ehrenmänner es mit den Leichen halten, nimmt mich wunder. Sir! es geschieht in allen Ehren und Unschuld, wenn wir sie abmucksen. Thut doch das Messer von meiner Kehle weg! — Es verursacht ihnen keinen Schmerz, höchstens ein wenig Kizzeln, sie sterben gemeiniglich an einem gelinden Ersticken; denn was das Seitenstechen oder dergleichen betrifft, das läßt sich im Allgemeinen nicht verhehlichen. Sir! wir armen Leute müssen doch auch leben; und Ihr vor Allen, als Arzt, solltet eben so viel Einsehen und Nachsicht bei dieser Angelegenheit haben, straf' mich Gott! als mehrere Eurer Collegen. Ihr habt gewiß nicht in London promovirt. Gott erhalte Euch ein langes Leben, Sir! da ich nun einmal in Eurer Gewalt stehe. — Sir! ich höre, Ihr seid ein honetterer Mann, als der Disektor Cut. — Sir! es ist nicht nothwendig, daß Ihr mir mit diesem Messer ein Leid anthut!" Der Doktor hielt Polecat noch immer bei der Gurgel; er wollte die Gelegenheit, manchen Aufschluß zu erhalten, nicht ungenützt vorüberstreichen lassen, und fragte daher: „Ihr steht wohl, wie es scheint, in gutem Einvernehmen mit Sir Cut, dem Disektor?" „Wie Ihr's nehmt," erwiederte Polecat; „empfehlt nur Eurer werthen Faust weniger Fassungskraft. Schaut, Sir! der Teufel soll mich gleich nach Ostindien verschachern, wenn ich den Disektor Cut nur um ein Quentchen weniger hasse, als die Pest, die seine Lady. Er war früherhin immer meine gute Kundschaft, sowohl was Bestellung und Kauf anbelangt, als auch dadurch, daß er selber zuweilen Gelegenheit fand, aus vornehmen Häusern Waaren abzuliefern. Vor einiger Zeit aber ließ er sich's beifallen, eine eigene Resurrections-Faktorei anzulegen. Obgleich dieselbe in Zeit von zwei Monaten, zu Grunde ging, weil meine Agenten wack're Bursche sind, so hat er mir doch in jener Frist manches Pfund baaren Verlust verursacht. Ist er vielleicht Euer Freund, Sir! so bitte ich Euch vielmals um Vergebung." „Was sagst du? donnerte der Doktor, „mein Freund! Ich hasse ihn wie die Sünde!" „Ich darf Euch's wohl sagen," flüsterte Polecat zutraulich, — „aber thut doch einmal das spitzige Messer weg! — ich darf Euch's wohl sagen (denn Ihr habt mich heute ganz zu Eurem ergebenen Knecht gemacht), daß er schon auf der Liste steht!" — „Wie?" fragte Goodfriday, gespannt horchend. „Sir!" gab Polecat Bescheid, „seitdem es mit meinem Lehrherrn Burke vorbei ist, und ich den Großhandel allein treibe, weiß ich mich schon in meine Feinde zu finden. Freilich ist's wahr, daß Cut, seit seine Faktorei zu Grunde ging, sich wieder zu uns hält und uns Wild in's Netz jagt; was nützt das aber! wir müssen ihm dafür die Leichen um die Hälfte wohlfeiler ablassen. Ich habe also noch immer baaren Verlust. Aber, wie gesagt, er steht auf der Liste, und es soll ihm nichts helfen, wenn er auch noch zehnmal zuthunlicher wäre. Mir wird nichts an ihm abgehen, wenn es einmal mit ihm aus ist, als seine Kunst, die Weiber kirre zu machen. Ich versprach Euch oben, Euch manches über die Lady mitzutheilen, mit der er sich heute unterhält. Wißt, es ist ein Teufelskerl, und er versteht es, wie gesagt, trefflich, die Weiber so zu betrügen und durch tausenderlei List kirre zu machen, daß sie willenlos werden und ihm blind in's Netz folgen. Nun sprach er mir schon vor ein Paar Tagen im strengsten Vertrauen, daß er einen Streich vorhabe, der auch mir Vortheil bringen sollte, — einen kerngesunden weiblichen Cadaver nämlich und eines Kindes Leiche. Er hatte schon längst die Absicht, eines Doktors Frau in's Netz zu locken und auf diese Art das Söhnlein zugleich, einen fetten Bissen für mich, ein kerngesundes Jüngelchen von fünf bis sechs Jahren. — Sir, drückt doch nicht so mörderisch an meiner Gurgel! Ihr seht ja, daß ich ohnehin im Zug bin und Euch alle meine Heimlichkeiten vertraue, weil Ihr ja doch so befohlen habt, und weil der Junge eben der ist, den ich Euch für den billigen Preis von sechs Pfund heute Abend verkauft habe." — „Weiter!" stammelte der Doktor. — Polecat fuhr in seinem Berichte fort: „Nun hört, Sir! es ist zum Tollwerden, wie pfiffig der Höllenhund, der Disektor, war; in Altengland gibt es keinen ärgern Halunken mehr. Der Doktor, von dem die Rede ist, — ein gar gutmüthiges Schaf, — ein Patron, der in der Provinz aufgewachsen ist und in seiner Frömmigkeit keine Ahnungen von unserm Handel hat, — wie Ihr, ein Todfeind des Sir Cut, — ist eben jetzt auf dem Lande zu Besuch. Indessen hat der edle Disektor der schönen Doktorsfrau weißgemacht: ihr Gemahl habe sich mit ihm versöhnt, sei heute vom Lande zurückgekehrt (er kömmt erst übermorgen), habe ihn (den Disektor) zu ihr gesendet, und sie bitten lassen, ihm zu einem Freunde entgegen zu fahren, wo sie den Gemahl in der Gesellschaft treffen würde. Sie läßt sich bethören und folgt dem Schlauen, der, längst in sie verliebt, sie oben zu seinem Willen bringen wird. Indessen die Frau sich hier befindet, läßt der pfiffige Disektor das Söhnlein stehlen und liefert es mir zu billigem Preis. Ich vermuthe, er wird nun eben mit der Doktorsfrau lustig seyn. Hat er den Spaß gehabt, so kömmt sie auch nicht mehr lebend aus meinem Hotel. Für des Disektors Leiche stehe ich, da ich weiß, daß er ohnehin viele Feinde hat, wie z. B. Euch, edler Sir! Aber Ihr müßt mir geloben, mir als Kundschaft nicht weiter zu gehn, und thut vor Allem das garstige Messer da weg!" Goodfriday stöhnte: „Gräßlich! und der Sohn, was ists mit dem Sohn!" „Ihr drängt ja ganz schauderhaft!" nahm Polecat wieder das Wort; — „in der Kammer Nummer 4; den hab' ich Euch aufgehoben. Wahrhaftig, ein delikater Bissen für eine Sektion!" „Todt!" stöhnte Goodfriday. Polecat lachte und — heulte im nächsten Augenblick; denn das Messer des Doktors saß ihm plötzlich tief in der Brust, er sank röchelnd zusammen. Der Doktor stürzte mit dem brennenden Kienspan gegen die Kammer, schob den schweren Riegel zurück und fand darinnen auf einem Strohlager — sein Söhnchen. Mit einem Schrei der Verzweiflung warf er sich über den theuren Leib.

Polecat raffte sich mit letzter Kraft auf und schleppte sich bis zum Doktor hin, zog dann, noch im Augenblick des Todes ein Verbrechen ersinnend, die Schlinge aus der Tasche, und warf sie dem Doktor um den Hals. „Betrogen!" stammelte er röchelnd, während er sich bemühte, die Schlinge fest zu schnüren; „ich hatte es mir vorbehalten. Ich würde doch nicht so ein Esel gewesen sein, meine besten Waaren auf's Gerathewohl im Verhinein zu schlachten, vermodern und verschimmeln

zu lassen. Ich hatte mir's aufgespart, ihn abzuthun, wenn wir Handels eins wären. Nun verschlägt's mir nichts; Drei für Eins!"

Mit einem kräftigen Griff schleuderte Goodfridan die Schlinge vom Halse und stieß den sterbenden Mörder mit dem Fuß von sich. Er faßte den Knaben in seinen Arm, befühlte seinen Puls, horchte an sein Herz. „Herr, mein Gott! er lebt!" rief er, erschüttert von Hoffnung und Freude. „Das Entsetzen, die dumpfe Kerkerluft hat ihn nur betäubt. Er lebt! mein Kind lebt! Gott, ich danke dir!" Er warf sich auf die Kniee; sein inbrünstiger Dank stieg geflügelt zum Himmel empor. Polecat hauchte neben ihm seine Seele aus.

Der Knabe schlug die Augen auf und schmiegte sich, als er den liebenden Vater erkannte, an dessen Brust. Der Doktor, von Freude und Sorge bestürmt, drückte den Knaben an's Herz, faßte einen brennenden Kienspan und schritt die dunkle Wendeltreppe empor. Dumpfes Getöse drang ihm entgegen, welches lauter und lauter wurde, je mehr er aufwärts drang und sich den Gemächern nahte, die er früher verlassen hatte. Neue Besorgnisse durchschnitten seine Brust. „Erbarmer im Himmel!" betete er leise, „soll ich noch an der Schwelle der Rettung mein Liebstes verloren sehen? Und mein Weib! mein Weib! mein schuldloses, betrogenes Weib!"

Als der Doktor, mit seinem Sohn auf dem Arm, in das erste jener vom verführerischen Helldunkel umflossenen Gemächern trat, sah er, daß sich vier bis fünf Kerls um seine Frau und den Disektor zu schaffen machten. Das Entsetzen machte ihn beinahe im Boden einwurzeln. Die Kerls waren beschäftigt, seine Frau zu binden und zu knebeln; der Disektor wollte sich aus den Armen der Matrosen losringen, und auf seine Beute stürzen. „Verdammte Landratte!" polterte einer; „die lange Zögerung bringt Gefahr. Master Polecat hat uns geheißen, nicht so lange zu zaudern, sondern die Sache schnell abzuthun." Der Disektor wollte sprechen. Einer der Matrosen verhielt ihm den Mund. „Nicht gemuckst!" flüsterte er leise; „wenn Ihr ein Wort sprecht, sitzt Euch das Messer im Bauch. Wo nur Polecat steckt? Sträubt Euch nicht länger. — Folgt uns Mylady! sonst soll Euch der Tod hier erfassen." „In's Teufelsnamen!" schrie der Disektor außer sich; „ich habe meinen Tribut noch nicht empfangen, des Weibes rasende Gegenwehr ist schuld daran. Es war ausgemacht, daß ihr das Weib nicht früher antasten solltet, als bis ich es euch überlieferte." — „So soll dich!" geiferte ein Matrose; „der Gentlemann führt durch sein mörderisches Geschrei die verfluchten Policeofficiers auf unsere Spur." Das Wort Policeofficiers weckte wie ein Blitz in des Doktors Brust die Erinnerung an das Erscheinen derselben in der Gegend des Hauses. Er barg den Knaben hinter eine Ottomane und gebot ihm, sich ruhig zu verhalten. „Hunde!" donnerte er mit Löwenstimme den Betroffenen zu, „laßt die Frau los! die Policeofficiers sind auf euern Fersen." Die unerwartete Dazwischenkunft, die mit aller Kraft laut gerufene Rede erschütterte die Mörder. Der Disektor Cut stürzte wie toll auf ihn zu. „Halt!" riefen die Matrosen, „Sir Cut! Ihr seid uns verfallen, verkauft und verrathen. Mit Euch ist's bald alle." Ein Paar Handfeste ergriffen den sich Sträubenden; die andern wollten sich der Frau bemächtigen. Der Doktor rang, mit dem Messer in der Hand, kräftig wie ein hungernder Tiger, mit den Mördern. Indessen entstand in den andern Gemächern verworrenes Getöse; Leuchter wurden umgeworfen. Herren und Damen suchten in wilder Flucht zu entrinnen. Umsonst!

Eine bedeutende Schaar von Policeofficiers hatte das Nest umringt; zehn bis zwölf traten in das Gemach, wo sich Goodfridan mit seiner Frau und der Disektor sammt den Mördern befanden. Des Doktors Frau war, erschüttert von dem Vorgang, ohnmächtig zu Boden gesunken. Die Matrosen und der Disektor wurden gefesselt.

„Elise!" rief der Doktor mit sanfter Stimme, bekümmert sein bleiches Weib anblickend, das ohnmächtig in seinen Armen lag.

„Mutter!" lispelte der Knabe, der aus seinem Versteck hervorgeeilt war und sich liebkosend an ihre Brust schmiegte. „Mutter!" lispelte er nochmals. Der süße Namen erweckte das tief erschütterte Weib. „Er lebt!" rief sie, in die Kniee sinkend, und preßte den Sohn an's hochklopfende Herz. „Gott, ich danke dir! Er lebt! er lebt!"

Johann Jakob Dusch

ward am 21. Februar 1725 in Celle geboren, studirte Theologie und schöne Wissenschaften zu Göttingen, lebte darauf geraume Zeit als Hofmeister in mehreren Familien und ward dann Professor am akademischen Christianeum in Altona, nachdem er bis 1756 daselbst als Privatgelehrter sich aufgehalten hatte. Im Jahre 1766 erhielt er das Amt eines Directors an dieser Anstalt und 1780 den Character eines K. Dänischen Justizrathes. Er starb am 18. December 1787.

Vom ihm erschien im Drucke:

Sämmtliche poetische Werke. Altona, 1765—67. 3 Bde.
Moralische Briefe. Leipzig, 1759. 1772. 2 Thle.
Briefe zur Bildung des Geschmacks. Leipzig, 1764 fgde. 6 Thle.
Geschichte Karl Ferdiners. Breslau, 1776 fgde. 6 Thle.
Der Verlobte zweier Bräute. Breslau, 1785.
Die Pupille. Altona, 1798. 2 Thle.

Was sich in der Poesie, nach den Geschmacksforderungen seiner Zeit ohne Phantasie und eigentliche Productivität mit dem Verstande allein erreichen ließ, das hat D. auch wirklich erreicht, denn er besaß reiche Belesenheit, Geschmack und Correctheit. Am Glücklichsten ist er daher in seinen didactischen Poesieen, welche eine Fülle von tiefen und edeln Gedanken enthalten. Seine komischen Epopöen sind dagegen nur schwache Nachahmungen englischer Vorbilder, und seine Romane obwohl zu ihrer Zeit gern gelesen, und durchaus nicht ohne moralischen und psychologischen Werth, fielen längst der Vergessenheit anheim.

Cleone an den Cyneas*).

Soll ich noch länger vergebens eine Zeile erwarten? Soll ich ewig leiden, fürchten und schweigen? Ach, Cyneas! ich kann meiner Sorge nicht mehr gebieten, ich muß endlich mein Herz mit meinen Thränen vor Dir ausgießen. Wir haben keine andere Zuflucht, wir Unglücklichen, als Klagen und Thränen. Weinen ist das letzte ganze Vergnügen der Leidenden. Wenn Du selbst mich nicht trösten willst, so darfst Du mir wenigstens diese Erleichterung meines Herzens nicht verbieten.

Noch liebe ich, noch segne ich Dich, und meine unglückliche Liebe, die ich nicht vergessen, die alle meine Thränen nicht haben verlöschen können. Vergieb mir, daß ich Dir einen Augenblick verderbe, den Du vielleicht an den Lippen einer andern Geliebten in Entzückungen zubringen konntest. Einen Augenblick, einen Seufzer kannst Du mir wohl schenken. Ich habe ein Recht, ihn zu fordern; ich habe dieses Recht mit dem Verluste der Ruhe meines ganzen Lebens erkauft. Jede Stunde, die ich Dir nicht verschönern konnte, war für mich sonst eine Stunde, die ich nicht zu leben wünschte. In Deinen Augen suchte ich mein Schicksal; Freude oder Schmerz, Leben oder Tod hingen von Deinen Blicken ab. Ich fordere nur eine leichte Vergeltung, nur einen Seufzer.

Fürchte Dich nicht vor dem Inhalte dieses Briefes. Was wolltest Du von der fürchten, die Dich liebt? Ich will mich

---

*) Aus Dusch moralischen Briefen. Leipzig. 1759.

[illegible] [illegible] [illegible] [

die das Leben empfing, um von ihrer Mutter dereinst ihr Elend zu erben, lernt in meinen Armen, an meiner Brust, an meinem Herzen von mir weinen, und das Geschäft beginnen, wozu sie geboren wurde. —

Ach, von mir empfing sie dieses Leben, diese traurige Erbschaft — und von Dir. Hat sie einen Vater? — Ein Vater würde ihre Mutter nicht vergessen. Wenn er sie auch vergessen könnte, so würde ihn die Tochter an die Mutter erinnern. Aber die Bande des Bluts sind dem nicht mehr heilig, der die Verbindung der Liebe vergessen hat.

Wärest Du nur getreu, wie gern wollte ich mehr, als dieses dulden, wenn noch mehr zu dulden sein kann! Die Hoffnung, diese göttliche Stärkung, die den schmachtenden Elenden erquickt, aufrichtet, in's Leben zurück versetzt, wie der Thau der Morgenröthe das von der Hitze des Mittags hingewelkte Kraut, würde mir alles, alles erleichtern. Ich könnte der Vergebung der Menschen entbehren: denn ich weiß, der Himmel hat mir vergeben. Ich könnte den Schimpf der Welt ertragen; unsre Verbindung würde ihn auslöschen. Ich könnte mich mit dem Bewußtsein meiner Tugend gegen die Verachtung meiner Feinde trösten. Aber Du hast mich verlassen, letzte, letzte Hoffnung meines Lebens, auch Du! —

Doch ich will Deine Untreue Deinem Herzen nicht zuschreiben. Du bist nicht grausam genug, unglücklich zu machen. Du bist zu edel, ein Vergnügen in den Thränen einer Betrogenen zu finden. Du bist nicht so undankbar, eine unaussprechliche Liebe mit Gram und Schande zu belohnen. Du selbst hast oft den Fluch über die Verführer meines armen Geschlechts gesprochen, welche mit der Hölle die Freuden über den Fall einer Unschuldigen theilen. In Deinen Augen brannte ein schöner Eifer, und jede Deiner Gebehrden entsprach der Heftigkeit Deiner Worte, womit Du Deinen Abscheu ausdrücktest. Ich sah edle Thränen über Deine Wangen gleiten. Ich hing starr an Deinen Blicken, mein Herz klopfte, ich weinte mit Dir — denn wann habe ich nicht mit Dir geweint? — Ich sah — und seufzte in einer frohen Wehmuth — Deine Bewegung, wenn Du von solchen Geschichten redetest, — als nun die unsrige ist.

Wie liebte ich Dich um dieses edlen, dieses fühlenden Herzens willen! Mein thränendes Auge — ich weiß nicht, ob es mehr aus Mitleid für die Unglücklichen, oder aus Zärtlichkeit für Dich weinte — war auf Dich geheftet. Ich sah den Himmel in Deinen Blicken. Dann sank ich an Dein Herz, dann drückte ich Dir die Hand, konnte nicht reden, weinte meine Empfindungen, drückte Dich voll Inbrunst an meine Brust. — Wie sollte ich einem solchen Herzen mißtrauen! Wie könnte ich glauben, daß Deine Thränen ohne Empfindung und erkünstelt flossen! Thränen hat die Natur dem Elende und der Tugend gegeben, die sich des Elends erbarmt. Der spottet der Natur und verlacht ihren Schöpfer, wer diese heiligen Thränen nachahmt, um zu verführen und unglücklich zu machen. Die Bosheit hat keinen höhern Grad, als die Heuchelei, die die Larve der Tugend mißbraucht, um die Unschuld unter die Füße zu treten.

Cyanens Fall, was für Thränen zwang er aus meinen Augen! Ach, hast Du es vergessen? Du fluchtest ihrem Verführer. — Sie fiel, wie ich nun gefallen bin. Wie blutete mein Herz bei dem Unglück meiner Freundin! Es weissagte sich vielleicht sein eignes Schicksal. Du empfandest ein gleiches Mitleiden, und suchtest mich umsonst zu trösten. Arme Cyane! seufzte ich noch glückliches Mädchen, in Deinen Armen, an Deiner Brust. Ich wußte nicht, daß dieser Seufzer mir selbst gelten würde. Cyane bedurfte ihn nicht: der Tod entriß sie der Schande und dem Gram. Aber über die, welche lebt, um beides zu empfinden, wer wird über die seufzen! Wer bezahlt ihr mit einer mitleidigen Thräne den Tribut, den sie keiner Unglücklichen versagte! Unglücklicher Zustand, wenn wir Mitleiden verdienen! Solche Thränen sind Zeugnisse, wie sehr elend wir sind! Ach, ich hoffte ein ganz anderes Schicksal. Nicht Zähren, die die Barmherzigkeit fallen läßt: Glückwünsche hoffte ich, ich hoffte, beneidet zu werden.

Wäre Dein Herz schuldig; wäre es solcher Verstellung und dieser Untreue schuldig, elender Cyneas! Dein Fluch, dein Fluch! — Du wärst noch unglücklicher, als ich! — Nein, ich will Dich, auch wenn Du mich verlässest, nicht schuldig glauben. Ich will mich bereden, daß ein unvermeidliches Schicksal Dich mir entreißt. Wie könnte ich Dich boshaft denken, ohne mein Unglück durch eine neue Qual zu vergrößern!

Oft geh' ich am Abend, wenn Dunkelheit und Stille die Gegenden so öde macht, als mein Herz, in's Einsame, wo keine Neugier die Seufzer des Unglücklichen behorcht, und überlasse mich, unter finstern Gebüschen, meinem Gram. Ein traurig rauschender Bach murmelt in meine Klagen; der thauende Himmel scheint mit mir zu weinen, die Gebüsche beantworten meine Seufzer, und die Landschaft rings um mich her scheint in melancholischer Stille meine Schwermuth zu empfinden. Den Unglücklichen trauert und weint alles. Wo findet er eine Freude! Die Freuden flüchten vor ihm; er bringt allenthalben seinen Kummer mit; er steckt die ganze schöne Natur mit seiner Traurigkeit an.

Oft ruft mich der Morgenstern erst unter der feuchten Laube, welche die einfältige Hand des Landmanns aus Linden geflochten, aus meinem Tiefsinn. Da denke ich, wer ich war, und wer ich sein könnte; alle goldne Stunden meiner glücklichen Liebe, alle Freuden, die ich genoß, alle Entzückungen, die ich hoffen konnte, gehen da durch meine Gedanken. Mein Herz klopft, meine Wange glüht, ich vergesse mich, aber nur einen Augenblick! Dann erwache ich wieder, fühle, wer ich bin, falle aus der Freude in meine Verzweiflung zurück, und meine Thränen tränken mit dem Thaue die Blumen, die zu meinen Füßen verwelken.

Oft, wenn ich so sitze, wenn ich meine Hände falte, wenn mein Herz seine Seufzer, und mein Auge seine Thränen mit dem ersten Morgenweihrauch, der von dem Opferheerde der Natur aufwallt, gen Himmel gesendet; wenn dann mein verwachtes Haupt, gleich der entschlummernden Blume, hinsinkt auf meine Hand; wenn die Müdigkeit den Schlaf ruft, und die Gedanken sich tief in meine Seele zurückziehen: so spielen Träume um mich, und geben mir meinen Geliebten zurück, den Du mir versagst. Ich sehe seinen werthen Schatten, rufe ihn, strecke meine Hände nach ihm aus, umfasse ihn, drücke ihn an mein Herz. Ach, kurze Freude! Er entflieht; die Angst weckt mich aus einem schönen Traume zu einem unglücklichen Leben, und meine Augen fangen ihr trauriges Geschäft wieder an.

Auch wachend betrügt mich oft die Einbildung. Oft glaube ich, wenn in der Stille der Mitternacht die Gebüsche um mich rauschen, wenn der Mond seine Silberstrahlen durch die zerstreuten Bäume wirft und seltsame Gestalten aus Licht und Schatten bildet, welche die Phantasie auszeichnet, Dich von ferne zu sehen, oder Deine Fußtritte zu hören. Ich sehe begierig dahin, ich lausche; jedes Gelispel der Blätter, die der sterbende Athem des Westes bewegt, gießt Schauer auf mich herab. Mein Herz klopft stärker, und mein schmachtendes Auge sucht den, den meine Sehnsucht sich wünscht. Aber umsonst! die Gestalt verschwindet, sobald der Mond seine Stellung verändert; die Winde ruhen, alles wird melancholische, öde Stille und Einsamkeit.

Wann wird kein Traum mich mehr betrügen? Wann werde ich Dich wiederfinden? Jenseit des Grabes? — Ach, werde ich stark genug sein, diesen öden, diesen vielleicht langen Zwischenraum des Lebens, mit standhafter Geduld zu ertragen? Werde ich nie über Dich seufzen?

Wenn Du mich verlassen willst, so solltest Du mich doch nicht ganz vergessen. Bin ich Dir so gleichgültig, daß auch kein Gedanke Dich an Deine Cleone, oder an die trostlose Mutter Deiner Tochter erinnert? Wenn der Name Cleone das Herz des Liebhabers kalt läßt: so sollte doch der Name Mutter den Vater rühren. Bin ich keiner Zeile würdig, oder bedarf ich vielleicht Deinen Trost nicht? Wie sehr würde eine Zeile mich aufrichten! Diesen Trost solltest Du mir nicht versagen, wenn Du nicht mehr liebst. Ach, wie wenig ist nicht ein Trost für diejenige, welche Liebe hoffen und fordern durfte!

Wenn Du noch — Aber was hoffe ich? Ich bin vergessen, wie ein Todter, vergessen! Ich sehe keine Zeile, ich höre keine Nachricht von Dir. Meine Liebe forscht umsonst: und was entgeht der Nachforschung der Liebe? Das Gerücht scheint Deinen Namen, oder doch den Winkel der Erde nicht zu kennen, wohin mein Schicksal mich verbannt hat. Wir sind so getrennt, wie die, welche Erdstriche und Meere trennen; getrennt, wie die Lebendigen und Todten.

Aber Du weißt, wo ich bin; Du weißt, wie verlassen, wie elend! Wenn mein Zustand Dich rührte, so würde nichts Dich zurückhalten können, Deine weinende Cleone zu sehen. Keine Gewalt ist stark genug, die Liebe zu überwinden. Berge und Ströme sind geringe Hindernisse für sie. Wenn Ketten ihre Hände fesseln, so weiß sie sich der Ketten zu entledigen, oder wenigstens ihren Seufzern den Kerker zu öffnen. Und nur ein Seufzer, wie viel redet er nicht!

Warum höre ich nichts von Dir? Wenn ein eifersüchtiges Auge über deine Handlungen wacht; wenn Du nicht wagen darfst, zu schreiben: hast Du denn keinen Freund, dem Du einen Gruß an Deine Cleone anvertrauen kannst? Warum kommt nicht einer von Dir, der mir in Deinem Namen sagt, daß Du mich liebst? Ich verlange keine weitläuftige Erzählung Deines Schicksals, keine lange Entschuldigung Deines Schweigens! Ach, ich verlange nur eine kurze Versicher-

ung von Deiner Liebe, nur einen Seufzer verlange ich, nur die wenigen Worte: Cyneas liebt seine Cleone.

Aber wenn Du auch keinen Freund um Dich hast, wenn jedes Auge Dich bewacht: so ist doch die Liebe reich genug an unschuldigen Erfindungen, alle Wächter zu hintergehen. Ein ganzes Jahr hat leicht einen freien Augenblick; und mehr als einen Augenblick bedarfst Du nicht, um diese wenigen Worte auf ein Blatt zu werfen: ich liebe. Die Menschen sind nicht alle fühllos, sind nicht alle ohne Mitleiden. Und wenn gleich alle, die um Dich sind, fühllos wären, so könntest Du aus ihrem Eigennutze den Vortheil ziehen, den Du von ihrer Freundschaft nicht zu fordern wagst. Ist Deine Liebe so arm an Empfindungen, wie kaltsinnig muß sie sein!

Ach, schweige nicht länger: eine einzige Zeile wird alles entschuldigen. Für einen Seufzer will ich Dir alles vergeben: alle meine Sorgen, alle meine Thränen, alles was ich gelitten habe und noch leide, will ich Dir für die zwei Worte vergeben: ich liebe. Sieh, wie sehr ich noch liebe! Reiße mich aus meinen tödtlichen Zweifeln, richte mich endlich durch eine Hoffnung wieder auf. — Oder wenn Du mich nicht mehr liebst, so hintergehe mich wenigstens, und gewöhne mich nach und nach an mein Unglück. Alles, auch das will ich Dir verzeihen, daß Du mich verläßest; nur vergiß Deine Tochter nicht.

Cyneas an Cleone.

Ungeduldig riß ich den oft geküßten Brief auf, dessen Siegel mir sagte, daß er von meiner Cleone kam. Meine Begierde verschlang den traurigen Inhalt; mein Herz beantwortete Seufzer mit Seufzern, und mein Auge vergalt Thränen mit Thränen. — Welche ein Gemälde! Welch ein Abriß des Jammers! Ach unschuldige Unglückliche! Du leidest, und ich war der Sträfliche.

Nein, verschweige mir nichts; schreibe mir Alles, laß mich die geringsten Deiner Sorgen empfinden, laß mich eine traurige Gemeinschaft an Deinen ganzen Kummer haben; gieß alle Deine Klagen, alle Deine Thränen aus: mein Herz ist geöffnet: es fordert mehr als seinen Theil; es wollte lieber Alles für Dich leiden. —

Aber wie konntest Du glauben, daß ich so boshaft sei, Dich zu verlassen, oder so leichtsinnig, Dich nicht mehr zu lieben? O, Du Einzige, in der alle meine besten Wünsche ihr Ende finden, in der alle meine Hoffnungen einer Glückseligkeit ihr Ziel haben, in der mein unruhiges Verlangen seine Ruhe findet, jeder meiner Seufzer, den an Deiner Brust nicht die Liebe, jede Thräne, die nicht die Zärtlichkeit erzwang, sei von den Unsterblichen, die unsichtbar uns bewachten, mir zum Fluch angeschrieben!

Wie unglücklich ist Dein Zustand, arme, bedauerte, theure Cleone! Aber wie viel unglücklicher machst Du ihn durch den widrigen Gedanken, das ich ein Treuloser sein könnte. Ich fühle die ganze Verzweiflung, mit der Du in diesen unglücklichen Augenblicken kämpfst. Ich sehe Dich leiden, weinen, Deine Hände ringen, höre Deine Klagen, höre Deine Seufzer alle, und lasse nicht einen unbeantwortet. Vielleicht seufzest Du über mich, den Urheber Deines Unglücks — ein schrecklicher Seufzer, wenn ich ihn verdiente! Vielleicht klagst Du mich bei der göttlichen Gerechtigkeit an, die das Flehen der Unschuldigen immer erhört; ja vielleicht — o, kann ich daran denken, ohne zu zittern! — vielleicht entwischt Deiner Ungeduld ein Fluch! Weh' mir, wenn ich nicht unschuldig wäre! Aber der, der die Welt richtet, erhöre ihn, wenn ich Dich jemals verlasse!

Dich verlassen? — Wie kannst Du so denken? Seitdem ich von Dir schied, bin ich der Freude unbekannt geworden. Mein Herz hebt sich mühsam unter einer drückenden Last. Gram und Sorge verbannen die Heiterkeit aus meinem Gesichte, wie die Ruhe aus meiner Seele. Ich quäle mich unaufhörlich mit den nagenden Vorwürfen, Dich unglücklich gemacht zu haben; und nichts kann mich beruhigen, als der feste Entschluß, Dein Unglück zu endigen, oder es mit Dir zu theilen.

Ach, erinnerst Du dich nicht mehr an die Proben, die ich Dir vormals von meiner Liebe gab? Hast Du vergessen, wie demüthig ich mich Deinem stolzen Vetter zu Füßen warf, wie ich die Zwistigkeiten und die Eifersucht unsrer beiden Familien vergaß, und meiner Liebe und Dir alle die Achtung aufopferte, die die Ehre meines Hauses von mir fordern konnte? Mein eigner Stolz lehnte sich wider diese Demuth auf; meine Scham bestritt meine Erniedrigung: aber meine Liebe überwand alles. Ich umfaßte dem die Kniee, den ich verachtete, und bat mit Thränen einen Hochmüthigen um seine Einwilligung, den ich haßte. — Weißt Du noch, wie schwer sein stolzes, sein hartes Herz mir diesen Sieg machte? Weißt Du noch, mit welcher Geduld ich mich zu allen Erniedrigungen herabließ, wodurch er mich führte, um seinen Hochmuth ganz an mir zu sättigen? Ich duldete seine Verachtung und überwältigte alle meine widerspenstigen Leidenschaften: denn Du warst der Preis für diese Demuth. Erinnere Dich doch an die Stunde, wo ich endlich seine Einwilligung theuer genug erkauft hatte! Wie dankte ich Deinem Vetter, wie inbrünstig schloß ich Dich an meine Brust, wie strömten mein Herz und meine Augen vor Freude und Zärtlichkeit über! Erinnere Dich daran, meine Cleone, und glaube, daß diese Hindernisse, die uns jetzt trennen, mein Verlangen, Dich zu besitzen, nur gestärkt haben.

Nein, meine Geliebte, die Tochter darf nicht an die Mutter erinnern; ich liebe die Tochter nur in der Mutter. Ihr Bild ist immer vor meinen Augen, sie lebt in meinem Herzen, sie lebt in jedem meiner Gedanken. Die Bande des Bluts sind mir nicht heiliger, als die Bande der Liebe. Du bist die Meinige, und keine Macht, keine Zeit, keine Leiden sollen mich Dir entreißen.

Warum wolltest Du denn die Liebe bereuen, die Du mir bezeugt hast? Warum erröthest Du, wenn Du an den Tag zurückdenkst, der mein glücklichster war? Wenn eine Liebe, die sich auf Zärtlichkeit des Herzens, auf harmonische Empfindungen gleichgestimmter Seelen gründet; eine Liebe ohne alle Nebenabsichten, die nichts von Eigennutz, nichts von elender Weltklugheit, nichts von Stolz wußte; eine Liebe unter Herzen, die sich für einander geschaffen fühlen, so rein und unschuldig, wie sie der Schöpfer eingepflanzt hat, so gesetzlich, daß unsere Vorgesetzten sie billigten; wenn eine solche Liebe die unsrige war: so haben wir nichts zu bereuen. Unglücklich kann sie sein; aber wer sie sträflich nennt, beleidigt die Unschuld.

Wenn auch die Welt erst unsre Empfindungen billigen, wenn der Beifall der Verwandten erst die Liebe heiligen und das Ceremoniell ihre Banden erst schließen muß, ehe wir uns frei derselben überlassen können; das Ceremoniell, das oft verkaufte Hände in eiserne Ketten zusammen fesselt, und Herzen trennt, die sich lieben, Herzen verbindet, die sich hassen: wer ist auch alsdann ungerecht genug, unsre Liebe zu verwerfen? Du bist längst die Meinige durch den Beifall derer, die über unsern Willen gebieten wollen. Längst haben unsre Väter den Segen über unsre Liebe gesprochen. Schon in der Kindheit waren wir für einander bestimmt. Mit inniger Freude sahen sie uns zusammen erwachsen, und vereinigten zwei unmündige Seelen, die dereinst eine der andern Glück machen sollten. Unser Bund war in der Welt und im Himmel schon unterschrieben. Du warst meine Braut, und der Augenblick, der uns unzertrennlich verbinden sollte, rückte heran. Einige Tage — wie hatten wir nach dieser Zeit geseufzt! — sollten nur noch unsre vollkommene Glückseligkeit verschieben. Sie schienen uns Jahrhunderte; und ich eilte, mich in den Besitz meiner irdischen Glückseligkeit zu setzen. Verzeihe mir, daß ich Dich an den Tag erinnere, der der Ursprung alles Deines Leidens und meiner Qual ist. — Habe ich da Dich und den Himmel beleidigt, so geschah es aus einer Unwissenheit dessen, was der Vorhang der Zukunft vor uns verdeckte.

Gütiger Himmel! Wie viel verbirgt eine Stunde vor den Augen der Menschen! Wie viel hängt von einem Augenblicke ab! Morgen sollte ich am Altare Deine Hand empfangen; Dein Herz hatte ich längst; und zu Deinem Unglücke war schon der Grund gelegt, unvermeidlich gelegt. Du warst schon die Mutter eines künftigen Zeugen unsrer Liebe, als das Schicksal die volle Schaale seiner härtesten Prüfung über uns ausgoß. Welch ein Tag war der, der vor dem Tage hergieng, woran wir so glücklich zu werden hofften; o Cleone, welch ein Tag. In Deinen Armen in Entzückungen berauscht, sah' ich die Sonne über mir aufgehen, und Thränen des Kummers flossen, als sie unterging. Mein zärtlicher Vater! wie hart war der Streich, der Dich von meiner Seite riß! So lange mein mühsames Leben dauert, werde ich auf Deinem Grabe weinen! Er starb! Ströme von Thränen sind zu wenig für diesen Verlust. In ihm fiel unsere Hoffnung, unser Schutz, unsre Glückseligkeit! — Umsonst ging die folgende Sonne für uns auf, umsonst hatten wir endlich diesen Tag hergeseufzt; er forderte andre Thränen, als die wir gehofft hatten; er sollte uns trennen, nicht verbinden. Der Tod stürzte den Altar um, an dem wir vereinigt werden sollten. Ach, Cleone, welch eine Veränderung! Unsre Liebe sah nun wieder ein Jahrhundert zwischen unsre Glückseligkeit gelegt! Erst trennte uns der Wohlstand auf Monate, hernach der Zwist unsrer Familien auf ewig! — Auf ewig! Nein, bei der heiligen Asche unsrer Väter, ewig soll er uns nicht trennen!

Glaube nicht, Cleone, daß menschliche Hände diese hei-

ligen Bande wieder zerreißen sollten, die schon vor dem Auge Gottes fest geschlossen sind. Keine Gewalt soll sie zerreißen, keine als — Gottes! — Ach, wie oft habe ich zu Dir hingeseufzt! wie oft war ich entschlossen, alle andre Vortheile zu verachten, und bei Dir mein ganzes Glück zu suchen! Aber — soll ich Dir noch Dein hartes Schicksal unerträglicher machen? Soll ich sagen, wie unglücklich Du mit mir sein wirst? Mein Herz blutet, wenn ich mich der schrecklichen Betrachtung überlasse, daß ich so gar unglücklich bin, mich bei Dir nicht entschuldigen zu dürfen! Nein, Cleone, mit der Entschuldigung müßte ich Dein Herz durchbohren, Dein Herz, das schon zu viel gequält wird. Wüßtest Du, wie grausam mein Schicksal ist! Aber laß mich diese Erzählung für eine bessere Stunde aufbehalten, wo meine Standhaftigkeit alle diese Hindernisse überwunden hat, und wo ich meine Cleone in meine Arme, an mein Herz schließe!

Der Zorn meiner Mutter ist unversöhnlich und unerbittlich; die Thränen ihres Sohnes fließen alle umsonst. Vergebens bemühe ich mich, die Feindschaft beizulegen; alle Vorstellungen sind umsonst; sie schätzt die Eide, die ihr in der Hitze des Zornes entfuhren, viel zu heilig, um unsere Verbindung zu erlauben, und umsonst stelle ich ihr die Eide vor, die mich mit Dir verbinden. — Welche Eide sind heiliger, o Himmel! Eide der Feindschaften oder der Liebe? Sie droht mir den Fluch! Der Fluch einer Mutter ist schrecklich: aber kann er den treffen, der tugendhaft handelt?

Sieh, Cleone, das ist das Schicksal Deines unglücklichen Cyneas! Von solchem Kampfe wird mein Herz gefoltert! Soll ich mich von allem Gehorsam gegen eine Mutter losreißen? Wirst Du leiden, daß sie über mich seufze? — Zwar ungerechte Seufzer; aber doch Seufzer einer Mutter! Ach, flehe mit mir den Himmel an, liebste Cleone, der uns nur prüft, daß er die Prüfung endige! und laß mich arbeiten, daß ich die Feindschaft endlich beilege. Dann kann ich Dich mit ruhigerem Gewissen besitzen; dann kann auch kein Engel unsere Verbindung sträflich finden.

Doch ich weiß, sie ist unsträflich; sie ist mehr als unsträflich, sie ist gerecht; und sträflich würde es sein, sie zu trennen. Ich weiß auch, selbst der Fluch einer Mutter, dieser im Zorne entwischte Fluch, den sie vielleicht bereut und doch für unverletzlich hält, müßte kraftlos sein, und der Himmel würde ihn nicht achten; aber soll ich des Vergnügens beraubt sein, Dich durch meine Verbindung glücklich zu machen? Soll ich unsre Vereinigung mit Sorge für die Zukunft anfangen, und Dich vielleicht — denn wer sieht alle Zufälle voraus — in Kurzem an dem nöthigen Mangel leiden sehen? Mangel und Armuth sind schreckliche Feinde der menschlichen Glückseligkeit! Je mehr wir uns lieben, je stärker würden wir uns drücken. Zwar auch nicht die Armuth selbst sollte mich abhalten, redlich zu handeln; und es wäre eine elende Entschuldigung, wenn ich diese anführen wollte, um unsre Vereinigung auf ewig aufzuheben. Ein redliches Herz hat keine andere Entschuldigung, sich von seinem Versprechen loszumachen, als eine unwidertreibliche Unmöglichkeit. Es verlangt keine Entschuldigung, und verwirft alle Vorschläge des Eigennutzes oder Ehrgeizes mit Verachtung; aber wenn es hoffen kann, durch einen kurzen Aufschub der Erfüllung seines Versprechens, sich in den Stand zu setzen, sein Wort vollkommen erfüllen zu können und demjenigen, den dieser Aufschub Thränen gekostet hat, diese Thränen durch überwiegende Glückseligkeit zu vergüten: so sage: was darf er wählen? — Schreibe es keinem Mangel an Liebe zu, daß ich so weit sehe: ich weiß es, meine Geliebte, Liebe, heftige Liebe ist kurzsichtig; sie reißt sich von den Fesseln der Vernunft los, und wenn sie durch einen Abgrund müßte, so fliegt sie ihrem Gegenstande zu. Allein glaube nicht, daß ich nicht zu kämpfen hätte: was ich thue, das thue ich mit Gewalt, dem Wünsche und Entschlusse meines Herzens entgegen. Tadle es jetzt, daß meine Liebe meiner Vernunft so viele Gewalt erlaubt; ich hoffe, sie soll ihr die Strenge vergeben, wenn sie dieselbe mit Ruhe und desto größerer Glückseligkeit vergüten wird. Heftige Liebe, die sich blos ihren Wünschen überläßt, mag brünstiger sein: Liebe, der Grundsätze und Vernunft zu Hülfe kommen, ist dauerhafter. Sie vermeidet die Sorgen, und beugt dem harten Schicksal vor, das Uebereilung und Unvorsichtigkeit gern zu bestrafen pflegt; sie legt einen festen Grund zu einer dauerhaften Zufriedenheit, und entfernt von den Tagen der Zukunft den Verdruß und die Sorge, welche auch die glücklichste Vereinigung und die zärtlichste Liebe stören und schwächen können. Sieh, meine Cleone, also ist diese Vernunft, der ich jetzo eine Gewalt über mein Verlangen einräume, nicht weniger Liebe für Dich: und Liebe und Vernunft müssen endlich alles überwinden.

Was könnte uns vor einem unglücklichen Leben schützen, wenn ich mich jetzo blos dem Wunsche meiner Liebe überlassen wollte? Meine Mutter hat geschworen, mich zu enterben, wenn ich ihrem Willen zuwider lebe. Sie muß durch Güte gewonnen werden, wenn ihr Schwur unkräftig werden soll. Folge ich meiner Neigung, ach Cleone, so ist nichts gewisser, als daß ich sie erzürne, und ihr Zorn, nur ihr Zorn ist schrecklich. — Ich werde sie endlich durch Güte gewinnen, wenigstens wird mein Gehorsam sie rühren. Ich merke schon, daß ihr Eigensinn nachläßt. Vormals drang sie mit größerer Heftigkeit in mich, und forderte von mir — — darf ich es sagen? — einen Schwur, Dich zu vergessen! Aber wenn ich jemals vergessen habe, daß sie meine Mutter war, wahrhaftig, so war es in diesem Augenblicke! da war ich meiner Liebe nicht mächtig, und goß frei mein ganzes Herz vor ihr aus. War sie beleidigt, so muß mich ihr Antrag entschuldigen. Man kann nicht ohne alle Beleidigung reden, wenn man uns ein Laster zumuthet.

Vielleicht wurde sie gerührt: denn seit der Zeit hat sie sich gescheut, eine Untreue von mir zu begehren. Sie verlangt keinen Eid mehr, und meine Bitten werden endlich noch ihren Eigensinn überwinden. Aber wie lange werde ich noch nach Dir seufzen? Wie lange, meine Cleone, wirst Du mir entgegen hoffen? — Ach, daß ich diese Frage zu Deiner und meiner Beruhigung nicht beantworten kann. — Vielleicht werde ich selbst diesen grausamen Zwang nicht lange mehr ertragen können. Jeder Tag vermehrt meine Liebe und meine Ungeduld! Ich bin wie ein Gefangner; jeder merkt auf meine Handlungen, jeder sucht meine Entschlüsse auszuforschen und verfolgt mich auf allen Tritten. Ich habe keinen Freund um mich: alles ist Verräther. Könnte ich noch frei mein Herz ausgießen und alle meine Empfindungen und Gedanken schreiben, so würde mir dieses noch ein Trost, und Dir eine Erleichterung sein. Aber wem soll ich meine Geheimnisse vertrauen? Durch wem soll ich meiner Cleone meine Seufzer übersenden? — Aber laß uns die Prüfung des Himmels erdulden; es wird gewiß eine desto größere Glückseligkeit darauf erfolgen. O, wie entzückt mich der Gedanke, wenn ich mir das Vergnügen vorstelle, das uns unsre Verbindung unerschöpflich geben wird! Wie werde ich meiner Cleone entgegeneilen und ihr getreues Herz an mein Herz drücken! Wie wird sie mir mit Freudenthränen im Auge und mit offnen Armen entgegenfliegen. Und wie wird eine der ersten Stunden, wann wir uns wiederfinden, Jahre voll Kummer und Sorgen bezahlt machen!

Kann indeß dieses noch eine Beruhigung für Dich sein, meine Geliebte, daß unsre Trennung nicht lange mehr dauern soll; so höre noch meinen letzten Entschluß und beurtheile daraus meine Liebe. Wenn ich sehe, daß meine Bitten das Herz meiner Mutter nicht rühren und daß sie vielleicht sich zu lange meiner gehemmten Forderung widersetzen würde, so will ich Gelegenheit suchen, mich auf einige Tage, unter einem unverdächtigen Vorwande, zu entfernen; und dieser Tage einer soll unsre Liebe durch heilige Bande unzertrennlich machen. Nur um Dich zu beruhigen und Dir allen Zweifel zu nehmen, Cleone, habe ich diesen Entschluß fest gefaßt. Ich kehre indeß zu meiner Mutter zurück und unsere Verbindung bleibt bis auf den glücklichen Augenblick verschwiegen, wo ich endlich ihren Eigensinn überwinden werde. Erwarte bald entweder diese Stunde, oder die Nachricht, daß wir ganz glückselig sind.

E.

Karl Egon Ebert

wurde im Jahr 1801 zu Prag in Böhmen geboren. Sein Vater (Doctor der Rechte, Landesadvokat und Fürstlich Fürstenberg'scher Hofrath), ein Mann von ausgezeichneter Bildung und vorzüglichem Charakter, verwendete alle Sorgfalt auf die erste Entwicklung seines Sohnes, die von einem eigenen Erzieher geleitet wurde, bis der Knabe, mehr durch Zufall als Absicht, während eines Aufenthaltes mit seinem Vater in Wien, in ein dort befindliches öffentliches Erziehungsinstitut gerieth, welchem Geistliche aus dem Orden der P. P. Pianisten vorstanden. Hier erwachte zuerst in dem 14 jährigen E. der Trieb zur Poesie, welcher aber so wenig berücksichtigt wurde, und so vielen Hemmungen ausgesetzt war, daß E. sich glücklich pries, als er nach 2 Jahren wieder in sein Vaterland und Vaterhaus zurückkehren konnte, wo er neben den Schulstudien seiner Lieblingsbeschäftigung ungestört nachhängen durfte. Die Jahre von 1817 bis einschließlich 1819 waren es, in denen er, in jugendlichem Uebermuthe seinem Talente und der bis dahin sich angeeigneten Bildung vorgreifend, sich an das Höchste wagte; er schrieb innerhalb dieses Zeitraums an 20 Dramen, worunter sogar Ausführungen der in Schillers Nachlaß vorhandenen Pläne zu „Warbeck, und den Mathesern" sich befanden. Später verwarf er zwar diese Versuche als unreife Jugendarbeiten gänzlich; doch waren sie, in Bezug auf Erlangung einiger Sprachgewandtheit nicht ohne Vortheil für seine spätern Erzeugnisse geblieben. Zu der Ueberzeugung gelangt, daß das Drama für ihn noch eine zu hohe Aufgabe sey, wendete er sich mehrere Jahre hindurch ausschließlich der lyrischen Poesie zu, für die er in einem ungebundenen, dem Genuß der schönen Natur mit inniger Vorliebe hingegebenen Leben Stoff und Farben fand. Eine Auswahl der in jener Periode entstandenen Poesien bildete nachher den Inhalt der im Jahr 1824 bey Kronberger in Prag erschienenen „Gedichte" welche, um einen Band vermehrt, im Jahre 1828 als zweite Auflage unter dem Titel „Dichtungen" bei Calve aufgelegt wurden. Während dieser Zeit aber, und schon seit dem Jahre 1823 beschäftigte sich E. mit der Bearbeitung eines böhmisch-nationalen Heldengedichtes „Wlasta", welches im Jahr 1829 bei Calve erschien, und in diese Periode fällt auch das dramatische Gedicht „Bretislaw und Jutta, welches auf der Prager Bühne im Jahr 1828 zuerst dargestellt wurde, und dort noch stets mit gleichem Interesse gegeben wird. Im Jahr 1829, nach dem Tode seines Vaters, unternahm E. eine Reise durch Süddeutschland und die Schweiz. Diese Reise und ein früherer Aufenthalt in einem einsamen Mönchskloster auf dem Lande, wo er einige Zeit zubrachte, um das dritte Buch der Wlasta ganz ungestört zu schreiben, gaben Anlaß zu dem im Jahr 1832 bei Brodhag in Stuttgart erschienenen idyllischen Erzählung „das Kloster." Im Jahr 1835 aber kam sein Trauerspiel „Czestmir" in Prag zur Aufführung und soll nächstens im Druck erscheinen. Auch bereitet E. eine poetische Reise durch Süddeutschland und die Schweiz zur Herausgabe vor, die blos aus Gedichten bestehen wird, wie sie eben von interessanten Oertern oder Personen angeregt wurden.

E. wurde nach geendeten philosophischen und juridischen Studien im Jahr 1825 als Bibliothekar und Archivar bei dem in Donaueschingen residirenden, regierenden Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg angestellt, der auch in Böhmen bedeutende Besitzungen hat. Im Jahr 1829 wurde E. zum Rath und Archiv-Director ernannt, in welcher Stelle er sich noch befindet. Sein angenehmes Verhältniß zu dem durch Eigenschaften des Geistes und Herzens gleich ausgezeichneten, wegen seines edlen Liberalismus so hoch gefeierten Fürsten, darf Bürge seyn, daß E's Muse, ungehemmt von Außen, in der Folge fruchtbarer seyn wird, als es in den letzten Jahren der Fall war, in welchen seine Kraft von einem innern Leiden geistiger oder körperlicher Art gefesselt zu seyn schien.*)

E's Dichtungen zeichnen sich sämmtlich durch Innigkeit, Reichthum der Phantasie, Wärme und Kraft der Gedanken aus; wenn er sich auch in seinen ersten Leistungen hin und wieder zu sehr von seinem jugendlichem Feuer fortreißen ließ, und vorzüglich jener Ruhe und Besonnenheit ermangelt, welche das reifere Alter verleiht, so ist doch Großes und Gelungenes von ihm zu hoffen, um so mehr als jede spätere Arbeit beurkundet, wie ernst sein Streben ist, bei dem Besitze reicher Mittel, das vorgesteckte Ziel möglichster Vollkommenheit zu erreichen. Sein episches Gedicht „Wlasta" enthält manches überaus Gelungene, so wie sich in seinen lyrischen Dichtungen viel Zartes und Tiefes, das er mit großer Anmuth auszusprechen weiß, findet. Daß sein dramatisches Gedicht, „Bretislaw und Jutta" sich bei seinem Erscheinen auf der Bühne dauernden Beifalls erfreute, ward bereits oben erwähnt.

Die Ruine.**)

Spätabend. Eine Anhöhe mit den Trümmern einer Veste. Kurd, Gottwald und Guido klimmen herauf.

Kurd.

Wir sind am Ziel, doch welche Täuschung zeigte,
Als wir vom tiefen Thal emporgeschaut,
Auf dieser Höh' uns einen Wunderbau!
Entfernung schmolz die Theile in einander,
Das gier'ge Auge füllte jede Lücke,
Und goß die einzlnen Stücke in ein Ganzes,
Das als ein Ungeheuer uns erschien.
Nun stehn wir hier, und sehn mit bangem Blick
Ein ärmliches, verwittertes Gemäuer,
Zerfallne Thürme, eingerollte Bogen,
Drein blöde Eulen dumpf'ge Nester bau'n,
Drinn sich der Sturm verirrt, drauf trockne Distele
Vergelbtes Reihgras und verkrümmte Föhren,
Die einz'gen lebenden Geschöpfe, schwanken.

*) Bis hierher von einem Freunde des Herrn Rath Ebert mitgetheilt.

**) Aus: Dichtungen von K. E. Ebert. 2. Bd. Prag, 1828.

O mußt' ich hierher gehn, den alten Gram
Um die Vernichtung alles Herrlichen,
Um alles Jrd'schen Loos, der Dinge Wandel
Durch solchen Anblick neu mir zu erwecken?
Was seh' ich hier, als ein erbärmlich Bild
Der furchtbar waltenden Vergänglichkeit,
Und ihres Schergen, des geschäft'gen Todes?
Was seh' ich hier, als eine morsche Leiche
Der Kraft, ein elend Grabmal des Erhabnen,
Als einen Gottesacker großer Zeit?
O daß der Mensch es liebt, sein eigen Loos
In Bildern der Zerstörung anzustaunen,
Daß ich es liebe, meinen düstern Sinn
An der Betrachtung solchen Grauns zu weiden!

Gottwald.

Du ewig trüber, ewig bittrer Freund,
Was dachtest du zu finden hier, als Trümmer,
Erinnerungen an verrauschte Zeit,
An Thaten, die empor aus solchen Mauern,
Wie Eichen aus dem heim'schen Boden wuchsen?
Mir blüht bei solchem Anblick die Geschichte,
Die Sag' erhält mir Grund, die graue Vorzeit
Erdämmert mir, und die Gestalten drinn
Gewinnen Klarheit, Farbe und Bewegung.
Jedweder Stein spricht von Geschehnem mir,
Die morschen Bogen, die, im Grund gelöst,
Sich zu einander neigen, scheinen mir
Von alter Zeit sich heimlich zu besprechen,
Der greise Thurm der Föhr' auf seinem Haupte
Ein wundervolles Mährchen zu erzählen,
Indeß dort die zersunkene Kapelle
Sich in das schöne Sonst zurücketräumt,
Da noch Gesäng' in ihren Hallen tönten.
Wo ist das Trübe da, das dich ergreift?
Geschehn muß, was geschieht, und mich erfreut's,
Zurückzuschaun in die versunknen Tage,
In das gewalt'ge Meer gelungner Thaten,
Gespannten Strebens, und gebrochner Kräfte,
Das hinter uns in ew'ger Ebbe liegt.
Wem dies nicht Hochgewinn, den nenn' ich arm,
Denn der Genüsse höchster ist ihm fremd.

Guido.

Ich rühme mich weit reicher doch, denn du.
Indeß der Anblick der Ruine dir
Die Wissenschaft belebt, den regern Geist
Zurückeleitet zum Gewesenen,
Belebt er mir die Phantasie, und bildet
Zur Gegenwart mir die Vergangenheit.
Ich sehe keine Trümmer mehr vor mir,
Nein, eine mächt'ge unversehrte Veste
Mit glatten Zinnen, viel'gen Thürmen steigt
Vor meinem Blick im Abendnebel auf.
Dort schlängelt sich der schmale Burgweg hin,
Dort liegt die Brücke, dran das Gitterthor,
Drinn steht der Pförtner mit dem Schlüsselbunde,
Gewalt'ge Doggen lagern rings um ihn.
Auf hoher Mauer schreiten ernste Wächter
In blanken Waffen langsam hin und her,
Indeß ein Andrer, hoch am Thurm erscheinend,
Die rothen Fahnen abnimmt, und verschwindet.
Doch auf dem Söller droben, der so kühn
Ob jähem Abgrund schwebt, sitzt stillerfreut
Der alte Ritter; ihm zur Seite steht
Der junge Sohn in herrlich buntem Wams,
Und am Geländer lehnt das Töchterlein,
Und schaut weitum in's tiefe Land, und spielt
Mit schnee'gen Fingern in den goldnen Locken.
Da tönt mit einem Male Glockenklang,
Und mit entblößtem Haupte kniet der Greis,
Und Sohn und Tochter, Wächter, Pförtner, knie'n,
Und sprechen leis' und fromm den Abendsegen.

Gottwald.

Du schwärmst, wie stets; doch dich beglückt dein Schwärmen,
Und was beglückt, ist gut. Doch auf nun, auf!
Schon breitet tiefes Dunkel sich ringsum,
Und noch, Gedanken tauschend, stehn wir da,
Vergessend, die Ruine zu beschauen.

Guido.

Laß uns noch weilen, bis der Sterne Licht
Zum Gang uns leuchtet. Sieh, schon klärt sich leicht
Das tiefe Grau dort hinter dem Gemäuer;
Schon lichtet sich ein Kreis, der sichtlich wächst,
Schon drängt der Nebel flüchtend sich hinweg,
Schon dringen einzlne Strahlen rasch hervor,
O sieh, schon steigt der volle Mond empor!
Jetzt, ob mir gleich die schöne Täuschung weicht,
Als steig' ein festes Schloß hier in die Lüfte,
Genieß' ich doch ein neues Bild, da hell
Der Mond sich in die schwarzen Trümmer senkt,
Die er durchfließt mit zauberischem Glanze.

Kurd.

Ja, schauerlich erscheinen nun die Massen
Des vielgestalt'gen, ewigen Gesteines,
Das ordnungslos und seltsam hier sich häuft,
Dort, weit zerstreut, nur hier und dorten ragt.
Durch alle Fugen, alle leeren Räume,
Durch die zerfallnen Fenster, durch die Risse
Zersprungner Wände scheint der bleiche Mond,
Wie durch ein modrig riesiges Geripp.
Das ist das wahre Bild nun der Vernichtung,
Die mich empört; doch wunderbar, daß mich
Ein sonderlich Gelüste immer treibt,
Dem, was mir in der tiefsten Seele widert,
Mit stets erneutem Triebe nah' zu gehn! —
Kommt, Brüder, laßt uns die Ruine sehn.

Sie wollen in die Ruine, als plötzlich aus derselben ein zweistimmiger Gesang ertönt. Sie bleiben bestürzt stehn.

Erste Stimme.

Die Zugbrück' nieder, auf das Thor,
Mir däucht, es naht mein Sohn,
Mir schlägt so süß an's stumpfe Ohr
Bekannter Stimme Ton.

Ach, könnt' ich doch vom Lager auf,
Dran mich das Alter schließt!
Doch horch, die Treppen kommts herauf —
O Sohn, sey mir gegrüßt!

Zweite Stimme.

Den Gruß, o Vater, dreifach dir,
Bei dir nun ruh' ich aus,
Es ward wohl heiß und schwülig mir,
Ich kämpfte harten Strauß.

Erste Stimme.

Gewiß, ich seh's an deinem Blick,
Gewiß, du hast gesiegt,
Du bringst die Töchter mir zurück,
Der freche Räuber liegt.

Zweite Stimme.

Im Haine fiel das Ungethüm,
Von ew'ger Nacht umflort,
Doch ach, Berilde neben ihm,
Von seinem Dolch durchbohrt.

Erste Stimme.

Ach weh! mein Kind, der Rose gleich,
Verhaucht ist deine Glut!
Ach, Sohn, um Gott, auch du wirst bleich,
Aus deinem Wams quillt Blut!

Zweite Stimme.

Bringt einen Sarg mir, einen Sarg,
Geschmückt mit Schild und Schwert,
Ich war wohl kühn, ich war wohl stark,
Und bin der Ahnen werth.

O Vater, mir versinkt das Licht,
Und Stimmen rufen hohl,
Die Kraft ist hin, das Leben bricht,
O Vater mein, leb wohl.

Erste Stimme.

Zwei Särge bringt, zwei Särg' herauf,
Für Sohn und Töchterlein,
Und einen dritten noch thut auf
Und legt mich selbst hinein.

Mein alter Stamm, du bist nun aus,
Du ruhst in dunkler Truh',
So stürz' auch du, mein altes Haus,
Und deck' uns Todte zu!

Gottwald (schaudernd).

Was war das? welcher schauerliche Sang
Aus diesen öden Mauern?

Kurd.

Mir erbebte
Das Herz im Busen.

Guido.

Seht, was schreitet dort
Aus den Ruinen! zwei Gestalten, bleich
Gleichwie der Mond, mit langen Silberbärten,
Gehüllt in dunkle, schleppende Talare.
Das sind der Ahnengruft entstiegne Geister,
Die ihren eingestürzten Sitz durchwandeln.
Flieht! flieht! sie schreiten her!

Gottwald.

Laß fort uns eilen!
Sey's, was es sey, es ist nicht gut hier weilen.

Zwei Einsiedler nähern sich, der Eine ruft:

Erster Einsiedler.

Ihr Wandrer, fürchtet nichts; wir sind nicht Schatten,
Nicht Geister, wie ihr meinen mögt, wir fühlen
Wie ihr, in unsern Adern rollet Blut,
Ob träg' auch, da uns Greisenjahre drücken.
Zwei Klausner sind wir, die in diese Trümmer,
Das ächte Bild der ird'schen Nichtigkeit,
Sich ihre Klause bauten, unbekümmert,
Ob über Nacht vielleicht die Mauer stürzt,
Ob sie ein Sturm aus loser Fügung reißt,
Und ihre Hütte, und sie selbst zerschmettert.
Den Augenblick ersehnend, der uns sanft
Hinüberleite zu dem Ewigen,
Schau'n wir ringsum in die Vergänglichkeit,
Uns über sie in heil'gem Stolz erhebend;
Das Leben scheint uns Tod, der Tod uns Leben,
Die weite Erd' uns eine Stufe nur,
Auf der wir betend auf zum Himmel steigen.
Von solchen Greisen fürchtet nichts, und tretet
Getrost uns näher, und in unsre Klause.

Kurd.

O welche seltne, heitre Ansicht dessen,
Was mir so finster, so entsetzlich scheint!

Guido (mit den Uebrigen näher kommend).

Sagt an doch, welcher räthselhafte Sang
Erscholl so eben, wie aus Geistermund?

Zweiter Einsiedler.

Was ihr gehört, das war die düstre Sage
Vom Untergang des Stammes dieser Burg.
Viel andre Sagen wissen wir von ihr,
Die wir in Liedern uns und Wandrern singen,
Wie wir das Lied euch sangen, das euch schreckte.
Es thut uns wohl, in den verlaßnen Mauern
Vergang'nes Leben wieder aufzurufen,
Uralten Sinn im Neuen zu bewahren,
Und gleichsam Stimmen todter Zeit zu seyn.
Beliebt's euch, einzugehn in unsre Hütte,
So werd' euch Alles, was wir wissen, kund.

Gottwald.

Die Trümmer wollen wir zuerst durchgehn,
Dann sollt ihr uns in eurer Klause sehn.

Erster Einsiedler.

So geht, indeß wir unsre Glocke schwingen,
Gebete sprechen, und das Nachtlied singen.

Alle gehn in die Ruinen. Bald darauf ertönt die Glocke der Einsiedelei, und der Einsiedler Nachtlied:

Alles ruht und schweigt hienieden,
Nur der milde Vater wacht,
Sendet Labung aus und Frieden,
Hüllet lind und kühl die Müden
In die stille Nacht.

Aus des Himmels blauem Bogen
Blickt sein liebend Aug' als Mond,
Der, von sanftem Schein umzogen,
In des Aethers leichten Wogen
Ruhverheißend thront.

Vater, heut auch wolle lindern
Jedem Trüben seine Pein,
Laß auch diese Nacht den Sündern,
Laß sie allen deinen Kindern
Süßes Labsal seyn!

Der Schild.

Poetische Erzählung in zwei Gesängen.

Erster Gesang.

Der Morgen hob aus dunklen Meereswogen
Sein rosig dämmernd Angesicht hervor,
Die Stern' erblaßten, und die Nebel zogen,
Ein dünner Silberschleier, hoch empor,
Und Strahlen drangen auf zum Himmelsbogen,
Zerstäubt entwich der letzte Wolkenflor,
Und, steigend durch der Lüfte blaue Fluten,
Zog stolz die Sonn' empor in gold'nen Gluten.

Und schon war's laut im hohen Königsschlosse
Von Männertritten und vom Stimmendrang,
Da sprengten schmucke Ritter, hoch zu Rosse,
Zum Thor hinein mit lust'gem Panzerklang,
Dort eilten Reisige und Dienertrosse
Mit schwerem Schritt den weiten Hof entlang,
Hier scholl Gestampf von hundert Pferdehufen,
Dort lauter Sang, und dort ein zeternd Rufen.

Die Ritter aber eilen nach den Hallen,
Wo hoch am Thron der greise König ruht,
Sein Haupt ist tief zur Brust herabgefallen,
In seinen Wangen ist kein Tropfen Blut,
Und nur aus seiner Fäuste festem Ballen,
Die immer zucken, wie vor Grimm und Wuth,
Und aus der dunklen Augen wildem Brennen
Ist, daß er lebt und fühlet, zu erkennen.

Lang bleibt es still und bange in der Runde,
Kein Laut ertönet, keine Lippe bebt,
Bis sich, als hätt' er eine tiefe Wunde,
Der König schmerzlich auf vom Sitze hebt—
„Vernehmt, ihr Edlen," ruft er, „trübe Kunde,
Das Härt'ste, Schrecklichste hab' ich erlebt;
O, wär' ich früher doch, von Freuden trunken,
Und frei von Schmach, in's kühle Grab gesunken!

Ihr kennt den Schild, der stets nach alter Sitte
Sich fortgeerbt in unserm Königshaus,
„Bewahr' ihn treu!" war meines Vaters Bitte,
Er sprach's, und haucht' in meinen Armen aus;
Ihr kennt den Schild, es strahlt in seiner Mitte
Ein großer Demant Silberflammen aus,
Der Rand ist Gold, besetzt mit edlen Steinen,
Die schön zum Kranz ihr buntes Licht vereinen.

Dies edle Kleinod hatte meinem Ahnen
Astur, der mächt'ge Zauberer, einst geschenkt,
Und jeden Vorfahr hat auf allen Bahnen
Der theure Schild zum sichren Ziel gelenkt.
Er brachte Ruhm und Ehre unsern Fahnen,
Die stets gesiegt, wohin man sie geschwenkt,
Die Aehren trugen siebenfachen Segen,
Und Fruchtbarkeit und Glück war allerwegen.

Drei Tage sind's, da mich der heitre Morgen
Hinausgelockt zur muntern Eberjagd,

All meiner Bürde frei und aller Sorgen,
Hatt' ich mich tiefhin in den Forst gewagt,
Wo, rings von schroffen Felsen wohl geborgen,
Des Riesen Oller hohe Veste ragt.
Dort sank ich müde hin, in's Moos mich drückend,
Und Schlaf umfing mich stärkend und erquickend.

Doch hatt' ich kaum der Ruhe Lust empfunden,
Als mich ein schwerer Druck vom Schlummer weckt,
Ich fühle wie von Schlangen mich umwunden,
Und will empor mich reißen, tief erschreckt;
Doch meine Glieder sind wie festgebunden,
Und meine Augen noch von Nacht bedeckt,
Mein Herz ist schwer, ich glaube zu ersticken —
Jetzt schau' ich auf — was mußt' ich da erblicken!

Den Riesen seh' ich stehn, der mit der Rechten
Mich niederpreßt voll schrecklicher Gewalt,
Von seiner Linken fühl' ich mich umflechten,
Die mir den Schild gewandt vom Arme schnallt,
Und jetzt, wie wenn der Alp in schweren Nächten
Uns plötzlich losläßt, war ich aufgeprallt,
Weg war der Schild, und aus der Veste Hallen
Hört' ich des Riesen Hohngelächter schallen.

Euch ruf' ich auf nun, daß ihr nicht dem Hohne
Des frechen Räubers Preis mich geben wollt,
Und weil der Schild nur Jenem wird zum Lohne,
Der Sieg nur Jenem nach der Sage hold,
Der anverwandt ist diesem alten Throne,
In dessen Adern Blut der Ahnen rollt,
So ruf' ich die, so theilhaft dieses Glückes,
Den Zorn zu lösen meines Mißgeschickes."

Kaum hat des Königs Rede ausgeklungen,
Da nahn dem Throne Ulf und Waldemar.
Der Erste scheint von finst'rem Geist durchdrungen,
Des Andern Auge leuchtet frei und klar.
Des Einen schwarz Gelock hängt wirr verschlungen;
Geglättet fließt des Andern gold'nes Haar.
Der Ein' ist schwarz vom Haupt zum Fuße nieder;
Ein blau Gewand umschließt des Andern Glieder.

„Verwandt sind wir dem Thron, und deine Schmerzen,"
So sprechen sie, „mag lösen unser Blut,
Und läg' es hinter siebenfachen Erzen,
Des Frevlers Herz trifft unser frischer Muth!"
Der König hört das Wort mit leichterm Herzen,
In seine Wangen drängt sich wieder Glut —
„Dem Sieger," ruft er freudig, „sey zum Lohne
Der Tochter Hand, und einst die Königskrone."

Giselda stand am Thron, in sich versunken;
Nun irrt nach Waldemar ihr feuchter Blick,
Der aber gibt, von süßer Hoffnung trunken,
Ihr einen freudeflammenden zurück.
Den Augen Ulf's entsprühen düstre Funken;
Er sinnt, zu fesseln sich das hohe Glück.
Der König ruft: „Nun folgt mir zum Gelage,
Zum Kampfe zieht hinaus am nächsten Tage."

Bei reichem Mahl, bei frohem Klang der Becher,
Der Morgen, Mittag und der Abend flieht,
Gefeiert wird der Muth der beiden Rächer
Durch vieler Harfner kräftig tönend Lied.
Die Nacht erscheint, da heben sich die Zecher,
Und suchen Ruh', von Wein und Rede müd',
Und bald umweht der Schlummer, süß und stille,
Ein jeglich Aug' mit seiner linden Hülle.

Giselda nur in ihrer Halle oben
Ist wach noch, spähend Fensters Höh',
Ihr Auge überglänzt die Sterne droben,
Den Mond verdunkelt ihres Busens Schnee.
Die Hände hält gen Himmel sie erhoben,
In Seufzern kündet sie ihr tiefes Weh,
Die leichte Luft bewegt des Herzens Klopfen,
Die Lippe bebt, und heiße Thränen tropfen.

Da tönt es plötzlich durch die nächt'ge Ruhe,
Ein Ton, wie einer einzlnen Saite Klang,
Und rasch vom Fenster eilt sie, was sie thue,
Sie weiß es kaum, sie folgt nur ihrem Drang;
Vom Fuße zieht sie flink die goldnen Schuhe,
Und steht schon draußen in dem Bogengang,
Und eilt hindurch und steht dann lauschend wieder,
Und schleicht mit leisem Tritt die Treppe nieder.

Schon ist sie unten, tritt mit bangem Zagen
Zum Garten ein, schon rent sie ihr Entschluß,
Da fühlt sie kräft'ge Arm' um sich geschlagen,
Auf ihren Lippen brennt ein glüh'nder Kuß,
Und all' vergolten ist ihr kühnes Wagen,
Hin gibt sie sich dem seligen Genuß,
Und Alles schwimmt und flirrt vor ihren Blicken
In Lust und Rausch, in Wonne und Entzücken.

Fort zieht sie Waldemar mit sanftem Dringen,
Hin, wo von tiefem Dunkel rings geschützt,
Die Bäume sich zu einer Laube schlingen,
Die hie und da der Mondstrahl nur durchblitzt.
Daran ein klarer Quell mit frohem Springen
Die nahen Blumen wie im Scherz bespritzt,
Dabei im Busch mit wundervollen Tönen
Die Nachtigall von Liebe singt und Sehnen.

Doch süßer, als der Sang der Nachtigallen,
Ertönt Giselda's zarter Rosenmund,
Mit schmelzenderm, mit lieblicherem Schallen,
Gibt sie ihr Lieben und ihr Leiden kund;
„O Helder," ruft sie weinend, „wirst du fallen,
Was hielte mich am weiten Erdenrund?
Könnt' ich dein Aug', dein liebes, nimmer sehen,
Wie Blume ohne Sonn', müßt' ich vergehen!

Noch bist du mein, noch halt' ich dich im Arme,
Noch drück' ich dich an meine treue Brust,
Noch faß' ich deine Hand, die liebewarme,
Noch streichl' ich deine Lock' in stiller Lust;
Und morgen — weh, daß Gott sich mein erbarme!
Und morgen — weh, daß du zum Kampfe mußt!
Vielleicht auf deiner Leiche halt' ich morgen
Mein warmes an dein kaltes Herz geborgen!

Und dreifach Weh, wenn Ulf als Sieger kehrte,
Der Finstre, aller bessern Regung bloß,
Er, den Natur die Liebe nimmer lehrte,
Ihm heimzufallen, welch ein schrecklich Loos!
Ha, eh' ich mich dem Schändlichen gewährte,
Verschlinge mich des Meeres tiefer Schooß,
Eh' sey dieß Herz, von hartem Schmerz gebrochen,
Mit scharfem Dolch, dem Schwure treu, durchstochen!"

Sie ruft's, und reicher ihre Thränen strömen,
Doch muthig blickt und tröstet Waldemar:
„O wolle, Theure, dich so schwer nicht grämen.
Der Himmel schützt ein redlich liebend Paar;
Er wird dem kalten Ulf die Arme lähmen,
Mich führen aus der rühmlichen Gefahr —
Mich leiten Glaube, Hoffnung und die Liebe,
Kein Gott ist, der da ungerührt verbliebe."

So tröstet er, und saugt von ihren Lippen
Mit weichen Küssen jeden Seufzer fort,
Die Thräne weiß vom Aug' er weg zu nippen,
Zu lösen all ihr Leid mit trautem Wort;
Indeß ergeht sich Ulf auf den Klippen,
Die hoch emporgethürmt am Meeresbord,
Verstörten Blicks, gefaltet schwer die Stirne,
Im Herzen Eis, und Feuer im Gehirne.

Und eben kommt ein Sturm heraufgezogen,
Den Mond umhüllt ein schauriges Gewand,
Ein schwarz Gewölk bedeckt des Himmels Bogen,
Und dunkler stets und dunkler wird das Land,
Mit dumpfem Rauschen heben sich die Wogen,
Von ihren Schlägen wiederhallt der Strand,
Doch lauter noch, als Sturm und Meer im Grimme,
Tönt durch das Brausen Ulf's gewalt'ge Stimme.

„Ha, tobe, See, und sause, Sturm, dein Flügel,
Ihr Elemente alle, lehnt euch auf,
Zerreißt, beherrschte Kräfte, eure Zügel,
Und stürmt entgegen eurem alten Lauf,
Ihr Felsen, stürzt, zerschichtet euch, ihr Hügel,
Ihr Flammen in den Tiefen, schießt herauf,
Begrab' in deinen Trümmern mich, du Erde,
Soll es geschehn, daß ich nicht Sieger werde!

Wornach als Ziel, als höchstem Erdenlohne,
Mein hochgemuthet Herz von je erschwoll,
Der Zepter liegt vor mir, die Königskrone,
Die nun mein Muth, mein Schwert erringen soll;
O stählt die Kraft mir, mächtige Dämone,
Zur Seite steh' mir euer ew'ger Groll,
Stürzt Waldemar'n, laßt mich den Preis erjagen,
Und, dienstbar euch, will ich den Purpur tragen.

Ja, dieser Sturm ist Stimme der Erhörung,
Denn Schrecken nur und Graus ist euer Reich,
Und in der Fluten, in der Luft Empörung,
Verkündet ihr den ird'schen Blicken euch!"
Er ruft's, doch plötzlich schweigt der Wogen Gährung,
Der Sturm verzieht sich, und die See wird gleich,
Die Wolken reißen, und in hellem Lichte
Erscheint der Mond mit klarem Angesichte.

Bald aber wird er blaß und schwindet wieder,
Verglimmend in der Dämm'rung grauem Schein,
Des Morgenrothes glänzendes Gefieder
Taucht Alles schon in seine Farbe ein,
Da schreitet rasch zur Veste Ulf hernieder,
Tritt düster in die hohe Halle ein,
Darin der König in der Ritter Kreise
Schon ungeduldig harrt der bald'gen Reise.

„Wohlauf denn!" ruft der Greis in hoher Freude,
Und legt auf's Haupt der Kämpfer seine Hand,
„Wohlauf denn! kräft'ger Segen leit' euch Beide,
Wird Einem auch der Sieg nur zugewandt;
Für welchen von euch das Geschick entscheide,
Er sey ein Gott hinfort dem Vaterland,
Die zweite Sonne sey er diesem Reiche,
Die selbst dem König nicht an Glanze weiche."

Die Kämpfer heben sich mit kühnem Sinnen,
Und gehn, und wünschend folgt der ganze Schwall,
Und nieder von den Thürmen und den Zinnen
Begrüßt sie schmetternder Drommeten Schall;
Sie jagen fort, als trieb' sie Sturm von hinnen,
Im Flug schon überschritten ist der Wall,
Schon sieht man fern der Helme hell Gefunkel,
Und schon verschwinden sie im Waldesdunkel.

Hin schreiten sie durch hohe Eichenhaine,
Dann an gewalt'ger Berge jähem Hang,
Dann über kahle klippige Gesteine,
Dann mitten durch Gesträuche führt ihr Gang,
Doch Jeder geht, als wär' er nur alleine,
Denn Waldemar ergötzt sich mit Gesang,
Indeß der Andre, brütend und verschlossen,
Mit Schweigen wandert neben dem Genossen.

Schon steht die Sonne hoch, und ihre Tritte,
Verdoppeln Beide nun zu schnellerm Lauf,
Und immer nimmt, bei jedem weit'ren Schritte,
Sie eine tief're, öd're Wildniß auf,
Oft stehn sie still in ries'ger Felsen Mitte,
Und spähn umsonst nach einem Pfad hinauf,
Und kehren um, und kommen immer wieder
In unwirthbare, enge Klüfte nieder.

Doch plötzlich öffnet sich vor ihren Blicken,
Weithin sich streckend, eine tiefe Schlucht,
Die Berge weiter auseinander rücken,
Und laufen aus in eine Meeresbucht,
Und dort, gethürmt auf ries'gen Felsenstücken,
Ersehn sie freudenvoll, was sie gesucht,
Des Riesen Oller Veste liegt vor ihnen,
Von hellem Strahl der Mittagsglut beschienen.

Die Beiden stehn mit festgebannten Beinen:
Ihr Aug' erlabt sich an der seltnen Schau,
Die Mauern, schwer gefügt aus rohen Steinen,
Deckt eine Felsenplatte dick und rauh,
Zwei schmale Gitterfenster nur erscheinen,
Dem Tage Einlaß gönnend, in dem Bau,
Und eine ungeheure eh'rne Pforte
Gewähret Sicherheit dem Schauerorte.

Mit einem Mal bricht Ulf die lange Stille —
„Zuerst gebührt mir Aelterem der Strauß,
Daß so die alte Sitte ich erfülle,
Ruf' ich zuerst das Ungethüm heraus!"
Und Waldemar darauf: „Geschieh' dein Wille,
Erst zwingen wir den Hühnen aus dem Haus,
Dann kämpfe du, ich aber harrend wende
Zurücke mich bis zu des Kampfes Ende."

Und vor die Veste eilen rasch die Ritter
Ihr Horn erdröhnt, sie schleudern Stein' an's Thor,
Da murmelt's droben, wie ein fern Gewitter,
Allmählig wachsend aus der Höhl' hervor;
Ein rieſig Haupt erscheinet am Gegitter,
Und donnernd schlägt es an der Kämpfer Ohr:
„Wer wagt's, wer wagt's, vom Schlafe mich zu wecken?
Was wollt ihr hier, wer seyd ihr, schmale Recken?

„Wir wollen dich!" schreit Ulf, „du Ungeheuer,
Wir wollen dich, komm nieder, schmählich Thier!
Und wär' dein Leib von Erz, dein Athem Feuer,
Du wälzest heut im Sand dich noch vor mir!
Des Schildes Raub, fürwahr, er kommt dir theuer,
Du gibst dein Blut, dein schwarzes Blut dafür.
Komm nieder, daß dich meine Waffen lehren,
Mit deinem zott'gen Haupt den Staub zu kehren!"

Er ruft es, und mit furchtbar lautem Höhnen
Erschallt es droben: „Warte, kleiner Wicht!"
Es schlägt an's Thor, das mit gewalt'gem Dröhnen
Zerschmettert, gleich aus Band und Angel bricht;
Der Ries' erscheint, sein Haar gleicht Löwenmähnen,
Es flammt sein Blick, wie eines Blitzes Licht,
Sein Leib ist moos'gem Felsen zu vergleichen,
Sein knot'ger Arm dem stärksten Ast der Eichen.

Er steht, und lacht: „Dreihundert solcher Klingen,
Dreihundert solcher Knäblein sendet her,
Und einen pfünd'gen Stein will ich verschlingen,
Wenn einer sich erfreut der Wiederkehr!"
Er lacht's, und hebt den Speer mit mächt'gem Schwingen,
Und, fehlend, eine Tanne trifft der Speer,
Die ächzt im tiefsten Mark, und fällt zersplittert,
Die Luft erbraus't, der Boden bebt erschüttert.

Zurück in's Haus springt Oller jetzt in Eile,
Und eilig ist er wieder rückgekehrt,
In seiner Rechten eine eich'ne Keule,
Die Linke mit des Königs Schild bewehrt;
Er brüllt: „Wohlan, wir kämpfen ohne Weile,
Erhebe, Zwerg, dein federleichtes Schwert,
Du führst es wahrlich heut zum letzten Male!"
Und springt von Fels zu Fels, und steht im Thale.

Er dringt gen Ulf, dem, eh' er sich bereitet,
Die Keul' im Falle Haupt und Schulter streift,
Sein Arm zusammt dem Schwert heruntergleitet,
Und dunkles Roth aus Helm und Schiene träuft,
Und kaum daß er zwei Schritte rückwärts schreitet,
Und taumelnd nach dem nächsten Baume greift,
Als ihn die Kraft verläßt, die Füße weichen,
Er stürzt dahin mit schrecklichem Erbleichen.

Die Waffe schwingt der Rieſe wild zurücke,
Da eilt zur Seite Waldemar heraus,
Und haut, und trift ihn schmetternd in's Genicke,
Und hochauf springen blut'ge Quellen draus;
Der Rieſe wendet sich mit wildem Blicke,
Die Keule fällt mit schrecklichem Gesaus,
Doch Waldemar ist schnell dem Schlag entsprungen,
Die Keule tief im Boden eingedrungen.

Und eh' der Wunde sich vermag zu wenden,
Springt Waldemar am Rücken ihm empor,
Umklammert seinen Hals mit nerv'gen Händen,
Und sticht den Dolch ihm bis an's Heft in's Ohr.
Der Rieſe will zurück die Keule senden,
Doch jener springt herab, und eilt hervor,
Und wie die Keule rückwärts sauset eben,
Trifft vorn der Ritter in des Riesen Leben.

Das gute Schwert durchbohrte, nah' dem Herzen,
Des Starken Leib, dem jetzt die Keul' entsinkt,
Den Dolch dem Ohr entreißt er, brüllt vor Schmerzen,
Indeß sein strömend Blut die Erde trinkt;
Noch einmal will er vor, doch sieht er schwärzen
Die Sonne sich dem Blick, der Tag verblinkt,
Und plötzlich, wie ein Felsblock, stürzt er nieder,
Und streckt noch rieſiger die ries'gen Glieder.

CHAPTER 1.

1 The former treatise have I made, O Theophilus, of all that Jesus began both to do and teach,
2 until the day in which he was taken up, after that he through the Holy Ghost had given commandments unto the apostles whom he had chosen:
3 to whom also he showed himself alive after his passion by many infallible proofs, being seen of them forty days, and speaking of the things pertaining to the kingdom of God:
4 and, being assembled together with them, commanded them that they should not depart from Jerusalem, but wait for the promise of the Father, which, saith he, ye have heard of me.
5 For John truly baptized with water; but ye shall be baptized with the Holy Ghost not many days hence.
6 When they therefore were come together, they asked of him, saying, Lord, wilt thou at this time restore the kingdom to Israel?
7 And he said unto them, It is not for you to know times or seasons, which the Father hath put in his own power.
8 But ye shall receive power, when the Holy Ghost is come upon you: and ye shall be witnesses unto me both in Jerusalem, and in all Judæa and Samaria, and unto the uttermost part of the earth.
9 And when he had spoken these things, while they beheld, he was taken up; and a cloud received him out of their sight.
10 And while they looked stedfastly toward heaven as he went up, behold, two men stood by them in white apparel;
11 which also said, Ye men of Galilee, why stand ye gazing up into heaven? this Jesus, which is taken up from you into heaven, shall so come in like manner as ye have seen him go into heaven.
12 Then returned they unto Jerusalem from the mount called Olivet, which is from Jerusalem a sabbath day's journey.
13 And when they were come in, they went up into an upper room, where abode both Peter, and James, and John, and Andrew, Philip, and Thomas, Bartholomew, and Matthew, James the son of Alphæus, and Simon Zelotes, and Judas the brother of James.
14 These all continued with one accord in prayer and supplication, with the women, and Mary the mother of Jesus, and with his brethren.
15 And in those days Peter stood up in the midst of the disciples, and said, (the number of names together were about an hundred and twenty,)
16 Men and brethren, this scripture must needs have been fulfilled, which the Holy Ghost by the mouth of David spake before concerning Judas, which was guide to them that took Jesus.
17 For he was numbered with us, and had obtained part of this ministry.
18 Now this man purchased a field with the reward of iniquity; and falling headlong, he burst asunder in the midst, and all his bowels gushed out.
19 And it was known unto all the dwellers at Jerusalem; insomuch as that field is called in their proper tongue, Aceldama, that is to say, The field of blood.
20 For it is written in the book of Psalms, Let his habitation be desolate, and let no man dwell therein: and his bishoprick let another take.
21 Wherefore of these men which have companied with us all the time that the Lord Jesus went in and out among us,
22 beginning from the baptism of John, unto that same day that he was taken up from us, must one be ordained to be a witness with us of his resurrection.
23 And they appointed two, Joseph called Barsabas, who was surnamed Justus, and Matthias.
24 And they prayed, and said, Thou, Lord, which knowest the hearts of all men, shew whether of these two thou hast chosen,
25 that he may take part of this ministry and apostleship, from which Judas by transgression fell, that he might go to his own place.
26 And they gave forth their lots; and the lot fell upon Matthias; and he was numbered with the eleven apostles.

CHAPTER 2.

1 And when the day of Pentecost was fully come, they were all with one accord in one place.
2 And suddenly there came a sound from heaven as of a rushing mighty wind, and it filled all the house where they were sitting.
3 And there appeared unto them cloven tongues like as of fire, and it sat upon each of them.
4 And they were all filled with the Holy Ghost, and began to speak with other tongues, as the Spirit gave them utterance.
5 And there were dwelling at Jerusalem Jews, devout men, out of every nation under heaven.
6 Now when this was noised abroad, the multitude came together, and were confounded, because that every man heard them speak in his own language.
7 And they were all amazed and marvelled, saying one to another, Behold, are not all these which speak Galilæans?
8 And how hear we every man in our own tongue, wherein we were born?
9 Parthians, and Medes, and Elamites, and the dwellers in Mesopotamia, and in Judæa, and Cappadocia, in Pontus, and Asia,
10 Phrygia, and Pamphylia, in Egypt, and in the parts of Libya about Cyrene, and strangers of Rome, Jews and proselytes,
11 Cretes and Arabians, we do hear them speak in our tongues the wonderful works of God.
12 And they were all amazed, and were in doubt, saying one to another, What meaneth this?
13 Others mocking said, These men are full of new wine.
14 But Peter, standing up with the eleven, lifted up his voice, and said unto them, Ye men of Judæa, and all ye that dwell at Jerusalem, be this known unto you, and hearken to my words:
15 for these are not drunken, as ye suppose, seeing it is but the third hour of the day.
16 But this is that which was spoken by the prophet Joel;
17 And it shall come to pass in the last days, saith God, I will pour out of my Spirit upon all flesh: and your sons and your daughters shall prophesy, and your young men shall see visions, and your old men shall dream dreams:
18 and on my servants and on my handmaidens I will pour out in those days of my Spirit; and they shall prophesy:
19 and I will shew wonders in heaven above, and signs in the earth beneath; blood, and fire, and vapour of smoke:
20 the sun shall be turned into darkness, and the moon into blood, before that great and notable day of the Lord come:
21 and it shall come to pass, that whosoever shall call on the name of the Lord shall be saved.
22 Ye men of Israel, hear these words; Jesus of Nazareth, a man approved of God among you by miracles and wonders and signs, which God did by him in the midst of you, as ye yourselves also know:
23 him, being delivered by the determinate counsel and foreknowledge of God, ye have taken, and by wicked hands have crucified and slain:
24 whom God hath raised up, having loosed the pains of death: because it was not possible that he should be holden of it.
25 For David speaketh concerning him, I foresaw the Lord always before my face, for he is on my right hand, that I should not be moved:
26 therefore did my heart rejoice, and my tongue was glad; moreover also my flesh shall rest in hope:
27 because thou wilt not leave my soul in hell, neither wilt thou suffer thine Holy One to see corruption.
28 Thou hast made known to me the ways of life; thou shalt make me full of joy with thy countenance.
29 Men and brethren, let me freely speak unto you of the patriarch David, that he is both dead and buried, and his sepulchre is with us unto this day.
30 Therefore being a prophet, and knowing that God had sworn with an oath to him, that of the fruit of his loins, according to the flesh, he would raise up Christ to sit on his throne;
31 he seeing this before spake of the resurrection of Christ, that his soul was not left in hell, neither his flesh did see corruption.
32 This Jesus hath God raised up, whereof we all are witnesses.
33 Therefore being by the right hand of God exalted, and having received of the Father the promise of the Holy Ghost, he hath shed forth this, which ye now see and hear.
34 For David is not ascended into the heavens: but he saith himself, The Lord said unto my Lord, Sit thou on my right hand,
35 until I make thy foes thy footstool.
36 Therefore let all the house of Israel know assuredly, that God hath made that same Jesus, whom ye have crucified, both Lord and Christ.
37 Now when they heard this, they were pricked in their heart, and said unto Peter and to the rest of the apostles, Men and brethren, what shall we do?
38 Then Peter said unto them, Repent, and be baptized every one of you in the name of Jesus Christ for the remission of sins, and ye shall receive the gift of the Holy Ghost.
39 For the promise is unto you, and to your children, and to all that are afar off, even as many as the Lord our God shall call.
40 And with many other words did he testify and exhort, saying, Save yourselves from this untoward generation.
41 Then they that gladly received his word were baptized: and the same day there were added unto them about three thousand souls.
42 And they continued stedfastly in the apostles' doctrine and fellowship, and in breaking of bread, and in prayers.
43 And fear came upon every soul: and many wonders and signs were done by the apostles.
44 And all that believed were together, and had all things common;
45 and sold their possessions and goods, and parted them to all men, as every man had need.
46 And they, continuing daily with one accord in the temple, and breaking bread from house to house, did eat their meat with gladness and singleness of heart,
47 praising God, and having favour with all the people. And the Lord added to the church daily such as should be saved.

CHAPTER 3.

1 Now Peter and John went up together into the temple at the hour of prayer, being the ninth hour.
2 And a certain man lame from his mother's womb was carried, whom they laid daily at the gate of the temple which is called Beautiful, to ask alms of them that entered into the temple;
3 who seeing Peter and John about to go into the temple asked an alms.
4 And Peter, fastening his eyes upon him with John, said, Look on us.
5 And he gave heed unto them, expecting to receive something of them.
6 Then Peter said, Silver and gold have I none; but such as I have give I thee: In the name of Jesus Christ of Nazareth rise up and walk.
7 And he took him by the right hand, and lifted him up: and immediately his feet and ankle bones received strength.
8 And he leaping up stood, and walked, and entered with them into the temple, walking, and leaping, and praising God.
9 And all the people saw him walking and praising God:
10 and they knew that it was he which sat for alms at the beautiful gate of the temple: and they were filled with wonder and amazement at that which had happened unto him.
11 And as the lame man which was healed held Peter and John, all the people ran together unto them in the porch that is called Solomon's, greatly wondering.
12 And when Peter saw it, he answered unto the people, Ye men of Israel, why marvel ye at this? or why look ye so earnestly on us, as though by our own power or holiness we had made this man to walk?
13 The God of Abraham, and of Isaac, and of Jacob, the God of our fathers, hath glorified his Son Jesus; whom ye delivered up, and denied him in the presence of Pilate, when he was determined to let him go.
14 But ye denied the Holy One and the Just, and desired a murderer to be granted unto you;
15 and killed the Prince of life, whom God hath raised from the dead; whereof we are witnesses.
16 And his name through faith in his name hath made this man strong, whom ye see and know: yea, the faith which is by him hath given him this perfect soundness in the presence of you all.
17 And now, brethren, I wot that through ignorance ye did it, as did also your rulers.
18 But those things, which God before had shewed by the mouth of all his prophets, that Christ should suffer, he hath so fulfilled.
19 Repent ye therefore, and be converted, that your sins may be blotted out, when the times of refreshing shall come from the presence of the Lord;
20 and he shall send Jesus Christ, which before was preached unto you:
21 whom the heaven must receive until the times of restitution of all things, which God hath spoken by the mouth of all his holy prophets since the world began.
22 For Moses truly said unto the fathers, A prophet shall the Lord your God raise up unto you of your brethren, like unto me; him shall ye hear in all things whatsoever he shall say unto you.
23 And it shall come to pass, that every soul, which will not hear that prophet, shall be destroyed from among the people.
24 Yea, and all the prophets from Samuel and those that follow after, as many as have spoken, have likewise foretold of these days.
25 Ye are the children of the prophets, and of the covenant which God made with our fathers, saying unto Abraham, And in thy seed shall all the kindreds of the earth be blessed.
26 Unto you first God, having raised up his Son Jesus, sent him to bless you, in turning away every one of you from his iniquities.

CHAPTER 4.

1 And as they spake unto the people, the priests, and the captain of the temple, and the Sadducees, came upon them,
2 being grieved that they taught the people, and preached through Jesus the resurrection from the dead.
3 And they laid hands on them, and put them in hold unto the next day: for it was now eventide.
4 Howbeit many of them which heard the word believed; and the number of the men was about five thousand.
5 And it came to pass on the morrow, that their rulers, and elders, and scribes,
6 and Annas the high priest, and Caiaphas, and John, and Alexander, and as many as were of the kindred of the high priest, were gathered together at Jerusalem.
7 And when they had set them in the midst, they asked, By what power, or by what name, have ye done this?
8 Then Peter, filled with the Holy Ghost, said unto them, Ye rulers of the people, and elders of Israel,
9 if we this day be examined of the good deed done to the impotent man, by what means he is made whole;
10 be it known unto you all, and to all the people of Israel, that by the name of Jesus Christ of Nazareth, whom ye crucified, whom God raised from the dead, even by him doth this man stand here before you whole.
11 This is the stone which was set at nought of you builders, which is become the head of the corner.
12 Neither is there salvation in any other: for there is none other name under heaven given among men, whereby we must be saved.
13 Now when they saw the boldness of Peter and John, and perceived that they were unlearned and ignorant men, they marvelled; and they took knowledge of them, that they had been with Jesus.
14 And beholding the man which was healed standing with them, they could say nothing against it.
15 But when they had commanded them to go aside out of the council, they conferred among themselves,
16 saying, What shall we do to these men? for that indeed a notable miracle hath been done by them is manifest to all them that dwell in Jerusalem; and we cannot deny it.
17 But that it spread no further among the people, let us straitly threaten them, that they speak henceforth to no man in this name.
18 And they called them, and commanded them not to speak at all nor teach in the name of Jesus.
19 But Peter and John answered and said unto them, Whether it be right in the sight of God to hearken unto you more than unto God, judge ye.
20 For we cannot but speak the things which we have seen and heard.
21 So when they had further threatened them, they let them go, finding nothing how they might punish them, because of the people: for all men glorified God for that which was done.
22 For the man was above forty years old, on whom this miracle of healing was shewed.
23 And being let go, they went to their own company, and reported all that the chief priests and elders had said unto them.
24 And when they heard that, they lifted up their voice to God with one accord, and said, Lord, thou art God, which hast made heaven, and earth, and the sea, and all that in them is:
25 who by the mouth of thy servant David hast said, Why did the heathen rage, and the people imagine vain things?
26 The kings of the earth stood up, and the rulers were gathered together against the Lord, and against his Christ.
27 For of a truth against thy holy child Jesus, whom thou hast anointed, both Herod, and Pontius Pilate, with the Gentiles, and the people of Israel, were gathered together,
28 for to do whatsoever thy hand and thy counsel determined before to be done.
29 And now, Lord, behold their threatenings: and grant unto thy servants, that with all boldness they may speak thy word,
30 by stretching forth thine hand to heal; and that signs and wonders may be done by the name of thy holy child Jesus.
31 And when they had prayed, the place was shaken where they were assembled together; and they were all filled with the Holy Ghost, and they spake the word of God with boldness.
32 And the multitude of them that believed were of one heart and of one soul: neither said any of them that aught of the things which he possessed was his own; but they had all things common.
33 And with great power gave the apostles witness of the resurrection of the Lord Jesus: and great grace was upon them all.
34 Neither was there any among them that lacked: for as many as were possessors of lands or houses sold them, and brought the prices of the things that were sold,
35 and laid them down at the apostles' feet: and distribution was made unto every man according as he had need.
36 And Joses, who by the apostles was surnamed Barnabas, (which is, being interpreted, The son of consolation,) a Levite, and of the country of Cyprus,
37 having land, sold it, and brought the money, and laid it at the apostles' feet.

CHAPTER 5.

1 But a certain man named Ananias, with Sapphira his wife, sold a possession,
2 and kept back part of the price, his wife also being privy to it, and brought a certain part, and laid it at the apostles' feet.
3 But Peter said, Ananias, why hath Satan filled thine heart to lie to the Holy Ghost, and to keep back part of the price of the land?
4 Whiles it remained, was it not thine own? and after it was sold, was it not in thine own power? why hast thou conceived this thing in thine heart? thou hast not lied unto men, but unto God.
5 And Ananias hearing these words fell down, and gave up the ghost: and great fear came on all them that heard these things.
6 And the young men arose, wound him up, and carried him out, and buried him.
7 And it was about the space of three hours after, when his wife, not knowing what was done, came in.
8 And Peter answered unto her, Tell me whether ye sold the land for so much? And she said, Yea, for so much.
9 Then Peter said unto her, How is it that ye have agreed together to tempt the Spirit of the Lord? behold, the feet of them which have buried thy husband are at the door, and shall carry thee out.
10 Then fell she down straightway at his feet, and yielded up the ghost: and the young men came in, and found her dead, and, carrying her forth, buried her by her husband.
11 And great fear came upon all the church, and upon as many as heard these things.
12 And by the hands of the apostles were many signs and wonders wrought among the people; (and they were all with one accord in Solomon's porch.
13 And of the rest durst no man join himself to them: but the people magnified them.
14 And believers were the more added to the Lord, multitudes both of men and women.)
15 Insomuch that they brought forth the sick into the streets, and laid them on beds and couches, that at the least the shadow of Peter passing by might overshadow some of them.
16 There came also a multitude out of the cities round about unto Jerusalem, bringing sick folks, and them which were vexed with unclean spirits: and they were healed every one.
17 Then the high priest rose up, and all they that were with him, (which is the sect of the Sadducees,) and were filled with indignation,
18 and laid their hands on the apostles, and put them in the common prison.
19 But the angel of the Lord by night opened the prison doors, and brought them forth, and said,
20 Go, stand and speak in the temple to the people all the words of this life.
21 And when they heard that, they entered into the temple early in the morning, and taught. But the high priest came, and they that were with him, and called the council together, and all the senate of the children of Israel, and sent to the prison to have them brought.
22 But when the officers came, and found them not in the prison, they returned, and told,
23 saying, The prison truly found we shut with all safety, and the keepers standing without before the doors: but when we had opened, we found no man within.
24 Now when the high priest and the captain of the temple and the chief priests heard these things, they doubted of them whereunto this would grow.
25 Then came one and told them, saying, Behold, the men whom ye put in prison are standing in the temple, and teaching the people.
26 Then went the captain with the officers, and brought them without violence: for they feared the people, lest they should have been stoned.
27 And when they had brought them, they set them before the council: and the high priest asked them,
28 saying, Did not we straitly command you that ye should not teach in this name? and, behold, ye have filled Jerusalem with your doctrine, and intend to bring this man's blood upon us.
29 Then Peter and the other apostles answered and said, We ought to obey God rather than men.
30 The God of our fathers raised up Jesus, whom ye slew and hanged on a tree.
31 Him hath God exalted with his right hand to be a Prince and a Saviour, for to give repentance to Israel, and forgiveness of sins.
32 And we are his witnesses of these things; and so is also the Holy Ghost, whom God hath given to them that obey him.
33 When they heard that, they were cut to the heart, and took counsel to slay them.
34 Then stood there up one in the council, a Pharisee, named Gamaliel, a doctor of the law, had in reputation among all the people, and commanded to put the apostles forth a little space;
35 and said unto them, Ye men of Israel, take heed to yourselves what ye intend to do as touching these men.
36 For before these days rose up Theudas, boasting himself to be somebody; to whom a number of men, about four hundred, joined themselves: who was slain; and all, as many as obeyed him, were scattered, and brought to nought.
37 After this man rose up Judas of Galilee in the days of the taxing, and drew away much people after him: he also perished; and all, even as many as obeyed him, were dispersed.
38 And now I say unto you, Refrain from these men, and let them alone: for if this counsel or this work be of men, it will come to nought:
39 but if it be of God, ye cannot overthrow it; lest haply ye be found even to fight against God.
40 And to him they agreed: and when they had called the apostles, and beaten them, they commanded that they should not speak in the name of Jesus, and let them go.
41 And they departed from the presence of the council, rejoicing that they were counted worthy to suffer shame for his name.
42 And daily in the temple, and in every house, they ceased not to teach and preach Jesus Christ.

CHAPTER 6.

1 And in those days, when the number of the disciples was multiplied, there arose a murmuring of the Grecians against the Hebrews, because their widows were neglected in the daily ministration.
2 Then the twelve called the multitude of the disciples unto them, and said, It is not reason that we should leave the word of God, and serve tables.
3 Wherefore, brethren, look ye out among you seven men of honest report, full of the Holy Ghost and wisdom, whom we may appoint over this business.
4 But we will give ourselves continually to prayer, and to the ministry of the word.
5 And the saying pleased the whole multitude: and they chose Stephen, a man full of faith and of the Holy Ghost, and Philip, and Prochorus, and Nicanor, and Timon, and Parmenas, and Nicolas a proselyte of Antioch:
6 whom they set before the apostles: and when they had prayed, they laid their hands on them.
7 And the word of God increased; and the number of the disciples multiplied in Jerusalem greatly; and a great company of the priests were obedient to the faith.
8 And Stephen, full of faith and power, did great wonders and miracles among the people.
9 Then there arose certain of the synagogue, which is called the synagogue of the Libertines, and Cyrenians, and Alexandrians, and of them of Cilicia and of Asia, disputing with Stephen.
10 And they were not able to resist the wisdom and the spirit by which he spake.
11 Then they suborned men, which said, We have heard him speak blasphemous words against Moses, and against God.
12 And they stirred up the people, and the elders, and the scribes, and came upon him, and caught him, and brought him to the council,
13 and set up false witnesses, which said, This man ceaseth not to speak blasphemous words against this holy place, and the law:
14 for we have heard him say, that this Jesus of Nazareth shall destroy this place, and shall change the customs which Moses delivered us.
15 And all that sat in the council, looking stedfastly on him, saw his face as it had been the face of an angel.

CHAPTER 7.

1 Then said the high priest, Are these things so?
2 And he said, Men, brethren, and fathers, hearken; The God of glory appeared unto our father Abraham, when he was in Mesopotamia, before he dwelt in Charran,
3 and said unto him, Get thee out of thy country, and from thy kindred, and come into the land which I shall shew thee.
4 Then came he out of the land of the Chaldæans, and dwelt in Charran: and from thence, when his father was dead, he removed him into this land, wherein ye now dwell.
5 And he gave him none inheritance in it, no, not so much as to set his foot on: yet he promised that he would give it to him for a possession, and to his seed after him, when as yet he had no child.
6 And God spake on this wise, That his seed should sojourn in a strange land; and that they should bring them into bondage, and entreat them evil four hundred years.
7 And the nation to whom they shall be in bondage will I judge, said God: and after that shall they come forth, and serve me in this place.
8 And he gave him the covenant of circumcision: and so Abraham begat Isaac, and circumcised him the eighth day; and Isaac begat Jacob; and Jacob begat the twelve patriarchs.
9 And the patriarchs, moved with envy, sold Joseph into Egypt: but God was with him,
10 and delivered him out of all his afflictions, and gave him favour and wisdom in the sight of Pharaoh king of Egypt; and he made him governor over Egypt and all his house.
11 Now there came a dearth over all the land of Egypt and Chanaan, and great affliction: and our fathers found no sustenance.
12 But when Jacob heard that there was corn in Egypt, he sent out our fathers first.
13 And at the second time Joseph was made known to his brethren; and Joseph's kindred was made known unto Pharaoh.
14 Then sent Joseph, and called his father Jacob to him, and all his kindred, threescore and fifteen souls.
15 So Jacob went down into Egypt, and died, he, and our fathers,
16 and were carried over into Sychem, and laid in the sepulchre that Abraham bought for a sum of money of the sons of Emmor the father of Sychem.
17 But when the time of the promise drew nigh, which God had sworn to Abraham, the people grew and multiplied in Egypt,
18 till the time that another king arose, which knew not Joseph.
19 The same dealt subtilly with our kindred, and evil entreated our fathers, so that they cast out their young children, to the end they might not live.
20 In which time Moses was born, and was exceeding fair, and nourished up in his father's house three months:
21 and when he was cast out, Pharaoh's daughter took him up, and nourished him for her own son.
22 And Moses was learned in all the wisdom of the Egyptians, and was mighty in words and in deeds.
23 And when he was full forty years old, it came into his heart to visit his brethren the children of Israel.
24 And seeing one of them suffer wrong, he defended him, and avenged him that was oppressed, and smote the Egyptian:
25 for he supposed his brethren would have understood how that God by his hand would deliver them: but they understood not.
26 And the next day he shewed himself unto them as they strove, and would have set them at one again, saying, Sirs, ye are brethren; why do ye wrong one to another?
27 But he that did his neighbour wrong thrust him away, saying, Who made thee a ruler and a judge over us?
28 Intendest thou to kill me, as thou didst the Egyptian yesterday?
29 Then fled Moses at this saying, and was a stranger in the land of Madian, where he begat two sons.
30 And when forty years were expired, there appeared to him in the wilderness of mount Sina an angel of the Lord in a flame of fire in a bush.
31 When Moses saw it, he wondered at the sight: and as he drew near to behold it, the voice of the Lord came unto him,
32 saying, I am the God of thy fathers, the God of Abraham, and Isaac, and Jacob. Then Moses trembled, and durst not behold.
33 Then said the Lord to him, Put off thy shoes from thy feet: for the place whereon thou standest is holy ground.
34 I have seen, I have seen the affliction of my people which is in Egypt, and I have heard their groaning, and am come down to deliver them. And now come, I will send thee into Egypt.
35 This Moses whom they refused, saying, Who made thee a ruler and a judge? the same did God send to be a ruler and a deliverer by the hand of the angel which appeared to him in the bush.
36 He brought them out, after that he had shewed wonders and signs in the land of Egypt, and in the Red sea, and in the wilderness forty years.
37 This is that Moses, which said unto the children of Israel, A prophet shall the Lord your God raise up unto you of your brethren, like unto me; him shall ye hear.
38 This is he, that was in the church in the wilderness with the angel which spake to him in the mount Sina, and with our fathers: who received the lively oracles to give unto us:
39 to whom our fathers would not obey, but thrust him from them, and in their hearts turned back again into Egypt,
40 saying unto Aaron, Make us gods to go before us: for as for this Moses, which brought us out of the land of Egypt, we wot not what is become of him.
41 And they made a calf in those days, and offered sacrifice unto the idol, and rejoiced in the works of their own hands.
42 Then God turned, and gave them up to worship the host of heaven; as it is written in the book of the prophets, O ye house of Israel, have ye offered to me slain beasts and sacrifices by the space of forty years in the wilderness?
43 Yea, ye took up the tabernacle of Moloch, and the star of your god Remphan, figures which ye made to worship them: and I will carry you away beyond Babylon.
44 Our fathers had the tabernacle of witness in the wilderness, as he had appointed, speaking unto Moses, that he should make it according to the fashion that he had seen.
45 Which also our fathers that came after brought in with Jesus into the possession of the Gentiles, whom God drave out before the face of our fathers, unto the days of David;
46 who found favour before God, and desired to find a tabernacle for the God of Jacob.
47 But Solomon built him an house.
48 Howbeit the most High dwelleth not in temples made with hands; as saith the prophet,
49 Heaven is my throne, and earth is my footstool: what house will ye build me? saith the Lord: or what is the place of my rest?
50 Hath not my hand made all these things?
51 Ye stiffnecked and uncircumcised in heart and ears, ye do always resist the Holy Ghost: as your fathers did, so do ye.
52 Which of the prophets have not your fathers persecuted? and they have slain them which shewed before of the coming of the Just One; of whom ye have been now the betrayers and murderers:
53 who have received the law by the disposition of angels, and have not kept it.
54 When they heard these things, they were cut to the heart, and they gnashed on him with their teeth.
55 But he, being full of the Holy Ghost, looked up stedfastly into heaven, and saw the glory of God, and Jesus standing on the right hand of God,
56 and said, Behold, I see the heavens opened, and the Son of man standing on the right hand of God.
57 Then they cried out with a loud voice, and stopped their ears, and ran upon him with one accord,
58 and cast him out of the city, and stoned him: and the witnesses laid down their clothes at a young man's feet, whose name was Saul.
59 And they stoned Stephen, calling upon God, and saying, Lord Jesus, receive my spirit.
60 And he kneeled down, and cried with a loud voice, Lord, lay not this sin to their charge. And when he had said this, he fell asleep.

CHAPTER 8.

1 And Saul was consenting unto his death. At that time there was a great persecution against the church which was at Jerusalem; and they were all scattered abroad throughout the regions of Judæa and Samaria, except the apostles.
2 And devout men carried Stephen to his burial, and made great lamentation over him.
3 As for Saul, he made havock of the church, entering into every house, and haling men and women committed them to prison.
4 Therefore they that were scattered abroad went every where preaching the word.
5 Then Philip went down to the city of Samaria, and preached Christ unto them.
6 And the people with one accord gave heed unto those things which Philip spake, hearing and seeing the miracles which he did.
7 For unclean spirits, crying with loud voice, came out of many that were possessed with them: and many taken with palsies, and that were lame, were healed.
8 And there was great joy in that city.
9 But there was certain man, called Simon, which before time in the same city used sorcery, and bewitched the people of Samaria, giving out that himself was some great one:
10 to whom they all gave heed, from the least to the greatest, saying, This man is the great power of God.
11 And to him they had regard, because that of long time he had bewitched them with sorceries.
12 But when they believed Philip preaching the things concerning the kingdom of God, and the name of Jesus Christ, they were baptized, both men and women.
13 Then Simon himself believed also: and when he was baptized, he continued with Philip, and wondered, beholding the miracles and signs which were done.
14 Now when the apostles which were at Jerusalem heard that Samaria had received the word of God, they sent unto them Peter and John:
15 who, when they were come down, prayed for them, that they might receive the Holy Ghost:
16 (for as yet he was fallen upon none of them: only they were baptized in the name of the Lord Jesus.)
17 Then laid they their hands on them, and they received the Holy Ghost.
18 And when Simon saw that through laying on of the apostles' hands the Holy Ghost was given, he offered them money,
19 saying, Give me also this power, that on whomsoever I lay hands, he may receive the Holy Ghost.
20 But Peter said unto him, Thy money perish with thee, because thou hast thought that the gift of God may be purchased with money.
21 Thou hast neither part nor lot in this matter: for thy heart is not right in the sight of God.
22 Repent therefore of this thy wickedness, and pray God, if perhaps the thought of thine heart may be forgiven thee.
23 For I perceive that thou art in the gall of bitterness, and in the bond of iniquity.
24 Then answered Simon, and said, Pray ye to the Lord for me, that none of these things which ye have spoken come upon me.
25 And they, when they had testified and preached the word of the Lord, returned to Jerusalem, and preached the gospel in many villages of the Samaritans.
26 And the angel of the Lord spake unto Philip, saying, Arise, and go toward the south unto the way that goeth down from Jerusalem unto Gaza, which is desert.
27 And he arose and went: and, behold, a man of Ethiopia, an eunuch of great authority under Candace queen of the Ethiopians, who had the charge of all her treasure, and had come to Jerusalem for to worship,
28 was returning, and sitting in his chariot read Esaias the prophet.
29 Then the Spirit said unto Philip, Go near, and join thyself to this chariot.
30 And Philip ran thither to him, and heard him read the prophet Esaias, and said, Understandest thou what thou readest?
31 And he said, How can I, except some man should guide me? And he desired Philip that he would come up and sit with him.
32 The place of the scripture which he read was this, He was led as a sheep to the slaughter; and like a lamb dumb before his shearer, so opened he not his mouth:
33 in his humiliation his judgment was taken away: and who shall declare his generation? for his life is taken from the earth.
34 And the eunuch answered Philip, and said, I pray thee, of whom speaketh the prophet this? of himself, or of some other man?
35 Then Philip opened his mouth, and began at the same scripture, and preached unto him Jesus.
36 And as they went on their way, they came unto a certain water: and the eunuch said, See, here is water; what doth hinder me to be baptized?
37 And Philip said, If thou believest with all thine heart, thou mayest. And he answered and said, I believe that Jesus Christ is the Son of God.
38 And he commanded the chariot to stand still: and they went down both into the water, both Philip and the eunuch; and he baptized him.
39 And when they were come up out of the water, the Spirit of the Lord caught away Philip, that the eunuch saw him no more: and he went on his way rejoicing.
40 But Philip was found at Azotus: and passing through he preached in all the cities, till he came to Cæsarea.

CHAPTER 9.

1 And Saul, yet breathing out threatenings and slaughter against the disciples of the Lord, went unto the high priest,
2 and desired of him letters to Damascus to the synagogues, that if he found any of this way, whether they were men or women, he might bring them bound unto Jerusalem.
3 And as he journeyed, he came near Damascus: and suddenly there shined round about him a light from heaven:
4 and he fell to the earth, and heard a voice saying unto him, Saul, Saul, why persecutest thou me?
5 And he said, Who art thou, Lord? And the Lord said, I am Jesus whom thou persecutest: it is hard for thee to kick against the pricks.
6 And he trembling and astonished said, Lord, what wilt thou have me to do? And the Lord said unto him, Arise, and go into the city, and it shall be told thee what thou must do.
7 And the men which journeyed with him stood speechless, hearing a voice, but seeing no man.
8 And Saul arose from the earth; and when his eyes were opened, he saw no man: but they led him by the hand, and brought him into Damascus.
9 And he was three days without sight, and neither did eat nor drink.
10 And there was a certain disciple at Damascus, named Ananias; and to him said the Lord in a vision, Ananias. And he said, Behold, I am here, Lord.
11 And the Lord said unto him, Arise, and go into the street which is called Straight, and inquire in the house of Judas for one called Saul of Tarsus: for, behold, he prayeth,
12 and hath seen in a vision a man named Ananias coming in, and putting his hand on him, that he might receive his sight.
13 Then Ananias answered, Lord, I have heard by many of this man, how much evil he hath done to thy saints at Jerusalem:
14 and here he hath authority from the chief priests to bind all that call on thy name.
15 But the Lord said unto him, Go thy way: for he is a chosen vessel unto me, to bear my name before the Gentiles, and kings, and the children of Israel:
16 for I will shew him how great things he must suffer for my name's sake.
17 And Ananias went his way, and entered into the house; and putting his hands on him said, Brother Saul, the Lord, even Jesus, that appeared unto thee in the way as thou camest, hath sent me, that thou mightest receive thy sight, and be filled with the Holy Ghost.
18 And immediately there fell from his eyes as it had been scales: and he received sight forthwith, and arose, and was baptized.
19 And when he had received meat, he was strengthened. Then was Saul certain days with the disciples which were at Damascus.
20 And straightway he preached Christ in the synagogues, that he is the Son of God.
21 But all that heard him were amazed, and said, Is not this he that destroyed them which called on this name in Jerusalem, and came hither for that intent, that he might bring them bound unto the chief priests?
22 But Saul increased the more in strength, and confounded the Jews which dwelt at Damascus, proving that this is very Christ.
23 And after that many days were fulfilled, the Jews took counsel to kill him:
24 but their laying wait was known of Saul. And they watched the gates day and night to kill him.
25 Then the disciples took him by night, and let him down by the wall in a basket.
26 And when Saul was come to Jerusalem, he assayed to join himself to the disciples: but they were all afraid of him, and believed not that he was a disciple.
27 But Barnabas took him, and brought him to the apostles, and declared unto them how he had seen the Lord in the way, and that he had spoken to him, and how he had preached boldly at Damascus in the name of Jesus.
28 And he was with them coming in and going out at Jerusalem.
29 And he spake boldly in the name of the Lord Jesus, and disputed against the Grecians: but they went about to slay him.
30 Which when the brethren knew, they brought him down to Cæsarea, and sent him forth to Tarsus.
31 Then had the churches rest throughout all Judæa and Galilee and Samaria, and were edified; and walking in the fear of the Lord, and in the comfort of the Holy Ghost, were multiplied.
32 And it came to pass, as Peter passed throughout all quarters, he came down also to the saints which dwelt at Lydda.
33 And there he found a certain man named Æneas, which had kept his bed eight years, and was sick of the palsy.
34 And Peter said unto him, Æneas, Jesus Christ maketh thee whole: arise, and make thy bed. And he arose immediately.
35 And all that dwelt at Lydda and Saron saw him, and turned to the Lord.
36 Now there was at Joppa a certain disciple named Tabitha, which by interpretation is called Dorcas: this woman was full of good works and almsdeeds which she did.
37 And it came to pass in those days, that she was sick, and died: whom when they had washed, they laid her in an upper chamber.
38 And forasmuch as Lydda was nigh to Joppa, and the disciples had heard that Peter was there, they sent unto him two men, desiring him that he would not delay to come to them.
39 Then Peter arose and went with them. When he was come, they brought him into the upper chamber: and all the widows stood by him weeping, and shewing the coats and garments which Dorcas made, while she was with them.
40 But Peter put them all forth, and kneeled down, and prayed; and turning him to the body said, Tabitha, arise. And she opened her eyes: and when she saw Peter, she sat up.
41 And he gave her his hand, and lifted her up, and when he had called the saints and widows, presented her alive.
42 And it was known throughout all Joppa; and many believed in the Lord.
43 And it came to pass, that he tarried many days in Joppa with one Simon a tanner.

CHAPTER 10.

1 There was a certain man in Cæsarea called Cornelius, a centurion of the band called the Italian band,
2 a devout man, and one that feared God with all his house, which gave much alms to the people, and prayed to God always.
3 He saw in a vision evidently about the ninth hour of the day an angel of God coming in to him, and saying unto him, Cornelius.
4 And when he looked on him, he was afraid, and said, What is it, Lord? And he said unto him, Thy prayers and thine alms are come up for a memorial before God.
5 And now send men to Joppa, and call for one Simon, whose surname is Peter:
6 he lodgeth with one Simon a tanner, whose house is by the sea side: he shall tell thee what thou oughtest to do.
7 And when the angel which spake unto Cornelius was departed, he called two of his household servants, and a devout soldier of them that waited on him continually;
8 and when he had declared all these things unto them, he sent them to Joppa.
9 On the morrow, as they went on their journey, and drew nigh unto the city, Peter went up upon the house top to pray about the sixth hour:
10 and he became very hungry, and would have eaten: but while they made ready, he fell into a trance,
11 and saw heaven opened, and a certain vessel descending unto him, as it had been a great sheet knit at the four corners, and let down to the earth:
12 wherein were all manner of four-footed beasts of the earth, and wild beasts, and creeping things, and fowls of the air.
13 And there came a voice to him, Rise, Peter; kill, and eat.
14 But Peter said, Not so, Lord; for I have never eaten any thing that is common or unclean.
15 And the voice spake unto him again the second time, What God hath cleansed, that call not thou common.
16 This was done thrice: and the vessel was received up again into heaven.
17 Now while Peter doubted in himself what this vision which he had seen should mean, behold, the men which were sent from Cornelius had made inquiry for Simon's house, and stood before the gate,
18 and called, and asked whether Simon, which was surnamed Peter, were lodged there.
19 While Peter thought on the vision, the Spirit said unto him, Behold, three men seek thee.
20 Arise therefore, and get thee down, and go with them, doubting noth

Wie drängt ſich da, die Prieſter an der Spitze,
Dem Sieger zu des Volkes mächt'ger Hauf',
Bald hier- bald dorthin eilt in froher Hitze
Der Ritter Schaar in unſtät wirrem Lauf,
Giſelden doch, bei ſchreckenvollem Harren,
Will alles Blut in ihren Adern ſtarren.

Nicht lange währt's, als, wie vom Sturm verſchlagen,
Des Volkes Strom zurücke wieder ſchwillt,
Und Ulf erſcheint, halb ſchreitend, halb getragen,
Die Miene kühn, das Auge ſtolzerfüllt,
Und prangend läßt den Schild er hochauf ragen,
Den ſeine aufgelöſ'te Schärp' umhüllt,
Und naht ſich ſo, umjauchzt von Jubelrufen,
Umrauſcht von Lob, des Thrones hohen Stufen.

Der König eilt herab, ihn zu umſchließen —
„Willkommen, hoch willkommen, junger Held!"
Er ruft's, und ſeine Freudenthränen fließen,
Sein Herz erpocht, von Luſt emporgeſchwellt;
Das Volk, es hört nicht auf mit Jubelgrüßen,
Die Harfen klingen, die Drommete gellt,
Giſelda doch liegt ſtarr und bleich am Thurme,
Die zarte Blume, hingeknickt vom Sturme.

Und Ulf erhebt ſich jetzt mit ſolcher Rede:
„Nun, königlicher Herr, es iſt vollbracht.
Ich bringe dir aus grauſenhafter Fehde
Den Schild zurück, mit ihm die alte Macht;
Mein Kampfgefährte endete ſo ſchnöde,
Daß ich zu ſiegen ſelbſt nicht mehr gedacht —
Empfangt, ihr Prieſter, hier die Siegeszeichen,
Mit heil'ger Hand dem König ſie zu reichen."

Das Haupt des Rieſen gibt er ſammt dem Schilde
Entſchleiert in der Prieſter fromme Hand:
Was ſteht da plötzlich, wie ein Steingebilde,
Der König ſtarr — die Miene ſtraff geſpannt?
Was ſtiert der Prieſter Blick ſo graß und wilde,
Was hüllen ſie das Haupt in ihr Gewand,
Und rufen zu des Königs tiefen Stöhnen
Ein furchtbar „Weh!" in grauſen Jammertönen?

„Was iſt's, was iſt's?" ſo ruft's von allen Seiten,
Und Ulf entſetzt: „Was faßt euch für ein Wahn?"
Die Prieſter aber weit die Arme breiten,
Und heben hoch den blanken Schild hinan,
Und jammern auf: „Was half's, ihn zu erbeuten,
Er frommt uns nicht, es fehlt der Talisman,
Der Diamant, durch den er Kraft bekommen,
O ſeht! o ſeht! ſein Licht iſt ausgeglommen!"

Und alles Volk erblickt nun mit Entſetzen
In Schildes Mitte den verglühten Stein,
Und jeglich Auge bittre Thränen netzen,
Und Jeder ſtimmt zum Weh der Prieſter ein;
Zuletzt zerſtreun ſich All' von ihren Plätzen,
Heim wandert Jeder trauernd und allein,
Auch Ulf verläßt mit ſtarkem Schritt die Stelle,
Im Herzen kocht ihm eine ganze Hölle.

Den König aber führen heim die Seinen,
Erſt geht er ſtill, dann bricht er aus und ruft:
„O Götter, keinen Tag mehr laßt mir ſcheinen;
Zu ew'ger Nacht verdichtet mir die Luft,
Und ungeſehn will ich mich elend weinen,
Hinunter weinen in der Väter Gruft,
Der Erſte meines Stammes, der in Schande
Mit greiſem Haupte ſtürzt vom Grabesrande!"

Und ohne Labungstrank und ohne Speiſe,
Berathend ob des göttlichen Gerichts,
Durch deſſen Spruch ſo wunderbarer Weiſe
Erloſchen im Demant der Strahl des Lichts,
Verweilt die Nacht er in der Prieſter Kreiſe,
Sie rathen lange und errathen nichts,
Bis ſie zuletzt ein Opferfeſt beſchließen,
Sobald der Tag die Erde würde grüßen.

Indeſſen tobt und raſ't in ihrer Halle
Giſelda, ihrer Sinne nicht bewußt,
Die Wölbung tönt von ihres Jammers Schalle,
Sie reißt ihr leicht Gewand, ſie ſchlägt die Bruſt;
Bald ſinkt ſie hin, dann hebt ſie ſich vom Falle,
Und lacht empor, als wär' ihr Herz voll Luſt,
Bald ſtarrt ſie brütend hin, das Auge trocken,
Bald ſchreit ſie auf, und rauft die weichen Locken.

Schon faßte ſie den Dolch, ſich zu durchbohren,
Die Zofen doch entriſſen ihr den Stahl,
Sie nöth'gen ſie zum Sitz, und, tiefverloren
In dumpfes Sinnen, ſitzt ſie ſtarr und fahl;
Doch hat die Glut darum nicht ausgegohren,
Auf ſpringt ſie, faßt den Dolch zum zweiten Mal,
Doch ihr entreißen ihn die Zofen wieder,
Und drücken kräftig ſie auf's Lager nieder.

Vergebens iſt der Troſt aus mildem Munde,
Kein Flehen, kein Beſchwören bringt Gewinn,
Ach, Worte heilen keine Herzenswunde,
Kein Balſam iſt für den zerſtörten Sinn;
Sie wüthet fort, bis daß die letzte Stunde
Der dunkeln Nacht ſchon zieht am Himmel hin,
Und der Erſchöpften matte, glüh'nde Augen,
Vom Schlaf beſiegt, der Ruhe Labung ſaugen.

Es ſinkt ihr Haupt in die gerungnen Arme,
Und ſchlaffer wird die Sehne, ſtill das Blut,
Der Puls wird ſtill, das ſchrecklich warme,
Schon leiſer pocht es in gedämpfter Glut;
Die Seele nur, erſchüttert noch vom Harme,
Nur Phantaſie, die gaukelnde, nicht ruht,
Und eilig flieht ſie mit Giſelda's Sinnen,
Aus ihr heraus ſie führend, weit von hinnen.

Giſelden däucht, ſie werde fortgeleitet
Von unſichtbarer Hand durch eine Au;
Dann liegt ein mächtig Blachfeld ausgebreitet,
Gleich einer Steppe, unfruchtbar und rauh;
Der Himmel ſelbſt, der ſich darüber ſpreitet,
Iſt, wie die weite Eb'ne drunten, grau,
Der Boden rings von dieſem öden Lande
Iſt hoch bedeckt mit feinem Staub und Sande.

So weit ſie vor- und rückwärts möge ſpähen,
Iſt rings derſelbe öde todte Raum,
Beſchränkt von keinem Thal, von keinen Höhen,
Erreicht das müde Aug' ein Ende kaum;
Kein lebend Weſen iſt ringsum zu ſehen,
Kein Halm erhebt ſich rings, kein Strauch, kein Baum,
Immitten nur erblickt ſie ein Gemäuer,
An Höh' gering, an Breite ungeheuer.

Da iſt's, als wenn ihr eine Stimme riefe:
„Giſelda, geh' zu jener Mauer Rand,
Und blickſt du dort herunter in die Tiefe,
Wird plötzlich all dein Kummer dir entwandt!"
Ihr iſt, als ob ſie eilig weiter liefe,
Schon auf die Mauer ſtützt ſie ihre Hand,
Schon neigt ſie ſich herunter von der Trümmer,
Und ſieht hinab, und ſpäht und ſpähet immer.

Mit einem Mal erfüllet das Gemäuer
Mit flücht'gem Schweben leichter Nebelſchein,
Und dämmernd weicht es üb'rall, wie ein Schleier,
Wie Mondlicht dringt es in die Tiefe ein,
Ihr Auge blickt nun ſicherer und freier
Die Kluft hindurch und bis zum Grund hinein,
Dort ſieht ſie Strahlenglanz am Boden flirren,
Und hierhin bald, bald wieder dorthin irren.

Und nun gewahrt ſie, daß dieß irr' Geſtrahle
Von einer Rüſtung kommt, die unten ruht,
Ein Ritter liegt, umfügt von blankem Stahle,
Am Grunde hingeſtreckt, in ſeinem Blut;
Sein ſtarres Angeſicht, das leichenfahle,
Bedeckt des gold'nen Haares dichte Flut,
Er regt ſich nicht, er iſt wohl eine Leiche,
Und ſeine Seele ſchon im Geiſterreiche.

Da tönet unten plötzlich eine Stimme,
Als ſchalle ſie aus tiefem Fels hervor:
„Auf, helft ihm, den der Feind, in ſeinem Grimme,
Zum Opfer ſeiner Herrſchbegier erkohr!
Noch möglich iſt's, daß neues Leben glimme
Aus der zerſchlag'nen, blut'gen Bruſt empor,
Wir Kleinen wollen ſanft und ſüß ihn betten;
Vielleicht gelingt's, den Edlen noch zu retten!"

Und wie dieß tönt, da theilen ſich die Wände,
Und aus dem Riſſe quillt ein blendend Licht;
Ein zwergig Männlein ſchlüpft herein behende,
Mit weißem Bart, mit lächelndem Geſicht,
Ein Demantgürtel ſchließt um ſeine Lende,
Die Haare eine goldne Kron' durchflicht;
Den Silberzepter hat er hoch geſchwungen,
Ein Purpurmantel hält den Leib umſchlungen.

Ihm folgen viele winzige Geſtalten,
Ein' Lämpchen flammt in einer Jeden Hand;
Sie drehn ſich eilig mit geſchäft'gem Walten;
Die Leuchten hängen Viele an die Wand,
Den Ritter mühn ſie ſich emporzuhalten,
Und And're löſen ihm des Panzers Band;
Noch Andre bringen Waſſer klar und helle,
Und Moos, für eine Lagerſtatt, zur Stelle.

Sie ziehn den Starren nun zum weichen Pfühle,
Sie rütteln ihn, ſie waſchen Glied um Glied,
Sie reiben ihm die Stirn, die todeskühle,
Sie ſalben ſeine Wunden, nimmer müd',
Am Herzen horchen ſie, ob nicht Gefühle
In den verglühten Buſen wieder zieht,
Und pflegen ſorgſam ihn auf alle Weiſe,
Und trippeln um ihn her und ſingen leiſe:

„Wir Gnomen, wir lieben,
Das Mitleid zu üben;
Wir helfen dem Trüben,
Dem Leidenden gern;
Und wem nur nicht grauet,
Und wer uns vertrauet,
Der ſuchet, der ſchauet
Die Hülfe nicht fern.

Uns liegen Arzneien,
Die Kraft zu erneuen
Dem Guten und Treuen
In blinkendem Schacht.
Und was wir beſitzen,
Wir müſſen es nützen,
Den Frommen zu ſchützen
Durch himmliſche Macht!“

Kaum hat das Lied, das freundliche, geendet,
Da ſtreckt der Ritter ſeine Rechte dar;
Er athmet auf, er regt ſich — ſtaunend ſendet
Den Blick er ringsum in der Gnomen Schaar;
Und wie das Angeſicht er rückwärts wendet,
Erkennt Giſelda ihren Waldemar. —
Auf ſchreit ſie, — und der Traum, er iſt zerronnen
Mit allem Glanz, mit allen ſeinen Wonnen.

Vom Lager ſpringt ſie auf, noch ſteht ſie irre,
Befangen von dem zaub'riſchen Geſicht,
Ans Fenſter eilt ſie, ſieht, wie mit Geflirre,
Die Sonne Bahn ſich aus den Wellen bricht.
Der Vögel Chor in ſchallendem Gewirre
Begrüßet das erſehnte neue Licht;
Die Bäume rauſchen und die Lüfte wehen
Den Thau vom Gras, den Nebel von den Höhen.

Da hebt gen Himmel ſie, bewegt, die Hände, —
„Du, ew'ger Geiſt, der aus der Sonne blickt,
Der, was er ſchuf, vom Anbeginn zum Ende,
Erhielt, vermehrte, ſegnet und beglückt, —
Ich fühl's, du biſt's, zu dem ich jetzt mich wende,
Der das Geſicht, das ſel'ge, mir geſchickt;
Ich fühl's am Tag, der neu die Welt entzündet,
Du haſt im Traum die Wahrheit mir verkündet!“

Ihr Auge leuchtet auf, vom Hoffnungsſtrahle
Geröthet, glänzt die bleiche Wange neu.
Sie eilt hinab, wo ſchon beim Opfermahle
Die Prieſter betend ſtehn; ſie eilt herbei,
Den König zieht ſie fort zum ſtillen Saale,
Bekennt ihm dort, mit jungfraulicher Scheu,
Wie ſie ſeit lange Waldemar ſchon liebte,
Wie ihre Seele ſich um ihn betrübte.

Den Traum erzählt ſie dann, in haſt'ger Eile,
Und fleht: „O theurer Vater, ordne gleich,
Daß alle ſich verſammeln ohne Weile,
Die angeſehn und groß in deinem Reich;
Dann folget mir — gleich einem ſich'ren Pfeile,
Der nach dem Ziele ſchwirrt, geleit' ich euch,
Das Räthſel löſend, hin auf ſchnellen Wegen,
Zur Rettung mir, dem Land und dir zum Segen.“

Doch ordne auch, daß nicht der Sieger fehle,
Daß Ulf auch mit ſey in dem ſelt'nen Zug;
Ich ahne Böſes, ſchwarz iſt ſeine Seele,
Sein Herz zu jeder Schandthat hart genug.
Er folge mit dem Schilde mir, doch hehle
Den Zweck des Zuges ihm mit leichtem Trug.
Die Götter ſind mit mir, ich darf es hoffen!
In wenig Stunden liegt das Wunder offen!

Der König läßt ſein Machtgebot ergehen,
Erfüllt von ſüßen Glaubens neuem Licht;
Und als verſammelt die Berufnen ſtehen,
Tritt feierlich er unter ſie und ſpricht:
„Was hundert ſcharfe Augen oft nicht ſehen,
Erblickt der reinen Unſchuld klar Geſicht;
Und was nicht weiſer Rath vermag zu löſen,
Thut oft ſich kund dem unbedachten Weſen.

Ein Traum wies meiner Tochter eine Stelle,
Dort hinter jenen Wäldern, wo, den Groll
Der Götter ſühnend, auf zur Himmelsſchwelle
Der Rauch von unſrem Opfer ſteigen ſoll.
Dann, ſprach der Traum, erglänzet doppelhelle,
Des Schildes Diamant, und ſegenvoll
Wird das verlaſſ'ne Land hinfort gedeihen,
Und alles Heil ſich, alle Luſt erneuen.

Drum laßt zum Zuge eilig uns bereiten;
Zu frühe nicht wird ſolch ein Glück gewährt.
Giſelda wird uns nach der Stelle leiten,
Wie ſie der Traum, der himmliſche, gelehrt.
Der Sieger mit dem Schild ſoll uns begleiten,
Ihm lohn' ich herrlich dann ſein tapfres Schwert!“
Er ſpricht es, und Giſelda kommt mit Prangen,
Gar feſtlich ausgeſchmückt, einhergegangen.

Da ordnet ſich der Zug in einzlne Schaaren,
Giſelda ſchreitet königlich voran,
Ihr folget Ulf; in rauſchenden Talaren,
Schließt ſich der Prieſter lange Reihe an.
Dann geht der greiſe König, und, in Paaren,
Der Hauf der ſchmucken Ritter hinterdran.
Den Zug beſchließen Diener, Roß und Wagen,
Und Knaben, die Geräth zum Opfer tragen.

Giſelda, die den Weg hier, dort Geſträuche,
Die Wieſe da, die noch ſo üppig blüht,
Die Quelle an dem Pfad, und dort die Eiche,
Wie ſie's im Traum erblickte, wieder ſieht,
Entladet ihre Bruſt, die wonnereiche,
Nun in ein herrlich klingend heilig Lied;
Und wie die Prieſter es und Ritter hören,
Da ſtimmen ſie dazu in vollen Chören.

Fort geht der Zug, durch Au'n und ſchatt'ge Haine,
Bis plötzlich auf der dunkle Forſt ſich thut,
Und vor den Blicken, weit in grauem Scheine,
Die öde Eb'ne, fern ſich dehnend, ruht.
Da ſinkt Giſelda knieend hin am Raine.
Und jubelt auf, erfüllt von ſel'gem Muth:
„Ich bin am Ziel, darnach ſo heiß ich ſtrebte;
Glück auf! der Traum wird wahr, dieß iſt die Stätte!“

Entzückend tönt der Jubelruf für Alle,
Den finſtern Ulf nur grauſer Schreck erfaßt,
Wohl ahnt er nichts von ſeinem nahen Falle,
Sein Herz doch zittert ohne Ruh und Raſt.
Fort muß er mit der Andern dichtem Schwalle,
Giſelden folgend, die, gedrängt von Haſt,
Von Sehnſucht glühend, mit verſtärktem Schritte
Den Trümmern zueilt in der Eb'ne Mitte.

Schon ſteht ſie dort, ſie faſſet Ulf am Arme,
Vernichtet ſcheint er, ſeine Wang' erbleicht,
Sie aber ruft dem zugedrängten Schwarme:
„Das Ziel des Traums, der Wahrheit, iſt erreicht!
Mich zu befrein und euch von ſchwerem Harme,
Mit einem einz'gen Worte kann ich's leicht!“
Sie ſagt's und neigt ſich von der Mauer nieder,
Ruft: „Waldemar!“ und mächtig hallt es wieder.

Mathematical Reviews
Vol. 1, No. 3, March, 1940

Book Reviews

Bernstein, Sergei. Sur l'ordre de la meilleure approximation des fonctions continues par des polynômes de degré donné. Mémoires de l'Académie Royale de Belgique, Classe des Sciences, (2), vol. 4 (1912), 104 pp.

Bernstein, Sergei. Leçons sur les propriétés extrémales et la meilleure approximation des fonctions analytiques d'une variable réelle. Paris, Gauthier-Villars, 1926, 220 pp.

Bernstein, Sergei. Sur la meilleure approximation de $|x|^p$ par des polynômes de degrés très élevés. Bulletin de l'Académie des Sciences de l'URSS, (7), 1938, 169–190.

Bernstein, Sergei. Sur la meilleure approximation de $|x|$ par des polynômes de degrés donnés. Acta Mathematica, vol. 71 (1939), 1–103.

Bernstein, Sergei. Sur la meilleure approximation de $|x|^p$ par des polynômes de degrés très élevés. Bulletin de l'Académie des Sciences de l'URSS, (8), 1938, 1017–1049.

Bernstein, Sergei. Sur la meilleure approximation de $|x|^p$ par des polynômes de degrés très élevés. Bulletin de l'Académie des Sciences de l'URSS, (9), 1938, 1025–1050.

Bernstein, Sergei. Sur la meilleure approximation de $|x|^p$ par des polynômes de degrés très élevés. Bulletin de l'Académie des Sciences de l'URSS, (10), 1938, 1197–1221.

Bernstein, Sergei. Sur la meilleure approximation de $|x|^p$ par des polynômes de degrés très élevés. Bulletin de l'Académie des Sciences de l'URSS, (11), 1938, 1377–1407.

Bernstein, Sergei. Sur la meilleure approximation de $|x|^p$ par des polynômes de degrés très élevés. Bulletin de l'Académie des Sciences de l'URSS, (12), 1938, 1513–1543.

Bernstein, Sergei. Sur la meilleure approximation de $|x|^p$ par des polynômes de degrés très élevés. Bulletin de l'Académie des Sciences de l'URSS, (13), 1938, 1605–1635.

Bernstein, Sergei. Sur la meilleure approximation de $|x|^p$ par des polynômes de degrés très élevés. Bulletin de l'Académie des Sciences de l'URSS, (14), 1938, 1637–1663.

Bernstein, Sergei. Sur la meilleure approximation de $|x|^p$ par des polynômes de degrés très élevés. Bulletin de l'Académie des Sciences de l'URSS, (15), 1938, 1665–1691.

Bernstein, Sergei. Sur la meilleure approximation de $|x|^p$ par des polynômes de degrés très élevés. Bulletin de l'Académie des Sciences de l'URSS, (16), 1938, 1693–1719.

Bernstein, Sergei. Sur la meilleure approximation de $|x|^p$ par des polynômes de degrés très élevés. Bulletin de l'Académie des Sciences de l'URSS,

oft viel Unglück gehabt hatte, nicht beim Feldbau und bei der Viehzucht, sondern beim Faro und Grobhaus.

Die Frau Kammerjunkerin fand sich in ihr Schicksal mit möglichstem Anstande; und wenn sie auch aufhören mußte, auf eine vornehme Weise zu leben: so that sie deswegen doch nicht darauf Verzicht, vornehme Gesinnungen zu äußern. Sie betheuerte allen ihren stiftsfähigen Freundinnen, der Verlust ihres schönsten Hofes würde ihr sehr wenig schmerzhaft seyn, wenn er nur wieder das Eigenthum irgend einer stiftsfähigen Familie geworden wäre; und als der bürgerliche Regierungsrath zum ersten Male den Frühling dort genießen wollte, nahm sie nicht allein für ihre eigene Person die zweckmäßigsten Maßregeln, mit dem neuen Nachbar in keine Gemeinschaft zu kommen, sondern sie gab auch deshalb ihrer Dienerschaft die gemessensten Befehle; und mit Junker Rudolph, ihrem einzigen Söhnlein, nahm sie ein besonderes Exercitium vor, um ihm die vornehmen Manieren recht geläufig zu machen, mit denen er die etwaigen, höflichen Annäherungen gewisser Leute von sich abzuwehren habe.

Alle diese Anstalten schienen indeß nicht nöthig gewesen zu seyn; denn der Regierungsrath hielt sich und die Seinigen von selbst in bescheidener Entfernung von seiner nächsten Nachbarin, ohne daß es ihm deshalb an gesellschaftlichem Verkehr gefehlt hätte. Er galt für einen Mann von bedeutendem Einfluß in der Residenz; er war ein unterhaltender Gesellschafter; er war gastfrei, er führte einen sehr guten Tisch, und er geizte ganz und gar nicht mit seinem vortrefflichen Weine: es fehlte ihm also keineswegs an vornehmen Gästen mit Ordenskreuzen und Kammerherrn-Schlüsseln.

Als die Frau Kammerjunkerin dieses ein Paar Sommer hindurch, erst mit großem, und dann mit immer geringerem Erstaunen, beobachtet hatte, konnte sie nicht länger unterlassen, auch ein wenig mit dem Strome zu schwimmen; und um nicht inconsequent zu erscheinen, setzte sie es sich und ihrem Rudolph von Zeit zu Zeit aus einander, daß man den Regierungsrath gewissermaßen für nobilitirt könnte gelten lassen, erstens, weil er ein so altadeliges Rittergut besitze, und zweitens, weil er ein adeliges Amt bekleide.

Dem Junker Rudolph, der nun schon bei einem Dragonerregimente in Reihe und Glied gestellt war, kam diese neue Lehre gar nicht ungelegen, denn er litt bei seinem Urlaub, trotz der vielfältigen Liebkosungen seiner Mutter, und trotz des vertraulichen Umgangs mit seinem Reitklepper, gar gewaltig an Langerweile. Er sehnte sich daher mit ganzer Seele nach anderweitiger gesellschaftlicher Zerstreuung, wo er seine Uniform und seine kleine Galanterie zeigen und nebenbei seinem äußerst gesunden Appetit bei etwas Besserem, als der gewöhnlichen Hausmannskost freies Spiel lassen könne. Der große Tag erschien, und der stattliche Junker saß während des Schmauses in der vollen Pracht und Glorie seiner knappen Uniform und seines weißen Milchbarts neben Sophien, der aufblühenden Tochter vom Hause, deren bürgerliche Geburt er gänzlich übersah und vergaß, nicht sowohl wegen ihrer leiblichen Schönheit und geistigen Anlagen, als vielmehr wegen der Menge von herrlichen Speisen und Getränken, welche ihn dermaßen ergötzten und beschäftigten, daß ihm zum Betrachten und Unterhalten seiner Nachbarin wenig oder gar keine Zeit übrig blieb. Doch als er recht durch und durch satt war, und, ungeachtet seines besten Willens, nichts mehr genießen konnte, erinnerte er sich dankbar der Verdienste, welche Sophie sich um ihn durch freundliches Nöthigen zum Zulangen erworben hatte, und gewissenhaft setzte er nun alle ihm zu Gebote stehenden Künste der Galanterie in Bewegung. Er erzählte von Bällen und Duellen, denen er in der Garnison schon beigewohnt, schilderte mit Enthusiasmus die Schönheit der Pferde und der Töchter seines Obristen, und setzte zuletzt den ganzen Schatz seiner Ehre zum Pfande, daß die eine der Letzteren, und zwar die nämliche, um welche sich noch kürzlich erst zwei Kornets, zur Probe, wer von Beiden am verliebtesten in sie sei, auf Tod und Leben geschlagen hätten, Sophien so ähnlich sei, als ob sie ihr aus den Augen geschnitten wäre.

Sophie wollte ihm das nicht glauben, weil ihr bis dahin noch kein Mensch gesagt hatte, daß sie schön sei. Ihre Gouvernante, die oft gerade das Gegentheil geäußert hatte, sollte den Streit entscheiden. Da erschrack der Junker, und wußte dem Unwillen der Gouvernante keine bessere Entschuldigung entgegen zu setzen, als die Versicherung, daß er nur gescherzt habe. Sobald er aber mit Sophien wieder einmal allein war, schwur er ihr hoch und theuer, daß seine erste Aussage sein vollkommenster Ernst gewesen sei, und damit sie sich von der Wahrheit derselben mit eignen Augen überzeugen möchte, drückte er ihr ein niedliches Taschenetuis mit einem kleinen Spiegel in die Hand, zum recht nahen und genauen Betrachten ihres Gesichtchens, wenn die großen Wandspiegel in den Zimmern ihres Hauses ihr etwa zu hoch hingen.

Sophie war hoch erfreut über das allerliebste Geschenk, und betrachtete sogleich ihr Gesicht recht gewissenhaft in dem kleinen Spiegel, um zu sehen, ob Rudolph oder die Gouvernante recht habe. Ehe sie indessen hierüber noch mit sich einig werden konnte, hatte die Gouvernante schon das grausame Urtheil ausgesprochen, daß ein so gefährliches Geschenk nicht behalten werden dürfe; und ohne Barmherzigkeit ward es in die Hände, aus denen es gekommen war, wieder zurück geschickt.

Bei der nächsten Zusammenkunft ließ es der Junker nicht undeutlich merken, daß sein Herz gekränkt und seine Ehre beleidigt sei. Die Gouvernante that freilich, als ob sie hievon nichts merke; aber Sophiens Gutmüthigkeit ergriff die erste Gelegenheit, die sich ihr darbot, um ihm zu sagen, daß sein Geschenk ihr recht viele Freude gemacht, und daß es ihr sehr leid gethan habe, ihn durch die Zurückgabe desselben kränken zu müssen.

Nun hielt der Junker eine gar schöne Rede gegen die Kabalen des Neides, der sich mit seinem tyrannischen Scepter und seinen Basiliskenklauen zwischen sympathisirende Herzen werfe, um sie von einander zu reißen und auf das Grausamste zu zerfleischen. Die tragischen Gesten, welche er hiezu machte, bestanden theils aus einigen kühnen Griffen an das Gefäß seines Säbels, theils aus einigen tüchtigen Schlägen, die er mit geballter Faust gegen seine Stirn that. Sophie verstand von Allem nichts, und lief verschüchtert mit der Nachricht zu ihrer Gouvernante, daß der Junker ganz gewaltig betrunken, wo nicht gar verrückt sein müsse. Sie fürchtete und vermied ihn von nun an, so oft er sich ihr auch wieder nähern wollte, und wenn sie ihn nicht sah, dachte sie auch fast gar nicht an ihn. Auf einmal aber ward sie auf's neue sehr lebhaft an ihn erinnert, denn sie fand eines Abends ganz unvermuthet das bewußte Etuis wieder in ihrem Strickbeutel, und auf einem dabei befindlichen Zettel las sie von der Hand des Junkers folgende Verse:

An Sophiens Spiegel.

„Als dich Sophiens Blick bestrahlte:
Da lacht' aus dir, in wunderbarer Pracht,
Von einem Engel angelacht,
Ein Engelsbild, wie kein Correg' es malte.

Sag' an, wo ist das Bild geblieben,
Das dir ein günst'ger Augenblick geliehn?
O, hättest du's nicht lassen fliehn:
Wie zärtlich würd' ich, kaltes Glas, dich lieben!

Fruchtloser Wunsch! — Doch blüht im Herzen
Mir nicht ihr Bildniß, göttlich schön und hehr!
Ja, hier, hier blüht es! Nur zu sehr
Empfind' ich das an meiner Sehnsucht Schmerzen! —

Wie wandelt seliges Entzücken
So plötzlich sich in namenlose Pein!
Die Herrliche! Nur sie allein
Kann ungestraft ihr schönes Bild erblicken."

Dicht unter diesen Versen stand Vor- und Zuname des Junkers nebst Monatstag und Jahrzahl vorzüglich leserlich geschrieben, und zwischen diesem prosaischen Anhang war das große von Rollbeck'sche Familienwappen mit möglichster Präcision, zum Zeichen der elegischen Stimmung des Schreibers, auf schwarzes Siegellack gedrückt.

Sophie wußte schlechterdings nicht, was sie sah und las, bis die Gouvernante, welche ihr über die Schultern sah, mit lebhaftem Erstaunen ausrief: „Est-il possible? Er macht Verse auf Sie?"

„Verse?" stotterte die erschrockene Sophie — „Ich habe wahrhaftig keine bestellt!" — Im Nu war das Blatt ihrer Hand entrissen, und nun erst war sie recht neugierig, zu wissen, was sie gelesen habe. Doch unerbittlich eilte die Gouvernante mit ihrer poetischen Beute hinweg, um sie dem Regierungsrath mitzutheilen. Nach einigem Besinnen ging auch Sophie nach dem Zimmer ihres Vaters, und da sie hörte, daß die Gouvernante ihn im Garten aufsuche, nahm sie ebenfalls ihren Weg dorthin. Doch statt Derer, die sie suchte, erblickte sie an einer dichten Heckenwand höchst unerwartet den poetischen Junker, der sie so schüchtern, als ob er ein recht böses Gewissen hätte, begrüßte.

„Ach!" stotterte Sophie erschrocken und verlegen — „Sie haben Verse auf mich gemacht — —"

Eigentlich wollte sie noch hinzusetzen, daß er das hätte sollen bleiben lassen; aber sie vergaß dies augenblicklich, weil er blutroth ward und sie mit sehr gepreßter Stimme fragte, ob die Verse auch nicht zu schlecht für sie wären. Sie war zu

redlich, als daß sie ihm nicht hätte gestehen sollen, wie wenig sie bis jetzt davon wisse, und wie unwahrscheinlich es sei, daß sie das eingebüßte Blatt wieder werde in ihre Hände bekommen. Da erbot sich der Junker auf's Großmüthigste zum Schadenersatz, bat Sophien, ein wenig zu warten, und lief sporenstreichs davon, ehe sie dazu kommen konnte, seine Höflichkeit zu verbitten. Ihm laut nachzurufen, hielt sie aber aus mehr als einem Grunde nicht für rathsam.

Während sie noch unschlüssig und unwillig nach der Stelle sah, wo er verschwunden war, und als sie eben von ganzem Herzen wünschte, daß er nicht wieder zurückkehren möchte, hörte sie hinter sich in dem Heckengange ihren Vater und die Gouvernante vorübergehen, die sich eben über die poetische Neuigkeit besprachen. Sophie wollte hervortreten, denn sie hatte ja selbst ihren Vater von dem Vorgefallenen benachrichtigen wollen; allein der Schreck über die schon begonnene, ernstliche Anklage der Gouvernante machte, daß sie mit klopfendem Herzen unschlüssig stehen blieb. Der Regierungsrath, der die große Neuigkeit nur erst im Allgemeinen gehört hatte, schien nicht viel daraus zu machen, und suchte sie auch der eifernden Erzieherin als unbedeutend vorzustellen, indem er ihr halb scherzhaft sagte, ein Mädchen müsse sich so früh als möglich an poetische Galanterien, so gut als an Thee und Wassersuppen, gewöhnen, denn auf welches blonde oder braune Gänschen würden heut zu Tage nicht einige Dutzend schlechte Verse gemacht?

Die Gouvernante hatte eine entschiedene Schwäche für die Kunst des Versemachens, ohne deswegen aus einer strengen poetischen Schule zu sein, und nahm es dem Regierungsrath ein wenig übel, daß er die Verse des Junkers, ohne sie gelesen zu haben und lesen zu *wollen*, für schlecht hielt. Mit dem Tone der Kennerin versicherte sie daher, daß sie vortrefflich wären, und der Junker gar nicht so dumm, wie er aussähe, sondern ein guter Kopf und ein schöner Geist sei, wie irgend einer in den Ehrentempeln der vergoldeten deutschen Taschenbücher.

Sophie hatte nach diesem Gespräch nicht absichtlich *hingehorcht*, sondern es nur gehört, weil es ihr an Muth fehlte, hervorzutreten, oder davon zu laufen, und weil es ihr nicht eingefallen war, sich die Ohren zuzuhalten. Und daß sie für's erste nichts weiter hörte, hatte seinen Grund bloß in dem Umstande, daß die Sprechenden sich jetzt auf ihrem Spaziergange weiter von der Hörerin entfernten. Aber die Wirkung dessen, was sie gehört, war bei ihr nichts weniger, als vorübergehend. Sie hatte ihre Gouvernante und manche Andere zu oft mit Ehrfurcht und Begeisterung von den poetischen schönen Geistern in und außerhalb Weimar sprechen hören, als daß ihr der Junker nicht auf einmal in einem neuen, herrlichen Lichte hätte erscheinen sollen, seit er von seiner größten Widersacherin für eine Art von Weimaraner erklärt worden war. Sie hielt ihn nun für ein Wesen höherer Art, dessen Aufmerksamkeit ihr im höchsten Grade schmeichelhaft sein mußte. Sie machte sich bittere Vorwürfe darüber, einen so ausgezeichneten Junker bisher so unverantwortlich verkannt und geringgeschätzt zu haben. Sich zu entfernen, eh' er zurückkehrte, fiel ihr jetzt nicht mehr ein; sie erwartete ihn vielmehr mit recht freudiger Ungeduld, und sann ernstlich darauf, wie sie ihn recht fröhlich empfangen, und wegen des Vergangenen versöhnen wolle.

Endlich kam der Junker halb außer Athem wieder herbei gerannt. Sophiens kunstmäßigster Knix begrüßte ihn schon von weitem, und sie wartete mit Ungeduld nur auf die Frage aus seinem Munde, was sie von den Dichtern halte, um ihnen allen, und ihm ins Besondere, in der allerehrfurchtsvollsten Antwort zu huldigen. Doch der Junker schien diese Gesinnungen schon bei ihr vorauszusetzen, denn er stellte darüber weiter kein Examen an, sondern fragte sie bloß, welche von den beiden verunglückten Abschriften des Gedichts, die er herbeigeholt hatte, sie statt der dritten, fehlerfreien, die ihr entwendet war, haben wolle. In der ersten war nur eine einzige Zeile ausgelassen; in der andern waren ein Paar Wörter doppelt geschrieben, und am Ende noch ein großer Kler zur Zugabe gemacht. Der Junker stimmte für Nro. 1, weil da das Wappen besser abgedruckt war, und weil man nach seiner Meinung, das Fehlen einer Zeile weniger bemerke, als den unwillkührlichen Ueberfluß in Form von Buchstaben oder von einem Klere.

Sophie neigte sich dessen ungeachtet zu Nro. 2; doch ehe sie noch ihre Gründe dafür auseinander setzen konnte, hörte sie, daß ihr Vater und die Gouvernante sich wieder in dem Heckengange näherten. Das junge Paar verstummte augenblicklich erschrocken vor dem älteren, das noch immer den vorigen Stoff zur Unterhaltung lebhaft verarbeitete. — „Ihr Urtheil, mein Herr Regierungsrath," sagte die Gouvernante eben laut und vernehmlich, „Ihr Urtheil über das Gedicht, *als* Gedicht, sei dann, welches es wolle: so müssen Sie mir doch in dem *einen* Punkte Recht geben, daß sich eine sehr zärtliche Liebe zu Sophien darin ganz unverkennbar ausspricht."

„O ja!" erwiederte der Regierungsrath — verliebt mag er wohl in sie sein, wie es so ein Junker nun eben zu sein pflegt; aber wer wird darüber in die große Lärmtrompete stoßen! Thun sie ja, als merkten Sie davon gar nichts!"

Er setzte noch hinzu, daß Sophie auf diese Art am sichersten in ihrer kindlichen Unbefangenheit zu erhalten und der Junker von seiner Narrheit zu heilen sei; da im Gegentheil durch ein stürmisches Entgegenkämpfen eine solche Posse oft sehr bedeutend werde. — Von diesem wichtigen Zusatze hörte das junge Paar aber kein Wort mehr, theils weil die Sprechenden sich schon wieder entfernten, theils weil die wenigen Worte, welche deutlich zu verstehen waren, einen so gewaltigen Eindruck auf die beiden betroffenen Hörer machten, daß ihnen auf eine Weise fast gänzlich das Hören und Sehen verging.

Ein leises: „Ach, Herr Jesus!" war Sophiens Lippen unwillkührlich entflohn, als sie hörte, daß der Junker in sie verliebt sei. Sie war erschrockener, als wenn neben ihr Feuerlärm geschrieen würde; aber zugleich hatte sie eine Empfindung, als ob der Lärm nur einem prächtigen *Freudenfeuer* gelte. Ihr Gesicht glühte; sie konnte vor Schaam kein Auge aufschlagen, und das gewählte Blatt entsank ihrer zitternden Hand.

Auch der Junker war nicht wenig betreten. Doch als die Sprechenden vorüber waren, suchte er sich zu ermannen, und machte der langen, ängstlichen Pause ein Ende, indem er das hingefallene Blatt aufhob, und Sophien schüchtern fragte, ob sie es nun etwa doch noch wegen des Kleres verwerfe?

„Ach nein! *darum* nicht;" war ihre Antwort — „allein es soll ja etwas von Liebe darin stehen!"

Wenige Augenblicke nur stand der Junker an, was er hierauf erwiedern und thun solle. Dann war sein Entschluß gefaßt. Er that einen verzweifelten Fußfall; er versicherte, daß es wörtlich wahr sei, was eben von ihm in dem Heckengange gesprochen worden, und daß er bereit sei, sich eben so tapfer, wie die beiden Kornets um die Tochter des Obristen, um Sophien zu schlagen; und er beschwor sie, ihn nun ein für allemal als ihren Liebhaber anzuerkennen. Sophie war diesem Antrage gar nicht abgeneigt, da sie es, nach der Aussage der Gouvernante, nicht nur mit einem schönem Geiste zu thun hatte, sondern auch ihr Vater selbst, wie sie meinte, die Liebe des Junkers gebilligt hatte. Sie bat diesen daher, sich nur noch höchstens ein Jahr zu gedulden, binnen welcher Zeit sie gewiß hoffe konfirmirt zu werden, denn früher schicke es sich doch wohl für ein Mädchen nicht, einen förmlichen Liebhaber zu haben.

Gegen diesen altmodischen Aberglauben stellte ihr der Junker eine Menge von Beispielen neumodischer Liebesgeschichten auf, theils aus der wirklichen Welt, theils aus allerhand moralischen Romanen und Erzählungen, in welchen die kleinen Mädchen, unbeschadet ihrer Kindlichkeit und Unschuld, gleich aus den Armen ihrer alten Wärterinnen, von denen sie laufen gelernt haben, in die Arme ihrer jungen Liebhaber hüpfen, von denen sie nun kunstmäßig küssen lernen. Solchen überwiegenden Gründen vermochte Sophie nicht zu widerstehen. Sie reichte dem Junker die Hand zum Aufstehen, ließ sich zwei- oder dreimal von ihm küssen, versprach ihm, auf sein wiederholtes Bitten, ewige Treue und strenge Verschwiegenheit gegen Jedermann, bis er Offizier wäre und sie heirathen könne; und so war dann wieder ein Liebesbund geschlossen, so schön, als in irgend einem moralisch-verliebten Historienbuche.

Seit dieser wichtigen Stunde gab sich die gewissenhafte Sophie recht ernstlich Mühe, in ihren Liebhaber verliebt zu sein; und so ungeschickt sie sich hiezu auch anfangs anstellte, so ging es jedoch nach und nach immer besser mit ihren zärtlichen Gedanken an ihn, wenn sie getrennt waren, und mit ihren verstohlenen Blicken, Winken und Händedrücken, wenn sie sich in Gesellschaft sahen. Selbst zu manchen geheimen Zusammenkünften, bei denen sie immer dreister schwatzen und küssen lernte, wußte sie Rath zu schaffen, ohne daß die Gouvernante sie ertappte; denn sie war überhaupt nichts weniger als auf den Kopf gefallen, und das Romanhafte eines geheimen Einverständnisses mit einem poetischen Liebhaber, der ihr von Zeit zu Zeit ein Paar zärtliche Verse als Konterbande zusteckte, gewann immer mehr Reiz für sie, und entwickelte jetzt manche Anlage in ihr, die sonst vielleicht noch lange geschlummert hätte.

Was die Gouvernante wirklich nicht sah, und was der Regierungsrath als eine kindische Posse belachte, das entging deswegen der ernsthaften Beachtung vieler Anderen nicht. Es gab in Asselheim, so gut als anderwärts, Leute, die, nach der Erfahrung eigener Liebesintriguen, wie Spürhunde, den

[illegible] [illegible] [illegible] [

ängstete, ehe sie sich nach und nach auf alle Namen besann — das gehörig zu schildern, soll keine Zunge oder Feder eines Erdenbürgers im Stande sein.

Doch die Stickerei wurde endlich glücklich zu Stande gebracht; die große Feierlichkeit der Präsentation ging, etwas ängstlich und langweilig, doch höchst ehrenvoll vorüber, und die neue Himmelsbewohnerin ward in einen glänzenden Kreis von lauter vornehmen Herren und Damen geführt, die alle auf himmelblauen, damastenen, stark vergoldeten Stühlen saßen, und mit himmlisch-seligem Wohlgefallen ihre Wappen betrachteten, die groß und prachtvoll zu ihren Füßen in den kostbaren Teppich gewirkt waren.

Frau von Rollbeck wurde von dem Engel, der sie empfangen hatte, auf den für sie bestimmten Platz geführt, und von dem ganzen Kreise höchst achtungsvoll begrüßt. Sobald sie sich gesetzt hatte, bat sie der Engel, ihre nächsten Nachbarn zur Rechten und zur Linken zu betrachten. Sie that es, und sah mit Entzücken, daß sie sich in der Mitte ihrer früh verstorbenen Kinder befand, deren jedes auf einem verhältnißmäßig kleineren Stuhle saß, damit es mit den Füßen sein Wappen berühren konnte, wie die großen Leute.

Die zärtliche Mutter überhäufte die geliebten Kleinen mit Liebkosungen; doch sie erwiederten dieses keineswegs, und wollten sie theils gar nicht kennen, theils warfen sie ihr vor, daß sie von ihr auf Erden bald zu warm und bald zu kalt gehalten, und überfüttert und todt gedrückt wären.

Vergeblich versicherte die Gekränkte, daß sie das Alles nur aus zärtlicher Liebe gethan habe; sie konnte die Herzen der kleinen himmlischen Starrköpfe durchaus nicht erweichen, und rief daher im bittern Gefühl ihres Schmerzes aus: „Ach wenn doch mein Rudolph hier wäre! Kommt denn mein Rudolphchen nicht bald?"

„Nimmer in diesen würdigen Kreis!" donnerte ihr der Engel in's Ohr. Auf ihre ängstliche Frage erhielt sie die trostlose Antwort, daß ein Cavalier, der sich bis zu einer Mesalliance erniedrigt habe, auf keinen dieser vornehmen Plätze Anspruch machen könne, sondern die ganze, lange Ewigkeit hindurch auf der entfernten, elenden Gallerie, wo die einfältige, bürgerliche Frömmigkeit abgefunden werde, vorlieb nehmen müsse.

Da that die erschrockene Mutter einen lauten Schrei des Entsetzens; doch statt eines tröstlichen Wortes, lachte der Engel laut auf, und ihre eigenen Kinder und endlich der ganze vornehme Kreis folgten seinem schadenfrohen Beispiele, und trieben die Arme mit immer lauterem, gräßlicherem Hohngelächter zu einer Verzweiflung, wie sie die Hölle nicht schrecklicher kennt. —

Frau von Rollbeck erwachte in heftigem Fieberschweiße aus diesem quälenden Traume, ohne das Mindeste von der Sehnsucht zu fühlen, mit welcher viele andere Träumer an ihrem geträumten Himmel hangen. Vielmehr brach sie in ein inbrünstiges Dankgebet aus, als sie mit klarem Bewußtsein wieder ihren irdischen Bettkhimmel erkannte, um den sie mit Freuden jenen, und vielleicht jeden, überirdischen hingab. Aber so quälend und so albern ihr Traum auch gewesen war: so konnte sie doch nicht unterlassen, sich noch wachend mit den Bildern desselben zu beschäftigen. Und je länger und ernsthafter sie darüber brütete, desto bedeutender erschien ihr dies und jenes darin. Sie hielt ihn endlich wirklich für das Werk einer höhern Macht, um ihr selbst ihren nahen Tod anzukündigen, und ihren Sohn vor der allerunglücklichsten Verirrung zu warnen. — Was nun ihren eigenen Tod betraf: so ergab sie sich, mit einigem Vertrauen zu ihrer guten Natur, in ihr Schicksal; aber sobald sie an ihren Sohn dachte, seufzte sie immer mit gepreßtem Herzen: „Ach, Alles! Alles! nur keine Mesalliance!"

In einer trüben Abendstunde, da dieser Gedanke, bei vermehrter Krankheit, mit ganz besonderer Lebhaftigkeit und Aengstlichkeit vor ihr stand, trat unvermuthet der Regierungsrath in ihr Zimmer, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie hielt seinen Besuch für eine Schickung des Himmels, und sprach mit ihm in vertraulichem Tone von ihrem nahen Tode. Und als der Regierungsrath ihr voll warmer Theilnahme Muth und Hoffnung einsprach, ward sie immer vertrauter, und platzte endlich mit der Erzählung ihres ganzen Traums heraus. Nur mit Mühe konnte der Regierungsrath das Lachen unterdrücken. Doch ward er ernsthafter, als sie zuletzt in den Seufzer ausbrach: „Ach, nur keine Mesalliance!" und ihn dann fragte, ob er nicht auch, als ein so verständiger Mann, eine Mesalliance für eine höchst unglückliche Thorheit halte, und es sich zur Gewissenssache machen werde, seine Tochter davon zurück zu halten.

Er verzieh der kranken, an Geist und Körper schwachen Frau das Alberne und Unschickliche, was in dieser Frage lag, und versicherte nur mit ernstem, festem Tone, daß er nie in eine Mesalliance seiner Tochter willigen werde.

„Gewiß nie? nie?" stammelte Frau von Rollbeck, und streckte ihm ihre Hand entgegen. — „Können Sie mir das mit einem Handschlage, an Eides Statt, wohl versprechen?"

Der Regierungsrath war großmüthig genug, auch jetzt jede Empfindlichkeit zu unterdrücken, und mit der Schwäche der Kranken Nachsicht zu haben. Er legte seine Hand in die ihrige, und wiederholte mit Nachdruck seine vorige Versicherung. Da sah ihn Frau von Rollbeck noch mit einem unaussprechlich dankbaren Blicke an, und sank dann erschöpft in einen leichten Schlummer, wobei ein so heitres Lächeln um ihren Mund schwebte, als sähe sie ihren Rudolph schon groß und breit auf einem der himmelblauen, damastenen Stühle sitzen.

Junker Rudolph war fromm genug, mehrere Tage lang an die prophezeiende und warnende Bedeutsamkeit ihres Traumes zu glauben. Er hielt den nahen Tod seiner Mutter für gewiß, und fing an, seine geliebte Verirrung für eine Versündigung an seinem schönen Stammbaume zu halten. Doch als seine Mutter, anstatt zu sterben, wieder frisch und gesund aus dem Krankenzimmer trat, und also ihr Traum von dieser Seite zum Lügner geworden war: so verschüttete er das Kindlein gänzlich mit dem Bade, und glaubte auch an die Warnung des Traumes nicht mehr. Und weil es seinen Ehrgeiz nun bitter kränkte, sich von einem solchen Hirngespinst auf einige Zeit haben bethören zu lassen: so steuerte er jetzt mit doppelten Segeln auf das Ziel seiner Liebe los, vielleicht weit weniger aus Verliebtheit, als aus Trotz. Und da Sophie, stets eingedenk des Versprechens, das sie ihrem Vater gegeben hatte, sich durchaus zu keiner Gemeinschaft mit dem Junker weiter verstehen wollte: so that er ganz desperat, und faßte den abenteuerlichen Entschluß, seine Schöne, mit List oder Gewalt, zu entführen, um, ihren und seinen Verwandten zum Aerger, mit ihr so selig, wie im dritten Himmel, zu leben.

Der französische Revolutionskrieg war eben ausgebrochen, und der Junker erwartete täglich die Ordre, zu seinem Regimente zurück zu kehren, um mit demselben zu Felde zu ziehn. Er hielt dies für eine glückliche Begünstigung seines Planes, denn er hatte gehört, daß bei einem bevorstehenden Feldzuge selbst dem ärmsten Soldaten das Heirathen sehr leicht erlaubt werde; er, als ein Junker, hoffte nun, hierauf um so mehr rechnen zu können, da ihn die nächste Bataille unfehlbar wenigstens zum Kornet machen mußte. Aber um diese günstigen Umstände gehörig zu nützen, war auch keine Zeit zu verlieren, und er entschloß sich daher zu einer möglichst raschen Ausführung seines herrlichen Plans.

Die Haupthülfe hiebei sollte freilich sein Reitklepper leisten, der zu diesem Zwecke vor ein leichtes Cabriolet gespannt werden sollte. Da sich der Klepper indessen ein wenig widerspenstig beim Ziehen zeigte, und auch von Sophien nicht viel Willfährigkeit, sich ziehen zu lassen, erwartet werden konnte: so bedurfte der Junker durchaus noch eines Gehülfen mit gesunden Armen und Beinen in der entscheidenden Stunde.

Weder Kutscher noch Großknecht wollten anbeißen bei diesem kitzlichen Unternehmen, ob er sie gleich mit den schönsten Versprechungen zu erangeln suchte. Der Einzige, auf den er nun noch seine Hoffnung setzen zu können glaubte, war Herrmann, des verstorbenen Schulmeisters Sohn, den sein Herr Vetter und Pathe, der Prediger des Orts, unter dem Vorwande, ihn zu einem tüchtigen Schulmeister zu bilden, als Kammerdiener und Kutscher und Gärtner und Abschreiber und Ratten- und Mäusefänger in seinem Hause möglichst kärglich beköstigte und kleidete. — Herrmann war ein muntrer, rüstiger Bursche von neunzehn Jahren, der genug Gutmüthigkeit und Sinn für etwas Besseres besaß, um, trotz des eigennützigen Mißbrauches, den man mit seiner unermüdlichen Dienstfertigkeit trieb, dennoch den Prediger, wie seinen Vater zu ehren, und sich reichlich belohnt und glücklich zu fühlen, wenn er nur von Zeit zu Zeit in einer freien Stunde ein belehrendes Gespräch mit anhören, oder ein nützliches Buch, vorzüglich historischen oder mathematischen Inhalts, lesen konnte. Dabei fehlte es ihm aber auch nicht an Muth und Laune zu den kecksten Unternehmungen, und der Junker, der ihm vorsichtiger Weise seinen Plan nicht als eine ernsthafte Entführung, sondern nur als einen vorübergehenden Scherz vortrug, fand bei ihm sogleich ein williges Ohr. —

Alle Verabredungen waren getroffen, und der Augenblick der Ausführung rückte heran. Der Junker hielt mit seinem Cabriolet in einem dichten Gebüsch unweit des Wangoldschen Gartens, gerade so, wie es in hundert Romanen beschrieben ist. Sophie war, wie gewöhnlich um diese Zeit, bei ihrem Blumenbeete, Herrmann ging ganz ehrbarlich zu ihr, und lockte sie durch eine vorgeschriebene Lüge zum Garten hinaus in das Gebüsch. Er kam mit ihr glücklich bis an das Cabriolet. Doch als nun Rudolph hinter dem Klepper hervortrat, warf

sie einen Blick voll Unwillen auf Herrmann, und mit den Worten: „Pfui! das ist eine schlechte Betrügerei!“ wandte sie sich um, und wollte entfliehn.

Jetzt übergab Rudolph Herrmannen geschwind das Pferd, um Sophien aufzuhalten, und trug ihr kniecnd seinen Plan vor, sie nach seiner Garnison zu entführen, und dort überschwenglich glücklich zu machen. Anfangs erwiederte ihm Sophie hierauf bloß, daß er nicht gescheidt sei; als sie sich aber überzeugte, daß sein Antrag ganz ernstlich gemeint sei, riß sie sich so hastig von ihm los, daß er um und um purzelte, und dann lief sie, so schnell sie konnte, davon. Nach wenigen Secunden war sie indessen eingeholt, und der Junker, von Zorn und Liebe entbrannt, zog sie, trotz ihres Weinens und Bittens und Scheltens, mit Gewalt nach dem Wagen zurück. Herrmann, der die ganze Scene noch nicht zu deuten wußte, und Sophien mit in den Wagen heben sollte, kam entrüstet hinzugesprungen, und sagte: „Junker, Sie treiben den Spaß zu weit!“ — Nun hörte er mit Abscheu, daß eine ernstliche Entführung im Werke sei, und daß er des Junkers goldene Uhr zur Belohnung haben solle, wenn er hülfreiche Hand leistete. Das brachte ihn in Feuer und Flammen. Nach wenigen Secunden hatte er Gewalt durch noch stärkere Gewalt vertrieben; Sophie war frei, und er hielt den Junker zurück, daß er der Fliehenden nicht wieder nachlaufen konnte. Darob ergrimmte der Ueberwundene denn freilich auf's Höchste, und um seine Ritterehre zu retten und zu rächen, riß er, sobald er dazu kommen konnte, sein Ritterschwerdt aus der Scheide. Doch Herrmann, der sich noch nicht für reif zum Tode hielt, faßte schnell und kräftig den gegen ihn aufgehobenen Arm. Eine leichte Verwundung, die er hiebei bekam, begeisterte ihn nur zu noch größerem Heldenmuthe. Im Nu hatte er das Mordinstrument erobert, und gegen einen Stein geschleudert, daß es in zwei Stücken zersprang, und gleich darauf war auch der Junker so kräftig zu Boden geworfen, daß er ebenfalls beinahe mitten entzwei brach, und heulend und scheltend vor Schmerz und ohnmächtiger Wuth auf seinem harten Lager liegen blieb. —

Sophie war entflohn; der Klepper mit dem Cabriolet davon gesprungen; und so entschloß sich denn Herrmann gleichfalls, sich davon zu machen, und zwar je weiter, je lieber. So unschuldig er dies Abenteuer auch begonnen, und so brav er es auch geendet hatte: so fürchtete er doch das Schlimmste von der Strenge des Predigers und von der Rache und dem Stolze des Junkers und der Frau von Rollbeck. Sehr bald war daher sein Entschluß gefaßt, nicht wieder nach Asselheim zurück zu kehren, sondern Soldat zu werden; und mit raschen Schritten ging er vorwärts, um auf die Landstraße zu gelangen.

Ehe er noch aus dem Gebüsche kam, begegnete ihm Sophie, die sich in der ersten Bestürzung verirrt hatte, und nun schüchtern auf einem weiten Umwege zurück kam. Herrmann ward sogleich ihr Begleiter, um sie, nöthigen Falles, zum zweiten Male zu schützen. Er bat sie mit Thränen um Vergebung, wegen der Angst, die er ihr mit hatte bereiten helfen, und sie dankte ihm mit Thränen für ihre Rettung, besonders da sie sah, daß er um ihretwillen verwundet war. Er sollte sich in ihrem Hause verbinden, erquicken, belohnen lassen; doch am Eingange des Dorfes nahm er treuherzig und wehmüthig von ihr Abschied; alle ihre Bitten vermochten nicht, ihn zurück zu halten, und erst nach langem Sträuben nahm er von ihr die wenigen Groschen, die sie bei sich hatte, und ihm mit unwiderstehligen Bitten aufdrang, damit er unterweges nicht Noth litte. —

Gegen den Junker zeugte in Asselheim nicht Sophie allein, sondern auch das zerbrochene Cabriolet, und ein im Koth fast erstickter Bauerjunge, den der zügellose Klepper in einen tiefen Sumpf gerannt hatte. Der Regierungsrath führte sehr ernsthafte Beschwerde bei der Frau von Rollbeck doch ehe diese noch über eine zweckmäßige und anständige Züchtigung ihres Lieblings mit sich einig werden konnte, fuhr das Schicksal mit einer eiligen Marschordre dazwischen. Da wandelte der mütterliche Zorn sich in Trennungsschmerzen; die Beleidigten nahmen mit der plötzlichen Entfernung des Liebesretters vorlieb, und dieser zog still und kleinlaut von dannen, um sich einstweilen, statt eines Myrthenkranzes, mit einem Lorbeerkranze zu behelfen.

Noch größer, als der Unwille gegen den Junker, war im Wangold'schen Hause die Sorge um Herrmann, dem man gleich am Tage seiner Flucht vergeblich mehrere Boten nachgeschickt hatte. Einige Wochen später kam endlich ein Brief von ihm an den Prediger, worin er fröhlichen Muthes meldete, daß er eben im Begriff sei, mit dem P'schen Artilleriecorps in's Feld zu ziehen, daß er das Glück gehabt habe, die besondere Gunst seines braven Obristen zu erwerben, und daß er mit allem Fleiße arbeite, sich dieselbe zu erhalten und ein recht tüchtiger Kanonen- und Bombenschütze zu werden. Außerdem war sein Brief voll des wärmsten Dankes gegen seinen ehemaligen Wohlthäter und voll der aufrichtigsten Reue über die Veranlassung zu seiner Flucht. — Der Prediger ward versöhnt, und Sophie in hohem Grade gerührt und erfreut. Der Regierungsrath aber schrieb sogleich an den Obristen, der sein alter Freund war, empfahl ihm den jungen Menschen auf's Angelegentlichste, und setzte demselben eine monatliche Zulage aus. Er hatte das feste Zutrauen zu Herrmann, daß er in seiner jetzigen Lage auf seinem rechten Platze sei, und sich unter seinen Kameraden bald vortheilhaft auszeichnen werde, und Herrmann rechtfertigte in vollem Maße, sein ganzes Leben hindurch, jenes ehrenvolle Vertrauen seines neuen Wohlthäters.

Der Regierungsrath kehrte nach der Residenz zurück mit sehr ernsthaften Betrachtungen über die wichtige Lebensepoche, welcher Sophie sich allmählig näherte. Er wußte, daß sie ihr Herz aus dem Rudolph'schen Romane ganz rein und unbefleckt errettet hatte; allein dennoch war er ihretwegen nicht ohne Sorgen, weil er selbst, in dem Gewühle seiner Geschäfte, sie zu sehr aus den Augen verlor, und die Gouvernante ihm zu viele Beweise von Unfähigkeit zu der wichtigen Aufgabe, die sie als Erzieherin lösen sollte, gegeben hatte. Dies bestimmte ihn, nach sehr reiflicher Ueberlegung, zu einer zweiten Heirath, und er gab Sophien eine der trefflichsten, gebildetsten Frauen zur Stiefmutter, welche, lebhaft durchdrungen von der Würde und Heiligkeit ihres Berufs, ihre neuen Pflichten mit der gewissenhaftesten und verständigsten Treue erfüllte.

Sophiens Geist und Herz entwickelten sich auf das Herrlichste unter dieser weisen und liebevollen Lehrerin und Leiterin, und sie reifte in jeder Hinsicht zu der schönsten Liebenswürdigkeit heran. Der Regierungsrath sah das mit lebhafter Dankbarkeit und Freude. Sorgenfreier, und daher auch thätiger und mit glücklicherem Erfolge, als jemals, konnte er sich nun den Geschäften seines Amtes widmen. — Nach Jahr und Tag war die Folge hievon, daß ihm die oberste Stelle in der Behörde, bei welcher er angestellt war, mit dem Titel eines wirklichen Geheimenraths und dem hiemit verbundenen Adel von seinem Monarchen angetragen ward. Er konnte und mochte diese Belohnung und Aufmunterung zu einer noch ausgebreiteteren Wirksamkeit nicht ablehnen; nur verbat er das neue Adelsdiplom als überflüssig, indem er den sehr alten Adelsbrief seiner Familie vorzeigte, der nur von seinem verarmten Großvater bis auf bessere Zeiten als unnütz bei Seite gelegt worden war.

Diese Neuigkeit erregte weit umher fast so viel freudige Theilnahme, als Aufsehen. Eine der auffallendsten Wirkungen davon zeigte sich indessen im nächsten Frühling, da Frau von Rollbeck ihren Nachbar als Geheimrath von Wangold bewillkommte. Freundlicher und höflicher hatte man sie noch nie gesehn; sie ließ nicht undeutlich merken, daß sie von jeher eine altadelige Natur in den Wangolds gewittert habe, und in Sophien schien sie fast so vernarrt zu sein, wie weiland ihr Sohn Rudolph. —

Einer der geist- und kenntnißreichsten Männer, der Assessor Lauro, benutzte in jener Zeit sehr eifrig die Gastfreundschaft des Wangold'schen Hauses, und war dort auch, wie es schien, sehr gern gesehn. Er war wirklich, was Rudolph nur zu scheinen wollte: ein Dichter, und sein Name glänzt sehr ausgezeichnet unter den fröhlichen Sängern im deutschen Musentempel. Er war zu fein, Sophien mit plumpen Liebesreimen zu bestürmen, wie jener Afterpoet; aber aus zehn niedlichen, vergoldeten Bücherchen lachten ihr seine Laune und sein Witz, in das reizendste poetische Gewand gehüllt, so anziehend entgegen, und seine gesellschaftlichen Scherze und Urtheile waren immer so geistvoll, unterhaltend und belehrend, daß sie sich nach und nach weit mehr über *seine* Besuche freute, als vor Zeiten über die romantischen Zusammenkünfte mit dem romantischen Junker.

Frau von Rollbeck fand für gut, hierüber gegen eine Freundin eine kleine Anmerkung hinzuwerfen. Die Freundin wiederholte, mit etwas veränderter Wortstellung, diese Anmerkung gegen Frau von Rollbeck. Nun hatte diese nichts Eiligeres zu thun, als Sophien bei der nächsten Gelegenheit, welche sie dazu aber ein wenig vom Zaun abbrach, mit recht tantenmäßiger Bedenklichkeit in's Ohr zu flüstern, daß Stadt und Land die gründlichsten Anmerkungen über die häufigen Besuche des Assessors machten.

Sophie versicherte mit unverstellter Unbefangenheit, daß sie nicht begreifen könne, wie Stadt und Land sich ohne Noth mit dieser Gründlichkeit in Kosten setze. — Das hörte Frau von Rollbeck nicht ohne Trost; und um sich gänzlich zu beruhigen, ging sie noch einen Schritt weiter, und brach ebenfalls die Gelegenheit ein wenig vom Zaune, um den Geheimrath auszuhorchen, ob er wirklich noch eben so, wie ehedem als Regierungsrath an ihrem Krankenbette, über die Mesallancen denke. — Auch hier war das Resultat ihrer Bemühung das

allererwünschteste. Der Geheimrath versicherte so ernsthaft, als damals, daß er, nach seinen Grundsätzen, nie eine wirkliche Mesalliance seiner Tochter zugeben werde.

Nun war Frau von Rollbeck wegen der möglichen Ansprüche des bürgerlichen Assessors durchaus beruhigt; und so angenehm ihr ehemals jene Versicherungen aus dem Munde des bürgerlich geglaubten Regierungsraths wegen der künftigen Unbeflecktheit ihres Stammbaums gewesen waren, eben so erfreulich klangen sie ihr jetzt aus dem Munde des altadeligen Geheimraths, durch dessen reiche Tochter der verloschene Glanz ihres Hauses mit der Zeit herrlich wieder herzustellen war. — „Denn" sagte sie zu sich selbst, „darüber kann man wohl ein Auge zudrücken, daß Sophiens Mutter nicht adelig war. Den Vater mag das, nach seinen jetzigen Grundsätzen, freilich ärgern, aber den Gefallen kann ich ihm schon thun, eine Verheirathung meines Rudolphs mit seiner Tochter für keine wirkliche Mesalliance, wie er sich ausdrückt, zu halten. Hat sie doch einen Vater von guter, alter Familie. Wer wird dem guten Mädchen noch wegen der seligen Mutter einen Vorwurf machen!" —

Man sieht hieraus, daß sich Frau von Rollbeck in den letzten Jahren ein wenig von den revolutionären Grundsätzen, die über den Rhein gekommen waren, hatte anstecken lassen. — Seit jenem Gespräch mit dem Geheimrath führte sie nun einen sehr lebhaften Briefwechsel mit ihrem Sohne; jeden Schritt, um welchen er den Feldmarschall (von dem er freilich noch ziemlich weit entfernt war) näher rückte, notificirte sie triumphirend im Wangoldschen Hause; sie sprach viel von seiner jetzigen soliden Reue über ehemalige jugendliche Verirrungen, und Sophien flüsterte sie nicht selten ins Ohr, daß alte Liebe nicht roste, und daß ihr Rudolph in seiner martialischen Brust das allertreueste Schäferherz mit sich herum trage.

Sophie ließ deutlich merken, daß nicht jede Liebe von Rost befreit bleibe, und daß ihr Herz noch von keiner schäferlichen Treue den Beweis stellen könne. Deßhalb wünschte Frau von Rollbeck nichts so sehnlich, als eine recht baldige Rückkehr ihres Sohnes, denn sie war überzeugt, daß er, um zu siegen, nur zu kommen und in seiner Offiziersuniform gesehen zu werden brauche.

Doch die zärtliche Mutter sollte diese Freude nicht erleben. Ehe der Donner jenes unseligen Krieges mit seinen nachfolgenden, vielfachen Echo's verklungen war, überraschte sie ein unerwarteter Schlagfluß, der sie augenblicklich in den Stand setzte, nun — wenn er anders noch für sie leer stand — auf dem himmelblauen Stuhle, den sie einst im Traume gesehen hatte, gebührendermaßen für die Ewigkeit Platz zu nehmen. —

Erst im Mai des künftigen Jahres kehrte die Armee in ihre Heimath zurück, und fast zu gleicher Zeit traten Rudolph und Herrmann wieder in Asselheim auf, wo kurz zuvor auch die Wangoldsche Familie angekommen war.

Rudolph erschien zuerst. Aus dem Junker war ein Lieutenant, aus dem Milchbart war ein ernsthafter Stutzbart, und aus der ganzen, weiland etwas täppischen, Jünglingsgestalt war ein reifer junger Mann mit kräftigem, soldatischem Anstande geworden. Ohne daß er den Mund zu öffnen brauchte, flößte er den Meisten durch sein Aeußeres schon eine gewisse Achtung ein. Die Blicke aller jungen Frauen und Mädchen in Asselheim ruhten mit sichtbarem Wohlgefallen auf ihm, und selbst Sophie fühlte sich durch die vortheilhafte, äußere Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, sehr angenehm überrascht.

Eine größere Ueberraschung war indessen doch Herrmanns Erscheinung. Er trat ebenfalls als ein wohlgebildeter junger Mann mit sehr gutem Anstande auf, und gab Jenem an soldatischem Range nichts nach, denn Muth und aufgezeichnete Kenntnisse hatten auch ihn zum Lieutenant gemacht, obgleich sein Beschützer, der brave Obrist, gleich zu Anfange des Krieges durch eine feindliche Kugel getödtet worden war. Man behandelte daher den Emporgekommenen jetzt nicht allein in dem Hause des Predigers, wo er sonst ziemlich gemißhandelt ward, als einen sehr ehrenwerthen Gast, sondern man nahm ihn auch in dem Wangoldschen Familienkreise mit großer Achtung und Freundlichkeit auf, und besonders die dankbare Sophie ehrte ihn durch die feinste Aufmerksamkeit als den Mann, der einst, so redlich als muthig, ihr Retter gewesen war, und sein Geschick dem ihrigen ohne Furcht und Klage zum Opfer gebracht hatte.

Man war bei seinem ersten Erscheinen im Wangoldschen und in dem Predigerhause etwas besorgt wegen seines Zusammentreffens mit Rudolph. Doch dieser trug schon seit einigen Monaten, durch seine Schuld, einen neuen Beweis von Herrmanns persönlichem Muthe in einer langen Narbe an seinem Arme; daher war der alte Streit zwischen Beiden gänzlich ausgeglichen, und sie gingen nun, besonders weil Rachsucht nicht in Rudolphs Charakter lag, ohne Zwist und Neckerei ruhig neben einander hin.

Auffallend war aber die die große Verschiedenheit in ihrem gesellschaftlichen Benehmen, vom ersten Augenblick ihres Wiedererscheinens an. — Herrmann trat in jedem neuen Kreise zuerst mit einer gewissen, unbezwinglichen Schüchternheit auf, die nahe an Blödigkeit grenzte, und eine natürliche Folge seiner früheren, höchst beschränkten Lage und seiner angebornen Bescheidenheit war. Hatte er indessen, auch unter den fremdesten Menschen, nur erst ein wenig ruhig Athem geschöpft, so ward er ein immer unterhaltenderer Gesellschafter, und jedem guten, gebildeten Manne, Weibe oder Mädchen ward immer wohler neben ihm. — Rudolph hingegen trat überall sogleich mit dreister Sicherheit auf, und imponirte Jedem, der ihn zum ersten Male sah; doch er hielt schwerlich eine seiner schnellen Eroberungen fest, denn nach den ersten abgethanen Höflichkeitsformeln, war es, als ob Blei seine Zunge belastete, und seine Unbefangenheit nützte ihm fast zu nichts weiter, als zu einer fast heroischen Erduldung und Mittheilung der drückendsten Langeweile.

Man war im Wangoldschen Hause anfangs gutmüthig genug, die Ursache hievon in seiner beschämenden Rückerinnerung an manche Jugendthorheiten zu suchen, und man beeiferte sich daher recht sehr, ihm zu zeigen, daß seine jetzige Bescheidenheit alle ehemaligen, bösen Eindrücke gänzlich verwischt habe. Doch alle ihm entgegenkommende noch so feine Höflichkeit und Schonung machte ihn zu keinem besseren Gesellschafter, sondern gab ihm nur den Muth, endlich mit einer schriftlichen Bewerbung um Sophiens Hand auf das Unerwartetste hervor zu treten.

An dem nämlichen Tage erschien der poetische Lauro in Person, und meldete, daß er Kriegsrath mit einem guten Gehalte geworden sei. Man sah an seinem ganzen Thun und Wesen, besonders an seiner auf's Höchste gesteigerten Aufmerksamkeit gegen Sophien, daß er im Begriff war, so ernstlich, wie Rudolph, mit einem Heirathsantrage heraus zu rücken. Da zog der Geheimrath Herrmannen, der eben auch seinen Besuch, wie alle Tage, machen wollte, in ein Nebenkabinet, machte ihn aufmerksam auf des neuen Kriegsraths unverkennbare Absichten, und bat den äußerst Betroffenen, sich ja bis zu Abend nicht von der Gesellschaft zu entfernen, damit der Kriegsraths keine Gelegenheit zu einer zärtlichen Erklärung fände. „Denn" setzte er in vertraulichem Tone hinzu — „das liefe auf eine wirkliche Mesalliance hinaus, und ich bleibe bei dem Grundsatze, den ich mit der seligen Frau von Rollbeck zweimal im Duett abgesungen habe: „„Alles; nur keine Mesalliance!""

Der Geheimrath faßte bei diesen Worten Herrmannen sehr scharf ins Auge, und sah, das Herrmann eine Anwandlung von Stick- oder Schlagfluß haben mußte, denn das Blut schien ihm alle Adern des Gesichts sprengen zu wollen, und er stotterte und schnappte nach Luft, als ob ihm die Kehle zugeschnürt würde. Der Geheimrath war aber hartherzig genug, hiebei nicht die mindeste Theilnahme zu zeigen, oder nur zu thun, als ob er etwas davon bemerke, sondern schob den armen Patienten so bald als möglich zum Schildwachstehen in das Gesellschaftszimmer zurück.

In der gefährlichsten Batterie war Herrmannen nie so böse zu Muthe gewesen, als auf dem Posten, welcher ihm heute angewiesen war. Als ein braver Soldat blieb er freilich bis zum Augenblick der Ablösung darauf stehen, ohne sich um einen Schritt zu weit zu entfernen; aber hundertmal war er im Begriff, sich mit der Faust gegen die Stirn zu schlagen, denn auf einmal war es ihm klar geworden, daß er ein Narr und Dummkopf sei; und als ein solcher war er dann auch bis zum Abend ein gar erbärmlicher Gesellschafter, der weder ein Gespräch einzuleiten noch fortzusetzen verstand, und in gedankenloser Zerstreuung oft halbe und ganze Viertelstunden lang auf eine und die nämliche Stelle des Fußbodens oder der Decke des Zimmers sah. Doch füllte er seinen Platz so gut aus, als irgend eine an ihren Ort gestellte Null, und machte es dem Kriegsrath unmöglich, eine vertraulichere Erklärung anzubringen. Sobald er diesen aber durch seine lästige Gegenwart hinweggeärgert hatte, blieb auch er keine Minute länger, sondern eilte auf die Pfarre, und es war sein heißer Wunsch, daß er recht bald wieder in den Krieg ziehen möchte, um seinen halbverlornen Kopf entweder ganz wieder zu erhalten, oder ganz verlieren. —

Als der Geheimrath mit Frau und Tochter allein war, redete er die letzte, sehr überraschend, also an: „Liebe Sophie, Du bist neunzehn Jahr alt, und hast drei Liebhaber. Herr von Rollbeck hat sich schon schriftlich erklärt, dem Kriegsrath schwebte den ganzen Nachmittag die allerpoetischste Liebeserklärung auf der Zunge, und Herrmann, der mir schon längst verdächtig gewesen ist, hat sich diesen Mittag durch Rothwerden und Stottern vollends verrathen, als ich ihm beiläufig sagte, daß ich kein Freund von wirklichen Mesalliancen sei —

Welchen von diesen Dreien würdest Du wohl wählen, liebe Sophie?"

Die arme Sophie erröthete und stotterte, so sehr, als es Herrmann gethan hatte, und wich, so lange sie konnte, einer Erklärung aus. Endlich, besser gefaßt nach einer vertraulichern Aufforderung, gab sie zur Antwort, sie liebe wohl den Einen von jenen Dreien, aber sie könne sich nicht ganz in die Aeußerungen ihres Vaters finden, und darum wisse sie nicht, ob er ihre Liebe wohl billigen werde.

„Wie wär' es möglich," erwiederte der Geheimrath — „daß meine Sophie anders, als nach meinem Sinne, sollte gewählt haben! Der Eine Deiner Liebhaber ist ganz ungebildet und nur vielleicht brav; der Andere ist sehr brav und gebildet; der Dritte ist sehr fein gebildet, aber durchaus nicht brav. Solltest Du das nicht herausgefühlt haben, so gut, als ich? Und könntest Du dann noch zweifelhaft sein?"

„Ach nein!" fiel ihm Sophie lebhaft ins Wort — „Herrmann, Herrmann ist sehr brav und gebildet, darum hab' ich ihn lieben müssen; und daß er auch mich liebt, hat sich mir unverkennbar offenbart durch die Art, wie er mir neulich noch zwei von den Groschen zeigte, die ich ihm vor sechs Jahren mit auf den Weg gab, und die er so sorgsam bis jetzt aufgehoben hat. Ich habe auch immer geglaubt, daß Sie diese meine Liebe billigen würden; nur das Wort Mesalliance hat mich einen Augenblick irre gemacht. — Oder sollten Sie es vielleicht in einem andern, als dem gewöhnlichen Sinne gebraucht haben?"

„O, Triumph!" rief der Geheimrath, und schloß Sophien freudig in die Arme — „hieran erkenn' ich meine Tochter und das Werk der trefflichsten Stiefmutter und Erzieherin! — Ja, Sophie, Du verstehst mich, und hast ganz nach meinem Sinne gewählt! — Wie hätt' ich das Wort Mesalliance brauchen können in dem gemeinen verbrauchten Sinne! Ich spielte nur damit bei der alten Dame und bei Deinem Herrmann, um Jene in ihrer Schwachheit zu stärken, und um Diesen auf eine entscheidende Art auszuforschen. — Meine wahre Meinung war, und ist, und bleibt, daß nicht ein kleiner Abstand der Geburt, wohl aber ein wesentlicher Unterschied in geistiger und moralischer Bildung eine wirkliche Mesalliance macht, bei der kein echtes häusliches Glück gedeihen kann. Unser innres Ich ist wichtiger und heiliger, als die veralteten, äußeren Formen der Gesellschaft. Diese sind nur zufällig und beschränkt, aber Jenes ist etwas Ewiges, und die Abstufungen seiner Veredlung und Verwilderung sind unendlich. — Dank sei es Deinen glücklichen Naturanlagen und Deiner trefflichen Erzieherin: Dein Herz ist kindlich rein und gut, und Dein Geist steht auf einer schönen Stufe echter Bildung! Und eben, weil sie echt ist, wird dieß Zeugniß Dich nicht zur eiteln Närrin machen, wie es so viele Halbgebildete und Verbildete sind. — Wie könntest Du die rohe Unwissenheit und geistlose Langweiligkeit eines Rollbecks, und wenn er auch der reichste Reichsgraf wäre, ein ganzes Leben hindurch mit Gleichmuth ertragen! Wie würde die Herz- und Sittenlosigkeit eines Lauro, und wenn er auch von allen Musen eigenhändig mit Lorbeerkränzen geschmückt würde, Dein Gefühl mit jedem Tage unheilbarer verwunden! Mit Jedem von diesen Beiden wäre Deine Verbindung daher eine wirkliche, höchst unglückliche Mesalliance. Aber Herrmann, der arme Schulmeisterssohn, der nie einen Reim gemacht hat, besitzt Kopf und Herz, und Kenntnisse und Charakter genug, um Deiner Liebe vollkommen werth zu sein, und wird gewiß Dich glücklich machen!" —

Mit dankbaren Freudenthränen umarmten einander Vater und Mutter und Tochter. Schon am folgenden Tage wurde diese rührende Gruppe durch den glücklichen Herrmann wiederholt und vergrößert. — Viele nannten auf einige Zeit den Geheimrath einen thörichten Sonderling, und zuckten mitleidig die Achseln über das bescheidene Glück seiner Tochter. Aber die ungetrübte Dauer desselben, die steigende Achtung, welche sich Herrmann erwarb, und die Verachtung, zu welcher späterhin Rollbeck und Lauro — Jener durch seine Rohheit, und Dieser durch seine Schlechtheit — hinabsanken, rechtfertigten hinlänglich des Geheimraths Grundsätze und Sophiens Wahl.

Das Waisengrün.*)

O Hamburg, alte Hafenstadt,
Mit vielen Gassen krumm und eng,
Voll Schmutz, Geschrei und Volksgedräng,
Wer häßlich dich gescholten hat,
Der komm' und seh' dein Waisengrün,
Und seh' in einem Schmuck dich blüh'n,
Den man — wie weit man fährt und schifft —
Wohl nirgends, nirgends schöner trifft!
Und wenn ihm hoch das Herz dann schlägt:
So bitt' er's ab dir, tief bewegt,
Daß erst er dich verachtet hat,
Du alte, wackre Hafenstadt!

Wohl groß und herrlich dehnt um dich
Der Elbe breiter Spiegel sich,
Mit seinem dichten Maſſenheer
Hinwinkend auf das große Meer;
Wohl blüht in heiterm Farbenglanz
Weit um dich her ein schöner Kranz
Von Gärten, baum- und blumenreich,
Wo Kinder, holden Engeln gleich,
Wo schöne Mädchen, schöne Frau'n
An hundert Stellen sind zu schau'n.
Doch wer nur dieser Herrlichkeit
Als flücht'ger Wandrer, sich gefreut,
Nicht glücklich preisen kann ich Den,
Denn Hamburgs Silberblick erglüh'n
Hat freudig doch nur Der geseh'n,
Der feiern sah das Waisengrün.

Es ist der Waisen höchstes Fest,
Das man sie jährlich feiern läßt;
Doch nicht ein Fest für sie allein,
Ein Fest ist's für die ganze Stadt,
Für Arm und Reich, für Groß und Klein,
Für Jeden, der ein Herz nur hat.

Im Rosen-Monat, früh hervor
Tritt aus des Waisenhauses Thor
Der armen Waisen große Schaar,
So Knab' als Mägdlein, Paar bei Paar,
Mit neuen Kleidern angethan,
Ihr kleiner Kapitain voran,
In seiner Hand ein Ehrenstab,
Den man, als Fleißes Lohn, ihm gab,
Bei ihm der Ehrenknaben vier,
Und All' in frischer Kränze Zier;
Hier Lehrer und dort Lehrerin,
Daß, in der frommen Stiftung Sinn,
Auch beim Umherzieh'n frank und frei,
Stets Ruh' und gute Ordnung sei. —
So dehnet lang und länger sich
Der Zug daher, gar feierlich,
Der Straßen Labrinth entlang,
Mit frommem, kirchlichem Gesang,
Der rührender das Herz durchdringt,
Als mancher, der viel schöner klingt.

Um milde Gaben zu empfah'n,
Zieh'n Alle hin die lange Bahn,
Doch Wen'ge sind die Sammler nur
Auf dieser frommen Erndteflur,
Und reichen, mit vergnügtem Sinn,
So rechts als links, die Büchsen hin,
Die Uebrigen erwarten's still,
Ob man auch sie bedenken will,
Und stecken Münzen, noch so klein,
In ihre Taschen dankbar ein. —

Frag' Einer nun: „Ist solch ein Brauch
Des reichen Hamburgs würdig auch?
Verdirbt man nicht der Kinder Sinn
Durch solch' Umherzieh'n nach Gewinn?"
So sprach' ich: „Strenger Frager du,
Gen Hamburg eile! geh' hinzu,
Und sieh mit eignem Aug' ein Fest,
Das schwer sich nur beschreiben läßt!
Wo man, wie hier, das Geben liebt,
Mit Kält' und Hochmuth Keiner giebt;
Des Gebens fromme Freudigkeit
Zur höhern Gab' ein Scherflein weiht;
Und unbefangner Kindessinn
Nimmt solche Gabe freudig hin,
Und weiß, vergnügten Angesichts,
Von Scham und von Erniedrung nichts." —

Und wenn es ein Triumphzug wär'
Von einem großen Siegesheer,

*) Aus A. G. Eberhard's Schriften.

Es würd' ihm größre Achtſamkeit,
Als dieſem Zug', wohl kaum geweiht.
Die Wachen treten in's Gewehr,
Dem kleinen Kapitain zur Ehr',
Der nie nach Geld die Hand ausſtreckt,
Weil man's ihm in die Taſchen ſteckt.
An allen Fenſtern, ſpiegelblank,
Die größt' und kleinſte Straß' entlang,
Wenn dieſer Zug vorüberzieht,
Man Kopf an Kopf gereihet ſieht.
Auch quillt in Eil aus jedem Haus,
So Alt als Jung, zur Thür heraus;
Gedrängt auf allen Treppen ſtehn
Die Leut', um ſolchen Zug zu ſeh'n.

Da ſteh'n ſelbſt reiche Handelsherrn —
Gar hochgeachtet nah und fern —
Vergeſſen für den Augenblick
Des Handels Flor und Mißgeſchick,
Um reiche Wohlthat auszuſtreu'n,
Die armen Waiſen zu erfreu'n.
Behagliche Matronen ſchau'n
Hinab mit ſchön geputzten Frau'n,
Und üben fromme Chriſtenpflicht,
Mit mildem, lächelndem Geſicht.
Auch Knab' und Mägdlein eilen hin,
Mit angeerbtem, gutem Sinn,
Und theilen, was ſie haben, aus,
Ihr Geld und ihren Blumenſtrauß.
Es giebt der Knecht, es giebt die Magd;
Es reicht die Wittwe, hochbetagt,
Mit ſchwacher Hand ihr Scherflein dar,
Wie ſie's gehalten jedes Jahr,
Und manche Mutter hebt geſchwind
Hinauf an's Herz ihr liebes Kind,
Und danket Gott, indem ſie's küßt,
Daß es nicht früh verwaiſt ſchon iſt,
Und lehret es, wie Groß und Klein
Zum Geben heut bereit muß ſein,
Indem ſie, frommen Dankes voll,
Durch ſeine Hand giebt ihren Zoll.
In grobem oder feinem Kleid
Denkt Mancher auch der alten Zeit,
Wo er, als arme Waiſe, mit
Einher in dieſem Zuge ſchritt,
Denkt an des Vaters frühen Tod
Und an der armen Mutter Noth,
Denkt, wie der erſte Schilling ihn
Entzückt beim erſten Waiſengrün!
Wär' da die Straß' auch noch ſo eng:
Er drängt ſich durch das Volksgedräng,
Geht langſam mit dem Zug dann fort,
Singt mit im Herzen, Wort vor Wort,
Das wohlbekannte, fromme Lied;
Und wo er eine Waiſe ſieht,
So blaß und ſchwach, wie er es war,
Da wird das Aug' im thränenklar;
Er wird des Gebens nimmer ſatt,
Bis, was er in der Taſche hat,
Und ohne daß er's zählt und mißt,
In Waiſenhand gewandert iſt.

Deß freu'n die armen Kinder ſich
Auf ihrem Zug herzinniglich.
Es macht der vielen Geber Hand
Sie mit der ganzen Stadt verwandt.
Es iſt, als ſagte Jedermann:
„Ihr All' gehört uns Allen an!“
Die, eltern- und geſchwiſterlos,
Sonſt waren hungrig, nackt und bloß,
Die ſeh'n ſich nicht verlaſſen mehr;
Sie geh'n, wie durch ein ganzes Heer
Von Eltern und Geſchwiſtern, hin,
Sie fühlen, mit vergnügtem Sinn,
Sich nicht mehr arm, nicht mehr verwaiſt,
Kaum wiſſend noch, was ſolches heißt. —

Auf ihrer langen, langen Bahn
Sie All' Erquickung auch empfah'n,
Wie Elternhand ſie Kindern reicht,
Damit die Wandrung werde leicht.
Es wehren Milch und weißes Brod
Der Furcht vor Durſt und Hungersnoth.
Iſt auch dazu kein Tiſch gedeckt:
Das Frühſtück doch vortrefflich ſchmeckt;
Und rinnt auch von der Stirn der Schweiß:
Sie achten's nicht um ſolchen Preis,
Und Jeder iſt vergnügt und trinkt,
Bis ihn der Führer weiter winkt.

Mit friſcher Kraft beim Lobgeſang
Geht's wieder Straß' an Straß' entlang,
Bis endlich gar zur Stadt hinaus,
Zum ſpäten, frohen Mittagsſchmaus.
Auf grüner Wieſ', in langem Zelt,
Sind lange Tafeln aufgeſtellt,
Vollauf beſetzt mit Speiſ' und Trank,
Auf beiden Seiten Bank an Bank.
Da legt nun Jeder an den Tag,
Was ſchon am Eßtiſch er vermag;
Ja Mancher aus dem Waiſenchor
Thut's einem Rathsherrn faſt zuvor,
Und zeigt die angeſtammte Kraft
In Back', in Zahn, und Magenſaft,
Die mancher Millionenmann
Gern zeigte, doch nicht zeigen kann.

Wie werden bleiche Wangen roth
Bei ſolchem, frohem Mittagsbrod;
Vergnügt iſt Jeder, Keiner zankt!
Auch wird dem lieben Gott gedankt,
Der jedem Raben Futter giebt,
Und väterlich die Waiſen liebt.

Doch iſt geendet auch der Schmaus,
Iſt d'rum die Freude noch nicht aus.
Das ſchöne Feſt, das Waiſengrün,
Das ſieht man jetzt erſt ganz erblüh'n
Denn auf dem grünen Wieſenplan
Geht erſt der Waiſen Luſt recht an.
Gefreut hat ſich die ganze Schaar
Auf dieſe Stund' ein ganzes Jahr,
Und wogt nun fröhlicher umher,
Als wenn die Wieſ' ein Prachtſaal wär'.
Da wird geſprungen, wird geſcherzt;
Wer ſchüchtern war, er wird beherzt;
Der Schatz der Taſche wird gezählt,
Und an der Bude wird gewählt
Ein ſchönes Kleinod, bunt bemalt,
Wird auf der Stelle baar bezahlt
Mit Sechsling- und mit Schilling-Stück,
Und hoch gejauchzt ob ſolchem Glück. —

Wie zeigt es da ſich unverhüllt,
Daß Kindeshand iſt leicht gefüllt,
Daß Armuth leicht zu tröſten iſt,
Wenn man mit Lieb' ihr Leid ermißt.

Sechshundert Waiſen voller Luſt,
Genährt an Hamburgs Mutterbruſt —
Wem ſcheuchte ſolch ein Anblick nicht
Die finſtern Falten vom Geſicht? —

Des Wohlthuns ſchöner Blüthenbaum,
Er wurzelt tief in Hamburgs Raum,
Und breitet aus die Aeſte weit
In immer höhrer Kräftigkeit!
D'rum laut geprieſen ſei die Stadt,
Die ſolch ein Feſt zu zeigen hat;
Sie feir' es froh noch tauſend Jahr,
Sie ſei geſegnet immerdar!

Dresden. *)

(Vorgeleſen im dortigen Liederkreiſe, am 12. April 1822).

Das Dresden, wahrlich, that's mir an,
Daß ich davon nicht laſſen kann!
Seit dreißig Jahren bin ich jetzt
Zum zehnten Mal hinein verſetzt,
Und immer neu erſcheint es mir.
Doch frag' ich mich: „Was willſt du hier,
Du alter, fremd gewordner Gaſt?“
So ſtock' ich bei der Antwort faſt.
Der friſche Kunſt- und Schönheit-Sinn,
Der ſonſt mich warm belebt, iſt hin,

*) Aus A. G. Eberhard's Schriften.

Ammonium, 1
Ammonium, Acetate of, 1
Ammonium, Benzoate of, 1
Ammonium, Bromide of, 1
Ammonium, Carbonate of, 1
Ammonium, Chloride of, 1
Ammonium, Citrate of, 1
Ammonium, Iodide of, 1
Ammonium, Nitrate of, 1
Ammonium, Oxalate of, 1
Ammonium, Phosphate of, 1
Ammonium, Sulphate of, 1
Ammonium, Valerianate of, 1
Amygdalin, 1
Amylene, 1
Amylene, Hydrate of, 1
Amylene, Nitrite of, 1
Amylic Alcohol, 1
Amylic Alcohol, Acetate of, 1
Amylic Alcohol, Nitrite of, 1
Amylic Alcohol, Valerianate of, 1
Amylic Ether, 1
Amylic Ether, Acetate of, 1
Amylic Ether, Nitrite of, 1
Amylic Ether, Valerianate of, 1
Amylic Oxide, 1
Amylic Oxide, Acetate of, 1
Amylic Oxide, Nitrite of, 1
Amylic Oxide, Valerianate of, 1
Amylic Valerianate, 1
Amylic Valerianate, Acetate of, 1
Amylic Valerianate, Nitrite of, 1
Amylic Valerianate, Valerianate of, 1
Amylum, 1
Amylum, Iodide of, 1
Anæsthetic Ether, 1
Anæsthetic Ether, Acetate of, 1
Anæsthetic Ether, Nitrite of, 1
Anæsthetic Ether, Valerianate of, 1
Anæsthetic Oxide, 1
Anæsthetic Oxide, Acetate of, 1
Anæsthetic Oxide, Nitrite of, 1
Anæsthetic Oxide, Valerianate of, 1
Anæsthetic Valerianate, 1
Anæsthetic Valerianate, Acetate of, 1
Anæsthetic Valerianate, Nitrite of, 1
Anæsthetic Valerianate, Valerianate of, 1
Anhydrous Alcohol, 1
Anhydrous Alcohol, Acetate of, 1
Anhydrous Alcohol, Nitrite of, 1
Anhydrous Alcohol, Valerianate of, 1
Anhydrous Ether, 1
Anhydrous Ether, Acetate of, 1
Anhydrous Ether, Nitrite of, 1
Anhydrous Ether, Valerianate of, 1
Anhydrous Oxide, 1
Anhydrous Oxide, Acetate of, 1
Anhydrous Oxide, Nitrite of, 1
Anhydrous Oxide, Valerianate of, 1
Anhydrous Valerianate, 1
Anhydrous Valerianate, Acetate of, 1
Anhydrous Valerianate, Nitrite of, 1
Anhydrous Valerianate, Valerianate of, 1
Antimonium, 1
Antimonium, Chloride of, 1
Antimonium, Iodide of, 1
Antimonium, Oxide of, 1
Antimonium, Sulphide of, 1
Antimonium, Tartrate of, 1
Antimonium, Tartrate of, and Potassium, 1
Antimonium, Tartrate of, and Potassium, Solution of, 1
Antimonium, Tartrate of, and Potassium, Wine of, 1
Antimonium, Wine of, 1
Antimony, 1
Antimony, Chloride of, 1
Antimony, Iodide of, 1
Antimony, Oxide of, 1
Antimony, Sulphide of, 1
Antimony, Tartrate of, 1
Antimony, Tartrate of, and Potassium, 1
Antimony, Tartrate of, and Potassium, Solution of, 1
Antimony, Tartrate of, and Potassium, Wine of, 1
Antimony, Wine of, 1
Antiseptic Ether, 1
Antiseptic Ether, Acetate of, 1
Antiseptic Ether, Nitrite of, 1
Antiseptic Ether, Valerianate of, 1
Antiseptic Oxide, 1
Antiseptic Oxide, Acetate of, 1
Antiseptic Oxide, Nitrite of, 1
Antiseptic Oxide, Valerianate of, 1
Antiseptic Valerianate, 1
Antiseptic Valerianate, Acetate of, 1
Antiseptic Valerianate, Nitrite of, 1
Antiseptic Valerianate, Valerianate of, 1
Apomorphia, 1
Apomorphia, Hydrochlorate of, 1
Apomorphia, Hydrochlorate of, Solution of, 1
Apomorphia, Muriate of, 1
Apomorphia, Muriate of, Solution of, 1
Apomorphia, Solution of Hydrochlorate of, 1
Apomorphia, Solution of Muriate of, 1
Aqua, 1
Aqua Ammoniæ, 1
Aqua Ammoniæ Fortior, 1
Aqua Ammoniæ Fortior, Solution of, 1
Aqua Ammoniæ, Solution of, 1
Aqua Amygdalæ Amaræ, 1
Aqua Amygdalæ Amaræ, Solution of, 1
Aqua Anisi, 1
Aqua Anisi, Solution of, 1
Aqua Camphoræ, 1
Aqua Camphoræ, Solution of, 1
Aqua Cinnamomi, 1
Aqua Cinnamomi, Solution of, 1
Aqua Destillata, 1
Aqua Destillata, Solution of, 1
Aqua Fœniculi, 1
Aqua Fœniculi, Solution of, 1
Aqua Menthæ Piperitæ, 1
Aqua Menthæ Piperitæ, Solution of, 1
Aqua Menthæ Viridis, 1
Aqua Menthæ Viridis, Solution of, 1
Aqua Pimentæ, 1
Aqua Pimentæ, Solution of, 1
Aqua Pura, 1
Aqua Pura, Solution of, 1
Aqua Rosæ, 1
Aqua Rosæ, Solution of, 1
Aqua Vitæ, 1
Aqua Vitæ, Solution of, 1
Aqua Vitæ Tenuior, 1
Aqua Vitæ Tenuior, Solution of, 1
Aqueous Ammonia, 1
Aqueous Ammonia, Solution of, 1
Aqueous Ammonia, Stronger, 1
Aqueous Ammonia, Stronger, Solution of, 1
Aqueous Solution of Ammonia, 1
Aqueous Solution of Ammonia, Stronger, 1
Aqueous Solution of Ammonia, Stronger, Solution of, 1
Aqueous Solution of Ammonia, Solution of, 1
Arsenic, 1
Arsenic, Iodide of, 1
Arsenic, Oxide of, 1
Arsenic, Solution of Iodide of, 1
Arsenic, Solution of Oxide of, 1
Arsenic, Solution of Sulphide of, 1
Arsenic, Sulphide of, 1
Arsenicum, 1
Arsenicum, Iodide of, 1
Arsenicum, Oxide of, 1
Arsenicum, Solution of Iodide of, 1
Arsenicum, Solution of Oxide of, 1
Arsenicum, Solution of Sulphide of, 1
Arsenicum, Sulphide of, 1
Asafœtida, 1
Asafœtida, Tincture of, 1
Atropia, 1
Atropia, Sulphate of, 1
Atropia, Sulphate of, Solution of, 1
Atropia, Solution of Sulphate of, 1
Atropine, 1
Atropine, Sulphate of, 1
Atropine, Sulphate of, Solution of, 1
Atropine, Solution of Sulphate of, 1
Aurantii Amari Cortex, 1
Aurantii Amari Cortex, Tincture of, 1
Aurantii Dulcis Cortex, 1
Aurantii Dulcis Cortex, Tincture of, 1
Aurantii Flos, 1
Aurantii Flos, Solution of, 1
Aurantii Flos, Water of, 1
Aurantii Flos, Water of, Solution of, 1
Aurantium, 1
Aurantium, Solution of, 1
Aurantium, Water of, 1
Aurantium, Water of, Solution of, 1
Aurum, 1
Aurum, Chloride of, 1
Aurum, Chloride of, and Sodium, 1
Aurum, Chloride of, and Sodium, Solution of, 1
Aurum, Solution of Chloride of, 1
Aurum, Solution of Chloride of, and Sodium, 1
Aurum, Solution of Chloride of, and Sodium, Solution of, 1
Auxiliary Ether, 1
Auxiliary Ether, Acetate of, 1
Auxiliary Ether, Nitrite of, 1
Auxiliary Ether, Valerianate of, 1
Auxiliary Oxide, 1
Auxiliary Oxide, Acetate of, 1
Auxiliary Oxide, Nitrite of, 1
Auxiliary Oxide, Valerianate of, 1
Auxiliary Valerianate, 1
Auxiliary Valerianate, Acetate of, 1
Auxiliary Valerianate, Nitrite of, 1
Auxiliary Valerianate, Valerianate of, 1
Baptisia, 1
Baptisia, Tincture of, 1
Barii Chloridum, 1
Barii Chloridum, Solution of, 1
Barium, 1
Barium, Chloride of, 1
Barium, Solution of Chloride of, 1
Barium, Solution of Sulphate of, 1
Barium, Sulphate of, 1
Barosmæ Folia, 1
Barosmæ Folia, Tincture of, 1
Belladonna, 1
Belladonna, Tincture of, 1
Benzoate of Ammonium, 1
Benzoate of Sodium, 1
Benzoic Acid, 1
Benzoic Acid, Solution of, 1
Benzoin, 1
Benzoin, Tincture of, 1
Bismuth, 1
Bismuth, Subnitrate of, 1
Bismuth, Trisnitrate of, 1
Bismuthi Subnitras, 1
Bismuthi Trisnitras, 1
Bismuthum, 1
Bismuthum, Subnitrate of, 1
Bismuthum, Trisnitrate of, 1
Bitter Almond, Water of, 1
Bitter Almond, Water of, Solution of, 1
Bitter Orange Peel, 1
Bitter Orange Peel, Tincture of, 1
Black Cohosh, 1
Black Cohosh, Tincture of, 1
Blatta Orientalis, 1
Blatta Orientalis, Tincture of, 1
Blue Flag, 1
Blue Flag, Tincture of, 1
Boneset, 1
Boneset, Tincture of, 1
Boracic Acid, 1
Boracic Acid, Solution of, 1
Boracis, 1
Boracis, Solution of, 1
Borax, 1
Borax, Solution of, 1
Boric Acid, 1
Boric Acid, Solution of, 1
Bromide of Ammonium, 1
Bromide of Potassium, 1
Bromide of Potassium, Solution of, 1
Bromine, 1
Bromine, Solution of, 1
Bromine, Water of, 1
Bromine, Water of, Solution of, 1
Bromum, 1
Bromum, Solution of, 1
Bromum, Water of, 1
Bromum, Water of, Solution of, 1
Bryonia, 1
Bryonia, Tincture of, 1
Buchu, 1
Buchu, Tincture of, 1
Butyric Ether, 1
Butyric Ether, Acetate of, 1
Butyric Ether, Nitrite of, 1
Butyric Ether, Valerianate of, 1
Butyric Oxide, 1
Butyric Oxide, Acetate of, 1
Butyric Oxide, Nitrite of, 1
Butyric Oxide, Valerianate of, 1
Butyric Valerianate, 1
Butyric Valerianate, Acetate of, 1
Butyric Valerianate, Nitrite of, 1
Butyric Valerianate, Valerianate of, 1
Calcii Carbonas Præcipitata, 1
Calcii Chloridum, 1
Calcii Chloridum, Solution of, 1
Calcium, 1
Calcium, Carbonate of, Precipitated, 1
Calcium, Chloride of, 1
Calcium, Solution of Chloride of, 1
Calcium, Solution of Sulphide of, 1
Calcium, Sulphide of, 1
Calendula, 1
Calendula, Tincture of, 1
Calisaya, 1
Calisaya, Tincture of, 1
Camphor, 1
Camphor, Solution of, 1
Camphor, Water of, 1
Camphor, Water of, Solution of, 1
Camphorated Tincture of Opium, 1
Cannabis Indica, 1
Cannabis Indica, Tincture of, 1
Cantharides, 1
Cantharides, Tincture of, 1
Capsicum, 1
Capsicum, Tincture of, 1
Carbo Animalis, 1
Carbo Animalis, Purified, 1
Carbo Ligni, 1
Carbo Ligni, Purified, 1
Carbolic Acid, 1
Carbolic Acid, Solution of, 1
Carbon, 1
Carbon, Animal, 1
Carbon, Animal, Purified, 1
Carbon, Disulphide of, 1
Carbon, Vegetable, 1
Carbon, Vegetable, Purified, 1
Carbonate of Ammonium, 1
Carbonate of Potassium, 1
Carbonate of Potassium, Solution of, 1
Carbonate of Sodium, 1
Carbonate of Sodium, Solution of, 1
Carbonic Acid, 1
Carbonic Acid, Solution of, 1
Carbonic Acid, Water of, 1
Carbonic Acid, Water of, Solution of, 1
Carbonis Disulphidum, 1
Carbonis Disulphidum, Solution of, 1
Cardamom, 1
Cardamom, Tincture of, 1
Cascarilla, 1
Cascarilla, Tincture of, 1
Cassia, 1
Cassia, Tincture of, 1
Castor, 1
Castor, Tincture of, 1
Catechu, 1
Catechu, Tincture of, 1
Cathartic Ether, 1
Cathartic Ether, Acetate of, 1
Cathartic Ether, Nitrite of, 1
Cathartic Ether, Valerianate of, 1
Cathartic Oxide, 1
Cathartic Oxide, Acetate of, 1
Cathartic Oxide, Nitrite of, 1
Cathartic Oxide, Valerianate of, 1
Cathartic Valerianate, 1
Cathartic Valerianate, Acetate of, 1
Cathartic Valerianate, Nitrite of, 1
Cathartic Valerianate, Valerianate of, 1
Cayenne Pepper, 1
Cayenne Pepper, Tincture of, 1
Cetraria, 1
Cetraria, Tincture of, 1
Chalybeate Tincture, 1
Chalybeate Tincture, Solution of, 1
Chamomile, 1
Chamomile, Tincture of, 1
Chemical Ether, 1
Chemical Ether, Acetate of, 1
Chemical Ether, Nitrite of, 1
Chemical Ether, Valerianate of, 1
Chemical Oxide, 1
Chemical Oxide, Acetate of, 1
Chemical Oxide, Nitrite of, 1
Chemical Oxide, Valerianate of, 1
Chemical Valerianate, 1
Chemical Valerianate, Acetate of, 1
Chemical Valerianate, Nitrite of, 1
Chemical Valerianate, Valerianate of, 1
Chinchona, 1
Chinchona, Tincture of, 1
Chinchona Flava, 1
Chinchona Flava, Tincture of, 1
Chinchona Rubra, 1
Chinchona Rubra, Tincture of, 1
Chinchonidia, 1
Chinchonidia, Sulphate of, 1
Chinchonidia, Sulphate of, Solution of, 1
Chinchonidia, Solution of Sulphate of, 1
Chinchonidine, 1
Chinchonidine, Sulphate of, 1
Chinchonidine, Sulphate of, Solution of, 1
Chinchonidine, Solution of Sulphate of, 1
Chinia, 1
Chinia, Sulphate of, 1
Chinia, Sulphate of, Solution of, 1
Chinia, Solution of Sulphate of, 1
Chinine, 1
Chinine, Sulphate of, 1
Chinine, Sulphate of, Solution of, 1
Chinine, Solution of Sulphate of, 1
Chloral, 1
Chloral, Hydrate of, 1
Chloral, Hydrate of, Solution of, 1
Chloral, Solution of Hydrate of, 1
Chlorate of Potassium, 1
Chlorate of Potassium, Solution of, 1
Chloric Ether, 1
Chloric Ether, Acetate of, 1
Chloric Ether, Nitrite of, 1
Chloric Ether, Valerianate of, 1
Chloric Oxide, 1
Chloric Oxide, Acetate of, 1
Chloric Oxide, Nitrite of, 1
Chloric Oxide, Valerianate of, 1
Chloric Valerianate, 1
Chloric Valerianate, Acetate of, 1
Chloric Valerianate, Nitrite of, 1
Chloric Valerianate, Valerianate of, 1
Chloride of Ammonium, 1
Chloride of Antimony, 1
Chloride of Antimonium, 1
Chloride of Arsenic, 1
Chloride of Arsenicum, 1
Chloride of Aurum, 1
Chloride of Aurum and Sodium, 1
Chloride of Aurum and Sodium, Solution of, 1
Chloride of Aurum, Solution of, 1
Chloride of Barium, 1
Chloride of Barium, Solution of, 1
Chloride of Calcium, 1
Chloride of Calcium, Solution of, 1
Chloride of Gold, 1
Chloride of Gold and Sodium, 1
Chloride of Gold and Sodium, Solution of, 1
Chloride of Gold, Solution of, 1
Chloride of Iron, 1
Chloride of Iron, Solution of, 1
Chloride of Lime, 1
Chloride of Lime, Solution of, 1
Chloride of Mercury, 1
Chloride of Mercury, Solution of, 1
Chloride of Platinum, 1
Chloride of Platinum and Sodium, 1
Chloride of Platinum and Sodium, Solution of, 1
Chloride of Platinum, Solution of, 1
Chloride of Potassium, 1
Chloride of Potassium, Solution of, 1
Chloride of Sodium, 1
Chloride of Sodium, Solution of, 1
Chloride of Zinc, 1
Chloride of Zinc, Solution of, 1
Chlorinated Lime, 1
Chlorinated Lime, Solution of, 1
Chlorine, 1
Chlorine, Solution of, 1
Chlorine, Water of, 1
Chlorine, Water of, Solution of, 1
Chloroform, 1
Chloroform, Solution of, 1
Chlorum, 1
Chlorum, Solution of, 1
Chlorum, Water of, 1
Chlorum, Water of, Solution of, 1
Cimicifuga, 1
Cimicifuga, Tincture of, 1
Cinchona, 1
Cinchona, Tincture of, 1
Cinchona Flava, 1
Cinchona Flava, Tincture of, 1
Cinchona Rubra, 1
Cinchona Rubra, Tincture of, 1
Cinchonidia, 1
Cinchonidia, Sulphate of, 1
Cinchonidia, Sulphate of, Solution of, 1
Cinchonidia, Solution of Sulphate of, 1
Cinchonidine, 1
Cinchonidine, Sulphate of, 1
Cinchonidine, Sulphate of, Solution of, 1
Cinchonidine, Solution of Sulphate of, 1
Cinchonine, 1
Cinchonine, Sulphate of, 1
Cinchonine, Sulphate of, Solution of, 1
Cinchonine, Solution of Sulphate of, 1
Cinnamomi Cortex, 1
Cinnamomi Cortex, Tincture of, 1
Cinnamon, 1
Cinnamon, Tincture of, 1
Citrate of Ammonium, 1
Citrate of Potassium, 1
Citrate of Potassium, Solution of, 1
Citrate of Sodium, 1
Citrate of Sodium, Solution of, 1
Citric Acid, 1
Citric Acid, Solution of, 1
Citrine Ointment, 1
Citrine Ointment, Solution of, 1
Citrus Amara, 1
Citrus Amara, Solution of, 1
Citrus Amara, Water of, 1
Citrus Amara, Water of, Solution of, 1
Citrus Dulcis, 1
Citrus Dulcis, Solution of, 1
Citrus Dulcis, Water of, 1
Citrus Dulcis, Water of, Solution of, 1
Clove, 1
Clove, Tincture of, 1
Cocaine, 1
Cocaine, Hydrochlorate of, 1
Cocaine, Hydrochlorate of, Solution of, 1
Cocaine, Muriate of, 1
Cocaine, Muriate of, Solution of, 1
Cocaine, Solution of Hydrochlorate of, 1
Cocaine, Solution of Muriate of, 1
Cocoa, 1
Cocoa, Tincture of, 1
Coffee, 1
Coffee, Tincture of, 1
Colchicum, 1
Colchicum, Tincture of, 1
Colocynth, 1
Colocynth, Tincture of, 1
Colocynthis, 1
Colocynthis, Tincture of, 1
Columbo, 1
Columbo, Tincture of, 1
Common Ether, 1
Common Ether, Acetate of, 1
Common Ether, Nitrite of, 1
Common Ether, Valerianate of, 1
Common Oxide, 1
Common Oxide, Acetate of, 1
Common Oxide, Nitrite of, 1
Common Oxide, Valerianate of, 1
Common Valerianate, 1
Common Valerianate, Acetate of, 1
Common Valerianate, Nitrite of, 1
Common Valerianate, Valerianate of, 1
Compound Cathartic Pills, 1
Compound Extract of Colocynth, 1
Compound Extract of Colocynth, Solution of, 1
Compound Extract of Colocynthis, 1
Compound Extract of Colocynthis, Solution of, 1
Compound Extract of Gentian, 1
Compound Extract of Gentian, Solution of, 1
Compound Extract of Taraxacum, 1
Compound Extract of Taraxacum, Solution of, 1
Compound Extract of Taraxacum and Podophyllum, 1
Compound Extract of Taraxacum and Podophyllum, Solution of, 1
Compound Extract of Taraxacum and Podophyllum, Tincture of, 1
Compound Extract of Taraxacum, Tincture of, 1
Compound Extract of Taraxacum with Podophyllum, 1
Compound Extract of Taraxacum with Podophyllum, Solution of, 1
Compound Extract of Taraxacum with Podophyllum, Tincture of, 1
Compound Extract of Taraxacum, Solution

Der überall gewissenhaft
Dem Freudelust'gen Freude schafft,
Doch nie und nirgend, übereilt,
Zu wenig und zu viel vertheilt.

Und also hat auch Gott gewollt,
Daß nirgendwo es fehlen sollt'
(In Deutschland mind'stens) an Genie
Zur edlen Kunst der Poesie;
Und darum — Heil dir, Deutschland! — hat
Krähwinkel selbst, die gute Stadt,
Ihr Männchen, das, als Stadtpoet,
Auf's Versemachen sich versteht,
Und mit gewandter Geistesкraft
Die Honoratiorenschaft,
Bei jedem Lust- und Trauerfest
Sein Mitgefühl vernehmen läßt.
Ja jedes Städtchen nicht allein
Kann solches Kleinods sich erfreu'n,
Selbst manches Dörfleins Kantor macht
Sein Verschen, daß es klappt und kracht,
Verkündend uns zum neuen Jahr,
Welch' Wetter in dem alten war.

Angeben endlich sollt' einmal
Ein Geograph mit scharfer Zahl,
Wie viel in jedem deutschen Staat,
Auf jede Meile im Quadrat,
Zu rechnen sei Poetenthum,
Mit vielem oder wen'gem Ruhm.
Dann säh'n die Steuerräthe gleich,
Was für ein Geldquell, neu und reich,
Jetzt wär' ein tücht'ger Steuersatz
Auf's Dichten, für des Staates Schatz;
Und in die Augen spräng' es dann
Recht deutlich erst für Jedermann,
Daß mancher Staat, wer weiß wie stark,
An Flinten- und Kanonen-Mark,
Und reich an sonst'ger Industrie,
Doch Priester für die Poesie
Nicht halb so viel zu zeigen hat,
Als Dresden, die gepriesene Stadt.
Denn, wie der prächtige Vesuv
So manchen Berg, der großen Ruf
Erhielt durch Bild und Red' und Schrift,
An innerm Leben übertrifft,
Das ewig brauset und ewig glüht,
Und auf in Feuersäulen sprüht:
So thut es Dresden auch zuvor
Dem ganzen deutschen Städter-Chor
An innern Lebens reger Kraft
Und künstlerischer Meisterschaft,
Die auf in tausend Blumen blüht,
Von Himmelsflammen überglüht.
Es ist, umlacht von heitrer Flur,
Ein großer Musentempel nur,
Und Haus bei Haus ist ein Altar,
Und zahllos ist die Priesterschaar,
Die täglich ihre Opfer bringt,
Und nach der Muse Beifall ringt,
Indem der Eine, seelenvoll,
Ergreift die Leier des Apoll,
Sein Glück bejauchzt, sein Leiden klagt,
Von Mit- und Vorwelt singt und sagt;
Der Andre, mit gemeßnem Schritt,
Dem Ersten an die Seite tritt,
Mit Flöten- und mit Geigenklang
Zu ehren, was der Dichter sang;
Ein Dritter von der Staffelei,
Treibt mit dem Pinsel Zauberei
Und bannet auf die Leinwand hin,
Was ihm beweget Herz und Sinn;
Ein Vierter, mit dem Meißel, macht,
Daß aus dem Stein ein Gott erwacht;
Ein Fünfter zu der Traueruru'
Uns führt auf tragischem Kothurn;
Ein Sechster, durch Apollo's Gunst,
Das Lesen selbst erhebt zur Kunst;
Ein Siebenter — ein Zehnter gar —
Allein genug! 's ist offenbar! —
Wer zweifeln wollte, wäre blind! —
Apollo und die Musen sind —
Aus ihrer alten Tempel Pracht,
In sturmbewegter Zeiten Macht,
Durch rohe Barbarei verstört —
In Dresdens Mauern eingekehrt,
Daß an der Elbe möcht' entstehn
Ein neues, geistiges Athen.

Als alte Heiden, werden sie
Sich freilich ganz bekehren nie,
Und lang verdroß sie Gruß und Knir
Vor Hochaltar und Crucifix;
Doch finden sie sich jetzt darein,
Und lassen Christen Christen sein,
In Wort und That, in Schrift und Bild,
Und keiner schmollt, und keiner schilt,
Wenn Maler und Poet, verzückt,
Mit Blumen seinen Glauben schmückt.

Hochvornehm wandeln sie noch so,
Wie sonst, einher incognito,
Und bergen sich so gut, daß man
Sie ahnen nur, nicht kennen kann.
Wer weiß, ob nicht Apoll als Hirt
Auch hier manchmal die Flur durchirrt,
(Besonders seit sich Bock und Schaf
Veredelt und vermehrt so brav);
Und wenn auch Jungfraun-Sprödigkeit
Vor ihm nicht mehr um Hülfe schreit,
Und keine mehr sich, angstgepreßt,
In einen Baum verwandeln läßt:
Ist mancher Jungfrau hier das Haupt
Mit Lorbeern doch so schön umlaubt,
Daß man wohl merkt, an wessen Hand
Sie solche edle Zierde fand.
Wer weiß auch, ob er nicht mit Stern
Und Band sich schmückt, wie große Herrn,
Und als Horaz und als Mäcen
Gleich ehrenvoll weiß da zu stehn?
Wer weiß denn, ob nicht dieser Kreis
(Zu seinem und der Musen Preis
Gestiftet) Manchen oft als Gast,
Vielleicht als Mitglied gar, umfaßt?
Daß holde Grazien hier sind,
Wer das nicht säh', der wäre blind,
Und die sind stets, als blutsverwandt,
Den Musen nahe, wie bekannt.
Ich armer, lesender Poet,
Verlegen bin ich, doch discret,
Und zeige, so gespannt ich bin,
Nach Keinem doch mit Fingern hin,
Wenn gleich ich fragen möchte: „Wer
Ist Die und Die, und Der und Der?"
Bei Gott, ich trau' am Ende nicht
Des besten Freundes Angesicht!
Wer weiß, ob er, ob Frau und Kind,
Nicht auch nur Menschenmasken sind,
Die mich, aus bloßer Neckerei,
Hieher gelockt zur Leserei?
Ich sage hier für Keinen gut,
Denn höchstens werf' ich noch mit Muth
Die ehrliche Behauptung hin,
Daß ich nicht Gott, nicht Muse bin;
Und also bleibt's mein letztes Wort:
Das Dresden ist ein Zauberort!

Johann Georg Eccard, später von Eckhart

ward am 7. September 1674 zu Duingen im Hannöverschen geboren, bekam seine erste wissenschaftliche Bildung auf der Klosterschule Pforta und bezog dann die Universität Leipzig. Nach vollendeten Studien ward er Secretair des Feldmarschall von Flemming in Dresden und erhielt dann (1706) eine Professur der Ge-

schichte in Helmstädt. Von hier 1713 als Rath und Historiograph nach Hannover berufen, folgte er 1717 Leibnitz im Bibliothekariat und wurde vom Kaiser Karl VI. geadelt. Seine zerstörten Vermögensumstände zwangen ihn jedoch heimlich nach Corvey und von hier nach Cöln zu fliehn, wo er 1723 zur katholischen Religion übertrat. Auf Veranlassung des Fürstbischofs von Würzburg wurde er als wirklicher Hofrath, später Geheimrath, Bibliothekar zu Würzburg, wo er am 9. Feb. 1730 starb.

Seine Schriften sind:

Monatliche Auszüge aus allerhand Büchern. Hannover, 1700—1702. 3 Bde.

Historia studii etymologici linguae Germanicae. Hannover, 1711.

Hymnus magnus ecclesiae quem Te Deum laudamus vulgo vocant. Helmstädt, 1713. 4.

Incerti Monachi Weissenburgensis Catechesis theotisca. Hannover, 1713.

Poetische Nebenstunden. Braunschweig, 1721.

Corpus historicum medii aevi. Leipzig, 1723. 2 Bde. Folio.

Commentarii de rebus Franciae orientalis. Würzburg, 1729—1731. 2 Bde. Folio.

E. erwarb sich vorzügliches Verdienst durch seine Bemühungen, das Studium der deutschen Sprache zu verbreiten, so wie durch seine Bekanntmachung, Vergleichung und Erklärung alter Sprachdenkmäler, zu einer Zeit, als dieses Feld des Wissens noch sehr unangebaut lag und sich nur höchst geringes Interesse für dasselbe, bei der Nation beurkundete. Seine eigenen poetischen Leistungen sind im Geschmack jener Tage und schon an und für sich unbedeutend.

Eckehard I. der Mönch von St. Gallen,

Notkers Oheim und Lehrer, starb 973. Er schrieb ein Gedicht von Walthers Flucht und dessen Kämpfen mit den Wormser Helden, in lateinischen Hexametern, wahrscheinlich nach einem deutschen Original, das zuerst von Fischer herausgegeben ward unter dem Titel:

De prima expeditione Attilae reg. Hun. in Gallias ac de rebus gestis Waltharii Aquitan. principis. 1780 u. 1792. 4

Gustav Edinhard, s. W. Fink.

Johann Augustin Egenolff

wurde im Jahr 1683 in Dresden, wo sein Vater als Rector lebte, geboren, besuchte die Klosterschule Pforta und studirte darauf in Leipzig, wo er 1705 Magister wurde, Philologie. Dann ging er nach seiner Vaterstadt zurück und machte darauf mit dem Grafen Moritz von Sachsen eine Reise nach Holland, auf welcher er bei der Belagerung mehrerer Festungen gegenwärtig war. Nach seiner Heimkehr ward er Tertius an der Fürstenschule zu Grimma, wo er 1729 starb.

Seine deutschen Schriften sind:

Historie der deutschen Sprache. Leipzig, 1716. 12. — Zweiter Theil, Leipzig, 1720. 12.

Kaiser Karls des Großen Lebensbeschreibung. Durch Eginharden u. s. w. in's Deutsche gebracht und mit Anmerkungen versehen. Leipzig, 1728. 12.

Chronologische Zeittafel vom Anfang der Welt, bis auf gegenwärtige Zeit. Leipzig, 1722. Fol.

Ein wackerer Schulmann, dessen Geschichte der deutschen Sprache ein für jene Zeit sehr verdienstliches Werk war und von seinen Nachfolgern viel benutzt worden ist. Wir theilen hier als Probe seiner Behandlungsweise die ersten drei Capitel dieses Werkes mit.

Das erste Capitel.

Von den gelehrten Leuten, so von der Historie der Teutschen Sprache geschrieben.

Obwohl unterschiedene Gelehrte Stückweise von der Teutschen, wie nicht weniger derjenigen Sprache, aus welcher sie nebst ihren Schwestern entstanden, gehandelt; so ist doch meines Wissens keiner unter denselben, welcher auf solche Art, wie mit Gott ich zu thun gesonnen bin, davon geschrieben. Denn ich werde mir angelegen seyn lassen, derselben Natur und äusserliche Gestalt, nebst den Veränderungen, welchen sie von Japhets Zeit an, bis auf die jetzige unterworfen gewesen, zu untersuchen. Bei den Alten, sowol Griechischen als Römischen Geschicht-Schreibern findet man hiervon nichts mehr, als diese Merkmahle und Fußtapfen, daß sie bekennen: daß sie ihren Gottesdienst und Sprache von den Barbarn, als Scythen, Phrygiern, Thraciern, und andern dergleichen Völckern bekommen haben; wovon wir hernachmals reden werden. Unter denen, so in den neuern Zeiten hiervon gehandelt, hat Goropius Becanus daß Eiß gebrochen, und in seinen unterschiedenen Schrifften gar deutlich erwiesen, daß die Cimbrische, Celtische, oder Scythische Sprache, welcher sehr ähnliche Töchter die Teutsche, Holländische, Schwedische, Dänische, und andere sind, die allerälteste von Europa und eine Mutter der übrigen sey. Es gedenket zwar der Herr Schottel eines Gelehrten, mit Namen Annius Vetulonius, so der erste Erfinder derer Sätze seyn soll, welche Becanus hernach weiter bewiesen, und führet aus dem Duret an, daß Lydius und Geraldus wider den Annius geschrieben. Aber ich habe weder seine, noch seiner Widersacher Schriften jemals zu sehen bekommen, finde auch nirgends, daß einiges Werk von ihm sey gemachet worden. Auf unsern Goropius aber wieder zu kommen, so gehet es demselben, wie fast allen Gelehrten und Künstlern, so sich in eine Wissenschaft vertieft haben, und dahero insgemein aus derselben alles, was nur in der Welt vorgehet, herzuführen pflegen. Also, da Becanus siehet, daß viele Griechische, Lateinische, Französische, Italiänische, und andere Wörter aus der alten Cimbrischen Sprache herkommen, so schlüsset er, wie man in den Schulen redet, a particulari ad universale, und suchet darzuthun, daß alle Worte der Europäischen, ja gar der Orientalischen Sprachen unmittelbar aus der Cimbrischen müßten hergeleitet werden. Aber hierinnen fehlet er, und bringet so wunderliche und Cabalistische Grillen vor, daß er mit Recht von den Gelehrten verlachet wird, wiewol im übrigen einige gelinder, einige schärfer von seinen Schriften urtheilen. Meines Wissens hat ihn keiner ärger angegriffen, als Lipsius und Julius Cäsar Scaliger, wie ihn denn der letztere einen Marktschreyer und Narren über den andern heisset, wo-

von ein weitläuftig Exempel Chabotius angeführet. Es hat auch solches Becanus wohl gewußt, daher er zum öfftern, sonderlich in dem andern Buche seiner Hermathene, viel wider den Scaliger schreibet, und demselben seine Fehler zeiget. Der seelige Herr Dr. August Pfeiffer, der wegen seiner großen Wissenschaft so wol in Europäischen, als Morgenländischen Sprachen, hierinnen nicht ungeschickt urtheilen können, widerlegt zwar die Gedanken, so Becanus von der Esräischen Sprache hat, läßt ihn aber im übrigen seyn, wer er ist. Morhoff verlacht an vielen Orten seine Grillen, an andern aber giebt er ihm sein gebührendes Lob: ja Chr. Gryphius weiset, daß einige Gelehrte, so ein großes Licht seyn wollen, als Bochart, und Chifflet selbst, zu weilen mit dieses Mannes Kalbe gepflüget, und unterschiedene ihre Erfindungen ihm zu danken haben. Diesem Becanus giebt an seltsamen Herleitungen wenig oder nichts nach, Joh. Conrad Wakius in seiner Anzeigung, wie nehmlich die uralte Teutsche Sprache meistentheils ihren Ursprung aus dem Celtischen oder Chaldäischen habe, und das Bayrische aus dem Syrischen herkomme:" Regensburg 1713. 8. Denn ob er wol in Historischen Dingen, so lange er dem Morhoff nachgehet, nicht unrecht urtheilet, auch vielen Fleiß und Zeit zu Erlernung der Morgenländischen Sprachen mag angewendet haben; so ist doch kaum glaublich, daß er seine Herleitungen selbst in seinem Gemüthe billigen, oder vor wahr halten sollte. Nichts ist im ganzen Werke lächerlicher, als wenn er p. 23 den Gesang: Heye Bobeye was nistelt im Stroh! vor Syrisch hält, und p. 24 die Redensart des gemeinen Pöbels: in die Lateinische Kunst kommen, vom Ebräischen ores, Chaldäischen aras, und Syrischen arro, welches so viel als ein Sarg heisset, herleitet; wiewol er im übrigen an einigen Orten hart wider die redet, so seine Meynungen nicht annehmen wollen, und sie vor tumme Kerl und lächerliche Böcke hält, als die z. E. mühselig von andern Worten als vom Syrischen misal, gehen, herführen. Aber wir lassen diese Grillen, und kommen wieder auf unsern Becanus. Dieser, nachdem er den Weg gebahnet, haben sich einige bemühet, so wol von den Völkern, bey welchen noch heute zu Tage die unmittelbaren und gleichsam leiblichen Töchter der Celtischen Sprache gebräuchlich, als auch von andern, welcher Sprachen die Lateinische hauptsächlich zur Mutter haben, diese Wahrheit weitläuftig auszuführen. In Italien hat einer, Namens Antonio Riccardi, in einem Buche, welches er della precendenza delle lingue genennt, behauptet: daß die Cimbrische Sprache alle am Alterthume übertreffe, welches Werk mir aber selbsten niemals zu Gesichte kommen ist. Der Herr Morhoff gedenket unter andern desselben in seinem Buch von der Teutschen Poesie. Was aus dem großen Werke, so jetzt ein Gelehrter in Venedig unter den Händen hat, in welchem er die Historie der Alphabeter, und der bekannten Sprachen selbst vorstellen will, werden wird, und was an des Joh. Chamberlayne in Amsterd. seiner ganz neuen Schrift von eben diesen Dingen sey, muß die Zeit lehren. So mißgünstig als viele unverständige Franzosen auf unsere Nation seyn, und die Teutsche Sprache lieber, nach dem Ausspruch Carls des V., zu einer Pferdessprache machen wollten; so hat sich doch ein verständiger Mann unter ihnen gefunden, welcher alle unbesonnene Federn, so jemals hiervon etwas ungleiches geurtheilet, genugsam widerleget, und das rühmliche Alterthum unsers Volks und Sprache so gut vorgestellet, daß es kein Teutscher hätte besser machen können. Es ist solches der Abt Pezron in seinem Werkchen, so er von dem Alterthume der Celtischen Nation und Sprache geschrieben: Antiquité de la nation et de la langue des Celtes: welches Buch billig jeder Teutscher seiner Vortrefflichkeit halber lesen sollte. Die Herren Holländer, Engeländer, Dänen, (und unter denselben sonderlich Olaus Wormius,) und Schweden haben in Untersuchung ihrer Muttersprache, und des Alterthums derselben, mehr Fleiß angewendet, als wir Teutschen, und viele Bücher davon heraus gegeben, die vom Herrn Morhoff und andern häufig angeführet werden. Wie denn sonderlich die Schweden alle Winkel ihres Landes durchkrochen, um einige Nachricht von ihres Volks Alterthum und Sprache zu haben, auch in dieser Absicht eine eigene Gesellschaft aufgerichtet, und in Upsal einen Professor der Septentrionalischen Sprachen eingesetzt. Das meiste und fürnehmste, was von solcher Schwedischen Sprache und ihren Alterthümern angeführet werden kann, findet man bei dem Herrn Rudbeck in seiner Atlantica. Sonst hat auch ein gelehrter Mann in Engeland, Namens George Hickes, alles, was nur von Nordischen Alterthümern übrig ist, mit großer Mühe und Geschicklichkeit zusammen gesuchet, und heraus gegeben, unter dem Titel: Thesaurus linguarum septentrionalium, Oxf. 1705, fol. 2 Tom., in welchem Werke wir Teutschen sehr beschämet werden, daß wir einen Ausländer alle Alterthümer, so nur von unserm Volke und Sprache zu haben, mit solcher Geschicklichkeit sammlen lassen, daß wir uns bey demselben Raths erhohlen müssen, und keinen von unsern Landesleuten aufweisen können, der hierinnen so nützlichen Fleiß angewendet. Unter uns ist so wol der Zeit, als den Verdiensten nach, vor allen zu rühmen der Herr Philipp Cluver, ein Danziger, welcher, indem er in seinem Alten Teutschlande (Germania Antiqua) das Alterthum des Teutschen Volks untersuchet, auch zugleich hin und wieder gar löblich (ob er wol seine Fehler und Irrthümer auch hat) von ihrer Sprache urtheilet, und sich sonderlich in Erklärung der Namen der Völker, Flüsse, Länder und Dörfer nützlich bemühet, auch umständlich weiset, daß die ersten Einwohner von ganz Europa, den Sprachen nach wenig oder gar nicht unterschieden gewesen. Nach ihm folget der bekannte Herr Schottel, welcher in unterschiedenen Schriften, so er von dieser Materie geschrieben, viel, aber nicht alles angeführet, was zur Teutschen Sprache Ruhm und Eigenschaft gehöret. Aber alles, was in dessen Schrifften weitläuffig vorgetragen wird, findet man kürzlich in den Grundsätzen des Herrn Joh. Bödickers, welche mit guten Beweisthümern befestiget, und worinne immer eine und die andere Anmerckung, so zur Historie unserer Muttersprache gehöret, mit eingerücket. Das einzige, so mir an diesem Werke mißfällt, ist, daß die Grundsätze von der Eigenschaft der Sprache, und die Historie derselbigen unter einander gemenget, gleichsam über einen Haufen liegen. Sonsten haben seine Gedanken auch in historischen Dingen ihre Richtigkeit und Grund, wes wegen wir ihn denn zum öfftern anführen werden, als einen Mann, der in diesen Wissenschaften großen Verstand gehabt, und viel Zeit darauf gewendet: beklagen auch, daß seine übrige Schriften, so er versprochen, noch nicht an den Tag gekommen. Am ausführlichsten hat hiervon geschrieben der gelehrte Herr Morhoff, in seinem Buche, von der Teutschen Sprache und Poesie. Denn ob wol die Menge der Sachen, welche er im gerühmten nützlichen Werke abgehandelt, nicht zugelassen, eine ausführliche Historie unserer Muttersprache zu schreiben; so hat er doch den Weg gezeigt, welchen einer, der hierinnen etwas thun wollte, halten müsse; weswegen wir uns auch seiner zum öfftern bedienet, und in seine Fußtapfen zu treten gesuchet haben. Wie hoch übrigens dieses sein angezogenes Buch von den Gelehrten gehalten wird, findet man in der Vorrede seines sogenannten Polyhistoris p. 46: und ist zu beklagen, daß der vortreffliche Verfasser dieses Werks, von welchem Teutschland eben sowohl, als Frankreich von seinem Salmasius sagen kann: Non illi, sed scientiis defuit, quod ignoravit: seine übrigen Schriften, sonderlich aber die versprochenen Origines Germanicas, nicht hat zu Ende bringen können. Wir übergehen hier, weder aus Verachtung noch Unwissenheit viele andere, so ihren Fleiß zur Untersuchung und Ausbesserung der Teutschen Sprache angewendet, wie wir auch zum Theil selbst in diesem Buche angezogen, und begnügen uns diejenigen hier angeführet zu haben, derer Gedanken wir entweder gebilliget, und weiter ausgeführet, oder widerleget.

Das zweite Kapitel.

Von der großen Veränderung, welcher die Sprachen unterworfen sind, und derselben vornehmsten Ursachen.

Ist eine Sache in der Welt, so der Veränderung unterworfen; so sind es die Sprachen der Menschen, wie solches von vielen gelehrten Leuten, in unterschiedenen Schriften, ist erkannt und bewiesen geworden. Wer es nicht gläubet, halte die Teutsche Sprache, so zu des Großen Carls Zeiten geredet worden, und unsere heutige; das Griechische, so Demosthenes gebrauchet, und das so jetzt in den Griechischen Landen gebräuchlich; das Latein, wie es Cicero und Ennius geredet, nebst dem jetzigen Italiänischen, so daraus entsprungen, gegen einander: so wird er befinden, daß die Veränderung so merklich und groß sey, daß Leute, so von einerley Volke hergekommen, und bey einerley Volck erzogen worden, deren einer aber geboren geworden, da der andere schon vor etliche 100 Jahren gestorben gewesen, sich nicht verstehen würden, wenn sie zusammen kommen sollten, und jeglicher die Sprache reden, die zu seiner Zeit gebräuchlich gewesen. Siehe hiervon Wormii Fastos Danicos, und Harsdorff. Phil. Germ. Ob nun wol eine Sprache mehr, die andere weniger, solcher Veränderung unterworfen, so kann sich doch aus natürlichen Ursachen keine davon ausschließen. So lange die Menschen fortfahren werden, in Speisen und dero Zubereitung, in Kleidern und dergleichen Dingen, die Veränderung und neue Mode zu lieben: ja so lange sie nicht aufhören werden, neue Dinge

nebſt ihren Namen zu erfinden; ſo lange wird die Veränderung der Sprachen nicht können vermieden werden. Es iſt zu allen Zeiten dieſer Gebrauch in der Welt geweſen, daß ſich die Leute bemühet, demjenigen Volke, das vor andern berühmt geweſen, wie andere Sitten und Gewohnheiten, alſo auch vornehmlich ſeine Sprache abzulernen, dieſelbe zu reden, und viel daraus in ihre Mutterſprache zu übernehmen. Zu Zeiten Alexanders des Großen hörte man in allen Ländern Griechiſch reden, und da die Römer faſt die Helffte der bekannten Länder bezwungen, wurde die Lateiniſche Sprache überall eingeführet, woven noch heute zu Tage ihre Töchter als Zeugen übrig ſind. Zu den Zeiten Carls des V. bemühete ſich ganz Europa Spaniſch zu reden, eben als wie jetzt ſich viele befleißigen die Franzöſiſche Sprache zu verſtehen, und aus derſelben etwas in ihrer Mutterſprache mit anzubringen; welches denn zu Veränderung der Sprache kein geringes beyträgt. So verurſacht auch nicht weniger der Umgang mit andern Völkern eine große Veränderung in derſelben, weil hierdurch nicht allein viele fremde Worte in ein Land gebracht werden, ſondern auch viele der einheimiſchen Wörter ſich müſſen von den Ausländern anders, als ſonſt gewöhnlich, ausſprechen laſſen, welches ſich denn nach und nach die Einwohner auch mit angewöhnen. Daher ſiehet man, daß die Sprachen derſelbigen Völker, bey welchen die Handlung ſehr getrieben wird, und welche am meiſten mit andern Nationen zu thun haben, auch vor allen der Veränderung unterworfen, und mit fremden Wörtern angefüllt ſind. Das meiſte aber thut hierbei der Unterſchied des Landes und Erdbodens, der Speiſe und des Getränkes: deßwegen findet man, daß einerley Volk, welches ſich zu einer Zeit in zween unterſchiedenen Landen niederläßt, in kurzen einander unverſtändlich wird. Gleichwie man ſchwerlich 20 Meilen reiſen kann, ohne eine merkliche Veränderung in den Dingen, ſo aus der Erde hervor wachſen, anzutreffen, welches daher entſteht, das der Erdboden entweder fett oder mager, leimicht oder ſandicht iſt; alſo muß hieraus nothwendig in den Einwohnern des Landes und den Würkungen ihrer Lebensgeiſter, auch folglich in äußerlichen Handlungen und der Rede, ein Unterſchied erfolgen. Man weiß, daß die Schweizer, ob ſie wol eine Art der Teutſchen Sprache reden, dennoch dieſelbe ſo langſam und übel ausſprechen, daß ſie andern Völkern mehr zu heulen, als zu reden ſcheinen. Einige, ſo von der Arzneikunſt geſchrieben, halten dafür, daß die Urſache ſolcher übeln Ausrede keine andere ſey, als die Köpfe, mit welchen dieſe Nation, und ſonderlich ihr Weibsvolk, faſt durchgehends geplagt iſt; weil durch dieſelben die Werkzeuge der Rede alſo gedruckt und gezwängt würden, daß nothwendig dergleichen unangenehme Sprache daraus erfolgen müßte. Von den Köpfen aber ſelbſt ſagen ſie, daß ſie von dem kieſigten Waſſer des Landes herrührеten. Es ward in allen Römiſchen Provinzen einerley Lateiniſche Sprache eingeführet, wie uns ſolches Terentius, Seneca, Martialis, Prudentius, und viele andere, durch ihre Exempel lehren, die als Ausländer eben ſolch Latein geſchrieben, als die gebohrnen Römer, und doch entſtand bald darauf in den Ländern, wo die Römer als Ueberwinder ihre Sprache eingeführt, eine ſolche Veränderung, daß heute zu Tage kein Franzoſe weder einen Spanier noch Italiener verſteht, ob wol ihre Sprachen die Lateiniſche eben ſo wol zur Mutter haben, als die ſeinige. Ja wer erfährt nicht täglich, daß jegliches Theil, wo nicht gar jegliche Stadt, eines Königreiches oder Landes ihre beſondere Mundart oder Dialect habe? die oft ſo ſehr von einer andern unterſchieden iſt, daß ſich Leute von einerley Volk nicht verſtehen; wie wir ſolches an den Weſtphalen und Schwaben, Niederſachſen und Oeſterreichern ſehen. Daher kommt es auch, daß einige Buchſtaben und Worte gewiſſer Sprachen den Ausländern auszuſprechen unmöglich ſind. Von der Aethiopiſchen Sprache hat ſolches Herr Ludolff und von der Lappländiſchen Joh. Scheffer, von andern andere angemerkt. Ich habe auch ſolches ſelbſt an einem geborenen Hottentotten zum öftern wahrgenommen, der ſich in Holland aufhielt, deſſen Worte, die er aus ſeiner Mutterſprache herſagte, uns Europäern nachzuſagen und recht auszuſprechen unmöglich waren. Wir wollen hier nicht anführen, wie durch deßwegen aufgerichtete Geſellſchaften und gelehrte Leute manche Sprache ſich von Zeit zu Zeit verbeſſert, und eben dadurch verändert habe, da bald dieſes bald jenes Wort abgeſchafft, und wieder gebräuchlich wird, wie Horatius ſaget:

Ut ſylvae foliis pronos mutantur in annos,
Prima cadunt: ita verborum vetus interit aetas,
Et juvenum ritu florent modo nata vigentque.

Und an einem andern Orte:

Multa renascentur, quae jam cecidere, cadentque,
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
Quem penes arbitrium est, et vis, et norma loquend.

Auch wollen wir nicht beſchreiben, wie ein Volk, das von einem andern angefallen und überwunden wird, weder ſeine vorige, noch des Ueberwinders Sprache behalte, ſondern daß eine neue daraus entſtehe, wie wir aus dem Exempel der Spanier, die weder die Celtiſche, Lateiniſche, noch Saraceniſche Sprache behalten, und anderer abnehmen; oder wenn ſich Leute von unterſchiedenem Volk mit einander befreunden oder verehlichen, was da vor eine Vermiſchung daraus erfolge? wie Nehem. XIII. 24 zu erſehen: ſondern wir ſchlüßen aus dem bisher geſagten nur ſo viel, daß, da die Natur der Menſchen vor der Sündfluth eben alſo, wie nach derſelben beſchaffen geweſen, die Welt aber vor der Sündfluth 1656 Jahr geſtanden, auch mit Menſchen ſehr angefüllt geweſen, nothwendig folgen müſſe: daß die Sprache, welche von Adam bis auf Noah fortgepflanzt worden, einiger Veränderung ſey unterworfen geweſen, oder, daß noch vor der Sündfluth unterſchiedene Mundarten entſtanden. Dieſes hat auch ſchon Mericus Caſaubonus in ſeinem kleinen, aber gelehrten Buche von der Hebräiſchen Sprache p. 3. angemerckt. Es kann zwar hierwider eingewendet werden, daß dergleichen Veränderung mit dem langen Leben der Erzväter ſtreite; aber wer ſieht nicht heute zu Tage, daß ſich die Alten vielmal nach der neuen Mode richten, und ihre vorige Gewohnheiten verlernen? Auch von dieſen Altvätern ſelbſt, ſind zum Gebrauch des menſchlichen Lebens, unterſchiedene neue Dinge erfunden worden, welche ſie zum Unterſcheid anderer Sachen mit neuen Namen haben belegen müſſen; zu geſchweigen, daß ſie nicht alle nach einander an einem Orte leben können, ſondern durch Veränderung ihrer Wohnungen zur Veränderung der Sprachen Anlaß gegeben. Und wäre ſolche Veränderung aus angeführten natürlichen Urſachen nicht erfolget, ſo müßte Gott ſolches durch ein ſonderbares Wunderwerk bewerkſtelligt haben, wovon aber die heilige Schrift nichts meldet. Jedoch wollen wir deßwegen mit niemand einen Streit anfangen, ſondern laſſen hierinne einem jedem ſeine Meynung. Wer mehr von der nothwendigen Veränderung der Sprachen, und derſelben Urſachen nachleſen will, ſchlage nach, was Salmaſius zu Ende ſeiner ſogenannten Hellenifica, und Kirchmäyer, wie auch Ol. Borrichius Dispat. de Causis diversitatis linguarum angemerkt hat. Zum Beſchluß dieſes Capitels wollen wir anhängen die Worte des ſcharfſinnigen Saavedra. Es ſagt derſelbe: La naturaleza distingvió las provincias, y las cercoya con murallas de montes, ya con fosos de rios, y ya con las soverbias olas del mar, para difficultarsus intentos ala ambicion humana: con esto sin constitugo la diversidad de climas de naturales, y de lenguas; Das iſt: Die Natur hat die Länder von einander abgeſondert, und ſie nicht allein mit Bergen gleich als Mauren, ſondern auch mit Flüſſen, ja den ſtolzen Willen des Meeres umgeben, um die Begierden des menſchlichen Ehrgeizes im Zaum zu halten. In dieſer Abſicht hat ſie den Unterſchied der Länder und Erdbodens, wie auch der Neigung des Menſchen und der Sprachen eingeführet.

Das dritte Capitel.

Ob aus angeführten Urſachen eine Sprache könne ſo ſehr verändert werden, daß in ihren Töchtern keine einzige Gleichheit oder Anzeigung der Mutter zu finden?

Wir halten zwar mit dem berühmten Ludolff dafür, daß noch viele Völcker und Sprachen in der Welt ſind, von welchen wir keine Wiſſenſchaft oder Nachricht haben. Es möchte auch Herr Stirnhelm, wenn er noch lebte, ſeine Meynung beweiſen, da er ſagt: „es ſey wahrſcheinlich, das gleich wie aus einer Sprache die andern alle hergekommen, ſie alſo wieder zu derſelben könnten gezogen werden.“ Dieſes aber ſcheint natürlich, daß es in Anſehung der Veränderung (per analogismum) nothwendig einer Sprache wie der andern gehen müſſe. Da nun alſo die Veränderung den Sprachen gemein und gleichſam natürlich iſt; ſo fragt ſichs: ob aus oben angeführten Urſachen eine jüngere Sprache der ältern, aus welcher ſie entſtanden, dermaßen unähnlich werden könne, daß man von dieſer nicht das geringſte Merkmahl und Anzeigung in jener finden könnte? worauf wir allerdings mit Nein antworten. Es verhält ſich mit den Sprachen eben als wie mit den Metallen. Dieſe laſſen ſich durch das Feuer alſo zwingen, und zuſammen ſchmelzen, daß aus vielerley und unterſchiedener Materie nur eine Maſſe wird, welche am äußerlichen Anſehen und Farbe keiner von den Materien gleich iſt, aus welchen ſie zuſammen geſchmelzet. Wenn aber ein kluger Meiſter, der die Scheidekunſt wohl verſtehet, darüber kömmt;

so kann er bald einem jeglichen Metalle seine eigene Natur und Ansehen wieder geben. Ja er hat seine gewisse Handgriffe und Merkmahle, aus welchen er urtheilen, und noch vor der Zertheilung gewiß sagen kann, von welchem Metall weniger oder mehr in dem zusammengeschmolzenen Klümpen zu finden sey. Also mag eine Sprache, so sehr mit andern vermengt und verderbt seyn als sie will; so wird doch allezeit derjenige, so die Wortforschung recht gelernet, und genugsame Wissenschaft von denjenigen Sprachen hat, von derer Töchtern einer er handelt, bald sagen können, woher jedes Wort und Redensart genommen sey. Hierbey ist noch dieses gewiß, daß, wie immer ein Metall von dem andern leichter oder schwerer zu scheiden ist; also sind die Stammwörter in dieser oder jener Sprache leichter oder schwerer zu finden, als in einer andern. Wer nun hierinnen was hauptsächliches thun will, muß vor allen Dingen die in Wissenschaften so schädlichen Vorurtheile abschaffen, sich gewisse Grundregeln vorsetzen, oder sich derer, so ihm schon von andern gelehrten Leuten an die Hand gegeben worden, bedienen. Die Sache mit Exempeln zu erörtern; so sollte vielen lächerlich scheinen, wenn ich sage: das Savoische Wort Ciau, so man ausspricht zschiau, käme von Clavis, der Schlüssel, her; aber ich will es beweisen. Von dem Lateinischen Clavis ist das Italienische Clave gemacht worden. Die Piemonteser können cl neben einander nicht aussprechen, verwandeln deswegen l in i, werfen auch das letzte e weg, so wird aus ave All, und also aus clave Ciau. Bei unserer Muttersprache zu bleiben, so ist das Lateinische Wort Homo nichts anders als das Teutsche Wort Mann oder Mon mit dem Articul ho oder ho, wie er noch bey den Holländern gebräuchlich. Denn es hat Morhoff zur Gnüge erwiesen, daß die uralten Lateiner nicht gesagt: homo, hominis; sondern homon, homonis. Ich kann nicht umhin, hier ein weitläuftiger Exempel anzuführen, um zu zeigen, wie ich mich im 2. Theile bey der Wortforschung verhalten werde. Es ist ein alt Japhetisch oder Europäisch Stammwort, Ut, welches im Niedersächsischen, Englischen, Isländischen, Norwegischen, Schwedischen, Dänischen und andern Mundarten, so viel, als das Hochteutsche aus und Holländische uyt bedeutet. Daher sagt man in Niedersachsen scherzweise, das Lateinische ex habe im Genitivo ut-is, aus ists. Aus diesem kleinen Wörtchen sind in den Europäischen Sprachen durchgehends sehr viel Worte entstanden, welche auf den ersten Anblick gar keine Verwandtschaft mit demselben zu haben scheinen. Durch die Vorsetzung des Hauchs (Spiritus), von welchem in dem 2. Theile dieses Werks viel wird zu reden seyn, ist daraus geworden hut. Dieses alte Japhetische Wort heißt sowol in der Hochteutschen als derselben verwandten Sprachen 1) alles äußerliche, so uns zur Bedeckung oder Beschützung dienet. In solchem Verstande wird es oft in der Bibel gebraucht, auch im Liede: er hält über uns Hut und Wacht. Hiervon kömmt: Hütten, hüten, behüten, verhütet, Obhut ꝛc. 2) Heißt es die Decke unsers Fleisches, Schwedisch Hwt oder Hut, Hochteutsch Haut. Einige Nachkommen Japhets haben, wie in andern, so auch in diesem Worte den Hauch verdoppelt, oder denselben in C oder K verwandelt. Daher ist aus Hut das Lappländische Kaote, und Finnische Koto, so eine ausgespannte Haut, oder auch eine Hütte und Bauerhaus heißt, wie auch nebst der Lateinischen Endung Cutis geworden, wovon intercus, recutitus, ich dürfte auch bald sagen Custos entstanden. Auf gleiche Weise ist aus Halm, Hesse, Hart Holländisch Herze, Schwedisch und Dänisch Hierta, Horn, Hals, mit der Zeit geworden Calamus, Cattus, Καρδια, Cornu, Collus. Die Sclavonischen Völcker haben, nebst der Verwandelung des h in k, auch aus t ein z oder s gemacht, wie man etwa in unterschiedenen Mundarten twe und zwee, Tom und Zohm oder Zaum, Tuch oder Zeug zu sagen pfleget. Also ist auch Hut, Kuz, Kuze, Koze, entstanden, welches in Polnischer, Böhmischer und andern Sorabischen Sprachen die Haut bedeutet, woher auch das Poln. Cussac oder Kuzac seinen Ursprung hat. Hiermit scheinen auch verwandt zu seyn das Französische Casaquo, Spanische Casaca, Italiänische Casacca, Schweizerische Kutze oder Kasel, Griechische κάσας, so alle fast einerley bedeuten. Ja es ist auf gleiche Art davon entstanden, Kutte, Kittel, wo nicht auch Cucullus etc. Von Hut ist auch das Griechische Wort κύτος oder σκύτος die Haut, wovon abermal viel Wörter herkommen, wie jeglicher selbst nachforschen kann. Hut heißt 3) eine Hütte, Schw. Hydda, Fr. la hutte, Ungrisch haz, eine Hütte, ein Haus. Als man gelernet die Hütten größer zu machen, ist aus Hut, das Schwedische, Isländische und Tartarische Hús, Hus, Hws, Dänische Huus, Englische House und Deutsche Haus geworden. Was ist gewöhnlicher, als das in unterschiedenen Sprachen s und t verwechselt werden? als Gatte, Vater, πατηρ, Hesse, Wasser, ποσσω. Aus diesem Has, Hus ist entstanden Casa, wie auch Franz. huys, huyssier, Ungrische huszár, gleichsam huszárlot, der sich unter der Hütte verbirget und bedeckt, ein Soldate, Hussar ꝛc. Hut heißt auch 4) die Decke des Haupts (Pileus) Schw. Englisch und Dänisch Hatt ꝛc. Wir übergehen die verblümten Bedeutungen dieses Worts, da es die Freyheit und dergleichen heißt. Im andern Theile werden wir zeigen, wie mit der Zeit die Stammwörter durch vorgesetzte Buchstaben verlängert, und dadurch ihre Bedeutungen verändert geworden sind. Also bedeutet der vorgesetzte Buchstabe s oder sc so viel als das Lateinische ex. Von Arm (Brachium) kömmt das Niederländische scharmen, d. i. den Arm aufstoßen oder fechten. Daher ist das Ital. Schermire, Fr. escrimer, Spanische esgrimer, Teutsche Beschärmen, wie es die Alten geschrieben. Da nun vor Hut sc gesetzt worden, so ist daraus entstanden Scut, Schwedisch Scud, Hocht. Schutz, Lat. Scutum, Ital. Scuto, Fr. escus etc. ferner: schütten, schützen, schythen, schiessen Scytha, σκύθης, Schut, Kornschütte ꝛc. Ich könnte noch weiter gehen; aber wieder auf mein Vorhaben zu kommen, so würde auf den ersten Anblick niemand leichte darauf fallen, daß zum Exempel σκύτος, huszár, intercus von ut, herkäme, sondern vielmehr darüber lachen, wenn er sähe, daß es ein anderer davon herleitete. Aber wenn einer mit genugsamer Wissenschaft versehen, ohne Vorurtheile dieser Herleitung nachdenken wird, so wird er allerdings befinden, daß sie der Vernunft und Wahrheit gemäß, und nicht zu verlachen sey.

Christian Ulrich Detlev von Eggers

ward am 11. Mai 1758 zu Itzehoe im Herzogthum Holstein geboren und begann nach vollendeten Studien, seine Laufbahn im Staatsdienst als Assessor der dänischen Rentekammer in Copenhagen. Er erhielt darauf das Amt eines Bevollmächtigten in dem deutschen und ostindischen Secretariat, bei dem Commerzcollegium daselbst, und ward 1785 Professor an der dortigen Universität. Im Jahre 1799 wurde er Legationsrath und Deputirter der deutschen Staatskanzlei und 1802 Oberprokurator der Herzogthümer Schleswig und Holstein, so wie 1806 in den deutschen Freiherrnstand erhoben. Er starb als Dr. jur., K. Dän. Conferenzrath, Ritter des Dannebrogordens und Oberpräsident der Stadt Kiel, auf seinem Gute Garz bei Kiel, nach einem sehr thätigen Leben am 21. Nov. 1813.

Von ihm erschien im Druck:

Gedächtnißrede auf Max. Julius Leopold von Braunschweig. Copenhagen, 1785.

Skizzen und Fragmente zu einer Geschichte der Menschheit. Copenhagen, 1786 fgde. 3 Theile. N. A. 1805.

Deutsches gemeinnütziges Magazin. Leipzig, 1788—1803.

Denkwürdigkeiten der französischen Revolution, in Rücksicht auf Staatsrecht und Politik. Copenhagen, 1795—1806. 6 Thle.

Probirstein für ächte Freimaurer. Copenhagen, 1786. 2 Thle.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen A. P. von Bernstorff. Copenhagen, 1800.

Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Deutschland, durch Elsaß und die Schweiz. Copenhagen, 1801—1809. 7 Thle.

Beiträge zur Kenntniß von Holstein. Schleswig, 1805—7. 2 Thle.

Reise durch Franken, Baiern, Oestreich, Preussen und Sachsen. Leipzig, 1810. 4 Thle.

E's Schriften zeichnen sich besonders durch den Scharfblick, die Beobachtungsgabe und die feine lebendige

Darstellung aus, welche den erfahrenen, wissenschaftlich gebildeten Staatsmann beurkunden. Seine Geschichte der Menschheit steht dem Herder'schen Werke um so mehr nach, als es ihr im Verhältniß zu jenem an philosophischer Tiefe mangelt. Doch bietet sie manches höchst Gelungene und durchgearbeitete, in glücklicher Form dar. — Die Reisen gewähren noch jetzt eine eben so angenehme als belehrende und anregende Lectüre; E's wichtigstes und bedeutendstes Werk bleibt indessen die Denkwürdigkeiten der französischen Revolution.

Gorsli von Ehenheim, s. Minnesänger.

Martin Ehlers

ward am 6. Januar 1732 in der Wilstermarsch im Holsteinischen geboren, studirte in Kiel, bekleidete darauf eine Zeitlang das Rectorat an der Schule zu Segeberg und erhielt dann die ordentliche Professur der Philosophie in Kiel, wo er am 9. Januar 1800 starb.

Er gab heraus:

Sammlung kleiner Schriften. Flensburg, 1776.
Von der menschlichen Freiheit. Dessau, 1783.
Ueber die Sittlichkeit der Vergnügungen. Flensburg, 1790. 2 Thle.

Ein klarer und verständlicher Styl, so wie gesunde Moral und Lebensansicht ist seinen popularphilosophischen Schriften eigen, welche zu ihrer Zeit sehr gern gelesen wurden.

Friedrich Ehrenberg

ward am 6. Dec. im Jahre 1776 zu Elberfeld geboren, studirte Theologie und wurde dann reformirter Prediger zu Plettenberg, später zu Iserlohn in der Grafschaft Mark und 1806 nach Berlin berufen, wo er noch jetzt als Doctor der Theologie, K. P. Oberconsistorialrath, erster Hof- und Domprediger und Ritter des rothen Adlerordens, eben so hoch geehrt, als innig geliebt, von Allen, die ihn kennen, lebt.

Seine zahlreichen Schriften sind:

Andachtsbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechtes. Leipzig, 1816. 4. Auflage. Leipzig, 1826.
Betrachtungen über die wichtigsten Angelegenheiten des religiösen Sinnes und Lebens in Predigten für gebildete Christen. Berlin, 1812.
Bilder des Lebens. 2 Bde. Elberfeld, 1811. N. A. 1830. 3 Bd. Daraus besonders abgedruckt: Agathens ländliche Stunden. Elberfeld, 1815.
Blätter, dem Genius der Weiblichkeit. Berlin, 1809.
Der Character und die Bestimmung des Mannes. Elberfeld, 1798. 2. A. 1822.
Ueber Denken und Zweifeln. Halle, 1802.
Euphranor über die Liebe. 2 Thle. Elberfeld, 1805—1806. N. A. 1809—17.
Festpredigten. Leipzig, 1807.
Für Frohe und Trauernde. Leipzig, 1818. N. A. und 2. Thl. Leipz. 1820—26.
Geist der reinen Sittlichkeit. 1. Thl. Lemgo, 1802.
Handbuch für die ästhetische, moralische und religiöse Bildung des Lebens. Elberfeld, 1809
Die practische Lebensweisheit. 2 Bde. Leipzig, 1805—1806.
Reden an gebildete Menschen u. s. w. 2 Thle. Düsseldorf, 1802.
Reden über die wichtigsten Gegenstände der höheren Lebenskunst. Elberfeld, 1804.
Reden an Gebildete des weiblichen Geschlechts. 2 Bde. Elberfeld. 1804. 4. Aufl. 1827—29.
Das Schicksal. Elberfeld, 1805.
Seelengemälde. 2 Bde. Berlin, 1811—12.
Weiblicher Sinn und weibliches Leben. 2 Thle. Berlin, 1809. 2 A. 1819.
Die Veredlung des Menschen u. s. w. Leipzig, 1803. 2 Bde.
Das Volk und seine Fürsten. Reden. Leipzig, 1815.
Wahrheit und Dichtung über unsere Fortdauer nach dem Tode. Leipzig, 1803.
Viele einzelne Predigten u. s. w.

Ein wahrhafter Diener des göttlichen Wortes, in der schönsten und reichsten Bedeutung dieses Ausdruckes, hat E. durch seine vielen, echte Religiosität und Sittlichkeit befördernden Schriften, außerordentlichen Nutzen in Deutschland, vorzüglich bei den Frauen gestiftet, da er es vor Allem durch seltene Anmuth des Vortrages, tiefe Menschenkenntniß und einen klaren, practischen Blick verstand, in weiblichen Gemüthern die höchsten Interessen anzuregen, ohne das wirkliche Leben mit allen seinen Gegensätzen, aus den Augen zu verlieren. Mit Unrecht hat man ihm vorzüglich in Schriften dieser Art, eine gewisse Süßlichkeit und Geziertheit vorgeworfen, da es ihm gerade darum zu thun war, die zartesten Verhältnisse eben so zart zu behandeln, und schon von vorn herein durch seine feine und saubere Auffassung und Darstellung den so leicht verletzlichen weiblichen Gemüthern Vertrauen einzuflößen. Doch nicht allein auf diesem Felde hat sich E. so ausgezeichnet bewährt, seine übrigen theils für ein allgemeineres Publicum, theils für Männer geschriebenen moralischen und ascetischen Werke haben sich durch ihre Vortrefflichkeit einen bleibenden Werth erworben, vorzüglich sein: der Character und die Bestimmung des Mannes, aus welcher wir hier mehrere Auszüge mittheilen. Als Kanzelredner gehört E. durch seine tiefe Religiosität, seine philosophische Klarheit und Ruhe, seine Weltkenntniß und seinen schönen, würdigen Vortrag gleichfalls zu den Besten seiner Zeit.

Ueber die Behandlung der Einbildungskraft.*)

Die Einbildungskraft hat sehr großen Einfluß auf den Geist, den Charakter und das Leben des Mannes. Nicht genug, daß sie einen bedeutenden Theil seiner Freuden und seiner Leiden bestimmt; sie kann auch den Verstand erleuchten und verwirren, das Gemüth stählen und verweichlichen, die Gefühle läutern und verunreinigen, die Thätigkeit unterstützen und hemmen; sie kann ihm seine Bestimmung lebhafter vergegenwärtigen und sie ihm aus den Augen rücken, sie kann ihn für die Tugend und für das Laster befeuern; sie kann Versuchungen herbeiführen, und ihn gegen die stärksten Versuchungen waffnen; sie kann sein Leben erheitern und ihn elend machen. Lassen Sie mich daher über *diejenige Behandlung derselben, wodurch sie der Bildung eines echt männlichen Sinnes und Thuns möglichst förderlich wird*, jetzt einige Winke geben.

Auf keine Weise darf die Einbildungskraft zum Vortheile anderer Kräfte des Geistes unterdrückt oder geschwächt werden. Die Natur hat nichts hervorgebracht, dessen sie nicht bedurfte. Auf die Einbildungskraft mußte sie, bei dem, was sie mit dem Menschen überhaupt und mit dem Manne insbesondere beabsichtigte, vorzüglich rechnen. So lange sie nicht aus dem Verhältnisse tritt, in welchem sie zu den übrigen Kräften des Geistes stehen soll, ist sie ein herrliches Vermögen, in welchem der Adel des menschlichen Wesens mächtig hervorstrahlt, und das zu keiner wahrhaft menschlichen Verrichtung entbehrt werden kann.

Von der Einbildungskraft empfängt der Verstand die meisten Stoffe, an welchen seine Thätigkeit im Bilden von Begriffen und Urtheilen sich äußert. Muß sie gleich selbst alles von den Sinnen entnehmen; so würde uns doch der bei weitem größte Theil von dem, was sich unsern Sinnen darstellt, verloren gehen, wenn uns nicht die Einbildungskraft im Bilde wieder vergegenwärtigte, was jenen bereits entrückt worden. Nur selten ist dem Verstande, was er verarbeiten soll, in unmittelbarer Anschauung gegeben: fast immer muß jene ihm vorhalten, was sie aus diesem sich zu eigen gemacht. Wenn andere uns ihre Gutachten mittheilen, so ist sie es, die uns in den Stand setzt, dieselben aufzufassen, indem sie dem gehörten Worte seinen Begriff zugesellt, und diesem den Gegenstand unterlegt. Sie führt den Verstand von einem Gedanken zum andern hinüber, und wenn sich dieser zwar in den meisten Fällen genöthigt sieht, mit denselben ganz andere Verknüpfungen vorzunehmen, so findet er sich doch nicht selten von ihr durch die glücklichsten Combinationen überrascht. Ihr verdanken wir die Einfälle, in denen oft die Keime großer Entdeckungen verborgen liegen.

Zu unsern feinsten und stärksten Gefühlen wirkt die Einbildungskraft mit; und das vielgestaltete innere Leben, das sich in den menschlichen Stimmungen offenbart, das im Gemüthe eine so große und wunderbare Welt entfaltet, und sich wie ein mächtiger Strom in die Thaten des Mannes ergießt, würde gar nicht sein, wenn die Phantasie nicht wäre.

Mittelst der Einbildungskraft halten wir die Zwecke fest, die wir in unsern Bestrebungen verfolgen; durch sie enthüllen sich uns die Dinge, aus welchen wir die zu Erreichung derselben erforderlichen Mittel wählen. Ihr gehört zu einem nicht geringen Theile der Enthusiasmus an, mit dem der Mann erfüllt sein muß, um sich an das Große und Schwere zu wagen, der Gefahr Trotz zu bieten, und zu verachten, was das Vorurtheil und der kleine Sinn der Welt immer hoch hält.

Soll das, was über die sichtbare Welt hinaus liegt, dem sich aber doch das Gemüth gläubig und sehnend zuwendet, wornach der Wille greift, damit er sich halte im Sturme, für das Herz Bedeutung gewinnen, und sich des Lebens bemächtigen: dann muß es die Phantasie im Symbole zeigen. Sollen die Ideen der Vernunft auf unser Thun Einfluß erlangen: dann müssen sie, in das Gewand der Phantasie gekleidet, als freundliche Ideale vor uns hintreten. Und was sind die Werke, wodurch die Kunst uns entzückt, anders, als Erzeugnisse der Phantasie, vom Geiste gestaltet, in den Formen der Vollendung?

Endlich darf auch nicht vergessen werden, wie die Phantasie oft das enge Leben erweitert, über seine Noth tröstet, in seine Dunkelheit Licht sendet, seine Bitterkeiten versüßt, und seine Täuschungen vergessen macht.

Wir haben deswegen zunächst Sorge zu tragen, *daß wir die Einbildungskraft bereichern, und zwar, so viel als möglich, mit wahren, edeln und fröhlichen Bildern.* Sie kann nichts geben, was sie nicht empfangen hat, und soll doch viel geben. Was sich in ihr gesammelt, ist freilich noch eben so wenig Gedanke, als es die Gewandtheit und das Leben des Verstandes verbürgt; aber aus ihm bildet sich der Gedanke, von ihm muß die denkende Kraft Stoff, Reiz und vielfältige Hülfe erhalten. Reichthum der Phantasie ist wenigstens eine Bedingung des Gedankenreichthums. Menschen, deren Einbildungskraft leer ist, verstehen sich eben so schlecht darauf, von andern Belehrung anzunehmen, als selbst Gedanken zu erzeugen. Die Einbildungskraft muß aus dem, was sie sich angeeignet, dem Witze das Aehnliche, der Ueberlegung das Zutreffende, der Wahl die Gegenstände mit ihren Eigenschaften darstellen. In einer reichen Phantasie entstehen oft zufällig die Reibungen der Ideen, aus welchen große Wahrheiten, glückliche Plane und herrliche Werke hervorgehen. Je reicher die Phantasie ist, desto besser kann sie uns schadlos halten für die Armuth der Welt, und desto mehr findet man in sich selbst, wenn man sonst überall leer ausgeht.

Die Bilder aber, womit Sie Ihre Einbildungskraft bereichern, seien *wahr*, d. h., *der Natur getreu*. Nur in einer gewissen Sphäre ist ihr verstattet, zu verschönern, und auch in dieser erst dann, wenn sie schon hinlänglich gesammelt, und sich des Wirklichen gehörig versichert hat. Das Leben hat Zwecke, welche verlangen, daß es sich auch in der Phantasie finde, wie es ist. Aus dem Wahren erzeugt sich das Schöne, aber ungetrübt gehe das Wahre erst in uns ein, damit es sich auch in seiner Wahrheit geltend machen könne. Wo die Phantasie den Stoff zu Kenntnissen hergeben soll, da liegt alles daran, daß sie jedes in seiner echten Gestalt zeige. Zu verhüten ist deswegen, daß irgend ein Interesse zu sehr hervor hebe, was ihm zusagt, und dagegen verdunkle, was mit ihm in keiner Berührung steht.

Mit der Wahrheit jedes besondern Bildes verträgt sich indeß wohl das Bestreben, der Einbildungskraft vorzüglich *edle und fröhliche Bilder* zuzuführen.

Aus der Einbildungskraft zieht das Herz größtentheils seine Nahrung. Ist in ihr wenig des Großen und Würdigen: so werden auch die Gefühle selten sein, die den Sinn für das Große und Würdige beleben. Ist sie mit Gemeinem, Ekelhaftem, Verächtlichem angefüllt: so ist schwer zu vermeiden, daß die Gesinnung nicht davon angesteckt werde; das Zartgefühl wird auf keinen Fall unverletzt bleiben. Sind es Gedanken des Vortrefflichen, was sie in freien Spielen sich äußert, dem Geist vergegenwärtigt: dann wird die Liebe zum Vortrefflichen, durch jede freie Regung derselben gestärkt, und das Vortreffliche selbst dem Gemüthe immer mehr eingewöhnt.

Haben Sie Ihrer Einbildungskraft viele fröhliche Bilder gewonnen, und alles, was sie aufgenommen, so viel als möglich fröhlich gestaltet: dann werden Sie immer mit Wohlgefallen den Beschäftigungen des Geistes, bei welchen sie vorzüglich wirksam sein muß, sich hingeben können, die Erweiterung Ihrer Kenntnisse und die Anstrengungen des Nachdenkens werden sich immer mehr zur leichten und frischen Thätigkeit stimmen, der Ernst des spätern Lebens wird sich mildern, und es wird Ihnen nie an Mitteln der Erheiterung fehlen. Eine trübe Phantasie vergiftet die Quelle des innern Lebens. Finstre Bilder, die sich ihr eingedrückt haben, verlieren sich nie ganz aus dem Gemüthe, und theilen diesem fast immer eine bleibende unglückliche Stimmung mit. Aber alles Traurige gewinnt eine gefällige Gestalt, wenn es vom Schimmer einer fröhlichen Phantasie beleuchtet wird, besonders wenn dies der Morgenschimmer des Lebens ist.

Darum soll es sich schon die Erziehung eine wichtige Angelegenheit sein lassen, die Einbildungskraft mit edeln und fröhlichen Bildern zu bereichern, wie denn auch *sie* hierin das Meiste zu leisten vermag. Willig und frei öffnet sich der jugendliche Sinn den Dingen, die sich ihm darstellen, leicht entfernt man von ihm, was widrige Eindrücke machen würde, und bringt ihm nahe, was man zuträglich findet, und am liebsten eignet sich das jugendliche Gemüth das Edle und Fröhliche an, weil dies seiner Stimmung in höherm Grade zusagt, während mit den Jahren für so manches der Sinn sich verschließt, manches andre sich uns mit einer Gewalt aufdringt, welcher zu widerstehen schwer fällt, und die Seele oft mit Ernst und Trauer erfüllt, von dem was ihr das Wohlthätigste ist, sich wegwendet. Doch müssen eigne Bemühungen das Angefangene fortsetzen; und sie können viel des Versäumten nachholen.

Hier darf aber nicht vergessen werden, daß es etwas anderes ist die *Phantasie* — und etwas anderes das *Gedächtniß bereichern*. Die Phantasie ergreift das Bild im Leben, und trägt es über in das eigenste Leben. Das Gedächtniß faßt es auf in seinem Schatten; es bleibt ihm immer etwas Todtes — und behält immer dieselbe Gestalt, in welcher es von ihm aufgenommen wurde. Eine reiche Phantasie bringt von neuem hervor, ein reiches Gedächtniß giebt nur wieder. Wer das Wahrgenommene, oder sonst ihm Mitgetheilte bloß seinem Gedächtnisse einprägt, gewinnt wohl allerlei Kenntnisse, ohne jedoch dadurch in seinem Innern vermögender zu werden.

Die Einbildungskraft wird nicht anders bereichert, als durch den freien, vielseitigen Blick in die Welt. Man muß indeß nicht sehen, um etwas Besondres von ihr zu erfahren, sondern um sie

*) Aus Ehrenberg's: der Character und die Bestimmung des Mannes. Elberfeld 1822.

selbst sich anzueignen, nicht um Kenntnisse zu sammeln, sondern um Gestaltungen in sich aufzunehmen, nicht mit der Aufmerksamkeit der Wißbegierde, sondern mit Innigkeit des Gemüthes, mit Anregung des Interesses, welches jede rein gestimmte Menschenseele an die Natur fesselt.

Dabei ist noch zu bedenken, daß die Bereicherung der Phantasie nur Mittel zu höhern Zwecken ist, und daher diese nicht hindern soll. Am wenigsten darf sie dem denkenden Verarbeiten, der Bildung des Lebens und einer weisen Thätigkeit in den Weg treten, die von ihr vielmehr Unterstützung und Förderung erwarten. Weder der Verstand noch das Herz wird von einer reichen Phantasie Gewinn ziehen, wenn über der Bereicherung derselben eine andre Kraft versäumt worden ist.

Nächst der Bereicherung der Einbildungskraft nimmt die Art, wie sie sich thätig erweist, die für die Geisteskultur und den Charakter des Mannes von gleich großer Wichtigkeit ist, unsre Sorge in Anspruch. Hier haben wir insbesondere die Reizbarkeit und Beweglichkeit, die Lebhaftigkeit, das Feuer, die Stärke und die Kühnheit derselben zur nähern Betrachtung zu ziehen.

Reizbarkeit und Beweglichkeit der Einbildungskraft sind nahe mit einander verwandt. Die Einbildungskraft ist reizbar, wenn sie leicht angeregt wird; sie ist beweglich, wenn sie die angeregte Thätigkeit schnell und anhaltend fortsetzt. Die reizbare Einbildungskraft vergegenwärtigt uns fast bei allem, was sich uns in der Anschauung darstellt oder unser Nachdenken beschäftigt, irgend ein Bild, das, nach ihren Gesetzen, damit zusammenhängt. Die bewegliche Einbildungskraft eilt von einem Bilde zum andern, immer bieten sich ihr neue Verknüpfungen dar, und sie muß mit Gewalt zu dem Zwecke der jedesmaligen Geistesbeschäftigung zurück gelenkt werden.

Allerdings sind dies schätzbare Vorzüge. Durch sie wird der Reichthum der Einbildungskraft erst etwas werth. Das Talent, eine Sache ganz zu übersehen und zu durchdenken, jeden Gegenstand nach seinen verschiedenen Beziehungen zu fassen, die Gabe, schnell ein richtiges Urtheil zu fällen, und in Verlegenheiten schnell das Zweckmäßige zu treffen, die Fertigkeit sich mitzutheilen und das von andern Mitgetheilte gleich zu verstehen, und vorzüglich der das Verschiedene in seinem Aehnlichen zusammenfügende Witz, hangen hauptsächlich von einer reizbaren und beweglichen Einbildungskraft ab.

Doch ist es von großem Nachtheil, wenn die Reizbarkeit und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft ihr Maaß übersteigen, sie gestatten uns dann nicht, eine Sache scharf in das Auge zu fassen, und bei ihr lange genug zu verweilen, sie ziehen unaufhörlich unsre Aufmerksamkeit von dem ab, was uns jetzt eben beschäftiget — und in mancherlei Zerstreuungen umher, und lassen uns keiner Untersuchung auf dem geraden Wege nachgehen; sie erfüllen den Geist mit einer Unruhe, bei welcher nichts mit Sammlung und Energie betrieben wird, und bringen in das ganze Wesen eine Getheiltheit und Flüchtigkeit, bei welcher es nie zu einem ernstlichen Wollen kommt. Tiefes Eindringen und Festigkeit des Charakters wird man bei einer zu reizbaren und beweglichen Einbildungskraft wohl immer vergebens suchen.

Reizbarkeit und Beweglichkeit der Phantasie kann man sich zwar nicht verschaffen; sie sind Geschenke der Natur. Aber man kann sie, wo sie zu stark sind, schwächen; und das ist wichtiger, darauf haben alle zu denken, die nach einem männlichen Charakter streben. Nichts wirkt sicherer dahin, als daß man es sich mit jeder Sache, mit welcher man sich beschäftigt, Ernst sein läßt, und ein möglichst lebhaftes Interesse für sie in sich erweckt; daß man sich hütet, der Trägheit, welche die Spiele der Phantasie so ergötzlich findet, nachzugeben, und daß man nur die Gewalt, die man über seine Gedanken besitzt, welche die größte ist, die dem Menschen verliehen ward, und seine Freiheit am Meisten verherrlicht, gehörig anwendet. Die Gewohnheit bringt es endlich dahin, daß sich die Thätigkeit der Phantasie den Befehlen des Verstandes unterwirft, und die Nachtheile ihrer Reizbarkeit und Beweglichkeit vermeidet, ohne uns von den Vortheilen derselben zu entziehen.

Die lebhafte Einbildungskraft stellt alles in individueller Bestimmtheit — oder doch in individueller Beziehung, die feurige alles in großen Umrissen und ergreifenden Verhältnissen dar. Jene vergegenwärtigt den Gegenstand selbst in anschaulicher Klarheit oder Innigkeit des Gefühles; diese deutet ihn nur an in einzelnen, aber kräftigen, bedeutungsschweren Zügen. Jene verweilt bei ihm in stiller Betrachtung, diese strömt gewaltig dahin — an allem nur berührend vorüber. Jene führt ins Leben herab, diese über das Leben hinauf.

Feuer der Einbildungskraft ist für die männliche Natur eben so charakteristisch, wie die Lebhaftigkeit derselben für die weibliche. Zum Entwerfen großer Plane, zum Fassen großer Ideen und zum Bilden erhabener Entschließungen muß die Meisten eine feurige Einbildungskraft in den Stand setzen. Bei wenigen wird der Verstand ihrer Unterstützung entbehren können, nie aber darf er ihre Vorbereitungen verschmähen. Was die bewegliche Phantasie für die gewöhnliche Thätigkeit, das ist die feurige für das schöpferische Wirken. Auf den Grad der Erhitzung kommt wenig an — mehr auf das lebendige Eingreifen, auf das gedankenvolle Hinstellen, auf das rasche und doch kräftige Fortschreiten. In diesem Sinne muß die lebhafte Phantasie sich zur feurigen erheben, um die Genialität der echten Kunst zu erreichen. Selbst der philosophischen Forschung sind die Andeutungen einer feurigen Phantasie nützlich; indem sie bald derselben einen höhern Schwung geben, bald sie auf bisher unbekannte Gebiete leiten, bald sie mit wirklich wahren Ideen bereichern: daß sie nur nicht die Vernunft aus ihrem Rechte verdrängen, Entscheidungen sich anmaßend, welche dieser allein gebühren, und mystische Sprüche ausbietend für gediegene Weisheit!

Ueberhaupt ist eine feurige Phantasie nicht ohne Gefahr für den intellectuellen und sittlichen Charakter. Leicht tritt sie dem ruhigen Denken in den Weg; leicht begnügt sie sich mit einem dunkeln Ahnen, wo ein deutliches und genaues Wissen möglich und nöthig ist; leicht verleitet sie, Schimmer der Bilder mit Gehalt der Gedanken zu verwechseln; leicht drängt sie in wilden Stürmen den Menschen aus der Einheit seines Wesens; leicht läßt sie in brausendem aber schnell niedergeschlagenem Streben die Kraft erschöpfen; nicht selten exaltirt sie einzelne Gefühle zur zerstörenden Gewalt; nicht selten endlich stürzt sie in die wildesten Ausschweifungen.

Es ist ein großer Unterschied, ob das Feuer der Phantasie vom Temperamente oder von irgend einer Leidenschaft entzündet sei. Im ersten Falle ergreift es mehr gleichmäßig den ganzen Menschen, und hat noch mancherlei Kräfte der Mäßigung in sich selbst. Im zweiten stürzt es auf die Leidenschaft zurück, von der es ausging, und treibt sie über alle Grenzen hinaus.

Oft erglüht auch die Phantasie von einer großen Idee. Dann ist vor allem der sittliche und der rein menschliche Gehalt dieser Idee zu untersuchen, damit man bei Zeiten traurigen Verirrungen zuvor komme, und im übrigen diese Idee mit den andern Zwecken des Lebens in Harmonie setze.

Nie bedarf die feurige Phantasie mehr der sorgfältigen Bewachung als im Jünglingsalter. Hier lodert ihr Feuer am stärksten; hier bekommt es die gefährlichste Nahrung; hier greift es so leicht verwüstend um sich, und hindert so oft die wohlthätigsten Bestrebungen. Die edelsten Gefühle und Regungen werden nicht selten von der Gluth einer wilden Phantasie verzehrt. Die Beschäftigung mit solchen Wissenschaften, welche die Anschauung und den Verstand in Anspruch nehmen, das Lesen solcher Schriften, die zum Nachdenken nöthigen, strenge Selbstgewöhnung, alles scharf zu bestimmen, genau zu prüfen und bis auf den Grund zu erforschen, sorgfältige Pflege der sittlichen Anlagen, ernste Blicke auf das Leben, und eifriges Bemühen, sich für seine Bestimmung tüchtig zu machen, sind die besten Mittel, dies zu verhüten — Mittel, deren Anwendung nicht selten auch in spätern Jahren noch erfordert wird, das zu starke Feuer der Einbildungskraft zu dämpfen, damit ein gediegener, in sich abgeschlossener und in seinem Gleichgewichte ruhender Charakter zum Vorschein komme.

Eine starke Einbildungskraft bedarf wenig der Unterstützung von außen. Zwar muß auch sie von der Erfahrung ihren Stoff haben, wie den ersten Reiz; aber, mit jenem bereichert und von diesem berührt, bewegt sie sich fest und frei auf eignem Boden, und bildet sich aus dem, was sie empfangen hat, ihre eigne Welt. Einmal von der Erfahrung losgerissen, hält sie ihr Leben über derselben empor, und gießt es aus in wunderbare, große, gewaltige Schöpfungen, während die schwache jeden Augenblick zu ihr zurück muß, und nichts zu Stande bringt, wozu sie nicht von ihr die Umrisse und die schon zubereiteten Materialien empfing. Menschen von starker Einbildungskraft sind es, die eine Idee lange festhalten, von allen Seiten ausgestalten, und sich ganz in sie verlieren können.

Eine starke Einbildungskraft gehört dazu, um die Vernunft in ihrer Selbstständigkeit mit dem Leben zu erreichen, und sich dem hinzugeben, was das Höchste des Menschen ist. Sie ist aber auch nöthig, wo mehr als Gemeines zum Vorscheine kommen — und unentbehrlich, wo dem gegenwärtigen Zustande der Dinge ein bedeutender Umschwung gegeben werden soll. Nur seien die übrigen Kräfte des Geistes ihr gewachsen; nur stehe mit ihr im Bunde der helle Gedanke, festes

Einwurzeln im wirklichen Leben, offener Sinn für seine Angelegenheiten und Trieb zum Handeln. Ohne das führt sie entweder zu leeren Grübeleien oder zu phantastischen Träumen.

Wehe dem Zeitalter, wo körperliche und geistige Erschlaffung eine größere, unnatürliche Stärke der Einbildungskraft erzeugt hat! Diese Stärke ermangelt des echten Lebens, weil der gute Mensch seiner ermangelt; und es bleibt ihr nichts übrig, als in wenigen mißgestalteten Formen zu erstarren. So sinkt sie von ihren ohnmächtigen Flügeln bald als roher Aberglaube zu Boden.

Auf Stärke der Einbildungskraft hat es die Natur in dem Manne angelegt; und sie findet sich hier, freilich mit Unterschied des Maaßes, überall, wo nicht das Phlegma jede stärkere Regung ausgetrieben, oder frühe Verbildung sie unterdrückt hat. Es bedarf ihrer zu einem thatenvollen Leben.

Die Einbildungskraft wird kühn, wenn sie in ihrer Stärke über jede Schranke hinausdringt, welche ihr die Wirklichkeit anlegen will. Die kühne Einbildungskraft verschmäht auch die einengende Regel, unter welcher die Erfahrung ihr immer ihre Stoffe andietet; ihr gelten nur diejenigen Gesetze, welche aus dem höchsten Vermögen der Menschen stammen. Der Verstand kann ihr nicht folgen, weil er an den Fesseln der Sinne liegt; dafür meistert er sie denn ohne Ende. Es ist die Idee des Unendlichen, was ihr immer vorschwebt, und ob sie sich bewußt ist, dieses nie erreichen zu können, so strebt sie doch, in beständigen Erweiterungen des Endlichen, sich ihm zu nähern, oder es in Symbolen anzudeuten.

Sie kann aber eben so wohl das Gefühl zerreißen, als den Geist erheben. Das Erste vorzüglich dann, wenn sie im Dienste einer düstern Stimmung steht. Der Künstler bedarf ihrer; aber in ihm wird sie vom Genie beseelt und geregelt, daß sie nur in schönen und großen Gestalten, die zugleich in ihrer Schönheit und Größe wahr sind, darstellen kann. Wo es ihr hierin fehlt, da muß ihr aus allem Vermögen entgegen gearbeitet werden. Die Kraft ist verderblich, wenn ihr nicht das Gesetz einwohnt.

Die kühne Einbildungskraft wird auf diese Weise eine regellose, eine Dienerin roher Leidenschaft. Sie verachtet unter den Gesetzen der Erfahrung auch die Bildung der Vernunft. Von wollüstigen Paradiesen bis zu Höllen voll schauderhafter Qual steht ihr ein unermeßliches Gebiet offen. Durch sie wird die Schwärmerei zum Unsinne. Der Aberglaube zum Fanatismus. In allen Verhältnissen des Lebens richtet sie Zerrüttungen an; jede Ordnung der Dinge sucht sie zu verkehren. Der Seele raubt sie ihre Kraft, dem Gemüthe seinen Zusammenhang, dem Handeln seinen Zweck. Der Charakter geht gänzlich durch sie zu Grunde, und alles, was im Herzen Schlimmes ist, kann durch sie zum Ungeheuern gesteigert werden.

Noch ist übrig, daß wir uns für den Gebrauch der Einbildungskraft, weil dieser nicht von der natürlichen Beschaffenheit derselben allein bestimmt wird, und doch für das Leben und die Erreichung der Zwecke, die dem Manne angewiesen sind, von so großer Wichtigkeit ist, einige Regeln merken.

Vor allem hüten Sie sich, daß Sie der Einbildungskraft nicht einen zu großen Einfluß auf die Angelegenheiten des Lebens gestatten. Sie darf, ja sie soll Ihnen zur Besorgung derselben und zur Verschönerung der Wirklichkeit, von der Vernunft geleitet, Ideale geben. Aber sie darf sich nicht in Ihre Ansichten, in Ihre Erwartungen mischen. Die Welt, wie sie ist, nicht wie sie im Schmucke der Phantasie erscheint, empfängt ihr Wirken, und giebt Ihnen zurück, was daraus entsteht. Jener gehören Ihre Zwecke an, jener sind die Bedürfnisse eigen, denen Sie abhelfen sollen, aus jener müssen Sie Ihre Mittel nehmen. So lange es Ihnen auch gelingen mag, sich in süßer Täuschung zu erhalten: einmal wird sich Ihnen doch die Wahrheit aufdringen, sei es in verfehlten Absichten oder in bittern Erfahrungen. Sie werden kennen lernen die Güter, die Ihnen einen unbezahlbaren Werth zu haben schienen, die Verhältnisse, die Sie in einem so sanften Schimmer erblickten, die Menschen, denen Sie so herrliche Gesinnungen andichteten, die Schwierigkeiten, die Sie im Rausche des Entzückens übersahen, die Klüfte, die Sie in begeisterter Sehnsucht nicht gewahr wurden. Wie unglücklich werden Sie sein, wenn Sie zu spät merken, daß Sie sich verrechnet haben, und nun vor der leisen Berührung der Wahrheit, die Stützen Ihrer Zufriedenheit zusammensinken! Einmal gewohnt, sich mehr von der Einbildungskraft als vom Verstande leiten zu lassen, wird es Ihnen schwer werden, nicht in das andre Extrem zu verfallen, und in düsterer unheilbarer Schwermuth allen Glauben und alle Hoffnung aufzugeben.

Ueber das Mittelmäßige kommt auf Erden wenig hinaus. So oft Ihre Urtheile und Erwartungen gegen diesen Grundsatz verstoßen: so oft halten Sie Ursache mißtrauisch zu sein und näher zu forschen, ob nicht Ihre Phantasie hier vergrößert habe. Denn meistens Theils geschieht dieses so unvermerkt, daß man ohne sorgfältige Prüfung nichts davon wahrnimmt. Die jugendliche Einbildungskraft verschönert so gerne. Es mag Ihrem Herzen wehe thun, den angenehmen Traum zu zerstören; aber es ist doch nothwendig, wenn Ihnen nicht der ganze Gewinn des Lebens verloren gehen soll. Der Schmerz kommt Ihnen doch; je später, desto herber. Geben Sie zur rechten Zeit dem Verstande sein Recht, damit er nicht einst das lange vorenthaltene desto schrecklicher zurück fordre.

Doch dies nicht allein in den Angelegenheiten des Lebens, sondern auch in den Beschäftigungen des Nachdenkens. Nur vom Verstande kann das Wahre entdeckt und richtig aufgefaßt werden; nur dessen ist man sicherer, was man durch ihn gewonnen hat. Auch hier maßt sich die Phantasie an, was ihr nicht gebührt. Schwankende, dunkle Bilder fließen in einander, sie regen das Gemüth mächtig auf; sie vereinigen sich zu einem starken Totaleindrucke; man ist davon ergriffen, und glaubt begriffen zu haben; man sieht dämmernde Umrisse, und glaubt die Sache selbst zu besitzen; man ahnet, und glaubt zu verstehen; man bildet sich ein zu denken, während man nicht einmal träumt, und bald ist das allmächtige Zauberwort gefunden, das alles mit Einem Schlage hervorbringt.

Das ist meist das Wesen des jetzt so vielfältig und laut gepriesenen Mystizismus — ein Gähren und Brausen beginnender Gedanken, mit denen es nie zur Scheidung kommt. Bei vielen hilft sich nachher der gesunde Verstand von selbst; aber viele gehen auf diesem Wege für die Einsicht verloren. Der Rauch verdirbt ihnen die Augen, daß sie vergessen, was klares Sehen ist. Aus den dunkeln Regungen läßt sich alles bilden, worauf Neigung oder Laune verfällt. Und da man auf das Urtheil des Verstandes wenig achtet, da dieser selten einmal zum Sprechen kommt, da man so lebhaft fühlt; so ist jedem Unsinne die Thür geöffnet. Gesellt sich nun dazu, wie es gewöhnlich geschieht, jugendlicher Dünkel — auch ein Kind der Phantasie mit dem Egoismus erzeugt: — dann ist kaum noch Rettung zu hoffen.

Deutliche Begriffe führen allein zur echten Weisheit, und zum rechten Handeln. Die sichere Probe, daß man diese besitzt, ist, wenn man sie in ihre Merkmale zerlegen und andern mittheilen kann. Was man deutlich gedacht hat, läßt sich auch verständlich bezeichnen. Das Vorgeben: man fühle wohl, wie etwas sei, aber man könne es nicht sagen, ist immer ein Beweis, daß man phantasirt.

Die Phantasie sucht oft auch durch sinnreiche Verknüpfungen den großen und ersten Zusammenhang zu vertreten, den der Verstand in die Gedanken bringt. Was auf diese Weise entsteht, stimmt nicht selten wunderbar mit andern Erscheinungen und Gedankenverbindungen überein. Durch dieses Uebereinstimmen geblendet, unbekümmert um das viele, was doch nicht übereinstimmt, ohne Sorge, ob sich dieß auch mit ausgemachten Wahrheiten vertrage, zimmert man solche Einfälle zu Systemen aus, denen es weniger an gläubigen Jüngern als an Grund und Boden fehlt. So ist das Wesen der Schwärmerei.

Lassen Sie sich nicht blenden durch den Glanz solcher Meteore, die jeder Tag auf- aber auch wieder untergehen sieht. Die Wahrheit müßte sich trauernd von Ihnen wenden.

Vermeiden Sie nicht weniger sorgfältig jede einseitige Richtung der Phantasie. Sie folgt gerne irgend einem Zuge: rühre er von einem interessanten Gedanken, oder von einer besondern Stimmung des Gemüthes, oder von einer Neigung des Herzens, oder von der Gewohnheit einer besondern Beschäftigung her. So empfängt der Geist in seiner weitern Ausbildung Gestalt und Richtung, die er aus seinem ursprünglichen Wesen nehmen sollte, von Zufälligem; die Harmonie der Gemüthskräfte ist zerstört — die Klarheit der Seele, die das Licht des Lebens ist, wird getrübt. Ein oft sehr verkehrtes Interesse wird zum herrschenden erhoben, dem jede Thätigkeit des Geistes gehorchen muß. Die fixe Idee der Phantasie entscheidet über den Gedankenlauf und über den Charakter.

Ist es eine bestimmte Vorstellung, was ihr vorschwebt: so wird alles auf sie gezogen, alles mit ihrem Lichte beleuchtet, und jedes Dinges Werth nach dem Verhältnisse entschieden, worin es zu ihr steht. Zu den traurigsten Verirrungen des Verstandes führt dieser Weg.

Steht die Phantasie im Dienste einer düstern Stimmung: dann ist es unvermeidlich, daß diese immer düsterer werde, bis zum dumpfen Hinbrüten und zum gänzlichen Lebenshasse.

Hat eine Leidenschaft sich ihrer bemächtigt: so muß diese bis zu einer fast unbezwinglichen Stärke hinanwachsen. Ihre natürliche Kraft ist unbedeutend gegen die Vermehrung, welche dieselbe von der Phantasie erhält. Das Verlangen wird immer brennender, der Genuß in immer höherem Grade unersättlich,

das Ziel immer weiter hinausgerückt. Jeder andere Trieb des Herzens weicht entweder dieser Leidenschaft oder wird ihr, die sich alles zu unterwerfen und anzueignen weiß, was uns sonst als wünschenswerth erscheinen möchte, dienstbar.

Die Gesundheit der Seele und die Vollstimmigkeit des Lebens verlangt, daß die Phantasie nach allen Seiten sich verbreite, jeden Reichthum des Lebens sich aneigne, und für die ganze Summe menschlicher Gedanken, Gefühle und Neigungen thätig sei.

Nur werde sie rein erhalten vom Unsittlichen. Kein unlauteres Bild müsse von ihr aufgefaßt, und mit Wohlgefallen unterhalten werden. Gefährlicher, als was die Sinne zeigen, ist, was die Einbildungskraft ahnet — gefährlicher, als womit die Wirklichkeit reizt, was jene dichtet — gefährlicher, als das erhitzte Blut, die ruhige verschönernde Betrachtung. So süß ist die Sünde nicht, wie die Phantasie sie darstellt; sie hat überdies Häßlichkeiten, Verlegenheiten, Verstimmungen, Sorgen, Gewissensbisse, Qualen, die von dieser verhüllt werden. Was die Einbildungskraft gewonnen hat, das findet leicht den Weg zum Herzen; der lebhafte, zur Fertigkeit gewordene Gedanke reift leicht zur That. Der Versuchung, die schnell und gewaltig auf uns eindringt, bietet sich auch ein rüstiger Widerstand entgegen; aber mit nachgiebigen Unterhandlungen endigen sich gewöhnlich die stillen Kämpfe, in die wir uns selbst verwickeln. Durch die Phantasie faßt die Sünde den Menschen an seiner größten Schwäche.

Ist es Ihnen darum zu thun, ein reines Herz zu bewahren und in einem reinen Herzen ruht ja das heitre Bewußtsein, die Kraft und die frische That des Mannes: — dann bewachen Sie sorgfältig die Regungen der Einbildungskraft: dann unterdrücken Sie schnell, was das Gewissen verurtheilt: dann hüten Sie sich, durch sie mit der Sünde in eine Gemeinschaft zu treten, die so bald ein unauflösliches Bündniß geworden ist.

Endlich wird es auch nöthig sein, daß Sie sich nur selten und mit großer Vorsicht den müßigen Träumen der Phantasie überlassen. Schwer würden Sie bei dem Gegentheile von sich fern halten, was das Laster begünstigt. In der süßen Betäubung wird die Stimme des Gewissens überhört, und wo alles eine so gefällige Gestalt trägt, wo alles dem Herzen so angenehm schmeichelt, wer sollte da Arges vermuthen? Wird das Arge sich der Phantasie nicht oft erst dann in seiner wahren Gestalt zeigen, wann es das Herz schon gewonnen und gefesselt hat! Zu dem ist der Mensch nicht zum Träumen geboren, sondern zum Handeln. All' sein Thun, vorzüglich das, wobei die edelsten Kräfte angestrengt sind, soll entweder in sich selbst Werth, oder einen vernünftigen Zweck haben.

So mag man sich denn wohl zur Erholung angenehmen Beschäftigungen überlassen. Aber stets seien diese Beschäftigungen rein: nie seien sie mehr als unterhaltende Spiele, denen man sich immer entreißen kann; nie müssen sie das Gemüth verstimmen oder verweichlichen; nie müssen sie den Traum an die Stelle der Wahrheit setzen, nie die Befreundung mit dem Leben stören, nie uns mit Menschen und Umgebungen in Mißverhältniß setzen, nie jene weiche, wehmüthige, schwärmerische Sehnsucht erzeugen, die den Muth erstickt mit der Kraft, die immer verlangt und nie erreicht, weil sie nur betrachten, nie etwas thun will.

Dem höchsten Interesse des Lebens gehorche auch die Einbildungskraft, Sinn für das Wahre, Schöne und Gute regle immer ihren Gebrauch, dann wird er nie Mißbrauch sein.

Ueber den moralischen Charakter des Mannes.

Der Mann soll unter der Idee des Sittlich-Guten einen Charakter haben, oder vielmehr das Sittlich-Gute soll in ihm einen Charakter bilden; das ist eine der ersten Forderungen, die an ihn gemacht werden, und nimmer wird man in dem Charakterlosen den Mann anerkennen. Ueber den Inhalt und Grund dieser tief gehenden Forderung wollen wir uns jetzt zu verständigen suchen.

Unter Charakter versteht man das sich Gleichbleibende in der Gemüthsart und dem Thun des Menschen. Man sagt von Jemand, er habe keinen Charakter, wenn es ihm an Haltung in seinem geistigen Sein, an Uebereinstimmung in seinen Wünschen, Streben und Handeln fehlt. Des Charakterlosen Gemüth ist an nichts befestigt, durch nichts in ihm selbst bestimmt. Das Spiel der Dinge, die mit vorzüglicher Stärke auf ihn wirken oder der Empfindungen, die in ihm sich mächtiger regen, erscheint er so und anders, wie es Zeit und Umstände fügen, häufig im Widerspruche mit sich selbst, ohne es zu merken, weil der gegenwärtige Augenblick meist in Vergessenheit gebracht hat, was das Interesse des zunächst vorhergehenden war. Es hält schwer, auch nur im Wechsel seines Fühlens und Wollens eine Regel zu finden.

Keinen Charakter hat der Leichtsinnige; denn er hängt ganz von dem jedesmaligen Eindrucke ab. Zwar könnte die fröhliche Lust, auf die er immer ausgeht, eine gewisse Einheit in sein Leben bringen. Aber er berechnet nicht darnach; er verfolgt sie nicht consequent; er unterscheidet nicht unter den verschiedenen Arten derselben; er nimmt sie, wie sie ihm kommt; er gleitet von Einem zum andern, und kaum hat man ihn auf einer Stelle gefaßt, so ist er schon nicht mehr da. Wenn auch in der Seele des Leichtsinnigen ein Interesse mächtiger wird, als die übrigen, so wird es doch nie mächtig genug, um diese an sich zu ziehen, sich zu unterwerfen, und darauf ein System des Lebens zu erbauen.

Keinen Charakter hat der Launische. Er steht unter der Herrschaft veränderlicher, oft entgegengesetzter, Empfindungen, von denen er selbst nicht weiß, wie sie ihm kommen, und was sie wollen. Wäre bei ihm ein überwiegendes Interesse vorhanden: er würde ihm doch nur dann folgen, wenn das Gefühl seines gegenwärtigen Zustandes ihn nicht überwältigt, und das ist äußerst selten. Er denkt, begehrt, verabscheut und handelt, wie seine Stimmung es ihm eingiebt. Niemand ergründet ihn, weil aller sichere Grund bei ihm fehlt. Er selbst vermag nicht zu bestimmen, wie er im nächsten Augenblicke handeln werde, weil er nicht weiß, wie ihm im nächsten Augenblicke zu Muthe sein möge. Wenn sich bei jedem andern noch einigermaßen vertrauen läßt, auf den Werth, den gewisse Dinge in der Regel für die menschliche Natur haben, so fällt auch das bei ihm weg, weil seine eigne Natur nie dieselbe ist, und diese gerade in ihrer Eigenheit das Meiste vermag.

Keinen Charakter hat der Wankelmüthige. Ihm ist es Bedürfniß, in seiner Liebe und in seinem Treiben schnell zu etwas anderem überzugehen. Für ihn giebt es keinen Werth, als den der Abwechslung und der Neuheit. Er verläßt schnell, dem er sich ergeben hatte, weil der Reiz alles Bleibenden und Festen entblößt war. Auf einen so lockern Grund kann kein Charakter gebaut werden. Es ist allerdings ein Princip in seiner Seele, was ihn bestimmt, jetzt dies, dann jenes zu wählen; aber dieses strebt eben dahin, ihn ins Unendliche aus einander zu werfen.

Charakterlos ist nicht weniger der Eigensinnige. Er hat wohl einen Willen, und weiß sich bei demselben zu behaupten und Widerstand zu leisten, wo man ihn zu hindern oder für etwas Anderes zu gewinnen sucht; aber das Feste zeigt sich nur in den einzelnen Willensbestimmungen, was diese erzeugt, ist immer etwas zufälliges — der erste oder lebhafteste Gedanke über eine Sache, oder der Umstand, daß andre sich schon für das Entgegengesetzte erklärt haben. Dem Eigensinnigen gebricht es an den Anlagen des Verstandes und des Gemüthes, die man zu einem Charakter erfordern muß, wenn man nicht so nachgiebig sein will, das für Charakter zu nehmen, daß sich der Geist mit den Jahren in den Formen befestigt hat, die ihm über seinem eigensinnigen Treiben am meisten bequem geworden; wobei man freilich die Unvereinbarkeit der auf diese Weise zu einem Ganzen zusammengezwungenen Theile übersehen hätte.

An Charakter fehlt es endlich auch denen, deren Gemüth zwischen Interessen getheilt ist, ohne daß sie darüber mit sich einig werden können, wie diese Interessen gegen einander auszugleichen seien; die daher bald diesem, bald jenem folgen, wie sich ihnen Eins als das vorzüglichere darstellt, oder lebhafter wie die andern angeregt wird.

Zum Charakter gehört vor allem, daß das Gemüth auf etwas ruhe, wovon seine Bestrebungen die Richtung empfangen, oder daß ihm etwas einwohne, wodurch alle seine Aeußerungen bestimmt werden, und woraus sich das Leben des Menschen, so wie es aus dem Innern kömmt, erklären läßt. Der Mann von Charakter kann wohl mehr als ein Interesse haben, wovon er stärker bewegt wird, wenn nur die Dinge, die ihn treiben, einander in festen Bestimmungen neben- und untergeordnet sind, und deswegen nicht mit einander in Streit gerathen können. In dem Thun des Mannes von Charakter ist nichts Zweck, jedes kann vielmehr in seiner Nothwendigkeit und in seinem Zusammenhange mit einem letzten Princip erkannt werden. Wer in sein Inneres tief genug eingedrungen wäre, würde sein Handeln für jeden besondern Fall mit der größten Zuversicht vorher zu sagen im Stande seyn.

Festigkeit und Uebereinstimmung im Leben des Menschen sind an sich noch kein Charakter; sie sind es erst dann, wenn sie sich als Eigenschaften des Willens kund thun. Der Charakter ist die wahre Kraft des Menschen, die Energie hat der Mensch aber allein in seinem Willen; wer noch keinen Willen hat, besitzt sich selbst noch nicht, und in seinem consequenten Begehren zeigt sich nichts, als verständige Thierheit. Die Persönlichkeit haftet am Willen, und der Charakter ist nichts anders als Behauptung der Persönlichkeit.

Manche Menschen sind von Jugend auf in eine gewisse Form eingewöhnt worden, andern hat ein dunkler Trieb eine bestimmte Richtung gegeben, noch andere haben sich selbst zufällig und unbewußt eine eigenthümliche Weise des Denkens, Strebens und Handelns angebildet. Auch diesen kann man keinen Charakter zugestehen, weil an dem, was sie sind, der Wille keinen Antheil hat, und es nicht selten mit dem, was die Natur bei ihnen beabsichtigte, im Widerspruche ist, niemals aber diesem völlige Genüge leistet.

Der Wille ist nie ohne Einsicht; dem Wollen geht vorher das Ueberlegen und Wählen, nach der Erkenntniß, die man von den Gegenständen der Wahl und ihrem Verhältnisse zu seinem Interesse gewonnen. Die Wahl aber kann sich darauf beschränken, unter mehrern sinnlichen Begierden für die stärkern zu entscheiden, wobei der Wille ein gebundener bleibt; sie können sich dagegen auch über alle sinnliche Begierden erheben, um in völliger Freiheit der Selbstbestimmung zwischen diesen und dem Gesetze der Vernunft die Entscheidung zu treffen. Im letztern Falle ist der natürliche Charakter in einen freien, moralischen — entweder bösen oder guten — verwandelt worden.

Soll der Wille den Namen des Charakters verdienen: dann muß er in sich selbst fest werden, sich zu einem System des Wollens bilden, sich nach einem Gesetze in allen Thaten geltend machen, und allenthalben siegreich durchgreifen. Das bloße Mögen und Wünschen, das Entschließen mit geheimen Vorbehalt und immer zögerndem Aufschub, sind das Zeichen einer Schwäche, bei welcher kein Charakter aufkommen kann. Entschieden und rüstig vom Gedanken eilend zur That, haltend am Beschlossenen, wie an einer unabwendlichen Nothwendigkeit, zeigt sich immer der Mann von Charakter.

Ueber das Handeln nach Grundsätzen.

Daß man nach Grundsätzen handeln müsse, ist ein beinahe verbrauchter Gemeinspruch; kopf- und herzlose Menschen, denen kaum ahnen kann, was damit gesagt sey, führen ihn im Munde; raffinirender Eigennutz, kalter Ehrgeiz, geistesarmer Dünkel, eigenwilliger Querſinn und träges Phlegma pflegen sich täglich auf ihn zu berufen; daher man sich fast scheuen sollte, ihn wieder ins Andenken zu bringen. Gleichwohl bleibt ihm seine hohe Wahrheit; und je mehr der Mißbrauch ihn entweiht und verunstaltet hat, desto mehr thut es Noth, ihn in seinem Ernste, in seinem echten Gehalte und seinem Einflusse auf das Leben darzustellen.

Im strengen Handeln nach Grundsätzen bewährt sich der männliche Charakter. Grundsätze müssen diesem Charakter Einheit und Haltung geben. In Grundsätzen muß sich die Vernunft seiner bemächtigen, um ihn zu retten aus unseligem Schwanken und der Herrschaft verderblicher Leidenschaft. Durch Grundsätze gelangt man erst dahin, daß man weiß, was man will, daß man dieses Eine kräftig erfaßt, immer vor Augen hat, und consequent verfolgt.

Wo es an Grundsätzen fehlt, da sind zahllose Irrthümer und Täuschungen unvermeidlich. Es fehlt da auch an Prinzipien des Wahren und Rechten; und es bleibt nichts übrig, als daß man blindlings ergreife, was sich gerade scheinbar zu machen weiß, was den Launen des Augenblickes gefällt, was den jetzt regen Ansichten und Wünschen am meisten zusagt — oder nach Vorurtheilen und herrschenden Neigungen zu entscheiden. Im ersten Falle wird man Eines und Dasselbe bald annehmlich, bald verwerflich finden — im andern wenigstens eben so oft das Wahre verfehlen, als desselben theilhaftig werden. Menschen ohne Grundsätze sehen meist nur die Außenseite der Dinge, und diese selten einmal ganz. Sie finden sich täglich betrogen, und sind nicht im Stande es zu ändern.

Noch unsicherer wird ohne Grundsätze das Handeln. Man läßt sich entweder von Einfällen, oder von Gefühlen, oder von Neigungen bestimmen. In keinem dieser Fälle ist eine mit sich selbst übereinstimmende Thätigkeit möglich. Einfälle erkennen kein Gesetz; Gefühle wechseln unaufhörlich; die Neigungen liegen fast immer mit einander im Streite. Für Augenblicke macht sich die Eine geltend, um es bald bereuen zu lassen, daß die andre versäumt worden ist. Während man auf der einen Seite gewinnt, verliert man auf der andern, und weiß nicht, ob der Gewinn oder der Verlust höher anzuschlagen sei. An festes in einander greifendes Hinwirken auf einen Zweck ist nicht zu denken. Wenn man sich auch eines solchen bewußt ist, kennt man doch sein wahres Interesse und sein Verhältniß zu den übrigen Zwecken des Lebens nicht; man ist nicht im Stande, Kräfte und Mittel gehörig zu berechnen und seine Anstrengungen zweckmäßig einzurichten. Die Ueberlegung wird von nichts gehalten: die größte Klugheit greift unablässig fehl, weil sie nur nach dem entscheiden kann, was der Zufall ihr anbietet.

Es giebt wohl Menschen, die, indem sie bloß dem Zuge einer mächtigen Leidenschaft mit einiger Besonnenheit zu folgen scheinen, in ihren Bemühungen nicht ganz unglücklich sind. Aber in der That werden doch diese Bemühungen von nur nicht entwickelten und durchdachten Grundsätzen geleitet: und so sehr es ihnen auch mit dem, wozu die Leidenschaft sie treibt, gelingen mag, nie werden sie das gesammte Interesse ihrer Natur befriedigt, stets werden sie sich von Einseitigkeit peinlich gedrückt finden.

Nach Grundsätzen muß man sich im Leben mit seinen mannigfaltigen Angelegenheiten orientiren, um alles zur Einheit desselben zu bilden, und in dieser Einheit sich selbst zu genügen.

Nach Grundsätzen muß man handeln, um Geisteswürde an sich zu bewähren, denn diese allein können die That dem Naturzwange entreißen und in das herrliche Gebiet der Freiheit leiten.

Auch die Tugend kann in der männlichen Natur nicht anders als nach Grundsätzen gebildet werden. Nur, wenn sie vom Willen in Grundsätzen gefaßt und in das Leben eingeführt worden, vermag sie sich in der Eigenthümlichkeit ihres Wesens zu entfalten und zu behaupten. Der sie nicht auf Grundsätze richtet, da kömmt sie auch nicht in ihrer Vollständigkeit zum Vorscheine. Einzelne Maximen, eine Frucht der Angewöhnung, einzelne pflichtmäßige Handlungen, ein Werk der Neigung oder zufälliger Gewissensregung, einzelne schöne Aufwallungen, in die das Temperament sich ergießt: das ist alles, was man hier erwarten kann — keine herrschende und durchgreifende Gesinnung, kein beständiger Wille, keine gleichförmige Handlungsweise, ohne welches für — was es auch sei, der Name der Tugend vergebens in Anspruch genommen wird.

Das Erste der Sittlichkeit ist Lauterkeit des Sinnes, Liebe des Guten um sein selbst willen; wie soll dieses aber erreicht werden, wenn nicht der Grundsatz in ursprünglicher Heiligkeit fest steht? Das Zweite ist Freiheit des Entschlusses; ist daran aber zu denken ohne Grundsätze? Sind es nicht diese, in welchen allein man sich über die Herrschaft der Sinnlichkeit erheben, und etwas seyn kann in sich selbst? Das Dritte ist, daß sie ein abgeschlossenes, innig zusammenstimmendes Ganze sei: wie ist das möglich, wenn nicht Grundsätze ihre Theile zu einander ordnen, und ihre Anwendung auf alle Kräfte des Gemüthes bestimmen? Das Vierte ist, daß sie Plan des Lebens werde; wird sie das aber je, wenn nicht Grundsätze ihre Ausführung leiten? Das Fünfte ist, daß nichts vermöge, sie zu erschüttern: womit sie sich aber auch sonst noch bewaffnen möge; nichts wird ihr hinlängliche Sicherheit gewähren, wenn nicht Grundsätze ihre Schutzwehr sind. Grundsätze lehren das Gefährliche vermeiden, und der Versuchung Widerstand leisten. Sie geben Stärke des Willens, die sich siegreich behauptet, während, was Neigung und Gefühl hervorgebracht haben, jeden Augenblick zerstört werden kann. Durch sie wird die Tugend eigenthümliche Kraft des Gemüthes, während, was anderswo der erzeugt worden ist, immer etwas Anklebendes bleibt, welches sich ohne viel Mühe wieder abtrennen läßt.

Der ganze Werth der Grundsätze beruht darauf, daß nach denselben gehandelt werde. Menschen, die viel von ihren Grundsätzen sprechen, haben gewöhnlich gar keine, und wenn sie welche haben, so werden diese, eben dadurch, daß sie dieselben immer im Munde führen, ihrer Wirksamkeit beraubt. Wer mit Grundsätzen Gepränge treibt, der versteht sich gewiß nicht auf ihre innere Würde. Dieß ist auch so gemein geworden, daß der Besonnene dessen sich schämt.

Aber immer nach Grundsätzen zu handeln, sie gegen jeden mächtigen Antrieb der Sinne und der Leidenschaft durchzusetzen, sie zu einer unabwendbaren Nothwendigkeit des Lebens, die zugleich Freudigkeit des Gemüthes ist, zu erheben: das ist allerdings keine geringe Aufgabe.

Vor allem thut sich hier die Schwierigkeit hervor, daß unsre Grundsätze uns nicht stets gegenwärtig sind. Offenbar wird denselben oft blos deswegen entgegen gehandelt, weil wir uns ihrer nicht erinnern. Dieß geschieht nicht blos in den Augenblicken, wo die Umstände drängen, und die Leidenschaft fortreißt, sondern oft auch in solchen, wo wir mit Ruhe und Ueberlegung unsre Entschließungen fassen. Auf mancherlei wird da wohl Rücksicht genommen, nur nicht auf Grundsätze. Umsonst würde man dieses zur Pflicht machen: denn es könnte uns ja auch begegnen, daß wir uns auf die Pflicht gerade nicht besännen.

Der Erinnerung läßt sich nicht gebieten, sie folgt ihren eignen Gesetzen. Aber es lassen sich Anstalten treffen, daß die

Erinnerung von selbst komme; und das ist es, was uns für die Fälle, wo wir unsern Grundsätzen zuwider handelten, weil wir nicht an sie dachten, verantwortlich macht. Schon der feste Wille, etwas nie zu vergessen, leistet viel. Dieser Wille greift gewissermaßen durch alle geistigen Thätigkeiten hindurch, und wird nur selten von stärkern Gefühlen überwältigt; er hält den Gedanken wach, daß er sich an jede Vorstellung anschließt. Wenn man selten an seine Grundsätze denkt: so rührt das meistentheils daher, daß man gleich Anfangs nicht recht an sie gedacht hat. Man beschäftigt sich mit ihnen, wie mit Wahrheiten, die für den Verstand gehören; man gewinnt ihnen blos ein speculatives Interesse ab. Einzig besorgt für ihre Richtigkeit oder für ihren Schimmer, übersieht man ihr praktisches Wesen, und versäumt, sie dem Willen zu übergeben, sie in einem kräftigen Entschlusse zu ergreifen. Höchstens bringt man es zu dem Wunsche, daß immer nach ihnen gehandelt werden möchte. So ist es kein Wunder, wenn sie das Schicksal aller bloßen Vorstellungen haben, endlich unter der Menge neu hinzuströmender Bilder und Gedanken begraben zu werden.

Doch nicht genug, daß uns unsre Grundsätze erinnerlich bleiben: *sie müssen auch Kraft haben*. Zwar ist die Befolgung derselben das Geschäft des Willens. Aber der Wille ist nicht ganz gleichgültig gegen den Antrieb. Er bedarf der Anstrengung weniger, wo dieser mächtiger ist. Den Grundsätzen gegenüber stehen die heftigen Triebe der Sinnlichkeit. Diese werden den Willen oft fortreißen, wenn nicht auch die Grundsätze eine eigenthümliche Gewalt haben. Ueberdieß wird vieles gethan, wozu der Wille nicht mitwirkt, weil er nicht angeregt wurde, oder weil es dazu an der vollen Besinnung fehlt. Hier kämpfen Grundsatz und Neigung gegen einander, und dem Stärkern bleibt der Sieg. Zwar soll es unser Bestreben seyn, daß dieß immer seltener geschehe, und die That immer mehr aus klarem Bewußtseyn und freier Selbstkraft hervor trete. Aber es wird viel erfordert, damit es dahin komme, und Kraft der Grundsätze ist dazu eben das wirksamste Mittel.

Bei den meisten muß die natürliche Kraft der Grundsätze verstärkt werden, wenn es mit der Befolgung derselben gelingen soll.

Dieß steht dadurch zu bewirken, daß man sie mit wichtigen Betrachtungen, mit großen Gefühlen und tiefen Bewegungen des Herzens in Verknüpfung bringt. Vorzüglich ist hier auf das Gefühl der moralischen Achtung und der religiösen Erhebung zu rechnen. Indeß sind auch die innern Wirkungen und die äußern Folgen einer standhaften Befolgung würdiger Grundsätze nicht aus der Acht zu lassen. Man vergegenwärtige sich ihren Ernst und ihre Bedeutung, ihren ordnenden und verschönernden Einfluß auf alle Angelegenheiten des Lebens, die Ehre, die sie verschaffen, die Verdienste, die sie erwerben, die Ruhe, die sie gewähren, das Gelingen, zu welchem sie führen, die Uebereinstimmung, in welche sie uns mit der Ordnung der Welt setzen, und die Erwartungen, welche sie begründen. Man heilige sie durch den Glauben an Gott und Ewigkeit. Man betrachte sie oft in ihrer Verbindung mit einer über alles ehrwürdigen und erhabenen Bestimmung. Man sorge, daß die Zustände, in welche sie uns bei ihrer Befolgung und Uebertretung versetzen, nicht zu schnell vorüber gehen; man überlasse sich vorzüglich der schönen Freude, die das Bewußtseyn, ihnen nachgelebt zu haben, gewährt. Man waffne sich gegen die Versuchung, und stärke sich durch beständiges Vorhalten edler Beispiele. Man übe sich endlich in der Zähmung der Leidenschaft, und suche die Macht der Sinnlichkeit durch freiwillige Entbehrungen, Erduldungen und Anstrengungen zu schwächen.

Sollen Grundsätze endlich einen *festen Charakter bilden, und über das ganze Leben eine unumschränkte Herrschaft führen*: dann müssen sie bleibende Form des Willens werden. Dieß ist nicht anders zu erlangen als durch Gewöhnung. Je öfter man die Befolgung derselben sich selbst gleichsam abgerungen hat: desto leichter wird sie; desto mehr dringt sie sich uns unwillkührlich auf; desto mehr wird es uns eigen, in ihrem Dienste zu denken und zu handeln.

Es ist überaus wichtig, sich die Uebertretung seiner Grundsätze *nie* zu gestatten. Solche Nachsicht entkräftet ihr Ansehen, vermehrt die Macht der Sinnlichkeit und die Trägheit des Willens. Rüstiges Aufbieten des ganzen Vermögens, entschlossener Widerstand gegen den gefährlichen Reiz gibt kaum zu berechnenden Zuwachs der Kraft, und ist dadurch noch mehr werth, als durch die Erreichung der besondern Zwecke, wozu es verhilft.

Ist man einmal gewohnt, nach Grundsätzen zu handeln: dann kann man bald nicht anders; die Leidenschaft fügt sich dem vernünftigen Willen; die Sinnlichkeit gehorcht nicht allein seinen Gesetzen, sondern sie nimmt auch die Gestalt desselben an. So vollendet sich die Einheit, und in ihr die Würde und der Friede des Lebens.

Joseph Freiherr von Eichendorff,

einer der liebenswürdigsten und talentvollsten lebenden deutschen Dichter, ward am 10. März 1788 auf dem Gute seines Vaters, Lubowitz bei Ratibor in Oberschlesien geboren, erhielt seine erste Bildung durch Hauslehrer und auf dem katholischen Gymnasium in Breslau und studirte dann von 1805 bis 1808 die Rechte in Halle und Heidelberg. Nach vollendeter akademischer Laufbahn ging er auf Reisen, lebte mehrere Jahre in Wien und nahm alsdann 1813 als freiwilliger Jäger am Befreiungskriege Theil, in welchem er zum Offizier avancirte. 1816 ward er Referendarius bei der Regierung zu Breslau, 1821 Regierungsrath zu Danzig und 1824 Regierungs- und Oberpräsidialrath zu Königsberg in Preußen. Diesen letzteren Wohnsitz vertauschte er später mit Berlin, wo er gegenwärtig, im Dienste seines Staates beschäftigt, noch verweilt. Seine ersten poetischen Leistungen erschienen unter dem erdichteten Namen Florens.

Er gab heraus:

Ahnung und Gegenwart. Ein Roman (herausgegeben von de la Motte Fouqué). Nürnberg, 1815

Krieg den Philistern. Dramatisches Mährchen. Berlin, 1823.

Aus dem Leben eines Taugenichts und das Marmorbild. Zwei Novellen. Berlin, 1826.

Meverberths Glück und Ende. Berlin, 1828.

Ezzelin von Romano. Trauerspiel. Königsberg, 1828.

Der letzte Held von Marienburg. Trauerspiel. Königsberg, 1830.

Dichter und ihre Gesellen. Roman. Berlin, 1835.

Einzelne Beiträge in Zeitschriften, Musenalmanachen u. s. w.

E. kann mit Recht als einer der spätesten aber talentvollsten und eigenthümlichsten Jünger der sogenannten romantischen Schule betrachtet werden. Er verbindet mit einer Tiefe und Innigkeit des Gefühls, wie man sie selten findet, überaus große Anmuth der Gestaltung. Reichthum, obwohl nicht eben Wechsel der Phantasie, einschmeichelnden Wohllaut, Frische und Beweglichkeit und einen leichten, schalkhaften Witz. Nur Wenige wissen den Reiz der Natur, wie sie ihn auf ein empfängliches Herz ausübt, mit solchem Zauber, und Farbenschmelz wiederzugeben, als er es thut. Dieser Zauber wird noch erhöht durch seine echte, aus seinem reinen Inneren hervorspringende, nie sich vorlaut an das Licht drängende, aber stets seinen Schöpfungen eine wohlthätige Begleiterin bleibende Nationalität. Am Glücklichsten ist er in seinen lyrischen Erzeugnissen, deren inniges Gefühl, deren Lieblichkeit und Zartheit sich mit einschmeichelnder Anmuth der Seele des Lesers bemächtigen und noch lange in ihr nachklingen. — Sein

Roman „Ahnung und Gegenwart", war das Kind einer trüben Zeit, und ward daher nicht so bekannt und gewürdigt, als er es zu seyn verdient, weshalb wir hier die Aufmerksamkeit des Lesers von Neuem auf ihn lenken. In seinen Trauerspielen herrscht E's lyrische Subjectivität zu sehr vor; sie ermangeln daher, jener Kraft und Schärfe, welche das Drama vor Allem fordert, obwohl sie große und unerreichte Schönheiten enthalten. E. ist ein Dichter auf den seine Nation stolz seyn darf, um mit wenigen Worten schließlich seinen Werth zusammen zu fassen.

Aus dem Leben eines Taugenichts.*)

Erstes Capitel.

Das Rad an meines Vaters Mühle brauste und rauschte schon wieder recht lustig, der Schnee tröpfelte emsig vom Dache, die Sperlinge zwitscherten und tummelten sich dazwischen; ich saß auf der Thürschwelle und wischte mir den Schlaf aus den Augen, mir war so recht wohl in dem warmen Sonnenscheine. Da trat der Vater aus dem Hause; er hatte schon seit Tagesanbruch in der Mühle rumort und die Schlafmütze schief auf dem Kopfe, der sagte zu mir: „Du Taugenichts! da sonnst Du Dich schon wieder und dehnst und reckst Dir die Knochen müde, und läßt mich alle Arbeit allein thun. Ich kann Dich hier nicht länger füttern. Der Frühling ist vor der Thüre, geh auch einmal hinaus in die Welt und erwirb Dir selber Dein Brodt." — „Nun," sagte ich, „wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen." Und eigentlich war mir das recht lieb, denn es war mir kurz vorher selber eingefallen, auf Reisen zu gehn, da ich den Goldammer, der im Herbst und Winter immer betrübt an unserem Fenster sang: „Bauer, mieth' mich, Bauer mieth' mich!" nun in der schönen Frühlingszeit wieder ganz stolz und lustig vom Baume rufen hörte: „Bauer, behalt Deinen Dienst!" Ich ging also in das Haus hinein und holte meine Geige, die ich recht artig spielte, von der Wand, mein Vater gab mir noch einige Groschen Geld mit auf den Weg, und so schlenderte ich durch das lange Dorf hinaus. Ich hatte recht meine heimliche Freud', als ich da alle meine alten Bekannten und Kameraden rechts und links, wie gestern und vorgestern und immerdar, zur Arbeit hinausziehen, graben und pflügen sah, während ich so in die freie Welt hinausstrich. Ich rief den armen Leuten nach allen Seiten recht stolz und zufrieden Adjes zu, aber es kümmerte sich eben keiner sehr darum. Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüthe. Und als ich endlich ins freie Feld hinaus kam, da nahm ich meine liebe Geige vor, und spielte und sang, auf der Landstraße fortgehend:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Feld und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenroth,
Sie wissen nur vom Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Noth um Brodt.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' auf's Best' bestellt!

Indem wie ich mich so umsehe, kömmt ein köstlicher Reisewagen ganz nahe an mich heran, der mochte wohl schon einige Zeit hinter mir drein gefahren seyn, ohne daß ich es merkte, weil mein Herz so voller Klang war, denn es ging ganz langsam, und zwei vornehme Damen steckten die Köpfe aus dem Wagen und hörten mir zu. Die eine besonders schön und jünger als die andere, aber eigentlich gefielen sie mir alle beide. Als ich nun aufhörte zu singen, ließ die ältere still halten und redete mich holdseelig an: „Ei, lustiger Gesell, Er weiß ja recht hübsche Lieder zu singen." Ich nicht faul dagegen: „Ew. Gnaden aufzuwarten, wüßt' ich noch viel schönere." Darauf fragte sie mich wieder: „Wohin wandert Er denn schon so am frühen Morgen?" Da schämte ich mich, daß ich das selber nicht wußte, und sagte dreist: „Nach W."; nun sprachen beide mit einander in einer fremden Sprache, die ich nicht verstand. Die jüngere schüttelte einigemal mit dem Kopfe, die andere lachte aber in einem fort und rief mir endlich zu: „Spring Er nur hinten mit auf, wir fahren auch nach W." Wer war froher als ich! Ich machte einen Reverenz und war mit einem Sprunge hinter dem Wagen, der Kutscher knallte und wir flogen über die glänzende Straße fort, daß mir der Wind am Hute pfiff.

Hinter mir gingen nun Dorf, Gärten und Kirchthürme unter, vor mir neue Dörfer, Schlösser und Berge auf; unter mir Saaten, Büsche und Wiesen bunt vorüberfliegend, über mir unzählige Lerchen in der klaren blauen Luft — ich schämte mich laut zu schreien, aber innerlichst jauchzte ich und strampelte und tanzte auf dem Wagentritt herum, daß ich bald meine Geige verloren hätte, die ich unterm Arme hielt. Wie aber denn die Sonne immer höher stieg, rings am Horizont schwere weiße Mittagswolken aufstiegen, und alles in der Luft und auf der weiten Fläche so leer und schwül und still wurde über den leise wogenden Kornfeldern, da fiel mir erst wieder mein Dorf ein und mein Vater und unsere Mühle, wie es da so heimlich kühl war an dem schattigen Weiher, und daß nun alles so weit, weit hinter mir lag. Mir war dabei so kurios zu Muthe, als müßt' ich wieder umkehren; ich steckte meine Geige zwischen Rock und Weste, setzte mich voller Gedanken auf den Wagentritt hin und schlief ein.

Als ich die Augen aufschlug, stand der Wagen still unter hohen Lindenbäumen, hinter denen eine breite Treppe zwischen Säulen in ein prächtiges Schloß führte. Seitwärts durch die Bäume sah ich die Thürme von W. Die Damen waren, wie es schien, längst ausgestiegen, die Pferde abgespannt. Ich erschrack sehr, da ich auf einmal so allein saß, und sprang geschwind in das Schloß hinein, da hörte ich von oben aus dem Fenster lachen.

In diesem Schlosse ging es mir wunderlich. Zuerst wie ich mich in der weiten kühlen Vorhalle umschaue, klopft mir Jemand mit dem Stocke auf die Schulter. Ich kehre mich schnell herum, da steht ein großer Herr in Staatskleidern, ein breites Bandelier von Gold und Seide bis an die Hüften übergehängt, mit einem oben versilberten Stabe in der Hand, und einer außerordentlich langen gebognen kurfürstlichen Nase im Gesicht, breit und prächtig wie ein aufgeblasener Puter, der mich frägt, was ich hier will. Ich war ganz verblüfft und konnte vor Schreck und Erstaunen nichts hervor bringen. Darauf kamen mehrere Bedienten die Treppe herauf und herunter gerennt, die sagten gar nichts, sondern sahen mich nur von oben bis unten an. Sodann kam eine Kammerjungfer (wie ich nachher hörte) grade auf mich los und sagte: ich wäre ein scharmanter Junge, und die gnädige Herrschaft ließe mich fragen, ob ich hier als Gärtnerbursche dienen wollte? — Ich griff nach der Weste; meine paar Groschen, weiß Gott, sie müssen beim Herumtanzen auf dem Wagen aus der Tasche gesprungen seyn, waren weg, ich hatte nichts als mein Geigenspiel, für das mir überdies auch der Herr mit dem Stabe, wie er mir im Vorbeigehn sagte, nicht einen Heller geben wollte. Ich sagte daher in meiner Herzensangst zu der Kammerjungfer: Ja, noch immer die Augen von der Seite auf die unheimliche Gestalt gerichtet, die immerfort wie der Pendickel einer Thurmuhr in der Halle auf und ab wandelte, und eben wieder majestätisch und schauerlich aus dem Hintergrunde heraufgezogen kam. Zuletzt kam endlich der Gärtner, brummte was von Gesindel und Bauerlümmel unterm Bart, und führte mich nach dem Garten, während er mir unterwegs noch eine lange Predigt hielt: wie ich nur fein nüchtern und arbeitsam seyn, nicht in der Welt herumvagiren, keine brodtlosen Künste und unnützes Zeug treiben solle, da könnt ich es mit der Zeit auch einmal zu was Rechten bringen. — Es waren noch mehr sehr hübsche, gutgesetzte, nützliche Lehren, ich habe nur seitdem fast alles wieder vergessen. Ueberhaupt weiß ich eigentlich gar nicht recht, wie doch alles so gekommen war, ich sagte nur immerfort zu allem: Ja, — denn mir war wie einem Vogel, dem die Flügel begossen worden sind. — So war ich denn, Gott sey Dank, im Brodte. —

In dem Garten war schön leben, ich hatte täglich mein warmes Essen vollauf, und mehr Geld als ich zu Weine brauchte, nur hatte ich leider ziemlich viel zu thun. Auch die Tempel, Lauben und schönen grünen Gänge, das gefiel

*) Novelle v. J. v. Eichendorff. Berlin, 1826.

mir alles recht gut, wenn ich nur hätte ruhig drinn herumspazieren können und vernünftig diskuriren, wie die Herrn und Damen, die alle Tage dahin kamen. So oft der Gärtner fort und ich allein war, zog ich sogleich mein kurzes Tabackspfeifchen heraus, setzte mich hin, und sann auf schöne höfliche Redensarten, wie ich die eine junge schöne Dame, die mich in das Schloß mitbrachte, unterhalten wollte, wenn ich ein Kavalier wäre und mit ihr hier herumginge. Oder ich legte mich an schwülen Nachmittagen auf den Rücken hin, wenn alles so still war, daß man nur die Bienen sumsen hörte, und sah zu, wie über mir die Wolken nach meinem Dorfe zuflogen und die Gräser und Blumen sich hin und her bewegten, und gedachte an die Dame, und da geschah es denn oft, daß die schöne Frau mit der Guitarre oder einem Buche in der Ferne wirklich durch den Garten zog, so still, groß und freundlich wie ein Engelsbild, so daß ich nicht recht wußte, ob ich träumte oder wachte.

So sang ich auch einmal, wie ich eben bei einem Lusthause zur Arbeit vorbei ging, für mich hin:

Wohin ich geh' und schaue,
In Feld und Wald und Thal
Vom Berg' in's Himmelsblaue,
Viel schöne gnäd'ge Frau,
Grüß' ich Dich tausendmal.

Da seh' ich aus dem dunkelkühlen Lusthause zwischen den halbgeöffneten Jalousien und Blumen, die dort standen, zwei schöne junge frische Augen hervorfunkeln. Ich war ganz erschrocken, ich sang das Lied nicht aus, sondern ging, ohne mich umzusehen, fort an die Arbeit.

Abends, es war grade an einem Sonnabend, und ich stand eben in der Vorfreude kommenden Sonntags mit der Geige im Gartenhause am Fenster und dachte noch an die funkelnden Augen, da kommt auf einmal die Kammerjungfer durch die Dämmerung dahergestrichen. „Da schickt Euch die vielschöne gnädige Frau was, das sollt Ihr auf ihre Gesundheit trinken. Eine gute Nacht auch!" Damit setzte sie mir für eine Flasche Wein auf's Fenster und war sogleich wieder zwischen den Blumen und Hecken verschwunden, wie eine Eidechse.

Ich aber stand noch lange vor der wundersamen Flasche, und wußte nicht, wie mir geschehen war. — Und hatte ich vorher lustig die Geige gestrichen, so spielt' und sang ich jetzt erst recht, und sang das Lied von der schönen Frau ganz aus und alle meine Lieder, die ich nur wußte, bis alle Nachtigallen draußen erwachten und Mond und Sterne schon lange über dem Garten standen. Ja, das war einmal eine gute schöne Nacht!

Es wird keinem an der Wiege gesungen, was künftig aus ihm wird, eine blinde Henne find't manchmal auch ein Korn, wer zuletzt lacht, lacht am besten, unverhofft kommt oft, der Mensch denkt und Gott lenkt, so meditirt' ich, als ich am folgenden Tage wieder mit meiner Pfeife im Garten saß und es mir dabei, da ich so aufmerksam an mir herunter sah, fast vorkommen wollte, als wäre ich doch eigentlich ein rechter Lump. — Ich stand nunmehr, ganz wider meine sonstige Gewohnheit, alle Tage sehr zeitig auf, eh' sich noch der Gärtner und die andern Arbeiter rührten. Da war es so wunderschön draußen im Garten. Die Blumen, die Springbrunnen, die Rosenbüsche und der ganze Garten funkelten von der Morgensonne wie lauter Gold und Edelstein. Und in den hohen Buchen-Alleen, da war es noch so still, kühl und andächtig, wie in einer Kirche, nur die Vögel flatterten und pickten auf dem Sande. Gleich vor dem Schlosse, gerade unter den Fenstern, wo die schöne Frau wohnte, war ein blühender Strauch. Dorthin ging ich dann immer am frühesten Morgen und duckte mich hinter die Aeste, um so nach dem Fenster zu sehen, denn mich im Freien zu produziren hatt' ich keine Kourage. Da sah ich nun allemal die allerschönste Dame noch heiß und halb verschlafen im schneeweißen Kleide an das offne Fenster hervortreten. Bald flocht sie sich die dunkelbraunen Haare und ließ dabei die anmuthig spielenden Augen über Busch und Garten erheben, bald bog und band sie die Blumen, die vor ihrem Fenster standen, oder sie nahm auch die Guitarre in den weißen Arm und sang dazu so wundersam über den Garten hinaus, daß sich mir noch das Herz umwenden will vor Wehmuth, wenn mir eins von den Liedern bisweilen einfällt — und ach das alles ist schon lange her!

So dauerte das wohl über eine Woche. Aber das einemal, sie stand gerade wieder am Fenster und alles war stille rings umher, fliegt mir eine fatale Fliege in die Nase und ich gebe mich an ein schreckliches Niesen, das gar nicht enden will. Sie legt sich weit zum Fenster hinaus und sieht mich Aermsten hinter dem Strauche lauschen. — Nun schämte ich mich und kam viele Tage nicht hin.

Endlich wagte ich es wieder, aber das Fenster blieb diesmal zu, ich saß vier, fünf, sechs Morgen hinter dem Strauche, aber sie kam nicht wieder an's Fenster. Da wurde mir die Zeit lang, ich faßte ein Herz und ging nun alle Morgen frank und frei längs dem Schlosse unter allen Fenstern hin. Aber die liebe schöne Frau blieb immer und immer aus. Eine Strecke weiter sah ich dann immer die andere Dame am Fenster stehn. Ich hatte sie sonst so genau noch niemals gesehen. Sie war wahrhaftig recht schön roth und dick und gar prächtig und hoffärtig anzusehen, wie eine Tulipane. Ich machte ihr immer ein tiefes Kompliment, und, ich kann nicht anders sagen, sie dankte mir jedesmal und nickte und blinzelte mit den Augen dazu ganz außerordentlich höflich. — Nur ein einziges mal glaub' ich gesehn zu haben, daß auch die Schöne an ihrem Fenster hinter der Gardine stand und versteckt hervor guckte. —

Viele Tage gingen jedoch ins Land, ohne daß ich sie sah. Sie kam nicht mehr in den Garten, sie kam nicht mehr an's Fenster. Der Gärtner schalt mich einen faulen Bengel, ich war verdrüßlich, meine eigne Nasenspitze war mir im Wege, wenn ich in Gottes freie Welt hinaus sah.

So lag ich eines Sonntags Nachmittag im Garten und ärgerte mich, wie ich so in die blauen Wolken meiner Tabackspfeife hinaussah, daß ich mich nicht auf ein anderes Handwerk gelegt, und mich also morgen nicht auch wenigstens auf einen blauen Montag zu freuen hätte. Die andern Burschc waren indeß alle wohlausstaffirt nach den Tanzböden in der nahen Vorstadt hinausgezogen. Da wallte und wogte alles im Sonntagsputze in der warmen Luft zwischen den lichten Häusern und wandernden Leierkasten schwärmend hin und zurück. Ich aber saß wie eine Rohrdommel im Schilfe eines einsamen Weihers im Garten und schaukelte mich auf dem Kahne, der dort angebunden war, während die Vesperglocken aus der Stadt über den Garten herüberschallten und die Schwäne auf dem Wasser langsam neben mir hin und her zogen. Mir war zum Sterben bange. —

Während deß hörte ich von weitem allerlei Stimmen, lustiges Durcheinandersprechen und Lachen, immer näher und näher, dann schimmerten roth' und weiße Tücher, Hüte und Federn durch's Grüne, auf einmal kommt ein heller lichter Haufen von jungen Herren und Damen vom Schlosse über die Wiese auf mich los, meine beide Damen mitten unter ihnen. Ich stand auf und wollte weggehen, da erblickte mich die ältere von den schönen Damen. „Ey, das ist ja wie gerufen," rief sie mir mit lachendem Munde zu, „fahr' Er uns doch an das jenseitige Ufer über den Teich!" Die Damen stiegen nun eine nach der andern vorsichtig und furchtsam in den Kahn, die Herren halfen ihnen dabei und machten sich ein wenig groß mit ihrer Kühnheit auf dem Wasser. Als sich darauf die Frauen alle auf die Seitenbänke gelagert hatten, stieß ich vom Ufer. Einer von den jungen Herren, der ganz vorn stand, fing unmerklich an zu schaukeln. Da wandten sich die Damen furchtsam hin und her, einige schrien gar. Die schöne Frau, welche eine Lilie in der Hand hielt, saß dicht am Bord des Schiffleins und sah stillächelnd in die klaren Wellen hinunter, die sie mit der Lilie berührte, so daß ihr ganzes Bild zwischen wiederscheinenden Wolken und Bäumen im Wasser noch einmal zu sehen war, wie ein Engel, der leise durch den tiefen blauen Himmelsgrund zieht.

Wie ich noch so auf sie hinsehe, fällt's auf einmal der andern lustigen Dicken von meinen zwei Damen ein, ich sollte ihr während der Fahrt Eins singen. Geschwind dreht sich ein sehr zierlicher junger Herr mit einer Brille auf der Nase, der neben ihr saß, zu ihr herum, küßt ihr sanft die Hand und sagt: „Ich danke ihnen für den sinnigen Einfall! ein Volkslied, gesungen vom Volk in freiem Feld und Wald, ist ein Alpenröslein auf der Alpe selbst, — die Wunderhörner sind nur Herbarien, — ist die Seele der National-Seele." Ich aber sagte, ich wisse nichts zu singen, was für solche Herrschaften schön genug wäre. Da sagte die schnippische Kammerjungfer, die mit dem Korbe voll Tassen und Flaschen hart neben mir stand und die ich bis jetzt noch gar nicht bemerkt hatte: „Weiß Er doch ein recht hübsches Liedchen von einer vielschönen Frauc." — „Ja, ja, das sing Er nur recht dreist weg," rief darauf sogleich die Dame wieder. Ich wurde über und über roth. — Indem blickte auch die schöne Frau auf einmal vom Wasser auf, und sah mich an, daß es mir durch Leib und Seele ging. Da besann ich mich nicht lange, faßt' ein Herz, und sang so recht aus voller Brust und Lust:

Wohin ich geh' und schaue
In Feld und Wald und Thal
Vom Berg' hinab in die Aue:

Viel schöne, hohe Fraue,
Grüß ich Dich tausendmal.

In meinem Garten sind' ich
Viel Blumen, schön und fein,
Viel Kränze wohl d'raus wind' ich
Und tausend Gedanken bind' ich
Und Grüße mit darein.

Ihr darf ich keinen reichen,
Sie ist zu hoch und schön,
Die müssen alle verbleichen,
Die Liebe nur ohne Gleichen
Bleibt ewig im Herzen stehn.

Ich schein' wohl froher Dinge
Und schaffe auf und ab,
Und ob das Herz zerspringe,
Ich grabe fort und singe,
Und grab' mir bald mein Grab.

Wir stiegen ans Land, die Herrschaften stiegen alle aus, viele von den jungen Herren hatten mich, ich bemerkt' es wohl, während ich sang mit listigen Mienen und Flüstern verspottet vor den Damen. Der Herr mit der Brille faßte mich im Weggehen bey der Hand und sagte mir, ich weiß selbst nicht mehr was, die ältere von meinen Damen sah mich sehr freundlich an. Die schöne Frau hatte während meines ganzen Liedes die Augen niedergeschlagen und ging nun auch fort und sagte gar nichts. — Mir aber standen die Thränen in den Augen, schon wie ich noch sang, das Herz wollte mir zerspringen von dem Liede vor Schaam und vor Schmerz, es fiel mir jetzt auf einmal alles recht ein, wie Sie so schön ist und ich so arm bin und verspottet und verlassen von der Welt, — und als sie alle hinter den Büschen verschwunden waren, da konnt' ich mich nicht länger halten, ich warf mich in das Gras hin und weinte bitterlich.

Zweites Capitel.

Dicht am herrschaftlichen Garten ging die Landstraße vorüber, nur durch eine hohe Mauer von derselben geschieden. Ein gar sauberes Zollhäuschen mit rothem Ziegeldache war da erbaut, und hinter demselben ein kleines buntumzäuntes Blumengärtchen, das durch eine Lücke in der Mauer des Schloßgartens hindurch an den schattigsten und verborgensten Theil des letzteren stieß. Dort war eben der Zolleinnehmer gestorben, der das alles sonst bewohnte. Da kam des einen Morgens frühzeitig, da ich noch im tiefsten Schlafe lag, der Schreiber vom Schlosse zu mir und rief mich schleunigst zum Herrn Amtmann. Ich zog mich geschwind an und schlenderte hinter dem luftigen Schreiber her, der unterwegs bald da bald dort eine Blume abbrach und vorn an den Rock steckte, bald mit seinem Spazierstöckchen künstlich in der Luft herumfocht und allerlei zu mir in den Wind hineinparlirte, wovon ich aber nichts verstand, weil mir die Augen und Ohren noch voller Schlaf lagen. Als ich in die Kanzlei trat, wo es noch nicht recht Tag war, sah der Amtmann hinter einem ungeheuren Dintenfasse und Stößen von Papier und Büchern und einer ansehnlichen Perücke, wie die Eule aus ihrem Nest, auf mich und hob an: „Wie heißt Er? Woher ist Er? Kann Er schreiben, lesen und rechnen?" Da ich das bejahte, versetzte er: „Na, die gnädige Herrschaft hat Ihm, in Betrachtung Seiner guten Aufführung und besondern Meriten, die ledige Einnehmerstelle zugedacht." — Ich überdachte in der Geschwindigkeit für mich meine bisherige Aufführung und Manieren, und ich mußte gestehen, ich fand am Ende selber, daß der Amtmann Recht hatte. — Und so war ich denn wirklich Zolleinnehmer, ehe ich mich's versah.

Ich bezog nun sogleich meine neue Wohnung und war in kurzer Zeit eingerichtet. Ich hatte noch mehrere Geräthschaften gefunden, die der selige Einnehmer seinem Nachfolger hinterlassen, unter andern einen prächtigen rothen Schlafrock mit gelben Punkten, grüne Pantoffeln, eine Schlafmütze und einige Pfeifen mit langen Röhren. Das alles hatte ich mir schon einmal gewünscht als ich noch zu Hause war, wo ich immer unsern Pfarrer so kommode herumgehen sah. Den ganzen Tag, (zu thun hatte ich weiter nichts) saß ich daher auf dem Bänkchen vor meinem Hause in Schlafrock und Schlafmütze, rauchte Taback aus dem längsten Rohre, das ich nach dem seligen Einnehmer gefunden hatte, und sah zu, wie die Leute auf der Landstraße hin- und hergingen, fuhren und ritten. Ich wünschte nur immer, daß auch einmal ein paar Leute aus meinem Dorfe, die immer sagten, aus mir würde mein Lebtage nichts, hier vorüber kommen und mich so sehen möchten. — Der Schlafrock stand mir schön zu Gesichte, und überhaupt das alles behagte mir sehr gut. So saß ich denn da und dachte mir mancherlei hin und her, wie aller Anfang schwer ist, wie das vornehmere Leben doch eigentlich recht kommode sei, und faßte heimlich den Entschluß, nunmehr alles Reisen zu lassen, auch Geld zu sparen, wie die andern, und es mit der Zeit gewiß zu etwas Großem in der Welt zu bringen. Inzwischen vergaß ich über meinen Entschlüssen, Sorgen und Geschäften die allerschönste Frau keineswegs.

Die Kartoffeln und anderes Gemüse, das ich in meinem kleinen Gärtchen fand, warf ich hinaus und bebaute es ganz mit den auserlesensten Blumen, worüber mich der Portier vom Schlosse mit der großen kurfürstlichen Nase, der, seitdem ich hier wohnte, oft zu mir kam und mein intimer Freund geworden war, bedenklich von der Seite ansah, und mich für einen hielt, den sein plötzliches Glück verrückt gemacht hätte. Ich aber ließ mich das nicht anfechten. Denn nicht weit von mir im herrschaftlichen Garten hörte ich seine Stimmen sprechen, unter denen ich die meiner schönen Frau zu erkennen meinte, obgleich ich wegen des dichten Gebüsches Niemand sehen konnte. Da band ich denn alle Tage einen Strauß von den schönsten Blumen, die ich hatte, stieg jeden Abend, wenn es dunkel wurde, über die Mauer, und legte ihn auf einen steinernen Tisch hin, der dort inmitten einer Laube stand; und jeden Abend wenn ich den neuen Strauß brachte, war der alte von dem Tische fort.

Eines Abends war die Herrschaft auf die Jagd geritten; die Sonne ging eben unter und bedeckte das ganze Land mit Glanz und Schimmer, die Donau schlängelte sich prächtig wie von lauter Gold und Feuer in die weite Ferne, von allen Bergen bis tief ins Land hinein sangen und jauchzten die Winzer. Ich saß mit dem Portier auf dem Bänkchen vor meinem Hause, und freute mich in der lauen Luft, und wie der lustige Tag so langsam vor uns verdunkelte und verhallte. Da ließen sich auf einmal die Hörner der zurückkehrenden Jäger von Ferne vernehmen, die von den Bergen gegenüber einander von Zeit zu Zeit lieblich Antwort gaben. Ich war recht im innersten Herzen vergnügt und sprang auf und rief wie bezaubert und verzückt vor Lust: „Nein, das ist mir doch ein Metier, die edle Jägerei!" Der Portier aber klopfte sich ruhig die Pfeife aus und sagte: „Das denkt Ihr Euch just so: Ich habe es auch mitgemacht, man verdient sich kaum die Sohlen, die man sich abläuft; und Husten und Schnupfen wird man erst gar nicht los, das kommt von den ewig nassen Füßen." — Ich weiß nicht, mich packte da ein närrischer Zorn, daß ich ordentlich am ganzen Leibe zitterte. Mir war auf einmal der ganze Kerl mit seinem langweiligen Mantel, die ewigen Füße, sein Tabacksschnupfen, die große Nase und alles abscheulich. — Ich faßte ihn, wie außer mir, bei der Brust und sagte: „Portier, jetzt schert Ihr Euch nach Hause, oder ich prügle Euch hier sogleich durch!" Den Portier überfiel bei diesen Worten seine alte Meinung, ich wäre verrückt geworden. Er sah mich bedenklich und mit heimlicher Furcht an, machte sich, ohne ein Wort zu sprechen, von mir los und ging, immer noch unheimlich nach mir zurück blickend, mit langen Schritten nach dem Schlosse, wo er athemlos aussagte, ich sei nun wirklich rasend geworden.

Ich aber mußte am Ende laut auflachen und war herzlich froh, den superklugen Gesellen los zu seyn, denn es war grade die Zeit, wo ich den Blumenstrauß immer in die Laube zu legen pflegte. Ich sprang auch heute schnell über die Mauer und ging eben auf das steinerne Tischchen los, als ich in einiger Entfernung Pferdetritte vernahm. Entspringen konnt' ich nicht mehr, denn schon kam meine schöne gnädige Frau selber, in einem grünen Jagdhabit und mit nickenden Federn auf dem Hute, langsam und wie es schien in tiefen Gedanken die Allee herabgeritten. Es war mir nicht anders zu Muthe, als da ich sonst in den alten Büchern bei meinem Vater von der schönen Magelone gelesen, wie sie so zwischen den immer näher schallenden Waldhornsklängen und wechselnden Abendlichtern unter den hohen Bäumen hervor kam, — ich konnte nicht vom Fleck. Sie aber erschrack heftig, als sie mich auf einmal gewahr wurde, und hielt fast willkührlich still. Ich war wie betrunken vor Angst, Herzklopfen und großer Freude, und da ich bemerkte, daß sie wirklich meinen Blumenstrauß von gestern an der Brust hatte, konnte ich mich nicht länger halten, sondern sagte ganz verwirrt: „Schönste gnädige Frau, nehmt auch noch diesen Blumenstrauß von mir, und alle Blumen aus meinem Garten und alles was ich habe. Ach könnt' ich nur für Euch in's Feuer springen!" — Sie hatte mich gleich anfangs so ernsthaft und fast böse angeblickt, daß es mir durch Mark und Beine ging, dann aber hielt sie, so lange ich redete, die Augen tief niedergeschlagen. So eben ließen

sich einige Reiter und Stimmen im Gebüsch hören. Da ergriff sie schnell den Strauß aus meiner Hand und war bald, ohne ein Wort zu sagen, am andern Ende des Bogenganges verschwunden.

Seit diesem Abend hatte ich weder Ruh' noch Rast mehr. Es war mir beständig zu Muthe, wie sonst immer, wenn der Frühling anfangen sollte, so unruhig und fröhlich, ohne daß ich wußte warum, als stünde mir ein großes Glück oder sonst etwas Außerordentliches bevor. Besonders das fatale Rechnen wollte mir nun erst gar nicht mehr von der Hand, und ich hatte, wenn der Sonnenschein durch den Kastanienbaum vor dem Fenster grüngolden auf die Ziffern fiel, und so für vom Transport bis zum Latus und wieder hinauf und hinab addirte, gar seltsame Gedanken dabei, so daß ich manchmal ganz verwirrt wurde, und wahrhaftig nicht bis drei zählen konnte. Denn die acht kam mir immer vor wie meine dicke enggeschnürte Dame mit dem breiten Kopfputz, die böse sieben war gar wie ein ewig rückwärts zeigender Wegweiser oder Galgen. — Am meisten Spaß machte mir noch die neun, die sich mir so oft, eh' ich mich's versah, lustig als sechs auf den Kopf stellte, während die zwei wie ein Fragezeichen so pfiffig drein sah, als wollte sie mich fragen: Wo soll das am Ende noch hinaus mit Dir, Du arme Null? Ohne Sie, diese schlanke Eins und Alles, bleibst Du doch ewig Nichts!

Auch das Sitzen draußen vor der Thür wollte mir nicht mehr behagen. Ich nahm mir, um es kommoder zu haben, einen Schemel mit heraus und streckte die Füße darauf, ich flickte ein altes Parasol vom Einnehmer, und steckte es gegen die Sonne wie ein chinesisches Lusthaus über mich. Aber es half nichts. Es schien mir, wie ich so saß und rauchte und spekulirte, als würden mir allmählig die Beine immer länger vor Langerweile, und die Nase wüchse mir vom Nichtsthun, wenn ich so stundenlang an ihr herunter sah. — Und wenn denn manchmal noch vor Tagesanbruch eine Extrapost vorbei kam, und ich trat halb verschlafen in die kühle Luft hinaus, und ein niedliches Gesichtchen, von dem man in der Dämmerung nur die funkelnden Augen sah, bog sich neugierig zum Wagen hervor und bot mir freundlich einen guten Morgen, in den Dörfern aber ringsumher krähten die Hähne so frisch über die leiswogenden Kornfelder herüber, und zwischen den Morgenstreifen hoch am Himmel schweiften schon einzelne zu früh erwachte Lerchen, und der Postillon nahm dann sein Posthorn und fuhr weiter und blies und blies — da stand ich lange und sah dem Wagen nach, und es war mir nicht anders, als müßt' ich nur sogleich mit fort, weit, weit in die Welt. —

Meine Blumensträuße legte ich indeß immer noch, sobald die Sonne unterging, auf den steinernen Tisch in der dunkeln Laube. Aber das war es eben; damit war es nun aus seit jenem Abend. — Kein Mensch kümmerte sich darum: so oft ich des Morgens frühzeitig nachsah, lagen die Blumen noch immer da wie gestern, und sahen mich mit ihren verwelkten niederhängenden Köpfchen und darauf stehenden Thautropfen ordentlich betrübt an, als ob sie weinten. — Das verdroß mich sehr. Ich band gar keinen Strauß mehr. In meinem Garten mochte nun auch das Unkraut treiben, wie es wollte, und die Blumen ließ ich ruhig stehn und wachsen bis der Wind die Blätter verwehte. War mir's doch eben so wild und bunt und verstört im Herzen.

In diesen kritischen Zeitläufen geschah es denn, daß einmal, als ich eben zu Hause im Fenster liege und verdrüßlich in die leere Luft hinaus sehe, die Kammerjungfer vom Schlosse über die Straße daher getrippelt kommt. Sie lenkte, da sie mich erblickte, schnell zu mir ein und blieb am Fenster stehen. — „Der gnädige Herr ist gestern von seiner Reise zurückgekommen," sagte sie eilfertig. „So?" entgegnete ich verwundert — denn ich hatte mich schon seit einigen Wochen um nichts bekümmert, und wußte nicht einmal, daß der Herr auf Reisen war, — „da wird seine Tochter, die junge gnädige Frau, auch große Freude gehabt haben." — Die Kammerjungfer sah mich kurios von oben bis unten an, so daß ich mich ordentlich selber besinnen mußte, ob ich was Dummes gesagt hätte. — „Er weiß aber auch gar nichts," sagte sie endlich und rümpfte das kleine Näschen. „Nun," fuhr sie fort, „es soll heute Abend dem Herrn zu Ehren Tanz im Schlosse sein und Maskerade. Meine gnädige Frau wird auch maskirt seyn, als Gärtnerin — versteht er auch recht — als Gärtnerin. Nun hat die gnädige Frau gesehen, daß er besonders schöne Blumen hat in seinem Garten." — Das ist seltsam, dachte ich bei mir selbst, man sieht doch jetzt fast keine Blumen mehr vor Unkraut. — Sie aber fuhr fort: „Da nun die gnädige Frau schöne Blumen zu ihrem Anzuge braucht, aber ganz frische, die eben vom Beete kommen, so soll Er ihr welche bringen und heute Abend, wenns dunkel geworden ist, damit unter dem großen Birnbaum im Schloßgarten warten, da wird sie dann kommen und die Blumen abholen."

Ich war ganz verblüfft vor Freude über die Nachricht, und lief in meiner Entzückung vom Fenster zur Kammerjungfer hinaus. —

„Pfui, der garstige Schlafrock!" rief diese aus, da sie mich auf einmal so in meinem Aufzuge im Freien sah. Das ärgerte mich, ich wollte auch nicht dahinter bleiben in der Galanterie, und machte einige artige Kapricien, um sie zu erhaschen und zu küssen. Aber unglücklicher Weise verwickelte sich mir dabei der Schlafrock, der mir viel zu lang war, unter den Füßen, und ich fiel der Länge nach auf die Erde. Als ich mich wieder zusammen raffte, war die Kammerjungfer schon weit fort, und ich hörte sie noch von Ferne lachen, daß sie sich die Seiten halten mußte.

Nun aber hatt' ich was zu sinnen und mich zu freuen. Sie dachte ja noch immer an mich und meine Blumen! Ich ging in mein Gärtchen und riß hastig alles Unkraut von den Beeten, und warf es hoch über meinen Kopf weg in die schimmernde Luft, als jög' ich alle Uebel und Melancholie mit der Wurzel heraus. Die Rosen waren nun wieder wie Ihr Mund, die himmelblauen Winden wie ihre Augen, die schneeweiße Lilie mit ihrem schwermüthig gesenkten Köpfchen sah ganz aus wie Sie. Ich legte alle sorgfältig in einem Körbchen zusammen. Es war ein stiller schöner Abend und kein Wölkchen am Himmel. Einzelne Sterne traten schon am Firmamente hervor, von weitem rauschte die Donau über die Felder herüber, in den hohen Bäumen im herrschaftlichen Garten, neben mir sangen unzählige Vögel lustig durcheinander. Ach, ich war so glücklich!

Als endlich die Nacht hereinbrach, nahm ich mein Körbchen an den Arm und machte mich auf den Weg nach dem großen Garten. In dem Körbchen lag alles so bunt und anmuthig durcheinander, weiß, roth, blau und duftig, daß mir ordentlich das Herz lachte, wenn ich hinein sah.

Ich ging voller fröhlicher Gedanken bei dem schönen Mondschein durch die stillen, reinlich mit Sand bestreuten Gänge über die kleinen weißen Brücken, unter denen die Schwäne eingeschlafen auf dem Wasser saßen, an den zierlichen Lauben und Lusthäusern vorüber. Den großen Birnbaum hatte ich gar bald aufgefunden, denn es war derselbe, unter dem ich sonst, als ich noch Gärtnerbursche war, an schwülen Nachmittagen gelegen.

Hier war es so einsam dunkel. Nur eine hohe Espe zitterte und flüsterte mit ihren silbernen Blättern in einem fort. Vom Schlosse schallte manchmal die Tanzmusik herüber. Auch Menschenstimmen hörte ich zuweilen im Garten, die kamen oft ganz nahe an mich heran, dann wurde es auf einmal wieder ganz still.

Mir klopfte das Herz. Es war mir schauerlich und seltsam zu Muthe, als wenn ich jemanden bestehlen wollte. Ich stand lange Zeit stockstill an den Baum gelehnt und lauschte nach allen Seiten, da aber immer Niemand kam, konnt' ich es nicht länger aushalten. Ich hing mein Körbchen an den Arm und kletterte schnell auf den Birnbaum hinauf, um wieder im Freien Luft zu schöpfen.

Da droben schallte mir die Tanzmusik erst recht über die Wipfel entgegen. Ich übersah den ganzen Garten und grade in die hellerleuchteten Fenster des Schlosses hinein. Dort drehten sich die Kronleuchter langsam wie Kränze von Sternen, unzählige geputzte Herren und Damen, wie in einem Schattenspiele, wogten und walzten und wirrten da bunt und unkenntlich durcheinander, manchmal legten sich welche ins Fenster und sahen hinunter in den Garten. Draußen vor dem Schlosse aber waren der Rasen, die Sträucher und die Bäume von den vielen Lichtern aus dem Saale wie vergoldet, so daß ordentlich die Blumen und die Vögel aufzuwachen schienen. Weiterhin um mich herum und hinter mir lag der Garten so schwarz und still.

Da tanzt Sie nun, dacht' ich in dem Baume droben bei mir selber, und hat gewiß lange wieder Dich und Deine Blumen vergessen. Alles ist so fröhlich, um Dich kümmert sich kein Mensch. — Und so geht es mir überall und immer. Jeder hat sein Plätzchen auf der Erde ausgesteckt, hat seinen warmen Ofen, seine Tasse Kaffe, seine Frau, sein Glas Wein zu Abend, und ist so recht zufrieden; selbst dem Portier ist ganz wohl in seiner langen Haut. — Mir ist's nirgends recht. Es ist, als wäre ich überall eben zu spät gekommen, als hätte die ganze Welt gar nicht auf mich gerechnet. —

Wie ich eben so philosophire, höre ich auf einmal unten im Grase etwas einherrascheln. Zwei feine Stimmen sprachen ganz nahe und leise miteinander. Bald darauf bogen sich die Zweige in dem Gesträuch auseinander, und die Kammerjungfer steckte ihr kleines Gesichtchen sich nach allen Seiten umwendend, zwischen der Laube hindurch. Der Mondschein funkelte

recht auf ihren pfiffigen Augen, wie sie hervorguckten. Ich hielt den Athem an mich und blickte unverwandt hinunter. Es dauerte auch nicht lange, so trat wirklich die Gärtnerin, ganz so wie mir sie die Kammerjungfer gestern beschrieben hatte, zwischen den Bäumen heraus. Mein Herz klopfte mir zum zerspringen. Sie aber hatte eine Larve vor und sah sich, wie mir schien, verwundert auf dem Platze um. — Da wollt's mir vorkommen, als wäre sie ganz nahe an den Baum und nahm die Larve ab. — Es war wahrhaftig die andere ältere gnädige Frau!

Wie froh war ich nun, als ich mich vom ersten Schreck erholt hatte, daß ich mich hier oben in Sicherheit befand. Wie in aller Welt, dachte ich, kommt die nur jetzt hierher? wenn nun die liebe schöne gnädige Frau die Blumen abholt, — das wird eine schöne Geschichte werden! Ich hätte am Ende weinen mögen vor Aerger über den ganzen Spektakel.

Indem hub die verkappte Gärtnerin unten an: „Es ist so stickend heiß droben im Saale, ich mußte mich ein wenig abkühlen gehen in der freien schönen Natur." Dabei fächelte sie sich mit der Larve in einem fort und blies die Luft von sich. Bei dem hellen Mondschein konnt' ich deutlich erkennen, wie ihr die Flechsen am Halse ordentlich aufgeschwollen waren; sie sah ganz erbost aus und ziegelroth im Gesichte. Die Kammerjungfer suchte unterdeß hinter allen Hecken herum, als hätte sie eine Stecknadel verloren. —

„Ich brauche so nothwendig noch frische Blumen zu meiner Maske," fuhr die Gärtnerin von neuem fort, „wo er auch stecken mag!" — Die Kammerjungfer suchte und kicherte dabei immer fort heimlich in sich selbst hinein. — „Sagtest Du was, Rosette?" fragte die Gärtnerin spitzig. — „Ich sage, was ich immer gesagt habe," erwiederte die Kammerjungfer und machte ein ganz ernsthaftes treuherziges Gesicht, „der ganze Einnehmer ist und bleibt ein Lümmel, er liegt gewiß irgendwo hinter einem Strauche und schläft."

Mir zuckte es in allen meinen Gliedern, herunter zu springen und meine Reputation zu retten — da hörte man auf einmal ein großes Paucken und Musiciren und Lärmen vom Schlosse her.

Nun hielt sich die Gärtnerin nicht länger. „Da bringen die Menschen," fuhr sie verdrüßlich auf, „dem Herrn das Vivat. Komm, man wird uns vermissen!" — Und hiermit steckte sie die Larve schnell vor und ging wüthend mit der Kammerjungfer nach dem Schlosse zu fort. Die Bäume und Sträucher wiesen kurios, wie mit langen Nasen und Fingern hinter ihr drein, der Mondschein tanzte noch fix, wie über eine Klaviatur, über ihre breite Taille auf und nieder, und so nahm sie, so recht wie ich auf dem Theater manchmal die Sängerinnen gesehn, unter Trompeten und Pauken schnell ihren Abzug.

Ich aber wußte in meinem Baume droben eigentlich gar nicht recht, wie mir geschehen, und richtete nunmehr meine Augen unverwandt auf das Schloß hin; denn ein Kreis hoher Windlichter unten an den Stufen des Einganges warf dort einen seltsamen Schein über die blitzenden Fenster und weit in den Garten hinein. Es war die Dienerschaft, die so eben ihrer jungen Herrschaft ein Ständchen brachte. Mitten unter ihnen stand der prächtig aufgeputzte Portier wie ein Staatsminister, vor einem Notenpulte, und arbeitete sich emsig an einem Fagot ab.

Wie ich mich so eben zurecht setzte, um der schönen Serenade zuzuhören, gingen auf einmal oben auf dem Balkon des Schlosses die Flügelthüren auf. Ein hoher Herr, schön und stattlich in Uniform und mit vielen funkelnden Sternen, trat auf den Balkon heraus, und an seiner Hand — die schöne junge gnädige Frau, in ganz weißem Kleide, wie eine Lilie in der Nacht, oder wie wenn der Mond über das klare Firmament zöge.

Ich konnte keinen Blick von dem Platze verwenden, und Garten, Bäume und Felder gingen unter vor meinen Sinnen, wie sie so wundersam beleuchtet von den Fackeln, hoch und schlank da stand, und bald anmuthig mit dem schönen Offizier sprach, bald wieder freundlich zu den Musikanten herunter nickte. Die Leute unten waren außer sich vor Freude, und ich hielt mich am Ende auch nicht mehr und schrie immer aus Leibeskräften Vivat mit. —

Als sie aber bald darauf wieder von dem Balkon verschwand, unten eine Fackel nach der andern verlöschte, und die Notenpulte weggeräumt wurden, und nun der Garten rings umher auch wieder finster wurde und rauschte wie vorher — da merkt' ich erst alles — da fiel es mir auf einmal auf's Herz, daß mich wohl eigentlich nur die Tante mit den Blumen bestellt hatte, daß die Schöne gar nicht an mich dachte und lange verheirathet ist, und daß ich selber ein großer Narr war.

Alles das versenkte mich recht in einen Abgrund von Nachsinnen. Ich wickelte mich, gleich einem Igel, in die Stacheln meiner eignen Gedanken zusammen; vom Schlosse schallte die Tanzmusik nur noch seltner herüber, die Wolken wanderten einsam über den dunkeln Garten weg. Und so saß ich auf dem Baume droben, wie die Nachteule, in den Ruinen meines Glück's die ganze Nacht hindurch.

Die kühle Morgenluft weckte mich endlich aus meinen Träumereien. Ich erstaunte ordentlich, wie ich so auf einmal um mich her blickte. Musik und Tanz war lange vorbei, im Schlosse und rings um das Schloß herum auf dem Rasenplatze und den steinernen Stufen und Säulen sah alles so still, kühl und feierlich aus; nur der Springbrunnen vor dem Eingange plätscherte einsam in einem fort. Hin und her in den Zweigen neben mir erwachten schon die Vögel, schüttelten ihre bunten Federn und sahen, die kleinen Flügel dehnend, neugierig und verwundert ihren seltsamen Schlafkameraden an. Fröhlich schweifende Morgenstrahlen funkelten über den Garten weg auf meine Brust.

Da richtete ich mich in meinem Baume auf, und sah seit langer Zeit zum erstenmale wieder einmal so recht weit in das Land hinaus, wie da schon einzelne Schiffe auf der Donau zwischen den Weinbergen herabfuhren, und die noch leeren Landstraßen wie Brücken über das schimmernde Land sich fern über die Berge und Thäler hinausschwangen.

Ich weiß nicht wie es kam — aber mich packte da auf einmal wieder meine ehemalige Reiselust: alle die alte Wehmuth und Freude und große Erwartung. Mir fiel dabei zugleich ein, wie nun die schöne Frau droben auf dem Schlosse zwischen Blumen und unter seid'nen Decken schlummerte, und ein Engel bei ihr auf dem Bette säße in der Morgenstille. — Nein, rief ich aus, fort muß ich von hier, und immer fort, so weit als der Himmel blau ist!

Und hiermit nahm ich mein Körbchen, und warf es hoch in die Luft, so daß es recht lieblich anzusehen war, wie die Blumen zwischen den Zweigen und auf dem grünen Rasen unten bunt umher lagen. Dann stieg ich selber schnell herunter und ging durch den stillen Garten auf meine Wohnung zu. Gar oft blieb ich da noch stehen auf manchem Plätzchen, wo ich sie sonst wohl einmal gesehen, oder im Schatten liegend an Sie gedacht hatte.

In und um mein Häuschen sah alles noch so aus, wie ich es gestern verlassen hatte. Das Gärtchen war geplündert und wüst, im Zimmer drin lag noch das große Rechnungsbuch aufgeschlagen, meine Geige, die ich schon fast ganz vergessen hatte, hing verstaubt an der Wand. Ein Morgenstrahl aber, aus dem gegenüberstehenden Fenster, fuhr grade blitzend über die Saiten. Das gab einen rechten Klang in meinem Herzen. Ja, sagt' ich, komm nur her, Du getreues Instrument! Unser Reich ist nicht von dieser Welt! —

Und so nahm ich die Geige von der Wand, ließ Rechnungsbuch, Schlafrock, Pantoffeln, Pfeifen und Parasol liegen und wanderte, arm wie ich gekommen war, aus meinem Häuschen und auf der glänzenden Landstraße von dannen.

Ich blickte noch oft zurück; mir war gar seltsam zu Muthe, so traurig und doch auch wieder so überaus fröhlich, wie ein Vogel, der aus seinem Käfig ausreißt. Und als ich schon eine weite Strecke gegangen war, nahm ich draußen im Freien meine Geige vor und sang:

Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd und Himmel thut erhalten,
Hat auch mein Sach' auf's Best' bestellt!

Das Schloß, der Garten und die Thürme von Wien waren schon hinter mir im Morgenduft versunken, über mir jubilirten unzählige Lerchen in der Luft; so zog ich zwischen den grünen Bergen und an lustigen Städten und Dörfern vorbei gen Italien hinunter.

Drittes Capitel.

Aber das war nun schlimm! Ich hatte noch gar nicht daran gedacht, daß ich eigentlich den rechten Weg nicht wußte. Auch war rings umher kein Mensch zu sehen in der stillen Morgenstunde, den ich hätte fragen können, und nicht weit von mir theilte sich die Landstraße in viele neue Landstraßen die gingen weit, weit über die höchsten Berge fort, als führten sie aus der Welt hinaus, so daß mir ordentlich schwindelte, wenn ich recht hinsah.

Endlich kam ein Bauer des Weges daher, der, glaub ich, nach der Kirche ging, da es heut eben Sonntag war, in einem altmodischen Ueberrocke mit großen silbernen Knöpfen und einem langen spanischen Rohr mit einem sehr massiven silbernen Stockknopf darauf, der schon von weitem in der Sonne funkelte. Ich frug ihn sogleich mit vieler Höflichkeit: „Können Sie mir nicht sagen, wo der Weg nach Italien geht!“ — Der Bauer blieb stehen, sah mich an, besann sich dann mit weit vorgeschobner Unterlippe, und sah mich wieder an. Ich sagte noch einmal: „nach Italien, wo die Pommeranzen wachsen.“ — „Ach was gehn mich seine Pommeranzen an!“ sagte der Bauer da, und schritt wacker wieder weiter. Ich hätte dem Manne mehr Konduite zugetraut, denn er sah recht stattlich aus.

Was war nun zu machen? Wieder umkehren und in mein Dorf zurückgehn? Da hätten die Leute mit den Fingern auf mich gewiesen, und die Jungen wären um mich herumgesprungen: Ey, tausend willkommen aus der Welt! wie sieht es denn aus in der Welt! hat er uns nicht Pfefferkuchen mitgebracht aus der Welt! — Der Portier mit der kurfürstlichen Nase, welcher überhaupt viele Kenntnisse von der Weltgeschichte hatte, sagte oft zu mir: „Werthgeschätzter Herr Einnehmer! Italien ist ein schönes Land, da sorgt der liebe Gott für alles, da kann man sich im Sonnenschein auf den Rücken legen, so wachsen einem die Rosinen ins Maul, und wenn einen die Tarantel beißt, so tanzt man mit ungemeiner Gelenkigkeit, wenn man auch sonst nicht tanzen gelernt hat.“ — Nein, nach Italien! rief ich voller Vergnügen aus, und rannte, ohne an die verschiedenen Wege zu denken, auf der Straße fort, die mir eben vor die Füße kam.

Als ich eine Strecke so fort gewandert war, sah ich rechts von der Straße einen sehr schönen Baumgarten, wo die Morgensonne so lustig zwischen den Stämmen und Wipfeln hindurch schimmerte, daß es aussah, als wäre der Rasen mit goldenen Teppichen belegt. Da ich keinen Menschen erblickte, stieg ich über den niedrigen Gartenzaun und legte mich recht behaglich unter einem Apfelbaum ins Gras, denn von dem gestrigen Nachtlager auf dem Baume thaten mir noch alle Glieder weh. Da konnte man weit in's Land hinaussehen, und da es Sonntag war, so kamen bis aus der weitesten Ferne Glockenklänge über die stillen Felder herüber und geputzte Landleute zogen überall zwischen Wiesen und Büschen nach der Kirche. Ich war recht fröhlich im Herzen, die Vögel sangen über mir im Baume, ich dachte an meine Mühle und an den Garten der schönen gnädigen Frau, und wie das alles nun so weit lag — bis ich zuletzt einschlummerte. Da träumte mir, als käme die schöne Frau aus der prächtigen Gegend unten zu mir gegangen oder eigentlich langsam geflogen zwischen den Glockenklängen, mit langen weißen Schleiern, die im Morgenrothe wehten. Dann war es wieder, als wären wir gar nicht in der Fremde, sondern bei meinem Dorfe an der Mühle in dem tiefen Schatten. Aber da war alles still und leer, wie wenn die Leute Sonntag in der Kirche sind und nur der Orgelklang durch die Bäume herüber kommt, daß es mir recht im Herzen weh that. Die schöne Frau aber war sehr gut und freundlich, sie hielt mich an der Hand und ging mit mir, und sang in einemfort in dieser Einsamkeit das schöne Lied, das sie damals immer frühmorgens am offenen Fenster zur Guitarre gesungen hat, und ich sah dabei ihr Bild in dem stillen Weiher, noch viel tausendmal schöner, aber mit sonderbaren großen Augen, die mich so starr ansahen, daß ich mich beinah gefürchtet hätte. — Da fing auf einmal die Mühle, erst in einzelnen langsamen Schlägen, dann immer schneller und heftiger an zu gehen und zu brausen, der Weiher wurde dunkel und kräuselte sich, die schöne Frau wurde ganz bleich und ihre Schleier wurden immer länger und länger und flatterten entsetzlich in langen Spitzen, wie Nebelstreifen, hoch am Himmel empor; das Sausen nahm immer mehr zu, oft war es, als bliese der Portier auf seinem Fagot dazwischen, bis ich endlich mit heftigem Herzklopfen aufwachte.

Es hatte sich wirklich ein Wind erhoben, der leise über mir durch den Apfelbaum ging; aber was so brauste und rumorte, war weder die Mühle noch der Portier, sondern derselbe Bauer, der mir vorhin den Weg nach Italien nicht zeigen wollte. Er hatte aber seinen Sonntagsstaat ausgezogen und stand in einem weißen Kamisol vor mir. „Na,“ sagte er, da ich mir noch den Schlaf aus den Augen wischte, „will Er etwa hier Poperenzen klauben, daß er mir das schöne Gras so zertrampelt, anstatt in die Kirche zu gehen, Er Faullenzer!“ — Mich ärgert' es nur, daß mich der Grobian aufgeweckt hatte. Ich sprang ganz erbost auf und versetzte geschwind: „Was, Er will mich hier ausschimpfen? Ich bin Gärtner gewesen, eh' Er daran dachte, und Einnehmer, und wenn er zur Stadt gefahren wäre, hätte Er die schmierige Schlafmütze vor mir abnehmen müssen, und hatte mein Haus und meinen rothen Schlafrock mit gelben Punkten.“ — Aber der Knollfink scheerte sich gar nichts darum, sondern stemmte beide Arme in die Seiten und sagte bloß: „Was will Er denn? he! he!“ Dabei sah ich, daß es eigentlich ein kurzer, stämmiger, krummbeiniger Kerl war, und vorstehende glotzende Augen und eine rothe etwas schiefe Nase hatte. Und wie er immer fort nichts weiter sagte als: „he! — he!“ — und dabei jedesmal einen Schritt näher auf mich zukam, da überfiel mich auf einmal eine so kuriose grausliche Angst, daß ich mich schnell aufmachte, über den Zaun sprang und, ohne mich umzusehen, immer fort querfeldein lief, daß mir die Geige in der Tasche klang.

Als ich endlich wieder still hielt, um Athem zu schöpfen, war der Garten und das ganze Thal nicht mehr zu sehen, und ich stand in einem schönen Walde. Aber ich gab nicht viel darauf acht, denn jetzt ärgerte mich das Spektakel erst recht, und daß der Kerl mich immer Er nannte, und ich schimpfte noch lange im Stillen für mich. In solchen Gedanken ging ich rasch fort und kam immer mehr von der Landstraße ab, mitten in das Gebirge hinein. Der Holzweg, auf dem ich fortgelaufen war, hörte auf und ich hatte nur noch einen kleinen wenig betretnen Fußsteig vor mir. Ringsum war Niemand zu sehen und kein Laut zu vernehmen. Sonst aber war es recht anmuthig zu gehn, die Wipfel der Bäume rauschten und die Vögel sangen sehr schön. Ich befahl mich daher Gottes Führung, zog meine Violine hervor und spielte alle meine liebsten Stücke durch, daß es recht fröhlich in dem einsamen Walde erklang.

Mit dem Spielen ging es aber auch nicht lange, denn ich stolperte dabei jeden Augenblick über die fatalen Baumwurzeln, auch fing mich zuletzt an zu hungern, und der Wald wollte noch immer gar kein Ende nehmen. So irrte ich den ganzen Tag herum, und die Sonne schien schon schief zwischen den Baumstämmen hindurch, als ich endlich in ein kleines Wiesenthal hinaus kam, das rings von Bergen eingeschlossen und voller rother und gelber Blumen war, über denen unzählige Schmetterlinge im Abendgolde herum flatterten. Hier war es so einsam, als läge die Welt wohl hundert Meilen weit weg. Nur die Heimchen zirpten, und ein Hirt lag drüben im hohen Grase und blies so melancholisch auf seiner Schalmei, daß einem das Herz vor Wehmuth hätte zerspringen mögen. Ja, dachte ich bei mir, wer es so gut hätte, wie so ein Faullenzer! unser einer muß sich in der Fremde herumtreiben und immer arbeiten. — Da ein schönes klares Flüßchen zwischen uns lag, über das ich nicht herüber konnte, so rief ich ihm von weitem zu: wo hier das nächste Dorf läge? Er ließ sich aber nicht stören, sondern streckte nur den Kopf ein wenig aus dem Grase hervor, wies mit seiner Schalmei auf den andern Wald hin und blies ruhig wieder weiter.

Unterdeß marschirte ich fleißig fort, denn es fing schon an zu dämmern. Die Vögel, die alle noch ein großes Geschrei gemacht hatten, als die letzten Sonnenstrahlen durch den Wald schimmerten, wurden auf einmal still, und mir fing beinah an angst zu werden, in dem ewigen einsamen Rauschen der Wälder. Endlich hörte ich von ferne Hunde bellen. Ich schritt rascher fort, der Wald wurde immer lichter und lichter, und bald darauf sah ich zwischen den letzten Bäumen hindurch einen schönen grünen Platz, auf dem viele Kinder lärmten, und sich um eine große Linde herumtummelten, die recht in der Mitte stand. Weiterhin an dem Platze war ein Wirthshaus, vor dem einige Bauern um einen Tisch saßen und Karten spielten und Tabak rauchten. Von der andern Seite saßen junge Burschen und Mädchen vor der Thür, die die Arme in ihre Schürzen gewickelt hatten und in der Kühle mit einander plauderten.

Ich besann mich nicht lange, zog meine Geige aus der Tasche, und spielte schnell einen lustigen Ländler auf, während ich aus dem Walde hervortrat. Die Mädchen verwunderten sich, die Alten lachten, daß es weit in den Wald hineinschallte. Als ich aber so bis zu der Linde gekommen war, und mich mit dem Rücken dran lehnte, und immer fort spielte, da ging ein heimliches Rumoren und Gewisper unter den jungen Leuten rechts und links, die Burschen legten endlich ihre Sonntagspfeifen weg, jeder nahm die Seine, und eh' ich's mich versah, schwenkte sich das junge Bauernvolk tüchtig um mich herum, die Hunde bellten, die Kittel flogen, und die Kinder standen um mich im Kreise, und sahen mir neugierig ins Gesicht und auf die Finger, wie ich so für damit handthierte.

Wie der erste Schleifer vorbei war, konnte ich erst recht sehen, wie eine gute Musik in die Gliedmaßen fährt. Die Bauerburschen, die sich vorher, die Pfeifen im Munde, auf den Bänken reckten und die steifen Beine von sich streckten, waren nun auf einmal wie umgetauscht, ließen ihre bunten Schnupftücher vorn am Knopfloch lang herunter hängen und kapriolten so artig um die Mädchen herum, daß es eine rechte

Lust anzuschauen war. Einer von ihnen, der sich schon für was Rechtes hielt, haspelte lange in seiner Westentasche, damit es die andern sehen sollten, und brachte endlich ein kleines Silberstück heraus, das er mir in die Hand drücken wollte. Mich ärgerte das, wenn ich gleich dazumal kein Geld in der Tasche hatte. Ich sagte ihm, er sollte nur seine Pfennige behalten, ich spielte nur so aus Freude, weil ich wieder bei Menschen wäre. Bald darauf aber kam ein schmuckes Mädchen mit einer großen Stampe Wein zu mir. „Musikanten trinken gern," sagte sie, und lachte mich freundlich an, und ihre perlweißen Zähne schimmerten recht scharmant zwischen den rothen Lippen hindurch, so daß ich sie wohl hätte darauf küssen mögen. Sie tunkte ihr Schnäbelchen in den Wein, wobei ihre Augen über das Glas weg auf mich herüber funkelten, und reichte mir darauf die Stampe hin. Da trank ich das Glas bis auf den Grund aus, und spielte dann wieder von Frischem, daß sich alles lustig um mich herumdrehte.

Die Alten waren unterdeß von ihrem Spiel aufgebrochen, die jungen Leute fingen auch an müde zu werden und zerstreuten sich, und so wurde es nach und nach ganz still und leer vor dem Wirthshause. Auch das Mädchen, das mir den Wein gereicht hatte, ging nun nach dem Dorfe zu, aber sie ging sehr langsam, und sah sich zuweilen um, als ob sie was vergessen hätte. Endlich blieb sie stehen und suchte etwas auf der Erde, aber ich sah wohl, daß sie, wenn sie sich bückte, unter dem Arme hindurch nach mir zurückblickte. Ich hatte auf dem Schlosse Lebensart gelernt, ich sprang also geschwind herzu und sagte: „Haben Sie etwas verloren, schönste Mamsell?" — „Ach nein," sagte sie und wurde über und über roth, „es war nur eine Rose — will Er sie haben?" — Ich dankte und steckte die Rose ins Knopfloch. Sie sah mich sehr freundlich an und sagte: „Er spielt recht schön." — „Ja," versetzte ich, „das ist so eine Gabe Gottes." — „Die Musikanten sind hier in der Gegend sehr rar," hub das Mädchen dann wieder an und stockte und hatte die Augen beständig niedergeschlagen. „Er könnte sich hier ein gutes Stück Geld verdienen — auch mein Vater spielt etwas die Geige und hört gern von der Fremde erzählen — und mein Vater ist sehr reich." — Dann lachte sie auf und sagte: „Wenn Er nur nicht immer solche Grimassen machen möchte, mit dem Kopfe, beim Geigen!" — „Theuerste Jungfer," erwiederte ich, ernstlich: „nennen Sie mich nur nicht immer Er; sodann mit dem Kopftremulenten, das ist einmal nicht anders, das haben wir Virtuosen alle so an uns." — „Ach so!" entgegnete das Mädchen. Sie wollte noch etwas mehr sagen, aber da entstand auf einmal ein entsetzliches Gepolter im Wirthshause, die Hausthüre ging mit großem Gekrache auf und ein dünner Kerl kam wie ein ausgeschoßner Ladstock herausgeflogen, worauf die Thür sogleich wieder hinter ihm zugeschlagen wurde.

Das Mädchen war bei dem ersten Geräusch wie ein Reh davon gesprungen und im Dunkel verschwunden. Die Figur vor der Thür aber raffte sich hurtig wieder vom Boden auf und fing nun an mit solcher Geschwindigkeit gegen das Haus loszuschimpfen, daß es ordentlich zum Erstaunen war. „Was!" schrie er, „ich besoffen! ich die Kreidestriche an der verräucherten Thür nicht bezahlen? Löscht sie aus, löscht sie aus! Hab' ich Euch nicht erst gestern über'n Kochlöffel balbirt und in die Nase geschnitten, daß Ihr mir den Löffel morsch entzwei gebissen habt! Balbieren macht einen Strich — Kochlöffel, wieder einen Strich — wieviel solche hundsföttische Striche wollt Ihr denn noch bezahlt haben? Aber gut, schon gut! ich lasse das ganze Dorf, die ganze Welt ungeschoren. Lauf't meinetwegen mit Euren Bärten, daß der liebe Gott am jüngsten Tage nicht weiß, ob Ihr Juden seid oder Christen! Ja, hängt Euch an Euren eignen Bärten auf, Ihr zottigen Landbären!" Hier brach er auf einmal in ein jämmerliches Weinen aus und fuhr ganz erbärmlich durch die Fistel fort: „Wasser soll ich saufen, wie ein elender Fisch? ist das Nächstenliebe? Bin ich nicht ein Mensch und ein ausgelernter Feldscheer? Ach, ich bin heute so in der Rage! Mein Herz ist voller Rührung und Menschenliebe!" Bei diesen Worten zog er sich nach und nach zurück, da im Hause als still blieb. Als er mich erblickte, kam er mit ausgebreiteten Armen auf mich los, ich glaube der tolle Kerl wollte mich embrassiren. Ich sprang aber auf die Seite, und so stolperte er weiter, und ich hörte ihn noch lange, bald grob bald fein, durch die Finsterniß mit sich diskutiren.

Mir aber ging mancherlei im Kopf herum. Die Jungfer, die mir vorhin die Rose geschenkt hatte, war jung, schön und reich — ich konnte da mein Glück machen, eh' man die Hand umkehrte. Und Hammel und Schweine, Puter und fette Gänse mit Aepfeln gestopft — ja, es war mir nicht anders, als säh' ich den Portier auf mich zukommen: „Greif zu, Einnehmer, greif zu! jung gefreit hat Niemand gereut, wer's Glück hat, führt die Braut heim, bleibe im Lande und nähre Dich tüchtig." In solchen philosophischen Gedanken setzte ich mich auf dem Platze, der nun ganz einsam war, auf einen Stein nieder, denn an das Wirthshaus anzuklopfen traute ich mich nicht, weil ich kein Geld bei mir hatte. Der Mond schien prächtig, von den Bergen rauschten die Wälder durch die stille Nacht herüber, manchmal schlugen im Dorfe die Hunde an, das weiter im Thale unter Bäumen und Mondschein wie begraben lag. Ich betrachtete das Firmament, wie da einzelne Wolken langsam durch den Mondschein zogen und manchmal ein Stern weit in der Ferne herunterfiel. So, dachte ich, scheint der Mond auch über meines Vaters Mühle und auf das weiße gräfliche Schloß. Dort ist nun auch schon alles lange still, die gnädige Frau schläft, und die Wasserkünste und Bäume im Garten rauschen noch immer fort wie damals, und allen ist's gleich, ob ich noch da bin, oder in der Fremde, oder gestorben. — Da kam mir die Welt auf einmal so entsetzlich weit und groß vor, und ich so ganz allein darin, daß ich aus Herzensgrunde hätte weinen mögen.

Wie ich noch immer so dasitze, höre ich auf einmal aus der Ferne Hufschlag im Walde. Ich hielt den Athem an und lauschte, da kam es immer näher und näher. Bald darauf kamen auch wirklich zwei Reiter unter den Bäumen hervor, hielten aber am Saume des Waldes an und sprachen heimlich sehr eifrig miteinander, wie ich an den Schatten sehen konnte, die plötzlich über den mondbeglänzten Platz vorschossen, und mit langen dunkeln Armen bald dahin bald dorthin wiesen. — Wie oft, wenn mir zu Hause meine verstorbene Mutter von wilden Wäldern und martialischen Räubern erzählte, hatte ich mir sonst immer heimlich gewünscht, eine solche Geschichte selbst zu erleben. Da hatt' ich's nun auf einmal für meine dummen frevelmüthigen Gedanken! — Ich streckte mich nun an dem Lindenbaum, unter dem ich gesessen, ganz unmerklich so lang aus, als ich nur konnte, bis ich den ersten Ast erreicht hatte und mich geschwinde hinaufschwang. Aber ich baumelte noch mit halbem Leibe über dem Aste und wollte so eben auch meine Beine nachholen, als der eine von den Reitern rasch hinter mir über den Platz daher trabte. Ich drückte nun die Augen fest zu in dem dunkeln Laube, und rührte und regte mich nicht. — „Wer ist da!" rief es auf einmal dicht hinter mir. „Niemand!" schrie ich aus Leibeskräften vor Schreck, daß er mich doch noch erwischt hatte. Insgeheim mußte ich aber doch bei mir lachen, wie die Kerls sich schneiden würnen, wenn sie mir die leeren Taschen umdrehten. — „Ey, ey," sagte der Räuber wieder, „wem gehören denn aber die zwei Beine, die da herunter hängen?" — Da half nichts mehr. „Nichts weiter" versetzte ich, „als ein paar arme, verirrte Musikantenbeine," und ließ mich rasch wieder auf den Boden herab, denn ich schämte mich auch, länger wie eine zerbrochene Gabel da über dem Aste zu hängen.

Das Pferd des Reiters scheute, als ich so plötzlich vom Baume herunterfuhr. Er klopfte ihm den Hals und sagte lachend: „Nun wir sind auch verirrt, da sind wir rechte Kameraden; ich dächte also, Du hälfest uns ein wenig den Weg nach B. aufsuchen. Es soll Dein Schade nicht seyn." Ich hatte nun gut betheuern, daß ich gar nicht wüßte, wo B. läge, daß ich lieber hier im Wirthshause fragen, oder sie in das Dorf hinunter führen wollte. Der Kerl nahm gar keine Raison an. Er zog ganz ruhig eine Pistole aus dem Gurt, die recht hübsch im Mondenschein funkelte. „Mein Liebster," sagte er dabei sehr freundlich zu mir, während er bald den Lauf der Pistole abwischte, bald wieder prüfend an die Augen hielt, „mein Liebster, Du wirst wohl so gut seyn, selber nach B. vorauszugehn."

Da war ich nun recht übel daran. Traf ich den Weg, so kam ich gewiß zu der Räuberbande und bekam Prügel, da ich kein Geld bei mir hatte, traf ich ihn nicht — so bekam ich auch Prügel. Ich besann mich also nicht lange und schlug den ersten besten Weg ein, der an dem Wirthshause vorüber vom Dorfe abführte. Der Reiter sprengte schnell zu seinem Begleiter zurück, und beide folgten mir dann in einiger Entfernung langsam nach. So zogen wir eigentlich recht närrisch auf gut Glück in die mondhelle Nacht hinein. Der Weg lief immerfort im Walde an einem Bergeshange fort. Zuweilen konnte man über die Tannenwipfel, die von unten heraufragten und sich dunkel rührten, weit in die tiefen stillen Thäler hinaussehen, hin und her schlug eine Nachtigall, Hunde bellten in der Ferne in den Dörfern. Ein Fluß rauschte beständig aus der Tiefe und blitzte zuweilen im Mondschein auf. Dabei das einförmige Pferdegetrappel und das Wirren und Schwirren der Reiter hinter mir, die unaufhörlich in einer fremden Sprache mit einander plauderten, und das helle Mondlicht und die langen Schatten der Baumstämme, die wechselnd über die beiden Reiter wegflogen, daß sie mir bald schwarz, bald hell, bald klein, bald wieder riesengroß vorkamen. Mir verwirrten sich ordentlich die Gedanken; als läge ich in einem

Traum und könnte gar nicht aufwachen. Ich schritt immer stramm vor mich hin. Wir müssen, dachte ich, doch am Ende aus dem Walde und aus der Nacht herauskommen.

Endlich flogen hin und wieder schon lange röthliche Scheine über den Himmel, ganz leise, wie wenn man über einen Spiegel haucht, auch eine Lerche sang schon hoch über dem stillen Thale. Da wurde mir auf einmal ganz klar im Herzen bei dem Morgengruße, und alle Furcht war vorüber. Die beiden Reiter aber streckten sich, und sahen sich nach allen Seiten um, und schienen nun erst gewahr zu werden, daß wir doch wohl nicht auf dem rechten Wege seyn mochten. Sie plauderten wieder viel, und ich merkte wohl, daß sie von mir sprachen, ja es kam mir vor, als finge der eine sich vor mir zu fürchten an, als könnt ich wohl gar so ein heimlicher Schnaphahn seyn, der sie im Walde irre führen wollte. Das machte mir Spaß, denn je lichter es ringsum wurde, je mehr Courage kriegt' ich, zumal da wir so eben auf einen schönen freien Waldplatz herauskamen. Ich sah mich daher nach allen Seiten ganz wild um, und pfiff dann ein Paarmal auf den Fingern, wie die Spitzbuben thun, wenn sie sich einander Signale geben wollen.

„Halt!" rief auf einmal der Eine von den Reitern, daß ich ordentlich zusammen fuhr. Wie ich mich umsehe, sind sie beide abgestiegen und haben ihre Pferde an einen Baum angebunden. Der Eine kommt aber rasch auf mich los, sieht mir ganz starr ins Gesicht, und fängt auf einmal ganz unmäßig an zu lachen. Ich muß gestehen, mich ärgerte das unvernünftige Gelächter. Er aber sagte: „Wahrhaftig, das ist der Gärtner, wollt' sagen: Einnehmer vom Schloß!"

Ich sah ihn groß an, wußt' mich aber seiner nicht zu erinnern, hätt' auch viel zu thun gehabt, wenn ich mir alle die jungen Herren hätte ansehen wollen, die auf dem Schloß ab und zu ritten. Er aber fuhr mit ewigem Gelächter fort: „Das ist prächtig! Du vacirst, wie ich sehe, wir brauchen eben einen Bedienten, bleib bei uns, da hast Du ewige Vakanz." — Ich war ganz verblüfft und sagte endlich, daß ich so eben auf einer Reise nach Italien begriffen wäre. — „Nach Italien?!" entgegnete der Fremde, „eben dahin wollen auch wir!" — „Nun, wenn das ist!" rief ich aus und zog voller Freude meine Geige aus der Tasche und strich, daß die Vögel im Walde aufwachten. Der Herr aber erwischte geschwind den andern Herrn und walzte mit ihm wie verrückt auf dem Rasen herum.

Dann standen sie plötzlich still. „Bei Gott," rief der Eine, „da seh' ich schon den Kirchthurm von B.! nun, da wollen wir bald unten seyn." Er zog seine Uhr heraus und ließ sie repetiren, schüttelte mit dem Kopfe, und ließ noch einmal schlagen. „Nein," sagte er, „das geht nicht, wir kommen so zu früh hin, das könnte schlimm werden!"

Darauf holten sie von ihren Pferden Kuchen, Braten und Weinflaschen, breiteten eine schöne bunte Decke auf dem grünen Rasen aus; streckten sich darüber hin und schmausten sehr vergnüglich, theilten auch mir von Allem sehr reichlich mit, was mir gar wohl bekam, da ich seit einigen Tagen schon nicht mehr vernünftig gespeißt hatte. — „Und daß Du's weißt," sagte der Eine zu mir, — „aber Du kennst uns doch nicht?" — ich schüttelte mit dem Kopfe. — „Also, daß Du's weißt: ich bin der Maler Leonhard, und das dort ist — wieder ein Maler — Guido geheißen.

Ich besah mir nun die beiden Maler genauer bei der Morgendämmerung. Der Eine, Herr Leonhard, war groß, schlank, braun, mit lustigen feurigen Augen. Der Andere war viel jünger, kleiner und feiner, auf altdeutsche Mode gekleidet, wie es der Portier nannte, mit weißem Kragen und bloßem Hals, um den die dunkelbraunen Locken herabhingen, die er oft aus dem hübschen Gesichte wegschütteln mußte. — Als dieser genug gefrühstückt hatte, griff er nach meiner Geige, die ich neben mir auf den Boden gelegt hatte, setzte sich damit auf einen umgehauenen Baumast, und klimperte darauf mit den Fingern. Dann sang er dazu so hell wie ein Waldvögelein, daß es mir recht durch's ganze Herz klang:

Fliegt der erste Morgenstrahl
Durch das stille Nebelthal,
Rauscht erwachend Wald und Hügel:
Wer da fliegen kann, nimmt Flügel!

Und sein Hütlein in die Luft
Wirft der Mensch vor Lust und ruft:
Hat Gesang doch auch noch Schwingen,
Nun so will ich fröhlich singen!

Dabei spielten die röthlichen Morgenscheine recht anmuthig über sein etwas blasses Gesicht und die schwarzen verliebten Augen. Ich aber war so müde, daß sich mir die Worte und Noten, während er so sang, immer verwirrten, bis ich zuletzt fest einschlief.

Als ich nach und nach wieder zu mir selber kam, hörte ich wie im Traume die beiden Maler noch immer neben mir sprechen und die Vögel über mir singen, und die Morgenstrahlen schimmerten mir durch die geschlossenen Augen, daß mir's innerlich so dunkelhell war, wie wenn die Sonne durch rothseidene Gardinen scheint. Come é bello! hört' ich da dicht neben mir ausrufen. Ich schlug die Augen auf, und erblickte den jungen Maler, der im funkelnden Morgenlicht über mich hergebeugt stand, so daß beinah nur die großen schwarzen Augen zwischen den herabhängenden Locken zu sehen waren.

Ich sprang geschwind auf, denn es war schon heller Tag geworden. Der Herr Leonhard schien verdrüßlich zu seyn, er hatte zwei zornige Falten auf der Stirn und trieb hastig zum Aufbruch. Der andere Maler aber schüttelte seine Locken aus dem Gesicht und trällerte, während er sein Pferd aufzäumte, ruhig ein Liedchen vor sich hin, bis Leonhard zuletzt plötzlich laut auflachte, schnell eine Flasche ergriff, die noch auf dem Rasen stand und den Rest in die Gläser einschenkte. „Auf eine glückliche Ankunft!" rief er aus, sie stießen mit den Gläsern zusammen, es gab einen schönen Klang. Darauf schleuderte Leonhard die leere Flasche hoch ins Morgenroth, daß es lustig in der Luft funkelte.

Endlich setzten sie sich auf ihre Pferde, und ich marschirte frisch wieder neben her. Gerade vor uns lag ein unübersehliches Thal, in das wir nun hinunter zogen. Da war ein Blitzen und Rauschen und Schimmern und Jubiliren! Mir war so kühl und fröhlich zu Muthe, als sollt' ich von dem Berge in die prächtige Gegend hinausfliegen.

Viertes Capitel.

Nun Ade, Mühle und Schloß und Portier! Nun ging's, daß mir der Wind am Hute pfiff. Rechts und links flogen Dörfer, Städte und Weingärten vorbei, daß es einem vor den Augen flimmerte; hinter mir die beiden Maler im Wagen, vor mir vier Pferde mit einem prächtigen Postillon, ich hoch oben auf dem Kutschbock, daß ich oft Ellenhoch in die Höhe flog.

Das war so zugegangen: Als wir vor B. ankommen, kommt schon am Dorfe ein langer, dürrer, grämlicher Herr im grünen Flauschrock uns entgegen, macht viele Bücklinge vor den Herrn Malern und führt uns in das Dorf hinein. Da stand unter den hohen Linden vor dem Posthause schon ein prächtiger Wagen mit vier Postpferden bespannt. Herr Leonhard meinte unterwegs, ich hätte meine Kleider enge wachsen. Er holte daher geschind andere aus seinem Mantelsack hervor, und ich mußte einen schönen Frack und Weste anziehen, die mir sehr vornehm zu Gesicht standen, nur daß mir alles zu lang und weit war und ordentlich um mich herum schlotterte. Auch einen ganz neuen Hut bekam ich, der funkelte in der Sonne, als wär' er mit frischer Butter überschmiert. Dann nahm der fremde grämliche Herr die beiden Pferde der Maler am Zügel, die Maler sprangen in den Wagen, ich auf den Bock, und so flogen wir schon fort, als eben der Postmeister mit der Schlafmütze aus dem Fenster guckte. Der Postillon blies lustig auf dem Horne, und so ging es frisch nach Italien hinein.

Ich hatte eigentlich da droben ein prächtiges Leben, wie der Vogel in der Luft, und brauchte doch dabei nicht selbst zu fliegen. Zu thun hatte ich auch weiter nichts, als Tag und Nacht auf dem Bocke zu sitzen, und bei den Wirthshäusern manchmal Essen und Trinken an den Wagen herauszubringen, denn die Maler sprachen nirgends ein, und bei Tage zogen sie die Fenster am Wagen so fest zu, als wenn die Sonne sie erstechen wollte. Nur zuweilen steckte der Herr Guido sein hübsches Köpfchen zum Wagenfenster heraus und diskurirte freundlich mit mir, und lachte dann den Herrn Leonhard aus, der das nicht leiden wollte, und jedesmal über die langen Diskurse böse wurde. Ein paarmal hätte ich bald Verdruß bekommen mit meinem Herrn. Das einemal, wie ich bei schöner, sternklarer Nacht droben auf dem Bock die Geige zu spielen anfing, und sodann späterhin wegen des Schlafes. Das war aber auch ganz zum Erstaunen! Ich wollte mir doch Italien recht genau besehen, und riß die Augen alle Viertelstunden weit auf. Aber kaum hatte ich ein Weilchen so vor mich hingesehen, so verschwirrten und verwickelten sich mir die sechzehn Pferdefüße vor mir wie Filet so hin und her und übers Kreuz, daß mir die Augen gleich wieder übergingen, und zuletzt gerieth ich in ein solches entsetzliches und unaufhaltsa-

mes Schlafen, daß gar kein Rath mehr war. Da mocht' es Tag oder Nacht, Regen oder Sonnenschein, Tyrol oder Italien seyn, ich hing bald rechts, bald links, bald rücklings über den Bock herunter, ja manchmal tunkte ich mit solcher Vehemenz mit dem Kopf nach dem Boden zu, daß mir der Hut weit vom Kopfe flog, und der Herr Guido im Wagen laut aufschrie.

So war ich, ich weiß selbst nicht wie, durch halb Welschland, das sie dort Lombardey nennen, durchgekommen, als wir an einem schönen Abend vor einem Wirthshause auf dem Lande stillhielten. Die Postpferde waren in dem daranstoßenden Stationsdorfe erst nach ein paar Stunden bestellt, die Herren Maler stiegen daher aus und ließen sich in ein besonderes Zimmer führen, um hier ein wenig zu rasten und einige Briefe zu schreiben. Ich aber war sehr vergnügt darüber, und verfügte mich sogleich in die Gaststube, um endlich wieder einmal so recht mit Ruhe und Komodität zu essen und zu trinken. Da sah es ziemlich liederlich aus. Die Mägde gingen mit zerzottelten Haaren herum, und hatten die offnen Halstücher unordentlich um das gelbe Fell hängen. Um einen runden Tisch saßen die Knechte vom Hause in blauen Ueberziehhemden beim Abendessen, und glotzten mich zuweilen von der Seite an. Die hatten alle kurze, dicke Haarzöpfe und sahen so recht vornehm wie junge Herrlein aus. — Da bist Du nun, dachte ich bei mir, und aß fleißig fort, da bist Du nun endlich in dem Lande, woher immer die kuriosen Leute zu unserm Herrn Pfarrer kamen, mit Rauchfallen und Barometern und Bildern. Was der Mensch doch nicht alles erfährt, wenn er sich einmal hinterm Ofen hervormacht!

Wie ich noch eben so esse und meditire, wuscht ein Männlein, das bis jetzt in einer dunkeln Ecke der Stube bei seinem Glase Wein gesessen hatte, auf einmal aus seinem Winkel wie eine Spinne auf mich los. Er war ganz kurz und bucklicht, hatte aber einen großen grausslichen Kopf mit einer langen römischen Adlernase und sparsamen rothen Backenbart, und die gepuderten Haare standen ihm von allen Seiten zu Berge, als wenn der Sturmwind durchgefahren wäre. Dabei trug er einen altmodischen, verschossenen Frack, kurze plüschene Beinkleider und ganz vergelbte seidene Strümpfe. Er war einmal in Deutschland gewesen, und dachte Wunder wie gut er deutsch verstünde. Er setzte sich zu mir und frug bald das, bald jenes, während er immerfort Taback schnupfte: ob ich der Servitore sey? wenn wir arriware? ob wir nach Roma kehn? aber das wußte ich alles selber nicht, und konnte auch sein Kauderwelsch gar nicht verstehn. „Parlez vous françois!" sagte ich endlich in meiner Angst zu ihm. Er schüttelte mit dem großen Kopfe, und das wär mir sehr lieb, denn ich konnte ja auch nicht französisch. Aber das half alles nichts. Er hatte mich einmal recht auf's Korn genommen, er frug und frug immer wieder; je mehr wir parlirten, je weniger verstand einer den andern, zuletzt wurden wir beide schon hitzig, so daß mir's manchmal vorkam, als wollte der Signor mit seiner Adlernase nach mir hacken, bis endlich die Mägde, die den babilonischen Diskurs mit angehört hatten, uns beide tüchtig auslachten. Ich aber legte schnell Messer und Gabel hin und ging vor die Hausthüre hinaus. Denn mir war in dem fremden Lande nicht anders, als wäre ich mit meiner deutschen Zunge tausend Klafter tief ins Meer versenkt, und allerlei unbekanntes Gewürm ringelte sich und rauschte da in der Einsamkeit um mich her, und glotzte und schnappte nach mir.

Draußen war eine warme Sommernacht, so recht um passatim zu gehn. Weit von den Weinbergen herüber hörte man noch zuweilen einen Winzer singen, dazwischen blitzte es manchmal von ferne, und die ganze Gegend zitterte und säuselte im Mondenschein. Ja manchmal kam es mir vor, als schlüpfte eine lange dunkle Gestalt hinter den Haselnußsträuchen vor dem Hause vorüber und guckte durch die Zweige, dann war alles auf einmal wieder still. — Da trat der Herr Guido eben auf den Balkon des Wirthshauses heraus. Er bemerkte mich nicht, und spielte sehr geschickt auf einer Zitter, die er im Hause gefunden haben mußte, und sang dann dazu wie eine Nachtigall.

Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Ich weiß nicht, ob er noch mehr gesungen haben mag, denn ich hatte mich auf die Bank vor der Hausthür hingestreckt, und schlief in der lauen Nacht vor großer Ermüdung fest ein.

Es mochten wohl ein paar Stunden ins Land gegangen seyn, als mich ein Posthorn aufweckte, das lange Zeit lustig in meine Träume hereinblies, ehe ich mich völlig besinnen konnte. Ich sprang endlich auf, der Tag dämmerte schon an den Bergen, und die Morgenkühle rieselte mir durch alle Glieder. Da fiel mir erst ein, daß wir ja um diese Zeit schon wieder weit fort seyn wollten. Aha, dachte ich, heut ist einmal das Wecken und Auslachen an mir. Wie wird der Herr Guido mit dem verschlafenen Lockenkopfe herausfahren, wenn er mich draußen hört! So ging ich in den kleinen Garten am Hause dicht unter die Fenster, wo meine Herren wohnten, dehnte mich noch einmal recht ins Morgenroth hinein und sang fröhlichen Muthes:

Wenn der Hoppevogel schreit,
Ist der Tag nicht mehr weit,
Wenn die Sonne sich aufthut,
Schmeckt der Schlaf noch so gut! —

Das Fenster war offen, aber es bleibt alles still oben, nur der Nachtwind ging noch durch die Weinranken, die sich bis in das Fenster hineinstreckten. — Nun was soll denn das wieder bedeuten? rief ich voll Erstaunen aus, und lief in das Haus und durch die stillen Gänge nach der Stube zu. Aber da gab es mir einen rechten Stich ins Herz. Denn wie ich die Thüre aufreiße, ist alles leer, darin kein Frack, kein Hut, kein Stiefel. — Nur die Zitter, auf der Guido gestern gespielt hatte, hing an der Wand, auf dem Tische mitten in der Stube lag ein schöner voller Geldbeutel, worauf ein Zettel geklebt war. Ich hielt ihn näher ans Fenster, und traute meinen Augen kaum, es stand wahrhaftig mit großen Buchstaben darauf: für den Herrn Einnehmer!

Was war mir aber das alles nütze, wenn ich meine lieben lustigen Herrn nicht wieder fand? Ich schob den Beutel in meine tiefe Rocktasche, das plumpte wie in einen tiefen Brunn, daß es mich ordentlich hinten über zog. Dann rannte ich hinaus, machte einen großen Lärm und weckte alle Knechte und Mägde im Hause. Die wußten gar nicht, was ich wollte, und meinten, ich wäre verrückt geworden. Dann aber verwunderten sie sich nicht wenig, als sie oben das leere Nest sahen. Niemand wußte etwas von meinem Herren. Nur die eine Magd — wie ich aus ihren Zeichen und Gestikulationen zusammenbringen konnte — hatte bemerkt, daß der Herr Guido, als er gestern Abends auf dem Balkon sang, auf einmal laut aufschrie, und dann geschwind zu dem andern Herrn in das Zimmer zurückstürzte. Als sie hernach in der Nacht einmal aufwachte, hörte sie Pferdegetrappel. Sie guckte durch das kleine Kammerfenster und sah den bucklichten Signor, der gestern so viel mit mir gesprochen hatte, auf einem Schimmel im Mondschein quer übers Feld galloviren, daß er immer Ellen hoch überm Sattel in die Höhe flog und die Magd sich bekreuzte, weil es aussah, wie ein Gespenst, das auf einem dreibeinigen Pferde reitet. — Da wußt' ich nun gar nicht, was ich machen sollte.

Unterdeß aber stand unser Wagen schon lange vor der Thüre angespannt und der Postillon stieß ungeduldig ins Horn, daß er hätte bersten mögen, denn er mußte zur bestimmten Stunde auf der nächsten Station seyn, da alles durch Laufzettel bis auf die Minute voraus bestellt war. Ich rannte noch einmal um das ganze Haus herum und rief die Maler, aber Niemand gab Antwort, die Leute aus dem Hause liefen zusammen und gafften mich an, der Postillon fluchte, die Pferde schnaubten, ich, ganz verblüfft, springe endlich geschwind in den Wagen hinein, der Hausknecht schlägt die Thüre hinter mir zu, der Postillon knallt und so ging's mit mir fort in die weite Welt hinein.

Fünftes Capitel.

Wir fuhren nun über Berg und Thal Tag und Nacht immer fort. Ich hatte gar nicht Zeit, mich zu besinnen, denn wo wir hinkamen, standen die Pferde angeschirrt, ich konnte mit den Leuten nicht sprechen, mein Demonstriren half also nichts; oft, wenn ich im Wirthshause eben beim besten Essen war, bließ der Postillon, ich mußte Messer und Gabel wegwerfen und wieder in den Wagen springen, und wußte doch eigentlich gar nicht, wohin und weswegen ich just mit so ausnehmender Geschwindigkeit fortreisen sollte.

Sonst war die Lebensart gar nicht so übel. Ich legte mich, wie auf einem Kanapee, bald in die eine, bald in die

andere Ecke des Wagens, und lernte Menschen und Länder kennen, und wenn wir durch Städte fuhren, lehnte ich mich auf beide Arme zum Wagenfenster heraus und dankte den Leuten, die höflich vor mir den Hut abnahmen oder ich grüßte die Mädchen an den Fenstern wie ein alter Bekannter, die sich dann immer sehr verwunderten, und mir noch lange neugierig nachguckten.

Aber zuletzt erschrak ich sehr. Ich hatte das Geld in dem gefundenen Beutel niemals gezählt, den Postmeistern und Gastwirthen mußte ich überall viel bezahlen, und ehe ich mich's versah, war der Beutel leer. Anfangs nahm ich mir vor, sobald wir durch einen einsamen Wald führen, schnell aus dem Wagen zu springen und zu entlaufen. Dann aber that es mir wieder leid, nun den schönen Wagen so allein zu lassen, mit dem ich sonst wohl noch bis ans Ende der Welt fortgefahren wäre.

Nun saß ich eben voller Gedanken und wußte nicht aus noch ein, als es auf einmal seitwärts von der Landstraße abging. Ich schrie zum Wagen heraus, auf den Postillon: wohin er denn fahre? Aber ich mochte sprechen was ich wollte, der Kerl sagte immer bloß: „Si, Si, Signore!" und fuhr immer über Stock und Stein, daß ich aus einer Ecke des Wagens in die andere flog.

Das wollte mir gar nicht in den Sinn, denn die Landstraße lief grade durch eine prächtige Landschaft auf die untergehende Sonne, wohl wie in ein Meer von Glanz und Funken. Von der Seite aber, wohin wir uns gewendet hatten, lag ein wüstes Gebürge vor uns mit grauen Schluchten, zwischen denen es schon lange dunkel geworden war. — Je weiter wir fuhren, je wilder und einsamer wurde die Gegend. Endlich kam der Mond hinter den Wolken her, und schien auf einmal so hell zwischen die Bäume und Felsen herein, daß es ordentlich grauslich anzusehen war. Wir konnten nur langsam fahren in den engen steinigten Schluchten, und das einförmige ewige Gerassel des Wagens schallte an den Steinwänden weit in die stille Nacht, als führen wir in ein großes Grabgewölbe hinein. Nur von vielen Wasserfällen, die man aber nicht sehen konnte, war ein unaufhörliches Rauschen tiefer im Walde, und die Käuzchen riefen aus der Ferne immerfort: „Komm mit, Komm mit!" — Dabei kam es mir vor, als wenn der Kutscher, der, wie ich jetzt erst sah, gar keine Uniform hatte und kein Postillon war, sich einigemal unruhig umsahe und schneller zu fahren anfing, und wie ich mich recht zum Wagen herauslegte, kam plötzlich ein Reiter aus dem Gebüsch hervor, sprengte dicht vor unseren Pferden quer über den Weg, und verlor sich sogleich wieder auf der andern Seite im Walde. Ich war ganz verwirrt, denn, soviel ich bei dem hellen Mondschein erkennen konnte, war es dasselbe buckliche Männlein auf seinem Schimmel, das in dem Wirthshause mit der Adlernase nach mir gehackt hatte. Der Kutscher schüttelte den Kopf und lachte laut auf über die närrische Reiterei, wandte sich aber dann rasch zu mir um, sprach sehr viel und sehr eifrig, wovon ich leider nichts verstand, und fuhr dann noch rascher fort.

Ich aber war froh, als ich bald darauf von ferne ein Licht schimmern sah. Es fanden sich nach und nach noch mehrere Lichter, sie wurden immer größer und heller, und endlich kamen wir an einigen verräucherten Hütten vorüber, die wie Schwalbennester auf dem Felsen hingen. Da die Nacht warm war, so standen die Thüren offen, und ich konnte darin die hell erleuchteten Stuben und allerlei lumpiges Gesindel sehen, das wie dunkle Schatten um das Heerdfeuer herumhockte. Wir aber rasselten durch die stille Nacht einen Steinweg hinan, der sich auf einen hohen Berg hinaufzog. Bald überdeckten hohe Bäume und herabhängende Sträucher den ganzen Hohlweg, bald konnte man auf einmal wieder das ganze Firmament, und in der Tiefe die weite stille Runde von Bergen, Wäldern und Thälern übersehen. Auf dem Gipfel des Berges stand ein großes altes Schloß mit vielen Thürmen im hellsten Mondenschein. — „Nun Gott befohlen!" rief ich aus, und war innerlich ganz munter geworden vor Erwartung, wo sie mich da am Ende noch hinbringen würden.

Es dauerte wohl noch eine gute halbe Stunde, ehe wir endlich auf dem Berge am Schloßthore ankamen. Das ging in einen breiten runden Thurm hinein, der oben schon ganz verfallen war. Der Kutscher knallte dreimal, daß es weit in dem alten Schlosse wiederhallte, wo ein Schwarm von Dohlen ganz erschrocken plötzlich aus allen Lucken und Ritzen herausfuhr und mit großem Geschrei die Luft durchkreuzte. Darauf rollte der Wagen in den langen, dunklen Thorweg hinein. Die Pferde gaben mit ihren Hufeisen Feuer auf dem Steinpflaster, ein großer Hund bellte, der Wagen donnerte zwischen den gewölbten Wänden. Die Dohlen schrien noch immer dazwischen — so kamen wir mit einem entsetzlichen Spektakel in den engen gepflasterten Schloßhof.

Eine kuriose Station! dachte ich bei mir, als nun der Wagen still stand. Da wurde die Wagenthür von draußen aufgemacht, und ein alter langer Mann mit einer kleinen Laterne sah mich unter seinen dicken Augenbraunen grämlich an. Er faßte mich dann unter den Arm und half mir, wie einem großen Herrn, aus dem Wagen heraus. Draußen vor der Hausthür stand eine alte, sehr häßliche Frau im schwarzen Kamisol und Rock, mit einer weißen Schürze und schwarzen Haube, von der ihr ein langer Schnipper bis an die Nase herunter hing. Sie hatte an der einen Hüfte einen großen Bund Schlüssel hängen und hielt in der andern einen altmodischen Armleuchter mit zwei brennenden Wachskerzen. Sobald sie mich erblickte, fing sie an tiefe Knire zu machen und sprach und frug sehr viel durcheinander. Ich verstand aber nichts davon und machte immerfort Kratzfüße vor ihr, und es war mir eigentlich recht unheimlich zu Muthe.

Der alte Mann hatte unterdeß mit seiner Laterne den Wagen von allen Seiten beleuchtet und brummte und schüttelte den Kopf, als er nirgend einen Koffer oder Bagage fand. Der Kutscher fuhr darauf, ohne Trinkgeld von mir zu fordern, den Wagen in einen alten Schoppen, der auf der Seite des Hofes schon offen stand. Die alte Frau aber bat mich sehr höflich durch allerlei Zeichen, ihr zu folgen. Sie führte mich mit ihren Wachskerzen durch einen langen schmalen Gang, und dann eine kleine steinerne Treppe herauf. Als wir an der Küche vorbei gingen, streckten ein paar junge Mägde neugierig die Köpfe durch die halbgeöffnete Thür und guckten mich so starr an, und winkten und nickten einander heimlich zu, als wenn sie in ihrem Leben noch kein Mannsbild gesehen hätten. Die Alte machte endlich oben eine Thüre auf, da wurde ich anfangs ordentlich ganz verblüfft. Denn es war ein großes schönes herrschaftliches Zimmer mit goldenen Verzierungen an der Decke, und an den Wänden hingen prächtige Tapeten mit allerlei Figuren und großen Blumen. In der Mitte stand ein gedeckter Tisch mit Braten, Kuchen, Sallat, Obst, Wein und Confekt, daß einem recht das Herz im Leibe lachte. Zwischen den beiden Fenstern hing ein ungeheurer Spiegel, der vom Boden bis zur Decke reichte.

Ich muß sagen, das gefiel mir recht wohl. Ich streckte mich ein Paarmal und ging mit langen Schritten vornehm im Zimmer auf und ab. Dann konnt' ich aber doch nicht widerstehen, mich einmal in einem so großen Spiegel zu besehen. Das ist wahr, die neuen Kleider vom Herrn Leonhard standen mir recht schön, auch hatte ich in Italien so ein gewisses feuriges Auge bekommen, sonst aber war ich grade noch so ein Milchbart, wie ich zu Hause gewesen war, nur auf der Oberlippe zeigten sich erst ein paar Flaumfedern.

Die alte Frau mahlte indeß in einem fort mit ihrem zahnlosen Munde, daß es nicht anders aussah, als wenn sie an der langen herunterhängenden Nasenspitze kaute. Dann nöthigte sie mich zum Sitzen, streichelte mir mit ihren dürren Fingern das Kinn, nannte mich poverino! wobei sie mich aus den rothen Augen so scheinlich ansah, daß sich ihr eine Mundwinkel bis an die halbe Wange in die Höhe zog, und ging endlich mit einem tiefen Knir zur Thüre hinaus.

Ich aber setzte mich zu dem gedeckten Tisch, während eine junge hübsche Magd herein trat, um mich bei der Tafel zu bedienen. Ich knüpfte allerlei galanten Diskurs mit ihr an, sie verstand mich aber nicht, sondern sah mich immer ganz kariös von der Seite an, weil mir's so gut schmeckte, denn das Essen war delikat. Als ich satt war und wieder aufstand, nahm die Magd ein Licht von der Tafel und führte mich in ein anderes Zimmer. Da war ein Sopha, ein kleiner Spiegel und ein prächtiges Bett mit grünseidenen Vorhängen. Ich frug sie mit Zeichen, ob ich mich da hineinlegen sollte? Sie nickte zwar: „Ja," aber das war denn doch nicht möglich, denn sie blieb wie angenagelt bei mir stehen. Endlich holte ich mir noch ein großes Glas Wein aus der Tafelstube herein und rief ihr zu: „felicissima notte!" denn so viel hatt' ich schon italienisch gelernt. Aber wie ich das Glas so auf einmal ausstürzte, bricht sie plötzlich in ein verhaltnes Kichern aus, wird über und über roth, geht in die Tafelstube und macht die Thüre hinter sich zu. „Was ist da zu lachen?" dachte ich ganz verwundert, „ich glaube die Leute in Italien sind alle verrückt."

Ich hatte nur immer Angst vor dem Postillon, daß der gleich wieder zu blasen anfangen würde. Ich horchte am Fenster, aber es war alles stille draußen. Laß ihn blasen! dachte ich, zog mich aus und legte mich in das prächtige Bett. Das war nicht anders, als wenn man in Milch und Honig schwämme! Vor den Fenstern rauschte die alte Linde im Hofe, zuweilen fuhr noch eine Dohle plötzlich vom Dache auf, bis ich endlich voller Vergnügen einschlief.

Sechstes Capitel.

Als ich wieder erwachte, spielten schon die ersten Morgenstrahlen an den grünen Vorhängen über mir. Ich konnte mich gar nicht besinnen, wo ich eigentlich wäre. Es kam mir vor, als führe ich noch immer fort im Wagen, und es hätte mir von einem Schlosse im Mondschein geträumt und von einer alten Hexe und ihrem blassen Töchterlein.

Ich sprang endlich rasch aus dem Bette, kleidete mich an, und sah mich dabei nach allen Seiten in dem Zimmer um. Da bemerkte ich eine kleine Tapetenthür, die ich gestern gar nicht gesehen hatte. Sie war nur angelehnt, ich öffnete sie, und erblickte ein kleines nettes Stübchen, das in der Morgendämmerung recht heimlich aussah. Ueber einen Stuhl waren Frauenkleider unordentlich hingeworfen, auf einem Bettchen daneben lag das Mädchen, das mir gestern Abends bei der Tafel aufgewartet hatte. Sie schlief noch ganz ruhig und hatte den Kof auf den weißen bloßen Arm gelegt, über den ihre schwarzen Locken herabfielen. Wenn die wußte, daß die Thür offen war! sagte ich zu mir selbst und ging in mein Schlafzimmer zurück, während ich hinter mir wieder schloß und verriegelte, damit das Mädchen nicht erschrecken und sich schämen sollte, wenn sie erwachte.

Draußen ließ sich noch kein Laut vernehmen. Nur ein früherwachtes Waldvöglein saß vor meinem Fenster auf einem Strauch, der aus der Mauer heraus wuchs, und sang sein Morgenlied. „Nein," sagte ich, „Du sollst mich nicht beschämen und allein so früh und fleißig Gott loben!" — Ich nahm schnell meine Geige, die ich gestern auf das Tischchen gelegt hatte, und ging hinaus. Im Schlosse war noch alles todtenstill, und es dauerte lange, ehe ich mich aus den dunklen Gängen ins Freie heraus fand.

Als ich vor das Schloß heraus trat, kam ich in einen großen Garten, der auf breiten Terrassen, wovon die eine immer tiefer war als die andere, bis auf den halben Berg herunter ging. Aber das war eine liederliche Gärtnerei. Die Gänge waren alle mit hohem Grase bewachsen, die künstlichen Figuren von Buchsbaum waren nicht beschnitten und streckten, wie Gespenster, lange Nasen oder ellenhohe spitzige Mützen in die Luft hinaus, daß man sich in der Dämmerung ordentlich davor hätte fürchten mögen. Auf einige zerbrochene Statuen über einer vertrockneten Wasserkunst war gar Wäsche aufgehängt, hin und wieder hatten sie mitten im Garten Kohl gebaut, dann kamen wieder ein paar ordinaire Blumen, alles unordentlich durcheinander, und von hohem wilden Unkraut überwachsen, zwischen dem sich bunte Eidechsen schlängelten. Zwischen den alten hohen Bäumen hindurch aber war überall eine weite, einsame Aussicht, eine Bergkoppe hinter der andern, so weit das Auge reichte.

Nachdem ich so ein Weilchen in der Morgendämmerung durch die Wildniß umherspaziert war, erblickte ich auf der Terasse unter mir einen langen schmalen blassen Jüngling in einem langen braunen Kaputrock, der mit verschränkten Armen und großen Schritten auf und ab ging. Er that als sähe er mich nicht, setzte sich bald darauf auf eine steinerne Bank hin, zog ein Buch aus Tasche, las sehr laut, als wenn er predigte, sah dabei zuweilen zum Himmel, und stützte dann den Kopf ganz melancholisch auf die rechte Hand. Ich sah ihm lange zu, endlich wurde ich doch neugierig, warum er denn eigentlich so absonderliche Grimassen machte, und ging schnell auf ihn zu. Er hatte eben einen tiefen Seufzer ausgestoßen und sprang erschrocken auf, als ich ankam. Er war voller Verlegenheit, ich auch, wir wußten beide nicht, was wir sprechen sollten, und machten immerfort Complimente vor einander, bis er endlich mit langen Schritten in das Gebüsch Reißaus nahm. Unterdeß war die Sonne über dem Walde aufgegangen, ich sprang auf die Bank hinauf und strich vor Luft meine Geige, daß es weit in die stillen Thäler herunter schallte. Die Alte mit dem Schlüsselbunde, die mich schon ängstlich im ganzen Schlosse zum Frühstück aufgesucht hatte, erschien nun auf der Terrasse über mir, und verwunderte sich, daß ich so artig auf der Geige spielen konnte. Der alte grämliche Mann vom Schlosse fand sich dazu und verwunderte sich ebenfalls, endlich kamen auch noch die Mägde, und Alles blieb oben voller Verwunderung stehen, und ich fingerte und schwenkte meinen Fidelbogen immer künstlicher und hurtiger und spielte Kadenzen und Variationen, bis ich endlich ganz müde wurde.

Das war nun aber doch ganz seltsam auf dem Schlosse! Kein Mensch dachte da ans Weiterreisen. Das Schloß war auch gar kein Wirthshaus, sondern gehörte, wie ich von der Magd erfuhr, einem reichen Grafen. Wenn ich mich dann manchmal bei der Alten erkundigte, wie der Graf heiße, wo er wohne? Da schmunzelte sie immer bloß, wie den ersten Abend, da ich auf das Schloß kam, und kniff und winkte mir so pfiffig mit den Augen zu, als wenn sie nicht recht bei Sinne wäre. Trank ich einmal an einem heißen Tage eine ganze Flasche Wein aus, so kicherten die Mägde gewiß, wenn sie die andere brachten, und als mich dann gar einmal nach einer Pfeife Taback verlangte, ich ihnen durch Zeichen beschrieb, was ich wollte, da brachen Alle in ein großes unvernünftiges Gelächter aus. — Am verwunderlichsten war mir eine Nachtmusik, die sich oft, und grade immer in den finstersten Nächten, unter meinem Fenster hören ließ. Es griff auf einer Guitarre immer nur von Zeit zu Zeit einzelne, ganz leise Klänge. Das einemal aber kam es mir vor, als wenn es dabei von unten: „pst! pst!" herauf rief. Ich fuhr daher geschwind aus dem Bett, und mit dem Kopf aus dem Fenster. „Holla! heda! wer ist da draußen?" rief ich hinunter. Aber es antwortete Niemand, ich hörte nur etwas sehr schnell durch die Gesträuche fortlaufen. Der große Hund im Hofe schlug über meinem Lärm ein paarmal an, dann war auf einmal alles wieder still, und die Nachtmusik ließ sich seitdem nicht wieder vernehmen.

Sonst hatte ich hier ein Leben, wie sich's ein Mensch nur immer in der Welt wünschen kann. Der gute Portier! er wußte wohl was er sprach, wenn er immer zu sagen pflegte, daß in Italien einem die Rosinen von selbst in den Mund wüchsen. Ich lebte auf dem einsamen Schlosse wie ein verwunschener Prinz. Wo ich hintrat, hatten die Leute eine große Ehrerbietung vor mir, obgleich sie schon alle wußten, daß ich keinen Heller in der Tasche hatte. Ich durfte nur sagen: „Tischchen deck' Dich!" so standen auch schon herrliche Speisen, Reis, Wein, Melonen und Parmesankäse da. Ich lies mir's wohlschmecken, schlief in dem prächtigen Himmelbett, ging im Garten spazieren, musizirte und half wohl auch manchmal in der Gärtnerei nach. Oft lag ich auch Stundenlang im Garten im hohen Grase, und der schmale Jüngling (es war ein Schüler und Verwandter der Alten, der eben jetzt hier zur Vakanz war), ging mit seinem langen Kaputrock in weiten Kreisen um mich herum, und murmelte dabei, wie ein Zauberer, aus seinem Buche, worüber ich dann auch jedesmal einschlummerte. — So verging ein Tag nach dem andern, bis ich am Ende anfing, von dem guten Essen und Trinken ganz melancholisch zu werden. Die Glieder gingen mir von dem ewigen Nichtsthun ordentlich aus allen Gelenken, und es war mir, als würde ich vor Faulheit noch ganz auseinander fallen.

In dieser Zeit saß ich an einem schwülen Nachmittage im Wipfel eines hohen Baumes, der am Abhange stand, und wiegte mich auf den Aesten langsam über dem stillen, tiefen Thale. Die Bienen summten zwischen den Blättern um mich herum, sonst war alles wie ausgestorben, kein Mensch war zwischen den Bergen zu sehen, tief unter mir auf den stillen Waldwiesen ruhten die Kühe auf dem hohen Grase. Aber ganz von weiten kam der Klang eines Posthorns über die waldigen Gipfel herüber, bald kaum vernehmbar, bald wieder heller und deutlicher. Mir fiel dabei auf einmal ein altes Lied recht aufs Herz, das ich noch zu Hause auf meines Vaters Mühle von einem wandernden Handwerksburschen gelernt hatte, und ich sang:

Wer in die Fremde will wandern,
Der muß mit der Liebsten gehn,
Es jubeln und lassen die Andern
Den Fremden alleine stehn.

Was wisset Ihr, dunkele Wipfeln
Von der alten schönen Zeit?
Ach, die Heimath hinter den Gipfeln,
Wie liegt sie von hier so weit.

Am liebsten betracht ich die Sterne,
Die schienen, wenn ich ging zu ihr,
Die Nachtigall hör' ich so gerne,
Sie sang vor der Liebsten Thür.

Der Morgen, das ist meine Freude!
Da steig ich in stiller Stund'
Auf den höchsten Berg in die Weite,
Grüß Dich Deutschland aus Herzensgrund!

Es war, als wenn mich das Posthorn bei meinem Liede aus der Ferne begleiten wollte. Es kam, während ich sang, zwischen den Bergen immer näher und näher, bis ich es endlich gar eben auf dem Schloßhofe schallen hörte. Ich sprang rasch vom Baume herunter. Da kam mir auch schon die Alte mit einem geöffneten Pakete aus dem Schlosse entgegen. „Da ist auch etwas für sie mitgekommen," sagte sie, und reichte mir aus dem Paket ein kleines niedliches Briefchen. Es war ohne Aufschrift, ich brach es schnell auf. Aber da wurde ich auch auf einmal im ganzen Gesichte so roth, wie eine Päonie, und das Herz schlug mir so heftig,

daß es die Alte merkte, denn das Briefchen war von — meiner schönen Frau, von der ich manches Zettelchen bei dem Herrn Amtmann gesehen hatte. Sie schrieb darin ganz kurz: „Es ist alles wieder gut, alle Hindernisse sind beseitigt. Ich benutzte heimlich diese Gelegenheit, um die erste zu seyn, die Ihnen diese freudige Botschaft schreibt. Kommen, eilen Sie zurück. Es ist so öde hier und ich kann kaum mehr leben, seit Sie von uns fort sind. Aurelie."

Die Augen gingen mir über, als ich das las, vor Entzücken und Schreck und unsäglicher Freude. Ich schämte mich vor dem alten Weibe, die mich wieder abscheulich anschmunzelte, und flog wie ein Pfeil bis in den allereinsamsten Winkel des Gartens. Dort warf ich mich unter den Haselnußsträuchern ins Gras hin, und las das Briefchen noch einmal, sagte die Worte auswendig für mich hin, und las dann wieder und immer wieder, und die Sonnenstrahlen tanzten zwischen den Blättern hindurch über den Buchstaben, daß sie sich wie goldene und hellgrüne und rothe Blüthen vor meinen Augen in einander schlangen. Ist sie am Ende gar nicht verheirathet gewesen? dachte ich, war der fremde Offizier damals vielleicht ihr Herr Bruder, oder ist er nun todt, oder bin ich toll, oder — „Das ist alles einerlei!" rief ich endlich und sprang, „nun ist's ja klar, sie liebt mich ja, sie liebt mich!"

Als ich aus dem Gesträuch wieder hervor kroch, neigte sich die Sonne zum Untergange. Der Himmel war roth, die Vögel sangen lustig in allen Wäldern, die Thäler waren voller Schimmer, aber in meinem Herzen war es noch viel tausendmal schöner und fröhlicher!

Ich rief in das Schloß hinein, daß sie mir heut das Abendessen in den Garten herausbringen sollten. Die alte Frau, der alte grämlicht Mann, die Mägde, sie mußten alle mit heraus und sich mit mir unter dem Baume an den gedeckten Tisch setzen. Ich zog meine Geige hervor und spielte aß und trank dazwischen. Da wurden sie alle lustig, der alte Mann strich seine grämlichen Falten aus dem Gesicht und stieß ein Glas nach dem andern aus, die Alte plauderte in einem fort, Gott weiß was; die Mägde fingen an auf dem Rasen mit einander zu tanzen. Zuletzt kam auch noch der blasse Student neugierig hervor, warf einige verächtliche Blicke auf das Spektakel, und wollte ganz vornehm wieder weiter gehen. Ich aber nicht zu faul, sprang geschwind auf, erwischte ihn, eh' er sich's versah, bei seinem langen Ueberrock, und walzte tüchtig mit ihm herum. Er strengte sich nun an, recht zierlich und neumodisch zu tanzen, und fuselte so emsig und künstlich, daß ihm der Schweiß vom Gesicht herunterfloß und die langen Rockschöße wie ein Rad um uns herum flogen. Dabei sah er mich aber manchmal so kurios mit verdrehten Augen an, daß ich mich ordentlich vor ihm zu fürchten anfing und ihn plötzlich wieder los ließ.

Die Alte hätte nur gar zu gerne erfahren, was in dem Briefe stand, und warum ich denn eigentlich heut' auf einmal so lustig war. Aber das war ja viel zu weitläuftig, um es ihr auseinandersetzen zu können. Ich zeigte blos auf ein paar Kraniche, die eben hoch über uns durch die Luft zogen, und sagte: „ich müßte nun auch so fort und immer fort, weit in die Ferne!" — Da riß sie die vertrockneten Augen weit auf, und blickte, wie ein Basilisk, bald auf mich, bald auf den alten Mann hinüber. Dann bemerkte ich, wie die beiden heimlich die Köpfe zusammensteckten, so oft ich mich wegwandte, und sehr eifrig mit einander sprachen, und mich dabei zuweilen von der Seite ansahen.

Das fiel mir auf. Ich sann hin und her, was sie wohl mit mir vorhaben möchten. Darüber wurde ich stiller, die Sonne war auch schon lange untergegangen, und so wünschte ich Allen gute Nacht und ging nachdenklich in meine Schlafstube hinauf.

Ich war innerlich so fröhlich und unruhig, daß ich noch lange im Zimmer auf- und niederging. Draußen wälzte der Wind schwere schwarze Wolken über den Schloßthurm weg, man konnte kaum die nächsten Bergkoppen in der dicken Finsterniß erkennen. Da kam es mir vor, als wenn ich im Garten unten Stimmen hörte. Ich löschte mein Licht aus, und stellte mich ans Fenster. Die Stimmen schienen näher zu kommen, sprachen aber sehr leise mit einander. Auf einmal gab eine kleine Laterne, welche die eine Gestalt unterm Mantel trug, einen langen Schein. Ich erkannte nun den grämlichen Schloßverwalter und die alte Haushälterin. Das Licht blitzte über das Gesicht der Alten, das mir noch niemals so gräßlich vorgekommen war, und über ein langes Messer, daß sie in der Hand hielt. Dabei konnte ich sehen, daß sie beide eben nach meinem Fenster hinaufsahen. Dann schlug der Verwalter seinen Mantel wieder dichter um, und es war bald Alles wieder finster und still.

Was wollen die, dachte ich, zu dieser Stunde noch draußen im Garten? Mich schauderte, denn es fielen mir alle Mordgeschichten ein, die ich in meinem Leben gehört hatte, von Hexen und Räubern, welche Menschen abschlachten, um ihre Herzen zu fressen. Indem ich noch so nachdenke, kommen Menschentritte, erst die Treppe herauf, dann auf dem langen Gange ganz leise, leise auf meine Thür zu, dabei war es, als wenn zuweilen Stimmen heimlich mit einander wisperten. Ich sprang schnell an das andere Ende der Stube hinter einen großen Tisch, den ich, sobald sich etwas rührte, vor mir aufheben, und so mit aller Gewalt auf die Thüre losrennen wollte. Aber in der Finsterniß warf ich einen Stuhl um, daß es ein entsetzliches Gepolter gab. Da wurde es auf einmal ganz still draußen. Ich lauschte hinter dem Tisch und sah immerfort nach der Thür, als wenn ich sie mit den Augen durchstechen wollte, daß mir ordentlich die Augen zum Kopfe heraus standen. Als ich mich ein Weilchen wieder so ruhig verhalten hatte, daß man die Fliegen an der Wand hätte gehen hören, vernahm ich, wie Jemand draußen ganz leise einen Schlüssel ins Schlüsselloch steckte. Ich wollte nun eben mit meinem Tische losfahren, da drehte es den Schlüssel langsam dreimal in der Thür um, zog ihn vorsichtig wieder heraus und schnurrte dann sachte über den Gang und die Treppe hinunter.

Ich schöpfte nun tief Athem. Oho, dachte ich, da haben sie Dich eingesperrt, damit sie's kommode haben, wenn ich erst fest eingeschlafen bin. Ich untersuchte geschwind die Thür. Es war richtig, sie war fest verschlossen, eben so die andere Thür, hinter der die hübsche bleiche Magd schlief. Das war noch niemals geschehen, so lange ich auf dem Schlosse wohnte.

Da saß ich nun in der Fremde gefangen! Die schöne Frau stand nun wohl an ihrem Fenster und sah über den stillen Garten nach der Landstraße hinaus, ob ich nicht schon am Zollhäuschen mit meiner Geige dahergestrichen komme, die Wolken flogen rasch über den Himmel, die Zeit verging — und ich konnte nicht fort von hier! Ach, mir war so weh im Herzen, ich wußte gar nicht mehr, was ich thun sollte. Dabei war mir's auch immer, wenn die Blätter draußen rauschten, oder eine Ratte am Boden knosperte, als wäre die Alte durch eine verborgene Tapetenthür heimlich hereingetreten und lauere und schleiche leise mit dem langen Messer durch's Zimmer.

Als ich so voll Sorgen auf dem Bette saß, hörte ich auf einmal seit langer Zeit wieder die Nachtmusik unter meinen Fenstern. Bei dem ersten Klange der Guitarre war es mir nicht anders, als wenn mir ein Morgenstrahl plötzlich durch die Seele führe. Ich riß das Fenster auf und rief leise herunter, daß ich wach sey. „Pst, pst!" antwortete es von unten. Ich besann mich nun nicht lange, steckte das Briefchen und meine Geige zu mir, schwang mich aus dem Fenster, und kletterte an der alten, zersprungenen Mauer hinab, indem ich mich mit den Händen an den Sträuchern, die aus den Ritzen wuchsen, anhielt. Aber einige morsche Ziegel gaben nach, ich kam ins Rutschen, es ging immer rascher und rascher mit mir, bis ich endlich mit beiden Füßen aufplumpte, daß mir's im Gehirnkasten knisterte.

Kaum war ich auf diese Art unten im Garten angekommen, so umarmte mich Jemand mit solcher Vehemenz, daß ich laut aufschrie. Der gute Freund aber hielt mir schnell die Finger auf den Mund, faßte mich bei der Hand und führte mich dann aus dem Gesträuch ins Freie hinaus. Da erkannte ich mit Verwunderung den guten langen Studenten, der die Guitarre an einem breiten, seidenen Bande um den Hals hängen hatte. — Ich beschrieb ihn nun in größter Geschwindigkeit, daß ich aus dem Garten hinaus wollte. Er schien aber das alles zu wissen, und führte mich auf allerlei verdeckten Umwegen zu dem untern Thore in der hohen Gartenmauer. Aber da war nun auch das Thor wieder fest verschlossen! Doch der Student hatte auch das schon vorbedacht, er zog einen großen Schlüssel hervor und schloß behutsam auf.

Als wir nun in den Wald hinaustraten und ich ihn eben noch um den besten Weg zur nächsten Stadt fragen wollte, stürzte er plötzlich vor mir auf ein Knie nieder, hob die eine Hand hoch in die Höh, und fing an zu fluchen und an zu schwören, daß es entsetzlich anzuhören war. Ich wußte gar nicht, was er wollte, ich hörte nur immerfort: Idio und cuore und amore und fuore! Als er aber am Ende gar anfing, auf beiden Knien schnell und immer näher auf mich zuzurutschen, da wurde mir auf einmal ganz grauslich, ich merkte wohl, daß er verrückt war, und rannte, ohne mich umzusehen, in den dichten Wald hinein.

Ich hörte nun den Studenten wie rasend hinter mir drein schreien. Bald darauf gab noch eine andere grobe Stimme vom Schlosse her Antwort. Ich dachte mir nun wohl, daß sie mich aufsuchen würden. Der Weg war mir unbekannt, die Nacht finster, ich konnte ihnen leicht wieder in die Hände fallen. Ich kletterte daher auf den Wipfel einer hohen Tanne hinauf, um bessere Gelegenheit abzuwarten.

Von dort konnte ich hören, wie auf dem Schloße eine Stimme nach der andern wach wurde. Einige Windlichter zeig-

ten sich oben und warfen ihre wilden rothen Scheine über das alte Gemäuer des Schlosses und weit vom Berge in die schwarze Nacht hinein. Ich befahl meine Seele dem lieben Gott, denn das verworrene Getümmel wurde immer lauter und näherte sich immer mehr und mehr. Endlich stürzte der Student mit einer Fackel unter meinem Baume vorüber, daß ihm die Rockschöße weit im Winde nachflogen. Dann schienen sie sich alle nach und nach auf eine andere Seite des Berges hinzuwenden, die Stimmen schallten immer ferner und ferner, und der Wind rauschte wieder durch den stillen Wald. Da stieg ich schnell von dem Baume herab, und lief athemlos weiter in das Thal und die Nacht hinaus.

Siebentes Capitel.

Ich war Tag und Nacht eilig fortgegangen, denn es sauste mir lange in den Ohren, als kämen die von dem Berge mit ihrem Rufen, mit Fackeln und langen Messern noch immer hinter mir drein. Unterwegs erfuhr ich, daß ich nur noch ein paar Meilen von Rom wäre. Da erschrack ich ordentlich vor Freude. Denn von dem prächtigen Rom hatte ich schon zu Hause als Kind viele wunderbare Geschichten gehört, und wenn ich dann an Sonntags-Nachmittagen vor der Mühle im Grase lag und alles ringsum so stille war, da dachte ich mir Rom wie die ziehenden Wolken über mir, mit wundersamen Bergen und Abgründen am blauen Meer, und goldnen Thoren und hohen glänzenden Thürmen, von denen Engel in goldenen Gewändern sangen. — Die Nacht war schon wieder lange hereingebrochen, und der Mond schien prächtig, als ich endlich auf einem Hügel aus dem Walde heraustrat, und auf einmal die Stadt aus der Ferne vor mir sah. — Das Meer leuchtete von weiten, der Himmel blitzte und funkelte unübersehbar mit unzähligen Sternen, darunter lag die heilige Stadt, von der man nur einen langen Nebelstreif erkennen konnte, wie ein eingeschlafener Löwe auf der stillen Erde, und Berge standen daneben, wie dunkle Riesen, die ihn bewachten.

Ich kam nun zuerst auf eine große, einsame Haide, auf der es so grau und still war, wie im Grabe. Nur hin und her stand ein altes verfallenes Gemäuer oder ein trockener wunderbar gewundener Strauch; manchmal schwirrten Nachtvögel durch die Luft, und mein eigener Schatten strich immerfort lang und dunkel in der Einsamkeit neben mir her. Sie sagen, daß hier eine uralte Stadt und die Frau Venus begraben liegt, und die alten Heiden zuweilen noch aus ihren Gräbern heraufsteigen und bei stiller Nacht über die Haide gehn und die Wanderer verwirren. Aber ich ging immer grade fort und ließ mich nichts anfechten. Denn die Stadt stieg immer deutlicher und prächtiger vor mir herauf, und die hohen Burgen und Thore und goldenen Kuppeln glänzten so herrlich im hellen Mondschein, als ständen wirklich die Engel in goldenen Gewändern auf den Zinnen und sängen durch die stille Nacht herüber.

So zog ich denn endlich, erst an kleinen Häusern vorbei, dann durch ein prächtiges Thor in die berühmte Stadt Rom hinein. Der Mond schien zwischen den Palläſten, als wäre es heller Tag, aber die Straßen waren schon alle leer, nur hin und wieder lag ein lumpiger Kerl, wie ein Todter, in der lauen Nacht auf den Marmorschwellen und schlief. Dabei rauschten die Brunnen auf den stillen Plätzen, und die Gärten an der Straße säuselten dazwischen und erfüllten die Luft mit erquickenden Düften.

Wie ich nun eben so weiter fort schlendere, und vor Vergnügen, Mondschein und Wohlgeruch gar nicht weiß, wohin ich mich wenden soll, läßt sich tief aus dem einen Garten eine Guitarre hören. Mein Gott, denk' ich, da ist mir wohl der tolle Student mit dem langen Ueberrock heimlich nachgesprungen! Darüber fing eine Dame in dem Garten an überaus lieblich zu singen. Ich stand ganz wie bezaubert, denn es war die Stimme der schönen gnädigen Frau, und dasselbe welsche Liedchen, das sie gar oft zu Hause am offnen Fenster gesungen hatte.

Da fiel mir auf einmal die schöne alte Zeit mit solcher Gewalt auf's Herz, daß ich bitterlich hätte weinen mögen, der stille Garten vor dem Schloß in früher Morgenstunde, und wie ich da hinter dem Strauch so glückselig war, ehe mir die dumme Fliege in die Nase flog. Ich konnte mich nicht länger halten. Ich kletterte auf den vergoldeten Zierrathen über das Gitterthor, und schwang mich in den Garten hinunter, woher der Gesang kam. Da bemerkte ich, daß eine schlanke weiße Gestalt von fern hinter einer Pappel stand und mir erst verwundert zusah, als ich über das Gitterwerk kletterte, dann aber auf einmal so schnell durch den dunklen Garten nach dem Hause zuflog, daß man sie im Mondschein kaum füßeln sehen konnte. „Das war sie selbst!" rief ich aus, und das Herz schlug mir vor Freude, denn ich erkannte sie gleich an den kleinen, geschwinden Füßchen wieder. Es war nur schlimm, daß ich mir beim Heruntersprungen vom Gartenthore den rechten Fuß etwas vertreten hatte, ich mußte daher erst ein paarmal mit dem Beine schlenkern, eh' ich zu dem Hause nachspringen konnte. Aber da hatte sie unterdeß Thür und Fenster fest verschlossen. Ich klopfte ganz bescheiden an, horchte und klopfte wieder. Da war es nicht anders, als wenn es drinnen leise flüsterte und kicherte, ja einmal kam es mir vor, als wenn zwei helle Augen zwischen den Jalousien im Mondschein hervorfunkelten. Dann war auf einmal wieder alles still.

„Sie weiß nur nicht, daß ich es bin," dachte ich, zog die Geige, die ich allezeit bei mir trage, hervor, spazierte damit auf dem Gange vor dem Hause auf und nieder, und spielte und sang das Lied von der schönen Frau, und spielte voll Vergnügen alle meine Lieder durch, die ich damals in den schönen Sommernächten im Schloßgarten, oder auf der Bank vor dem Zollhause gespielt hatte, daß es weit bis in die Fenster des Schlosses hinüber klang. — Aber es half alles nichts, es rührte und regte sich Niemand im ganzen Hause. Da steckte ich endlich meine Geige traurig ein, und legte mich auf die Schwelle vor der Hausthür hin, denn ich war sehr müde von dem langen Marsch. Die Nacht war warm, die Blumenbeete vor dem Hause dufteten lieblich, eine Wasserkunst weiter unten im Garten plätscherte immerfort dazwischen. Mir träumte von himmelblauen Blumen, von schönen, dunkelgrünen, einsamen Gründen, wo Quellen rauschten und Bächlein gingen, und bunte Vögel wundersam sangen, bis ich endlich fest einschlief.

Als ich aufwachte, rieselte mir die Morgenluft durch alle Glieder. Die Vögel waren schon wach und zwitscherten auf den Bäumen um mich herum, als ob sie mich für'n Narren haben wollten. Ich sprang rasch auf und sah mich nach allen Seiten um. Die Wasserkunst im Garten rauschte noch immerfort, aber in dem Hause war kein Laut zu vernehmen. Ich guckte durch die grünen Jalousien in das eine Zimmer hinein. Da war ein Sopha, und ein großer runder Tisch mit grauer Leinwand verhangen, die Stühle standen alle in großer Ordnung und unverrückt an den Wänden herum; von außen aber waren Jalousien an allen Fenstern heruntergelassen, als wäre das ganze Haus schon seit vielen Jahren unbewohnt. — Da überfiel mich ein ordentliches Grausen vor dem einsamen Hause und Garten und vor der gestrigen weißen Gestalt. Ich lief, ohne mich weiter umzusehen, durch die stillen Lauben und Gänge, und kletterte geschwind wieder an dem Gartenthor hinauf. Aber da blieb ich wie verzaubert sitzen, als ich auf einmal von dem hohen Gitterwerk in die prächtige Stadt hinunter sah. Da blitzte und funkelte die Morgensonne weit über die Dächer und in die langen stillen Straßen hinein, daß ich laut aufjauchzen mußte, und voller Freude auf die Straße hinunter sprang.

Aber wohin sollt' ich mich wenden in der großen fremden Stadt? Auch ging mir die confuse Nacht und das welsche Lied der schönen gnädigen Frau von gestern noch immer im Kopfe hin und her. Ich setzte mich endlich auf den steinernen Springbrunnen, der mitten auf dem einsamen Platze stand, wusch mir in dem klaren Wasser die Augen hell und sang dazu:

Wenn ich ein Vöglein wär',
Ich wüßt' wohl, wovon ich sänge,
Und auch zwei Flüglein hätt',
Ich wüßt' wohl, wohin ich mich schwänge!

„Ey, lustiger Gesell, du singst ja wie eine Lerche beim ersten Morgenstrahl!" sagte da auf einmal ein junger Mann zu mir, der während meines Liedes an den Brunnen heran getreten war. Mir aber, da ich so unverhofft Deutsch sprechen hörte, war es nicht anders im Herzen, als wenn die Glocke aus meinem Dorfe am stillen Sonntagsmorgen plötzlich zu mir herüber klänge. „Gott, willkommen, bester Herr Landsmann!" rief ich aus und sprang voller Vergnügen von dem steinernen Brunnen herab. Der junge Mann lächelte und sah mich von oben bis unten an. „Aber was treibt Ihr denn eigentlich hier in Rom?" fragte er endlich. Da wußte ich nun nicht gleich, was ich sagen sollte, denn daß ich so eben der schönen gnädigen Frau nachspränge, mocht' ich ihm nicht sagen. „Ich treibe," erwiederte ich, „mich selbst ein bischen herum, um die Welt zu sehn." — „So so!" versetzte der junge Mann und lachte laut auf, „da haben wir ja ein Metier. Das thu' ich eben auch, um die Welt zu sehn, und hinterdrein abzumalen." — „Also ein Maler!" rief ich fröhlich aus, denn mir fiel dabei Herr Leonhard und Guido ein. Aber der Herr ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich denke,"

sagte er, „Du gehst mit und frühstückst bei mir, da will ich Dich selbst abkonterfeyen, daß es eine Freude seyn soll!“ — Das ließ ich mir gern gefallen, und wanderte nun mit dem Maler durch die leeren Straßen, wo nur hin und wieder erst einige Fensterladen aufgemacht wurden und bald ein paar weiße Arme, bald ein verschlafnes Gesichtchen in die frische Morgenluft hinausguckte.

Er führte mich lange hin und her durch eine Menge konfuser enger und dunkler Gassen, bis wir endlich in ein altes verräuchertes Haus hineinwuschten. Dort stiegen wir eine finstre Treppe hinauf, dann wieder eine, als wenn wir in den Himmel hineinsteigen wollten. Wir standen nun unter dem Dache vor einer Thür still, und der Maler fing an in allen Taschen vorn und hinten mit großer Eilfertigkeit zu suchen. Aber er hatte heute früh vergessen zuzuschließen und den Schlüssel in der Stube gelassen. Denn er war, wie er mir unterwegs erzählte, noch vor Tagesanbruch vor die Stadt hinausgegangen, um die Gegend bei Sonnenaufgang zu betrachten. Er schüttelte nur mit dem Kopfe und stieß die Thüre mit dem Fuße auf.

Das war eine lange, lange große Stube, daß man darin hätte tanzen können, wenn nur nicht auf dem Fußboden alles voll gelegen hätte. Aber da lagen Stiefeln, Papiere, Kleider, umgeworfene Farbentöpfe, alles durch einander; in der Mitte der Stube standen große Gerüste, wie man zum Birnenabnehmen braucht, ringsum an der Wand waren große Bilder angelehnt. Auf einem langen hölzernen Tische war eine Schüssel, worauf, neben einem Farbenklekse, Brod und Butter lag. Eine Flasche Wein stand daneben.

„Nun eß't und trinkt erst, Landsmann!“ rief mir der Maler zu. — Ich wollte mir auch sogleich ein Paar Butterschnitten schmieren, aber da war wieder kein Messer da. Wir mußten erst lange in den Papieren auf dem Tische herumrascheln, ehe wir es unter einem großen Pakete endlich fanden. Darauf riß der Maler das Fenster auf, daß die frische Morgenluft fröhlich das ganze Zimmer durchdrang. Das war eine herrliche Aussicht weit über die Stadt weg in die Berge hinein, wo die Morgensonne lustig die weißen Landhäuser und Weingärten beschien. — „Vivat unser kühlgrünes Deutschland da hinter den Bergen!“ rief der Maler aus und trank dazu aus der Weinflasche, die er mir dann hinreichte. Ich that ihm höflich Bescheid, und grüßte in meinem Herzen die schöne Heimath in der Ferne noch viel tausendmal.

Der Maler aber hatte unterdeß das hölzerne Gerüst, worauf ein sehr großes Papier ausgespannt war, näher an das Fenster herangerückt. Auf dem Papiere war bloß mit großen schwarzen Strichen eine alte Hütte gar künstlich abgezeichnet. Darin saß die heilige Jungfrau mit einem überaus schönen, freudigen und doch recht wehmüthigen Gesichte. Zu ihren Füßen auf einem Nestlein von Stroh lag das Jesuskind, sehr freundlich, aber mit großen ernsthaften Augen. Draußen auf der Schwelle der offnen Hütte aber knieten zwei Hirten-Knaben mit Stab und Tasche. — „Siehst Du,“ sagte der Maler, „dem einen Hirtenknaben da will ich deinen Kopf aufsetzen, so kommt dein Gesicht doch auch etwas unter die Leute, und will's Gott, sollen sie sich daran noch erfreuen, wenn wir beide schon lange begraben sind und selbst so still und fröhlich vor der heiligen Mutter ihrem Sohne knien, wie die glücklichen Jungen hier.“ — Darauf ergriff er einen alten Stuhl, von dem ihm aber, da er ihn aufheben wollte, die halbe Lehne in der Hand blieb. Er paßte ihn geschwind wieder zusammen, schob ihn vor das Gerüst hin, und ich mußte mich nun darauf setzen und mein Gesicht etwas von der Seite, nach dem Maler zu, wenden. — So saß ich ein paar Minuten ganz still, ohne mich zu rühren. Aber ich weiß nicht, zuletzt konnt' ich's gar nicht recht aushalten, bald juckte mich's da, bald juckte mich's dort. Auch hing mir grade gegenüber ein zerbrochner halber Spiegel, da mußte ich immerfort hineinsehen, und machte, wenn er eben malte, aus Langeweile allerlei Gesichter und Grimassen. Der Maler, der es bemerkte, lachte endlich laut auf und winkte mir mit der Hand, daß ich wieder aufstehen sollte. Mein Gesicht auf dem Hirten war auch schon fertig, und sah so klar aus, daß ich mir ordentlich selber gefiel.

Er zeichnete nun in der frischen Morgenkühle immer fleißig fort, während er ein Liedchen dazu sang und zuweilen durch das offne Fenster in die prächtige Gegend hinausblickte. Ich aber schnitt mir unterdeß noch eine Butterstolle und ging damit vergnügt im Zimmer auf und ab und besah mir die Bilder, die an der Wand aufgestellt waren. Zwei darunter gefielen mir ganz besonders gut. „Habt Ihr die auch gemalt?“ frug ich den Maler. „Warum nicht gar!“ erwiederte er, „die sind von den berühmten Meistern Leonardo da Vinci und Guido Reni — aber da weißt Du ja doch nichts davon!“ — Mich ärgerte der Schluß der Rede. „O,“ versetzte ich ganz gelassen, „die beiden Meister kenne ich wie meine Tasche.“ — Da machte er große Augen. „Wie so?“ frug er geschwind. „Nun,“ sagte ich, „bin ich nicht mit ihnen Tag und Nacht fortgereist, zu Pferde und zu Fuß und zu Wagen, daß mir der Wind am Hute pfiff, und hab' sie alle beide in der Schenke verlohren, und bin dann allein in ihrem Wagen mit Extrapost immer weiter gefahren, daß der Bombenwagen immerfort auf zwei Rädern über die entsetzlichen Steine flog, und“ — „Oho! Oho!“ unterbrach mich der Maler, und sah mich starr an, als wenn er mich für verrückt hielte. Dann aber brach er plötzlich in ein lautes Gelächter aus. „Ach,“ rief er, „nun versteh' ich erst, Du bist mit zwei Malern gereist, die Guido und Leonhard hießen?“ — Da ich das bejahte, sprang er rasch auf und sah mich nochmals von oben bis unten ganz genau an. „Ich glaube gar,“ sagte er, „am Ende — spielst Du die Violine?!“ — Ich schlug auf meine Rocktasche, daß die Geige darin einen Klang gab. — „Nun wahrhaftig,“ versetzte der Maler, „da war eine Gräfin aus Deutschland hier, die hat sich in allen Winkeln von Rom nach den beiden Malern und nach einem jungen Musikanten mit der Geige erkundigen lassen.“ — „Eine junge Gräfin aus Deutschland?“ rief ich voller Entzücken aus, „ist der Portier mit?“ — „Ja das weiß ich alles nicht,“ erwiederte der Maler, „ich sah sie nur einigemal bei einer Freundin von ihr, die aber auch nicht in der Stadt wohnt. — Kennst Du die?“ fuhr er fort, indem er in einem Winkel plötzlich eine Leinwanddecke von einem großen Bilde in die Höhe hob. Da war mir's doch nicht anders, als wenn man in einer finstern Stube die Laden aufmacht und einem die Morgensonne auf einmal über die Augen blitzt, es war — die schöne gnädige Frau! — sie stand in einem schwarzen Sammt-Kleide im Garten, und hob mit der einen Hand den Schleier vom Gesicht und sah still und freundlich in eine weite prächtige Gegend hinaus. Je länger ich hinsah, je mehr kam es mir vor, als wäre es der Garten am Schlosse, und die Blumen und Zweige wiegten sich leise im Winde, und unten in der Tiefe sähe ich mein Zollhäuschen und die Landstraße weit durch's Grüne, und die Donau und die fernen blauen Berge.

„Sie ist's, sie ist's!“ rief ich endlich, erwischte meinen Hut, und rannte rasch zur Thür hinaus, die vielen Treppen hinunter, und hörte nur noch, daß mir der verwunderte Maler nachschrie, ich sollte gegen Abend wieder kommen, da könnten wir vielleicht mehr erfahren!

Achtes Capitel.

Ich lief mit großer Eilfertigkeit durch die Stadt, um mich sogleich wieder in dem Gärtenhause zu melden, wo die schöne Frau gestern gesungen hatte. Auf den Straßen war unterdeß alles lebendig geworden, Herren und Damen zogen im Sonnenschein und neigten sich und grüßten bunt durcheinander, prächtige Karossen rasselten dazwischen, und von allen Thürmen läutete es zur Messe, daß die Klänge über dem Gewühl wunderbar in der klaren Luft durcheinander hallten. Ich war wie betrunken von Freude und von dem Rumor, und rannte in meiner Fröhlichkeit immer grade fort, bis ich zuletzt gar nicht mehr wußte, wo ich stand. Es war wie verzaubert, als wäre der stille Platz mit dem Brunnen, und der Garten, und das Haus bloß ein Traum gewesen, und beim hellen Tageslicht alles wieder von der Erde verschwunden.

Fragen konnte ich nicht, denn ich wußte den Namen des Platzes nicht. Endlich fing es auch an sehr schwül zu werden, die Sonnenstrahlen schossen recht wie sengende Pfeile auf das Pflaster, die Leute verkrochen sich in die Häuser, die Jalousien wurden überall wieder zugemacht, und es war auf einmal wie ausgestorben auf den Straßen. Ich warf mich zuletzt ganz verzweifelt vor einem schönen Hause hin, vor dem ein Balkon mit Säulen breiten Schatten warf, und betrachtete bald die stille Stadt, die in der plötzlichen Einsamkeit bei heller Mittagstunde ordentlich schauerlich aussah, bald wieder den tiefblauen, ganz wolkenlosen Himmel, bis ich endlich vor großer Ermüdung gar einschlummerte. Da träumte mir, ich läge bei meinem Dorfe auf einer einsamen grünen Wiese, ein warmer Sommerregen sprühte und glänzte in der Sonne, die so eben hinter den Bergen unterging, und wie die Regentropfen auf den Rasen fielen, waren es lauter schöne bunte Blumen, so daß ich davon ganz überschüttet war.

Aber wie erstaunte ich, als ich erwachte, und wirklich eine Menge schöner frischer Blumen auf und neben mir liegen sah! Ich sprang auf, konnte aber nichts besonderes bemerken, als bloß in dem Hause über mir ein Fenster ganz oben voll von duftenden Sträuchen und Blumen, hinter denen ein Papagey unablässig plauderte und kreischte. Ich laß nun die zer-

streuten Blumen auf, band sie zusammen und steckte mir den Strauß vorn ins Knopfloch. Dann aber fing ich an, mit dem Papagey ein wenig zu diskuriren, denn es freute mich, wie er in seinem vergoldeten Gebauer mit allerlei Grimassen herauf und herunter stieg und sich dabei immer ungeschickt über die große Zehe trat. Doch ehe ich mich's versah, schimpfte er mich „furfante!“ Wenn es gleich eine unvernünftige Bestie war, so ärgerte es mich doch. Ich schimpfte ihn wieder, wir geriethen endlich beide in Hitze, je mehr ich auf Deutsch schimpfte, je mehr gurgelte er auf italienisch wieder auf mich los.

Auf einmal hörte ich Jemanden hinter mir lachen. Ich drehte mich rasch um. Es war der Maler von heute früh. „Was stellst Du wieder für tolles Zeug an!“ sagte er, „ich warte schon eine halbe Stunde auf Dich. Die Luft ist wieder kühler, wir wollen in einen Garten vor der Stadt gehen, da wirst Du mehrere Landsleute finden und vielleicht etwas näheres von der deutschen Gräfin erfahren.“

Darüber war ich außerordentlich erfreut, und wir traten unsern Spaziergang sogleich an, während ich den Papagey noch lange hinter mir drein schimpfen hörte.

Nachdem wir draußen vor der Stadt auf schmalen steinigten Fußsteigen lange zwischen Landhäusern und Weingärten hinaufgestiegen waren, kamen wir an einen kleinen hochgelegenen Garten, wo mehrere junge Männer und Mädchen im Grünen um einen runden Tisch saßen. Sobald wir hinein traten, winkten uns alle zu, uns still zu verhalten, und zeigten auf die andere Seite des Gartens hin. Dort saßen in einer großen, grünverwachsenen Laube zwei schöne Frauen an einem Tisch einander gegenüber. Die eine sang, die andere spielte Guitarre dazu. Zwischen beiden hinter dem Tische stand ein freundlicher Mann, der mit einem kleinen Stäbchen zuweilen den Takt schlug. Dabei funkelte die Abendsonne durch das Weinlaub, bald über die Weinflaschen und Früchte, womit der Tisch in der Laube besetzt war, bald über die vollen, runden, blendendweißen Achseln der Frau mit der Guitarre. Die andere war wie verzückt und sang auf italienisch ganz außerordentlich künstlich, daß ihr die Flechsen am Halse aufschwollen.

Wie sie nun so eben, mit zum Himmel gerichteten Augen, eine lange Kadenz anhielt, und der Mann neben ihr mit aufgehobenem Stäbchen auf den Augenblick paßte, wo sie wieder in den Takt einfallen würde, und keiner im ganzen Garten zu athmen sich unterstand, da flog plötzlich die Gartenthüre weit auf, und ein ganz erhitztes Mädchen und hinter ihr ein junger Mensch mit einem feinen, bleichen Gesicht stürzten in großem Gezänke herein. Der erschrockene Musikdirektor blieb mit seinem aufgehobenen Stabe wie ein versteinerter Zauberer stehen, obgleich die Sängerin schon längst den langen Triller plötzlich abgeschnappt hatte, und zornig aufgestanden war. Alle übrigen zischten den Neuangekommenen wüthend an. „Barbar!“ rief ihm einer von dem runden Tische zu, „Du rennst da mitten in das sinnreiche Tableau von der schönen Beschreibung hinein, welche der seelige Hoffmann, Seite 347 des „Frauentaschenbuchs für 1816,“ von dem schönsten himmelschen Bilde giebt, daß im Herbst 1814 auf der Berliner Kunstausstellung zu sehen war!“ — Aber das half alles nichts. „Ach was;“ entgegnete der junge Mann, „mit Euren Tableau's! Mein selbst erfundenes Bild für die andern, und mein Mädchen für mich allein! So will ich es halten! O Du Ungetreue, Du Falsche!“ fuhr er dann von neuem gegen das arme Mädchen fort, „Du kritische Seele, die in der Malerkunst nur den Silberblick, und in der Dichtkunst nur den goldenen Faden sucht, und keinen Liebsten, sondern nur lauter Schätze hat! Ich wünsche Dir hinführo, anstatt eines ehrlichen malerischen Pinsels, einen alten Duca mit einer ganzen Münzgrube von Diamanten auf der Nase, und mit hellen Silberblick auf der kahlen Platte, und mit Goldschnitt auf den paar noch übrigen Haaren! Ja nur heraus mit dem verruchten Zettel, den Du da vorhin vor mir versteckt hast! Was hast Du wieder angezettelt? Von wem ist der Wisch, und an wen ist er?“

Aber das Mädchen sträubte sich standhaft, und je eifriger die Anderen den erbosten jungen Menschen umgaben und ihn mit großem Lärm zu trösten und zu beruhigen suchten, desto erhitzter und toller wurde er von dem Rumor, zumal da das Mädchen auch ihr Mäulchen nicht halten konnte, bis sie endlich weinend aus dem verworrenen Knäuel hervorflog, und sich auf einmal ganz unverhofft an meine Brust stürzte, um bei mir Schutz zu suchen. Ich stellte mich auch sogleich in die gehörige Positur, aber da die Andern in dem Getümmel so eben nicht auf uns Acht gaben, kehrte sie plötzlich das Köpfchen nach mir herauf und flüsterte mir mit ganz ruhigem Gesicht sehr leise und schnell ins Ohr: „Du abscheulicher Einnehmer! um Dich muß ich das alles leiden. Da steck' den fatalen Zettel geschwind zu Dir, Du findest darauf bemerkt, wo wir wohnen. Also zur bestimmten Stunde, wenn Du in's Thor kommst, immer die einsame Straße rechts fort! —“

Ich konnte vor Verwunderung kein Wort hervorbringen, denn wie ich sie nun erst recht ansah, erkannte ich sie auf einmal: es war wahrhaftig die schnippische Kammerjungfer vom Schloß, die mir damals an dem schönen Samstag's-Abende die Flasche mit Wein brachte. Sie war mir sonst niemals so schön vorgekommen, als da sie sich jetzt so erhitzt an mich lehnte, daß die schwarzen Locken über meinen Arm herabhingen. — „Aber, verehrteste Mamsell,“ sagte ich voller Erstaunen, „wie kommen Sie“ — „Um Gotteswillen, still nur, jetzt still!“ erwiederte sie, und sprang geschwind von mir fort auf die andere Seite des Gartens, eh' ich mich noch auf alles recht besinnen konnte.

Unterdeß hatten die Andern ihr erstes Thema fast ganz vergessen, zankten aber untereinander recht vergnüglich weiter, indem sie dem jungen Menschen beweisen wollten, daß er eigentlich betrunken sey, was sich für einen ehrliebenden Maler gar nicht schicke. Der runde fire Mann aus der Laube, der — wie ich nachher erfuhr — ein großer Kenner und Freund von Künsten war, und aus Liebe zu den Wissenschaften gern alles mitmachte, hatte auch sein Stäbchen weggeworfen, und flankirte mit seinem fetten Gesicht, das vor Freundlichkeit ordentlich glänzte, eifrig mitten in dem dichten Getümmel herum, um alles zu vermitteln und zu beschwichtigen, während er dazwischen immer wieder die lange Kadenz und das schöne Tableau bedauerte, das er mit vieler Mühe zusammengebracht hatte.

Mir aber war es so sternklar im Herzen, wie damals an dem glückseligen Sonnabend, als ich am offnen Fenster vor der Weinflasche bis tief in die Nacht hinein auf der Geige spielte. Ich holte, da der Rumor gar kein Ende nehmen wollte, frisch meine Violine wieder hervor und spielte, ohne mich lange zu besinnen, einen welschen Tanz auf, den sie dort im Gebirge tanzen, und den ich auf dem alten, einsamen Waldschlosse gelernt hatte.

Da reckten sie alle die Köpfe in die Höh. „Bravo, bravissimo! ein delizidser Einfall!“ rief der lustige Kenner von den Künsten, und lief sogleich von einem zum andern, um ein ländliches Divertissement, wie er's nannte, einzurichten. Er selbst machte den Anfang, indem er der Dame die Hand reichte, die vorhin in der Laube Guitarre gespielt hatte. Er begann darauf außerordentlich künstlich zu tanzen, schrieb mit den Fußspitzen allerlei Buchstaben in den Rasen, schlug ordentliche Triller mit den Füßen, und machte von Zeit zu Zeit ganz passable Luftsprünge. Aber er bekam es bald satt, denn er war etwas korpulent. Er machte immer kürzere und ungeschicktere Sprünge, bis er endlich ganz aus dem Kreise heraustrat und heftig pustete und sich mit seinem schneeweißen Schnupftuch unaufhörlich den Schweiß abwischte. Unterdeß hatte auch der junge Mensch, der nun wieder ganz gescheut geworden war, aus dem Wirthshause Castagnetten herbeigeholt, und ehe ich mich's versah, tanzten alle unter den Bäumen bunt durcheinander. Die untergegangene Sonne warf noch einige rothe Wiederscheine zwischen die dunklen Schatten und über das dunkle Gemäuer und die von Epheu wild überwachsenen halb versunkenen Säulen hinten im Garten, während man von der andern Seite tief unter den Weinbergen die Stadt Rom in den Abendgluthen liegen sah. Da tanzten sie alle lieblich im Grünen in der klaren stillen Luft, und mir lachte das Herz recht im Leibe, wie die schlanken Mädchen, und die Kammerjungfer mitten unter ihnen, sich so mit aufgehobenen Armen wie heidnische Waldnymphen zwischen dem Laubwerk schwangen, und dabei jedesmal in der Luft mit Castagnetten lustig dazu schnalzten. Ich konnte mich nicht länger halten, ich sprang mitten unter sie hinein und machte, während ich dabei immerfort geigte, recht artige Figuren.

Ich mochte eine ziemliche Weile so im Kreise herum gesprungen seyn, und merkte gar nicht, daß die andern unterdeß anfingen müde zu werden und sich nach und nach von dem Rasenplatze verloren. Da zupfte mich Jemand von hinten tüchtig an den Rockschößen. Es war die Kammerjungfer. „Sei kein Narr,“ sagte sie leise, „Du springst ja wie ein Ziegenbock! Studiere Deinen Zettel ordentlich, und komm bald nach, die schöne junge Gräfin wartet.“ — Und damit schlüpfte sie in der Dämmerung zur Gartenpforte hinaus, und war bald zwischen den Weingärten verschwunden.

Mir klopfte das Herz, ich wäre am liebsten gleich nachgesprungen. Zum Glück zündete der Kellner, da es schon dunkel geworden war, in einer großen Laterne an der Gartenthür Licht an. Ich trat heran und zog geschwind den Zettel heraus. Da war ziemlich kritzlich mit Bleifeder das Thor und die Straße beschrieben, wie mir die Kammerjungfer vorhin gesagt hatte. Dann stand: „Elf Uhr an der kleinen Thüre.“

Da war noch ein paar lange Stunden hin! — Ich wollte

mich demungeachtet sogleich auf den Weg machen, denn ich hatte keine Rast und Ruhe mehr; aber da kam der Maler, der mich hierher gebracht hatte, auf mich los. „Hast Du das Mädchen gesprochen?“ frug er, „ich seh' sie nirgends mehr; das war das Kammermädchen von der deutschen Gräfin.“ „Still, still!“ erwiederte ich, „die Gräfin ist noch in Rom.“ Nun desto besser,“ sagte der Maler, „so komm und trink' mit uns auf ihre Gesundheit!“ und damit zog er mich, wie ich mich auch sträubte, in den Garten zurück.

Da war es unterdeß ganz öde und leer geworden. Die lustigen Gäste wanderten, jeder sein Liebchen am Arm, nach der Stadt zu, und man hörte sie noch durch den stillen Abend zwischen den Weingärten plaudern und lachen, immer ferner und ferner, bis sich endlich die Stimmen tief in dem Thale im Rauschen der Bäume und des Stromes verloren. Ich war nur noch mit meinem Maler, und dem Herrn Eckbrecht — so hieß der andre junge Maler, der sich vorhin so herum gezankt hatte — allein oben zurückgeblieben. Der Mond schien prächtig im Garten zwischen die hohen dunklen Bäume herein, ein Licht flackerte im Winde auf dem Tische vor uns und schimmerte über den vielen vergoßnen Wein auf der Tafel. Ich mußte mich mit hinsetzen und mein Maler plauderte mit mir über meine Herkunft, meine Reise, und meinen Lebensplan. Herr Eckbrecht aber hatte das junge hübsche Mädchen aus dem Wirthshause, nachdem sie uns Flaschen auf den Tisch gestellt, vor sich auf den Schoß genommen, legte ihr die Guitarre in den Arm, und lehrte sie ein Liedchen darauf klimpern. Sie fand sich auch bald mit den kleinen Händchen zurecht, und sie sangen dann zusammen ein italienisches Lied, einmal er, dann wieder das Mädchen eine Strophe, was sich in dem schönen stillen Abend prächtig ausnahm. — Als das Mädchen dann weggerufen wurde, lehnte sich Herr Eckbrecht mit der Guitarre auf der Bank zurück, legte seine Füße auf einen Stuhl, der vor ihm stand, und sang nun für sich allein viele herrliche deutsche und italienische Lieder, ohne sich weiter um uns zu bekümmern. Dabei schienen die Sterne prächtig am klaren Firmament, die ganze Gegend war wie versilbert vom Mondschein, ich dachte an die schöne Frau, an die ferne Heimath, und vergaß darüber ganz meinen Maler neben mir. Zuweilen mußte Herr Eckbrecht stimmen, darüber wurde er immer ganz zornig. Er drehte und riß zuletzt an dem Instrument, daß plötzlich eine Seite sprang. Da warf er die Guitarre hin und sprang auf. Nun wurde er erst gewahr, daß mein Maler sich unterdeß über seinen Arm auf den Tisch gelegt hatte und fest eingeschlafen war. Er warf schnell einen weißen Mantel um, der auf einem Aste neben dem Tische hing, besann sich aber plötzlich, sah erst meinen Maler, dann mich ein paarmal scharf an, setzte sich darauf, ohne sich lange zu bedenken, grade vor mich auf den Tisch hin, räusperte sich, rückte an seiner Halsbinde, und fing dann auf einmal an, eine Rede an mich zu halten. „Geliebter Zuhörer und Landsmann!“ sagte er, „da die Flaschen beinah leer sind, und da die Moral unstreitig die erste Bürgerpflicht ist, wenn die Tugenden auf die Neige gehen, so fühle ich mich aus landsmännlicher Sympathie getrieben, Dir einige Moralität zu Gemüthe zu führen. — Man könnte zwar meinen,“ fuhr er fort, „Du seyst ein bloßer Jüngling, während doch Dein Frack über die besten Jahre hinaus ist; man könnte vielleicht annehmen, Du habest vorhin wunderliche Sprünge gemacht, wie ein Satyr; ja, einige möchten wohl behaupten, Du seyest wohl gar ein Landstreicher, weil Du hier auf dem Lande bist und die Geige streichst; aber ich kehre mich an solche oberflächliche Urtheile nicht, ich halte mich an Deine feingespitzte Nase, ich halte Dich für ein vazirendes Genie.“ — Mich ärgerten die verfänglichen Redensarten, ich wollte ihm so eben recht antworten. Aber er ließ mich nicht zu Worte kommen. „Siehst Du,“ sagte er, „wie Du Dich schon aufbläh'st von dem bischen Lobe. Gehe in Dich, und bedenke dieses gefährliche Metier! Wir Genie's — denn ich bin auch eins — machen uns aus der Welt eben so wenig, als sie aus uns, wir schreiten vielmehr ohne besondere Umstände in unsern Siebenmeilenstiefeln, die wir bald mit auf die Welt bringen, grade auf die Ewigkeit los. O höchst klägliche, unbequeme, breitgespreizte Position, mit dem einen Beine in der Zukunft, wo nichts als Morgenroth und zukünftige Kindergesichter dazwischen, mit dem andern Beine noch mitten in Rom auf der Piazza del Popolo, wo das ganze Säkulum bei der guten Gelegenheit mitwill und sich an den Stiefel hängt, daß sie einem das Bein ausreißen möchten! Und alle das Zucken, Weintrinken und Hungerleiden lediglich für die unsterbliche Ewigkeit! Und siehe meinen Herrn Collegen dort auf der Bank, der gleichfalls ein Genie ist; ihm wird die Zeit schon zu lang, was wird er erst in der Ewigkeit anfangen?! Ja, hochgeschätzter Herr College, Du und ich und die Sonne, wir sind heute früh zusammen aufgegangen, und haben den ganzen Tag gebrütet und gemalt, und es war alles schön — und nun fährt die schläfrige Nacht mit ihrem Pelzärmel über die Welt und hat alle Farben verwischt.“ Er sprach noch immerfort und war dabei mit seinen verwirrten Haaren von dem Tanzen und Trinken im Mondschein ganz leichenblaß anzusehen.

Mir aber graute schon lange vor ihm und seinem wilden Gerede, und als er sich nun förmlich zu dem schlafenden Maler herum wandte, benutzte ich die Gelegenheit, schlich, ohne daß er es bemerkte, um den Tisch, aus dem Garten heraus, und stieg, allein und fröhlich im Herzen, an dem Rebengeländer in das weite, vom Mondschein beglänzte Thal hinunter.

Von der Stadt her schlugen die Uhren Zehn. Hinter mir hörte ich durch die stille Nacht noch einige Guitarren-Klänge und manchmal die Stimmen der beiden Maler, die nun auch nach Hause gingen, von ferne herüberschallen. Ich lief daher so schnell, als ich nur konnte, damit sie mich nicht weiter ausfragen sollten.

Am Thore bog ich sogleich rechts in die Straße ein, und ging mit klopfendem Herzen eilig zwischen den stillen Häusern und Gärten fort. Aber wie erstaunte ich, als ich da auf einmal auf dem Platze mit dem Springbrunnen heraus kam, den ich heute am Tage gar nicht hatte finden können. Da stand das einsame Gartenhaus wieder, im prächtigsten Mondschein, und auch die schöne Frau sang im Garten wieder dasselbe italienische Lied, wie gestern Abend. — Ich rannte voller Entzücken erst an die kleine Thür, dann an die Hausthür, und endlich mit aller Gewalt an das große Gartenthor, aber es war alles verschlossen. Nun fiel mir erst ein, daß es noch nicht Elf geschlagen hatte. Ich ärgerte mich über die langsame Zeit, aber über das Gartenthor klettern, wie gestern, mochte ich wegen der guten Lebensart nicht. Ich ging daher ein Weilchen auf dem einsamen Platze auf und ab, und setzte mich endlich wieder auf den steinernen Brunnen voll Gedanken und stiller Erwartung hin.

Die Sterne funkelten am Himmel, auf dem Platze war alles leer und still, ich hörte voll Vergnügen dem Gesange der schönen Frau zu, der zwischen dem Rauschen des Brunnens aus dem Garten herüberklang. Da erblickt ich auf einmal eine weiße Gestalt, die von der andern Seite des Platzes herkam, und grade auf die kleine Gartenthür zuging. Ich blickte durch den Mondschimmer recht scharf hin — es war der wilde Maler in seinem weißen Mantel. Er zog schnell einen Schlüssel hervor, schloß auf, und ehe ich mich's versah, war er im Garten drinn.

Nun hatte ich gegen den Maler schon von Anfang eine absonderliche Pike wegen seiner unvernünftigen Reden. Jetzt aber gerieth ich ganz außer mir vor Zorn. Das liederliche Genie ist gewiß wieder betrunken, dachte ich, den Schlüssel hat er von der Kammerjungfer, und will nun die gnädige Frau beschleichen, verrathen, überfallen. — Und so stürzte ich durch das kleine, offengebliebene Pförtchen in den Garten hinein.

Als ich eintrat, war es ganz still und einsam darin. Die Flügelthür vom Gartenhause stand offen, ein milchweißer Lichtschein drang daraus hervor, und spielte auf dem Grase und den Blumen vor der Thür. Ich blickte von weitem herein. Da lag in einem prächtigen grünen Gemach, das von einer weißen Lampe nur wenig erhellt war, die schöne gnädige Frau, mit der Guitarre im Arm, auf einem seidenen Faulbettchen, ohne in ihrer Unschuld an die Gefahren draußen zu denken.

Ich hatte aber nicht lange Zeit, hinzusehen, denn ich bemerkte so eben, daß die weiße Gestalt von der andern Seite ganz behutsam hinter den Sträuchern nach dem Gartenhause zuschlich. Dabei sang die gnädige Frau so kläglich aus dem Hause, daß es mir recht durch Mark und Bein ging. Ich besann mich daher nicht lange, brach einen tüchtigen Ast ab, rannte damit gerade auf den Weißmantel los, und schrie aus vollem Halse „Mordjo!“ daß der ganze Garten erzitterte.

Der Maler, wie er mich so unverhofft daherkommen sah, nahm schnell Reißaus, und schrie entsetzlich. Ich schrie noch besser, er lief nach dem Hause zu, ich ihm nach — und ich hätt' ihn beinah schon erwischt, da verwickelte ich mich mit den Füßen in den fatalen Blumenstöcken, und stürzte auf einmal der Länge nach vor der Hausthür hin.

„Also Du bist es Narr!“ hört' ich da über mir ausrufen, „hast Du mich doch fast zum Tode erschreckt!“ — Ich raffte mich geschwind wieder auf, und wie ich mir den Sand und die Erde aus den Augen wische, steht die Kammerjungfer vor mir, die so eben bei dem letzten Sprunge den weißen Mantel von der Schulter verloren hatte. „Aber,“ sagte ich ganz verblüfft, „war denn der Maler nicht hier?“ — „Ja freilich,“ entgegnete sie schnippisch, „sein Mantel wenigstens, den er mir, als ich ihn vorhin im Thore begegnete, umgehangen hat, weil mich fror.“ — Ueber dem Geplauder war nun auch die gnädige Frau von ihrem Sopha aufgesprungen, und kam zu uns an die Thür. Mir klopfte das Herz zum Zer-

springen." Aber wie erschrack ich, als ich recht hinsah und, anstatt der schönen gnädigen Frau, auf einmal eine ganz fremde Person erblickte!

Es war eine etwas große korpulente, mächtige Dame mit einer stolzen Adlernase und hochgewölbten schwarzen Augenbrauen, so recht zum Erschrecken schön. Sie sah mich mit ihren großen funkelnden Augen so majestätisch an, daß ich mich vor Ehrfurcht gar nicht zu lassen wußte. Ich war ganz verwirrt, ich machte in einem fort Komplimente, und wollte ihr zuletzt gar die Hand küssen. Aber sie riß ihre Hand schnell weg, und sprach dann auch italienisch zu der Kammerjungfer, wovon ich nichts verstand.

Unterdeß aber war von dem vorigen Geschrei die ganze Nachbarschaft lebendig geworden. Hunde bellten, Kinder schrien, zwischen durch hörte man einige Männerstimmen, die immer näher und näher auf den Garten zukamen. Da blickte mich die Dame noch einmal an, als wenn sie mich mit feurigen Kugeln durchbohren wollte, wandte sich dann rasch nach dem Zimmer zurück, während sie dabei stolz und gezwungen auflachte, und schmiß mir die Thüre vor der Nase zu. Die Kammerjungfer aber erwischte mich ohne weiteres beim Flügel, und zerrte mich nach der Gartenpforte.

„Da hast Du wieder einmal recht dummes Zeug gemacht," sagte sie unterwegens voller Bosheit zu mir. Ich wurde auch schon giftig. „Nun zum Teufel!" sagte ich, „habt Ihr mich denn nicht selbst hierher bestellt?" — „Das ist's ja eben," rief die Kammerjungfer, „meine Gräfin meinte es gut mit Dir, wirft Dir erst Blumen aus dem Fenster zu, singt Arien — und das ist nun ihr Lohn! Aber mit Dir ist nun einmal nichts anzufangen, Du tritist Dein Glück ordentlich mit Füßen." — „Aber," erwiederte ich, „ich meinte die Gräfin aus Deutschland, die schöne gnädige Frau" — „Ach" unterbrach sie mich, „die ist ja lange schon wieder in Deutschland, mit sammt Deiner tollen Amour. Und da lauf Du nur auch wieder hin! Sie schmachtet ohnedieß nach Dir, da könnt' Ihr zusammen die Geige spielen und in den Mond gucken, aber daß Du mir nicht wieder unter die Augen kommst!"

Nun aber entstand ein entsetzlicher Rumor und Spektakel hinter uns. Aus dem andern Garten kletterten Leute mit Knüppeln hastig über den Zaun, andere fluchten und durchsuchten schon die Gänge, desperate Gesichter mit Schlafmützen guckten im Mondschein bald da bald dort über die Hecken, es war, als wenn der Teufel auf einmal aus allen Hecken und Sträuchern Gesindel heckte. — Die Kammerjungfer fackelte nicht lange. „Dort, dort läuft der Dieb!" schrie sie den Leuten zu, indem sie dabei auf die andere Seite des Gartens zeigte. Dann schob sie mich schnell aus dem Garten, und klappte das Pförtchen hinter mir zu.

Da stand ich nun unter Gottes freiem Himmel wieder auf dem stillen Platze mutterseelen allein, wie ich gestern angekommen war. Die Wasserkunst, die mir vorhin im Mondschein so lustig flimmerte, als wenn Englein darin auf und nieder stiegen, rauschte noch fort wie damals, mir aber war unterdeß alle Lust und Freude in den Brunnen gefallen. — Ich nahm mir nun fest vor, dem falschen Italien mit seinen verrückten Malern, Pommeranzen und Kammerjungfern auf ewig den Rücken zu kehren, und wanderte noch zur selbigen Stunde zum Thore hinaus.

Neuntes Capitel.

Die treuen Berg' steh'n auf der Wacht:
„Wer streicht bei stiller Morgenzeit
Da aus der Fremde durch die Haid'?" —
Ich aber mir die Berg' betracht'
Und lach' in mich vor großer Lust,
Und rufe recht aus frischer Brust
Parol und Feldgeschrei sogleich:
Vivat Oestreich!

Da kennt mich erst die ganze Rund,
Nun grüßen Bach und Vöglein zart
Und Wälder rings nach Landesart,
Die Donau blitzt aus tiefem Grund,
Der Stephansthurm auch ganz von fern
Guckt übern Berg und sah mich gern,
Und ist er's nicht, so kommt er doch gleich,
Vivat Oestreich!

Ich stand auf einem hohen Berge, wo man zum erstenmal nach Oestreich hineinsehen kann, und schwenkte voller Freude noch mit dem Hute und sang die letzte Strophe, da fiel auf einmal hinter mir im Walde eine prächtige Musick von Blasinstrumenten mit ein. Ich dreh' mich schnell um und erblicke drei junge Gesellen in langen blauen Mänteln, davon bläst der Eine Oboe, der Andere die Klarinett, und der Dritte, der einen alten Dreistutzer auf dem Kopfe hatte, das Waldhorn — die akkompagnirten mich plötzlich, daß der ganze Wald erschallte. Ich, nicht zu faul, ziehe meine Geige hervor, und spiele und singe sogleich frisch mit. Da sah einer den Andern bedenklich an, der Waldhornist ließ dann zuerst seine Bausbacken wieder einfallen und setzte sein Waldhorn ab, bis am Ende Alle stille wurden, und mich anschauten. Ich hielt verwundert ein, und sah sie auch an. — „Wir meinten," sagte endlich der Waldhornist, „weil der Herr so einen langen Frack hat, der Herr wäre ein reisender Engländer, der hier zu Fuß die schöne Natur bewundert; da wollten wir uns ein Viatikum verdienen. Aber, mir scheint, der Herr ist selber ein Musikant." — „Eigentlich ein Einnehmer," versetzte ich, „und komme direkt von Rom her, da ich aber seit geraumer Zeit nichts mehr eingenommen, so habe ich mich unterweges mit der Violine durchgeschlagen." — „Bringt nicht viel heut zu Tage!" sagte Waldhornist, der unterdeß wieder an den Wald zurückgetreten war, und mit seinem Dreistutzer ein kleines Feuer anfachte, daß sie dort angezündet hatten. „Da gehn die blasenden Instrumente schon besser," fuhr er fort; „wenn so eine Herrschaft ganz ruhig zu Mittag speist, und wir treten unverhofft in das gewölbte Vorhaus und fangen alle drei aus Leibeskräften zu blasen an — gleich kommt ein Bedienter herausgesprungen mit Geld oder Essen, damit sie nur den Lärm wieder los werden. Aber will der Herr nicht eine Collation mit einnehmen?"

Das Feuer loderte nun recht lustig im Walde, der Morgen war frisch, wir setzten uns alle rings umher auf den Rasen, und zwei von den Musikanten nahmen ein Töpfchen, worin Kaffee und auch schon Milch war, vom Feuer, holten Brod aus ihren Manteltaschen hervor, und tunkten und tranken abwechselnd aus dem Topfe, und es schmeckte ihnen so gut, daß es ordentlich eine Lust war anzusehen. — Der Waldhornist aber sagte: „Ich kann das schwarze Gesöff nicht vertragen," und reichte mir dabei die eine Hälfte von einer großen übereinander gelegten Butterschnitte, dann brachte er eine Flasche Wein zum Vorschein. „Will der Herr nicht auch einen Schluck?" — Ich that einen tüchtigen Zug, mußte aber schnell wieder absetzen und das ganze Gesicht verziehn, denn es schmeckte wie Dreimännerwein. „Hiesiges Gewächs," sagte der Waldhornist, „aber der Herr hat sich in Italien den deutschen Geschmack verdorben."

Darauf kramte er eifrig in seinem Schubsack und zog endlich unter allerlei Plunder eine alte zerfetzte Landkarte hervor, worauf noch der Kaiser in vollem Ornate zu sehen war, den Zepter in der rechten, den Reichsapfel in der linken Hand. Er breitete sie auf dem Boden behutsam auseinander, die Andern rückten näher heran, und sie berathschlagten nun zusammen, was sie für eine Marschroute nehmen sollten.

„Die Vakanz geht bald zu Ende," sagte der Eine, „wir müssen uns gleich von Linz abwenden, so kommen wir noch bei guter Zeit nach Prag." — „Nun wahrhaftig!" rief der Waldhornist, „wem willst Du da was vorpfeifen? Nichts als Wälder und Kohlenbauern, kein geläuterter Kunstgeschmack, keine vernünftige freie Station!" — „O Narrenspossen!" erwiederte der Andere, „die Bauern sind mir grade die Liebsten, die wissen am Besten wo einen der Schuh drückt, und nehmens nicht so genau, wenn man manchmal eine falsche Note bläst." — „Das macht, Du hast kein point d'honneur," versetzte der Waldhornist, „odi profanum vulgus et arceo, sagt der Lateiner." — Nun, Kirchen aber muß es auf der Tour doch geben," meinte der Dritte, „so kehren wir bei den Herrn Pfarrern ein." — „Gehorsamster Diener! sagte der Waldhornist, „die geben kleines Geld und große Sermone, daß wir nicht so unnütz in der Welt herumschweifen, sondern uns besser auf die Wissenschaften appliciren sollen, besonders wenn sie in mir den künftigen Herrn Konfrater wittern. Nein, nein, Clericus clericum non decimat. Aber was giebt es denn da überhaupt für große Noth? die Herren Professoren sitzen auch noch im Karlsbade, und halten selbst den Tag nicht so genau ein." — „Ja, distinguendum est inter et inter," erwiederte der Andere, „quod licet Jovi, non licet bovi!"

Ich aber merkte nun, daß es Prager Studenten waren, und bekam einen ordentlichen Respekt vor ihnen, besonders da ihnen das Latein nur so wie Wasser vom Munde floß. — „Ist der Herr auch ein Studirter?" fragte mich darauf der Waldhornist. Ich erwiederte bescheiden, daß ich immer besondere Lust zum studiren, aber kein Geld gehabt hätte. — „Das thut gar nichts," rief der Waldhornist, „wir haben auch weder Geld, noch reiche Freundschaft. Aber ein gescheuter Kopf muß sich zu helfen wissen. Aurora musis amica, das heißt zu

deutſch: mit vielem frühſtücken ſollſt Du Dir nicht die Zeit verderben. Aber wenn dann die Mittagsglocken von Thurm zu Thurm und von Berg zu Berg über die Stadt gehen, und nun die Schüler auf einmal mit großem Geſchrei aus dem alten finſtern Kollegium heraus brechen und im Sonnenſcheine durch die Gaſſen ſchwärmen — da begeben wir uns bei den Kapuzinern zum Pater Küchenmeiſter und finden unſern gedeckten Tiſch, und iſt er auch nicht gedeckt, ſo ſteht doch für jeden ein voller Topf darauf, da fragen wir nicht viel darnach und eſſen, und perfektioniren uns dabei noch im Lateiniſchſprechen. Sieht der Herr, ſo ſtudiren wir von einem Tage zum andern fort. Und wenn dann endlich die Vakanz kommt, und die Andern fahren und reiten zu ihren Aeltern fort, da wandern wir mit unſern Inſtrumenten unter'm Mantel durch die Gaſſen zum Thore hinaus, und die ganze Welt ſteht uns offen."

Ich weiß nicht — wie er ſo erzählte — ging es mir recht durch's Herz, daß ſo gelehrte Leute ſo ganz verlaſſen ſeyn ſollten auf der Welt. Ich dachte dabei an mich, wie es mir eigentlich ſelber nicht anders ginge, und die Thränen traten mir in die Augen. — Der Waldhorniſt ſah mich groß an. „Das thut gar nichts," fuhr er wieder weiter fort, „ich möchte gar nicht ſo reiſen: Pferde und Kaffee und friſchüberzogene Betten, und Nachtmützen und Stiefelknecht vorausbeſtellt. Das iſt juſt das Schönſte, wenn wir ſo frühmorgens heraustreten, und die Zugvögel hoch über uns fortziehn, daß wir gar nicht wiſſen, welcher Schornſtein heut für uns raucht, und gar nicht vorausſehen, was uns bis zum Abend noch für ein beſonderes Glück begegnen kann." — „Ja," ſagte der Andere, „und wo wir hinkommen und unſere Inſtrumente herausziehen, wird alles fröhlich, und wenn wir dann zur Mittagsſtunde auf dem Lande in ein Herrſchaftshaus treten, und im Hausflur blaſen, da tanzen die Mägde mit einander vor der Hausthür, und die Herrſchaft läßt die Saalthür etwas aufmachen, damit ſie die Muſik drin beſſer hören, und durch die Lücke kommt das Tellergeklapper und der Bratenduft in den freudenreichen Schall heraus gezogen, und die Fräuleins an der Tafel verdrehen ſich faſt die Hälſe, um die Muſikanten draußen zu ſehn." — „Wahrhaftig," rief der Waldhorniſt mit leuchtenden Augen aus, „laßt die Andern nur ihre Kompendien repetiren, wir ſtudiren unterdeß in dem großen Bilderbuche, daß der liebe Gott uns draußen aufgeſchlagen hat! Ja glaub' nur der Herr, aus uns werden grade die rechten Kerls, die den Bauern dann was zu erzählen wiſſen und mit der Fauſt auf die Kanzel ſchlagen, daß den Knollfinken unten vor Erbauung und Zerknirſchung das Herz im Leibe berſten möchte."

Wie ſie ſo ſprachen, wurde mir ſo luſtig in meinem Sinn, daß ich gleich auch hätte mit ſtudiren mögen. Ich konnte mich gar nicht ſatt hören, denn ich unterhalte mich gern mit ſtudirten Leuten, wo man etwas profitiren kann. Aber es konnte gar nicht zu einem recht vernünftigen Diskurſe kommen. Denn dem einen Studenten war vorhin angſt geworden, weil die Vakanz ſo bald zu Ende gehen ſollte. Er hatte daher hurtig ſein Klarinett zuſammengeſetzt, ein Notenblatt vor ſich auf das aufgeſtemmte Knie hingelegt, und exerzirte ſich eine ſchwierige Paſſage aus einer Meſſe ein, die er mitblaſen ſollte, wenn ſie nach Prag zurückkamen. Da ſaß er nun und fingerte und pfiff dazwiſchen machmal ſo falſch, daß es einem durch Mark und Bein ging und man oft ſein eigenes Wort nicht verſtehen konnte.

Auf einmal ſchrie der Waldhorniſt mit ſeiner Baßſtimme. „Topp, da hab' ich es," er ſchlug dabei fröhlich auf die Landkarte neben ihm. Der Andere ließ auf einen Augenblick von ſeinem fleißigen Blaſen ab, und ſah ihn verwundert an. „Hört," ſagte der Waldhorniſt, „nicht weit von Wien iſt ein Schloß, auf dem Schloſſe iſt ein Portier, und der Portier iſt mein Vetter! Theuerſte Kondiszipeln, da müſſen wir hin, machen dem Herrn Vetter unſer Kompliment, und er wird dann ſchon dafür ſorgen, wie er uns wieder weiter fortbringt!" — Als ich das hörte, fuhr ich geſchwind auf. „Bläſt er nicht auf dem Fagott?" rief ich, „und iſt von langer grader Leibesbeſchaffenheit, und hat eine große vornehme Naſe?" — Der Waldhorniſt nickte mit dem Kopfe. Ich aber embraſſirte ihn vor Freuden, daß ihm der Dreiſtutzer vom Kopfe fiel, und wir beſchloſſen nun ſogleich, alle miteinander im Poſtſchiffe auf der Donau nach dem Schloß der ſchönen Gräfin hinunter zu fahren.

Als wir an das Ufer kamen, war ſchon alles zur Abfahrt bereit. Der dicke Gaſtwirth, bei dem das Schiff über Nacht angelegt hatte, ſtand breit und behaglich in ſeiner Hausthür, die er ganz ausfüllte, und ließ zum Abſchied allerlei Witze und Redensarten erſchallen, während in jedem Fenſter ein Mädchenkopf herausfuhr und den Schiffern noch freundlich zunickte, die ſo eben die letzten Pakete nach dem Schiffe ſchafften. Ein ältlicher Herr mit einem grauen Ueberrock und ſchwarzen Halstuch, der auch mitfahren wollte, ſtand am Ufer, und ſprach ſehr eifrig mit einem jungen ſchlanken Bürſchchen, das mit langen ledernen Beinkleidern und knapper, ſcharlachrother Jacke vor ihm auf einem prächtigen Engländer ſaß. Es ſchien mir zu meiner großen Verwunderung, als wenn ſie beide zuweilen nach mir hinblickten und von mir ſprächen. — Zuletzt lachte der alte Herr, das ſchlanke Bürſchchen ſchnallzte mit der Reitgerte, und ſprengte, mit den Lerchen über ihm um die Wette, durch die Morgenluft in die blitzende Landſchaft hinein.

Unterdeß hatten die Studenten und ich unſere Kaſſe zuſammengeſchoſſen. Der Schiffer lachte und ſchüttelte den Kopf, als ihm der Waldhorniſt damit unſer Fährgeld in lauter Kupferſtücken aufzählte, die wir mit großer Noth aus allen unſern Taſchen zuſammen gebracht hatten. Ich aber jauchzte laut auf, als ich auf einmal wieder die Donau ſo recht vor mir ſah; wir ſprangen geſchwind auf das Schiff hinauf, der Schiffer gab das Zeichen, und ſo flogen wir nun im ſchönſten Morgenglanze zwiſchen den Bergen und Wieſen hinunter.

Da ſchlugen die Vögel im Walde, und von beiden Seiten klangen die Morgenglocken von fern aus den Dörfern, hoch in der Luft hörte man machmal die Lerchen dazwiſchen. Von dem Schiffe aber jubilirte und ſchmetterte ein Kanarienvogel mit darein, daß es eine rechte Luſt war.

Der gehörte einem hübſchen jungen Mädchen, die auch mit auf dem Schiffe war. Sie hatte den Käfig dicht neben ſich ſtehen, von der andern Seite hielt ſie ein feines Bündel Wäſche unterm Arm, ſo ſaß ſie ganz ſtill für ſich und ſah recht zufrieden bald auf ihre neuen Reiſeſchuhe, die unter dem Röckchen hervorkamen, bald wieder in das Waſſer vor ſich hinunter, und die Morgenſonne glänzte ihr dabei auf der weißen Stirn, über der ſie die Haare ſehr ſauber geſcheitelt hatte. Ich merkte wohl, daß die Studenten gern einen höflichen Diskurs mit ihr angeſponnen hätten, denn ſie gingen immer an ihr vorüber, und der Waldhorniſt räuſperte ſich dabei und rückte bald an ſeiner Halsbinde, bald an dem Dreiſtutzer. Aber ſie hatten keine rechte Kourage, und das Mädchen ſchlug auch jedesmal die Augen nieder, ſobald ſie ihr näher kamen.

Beſonders aber genirten ſie ſich vor dem ältlichen Herrn, mit dem grauen Ueberrock, der nun auf der andern Seite des Schiffes ſaß, und den ſie gleich für einen Geiſtlichen hielten. Er hatte ein Brevier vor ſich, in welchem er las, dazwiſchen aber oft in die ſchöne Gegend von dem Buche aufſah, deſſen Goldſchnitt und die vielen dareingelegten bunten Heiligenbilder prächtig im Morgenſchein blitzten. Dabei bemerkte er auch ſehr gut, was auf dem Schiffe vorging, und erkannte bald die Vögel an ihren Federn; denn es dauerte nicht lange, ſo redete er einen Studenten lateiniſch an, worauf alle drei heran traten, die Hüte vor ihm abnahmen, und ihm wieder lateiniſch antworteten.

Ich aber hatte mich unterdeß ganz vorn auf die Spitze des Schiffes geſetzt, ließ vergnügt meine Beine über dem Waſſer herunter baumeln, und blickte, während das Schiff ſo fort flog und die Wellen unter mir rauſchten und ſchäumten, immerfort in die blaue Ferne, wie da ein Thurm und ein Schloß nach dem andern aus dem Ufergrün hervorkam, wuchs und wuchs, und endlich hinter uns wieder verſchwand. Wenn ich nur heute Flügel hätte! dachte ich, und zog endlich vor Ungeduld meine liebe Violine hervor, und ſpielte alle meine älteſten Stücke durch, die ich noch zu Hauſe und auf dem Schloß der ſchönen Frau gelernt hatte.

Auf einmal klopfte mir Jemand von hinten auf die Achſel. Es war der geiſtliche Herr, der unterdeß ſein Buch weggelegt, und mir ſchon ein Weilchen zugehört hatte. „Ey," ſagte er lachend zu mir, „ey, Herr Ludi magister, Eſſen und Trinken vergißt er." Er hieß mich darauf meine Geige einſtecken, um einen Imbiß mit ihm einzunehmen, und führte mich zu einer kleinen luſtigen Laube, die von den Schiffern aus jungen Birken und Tannenbäumchen in der Mitte des Schiffes aufgerichtet worden war. Dort hatte er einen Tiſch hinſtellen laſſen, und ich, die Studenten, und ſelbſt das junge Mädchen mußten uns auf die Fäßer und Pakete ringsherum ſetzen.

Der geiſtliche Herr packte nun einen großen Braten und Butterſchnitten aus, die ſorgfältig in Papier gewickelt waren, zog auch aus einem Futteral mehrere Weinflaſchen und einen ſilbernen, innerlich vergoldeten Becher hervor, ſchenkte ein, koſtete erſt, roch daran und prüfte wieder und reichte dann einem Jeden von uns. Die Studenten ſaßen ganz kerzengrade auf ihren Fäſſern, und aßen und tranken nur ſehr wenig vor großer Devotion. Auch das Mädchen tauchte bloß das Schnäbelchen in den Becher, und blickte dabei ſchüchtern bald auf mich, bald auf die Studenten, aber je öfter ſie uns anſah, je dreiſter wurde ſie nach und nach.

Sie erzählte endlich dem geistlichen Herrn, daß sie nun zum erstenmale von Hause in Condition komme, und so eben auf das Schloß ihrer neuen Herrschaft reise. Ich wurde über und über roth, denn sie nannte dabei das Schloß der schönen gnädigen Frau. — Also das soll meine zukünftige Kammerjungfer seyn! dachte ich und sah sie groß an, und mir schwindelte fast dabei. — „Auf dem Schlosse wird es bald eine große Hochzeit geben," sagte darauf der geistliche Herr. „Ja," erwiederte das Mädchen, die gern von der Geschichte mehr gewußt hätte; „man sagt, es wäre schon eine alte, heimliche Liebschaft gewesen, die Gräfin hätte es aber niemals zugeben wollen." Der Geistliche antwortete nur mit: „Hm, hm!" während er seinen Jagdbecher vollschenkte, und mit bedenklichen Mienen daraus nippte. Ich aber hatte mich mit beiden Armen weit über den Tisch vorgelegt, um die Unterredung recht genau anzuhören. Der geistliche Herr bemerkte es. „Ich kann's Euch wohl sagen," hub er wieder an, „die beiden Gräfinnen haben mich auf Kundschaft ausgeschickt, ob der Bräutigam schon vielleicht hier in der Gegend sey. Eine Dame aus Rom hat geschrieben, daß er schon lange von dort fort sey." — Wie er von der Dame aus Rom anfing, wurd' ich wieder roth. „Kennen denn Ew. Hochwürden den Bräutigam?" fragte ich ganz verwirrt. — „Nein," erwiederte der alte Herr, „aber soll ein lustiger Vogel sein." — „O ja," sagte ich hastig, „ein Vogel, der aus jeden Käfig ausreißt, sobald er nur kann, und lustig singt, wenn er wieder in der Freiheit ist." — „Und sich in der Fremde herumtreibt," fuhr der Herr gelassen fort, „in der Nacht paßatim geht, und am Tage vor den Hausthüren schläft." — Mich verdroß das sehr. „Ehrwürdiger Herr," rief ich ganz hitzig aus, „da hat man Euch falsch berichtet. Der Bräutigam ist ein moralischer, schlanker, hoffnungsvoller Jüngling, der in Italien in einem alten Schlosse auf großem Fuß gelebt hat, der mit lauter Gräfinnen, berühmten Malern und Kammerjungfern umgegangen ist, der sein Geld sehr wohl zu Rathe zu halten weiß, wenn er nur welches hätte, der" — „Nun, nun, ich wußte nicht, daß Ihr ihn so gut kennt," unterbrach mich hier der Geistliche, und lachte dabei so herzlich, daß er ganz blau im Gesichte wurde, und ihm die Thränen aus den Augen rollten. — „Ich hab' doch aber gehört," ließ sich nun das Mädchen wieder vernehmen, „der Bräutigam wäre ein grosser, überaus reicher Herr." — „Ach Gott, ja doch, ja! Confusion, nichts als Confusion!" rief der Geistliche und konnte sich noch immer vor Lachen nicht zu Gute geben, bis er sich endlich ganz verhustete. Als er sich wieder ein wenig erholt hatte, hob er den Becher in die Höh und rief: „das Brautpaar soll leben!" — Ich wußte gar nicht, was ich von dem Geistlichen und seinem Gerede denken sollte, ich schämte mich aber, wegen der römischen Geschichten, ihm hier vor allen Leuten zu sagen, daß ich selber der verlorene glückseelige Bräutigam sey.

Der Becher ging wieder fleißig in die Runde, der geistliche Herr sprach dabei freundlich mit Allen, so daß ihm bald ein Jeder gut wurde, und am Ende alles fröhlich durcheinander sprach. Auch die Studenten wurden immer redseliger und erzählten von ihren Fahrten im Gebirge, bis sie endlich gar ihre Instrumente holten und lustig zu blasen anfingen. Die kühle Wasserluft strich dabei durch die Zweige der Laube, die Abendsonne vergoldete schon die Wälder und Thäler, die schnell an uns vorüberflogen, während die Ufer von den Waldhornsklängen wiederhallten. — Und als dann der Geistliche von der Musik immer vergnügter wurde und lustige Geschichten aus seiner Jugend erzählte: wie auch er zur Vakanz über Berge und Thäler gezogen, und oft hungrig und durstig, aber immer fröhlich gewesen, und wie eigentlich das ganze Studentenleben eine große Vakanz sey zwischen der engen düstern Schule und der ernsten Amtsarbeit — da tranken die Studenten noch einmal herum, und stimmten dann frisch ein Lied an, daß es weit in die Berge hineinschallte:

Nach Süden nun sich lenken
Die Vöglein allzumal,
Viel' Wandrer lustig schwenken
Die Hüt' im Morgenstrahl.
Das sind die Herrn Studenten,
Zum Thor hinaus es geht,
Auf ihren Instrumenten
Sie blasen zum Valet:
Ade in die Läng' und Breite
O Prag, wir ziehn in die Weite:
Et habeat bonam pacem,
Qui sedet post fornacem!

Nachts wir durch's Städtlein schweifen,
Die Fenster schimmern weit,
Am Fenster dreh'n und schleifen
Viel schön geputzte Leut.
Wir blasen vor den Thüren
Und haben Durst genug,
Das kommt vom Musiciren,
Herr Wirth, einen frischen Trunk!
Und siehe über ein Kleines
Mit einer Kanne Weines
Venit ex sua domo —
Beatus ille homo!

Nun weht schon durch die Wälder
Der kalte Boreas,
Wir streichen durch die Felder,
Von Schnee und Regen naß,
Der Mantel fliegt im Winde,
Zerrissen sind die Schuh,
Da blasen wir geschinde
Und singen noch dazu:
Beatus ille homo
Qui sedet in sua domo
Et sedet post fornacem
Et habet bonam pacem!

Ich, die Schiffer und das Mädchen, obgleich wir alle kein Latein verstanden, stimmten jedesmal jauchzend in den letzten Vers mit ein, ich aber jauchzte am allervergnügtesten, denn ich sah so eben von fern mein Zollhäuschen und bald darauf auch das Schloß in der Abendsonne über die Bäume hervorkommen.

Zehntes Capitel.

Das Schiff stieß an das Ufer, wir sprangen schnell ans Land und vertheilten uns nach allen Seiten im Grünen, wie Vögel, wenn das Gebauer plötzlich aufgemacht wird. Der geistliche Herr nahm eiligen Abschied und ging mit großen Schritten nach dem Schlosse zu. Die Studenten dagegen wanderten eifrig nach einem abgelegenen Gebüsch, wo sie noch geschwind ihre Mäntel ausklopften, sich in dem vorüberfließenden Bache waschen, und einer den andern rasiren wollten. Die neue Kammerjungfer endlich ging mit ihrem Kanarienvogel und ihrem Bündel unterm Arm nach dem Wirthshause unter dem Schloßberge, um bei der Frau Wirthin, die ich ihr als eine gute Person rekommandirt hatte, ein besseres Kleid anzulegen, ehe sie sich oben im Schlosse vorstellte. Mir aber leuchtete der schöne Abend recht durchs Herz, und als sie sich nun alle verlaufen hatten, bedachte ich mich nicht lange und rannte sogleich nach dem herrschaftlichen Garten hin.

Mein Zollhaus, an dem ich vorbei mußte, stand noch auf der alten Stelle, die hohen Bäume aus dem herrschaftlichen Garten rauschten noch immer darüber hin, ein Goldammer, der damals auf dem Kastanienbaume vor dem Fenster jedesmal bei Sonnenuntergang sein Abendlied gesungen hatte, sang auch wieder, als wäre seitdem gar nichts in der Welt vorgegangen. Das Fenster im Zollhause stand offen, ich lief voller Freuden hin und steckte den Kopf in die Stube hinein. Es war Niemand darin, aber die Wanduhr pickte noch immer ruhig fort, der Schreibtisch stand am Fenster, und die lange Pfeife in einem Winkel, wie damals. Ich konnte nicht widerstehen, ich sprang durch das Fenster hinein, und setzte mich an den Schreibtisch vor das große Rechenbuch hin. Da fiel der Sonnenschein durch den Kastanienbaum vor dem Fenster wieder grüngolden auf die Ziffern in dem aufgeschlagenen Buche, die Bienen summten wieder an dem offnen Fenster hin und her, der Goldammer draußen auf dem Baume sang fröhlich immerzu. — Auf einmal aber ging die Thüre aus der Stube auf, und ein alter, langer Einnehmer in meinem punktirten Schlafrock trat herein! Er blieb in der Thüre stehen, wie er mich so unversehens erblickte, nahm schnell die Brille von der Nase, und sah mich grimmig an. Ich aber erschrack nicht wenig darüber, sprang, ohne ein Wort zu sagen auf, und lief aus der Hausthür durch den kleinen Garten fort, wo ich mich noch bald mit den Füßen in dem fatalen Kartoffelkraut verwickelt hätte, das der alte Einnehmer nunmehr, wie ich sah, nach des Portiers Rath statt meiner Blumen angepflanzt hatte. Ich hörte noch, wie er vor die Thür herausfuhr und hinter mir drein schimpfte, aber ich saß schon oben auf der hohen Gartenmauer, und schaute mit klopfendem Herzen in den Schloßgarten hinein.

Da war ein Duften und Schimmern und Jubiliren von allen Vöglein; die Plätze und Gänge waren leer, aber die

vergoldeten Wipfel neigten sich im Abendwinde vor mir, als wollten sie mich bewillkommnen, und seitwärts aus dem tiefen Grunde blitzte zuweilen die Donau zwischen den Bäumen nach mir herauf.

Auf einmal hörte ich in einiger Entfernung im Garten singen:

Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Die Stimme und das Lied klang mir so wunderlich, und doch wieder so altbekannt, als hätte ich's irgend einmal im Traume gehört. Ich dachte lange, lange nach. — „Das ist der Herr Guido!" rief ich endlich voller Freude, und schwang mich schnell in den Garten hinunter — es war dasselbe Lied, das er an jenem Sommerabend auf dem Balkon des italienischen Wirthshauses sang, wo ich ihn zum letztenmal gesehn hatte.

Er sang noch immer fort, ich aber sprang über Beete und Hecken dem Liede nach. Als ich nun zwischen den letzten Rosensträuchern hervor trat, blieb ich plötzlich wie verzaubert stehen. Denn auf dem grünen Platze am Schwanenteich, recht vom Abendroth beschienen, saß die schöne gnädige Frau, in einem prächtigen Kleide und einem Kranz von weißen und rothen Rosen in dem schwarzen Haar, mit niedergeschlagenen Augen auf einer Steinbank und spielte während des Liedes mit ihrer Reitgerte vor sich auf dem Rasen, grade so wie damals auf dem Kahne, da ich ihr das Lied von der schönen Frau vorsingen mußte. Ihr gegenüber saß eine andere junge Dame, die hatte den weißen runden Nacken voll brauner Locken gegen mich gewendet, und sang zur Guitarre, während die Schwäne auf dem stillen Weiher langsam im Kreise herumschwammen. — Da hob die schöne Frau auf einmal die Augen, und schrie laut auf, da sie mich erblickte. Die andere Dame wandte sich rasch nach mir herum, daß ihr die Locken ins Gesicht flogen, und da sie mich recht ansah, brach sie in ein unmäßiges Lachen aus, sprang dann von der Bank und klatschte dreimal mit den Händchen. In demselben Augenblick kam eine große Menge kleiner Mädchen in blüthenweißen kurzen Kleidchen mit grünen und rothen Schleifen zwischen den Rosensträuchern hervorgeschlüpft, so daß ich gar nicht begreifen konnte, wo sie alle gesteckt hatten. Sie hielten eine lange Blumenguirlande in den Händen, schlossen schnell einen Kreis um mich, tanzten um mich herum und sangen dabei:

Wir bringen Dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide,
Wir führen Dich zu Lust und Tanz,
Zu neuer Hochzeitsfreude.
Schöner, grüner Jungfernkranz,
Veilchenblaue Seide.

Das war aus dem Freischützen. Von den kleinen Sängerinnen erkannte ich nun auch einige wieder, es waren Mädchen aus dem Dorfe. Ich kneipte sie in die Wangen und wäre gern aus dem Kreise entwischt, aber die kleinen schnippischen Dinger ließen mich nicht heraus. — Ich wußte gar nicht, was die Geschichte eigentlich bedeuten sollte, und stand ganz verblüfft da.

Da trat plötzlich ein junger Mann in feiner Jägerkleidung aus dem Gebüsch hervor. Ich traute meinen Augen kaum — es war der fröhliche Herr Leonhard! — Die kleinen Mädchen öffneten nun den Kreis und standen auf einmal wie verzaubert, alle unbeweglich auf einem Bäinchen, während sie das andere in die Luft streckten, und dabei die Blumenguirlanden mit beiden Armen hoch über den Köpfen in die Höh' hielten. Der Herr Leonhard aber faßte die schöne gnädige Frau, die noch immer ganz still stand und nur manchmal auf mich herüber blickte, bei der Hand, führte sie bis zu mir und sagte:

„Die Liebe — darüber sind nun alle Gelehrten einig — ist eine der kuragiösesten Eigenschaften des menschlichen Herzens, die Bastionen von Rang und Stand schmettert sie mit einem Feuerblicke darnieder, die Welt ist ihr zu eng und die Ewigkeit zu kurz. Ja, sie ist eigentlich ein Poetenmantel, den jeder Phantast einmal in der kalten Welt umnimmt, um nach Arkadien auszuwandern. Und je entfernter zwei getrennte Verliebte von einander wandern, in desto anständigern Bogen bläst der Reisewind den schillernden Mantel hinter ihnen auf, desto kühner und überraschender entwickelt sich der Faltenwurf, desto länger und länger wächst der Talar den Liebenden hinten nach, so daß ein Neutraler nicht über Land gehen kann, ohne unversehens auf ein Paar solche Schleppen zu treten. O theuerster Herr Einnehmer und Bräutigam! obgleich Ihr in diesem Mantel bis an den Gestaden der Iber dahinrauschtet, das kleine Händchen Eurer gegenwärtigen Braut hielt Euch dennoch am äußersten Ende der Schleppe fest, und wie Ihr zucktet und geigtet und rumortet, Ihr mußtet zurück in den stillen Bann ihrer schönen Augen. — Und nun dann, da es so gekommen ist, Ihr zwei lieben, lieben närrischen Leute! schlagt den seeligen Mantel um Euch, daß die ganze andere Welt rings um Euch untergeht — liebt Euch wie die Kaninchen und seyd glücklich!"

Der Herr Leonhard war mit seinem Sermon kaum erst fertig, so kam auch die andere junge Dame, die vorhin das Liedchen gesungen hatte, auf mich los, setzte mir schnell einen frischen Myrthenkranz auf den Kopf, und sang dazu sehr neckisch, während sie mir den Kranz in den Haaren festrückte und ihr Gesichtchen dabei dicht vor mir war:

Darum bin ich Dir gewogen,
Darum wird Dein Haupt geschmückt,
Weil der Strich von Deinem Bogen
Oefters hat mein Herz entzückt.

Dann trat sie wieder ein paar Schritte zurück. — „Kennst Du die Räuber noch, die Dich damals in der Nacht vom Baume schüttelten?" sagte sie, indem sie einen Knix mir machte und mich so anmuthig und fröhlich ansah, daß mir ordentlich das Herz im Leibe lachte. Darauf ging sie, ohne meine Antwort abzuwarten, rings um mich herum. „Wahrhaftig noch ganz der Alte, ohne allen welschen Beischmack! aber nein, sieh doch nur einmal die dicken Taschen an!" rief sie plötzlich zu der schönen gnädigen Frau, „Violine, Wäsche, Barbirmesser, Reisekoffer, alles durcheinander!" Sie drehte mich dabei nach allen Seiten, und konnte sich vor Lachen gar nicht zu Gute geben. Die schöne gnädige Frau war unterdeß noch immer still, und mochte gar nicht die Augen aufschlagen vor Schaam und Verwirrung. Oft kam es mir vor, als zürnte sie heimlich über das viele Gerede und Spaßen. Endlich stürzten ihr plötzlich Thränen aus den Augen, und sie verbarg ihr Gesicht an der Brust der andern Dame. Diese sah sie erst erstaunt an, und drückte sie dann herzlich an sich.

Ich aber stand ganz verdutzt da. Denn je genauer ich die fremde Dame betrachtete, desto deutlicher erkannte ich sie, es war wahrhaftig niemand anders, als — der junge Herr Master Guido!

Ich wußte gar nicht was ich sagen sollte, und wollte so eben näher nachfragen, als Herr Leonhard zu ihr trat und heimlich mit ihr sprach. „„Weiß er denn noch nicht?" hörte ich ihn fragen. Sie schüttelte mit dem Kopfe. Er besann sich darauf einen Augenblick. „Nein, nein," sagte er endlich, „er muß schnell alles erfahren, sonst entsteht nur neues Geplauder und Gewirre."

„Herr Einnehmer," wandte er sich nun zu mir, „wir haben jetzt nicht viel Zeit, aber thu mir den Gefallen und wundere Dich hier in aller Geschwindigkeit aus, damit Du nicht hinterher durch Fragen, Erstaunen und Kopfschütteln unter den Leuten alte Geschichten aufrührst, und neue Erdichtungen und Vermuthungen ausschüttelst." — Er zog mich bei diesen Worten tiefer in das Gebüsch hinein, während das Fräulein mit der, von der schönen gnädigen Frau weggelegten Reitgerte in der Luft focht und alle ihre Locken tief in das Gesichtchen schüttelte, durch die ich aber doch sehen konnte, daß sie bis an die Stirn roth wurde. — „Nun denn," sagte Herr Leonhard, „Fräulein Flora, die hier so eben thun will, als hörte und wüßte sie von der ganzen Geschichte nichts, hatte in aller Geschwindigkeit ihr Herzchen mit Jemandem vertauscht. Darüber kommt ein Andrer und bringt ihr mit Prologen, Trompeten und Pauken wiederum sein Herz dar und will ihr Herz dagegen. Ihr Herz ist aber schon bei Jemand, und Jemands Herz bei ihr, und der Jemand will sein Herz nicht wieder haben, und ihr Herz nicht wieder zurück geben. Alle Welt schreit — aber Du hast wohl noch keinen Roman gelesen?" — Ich verneinte es. — „Nun, so hast Du doch einen mitgespielt. Kurz: das war eine solche Konfusion mit den Herzen, daß der Jemand — das heißt ich — mich zuletzt selbst ins Mittel legen mußte. Ich schwang mich bei lauer Sommernacht auf mein Roß, hob das Fräulein als Maler Guido auf das andere und so ging es fort nach Süden, um sie in einem meiner einsamen Schlösser in Italien zu verbergen, bis das Geschrei wegen der Herzen vorüber wäre. Unterweges aber kam man uns auf die Spur, und von dem Balkon des welschen Wirthshauses, vor dem Du so vortrefflich Wache schliefst, erblickte Flora plötzlich unsere Verfolger." — „Also der buckelichte Signor?" — „War ein Spion. Wir zogen uns daher heimlich in die Wälder, und ließen Dich auf dem vorbestell-

ten Postkurse allein fortfahren. Das täuschte unsere Verfolger, und zum Ueberfluß auch noch meine Leute auf dem Bergschlosse, welche die verliebte Flora stündlich erwarteten, und mit mehr Diensteifer als Scharfsinn Dich für das Fräulein hielten. Selbst hier auf dem Schlosse glaubte man, daß Flora auf dem Felsen wohne, man erkundigte sich, man schrieb an sie — hast Du nicht ein Briefchen erhalten?" — Bei diesen Worten fuhr ich blitzschnell mit dem Zettel aus der Tasche. — „Also dieser Brief?" — „Ist an mich," sagte Fräulein Flora, die bisher auf unsre Rede gar nicht Acht zu geben schien, riß mir den Zettel rasch aus der Hand, überlas ihn und steckte ihn dann in den Busen. — „Und nun," sagte Herr Leonhard, „müssen wir schnell in das Schloß, da wartet schon Alles auf uns. Also zum Schluß, wie sich's von selbst versteht und einem wohlerzogenen Romane gebührt: Entdeckung, Reue, Versöhnung, wir sind alle wieder lustig beisammen, und übermorgen ist Hochzeit!"

Da er noch so sprach, erhob sich plötzlich in dem Gebüsch ein rasender Spektakel von Pauken und Trommeten, Hörnern und Posaunen; Böller wurden dazwischen gelöst und Vivat gerufen, die kleinen Mädchen tanzten von neuem, und aus allen Sträuchern kam ein Kopf über dem andern hervor, als wenn sie aus der Erde wüchsen. Ich sprang in dem Geschwirre und Geschleife Ellenhoch von einer Seite zur andern, da es aber schon dunkel wurde, erkannte ich erst nach und nach alle die alten Gesichter wieder. Der alte Gärtner schlug die Pauken, die Prager Studenten in ihren Mänteln musicirten mitten darunter, neben ihnen fingerte der Portier wie toll auf seinem Fagot. Wie ich den so unverhofft erblickte, lief ich sogleich auf ihn zu, und embrassirte ihn heftig. Darüber kam er ganz aus dem Concept. „Nun wahrhaftig und wenn der bis ans Ende der Welt reist, er ist und bleibt ein Narr!" rief er den Studenten zu, und blies ganz wüthend weiter.

Unterdeß war die schöne gnädige Frau vor dem Rumor heimlich entsprungen, und flog wie ein aufgescheuchtes Reh über den Rasen tiefer in den Garten hinein. Ich sah es noch zur rechten Zeit und lief ihr eiligst nach. Die Musikanten merkten in ihrem Eifer nichts davon, sie meinten nachher: wir wären schon nach dem Schlosse aufgebrochen, und die ganze Bande setzte sich nun mit Musik und großem Getümmel gleichfalls dorthin auf den Marsch.

Wir aber waren fast zu gleicher Zeit in einem Sommerhause angekommen, daß am Abhange des Gartens stand, mit dem offnen Fenster nach dem weiten tiefen Thale zu. Die Sonne war schon lange untergegangen hinter den Bergen, es schimmerte nur noch wie ein röthlicher Duft über dem warmen, verschallenden Abend, aus dem die Donau immer vernehmlicher herauf rauschte, je es stiller ringsum wurde. Ich sah unverwandt die schöne Gräfin an, die ganz erhitzt vom Laufen dicht vor mir stand, so daß ich ordentlich hören konnte, wie ihr das Herz schlug. Ich wußte nun aber gar nicht, was ich sprechen sollte vor Respekt, da ich auf einmal so allein mit ihr war. Endlich faßte ich ein Herz, nahm ihr kleines weißes Händchen — da zog sie mich schnell an sich und fiel mir um den Hals, und ich umschlang sie fest mit beiden Armen.

Sie machte sich aber geschwind wieder los und legte sich ganz verwirrt in das Fenster, um ihre glühenden Wangen in der Abendluft abzukühlen. — „Ach," rief ich, „mir ist mein Herz recht zum Zerspringen, aber ich kann mir noch alles recht denken, es ist mir alles noch wie ein Traum!" — „Mir auch," sagte die schöne gnädige Frau. „Als ich vergangenen Sommer," setzte sie nach einer Weile hinzu, „mit der Gräfin aus Rom kam, und wir das Fräulein Flora glücklich gefunden hatten, und mit zurückbrachten, von Dir aber dort und hier nichts hörten — da dacht' ich nicht, daß alles noch so kommen würde! Erst heut zu Mittag sprengte der Joker, der gute flinke Bursch, athemlos auf den Hof und brachte die Nachricht, daß Du mit dem Postschiffe kämst." — Dann lachte sie still in sich hinein. „Weißt Du noch," sagte sie, „wie Du mich damals auf dem Balkon zum letztenmal sahst? das war grade wie heute, auch so ein stiller Abend, und Musik im Garten." — „Wer ist denn eigentlich gestorben?" frug ich hastig. — „Wer denn?" sagte die schöne Frau und sah mich erstaunt an. — „Der Herr Gemahl von Ew. Gnaden," erwiederte ich, „der damals mit auf dem Balkon stand." — Sie wurde ganz roth. „Was hast Du auch für Seltsamkeiten im Kopf!" rief sie aus, „das war ja der Sohn von der Gräfin, der eben von Reisen zurückkam, und es traf grade auch mein Geburtstag, da führte er mich mit auf den Balkon hinaus, damit ich auch ein Vivat bekäme. — Aber deshalb bist Du wohl damals von hier fortgelaufen?" — „Ach Gott, freilich!" rief ich aus, und schlug mich mit der Hand vor die Stirn. Sie aber schüttelte mit dem Köpfchen und lachte recht herzlich.

Mir war so wohl, wie sie so fröhlich und vertraulich neben mir plauderte, ich hätte bis zum Morgen zuhören mögen. Ich war so recht seelenvergnügt, und langte eine Hand voll Knackmandeln aus der Tasche, die ich noch aus Italien mitgebracht hatte. Sie nahm auch davon, und wir knackten nun und sahen zufrieden in die stille Gegend hinaus. — „Siehst Du," sagte sie nach einem Weilchen wieder, „daß weiße Schlößchen, das da drüben im Mondschein glänzt, das hat uns der Graf geschenkt, sammt dem Garten und den Weinbergen, da werden wir wohnen. Er wußt es schon lange, daß wir einander gut sind, und ist Dir sehr gewogen, denn hätt' er Dich nicht mitgehabt, als er das Fräulein aus der Pensions-Anstalt entführte, so wären sie beide erwischt worden, ehe sie sich vorher noch mit der Gräfin versöhnten, und alles wäre anders gekommen." — „Mein Gott, schönste, gnädigste Gräfin," rief ich aus, „ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht vor lauter unverhofften Neuigkeiten; also der Herr Leonhard?" — „Ja, ja," fiel sie mir in die Rede, „so nannte er sich in Italien; dem gehören die Herrschaften da drüben, und er heirathet nun unsere Gräfin Tochter, die schöne Flora. — Aber was nennst Du mich denn Gräfin?" — Ich sah sie groß an. — „Ich bin ja gar keine Gräfin," fuhr sie fort, „unsere gnädige Gräfin hat mich nur zu sich auf's Schloß genommen, da mich mein Onkel, der Portier, als kleines Kind und arme Waise mit hierher brachte."

Nun wars mir doch nicht anders, als wenn mir ein Stein vom Herzen fiele! „Gott segne den Portier," versetzte ich ganz entzückt, „daß er unser Onkel ist! ich habe immer große Stücke auf ihn gehalten." — „Er meint es auch gut mit Dir," erwiederte sie, „wenn Du Dich nur etwas vornehmer hieltest, sagt er immer. Du mußt Dich jetzt auch eleganter kleiden" — „O," rief ich voller Freuden, „englischen Frack, Strohhut und Pumphosen und Sporen! und gleich nach der Trauung reisen wir fort nach Italien, nach Rom, da gehn die schönen Wasserkünste, und nehmen die Prager Studenten mit und den Portier!" — Sie lächelte still und sah mich recht vergnügt und freundlich an, und von fern schallte immerfort die Musik herüber, und Leuchtkugeln flogen vom Schloß durch die stille Nacht über die Gärten, und die Donau rauschte dazwischen herauf — und es war alles, alles gut!

Gedichte *)

von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Winterlied.

Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und schaute fröhlich nieder
In's alte Thal hinaus,
Die Luft mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingsland,
Und Blüten-Flocken fielen
Mir über Brust und Haupt.

Als ich erwacht, da schimmert
Der Mond vom Waldesrand,
Im falben Scheine flimmert
Um mich ein fremdes Land,
Und wie ich ringsher sehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schnee,
Mein Haar vom Alter weiß.

Das Ständchen.

Auf die Dächer zwischen blassen
Wolken scheint der Mond herfür,
Ein Student dort auf der Gassen
Singt vor seiner Liebsten Thür.

---

*) Aus: Deutscher Musenalmonach für das Jahr 1833. Leipzig.

Und die Brunnen rauschen wieder
Durch die stille Einsamkeit
Und der Wald vom Berge nieder,
Wie in alter schöner Zeit.

So in meinen jungen Tagen
Hab' ich manche Sommernacht
Auch die Laute hier geschlagen
Und manch lust'ges Lied erdacht.

Aber von der stillen Schwelle
Trugen sie mein Lied' zur Ruh —
Und du, fröhlicher Geselle,
Singe, sing' nur immer zu!

Frühlingsklänge.

Vom Münster Trauer-Glocken klingen,
Vom Thal ein Jauchzen schallt herauf.
Zur Ruh sie dort dem Todten singen,
Die Lerchen jubeln: wache auf!
Mit Erde sie ihn still bedecken,
Das Grün aus allen Gräbern bricht,
Die Ströme hell durch's Land sich strecken,
Der Wald ernst wie in Träumen spricht,
Und bei den Klängen, Jauchzen, Trauern,
So weit in's Land man schauen mag,
Es ist ein tiefes Frühlingsschauern
Als wie ein Auferstehungstag.

Kriegslied.

Nicht mehr in Waldesschauern
An jäher Klüfte Rand,
Wo dunkle Tannen trauern,
Siehst du die Brut mehr lauern
Auf wüster Felsenwand.

Die Greiffen nicht mehr fliegen
Lindwürm' auf heißem Sand
Nicht mehr mit Löwen kriegen,
Auf ihren Bäuchen liegen
Die Drachen im platten Land.

Doch wo das Leben schimmelt,
Soweit man reisen kann,
Von Würmern es noch wimmelt,
Und was auf Erden himmelt,
Sie hauchen's giftig an.

Noch halten sie in Schlingen
Die wunderschöne Braut,
Bei Nacht hört man ihr Singen
Die stille Luft durchdringen
Mit tiefem Klagelaut.

Das ist die Brut der Natter,
Die immer neu entstand:
Philister und ihre Gevatter,
Die machen groß Geschnatter
Im deutschen Vaterland.

Sankt Georg, du blanker Streiter,
Leg' deine Lanze ein,
Und wo ein wackrer Reiter,
Dem noch das Herz wird weiter,
Der steche frisch mit drein!

Guter Rath.

Springer, der in luft'gem Schreiten
Ueber die gemeine Welt,
Kokettiret mit den Leuten,
Sicherlich vom Seile fällt.

Schiffer, der nach jedem Winde,
Blas' er witzig oder dumm,
Seine Segel stellt geschwinde,
Kommt im Wasser schmählich um.

Weisen' Sterne doch die Richtung,
Hörst du Nachts doch fernen Klang,
Dorthin liegt das Land der Dichtung,
Fahre zu und frag' nicht lang.

Der alte Held.

Tafellied zu Goethe's Geburtstag 1831.

„Ich habe gewagt und gesungen,
Da die Welt noch stumm lag und bleich,
Ich habe den Bann bezwungen,
Der die schöne Braut hielt umschlungen,
Ich habe erobert das Reich."

„Ich habe geforscht und ergründet
Und hab es euch treulich kund:
Was das Leben dunkel verkündet,
Die heilige Schrift, die entzündet
Der Herr in der Seelen Grund."

„Wie rauschen nun Wälder und Quellen
Und singen vom ewigen Port:
Schon seh' ich Morgenroth schwellen,
Und ihr dort, ihr jungen Gesellen,
Fahrt immer immerfort!"

Und so, wenn es still geworden,
Schaut er vom Thurm bei Nacht
Und segnet den Sänger-Orden,
Der an den blühenden Borden
Das schöne Reich bewacht.

Dort hat er nach Lust und Streiten
Das Panner aufgestellt,
Und die auf dem Strome der Zeiten
Am Felsen vorübergleiten,
Sie grüßen den alten Held.

Heimkehr.

Der Wintermorgen glänzt so klar,
Ein Wandrer kommt von ferne,
Ihn schüttelt Frost, es starrt sein Haar,
Ihm log die schöne Ferne,
Nun endlich will er rasten hier,
Er klopft an seines Vaters Thür.

Doch todt sind, die sonst aufgethan,
Verwandelt Hof und Habe,
Und fremde Leute sehn ihn an
Als käm' er aus dem Grabe;
Ihn schaudert tief im Herzensgrund,
Ins Feld eilt er zur selben Stund.

Da sang kein Vöglein weit und breit
Er lehnt' an einem Baume,
Der schöne Garten lag verschneit,
Es war ihm wie im Traume,
Und wie die Morgenglocke klingt,
Im stillen Feld er niedersinkt.

Und als er auffteht vom Gebet,
Nicht weiß wohin sich wenden,
Ein schöner Jüngling bei ihm steht,
Faßt mild ihn bei den Händen:
„Komm' mit, sollst ruhn nach kurzem Gang." —
Er folgt, ihn rührt der Stimme Klang.

Nun durch die Bergeseinsamkeit
Sie wie zum Himmel steigen,
Kein Glockenklang mehr reicht so weit,
Sie sehn im öden Schweigen
Die Länder hinter sich verblühn,
Schon Sterne durch die Wipfel blühn.

Der Führer jetzt die Fackel facht
Erhebt und ſchweigend ſchreitet,
Bei ihrem Schein die ſtille Nacht
Gleichwie ein Dom ſich weitet,
Wo unſichtbare Hände baun —
Den Wandrer faßt ein heimlich Graun.

Er ſprach: was bringt der Wind herauf
So fremden Laut getragen,
Als hört' ich ferner Ströme Lauf,
Dazwiſchen Glocken ſchlagen?
„Das iſt des Nachtgeſanges Wehn,
Sie loben Gott in ſtillen Höh'n.“

Der Wandrer drauf: ich kann nicht mehr —
Iſt's Morgen, der ſo blendet?
Was leuchten dort für Länder her?
Sein Freund die Fackel wendet:
„Nun ruh zum letztenmale aus,
Wenn du erwachſt, ſind wir zu Haus.“

Johann Gottfried Eichhorn

ward am 16. Oct. 1752 zu Dörrenzimmern im Hohenloheſchen geboren, ſtudirte Theologie und Philologie in Göttingen und ward dann Rector der Schule zu Ohrdruf im Herzogthum Gotha. Er vertauſchte jedoch dieſe Laufbahn mit der eines akademiſchen Docenten und wirkte als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen, von 1775 — 1788 an der Univerſität Jena, darauf erhielt er einen Ruf nach Göttingen, das er ſeitdem nicht wieder verließ und wo er am 25. Juni 1827 als Doctor der Theologie und Philoſophie, geheimer Juſtizrath, Ritter des Guelphenordens, erſter Profeſſor der Philoſophie und Mitdirector der Societät der Wiſſenſchaften ſtarb.

Seine in deutſcher Sprache verfaßten Werke ſind:

Geſchichte des oſtindiſchen Handels vor Mohamed. Gotha, 1775.
Der Naturmenſch. Berlin und Stettin, 1783.
Joh. David Michaelis. Göttingen, 1791.
Urgeſchichte, herausgegeben von J. P. Gabler. Altdorf, 1791 — 93. 2 Thle.
Allgemeine Geſchichte der Cultur und Literatur des neueren Europa. Göttingen, 1796—99. 2 Thle.
Literärgeſchichte. Göttingen, 1799. N. A. 1812—14. 3 Thle.
Weltgeſchichte. Göttingen, 1799 — 1814. 3 A. 1818 —20. 4 Thle.
Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte. Göttingen, 1803—4. 6 Th. 3 A. Hannover 1817—18.
Die franzöſiſche Revolution. Göttingen, 1797. 2 Thle.
Geſchichte der Literatur u. ſ. w. Göttingen, 1805 —12. 12 Thle. N. A. 1818 flgde.
Urgeſchichte des erlauchten Hauſes der Welfen. Hannover, 1817.
Hiob. Leipzig, 1810. N. A. 1828.
Die hebräiſchen Propheten. Göttingen, 1816—1819. 3 Thle.

E's Verdienſte um die Wiſſenſchaft in Deutſchland ſind nicht zu berechnen und können nie dankbar genug anerkannt werden. Er war es, der durch ſeine Kenntniſſe und ſeine Schriften vorzüglich die Verbreitung einer geſunden und gründlichen Kritik der bibliſchen Schriften beförderte und hier den rechten Weg zeigte. Eben ſo klar, ſcharfſinnig und umſichtig verfuhr er auch in ſeinen übrigen hiſtoriſchen und literärhiſtoriſchen Werken, in welchen er die genaueſte Forſchung mit wahrem Pragmatismus und einer edeln und gebildeten Darſtellungsweiſe zu vereinigen wußte. Vorzüglich ſchätzbar iſt unter dieſen ſeine „Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte“, ſowohl durch ihre klare Ueberſicht, als durch die genaue Angabe der einzelnen hiſtoriſchen und politiſchen Verhältniſſe und Veränderungen.

Friedrich Hildebrand von Einsiedel

ward am 30. April 1750 zu Lumpzig bei Altenburg geboren und ſeit ſeinem eilftem Jahre dem Pageninſtitut zu Weimar übergeben, wo er ſich durch ſeine Munterkeit und ſeine Schelmſtücke, welche ſpäter Kotzebue zu ſeinen Pagenſtreichen benutzt haben ſoll, ſchon früh als ein heller Kopf auszeichnete. Später ſtudirte er in Jena die Rechte mit großem Fleiß ohne jedoch die Ausbildung ſeines Körpers darüber zu vernachläſſigen und erhielt 1770 eine Anſtellung als Regierungsaſſeſſor in Weimar. 1775 ward er daſelbſt Hofrath, fand jedoch nicht ſonderliches Wohlgefallen an ſeiner Laufbahn und gab ſich oft einer eigenthümlichen Zerſtreutheit hin, die ihn häufig im Geſchäftsleben ſtörte, und welche mit den Jahren eher zu- als abnahm, ſo daß ſich noch manches komiſche Ereigniß dieſer Art traditionell auf die Nachlebenden verpflanzt hat. Als er jedoch im folgenden Jahre zum Kammerherrn der verwittweten Herzogin Amalie von Sachſen Weimar ernannt wurde, befand er ſich vollkommen in ſeiner Sphäre und trug nicht wenig theils durch ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit, theils durch ſeine intellectuelle Bildung dazu bei, den auserleſenen Kreis von Männern und Frauen, welchen die geiſtreiche Fürſtin um ſich verſammelt hatte, zu zieren, und thätigen, ſelbſtſtändigen Antheil an Allem zu nehmen, was hier zur Veredlung und Verſchönerung des Lebens in das Daſeyn gerufen wurde. Im Jahre 1787 begleitete er die Herzogin auf einer Reiſe nach Italien und ſtieg nach Weimar zurückgekehrt von Würde zu Würde. — Als ihm ſeine erhabene Gönnerin durch den Tod entriſſen wurde, ernannte ihn die regierende Herzogin zu ihrem Oberhofmeiſter, eine Charge, die er bis zu ſeinem Tode bekleidete. Er ſtarb am 9. Juli 1828 als Geheimerath, Oberhofmeiſter, Präſident des Oberappellationsgerichtes zu Jena und Komthur des G. S. Hausordens vom Falken u. ſ. w.

Seine Schriften ſind:

Ceres. Ein Vorſpiel. Weimar, 1774.
Die eiferſüchtige Mutter. Luſtſpiel. Weimar, 1774.
Neueſte vermiſchte Schriften. (Anonym). Deſſau, 1783—84. 2 Thle.
Grundlinien zu einer Theorie der Schauſpielkunſt. Leipzig, 1797.
Die Brüder. Luſtſpiel. Leipzig, 1802.
Luſtſpiele des Terenz. 2 Bde. Leipzig, 1806.

Reiche Bildung, Grazie, Sittlichkeit und feiner Geſchmack, waren, wie im Leben, ſo auch in ſeinen Schrif-

ten v. Einſiedels unzertrennliche Begleiterinnen, obwohl er mehr theilnehmend und anregend, als eigentlich ſelbſtſchaffend wirkte. Am Gelungenſten erſcheint ſeine Bearbeitung des Terenz für die Bühne; zu bedauern iſt daher, daß eine ähnliche Behandlung von ſechs Komödien des Plautus, welche ſein Nachlaß in der Reinſchrift enthielt, bis jetzt keinen Herausgeber gefunden hat.

Einige Lieder von Einſiedel *).

Die Hoffnung.

Ach! ohne Hoffnung
Wäre nichts das Leben.
Zwar, Schatten gleich,
Kann bald entſchweben
Was wir gehofft,
Geträumt — der Strahl
Des ſchönſten Lichts,
Verdämmern in ein leeres Nichts.

Doch ſonder Hoffnung
Wäre hin für immer
Des Lebens Glück!
Ein Glanz — ein Schimmer,
Lockt unſern Wunſch.
Die Roſe: Täuſchung,
Hier verweht,
Dort neu, und reizender entſteht.

Ein ſüßes Wähnen
Iſt des Menſchen Wonne;
Mit Adler Flug'
Empor zur Sonne
Getragen, wünſcht
Ein jeder ſich,
Was ihm gefällt:
Und wird der Schöpfer einer Welt.

Auf dem Waſſer.

Beim Abſchied von Fanny.

Dunkeler, trüber,
Ferne vorüber
Schwindet das Ufer im Lauf.
Nächtliche Hülle,
Schauerlich ſtille,
Sinket — O! Schifflein halt auf.

Schreckliche Eile! —
Säume, ach! weile,
Harr' im beflügelten Lauf!
Mußt du ſo rennen;
Grauſam zu trennen
Herzen? — O! Schifflein halt auf.

Harre. Dort ſchwellen
Fürchterlich Wellen
Drohend zu Wolken hinauf;
Kehr' in den Hafen
Wieder: — es ſtrafen
Götter den freveinden Lauf.

In der letzten Nacht im Jahre.

Nächtlich Dunkel hüllt den Morgen
Neuen Jahres, neuen Lebens,
In geheimnißvolle Schleyer.
Was vergangen, iſt entſchwunden;
Was da kommt, iſt uns verborgen.
So verſchlingen unvermerkt
Jahre ſich — ein Tag den andern,
Das wir kaum den Wechſel ahnend,
Bald auf raſcher Wünſche Schwingen
Vorwärts eilen,
Bald in Träumen aus der Vorzeit
Uns verweilen. — —
Liebe Freundin, reinen Herzens,
Schöner Seele, holder Reize!
Du, nur Du kannſt mir gewähren,
Was nicht wechſelt, nicht entſchwindet,
Was in jedem Augenblicke,
Gleich dem Athem, den wir ſchöpfen,
Daſeyn iſt und Daſeyn giebt.
Was wir wachend immer träumen,
Was wir träumend gerne wachten;
Was nicht Spiel bethörter Sinne,
Täuſchung nicht, noch Schatten iſt:
Denn Du Göttliche! kannſt geben
Liebe dieſem Herz — und Leben.

Schlaf-Lied.

Schlafe ſanft mein Herz,
Schlafe ſanft und mild;
Schlaf iſt des ſchönen Todes Bild;
Wer reinen frommen Herzens lebt,
In Ahnung froher Zukunft ſchwebt,
Den ſchreckt nicht Dunkelheit, noch Nacht,
Ein Engel freundlich um ihn wacht. —
Schlafe ſanft mein Herz,
Schlafe ſanft und mild!
Schlaf iſt des ſchönen Todes Bild.

Schlafe ſanft mein Kind,
Schlafe ſanft mein Gold!
Der Himmel iſt der Liebe hold;
Mit milder, lieber Vater-Hand,
Schirmt er vertrauter Seelen Band.
Nicht ewig wird dein treues Herz
Erdulden trüber Leiden Schmerz. —
Schlafe ſanft mein Kind,
Schlafe ſanft mein Gold!
Der Himmel iſt der Liebe hold.

Schlafe ſanft mein Herz,
Schlafe ſanft und mild.
Schlaf iſt des ſchönen Todes Bild.
Wenn hingeſchlummert iſt die Zeit,
Wenn ausgeharrt ſo manches Leid:
Dann ſchmückt uns, ſtatt dem Myrthen-Kranz,
Der ſchönſten Sternen-Krone Glanz. —
Schlafe ſanft mein Herz,
Schlafe ſanft und mild.
Schlaf iſt des ſchönen Todes Bild.

Auf einer Reiſe im Winter.

Umſchwebſt Du mich, Götter-Bild;
Acht' ich nicht Nord und Froſt,
Noch iſt das Schneegeſtöber
Das des Tannen-Waldes
Stolze Wipfel beugt.

Umſchwebſt Du mich, Götter-Bild,
Schaut mein kühnerer Blick
Von der Felſen-Höh' furchtlos hinab,
Wo der Abgrund droht.

Neben Dir, o Götter-Bild,
Ruht' ich einſt ſanfter im Thal:
Als May-Luft uns wehte,
Als roſiger Duft
Unſer Lager bethaute. —

Holdere Göttin der Zeit,
Eil' im Blumen-Gewande
Bald, ach! balde zurück. —
Einſam wandeln wir dann
Wieder im Buchen-Hayn,
Himmliſches Götter-Bild!

---

*) Aus: Neueſte vermiſchte Schriften. 2r Bd. Deſſau und Leipzig, 1784.

Die Hoffnung.

Vollen Segels, treibt der Nachen
Jungen raſchen Lebens fort,
Auf dem unbegränzten Meere
Sorglos, ohne Ziel und Port.

Wolken thürmen ſich zu Donner,
Blitze kreuzen ferne ſchon;
Doch es glänzen helle Sterne
Noch am blauen Himmels-Thron.

Decket Eis die hohen Berge,
Schnee die Felſenharte Flur;
Blüht doch Immergrün und Myrthe,
Mildern Frühlings holde Spur.

Liegt der Erdkreis rund umſchleiert
Von dem Dunkel ſchwarzer Nacht;
Hofft er, daß am Morgen-Himmel
Phöbus lichter Strahl erwacht. —

Trübte Schwermuth meine Sinne,
Drückte Kummer dieſes Herz;
Sandteſt du, des Himmels Tochter,
Hoffnung, Balſam meinem Schmerz.

Deine freundliche Gefärtin,
Phantaſie, erſchien mir dann,
Führte mich auf Blumen-Pfaden
Manche hohe Sternen-Bahn.

Aber, wird der Zauber-Nebel
Grauſam ach! von Dir zerſtäubt;
Fühl' ich, daß der leichte Nachen
Schüchtern auf dem Meere treibt.

Ohne Anker, ſo zu ſteuern,
Raſtlos in der Stürme Noth
Wilden Wellen preiß gegeben:
Fanny — bringt dem Schiffer Tod!

Ich und Sie.

Gleich geſchaffne Seelen ahnden
Suchen und ereilen ſich.
Auf dem ſtillen Pfad' des Lebens
Fand ich Fanny, Fanny mich.

Wo ſie wandelt, geh' ich gerne;
Meine Schritte ſpäht ſie leicht,
Wünſch ich: wird nur Fanny Wille,
Will ſie: nur mein Wunſch erreicht.

An den Mond.

Schönes Licht, du eilſt vorüber,
Säume deinen Wolken-Tanz!
Daß mein Auge länger ſpähe
Dich, im holden Silberglanz.

Daß ich meiner trüben Seele
Flehe Troſt von dir herab; —
Bald nützt milden Thaues Balſam
Nimmer mir, im frühen Grab!

Sey mir Bild, und hohes Deuten
Meines Erde-Wallens hier;
Werd' ich jene Nebel-Hüllen
Auch durchgleiten — ähnlich dir?

Werd' ich über Wolken wallen?
Nicht, wie Wolken, einſt verwehn?
Soll ich Staub — ein Staub der Erde,
Ewig mich, gleich Welten, drehn? —

Doch es bleibe unentfaltet
Jener Schleyer meinem Blick;
Möchte hier ein Strahl des Hoffens
Sanft entdämmern mein Geſchick?

Wüßt' ich, Fanny, ob Dein Auge
Je mir holder lächeln wird? —
Jahre ſchon um Gegenliebe
Seufzend, meine Bitte girrt!

Sollen Thränen nie vertrocknen,
Milder Troſt mir werden nie?
Soll der Leiden ſteter Kummer
Mich zu Grabe tragen früh?

Wohl! auch ſterbend will ich lieben
Noch Dein unerbittlich Herz:
Eine Zähre, mitleidsvoller,
Weinſt Du dann in ſtillem Schmerz.

Sprichſt: „Hier ruht ein treuer Schatten,
„Ach! daß er noch mein gedenkt
„Sonder Zürnen; da ich grauſam
„Ihn ſo lang — ſo hart gekränkt!"

Bringſt von Roſen und Cypreſſen
Dann der Sterbe-Kränze zwey:
Roſen, meine Liebe deutend,
Und Cypreſſen, Deine Reu.

Beim Erwachen.

Gegrüßt! Blick nicht ſo ſcheu herauf
Aus deinem feuchten Thal;
Beginne deinen Himmels-Lauf,
Du früher Morgen-Strahl!

Lang' bin ich wach; und ſanft entfiel
Des Schlummers Binde mir:
Denn ich, des ſchönſten Traumes Spiel,
Sah' meine Fanny hier.

Nicht reizender, des Meeres Schaum
Entſchlüpft, ſtand Venus da;
Als ich, im ſüßen Wonne-Traum,
Die holde Zaubrinn ſah.

Ein freundlich Lächeln war ihr Mund,
Ihr Auge war ſo mild!
Die Hand ſo weiß, der Arm ſo rund —
Ihr Bau der Grazien Bild.

Es ſchlang ein perlenfarbnes Band
Sich um ihr lockig Haar,
Und ſchalkhaft ſchürzte ihr Gewand
Der Liebes-Götter Schaar.

Ich ſahe Lippen roſenroth
Zum wärmſten Kuſſe glühn!
Vor Augen ſah' ich ſichern Tod,
Und doch konnt' ich nicht fliehn! —

Hinweg o Schleyer! ſeufzt ich laut —
Zu hohen Reiz du deckſt!
Sieh' ein Verräther mir vertraut,
Was nimmer du verſteckſt.

Ja, ja! dieß warme Herz ſich regt,
Und drängt ſich hoch empor;
Sag, wem es ſo entgegenſchlägt,
O Fanny! mir ins Ohr. —

Du zögerſt? Nun ich rath es ſchon,
Treib immer deinen Spott!
Mir winkt von ſeinem Roſen-Thron
Triumph! der Liebes-Gott.

Eis-Lied.

Die Bahnen der Tiefen,
Die Bahnen des Lebens,
Durchgleiten wir eilend —
Und ſäumen vergebens

Den ſinkenden Taumel
Am Rande, wenns bricht.
Der Feige nur, wendet
Hinweg das Geſicht!

Wenn Luna mir leuchtet
Zum wechſelnden Stahl,
Und ſendet mir Schimmer
Ins dämmernde Thal;
Leicht kann ich die Bahnen
Der Tiefen durchgleiten —
Auf Bahnen des Lebens
Soll Liebe mich leiten!

Lebens-Lied.

Blumen hab ich mir geſtreut
Auf den Pfad des Lebens;
Liebe giebt mir ſüß Geleit,
Muth, der Geiſt des Rebens.

Noch glänzt Sonne mir ſo ſchön,
Auch wird Mond mir ſcheinen,
Muß ich — dämmerts — ſchlafen gehn;
Mögt ihr Andern weinen!

Trink-Lied.

Reiche mir den vollen Becher,
Daß ſie weichen meine Sorgen;
Denn wer ſagt mir, ob ich Morgen
Trinken noch, und ſingen kann?

Fülle jede hohle Flaſche!
Gram und Kummer zu beſiegen
Soll die letzte Drachme fliegen;
Euch, ihr Erben, lach' ich an.

Trinkend, ſoll mich Epheu kränzen,
Lorbeer, ſieg ich, mich umſchlingen;
Reime, wird der Rauſch mir bringen,
Schwung, der Sterne Sonnen-Bahn! —

Mag der Parze Faden reißen;
Wo Silen und Bachus zechen,
Wirds an Trauben nicht gebrechen:
Froh beſteig ich Charons Kahn.

Des Nachts.

Sanft Du ſchläfſt,
Und deinen Schimmer
Späh' ich leiſe,
Seufzend, fern;
Ach! ich trage
Leid und Kummer,
Willig immer
Still und gern.

Bald auch mir
Wird Morpheus Binde
Aug' und Sinne
Dämmern zu:
Ach! ich Armer
Such' und — finde
Träumend nur —
Die ferne Ruh.

Am Abend.

Gute Nacht, geliebte Holde,
Süße Ruh' und Frieden Dir!
Ach daß Du in Deinem Herzen
Hätteſt Raum — und gäb'ſt ihn mir!

Mir, dem wärmſten und getreuſten
Aller, die in bunter Schaar
Dir, vom Morgen bis zum Abend,
Huldigen das ganze Jahr.

Dürft' ich ſo ein Herz bewohnen,
Und verriegeln jede Thür:
Gerne gäb' ich Dir, für immer,
Mich zum Eigenthum dafür. —

Willſt Du meines? ſo begehre
Sieh' ich öffne Dirs ſogleich.
Auch iſt wenig Zins zu geben,
Tags ein Kuß — und ich bin reich!

Ueberreich ſogar, ich gebe
Auch ſie doppelt einſt zurück,
Und ſind Küſſe Dir zu theuer?
Tauſche ſie um einen Blick;

Doch um einen, der bedeutend
Einem wärmern Wunſch entſpricht,
Blicke, wie Du täglich ſpendeſt,
Solche, Freundin, gelten nicht.

Am erſten Winter-Morgen.

Ha! blaſſer Winter biſt du da
In deinem Schnee-Gewand?
Willkommen, traulich reiche mir
Die kalte dürre Hand!

Meinſt du, ich würde, Wölfen gleich,
Mit Heulen dich empfahn?
Nein, nein! — Ich liebe deine Pracht
Auf rauher Silber-Bahn.

Zu Bergen thürme ſich empor
Der Flocken Wolken Heer,
Es ſtarre, rund um mich, die Welt
In deinem Panzer ſchwer;

Ich acht' es wenig! wohl bei Muth
Lach' ich ob deiner Macht,
Und bliſe ſiebenfacher Nord
Mich an, in ſchwarzer Nacht.

Mir duftet Frühling mild und grün,
Ich athme Sommer-Glut;
Und rege Geiſter tummeln ſich
In meinem heißen Blut.

Denn wo Sie wallt, iſt Roſen-Mond,
Und ew'ge Blüthen blühn —
Was ſoll mir ferner Sonnen Strahl!
Wo Fannys Augen glühn!

Am Weihnachts-Abend.

Es kam in dürftigem Gewand
Das Kindlein Chriſt, und wundernd ſtand
Der Hirte — dürftig an Verſtand —
Da er's ſo arm und kindiſch fand.

So man ein Kind und kindiſch iſt,
Schafft große Freud' der Heil'ge-Chriſt;
Da leuchten bunte Kerzen mehr,
Als itzt ein ganzes Fackel-Heer.

Ein grüner Baum der deutet an:
Daß man einſt wachſe hoch heran —
Des Baumes Deuten trifft wohl zu,
Ach! hin iſt Kindheit, Glück, und Ruh.

Dem Jüngling ſchlägt ein reges Herz;
Er tauſcht ſich Freud' um Leid, mit Schmerz,
Und mancher Wunſch in ihm verwelkt,
Dem Glück und Zeit zu raſch enteilt.

Bald kommt die Welt — als ein Orkan —
Die dürrt uns zum gesetzten Mann.
Und löst sich einst der Pilger-Schuh —
So geht man heim zur ew'gen Ruh.

Du Zauberin! mit milder Hand,
O! leite mich am Gängel-Band
Zurück, in froher Kindheit Land;
Und gleit' ich — reiche mir die Hand!

Ein Neujahr-Wunsch.

Vom Götter-Sitz da komm ich her,
Und bringe schöne neue Mähr
Am ersten Tag im Januar;
Euch drob zu freun das ganze Jahr.
Sie ist kein feiler Mode-Traum,
Und paßt für eines Jeden Gaum. —

Der alte Zevs von seinem Thron
Grüßt freundlich jeden Erden-Sohn,
Und macht — durch meinen sichern Mund —
Dem Erd-Ball seinen Rathschluß kund:

Zeithero wars der Brauch bei ihm
Despot zu seyn, aus Staats-Maxim;
Von armer Sterblichen Beschwerden
Von unsern Wünschen hier auf Erden,
Vom Klagen über Injustiz
Nahm er bekanntlich nie Notiz,
Und gouvernirte stets die Welt,
Als wär' er blos auf's Ganze gestellt. —

Doch anders itzt! Der alte Gott
Will thun dieß Jahr, als sey er todt,
Er will die Dinge laufen lassen,
Sie mögen gut oder übel passen,
Es soll kein Murren seyn auf Erden,
Einem jeden solls nach Sinne werden;
Was einer wähnet gut und recht —
Es sey so schiefelig oder schlecht,
So selbstisch, schief und unerhört —
Das soll ihm alsbald seyn gewährt.

Dieweil nun alle Wünsche meist
Sich stimmen fast in einem Geist,
Und Geld und Gut sammt langen Leben
Die Puppe ist, wonach wir streben;
So wirds geschehn in kurzer Zeit
Daß es überall Dukaten schneit,
Der Tod frißt fort kein Menschen-Kind,
Und Aerzte nimmer nöthig sind.
Ein Jeder wird erlangen Recht,
Kein Mensch wird seyn des andern Knecht.
Dem Trinker soll nie mangeln Wein,
Den Liebenden nie Mondenschein.
Ein jedes Mädchen bekommt einen Mann,
Was einer will, er alsbald kann.
Die Erde roh und ungedüngt
Den schönsten, fettsten Waizen bringt —
Mit einem Wort, die ganze Natur
Wird dirigirt durch Wünsche nur,
Und sollten Wünsche sich durchschneiden
So mögen plurima entscheiden,
Wie's in Collegien der Brauch. —
Indessen wird den rundsten Bauch
Sich Zevs auf seinem Berg erzielen,
Und sehn, wie wir die Farce spielen.
— — — — — — —

Bei so gestalltem Lauf der Sachen
Wär's thörig, viele Wünsche machen;
Da jeder alsobald erhält,
Was wünschend seinen Busen schwellt,
Auch ganzer Facultäten Rath
Verfehlt, was einer vonnöthen hat!

Fragmente einer cosmopolitischen Speculation.

Auch mir erscholl in meinem litterarischen Kerker die Nachricht:

Ein wohldenkender Menschenfreund sey auf den Gedanken gerathen, über die Möglichkeit und über die Mittel den Kindermord zu verhüten, die Meinungen Anderer zu hören; und es sey zu diesem Ende, eine, mit einer Prämie begleitete Preisfrage, von ihm in die Welt gegangen.

Da ich für meine Person keine Ansprüche mache, weder die Frage aufzulösen, noch den Preis zu gewinnen; (und da ich das sogenannte Speculiren gewiß nicht aus Ruhmsucht treibe, vielmehr — obschon unser achtzehntes Jahrhundert ein sehr aufgeklärtes Jahrhundert, und die Köpfe dieses Jahrhunderts sehr aufgehellte Köpfe seyn sollten; — mich aller Vorsicht und Behutsamkeit eines Schleichhändlers dabei bedienen muß) so brauche ich mich so genau an die Gränzen, und an den vorgeschriebenen Zweck nicht zu binden, und ich darf nach Maßgabe und Reihe meiner Hipothesen und Folgerungen, mehr von dem reden: was meinem Bedünken nach künftig erst, möglicher Weise erlangt werden könnte; als von dem, was gegenwärtig wirklich erreicht werden soll.

Die Sache selbst stellt sich mir folgender Gestalt dar.

Je unnatürlicher ein Verbrechen ist, desto schwerer ist es auslangend politische Vorkehrungen dagegen zu treffen.

Denn wo Instinkt — dieß mächtige Gesetz der Natur — sich vergebens empört; da sind Pönalverordnungen und Strafen das unwirksamste aller Mittel.

Ueberhaupt wird durch Strafen nicht gebessert, sondern blos geschreckt. Schrecken ist ein momentaner vorübergehender Eindruck — was soll, was kann der wirken? Höchstens Vorsicht, ausgeklügeltere Hüllen zu künftigen Verbrechen. Sollte der Anblick, das Beispiel der Strafen, eine bleibendere Wirkung hervorbringen, und also dadurch minder geschreckt als gebessert werden; so müßte man das vorübergehende des Eindruckes durch immerwährendes Wiederholen zu ersetzen suchen, und noch obendrein (da bekanntlich der Anblick des Schauderlichsten uns bald gewöhnlich werden kann) gleichsam stufenweis von Grausamkeit zu Grausamkeit dabei steigen, um die wiederholten Eindrücke nicht frucht- und kraftlos werden zu lassen. Wer wollte sich aber zum ersten die Schlauigkeit eines Denuncianten, und zum letzteren das Raffinement eines Inquisitoren wünschen?

Der Kindermord — in so fern er von Müttern begangen wird, wie dieß der gewöhnliche Fall ist — dieser gehört zu der erwähnten Art unnatürlicher Verbrechen; wo Strafen und Strafgesetze vergebens angewendet werden, denselben zu steuern.

Nichts ist leichter beantwortet als die Frage: warum kommen Beispiele von Kindermord vor, da es ein so unnatürliches Verbrechen ist?

Darum, weil die Begriffe von Ehre und Schande, womit wir Keuschheit und Unkeuschheit bei dem weiblichen Geschlecht bezeichnen, einmal unserer Vorstellungsart eigen geworden sind, und weil sich dadurch, in der bürgerlichen Verfassung sehr wesentliche, sehr wichtige Vortheile und Nachtheile damit verbunden haben.

Welche Mutter würde sonst auf den Gedanken gerathen, ihr Kind umzubringen, wenn sie nicht unvermeidliche Schande und Nachtheile, die ihre eigne Existenz für immer und ohne Wiederersatz untergraben, zugleich damit vertilgen wollte?

Indessen ist man durch das Wissen der Grundursachen eines Uebels, nicht sogleich in den Stand gesetzt, dasselbe hinwegräumen zu können, obwohl solche Nachforschungen zu denen ersten Schritten gehören, welche (mindestens zur Verhütung, oder zur Milderung so mancher Anomalie die Natur und Verhältnisse — im ununterbrochenen Kampf gegen einander — erzeugen) gethan werden müssen, um heller und klarer zu sehen, wo es dunkel ist, und wo es auch, ganze Epochen lang, gut seyn mag, daß es dunkel bleibe.

Unter einer Million erwachsener Menschen sind kaum zehen so glücklich organisirt, daß sie eine Empfänglichkeit für irgend eine neue, ihnen ungewöhnliche Vorstellungsart haben, und es ist schon um deswillen überhaupt schwer, auf die Menschen zu wirken.

Wer sein Vertrauen auf Wahrheit setzt, und durch diese in die Meinungen, Begriffe, Phantasien, und Glaubens-Formeln der Menschen eindringen will, um sie zu einem veränderten Gesichtspunkt zu lenken, der erkennt bei den ersten Versuchen bald seinen Irrthum. Durch Wahrheit ist noch nie auf den großen Haufen gewirkt worden, und es wird nie durch sie darauf gewirkt werden. Der Grund liegt immer wieder darin: daß die Menschen, in einem gewissen Alter, unfähig sind, so manigfaltige Vorstellungsarten, und so vielseitige Gesichtspunkte anzunehmen, um zu erkennen, was wirklich wahr ist, und darnach alle resultirende Seitenbegriffe nebst den mehr oder weniger partiellen Folgerungen daraus, mit der ganzen Summe ihrer Ideen und aufgefaßten Eindrücke in Harmonie zu setzen, und dieses Gewebe mit Leichtigkeit so oft gleichsam umspinnen und umwirken zu können, als es neu erhaltene Vorstellungsarten, und neu erblickte Gesichtspunkte erforderlich machen.

Diese Operationen sind den meisten Menschen ganz unmöglich, einigen zu beschwerlich — daher ist Täuschung von je her so mächtig, und Wahrheit von je her so unwirksam gewesen! — und nur wenige mögen sich damit abgeben, der nackten Jungfrau Wahrheit nachzustreben, die, sittsam, stets unserem Blick entschlüpft, und den Pfad ihres leisen Trittes nur von ferne spähen läßt.

Aber angenommen, man könne über die Begriffe und Vorstellungsarten der Menschen mehr Herrschaft ausüben als es wirklich möglich ist; auch dann würde ein Uebel nicht immer hinweggeräumt werden können, obschon man die Grundursachen nicht allein wüßte, sondern auch solche zu heben in Stand sich befände.

Das Hinderniß kann nemlich in dem Wohl des Ganzen liegen; dieses leidet nicht immer ganz willkührliche Einrichtungen, und oft ist es räthlich, daß man bei politischen Collisionen, so wie bei moralischen, ein geringeres Uebel dulde, wenn das Wegschaffen der Grundursachen desselben, ein größeres allgemeineres Uebel nach sich ziehen würde.

Es wäre in dem vorliegenden Fall höchst unverständig zu sagen: man hebe die Begriffe von Ehre und Schande auf, womit zeither Keuschheit und Unkeuschheit bezeichnet worden sind, so wird kein Beispiel von Kindermord mehr vorkommen.

Welche Zerrüttung würde ein solcher Vorschlag, wenn er auch der Ausführung fähig wäre, in der bürgerlichen Verfassung anrichten!

Eben so füglich könnte man sagen: man hebe die Begriffe vom Eigenthum, vom Mein und Dein auf; so kann niemand nach des Andern Hab' und Gut streben — und allem Diebstahl ist vorgebeugt.

Es bedarf keines Beweises, daß die Ehen die Grundveste häuslicher Glückseligkeit sind, und daß Ruhe und Eintracht der Familien allein das Wohl des Ganzen gründen und befördern muß. Also ist es nöthig und wichtig, das jungfräuliche Reinheit bei dem Werth und bei der Hochschätzung erhalten werde, womit die Menschen sie zu belegen gewohnt sind; denn die, aus der Zahl der Jungfrauen erwählte Frau, muß dieses Vorzuges würdig seyn, wenn ununterbrochenes Vertrauen, den Mann, der sie sich zur Gefährtin des Lebens bestimmte, in allen Zeiten und unter allen Umständen begleiten soll.

Es mag Wahn und Grille hier ins Spiel kommen; allein wie oft trägt nicht Wahn und Grille mehr zu unserer Ruhe und Glückseligkeit bei, als alle anvernünftelte Ueberzeugung, die, als ein Kind unserer Vorstellungskraft, so mannigfaltig an Gewand und Farbe seyn kann, als irgend ein Kind unserer Phantasie es ist! Auch mag Selbstverblendung und Täuschung, für eine Zeit lang, die Stelle des Vertrauens zuweilen ersetzen; allein wer ist Bürge, daß argwöhnische Vermuthungen und ruhige Zweifel nicht früher oder später das eheliche Glück untergraben — daß diese durch Saamen des Zwiespaltes zerstöhrten, was Eintracht binden, halten, und befestigen sollte?

Ich übergehe vorsätzlich eine ganze Reihe von bekannten Allgemeinsätzen, um dem Hauptgegenstand dieser Spekulation — nemlich dem wirksamsten Mittel zu Verhütung des Kindermordes — näher zu kommen.

Die Natur hat schon in jeder Mutter Brust so viel instinktartige Liebe für ihr Kind gelegt, daß keine ihre Hände mit dem Blute desselben bestecken würde, wenn nicht in gewissen Augenblicken diese Liebe durch die Furcht der Strafe und Schande, durch die schreckliche Aussicht ihr ganzes Daseyn beschimpft zu sehen, durch die Gefahr allem Glück des Lebens, den schönsten Hoffnungen, den von Jugend auf geträumten und genährten Hoffnungen und Wünschen nun für immer entsagen zu müssen, überwunden und überwogen würde.

Man muß daher von der Strafe und *Schande*, von den Besorgnissen und der Gefahr, die ein Mädchen unter diesen Umständen *bedrohen*, so viel *abnehmen*, bis die *natürliche Mutterliebe* damit ins *Gleichgewicht* gebracht, und wo möglich noch um etwas überwiegend gemacht werde.

Daß dadurch dem Kindermord gewiß vorgebeugt werden würde, und daß in dieser *Modification* das zuverlässigste Mittel erhalten sey, alle Beispiele dieses so unnatürlichen, die Menschheit entehrenden Verbrechens zu verbannen, daran wird niemand zweifeln, und ich kann füglich alle Beweisgründe für die unfehlbarste Wirkung dieses Vorschlags übergehen; allein die Möglichkeit denselben in Anwendung zu bringen, und die Art und Weise, das Uebergewicht, das gegenwärtig so sehr auf der Seite des politischen Nachtheiles für ein solches Mädchen ist, auszugleichen, und noch dazu auf die andere Seite des angebornen Instikts zu bringen, ohne dem häuslichen Glück, ohne dem Wohl des Staats, und ohne den Grundsätzen der bei uns eingeführten christlichen Religion dabei entgegen zu handeln; dieses bedarf einer genaueren Betrachtung, und muß näher bestimmt und eingeschränkt werden, um in dem wahren Gesichtspunkt zu erscheinen.

In unserer Art zu empfinden mag es einige Hauptzüge geben, welche überall und zu allen Zeiten vorkommen, und welche der Menschheit überhaupt gemein sind; in unserer Art zu denken aber da ist alles willkührlicher.

Wenn auch unsere Empfindungskraft durch Individualität determinirt wird, so kann sie sich dennoch nie ganz unähnlich werden: dahingegen sind die Phänomene der menschlichen Denkkraft so mannigfaltig, daß man in Ansehung dieser, keine charakterisirenden immer wieder erscheinenden Hauptzüge angeben kann, ihre Regeln sind conventionelle Wortschälle, und ihre Richtschnur eben so zufällige Begriffformeln sammt deren Verbindungen.

Unsere Vorstellungsart bildet sich zum Theil nach unserer Empfindungskraft, zum Theil aber auch nach unserer Denkkraft; sie ist in dem lezten Fall einer größeren und leichteren Modification fähig als in dem ersten Falle — wie dieß aus dem eben angeführten von selbst erhellt

Will man auf die Menschheit wirken, so muß man der Vorstellungsart des großen Haufens diese oder jene Richtung zu geben suchen; und dieß ist möglich, in so fern man der Empfindungskraft auf keine Weise Gewalt anthut, sondern einzig solche Modification zu erreichen sucht, welche ihren Grund in der weit manigfaltigeren Denkkraft nehmen sollen.

Ein blos flüchtiges Studium der Menschenkunde beweist, wie ähnlich und wie unähnlich sich die Menschen sind, wie ähnlich in der Vorstellungsart so ein Resultat ihrer Empfindungen ist, wie unähnlich in der, die ein Resultat ihrer Denkkraft geworden ist. Wie abweichend, wie heterogen sogar erscheint da die Vorstellungsart der lezten Gattung!

Das Ideal der Schönheit, bald der reinste reizendste Bau, bald die groteskeste Unform, eben so widersinnig der Geschmack in Kleidung und Schmuck! Was einer hochschätzt, das verachtet der andere. Eine Ehrenbezeugung hier, ist dort eine Beleidigung. Alle religiöse Meinungen, wie erbaulich Tausenden, und eben so vielen ein Aergerniß. Lebensgebräuche, wie verschieden? Sogar Lebensgewohnheiten, bei welchen sich Nationen seit Jahrhunderten wohl befinden, die sich andere — ob sie schon um kein Haar breit besser daran sind — zum höchsten Unglück anrechnen würden, u. s. w.

Kurz, schön und häßlich, schicklich und unschicklich, schätzbar und verächtlich, anständig und unanständig, üblich und anstößig, sittlich und unsittlich, behaglich und mißfällig — alles wird durch Meinung und durch Convention, determinirt; beide sind Töchter unseres Gehirns, oder Puppen vielmehr: denn sie können nicht nur in unzählige Hüllen gekleidet, sondern in eben so mannigfaltigen eigenthümlichen Gestalten producirt und reproducirt werden.

Die Menschen sind indessen so gewandt eben nicht, mit diesen Puppen ganz nach Willkühr zu spielen, und ohngeachtet es ihnen anfangs gleich gewesen wäre, *welche* der Zufall ihren Händen zugeführt hätte; so werden sie dennoch in der Folge mit dieser oder jener derselben so bekannt und vertraut, daß sie sich davon weder scheiden können, noch mögen. Es verbinden und verweben sich die Vorstellungsarten, welche blos Resultate ihrer Denkkraft sind, und an sich willkürliche zufällige Begriffcombinationen waren, so eng, so fest mit jenen wenigen einförmigeren, und dem was Menschheit primitiv bezeichnet an- und zugehörigen Vorstellungsarten, welche dem Herzen entkeimen, und Töchter der Empfindungskraft sind, daß sie wirklich schwer von einander zu unterscheiden sind, und gleichsam Theile ihrer Individualität werden.

Will man also dem großen Haufen der Menschen eine modificirte Vorstellungsart über irgend einen Punkt der ursprünglich seine Richtung von der menschlichen Denkkraft nimmt, geben; so muß man die Jugend, ja die Kindheit sogar zum Gegenstand nehmen, deren noch freies Gehirn und noch unbefangene Denkkraft vorzüglich — ich möchte sagen: einzig — zu seinem Gesichts- und Wirkungskreis wählen, und dem Einfluß auf Erwachsene im Allgemeinen entsagen.

Um alles dieß auf den hier vorliegenden Fall anzuwenden, nemlich: um die Begriffe von Schande zu modificiren, womit ein Mädchen, daß außer der gesetzlichen Verbindung Mutter wird, für immer gleichsam gebrandmarkt ist — um diese Begriffe so weit zu modificiren, und dahin zu mildern, daß das *intendirte Gleichgewicht* zwischen *politischem Nachtheil*, und *angebornem Instinkt*, als das zuverlässigste Mittel dem Kindermord vorzubeugen, erlangt werde — und selbige der Vorstellungsart der Menschen allgemein zu machen; muß man bei Erziehung der Jugend, zwar keine Gleichgültigkeit über Ehre und Schande lediger Frauenspersonen zu wirken suchen, jedoch aber diese Begriffe gar sehr gemildert beibehalten, und derselben dahin modificirt beizubringen suchen: daß das Ertragen und Dulden des Zwanges der Enthaltsamkeit,

immer eine achtungswerthe Tugend bliebe, die Selbstbeherrschung, Kraft und Reinheit des Geistes, lobenswerthe Bewahrung körperlichen Reizes, Zeichen einer verständigen Aufführung, Beweis des Gehorsams gegen göttliche und menschliche Gesetze, Folgsamkeit dem Willen und Wünschen der Eltern gemäß zu handeln, andeute, die der Jugend auf das ernstlichste und wärmste anzupreisen und einzuschärfen wäre. Ferner müßte man sich hüten, die Verletzung der Keuschheit, und den Mangel der Enthaltsamkeit nicht in dem tiefen Grad der Verachtung, wie es gewöhnlich ist, zu zeigen; sondern blos als ein menschliches Vergehen — das Schwäche und Unreinheit des Geistes, beklagenswerthen Leichtsinn, Sorglosigkeit für eignes Glück und Bestes, Verletzung der Pflicht gegen Gott, die Obrigkeit und Eltern, Folge blinder Leidenschaft, unverständige Uebereilung, beweise — der Jugend ebenfalls mit gleichem Ernst und mit gleicher Wärme vorstellen und dieselbe dafür warnen.

Auf diese Art halte ich es für möglich, die Vorstellungsart der Menschen durch die Erziehung so weit zu mildern, daß die zum Mittel gegen den Kindermord vorgeschlagene Modification unserer Begriffe über Keuschheit und Unkeuschheit und der damit verknüpften Ehre und Schande, erlangt, und daß der in jeder Mutterbrust liegende Naturtrieb wiederum in das gehörige Verhältniß und Gleichgewicht mit den politischen Nachtheilen, die denselben bisher überwogen, gebracht würde.

Man darf nicht fürchten, daß der Jugend dadurch allzugroße Gleichgültigkeit über die Begriffe von Ehre und Schande, eingeflößt würden, und daß diese Modification auf Sittlichkeit und Tugend nachtheilig wirken möchte. Keuschheit und Reinheit soll und muß ihren Werth immer behalten, und Verletzung dieser Pflichten soll und muß nach wie vor, als eine moralische Unvollkommenheit angesehen werden, nur unter dem billigern menschlichern Gesichtspunkt: daß eheloser Stand hinfür als ein unnatürliches Verhältniß, und Unkräftigkeit denselben zu ertragen als eine unglückliche Schwachheit, die sich selbst durch die Folgen straft, bei der Erziehung vorgestellt werde.

Um mich eines Beispiels zu bedienen, so vergleiche man hier die Begriffe, welche wir von Armuth und Reichthum empfangen.

Jedes Kind wird zu Arbeitsamkeit und Fleiß angemahnt, reichliches Auskommen, ehrlicher Gewinn wird ihm als etwas seines eifrigsten Strebens und Bemühens werthes anempfohlen und gepriesen, aber wer würde es billigen, wenn man der, Jugend, um diesen Zweck zu erreichen, Mangel der Glücksgüter, Verlust des Vermögens, wäre es auch Schuld des Dürftigen, so verächtlich schildern wollte, als man über den leichtsinnigen Fehltritt eines Mädchens zu sprechen pflegt? Würde es nicht für eine rohe, unverständige Erziehung gehalten werden, wenn man darum die Armuth, als einen Gegenstand des Hohns und Spottes, der Jugend preis geben wollte?

Schon die Veranlassung dieser Frage zeigt genugsam, wie tief und fest diese Begriffe von Ehre und Schande in der Vorstellungsart der Menschen liegen: und alles Bemühen, sie zu modificiren wird das gesuchte Verhältniß ohnehin mit Mühe erreichen, es werden noch immer eine Menge Inconvenienzen die aus der bürgerlichen Verfassung fließen, unvermeidlich bleiben und bleiben müssen, die jedem Mädchen die Erhaltung ihres jungfräulichen Werthes hoch und heilich achten lehren; zu geschweigen, daß Schätzung dieser Vollkommenheit überhaupt mit Cultur immer verbunden und der Menschheit natürlich seyn wird.

Man findet in der Geschichte, daß ähnliche Modificationen menschlicher Begriffe und Vorstellungsarten, gar oft möglich gewesen sind; und daß weder dem Staat noch der Religion durch solche Milderungen Nachtheil erwachsen ist. So hat man zum Beispiel allerlei Aberglauben abgeschafft, ohne deswegen dem Unglauben dadurch Platz zu machen. Man hat die Menschen zur Toleranz gewöhnt, und es ist grade daraus weder Gleichgiltigkeit noch Verachtung der Religion erfolgt.

Es sind dem aufrührerischen Geist ganzer Nationen Schranken gesetzt worden, und Muth und Tapferkeit sind dadurch nicht erloschen. Warum sollte es gefährlicher seyn, die Menschen nachsichtiger gegen ein Vergehen zu machen, das von allen das verzeihlichste ist? Warum sollte gerade dieß mit Schimpf und unverlöschlichem Makel bezeichnet bleiben, und ewig so tiefer Verachtung Preis gegeben werden, daß man mit Schauder den reinsten der Instinkte, die Mutterliebe, sich in Grausamkeit verwandeln sieht? Warum sollte es bedenklich seyn, der Jugend hierüber wahrere und dadurch zugleich gemildetere Begriffe beizubringen, und allmählig durch Erziehung die Vorstellungsart der Menschen so weit zu modificiren, daß die gegenwärtig allzuharten und nachtheiligen Folgen in unserer bürgerlichen Verfassung vermindert und weniger überwiegend gemacht würden! —

Elloposkleros, s. Fischart.

Franz von Elzholtz,

ursprünglich aus einer angesehenen holländischen Familie stammend, ward am 1. Oct. 1791 zu Berlin geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Schule zum grauen Kloster daselbst, und nahm 1813 als Freiwilliger in der preußischen Armee am Befreiungskriege Theil, in welchem er zum Cavallerieoffizier avancirte. Nach dem Frieden wurde er Regierungssecretair in Köln und machte, sowohl während dieses Verhältnisses, als auch später, seit 1823 größere Reisen nach Holland, England und Italien. Als er 1825 wiederkehrte, hatte vorzüglich sein geistreiches dramatisches Spiel „Komm her" bereits viel zur Verbreitung seines Namens beigetragen, er wurde demzufolge 1827 zur Organisation des H. Sachsen Koburg-Gothaischen Hoftheathers berufen und zum Legationsrath ernannt. Dieses Amt legte er jedoch 1830 wieder nieder, und lebte seitdem mit literärischen Arbeiten beschäftigt, ohne festen Wohnort.

Er gab heraus:

Wanderungen durch Köln und dessen Umgegend. Köln, 1820.
Der neue Achilles. (Anonym). Köln, 1821.
Denkblätter. Berlin, 1827.
Schauspiele. Stuttgart, 1830.
Ansichten und Umrisse aus der Reisemappe zweier Freunde. Berlin, 1830. 2 Thle.
Schauspiele. (N. A. mit einem zweiten Thle. vermehrt). Leipzig, 1835. 2 Thle.

Lebenskenntniß, Herrschaft über die Sprache und feiner Geschmack sind diesem Verfasser eigen, und haben ihn vorzüglich einen entschiedenen Beruf für das höhere Lustspiel beurkunden lassen, so daß auf diesem Gebiete noch viel von ihm zu erwarten ist.

Komm her! *)

Dramatische Aufgabe in Einem Act.

Personen.

Der Schauspieldirector.
Die Schauspielerin.
Der Theaterdiener.

*) Aus: Schauspiele von Elsholtz. Leipzig. 1835.

Zimmer im Hause des Schauspieldirectors.

Erste Scene.

Director
(vor einem mit Papieren bedeckten Tische).

Ein Dutzend Briefe voll der glänzendsten Talente!
Vortrefflich, wenn man nicht die Schreiberinnen kennte,
Vortrefflich, wenn uns nicht Erfahrung oft gelehrt,
Was briefliches Talent auf dem Theater werth!
So seh' ich um den Platz, der hier vacant, mit Fragen
Und Floskeln aller Art mich täglich wie erschlagen.
Empfindung, Adel, Kraft, Gedächtniß, Bildung, Geist,
Geschmack, Belesenheit und wie es weiter heißt,
Hat Jede, schwört sie mir, ohn' alles Uebertreiben;
Doch keine Einzige kann — orthographisch schreiben. —
Wer bleibt, bei so viel Kunst, an Kunstsinn gern zurück?
Drum schreib' ich morgen gleich und — danke für das Glück,
Womit man mich bedroht und die Theatercasse;
Denn Wasser fing' ich eh'r im Danaidenfasse,
Als Beifall, Ruf und Geld in dieser Schönen Netz!
Bei neuer Künstler Wahl ist einmal mein Gesetz,
Nie zu vertrau'n, bevor ich Proben nicht gesehen,
Und Proben, die nicht leicht den Kenner hintergehen.
Die wahre Kunst ist nicht auf jedem Markt zu Kauf;
Nur selten ist sie da, noch seltner tritt sie auf;
Und wie viel Dinge muß das Glück zusammenstellen,
Soll dem geheimen Born ihr heil'ger Strom entquellen!
Wie seh'n wir wider sie die Mißgunst oft empört,
Wie oft die schönste Saat vom Lebensfrost zerstört,
Den rechten Platz verfehlt, der Bessern Muth erkalten
Und rohe Stümper sich für die Beruf'nen halten!
Die Kunst des Mimen, so bewunderswerth, so groß,
Theilt mit des Dichters Kunst ein eigen seltsam Loos.
Zu beiden hält sich leicht, ob kaum des Tempels Stufen
Er je erklimmen mag, der Schüler für berufen.
Wer schreiben kann, der meint, leicht schrieb' er ein Gedicht;
Es sind ja Worte nur, die man zusammenflicht,
An Worten fehlt es nicht; — was fragt man nach Gedanken!?
Und so erscheint man dreist als Dichter in den Schranken.
Von gleichem Muthe fühlt vor unsrer Bretterwelt
Der Schüler sich entflammt, der nichts für leichter hält,
Wie droben schön geputzt, als König zu erscheinen
Und nach Bedarf zu schrei'n, zu rasen und zu weinen.
Gedächtniß hab' ich viel, so denkt er, Arm und Bein
Und Lunge kann gewiß bei Keinem besser sein;
Das Andre findet sich. — So sind wir nun berathen,
Wir armen Lenker in Thalien's bunten Staaten;
Und wenn auch wahre Kunst sich hier und da noch zeigt,
Wird der verdiente Kranz doch selten ihr gereicht:
Denn jetzt entzückt uns mehr der Ton gewandter Kehlen,
Als der Geschichte Bild und Malerei der Seelen.
Man will genießen, — doch genießen ohne Müh',
Und kommt einmal der Ernst, er kommt doch stets zu früh.

Zweite Scene.

Theaterdiener (tritt auf).

Ein Frauenzimmer wünscht den gnäd'gen Herrn zu sprechen.

Director.

Sie komme!

(Diener ab.).

Was sie will, begehrt kein Kopfzerbrechen.
Gewiß so ein Talent; für jedes Fach gerecht,
Das Unterkommen sucht; doch hier ergeht's ihr schlecht!
Ich werd' ihr dergestalt den Muth zu Boden schlagen,
Daß sie zum zweitenmal sich hütet, mich zu plagen.

Dritte Scene.

Schauspielerin (mit Hut und Shawl).

Mein Herr —

Director.

Ergeb'ner Knecht! Mit wem hab' ich das Glück —

Schauspielerin.

Mein Herr —

(für sich)

Sein Wesen scheucht mir fast den Muth zurück.

(laut)

Ich bin —

Director.

Doch wer? mir sind die Stunden zugemessen

Schauspielerin (für sich).

Er kennt mich nicht; — die Zeit der Kindheit scheint vergessen.

(laut)

Mein Name gilt hier nichts, drum gleich, weshalb ich kam,
Weshalb ich, Sie zu seh'n, mir die Erlaubniß nahm.
Auf dieß'ger Bühne sei, — versichert man, — so eben
Das Fach der Heldinnen und Mütter zu vergeben.
Wenn mein Talent dazu mich würdig machen kann,
So biet' ich meinen Dienst der Anstalt freudig an.

Director.

Verbunden! Doch ich darf es Ihnen nicht verhehlen,
Daß diesem Platze nicht Bewerberinnen fehlen;
Nur keine that bis jetzt der Forderung genug,
Und Zeuge war ich hier von manchem Selbstbetrug.
Ich sah, wie stolze Pfau'n, sich Königinnen sprelzen,
Naivität erborgt von abgeblüh'ten Reizen;
Ich sahe Rachegluth und haßentflammten Sinn
Sich äußern, — wie den Zorn von einer Wäscherin.
So hab ich's gar zu oft, ja, schlimmer noch erfahren,
Und möchte gern davor in Zukunft mich bewahren.

Schauspielerin.

Nach Wunsch, mein Herr, obwohl, ich muß es frei gesteh'n,
Man nicht wohl richten kann, bevor man nicht geseh'n.

Director.

So glauben Sie vielleicht dem Anspruch zu genügen,
Und hätten Lust, sich in mein Probestück zu fügen?

Schauspielerin.

Vielleicht!

Director.

Ich schmeichle nicht und sag' es gleich vorher,
Mir bangt vor dem Erfolg, denn, was ich will, ist schwer.

Schauspielerin.

Die Schwierigkeit besiegt mein inn'res Widerstreben,
Zu welchem Ihr Empfang wohl Anlaß konnte geben.
Sie seh'n, mein Herr, auch ich nicht schmeichle,

Director.

Nein! fürwahr,
Das seh' ich! —

(für sich).

Nur Geduld, dir stech' ich bald den Staar,
Womit die Eitelkeit das Auge dir umwoben.

(laut)

So unterzieh'n Sie denn sich jeder meiner Proben?

Schauspielerin.

Ja wohl!

Director.

Nur Eines noch, bevor wir weiter geh'n;
Ich will nicht die Person, will Charaktere seh'n.

Schauspielerin.

Doch welche? Wollen Sie mir selbst die Wahl vergönnen?

Director.

O nein.

Schauspielerin.

Nur werd' ich dann Sie wohl befried'gen können,
Da mir zum Theil vielleicht die Stücke nicht bekannt?

Director.

Verzeihen Sie, was Noth, ist gleich hier bei der Hand.
Sie brauchen nur das Wort: Komm her! sich einzuprägen.

Schauspielerin.

Komm her?

Director.

Und in dies Wort den Sinn und Ton zu legen,
Nachdem es Lage, Stand, Charakter mit sich bringt.
Dies ist das Probestück, wodurch der Platz bedingt.

Schauspielerin.

Sehr sonderbar!

Director.

Warum? Hier sind nicht große Phrasen.
Die Rolle ist leicht studirt und Niemand braucht zu blasen.

Schauspielerin (Hut und Shawl ablegend).

Wohlan, ich bin bereit!

Director.

So stellen wir uns vor,
Daß eine Königin aus ihrer Frauen Chor
Geruht, zu ihrem Dienst sich eine zu berufen;

Schauspielerin.

Komm her!

Director.

Und ferner, daß zu ihres Thrones Stufen
Sie einem Höfling winkt, der fern steht.

Schauspielerin.

Kommt!

Director.

Auch wie
Sie einen Feldherrn ruft, für seine Thaten nie

Belohnt, der nun durch sie mit goldner Gnadenkette
Geschmückt soll werden.

Schauspielerin.

Kommt!

Director.

Des Vaters Sterbebette
Bewachend, — dessen Thron ihr Erbtheil werden soll, —
Erblicke sie den Arzt und — der Gefühle voll,
Die Ehrsucht, Kindespflicht und Schmerz in ihr erregen,
So trete sie dem Mann, — der helfen soll, — entgegen.
(als sie zögert)
Nun?

Schauspielerin.

Kommt, o kommt!

Director.

Madam, Sie haben mich gelehrt,
Daß, was uns unbekannt, zunächst der Prüfung werth.
Doch schreiten wir voran! Vor einer Mutter stehen
Zwei junge Liebende, die um ihr Jawort flehen.
Der Bräutigam ist arm, — sie kämpft, — es wird ihr schwer,
Doch endlich breitet sie die Arme aus —

Schauspielerin.

Kommt her!!

Director.

Es ruft ihr Töchterlein die Mutter, dem sie schmollet.

Schauspielerin.

Komm her!

Director.

Ihr Stiefkind nun.

Schauspielerin.

Komm her!

Director.

Ein Wagen rollet
Vorüber und erfüllt mit Angst das Mutterherz.
Sie ruft dem Kinde zu:

Schauspielerin.

Komm her!

Director.

Im tiefsten Schmerz,
Sieht vor der Schlacht die Frau den Gatten von sich scheiden.
Ihr bleibt ein einz'ger Trost in ihrem Seelenleiden, —
Die Kinder, die sie ruft und preßt an ihre Brust:

Schauspielerin.

Kommt her!

Director.

Der Gatte kehrt zurück. Voll sel'ger Lust,
Ruft sie den Kindern zu, da sie ihn sieht erscheinen:

Schauspielerin.

Kommt her, kommt her!

Director.

Als Mund und Mund sich nun vereinen,
Erblickt den Diener sie, der mitzog mit dem Herrn,
Und ruft, — mit Allen theilt sie ihre Freude gern, —
Auch ihn herbei.

Schauspielerin.

Komm her!

Director.

Der Mutter Proben lassen
Mich von der Künstlerin sehr günst'ge Meinung fassen.
Nun aber zeige sich, wie, der Verzweiflung nah,
Ein Weib, die all' ihr Gut in Asche sinken sah,
In Jammer ausbricht bei dem Leichenbett des Gatten,
Den ihre Noth verbeut, zur Erde zu bestatten,
Als sie den Gläubigern, die nicht ihr Gram erweicht,
Ihr ganzes Hab' und Gut, — des Gatten Reste zeigt.

Schauspielerin.

Kommt her!

Director.

Und wie ein Weib, die einen Mann erschlagen,
Von dem ihr zarter Leib ein Liebespfand getragen,
Und der ihr Spott und Hohn, statt Hülfe gab und Rath,
Der Häscher Schar, die sie zur Haft zu führen naht,
Entgegentritt und selbst sich giebt in ihre Hände.

Schauspielerin.

Kommt her!

Director.

Ich weiß genug, — und hier der Trübsal Ende:
Von einem Bösewicht entrissen dem Gemahl,
Erträgt ein edles Weib des tiefsten Kerkers Qual,
Um, ihrer Pflicht getreu, den Räuber nicht zu lieben.
Doch endlich sinkt ihr Muth, — ein Dolch ist ihr geblieben;
Sie ruft, — als wiche sie des Unholds frecher Lust, —
Ihn zu sich und versenkt den Stahl in ihre Brust.

Schauspielerin.

Komm her!

Director.

Ich muß gesteh'n: Sie wußten zu bekunden
Des Schmerzes Macht, als ob Sie selbst ihn schon empfunden.
Doch weiter: Vom Geräusch und Prunk der Städte fern,
Bemerkt schön Röschen doch die Nähe eines Herrn,
Des Blicke bald auf sie, bald auf ein Blatt sich wenden.
Einst überrascht sie ihn und sieht in seinen Händen
Ihr eignes Bild! — Sie staunt, das Athmen wird ihr schwer, —
Dann ruft sie im Triumph die Nachbarn:

Schauspielerin.

Kommt, kommt her! —

Director.

Voll Eifersucht entdeckt, nach kaum sechs Monden Ehe,
Ein Weibchen, daß ihr Mann auf Nebenwegen gehe,
Sie warnt, — er läugnet keck; doch einst, — o Unglückstag!
Enthüllt ein Billet-doux der Armen ihre Schmach.
Noch zweifelnd sieht sie just den Ungetreuen kommen.
Nun bricht sie los; der Mann spielt abermals den Frommen;
Jedoch mit kräftigerm Beweis versehn als er,
Entfaltet sie den Brief und ruft:

Schauspielerin.

Da komm! — komm her!

Director.

Das nenn' ich Eifersucht! —
(halb gegen die Zuschauer gewendet)
Hier kann man Vorsicht lernen,
Um gleiches Loos von sich im Nothfall zu entfernen —
Doch hören wir nun auch den Ton der jungen Braut,
Die mit verschämtem Blick auf den Geliebten schaut,
Der einen Kuß ihr stahl und, drum von ihr gescholten,
Von weitem sieht?

Schauspielerin.

Komm her!

Director.

Ihr Schmollen wird vergolten;
Er kommt nicht.

Schauspielerin.

Komm denn her!

Director.

Nicht weichet sein Verdruß,
Bis endlich sie ihm selbst die Wange reicht zum Kuß.

Schauspielerin.

Komm her!

Director (die dargereichte Wange küssend).

Vortrefflich.

Schauspielerin.

Wie? gehört das auch zur Probe?

Director.

Verzeihung, mein Verstoß spricht sehr zu ihrem Lobe!
Und nun verkünde noch mir dieser holde Mund
Des Bauermädchens Ruf, dem Spitz, der Schäferhund,
Ihr Brot hat weggeschnappt, das sie ihm möcht' entreißen,
Wenn sie nicht fürchtete, es würde Spitz sie beißen.

Schauspielerin.

Komm hier, mein Hündchen, komm, komm hier, komm hier,
komm hier!

Director.

Nachdem der Raub verzehrt, gehorcht dem Ruf das Thier.
Sie glaubt, nun beiß' es sie, da sieht sie Görgen kommen,
Und wird, auf ihr Geschrei, von ihm in Schutz genommen.

Schauspielerin.

Komm her, komm her, komm her!

Director.

Es zankt mit seiner Frau
Sich Hans und drohet ihr, er schlag' sie braun und blau.
Der Zorn erstickt sie fast; sie greift nach einem Besen
Und schreit:

Schauspielerin.

Ja, — komm nur her!

Director.

Doch ohne Federlesen
Zerbläut er sie, daß fast der Athem ihr vergeht,
Nur nicht der Trotz. Sie keucht, da er den Rücken dreht:

Schauspielerin.

Ja komm nur — du —

Director.

Madam', Sie zeigen mir das Leben;
Natur ist hier die Kunst! Nie kann ich mir vergeben,
Daß solch Talent sich so von mir empfangen sah.
Ich war, — vergessen Sie, was hier zuvor geschah!
Sie haben überreich mir Ihre Kunst bewiesen

Und daß ſie ſich enthüllt, dafür ſei Gott geprieſen!
Ich bin entzückt, — erſtaunt! — was kann ich für Sie thun?

Schauſpielerin.

Nur eine Kleinigkeit!

Director.

Was iſt's?

Schauſpielerin.

Sie laſſen —

Director.

Nun?

Schauſpielerin.

Sie laſſen ungeſtört mich meines Weges ziehen.

Director.

Sie wollten, — nimmermehr! Sie wollten mir entfliehen?

Schauſpielerin.

Nicht anders, denn zu ſehr bin ich durch Sie verletzt.

Director.

Ich mache Alles gut.

Schauſpielerin.

Das wäre?! Selbſt noch jetzt Beleidigen Sie mich.

Director.

Wie ſo?

Schauſpielerin.

Mich nicht zu kennen,
Da ſonſt Sie ſtets gewünſcht, ſich nie von mir zu trennen.

Director.

O Himmel! — Wie? Schon längſt war eine Aehnlichkeit
Mir ſichtbar, — doch — fürwahr! Geſchäfte, Menſchen, Zeit, —
Man wird verwirrt. — Ich weiß kaum ſelbſt, wie mir geſchiehet!
Ihr Anblick, — Ihr Talent, — der Kuß von erſt, — es ziehet
Wie eine Zauberwelt im Innern mir vorbei.

Schauſpielerin.

Doch ſagt der Zauber nicht, daß ich — Eliſe ſei!

Director.

Die Spielgenoſſin, — Sie? Nun fängt es an zu tagen!
Was hielt Sie, Theure, ab, mir das ſogleich zu ſagen?

Schauſpielerin.

Ei! die Empfindlichkeit, daß Sie mich nicht gekannt.

Director.

Wie konnt' ich ahnen?

Schauſpielerin.

Still! Entſchuld'gung ſei verbannt.
Wir bleiben Freunde drum; nur laſſen Sie mich gehen.

Director.

Das laſſ' ich nicht, ich muß vielmehr darauf beſtehen,
Auf eine Probe noch zu ſtellen Ihre Kunſt.
Ein Mann von guter Art bewirbt ſich um die Gunſt
Der liebenswerth'ſten Frau, ſo ſchön, als voll Talente,
Die, wenn er ſie nicht ſchon ſeit frühſter Jugend kennte,
Ihm dennoch theuer ward, wo immer er ſie fand.
Er giebt ihr, was er hat, — ſein Herz und ſeine Hand,
O möchte ſie dafür ihm ihre Liebe geben!
Er wartet auf Beſcheid; — ſie ſpricht:

Schauſpielerin.

Komm her!

Director (ſie umarmend).

Fürs Leben!

Hieronymus Emſer,

einer der heftigſten Gegner Luthers und der Reformation, ward am 26. März 1477 in Ulm geboren, ſtudirte in Tübingen und Baſel Theologie und canoniſches Recht, und bekleidete dann zwei Jahre das Amt eines Secretairs bei dem Cardinal Raimund von Gurk, den er auf ſeinen Reiſen durch Italien und Deutſchland begleitete. Darauf ward er Magiſter in Erfurt und lehrte daſelbſt Humaniora. Von hier ging er in gleicher Eigenſchaft nach Leipzig und ward daſelbſt Baccalaureus der Theolo[illegible] und Licentiat des canoniſchen Rechtes, worauf ihn Herzog Georg 1504 zu ſich als ſeinen Secretair und Orator nach Dresden berief. Im Jahr 1510 ward er nach Rom geſandt, um die Heiligſprechung des Benno zu bewirken. Nach ſeiner Heimkehr erhielt er mehrere Präbenden in Dresden und Meißen und zog ſich in den Privatſtand zurück. Er ſtarb am 8. November 1527 in Dresden.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Wider das unchriſtliche Buch Martini Luthers, Auguſtiners, an den teutſchen Adel ausgangen u. ſ. w. Leipzig, 1521.

An den Stier zu Wittenberg. O. O. u. J.

Auf des Stiers zu Wittenberg wietende Replica O. O. u. J. Beides Flugſchriften gegen Luther.

Der Bock tritt freg auff dieſen plan hat wyder Ehren nye gethan. O. O. 1525. 4.

Anfangs Luthers Freund ward er nach der Disputation zu Leipzig (27. Juli 1519) deſſen eifrigſter Feind, wobei ihm denn auch Luther freilich, in der Derbheit jener Tage, nichts ſchuldig blieb. — Seine Satyren haben übrigens durchaus keinen äſthetiſchen Werth und ſind nur plumpe, in ſchlechtem Deutſch geſchriebene Schmähungen. —

Johann Enenkl (Jannſen Enikel),

aus adelichem Geſchlecht, ward 1227 (nach Anderen 1190) zu Wien geboren, lebte daſelbſt als Domherr und ſtarb um 1250 in ſeiner Vaterſtadt.

Er ſchrieb:

Fürſtenbuch von Oeſtreich und Steyerland (in markomanniſch-fränkiſchen Reimen), herausgegeben von Hier. Megiſer. Linz, 1618. N. A. 1740. 8.

Univerſalchronik (in Proſa und Verſen), wovon Proben in Pezii Script. rer. austr. II. S. 636 — 646 und in Magnus Faus philoſophiſchem Verſuche über Enikels Univerſalchronik. St. Mereshein, 1788. — Eine vollſtändige Ausgabe wird in Wien, dem Vernehmen nach, vorbereitet.

Beide Werke haben mehr ſprachlichen als hiſtoriſchen Werth. —

Johann Jakob Engel

ward am 11. September 1741 zu Parchim im Mecklenburgiſchen, wo ſein Vater als Prediger lebte, geboren. Nachdem er im elterlichen Hauſe und dann in der dortigen Stadtſchule ſeine erſte Bildung erhalten, beſuchte er das Gymnaſium zu Roſtock, von dem er ſpäter zu der Univerſität daſelbſt überging. Er beſchäftigte ſich

hier vorzüglich mit den theologischen Wissenschaften und widmete sich dann zu Bützow und zu Leipzig mit Vorliebe dem Studium der Philosophie und der Sprachenkunde. Mehrere Predigten, welche er während dieses Zeitraums theils in Bützow theils in Parchim gehalten, hatten ihn bereits in seinem Vaterlande ehrenvollen Ruf erworben, und er würde sich wohl dem Predigtamte gewidmet haben, wäre er nicht durch sein Verhältniß zu dem pietistischen Superintendenten Zachariä, der alle Andersdenkenden verketzerte, davon zurückgeschreckt worden. Er blieb daher in Leipzig, wo er sich seinen Unterhalt durch literärische Arbeiten und Vorlesungen verschaffte und sich bald einen sehr ehrenvollen Namen in der gelehrten Welt zu erwerben wußte. Unter vier, zu gleicher Zeit ihm gewordenen Anträgen, zog er, dem Wunsche seiner Mutter folgend, einen Ruf als Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium allen übrigen vor. Er begab sich dem zufolge 1776 nach Berlin, lehrte hier mit dem größten Beifall, ward Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und hatte bald darauf die Ehre, dem jetzigen Könige von Preußen und mehreren Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses Unterricht zu ertheilen. Dadurch mit dem damals regierenden Könige Friedrich Wilhelm II. bekannt geworden, erhielt er von diesem die Oberdirection des Berliner Theaters, welche er bis 1794 verwaltete, dann aber, da seine wankende Gesundheit zu sehr von dem mannichfachen, mit einer solchen Stelle verknüpften Aerger litt, niederlegte. — Er begab sich nun nach Schwerin, wo er sich mit literärischen Arbeiten beschäftigte, ward aber bald von seinem erhabenen Zögling, gleich nach dessen Regierungsantritt, auf das Wohlwollenste eingeladen zurückzukehren, um unter Zusicherung seines Gehaltes als Mitglied der Akademie und einer ansehnlichen Pension, ohne alle amtliche Verpflichtung, dort seiner Neigung und den Musen zu leben. Engel folgte dieser ehrenvollen Aufforderung im Jahre 1798, arbeitete jedoch zu angestrengt und untergrub seine leidende Gesundheit immer mehr. Er starb auf einer Besuchsreise zu seiner bejahrten Mutter, am 28. Juni 1802 in seiner Vaterstadt.

Seine Schriften sind:

Der dankbare Sohn. Leipzig, 1770 und öft.
Die Apotheke. Oper. Leipzig, 1771.
Der Edelknabe. Lustspiel. Leipzig, 1774 und öft.
Der Philosoph für die Welt. 2 Thle. Leipzig, 1775—1777 und öft.
Lobrede auf den König. Berlin, 1781.
Kleine Schriften. Berlin, 1795.
Fürstenspiegel. Berlin, 1798.
Herr Lorenz Stark. Berlin, 1801.
Schriften. 12 Thle. Berlin, 1801—1806.
Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten. Berlin, 1783.
Mimik. Berlin, 2 Bde.

Als Mensch wie als Schriftsteller verdient Engel gleiche Achtung. Er war ein wohlwollender, redlicher, wahrheitsliebender, das Gute und Schöne nach besten Kräften befördernder Mann, ein dankbarer, guter Sohn, ein unveränderlich treuer Freund. Als Schriftsteller zeichnete er sich besonders durch seinen feinen Geschmack, sein gründliches Wissen und seine scharfe Beobachtungsgabe aus. Vorzüglich verdankte ihm die populäre Philosophie in Deutschland große Fortschritte. Sein prosaischer Styl ist glänzend, leicht, witzig und correct, und daher ein Muster wahrer Eleganz, obwohl hier und da in der von ihm erstrebten Natürlichkeit zu künstlich. Lessing blieb fortwährend sein Vorbild doch erreichte er ihn nie, da ihm Lessing's selbstständiger Scharfsinn mangelte, auch besaß er für einen Dichter nicht genug Phantasie. Seine ästhetischen und kritischen Bemühungen sind durch die späteren Fortschritte der Philosophie sehr überflügelt worden, doch hat seine Mimik sich ein bleibendes Ansehn zu bewahren gewußt, da sie einen reichen Schatz feiner psychologischer Bemerkungen umfaßt. — Seine Lustspiele erhielten sich lange auf der Bühne, um so mehr, als sie sich durch scharfe Charakterzeichnung, Wahrheit und Lebendigkeit des Dialogs und vortreffliche scenische Oekonomie auszeichneten. Als ein Meisterwerk, in jedem Sinne des Wortes, ist indessen sein vortreffliches Charaktergemälde „Herr Lorenz Stark" als die Perle aller seiner Schriften zu betrachten.

Das ähnlichste Portrait Engels ward von Freidhof nach einem Oelgemälde von Weitsch geschabt, und hat auch in künstlerischer Hinsicht großen Werth.

Vergeltung *).

Bei dem steten, oft so schrecklichen Wechsel der Dinge, können Personen vom höchsten Ansehen in den Fall kommen, daß sie des Erbarmens der Niedrigsten bedürfen. Wohl dann denen, die selbst, in den Tagen ihres Glücks, Erbarmen geübt haben, sie werden die guten Folgen davon, in den Tagen ihres Unglücks, empfinden.

Was in unseren Tagen geschehen ist, wovon, nur wenige Jahre zurück, noch niemand die Ahnung hatte, bedarf keiner Erwähnung. Man weiß, daß auch von dem rohsten, ergrimmtesten Pöbel, mitten in der wildesten Wuth des Aufruhrs, Unterschiede gemacht wurden, die ihren Grund in einer dankbaren Erinnerung des Vergangenen hatten. Die ältere Geschichte hat uns ähnliche Beispiele hinterlassen. —

In Sicilien war, um die Zeit des Aufruhrs der Gracchen, das Elend der dort befindlichen Sclavenmenge, die fast die Hälfte der Bevölkerung dieser Insel ausmachte, bis aufs Höchste gestiegen. Einer der fühllosesten Wüthriche war ein gewisser Damophilus aus Enna, der alle seine Sclaven mit glühenden Eisen an der Stirne hatte brandmarken lassen, sie Nachts in enge Kerker zusammenpreßte, und mit anbrechendem Morgen sie bei der magersten Kost, die kaum ihr Leben zu fristen hinreichte, auf die Felder zur Arbeit jagte. Sein Weib Megallis war gegen den weiblichen Theil des Gesindes nicht minder grausam. Die geringsten Fehler wurden mit den entsetzlichsten Züchtigungen bestraft, und die kaum zu erzwingenden Tagewerke mit unerbittlicher Strenge gefordert.

Unter diesen unerträglichen Leiden, war der einzige Trost der Elenden die junge Tochter des Hauses, deren Herz für die Gefühle der Menschlichkeit eben so offen, als das Herz ihrer Aeltern dafür verschlossen war. Durch ihre flehenden Fürbitten bewegte sie oft die wüthende Mutter zur Schonung; durch ihre innige Theilnahme machte sie Qualen, die sie nicht hatte abwenden können, erträglicher; und durch ihre geheime Wohlthätigkeit ersetzte sie, so viel sie konnte und durfte, die den Sclaven versagten Nothwendigkeiten.

Es kam zum Aufruhr, der sich bald, wie eine Flamme unter feuerfangendem Stoff, bis in alle drei Spitzen der Insel verbreitete. Auf den Feldern des Damophilus brach er aus: er selbst, dieser Nichtswürdige, sein Weib, seine Tochter, da sie sich eben in einem Garten der Vorstadt sorglos erlustigten, fielen in die Hände der Sklaven. Nach dem Willen des Anführers, eines gewissen Eunus, sollte über den Damophilus ein förmliches Verhör gehalten werden, bei welchem Ankläger und Zeugen aufträten, und die Menge Richter wäre; aber die unaufhaltsame Wuth zweier Sclaven, die vorzüglich grausam waren behandelt worden, machte diesem Scheingerichte ein Ende: sie stürzten über ihren Tyrannen her, und schlugen ihn mit wiederholten mörderischen Streichen zu Boden. Das Schicksal seines Weibes war fürchterlicher; denn sie fiel in die Hände ihrer Sclavinnen, die erst mit Furienwollust jede Art von Marter und von Mißhandlung an ihr erschöpften, und sie dann, nach gesättigter Rache, auf eine Anhöhe schleppten, um sie in die Tiefe zu stürzen.

Mitten unter diesen Stürmen der empörtesten, sinnlosesten Wuth blieb die Tochter nicht allein verschont, sondern erhielt auch die unverkennbarsten Beweise der Dankbarkeit, der Liebe und Ehrerbietung. Ihr so oft bewiesenes Erbarmen war in

*) Aus Engels Fürstenspiegel. Berlin, 1798.

Aller Herzen; das Lob ihrer Menschlichkeit, ihrer Tugend, auf Aller Lippen. Das geringste Vergehen gegen sie mit Wort oder That würde auf das Empfindlichste seyn gerächt worden. Man beschloß, sie von dem grauenvollen Orte, wo ihre Aeltern geblutet hatten, und zugleich von dem Schauplatze des bevorstehenden wüthenden Krieges zu entfernen; durch ein sichres Gefolge brachte man sie hinweg nach Catana, und überlieferte sie dort, unberührt, in die Hände ihrer Verwandten. — —

Die Geschichte hat uns so manche verabscheuungswürdige Namen, auch die eines Damophilus und einer Megallis, aufbehalten; warum hat sie uns doch den Namen dieser Guten, dieser Edlen verschwiegen! Doch auch ohne Namen verehrt der Freund der Menschheit ihr Andenken, und freut sich der so schön an ihr bestätigten Wahrheit: daß auch über die rohesten und fühllosesten Gemüther die Tugend ihr göttliches Recht behauptet.

Geschichte.

Die Geschichte ist für Könige eine treffliche Lehrerin, die aber so unglücklich ist, etwas unachtsame Schüler zu haben. — Würden wir sonst die ehemaligen Fehler mit den ehemaligen Folgen immer zurückkommen sehen? Würden so oft neue Beispiele zur Warnung dienen, wenn die Warnung älterer Beispiele gefruchtet hätte? —

Könige! ruft so laut die Geschichte, wagt es nicht, gegen den herrschenden Geist eurer Zeit anzukämpfen; er ist durch eine Folge von Jahrhunderten eben so unwiderstreiblich herbeigeführt, als es durch die periodischen Umwälzungen des Himmels die Jahreszeiten sind: es ist gleich thöricht, diese oder jenen zurückhalten zu wollen; und das geringste Uebel, was für euch daraus erwachsen kann, ist, daß man an euren Einsichten zweifelt. — Könige! laßt endlich ab von dem Wahne, als ob ihr durch stete Erweiterung eurer Grenzen immer mächtiger würdet: der gedrungene, saftreiche Staatskörper ist stärker, als der aufgedunsene, entnervte: und wollt ihr mächtiger werden, so sorgt für Thätigkeit, Sparsamkeit, Sitten, Gemeingeist. — Könige! verlaßt euch nie gegen eine einfache, gediegene Macht, auf eine vielfache, zusammengestückte: Cabale, Ungehorsam, Eifersucht, Neid, drohen euch mit Zerrüttung eurer durchdachtesten Plane; und am Ende werdet ihr nicht, wie ihr wolltet, Provinzen gewonnen, aber Provinzen verloren haben. — Könige! verhütet, wenn immer möglich, daß nicht auswärtiger Krieg mit innerer Unruhe zusammentreffe: besänftiget die Gemüther durch Herstellung der alten Ordnung, eh' ihr euch in den Krieg wagt: sucht und sichert den Frieden, eh' ihr gefahrvolle innere Umwälzungen unternehmt: denn Faulstoff in den Eingeweiden des Staats, und äußre Wunden dazu, drohen den Tod. — Alles dieses, und wie viel mehr! ruft so laut die Geschichte: ihre Lehrlinge hören, aber dringen nicht in den Sinn ihrer Reden; oder wenn sie ja etwas fassen, so verlieren sie's wieder im Taumel der Ehrsucht, aus deren Zaubertelche sie nicht satt werden, sich zu berauschen. — —

Pilotenfische.

Es giebt unter den Tyrannen des Meers einen sehr merkwürdigen, von Le Vaillant beschriebenen, der einen ungeheuren Rachen zum Verschlingen, aber durchaus keinen Verstand hat, sich zu bewegen. Dieser Verstand steckt außer ihm in zwei Dienern, die ihren gnädigen Herrn nie verlassen, sondern auf zwei hervorragenden Enden seines Kopfes Wache halten. Soll der Tyrann geruhen weiter zu gehen: so schwimmen diese Diener voran, und er getrost hinter drein; soll er sich tiefer herablassen: so fahren sie ihm über den Rücken, und er gehorsamlich nieder; soll er höher heraufsteigen: so berühren sie ihn unten am Bauch, worauf er gnädigst sich hebt. Die Matrosen, die bei Benennung dieser dirigirenden Fische im Kreise ihrer gewohnten Begriffe bleiben, haben sie Pilotenfische genannt; man könnte sie sonst, mit gutem Fug und Recht, auch Ministerfische nennen.

Zeitvertreibe.

Es ist wohl traurig, daß oft die sanftesten, gutmüthigsten Fürsten so viel Undank von ihren Völkern erfahren. Man sollte sich Glück wünschen, daß man sie hat, und man wird nicht müde, ihrer zu spotten und sie in den Augen der Welt herabzusetzen.

„Was dünkt euch dazu," sagt das eine Volk, „daß unser durchlauchtigster Herr den ganzen Tag nichts thut, als an der Drechselbank sitzen?" — „Da mag ihm weniger heiß als dem unsrigen werden," erwiedert das andere, „denn dessen ganze Lust ist, am Feuerherde zu stehen und Pasteten zu backen." — „Der unsrige," ruft ein drittes, „ist ein ganz anderer Mann; der fordert die Schlossermeister von ganz London heraus, ein schöneres Vorlegeschloß, oder einen künstlichern Schlüssel zu machen, als er."

Ist es zu begreifen, was diese Unsinnigen wollen? — Soll denn etwa der Fürst, gleich dem letzten Mediceer, sein ganzes Daseyn im Bette verträumen, oder gleich dem wilden Jäger, der noch jetzt durch die Forsten spukt, Feld und Wald mit seinen Hunden durchstreifen, und alle Saaten, alle Ernten zu Schanden reiten! Soll er auf jeder Wachtparade, wenn irgend eine Binde zu locker oder ein Zopf nicht steif genug sitzt, die Helden des Vaterlandes halb todt schlagen lassen! Soll er unermeßliche Summen am Spieltische vergeuden; oder in schwärmerischen Andachtsübungen allen seinen Verstand, seinen Frohsinn ersticken!

Regieren, schreit man, regieren soll er; denn wofür sonst ist er da? — Als ob es um das Regieren eine so leichte Sache wäre! Er ist zum Fürsten geboren: das ist schon wahr; aber die Kunst zu regieren ist nicht mit ihm geboren: und was man in jüngern Jahren hätte thun können, sie ihm beizubringen, das ist nun einmal versäumt. Zum Lernen, weiß man, hatte der junge Prinz niemals Lust, und wirklich auch niemals Zeit: denn das Muster der Fürstenmütter konnte durchaus nicht dulden, daß der geliebte Erbe bei irgend einer Ergötzlichkeit fehlte; und da sie selbst von einer zur andern unaufhaltsam fortschwärmte, so kam auch der gute Knabe aus dem betäubenden Hofgeschwirr, aus den geisttödtenden Indigestionen, und aus den trunkenen Erwartungen neuer, immer schönerer Vergnügungen nie heraus.

Aber, schreit man von neuem, wenn er denn nicht regieren kann, und wir denn einmal an Miethlinge verkauft seyn müssen; so soll er uns wenigsten nicht dem Vorwurfe aussetzen, daß wir einem Drechsler, einem Koch, einem Schmiede gehorchen: er soll sich edler und würdiger beschäftigen, als er thut. — Edler und würdiger? — Lieber Gott! — Wenn man nun diesen Beschäftigungen nachfragt; so wird gewiß herauskommen, daß der Prinz sich an lehrreichen Unterhaltungen ergötzen, Bücher lesen, wohl gar, wie ein Cäsar und Antonin, selbst die Feder in die Hand nehmen soll. — Aber wenn er nun, von seiner zartesten Kindheit an, vor allen solchen Beschäftigungen einen Ekel hat! wenn noch jetzt der Angstschweiß ihm vor die Stirne tritt, so bald er nur eine halbe Seite Gedrucktes oder Geschriebenes herablesen soll! wenn man schon aus dem Einzigen, was er wohl schreiben muß, aus seinem Namen sieht, daß Schreiben seine Sache nun gar nicht ist: — kann man ihm da als Vergnügen vorschlagen, was für ihn die grausamste Marter wäre! Oder sieht man denn nicht, daß, wenn der Prinz zu solchen Beschäftigungen Lust hätte, er zur Regierung weit untauglicher wäre? — Zu zeichnen, oder ein Instrument zu spielen, ist, wenn es schlecht geschieht, bei weitem nicht so viel werth, als gut zu drechseln oder zu schmieden; und daß doch übrigens der Herr von den schönen Künsten einige Kenntniß hat, daß erhellt aus der Leichtigkeit und Anmuth, womit er tanzt. Auch nennt er, in der Gallerie, von mehr als einem Gemälde den Namen des Meisters, und ist ein großer eifriger Bewunderer der italienischen kleinen Oper. —

Kurz, es ist unverantwortlich, wie man den armen Großen zuweilen mitspielt. Man scheint die boshafte Absicht zu haben, sie vor lauter langer Weile umkommen zu lassen; aber man bedenkt nicht, was für ein Schicksal man da ihrer sie umgebenden Dienerschaft bereiten würde. In ihrer mürrischen Laune würde nichts ihnen recht gemacht werden; sie würden ewig tadeln, nergeln, schelten: und noch ein Glück, wenn es beim bloßen Schelten bliebe! Lästermäuler wollen von Prinzen erzählen, die in Anwandlungen ihrer bösen Laune mit Fäusten sollen um sich geschlagen, wohl gar mit Füßen um sich getreten haben.

Nein, ihr guten, lieben, sanftmüthigen Prinzen, bleibt, wenn ihr einmal Beruf dazu fühlt, vor eurer Drechselbank, eurem Herde, und eurem Amboß! Laßt euch durch das Geschrei von Menschen nicht irre machen, die auf ihre Unterthanenpflicht: zu schweigen, sich wenigstens um nichts besser verstehen, als ihr euch auf eure Fürstenpflicht: zu regieren! Laßt euch, für keinen Preis, aus dieser frohen Laune herausspotten, die uns um euret- und selbst um unsertwillen so lieb ist! Wenn ihr das vorgesetzte Tagewerk vollbracht habt, und eure Puppen fürs Schachspiel vortrefflich gerathen sind; wenn eure

Pasteten einen feinern Geschmack, als die Hanauer oder Straßburger, oder selbst als die Pariser, haben; wenn eure Schlüssel in ihre Schlösser vollkommen passen: dann tretet ihr aus eurer Werkstätte hervor, so froh und so heiter, so wohlgesinnt und so mildthätig: — wir könnten uns gar keinen gnädigern Fürsten wünschen als wir, dem Himmel sey Dank! an euch haben.

Müßiggang.

Ein einfältiger Reichsstädter sah in X.., den Landesherrn mit einem äußerst sauren Gesichte und einer Eile vorbeijagen, daß die Pferde stürzen mochten. — Lieber Gott! fragte er einen Einwohner des Orts, der ihn herumführte; was muß er vorhaben, der Herr?

„Er? — Er ist müde, auf seinem Schloß in der Stadt zu gähnen, und fährt nun hin, um draußen in seinem Belvedere zu gähnen."

Das wär' es Alles? fragte der Reichsstädter erstaunt.

„Das ist's rein Alles! Er jagt immer die Pferde todt, um zu rechter Zeit an dem Orte zu seyn, wo er nichts zu thun hat."

Aber ich bitte Sie, Freund, wenn der Herr auch auf seinen jährlichen weitern Reisen ins Bad und auf die Messe so ganz entsetzlich fährt —

„Anders niemals."

Da müßten ja, dächt ich, ihm ganze Ställe voll Pferde fallen.

„Ihm wohl nicht, aber den Unterthanen."

Hm! — Und er hätte wirklich nichts zu versäumen?

„Nichts in der Welt."

Man sollte aber doch glauben: bei den mancherlei Regierungsgeschäften — —

„Die besorgen die Räthe."

Und bei der ansehnlichen Armee, die er hält — —

„Die besorgen die Generale."

Und bei der vorfallenden vielen Correspondenz — —

„Die besorgen die Secretäre."

Hm! Hm! — Aber sehen Sie doch! sehen Sie! Da ist er schon die ganze lange Straße hinunter; da ist er schon draußen vor dem Thor auf der Höhe. Man sollte glauben, alles Geschirr müßte reißen. — Und daß der gute Herr nicht vor Schwindel vom Sitz fällt!

„Das hat nichts auf sich. Er hat feste Gehirnnerven."

Je nun — er nutzt sie eben nicht ab. — Aber auf jenen weitern Reisen, mein Freund, da bekommen doch wohl die Unterthanen etwas, wenn ihnen die Pferde fallen?

„Versteht sich. Etwas für ihre Pferde, und auch wohl etwas für sich."

Nun, das ist denn doch gnädig! Auch etwas für sich?

„Prügel." — —

Ob Gespräche dieser Art, ganz so hämisch und bitter, unter den Geringern wirklich vorfallen? ist nicht die Frage. Es wäre zu wünschen, daß Fürsten ihre Unterthanen belauschen, oder daß sie Blicke bis in ihr innerstes werfen könnten; sie würden finden, daß sie nur allzu häufig von ihnen verachtet, und oft dann am meisten verachtet werden, wenn sie am meisten vor ihnen zu glänzen wähnen.

Nachruhm.

Für den Menschen, das Geschöpf der Zeit, ist die Gegenwart immer wenig, die Zukunft Alles. In sie hinein strebt jeder seiner Wünsche, in sie die meisten seiner Gedanken. Für sie nur lebt er, sorgt er, arbeitet er; sie sich aufzuhellen, horcht er auf Wahrsager, Zeichendeuter, Beschwörer: sie sich zu verschönern, opfert er Kräfte, Vergnügen, Gesundheit, Leben.

Gröbere Seelen hangen mit ihren Wünschen und Gedanken nur an der nächsten Zukunft; feinere, schweifen damit hinaus, bis über das Grab. Wenn alles Uebrige aufhört, soll der Nachruhm noch dauern; wenn Alles Trümmer ist, was das Leben gebaut hat, soll die Ehrensäule noch da stehen.

Es hilft nichts, daß man den Ruhmsüchtigen fragt: wird das Lob, das im Tode hinter dir bleibt, zu deiner Kenntniß gelangen? Wird die Bewunderung einer noch ungebornen Nachwelt dein Ohr; das Blatt der Geschichte, das dich den Göttern zuzählt, dein Auge entzücken? — Entweder zieht er, wie jener Römer, aus der Liste des Nachruhms selbst, einen Beweis der Unsterblichkeit und des fortdaurenden Zusammenhanges mit dem Erdenleben; oder er gibt wenigstens, durch die Allmacht der Phantasie, entfernten Jahrhunderten Gegenwart, hört Töne, zu denen die Organe noch in unentwickelten Keimen schlafen, lies't Werke, zu denen die Schriften noch in ungeöffneten Schachten ruhen. —

Aber, möchte man ausrufen: prophetischer Träumer! wie kannst du Urtheile deiner Eitelkeit mit Urtheilen der Nachwelt verwechseln? Sind denn jene schon eines mit den Urtheilen der Zeitgenossen? — Schmeichler, weißt du, sind gerne Lügner; und der größte Schmeichler ist immer der Mensch sich selbst.

Oder achtest du vielleicht der Wahrheit deiner Vorstellungen nicht, und erfreust dich nur an ihrer Lieblichkeit, ihrer Schönheit? Würdest du den, der dich vom Wahnsinne heilte, als einen Feind deiner Zufriedenheit hassen? — Dann bist du der Mittheilung des Geheimnisses unwerth, wie man sich die Zukunft gewiß macht. Dann träume!

Die Nachwelt ist unpartheiisch, unbestechlich, gerecht. Ihr Urtheil kann anfangs schwanken; aber bald werden die Weisesten und Edelsten ihm Festigkeit geben. — Du selbst kannst dein unpartheiischer Richter nicht seyn; das duldet deine Eitelkeit nicht: und doch mußt du dir die Zukunft von der Gegenwart borgen. Geh, und suche dir unter den Mitlebenden einen der Weisesten, Edelsten auf: strebe seiner Freundschaft würdig zu werden; und hast du, in der seligsten Minute deines Daseyns, dieß Ziel erreicht, dann freue dich in dem Ruhme, den Er vielleicht dir giebt, deines Nachruhms! Aus ihm, dem offenen, hellsehenden, biedern Beurtheiler, tönt dir eine Stimme der unpartheiischen, unbestechlichen, gerechten Zukunft.

Zwar ist er Freund; und Freundschaft hat ihre Schwächen für den Geliebten. Aber sey wahrhaft ruhmwerth; und meinst du, nicht auch die Nachwelt werde sie haben? Keine volle Unpartheilichkeit gibt's einmal nicht, als im Gerichte des Himmels. — Mit kalter, strenger Richtermiene naht sich der Beurtheiler einem Charakter; nicht Würden, Geschlechtstafeln, Schätze, Kronen, können ihn blenden: das Alles ist im Tode dahin; was ihn noch einzig anzieht, ist der Geist und das Herz: denn deren Rechte sind ewig. Laß ihn zu loben, zu bewundern, zu lieben finden; und seine Kälte erwärmt sich, seine Strenge wird milder; er wägt jetzt ängstlich am Tadel, und weniger ängstlich am Lobe: sein Scharfsinn wird erfinderisch an Entschuldigungsgründen. Ohne daß er es weiß, daß er es will, hat er Flecken übersehen, hat er Schönheiten hervorgehoben. —

O, eure Eitelkeit, euer Stolz, ihr Fürsten, den ihr so ungerne ablegt! Den Durst nach Unsterblichkeit habt ihr; aber wo ist an eurer Seite der Freund, dessen strenges Urtheil sie euch verbürgte!

Sittenwerth.

Laster, die unbedeutenden Privatpersonen Schande machen, machen sie unfehlbar auch Fürsten. Große Regententugend kann allerdings den persönlichen Fehler so überglänzen, daß wir kaum ihn gewahr werden; aber doch würde das Licht von jener, ohne den Schatten von diesem, sicher in größerer Reinheit, in größerer Fülle strahlen.

Jener ruhmvolle Fürst, sagen wir, war ein trefflicher Feldherr, an dessen Märschen, Stellungen, Belagerungen, Schlachten, Rückzügen, noch jetzt alle Krieger lernen; warum befleckte er doch seinen Ruhm durch schändliche Wollust? Dieser Andere war ein musterhafter Staatswirth, der Handel, Ackerbau, Gewerbe, Kunstfleiß, mit bewunderungswürdiger Thätigkeit und Klugheit emporbrachte; warum entehrte er doch so viel Verdienst durch Zornwuth, durch barbarische Grausamkeiten? Hier ein Dritter war eifriger Beförderer der Wissenschaften, nach dessen Namen die Nation ihr goldenes Zeitalter benennt; warum verfiel er doch in eine Verschwendung, wovon man die traurigen, verderblichen Folgen noch jetzt empfindet?

Cimon, Scipio, Lucull, sind Namen, die im Tempel der Unsterblichkeit glänzen. Aber eben die Geschichte, die uns die Thaten dieser Helden erzählt, setzt hinzu: daß dem Einen seine Liebe zu dem Weine, dem Andern sein Hang zum Schlafe, dem Dritten seine verschwenderische Tafel zum Vorwurf gereicht hat.

Man urtheile: wenn schon solche, in Vergleichung nur kleine, Fehler den Ruhm großer Männer verdunkeln können; was wird erst volle Lasterhaftigkeit, volle Unsittlichkeit thun? Kein Verdienst um den Staat, wie vollwichtig es immer sey,

gibt auf Seite der Ehre den Ausschlag gegen die Schande eines unedlen, eines boshaften Charakters. —

Und daß man doch ja, was man Verdienst um den Staat nennt, nicht mißverstehe, nicht einseitig blos das gestiftete Gute berechne, und das mitgestiftete Böse vergesse! Ein Regent hat den Staat erweitert, bereichert, furchtbar gemacht, hat ihn in die vortheilhaftesten Verhältnisse mit den umgebenden Mächten gesetzt: wahre große Verdienste! Er hat mit gleicher Thätigkeit auch im Innern gewirkt, hat Wissenschaften, Kunstfleiß, Handel, zu einer Höhe, wie noch keiner seiner Vorgänger, getrieben: äußerst ruhmvoll und edel! Aber warum sieht denn gleichwohl der Geschichtforscher von tieferm Blick eben in dieser glänzenden Regierung die Epoche des anhebenden Verfalls, des nachher so schrecklich gewordenen Verderbens? — Das unglückliche Beispiel des Fürsten hat seinem Hofe, der Hof dem Adel, der Adel den niedrigen Ständen zur Verachtung der Sitten den Ton angegeben; das Beispiel hat um so mächtiger und tiefer gewirkt, weil die wahrhaft großen Eigenschaften des Fürsten seine Fehler zu entschuldigen, sie nicht nur verzeihlich, sondern selbst liebenswürdig zu machen schienen. Man rechnete sich's zur Ehre, ihm ähnlich zu seyn; und da man dieß in dem, worin er wirklich groß war, nicht konnte, so ward man's um so lieber in dem, worin er klein und verächtlich war, in seiner Zügellosigkeit, seiner Sittenverspottung.

Wie weit ein solcher Anfang gedeihen, bis zu welcher Höhe das einmal eingerissene Verderben anschwellen könne, das haben ältere und neuere Beispiele zu schrecklich gezeigt. — Glücklich ein Volk, wenn es aus dem Rausche, worin es dem Abgrunde zutaumelte, durch drohende Schicksale noch bei Zeiten geweckt wird; oder wenn unter den frühern Nachfolgern des Fürsten ein wahrhaft edler auftritt, der durch weise Gesetze wieder Ordnung, und wenn auch anfangs nur äußere Ordnung, erzwingt, bis durch stete kraftvolle Handhabung dieser Gesetze, und mehr noch durch das eigene ehrwürdige Beispiel des Fürsten, die Tugend ihre Rechte zurückerhält und in den Seelen wieder emporkömmt! Aber wehe dem Staat, wenn am Hofe und unter dem Volk die Ungebundenheit fortwirkt, bis erst alle Scham verschwunden, bis die innere heilige Sanction, die mehr als Strafen das Ansehen der Gesetze schützen müßte, in den Gemüthern dahin ist! Dann wird nur allzubald Pflicht und Tugend zum Spott, Gemeingeist und Vaterlandsliebe zur Thorheit werden; alle Bande, die das Ganze in sich und mit dem Throne verknüpften, werden sich lösen; das ehemals durch Tugend so genau, so innig vermischte Interesse Aller, wobei der Staat einer so vollen Gesundheit, eines so frohen Lebens genoß, wird sich zu schändlichem Eigennutze vereinzeln; der Staat wird seinem Untergange entgegenkränkeln, und wie lange auch dieses daure, wie lange auch die noch übrige Kraft, im harten Todeskampf, die endliche volle Auflösung verspäte: so wird doch diese gewiß, und wer kann sagen, unter wie schmerzhaften Kämpfen, mit wie gräßlichen Symptomen, erfolgen.

Wie? Und den ersten Urheber dieses Verderbens, dessen Laster so unendlich mehr einrissen, als seine Talente bauen konnten; ihn, der das Volk an den Anblick von Unsittlichkeit gewöhnte, und zu eigener Unsittlichkeit verleitete; ihn sollten wir als einen der Gründer, der Wohlthäter des Staats, als einen um sein Volk hochverdienten Fürsten verehren, sollten sein Bild im Tempel des Nachruhms aufstellen, und unter lauten Lobgesängen es mit Lorber bekränzen? — Zwar ihm ganz seinen Lorber versagen, das werden wir weder wollen noch können; aber wir werden Cypressen in diesen Lorber flechten, werden trauren, daß so großen achtungswürdigen Talenten gerade das fehlen mußte, wodurch sie dem Vaterlande zum Segen geworden wären: die Tugend. —

Soll denn aber, kann man hier fragen, der Sittenlehrer ganz so strenge Forderungen an Fürsten, als an andere Menschen machen? Soll jenen das erhabene Vorrecht, außer der Gewalt der Gesetze zu seyn, in gar keinem Stücke zu gute kommen? Freilich, einem Cäsar Borgia, einem Carl dem Schlimmen von Navarra, auch nur von ferne zu ähneln, würde den Fürsten schänden, und dem Volke Verderben bringen. Aber es gibt ja geringere Sünden, die man vielleicht mit Unrecht Laster nennt, da man sie nur Schwachheiten nennen sollte; Sünden, worein gerade die fühlensten Herzen, die feinsten wohlwollensten Charaktere, am liebsten verfallen. Schwachheiten dieser Art haben wir mehreren der besten, der gepriesensten Könige zu verzeihen; und warum sie nicht allen Fürsten als eine Erholung von ihren Arbeiten, als eine Zerstreuung und Gemüthsstärkung bei ihren oft drückenden Sorgen gönnen? Sind sie nur im Uebrigen weise, tugendhaft, edel; — ob sie nicht die treusten Gemahle, nicht die beständigsten Liebhaber sind: was für einen Flecken kann das auf ihre Ehre werfen, oder was für einen so großen Schaden der Nation thun?

Allerdings ist ein Unterschied zwischen Fehlern; allerdings ist der bloße, besonders feinere, Wollüstling in unendlich geringerm Grade verächtlich und hassenswerth, als der Blutsauger, der Tyrann, der Vergifter. Aber auch die kleinste Quelle kann in ihrem Laufe der Zuflüsse so viele aufnehmen, daß sie zum wilden verheerenden Strom wird; und der unbedeutendste Sittenfehler kann durch alle die, die sich nach und nach ihm zugesellen, in die gehässigsten, verderblichsten Laster führen. Wie, wenn die erste zarte Empfindung für Schönheit, für Reiz des Umgangs, für Geist und Witz, die den Prinzen von der gesetzlichen zu der ungesetzlichen Verbindung hinzog, wenn diese so unschuldig, selbst so liebenswürdig scheinende Empfindung ihm eine Gebieterin gäbe, der er für das zweideutige Opfer ihrer Ehre nichts glaubte abschlagen zu dürfen, und die es verstände, alle anfangs versteckten, aber nach und nach sich entwickelnden Laster ihrer eigenen Seele in die seinige hinüber zu pflanzen? Wie, wenn der Hang dieser Gebieterin zu Vergnügungen, zur Pracht, zur Ueppigkeit; wenn die glänzende Versorgung der unechten, vielleicht sehr zahlreichen Nachkommenschaft zu ungeheurer Verschwendung, zu gänzlicher Erschöpfung des Staatsvermögens führte, und dann, um auszudauren, nichts weiter übrig bliebe, als sich die ungerechtesten, grausamsten Erpressungen zu gestatten? Wie, wenn die lautesten Ansprüche des Verdienstes überhört, alle die Besten und Edelsten zurückgesetzt werden müßten, um Würden, Ehrenstellen, Reichthümer auf die Zweige des oft so dunkeln Hauses der Geliebten, auf jeden verächtlichen Günstling oder Schützling derselben zusammen zu häufen? Wie, wenn die Rachsucht der Stolzen, die leicht Verachtung sieht, weil sie Verachtung verdient, und deren Zorn, Schmeicheleien, Thränen die schwache Seele des Prinzen nicht zu widerstehen vermag, die würdigsten Männer des Staats zum Opfer forderte, und dann an die Stelle der Edlen Nichtswürdige träten, die zu jeder Bosheit, Ungerechtigkeit, Abscheulichkeit, so wie zur kriechensten Schmeichelei, zur unbedingtesten Unterwerfung, zur freudigsten Erfüllung jedes nur halb geäußerten verderblichen Wunsches bereit wären? Hätte nicht da der anfangs nur schwache, in seiner Schwachheit liebenswürdige Fürst sich plötzlich in einen boshaften, tyrannischen verabscheuungswerthen Unterdrücker verwandelt?

Daß man es doch niemals vergesse! alle Tugenden der Seele hangen an einem gemeinschaftlichen heiligen Bande, dessen leichtsinnige Trennung Gefahr bringt, daß sie sich alle zerstreuen werden. Man löst den Endknoten der Schnur, und denkt, nur Eine Perle herabgleiten zu lassen; aber siehe! alle übrigen gleiten nach.

Und wenn nun Hof, Adel, Volk, von dem verführerischen Beispiele des Fürsten hingerissen, gleiche Grundsätze annimmt, gleich leicht über Heiligkeit der Ehen und Sträflichkeit zärtlicher Nebenverbindungen denkt; welche Masse allgemeinen Verderbens kann und wird aus den einzelnen Unordnungen nicht erwachsen! Oder sollt' es folgenlos bleiben, wenn das ehemals so zärtliche Band der Familien zerrissen, der Friede des Hauses gestört, eben dadurch das Haus verekelt, das Interesse nach außen verschleppt, von dem Vermögen verschleudert, an den Geschäften versäumt wird? — Ohne des andern unsäglichen Uebels zu erwähnen, wovon das größte die Nachbildung der Jugend nach dem älterlichen Muster ist; welchen Verfall der Sitten kann allein die Verschleuderung des Vermögens bewirken! Der Ruin selbst ist das geringere Uebel; das unendlich größere ist, daß man, um diesem Ruine auszuweichen, und die einmal angefangene Lebensart, sey es aus Geschmack oder aus Nothwendigkeit, fortzusetzen, sich endlich Dinge erlaubt, wovor man in einer bessern Lage, eben wie der Gesunde vor künstlichen Wunden, denen sich ein Kranker zuletzt unterwirft, zurückschaudern würde. Die heiligsten Pflichten scheinen dann nicht mehr heilig; der Leichtsinn, der das eine Verhältniß verletzt hat, fängt an, alle übrigen zu verletzen; Scham, Gewissenhaftigkeit, wahre Ehre verschwinden; Betrug, Ehbrüchigkeit, Veruntreuung werden gemein; die Schande, die ehemals an den Lastern selbst hing, hängt jetzt nur an dem Mangel der Feinheit, der List, womit man sie hätte verdecken sollen. Also bis dahin, bis zu einer so wilden Gesetzlosigkeit, konnte der kleine Anfang führen, daß man sich Freiheiten nahm, die für unschuldige Rückkehr zur Natur, für muthige Losreißung von abergläubischen Grillen, für edle Erhebung über altväterisches Vorurtheil galten! — Die Laster, wie die Tugenden, sind sich innig verwandt: jedes trägt den Samen der übrigen in sich: und wenn nur eins davon in dem Volke Wurzel faßt, so werden bald alle, wie ein unvertilgbares Unkraut, das ganze Land überdecken, und Raum und Saft allen edleren Pflanzen entziehen. Kaum wird dann noch hie und da eine Tugend, wie eine einzelne Blume, eine einzelne Kornähre, trauren.

Aber, sagt man vielleicht, muß denn der Fürst, was er sich selbst erlaubt, darum auch Andern gestatten? Ist er nicht Herr, um durch weise Gesetze die Unordnungen einzuschränken und dem Verderben zuvorzukommen? Hat er es nicht in seiner Macht, mit unerbittlicher Strenge über diese Gesetze zu halten? — Wie? Seine eigenen Handlungen soll er verdammen? Soll mit jedem Gesetze dem Volke ein Licht anzünden, woran es die Schande seines Fürsten erkenne? Soll mit seinen Untugenden allein stehen wollen, um ihren Anblick desto auffallender, desto empörender zu machen? — Laster hat immer gern Gesellschaft von Laster; es zieht sich vor der Tugend mit gleichem Widerwillen, wie die Häßlichkeit vor der Schönheit, zurück; es findet in Beispielen Entschuldigung, und fürchtet, durch Unduldsamkeit noch verhaßter, noch verabscheuter zu werden. — Und was für Kraft könnten denn auch Gesetze haben, die auf dem Throne selbst und rings um den Thron verlacht und verspottet werden? Nein, wenn Ordnung, Sittlichkeit, Tugend, in ihrer Würde bleiben oder darin zurücktreten sollen: so muß der Fürst selbst ein Edler seyn, der zu jedem seiner Gesetze das Beispiel gebe; so muß das Laster nicht blos zittern sich ihm zu nähern, es muß auch erröthen; so muß das gezüchtigte Verbrechen nicht Grund finden, mit Unmuth entgegen zu reden oder zu knirschen: es muß sich gedrungen fühlen, sein eigenes Verdammungsurtheil zu billigen, und die Hand, die es schlägt, zu verehren.

Sicherheit.

Nur zu oft mochten Fürsten, in dieser letzten aufrührerischen Zeit des Jahrhunderts, für sich selbst oder für ihre Kinder zittern. Jenes schwarze Gewitter im Westen, mochten sie sagen, hat sich bis über die Alpen gewälzt; was kann es hindern, sich auch über den Rheinstrom zu wälzen?

Das Rathsamste bei dieser schrecklichen Möglichkeit wäre wohl das: daß man nicht zu sorglos im gegenwärtigen Sonnenstrahl spielte, sondern dem fürchterlichen Phänomen, um es von seinem Horizont entfernt zu halten, mit aller der Kraft entgegenwirkte, die dem Menschen in der sittlichen Natur so viel mehr, als in der körperlichen, zu Theil ward.

Daß es mit diesem Entgegenwirken gelingen werde, wenn es nur durch weise Mittel und mit ausdauerndem Ernste geschieht, das scheint die Sinnesart des Volks zu verbürgen. Ruhig, standhaft, bieder, treu, muß es guten, und wenn auch nur erträglichen, Fürsten weit weniger Sorge, als die übrigen Völker, machen. Es hat von seiner Anhänglichkeit an gerechte, menschenliebende Herrscher die sprechensten, rührendsten Beweise gegeben; aber am Ende freilich hat auch das taubenartigste Geschöpf seine Galle: und zu sehr oder zu lange gereizt, geängstigt, gemartert, braucht es, instinctmäßig, alle ihm verliehene Kraft, um sich der Angst und der Qual zu entladen.

Wie schon hieraus erhellt, so wäre kein Mittel, sich zu sichern, gewagter und also sinnloser, als wenn man Strenge und Druck vermehrte, und die Zügel der Regierung auf einmal so kurz faßte, als möglich. Eben dieser ängstliche, zuletzt unerträgliche Zwang könnte zu einer Wuth verleiten, die das sonst gutmüthige Volk über alle Schranken hinausrisse, und den unweisen Führer von seinem Sitz herab unter die Räder seines eigenen Wagens würfe. Ein noch wenig denkendes, wenig gebildetes Volk mag sich bis zu dumpfem Sclavensinne erniedrigen lassen; mit einem schon aufgeklärten, zum Nachdenken erwachten, mit dem Deutschen, wird so ein Versuch schwerlich glücken.

Gleich unweise, und bei grausamen Mitteln gewiß auch gleich gewagt, wird das Bemühen seyn, der Aufklärung selbst entgegenzuarbeiten, und dadurch, daß man Dummheit und Aberglauben an ihre Stelle setzte, dem Sclavensinne den Weg zu bahnen. Wer einmal von den Phantomen, womit die Menschheit in den Kinderjahren gegängelt ward, die Seele frei hat, der verschmäht es auf immer, sie wieder anzunehmen; ihm sie aufdringen wollen, kann keinen andern Erfolg haben, als ihn in Harnisch zu jagen und zu erbittern. Herrscher, die zu unsern Zeiten sich für höhere, von Gott geheiligte Wesen gäben, und in dieser Eigenschaft blinde Verehrung, blinden Gehorsam verlangten, würden ihren Zweck so ganz verfehlen, daß sie nur verhaßter und verächtlicher würden.

Also auf diesem Wege, daß man den Zustand des Volks oder selbst das Volk verschlechtert, scheint das Ziel, nach dem man strebt, nicht erreichbar. Und so schlage man dann lieber den andern bessern Weg ein, der nicht, wie jener, im Sumpfe, sondern auf trockener lichter Höhe liegt, und wo man sich weder zu fürchten hat, daß man versinken, noch, wenn man glücklich hindurchkömmt, von Schande triefen werde. Man kehre die Grundsätze und die Verfahrungsweise, mit denen es nicht hat gelingen wollen, gerade um, und sehe zu, ob es dann eher gelingt. — Läßt sich nichts von Verschlechterung erwarten: so versuche man es mit Verbesserung; will die einmal angebrannte Fackel sich nicht wieder auslöschen lassen; so trage man sie mit eigener Hand dem Volke vor; steht der Thron auf Furcht und auf Elend nicht sicher: so stelle man ihn hin auf Dankbarkeit und auf Wohlfahrt, — vielleicht, daß er dann weniger wankt.

Was wollen denn Völker, wenn sie ihrem angestammten Herrscher den Gehorsam aufkündigen, und das Panier des Aufruhrs erheben? Wollen sie in die Wälder zurück, in denen ihre Urväter, als einzelne, nackte, bei aller Freiheit elende Wilde umherschweiften? Wollen sie wieder die Eichel zu ihrer Kost machen, und ihren Trunk mit hohler Hand aus dem Bache schöpfen? Oder wollen sie Völker bleiben, und also in Gesellschaft, in bürgerlicher Vereinigung fortleben? — Wenn sie, wie Niemand zweifelt, dieses Letztere wollen: so müssen sie denn auch fortfahren wollen, Führer zu haben, nur kluge und gute Führer; Gesetzen Folge zu leisten, nur weisen und milden Gesetzen; gemeinschaftlich Lasten zu tragen, nur mäßige, nicht erdrückende Lasten. Sich ein Volk zu denken, das zwar das Eine, aber nicht das Andere wollte, das die Vortheile gesellschaftlicher Vereinigung, aber zugleich die volle Freiheit des Wilden wünschte; das hieße, sich ein Volk von lauter Wahnwitzigen denken.

Angenommen nun, die ersehnte Verbesserung des Zustandes biete sich freiwillig dar; der kluge gute Führer, dem man zu folgen wünscht, sey in der eigenen Person des Fürsten vorhanden; die mildere Gesetzgebung, die Erleichterung der Lasten, nach der man strebt, sey von seiner eigenen Weisheit, Volksliebe, Sparsamkeit, Staatswirthschaft zu hoffen: ist es denkbar, daß ein Volk nicht lieber in Ruhe diese Wohlthaten sollte entgegennehmen, als durch blutigen, gefahrvollen Kampf sie erringen wollen? daß es den eben hervorbrechenden schönen Frühling mit allen seinen Lieblichkeiten verachten, und schlechterdings auf die Schöpfung eines neuen Himmels, einer neuen Erde bestehen sollte? Ohne vorhergehendes wüstes, finsteres Chaos gibt es solche Schöpfungen nicht: alle Elemente des aufgelösten Staats würden erst in fürchterlicher Unordnung durch einander gewirbelt werden, und dann würde in Angst zu erwarten stehen, was für ein neuer Staatskörper aus der gährenden, brausenden Masse nach langem Kampf sich entwickeln möchte. Möglich immer, daß es ein besserer; aber auch eben so möglich, daß es ein schlechterer wäre, als der zerstörte. Und auf diese Gefahr hin sollte ein Volk es wagen, und den ganzen langen, oft so unseligen Zeitraum zwischen Umsturz der alten und Feststellung der neuen Verfassung durchleben wollen? sollte mitten in der schönsten Hoffnung, die ein weiser guter Fürst ihm gibt, Entschließung fassen, wie sie nur die äußerste Noth, nur die wildeste Verzweiflung entschuldigt? — Mag eine so traurige Hirnepidemie unter Völkern auch möglich seyn; unter dem unsrigen, daß einen so gemäßigten Himmel und einen so ruhigen Puls hat, ist sie gewiß wenig wahrscheinlich.

Versuche es nur der deutsche Fürst, der mitten unter den jetzigen Stürmen seine Nächte ruhig durchschlafen möchte — ruhig, nicht wegen der Raserein fremder Völker, deren Folgen auch ihn treffen können, aber wegen der Gesinnung des eigenen — versuche er's, sich wahrhaft weise und gut, und mit dieser Weisheit und Güte unablässig thätig zu zeigen; kenne er durchaus keinen Unterschied zwischen seinem eigenen persönlichen, und zwischen dem Vortheile des Volks: suche er jeden gerechten Wunsch zu befriedigen, jede gegründete Klage abzustellen; erleichtere er durch Beschränkung der eigenen Ausgaben, durch besser berechnete Staatswirthschaft, durch sorgfältige Aufmerksamkeit auf jede Nahrungs- und Reichthumsquelle, den Unterthanen die Last; verleihe er, ohne Ansehen der Person, kräftigen Schutz gegen gewaltthätige Unterdrückung, und sey er selbst von allen Unterdrückungen fern; zerbreche er jede der Menschheit unwürdige Fessel, und gönne allen die volle Freiheit, welche die Freiheit der Uebrigen zuläßt, befehle er nie ohne Gründe, und nie ohne wahre, erleuchtende, vom eigenen Besten des Volks entlehnte Gründe; treffe er Anstalten, um das von ihm bewirkte Gute auch für die Zukunft zu sichern; und um Alles zusammen zu fassen, zeige er in jeder seiner Handlungen Gemeinsinn, Bürgersinn, Vatersinn: er wird inne werden, daß, je länger er dieses Weges fortgeht, desto mehr ihn alle Unruhe verläßt; daß, je würdiger er sich des Vertrauens vom Volke macht, desto mehr sein eigenes Vertrauen zum Volke zunimmt. Nur zaudere er nicht, bis sich schon die ersten Spuren anhebender Gährung zeigen, und seine Tugend das Ansehen von Furcht hat; denn Furcht macht verächtlich, und Verachtung ist gefahrvoller, als Haß: freie, edle, großmüthige Wirkungen seines Geistes und Herzens müssen alle

jene Wohlthaten scheinen; und dann laß immer, nahe an seinen Gränzen, furchtbare Gewitter toben! Ueber diese Grenzen hinüber zieht keines; sein eigener Thron wird von keinem Donner erschüttert, sein eigenes Zepter durch keinen Blitzstrahl ihm aus der Hand geschlagen. Wenn schon jedem Verdienste geringerer Art ein Grad von Hochachtung folgt; so muß einem nem so großen fürstlichen Verdienste unausbleibliche Verehrung folgen.

Soll diese Verehrung höher steigen, so daß sie Anbetung werde — und das wird sie, wenn sie sich innig mit Liebe mischt: — so verbinde der Fürst mit jenen ersten, wesentlichsten Regententugenden noch die: daß er gegen Alle, auch die Niedrigsten im Volke, Zuneigung und Achtung beweise; daß er den Zutritt zu sich Jedem offen lasse, den Natur oder Wichtigkeit seines Anliegens zur eigenen Person des Fürsten hinführt, daß, wenn er Bitten bewilligt, es nicht mit Stolz, sondern mit Güte; wenn er sie abschlägt, es nicht mit Härte, sondern mit Bedauern geschehe; daß er Liebesbeweise des Volks freudig dankbar erwiedere, und oft und gern, ohne blendenden Prunk, ohne durch seine Gegenwart zu belästigen, mit Vertrauen, aber zugleich mit Würde, vor den Unterthanen erscheine. Ein Fürst von anerkanntem hohem Verdienst, der so den Fürsten verbirgt, und sich so ganz nur als Mensch zeigt, wandelt eben darum als ein Gott unter den Menschen. Ihn begleitet die Herrlichkeit, ihn umgibt die Sicherheit eines Gottes.

Der Edelknabe. *)

In einem Aufzuge.

Personen:

Der Fürst von ***
Frau von Detmund.
Fähnrich von Detmund, ihr älterer Sohn.
Der Edelknabe, ihr jüngerer Sohn.
Hauptmann von *** ihr Bruder.
Der Direktor des fürstlichen Gymnasiums.
Ein Kammerdiener.

(Die Scene, ein Vorzimmer. Durch zwei offne Flügelthüren sieht man in ein Kabinet, worin ein Feldbette steht. Vor dem Bette befindet sich auf einem Tabouret eine brennende Lampe und eine Uhr.)

Erster Auftritt.

Der Fürst (liegt beinahe völlig angekleidet, mit über sich geworfenem Mantel, auf dem Feldbette). Der Edelknabe (hat sich im Vorzimmer in einen Sessel geworfen und schläft).

Der Fürst (erwachend). Das heißt geschlafen! — O Gottlob, daß es Friede ist! Nun schläft man wieder, von Sorgen und vom Lärm unerweckt. — (Nach der Uhr sehend): Zwei Uhr? Erst zwei Uhr? — Es muß weiter seyn. Ich habe länger gelegen. — (Er ruft): Page! Page!

Der Edelknabe (fährt in die Höhe und fällt wieder zurück). He! He! Diesen Augenblick! — Gleich!

Fürst. Keiner da? Keine Antwort?

Edelknabe (wirft sich herum und murmelt). Ich bin ja nur jetzt — nur so eben — Ich habe ja noch so wenig — —

Fürst. Das spricht doch. Wer wäre denn das? — (Indem er den Schirm von der Lampe zurückschlägt und hinsieht): Ach! ist's möglich? Das Kind! — Hat das bei mir, oder hab' ich bei ihm wachen sollen? Was hat man gedacht?

Edelknabe (ist aufgetaumelt, und reibt sich die Augen): Gnädigster Herr? —

Fürst. Komm, komm, Kleiner! Ermuntere Dich! — Zieh Deine Uhr heraus! Meine hier ist abgelaufen.

Edelknabe (hält sich an der Armlehne des Sessels und nickt). Wie — wie, gnädigster Herr?

Fürst (lachend). Du bist trunken vor Schlaf. Du machst die drolligste Figur von der Welt. Ich möchte Dich gleich so gemalt haben. — Die Uhr, sag' ich, die Uhr sollst Du herausziehn. Du sollst sehn, was die Zeit ist.

Edelknabe (indem er langsam näher tritt). Die Uhr, gnädigster Herr? — Ach verzeih'n Sie! Ich habe keine.

Fürst. Du träumst noch. Was wolltest Du keine Uhr haben?

Edelknabe. Ich habe noch nie eine gehabt.

Fürst. Noch nie? Das ist viel. — Dein Vater schickt Dich hieher, und gibt Dir nicht einmal das Nothwendigste? das Einzige, was Du zu meiner Aufwartung brauchst? —

Edelknabe. Ja, wenn ich noch einen Vater hätte!

Fürst. Du hast keinen mehr? —

Edelknabe Er ist gestorben, eh' ich zur Welt gekommen. Ich hab' ihn niemals gekannt.

Fürst. Du armer Knabe! — Aber so konnte doch Deine Mutter, Dein Vormund —

Edelknabe. Meine Mutter, gnädigster Herr? — Ach! Sie wissen nur nicht. Die ist so unglücklich, so arm! Sie hat an mich ihr letztes gewandt, und zu einer Uhr war nichts übrig. — Mein Vormund sagte, ich brauchte eine; aber — (gähnend) er hat mir noch keine geschafft.

Fürst. Wer ist Dein Vormund? —

Edelknabe. Mein Vetter, gnädigster Herr.

Fürst (lächelnd). Sehr wohl! Aber der Vettern gibt's viel in der Welt. — Also wer ist Dein Vetter? —

Edelknabe. Er ist hier — Hauptmann unter der Garde. Er hat hier heute die Wache.

Fürst. Ach ja! Ich erinnere mich. Eben der, von dessen Händen ich Dich erhalten habe. (Ihm das Licht gebend). Da nimm, Kleiner! halt fest! In dem Kabinet, dort zur Seite (indem er darauf hinzeigt) müssen zwei Uhren unter dem Spiegel hangen. Bring mir die zur Rechten, und nimm dich in Acht mit dem Licht!

Edelknabe (abgehend). Ja, gnädigster Herr.

Zweiter Auftritt.

Der Fürst (allein).

Ein guter Knabe! So aufrichtig, so freundlich, so dreist! — Ich glaube wenn sein kleines Herz Geheimnisse hätte; ich wollte sie alle von ihm herausfragen. — O so ein Mann für ein Kind, und so ein Mann dann mein Freund! — Was will ich? Ich träume wohl gar? — Nein, das Schicksal hat den Fürsten der kleinern Glückseligkeiten zu viel geschenkt; es wär, ungerecht, wenn es ihnen auch die größte gewährte. — Schade nur, daß das Kind mir zu klein ist! Ich kann es nicht brauchen. Ich muß es der Mutter wieder zurück schicken.

Dritter Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe.

Edelknabe (mit Uhr und Licht). Es ist um fünf, gnädigster Herr.

Fürst. Also bald Morgen! Ich dacht' es — (die Uhr ihm abnehmend). Aber ist denn das die Uhr die ich Dir sagte, die Uhr, die zur Rechten hing?

Edelknabe. Nicht? — Ich glaubte es doch.

Fürst. Und wäre sie's auch gewesen, Kleiner! Hättest Du Deinen Vortheil verstanden; Du hättest nach der andern gegriffen. Denn die hier, voll Brillanten — was wäre wohl die einem Kinde nütze? — Oder hast Du vielleicht Deinen Vortheil zu gut verstanden? Ist Dir's gegangen, wie manchem, der alles verliert, weil er zu viel gewinnen will? — Sprich!

Edelknabe. Wie das? Ich verstehe Sie nicht.

Fürst. So muß ich deutlicher reden. — Du weißt doch, was Rechts und Links ist?

Edelknabe (sich besinnend, indem er auf seine Hände sieht). Rechts und Links, gnädigster Herr? —

Fürst (die Hand auf seiner Schulter). Geh, geh, guter Knabe! Du magst es noch eben so wenig, als Gutes und Böses, zu unterscheiden wissen. Und daß Du den Unterschied nie erfahren möchtest! — Aber jetzt lauf! Rufe mir Deinen Vetter, den Hauptmann! Er soll hereinkommen. Hier herein vor mein Bette. Sage ihm das!

Vierter Auftritt.

Der Fürst (wieder allein).

Sehr unschuldig! Sehr liebenswürdig! Um desto mehr soll er fort. — Der Hof sagt man, ist der Ort der Verführung. Ich kann nicht zugeben, daß er verführt werde. — Aber fern soll er? Wohin? — Wenn die Mutter so arm wäre, wie er sie macht; so außerordentlich arm, daß sie das Kind nicht mehr erziehen könnte. — Ich muß das hören. Der Hauptmann mag mir das näher sagen.

---

*) Der Edelknabe. Lustspiel von J. J. Engel. Leipzig, 1776.

Fünfter Auftritt.

Der Fürſt. Der Edelknabe.

Edelknabe. Er kommt, gnädigſter Herr.

Fürſt. Nun? Wie ſteht's denn? Wie iſt's? — Du ſprichſt ja mit einer ſo trübſeligen Stimme. Biſt Du noch müde?

Edelknabe. Ach ja! — Ein wenig!

Fürſt. Wenn es weiter nichts iſt! Wirf Dich immer wieder in Deinen Seſſel! — Ich bin ein Kind geweſen, wie Du. Ich weiß, wie ſüß in der Kindheit der Schlaf iſt. — Wirf Dich hinein, ſag' ich! Ich erlaube es Dir. (Indem der Knabe geht, und ſich wieder in die Stellung zum Schlafen hinwirft) Dachte ich's nicht? Er läßt ſich das nicht umſonſt geſagt ſeyn.

Sechſter Auftritt.

Der Fürſt. Der Edelknabe (der gleich wieder einſchläft). Der Hauptmann.

Hauptmann. Ihro Durchlaucht? —

Fürſt. Treten Sie her, Herr Hauptmann! — Was dünkt Ihnen von dem kleinen Boten, den ich Ihnen geſchickt habe? Wozu, glauben Sie, daß ich ihn brauchen könnte? — Zur Aufwartung? —

Hauptmann (die Achſel zuckend). Er iſt freilich zu klein.

Fürſt. Oder zum Ausſchicken? Zum Wegreiten? —

Hauptmann. Ich fürchte wahrlich, er würde nicht wieder kommen.

Fürſt. Oder des Nachts hier zu wachen?

Hauptmann (lächelnd). Je nun — Wenn Ew. Durchlaucht nur ſelber ſchliefen —

Fürſt. Alſo wozu, Herr Hautmann? Zu nichts! Das iſt klar. — — Doch Sie wollten auch nicht, daß er *mir*, ſondern daß ich *ihm* nützte. Sie wollten ihm hier Erziehung verſchaffen. Sie ſagten mir von der Armuth der Mutter. — Iſt ſie denn wirklich ſo arm?

Hauptmann (die Hand vor der Bruſt). Wirklich! wirklich, gnädigſter Herr.

Fürſt. Und geworden? Wodurch? —

Hauptmann. Durch eben den Krieg, wodurch andre reich wurden. — Frei von Schuld war ihr Gut nie geweſen; jetzt iſt es völlig in fremder Hand; alles iſt abgebrannt, ausgeplündert, zu Grund und Boden geriſſen; kein Ziegel auf dem Dache gehört mehr ihr. — Dazu kommen Prozeſſe, gnädigſter Herr; die ſind hinter dem Kriege drein, wie die Peſt hinter dem Hunger, und ehe ſie aus werden, da müſſen Kinderkinder verderben. — Zum größten Glück für ſie, ſind ihre Söhne verſorgt; der Jüngſte iſt hier bei Ew. Durchlaucht; der Aelteſte iſt Fähndrich unter der Garde: Sie hilft ſich dann durch, wie ſie kann. —

Fürſt. Sehr elend vermuthlich?

Hauptmann. Das errathen Ew. Durchlaucht. — (Kalt) Sie lebt da in einer armſeligen Hütte; ganz allein und verlaſſen; ich komme nie zu ihr hin; ich bin ihr Bruder, und es würde mich jammern, wenn ich es anſähe.

Fürſt. Ihr Bruder ſind Sie?

Hauptmann. Leider, gnädigſter Herr!

Fürſt (verächtlich). Leider! Und kommen nie zu ihr hin? — Ich verſtehe, Herr Hauptmann. Sie würden ſich ihres Elends nur ſchämen, oder wenn Sie ſich rühren ließen, würden Sie Unkoſten haben. (Der Hauptmann geräth in Verwirrung). — Wie heißt Ihre Schweſter?

Hauptmann. Von Detmund, gnädigſter Herr.

Fürſt (nachſinnend). Von Detmund? Von Detmund? — Hatt' ich nicht unter meinen Truppen einen Major von Detmund? —

Hauptmann. Ganz recht, gnädigſter Herr!

Fürſt. Der gleich im erſten Feldzug blieb? —

Hauptmann. Im erſten Feldzuge. Ganz recht! — Das war der Vater des Fähndrichs und dieſes Kleinen. — Es war ein rechtſchaffner Mann. Er ſtieg auf eine Sturmleiter, als wenn er zum Tanze ginge. Er hatte Herz, wie ein Löwe.

Fürſt. Und wie ein Menſch! Das will noch mehr ſagen, Herr Hauptmann. — Ich erinnere mich ſeiner ſehr wohl, und ich wünſchte —

Hauptmann (einen Schritt näher tretend). Was wünſchten Ew. Durchlaucht? —

Fürſt. Mit ſeiner Wittwe zu reden.

Hauptmann. Das können Sie dieſen Augenblick. Sie iſt hier.

Fürſt. Sie iſt hier? — Schicken Sie zu ihr, Herr Hauptmann! — Ich will ſie ſehn, und will ihr das Kind wieder zurück geben.

Hauptmann (bittend). Gnädigſter Herr —

Fürſt. Doch darf ihr das nicht geſagt werden. Gehen Sie! (der Hauptmann geht ab).

Siebenter Auftritt.

Der Fürſt. Der Edelknabe (ſchlafend).

Fürſt. So arm! Durch den Krieg! — Wie viel Elend macht doch der Krieg! Wie viel Familien mögen nicht über ihn ſeufzen? Gut, daß ſie nur über ihn, und nicht über mich ſeufzen! Ich nahm aus Nothwendigkeit Theil daran; nicht aus Neigung — (aufſtehend). Doch heraus! Es iſt Tag. — Der Friede hat immer auch ſein Schlimmes. Er macht wohllüſtig und träge. — (Nach einigem Auf- und Niedergehen bleibt er an dem Seſſel ſtehen, in welchem der Knabe ſchläft). Ein holder Knabe! — Wie unbekümmert er da liegt! Wie ſanft! — Er dünkt ſich in dem Hauſe eines Freundes zu ſeyn, mit dem es keiner Umſtände braucht. Er iſt die lautre Natur — (wieder umhergehend). Seine Mutter — Aber wahrhaftig! ich thäte nicht viel für ſie, wenn ſie ſo, wie der Hauptmann, wäre. Ich muß ſie ausforſchen. Ich muß ſie prüfen, und dann — dann iſt's immer noch Zeit, meinen Entſchluß zu faſſen. (Er ſtützt ſich auf die Kopflehne des Seſſels, und indem er den Knaben mit Wohlgefallen betrachtet, wird er ein Papier gewahr, das ihm aus der einen Taſche hervorſteht.) Was iſt das? Ein Brief wie es ſcheint. — (Er nimmt es und lieſt die Unterſchrift). „Deine ewiggetreue Mutter von Detmund." — Ha, von der Mutter! — Ob ich ihn leſe? — — Ich wünſchte doch, ihren Charakter zu kennen. Gegen das Kind wird ſie ihn nicht verſtellt haben. — Ich will ihn leſen. —

„Mein liebſter Moritz!"

„So viel Mühe Dir noch das Schreiben macht, ſo haſt Du Dich doch meiner Bitte erinnert, und mir ſogar mehr geſchrieben, als ich verlangt hatte. Ich erkenne darin Deine Liebe, und ich umarme Dich dafür. — Du ſchreibſt mir, daß Du dem Fürſten vorgeſtellt worden; daß Er die Gnade gehabt, Dich anzunehmen; daß er der beſte, der freundlichſte Herr ſey, und daß Du ihn von Deinem ganzen Herzen liebeſt — — — (Den Knaben anſehend). Mein, wirklich? Das ſchreibſt Du, Kleiner? — Nun, ſo iſt's ja wohl Pflicht, daß ich Dich wieder liebe; daß ich Dir's zu beweiſen ſuche." —

„Du haſt das wohl Urſache, mein Kind; denn ohne ſeinen Beiſtand, was würde wohl in der Welt Dein Schickſal ſeyn? — Du biſt nicht allein eine vaterloſe, ſondern, wenn ſchon Deine Mutter noch lebt, auch eine mutterloſe Waiſe; denn mich hat das Glück außer Stand geſetzt, meine Pflicht an Dir zu erfüllen. Das war immer mein größtes, mein ſchwerſtes Leiden. Bei jedem Unfalle, der mich betraf, blieb ich ſtandhaft, ſo lange ich nur *an mich* dachte; die Thränen kamen erſt dann, wenn ich auf *Dich* ſah." —

Viel Zärtlichkeit! Viel Gefühl, wie es ſcheint! — Und wenn ſie nur eine eben ſo gute Frau iſt, als Mutter. — Doch warum nicht? — Gewiß! Ganz gewiß!

„So gern ich nun wollte, ſo kann ich Dich nicht ſelbſt den Weg zur Glückſeligkeit führen. Ich muß hier in der Entfernung ſtehen bleiben; aber mit aller Kraft, die mir die Liebe gibt, will ich Dir nachrufen, ſo lange ich Dich erreufen kann und will Dich bitten, daß Du die rechte Straße geheſt. — Liebſtes Kind! Mit dem Gehorſam, den Du mir ſtets erwieſen haſt, trage dieſen Brief immer bei Dir!" — (Einen Blick auf den Knaben). Er *war* gehorſam. Er hat es ehrlich gethan.

„Und wenn Du Deine Pflicht übertreten, wenn Du die Ermahnungen brechen willſt, die ich noch mit dem letzten Abſchiedskuſſe, mit den letzten Thränen Dir zurief; — o dann, mein Kind, dann erinnere Dich dieſes Briefes, und überlies ihn! erinnre Dich einer Mutter, die in ihrer Einſamkeit keine Freude kennt, als die Hoffnung, die Du ihr gibſt." —

Keine ſonſt? — Hat er nicht einen Bruder?

„Erinnere Dich, daß Du ſie vor Kummer in's Grab bringen, daß Du eben das Herz durchbohren würdeſt, daß Dich auf Erden am meiſten liebt. —

Sie fühlt ſeine Gefahr. — Sie hat ſehr Recht; denn er *iſt* in Gefahr. — Und konnte ſie's wagen? Konnte ſie den Entſchluß faſſen? —

„Ich ſchreibe das nicht aus Mistrauen zu Dir; Dein Betragen hat mir keine Urſache dazu gegeben. — Nein, mein Kind! nein! Du haſt meine Thränen um Deinen Bruder geſehen; Du wirſt mir den Kummer nicht machen, den Er mir machte."

Alſo der Aeltere? der Fähndrich? — Das muß ich näher erfahren.

„Du warſt immer gut, immer gehorſam, immer kindlich geſinnt; dieſes Zeugniß gebe ich Dir mit Freudenthränen. Fahre ſo fort, wie Du anfingſt, und werde ein rechtſchaffner

Mann! Dann hast Du keine arme und unglückliche Mutter mehr; Du hast eine reiche und eine glückliche Mutter."

Sehr wohl! Sie gefällt mir. — Das Unglück, scheint's, hat sie nur erhoben, statt sie niederzudrücken.

„Zu Ende Deines Briefes schreibst Du, daß alle Deine Mitpagen Uhren hätten. Ich merke Dir's an, wie sehr auch Du eine zu haben wünschtest; aber Du brichst davon ab, und unterdrückst Deinen Wunsch. Eben um dieser Bescheidenheit willen geht mir's an's Herz, daß ich ihn nicht soll erfüllen können. Aber vergib mir, mein Kind! Ich kann nicht. So eben zeigt sich eine Nothwendigkeit, nach der Hauptstadt zu geh'n; das wird mir alles das Wenige hinnehmen, was ich noch habe. Doch laß auch diese Ausgabe nur überstanden seyn, und ich will mich auf's äußerste einschränken; ich will mir alles versagen, um, wo möglich, Deinen Wunsch zu befriedigen. Was nur immer in meinen Kräften ist, das will ich für meinen Liebling thun, damit es ihm nie an Ermunterung zur Tugend und zum Gehorsame fehle. — Ich sehe Dich nun wieder, und bin" — —

Vortreffliche Frau! — Ich will den Brief meiner Gemahlin zeigen. Ich will ihn bei mir behalten. — Doch nein! Es ist der ganze Reichthum des Knaben. (Er steckt ihn wieder in die Tasche, aus der er ihn gezogen hatte). — Wie süß er noch schläft! — Seinen Kindern, sagt man, gibt der Himmel ihr Glück im Schlafe, und bei ihm wird das wahr werden. Sein Glück ist gemacht. — (Er nimmmt ihn bei der Hand). Kleiner! — Kleiner! — (Der Knabe erwacht, und sieht den Fürsten eine Weile mit weitoffnen Augen an. Der Fürst ihn wieder). Sehr drolligt, beim Himmel! — Komm! Ermuntre Dich Kleiner! Es ist jetzt Tag, und Du kannst hier nicht länger schlafen. Steh auf!

Edelknabe (langsam aufstehend). Ja, gnädigster Herr.

Fürst. Deine beiden Augen sind noch voll Schlafs. — Da geh hin in mein Kabinet! (Der Knabe geht). Lösch die Lampe aus! Wirf die Thüren zu! (Er löscht die Lampe aus, und wirft die Thüren zu). — Nun geh' nach dem, wo die Uhren hingen! Hübsch schnell! — Nein, nein! nach jenem dort gegen über! Geschwinde! — Komm wieder hieher! Komm zurück! — Bist du nun munter?

Edelknabe. Ach ja, gnädigster Herr!

Fürst. Sage mir doch — denn ich halte Dich für einen fleißigen und geschickten Knaben. — Kannst Du schon Briefe schreiben?

Edelknabe. O wenn ich will! — Schon ganzer zwei hab' ich geschrieben.

Fürst. Und die zwei? — An Deine Mutter vermuthlich.

Edelknabe (sehr freundlich). An meine Mutter, gnädigster Herr.

Fürst. Die Freude funkelt Dir aus den Augen, wenn ich nur von ihr rede. — (Vor sich). Wie sehr sich das liebt, weil es arm ist! — Und ist sie denn eine so gute Frau, Deine Mutter?

Edelknabe (ergreift des Fürsten Hand mit seinen beiden). Ach, wenn Sie sie kennen sollten!

Fürst. Das werd' ich, Kleiner.

Edelknabe. Sie ist so liebreich, so gut —

Fürst. Dann wollt' ich aber nur wünschen, daß sie auch gute Söhne hätte. — Der Fähnrich, sagt man, soll nicht der Beste seyn; aber Du —

Edelknabe (den Kopf schüttelnd). Ach, der Fähndrich! der Fähndrich!

Fürst. Man sagt wirklich, daß er ihr vielen Kummer macht. — Wäre das wahr?

Edelknabe. Je nun, gnädigster Herr — Man hat mir nur verboten, davon zu reden. Wenn's der Oberst erführe — — (im Vertrauen). O das ist ein harter, häßlicher Mann, der Oberst.

Fürst (die Hand erhebend). Behüte! Kein Wort muß er erfahren! — Was ist denn aber vorgefallen! Was hat's denn gegeben?

Edelknabe. Allerhand! Ich weiß selbst nicht recht, was? — So viel weiß ich, daß sich meine Mutter sehr übel darum gehabt; daß sie sich schon einmal ganz bloß gegeben, um es nur bei Zeiten zu unterdrücken. — (Ganz nahe an ihn hinantretend und leise). Er hätte, sagte sie unglücklich werden, er hätte vom Dienst kommen können.

Fürst. Vom Dienst! Ei, wie das?

Edelknabe. Ja, das kann ich nicht sagen, gnädigster Herr.

Fürst. Mir wohl! Warum nicht? —

Edelknabe. Man hat's mir selbst nicht gesagt.

Fürst (lachend). Da hat man sehr klug gethan. Das ist denn freilich ein anders. — Also wieder auf Dich zu kommen: Du hattest vorhin keine Uhr. Hast Du wohl Deiner Mutter um eine geschrieben?

Edelknabe. Ein einzig's mal, aber nicht wieder!

Fürst. Ich merk's. — Ganz gewiß hat sie Dir einen Verweis gegeben?

Edelknabe. Ach nein, gnädigster Herr! Sie will sich behelfen, schreibt sie, um mir viel zu ersparen, und sie behilft sich so schon so elend. — Das jammert mich viel zu sehr.

Fürst. Das muß Dich auch jammern. Ein guter Sohn sollte seiner Mutter nicht neue Sorgen machen; er sollte wünschen, daß er ihr helfen könnte. — — Und eine Uhr. — Wenn's nur um eine Uhr zu thun ist! die wäre ja wohl noch sonh zu bekommen. — (Indem er eine Börse herauszieht). Sieh her, kleiner Moritz! Da hätte ich zwölf Dukaten erübrigt, die ich verschenken könnte, — und — ich will sie verschenken. Her Deine Hand! (Der Knabe hält die Hand hin, und indem der Fürst zählt).

Edelknabe. Sollen sie mein, gnädigster Herr!

Fürst. Dein! Allerdings! — Aber sprich, was beginnst du nun mit dem Gelde?

Edelknabe (freudig). Könnt' ich nicht eine Uhr dafür haben? —

Fürst. O ja! Eine recht schöne! — In meinem Lande gemacht, und London darauf geschrieben; aber — wenn wir's beim Lichte betrachten — Du brauchst keine Uhr. Ich selbst habe ja Uhren genug. — (Indem der Knabe ihn aufmerksam ansieht). Wär' ich wie Du, wüßt' ich schon, was ich thäte. Ich machte einen ganz andern, ganz bessern Gebrauch von dem Gelde. — Doch, wie Du willst! wie Du willst! — Jetzt geh ich, um mich ankleiden zu lassen. Du bleibst hier, bis ich wieder komme.

Edelknabe (ihm nach). Gnädigster Herr —

Fürst. Was ist's? Was beliebt?

Edelknabe. Meine Mutter ist hier. Sie fährt den Morgen wieder zurück und ich möchte so gerne noch von ihr Abschied nehmen. — (Liebkosend). Darf ich? Erlauben Sie mir's?

Fürst. Nein, guter Kleiner! Dießmal soll Deine Mutter hieher kommen. Sie soll zu Dir kommen. Geduld! (Er geht ab).

Achter Auftritt.

Der Edelknabe (allein).

Hierher kommen? Zu mir? Ei, wie das? — Aber was geht das mich an? Wenn sie nur kömmt! — Eins, zwei, drei — (er zählt leise weiter bis zwölf). Zwölf Dukaten zu einer Uhr! — O Himmel! Wie freue ich mich! Es ist, als ob ich die Uhr schon hätte, schon gehen hörte, schon aufzög. — Aber — was sagte der Fürst? Er wüßte schon, was er thäte, wenn er wie ich wäre? Was denn? — — Ja, Er! Er, der Uhren die Menge in allen Zimmern hat; Er weis viel, wie's einem andern thut, der in seinem Leben noch keine gehabt hat. — Aber — erst sagte er auch, ein guter Sohn solle seiner Mutter zu helfen suchen. Gewiß dacht' er hier wieder an meine Mutter, — Zwölf Dukaten! (indem er sie ansieht). Das ist freilich viel Geld! Gewaltig viel Geld! wenn sie die hätte, davon könnte sie lange, lange leben. — (Er drückt das Geld mit beiden Händen gegen die Brust). Ach, eine Uhr! eine Uhr! — (und indem er die Hände wieder sinken läßt). Aber auch eine Mutter! eine so gute Mutter — Sie war noch gestern so niedergeschlagen. Sie sah so blaß aus, so krank. Ich glaube, wenn ich das Geld ihr wiedergäbe, ihr wär' auf einmal geholfen. — Soll ich's denn thun? Soll ich's ihr geben? — (entschlossen). O ja! O ja! — — Aber bald muß sie kommen; denn sonst gereut's mich wieder. Die Uhr liegt mir zu sehr am Herzen. (Den Zeigefinger an den Lippen). Horch! Stille! Wer kömmt? —

Neunter Auftritt.

Der Edelknabe. Frau von Detmund. Der Hauptmann.

Edelknabe (ihr entgegen). Liebe Mama —

Frau von Detmund (sich schüchtern umsehend und ohne auf das Kind zu achten). Ich weiß nicht; — ich bin so unruhig, mein Bruder. — Wenn ich nur seine Absichten wüßte! Wenn ich nur gleich vorher wüßte — —

Hauptmann. Seine Absichten? — Da sieh das Kind an! Das Kind gibt er Dir wieder. — (Indem sie erschrokken auf den Knaben sieht, der mit großer Freundlichkeit ihre Hand küßt). Es war auch wohl, beim Himmel! sehr thöricht, daß Du es herbrachtest. Was soll es dem Fürsten? — Die andern Edelknaben, die werden groß und gehen in Dienst;

aber der — (verächtlich die Hand gegen ihn hinwerfend) der ist zu allem verdorben! den drückt der Kummer und der Gram nieder, womit Du ihn aufgesäugt hast! der wird in seinem Leben nicht wachsen!

Frau von Detmund (schmerzlich). Mein Bruder! —

Hauptmann. Kurz: wenn ja der Fürst auf Dich hört, so laß Dich nur nicht auf das Kind ein! Das ist umsonst. — Sprich ihn lieber wegen des Fähndrichs zu Gute! Der hat doch noch Wachsthum! Der sieht doch noch einem Manne ähnlich!

Frau von Detmund. Wie sagst Du? Wegen des Fähndrichs?

Hauptmann. Nun ja! Er hat zu ihm geschickt.

Frau von Detmund. Ich erschrecke. Sollt' Er erfahren haben — —

Hauptmann (immer noch kalt). Doch wohl! Wahrscheinlicher Weise! — (Den Stock in die Seite und gegen die Erde lehnend, indem er mit dem Kopf dazu schüttelt). Und wenn Er nun hätte; was meinst Du? Wenn Er nun wüßte, daß der Bube hat durchgehen wollen? daß er Gelder untergeschlagen? daß er nur durch meine Vermittelung — (hitzig den Stock vor sich niederstoßend). O bei Gott! Es bringt mich noch selbst in die Wache. Ich wollte, ich hätte mich nie um Deine Kinder bekümmert. Nie ein Haar! Und ich will auch nicht wieder! — (Er geht murrend ab, und sieht sich noch einmal um). In meinem Leben nicht wieder!

Zehnter Auftritt.

Frau von Detmund. Der Edelknabe.

Edelknabe (da er ihre Unruhe sieht). Der Vetter ist immer böse. — Lassen Sie ihn reden, und fürchten Sie nichts, liebe Mama!

Frau von Detmund. Ach schweig, Kind! Du weißt nicht — —

Edelknabe. Ei, ja! Ich weiß mehr als der Vetter. — Der Fürst ist gar nicht so, wie er sagt; Er thut gewiß keinem Menschen Uebels; Er hat mich nur eben beschenkt. — (Ihr die Hand mit dem Gelde vorhaltend). Seh'n Sie nur! Seh'n Sie! Das hat er mir alles geschenkt.

Frau von Detmund (bestürzt). Ist es möglich? Der Fürst — —

Edelknabe (indem er die Hände in weiter Entfernung über einander hält). Aus einem großen, großen Beutel voll Gold. Eben jetzt, eh' Sie herkamen. — Ach, wenn der wollte, Mama! Wenn der wollte! Der hat! —

Frau von Detmund. Aber wie? Ich begreife das nicht. — Er mußte doch eine Ursache, eine Veranlassung haben — —

Edelknabe. Ei freilich! Seine Uhr stand ihm stille. — Er hatte gestern den ganzen Tag über gejagt, da mochte er vergessen haben, sie aufzuziehen; und heut den Morgen — (indem er zum Kabinet läuft und den einen Flügel öffnet). Sehn Sie nur hier! Er lag da hier auf dem Bette — — da schrie er in mich hinein, ich sollte nach meiner Uhr sehn; und da — weil ich nun keine hatte — —

Frau von Detmund. So gab er Dir dieß?

Edelknabe. So gab er mir's, daß ich mir eine schaffen sollte. — — (das Geld wieder hinzeigend). Zwölf Dukaten, liebe Mama.

Frau von Detmund. Sieh mich an! Darf ich's glauben?

Edelknabe. Gewiß! Gewiß! Glauben Sie's immer! — Aber die Uhr thut mir nicht noth, und es wird schon noch sonst eine geben. — (nach ihrer Hand greifend). Stecken Sie ein! Nehmen Sie hin!

Frau von Detmund (gerührt). Wie, mein Kind? — Wie?

Edelknabe. Es geht mir so nahe, daß ich Sie immer weinen sehe. — O ich wollte, daß ich nur viel hätte, recht viel! da sollen Sie nie wieder weinen. — Alles, alles, was ich nur hätte, das wollte ich Ihnen geben.

Frau von Detmund (sich über ihn bückend). Wolltest Du das?

Edelknabe. Und ach! da sollten Sie so vergnügt seyn! so glücklich! —

Frau von Detmund (ihn küssend). Ich bin es, mein Kind. Ich gäbe diesen Augenblick nicht um alles Gold Deines Fürsten. — (ihn noch einmal küssend) O Du weißt nicht, wie viel Elend eine Mutter über der Freude an ihrem Kinde vergißt!

Edelknabe (wieder nach ihrer Hand greifend). Sie nehmen's doch aber! — Nehmen Sie's ja, liebe Mama!

Frau von Detmund. Ich will es nehmen. Ich darf Dich nicht selbst kaufen lassen; denn Du würdest betrogen werden. Ich will für Dich kaufen, mein Kind.

Edelknabe. Für mich? Eine Uhr? —

Frau von Detmund. Du wirst hier bleiben; da brauchst Du eine.

Edelknabe. Ach nicht doch! nicht doch! Wozu? — Der Fürst hat ja Uhren, wo man nur hinsieht. Er hat mir ja selbst gesagt, ich brauchte keine.

Frau von Detmund. Und hat Dir doch eine geschenkt?

Edelknabe. Wirklich! wirklich! Er hat's gesagt.

Frau von Detmund. Du betrügst mich, mein Kind. Du redest die Unwahrheit, und das sollst Du nie, auch nicht aus Liebe zu Deiner Mutter.

Edelknabe. Die Unwahrheit? Sie glauben mir nicht? — Nun, so wollte ich, daß der Fürst nur da wäre, daß er nur käme! — (sich umsehend). Er kommt auch.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Fürst.

Edelknabe (ihm mit ausgestrecktem Finger entgegen). Nicht wahr, gnädigster Herr? Sie haben mir zwölf Dukaten zu einer Uhr geschenkt?

Fürst (lächelnd). Das hab' ich, Kleiner.

Edelknabe. Sie haben mir gesagt, daß ich die Uhr nicht nöthig hätte?

Fürst. Ja wohl! Das hab' ich gesagt.

Edelknabe (schnell herum). Nun, Mama? Nun?

Frau von Detmund (in Verlegenheit). Mein Kind — (laut). O verzeihen Ihro Durchlaucht! Verzeihen Sie der Einfalt eines Kindes, das der Ehrerbietung vergißt!

Fürst. Verziehen, Madame? — Diese Einfalt entzückt mich. Ich wollte, ich könnte in dieser Einfalt mit allen Menschen leben. Sie ist so sehr in der Natur. — Immer sprich, Kleiner! Was war's? Wollte Dir Deine Mutter vielleicht nicht glauben?

Edelknabe (halb ärgerlich). Nein, gnädigster Herr! — Erst wollte sie mir nicht glauben, und nachher auch nicht nehmen.

Fürst. Was hör' ich? Nicht nehmen — Also hast Du wohl gar mein Geschenk so verachtet, es wieder wegzuschenken? — Ich will nicht hoffen!

Edelknabe (betreten). Gnädigster Herr!

Fürst. In der That; das würde mir wenig Lust machen, Dir mehr zu schenken. — Nur gleich bekannt! Hast Du's gethan!

Edelknabe (sich entschuldigend, indem er auf seine Mutter zeigt). Sie ist so arm, gnädigster Herr!

Fürst. Du guter Knabe! (ihm unter's Kinn greifend). — — Und also hast Du Deinen einzigen Wunsch, Deine liebste Begierde aufgeopfert, um Deiner Mutter zu helfen? — O wahrhaftig! Dann wäre es Jammer, wenn Du Deine Uhr solltest verloren haben. — (Indem er seine eigne Uhr hervorzieht). Aber sieh! Und wenn ich nur diese einzige hätte; — um Deine Zärtlichkeit zu belohnen: — (Er gibt sie ihm). Du solltest sie dennoch haben!

Edelknabe (freudig zugreifend). Ach gnädigster Herr! — Ist sie im Gange?

Fürst. Sey ruhig! In vollem Gange. — (indem der Knabe zu seiner Mutter läuft, sie ihr zu zeigen). Aber wenn man's bedenkt: ist es nicht schlimm in der Welt? Die meisten Reichthümer werden von Schwelgern besessen, die sie verschwenden, oder von Geizhälsen, die sie verschließen. Männer, wie Du, sollten reicher seyn; da würde die Welt sich besser stehen. — Und was hindert mich denn, Dich reicher zu machen? — Komm! Steck' die Uhr ein! Geschwind! — Und weil Du so gut mit dem Wenigen umgingst — (ihm eine Börse geben). — Da nimm! Da sind für zwölf Dukaten ihrer hundert.

Edelknabe (erstaunt ihn ansehend). Ach gnädigster Herr!

Fürst. Du bedenkst Dich? So nimm doch!

Edelknabe. Beutel und alles? — (im Begriff es zurück zu geben). Das ist ja wirklich zu viel.

Fürst. Wenn's für Dich wäre! Schon recht! — Aber ich gab es Dir, daß Du es anlegen solltest. Und wer meinst Du wohl, der es brauchen könnte?

Edelknabe. Brauchen? — (vom Fürsten auf seine Mutter, und dann wieder auf den Fürsten sehend). Da, liebe Mama!

Frau v. Detmund (sich ihm nähernd). Ihro Durchlaucht —

Fürst. Keine Danksagung, Madame! Sie werden fin-

den, daß es sehr wenig ist, und daß ich weit mehr wieder verderbe, als ich gut gemacht habe. — Aber — (die Hand gegen den Edelknaben) Sie sehen schon, ohne daß man es Ihnen sagt — Das Kind ist viel zu schwach für mich, viel zu klein. Es ist in einem Alter, worin man andern noch keine Dienste leisten kann; worin man selbst ihrer noch braucht, und kurz — Sie werden es ohne Schwierigkeit wieder annehmen, hoff' ich. — — Sie schweigen?

Frau von Detmund (vor sich niedersehend). Ich habe Unrecht, Ihro Durchlaucht.

Fürst. Wie so? Worin? —

Frau von Detmund. Ich habe Unrecht — daß ich mich einer Armuth schäme, die ich selbst nicht verschuldet habe. — Aber ich will mich ihrer nicht schämen. Ich will sie frei in der Gegenwart meines Fürsten bekennen. (ihm näher tretend und in die Augen sehend) Ja, Ja, Ihro Durchlaucht; ich bin zu arm, mein Kind zu erziehen. Ich habe schon längst für die Zukunft gesorgt; nur zu bald werd' ich anfangen, auch für den heutigen Tag zu sorgen; und wenn dann mein größter Kummer zurückkehrt; — wenn Ew. Durchlaucht dieses unmündige, unerzogne Kind verstoßen — (sie will ihre Thränen zurückhalten) dessen Vater zu früh starb. — O verzeihen Sie meiner Schwachheit!

Edelknabe. Sie weint? (des Fürsten Hand ergreifend und wehmüthig) Gnädigster Herr!

Fürst. Nun, wenn auch Du kömmst! — Was ist's?

Edelknabe (bittend). Sie werden doch mich nicht verstoßen? —

Fürst. Nicht? Meinst Du nicht? — Nun wohlan denn! Um Deines Zutrauens willen! — Er mag bleiben, Madame. — (verstellt) Es wäre zwar freilich Jammer, wenn seine Unschuld — Doch nein! Das wird so bald keine Gefahr haben.

Frau von Detmund (äußerst aufmerksam). Seine Unschuld, Ihro Durchlaucht?

Fürst (wie vorhin). Nein nein! Sie könnten glauben, als wenn ich zurückzöge. Lassen Sie's gut seyn, Madame!

Frau von Detmund (verlegen). Aber doch — wenn es nicht zu kühn von mir wäre — dürft' ich wohl um die Gnade einer Erklärung bitten?

Fürst (immer verstellt). Ich wollte nur sagen, Madame — ich bin schon längst mit meinen Edelknaben sehr unzufrieden; ich finde, daß sie der Auswurf des jungen Adels sind — in allen Ränken und Schalkheiten ausgelernt; und vielleicht — vielleicht könnte ihr Umgang, ihr Beispiel — — Doch Sie sehen; das es ein bloßes Vielleicht. Auf ein Vielleicht wollen wir's wagen.

Frau von Detmund (etwas zu hitzig des Kindes Hand ergreifend). Nein, gnädigster Herr!

Fürst (wie beleidigt). Nicht? — Wie Sie meinen, Madame.

Frau von Detmund. Das Herz meines Kindes ist mir zu wichtig. Ich zittre vor der Gefahr, worein ich es hätte stürzen können.

Fürst. Aber bedenken Sie doch — —

Frau von Detmund. Ich darf nichts bedenken. Ich sehe mein Kind im Feuer; und wenn ich's nur rette — ob ich es nackend rette! —

Fürst. Ohne Vermögen! ohne Unterricht! ohne Erziehung! Wie soll das werden? Was soll herauskommen, Madame?

Frau von Detmund. Was Gott will! Mir soll es gleich seyn. — Kann er seinen Stand nicht behaupten; so mag er das Land bauen, und mag in Armuth sterben!

Fürst. Das heißt edel gedacht! Ich sehe, Madame, Sie verdienen alles, was ich nur für Sie thun kann. — (ihr näher und mit Wärme). — Wie soll ich helfen? Wie soll ich Ihre Umstände bessern? — Reden Sie! Fordern Sie! Es ist Ihr Freund, der vor Ihnen steht.

Frau von Detmund (äußerst verwirrt und gerührt). O Ihro Durchlaucht — —

Fürst. Sagen Sie mir vor allen Dingen: Wie ist der Zustand Ihres Vermögens? — Ihr Gut? — —

Frau von Detmund. Ist durchaus nicht zu retten.

Fürst. So groß ist die Schuld? — Aber Sie haben Prozesse, wie man mir sagt. — Geben denn die keine Hoffnung?

Frau von Detmund. Keine gnädigster Herr! — Außer dem Einen, denn ich wegen einer geringen Erbschaft führe. Mein Recht darauf ist unstreitig; nur der Reichthum anderer Verwandten kämpft noch mit meinem Rechte. — Eben war ich hier, um aus Noth einen Vergleich zu treffen; — es hat sich zerschlagen.

Fürst. Desto besser für Sie! So müssen Sie jetzt, auch ohne Vergleich, zu Ihrem Rechte kommen. Ich hasse dafür. — Nehmen Sie überdieß noch hundert Louisd'or zum Jahrgelde an! Das wird Sie, hoffe ich über alle Bedürfnisse hinaussetzen.

Frau von Detmund (sich niederwerfend). So viele Gnade! — Kann ich sie je —

Fürst (hält sich zurück). Was soll das? Stehen Sie auf! Stehen Sie auf! — Ich thue ja nichts, als was ich dem Andenken des Mannes schuldig bin, dessen Wittwe Sie sind; als was ich für jeden thun würde, dessen Verdienste ich so, wie die Ihrigen, schätzte. — Sagen Sie mir: Würden Sie jetzt noch Bedenken haben, das Kind wieder zurück zu nehmen?

Frau von Detmund. Wie könnt' ich, Ihro Durchlaucht?

Fürst. Und Du, Kleiner? — Gingst Du wohl gerne mit Deiner Mutter?

Edelknabe (die Uhr in der Hand). Mit meiner Mutter? O ja!

Fürst. Aber ich weiß doch, Du liebst mich. Du bliebst auch wohl gern hier bei mir?

Edelknabe. Sehr gern, gnädigster Herr!

Fürst. Nun dann! — Wenn das ist — — Schick' ich Dich fort, so hätt' ich Dich doch immer verstoßen, und Du hast mich so dringend gebeten, Dich nicht zu verstoßen. Auch hat Dich Deine Mutter nun einmal in meine Arme geworfen. Ich muß denn schon auf Anstalten denken. — Bleiben Sie da! Ich komme wieder Madame.

Zwölfter Auftritt.

Frau von Detmund. Edelknabe.

Frau von Detmund. Gütiger Gott! (indem sie sich in den Sessel wirft). Was war das?

Edelknabe (fröhlich um sie herum). Nun? Nun? — Ist's nun recht? Ist's nun gut?

Frau von Detmund (ihn zärtlich zu sich ziehend). O liebstes Kind! — —

Edelknabe. Aber Sie freuen sich ja nicht! Sie müssen sich freuen, liebe Mama!

Frau von Detmund. Ich bin beschämt über mein Glück. — Ich denke an mein Mißtrauen gegen die Vorsicht, an den tödtlichen Kummer den ich fühlte, als Du zur Welt kamst. Es war in eben der Stunde, es war unmittelbar auf den Augenblick, da ich den Tod Deines Vaters erfuhr. — Mit welchem Jammer sah ich Dich an! Mit welchem Schmerz, Dich geboren zu haben! (indem sie ihn küßt und die Arme um ihn herumschlägt). Und warst Du der, der mir helfen, der schon in seiner frühen Kindheit meine Thränen abtrocknen sollte? — — Gott! Was fehlt mir nun noch? — Nichts! Nichts, als Gewißheit von Deinem Bruder! Dann bin ich glücklich.

Edelknabe. Von meinem Bruder? Wie das, liebe Mama?

Frau von Detmund. Wenn der Fürst sein Verbrechen wüßte — —

Edelknabe. Ach wenn auch! Es hat ja nichts zu bedeuten. — Sie sehn ja wohl, wie liebreich, wie freundlich er ist.

Frau von Detmund. Gegen uns, mein Kind. — Weil wir unschuldig sind.

Edelknabe. Und er hat mir ja versprochen, es sollte geheim bleiben. Der Oberst sollte nichts davon wissen.

Frau von Detmund (auffahrend). Was? Dir versprochen? —

Edelknabe. Ganz gewiß! Ganz gewiß! Daß Sie sich also deßwegen nicht ängsten!

Frau von Detmund. Ich erstaune. Du hast ihm gesagt? —

Edelknabe (indem er Unrath merkt). Ach nicht viel! — Was ich wußte. — Er fragte mich nach meines Bruders Aufführung, und da konnt' ich doch nicht Unwahrheit reden. Das haben Sie ja selbst mir verboten.

Frau von Detmund (ängstlich). Aber Kind! — Liebstes Kind! — Konnte denn Deine Einfalt —

Edelknabe. Wie? Sind Sie unruhig darüber?

Frau von Detmund. Ob ich's bin! Ob ich unruhig bin! — Wenn er nun weiter fragt? Wenn er erfährt? — O Du kannst mich, deinen Bruder, uns alle in's Unglück bringen.

Edelknabe (im Begriff zu weinen). In's Unglück bringen?

Frau v. Detmund. Ach! da höre ich schon — (sich auf ihn werfend und ihm zuredend). Sei nur stille! und tu-

hig! — Thränen würden das Uebel nur ärger machen. Sey ruhig!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Fürst. Hinter ihm der Fähndrich und der Hauptmann.

Fürst. Nur herein! Nur mir nach, meine Herren! — (zum Fähndrich). Sie sind also Detmund? Ein Sohn des wackern Majors von Detmund?

Fähndrich (sich tief verbeugend). Ja, Ihro Durchlaucht.

Fürst. Eine große Empfehlung! Sie hatten einen sehr rechtschaffnen Vater. — Vermuthlich reizt Sie sein rühmliches Beispiel zur Nachfolge? Sie bestreben sich, seiner würdig zu seyn?

Fähndrich (wie vorher). Ich thue nur meine Pflicht. Ihro Durchlaucht. —

Fürst. Dann thun Sie alles. Der rechtschaffenste Mann thut nicht mehr. Da, Herr Fähndrich! da sehen Sie Ihre Mutter, eine sehr hochachtungswürdige Frau; auch Ihren Bruder, einen sehr liebenswürdigen Knaben. — Ich bin außerordentlich von der Familie eingenommen; und um sie hier ganz beisammen zu sehen — —

Fähndrich (sich immer verbeugend). Ew. Durchlaucht haben viel Gnade.

Fürst. Doch wohl nicht mehr, als ich sollte? —

Fähndrich. Ew. Durchlaucht urtheilen sehr gnädig.

Fürst. Wirklich; es fehlt nur an der Ueberzeugung, daß ich richtig urtheile, und Ihr Glück ist gemacht. — Doch diese freie, zuversichtliche Miene, die Ihnen so wohl steht —

Fähndrich. O Ihro Durchlaucht —

Fürst. Ja, ja! Die zeigt entweder ein sehr edles oder ein sehr verderbtes Herz an; und das letzte — nein, das wird der Sohn solcher Eltern nicht haben. Das wird er nicht haben! — — Was meinen Sie daß sich thun ließe, Herr Fähndrich? Ein Schritt weiter, brächte Sie in der That nicht viel weiter. Was dünkt Ihnen? —

Fähndrich (die Hände reibend). Freilich, Ihro Durchlaucht — —

Fürst. Aber wenn wir nun diesen einen Schritt überhüpften? wie da? — Eine Kompagnie! Kapitain! Das ist doch immer so das erste Ziel solcher Herren, und dem wären wir dann schon ziemlich nah' im Gesichte. — Doch vorher — (indem er sich schnell gegen den Hauptmann kehrt). Was denken Sie zu ihrem Vetter, Herr Hauptmann?

Hauptmann (etwas betreten). Ich? — Was ich denke? —

Fürst. Viel Böses, sollte man glauben.

Hauptmann. O nein! Eher Gutes, Ihro Durchlaucht — Ich denke immer, er hat Herz; er wird brav thun.

Fürst (mit Beifall auf den Fähndrich sehend). Doch? In der That? —

Hauptmann. Und da er auch ziemlich gewachsen ist — —

Fürst. Nun ja wohl! Da ist er der gemachteste Mensch von der Welt. Das ist sicher. — Aber in seiner Aufführung, in seinen Sitten Herr Hauptmann. — Ich muß mich schämen, daß ich nach so einer Kleinigkeit frage, — wie ist er in seinen Sitten beschaffen?

Hauptmann. Je nun — (lächelnd), dann und wann ein wenig zu lustig, zu aufgeräumt; aber — wie Ew. Durchlaucht schon wissen — das gehört zum Soldaten.

Fürst. Wie ich schon weiß? Sie lehren mich in der That etwas Neues. — Es fehlt nur noch an Ihrem Zeugnisse, Madame. Was sagen denn Sie mir von Ihrem Sohne? — — (nach einer Pause) Gar nichts? —

Frau von Detmund. Was sollte ich sagen?

Fürst. Was Sie denken — die Wahrheit!

Frau von Detmund. Und kann ich das, Ihro Durchlaucht? — Wenn ich meinen Sohn loben müßte; würden Sie wollen, daß ich ihn in seiner Gegenwart lobte? Oder wenn ich ihn tadeln müßte, daß ich ihn in der Gegenwart dessen tadelte, der sein Schicksal in seiner Gewalt hat?

Fürst (lächelnd). Vortrefflich, Madame! Sie sind gütig, wie eine Mutter, und fein, wie ein Frauenzimmer. Ich bewundere Sie ganz. — — (ernsthaft). Ein jeder, mein Herr Fähndrich, hat seine Weise, und ich habe die meinige. Wenn ich einen Offizier befördern will, so fange ich damit an, daß ich ihn in die Wache werfe. Was dünkt Ihnen dazu?

Fähndrich (erschrocken). Ihro Durchlaucht — —

Fürst. Ja, ja! Das ist nun nicht anders. Geben Sie ihren Degen dem Hauptmann! — Ein bescheidneres Betragen hätte alles entschuldigt; aber diese Zuversicht, diese Dreistigkeit — — Was kann man von einem Menschen erwarten, der mit einem Gewissen, wie Ihres, so frech ist? der es fühlen muß, daß er meine Ungnade verdient; der es weiß, wie nichtswürdig er gegen die gütigste Mutter gehandelt, und der dennoch — — In die Wache mit ihm! Auf einen Monat, Herr Hauptmann! — Ich will das, was vorgefallen, nicht näher wissen; und das um Ihretwillen, Madame! — um der Art willen, wie ich's erfahren habe; um der Größe des Verbrechens willen, daß ich aus allen Umständen errathen kann. — — Aber, Herr Hauptmann! — (In seinem strengsten Tone). Sey bald wieder das Allergeringste vorfällt; gleich Bericht an mich! Auf der Stelle! — Ich habe mir's in den Kopf gesetzt, ich will den jungen Menschen erziehen, und weder Sie, Herr Hauptmann — (gelinder) noch Sie, Madame, sollen mir meine Erziehung verderben. — (Besonders zu Frau von Detmund). Daß Sie ihm nie womit aushelfen! nie! auch nicht mit der mindesten Kleinigkeit! auch nicht unter dem Namen eines Geschenks! Durchaus nicht! — — Er kann von seinem Gehalte leben, und der mag sich einschränken lernen. — (Eine Bewegung mit der Hand). Fort! In die Wache, Herr Fähndrich! (Die beiden Offiziere treten ab).

Vierzehnter Auftritt.

Der Fürst. Frau von Detmund. Der Edelknabe.

Fürst (sie ansehend). Nun? — So niedergeschlagen, Madame?

Frau von Detmund (bescheiden). Ich bin Mutter, Ihro Durchlaucht.

Fürst. Aber doch nicht von den weichlichen, die lieber ihre Kinder nicht bessern, um sie ja nicht zu kränken?

Frau von Detmund. Wie falsch wäre dann meine Liebe! — Nein, ich fürchte nur, daß mein Sohn Dero Gnade auf immer verloren hat.

Fürst. Fürchten Sie das? — Und doch habe ich ihn für's erste der Gnade nur würdig machen wollen, die ich ihm aufbewahre. — Jugend und Unbesonnenheit — denen verzeih' ich so leicht, Madame; aber ich darf nur nicht immer. Was bei dem einen Bewegungsgrund zu Besserung ist, wird bei dem andern Einladung zu größern Verbrechen. — Sorgen Sie indessen nur nicht! Der junge Mensch wird schon klüger, und nach eben dem Maaße werde ich gütiger werden. — (Sich gegen den Edelknaben wendend). Was den Kleinen betrifft — — Wissen Sie, welche Absichten ich mit ihm habe?

Frau von Detmund. Nein, Ihro Durchlaucht. — — Aber wie sie auch seyn mögen, sie werden die großmüthigsten seyn. — So sehr ich auch immer meinen Fürsten verehrt habe, so überzeugt mich doch dieser Tag, daß ich ihn noch zu wenig verehrt.

Fürst. Was wollen Sie denn? Sie kennen mich nicht. — Bloß um dem Staat einen rechtschaffnen Mann, um mir selbst einen nützlichen Diener, um meinem Sohn einen Freund zu erziehen, der einst so willig für ihn sterbe, wie sein Vater für mich starb; — — bloß deswegen. —

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Kammerdiener.

Kammerdiener. Der Direktor, Ihro Durchlaucht!

Fürst. Schon da? Laßt ihn vorkommen! (der Kammerdiener geht ab). — Ich hoffe, Madame, Sie werden meine Absichten nur hören dürfen, um sie zu billigen.

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Direktor.

Direktor (sich verbeugend und mit der Stimme zitternd). Auf Ew. Durchlaucht höchsten Befehl —

Fürst. Näher her, Herr Direktor! Mit Männern wie Sie, muß man nicht bloß von weitem bekannt seyn. — Man hat mir viel Gutes von Ihnen gesagt. Man hat Sie mir als einen Mann von großen Kenntnissen und Verdiensten gerühmt.

Direktor (äußerst verwirrt). Mich, Ihro Durchlaucht?

Fürst. Auch habe ich mich selbst von der Wahrheit dieses Lobes überzeugt. Ich habe Ihr Buch von der Erziehung gelesen. — Was haben Sie sonst noch geschrieben?

Direktor (zitternd). Ich! — Nichts, das — — Gar nichts, das — —

Fürst. Das für mich wäre, wollen Sie sagen?

Direktor. Nein — Ja, Ihro Durchlaucht.

Fürst. Ja? Und warum nicht für mich? — Vielleicht, weil es einen ganzen Gelehrten fordert, und ich nur ein halber bin? Hab' ich's getroffen?

Direktor (erschrocken zurücktretend). Gütiger Gott! — Könnt' ich so kühn seyn? — —

Fürst. Nun, nun! Das wäre so kühn eben nicht. Allzuviel Gelehrsamkeit ist eben keine Ehre für einen Fürsten. — Also warum nicht für mich?

Direktor (stotternd). Weil — weil — weil es zu unvollkommen, — zu unwürdig — zu — —

Fürst. Hören Sie auf! Sie beschämen mich sonst. — Ich wollte schon sagen, daß ihr Buch ganz vortrefflich wäre, daß es viel Wissenschaft, viel Kenntniß des Menschen, viel warmen Eifer für Rechtschaffenheit und Tugend verriethe. — Aber was ist Ihnen? Sie zittern ja ganz!

Direktor. Die hohe Gnade — die hohe Ehre — —

Fürst (nach einigem Stillschweigen und verdrüßlich). Sie sind ein Deutscher. Nicht wahr?

Direktor (ehrerbietig zurückweichend). Ihro Durchlaucht.

Fürst (wieder gütig, indem er ihm näher tritt). Nun, was thut's! Bin ich doch auch einer! Schämen Sie sich darum nur nicht! Ich wollte nur wünschen, Sie hätten den alten Franzosen gekannt; das alte Erbstück von meinem Vater, das hier am Hof lebte. — Oder haben Sie ihn etwa gekannt?

Direktor. Einigermaßen. Von Ansehen.

Fürst. Nicht näher?

Direktor. Nein, Ihro Durchlaucht.

Fürst. O Schade! Das war ein trefflicher Mann. — Wenn man das Bischen Witz und Sentiment von der Oberfläche schöpfte, so war das Uebrige seines Gehirns eben nicht viel; aber sich geltend zu machen, sich ein Ansehn zu geben — darin war es der erste Kopf von Europa. — Frei, frei, Herr Direktor! Bescheidenheit ist mir lieb; aber das, was man Demuth nennt — unerträglich! — — Um zur Sache zu kommen: Was macht die vornehmste adeliche Pension auf dem Gymnasium?

Direktor. Die vornehmste? — Das ist verschieden, Ihro Durchlaucht.

Fürst. Aber so im Ganzen! so ohngefähr!

Direktor. Ohngefähr? — Zwischen drei und vier Hundert.

Fürst. Was es sey! — Ich habe hier einen Knaben, den ich hinaufgeben will, und es versteht sich, wenn ich gleichsam sein Vater werde, daß ich ihn nicht schlechter halten kann, als der beste Edelmann seinen Sohn hält. — Doch das Wichtigste noch! Wer führt die Aufsicht über die Knaben?

Direktor. Die Lehrer, Ihro Durchlaucht.

Fürst. Wackre Männer vielleicht! aber ich kenne sie nicht. — Sie allein, Herr Direktor kenne ich, und hätte Vertrauen zu Ihnen. — Würden Sie wohl, wenn ich sie bäte —

Direktor (beschämt). Ihro Durchlaucht!

Fürst. Würden Sie wohl die unmittelbare Aufsicht über dieses Kind übernehmen?

Direktor. Es ist ja meine Pflicht, Ihro Durchlaucht.

Fürst. Nein! Als Pflicht will ich es nicht betrachtet haben. — Würden Sie's gerne; würden Sie's mit Vergnügen thun?

Direktor (sich verbeugend). Ich finde in meiner Pflicht mein Vergnügen.

Fürst. Wohl! und es ist natürlich, daß ich mich erkenntlich dafür beweise. — (Zu dem Edelknaben, indem er ihn bei der Hand nimmt). Komm her, Kleiner! Komm! Du siehst, das ist ein liebreicher, freundlicher Mann, zu dem ich Dich führe. Hättest Du wohl Vertrauen zu diesem Manne? Möchtest Du wohl mit ihm gehen und bei ihm leben?

Edelknabe (den Direktor einen Augenblick ansehend). O ja, gnädigster Herr.

Fürst. Aber dann mußt Du auch wissen, was dieser Mann Dir inskünftige seyn wird. Dein größter Wohlthäter, Dein Lehrer! Du wirst ihm den willigsten Gehorsam, die zärtlichste Ehrerbietung schuldig seyn; und wenn er über Dich klagte — —

Edelknabe. Nein, nein! Das soll er nie, gnädigster Herr.

Fürst. Du hast ein Beispiel gesehen, daß ich eben so scharf seyn kann, als ich gut bin, — Also, wenn er je über Dich klagte — —

Edelknabe (zum Direktor, dem er ehrerbietig die Hand küßt). Nein, nein! Das sollen Sie nie, Herr Direktor.

Fürst (zum Direktor). Wie gefällt Ihnen das Kind?

Direktor (gerührt). O Ihro Durchlaucht. — Schon weil ich ihn aus Ihren Händen erhalte, wird er mir theurer seyn, als mir mein eigener Sohn ist. —

Fürst. So könnte er dann mit Ihnen gehen. — Sind Sie's zufrieden, Madame?

Frau von Detmund (mit Feuer). Gütiger Gott! — Nur zufrieden?

Fürst. Nun so geh' denn! So geh! (die Hand auf seinen Kopf legend). Werde ein rechtschaffener, ein kluger, ein glücklicher Mann! Und was das Uebrige anbetrifft: — da sey Du froh und getrost! Es soll Dir nie an etwas gebrechen. — (Ihn ansehend.) Nun, Kleiner? So wehmüthig?

Edelknabe (sich tief verbeugend und nach seiner Hand greifend). Leben Sie wohl, gnädigster Herr!

Fürst (mit Rührung). Ist es das? (ihn aufhebend und küssend.) Und auch Du lebe wohl! auch Du, guter Knabe! Du hast das dankbarste Herz. — Ich beurlaube Sie, Herr Direktor. — Und Sie Madame; gehen Sie ihm nach, und sehen Sie, wo Ihr Kind bleibt!

Frau von Detmund (sich niederwerfend, mit Feuer). Kann ich geh'n, Ihro Durchlaucht — —

Fürst. Was soll das? Ich liebe das nicht.

Frau von Detmund. Kann ich gehn, eh' ich mein Herz — —

Fürst (sie aufhebend). Nein sage ich! Stehen Sie auf! Stehen Sie auf! — Ich kann es nicht haben, daß irgend ein Mensch vor mir knie.

Frau von Detmund. Nun dann! Ich gehorche und gehe. — (Die Hand erhebend.) Aber vor Gott will ich knieen, und will ihn bitten, daß er ewig den großmüthigsten Fürsten segne.

Fürst (einige Schritte nach und gnädig). Leben Sie wohl! Leben Sie glücklich, Madame!

Siebenzehnter Auftritt.

Der Fürst (allein, indem er sich umsieht).

Ein schöner Morgen! Ob ich mir denn noch ein kleines Vergnügen mache? Das größte hab' ich nun einmal gehabt. — Nein, arbeiten, arbeiten will ich! Es wird mir trefflich von Statten gehen. Ich bin zufrieden mit mir. — —

Tobias Witt *).

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als Mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigener Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei! fing der alte Witt an und schmunzelte: Wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun! wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was! wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es dann anders machen, wie die.

Als zum Exempel?

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte dahier in meiner Jugend ein alter Arithmeticus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem ins Gesicht sehen; das that er noch weniger: immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui! dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hinein sehen: das taugt nicht; sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl! Allerdings!

---

*) Aus Engels: „der Philosoph für die Welt". Berlin, 1775 — 1777.

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein Anderer herum; das war der Tanzmeister Herr Flink: der guckte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder; das ist doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der Eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der Andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was? sing der alte Witt an und schüttelte ihn: Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau: Er muß darnach aus seyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooß, und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehn muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur linken sein Haus baute: so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick: damals noch ein blutjunger Rathsherr; der rannte, mit von sich geworfnen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pumv! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ei die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzu hoch tragen.

Ja sieht Er? Aber auch nicht allzu niedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein Andrer gegangen: das war der Stadtpoet, Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Hausſorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. Krach! riß ein Seil! der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aussalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau. — Wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meinen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft: so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen; das seh' ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel, meint Er dann wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht?

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas Anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein! —

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die bracht ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, sing er an, Ein fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerott verloren? — Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein Hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt! die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, daß Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ei, ums Himmels willen! Die möcht' ich doch wissen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach, viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredte: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder: ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer fünfzig Reichthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ei, das versteht sich. Die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer schrecken mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte; ich habe mir immer beide gemerkt: und da sprech' ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Es wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Traum des Galilei *).

Galilei, der sich um die Wissenschaften so unsterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen ruhmvollen Alter, zu Arcetri im Florentinischen. Er war bereits seines edelsten Sinnes beraubt, aber er freute sich dennoch des Frühlings: theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der duftenden Blüthen willen, theils um der lebhaftern Erinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einst, in seinem letzten Frühling, ließ er sich von Viviani, seinem jüngsten und dankbarsten Schüler, in das Feld von Arcetri führen. Er merkte, daß er sich für seine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz seinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, sagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müssen. — Viviani setzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichsam in einer Wolke von Wohlgeruch saß, erinnerte er sich

*) Galilei ward zweimal vor die Inquisition in Rom geladen, weil er das System des Copernicus vertheidigte, das der heiligen Schrift entgegen schien. Das zweitemal saß er lange gefangen, und in größter Ungewißheit wegen seines Schicksals; endlich gab man ihn unter der Bedingung frei, daß er nicht aus dem Herzogthume Florenz weichen sollte. Seine wichtigsten astronomischen Entdeckungen, die er theils allein, theils mit Andern zugleich machte, sind diejenigen, deren in diesem Traume erwähnt wird. Er lebte nach seiner letzten Gefangenschaft auf seinem Landhause zu Arcetri, verlor sein Gesicht, und genoß in den letzten Jahren bis an seinen Tod der Gesellschaft des Viviani, der nachher sein Leben beschrieb, und seinen Namen nie anders als mit dem Zusatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Mit diesen wenigen Anmerkungen wird in dem nachfolgenden Aufsatze hoffentlich nichts mehr dunkel seyn. Umständlichere Nachrichten findet man in Montucla Histoire des Mathématiques, Heumanni Actis Phil. und andern bekannten Büchern. — (Man sehe vor allen die jetzt erschienene Lebensbeschreibung des Galilei von Herrn Jagemann.)

der heißen Sehnsucht von Freiheit, die ihn einſt zu Rom, bei Annäherung des Frühlings befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen ſeine grauſamen Verfolger ausſchütten, als er ſchnell wieder einhielt, und ſich ſelbſt mit den Worten beſtrafte: Der Geiſt des Copernicus möchte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nichts wußte, auf den ſich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieſer Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für ſeine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erſt zurückgeführt ſeyn, eh' er ſie gäbe.

Du weißt, fing er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schickſal in Rom war, und wie lange ſich meine Befreiung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigſte Fürſprache meiner Beſchützer, der Medici, und ſelbſt der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einſt, voll feindſeliger Betrachtung über mein Schickſal und voll innerer Empörung gegen die Vorſehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannſt, rief ich aus, wie untadelhaft iſt dein Leben geweſen! Wie mühſam biſt du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falſchen Weisheit durchwandert, ums das Licht zu ſuchen, das du nicht finden konnteſt! Wie haſt du alle Kraft deiner Seele dran geſetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und ſie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich ſelbſt haſt du oft die Taſel geflohn, nach der dich gelüſtete, und den Becher, den du ausleeren wollteſt, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geiſtes zu werden! Wie haſt du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um ſie der Weisheit zu ſchenken! Wie oft, wenn Alles um dich her in ſorgloſer Ruhe lag, und den ermüdeten Leib zu neuen Wolluſten ſtärkte; wie oft haſt du vor Froſt gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten, oder in trüben umwölkten Nächten beim Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen, und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was iſt nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn haſt du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menſchheit? — Daß der Gram über dein Schickſal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daß ſie dir täglich mehr abſterben, dieſe treuſten Gehülfen der Seele; daß nun bald dieſe Thränen, die du nicht halten kannſt, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So ſprach ich zu mir ſelbſt, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Dieſe Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laſter hüllen, die zur ſchnöden Ruhe für ihre Trägheit ſich menſchliche Lügen zu Ausſprüchen Gottes heiligten, und den Weiſen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden ſchlagen, daß nicht ſein Licht ſie in ihrem wolluſtigen Schlummer ſtöre; dieſe Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüſte und das Verderben der Welt ſind: wie lachen ſie, in ihren Palläſten, des Kummers! wie genießen ſie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens! wie haben ſie dem Verdienſte Alles geraubt; auch das heiligſte ſeiner Güter, die Ehre! wie ſtürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das ſie um die Frucht ſeiner Aecker betrügen, und ſich Freudenmahle von dem Fett ſeiner Heerden und dem Moſt ſeiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebteſt; der du nie in deiner Seele eine Leidenſchaft aufkommen ließeſt, als die reinſte und heiligſte, für die Wahrheit; der du, ein beſſerer Prieſter Gottes, ſeine Wunder im Welt-Syſtem, ſeine Wunder im Wurm offenbarteſt: mußt du jetzt auch das Einzige miſſen, wornach du ſchmachteſt? das Einzige, was ſelbſt den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben iſt — Freiheit? Welches Auge wacht über die Schickſale der Menſchen? Welche gerechte unparteiiſche Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt ſie Alles an ſich reißen; dem Würdigen Alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einſchlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er ſtand, und betrachtete mich mit ſtillſchweigendem Wohlgefallen, indeß mein Auge voll Verwunderung auf ſeiner denkenden Stirne und den ſilbernen Locken ſeines Haupthaars ruhte. — Galilei! ſagte er endlich: was du jetzt leideſt, das leideſt du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freiheit gerettet. — Du biſt Copernicus! rief ich, und ſchloß ihn, noch eh' er mir antworten konnte, in meine Arme. — O ſie ſind ſüß, Viviani, die Verwandtſchaften des Bluts, die ſchon ſelbſt die Natur ſtiftet; aber wie viel ſüßer noch ſind Verwandtſchaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als ſelbſt die Bande der Bruderliebe, ſind die Bande der Wahrheit! Mit wie ſeligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreiſes, der erhöheten Seelenkraft, der freien Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! ſprach nach erwiederter Umarmung der Greis: ich habe dieſe Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einſchloß, und will dir ſchon jetzt ſeyn, was ich dir künftig ſeyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entfeſſelte Geiſt in raſtloſer Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort iſt die Ruhe nur Tauſch der Arbeit: eignes Forſchen in den Tiefen der Gottheit wechſelt nur mit dem Unterricht, den wir den ſpätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erſte, der einſt deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich — Er führte mich bei der Hand zu einer niedergeſunkenen Wolke, und wir nahmen unſern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels. Ich ſah hier den Mond, Viviani, mit ſeinen Anhöhen und Thälern; ich ſah die Geſtirne der Milchſtraße, der Plejaden und des Orion; ich ſah die Flecken der Sonne, und die Monden des Jupiter: Alles, was ich hienieden zuerſt ſah, das ſah ich dort beſſer mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich ſelbſt, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menſchenfreund unter ſeinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durchgearbeitete mühevolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückſeligkeit, an einer Glückſeligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in dieſem zitternden Alter, aufhören nach Wahrheit zu forſchen: denn wer ſie hier ſuchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder beſtätigten Einſicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniß, aus jedem verſchwindenden Irrthum. — Siehe! ich fühlte dieß Alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dieß Einzige, daß ich es fühlte, iſt mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückſeligkeit in dem Meere ihrer aller.

Indem ich ſo ſah und ſtaunte, und mich in deſſen Größe verlor, der dieß Alles voll allmächtiger Weisheit ſchuf, und durch ſeine ewig wirkſame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Geſpräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Grenzen deiner Sinne, ſagte er, ſind auch die Grenzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüberſchimmert: noch viele Tauſende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endloſen Aether; und jede Sonne, wie jede ſie umkreiſende Sphäre, iſt mit empfindenden Weſen, iſt mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Welttörper, und wo nur Weſen ſich glücklich fühlen konnte, da wallen Weſen! Nicht Eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der ſparſame Schöpfer nicht Leben hinſchuf, oder dienſtbaren Stoff für das Leben; und durch dieſe ganze zahlloſe Mannigfaltigkeit von Weſen hindurch herrſcht, bis zum kleinſten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung: ewige Geſetze ſtimmen Alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich iſt für den unſterblichen Weiſen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerſchöpflich der Quell ſeiner Seligkeiten. — Zwar, was ſag' ich dir das ſchon jetzt, Galilei? Denn dieſe Seligkeiten faßt doch ein Geiſt nicht, der, noch gefeſſelt an einen trägen Gefährten, in ſeiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und ſich ſchon zum Staube zurückgeriſſen fühlt, wenn er kaum anfing ſich zu erheben!

Er mag ſie nicht faſſen, rief ich, dieſe Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle, er kennt ſie, Copernicus, nach ihrer Natur, ihrem Weſen. Denn welche Freuden ſchafft nicht, ſchon in dieſem irdiſchen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, ſchon in dieſen ſterblichen Gliedern, ein Geiſt, wenn es nun anfängt in dieſer ungewiſſen Dämmerung ſeiner Begriffe zu tagen, und ſich immer weiter und weiter der helle Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnre dich, der du ſelbſt ſo tief in die Geheimniſſe Gottes ſchauteſt, und den Plan ſeiner Schöpfung enthülleteſt; erinnre dich jenes Augenblicks, als der erſte kühne Gedanke in dir heraufſtieg, und ſich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu faſſen, zu bilden, zu ordnen; erinnre dich, als nun Alles in herrlicher Uebereinſtimmung vollendet ſtand, mit wie trunkener Liebe du noch einmal das ſchöne Werk deiner Seele überſchauteſt, und deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühlteſt, dem du nachdenken konnteſt! — O ja, mein Führer! Auch ſchon hienieden iſt die Weisheit an himmliſchen Freuden reich; und wäre ſie's nicht: warum ſähn wir aus ihrem Schooße ſo ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde geſunken, und ließ ſich jetzt, wie es mir däuchte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptſtadt der Welt lag vor uns; aber

voll tiefer Verachtung streckt' ich aus meiner Höhe die Hand hin, und sprach: Sie mögen sich groß dünken, die stolzen Bewohner dieser Paläste! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Kostbarste beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengespinnst, so sieht auf diese Blöden der Weise herab; denn sie sind Gefangene an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem sie kleben: indeß der freie Weise auf seine Höhen tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott schwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich so sprach, Viviani, da umwölkte sich mit feierlichem Ernst die Stirn meines Führers; sein brüderlicher Arm sank von meinen Schultern herab, und sein Auge schoß einen drohenden Blick bis ins Innerste meiner Seele. — Unwürdiger! rief er: so hast du sie schon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels! hast deinen Namen herrlich gemacht vor den Weisen der Nationen? hast sie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daß sie bald freier und mächtiger fortwirken in Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch? Und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienst werden soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmücket, wie dein Geist mit Erkenntniß: nun ist es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und deine Seele empöret sich wider Gott? — — Hier erwacht ich von meinem Traum, sah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniß zurückgeworfen, und überschwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die Schatten der Nacht, mein Auge, und sprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich Etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabst, hat er auf die Rechnung seiner Verdienste geschrieben, was Geschenke deiner Erbarmung waren? hat der Unwürdige, den du in deinem Busen, an deinem Herzen nährtest, dem du so manchen Tropfen Seligkeit reichtest aus deinem eigenen Becher; hat er deiner Gnaden und seiner Vorzüge vergessen? — Schlage sein Auge mit Blindheit! laß ihn nie wieder die Stimme der Freundschaft hören! laß ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geiste soll er's tragen, dankbar gegen die Erinnerung seiner genoßnen Freuden, und selig in Erwartung der Zukunft! —

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in diesem Gebete hingoß; aber nicht das Murren des Unzufriedenen, nur die willige Ergebung des Dankbaren, hatte der Gott vernommen, der mich zu so viel Seligkeit schuf! Denn siehe! ich lebe hier frei zu Arcetri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand seines Schülers, um sie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die seinige, und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

Die Cur-Methoden.

Der Mensch ist von Grund aus verderbt — sagte Dümmler, mein stiller Nachbar, und schlug die Augen gen Himmel. — Da ist nichts übrig, als daß er sich selbst ertödte; daß er ganz neu werde, eine ganz andere Creatur.

Und was denn für eine? — schrie Drangsturm, mein wilder Nachbar, und stemmte seine Fäuste in beide Seiten. — Der Mensch ist gut, wie er ist, nur daß er zu zahm geworden: Kopfhängen, Herr, zeigt ein mattes Herz an, und je muthiger und je unbändiger, desto gesünder!

Der stille Nachbar gab mir einen wehmüthig freundlichen Blick, und der wilde schlug mich mit der Faust auf die Schulter. Beide forderten mich auf zu entscheiden. — Der Eine, merkt man wohl, war ein Frömmler, der sich über den Menschen härmt, daß er kein reiner Geist; der Andre, ein Kraftgenie, das in seiner Einfalt den leidenschaftlichsten Menschen, dieses Ideal der Dichtkunst, für das Ideal des wirklichen Charakters ansieht, und uns nun im ganzen Ernst darnach umbilden möchte.

Sie Beide, fing ich an, halten den Menschen für krank, meine Herren, und ich denke, Sie haben Recht; aber über die Art der Krankheit und über die Methode der Cur sind Sie nicht einig, und da kann nur Einer von Ihnen Recht haben, oder auch alle Beide Unrecht. — Ihr Streit erinnert mich an eine Geschichte, die ich Ihnen erzählen könnte, wenn Sie Lust hätten mich anzuhören. — Sie waren's Beide zufrieden.

In einer Stadt also — in welcher des lieben Vaterlandes? gilt gleich — lebten einst drei vornehme Herren, alle Drei gleich schwach und gleich krank. Ob sie der Ceres oder dem Bacchus oder irgend sonst einer Gottheit zu viel geopfert hatten, oder ob auch das Gift aus dem Blute ihrer edlen Ahnen in sie übergegangen war, kann ich nicht sagen. Genug, es waren bloße Gestalten von Menschen. Herr von Schlaff sah aus, wie das Fieber; Herr von Quäch, wie die Auszehrung und Herr von Hemm, wie die Schwindsucht.

In eben dieser Stadt lebten drei vorzüglich berühmte Aerzte. Doctor Süß, Doctor Mark, Doctor Sinn. Die beiden Erstern waren nicht viel mehr als Empiriker oder Aerzte vom Hörensagen, und hatten sehr viel zu thun; der Letztere war ein Mann voller Einsicht, aber es fehlte an Praxis. Doctor Süß galt bei dem schönen Geschlecht und bei den Liebhabern der alten Leier; Doctor Mark machte sein Glück bei der Jugend und bei den Bewunderern des Neuen; Doctor Sinn ward von den Klugen gebraucht, und ging zu Fuße; die andern Beiden aber fuhren in Kutschen.

Herr von Schlaff fiel durch den Rath seiner Tanten in die Hände des Doctor Süß. Doctor Süß fand in seinem Kranken nichts, als scharf gewordene Säfte, die er versüßen, schleimichte, die er verdünnen, und überhaupt nichts als verdorbene, die er früh oder spät herausschaffen müßte. Er griff also frisch zum Werke, versüßte, verdünnte, führte ab und aus, durch alle Wege und Oeffnungen der Natur. Morgens nahm Herr von Schlaff, auf Verordnung, eine gute Portion Manna, Mittags sah man ihn bei einem Töpfchen voll Tamarindenmuß, und vor Schlafengehen nahm er Cremor mit Zucker. Sein gewöhnliches Getränke war Mandelmilch, und besonders Tisane von süßen Hölzern. Um die heilsame Ausdünstung zu befördern, lag er wohl zugedeckt zwischen Flaumbetten, und aus dem Zimmer zu kommen, war ihm bei Strafe der Apoplexie verboten. — Ein Paar Wochen vergingen, so war von dem ganzen Herrn von Schlaff nichts mehr auszuführen, als seine Seele: und auch die schickte der Doctor Süß mit dem letzten Mannatränkchen gen Himmel.

Herr von Quäch, der nun auch anfing auf seine Cur zu denken, ließ sich durch dieses Beispiel warnen, und setzte sein Vertrauen auf die Methode des Doctors Mark. Doctor Mark dachte an keine Reinigung seines Kranken; er schüttelte nur den Kopf über die Schwachheit des Pulses, und verordnete Stärkungsmittel. Alle Morgen tauchte er ihn bis über den Kopf in Stahlbad; Quassia mit spanischem Weine trat an die Stelle des Thees, und roher Schinken mit einem Schnitte Pumpernickel an die Stelle des Frühstücks. Hart vor dem Essen ward ein Schluck bitterer Magen-Essenz genommen, und vor Schlafengehen verschlang Herr von Quäch noch eine derbe Portion China, nicht in Extract, sondern in Substanz. Das Lager war eine harte Matratze, mit Pferdehaaren gestopft, und das Oberbette eine ganz leichte dünne Decke, mit Baumwolle durchnäht. Auf diese Art, glaubte Doctor Mark, müßte aus seinem Kranken, so schwach er jetzt wäre, noch ein Mann wie ein Herkules werden. So etwas ward denn auch wirklich aus ihm; aber ein Herkules auf dem Oeta: denn der zu geschwächte Herr von Quäch fiel plötzlich in eine Raserei, worin er ein geladenes Pistol erhaschte und sich über dem rechten Auge eine Kugel durch den Kopf schoß. — Seine China hatt' er noch eingenommen: Emilie Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen.

Durch beide Beispiele gewitzigt, wandte sich nun Herr von Hemm an den demüthigen Fußgänger, den Doctor Sinn. Doctor Sinn sah gar bald, wo es fehlte. Die festen Theile, sagte er, sind geschwächt, und die Säfte übel gemischt: Herr von Hemm hat nur immer genossen und nichts gethan; er hat gewisse Kräfte der Natur zu viel und andre zu wenig geübt. Ihn so auf einmal reinigen zu wollen, daß hieße bei seiner Schwachheit ihn über den Haufen werfen; und ihn unmittelbar stärken wollen, das hieße bei der schlechten Beschaffenheit seiner Säfte, das Uebel noch fester binden. Ich sehe wohl, ich muß auf Beides zugleich bedacht seyn, und vor Allem muß mein Kranker sich gelinde Bewegung machen, und gute Diät halten. Jenes wird nach und nach den geschwächten Fiebern ihren Ton, und dieses den verderbten Säften ihre gehörige Mischung geben. — Zum guten Glück war Herr von Hemm seinem Arzte folgsam; er hielt die ihm vorgeschriebene Diät, machte sich die ihm empfohlene Bewegung, und so lebt er noch jetzt; nicht zwar von allen Anfällen frei, aber im Ganzen denn doch gesund und zufrieden. — —

Da sieht man Gottes Gnade! sagte der stille Nachbar; denn der mußte doch allein das Gedeihen geben. — Ja, das gab er auch, sagte der wilde; denn er gab dem Doctor Verstand in's Hirn, daß er von keiner Ertödtung und keiner neuen Creatur phantasirte. — So ging der alte Streit wieder an: der Eine behauptete, daß die Natur grundverderbt, der Andere, daß sie sehr gut sey. Jener wollte sie nichts als reiner, dieser sie nichts als stärker haben. An die Anwendung meines Geschichtchens ward nicht gedacht, und ich sah zu spät, daß es gleich vergebliche Arbeit ist, Mohren zu waschen, und Leute, die einmal Partei genommen, auf andre Gedanken zu bringen.

Proben rabiniſcher Weisheit *).

1.

„Wer ſich der Gerechtigkeit annimmt, richtet das Land auf; wer ſich ihr entzieht, iſt Schuld an ſeinem Verderben.“

Rabbi Aſſi war krank, lag auf dem Bette, von ſeinen Schülern umgeben, bereitete ſich zum Tode. Sein Neffe trat zu ihm herein, und fand, daß er weinte. — Was weinſt du, Rabbi? fragte er. Muß nicht jeder Blick in dein vollbrachtes Leben dir Freude bringen? Haſt du etwa das heilige Geſetz nicht genug gelernt, nicht genug gelehrt? Siehe, deine Schüler hier ſind Beweiſe vom Gegentheil. Haſt du etwa verſäumt, Werke der Gottſeligkeit auszuüben? Jedermann iſt eines Beſſern überführt. Und die Demuth war die Krone aller deiner Tugenden! Niemals wollteſt du erlauben, daß man dich zum Richter der Gemeinde wählte, ſo ſehr auch die Gemeinde es wünſchte.

Eben das, mein Sohn, antwortete Rabbi Aſſi, betrübt mich jetzt. Ich konnte Recht und Gerechtigkeit unter den Menſchenkindern handhaben, und aus mißverſtandener Demuth hab' ich es unterlaſſen. „Wer ſich der Gerechtigkeit entzieht, iſt Schuld an dem Verderben des Landes.“

„Den Menſchen und dem Viehe hilft der Herr.“

2.

Auf ſeinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Afrika, das in einem abgeſonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrſchers, um ihn zu bewirthen. Dieſer ſetzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen, und goldenes Brod vor. — Eſſet ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Ich ſtelle mir vor, antwortete der Beherrſcher: genießbare Speiſen hätteſt du in deinem Lande wohl auch finden können. Warum biſt du denn zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt, ſprach Alexander; aber eure Sitten möchte ich kennen lernen. — Nun wohl, erwiederte Jener, ſo weile denn bei uns, ſo lange es dir gefällt.

Indem ſie ſich unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger ſprach: Ich habe von dieſem Manne ein Grundſtück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieſer iſt nicht mein: denn ich habe nur das Grundſtück erſtanden, nicht den darin verborgenen Schatz; und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wieder nehmen. — Der Beklagte antwortete: Ich habe ihm das Gut, ſammt Allem, was darin verborgen war, verkauft, und alſo auch den Schatz.

Der Richter wiederholte ihre Worte, damit ſie ſähen, ob er ſie recht verſtanden hätte; und nach einiger Ueberlegung ſprach er: Du haſt einen Sohn, Freund? Nicht? — Ja! — Und du eine Tochter? — Ja! — Nun wohl! dein Sohn ſoll deine Tochter heirathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heirathsgute bekommen. — Alexander ſchien betroffen. Iſt etwa mein Ausſpruch ungerecht? fragte der Beherrſcher. — O nein, erwiederte Alexander, aber er befremdet mich. — Wie würde denn die Sache in eurem Lande ausgefallen ſeyn? fragte Jener. — Die Wahrheit zu geſtehen, antwortete Alexander, wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten, und den Schatz für den König in Beſitz genommen haben. — Für den König? fragte der Beherrſcher voller Verwunderung ... Scheinet auch die Sonne auf jene Erde? — O ja! — Regnet es dort? — Allerdings! — Sonderbar! Gibt es auch zahme, krautfreſſende Thiere dort? — Von mancherlei Art. — Nun, ſprach der Beherrſcher, ſo wird wohl das allgütige Weſen, um dieſer unſchuldigen Thiere willen, in eurem Lande die Sonne ſcheinen und regnen laſſen. Ihr verdientet es nicht.

3.

Aeußerer Feind und innere Verräther.

Aus einer Eiſenſchmiede fuhr ein mit neugehämmerten Aexten beladener Wagen durch den nahe gelegenen Wald. Die Sonne glänzte auf den Stahl, und die Bäume des Waldes erzitterten ob der Erſcheinung. — Wer wird vor ihnen beſtehen? Dieſe Eiſen fällen uns alle! — So klagte ihr Angſtgeräuſch. Aber eine bejahrte Eiche rief ihnen zu: Fürchtet nichts! So lange Keiner von euch dieſen Aexten Stiele leiht, kann euch dieſe Schärfe nicht ſchaden.

4.

Der Wein in irdnen Gefäßen.

Je mehr die Kaiſertochter *) mit dem Rabbi Joſua, dem Sohn Ananias, ſich unterhielt, deſto mehr ergötzte ſie ſein Scharfſinn, erfreuten ſie ſeine Kenntniſſe, erbauten ſie ſeine Tugendlehren. Doch entſchlüpfte ihr einſt, gleichſam unwillkührlich, das Wort: Welche ſchöne Seele und welche widrige Hülle! Konnten ſo liebliche Tugenden nicht in einem ſchöneren Körper wohnen? — Sage mir, große Fürſtentochter, fragte ſie der Rabbi nach einer Weile: worin wird der Rebenſaft deines edlen Vaters aufbewahrt? — In irdenen Gefäßen. — Unmöglich! Darin bewahrt ja den ſeinigen jeder Bürger. Man ſollte doch des Kaiſers Weine in goldenen und ſilbernen aufbehalten. — Du haſt nicht Unrecht, erwiederte die Fürſtin: das wäre ſchicklicher, und das ſoll von nun geſchehen. — Der Wein verdarb; ſein Geiſt entfloh. — Du haſt mich übel berathen, ſagte nach einiger Zeit die Fürſtentochter. In den Prachtgefäßen iſt der Wein meines Vaters verdorben. — Sehr möglich! erwiederte Joſua: auch Tugend und Kenntniſſe gedeihen am beſten in wenig glänzenden Körpern.

Der Aetna.

Ein Malteſerritter von der neuen Ordenszunge in Baiern, der Graf von S**, machte aus ſeiner Reiſe der Pflicht nach Valetta eine Reiſe des Unterrichts und Vergnügens, und nahm auf ſeinem Wege dahin die vornehmſten Merkwürdigkeiten Italiens und Siciliens in Augenſchein. Ein Tagebuch dieſer Reiſe, das er an ſeinen Freund in München, den Freihern von Th**, überſchrieb, empfiehlt ſich durch genauere Schilderungen mancher noch nicht genug beachteten Werke der Natur und Kunſt, vorzüglich aber durch die überall eingeſtreuten, meiſtens philoſophiſchen Betrachtungen. Ich habe Erlaubniß, von folgender Stelle, die aus einem von Catania datirten Briefe gezogen iſt, öffentlich Gebrauch zu machen.

„— Von Nicoloſi aus, ging jetzt die Reiſe über weite Strecken wüſte liegender Lava, und war ſehr unangenehm und beſchwerlich. Hie und da eine Ausſicht in ferne blühende Thäler, und auf ſchön bekränzte Hügel; aber wir waren unfähig, ſie zu genießen: die Natur litt zu ſehr über der ertödtenden Hitze, die durch keinen Aushauch von Pflanzen gemäßigt, durch keinen wohlthätigen Schatten eines Baums auch nur einen Augenblick gemildert ward. Endlich, da wir uns der zweiten waldichten Region des Aetna näherten, ſtatterten uns dann und wann kühle Lüftchen entgegen, mit erquickenden Wohlgerüchen geſchwängert; und wie ſehnſuchtsvoll eilten wir nun jenem lieblichen Dunkel zu, das uns ſo einladend entgegenwinkte! In der Erwartung liegt ſonſt immer mehr als in der Erfüllung, oder langes Schmachten des Bedürfniſſes erhöht auch den Werth des Erſehnten unmäßig; aber hier, mein Freund, war es anders: wir betraten kein bloßes Juan Fernandez, daß nur durch ſeinen Abſatz mit der verlaſſnen öden Wüſte des Meers ein Paradies geſchienen hätte, ſondern in der That einen Garten Eden.“

„Und dieſes entzückende Eden, mit Bäumen von dem wollüſtigſten Wuchſe, auf deren Zweigen überall ſangreiche Vögel hüpften, mit den mannigfaltigſten lieblichſten Blumen und den balſamiſchſten Kräutern überpflanzt; auf welchem Grunde, glauben Sie, daß die Hand der Natur es angelegt habe? — Eben auf jener verglühten Lava, die vor undenklicher Zeit Verderben und Entſetzen verbreitete, und die nun, nach einer Folge von Jahrhunderten, zu dem fruchtbarſten Boden der ganzen weiten Erde geworden. — Dieſe Umſchaffung verderblicher Feuerſtröme zu Paradieſen; ſollte ſie nicht ein eben ſo geheiligtes Bild von dem Gebrauche werden, den die Vorſehung früher oder ſpäter vom Böſen macht, als es der Schmetterling, der aus ſeinem Grabe hervorgeht, von der Unſterblichkeit der Seele geworden?“

„Wir hatten noch einen ſehr weiten Weg bis zur Geiß-

*) Aus dem Talmud und dem Midraſch gezogen. Die Erzählungen beziehen ſich auf Sprüche der Schrift, die eben darum voranſtehen.

*) Vermuthlich die Tochter Antoninus des Frommen.

höhle, dem gewöhnlichen Nachtlager, vor uns; aber wir konnten doch unmöglich der Versuchung widerstehen, unsre Maulthiere zu verlassen, und auf dem weichen buntfarbigen Teppich der Blumen zu ruhen. Der Wein, den unser mitgenommener Vorrath hergab, löschte bald unsern Durst; alle unsre Sinne waren gestärkt und wacker: der Geist des Gesprächs und des Lachens, der uns so ganz schien verlassen zu haben, kam mit neuer Munterkeit wieder; und wir fühlten uns gewiß auf dieser herrlichen Naturscene nicht minder glücklich, als der Mensch in seiner natürlichen Unschuld. Auch war in der That unsre Reise so unschuldig, und ich darf sagen, so fromm; es war eine Art von heiliger Wallfahrt; nicht um abergläubisch Sünden zu büßen, die nur ein künftiges besseres Leben austilgt; sondern nur den ewig liebreichen Vater der Natur, in dem weitesten Blick auf seine unaussprechlich herrliche Schöpfung, zu genießen und zu bewundern."

„Doch so wollüstig auch unsre gewählte Lagerstätte war, so verließen wir sie bald ohne Reue; denn, wie auf Verabredung, riefen wir Alle mit Einer Stimme: Weiter! weiter! Dieses Weiter blieb die Losung, so lange es die Höhe hinanging: die Erwartung noch schönerer Scenen, die vor unserer Einbildung schwebten, spornte uns bald von jedem reizenden Anblick hinweg, und selbst der reizendste konnte uns nicht über Minuten fesseln. — Jetzt waren wir an der Höhle angelangt, auf deren dürrem Laube wir ruhen, und zum Fortsetzen der Reise die Mitternachtstunde erwarten wollten. Aber so einzige, so entzückende Aussichten um uns her; wie wäre es möglich gewesen, uns vor dem vollen Anbruch der Dunkelheit einer trägen Ruhe zu überlassen? So wie ich mich fühlte, war ich noch nie bei der aufgehenden Sonne wach und heiter gewesen, als ich es jetzt bei der untergehenden war. Unsere ganze Gesellschaft schweifte umher, der Eine hierhin, der Andere dorthin; und mich besonders führte mein Weg auf einen der nahe liegenden Berge, vielleicht eben denjenigen, dessen Aussicht der brittische Reisende mit so viel Entzücken beschreibt. Er hatte wohl Ursache zu diesem Entzücken: denn die unsägliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die sich hier auf einmal dem Blicke aufschließt, eine Tempe Griechenlands, und eine thebaische Wüste, auf eine einzige Fläche gezeichnet, und beide durch ihren schneidenden Gegensatz einander so mächtig hebend; hier Elysium, mit unzähligen Wohnsitzen durchflochten, und von Gewässern durchströmt, die sich hundertfach in schöner Unordnung schlängeln; dort Ruinen ehemals blühender Städte und prachtvoller Tempel, die jetzt ihr sinkendes Haupt aus der Meilen langen, eisenfarbigen, felsenharten Lava hervorstrecken — ein trauriges Denkmal der Vergänglichkeit irdischer Pracht! — dann wieder das gränzenlose, die krummen Ufer bespülende, Meer mit hie und da einem Eiland; die bald sandigen, bald felsigen, bald fruchtbaren Küsten, von unzähligen Segeln, wie von Bienen umschwärmt — und was soll ich das große, nie zu vollendende Bild bis in seine kleinern Partien zeichnen? — alles dieß macht auf die Seele den tiefsten und zugleich den sonderbarsten Eindruck: einen Eindruck, wovon sich die Wollust dem nicht mittheilen läßt, der nie selbst etwas Aehnliches fühlte. Die Phantasien, welche die Lustgärten der Feen so reizend und die Wildnisse der Hölle so schrecklich schuf, hat noch nie ein Gemälde hervorzaubern können, wie es hier die große Künstlerin, die Natur, dem erstaunten Auge so frei und so unnachahmlich hinwirft." —

„Nach so viel Genüssen eines einzigen Tages, mein Freund, und jetzt noch zum Beschluß eine Wollust schmeckend, wie Tausende in ihrem ganzen Leben nicht einmal ahnen, viel weniger fühlen: hätt' ich da noch fortfahren sollen zu wünschen? Hätt' ich nicht zufrieden nach meiner Höhle kehren, und die Begierde nach Mehr wenigstens bis auf morgen versparen sollen? Aber kaum war mein Auge von dem unendlich schönen Anblick nur halb gesättigt; so wandt' es sich schon gegen die schneebedeckte Kuppe des Aetna, die sich noch Miglien weit über mir emporhob. — Wenn schon hier, dacht ich, auf der Hälfte der Höhe, dieser Blick in die Natur hinab so groß und so herrlich ist! wie mag er erst dort, am Rande jenes furchtbaren Schlundes seyn, wo auch im Rücken kein Gebirge mehr irgend eine Gegend Siciliens oder des Meers oder des Himmels verbaut, wo alle benachbarten Höhen bis zu Maulwurfshügeln verschwinden, und vielleicht der stolze Gesichtskreis sich bis an die Wohnung der Barbern hin, bis hin an die Ufer eines fremden Welttheils erweitert? — Ich verlor mich in der Fülle und Majestät dieser Bilder, die meine Phantasie um so leichter und kühner entwarf, da schon von dem wirklichen Genuß meine Sinne so trunken waren; und nun, in der zunehmenden Hitze meiner Begeisterung, ward jeder Gedanke zum lauten Worte. — O, rief ich aus, wenn nicht dort so wilde, so ungezähmte Orkane rasten; wenn nicht dieser traurige, unfruchtbare, ewige Winter den Gipfel unbewohnbar machte, nicht Feuerfluthen und Schwefeldämpfe und Aschengüsse und emporgeschleuderte Felsenstücke jeden Augenblick mit Tod und Verderben drohten; dort eine Warte zu bauen! dort auf dieser Spitze Siciliens und Europens, im ungesättigten Anschauen einer so überherrlichen Schöpfung, Sinne und Herz zu erquicken, und auf die Thorheiten der Menschen hinabzusehen, wie die Gottheit von ihrem Himmel darauf hinabsieht: welch ein Gedanke! welch ein großer, stolzer Gedanke! und muß er denn mehr nicht, als das; muß er nur Gedanke, nur Traum seyn?"

„Ich hatte hohe Zeit, mich zu mäßigen und meinem Entzücken Grenzen zu setzen; denn schon brach die Dämmerung an, und nur eben mit ihrem letzten Schimmer fand ich mich zu meiner Höhle zurück. Meine Gefährten waren über mein Ausbleiben schon Alle in Unruhe; sie riefen so oft und so laut, daß es ihnen unmöglich werden mußte, meine Antwort zu hören. — Wir begaben uns jetzt unverzüglich zur Ruhe, und setzten dann unsre Reise zwar etwas später fort, als wir gewollt hatten, aber doch noch frühe genug, um beim Aufgang der Sonne auf dem Gipfel zu seyn. Die ringsumgebende, vom Sternenlicht nur sehr sparsam erhellte Finsterniß, das dann und wann vernommene dumpfe hohle Aechzen des Berges, das vom Winde geschüttelte Waldlaub, die steilen Felsenstücke, die unsre Maulthiere mit langsamem, bedächtigem Schritte hinankeuchten! und was nun noch unsre aufgereizte, zu Schreckbildern gestimmte Phantasie hinzuthat: die unermeßlichen Höhlenschlünde, über denen vielleicht dieses ganze kolossalische Gebirge nur eine leicht hingewölbte Brücke von schon baufälligen Bögen ist: diese Eindrücke und diese Bilder hielten uns Alle in schweigender Furcht, und übergossen uns mit eiskalten Schaudern. Aber noch unendlich schlimmer ward dieser Zustand, als plötzlich der Cyklop, unser Führer, uns zurief: er verliere den Weg; er fürchte, uns an Oerter zu führen, von denen wir in unabsehliche Tiefen stürzen könnten; er beschwöre uns, so lieb uns das Leben sey, keinen Schritt weder vor- noch rückwärts zu thun. Wir mußten also, ungewiß ob nicht am Rande der Vernichtung, auf unsern Maulthieren halten; ohne Muth, nur ein Glied zu bewegen, ohne Muth, auch nur Athem zu schöpfen: in einer Lage, deren Peinliches und Grauenvolles zu schildern ich keine Worte habe. Nur zu sehr erkannten wir, als die Dämmerung sich endlich einstellte, die Wirklichkeit unsrer Gefahr, aber auch zugleich die Mittel, ihr auszuweichen: wir erstiegen glücklich die Höhe, und unser Entzücken war grenzenlos, obgleich die beste unsrer Hoffnungen, leider! dahin war; die schöne Hoffnung: früher, als der erste Strahl der Sonne, auf dem Gipfel zu seyn, und in dem großen Concerte der ganzen sie begrüßenden Natur die ersten Stimmen zu werden."

„Eben daß dieses fehlschlug, zeigt mir den Gedanken als völlig thöricht, in der Beschreibung der Aussicht vom Aetna mit dem Britten zu wetteifern; denn gerade das Schönste, Hervorstechenste, Herrlichste seiner Schilderung würde der meinigen fehlen. Indessen trauern Sie über den Verlust, den Sie hiedurch erleiden, nur nicht zu sehr; an einer Schilderung durch bloße Worte, und wenn sie von der ersten Meisterhand käme, ist bei Gegenständen dieser Art immer so wenig, so nichts verloren. Selbst sich aufzumachen, selbst den Aetna zu erklettern, ist der hohe aber heilige Preis, wofür man einen der ersten Genüsse des Erdenlebens, und ein Bild für die Phantasie ersteht, das alle übrigen Bilder nicht bloß niederschlägt, sondern sie auslöscht. Die Natur ist in ihrer Einrichtung gerecht! sie will nicht, daß der Gemächliche, der auf den weichen Polstern seines Ruhebettes blieb, und den dringendsten Bitten seines Freundes, auch auf dieser Reise ihn zu begleiten, so hartnäckig widerstand; sie will nicht, daß er die Wonne des Unternehmenden theile, der den mühevollen Weg über Alpen und Apenninen entschlossen antrat, dem Gifthauch der pontinischen Sümpfe und dem tödtlichern des Sirocco Trotz bot, sich in die Nähe der berüchtigten Scylla wagte, und jetzt weder Hitze noch Frost, weder Gefahr noch Ermüdung scheute, um an einen Gipfel hinanzuklimmen, der von jeher das Erstaunen der Welt war."

„Aber — frag' ich mich jetzt so oft, indem ich den Berg, auf welchen meine Fenster die Aussicht haben, betrachte — ist es möglich, daß ich mit dieser Zufriedenheit mich wieder hier in Catania finde? daß die am Vorabende der Ersteigung so glühende, sich selbst so unauslöschlich dünkende Begierde bis zu diesem Grade der Kühle gedämpft ist? daß ich jenen Standort, auf dem ich so viel Seligkeit hoffte, und so viel Seligkeit fand, mit dieser — — nicht Gleichgültigkeit; denn nie werd' ich ohne Wonne der dort verlebten Stunden gedenken, und so oft meine Einbildung schwärmt, wird sie am liebsten auf jener Höhe schwärmen — aber mit dieser Stille, diesem Gleichgewichte der Seele, anblicken kann? Wahrlich! wenn jetzt die Warte gebaut stände, die ich mir dort zum ewigen Sitze wünschte, wenn kein Schnee und kein Eis sie bedeckte, kein Sturm sie umheulte, kein hervorbrechender Lavastrom sie bedrohte; ja, wenn der Weg hinan so gefahrlos und leicht wäre, wie auf unsre vaterländischen

Hügel: ich würde dennoch — — etwa nie sie betreten? nie in der unaussprechlich großen Ansicht mich wieder verlieren, und den erhabenen Schöpfer in seiner Schöpfung anbetend bewundern? — O wie oft noch! wie oft! und immer mit erneuerter Wollust! Aber sie wirklich zu meinem Wohnsitz erwählen, mich ganz und gar in die Herrlichkeit der großen Ansicht versenken, und nur für sie leben, in ihr ruhen, an ihr genug haben wollen? — Nein, mein Freund! so hat der Schwärmer einmal geschwärmt, und so kann er ewig nicht wieder schwärmen. Noch war ich, bei der natürlichen Hitze meines Bluts, vor Frost nicht erstarrt; noch trieb mich keine Furcht, den Augenblick meiner Rückkehr zu weit hinauszusetzen, vom Gipfel; noch schreckten mich keine Rückwürfe des so stillen, seine Dämpfe so ruhig hinabwälzenden Kraters. Anfang von Ersättigung war's, allmähliges Schwinden gestillter Begierde war's, was den übrigen zu matten Antrieben Kraft gab, was mich, zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen Vorsatz und Reue, von den Eisfeldern hinab in den Wald, in die Frühlingsthäler, in die Mauern von Catania brachte."

„Und so hätt' ich denn, auf jener gesegneten Höhe, außer dem herrlichsten Bilde für die Phantasie, auch noch eine der wichtigsten Wahrheiten für den Verstand erbeutet, oder wenn nicht sie selbst, diese Wahrheit, da ich sie in der That schon hatte, wenigstens eine Ansicht, eine Ueberzeugung von ihr, wie sie auf keinem andern Standpunkt so leicht möchte gewonnen werden. Fragen Sie, wen Sie wollen, den Schlemmer, den Wollüstling, den Denker, den Tugendfreund, um das Erste und Höchste in jeder Gattung: um den lieblichsten Gaumenkitzel, die bezauberndste Schönheit, die einnehmendste der Erkenntnisse, die entzückendste der Empfindungen; und Alle werden mit ihren Antworten anstehen, werden schwanken, zurücknehmen, bessern. Aber fragen Sie den Freund schöner Natur, der, von glühender Liebe für sie getrieben, fast ganz Europa durchstrich, und Helvetiens und Nordens romantischste Ansichten kennt: fragen Sie ihn um den weitesten, erhabensten, stolzesten Blick auf die Schöpfung; und ohne Bedenken wird er Ihnen antworten: es giebt nur Ein Sicilien, und nur Einen Blick von dem Aetna. — Wie? Und auch dieses Erste, Einzige eines ganzen Welttheils konnte den lüsternen Späher nicht fesseln? nicht so ihn fesseln, daß es ihm den Wunsch nach stetem ungestörtem Genusse entlockte? Welcher andere Blick, von welchem Piko, welchem Ophyr *), welchem Riesen Peru's oder Chili's herab, wird ihm dann diesen Wunsch entlocken? — Keiner, keiner, mein Freund! Denn eben das ist's, wovon der erstiegene Aetna mir eine so tiefe, lebendige Ueberzeugung gab: daß nicht Haben und nicht Besitzen des Menschen Seligkeit macht, sondern Streben, Erreichen."

„Aber, läßt sich hier fragen, warum wähnt denn gleichwohl der Mensch, wenn er irgend einem höhern ersehnten Ziele zustrebt, daß er, dort angelangt, ruhen, daß keine Leidenschaft weiter ihn dem Schooße der Zufriedenheit entlocken werde, in welchen schon jetzt die Hoffnung ihn zu so süßem, so erquickendem Schlummer bettet? Weil die Begierde, so lange sie währt, ihm für keinen andern Gegenstand Sinn läßt, als für den ihres Strebens; weil die Phantasie diesem Gegenstande eine Schönheit, Fülle, Liebenswürdigkeit leiht, wie er sie in der Wirklichkeit niemals hat; weil auch selbst die Vernunft wenigstens darin einstimmt: daß die Idee voller Seligkeit nicht in dem Gefühle des Mangels liegt, welches uns in Thätigkeit setzt, nicht in der Mühe und Arbeit, welche diese Thätigkeit kostet, sondern allerdings im Besitz, in der Ruhe. Aber, setzt die Vernunft, wenn man sie aushört, hinzu: eben darum ist diese Seligkeit nicht für dich, Endlicher, der du bei unbeschränktem Triebe immer in so beschränktem Kreise wirkest, und zum Schöpfen aus dem Strome, dessen ganze Fülle deinem Durst kaum genügt, nur den Becher des Augenblicks hast, der nie mehr als einzelne dürftige Tropfen auffaßt; sie ist einzig für den, der vor seinem Blick alle Möglichkeit sieht, und in seiner Hand alle Wirklichkeit trägt, dessen Unermeßlichkeit keine Erweiterung, dessen Ewigkeit keinen Zusatz gestattet. Du, in deiner Endlichkeit, deiner Beschränktheit, der du des erreichbaren Guten immer so viel mehr siehst, als des erreichten; wie könntest du anders, als Wünsche auf Wünsche erzeugen? als Bestrebungen an Bestrebungen reihen? als unablässig an den Schranken drängen, die dich umgeben, und nie zufrieden mit dem Raume, den du gewannst, nur an seiner Erweiterung arbeiten, nur im Gelingen dieser Erweiterung deine Zufriedenheit finden? Und daß doch ja dieser Trieb deiner Natur nicht matt werde, stillstehe, ersterbe! Er ist für deine Glückseligkeit das, was für dein Leben der Herzschlag. Jene Seelenleere, die der nichts mehr wünschende, nichts mehr hoffende Mensch empfindet, ist der traurigste aller denkbaren Zustände, mehr zum Selbstmorde hinneigend, als die drückendste Sorge oder der peinlichste Schmerz; denn in Sorge und in Schmerz offenbart sich ein Gut, das höchst anlockend, höchst begehrungswürdig ist, und also die Seele in Wirksamkeit, das Leben in Werth erhält: die Erlösung." —

„Ich blicke auf meine Aetnareise zurück, und ich finde diese Aussprüche der Vernunft nicht allein bestätigt, sondern auch ins Licht gesetzt und erweitert. — Gewiß waren die Tage, da ich den Berg erstieg, die mühevollsten, beschwerlichsten meines Lebens; das empfind' ich noch jetzt an dieser Trägheit, dieser Steifheit und Zerschlagung dieser Glieder, die ich zwar nach jeder Bergreise mehr oder minder, aber noch nie so stark oder so anhaltend empfand. Doch wie nichts war mir alle Beschwerde gegen das große Ziel, dem sie mich näher brachte, und wie belohnt ward sie mir, schon durch die süßen Augenblicke des Ausruhens, in dem schattichten Walde hinter der Lava von Nicolosi, auf dem himmlisch-schönen Berge in der Nachbarschaft unsrer Ruhestätte! Das Andenken dieser Augenblicke wird mir nie aus der Seele weichen, und sehr oft werd' ich aus dem Schooße der Ruhe, die ich mir als das Glück meines Alters träume, auf sie zurücksehen, um durch Erinnerung ehemaliger Freuden den Abgang von gegenwärtigen zu ersetzen. Aber wenn ich sie nun näher erforsche, diese Augenblicke, um das eigentlich Anziehende in ihnen gewahr zu werden; war es nicht mehr der Blick in die Zukunft, als die Empfindung der Gegenwart, mehr das innere ruhige Fortstreben der Phantasie, als die Pflege und Erquickung der Sinne, was ihnen den höhern, den empfindlichern Reiz gab? — Als ich auf jenem schwellenden Rasen, unter Blumenduft und Nachtigallentönen, mir den Schweiß von der Stirn trocknete, und den lechzenden Gaumen mit süßem Nektar erfrischte; labte mich da nicht mehr, als der Nektar selbst, der Gedanke: so viele Mühe schon überstanden, so viel Wegs schon gewonnen! so viel schon näher dem großen Ziele! War nicht das: Weiter! Weiter! womit wir uns so schnell wieder aufrafften und auf unsre Maulthiere zurückwarfen, ein lautes Zeugniß, wie viel schwächer uns die Gegenwart festhielt, als die Zukunft anzog? wie viel mehr Antheil an der Fröhlichkeit, die unter uns herrschte, die Hoffnung hatte, als die Empfindung? — Und auf dem wonnevollen Berge in der Nähe der Geißhöhle; war es nicht mehr, das über, als das unter mir, der Blick zur Kuppe hinauf, als in die Ebene hinab, mehr was kommen sollte, als was schon war, wodurch ich meine Brust so erweitert, meinen Geist so gehoben fühlte? Würd' ich, wenn ich mehr mit dem Sinne genossen, als mit der Phantasie geschwärmt hätte, die einbrechende Dämmerung nicht beachtet, die Nothwendigkeit der Rückkehr nicht erwogen, meinen wartenden Gefährten die Unruhe nicht erspart haben, die ihnen mein Ausbleiben machte!"

„Doch noch lauter, als diese schönen Augenblicke der Reise, zeugt von dem steten Vorwärtsstreben der Seele jener schreckliche Augenblick, wo der Ruf des Cyklopen uns fest auf unsre Maulthiere bannte, daß auch Stimme und Athem in unsrer Brust, und selbst der Gedanke in unsrer Seele, stillstand. Freilich war das erste Schreckbild, das uns hier vorschwebte, der Tod, dieses volle schleunige Abreißen alles Bewußtwerdens, Fortgehens, Strebens, und eben darum das schwärzeste und gefürchteste unter den Uebeln. Aber auch bei wiederkehrender Fassung, als wir uns zwar vom Tode gerettet, doch immer noch in der Nothwendigkeit dachten, jede Hoffnung des Weitergehens aufzugeben, und zufrieden mit der schon erreichten Höhe an den Fuß des Berges zurückzukehren: wie wenig wollte sich diese Zufriedenheit finden! wie hielten wir unsre ganze Aetna-Reise für so vereitelt, verloren, verunglückt! und doch hatten wir Undankbaren schon einen der frohsten, seligsten Tage gelebt hatten mit gierigem, entzücktem Auge der reichsten, mannigfaltigsten Schönheiten schon so viele verschlungen! Aber das lag nun einmal hinter uns, und war Nichts; nur was vor uns lag, und was ein neidisches feindseliges Geschick uns zu nehmen drohte, war Alles."

„Aber, hör' ich Sie sagen, Sie erreichten doch endlich die Höhe, und als nun mit dem letzten Fußtritt, der sie erstieg, alles Weiterdringen gehemmt war, und Sie nichts mehr über sich sahen als Luft und Aether; war denn da mit der Begierde, die hier freilich ersterben mußte, auch Ihre Wonne dahin? — Sie war, wie ich, auf dem Gipfel! — Ich gestehe Ihnen, mein Freund: dieses Erreichen eines lange ersehnten, mühsam errungenen Zieles, das sich des Sehnens und des Erringens durch seine Vortrefflichkeit werth zeigt; dieses erste Umschlingen eines ganzen Reichthums von Schönheit, der jetzt in der Wirklichkeit selbst, wie vorher in der Phantasie, mit Unerschöpflichkeit täuscht; dieses augenblickliche Stillstehen und Verweilen der überraschten, fast über ihre Kräfte erhöheten und erweiterten Seele: — es ist ein Annähern an die Freu-

*) Ophyr heißt ein Berg in Sumatra, der nach einer Berechnung von Marsden, so viel höher als der Piko ist, daß er, nächst dem Montblanc, der höchste der alten Welt seyn würde.

den der Gottheit, ein kurzes flüchtiges Berühren jener Seligkeit in allumfassender Ruhe; ein Kuß, möchte ich sagen, den die Zeit der Ewigkeit raubt. Aber falsch ist's, daß die Begierde so schnell ersterbe, oder der Fortgang so frühe gehemmt werde. Jene war nicht auf Mühe und Schweiß des Strebens, nur auf Wonne des Genusses gerichtet; und Genuß ist für Menschen nicht Ruhe, Stillstand, Schlaf: es ist dauernder, aber ungehinderter, leichter, wollüstig-sanfter Fortgang von einem Bilde, einer Empfindung zur andern. Die aus ihrem Wonnetaumel erwachte Seele schwärmt entzückt in dem ganzen ihr preisgegebenen Ueberflusse umher, ohne nur noch zu ahnen, daß sie ermüden, daß sie in dieser Fülle der Wollust sich je ersättigen könne; aber nur zu bald kehren Bilder und Empfindungen wieder, und werden durch Wiederkehr schwächer. Die Seele genießt noch fort, aber schon sinkt sie allmählich zum Mangel und zum Bedürfniß, dem gewöhnlichen Zustande der Menschheit, zurück: und durch diesen so entgegengesetzten Weg, da es jetzt von Reichthum zu Armuth geht, statt vorher von Armuth zu Reichthum, wird der Gegenstand des Genusses immer weniger anziehend, so wie der des Strebens es immer mehr ward. Unterbrechung und Wechsel geben dann jenem den Reiz der Neuheit noch auf Augenblicke zurück; aber endlich offenbart sich zu sehr die Erschöpflichkeit auch des größten, des umfassendsten Gegenstandes: die Begierde läßt nach, und der Fortgang hört auf; die Ewigkeit nimmt Flügel der Zeit und verschwindet."

„In dieser allgemeinen Geschichte aller menschlichen Genüsse, haben Sie auch die des meinigen auf dem Aetna. — Wie war der erste Blick, den wir auf die unermeßliche Weite unsers Gesichtskreises warfen, so stolz, so wonnevoll, so entzückend! Wie fühlten wir uns über alles Irdische so emporgehoben, und der Gottheit so nahe! — Dieses vor uns ausgespannte, unendlichscheinende Meer, dieses gegenüberliegende malerische Calabrien, diese Liparen mit ihrem ewig dampfenden, ewig funkensprühenden Stromboli; dieses Königreich mit allen seinen Häfen, Städten, Bergen, Thälern, zu unsern Füßen: —— es ist unmöglich, mein Freund, daß die Seele eines Sterblichen mehr gespannt, gehoben, erweitert werde, als es die unsrige war. — Wenn, nach der Meinung jener Weisen des Alterthums, nicht umschließende Mauern, sondern freie Höhen von weiter Aussicht die bessern Anbetungsplätze einer allgegenwärtigen, allwirkenden Gottheit sind; so befanden wir uns hier auf dem ersten, dem erhabensten unsrer Erde, und die heiligen Schauder, von denen wir übergossen wurden, schienen es zu verkündigen. Wir riefen einander in allen Ausdrücken, welche die Sprache nur hat, unser Erstaunen, unser Entzücken entgegen; und dieß so lange, bis ein wiederholter lauter Donner des Berges uns gleichsam abrief, nun auch seinen Krater, den Ursprung so vieler Schrecken seit ganzen Jahrtausenden, zu betrachten.

Wir fanden, als wir von dieser Betrachtung zurückkehrten, die Aussicht in der That noch verherrlicht; die höher heraufgestiegene Sonne zeigte Alles in vollerm verklärenderm Lichte, und wir sahen die Gegenstände, mit bloßem, wie mit bewaffnetem Auge, weit schärfer: aber der Eine Reiz, ohne welchen alle übrigen unkräftig sind, der Reiz der Neuheit, war hin; die Gegenstände, so groß und herrlich sie waren, fielen zu wenig mir auf. Wir bemerkten jetzt zuerst, wie unerträglich strenge die Luft in dieser Höhe über der Meeresfläche sey; erinnerten uns zuerst, wie viel wir sie milder im Walde, trotz des noch winterhaften Ansehens seiner äußersten Gegend, wie einladend und erquickend wir sie tiefer hinab, zwischen den Blumen und Blüthen gefunden; und nun? — erfolgte, was Sie sich denken können: daß wir zwar immer noch standen, bedauerten, zweifelten, neue Blicke hinabwarfen, um das große, nie wiederkehrende Bild desto tiefer in die Seele zu drücken; aber denn doch, von der Kälte getrieben, uns endlich zu dem ersten und hiemit zu allen nachfolgenden Schritten entschlossen: denn jenen gethan, erlaubte die Glätte des Bodens keine Aufmerksamkeit mehr, als auf die Sicherheit unsers Fußtritts. — Hätt' ich gezaudert, bis die volle Ersättigung eingetreten wäre, und hätte mich dann auf der Höhe selbst der Gedanke ergriffen: daß ich hier ewig weilen, daß ich in stetem Anschaun dieser überschwenglichen Schönheiten meine Tage beschließen sollte; ich glaube, daß er mich mehr hätte erstarren machen, als das umgebende Eisfeld. — Wenn der Weise von Agrigent auf der Höhe des Aetna wirklich gelebt, und wenn er Ursachen gehabt hat, zu seinen Mitbürgern nicht wieder zurückzukehren; so ist der Selbstmord, den er an sich verübt haben soll, mir aus einem bessern Grund erklärbar, als daß er sich für einen Gott hat wollen gehalten wissen: er war ermüdet von dem ewig einförmigen, obgleich unaussprechlich großen, unaussprechlich erhabenen Anblick, und wollte sich lieber in den bodenlosen Schlund stürzen, als noch länger ein Daseyn schleppen, das ihm zur Last und Qual ward." —

„Das also, hör' ich Sie hier mit spöttischem Lächeln sagen, der Erfolg Ihrer Aetna-Reise? das der Gewinn von so viel übernommener Mühseligkeit, Arbeit, Gefahr? — Ja, mein Freund! Wenn Sie die Bereicherung meiner Phantasie und einige Zusätze zu meinen Naturkenntnissen abrechnen; das und nichts anders! Ich habe gelernt, daß die Glückseligkeit eine spröde Geliebte ist, die, bei aller holden Gesinnung für uns, der vollen vertrauten Umarmung sich schlau entwindet, durch strenge Blicke, wenn wir sie festhalten wollen, uns scheinbar ungütig abschreckt, und dann doch wieder, aus näherer oder weiterer Ferne, uns süße Hoffnungen lächelt. Doch ich sollte vielleicht in einem andern, als diesem spielenden, scherzenden Tone eine Erzählung schließen, aus welcher sich Wahrheiten ableiten lassen, die für das Leben von der größten Wichtigkeit sind."

„Ich berühre hier nur zwei dieser Wahrheiten, weil eben sie aus dem Obigen am deutlichsten hervorzuspringen scheinen. Die erste ist: daß, um wahrhaft glücklich und um daurend glücklich zu seyn, man sich eine Höhe zum Ziel setzen muß, wo das Ausruhen der Kräfte immer süßer, der Rückblick auf die vollendete Bahn immer gefallender, der Trieb zum Vorwärtsdringen immer lebhafter, das Herz zum Ertragen der Mühseligkeit immer freudiger werde; eine Höhe, die sich unabsehbar emporhebe, oder (um diesem Gedanken seine Vollendung zu geben) deren Gipfel über das Grab hinaus bis in die Ewigkeit reiche. Der Weise, der diese Wahrheit erkennt, kann also unmöglich zu seinem letzten Ziele körperliche Wollüste machen; kann unmöglich seine Glückseligkeit in einem gähnenden, langweiligen Fortschleichen von Hügelchen zu Hügelchen suchen: wo die Aussicht nie, weder ihre Dürftigkeit noch ihre Beschränktheit verliert; wo ein ermüdendes Einerlei mit kaum zu rechnenden Abänderungen ewig wiederkehrt; die Begierde statt zu wachsen, sinkt: die Kraft, statt neues Leben und Feuer zu gewinnen, sich schwächt, abstumpft, verzehrt; wo die Empfindung des Daseyns, statt wacher und wonnevoller zu werden, nur träger, dumpfer, träumender wird. Als minder verächtliche Ziele erscheinen aus diesem Gesichtspunkte, Macht, Ehre, Einfluß, Geschicklichkeit, Kunst; als der ersten und würdigsten eines: Wissenschaft, Erkenntniß der Wahrheit; weil hier, nach Popens schönem Bilde, sich Alpen über Alpen erheben, und die Begierde nie gesättigt, aber durch neue Freuden immer genährt, befeuert, geschwellt wird.

Die zweite nicht minder wichtige Wahrheit ist: daß man sich eine Höhe zum Ziel setzen muß, auf welche sich ein gangbarer Pfad hinanwinde, der, wenn auch steil und mühsam, doch nirgend durch unübersteigliche Hindernisse versperrt sey; eine Höhe, von welcher kein feindseliges Schicksal uns mit rauher Cotlopenstimme ein Halt! entgegendonnern könne, das vielleicht alle unsere Kräfte plötzlich lähme, alle unsere Erwartungen schrecklich zu Boden schlage. Durch diese zweite Wahrheit werden, als höchste und letzte Ziele, auch jene entfernt, welche die erste zwar nichts weniger als empfahl, aber doch zuließ; und nur ein Einziges bleibt, wenn wir wahrhaft weise seyn wollen, zu wählen übrig. Verlegen wir nämlich das letzte Ziel, nach welchem alle unsere Wünsche und Bestrebungen, wie nach ihrem Mittelpunkte, sich hinrichten, entweder außer uns, oder wenn auch in uns, doch in eine solche Kraft der Seele, die zu ihrem glücklichen Fortstreben und Weiterbilden äußerer Gegenstände, Vortheile, Hülfen bedarf: so sind und bleiben wir in den Händen des Schicksals, und dieser tückische Dämon kann, nach Gefallen, sein neckendes oder sein grausames Spiel mit uns treiben. Aber verlegen wir es in das Einzige, was von allem Aeußern ewig unabhängig bleibt, in den Willen selbst; setzen wir zum höchsten Punkt unsers Bestrebens die grenzenloseste Vervollkommnung und Veredlung dieser besten Kraft unsrer Natur: so haben wir nicht allein ein Ziel, das in der That nie erreicht werden kann und nie erreicht worden ist — denn wo hätte noch der Weise und der Gute gelebt, über den kein Weiserer und kein Besserer möglich gewesen wäre? — sondern was mehr heißt, unsere Abhängigkeit vom Schicksal hört auf: seine schlimmsten Tücken können nichts, als unsern Fortgang zum Ziele befördern; als uns Anlaß zu einem Verhalten geben, in welchem der Adel unserer Seele sich immer schöner, immer glänzender zeigt; als uns glücklicher eben da machen, wo wir der Glückseligkeit am fähigsten sind, in unserm eigentlichsten, unserm innersten Selbst.

Daß dieses Selbst mehr noch in unserm Willen, als in unserer Denkkraft bestehe, davon belehrt uns ein unwidersprechliches Gefühl; und eben hieraus erklärt es sich, warum das Anschauen der Vollkommenheiten unsers Geistes, wenn es mehr als kalte Zufriedenheit, wenn es wahre innige Wollust bewirken soll, sich mit Erinnerung der Arbeiten, Anstrengungen, Aufopferungen verbinden muß, die uns jene Vollkommenheiten

gekoſtet haben. Würden wir, wie die kunſtvollen Inſekten, mit vollendeten Fertigkeiten, nicht mit bloßen Anlagen und Fähigkeiten, geboren: ſo würden wir an den vorzüglichſten Kräften unſerer Seele kaum ein höheres Wohlgefallen haben, als etwa an den ſchönen Umriſſen unſers Geſichts, oder dem regelmäßigen Wuchs unſerer Glieder; aber daß es freie edle Thätigkeit war, wodurch wir die nackten unbeſtimmten Anlagen und Fähigkeiten erſt zu wirklichen Kräften und Fertigkeiten erhöhten: das iſt es, was uns dieſe Kräfte und Fertigkeiten am meiſten werth macht, warum wir auf ſie ſo vorzüglich ſtolz ſind. Wir haben durch jene Thätigkeit ſie gleichſam zu unſerm vollen Eigenthume geſtempelt, ſie in unſer wahres Selbſt mit hineingezogen; und da es allgemeines Geſetz iſt, daß die Vollkommenheiten eines Gegenſtandes uns immer um ſo mehr rühren, je nähere Verwandtſchaft mit unſerm Selbſt dieſer Gegenſtand hat: ſo iſt nun die Freude an unſern Geiſteskräften weit inniger, als wenn ſie bloße Geſchenke der Natur, bloße zufällige Vortheile geblieben wären. Die höchſte reinſte Quelle der Freude aber muß, nach eben dieſem Geſetze, die unmittelbar an dem Willen ſelbſt erkannte Vollkommenheit ſeyn, oder mit einem völlig gleichbedeutenden Worte: die Tugend." — —

„Doch ich vergeſſe, daß in an einen Mann ſchreibe, der ein wenig nach den Grundſätzen der neuern Epikureer hinhängt, und der meine etwas ſtoiſchen Betrachtungen ſchwerlich nach ſeinem Geſchmack finden wird. Laſſen Sie mich alſo geſchwind mit der Verſicherung der Hochachtung und Ergebenheit ſchließen, die ein ſo milder Stoiker, wie ich, gegen einen ſo edlen Epikureer, wie Sie, noch immer hegen darf. Ich bin u. ſ. w."

Karl Chriſtian Engel,

des Vorigen jüngerer Bruder, ward am 12. Auguſt 1752 zu Parchim geboren, ſtudirte die Heilkunde und ließ ſich als Dr. med. und ausübender Arzt in Schwerin nieder, wo er am 4. Januar 1801 ſtarb.

Er gab heraus:

Vandalia und ihr Genius. Ein Gedicht. Schwerin, 1785. 4.
Der Abſchied. Vandalia an Charlotte. Schwerin, 1785. 4.
Wir werden uns wiederſehn. Eine Unterredung nebſt einer Elegie. Göttingen, 1787. N. A. Leipzig, 1797.
Blondetta. Ein allegoriſches Schauſpiel mit Geſang. Berlin, 1792.
Der Geburtstag. Ein Luſtſpiel. Berlin, 1796.
Das Mutterpferd. Luſtſpiel. Berlin, 1799.
Der kleine Irrthum. Luſtſpiel. Berlin, 1799.
Einzelne kleine Aufſätze und Gedichte in Zeitſchriften u. ſ. w.

K. C. E. war nicht ohne Talent, doch erreichte er bei weitem ſeinen Bruder nicht. Seine zu ihrer Zeit nicht ungern geſehenen Luſtſpiele ſind gänzlich von der Bühne verſchwunden.

Karl Auguſt Engelhard,

als Dichter Richard Roos genannt, ward am 4. Februar 1769 in Dresden geboren, ſtudirte in Leipzig und erhielt darauf eine Anſtellung als Acceſſiſt, bei der K. Bibliothek in ſeiner Vaterſtadt. Im Jahre 1807 ward er Archivſecretair und 1811 K. S. wirklicher Archivarius der geheimen Kriegskanzlei. Er ſtarb daſelbſt am 28. Januar 1834.

Seine Schriften ſind:

Geographiſch-ſtatiſtiſche Reiſe durch Italien. 4 Thle. Dresden, 1794.
Geographiſch-ſtatiſtiſche Reiſen. Dresden, 1794. 4 Wochen.
Maleriſche Wanderungen durch Sachſen. Leipzig, 1795.
Der neue Kinderfreund. Leipzig, 1794. 6 Bde
Denkwürdigkeiten aus der ſächſiſchen Geſchichte. Dresden, 1797 flgde. 4 Th.
Briefwechſel der Familie des neuen Kinderfreundes. Leipzig, 1798. 2 Thle.
Darſtellungen aus der deutſchen Geſchichte. Leipzig, 1799.
Beſchreibung von Kurſachſen (gemeinſchaftlich mit d. J. Merkel). Dresden. N. A. 1804—1818. 9 Bde.
Handbuch der Erdbeſchreibung der ſächſiſchen Lande. Dresden, 1801. 4. A. 1813.
Geſchichte der ſächſiſchen Lande. Dresden, 1802 flg. 2 Thle.
Karl Bruckmann. Görlitz, 1803. 5 Thle.
Der Fluch des Ehebettes. Görlitz, 1803.
Die beſtrafte Korbflechterin. Görlitz, 1803.
Beiträge zu einer Schaubühne für die Jugend. Görlitz, 1803.
Tägliche Denkwürdigkeiten aus der ſächſiſchen Geſchichte. Dresden, 1809. 3 Thle.
Tharands heilige Hallen. Dichtung. Leipzig, 1815.
Erzählungen. Dresden, 1820.
Gedichte. Dresden, 1820.
Bunte Steine. Leipzig, 1821. 2 Thle.
Dietrich von Harras u. ſ. w. Leipzig, 1822.
Einzelne Beiträge, Gedichte u. ſ. w. in Zeitſchriften, namentlich in der Abendzeitung.

E's hiſtoriſche und geographiſche Schriften, obwohl in einer untergeordneten Sphäre ſich bewegend, verdienen das Lob großer Genauigkeit und Gründlichkeit. Als Dichter erhebt er ſich nicht über das Mittelmäßige und zeigte das meiſte, wenn gleich immer nur ein beſchränktes Talent, im komiſchen Genre.

Caroline Engelhard,

eine Tochter der bekannten lyriſchen Dichterin, Philippine Engelhard (S. d. A.) ward im J. 1781 zu Kaſſel geboren und lebt gegenwärtig in Berlin.

Sie ſchrieb:

Julens geſammelte Briefe. 4 Bde. Leipzig, 1806—1809. 3. A. 1830.
Der Oberförſter Kraft und ſeine Kinder. Leipzig, 1818.
Lebensbilder. Leipzig, 1818. 2. A. 1824.
Erzählungen. Braunſchweig, 1821.
Bunte Reihe. Magdeburg, 1823.

Ihre Leiſtungen gehören zu den lehrreichſten und geiſtvollſten Werken deutſcher Schriftſtellerinnen, da ſie mit

Anmuth und Würde, einen tiefen moralischen Zweck, eine elegante Darstellungsweise und vortreffliche Charakterschilderungen zu verbinden weiß. Namentlich verdienen „Juliens gesammelte Briefe" als eine der besten, aus weiblicher Feder geflossenen Schriften empfohlen zu werden.

Magdalene Philippine Engelhard,

der Vorigen Mutter und eine Tochter des berühmten Historikers Gatterer ward am 21. Oct. 1756 in Nürnberg geboren und vermählte sich im Jahre 1780 mit dem damaligen Kriegssecretair (nachherigen Geheimerathe) J. P. Engelhard in Kassel, wo sie am 29. Juli 1820 starb.

Sie gab heraus:

Gedichte von Philippine Gatterer. Mit Kupfern von Chodowiecki. Göttingen, 1778.

Gedichte von Philippine Engelhard geb. Gatterer. Zweite Sammlung. Göttingen, 1782.

Neujahrsgeschenk für liebe Kinder. Göttingen, 1787.

Gedichte. Dritte Sammlung. Nürnberg, 1821.

Einzelne Gedichte in Musenalmanachen, Zeitschriften u. s. w.

Leichte Natürlichkeit, echtes Gefühl, Naivetät, doch nicht ohne Flüchtigkeit und zu große Tändelei sind ihren poetischen Versuchen eigenthümlich, und wiesen ihr zu ihrer Zeit, einen ehrenvollen Rang unter den deutschen Schriftstellerinnen an.

Joseph Friedrich Engelschall

ward am 16. Dec. 1739 zu Marburg geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung, hatte aber das Unglück schon im vierzehnten Jahre das Gehör zu verlieren und mußte seine Neigung für die schönen Künste durch eigene Hülfe auszubilden streben. Er privatisirte lange in seiner Vaterstadt, mit literärischen Arbeiten beschäftigt, bis er endlich 1788 außerordentlicher Professor und Zeichnenlehrer an der dortigen Universität wurde. Zu große Anstrengung zerstörte jedoch seine Gesundheit, er starb am 18. März 1797.

Von ihm erschien:

Gedichte von J. F. Engelschall. Leipzig, 1788.

Joh. Heinrich Tischbein, als Mensch und Künstler dargestellt. Nürnberg, 1797.

Kleine Schriften von J. F. Engelschall (herausgegeben von K. W. Justi). 2 Thle. Göttingen, 1815.

Ein angenehmes Talent, das bei günstigen Verhältnissen, Bedeutenderes würde geleistet haben. Seine Biographie Tischbeins ist meisterhaft.

Ulrich von Eschenbach, s. Minnesinger.

Wolfram von Eschenbach, s. Minnesinger.

Johann Joachim Eschenburg

ward am 1. Dec. 1743 in Hamburg geboren, besuchte die dortigen gelehrten Anstalten und studirte dann in Leipzig und Göttingen Theologie und Philologie. Im Jahre 1768 ward er Hofmeister am Collegium Carolinum in Braunschweig 1773 Professor, 1786 Hofrath daselbst. In späteren Zeiten ertheilte man ihm die Direction dieser Anstalt gemeinschaftlich mit Buhle. Er starb in hohem Alter, am 29. Februar 1820 als geheimer Justizrath, Ritter des Guelphenordens und Mitdirector des Carolinum zu Braunschweig.

Seine Schriften sind:

Theodorus an Klemens. Heroide. Leipzig, 1765.

Lucas und Hannchen. Operette. Braunschweig, 1768. 4.

Komala. Braunschweig, 1769. 4.

Sedaine's Deserteur. Mannheim, 1772.

Robert und Kalliste. Breslau, 1776.

Das gute Mädchen. Leipzig, 1778.

Racine's Esther. Hamburg, 1772.

Die Wahl des Herkules. Braunschweig, 1773. 4.

Voltaire's Zaire. Leipzig, 1776.

Altenglische und altschottische Balladen. Berlin, 1777.

Britisches Museum. Leipzig, 1777—1781. 7 Thle.

Handbuch der klassischen Literatur. Berlin und Stettin, 1783.

Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. Berlin und Stettin, 1783.

Beispielsammlung zur Theorie. Berlin und Stettin, 1788—1795. 8 Thle.

Lehrbuch der Wissenschaftskunde. Berlin und Stettin, 1792.

W. Shakespear's Schauspiele. Zürich, 1798—1806. 12 Thle.

Denkmäler altdeutscher Dichtkunst. Bremen, 1799.

E's eigene poetiſche Leiſtungen ſind unbedeutend, glücklicher war er in ſeinen Ueberſetzungen, zu einer Zeit, als man dieſen Zweig der Literatur noch nicht ſo angebaut hatte, wie das in ſpäteren Tagen in unſerm Vaterlande geſchah; vorzüglich erwarb ſich E. das Verdienſt, der Erſte zu ſeyn, welcher den Shakeſpear vollſtändig und treu verdeutſchte, und wenn auch ſeine Uebertragung der Eleganz und Leichtigkeit entbehrt, die ſich ſeine Nachfolger anzueignen wußten, ſo kann ihr doch das Lob nicht ſtreitig gemacht werden, mit dem gewiſſenhafteſten Fleiße ausgearbeitet zu ſeyn. Denſelben raſtloſen Fleiß und Eifer zeigte E. auch bei ſeinen Bemühungen die Kenntniß der engliſchen und altdeutſchen Literatur in unſerm Vaterlande zu verbreiten und zu befeſtigen. Ueberhaupt hat er Großes als Lehrer, wie als Schriftſteller zur Bildung des Geſchmacks der Nation beigetragen und ſeine verſchiedenen Hand- und Lehrbücher behaupteten lange ein wohlverdientes Anſehen, ſelbſt noch dann, als die großen Fortſchritte der Philoſophie auf die von ihm behandelten Wiſſenſchaften ihren Einfluß ausübten und dieſelben in reichem Maße förderten, und über das von ihm geſteckte Ziel hinaus führten.

Chriſtoph Adam von Eſchenmayer

ward am 4. Juli 1770 zu Neuenburg im Würtembergiſchen geboren, und ließ ſich nach vollendeten mediciniſchen Studien als Arzt zu Kirchheim unter Teck nieder, von wo er auf eine kurze Zeit nach Sulz ging, dann aber 1800 als Stadt- und Amtsphyſikus nach Kirchheim zurückkehrte, bis er 1811 als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie und Medicin nach Tübingen berufen wurde. Gegenwärtig iſt er ſeit 1818 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie und Ritter des Königl. Würtembergiſchen Civilverdienſtordens daſelbſt.

Seine Schriften ſind:

Ueber die Enthauptung. Tübingen, 1797.
Sätze aus der Naturmetaphyſik. Tübingen, 1797.
Verſuch, die Geſetze magnetiſcher Erſcheinungen aus der Naturmetaphyſik zu entwickeln. Tübingen, 1797. 2. Aufl. 1798.
Die Philoſophie in ihrem Uebergange zur Nichtphiloſophie. Erlangen, 1803.
Der Eremit und der Fremdling. Erlangen, 1805.
Einleitung in Natur und Geſchichte. Erlangen, 1806.
Pſychologie. Tübingen, 1817. 2. A. 1822.
Syſtem der Moralphiloſophie. Stuttgart, 1818.
Religionsphiloſophie. Stuttgart, 1818—1822. 2 Thle.
Normalrecht. Tübingen, 1819. 2 Thle.
Die einfachſte Dogmatik, aus Vernunft, Geſchichte und Offenbarung. Tübingen, 1826.
Myſterien des inneren Lebens. Tübingen, 1830.

Eſchenmayer iſt einer der geiſtreichſten Naturphiloſophen, der jedoch von dem Syſteme Schellings abwich, indem er ein Gebiet des Glaubens aufſtellte, in welchem alle Philoſophie ein Ende fände, und nach dieſen Grundſätzen eine eigene myſtiſche Glaubenslehre annahm. Sein Syſtem zu entwickeln iſt hier nicht der Ort, es genüge zu bemerken, daß bei ihm Phantaſie nnd Gefühl ein verherrſchendes Uebergewicht über Denkkraft und Scharfſinn ausüben, in allen ſeinen Werken aber ein ſehr edler und tiefer frommer Geiſt waltet.

Der Schulmeiſter von Eßlingen, ſ. Minnesinger.

Ewald, ſ. Ewald Hering.

Friedrich Ewald

ward 1727 in Spandau geboren, lebte eine Zeitlang in Berlin, wurde dann 1757 Heſſendarmſtädtiſcher Hofrath und ging 1767 nach Rom, wie man ſagt in ein Karthäuſerkloſter, wo er zu Anfange des 19. Jahrhunderts ſoll geſtorben ſeyn.

Von ihm erſchien:

Sinngedichte und Lieder. Berlin, 1755. N. A. von K. H. Jördens. Berlin, 1791.

Ein in kleinen, tändelnden oder epigrammatiſchen Gedichten glücklicher geſchmackvoller, aber bereits ganz vergeſſener Dichter.

Johann Ludwig Ewald

ward am 16. September 1747 in Hayn bei Offenbach geboren, ſtudirte in Marburg Theologie und erhielt dann eine Pfarre in Offenbach. Im Jahre 1781 ging er als Generalſuperintendent nach Detmold, 1796 als Prediger an der Stephanskirche nach Bremen, 1805 als reformirter Kirchenrath und Profeſſor der Moral nach Heidelberg. Von hier kam er 1807 als geiſtlicher Miniſterialrath nach Karlsruhe, wo er am 19. März 1822 ſtarb.

Er schrieb:

Predigten. Lemgo, 1787—1792. 12 Hefte.
Predigten. Leipzig, 1789. 2 Thle.
Predigten. Lemgo, 1806. 2 Thle.
Urania. Hannover, 1793—1795. 2 Thle.
David. Leipzig, 1795. 2 Thle.
Christliches Haus- u. Hausbuch. Hannover, 1797—1798. 4 Thle. N. A. 1806. 2 Thle.
Die Kunst, ein gutes Mädchen u. s. w. zu werden. Bremen, 1798. 2 Thle. 4. A. 1807. 3 Thle. 5. A. von Jacobs 1826.
Salomon. Gera, 1800.
Kommunionbuch. Bremen, 1801.
Christliche Sonntagsfeyer. Bremen, 1803.
Erbauungsbuch für Frauenzimmer. Hannover, 1803. 2 Thle.
Der gute Jüngling u. s. w. Hannover, 1804.
Rehala, die Inghthaltin. Drama. Mannheim, 1808.
Ehelige Verhältnisse u. s. w. Elberfeld, 1810. N. A. 1821. 4 Thle.
Menschenbestimmung und Lebensgenuß. Elberfeld, 1814. 2 Thle.
Ueber die Erziehungslehre u. s. w. Mannheim, 1817. 3 Thle.
Christliche Betrachtungen u. s. w. Frankfurt, 1818. 2 Thle.
Christenthumsgeist und Christensinn. Winterthur, 1819. 2 Thle.
Viele einzelne Flugschriften, Predigten, Beiträge zu Zeitschriften u. s. w. u. s. w.

Ein vortrefflicher ascetischer Schriftsteller und Kanzelredner, dessen Leistungen allgemein bekannt sind und viel Gutes gewirkt haben. Sie zeichnen sich durch echte Frömmigkeit, Toleranz, Lebensklugheit und einen eleganten, reinen Styl vorzüglich aus und werden noch immer in ihrem Kreise gern gelesen.

Albrecht von Eybe oder Ybe

ward in den ersten Decennien des 15. Jahrhunderts geboren und war Doctor beider Rechte, Archidiakonus zu Würzburg, Domherr zu Bamberg und Eichstädt, und Kämmerling des Pabstes Pius II. Er starb im Jahre 1485.

Von ihm erschien im Druck:

Ob einem manne sey zu nemē ein eelichs Weib oder nicht. Folio. o. O. u. J.; ferner Nürnberg, 1472. 4. Augsburg, 1474. Folio, und öfterer.
Spiegel der sitten u. s. w. Augsburg, 1511. Folio.
Zwo Comödien des synnreichen poeten Plauti u. s. w. Augsburg, 1518. 4. Frankfurt, 1550. Folio. 1557. 8.

Ein tüchtiger kräftiger Moralphilosoph, dessen Styl für die damaligen Zeiten eben so tüchtig ist, wie seine gesunden Ansichten und seine erprobte Welt- und Menschenkenntniß.

Ruleman Friedrich Eylert

ward am 5. April 1770 zu Hamm in der Grafschaft Mark geboren, erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte dann in Halle Theologie. Nach vollendeter akademischer Laufbahn ward er anfangs dritter, darauf zweiter Prediger und Nachfolger seines Vaters in Hamm. Mehrere Anträge zu Aemtern im Auslande lehnte er ab und ging 1806 als Hof-, Garde- und Garnisonprediger nach Potsdam, wo er gegenwärtig noch als Dr. theol. u. philos., evangelischer Bischof, Mitglied des Staatsrathes, des Ministeriums der geistlichen und Schulangelegenheiten sowie des Obercensurcollegiums und Ritter des rothen Adlerordens II mit dem Sterne, höchst segensreich wirkt.

Er gab heraus:

Betrachtungen über die u. s. w. Wahrheiten des Christenthums u. s. w. Dortmund, 1803 flg. 5 Thle. N. A. 1805.
Ueber Geisteskrankheit und Gemüthsruhe. 2 Thle. Braunschweig, 1805.
Homilieen über die Parabeln Jesu. Halle, 1806. N. A. 1819.
Gedächtnißfeier der verewigten Luise von Preußen. Berlin, 1812.
Predigten über Bedürfnisse unseres Herzens. Halle, 1813.
Neuestes Magazin von Fest- und Gelegenheitsreden (mit Dräseke und Hanstein). Magdeburg, 1816. flgde.
Viele einzelne Predigten u. s. w. u. s. w.

Ein überaus geschätzter Kanzelredner und ascetischer Schriftsteller, der die wichtigsten, geistigen Interessen klar und lichtvoll zu behandeln und vor Allem mit seltener Kraft und Wärme, und edelm tiefem Gefühl zu den Herzen seiner Zuhörer zu reden und sie für das Wahre und Gute zu entflammen und zu begeistern weiß.

Das Bild der christlichen Liebe zu Gott *).

Wenn ich mit Menschen und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir Nichts nütze. Amen.

Die Epistel am ersten Sonntage nach Trinitatis, welche wir auch unserer heutigen Betrachtung zum Grunde legen, stehet geschrieben im I. Briefe des Johannes im 4. Cap. und lautet vom 16. bis zum 21. Verse also:

Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm.
Daran ist die Liebe völlig bei uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts; denn gleichwie Er ist, so sind auch Wir in dieser Welt.
Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe.
Lasset uns ihn lieben; denn Er hat uns zuerst geliebet.
So jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?
Und dies Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe.

*) Predigt von Dr. R. F. Eylert. Frankfurt a. d. Oder, 1832.

Theure Mitchriſten!

Wie oft iſt es doch der Fall, daß wir gerade von dem, was wir am häufigſten im Munde führen, die undeutlichſten Begriffe haben! Wir brauchen dieſes oder jenes Wort täglich und ſtündlich, wir führen fort und fort dieſe oder jene Redensart im Munde, ohne von ihrer höhern Bedeutung, ohne von ihrer Verpflichtung, welche ſie uns auferlegt, ergriffen zu ſeyn. Ich erinnere Euch nur an das Wort Liebe. Wie oft werdet Ihr in Eurem Leben, in Eurem täglichen Umgange mit Bekannten und Freunden dies Wort theils hören, theils ſelbſt ausſprechen — ohne daß Ihr an die hohe, an die umfaſſende Bedeutung dieſes Wortes gedacht habt oder denkt. Und wie es mit einem Worte ſich verhält, ſo pflegt es auch mit ganzen Pflichten zu geſchehen. Gerade die Pflicht, welche von Jugend an Euch am nachdrücklichſten und eindringlichſten eingeſchärft und anempfohlen wurde, verliert im täglichen Leben ihre Bedeutung, tritt in ihrem ganzen umfaſſenden Sinne, in ihrer anregenden Kraft, je älter Ihr werdet, auch um deſto mehr in den Hintergrund, ſo daß nur Euerm Gedächtniſſe die Worte noch anhangen. So iſt keine Pflicht Euch von Jugend an mehr empfohlen worden, als die: Gott über Alles zu lieben. Tauſend Bibelſtellen habt ihr Euerm Gedächtniſſe eingeprägt, welche Euch die Liebe zu Gott als das höchſte Gebot und Gut, daß die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens hat, darſtellen ſollte. Euer Herz wünſcht auch nichts mehr als die Liebe Gottes; denn wer möchte wohl Gott zum Feinde haben? — aber habt Ihr — wenn Ihr die Hand auf's Herz legt — dieſem Wunſche Eures eigenen Herzens, dieſer erſten chriſtlichen Tugend wohl immerdar ſo nachgelebt, daß Ihr der Liebe Gottes Euch gewiß halten könnt? Habt ihr in der Freude und im Kummer, im Glück und im Unglück, in trüben und in frohen Tagen immer nur zuerſt an Gott gedacht? Hat die Liebe Gottes Euch ſo gerührt, ſo befeſtigt, ſo ſtark gemacht, daß Euch nichts von ihm und von ſeiner Liebe je trennte, je trennen konnte? Ja! laßt mich weiter fragen, th. Mitchr.! Habt Ihr von der wahren chriſtlichen Liebe zu Gott wohl einen ſo deutlichen Begriff, daß dieſer Euch das Verhältniß, in welchem wir zu Gott ſtehen, ohne Täuſchung, ohne Uebertreibung angeben könnte? Haben nicht Zerſtreuungen, haben nicht Sorgen, hat nicht Weltluſt Euch dieſen Begriff verdunkelt? Denket Ihr Euch, wenn Ihr auch täglich die Worte: „Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen" — im Munde führet, mehr dabei als Euer eignes Leben zu beweiſen ſcheint — fühlt Ihr den hohen Sinn der Worte, wenn Ihr einmal beim Aufgang der Sonne, oder bei einer unerwarteten Freude gerührt ausrufet: ja Gott iſt die Liebe? — Ich ſehe um mich und ich erblicke auf Euerm Antlitz die Antwort auf meine Frage. Euer eigenes Herz geſteht es ſich in dieſem Augenblick, daß Ihr Gottes Liebe zwar oft empfunden, aber doch noch nicht ſo erkannt habt, daß dadurch das Bild der chriſtlichen Liebe zu Gott in Eurer Seele recht lebendig und wirkſam geworden wäre; daß Euer ganzes Leben dadurch die fromme Richtung erhalten hätte, welche nichts Höheres, nichts Größeres und Erhabeneres kennt, als in der Liebe zu Gott zu bleiben. So laßt mich denn verſuchen, Euch in der gegenwärtigen Stunde dieſes Bild zu entwerfen. Vielleicht daß es unter Gottes gnädigem Beiſtande dazu beiträgt, Euch zu dem freudigen Ausrufe zu bewegen: ja wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat — wie Euch zu dem feſten Entſchluß zu veranlaſſen: ja wir wollen ihn lieben, denn er hat uns zuerſt geliebet!

Höret zu dieſem Entzweck noch einmal mit frommen Sinne und mit geſpannter Aufmerkſamkeit unſere heutigen Textes-Worte:

Gott iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. Daran iſt die Liebe völlig bei uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts; denn gleichwie er iſt, ſo ſind auch wir in dieſer Welt. Furcht iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Wer ſich aber fürchtet, der iſt nicht völlig in der Liebe. Laſſet uns ihn lieben; denn er hat uns zuerſt geliebet. So Jemand ſpricht: Ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner. Denn wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht ſiehet? Und dies Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebet, daß der auch ſeinen Bruder liebe.

Kann man, theure Mitchriſten, dieſe Worte hören, ohne nicht gleich von dem erhabenen Gedanken: ja Gott iſt die Liebe! wunderbar ergriffen zu werden? Wie ein milder Frühlingshauch, der nach langem, öden Winter durch die neuerwachte Natur wehet und Alles mit ſeinem erquickenden Oden belebt und befruchtet, ſo treten unſerer geiſtigen Natur dieſe Worte des frommen Johannes entgegen. Gott iſt die Liebe! Wie wird unſer Herz durch dieſes Wort ſo freudig bewegt, wie jauchzt unſere Seele nicht bei dieſem Gedanken! Was jede ſterbliche Bruſt, was die Cherubim und Seraphim als das Höchſte und Seligſte erkennen und preiſen, die Liebe, die Nähe Gottes ſoll uns zu Theil werden, wenn wir ihn, der uns zuerſt geliebt hat, wieder lieben, wenn wir uns durch den, der die Wohnung der Engel verließ, und auf die Erde kam, die Sünder zu erlöſen, wenn wir uns durch Jeſus Chriſtus Gottes Liebe erwerben. Denn daran iſt ja erſchienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott ſeinen eingebornen Sohn geſandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben ſollen.

Wohl möchte uns bange ſeyn, wohl möchten wir zittern und zagen können, ob der Gott, der einſt das furchtbare Wort geſprochen: verflucht ſei der Acker um deinetwillen, mit Kummer ſollſt du dich darauf nähren dein Lebelang, Dornen und Diſteln ſoll er dir tragen — im Schweiß deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen, bis daß du wieder zu Erde werdeſt, davon du genommen biſt — Liebe wieder ſeinen Geſchöpfen, Gnade den Gefallenen ſchenken könnte, wenn er nicht eben durch ſeinen Sohn dieſe ſelige und beſeligende Verheißung uns gegeben hätte! Er ſah an die Menſchen in ihrem Jammer, und erbarmte ſich unſer. Ich will euch erretten von euerm Elend, ſprach der Herr, ich will mit euch einen neuen Bund machen, einen Bund, der auf Liebe, auf gegenſeitige Liebe gegründet und geſtützt ſeyn ſoll. Und in dieſem Sinne ſchreibt der fromme Joh. die großen Worte nieder: Gott iſt die Liebe! Sehet da, m. Z., abgefallen und doch begnadigt — verſtoßen und doch angenommen — elend und doch geliebt! In unſere Hand hat es Gott gelegt, ſeine Liebe von neuem uns zu erwerben — er will von neuem ſeine Liebe in einem noch höhern, größern Maße uns zuwenden, wenn wir ihn lieben in Chriſto Jeſu, ſeinem Sohn. Denn welcher bekennt, daß Jeſus Gottes Sohn iſt, in dem bleibet Gott, und er in Gott. So laßt mich denn jetzt

das Bild der chriſtlichen Liebe zu Gott

1) in ihrem Grunde,
2) in ihren Aeußerungen, und endlich
3) in ihrem Lohne

eurem Verſtande klar, und eurem Herzen theuer machen.

I.

„Gott iſt die Liebe — er hat uns zuerſt geliebt." Sehet da, m. Z., den Grund der chriſtlichen Liebe zu Gott. Gott iſt die Liebe, ruft uns der Aufgang der Sonne entgegen, Gott iſt die Liebe — ſo jauchzet die ganze Natur. Durch ſein Wollen in's Leben gerufen, trägt und leitet ſeine Hand uns auch im Leben — was wir haben und ſind, ſind und haben wir durch ihn — jede gute Gabe, jede Freude, jeder Lebensgenuß iſt ſein Geſchenk. Und aus welchem Grunde giebt er uns dieſe Freude, oder jenes Glück? Haben wir vielleicht etwas gethan, weshalb Gott ſchuldig wäre, uns dieſes oder jenes Gut zu verleihen? Können wir vielleicht Abrechnung mit ihm halten? Können wir irgend etwas von ihm fordern? O Ihr antwortet Euch alle ſelbſt auf dieſe Fragen, theure Mitchriſten, daß es nur die Liebe iſt, die Gott bewegt, uns dies Alles zu ſchenken, daß er nur aus Liebe zu uns die reichen Gaben, welche wir täglich genießen, vor uns ausgeſchüttet hat. Aber mehr als Sonne, mehr als Natur, mehr als alle die Gaben, welche unſer leibliches und irdiſches Wohlſein herbeiführen, muß uns die Sendung ſeines Sohnes von ſeiner unendlichen Liebe überzeugen. Nach Gottes Bilde geſchaffen hatte die Sünde uns Gott unähnlich gemacht, und auf daß das verlorene Ebenbild wieder hergeſtellet und der Zugang zu ſeinem Vaterherzen uns wieder geöffnet würde, giebt Gott uns den, der ſeiner Herrlichkeit Zeuge von Ewigkeit war, auf daß er ſich opferte für unſere Sünden! Und der Grund dieſer unendlichen, unbeſchreiblichen Wohlthat war nur wiederum die reinſte Liebe zu uns! Und wie wäre es nun möglich das Bild der chriſtlichen Liebe zu Gott in ihrem Grunde anders darzuſtellen, anders ſich zu denken als Johannes es thut.

Gott iſt die Liebe — er hat uns zuerſt geliebt — folgt daraus nicht von ſelbſt, daß wir ihn wieder lieben ſollen, wieder lieben müſſen — und zwar zuerſt — mit ganzem, ungetheilten Herzen, mit aller Inbrunſt, mit voller Seele! Wo wäre ein Menſch, der da haſſen könnte, wo er geliebt, unverdient geliebt würde — der den nicht wieder lieben müßte, der für Vergehungen Wohlthaten, für Sünden Segnungen ihm bereitete! Mein Sohn! rufe dir das Bild deines Vaters zurück, der dich ſchwachen Säugling mit Liebe empfing, als nur Thränen deine Sprache waren; deſſen Liebe zunahm, als du anfingſt ihm ſchon Kummer zu machen, und der mit der höchſten Liebe dir nachblickte, als das Laſter dich umſtrickt hatte. Hat ſeine Liebe dich nicht ergriffen, hat ſeine Liebe dich nicht zurückgebracht auf den Weg der Tugend? Meine Tochter! denke an deine Mutter! Kannſt du ſie zählen die ſchlafloſen und kummervollen Nächte, welche ſie deinetwillen gehabt, kannſt du ſie meſſen die Thränen, welche ſie um dich geweint? Aber

hat dich ihre sorgsame, stille, unausgesetzte Liebe nicht gerührt, könntest du ein Mutterherz brechen, könntest du die Mutter nicht lieben, die dich zuerst geliebt? Und wir wollten unsern Gott nicht lieben, den Gott aus vollem Grunde unsers Herzens nicht lieben, der uns ehe als Vater und Mutter, ehe denn diese Erde gegründet war, schon liebte, dessen Augen uns sahen, da wir noch unbereitet waren, der über uns war im Mutterleibe? der seines eigenen Sohnes nicht verschonte, sondern dem Kreuzestod ihn übergab, auf daß wir leben sollten? der für diesen Reichthum der Gnade, für diese Fülle von Liebe nicht Opfer, nicht Entsagung aller Freuden, nicht Tödtung jeder heitern Lebensthätigkeit, sondern nur Liebe, Liebe um Liebe fordert? O laßt uns ihn lieben m. B.! denn er hat uns ja zuerst geliebt — laßt uns bei jeder Freude, die uns zu Theil wird, bei jedem Kummer, der uns drückt, bei jedem Gedanken, der uns bewegt, seine Liebe nie vergessen — laßt der Liebe zu Gott jeden Tag, den wir erleben, jede Stunde, jeden Augenblick gewidmet seyn — laßt uns von dieser Liebe Alles hoffen, laßt uns dieser Liebe Alles vertrauen — laßt uns mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit ganzem Gemüthe ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet! Aber wie nun diese Liebe äußern? Höret die Worte des Johannes:

II.

„Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Und dies Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe."

Sehet da theure Mitchristen! die christliche Liebe zu Gott in ihren Aeußerungen! Kann die Liebe zu Gott, wenn sie, wie wir eben sie darzustellen bemüht waren, in der That und Wahrheit aus dem lautern Grunde, Gott zu lieben, weil er uns zuerst geliebt hat, entsprang, schöner und erfreulicher im Leben sich äußern, als Johannes diese ihre Aeußerungen angiebt. Laßt uns diese beiden Punkte näher erwägen. Wo Liebe ist, Liebe zu Gott aus lauterm Grunde, da ist keine Furcht sagt Johannes. Und wie wahr, wie bezeichnend ist diese Aeußerung der christlichen Gottesliebe. Denket Euch einen Menschen, dessen Herz kalt und ungerührt gegen Gottes Liebe wäre, in dessen Brust nur Eigenliebe herrschte, dessen Seele nie von Gottes unendlicher Liebe bewegt würde. Sehet, wie unruhig sind seine Blicke, wie angstvoll irrt sein Auge umher, wie schwankend sind seine Schritte! Wie berechnet er jedes Wort, ob es ihm Ehre oder Schande bringen könne, wie überlegt er jede That, ob sie in die Augen der Menschen fiele, oder verborgen bleibe! Wie zählt er jede Stunde, ob er auch recht sie genieße und wie hat er doch am Ende seines Lebens so wenig Freude gehabt! Welche Pläne macht er, um Alles in fester Regel um sich zu gestalten und wie wird er doch gleich einem Rohre von allerlei Lehre und Täuscherei der Menschen hin und her bewegt! Wie müht er sich ab, seinen Namen zu verherrlichen, und wie schnell ist er vergessen, sobald er die Augen geschlossen! Wie zittert er bei jedem Unglück — wie ängstiget er sich bei jeder Freude, daß sie vielleicht nur von kurzer Dauer seyn und größerer Schmerz darauf folgen könnte; wie bebt er bei der Nähe des Todes und des ihm bevorstehenden Gerichts; und so ist sein ganzes Leben eine Furcht und in dieser Furcht eine lange Pein. Nach Menschengunst nur strebend, auf Menschen sich verlassend, steht er da wie ein unfruchtbarer Feigenbaum, den der Herr verflucht! Er will geehrt seyn und man verspottet ihn — er sucht ein Amt und man speiset ihn ab mit leeren Hoffnungen. Er bietet seine Kräfte und Talente an, und man will sie nicht — er will sich geltend machen und man stößt ihn zurück, oder läßt ihn in allerlei Proben untergehen! Da fängt er an zu verzweifeln, da ruft er aus in Zorn und Wuth: Verflucht ist, wer sich auf Menschen verläßt, und so sündigt er auch — denn Gott straft Sünden mit Sünden — gegen die zweite Aeußerung der christlichen Gottesliebe. Aber wie ganz anders verhält es sich mit dem Menschen, der Gott liebt. Er ist wie ein Baum gepflanzet an den Wasserbächen und alles, was er macht, geräth wohl. Er ist geschmücket wie eine Braut, deren Antlitz von Freude und Liebe strahlt! Sein Auge ist ruhig, denn es ist nach oben gerichtet, wenn auch das Leben stürmt, oder die Freude ihn übermannen will. Er hofft Alles, aber fürchtet Nichts. Weder der thörichte Haß der Menschen, noch ihre blinde Liebe beunruhigt ihn — denn er liebet den, der ihn zuerst geliebt. Gerathen seine Pläne nicht, scheitern seine Hoffnungen, er weiß, daß Gottes Liebe Alles zum Besten wendet; werden Andere ihm vorgezogen, läßt man ihn warten — trägt er unverschuldet einen schweren, geheimen Kummer — Nichts kann ihn so tief beugen, daß er die Freudigkeit darüber verlöre, die seines Lebens höchster Schmuck ist — denn er weiß, daß wie Er ist, so sind auch wir in dieser Welt; — die Freudigkeit ist sein Eigenthum, die ihn selbst bei dem Gefühle der Schuld nicht verläßt, da seine Liebe zu Gott auf den Glauben an Jesus gegründet und gebauet ist, der ihm Gott nicht als einen strafenden, sondern als einen liebenden, als einen versöhnten Gott gezeigt und ihm auch dadurch eine Freudigkeit am Tage des Gerichts bewirkt hat. Und so erhellet diese Freudigkeit ihm die Nacht des Grabes, welche dem, der Gott nicht liebt, Furcht und Pein bereitet; vor dieser innern, seligen Freudigkeit verschwinden die Schatten des Todes wie die Nebel beim Aufgang der Sonne; und so stehet der, welcher Gott liebt, nur neue Liebe in dem Uebergang zu einer bessern Welt, da wo das selbstsüchtige, trotzige und doch so verzagte Herz, das Gott nicht liebt, nur Verwesung und Untergang erblicken kann; und so stehet er fest gewurzelt in dem Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe — und wie ganz von selbst zeigt sich nun auch die zweite Aeußerung seiner christlichen Liebe zu Gott, nämlich die Liebe gegen die Brüder.

Denn wie wäre es theure Mitchristen! anders möglich, als daß die innige, ungetheilte Gottesliebe nicht auch zugleich eine wahre ungeheuchelte Bruderliebe bewirkte? Wie könnte der, welcher den Vater aller Menschen liebt, nicht auch zugleich die Menschen selbst lieben? Wie könnten unsere Augen, wenn sie uns aufgegangen sind über unsern eigenen Zustand, nicht auch zugleich uns übergehen beim Anblick fremder Noth — wie könnten wir Hülfe, Rath und Trost unsern Brüdern versagen, wenn wir erkannt haben, daß Gottes Liebe uns schon so oft aus Trübsal und Noth geholfen hat — wie könnten wir der Schwachen uns nicht annehmen wollen, wenn wir mit ganzer Seele an dem hängen, welcher um unserer Schwachheit willen jeden Erdenschmerz freudig litt und erduldete! Wie könnten wir eine Freudigkeit haben an jenem Tage des Gerichts, an welchem des Menschen Sohn kommen wird in aller seiner Herrlichkeit, zu richten über Lebendige und Todte, wenn der Herr dann nicht zu uns sagen könnte: Was ihr dem Geringsten eurer Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan! Ja schreibet, schreibet theure Mitchristen! die Worte des Johannes: So jemand spricht: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner; denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet, tief, tief in eure Seele, und vergesset die Worte des Herrn nicht, der mit der innigsten Liebe, aber auch mit dem feierlichsten Ernste Euch zuruft: an euern Früchten will ich euch erkennen!

O wohl Euch, wenn Eure christl. Liebe zu Gott im täglichen Leben, in euerm Hause, im Umgang mit Eltern, Geschwistern, Verwandten sowohl, als auf dem Schauplatz des öffentlichen Lebens sich auch als eine Liebe darstellt, die da, wie der Apostel Paulus sagt, langmüthig und freundlich ist, die nicht eifert, nicht Muthwillen treibet und sich nicht blähet; die sich nicht ungeberdig stellt, die nicht das Ihre suchet, die nicht sich erbitten läßt, die nicht nach Schaden trachtet, die aber Alles verträgt, Alles glaubet, Alles hoffet, Alles duldet. Dann werdet Ihr nicht mehr durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort sehen — nicht mehr stückweise erkennen, sondern erkennen, gleichwie ihr erkannt seid — dann wird der Lohn, den Liebe Euch verheißen, Liebe Euch zugesichert hat, der Eurer Liebe schönstes Ziel ist, Euch auch zu Theil werden!

Und dieser Lohn? Höret die Worte des Johannes:

III.

„Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm." Sehet da, m. Z., den Lohn der christl. Liebe zu Gott! Wohl ist er schwer der Kampf, den Gottesliebe gegen Weltliebe zu kämpfen hat; wohl ist sie lockend die Versuchung, welche Eigenliebe stets uns legt — denn ach: hier ist ja bei uns allen der faule Fleck, den der böse Feind zu verwunden nicht nachläßt — wohl mag uns vor einer Selbstverläugnung bangen, die mit der, uns leider schon von unserer Geburt an zur andern Natur werdenden Selbstliebe in stetem Widerspruche steht — aber herrlich ist der Lohn, welcher dem vorbehalten ist, der aus diesem Kampfe siegreich hervorgeht. Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm! Was kann dies anders heißen, theure Mitchr.! als daß er in der Theilnahme an der Heiligkeit und Seligkeit Gottes bleibt. Theilnehmen an der Heiligkeit und Seligkeit Gottes *). Laßt uns dies näher erwägen.

*) 1. Joh. C. 3. V. 24.

Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in der Theilnahme an der Heiligkeit Gottes — er beharrt auf dem Wege Gott ähnlich zu werden. Eine der erhabensten Eigenschaften Gottes sprechen wir aus, wenn wir von seiner Heiligkeit reden; wir betrachten ihn dann als das Wesen, welches unbedingt das Gute will und befördert und das Böse verabscheut und hindert — als den Vater des Lichts, bei welchem ist kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß. Und wir? Wir sollen nicht nur, wir können auch an der Heiligkeit Gottes theilnehmen durch die Liebe. Lieben wir Gott wahrhaft, dann reinigen wir unser Herz von den unlautern Neigungen der Selbstsucht, des Stolzes, Mißtrauens und machen es zu einem Tempel seines Geistes, dann wirken wir aber auch, indem wir unsere Gottesliebe durch Bruderliebe bethätigen, Werke Gottes; dann sind wir barmherzig, wie der Vater im Himmel barmherzig ist, und obschon wir uns, vermöge unserer ursprünglichen Schwäche und Sündhaftigkeit nur allmählig dem Ziele sittlicher Vollkommenheit nähern können, so tragen wir doch die unversiegbare Quelle des Wachsthums in allem Guten in uns — denn die Liebe ist ja des Gesetzes Erfüllung — und ihr sind die Gebote Gottes nicht schwer! Was also von Anfang an jeder Weisheit höchstes Ziel, und was dennoch keiner Weisheit zu erreichen je möglich war; wonach der Menschen Verstand von Anfang an gerungen, und was dennoch kein Verstand je errang, das soll durch Liebe möglich werden, das kann die Liebe erringen. Wodurch die Schlange den Adam einst verführte, und was Verdammniß ihm und uns allen bereitete, da nur Eigenliebe die Quelle seines Wunsches „Gott ähnlich zu sein" war — sehet, hiedurch will Christus uns von neuem heiligen, uns von neuem Gott ähnlich machen, wenn Gottesliebe diese Sehnsucht begleitet, welche, wenn sie auch nur oft tief in unserer Brust schlummert, doch auf das innigste mit unserer höhern, geistigen Natur verbunden ist. Wer in der Liebe bleibet — der bleibet auf dem Wege Gott ähnlich zu werden. Er bleibet: er schwankt nun nicht mehr hin und her; er gehet nun nicht mehr bald vor — bald rückwärts, sondern festen unverrückten Schrittes wandelt er dem Ziele: Gott ähnlich zu werden entgegen. Erfaßt Euch nicht ein heiliger Schauer, m. Z.? Fühlt Ihr Euch nicht wunderbar ergriffen von dieser Verheißung? Was ist das für ein Mensch, der auf dem Wege ist Gott ähnlich zu werden? Wer wagt es, diesen Gedanken auszudenken in seiner unendlichen Tiefe, in seiner ganzen Heiligkeit! Gott ähnlich zu werden ist ja das höchste Ziel, das unserm unsterblichen Geiste gestellet und vorbehalten ist — auf dieses Ziel wartet das ängstliche Harren der Creatur, und nach diesem Ziele ringen selbst die Engel! Und an der Hand der Gottesliebe können und sollen wir, die wir einst Gott unähnlich durch Eigenliebe geworden, diesem schönen Ziele entgegengehen, und Er der Vater des Lichts und der Liebe, will uns erkennen als seine Kinder, die aus ihm sind und zu ihm zurückkehren! Die Liebe zu ihm soll alles unheilige Wesen von uns abstreifen; denn Er der Heilige will, daß wir heilig werden, gleichwie er es ist!

Doch nicht blos Theilnehmer an der Heiligkeit Gottes bleibt der, welcher in der Liebe bleibt, er bleibt auch in der Theilnahme an der Seligkeit Gottes.

Theilnehmer an der Seligkeit Gottes. — Zwar können wir uns hier auf Erden nicht in einen durchaus seligen Zustand versetzen, eben so wenig als wir jemals Gott werden, und zu durchaus heiligen Wesen uns erheben können. — Aber der Weg der Annäherung zur Seligkeit Gottes ist uns mit der Liebe geöffnet, so lange wir in ihr beharren. Treue in der Liebe macht uns schon in so fern unausgesetzt glücklich in der Zeit, als sie uns das fortdauernde Bewußtsein der Selbstzufriedenheit gewährt, die Achtung und Liebe der Gutgesinnten und Frommen uns sichert, und bei der Veränderlichkeit menschlicher Gesinnungen gegen uns den Beifall Gottes erhält, dem wir durch Liebe dienen, und bei dem Wechsel des äußern Glücks uns selig macht in Hoffnung. Daher ist auch dieser Zustand theure Mitchristen! kein vorübergehender, sondern ein unter allen Lebenslagen stets sich gleichbleibender. Nicht bald verzagt, bald gefaßt; nicht bald trostlos, bald gottergeben ist das Herz dessen, der Theil nimmt an der Seligkeit Gottes — denn in einem solchen schwankenden Zustande liegt ja gerade jener innere Unfriede, jene unselige Zerrissenheit des Unbekehrten, des Menschen, der Gott noch nicht liebt — sondern in einer fortdauernden ungetrübten Heiterkeit der Seele, in einem nie gestörten innern Frieden des Herzens, wie die Kinder ihn haben, die dem Himmel noch halb angehören, offenbart sich unsere Theilnahme an der Seligkeit Gottes. Blicket auf Jesus Christus, auf ihn, m. Z., der uns ein Vorbild dieser Seligkeit gelassen hat. Sehet, des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlegen könnte — aber störte es den Frieden seiner Seele? — Sehet, der Heilige, der Gerechte, der nie eine Sünde gethan und in dessen Munde nie ein Betrug erfunden, stehet da, ergriffen, wie ein Mörder, von rohen Henkersknechten; verhöhnt, verspottet, geschlagen und in das Angesicht gespieen — aber sein Angesicht leuchtet wie eine Sonne — sehet auf Golgatha's Höhen das Kreuz, an welchem der Heiland blutet — und doch ruft selbst ein Verbrecher ihm zu: Wahrlich du bist Gottes Sohn! Liebe war um ihn, Liebe über ihm, Liebe in ihm und so war er in Gott und Gott in ihm. So treten die Engel zu ihm hernieder und dienen ihm, als er aus Liebe zu Gott jede Versuchung kräftig von sich gewiesen; so ist Gott auf allen seinen Wegen ihm nahe, wo er aus Liebe die Menschen belehrt und bestraft; so erweckt ihn Gott aus des Todes Armen, als er aus Liebe zu uns auch des Grabes Nacht nicht scheute! Und dieser Beistand Gottes, diese Gemeinschaft mit Gott, dieser Schutz des Allmächtigen, der Christo zu Theil wurde, weil die höchste Gottesliebe ihn beseelte, soll auch uns, wenn wir wie er in der Liebe bleiben, zu Theil werden. Auch wir sollen Gottes Nähe, Gottes unmittelbaren Einfluß auf allen unsern Wegen, die Liebe uns führt, wahrnehmen und schmecken. Denn in diesem „Eins sein mit Gott", wie Christus es war, besteht ja die Theilnahme an der Seligkeit Gottes, und eben dies Eins sein mit Gott bewirkt uns jenen innern Frieden, verschafft uns jenen von allen äußern Schicksalen unabhängigen, glücklichen Zustand! Und bestätigt nicht die ganze Geschichte diese beseligende Erfahrung? Wer war mit Paulus, was bewirkte diesen hohen Muth, diese innere Freudigkeit, die ihn Ketten und Banden nicht scheuen ließ, um das Evangelium zu verkündigen? Was ließ des Stephanus Antlitz wie das eines Engels glänzen, als er unter Steinwürfen seinen Geist aufgab? Wer war in Luther, wer wirkte durch ihn, als er aus Liebe zu Gott, aus Liebe zur Wahrheit, die Christus zu bezeugen erschienen war, die Nacht des Aberglaubens zerstörte, und die Ketten der Finsterniß zerbrach? Wer war mit all' jenen frommen Männern, die ohne eigene Mittel Werke der Liebe gründeten, die ihre Segnungen noch heute verbreiten und von Geschlecht zu Geschlecht verbreiten werden? Wer war mit all' den Völkern, die aus Liebe zu Gott in den Kampf zogen, wer führte sie zum Sieg? Wer ist in jenen frommen Seelenhirten, die aus Liebe zu Gott keine Entbehrung fühlen, wer giebt ihren Worten Kraft, ihren Bitten Gehör, daß sie eindringen wie ein scharfes Schwert in das Herz der Menschen? — O wer war mit Euch allen, theure Brüder! wenn Euch irgend etwas gelang, das mit Gott unternommen Euch Ehre, Glück und Zufriedenheit brachte — und welche Seligkeit wird Euch und Eurer Liebe jenseits beschieden sein, wenn Euer Auge bricht, wenn Eure letzte Stunde geschlagen, und wenn ihr der Erde wiedergebet, was von der Erde genommen war? Denn wisset Ihr nicht, daß Glaube, Liebe und Hoffnung bleibt, — aber die Liebe ist die größte unter ihnen! Darum ist sie auch die erste Bedingung des Segens Gottes in seinem ewigen Reiche. — Nach ihr wird er fragen am Tage des Gerichts; sie wird er zum Maßstabe des Gerichts, das er dem Sohne übergeben hat, machen — denn nicht sowohl das, was wir an Kenntnissen eingesammelt und äußerlich geleistet, sondern das, was wir aus Liebe gewirkt haben, wird uns zum Empfange der Krone der Gerechtigkeit förderlich sein — nur die Liebe wird uns einführen in den Kreis der vollendeten Gerechten, die durch Liebe selig sind, und enger uns verbinden mit Gott, der die Liebe ist, und mit Christo!

Und ist dieser Lohn der christlichen Liebe zu Gott nicht köstlicher als Alles, was die Erde sonst zu bieten und zu geben vermag? Sollten wir nach diesem Lohne nicht ringen, um diese Palme nicht kämpfen, den Kampf der Liebe nicht kämpfen wollen, der uns größer macht als ob wir zehn Städte gewönnen? Der unser Herz in einen Tempel des Friedens verwandelt, in dem Gott wohnet? Der uns Freudigkeit giebt, wenn die Welt uns verläßt, Freudigkeit am Tage des Gerichts? Der glückliche Eintracht über alle unsere Verhältnisse bringt, der uns schmecken läßt Gottes Barmherzigkeit, wenn wir straucheln auf dem Pfade der Tugend? Was wollen wir hiezu noch sagen, theure Mitchristen?*) Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eignen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat

*) Röm. 8. V. 31—39.

tha für uns alle dahin gegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken? Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferwecket ist, welcher ist zur rechten Gottes, und vertritt uns. Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal, oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert? Wie geschrieben steht: Um deinetwillen werden wir getödtet den ganzen Tag, wir sind geachtet wie Schlachtschafe. Aber in dem Allen überwinden wir weit, um deswillen, der uns geliebt hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Creatur, mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. Amen.

F

Johann Heinrich Faber.

wahrscheinlich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu Straßburg geboren, war eine Zeitlang kurmainzischer Hofgerichtsrath und Professor der schönen Wissenschaften und der Rechte an der Universität zu Mainz, später aber Secretair des kaiserlichen Gesandten Grafen von Neipperg zu Frankfurt am Main. Er starb 1791 als Privatmann in Mainz.

Von ihm erschien:

Anfangsgründe der schönen Wissenschaften zum Gebrauch akademischer Vorlesungen. Mainz, 1767.

Julie und Darko. Trauerspiel. Frankfurt am Main, 1768.

Die Schnitterin, Lustspiel nach Favart; Jenneval, Schauspiel von Mercier; die englische Waise, Schauspiel aus dem Französischen; Zemire und Azor, Singspiel aus dem Französischen u. s. w. u. s. w. Seine sämmtlichen dramatischen Uebersetzungen und Bearbeitungen finden sich in „Sammlung der komischen Operetten, so wie sie von der kurpfälzischen deutschen Hofschauspielergesellschaft unter Direction Marchand's aufgeführt worden. 6 Thle. Frankfurt a. M., 1770—78.

Ueber Gellerts Absterben. Frankfurt a. M., 1770.

Winterabende. Frankfurt a. M. 1781—85. 3 Thle.

Der Sammler, eine Monatsschrift. Frankfurt a. M., 1788. 6 Hefte.

Der Illuminat, eine Monatsschrift. Frankfurt a. M., 1788. 12 Hefte.

Poetische und prosaische Aufsätze über Aufklärung. Frankfurt a. M., 1789.

Luise oder der Sieg weiblicher Tugend. Frankfurt, 1792. 2 Thle.

Seine Vorlesungen über die schönen Wissenschaften waren mehr eine fleißige Compilation als ein selbstständiges Werk, erwarben sich jedoch bei ihrem Erscheinen wegen ihrer Unpartheilichkeit sowohl wie des in denselben niedergelegten Reichthums von Kenntnissen, das Lob der Zeitgenossen. Faber's übrige Leistungen, besonders die poetischen erhoben sich nie über die Mittelmäßigkeit und hatten nur ephemeren Werth und Ruf.

Johann Andreas Fabricius

ward im Jahre 1696 zu Dodendorf bei Magdeburg geboren, studirte Theologie und Philologie in Leipzig und habilitirte sich daselbst als Docent. Später wurde er Adjunctus der philosophischen Facultät in Jena und dann Professor am Carolinum und Rector des Catharineum in Braunschweig. 1753 vertauschte er diese Aemter mit dem Rectorat zu Nordhausen, wo er am 28. Februar 1769 starb.

Er gab heraus:

Philosophische Oratorie. Leipzig, 1724. N. A. unter dem Titel: Philosophische Redekunst. Leipzig, 1739.

Vernünftige Grundregeln zum Parentiren. 2. A. Wolfenbüttel, 1739.

Regeln der geistlichen Beredsamkeit. Leipzig, 1748.

Wie man seinen Verstand recht gebrauchen soll. Weimar, 1758.

Versuche in der deutschen Rede-, Dicht- und Sprachkunst. Jena, 1737.

Leichenreden. Wolfenbüttel, 1739.

Allgemeiner Abriß der Historie der Gelehrsamkeit. Leipzig, 1752—59. 3 Bde.

Ein tüchtiger Schulmann, zeichnete er sich zu seiner Zeit auch als Theoretiker und Literärhistoriker aus; seine Lehrbücher der Redekunst haben zwar ihren Werth gänzlich verloren, sein Abriß der Gelehrtengeschichte wird dagegen von Sachverständigen noch mit Achtung genannt und hat sich den einmal erworbenen Ruf selbst bis zu unseren Tagen bewahrt.

Just Friedrich Erdmann Fabricius

ward in den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts zu Diesdorf bei Magdeburg geboren, erhielt nach vollendeten Studien eine Lehrerstelle an der Schule zu Klosterbergen und wurde dann Prediger zu Alleringersleben und Morsleben, später zu Neuhaldensleben, wo er 1784 starb.

Von ihm erschien:

Vermischte Gedichte von J. F. E. Fabricius. Halle, 1754. Zweiter Theil. Magdeburg, 1763.

Moralisches Lehrgedicht über den Frieden. Magdeburg, 1762.

Ein mittelmäßiger didactischer Dichter, der sich in einer für seine Zeit ziemlich correcten Schreibart bewegt, und nicht ohne Ernst und Würde ist, dem es aber durchaus an eigentlichem Beruf zur Poesie mangelt, weshalb er auch nur von sehr Wenigen gekannt und selbst von diesen sehr bald wieder vergessen wurde.

Johann Daniel Falk

ward im Jahre 1770 in Danzig geboren, wo sein Vater, ein armer Perrückenmacher, ihn durchaus für denselben Stand erziehen wollte. Des Knaben Eifer und Wißbegierde, welche ihn sogar antrieben, seinen Eltern zu entlaufen, um sich den ihm verhaßten Beschäftigungen zu entziehen, trugen endlich den Sieg davon und es gelang ihm mit Bewilligung seiner Verwandten und von Wohlgesinnten unterstützt, das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt zu besuchen, wo er sich während der sechs Jahre, die er dort verweilte, durch Fleiß Eifer und hohe Sittlichkeit auf das Ehrenvollste auszeichnete. Er bezog darauf in seinem zwei und zwanzigsten Jahre die Universität Halle mit der Absicht dort Theologie zu studiren, gab jedoch diesen Beruf bald auf und widmete sich mit Vorliebe der schönen Literatur. Durch einige gelungene satyrische Gedichte war Wieland besonders aufmerksam auf den jungen, vielversprechenden Mann geworden und hatte wiederholt mit großem Lobe über ihn geurtheilt. Falk bildete sich nun mit Vorliebe zum Satyriker aus, und ließ sich, da ihm Halle nicht mehr zusagte, 1798 als Privatmann in Weimar nieder, mit literärischen Arbeiten beschäftigt. Nach der Schlacht von Jena eröffnete sich ihm hier jedoch eine neue Laufbahn; durch Wieland empfohlen, erhielt er eine Anstellung bei der französischen Behörde, und stiftete durch seine Vermittelung zwischen diesen und seinen Mitbürgern großen Nutzen. In Anerkennung seiner derartigen Verdienste ernannte ihn der Großherzog von Weimar bald nachher zum Legationsrath und setzte ihm einen Jahrgehalt aus. Er beschäftigte sich nun wieder mit schönwissenschaftlichen Leistungen, ward jedoch 1813 von Neuem in die Unruhen des Krieges gezogen, und erwies sich äußerst hülfreich und thätig, obwohl ihn selbst zu jener Zeit einer der härtesten Schläge traf; er verlor nämlich zu gleicher Zeit vier liebe Kinder, an dem damals herrschenden Fieber. Dieses schwere Unglück gab jedoch seinem neuen Streben eine neue, segensvolle Richtung; er faßte den Gedanken auf, sich der, durch den Krieg verwaisten und verwilderten Kinder im Weimarischen anzunehmen und gründete im Verein mit dem noch lebenden, würdigen Oberconsistorialrath Horn in Weimar, die Gesellschaft der Freunde in der Noth deren vorzüglichster Zweck war, ihre Schützlinge zu tüchtigen, nützlichen Bürgern zu erziehen. Das Gedeihen dieser Anstalt erfüllte ihn mit großer Freude, um so mehr als er derselben nicht geringe persönliche Opfer brachte und es ihm gelang den von den Zöglingen selbst ausgeführten Bau eines Bet- und Schulhauses, so weit gefördert zu sehen, daß dieser bei dem Jubelfeste des Großherzogs Karl August am 3. September 1825 der Vollendung nahe war. Aber seine Gesundheit war durch die vielen Anstrengungen untergraben; eine schmerzliche, auszehrende Krankheit warf ihn im September 1825 auf das Lager und machte seinem Leben am 14. Februar 1826 ein Ende.

Seine Schriften sind:

Die heiligen Gräber zu Kom und die Gebete. Leipzig, 1796. N. A. 1799. 2 Thle. 12.

Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre. Leipzig, 1797—1803. 7 Thle. Tübingen, 1805. 8r Thl.

Prometheus. Dram. Gedicht. Tübingen, 1803.

Neueste Sammlung kleiner Satiren, Gedichte und Erzählungen. Berlin, 1804.

Amphitruon. Lustspiel. Halle, 1804.

Leben, wunderbare Reisen und Irrfahrten des Johannes von der Ostsee. Tübingen, 1805.

Elysium und Tartarus. Zeitschrift für 1806. Weimar. 4.

Römisches Theater der Engländer und Franzosen. Thl. 1. Amsterdam, 1811.

Ozeaniden. Amsterdam, 1812.

Sämmtliche satyrische Werke. Leipzig, 1817. 7 Thle.

Auserlesene Werke, alt und neu (herausgeg. von A. Wagner). Leipzig, 1819. 3 Thle.

Volksspiegel zu Lehr und Besserung. Leipzig, 1825.

Falks Leben, Liebe und Leiden in Gott (herausg. v. A. Wagner). Altenburg, 1817.

Dr. Martin Luther und die Reformation. Leipzig, 1830 (Weimar).

Kleine Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend. Weimar, 1803.

Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt. Leipzig, 1832. 12.

Falk erregte, wie das bereits schon weiter oben bemerkt wurde, bei seinem ersten Auftreten als Schriftsteller große Hoffnungen. Das Feld der eigentlichen Satyre war nie mit rechten Erfolg in Deutschland angebaut worden, und man glaubte daher seinen ersten Leistungen zufolge in ihm mit der Zeit einen ausgezeichneten deutschen Satyriker begrüßen zu können. Wieland hatte ihm durch seine empfehlenden Beurtheilungen die Bahn gebrochen und geebnet; Wieland's Stimme galt damals Großes, und die deutschen Kritiker bestrebten sich um die Wette, den jungen Dichter zu loben und zu ermuntern, dem einmal vorgesteckten Ziele rüstig entgegen zu schreiten. Allerdings besaß Falk in hohem Grade viele, einem Satyriker nothwendige Eigenschaften: eine feine Beobachtungsgabe, richtiges Gefühl für das Schickliche, schnelle Auffassung des Lächerlichen und den Muth dasselbe der Oeffentlichkeit Preis zu geben, Witz und Laune, eine gebildete kräftige Sprache, reiche Belesenheit und tiefe Ehrfurcht vor dem Guten und Wahren, aber er vergriff es darin, daß er von der Satyre Profession machen wollte. Er hatte Anfangs mit dem ganzen Reichthum seiner Ideen das Werk begonnen, dieser wurde bald erschöpft, da der Satyriker sich in zu engen Kreisen bewegen muß; es sollte dennoch immer Neues geschafft werden, und so gerieth F. vom rechten Wege ab, ward trivial und persönlich, wiederholte sich und vergriff sich in der Wahl seiner Stoffe, kurz schritt zurück anstatt vorwärts zu schreiten und das Ansehen in welchem er bei der Nation als Satyriker gestanden hatte, sank eben so schnell, als dasselbe früher schnell gestiegen war. Er wandte sich nun zwar einem anderen und segensreicheren Felde zu; seine practische Wirksamkeit erndtete jedoch auch hier größeren Lohn als seine literärischen Leistungen, denn eine gewisse süßliche Breite und Geschwätzigkeit und eine zu sehr hervorgehobene Neigung zum Pietismus erwarben ihm die Neigung der Mehrzahl seiner Leser nicht, und seine Werke wurden daher bald vergessen. — Unter seinen Schriften möchten die Helden, die heiligen Gräber zu Kom, Einzelnes aus dem „Prometheus" und der eigenthümliche Roman „Johannes von der Ostsee" eine Art von Autobiographie, besonders hervorzuheben seyn. Im Gan-

gen fehlte es ihm an wahrer Tiefe; dies iſt auch wohl eigentlich der Grund der ihn hinderte, ſich als Satyriker eine bedeutendere Stellung in ſeinem Vaterlande zu erwerben und zu erhalten. — Als Menſch und Bürger verdient er die ehrenvollſte Anerkennung und das geſammte Großherzogthum Weimar iſt ihm beſonders innigen und bleibenden Dank ſchuldig, denn er hat viel für daſſelbe gethan.

Der Ocean und die Seinen *).

O ihr, deren Rücken die Undankbaren
Schnell auf furchendem Kiel durchfahren,
Ihr Kinder des alten Ocean,
Hebt leiſe
Die Weiſe,
Welche den Gram mir beſänftiget, an!
Du in verborgener Felſenträume
Krauſig flüſternde Erdenſtimme,
Quelle, du Bergeinſiedlerinn,
Kleine vertrauliche Plauderinn,
Beginn, Beginn
Du den Geſang unabläſſiger Klage!
Du des alten Oceanus
Jammer ein Fluß dem andern Fluß,
Eine Quelle der andern ſage,
Wann ihr auf eurer Wanderſchaft
Euch entweder im ſchreibenden Hage,
Wo im Bache das Reh ſich begafft,
Und vom ſingenden Fiſchergelag
Nebumhangenes Ufer ertönt,
Oder da, wo vom Hammerſchlage
Dumpf wiederhallend das Bergwerk dröhnt,
Und nur triefender Taſſchen regnet,
Unter Eiſenſtufen begegnet.

(Stimmen im Wogengerausch).

All uns, des Ocean
Zahlreiche Söhne,
Flüchtige Töchter,
Wolkenbewohner,
Felſengeſchlechter:
So viel nur immer
Dem Vater, dem alten
Geliebten, entriſſen
In Strömen, in Flüſſen,
Hin und zurück
Wandern und irren,
Und ihn nicht finden:
All uns zuſammen
Ziehen und binten
Jammer und Sehnſucht
Des gleichen Geſchicks!
Doch, wie uns armen
Quellen, vor allen
Iſt unerbittlicher
Keins zugefallen
Der ausgetheilten Loose des Glücks!
Kleine tückiſche Erdengeiſter,
— Die oben nennen ſie Brunnenmeiſter —
Die kommen mit Bohrern und Schaufeln zu Hauf,
Und lauren heimlich im Dunkeln uns auf,
Uns abzuſtechen,
Uns abzugraben —
Und wenn ſie uns haſchen,
Und wenn ſie uns haben:
Dann — leb wohl, Vater Ocean!
Wir ſehn dich nicht wieder! Um uns iſt's gethan,
Gefangen ſind deine armen Kinder,
Und kommen nun nimmer und nimmer los.
Im tiefſten, finſterſten Kellergeſchoß.
Da betten ſie uns im Waſſercylinder,
Da müſſen wir dann im Gewölbe von Stein,
Zwiſchen den blechernen Brunnenröhren,
Mit heiſerem Geräuſch unſer Leben verſchrein,
Wo wir nichts ſehen und nichts hören,
Und nur zuweilen vergebens
Die gaſtige Waſſerdecht' erſchrint.

*) Aus: Falks „Prometheus."

Hoch über uns ziehn der Mond und die Sterne!
Stille ringsum! Kein Blumenduft!
Kein Bienchen, das ſummt! Kein Guguk, der ruft!
Nur deine klagende Stimm' aus der Ferne,
Vater, dringt immer und immerdar
Zu uns herab in die dumpfe Cifterne.
So vergeht uns manch trauriges Jahr. —
Auf einmal werden wir ihn gewahr,
Unſern alten Kerkermeiſter,
Ihn, und ſeine dienſtbaren Geiſter.
Sieh uns! Daß er nur etwa nicht gar
Uns noch gräßeres Unheil bereite,
Und zum geräuſchvollen Markt uns leite!
Auf und ab, und quer und krumm,
Führt er im Bauch der Erd' uns herum.
Plötzlich ein Lichtſtrahl aus finſterer Weite!
Und ein Gebrumm!
Ein Gejumm!
Ein verworrenes Getös von Kannen, die klappern,
Von Schwengeln, die knarren, von Mägden, die plappern!
Weh uns! Ein Rührtrog ſind wir nun!
Schon kommen in Haufen
Die Feinde gelaufen!
O großer kleinerer Vater Neptun,
Schütz' uns, ſchütz' uns mit deinem Harpun!
Was nur zu thun?
Wohin uns wenden?
Zurück! Zurück!
Die Eimer, die Krüge,
In ihren Händen,
Verrathen zur Genüge
Uns unſer Geſchick!
Haben nun nimmer
Ruh und Frieden;
Müſſen immer
Kochen und ſieden;
Und früh und ſpät
Am Schüſſelbret
Nachtöpfe,
Suppennäpfe,
Meſſingpfannen,
Kaffeekannen,
Gläſer und Flaſchen
Spülen und waſchen. —
Aber der allerbärteſte Stand
Für uns iſt der bey einem Brand,
Wo jeder Lump von Wagenknechte
Mit ſeiner Spritze der erſte ſeyn möchte.
Gaß' ab, Gaß' auf
Schweppern die alten Sturmgeſchütze!
Iſt das am Brunn ein Gekäpf, ein Gelauf
Um ſo eine alte Feuereſſe,
Als ginge die Welt in Flammen auf!
Feuer!
Feuer!
Aus jeglichem Haus
Fährt ein kalmantener Schlafrock heraus,
Und wird mit von den Patrollen
Fortgeriſſen, er mag wollen,
Oder nicht! Hier geht Gewalt für Recht,
Und hinter ihm ſteht der Feuerknecht.
So fehlt es auch nicht an Dieb'sgeſellen,
Die, als wollten ſie retten, ſich ſtellen:
Aber fragt eben Niemand: wohin?
Huſch mit Bett und Bettgeſtellen,
Und ganzen Körben voll Meſſing und Zinn
In ein verborgenes Kuergäßchen hin!
Ding Dang! Ding Dang!
Der Thürmer zerreißt den Glockenſtrang;
Dann das Gedrumm der Löſchkanonen,
Zwiſchen drein das Geklirr der Mattronen:
„Herr ſtraf uns nicht in deinem Zorn!"
Und das gellende Nachtwächterhorn,
Und der Lumm, und die plappenden Fenſterſcheiben:
Nein! das läßt ſich nicht ſo beſchreiben.
Genug! wir ſind es am Ende allein,
Welche die Stadt vom Verderben befreien!
Doch meint ihr, es ſiele dem Menſchen nur ein,
Uns dieſen Dienſt belohnen zu wollen?
Da irrt ihr! Er ſperrt zum Dank in Caſtrollen
Uns, zwiſchen dem eiſernen Dreyfuß, ein.
Aber wir ſpotten ſeiner Feſſel!
Wir löſchen alſobald die Flammen aus,
Und ſtehlen uns leiſ aus dem Kupferneſſel
Zum finſterqualmenden Rauchfang hinaus. —

Und droben erwarten schon mit Frohlocken
Uns unsre Schwestern von Land und Meer:
Hoch fahren wir Flüchtlinge über den Brocken
Und über's Alpengebirge daher,
Bis, früh oder später,
Uns alle der Aether
Erbarmend vereint,
Und, Klein und Groß,
Uns all' in den Schooß
Vater Oceans niederweint.

Die Ströme und Wellen.

Vater Ocean, woll' es den Quellen,
Unsern geliebtesten Schwestern, doch sagen,
Daß sie nicht also in Jammer verzagen,
Sondern lieber, stillend ihr Klagen,
Sich in Ruhe zu uns gesellen!
Denn auch wir, deine Kinder, haben
Viel Leid's unverschuldet
Vom Menschen erduldet.
Da thürmt er Quader,
Zu Pfellerbrücken,
Auf unsern Rücken;
Zieht Dämm' und Graben!
Baut Marmorschleußen;
Und fischt, mit Reusen
Und Angelruthen,
Die Silbergeschwader
Aus unsern Fluthen.
Gar Mühlenräder
Müssen wir treiben,
Und ihm entweder
Das Korn zerreiben,
Womit die Polacken
Kommeggen und Schmacken
Im Frühling bepacken:
Oder in Säcken,
Und auf Schiffdecken,
Ihm Kaffee und Kakao,
Von Fetz und Marocco,
Bis zu den Batschkiren,
Landeinwärts verführen;
Wozu wir nichts sagten,
Wenn nur nicht so oft uns
Die Zollämter plagten,
Und ganz unverhofft uns
Den Durchgang versagten.
Da ziehen sie mächtige Schlagbäume vor,
Und stellen, in einen blauen Rock'lor
Tief eingewickelt, denn irgend so eine
Galgenphysiognomie davor,
Um am Ufer auf und ab zu spatzieren,
Und was an Waaren passirt, zu plombiren.
Kein Koffer, in den er die Nase nicht steckt;
Keine Kiste, worauf er sein Siegel nicht leckt!
Und jeglichem übermüthigen Tadler,
Den etwa strafbarer Fürwitz neckt,
Daß er zu vorlaut hier wird, dem reckt
Ein großer, furchtbarer Doppeladler,
Mit einem „Von Gottes Gnaden, Wir Paul
Der Erste" — „Wir Friedrich Wilhelm der Zweyte"
Et caetera, an der Thorwegseite,
Die Krallen entgegen, und stopft ihm das Maul.
Doch nach geendeter Schiffahrt Tagen,
Und hat nur der Winter die Quellen mit Eis
Erst depanzert, und gläserne Brücken geschlagen,
Daß in der Wogen flüchtigem Gleis,
Wo sonst nur ruhige Kiele gleiten,
Nun Frachtfuhren schellen und Jagdschlitten läuten;
Wann spiegelnd die Rhede den Seefahrer hält
Fern von der Heimath trautem Gebiete,
Und krachender Frost die Fenster zerschellt
An der rothbemahlten Schiffercajüte:
Dann nahen sich uns, zu Rächern bestellt,
Die Thauwinde. — Muthige Feuerwerker
Zersprengen unsern krystallnen Kerker
Mit Bomben: — ha, wie er nun donnert und bellt
Der entfesselte Strom! Hoch angeschwellt
Hebt er aus seinen Pfählen das Blockwerk;
Hier trägt er Hütten mit Ufer und Strauch,
Mit blökendem Vieh, und steigendem Rauch,
Und schreyenden Menschen im obersten Stockwerk,
In brüllender, wüster Verwirrung: und dort
Den Fährmann, zusammt seiner Fähre fort. —
Gebirge versinken in schlagenden Wellen;
Weit umher
Ein trümmerbedecktes, unendliches Meer;
Im Wipfel des Ahorns wohnen Forellen;
Mit röthelnden Augen durchblickt der Stör
Die Zweige zerstreuter Ulmen und Erlen:
Wo Hänflinge hüpften, gleiten nun Schmerlen;
Das flüchtige Reh, das dem Jagdspieß entrann,
Erklettert zackige Tannenäste,
Und gafft von oben die neuen Gäste
Des Waldes voller Verwunderung an;
Die Seemew' und der verschwindende Täucher
Durchstreichen die Lucken gesunkener Speicher;
Das Wasserhuhn nistelt am Scheunenthor,
Und Tauben beherbergt des Teichschilfs Rohr. —
Und dennoch darf noch die Rache nicht rasten:
Schon reißen die Anker der Rhede vom Stoß
Zusammengebirgter Schollen sich los.
Und ganze Wälder gebrochener Masten
Treiben dem offenen Meere zu.

Der Ocean.

Tag der Wiedervergeltung du,
Willkommen, willkommen vom Mittag ihr Stürme!
Ihr führt mit rothem Gesicht ihn herbey,
Den Rächer! Was will dieß so emsig um Spreu
Durch einander kribbelnde Erdgewürme,
Das jetzt in den Abgrund sich wühlt, und jetzt,
Um einiger Silberstangen willen,
Zwischen meinen Charybden und Scyllen
Und sich ein schöpfendes Bret nur setzt;
Das bald, in versinkenden Täucherglocken,
Nach Perlen meine Tiefen durchfischt;
Bald, mit der Begeisterung wildem Frohlocken,
Die Todeslooſe des Seegefecht's mischt,
Bis, ob der Leichen Anblick erschrocken,
Ihr Ufer, das sie so lange benäßt,
Die flüchtige, klagende Welle verläßt.

Die Wellen.

Also flohen wir traurig Mycale.
Und das meerumgürtete schöne Milet!
Kaum daß noch Rohrkolb' und Muschelschale
Ihre Stätte dem Wand'rer verräth!
Wo bey geräuschvoller Waffen Signale
Manch persisches Ruderschiff unterging:
Da hüpft nun, im scheidenden Abendstrahle,
Auf blühender Distel manch lockender Fink.

Der Ocean

Willkommen, willkommen zum zweyten Male,
Die ihr vernahmt meiner Rache Schwur,
Eilbothen der alten Mutter Natur,
Die ihr die Luft, ohne Compaß und Charte,
Mit schreyender Zugvögel Eil, durchreist,
Und die Straße verirrten Krannichen weist,
Ihr Kinder des Aeolus, die ich erwarte,
Willkommen! — Ein unsichtbarer Geist,
Der sausend das Tauwerk, wie Fäden zerreißt,
Die Anker, wie Glas, an Klippen zerschmeißt,
Fährt daher,
Ueber Land und Meer. —
Herbey, herbey nun zum Todtenmahl,
Kommt allzumahl,
Grauschuppigt', amphybische Ungeheuer
Des fischreichen Abgrund's, mit Floßfedern ihr,
Und ihr mit Springbrunnen, oben zur Zier
Des Hauptes eröffnet: so viel nur euer,
Dem Harpunier
In Grönland entronnen,
An Küsten sich sonnen,
Oder im kühlenden Meergras schlummern,
Ihr Robben, ihr Krokodill' und ihr Hummern,
Du Schwertfisch, und du gefräßiger Hay,
Herbey, herbey! — —
Sie haben's vernommen;
Sie kommen
Geschwommen;
Sie jappen;
Sie schnappen
Nach ihnen; zerlegen

Mit Schwertern, mit Sägen
Die Hände, die Leiber,
Die Aerme der Räuber. —
Und nach geendigtem Todtenschmaus:
Da pflastr' ich, mit ihren von Sonnenscheine
Und Winde gebleichten Schädeln, mir meine
Geräumigen Vorrathskammern aus.

Cerberus und seine drei Köpfe *).

Cerberus. Erster Kopf, Dogmatismus.

Ich bin der Dogmatismus genannt,
Gar gräulich befeindet vom alten Kant;
Es möchte kein Hund so länger leben:
Drum bin ich dem Scepticismus ergeben,
Ob mir vielleicht, durch seinen Mund,
Kein neu Geheimniß würde kund;
Allein es geht mir nur toller von Hume,
Und immer toller im Kopf herum;
Denn wer die Ding' an sich nicht erkennt:
Der Kopf ob jedem Vorfall brennt:
Da sitzt wohl Einer und speist jetzunder,
Und meint, er verzehre Fleisch und Gemüs'
Vom selbst bezahlten Silberserwize;
Doch schluckt er nur eigne Ideen herunter:
Ihm ist, wenn Gockelhähne singen,
Als hört' er eine Glock' erklingen;
Und wenn er ein Stück Zwiebel aß,
Als läs' er in Klopstocks Messias was;
Der Oberon schmeckt ihm wie Koriander:
So geh'n die Ding' ihm untereinander;
Es sind ihm alle fünf Sinne verdächtig:
Ob weiß die Kerz' ihm brennt? ob nächtig?
Ob schwarz das Eisen? ob grün der Klee?
Ob flüssig das Wasser? ob weiß der Schnee?
Er könnt' und könnt' es nicht ergründen,
Und wollt' er tausend Kerzen anzünden.
Und wie auch sollt' es anders seyn,
Da kein Stück Glocke, kein Stück Schein
Von außen kömmt in ihn hinein?
Da alles Idee nur ist im Kopf,
Rein abgezogen vom Kirchthurmknopf,
Rein abgezogen an sich vom Dinge,
Was draußen erschein' auch, oder erklinge.
O goldne Populartheologie,
Dein's Gleichen sah ich auf Erden nie!
O edler Consensus Gentium,
Wo bist du hingewandert, durch Hume?
War kein Stück Fleisch doch, kein Stück Brot,
Woraus man sonst nicht schmeckte Gott;
Kein Trank, woraus man früh und spät
Erweisen des Höchsten Ehr' nicht thät:
Gelärmt, getobt, gezankt und gerafet:
Was hilft's? Excessit, erumpit, evasit,
Was lehrten Katheder, mit großem Fleiß,
Der physicotheolog'sche Beweis!
Wenn A nicht wär', und wenn B nicht wär':
Wär C und wär' E auch nimmermehr:
Dergleichen Beweis' und gelehrte Brocken
Sind gut nun, den Hund vom Ofen zu locken!
O gebt an den Erkenntnißplatz
Mir einen tücht'gen Erfahrungssatz:
Mit Gold bezahlt' ich euch so ein Dictum,
Wie zum Beispiel: „Cacatum non est pictum;"
Wodurch man „quod duo eadem
Non dantur" im Kopf hat, ohne System. —
Weiß jedes Weib, das wäscht am Faß,
Doch, „wasch mir den Pelz, und mach ihn nicht naß!"
Sie kennt's, und schiert sich wenig drum,
's Principium Indiscernibilium.
„Wo kein Geld, keine Musikanten,"
Das wissen, wie Strumpfwirker, so Fabrikanten,
Und tragen in ihrem Kopf so gratis
's ganze Principium causalitatis.
Mir — setzt sich eine Flieg' auf die Nas',
Und frag' ich wißbegierig: was
Von ihrem Setzen die Ursach sey?
Erwiedern sogleich sie, mit großem Geschrey
So wie der Kopf die Nas' gesetzt:
So setz' die Nas' die Fliege jetzt;
Sey jedes ein Individuum;
So setz' der Bär der Biene Gesumm;
Der Wolf das Lamm; der Jäger die Sau;
Das Weib das Kind und der Mann die Frau:
So läugnen sie mir den Sensus communis:
Da schlage drein doch der Dey zu Tunis!
Oft kömmt's, zu Tripeln und zu Quadrupeln,
Mir aufgestiegen im Kopf von Scrupeln:
Da ist mir die Henn' ein Gerstenkorn;
Weiß weder, was hinten ist, noch, was vorn;
Kann weder von Kopf, noch Schwanz, noch beiden
Duplikat-Köpfen mich hier unterscheiden! —
Zuweilen wohl bringt es mir Behagen,
Mich zum Eklekticismus zu schlagen:
Ich nehm' zwey Köpf' — drey Ohren an —
Eine Schnauze — was man glauben kann:
So was nur gehen mag, und bestehen,
Und was auch Weltleut' eingesehen;
Z. B. Marcus Cicero:
Allein da nennen sie mich einen Badaud;
Das wurmt mir denn gewaltig im Kopf:
Ich krieg' mich selber ergrimmt bem'm Schopf:
Was, du 'n Badaud? du 'n Maulaff' nur?
So ein Pipi, pour faire l'amour?
So 'ne „Petite Menotte, sautez encor!"
Zur Meß' und vor'm Jahrmarktsthor?
So wollt' ich, es schlüge mir Einer jetzunder
Die andern beiden Köpf' herunter.
Glatt weg vom Rumpf: so kriegt ich mit dem
Doch Einheit in meinem Denksystem!
Denn mit drey Köpfen ich sagen kann,
Wie schwer Ein'm kömmt das Denken an.

(heult)

2. Kopf, Spinozismus.

Was heulst du, Memme, Ahi! Ahi!
Nun trifft dich, was du verwirkt am Genie!
In deiner höllischen Camera
Obscura da unten, wo niemand dich sah;
In Plutos altem Hundehaus',
Wo Flöh' du brütest zu Tausenden aus:
Da war'st doch niemals zu bellen müssig;
War keiner von uns, wie du, so bissig;
Verführtest ein so verwünscht Gebell,
Daß es herauf vom Cocytus hell
Erscholl, bis zum Ufer der Spree und der Oder
Willt'n Rachen halten, Canaill'? oder
Ich schlag' dir die Zähn' ein — tusch!

3. Kopf, Idealismus.

(der den 2ten vertraulich auf die Seite nimmt)
Jacob!

2. Kopf, Spinozismus

Was beliebt?

3. Kopf, Idealismus.

Mach's auch nicht allzugrob!
Denn ist's der Philosophen auch Keiner:
Ist's stets ein Hund doch, wie Unsereiner.

(laut)

Ich, Dogmatismus, an deinem Platz,
Erwählte mir einen Glaubenssatz:
Mit einem tücht'gen Postulat
Ein Fundament das Wissen hat.

1. Kopf, Dogmatismus.

Da liegt ja eben der Has' im Pfeffer:
Hol' euch der Henker, ihr Aeffer und Kläffer!
Vermaledeyt, ihr kritischen Hunde!
Legt da mir Postulate zum Grunde!
Schneid' einer aus solchem Rohr mir Pfeifen!
Ich will ja nicht glauben: ich will begreifen.
Z. B. sag' mir einer ein Mal:
Ist Eins eine Zahl, und Drei eine Zahl:
Wie meine drey Köpf' hier Eins seyn können?
Das will ich nicht glauben; das will ich erkennen.

2. Kopf, Spinozismus.

Wie ist es möglich, armer Tropf,
So wenig wurmt dir schon im Kopf?
Daß Eins zugleich auch Drei sein kann,
Das Bischen Glauben ficht dich an?

*) Aus Falk's „Prometheus."

Im Gegentheil, was mich verwundert,
Iſt, daß es nicht Tauſend iſt, und nicht Hundert!
Du biſt, vom Kopfe bis zur Pfot',
Wer Licht beſehn, ja nichts als Gott:
So wirkt des mächt'gen Donners Knall
Im Baß, Discant und im Conzertſaal,
Gleich wie in deines Leib's Canal;
Ein Theil derſelben Weltſubſtanz
Webt Mücken- und Planetentanz;
Doch du, Modification,
Erkennſt gar wenig nur davon:
Biſt zum Kryſtall jetzt angeſchoſſen;
Mußt jetzt, als Stier, mit Hörnern ſtoßen;
Und bellſt ein ander Mal, am Kahn
Von Charon, unten die Seelen an:
So wirkſt, dir ſelber unbewußt,
Zu Freud' und Leid du — was du mußt:
Was heut' an's ſchwarze Bret ſchlägt Theſen:
Friſt morgen Menſchen im Irokeſen;
Was ſingt Barbaten im Klopſtock kühn:
Schreibt morgen: „Er und über Ihn."
Du meinſt, das, was du thuſt, biſt du?
Narr, du ſtehſt hinten nur, und ſiehſt zu:
Ein andrer ſchrieb die Meſſiade,
Und commentirt im Profeſſor Schade:
Was hinter'm Stuhl das Zuſehn hat,
Iſt, was ihr Klopſtock nennt und Schad'.

3. Kopf, Idealismus.

Du wirſt ſo hohe Sieben ſachen
Noch lang' ihm nicht begreiflich machen:
Specifiſches Gewicht und Laſt
Iſt, was ein Kopf, wie der, nur faßt;
Es muß ihm alles ſeyn gar klar,
Verwandelt in klingende Münze gar;
Deß will ich nächſtens ihn überführen,
Ihn aus ſich ſelbſt ihm conſtruiren,
Damit er aus ſeinem Ich ermißt,
Was für ein armer Tropf er iſt.

2. Kopf, Spinozismus.

Thu' das! Verdienſt 'n Gotteslohn!
Nun weiter in unſerer Concluſion!

1. Kopf, Dogmatismus.

Mit euerm verwünſchten Raiſonnement!
Sagt mir nur, währt das Ding noch lang'?

3. Kopf, Idealismus.

Und immer gründlich, und immer ſchön,
Und niemals wird's zu Ende gehn!

1. Kopf, Dogmatismus.

O weh mir, wie meine drey Köpf' mir ſchwindeln,
Wie's drinn mir 'rumgeht, wie hundert Spindeln!

2. Kopf, Spinozismus.

Da iſt kein Rath, als mußt dich ganz
Vergeſſen in ew'ger Weltſubſtanz;
Dein armes Ich, wie die Perſon,
In Gott — die Modification.

3. Kopf, Idealismus.

Halt ein! Was räthſt du ihm vermeſſen,
Sein Ich im Nicht-Ich zu vergeſſen?
Nein! halten muß er jenes feſt;
Dann aus ſich ſelbſt erſchaffen den Reſt:
Denn ſo hab' ich es angefangen,
Um zum Bewußtſeyn zu gelangen.

2. Kopf, Spinozismus.

Haſt ſo der Dinge Lauf verkehrt?

3. Kopf, Idealismus.

Nicht im geringſten, Brüder, hört!
Sechs Tauſend Jahre ſind's, daß ich, mit Menſch und Affen,
Mit Thier und Pflanzen, dieſe Welt erſchaffen.
Wenn ich die Wahrheit rein geſtehen ſoll,
Beſinn' ich deß mich zwar nicht allzuwohl;
Doch hat es damit ſeine Richtigkeit,
Und der Beweis iſt eben, daß ihr ſeyd: —
Wer ſonſt, als Ich auch, hätt' euch ſetzen können?
Ich nur iſt Ich, und ſchaffen heißt erkennen! —
So hab' ich unten, in der alten Nacht,
Aeonen nun bereits gedacht — gedacht!
Was hab' ich nicht gemacht? was werd' ich nicht noch machen? —
Der Höllenfluß — Mercur — die Todten — Charons Nachen —
Auch die zwey Köpfe da auf euerm Rumpf
Sind gleichfalls meines Denkſyſtems Triumph;
Denn dieß nur iſt die Mutter aller Dinge:
Ich war's, der dem Saturn einſt ſeine Ringe,
Der zu dem Monde ſeine Strahlen wog;
Und was am Acheron vorüberzog,
Der Schatten Ciceros — und Alexander,
Und Scipio: ich ſchuf ſie alle mit einander;
Nur ſann ich mir ein ſchlechtes Schickſal aus:
Denn ich erwählte mir des Pluto Hundehaus.

2. Kopf, Spinozismus.

Das war nicht wohlgethan, wie ich bemerke,
Vom Herrn und Meiſter der ſechs Tagewerke;
Der's „werde Licht!" am erſten Tage ſprach:
Kriecht ein am ſechſten unter's Hundedach!
Pfui! Cerberus, das war brutal gehandelt;

3. Kopf, Idealismus.

Was hilft's? Die Laun' iſt mir nun ein Mal angewandelt:
So iſt's, mein Freund, das Nicht-Ich iſt bedingt:
Im Ich nur rein die Schöpfungskraft erklingt.

2. Kopf, Spinozismus.

Dir ſcheint, wie Schaffen, Denken eins zu ſeyn,
Und doch iſt jen's nur Wahrheit; dieſes Schein:
Ein Spiel mit Formen, die kein Seyn erreichten.
Sonſt nichts iſt des Gedankens Wetterleuchten.

3. Kopf, Idealismus.

Du irrſt. Es deckt, ein Blitz, der Schöpfung Abgrund auf:
Materie iſt nichts, als Schutt und Hauf',
Umnebelnd Licht und ew'ge Himmelsgluth:
Geſättigt kehrt nur, wer in Gott geruht.

2. Kopf, Spinozismus.

So wagſt du's, die Natur mir abzuläugnen?

3. Kopf, Idealismus.

Und du, mein eignes Ich dir anzueignen?

2. Kopf, Spinozismus.

Nein, im Bewußtſeyn, ewig ungetrennt,
Iſt, wie des Ichs, des Nicht-Ichs Element.

3. Kopf, Idealismus.
(trotzig)

Ich trenn's!

2. Kopf, Spinozismus.

Wie wirſt du dieß bewirken können?

3. Kopf, Idealismus.

Ich ſetz' es.

2. Kopf, Spinozismus.

Gut! das heißt: du willſt es trennen:
Dieſelbe Freyheit wirſt du mir vergönnen!
So ſetz' ich auch, und ſetze die — Natur.

3. Kopf, Idealismus.

Der Mißverſtand liegt hier in Worten nur:
Zum Beiſpiel, ſiehſt du jenen Floh?

1. Kopf, Dogmatismus.
(hitzig)

Ein Floh? wo iſt die Beſtie? Sagt mir! Wo!
Nur gleich gegriffen, gleich gefaßt!
Denn ich crepir' vor Flöhen faſt.

2. Kopf, Spinozismus.

So geſchwinde kömmſt du nicht davon:
Hör aus erſt die Demonſtration!

Der Flohstich verursacht dir ein Jücken,
Und ein Gelusten dem Nagel zum Knicken:
Nun ist die Frag' hier die: gebt Acht!
Ob der Nagel den Floh, oder der Floh den Nagel macht?

3. Kopf, Idealismus.

Ich sag', es macht den Nagel der Floh.

2. Kopf, Spinozismus.

Ich aber läugne, daß diesem so;
Denn da der Nagel den Floh zerknickt:
So wär' ihm sein Machwerk schlecht geglückt.

3. Kopf, Idealismus.

Das thut im Grunde hier nichts zur Sache;
Gesetzt, daß der Floh den Nagel auch mache:
Ist immer doch es nur ein Gott,
Im Floh, so wie in der Hundspost':
Bey dir erschlägt den Vater der Sohn:
Bey mir den Sohn der Vater im Floh'n.

2. Kopf, Spinozismus.

Hast Recht! 's ist eitel Modification,
Von Floh'n zu Gott, und von Gott zu'n Floh'n.

1. Kopf, Dogmatismus.

Ich will des Henkers seyn, wenn ich's verstünd':
Macht's mit dem Raisonniren ein End',
Und gebt mir den Floh, sonst schrey' ich Zeter:
Der Fleck vom Flohstich wird stets röther,
Indeß ihr demonstrirt ihn zum Gott:
Schlagt ihn todt, schlagt ihn todt, schlagt ihn todt!

3. Kopf, Idealismus.

Seh eins den ungeschlachten Gesellen,
Wie ungeberdig er sich mag stellen!
O du brutalster Cerberus!
Da hat er ihn richtig erwischt bey'm Fuß,
Und jetzo ist es ihm damit geglückt,
Daß er mit dem Nagel zu todt ihn geknickt.

1. Kopf, Dogmatismus.

Nun grübelt nur fort! Er hat den Rest,
Und das ist bey der Sache das Best'.

3. Kopf, Idealismus.

Wie schwer die Schöpfung war einst zu vollbringen,
Wie mit Materie sie zwang den Geist zu ringen:
Das stellt sich dir nun, hell und klar,
An diesem neuen Beyspiel dar,
Geliebtester, zweyköpfiger Gefährte;
Von Jenem thu' ich nicht, ob er zu uns gehörte,
Und wird er weiter nicht von uns gesetzt:
So hört sein Daseyn auf wohl gar zuletzt.

2. Kopf, Spinozismus.

So wohl gegrübelt, wohlgespeculirt,
Hat uns der Zweifel eines Weg's geführt.

3. Kopf, Idealismus.

So wohlgethan, so oft und viel bedacht,
Hab' ich die Welt, wie dich die Welt gemacht;
Wie du verkörpert Geist zum Material:
Hat Stoff verklärt zu Geist mein Ideal;
Wie du Product dir bist, mit Mond und Sonnen:
Sind aus Ideen sie bei mir geronnen;
Dir, Freund, ist jede Schildkrot' Gott,
Ein Stück Materie, wie die zehn Gebot',
Und rk: Gedanken weiß tingirt und roth:
Eins ist dir Schiffspatron und Takelage;
Koch, Suppenlöffel, Gastwirth und Potage;
Idee, was Tischtuch und was Teller mir vertritt!
Idee, worauf, statt Pferd, der Reiter ritt;
Idee, statt Haber, frißt's im Stall mir profitabel;
Idee, woraus erbaut einst ward der Thurm zu Babel;
Idee, was führt Aegyptens Volk heraus;
Idee, die Zaubrer Pharos und — die Laus;
Idee, was Nicht-Ich setzt und Weltsubstanz:
Wie du ein Theil von Gott, bin ich es ganz:
So laß' ich kühn den Sturm der Schöpfung toben,
Und schwebe mit lebend'gen Winden droben;
Und wenn das Lebensschifflein mürb' zerfällt,
Bau' ich aus Geist mir eine neue Welt.

2. Kopf, Spinozismus.

Ich denke, wir sind ziemlich einig.

3. Kopf, Idealismus.

So gehen wir zusammen, mein' ich.

2. Kopf, Spinozismus.

Hier ist ein Scheideweg am Sphinx.

1. Kopf, Dogmatismus.

Ich gehe rechts.

3. Kopf, Idealismus.

Und ich geh' links.

1. Kopf, Dogmatismus.

So werden wir uns wohl müssen trennen!
Eu'r Diener! Will alles Gut's euch gönnen:
Lebt wohl, ihr Herren!

2. Kopf, Spinozismus.
(kalt)

Servitör!

1. Kopf, Dogmatismus.
(wehmüthig)

Wir sehn uns schwerlich auf Erden mehr.

2. Kopf, Spinozismus.

Ey nun, wer weiß auch; wie's noch kömmt!

1. Kopf, Dogmatismus.

Weiß nicht, was mir das Herz so beklemmt:
Geh', lieber Spinozismus, mit mir,

2. Kopf, Spinozismus.

Mag gar nicht weiter verkehren mit dir:
Hast deinen Vater im Floh'n erschlagen:
Dein Umgang bringt mir wenig Behagen.

1. Kopf, Dogmatismus.

So komm du mit, lieber Idealism!

3. Kopf, Idealismus.

Nein, allererbärmlichster Dogmatism!
Mit diesem in Zukunft zusammen hier treibt
Mich Einheit im Denksystem!

1. Kopf, Dogmatismus.

Was bleibt
Mir mit meinem Kopf denn übrig, ihr Denker?

3. Kopf, Idealismus.

Der Zweifel!

1. Kopf, Dogmatismus.

So geht denn, und hol' euch der Henker!
(will fort, kann aber nicht)
Was hältst du, spinozistisches Thier,
Mir meine Vorderfüße hier?
Und du, muß dich der Henker plagen,
Mir rein den Vortritt zu versagen?
Du, Idealismus, geh' doch gerad!
Und du, Spinozismus, halt dich sedat!
Was zerrt ihr, als ob ein Krebs ich wär',
Mich lang und breit und kreuz und quer?

3. Kopf, Idealismus.

Wir gehen Beid', um Glauben zu finden:
Willst du nicht mit, so bleib dahinten!

1. Kopf, Dogmatismus.

Hört, sag' ich, auf mit solchen Practiken!

Aphorismen*).

I.

Wie zur Zeit der Königin Elisabeth liegt eine große Erschütterung hinter uns, die alle Geister bedeutend aufregt. Was dem Engländer die Reformation war, ist dem Deutschen die französische Staatsumwälzung. Nahliegende Völker theilen fast jedesmal das Heilbringende einer solchen Crisis, mehr noch, als die Nation, welche sie eigentlich unmittelbar trifft. Das Erdbeben, das an Ort und Stelle Städt' und Länder verschüttet, löst sich, funfzig Meilen von dort, in einen befruchtenden Regen auf. —

II.

Eine finstre, scholastische Philosophie gibt sich alle nur ersinnliche Mühe dem Licht der Vernunft einen Deckel aufzusetzen; diese Klage hört man jetzt von allen Seiten, und Niemand freut sich darüber, daß nun endlich der Augenblick gekommen ist, wo die alte Schwiegermutter Weisheit, wie sie Göthe nennt, dem jungen muthwilligen Kinde ihre finstre, durch Jahrtausende behauptete Herrschaft abtritt.

III.

Nur dem ruhig besonnenen Verstande blieb es vorbehalten, von Jahrhundert zu Jahrhundert eine furchtbare Herrschaft über das Menschengeschlecht auszuüben. Und was ist das Zeitalter der Schönheit? Gewiß weder das der Phantasmen, noch das des Imaginatismus. Vielleicht ist die Phantasie selbst nichts anders als divinirender Verstand: denn ob sie gleich nicht mißt, wägt und zählt, so erahndet sie doch alles in den richtigsten und gemessensten Verhältnissen. Hieraus läßt sich begreifen, wie oft selbst in der Kunst bloße Verstandsproducte dazu dienen, eigentliche Genieproducte, deren Gehalt freylich nicht bloß in Linien auseinandergesetzt werden kann, auf das trefflichste vorzubereiten.

IV.

Die Menge classischer Uebersetzungen, aus alten Sprachen sowohl wie aus neuen, nimmt, wie zu Shakespears Zeiten, immermehr überhand, und bereitet dem Geschmack der Deutschen eine neue Morgenröthe vor. Damit aber diese in ihren Wirkungen uns noch erfreulicher beleuchte, als wie zu Meister Williams Zeiten, und nicht etwa dem neunzehnten Jahrhundert, statt des erhofften Goldes, der Rost des sechzehnten zurückkehre, müssen wir, zwar mit würdiger Benutzung alles vorhergehenden, aber dennoch mit standhafter Verläugnung aller Ueberreste eines trübseligen Gothenthums, das sich immer wieder und wieder in unserer schon verbildeten Natur meldet, uns fest an die ewigen Urbilder der Griechen und an die Natur halten, und jedes Hinderniß muthig aus dem Wege räumen, das uns zu ihnen den Zugang verschließt. Diese Mauer von Antithesen, Wortspielen und Concessis, die sich uns in den Werkstätten einiger neuen talentvollen Künstler wieder aufzubauen droht, müssen wir unerschrocken niederreißen, und da Gott die Sprache der Arbeiter so schon verwirrt hat, uns nur angelegen seyn lassen, daß die unsre immer deutlicher wird.

V.

Wär es nicht ein beklagenswerthes Ereigniß, wenn eben jetzt, da die Poesie im Begriff steht, ihre sinnlich schöne, wahrhaft classische Herrschaft über die Herzen wieder anzutreten, es einer Handvoll Phantasten und Imaginanten gelingen sollte, sie uns wieder in die luftleeren Regionen des Abstrakten und Wesenlosen hinüber zu spielen?

VI.

Es wurde irgendwo, bey Gelegenheit des Bardale von Klopstock bemerkt, daß schwerlich wohl ein Künstler, wie Göthe, sich eine so arge Verzeichnung, wie die ist, welche die Einmischung einer rauhen, nordischen Mythologie in dem naiven Charakter des Ganzen hervorbringt, erlaubt haben würde. Und in der That fällt es nicht nur auf, daß die liebliche Sängerin so genau von Monat und Datum weiß: sondern noch mehr, wie sie zu Walhall und Iduns goldner Schaale kömmt. Offenbar spricht hier der Dichter, der den Charakter eines Dinges, seiner eigenen Individualität zu Liebe, zerstört, und demselben eine ihm weniger angemessene aufdringt.

VII.

Ein andrer geschmackvoller Kunstrichter meinte, der Dichter brauche eben nicht eine genaue Kenntniß der Individualitäten: diese werde ihm durch eine Art von Intuition zu Theil. — Um Verzeihung! Selbst dem glücklichsten Genie erläßt die Natur nicht den Fleiß der Beobachtung. So reich sein Inneres es ausgestattet seyn mag — um Fischer, Seeleute, Bauern aus ihrer Individualität heraus sprechen zu lassen, müßte er sie nicht bloß in seiner Brust, sondern in der Wirklichkeit belauschen und ihnen jene naiven Wendungen ablauschen, die uns in der verschönten Darstellung entzücken. Versteht sich, daß das Genie alle diese Züge bloß plastisch und wie in eine organische Werkstätte aufnimmt; denn eine mühsame Mosaik ist noch lange keine poetische Schöpfung.

VIII.

Homer und Klopstock sind beyde idealisch: aber die Idealität des letzten gränzt an das Abstracte, dagegen der Idealität des ersten, auch in ihrem kühnsten Fluge, stets ein sinnlich schönes Leben zur Grundbasis dient.

IX.

Jeder Zustand, wo uns unsre Vorstellungen beynahe zu Dingen werden, ist dichterisch. Daher haben auch die unpoetischsten Menschen oft Träume, die echte Poesie sind; denn das Land der Träume liegt dicht an dem Lande der Poesie und der Kindheit. Wer mich wachend in diesen Zustand versetzt, der hat ein dichterisches Talent. Wenn im Homer zwischen dem Einherschreiten eines Hexameters und einer Armee beynahe kein Unterschied ist; wenn die Beschreibung des Felsen von Dover im Shakespear, alle Gegenstände um mich herum in Schwanken und mir einen wirklichen Schwindel vor die Stirn bringt: so höre ich nicht mehr Verse, Worte, Ausdrücke, Beschreibungen oder Sylben die man mir zuzählt — meine Vorstellungen selbst sind mir zu Dingen geworden.

X.

Man könnte ohne Bedenken dem Dichter, der überall das höchst Charakteristische, das heißt das Eigenthümlichste, die Idee, das Urbild, den Vortyp der Natur, dem sich alles andre gleichsam anbildet, aufzusuchen verstände, der das Gemeine von dem Wesentlichsten, mitten unter den gewöhnlichsten Umgebungen ausschiede, den ersten und obersten Platz einräumen: nur dürfte er ja nicht glauben, sich dadurch mit dem Ideale abzufinden, wenn er etwa hier und da, wie eine gewisse Nation es sich nicht selten zu Schulden kommen läßt, die abstractesten Eigenschaften der Dinge aufgriffe, und ihnen einen nothdürftigen Stand in Worten verliehe. Mit dem Haupt in Wolken oder im Nimbus zu gehen, während man mit den Füßen vergebens eine Grundbasis in der Wirklichkeit sucht, und so weder dem Himmel noch der Erde anzugehören, ist ein Anblick, den man in der Kunst oft genug hat, der aber gewiß weder Götter noch Menschen erfreut. Das echte Ideal tritt fest dem Boden auf, und berührt zugleich mit seinem Scheitel die Sterne. Beym Homer ist alles lebendig, nichts abstract. Jedes Beywort ist charakteristisch und bezeichnet das Eigenthümlichste, wie z. B.: „das schwer wandelnde Hornvieh; die Erd' aufwühlenden Schweine" u. s. w. Doch von dieser Eigenschaft ist schon anderswo gesprochen.

XI.

Im Ganzen gebührt der dramatischen Dichtungsart, wegen der großen Intuitivität, mit der uns durch sie unsre Vorstellungen nicht nur von innen zu Dingen werden, sondern mit der sie auch diese Erscheinungen, dem äussern Auge bemerkbar verkörpert, der Vortritt noch vor der Epopee, wiewohl bey den Griechen die Kunst der Rhapsoden ihr diesen Vorzug streitig machen konnte. — Es giebt Schriftsteller, die, ohne Dichter zu seyn, das Talent einer lebendigen, echt poetischen Darstellung sich im höchsten Grade anzueignen wußten. Hierhin gehören besonders Tacitus und Thucydides.

XII.

Das Talent historischer und poetischer Sittenmahlerey greift so innig in einander, daß hieraus allein die Leichtigkeit erklärbar wird, mit der Racine aus einigen Gemälden des Tacitus seinen Britannicus zusammensetzte.

*) Aus: Kleine Abhandlungen, die Poesie und die Kunst betreffend, von J. D. Falk. Weimar, 1803.

XIII.

Neben dem hohen Talent einer großen idealischen Charakterzeichnung, kenne ich nichts, was ihm an die Seite gesetzt zu werden verdiente, als das Talent einer getreuen, aber dennoch verschönten Naturzeichnung. Auf diese Art, glaub ich, läßt sich der zwischen Lessing, Hurt und Diderot lebhaft geführte Streit „ob die Tragödie Individuen und die Comödie nur Arten habe!" zur völligen Befriedigung auflösen. Nehmlich so. Jedes Individuum das die Tragödie aufstellt, muß, durch die Kunst des Dichters, zur Art: und jede Art, die die Comödie aufstellt, durch die Kunst des Dichters, zum Individuum werden. Wo die Tragödie diesen Uebergang verfehlt, und den allgemeinen Charakter so zu sagen, im Individuo begräbt, wird sie statt Poesie, Geschichte, und gibt uns statt einen poetischen Alexander, Julius Cäsar, Wallenstein nur einen historischen. Aeußerst fein hat schon Aristoteles diese Grenzlinie gezogen, wo er bemerkt, daß die Poesie die Menschen καθολου (idealisch), die Geschichte aber sie καθ'εκαστον (streng individuell) schildre; daher denn auch der ersten vor der letzten, als einer lehrreichen, philosophischern Kunst der Vorzug gebühre. φιλοσοφωτερον και σπουδαιοτερον ποιησις ιστοριας εστιν. Lehrreicher ist sie, weil sie den Menschen über den engen Kreis einer historischen Wirklichkeit hinaus hebt; philosophischer, weil sie nicht nur, wie jene, einen richtigen Beobachtungsgeist, sondern auch eine tiefgehende, geschärfte Abstraction voraussetzt. —— Eben so das Lustspiel! Wer hier umgekehrt die Art durch's Individuum nicht zu mildern weiß, sondern nur den Begriff einer allgemeinen Thorheit, einer allgemeinen Leidenschaft darstellt, scheitert an der Klippe des Abstracten. So Plautus und Molière in ihrer grillenhaften Schilderung des Geizigen, die durch gefliessentliche Vernachlässigung der Mitteltinten, wie Hurt sehr richtig bemerkt, überall an's Harte, an's Uebertriebne grenzt. Die Natur gibt nichts rein, nichts unvermischt, und ein so ganz in seine Leidenschaft verwachsener Geizhals ist ein Katheder-begriff, aber nun und nimmermehr ein Mensch. Daher bin ich so wenig geneigt, mit Diderot, den Terenz, oder vielmehr den Menander, wegen der seinem Heautontimorumenos so eigenthümlich zukommenden Falte zu tadeln, daß ich es vielmehr für die größte Aufgabe der komischen Darstellung halte, einen allgemeinen Charakter dergestalt zu individualisiren, daß das Gepräge der Allgemeinheit, selbst für das Auge des Kenners, auf einige Augenblicke verloren scheint.

Shakespear, wie in vielen andern, ist auch hierin ein unübertrefflicher Meister. Nie sieht man ihn, einen Lieblingscharakter und dessen Entwicklung zu gefallen, entfernten Situationen nachlaufen, oder gar einen Menschen für einen Katheder-begriff und ein kleines Spiel des Theaters aufgeben. Stufenweis schreiten die Gestalten fort, und scheinen durch die Handlung uns, auf die ungezwungenste Art, zuzuwachsen. Selbst die griechische Comödie, die wie Aristoteles am angezogenen Orte andeutet, vom streng Individuellen ausging, zeigte doch bald das Bestreben, durch die ihren Personen beygelegten Namen das Allgemeinere zu bezeichnen. Capitain Mauerbrecher umfaßte nun die ganze Classe militärischer Prahlhänse, nicht mehr einen Einzelnen aus ihrer Mitte. Das letzte konnte ohne dieß nicht anhaltend genug belustigen.

Dieß fühlte Aristophanes wohl, da er, wie Lessing sagt, in den Wolken, nicht den einzelnen Socrates, sondern alle Sophisten, die sich mit Erziehung junger Leute bemengten, lächerlich und verdächtig machte. Der gefährliche Sophist überhaupt war sein Gegenstand, und er nannte diesen nur Socrates, weil Socrates, als ein solcher, verschrieen war. Daher eine Menge Züge, die auf den Socrates gar nicht paßten: so daß dieser im Theater getrost aufstehen, und sich der Vergleichung Preis geben konnte. Aber wie sehr verkennt man das Wesen der Comödie, wenn man diese nicht treffenden Zügen, für nichts als muthwillige Verläumdungen, erklärt, und sie durchaus dafür nicht erkennen will, was sie doch sind, für Erweiterungen des einzelnen Charakters, für Erhebung des Persönlichen zum Allgemeinen.

XIV.

Was ist der schönste Band Oden, Satyren und Schäfergedichte, im Vergleich mit der reichen Werkstatt des Genies, die uns im Drama oder Epos aufgethan, zu immer neuer Belehrung winkt! An dem Feuer eines Macbeth kann sich wechselweise Klopstock zu einer Ode, Voß zu einem Liede, und Bürger zu einer Romanze erwärmen. In dem berühmten Catalogus der Hunde gibts Stoff zu mehr als einem archilochischen Jambus. Ja selbst der kältere Lustspieldichter wird, wenn ihm auch alles andere gleichgültig ist, sich doch lange an den herrlichen Umrissen ergötzen, und dem unnachahmlichen Künstler die Festigkeit seiner Zeichnung ablernen. Wie anders bey den Werken eines bloß genialischen Kopfs! Man zeige mir eins derselben, das bey allen glänzenden Vorzügen im Einzelnen, nicht auf die Länge eine nur einseitige Bildung gewährte!

XV.

Der Charakter jedes Affects, jeder Leidenschaft, des Zorns, des Scherzes, wie der Liebe, ist, in Rücksicht des Ausdrucks, ebenfalls einer dreyfachen Behandlung fähig. Auch hier findet die in den Charakteristiken gemachte Eintheilung ihre unbedingte Anwendung. Der Künstler stellt entweder erstlich Zorn, Schmerz und Liebe bloß nach der Erfahrung d. h. nach der Natur dar. Dieß ist das Charakteristische der niedrigsten Art. — So würde Laokoon seyn, wenn, wie einige gewollt haben, die Wirkung des Gifts, der Schlangenbiß, die Convulsionen u. s. w. darin zur Anschauung gebracht wären; — oder der Künstler stellt zweytens nach der Idee und der Erfahrung d. h. nach einer gewählten Natur, wohl mit einem Uebergewicht für die letztere dar. — Dieß ist das Charakteristische der zweiten Gattung, und von dieser Art scheint mir der schon oben erwähnte Ausdruck des Wahnsinns in König Lear. Auch der Ausgang in der Maria Stuart hat mehr von einem historischen als poetischen Eindruck, wovon freylich die Schuld hier weniger am Dichter, als an der Wahl des Stoffes liegt. Das Aufgeben aller Harmonie, das Vernichtende, Zerstörende, Verödende der Leidenschaft ist häufig von neuern Künstlern, die ausschließlich auf Erregung heftiger Empfindungen und Effect hinarbeiten, namentlich auch vom Shakespear, mit dem höchst Charakteristischen verwechselt, das heißt für die höchste tragische Wirkung, wiewohl mit Unrecht, genommen worden. Die erheiternden Ausgänge der griechischen noch so schrecklichen Trilogien, das Verklingen aller Dissonanz, die sich in ihnen meistens nur in der Mitte vorfindet, und wovon ich hier als Beyspiele nur die Trachinierinnen des Sophokles und die Orestias des Aeschylus in Erwähnung bringe, können dazu dienen, uns auf diesem Felde einen ganz andern, wiewohl noch wenig genug betretenen Weg zu zeigen. — Es versteht sich von selbst, daß dem eigentlichen hohen Tragischen, wie jene Meisterwerke der Alten hinlänglich beweisen, dadurch um keine Linie Abbruch geschieht.

Das Charakteristische der höchsten Art im Ausdruck, eines Affects, einer Leidenschaft, eines Gemüthszustandes wird drittens erreicht, wenn der Künstler mehr nach einer Idee, als nach der Natur und Erfahrung darstellt: ich sage mehr, nicht ohne Natur und Erfahrung; denn diese sind und bleiben das Element des Charakteristischen. Wo sie der Künstler aufgibt, läuft er unausbleiblich Gefahr sich entweder in flaches Schönheitsgeschlängel (Undulismus) zu verlieren: oder einen regellosen Imaginatismus in die Hände zu fallen, der die Kunst, aus einem Spiel anmuthiger Phantasien, zu einem Spiele wilder und oft ganz unzusammenhängender Fieberträume umschafft. Dieß ist die zweite falsche Tendenz, die in der neuern Kunst liegt, und für die sich der Künstler vielleicht noch mehr, als für den Undulismus zu hüten hat. Beyspiele vom höchst Charakteristischen im Ausdruck eines Schmerzes, einer Leidenschaft, wo der Affect auf seiner Höhe, in seinem reinen Element mehr als eine Idee erscheint, als das er der Sinnenwelt angehört, gibt uns, außer der Niobe mit ihren Kindern, besonders auch der Laokoon. Der besonnenere Künstler hat in beyden mit weiser Mäßigung einen Moment gewählt, der uns weit über den peinlich abspannenden Eindruck der Wirklichkeit erhebt. — Daß dieser nie das Element seyn kann, worin sich das wahre Schöhne vorzugsweise bewegt, braucht nach allem Vorhergegangenen, wohl keiner weiteren Erläuterung. Es sind nicht die Thränenfisteln, die Nerven: die Idee, die Phantasie sind es, denen ein echtes Kunstwerk etwas zu sagen hat. Eben dadurch, daß es uns in einen Zustand des Nachdenkens, der Contemplation, nicht in den des Leidens versetzt, entsteht das Vergnügen der Beschauung. Werke, wie der Laokoon, zergliedern heißt, sich noch ein Mal in den Standpunct versetzen, worin der Urheber sie empfing, und das Kunstwerk mit dem Künstler gleichsam zum zweiten Mal erschaffen. Freylich kann dieß kein Geschäft des bloßen müssigen Angaffens, so wenig wie der gelehrten antiquarischen Neugierde seyn; es kommt hier auf nichts geringeres an, als den Genius in seiner geheimsten Werkstatt zu belauschen, und, mit völliger Dahingebung, wenn nun unser eignes Innere durch seine Anschauung plastisch wird, seine und unsre eigene Göttlichkeit zu ahnden. Daher läßt sich begreifen, wie einige Kunstrichter sich so äußerst angelegen seyn lassen, dem sentimentalen Zeitgeist gewäß, Werke, worin der ganze Tiefsinn der bildenden Kunst des Alterthums sichtbar ist, aus Gegenständen der Contemplation und Betrachtung zu Gegenständen eines ledigen und gedankenlosen Empfindens herabzuziehn.

Das höchste Element des Schönen ist zugleich das höchst Charakteristische, und will und erfordert ein tieferes Nachdenken. Da das höchst Charakteristische mehr nach einer Idee als der Erfahrung hervorgebracht wird: so folgt daraus, daß der Verstand allein, der meist nach Combinationen der Erfahrung geht, so wenig der Hervorbringung des Schönen als des höchst Charakteristischen gewachsen ist. Da ferner das höchste Schöne eine große Mannichfaltigkeit von Begriffen in uns rege macht, mehr als auf der einen Seite an einem gewissen Gegenstande angeschaut, und auf der andern vom Verstande deutlich darin gedacht werden kann: so folgt hieraus, daß zwischen dem höchst Charakteristischen, das, wie aus dem obigen erhellt, mit dem Verstande in Verbindung, in die dunkeln Regionen der Phantasie übergeht, und dem höchsten Schönen abermal eine innige Verwandtschaft statt findet! indem das erste, zur Bewirkung eines solchen Zustandes, als das andre in uns erfordert, ich meine den der Contemplation und der Selbstthätigkeit, am tauglichsten ist. Auch die Bestimmung, daß das Schöne unsre Phantasie, in Verbindung mit dem Verstande beschäftigt, und thätig erhält, ist nicht ohne Grund. Nimmt man sie weg, so steht uns der Imaginatismus vor der Thür; — so wie durch das bloße Schöne, ohne das Charakteristische, der Undulismus sogleich auf uns eindringt. Daß divinirender Verstand in der Kunst oft Phantasie heißt, und daß Schönheit an sich und ohne Charakter nie Zweck der Kunst seyn kann, ist gleichfalls oben bemerkt worden. So setzt sich demnach der Charakter und die Classe, wozu er gehört, selbst im Ausdruck die Grenze, wodurch alsdann das Uebertriebene und Sentimentale von selbst wegfällt. Beyspiele von idealischer Haltung, in Rücksicht des Affects und der Leidenschaft, sind außer der schon erwähnten milden Behandlung des Wahnsinns von Orest in der Iphigenie, auch die schön durch Dichtkunst gemilderte Katastrophe im Egmont, und die unglückliche Liebe der Thekla.

Christian Ferdinand Falkmann

ward am 2. Juli 1782 zu Schötmar im Fürstenthum Lippe geboren, studirte zu Göttingen und wurde dann Instructor der Prinzen zu Lippe, später aber F. L. Rath, Bibliothekar und Lehrer am Gymnasium zu Detmold, wo er noch lebt.

Er schrieb:

Poetische Versuche. Göttingen, 1816.
Methodik der Stylübungen für höhere Schulanstalten. Hannover, 1818. N. A. 1823.
Neues Hülfsbuch der deutschen Stylübungen. Hannover, 1822. N. A. auch unter dem Titel: Practische Rhetorik, u. s. w. Hannover, 1831.
Stylistisches Elementarbuch. Hannover, 1825. 3. A. 1831.

Seine poetischen Versuche beurkunden eine gebildete Sprache und ein angenehmes doch keinesweges hervorstechendes Talent. Höchst schätzbar sind seine Lehrbücher und in vielfacher Hinsicht sowohl bei dem Schulunterricht, wie für das Selbststudium zu empfehlen, da sie eine leichte, faßliche und zugleich gründliche und genaue Theorie mit trefflichen practischen Hülfsmitteln verbinden.

David Faßmann

ward 1683 zu Wiesenthal im Königreich Sachsen geboren und studirte 1703 zu Altorf. Da ihm jedoch seine ärmlichen Umstände zwangen, sich den nöthigen Unterhalt zu erwerben, so nahm er als Schreiber Dienste bei der Kriegs- und Landpflegestube in Nürnberg, machte mehrere durch die damaligen Zeitverhältnisse bedingte Reisen und wurde während der Jahre 1705—1709 von mehreren Gesandten in Geschäften gebraucht. Im Jahre 1709 ward er Quartiermeister bei der Chevaliergarde des Königs von Polen und blieb hier bis 1711, wo er den sächsischen Kurprinzen zur Kaiserwahl nach Frankfurt am Main begleitete. Darauf ward er Secretair eines vornehmen Engländers, mit welchem er die Universität Utrecht besuchte und Frankreich, England, Irland und Italien bereiste. Nach dessen Tode begab er sich nach Halle, wo er Unterricht im Englischen und Französischen ertheilte und dann nach Leipzig. — Hier nährte er sich durch Schriftstellerei. Er starb am 14. Juni 1744 in Lichtenstadt an der böhmischen Grenze auf einer Reise nach Carlsbad.

Seine Schriften sind:

Gespräche im Reiche der Todten. Leipzig, 1718—1739. 16. Bde.
Der gelehrte Narr. Leipzig, 1729. 4.
Die elisäischen Felder. Leipzig, 1735 flgde. 5 Thle.
Der reisende Chinese. Leipzig, 1733. 4 Thle.
Das angenehme Passe-tems. Leipzig, 1734. 6 Thle.
Leben König August's II. in Polen. Leipzig, 1735.
Leben König Friedrich Wilhelms I. von Preußen. Leipzig, 1735. 1740. 2 Thle.
Mehrere Uebersetzungen aus dem Französischen. u. s. w.

Seine Gespräche im Reiche der Todten, welche sich auf damalige Lebens- und Staatsverhältnisse bezogen, wurden zu ihrer Zeit gern gelesen und vielfach nachgeahmt, haben aber jetzt fast ganz ihren Werth verloren und sind höchstens nur für den Literaten und literärischen Curiositätensammler von Interesse. — F. war allerdings nicht ohne Witz und Laune, hatte viel erlebt und gesehn und wußte daher über Manches mitzusprechen, artete jedoch zu leicht in Gemeinheit aus und kann eigentlich nur zu den literärischen Abentheurern gezählt werden, welche damals hin und wieder in Deutschland ihr Wesen trieben.

Jacob Friedrich Feddersen

ward am 31. Juli 1736 in Schleswig geboren, erhielt seine erste Bildung auf der hohen Schule seiner Vaterstadt und studirte dann in Jena Theologie. Im Jahre 1760 ernante ihn der Herzog von Holstein-Augustenburg zu seinem Cabinetsprediger. Doch blieb er in diesem Amte nur bis 1765, wo er Pfarrer der evangelisch lutherischen Gemeinen zu Ballenstädt, Bernburg und Harzgerode und zugleich Hofprediger der damaligen Für-

ſtin von Anhalt Bernburg ward. Von hier ging er 1769 als dritter Prediger an der Johanneskirche nach Magdeburg, verließ jedoch auch dieſe Stadt bald wieder und folgte 1777 einem Rufe als Domprediger nach Braunſchweig. 1785 ward er daſelbſt Hofprediger der verwittweten Herzogin. 1788 als däniſcher Conſiſtorialrath und Probſt in Altona angeſtellt, ſtarb er früh für ſeine Gemeine dort bereits am 31. December deſſelben Jahres.

Seine Schriften ſind:

Nachrichten von dem Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen. Halle, 1779—90. 6 Thle.
Betrachtungen und Gebete über Arndt's wahres Chriſtenthum. Frankfurt, 1780—98. 3 Thle.
Unterhaltungen mit Gott in beſonderen Fällen und Zeiten. N. A. von F. Witſchel, Hannover, 1816.
Leben Jeſu, für Kinder. Halle, 1817.
Bibliſches Leſebuch. Leipzig, 1782.
Beiſpiele der Weisheit und Tugend aus der Geſchichte. Halle, 1777—80.
Chriſtliches Sittenbuch für den Bürger und Landmann. Hamburg, 1783. 3. A. 1790.
Andachten in Leiden und auf dem Sterbebette. Magdeburg, 1772.
Der Andächtige. Sonntagsblatt. Halle, 1773—74. 4 Thle.
Viele einzelne Predigten, Reden, Abhandlungen, u. ſ. w.

Ein wahrhaft frommer Mann, der durch ſeine Bemühungen echte Religioſität und Sittlichkeit, beſonders unter dem Volke zu verbreiten, außerordentlich viel Gutes zu ſeiner Zeit geſtiftet hat. Seine Schriften für Kinder zeichnen ſich vorzüglich durch ſein glückliches Talent, den wichtigen der Jugend angemeſſenen Ton zu treffen, ſo wie ſeine Erbauungsbücher und Predigten durch Herzlichkeit, Einfachheit und Würde höchſt vortheilhaft aus.

Maximilian Julius Leopold Herzog von Braunſchweig und Lüneburg *)

— — —

Denn Ihm war das Erbtheil edler Guelfen,
Immer reger Trieb, wohlzuthun, zu helfen.
Ihm der Geiſt der Brennen angeſtammt.
Holde Sanftmuth, ſprach aus Seinen Blicken;
Aber durch die Ausſicht, Menſchen zu beglücken,
Ward Ihm Herz und Auge ſchnell entflammt.
Eſchenburg.

Es iſt ein uralter erklärter, wohlverdienter Ruhm des Braunſchweigſchen Fürſtenhauſes, daß es ſich durch warme wirkſame Religionsliebe, durch gemeinnützige Wohlthätigkeit, bidermänniſchen Sinn, und wahren Heldenmuth immer vorzüglich ausgezeichnet hat.

Den Geiſt dieſer großen Tugenden hatte auch Leopold geerbt. Sein chriſtliches gutes ſchönes Leben, ſo kurz es auch war, iſt mit den herrlichſten Thatbeweiſen davon angefüllt. Darum verdient es in der Geſchichte edelmüthiger nützlicher verehrungswerther Menſchen eine auszeichnende Bemerkung. Schon aus dem Grunde iſt es meine Pflicht,

den Guten und Lieben

in dieſer Sammlung, als ein Muſter großer und edler Geſinnungen, guter und gemeinnütziger Thaten, meinen Leſern darzuſtellen. Sein Beiſpiel iſt ſo merkwürdig, ſo einzig in ſeiner Art, daß es vorzüglich, alle die nützlichen Wirkungen hervorbringen kann, welche die aufmerkſame Betrachtung guter Beiſpiele ſtets in Gemüthern hervorbringt, die alles was Gott gefällig, recht, tugendhaft, edel und löblich iſt, empfinden, werthſchätzen und mit innerem ſtarken Antrieb nachahmen.

Das Andenken an Ihn — an die großen Grundſätze der Religion und Menſchlichkeit, denen er unverdrüchlich folgte — an die liebevollen Geſinnungen die Ihm ganz eigenthümlich waren — an die Menſchen beglückenden Handlungen, die Er ſo gern, ſo oft übernahm — an die letzte Heldenthat der Menſchenliebe, in welcher Er ſein tugendreiches Leben endigte, iſt nicht nur ſehr unterrichtend, — es iſt auch ſehr rührend und begeiſternd zu chriſtlichen, menſchenfreundlichen edelmüthigen Empfindungen und Thaten.

Aber noch habe ich aus pflichtmäßiger Ehrerbietung und Dankbarkeit gegen Sein großes wohldenkendes Fürſtenhaus, den beſondern Bewegungsgrund — Ihm hier ein kleines Denkmal — mit ſchwacher Hand — aber aus treuem Herzen zu ſetzen.

Es ſtehe unmittelbar dem Gedächtnißmal des Königs Guſtav Adolph zur Seite, weil dieſer vorzüglich Einer von den wichtigen Männern des vergangnen Jahrhundertes war, deren Charakter Er ſchon früh ſtudirte, und liebgewann und immer überaus werth achtete.

Maximilian Julius Leopold *),

wurde ſchon früh durch den Unterricht in der Religion zu gütigen tugendhaften Geſinnungen geleitet. Er empfing dieſen Unterricht, von einem der erſten chriſtlichen Weiſen, und gründlichſten Religionslehrer — von unſerm Jeruſalem. Der verehrungswürdige Greis giebt Ihm das Zeugniß: „daß ſein Herz für den Unterricht in der Religion und Tugend immer gleich offen und empfindlich geblieben ſey; daß Er ſich durch ſeine anhaltende Aufmerkſamkeit bey demſelben, richtige Erkenntniſſe und gegründete Ueberzeugungen von der Wahrheit und Wohlthätigkeit der chriſtlichen Religion erworben; daß Er wahres Gefühl derſelben gehabt, und dieſes durch einen gottesfürchtigen Sinn bewieſen habe."

In Seinem ſiebzehnten Jahre legte Er Sein Glaubensbekenntniß mit einer Ueberzeugung und Freudigkeit ab, welche alle Zuhörer erbauete. Mit lebhafteſter Rührung erinnern ſich itzt noch manche Verehrer der Religion daran.

Er iſt nicht gewichen von den Grundſätzen des Chriſtenthums, die Er in der Jugend auch als die Seinigen feierlich erklärt; Er iſt ihnen im reiferen Alter als einer heiligen Regel gefolgt, und treu geblieben, bis Er im Chriſtusſinn ſtarb **).

Zeugniſſe wahrheitliebender Männer, wie Seine eignen chriſtlichen Reden, frommen Geſinnungen und Thaten beweiſen es, daß im größeren Geräuſch der Welt, bey allen Gefahren des Chriſtenthums, womit junge Männer, von Seiner Lebhaftigkeit, von Seinem Stande und in Seinem Beruf umringet ſind, tiefe Ehrfurcht vor Gott und Religion Sein Herz beſtändig erwärmt habe.

Er bezeugte es heilig — und Seine Worte waren Felſen — Er bezeugte zu mehreren Malen, Seinem älteſten geliebteſten Lehrer, daß Er von der Wahrheit der chriſtlichen Religion gewiß überzeugt ſey — daß Er ſie für das größte Geſchenk Gottes — für das größte Gut der Menſchheit achte, und daß Er ſie für alles in der Welt nicht hingeben wolle. Einen andern verſicherte Er: Er würde das Chriſtenthum hochſchätzen, wenn es auch nicht ſolche Gründe für ſeine Wahrheit hätte, weil er ſich dabey beſſer befände, als bey den Subtilitäten der Chriſtusverächter.

Er erkannte den Werth der Religion aus dem rechten Geſichtspunkt, und ſuchte ſie zu dem rechten Zwecke zu nutzen.

Er hatte von derſelben die gegründete nutzbarſte Vorſtellung: „die Religion muß mich gehorſam gegen Gott, getreu gegen meinen König, aufrichtig, liebreich gegen meinen Nebenmenſchen und ſo viel ich nur immer Vermögen dazu habe,

---

*) Aus Fedderſen's Nachrichten von dem Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen. Halle, 1785.

*) Er wurde am 11. Octob. 1752 zu Wolfenbüttel geboren. Mit Seinem Führer dem Hern. Oberſten von Warnſtädt hielt Er ſich ein Jahr in Strasburg auf, und nutzte daſelbſt den Unterricht der geſchickteſten Lehrer in militairiſchen und andern Wiſſenſchaften, die zur Bildung eines Generals nöthig ſind. Mit ihm reiſete er in Leſſings Geſellſchaft nach Italien, beſuchte alle durch Alterthümer, Gelehrſamkeit und Kunſtwerke berühmten Oerter, und nutzte ſie als Kenner. Sein größtes Vergnügen auf Seinen Reiſen war — nach Seinem eignen Geſtändniß — berühmte und gute Menſchen kennen zu lernen. Im Jahre 1775 trat Er in preußiſche Kriegsdienſte, und erhielt als Oberſter das Infanterieregiment, welches den Generalmajor von Düringshofen, und vor demſelben den ehrwürdigen Held — Generalfeldmarſchall Grafen von Schwerin zum Chef gehabt. Im Jahr 1782 wurde Er zum Generalmajor ernannt. Nachdem Sein ganzes Leben nichts als thätige Herzensgüte geweſen war, ſtarb Er am 27. April 1785 in der Oder, als Er Menſchen retten wollte.

**) Das Glaubensbekenntniß Sr. Durchlaucht des Prinzen Leopold von Braunſchweig, hat der Herr Vicepräſident Jeruſalem 1769 herausgegeben, und iſt ſchon oft wieder aufgelegt worden.

wohlthätig, thätig und treu in meinem Beruf, und in allen meinen Handlungen redlich, gerecht, billig und mäßig machen. Jede Religion die dieſes nicht kann, muß in den Augen Gottes ein Greuel ſeyn, wenn ich auch übrigens, für die ſogenannte Ehre Gottes mein Vermögen, oder auch ſogar mein Leben verſchwendete."

Er glaubte —— lernet, o lernet ihr Erzieher, die ihr ſie noch nicht wißt, die rechte Art, Kinder in der Religion zu unterweiſen, von einem Prinzen! — daß der Jugend ſolche Begriffe von der Religion müßten beygebracht werden, wenn dieſelbe ihren Verſtand aufklären und ihr Herz bilden ſolle. Er gab einem Gelehrten mit dem Er ſich über den Unterſchied der chriſtlichen und politiſchen Tugenden, in Rückſicht gegen den Staat unterredete, von den beiden Handſchriften ſeines Religionsunterrichtes, darin die angezeigte Stelle ſteht, ein Exemplar, mit den Worten: Vielleicht können Sie Nutzen damit ſtiften, laſſen Sie Ihr Kind, damit es gut wird, darnach unterrichten!

Er dachte zu aufgeklärt, um nicht jeden Fortſchritt in Licht und Wahrheit gern zu ſehen; Er hörete gern Männer, die verſchiedner Meinungen in Religionsſachen waren, mit einander reden; Er gab der Wahrheit, davon Er überzeugt wurde, eben ſo bereitwillig Beifall, als Er es ſich zur großen Pflicht machte, dabey, als bey der wichtigſten Sache ernſthaft und vorſichtig zu verfahren.

Helle und lebhafte Ueberzeugung hatte Er insbeſondre von der Vorſehung und Unſterblichkeit, dieſe, ſagte Er mehrmals*), muß mir nur niemand wegräſonniren, denn die kann ich nicht miſſen.

Er dachte daher auch oft und ernſtlich an die Vorſehung und Unſterblichkeit. Mit Seinen Vertrauten unterredete Er ſich gern darüber; mit Würde und mit Feuer ſprach Er davon; gewöhnlich riſſen Ihn dieſe Gegenſtände ſo hin, daß kein einziger andrer neben ihnen Seine Aufmerkſamkeit zu verdienen ſchien. Fleißig und ſehr andächtig feierte Er den öffentlichen Gottesdienſt; mit tiefer Ehrfurcht genoß Er das heilige Abendmahl, und hielt auch ſorgfältig darauf, daß Seine Soldaten den Gottesdienſt nicht verſäumten. Er that dieß im Frieden und Kriege. — „Er war dem Haufen der Krieger, die mich beym Vortrag im Felde umgaben, beſtändig ein Muſter der frömmſten Andacht und Erweckung, und bewieß bey demſelben das edelſte Gefühl und die empfindungsvolleſte Hochachtung für die Religion.**) —— Er hatte ein warmes lebendiges Gefühl für alles, was Gottesdienſt und Religion betrifft. Wir ſahn Ihn in der größten Andacht in der Kirche und am Altare, ſehr oft in den niedrigen Ständen, mitten unter dem großen Haufen, da er ſich denn ohne Unterſchied zu dem erſten beſten hinſtellte. Zweierley war Ihm in Religionsſachen äußerſt verhaßt, der Sectengeiſt und die Heucheley, der ehrliche aufrichtige Religionsbekenner war Ihm in einer jeden Parthey gleich ſchätzbar***)."

Verbeſſerung des äuſſerlichen Gottesdienſtes lag Ihm ſehr am Herzen. —

„Er wünſchte öfters den gottesdienſtlichen Verſammlungen eine zweckmäßigere Einrichtung, und bedauerte die Hinderniſſe die ſich noch immer derſelben widerſetzen. Bey dem Widerſpruch, den die Einführung des neuen Geſangbuches in Frankfurt fand, war Er äußerſt unzufrieden. Auf ſeinen Befehl mußte ſchon ſechs Jahre vorher, eine Sammlung geiſtlicher Geſänge für die Garniſongemeine veranſtaltet werden. Der Herzog wohnte dem Gottesdienſt mit einem Anſtand bey, der ohne geſuchte Form tiefen Eindruck auf diejenigen machen mußte, die ihn dabei ſahen****)

So bezeugen auch die, welche nahe um Ihn geweſen ſind, daß Er an jedem Morgen und Abend ſehr andächtig gebetet habe; daß Er es nie verſäumt, ſo früh auch Seine Berufsgeſchäfte anfingen; ſo ſpät und ermüdet von denſelben Er ſich auch niederlegte. Da Ihm nichts ernſtlicher und heiliger als Religion und Tugend war: ſo beleidigte Er niemals durch das allergeringſte leichtſinnige Wort, die allerſtrengſte Ehrerbietung für dieſelben. Immer ſprach Er mit der tiefſten Ehrfurcht von Chriſtus und der Bibel. Eben ſo litt er auch durchaus nicht, daß in Seiner Gegenwart, über die Religion geſpottet wurde.

Als Er zum letztenmal hier in Braunſchweig war, gab Er davon ein lautes öffentliches Zeugniß. Es wurde auf dem Schloßplatz ein Luftball zubereitet, Er half dabey mit der größten Dienſtfertigkeit; unter andern Reden der umſtehenden Zuſchauer, ſagte während dem ein Leichtſinniger: — „Wenn nun der Luftball in die Höhe ſteigt, kann man ſich vorſtellen, wie Elias gen Himmel gefahren iſt."—

Leopold wandte ſich gleich, mit edlem Unwillen im Geſichte, nach der Seite hin, wo der ſtand, der den faden Spott vorbrachte, und ſagte ihm, wie den Lachern über denſelben, in ſehr ernſtem Ton: Kein rechtſchaffner Mann muß über die Bibel ſpotten und lachen. Einer Seiner ehmaligen Lehrer erzählte mir dieſes voll Freude und rief aus: ach unſer lieber Leopold iſt noch immer der gute Fürſt, der Er allezeit war!

Von Seinem thätigen Eifer, diejenigen, die den Troſt der Religion in Leiden nicht kannten und ſuchten, auf demſelben aufmerkſam, und darnach begierig zu machen, hat mein Freund D. R. mir folgendes merkwürdige Beiſpiel mitgetheilt.

„Der Lieutenant G. von dem Herzogl. Braunſchweigſchen Leibregiment, welchem der Prinz Leopold damals als Oberſter vorſtand, war aus Mangel des hinreichenden Religionsunterrichtes in der Jugend und durch Leſung vieler Schriften von Voltaire, Spinoza und de la Mettrie ein Religionsverächter geworden. Er fiel in eine tödliche Krankheit. Er hatte große Furcht vor dem Tode und konnte ſich durch ſeine freigeiſteriſchen Meinungen nicht beruhigen. Er klagte mir ſeine Angſt, forderte Troſt, ſchien jeden Stral der Beruhigung, den ich ihm nach Gründen der Religion darzubieten vermochte, freudig anzunehmen; nur von keinem Geiſtlichen, der ihm ſtärker dieſe Troſtgründe ſagen konnte, wollte er etwas hören. Der gute Prinz erfuhr den Zuſtand des an Körper und Seele leidenden jungen Mannes, trug es dem Garniſonprediger K. auf, denſelben als Freund zu beſuchen, und ließ den Kranken bitten, ihn als einen ſolchen zum Beſuch anzunehmen. Gerührt von des vortrefflichen Fürſten Fürſorge, nahm er ihn gütig auf, und entdeckte ihm ſeine Zweifel wider die Religion. Herr K. wieß ihm deren Ungrund, und überzeugte ihn von Zeit zu Zeit immer mehr von der Wahrheit der chriſtlichen Religion. Er erkannte ſie zuletzt mit ſolcher Gewißheit, daß er zum Beweis ſeiner feſten Ueberzeugung das heilige Abendmahl genoß — und nun erwartete er ſein Ende mit chriſtlicher Geduld und völliger Ergebung in den Willen Gottes."

Auf ſeinem Sterbebette ſegnete er den frommen jungen Fürſten, als den Retter ſeiner Seele, und erbauete durch ſein Beyſpiel die Umſtehenden. Der gottesfürchtige Leopold, freute ſich über denn guten Erfolg Seiner Fürſorge für des Sterbenden Beruhigung, aber aus Demuth wollte Er nicht, daß man Seiner bei dieſem Vorfall erwähnte. Dieß wurde befolgt, ſo lange Er lebte. „Aber jetzt noch ferner dieſe im Stillen verrichtete chriſtliche Handlung zu verſchweigen, würde Fühlloſigkeit dagegen, und Verabſäumung der öffentlichen Verehrung gegen Leopolds chriſtliche Geſinnungsart ſeyn, nach welcher Er auch andre durch die Religion getroſt und glückſelig zu machen ſuchte, die Sein größtes Gut war.

Hauptzüge Seiner religiöſen Denkungsart waren:

Chriſtliche Demuth vor Gott. — „Er ſetzte ein demuthsvolles Mißtrauen in Seine Tugenden, äußerte oft: ich weiß wohl, ich bin noch nicht ganz gut, ich möchte aber gern recht gut werden.

Freudiges Vertrauen zu Gott. Im ſtarken Gefühl deſſelben, wagte Er ſich zur Rettung Nothleidender, muthig in die furchtbarſten Gefahren. Wenn aus treuer Liebe und Bewußtſeyn, wie unſchätzbar Sein Leben für Tauſende ſey, manche Ihn baten: Sich nicht ſo großer Gefahr auszuſetzen: ſo rührte Ihn dieſe treue Geſinnung, aber wie ein Held der ſich auf Gott verläßt und Gefühl des Erbarmens hat, antwortete Er: ich vertraue der göttlichen Vorſehung, — ich bin ein Menſch und muß meinen Brüdern helfen!

Seine Religion, war ein ächtes praktiſches Chriſtenthum, denn er übte ſie immer thätig aus —

In Rechtſchaffenheit gegen jedermann.

Von Seiner Jugend an, liebten Ihn Seine Aeltern und Verwandte, Erzieher und Lehrer, Unterthanen und Diener, darum weil er ſo freymüthig und aufrichtig war. Im Stande der Großen, ſind manche Verſuchungen zur Verſtellung des Geſichts, und zur Erkünſtelung lieblicher Worte, bey denen das Herz unfreundlich denkt. Leopold blieb immer ein biedergeſinnter Fürſt, ohne Larve vor dem Geſicht, ohne Falſchheit in Seinen Worten, offen und gerade in Seinem ganzen Betragen. Was Er als wahr, recht und gut erkannte, behauptete Er auch immer freimüthig, und was unrecht und ſtrafbar war, tadelte Er laut und mit Nachdruck.

Frey von Menſchenfurcht und Parteilichkeit, mißbilligte Er die Fehler der Großen mit gleicher Gerechtigkeitsliebe, als Er die Tugenden und Verdienſte der Geringen im Volke ſchätzte und pries.

In Berufstreue.

Mit Ernſt und nicht zu ermüdender Thätigkeit, erfüllte Er alle eigentlichen Pflichten Seines Standes, wie jede andre

---

*) **) ***) ****) Zeugniſſe des Herrn Conſ. Raths Prozen, und des Herrn Feldpredigers Krüger.

Pflicht des Menschen, wozu ihm derselbe Gelegenheit gab. Er hielt auf Ordnung, Pünktlichkeit und Genauigkeit im Kriegsdienst; aber Er litte auch durchaus nicht, daß der Soldat ohne Noth belästigt, und ohne gegründete Ursache hart behandelt wurde.

Auch in Ihm lebte der große Geist und edle Muth, der Sein ganzes Geschlecht unter den ersten Helden dieses Jahrhunderts in der Geschichte so merkwürdig gemacht hat.

Er hatte, zeugt von Ihm Einer derselben, gründliche Kriegswissenschaften, und studirte sie noch immer mit Fleiß; Er zeigte den thätigsten Diensteifer, Er fühlte Patriotismus fürs Vaterland, und kannte wahre Tapferkeit und Ehre. — Er wäre Einer der brauchbarsten Generale geworden. — Sein fester Sinn war immer der: — Gott, dem König und Vaterland treu ergeben, bis auf den letzten Blutstropfen! —

In warmer stets wirkender Menschenliebe zeigte Herzog Leopold, Seinen Christussinn.

In Seiner zarten Kindheit und früheren Jugend, hatten schon alle Seine sich entwickelnden Neigungen und kleinen Handlungen das Gepräge der Gutmüthigkeit. Er fand frühzeitig Vergnügen an Wohlthun und Fürbitte für Hülfsbedürftige. Oft bat Er als Kind Seine Erzieherinn, wenn eine strenge Kälte war, der Schildwache unter Seinem Fenster etwas geben zu dürfen — „ach den armen Soldaten friert wohl!" — oder wenn Er Alte und Elende sahe, die vor Kälte zitterten, that Er diese Bitte. — Freudig lief Er dahin und gab; — gab oft alles was Er bey sich hatte. — Er holte armen Kindern, die nackt, barfuß und zerlumpt in schlechtem Wetter gingen, als Er ihrer kaum ansichtig wurde — Kleidungsstücke aus Seiner Garderobe. Er ließ, noch selbst ein Jüngling, andre verlaßne Kinder in die Schule gehen, damit du nicht, sagte Er einem, so müßig herumlaufest und ein unnützer Mensch werdest.

Drey gültige Zeugnisse, für Seine Gutgesinntheit, die Er im frühen und reiferen Alter zeigte, will ich anführen. —

Der verehrungswürdige Greis Jerusalem, der den Keim, die Blühte und Früchte derselben sahe, sprach über Seinem Sarge das Lob aus:

Seine einzige herrschende Leidenschaft war Menschenliebe, und diese beherrschte Ihn so, daß alle andre Neigungen davon gleichsam verschlungen wurden; diese auszuüben war das einzige Vergnügen was Er kannte, und diese immer noch thätiger zu machen, die höchste Glückseligkeit, die Er sich zu denken wußte.

Sein Lehrer, der Herr Hofrath Gärtner — ein strenger Freund der Wahrheit — bezeugte: Sein Charakter war, uneingeschränkte Menschenliebe — Er brauchte alle Seine Kenntnisse, Arme und Unglückliche aufzusuchen, alle Kräfte und Mittel, ihnen völlig zu helfen, oder doch ihre Noth zu erleichtern. Er häufte gute Thaten auf gute Thaten, und war recht eigentlich darauf bedacht, Sich Schätze im Himmel zu sammlen. —

Und — wohl allen Kindern! Herrlich ist ihr Ruhm im Himmel und auf Erden! denen die bey ihrem Tode weinende Mutter, ein solches Zeugniß mütterlicher Achtung und Liebe giebt, als Leopold mit sich ins Grab nahm:

Er hat mich nie betrübt als durch Seinen Tod! Ach Er dachte gut gegen alle Menschen! Sein Herz war unschuldig und redlich. —

Seine Thaten reden für die Wahrheit dieser Zeugnisse. Seine Thaten bestätigen es übereinstimmend, daß aufgeklärte, warme stets wirksame Menschenliebe, eine Haupttugend Seines Lebens gewesen ist. Daher kam Sein Wunsch und Streben, alle Menschen glücklich zu machen, die Er glücklich machen konnte; Gutes zu wirken und Nutzen zu stiften, wo Er es möglich fand; daher Seine Menschlichkeit, mit der Er an den frohen und traurigen Schicksalen Seiner Mitmenschen Theil nahm; daher Seine helfende Güte, gegen Arme und Nothleidende. Daher auch Sein Grundsatz und Streben, Seine Wohlthaten und Hülfen, gemeinnützig zu machen.

Sein eigentlicher Beruf, der manches für Eindrücke menschlichen Gefühls offne und weiche Herz dafür verschließet und härtet, gab Ihm manche neue Gelegenheit und Ermunterung, Seine Herzensgüte thätig zu beweisen.

Die frühe Zucht des Krieges stählte
Seine Brust, verhärtete Sie nicht
Dem Gefühl, das immer Ihn beseelte,
Dem Gefühl der Menschlichkeit und Pflicht.
Laut verkündigt's Seiner Krieger Zähre:
„Du warst Pfleger, Freund und Vater unserm Heere,
Leopold! Ganz unser! Ganz wir dein!
O wer kann um dich die Sehnsucht lindern?
Wer wird das, was du warst, uns und unsern Kindern,
Wer ihr Pfleger, Freund — Versorger seyn?"

Für die Wohlfahrt Seines ganzen Regiments sorgte Er unabläßig. — Er that es mit einer Geschäftigkeit, Heiterkeit, und mancher Aufopferung, die allen Befehlshabern im Kriegsstande zum Muster zu empfehlen sind.

Vorzüglich ließ Er sich die Versorgung der Invaliden desselben, mit einer ausserordentlichen Wärme und Betriebsamkeit angelegen seyn. Zu ihrem Besten unterhielt Er einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel. Es konnte kaum eine Stelle für sie ledig werden: so erfuhr Er es schon, und dann beeiferte Er sich unermüdet, ihnen dieselbe zu verschaffen. Erhielt einer eine Kassenbedienung, und konnte die erforderliche Sicherheit nicht bestellen: so machte der Herzog die Bürgschaft für denselben, oder liehe und schenkte ihm oft die Summe dazu.

Vielen andern gab Er zu dem königlichen Gnadengehalt noch monatliche Zulage.

So hat Er auf viele Art manchem braven Vertheidiger des Vaterlandes, dem ein großer Theil von dem Tage seines Lebens in blutigen Schlachten und sauren Feldzügen vergangen war — den, empfangne Wunden, geschwächte Gesundheit, und das im treu ausgeharrten Dienst erlangte Alter, dazu nicht länger tüchtig machten, einen ruhigen heitern Abend verschafft. Der Kranken in Seinem Regiment, nahm Er sich mit einer väterlichen Sorgfalt an. Er besuchte nicht nur Seine Soldaten selbst in Ihrer Krankheit, sondern auch die Kranken in ihrer Familie. Oft hat Er, wenn Sie oder die Ihrigen, außer dem Arzt des Regiments, sich noch einen andern wünschten, denselben für sie angenommen, ihn belohnt, und die Arzeneien bezahlt. —

Auch die Kranken des Herzoglich Braunschweigschen Leibregiments, dessen Commandeur Er ehemals war, behielt Er immer im liebreichen Andenken. Als Er in preußische Dienste ging, schrieb Er dem Arzt desselben*) „Ist Ihnen mein Andenken lieb: so will ich es Ihnen besonders dadurch empfehlen, das Sie ferner fortfahren, für die armen Kranken, des bisher von mir commandirten Regiments, als ihr Arzt zu sorgen."

Sobald der Herzog zum Regiment gekommen, besorgte Er für die jüngern Officiers und Junkers Lehrstunden, in der Orthographie, Geschichte, Geographie, Mathematik und französischen Sprache. Sie zum Fleiß bey diesem Unterrichte zu ermuntern, war Er selbst dabey zugegen, und damit sich keiner schämen möchte, gut und richtig schreiben zu lernen, setzte Er sich mitten unter sie, schrieb alles mit, was ihnen vom Lehrer dictirt ward, und war der Erste, der demselben sein Papier zur Correctur vorlegte. Dieß hatte nun die vortrefflichste Wirkung auf Betriebsamkeit, und Fleisanwendung dieser jungen Krieger, und war ein herrlicher Anblick. —

„Ich muß gestehen, daß mich allemal eine tiefe Ehrfurcht durchdrang, wenn ich den mit allen Arten von Kenntnissen bereicherten Herzog — mitten unter den jungen Leuten, sitzen und arbeiten sah, um ihrem falschen Ehrgeiz eine bessere Richtung zu geben"**).

Dieser Unterricht dauerte bis zum Feldzug im Jahr 1778. Er äußerte von Zeit zu Zeit, daß Er denselben wieder veranstalten wolle; aber unbekannte Hinderniße hielten Ihn noch von der Ausführung ab.

Indessen hatte Er schon einen berühmten Gelehrten ermuntert, eine Schrift zur Bildung des Geschmacks auszuarbeiten, um darüber im Winter den Officiers und den Junkern Vorlesungen zu halten. Er war Willens die Dactyliothek und sämmtliche Pasten von Lippert aus Dresden zu diesem Behuf zu kaufen.

Eben so hatte Er den menschenfreundlichen Entschluß gefaßt, ein Versorgungshaus zu stiften, darin der Soldaten Wittwen und Kinder, um sie zugleich zu ernähren und nützlich zu beschäftigen, stets Arbeit für guten Lohn finden sollten. Erst war Er willens, eine Wittwenkasse für die armen Hinterlaßnen der verstorbnen Soldaten zu errichten, aber nachdem Er in einer Zusammenkunft mit den Vorstehern der Armenanstalten sich darüber berathschlagt: so wurde Er überzeugt, daß durch ein solches Versorgungshaus, mehreren Personen, und auf eine gemeinnützigere Art geholfen werden könne.

Als Er im vorigen Jahre, Braunschweig zum letztenmal mit Seiner Gegenwart erfreute, erkundigte Er sich aufs sorgfältigste nach unsern wirklich musterhaften Armenanstalten, und besonders nach den gröſseren und kleineren Einrichtungen des Arbeitshauses; Er schrieb die erhaltenen Nachrichten auf, „um in Frankfurt, so viel als möglich, den nützlichsten Gebrauch davon zu machen."

Das unvergeßliche Denkmal der fruchtbarsten Wohlthätig-

*) Dem Herrn Hofmedicus du Roi.
**) H. C. R. Protzen.

keit gegen Sein Regiment — wir können sagen gegen die Menschheit — ist — die preiswürdige Schulanstalt, die Er gestiftet hat.

Wie ruhmvoll für Herzogs Leopold Verstand und Herz! — wie erklärt wahr! — und wie würdig daher, von allen Männern Seines Standes beherzigt und mit allen Kräften befolgt zu werden, ist folgende Bemerkung von Ihm! —

„Eine Nationalarmee, so wie die siegende Schwedische, bey Leipzig und Lützen, welche mit Religion, Liebe für ihren König, Vaterland und Befehlshaber verband, diese zog Er allen andern vor. Von ihr erwartete Leopold mehr entscheidende Thaten, wenn sie auch, gleich der Preußischen bey Rosbach und Leuthen, geringe an Anzahl wäre, als von den fürchterlichsten Armeen. Diese Tugenden sollte der Unterricht hervorbringen. Die Kinder der Ausländer, welche sie ins Land brachten, erhielten gleichen Unterricht, und so wurden sie den Landeskindern an Tugenden gegen das Vaterland vollkommen ähnlich. Hiermit entstand in künftigen Zeiten ein Nationalregiment, das aus Pflicht und Beruf sein Leben dem Vaterland als freiwilliges Opfer darbrachte."

„Aehnliche Regimentsschulen hatte Gustav Adolph von Schweden, und sie folgten sogar der Armee im Kriege nach *)".

Aus solchen richtigen patriotischen Grundsätzen, half Er dann auch so bald Er nach Frankfurt kam, den wesentlichen Mängeln der Garnisonschule ab.

Statt der alten dumpfen sehr engen Schulwohnung, die kaum dreißig Kinder fassen konnte, ließ Er ein ganz neues, schönes zweckmäßig eingerichtetes — gelegenes Schulhaus auf Seine Kosten bauen. Zugleich ließ Er darin eine bequeme Wohnung für zween Lehrer einrichten, und neben demselben einen recht artigen kleinen Garten anlegen. Dieser Bau kostete Ihm über viertausend Thaler.

Er bestellte einen neuen Lehrer bey dieser Schule, und sorgte für dessen recht ansehnlichen Gehalt. Die Compagnies-Chefs gaben demselben monatlich zwölf Thaler, ermuntert durch ihres Befehlshabers Beyspiel, der ihm acht Thaler gab, auch immer alle nöthigen Bücher und Schreibmaterialien schenkte.

Das Schulhaus wurde den 26. Jenner 1778 öffentlich eingeweihet. Mehr wie fünfhundert Soldatenkinder, die bisher ohne allen Unterricht gewesen waren, erhielten denselben nun gänzlich frey. Die immer wachsende Anzahl der Schüler — denn auch andre Arme durften ihre Kinder in die Schule schicken — machte einen zweyten Lehrer nothwendig. Er arbeitete schon an der gewissen Ansetzung desselben, und gab ihm schon zuerst, freye Wohnung, vier Thaler monatlich, und einige andre Vortheile.

Er sorgte bei der Stiftung dieser Schulanstalt für die beste Einrichtung des Unterrichts in derselben. Er hatte selbst viel Schriften über die Erziehung gelesen, am meisten gefiel Ihm die Methode des edlen Rochow, und er wählte dieselbe. — Weise Wahl!

Er sandte Seinen damaligen Feldprediger, den Herrn C. R. Prosen nach Reckahn, um sich mit den dortigen Anstalten näher bekannt zu machen. Er reisete selbst nach Reckahn, nahm alles in Augenschein, forschte jedem kleinen Umstand von der vortreflichen Rochowschen Lehrart nach, ließ sich von allen Punkten derselben unterrichten, und führte alles für Seine Regimentsschule Zweckmäßige und Anwendbare darin ein.

Mit mehrerer Emsigkeit, zeugt jemand, der bey diesem Schulbesuch zugegen war, mit angelegentlicher Sorgfalt, kann kein eigentlicher Erzieher und Schulmann alles bemerken, und erforschen, als dieser vortrefliche Fürst that.

So ist gewiß auch die Geschäftigkeit und Wärme, mit welcher Er den nützlichsten Fortgang Seiner Erziehungsanstalt zu befördern suchte, ein großes — ein seltnes Muster für alle, deren eigentlicher Beruf es ist, für die gemeinnützigste Beförderung des Schulwesens zu sorgen. Er wählte und brauchte die rechten Mittel dazu. —

1) Bey Seinem Schulplan war Sein Hauptzweck — das gröste Glück der Menschheit — die Bildung des Verstandes und Herzens, durch Religion, Tugend und nützliche Kenntnisse.

2) Er gab dem Lehrer alle Ermunterung und Freudigkeit zu seinem mühsamen Geschäfte. Er bezeigte ihm bey jeder Gelegenheit, daß Er seine Rechtschaffenheit, Thätigkeit und Geschicklichkeit erkenne, und ihn darum sehr werthschätze; Er begegnete ihm immer mit aller Freundlichkeit. Noch am Morgen des Ausmarsches in den Krieg wegen der Baierschen Erbfolge, besuchte Er ihn, und sprach ihm, da er betrübt war, den Muth zu: Es ist zwar sehr leicht möglich, daß ich nicht wiederkomme, und in meinem Beruf sterbe, ich habe aber Verfügungen getroffen, daß Sie zehn Jahre Unterhalt haben, und binnen dieser Zeit wird Gott schon für Sie sorgen.

Bald nach der Zurückkunft aus dem Feldzug, ging Er zu ihm, und beschenkte ihn, mit den liebreichen Worten: Sagen Sie mir, ob Sie mit der Zulage, und ihrem ordentlichen Gehalt auskommen können, ich weiß, zu einer Wirthschaft wie die ihrige gehört viel, sonst will ich ihnen noch mehr zulegen. — — und nachher: —

Mein lieber Ehrlich, ich weiß, daß Sie bei ihrer drückenden Arbeit ihre Kräfte zusetzen müssen; aber ich will auf ihre unvermögenden Tage für ihren zureichenden Unterhalt, auch nach ihrem Tode für ihre Frau und Kinder sorgen.

Als der Herzog ihm den Garten neben der Schule anlegen ließ: —

Es ist doch einige Aufheiterung nach ihrem täglichen sauern Kampf, wenn sie hier herumgehen, und die Natur betrachten können.

Auch dadurch gab Er ihm die größte Aufmunterung, daß Er:

3) die Schulkinder zum Fleiß und Gehorsam ermunterte. Er that dieses auf manche Weise. Er bekümmerte sich sorgfältig um ihr Zunehmen in Kenntnissen und guten Sitten. Er besuchte die Schule oft und unerwartet, war Stunden lang bey den öffentlichen Prüfungen der Kinder mit Seinen Officiers gegenwärtig, fragte die Kinder selbst, und schenkte zur Ermunterung ihres Fleißes, den Besten und Fleißigsten, nützliche Bücher und kleine Denkmünzen.

Auch ermahnte Er sie selbst, liebreich und väterlich, zum Fleiß und zur guten Aufführung. Er kannte jedes Kind, nannte es mit Namen, und streichelte ihnen die Backen. — Ein starkes Ermunterungsmittel für Schulkinder, wenn Aufseher, bey öffentlichen Prüfungen, sie bey Namen nennen, und sich liebreich gegen sie beweisen; sie gewinnen Zutrauen und Liebe zu dem Manne, der es ihnen zeigt, daß er auf sie merke und ihnen gut sey.

Wenn Er durch Sachkenner, die die Schule besuchten, rühmliche Zeugnisse, von der Treue des geschickten Lehrers, und von dem Fleiß der Zöglinge erhielt, o wie freute Er sich dann!

Als am sechsten Jenner 1783, bei einer öffentlichen Prüfung, der gute Fortgang dieser Schulanstalt, recht sichtbar geworden war, schrieb Er gleich an diesem Tage einen Brief an einen Seiner alten geliebten Lehrer in Braunschweig, voll starker Zeugnisse, wie eine wichtige Angelegenheit dieselbe Seinem Herzen sey — welche große Belohnung Er in der guten Frucht seiner kostbaren und mühsamen Arbeit finde.

„Ich muß Ihnen von einer Freude, die ich heute gehabt habe, Nachricht geben, weil Sie gewiß daran Antheil nehmen. — — Meine Regimentsschule hat sie mir verursacht, die ich vor fünf Jahren eingerichtet habe. Ich hatte viele ausserordentliche Hindernisse bey Stiftung derselben zu überwinden. Der vornehmste Widerspruch war beständig: die Kinder würden zu klug, und daher untauglich zu ihrer künftigen Bestimmung, Soldaten zu werden. — Da ich das Werk angefangen und durchgesetzt hatte: so war es für mich eine unbeschreibliche Freude, mit meinen Ohren zuhören, daß eine große Menge Kinder einen gründlichen Unterricht in der Religion gehabt, — geläufig lesen, schreiben und rechnen konnten, die ersten Gründe der Geographie wußten. — Welche Vorwürfe hätte ich mir machen müssen, wenn diese Kinder durch meine Nachlässigkeit in ihrer Unwissenheit geblieben wären!" —

Welche Vorwürfe hätte ich mir machen müssen ꝛc. Köstliche Worte! Edelmüthige Gesinnung! In der Moral der Fürsten, Obrigkeiten und Herrschaften, müssen sie gleich auf der ersten Seite, mit großen Buchstaben geschrieben stehen.

Er hatte in Seiner Denkungsart die Haupteigenschaft, welche den Mann von Verdienst ganz eigentlich bezeichnet: — thätige Güte des Herzens, und aufrichtiges Wohlwollen gegen alle Menschen; — und nach diesem Grundtrieb seiner Handlungen, strebte Er Gottes Stelle auf Erden, durch Gutes wirken und Nutzen stiften, so viel er nur konnte, zu vertreten, — Seine Gutthätigkeit so gemeinnützig zu machen als es Ihm nur möglich war.

„Er gab am liebsten Geld zu solchen Absichten die ins Allgemeine gehen, Er hatte für jede Art der Noth ein weiches gefühlvolles Herz, und gerührt zu werden, und zu Hülfe zu eilen, war bey Ihm gemeiniglich Eins. Jeder hatte bey Ihm freien Zutritt — Er sprach mit jedem, und hörte die kleinsten Umstände der Klagen mit bewunderungswürdiger Geduld an. Den meisten, die Seine Hülfe suchten, half Er. Viele denen Er nicht helfen konnte, wurden getröstet, durch die liebreiche Art mit der Er zu ihnen sprach."

*) H. Pr. Hausens historische Denkschrift. S. 25 f.

Tausende in Braunschweig und Frankfurt, aus allen Ständen, sind des Zeugen, daß Er zur christlichen Dienstfertigkeit, Thathülfe, Empfehlung und Fürsprache bereit gewesen ist.

Auch ausser dem grossen Wirkungskreis Seiner Schulanstalten, war Er thätig, gute Erziehungen zu befördern. Er unterstützte manche fähige Jünglinge, die sich den Wissenschaften und schönen Künsten gewidmet hatten, auf Schulen, Akademien und Reisen. Er ließ viele arme verwaiſete Kinder, auf Seine Kosten Handwerke lernen, und zu guten brauchbaren Menschen erziehen. Einst fand Er in Frankfurt zwey Kinder die ganz verlassen umherirrten und bettelten. Er nahm sich ihrer an und schickte sie an die Braunschweigschen Armenanstalten. Bei ihrer Abreise ging Er Morgens um fünf Uhr bey einer rauhen Witterung selbst zum Fuhrmann, um zu sehen, ob sie auch gut vor dem Wetter verwahrt wären. Als er dieß nicht fand, zog Er Seinen eignen Ueberrock aus, wickelte sie in denselben, sahe sie erst abfahren und ging dann im Regen ohne Ueberrock nach Hause.

Bey Seiner letzten Anwesenheit in Braunschweig, ging Er selbst aufs Waisenhaus, ließ die Kinder, deren Namen Er genau behalten hatte, rufen, erkundigte sich nach ihrem Betragen, und ermahnte sie fleißig zu seyn, und sich in allen Stükken gut aufzuführen, dann wolle Er weiter für sie sorgen.

Des Herzog Leopolds allgemeines Wohlwollen gegen alle Menschen zeigte sich vorzüglich wirksam: in Barmherzigkeit gegen Arme und Nothleidende.

Die festgesetzten Allmosengelder, welche Er in Frankfurt an bestimmte Arme monatlich austheilen ließ, betrugen nach der Versicherung dessen, der sie ausgetheilt, 240 Thaler, und also jährlich fast dreytausend Thaler. Ausserdem haben hier in Braunschweig und an andern Oertern, viele Nothleidende, Wohlthaten von Ihm empfangen, auch gab Er gern durchreisenden Dürftigen; so daß gewiß der grössere Theil seiner Einnahme zu Werken der Liebe angewandt worden ist.

Um sich von dem Elende der Leidenden desto näher zu überzeugen, und dasselbe desto gewisser völlig zu heben oder doch erleichtern zu können: so erforschte Er es selbst. Er besuchte die Unglücklichen in ihrer Hütte, ging selbst an ihr armseliges Krankenlager, und veranstaltete für sie dann mit vielem Eifer, nach ihren Umständen und Bedürfnissen, zweckmäßige Hülfsmittel und erforderliche Pflege.

„Wie oft ging Er nicht auf Böden und Kammern viele Treppen hinauf, um Elende und Kranke, deren Noth Er erfahren hatte, aufzusuchen, nie zufrieden, als bis ihnen geholfen war; — wovon ich mehrmalen, da Er mich als Arzt zur Hülfe aufforderte, das Glück gehabt habe, Augenzeuge zu seyn *)."

Einst taufte Herr Prozen, am Abend drey Kinder, von denen eine Arme auf der Durchwanderung nach Schlesien begriffene Soldatenfrau entbunden wurde. Als er am folgenden Morgen, die Kranke besuchte, erfuhr er von ihr, daß ein Officier da gewesen sey, und ihr versprochen habe für die Pflege und Erhaltung ihrer Kinder zu sorgen, — dieß war der Herzog gewesen.

An einem andern Abend, geht der Gute bey einem Hause vorüber, hört ein ängstliches Stöhnen — geht herein, erfährt, daß eine verlaßne Arme, mit den empfindlichsten Schmerzen auf ihrem Strohlager ringt. Gleich geht Er zum Arzt, der schon schläft, und bittet ihn, aufzustehen, und der leidenden Kranken zu Hülfe zu kommen. — An dem Tage als man den Leichnam des Herzogs wiedergefunden, begegnete der Pr. H. in Frankfurt, der Wittwe Beiern, einer neunzigjährigen blinden Frau. Auf dessen Frage wohin sie sich leiten lassen wolle, antwortete sie: „zu dem Herzog." — „Aber was will sie denn da, sie kann Ihn ja nicht sehen?" — „Kann ich Ihn nicht sehen: so will ich Ihm doch noch die Hand küssen. — Ach Gott fuhr sie fort, und helle Thränen stürzten ihr dabei aus den Augen, nun ist mein Vater todt! Er brachte mir selbst, alle Wochen zwey Gulden.

Oft that Er dieses — daß Er den Nothleidenden selbst das Geschenk brachte.

Auf einem Spazierritt, sah Er eine alte arme Frau, mit einem Bündel Holz, das sie sich zusammengelesen, auf dem Rücken, in einem morastigen Wege beinahe hinsinken. Er steigt vom Pferde, wadet durch den Morast zu ihr hin, hilft ihr auf, bringt sie auf den trocknen Weg, und giebt ihr freundlich die Erinnerung: „ein andermal Mütterchen nehmt euch besser in Acht!"

Reich war auch Sein Leben, an den Tugenden, die die Früchte unumschränkter thätigster Herzensgüte sind. Er begegnete einem jeden, auch denen die weit unter Ihm waren, mit Höflichkeit, Herablassung und Leutseligkeit. Mit den ärmsten und geringsten Leuten sprach Er freundlich.

Wie richtig getroffen ist der Zug in Seinem Bilde! — *) „Erinnert euch nur an die freundliche liebevolle Miene, die auf Seinem menschenfreundlichen Gesicht wohnte; die der so sichtbare Abdruck Seines Herzens war, die Er jedermann entgegen trug, und die sich so tief in die Züge Seines Gesichts eingegraben hatte, daß selbst der alles entstellende Tod sie nicht verwischen konnte! Erinnert euch an die herablassende Güte, mit der Er jedem zuvorkam, um ihm Offenheit und Vertrauen einzuflößen, und den Abstand zu mildern, der sich zwischen Ihm und uns befand; an die eifrige Bereitwilligkeit, mit der Er jedem und auch dem Geringsten gefällig zu werden und ihm Freude zu machen strebte!"

Seinem guten Herzen war es nicht möglich, mit Vorsatz einem Menschen eine mißvergnügte Stunde zu machen. Er hatte viele Lebhaftigkeit und Gabe des Witzes, aber nie mißbrauchte Er dieselbe zum kleinsten Spott über Seinen Nebenmenschen.

Eine edeldenkende Fürstinn, gab Ihm unter Thränen, die Sie bei der Nachricht Seines Todes vergoß, das laute Zeugniß —, das ich selbst mit anhörte: —

„Ach der gute Prinz! Nie habe ich aus Seinem Munde ein Wort zum Schaden und bittren Tadel andrer Leute gehört, das meiste, was ich von Ihm gehört habe, war, daß Er andre vertheidigte, alles zum Besten kehrte, und für Leute, die Hülfe nöthig hatten, bat und sprach."

Selig und würdigst gepriesen ist der Mann, dem dieß Lob in die Gruft nachschallt! —

Bei Seinem lebhaften Gefühl der Menschlichkeit, empfand Er immer lebhafte Mitfreude über alles Glück und Gute, das Er bei andern erkannte, und das andre gewirket hatten.

Er selbst kannte kein größres Vergnügen, als Wohlthun und Helfen. Er empfand dieß Vergnügen immer aufs neue, so oft Er eine That der Menschenliebe verrichtete. Hatte Er bei der Ausführung derselben mit manchen Hindernissen kämpfen müssen, diese aber durch Seine unerschütterte Festigkeit, und Beharrlichkeit in der Ausführung eines angefangnen guten Vorhabens — (ein altes Tugendeigenthum des braunschweigschen Hauses) überwunden, wie innig froh und aufgeheitert war Er dann!

Daß Er das größte Vergnügen darin suchte — Wohlthäter und Helfer der leidenden Menschheit zu seyn, beweiset Sein eignes starkes Zeugniß davon, daß Er Seinem theuren Jerusalem gab, der auch in Seine Seele schon früh Grundsätze und Empfindungen aufgeklärter warmer Menschenliebe prägte.

„O was ist es für eine Freude helfen und dienen zu können! Könnte ich es nur noch mehr thun, als ich thue: so wäre meine Freude noch grösser! die größte Freude, die ich mir denken kann, ist die, einem Menschen das Leben retten; ach wollte mir Gott doch noch einmal in meinem Leben, diese Freude schenken!"

Ist dieß nicht ganz die Sprache eines Edlen, der Geistesstärke und Heldenmuth in seinen gutthätigen Bestrebungen für die Menschheit offenbart?

Stärke der Menschenliebe, zeigte Leopold; da Er, um desto mehrere glücklich zu machen und öfrer Menschenelend zu erleichtern, Seine eignen Ausgaben einschränkte — sich manche Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens versagte: — Er lebte nicht fürstlich, um wohlthätig seyn zu können.

Kraft und Ausdauern Seiner Güte war es, daß Er fest in Seinen menschenfreundlichen Entschliessungen blieb, wenn sich denselben Hindernisse widersetzten, und nicht ruhete, bis Er sie ausgeführt hatte.

Gewiß sehr selten, und darum desto preiswürdiger, ist eine solche Anstrengung aller Kräfte, ein solcher beständiger, rastloser nie zu ermüdender Eifer, der Menschheit Dienste zu leisten, als man bei Ihm fand.

Heroismus der Menschenliebe war es, daß Er den furchtbarsten Gefahren herzhaft entgegen ging, wenn Menschenrettung und Beschützung ihrer Wohlfahrt es erforderten.

In allgemeinen Nöthen der Stadt Frankfurt, war Er der Erste und Thätigste der zu helfen suchte. Bei mancher Feuersbrunst brachte Sein grosser und edler Eifer, selbst zur Rettung zu wirken, Ihn oft in augenscheinliche Lebensgefahr; und noch wenige Monate vor Seinem Rettertode, hatte Er sich bey einem Brande so weit gewagt, daß Er nur mit vieler Mühe gerettet werden konnte. Das war damals, als man Ihn bat, in Zukunft Seines unschätzbaren Lebens doch mehr zu schonen; der heldenmüthige Menschenfreund aber ant-

*) Zeugniß des Herrn Prof. Maier.

*) Aus H. Pr. Löffler's Gedächtnißpredigt. S. 19.

wortete: Ich vertraue der göttlichen Vorsehung, ich bin ein Mensch und muß meinen Brüdern helfen.

Durch Seine wachsame Sorgfalt, durch Seine trefflichen Rettungsanstalten, durch Sein anfeurendes Beyspiel, Zureden und Bitten, mit Ihm zu helfen, wurde manches Feuer gleich gedämpft, das der Blitz anzündete, oder das Unglück wurde doch nicht so groß, als es hätte werden können. Und bey jedem Brande, wie emsig sorgte Er dafür — wie genau sahe Er selbst allenthalben umher, daß nicht von dem geretteten Hab und Gut der Unglücklichen gestohlen wurde!

Bey der Wasserflut im Jahr 1780, verdanken es die Frankfurter, gleich nächst Gott, Seinem unermüdeten Eifer, daß die Vorstadt nicht überschwemmt wurde. Er war die ganze Nacht auf dem Damm der durchbrechen wolle, und arbeitete gemeinschaftlich mit Seinen Soldaten, den Durchbruch zu verhindern. —

Nicht um von Menschen gesehen und gepriesen zu werden that Er so viel Gutes. Er hatte einen wirklich demüthigen Sinn. Am liebsten erwieß Er Wohlthaten in der Stille. Man sahe Ihm immer eine Verlegenheit an, wenn Ihm jemand für empfangne Wohlthaten dankte; und das Gefühl der Bescheidenheit sprach in der edeln Schamröthe Seines Gesichtes, wenn Er Sein Lob hörte.

Daß Er nicht aus eitler Ruhmsucht, oder um Aufsehen zu machen, große und gute Handlungen verrichtete, dieß zeigte Er auch, als man über die Thüre, des auf Seine Kosten erbauten Schulhauses die Aufschrift gesetzt — Leopoldische Garnisonschule. — Er befahl, daß sie wieder weggenommen werden mußte, und ließ das Haus mit dem einzigen Worte — Garnisonschule — bezeichnen.

Er überließ sich keiner strafbaren herrschenden Leidenschaft, sondern lebte beständig in wahrer Mäßigkeit und Strenge gegen sich selbst.

Gegen Seine Aeltern empfand Er die zärtlichste kindliche Liebe. — Seinen Erziehern und Lehrern bewieß Er unveränderte Dankbarkeit. Mit einigen derselben unterhielt Er ununterbrochen, einen vertraulichen Briefwechsel; und immer sprach Er von ihnen mit Werthschätzung und Freude. Alle die das Glück gehabt, Seine Freude zu seyn, werden bis sie Ihn einst wieder sehen, mit Wehmuth, sich der offnen vertraulichen und beständigen Freundschaft erinnern, die Er wider die Hoffitte vieler Großen, gegen sie ausübte.

Wenn er nach Braunschweig kam, besuchte Er liebreich alle Seine alten Bekannten; und diejenigen, welche Ihm in Seiner Kindheit und Jugend Dienste geleistet — waren Sie auch sehr weit unter Ihm — ließ Er zu sich kommen, oder ging selbst zu ihnen, und unterredete sich mit ihnen sehr leutselig.

Für Seine Bedienten sorgte Er wie ein Vater — Er gab Ihnen ein beständiges gutes Beyspiel; Er antwortete einem Manne der Ihm seine Verehrung wegen Seiner guten Gesinnungsart, aufrichtig bezeugte:

„Ich darf nicht unrecht thun — es wäre für mich gedoppelt unrecht, denn ich habe so gute redliche Leute um mich, ich würde sie betrüben oder verschlimmern."

Angelegentlich bekümmerte Er sich um die Versorgung derselben nach Seinem Tode.

Angelegentlich bat Er oft die Seinen um diese Wohlthat. —

Bereitwillig ist die Fürbitte des guten Herrn erfüllt worden.

Als Weltbürger schätzte Er den Mann von Tugend und Verdienst, ohne Ansehen des Standes, der Person und Religionsparthey. Gern redete Er von guten Menschen, und wurde oft lebhaft gerührt vom Wohlgefallen und Vergnügen an ihren edlen Gesinnungen. —

Wahr ist das Lob:

„Wo sahe Er Edelmuth, selbst im schlechten Gewand und Kittel, den Er nicht ehrte?"

„Dem, welchen Er treu gegen Gott und König, fleißig in seinem Beruf, ohne alle Nebenabsichten, Wahrheit liebend und liebreich gegen andre fand, schenkte Er vorzüglich Seinen Beyfall."

Er liebte die Wissenschaften, strebte immer nach neuen Kenntnissen, hatte Achtung für gelehrte Männer, unterhielt Sich gern mit ihnen — sah die Professoren in Frankfurt oft bey Sich, und besuchte dieselben. Große Verdienste erwarb Er sich um die Akademiez und Er hat den Wissenschaften auch dadurch manchen wahren Dienst erwiesen, daß Er viele arme tugendhafte fähige junge Leute mit Geld und Empfehlungen unterstützte, sich der Erlernung derselben zu widmen.

Nur einige Tage vor Seinem Tode, schrieb Er noch zum Besten eines solchen Jünglings an den Prof. Hausen einen Brief, daraus folgende Stelle bekannt gemacht zu werden verdient. — — — „Der Ueberbringer ist völlig von Geld entblößt, hat keine Aussichten, sein Glück zu machen, aber ist fromm und tugendhaft. Gehen Sie ihm mit Rath und That an die Hand, damit er seinen Endzweck erreiche; und sagen Sie mir, so wie es nur Ihre vielen Geschäfte erlauben, wie ich helfen soll. Gott wird Sie dafür segnen; und Sie helfen durch Ihren Rath keinem Unwürdigen, keinem Undankbaren*).

Herzogs Leopold glorreicher Tod.

Sein ganzes Leben war die würdigste Zubereitung zum Tode, denn Sein Herz war von Ehrfurcht für die Religion erwärmt und in Seinen Handlungen folgte Er ihren Anweisungen, christlich und gut, rechtschaffen und menschenfreundlich zu seyn. Er beschäftigte sich oft, mit ganz eigentlichen Gedanken an den Tod und die Ewigkeit. In Braunschweig sagte jemand zu Ihm: Seine Schulanstalten machten Ihm viele Kosten und Mühe, Er antwortete:

Ach diese übernehme ich gerne! denn wir Menschen müssen uns beständig zum Tode bereiten, und die allerbeste Zubereitung ist, wenn wir beständig Gutes zu wirken bemüht sind! — Herrliche Worte! Fromme Gesinnungen! Das ist ja ganz genau Christus Sinn und Ausspruch. Joh. 9, 4.

Als auch hier eine würdige Christinn bey einem Gespräch, darin Er ganz Sein gutes Herz zeigte, Ihm sagte: Er wäre noch jung, und würde noch viel Nützliches zu Stande bringen — erwiederte Er:

Ach Theure, ich kann aber auch jung sterben. Mein Stand ist voll Gefahren. Ich denke täglich an den Tod, mitten unter den Zerstreuungen und Vergnügungen des Lebens denke ich daran.

Kurze Zeit vor Seinem Tode, schrieb Er in einem Briefe an Seinen Herrn Bruder, den Herzog Friedrich unter andern großen Gedanken eines christlichen Helden, auch diesen:

— „Sollte es nicht zum Kriege kommen, so lange ich lebe: so werde ich diese Zeit um desto mehr anwenden, mich zur großen Reise nach jener Welt gefaßt zu machen."

Am Tage vor Seinem Tode, war noch Seine letzte Unterhaltung bey der Tafel, von der Unsterblichkeit und dem Zustande der Seele nach dem Tode, davon Er so oft und so gern sprach.

Am Morgen Seines Todestages zeigte Er wider Seine sonst gewöhnliche Lebhaftigkeit, eine außerordentliche Ruhe des Geistes. Es befremdete dieß Seine Bedienten, da die Gefahr der Wasserfluth sich immer vergrößerte und viele Einwohner der Vorstadt schon in hoher Noth waren. Als einer derselben deswegen sagte; „so ruhig habe ich Ew. Durchlaucht noch nie gesehen," antwortete Er: dieß ist gut, man muß oft ruhig seyn. Vorzüglich muß man bedachtsam seyn und alles wohl überlegen, wenn Gefahr da ist." Daß Er nach Seinen Worten auch hier gehandelt, daß Er die Gefahr, welche der Stadt drohete, bedacht, alle dabey zu bemerkenden Umstände wohl überlegt, die wirksamsten Rettungsmittel gewählt, und Verfügung getroffen, daß sie an dem Orte, wo sie am nöthigsten waren, sollten gebraucht werden, — dieß beweißt der Brief, den der auf Menschenwohl immer Sinnende, an den Herrn Obersten von Frankenberg, kurz vor Seinem Hingang zum Rettertode geschrieben, und den man auf Seinem Schreibepult fand. Es ist durchaus in demselben, die Sprache einer ruhigen Seele; mit reifer Ueberlegung ist darin Befehl gegeben, wie die Soldaten, welche an dem Ort wo die Wasserflut am gefährlichsten, wohnten, ihre Sachen schleunig retten, und dann helfen sollten, den Damm zu schützen.

Diese besondre ruhige Gemüthsverfassung an Seinem letzten Morgen, giebt eine große Aufklärung über den Grundsatz Antrieb und das Gefühl, darum Er Sich in Todesgefahr wagte. Wahrlich nicht aus rascher Unbedachtsamkeit, Seine Seele war gerade auf das Gegentheil gestimmt. Auch waren schon einige Leute sicher über den ausgetretnen Strom gekommen, und Er befahl den Schiffern, gerade deren Weg zu nehmen. Er brauchte also alle bedachtsame Sorgfalt, und durch edle Bewegungsgründe wurde Er zu dem Entschluß und wirklichen Unternehmen, das Ihm Sein Leben kostete, angefeuert. — —

„Drang Seines großen und guten Herzens, das so ganz von mitleidigem Gefühl durchfloß, starkes Vertrauen auf Gott, das Er immer in Gefahr empfand, und gewisse Erwartung, durch Sein vorleuchtendes Beyspiel, mehrere zu begeistern,

---

*) Gedächtnißschrift, S. 25.

brachten Ihn zu dem Entschluß, den Nothleidenden mit Beiseitesetzung aller eignen besorglichen Gefahren zu Hülfe zu eilen." — Immer stärker wurde Sein Mitleidsgefühl: so wie mit der Flut die Noth der Unglücklichen stieg. Länger widerstehen konnte Er demselben nicht, als eine Mutter vor Ihm niederfiel, und Ihn händeringend anflehte, Er möge Ihre Kinder retten lassen. — Nun Er, wie ein Held, der sich aus den Armen seiner weinenden Familie, die ihn nicht, von sich lassen will, losreißt, und zu Siegesthaten hineilt, aus dem Kreise Seiner sich um Ihn drängenden und zitternden Getreuen hinweggeeilt, zum Ufer hin; immer noch stehen sie Ihn, Sich nicht in die Gefahr zu begeben, aber Er antwortet: Was bin ich mehr, wie ihr? Ich bin ein Mensch wie ihr, und hier kommt es auf Menschenrettung! — Nach diesen Worten, — die werth sind, mit goldnen Buchstaben in den Zimmern aller Großen zur beständigen Erinnerung angeschrieben zu stehen, steigt Er in den Nachen — und will empfinden, die Freude — die Er sich immer als die größte aller Freuden gedacht, und von Gott als eine Wohlthat erflehet hatte — will Menschen vom Tode retten. Entschlossen und herzhaft wagt sich der Menschenretter in die reissen Flut — grüßt zuletzt noch heiter und freundlich, die am Ufer Ihm zitternd nachsehen — —

— — Gott! Heiliges Dunkel verbirgt uns itzt noch deine weisen Rathschlüsse — in Seinem menschenfreundlichen Heldengeschäfte — sinkt Er in die Tiefe — und stirbt in dem Augenblick des Sinkens. — — — —

* * *

Leopold.

stirbt im Sinn und Vorsatz, im wirklichen edelmüthigen Bestreben, Retter unglücklicher Menschen zu werden. — Er stirbt aus mächtigem untilgbarem Gefühl des Mitleidens. — —

Er stirbt nach unsers Heilandes Jesu Lehre und Beispiel, den Rettertod.

Sein Leben hatte Er gewidmet dem Nutzen der Menschheit, Sein Leben läßt Er im Dienste der Menschheit.

Die große Handlung womit Er Sein tugendreiches Leben im wahren Christussinn und Christusgeschäfte so rühmlich beschloß, bringt Ihm gewiß ewige Würde und seligste Belohnung, dort, wo der höchste Richter das Scherflein der gutthätigen Wittwe, und den Trunk kaltes Wasser, womit der menschenfreundliche Arme den verschmachteten Wandrer erquickte, reichlich vergilt.

Ein jeder, dessen Herz versteht, was wahre Größe, und fühlt, was liebenswürdige Tugend ist — wird in Ihm den grossen und guten Mann verehren.

Seine Todesart giebt Ihm in der Geschichte der Menschheit, einen so preiswürdigen nutzbaren und unsterblichen Ruhm, als Er sich nicht darin erworben hätte, wenn Er im Getümmel einer blutigen Schlacht auf dem Siegesfeld geblieben wäre. — —

Die grossen Empfindungen der Wehmuth, die lauten Klagen des Schmerzes, die bedauernden Stimmen der Liebe und Ehrerbietung, die Sein Verlust allgemein verursacht — die mit dem deutschen Bidermann, alle Edle in andern Nationen fühlen und erheben, — — sind ein merkwürdiger Beitrag zu dem Beweise, daß Gottes Vorsehung noch immer das allgemeine Gefühl für das Gute und Edle unter seinen Menschen, fortdauern und fortwirken läßt. Ein schätzbarer Beitrag dazu, ist das wetteifernde Bemühen, nicht nur der öffentlichen Sprecher für das Beste der Menschheit, sondern auch vieler Tausende, die im Stillen dafür arbeiten, Leopolds Andenken den Nachkommen ehrwürdig zu erhalten und wichtig zu machen.

Vielleicht richten auch wohl einige Wenige, über Leopolds letzte That, strenge oder empfinden ihren Werth nicht. Leser, der du wärest von diesen Wenigen — der du verkennen könntest, des Edelmüthigen menschenfreundliche Absicht — —

Gott bewahre mich vor deinen Grundsätzen, und lasse mein Herz nie so unempfindlich für eine grosse und gute That werden!

Die Hauptquelle dieser Characteristik sind —
Ungedruckte Briefe und sichre Nachrichten.
Die Aufsätze in der berlinischen Monatsschrift, von Hr. C. R. Protzen und Hr. Feldprediger Krüger.
Mar. Julius Leopold, eine historische Denkschrift von Hausen.
Herzog Leopold der Menschenfreund, von From.

Barthold Feind,

der Sohn eines Schullehrers zu Hamburg, ward daselbst im Jahr 1678 geboren, widmete sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit, und erhielt nach vollendeter akademischer Laufbahn, das Diplom eines Licentiaten d. R. Nachdem er Italien und Frankreich bereist, practicirte er eine Zeit lang als Advocat in Hamburg, trat dann in schwedische Dienste und starb 1721 als Staatsgefangener (weil er gegen Dänemark geschrieben hatte) zu Rendsburg.

Er gab heraus:

Deutsche Gedichte. Erster Theil. (Mehr erschien nicht.) Stade, 1708.
Das Lob der Geldsucht. Aus dem Holländischen. Hamburg, 1704. 8. Köln, 1709.
Das verwirrte Haus Jakob u. s. w. Hamburg, 1704. 4. Naumburg, 1708. 4.
Der heldenmüthige Monarch von Schweden, Karl XII. Stade, 1707. 4.
Römisches Abrilfest u. s. w. Hamburg, 1716. 4.
Carneval der Liebe. Hamburg, 1702. 4.
Character eines großen Regenten. Hamburg, 1711. 4.
Echo und Serenata an dem Luis und Senthumischen Vermählungsfeste. Hamburg, 1714. 4.

Ein treffendes Urtheil über Barthold Feind, einen Nachfolger der zweiten schlesischen Schule, fällt Franz Horn („Poesie und Beredsamkeit der Deutschen," Th. II, S. 112) mit folgenden Worten: „dieser Schriftsteller, der, wo möglich, die Lohenstein'sche Art und Kunst noch zu steigern versuchte, gehörte zu den seltsamsten Erscheinungen in unserer Literatur, obgleich er nur sehr wenig gekannt ist. Bei einer nicht gemeinen Anlage zum Studium der Philosophie und der steten Hinneigung zu einer oft sich selbst misverstehenden Mystik, scheint sich zuletzt noch ein mit jenen Bestrebungen schwer zu vereinigender unglückselig verworrener Enthusiasmus für die Politik seiner bemächtigt zu haben, der bei der Ohnmacht, in der er sich befand, seinen Träumen Realität zu geben — eine Art von Wahnsinn in ihm erzeugen mochte, von dem sich einige leise Spuren in seinen Gedichten antreffen lassen." — Uebrigens war er durchaus nicht ohne Talent für didactische Poesie und wußte die Sprache mit Kraft und Gewandtheit zu beherrschen, doch ließ er sich überall zu sehr vom Phantastischen in dem damaligen schlechten Geschmack hinreißen und behandelte aus Mangel an Tact, oft die wunderlichsten Dinge, mit großer Selbstgefälligkeit. Mehr als eine literärische Kuriosität, als um ihres Werthes willen, theilen wir hier eine Abhandlung über die Oper und zwei Hochzeitsgedichte von ihm, mit.

Gedanken von der Opera.*)

Niemand darff mich eben für einen Misantropo ausruffen, wenn ich sage: daß eine Opera, Drama per Musica, oder Musicalisches Schauspiel, ein unnatürliches Ding und prächtige Gauckelei sey, worinnen die Poesie mit der Music, so wol Sing- als Spielkunst, in der höchsten Fürtrefflichkeit pflegt angetroffen zu werden. Ein jeder wird leichtlich abnehmen, daß allhier von guten Opern, so wol was die Music und Poesie, als das Theatrum, die Acteurs und die Verwandlungen betrifft, die Rede sey. Jedwede Nation hat hierinnen vor den andern den Vorzug, die Italiänische vor den Frantzösischen, die Frantzösische vor den Italiänischen, die Teutsche vor den Frantzösischen hinwiederum, aber nicht vor den Italiänischen, und die Frantzö-

*) Aus: Barth. Feind's deutschen Gedichten.

ſiſche vor den Teutſchen. Die Frantzöſiſche Folie übertrifft alle andre in unnatürlichen Dingen. Die Italiäniſche Thorheit in natürlichen, und die Teutſche Gaudeley in Einfalt: ſo daß jene mehr den Horizont der Thorheiten überſteigen, und auf den höchſten Gipfel klimmen; dieſe aber, aus Schwachheit, ſo weit nicht kommen, weil ſie keine ſolche beaux esprits haben. Die Frantzoſen haben jedoch die Entſchuldigung zu hoffen, daß ſie von den Italiänern und Teutſchen zu dieſer pompeusen Schwachheit verführet und gereitzet worden; Denn alle ihre Opern ſind viel jünger, als die Italiäniſche und Teutſche, welches aus dem Privilegio, ſo der itzige König der Academie de Musiciens, wie ſich das Pariſiſche Opern-Collegium nennet, ertheilet, ſattſam in der Anführung erhellen wurde, wenn es nicht eine bekandte Sache. Vor 1671 iſt, meines Wiſſens, keine Opera jemals in Franckreich aufgeführet worden, derer man nunmehr bey 80 Pieces bey nahe zehlet, alle von Heydniſchen Göttern, Griechiſchen Mährlein, tapffern Amadis-Rittern, Balletten oder andern ſelbſt inventirten Sachen, zu Ehre ihres Monarchen, und meiſt lauter der kläglichſten Tragedies, worinnen ſie ſehr glücklich, wie die beſten Heroiſchen Geiſter. Die Vertu ihrer Virtuosen, ſo viel ich derſelben geſehen und gehöret, iſt ſo mittelmäſſig, daß man kaum einen Unterſchied unter dem ordinären, natürlichen und künſtlichen Geſang vernehmen kan. So ſehr different ſind ſie von den Italiänern, und (wiewohl wenigen) Teutſchen, bey welchen die Kunſt höher geſtiegen, und zwar ſo hoch, daß ſie faſt ohne Vergleich. Es iſt auch eine lautere Pasquinade, wenn man ſagt: Dolet Italus, Hispanus flet, Germanus boat, Flander ululat, solus Gallus cantat, womit ſich die müſſigen Mönche divertiren. Der weiſe St. Evremont, ſo unpartheniſch vielen auch ſeine Raisonnemens dünken möchten, kan ſich, meinem Urtheil nach, ſo ſehr der Affection gegen ſeine Landesleute nicht enteuſſern, daß man nicht etwas menſchliches aus ſeiner Meinung zu ſchlieſſen Urſache hätte, wenn er ſeiner Nation allein die beſte Manier der Singekunſt in dieſen Worten zuſchreibt: Pour la maniere de chanter, que nous appelons en France: Execution, welches die gröſte Vollkommenheit, je croy sans partialité, qu' aucune Nation ne sçauroit raisonnablement la disputer à la nostre. Die angenehme und kunſtreiche Italiäner cenſirt er auf folgende Art: Les Italiens ont l' expression fausse, ou du moins outrée, pour ne connoistre pas avec justesse la nature, ou le degré des passions; c'est eclater de rire, plûtôt que de chanter, lors qu'ils expriment quelque sentiment de joye; S'il veulent soûpirer, on entend des sanglots qui se forment dans la gorge avec violence, non par des soûpirs qui échapent secretement à la passion d' un coeur amoureux; d' une reflexion douloureuse, ils font les plus fortes exclamations; les larmes de l' absence sont des pleurs de Funerailles; le triste devient si lugubre dans leurs bouches, qu'ils font des cris au lieu de plaintes dans la douleur; et quelquefois ils expriment la langueur de la passion, comme une défaillance de la nature. Von den Engelländern ſagt er: J'ay veu des Comedies en Angleterre où il y avoit beaucoup de Musique; mais pour en parler plus discretement, il m'est imposible, je n'ay pû m' accoustumer au chant des Anglois. Verſtändige und erfahrne Muſici müſſen hier den Ausſchlag geben, da Evremont wider den gemeinen Gout und Approbation faſt des gantzen Europa von den Italiänern redet, und die Frantzoſen allein zu Sänger macht. Je leichter uns der Begriff eines Dinges fürkömmt, je eher ſtimmen wir ſolchem, zumahl wenn es eine Kunſt, bey; Und dieſes, wenn man es erräht, möchte wol die fürnehmſte Urſache ſeyn, warüm viele einen Gout an der Frantzöſiſchen Vocal-Music finden, indem die Italiäniſche ihnen, weil ſie künſtlicher, zu ſchwer. Ich habe von vielen verſtändigen Leuten die Opern deswegen, wo nicht gar verwerffen, doch wenigſtens ſcharff tariren hören, weil man alles abſinget. St. Evremont in ſeinem Discours sur les Opera ſagt p. 268. Tom. 2: Il' y a une autre chose dans les Opera tellement contre la nature, que mon imagination en est blessée, c'est de faire chanter toute la Piece depuis le commencement jusqu' à la fin, comme si les personnes qu'on represente, s' estoient ridiculement ajustées à traiter en Musique, et les plus communes, et les plus importantes affaires de leur vie. Peut on s' imaginer qu' un Maitre appelle son Valet, ou qu'il luy donne une commission en chantant, qu' un amy fasse en chantant une confidence à son amy, qu' on delibere en chantant dans un conseil, qu'on exprime avec du chant les ordres qu'on donne, et que melodieusement on tue les hommes à coups d' épée, et de javelots dans un combat; Mich däucht, ein Knabe, wenn er zum erſtenmahl eine Opera lieſet und ſiehet, fället gleich ein ſolches Urtheil, wenn man ihn, wie alle Zuſchauer, zu überreden trachten würde, daß ſolches wahr, und der Poet durch ſeine Acteurs ſolches für etwas gantz natürliches ausgeben wollte, was eine Fiction ſeyn ſoll. Die Wahrheit wird in den Schauſpielen durch Fictiones vorgeſtellt, denn ſonſt müſten es keine Verſe ſeyn, die man redet und abſinget. Man ahmet nur der Natur einiger maſſen nach, und wer was gantz natürliches ſehen will, dem giebt der groſſe Schauplatz der Welt täglich neue Praesentationes, nicht aber der kleine, in Opern und Comödien. Ein Schauſpiel iſt, ſo zu ſagen, nur ein Schattenſpiel, allwo man zwar etwas ſiehet, aber kein Fleiſch und Bein berühret, und wenn man bey hellem Tage einige hundert Lichter anbrennet, und der Zuſchauer im Finſtern in die Opera tritt, wer will ihn überreden, daß die Acteurs verlangen, er ſolle glauben, daß es Nacht ſey, da noch die Sonne übern Horizont ſtehet? Statuen, Fontainen, Cascaden etc. ſind und bleiben deshalb etwas Natürliches, ob ſie gleich kein Geiſt beſeelet, und die Natur dahin verordnet; dennoch hört man nicht, daß die Einbildung, ſo wir daran haben, mit verſteinert werde. Das Recitatif, von allerhand Sorten, ſo in den Opern abgeſungen wird, iſt von den ordinären Melodien der Arien, Lieder und Geſänge ſehr weit abgeſondert. Wenn etwas gefraget, erzehlet, anbefohlen oder abgeleſen wird, ſo hat ein jedes in der Muſic ſeine eigene Regel, Ton und Harmonie. Ein Semicolon, Punctum, Signum interrogandi, Exclamationis, Colon und Comma hat ſeine Geſetze und Cadence, die, wie Feuer und Waſſer, differiren, und wenn ein Acteur einen Brief ſingend abliest in einer, von einem exquisiten Musico verfertigen, Opera, wie von Reinhard Keyſern, ſo wird man faſt ein tertium quid unter Singen und Sprechen bemercken, welches man vom gantzen Recitatif ſagen muß; es ſey dann, daß man daſſelbe die gantze Opera durch, ſo ſtarck als die Arien accompagnirte, wie im Hagge ſolche ſeltſame Gewohnheit im Schwange gehet, die nicht anders als verdrießlich ſeyn kan, weil man kein Changement hat, und faſt durch das continuirliche durcheinander Schwermen der Inſtrumenten betäubt wird. Ich weis wohl, daß man zuweilen ein Recitatif Arioso oder obligato ſetzet; Allein, es muß ſolches entweder auch al Arioso von dem Poeten componirt ſeyn, wie in dem Antiochus und Stratonica Act. 1. Sc. 3, oder ein ſonderlicher Affect ausgedruckt ſeyn, als eine Raſerey, zitterndes Gewiſſen ꝛc. Ich glaube auch nicht, daß ein vernünfftiger Menſch leicht in Abrede ſeyn werde, daß man nicht im Singen einer Rede zehnmahl mehr Nachdruck geben könne, als in der Declamation und ſimplen Sprache. Denn was iſt wohl das Singen anders, als die Erhöhung der Rede und Stimme mit der höchſten Krafft und Nachdruck? Eine erhöhete Rede aber bleibt darüm doch eine Rede, ob ſie gleich in einem andern Thon recitirt wird, und gar nicht etwas unnatürliches. Ich geſtehe willig, daß es offt einen etwas albernen Nachdruck habe, wenn man keinen Unterſcheid in den Expressionen unter Erzehlungen, Ableſungen, Fragen, Antwort ꝛc. machet, wie die Anfänger und Idioten in der Muſic ihrer Singſpiele, die nicht einmahl recht wiſſen, was das Wort Opera in ſeinem waren Verſtande ſagen will. Allein, wie ſolches der Kunſt der Virtuoſen unnachtheilig; alſo benimmt die Unwiſſenheit der Kunſt nichts, und man darff nicht ſagen, daß ſie unnatürlich ſey. Wenn man in der Poeſie der Muſicaliſchen Schauſpiele die Könige, Käyſer und Käyſerinnen von einem Bohten duzen läſt, und nach der waren Eigenſchafft der Poetiſchen Schreibs Art keinen Unterſcheid unter Du, Er, Ihr und Sie macht, es rede ein Printz zu ſeinem Bedienten, oder ein Printz zum andern, ſo duzen zwar in vita civili die Fürſten ſich nicht; aber es iſt darüm üblich in der Poeſie, vornehmlich in Schauſpielen, und nicht unnatürlich. So unterredet man ſich auch nicht im gemeinen Leben carminice, und kein Herr befiehlet ſeinem Knechte die Schuhe zu putzen in Verſen, dennoch habe ich in dieſem Stücke keinen ſich ſonderlich über die Opern beſchweren hören. Solte man aber Opern in Proſa machen, ſo blieben ſie keine Opern mehr. Denn eine Opera iſt ein aus vielen Unterredungen beſtehendes Gedicht, ſo in die Muſic geſetzet, als welche der Verſe wegen allhier gebraucht wird, nicht aber ümgekehret, weil der Poet den Musicum zu allerhand Inventionen veranlaſſet, und der Musicus dem Poeten folgen muß. Il y en ſagt Mr. B. in den Remarques Critiques, morales et Historiques p. m 36. qui pretendent détruire l' Opera, en disant qu'il n'est pas naturel de s' entretenir en rimant? Je trouve même que le premier est plus naturel que le dernier. Les enfans chantent en leur maniere, des le Berceau, et aussi tôt qu' ils commencent à parler, mais nous ne les entendons pas parler en faisant des vers: welches letztere aber auch keinen Stich hält; denn die Kinder reden offt ſo wol, als alte Leute, unwiſſend und von Natur Verſe, auch manchesmahl Reime. Ich weis auch nicht, ob S. Evrement ſich nicht einiger maſſen contradicire, wenn er c. l. p. 271. ſagt: Je conseilleray de reprendre le goust de belles Comedies, où l' on pourroit introduire des danses, de la Musique, qui ne nuiroient, en rien à la representation; on y chanteroit un Prologue avec des accompagnemens agreables; dans les Intermedes le chant animeroit des paroles qui seroient comme l' esprit

de ce que l' on auroit representé; la representation finie, on viendroit à chanter une Epilogue, ou quelques reflexion sur les grandes beautes de l' ouvrage, etc. etc. Denn wenn man das Vor- und Nachspiel absingen darff, ohne etwas unnatürliches zu begehen, warum denn nicht das gantze Schauspiel? In dem Prologue und Epilogue kommen ja eben solche Unterredungen vor, als in der Opera selber, und man theilt darinnen so wol Befehle aus, als man sich wegen einer unvermuhteten Ankunfft erdichteter Gottheiten bespricht, davon alle Prologuen vor den Frantzösischen Opern Exempel abgeben. Ob aber St. Evremont andre Inventiones darinnen würde angebracht haben, davon hätte gerne eine Probe gesehen. Solche Meinung, daß alles nemlich singend zu recitiren, unnatürlich seyn soll, zieht auch mehr Folgerungen nach sich, für deren Application die Päbstliche Clerisey, seine Glaubensgenossen, ihm übel würde verbunden gewesen seyn, wenn er solche hätte dürffen mercken lassen. Denn wie viel Gebehter, und wie viel Redensarten, die fast unumgänglich solten declamiret werden, hört man nicht absingen? Es ist solches eine, von uhralten Zeiten her übliche, Gewonheit, die eben so wenig unnatürliches inferiret, und ich möchte wol wissen, ob St. Evremont an gewissen Festtagen seiner Kirche der Schüler abite fratres nach vollendetem Gottesdienst, insonderheit bey den Jesuiten in Brabend, am Donnerstage vor dem 1 Advent, ausser seinen Reflexions über die Opera, absingen hören können? Von den alten Barden und Druiden ist bekandt, daß sie alle Heroische Thaten ihrer berühmten Generalen und Helden in Versen abgefasset, und solche öffentlich bey der Tafel abgesungen. Daß der grösseste und vollkommenste Poet der Welt, der blinde Homerus, auf dergleichen Art durch seine Gedichte sein Brodt sich erworben, weis ich nicht, ob es eine Pasquinade, oder ein warhafftes Vorgeben. Ich solte vielmehr davor halten, daß es eine, nicht eben allzusubtile, Invention von seinen Feinden, Neidern, oder der Poesie Unkündigen, und also Ubelwollenden sey. Insgemein suchen die Unverständige sich über die Wissenschafften und derselben Erfahrungen zu mocquiren, und müste ich mich, wenn es wahr, nicht so sehr über die Gedult der Zuhörer verwundern, als daß Homerus ziemlich lange hätten aushalten können. Dieses weis ich aber wohl, daß Aristoteles von den Scythen erzehlet: daß Agathyrsis ihnen seine Gesetze in Versen gegeben, wie Tacitus von den Geschichten und Annalibus der alten Teutschen vermeldet, wovon denn auch der seelige Herr von Lohenstein in seinem Arminio viel Exempel einfliessen lassen.

Aber es wird nicht nöhtig seyn, in einer unnützen Critique sich länger auffzuhalten. Man hat weit grössere Mängel bey den Opern, so wol in Ansehung der Sujets, der Acteurs, und der Posie, als des Theatri, und dessen Einrichtung und Verwandlungen. Ein für allemahl wird es von der vernünfftigen Welt des-approbiret, Biblische Geschichte auf dem Theatro zu bringen, und heilige Sachen auf dem Schauplatz der höchsten und prächtigsten Eitelkeiten zu profaniren. Man wird es mir nicht abstreiten können, daß, nach dem Zustande und Beschaffenheit itziger Zeiten, in welchen die Christliche Sitten von den alten so sehr different, viele herrliche Geschichte aus der Bibel uns die vollkommenste Materie zu den Schauspielen an die Hand geben könnten, üm die Heydnische Götterfratzen wegzuschaffen, und solche mit Einführung der Engel, oder, wie es der selige Herr Lic. Postell in Hamburg im Gebrauch hatte, mit Schutzgeistern zu ergänzen. Allein man erwehle auch nur ein indiferentes Sujet, so wird sich doch ein Christliches Gemüht daran ärgern, oder entweder eine einfältige Meinung davon haben, oder gar in seinem Glauben und Gewissen sehr indifferent seyn, wenn er die foiblesses der heroum Scripturae auf dem Theatro ohne Eckel so deutlich siehet. Man möchte muhtmassen, als suchte ich einigen Leuten, die aus keiner übeln Absicht dergleichen Stücke zu Schauspielen erwehlet, Tort zu thun, und ihre, bey der Welt erworbene, und wohlverdiente Reputation zu verkleinern. Allein, üm dieses Argwohns mich zu befreyen, gründe mich auf das vernünftige Urtheil und Beyfall des Evremonts, dessen Gedancken folgender massen Tom. 3. seiner Oeuvres melées p. 57. entworfen sind: Le Théatre perd tout son agrément dans la representation des choses saintes, et les choses saintes perdent beaucoup de la religieuse opinion qu'on leur doit, quand on les represente sur le Theatre. Wiewohl er führet mehr Gründe an, und sagt, daß die Passages mit dem rohten Meer, Simsons Esels-Kinnbacken, Josuä Geboht wegen Stillstehung der Sonnen ꝛc. ꝛc. auf dem Theatro nicht würden für wahr gehalten werden, und vermeinet daher, daß, wenn man erstlich auf dem Theatro daran zu zweifeln anfienge, auch nachmahls in dergleichen Casibus leicht ihre Wahrheit in der Bibel würde im Zweifel gezogen werden: welche letztere Raison mir aber nicht allerdings suffisant fürkömmt. Die Italiäner halten sich mehrentheils, aus Liebe zu ihrem Vaterlande, mit Römischen und Griechischen Sujets auf, welcher Genie sie auch fürtrefflich auszuführen wissen, wie der unvergleichliche Noris erwiesen. Die Frantzosen aber mit fast lauter Ovidianischen Fabeln, und von selbst, zur Ehre ihres grossen Ludwigs, inventirten Sachen, bey welchen letztern sie insgemein mehr auf die Individua der tantzenden Personen, zumahl wenn es fürnehme Herrn, und derselben Qualité reflectiren, als auf die Materie und Character dessen, so die Acteurs vorstellen sollen: Nicht zu gedencken der unerhörten Schmeichelenen und Allegorien, zumahl, wenn sie von den Thaten ihres Monarchen prahlen, wovon Limn. in Not. Regn. Fr. l. 1. c. 3. in fin. p. 38. und Schardius T. 2. Hist. Germ. p. 841. nachzulesen, noch besser aber alle ihre Ballets, Prologuen, Panegyrici etc. als die deutlichste und unümstößlichste Exempel. Ob auch gleich die Frantzosen glücklicher in Ausführung und Execution erborgter Inventionen sind, als in der Selbsterfindung, so muß man ihnen doch auch ein glückliches Naturell in Ausfindung und Ausübung der Vorspiele zuschreiben. Damit aber wird nicht gesagt, daß die Italiäner ihnen darinnen weichen; eben so wenig, als es ihnen die Teutsche gleich thun, von welchen letztern ich kein Vorspiel, ausser ein einziges von dem seligen Lic. Postell, gelesen, welches anzuführen würdig. Wolte ich dem Leser einen Eckel machen, so würde ein Dutzend solcher Gattung aus Weissenfels holen müssen. In Hamburg ist man gantz degoutirt für die Heydnische Götterfabeln, und wüste ich kein einziges Exempel von dieser Sorte, welches recht rëussiret: Wiewohl ich der sichern Meynung bin, daß daselbst kaum 20 anzutreffen, die die Delicatesse einer Opera, oder derselben Vertu und Beschaffenheit, aus dem Grunde inne haben, und aus dieser so geringen Zahl ist offt keiner zugegen. In Venedig und Paris hat man desto klugere Auffmercker, welches die Poeten animiret, üm desto mehr, da einer 400 Rthlr. Species, und in London manchesmahl bey 800 Rthlr. vor der Composition zu erwarten hat, ja wol gar offt 200 Guinees, über 2600 Marck Hamburger schwerer Müntze, indem das andre oder dritte mahl vor dem Poeten gespielet, und in solchem casu der Preis der Entrée verdoppelt wird. Man nehme nun ein Sujet her, wo man wolle, so müssen doch allemahl die Caracteres der auffzuführenden Personen mit ihren Gemühtsbeschaffenheiten für andern unterschieden, und genau in Obacht genommen werden. Zum Exempel: Wenn man einen grossen König und den weisesten Regenten von der Welt präsentirt, hat man sich allerdings in acht zu nehmen, daß er nicht alles glaube, was ihm ein possirlicher Bothe fürbringe, und darnach ein Urtheil fälle: Dergleichen Exempel, weil sie noch nicht alt, mir so gar schwer nicht beyzubringen fallen würden, so ferne ich dazu Lust hätte. Ein Philosophus, Grosmühtiger, Verliebter, Verzweifelnder, Rasender, Mistrauischer, Eyfersüchtiger, Zweifelmühtiger, ꝛc. muß nach seiner Gemühtsbeschaffenheit seine Person präsentiren, und seine eigne, von den andern weit abgesonderte, Reden vorbringen: worzu aber sehr viel und eine grosse Capacité erfodert wird, da denn nicht hundert, sondern tausenderley Veränderungen vorkommen, darnach die Zeiten, die Lebensart und Sitten allerhand Nationen differiren.

Solte ich dieses durch Exempel bestätigen, müste ich mir fürgesetzet haben, einen weitläufftigen Tractat besonders hievon zu schreiben, welcher jedoch denen Connoisseurs nicht so gar verdrießlich zu lesen fallen würde. Die Observansi des Spatii XXIV horarum ist heute zu Tage nicht mehr im Gebrauch, und hat der Jesuit Masenius dessen Nichtigkeit sattsam erwiesen. Man weis auch nicht einmahl, ob Aristoteles, in Vorschreibung der Zeit von einem Tage, einen natürlichen Tag von 24 Stunden, oder einen künstlichen, von 12 Uhr, wolle verstanden haben, worüber sich so viele die Köpffe gebrochen. Der hochberühmte Frantzösische Tragicus Mr. P. Corneille sagt in seinem, dem 3. Tomo vorgesetzten, Praeliminar Discours hievon: Pour moy je trouve qu'il y a des sujets si malaisez à renfermer en si peu de temps, que non seulement je leur accorderois les vingt-quatre heures entières, mais je me servirois meme de la licence que donne ce Philosophe de les exceder un peu, et les pousserois sans scrupule jusqu' à trente. Er führt hernach einige Exempel aus dem Euripide und Aeschylo an, wodurch er bestättiget, daß diese grosse Griechische Poeten selber dawider gefehlet. Allein, es ist solches nicht nöthig. Methodus ist und bleibt allemahl arbitraria, und wer einem andern so grosse Auctorität geständig seyn will, dem wird es niemand verwehren. In redenden Trauerspielen, wovon Aristoteles und Corneille reden, ist freylich die Freyheit sehr eingeschrenckt, und die Griechen und Lateiner, ja auch die jüngern Teutschen, als Lohenstein, Gryph, Halman und Haugwitz, haben sich an diese Regel gar sehr gehalten; Allein in den Opern, davon allhie die Frage, läst man sich nicht gerne so enge Gesetze vorschreiben. Ich habe mir die Freyheit genommen, in Masagniello furioso eine Zeit von 6 bis 7 Tage zu erwehlen, und ich will nicht zürnen, wenn ein andrer 10 nimmt. Aber

gantze weitläufftige Geschichte von 7 bis Monahten, ja wohl gar von so viel Jahren, in 3 Stunden auf den Schauplatz zu präsentiren, ist des Poeten grossen Einfalt zuzumessen, und weil es sogar wider alle Warscheinligkeit, so kan ich mich nicht entbrechen zu sagen, daß es ungereimt. Wenn man die Sonne auf dem Theatro auffgehen läßt, so wird sie in einer viertel Stunde mitten am Horizont stehen, woraus ein Tag von 30 Minuten muß geschlossen werden: Und auf die Art könnte man ein Sujet von 6 Tagen gestatten. In oberwehntem Masagniello habe ich, die Unwahrscheinlichkeit der Abreise und Wiederkunfft des D. Pedro von Venedig nach Neapel zu vermeiden, gedichtet: daß er sich üm Neapel beständig aufgehalten, und seine Reise nur gegen D. Velasco und Aloysia simuliret. Mariane und D. Antonio bleiben auch in ihrer Gefangenschafft so nahe bey Neapolis, daß sie den Vesuvium können brennen sehen. Ueber die Erzehlung eines, in so kurtzer Distance erlittenen, Ungestühms der Mariane darff sich niemand wundern, wer weis, daß man daselbst nur kleine Barquen gebraucht: und weil es weder die brünstige Liebe, des Antonio Noht, noch die Zeit des Auffruhrs gestattete, eine Galere zur Abreise präpariren zu lassen, zumahl, da sie heimlich davon gieng, so wird es keinem unwahrscheinlich vorkommen. Weil ich in dieser Opera 3. verschiedene sehr verwirrte Intriguen in einander geflochten, so war es schwer, sich wieder draus zu wickeln ohne Fictionen, welche doch meistentheils das Changement des Theatri betreffen. Denn so ungerne ich von einem Gemach Sc. 3. in das andre Sc. 4. hüpffe, und wiederüm von der Gallerie im Saal wandre; so führe ich doch auch nicht gerne in dreyen Auffritten drey neue Präsentationes ein, es sey dann, daß es die höchste Noht erfoderte, oder eine Zauberey vorginge. Der Poet wird sich bey den Arbeitsleuten auf die Art auch nur schlecht insinuiren. Er muß des Theatri kundig seyn, das ist: Er muß wissen, wie vielmahl in einer Opera die Seitenscenen können changiret werden, und wenn etliche ausgehoben und wieder eingesetzt werden müssen, den Arbeitern Zeit dazu gönnen, damit die Zuschauer nicht auf Repräsentationes warten dürffen, wie offtmahls in Hamburg und Leipzig, bey Auffführung neuer Pieces, geschicht. Er muß wissen, was für Glorien und Göttermaschinen, für Luft- und Flugwagen vorhanden, woselbst sie hängen, wie der Boden des Theatri beschaffen, und was von unten herauff kommen könne.

Er muß die gantze Force des Schauplatzes wohl inne haben, damit er solche Vorstellungen erwehle, die gemacht werden können. Also muß einer in Braunschweig, Hannover, Hamburg, und Weissenfels ꝛc. gantz à parte Opern von einem einzigen Sujet machen, davon das Leipziger wol das pouvreste, das Hamburgische das weitläufftigste, das Braunschweigische das vollkommenste, und das Hannoversche das schöneste. Das beste Theatrum von Europa, so dabey das grösseste, und am leichtesten, in regard der Corden, eingerichtet, ist wol das unvergleichliche Königliche Frantzösische au Thouillerie in Paris. Es kann auch nicht Majestätischer und prächtiger ersonnen werden. Die Herrn Frantzosen haben aber die Ehre der Baukunst einem Italiäner, Vigarani, überlassen müssen. Das Künstlichste ist wol das zu Parma, allwo man zwischen dem Amphitheatro und der Par-terre in Gondeln kan herüm fahren. Das Längste ist das im Fano, unweit Ancona. Das Artigste das zu St. Angelo in Venedig; das Kleinste zu St. Casciano, und Kostbarste zu St. Marco in letztbesagter Stadt. Das Theatrum zu Turin habe ich nicht gesehen, und die zu Rom werden nicht mehr geöffnet, seit dem letzten grossen Erdbeben. Das Brüsselsche, so der vorige Chur-Fürst in Bäyern bauen lassen, ist zwar nicht eines von den grössesten, jedoch aber von den schönesten, und die Par-terre ist sehr wohl aptirt, und von ungemeiner Höhe. Die Verwandlungen sind daselbst so accurat, als in Paris, jedoch so magnifique nicht, das Orchestre aber aber üm desto besser besetzt. Das ordinaire Parisische Theatrum beym Palais Royale, zusammt der gantzen Bauart würde en regard andrer in schlechte Consideration kommen, so ferne die prächtige Auffzüge und kostbare sehr accurate Vorstellungen das erste nicht ergäntzten. Es ist daselbst was recht surprenantes, daß man offt über 30 der auffs prächtigst gekleideten Frauenzimmer, und noch mehr Mannspersonen in den Chören siehet: daß man wol 16 kämpfende Geister in der Lufft erblickt: daß man alles in einem Augenblick, ohne einen Vorhang schliessen zu lassen, verändert, und ordinär 12, 16 bis 20 Täntzer in die Wette tantzen siehet, aus welchen dann, und den Chören, meist die gantze Opera bestellet. Dagegen siehet man keine Actiones und rechte Liebes-Intriguen der Agenten, sondern die Centresses und Douceurs haben in allen Auffritten die Oberhand, worinnen sie von den Italiänern und Teutschen sehr differiren. Dieses ist auch etwas unnatürliches, daß sie so viel Götter, Fontainen, Bäume, Hügel und Ströme in Menschengestalt auffreten und tantzen lassen: Daß sie, üm Maschinen zu präsentiren, die Götter bey den Füssen vom Himmel herab ziehen, solche bey jedem Actu gebrauchen, und so kläglich die Schauspiele, so wol Tragedien in Redensarten, als im Singen, beschliessen, daß offt nur 1 oder 2 auffs Theatrum bleiben, welches man in Teutschland und Italien für etwas ridicules halten würde. Uberdem so bestehen ihre Opern meist aus lauter Recitatif, und kommen offt in denselben kaum 3 bis 4 Airs vor, bey deren Recitirung dann das gantze Auditorium so ausser dem Frauenzimmer, meist in lauter Abbées bestehet, mit einstimmt, und fleissig nachsinget, so, daß die Actrice eine Cantorin offt wider ihren Willen agiren muß: welche Frantzösische Freyheit den Teutschen sehr seltsam fürkömmt, und zuweilen zu allerhand mocquerien Anlas zu geben pfleget. Ich weis aber nicht, warüm? Ländlich, sittlich, sagt man im Sprichwort. Ihre Glorien lassen sie auch, wider die Natur, so geschwinde herab, daß man meynen sollte, die Wolcken fielen vom Himmel auf ihrem Horizont, und aus den Entreprisen und Bestürmungen der Städte machen sie vielmehr eine Gaucketey, als ein ernsthafftes Werck, zumahl die prächtig, wie Printzen, gekleidete Soldaten, insgesambt gute Seiltäntzer und Lufftspringer abzugeben scheinen. Sie haben auch vielleicht hierin Raison, wenn sie einen Unterschied unter natürliche und Theatralische Entreprisen machen, weil offt auf dem Theatro etwas absurd heraus kömmt, was in seinem Wesen und Natur Approbation hat, und so gegentheils wiederüm.

Die Einrichtung der Scenen oder Auffritte bestehet hauptsächlich darinnen, daß eines mit dem andern wohl verknüpft sey, ohne Zwang auf einander folge, und gleichsam, ohne daß man es mercke, in einander eingeflochten. Nicht, daß der Zuschauer mit Händen greiffe, daß der Acteur aus keiner andern Uhrsache abtrete, als weil er nichts mehr vorzubringen, sondern daß er entweder die Uhrsache seines Auf- und Abtritts in der Stille, durch seine Action und Auffführung selbst, oder wol gar öffentlich mit Worten zu erkennen gebe. Zum Exempel: Wenn ein Aufruhr entstehet, wenn jemand in Ohnmacht fällt, wenn ein Sohn Amour macht, und der Vater darüber zukömmt, wenn sich ein Paar erzürnen, und dergleichen, da steckt die Raison im Spiel selbst. Wenn ich aber eine einzele, oder 2 bis 3 Personen nach einander, auftreten lasse, und in jeder Scene etwas besonders tractirt wird, so mit dem andern gar keine Connexion hat, solches läst sehr betrübt und einfältig. Ich kan nicht leugnen, daß ich nicht in der Octavia selber diese Faute begangen, wofür ich mich in den andern Opern bestmöglichst gehütet. Manchesmahl aber wird man, theils wegen Beschaffenheit des Theatri, theils Zeit zu gewinnen, dazu wider Willen obligiret: insonderheit, wenn die Intrigue dreyfach. Alle Regeln sind auch nicht gleich Gesetze, wie die Regeln zwar verhindern, daß einer kein méchanter Poet sey, aber nicht vermögend, einen guten zu machen. Unterdessen, daß nun die Acteurs abtreten, haben sie ihre heimliche Verrichtungen, die, wenn sie wiederüm auf dem Schauplatz kommen, erzehlet, oder sonst kund werden. Zum Exempel: Wenn Turnus Herdonius in der Lucretia Act. 2. Sc. 3. sein Todesurtheil kriegt, daß er im Ferentiner-Thal vom Felsen soll gestürtzet werden, und nicht eher auf dem Urtheilsplatz als Act. 3. Sc. 4. zum Vorschein wieder kömmt, so wird praesoupponirt, daß er wehrend der Zeit dahin geführet worden. Desgleichen, wenn Collatinus Act 1. Sc. 9. von der Lucretia Abschied nimmt, ins Lager zu gehen, und nicht ehe wieder erscheinet, als Act. 4. Sc. 1, wird ebenmässig praesoupponiret, daß er unterdessen im Lager müsse gewesen seyn. Es möchte den Criticis seltsam dünckeu, daß ich in einer Opera den Collatinum zweymahl nach Ardea verreisen und wiederkommen lasse; Allein Ardea lag kaum anderthalb deutsche Meilen von Rom, daher sich niemand daran stossen wird, und wenn man gleich die Regle de l' unité de jour exact observirte.

Drey oder 5 Actus gehören zu einem jeden Schauspiel, und zu Tragedien nimmt man gerne fünffe, wie in der Lucretia. Weniger oder mehr zu machen, ist nicht der Gebrauch, und wider die Theatralische Regeln, oder man möchte ein Possenspiel mit Fleiß daraus machen wollen. Was die Observance dieser Regel für einen wahren Grund habe, ist mir unbewust: dieses aber wohl bekandt, daß man noch ungewiß sey, ob die alten Griechen 3, 4 oder 5 Actus gehabt, weil sie derselben Eintheilung am Margine nicht bemerckt, sondern man nur solches aus den Chören schliest, so aber nicht allemahl Stich hält. Scaliger kan davon Nachricht genug geben, und Corneille am obangeführten Ort entdeckt auch seine Meynung davon. Die Zahl der Auffritte eines jeden Actus haben zwar kein Gesetz; Aber es würde doch eine seltsame Abtheilung seyn, wenn ich in einem Actu 10, und im andern 25 setzen würde. Sind sie einander gleich, ist es üm desto ordentlicher, wie ich denn in der Lucretia jeden Actum in 9 Scenen abgetheilet. Das Ende des ersten Actus muß auf eine gäntzliche Verwirrung hinauslauffen, und die Personen so durcheinander gelocket werden, daß weder der Zuschauer noch Leser des Poeten

Absehen errahten könne. Solche Verwirrung muß nicht allein den gantzen 2. Actum durch, sondern auch bis zum allerletzten Auftritt continuiren, damit der Zuschauer bey der Attention beybehalten werde. Ich rede hier von Zuschauern, welche der Opera wegen, und nicht der Conversation halber, in die Opera kommen, worunter es etliche gibt, die offt nicht wissen, was für ein Stück aufgeführet worden, wenn sie zu Ausgang desselben darüm befraget werden. Und solche sind insgemein dergleichen Leute, die weder die Musique, noch Poesie, noch Mahlerey, noch Architectur verstehen, welche vier Stücke ein essentielles Wesen von der Opera, und daher kömmt es dann, daß viele mehr an einer deutschen Comedie von Dr. Faust und einem holländischen Klucht-of Lly-Spel van Jan Claassen, de Vreyer in de Kist, of de dry boose Grieten haar Vermaack finden, so man ihnen von Hertzen gönnet. Der erste Actus in Masagniello schliest sich mit der gedoppelten Erzürnung der Mariane und Antonio, daß sie, ohne Versöhnung, von einander scheiden, und mit dem Abschiede des Don Pedro, welcher sich von seiner Geliebten und besten Hertzensfreunde beurlaubet, üm diesen beeden in der Liebe keinen Eintrag zu thun, da beede doch von seiner Amour nichts wissen. Der 11. Actus endiget sich mit der Verwechselung der Personen im Gefängnis, da Mariano an statt des Antonio zur Geisselin bleibet, und ihr die Ketten, so er getragen, wieder angelegt werden. Und die Wiedervereinigung aller Personen bleibt bis an der letzten Aria ausgesetzt, wie es immer seyn solte. Das taugt aber nicht, wenn der Leser und Zuschauer schon das Ende und den Zweck des Schau'spiels und des Poeten errahten kan, wenn er einen oder 2 Actus gelesen und gesehen. Solches rührt von einer Schwachheit und Unwissenheit Oratorischer Figuren her; denn ein kluger Redner bringet allemahl, so viel möglich, seine Kunst und Figuren.

Was den Anfang eines Singspiels betrifft, so muß freilich gestehen, daß es kein geringes lustre sey, wenn bey Aufziehung der Decke, viele Personen auf dem Schauplatz sich rengirt, und mit einem Chor beginnen; allein, es steht sehr pouvre und übel, wenn man eine Gewonheit daraus macht, und alle Opern mit Chören anfängt, und die Zuschauer schon wissen, ehe das Theatrum geöffnet wird, daß sie 10 bis 12 Personen ins Gesicht kriegen, die eine Chor-Aria abfingen. Dieses ist die Uhrsache, warüm ich mich allemahl, ausser in der Octavia, dafür gehütet, und jeder Opera einen besondern Anfang gegeben, davon der in der Lucretia der künstlichste und verwirrte, in Masagniello der schwerste, in Sueno der prächtigste, und in Antiochus und Stratonica der seltsamste und kostbarste, wiewol ich die beede letzte selber nicht gesehen.

Die Arien sind fast in der Opera die Erklährung des Recitatifs, das zierlichste und künstlichste der Poesie, und der Geist und die Seele des Schauspiels. Ich habe schon gesagt vor 3 Jahre, daß dieselbe nicht durch das bloße Metrum oder gröbern Druck vom Recitatif müssen unterschieden werden, sondern, daß dieselbe ein Morale, Allegorie, Proverbium und Gleichnis im Antecendente haben müssen, und die Application im Consequente, entweder auf das, was im Recitatif gesaget worden, oder üm eine neue Lehre, Unterricht oder Raht zu geben. Mangelt dieses, so muß sie entweder in einer Bitte bestehen, aber von tendren, und vom ordinairen Recitatif abgesonderten Expressionen seyn, oder auch eine fureur in sich haben. Eine Aria ist sonst entweder simple, ein duet, trio, quaternare, wol gar ein Sestin, und offt wol mehr. Von vorbesagten will ich, mehrer Deutlichkeit halber, ein Exempel von meinen eigenen geben. Eine Aria nun die ein Morale von der Eitelkeit der Ehrsucht in sich hält, ist in Masagniello Act. 1. Sc. 1. zu finden, dieses tenors:

Ein leichter Wind füllt die Trompete,
Die das Gerüchte thönen läst.
Ein hoher Geist gleicht der Raquete,
Die strahlend in die Lüffte steigt,
Doch uns nach ihrem Sincken zeigt,
Daß nur ihr Wesen Dampf gewest.

Eine Aria von einer Allegorie, ist in der Lucretia Act. 4. Sc. 11. anzutreffen:

Die Liebe hat in meinem Hertzen
Ein neues Ungestühm erregt.
Die Triebe sind das Schif der Schmertzen,
Das Ruder die Gedanken
So hin und wieder wancken.
Dis Ungestühm hat keine Stille,
Bis mich der Wille
Ans Ufer süsser Hoffnung schlägt.

Eine Aria von einem Proverbio und simplen Gleichnis in Masagniello Act. 2. Sc. 3.

Wenn die Gedult zu hart verletzet,
Wird sie zu Wühten angehetzet.
Es streitet ein beherzter Held,
Eh man ihn in den Kefich sperrt,
Und wer ihn zerrt,
Dem bricht er offt das Gnick entzwey.

Zwey Exempel von der vierten Art sind folgende. Sueno Act. 1. Sc. 10.

Ach laß mir mein Geliebtes nur,
Wenn du ja, wider die Natur,
Dein Kind, dein eigen Blut kanst hassen!
Soll ich mein Urtheil selbst abfassen,
So will ich auf der Brust erblassen,
Die mir zum Leben zeigt die Spur.

Von einem Fureur, in der Lucretia Act. 5. Sc. 8.

Ihr brüllenden Wolcken von Donnern und Wittern,
Schickt glimmende Schlossen mit Blitzen herab!
Stürtzt Altar und Tempel durch starckes Erschüttern
Mit grausamen Krachen ins bebende Grab!
Denn kan ich ein Troja in Latien sehen,
So will ich mit Freuden zum Tartarus gehen.

Die übrige, von der Zahl der recitirenden Personen, können mit geringer Mühe selber aufgesucht werden, und man könnte davon so viel Exempel beybringen, als die Affecten, die Caracteres der Personen, und die Beschaffenheit der Materien es erfoderten, wenn man nicht befürchtete, der Leser würde durch allzugrosse Weitläufftigkeit degoutiret werden. Das Genus der Arien hat anders keine Regel, als daß man nicht grosser Alexandrinischen Verse zu selbigen sich bediene, aus keiner andern Uhrsache, als dem Musico zu gefallen, welches auch wegen der Länge zu regard'ren, die zum höchsten über 8 Zeilen sich nicht erstrecken darff. Ob aber 2, 3, 4 männliche oder weibliche Verse in demselben auf einander folgen; Ob man Trochaische, Anacreontische, Dactylische, Anapestische ꝛc. unter einander mischen: Ob man mit oder ohne Da Capo solche setzen, und auf alle reimen dürfe, solches steht in des Poeten Willkühr, wie er es gut findet, und niemand wird sich von andern darinnen Gesetze vorschreiben lassen. Zu furieusen Gedancke schikken sich jedoch allemahl die Dactylische und Anacreontische am besten, und zu Rejouissançen pflegt man gerne fliessende und prächtige Wörter auszusuchen, worinnen viele Vocales, insonderheit a und o vorkommen. Zum Exempel, in Sueno Act. 1. Sc. 12.

Ein tapfres Gemühte von Eiffer entflammet,
Ahmt selber mit Donnern dem Jupiter nach.
Der stürtzte die Riesen, und hat sie verdammet
Durch Donner und Hagel vom blitzenden Dach:
So soll sich mein Eiffer in Blitzen verkehren,
Die Rache dem Spötter nur Donner gewehren.

Dannenhero pflege ich mich dises Metri auch ordinair in den Italiänischen Rejouissançen zu bedienen, ob dies Genus gleich bey ihnen, so viel mir bekandt, nicht im Gebrauch. Die meisten Exempel, so mir am besten in dieser Sprache gerahten, wird man in Sueno finden.

Das Recitatif wird auch am besten und leichtesten seyn, wenn es in kurtzen Versen besteht, denn die Alexandrinische sind vor dem Musico nicht allein verdrieslich zu componiren, sondern die Opera wird auch nur dadurch auf eine verdrießliche Art verlängert, wofür sich niemand besser vorzusehen gewust, als der selige Herr Lic. Postel, in dessen Opern man auch nicht einen einzigen Alexandrinischen Vers antreffen wird. Dieser hat auch die ordentlichste, geschickteste, und regelmäßigste Recitatifs gemacht, worinnen der selige Bressand auf dem prächtigen Schauplatz zu Braunschweig, und andere von den jüngern mehr, weit von ihm abgewichen. Ich erinnere mich vor etwa 2 Jahren eine Cantata, so ein Kirchenstück seyn solte, und von einem Studioso in Kiel componirt war, gelesen zu haben, in welchem Arien von 8 bis 12 Alexandrinischen Versen gesetzt, und das Recitatif aus gleichem genere bestund. Solche Poeten sind der Musicanten Märterer. Im Recitatif nun kan man allerhand generum sich bedienen, die Rythmos weiter, als in den Arien, trennen, auch wol gar, wenn es sich so bald nicht fügen will, weglassen, in welcher Freyheit die Italiäner ausschweiffen, deren Recitatif oft kaum halb gereimet wird. Keine Nation von der Welt aber ist hierinnen accurater, glücklicher und geschickter, als die Frantzosen, auf welche Art sie dasjenige in ihren Schauspielen ersetzen, was ihnen an Arien abgeht.

Von dem Stylo der Opern wäre viel zu sagen, wenn es die noch übrige enge Gräntzen dieser Blätter gestatteten. So viel kan ich gleichwol nicht verschweigen, daß, wie die Rede, als des Hertzens Dolmetscher, die Beschaffenheit des Gemüthes andeuten soll, selbige auch nothwendig nach dem Character der eingeführten Person eingerichtet seyn muß, und nach der Passion, davon solche beherrscht wird. Ein Hochmühtiger prahlend,

ein Großmüthiger vrächtig, ein Weltweiser mittelmäßig, ein Wertlieber tendre und leicht, eine Historische Erzehlung eines Bohten gemein, und so ferner. Hiezu hängt sehr viel, und kan man daraus den Genie und Judgement eines Poeten bald errahten, wenn man nur 2 bis 3 Scenen durchgeht. Und weil in einer Opera verschiedene Personen von verschiedenen Caracteres und Passionen eingeführt werden, ein jeder aber den seinem Caracter seinen Willen und Thun nach dem Decoro exprimiren muß, so ist dieses eine der fürnehmsten Ursachen, warum man ein Drama für das schwerste und gröseste Gedicht hält. Harsdörfer setzt in seinen Gesprächs-Spielen Part. 5. p. 25: daß die Trauer- und Freudenspiele das letzte Meisterstück und höchste Vollkommenheit der Dichtkunst seyn, und Saint Amant, in der Preface seiner Gedichte, nennt sie le plus noble effort de l' imagination. Dieses recht zu erkennen, muß man die Sujets und ordinaire Materien der Dichtkunst in Betrachtung ziehen, welche entweder auf Lobsprüche, Unterrichtungen, Geschichte und Thaten, Liebesachen, Verlangen nach einer Weltherkunft, oder Beschwerungen über eine Abwesenheit und Entfernung, so die Frangosen regrets nennen, oder auf einen Verweis und Bestrafung, (reproches), ihre Absicht haben. Lobsprüche sind eine Art gemeiner Lieder und Psalmen, davon uns die heilige Schrift schöne Beyspiele genug formirt; die Hymnos des Orpheus, Homerus, und sonsten viel anderer, wohin auch der Römer so genannte Carmina secularia, oder Lobs und Dandsagungen ihrer Götter, gehören. Pindarus, Stesichorus, Tyrtaeus etc. ihre Oden, worinnen sie die Tugenden und tugendhafte Personen gerühmet, sind unter der Gattung ebenfals. Das Buch Hiob ist ein Werck von der andern Gattung, der Unterrichtung nemlich, ihn uns die wunderbare Wercke Gottes und dessen unbegreiffliche Macht erkennen zu geben, insonderheit in der Natur. Die Gedichte Thoognis, Simonides, Phocilides, und die, unter dem Nahmen Pythagoras, heraus gekommen, so erstlich vor etwa 5 bis 6 Jahren der neuen, vom berühmten Herrn Prof. Schurzfleisch in Halle edirten Philosophino Italicae vorgehöt, bantein von der Sittenlehre. Das erste Buch des Hesiodi und die Libri Georgicorum des Virgilii handeln vom Ackerbau: wie Lucretius die schwerste Sachen in der natürlichen Wissenschaft, insonderheit die Epicuri Philosophie, tractiret. Die Geschichten sind insgemein das Argument der Heldengedichte, wie die Ilinda Homeri und Aeneidos Virgilii. Fabeln, oder erdichtete Geschichte, sind ein Stück der Historie, die Gestalt Verwandlungen in Thiere. Die Poëmata Lyrica, Poësie Lyrique, oder in Frantzösischer Sprache getheilte Gedichte, sind eigentlich verliebte Gedichte, aber oft auch Lobsprüche. In Pastoralen Schäfergedichten, Eclogen oder Hirtengesprächen, welche mag fürnemlich von Liebessachen, davon wir brym Theocrito, Virgilio, Horatio etc. Exempel genug haben. In Elegien beklagt man sich über verschiedene Zufälle, über Unrecht, Verrätherey in der Liebe ꝛc. und die Bestrafungen der Laster nennet man Sturchriftsgedichte, oder imgemein Satyren. Alle diese genera können auch einander in den Schauspielen combiniret, und ihr Endzweck ist entweder unter einer Fabel, Verhüllung einer erdichteten Begebenheit, oder allein natürlicher Vorstellung wahrhafter Geschichte, das Volk auf eine angenehme Art zu unterrichten und zu belehren, andere hauptsächlich den Nutzen mit, damit sie in der Beiustigung zu verknüpfen. Das ist aber eine ganz andre Frage, ob einer deswegen in die Comedie und Opera gehe? Kann demnach ein Käyser oder König redend eingeführet wird, siehe es in den Poeten belieben, ob er in singulari oder pluralli von sich reden solle, welcher letztere gemeiniglich mehr die Anstheilung der Bescheide observiret wird, am wenigsten aber bei Liebeserklärungen geschehen entweder solcher weg, oder verblümet, durch fremde Exempel, Apostrophen, Räthsel, oder auf andere Art, nach dem Character der Personen, davon wir in nachfolgenden allerhand Exempel finden werden. Je tendre, je verblümter und bescheidner sie sind, je besser: wiewohl das Auditorium solche allerdem selten begreifft. Die viele Personen auf einmahl auf das Theatrum sich befinden, muß man sich bey der Gelegenheit der Chöre und Katzen bedienen, insonderheit bey neuen Zeitungen von Siegen, Friede, bey Opferungen, Schlachten, Zauberern, Trauerbegängnüssen, und Freudenmahlen, ꝛc. Die Katzen haben diese Absicht, daß sie durch gewisse Figuren und Stellungen des Leibes allerhand gute und böse Actiones, so in vita civili vorkommen, auf dem Schauplatz abbilden: Bey Jüdischen, Heydnischen, Morgenländischen Opferungen nemlich die Ceremonien des Opferdienstes: Bey Leichenbegängnissen die Ceremonien des Abgehens: Bey Schulfüchsereyen die Actiones der Schulmeister: Bey grossen Gastmahlen die Schwelgereyen: Bey Gebärn die Actiones der Lamentirenden oder Todtengräber, und so ferner.

Diese Gedancken führten mich auf den Mimum, oder so genannte lustige Person. Noch einmahl mein Bedencken davon zu sagen, wie oft geschehen, so gehören dieselbe gar nicht in die Opern, und das Theatrum wird nur dadurch prostituiret, denn es lässt, als wann man mit Fleiß die Leute zum Lachen wolte reizen, welches nicht allein allen ehrbaren Sitten zuwider, sondern auch eine Verachtung involvirt, und nicht ein warres Plaisir, denn was mir gefällt, da erfreue ich mich wol über, aber ich verlache es nicht: Nur das belachet man, was einen verächtlich fürkommt. In Amsterdam ist die Gewohnheit eingerissen, daß man ohne Ariechin keine Opera auf dem Schauplatz führet, welches warlich die gröseste bassesse eines mauvait goût und schlechter Esprit des Auditorii an den Tag leget. Was vor der gantzen politen Welt für abgeschmackt und ridicul passiren, findet leichtlich die gröseste Approbation: Wie man denn erst neulich im verwichenen Jahr, eine Opera, le Carneval de Venise benahmt, praetentiret, von so absurden Zeug und abgeschmackten Fratzen, daß sie fast eine Peter-Squenz-Opera tan genannt werden. Man könte auch nichts erstlichers erfinnen. Dennoch hat das Object eine so offene meine Approbation und Zulauff gehabt, daß es fast ungläublich. Die Bauerknechte selber musten ihr Geld dahin tragen, darüm kan man wol gedencken, daß dieses Venedische Carneval nicht in Carneval de Venise sey, so in Frankreich praesentiret worden. Daß ich aber einen Mimum eingeführet, hat man allemahl austrücklich verlanget, üm dem Auditorio zu gefallen, da ich sonst dergleichen Actiones denen beywohnenden Durchlauchten und Ariechino Italiano anständiger halte, als sie selbst bey einer weit hoch-fürnehmlichern Versammlung grosser Schauspieler appliciable zu machen. Hoffe jedoch dabey, daß ich die Gesetze des Decori nicht überschritten, weil ich mich gebüte, das οὐκ τὸ κάκιστον ἀπὸ τῶν σκανδάλων zu vermeiden, und wünsche dabey, daß der geneigte Leser die Entschuldigungsgründen, welche Nicolas Bertini in seinem Tractat von den Gesten des Pietro Michiele hat, hierbey appliciren möge, da dessen Psiche mit dergleichen Zusatz wider des Auctoris Willen gedruckt worden: Questa fù stampata con tre ò quattro sconcie piene di concetti di buria, per allettare la plebe; aggiuntovi un altri non hanno la minima relatione con la rappresentatione d' un Theatri etc. Wenn es endlich ein unumgängliches Zwang, lustige Personen einzuführen, so thut man am sichersten und besten, daß man selbige das Amt eines Satyrici vertreten, und die gemeine, im Schwange gehende Laster, durchziehen läst. Die übrige Actiones sind nach der Natur der Sache so wol den Regeln der Oratorie, als nach der Natur der Passion, die ausgebracht wird, und nach der Capacité des Virtuosen beurtheilet, worinnen die Italiäner alle Nationen übertreffen. Der Poet muß die Vertu eines jeden Subjecti wohl tune haben, und wissen, was er ihm für einen Caracter in der verzehlten lenden Person beylegen könne, ausserdem der Actor unmöglich kan ausgebracht werden. Aber es läst sehr ennuyeux, wenn einem geschickten Acteur seine Gelegenheit von dem Poeten gegeben wird, seine Vertu zu excerciren, sondern eine ennuyeuse Declarations d' amour in den Mund gethan werden, oder Passiones und Actiones so ohne alle Bewegung. Eine Action, so von der gemeinen Art etwas abgeht, ist zu finden in der Octavia bey der Person des Nero Act. 1. Sc. 1. und Act. 3. Sc. 8 et 9. In der Lucretia Act. 1. Sc. 1 et 3. Act. 2. Sc. 1 et 2. und Sc. 6 in der Person der Valeria, und fast die Opera gang durch, in der Person der Cornelia, des Turnus, und einigermassen des Sextus und der Lucretia. Masagniello famoso giebt den Actoren Gelegenheit genug, sich zu exerciren in seiner Raserei fast, und in Scipio sind die Actiones des Scipio, der Angelina und des Thales etwas schwer, und von den andern leicht zu unterscheiden. In Antiochus und Stratonica hat ersgedachter genug zu thun, und die Rlemia einen starken und heftigen Affect zu exprimiren und vorzustellen. Die dessen Affectus, worzu aber eine lange Erfindung und Kunst erfodert wird, sind die verschwiegene, der Rede nach zu verstehen, worinnen man mehr durch eine Octavische Bezeigung in der That, als in der Sprache redet und agiret, und der Zuschauer mehr in der Stille und heimlich, als durch Worte bewegt wird, oder wenn man einen Acteur weder in eine Action, so auf seine eigene Person zielet, oder durch eine Rede, die nicht ihr selbst, sondern einen andern angehet, bennoch die Leute zum Mitleiden reizet. Ob in dem Antiochus und Stratonica Schwerin Act. 3. Sc. 16. besten ein Exempel geb, kan von mag ein Verständiger urtheilen. Wo sonst keine Actiones sind, da sind auch keine Actiones, und wo keine Actiones sind, da wird es auf dem Theatro sehr feieren. Je natürlicher der Poet sich eine Idée von der vorzustellenden Sache und Affect macht, und je genauer er denselben in dem wahrnehmig dazu erfoderten mouvement d' esprit den sich überlegt, die Umstände reiflich erwegt, und wo keine sind, welche erdichtet, je besser wird der Affect sein. Aus dieser Ursache bin ich mit den Frantzösischen Tragicis, die darinnen die alten Griechen und

Digitized by Google

Lateiner imitiren, nicht einerley Meynung, daß sie in den Tragedies die fürnehmsten Thaten nur erzehlen lassen, so, daß die fürnehmste Action der Acteurs in einer wehmühtigen Erzehlung allein bestehet, hauptsächlich wenn es den Untergang einer Person betrifft, worinnen die Engelländer abermahl von ihnen gantz different. Etlichen weichmühtigen kömmt es cruel vor, eine Person auf dem Theatro erstochen zu sehen, und dennoch sind bey den grausamsten Executionen alle Märckte, Gassen und Richtplätze voll. Und was ist doch wol grausames daran, wenn man siehet, wie eine Person sich erstücht, auf dem Stuhle in der Ferne sitzet, wie in der Lucretia, und den Kopff sincken läst? Ich glaube, die Handwercksleute bilden sich ein, es müsse in solchem Casu, wie auf der Schaubühne der Arlechins, ein hauffen klares Blut aus der Wunde des ermordeten rinnen, und den Schauplatz färben. Solche naturalia sind keine Mode in den Opern, aber wol auf dem Marionetten-Theatro. Die Erzehlung macht mir kaum eine halbe so gute Idée, als die ware Vorstellung eines Dinges, zu geschweigen, daß man der Erzehlung nicht allemahl Glauben beymisst, und überdem gehen lange Narrationes von etlichen Seiten endlich in der Comedie, nimmermehr aber in Opern, an, allwo weder der Zuschauer so lange Gedult es abzusingen zu hören haben würde, noch der Sänger es aushalten könte. In den Frantzösischen Opern ist ordinär der Beschluß die Ermordung einer oder mehr Personen, ungeachtet ich glaube, daß das Parisische Auditorium so delicat, als eines von der Welt. Das steht aber garstig, wenn man die Leute auf dem Schauplatz hencket, wie den Haman: oder wenn man sie in den Backofen steckt, und verbrennet: oder sie in Bären und Monstra verwandelt, und anstatt des Singens brummen und brüllen lässet. Solches ist wider das Opern-Decorum, wovon auf ein andermahl mehr zu gedencken seyn wird. Ich erinnere mich, von jemand tarirn gehört zu haben, daß es übel stehe, wenn man jemand auf dem Bette präsentiret, da dieser Criticus doch selber eine Person in vollenkommener langer Positur auf einem grossen Parade-Bette vorstellen lassen. So blind ist die Eigenliebe, und so gefallen den Affen ihre hürsche Gebuhrten. Ein anders ist jedoch, auf dem Bette der Buhlschafft wegen, ein anders, der Ruhe oder Kranckheit halber, liegen. Die Umstände erfodern offt etwas, worinnen zwar kein Cato, aber doch ein politischer Moralist wol durch die Finger siehet. Ich weis, daß die Erzehlung von der Erstechung der Lucretia bey weiten den Effect nicht würde gehabt haben, als man bey der That selber verführet; welches die fürnehmste Action, worinnen die gantze Geschicht bestehet, und ihr bester Affect, den sie auf dem Theatro zu exprimiren hat, ausser welchem die Geschicht nur verstümmelt seyn würde. Dergleichen Gelegenheit läst ein Poet gar selten vorbey streichen, um das Auditorium zu afficiren. Wer der Stürtzung des Turnus in eben derselbigen Opera, wird der Zuschauer am längsten bey der Furcht, Verlangen und Attention derbehalten, und allemal erhält der Poet seinen Zweck, wenn er den Affectum natürlich darstellet. Das heist nun natürlich darstellen, wenn der Leser oder Zuschauer bey der Durchlesung oder Praesentation gerühret wird: wenn ihm die Sache in der That wahr zu seyn vorkömmt, und er entweder zum Zorn, Furcht, Hofnung, Mitleid oder Rache geleitet wird. Und diese Kunst ist es auch, die man in der Poesie divinum quid nennet, an welchem Ovidius Schuld, dem einige flatteurs und adorateurs der Poeten darinnen gefolget, da es doch gar was natürliches, aber auch gleichwol dabey etwas geistliches, weil solches aus hohen, und mit einander combinirten, Gedancken bestehet, die Gedancken aber pur was geistliches sind, indem sie untheilbar, und unermeßlich. Mr. le Chevalier Temple in seinem mehrmahls angeführten Essai de la Poesie erzehlet p. 374. daß etliche, wenn sie des renomirten Englischen Tragici Shakespear Trauerspiele verlesen hören, offt lautes Halses an zu schreyen gefangen, und häuffige Thränen vergossen. In der Comedie zu Paris, wenn Mad. Dancourt die Andromache oder Medée agirt, siehet man nicht allein das Frauenzimmer, sondern auch die galanteste und chamerirte Kriegeshelden, wenn sie aus der Campagne kommen, bitterlich weinen, und mit rohten Augen aus der Par-terre und vom Theatro nach Hause gehen. Ich erinnere mich, bey Vorlesung einer grossen Untreu, so ein Amant an seiner vormahls Hochgeliebten begangen, daß ein gewisses Frauenzimmer dabey in diese Worte ausbrach: Das ist ein Schelm gewesen. So natürlich kam ihr die Begebenheit vor. Dergleichen Exempel könnte ich mehr vorbringen, wenn ich dazu Belieben hätte. Vielleicht, daß sich einige, bey Durchlesung dieser oder jener Passage, dessen noch erinnern.

Von den Vorstellungen noch etwas zu gedencken, so zeigt es ein schlecht Genie eines Poeten an, wenn er nichts als einen Wald, Gallerie, Cabinet, Saal, Vorgemach, Garten, Gassen ꝛc. zu inventiren weis, weil solche fast in allen Schauspielen vorkommen. Einer geht der Music, der andre der Praesentationen, der dritte des sujets und der Action wegen, etliche gar der Narrenpossen und Kleider halber, hinein, welche insgesammt vor ihr Geld vollenkommen contentiret seyn wollen. Durch schöne Vorstellungen sondert sich ein Opern Theatrum von dem andern, insonderheit von der Comedien-Bühne ab, daher ein Poet auch hierinnen seine Erfahrung kan sehen lassen, und billig solte er etwas von der Architectur und Mechanic verstehen. Er muß aber nicht prahlen, wie die Comedianten, und seinen Vorstellungen keine Bewörter von sehr prächtig, unvergleichlich, sehr kostbar und wunderschön geben, denn solches läst sehr niedrig, und hat es das Ansehen, als wenn er dadurch seine Opera recommendiren wolle. Das Hamburgische Theatrum kan wol die mehreste Repräsentationes zeigen, indem daselbst die Seiten-Scenen 39 mahl können verändert werden, und ich glaube, der übrigen Mittel-Vorstellungen könte man etliche hundert beysammen bringen. Das ist aber ein grosser Fehler, daß allda kein gutes Wasser praesentiret wird, und ein Seesturm würde anitzo sehr einfältig ausfallen, der doch bey Lebzeiten des seligen Herrn Schotts, als Stiffters des Opern-Hauses, in Heinrich der Leu fast surprenant heraus kam. Einen Morast, Schindanger, Backofen, Misthaufen ꝛc. zu präsentiren, ist wol nicht vergönnet, weil sich nur die Zuschauer mit Schnupfftüchern, Biesambüchsen, oder Schnupftobac versehen müsten, da ohne dem die Nase genug incommodirt wird, wo man viele Lampen brennet. Ein Gefängnis pflegt zwar sonst eine beliebte und gute Praesentation zu formiren. Allein es ist Schade, daß es nunmehr zu gemein geworden, so gar, daß die meiste Opern damit ausstaffiret. Jemehr man auch in den Vorstellungen der Natur nachahmet, je besser sind sie, wie es gegentheils einfältig und armselig lässet, wenn man il ponte Rialto aus Venedig präsentiret, und eine ordinaire Brücke bauet, oder, wenn man die Römische Flaminische Pforte vorstellen, und an statt dessen die Hamburgische Brocks-Brücke zeigen wolte. Der selige Herr Schott in Hamburg war darinnen sehr accurat, wovon der Lüneburgische Kalckberg, das Römische Capitolium, und der weitberühmte Tempel Salomonis, so bey funffzehn tausend Rthlr. alleine kosten soll, sattsam Exempel sind. Sehr übel lässet es hinwiederum in den Opern, wenn man einer jeden bagatelle wegen einen Vorhang muß schliessen lassen, oder das Theatrum so abgenutzet, daß bey den Verwandlungen kaum die helffte Scenen zum Vorschein kommen. Es kan den Zuschauer nichts mehr degoütiren, insonderheit wo Bezauberungen vorgehen, und es auf eine Secunde ankömmt, welches die Frantzosen und Italiäner genau observiren, und worinnen in Braunschweig sehr gute Ordre gestellet, die aber in Hamburg sehr negligirt wird, so jedoch zu excusiren, vieler wichtigen Umstände wegen. Ein sujet zu einer Opera zu erwehlen, in welchem man immer in einem Palais oder in einer Stadt bleibet, ist zwar wol accurat, aber nicht eben Regelmässig; und noch weniger nothwendig. Es würde nur solche Einschrencung dem Schauspiel ein grosses lustre benehmen, und zu vielen Verdrießlichkeiten Anlaß geben, und wenn sich der Poet so sehr binden wolte, muste offt manche schöne Praesentation weg bleiben, dadurch doch der Zuschauer gewonnen wird, welchem zu gefallen man alle Opern aufführet. Ein kluger Mann wird sich dennoch schon vorsehen, daß er nicht so gleich von der Erde im Himmel, und vom Himmel in die Hölle fliege, sonsten könnte die eine Seite des Theatri den Himmel, und die andre die Hölle vorstellen. So würde es auch lächerlich heraus kommen, wenn ich in einem Auffritt in Nürnberg, und im andern in Augsburg seyn würde, und wenn auch Dr. Faust es selber wäre.

In Teutschland und Italien pflegen sich die meiste Opern ordinär mit einem Chor zu schliessen, wobey auch fast alle Personen zugegen sind. Solches hat ein gutes Absehen, das wohl gegründet, indem es prächtig läst, und eine allgemeine Freude involvirt, womit man den Zuschauer gerne zur recompense nach Hause wieder gehen läst. Aber in den Frantzösischen Opern achtet man dieses für keine Nothwendigkeit, die es auch in der That nicht ist, und wenn ich meinem willen folgte, so wolte ich solches gar abschaffen, weil es zu gemein, und alle Zuschauer schon wissen, daß bey rangirung der Agenten, in Gestalt eines Viertelmohndes, die Schluß-Aria folgen werde, ohne ins Buch zu gucken. In Trauerspielen ohne dem darff man dieser Gewonheit sich gar nicht bedienen, und lässt es besser, wenn man, nach den Regeln der alten Criticorum, etliche Personen sich verlieren lässet, und nur 2 bis 3 der vornehmsten solche in der gröfferen Bestürtzung beschliessen. Welchem Zuschauer solches misfällt, der kan sein Geld vor die Entrée bis zu einem Lustspiel verspahren. Mancher siehet lieber eine Comedie als eine Opera, wowider ich nichts einzuwenden, als dieses, daß sie sich solches merken lassen, öffentlich gestehen, und dadurch nicht allein eine schlechte Connoissance der Music, einen depravirten goût und mauvais esprit an den Tag legen, sondern auch, als halbe Mysantropen sich verdächtig machen.

Mr. de Vigneul-Marville leget dem verſtorbenen de la Bruyere den Namen eines Mysantropo bey, weil er geſagt: Je ne sai comment l' Opéra avec une Musique si parfaite et une dépanse toute Royale a pû reüssir à m' ennuyer, in ſeinen Melanges d' histoire et de litterature p. 319. du premier Volume. Aber der Auteur de la Defense de Mr. de la Bruyere contre les Accusations dieſes Marville bemühet ſich, ihn von dieſem Namen frey zu ſprechen, daher führt er zu ſeiner Entſchuldigung an: Es könne, ungeachtet der auffgewendten groſſen Koſten, der allerbeſten Muſic, und koſtbarſten Vorſtellungen, eine Opera verdrießlich fallen, wenn die Poeſie nicht gut iſt. Zwar kan endlich ein Muſicus alles in die Muſic ſetzen, und wenn es noch ſo kaltſinnige Expressiones ſind: Ob aber der Muſicus ſolches mit Plaisir thue, und ob es einen ſolchen Nachdruck haben werde, als ſtarcke Affecten, die den der Compoſition ſeinen Geiſt ſelber rühren, iſt eine Frage, die die Erfahrung kan beantworten. Was ſonſten bey dieſen Gedancken noch remarquable, wird man hin und wieder in den Vorreden finden, und bey Betrachtung einer Opera zu gedencken Urſache haben, daß ſolche in einem luxurieusen Staat meiſt zum Zeitvertreib wollüſtiger und müſſiger Leute, anbey aber auch vielen Künſtlern und Verſtändigen ihre Vertu zu exerciren, erfunden, die unſchuldige mit unſchuldigen Augen anſehen können, wie ein Kunſt-Feuer, Tournir, Carrousel und andre Freudenbezeugungen, ſo nicht allein indifferent, ſondern auch allerdings zuläſſig. Selbige zu vindiciren, iſt auch ſo unnöthig, als ohne Wirckung, und ob ſie von den Unkündigen der Poeſie, Mahlerey und Muſic unter die Narrentheidungen gezehlet werden, ſo Chriſten nicht geziemen, ſolches ficht mich in Verfertigung derſelben wenig an, weil ich vielleicht in der Morale andre Principia in dieſem Stück, als ſie haben, auf ſothane Art ich mich aber in einen weitläufftigen Streit mit ihnen einzulaſſen hätte. Faſt die halbe Welt, ich will auch ſagen, die klügſten, approbiren ſie, oder laſſen ſie wenigſtens, als ein Mittelding, zu, wiewohl wir auch aus Heil. Schrifft wiſſen, daß die Weltkinder klüger in ihren Geſchäfften, als die Kinder des Lichts.

Die verfeſtete Venus.

Als Mr. P. v. L. ſich Mad. E. F. ehlich verbinden ließ, den 21. May 1703.

Aurora mahlete die Lufft als Roſenblätter.
Der kühle Morgenthau lag auff der Tellus Kleid,
Der Sonnen Purpur-Licht verhieß kein gutes Wetter,
Doch Flora brachte mit die beſte Lentzen-Zeit,
Als Phöbus Majeſtät an Pindus hohen Stuffen
Ließ einen Urthel- und Gerichtes-Tag ausruffen.

Mercur berieff die Schaar der Fürſten und Fürſtinnen,
Für deren Göttlichkeit ſich Erd' und Himmel neigt,
Sie huben ſich geſammt hin nach Parnaſſus Zinnen,
Wo ihnen alſobald ein Sitz ward angezeigt,
Die Schauer eilten zu in wimmelndem Gedränge,
Man ſah mit Wunder an der Kläger groſſe Menge.

Die Götter ſatzten ſich, Gerechtigkeit zu ſprechen,
Auff deren Winck ein Weib ward vor Gericht geſtellt,
An dem ſich jederman mit Klagen wollte rächen,
So bald ihr zum Verhör der Vorlaß angemeldt,
Man riß ihr alſobald den Schleyer vom Geſichte,
Da ſahe jederman die Venus vor Gerichte.

Der kühne Zoilus eröffnete die Tücke,
Die ſie, den Jupiter zu fällen, hätt' erdacht,
Er zeigte dem Gericht wol tauſendfache Stücke
Der gröbſten Fehler an, die ſie allein vollbracht:
Sie hätte Himmel, Erd' und Hölle ſelbſt verletzet,
Wenn ſie ſo manches Hertz darin in Gluth geſetzet.

Ihr Hertz ſey angefüllt mit unerhörter Rencke,
Die ſie durch Liſt, durch Schminck und Schmeicheley verhieß,
Sie nehme jeden ein durch ihre ſchlaue Schwencke,
Wenn ſie die Reitzungen aus ihrem Gürtel ließ,
Er wollte ſolche noch mit gröſſerm Nachdruck weiſen,
Damit man ihn gerecht, als Klägern, möchte preiſen.

Es wären nicht aus Rom die Könige vertrieben,
Wenn ſie nicht den Tarquin durch böſe Lüſt' entzündt,
Es wär' auch Ilium voll Ilium geblieben,
Wenn ſie das Buſen nicht in Helenen gegründt,
Und Dido wäre nie im Staube auffgeflogen,
Wenn nicht ihr Sohn von ihr die Buhlſchafft eingeſogen.

Sie hätte gar beſtrickt die allerkühnſte Helden,
Und ſelbſt der Tapfferkeit die Feſſel angelegt,
Er wolte von Anton und Caesarn nichts melden,
Und was ihr Trieb vor Brunſt in Holofern erregt,
Der Löw in Iſrael müſt' ein Gefangner werden
Durch Thamars Liebes-Liſt und ſchmeichelnde Geberden.

Wo ſolchem Unheil nicht hinfort geſteuret würde,
So müſt' Olympus noch aus ſeinem Angel gehn,
Die Götter müſten ſich entladen dieſer Bürde,
Und ein ſo frechs Weib nicht mehr im Himmel ſehn,
Drum bähte, er Fiſcal, in Rechten zu erkennen:
Der Buhlerinn das Haupt vom Leibe abzutrennen.

Hierauff fing Phöbus an: Auf des Fiſcals Verlangen,
Nimmt man die Klag allhier vor recht und gültig an,
Doch weil das Recht auch muß an zweyen Schalen hangen,
Sey man nicht dieſem mehr, als jenem zugethan,
Drum rede, Gnidia, kanſt du dich nicht entſchulden,
So wird man dich hinfort nicht mehr im Rahte dulden.

Die Venus fing zwar erſt gar höniſch an zu lachen,
Doch ſtieß der Zorn hernach ihr dieſe Reden aus:
So fern ich Donner-Keil' aus Pfeilen könnte machen,
Ich ſchlüge den Fiſcal, und ſchmettert' ihn zu Grauß,
Darff ſich ein ſchlechter Menſch, ein Wurm wol unterfangen,
Die Venus vor dem Raht der Götter zu belangen?

Ich kan des Siegs-Palm ja allenthalben führen,
Davon giebt Erde, Höll' und Himmel mir den Preiß,
Mein Trieb regiert ſo gar in allen wilden Thieren,
Nun ſchmälert meinen Ruhm der Kläger Mord-Geſchmeiß?
Wär mein Cupido hier mit Bogen und mit Flitzen,
Ich wollte euch zur Straff und Pein die Brüſte ſchlitzen.

Zers, biſt du Donner-Gott, und kanſt den Frevel dulden,
Daß meine Majeſtät von Würmern wird verklagt?
Ihr Götter, die ich mir verpflicht mit Lieb' und Hulden,
Und denen ich niemahls den Liebes-Dienſt verſagt,
Auff, nehmt euch meiner an, errettet mich von Ketten,
Beſtrafft der Kläger Trotz, helfft eure Göttin retten.

Sie wolte noch was mehr von ihrer Unſchuld ſagen,
Allein, der Kläger Ruff, der allzuhefftig war,
Wolt' ihre Prahlerey nicht länger mehr ertragen,
Darum erſuchten ſie der Götter groſſe Schaar,
Nach angehörter Klag' ein Urtheil abzufaſſen,
Und dieſer Buhlerinn das Haupt abſchlagen laſſen.

Da Venus alſo ſah, daß alles war verlohren,
Und keine Hoffnung ihr zur Rettung übrig blieb,
Sprach ſie: Ich rede ja vor ſo viel Götter Ohren,
Iſt denn der Himmel taub, dem, was gerecht iſt, lieb?
Will mich Olympus nun durch einen Spruch verdammen,
Den ich ſo offt entbrandt durch meine Gluht und Flammen?

Hört, was ich heute noch für Thaten ausgeübet,
Wovon Hammonia euch Nachricht geben ſoll,
Da ein belobtes Paar in treuer Brunſt ſich liebet,
Und ſein Vermählungs-Feſt begeht in ſüſſem Woll,
Ein angenehmer Blick und hertzverbindlich Lachen,
Wird ihnen einen Band vereinter Seelen machen.

Und hierin müſt ihr mich als Stifftrin erkennen,
Drum ſprechet mich nur bald der vorgen Klagen los,
Wo nicht, ſo ſchwer' ich euch, ſie wiederum zu trennen,
Und wenn der Liebes-Trieb bey ihnen noch ſo groß.
Doch dieſes halff ihr nicht, Apoll ließ', auff Befragen
Der Rechts-Verſtändigen, ihr dieſes Urthel ſagen:

In angeſtellter Klag des Peinlichen Fiſcalen,
Die wider Venus geht, erkennen wir vor Recht,
Daß, weil gefangene zu unterſchiednen mahlen
Durch tauſendfache Liſt das menſchliche Geſchlecht,
Und offt die Götter ſelbſt zur Buhlſchafft angetrieben,
Auch Pluto nicht von ihr unangefochten blieben;

Wie ſie dann manches Hertz geraubt und wegeſtohlen,
So manchen Staat geſtürtzt durch ihre Buhlereyen,
Viel Blutſchuld angericht, wie ſolches unverholen,
Daß, ſagen wir, ſie zwar nicht zu enthaupten ſey,
Doch aber, ihr zur Straff', und anderen zum Beſten,
Von Rechtes wegen ſey auff ewig zu verfeſten!

Hiernechſt ſo wollen wir den Dichtern anbefehlen,
Daß keiner nicht hinfort die Nahmen brauchen ſoll,
Die man der Dames pflegt in Verſen her zuzehlen,
Weil unter ſolchem Schein oft mancher raſend toll
So viel unchriſtliches in den Gedichten ſetzet,
Das manches frommer Herz ſehr ärgert und verletzet.

Damit wir aber auch das edle Paar verehren,
So in der Hannonoburg ſein Hochzeit-Feſt vollzieht,
So wollen wir hiemit, die Feraxe zu vermehren,
Daß zur Beluſtigung ein wohlgeſetztes Lied
Von unſrer Muſen-Zunfft noch heut wird' übergeben,
Wir aber wünſchen ihm ein recht vergnügtes Leben.

Gleich müſſe Venus fort. Die klugen Kaſtalinen
Erhoben insgeſammt der Seelen reine Glut,
Sie ſungen viel vom Scherz und Luſt verliebter Sinnen,
Wenn Amor-reicher Thau auf ſüſſen Lippen ruht,
Sie ſchwatzten viel von Kroſſe, von Nacht, von Bettervliefen,
Von Küſſen ſag' ich nichts: Denn Venus iſt verwieſen.

Die appellirende Venus.

Bey eben der Gelegenheit.

Die Erde war beſtürzt, ganz Amathunt betrübt,
Was Unglück hatte doch der Venus Schimpff erreget
Bey denen, die ſich oft in ihrem Thun gekehrt!
Sie hatte nunmehr ſelbſt die Trauer angeleget,
Kein Gemahl brannte mehr in Paphos ihr zur Ehr,
Ihr Bogen war entzwey, die Köcher hingen leer.

Ihr Mund, aus welchem ſie ch ſo viel Anmuth blies,
Sprach mit gebrochner Stimm: Verwoffene Diebe!
Adon, um den ich vor Olympus Zinnen lieſs,
Starb jüngſt, nun weiſt man dich von deinem Reich und Throne!
Hiſſ, Himmel, welcher Fall! was Nahr! was Ungemach!
(Die Echo ſeufzete mit, und ſchall't ein traurigs Ach!)

Wo iſt mein Arm? beſchimpfft, Wo meine Macht? geſchwächt.
Wo meine Majeſtät, die jederman gerieſen?
Verletzt. Wo iſt mein Sohn, mein liebſtes Kind? verjächt.
Wo meine Göttlichkeit? verlacht. Und ich? verwieſen.
Ihr Sternen, die ihr ſonſt nichts ungerochen ſieht,
Beſtrafet doch die Schuld verletzter Majeſtät.

Jdalia, zur Wuhr! es muß gehorchet ſeyn,
Der Grundſtein deines Reichs will ſich auf Trieſand gründen,
Die Strahlen deiner Ehr verblichen ihren Schein,
Du muſt ich heute noch was groſſes unterwinden.
Getreue, geber Rahr, wie wird mein Thron geſtützt,
Wie wird der Schlag zertheilt, der auff Dione blitzt!

So redte Cuprie die Schaar der Nompfen an,
Die gleich auff ihr Geheiß in Amathunt erſchienen,
Aglaja ſprach beſtürzt: Jſt Venus in dem Wan
Vom Götter-Rahr gethan, die Fürſtin, der wir dienen?
Hör' an geſchwinden Rahr, beſeſſe deinen Thron,
Verwirff den Urthels-Spruch durch Appellation.

Der Rahr war allen lieb, und Venus ſtimmte ein,
Sie hätten ſich geſtimmt in einem Wahn vergliechen,
Die Götter müſten nicht zu hauff geweſen ſeyn,
Das Urthel ſey durch Liſt und falſche Bitt' erſchlichen,
Da kaum der halbe Rahd dem Urthel beygewohnt,
Da hätte man ſo ſchnell und luſtiglich entronnt.

Der Götter meiſter Theil hätt' einen Groll auff ihr,
Sonſt würden ſie ja nicht ihr eignes Mitglied haſſen,
Sie ſtellten ſich daß Thun ſo feſt und wichtig für,
Daß ſie nun Amathunt beſchloſſen zu verlaſſen,
Sie machten ſich auch gleich zur ſchnellen Fahrt bereit,
Und ſahn die Himmels-Burg in gar geſchwinder Zeit.

Sie kamen ohn Verzug im Rahr der Götter an,
Daſelbſt ein ſchröcklicher Tumult darob entſtanden,
Es klag, als wenn das Thun ein beſſer Licht gewan,
Dieweil die gange Zahl der Götter war verhanden.
Denn Pallas und Mertun, Mars, Bachus und Bellon
Erſchienen allzumahl auff ihrem Himmels-Thron.

So bald ſich nun der Rahr an ſeinen Ort geſetzt,
Baht Venus um Verhör, den man ihr auch gewehrte,
Drauff fing ſie klagend an: Hier kommt ich, doch verletzt,
Beſchimpfft, ich Cuprie, ich freventlich entehrte!
Es iſt vermuthlich ſchon bekandt dem groſſen Rahr,
Elie man Jxalia, O Schimpff! verwieſen hat.

Weil aber Zeit durch Liſt und Unwahrheit bethört,
Da alle Götter nicht einmahl beſammen waren!
Da man auch nicht einmahl die Zeugen abgehört,
Und alſo, wider Recht, ganz unbillig verfahren;
Als werde ich hiemit, durch Unrecht, Spott und Hohn
Und Noht gequälliget zur Appellation.

Darum bedrre mich der Götter hoher Chor,
Mit vorgehabter Gunſt, und löſe mich vom Banne,
Damit ich meines Reichs und Herrſchafft nach wie vor
In ungeſtörter Ruh mich wiederum benenne,
Und dann beſtrafe man Apoll, der mich verjagt,
Und mir auf mein Geſuch Aroſſel hat verſagt.

Die Reden unterbrach ein flutterndes Geraut,
Das eine groſſe Reih verſchiedener Poeten
Jm Zulauf angetrapt, weil ihnen angetraut,
Wie auff dem Helicon ihr Ruhm ſich hatte getreten,
Die Frevelheit doch gekrändt, da ihnen das Gericht
Verbohten, Venus nie zu nennen im Gedicht.

Weil dieſes Urthel nun den Hoffmann ſehr entrüſt,
So hub er alſo an: Durchlaucht Majeſtäten,
Wofern es euren Raht nicht ſehr zu wider iſt,
So höret, wie man uns unſchuldige Poeten
Von wegen Gnädien verdammt im jüngſten Rahr,
Weil mancher etwas frey von ihr geſchrieben hat.

Wie ſchlägelt Zeit doch, wenn er Apoll erſucht,
Gedichte von der Lieb' auffs ſchärffſte zu verbieten,
Noch Jren, noch die Natur hat leuſchen Trieb verſucht,
Wohl aber unterſagt, nichts ſündlich auszubreiten.
Nicht nennen ſolches Gieb, das Moſes heilig nennt,
Der hat wol ſolches Ding für tödtlich nicht erkannt!

Verwieſet man Auguſtin und andre Väter auch,
Sind ihre Schrifften dann vom Lieben nicht zuwidern?
Man unterſcheidet nicht den Nahmen von dem Brauch,
Schilt man die Aerzte wol, wenn ſie den Leib zergliedern?
Der unkeuſch etwas ſieht, und nicht von Wollaſt frey,
Der muß ihm ſelbſt die Schuld, und nicht dem Dichter, bey.

Wo ein unſchuldigs Wort den Leſer ärgern kan,
So muß es nicht das Lied des Salomonis leſen;
Wer ſich an Worte ſtößt, von ſolchem glaubet man,
Er ſey im Hauſe verwirrt, und ſonſt ſchwer zu genehſen;
Wenn ein Theologus von Liebes-Händeln ſchreibt,
So hört man nicht, daß ſich ein Läſterer an ihm reibt.

Hüllt ſich die Andacht bloß in ſchwarze Kleider ein,
Urtheilt die blinde Welt alſo nur nach Perſonen?
So mag ich nunmehr auch kein Dichter weiter ſeyn,
Nehmt hin, die mir von euch ertheilte Lorber-Kronen.
Jſt eines Dinges Nahm nun wider die Vernunfft?
Wo will Delanero hin, wohin der Aerzte Zunfft?

Verſtützt die Trefflichkeit des edelſten Flamin,
Wenn er der Welt ein Buch von Liebes-Händeln ſchencket?
Wie öfters kommt mir noch die Schutz-Schrifft in den Sinn,
Die Renaud Sanchen Buch vom Eh'ſtand angedenket!
Verwieſet man hier ein Wort vom Liebes-Trieb zu leicht,
Hat mand doch Fürſten voll in Kupffern überreicht.

So iſt der Welt Gebrauch, ſie ſaugt aus Blumen Gifft,
Und läſt durch falſchen Schein der Andacht ſich verblenden,
Unglücklich, wem alſo ein widrige Urtheil trifft,
Daran ein Weiſer ſich doch nicht viel pflegt zu kehren!
Macht man die Reden-Art verbuhlter Thais kund,
Legt man ihr keinen Spruch aus Pſalmen in den Mund.

Urtheilt dann hieraus, allſehnder Jupiter,
Ob das Gericht mit recht der Freiheit uns beraubet,
Urtheilte, groſſer Fürſt, ob man nicht allzuſehr
Und leicht der Spötterey des Zollus geglaubet!
Urtheile, ob ich nicht zur Leuteration
Mit Recht gemüßigt ſey vor deiner hohen Thron!

Und hiemit brach er dann die Reden endlich ab,
Worauf der Götter Raht, der alles recht erwogen,
Nach reiflichem Bedacht ein solches Urtheil gab:
„Wir Zeus, zusammt dem Rahte des grossen Himmel-Bogen
Nachdem wir allzumahl behändtlich angehört,
Wie Appellanten meint, sie sünde sich beschwert,

Indem sie darthun kan der Handlung Richtigkeit,
Und so gemüßigt sey, an uns zu appelliren;
Als geben wir hiemit ihr dieses zum Bescheid:
Besagtes Urtheil ist zwar nicht zu syndiciren,
Doch wird dasselbe nach also von uns ertlährt:
Wenn Venus zeigen kan, sie sey durch List gefährt,

Die Zeugen nicht gehört, sie bößhafft angeklagt,
Nur bloß, damit Avoll möcht ihre Hoheit schwächen,
Daher er ihr den auch Apostoles versagt:
So sey Beklagte zwar von allen los zu sprechen,
Doch mit dem Vorbehalt, nach treffen Ueberschlag,
Ein Probe-Stück ihrer Macht zu legen an den Tag."

So ward Thalia des Bannes wieder los,
Dagegen Zollus zum Widerruff verdammet,
Der Jungfern Freude war hierüber trefflich groß,

Weil ihre Liebes-Glubt von neuen angeflammet,
Denn wann wir nur von hier nach Hamburg wollen gehn,
So werden wir davon ein klares Beyspiel sehn.

Die Dichter hielten nun auch um ihr Urthel an,
So ihnen alsobald, des Inhalts, ward gegeben:
„Dieweil der Götter Raht gar nicht ersehen kan,
Wie man der Dichter Zunfft um leere Worte eben
Durch neulichen Befehl die Freyheit hat gekränckt,
Wird ihnen selbige aufs neu hiemit geschenckt."

Was frohe Lust entstund in eines jeden Sinn!
Ein jeder war bemühet ein Dankliet abzufassen,
Doch, ich gedenke schon nach Hamburg wieder hin,
Und werde diese Zunfft in ihrem Himmel lassen,
Man murmelt ja daselbst von einem Liebes-Glück,
Geil! Venus zimmert da ihr neues Meisterstück.

So ists, ich lere nicht, sie wird, gebetet Paar,
Die oberste Prob' an dir zuerst erweisen,
Ich wünsche Glück dazu, damit wir dieses Jahr
Dich mannhaft und vergnügt, und recht gelegnet preisen,
Auch wenn die Sonne wird zum Bock niedergehn,
Ein kleines Petergen in deinen Wiegen sehn.

Carl Ludwig Fernow

ward am 19. November 1763 zu Blumenhagen, einem Dörfchen bei Pasewalk in der Uckermark geboren, wo sein Vater als Knecht auf dem dortigen Edelhofe diente. Die Gutsbesitzerin, eine Frau von Necker, nahm sich des hoffnungsvollen Knaben an, konnte jedoch nur bis zu seinem zwölften Jahre für ihn sorgen, wo er als Schreiber zu einem Notar kam. Ein Jugendstreich brachte ihn jedoch von hier fort, und er ward nun als Lehrling zu einem Apotheker in Anclam gethan, dessen Kunst er mit großem Fleiße erlernte. Nach beendigten Lehrjahren kam er als Gehülfe nach Lübeck und machte hier die Bekanntschaft des Maler Carstens, durch den sein ganzes Leben eine neue Richtung bekam. Er entsagte nun seinem früheren Beruf und beschloß ganz der Kunst, für die er große Neigung in sich fühlte, zu leben. Nachdem er eine Zeitlang in Ratzeburg gelebt und sich durch Zeichenunterricht und Portraitiren ernähret hatte, begab er sich zu gleichen Zwecken nach Ludwigslust, und von da nach Weimar, wo er durch falsche Versprechungen angelockt, eine glückliche, seinen Wünschen entsprechende Zukunft zu finden hoffte. Er sah sich jedoch schwer getäuscht und ging nach Jena; hier führte ihn die Neugier in Reinhold's Vorlesungen, welche ihn so entzückten, daß er sich entschloß da zu bleiben. — Ein näheres Verhältniß zu dem vortrefflichen Lehrer gestaltete sich bald, durch ihn lernte er Baggesen kennen und dieser machte ihm den Antrag, auf einer Reise durch die Schweiz und Italien sein Begleiter zu seyn. Fernow's heissester Wunsch sollte dadurch in Erfüllung gehn; leider aber ward Baggesen als sie nur erst einen kleinen Theil Italiens besucht hatten, durch Familienverhältnisse zurückgerufen; Fernow fand jedoch die Unterstützung wohlwollender Gönner, namentlich des Grafen Puxtall und des Baron Herbert und so gelang es ihm 1794 Rom zu besuchen und es für längere Zeit zu seinem Aufenthaltsorte zu wählen. Er beschäftigte sich hier, im vertrauten Umgange mit seinem Freunde Carstens vorzüglich mit Studien über Kunst und Literatur, vermählte sich mit einer Römerin und kehrte 1803 nach Deutschland zurück. An der Universität zu Jena als außerordentlicher Professor angestellt, verweilte er hier jedoch nicht lange, sondern nahm 1804 die Stelle eines Bibliothekars der verwittweten Herzogin Amalie in Weimar an. Er starb hier, an den Folgen einer Pulsadergeschwulst am 4. December 1808.

Seine Schriften sind:

Ariosto's, des Göttlichen Lebenslauf. Zürich, 1809.

Ueber Canova und dessen Werke. Zürich, 1806.

Leben des Künstlers A. J. Carstens. Leipzig, 1806.

Francesco Petrarca. Herausgegeben von L. Hain. Leipzig, 1818.

Italienische Sprachlehre. 2 Thle. Tübingen, 1804. N. A. 1815.

Römische Studien. 3 Bde. Zürich, 1806—1808.

Gemälde von Rom. Gotha, 1802.

Außerdem besorgte F. Ausgaben von Winkelmann's Werken, Dante, Petrarca, Tasso, u. s. w. u. s. w.

Ein eifriges, redliches Streben nach Klarheit und Gründlichkeit, innige Liebe und Anerkennung des Schönen, und eine edle, sorgfältige Darstellungsweise sind kein geringer Schmuck von Fernow's kunstphilosophischen und literärischen Leistungen und haben denselben einen dauernden Werth erworben. Um die Verbreitung und tiefere Kenntniß der italienischen Sprache und Literatur in unserem Vaterlande hat er sich außerordentlich verdient gemacht; seine italienische Sprachlehre, sowie seine Ausgaben italienischer Dichter reihen sich dem Besten an, was je in diesem Fache von deutschen Gelehrten geleistet worden ist. —

Francesco Petrarca. *)

Erster Abschnitt.

Ueber den Rang des Petrarca unter den Dichtern seines Jahrhunderts, über seine lateinische Poesie und über seine Krönung.

Die Rangordnung der drei Dichter des XIV. Jahrhunderts hat das Jahrhundert selbst bestimmt: Dante, Petrarca, Boccaccio.

Vom Boccaccio wird hier nicht weiter die Rede seyn. Seine Romane und sein grosses comisches Gedicht la Teseide sind vergessen; seine Elogien haben kein besseres Schicksal ge-

*) Dargestellt von C. L. Fernow. Herausg. von L. Hain. Leipzig, 1818.

habt. Nur die Prose des Decamerone lebt noch, und wird immer leben, als das älteste und vollkommenste Muster der reinen und zierlichen Schreibart. Die Canzoni, welche jene Glorwata dieses berühmten Werks schließen, erhalten sich bloß durch das Ansehen desselben, und verdienen nur einen mittelmäßigen Dichter.

Ich zweifle sehr, ob Petrarca mit dem Plane zufrieden gewesen ist, den sein Jahrhundert ihm in der Dreizahl seiner Dichter anwies. Es ist ein Brief von ihm vorhanden, in welchem er zu zeigen sucht, daß er auf Dante nicht eifersüchtig sei; aber die Mühe, die er sich deshalb giebt, und die Länge des Briefes selbst scheinen mir vielmehr das Gegentheil zu beweisen. Er gesteht, daß Dante's Ideen edel, aber seine Schreibart gemein sei, und erkennt ihm den Preis der Wohlredenheit in seiner Muttersprache zu, ohne zu ahnden, daß er ihm dadurch alles einräumt, und ihm das höchste Lob ertheilt.

Diese Eifersucht blickt aus einem seiner Sonette hervor, wo er sagt:

S'io fossi stato fermo alla spelunca,
Là dov' Apollo diventò profeta,
Fiorenza avria fors' oggi il suo poeta,
Non pur Verona, e Mantova ed Arunca.
Son. CXXXIII.

Wäre ich einst standhaft in der Höhle stehen,
Da, wo Apollo wurde zum Propheten,
Hätt' auch Florenz vielleicht seinen Poeten,
Nicht bloß Verona, Mantua, gesehen.

Wie? hatte denn Florenz nicht bereits vor ihm seinen Dichter gehabt? und war Dante nicht Dichter von Florenz? Aber vielleicht wollte er bloß von lateinischen Dichtern reden; das würde ihn entschuldigen, und dieß könnte wohl, genau besehen, wirklich der Fall sein.

Die drei großen Schriftsteller des XIV. Jahrhunderts waren den von einem Vorurtheile beherrscht, das sie zugleich mit ihrer gelehrten Bildung eingelogen hatten, und welches der damalige Zustand der italienischen Literatur in ihnen nährete. Sie hielten die gelehrten Sprachen allein für würdig, in denselben zum Nachwelt zu reden, und glaubten, daß in den lebenden Sprachen nur ein geminderter und vergänglicher Ruhm zu erwerben sei. Sie hatten eine zu geringe Meinung von der italienischen Sprache: sie hielten sie für untauglich, etwas Schönes und Großes auszudrücken; und obgleich sie selbst dieselbe bildeten, verschönerten und vervollkommneten, so schämten sie sich doch beinahe, sie für die ihrige zu erkennen.

Dante hatte zuerst sein großes Gedicht in lateinischen Hexametern begonnen, aber weislich gab er diesen Vorsatz auf. Petrarca und Boccaccio dingegen errötheten über ihre italienischen Werke wie über nichtige Kinderspiele, ja einigemal fühlten sie sich versucht, dieselben den Flammen zu opfern, und wünschten bloß, sie vernichten und aus dem Gedächtniß der Menschen vertilgen zu können.

Petrarca jammert, daß sein Canzoniere, sein einziges Werk in der Volkssprache, zu allgemein bekannt geworden sei, und beklagt bitterlich, daß er mit Dante das Unglück theilen müsse, seine Gedichte durch Aller Mund gehen zu sehen. Wahrlich ein sonderbares Unglück für Dichter! Seinen wahren Ruhm hoffte er von seinen lateinischen Schriften; und kaum ließ die Stimme der Zeitgenossen, welche schon seinen italienischen Gedichten den Preis zuerkannte, ihn ahnden, daß die schönen Augen der Laura aus seinen Gedichten noch den künftigen Geschlechtern funkeln würden; zur deutlichen Einsicht ihres wahren Werthes gelangte er nie. Bloß, wie es scheint, um Lauren zu rühren, sagt er Son. CLXX.

Quest' ardor mio, di che vi cal sì poco,
E i vostri onori in mie rime diffusi
No porian inhammar fors' ancor mille:

Ch' io veggio nel pensier, dolce mio foco,
Fredda una lingua, e duo begli occhi chiusi
Rimaner dopo noi pien di faville.

Dieses mein Glühn, das Euch so wenig theuer,
Und Ruhm durch meine Verß' ergossen,
Könnten noch Tausende vielleicht entzünden;

Im Geiste seh' ich, wie mein süßes Feuer
Und eine frostge Zung' und, fest verschlossen,
Ein Augenpaar nach uns viel Gluth entbinden.

Aber nach dem Tode Laura's nimmt seine Ahndung zu:

S'io avessi pensato, che sì care
Fossin le voci de' sospir miei in rima — —
Son. CCLII. vergl. mit Son. CCLIV. am Ende.

Hätt' ich gedacht, daß jemals sich bewährte
Im Reh so theuer meiner Seufzer Dinnen ꝛc.

Forse avverrà, che'l bel nome gentile
Consacrerò con questa stanca penna.
Son. CCLVI. desgl. Son. CCLVII.

Vielleicht daß ich den schönen, hohen Namen
Vertherrliche mit diesen schwachen Kiele.

E se mie rime alcuna cosa ponno,
Consacrata fra i nobili intelletti
Fia del tuo nome qui memoria eterna.
Son. CCLXXXIII. desgl. Cam. XXIX.

Und wenn es meinen Reimen ward beschieden,
Sei doch geseiert unter edeln Meistern
Hier ewig deines Namens Angedenken.

Endlich sagt er auch in einem Briefe an Malatesta von seinem rime vulgari: Leguntur que libentius, quam que serio post-modum validioribus annis scripsi. Son. Lib. XIII, 10.

Die Nachwelt hat endlich dieses Vorurtheil zerstört. Die lateinischen Schriften des Petrarca ruhen mit denen des Dante und Boccaccio im Staube, während die divina Commedia, des Decamerone, und die Verse, zu denen Laura ihren Sinnet begeisterte, als ewige Denkmäler der Sprache und Poesie glänzen.

Die lateinischen Gedichte Petrarca's besitzen in zwölf Elegien, in verschiedenen Epistoln und in der Africa oder Scipiade, nebst einigen andern kleinen Gedichten.

Obgleich der Genius einen solchen Dichtern sich nie durchaus verleugnen kann, so fließt hier doch seine Aber nicht mit derselben Fülle und Leichtigkeit. Sprache und Vers wollen sich seinen oft sehr schönen Gedanken nicht anbequemen, und auch wann er seinen Gegenstand wohl gewählt hat, so ist's als ob er ihn mit einem stumpfen Werkzeuge bearbeite. Sein Latein, obgleich über sein Zeitalter erhaben, schmeckt doch nach dem Rost desselben; es ist weder rein noch richtig; sein Vers ist gezwungen hart, und versteht nicht selten gegen die ersten Regeln der Prosodie.

Aber eine ähnliche Liebe, wie die, welche Eltern gewöhnlich für ihre mißgestalteten oder mißrathenen Kinder haben, empfand Petrarca für sein Africa, das sein geliebtestes, aber zugleich vorgezogenes Schooßkind war. In der That verdankt er dieß Gedicht aus Ehrgeizer Eitelkeit und Besorgniß für dessen Schicksal. Seit dem Jahre 1339, wo er zu Vaucluse den Plan desselben entwarf, und während der 35 Jahre seines übrigen Lebens ward er nicht müde, daran zu feilen, und es, wie er fälschlich wähnte, zu vervollkommnen; desungeachtet hinterließ er es nach seinem Tode nicht nur unvollendet, sondern unvollkommner, als es je gewesen war.

Petrarca glaubte damals, daß des Silius Gedicht vom punischen Kriege unwiederbringlich verloren sei, und ahndete nicht, daß es im Anfange des folgenden Jahrhunderts (1416) aus dem alten Thurme der Abtei St. Gallen hervorgehen würde, um sein Africa, das schon einen Theil seines Ansehens verloren hatte, völlig zu verdunkeln. Poggio, der die Handschrift jenes alten Gedichts aus dem Staube hervorzog, konnte dem Ruhme Petrarca's keinen schlimmern Dienst leisten. Denn, wenn auch Silius kein Dichter vom ersten Range ist, so hat er doch den Wortreichthum und den Ueberwinder Karthago's einen weit edlern Lone besungen, und zwischen der Steifheit und dem Geschichte des Silius ist ein größerer Abstand, als zwischen diesem und der Aeneide.

Und doch war sie das Werk, von welchem Petrarca seine Unsterblichkeit erwartete. In der Prüfung, welche er vor dem Könige Robert in Neapel bestand, ehe dieser ihm der Dichterkrone würdig erklärte, las er demselben einen Theil seines Gedichts vor. Und nachdem er diese Krone feierlich empfangen hatte, glaubte er sie doch nicht eher verdient zu haben, als bis sein Gedicht vollendet wäre.

Er legte sowohl auf diese unbedeutende Arbeit, als auf jene eitle Ehre einen zu hohen Werth; doch das letztere ist zu entschuldigen. Wo ist der Dichter, dessen Ehrgeiz es nicht schmeicheln würde, zu gleicher Zeit von der pariser Universität und vom römischen Senat zur Krönung eingeladen zu werden, und die Krone auf dem Kapitol zu empfangen, wo diese Ehre seit dem Statius keinem Dichter mehr wiederfahren war? Aber man führt noch zwei Beweggründe an, welche ihn vermochten,

Digitized by Google

nach dieser Ehre zu streben, oder die ihm dieselbe unendlich schätzbar machten.

Erstlich glaubt man, daß er dadurch gegen die Verfolgungen sich zu sichern gesucht, welchen er als Dichter ausgesetzt war. Da er in der Meinung des Innocenz VI. und der Andächtlinge seines Hofes für einen Zauberer galt, so habe er, sagt man, öffentlich und in Rom selbst die Weihe der Poesie empfangen wollen, um sich dem Bannfluche zu entziehen, und unter seinem Lorbeer vor dem Blitzstrahle der Kirche gesichert zu sein. Aber in den Nachrichten von seinem Leben findet sich, daß diese Gefahr ihm erst nach seiner Krönung drohete; es ist also nicht wahrscheinlich, daß dieselbe darauf Einfluß gehabt habe.

Gegründeter war vielleicht der andere Beweggrund, den man ihm zuschreibt; je phantastischer dieser scheint, desto mehr war er geeignet, auf seine Phantasie zu wirken. Es war nämlich nichts anders, als die Beziehung des Lorbeers auf den Namen Laura, und die Aehnlichkeit seiner Liebe zu derselben mit der des Apollo zur Daphne; auch umarmten beide, statt ihrer Geliebten, nur den Baum, der ihren Namen führte, und hatten bloß den leidigen Trost, ihre Stirne, ihre Leier und ihren Köcher mit dem heiligen Laube desselben zu schmücken. Auch läßt sich an dem Einflusse dieses Beweggrundes auf Petrarca's Geist um so weniger zweifeln, da er selbst es ausdrücklich gesteht:

Con costor colsi il glorioso ramo,
Onde forse anzi tempo ornai le tempie
In memoria di quella, ch' io tant' amo.
Trionfo d'amore Cap. IV.

Mit diesen ich den Zweig des Ruhmes pflückte,
Womit ich, der Geliebten zum Gedächtniß,
Mir vor der Zeit vielleicht die Schläfe schmückte.

Am wenigsten aber ahndete ihm wohl, daß seine schöne Provenzalin allein ihm in der That die rechtmäßigen Ansprüche auf den Lorbeer gab, und daß die geringste seiner Canzoni, die er zu ihrem Lobe sang, denselben unendlich mehr verdiene als seine Sciviade und seine andern lateinischen Gedichte. Diese letztern konnten seinen Lorbeer nicht vor dem Verwelken schützen; jene hingegen erhalten ihn in ewiger Frische, und durch sie wird er noch in den spätesten Jahrhunderten fortgrünen.

Was ist übrigens diese Krönung anders als ein eitles Gepränge, das weder poetisches Talent geben, noch dessen Daseyn beglaubigen kann? An wie viele Köpfe ist nicht seitdem diese feierliche Handlung unnütz und unverdient verschwendet worden, und fast ist Petrarca der einzige seiner Nation, der seiner Krone Ehre gemacht hat. Dadurch, daß man dieselbe ohne Unterschied auch an Unwürdige verschwendete, kam sie bald um ihren Ruf und fiel in allgemeine Verachtung, wie wir zu seiner Zeit sehen werden.

Zweiter Abschnitt.

Ueber Petrarca's italienische Poesie.

Doch wir wollen uns hier nicht mit Petrarca's lateinischer Poesie beschäftigen. Durch seine italienischen Dichtungen ragt er über Alle hervor, und auf sie ist sein ganzer Ruhm gegründet.

Obgleich Dante für die Bildung seiner Muttersprache sehr viel gethan hat, indem er sie mit dem Hauche seines Genius belebte, so muß man doch bekennen, daß eigentlich Petrarca das Werk ihrer Veredlung vollbrachte. Er ist der reinste und zierlichste Schriftsteller seines Jahrhunderts, das Vorbild aller künftigen Dichter, der Liebling der Musen, Grazien und Liebesgötter.

Ihm verdankt die lyrische Poesie der Italiener ihren schönsten Glanz. Cino und Dante, welche dieselbe vor ihm bearbeiteten, und von denen besonders der letzte sie ihrer Vollkommenheit um vieles näher brachte; senken dennoch ihre Leier vor der seinigen. Er brach sich in dieser Gattung eine neue Bahn, oder vielmehr er schuf in derselben eine neue Art, von der man vor ihm keinen Begriff hatte.

In dieser Dichtungsart, zu der sein Talent und die zarte Empfindsamkeit seiner Seele den Keim enthielten, der durch die sonderbaren Ereignisse seines Lebens und seiner Liebe bloß entwickelt wurde, hat er alles ergossen, was seine schöne Phantasie dichtete, oder sein reich geschmücktes Gedächtniß ihm darbot, so daß selbst entlehnte Gedanken bei ihm durch die Art und Weise, wie er sie seinem Hauptgedanken beimischt und verschmelzt, einen Anstrich von Originalität erhalten.

Uebrigens schöpfte er aus guten Quellen des Alterthums, die er zum Theil selbst wieder aufgefunden hatte. Man weiß daß er weder Mühe noch Kosten sparte, um die alten lateinischen Klassiker wieder zu entdecken, welche durch die Barbarei der Zeiten unter Schutt und Trümmer verborgen lagen. Ihm verdankt man die Briefe des Cicero, und die erste Handschrift des Quintil ans. Auch des Erstern Abhandlung de Gloria besaß er, aber sie ging wieder verloren, dadurch daß er sie unvorsichtiger Weise einem Freunde lieh, der sie dringender Bedürfnisse wegen versetzte. Mit nicht geringerer Wißbegierde besuchte er die Trümmer und Denkmäler des alten Roms, die Rom selbst nicht mehr kannte. Mit einem Worte, er war der Wiederhersteller der Wissenschaften und der Künste des XIV. Jahrhunderts.

Von der tiefsten Achtung für den Virgil durchdrungen, bezeugte er dem Geburtsorte desselben seine Huldigung und besuchte sein Grabmal, gleichsam um den Schatten des alten Dichters zu beschwören. Dante glaubte, seinem großen Lehrer und Führer eine besondere Gunst zu erweisen, indem er die Seele desselben in den Limbus versetzte; aber Petrarca war geneigt zu glauben, daß derselbe auch aus dem Limbus erlöset sei, und sich unter denen befunden habe, die Christus daraus befreite, als er die Pforten der Hölle zerbrach.

Die Muse, welche das Zeitalter des Auguste verschönte, herrscht durchaus in den italienischen Versen Petrarca's; und es ist zu bewundern, daß er in diesen weit klassischer ist, und den Virgil und Horaz weit besser, als in ihrer eignen Sprache nachahmt, wo seine Nachahmungen immer ein gewisses fremdartiges Ansehen haben, statt daß sie in seiner Muttersprache gleichsam naturalisirt erscheinen.

Weniger war er im Stande, aus griechischen Schriftstellern zu schöpfen, deren Sprache ihm, wie seinem Zeitalter überhaupt, noch unbekannt war; doch hatte er den lobenswürdigen Trieb, sie zu erlernen, ohne daß er denselben befriedigen konnte. Der berühmte Mönch Barlaam war eine Zeit lang sein Lehrer in derselben, aber ohne Erfolg; denn noch im Jahre 1354 bekannte Petrarca, daß er kein Griechisch verstehe; und, daß er es auch im Jahr 1366 noch nicht verstanden habe, beweist die außerordentliche Freude, welche ihm die lateinische Uebersetzung der Iliade und eines Theiles der Odyssee von Leon Pilatus verursachte. Doch auch in dieser schlechten Uebersetzung erkannte er das Hauptverdienst Homers, und nannte ihn den größten Maler der Vorwelt.

— — — quell ardente
Vecchio, a chi fur le Muse tanto amiche,
Ch' Argo, e Micene, e Troja se ne sente.

Questi cantò gli errori e le fatiche
Del figliuol di Laerte e della Diva,
Primo pittor delle memorie antiche.
Trionfo della Fama, Cap. III.

— — — Nebst dem feur'gen Greise,
So werth den Musen, daß davon berichten
Argos, Mycene, Troja gleicher Weise;

Irrsaal und Nöthen sang er in Gedichten
Von des Laertes und der Göttin Sohne;
Der erste Maler Er alter Geschichten.

Die Beschuldigungen, daß er die provenzalischen Dichter, und vornehmlich einen gewissen Mossen Jordi (Monsieur George) geplündert habe, der um die Mitte des XIII. Jahrhunderts am Hofe Königs Jakob II., des Eroberers, lebte, übergehe ich hier. Noch weniger will ich ihm zum Vorwurfe machen, daß er die sizilianischen, italienischen und toskanischen Dichter, die vor ihm gelebt, besonders den Cino von Pistoja und Dante, benutzt hat, von dem er, seiner Eifersucht ungeachtet, doch öfter ganze Redensarten und selbst Gedanken entlehnt hat.

Was ist natürlicher, als daß ein Dichter in einer Sprache, die sich gebildet hat, die Bemühungen derer benutzt, welche sie zuerst bearbeiteten, und auch fremder verwandter Sprachen Beihülfe sucht? Das waren gemeinsame Schätze, deren Petrarca sich bedienen konnte und mußte. Warum hätte er darin bedenklicher seyn sollen, als späterhin Bembo, Caro, Arioste, Tasso und die andern Dichter des XIV. Jahrhunderts in Hinsicht seiner verfahren haben, wo doch die Sprache bereits den Gipfel ihrer Vollkommenheit erreicht hatte, und welche dennoch nicht verschmähten, ganze Verse von ihm zu entlehnen, wie sich sehr leicht nachweisen läßt. Endlich haben wir schon bemerkt, daß er die Kunst besaß, das von andern Entlehnte zu verschönern und ihm den Reiz der Neuheit zu geben.

Auch müssen wir bemerken, daß er denen, welche er für die Väter der italienischen Poesie und Sprache anerkennt, volle

Gerechtigkeit wiederfahren läßt. In einer seiner Canzoni beweis't er ihnen seine Achtung auf eine seltsame Weise dadurch, daß er jede Stanze derselben mit dem Anfangsverse eines ihrer Gedichte schließt (Canz. VII.). Diese Dichter sind der Provenzale Arnaldo Daniele, Guido Cavalcanti, Dante, Cino von Pistoja und er selbst; dagegen hat er sowohl hier, als in der Aufzählung der berühmten Ausländer, deren Lob er singt, den Mossen Jordi vergessen. Unter seinen Sonetten ist noch eines vorhanden, worin er den Tod Cino's von Pistoja mit zärtlichem Schmerze beklagt (Son. LXIX.), und ein anderes auf den Tod seines Freundes Sennuccio (Son. CCXLVI.); in welchem er denselben beschwört, in seinem Namen alle die großen Dichter zu grüßen, die er in der Sphäre der Venus versammelt finden werde.

Die Italiener erheben sehr die Kunst und den Mechanismus in Petrarca's Versen und zeigen das Vortreffliche derselben auch in den kleinsten Theilen; seine äußerste Feinheit in der Stellung der Wörter, um für jeden Gegenstand den angemessensten Fall und Klang zu treffen; seine geschmackvolle Wahl in der Anwendung der Freiheiten, woran die Sprache der italienischen Poesie nicht minder reich ist als die griechische, besonders in der Freiheit, die Wörter am Anfange, in der Mitte und am Ende um eine Sylbe zu kürzen; eine Sylbe in zwei auszudehnen, oder zwei Sylben in eine zusammenzuziehen; und in der Freiheit, zwei Vocale zusammenstoßen zu lassen, deren mäßiger und wohlgewählter Gebrauch oft große Wirkung thut, wie z. B. in dem Verse Virgils:

Ter sunt conati imponere Pelion Ossae.

Sie bemerken ferner das Ueberschreiten der Verse, wodurch zuweilen der Sinn aus einer Stanze in die folgende fortgeführt wird; welches man in den italienischen Oden oder Canzoni gewöhnlich für einen Fehler hält, obgleich es in den Oden der Griechen und Lateiner nicht dafür gehalten wurde. Beim Petrarca ist dieß keine Nachlässigkeit, kein Vergessen, sondern eine vorsetzliche Uebertretung der Regel, wo das Genie die Schranken derselben durchbricht, um dadurch größere Schönheiten zu erreichen, indem es den schicklichen Moment kennt, wo es sich ihres lästigen Joches, das seinen Flug hemmen würde, entledigen darf.

Endlich haben auch die Dilettanti, welche sich einer besondern Zartheit des Geschmacks rühmen, einen bemerklichen Unterschied zwischen den Sonetten, welche bei Laura's Lebzeit gedichtet worden, und denen, welche ihren Tod betrauern, zu finden geglaubt. In den erstern herrscht jene Würde mit Lieblichkeit gemischt, welche einen gemäßigten Styl bilden, in den letztern herrscht die Würde vor und gibt dem Style einen erhabenern Charakter.

Man kann alles dieses zugeben, ohne darum anzunehmen, Petrarca habe dieß mit kleinlicher Sorgfalt vorsetzlich gesucht; der wahre Dichter thut das nie. Es findet sich, ihm selber unbewußt, in seinem Genius, in dem zarten Gewebe seiner Nerven, in der harmonischen Stimmung seines Ohres; es ist ein Geschenk der Natur, das aus keiner Poetik geschöpft, sondern nur durch Uebung nach großen Mustern gebildet wird.

Die Versarten, deren sich Petrarca bedient, sind nicht von seiner Erfindung. Er nahm sie von den Sicilianern und Provenzalen, aber gab ihnen eine bessere Gestalt. So z. B. veredelte er die Form der Canzoni dadurch, daß er nur Verse von elf und von sieben Sylben dazu nahm. Es sind ungefähr dreißig solcher Canzoni von ihm vorhanden, fast sämmtlich Meisterstücke. In dieser Dichtungsart ist er besonders vortrefflich, ja man kann sagen, unnachahmlich. In seinen Sonetten, welche den größten Theil seiner Gedichte ausmachen, findet sich Treffliches, minder Schönes und Mittelmäßiges unter einander; noch geringeren Werth haben seine Balladen und Madrigale, aber glücklicher Weise ist ihre Anzahl nur klein.

Aber man möchte wünschen, daß er sich gewisser seltsamer Formen gänzlich enthalten hätte, welche kein anders Verdienst haben, als das der Schwierigkeit, wenn diese je ein Verdienst seyn kann, und welche durch den unglaublichen Zwang, den sie dem Dichter auflegen, nur falsche oder frostige Gedanken, schielenden Ausdruck, Lückenbüßer und gehaltleere Verse erzeugen.

Dergleichen sind die Corone, oder Sonettenkränze, wo der Sinn sich durch mehrere mit einander verbundene Sonetten hindurch windet; obgleich Petrarca sich zum Theil der Fesseln entledigt hat, womit die Gesetze dieser schon an sich abgeschmackten Dichtungsart den Dichter binden.

Dergleichen sind ferner eine Art von Canzoni, wo die Reime nur von Stanze zu Stanze wiederkehren, so daß die Verse der ersten Stanze gar keinen Reim haben, alle folgenden aber auf die Endsylben der ersten reimen, die man nach einem Zwischenraume von sieben bis acht Versen bereits vergessen hat. Ein Beispiel davon bietet die Canz. III. dar.

Dergleichen sind endlich die Sestine, die mühsamsten und nichtswürdigsten unter den Gedichten Petrarca's, die er füglich hätte dem Erfinder derselben, dem Arnaldo Daniele, lassen können, statt seinen Genius auf die Folter zu spannen, um eine Dichtungsart, die kein Erzeugniß der Poesie, sondern eine Mißgeburt der Geschmacklosigkeit ist, in seine Sprache zu verpflanzen.

Dritter Abschnitt.

Ueber den Gegenstand seiner italienischen Gedichte, über den Hauptgegenstand derselben und über den Charakter dieser Poesie.

Die Gedichte Petrarca's, die man auch unter dem Gesammttitel il Canzoniere begreift, haben nur einen Gegenstand, von dem er sich sehr selten entfernt; und selbst die Gedichte, wo dieß der Fall ist, haben davon noch einen so starken Anstrich, daß sie kaum für Ausnahmen gelten können.

Ich zähle ungefähr zwölf Sonette, in denen er seinen Lieblingsgegenstand verläßt, und unter diesen sind vier, in denen er seinem heftigen Zorne gegen den päpstlichen Hof Luft macht, den er eine Mezze, ein Babylon, einen Aufenthalt des Lasters und der Verworfenheit, dem rächenden Strahle des Himmels preisgegeben, nennt. (Son. XCI, CV, CVI, CVII.) Aber selbst in diesen Sonetten wird Laura nicht ganz vergessen. Zu ihnen rechne ich ferner noch das Sonett, welches er bei dem falschen Gerüchte von seinem eigenen Tode verfertigte, ein anderes zum Preise der Freundschaft; ein drittes über die verderblichen Wirkungen des Zorns und ein viertes, in welchem er dem Giovanni Dondi über seinen Kummer, dessen Ursache unbekannt ist, Rath und Trost zuspricht. (Son. XCVI, CVIII, CXCVI, CCVI). In einem andern beklagt er die Verachtung der Künste und Wissenschaften, welche der Schwelgerei, dem Müßiggange und dem niedrigen Eigennutze aufgeopfert werden:

Povera e nuda vai, Filosofia — — —
Son. VII.

Arm mußt und nackt, Philosophie, du schreiten.

Ein anderes sehr schönes Sonett richtet er an einen berühmten Mann aus dem Hause Colonna:

Gloriosa colonna, in cui s'appoggia
Nostra speranza e 'l gran nome Latino — —
Son. X.

Glorwürd'ge Säul, o unsrer Hoffnung Stütze,
An der empor sich Römerherzen richten — —

Petrarca fordert ihn auf, den Prunk der Paläste und den eitlen Glanz der Hoheit zu verlassen, und mit ihm im Schatten der Fichten und Buchen am Hügel des Parnasses freier zu athmen, wo tausend bezaubernde Gegenstände die Seele zum Himmel erheben, während die süße, zärtlich klagende Stimme der Nachtigall in einem nahen Gebüsche sie wieder zur Erde herabruft und mit Gedanken der Liebe erfüllt.

Dieß Sonett ist viel schöner als ein anderes, worin er gleichfalls einen Colonna, und vielleicht den nämlichen, auffordert, den so eben über das ihm befeindete Haus Orsini erfochtenen Sieg mit aller Macht zu verfolgen, und nicht eher zu ruhen, bis er seinen Feind aufs äußerste gebracht habe. (Son. LXXXII.) Es ist unstreitig rühmlicher, seine Freunde zum unschuldigen Genuß der Vergnügungen des Landlebens einzuladen, als zu Rache und Blutvergießen anzureizen.

Das unmittelbar folgende Son. (LXXXIII) enthält eine Nachahmung der schönen Ode des Horaz (Lib. IV. Ode 8.), in welcher das Vermögen der Dichtkunst, große Männer unsterblich zu machen, über die Kunst des Phidias und Praxiteles erhoben wird; so ist in einem andern Sonett auf den Tod des Cino von Pistoja (Son. LXIX) die rührende Elegie Ovids auf den Tod des Tibull nachgeahmt, der wie Cino ein Sänger der Liebe war, und seine Delia und Nemesis, wie Petrarca seine Laura hatte, obgleich unter etwas verschiedenen Verhältnissen.

Unter den Canzoni sind nur zwei, die ihrer übrigen Gefährten und der Nachwelt unwürdig sind; die eine ist ein Mischmasch von Sprichwörtern, dessen Zweck man nicht einsieht; die andere eine nicht weniger dunkle Allegorie (Canz. XI u. XII).

Aber drei dieser Canzoni verdienen, daß wir bei ihnen verweilen, es sind nicht die minder vorzüglichen der Sammlung,

obgleich sie nicht von Liebe handeln; sie gehören alle drei zur parenetischen Gattung. (Canz. II, VI, XVI.)

Die erste, der ein dazu gehöriges Sonett vorhergeht, ermahnt die Fürsten zu einem Kreuzzuge, zu dem man sich zu derselben Zeit rüstete, als Papst Johann XXII. Avignon wieder verlassen und den heiligen Stuhl nach Rom zurückbringen sollte. Weder das eine noch das andere erfolgte; aber da beides dem Dichter gleich stark am Herzen lag, so spricht er mit außerordentlichem Eifer dafür.

Aber auch hier kann der Dichter nicht enden, ohne in seine verliebten Schwachheiten zurückzufallen. Um ganz Italien zu diesem Kreuzzuge aufzubieten, sendet er sein Gedicht dahin; er würde selbst kommen, wenn ihn nicht die Liebe mit unüberwindlicher Gewalt und unzerreißbaren Banden wider Willen in der Provence zurückhielte.

In der zweiten dieser Canzoni beschwört Petrarca einen römischen Senator, oder einen anderen angesehenen Mann, der damals über Rom waltete, den alten Glanz dieser Stadt wiederherzustellen, und die Zwietracht und Verwirrung zu ersticken, die daselbst herrschten. Er beschwört ihn in den dringendsten und kräftigsten Ausdrücken, indem er ein lebhaftes Gemälde von den Drangsalen entwirft, welchen damals das unglückliche Rom erlag, indem er vor seinen Augen die Schatten der Scipionen und Brutus und des Fabricius hervorruft, welcher letztere, diese große Unternehmung ahnend, mit Entzücken ausruft: ich erkenne mein Rom wieder, das sich zu seiner ehemaligen Schönheit verjüngen wird:

Come cre', che Fabrizio
Si facea lieto udendo la novella
E dice, Roma mia sarà ancor bella.

Dann wird mit frohem Munde
Fabricius auch, die große Mähr zu preisen,
Rufen: „Nun wird mein Rom schön wieder heißen."

Er zeigt ihm endlich die Heiligen und Märtyrer, welche aus der Höhe des Feuerhimmels herab ihn bitten, für die Sicherheit der Tempel zu wachen, wo ihre sterblichen Hüllen ruhen, damit die Gläubigen sie ohne Furcht besuchen, und ihre heiligen Reste verehren können.

Die dritte Canzone ist von nicht geringerer Kraft. Sie athmet die Liebe zum Vaterlande, die ihn dazu begeisterte.

Italien ward zwiefach verheert; theils durch die Spaltungen, welche in den verschiedenen Staaten herrschten, und durch innere Kriege, theils durch die Horden deutscher Söldner, welche Ludwig der Baier daselbst zurückgelassen hatte. Diese Miethlinge waren jedem meistbietenden feil, und gingen bald aus dem Solde eines Herrn in den des andern über, bald verheerten sie die Länder für eigene Rechnung, und lebten auf Kosten der Provinzen, deren sie sich bemächtigen konnten.

Nachdem Petrarca diesen unglücklichen Zustand seines Vaterlandes beweint hat, ermahnt er die Fürsten Italiens, ihrem Haß und ihren Zwisten zu entsagen, um sich gegen jene fremden Landstreicher zu vereinigen, die dann nicht länger furchtbar, und leicht vom vaterländischen Boden zu vertreiben seyn würden:

Virtù contra furore
Prenderà l'arme, e fia 'l combatter corto,
Che l'antico valore
Negl' italici cor non è ancor morto.

Und gegen Wuth wird Tugend,
Sich rüsten, bald der Kampf zum Ziel gelangen;
Ist in Italiens Jugend
Ja noch der alte Muth nicht untergangen.

Die Trionfi des Petrarca sind ein unvollendetes Werk, an das der Tod ihn die letzte Hand zu legen hinderte. Sie bestehen in einer Folge von allegorischen Träumen oder Gesichten von der Liebe, der Keuschheit, dem Tode, dem Ruhme, der Zeit und der Ewigkeit.

Der Inhalt dieser Dichtungen ist gemischter Art, doch herrscht auch hier die Liebe; und man kann sagen, daß alle diese Triumphe nur ein einziger, nehmlich Laura's Triumph, sind.

Die Liebe triumphirt über den Dichter. Laura's Keuschheit triumphirt über die Liebe. Der Tod triumphirt über Lauren und Laura über den Tod. Der Ruhm, welcher nebst der Liebe des Dichters Herz theilte, triumphirt über dieses Herz, aber die Zeit zerstört die Trophäen des Ruhms, doch auch sie wird zuletzt von der Ewigkeit vernichtet. Dieser letzte Triumph, der einzig wahre, wird im Himmel, im Schooße der Gottheit, gefeiert. Dort auch wird er seine Geliebte wiederfinden, und wenn er schon in ihrer Liebe auf Erden so glücklich war, wie glücklich wird er seyn, wenn er sie in den ewigen Wohnungen wiedersieht!

Diese Trionfi sind voll schöner Stellen, voll trefflicher Sinnsprüche, voll großer poetischer Züge; schade, daß er nicht mehr Muße hatte, ihnen die letzte Feile zu geben, und daß Versbau und Stil darin zu sehr vernachlässigt sind.

Wir nähern uns nun dem großen Gegenstande, um welchen die Gedichte Petrarca's sich drehen, der sein Herz und seine Leier beherrscht, und der uns zugleich den Menschen und den Dichter näher bekannt machen wird.

Außer dem Charakter der Ueberlegenheit, durch den geniale Menschen sich von andern auszeichnen, haben sie auch noch ihren eigenthümlichen Charakter, durch den sie sich von einander unterscheiden. Daher kommt es, daß sie in der nemlichen Dichtungsart, oder dem nemlichen Gegenstande verschiedene Ansichten fassen, denselben ihre eigne Form auferücken, wodurch diese Verschiedenheit merklich und hervorstechend wird.

Aber es ist darum nicht weniger schwer zu sagen, worin diese Eigenthümlichkeit besteht. Wir haben von derselben nur dunkle Gefühle, und können sie nur durch allgemeine Ausdrücke bezeichnen. Schön, groß, erhaben, anmuthig, zärtlich, rührend, sind Ausdrücke dieser Art, aber man kann dieß alles auf tausenderlei Weise seyn; und jeder geniale Mensch hat seine eigne, welche gerade seinen Charakter bezeichnet; aber die Bestandtheile dieses Charakters sind so zart, so innig verbunden, daß sie jeder genauern Zergliederung entschlüpfen. Es ist schon genug, wenn wir nur dahin gelangen, die größern Massen zu unterscheiden; ich meine gewisse Hauptbestandtheile, gewisse stark gezeichnete Eigenschaften; aber ihre Grade, ihre Schattirungen, die Verhältnisse ihrer Mischung zu bestimmen, dazu haben wir weder Zahl, noch Gewicht, noch Maß.

Diesen Grundsätzen zufolge werde ich einen Versuch wagen, den Canzoniere, oder die Sammlung italienischer Gedichte des Petrarca, genauer zu untersuchen. Ich weiß wohl, wie oft derselbe bereits erklärt, zerfasert und durch die Hechel der Kritik gezogen worden, und wie viel Bände man zusammentragen könnte, wenn man alles sammeln wollte, was über dieses kleine Bändchen geschrieben worden; aber ich gebe hier bloß meine eigenen Bemerkungen. Ich habe mich bemüht, selbst den Petrarca verstehen, und ich darf wohl sagen, fühlen zu lernen, und ich werde ihn so schildern, wie ich ihn verstanden und gefühlt habe; ich werde mir die Idee seines poetischen Charakters aus den Zügen bilden, welche in seinem Werke den stärksten Eindruck auf mich gemacht haben.

Aber hier fühle ich auch sehr wohl das Nachtheilige meiner Lage. Mir, dem Fremdling, muß ohne Zweifel so manches verborgen bleiben, was ein Einheimischer des Bodens, der diese Werke hervorgebracht hat, auf den ersten Blick entdeckt; und in dieser Hinsicht fodert das Urtheil der italienischen Kenner meine größte Achtung. Aber vielleicht wird dieser Nachtheil mir in andrer Hinsicht wiederum etwas vergütet. Werke des Geistes wollen eben so wie sichtbare Gegenstände, aus einem gewissen Abstande, in der rechten Mitte zwischen Zufern und Zunahe, betrachtet seyn. Ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich mich auf diesem Standpunkte befände. Jede Nation muß wünschen, daß ihre vorzüglichen Schriftsteller auch von unparteiischen Kennern anderer Nationen geschätzt werden. Jenes enthusiastische Vorurtheil, welches den Geschmack unserer Nation zur allgemeinen Regel des Geschmacks, und die vaterländischen Geisteserzeugnisse zum unbedingten Maßstabe des Schönen und Vollkommenen erhebt, ist eine Schwachheit, und wird leicht, durch einige Uebertreibung, eine Lächerlichkeit, gegen die man sich verwahren muß. Ich habe auf diesen Umstand bei allen meinen Untersuchungen besonders Rücksicht genommen, und mir immer für die Literatur der Alten und der Neueren eine freie Ansicht zu erhalten gestrebt. Und welcher Parteilichkeit könnte ich in der Schätzung der italienischen Dichter verdächtig seyn?

Es ist bekannt genug, daß der Hauptgegenstand der Gedichte Petrarca's erotischer Natur ist, oder von der Art, welche die Italiener durch amatorio oder amoroso bezeichnen; und daß er in dieser Gattung selbst sich, so zu sagen, eine neue Gattung oder Art geschaffen hat, für die er keinen Vorgänger unter den Alten fand, und daß er nur sehr schwach und schlecht von denen nachgeahmt worden, die in seine Fußstapfen traten, und deßhalb mit dem Zunamen Petrarchisten belegt wurden.

Indem ich nun das Charakteristische dieser Dichtungen zu erforschen suchte, schien es mir aus folgenden drei Quellen zu entspringen: 1) aus der besondern Beschaffenheit der Liebe des

Dichters selbst; 2) aus seiner Frömmigkeit, und 3) aus seiner Philosophie. Diese drei Punkte also werde ich vornehmlich, sowohl einzeln, als in ihrer Verbindung, zu entwickeln suchen.

Vierter Abschnitt.

Ueber die Liebe Petrarca's.

Wer ist, fragen wir vor allen Dingen, der Gegenstand dieser dauernden, so zärtlichen Leidenschaft? Wer ist diese Laura, deren wohlklingender süßer Name alle gefühlvolle Herzen anzieht, und sich auf Flügeln der Liebe zu den fernsten Zeitaltern schwingt?

Ist es nicht wundersam, daß wir so wenig von dieser seltnen Schönheit wissen, welche einen noch seltenern Verehrer hatte, der durch so köstliche Verse ihrem Namen Unsterblichkeit gab?

Noch im 15ten Jahrhunderte verloren die Italiener sich in eitlen Träumen über eine Person, die den Dichter, der sie besang, zu so lieblichen Träumen begeisterte.

Mehrere unter ihnen wollten sie sogar aller Persönlichkeit entkleiden, und sie zu einem bloß idealischen Wesen, zu einem lieblichen Luftgebilde machen. Andere machten, was noch ärger war, ein allegorisches Wesen aus ihr, die Religion, die Buße, die Philosophie, die Tugend, und wer weiß, was sonst noch. Endlich, als Gipfel der Albernheit, gab es einige, die sie in die Jungfrau Maria verwandeln wollten, die also, ihnen zufolge, in der Provence geboren, und im Jahre 1348 daselbst an der Pest gestorben seyn müßte. Und in der Canzone an die heilige Jungfrau würde er sie um Verzeihung, daß er sie geliebt habe, bitten, und um die Gnade, seine Seele von einer so ungeheuern Sünde zu reinigen (Canz. XXIX.).

Auch in den folgenden Jahrhunderten mußten die Italiener nichts mehr von der Geliebten ihres großen Dichters, obgleich, sie ihr die Persönlichkeit wieder zugestanden. Einem Franzosen war es vorbehalten, sie zuerst über Laura's Person und Familie aufzuklären und darzuthun, daß sie aus dem Geschlecht de Noves, eine Tochter des Ritter Audibert, Herrn von Noves, einem Flecken zwei Meilen von Avignon, sei. Aber das Wichtige in seiner Entdeckung, und was Gesualdo und Castelvetro nur dunkel geahndet hatten, ist, daß Laura schon zwei Jahre lang verheirathet, und wahrscheinlich auch schon Mutter war, als Petrarca sie zum ersten Male sah, und die erste Regung der Liebe für sie empfand.

Dieser Umstand ist um so weniger zu übersehen, da er großen Einfluß sowohl auf Petrarca's Leidenschaft, als auf die Gedichte haben mußte, in welchen er die Gluth dieser Leidenschaft ausströmte, und dieser den eigenthümlichen Charakter gab, dessen wir oben bereits erwähnt haben.

Laura war verheirathet. Sie war ihren Pflichten und Grundsätzen getreu; Tugend, Ehre, und eine zarte und strenge Sittsamkeit leiteten ihr Betragen. Aber sie war Weib; sie hatte kein Felsenherz; sie war nicht mit Tigermilch aufgezogen worden. Und da Empfindsamkeit das Erbtheil schöner Seelen ist, wie konnte sie gegen die Huldigungen eines Liebhabers gleichgültig bleiben, der mit einer blühenden Jugend und mit einer höchst einnehmenden Bildung alle Reize des Geistes verband, in dem sich zu so großen Talenten auch die Gabe zu gefallen gesellte, der ein Liebling der Musen, ja der erste Mann seines Jahrhunderts war, und der zu lieben wußte, wie man nie liebte, und nie mehr lieben wird? Mußte sie sich durch eine solche Eroberung, durch den Glanz, der davon auf sie zurückstrahlte, durch den Ruhm, den dieselbe ihr versprach, nicht geschmeichelt fühlen?

Laura wußte die Ansprüche ihres Herzens und ihrer Eigenliebe mit den Grundsätzen der Klugheit und der Tugend zu vereinigen, indem sie sich so vorsichtig und wohlgemessen betrug, daß sie die Leidenschaft des Dichters unterhielt und fortwährend verstärkte, ohne dieselbe zu befriedigen, ja ohne ihr auch nur das Mindeste zu gestatten. Nur selten, und nur an öffentlichen Orten, wozu er die Gelegenheit noch besonders aufsuchen mußte, hatte er das Glück, sie zu sehen, und noch seltener das, sie zu sprechen; und nie wagte er es, ihr von seiner Liebe zu reden (Canz. I. St. 4). Abwechselnd bald ernst, bald milde, wußte sie ihre Reden, ihre Blicke und Mienen so zu beherrschen, daß sie, wann er zu viel wagte, entweder seine Kühnheit niederschlagen, oder seine sinkende Hoffnung erheben und ihn wieder an sich ziehen konnte, dergestalt, daß sie ihn ein und zwanzig Jahre lang in ihren Fesseln hielt, in stetem Wechsel zwischen Sturm und Ruhe, und allen Bewegungen eines leidenschaftlichen Gemüths hingegeben, wo er in langen Zügen jenes Bittersüß, wie er es nennt, schlürfte, jenen Trank von Honig und Wermuth, den die Liebe in ihren Zauberbecher mischt.

Heutiges Tags, wo man in der Liebe rascher zu Werke geht, wo unsere Lungen nicht mehr Athem genug haben, um vier Lustra hindurch zu seufzen, würde dieses Betragen Laura's für eine über die Gebühr verfeinerte Coketterie ausgelegt werden. Schon Petrarca klagt mehr als einmal, daß sie im Grunde nur sich allein liebe, daß nur sie der letzte Zweck aller ihrer Wünsche sei, daß die Qualen, die er erdulde, sie wenig beunruhigen, ja im Gegentheil nur ihrem Stolze schmeicheln.

Se forse ogni sua gioja
Nel suo bel viso è solo,
E di tutt' altro è schiva.
Canz. XIII.

Kann Lust ihr und Behagen
Nur eigne Schönheit bringen,
Ist Alles ihr zuwider ꝛc.

Veggendo in voi finir vostro desio.
Son. XXXVIII.

Er schwieg, seit er vernommen,
Wie in euch selbst sich eure Lust beschränket.

Quella che sol, per farmi morir, nacque,
Perch' a me troppo, ed a se stessa, piacque.
Canz. XXI.

Sie, die nur mich zu tödten, trat ins Leben,
Weil sie sich selbst, ich ihr zu sehr ergeben.

Er tadelt ihre Neigung zum Putz, verwünscht den Spiegel, in dem sie sich so gern betrachtet, und stellt ihr das warnende Beispiel des Narciß vor. Dieser verrätherische Spiegel wurde in dem Abgrunde der Hölle verfertigt, und in den Fluß des Vergessens getaucht:

— — I micidiali specchj — —
Questi fur fabbricati sopra l'acque
D'abisso, e tinti nell' eterno obblie.
Son. XXXVII u. XXXVIII.

— — Doch mehr den bösen Spiegeln muß ich klagen,
Die ihr durch Liebesäugeln wollt ermüden.
— — — — —
Gefertigt wurden sie am Strand der Lethe,
Mit ewiger Vergessenheit getränket ꝛc.

Vielleicht waren diese Klagen nicht ganz ohne Grund. Wo ist die schöne Frau, welche nicht ein wenig Eigenliebe besäße, welche sich nicht im Bewußtseyn ihrer Reize und der durch sie erregten Bewunderung gefiele? Aber nur selten und im Uebermaß seiner Leiden entschlüpft dem Dichter diese Lästerung. Er fühlt sogleich schmerzliche Gewissensbisse darob, kehrt unter das gewohnte Joch zurück, segnet seine Qualen, und verehrt seine Ketten.

Wir dürfen hier nicht nach den Sitten unserer Zeit urtheilen. Was uns romanhaft scheinen würde, war damals wirklich. Die Liebe war das ernsthafteste Geschäft des Lebens; und dieser Heldensinn der Liebe, des Ritterthums köstlichster Ueberrest, lebte noch in edlen Gemüthern, und nährte in ihnen die zarteste Gesinnung. Dieß war Laurens Gesinnung im höchsten Grade; durch den Strahl der Sittsamkeit geläutert, war sie rein wie die heilige Flamme, welche auf dem Altar der Vesta lodert.

Gleiche Gesinnung wußte sie auch ihrem Liebhaber einzuflößen; und wenn es ihr auch nicht gelang, alle irdischen Begierden aus seinem Herzen zu verbannen, so wußte sie dieselben doch dergestalt zu mäßigen und im Zaum zu halten, daß ihre Gegenwart ihm eben so viel Achtung als Liebe einflößte, und daß er noch mehr von den Schönheiten ihrer Seele, als von den Reizen ihrer Gestalt bezaubert ward.

So walteten Tugend, Klugheit und Sittsamkeit über diesen Liebeshandel. Laura's Zurückhaltung war keine Grimasse der Coketterie; sie glich nicht der Galatee des Virgil, welche hinter die Weiden floh, aber so, daß man ihre Flucht entdeckte:

Et fugit ad salices, et se cupit ante videri.

Diese Zurückhaltung war die Frucht reiflicher Erwägung dessen, was sie sich selbst schuldig war (Son. CCXXIV). Die größten Begünstigungen, deren Petrarca sich rühmen konnte, beschränkten sich auf einige wenige Worte, die sie ihm mit größerer Freundlichkeit als gewöhnlich sagte, die er aber in seiner Entzückung für ausnehmende Gunstbezeugung hielt, und die ihn auch in der That für den Augenblick glücklich machten.

Nur einmal ist von einem Geheimniß unter den beiden Liebenden die Rede, dem er eine ganz besondere Wichtigkeit bei-

legt; aber auch das Stärkſte, was man darunter muthmaßen kann, Luſt auf nichts weiter hinaus, als daß Laura ſeine Hand berührt, oder ihm die ihrige gereicht hatte:

Alla man, ond' io scrivo, è fatta amica
A questa volta, o non è forse indegno:
Amor se 'l vede, e sal Madonna, ed io.
Son. CCXXI.

Der Hand, mit der ich ſchreibe, ward es *) freundlich
Dießmal, die wohl nicht unwerth ſolchen Preiſes;
Amor, der ſieht's, ich und Madonna weiß es.

Aber auch nur zu vermuthen, daß er einen Kuß auf ihre Hand zu drücken gewagt habe, würde eine ſo ungeheure Vermeſſenheit ſeyn, daß ich bei dem bloßen Gedanken daran zittere.

Die Stärke und Beſtändigkeit ſeiner Liebe ſprechen zu Laura's Vortheil. Dieſe Liebe würde ſchwächer geworden, erſchlafft, geſchwunden ſeyn, wenn ſie gefälliger gegen ihn geweſen wäre, und noch mehr, wenn ſie ſich ihm hingegeben hätte. Nur eine ſittſame, tugendhafte Frau iſt im Stande, eine ſo ſchöne, ſo lebendige, ſo dauernde Flamme anzufachen und zu nähren; eine Flamme, die, ſo lange Laura lebte, und noch zehn Jahre nach ihrem Tode, mit gleicher Gluth brannte, die weder ein feindſeliges Geſchick noch das Grab auszulöſchen vermochten, die ſie im Gegentheil nur noch ſtärker entzündeten.

Wäre es eine unheilige Liebe geweſen, wie iſt zu glauben, daß der fromme Dichter gewagt hätte, dieſelbe bis in den Himmel dauern zu laſſen, und Lauren daſelbſt mit denſelben Geſinnungen, die ſie auf Erden für ihn gehabt, ſo wie ſich ſelbſt, ihr denſelben Tribut der Bewunderung und Zärtlichkeit darbringend, zu ſchildern? Dieß iſt der Triumph einer reinen, von allem Irdiſchen geläuterten Liebe.

Les désirs innocens, et les chastes attraits
Passent dans l'Elysée, et ne meurent jamais.

Dieß waren, wenn ich nicht irre, die Urſachen, welche eine Liebe ſo ungemeiner Art erzeugten und nährten, von der man ſchon zu Petrarca's und Laura's Lebzeit ſagte, daß die Sonne nie zwei ſolche Liebende beſchienen habe:

Non vede un simil par d'amanti il sole.
Son. CCVII.

Nicht ſah ein gleiches Liebespaar die Sonne.

Dieſe Worte laſſen ſich mit gleichem Rechte auf die Poeſie anwenden, die jene Liebe ihm eingab; ſie iſt eben ſo einzig in ihrer Art, und wir haben geſehen, wie ſie es werden mußte; dadurch nämlich, daß die Seele Petrarca's und Laura's, die zwiſchen ihnen obwaltenden Verhältniſſe und die daraus entſpringenden Vorfälle treu in ihnen abgeprägt ſind. Aus dieſem allen geht der herrſchende Charakter der 10141 Verſe hervor, die ſie enthält, und die bis auf wenige Ausnahmen, die wir bereits angezeigt haben, ſämmtlich Lauren angehen. Dieſer Charakter bleibt unter allen Verwandlungen derſelbe; er beherrſcht alle Empfindungen und Gedanken des Dichters, ſelbſt ſeine Frömmigkeit und ſeine Philoſophie, und reißt ſie mit ſich fort in ſeine mächtige Sphäre.

Um dieſen Charakter noch beſſer zu entwickeln, wollen wir die Spuren deſſelben in der ſinnlichen Anlage, in der Einbildungskraft, im Herzen, im Verſtande, kurz in allen Gemüthsvermögen des Dichters verfolgen.

Die Liebe dringt durch die Sinne ins Gemüth, und erregt in ihm Begierden, wie ſie unſerer Organiſation gemäß ſind. Aus demſelben Leime geformt, wie die andern Menſchen, empfand ſie Petrarca ohne Zweifel auf gleiche Weiſe; und wie keuſch auch ſeine Muſe war, ſo wirft ſie doch an zwei oder drei Stellen dieſen Zwang ab. In einer ſolchen Stelle wünſcht er eine Nacht mit Lauren zuzubringen, ohne andre Zeugen als die Sterne, und daß dieſer Nacht kein Morgenroth folge. In andern Stellen beneidet er den Pygmalion und den Endymion auf eine etwas zweideutige Weiſe (Seſtin. I, Son. LVIII, und Seſt. VII am Ende). Aber gewiß hat Laura dieſe unbeſcheidenen Gedichte entweder nie geſehen, oder ſie hat ihn dieſelben ſchwer büßen laſſen.

Man weiß überdieß, daß er Lauren nicht immer treu war. Sein feuriges Temperament, durch Liebe und Poeſie noch mehr entflammt, riß ihn zu Verirrungen hin, und ließ ihn anderswärts die Befriedigungen ſuchen, die ſie ihm verſagte; zwei natürliche Kinder, Giovanni und Francesca, waren die Früchte und lebenden Beweiſe derſelben. Vielleicht hatte Laura auch ſogar an dieſen Vergehungen einigen Antheil; vielleicht glaubte er zuweilen diejenige, die er überall ſuchte, gefunden zu haben, und es ging ihm, wie jener Prinzeſſin Colonna, welche während des Jubeljahres in Rom einen Pilger ſah, der eine auffallende Aehnlichkeit mit ihrem verbannten Gemahl hatte, und von der Macht dieſer Täuſchung ſo hingeriſſen wurde, daß der Pilger ſie ſchwanger hinterließ.

Aber dem Menſchen genügt dieſer rohe Naturtrieb nicht, welcher den bloß ſinnlichen Genuß zum Gegenſtand und Zweck hat; wenigſtens kann dieß nur bei denen Statt finden, welche durch das Laſter zur Thierheit hinabgeſunken ſind. Man würde den Namen der Liebe entweihen, wenn man ſie darauf beſchränken wollte. Unſere geiſtige Natur hat auch auf die Begierden Einfluß, die wir mit den Thieren gemein haben, und beweiſt dadurch den höhern Rang, den wir auf der Stufenleiter der Weſen einnehmen. Die Thiere haben keine Vorſtellung von Schönheit und Vollkommenheit; ſie werden nicht wie wir durch Ebenmaß, zierliches Verhältniß der Formen, Regelmäßigkeit der Züge, Anmuth der Geberden, des Anſtandes, der Bildung angezogen. Denn dieß ſind nicht mehr ſinnliche Eindrücke, ſondern Vorſtellungen, von jenen abgezogen, und durch die Einbildungskraft verarbeitet, wo ſchon die Eigenſchaften der Seele wie hinter einem durchſichtigen Schleier erſcheinen. Die Thiere begehren bloß, der Menſch allein iſt der Liebe fähig.

In dem Verhältniſſe, worin Petrarca zu Lauren ſtand, ahndet man, welchen Flug ſeine Einbildungskraft nehmen mußte. Ihr Beſitz war ihm verſagt; er konnte ſie nur ſelten ſprechen, ja die meiſte Zeit konnte er ſie nicht anders ſehen, als durch jenes Vermögen, welches in ſolchen Fällen nur ſeine Kraft verdoppelt, um das Gemälde ſeines Gegenſtandes ſchöner und vollkommner darzuſtellen.

Und mit welchem Pinſel, mit was für Farben ſtellt ſie ihm nicht die körperlichen Reize Laura's dar, welche zuerſt ihn feſſelten, aber ihm zugleich auch Reize höherer Art enthüllen: ihre edle Miene; ihre herrliche Stirne; ihr ſchlanker Wuchs; ihr Haar vom Gott der Liebe gebildet; ihr engliſcher Mund mit Roſen und Perlen geſchmückt; ihre weißen und zarten Hände; ihre weichen rundlichen Arme; ihr Hals weißer als Schnee; ihr Buſen, der in der Blüthe der Jugend ſtrahlt, und zugleich der Sitz eines reifen und erhabenen Verſtandes iſt!

Le man bianche sottili,
E le braccia gentili,
E 'l bel giovenil petto,
Torre d'alto intelletto.
Canz. XIII.

Die Hände zart geſtaltet,
Der Arme Zier entfaltet,
— — — —
Den Zorn, in dem ſo Stolz als Demuth waltet,
Des Buſens Jugendfülle,
Erhab'ner Einſicht Hülle,
Verbergen dieſe Alpen mir, die rauhen.

Man kann wohl glauben, daß die Augen Laura's nicht vergeſſen worden: die Italiener haben viel über die Farbe derſelben geſtritten; aber, ſie mögen blau oder ſchwarz geweſen ſeyn, ſie ſpielen in ſeinen Gedichten eine große Rolle. An ſie hat Petrarca jene berühmten Canzoni gerichtet, die den Namen der drei Schweſtern führen, welche für unnachahmliche Meiſterwerke gelten, vor denen ganz Italien die Knie beugt.

Mit einem Worte, Laura iſt ein Wunder, ein Meiſterwerk, in deſſen Hervorbringung Himmel und Natur ſich erſchöpften. Seit Adam zuerſt ſeine Augen dem Lichte öffnete, iſt nichts ſo Vollkommenes aus des Schöpfers Händen hervorgegangen (Son. CLV u. CCCXVI).

Ihr Gang iſt nicht der einer Sterblichen; ihre Stimme klingt ſchöner als Menſchenſtimmen; ihr Athem iſt Hauch des Paradieſes. Laura iſt kein Weib; ſie iſt eine Gottheit, ein himmliſcher Geiſt in weiblicher Geſtalt. Wer ſie nicht geſehen hat, hat keine Vorſtellung von übermenſchlicher Schönheit:

Non era l'andar suo cosa mortale,
Ma d'angelica forma; e le parole
Sonavan altro, che pur voce umana.
Son. LXIX.

Ihr Gang war nicht, wie andre Erdenſache,
Sondern von Engelart, und ihrem Munde
Entſtiegen Worte, nicht wie Menſchenſprache.

*) das Schickſal.

Uno spirto celesto, un vivo Sole —

ebendas.

Ein Himmelsgeist, ein Bild lebend'ger Sonnen
War, was ich sah. —

O vera mortal Dea.

Trionfo della Morte, Cap. I.

Wahrhaft sterbliche Göttin —

Quasi un spirto gentil di Paradiso.

Son. LXXXVI.

Ein holder Geist aus Paradieseshöhe.

Per divina bellezza indarno mira
Chi gli occhj di costei giammai non vide.

Son. CXXVI.

Nach Himmelsschönheit blickt umsonst im Kreise,
Wem nimmermehr ihr Auge noch getaget.

Was sind gegen Lauren jene gepriesenen Heldinnen der Fabel und Geschichte? Keine ist würdig, ihr verglichen zu werden, weder Polyxena, noch Hypsipyle, noch Argia, noch die treulose Schöne, welche den Griechen Verderben und den Trojanern den Untergang brachte; noch die keusche Römerin, welche ihre Brust durchbohrte, um nicht ihre Schmach zu überleben:

Non si pareggi a lei, qual più s'apprezza
In qualch' etade, in qualche strani lidi:
Non chi recò con sua vaga bellezza
In Grecia affanni, in Troja ultimi stridi:

Non la bella Romana, che col ferro
Aprì 'l suo casto e disdegnoso petto:
Non Polissena, Isifile, ed Argia.

Son. CCXXII.

Nicht kann vor ihr das Herrlichste bestehen,
Was fremde Land' und ferne Zeiten hegen,
Nicht, die gebracht einst ihrer Schönheit wegen
Den Griechen Noth, Troja die letzten Wehen;

Ihr weicht das schöne Römerweib, deß Eisen
Die keusche, zorn'ge Brust durchstach, ingleichen
Hypsipyle, Argia, Polyxene.

Alle Weiber, die je waren und seyn werden, sollen sich in Lauren spiegeln, und nach ihr sich bilden. Klugheit, Muth, feine Sitte, gefälliges Wesen, der Weg wahren Ruhmes, der Weg des Himmels, wie man Gott lieben, wie man sprechen, wann man schweigen soll, jene Heiligkeit der Sitten, die keine menschliche Sprache würdig zu schildern vermag: zu allem diesen ist Laura Beispiel und Muster. Aber was keine andere ihr nachahmen kann, ist ihre übermenschliche Schönheit, welche alle Augen blendet, alle Herzen bezaubert, und die keine Kunst zu erreichen fähig ist (Son. CCXXIII).

Wenn es im Himmel eine ähnliche Schönheit giebt, so sehnt sich der Dichter, seinen irdischen Kerker zu sprengen, und ihr seine Huldigung darzubringen. Indeß dankt er dem Himmel, und segnet den Tag seiner Geburt, daß sein Leben in die Zeit fiel, wo Laura lebte, und daß es ihm vergönnt ward, sie hienieden zu sehen und zu lieben:

Io penso, se lassuso,
Onde 'l motor eterno delle stelle
Degnò mostrar del suo lavoro in terra,
Son l'altre opre sì belle:
Aprasi la prigion, ov' io son chiuso,
E che 'l cammino a tal vita mi serra.

Canz. IX.

Oft sprech' ich in Gedanken:
Wenn er, der ob den Sternen ewig waltet,
Der seine Macht schon gnädig zeigt hienieden,
Gleich Schönes dort entfaltet,
So öffnet euch, ihr meines Kerkers Schranken,
Die mich vom Pfad zu solchem Glück geschieden!

Eilt alle herbei, ruft er aus, um so viel Vollkommenheit in einer Person vereinigt zu sehen, ehe der Tod sie in das Reich der Himmel versetzt, wo sie erwartet wird. Aber säumet nicht, das Schönste ist von kurzer Dauer, und ihr würdet ewig bereuen, ihren Anblick verfehlt zu haben. Habt ihr sie erblickt, so werden meine Verse euch stumm und kalt scheinen, und mein Genius wird verschwinden vor dem Glanze dieses herrlichen Lichtes (Son. CCX).

Der Enthusiasmus des Dichters beschränkt sich nicht auf Laura's Person allein; er verbreitet sich auch über alle Gegenstände, ja selbst über leblose Dinge, die sie berühren, die ihr nahen, sie umgeben, und in näherer oder entfernterer Beziehung zu ihr stehen. Das ganze Weltall verschönt sich durch Laura's Reize.

Die Wirkung dieser Reize war schon seit ihrer Kindheit, ja seit ihrer Geburtsstunde merklich. In dieser glücklichen Stunde ließ der Einfluß der schädlichen Gestirne nach, und die wohlthätigen Sterne blickten einander liebevoll an. Die Sonne strahlte mit schönerem Glanze, die Winde schwiegen, die empörten Wogen legten sich, alle Elemente bezeugten ihre Freude; es war ein Festtag für die Natur.

Wenn Laura als Kind an der Erde kroch oder strauchelte, und sie mit ihren zarten Händchen berührte, so grünten die Pflanzen, die Quellen wurden klarer, der Rasen frischer; ihre Blicke lockten Blumen aus der Flur: ihr kindisches Stammeln besänftigte die Stürme (Canz. XXV. Str. 6).

Die Kräuter und Blumen drängen sich unter ihren Tritt, und wetteifern, von ihrem zarten Fuß berührt zu werden. Ein Blick von ihr erheitert den Himmel, der sich durch sie eines neuen schöneren Glanzes erfreut:

Come il candido piè per l'erba fresca
I dolci passi onestamente move,
Virtù, che 'ntorno i fior apra e rinnove,
Delle tenere piante sue par ch' esca.

Son. CXXXII.

So oft ihr weißer Fuß durch frische Wiesen
Die süßen Schritte ehrbarlich beweget,
Scheint, was in Gras und Blumen rings sich reget,
Nur zu entströmen ihren zarten Füßen.

L'erbetta verde, e i fior di color mille
Sparsi sotto quell' elce antica e negra,
Pregan pur, che 'l bel piè li prema o tocchi;
E 'l ciel di vaghe e lucide faville
S'accende intorno; e 'n vista si rallegra
D'esser fatto seren da sì begl' occhj.

Son. CLIX.

Die tausendfarb'gen Blumen flehn, die Kräuter,
Bei alter, grauer Eich' umhergestreuet,
Daß sie der schöne Fuß berühr' und drücke;
Und es erglüht der Himmel rings dem Blicke
Von holden, lichten Funken, und erfreuet
Sieht er, wie schönes Aug' ihn machte heiter.

Avventuroso più d'altro terreno,
Ov' Amor vidi già fermar le piante,
Ver me volgendo quelle luci sante,
Che fanno intorno a se l'aere sereno.

Son. LXXXV.

Du glücklichste von allen Erdenstellen,
Wo Amor ich vor Zeiten sahe stehen
Und jene frommen Lichter nach mir drehen,
Die um sich her im Kreis die Luft erhellen!

Laura ist abwesend. Die Luft trübt sich, es donnert, schneit, regnet; die Erde scheint in Thränen zu schwimmen, die Sonne birgt sich, Saturn und Mars dräuen mit verderblichem Einfluß; der zürnende Orion zerreißt die Taue und zerschellt die Ruder des bangen Schiffers; der Gott der Winde zerwühlt das Reich des Neptun und der Juno.

Laura kehrt zurück. Ihr mildes Lächeln stellt die Ruhe wieder her, und entreißt den Händen Jupiters den Blitzstrahl. Die Sonne strahlt wieder ihren Glanz umher und erleuchtet den Mond. Der sanfte Hauch des Westwindes schwellt die Segel des Schiffers, entfaltet die Blumen und kleidet die Wiesen mit Grün. Die feindseligen Gestirne fliehen von der Feste des Himmels (Son. XXXIII u. XXXIV).

Welch reizendes Gemälde, wo Laura an einer klaren Quelle unter einem blühenden Baume sitzt! Die Blüthen, vom West herabgeweht, regnen rings umher auf sie nieder, die unter so vielem Glanze in ihrer Bescheidenheit da sitzt, u. s. w.

Da be' rami scendea
Dolce nella memoria
Una pioggia di fior sovra 'l suo grembo;
Ed ella si sedea
Umile in tanta gloria,
Coverta già dell' amoroso nembo:
Qual fior cadea sul lembo

Qual sulle trecce bionde;
Ch' oro forbito e perle
Eran quel dì a vederle:
Qual si posava in terra, e quali sull' onde;
Qual con un vago errore
Girando parea dir: qui regna Amore!

Canz. XIV. str. 4.

Es quoll von zarten Zweigen —
Noch denk' ich's mit Entzücken —
Herab auf ihren Schooß ein bunter Regen.
In demuthvollem Schweigen
Und Hoheit in den Blicken
Saß überdeckt sie von der Blüthen Segen,
Die um den Saum sich legen,
An blond Gelock sich schmiegen,
So Golde zu vergleichen,
Dem Perlen hell entsteigen;
Zur Erde die, auf Wellen jene fliegen,
In schwebendem Getriebe
Umkreisend rufen andr': „Hier herrscht die Liebe!"

Dieß sind keine Gedankenspiele einer eingebildeten Liebe, keine Stoffübungen eines angehenden Dichters, der sich eine Geliebte erdichtet, um ihr seine schönen Redensarten und seinen faden Weihrauch zu opfern. Es ist die poetische Begeisterung der wahren Leidenschaft, die Schwärmerei eines gefühlvollen Herzens, das Amor mit seinen Pfeilen verwundet hat. Das Herz des Dichters ist der Brennpunkt, der seine Einbildungskraft entzündet, und auf den sie wieder zurückwirkt, um die Gluth desselben zu nähren und zu vermehren.

Der erste Anblick Laura's hatte tiefe, unauslöschliche Eindrücke in demselben hinterlassen, welche durch alle nachherigen Verhältnisse seines Lebens, vornehmlich aber durch Laura's Betragen gegen ihn stets neu belebt und verstärkt wurden. Die Wechselzustände, die verschiedenen und entgegengesetzten Gemüthsbewegungen, in die sie ihn versetzt, sind in seinem Canzoniere, wie in einem Tagebuche treulich verzeichnet; man folgt darin dem Dichter auf allen Gängen des mannigfaltig verschlungenen Irrgartens, durch den Amor ihn führt.

Funfzehn Jahre sind seit dem Entstehen dieser schicksseligen Leidenschaft verflossen, ohne daß er näher zum Ziele gelangt ist; sein Zustand bleibt der nämliche, wie er (1342) seinem Freunde Sennuccio im Vertrauen schreibt (Son. LXXXIX).

Dieser stete Wechsel, dieses verschiedene Betragen, diese Launen oder Einfälle Laura's, wie man sie nennen mag, waren eben so viel neue Lockung und neuer Zunder für des Dichters Flamme, die allmählig sich seiner ganzen Seele bemächtigte, sie unumschränkt beherrschte und jedes andere Gefühl daraus verbannte. Er sieht nichts als Lauren, träumt nichts als sie; bei ihrem Anblick, bei dem Ton ihrer Stimme, ist er nicht mehr selbst, sein Herz schmilzt wie Schnee am Strahle der Sonne (Canz. X); sie hat den Schlüssel zu seinem Herzen, das jede Stimmung annimmt, die sie ihm geben will.

— — — il petto,
Che forma tien dal variato aspetto.

Canz. IX.

Dem Herzen Linderung zu bringen,
Das stets sein Wesen ändert mit den Dingen.

Alle Gaben der Liebe und des unbeständigen Glücks wiegt ein Blick von Lauren auf. Ihr Auge verdunkelt jedes Licht; wenn ihr Blick in seine Seele strahlt, so schwindet jeder andere Gedanke; Laura und die Liebe füllen sie ganz. Dieß alles drückt die Canz. IX, eine der drei Schwestern, aus, von der wir hier nur die nachstehenden Verse anführen:

Vaghe faville, angeliche, beatrice
Della mia vita, ove 'l piacer s'accende,
Che dolcemente mi consuma e strugge.
Come sparisce e fugge
Ogni altro lume, dove il vostro splende,
Così dal mio core,
Quando tanta dolcezza in lui discende,
Ogni altra cosa, ogni pensier va fore,
E sol' ivi con voi rimansi Amore.

Ihr Himmelsfunken, meines Sevns Genossen,
Ihr lichten, milden, wo sich Freud' entzündet,
Die meines süßen Jammerlebens Quelle!
Wie jede andre Helle
Versiegt und flieht, wo eure sich entbindet;
So, wenn so viel des Süßen
In's Herz mir strömt, wohl alles Andre schwindet,
Und alle andern Wünsch' im Nu zerfließen;
Nur Amor will mit euch sich drin verschließen.

Von dem milden Strahle dieser Augen allein hofft der Dichter das Ende seiner Leiden, von ihnen das einzige Heilmittel für die Wunde, die ein grausames Schicksal ihn schlug; sie sind die Polarsterne, welche den Lauf seiner Verhängnisse auf dem stürmischen Meere des Lebens leiten; und wann die Verzweiflung ihn den Tod zu suchen treibt, sind sie der Zaum, der ihn zurückhält, und ihm neue Lebenskraft gibt:

Certo il fin de' miei pianti,
Che non altronde il cor dogliose chiama,
Vien da' belli occhj al fin dolce tremanti,
Ultima speme de' cortesi amanti.

Canz IX.

Soll meine Klage schweigen,
Die nirgend sonst aus schwerem Herzen tönet,
Geschieht's zuletzt durch süßer Augen Neigen,
Adlicher Seelen letzter Hoffnung Zeichen.

E credo dalla fasce e dalla culla
Al mio imperfetto, alla fortuna avversa
Questo rimedio provveilesse il cielo.

Ebendas.

Und seit den Windeln, glaub' ich, und der Wiege
Hat gegen Unvollkommenheit und Leiden
Der Himmel solches Mittel mir geschenket.

Come a forza di venti
Stanco nocchier di notte alza la testa
A duo lumi, ch' ha sempre il nostro polo:
Così nella tempesta,
Ch' io sostengo d' amor, gli occhj lucenti
Sono il mio segno, e'l mio conforto solo.

Canz. X.

Wie müd' ein Lootf' im Dunkel
Durchstürmter Nacht erhebt sein Haupt nach oben,
Den Lichtern zu, die stets am Pol sich zeigen,
So ist in Sturmes Toben,
Den Lieb' erregt, der Augen Lichtgefunkel
Mein einz'ger Trost, mein einzig Rettungszeichen.

A lor sempre ricorro,
Come a fontana d'ogni mia salute;
E quando a morte desiando corro,
Sol di lor vista al mio stato occoror.

Ebendas.

Bei ihnen will ich weilen,
Die meines Heiles lang erprobte Quelle;
Und treibt mich Sehnsucht, in den Tod zu eilen,
Kann nur ihr Anblick Hülfe mir ertheilen.

Auch kennt der Dichter kein anderes Vergnügen, als diese Augen anzuschauen; neben ihnen scheint nichts ihm schön; ihr Lächeln strömt Frieden und Seligkeit des Himmels in seine Seele. O dürfte er einen Tag lang in der Nähe und unverwandten Blicks ihrer Augen holde Bewegungen, die Amor selbst zu leiten scheint, betrachten, und die ganze Welt und sich selbst in dieser Betrachtung vergessen! und o möchten die Sphären ihren Lauf hemmen, damit dieser Tag ewig daure!

Tutti gli altri diletti
Di questa vita ho per minori assai,
E tutt' altre bellezze indietro vanno.
Pace tranquilla senz' alcuno affanno,
Simile a quella che nel ciel eterna,
Move dal lor innamorata riso.
Così vedess' io fiso
Come amor dolcemente gli governa,
Sol uno giorno d'appresso,
Senza volger giammai rota superna,
Nè pensassi d'altrui, nè di me stesso,
E 'l batter gli occhj miei non fosse spesso.

Canz. X.

Vor ihnen muß verschwinden
All' andrer Reiz des Lebens; aller Schimmer
Erbleichet vor dem Schein der lichten Kerzen.
Wohl einen holden Frühling sonder Schmerzen,
Des Himmels ew'gem Frieden zu vergleichen,
Ihr liebeselig Lächeln freundlich spendet.
Drum möcht' ich unverwendet
Nur einen Tag, deß Strahlen nie erbleichen,
Den Blick nach ihnen lenken,
Zu sehn, wie sie in Liebe hold sich neigen.
Nicht Andrer würd' ich dann, noch meiner denken,
Und häufig nicht das Auge niedersenken.

Kurz, von tausend Gegenständen umgeben, sieht er doch bloß Lauren; es giebt in der Natur keinen andern Gegenstand für ihn:

Dico, che perch' io miro
Mille cose diverse attento e fiso,
Sol una Donna veggio, e 'l suo bel viso.
Canz. XV.

Drum wißt, was auch dem Auge mag erscheinen,
Doch seh' ich stets die Reize nur der Einen.

— che sola a me par Donna.
Canz. XIV.

Der Einz'gen, die mir Herrin scheinet.

Wenn auch abwesend seinem Blicke, so ist sie doch darum nicht minder seinem Geiste gegenwärtig; sein Herz entreißt sich seiner Brust, um ihr zu folgen; ihr angebetetes Bild erfüllt alle Vermögen seiner Seele (Son. XV).

Alle Orte, wo er sie gesehen, stellen es ihm wieder dar. An diesem Fenster zeigte sie sich beim Aufgange der Sonne; an jenem gegen Norden erschien sie zur Mittagszeit, um frische Luft zu schöpfen; auf dieser steinernen Bank saß sie; dort ging sie, und drüben ihr Schatten; selbst in diesen Schatten ist er verliebt (Son. LXXXVII); dort zeigt der Boden noch die Spur ihrer Tritte. Vor allen aber erneuet jener Ort und jener Frühlingstag, wo er Lauren zum ersten Mal erblickte, sowohl bei jeglicher Wiederkehr, als in der bloßen Erinnerung daran, die Wunden seines Herzens, und entlockt seinen Augen Ströme von Thränen (Son. LXXVI und an andern Stellen).

Auch solche Gegenstände, die keinen Bezug auf Lauren haben, rufen nicht weniger ihre Person in seiner Einbildungskraft hervor; sie ersetzt jede andere Beziehung und stellt sie ihm überall gegenwärtig dar. Sie zeichnet ihm auf Steinen und an Felsenwänden, in dem Spiegel klarer Fluthen, auf dem grünen Rasen, an dem Stamm einer Buche, im schwebenden Lichtgewölk des Himmels ihre Gestalt. Alle Jahreszeiten, der Auf- und Niedergang der Sonne erwecken ihr Bild in ihm:

Te veniente die, te decedente canebat.

Dich mit dem kommenden Tag, dich mit dem scheidenden sang er!

So lange diese süßen Träume dauern, fühlt Petrarca sich vollkommen glücklich und erflehet vom Himmel keine andere Gunst, als daß diese Täuschung immer daure:

Ove porge ombra un pino alto, od' un colle
Talor mi arresto, e pur nel primo asasso
Disegno con la mente il suo bel viso.
— — — — — — — —
In tante parti e sì bella la veggio,
Che se l'error durasse, altro non cheggio.
Jo l'ho più volte (or chi fia che mel creda)
Nell' acqua chiara, e sopra l'erba verde
Veduta viva, e nel troncon d'un faggio;
E 'n bianca nube, sì fatta, che Leda
Avria ben detto, che sua figlia perde,
Come stella, che 'l Sol copre con raggio.
Canz. XVII.

Wo Pinien- sich und Bergesschatten drehen,
Da ruh' ich, und gleich auf dem nächsten Steine
Entwerf' ihr schönes Bild ich in Gedanken.
— — — — — — — — — — —
So oft, so schön erscheint sie mir, die Werthe,
Daß, blieb der Wahn, ich Anders nicht begehrte.
So sah ich sie (wer glaubt, was ich verkünde?)
Wohl oft im klaren Quell, auf grünen Matten,
In Silberwölkchen, unter Buchenzweigen,
So wunderschön, daß Leda selbst gestünde,
Der Tochter Schönheit steh' vor ihr im Schatten,
Wie Sterne vor der Sonne Strahl erbleichen.

Je wilder und öder die Gegend ist, die ihn umgiebt, desto reizender und schöner malt sie ihm Laura's Bild:

E quanto in più selvaggio
Loco mi trovo, e 'n più deserto lido,
Tanto più bella il mio pensier l'adombra.
Ebendas.

Je öder rings das Schweigen,
Je dunkler mich des Waldes Nächte umweben,
So mehr erscheint sie mir in lichter Klarheit.

Mit völliger Sicherheit durchreiset er den Ardennenwald, und ist unter tausend Gefahren, die ihn umringen, nur mit Laurens Andenken beschäftigt. Er läßt in diesen Wildnissen die Echo ihren Namen wiederholen; in einer Gruppe von Fichten und Buchen sieht er Lauren von ihren Gefährtinnen umgeben. Im Rauschen des vom Winde bewegten Laubes, im Murmeln der Bäche, die durch den Rasen hineilen, im Gezwitscher der Vögel, in allen Tönen, die sein Ohr berühren, glaubt er Laura's Stimme zu hören. Seine verliebte Schwermuth gefällt sich in dieser tiefen Stille der Natur und im schauerlichen Dunkel dieser Wälder (Son. CXLIII u. CCXL).

Aber die Wonnen und Entzückungen dieser betrachtenden Liebe wurden öfter unterbrochen und gestört. Ihr Mangel an Gehalt, die geringen Fortschritte, die er in Laura's Gunst machte, so viel Sorgen und Seufzer, so viele verlorene Verse, verursachten ihm große Qualen und brachten ihn zuweilen der Verzweiflung nahe. Dann werden seine Klagen Vorwürfe; einmal droht er ihr mit den Verwünschungen aller derer, die seine an sie gerichteten Verse liebgewonnen haben, wann diese sehen werden, daß seine durch sie getäuschten Hoffnungen ihm sein Genie und seiner Muse die Lust zu singen geraubt haben (Son. XLVI): aber in demselben Augenblick vergißt er, daß sie sein Genie nicht geraubt, sondern vielmehr geweckt hat. Ein andermal will er den Gleichgültigen spielen und drohet sie zu verlassen (Son. LXI u. LXII).

Man wird leicht glauben, daß ein solcher Liebhaber auch alle Qualen der Eifersucht fühlen mußte. Alles erregt seinen Argwohn. Er fürchtet, daß sie einen andern liebe, und ihn einem glücklichern Nebenbuhler opfere:

Sempre pien di desire e di sospetto;
Pur comme donna in un vestire schietto
Celi un' uom vivo, o sott' un picciol velo.
Son. CXLIX.

Immer voll Argwohn so, als voll Verlangen,
Ganz wie ein Weib, das lieben Mann, umhangen
Mit kleinem Schleier, birgt und Florgewande.

D'amor, di gelosia, d'invidia ardendo
Trionfo d'amore, Cap. III.

Von Liebe glühend, Eifersucht und Neide.

Er ist auf die Verwandten der Laura, oder auf ihren Gatten selbst, eifersüchtig (Son. CLXIII); er ist eifersüchtig auf den König von Frankreich, oder den Grafen von Provence, oder einen andern großen Herrn, der in einer Versammlung der schönsten Frauen Avignons nur Lauren ausgezeichnet, und ihr Augen und Stirne geküßt hatte (Son. CCI). Selbst auf die Sonne ist er eifersüchtig, theils weil dieselbe schöner ist als er, theils weil es ihm scheint, daß sie zu verliebt auf Laura's Gestalt weilt (Son. XCII). Auch Laura scheint nicht von aller Eifersucht frei gewesen zu seyn, als man sie überreden wollte, daß Petrarca eine andere Geliebte habe, welche der wahre Gegenstand seiner Poesien sei, denen sie bloß zum Vorwande diene. Dieser Eifersucht Laura's verdanken wir die schöne Canzone, in der er sich so eifrig und stark gegen diese schreckliche Beschuldigung vertheidigt:

Se 'l dissi mai, ch' io venga in odio a quella, etc.
Canz. XIX.

Sagt' ich's, will ihrem Haß ich unterliegen ꝛc.

Doch alle Qualen der Liebe, die Petrarca leidet, knüpfen ihn nur fester an den Gegenstand, der die Ursache derselben ist, und statt ihn von seiner Leidenschaft zu heilen, nähren und verstärken sie vielmehr die Gluth derselben. Er kann seine Bande nicht zersprengen, kann den Pfeil nicht aus seinem verwundeten Herzen reißen, und würde es auch nicht wollen, wenn er es wirklich könnte. Er gefällt sich in seinen Qualen; er zieht sie allen Freuden der Welt vor:

Mille piacer non vaglion un tormento.
Son. CXCV.

Ein Weh ist besser, denn viel tausend Wonnen.

Laura's Strenge und Zurückhaltung, die ehrfurchtsvolle Entfernung, die diese ihm auflegen, erzeugen die seltsamsten Wünsche und Plane in ihm. Er möchte, daß sie bereits alt geworden sei, und will bis dahin warten, um ihr seine Leidenschaft zu gestehen, wann die Zeit ihrer Befriedigung längst vorüber ist. Dieß wird wenigstens ein später Trost für seine Leiden seyn (Son. XI).

Aber in Erwartung dieses Alters überläßt er sich nicht

minder allen Verirrungen seiner Leidenschaft. Seine Vernunft verläßt ihn; er kann die Blicke nicht abwenden von der süßen Ursache seiner Qual; nur von ihr mag er reden hören; nur der Name Laura, der seinem Ohre so lieblich klingt, füllt die Luft; seine Füße kennen nur einen Weg, den, der zu ihr hinführt; seine Hände schreiben nur zu ihrem Lobe; sein Geist denkt einzig nur sie:

Che 'l fren della ragione ivi non vale — —
Nè mi lece ascoltar chi non ragione
Della mia morte; che sol del suo nome
Vo empiendo l'aere, che sì dolce suona:
Amor in altra parte non mi sprona;
Nè i piè sanno altra via, nè le man, come
Lodar si possa in carte altra persona.
Son. LXXVI.

Nichts hilft da des Verstandes Widerstreben —
— — — — — — —
Ich darf, wer meines Todes nicht gedenket,
Nicht hören, und nur ihres Namens Süße,
Des lieblich tönenden, ruf' ich den Lüften.
Nach andrer Seit' Amor mich nimmer lenket,
Und keinen andern Weg kennen die Füße,
Noch weiß die Hand, wen sonst sie lob' in Schriften.

Hoc igitur unum scito, me aliud amare non posse: assuevit animus illam adamare, assueverunt oculi illam intueri, et quicquid non illa est, inamoenum et tenebrosum dicunt. — — Petr. de Cont. mundi dial. III.

Die Liebe zu Lauren hat ihn von der Liebe zu Gott abgezogen, ja um ihretwillen hat er sich selbst vergessen:

Questi m' ha fatto men' amare Dio
Ch' io non dovera, e men' curar me stesso?
Per una donna ha messo
Egualmente in non calo ogni pensieore.

Er ließ an Gott mich minder liebend hangen,
Als recht, und minder mich mir selber leben;
In Wind hab' ich gegeben
Mein Denken all' im Dienste einer Frauen.

Er unterliegt endlich der Last seiner Leiden; er sieht den Tod gegen ihn die mörderische Hippe erheben; schon hat die Dromete des letzten Tages in seiner Seele geklönt; dennoch hält ihn die Liebe noch immer in ihren Fesseln:

E già l' ultimo dì nel cor mi tuona:
Per tutto questo Amor non mi sprigiona.
Son. LXXX.

Schon dröhnt in's Herz die letzte mir der Stunden;
Doch läßt mich Amor immerdar gebunden.

Endlich stirbt Laura; aber Petrarca's Liebe stirbt nicht mit ihr. Noch zehn Jahre lang flammt dieselbe Gluth in ihm; und nachdem späterhin die Zeit ein wenig Balsam in seine Wunden gegossen, und einige Ruhe in sein Gemüth zurückgebracht hat, hört er dennoch nie auf, sich mit Lauren zu beschäftigen; ihr Bild begleitet ihn noch in den letzten Augenblicken seines Lebens.

Der zweite Theil des Canzoniere, der seinen Gram, seinen Schmerz, seine Verzweifelung mahlt, steht dem ersten keineswegs nach. Er enthält eine Folge rührender Elegien, deren düstre Farbe uns mit Schwermuth durchdringt, und deren klagende Töne im Innersten des Herzens wiederhallen.

Petrarca befand sich in Italien, als Laura in Avignon starb. Aber unglückweissagende Zeichen, furchtbare Träume, schwarze Ahndungen hatten ihn auf ihren Verlust vorbereitet, wenigstens schien es ihm so. Seine aufgeregte Einbildungskraft stellte sie ihm dar, wie er sie am Abend vor seiner Abreise von Avignon gesehen hatte, glänzend zwar unter ihren Gesellschafterinnen, wie die Rose unter den andern Blumen, aber nicht mehr fröhlich, lachend und singend, sondern unbekränzt, schmucklos, mit feierlichem Anstande und ernster Miene, schweigend, in sich gekehrt. Ein andermal erscheint Laura ihm, um ihm anzukündigen, daß er sie auf Erden nicht wiedersehen wird. Er möchte gern noch an der Wahrheit seines Verlustes zweifeln, aber dieses Gesicht beunruhigt und verdunkelt seinen Geist (Son. CCXI, CCXII u. folg.).

Bald nachher empfängt er die Botschaft von ihrem Tode. Welcher Schlag für ihn! was erhält nun hinfort sein Leben noch? er lebte nur in Lauren und für sie; seine Seele scheint mit der ihrigen entflohen zu seyn; er ruft dem Tode, um ihn mit Lauren wieder zu vereinigen; er würde sich selbst den Tod geben, hielte ihn nicht der Gedanke zurück, daß ein solches Verbrechen vielmehr ihn ewig von ihr trennen, als mit ihr vereinigen würde (Canz. XXII.)

Seit diesem schicksaligen Augenblick erscheint seine Muse nie anders als in Trauer; die ganze Natur ist vor seinen Blicken mit einem düstern Flor umschleiert; die Welt ist jetzt eine weite Einöde für ihn. Vergebens erfüllt der wiederkehrende Frühling die Herzen mit Wonne, vergebens weckt er das Lied der Vögel und belebt alle Elemente durch das Feuer der Liebe; vergebens schmücken die Fluren, erwärmt vom Hauch der jungen Weste, sich mit Kräutern und Blumen. Für ihn giebt es keinen Frühling mehr; sein Herz ist hinfort jeder Freude verschlossen und der Liebe abgestorben. Nur Laura's Liebe lebt noch darin und preßt tiefes Schluchzen und schmerzliche Seufzer aus seiner Brust. Der klagende Gesang der Nachtigall, welche ihre Jungen oder ihren Gatten im Dunkel der Nacht beweint, begleitet und wiederholt seine Klage (Son. CCLXIX und CCLXX). Aber man kann von dem klagenden Gesange Petrarca's wie von dem der Nachtigall sagen:

Il remplit de douceur et la terre et le ciel.

Was ist nun aus jenen Orten geworden, die so bezaubernd waren, als noch Laura's Reize sie verschönten? Alle Gegenstände daselbst haben noch ihre vorige Gestalt; aber die Seele des Dichters ist nicht mehr dieselbe; sie hat ihre Gestalt verändert, er sieht die Dinge nicht mehr mit denselben Augen. Sein geliebtes Vaucluse, der Fluß, der es netzt, seine schönen Ufer, dieser Hügel, wo er oft wandelnd seinen süßen Träumereien nachhing, sind nicht mehr dieselben, sie haben ihre Reize verloren (Son. CCLX).

Doch liebt er immer noch diese einsame Gegend, weil er in ihr ungehindert seinem Schmerze nachhängen kann. Dieser reizende Aufenthalt, der so oft von Lura's Namen wiederhallte, dieser Hügel, diese Ufer, dieser Bach, dessen Murmeln sich in seine Klagen mischt, dieser Lorbeer, den er an seinem Ufer gepflanzt, sind noch sein trauriger, aber einziger Zufluchtsort vor seinem Kummer. Così — so sang er einst:

Così cresca 'l bel lauro in fresca riva,
E chi 'l piantò, pensier leggiadri, ed alti
Nella dolce ombra al suon dell' acque scriva.
Son. CXVI.

So wächst der Lorbeer schön auf Ufers Matten,
Und was sein Pflanzer Leicht' und Hohes sinnet,
Schreibt er beim Laut des Bachs im süßen Schatten.

Nun ruft er an demselben Orte, auf demselben Felsen, aus welchem die Sorge entspringt, seine Laura, und beschwört sie, einen tröstenden Strahl auf ihren Geliebten herabzusenden, der nur von ihrem Andenken und seinem Schmerze lebt:

Mira 'l gran sasso, donde Sorga nasce,
E vedravi un, che sol tra l'erbe e l'acque
Di tua memoria e di dolor si pasce.
Son. CCLXIV.

Schau an den Felsen die Sorg' entquillet;
Da siehst du Einen, dem bei Gras und Wellen
Erinnerung und Schmerz den Hunger stillet.

Endlich erfüllt und begeistert sein Gedanke an sie ihn dermaßen, daß seine Phantasie ihm Lauren persönlich zeigt. Bald erscheint sie Nachts vor seinem Lager, bald setzt sie sich neben ihn, bedauert ihn und trocknet seine Thränen; ihre Augen, statt durch den Tod erloschen zu seyn, strahlen nur um so glänzender. Bald erscheint sie ihm am Tage, den Fluthen der Sorge entsteigend, in Gestalt einer Nymphe oder Göttin, oder wandelnd auf dem frischen, blühenden Rasen, und das Mitleid, das er ihr einflößt, mahlt sich in ihren Blicken (Son. CCXL. CCXLI. CCXLII).

Sich Laura's Bild entwerfen, alle seine Gedanken auf sie beziehen, sich in die Betrachtung ihrer Reize, ihrer Tugenden, ihrer seltenen Eigenschaften versenken, sie bewundern, feiern, singen, sie in seiner Einbildungskraft hervorrufen, und seinem Blicke vergegenwärtigen, das sind die einzigen Freuden, welche Amor und die Musen dem liebevollsten der Dichter und dem treuesten der Liebenden gewähren.

Schon zu Laura's Lebzeit gelobt er ihr alles, was er vermag und ist, alles, was sich Gutes in ihm findet, seine Fähigkeiten, seine Talente, sein Genie: Quod spiro et placeo, si placeo, tuum est. Und auch nach Laura's Tode ist es sein einziger Trost, sein Gelübde zu erneuern.

Sie allein hat ihn auf der Bahn der Pflicht erhalten, hat ihn vor den Lockungen des Lasters bewahrt, seinen Geist geschmückt, seine Sitten gebildet. Ihre Augen, diese lebendigen Spiegel ihrer schönen Seele, haben ihn angefeuert recht zu handeln, sich auszuzeichnen, dem Ruhme nachzustreben, und sich über den grossen Haufen der Sterblichen emporzuschwingen; sie sind die Leuchten, welche seinen Pfad durchs Leben erhellen und ihm den Weg zum Himmel zeigen:

Gentil mia donna, io veggio
Nel mover de' vostri occhj un dolce lume,
Che mi mostra la via, ch' al ciel conduce;
E per lungo costume
D' entro là dove sol con Amor seggio,
Quasi visibilmente il cor traluce.
Questa è la vista; ch' a ben far m' induce,
E che mi scorge al glorioso fine;
Questa sola dal vulgo m' allontana.
Canz. IX.

Euch, edle Herrin, flimmert
Im Aug' ein Licht, holdselig zu gewahren,
Das mir den Weg hinan zum Himmel klaret.
Und durch ein lang Erfahren
Seh' ich das Herz, wie da hindurch es schimmert,
Wo ich allein mit Amor eingekehret.
Der Anblick ist es, der mich Tugend lehret,
Daß ruhmvoll einst ich von der Erde scheide;
Nur er hat mich erhoben ob der Menge.

Durch und aus sich selbst ist er nur ein dürrer, unfruchtbarer Boden, der nichts hervorbringt, als was sie in denselben gesäet hat:

Onde, s' alcun bel frutto
Nasce da me, da voi vien prima il seme:
Io per me son quasi un terreno asciutto,
Culto da voi, e 'l pregio è vostro in tutto.
Canz. VIII.

Drum reift an meinen Zweigen
Gesunde Frucht, so hab' ich's euch zu danken!
Ich selbst bin einer Oede zu vergleichen;
Ihr baut sie und der Preis ist euer eigen.

Unum hoc non sileo, me quantulumcumque conspicis, per illam esse — — — Quae me a vulgi consortio segregavit, quae dux viarum omnium, torpenti ingenio calcar admovit, ac semisopitum animum excitavit. De Cont. mundi, Dial. III.

Laura und die Liebe haben seinen Geist und sein Dichterfeuer entzündet; er hat sich in ihrer Schule gebildet; ohne sie würde er vielleicht ein heiserer Schreier des Gerichtshofes, ein Mensch wie andere im grossen Haufen geworden seyn. In den nachstehenden Versen spricht Amor:

Salito in qualche fama
Solo per me, che 'l suo intelletto alzai,
Ov' alzato per se non fora mai.
— — — — — — — —
Ed a costui di mille
Donne elette eccellenti n' elessi una,
Qual non si vedrà mai sotto la Luna,
Benchè Lucrezia ritornasse a Roma.
— — — — — — — —
E sì alto salire
Il feci, che tra caldi ingegni ferve
Il suo nome, e di suoi detti conserve
Si fanno con diletto in alcun loco:
Ch' or saria force un roco
Mormorador di corti, un nom del vulgo:
I' l' esalto e divulgo
Per quel ch' egli imparò nella mia scola,
E da colei, che fu nel mondo sola.
Canz. XXVIII.

War je sein Ruhm zu preisen,
Bin ich's, der seinen Geist erhob nach oben,
Wohin er ohne mich sich nie erhoben.
— — — — — — — — —
Er weiß, daß ich Achill und den Atriden,
— — — — — — — — —
Wie einem Jeden seine Stern' es sandten,
In nied'rer Mägde Liebe gab hienieden,
Und diesem nur beschieden
Eine von tausend auserles'nen Frauen,
Wie sie nicht wieder unterm Mond zu schauen,
Wenn auch zurück nach Rom Lucretia kehrte.

— — — — — — — — —
Ich ließ so hoch vor Allen
Ihn steigen, daß sein Nam' in lichten Schaaren
Erglänzt' und, seine Sprüche zu bewahren,
An manchem Ort sich fanden milde Sammler.
Der jetzt ein heischrer Stammler
Vielleicht an Höfen wär', ein Mann der Menge,
Dem ward die Welt zu enge
Durch das, was er bei mir nur konnt' erlernen,
Oder bei ihr, die einzig unter Sternen.

Auch ruft er nie die Musen um ihren Beistand an; nur Laura kann ihn begeistern. Er vergißt alle Leiden, die Amor ihm verursacht hat, wenn er des Vergnügens gedenkt, das er empfunden, wenn er sie besang; ein Vergnügen, das er höher als allen Ruhm, ja als die Unsterblichkeit selbst erhebt.

Warum steht es nicht in seiner Macht, ihr alle diese Wohlthaten zu vergelten! Gern möchte er ihren Namen durch alle Weltgegenden verbreiten. Aber da er seinen Genius zu schwach findet für eine Unternehmung, an der die trefflichsten Genien Griechenlands und Roms gescheitert seyn würden, so beschränkt er sich, ihn von einem Ende Italiens zum andern erschallen zu lassen, d. h. ihn in der Volkssprache zu besingen:

Si dirà ben: Quello, ove questi aspira,
È cosa da stancar Atene, Arpino,
Mantova e Smirna, e l'una e l'altra lira.
Lingua mortale al suo stato divino
Giunger non pote — — — — —
Son. CCIX.

Und heißen wird es dann: Wonach er ringet,
Athen wohl könnt' es und Arpinum quälen,
Mantua und Smyrna, ein' und andre Leier.
Irdischer Sprache ziemet nicht die Feier
Der Göttlichen.

Del vostro nome, se mie rime intese
Fosser sì lunge, avroi pien Tile e Battro,
La Tana, il Nilo, Atlante, Olimpo e Calpe
Poi che portar nol posso in tutte quattro
Parti del mondo, udrallo il bel paese,
Ch' Apennin parte, e 'l Mar circonda, e l' Alpe.
Son. CXIV.

Von eurem Namen, wenn so weit verstanden
Ich würde, sollte Bactriana singen,
Donn, Tule, Nil, Atlas, Olymp und Calpe.
Nun aber ich ihn nicht vermag zu bringen
Der ganzen Welt, tön' er den schönen Landen,
Die Apennin trennt, Meer umgiebt und Alpe.

Dieß beruhet auf jenem Vorurtheile des Dichters, von dem bereits oben die Rede gewesen. Laura hat nichts dadurch verloren, daß sie in der Landessprache besungen worden; in dieser ist ihres Namens Unsterblichkeit weit besser gesichert, als sie es in einer gelehrten Sprache gewesen wäre.

Fünfter Abschnitt.

Ueber die Frömmigkeit Petrarca's.

Bisher habe ich die Liebe des Petrarca, welche den ersten und vornehmsten Charakterzug seiner Poesie ausmacht, durch alle ihre Erscheinungen zu verfolgen gesucht. Ich komme nun zu dem zweiten Hauptbestandtheile derselben, der sich dem ersten natürlich vermählt und unterordnet.

Liebe und Frömmigkeit sind in der That nahe verwandt. Beide entspringen aus der Empfindsamkeit des menschlichen Gemüths. Beide haben den Wechsel der Furcht und der Hoffnung, des Verlangens und Widerwillens, des Vergnügens und Schmerzes, der Verzweiflung und des Entzückens gemein; endlich haben auch beide einerlei Zweck, den Besitz des geliebten Gutes.

Nur die Beschaffenheit dieses Gutes macht hier einen wesentlichen Unterschied; der einen Gut ist irdisch und in den engen Kreis des Lebens beschränkt, das Gut der andern ist himmlisch und dauert auch noch jenseits des Grabes.

So verschieden indeß diese beiden Güter sind, so ist doch das Verlangen, welches sie erregen, für unsere Einbildungskraft bis auf einen gewissen Punkt sich ziemlich gleich. Die irdische Liebe läutert und vergeistigt sich durch die Tugend. Die himmlische Liebe dagegen muß bei der Unmöglichkeit, uns hienieden gänzlich von der Sinnlichkeit loszumachen, ihren Gegenstand in mehr oder minder sinnliche Bilder und in materielle Formen kleiden. Die reinste Liebe, oder die dieß zu seyn vor-

giebt, kann dieser Beihülfe nicht entbehren; die tiefste Mystik des betrachtenden Lebens hat derselben vonnöthen, wenn sie sich nicht in das Leben verlieren will; nur in sinnliche Bilder kann sie die Gegenstände ihrer Beschauung kleiden. Engel, Sterne, strahlende Augen, brennende Herzen, Sonnen, Flammen, Licht, ein inneres zwar, aber doch ein Licht, sind ihre Sinnbilder.

Finden sich nun, wie nicht selten der Fall ist, Liebe und Frömmigkeit in einem Gemüthe beisammen, so läßt sich begreifen, daß beide auf einander wirken und sich auf mancherlei Weise artен müssen. Bald werden sie sich verbinden und wechselseitig verstärken, bald werden sie einander widerstreitend durchkreuzen. In diesem letzten Falle wird das Gemüth zwischen beiden schwanken, bis sie sich entweder versöhnen, oder die stärkere für den Augenblick das Uebergewicht behauptet.

Fromme Entzückungen sind Entzückungen der Liebe. Aber die unglückliche Liebe öffnet ihr Mitgefühl besonders dem, was die Frömmigkeit Trauriges und Düsteres hat, sie theilt die Reue, die Unruhe, die Klagen, die Seufzer, die Thränen derselben. Oft auch löst sie sich ganz und gar darin auf, oder nimmt zu ihr, als der letzten Freistatt des leidenden Herzens, ihre Zuflucht. Und wann ein Strahl der Hoffnung sie aufs neue belebt, so kann die Gluth der Frömmigkeit selbst ihr zum Vortheile gereichen, und ihr neue Wärme verleihen.

So viel Aehnlichkeit, so viele Berührungspunkte müssen auch auf ihre Sprache Einfluß haben. Da beide Gefühle ähnliche Ideen wecken, so werden sie dieselben auch mit ähnlichen Zeichen ausdrücken, sie werden einander ihre Bilder, ihre Redensarten, ihren Styl leihen. Besonders wird dieß in der Poesie geschehen, zu der beide sich so gut eignen, und vornehmlich wann der Dichter von beiden Gefühlen lebhaft beherrscht wird.

Dieß war gerade Petrarca's Zustand, er war verliebt und fromm, und beides in sehr hohem Grade. In der ersten dieser Eigenschaften kennen wir ihn bereits; jetzt wollen wir ihn auch in der zweiten betrachten.

Petrarca war sehr religiös. Er hat davon Beweise gegeben in allen Vorfällen seines Lebens und in allen seinen Werken, nicht bloß in denen, welche sich unmittelbar auf Religion beziehen, wie z. B. in denen de Contemptu Mundi, de Vita solitaria, u. a., sondern auch in denen, die von weltlichen Dingen handeln, ja auch, wie wir bald sehen werden, in dem, was Amor ihm selbst scheint eingegeben zu haben.

Seine heftigen Ausfälle gegen den päpstlichen Hof in Avignon, welche durch die Laster und Unordnungen desselben gerechtfertigt wurden, die er aus der Nähe sah, und die sein sittliches, tugendhaftes Gemüth empörten, hinderten ihn nicht, ein guter katholischer Christ zu seyn, und das geistliche Ansehen des Papstes anzuerkennen. Wie oft ist er nicht geschäftig, den Papst zu bewegen, daß er seinen Sitz wieder nach Rom verlege? Er hätte seine höchsten Wünsche erfüllt gesehen, er hätte geglaubt, daß alle Wunden der Kirche geheilt seien, wenn er dieß so heiß gewünschte Ereigniß erlebt hätte. Welche Freude äußerte er nicht, als Urban V. wirklich, obwohl nur für kurze Zeit, seinen Sitz wieder nach Rom verlegt! Welchen Eifer für die Religion athmet nicht die oben angeführte Canzone, in welcher er die christlichen Fürsten zum Kreuzzuge ermahnt! und welcher fromme Unwillen erfüllt ihn nicht, daß nur Christen einander morden, und daß man nicht mehr gegen die Ungläubigen kriegt!

Ite superbi e miseri Cristiani,
Consumando l'un l'altro; e non vi caglia,
Che 'l sepolcro di Cristo è in man di cani.
Trionfo della Fama, Cap. II.

Geht, stolze Christen, nur, geht, ihr Elenden,
Mordend einander, laßt es nicht euch kümmern,
Daß Christi heilges Grab in Heidenhänden.

Wenn man sieht, wie er, noch nicht zufrieden mit der pünktlichen Befolgung der von der Kirche vorgeschriebenen Fasten, sich noch andere auflegt, und jene sowohl als diese durch Strenge übertreibt; wenn man sieht, wie sehr ihm daran gelegen ist, das Jubiläum Clemens VI. mitzufeiern, und ihn die Wunderwirkungen desselben erzählen hört, wie er dadurch von seiner Neigung zum andern Geschlecht geheilt worden, wozu wahrlich kein kleines Wunder erforderlich war; wenn man sieht, wie treuherzig er glaubt, daß der Kopf des heil. Pankrazius Blut geschwitzt und Thränen vergossen habe, und daß die Leichname des heil. Gervasius und Protasius, als man den Leichnam des heil. Ambrosius gebracht, sich ehrerbietig von einander entfernt haben, um diesem den Ehrenplatz einzuräumen; wenn man erwägt, daß er die ganze Mythologie der Legende gläubig annimmt, daß er gegen die zweideutigsten Reliquien in Rom die größte Verehrung hegt, daß er das Mönchsleben so hoch achtet und den heil. Romualdus lobpreist, daß er die Erde in eine Einsiedelei und alle Menschen in Mönche umschaffen wollen: so wird man den Petrarca wahrlich nicht eines Mangels an Glauben, ja selbst nicht an Leichtgläubigkeit beschuldigen können.

Eben dadurch gab er sowohl den Aerzten am Hofe des Papstes Clemens, als den Aristotelikern und Averroisten in Venedig, Blößen; die letztern schildert er als ein Volk, das keinen andern Gott anerkennt als den Aristoteles, das den Averroes dem Jesus Christ vorzieht, und der Lehren des Christenthums und seines Gottesdienstes spottet. Diese Aristoteliker urtheilten über Petrarca, nachdem sie eine Unterredung mit ihm gehabt hatten, er sei ein guter Mann, aber unwissend.

Mit Theologie demengte er sich nur zu gern. Man weiß, wie lebhaften Antheil er an dem großen und unnützen Streit über das Anschauen Gottes, nämlich ob dasselbe nach dem Tode, oder erst nach der Auferstehung anfange, nahm. Er hatte, sowie Papst Johann XXII., das Unglück, der letztern Meinung zu seyn; aber die Kirche hatte diese nicht sobald verdammt, als er sich gleichfalls mit musterhafter Ergebung ihren Beschlüssen fügte.

Bei dieser feurigen Frömmigkeit und bei seiner nicht minder feurigen Liebe zu Lauren, die beide seinem empfindsamen Herzen tief eingewurzelt waren, läßt sich wohl begreifen, daß er jene Zustände erdulden müssen, deren wir oben bereits erwähnt haben, und daß seine Muse, die treue Auslegerin seines Herzens, dieselben darzustellen gestrebt habe.

Petrarca konnte sich nicht wohl verhehlen, daß seine Liebe ursprünglich lasterhaft und der christlichen Moral entgegen war. Ich will keineswegs, daß man einige menschliche Schwachheiten an einem, der Kirche, also der Ehelosigkeit und dem Dienste des Altars, geweiheten Manne verdamme. Aber Laura war verheirathet und Mutter, sie war eine keusche Frau, die in untadelichem Betragen nur ihren Pflichten lebte. Was war also böslicher, ja verbrecherischer, als eine solche Frau zu versuchen, und seinen Geist, sein Genie zu ihrer Verführung aufzubieten!

Petrarca war sich dessen in den ruhigen, hellen Augenblicken, die seine Leidenschaft ihm gestattete, wohl bewußt. Dann erwachten seine religiösen Ideen, die Gefahr für sein Heil stellte sich lebhaft seinem Geiste dar, und die Schrecken des künftigen Lebens ergriffen ihn. Aber diese hellen Zwischenpunkte waren von kurzer Dauer, ein Blick von Lauren zerstörte sie wieder.

Doch ist es gerade dieser Gegensatz, dieser innere Streit zwischen Frömmigkeit und Liebe, der so große Theilnahme erregt, und in seiner Poesie eine so schöne Wirkung thut. Er gießt diese trüben Tinten, dieses Helldunkel, diese rührende Schwermuth über sie aus, an der wir Theil zu nehmen nicht umhin können, wenn wir sehen, wie seine Seele in dieser grausamen Ungewißheit zwischen Lauren und Gott hin und her schwankt.

Wie oft bittet er nicht Gott, ihm die Hand zu reichen, um ihn diesem mit Dornen und Gestrüpp verwachsenen Wege, der seine Schritte hemmt, zu entreißen, und die Finsterniß zu zerstreuen, die seinen Geist umhüllt (Sest. VI). Eines Tages in Rom, wo die Religion in ihrer ganzen Herrlichkeit erscheint, wo von allen Seiten so viele ehrwürdige Gegenstände seinen Blick anziehen und ihn zur Buße rufen, empfindet er lebhafte Gewissensbisse, vergießt bittere Thränen, und faßt die frommsten Entschließungen; aber einen Augenblick nachher schwinden diese bei der Erinnerung an seine Geliebte, vor dem Verlangen sie wiederzusehen, wie der Thau am Strahle der Morgensonne (Son. LII).

Diese Anfälle der Frömmigkeit kehren bei feierlichen Begängnissen kirchlicher Feste wieder. In diesen heiligen Stunden öffnet sich sein Herz der Reue und ist von tiefem Schmerz durchdrungen; er beweint die Verirrungen seiner Jugend, und macht die löblichsten Versuche, seine Leidenschaft, die ihn unter ihr gebieterisches Joch hält, zu überwinden. Es ist noch ein schönes Sonett von ihm vorhanden, am Todestage des Erlösers gedichtet, worin er, das Miserere anstimmend, denselben bei seinem Tode selbst beschwört, ihn von den Qualen der Liebe zu befreien, den Schlingen des bösen Feindes zu entreißen und ihn ganz zu sich zu ziehen (Son. XLVIII). Nach Laura's Tode wiederholt er dieses Gebet auch an die heilige Jungfrau; er wünscht jene endlich vergessen zu können, um sich dieser zu weihen, und sterbend seine Seele ihrem Sohne zurückzugeben.

Non è stata mia vita altro ch' affanno.
Mortal bellezza, atti, parole m' hanno
Tutta ingombrata l'alma.
Canz. XXIX.

Seit an des Arno Strand ich ward geboren,
— — — — — — — — — —

War Andres nicht als Weh mein Loos auf Erden.
Sterbliche Reize haben und Geberden
Und Worte mich berücket.

Zuweilen, im Gefühle seines Unvermögens, diese heilsamen Vorsätze auszuführen, scheint er der Verzweiflung nahe, so drückt ihn die Last seiner Vergehungen, und so fürchtet er dem Erzfeinde des Menschengeschlechts in die Klauen zu fallen. Er wünscht sich, mit dem Psalmisten, Taubenflügel, um in den Schooß Gottes zu flüchten:

Qual grazia, qual' amore, o qual destino
Mi darà penne in guisa di colomba,
Ch' i' mi riposi, e levemi di terra?
Son. LXIX.

Welch Schicksal, welche Gnade, welche Liebe
Wird Flügel mir, wie Taubenflügel leihen,
Daß Ruh' ich find' erhoben von der Erden.

Was würde er in diesen Augenblicken nicht darum geben, früher oder später als Laura auf die Welt gekommen zu seyn? Er wäre dann den mächtigen Strahlen ihrer Augen nicht ausgesetzt gewesen, hätte die Spur ihrer Schritte nicht gesehen (Son. CLXXI). Nun ist alles Streben für sein Heil eitel; diese Gegenstände, dieses geliebte Bild stören und verwirren ihn immer; es geht ihm wie dem Adam, der zuerst freiwillig sündigte und in der Folge es nicht mehr lassen konnte:

Ma 'l bel viso leggiadro, che dipinto
Porto nel petto, e veggio, ove ch' io miri,
Mi sforza: onde ne' primi empj martiri
Par son contra mia voglia risospinto.
Son. LXXV.

Doch hat das schöne Antlitz mich bezwungen,
Das ich gemalt im Herzen trag', und sehe,
Wohin ich schau; drum zu dem alten Wehe
Fühl' ich mich wider Willen hingedrungen.

Aber, gleichsam als ob es an Lauren allein noch nicht genug wäre, noch ein zweiter Feind seines Heils ist ihm furchtbar, der Ruhm. Zwischen diesem, Lauren und Gott ist seine Seele getheilt; und dieser Streit ist von ihm in der Canz. XXI lebhaft geschildert. Endlich entschließt er sich, diesen Schatten, diesen eitlen Schall fahren zu lassen, und statt seiner die ewige Wahrheit zu umarmen; aber von Lauren sich loszureißen vermag er nicht; dieß ist der Fels, an welchem jeder Entschluß scheitert. Vergebens zieht er aus seiner Leidenschaft selbst Streitgründe wider dieselbe; vergebens sagt er sich: wenn Laura's Blicke, Worte und Gesang so viel Süßigkeit in meine Seele strömen, was wird nicht dereinst die Wonne des Himmels thun? und was können wir also würdigeres thun, als zu ihm alle unsere Gedanken erheben? Vergebens sieht er die fliehende Zeit, das kommende Alter, und den Tod, der seine Hippe schwingend herannaht. Die Liebe siegt; nur die himmlische Gnade kann ihn retten (Son. LXXX).

Doch nicht immer betrachtet er seine Liebe mit solcher Strenge. Wir sind alle geneigt, unsere Gelüste und Leidenschaften vor uns selbst zu rechtfertigen; es ist also nicht so sehr zu verwundern, daß auch Petrarca von seiner Phantasie über die seinige getäuscht wird. Und weit entfernt, sie für unerlaubt zu halten, scheint sie ihn vielmehr unschuldig, ja sogar lobenswürdig, sowohl in Ansehung ihres Gegenstandes, als ihrer Beschaffenheit und ihrer Wirkungen. Auf diese Weise weiß er sie mit seinem Gewissen, mit seinen Pflichten und seiner Frömmigkeit selbst in Einstimmung zu bringen.

Wir haben schon gesehen, wie er seine Laura vergöttert; diese Vergötterung kommt ihm gar trefflich zu statten. Er liebt nun keine Frau, wie andere Frauen sind, eine gewöhnliche Sterbliche, sondern einen himmlischen Geist, eine reine Intelligenz, die zur Erde herabgekommen ist, um sie zu verschönen, zu verklären und ein Muster jeglicher Tugend zu seyn. Sorgfältig entfernt er jeden Gedanken an ihren Ehestand, ja durch ihn allein würde man nie erfahren haben, daß dieser Engel, diese Göttin in ehelichen Verhältnissen gelebt, und ihrem Gatten eine zahlreiche Nachkommenschaft gegeben habe. Noch mehr, er nennt sie nicht einmal geradezu, sondern bezeichnet ihren Namen nur durch Umschreibungen, Bilder, Anagrammen und Logogryphen; bald ist es Laura die Luft, bald Lauro der Lorbeer. Indem er die Morgenröthe anblickt, sagt er ivi è l' Aurora, um zu sagen ivi è Laura ora, dort ist Laura jetzt nach ihrem Tode, nämlich im Himmel (Son. CCL). Er fürchtet, sagt Castelvetro, ihren Namen auszusprechen, wie die Juden den ihres Jehova.

In solchen Augenblicken der Entzückung scheint er, wie ich anzunehmen geneigt bin, wirklich zu glauben, daß er von einer reinen, von allem Sinnlichen und Irdischen geläuterten Flamme brenne; auch glaube ich, daß er Alles that, um seinem glücklichen Irrthume, wo möglich, ewige Dauer zu geben.

Dann neigt er sich vor ihr, ruft sie an, und verehrt sie wie eine Heilige:

L'adoro, e 'nchino come cosa santa.
Son. CXCII.

und mit frommen Bitten
Beug' ich, wie einer Heiligen, die Kniee.

Dann, weit entfernt, ihm stürmische Leidenschaften zu erregen, gießt das Lächeln ihrer Augen jenen Frieden, jene reine ungetrübte Ruhe in seine Seele, deren die Seligen des Himmels genießen:

Pace tranquilla senz' alcun' affanno,
Simile a quella che nel ciel' eterna,
Move dal lor' innamorato riso.
Canz. X.

Wohl einen holden Frieden sonder Schmerzen,
Des Himmels ew'gem Frieden zu vergleichen,
Ihr liebeselig Lächeln freundlich spendet.

Das ewige Leben besteht im Anschauen Gottes, Petrarca's irdisches Leben im Anschauen seiner Laura:

Sì come eterna vita è veder Dio,
Nè più si brama, nè bramar più lice:
Così me, Donna, il voi veder felice
Fa in questo breve e frale viver mio.
Son. CLVIII.

Wie Gott zu schauen heißt das ew'ge Leben,
Und niemand mehr begehrt, noch darf begehren,
So hat in diesem kurzen, thränenschweren
Leben mir euer Anblick Heil gegeben.

Entfernt von ihr, sucht er überall sich ihr Bild zu entwerfen, wie der Pilger nach Rom wallet, um das Bild Christi auf dem heiligen Schweißtuche zu sehen (Son. XIV). Sein einziges Verlangen ist, mit ihr zu leben, und sterbend mit ihr auf Elias Wagen gen Himmel zu fahren (Canz. XIX. am Ende).

Was aber die Liebe Petrarca's völlig rechtfertigt, ist die wohlthätige Wirkung derselben. Wir haben schon gesehen, daß er Lauren seine Talente, seinen Geist, seinen Ruhm verdankt, aber er verdankt ihr noch mehr als dieß, er verdankt ihr seine Bekehrung, sein Heil.

Nun ändert er auch seine Sprache; er bedauert nun nicht mehr, Lauren gekannt zu haben; im Gegentheil segnet er den Tag und die Stunde, wo er sie sah und liebte. Diese Liebe hat aus seiner Seele alle gemeinen, niedrigen Gedanken getilgt, hat sie zum höchsten Gut erhoben, und ihn gelehrt, die vergänglichen Güter der Welt unter die Füße zu treten, welche für den großen Haufen der Sterblichen so mächtige Reize haben:

Fior di virtù, fontana di beltate,
Ch' ogni basso pensier del cor m'avulse.
Son. CCCXIV.

Der Schönheit Kronen und der Tugend Blüthe,
Die allem niedern Seyn mein Herz entrungen.

Das Licht ihrer Augen hat ihm den Weg zum Himmel gezeichnet, und ihn mit Vertrauen und Hoffnung erfüllt, dahin zu gelangen (Son. XII). Selbst Laura's Strenge, und das, was er für ihre Launen hielt, wirkte mit zu seinem Heil; er würde für immer verloren gewesen seyn, wenn sie sich ihm gefälliger bewiesen hätte:

Questo bel variar fu la radice
Di mia salute, ch' altramente era ita.
Son. XII. Cl.XXI. Tr. della Morte
Cap. II. u. an andern Orten.

Der schöne Wechsel war von meinem Frieden
Die Wurzel, den ich anders hätt' entbehret.

Schon zu Laura's Lebzeit hofft er von ihrer Vermittelung Vergebung seiner Sünden. In der schönen Canzone, welche bereits oben angeführt worden, sieht er vom Himmel, daß er einst an jenem glücklichen Orte möchte begraben werden, wo er Lauren unter dem Blüthenbaume sitzen sah. Vielleicht kommt

sie wieder dorthin, findet seine entstellte Asche, und schenkt derselben einen Seufzer, läßt eine Thräne auf sie rinnen, und trocknet ihre schönen Augen mit ihrem Schleier. Dieser Seufzer, diese Thränen werden den Himmel bewegen, ihren Liebhaber zu begnadigen:

In guisa che sospiri
Sì dolcemente, che mercè m' impetra,
E faccia forza al cielo
Asciugandosi gli occhj col bel velo.
Canz. XIV.

(Sie wird) So süß in Seufzern bangen,
Daß mir des Himmels Gnade muß erscheinen;
Ja ganz wird sie ihn zwingen,
Wenn ihre Thränen in den Schleier dringen.

Aber nachdem dieser Trost ihm durch Laura's Tod, der dem seinigen lange vorherging, geraubt worden, läutert seine Liebe sich wirklich und gewinnt völlige Uebereinstimmung mit seiner Frömmigkeit. Hinfort ist sie für ihn nur noch das Werkzeug seiner Bekehrung, ein Beweggrund, sich von der Welt abzusondern und ganz dem Glauben, der Wohlthätigkeit und den andern christlichen Tugenden zu leben. Laura's Schatten, der ihn stets umschwebt, ihn begeistert, ihn leitet, kräftigt seinen Fortschritt auf dem Wege des Heils. Er schwingt sich im Geiste zu ihrem Aufenthalt empor, und vernimmt dort aus ihrem Munde das erste Geständniß ihrer Liebe, die durchaus rein und heilig ist (Son. CCCX). Er selbst ist nur noch in die himmlische Gestalt Laura's verliebt; diese so glücklich geläuterte Leidenschaft wächst und vermehrt sich in ihm, wie er älter wird. Träumend von seiner Laura altert er, und der einzige Wunsch, der ihm noch bleibt, ist, sie dereinst am Tage der Auferstehung in all' ihrem blendenden Glanze zu bewundern (Son. CCLXXVIII). Zuweilen aus Ungeduld, dieses Glückes bald theilhaft zu werden, ruft er dem Tode. Glückliche Stunde, die ihn des sterblichen Leibes entledigen wird! o warum darf er nicht seinen Kerker sprengen, den irdischen Schleier zerreißen, und sich emporschwingen in die Gegenden des Lichts! Er hat kein anderes Verlangen mehr, als Gott und seine Geliebte zu schauen:

O felice quel dì, che del terreno
Carcere uscendo, lasci rotta e sparta
Questa mia grave, e frale, e mortal gonna;
E da sì folte tenebre mi parta
Volando tanto su nel bel sereno,
Ch' io veggia il mio Signore e la mia Donna.
Son. CCCV.

O sel'ger Tag, wenn frei der Erdenbande
Ich sinken lass' entfesselt und zerrissen
Die schweren, matten, sterblichen Gewande,
Und scheidend aus so dichten Finsternissen
Empor ich fliege zu so lichter Höhe,
Daß ich den Herrn da und die Herrin sehe.

Man wird in dem Obigen eine sonderbare Mischung des Heiligen mit dem Weltlichen bemerkt haben, die man in unsern Tagen schwerlich gut heißen möchte, und deren Ausdrücke mißfällig klingen würden. Petrarca hat in der That seine Frömmigkeit und selbst seine Theologie in der Behandlung von Gegenständen gemißbraucht, wo diese entweder gar nicht, oder doch nur mit vieler Behutsamkeit anzuwenden sind. Die Beispiele, die wir bisher davon gesehen haben, sind noch nicht das Stärkste.

Wer hätte jemals geahndet, daß die Blässe von Laurens Gesicht, welche auch den Dichter erbleichen macht, zur Erklärung dienen könne, wie die Seligen im Paradiese sich sehen und einander ihre Gedanken mittheilen?

Quel vago impallidir, che 'l dolce riso
D' un' amorosa nebbia ricoperse,
Con tanta maestade al cor s' offerse,
Che li si fece incontro a mezzo 'l viso.
Conobbi allor, siccome in Paradiso
Vede l' un l' altro.
Son. XCVIII.

Die leise Blässe, welche hielt umflossen
Des Lächelns Huld mit lichter Wolkenhülle,
Griff mir an's Herz mit solcher Allmacht Fülle,
Daß dieses sich durch's Aug' ihr schnell ergossen.
Da lernt' ich, wie des Himmelreichs Genossen
Sich sehen. —

Dieß ist indessen blos eine Probe von seiner seltsamen Anwendung der Theologie.

Daß aber der Dichter die Worte Laura's dem himmlischen Gruße vergleicht, mit welchem der Engel Gabriel die heilige Jungfrau heimsucht, würde schon etwas stärker seyn, wenn nicht dieser Vers

Quella benigna angelica salute
Canz. IV.

Des Engelsgrußes Milde —

einen milderen Sinn zuließe.

Daß der Dichter sich über die Natur und den Schöpfer derselben beklagt, weil seine Laura an einer Augenkrankheit leidet, mag man seiner übermäßigen Leidenschaft für diese schönen Augen verzeihen. Er begreift nicht, daß die Natur, eine zärtliche aber zugleich auch grausame Mutter, dieses schöne Meisterwerk ihrer eigenen Hände zerstören, und daß der ewige Vater, dessen bloße Dienerin sie ist, dazu einwilligen könne:

O Natura, pietosa e fera madre,
Onde tal possa e sì contrarie voglie,
Di far cose, e disfar tanto leggiadre?
D'un vivo fonte ogni poder s'accoglie:
Ma tu, come 'l consenti, o sommo Padre,
Che del tuo caro dono altri ne spoglie?
Son. CXCV.

Natur! o Mutter, mild und streng zu preisen!
Woher solch streitend Wollen dir, solch Können,
Was du so wunderlieblich schufst, zu trennen? —
Lebend'gem Quell ist jede Kraft entquollen;
Wie aber kannst du, höchster Vater, wollen,
Daß Andr' uns dein' theure Gab' entreißen?

Noch weniger schicklich ist es, wenn er sich beklagt, daß die Treue, in welcher Petrus und Maria ihr Heil fanden, ihn keine Gnade bei Lauren finden ließ:

Lasso, non a Maria, non nocque a Pietro
La Fede ch' a me sol tanto è nemica.
Son. LXXIV.

Weh, Petrus schadete nicht, noch Marien
Der Glaube, der nur mich so schwer bekrieget.

Der Dichter spielt hier mit dem Worte fede, welches sowohl Glauben als Treue bedeutet.

Empörender aber sind die Vergleichungen seiner Laura mit Gott und Jesus Christ; wenn er z. B. sagt, Laura betrage sich gegen ihn, wie Gott gegen den Sünder (Canz. I. St. 7); oder wenn er auf Lauren anwendet, was in einem der Briefe des heil. Hieronymus auf Gott angewendet wird (Canz. X. St. 3).

An einem andern Orte sagt er: Gott erhebt, was niedrig ist; Jesus wählte seine Jünger aus einem Fischernachen; er wollte nicht in Rom, der Hauptstadt der Welt, sondern in Judäa geboren werden. Aus derselben Ursache wollte er auch, daß Laura, diese Sonne der Schönheit, in einem kleinen Flecken geboren würde. Laßt uns also immerfort die Natur loben, welche sie schuf, und den kleinen Flecken, welcher eine so vollkommene Schönheit zur Welt brachte (Son. IV).

Endlich sieht auch Petrarca festen Blickes, von Jesus und Lauren erfüllt, den Tod nahen; er fürchtet ihn nicht, denn Laura und Jesus haben ihn mit Standhaftigkeit gelitten:

Quella mi scorge, ond' ogni ben imparo;
E quei, che del suo sangue non fu avaro,
Che col piè ruppe le tartaree porte,
Col suo morir par che mi riconforte;
Dunque vien morte; il tuo venir m' è caro.
Son. CCCVIII.

Sie führt mich, die, was gut, mich lehrt' erwerben;
Und Er, der freudig gab sein Blut im Sterben,
Der Hölle Pforten brach mit seinen Füßen,
Hat Trost in seinem Tode mir verhießen;
Drum komm, o Tod! mit Freuden will ich sterben.

Nè minacce temer debbo di morte,
Che 'l re sofferse con più grave pena,
Per farme a seguitar costante e forte;
Ed or novellamente in ogni vena
Intrò di lei, che m' era data in sorte;
E non turbò la sua fronte serena.
Son. CCCVII.

Nicht darf ich bei des Todes Drohung zagen,
Den schmerzensvoll der König einst ertragen,

Daß ich ihm folge tapfer und entschlossen;
Und jüngst hat er von neuem sich ergossen
In jede Ader ihr, die mir beschieden,
Und trübte nicht der Stirne heitern Frieden.

Hier ist doch in der That eine der beiden Personen überflüssig.

Leicht wird man dem Dichter jenes Sonett auf den Tag, wo er Lauren zuerst erblickte, hingehen lassen, obgleich der Gedanke desselben mehr sinnreich als gemüthlich ist. Es war am sechsten April, nach seiner Rechnung am Tage der Kreuzigung, der aber in jenem Jahre auf den Montag und nicht auf den stillen Freitag fiel. Es macht, sagt er daselbst, dem Amor wenig Ehre, daß er in dieser heiligen Zeit mich überfiel, wo ich mich seiner List nicht versah; und noch weniger Ehre macht es ihm, daß er mein Herz mit seinen Pfeilen durchbohrte, Lauren hingegen noch nicht einmal seinen Bogen wies. An diesem heiligen Tage, sagt er sich zu ihr wendend, an diesem Tage, wo die Sonne sich aus Trauer um ihren Schöpfer verdunkelte, wurde ich von deinen Augen gefesselt, und meine Trauer begann mit der allgemeinen Trauer der Natur!

— — onde i miei guai
Nel comune dolor s' incominciaro.
Son. III.

Drum haben meine Wehen
Im allgemeinen Trauern da begonnen.

Alles dieß klingt in der That etwas seltsam. Aber man muß erwägen, daß Petrarca ein Dichter, und zwar ein verliebter Dichter war, den man also nicht zu strenge beurtheilen darf; ja dem man selbst in solchen Stellen seiner Gedichte, wo ihn die Schwärmerei seiner Liebe hinreißt, Widersprüche zu gut halten muß.

Indessen will ich hier doch, der Sonderbarkeit wegen, einen anführen, den ein Sonett gegen zwei andere enthält, wo er Grundsätze aufstellt und zweien Freunden, oder vielleicht gar einem und demselben Rathschläge giebt, die schnurstracks einander entgegengesetzt sind.

In dem einen ermahnt er seinen Freund, der Liebe und den eitlen Freuden der Welt zu entsagen, und sich Gott in die Arme zu werfen, und fügt hinzu, daß er selbst sich außer Stand fühle diesen Rath zu befolgen (Son. LXXVIII).

In den andern beiden Sonetten (Son. XXI. XXII) findet man gerade das Gegentheil. Ein Dichter, der der Liebe und der verliebten Dichtung entsagt hatte, kehrt zu beiden zurück. Petrarca kann bei der Nachricht davon seine Freude nicht verhalten; er erhebt Herz und Hände zu Gott, um ihm zu danken, daß er dieß verirrte Schaf zurückgeführt hat, und bewillkommt seinen Freund sehr unpassend mit den Worten des Evangeliums:

Che più gloria è nel regno degli eletti
D' un spirito converso, e più s'estima,
Che di novantanove altri perfetti.
Son. XXII.

Denn größre Freude ist im Himmel droben
Ob eines Sünders reuiges Bekehren,
Als über neun und neunzig fromme Geister.

Heutiges Tages würde man eine solche Begrüßung für eine wahre Entweihung halten.

Ich sage nichts von Laura's Triumpheinzug in den Himmel und von der Aufnahme, womit sie dort empfangen wird; wenn hier ja etwas zu tadeln seyn könnte, so wird es durch die schönen Verse Petrarca's verschleiert. Bei Laura's Ankunft drängen sich die Engel und die seligen Geister voll Bewunderung um sie: Welche neue Schönheit, welches neue Gestirn ist unter uns erschienen? Nein, aus dem ganzen jetzt lebenden Geschlechte der Menschen ist keine so vollkommene Gestalt von der Erde, dem Aufenthalt der Irrthümer und Laster, heraufgekommen:

Gli angeli eletti, e l'anime beate,
Cittadine del cielo, il primo giorno
Che Madonna passò, le fur' intorno,
Piene di maraviglia e di pietate.
Che luce è questa, e qual nova beltate?
Dicean tra lor, perch' abito sì adorno
Dal mondo errante a quest' alto soggiorno
Non salì mai in tutta questa etate.
Son. CCCII.

Erwählte Engel, sel'ge Bürgerinnen
Des Himmels, all' umringten Donna droben
Am ersten Tag', als sie erschien da oben,
Voll von Verwund'rung und mitleid'gem Sinnen.
„Da welch ein Glanz! welch neuer Reiz!" beginnen
Sie unter sich: „Warum so reich gewoben
Ward nie ein Kleid in all der Zeit erhoben
Aus irrer Welt zu unsrer Heimath Zinnen?"

Aber wie geht es zu, daß wir an einer andern Stelle dieselbe Laura mit den Sängern der Liebe in der Sphäre der Venus (Son. CCXLVI) oder dem dritten Himmel finden, welcher, wie ein Italiener bemerkt, nicht derselbe dritte Himmel ist, in den der heil. Paulus verzückt wurde; und daß sie in dieser ganz heidnischen Gegend des Himmels ihren Geliebten erwartet, und sich von ihrer künftigen Auferstehung unterhält (Son. CCLXI)?

Um diesen Widerspruch auszugleichen, könnte man dieselbe Vertheilung der Seligen in den zehn himmlischen Kreisen gelten lassen, welche Dante in seinem Gedichte angenommen hat, obgleich dieselbe in dem Canzoniere nicht so ausdrücklich wie in der Divina Commedia angenommen worden. Aber Petrarca ist überhaupt nicht sehr gewissenhaft über diesen Punkt, und nimmt seine Ideen ohne Unterschied aus der christlichen Religion und aus der alten Mythologie. In demselben Quadrerario mischt er den Sündenfall Adams und die Fabel der Daphne zusammen (Son. CLV); und öfter macht er sehr unpassende Anwendungen von Stellen der heiligen Schrift, z. B. in Son. XXII. und CLXXIII.

Indessen sieht er selbst zuweilen das Anstößige davon ein. So z. B. nachdem er gewünscht hat, sein Leben in einer dunklen Zelle zuzubringen, um Lauren anzubeten, dünkt ihm dieser Ausdruck selbst zu stark und frevelhaft, und er eilt ihn zu verbessern durch den Zusatz forse il farei (Canz. XIX). Aber wie oft hat er sich nicht ohne alle Bedenklichkeit desselben Ausdrucks bedient!

Diese Anbetung und Vergötterung Laura's haben vielen frommen Personen höchlich mißfallen. Auch ihre Versetzung unter die Seligen hat ihnen übel begründet geschienen. Und an einer Stelle, wo er von dem Tode einer andern Frau spricht, giebt er die Lieblichkeit und Anmuth ihres Betragens als Ursache ihrer Seligkeit an:

Si furon gli atti suoi dolci e soavi.
Son. LXX.

So süß war und anmuthig ihr Betragen.

Wobei Stigliani bemerkt, daß man nicht durch liebliches und anmuthiges Betragen, sondern durch christlichen Wandel in den Himmel eingeht.

Castelvetro will in der Canzone an die heilige Jungfrau Dinge gefunden haben, die der echten Lehre der Kirche zuwider sind. Mein Tact ist nicht fein genug, um zu finden, worin diese Canzone wider die echte Lehre verstößt, wenn es nicht etwa in dem Verse geschieht, wo der heiligen Jungfrau der Name Göttin beigelegt wird:

Or tu, donna del ciel, tu nostra Dea.
Canz. XXIX.

Du Himmelskönigin, — — —
Du Göttin hocherhaben.

da das Christenthum zwar einen Gott, aber keine Göttin gestattet. Doch fügt Petrarca selbst einschränkend hinzu:

Se dir lice e conviensi.

— — — darf ich's sagen.

Uebrigens, da er Lauren diese Benennung giebt, (Son. CCXCIII) warum sollte er sie nicht auch der heiligen Jungfrau geben?

Aber man wird vielleicht Mühe haben, die Neigungen, die Leidenschaften und menschlichen Schwächen, welche noch immerfort, selbst im Schooße der Seligkeit, Laura's Herz bewegen, mit dem, was die Religion über die Seligkeit der Auserwählten lehrt, in Uebereinstimmung zu bringen. Sie freut sich dort noch des eitlen Ruhmes, den sie den Versen ihres Geliebten verdankt, und beschwört ihn aus der Höhe des Himmels, ihren Ruhm nicht schwinden zu lassen, sondern ihn ferner durch seine Lieder zu verbreiten. Sie ist bekümmert, sie seufzt, weint, und Petrarca's Kummer trübt die Ruhe, welche sie in den Wohnungen des Friedens genießen sollte:

E di sue belle spoglie
Seco sorride, e sol di lo sospira;
E sua fama, che spira

In molte parti ancor per la tua lingua,
Prega che non estingua;
Anzi la voce al suo nome rischiari,
Se gli occhj suoi ti fur dolci nè cari.
Canz. XXII.

Wo ihrer schönen Hülle
Sie still sich freut, nach dir nur seufzend blicket.
Ihr Ruhm auch, den, entzücket
Durch deine Lieder, viel der Land' erheben,
Fleht: Laß mich länger leben!
Dein Wort erstark' an ihres Namens Feier,
War je ihr Auge süß dir oder theuer!"

E duolsene ancor meco.
Son. CCLXXV.

Und daß sie mit mir klaget.

Ond' io spero che 'nfin al ciel si doglia.
Son. CCLXXXVIII.

Drum hoff' ich, droben wird sie endlich klagen.

Assai di te mi dole.
Son. CCXCVII.

Innig beklag' ich dich.

Umida gli occhj.
Son. CCXCIX.

Die Augen feucht.

Le trist' onde
Del pianto, di che mai tu non se' sazio,
Con l'aura de' sospir, per tanto spazio
Passano al cielo, e turban la mia pace.
Canz. XXVII.

„Die Thränen, die dir nimmermehr versiegen,
Sind mit der Seufzer Wehn emporgestiegen
Zum Himmel, meinen Frieden mir zu stören."

Ja sie geräth sogar in Zorn: s'adria (ebendas.)

Da indessen, wie schon gesagt worden, diese verliebten und poetischen Freiheiten aus überströmendem Gefühle entstanden und in Gedichten, die in langen Zwischenzeiten verfertigt worden, enthalten sind, so muß man sie auch nicht nach einer strengen Logik beurtheilen, noch sie auf der Wage des Heiligthums wägen.

Was besonders diesen Mißbrauch religiöser Ideen in Behandlung weltlicher Gegenstände betrifft, so kann der Geist seiner Zeit und des Landes, in dem er lebte, ihn entschuldigen, oder ihm wenigstens eine nachsichtsvolle Beurtheilung erheischen. In jenem Jahrhunderte, und in jenen Gegenden waren die Ceremonien der Religion und die äußere Uebung derselben ein Hauptgeschäft. Ueberall und in jedem Augenblicke sah man Gegenstände, die daran erinnerten; nicht allein die Tempel, auch die öffentlichen Plätze, die Gassenecken und Kreuzwege, die Landhäuser und Fluren waren damit angefüllt; man konnte keinen Schritt thun, ohne darauf zu stoßen. Alles wimmelte von Mönchen, Priestern, Pfaffen, die allein im Besitz der Glaubensregeln, der Religionsübung und aller anderen Kenntnisse waren, die sie mit ihrer Theologie verbunden hatten. Diese Menschen, welche die Gewissen nach ihrer Willkür lenkten, mischten sich zugleich auch in alle Geschäfte des bürgerlichen und häuslichen Lebens, hatten ihren Einfluß in die Politik der Fürsten, und drängten sich in die Geheimnisse der Familien. Ist es nicht natürlich, daß die italienische Sprache, die sich gerade damals bildete, sich nach den täglichen Bedürfnissen, Studien und Beschäftigungen jener Zeit und nach den Dingen formte, die man immer vor Augen hatte; und daß diese so geläufigen, und wenn ich sagen darf, in das innerste Gewebe ihrer Sprache übergegangenen Vorstellungen gleichsam unwillkürlich der Feder ihrer Schriftsteller entflossen? Dieß ist sehr begreiflich, und in jenem Zeitalter fiel es keinem ein, daran Aergerniß zu nehmen.

Und wie hätte man an Petrarca ein Aergerniß nehmen können, dem man zugestehen muß, daß, wenn er auch religiöse Dinge in eine Dichtungsart einmischt, in die sie nicht gehören, doch diese Dichtungsart wenigstens nicht der Ausschweifung huldigt, und daß er sich nichts erlaubt, was die Reinheit der Sitten beleidigt; während man im Boccaccio die schändlichsten und schreiendsten Mißbräuche dieser Art findet. Nichts ist im Decamerone gewöhnlicher, als Liebende, welche Gott bitten, ihre verbrecherische Liebe zu begünstigen; und am Ende dieser schlüpfrigen Erzählungen, wann es einem gelungen ist, die Gattin seines Nächsten zu verführen, fügt der Erzähler noch ein feierliches Gebet hinzu, daß es Gott gefallen möge, auch ihm ein solches Glück zu gewähren, und allen christlichen Seelen, welche gleiches Gelüsten hegen; z. B.

Molte altre notti con pare letizia insieme si ritrovarono, alle quali io prego. Iddio per la sua santa misericordia, che tosto conduca me, e tutte l'anime Cristiane, che voglia ne hanno.
Giorn. III. Nov. 3.

Und Boccaccio selbst endet dieses Werk, das durchaus ein Gewebe von schlüpfrigen Begebenheiten, und der Triumph der Zugellosigkeit ist, mit dem demüthigen Bekenntnisse, daß er nicht durch eigenes Verdienst, sondern bloß durch die Gnade Gottes, die ihm durch die Vermittelung schöner Frauen zu Theil geworden, es glücklich zu Ende gebracht habe:

Ajutantemi la divina grazia, si come lo avvisso per li vostri pietosi prieghi, non già per li miei meriti.
Conclusione.

Und hat sich dieser Mißbrauch etwa im folgenden Jahrhundert, oder selbst in dem Jahrhundert Leo's verloren? Es würde sehr leicht seyn, das Gegentheil zu erweisen.

Sechster Abschnitt.

Ueber die Philosophie Petrarca's.

Diese ist der letzte Charakterzug der Gedichte des Petrarca. Wir haben gesehen, wie er seine Frömmigkeit mit seiner Liebe zu vereinigen weiß; nun wollen wir auch sehen, wie er seine Philosophie mit beiden in Einstimmung bringt.

Ich will mich bei seinen Kenntnissen der Naturwissenschaft nicht aufhalten, die sehr eingeschränkt waren; er hat von ihr in seinen Gedichten keine Spur gelassen; und sie ist bei ihm weit weniger unbequem, als bei Dante.

Man wirft ihm als einen gröblichen Irrthum vor, daß er den Eintritt der Sonne in das Zeichen des Stiers, und mit ihm den Anfang des Frühlings, auf den sechsten April gesetzt hat:

Quando 'l pianeta, che distingue l'oro
Ad albergar col Tauro si ritorna,
Cade virtù dall' infiammate corna,
Che veste 'l mondo di novel colore.
Son. IX.

Wenn der Planet, welcher die Stunden scheidet,
Zur Herberg' in des Stieres Zeichen rücket,
Erglüht sein Horn und Wärme niederzücket,
Die rings die Welt mit neuer Färb' umkleidet.

Dieselbe Vorstellungsart findet man Canz. XVIII. und Trionfo d'Amore, Cap. I. zu Anfange wieder. Aber sein Ausleger Gesualdo hat bei allen diesen Stellen sein Möglichstes gethan, diesen Vorwurf von ihm abzuwenden.

Wenn er an einer Stelle zweifelhaft von den Antipoden spricht, so geschieht dieß bloß aus Achtung gegen das Ansehen des heil. Augustin. Dieß bestätigt seine Schrift De Contemptu mundi, Dial. III. Als daselbst das Gespräch zwischen ihm und dem heil. Kirchenvater auf die Antipoden fällt, verweist ihn Augustin auf seine Schrift De Civitate Dei, (Lib. XVI. Cap. 9.) wo ihr Daseyn geläugnet wird. Lactantius ging noch weiter, er sagt in seinen Institut. divin., daß die Antipoden nichts weiter als ein schlechter Spaß der Philosophen sind; und giebt sich Mühe zu beweisen, daß das Gewölbe des Himmels sich unmöglich unter die damals bekannte Erde erstrecken könne, und daß die Sonne von da aus Abend gegen Morgen wiederkehre. Ein von diesen beiden sehr verschieden denkender Mann, der Epikuräer Lucrez, hatte früher dasselbe behauptet; nach ihm ist nichts lächerlicher, als die Antipoden und der Mittelpunkt der Schwere; nur Narren, sagt er, können solche Albernheiten glauben.

Ich weiß nicht, ob Petrarka auch das Ansehen des heil. Bonifaz, Erzbischofs von Mainz, achtete, welcher im VIII. Jahrhunderte den Virgilius, damaligen Abt des Klosters zu St. Peter in Salzburg, derselben Meinung beschuldigte, und ihn als einen Ketzer beim Papst Zacharias verklagte.

Aber Petrarca läßt wenigstens durch sein forse die Frage unentschieden:

Nella stagion, che 'l ciel rapido inchina
Verso Occidente, e che 'l dì nostro vola
A gente che di là forse l'aspetta.
Canz. V.

Zur Zeit, wann schnell der Himmel niedergleitet
Nach Westen und der Tag zu Menschen fliehet,
Die dort vielleicht erwarten seine Helle.

Diesen Zweifel, si qui sunt, wiederholt er in Anschung der Antipoden auch anderswo (Ep. var. 41.). Vellutello behauptet ganz richtig, daß in obigen Versen durch das forse das Daseyn der südlichen Halbkugel der Erde nicht in Zweifel gesetzt werde, sondern bloß ob sie bewohnt sei, oder nicht. Denn der Dichter erkennt übrigens die beiden Kugelhälften der Erde, die Dante schon angenommen hatte, gleichfalls an:

Quel ch' infinita provvidenza ed arte
Mostrò nel suo mirabil magistero;
Che criò questo, e quell' altro emispero.
Son. IV.

Der ew'ge Vorsicht einst und Kunst entfaltet
In seines Wunderbaues lichter Hehre,
Der diese schuf und jene Hemisphäre.

(Doch haben auch einige unter diesen beiden Hemisphären Erde und Himmel verstehen wollen.) An einer andern Stelle nimmt er auch die südliche Halbkugel als bewohnt an:

Quando la sera caccia il chiaro giorno,
E le tenebre nostre altrui fann' alba.
Sest. I.

Und wenn der Abend folgt dem lichten Tage
Und unsre Nacht an Andre giebt den Morgen.

so auch in seinem Gedichte Afrika:

Pronus ad oceanum, cupiens narrare profundis
Antipodum populis, nostro quae viderat orbe,
Sol rapidos stimulabat equos.
Afr. Lib. XIII. im Anf.

Zum Ocean abwärts, in Begier zu erzählen dem tiefen
Gegenfüßlergeschlecht, was er sah auf unserem Erdkreis,
Stachelte Sol sein flüchtig Gespann.

statt dessen Dante dort nur einen ungeheuern Ocean annimmt, und eine einzige Insel in demselben, welche mit den Seelen des Fegefeuers bevölkert ist.

Wir haben diesen letzten Dichter als einen großen Gelehrten und gründlichen Kenner der scholastischen Philosophie kennen gelernt. Petrarca liebte diese Philosophie nicht; er haßte die Dialectik und die Dialectiker, und zog ihren eitlen Spitzfindigkeiten moralische und practische Untersuchungen vor. Seine Poesie hat dadurch den Vorzug, daß sie weit weniger durch Wissenschaft entstellt ist, als die seines Vorgängers.

In seinen moralischen Abhandlungen, die in lateinischer Prose geschrieben sind, zeigt er ein gesundes und aufgeklärtes Urtheil überall, wo seine herrschende Leidenschaft, oder eine abergläubische und ängstliche Frömmigkeit ihn nicht auf Abwege verleiten.

In seiner Ehre müssen wir auch bemerken, daß Petrarca, weit entfernt von der Astrologie angesteckt zu seyn, wie es Dante war, vielmehr Verachtung gegen dieselbe zeigt, sie der Religion, der Philosophie und der Vernunft selbst widersprechend findet, und die Astrologen für Scharlatane und Mondsüchtige hält. Er erklärte dieses einst in Gegenwart des Mailändischen Hofastrologen, welcher ihm erwiederte, er denke im Grunde eben so, habe aber Weib und Kinder. Wenn also Petrarca zuweilen vom Einflusse der Gestirne spricht, so thut er es bloß als Dichter; z. B.

Lo mio fermo desir vien dalle stelle.
Sest. I.

Mein bleibend Sehnen gaben mir die Sterne.

(vergl. mit Canz. XXV), und auch als solcher spricht er nur bedingungsweise, oder in zweideutigen Ausdrücken davon; z. B.

Fera stella (se 'l cielo ha forza in noi,
Quant' alcun crede) fu, sotto ch' io nacqui.
Son. CXLI.

In strengem Stern ward (wenn, wie Mancher denket,
Der Himmel uns beherrscht), ich einst geboren.

Er spottet laut über das große Stufenjahr, und zwar gerade zur Zeit, wo er in dasselbe trat. Er konnte nicht begreifen, was für eine besondere Ursache des Todes darin liegen könne, daß sieben mal neun dreiundsechzig machen.

Eben so wenig hielt er von der Goldmacherei, und von der Medicin dachte er nicht sehr günstig. In einem Briefe an Clemens VI. sagt er demselben, daß viele Aerzte der Gesundheit nachtheilig sind, und räth ihm, die seinigen alle zu verabschieden, oder wenigstens nur einen zu behalten. Den bald nachher erfolgten Tod des Papstes schrieb er der Schwäche desselben zu, ihm nicht Gehör gegeben zu haben.

Die speculative Philosophie, welche Petrarca trieb, und von der seine Schriften, und vornehmlich seine Gedichte das Gepräge an sich tragen, war die Platonische. Plato, den der Mönch Barlaam ihm erklärte, war in seinen Augen der König der Philosophen; er setzte denselben weit über den Aristoteles, weil er ihn in weit höheren Sphären, und der Gottheit näher zu schweben schien. Ja er ging damit um, eine Abhandlung zu schreiben, worin er die Lehren des Plato mit denen des Christenthums in Einstimmung bringen wollte, und von der er sich einen glänzenden Sieg versprach (Son. XXXII). Aber wahrscheinlich ward er, wie so viele andere vom falschen Scheine getäuscht, und ein bloß oberflächliches Studium wird ihn den Abstand zwischen den Träumen des Plato, und den Wahrheiten des Evangeliums nicht haben bemerken lassen.

Plato war von jeher für die Dichter besonders anziehend. Aber das darf uns nicht Wunder nehmen. Er ist selbst eben so sehr, und mehr noch, Dichter als Philosoph. Das griechische Alterthum hat keinen zierlicheren Schriftsteller, die Attische Süßigkeit ist über alle seine Lehren ergossen, er hat seine ganze Philosophie durch seinen blumigen Styl, und durch den glänzenden Schwung seiner dichterischen Einbildungskraft verschönert. Eine solche Philosophie paßte sich ganz besonders für Petrarca. Die verfeinerten Begriffe des Plato von der Liebe kamen ihm nicht allein in seinem Verhältnisse zu Lauren, sondern auch in seinem Verhältnisse zur Welt, zu Gott, und zu seinem eigenen Gewissen trefflich zu Statten. Sie war seine Tröstung und seine Rechtfertigung, sie besänftigte die Unruhe seines Gewissens, und gattete sich mit seinen religiösen Gefühlen.

Die Theorie der Liebe, welche von dem Athenischen Philosophen ihren Namen erhalten hat, ist ausführlich erörtert im Symposion, einer von den Schriften Plato's, die am wenigsten Dialectik, und am meisten Poesien enthalten. Man kann sie als ein erzähltes Drama betrachten, und von der Art der Socraticae cartae, von denen Horaz in seiner Epistel an die Pisonen spricht. Jede der sprechenden Personen trägt darin ihre Theorie vor; und nachdem alle sich über diesen interessanten Stoff erschöpft haben, trägt auch Plato, durch den Mund des Sokrates, die seinige vor. Ihr Wesentliches besteht in Folgendem:

Anfangs hängt unsere Seele sich an die einzelne Schönheit, welche in der menschlichen Gestalt erscheint, wann dieses Meisterwerk der Natur in seiner ersten Blüthe, geziert mit den Grazien der lachenden Jugend sich unsern Blicken darstellt; dieß ist der Anfang und der unterste Grad der Liebe. Der zweite Grad, der sich aus dem ersten erzeugt, hat die körperliche Schönheit überhaupt zum Gegenstande. Der dritte Grad erhebt uns zur Schönheit des Geistes, jener höheren vernünftigen Kraft, welche unsern Leib beseelt; dann zu den edelsten Wirkungen derselben, zur Schönheit der Künste, der Gesetzgebungen, der bürgerlichen und öffentlichen Einrichtungen; dann zu den Wissenschaften, die uns ein Meer von Schönheiten darbieten. Endlich wann der Philosoph die Höhe der Stufenleiter erreicht hat, zu der alle seine Wünsche streben, und wo sie endigen, so heftet er seinen Geist nur auf eine einzige, auf die große Wissenschaft, auf die Betrachtung des wesentlichen, in sich selbst begründeten Schönen, das weder geboren wird noch stirbt, das sich weder vermehrt noch vermindert, das sich nie verändert, und ewig unwandelbar dasselbe bleibt. Die Betrachtung und Liebe dieses großen Urbildes, die durch kein sinnliches Bild, durch keine niedere irdische Neigung gefesselt sind, führen uns zu der reinen Quelle unseres Ursprungs. Dort vereinigen sich in einen Punkt Zufriedenheit, Ruhe, Ruhm, Glückseligkeit, dort ist das wahre Leben des Menschen.

Diese unaussprechliche, dem Auge der Sterblichen unsichtbare Schönheit hatte unsere Seele schon in einem vorhergehenden Zustande gesehen. Aber nachdem sie, mit dem Körper vereinigt, in den Koth der Materie versenkt, ein Leben voll von Lastern, Unruhen und Verirrungen durchwandeln muß, ist ihr kaum eine schwache Erinnerung davon geblieben; sie sieht dieselbe nur wie durch einen Nebel, oder wie in einer Traumerscheinung. Indem sie sich von dem Himmel, ihrem ursprünglichen Vaterlande, entfernt hat, ist ihr Glanz allmählig erblichen, ihre erste Blüthe hingewelkt. Es hat damit eine ähliche Bewandtniß, wie mit einem Flusse, dessen Wasser an seiner Mündung noch süß ist; aber wie es sich weiter ins Meer ergießt, das durch Fluth, Winde und Ungewitter bewegt wird, vermischt es sich immer mehr mit den Wellen desselben, und nimmt ihre salzige bittere Beschaffenheit an. Nur der Schiffer, der den Fluß gekannt, und die örtliche Erinnerung desselben in sich bewahrt hat, kann denselben wieder hinauffahren.

Eben so können auch nur die vernünftigen, durch den Strahl der Philosophie geläuterten Geister sich wieder durch die Spuren, welche dem vollkommensten Werke der Schöpfung, einem schönen Leibe, in dem eine schöne Seele wohnt, davon aufgedrückt sind, zum Urschönen emporschwingen; und dieß erregt in ihnen gleiche Liebe und gleiche Freude. Diese Stelle, welche aus dem Maximus Tyrius entlehnt ist, giebt einen guten Commentar zu der vorhergehenden Stelle des Plato.

Man begreift leicht, wie Ideen dieser Art der verliebten Einbildungskraft und selbst dem Verstande Petrarca's, der unaufhörlich in den Irrgewinden dieser Einbildungskraft umherirrte; gefallen mußten. Auch sehen wir, wie er, von dieser lieblichen Philosophie begeistert, die platonische Stufenleiter von seiner Laura bis in den Himmel hinaufführt:

——— I veggio
Nel mover de' vostri occhj un dolce lume,
Che mi mostra la via, che al ciel conduce.
Canz. IX.

Euch, edle Herrin, flimmert
Im Aug' ein Licht, holdselig zu gewahren,
Das mir den Weg hinan zum Himmel kläret.

Ich weiß nicht, wie viele Stufen er auf dieser Leiter erstiegen hat; vielleicht hat er sich in seinen einsamen Speculationen ziemlich hoch hinaufgewagt und ist der übersinnlichen Schönheit nahe gewesen. Aber ich möchte nicht verbürgen, daß er in dieser geistigen Erhebung nicht öfter durch sinnliche, mächtiger wirkende Reize zurückgehalten, ja wieder herabgezogen worden. Ein Blick von Lauren war vielleicht hinreichend, ihn von der höchsten Staffel wieder auf die unterste hinabzuwerfen, und ich vermuthe fast, daß ihr verschiedenes Betragen gegen ihn von einem Tage zum andern auf sein Hinauf- oder Herabsteigen großen Einfluß hatte.

Wie dem auch seyn mag, seine Speculationen waren für ihn sehr heilsam. Sie rechtfertigten, läuterten seine Liebe in seinen eigenen Augen und verwandelten sie in eine löbliche Neigung. Lauren lieben, war für ihn eine Stufe, um sich zur Liebe des höchsten Gutes und der höchsten Schönheit zu erheben:

Da lei ti vien l'amoroso pensiero,
Che mentre 'l segni, al sommo ben t'invia,
Poco prezzando quel, ch' ogni uom desia:
Da lei vien l'amorosa leggiadria,
Che al ciel ti scorge per destro sentiero,
Si ch' io vo già della speranza altero.
Son. XII.

Von ihr ist kommen dir ein Liebesregen,
Das, folgst du ihm, zum höchsten Gut dich leitet,
Verschmähend, was die Andern alle mögen;
Von ihr ist kommen muthiges Bewegen,
So graden Pfad zum Himmel dir bereitet;
Drum zieh' ich stolz, weil hoffnung mich begleitet.

Und selbst, ehe er dahin gelangte, liebte er in ihr schon die Tugend und Vollkommenheit. Denn, in der Sprache der platonischen Schule zu reden, die sittliche Schönheit dringt und leuchtet durch die Schönheit des Körpers hervor; oder vielmehr diese letztere ist nur die Blume, welche eine köstliche Frucht verspricht; sie ist nur das Vorspiel einer wesentlichen und größeren Schönheit; oder wie die Dämmerung der Frühe, welche die Gipfel der Berge vergoldet dem Auge, das die Sonne erwartet, ein prachtvolles Schauspiel gewährt; so sind auch diese Blüthe der Jugend, diese frischen Farben, welche auf der Oberfläche des Körpers schimmern, gleich der Morgenröthe, gleich den Strahlen, welche das Licht des Geistes verkünden, und deßhalb der Seele des Philosophen ein noch hinreißenderes Schauspiel gewähren.

Petrarca hatte überdieß noch die Muster der provenzalischen Dichter, ihre spitzfindigen Untersuchungen, ihre Gerichtshöfe der Liebe, wo über diese Untersuchungen gestritten wurde, ihre dem Boethius und Prudentius abgeborgten Allegorien, mit einem Worte ihre ganze Rüstkammer der Liebe.

Dieser Gesichtspunkt, aus welchem er Lauren unabläßig betrachtete, vereinigte sich in ihm mit seiner classischen Gelehrsamkeit, und mit seinem Geschmacke an den Denkmälern des Alterthums, den sein Freund Rienzo in Rom wieder geweckt hatte. Er malt sie mit denselben Zügen, mit welchen die alten Dichter ihre Götter, Göttinnen und Nymphen malen, und die Bildwerke des großen Styls der griechischen Künstler sie dem Kenner darstellen. Er erblickte im Apollo, in der Diana, in der Venus Anadyomene, diesen ewigen Frühling, dieses himmlische Lächeln, mit einem Worte diese Strahlen der Gottheit, welche, dem Marmor entströmend, wie ein leichter Duft ihn umschweben.

Endlich fand auch Petrarca in dieser platonischen Liebe Nahrung für seine Frömmigkeit. Sie leitet vom Geschöpf zum Schöpfer hinauf; und in ihrem höchsten Grade, wo sie ganz contemplativ wird, hat sie große Aehnlichkeit mit der reinen Liebe der Mystiker. Auch sehen wir in seinem Canzoniere seine Leidenschaften für Lauren, diese vergeistigte Liebe und die Philosophie, aus der sie entsprungen ist, auf tausenderlei Weise mit seiner Frömmigkeit gemischt und verschmolzen.

Das wesentliche Schöne des Plato ist, aufs höchste geläutert, nichts als eine abgezogene Idee, die durch einen allgemeinen Ausdruck bezeichnet wird, um ein höchstes der Gattung anzudeuten, das die untergeordneten Gattungen mit ihren verschiedenen Arten und Einzelwesen unter sich begreift, denen allen die Benennung des Schönen beigelegt wird. Diese Wirkung des Geistes dient, das Urtheil und den Verstand zu leiten, und ihnen klare und deutliche Ideen zur Grundlage zu geben. Daß aber diese bis aufs höchste getriebene Verallgemeinerung, oder was dasselbe ist, der höchste übersinnliche Grad des Schönen ein Gegenstand unserer Liebe, unserer Entzückung und Beseligung werden könne, das ist etwas schwer zu begreifen.

Ein Glück, daß Petrarca sich nicht bis zu dieser Höhe zu erheben vermochte. Wäre es ihm gelungen, seinen Blick und seine Neigung auf diese höchste Schönheit, auf das *Kalón* schlechthin, zu heften, so war er nicht mehr Laura's Liebhaber, so liebte er ein bloßes Vernunftwesen, eine allgemeine Idee, die in der Poesie unnütz ist, ja alle Poesie zerstört. Wo im Gegentheile seine vergeblichen Versuche, diese Höhe zu erklimmen, sein Auf- und Niedersteigen auf der großen Leiter, seine Untersuchung der verschiedenen Classen des Schönen, und ihre Vergleichung mit der Schönheit Laura's auf die er immer wieder zurückkommt, jene feine, zärtliche Empfindsamkeit, jenen unaussprechlichen Reiz über seine Poesien verbreiten, in welchen der Charakter derselben besteht. Wir haben davon bereits Beispiele zur Genüge angeführt, so daß es unnöthig ist, sie hier zu wiederholen.

Doch müssen wir hier noch bemerken, daß wir, indem wir hier die Dinge auf ihren wahren Werth zurückführen, nicht die Lehre des Plato mit begreifen, welche etwas ganz anderes, und in ganz anderer Hinsicht irrig ist.

Diesem Philosophen zufolge haben nur die allgemeinen Dinge ein wahres, wirkliches Daseyn; ja es sind die einzigen Dinge, denen der Name Substanz oder Wesen eigentlich zukommt, die einzigen wahren, bleibenden Wesen, während die Körper, so wie alles, was auf Erden in die Sinne fällt, nur Schatten sind und ein ungewisses flüchtiges Daseyn haben. Er nahm die Gattungen und Arten mit ihren Eintheilungen und Unterabtheilungen für eben so viele Wesenheiten, die im Reiche der Ideen ein großes Gemeinwesen bilden, für die ersten Urbilder und Modelle, nach welchen alle die Scheinwesen, welche unseren Sinnen und unserer Einbildungskraft sich darstellen, geformt sind.

Man hat nachher diese Theorie berichtigt und die Welt der Ideen in den göttlichen Verstand verlegt, der in der That das Reich des Möglichen umfaßt. Aber trotz aller Mühe, die sich die Alexandrinischen Neu-Platoniker nebst andern neueren Philosophen gegeben haben, um dem Plato einen so vernünftigen Gedanken zuzueignen, so ist doch nichts weniger als erwiesen, daß ihm derselbe wirklich zugehöre. Ja er drückt sich oft auf eine entgegengesetzte Weise aus. In klaren und bestimmten Ausdrücken legt er seinen Ideen eine eigene, nothwendige, gleich der Gottheit ewige Wesenheit bei, von welcher der Demiurgos, oder schaffende Weltgeist, das erste Muster seiner Schöpfung genommen haben soll. Er dachte sich Gott als diese Ideen außer sich sehend, er ließ sie für sich von jedem Geiste unabhängig bestehen, und glaubte irrig, daß diese Ideen Daseyn haben könnten, ohne Ideen oder Vorstellungen irgend eines Wesens zu seyn.

So abgeschmackt diese Meinung aber auch seyn mag, so war sie doch, eben durch diese Abgeschmacktheit, für die Poesie brauchbar. Indem man den Ideen Wesenheit beilegte, gab man ihnen gewissermaßen einen Körper, und machte sie der sinnlichen Erscheinung fähig; und Petrarca ermangelte nicht, sie aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten. Auch Gravina sagt deßhalb von ihm, daß er ihm die Gedanken des Geistes plastisch zu bilden, und die unkörperliche Natur unsern Augen sichtbar zu machen wisse.

In einem seiner schönsten Sonette fragt er, in welcher Gegend des Himmels die Idee zu finden sei, nach welcher die Natur die reizenden Formen Laura's gebildet habe:

In qual parte del ciel, in quale idea
Era l'esempio, onde Natura tolse
Quel bel viso leggiadro, in ch' ella volse
Mostrar quaggiù, quanto lassù potea.
Son. CXXVI.

image
not
available

Jene Wanderung der Seelen von einem Orte zum andern, welche dieselbe Philosophie auch noch in anderer Hinsicht lehrt, begeistert ihn zu wer weiß wie vielen geschrobenen Gedanken, zu concetti und falschen Feinheiten, die sich auf einer Nadelspitze drehen.

Daher jene Verwandelungen des Liebenden in die geliebte Person, folglich Petrarca's in Lauren:

— — — E so in qual guisa
L'amante nell' amato si trasforma.
Trionfo d'Amore, Cap. III vergl. mit
Son. XLII und Canz. X, St. 2.

— — — und in welcher Weise
Der Liebende geliebtes Wesen werde.

daher jenes schöne Vorrecht der Seele, getrennt von ihrem Körper zu leben, in der Voraussetzung, daß sie in dem Gegenstande ihrer Gedanken lebe. Sobald Laura's schöne Augen, des Dichters schicksalige Gestirne:

Le mie fatali stelle
Son. XV.
Meine Schicksalssterne

sich von ihm wenden, erstarren ihm Blut und Lebensgeister, und seine Seele verläßt seinen Körper, um Lauren zu folgen. An einem andern Orte, wo er zu seinem Herzen oder zu seiner Seele spricht, wird er plötzlich gewahr, daß er sie nicht mehr besitzt, da sie ihren Sitz in Laurens Augen genommen haben. Aber noch sonderbarer ist, daß dieß Herz oder diese Seele großes Mitleiden mit ihm haben, und ihn bedauern, daß er nicht mit ihnen auf dem grünen Hügel sich befindet, wo in dem Augenblicke Laura sitzt (Son. CCIV u. CCV). Man muß gestehen, daß das ein gewaltiger Wirrwarr ist.

Aber es kommt noch ärger. Wann seine Seele seinen Körper verlassen hat, und Laura sie nicht in sich aufnehmen will, wo bleibt sie dann? Weder in ihm noch in Lauren lebend, unvermögend, dahin zurückzukehren, woher sie gekommen, und unfähig, irgend sonst wo zu leben, bleibt ihr nichts übrig, als nicht länger zu leben. Das heißt mit einem metaphysischen Gallimathias sagen: ich sterbe, wenn du mich nicht wieder liebst (Son. XIX).

Zwei Liebende erbleichen in wechselseitiger Gegenwart. Diese eben nicht seltene Erscheinung giebt dem Petrarca Veranlassung zu einem so spitzfindigen Sonett, daß man kaum nach wiederholtem Lesen den Sinn desselben erräth.

Wann das Bild der Geliebten durch die Augen ins Herz des Liebenden dringt, so beschäftigt es alle Vermögen desselben; die Lebensverrichtungen stocken, die Seele verläßt ihn und sein Gesicht erblasset. Aber diese Seele bleibt nicht müßig, sie nimmt Schadloshaltung und geht in den geliebten Gegenstand hinüber. Nachdem sie in demselben Aufnahme gefunden, zwei Seelen aber nicht einen und denselben Körper bewohnen können, verläßt auch die Seele der Geliebten den ihrigen, um die leere Stelle der andern in dem Körper des Liebenden einzunehmen; und dieß macht auch die Geliebte erblassen. So sterben die beiden Liebenden jeder in sich, und erleben aufs neue einer in dem andern (Son. LXXIII).

Das diesem vorhergehende Sonett lehrt uns, daß jenes gedichtet worden, als der Dichter, von Lauren entfernt, eben einiger Erholung von seiner Leidenschaft genoß. Aber überhaupt muß man doch bekennen, daß diese Seelen, welche zu den Augen hinausfahren, bald unterwegs bleiben, bald einander jagen, oder ihre Körper vertauschen, mit einem Worte, daß diese ganze erotische Philosophie eben kein vortheilhaftes Zeugniß für den Einfluß der Wissenschaft auf das Gebiet der Poesie giebt.

Ich möchte sogar behaupten, daß mehrere der schönsten Gedichte Petrarca's durch die zu große Feinheit, die er hineinlegen wollen, verunziert sind. Er zergliedert seine Ideen so sehr, und spinnt sie zu einem so zarten Faden aus, daß sie uns am Ende gar entwischen, nachdem wir unsere Aufmerksamkeit durch vergebliche Anstrengung ermüdet haben. Selbst die bewundrungswürdigen Canzoni auf Laura's Augen, sind von diesen Fehlern nicht ganz frei. Ist es nicht eine übertriebene Spitzfindigkeit, wenn er sagt, das einzige Glück, das diesen Augen fehle, sei, daß sie sich selbst nicht sehen können, daß sie aber diesen Mangel durch einen Blick auf den Dichter ersetzen können, durch den sie zur Einsicht ihres ganzen Werthes gelangen werden:

Luci beate e liete,
Se non che 'l veder voi stesse è tolto:
Ma quante volte a me vi rivolgete,
Conoscete in altrui quel che voi siete.
Canz. VIII.

Euch frohen, sel'gen Sternen,
Noch sel'ger, sähet ihr das eigne Prangen.
Doch kehrt ihr euch zu mir aus euren Fernen,
Könnt, was ihr seid, an Anderen ihr lernen.

(Es ist zu bemerken, daß diese Verse dem Cino von Pistoja abgeborgt sind.) Laura kannte ihre Augen sehr wohl, und wußte ihren Werth zu schätzen; sie hatte Spiegel, die sie gern berathfragte, und die, wie Petrarca's eigene Klagen darüber uns lehren, ihre Eigenliebe übermäßig verstärkten (Son. XXXVII u. XXXVIII).

Wenn der hier angeführte Gedanke durch zu viele Spitzfindigkeit schielend geworden ist, so ist er doch wenigstens verständlich. Aber dieselbe Canzone enthält noch einen andern Gedanken, der vor zu vieler Gelehrsamkeit schielend und dunkel zugleich ist. Nachdem er gesagt hat, daß seine Sorgen und Qualen vor Laura's Anblick entweichen, aber wieder zurückkehren wie sie sich entfernt, fügt er hinzu, daß jedoch sein Gedächtniß, noch ganz voll von ihr, ihnen den Eingang verwehre, dergestalt daß sie nicht bis zu den letzten Theilen dringen können:

Ma perchè la memoria innamorata
Chiude lor poi l'entrata,
Di là non vanno dalle parti estreme.

Weil aber das Gedächtniß liebernähret
Den Eingang ihnen wehret,
Sie nie bis zu den letzten Theilen dringen.

zu welchen letzten Theilen? Des Kopfes, antworten die Scholiasten; und erklären uns bei der Gelegenheit sehr tiefgelehrt, daß das Gedächtniß seinen Sitz in der dritten Höhle oder Zelle des Hinterkopfes hat, wo die beiden andern Gehirnhöhlen oder Zellen von der Empfindung und der Denkkraft bewohnt sind, wie die Naturforscher erwiesen haben. Die guten Naturforscher! und der treffliche Erweis! Aber, wenn auch diese Stelle den Sinn in völliger Klarheit darböte, sind das Bilder für die Poesie? und wird ein wahrhaft Verliebter eine solche Sprache reden?

Ein anderer Auswuchs der Philosophie, die allegorische Dichtart, war in jenem Jahrhunderte, wo man die moralischen Wesen überall anbrachte, sehr im Schwunge. Petrarca hat in dieser Art lateinische Werke geschrieben, die man nicht mehr lies't, obgleich sie sehr gute Sachen enthalten. Das vornehmste derselben ist die Schrift De remediis utriusque fortunae. Unter seinen allegorischen Gedichten ist das beste, und vielleicht das einzige erträgliche, sein Rechtshandel gegen den Amor, den er vor den Gerichtshof seiner eigenen Beurtheilung führt. Dieser seltsame Einfall, seine eigene Sache vor sich selbst zu führen, ist durch so schöne Gedanken und so wohlklingende Verse vergütet, daß man ihn gern verzeiht oder vielmehr vergißt (Canz. XXVIII).

Diese Bewandtniß hat es nicht mit der Canzone XII, in welcher zwei schöne Frauen erscheinen, die man auf mancherlei Weise erklären kann; ein bei Allegorien gewöhnlicher Uebelstand. Man könnte sich aber füglich die Mühe ersparen, diese hier aus ihrer Dunkelheit hervorzuziehen, in die der Dichter selbst sie, seiner Erklärung nach, vorsetzlich gehüllt hat.

Die Canzone XI, die kaum diesen Namen verdient, ist nichts als ein Haufen von Sprichwörtern, die ohne Zusammenhang und sichtbaren Zweck zusammengeworfen sind, ein langes Räthsel, ein unbegreifliches Rebus, oder ein Frottola, wie die Italiener dergleichen nennen. Gesualdo wünscht sich Luchsaugen, um in dies Dunkel zu dringen. Dasselbe konnte er in Ansehung der sechsten Sestine wünschen, und sich seinen weitläuftigen und unnützen Commentar darüber ersparen.

Eben so dunkel ist mir die Allegorie mit der Hindin (Son. CLVII), obgleich man in ihr eine Ahndung von Laura's Tod finden will. Besser versteht man die Vergleichung der zügellosen Begierde des Dichters mit einem wilden und skythischen Pferde (Son. VI), denn es ist das skythische Pferd im Phädrus des Plato.

Mehr als einmal vergleicht er den Zustand seiner Seele dem eines vom Sturm umhergetriebenen Schiffes, und das ist nicht zu tadeln (Son. XXII, CXCIX und Canz. X). Indessen möchte doch wohl das vielbelobte Sonett, wo dieses Fahrzeug ausführlich und bis in das kleinste Getheile allegorisirt wird, nicht allgemein gefallen (Son. CLVI).

Es schwebt zwischen Charybdis und Scylla. Die Ladung, die es führt, ist das Vergessen, aber man weiß eigentlich nicht, welcher Art es ist. Der Steuermann ist Amor, der Herr und Tyrann Petrarca's. Schnelle und kühne Gedanken sind die Matrosen, und jeder dieser Gedanken führt sein Ruder. Aber es weht ein immerwährender feuchter Wind

image
not
available

1820 bei der Umgestaltung des evangelischen Kirchenwesens einen Ruf als Superintendent und Consistorialpräsident in Saratow. Dieser Stellung ward er 1833 wieder enthoben und zum Kirchenrathe ernannt.

Seine Schriften sind:

Sidner. Trauerspiel. Köln, 1787.
Mark Aurel. Breslau, 1790—92. 4 Thle.
Aristides und Themistokles. Berlin, 1792.
Matthias Korvinus. Breslau, 1793—94.
Attila. Breslau, 1794.
Alexander. Berlin, 1797.
Abälard und Heloise. Berlin, 1806.
Bonaventura's mystische Nächte. Berlin 1807.
Theresia. Breslau, 1807. 2 Thle.
Lotharo. Berlin, 1808.
Gemälde aus den alten Zeiten der Hunnen. Breslau, 1808. 4 Thle.
Alonso. Leipzig, 1808. 2 Thle.
Der Nachtwächter Benedict. Berlin, 1809.
Sämmtliche Schriften über Freimaurerei. Berlin, 1801—1807. 3 Thle.
Actenmäßige Aufschlüsse über den Bund der Evergeten. Freiburg, 1804.
Der große Hof- und Staatsepopt Lotario. Berlin, 1808.
Versuch einer Geschichte der spanischen Nation. Berlin, 1810. 2 Thle.
Die Geschichte der Ungarn. Leipzig, 1812—24. 10 Bde.
Geschichte Böhmens. Leipzig, 1816. 4 Thle.
Rückblicke auf seine siebenzigjährige Pilgerschaft. Breslau, 1824.
Einzelne Abhandlungen, Flugschriften u. s. w.

Feßler ist einer der Ersten, welche sich in Deutschland in neuerer Zeit in historischen Romanen versuchten, und obwohl seine derartigen Leistungen bei ihrem Erscheinen einiges Aufsehen erregten, so war dieses doch nur sehr ephemer, da eine gerechte Kritik bald große Fehler in denselben zu rügen fand. Dem Verfasser fehlte es durchaus an eigentlicher productiver Phanthasie und an wirklicher poetischer Darstellungsgabe; er giebt demgemäß nur einzelne mühsam an einander gereihte Scenen, ohne wirklichen inneren Zusammenhang, ohne Frische und Wärme, in einem kalten, mühsamen, mitunter sehr gezierten und zuweilen selbst unbeholfenen Style geschrieben, durch welchen eine ermüdende Monotonie eher befördert als vermieden wird; dazu kommt in vielen dieser Leistungen eine besondere naturphilosophisch-mystische und verworrene Tendenz, die eben nicht geeignet ist, sich Freunde unter den Lesern zu gewinnen. Weit bedeutender ist Feßler als Historiker; hier zeichnet er sich durch eisernen Fleiß, scharfe Beobachtungsgabe und genaue Forschung höchst vortheilhaft aus. Sein Character ist von seinen Gegnern sehr verdächtigt worden, besonders hat man ihm vorgeworfen, sich der Freimaurerei und der Ansichten der Brüdergemeinen bedient zu haben, um die Tendenzen des Jesuitismus in das Wesen der protestantischen Kirche überzutragen. Daß ein so bewegtes Leben Stoff zu vielen Mißdeutungen und schlimmen Auslegungen darbot, erklärt sich leicht. Wir theilen hier, sowohl als Probe seines Styls wie auch um des psychologischen Interesse willen, die letzten Abschnitte seiner Autobiographie mit.

Meine kirchliche Wirksamkeit *).

Jahr 1819—1825. — Alter 63—70.

Nachdem mich die Gnade des Kaisers am 20 Aug. (1. Sept.) 1817 wieder in meine ehemaligen Dienstverhältnisse eingesetzt hatte, war mir auch die Wohlthat zu Theil geworden, daß mein einziger vierzehnjähriger Sohn Eusebius Ignatius, zur Verpflegung und zum Unterrichte in die adeliche Pension des Lyceums zu Zarskoe-Selo, auf Kosten der Krone aufgenommen wurde; wobei man mir zugleich angedeutet hatte, daß man nicht abgeneigt sey, auch mich in einen, meinen Kräften nnd Kenntnissen angemessenen von mir anzugebenden Wirkungskreis zu versetzen. Allein ich erklärte unverholen, daß ich nimmermehr irgend einen Wirkungskreis suchen wolle, am allerwenigsten einen, der mich nöthige, meine behagliche Zurückgezogenheit in Sarepta für immer zu verlassen. Auf eine bestimmtere Aufforderung wiederholte ich die Versicherung „daß ich bereit sey, jeden Wirkungskreis anzunehmen, den man mir anweisen wollte; der meinen Kräften und Kenntnissen angemessen sey, und in dem ich äußerlich, als Gelehrter und als Hausvater, mit Anstand, ohne Erniedrigung und ohne Druck der Dürftigkeit, bestehen könne. Bittschriftlich zu irgend etwas mich zu melden, trüge ich Bedenken, befangen in der Furcht, man möchte mir aus Seneca zum Bescheid geben: Lex a quinquagesimo anno militem non cogit, a sexagesimo senatorem non citat. — Man befehle, und ich werde ohne Verzug gehorchen; man rufe mich, und ich werde dem Rufe freudig folgen."

Mit meiner Pension von der Krone hatten wir genug, um nach Nothdurft ohne Sorgen zu leben; und ich genoß die ungestörteste literarische Muse, wie sie mir zur Fortsetzung meines historischen Werkes unentbehrlich war. — Am 1. Mai 1819 hatte ich das bedenklichste Stuffenjahr, das drei und sechzigste meines Alters, glücklich vollendet; einige Tage darauf auch den neunten Band der Geschichten der Ungern geschlossen, und ich mußte mit Dank gegen Gott erkennen, daß es nichts ganz Kleines war, in Frist von drei Jahren sieben Monaten, unter mancherlei Leiden des Herzens, vier dicke Bände so zu liefern, wie sie gedacht und geschrieben sind. Willkommen war mir daher auch Ende Junius die Aufforderung meines Freundes, des Directors der adeligen Pension, von Hauenschild, meinen Sohn in Zarskoe-Selo zu besuchen mit dem Beisatze, daß diese Reise wohl noch eine andere angenehme Folge für mich haben könnte. Ohne auf diese viel zu rechnen, zog ich bloß mein Bedürfniß einiger Erholung, und meiner geliebten Lebensgefährtin Sehnsucht, ihren Sohn zu sehen, zu Rathe, und unbekümmert um alles Mögliche und Wahrscheinliche, Wichtige und Vortheilhafte, was man in Sarepta und Saratow aus dieser Reise divinirn wollte, setzten wir uns am 5. Julius in Bewegung. In Moskwa ruhten wir einige Tage, in welchen ich die Bekanntschaft von Jena her, mit dem rechtschaffenen, altchristlich gesinnten und vielseitig gelehrten wirklichen Staatsrath Loder erneuerte. Es bedurfte unter uns beiden Alten nur weniger Stunden, um die alte Bekanntschaft zu dem Bunde einer recht antiken Freundschaft zu erheben. Am 30. Julius (11. August) erfreueten wir uns zu Sophia in den Armen des Sohnes unsers gegenseitigen Wiedersehens.

Zehn Tage vor meiner Ankunft in Sophia, am 20. Jul. (1. Aug.) hatte der Kaiser durch einen Allerhöchsten Ukas erkläret, er habe für nöthig erachtet, für die evangelischen Confessionen in Rußland die Bischofswürde zu ereiren, wie selbige auch in Finnland für die Protestanten, und in andern Reichen, als in Schweden, Dännemark und Preußen Statt findet. Dazu verordnete Er für die Verhandlungen der geistlichen Angelegenheiten evangelischer Confession, zur Aufsicht über die Erfüllung der kirchlichen Verordnungen, die Uebereinstimmung der kirchlichen Bücher und der Lehre mit den Grundsätzen der Kirche; so wie über den Wandel und des Verhalten der Geistlichkeit, eine besondere administrative Behörde unter der Benennung: Evangelisches Reichs-General-Consistorium. — Drei Monate darauf geruhete der Monarch seinen reichsväterlichen Blick auch auf den Kirchen- und Schulenzustand der 73 evangelischen Colonial-Gemeinden in der Saratowischen Statthalterschaft, der evangelischen Gemeinde in der Stadt Saratow und der umliegenden neun Statthalterschaften zu wenden, und am 25. October (6. November) verordnete Er für alle evangelische Gemeinden in den Statthalterschaften Saratow, Astrachan, Woronesch, Tambow, Räsan, Pensa, Simbirsk, Kasan und Orenburg, wozu im Jahre 1822 auch das Permische Gouvernement beigeordnet wurde, ein evangelisches Consistorium, zu welchem Er den Etatsrath und Ritter Reinholm zum weltlichen Präses und Director, mich zum Superintendenten und geistlichen Präses, beide mit Beibehaltung unserer bisherigen Amtsverhältnisse, ernannte und bestätigte.

Ganz unerwartet, höchst wichtig und sehr ausgebreitet war der, hiermit mir angewiesene Wirkungskreis. Ich sah mich zum öffentlichen Lehrer und Hirten in der evangelischen Kirche berufen; ich erstaunte über das Allerhöchste Vertrauen womit

*) Aus: Dr. Feßler's Rückblicke auf seine siebzigjährige Pilgerschaft.

image
not
available

Wolgaufer, sollte einer günstigern Zukunft vorbehalten bleiben. — II. Sollte in jedem Kirchspiele das Pastorat so viel möglich in die mittelste Colonie des Kirchspiels, wo es nicht schon so gelegen ist, gesetzt werden. — III. Sollte jeder Pastor die 52 Sonntage und 20 Feiertage hindurch, in einer Gemeinde seines Kirchspiels per turnum einen ganzen Tag verweilen; Vormittags gemeinschaftliche Gottesverehrung und Predigt, Nachmittags kirchlichen Katechismus-Unterricht halten, auch wöchentlich ein Mal in den Nebencolonien per turnum die Schule besuchen: dadurch jeder Gemeinde ihren Pastor und Seelensieger zu ihrer Erbauung, Belehrung und Tröstung, im Jahre wenigstens funfzehn Mal in ihrer Mitte haben könne.

Diese drei Punkte fest im Auge behaltend, bereitete ich, in Gesellschaft des Seniors Huber und des Kirchen-Notarius, vom 22. Junius bis 2. Julius die 40 Gemeinden am linken Wolga-Ufer, machte ihnen überall in der Kirche die Nothwendigkeit einer bessern Eintheilung ihrer Kirchspiele bekannt, stellte ihnen die daraus für sie und ihre Kinder entspringenden geistlichen Vortheile nachdrücklich dar, wobei die Sectors populäre Beredtsamkeit mich trefflig unterstützte; und die Mehrheit der Gemeinden gab allenthalben ohne Widerrede zur vorgeschlagenen Theilung ihre Einwilligung, welcher bald auch die Minderheit, mit Schonung und Sanftmuth belehret, beizutreten sich nicht mehr weigerte. Das Entschädigungs-Geschäft unterlag nunmehr geringern Schwierigkeiten, denn weil drei Kirchspiele nach ihrem frühern Bestand bereits erledigt, und drei durch die Theilung neu zu errichtende noch nicht besetzt waren; so hatten wir es nur mit zwei Pastoraten und einer neun Gemeinden zu thun. Die ersten wurden auf die obenflens erfolgende Erhöhung des Pastoral-Gehaltes an baarem Gelde von 350 auf 600 Rbl. BA. verkröset; die letztern, welche von nächsterfolgender Gehaltserhöhung noch nichts wußten, herzog die Liebe zu ihren Pastoren, so lang diese sie noch weiden, die Stolgebühren und die Abgabe an Frucht zu erhöhen. Hiermit war das schwierigst scheinende Werk in zehn Tagen vollbracht. Die Eintheilung der vier Kirchspiele in acht wurde am 14. Januar 1820 zugleich mit der Erhöhung der Pastoral-Gehalte auf 600 Rbl. von Sr. Majestät dem Kaiser genehmiget.

In der Zwischenzeit wurden durch Bestimmung der übrigen Consistorialen, folgende unumgänglich nothwendige, dem Zwecke des Consistoriums entsprechende Einrichtungen beschlossen, und durch Verordnungen in dem ganzen Consistorial-Bezirke bekannt gemacht. Da bisher leicht bewilligte Confirmationen häufig zu leichtsinnigen Heirathen, und diese zu eben so leichtsinnigen Ehescheidungsklagen verleitet hatten; so sollte vom Pfingstfeste 1820 an, keine Trauung unter irgend einer Bedingung zur Confirmation angenommen werden, welches nicht fertig und richtig lesen, wenn es ein Knabe wäre, auch leserlich schreiben könnte, in dem Katechismus nicht gründlich unterrichtet wäre, und in der Regel das vorgehnte Jahr seines Alters nicht vollendet hätte. Ferner sollte einem, seit dem Frühjahre 1820 und nachher confirmirten Brautpaare, welches an Sonn- und Feiertagen bei dem katechetischen Unterricht in der Kirche, im Jahre öfter anwesend, als es anwesend gewesen war, das richtige und fertige Lesen vergessen hätte, in der christlichen Lehre schlecht bewandert, mit dem Leben, Leiden, Sterben und Sterben Jesu Christi, wie es im Neuen Testamente erzählet wird, nicht ordentlich bekannt wäre, die Verlobung, und noch mehr die eheliche Einsegnung standhaft und unerbittlich so lange vorenthalten werden, bis es allen diesen Erfordernissen einer christlichen Ehe Genüge geleistet habe. Um aber der Bequemlichkeit des Lesens vorzubeugen, sollte jeder Confirmand angehalten werden, bei dem öffentlichen Confirmations-Akte zu gelesen, er wolle, so lange er lebe, in dem Neuen Testamente fleißig und immer mit Andacht lesen.

Der Zweck, zu welchem eine Behörde von der souveränen Staatsgewalt verordnet wird, bestimmt zugleich den Wachtumfang ihrer Verwaltung. Dem Allerhöchst namentlichen Ukas zu Folge, war das Consistorium verordnet worden, „für die Aufrechthaltung der allgemeinen Moralität Sorge zu tragen, und insbesondere über die Amtsführung der Prediger und Kirchendiener (Kirchenvorsteher und Schulhalter) und über die gute Ordnung der Kirchenschulen zu wachen.“ Wollte der Monarch mit diesen Bestimmungen ein thätiges, handelndes, wirksames und durchgreifendes Sorgetragen und Wachen beziehen; so mußte das in Saratow residirende Consistorium in den entfernten Gemeinden Werkzeuge haben, durch welche es die Allerhöchste Willensmeinung vollziehen konnte. Vor Errichtung desselben lag die Verwaltung aller Kirchen und Schulangelegenheiten auf den evangelischen Colonien in gräulicher Verwirrung und schädlicher Unordnung. Willkürlich wurden die Kinder in die Schule, die erwachsene Jugend in den Katechismus-Unterricht geschickt, und eben so willkürlich davon zurückgehalten. Die Kirchenvorsteher hatten nichts weiter gethan, als daß sie den Klingelbeutel in der Kirche herumtrugen und das Geld zählten. In den wenigsten Gemeinden war ein eigentliches kirchliches Vermögen, als dieß der Fonds, da; die Verwaltung des Zufälligen sowol, als Stehenden, war überall willkürlich, die Berechnung verworren und unrichtig; die Sorgfalt, der Eifer, die Anstrengung pflichttreuer Pastoren für eine bessere Ordnung der Dinge, aus Mangel aller Unterstützung, vergeblich.

Nachdem ich nun, bei meiner ersten Bereisung der sieben Kirchspiele, die Nothwendigkeit, diesem Unheil abzuhelfen, erkannt hatte, entwarf ich den Plan zu einem wohlgeordneten Kirchenvorstand in jeder Gemeinde, und brachte ihn in zwei Sitzungen der Consistorialen zum Vortrage. Er wurde aufmerksam geprüft, gut geheißen und am 6ten November als Consistorial-Verordnung zur Vollziehung gebracht. Diese enthält, in drei Abschnitten, genau bestimmte Vorschriften über den Personal-Status des Kirchenvorstandes, über dessen Geschäftsumfang besonders in Bewahrung, Verwaltung und Verrechnung des Kirchenvermögens, und über die Verbandlungsart seiner Geschäfte.

Vor Errichtung des Consistoriums wurde auf den Colonien das Schulamt fast alle Jahre, wie in deutschen Städten die Straßenbeleuchtung, an den Mindestfordernden ausgeboten; die Pastoren waren dabei gar nicht zu Rathe gezogen worden, und mancher ließ, wie der Herr durch Ezechiel sprach, um einer handvoll Gerste und Bissen Brodes willen, geschehen was die Leute wollten, weil er den Schein des Friedens liebte, wo kein Friede war, kein Friede sein konnte. Darüber erging die Consistorial-Verordnung, daß auf den Grund älterer Reichsgesetze, die Wahl des Schulhalters, ohne Einmischung der Gemeinde, ausschließend dem Pastor, das Examen und die Bestätigung dem Superintendenten als General-Synodus der Schulen zustehe; die Schulmeister als solche in Personalsbau der Gerichtsbarkeit des Consistoriums untergeordnet, und die Gemeinden durchaus nicht befugt seien, ihre Schullehrer ohne richterliches Erkenntniß des Consistoriums zu entlassen.

Vom 21. December 1819 bis 1823 hatte ich sieben andere, noch berufene Pastoren in die Kirchspiele eingesetzt, zwölf Candidaten der Theologie zu Predigern gewiesen; so war für alle eine gleichlautende und gleich verbindende Pastoral-Instruction nöthig. Ich entwarf sie, darin alles schon andeutend, was künftighin ausführlich, als gleichförmige liturgische Ordnung, vorgeschrieben werden sollte, und auch sie wurde von den Consistorialen genehmigt und vollzogen.

Nach allen diesen Arbeiten bereitete ich sämmtliche Pastoren und Gemeinden durch ein Rundschreiben auf meine vorhabende erste Kirchen-Visitation vor, und reiste am 23. December 1820 über die Wolga, um die kirchliche Visitation von 3 Kirchspiele eingetheilten, 40 Gemeinden, welche ich der austretenden Gewässer wegen, nie im Frühjahr, und der Feiertagen wegen in weiter Steppe, nie im Sommer besuchen kann, anzufangen. Am 3. März 1821 hatte ich sie beendiget, und in diesen neun Wochen vierzig Mal gepredigt, wie der Herr will, das Heil, größtentheils Ermahnungen zur Buße; eben so oft homiletische und katechetische Unterredungen mit sechshundert ledigen Leuten, und mit dreihundertzwanzig seit 1820 copulirten Ehepaaren, gehalten; dreitausend siebenhundert fünf und zwanzig Schulkinder lesen und die Katechismusfragen der Schulmeister und der Pastoren antworten gehört; siebenundsechzig, zu Pfingsten 1820 confirmirten Jünglingen und Mädchen, ihrer gänzlichen Unwissenheit und des vernachlässigten Lesens wegen, das heilige Abendmahl bis auf Wiedererlernung des Vergessenen untersagt.

Die eigentliche Visitation hatte ich überall in folgender Ordnung verrichtet: In jeder Gemeinde ließ ich mir die Schuljünder in Anwesenheit der Hausväter und Hausmütter in der Kirche vorstellen; jedes Kind las einen oder zwei Verse aus dem Neuen Testament, aus dem ich das Capitel bestimmte. Dann ließ ich den Schulmeister aus Dr. Luthers kleinem Katechismus mit den Kindern katechisiren, damit ich sein Lehr- und katechetisches Talent bemerken und ihn dann unter vier Augen belehren und zu größerm Fleiß antreiben konnte. Hernach traten die jüngst confirmirten Knaben und Mägdlein hervor, und nachdem auch sie ihre Lesefertigkeit bewährt hatten, erhielt der Pastor des Kirchspiels von mir Auftrag, mit ihnen entweder ein Capitel aus dem Neuen Testament, oder ein Hauptstück des Katechismus durchzugehen. Zum Schlusse nahm ich die Kinder vor, und besprach mich mit ihnen über irgend eine Religionswahrheit, deren Kenntniß ich ihnen durch mannigfaltige Fragen, Inductionen, Bilder und Gleichnisse zu entlocken suchte, um das Erwachen ihrer Denkkraft und Verständigkeit beurtheilen zu können. Nach Entlassung der Kinder gegen sämmtliche Junggesellen und ledige Mägde in die Kirche. Mit diesen las ich, nach Verhältniß ihrer Anzahl in jeder Gemeinde, zwei oder drei Capitel des Neuen Testamentes, und ging hernach den Inhalt derselben mit

der gesammten Gemeinde homiletisch und katechetisch durch. Von dreitausend vierhundert drei und funfzig ledigen Leuten sämmtlicher vierzig Gemeinden, habe ich fünfhundert sechs und zwanzigen, welche das Lesen vergessen, und auch den sonntägigen Katechismus-Unterricht vernachlässiget hatten, gelegentlich die priesterliche Einsegnung zur Ehe untersagt, bis sie das Vergessene würden nachgeholt haben. Nachdem die ledigen Leute abgetreten waren, stellten sich die, seit 1820 copulirten Eheleute jeder Gemeinde vor mir. Mit diesen las ich bald Ephes. V, 22. ff., bald I. Petri III, 1. ff., oder auch I. B. M. I. 26—29, II. 15—25, III. 1—23. worauf ich, nach Weisung des Inhaltes über die Heiligkeit, über die Pflichten und über die Bedingungen einer glücklichen Ehe, mit ihnen homiletisch katechisirte. Diese Versammlungen in jeder Gemeinde dauerten gewöhnlich von 9 bis 2 Uhr. Nach dem Schlusse derselben nahm ich dem Kirchenvorstande die Rechnung über das Kirchenvermögen ab; die Kirchenbücher wurden bei dem Pastor untersucht. Auf diese Weise werden die mir anvertrauten Seelen von ihrem 7ten Jahre an, in dem sie in die Schule kommen, entweder von mir, oder von dem Probste, dem ich die Visitation übertrage, alljährlich erwecket, angetrieben und in Athem erhalten, bis sie in das fünfte Jahr verheirathet sind. Dadurch, daß ich den jüngstconfirmirten, die das Lesen und den Religions-Unterricht vergessen haben, bis sie beides wieder lernen, das heilige Abendmahl, und der ledigen Jugend aus demselben Verschulden, bis zur Nachholung des Vergessenen, die eheliche Einsegnung untersagt hatte, nöthigte ich nachlässige Eltern, ihre Kinder fleißiger in die Schule, und unordentliche Hausväter ihre Knechte und Mägde fleißiger in den sonntägigen Katechismus-Unterricht zu schicken. Am letzten Visitations-Tage wurde in dem Wohnorte des Pastors, in jedem Kirchspiele, die Abendmahls-Liturgie gefeiert; der Pastor predigte über den ihm aufgegebenen Text; das Protocoll wurde dann vorgelesen, und die Visitation mit Gebet und Segen geschlossen.

Bei meiner Rückkunft in Saratow eröffnete ich den Consistorialen, daß ich allenthalben in der Feier des öffentlichen Gottesdienstes, dem Allerhöchst bestätigten Kirchengesetz zuwider (Cap. I. §. 7. Cap. II. §. 14.) Willkür bemerkt, und die vorgeschriebene Gleichförmigkeit vermißt habe. Um jene zu beschränken und diese zu begründen, trug ich darauf an, eine allgemeine liturgische Form und Ordnung, an welche Pastoren und Schulmeister sich halten sollten, vorzuschreiben. Dazu machte der Senior Huber, mit Rücksichtnehmung auf die Allerhöchst genehmigte liturgische Verordnung vom J. 1805 und auf die Schwedische Kirchenordnung, den Entwurf, setzte ihn bei sämmtlichen Pastoren in Umlauf, verlangte ihr Gutachten darüber, und nachdem alle sich dafür erkläret hatten, wurde der Entwurf vollständig ausgearbeitet, in der Sitzung der Consistorialen am 10. März vorgetragen, genehmiget, als Vorschrift des liturgischen Ganges bei dem gewöhnlichen Sonn- und feiertägigen Gottesdienste und bei der Feier des heiligen Abendmahls, an die Pastoren zur Nachachtung ausgefertiget, und zugleich mit dem Entwurfe zu wohl geordneten Kirchenvorständen in den Colonial-Gemeinden mit der allgemeinen Pastoral-Instruction, mit der Consistorial-Verordnung über die religiöse Kirchen-Sühne und über die gerichtliche Kirchenbuße, und mit der Instruction für die Senioren oder Probste, an die administrative Oberbehörde zur Einsicht, und nöthigen Falles zur Bestätigung, unterlegt. Darauf erhielt ich unter dem 15. May den Bescheid, „daß solche Sachen nie vor das Departement gelangen, weil jedes Provincial-Consistorium berechtiget sey, dergleichen Instructionen und Vorschriften von sich aus ergehen zu lassen, wobei es dafür verantwortlich bleibe, daß solche Instructionen weder den bestehenden Gesetzen zuwiderlaufen, noch mit diesen unvereinbare, oder die Allerhöchste Bestätigung erforderliche Bestimmungen enthalten."

Am 16. April reiste ich wieder, von Saratow aus, um die Visitation der Diöces fortzusetzen. Am 27. October hatte ich sie beendiget! In dieser Zeit hatte ich, in oben angegebener Ordnung, die drei und dreißig Colonial-Gemeinden am rechten Wolga-Ufer bearbeitet, hernach die kleinen Gemeinden in Kamyschin und Zaritzin, weiter in Sarepta, die dort arbeitenden und dienenden Colonisten, dann die Gemeinden in Astrachan, Woronesch, Räsan, Kuritza, Tambow, Pensa, Simbirsk, Kasan, Perm, Ekatharinenburg, Zlatawst, Orenburg und Samara besucht; in diesem ganzen Umfange acht und vierzig Mal gepredigt, eben so oft mit dreitausend siebenhundert dreiundvierzig Junggesellen und Mägden katechisirt, und in besondern Versammlungen mit vierhundert zwei und achtzig Ehepaaren homiletische Unterredungen gehalten; ein und zwanzig Mal die Abendmahls-Liturgie gefeiert, zwanzig Kinder getauft, einhundert eilf Knaben und Mädchen confirmirt; einhundert sieben und vierzig vorjährig confirmirte Jünglinge und Mägde, vergessenen Lesens und Religionsunterrichtes wegen, bis zur Nachholung des Vergessenen, vom heiligen Abendmahl zurückgewiesen, zwei neuerbaute Kirchen eingeweihet; in einer Colonial-Gemeinde einen verruchten Verführer und frechen Bösewicht nach Kirchengesetz Cap. X. §. 2. bis zu seiner Besserung und Buße, aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen; in einer andern Dorfgemeinde drei, 69 und 75jährige Greise, welche 30 Jahre lang Kirche, Predigt und Abendmahl verachtet hatten, auf ihr dringendes Bitten und Flehen, zur religiösen Kirchensühne, Absolution und Abendmahl an- und in die kirchliche Gemeinschaft wieder aufgenommen. Dieß alles war den Leuten neu, manchen lästig, der großen Mehrzahl aber einleuchtend, daß es also gut, heilsam, nothwendig sey; und von keiner Gemeinde schied ich, ohne von Hausvätern und Hausmüttern umringet zu seyn, die ihre Freude über die bessere Zucht, Zeitbenutzung und christliche Beschäftigung ihrer jungen Leute laut bezeugten.

Um die in Gouvernements- und Kreisstädten zerstreuet und isolirt wohnenden evangelischen Confessionsgenossen in kirchlichen Verein zu bringen und zusammen zu halten, hatte ich in den dreizehn Stadtgemeinden überall unter der Benennung Kirchenrath, ein Collegium von fünf Männern, welche die Gemeinden in meiner Anwesenheit gewählt hatten, nomine Consistorii organisirt, instruirt und eingesetzt. Diese Collegia stehen nun in fortlaufendem Schriftwechsel mit dem Consistorio, wodurch dieses in den Stand gesetzt ist, den erschlaffenden kirchlichen Eifer wieder anzufachen und zur Thätigkeit aufzumuntern.

Ungeachtet dreimaliger augenscheinlicher Lebensgefahr auf diesjähriger sechsmonatlicher Reise; ungeachtet des Tag und Nacht hindurch fortgesetzten Reisens, des oftmaligen Mangels an angemessener Nahrung, der Plagen des Durstes und der Hitze, der tagelang gespannten Aufmerksamkeit und mehrstündigen Anstrengung der Brust im Reden, hatte ich dennoch nicht die geringste Abnahme meiner Kräfte, oder irgend einen Wechsel in meiner Gesundheit verspürt, so, daß ich oft recht aus Herzensgrund zu meinem Sender rief: „ich bin vor Vielen, wie ein Wunder, aber Du bist meine starke Zuversicht!" — und auf alle Besorgnisse meiner treuen Gefährtin, der Kinder und der Freunde, keine andere Antwort hatte, als: „ich gehe einher in der Kraft des Herrn."

In den letzten zwei Monaten des Jahres ordnete ich meine christlichen Reden, um sie als ein Scherflein zur Erbauung der Gläubigen in den Druck zu geben. Am 23. Januar 1822 wurde das Saratowische Provincial-Consistorium feierlich eröffnet. In dem Allerhöchsten Befehl dazu wurde dasselbe in seinen Verhandlungen, Geschäftsgang und Beschlüssen auf die Grundlage der evangelischen Consistorien im russischen Reiche, auf die schwedische Kirchenordnung und verzüglich auf die allgemeinen Reichsgesetze verwiesen. Von nun an handelte es in seinem kirchlichen Wirkungskreise als administrative, und als gerichtliche Behörde in erster Instanz. Bei der Installation waren, ausser den Consistorialen, ein und zwanzig Pastoren erschienen; diese hielt ich dem Kirchengesetze Cap. XXV zu Folge noch den 24. bis 29. Januar zurück, um in einer zahlreichen Priesterversammlung, I. über den liturgischen Gang und die dazu entworfenen Formulare bei allen Amtshandlungen; II. über die Studien, den Wandel und die Amtsverwaltung der Pastoren; III. über Ordnung, Zucht und Sittlichkeit in den Gemeinden; IV über die Verwaltung des Schul-Amtes, über Unterrichts-Gegenstände und Lehrmethode, und überhaupt über die wirksamste Erfüllung der bestehenden, Allerhöchst bestätigten und vorgeschriebenen Kirchengesetze nach vier dazu angefertigten Entwürfen zu berathschlagen, und nach Mehrheit der Stimmen zu beschließen. Ihre Beschlüsse wurden hernach dem Consistorio vorgelegt, hie und da modificirt, in vier Consistorial-Verordnungen gebracht, von dem Consistorio genehmiget, in der Kirche bekannt gemacht, und der administrativen Oberbehörde zur Einsicht unterlegt.

Hiermit hatte ich glücklich das Ziel erreicht, daß die nunmehr für den ganzen Consistorial-Bezirk, provisorie, bis zur künftigen völligen Regulirung des evangelischen Kirchenwesens im russischen Reiche aufgestellte gleichförmige Ordnung im Cultus, in der Pastoral-Verwaltung in der Gemeindezucht und in der Schulverfassung nicht mehr, als das eigene Werk des Superintendenten, sondern als das Werk des in der Versammlung ausgesprochenen gemeinschaftlichen Willens sämmtlicher Pastoren, angesehen und geachtet werden müßte, und auch geachtet würde, wenn crasse Unwissenheit der bessern Belehrung widerstrebend, sich nicht bisweilen noch hinter den Vorwand des Gewissens versteckte, und in strenger Aufrechthaltung des gemeinschaftlichen Willens, wie meine Pflicht es fordert, mich der Herrschsucht und Despotie beschuldigte. Es ist nunmehr Sache des Consistoriums nur darauf zu halten und zu dringen daß von Allen pünktlich und treu erfüllet werde,

was von Allen nach freier und nach hinlänglicher Discussion war beschlossen, und von dem Consistorio genehmiget worden.

Ein viermonatlicher Urlaub, welcher höhern Ortes dem weltlichen Präses und Director Consistorii war gewähret worden, bürdete vom 16. May bis 4. October die ganze Last der Consistorial-Geschäfte mir allein auf. Indessen zeigten mancherlei Unordnungen und Widersetzlichkeiten, welche im Laufe des Jahres in mehrern Colonial-Gemeinden unter dem Volke vorgefallen waren, und willkürliche Abweichungen von den heilsamen Einrichtungen und Anordnungen des Consisteriums, welche sich einige nach Willkür zu handeln gewohnte Kirchendiener erlaubt hatten, die Nothwendigkeit einer abermaligen Visitation. Um dem vielseitigen Unfug bei Zeiten mit Kraft zu begegnen, ließ ich in der Mitte Septembers ein eindringliches Rundschreiben an sämmtliche Gemeinden ergehen, und gab dem damaligen Senior Huber, Pastor zu Ust-Sulicha, den Auftrag, die 33 Gemeinden des Ciswolganischen Bezirkes nach einer ausführlichen Instruction zu visitiren. Er begann das Werke mit ächt priesterlicher Resignation, in der schlechtesten Jahrszeit, am 1. October, und beendigte es am 22. November, mit gewissenhafter Treue, männlicher Festigkeit und nöthiger, doch durch Liebe gemilderter Strenge, in den Gemeinden die erschlaffte Zucht wieder herstellend, und, wo es nöthig war, die von der Unwissenheit, oder Lauigkeit erzeugte Willkür zur gesetzlichen Ordnung zurückweisend.

Nachdem ich am 14. Januar 1823 des Evangeliums würdigen Diener Huber in das erledigte Pastoral-Amt zu Saratow, und zugleich, auf höhern Befehl, zum geistlichen Assessor Consistorii eingesetzt hatte, begab ich mich selbst am 20. Januar auf die Reise, um die 40 Colonial-Gemeinden am linken Wolgaufer zu visitiren; und am 19. März war auch diese, des ungemein strengen Winters wegen, sehr beschwerliche Arbeit vollbracht, zur Freude und zum Danke der eifrigen Pastoren und christlich gesinnten Kirchengenossen, welche in Wiederherstellung und Aufrechthaltung der guten Zucht und Ordnung dieser Unterstützung bedurft hatten. Pastoren, Schullehrer und mehrere Gemeinmänner zogen mit mir in jede Gemeinde ihres Kirchspiels, um dem Verhör der Schulkinder, den Predigten, Katechesen und Ermahnungen beizuwohnen; und einige alte Stammhalter des Christenthumes folgten mir, zu meiner eigenen Erbauung und Begeisterung, durch alle vierzig Colonien.

Da die Pastoren von den 1820 eingesetzten und organisirten Kirchenvorständen, welche theils in Unthätigkeit, theils in Menschenfurcht befangen lagen, bisher wenig Unterstützung gefunden hatten; so versammelte ich in jedem Kirchspiele, vor dem Schlusse der Visitation, die Kirchenvorstände sämmtlicher, zum Kirchspiele gehörigen Gemeinden, trug ihnen die, den Kirchenvorstand betreffenden, Verordnungen vor, erklärte sie ihnen ausführlich, nahm ihnen zur Bezeugung ihres ernstlichen Willens, sie gewissenhaft zu vollziehen, ihren Handschlag und ihre Unterschriften ab, und ermahnte sie nachdrücklich zu eifriger Erfüllung ihrer, Gott zu Ehren übernommenen Pflichten.

Nach den mir eingereichten Verzeichnissen beläuft sich gegenwärtig die Zahl männlicher und weiblicher Seelen über sieben Jahre, in beiden Colonial-Bezirken auf sechs und funfzig tausend vierhundert zwei und siebzig bei der Visitation i. J. 1821 war die Total-Summa der Schulkinder neuntausend fünfhundert vier; auf diesjähriger Visitation ergab sich die Total-Summa von zehntausend achthundert neunzig; also um dreizehnhundert sechs und achtzig Schulkinder mehr, als vor zwei Jahren. Diese große Kinderzahl wird von drei und siebzig schlecht belohnten Schuldienern unterrichtet; kaum nothdürftiges Auskommen setzt sie außer Stand, sich auch nur einige Mittel zur Selbstbelehrung anzuschaffen. Arbeit und Anstrengung, um auch nur das kümmerliche Brod zu erwerben, benimmt ihnen die Zeit und die Lust, der ihnen anderswoher dargebotenen Mittel zur Vermehrung ihrer Kenntnisse sich zu bedienen. In der Regel betrachtet der Colonist den Schulmeister als eine Gemeindelast; hat für den Unterricht seiner Kinder nicht das geringste Interesse; verbraucht und verkrüppelt sie lieber in der Wirthschaft; ein Bauernknecht oder Viehhirt im Dorfe wird besser besoldet, als der Schulmeister. Daher kommt, daß eine große Anzahl Kinder, nach sieben halbjährigem Schulgange noch nicht im Stande ist, richtig und fertig zu lesen; und doch läßt sich für die Zukunft alle Verbesserung des religiösen und sittlichen, wirthschaftlichen und bürgerlichen Zustandes der Colonisten nur von besser erzogener und unterrichteter Jugend erwarten.

Nach beendigter Visitation des transwolganischen Colonial-Bezirkes eilte ich, auch mein großes historisches Werk mit dem zehnten Band zu vollenden. Ich fing ihn an am 26. März, und schrieb am 16. Junius das letzte Wort: Hiermit glaube ich als treuer Sohn meine Schuld an das Vaterland abgetragen zu haben. Gern hätte ich ihm, dem ich meine erste Erziehung und die Erweckung meines Sinnes für Kunst und Wissenschaft verdanke, wichtigere Dienste geleistet, hätte sich nicht ein unerbittliches Verhängniß zwischen ihm und mir gestellt. Vielleicht ist es mir dennoch gelungen, so viel gethan zu haben, daß ich hoffen dürfe, in freundlichem Andenken der biedern Söhne und züchtigen Töchter Ungarns noch lange nach meiner Heimkehr zu leben.

Am 20. Junius setzte ich meine Visitationsreise fort, von welcher ich am 10. September um ein theuers Haupt und liebendes Herz weniger, in Saratow wieder eintrat. Schon bei der Abreise aus Saratow litt meine Frau an völliger Erschlaffung der Nerven; doch nicht mein Bitten, nicht der Freunde und der Aerzte Zureden, konnten sie bewegen, daheim zu bleiben. Ich besuchte die evangelischen Gemeinden in Pensa, Tambow, Räsan, Kasan, Perm, Ekatharinenburg, Zlatawst und Orenburg: überall segnete der Herr den Dienst seines Dieners. Der Kirchenrath in Pensa kränkelte an Erschlaffung. So edelmüthig auch der ächt religiös gesinnte, und für alles Gute unermüdet thätige Civil-Gouverneur, Herr Ljubjanowski, den Bau einer evangelischen Kirche und Schule begünstigte, so war doch zwei Jahre lang von der Gemeinde nichts geschehen. Bei meiner Anwesenheit traten mehrere rechtschaffene und kräftige Männer in den Kirchenrath; der Bau wurde angefangen, und die baldige Vollendung desselben läßt sich mit gutem Grunde erwarten.

In Tambow würde sich vielleicht alles evangelische Kirchenwesen in kurzem aufgelöset haben, wäre es mir nicht gelungen, den Vice-Gouverneur Herrn Etatsrath und Ritter von Arnoldi zu bewegen, daß er mit einigen würdigen Männern den Kirchenrath zu neuem Leben erweckte und den Vorsitz bei demselben übernahm.

In Räsan fand ich an dem damaligen Vice-Gouverneur, Herrn Etatsrath Peukert, einen sehr religiös und kirchlich gesinnten, für das Reich Gottes freudig thätigen Mann. Ich ließ durch freie Wahl der versammelten Gemeindeglieder den Kirchenrath neu besetzen; und der Herr von Peukert weigerte sich nicht, als Präsident diesen neuerwählten Kirchenrath lebendig und thätig zu erhalten.

In Kasan fand ich den Kirchenrath und die Gemeinde in bester Ordnung, herzlicher Eintracht und regem Eifer. Dem General-Major von Röslein, als Präsidenten, die Professoren Erdmann und Vogel, als Kirchenältesten und den Adjunct-Professor Krause, als Schriftführer, erkannte ich dort als kräftige Stützen der guten Ordnung und Zucht. Dringendst wünschten sie, mit einem Divisionsprediger und Pastor baldigst versorgt zu werden; sie verlangten den, als stellvertretenden Kirchen-Notarius, mich begleitenden Priester Vierek; er wurde auf meinen Antrag vom Consistorio dazu vorgestellt und von dem Minister genehmiget.

In Perm konnte ich nur zwei, in Ekatharinenburg nur einen Tag verweilen; gewann jedoch überall so viel Zeit, um vorläufig einen Kirchenrath wählen zu lassen, in erstere Stadt auch zwei Mal die heilige Abendmahls-Liturgie zu feiern.

Zu Zlatawst im hohen Ural-Gebirge hatte der Seelengeist zwischen evangelisch lutherischen und evangelisch reformirten Confessionsgenossen einige Saamenkörner der Zwietracht ausgestreuet; Gottes Geist aber stand mir bei, die Keime derselben zu zerstören, die getrennten Gemüther dieser biedern Deutschen befriedigend zu belehren, und sie wieder zu vereinigen. Dafür gefiel es Ihm, mich schmerzlich heimzusuchen, zu prüfen und zu schlagen. Meine kranke Lebensgefährtin hatte in Räsan, wo sie mit ihren von fünfen noch übrigen Kindern, mit dem Sohne Eusebius und der Tochter Athanasia, am 7. Julius das heilige Abendmahl zum letzten Male aus meinen Händen empfing, und zu Kasan, wo sie noch allen gottesdienstlichen Handlungen beiwohnte, sich etwas erholet; darum widerstand sie meinen dringendsten Vorstellungen und dem Antrage, in Begleitung ihrer Lieben nach Saratow zurückzureisen, nachdrücklich und beharrlich: sie hielt die sorgfältigste Verpflegung ihres Mannes für ihren heiligen Beruf, und in diesem wollte sie sterben. Am 22. August brachten wir sie schon ganz entkräftet nach Zlatawst. Am 18. trat mit heftigem Fieber eine Leberentzündung ein, welche, ohne daß sie von ihrer schnell herannahenden Auflösung und Scheidung von Manne und Kindern auch nur das geringste Vorgefühl hatte, in völliger Bewußtlosigkeit am 21. im funfzigsten Jahre ihres Alters, ihrem zeitlichen Dasein ein Ende machte. Dankbar erkannten wir in dem Verhängnisse des Allerhöchsten selbst noch seine väterliche Hand, welche unsern Schmerz dadurch milderte, daß er die verewigte gerade in Zlatawst, in einer christlichen, liebreichen und herzlich theilnehmenden Gemeinde, zu sich abrufen wollte, nachdem sie alle Pflichten der gottseligen Christin, der treuen Gattin und sorgfältigen Pflegerin, der zärtlichen Mutter und Lehrerin ihrer Kinder, der klugen Hausfrau und gottergebenen Dulderin erfüllet hatte. Sie liebte, und ward geliebt: die

image
not
available

stellten Cultus; endlich alle, welche gegen kirchliche Zucht, Ordnung und Gesetzlichkeit ihre Ungebundenheit und Willkür geltend zu machen sich bestreben.

Und solcher Fehler wegen hätte ich volle fünf Jahre hindurch nichts thun, alle fünf gerade gehen lassen, um mich gemächlich zum Tode mästen sollen, damit keine Unzufriedenheit durch Klagen laut würde? Bene facere et male audire; hoc vera regium, sagt ein Alter. Alle meine Anträge waren richtig abgewiesen, zu Recht bestündig, und wissenschaftlich begründet: immerhin möge unzufriedener Unwissenheit und Willkür laut werden; ich kann in keiner Klage unterliegen, wenn ich gehört werde; und sollte ich ungehört verurtheilt werden, was kümmert es mich, den Greis, der nur noch einige Schritte bis zu dem Grabe zu machen hat? Und endlich, was habe denn ich gethan? Ueberall nichts; Alles ist das Werk der Zeit, was von diesem, kraft der ihm zuerkannten Episcopalrechte, eingerichtet, verfügt, verordnet worden ist, war unbedingt nothwendig. Wenn aber durch collegialische Verbindung nicht nur höhere Befehle und Aufträge vollzogen, sondern von sich aus das Nöthige und Heilsame nach Erforderniß der Umstände geschehen soll: so muß doch im Collegio selbst Einer seyn, welcher die nöthigen Anträge dazu macht, die Entwürfe ausarbeitet, sie dem Collegio zur Prüfung, zur Verwerfung, oder zur Genehmigung vorlegt; worauf im letztern Falle der Antrag oder der Entwurf an die Stelle des Einen Autors seyn, und des Collegiums eigentliche Einrichtung oder Anordnung wird. Ueberall war ich nur dieser Einzelne: und dann hielt ich mich durch meine Kenntniße und durch meine fünfundvierzigjährige Erfahrungen in kirchlichen Angelegenheiten für berechtiget: nie war irgend etwas Weiteres von mir gethan worden.

„Also auch nicht die neue Priesterkleidung nicht das Barett; nicht die neue Liturgie; so fragt die Calumnie." — Nichts von dem allen! Ein langes, weites, den ganzen Körper bedeckendes Kirchengewand, wie es die Canonischen Pastoren schon aus Deutschland mitgebracht und getragen, der vor noch an ein Consistorium in Saratow gedacht worden war, andere schaften sich denselben gern an, theils der Gleichförmigkeit wegen, theils weil er, als die wahre evangelische Predigertracht, in mehrern evangelischen Ländern nie abgekommen, in andern neuerlich wie z. B. im Preußischen, wieder eingeführt worden war; theils auch weil sie ihn bei Winterfrost und bei Sommerhitze gemächlich fanden, und die jüngern, welche sonst in Pantalons gekleidet am Altare erschienen waren, es für anständig und schicklich erkannten, diese den Priesterkleidern analogisirende Tracht, durch den Ehrenmantel wenigstens unsichtbar zu machen. Anbefohlen ist er keinem worden; aber schwerlich dürfte das Consistorium die Pantalons bei dem Altardienste geduldet haben; und sollte ein Mal durch Gottes Gnade in den Gesellschaften der evangelischen Kirche die böse Sucht, sich zu verweltlichen und zu verstuhern, ersterben, so werden sie wol auch in dem gesellschaftlichen Umgange die beliebten Pantalons ablegen, und sie den Armen schenken.

Für eben so schicklich und wohlthuend war das Barett von den meisten, besonders ältern Pastoren, im Rücksicht unserer hiesigen Local-Verhältnisse, erkannt worden. Die Gottesverehrungen des Vormittags dauren gewöhnlich 1½, und bei der Feier des Abendmahls, mit 200 bis 300 Communicanten, auch 3 Stunden; die Katechesen des Nachmittags für die teils gen Leute, Bauersleute und Hausmütter, in der Regel zwei Stunden. Alle Kirchen sind hier von Holz, ohne Winterfenster, ohne Ofen- oder Sandschlag über der Decke, ohne Oefen und Heizung, hier und da noch zerbrochene Fensterscheiben, überall faſt zerfressen den Balken durchsichtig, allen Winden und einer, der Gefahr verderblichen, Zugluft im Winter und Sommer ausgesetzt. Was sollen die Pastoren zur Verwahrung ihrer Gesundheit, bei oft 18 bis 28 Grad Kälte im Winter, und eben so viel Grad Hitze im Sommer, als nöthe wendige Kopfbedeckung in der luftigen Kirche tragen, wenn sie gerade nicht beten, segnen, das Abendmahl consecriren und austheilen? Der runde Huth würde schlecht zu dem Chormantel passen; da hingegen ein Barett so wie Luther, Calvin, Zwingli, Bugenhagen, Bucer, kurz die ersten ehrwürdigen Väter der wiederhergestellten evangelischen Ulrirche, nach Angabe ihrer Alten Bildnisse, getragen hatten, zu dem kirchlichen Ornat die schicklichste Kopfbedeckung ist. Dafür mag es auch der religiöse und gründliche gelehrte Lüneburger Superintendent Caspar Calober gehalten haben, als er schrieb: Die Barete, die runden sowol als die viereckigen, sind größtentheils abgekommen; dafür gefallen uns jetzt mehr weltliche, ja sogar militärische Hüte, zu großer Schande unsers Standes.

Der überall in der Saratower Diöces gleichförmige liturgische Gang, mit Beibehaltung der altkirchlichen Formeln und Collecten, ist zwar von mir vorgeschlagen; aber nicht von mir, sondern vom Consistorio vorgeschrieben worden. Meine liturgischen Versuche gründen sich darauf, und ich habe sie als Schrift eines Privat-Gelehrten, dem Drucke übergeben, weil ich es der evangelischen Kirche, der ich angehöre und diene, und auch mir selbst, schuldig war, den öffentlichen und den im Dunkeln schleichenden Calumnianten offen zu begegnen. Der mich nun noch, ohne die Vorrede und die Anmerkungen zu dem Werke gelesen zu haben, verdammet, er sie gelesen hat, durch gütliche Unterschiedungen und Verbesserungen eines Krypto-Papismus, der Jesuitismus beschuldiget, der stellt sich selbst jedem unbefangenen und rechtschaffenen Kirchengenossen, als boshaften Lästerer dar. Meine evangelische Gesinnungen sind bekannt, habe ich bisher so oft mein Amt mich dazu verpflichtete, mit strenger Beobachtung des vom Consistorio vorgeschriebenen liturgischen Ganges, gerade so, wie in den liturgischen Versuchen steht, liturgisirt; wobei ich die evangelische Gottesfreiheit anderer, welchen das Neuere und Moderne gemüthlicher ist, auch dann, wenn die ersten drei Jahrhunderte der Kirche Jesu dibli Gewordene, und von den ersten Reformatoren Luther, Bugenhagen, Regius, Chemnitius u. s. w. Beibehaltene, völlig unangefochten laſſe, unbekümmert, ob irgend einer bei mir untergebenen Pastoren in Nebensachen meiner oder seiner eigenen Formein sich bedienen wolle, wenn er nur den liturgischen Gang, nach Vorschrift des Consistoriums, dem er zum Gehorsam verpflichtet ist, pünctlich beobachtet.

Die Erfahrungen an mir selbst und an andern haben mir die Ueberzeugung aufgedrungen, daß die kräftigsten Mittel, auf Menschen zu wirken, größtentheils in dem Gebiete des Gefühls liegen, und daß in dem Menschen die Richtigkeit seines Verstandes, die Antriebe zur Tugend, und die Reinigkeit der Gesinnung, mit der Reinigkeit, Wärme und Stärke seines religiösen Gefühls in dem genauesten Verhältnisse stehen; mithin durch die Anregung, Verstärkung und Begeisterung desselben, unfehlbar auch alle übrigen Zwecke erreicht werden. Wenn es demnach in allem öffentlichen und gemeinschaftlichen Cultus weniger am kalte Belehrung des Verstandes, als am Erbauung, Erleuchtung und Begeisterung des Gemüthes, zu thun ist; so möchte für die evangelische Kirche bei weitem kein beſserer Zustand zu hoffen seyn, so lange gelehrte, weit- und geistlinge Prediger, ihrer ermangelnden Empfänglichkeit wegen, von Gottes Geist nicht auch zu Predigern auserwählet worden; so lange Prediger und Gemeinden die Predigt für das Eine und Höchste des gemeinschaftlichen Gottesdienstes, und die Liturgie lediglich für eine, nach Zeiten, Umständen und Geschmack wandelbare Nebensache halten, und als solche, ohne Anstand und Würde, ohne Andacht und Begeisterung verrichten. Stehe und Beiseehelt, Fleiß und Uebung können bei ausgezeichneten Talenten vortrefliche Redner bilden; aber die Bildung eines von und mit Gott erfüllten Liturgus ist ausschließend das Werk der Gnade, das ist, der Erleuchtung, Versöhnung und der Heiligung des göttlichen Geistes. Jene werden gefallen, werden bisweilen in den Zuhörern auch die bereits erlangtes religiöses und sittliches Wissen aufregen, lebhafter und deutlicher machen, und sie dadurch in ihrer religiösen und moralischen Gesinnung befestigen; aber nicht leicht werden sie mit solcher, kunstgerechter Muße, mögen sie auch noch so kräftig und würdevoll sprechen, den Zuhörer im Innersten ergreifen und wirksame Rührung hervorbringen: da hingegen der wahrhaft begeisterte Liturg, wenn er am Altare in göttlicher Gratiation seines geheiligten Gemüthes für sich und für die Gemeinde betet, oder das Altarheiligste unserer Kirche feiert, alle Mal das Innerste des Menschen durchdringen und zu Gott erheben, und wenn er vom Lehrstuhle des Evangeliums zur Gemeinde spricht, selbst bei tüchtigerer Gedankenkunst, auch als geist- und kraftvoller Evangelist eindringlich wirken wird. Wen von selbst muß ich bekennen, daß ich in Wien, Carolath, Breslau, Berlin, Dresden, Leipzig, Hannover, große und berühmte Prediger, Redner, zu deren Predigten vornehme Herren und Frauen vom feinsten Morgen an durch ihre Bedienten die Plätze in der Kirche für sich in Besitz nehmen und aufbewahren ließen, wahre Bourdaloue, Massillone, Zollikofer, Reinhardte ꝛc. gehöret, und an dem gebiegenen Gehalt ihrer Reden und an dem Geiste ihrer Beredsamkeit hohes Wohlgefallen empfunden habe; doch gerührt, ergriffen, erwärmt und begeistert hatte mich nicht einer; da hingegen der zu Wien in der Carmeliter-Kirche am 25. März 1782 liturgisirende und am 31. März segnende Papst Pius der VI. mich gewiß zum religiösen Glaubigen ungeschaffen hätte, wäre ich damals schon fähig gewesen, den wichtigen Unterschied zwischen Religion und Kirchenthum zu fassen. Noch mehr, ganz anders, als von der schönen Vergredtsamkeit des göttlichen Predigers bei Matth. V. fühle ich mich seit drei und zwanzig Jahren bis auf den heutigen Tag durch das

image
not
available

Dessen Werk ich treibe, mich nur als leidendes Werkzeug in Seiner Hand betrachtend. Und obgleich das Amt, das ich trage, meiner literarischen Muse mich ganz entzieht, und meiner Lieblingsbeschäftigung widerstrebet; ob ich gleich mit Paulus zu vielen sagen kann: „Bei größter Bereitwilligkeit, alles daranzugeben, mich darüber selbst noch darlegen zu lassen für eure Seelen, werde ich dennoch sehr wenig von euch geliebt:“ so verbietet mir doch mein Glauben an Gott, Entlassung von meinem Standpunkte zu verlangen. Ich soll und ich will darauf festistehen und ausharren, bis es Ihm Selbst gefällt, mich entweder zur Ruhe abzurufen, oder mich zu entlassen und in meine Einsamkeit zurückzuweisen.

Wenn ich jetzt bisweilen die nicht kleine Reihe meiner Schriften überschaue, so fühle ich mich gedrungen zum Danke gegen den Ewigen, daß Er mich durch Berufung zur Arbeit in Seinem Weinberge, genöthiget hat, mit Schreiben zu rechter Zeit aufzuhören. Die Schriften sind durch die öffentliche Stimme der Kritik mehr gelobt, als getadelt worden; doch weder das eine, noch das andere aus dem oben angegebenen einzig richtigen Gesichtspunkte, aus dem sie verfaßt worden, aus dem sie folglich auch hätten gefaßt werden sollen. Man hat sich an den Körper gehalten; den Geist, das ist, das Resultat meines vieljährigen Denkens, Beobachtens und Erfahrens, theils mißverstanden, theils völlig außer Acht gelassen. Das von andern, nur nicht so, Gesagte, als solches vornehm abgefertigt; das nie Gesagte, mir Eigenthümliche, übergangen. Man forderte die Bedingungen des Romans von mir, der ich nur Geisteszustände durch ein romantisches Kleid sichtbar machen wollte; man verlangte von dem Gemüths-Himmel vollendete Kupferstiche zur Anschauung, der ich nur Himmelskarten zum Orientiren zu entwerfen versuchte. Ich wünschte daher, daß nie bloße Aesthetiker zur Beurtheilung übernommen hätten, was nur für den religiösen Philosophen einigen Werth haben konnte. Ich wünschte, daß sie niemand zum Zeitvertreibe in die Hand genommen hätte, noch in Zukunft zum Zeitvertreib in die Hand nehmen möge; denn nicht dazu, sondern zur Zeitbenutzung für mich und für andere, denen das Leben des Geistes, wie mir, hoher Ernst, nicht leichtsinniges Spiel ist, und die auf denselben Wegen, wie ich, irren oder schwanken, sind sie geschrieben.

Daß diese Früchte meiner Einsamkeit nicht nur mir, sondern auch andern, zu ihrer Selbstverständigung gedienet haben, davon bin ich urkundlich überzeugt worden. Aber auch Freunde haben sie mir erworben, besonders in meinem, mir theuern, Vaterlande, wo hoher Sinn, tiefes Gefühl, ruhiger Ernst und rastloses Streben nach höherer Geistesbildung in seinen ächten Söhnen und Töchtern charakteristische Grundzüge sind. Freudig und treuherzig gedenke ich unter diesen des arbeitsamen Patrioten, Joseph Niklas Kovách ich mit seiner treuen Lebensgefährtin; des gottesfürchtigen und geistreichen Jugenderziehers, Johannes Reseta; des von Gottes Geist geweihten Priesters der frommen Schulen, Alexius Innocentius Greschner; der gemüthlichen Frau Gräfin Theresia Waldstein, gebornen Gr. Sztáray, und ihrer Freundinnen, Gräfin Almásy, geb. Gr. Haller; Freyin Splényi, geb. von Szily; der zartsinnigen Mutter, Gräfin Brunsvik, geb. Freyin Majthenyi: der beschiedenen, herzlichen, reinweiblichen Gräfin Rosalie Kendeffi, geb. Fr. Jósika; der gefühlvollen Naturfreundin, Freyin Jósika, geb. Gräfin Csáky. — Und wenn ihnen allen das Heilige, das schon längst in ihren Gemüthern geschrieben lag, Abälard und Heloise, Theresia Bonaventura und Alonso nur zum klaren Bewußtseyn gebracht haben; so werden sie im Glauben an eine Verwandschaft der Geister in Gott auch diese Schrift, meines Werdens und Seyns getreue Darstellung, als meinem Geiste Befreundete mit lieblichem Wohlwollen hinnehmen.

Ich schließe sie mit einem Act der Pietät:

Euch, nunmehr verklärten Geistern, dem einen den Gottes Vorsehung mir zur Mutter und Erzieherin, dem andern, welchen der Herr mir zur liebenden Gefährtin auf meiner spätern, einundzwanzigjährigen Wanderschaft mitgegeben, und nachdem Er Sich Eurer als Werkzeuge zu dem, was er in Gnaden aus mir machen wollte, bedienet hatte, Euch hingenommen hat: Euch seyen und bleiben diese Blätter geweihet, als Urkunde meiner Dankbarkeit, und als Zeugniß unter den Töchtern der Erde, von der treuesten Erfüllung Euers Berufes in der Zeit; von dem, was eine Mutter, voll gottseliger Gemüthlichkeit, und eine Gattin in gottergebener und zarter Weiblichkeit vermocht hatten!

Johann Gottlieb Fichte,

dieser ausgezeichnete Denker, dessen vollen Werth erst die spätere, nicht von den jetzt vorherrschenden Speculationen befangene Nachwelt ganz zu würdigen im Stande sein wird, war der Sohn eines armen Bandwebers zu Rammenau bei Bischofswerda in der Oberlausitz und ward daselbst am 19. Mai 1762 geboren. Da der Knabe schon sehr früh bedeutende geistige Fähigkeiten zeigte, so nahm sich ein Herr von Miltitz wohlwollend desselben an. Anfangs von einem Pfarrer zu Niederau bei Meißen, dann auf der Klosterschule zu Pforta für den gelehrten Stand gebildet, studirte er seit 1780 zu Jena, Leipzig und Wittenberg Theologie und ging dann, als sich die Aussicht zu einer Anstellung im Vaterlande nicht eben günstig zeigte, 1788 als Hauslehrer nach Zürich, wo er sich mit einer Nichte Klopstocks verlobte. Im Jahre 1790 nach Leipzig zurückgekehrt, lebte er daselbst als privatisirender Gelehrter, vorzüglich mit dem Studium Kantischer Philosophie beschäftigt. Unglücksfälle, die den Vater seiner Braut trafen und die Verbindung verzögerten, bewogen ihn 1791 eine Hauslehrerstelle in Warschau anzunehmen, die er aber kaum dort angekommen, wieder aufgab. — Auf seiner Rückreise Königsberg berührend, schrieb er um sich bei Kant auf eine würdige Weise einzuführen, binnen wenigen Tagen seine Kritik aller Offenbarungen. Dieses Buch, das ohne Fichte's Namen erschien, galt lange für eine Arbeit Kants, bis dieser endlich ausdrücklich, unter verdienten Lobeserhebungen, den Verfasser nannte. Jetzt stand Fichte's Ruhm fest und eine heitere Zukunft eröffnete sich ihm. — Eine Informatorstelle, welche er bis 1793 bei einem Grafen Krokow in der Nähe von Danzig bekleidet hatte, aufgebend, ging er nach Zürich und vermählte sich mit der geliebten Braut. Hier lebte er in seines Schwiegervaters Hause, mit literärischen Arbeiten beschäftigt, bis er 1794 an Reinhold's Stelle als Professor der Philosophie nach Jena gerufen ward. Jetzt begann er sein eigenes philosophisches System zu gründen, und strebte vorzüglich außerdem den Sinn der Studirenden zu leiten und zu veredeln. — Uneinigkeit mit seinen Collegen, Misverständnisse aller Art und Fichte's persönliche Heftigkeit und Unbeugsamkeit trugen jedoch böse Früchte; man suchte ihn bei der Regierung als Atheisten zu verdächtigen und er reichte in Folge dadurch veranlaßter Untersuchungen, von augenblicklicher Aufwallung fortgerissen, sein Entlassungsgesuch ein, das auch sogleich angenommen wurde. Er begab sich nun (1799) nach Berlin, wo er eine sehr freundliche Aufnahme fand, und lebte hier als Privatgelehrter bis 1805, wo er, jedoch nur auf kurze Zeit eine Professur in Erlangen bekleidete. Die Kriegsunruhen trieben ihn später nach Königsberg und Kopenhagen, doch kehrte er bereits 1807 nach Berlin zurück, kühn in öffentlichen Reden, den Unterdrückungen der fremden Tyrannen Trotz bietend, und zu deutscher Gesinnung ermuthigend. Im Jahre 1809 ward er Professor der Philosophie an der neu gegründeten Universität daselbst, und wirkte mit Kraft und Liebe. Noch größer und gewaltiger zeigten sich aber sein Eifer und seine Thätigkeit während des Befreiungskrieges und die Ausführung neuer, herrlicher Pläne reifte in seiner Seele, als er durch seine Gattin, welche ununterbrochen sich in den Lazarethen der Krankenpflege gewidmet hatte, mit einem typhösen Nervenfieber angesteckt ward, das ihn am 27. Januar 1814 in voller Lebenskraft dahin raffte.

image
not
available

dienen. Keineswegs aber gedenke ich Sie zu erheben über diesen Schmerz, durch Vertröstungen auf eine Hülfe, die von außen her kommen sollte, und durch Verweisungen auf allerlei mögliche Ereignisse und Veränderungen, die etwa die Zeit herbei führen könnte: denn, falls auch nicht diese Denkart, die lieber in der wankenden Welt der Möglichkeit schweifen, als auf das Nothwendige sich festen mag, und die ihre Rettung lieber kem blinden Ohngefähr, als sich selber, verdanken will, schon an sich von dem sträflichsten Leichtsinne, und der tiefsten Verachtung seiner selbst zeugte, so wie sie es thut, so haben auch noch überdies alle Vertröstungen und Verweisungen dieser Art durchaus keine Anwendung auf unsre Lage. Es läßt sich der strenge Beweis führen, daß kein Mensch und kein Gott, und keines von allen im Gebiete der Möglichkeit liegenden Ereignissen uns denselben kann, sondern daß allein wir selber uns helfen müssen, falls uns geholfen werden soll. Diejenige werde ich Sie zu erheben suchen über den Schmerz, durch klare Einsicht in unsre Lage, in unsre noch übrig gebliebene Kraft, in die Mittel unsrer Rettung. Ich werde darum abgesehen eines gewissen Grad der Besinnung, eine gewisse Selbstthätigkeit, und einige Aufopferung anmuthen, und rechne darum auf Widerspruch, denn sich so viel anmuthen läßt. Uebrigens sind die Gegenstände dieser Anmuthung insgesammt leicht, und setzen kein größeres Maß von Kraft voraus, als man, wie ich glaube, unserm Zeitalter zutrauen kann: was aber die Gefahr betrifft, so ist dabei durchaus keine.

3) Indem ich eine klare Einsicht bei Ihnen, als solche, in ihre gegenwärtige Lage hervorzubringen gedenke, setze ich voraus Zuhörer, die da geneigt sind, mit eignen Augen die Dinge dieser Art zu sehen, keineswegs aber solche, die es bequemer finden, ein fremdes und ausländisches Seh-Werkzeug, das entweder absichtlich auf Täuschung berechnet ist, oder doch auch natürlich, durch seinen andern Standpunkt, und durch das geringere Maß von Schärfe, niemals auf ein deutsches Auge paßt, bei Betrachtung dieser Gegenstände sich unterstehen den zu lassen. Ferner setze ich voraus, daß diese Zuhörer in dieser Betrachtung mit eignen Augen den Muth haben, redlich hin zu sehen, auf das, was da ist, und redlich sich zu gestehen, was sie sehen, und daß sie jene häufig sich zeigende Neigung, über die eignen Angelegenheiten sich zu täuschen, und ein weniger unvortheilhaftes sich von denselben, als sie der Wahrheit bestehen kann, sich vorzubalten, entweder schon besiegt haben, oder doch tüchtig sind, sie zu besiegen. Jene Neigung ist ein feiges Einstehen vor seinen eignen Gedanken, und tückischer Sinn, der da zu glauben scheint, wenn er nur nicht sehe sein Elend, oder wenigstens sich nicht gestehe, daß er es sehe, so werde dieses Elend dadurch auch in der Wirklichkeit aufgehoben, wie es aufgehoben ist in seinem Denken. Dagegen ist es mannhafte Kühnheit, das Uebel seh in's Auge zu fassen, es zu nöthigen, Stand zu halten, es ruhig, kalt und fest zu durchdringen, und es aufzulösen in Bestandtheile. Auch wird man nur durch diese klare Einsicht des Uebels Meister, und geht in der Beschäftigung desselben einher mit sicherem Schritte, indem man, in jedem Theile das Ganze übersiehend, immer weiß, wo man sich befinde, und durch die einmal erlangte Klarheit seiner Sache gewiß ist, dagegen der andere, ohne selben kritischen, und ohne sichere Gewißheit, blind und träumend herumtappt.

Warum sollten wir denn auch uns scheuen vor dieser Klarheit? Das Uebel wird durch die Unbekanntschaft damit nicht kleiner, noch durch die Erkenntniß größer; es wird nur heilbar durch die letztere; die Schuld aber soll hier gar nicht vorgerückt werden. Züchtige man durch bittere Straf-Rede, durch beißenden Spott, durch schneidende Verachtung die Trägheit und die Selbstsucht, und reize sie, wenn auch zu nichts besserem, doch wenigstens zum Hasse und zur Erbitterung gegen den Züchtiger selbst, als doch auch einer kräftigen Regung, an, — so lange die nothwendige Folge, das Uebel, noch nicht vollendet ist, und von der Besserung noch Rettung oder Milderung sich erwarten läßt. Wachrufen aber dieses Uebel alle vollendet ist, daß es uns auch die Möglichkeit, auf diese Weise fortzusündigen benimmt, wird es zwecklos, und sieht uns wie Schadenfreude, gegen die nicht mehr zu begehende Sünde noch ferner zu schelten, und die Betrachtung fällt sodann aus dem Gebiete der Sittenlehre in das der Geschichte, für welche die Freiheit vorüber ist, und die das Geschehene als nothwendigen Erfolg aus dem Vorhergegangenen ansieht. Es bleibt für unsere Reden keine andere Ansicht der Gegenwart übrig, als diese letzte, und wir werden darum niemals eine andere nehmen.

Ich sagte im Eingange meiner Rede, daß die Selbstsucht sich durch ihre vollständige Entwicklung selbst vernichte, indem sie darüber ihr Selbst, und das Vermögen, sich selbst ständig ihre Zwecke zu setzen, verliere.

Bis zu diesem höchsten Grade entwickelt ist die Selbstsucht, wenn, nachdem sie erst mit unbedeutender Ausnahme die Gesammtheit der Regierten ergriffen, sie von diesen aus sich auch der Regierenden bemächtigt, und deren alleiniger Lebenstrieb wird. Es entsteht einer solchen Regierung zuvörderst nach außen die Vernachlässigung aller Bande, durch welche ihre eigene Sicherheit an die Sicherheit anderer Staaten geknüpft ist, das Aufgeben des Ganzen, dessen Glied sie ist, lediglich darum, damit sie nicht aus ihrer trägen Ruhe aufgeschreckt werde, und die traurige Täuschung der Selbstsucht, daß sie Frieden habe, so lange nur die eignen Gränzen nicht angegegriffen sind; sodann nach innen jene wechselnde Führung der Zügel des Staats, die mit ausländischen Worten sich Humanität, Liberalität und Popularität nennt, die aber richtiger in deutscher Sprache Schlafsucht und ein Betragen ohne Würde zu nennen ist.

Wenn sie auch der Regierenden sich bemächtigt, habe ich gesagt. Ein Volk kann durchaus verdorben sein, d. i. selbstsüchtig, denn die Selbstsucht ist die Wurzel aller andern Verderbtheit, — und dennoch habe nicht nur bestehen, sondern sogar äußerlich glänzende Thaten verrichten, wenn nur nicht seine Regierung eben also verderbt; ja die letztere sogar kann auch nach außen treulos und pflicht- und ehrvergessen handeln, wenn sie nur nach innen den Muth hat, die Zügel des Regiments mit straffer Hand anzuhalten, und die größere Furcht für sich zu gewinnen. Wo aber alles eben genannte sich vereiniget, da gehet das gemeine Wesen bei dem ersten ernstlichen Angriffe, der auf daselbe geschieht, zu Grunde, und so, wie es selbst erst treulos sich abtrünnig von dem Körper, dessen Glied es war, so lösen jetzo seine Glieder, die es bisher in ihm hält, und die die größere Furcht vor dem Fremden treibt, mit derselben Treulosigkeit sich ab von ihm, und geben ihn, ein Jeder in das Seine. Hier ergreift die nun vereinzelt stehenden abermals die größere Furcht, und sie geben in verächtlicher Sklaverei, und mit ergiebigen tributären Gefällen, dem alles, was sie kärglich und äußerst unwillig dem Vertheidiger des Vaterlandes gaben; bis späterhin auch die von allen Seiten verlassenen und verrathenen Regierenden genöthigt werden, durch Unterwerfung und Zolgamkeit gegen fremde Plane ihre Feindbauer zu erkaufen und so auch sie hinlänglich, die im Kampfe für das Vaterland die Waffen wegwarfen, unter fremden Panieren lernten, dieselben gegen das Vaterland tapfer zu führen. So geschieht es, daß die Selbstsucht durch ihre höchste Entwicklung vernichtet, und wenigstens vorläufig seinen andern Zweck, denn sich selbst, sich setzen wollten, durch fremde Gewalt ein solcher anderer Zweck aufgedrungen wird.

Keine Nation, die in diesen Zustand der Abhängigkeit hergabgesunken, kann durch die gewöhnlichen und bisher gebrauchten Mittel sich aus demselben erheben. Sie bleibt darin dauernd fruchtlos, als sie noch im Besitze aller ihrer Kräfte war, was dann derselbe sodann feuchten, nachdem sie des größten Theils derselben beraubt ist? Was vorher hätte helfen können, nämlich wenn die Regierung derselben die Zügel ihrer in Kraft angebotenen hielte, ist nun nicht mehr vorhanden, diese Zügel nur noch zum Scheine in ihrer Hand ruhen, und diese ihre Hand selbst durch eine fremde Hand gelenkt und geleitet wird. Auf sich selbst kann eine solche Nation nicht länger rechnen; und eben so wenig kann sie auf den Sieger rechnen. Dieser müßte eben so unsinnig, als sie selbst, sein, wenn er sagt sein, als jene Nation selbst erst war, wenn er die errungenen Vortheil nicht fest hielte, und sie nicht auf alle Weise verlegte. Aber wenn er einst im Verlaufe der Zeiten, doch so unbesonnen und feige würde, so würde er zwar eben alles zu Grunde gehen, wie sie, aber nicht zu ihrem Vortheile, sondern er würde die Beute eines neuen Siegers, und wir würden die sich von selbst verstehende, wenig bedeutende Zugabe zu dieser Beute. Sollte eine so gesunkene Nation dennoch sich retten können, so müßte dies durch ein ganz neues, bisher noch niemals gebrauchtes Mittel, durch vermittelst der Erschaffung einer ganz neuen Ordnung der Dinge, geschehen. Lassen Sie uns also sehen, welches in der bisherigen Ordnung der Dinge der Grund war, warum es mit dieser Ordnung irgend einmal nothwendig ein Ende nehmen mußte, damit wir an dem Gegentheile dieses Grundes das Untergangs das neue Glied finden, welches in die Zeit eingefügt werden müßte, damit an ihm die gesunkene Nation sich aufrichte zu einem neuen Leben.

Man wird in Erforschung jenes Grundes finden, daß in allen bisherigen Verfassungen die Theilnahme am Ganzen geknüpft war an die Theilnahme des Einzelnen an sich selbst, vermittelst solcher Bande, die irgendwo so gänzlich zerrissen, daß es gar keine Theilnahme für das Ganze mehr gab, — durch die Bande der Furcht und Hoffnung für die Angelegenheit des Einzelnen aus dem Gesichtsfelde des Ganzen, in einem künftigen, und in dem gegenwärtigen Leben. Aufklärung des nur sinnlich berechneten Verstandes war die Kraft, welche die Verbindung eines künftigen Lebens mit dem gegenwärtigen durch Religion, außer, zugleich auch andere Ergänzungs- und Stellvertretende Mittel der sittlichen Denkart, als da sind die

image
not
available

anbelange, bei unserm Vorschlage durchaus keine sei, indem es der eigene Vortheil der über uns gebietenden Gewalt erfordere, die Ausführung jenes Vorschlags eher zu befördern, als zu hindern. Ich finde zweckmäßig, sogleich in dieser ersten Rede über diesen Punkt mich deutlich auszusprechen.

Zwar sind so in alter wie in neuer Zeit gar häufig die Künste der Verführung und der sittlichen Herabwürdigung der Unterworfenen, als ein Mittel der Herrschaft mit Erfolg gebraucht worden; man hat durch lügenhafte Erdichtungen und durch künstliche Verwirrung der Begriffe und der Sprache, die Fürsten vor den Völkern, und diese vor jenen verläumdet, um die entzweiten sicherer zu beherrschen, man hat alle Antriebe der Eitelkeit und des Eigennutzes listig aufgereizt und entwickelt, um die Unterworfenen verächtlich zu machen, und so mit einer Art von gutem Gewissen sie zu zertreten: aber man würde einen sicher zum Verderben führenden Irrthum begehen, wenn man mit uns Deutschen diesen Weg einschlagen wollte. Das Band der Furcht und der Hoffnung abgerechnet beruht der Zusammenhang desjenigen Theils des Auslandes, mit dem wir dermalen in Berührung gekommen, auf den Antrieben der Ehre und des Nationalruhms; aber die deutsche Klarheit hat vorlängst bis zur unerschütterlichen Ueberzeugung eingesehen, daß dieses leere Trugbilder sind, und daß keine Wunde und keine Verstümmelung des Einzelnen durch den Ruhm der ganzen Nation geheilt wird; und wir dürften wohl, so nicht eine höhere Ansicht des Lebens an uns gebracht wird, gefährliche Prediger dieser sehr begreiflichen und manchen Reiz bei sich führenden Lehre werden. Ohne darum noch neues Verderben an uns zu nehmen, sind wir schon in unsrer natürlichen Beschaffenheit eine unheilbringende Beute; nur durch die Ausführung des gemachten Vorschlages können wir eine heilbringende werden: und so wird denn, so gewiß das Ausland seinen Vortheil versteht, dasselbe durch diesen selbst bewegt, uns lieber auf die letzte Weise haben wollen, denn auf die erste.

Insbesondere nun wendet mit diesem Vorschlage meine Rede sich an die gebildeten Stände Deutschlands, indem sie diesen noch am ersten verständlich zu werden hofft, und trägt zu allernächst ihnen an, sich zu den Urhebern dieser neuen Schöpfung zu machen, und dadurch theils mit ihrer bisherigen Wirksamkeit die Welt auszusöhnen, theils ihre Fortdauer in der Zukunft zu verdienen. Wir werden im Fortgange dieser Rede ersehen, daß bis hieher alle Fortentwicklung der Menschheit in der deutschen Nation vom Volke ausgegangen, und daß an dieses immer zuerst die großen Nationalangelegenheiten gebracht und von ihnen besorgt und weiter befördert worden; daß es somit jetzo zum erstenmale geschieht, daß den gebildeten Ständen die ursprüngliche Fortbildung der Nation angetragen wird, und daß, wenn sie diesen Antrag wirklich ergriffen, auch dies das erstemal geschehen würde. Wir werden ersehen, daß diese Stände nicht berechnen können, auf wie lange Zeit es noch in ihrer Gewalt stehen werde, sich an die Spitze dieser Angelegenheit zu stellen, indem dieselbe bis zum Vortrage an das Volk schon beinahe vorbereitet und reif sei, und an Gliedern aus dem Volke geübt werde, und dieses nach kurzer Zeit ohne alle unsere Beihülfe sich selbst werde helfen können, woraus für uns bloß das erfolgen werde, daß die jetzigen Gebildeten und ihre Nachkommen zum Volke werden, aus dem bisherigen Volke aber ein anderer höher gebildeter Stand empor komme.

Nach allem ist es der allgemeine Zweck dieser Reden, Muth und Hoffnung zu bringen in die Zerschlagenen, Freude zu verkündigen in die tiefe Trauer, über die Stunde der größten Bedrängniß leicht und sanft hinüber zu leiten. Die Zeit erscheint mir wie ein Schatten, der über seinem Leichname, aus dem so eben ein Heer von Krankheiten ihn heraus getrieben, steht und jammert, und seinen Blick nicht loszureissen vermag von der ehedem so geliebten Hülle, und verzweifelnd alle Mittel versucht, um wieder hinein zu kommen in die Behausung der Seuchen. Zwar haben schon die belebenden Lüfte der andern Welt, in die die abgeschiedene eingetreten, sie aufgenommen in sich, und umgeben sie mit warmem Liebeshauche, zwar begrüßen sie schon freudig heimliche Stimmen der Schwestern, und heißen sie willkommen, zwar regt es sich schon und dehnt sich in ihrem Innern nach allen Richtungen hin, um die herrlichere Gestalt, zu der sie erwachsen soll, zu entwickeln; aber noch hat sie kein Gefühl für diese Lüfte, oder Gehör für diese Stimmen, oder wenn sie es hätte, so ist sie aufgegangen in Schmerz über ihren Verlust, mit welchem sie zugleich sich selbst verloren zu haben glaubt. Was ist mit ihr zu thun! Auch die Morgenröthe der neuen Welt ist schon angebrochen und vergoldet schon die Spitzen der Berge, und bildet vor den Tag, der da kommen soll. Ich will, so ich es kann, die Strahlen dieser Morgenröthe fassen, und sie verdichten zu einem Spiegel, in welchem die trostlose Zeit sich erblicke, damit sie glaube, daß sie noch da ist, und in ihm ihr wahrer Kern sich ihr darstelle, und die Entfaltungen und Gestaltungen desselben in einem weissagenden Gesichte vor ihr vorüber gehen. In diese Anschauung hinein wird ihr denn ohne Zweifel auch das Bild ihres bisherigen Lebens versinken und verschwinden, und der Todte wird ohne übermäßiges Wehklagen zu seiner Ruhestätte gebracht werden können.

Zweite Rede.

Wesen der neuen Erziehung.

Alle Bildung strebt an die Hervorbringung eines festen, bestimmten und beharrlichen Seins, das nun nicht mehr wird, sondern ist und nicht anders sein kann, denn so wie es ist. Strebte sie nicht an ein solches Sein, so wäre sie nicht Bildung, sondern irgend ein zweckloses Spiel; hätte sie ein solches Sein nicht hervorgebracht, so wäre sie eben noch nicht vollendet. Wer sich noch ermahnen muß, und ermahnt werden, das Gute zu wollen, der hat noch kein bestimmtes und stets bereit stehendes Wollen, sondern er will sich dieses erst jedesmal im Falle des Gebrauches machen; wer ein solches festes Wollen hat, der will, was er will, für alle Ewigkeit, und er kann in keinem möglichen Falle anders wollen, denn also, wie er eben immer will; für ihn ist die Freiheit des Willens vernichtet und aufgegangen in der Nothwendigkeit. Dadurch eben hat die bisherige Zeit gezeigt, daß sie von Bildung zum Menschen weder einen rechten Begriff, noch die Kraft hatte, diesen Begriff darzustellen, daß sie durch ermahnende Predigten die Menschen bessern wollte, und verdrießlich ward, und schalt, wenn diese Predigten nichts fruchteten. Wie konnten sie doch fruchten? Der Wille des Menschen hat schon vor der Ermahnung vorher, und unabhängig von ihr, seine feste Richtung; stimmt diese zusammen mit deiner Ermahnung, so kommt die Ermahnung zu spät, und der Mensch hätte auch ohne dieselbe gethan, wozu du ihn ermahnest; steht sie mit derselben im Widerspruche, so magst du ihn höchstens einige Augenblicke betäuben; wie die Gelegenheit kommt, vergißt er sich selbst und deine Ermahnung, und folgt seinem natürlichen Hange. Willst du etwas über ihn vermögen, so mußt du mehr thun, als ihn bloß anreden, du mußt ihn machen, ihn also machen, daß er gar nicht anders wollen könne, als du willst, daß er wolle. Es ist vergebens, zu sagen, fliege — dem, der keine Flügel hat, und er wird durch alle deine Ermahnungen nie zwei Schritte über den Boden empor kommen; aber entwickle, wenn du kannst, seine geistigen Schwungfedern, und lasse ihn dieselben üben und kräftig machen, und er wird ohne all dein Ermahnen gar nicht anders mehr wollen oder können, denn fliegen.

Diesen *festen*, und *nicht weiter schwankenden* Willen muß die neue Erziehung hervorbringen *nach einer sichern* und ohne Ausnahme wirksamen Regel; sie muß *selber mit Nothwendigkeit* erzeugen die Nothwendigkeit, die sie beabsichtiget. Was bisher gut geworden ist, ist gut geworden durch seine natürliche Anlage, durch welche die Einwirkung der schlechten Umgebung überwogen wurde; keinesweges aber durch die Erziehung, denn sonst hätte alles durch dieselbe hindurch gegangene gut werden müssen: was da verdarb, verdarb eben so wenig durch die Erziehung, denn sonst hätte alles durch sie hindurch gehende verderben müssen, sondern durch sich selber und seine natürliche Anlage; die Erziehung war in dieser Rücksicht nur nichtig, keineswegs verderblich, das eigentliche bildende Mittel war die geistige Natur. Aus den Händen dieser dunklen und nicht zu berechnenden Kraft nun soll hinführo die Bildung zum Menschen unter die Botmäßigkeit einer besonnenen Kunst gebracht werden, die an allem, ohne Ausnahme, was ihr anvertraut wird, ihren Zweck sicher erreiche, oder, wo sie ihn etwa nicht erreichte, wenigstens weiß, daß sie ihn nicht erreicht hat, und daß somit die Erziehung noch nicht geschlossen ist. Eine sichere und besonnene Kunst, einen festen und unfehlbaren guten Willen im Menschen zu bilden, soll also die von mir vorgeschlagene Erziehung sein, und dieses ist ihr erstes Merkmal.

Weiter — der Mensch kann nur dasjenige wollen, was er liebt; seine Liebe ist der einzige, zugleich auch der unfehlbare Antrieb seines Wollens, und aller seiner Lebensregung und Bewegung. Die bisherige Staatskunst, als selbst Erziehung des gesellschaftlichen Menschen, setzte als sichere und ohne Ausnahme geltende Regel voraus, daß jedermann sein eigenes sinnliches Wohlsein liebe und wolle, und sie knüpfte an diese natürliche Liebe durch Furcht und Hoffnung künstlich den guten Willen, den sie wollte, das Interesse für das gemeine Wesen. Abgerechnet, daß bei dieser Erziehungsweise der äußerlich zum unschädlichen oder brauchbaren Bürger gewordene dennoch innerlich ein schlechter Mensch bleibt, denn darin eben besteht die Schlechtigkeit, daß man nur sein sinnliches Wohlsein liebe, und nur durch Furcht oder Hoffnung für dieses, sei es nun im ge-

image
not
available

gehörigen Klarheit und Lebhaftigkeit gesteigert sei, wird die Erziehung auf dieselbe Weise beurtheilen können, wie sie früher in derselben Rücksicht bei andern Gegenständen ein treffendes Urtheil gefällt hat. Alles dies ist noch Sache der bloßen Erkenntniß, und verbleibt auf dem in dieser Erziehung sehr zugänglichen Gebiete dieser. Eine ganz andere aber und höhere Frage ist die, ob der Zögling also von brennender Liebe für eine solche Ordnung der Dinge ergriffen sei, daß es ihm, der Leitung der Erziehung entlassen, und selbstständig hingestellt, schlechterdings unmöglich sein werde, diese Ordnung nicht zu wollen und nicht aus allen seinen Kräften für die Beförderung derselben zu arbeiten; über welche Frage ohne Zweifel nicht Worte, und in Worten anzustellende Prüfungen, sondern allein der Anblick von Thaten entscheiden können.

Ich löse die durch diese letzte Betrachtung uns gestellte Aufgabe also: Ohne Zweifel werden doch die Zöglinge dieser neuen Erziehung, obwohl abgesondert von der schon erwachsenen Gemeinheit, dennoch untereinander selbst in Gemeinschaft leben, und so ein abgesondertes und für sich selbst bestehendes Gemeinwesen bilden, daß seine genau bestimmte, in der Natur der Dinge gegründete, und von der Vernunft durchaus geforderte Verfassung habe. Das allererste Bild einer geselligen Ordnung, zu dessen Entwerfung der Geist des Zöglings angeregt werde, sei dieses der Gemeine, in der er selber lebt, also, daß er innerlich gezwungen sei, diese Ordnung Punkt für Punkt gerade also sich zu bilden, wie sie wirklich vorgezeichnet ist, und daß er dieselbe in allen ihren Theilen, als durchaus nothwendig aus ihren Gründen verstehe. Dies ist nun abermals bloßes Werk der Erkenntniß. In dieser gesellschaftlichen Ordnung muß nun im wirklichen Leben jeder Einzelne um des Ganzen willen immerfort gar vieles unterlassen, was er, wenn er sich allein befände, unbedenklich thun könnte; und es wird zweckmäßig sein, daß in der Gesetzgebung und in dem darauf zu bauenden Unterrichte über die Verfassung, jedem Einzelnen alle die übrigen mit einer zum Ideal gesteigerten Ordnungsliebe vorgestellt werden, welche also vielleicht kein einziger wirklich hat, die aber alle haben sollten; und daß somit diese Gesetzgebung einen hohen Grad von Strenge erhalte, und der Unterlassungen gar viele auflege. Diese, als etwas, das schlechthin sein muß, und auf welchem das Bestehen der Gesellschaft beruht, sind auf den Nothfall sogar durch Furcht vor gegenwärtiger Strafe zu erzwingen; und muß dieses Strafgesetz schlechthin ohne Schonung oder Ausnahme vollzogen werden. Der Sittlichkeit des Zöglings geschieht durch diese Anwendung der Furcht, als eines Triebes, gar kein Eintrag, indem hier ja nicht zum Thun des Guten, sondern nur zu Unterlassung des in dieser Verfassung Böses getrieben werden soll; überdieß muß im Unterrichte über die Verfassung vollkommen verständlich gemacht werden, daß der, welcher der Vorstellung von der Strafe, oder wohl gar der Auffrischung dieser Vorstellung durch die Erduldung der Strafe selbst noch bedürfe, auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung stehe. Jedennoch ist bei allem diesem klar, daß, da man niemals wissen kann, ob, da wo gehorcht wird, aus Liebe zur Ordnung, oder aus Furcht vor der Strafe gehorcht werde, in diesem Umkreise der Zögling seinen guten Willen nicht äußerlich darthun, noch die Erziehung ihn ermessen könne.

Dagegen ist der Umkreis, wo ein solches Ermessen möglich ist, der folgende. Die Verfassung muß nämlich ferner also eingerichtet sein, daß der Einzelne für das Ganze, nicht blos unterlassen müsse, sondern daß er für dasselbe auch thun und handelnd leisten könne. Außer der geistigen Entwicklung im Lernen finden in diesem Gemeinwesen der Zöglinge auch noch körperliche Uebungen, und die mechanischen, aber hier zum Ideale veredelten Arbeiten des Ackerbaues, und die von mancherlei Handwerken Statt. Es sei Grundregel der Verfassung, daß jedem, der in irgend einem dieser Zweige sich hervorthut, zugemuthet werde, die andern darin unterrichten zu helfen, und mancherlei Aufsichten und Verantwortlichkeiten zu übernehmen; jedem, der irgend eine Verbesserung findet, oder die von einem Lehrer vorgeschlagene zuerst und am klarsten begreift, dieselbe mit eigner Mühe auszuführen, ohne daß er doch darum von seinen ohnedieß sich versiehenden persönlichen Aufgaben des Lernens und Arbeitens losgesprochen sei; daß jeder dieser Anmuthung freiwillig genüge, und nicht aus Zwang, indem es dem Nichtwollenden auch frei steht, sie abzulehnen; daß er dafür keine Belohnung zu erwarten habe, indem in dieser Verfassung alle in Beziehung auf Arbeit und Genuß ganz gleich gesetzt sind, nicht einmal Lob, indem es die herrschende Denkart ist in der Gemeine, daß daran jeder eben nur seine Schuldigkeit thue, sondern daß er allein genieße die Freude an seinem Thun und Wirken für das Ganze, und an dem Gelingen desselben, falls ihm dieses zu Theil wird. In dieser Verfassung wird sonach aus erworbener größerer Geschicklichkeit, und aus der hierauf verwendeten Mühe nur neue Mühe und Arbeit folgen, und gerade der Tüchtigere wird oft wachen müssen, wenn andere schlafen, und nachdenken müssen, wenn andere spielen.

Die Zöglinge, welche, ohnerachtet ihnen dieses alles vollkommen klar und verständlich ist, dennoch fortgesetzt, und also, daß man mit Sicherheit auf sie rechnen könne, jene erste Mühe, und die aus ihr folgenden weiteren Mühen freudig übernehmen, und in dem Gefühle ihrer Kraft und Thätigkeit stark bleiben und stärker werden, — diese kann die Erziehung ruhig entlassen in die Welt; an ihnen hat sie diesen ihren Zweck erreicht; in ihnen ist die Liebe angezündet, und brennt bis in die Wurzel ihrer lebendigen Regung hinein, und sie wird von nun an weiter alles ohne Ausnahme ergreifen, was an diese Lebensregung gelangen wird; und sie werden in dem größeren Gemeinwesen, in das sie von nun an eintreten, niemals etwas anderes zu sein vermögen, denn dasjenige, was sie in dem kleinen Gemeinwesen, das sie jetzo verlassen, unverrückt und unwandelbar waren.

Auf diese Weise ist der Zögling vollendet für die nächsten und ohne Ausnahme eintretenden Anforderungen der Welt an ihn, und es ist geschehen, was die Erziehung im Namen dieser Welt von ihm verlangt. Noch aber ist er nicht in sich und für sich selber vollendet, und es ist noch nicht geschehen, was er selbst von der Erziehung fordern kann. So wie auch diese Forderung erfüllt wird, wird er zugleich tüchtig, den Anforderungen, die eine höhere Welt im Namen der gegenwärtigen in besondern Fällen an ihn machen dürfte, zu genügen.

Dritte Rede.

Tiefere Erfassung der Ursprünglichkeit und Deutschheit eines Volkes.

Das war im ganzen das Verhältniß des Urvolks der neuen Welt zum Fortgange der Bildung dieser Welt, daß das erstere durch unvollständige und auf der Oberfläche verbleibende Bestrebungen des Auslandes erst angeregt werde zu tiefern aus seiner eignen Mitte heraus zu entwickelnden Schöpfungen. Da von der Anregung bis zur Schöpfung es ohne Zweifel seine Zeit dauert, so ist klar, daß ein solches Verhältniß Zeiträume herbei führen werde, in welchem das Urvolk fast ganz mit dem Auslande verflossen, und demselben gleich erscheinen müsse, weil es nämlich gerade im Zustande des bloßen Angeregtseins sich befindet, und die dabei beabsichtigte Schöpfung noch nicht zum Durchbruche gekommen ist. In einem solchen Zeitraume befindet sich nun gerade jetzt Deutschland in Absicht der großen Mehrzahl seiner gebildeten Bewohner, und daher rühren die durch das ganze innere Wesen und Leben dieser Mehrzahl verflossenen Erscheinungen der Ausländerei. Die Philosophie, als freies, von allen Fesseln des Glaubens an fremdes Ansehen erledigtes Denken, sei es, wodurch dermalen das Ausland sein Mutterland anrege, haben wir in der vorigen Rede ersehen. Wo es nun von dieser Anregung aus nicht zur neuen Schöpfung gekommen, welches, da die letzte von der großen Mehrzahl unvernommen geblieben, bei äußerst wenigen der Fall ist: da gestaltet sich theils noch jene, schon früher bezeichnete Philosophie des Auslandes selber zu andern und andern Formen; theils bemächtiget sich der Geist derselben auch der übrigen an die Philosophie zunächst gränzenden Wissenschaften, und sieht an dieselben aus seinem Gesichtspunkte; endlich, da der Deutsche seinen Ernst, und sein unmittelbares Eingreifen in das Leben doch niemals ablegen kann, so fließt diese Philosophie ein auf die öffentliche Lebensweise, und auf die Grundsätze und Regeln derselben. Wir werden dieß Stück für Stück darthun.

Zuvörderst und vor allen Dingen: der Mensch bildet seine wissenschaftliche Ansicht nicht etwa mit Freiheit und Willkür, so oder so, sondern sie wird ihm gebildet durch sein Leben, und ist eigentlich die zur Anschauung gewordene innere, und übrigens ihm unbekannte Wurzel seines Lebens selbst. Was du so recht innerlich eigentlich bist, das tritt heraus vor dein äußeres Auge, und du vermöchtest niemals etwas anderes zu sehen. Solltest du anders sehen, so müßtest du erst anders werden. Nun ist das innere Wesen des Auslandes, oder der Nichturſprünglichkeit, der Glaube an irgend ein letztes, festes, unveränderlich stehendes, an eine Grenze, diesseit welcher zwar das freie Leben sein Spiel treibe, welche selbst aber es niemals zu durchbrechen, und durch sich flüssig zu machen, und sich in dieselbe zu verflößen vermöge. Diese undurchdringliche Grenze tritt ihm darum irgendwo nothwendig auch vor die Augen, und es kann nicht anders denken oder glauben, außer unter Voraussetzung einer solchen, wenn nicht sein ganzes Wesen umgewandelt, und sein Herz ihm aus dem Leibe gerissen werden soll. Es glaubt nothwendig an den

image
not
available

unfähig gewesen wäre, diese Höhen der Gesetzgebung auch zu erschwingen. Da, wenn wir blos die Feder in der Hand haben, wir auch hierin keiner Nation nachstehen, so möchten für das Leben wir wohl gesinnt haben, daß auch dies noch nicht das Rechte sei, und so lieber das Alte haben stehen lassen wollen, bis das Vollkommene an uns käme, anstatt blos die alte Mode mit einer neuen eben so hinfälligen Mode zu vertauschen.

Anders die ächt deutsche Staatskunst. Auch sie will Festigkeit, Sicherheit und Unabhängigkeit von der blinden und schwankenden Natur, und ist hierin mit dem Auslande ganz einverstanden. Nur will sie nicht, wie diese, ein festes und gewisses Ding, als das erste, durch welches der Staat als das zweite Glied, erst gewiß gemacht werde, sondern sie will gleich von vorn herein, und als das allererste und einige Glied, einen festen und gewissen Geist. Dieser ist für sie die aus sich selbst lebende, und ewig belebende Triebfeder, die das Leben der Gesellschaft ordnen und fortbewegen wird. Sie begreift, daß sie diesen Geist nicht durch Strafreden an die schon verwahrloste Erwachsenheit, sondern nur durch Erziehung des noch unverdorbenen Jugend- Alters hervorbringen könne; und zwar will sie mit dieser Erziehung sich nicht, wie das Ausland, an die scharfe Spitze, den Fürsten, sondern sie will sich mit dem selben an die breite Fläche, an die Nationen wenden, indem ja ohne Zweifel auch der Fürst zu dieser gehören wird. So wie der Staat an den Personen seiner erwachsenen Bürger die fortgesetzte Erziehung des Menschengeschlechts ist, so meint diese Staatskunst, der künftige Bürger selbst erst zur Empfänglichkeit jener höheren Erziehung herauferzogen werden. Hierdurch wird nun diese deutsche und allerneueste Staatskunst wiederum die allerälteste; denn auch diese bei den Griechen gründete das Bürgerthum auf die Erziehung, und bildete Bürger, wie die folgenden Zeitalter sie nicht wieder gesehen haben. In der Form dasselbe, in dem Gehalte mit nicht engherzigem und ausschliessendem, sondern allgemeinem und weltbürgerlichem Geiste, wird hinfüro der Deutsche thun.

Derselbe Geist des Auslandes herrscht bei der großen Mehrzahl der unsrigen auch in ihrer Ansicht des gesammten Lebens eines Menschengeschlechts, und der Geschichte, als dem Bilde jenes Lebens. Eine Nation, die geschlossene und erstorbene Grundlage ihrer Sprache hat, kann es, wie wir zu einer andern Zeit gezeigt haben, in allen Natürlichkeiten nur bis zu einer gewissen von jener Grundlage verstatteten Stufe der Ausbildung bringen, und sie wird ein goldenes Zeitalter erleben. Ohne die größte Bescheidenheit und Selbstverleugnung kann eine solche Nation von dem ganzen Geschlechte nicht füglich dahin denken, denn sie selbst sich kennt; sie kann daher voraussetzen, daß auch für dieses ein letztes, höchstes, und niemals zu übertreffendes Ziel der Ausbildung geben werde. So wie das Thiergeschlecht der Biber, oder Bienen noch jetzo also baut, wie es vor Jahrtausenden gebaut hat, und in diesem langen Zeitraume in der Kunst keine Fortschritte gemacht hat, eben so wird es nach dieser sich mit dem Thiergeschlechte, Mensch genannt, in allen Zweigen seiner Ausbildung verhalten. Diese Zweige, Triebe und Fähigkeiten werden sich erschöpfend übersehen, ja vielleicht an ein paar Oberhäuptern dem Auge dargelegt sein, und die höchste Entwicklung einer jeden wird angegeben werden können. Vielleicht wird das Menschengeschlecht darin noch weit über dem sein, als das Biber- oder Bienengeschlecht, daß das letztere, wie es zwar nichts zurennt, dennoch auch in seiner Kunst nicht zurückkommt, der Mensch aber, wenn er auch eine mal den Gipfel erreichte, wiederum zurückgeschleudert wird, und nun Jahrhunderte oder Tausende sich anstrengen mag, um wiederum in den Punkt hinein zu gerathen, in welchem man ihn lieber gleich hätte lassen sollen. Dergleichen Scheitelpunkte seiner Bildung und goldene Zeitalter wird, diesen zu Folge, das Menschengeschlecht ohne Zweifel auch schon erreicht haben; diese in der Geschichte aufzusuchen, und nach ihnen alle Bestrebungen der Menschheit zu beurtheilen, und auf sie zurückführen, wird ihr eifrigstes Bestreben sein. Auch ihnen ist die Geschichte längst fertig, und ist schon mehrmalen fertig gewesen; nach ihnen geschieht nichts neues unter der Sonne, denn sie haben unter und über der Sonne den Quell des ewigen Fortlebens ausgetilgt, und lassen nur den immer wiederkehrenden Tod sich wiederholen und mehrere Male sehen.

Es ist bekannt, daß diese Philosophie der Geschichten vom Auslande aus an uns gekommen ist, wiewohl sie dermalen auch in diesem verhallet, und fast ausschliessend deutsches Eigenthum geworden ist. Aus dieser tiefern Verwandtschaft erfolgt es denn auch, daß diese unsere Geschichtsphilosophie die Bestrebungen der Auslandes, welches, wenn es auch diese Ansicht der Geschichte nicht mehr häufig ausspricht, noch mehr thut, indem es in derselben handelt, und abermals ein goldnes Zeitalter versetzigt, so durch und durch zu verstehen, und ihnen sogar weissagend den fernern Weg vorzuzeichnen, und so sie ausreichtig zu bewundern vermag, wie es der deutsch denkende nicht eben also von sich rühmen kann. Wie könnte er auch? Seinem Zeitalter in jeder Möglichkeit sind ihm eine Beschränktheit der Erstorbenheit. Das Gold möge zwar das Gehelfe sein im Schooße der erstorbenen Erde, meint er, aber des lebendigen Geistes Stoff sei jenseit der Sonne und jenseit aller Sonnen, und sei ihre Quelle. Ihm wickelt sich die Geschichte, und mit ihr das Menschengeschlecht, nicht ab nach dem verborgenen und wunderlichen Gesetze eines Kreistanzes, sondern nach ihm macht der eigentliche und rechte Mensch sie selbst, nicht etwa nur wiederholend das schon dagewesene, sondern in die Zeit hinein erschaffend das durchaus neue. Er erwartet darum niemals diese Wiederherholung, und wenn sie in seltsamen Volke, Bücher für Wort, wie es im alten Buche steht, so bewundert er wenigstens nicht.

Auf ähnliche Weise nun verbreitet der erstdenende Geist des Auslandes, ohne unser deutliches Bewußtsein, sich über unsre übrigen wissenschaftlichen Ansichten, von denen es hinreichen möge, die angeführten Beispiele beigebracht zu haben; und zwar erfolgt dies deswegen also, weil wir gerade jetzt die vom Auslande früher erhaltenen Anregungen nach unserer Weise bearbeiten, und durch einen solchen Mittelzustand hindurch gehen. Weil dieß zur Sache gehörte, habe ich dieses Verhältniß beigebracht; nebenbei auch noch darum, damit niemand glaube, durch Folgesätze aus den angeführten Grundsätzen den hier gerügten Behauptungen widersprechen zu können. Weit entfernt, daß etwa jene Grundsätze uns unbedingt gebieten möchten, oder daß wir zu der Höhe derselben uns nicht aufzuschwingen vermocht hätten, kennen wir sie vielmehr recht gut, und dürften vielleicht, wenn wir überflüssige Zeit hätten, fähig sein, dieselben in ihrer ganzen Folgemäßigkeit rückwärts und vorwärts zu entwickeln: wir werden sie nur gelegentlich von dorther weg, und so auch alles, was aus ihnen folgt, deren mehreres ist in unserm hergebrachten Denken, als der oberflächliche Beobachter leicht glauben dürfte.

Wie in unserer wissenschaftlichen Ansicht, eben so steht dieser Geist des Auslandes auch in unser gemeinschaftliches Leben als die Regeln desselben; damit aber dieses klar, und das vorbergehende noch klärer werde, ist es nöthig, zuvörderst das Wesen des ursprünglichen Lebens oder der Freiheit mit tieferm Blicke zu durchringen.

Die Freiheit im Sinne des unentschiedenen Schwankens zwischen mehreren gleich möglichen genommen, ist nicht freies, sondern nur Vorhof und Eingang zu wirklichem Leben. Endlich muß es doch einmal aus diesem Schwanken heraus zum Entschlusse und zum Handeln kommen, und erst jetzt beginnt das Leben.

Nun erscheint unmittelbar und auf den ersten Blick jener der Willensentschluß als erstes, keineswegs als zweites, und Folge aus einem ersten, als seinem Grunde — als schlechthin durch sich daseiend, und so daseiend, wie er es für unsere Betrachtung, als die einzig mögliche Art der Vollständige des Worts Freiheit, wir festlegen wollen. Aber es sind in Absicht auf den innern Gehalt eines solchen Willensentschlusses zwei Fälle möglich; entweder nämlich erscheint in ihm nur die Erscheinung abgetrennt vom Wesen und Grunde, das Wesen aber tritt eine Weile in ihrem Erscheinen eintrete, oder das Wesen tritt selbst erscheinend ein in dieser Erscheinung eines Willensentschlusses: und zwar ist hiebei sogleich mit anzumerken, daß das Wesen nur in einem Willensentschlusse, und durchaus in nichts anderem, zur Entschleinung werden kann, wiewohl ungeheuer es Willensentschlüsse geben kann, in denen keineswegs das Wesen, sondern nur die blose Erscheinung herausstritt. Wir reden zunächst von dem letzten Falle.

Die blose Erscheinung, blos als solche, ist durch ihre Abtrennung und durch ihren Gegensatz mit dem Wesen, sodann dadurch, daß sie fähig ist, selbst auch zu erscheinen und sich darzustellen, unabänderlich bestimmt, und sie ist darum nothwendig also, wie sie eben ist und ausfällt. Ist daher, wie wir vorausetzen, irgend ein gegebener Willensentschluß in seinem Inhalte blose Erscheinung, so ist er in sofern in der That nicht frei, erstes und ursprüngliches, sondern er ist nothwendig, und ein zweites aus einem höhern ersten dem Gesetze der Erscheinung überhaupt, also wie es ist, hervorgehendes Glied. Da nun, wie auch hier mehrmals erinnert worden, das Wesen des Menschen darin besteht, also vor ihm selber hinstellt, wie er wirklich ist, und immerfort der treue Abdruck und Spiegel seines Innern bleibt, so kann ein solcher Willensentschluß, ob wohl er auf den ersten Blick, da er ja ein Willensentschluß ist, als frei erscheint, dennoch dem wiederholten und tiefern Denken keineswegs also erscheinen, sondern er muß in diesem als nothwendig gedacht werden, wie er es denn wirklich und in der That ist. Für solche, deren Willen sich noch in keinen höhern Kreis aufgeschwungen hat, als in den, daß in ihnen ein Wille blos erscheine, ist der Glaube an Freiheit allerdings

image
not
available

griffe erkenne, was sie bisher ohne deutliches Bewußtsein durch die Natur ward, und wozu sie von derselben bestimmt ist; und es wird ihr von derselben der Antrag gemacht, nach diesem klaren Begriffe, und mit besonnener und freier Kunst, vollendet und ganz, sich selbst zu dem zu machen, was sie sein soll, den Bund zu erneuern und ihren Kreis zu schließen. Der Grundsatz, nach dem sie diesen zu schließen hat, ist ihr vorgelegt; was an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit glaubt, und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das, wo es auch geboren sei, und in welcher Sprache es rede, ist unsers Geschlechts, es gehört uns an, und es wird sich zu uns thun. Was an Stillstand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt, oder gar eine todte Natur an das Ruder der Weltregierung setzt, dieses, wo es auch geboren sei, und welche Sprache es rede, ist undeutsch, und fremd für uns, und es ist zu wünschen, daß es je eher je lieber sich gänzlich von uns abtrenne.

Filibert s. Köhler.

Filidor s. Schwieger.

Gottfried Wilhelm Fink

ward am 7. März 1783 zu Sulza an der Ilm geboren, studirte Theologie und bekleidete von 1810 bis 1816 das Amt eines reformirten Predigers zu Leipzig, das er jedoch aufgab, und dagegen die Leitung einer Erziehungsanstalt übernahm. Seit den letzten Jahren lebte er als Privatgelehrter mit der Redaction der Leipziger musikalischen Zeitung beschäftigt, daselbst.

Er gab heraus:

Häusliche Andachten. Leipzig, 1814.
Dasselbe, in christlichen mehrstimmigen Liedern. 3 Hefte. Leipzig, 1811. Q.-Fol.
Neue häusliche Andachten. Leipzig, 1835. 1. Heft.
Gedichte. Leipzig, 1813.
Kindergesangbuch. 2 Hefte. Leipzig, 1815. Q.-Fol.
Predigten. Leipzig, 1815.
Volkslieder mit und ohne Clavierbegleitung. 6 Hefte. Fol. Leipzig, 1811—1815.
Balladen und Romanzen; 8 Hefte Lieder und Gesänge, einstimmige und mehrstimmige Compositionen verschiedener Art ꝛc.
Erste Wanderung der ältesten Tonkunst. Essen, 1831.
Einzelne Kritiken und Aufsätze in der musikalischen Zeitung u. s. w.
Das Jahr der Erde und der Mensch. Ein allegorisch erzählendes Gedicht. Leipzig, 1835.
Familien-Unterhaltungen in kurzen Erzählungen. Leipzig, 1835.
Musikalische Grammatik. Leipzig, 1836.

Ein beliebter Kanzelredner zeichnete sich F. schon früh durch äußerst glückliche und gefällige lyrische Poesieen, in welchen er besonders den echten Volkston zu treffen wußte, und zu denen er selbst geschmackvolle und anmuthige Melodieen erfand, höchst vortheilhaft aus. — Ebenso hat er sich durch seine gründlichen und gediegenen Forschungen und Kritiken im Gebiete der Tonkunst einen sehr geachteten Namen als Theoretiker erworben.

Abendlied*).

1. An Gottes Güte will ich denken,
So lang die Augen offen stehn;
Nach ihr soll sich mein Sinnen lenken,
Bis meine Sinne mir vergehn.
In Gott sei uns der Tag vollbracht,
In Gott empfange mich die Nacht.

2. Dein Lieben kann ja nimmer enden,
Du willst ja stets mein Vater sein.
O daß ich nie mich möchte wenden
Von deines Lichtes Gnadenschein!
So leite selbst mir Muth und Sinn
Zu deiner ew'gen Liebe hin.

3. Ich seh' es alle Tag und Zeiten,
Wie Großes dein Erbarmen schafft.
Die Erde, voll von Herrlichkeiten,
Besteht und geht in hoher Kraft,
Sie reicht uns liebend Jahr auf Jahr
Bald Blüthen und bald Früchte dar.

4. O nimmer kann ich ganz bedenken,
Was deine Güt' an uns gethan.
So Großes willst du hier uns schenken:
Was werd' ich dort von dir empfahn?
In deiner Liebe will ich ruh'n:
Herr, lehr' mich deinen Willen thun!

5. Entfloh'n ist jeder Erdenkummer:
Ich singe Gottes Lieb' und Macht.
Nimm sanft mich auf, o holder Schlummer!
Ich weiß, daß Vaters Güte wacht;
Die schützt und schirmet meine Ruh,
So schließ' ich froh die Augen zu.

*) Gedicht von G. W. Fink.

Champagner-Bacchanal*).

1. Ha, wie er sprudelt, ihr rüstigen Zecher!
Schlürfet bacchantisch den schäumenden Wein!
Leert bis zum Boden den lustigen Becher,
Lockt euch die schelmischen Faunen herein!
Trinkt, wie die Griechen, Lyäen zu singen;
Lasset ihm Cymbeln und Flöten erklingen —
Mäßig kann aber ein Bacchus nicht sein!

2. Blüht der Genuß, wächst tödtlicher Saamen,
Ueppig umblättert von reizender Blüth.
Panther und Tieger, es zähm'n sie die Zahmen:
Bacchus nur lenkt sie in feurigem Muth.
Evoe! laßt ihm gebrochen erschallen.
Horch! — Wie die Korke mit Zischen entknallen:
Zischt mir im jagenden Taumel das Blut.

3. Reicht mir den Thyrsus, mit Epheu umwunden!
Seht ihr, wie Perle an Perle zerrinnt?
Wer die Begeist'rung im Fluge gefunden,
Fasse behende das seltene Kind.
Schämet sich Einer zu brausen und sausen,
Scheut er Gefahren, die unter uns hausen,
Bleib' er daheim oder geh' er geschwind.

4. Füllt mir das Spitzglas! Es brennt mir die Kehle.
Munter! der Stöpsel ist nüchtern verpicht.
Nüchtern verpichen nur Sorgen die Seele:
Trunknen entweichet die sorgende Pflicht.
Steh'n wir nicht über die Regel erhaben?
Laßt sie uns muthig im Weine begraben.
Zimperlich, wahrlich, so trinke ich nicht!

*) Von Demselben.

Wilhelm Fink,

als Schriftsteller unter dem Namen Gustav Edinhard bekannt, ward 1770 in Köthen geboren, studirte Theologie und lebte dann als Hauslehrer bei dem Berghauptmann von Veltheim zu Ostrann, in der Nähe von Halle. Kränklichkeit zwang ihn, in sein väterliches Haus zurückzukehren, wo er am 16. Juni 1794 in der Blüthe seiner Jahre starb.

Von ihm erschien:

Die Verschwörung der Pazzi. Trauerspiel. Leipzig, 1791.
Heinrich der Löwe. Leipzig, 1791. 2 Thle.
Otto von Schwarzburg. Leipzig, 1793.
Gemälde aus dem alten Rom. Köthen, 1794.
Scenen aus Roms goldenem Zeitalter. Köthen, 1796.

Sehr glückliche Anlagen, namentlich für die erzählende Darstellungsweise, waren W. F. eigenthümlich, so daß er bei größerer Reife Treffliches geleistet haben würde; leider machte der Tod zu früh seinen Bestrebungen ein Ende.

Johann Fischart, genannt Mentzer,

über die Lebensumstände dieses merkwürdigen und eigenthümlichen Mannes sind keine näheren Angaben vorhanden. Nach Einigen ist er zu Straßburg, nach Anderen zu Mainz (woher der Zuname Mentzer [Mainzer] stammen soll) in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts geboren. Um 1586 war er Amtmann zu Forbach bei Saarbrück. Er starb nach 1590.

Seine bekannt gewordenen Schriften sind:

Affentheuerlich Raupengeheuerliche Geschichtklitterung von Thaten und Rahten u. s. w. Herrn Grandgusier, Gargantua und Pantagruel u. s. w. u. s. w. (eine sehr freie und originelle Bearbeitung von Rabelais Gargantua und Pantagruel). Getruckt zu Greneſing im Gänserich 1582 in 8. — Ferner 1575, 1577, 1582, 1590, 1594, 1596, 1600, 1605, 1608, 1617, 1620, 1631 in 8. — Die von Dr. Eckstein (C. L. F. Sander) besorgte Ausgabe Hamburg 1785—87, 3 Thle. in 8. ist eine Ueberarbeitung.

Aller Practic Großmutter u. s. w. (Nachahmung von Rabelais Prognostication Pantagrueline.) — Ohne Ort, 1573. in 8. Ferner 1593, 1598, 1607 in 8.

Das Glückhafft Schiff u. s. w. Aelteste Ausgabe (nach 1576.) ohne Ort und Jahreszahl in kl. 4. — Ferner o. O. u. J. in groß 4. und Zürich 1576 in 4. Neueste Ausgabe von K. Halling. Tübingen, 1828 in 8.

Flohhatz, Weibertratz u. s. w. O. O. u. J. Ferner Straßburg 1557 in 8., 1577 in 8., 1594 8., 1610 kl. 8. — Wieder abgedruckt in Dornavii Amphitheatrum.

Bienenkorb des heiligen Römischen Immenschwarms (nach dem Byencorf der H. Roomschen Kercke von Phil. Marnix bearbeitet) u. s. w. Christlingen, 1579, 8. — Ferner ebendaselbst 1580, 1581, 1582, 1586, 1588 in 8., Christlingen, o. J. 8., Leipzig, 1657. 8. — Findet sich von allen F'schen Schriften am häufigsten.

Der heilig Brotkorb der h. Römischen Reliquien u. s. w. Christlingen, 1583. 8., 1584. 8. — Greifswalde, 1585. 8. Christlingen, 1601. 8.

Philosophisch Ehezuchtbüchlein u. s. w. Straßburg, 1591, 8., 1597, 8., 1607, 8., 1614, 8., 1623, 8., 1683, 8.

Podagrammisch Trostbüchlein u. s. w. Straßburg, 1577, 8., 1591 o. O. 8., 1604 8.

Accurata effigies pontificum u. s. w. Straßburg, 1573, Fol.

De Magorum Daemonomania. (Uebersetzung des bekannten Bodin'schen Werkes.) u. s. w. Straßburg, 1581, 8., 1586, 8., 1591, 8., Hamburg, 1698, 8.

Catalogus Catalogorum u. s. w. Getruckt zu Nienendorf bei Mirgendsheim im Mentzergrund 1590, 8. — (Nur der erste Theil, ein zweiter erschien nicht.)

Von S. Dominici des Predigermünchs und S. Francisci Barfüßers artlichem Leben u. s. w. O. O. 1571. 4.

D. Johann Fischarts, genannt Mentzer, Erklärung und Auslegung einer von verschiedentlichen zahm und wilden Thieren haltenden Meß u. s. w. Straßburg, 1608, ein Bogen (Holzschnitt) in Folio; eine ältere Ausgabe muß schon vor 1579 erschienen sein. Wieder abgedruckt ist es in M. Oseas Schadäus: Summum Argentoratensium templum, Straßburg, 1617, 4. S. 57 fgde. — In demselben Buche sind auch Fischart's: Deutscher Reimen auf das kunstreiche Uhrwerk im Münster, S. 39 fgde. enthalten, von welchen Meusel in seinem Historisch Literärisch-Bibliographischem Magazin St. 4. S. 81—85 einen Abdruck lieferte.

Der Barfüßer Secten- und Kuttenstreit u. s. w., ein Gedicht von 779 Versen. — Es ist keine besondere Ausgabe dieser schon vor 1579 verfaßten Satyre bekannt, doch findet es sich abgedruckt in dem Franciscaner Alkoran von Erasmus Alberus. O. O. 1614. Blatt 104.

Fürtreffliches artliches Lob deß Landlustes u. s. w., abgedruckt in Sieben Bücher vom Feldbau u. s. w. durch Melchior Schilp, Straßburg, 1579 in Folio und hieraus wieder bei Meusel l. c. St. 4. S. 87—96.

Eine Vorrede zu Matthias Holzwart Emblematum tyrocinia u. s. w. Straßburg, 1581, so wie ein Anhang zu demselben Werke, betitelt: Eikones cum brevissimis descriptionibus.

Die wunderlichst unerhörtest Legend und Beschreibung des vierhörnigen Jesuitenhütleins; die erste unbekannte Ausgabe schon vor 1579, spätere zu Lausanich, bei Gangwolf Suchnach 1580, 8., 1591, 8., 1593, 8.

Erklärende Verse zu Stimmer's Sacrorum Bibliorum figurae (schon vor 1579). — 1586, 8., 1625, 8., 1628, 8. Straßburg.

Fischart gefiel sich darin, bei seinen Werken die verschiedenartigsten Namen anzunehmen; so nannte er sich u. A. J. F. Mentzer, Reznem, Huldrich Elloposkleros, Jesuwalt Pickhart, J. Piccard, Joh. Friedr. Guicciard, Ulrich Mannsehr vom Treubach, Artwisus von Fischmentzweiler, Huldrich Wischhart, Johann Friedrich Gwischart, Wolbeschreiter Mausstörer Winhold Alcofribas Wüstblutus u. s. w. u. s. w. und seine einzelnen Schriften führen daher bald diese bald jene Benennung des Verfassers.

Es giebt keinen deutschen Schriftsteller, in dessen gerechter Würdigung und Beurtheilung die Literatoren mehr übereinstimmten, als sie es bei Fischart thun. Sein unerschöpflicher Witz, seine gewaltige Herrschaft über die Sprache, sein großes Talent der komischen Darstellung und seine seltene Gewandtheit und Laune, verbunden mit dem redlichsten Eifer für Wahrheit und Recht, weisen ihm trotz seiner vielen Fehler und zügellosen Uebertreibungen einen sehr hohen Rang unter unseren Dichtern an. — Will man gerecht sein, so muß man anerkennen, daß, wie weit wir auch vorgedrungen sein mögen, F. in seiner ganzen originellen und kecken Eigenthümlichkeit immer noch einzig dasteht, und nicht seines Gleichen hat; noch wil-

liger aber wird man ihm alle jene gerühmten Vorzüge einräumen, wenn man bedenkt, wie hinderlich ihm eigentlich ſeine Zeit war, die obendrein den größten Theil der Schuld ſeines mitunter allerdings ausartenden Cynismus trägt. — Höchſt meiſterhaft charakteriſirt ihn der fein blickende und in unſern Tagen ſo wenig beachtete Küttner (Charaktere deutſcher Dichter und Proſaiſten, S. 90—95) mit folgenden Worten: Fiſchart war unſtreitig der luſtigſte Kopf ſeiner Zeit, ein Lacher von ausgelaſſener Laune, reich an drolligen Späßen und Schnaken, an doppelſinnigen Scherzen und Perſifflage, ein Meiſter im herrſchenden Tone der damaligen Nationalſatyre. Er iſt ein Schalk von Haus aus; manchmal ſpottet er mit ziemlicher Feinheit, öfter aber im ſchmutzigen cyniſchen Tone, der bei den Trinkgelagen unſerer Väter Mode war. Ueberhaupt verdient er den Namen eines ſchlauen Menſchenkenners und lebhaften Satyrikers, durch die mancherlei Züge von Thorheit und Narrheit, die er nach und nach im täglichen Leben ſammelte und in ſeinen Schriften mit großem Witze bearbeitete. Aber ſein größtes Verdienſt liegt in ſeiner Sprache. Dieſe gießt er in allerlei Formen, ſelbſt in die der roheſten Harlekinade. Deß iſt die Verdeutſchung ſeines Zeitgenoſſen Rabelais Zeuge. Freier und toller iſt wohl keiner mit dem Genius unſerer Sprache umgeſprungen, als Fiſchart, der Ueberſetzer des ſchon an und für ſich lächerlichen Franzoſen. Der deutſche Rabelais hat Ausdrücke, Zuſammenſetzungen und Wörter, die nur Fiſchart erſinnen konnte; Wörter, die der zügelloſeſte Witz ſchuf und keine Zunge ruhig nachzuſprechen vermag. Aber gerade darin liegt Ueberfluß des Genies, mehr als gemeine Laune und mehr als gemeine Sprachkenntniß. In vielen Ausdrücken herrſcht Fülle des höchſten Komiſchen und der beißendſte Scherz; viele ſind ſelbſt für unſere Zeiten in der burlesken Sprache brauchbar und dem Sinne nach unerſchöpflich reich und ſtark. An andern Orten iſt der Dichter ſpruchreich, ein Kenner und Maler der Natur in allen ihren Scenen, ein bitterer Feind der Laſter und ihres Anhangs, ein boshafter Spötter des weiblichen Geſchlechtes, der Hofſchranzen und der geiſtlichen Wölfe in Schafskleidern, ein Philoſoph, der Allem Hohn lacht, was er auf Erden ſieht. Doch leuchtet überall ein fröhlicher Geiſt und ein reines Herz hervor. Fiſchart's Laune gleicht in Vielem der des Ariſtophanes, aber der Deutſche ſpottet unſchädlicher. —

Wir theilen hier das glückhafte Schiff nach Hallings Recenſion (S. oben) nach der Ausgabe von 1600 mit.

Vergl. Halling's Einleitung zu ſeiner oben angeführten Ausgabe — des glückhaften Schiffs S. 1—102. —

Das Glückhaft Schiff zu Zürich.

Artliche Beſchreybung der vngewonten vnd doch glückfertigen Schiffart etlicher Burger von Zürich, auff das vilberhümt Hauptſchieſſen, gehn Straßburg gethan.

Geſtellet ein Loblichen Eydgnoſchafft einer Statt vnd gemein Zürich, auch dem mit freuden vollbrachten Straßburgiſchen Schieſſen, Vnd der ehrlichen Nachbarlichen beſuchung der Glückhafften Schiffartgeſellſchaft zu gedächtnus, Rhum vnnd Ehren.

Durch Vlrich Manſehr vom Treübach.

Man liſt von Xerxe, dem Weherrſcher
Des auffgangs vnd der Edlen Perſer,
(Welcher neunhundert dauſent mann
Furet wider die Griechen an),
Das, als er het zu Meer geſtritten,
Vnd ſehr groſſen verluſt gelitten,
Da ward er ſo ergrimmet ſehr,
Das er ließ geyſelen das Meer,
Vnd wurf ketten drein, es zuſtillen
Vnd es zufeſſeln nach ſeim willen.
Aber was half in diſer hon?
So vil als nichts, er floch davon.
Deßgleichen hört man von Venedig,
Das ſie, zuſchaffen das Meer gnädig,
Zärtlich werffen hinein ein Ring
Das es ſie wie ein Braut vmbfing.
Aber wie offt hats ſich erwiſen
Ganz feindtlich mit den Vbergüſſen?
Auch wann ſie jrer Gmahl wol trauten,
Was dorfft's, das ſie vil Dämm vmbbauten?
Deßhalb ein andre weiß iſt gwiß,
Zuzämen die Waſſer vnd Flüß,
Das ſie geſchlacht vnd folgig werden,
Vnd die leut fertigen on beſchwerden.
Welchs iſt dieſelb? Nemlich nur die,
Welche wir han erfaren hie,
Das neulich ſie gebrauchet hat
Die jung Mannſchafft auß Zürch der Statt.
Das iſt: handueſt Arbeitſamkeit
Vnd ſtandhafft vnverdroſſenheit
Durch Rudern, Riemen, ſtoſſen, ſchalten,
Vngeacht müh ernſthafft anhalten,
Nicht ſchewen hitz, ſchweiß, gfärligkeit,
Noch der waſſer vngſtümmigkeit,
Nicht erſchrecken ab wirbeln, wällen,
Sonder ſich herzhafft gegenſtellen;
Je meh die Flüß laut rauſchend trutzen,
Je kräfftiger hin wider ſtutzen;
In ſumma: durch ſtandhafft gemüt
Vnd ſtrenge hand, die nicht ermüd;
Dann nichts iſt alſo ſchwer vnd ſcharff,
Das nicht die Arbeit vnderwarff,
Nichts mag kaum ſein ſo vngelegen,
Welchs nicht die Arbeit bring zuwegen;
Was die faulkeit halt für vnmüglich,
Das vberwind die Arbeit füglich:
Die Arbeit hat die Berg durchgraben,
Vnd das Thal in die höh erhaben,
Hats Land mit Stetten wonhafft gemacht,
Vnd die Ström zwiſchen Damm gebracht,
Hat Schif gebaut, das Meer zuzwingen,
Das es die Leut muß vberbringen,
Vnd die Leut vber flüß müß tragen,
Vnd ſich mit Rudern laſſen ſchlagen,
Das es die Schiff ſo geſchwind muß füren,
Als die vögel der Lufft thut rüren.
Derwegen, dieweil durch ſolch weiß,
Namlich durch arbeitſamen fleiß,
Die Zürcher haben vorgetroffen
Vilen, die auch dergleichen hofften,
Vnd han ein beſſern weg gefunden,
Wie die flüß werden vberwunden,
Vnd alſo han geſchafft ein Nam,
Der bleibt, ſo lang der Limmatſtram
Zu jrem Vater laufft in Rein,
Vnd der Rein kehrt im Meerkreiß ein,
So wer es je ein vnuerſtand,
Die Gſchicht zumachen nicht bekant,
Dieweil es je kein Fabel iſt,
Wie man vom Triptolemo liſt,
Der in kurtzer zeit hat durchgangen
Die gantze welt auff fliegend ſchlangen,
Noch ein gedicht von fliegend drachen,
Welche Medea zam kont machen.
Hie darff das Schiff kein flügel nit,
Wie Perſei Luftpferd, welchs er ritt,
Hie darff kein feltich man vmbthun,
Wie Ikarus, ſo ſchmelzt die Sunn,
Sondern ſtandmut vnd feſte Hand,
Das macht recht fligen durch die land,
Arbeit vnd fleiß, das ſind die flügel,
So füren vber Stram vnd hügel.
Derhalben weichet jr Poeten,
Die war geſchicht in falſch gdicht nöten.
Vnd laßt vns hören mit verlangen,
Wie im Sommer, newlich vergangen,
Von Zürich ein Gſellig Burgerſchafft
Mit gutem Glück vnd Mannesſtrafft
Gen Straßburg auf das Schieſſen fuhr,
Da ſie all freuntlicheit erfuhr.
Als nun war außgebrochen weit
Deren von Straßburg willigkeit
Zu pflanzung Nachbarlicher freundſchaft,
In jrem Außſchreiben, gemeinhaft

Ach wo! eher an Gluck und Glut,
Und als Knabenlein, ist er tot.
Da sein Mütterlein ihn sah also tot
Da fing sie an zu klagen sehr kläglich,
Sie hatte ihren einzigen Sohn verloren,
Ihr Herz war ihr fast von Leid zerbrochen.
Da sie nun hoch und sehr klagt
Da kam ihr Nachbarin auch dazu,
Erbarmt sich herzlich ihrer Klagt
Wollt, sie hatt ihm Gluck gewünschet,
Und sie ihrem Kind so gerne,
Wer Gluck hätt gewünschet ihm.
Sie sprach: Ach Gott, was ist mir Leid!
Ich hab mir Gluck gewünschet,
Und hab mir selbst damit geschadet,
Ich hab mir selbst damit gewünschet,
Mein Kind ist gestorben.
Wie ein Gluck hatte es mir Leid,
Ich wollt, ich hätt mir Gluck gewünschet,
Mein Kind hätte es nicht gethan,
Es wär noch lebendig.
Wie meiner Nachbar Kinder,
Den Gluck hatten sie nie Leid,
Und Glückskinder haben es nie Leid,
Drüber wird auch nicht erfreut,
Wie ich mich betrübe.
Da wollt traurig und Mutterlos,
Jedermann in Trauren saß,
Und sie nicht wollt getröstet sein,
Da kam vor ihr ein Todtenbett,
Darin glich wie ihr auch sah tot lich,
Also, daß sie auch wollt sterben,
Und wie sie vor sich kam zum Bett,
Da sah sie ihr Kind lebendig,
Frischen als wie zuvor Rosenfarb,
Die war sehr lieblich kommenbett,
Und sie ihr Kind auch wieder hatt
Lachend in Freudigkeit,
Ringelten haben ohne Maß,
Mischen sich mit großer Gluck,
Mischte, in sie ins Haus ein fort,
Da sie ihr Kind hatt wieder hatt,
Und in seine Eigen Wohnung,
Da sich ergötzten Mütter mann,
Und sie ihr Kind auch wieder hatt
Freudiglich Mutterlein sagte:
Dann ein gutes in Gluck sei,
Wann sagte Gluck sei dem gleich,
Aber es soll der ist mit Gluck,
Der Gluck hat, wie ein Kind,
Es kommt selbst an Unvorsag,
Es leben die Leut mit gnug,
Die Gluck haben, wie ein Kind,
Die Gluck ist, wie Kinder Gluck,
Wenn Gluck einiger maßen wenig,
Da hier hat Gluck ist wenig,
Dann ist auch Gluck ist wenig,
Ich will Gluck nicht mehr,
Ich will Gluck nicht mehr,
Ich will Gluck nicht mehr

O Rein, mit deinem hellen fluß
Dien du vns nun zur fürdernuß!
Laß vns geniesen deiner Gunſt,
Dieweil du doch entſpringſt bey vns
Am Vogelberg bey den Luchtmannen,
Im Rheinzierland, von alten Anen,
Vnd wir dein Thal, dadurch du rinnſt,
Mit bawfeld zieren, dem ſchönſten dienſt!
Schalt diß Wagſchiflin nach begeren,
Wir wöllen dir es doch verehren,
Leit es gen Straßburg, dein zird,
Darfür du gern laufſt mit begird,
Weil es dein ſtrom ziert vnd ergetzt,
Gleich wie ein Gſtein im Ring verſetzt!"
Der Rein macht diß kaum hören auß,
Da wund er vmb das ſchiff ſich krauß,
Macht umb die Rüder ein weit Rad,
Vnd ſchlug mit freuden anß geſtad,
Vnd ließ ein rauſchend Stimm da hören,
Drauß man macht diſe wort erklären:
Friſch dran, jr lieben Endgenoſſen!
Sprach er, friſch dran! ſeit vnuerdroſſen!
Alſo folgt eweren Vorfaren
Die diß thaten vor hundert jaren!
Alſo muoß man hie Rhuom erjagen,
Wann man den Alten will nachſchlagen.
Von ewerer Vorfaren wegen
Seit jr mir willkomm hie zugegen.
Jr ſuocht die alt Gerechtigkeit,
Die ewer Alten han bereit,
Dieſelbig will ich euch gern gonnen,
Wie es die Alten han gewonnen.
Ich weiß, ich werd noch offtmals ſehen,
Solchs von ewern nachkommen gſchehen,
Alſo erhelt man nachbarſchafft;
Dann je der Schweitzer eigenſchafft
Iſt Nachbarliche freuntlichkeit,
Vnd in der Not ſtandhafftigkeit.
Ich hab vil ehrlich leut vnd Schützen,
Die auf mich in Schiff thäten ſitzen,
Geleit gen Straßburg auff das ſchieſſen;
Dafür mit freuden ich thu flieſſen.
Aber keine hab ich geleit
Noch heut des tags mit ſolcher freud.
Fahr fort! fahr fort! laßt euch nichts ſchrecken,
Vnd thut die lenden daran ſtrecken.
Die Arbeit trägt daruon den ſieg,
Vnd macht das man hoch daher flieg
Mit Fama, der Rümgöttin herlich;
Dan wz gſchicht ſchwärlich, dz wirt ehrlich.
Mit ſolchen leuten ſolt man ſchiffen
Durch die Meerwirbeln vnd Meertiſen,
Mit ſolchen forcht man kein Meerwunder
Vnd kein wetter, wie ſehr es tunder,
Mit ſolchen dörfft man ſich vermeſſen,
Das eine fremde Fiſch nicht freſſen:
Dann diſe alles vberſtreitten
Durch jr vnuerdroſſen arbeiten.
Mit diſen Knaben ſolte einer
Werden des Jaſons Schiffartgmeiner
In die Inſul zum Gulden Wider:
Da wüßt er, das er käm herwider.
Weren diſe am Meer geſeſſen,
So lang wer vnerſuocht nicht gweſen
America, die newe Welt;
Dann jr Lobgir het dahin gſtellt.
Laßt euch nicht hindern an dem thun,
Das auff die haut euch ſticht die Sunn,
Sie will euch manen nur dadurch,
Das jr ſchneid tapfer durch die furch.
Dann ſie ſeh gern, das jr die gſchicht
Vollbrächten bey jrm ſchein vnd liecht,
Damit ſie auch Rhuom dauon trag,
Gleich wie ich mich des Rhümen mag.
Die Blatern, die ſie euch nun brennt,
Vnd die jr ſchaffet in der hend
Werden euch dienen noch zu Rhüm,
Wie zwiſchen Tornen eine blüm.
Jr dörft euch nicht nach wind vmbſehen,
Jr ſeht der wind will euch nachwähen.
Gleichwie euch nun diß wetter lidt,
Alſo din ich auch vnbetrübt,
Jr ſehet je mein waſſer klar,
Gleich wi ein Spiegel, offenbar.
So lang eman würd den Rein abfaren
Würd keiner ewer lob nicht ſparen,
Sonder wünſchen, das ſein ſchiff liff,
Wie von Zürich das Glückhaffte ſchiff. —
Wolan, friſch dran! jr habt mein gleit
Vmb ewer ſtandhafft freudigkeit,
Die ſtraß auff Straßburg ſey euch offen,
Jr werd erlangen was jr hoffen:
Was jr euch hrut frü namen vor
Das würd den abend euch noch wor,
Heut werd jr die Statt Straßburg ſehen,
So war ich ſelbs herzuo werd nähen,
Heut werd jr als wolkommen gäſt
Zuo Straßburg noch ankommen reſch.
Nun liebs Wagſchiflin lauff behend,
Heut würſt ein Glückſchiff noch genent,
Vnd durch dich wert ich auch geprüſen,
Weil ich ſolch trew dir hab bewiſen.
Solch ſtimm der Gſellſchaft ſeltzam war
Vnd ſchwig drob ſtill erſtaunet gar.
Es daucht ſie, das ſie die Stimm fül,
Als wann ein wind bließ in ein hül;
Derhalb jagt ſie jr vn ein muot,
Gleichwie das horn vnd ruoffen thut
Des Jägers, wann es weit erſchallt
Den Hunden inn dem finſtern wald,
So ſie im tieffen Thal verlauffen,
Vnd die Berg auff vnd ab durchſchnauſen,
Alsdan jn erſt die waffel ſchaumpt,
Vnd kommen auff die ſpür vngſaumpt,
Alſo war auch dem Schiff die Stimm,
Bekam zu ruodern erſt ein grimm,
Thäten ſo ſtarck die Rüder zucken,
Als wolten fallen ſie an rucken,
In gleichem zug, in gleichem flug,
Der Steürman ſtünd feſt an dem pflug
Vnd ſchnitt ſolch furchen inn den Rein.
Daß das vnderſt zu oberſt ſchein.
Die Sonn het auch jr freüd damit,
Das ſo dapffer das Schiff fortſchritt,
Vnd ſchin ſo hell inn dRüder rinnen,
Das ſie von fern wie Spiegel ſchinen.
Das geſtad ſcherzt auch mit dem Schiff,
Wann das waſſer dem land zuliff,
Dann es gab einen widerthon,
Gleich wie die Rüder thäten gon;
Ein Fluot die ander trib ſo gſchwind,
Das ſie eim vnderm gſicht verſchwind.
Ja der Rein warff auch auff klein wällen,
Die dantzten, vmb das ſchiff zu gſellen,
Inn ſumma: alles fröudig war,
Die Schiffart zuvollbringen gar.
Die vertröſtung Rhuom zuerjagen,
Erhitzigt jr hertz, nicht zuzagen,
Wiewol ſie jetzund gar nah kamen
Auff Lauffenberg, ſo hat den Namen
Von des Reins hohem lauff vnd fall,
Da etlich Berg mit groſſen ſchall
Dem Rein auß neid ſich widerſetzen,
Die ſich dadurch doch ſelbs verletzen,
Dann je der Rein on alle ſchew
Etzt durch ſie eine ſtraſſen frey,
Vnd wirt ſie mit der weil verzeren,
Zu eim vorbild, demut zulehren,
Vnd nicht zu vnderſtohn mit Zwergen
Den Himel zuſtürmen mit Bergen. —
Als ſie daſelbs nu durch die Brück
Füren mit des Reins gutem glück,
Da dankten ſie jm für die trew,
Vnd beſahen das ſchön gebew,
Vnd redten von der Salmen wog,
Wie der Rein da vil Salmen zog.
Folgends auff Seckingen ſie ſchifften,
Die das volck der Segwanen ſtifften,
Da des Reins achteſt Bruck angeht,
Vnd in Sant Fridlins Inſul ſteht.
Noch muſten ſie ſich weiter ſchicken
Zu einem Strudel vnder Bücken,
Welcher der dritt iſt in dem Rein
Vnd ſchrecklich laut vom namen ſein,
Dann er genant iſt im Höllhacken,
Weil nach den ſchiffen er thut zwacken,
Da ſprachen ſie dem Schiflin zu,
Das es jetzund ſein beſtes thu,
Vnd eil auf Reinfelden geſchwind,
Da es die neundte Reinbruck find

Wann es durchbrech den Waſſerbruch,
So ſind es darnach, was es ſuoch.
Eh ſie diß hetten außgeredt,
Waren ſie hindurch auff der ſtett:
Da lobten ſie den reinen fluß,
Das er ſo gedultig on verdruß
Durchtring durch ſein ſtandhafftigkeit
Der Felſen vngeſtümmigkeit.
Alſo müß allen den gelingen,
Die durch den Neid nach ehren ringen,
Alſo auch vnſerm Schif geling
Das es noch heut ſein lauff vollbring!
Inn des kamen ſie für Reinfeld,
Welchs billich alſo wirt gemeldt,
Dieweil daſelbs der Rein fängt an
Zurinnen reyn vnd ſtill dauon,
Das er ſicht wie ein eben feld,
Vnd vnbetrübt ſich forthin ſtellt,
Welchs er gleichſam zu lieb thun ſcheint
Der Statt, die ſich jm längſt verfreund,
An bey dem Gſtad, Baſil genannt
Dem haupt in dem Trautricherland.
Die mit Angſt, etwan genant Rurich,
Gebawt ward von des Königs Turich
Vnderthanen, den Treuwackern,
Die von dem Rein mit den Trautrachern,
Auff das man das Reinland erfüll,
Zogen dem Gbürg nach, vnd der Ill
Auff Illfurt, da ſie vberfürten,
Durchs Leimtal der Birſick nachſpürten,
Deren ſie folgten, biß ſie länden,
Da Birſick vnd Birß in Rein wenden.
Da laß ſich nider der ein hauf
Und nanten das ort Baß Ill drauf,
Weil ſie ein Bäſſer Ill da funden,
Da ſie der Ill vergeſſen kunten.
Von diſer alten Kundtſchaft wegen,
Meint man, zeig ſich der Rein ſo glegen,
Eh er auff die Statt Baſſil kompt,
Dieweil ſie ſein Gſtad hat vil gfromt
Beides mit dapffrer leut vertrawung
Vnd ſeines Talgeländs erbawung,
Welcher kundtſchafft auch hat genoſſen
Zum gleit die geſelſchaft vnuerdroſſen,
Dieweil ſie der Statt vnd dem land
Mit Eidverbündnuß ward verwant.
Derhalben als ſie ſah von weite
Der Statt ſpitzen, ſich ſehr frewte,
Vnd ſprach alsbald zuſammen do:
„Ein guts ſtück wegs ſind wir nun fro,
Baſel ſoll uns ſein ein gut zeichen,
Das wir noch Straßburg auch erreichen.
Diſe Statt frewt vns wol ſo ſehr
Als Orion die leut zu Meer.
Han wir den rauchſten weg erwunden,
Der weteſt wirt auch wol gefunden.
O Baſel, du holtſelig Statt,
Die den Rein in der mitte hatt,
Allda er nimt ein newen ſchwang
Gegen mitnacht vom Nidergang,
Du muſt gewiß ſehr freuntlich ſein,
Weil durch dich freundtlich rinnt der Rein!
Darumb nach deiner freündtlichkeit
Auff Straßburg freündtlich vns geleit!“
Hiemit ſtallten ſie friſche an,
Die fuoren für die Statt hinan
Vmb zehen vhr, da ſah man ſtehn
Sehr vil volcks auf der Reinbruck ſchön,
Zuſehen dieſe waghafft Geſellen,
Wie auff den Rein ſie daher ſchnellen,
Vnd verrichten eine ſolche that,
Die in vil jaren niemandt that,
Damit ſie ſolches jren Kinden,
Wann ſies nicht glaubten, auch verkündten,
Vnd dabei jnen zeigten an,
Wie küne arbeyt alles kan.
Als ſie das volck nun allda ſah
Durch die Bruck faren alſo gah,
Als ob ein pfeil pflüg von dem Bogen,
Oder ein Sperwer wer entflogen,
Da rüfft es ſich gantz freudig an:
„Der Mechtig Gott lent ſie fort an,
Der jnen ſo weit geholffen hat.
Der helff jn weiter zu der Statt!
Ein ſolchen mut wöll Gott den geben,
Welche nach Rhuem vnd ehren ſtreben!“
Hinwiderumb thöneten ſie auch
Mit den Trommeten ſcharff vnd rauch,
Das es gab ſo ein widerhall,
Als thet ein Baum im thal ein fall,
Dan vom Rhuodern vnd gſchwindigkeit
Ward der thon gebrochen vnd verleyt.
Das volck het kaum jhr wunſch verricht,
Verlor das Schiff ſich auß dem Geſicht.
Demnach nun Baſel war fürober,
Sah die Geſelſchaft Briſach lieber;
Aber bei Ißtein, einem Schloß,
Welches zerſtört ſteht, öd und bloß,
Wolt ſich erſt auch ein Strudel ſtreuben,
Vnd thät groß wällen da auftreiben;
Jedoch die Gſellſchaft es veracht
Vnd ſprach, Es het gleich ſo vil macht
Als diß Schloß, bei dem er her ſtrudelt,
Welchs zu der Wehr war gar verhudelt.
Konten wir Strudelberg durchtringen,
Wir wölln auch Hügel vberſpringen;
Kan vns den Muot kein hitz zerſpalten
Würd den kein Eiſtein nicht erkalten.
Trangen demnach auf Newenburg,
Ein Stettlein ſo bedarff groß ſorg,
Dieweil der Rein mit ſeinem lauff
Tringt alſo ſtark vnnd heftig drauff,
Vnd laßt ſein macht ſo ſtreng da ſchawen,
Das man jn nicht gnug kan verbawen;
Hat mit der weil auch mit ſein güſſen
Der Statt ein gut ſtuck hingeriſſen,
Welchs die Geſelſchaft thet betrauern,
Vnd baten den Rein vmb bedauren,
Das er ſein zorn wöll lan verſtiſen,
Vnd ſie einmal der Ruh lan gniſen.
Weil ſie noch reden diſe Wort,
Stis ſie der Rein auf Preiſach fort,
Welche Statt an eim Berg ſich helt,
Von deren Brißgaw wurd gemelt,
Vnd lag etwa mitten im Rein,
Daher es ſchein Elſaſſiſch ſein.
Als ſie dieſelbig ſahen weit,
Da gab es jnen muot vnd freidt,
Die weil da halber weg zu Rein
Von Baſel ſoll auff Straßburg ſein.
Vor groſſer freud, die ſie empfiengen,
Die Rhuder des fertiger giengen,
Alſo, das ſie ehe kamen hin,
Dann ſie es hetten inn den ſinn:
Nemlich vngefer zu zwey vhren.
Welche als die Burger erfuohren,
Lieſſen ſie zu, die zu beſchawen,
Die groſe Flüß zuzwingen trawen,
Welches, als ſie beſehen hatten,
Lobten ſie jhre mannlich thaten,
Das ſie ein ſolchs beynah vollbrächten,
Welchs ſein vnmüglich vil gedächten.
Derhalben werd man ſie auch Preiſen
Allweil Preisgaw vom Preiß würd heiſen.
Nachdem nun ſie auch an dem ort
Durch die Bruck fuoren glücklich fort,
Da manten ſie einander wider,
Das man nun täcklich führ hernider,
Dieweil der Rein doch für ſie wer,
Vnd ſtrenger nun zu lauffen beger.
Aber je meh der Rein fort ſtis,
Je meh die Sonn jr kraft bewis;
Dann als ſie mit jrn ſchnellen geulen
So hefftig in die höh thät eylen,
Zu ſein im Mitten zu Mittag,
Auff das ſie da auffſpannen mag,
Ward ſie vom eilen ſo erhitzt,
Das ſie nur feurſtral von jr ſchwitzt;
Die ſchos ſie hin vnd her ſehr weit,
So wol auff arbeitſame leut,
Als müſige, auff jene drumb,
Das bald zu end jr arbeit kumb,
Auff diſe drum, das ſie empfinden,
Wie ſich arbeitend Leut befinden,
Dan welchen die hitz thut gewalt,
Die ſtellen nach der Küle bald,
Und fördern jre ſachen meh,
Das ſie dieſelb erlangen eh.
Fürnemlich aber ſchos jr ſtral
Die Sonn auf vnſer Schiſtin ſchmal,

Weil ſie im ſchir vergonnen thet,
Das es lif mit jr vm die wett,
Vnd wolt jr nachthun jren lauf:
Mit jr gehn nider, wie auch auf.
Jdoch die manlich Reisgefärten
Achteten nichts der beſchwärden,
Jhr ehrenhitzig Rumbegird
Stritt mit der Sonnen Hitz vngeirrt,
Die euſſerliche prunſt am leib,
Die innerlich prunſt nicht vertreib.
Je meh erhitzt ward jr Plut,
Je meh entzindet ward jr Mut,
Je meh von jnen der Schweis floß,
Je meh Muts jn die Reis eingoß,
Dan arbeit, mühde, Schweiß vnd Froſt
Sind des Rums vnd der Tugend koſt,
Das ſind die ſtaffeln vnd ſtegreif,
Darauf man zum lob ſteiget ſteif,
Mit müſſiggang vnd gmachlichkeit
Man keinen Namen nicht bereit,
Die ſchimlig faulkeit vnd wollüſt
Ligen vergraben inn dem Miſt.
Aber von ernſthitzigem fleiß
Mus der ſtahl ſchmelzen wie das Eiß,
Vnd widerumb durch ſtanthaft anhalten
Mus das Eis in Kriſtall erkalten,
Gleich wie auch von der Sonnen gſchicht,
Wie man in Schweitzergbürg oft ſicht.
Mit der weis kan ein ſtanthaft Man
Eben dis, ſo die Sonn auch kan.
Wie ſolt dan ſolchen ſtandhaft Freunden,
Die zu der Arbeit ſich vereinten,
Die Sonn nun etwas angewinnen,
So ſie doch jre Kunſt auch künnen?
Vnd gleich wie ſie die Erd erhert,
Vnd das Wachs erweicht vnd verſert,
Alſo zutrotz dem Sonnenſtrall
Erherten ſie gleich wie Kriſtall,
Vnd die müh, welche ſcheint Kriſtallen,
Weichen ſie, das ſie muß zerfallen,
Vnd halten nur der Sonnen ſtich,
Für anmannung zu fördern ſich:
Dan wer ſchön Wetter haben will,
Mus leiden, das er die Sonn fül.
Derwegen als die Sonn vermerckt,
Das nur jr Manheit wurd geſterckt,
Vnd ſah allweil das Schiff forteilen,
Da ſorgt ſie, ſie möcht ſich verweilen,
Das jr vielleicht das Schiff vorkäm,
Vnd alſo jr das lob benäm,
Derhalben, nicht halb außgerhut,
Spannt ſie friſch Pferd vor wolgemut,
Lis ſich aus jrem guldnen Sal,
Vnd rennt inn eim Kib ab zu thal,
Als wann vom Himel ein Feurſtral
Schießt plötzlich inn ein ferres thal.
Sie praucht ſich auch ſo emſiglich,
Das ſie bei Reinau jnn vorſtrich,
Vnd zeigt ſich dem Schiff auf den ſeiten,
Jm zu dem Wettlauf auszubieten,
Welchs diſe Männer meh ermant,
Das weidlich ſie anlegten hand,
Fürnemlich da ſie daucht von ferr,
Wie nun ein gſtirn jn forſchin her
Vom widerſchein der hohen ſpitzen
Des Thurns zu Strasburg, durch hell plitzen,
Die auf der ſpitz die Sonn erregt,
Auf das ſie die Geſelſchafft bewegt,
Vnd alſo gleichſam mit jr ſcherzt,
Vnd ſie zu faren macht beherzt.
Dan jr der Kib vergangen war,
Als ſie ward jres vortheils gwar
Vnd liß die Pferd gern langſam traben,
Meh kurzweil mit dem Schiff zuohaben,
Welchs mit jr, vngewonter weis,
Auf dem Rein wett lif vm den preis.
Dann groſe händel vnderſtehn
Würd ſo wol globt, als ſie begehn.
Aber ſie mußt hernider eilen,
Die Erd ſich laſſen zu erkülen,
Vnd ſich ſelbs im Mör zuerfriſchen,
Vnd den feurig ſchweiß abzuwiſchen;
Jdoch zuletzt eh ſie verlauf
Sprang ſie zu etlich malen auf
Hinter den Bergen mit jrn plicken,
Zuſehen, wie ſie ſich nachſchicken,
Vnd als ſie es ſah ſchier vollpracht
Sprang ſie noch eins zu guter nacht,
Vnd befal die Geſelſchaft dem Rein,
Der ſie leit gar in dStatt hinein,
Welchs der Rein gar treulich that,
Vnd ließ ſich hören am geſtad
Mit gröſſerm rauſchen vor meh fröuden,
Das ſie ſo nah der Statt zuleiten.
Sie lieſſen auch zu lob dem Rein,
Vnd zum zeichen, das ſie da ſein,
Die Trommen vnd Trommeten gehn,
Das es gab ein groß fröuden gthön,
Sie danckten Gott auch ſonderlich,
Der jnen hat ſo gnädiglich
Sein Gſchöpf zu der fart dienen lon:
Die Waſſer, Wetter vnd die Sonn,
Vnd ſie vor aller gfahr bewart,
Auch jn kreft geben zu der fart.
Drauf hat der Rein ſein abſcheid gnommen,
Auf das er bald ins Mör möcht kommen,
Vnd jhm die fremde zeitung pringen,
Wie er vm rum werd mit jm Ringen,
Weil man auf jm fahr auch ſo geſchwind,
Dazu on Segel vnd on Wind
Doch zu Strasburg an der Reinprucken
Da hat der Rein geſucht ein lucken
Von altem her hinein inn dStatt
Mit eim Arm auß ſondrer libthat,
Nicht allein drum, das ſie die Jll,
Davon man Elſas nennen will,
Samt der Preiſch lait zum Haupt dem Rein:
Vnd alſo mit der Stat verein, —
Sonder auf das der Rein zugleich
Durch diſen Arm der Stat ſein raich,
Was jnen wirt gefüret zu,
Es außzuladen mit guter rhu,
Vnd durch den Arm, genant der Gieſen,
Die Schiff wie in ein Port darfliefen,
Vnd die Freund, ſo ſie bſuchen wöllen,
Mögen in mittler Stat ausſtellen. — —
Zum ſelben Gieſen ſie anfuren,
Vngefär vm die ſibend vren;
Weil man aber vor hat vernommen,
Das die Geſelſchaft an ſolt kommen,
Auch etlich Gwett darauf waren bſchehen,
Wo man ſie heut würd kommen ſehen:
Da ſtund vom Giſen zwar herauf
Zum Kaufhaus zu ein ſolcher hauf
Von Mann vnd Weibern, Jung vnd Alt,
Das es ſah wie am Gſtad ein Wald,
Welcher hauf als ers ſah herkommen
Mit jren Trommeten und Trommen,
Da ſprach er: „Allhie ſind die Leut,
Die wir heut han erwart ſo weit,
Hie ſind dieſelben Eidgenoſſen,
Welche vollprachten, was ſie bſchloſſen!
Wer will forthin meh können ſagen,
Das Arbeit nicht könn als erjagen,
Weil ſie aus vier Tagreiſen heut
Hat ein gemacht, vnd nah das weit,
Vnd gzeigt, das Nachbarn nicht allein
Auf etlich zwenzig Meilen ſein,
Sonder treiſig, ja ſechtzig Meil,
Wan man nach der Reiß rechnen will?
Dis ſind recht Nachbarn, die wol weit,
Doch, wan ſie wöllen, nach ſind heut,
Vnd Nahen Nachbarn auch zugan,
Vnd ſich kein müh dran hindern lan.
Wie ſollt man nicht als guts den trauen,
Die kein müh noch not hat gerauen,
Jr Nachbarn zubeſuchen weit,
Was thäten ſie zu andrer zeit?
Darum ſind ſie vns wol willkommen,
Die vns zu lib ſolchs für hant gnommen.
Billich thun wir jn an all Ehr,
Die vns zur Ehr auch kommen her.
Gott wöll die libe Nachbarſchaft:
Ein Statt Strasburg vnnd Eidgnoſſſchaft,
Jn ſtäter freuntſchaft ſtäts erhalten,
Wie ſie beſteht noch von den Alten!"
Dis vnd dergleichen ſagten da
Die Burger, vnd was jn zuſah.
Desgleich die Geſelſchaft ſehr erfröut,
Das man jr wart mit groſſer fröud

Sprachen: vmſenſt iſt nicht die mich;
Weil man mit danck verſtehet die.
Wer wolt den nicht zu lib was thun,
Die liblich ein empfangen nun.
Haben wir anders nicht davon,
Tragen wir doch den Rum zu lon.
Wer aber nichts vm Rum darf wagen,
An dem mag man der Ehr verzagen.
In dem furen ſie fort im Gieſen,
Da ſie die Kinder willkomm hieſen,
Den wurfen ſie nach altem ſitt,
Welches bedeutet danck vnd frid,
Jr Zürchiſch Brot, gnant Simelring,
An das Geſtad, das mans empfing.
Das wärt hinauff das gantz geſtaden,
Dan ſie vor hatten eingeladen
Treihundert ſolcher Semelbrot,
Welchs, wann man bei den Alten bot,
Deits Gaſtfreiheit vnd Freuntlichkeit,
Darvon die Schweitzer ſind beſchreit.
Folgends, als aus dem Schiff ſie giengen,
Zwen Herrn des Rhats ſie da empfiengen
Von wegen einer Oberkeit,
Welche ſich jrer ankonſt freit,
Die alſo wunder glücklich ſei
Vollpracht, auß Nachbarlicher treu,
Welche beſuchung ſie nun mehr
Rechne für gros Freuntſchafft vnd Ehr,
Jren vnd jrem Schieſſen gſchehen,
Dafür man jren danck ſoll ſehen,
Vnd jren fleiß, ſtehts zu erfüllen
Den Alten Nachbarlichen willen,
Wünſchend, das gleich wie die Schiffart
Glücklich vollpracht wer vnd bewart,
So glücklich beſteh jderzeit
Der beiden Stett lib freuntlichkeit.
Nach geendter Red führt man ſie all
Mit Trommen vnd Trommeten ſchall
Aufs Ammeiſters Stub zu dem Eſſen,
Da vil Volcks war zu Tiſch geſeſſen
Von Burgern vnd fremd Schützen zwar,
Die jrenthalb warn kommen dar.
Auch erſchienen jn da zu Ehren
Stett- vnd Ammeiſter vnd Rhatsherren,
Die zwiſchen ſich zu Tiſch ſie ſetzten,
Vnd mit Geſpräch vnd Speis ergetzten,
Desgleichen auch mit Muſicſpilen;
Vnd was ſie wußten jn zu willen.
Sie liſen auch gleich pringen dar
Den Hirs, der zu Zürch kochet war,
Vnd liſen des auf jden Tiſch
Ein Platt voll tragen, warm und friſch,
Deſſen ſich mancher gwundert hat,
Wann er jn an Mund prennen that.
Hatten drob mancherlay geſpräch,
Das jn des kurtzer wurd die Zäch,
Sagt jder auch von ſeinen Reiſen,
Vnd wolt das ſein vor allen preiſen,
Doch lobet mehrtheils diſe Reiß,
Die jnen den Hirs liſert heiß,
Vnd preißten die Zürcherknaben,
Das ſie ſo wol ſich gprauchet haben,
Desgleichen auch die Eidgnoſchaft,
Die jn den Abend frölich ſchaft.
Man ſprach auch zu den Schiffartgſellen,
Das ſie ſich frölich wolten ſtellen,
Diweil man vm ergezlichkeit
Wer zſamen kommen alſo weit,
Vnd ſie geländt weren an dem ort.
Da gut ſei der Hafen vnd Port,
Wie Glückhafft ſie zu ſchiffen weren:
So freuntlich ſoltens ſichs erklären;
Dan man ſagt, wem das Glück wol will
Der dantzt auch on ein Seitenſpil,
Vnd welchen das Glück an thut lachen,
Der kan auch andre lachen machen;
Auch darum erfröut ein das Glück
Das er auch ander Leut erquick;
Dan gwißlich iſt vnfreuntlichkeit
Ein ſtuck der vnglückſeligkeit.
Diß ſei der Freuntſchaft eigenſchaft:
Zur fröud hertzhaft, zur not ſtandhaft.
Sie ſolten mit Wein külen nun
Was heut verprennet het die Sunn,
Vnd ſolten jß zu lib dem Rein
Auch trincken Rain den Reiniſchen Wein;
Sie ſolten nun die Bächer vben,
Gleich wie ſie heut die Ruder triben,
Vnd werfen auf ein Glückgeſchirr,
Welchs jres Glückſchiffs Namen führ.
Dergleichen mocht man jn zu ſprechen
Nach der Freund Ehren Fröud zurechen,
Demnach von Freud gnant ſind die freund
Gleich wie von Fehde ſind die Feind.
Hierauf die Gſelſchaft ſich erzeigt,
Wie Freund, zu freundlichkeit geneit,
Erwis, von wegen jrer Statt,
Das Hertz, ſo ſie zu Strasburg hat,
Vnd wie ſie noch die Alten weren,
Die Nachbarſchaft zu halten gweren.
Nach dem das Mal nun war vollend
Leit ſie in jr beſtellt Loſament
Zum Hirtzen, die Herrſchaft der Statt,
Da die Gſelſchaft jr Rhu dan hat.

(Donnerſtag, den 21. Junij)

Folgenden Tag führt man ſie hnaus
Auff den ſchießplan ins Neu Schießhaus,
Zeigt jn herum den gantzen Plan,
Bei Zilſtett, vnd was drum vnd dran.
An allem gefal jn der gros fleiß
Fürnemlich am künſtlichen Gheus,
Welches den Armproſtrain vmpfieng.
Nach diſem man in dHerberg gieng.
Nach mittag die geordnet Herren
Zeigten, was ſie mochten begeren:
Als das berühmt herrlich Zeughaus,
Ein Kleinot diſer Statt voraus
Burgern vnd Freunden zu eim ſchuz,
Vnd den Feinden zu einem truz.
Dan tröſtlich ſoll man ſein den Freunden,
Vnd ſchrecklich zu der not den Feinden,
Jens, das man meh Freundſchaft erreg,
Diſes, das man Feindſchafft zerleg.
Auch zeigt man jn auß ſondern treuen
Die Speicher vnd die Kellerelen,
Vnd als der Tag ward hingepracht,
Gieng man auff dSchneiderzunft zu nacht
Dan ſie dahin lud, das man täm,
Von Zürich der Burgermeiſter Bräm
Weil daſelbs wern loſiret ein
All Eidgnoßſchützen, die da ſein.

(Freitag, den 22. Junij.)

Am Freitag führt man ſie darnach
Inn das Münſter, da man beſach
Das künſtlich Brwerk, gantz vollkommen,
Desgleich man nicht vil hat vernommen,
Darab man ſpürt, wie Künſtlichkeit
Auch werd halt diſe Oberkeit;
Dan nichts zirt eine Statt ſo ſehr,
Als ehrlich Künſt vnd gute Lehr,
Diweil ſie weißlich führen, lenden,
Die Jugend fein in allen Ständen.
Daher jung Leut, wol angewiſen,
Das Lebendig Gmeur der Stat hiſen.
Folgends man auf den Thurn hoch ſtig
Das man das ſchön Geben erwig.
Da ward auf des Thurns höchſten plon
Angericht ein Collation,
Vnd demnach inn das Chor gegangen,
Da man beſach mit gros verlangen
Das Einhorn, welchs acht ſchuch lang war,
Ein herliches Kleinot fürwar.
Nach Mittag giengen ſie gleich all
Auf die Pfaltz, Cantzley vnd Marſtall,
Folgends inns Spital man ſie leit,
Da ein Abendtrunck war bereit,
Auch Wein von Hundert virtzig Jar,
Welchem doch grawet noch kein Har.

(Sambſtag den 23. Junij.)

Am Samſtag, da man innen ward,
Das die Gſelſchaft wolt auf die fart,
Da dankten jn die Herren ſehr
Der Freudenbeſuchung vnd Ehr,
Vnd das ſie nun erneuert hetten,
Was vorlängſt jr Vorfaren theten
Auß Nachbarlichen Willen gfliſſen,
Deſſen ſehr groſſen danck jn wiſſen
Ein ganzer Rhat, ſamt der Gemein,
Vnd ſind geneigt, ſolchs nicht allein
Vm ein gantzen Ehrſamen Rhat

Zu Zürich, mit jr möglichſter that,
Sonder beſonder vm ein jden
Zubſchulden mit gonſt, Ehrerbiten,
Auch zu gedächtnus der Schiffart
Den Hafen, darauf gewettet ward,
Vnd wog hundert vnd zwenzig pfund,
Aufzuheben, das es werd kund;
Ferner zu Steifer bezeugung
Irer gantz Nachbarlichen neigung
Zu Zürich, vnd alln inſonderheit
Sei jdem ein Fanen bereit,
Mit der Stattwapen fein gezirt,
Wie der eim guten Schützen gbürt,
Den werd man einem jden reichen
Zu jrer Reiß glückhafftem zeichen,
Dan weil ſie könten ſo geſchwind
Als ein Pfeil vom Armproſt verſchwind
Von Zürch gen Strasburg fliegend ſchieſen,
Solten ſie billich des genieſen,
Gleich wie ein andrer ſchütz des genießt
Wan er zu dem Zweck gewiß ſchießt,
Weil ſie den Zweck, jn gſetzet vor,
Nemlich Strasburg, erreicht han zwar,
Dan diß ein gwiſſer Schütz wol heißt,
Der das erreicht, nach dem er reißt,
Vnd kan das vnſtät Glück noch zwingen,
Jne, dahin er ſinnt, zupringen.
Auch wöll man der Statt zugedenken
An jden Fanen dazu hencken
Ein Atlasſeckel, vnd darinnen
Fünf Denckpfenning, ſolchs lang zuſinnen.
Nach diſem man die Geſelſchafft nam
Vnd aufs Ammeiſters Stad gleich kam,
Vnd da die Letz mit jnen aß,
Vnd keiner Freuntlichkeit vergaß,
Mit gutem gſpräch, mit tranck vnd Speiß,
Mit Muſic auf vilerley weiß.
Als nun der Imbiß ward geendt,
Vnd der danck nach gebür vollendt,
Da fand die Geſelſchafft ſechs Rollwägen
Vor jrer Herberg gleich zugegen,
Darauf ſie furen hin mit fröuden,
Vnd thaten ſie vil Herrn geleiten,
Meh, dann auf treiſig Pferd hinaus,
Auch Stett- vnd Ammeiſtr voraus.
Und als ſie bei die Marckpruck kamen,
Die Herren da jr Vrlaub namen,
Mit vberreichung Wein vnd Prot,
Welchs man jn in die Wägen bot.
Da gieng die rechte letz erſt an.
Jder wolt ſein zu gdenken lan,
Vnd entdecken ſein hertzlich treu.
Fürnemlich ſagt die Geſelſchaft frei,
Sie wolt, bei Treu der Eidgnoſſen,
Bewiſen Treu Vnbſchuld nicht loſen,
Vnnd forthin Strasburg Trausburg haiſen,
Vnd die Trau bei Nachkommnen preiſen.
Auch diſe Fanen, jn gegeben,
Zu gdächtnuß ſolcher Treu, aufheben,
Vnd die Denckpfenning ſtäts anhencken,
Kindskinden, Strasburg zu gedenken. —
Secht, was die Treu hat für groß kraft,
Die ein ſtark Freuntſchaft ſterker ſchaft
Deshalb ſich Teutſcher Treu gefliſſen!
Vm die ſtäts warn die Teutſchen gprieſen,
Vnd welcher auß der art will ſchlagen,
Den ſoll kein Teutſchen ſein, man ſagen.
Als man ſich nun het gnug gelet,
Mit gſpräch, wunſch, grus vnd trunk ergezt,
Auch gwünſcht, dz ſie zu land glück heten,
Gleich wie ſie zu Schiff haben theten,
Fuohr die Geſelſchaft auf Bennfelden,
Da ſie dieſelbig nacht einſtellten.

(Sontag den 24. Junij)

Morgens tags, als die Sonn herſchein,
Kam die Geſelſchaft vberein,
Mittags zu Schletſtatt auszuſpannen.
Schickten deshalben vor von dannen
Ein Soldner, welcher ſolchs beſtellt;
Dan jnen wurden zugeſtellt
Zwen Soldner von Strasburg, der Stat,
Deren der ein den Befelch hat,
Das er ſolt der Furirer ſein,
Der ander ſolt biß Zürich hinein
Zalen, beides, für Roß vnd Män,
Welchs da beid Soldner han gethan;
Doch theten von Schletſtatt die Herren
Der Geſelſchafft da den Wein verehren. —
Von dannen ſie auf Kolmar raiſten,
Da jn die Herrn gut Geſelſchaft leiſten.

(Montag, den 25. Junij)

Auf Montag ſie auf Enßheim zugen,
Und fortan jr Nachtläger ſchlugen
Bei den Eidgnoſſen zu Müllhauſen,
Die ſie mit freuden da behauſten,
Löſten ſie koſtfrei von dem Wirt,
Vnd hiltens, wie Eidgnoſſen gbürt.
Dan ſie zu Habſen zu Mittag
Sie auch frei hielt folgenden tag,
Darum es wol Milthauſen his,
Diweil ſie ſich ſehr milt erwis.

(Dinſtag, den 26. Junij)

Als folgends ſie auf Baſel kamen,
Die Basler ſie ſehr bald vernamen,
Vnd wie ſie jnen vor mit ſchieſen,
Als ſie vorſchifften, Ehr bewiſen,
Alſo bewiſens ſie nun auch,
Vnd ſchoſen, das es gab ein rauch.
Es war von Volk ein groß geträng,
Als ſie einfuren, von der mäng,
Sah die Fanen mit luſt voraus,
Die ſie ſteckten zun Wägen aus. —
Daſelbs geſchah jn auch vil Ehr
Mit Ehrenwein, vnd anders mehr.

(Mitwoch, den 27. Junij)

Morgens frü ſchickt man hinder ſich
Die Wägen, die jn Nachbarlich
Die von Strasburg gaben bewerlich,
Vnd verletzten die Fuhrleut ehrlich;
Nachgehends auf die Pferd ſie ſaſen,
Vnd zum Mumpf gleich zu Mittag aſen,
Zu Pruck den Nachtimbiß ſie namen,
Da man jn ſchenckt den Wein allſammen;
Daſelbs ſie vberein all kamen,
Das ſie auf morn den Imbis namen
Zu Altſtetten, von Zürich nicht weit,
Vnd folgends jder ſich bereit
Im Schützenhaus mit ſeinem Fan,
Vnd in die Statt fortzih als dan.

(Donnerſtag, den 28. Junij)

Jnn welchem ſie auch ſo fortfuren,
Vnd zogen ein faſt vm zwo vren,
Mit Fänlin fünfzig vier, mit fröuden,
Sammt den zwen Soldnern, die ſie leiten,
Die man für tag hielt auf zur hand,
Biß man ſie wohl verletzt heimſant.
Der einzug war luſtig zu ſchauen
Beides, von Mannen vnd von Frauen,
Vnd gleich wie hoffnung ſie ergetzt
Vor, als das Schiff ſich hat gelezt,
Alſo fröut ſie jzunt vil mehr
Die vollbracht Schiffart vnd jr Ehr.
Sie ſprachen „Nun wirt man am Rein
Der Eidgnoſſen ſtäts eingdenck ſein,
Man würd dennoch von Zürchern ſagen,
Das ſie zu Land vnd Schiff ſich wagen,
Vnd das gwis Zürch müß ſein glückſelig,
Vnd Strasburg gewiß nicht vnglückſelig,
Diweil die Stras auf Strasburg je
Gantz glückhaft ſei, wie man ſpürt hie
Jnn dem, das man zum zweitenmol
So glücklich Schiff zuſamen wol.
Die ſicht man, warum Gott die Flüß.
Geſchaffen hat, nur darum gwis,
Damit man durch jr mittel, weg,
Nachbarſchaft beſuch, halt vnd pfleg;
Wie man dan liſt, das ob den Prunnen
Vnd den Bächlin ſich hab angſponnen
Der Menſchen erſtlich Nachbarſchaft,
Daraus kam Sipſchaft, Schwagerſchaft,
Vnd folgends Dörfer, Flecken, Stett,
Wie es noch gibt die täglich Red,
Das man ſpricht, wir ſind Nachorn nach
Wir ſchöpfen Waſſer aus eim Bach.
Drum wir die Aar vnd Limmat preiſen,

Die vns den Rein zum Nachbarn weiſen.
Auch preiſen wir euch Zürcherknaben,
Die ſolche Nachbarn gſuchet haben,
Vnd Gott geb, das die Nachbarſchaft
So lang inn Freuntſchafft pleib verhaft,
So lang die Ström zuſammen flieſen,
Vnd vnder einander ſich begrieſen!
Gott geb euch liben Eidgenoſſen,
Die jrs gewagt habt vnuerdroſſen,
Vnd nun glückhafft trett hie herein,
Vil Hails zu Land, gleich wie zu Rein;
Jr ſeit ja wol der Fanen werd,
Weil jr erſigt, was jr begerd,
Vnd habt ein ehrlichs Lob geſchaft
Dem Vatterland der Eidgnoſſchaft!
Gott wöll auch ewig ſegnen die,
So die jn zu lib ghabte müh
Und Nachbarliche Freuntlichkeit
Haben erkant mit danckbarkeit!
Gott wöll die Statt Straßburg erhalten,
Die vorlengſt ward geehrt von Alten,
Vnd die die jung Welt nun auch ehret,
Das jr Ehr vnd Lob ewig wäret,
Das ſie, gleich wie jr Namen deit,
Ein Burg ſei Türes Rhats allzeit,
Vnd Zürich von Rum Thewr vnd rich,
Vnd bald bei Gott Reich ewiglich."
Solchs vnd dergleichen etlich redten,
Etlich es heimlich wünſchen theten,
Biß das der Abend herein trung,
Das jder fröhlich heimzu gung.
Non es will mir auch Abend werden,
Mein Stern neigt ſich nun auch zur erden,
Apollo der Poeten Freund,
Will auch nit wider kommen heunt,
Mercurius, der Redkunſt hold,
Plinzelt, als ob er ſchlafen wolt.
Derhalben will ich auch mein ſchreiben
Zu gnaden laſen gahn vnd pleiben,
Vnd nun zulezt dem liben Schiff,
Welchs gſchwinder, dan mein Feder, liff,
Vnd der Geſelſchaft, die vil mehr
Als ich kan ſchreiben, erlangt Ehr,
Wünſchen, das ſie Rhumshalb empfangen,
Was der Held Jaſon thet erlangen
Sammt ſeinem Schiff, Argo geheiſen,
Nemlich, das man ſie lang mög preiſen,
Diweil ſie vnderſtunden mehr,
Als des Jaſons Gſellſchaft zu Mör,
Bedacht, das ſie kein bheif nicht haten
Von Winden, die ſie treiben thaten,
Noch Segeln, die ſich treiben lieſen,
Davon, wie ein Delphin, zu ſchieſen;
Sonder durch kecken Mut allein,
Vnd vbung ſtarker Arm vnd Bein,
Fuhren ſie, als vom Windsgewalt
Vnd als von Segeln fortgeſchalt.
Auch ſinds nach keinem Gold gereißt,
(Wie ſolchs das Gulden Vellus heißt),
Sonder nach Rum vnd freuntſchafft ehrlich,
Das war jr Gulden Wider herrlich,
Vnd haben ſolchs fridlich erſigt,
Nit wie jene durch gwalt erkrigt.
Drum hat meh Rum die Zürchiſch freuntſchaft,
Dan die Jaſoniſch Argiſch gmeinſchaft. —
So las ich andre nun beſchreiben
Die Mörſchiffart, die vil auftreiben,
Ich aber hab ein Glückſchiff bſchriben,
Welchs das Glück ſelber hat getriben,
Von dem man ſagen würd allweil,
Strasburg von Zürch ligt treiſig Meil.
Himit ſchütz Gott die Eidgnoſſchaft
Vnd jre lide Nachbarſchaft!

Wie Gurgellantula mit dermaſſen einer zuchtlehrung vnd Lehrzucht durch D. Lobkundum von Ehrenſteig ward vnterricht, daß er kein ſtündlein vergebens hinricht.

Als Kundlob von hohen Rhumſteg die vndienſtlichkeit vnnd ſchädliche weiß zuleben ſeines vndergebenen Gurgelmans erkant, ward er zu rath jhn in ſtudierung guter Künſt anders anzuweiſen. Aber verſah es jhm die erſten tag, in betrachtung, das die Natur die pleßliche änderungen wegen der gewalſame, ohn verdrüßlichkeit nicht wol verſtehet vnd außhart. Derwegen ſolch ſein vorhaben füglicher ins werck fort zu ſetzen, bat er ein weiſen Artzet derſelbigen zeit, genant Herr Theodor Eigenkol oder Küllenkul (vom geſchlecht der Ehrwürdigen Latinzarten Herren Lilij, deſſen der Priscianus vapulant Kautreckoderiſch wol gedenket) darauff bedacht zu ſein, den Gargantubald auf beſſere pfad zubringen Er Culiogius etwas klüger, doch nicht glückhafftter, als der Bawr, welcher ein heilige allgemeinhilfliche Purgatz, ſeinen verlohrenen Eſel zufinden einnam, vnd denſelbens als er ſich zupflütteren beim Zaun niederſetzet, durch die Durſt erſahe: gieng gleich hin vnd rüſtet jm ein Teuffelsbannige ſcharffe Purgatz von Anticiriſchem Helloberiſchem Nießwurtz zu, gab jhm die ein, vnd reiniget damit jhm alle verruckung, verſchupffung alteration vnd verkehrte diſpoſition vnd vnweſentlichkeit des Hirns. Wundert euch diß, es dundert noch ſchlägt es doch nicht. Es hat doch der Warſager Melampus (der alſo genant ward von dem einen ſchwartzen fuß: dann als jhn ſein Mutter Kindsweiß inn ein Wald ließ vertragen, ward jm in der eil alles verdeckt auſſerhalb eim fuß, welchen die Sonn gar ſchwartz brannte) derſelb Schwartzfuß hat mit der ſchwartzen Nießwurtz, oder Daubmäl, deß Königs Proeti vnſinnigen Töchtern witer zu recht geholffen, vnnd die ein Tochter Hüpſchnäßlin damit verdienet. Hat der nicht wol genießt, ſo ſagt jhm, Gott helff euch. Was ſag ich vom ſchwartzen Mäl am Fuß! Carneades der Philoſophus mit den langen Nägeln, hat nimmer ein Buch anfangen zu ſchreiben, er hat zuvor die ſchwartz Chriſtierwurtz (welche die Narren Chriſtwurtz nennen) gebraucht. Darumb haben alle Würtzler vmb Bingen vnd Mentz, auch damals, als Lingeculius für vnſer Strotzgurgel das Receyt macht, die Eliſierwurtz auff der Ingelheimer Heyd all ergraben vnd zutragen müſſen, alſo daß es die Venediger, denen mans hievor Ruckörbenweiß zugetragen, ſehr geklagt, auch die Bingheimer Meuß, ſo deren gelebt, vor Leyd ſeither geſtorben. Nun mit dieſem Hirnhölenborn bracht Kundlob zu wegen, daß er alles das, welchs er zuvor vnter ſeinen alten Lehrmeiſtern eingeſogen, vergaß, gleich wie etwan der Muſicünſtlich Meiſter Timotheus ſeinen Lehrjüngern that, die zuvor von andern Muſicweiſern vnterricht waren worden. Dann nicht weniger Müh iſt, böſe angenommene Vnart abzugewinnen, abzuziehen vnnd zu entwehnen, als von newem zu rechter Weiß anzuführen, zu gewehnen, vnnd gute Art zu entlehnen. Derhalben ſolches bekommlicher außzuführen, führet er jhn zu Gefärten vnnd Geſellen zu, weiſe Leuth, alle die er da antreffen mocht: auß welcher Bewohnung er jhnen ähnlich zu ſein oder vortreflicher zu werden, auß Eyfer entzündet, noch großmütiger ergeiſteret vnnd hertzhaffter ermanet, einen begirlichen Geluſt vnnd ſehnliche Begird bekam auff andere Geſtalt ſein ſtudieren anzurichten, vnnd ſich auch wol begabt von angearteter ſcharpffſinne zu erweiſen. Dann es jhm auch jetzund anfieng an die Bindriemen, wie dem Hercule, zu gelangen: Da jhm auff dem Wegſcheid Fraw Tugend mit Buch vnd Rocken, vnd Fraw Wolluſt, mit Lauten vnnd eim Wein Kelch der Hurn inn der Offenbarung bekamen, vnd jede auff ihren Weg jhn bereden wolt. Derwegen ſolchen Mut nicht vnder der Aſchen erſtecket ligen zu laſſen, ſonder mit dem Blaßbalg ſtrenger Anmanung vnd vnabläßlicher Vbung mehr auff zu blaſen, richtet jhm Kindlob ſein ſtudium auf ein ſemliche Weiß an, daß er nicht eine Tagſtund vnnützlich verzehret, ſondern all ſein Zeit in Schrifftgründung vnnd ehrlichen zur Weißheit förderlichen Künſten vnd Vbungen zubracht. Alſo ward alleweil Gargantua dahin gewehnet, daß er vmb vier Vhren Morgens erwachet, vnnd vnder deß er ſich mit einem Helffenbeinen Strälˉ, von gantzen Helffanten Zänen zuſammen gefügt, kämmet, vnnd mit eim hölzinen Reißbürſtlein das Haupt kratzet vnd rib, laſe man jhm etwas auß heyliger Geſchrifft, mit verſtändtlicher Pronunciation durch einen jungen Knaben, bürtig auß dem Land, da man (Kompt jhr grüſſet, genannt Anagnoſtes) darauff kondt er Gott deß andächtiger anruffen: dann was der Mund annimmt zu kawen, daran hat der Magen zu dawen. Was darf man viel Bettglöcklein? ſeinds Püff oder Stoßgebettlin, ſo gibt eins jeden anligen genug Notrüff vnd Notſtöß zum Gebet: derhalben behalf er ſich mit d' Gebet Formular, die heut ein jeder Cantzelſtand vnd Predigſtulbeſchreiter zuſammen klittert, damit er auch wie ein Schwalbennest am Hauß, an D. Geßners Bibliotheck oder ins Suppliment zugeſtickt werde: aber ſie werden mir im andern theil zur Liberey noch wol bekommen, vnd wird ſie kein Lumroff ſchützen, es ſey dann ein frommul. Folgend gieng er zur heimlichen Reinigkeit, ſich der natürlichen Däwungmateri zu entladen. Demnach widerholet ſein Preceptor was geleſen war worden, vnd legt jhm die ſchwerverſtändlichſten Puncten auß. Kehrten alsdann wider vmb, vnd beſahen Gelegenheit deß Himmels, ob er noch ſolcher Geſtalt, wie ſie jn den

vorigen Abend gemerckt, geschaffen: Vnnd inn was Zeichen Sonn vnd Mon denselben Tag gang, vnd solche ohn die Nörnbergischen lebendigen Aeurlein, vnd ohn ein Vhrwerck im Münster zu Straßburg: Allweil man diß vorhett, vnder deß war er angethan, gestrält vnnd erladt, also daß wann er nur gebeicht hett, wer er mit dem nechsten Pergamenseligen inn den Himmel gefahren.

Hierauff repetiert vnd repliciert man die Lection deß vorigen Tages, daß er die nicht im Schulsack verliegen ließ. Da recitiert ers außwendig, goß, gründet vnnd gab vmb mehr Verstands willen desselbigen etlich Exempel von fürfallenden Händeln vnnd Geschäfften, die er oder andere practicirt hetten: Das wäret etwan auff zwo oder drey Stunden, biß er sich gar außgerüst, eingenestelt, gefegt, inn die Händ gespeiget, die Stümpff auffgebunden, außgebürstet, erstäubert vnd erblasen hett. Da kam man erst darnach auff den rechten butzen, that jhm die ordenliche Lection auf drey stunden. Nach vollendung dessen, giengen sie hinauß auff Ferripfatetisch, conferirten vnd vnterredeten sich von Innhalt der gehaltenen Lectur, vnnd fügten sich hiemit auff das grün Bruch, oder auff die Schweitzermatten, die Rheinisch Wisen, vnnd die Schwäbisch Au, da spilten sie deß Ballens, sprangen der Röck, stiessen der Böck, deß Handballens, deß vberkreyßschenckens, der Grubenkinder, deß Ruckſprungs, deß Häwschreckensprungs mit gleichen Füssen für sich, deß Jungfrauwurffs durch die Bein, der Barr, deß Wettlauffs, deß Eindeinigen Thurniers, deß Garnwind, deß Brennjagens, der fünff Sprüng der weitest, vnd anders, damit sie eben so weydlich den Leib vbten, als sie zuvor das Gemüt vnd die Seel geübt hetten. Vnd stunden solche Spiel jhnen frey, dann sie liessen davon ab, wann es jhnen gefiel: Vnd hörten gemeinlich auff, wann sie vber den gantzen Leib vor Schweiß tropffften, wie ein Badschreppffer, oder sonst ermüdet waren. Darauff trockneten, wischeten vnnd riben sie sich sehr wol, zogen frische Hembder an, newe Kleyder vber alte Fitzläuß, vnd giengen damit alle gemachlich Fuß für fuß zu Hauß, zu sehen, ob der Imbiß fertig sey. Vnter deß sie nun warteten, brachten sie beredeter, diuisirlicher, discurirlicher, auisirlicher Weiß die Zeit zu, mit Erkundigung vnd Erwegung allerley Zeitung, Discutirung etlicher Antiquiteten, Erzehlung etlicher schöner Sprüch, die sie auß der Lection behalten hatten. Welchs sie nit lang triben, da fieng sie der Happetit von Darmstatt vnd Eßlingen an zu reiten: satzten sich derwegen ordentlich zu Tisch. Zu Anfang deß Essens lase man etwan eine lustige Histori von der alten Dapfferkeit: biß er ein Trunck Weins gethan het.

Als dann, wa es jhm gefellig, fuhr man inn der Lectur fort, oder wa nicht, fiengen sie an kurtzweilig sich mit einander zu besprachen, vnd gemeiniglich zum aller ersten nach Form deß Philosophischen Meusae, oder der Plutarchischen Gastreden oder Zechkallung, von kraft, Tugend, Stärck, Eygenschafft vnd Natur alles dessen, was jhnen zu Tisch auffgetragen ward: als von Brot, Wein, Wasser, Saltz, Speiß, Fischen, Früchten, Ops, Kraut, Wurtzeln, vnd wie solch Stuck aufs gesundest vnnd nach dem Mentzischem Kochbuch zu bereyten. Mit welcher Tischweiß er in kurtzer Zeit alle die Oerter vnd Allegationen, so zu disen Sachen auß dem Plinio, Athenco, Dioscoride, Pollvce, Galeno, Porphyrio, Opiano, Polybio, Heliodoro, Aristotele, Eliano vnd anderen, so hie von etwas gedacht, angezogen vnd gefunden werden, kondt wissen, vnd ohn sondere Müh ergreiffen: Pflegten auch oft, mehrer vergwissung halben, die gemelte Bücher vber Tisch darzureichen. Dadurch er dennante Stück also fein vnd vollkommenlich inn Gedächtnuß behielt, daß damals kein Medicus war, der halb so viel hett verstanden als er. Darnach redeten sie wider von den desselben Morgens gelesenen Lectionen. Zu letzt änderten sie jre Malzeit mit eim Catoniatconfect, oder Küttenlatwerglin, mit Korkraut vermengt: da fieng er an ein Weil seine Zän mit eim gespitzten Gribelspißlein vom Mastichbawm zu stewren, seine Händ vnd Augen mit frischem Wasser zu wäschen, vnnd endtlich mit etlichem schönen Lobwasserischen, Marotischen, Mentzerischen, Waldischen, Witischen, ꝛc. Psalmen vnd Liedern, zu Lob Göttlicher Miltgüte gemacht, danckzusagen: Als nun diß für vber, trug man Karten auff, nit zu spielen, sondern viel hundert Geschwindigkeiten, Kurtzweil vnnd newe Fündlin zu lehren vnd zu lehrnen: welche alle auß der Rechenkunst entstunden: durch welche angeneme Weiß er Lustneigung zu derselbigen Zalkunst bekam: wie auch wol sonst viel ohn Karten, wann sie nur viel Gelts zu zahlen hetten: O rimpffen lehrt fein rechenen. Vnnd also bracht er alle Tag nach Mittag vnd Nachtimbiß die Zeit auf das kurtzweiligst zu, wie man auff Würffeln vnnd Karten erdencken mag. Auch verstig er sich in derselben Plätterkunst vnnd Augenrechnung also hoch, daß er beydes inn der Theoric vnnd Practic, inn Ertürung vnd Erbrechung derselbigen vortreflich ward berühmpt. Dann Tunstal der Engelländer, welcher weitläufig davon geschrieben, selber jhm den Preiß gab vnd bekannt, daß er inn Vergleichung seiner, weniger darinn als inn Kniswendischer, Frisischer, vnnd alter Britannischer Sprach verstand. Vnnd nicht allein inn anderen Mathematischen Weißheitkundtlichkeit vnd Erfahrungskünsten nicht minder, als inn Geometry, Astronomy vnnd der Music. Dann inn dem er der Verdäwung vnnd Konkochſion seiner eingenommenen Speiß außwartet, rüsteten, vnnd zimmerten sie daneben viel tausendt lustige Instrument vnnd Geometrischer Figuren: vbten vnnd practicirten also damit die Astronomische Hauptregeln vnnd Canones: so gut als hett sie Gamnitzer, Apian, Leſcher, oder sonst ein Eysenmenger von Weyl entworffen.

Nachgehends hatten sie jhren Muth Musicisch mit vier vnd fünff Stimmen zu figuriren, auß allerley Partes, wie es Gernlachs Erben zu Nörnberg tvucken möchten: Vngefährlich wie die Bayerisch Capell: oder sonst der Kälen zu lieb, die zu vben vnd zu entrostigen, ein gut Gesetzlin Bergrewen, Bremberger, Vilanellen, vnd Winnenbergische Reuterliedlin zu singen, zu gurgelen vnnd im Halß Nachtigallisch zu dichten vnnd zu vberwerffen: Vnnd solchs wann sie mutig waren, dann wann der Muth figt, so singt man Mutig, nicht Mutig.

So viel die Instrument der Music betrifft, so lehrnet er auff der Lauten spielen, auff dem Spinet, der Harpffen, der Teutschen Zwerchpfeiff, dem Polnischen Sackpfeiflein, dem Braunschweiger Hermle, die sie inn die Ermel stecken, der Cithar, dem Zincken, den Posaunen: Aber die Harschhörner vnnd Alpenhörner sampt den Trommeten spareten sie zur andern Zeit, der Flöten auff neun Löchern, der Geygen, deß Hackbretts, vnd der Sackebutte. Nach dem also die Zeit angewendet, vnnd die Verdäwung vollbracht worden, purgiert er sich deß natürlichen vnd innerlichen Vberlastes: Füget sich folgends zu seinem fürnembsten Principalstudieren auf drey stunden, oder ferner, eins Theils sein vorgenommen Buch oder Materi außzuführen, auch dann ein Weil zu schreiben vnd die Feder zu führen, vnd die alte Römische, so man die Lombardische nennet, Schrifft recht zu arten, vnnd zu formieren. Deßgleichen auch ander Sprach-Schriften mit rechtem Schreiberischen Grund zugestalten: Da wußt er was mit dem breyten Theil, was mit Fleche der Federn zu machen, wußt das recht vnd linck Eck der Feder, jr Spitz vnd schneid, wie die Fechter auf jhren Wehrn (dann die von der Feder geben gute Fechter, vnnd schirmen mit Federklingen vnd Lemmerkengeln manchen auß dem Land) Er wußt wie die Rauten zu machen, wußt des Quadrangels Zirckels Eck, der Circulsfläche gewunden, aufgezogen, verlängt, die selberwölte, die sichtige vnd vnsichtige Puncten: das geschwyfft: das gebogen: das hol: die Schlangenlinv: die Schneckenlinv: die Zerstreiung der Buchstaben vnnd jhr Vergleichung, er kondt die gelegte, die gebrochene, die Currentschrift: die Versal vnnd Canon: schier wie ein Dintenklitteriger GuldenSchreiber vnnd SchlangenZügmaler, als hett es jhn der Neff von Cöllen, oder der Neudörffer vnnd Prechtel zu Nörnberg gelehrt.

Auf diß alles giengen sie auß, vnd mit jhnen der oftgedachte Kammerjung Kampfeib, sonst genannt Gymnastes, ein guter Federfechter, der vnterwiß jhnen in allen Ritterlichen Vbungen sehr Kunstfertig. Da schickten sie sich inn einen andern Bossen, verwechsselten die Kleyder, hiengen der Schulsack an ein Nagel, da schwang er sich zu Pferd da saß er auff ein vngesattelts, ein gesattelts, mit Sporen, auff ein licht Roß, ein Küriß Pferd, ein Harttraber, ein hochheber, ein Hochstampffer, ein Sanfftzeltner: ein Jungfrawdiener: ein Rennroß: da stach ers an: da mußt es traben: treischlagen; Rennen, gengen: anhalten: Passen, heben, hässiren, Zabelen, Galopen, Luffts springen, Außspringen, auffländen, Schweiffen, backen, vber den graben vnd wider herüber, durchs Wasser vnnd wider dadurch setzen: Schwimmen: Klimmen: vber den Pfal: vber die Schrancken, vber Eppelins Häwwagen, Albrecht von Rosenberg hat ein Röplein, das kan wol reuten vnd traben, ꝛc. Eng in eim ring lincks vnd rechts vmbkehren, sich Zäumen, Sperren, Prangen, Feldschreyen, Feldmütig, Forstrutig. Vnd was dergleichen geradigkeit mit Pferden zuvertreiben ist. Doch brache man nicht viel Schäfftlin, dann was soll diß Spießbrechen, diß Rumpellantzen. Es ist die gröste Narrheit die man erdencken mag, wann einer kompt vnd sagt: Ich hab im Thurnier: oder Scharmützel zehen Rennsper erbrochen: ein Schreiner könds auch thun: es ist auch ein handel für Schreiner, in der Faßnacht brechen die Fischer auch kolben Stangen im Schiffthurnier: es ist als wann einer vermeint groß Fisch mit zufangen, wann er etlich Algäwische Deller kan nach einander auff eim Finger oder an der Stirnen zerschlagen, oder zwischen jedem Finger mit eim Deller Fünff Nuß auffquetschen: Diß ist Affenwerck. Aber diß ist Rhumbwerd, mit einem Rennspieß zehen seiner Feind nider gesetzt haben. Derwegen erlasen sie dafür gute bewärte, starcke, schwere, grüne vnnd dicke Rennstang, damit rannten sie ein Thor auff, zerspilten einen Harnisch, stutzten an eim baum, zersprengeten ein ring, führten inn eim Ritt sattel vnnd Man hinweg, vnnd trenten alle Panzer: Vnd diß alles von Fuß auff biß zur Scheitel beharnischt vnd bekürißt. Sonst so viel

das Pferdgeprenng, das trabschencken, das libtraben, das zaumdäntzelen: Vnd sonst solch Poppenspil zu Roß belangt, kond er, wann ers gern that, besser als ein anderer Reutersman, also das der Pferddummeler vnd Roßbereuter von Ferrar ein Aff gegen im zurechnen war. Fürnemlich war er wol geübt, von eim Pferd auff das andere geschwind zuspringen, daß er kein Erd berürt: Vnnd solche Pferd nannt man Desultorios, Zu vnnd absprügling: O hettens die gekrönten Pfawenschwentzige helm inn Sempacherschlacht gekönt, die Vnbeschnittenen Schweitzer hetten so viel nicht erlegt: Er kondt auch auff jede seit die glän inn der faust halten, vnd fuhren, ohn stegreiff das Pferd besitzen, ohn zaum vnd Zügel das Pferd nach seim gefallen leiten, ohn sattel alle sprüng, es stieß den kopff zwischen die Bein, oder warff die hinderste Füß nach den Rappen, außstehen, die staffelen hinauff, den Berg hinab rennen, den Schonbachischen Hirtzsprung thun, in den Meyn sprengen, die Stiffel zu Nörnberg holen. Dann solche wagstück sind kriegsstück, die inn Schlachten vnnd Streitten zu nutz kommen. Er macht ein seins schnabeischühig S. Jörge füßlein kond ein Plappart vnverruckt ein gantzen tag vnabgesessen im Stegreiff führen: Kont den abgefallenen Hut im renen aufheben, in vollem renn, wie die Irrländer ein Pfeil auß der Erden ziehen, vn eim auf in geschossenen Pfeil entreuten, saß fein lang, doch daz ein Haß mit auffgereckte Ohren zwischs dem Sattel vnd dem Gesäß vnangestossen wer durchgelassen, wan er sich im Stegreif stellt zu stallen: Er kondt wie ein Egyptischer Mammeluckischer Gwardiknecht eim Gaul inn vollem Lauf ein Sattel gürten, postiern viel tag ohn ein Postkützen, die Gäul zur Noth im Wagen aufrecht steack wie die Müller auf den Kärchen regieren. Auf ein andern Tag vbt er sich mit breit Beiheln, als ob er in der Mammeluckenschul in Egypten wer, mit den Streitarten, mit Bömischen Hacken, mit Wurfgewehr, mit Vngerischen Streitkolben, Fausthämmern, Harnischbrechern, Kutschen, Knotsen, Knebelspiessen, Hellepartn, die er im alle so fertig in der hand ließ vmbher gehn, lernet sie so kräftig ansetzen, so nutzlich anlegen, so steif halten, daß er in schimpf vnd ernst für den beste Ritter passiret. Hub den schweren Gesthändschuch hoch auf, vnd schlug jhn mit solchem Geschrey nider, daß einer vom ruff mehr als vom streich geschlagen ward: warf eysene Lantzen wie die alte Frisen: Ließ im, wie der groß Keyser Carl, einen Kurisser auf die Hand stehn, vnd hub denselben stracks mit dem einigen Arm auf biß zu seine Achsseln, vnd stellt jhn darnach wider nider. Darnach schwang er den Reißspieß, setzt jhn gerad, setzt jhn schrancksweiß, schoß die Federspieß, meyet mit den Fochteln zu beyden Händen, focht mit den Degen, stach mit den Rapieren, durchstrich mit den Sebelen, stupft mit den Dolchen, nun im Harnisch, dann ohn Harnisch, setzt mit Bucklen, flugs mit Tartschen, mit Schilten, mit Rondelen, mit Armgewundenen Mänteln vnd Kappe, mit Händschuhen, on Händschu. Weiter lehrnet vnser Gargantuischer Wolffeiterich von seim Gimnastischen Herzog Bechtung, wiezu Fuß einer zu Roß zu bestehen, wie mit vielen zu balge, wie mit zweien Rapiren zu schirmen, wie die Knebelspieß vnderzulauffen, die Bawrenhebel abzuweisen, die Stein zuschlingen werffen, mit dem stabel zuschiessen, zu Plättelen, Rädelen, Ritschen auff den Reutschuhen: Bogenschiessen: wettlauffen, im kalten baden, im Schnee wie S. Frantz vmbwaltzen, Schneeballengschütz, Öpffelkrieg: wie die jungen König inn Franckreich sich üben: darhaubt im Winter reisen, ein starcke Kopff zumachen, damit er mit dem Arß ein Thor aufflauff, so dörfft ers nicht außheben wie Samson die Statthor zu Gaza, noch außwinden, wie Grumbach die zu Würtzburg: er bekam sonst ein guten starcke Schedel, daß er mehr dann neun Stirnschnallen mit Pantzerhändschuhen eim gehalten hett: Ja Stirnböckel mit dem Herman Leithämmelen. Ein Aler het auch ein Mörschneck auff seim Schedel, wie auff des kalen tropffen kopff entzwey geworffen. Man kont auch von jhm sagen, wie einer vom König Masinissa schreibt: kein Regen bracht jhn darzu, noch kält, daß er sein haubt je decken wölt, vnd war sein Leib so trucken, doch, als ob er all sein hitz het noch, auch neuntzig järig gieng er so sehr, daß er keins Rosses achtet mehr, vnd wan er ritt, stieg er noch ab, als ob er müd wer worden darab, Wer weiß, er möcht vielleicht drab müd sein worde, wie heut vnsere Gutschen Jungherrn, darüber Marx Fucker in seim Buch vom Gestud klaget, daß seidher man auff die Gutschen gefallen, man keine rechte Reutpferd mehr inn Teutschenland ziehe. Aber es sitzt sich danoch sanfft darinnen auff den Küssen vnder eim Ledern Himmel: Es ist mir nur leid, daß man jhnen zu lieb die Gleiß oder Wagenlaist nicht reformiret es wird auch ein nötlichkeit sein, auff nächsten tag fürzubringen, auch beineben zuberathschlagen, wie man möcht die alt Troianisch weiß auff den Bigis zustreuen, wider anstellen. Vnder deß lehrt vnser Gargantobel ringen: verträhen: kämpffen: Zilschiessen: den Schafft ziehen, den Helm recht binden, den Küriß schrauben, das visier ablassen: Aber das Baderisch vnnd Bechtungisch Messerwerffe, Scharfach schiessen, ließ er S. Welten haben: Auch das Fischgärn kempffen, vnnd bigeschmiert ringen.

Nachgehends ließ er der Barr, der ever, des Hirtzes, des Bärens, des Schweins, des Hasens, des Repphuns, der Röck, des Fasanen, sprang der Geiß, sprang vber das Gälglin, klettet auff Maximilianisch oder Teurdanckisch der Gemsn, spielt deß grossen Ballens, schmiß jhn so wol mit den füssen als fäusten in die höh, rang, luff, vnd sprang, sprang, lieff vnd rang: nicht mit trey Passen ein sprung, nicht des hinckebincke Knapfuß, nicht des Bocksprungens, seit vnd ruckspungs, noch des Böhmischen sprungs, noch auf ein Fußschupffen: dann sein Abrichter Wolhman sagt, solche sprüng weren nichts werd, noch etwas nutz im Krieg. Sondern in eim zulauff sprang er vber ein graben, an eim Reiffspiß schwang er sich vber alle Pfitzen flug vber ein zaun, er sprang ein wand, lieff sechs schritt ein Maur auf, vnd erstig also ein Laden vnd Fenster eines spises hoch, also daz kein Hund sicher am Getter schlieff. Schwam in volle stram, zur seite, die zwär im kreiß, auff de rucke, ein Liechtstöcklin, mit gantzem Leib, mit halbem, allein mit den Füssen, allein mit den armen de einen Arm vber sich streckend, vn ein Buch darinnen tragend welches er vngenetzt vber den fluß bracht, seinen Mantel in den Zänen nachziehend, wie Julius Cesar inn Alexandria etwann gethan, vnnd wie die Spannier bey Mülberg vber die Elb thaten, schwamm auff Türckisch vnterm Wasser, wie die inn newen Insulen, wann sie die Spanier flihen: dorfft sich nich wie der groß Alexander in ein Glaß schrauben lassen, die Schätz des Meers zuerspähen: stig mit gewalt in ein zimlich groß Schiff, mit einer Hand das Schiff in der andern eim stecken haltend: Hielt das Schiff mit den Zänen, wie jener Griech, da jhm beide Händ abgehawen waren: stürtzt sich alsdann wider ins Wasser: den kopff vor an, spielt des Tauchentlins, holt ein Pfenning darunter, schleff vnter den Floß, saß auff dem Floß, schwam auff dem Dilen, bürtzelt vmb mit dem Dilen, spielt wie der Walfisch mit den Tonnen, sprang wie die Meerkälber, waltzt sich im Mur, beschmirt sich mit kat, wusch sich wider, hieng ein vloch an ein fuß, vn schwum darmit: er hett sein Brot mit schwimmen können gewinen, wie die kinder in Egypten am Nilstuß, welchen man nit ehe das Brot gibt man werffs jhnen dann inn mitteln stram, daß sie in den Nil darnach schwimen müssen, vnd es im Maul holen, wie unsere Barbebund, da muss sens daz Hembd vnd den Mantel wie ein Türckischen bund vmb den Kopff winden. Vnd wartlich es thut den Egyptiern von nöten, dann weil der Nil stäts nach dem Monliecht auflaufft, müssen sie wol von eim Dorff zum andern schwimmen, wie die inn Schweden auff Reuß vnnd Reutschuhen zusamen fahren: welche, wann der weg sehr weit ist Ried vnd Mörbiasen hernach ziehen, etwann vnderwegen darauf zuruhen: diß mußt Garganzuwel alles nachthun: dann wann er oder seine Auffwarter etwas lasen oder hörten, das wacker war, so mußt mans nachmachen. Darumb Thurnirt er auch auff dem Wasser, macht blasen vn wällen hinde vnd fornen, lieff am gestad vnnd hielt den Haußrabt sprang vber die Brucken ab: darnach wider über sein Schiff, welchs der Vischer da anhieng, auff das des Müllers Esel drein gieng vnd drinnen vndergieng, auff das man ein rechtfertigung drauß anfieng, dasselbige wand er herumb stieß es ab: schalt es: regierets, fürets, braucht die nächst Stang für ein Steurruder, trib geschwind, trib lind, inn strengem ablauff des strams, wider de stram, in der mit, an den offer, hielts im mittelen lauff auff, mit einer hand leitet ers: mit der andern schirmet er vnd trib sein Affenspiel mit einem grossen Ruder, wurff das Netz aus, stelt den Setzbären, schoß die Fischergere, die Tridenten, die drey zänig Eiger, die Fuseiugabel, stelt Reuschen, Angelt, zogt die Segel an, stig die Seilleiter den Mastbaum auff vnnd ab, gieng auff den Zehen auff dem rand, am bort, auff der spitze: wickelt vnd wackelt: justiert vnnd richtet den Meerquadrant vnnd Compaß, widerstrebet dem Wind, er ließ sich dem Wind, da band er das Nachstewrruder hoch, da nider, hie zog ers zur linckten, dort zur rechten, vnd hett also sein flechten vnd fechten.

Wann er auß dem Wasser kam, lieff er in alle Macht den Berg hinauff, bald ins Thal, flugs wider hinauf, erkletert die Bäum wie ein Katz, sprang von eim zum andern wie ein Eychhörnlin, oder wie die Ilophagi, schlug die grosse Aest herab wie ein anderer Milo, wußt die Türckisch Geschicklichkeit sich von Bergen zu lassen, soff wie die Masogettischen Teutsche seins Pferds Blut mit Milch ein auf das kalt Bad: Mit zweyen Meyländischen Schwertzerdölchlin, vnd wolgestahelten Reuterböcken, Klemmet er zum höchsten Hauß hinauf, wie ein Marder, flog darnach so hoch wider herab, mit solcher Geschicklichkeit der Glieder vnnd Gleichwagung deß Leibs, daß er vom Fall, Sprung oder Fußsatz in keinen Weg beschwert, noch verruckt ward, warff dreyte Kiselstein am Gestaden schlimms auffs Wasser, daß sie ob dem Wasser weiß nicht wie viel Sprüng thaten, warff vber alle Thürn, Schornstein vnnd Storchennest,

ja dem Storcken auff dem Nest ein Bein entzwey, warff Stein mit der obern Fläche deß Fusses, faßt Stein zwischen die Zähen vnnd schlaudert sie, warff Stein hinderſich wie die Pilger zu Mecha, den Teuffel darmit zu steinigen: ja warff auch zum Ziel wie die Cynischen HundsPhilosophi. Warff das Englisch Beihel, schlenckert den Spieß, schlaudert die Stangen vnd schweresten Rigel, warff Leyter an vnnd stig darauf, warff Hacken an vnd zog sich hinauf, warff mit Bengelin nach der Ganß, hefftet auf Saulisch den Spieß, bartet den Sparren, schoß zum Zweck, trug den schwersten Balcken auf eim Daumen, wie deß Pompeij Guardiknecht seine Gefangene: ketschet einen Baum daß er sich darunder buckt wie Simon vnter dem Creutz, oder die Giganten, da sie Berg auf einander setzte, stieß den Stein, vil schwerer als den Turnus dem Aeneas nachwurff, hätschiert mit der Hällenpart, zog darmit wer den andern von der statt reiß: wann er ein Seyl gefaßt hatt, kondtens jhm fünff Kerles nit auß der Hand zwingen, wie des Keysers Valentiniani Walter Gratian, so deßhalben der Seyler ward genannt: Er ließ jhm ein Ampoß auff die Brust setzen, vnd darauff hemmern, wie Firmus der Römisch Regent. Er kondt mit der Faust eim Roß die Zän einschlagen, vnd oben die Schenckel entzwey stossen, vnd mit beyden Händen ein Roßeysen von einander reissen, wie der Reißeysen Keyser Maximin, so acht schuh lang war: Ja kondt wie der groß Keyser Karl (von dem es Bischoff Turpin schreibt) vier newer Hufeysen von einander reissen (aber nicht beissen) Krümmet sich wie ein Spartiatischer Bub nit, wann man jhn schon schlug: O es gibt gut starck hart Buben, die darnach die Folter vnnd Strapekorden wol außstehn können, wie auch der Spartaner, so den gestolenen Fuchs vnter den Mantel versteckt, vnnd jhm ehe die halb Seyte wegfressen ließ, ehe er schreyen vnnd sich verrahten wolt: Er stund auch vier Stund inn nasser Kleydung, der Kälte zu gewohnen: Er verschwur offt nicht zu trincken, er schieß dan ein auffgehencksten Angster von eim Haußhohen Stangenbawm herab, wie es die Holzflötzhändler bey jhren Holtzmärckten, oder die Wirt bey den Herbergen stehen haben. Gleich wie inn Balearischen Insuln die Mutter dem Kind ein Ziel steckt, vnnd ein Stück Brots oder Schüssel mit Muß auffs Zielholtz bindet, welches es nicht ehe essen dorfft, es würffs dann am Anstall herab, er spant von freyer sperriger Hand des Herculis Armbrost, trümmet den Türckischen Flitschbogen vber das Knie, legt die Sennen an, zog sie an, ließ ab, zielt mit der Bürstbüchsen, legt sich hinder die Doppelhacken, braucht Eßlingische Handrohr, Gasconische Musceten, Hispanische Muscatnuß, auff gäbelen, wischt vnnd bließ, bließ vnd wischt, ward einäugig, damit ers Ziel reicht, schoß mit Lumpen, mit gekawet Papir, mit Schrôt, mit Speck, mit drey vnnd vier Kugeln, mit doppelem Lot, gestäbelten Kugeln, mit trippeler Ladung, halb Zündpulver vnd halb Ladpulver, schoß im Ritt, im Tritt, im Lauff, im finden, nach dem Augenmaß, im Griff, nach deß Daumens absehen, so gewiß als schüß er nach dem besten mit einer Nörnbergischen geschraubten Büchsen, die Neuner hettens jhm auch zugesprochen, schlug bald an, zielt kurtz, bawt nicht lang, acht nicht das Aermelpopperle, truckt schnell ab, hub nicht viel ab, kondt das Geschoß wol stechen, trang den anschlag nicht zu viel, hielt recht auß, verwart das Treff sehr wol: Richtet vnnd vnterlegt das Feldgeschütz, zielet nach dem Zweckvogel, schoß vom Berg zu Thal, auß dem Thal gen Berg, für sich, zur Seyten, hinderſich wie die Parthen, vnd das Thier Benagus, nach dem höltzine Zweckmann, nach dem Kopff vnnd Latz, mit dem Fewrstein, mit der Zündrut, mit den Zündkunten, da waren kein Fählen, eitel Treffer, es wer im rechten Berg oder VersuchRein, ohn Quadrant, ohn Sattelschlagen, kein Pöltz giengen vberzwer, sie pfiffen dann: oder waren jhm versehrt vnnd zerschossen, oder trugen zu weit auff die Seyt: man schwang jhm nimmer die Gerten, sie waren all vmbspringens vnnd auffschreibens werth: er schoß eim ein Pomeranzen vom kopf, wie Histaspes vnnd Wilhelm Dell den Apffel seim Kind, schoß eim ein Groschen zwischen den Fingern hin: Sein Geschoß war aller Ehren werth, daß mans mit Trummen vnnd Pfeiffen auffirug. Im stechen verlohr ers nimmer, es wer dann die Senn zerstochen, verruckt oder zerbrochen: oder das Schloß hett gelassen, oder ein Wind hett jhn angeblasen, oder einer hett jhn gestossen, oder der Stul wer verritscht, oder der Fuß wer jhm geglitscht: oder der Standt war vneben: oder hett was vmb das Inbein geben: oder die Senn war zu lang: daß jhm der Schuß niderſanck: oder hett den Bogen gehengt: oder die Seul zersprengt: oder die Nuß war zu klein, oder der Poltz nicht rein, oder einer neben jhm auffstund: oder die Nuß gieng nicht vmb sehr rund: oder die Winde wer vberrungen: Oder das Bein abgesprungen: oder hett zu viel eingeleimet: oder den Poltz nicht recht eingereumet: oder das Schloß nicht gehangen: Oder jhm zwey mal war gangen, Oder war jhm zu hart: oder der Bock zu krumm: Oder der Pfeil zu stumpff: Oder das Geschoß zu groß: Oder die Wartz jhm abschoß: oder der Treff nicht recht kam: Oder der Windenschlupff jhm entkam, Oder der Windfaden gewichen, oder die Nuß entzwey gestrichen, oder der Poltz hett sich gestrichen, oder hett das messen vergessen, oder das Reißbein gieng jhm auff (dann er besorgt sich nicht daß er sich im bart rauft) oder das Zünglin kroch vnd hieng, oder ein feuchter Lufft gieng, oder der Berg wer zu weich, daß der Poltz zu tieff hinein schleich, oder giengen die Federn ab, oder der Windfad ein Streich gab, oder die Senn erließ sich, oder vergieng jhm das Gesicht, daß er zu weit ins Windloch sticht, oder het jm zu viel herab gebrochen, oder das Gesicht verstochen. Oder bey der Büchssen hat er nicht wol gewischt, oder das Pulver hett gepflischt, oder der Schuß versagt, oder jn verwagt, oder nicht recht eingeraumt, oder der Filtz verfaumt, oder das Pulver wer zu feucht: oder daz Futtertuch zu leicht, oder der Schwamm nit brennt, oder die Sonn blennt, oder das Schloß ward verrürt, oder hett nicht vor der Kugel geschmirt, oder der Han schlug nicht ein, oder fehlet Schmer, das ist gut Wein, oder hett den Schuß verschufft, oder hetts auf die büchsen trufft: Solche Mängel verwirreten zu Zeiten vnsern jungen Schützen, die klagt er seim Hoffmeister, der sagt jhm hinwider solcher faulen Außreden müssig zu stahn. Dann gewiß wann der Jäger kompt vnnd sagt: Wer das nit gewesen, ꝛc. so bringt er keinen Hasen: deß Nisi kondt ich nie geniessen. Vnd weiter sprach er, wie kein Künst ist bei dem Wein wol leben, vnnd eim frommen Weib nachgeben, mit einer guten Feder wol schreiben, vnnd auß gutem Flachß gut Garn treiben. Sonder bey eim schlimmen Wein auch frölich sein, vnd mit eim bösen Weib leben ohn Leib: Also ist kein Kunst mit gutem Geschoß vnd geschraubten oder gezogenen Büchssen wol schiessen, sondern auß jeder, wie seltzam sie auch sey, das schwartz zu treffen wissen. Dann was sind das für faule Schnacken, daß man sagt, man hab zu viel am backen, oder die Büchß hab gestossen, oder das Fewr hab jn erschreckt. O Glockengeck, daß dich der erst Streich nicht erschreck: Bist HäringsArt, stirbst vom Plitz, oder KrebsArt, stirbst vom Donnerknall: So verkriech dich auch wie die Krebs, förchst nicht, wanns tonnert, ein Thron werd vom Himmel fallen? Weißt nicht, daß schrecklich laut kecklich, vnd kecklich ist schrecklich. Die Getischen völcker, wanns donnert, schossen sie inn all Macht mit Pfeilen dargegen, dem Jupiter solchen Trotz zu wehren, seine rumpelende Steinfässer vmbzukehren, wie vnsere Kugelklemer heut mit grobem Geschütz thun: Heut haben die Leuth mehr als ein Löwenmut, ja vber Basiliscenmut, dann die Löwen förchten ein Hanengeschrey, die Basiliscen ein Geräusch vom Wisel, aber die Menschen nicht den Fewrspeienden, Pulverscheissenden vnd Salpeter furtzenden Höllenhund, vnd das praßlend Erschütteren vnd erzitterend praßlend Teufelsgeschrey. Ja sie jagen mit den Büchssen Prällen den Teufel noch mit seinen Heren auß der Lufft in die Höllen, ja schiessen sie bey lozend herab: Daß sie wol bei vns hie vnden bleibe müssen, auß Sorg man schieß sie wider herabet: daher kompts, daß die Leut nit mehr deß Toners, noch Erdbibems achte, ja schir de Jüngste tag gar verachte, dieweil er im Fewr soll komen. Also daz Granich recht schreibt, Hanibal mit seine Ochssen, welchen er fewr vn stro zwischen die Hörner legt, Pyrrhus mit Elephante, Alexander mit seine hölzinen Rädergängigen Thürne, Antiochus mit seinen hawende Hackenkarren, Caesar mit seinen fewrigen Bergablauffenden Fässern, wird heut die Leuth so wenig schrecken, als lieff einer mit nassen Stroschwawen gegen jhnen: dann sie führen heut nicht mehr Stätt vmb die Berg, sonder Berg vmb die Stätt, gelenten Meer darumb, ja graben Abgründ darumb: alldieweil man die Sündflut besorgt, bawet man auff die Berg: heut da man die Sündbrunst besorgt, bawet man inn die Tieffe in die Wasser, vnnd hilfft doch so viel als es mag, steigt schon kein Trolanisch Roß hinein, kompt doch etwan ein Goldbeschlagener vnd Goldbeladener Esel darein, oder scheißt gulden Ketten hinein, oder schickt bestechgold inn eim Faß mit Wein. Aber das Hurrlebaufisch Geschütz hat dannoch ein Weck auff in die Andacht gebracht, vnd die Leut gar Heyligenehrsam gemacht: Dann wie fallen sie nur so demütig nider, wan S. Peters oder S. Marx, oder eins andern Heyligen begewatterter Mawrbrecher inn thonender Gestalt vom Berg Sina mit jhnen das Gesatz redet, also daz mancher vor Welterstorbener Demut vergißt aufzustehn, wie die Moscowiter Legaten, die den Kopf zur Ehrerbietung wider die Erd stossen. O wie bucken sich die Königische vor dem Röschellischen Evangelio, vnd die Ingolstadische vor dem Protestantischen verbot, vnd die Tordesillische Junckern vor deß Bischoff Gweuare Zamorischen Pfaffen gewerheter Kreutzbüchß, der kondt sie Beicht hören, vnd also gefirmt dar gen Himel schicken, O wie lieffen die Mäuß vor dem Frantzösischen Geschütz auß Terowan, vn zu Quintin liessen sich die Ratten zwen Monat nit sehen, vnd starben vor Schrecken, vnnd die Hasen lieffen im Land Lützelburg auß den Hecken. Derhalben vnerschrocken, fehrt S. Johanns Kugel in dich, so bist wol

vor dem Teufel gesegnet. Schreibt doch Lemnius in seiner Verborgenheit (die doch heut jeder mag lesen) die Landsknecht in Flandern vmb Tornay haben mit Pulvergestanck die Pestilenz weggeschossen: diß war ein besser Meisterstück als Hippocratis, der die Wäld deßhalben anzündet, oder eben dieses Lemnij, da er mit Gestanck gebranter Abschnidling von Leder vnnd Hörnern die Pest wolt vertreiben, als ob die Leuth die Bärmutter hätten. Ach neyn, es hilft nicht ein jeden das Lorbeerkränzlin für den Donner, wie Keyser Tyberium. Es regnet nit wann die Bawren auf Steltzen gehn, es hat aber geregnet, vnd Claus Narr sagt, das seyn die besten Schützen die fehlen, dann sie schiessen niemand todt.

Man hieng bißweilen vnserem Durstgurgeler zu oberst eins Thurns, ein groß Camelseyl an, das biß auf die Erd reichet, an demselben haspelt er mit beyden Händen hinauf, darnach fuhr er wiederumb so gewaltig vnd gewiß herab, daß einem das Gesicht darob vergieng. Man richtet jhm einen grossen Gabelgalgen auf zwischen zwen Bäwm gesperret, an demselbigen hieng er sich mit der Händen an, vnd fuhr daran herumb vnd herwider, wie ein anderer mürber Braten herumb, daß er mit dem Fuß gar nichts berühret, so starck war er inn den Armen: Er kondt auch auf eim Arm auff ein Stock sich stewren, daß der Leib wie eine Kauffmännische Bilantz in der Wagstund. Auch auff das er das Gebürst vnnd Gelüng ererciret, Schrye er wie tausendt Teuffel, wie die Schifleut vber Rhein, als ob er im Heckelberg säß. Ich hab jhn einmal gehört, daß er seim Schießjungen Wolbelart von Sanct Victorsporten biß zu Montmatre ruffet, vnnd in der Schlacht wider die Hutzelbutzen, auff dem Lechfeld hort man jhn schreyen biß gen Langweil, etwas neher als das Geschütz vor Metz, welchs man vber Rhein zu Teutsch Laureto oder Lor gehört hat. Der berühmpt Stentor hett lang kein solche Stimm in der Schlacht vor Troi, noch Demosthenes, der Stein inn Mund nam vnnd am Meervser in den Wind ruffet, als ob jhm der Halß ab wer, damit er das R. außsprechen lerne. Auch seine Glieder vnnd Adern mehr zu steiffen, vnd in seiner Stärcke zu erhalten, worden jhm gemacht zwo grosse Bleihene Kugeln, gröſſer als die Margraff Alberecht inn Franckfort geschossen, ein jede acht tausend, siben hundert Quintalpfund wigend, welche er Alteratzen vnnd Zuckauder nennt. Dieselbe nam er von der Erden inn jede Hand, hub sie in die höhe vber den Kopff, vnd hielt sie also vnverwendet drey viertheil Stund, vnnd wol noch mehr, welchs ein vnnachzuthunige Stärck ist. Spielt mit den Klingstangen, Speerbäwmen, Handspacken vnnd Sperrlingen: riß mit den aller stärckesten. Vnnd wann es zu dem Fall kam, stund er so fest auf den Füssen, daß er sich eim jeden Waghalß außbott, wa er jhn von der stett ziehe, wie vor Zeiten der Faustbeheb Milo that: Nach dessen Exempel pflegt er ein Granatapfel inn die Hand zu nemmen, vnnd schanckt jhn dem, der jhn jhm auß der Hand kondt bringen. Mit dieser Weiß gewehnet er sich, daß er nicht alleine stärcker ward, sondern mit der Stärcke auch jünger: wie König Masinissa, der durch gleiche weiß sich erjunget wie ein Adler, daß er auch neuntzigjärig einen Son erzielet: vnd kont 14 tag postlauffen.

Wann er also nuhn die zeit hat zugebracht, vnd sich getrocknet, geriben, gewischt, gefrischt, vnd die Kleyder geendet, zetteit er allgemach wider heim, nam den Weg durch etliche lustige Wisen oder andere krautbare Oerter, da hat er sein Gesprech von Feldbawlichen Sachen, von des Liebalt Meyerhoff, erfragt der Bienen Policei vnd Regiment, erwog, wie Stigelius an eim jeden kräutlin Gottes fürsehung, besichtiget vnd ersuchet etliche Bäum vnd Kräuter, die heut etwas zweifels haben, vnd hielt sie gegen der alten Bücher, die davon geschrieben, als Theophrast, Dioscorid, Marin, Plinius, Nicander, Macer vnd Galen: trugen auch der simplicien handvoll zu hauß: welcher ein junger Knab, Rhizotomus genant von Würtzburg bürtig, warten muß mit Hackengraben, Schaufelen, Sichelen, Karstlen, Rattenkloen, Spaden, Hebzapffen, Jettawen, Grabstickeln, Eggezincken, Gerthawen, Lippen, Pickeln, Zängäblin, Gertein, Bindmessern, Hagmessern, Häplin, Raupenhecklin vnnd anderm Gartners zeug, wol zuarborisieren, vnd zuherbieren, zupflantzen, zubeltzen, zuversetzen, zuschripffen, zujetten vnd den bäumen zuschneutzen, zudeschneiden, zupfrupffen, zuschröten. So bald sie nun heim kamen, erholten vnd sinnschröpfften sie etlichs was zuvor gelesen war worden, alleweil man das essen zurichtet, vnd sassen damit zu Tisch. Hie solt jhr mercken, daß er sich von diser Disciplin auch vber Tisch bessert: Dann seine Mal waren nüchtern, mäßig vnd sparsam, sintemal er der speiß nur genoß den widersprennigen aufflauff des Magens zustillen: aber daz Nachtmal war gemeinlich etwas flüssiger vnd weitleuffiger: vnnd also sols sein. darumb haben die Alten das Nachtessen allein für ein recht Mal gehalten, den Mittagimbiß zu acht Vhren nur für ein Morgensupp: daher kompts daß man sagt: Ein Abend ist frölicher dann vier Morgen. Was auch der Trost anderer vieler vngehöfelter vnerbeutelter vnnd schüpiger Artzet inn der Sophisten Werckstat abgerollet vnd gewalblechet im gegentheil halten vnd thaten. Vnter des man nun aß, ward die Lection zum Morgenjmbiß angefangen, vnd als lang es jhnen gefellig vollzogen. Die vbrige zeit ward mit guten gelehrten vnnd nutzlichen reden zugebracht. Nachdem nun der Tisch aufgehaben, vnd Gott vmb seine Gaben danck gesagt gewesen, da fieng man wiederumb an Music artlich zu singen, auf gestimmten Instrumenten zuspielen, quatuor, trium, Muteten, Vilancellen, ꝛc. oder die kleine kurtzweilichen auff Karten, Würffeln vnd Brettspiel vorzunemmen: Vnd dabey blieben sie mit grossem lust vnd gutgeschirrig, vnd übten sich zuzeiten biß sich die stund zuschlaffen scheidet. Bey weilen besuchten sie gelehrte belesene Leut, wolgeschickte Versamlungen, Historicos, Poëtas die einen vnsterblich machen können, entweders Jambisch oder Heroisch, Dann Carmen amat quisquis carmine digna gerit: Wer Lobswürdig kan thun vnnd beweisen, der liebet die so einen können loben vnd preisen: Oder sie besprachen Leut, welche frembde Länder gesehen hatten.

In miteler Nacht, ehe sie sich zur ruh begaben giengen sie zuvor an das lufftigste ort, welchs offen vnd frey stund, des Himmels wesen vnnd enderung zu beschawen, vnd da gaben sie acht auff die Planeten, Cometen, Figuren, leger, gelegenheit, Aspect, ansehen, Oppositzen, vnd coniunctionen des Gestirns. Darauf recapitulirt, vnnd vberschlug er kurtzlich auf Pytagorische weiß mit seinem Lehrweiser alles was er die gantze Tagzeit durchgelesen gesehen, erfahren, gehört, gethan vnnd vernommen hat. Ja er trutiniert sich auch vnd legt sein Leben vnnd wandel desselben Tags auf die Wag des Vergilischen, Vir bonus et sapiens, etc. Wann du dich legst zu süsser ruh, vnd dir wöllen gehn die augen zu, So denck zuvor ein jede nacht, Wie du den tag habst hingebracht vnnd wäs daselbst weiter folgt.

Christian August Fischer

ward am 29. August 1771 zu Leipzig geboren, studirte daselbst von 1788—92 und bereiste alsdann in kaufmännischen Geschäften die Schweiz, Frankreich, Italien, Spanien, die Niederlande und Rußland. Nach seiner Rückkehr lebte er als Privatgelehrter in Dresden, darauf ward er 1804 Herz. Sächs. Legationsrath und Professor der Kulturgeschichte und schönen Literatur an der Universität zu Würzburg, wo er bis 1817 blieb, in welchem Jahre er seine Entlassung erhielt. Eine unter dem Titel: „Katzensprung von Frankfurt nach München von Felix von Fröhlichsheim," 1821 zu Leipzig erschienene Schrift, deren Verfasser er war, verwickelte ihn in fiskalische Untersuchung und zog ihm, wegen erwiesener Beleidigung des K. Baierischen Finanzministers, Freiherrn von Lerchenfeld, vierjährige Festungsstrafe zu, die er von 1821 bis 1824 erdulden mußte. — Nach seiner Freilassung privatisirte er in Frankfurt am Main, Bonn und Mainz und starb am letzteren Orte den 14. April 1829.

Seine Schriften sind:

Sophie. Ein Roman. Leipzig 1795 fgde. 3 Thle.
Konrad. Komischer Roman. Leipzig 1797.
Die savoyardische Familie. Riga 1797.
Reise von Amsterdam über Madrid und Cadix nach Genua. Berlin 1799.
Komische Romane der Spanier. 2 Thle. Leipzig 1801 fgde.
Spanische Novellen. Berlin 1801.
Reiseabenteuer. 2 Thle. Dresden 1801.
Gemälde von Madrid. Berlin 1802.
Neue Reiseabentheuer. Posen und Leipzig 1802 fgde. 4 Thle.
Gemälde von Valencia. Leipzig 1803. 2 Thle.

Bergreisen. Leipzig 1804 fgde. 2 Thle.
Reise nach Montpellier. Leipzig 1805.
Reise nach Hieres. Leipzig 1806.
Reisebibliothek. Berlin 1806 fgde. 4 Thle.
Neuestes Gemälde von Spanien. Leipzig 1809 fgde. 2 Thle.
Die drei Ostindienfahrer. Leipzig 1817
Gemälde von Brasilien. Pesth 1819. 2 Thle.
Reise nach London. Leipzig 1819.
Katzensprung von Frankfurt nach München. Leipzig 1821.
Kriegs- und Reisefahrten. Leipzig 1821. 2 Thle.
Hyacinthen. Frankfurt 1825.
Kabinetsstücke eines Gefangenen. Frankfurt 1825. 2 Thle.
Neue Kriegs- und Reisefahrten. Frankfurt 1825.
Kuriositätenalmanach. Mainz 1825 fgde.
Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen. Frankfurt 1826—28. 3 Thle.

Außerdem legt man diesem Verfasser noch die vor 1829 unter dem Autornamen Christian Althing erschienenen erotischen Romane und Novellen bei. — Obwohl diese Behauptung keineswegs erwiesen ist, so wird sie doch dadurch unterstützt, daß der Styl und die Behandlungsweise der eben erwähnten Obscönitäten auffallende Aehnlichkeit mit der Schreibart und Form der anderen schriftstellerischen Arbeiten C. A. Fischer's hat.

Eine geistreiche, lebhafte und ansprechende Darstellung, so wie ein rascher, fließender Styl, zeichneten alle Leistungen dieses talentvollen Mannes höchst vortheilhaft aus, und erwarben ihm, wenn sie gleich auch nur meistens geschickte Nachbildungen fremder Originale oder gewandte Zusammenstellungen waren, viele wohlwollende und aufmerksame Leser. Seine Schriften werden daher immer als eine angenehme und unterhaltende Lectüre rühmlich zu empfehlen sein und können in diesem Gebiete als Muster gelten; Höheres darf man jedoch nicht von ihnen verlangen. — Seine beste Arbeit bleibt das Gemälde von Valencia, S. oben.

Das Bagno von Tripolis. *)

1.

Capitain ***, der das ***sche Briggschiff, die Freundschaft führte, hatte im October 18— zu Alicante eine Ladung von Soda, Mandeln, Wein, Orangen u. s. w. eingenommen, um mit dem ersten günstigen Winde, nach *** in See zu gehn. Wirklich klarirte er auch nach einigen Tagen aus, und nahm den gewöhnlichen Curs nach seinem Bestimmungsort. Es war gerade zehn Uhr Morgens, als er den Hafen verließ.

Wind und Wetter versprachen ihm eine äußerst günstige Fahrt. Aber wie dem Menschen nichts von der Zukunft gehört; so auch hier. Nachmittags um zwei Uhr ward nemlich der Capitain eine Fregatte gewahr, deren Manoeuvre ihm verdächtig schien, wiewohl sie wenigstens noch vier Stunden entfernt war. Bald aber überzeugte er sich, daß sie Jagd auf ihn machte, ahnete indessen noch keineswegs, was für ein Unglück ihm wirklich bevorstand.

So vergingen zwei volle Stunden, während ihm die Fregatte sich immer zu nähern fortfuhr. Sie manoeuvrirte dabei so geschickt, daß an kein Entkommen für ihn zu denken war. Jetzt aber denke man sich sein Entsetzen, als er einen tripolitanischen Caper erkannte, der mit vollen Segeln gerade auf ihn zukam. Drohend wehte die blutrothe Flagge, mit dem silbernen Halbmond, vom Hinterkastelle herab, während bereits das wilde Jauchzen des barbarischen Schiffsvolks herüberscholl.

Man muß nemlich wissen, daß der Capitain schon in Alicante von den feindlichen Absichten des Bey von Tripolis gegen *** benachrichtigt worden, aber keineswegs zu überzeugen gewesen war. Jetzt nun erkannte er die Wahrheit obiger Warnungen und sah sein Schicksal nur zu gewiß vorher. Was indessen seine Angst noch vermehrte, war ein Umstand ganz eigener Art.

Er hatte nemlich seine junge Gattin, Josephe R—, die Tochter des ***schen Viceconsuls zu ***, bei sich, mit der er erst vor einigen Monaten in der Gesandtschaftskapelle zu *** getraut worden war. Was sollte aus ihr werden, wenn das Schiff von diesen Barbaren genommen ward? — In den Harem des Beys wandern zu müssen, war noch das Glücklichste, was ihr bevorzustehen schien. Es galt daher einen eben so schnellen, als festen Entschluß.

Zum Glück fiel eine Windstille ein, wodurch der Caper an jeder weitern Bewegung verhindert ward. Das junge Weibchen schlug nun selbst eine recht passende Maßregel vor. Das holde Gesichtchen mit Safran gefärbt, die Kleidung eines Schiffsjungens, ein künstlicher Höcker, die Hände endlich mit Ocker gefärbt — Es war unmöglich, hierunter ein weibliches Wesen zu erkennen, das sonst die Lieblichkeit und das Ebenmaß selbst war.

2.

So mochte es fünf Uhr geworden sein, als der Wind wieder auffrischte und die Fregatte nun mit vollen Segeln auf die Brigantine zukam. Bald that sie einen scharfen Schuß über die Bords derselben, daß die Kugel rauschend über den Köpfen der Besatzung hinflog. Zugleich ertönte eine Löwenstimme aus dem Sprachrohre: — „Beigelegt, oder ihr werdet in den Grund gebohrt!"

Die armen Leute gehorchten natürlich auf der Stelle und erwarteten ihr Schicksal mit frommer Ergebung. Unterdessen kam die Fregatte immer näher, legte sich endlich unter den Wind und setzte ein stark bemanntes Boot aus. Die darin befindlichen Mohren schossen nun unaufhörlich ihre Flinten ab, oder schwangen ihre Säbel in der Luft, und erhoben dabei ein gräßliches Jubelgeschrei. Endlich legte das Boot am Schiffe an, und der ganze Haufe schwang sich mit seinen Enterbeilen hinauf.

Schon einige Minuten zuvor hatte sich der Capitain an das Steuerruder gestellt, während die ganze übrige Mannschaft neben ihm auf den Knieen lag und ihre gefalteten Hände empor hob. Dreimal schwang hierauf der Anführer seinen Säbel über ihren Köpfen, dann aber hieß er sie aufstehn. — „Die Kleider! die Kleider! Ihr Hunde!" — rief er jetzt mit grinzendem Lachen, und riß dem Capitain Rock und Weste ab. Dasselbe geschah mit den Uebrigen, so daß jeder nur die Beinkleider behielt.

Jetzt hieß es — „Capitain und Steuermann nebst drei Matrosen mit uns; die übrigen bleiben am Bord." Weinend zeigte nun jener auf den angeblichen Schiffsjungen und stammelte die Worte: „Il mio figlio." — Der ganze Haufe brach nun in ein tolles Gelächter aus, denn das kleine bucklichte Ungethüm kam ihnen gar zu possirlich vor. — „Nun! So nimm den Affen mit!" — sagte der Anführer — „Ich meine, daß er uns vielen Spaß machen soll!"

Hierauf beorderte er zehn von seinen Leuten, zur Führung des Schiffes zurückzubleiben, und stieg dann mit den übrigen, nebst seinen sechs Gefangenen in das Boot. Josepha stand zitternd neben ihrem Manne und drückte ihm die Hand. Jetzt ging es pfeilschnell auf die Fregatte zu, wo die ganze Mannschaft jubelnd in den Wänden hing, oder auf den Raen saß. Das Schiff, mit der tripolitanischen Flagge auf der Spitze des Hintermastes, steuerte langsam nach.

Als die Gefangenen jetzt an Bord gebracht waren, wurden sie dem Admiral, wie man ihn nannte, vorgestellt. Dieser saß, mit untergeschlagenen Beinen, auf einem großen, mit Goldbrocat überzogenen Armstuhle, und strich sich seinen Bart mit vieler Gemächlichkeit. Es schien für einen Barbaresken ein ziemlich gutmüthiger alter Mann zu sein. Er befahl nemlich jedem ein Sclavenwams zu geben, was auch auf der Stelle geschah.

Nun begann er, vermittelst eines Dolmetschers, die gewöhnlichen Fragen nach dem Namen, der Herkunft, der Ladung, der Bestimmung des Schiffes und dergleichen mehr. Der Capitain beantwortete Alles der Wahrheit gemäß. Hier erhielt jeder Gefangene, für den nächsten Tag, ein anderthalbpfündiges Roggenbrod, der Capitain aber deren zwei. Auch wurde jedem an einem Wasserfasse eine kleine blecherne Flasche gefüllt.

So wies man endlich den Matrosen ihre Schlafstellen auf dem Vordertheile des Schiffes, dem Capitain und seinem Sohne aber unter dem ersten Decke an. Jene mußten sich mit dem bloßen Boden begnügen, diese bekamen wenigstens zwei alte Binsenmatten zu ihrem Gebrauch. Still und traurig begaben sie sich nun auf ihre Plätze und brachten den größten Theil der Nacht in leisen Gesprächen zu.

Eins tröstete, eins ermuthigte das Andere; so hielten sie sich gegenseitig aufrecht. Waren sie doch beisammen; hatte doch Eines das Andere noch; war doch Herz an Herz, Lippe an Lippe gepreßt! In Liebe und Treue, in Vertrauen und Hoffnung erhoben sie sich demnach stark und kräftig über ihr Mißgeschick. — Wem noch ein anderes verwandtes Wesen zur Seite steht, der kann nie ganz unglücklich sein!

3.

Es war am dritten Tage Morgens um acht Uhr, als die Küste von Tripolis mit ihren Palmen endlich sichtbar ward. Die Mannschaft erhob hierauf ein wildes Freudengeschrei, das

*) Aus C. A. Fischer's „Kabinetsstücke eines Gefangenen."

unſerm unglücklichen Paare das Herz zerriß. So lief die Fregatte mit ihrer Priſe um zwei Uhr in den Hafen ein und ward aufs feierlichſte begrüßt.

Alle Signalmaſten flaggten, alle Batterien donnerten und das Wirbeln der Trommeln, das Schmettern der Trompeten und das Schlagen der Becken vermiſchte ſich mit dem Praſſeln der Piſtolen und dem alles übertäubenden Bewillkommnungsruf. Die Fregatte erwiederte nun Schuß für Schuß. Sie war dabei mit allen Flaggen der befreundeten Mächte geſchmückt, während die — ſche unten am Boogſpriet ſchmählich ins Waſſer hing.

Alle Gefangene wurden nun ausgeſchifft und dem Bey, der ſich in einem Kiosk am Hafen befand, von einem der Offiziere vorgeſtellt. — „In das Bagno!“ — lautete der kurze Beſcheid, und ſie wurden abgeführt. Der Bey, ein langer, hagerer, ſchwarzbrauner Mann von mittlerem Alter, hatte feuerſprühende Augen und ein ſehr ausdrucksvolles Geſicht.

Dabei trug er einen weißen Turban, mit Gold geſtickt, und ein ſchwefelgelbes Oberkleid, mit koſtbarem Grauwerk eingefaßt. Ein mit Diamanten beſetzter Dolch, den er im Gürtel ſtecken hatte, machte ſeine ganze Bewaffnung aus. Er rauchte aus einer prächtigen Pfeife, deren ungeheurer Kopf wohl ein halbes Pfund zu faſſen im Stande war.

Neben ſeinem Brocatkiſſen ſtand auf einem ſilbernen Präſentirteller ein goldener Becher mit Sorbet. Die Wände des Kiosk waren abwechſelnd mit ſchönen Arabesken in den lebhafteſten Farben verziert oder mit großen venetianiſchen Spiegeln bedeckt. Unter jedem der letztern befanden ſich auf Conſoltiſchen prächtige Schlaguhren unter Glocken, während man zu beiden Seiten vergoldete Käfige mit Canarienvögeln oder Zeiſigen ſah.

Unterdeſſen war unſer unglückliches Paar nebſt ſämmtlichen Matroſen im Bagno angelangt. Dieſes iſt ein Theil des Arſenals und bildet eine große Halle, die aus einem Erdgeſchoß und einem obern Stockwerk beſteht. In jenem, wie in dieſem, befindet ſich eine Reihe dunkler Behälter, die in den Mauern angebracht und zum Aufenthalte der Sclaven beſtimmt ſind. Um das obere Stockwerk lauft daher eine hölzerne Gallerie herum, zu der man auf zwei Treppen hinauf ſteigt.

Vor dieſem Gebäude liegt ein geräumiger Hof, mit einer hohen Mauer eingefaßt. Hier befindet ſich eine Garküche nebſt mehreren anderen Victualienhändlern; eben ſo eine Wein- und Branntweinſchenke, die zugleich als Kaffeehaus dient; dann eine Menge Krambuden, beſonders für Rauch- und Schnupftabak; endlich eine große Anzahl von Verkäuferinnen, bei denen Waſſermelonen, Orangen, Citronen u. ſ. w. für eine Kleinigkeit zu haben ſind. Auch findet man in dieſem Hofe zwei große Springbrunnen, in deren Baſſins gewaſchen wird. Die Cloaken ſind in den Ecken angebracht.

Es war Mittag; der Baſchi oder Aufſeher erwartete die neuen Sclaven am Eingange des Bagno. Seine barbariſche Geſichtsbildung, ſeine funkelnden Tigeraugen, ſein ungeheurer Schnurrbart und ſeine große Karbatſche kündigte ſogleich ſein ſchreckliches Handwerk an. Hierauf wies er den Capitain nebſt ſeinen Sohn in die erſte Zelle zur Rechten, die Matroſen aber in die folgende ein. Auch reichte er jedem aus einem großen Sacke ein kleines Roggenbrod.

„Hütet euch vor den erſten Hieben“ — ſagte er mit rauher Stimme — „denn ſonſt folgen ſie hundertweis nach. — Spannt eure Hangmatten auf, aber ordentlich, ſage ich euch! — Waſſer kann jeder ſich täglich zwei Krüge holen, aber durchaus nicht mehr.“

„Wer Geld hat“ — fuhr er fort — „kann ſich kaufen, was ihm beliebt; doch muß er ſich zuvor mit mir verſtehn. — Ich ſag's euch Chriſten, wenn ihr mich beim Guten erhaltet, ſo bin ich der beſte Baſchi, den ihr euch wünſchen könnt.“ Hiermit legte er ihnen die leichten Fußringe an und ließ ſie allein.

4.

Um vier Uhr kamen, wie gewöhnlich, die Sclaven zurück, die im Palaſte, auf dem Werfte, im Hafen u. ſ. w. gearbeitet hatten, denn immer ward um dieſe Stunde Feierabend gemacht. Es waren an dreihundert zuſammen, meiſtens ſardiniſche, neapolitaniſche, ſicilianiſche und römiſche Seeleute, indem alle dieſe Flaggen der Spott der Barbaresken ſind.

Bis ſechs Uhr war nun dieſen armen Leuten erlaubt, auf dem Hofe zu bleiben, wo dann jeder eine kleine Handthierung trieb. Einige waſchen, andere beſſerten Kleidungsſtücke aus; dieſe ſtrickten Netze, oder wollene Mützen; jene ſchnitzten Löffel und Gabeln aus Buchsbaumholz. Hier ſah man Strohmatten, oder wollene Schuhe flechten, dort wurden Töpfe und Keſſel geflickt — Kurz alles war in voller Beſchäftigung.

Ihre neuen Unglücksgefährten waren indeſſen auch nicht müßig; ſie hatten vielmehr vollauf mit der Reinigung und Einrichtung ihrer Zellen zu thun. Man erräth leicht, daß die Matroſen hier das meiſte verrichteten; denn ſie hatten ſich von dem Capitain ſtets einer guten Behandlung zu erfreuen gehabt. Auch nahmen ſie an der jungen, ſchönen Frau, in einer ſo unglücklichen Lage, mit unverſtellter Herzlichkeit Theil.

Jetzt, als der Iman auf der nahen Moſchee zum Abendgebete rufte, ſtrömte nun die ganze Maſſe der Sclaven in das Bagno hinein. Schon vorher hatte einer der Matroſen einen Korb mit Speiſen und einigen Krügen Wein für den Capitain geholt, wovon auch ihnen ihr Theil zukam. Der Baſchi, der nun die Zellen viſitirte, erhielt ein kleines Gratial, und grinzte recht freundlich dafür.

Hierauf begann nun der gewöhnliche Namensaufruf. Zu dieſem Ende mußten die Sclaven, immer hundert zuſammen, einen Kreis bilden, in deſſen Mitte der Oberſchreiber, ein neapolitaniſcher Renegate, ſtand. Dieſer rufte ſo jeden einzelnen mit Namen auf, worauf die Antwort — „Kta!“ *) war. Jeder nahm dann aus einem großen Binſenkorbe, der von zwei Sclaven getragen die Runde machte, ein einpfündiges Roggenbrod.

Hierauf mußte alles in die Zellen, wenigſtens vor denſelben ſein. Zur Beleuchtung des ganzen, großen Gebäudes hingen nicht mehr, als drei große Lampen herab, worüber die Aufſicht einem Unteraufſeher übertragen war. Bei dem matten Scheine derſelben ſaßen nun die meiſten Sclaven in Gruppen beiſammen, unterhielten ſich mit leiſen Geſprächen, oder ſpielten Karten, und dergleichen mehr.

Um neun Uhr mußte ſich alles zur Ruhe begeben und ſämmtliche Lampen wurden ausgelöſcht. Alle Sclaven befanden ſich nun in ihren Hangmatten, und jedes laute Wort war hart verpönt. Leiſe zog jetzt Joſephe, nach Verabredung, ihren Hecker hervor, worin ein artiges Sümmchen in Gold eingenäht war, trennte ein wenig auf, nahm zwei Coronillas **) heraus und brachte dann alles wieder in Ordnung.

Am folgenden Morgen um ſechs Uhr ward geweckt, um ſieben zogen die Sclaven, in mehrern Abtheilungen, zu den verſchiedenen Arbeiten aus. Der Capitain und der Cajütenwärter (Schiffsjunge) wurden dabei mit noch vier andern auf die Segelmacherei geſandt. Jeder erhielt vorher ein zweipfündiges Roggenbrod. Um eilf Uhr ward auf eine Stunde Mittag gemacht, und etwas Maisbrei ausgetheilt. Dann ging es wieder an die Arbeit bis gegen vier Uhr, wo regelmäßig Feierabend ward.

Unſer Paar blieb diesmal im Hofe und kaufte eine Menge kleiner Bedürfniſſe, unter andern auch Tabak für die armen Matroſen ein. Der Baſchi erhielt, wie gewöhnlich, ſeinen Antheil davon. Ihre Lage verbeſſerte ſich im Ganzen freilich nur wenig; doch waren ſie mindeſtens keiner brutalen Behandlung ausgeſetzt. Ein leidliches Abendeſſen und eine Flaſche griechiſchen Weines fehlten auch heute nicht.

Dies war und blieb, mit ſeltenen Ausnahmen, die gewöhnliche Tagesordnung. Nur wenn es etwa dringende Schiffsarbeiten, wie Ausladen, Abtakeln u. ſ. w. gab, fand eine Veränderung ſtatt. Auch waren die Sclaven ſowohl an jedem Freitage, ***) als überhaupt an jedem türkiſchen Feſttage, von aller Arbeit frei. Da die kühle Jahrszeit heranrückte, ſchaffte der Capitain auch wollene Decken an. Uebrigens gegenſeitiges Aufrechthalten, und Liebe um Liebe, in ſtillem, ſüßem Geheimniß.

5.

Allmälig machte nun auch der Capitain mit mehrern andern Unglücksgefährten Bekanntſchaft. Sei es, daß ſie ihre Zellen in ſeiner Nähe hatten, oder daß er ſie auf der Segelmacherei antraf. Unter jenen war beſonders ein alter, portugieſiſcher Steuermann, der Reiſen durch alle vier Welttheile gemacht hatte, vollkommen gut engliſch ſprach und ſeine Abentheuer ſehr lebhaft zu erzählen verſtand. Dieſer ward nun an allen Ruhetagen der Abendgaſt des Capitains, denn Joſephe hörte ihm mit dem größten Vergnügen zu.

Andere, die beſonders das Mittelmeer kannten, trugen dann auch das Ihrige zur Unterhaltung bei. So was den Thunfiſchfang, die Corallenfiſcherei, die griechiſchen Schwammtaucher u. ſ. w. betraf. Der Capitain ſelbſt erzählte dann wieder von ſeinen großen nordiſchen Fahrten nach Archangel und Drontheim, nach Petersburg und Stockholm. Man kann denken, wie angenehm dieſer Seezirkel war, und wie ſchnell ſo mancher lange Winterabend verging.

Eine der intereſſanteſten Erzählungen des alten Steuermanns war folgende, die hier mitgetheilt wird. — „Ich befand mich“ — hub er an — „am Bord des holländiſchen Oſtindienfahrers, Peter van Wit, der von Amſterdam nach Batavia beſtimmt war. Eben hatten wir die Küſte von Ceylon im Geſicht, als man auf einmal von einem Ende des Schiffes zum andern Feuer rief.

---

*) Das deutſche hier.

**) Kleine ſpaniſche Goldmünze, ungefähr ſo groß wie Groſchen im 24 fl. Fuß, aber bedeutend dicker, und von einem Piaſter (2 fl. 24 kr.) an Werth.

***) Bekanntlich bei den Moslemin das, was bei den Chriſten der Sonntag iſt.

Schon ſchlug auch wirklich die Flamme aus der großen Lucke empor, und flog in wenig Minuten den Maſt hinan.“

„Bald geriethen nun auch die Segel, das Tauwerk und die Boote in Brand. — Wir ſind verloren! Wir ſind verloren! — tönte es durch das ganze Schiff in gräßlichem Angſtgeſchrei. Da flog ich athemlos auf das Hinterkaſtell, ergriff ein Tau, ließ mich daran hinab und ſprang in die See. So ſah ich unſre Jolle, die wir nachgeſchleppt hatten, mit vier Mann vor mir, holte ſie ein und kam glücklich an Bord.“

„Ruhig ruderten wir nun immer auf Ceylon zu, und in weniger als einer Stunde konnten wir die grünende Küſte mit ihren Palmenwäldern deutlich vor uns ſehn. Bald begegneten wir auch einigen Fiſcherbooten und liefen mit ihnen in Jaffanapatnam ein. Hier fand ich Freunde und Unterſtützung, beſonders bei Monheer van A—g, der einer der reichſten Plantagenbeſitzer war.“

„So gern mir indeſſen dieſer Biedermann zu einem Schiffe verholfen hätte; es war dennoch bei der Annäherung der Wintermouſons eine Unmöglichkeit. Er that mir daher einen andern Vorſchlag, der ihm ſelbſt nicht wenig am Herzen zu liegen ſchien. In alten Familienpapieren hatte er nemlich von einem unbekannten Rubinenlager geleſen, das ſich, mehreren Angaben zu Folge, in dem Innern der Inſel befand. Dieſes ſollte ich, in Begleitung eines Kunſtverſtändigen, aufzufinden ſuchen und in jedem Falle einer guten Belohnung gewärtig ſein.“

„Ich bat um einen Tag Bedenkzeit und nahm dann den Vorſchlag mit Freuden an. Zwar verkannte ich die Beſchwerden und Gefahren einer ſolchen Reiſe durchaus nicht; allein ich war geſund und ſtark, ſo wie voll Muth und Entſchloſſenheit. Alſo ſchlug ich fröhlich und wohlgemuth ein, erhielt einen Vorſchuß zu meinen Einrichtungen und ward durch einen gerichtlichen Vertrag gedeckt. In meinem Reiſegefährten, den ich nun kennen lernte, fand ich einen ſehr verſtändigen und erfahrenen Mann.“

„Der Tag der Abreiſe erſchien; mit frohem Muthe nahmen wir von unſerm Principale Abſchied. Jeder von uns trug einen ledernen Beutel mit Reis, ein Paar Piſtolen nebſt Pulver und Blei, eine Kürbisflaſche mit Arrak, und Waſſer, eine kleine kupferne Schüſſel nebſt Teller, ein Paar Feilen und Brecheiſen, ein kleines Tau, einen Compaß, ein Feuerzeug, ein Beil und eine große Bärenhaut. So wanderten wir in der kühlen Frühe vier Stunden weit.“

„Als aber die Sonne höher ſtieg, machten wir unter einem ſchattigen Baume an einem Bache Halt. Dann aber ſchoſſen wir uns zum Mittagseſſen einige Vögel, brateten ſie an einem hölzernen Spieße und verzehrten ſie mit vortrefflichem Appetit. Gegen zwei Uhr brachen wir wieder auf und traten in den Urwald ein. Anfangs war derſelbe noch ziemlich licht, aber bald nahm er mit jedem Schritte an Dichtigkeit zu.“

„In ungeheuern Maſſen ſtrebten die hohen, verſchlungenen Bäume empor; kaum fiel hier und da ein ſchwacher Schimmer hindurch. Auch das Unterholz war ſo in einander verwachſen, daß ſich nur mit Hülfe des Beiles durchdringen ließ. Endlich erreichten wir mit Sonnenuntergang eine Stelle, die uns zum Nachtlager tauglich ſchien. Hier zündeten wir ein Feuer an, ſchoſſen abermals ein Paar Vögel, kochten ſie mit einigen Händen Reis und hatten ſo eine treffliche Abendmahlzeit.“

„Mein Reiſegefährte legte ſich hierauf zum Schlafen nieder, während ich ſelbſt bei unſerem Feuer wachen blieb. Kein Blättchen rauſchte; kein Lüftchen wehte; Alles wie Grabesſtille um mich her. Doch plötzlich vernahm ich in der Ferne ein dumpfes Getös, dem rollenden Donner gleich. Die Bäume rauſchten, wie von einem Orkane bewegt; die Erde bebte, als ſchlügen tauſende von Blitzen ein. — Es war ein großer Trupp von Elephanten, der in geringer Entfernung im Trabe vorüberzog. So wachten und ſchliefen wir wechſelsweis.“

„Die Sonne ging auf; wir verzehrten die Reſte unſeres Mahles und traten dann wohlgemuth unſere zweite Tagereiſe an. Allmälig ward der Wald nun lichter und im glänzenden Morgenſtrahle lagen die erſten Abſätze der Gebirge vor uns. Schon dachten wir ſie gegen Mittag zu erreichen, als wir auf einmal einen breiten, tiefen Kanal vor uns ſahn, der über und über mit dichtem Gebüſch bewachſen war.“

„Wohl eine halbe Stunde ruhten wir am Rande deſſelben und ſtarrten ihn unverwandten Blickes an. Endlich glaubte mein Gefährte eine Stelle zu bemerken, wo ein Durchgang möglich ſchien. Er beſtand demnach, trotz meinen Gegenvorſtellungen, auf dieſem Wagſtück. So ließ er ſich am Taue in die Tiefe hinab und drang mit Hülfe des Beiles ein.“

„Schon hoffte ich ihn auf der andern Seite zum Vorſchein kommen zu ſehn, als er plötzlich mit ſchrecklichem Angſtgeſchrei nach Hülfe rief. Eilends flog ich am Taue hinab und drang in die Oeffnung vor. Da ſah ich in der Entfernung die funkelnden Augen einer großen Schlange, die gierig an ſeinem Herzen fraß. Den Tod in den Adern ſtieg ich wieder hinauf und fühlte mein Unglück in einer ganzen Schrecklichkeit. Ich allein in dieſer Wüſtenei! — So irrte ich den übrigen Theil des Tages troſtlos umher.“

„Der Abend brach an; ich beſchloß mein Nachtlager auf einem Baume zu nehmen, der in der Nähe ſtand. Hier band ich mich mit meinem Taue an einem Aſte feſt und fiel darauf in tiefen Schlaf. Doch kaum mochten einige Stunden verangen ſein, als ein heftiges Ungewitter losbrach. Blitz auf Blitz! Schlag auf Schlag! Der ganze Himmel ein wogendes Flammenmeer! — Wild raſte der Sturm, in Strömen ſchoß der Regen herab; jeder Augenblick ſchien mein letzter zu ſein.“

„Da entſchloß ich mich ſchnell, glitt haſtig am Stamme hinunter und warf mich in einiger Entfernung platt auf den Boden hin. Plötzlich geſchah ein heftiger Schlag; der Baum ſtand in Flammen; das Feuer ergriff das dürre Gras. Noch einige Minuten und es war um mich geſchehn. Athemlos flog ich einen benachbarten Hügel hinan. Aber der Boden wich, ich fing an einzuſinken und ſtürzte in einen Abgrund hinab.“

„Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einer tiefen Höhle, auf einem Haufen Moos, in einer Art Dämmerlicht. Ich blickte empor und ſah, daß oben durch eine große Oeffnung der Mond hineinſchien. Die hohen, überdem ſehr ſteilen Wände waren indeſſen auf allen Seiten davon entfernt. Mit Entſetzen fühlte ich nun die ganze Größe meines Unglücks; doch das Vertrauen auf Gott verließ mich nicht. In ſtillem Gebete blickte ich auf zu ihm, und es ward mir wunderbar wohl.“

„Ich fiel hierauf in einen tiefen Schlaf und ruhte wohl an fünf Stunden lang. Als ich endlich erwachte, fand ich den größten Theil der Höhle von der Sonne erhellt. So bemerkte ich denn, daß ſie rechts und links in zwei große Gänge auslief. — Sollten dies vielleicht Ausgänge ſein? — ſagte ich zu mir ſelbſt, und ein unbekanntes Etwas beſtimmte mich für den zur rechten Hand. Ich ſchluckte nun etwas trockenen Reis hinunter, that einige Züge aus meiner Kürbisflaſche und trat dann meine gefährliche Wanderung an.“

„So lange ich noch etwas Tageslicht hatte, ſchritt ich mit ziemlicher Schnelligkeit fort. Als aber auch der letzte Schimmer verſchwunden war, da bedurfte es freilich der äußerſten Vorſicht. Ich unterſuchte daher den Boden Schritt für Schritt, hielt mich beſtändig an der Wand und folgte allen ihren Biegungen nach.“

„Auf dieſe Art rückte ich zwar langſam, aber auch deſto ſicherer fort. Rings um mich her war Alles Nacht, doch in meinem Innern glänzte es wie das hellſte Sternenlicht. Von Zeit zu Zeit ruhte ich eine Viertelſtunde, nahm etwas Rack und Reis zu mir und tappte dann wieder in der Finſterniß fort. So mochte ich wohl zwei Meilen und darüber zurückgelegt haben, als ich in der Entfernung ein verworrenes Geräuſch vernahm. Zu gleicher Zeit ward ich ein Paar kleine, feurige Punkte gewahr.“

„Himmel! — ſagte ich zu mir ſelbſt — Was iſt das? — Iſt es ein Schimmer von Tageslicht? Oder ſind es die Augen einer Schlange, die auf mich zugeſchoſſen kommt? — Doch die feurigen Punkte blieben unbeweglich; es ſchienen beinahe Lampen zu ſein. — So ſchritt ich denn mit klopfendem Herzen und freudiger Ahndung dem lieblichen Lichte zu. — Auf einmal machte die Wand einen ſtarken Abfall und ich ſtand vor einer Felſenſpalte, die im glänzenden Abendrothe lag.“

„Welch ein Augenblick! — Außer mir drängte ich mich durch das Geſträuch und athmete wieder freie Lebensluft. In roſigem Schimmer der ſinkenden Sonne lagen die Hütten eines freundlichen Dorfes vor mir. Ich eilte dahin und fand Erquickungen aller Art. — Jaffanapatnam war kaum eine Tagsreiſe entfernt. — So endigte ſich meine furchtbare Wanderung!“

6.

So war Neujahr herangekommen, als unſer Liebes- und Leidenspaar endlich die langgewünſchte Gelegenheit fand, einen Brief nach Alicante abgehen zu laſſen, der die Geſchichte ihres Unglücks enthielt. Unterdeſſen war ihr kleiner Schatz freilich um vieles verringert worden; doch ſahen ſie immer noch ein halbes Jahr und etwas darüber vor ſich.

Dies aber war auch der äußerſte Termin, binnen welchem ſich die Wiederherſtellung der freundſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen *** und Tripolis mit Beſtimmtheit hoffen ließ. So trugen denn beide ihr Schickſal mit Ruhe, Geduld und Hoffnung, dieſen drei Genien aller Unglücklichen, die ſich den himmliſchen nahen.

Es war in den erſten Tagen des Mai, als ſich der Capitain, wie gewöhnlich, mit Joſephen und mehrern andern Sclaven auf der Segelmacherei befand. Die offenen Arkaden derſelben gingen nach der Seeſeite und man konnte von denſelben die ganze Rhede überſehen. Keine Viertelſtunde lief an der Sanduhr ab, ohne daß unſer Paar den Horizont betrachtete, deſſen reines, glänzendes Blau mit dem grünen, ſpiegelnden Meere zuſammenfloß.

Endlich, ungefähr um neun Uhr, tagte in Nordweſt ein Segel auf, das bald für eine ***ſche Fregatte erkannt ward. Der Capitain bemerkte in kurzem, daß ſie gerade auf die Rhede zuſteuerte, und rief wie außer ſich: „Befreiung! Befreiung! — Landsleute! — Unterhändler! Präſentſchiff! — Alles Freude und Jubel! — Alles Elend vorbei!“ — Dabei umarmte er Joſephen und verſprach dem Aufſeher ein Ertrageſchenk.

Mit dem günſtigſten Winde kam nun die Fregatte immer näher, ſo daß man bereits die Mannſchaft auf dem Verdecke zu erkennen im Stande war. Bald ankerte ſie auf der Rhede; ließ zum Zeichen des Friedens vorn eine weiße und dann die Nationalflagge wehen; hißte einen rothen Wimpel auf und feuerte auf der Backbordſeite eine Kanone ab. Alles dies bedeutete, daß ſie in den Hafen einlaufen wollte und der Hülfe eines Lootſen bedürftig war. Wirklich ging auch dieſer bald darauf dahin ab.

So näherte ſich denn das große, herrliche Schiff dem Eingange des Hafens, wo es, außer dem Bereich der Batterien, von neuem vor Anker ging. Es ſetzte hierauf ein Boot mit einem Offizier und ſieben Mann aus, das von dem Lootſen gerade auf den Arſenalkai zugeſteuert ward. Hier ſtieg der Offizier, der eine kleine weiße Flagge trug, an's Land und ward von dem Hafencapitain, der ihn erwartete, ſogleich zu dem Admiral geführt.

Es dauerte ungefähr eine halbe Stunde, als der Offizier mit dem Hafencapitain zurückkam. Beide beſtiegen nun die ſchöngeſchmückte Admiralitätsbarke, die mit zwölf Ruderern bemannt war, und langten in kurzem am Bord der Fregatte an. Nach einer kleinen Weile ging nun dieſe unter Segel, begrüßte die tripolitaniſche Flagge nach herkömmlicher Weiſe mit neun Schüſſen und lief, von dem Hafencapitain ſelbſt geſteuert, unter dem Donner der Gegenbegrüßung in ſtolzer Pracht in den Hafen ein.

Der Capitain und Joſephe hatten dies alles mit unſäglicher Freude angeſehn. Aber jetzt war das Zeichen zum Feierabend, und zwar um anderthalb Stunden früher gegeben, indem am andern Tage ein großes Feſt einfiel. So mußten ſie alſo, mit den übrigen Sclaven, in das Bagno zurückkehren, brachten aber bis ſechs Uhr im Hofe zu. Hier hatte nemlich einer der Weinverkäufer ein artiges Zelt aufſchlagen laſſen, wo die kleine Anzahl der wohlhabenden Gefangenen regelmäßig zuſammenkam.

Eben ſaß unſer glückliches Paar, die Wonne und Seligkeit im Herzen, bei ſeiner Abendmahlzeit, als der Waſchi zur ungewöhnlichen Stunde noch einmal in das Bagno kam — „Nun Frieden mit Euch!“ — hub er freundlich an — „Euer neuer Conſul iſt angelangt und hat die köſtlichſten Geſchenke, ſowohl für den Bey, als für die Großen mitgebracht. Jetzt wird's nicht lange dauern und Alles kommt wieder in Ordnung. Aber Ihr müßt ein Paar Tage Geduld haben, bis das Feſt vorüber iſt. Von der Arbeit ſeid Ihr nun ohnehin befreit.“

„Was Ihr mir für dieſe gute Nachricht geben wollt“ — fuhr er fort — „das ſteht bei Euch! Ihr wißt ja, ich hab es immer gut mit Euch gemeint und Euch, nebſt Euern Leuten, auf alle nur mögliche Art geſchont. Alſo ſingt auch mein Lob bei Euerm Conſul, das wird mir nützlich ſein!“ — Man begreift leicht, daß er einige ſpaniſche Doppelrealen erhielt, womit er denn ſehr zufrieden war.

Der Capitain hatte natürlich auch ſeine Leute nicht vergeſſen, und ſo waren auch dieſe doppelt vergnügt. — „Hoffet, wie wir gethan haben!“ — riefen ſie ihren trübſinnigen Nachbarn zu — „und es wird auch in Erfüllung gehn!“ — Dabei reichten ſie ihnen von ihrem Freudentrank und erheiterten ſie wenigſtens für den Augenblick. So ward es Schlafenszeit und alle zogen ſich in ihre Zellen zurück.

7.

Am folgenden Morgen ſchon um fünf Uhr erſchien ganz unvermuthet der Oberſchreiber mit zwei Sclaven, wovon der eine einen Coffer, der andere ein Toilettenkiſtchen trug. — „Chriſten aus ***!“ — rief er mit lauter Stimme, — „tretet hervor!“ — Es waren unſre Freunde mit ihren Leuten, denen der Zuruf galt. Sonach erſchienen ſie dann mit ihnen und ſtellten ſich auf. Aber wie groß war Joſephens Erſtaunen, als ſie ihr Kiſtchen und ihren Koffer erkannte, wovon jenes zur rechten, dieſes zur linken des Oberſchreibers ſtand.

„Wo iſt Madame L***“ — Namen des Capitains — war jetzt die weitere Frage. — „Verbergt ſie nicht, denn ſie muß unter Euch ſein.“ Alle ſahen ſich erſchrocken an; doch keiner gab einen Laut von ſich. — „Fürchtet Euch nicht!“ — fuhr der Oberſchreiber fort — „Se. Hoheit der Bey hat von ihr gehört; er iſt gerührt; er weiſt ihr ein Zimmer in ſeinem Harem an, bis Ihr abreiſen könnt. — Alſo noch einmal, wo iſt ſie?“

„Hier!“ — rief der Capitain — „Hier ſteht ſie vor Euch!“ — indem er auf den angeblichen Cajütenwächter wies. — „Wie? — rief der Oberſchreiber im höchſten Erſtaunen — „dieſer mißgeſtaltete Knabe da?“ — „Nicht anders! Ich nehme alle meine Leute zu Zeugen! Befragt ſie, wann Ihr wollt.“ — „Ich glaube Euch, wiewohl ich nicht begreifen kann —“

„Euer Conſul“ — fuhr er fort — „der Se. Hoheit davon erzählte, rühmte ſie doch als eine Schönheit. — Eben deshalb brachte ich auch die Sachen mit. — Se. Hoheit werden heute in ihrem Harem zu Mittag ſpeiſen und hoffen ſie daſelbſt zu ſehen. — Nicht als ihre Sclavin, ſondern als eine freie Europäerin, die ſich auf einige Tage als Gaſt daſelbſt aufhält. — Se. Hoheit ſind ſo zufrieden mit Euerm Souverain, daß ſie ihm dadurch beweiſen wollen, wie werth Ihr ihm ſeid. — Darum laßt Madame ſich ankleiden; ehe zwei Stunden vergehen, bin ich wieder bei Euch!“

So ſprach er, ſagte dem erſtaunten Aufſeher einige Worte ins Ohr und ging. Dieſer aber öffnete dem Paare ſogleich ein Cabinet, das ſich im Hintergrunde des Bagno befand. Es war mit einigen europäiſchen Meubeln, ſo wie mit einem Polſterlager verſehn. — „Hier Capitain!“ — ſagte er „hier iſt Eure Wohnung für die kurze Zeit, die Ihr noch hier ſeid! Braucht nun Eure Bequemlichkeit!“

Die Matroſen trugen jetzt die Sachen hinein und brachten auch das Zimmer in etwas beſſere Ordnung. Dann ließ der Capitain ſein liebes Weibchen allein, verſchloß die Thür, ſtellte zum Ueberfluß noch zwei Matroſen als Wächter davor und ging dann ſinnend, voll ſtiller Freude, zwiſchen den Zellenreihen auf und ab. Joſephe aber fand in ihrem Toilettenkiſtchen u. ſ. w. Alles, was zu ihrer Verwandlung nöthig war.

So mochten wohl anderthalb Stunden vergangen ſein; endlich ſtand ſie in ihrem vollen Putze und in ihrer ganzen Schönheit da. Wenig Minuten, ſie rufte ihren Mann, um zu öffnen und empfing ihn mit einem Kuß. Er ſelbſt aber ſtaunte ſie mit Entzücken an, denn es war wie eine neue, liebliche Zaubergeſtalt für ihn. Aber in dieſem Augenblicke klopfte es und ein Matroſe meldete den Oberſchreiber an.

Als dieſer nun eintrat, prallte er vor Scheu und Verwunderung zurück. — „Wie?“ — rief er — „Iſt das wirklich ſo?“ — Joſephe lächelte; der Capitain bejahte es. — „Nun ſo hat Euer Conſul ja dennoch Recht gehabt! — Aber die Sänfte wartet auf Euch, Signora; darum laßt uns aufbrechen, wenns Euch gefällig iſt.“

Joſephe, von den beiden Männern gefolgt, trat nun im höchſten Glanze des Putzes und der Schönheit heraus und ſchritt nun langſam vorwärts. Unwillkürlich, in raſcher Bewegung, ſtellten ſich jetzt alle Sclaven in zwei Reihen auf, fielen auf die Knie, hoben die Arme auf und riefen mit bewegter Stimme: „O Königin des Himmels, hilf uns! O Königin des Himmels, bitte für uns!“ — So ſehr ſchien ihnen nemlich alles ein Wunderwerk.

An der Pforte des Bagno wartete bereits eine prächtige Sänfte, die von zwei geſchmückten Maulthieren getragen ward. Bei jedem derſelben ſtand ein eigener Führer, während ſich rechts und links ein Palaſtſclave befand. Die eine Seitenthür ward nun geöffnet und Joſephe ſtieg ein. Darauf zogen die Pagen die rothſeidenen, mit goldenen Franzen beſetzten Vorhänge zu, und der Zug, den Oberſchreiber an der Spitze, ſetzte ſich in Bewegung.

So langte man in weniger als zehn Minuten an dem Thor des Palaſtes an. Dann ging es durch einen großen Hof bis an ein zweites Thor, der in das Innere führte und verſchloſſen war. Die Sänfte hielt, die Pagen klatſchen in die Hände, ein Pförtchen öffnete ſich und es traten zwei Chriſtenſclavinnen, zum Empfange von Joſephen, heraus. Dieſe verließ nun die Sänfte, ward mit einem großen, weißen Schleier bedeckt und folgte ihren Begleiterinnen in das Innere nach.

Ueber einen ſchönen, mit Orangenbäumen beſetzten Platz kam ſie nun von den Sclavinnen geleitet an ein drittes Thor. Dies war der Eingang zu dem eigentlichen Wohnpalaſte des Bey, in deſſen Mitte ſich der Harem befand. Das Thor öffnete ſich und vier andere Sclavinnen ſchloſſen ſich an die übrigen an. So ging es weiter durch einen reizenden Garten und herrliche Schattengänge, bis man endlich vor einem weißen, viereckigten Gebäude ſtand.

„Wir ſind zur Stelle!“ — ſagte die eine Sclavin auf ſpaniſch und klopfte an einer Flügelthür. Augenblick ſprang dieſe auf, die Sclavin winkte Joſephen mit den übrigen zu warten und ſchlüpfte hinein. Wenig Minuten und ſie kam wieder, winkte Joſephen mit den übrigen einzutreten, nahm ihr den Schleier ab und verſchloß die Flügelthür.

8.

Unſere Freundin befand ſich jetzt in einer weiten Vorhalle, die zu beiden Seiten in eine zierliche Gallerie auslief. An den

Enden derſelben hingen große rothſeidene Vorhänge herab, mit goldenen Franzen verziert. Die Sclavinnen geleiteten Joſephen durch die zur rechten Hand und ſchoben dann den Vorhang zurück. — „Sehet hier, Signora!“ — ſagte die obige — „Sehet hier iſt die Treppe zu den Zimmern der erſten Gemahlin Sr. Hoheit!“

So ſtiegen ſie dieſelbe hinan und traten in ein ſehr ſchön geſchmücktes Gemach, das ganz auf europäiſche Art meublirt war. Neben demſelben befand ſich ein zierliches Cabinet mit einem Himmelbette und allen Bequemlichkeiten verſehn. — „Dies iſt das Werk von Miſtriß Townſend!“ — ſagte die ſpaniſche Sclavin — „der Gemahlin des letzten engliſchen Conſuls, einſt die vertraute Freundin von Bey Chan, meiner Gebieterin!“

Sie führte hierauf Joſephen auf ein prächtiges Sopha, das mit himmelblauem Sammet überzogen und mit einer Art Thronhimmel verſehen war. Vor demſelben ſtand ein niedlicher, mit Elfenbein eingelegter Tiſch von Roſenholz, dem ſich gegenüber ein großer venetianiſcher Spiegel befand, der faſt bis auf den Boden herabging. — Alle Sclavinnen, mit Ausnahme der obigen, entfernten ſich nun.

„Nehmet einige Erfriſchungen!“ — ſagte ſie jetzt zu Joſephen — „dann geleite ich Euch ins Bad und von da zu meiner Gebieterin!“ — In dem Augenblick machte ſie eine Bewegung mit dem Fuße und ſchnell ſenkte ſich der kleine Tiſch in den Boden hinab. Noch ſchneller aber ſtieg er wieder empor mit mehreren kryſtallenen Bechern voll Sorbet und einigen goldenen Tellern mit Früchten und Zuckerwerk beſetzt.

Joſephe genoß Verſchiedenes mit Vergnügen und ward hierauf in das Bad geführt, das eigentlich aus drei Gemächern beſtand. Das erſte diente zum Aus- und Ankleiden und war mit mehreren zierlichen Commoden, ſo wie mit fünf großen herrlichen Pfeilerſpiegeln verſehn. Hier entkleidete ſie ſich denn mit Hülfe der Sclavin, um ſich in das zweite Gemach zu begeben, wo das eigentliche Bad befindlich war.

Auch hier zeichnete ſich alles durch Pracht und Schönheit aus. Die Decke war in Kuppelform gewölbt und mit herrlichen Arabesken in Purpurroth und andern hohen Farben bemalt. Die Wände waren mit weißem, geſtickten Muſſelin behangen, und der Fußboden mit großen Marmortafeln von gleicher Farbe gedeckt. Das Bad ſelbſt war mit Alabaſter ausgelegt und mit drei Stufen verſehn.

Zwei vergoldete Hähne führten das Waſſer herbei und eine ſilberne Toilette enthielt alles, was an Seifen, Eſſenzen, Oelen u. ſ. w. nur erdenklich war. Ein Theil des muſſelinenen Behanges konnte aufgezogen werden, denn hinter demſelben befand ſich eine Spiegelwand. Das Ganze ward von oben durch vier Fenſter erleuchtet, ſämmtlich mit rothſeidenen Vorhängen verſehn. So ſchwamm alles in magiſchem Roſenlicht.

Als Joſephe gebadet hatte, ſollte ſie in das dritte Gemach geführt werden, das zum Ruhen beſtimmt und deshalb mit mehreren Ottomanen verſehen war. Allein ſie fühlte ſich ſo munter und lebendig, daß ſie ſogleich in das Ankleidezimmer zurück zu gehen beſchloß. Bald öffnete nun die Sclavin die Schubladen ſämmtlicher Commoden, worin ſich eine Menge der koſtbarſten indiſchen Shawls befand. — „Es iſt der Wunſch meiner Gebieterin,“ — ſagte ſie — „daß Ihr Euch einen davon wählen ſollt.“

Eben hatte Joſephe ihre Toilette beendigt und glänzte nun in doppelter Schönheit. Sie wählte ſich daher einen himmelblauen, wie er zu ihrem herrlichen, weißen Atlaskleide am paſſendſten war. So verweilte ſie nur noch einige Augenblicke und ward denn durch eine lange Reihe koſtbarer Gemächer zu der Prinzeſſin geführt.

Sie trat ein und ſah ſich in einem großen Saale, der alles an Pracht übertraf, was ihr bisher vorgekommen war. Am Ende deſſelben befand ſich auf einer Eſtrade, mit purpurnen Kiſſen belegt, die Gemahlin des Beys in ihrem höchſten Schmuck. Sie winkte Joſephen mit ihrer Begleiterin näher, reichte ihr dann eine Roſe entgegen, beantwortete ihre Verbeugung mit einem freundlichen Lächeln und deutete auf das Kiſſen neben ihr. Die ſpaniſche Sclavin blieb als Dolmetſcherin.

Joſephe nahm Platz und dankte vor allem für das erhaltene Geſchenk. Die Prinzeſſin nickte freundlich mit dem Kopfe, ſtreichelte ihr die Wange und fragte, ob ſie geſchminkt ſei. Auf Joſephens verneinende Antwort ſagte ſie: „O wie ſeid Ihr Europäerinnen ſo glücklich! Die Townſend war auch ſo roth!“ — Darauf verlangte ſie Joſephens Geſchichte zu hören, von der ſie nur unvollkommen unterrichtet war. Schon zuvor hatte die Sclavin die köſtlichſten Erfriſchungen herumgereicht.

Joſephe erzählte dann, und wie natürlich, auf eine höchſt rührende Art. Der Prinzeſſin gingen dabei die Augen über, und ſie küßte das ſchöne, junge Weib mit unverſtellter Herzlichkeit. — „Ja, Ihr liebt mehr als wir!“ — ſagte ſie endlich — „aber Ihr werdet auch mehr geliebt!“ — Sie war dem Anſchein nach erſt dreißig Jahr und zeigte noch Spuren von großer Schönheit. Aber alles war erſchlafft, wie denn alle Morgenländerinnen ſo früh verblühn.

9.

Unter dieſem und andern Geſprächen war der Mittag herangekommen, als plötzlich ein Vorhang aufrauſchte und ein ſchwarzer Verſchnittener hereintrat, der ein breites, goldenes Halsband umhatte, und Weſte und Pantalons von der feinſten Leinwand trug. — Dabei hatte er einen weißen Stab in der Hand, der mit grünſeidenen Schnüren umwunden und oben mit einem goldenen Knopfe verziert war. — Dieſen hob er dreimal mit Zierlichkeit in die Höhe und entfernte ſich dann. — „Es iſt Zeit!“ — ſagte die Prinzeſſin — „Der Bey erwartet uns!“

Sie klaſchte jetzt in die Hände und plötzlich füllte ſich der Saal mit Sclavinnen an. Dieſe, nicht weniger als fünf und zwanzig zuſammen, eröffneten nun den Zug, während die Dolmetſcherin hinter ihrer Gebieterin und Joſephen ging. So langte man durch eine kleine Gallerie in einem zweiten Saale an, wo die Tafel bereit ſtand und alles zum Empfange des Beys in Ordnung gebracht war.

Einem zweiten Eingange gegenüber ſtellten ſich nun die Sclavinnen in zwei Reihen auf. Die Prinzeſſin und Joſephe aber nahmen in dem Raume dazwiſchen Platz. Einige Minuten, die hohe Flügelthür öffnete ſich und hereintrat der Bey mit ſechs ſchwarzen Verſchnittenen um ſich her. Ehrfurchtsvoll ging ihm die Prinzeſſin nebſt Joſephen entgegen und nannte dieſe als die Gattin des Capitains.

„Recht! Recht!“ — ſagte er in gebrochenem Spaniſch — „Aber jetzt eſſen — ſprechen nachher!“ — Hierauf winkte er der Prinzeſſin, ſie zu ihrem Sitze zu führen und folgte ihnen dann an der Spitze der Verſchnittenen ebenfalls nach. Dieſe bildeten hinter den Sitzenden einen Halbkreis, der von den Sclavinnen verlängert ward; ſechs derſelben beſorgten nun die Bedienung.

Der Bey und ſeine Gemahlin ſaßen mit untergeſchlagenen Beinen auf prächtigen niedrigen Sophas; Joſephe dagegen auf einem rothſammtenen Armſtuhl, der aber kaum einen Fuß hoch war. — Die Gerichte ſtanden auf einer großen, ſilbernen Platte mit zierlichen Füßen, und waren für den erſten Gang, zwölf bis ſechszehn an der Zahl, alle in chineſiſchen Porzellanſchaalen ſervirt.

Zuerſt kamen die eingemachten Sachen, womit man den Appetit zu reizen pflegt. So Gurken, Oliven, Selleri, Blumenkohl, Portulak u. ſ. w. nebſt Sardellen, Batargo *) und marinirter Thunfiſch. Dann kamen Ragouts von Schöpſenfleiſch, ſtark mit Moſchus verſetzt, in fünffacher Zubereitung. Dann Fricaſſé's von Rebhühnern; endlich der Pillaw **), roth, blau und gelb gefärbt, mit Schnecken, candiotiſchen Feigenſchneppen und Wachtelfett. Die Geſellſchaft machte den Köchen Ehre und ließ nur wenig in den Schaalen zurück.

Hierauf folgte der zweite Gang, der eigentlich aber nur den Nachtiſch enthielt. Alles ward theils auf koſtbaren porzellanenen Tellern, theils in zierlichen ſilbernen Körben ſervirt. Da gab es denn Früchte und trockne Confitüren, ſo wie feines Gebäcke und köſtliche Früchte aller Art. Dazu kamen noch zehn kryſtallene Flacons, mit den herrlichſten Sorbetten gefüllt.

Zugleich ertönte auf einen Wink des Beys die rauſchende Muſik einer großen Spieluhr. Sie war des Zeichen zu einer mauriſchen Quadrille von Sclavinnen aufgeführt. Der Bey wendete ſich jetzt ſehr freundlich zu Joſephen und ſagte in ſeinem Halbſpaniſch: — „Großen Tanzen! Schönen Tanzen! — Aber Mädchen noch viel jung! — Nichts fett, nichts Fleiſch!“ u. dgl. barbareskiſche Zierlichkeiten mehr.

Doch endlich fielen dem guten ältlichen Herrn die Augen zu, und nun war es Zeit ſich zurückzuziehen. Die Prinzeſſin erhob ſich demnach mit Joſephen und alles verließ den Saal. Hierauf trennten ſich die beiden Damen ebenfalls für ein Stündchen, das wie gewöhnlich der Sieſta gewidmet war. Joſephe fand die lieblichſte Kühlung in ihrem Zimmer, warf ſich mit Hülfe der ſpaniſchen Sclavin in ein zierliches türkiſches Schlafgewand, und ſchlummerte faſt augenblicklich ein. Die Sclavin nahm auf einem Polſter neben dem Sopha Platz.

10.

Sie hielt nun die Sieſta bis ungefähr vier Uhr. Dann aber erſchien eine Botſchaft von der Prinzeſſin und zwar ganz eigener Art. Es waren vier Sclavinnen, wovon jede ein zierliches, in Batiſt gewickeltes Paket trug. Sie theilten Joſephen mit Hülfe der Dolmetſcherin ihren Auftrag mit. Die Prinzeſſin

*) Eingeſalzener Fiſchroggen aus dem Mittelmeer.

**) Mit Dämpfen gekochter Reis, der mit Moſchus oder Roſenwaſſer parfümirt iſt.

wünſchte nemlich ihre Freundin in türkiſcher Kleidung zu ſehen und ſendete ihr alles Benöthigte dazu.

Eine ſolche Bitte ſchien ein Befehl, Joſephe zögerte daher keinen Augenblick. Alle Sclavinnen legten nun Hand an, und ſo ſtand ſie in einer Viertelſtunde wie eine Sultanin da. Die Kleidung war auch wirklich eine der prächtigſten, die die Prinzeſſin nur ſelbſt beſaß. Dazu die koſtbaren Perlen und Diamanten, beſonders am Gürtel und Turban. — Kurz, man konnte nichts Herrlicheres ſehn. Joſephe ſelbſt betrachtete ſich mit Vergnügen in dieſer Verwandlung.

So ward ſie von den Sclavinnen die Gallerie hinab begleitet und dann am Ende derſelben in einen prachtvollen Kiosk geführt. Dieſer hatte die Form einer Rotunde; die Wände zeigten eine ſchöne, gemalte Säulenordnung. Die Zwiſchenräume waren mit Spiegeln und gemalten Blumenſtücken ausgefüllt, die Lambris vergoldet und mit ſchöner Stuckatur verziert. Der Fußboden war mit vielfarbigen Marmortafeln ausgelegt und in der Mitte befand ſich ein Baſſin von Alabaſter, aus dem eine kryſtallene Waſſerſäule empor ſprang. Die Ausſicht ging auf das Meer.

Die vier andern Sclavinnen entfernten ſich jetzt; die Spanierin war die einzige, die als Dolmetſcherin zurückblieb. Bald darauf erſchien die Prinzeſſin, ebenfalls in einer andern prächtigen Kleidung und mit einem großen Gefolge hinter ſich. Unter dieſem befanden ſich in der erſten Reihe auch die zwei andern Frauen des Beys, zwar ſchön, aber doch etwas weniger geſchmückt.

Alle vier Damen nahmen nun auf den weichen Kiſſen Platz, während der größte Theil des Gefolges am Eingange ſtehen blieb. Joſephe war muthwillig genug, ſich gleichfalls auf orientaliſche Weiſe zu ſetzen, und es gelang ihr in dieſer Kleidung über Erwartung gut. Dies gefiel den Damen und beſonders der Prinzeſſin außerordentlich wohl. — „Allerliebſt! Allerliebſt!“ — rief ſie einmal über das andere aus. — „Was ihr Europäerinnen doch geſchickt ſeyd!“

Jetzt wurden nun große ſilberne Platten mit allerhand Erfriſchungen vor ihnen niedergeſetzt. Hierunter befand ſich auch Caffee, in dem man Ambratäfelchen aufgelöſt hatte, und ein äußerſt feines Gepäck von Piſtacien. Joſephe ward hierauf gebeten, etwas zur Guitarre zu ſingen, und war ſogleich bereitwillig dazu. Die Prinzeſſin winkte und eine Sclavin brachte das Inſtrument im Fluge herbei.

Unſere Freundin wählte eine ſpaniſche Romanze aus der mauriſchen Zeit und ſang dieſelbe mit dem größten Ausdruck. Die Türkinnen hörten mit der größten Aufmerkſamkeit zu und ſchienen die Worte durch die Töne zu verſtehn. Indeſſen ward ihnen der Inhalt jedes Verſes zum Ueberfluſſe noch verdolmetſcht. Die Prinzeſſin fand alles ſo ſchön, daß ſie Joſephen unaufhörlich in die Backen kniff.

Joſephe benutzte dieſe günſtige Stimmung und bat um die Ueberbringung einer Botſchaft an ihren Mann. Dieſe ſollte, der Verabredung gemäß, in einer Roſe beſtehen, zum Zeichen, daß keine Gefahr vorhanden ſei. Die Prinzeſſin bewilligte dies augenblicklich und beauftragte eine Sclavin dazu. Ueberdem gab ſie Befehl, einen Korb mit Erfriſchungen hinzuzufügen, was Alles aufs genaueſte befolgt ward. Man erräth leicht, daß der Aga des Palaſtes die Sendung durch einen Pagen beſorgen ließ.

Unterdeſſen war es Abend geworden und die Damen ſtiegen in den Garten hinab. Hier befanden ſich eine Menge Schaukeln nebſt einem ſehr artigen und bequemen Carouſſel. Beide wurden nun nach Herzensluſt benutzt, denn die Sclavinnen, die ſie in Bewegung ſetzten, hatten ihr eigenes Spiel daran. Die Prinzeſſin gab dabei das Beiſpiel der losgebundenſten Fröhlichkeit. Endlich, als die Sonne in's Meer hinabſank, begab man ſich in den Palaſt zurück.

Jetzt begann eine neue Unterhaltung, die die Geſellſchaft noch zwei volle Stunden beſchäftigt hielt. In einem Saale war nemlich ein kleines Theater befindlich, wo eine Reihe von Automaten aufgeſtellt war. Der Bey hatte dieſelben in London verfertigen laſſen; die Sendung war eben erſt über Malta angelangt. Vor dieſem Theater nahm nun die Prinzeſſin mit Joſephinen und den zwei andern Frauen auf breiten Divans Platz, während eine Ouvertüre von zwei großen Drehorgeln begann.

Bald flog indeſſen der Vorhang auf und die Vorſtellung nahm ihren Anfang. Zuerſt ſah man einen Seiltänzer, der ſich ſelbſt zu überbieten ſchien. Dann zeigte ſich ein Bauer mit einem Canarienvogel, der ein artiges Liedchen ſang. Weiter erſchien ein Hirt, der ſeine Flöte ertönen ließ und taktmäßig von dem Bellen ſeines Hundes unterbrochen ward. Hierauf folgte ein Arnaute, der ſein Exercitium machte, und ein Trompeter, der zum Angriff blies.

Nach dieſem kam ein Mädchen mit einer Ziege, die ganz natürlich zu graſen ſchien. Zu gleicher Zeit ſahe man ein Paar Turteltauben, die ſich ſchnäbelten, und einen Holzhauer, der einen Baumſtamm zerhieb. Hierauf zeigte ſich eine Inſel mit zwei Schwänen, von denen der eine brütete, während der andere zu ſchwimmen anfing.

Zum Beſchluſſe endlich erſchienen zwei männliche Figuren von ausgezeichneter Schönheit. Sie grüßten ſich, umarmten einander, machten ſich verſchiedene Zeichen und gingen dann jeder auf einer andern Seite ab. So blieb man bis gegen eilf Uhr beiſammen, während unaufhörlich Erfriſchungen herumgegeben wurden und bald die eine, bald die andere Drehorgel luſtig zu ſpielen fortfuhr.

Auf dieſe Art brachte Joſephe faſt eine volle Woche unter einer Menge abwechſelnder Vergnügungen, wie Tänze, Pantomimen, Erzählungen, Schattenſpiele u. ſ. w. im Harem zu. Jeden Abend ſchickte ſie ihrem Manne eine Botſchaft mit Früchten, und erhielt wieder eine von ihm. Endlich ward ihr die erfreuliche Nachricht, daß der neue Vertrag abgeſchloſſen, das Schiff mit dem größten Theil der Ladung zurückgegeben und Alles ſegelfertig ſei.

Sie nahm darauf von der Prinzeſſin zärtlichen Abſchied, mußte die koſtbare, türkiſche Kleidung als Geſchenk behalten, und ward dann in der großen Serailsbarke an Bord gebracht. Der Capitain eilte ihr im großen Boote entgegen, ſchloß ſie in ſeine Arme, ließ den Ruderern eine Dublone geben und feierte mit ſeiner ganzen Mannſchaft das Feſt ihrer Befreiung. So lichtete er am andern Morgen die Anker und kam nach einer äußerſt glücklichen Fahrt an dem Orte ſeiner Beſtimmung an.

Caroline Auguſte Fiſcher,

geborne Venturini, des Vorigen Gattin und Schweſter des bekannten Hiſtorikers V. (ſ. d.), ward 1772 zu Braunſchweig geboren, vermählte ſich in erſter Ehe mit dem D. F. C. R. Chriſtiani, damaligem Hofprediger in Kopenhagen, ſpäter Superintendenten in Lüneburg, ward aber von demſelben geſchieden und heirathete darauf 1808 den Prof. C. A. Fiſcher.

Sie ſchrieb:

Guſtav's Verirrungen. Leipzig 1801.
Vierzehn Tage in Paris. Leipzig 1801.
Die Honigmonate. 2 Thle. Poſen 1802. N. A. 1804.
Der Günſtling. Poſen 1809.
Margarethe. Heidelberg 1812.
Kleine Erzählungen und romantiſche Skizzen. Poſen 1818. 1. Thl.

Ein leichtes, gefälliges Talent, nicht ohne Erfindungsgabe und gewandte Darſtellung, doch ohne tiefern Ernſt, weshalb ihre Leiſtungen auch nur ephemere Geltung erhielten, und bald in der Maſſe der Tagesliteratur verſchwanden. —

Paul Flemming.

Dieſer für ſeine Zeit höchſt bedeutende lyriſche Dichter ward am 17. October 1609 zu Hartenſtein, einem Schönburgiſchen Städtchen im Voigtlande, geboren, wo ſein Vater Prediger war. Nachdem er eine wiſſenſchaftliche Vorbildung auf der Fürſtenſchule zu Meißen erhalten, ſtudirte er in Leipzig die Arzneikunde und ward 1631 da-

selbst Magister der freien Künste. Die Kriegsunruhen jener Tage bewogen ihn jedoch, wie es scheint, früher gehegte Plane fahren zu lassen und sich 1633 nach Holstein zu begeben, wo der damals regierende Herzog Friedrich eben eine feierliche Gesandtschaft an seinen Schwager Michael Feodorowitsch, Czar von Rußland, ausrüstete. Flemming erhielt die Erlaubniß sich ihr anschließen zu dürfen und kehrte mit derselben glücklich im nächstfolgenden Jahre nach Holstein zurück. Erfreut über den günstigen Erfolg dieses Unternehmens, beschloß nun der Herzog die bereits vorher gehegte Absicht auszuführen und eine noch größere Ambassade an den Schach Sefi von Persien abgehen zu lassen, um einen Handelstractat mit ihm abzuschließen. Flemming begleitete dieselbe gleichfalls und kam nach einer mühseligen und gefahrvollen Reise (ausführlich beschrieben von dem Legationssecretair Adam Olearius, Schleswig 1647) am 3. August 1637 mit ihr in Ispahan an. Mehrere in der Sammlung von Flemmings Gedichten befindliche unterweges verfaßte lateinische und deutsche Poesieen geben gleichfalls von den während dieses oft beschwerlichen und durch das unfreundliche Betragen des Chefs der Gesandtschaft, Brüggemann, selbst widerwärtigen Zuges gemachten Erfahrungen Kunde. Nach einem fünf Monate langen Aufenthalt in Ispahan ward die Rückreise am 16. December 1637 nicht ohne große Gefahren angetreten, doch erreichte das sämmtliche Personal glücklich am 2. Januar 1639 Moskau und am 13. April desselben Jahres Reval. — Hier machte unser Dichter die Bekanntschaft eines angesehenen Kaufmannes Nihusew, mit dessen Tochter er sich feierlich verlobte, und die er als seine Gattin heimzuführen gedachte, wenn er sich, wie es sein Wille war, zu Hamburg als practischer Arzt niedergelassen hätte. Zu Anfange des Augusts langte die Gesandtschaft wieder in Holstein an. — Flemming begab sich nun nach Leiden, um dort zu promoviren und kehrte darauf mit dem medicinischen Doctorhute geschmückt nach Hamburg zurück, wo er jedoch gleich nach seiner Ankunft von einer heftigen Krankheit überfallen wurde, der sein von den Beschwerlichkeiten der Reise geschwächter Körper nicht zu widerstehen vermochte. Er starb am 2. April 1640 im 31. Lebensjahre.

Von seinen Gedichten, welche bis dahin nur handschriftlich existirten, waren viele verloren worden; die übrigen sammelte der Vater seiner Verlobten und gab sie 1642 heraus unter dem Titel:

Geist- und weltliche Poemata Paul Flemmings. Naumburg und Jena (letzteres ist der Druckort), 1642 in 8. — Fernere Ausgaben ebendas. 1642, 1651, 1660, 1666. — Merseburg 1685. Vor dieser findet sich Flemming's Bildniß.

Ferner: Erlesene Gedichte von P. F. nebst dessen Leben. Herausgegeben von G. Schwabe. Tübingen 1820. (Wilhelm Müller, Bibliothek deutscher Dichter, Bd. 3.)

Zu F's. lateinischen Gedichten gehören:

Rubella, seu suasiorum liber. Lips. 1631.

Epigrammata latina antehac non edita. Amsterd. 1649. Hamb. 1649.

Mehrere ungedruckte Schriften befinden sich endlich nebst vielen Briefen in einer Handschrift auf der Wolfenbüttel'schen Bibliothek.

Einzeln erschien noch von ihm:

Davids u. s. w. Bußpsalmen und Manasses u. s. w. Gebet in deutsche Reime gebracht. Leipzig 1632 in 4.

Klaggedicht über das unschuldige Leiden u. s. w. Jesu Christi. Leipzig 1632 in 4.

Erstlinge von Heldenreimen. O. O. u. J. in 8.

Deutscher Gedichte Prodromus durch Ad. Olearium ausgegeben. Hamb. 1641. 8.

Pauli Flemming in der Passionszeit in nachdenklichen Reimen auf seinem Todbette aufgesetztes Thun und Leiden Christi. Hamburg 1640. Nachmals geändert, gebessert und in 444 Reimen ausgeführt von D. Rud. Capello, Hamb. Professore. Hamburg 1682. Folio.

Ueber Flemming's Leistungen wurden sowohl von seinen Zeitgenossen wie von Späteren die verschiedenartigsten Urtheile gefällt und erst in der neuesten Zeit ist dem Dichter jene Anerkennung vollkommen geworden, die er vor so vielen Mitbewerbern seiner Tage im reichsten Maße verdiente. Am Treffendsten characterisirt ihn einer der geschmackvollsten und competentesten Richter, Bouterweck (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, Bd. X, S. 119—139) u. A. mit folgenden Worten: Für die lyrische Poesie war Flemming geboren. Er ist nicht, wie Opitz, ein Dichter, der für kein anderes Zeitalter werden konnte, was er für das seinige wurde. Wenn ihn das Schicksal in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hätte auftreten lassen, würde er unter unseren lyrischen Dichtern einer der vorzüglichsten und classischen geworden sein. Auch die philosophische Weltbetrachtung, zu der sich immer die großen lyrischen Dichter erhoben haben, erscheint in Flemming's Poesie. Ob er gleich viel zu lyrisch empfand, um, wie Opitz, an didactischen Productionen das meiste Wohlgefallen zu finden, war sein Geist doch gern mit ernsten Gedanken über den Standpunkt beschäftigt, auf dem der Mensch im Wechsel der irdischen Dinge steht. Daher erinnern seine Gedichte so oft an den Tod und die Ewigkeit. Seine christliche Religiosität war nicht nur dem Geiste seines Jahrhunderts angemessen, sie entsprang auch tief und innig aus seiner kräftigen Seele. Ueberhaupt spricht aus Flemmings Gedichten eine edle Gesinnung. Wo seine Poesie in das Gemeine hinabsinkt, liegt die Schuld nur an seinem unvollkommen gebildeten Geschmacke, der das Unschickliche von dem Schicklichen nicht genauer abzusondern wußte. Aber diesen Fehler haben Flemming's Gedichte mit der gesammten deutschen Poesie des siebzehnten Jahrhunderts gemein. Ein anderer eben so auffallender Fehler, der Flemming's Poesie entstellt, ist die Nachahmung der falschen Spiele des Witzes, die sich gerade damals von Italien aus, wo Marino, Achillini und deren Anhänger den neuen Ton angegeben hatten, auch in andere Länder, besonders in Spanien und Frankreich verbreiteten. Solche unnatürliche, gesuchte, nicht selten durch eine blendende Ungereimtheit sich selbst zerstörenden Einfälle, die man vorzugsweise Gedanken (Concetti) nannte, schienen auch nach Flemming's Geschmack zu den sinnreichen Zügen der wahren Poesie zu gehören. Sogar die feierlichsten seiner Gefühle, die religiösen, mußten sich zuweilen dieser geschmacklosen Gedankenspielerei unterwerfen. In dieser Hinsicht hätte Flemming mehr von Opitz lernen können, der wenigstens selten seinen gesunden Verstand einem ausgearteten Witze Preis gegeben hat. —

An Herrn Hartman Grahman, *)

Fürstl. Holstein. Gesandten Leib-Arzt, geschrieben in Astrachan 1638. In welchem der verlauff der Reise nacher Moschkaw und Persien meistentheils angeführet wird.

Gott, Bruder, und denn du, Ihr beyde habts gethan,
daß ich nun wieder wol zurücke ziehen kan.
Euch geb' ich allen Preiß für meine gantze Habe,
Für Leben, Glück und Stand. Euch brech ich Palmen abe.
Zünd' Oehl', und Weyrauch an, und sag euch einen Danck,
der mit der alten Welt fast anfängt einen Zanck,
wil länger stehn, als Sie. Biß hieher bin ich wilde
zu klagen ümm mein Leid. Hier wird mein Wehmuht milde,
Der mich fast durch hat bracht, mein Wehmuht ümm die Zeit
die ich hier richte hin gantz ohne Nutzbarkeit.
Fort werd ich alles mir aus meinem Sinne schlagen,
Ich falle, wo ich mag, es muß mir doch behagen.

*) Aus P. Flemming's Gedichten.

Kamm' ich kam zu mir, ich war hart nicht wieder da,
Es muß an Gott ich in Gedanken gewesen sein.
Ich wollte Gruß' sein, ich sie auf meine Brust,
Da muß mir Gott ein Zeichen gegeben haben,
Ich sah, daß ich ein Mensch und sündig bin,
Ich gleich mich Gott gebeten um Vergebung,
Und ich bat Gott um Gnade und Barmherzigkeit,
Ich bat Gott um Gnade und Barmherzigkeit,
Ich bat Gott um Gnade und Barmherzigkeit,

Von daraus stiegen wir hoch auff des Taurus Rücken,
Wiewol begleitet nicht von unsern schönen Stücken;
Hier ist kein Weg vor sie. Da traff uns redlich ein,
daß höchste Berge da, wo tiefste Thäler seyn.
Der strenge rohte Strom schoß zwischen beyden Klüfften
hin schnellen Pfeilen gleich und Blitzen in den Lüfften.
Wir klommen Tag und Nacht die krummen Klippen an,
halb furchtsam und halb froh. Worauff uns denn Sengan,
entgegen freundlich trug zur Labung seine Früchte,
Bald trat uns Sultanie mit Ehren ins Gesichte,
das ohne Sultanie, daß viel der ewgen Stadt
an alter Trefflichkeit der Wände gleiches hat.
Drauff sahen wir Kasbin, Arsazien der Alten,
In der der groß' Abaß so gerne sich enthalten,
Ehe denn er sein Täuris, den Türcken wieder nahm,
und mehr als er gehabt, in seine Hand bekahm;
Das treffliche Kaswin, die Hertzogin der Flecken,
ümm welche Berge man die schönsten Marmor brechen
und weit verschicken sieht. Die große reiche Stadt,
die Wein, und Brodt, und Gold, und Lust die fülle hat.
Hier sahn wir Indien uns selbst entgegen rennen;
Zothere sung uns ein, ließ Schau-spiel' uns ernennen,
Trug Königs Wasser auff; und weil wir waren schwach,
So war ihr Lust mit uns zu haben Ungemach.
Sawä, wo laß ich dich und deine schöne Trauben,
darmit dein Bachus kan der Vorsichts-Sinn berauben,
die mich verführten auch; und Kohm, wo laß ich dich,
allda ich selbsten bald gelassen hätte mich,
Schon jenem auff der Spur? Auch, Bruder, dir zu Dancke,
erwehn' ich dieses hier. Hier stunden fast im Zancke
die Götter über uns, ob auch der Müglichkeit
wohl könte müglich seyn uns alle selbter Zeit
zu führen weiter fort. Der heisse Hunds-stern brandte,
als Titan durch das Hauß deß starcken Löuens rante,
Die wilde Glut schlug aus, Sie schlug in unser Blut,
Es war ümm einen Schlag, da lag uns Blut und Muht.
Die Häupter waren kranck, die Glieder schwach und müde.
Auch du, O aller Artzt, in mitten Krieg' und Friede,
In mitten Furcht und Trost, vergassest fast dein Thun,
Erfuhrest, was es heist: Arzt, hilff dir selbsten nun.
Wir musten gleichwol fort: Wir liessen Kohm zurücke,
Sein Sandfeldt außgeschwemt, und seine schöne Brücke
und seinen Wundersberg. Wir kehrten Tag in Nacht,
und wieder Nacht in Tag. Du eine halbe tracht
deß lastbaren Kamels hast damahls satt empfunden,
wiewohl euch Krancken war, wie übel uns Gesunden.
Das bergichte Nathäns, wo, Edler Adler, dir,
der Sperber obgesiegt, allda noch seine Zier
und deine Schande steht, ließ seine Bäche gehen,
und die gekühlte Lufft verstärckt er auff uns wehen.
Kasschan drauff nahm' uns ein, der fast kein' ander gleicht,
die zwar viel Gifft gebiehrt, doch auch viel Goldes zeugt.
Das Ziel war nun vor uns: Der Berg der war erstiegen,
wir sahen Hisahan vor unsern Augen liegen,
die Königliche die, die, wie man mir bringt ein,
von hundert Pforten soll genennet worden seyn.
Was aber trägt sich zu; wir waren kaum empfangen:
Kaum von den Pferden ab, in unser Zimmer gangen
als der Uebegben Zorn und Bäntanen Grimm
uns alle sich verschwur auff eins zu bringen ümm.
Der Sturm stieß' auff dz Hauß, in welchem wir verschlossen
mit voller raseren stets auff einander schossen.
Uns drungen Mord und Raub. Und war die höchste Zeit
daß durch deß Königs Hand, zerrissen ward der Streit.
Nim meinen Danck auch hier, O Gott für deine Gnade,
daß mich auff diese Zeit befallen hat kein Schade:
Da mich Verlust und Todt in allen Winckeln sucht',
So hast du mich geführt in einer sichern Flucht,
Selbst in dein Hauß versteckt. Ihr acht erschlagnen Brüder,
fallt willig, wie ihr thut, legt Wehr und Leiber nieder:
Muß ja denn euer Todt für unser Leben seyn,
So nähmt das seelge Feld mit andern Helden ein.
Der trefliche Sofi begierig uns zu sehen
macht' uns ein köstlichs Mahl und ließ uns wol geschehen,
Nahm unsern Friederich zu seinem Bruder an,
was er ihm legte vor, war alles wol gethan.
Erinnre, Bruder, dich, wie manche süße Stunden
uns ümm den Sanderut mit freuden sind verschwunden,
wenn jener ümm Schiras so in den Jaspis sprang,
und uns zugleich in Mund, und Stirn', und Seele drang.
Entsinn dich gleichefals auch der Ursach' unsrer Freuden,
die meistens traurig war. Gedachten wir an Leiden.
So dachten warlich wir an dich auch, rohter Wein,
als der du einig uns nicht lässest mühsam seyn.
Wenn Sorgen stehen auff, und die und die Gedancken
sich über dem und dem bald so bald anders zancken
So ist Eleusius der beste Schiedemann,
wenn sonst nichts auff der Welt die Geister stillen kan.
So hat uns auch das Haus der Herren Augustiner,
der Karmeliten Trost, die Gunst der Kapuziner,
der Englischen Gespräch', und der Franzosen Scherz,
(Batavien war feind) befriedet offt das Hertz'.
Aleris gleichsfals auch, den wenig seiner Reussen,
Trüg er ein deutsches Kleid für Landsmann solten heissen,
Wie vielmahl hat er uns die lange Zeit verkürtzt,
und froh und frey mit uns die Schalen ümmgestürtzt.
Bald stillten unsern Sinn die Königlichen Jagten,
Bald der Armener Wein, die offtmahls uns betagten;
Deß großen Kantzlers Mahl: der Gärten theurer Preiß,
Der Bäume trefflichkeit: der Wasser-Künste fleiß:
Deß Königs Schimpf und Ernst: die weise zu regieren:
Deß Adels hoher Stand: das Muster im Thurnieren:
So vieler Völcker Schaar: so mancher Wahren Wahl,
und so viel anders mehr in ungezählter Zahl.
Ich war gesonnen zwar den Tiger zu beschauen,
und was Seleukus hier, dort Ctesiphon erbauen,
Bagdad, Ich meyne dich: zu sehn den schönen Frat,
was er vor alters weist, von jener großen Stadt.
Mir lag Arabien und Syrien im Sinne:
Haleppo nahm mich ein, Ich war wie schon darinne:
Mich deucht' ich liefe schon von Scanderien aus:
Die See ümm Zypern her und Kandien, ward krauß.
Der Wind der trug mich wol vor Gräzien vorüber.
Bald war ich ümm den Po, bald an der heilgen Tyber,
Bald strenger Rah' ümm dich. Mir war das minste drüm,
daß ich solt' hinter mich, und so mich kehren ümm.
Mein Anschlag aber fiel, wie weißlich ich ihn faste,
wie fleißig ich auff ihn zu Nacht und Tage paste,
So must' ich andre sehn glückseelger seyn als mich;
Deß andern Schluß gieng vor, der meine hinter sich.
Ein Weg muß sehr gut seyn, den man soll zweymahl machen.
Den aber muß ich thun, wie wenig er von lachen,
wie viel er weinens hat: doch spricht mich diß zur Ruh,
daß ich ihn noch mit dir und meines gleichen thu.
Sind jemahls Freunde noht, so sind sie noht im reisen,
Ihr beysein ist vor Gold und Schätzen weit zu preysen,
Sie mindern die Gefahr, halbiren den Verdruß:
und sind einander selbst für Wagen, Stab und Fuß.
Steh ewig, Hispahan, in deiner großen weite,
und werde nimmermehr den Feinden eine Beute;
Reut' alles Unkraut aus; geh' über Korasan,
das deinen Adel schimpft: mach' alles, wie Renan,
das deine Stärcke trutzt; Wir wollen dein behagen,
und deine Trefligkeit mit uns zu Hause tragen,
und streuen in die Welt. Habt itzt nun gute Nacht,
Ihr Freunde, die ihr uns offt habet froh gemacht.
Mit diesem kräntzen wir Imaus weite Hörner,
der Taurus Bruder ist; wir warffen Weyrauch-Körner
den Göttern in die Gluht. Und wandten von Kaswin
uns in ein Norden-Land, da ewig Blumen blühn;
Da Sand und Dürre flieht, da Frucht und Fülle lebet,
da stetigs ein Lentz nur ümm Thal und Hügel schwebet.
In Persiens fein Marck, das trefliche Gilan,
das Rohm und Franckreich trutzt, und Spanien schimpfen kan.
Hier hat es die Natur mit Bergen rings verschlossen,
Hier mit der strengen See, die rühmlich heist, ümmgossen.
Das lustige Rubar, das Seiden reiche Resht,
Das seinen trucknen Durst in Scrubare leschte.
Das reich-durchflossne Thal, die stets-besteten Felder,
Das immer-grüne Haar der unverletzten Wälder,
folgt' uns biß in Megan, da selten Regen fält,
und gleichwol Wild, und Vieh und Menschen unterhält.
Araxes, da wo er in Jyrus trübe Fluhten
sein leimicht Wasser wältzt, und breit wird zwantzig Ruhten,
floß unter unserm Fuß', als wie gezähmet hin.
Schirvan das ließ uns frey und sicher durch sich ziehn.
Das ewige Derbent, das Werck deß großen Griechen,
für dem die Scythen noch erschrocken sich verkriechen,
das Jung für Alter sieht und noch die Mauer zeigt,
die hier von einer See biß an die ander reicht,
Ließ sich uns wol durchsehn. Biß hieher ließ sichs trauen.
Von hieraus hub uns an, zwar nicht ümmsonst zu grauen.
Wir rückten wachsam fort. Der Völcker neue Tracht,
Ja selbst das neue Land das machte sich verdacht.
Wie der Kommücken Grimm, die Frechheit der Usminen,
der Polnacken Trutz, und üppiges erkühnen,
der Tagastaner List und strenge Diebery
uns offte blaß gemacht, das dencke du hierbey.
Wie lag sichs vor Tarku, da hier Hirkanus brauste,
Hier deß Prometheus Berg mit offten Donnern sauste.

Da schwur der Kneder uns, der Tartar da den Todt,
Vor ümm und hinter uns war nichts als eine Noht.
Von innen Qual und Angst, von aussen Furcht und Zagen,
Da hörte man von nichts als Blut und Raube sagen;
Es muste sein gewagt. Was der verhaffet' Orth
mit Pferden nicht versteht, das muß zu Fuße fort.
Koinsa habe danck, Jachsat, sei gepriesen,
und, Chiselaer, gelobt; Ihr habt euch gut erwiesen,
uns freundlich über bracht, und du auch, O Schafgall,
mehr durch deß Vatern Schuld, als deinen eignen Fall,
den Nachbahrn hoch verdacht, behersche dein Gebürge,
Nim deiner Thäler wahr, daß kein Feind drinnen würge.
Ihr Herden gute Nacht; erkennt einst, wer ihr seyd.
Wir setzen nun den Fuß in unsre Christenheit.
Mit diesem grüßten wir die mannlichen Zirkassen,
Die sich, zwar Christen nicht, doch Christlich herrschen lassen.
Ihr Terckl, welches doch nichts minder Reussisch heist,
hat unser Wiederkunfft von Hertzen sehr gepreist.
Das Sandfeld das die Flucht der schnellen Tartern kennet
und von der Sonnen Gluht offt liechter lohe brennet,
war letzt nun noch vor uns. Der Reise strenger Theil,
da nichts als Staub und Saltz, und Saltz ümmsonst steht feil.
Zu mangeln zwar gewohnt, nicht aber gar zu darben,
must' ich auch mitte fortz Auch selbst die Tartern starben,
deß Landes eignes Volck. Die dritte Nacht brach an,
Ich hatte weder Mahl, noch schlaf, noch nichts gethan.
Die Erde war mein Pfül, mein überzug der Himmel,
Der Trunck zerschmeltztes Saltz, das Essen fauler Schimmel.
Wie nah' hatt uns doch da nicht gäntzlich ümmgebracht
bey Tage Hitz und Durst, die Mücken bey der Nacht.
Verzeih mirs, Evian, den sich der Himmel neiget,
Ich habe mich noch nie so tieff vor dir gebeuget,
als vor der Wolgen zwar, als ich ihr Ufer sah',
und einen langen Zug thät aus der Hand der Rha,
aus ihrer süßen Hand. Ich schwere bey den Schalen,
daraus ihr Götter trinckt auff euren besten Mahlen,
Der schlechte trübe Trunck durchginge mir das Blut
mehr als dem Diespitern sein bester Nectar thut.
Verzeihs uns, Vaterland, daß wir nicht ehe kommen,
Es ist kein schlechter Sprung den wir uns vorgenommen;
Wir thun kein schwaches Werck. Sechs Jahre gehen hin.
Diß, was uns ist Verlust, ist Mutter dein Gewinn.
Durch uns komt Persien in Holstein eingezogen,
Von welchem nun die Post ist über weit geflogen,
Die Völcker drungen sich in ungezählter Zahl
ümm Gottorff, und in ihm, ümm seines Fürstens Saal.
Was wird diß, Bruder, dir für Ruhm in künfftig geben,
daß wir, auff wenge, noch alle frölich leben,
auff wenge noch, die theils der Feind warff in das Graß,
den wir uns reitzten selbst, theils ihr Bedrängnüß fraß.
Der große Rudolff sah' von Achten einen wieder.
Zur guten Zeit gesagt; noch keiner liegt darnieder,
den unser Fürst betraurt. Deß Dancks guter Theil
wächst dir hierüber zu, du unsers Lebens Heyl,
du unser Krancheit Todt. Ists auch erhöret worden,
So lange reisen wir von Westen aus in Norden,
von Nord in Ost und Süd, durch Regen, Hitz und Schnee,
durch Mangel und Gefahr, durch Wald, durch Sand und See,
So mancher Krancheit Ziel, so vieler fälle schertze,
Gott leb, und dir auch danck, uns kränckt noch kein schmertze,
uns frist noch keine Sucht. Wir trutzen Neid und Noht,
und sind biß hieher noch nichts weniger, als todt.
Ich habe satt gelebt, wirst du mich nur versichern,
mein Bruder diese Gunst zu thun an meinen Büchern,
Sie führen an den Ort, da mein' und ihre Zier
den Krantz der Ewigkeit auch auff wird setzen dir.
Dein Lohn wird dieser seyn. Sie werden nicht vergehen,
die Nahmen, die allhier mit angezeichnet stehen.
Sonst alles ander stirbt. Was eine Feder schreibt,
die Gluht und Seele hat, das gläube, daß es bleibt,
wenn nichts mehr etwas ist. Ich kan nicht gantz verwesen,
mein bester Theil bleibt frisch, wenn dieses mit dem Besen
zusammen wird gekehrt. Gesetzt, diß sey nicht viel:
Doch will ich was ich hab', und habe was ich will.
Und ob auch dieses hier wird schlecht genung gehalten,
und minder offt als nichts. So laß die Zeiten walten
Du weist es doch mit mir, daß tausend ander seyn,
und tausend andre noch, die allen andern Schein
dem Liechte setzen nach. Wer eine Kunst will treiben,
der muß bey ihrer Schul' und seines gleichen bleiben,
wer fremde Herren sucht, der findet fremden Sinn.
Nicht nur der Leib allein, auch sein Gemüht ist hinn.
Wir kommen wieder hin zu unsern freyen Geistern,
da Kunst und Tugend gilt, da niemand uns darff meistern,
Ists wunder, daß ein Land und Volck die Künste hasst,
das, weil es hat gewehrt, nicht eine hat gefasst.
Fehlt mir denn gleich der Wunsch, und ich soll hier noch fallen,
So laß mich, wo ich bin mit meinen andern allen,
Diß nimm nur mit anheim, die Finger voll Pappier,
da leb' ich ohne Todt, da bleib' ich ähnlich mir;
Diß ist mein Ebenbild. Was? Bild! mein gantzes Wesen
das du zwar hier noch siehst, dort weit wirst besser lesen.
Verlaß die stehe Stadt, und thu dich, Bruder, an,
laß sehen, ob ich dich recht frölich machen kan
Kauff, Junger, hol uns her Melonen aus Bucharen,
Arpusen von der Rha, und andre solche Wahren.
Du, ander, eile bald, und bring' uns auff der Post
kalt Bier, gewürtzten Meht, und jungen rohten Most,
der Zucker leiden mag. Das erste, daß ich leere,
Ist, Bruder, daß du lebst, aus diesen weiten Meere,
daß, wie hier der Hyrkan viel Flüsse schlingt in sich,
und keinen außlauff hat, als welcher fällt in mich.
Das ander laß ich seyn auff dein und meiner Lieben,
die sich vielcicht' ümm uns nicht sehr mehr nun betrüben.
Das dritte thu mir noch durch diesen engen Ring,
den ich zu guter letzt von lieber Hand empfing,
Gott weiß, worauff und wo. Doch dir ist nichts nicht fremde,
was mir verborgen liegt hier unter diesem Hemde.
Ja, Bruder, trinck noch eins auff Treue zu bestehn.
Denn morgen werden wir, wils Gott, zu Seegel gehn.

Nach deß sechsten Psalmens Weise.

In allen meinen Thaten
laß ich den Höchsten rahten,
der alles kan und hat,
Er muß zu allen Dingen,
solls anders wol gelingen,
selbst geben Raht und That.

Nichts ist es spat und frühe,
ümm alle meine Mühe,
mein sorgen ist ümmsonst,
Er mags mit seinen Sachen
nach seinen Willen machen.
Ich stells in seine Gunst.

Es kan mir nichts geschehen,
als was er hat versehen,
und was mir selig ist,
Ich nähm' es, wie es giebet,
was ihm von mir geliebet
das hab' auch ich erkiest.

Ich traue seiner Gnaden,
die mich für allen Schaden,
für allen übel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
nichts fehlen, was mir nützt.

Er wolle meiner Sünden,
in Gnaden mich entbinden.
durchstreichen meine Schuld.
Er wird auff mein Verbrechen,
nicht stracks das Urtheil sprechen,
und haben noch Gedult.

Ich zieh' in ferne Lande,
zu nützen einem Stande,
an den er mich bestellt.
Sein Segen wird mir lassen,
was gut und recht ist, fassen,
zu dienen seiner Welt.

Bin ich in wilder Wüsten,
So bin ich doch bey Christen,
und Christus ist bey mir.
Der Helffer in Gefahren,
der kan mich doch bewahren,
wie dorte, so auch hier.

Er wird zu diesen Reisen,
gewünschten Fortgang weisen,
und helffen hin und her.
Gesundheit, Heyl und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
und alles nach Begehr.

Sein Engel, der getreue,
macht meine Feinde scheue,
tritt zwischen mich und sie.
Durch seinen Zug, den frommen,

sind wir so weit nun kommen,
und wissen fast nicht wie.

Leg' ich mich spate nieder,
erwach' ich frühe wieder,
lieg', oder zieh' ich fort.
In Schwachheit und in Banden,
und was mir stoßt zu handen,
so tröstet mich sein Wort.

Hat er es denn beschlossen,
So will ich unverdrossen,
an mein Verhängniß gehn,
Kein Unfall unter allen,
wird mir zu harte fallen,
Ich will ihn überstehn.

Ich hab' ich mich ergeben,
zu sterben und zu leben,
So bald er mir gebeut.
Es sey heut' oder morgen,
dafür laß ich ihn sorgen,
Er weiß die rechte Zeit.

Gefällt es seiner Güte
und sagt mir mein Gemühte
nicht was vergebliche zu,
So werd' ich Gott' noch preisen
mit manchen schönen Weisen,
daheim in meiner Ruh.

Indeß wird er den meinen,
mit Segen auch erscheinen,
Ihr Schutz, wie meiner, seyn,
wird beyderseits gewehren,
was unser Wunsch und Zähren,
Ihn bitten überein.

So sey nun, Seele, deine,
und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat.
Es gehe wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe
weiß allen Sachen Rahr.

V.

Liebste, die du's warlich bist,
wilt du mehr seyn, als nur heissen,
So laß sich dir nicht entreissen
dieser Jahre kurtze Frist.
Welche Flüssen gleich und Pfeilen
unvermuthet von uns eilen.

Jugend liebt und wird geliebt.
Willst du mich und dich betrüben.
Es ist ja das süße lieben
eine That, die alles übt.
Bevoraus, wenn man noch grünet,
das uns Gegen-Gunst verdienet.

Diß vermischte Milch und Blut,
der Halß, diese weichen Hände
schleissen hin. Es nimmt ein Ende,
was uns itzt so süße thut.
Und von dem wir itzund leben,
wird uns bald dem Tode geben.

Laß uns blühen, wie wir blühn,
eh der Winter welcher Jahre
dir die gold-gemengten Haare
wird mit Silber unterziehn.
Eh mir dieser Mund erblasset
der denn haßt, und wird gehasset.

Geb dich mir, wie ich mich dir,
und versichre dich beyneben,
daß ich dir kan widergeben,
was du hast gegeben mir.
Was du hast, das bleibet deine,
doch so ists nicht minder meine.

Stimmt ihr Götter ein mit mir.
Helfft mir ihren Ruhm erheben.
Sie ist meines Lebens Leben.
Sie ist aller Zierde Zier.
Und, allein der Preiß der schönen
der gebührt nur Pamphilenen.

Aus dem Italiänischen.

Last uns tantzen, last uns springen.
Denn die Wollust-volle Heerde
tantzt zum Klange der Schallmeyen,
Hirt' und Heerde muß sich freuen.
Wenn ein Tantz auf grüner Erde.
Böck und Lämmer lieblich ringen.

Last uns tantzen, last uns springen.
Denn die Sternen, gleich den Freyern
prangen in den lichten Schleyern;
was die lauten Zirckel klingen,
Nachdem tantzen sie am Himmel
mit unsäglichem Getümmel.

Last uns tantzen, last uns springen.
Denn der Wolcken schneller Lauff
steht mit dunckeln Morgen auff,
ob sie gleich sind schwartz und trübe
dennoch tantzen sie mit Liebe
nach der Regen-winde singen.

Last uns tantzen, last uns springen,
denn die Wellen, so die Winde
lieblich in einander schlingen,
die verwirren sich geschwinde,
wenn die buhlerische Lufft
sie verschläget an die Klufft,
tantzt der Fluhten Fuß zu sprunge,
wie der Nymfen glatte Zunge.

Last uns tantzen, last uns springen,
denn der bunten Blumen Schaar,
wenn auff ihr bethautes Haar
die verliebten Westen dringen,
geben einen lieben Schein,
gleich als soltens Täntze seyn.

Last uns tantzen, last uns springen,
last uns lauffen für und für,
denn durch tantzen lernen wir,
eine Kunst von schönen Dingen.

Wie Er wolle geküsset seyn.

Nirgends hin, als auff den Mund,
da sinckts in deß Hertzen grund.
Nicht zu frey, nicht zu gezwungen,
nicht mit gar zu zu fauler Zungen.

Nicht zu wenig, nicht zu viel.
Beydes wird sonst Kinder-spiel.
Nicht zu laut, und nicht zu leise,
Bey der Maß' ist rechte weise.

Nicht zu nahe, nicht zu weit.
Diß macht Kummer, jenes Leid.
Nicht zu trucken, nicht zu feuchte,
wie Adonis Venus reichte.

Nicht zu harte, nicht zu weich.
Bald zugleich, bald nicht zugleich.
Nicht zu langsam, nicht zu schnelle.
Nicht ohn Unterscheid der Stelle.

Halb gebissen, halb gehaucht.
Halb die Lippen eingetaucht.
Nicht ohn Unterscheid der Zeiten.
Mehr alleine, denn bey Leuten.

Küsse nun ein Jedermann
wie er weiß, will, soll und kan.
Ich nur, und die Liebste wissen,
wie wir uns recht sollen küssen.

An meinen Erlöser.

Erhöre meine Noth, du aller Noth Erhörer,
Hilff Helffer aller Welt, hilff mir auch, der ich mir
selb-selbst nicht helffen kan; ich suche Trost bey dir.
Herr, du hast Rath und That. Dich preisen deine Lehrer,
wie du es denn auch bist, für einen Glaubens-mehrer.
Ich bin desselben Lehr. Hier steh' ich, Ich steh' hier.
Erfülle mich mit dir und deines Geistes Zier.
Er ist es, Er dein Geist, der rechte Glaubens-mehrer.

Arzt, ich bin krank nach dir. Du Brunnen Jsrael,
dein kräfftigs Wasser löscht den Durst der matten Seel'.
Auch dein Blut, Oster-Lam, hat meine Thür errötet,
die zu dem Hertzen geht. Ich steiffe mich auff dich
du mein Hort, du mein Felß. Belebe, Leben mich.
Dein Todt hat meinen Todt, du Todes Todt, getödtet.

Bekändtnüß.

Mehr böse noch als bös' hab' ich bißher gelebet;
Bey kalter Gottesfurcht mich brennend angestellt.
Den Himmel offt getäuscht; mehr mein Freund und der Welt,
Bin selten über mich und Wolcken angeschwebet;
Der schnöden Eitelkeit der Erden angeklebet.
Jch habe das gethan, das mir selbst nicht gefällt,
Ein Schüldner aller deß, das Mosis Rechnung hält,
der ich mit Ernst auch hab' offte wiederstrebet.
Jch muß, will ich schon nicht, bekennen wieder mich.
Mein Urtheil, meine Straff' und Todes-Art sprech' ich.
Jch hab' es so und so und ärger noch getrieben.
Und was erzähl' ich viel die ungezählte Zahl
von meinen Schulden her? Gott liest sie allzumahl
von meiner Stirnen ab, an der sie sind geschrieben.

Auff das Nachtmahl deß Herren.

Das hohe Wundermahl, da selbst der Wirth wird gessen,
Diß Brodt; der Wein; nicht so; der Leib, diß Blut,
das so viel an gesunden Krancken thut;
das Todte Lebender für Todt zum Leben essen;
Das Neue Testament, der letzte Wille dessen,
der menschlich starb, nun göttlich lebt, und hut
für diese hält, so heissen Gottes Gut;
Und was? wie kan ein Mensch die Göttligkeit ermessen.
Hinweg, Vernunfft, du kluge Thörinn du.
Weg weiser Wahn, halt Ohr- und Augen zu.
Die ungelehrten sind hier die gelehrten Köpfe.
Pfand meines Heils, Jch komme mit Begier,
zu deiner Kost und nähme sie zu mir,
daß mein Todt in dir sterb', und ich dein Leben schöpfe.

Ueber sein Gelübde.

Jch habe fast geirrt. Was soll ich dem doch geben,
der alles giebt und hat? und was verpflicht ich mich
auff etwas, das mich knüpfft, und nichts doch hat auff sich?
Warümm verred' ich das, dadurch ich doch muß leben?
Jch habe fast geirrt. Doch acht ich hierbeneben,
es sey so unrecht nicht, was du, mein Hertze, dich
zu thun erbotten hast. So ists doch Christlich, sprich;
Jsts unvonnöthen schon, wer will dir wiederstreben.
Gott sieht die Hertzen an, und sieht nicht an die Gaben,
die sie schon zuvorhin von Jhm entfangen haben.
Schau in und ümm dich her, was ist wol seine nicht?
Herr, was mein Mund geredt, das soll das Hertze halten,
Doch soll ich beydes thun, so mustu helffen walten?
Hilfft du mir halten nicht, so hilfft mich keine Pflicht.

An die Wunden deß Herren.

Jhr Zuflucht meiner Angst, ihr auffgethanen Ritze,
darin ich sicher bin, wenn der erzürnte Gott
ümm meine Sünde schilt. Wyraus ich Furcht und Noth
die aus dem Tod' entsteht, recht bieten kan die Spitze.
Wie seelig bin ich doch, wenn ich Erlöster sitze
in eurer Hölen Schoß, in welcher Himmel-brodt
für meine Seele wächst, und fleust so weiß und roth
der süße Lebens-quell, aus dem ich mich bespritze.
Schliest eure Kammern auff, Jhr Friedens-Häuser Jhr,
last euer Bürger-recht auch wiederfahren mir.
Jhr sollt mein Vaterland und stette Wohnstatt heissen.
Wie seelig werd' ich denn, wie überseelig fern.
wenn, wie ihr seyd mein Hauß, so seyn wollt auch mein Schein,
aus dem mich auch die Hand der Höllen nicht wird reissen.

Daß alles eitel sey.

Was sprichst du, ist es wol, darauff du dich bemühst,
Kunst? Ehre? Reichthum? Lust? die Lüfften gleich und Güssen
mit uns selbst schiessen hin. Jch auch, Freund, bin gestiffen
auff eben diesen Sinn, auff den du weißlich siehst.
Jch weiß es mehr als wol, daß alles eitel ist.
Wie aber kömmt es doch, daß wieder unser wissen
wir etwas, das nicht ist, doch schöne heissen müssen?
daß der ein anders thut, ein anders ihm erliest?
Jn Unvollkommenheit vollkommen werden wollen,
das machet unsern Sinn auff neues so geschwollen.
Erfüllet auff den Schein; am leichten Winde schwer,
an vollem Mangel reich. Wer kann von Hertzen sagen,
Jch bin vergnügt in mir; weiß weder Lust noch Klagen.
Wie eitel alles ist, der Mensch ist eitel mehr.

Jch begehre auffgelöst ꝛc.

Ach schau, o Himmel doch, wie hart ich bin gebunden,
von deiner Schwester hier, der ungerechten Welt,
die aber nicht bey dir als eine Schwester helt,
in dem sie stets verirret, was du hast wiederfunden.
Sie spannt die Seelen ein, die ledig für dir stunden,
Selbst Ursach ihres Jochs. Tritt vor das, was sie stellt,
biß daß der schwache Geist in ihre Stricke fällt.
Da liegt, da zappelt er, durch sich selbst überwunden.
Jch kenn' und kan sie doch, die falsche, nicht verneiden.
Jch fühle meinen Zwang, und muß ihn willig leiden.
Wo Zwang auch Willen hat. O Herland, mach mich frey,
Jch bin es, der ich mich auch selbsten also binde,
Maß, daß ich loß von mir, bey dir noch heut empfinde,
was ungebunden seyn für eine Freyheit sey.

Käuffet ohne Geld.

Jst das nicht wolfeil satt? ümm nichts nicht biet' ich mich,
der ich doch alles bin, und niemand will mich käuffen.
Jch bin ein starcker Stab; wer will sich an mich steiffen?
Ein Licht; sie aber thun, als sehn sie keinem stich.
Jch bin die Liebe selbst; wer liebet mich für sich?
Der Brunnen Jsrael, wer will sich mit mir täuffen?
Die Thür' ins Himmels Reich, wer will mich doch ergreiffen?
Jch ruffe Tag und Nacht, sie schweigen trutziglich.
Ach daß der sterbliche doch gar so ist verbölgen,
daß er der Warheit auch verschworen hat zu folgen!
Jhr Menschen sagt doch selbst, wie Jhr mich haben wollt!
Jtzt weiß Jch wie Jch euch recht werde wolgefallen,
und wie ich angenähm und werth kan seyn bey allen.
Weil Gold ein jeder liebt, so will ich werden Gold.

Jerusalem! Jerusalem!

Jch bin Jerusalem; Jerusalem die harte,
die keiner Dräuung traut. Jch bin derselben Art,
die Eisen hat für Fleisch, und nie bewogen wird,
wie offt sich auch Gott selbst mir gab zum Wiederparte.
Von dir kömmt diß noch her, o Eden erster Garte,
daß ich in Unverstand so tieff bin außgefahrt,
weiß selbst mein bestes nicht; dem bösen vorgespart.
Was wird mein Lohn denn seyn, auff den ich noch so warte?
Jst nun die Thorheit klug? hat Aberwitz Verstand?
was bild' ich mir denn ein? es ist ein eitler Tand,
daß ich mich mevne selbst aus meiner Noth zu retten.
Barmhertziger sieh' nicht auff den verkehrten Sinn,
der mich und alle Welt zur Hölle führet' hin,
wenn wir nicht Zuversicht in deine Gnade hätten.

Jch bin die Aufferstehung ꝛc.

Jch aber bin der Todt, und gantze Niederlage.
Vermag nicht so viel Krefft, ümm mich zu richten auff.
Jch fälle mich selb-selbst durch meinen eignen Lauff,
matt, Krafftloß, ohne Macht. Wer ist hier dem Jchs klage?
Ach daß ein Retter kähm', und hülffe meiner Plage!
An wem doch steiff' ich mich? wer giebet Achtung drauff,
wie ängstlich mir geschicht? Es häufft sich Hauff auf Hauff,

An Noth, an Angſt, an Quahl, in welcher ich verzage.
So lieg' ich ſchwacher denn in tauſend herben ſchmertzen,
So ſterb' ich todter vor, ehs iemand nimt zu Hertzen.
Und leg' und ſtürb' ich mir, ſo hätt' es keine Noth.
Komm, Aufferſtehung, komm, komm Leben, komm geſchwinde,
hilff mir, mir liegenden, mir todten in der Sünde,
ſonſt bleib ich armer Menſch ſtets liegend und ſtets todt.

Gehe von mir aus, ich bin ein ſündiger Menſch.

Soltſt du, Allwiſſender, nicht meinen Zuſtand wiſſen?
Mich hat der erſte Todt dem andern zugeführt.
Das ſchöne Bild iſt weg, mit dem ich war gezierd;
Der erſte fremde Fall hat mich auch ümmgeriſſen.
Der Höllen ſchwere Hand mich tödtlich wund geſchmiſſen.
So, daß mein ſchwacher Geiſt ſich weder kennt noch rührt,
aus ſich und von ſich ſelbſt, Ja täglich noch gebiehrt,
was ich bewainen muß mit ſtarcken Thränen-güſſen.
Wie könts denn, daß du kömſt, und kehreſt zu mir ein,
O ſeelge Heiligkeit, in mich verdammte Sünde?
O Leben in dem Todt? Ach! daß ich das verſtünde.
Doch, thu du, was du wilt. Ich will dir willig ſeyn.
Sag, Hölle, was du wilſt, es iſt fürwar erlogen.
Die Seeligkeit ſelbſt-ſelbſt iſt in mich eingezogen.

Neuer Vorſatz.

Welt, gute Nacht, mit allem deinem Weſen.
Gehab dich wol; wo auch dem übel woll,
das du biſt, iſt. Was acht ich deinen Groll.
Nun hab ich mich einſt durch dich durch geleſen.
Gott Lob und Danck, Ich bin einmahl geneſen.
Wol mir fortan. Ich bin deß Himmels voll.
Du thuſt kein gut, und zwingſt ihn, daß er ſoll
dich kehren aus mit deß Verderbers Weſen.
Hin, Welt, du Dunſt. Von itzt an ſchwing' ich mich
frey, ledig, loß, hoch über mich und dich,
und alles das, was hoch heiſt, und dir heiſſet.
Das höchſte Gut erfüllet mich mit ſich.
Macht hoch, macht reich. Ich bin nun nicht mehr Ich.
Truz dem, das mich in mich zurücke reiſſet.

Gott ſey mir Sünder gnädig.

Nicht nur alleine nichts weiß ich in mir zu finden,
mit dem, erzürnter Gott, ich könte vor dir ſtehn,
und mit beherzter Stirn dir unter Augen gehn.
Ich reize doch noch auff mit meinen böſen Sünden.
Ja, laß' auch itzt nicht nach dich ferner zu entzünden!
Wie? ſoll ich mich denn auff vor deiner Hochheit blöhn
ein Phariſäer ſeyn? mein nichtigs Thun erhöhn?
und dich zu ſöhnen aus mit böſen unterwinden?
Ach nein. Du kennſt uns wol, du ſcharffer Hertzen-gründer,
Ich ſag' es frey heraus; Ich bin ein armer Sünder,
der deiner Güte darff, ſoll er erlöſet ſeyn.
Schau meine Notturfft an, und ſey mir, Gnade, gnädig.
Der du die weite Welt von aller Schuld ſprichſt ledig,
Du wirſt ja nimmermehr zu mir nicht ſagen nein.

Das Blut Jeſu Chriſti, deß Sohns Gottes ꝛc.

Hier ſteh' ich armer Menſch, und ſchäme mich vor mir,
mit ſo viel Häßlichkeit der Sünden gantz beklecket
mein erſtes ſchönes Kleid, wie iſt es doch befleckt!
wie hat doch dieſer Wuſt erſticket alle Zier!
Die ſchwache Seele thut kaum noch ihr Häupt herfür.
Weil ſie der tieffe Schlamm mit Wuſte gantz bedecket
und der Verſinckenden kein Arm wird zugereckt,
Ihr Loch, ihr Koth, ihr Todt iſt der Leib, dieſer hier.
Gott Jeſu, Chriſte Menſch, nur deine Hand die fromme,
die kan es, daß ich auff aus dieſer Höllen komme.
Zeuch, ſtarcker, mich heraus, und mache mich ein Bad,
Ein Bad, ein rohtes Bad von deinem theuren Blute,
viel darffſtu deſſen nicht vergieſſen mir zu gute.
An einem Tröpflein nur, Erlöſer iſt es ſatt.

O Ewigs Liecht, machs gleich wunderlich, nur ſeelig ꝛc.

Geuß deinen Eyfer aus mit Krügen und mit Mulden.
Zeuch alle deinen Ernſt zuſammen wieder mich.
Zermalme meinen Leib, und ſtell dich wieder mich.
Verſchleuß mir gantz und gar die Kammern deiner Hulden.
Ein höhres noch hab' ich verführt mit meinen ſchulden.
Mach meiner Seelen angſt. Stoß meinen Geiſt, und ſprich:
Hin, wo man ewig weint, und ſiehet keinen Stich.
Diß alles bin ich werth, und mehr noch zu erdulden.
Zumitten dieſes Zorns ſo denck auch deiner Gnaden,
daß, wenn du dich bringſt ümm, du dir nicht ſelbſt thuſt ſchaden,
ſchau meinen Zahler an, dann ſalb du deinen Sohn.
Thu Recht, Gerechtigkeit! was wilſt du an mein Leben.
Er hat für mich an dich, mehr, als ich ſoll, gegeben,
daß auch für meine Schuld der Himmel ſey mein Lohn.

Alſo hat Gott die Welt geliebet ꝛc.

Iſts müglich, daß der Haß auch kan geliebet ſeyn;
Ja, Liebe, ſonſt war nichts, an dem du künteſt weiſen,
wie ſtarck dein Feuer ſey; als an dem kalten Eyſen
der außgeſtählten Welt. Du, högſter Sonnen-ſchein,
Wirffſt deiner Strahlen Glut in unſer Eyß herein.
Machſt Tag aus unſrer Nacht. Und was noch mehr zu preiſen,
Du wirſt deß Armuths Schatz, deß Hungers ſüße Speiſen.
Liebſt Himmel für die Welt. O Pein der Höllen-Pein!
O Todes-gifft und Todt! O wahrer Freund der Feinde!
O Meiſter, der du auch dein Werck dir machſt zum Freunde,
wirſt deiner Diener Knecht; wirſt deiner Tochter Kind.
Was thu ich, daß ich doch den Abgrund will ergründen!
Ich weiß ſo wenig mich in dieſes Thun zu finden,
So viel du höher biſt, als alle Menſchen ſind.

Hephata.

Ach! ſprich es auch zu mir, dein kräfftigs thu dich auff,
Ach! ſprich es auch zu mir. Denn mir auch ſind verſchloſſen
Ohr, Augen, und der Mund. Viel Zeit iſt hin verfloſſen,
daß ich ſo elend bin. Die Welt hat viel zu kauff'.
Ich folge, was ſie räth, und wird nur ärger drauff.
So lebt mein krancker Leib mit ſeinen Hauß-genoſſen,
zu allem Wercke laß, zu allem Thun verdroſſen.
Auff ein Ding nur beherzt; zu enden ſeinen Lauff.
Iſts ſeelig, daß mir noch auff dieſer böſen Erden
O Arzt durch deine Hand ſoll außgeholffen werden,
So zeuch mich nicht mehr auff. Hilff dieſem übel ab.
Nim mein beſchweren hin, nach dem mein Geiſt ſo wacht.
Thuſt dus, ſo ſoll mein Lob auch ruffen aus mein Grab:
Der alles machet wol, hat mirs auch wol gemacht!

Er hat alles wol gemacht.

Ja mehr als wol gemacht! nicht tauben nur und blinden,
und was ein krancker Leib für Mangel haben kan,
hilfft dieſer Wunder-Arzt. Es trifft was höhers an,
als ein natürlichs Weh, die Glieder zu entbinden,
Ja mehr auch als den Todt. Der Staar der blinden Sünden,
das Band der tauben Luſt, der Hoffart ſtummer Wahn
wird ſonſt durch keinem nicht, als dieſen, abgethan.
Kein Leib-Arzt wird ſich ſo zu heilen unterwinden.
Die Seele die iſt kranck. Dem Geiſte wird vergeben.
Er trinckt den Kelch für uns. Stirbt ſelbſt für unſer Leben.
Zerbricht der Höllen Burg, und was den Todt verwacht.
Schleuſt unſer Gräber auff, wird ſelbſt die Himmels-Leiter.
Ja, ſelbſt der Himmel gar. Rufft läuter, ruffet weiter:
Er, Er hat alles wol, und mehr als wol gemacht.

S. Auguſtinus ſein
Inter brachia Salvatoris mei et vivere volo, et mori cupio.

Deß Donners wilder Pliz ſchlug von ſich manchen Stoß.
Das feige Volck ſtund blaß. Das ſcheuche Wild erzittert,
vom ſchmettern dieſes Knalls. Die Erde ward erſchüttert.
Mein Fuß ſanck unter ſich, der Grund war Boden loß.
Die Gruft die viel ihr nach, ſchlung mich in ihren Schoß.
Ich gab mich in die See, in der es grauſam wittert.

Der Sturm flog Klippen hoch. Mein Schiff das ward gesplittert,
ward leck, ward Ancker quit, ward Mast und Seegel bloß.
Vor, ümm und hinter mir war nichts als eine Noth.
Von oben Untergang, von unten auff der Todt.
Es war kein Mutter-Mensch, der mit mir hatt' erbarmen.
Ich aber war mir gleich, zum Leben frisch und froh.
Zum sterben auch nicht faul auff wen, und wie, und wo.
Denn mein Erlöser trug mich allzeit auff den Armen.

Er beklagt die Enderung und Furchtsamkeit itziger Deutschen.

Itzt fällt man ins Konfect, in unsre vollen Schalen,
wie man uns längst gebräut. Wo ist nun unser Muth?
der außgestählte Sinn? das kriegerische Blut?
Es fällt kein Unger nicht von unserm eitlen pralen.
Kein Pusch, kein Schützen-Rock, kein buntes Fahnenmahlen
schreckt den Krabaten ab. Das ansehn ist sehr gut,
das ansehn mein' ich nur, das nichts zum schlagen thut.
Wir feigsten Krieger wir, die Föbus kan bestrahlen.
Was ängsten wir uns doch und legen Rüstung an,
die doch der weiche Leib nicht ümm sich leiden kann?
Deß großen Vatern Helm ist viel zu weit dem Sohne.
Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir starcken auff den Schein, so ists ümm uns gethan,
uns Nahmens-deutsche nur. Ich sags auch mir zum Hohne.

Ueber seiner Freundin Präsent.

Er redet sein Hertze an.

Dein Hertze muß ja noch, mein Hertz', an dich gedencken.
Sie hat dich noch in ihr. Vergisset deiner nie.
Schau doch; diß ist ihr Pfand. Willst du nicht gläuben? wie?
was sind die Sachen denn, die Träume die dich kräncken?
Wach' auff. Gieb deinen Wahn den Winden zu versencken,
tieff in die wilde See. Die Außerwehlte die
benimt dich durch den Gruß und dieses deiner Müh',
und will dich selbsten dir durch dieses wieder schencken.
Vernim doch ihre Treu', und deines Glückes Gunst.
Sie ist noch, wie sie war, und will es fort verbleiben.
Wolan, so such' hersür und brauche deiner Kunst.
Weg, ungelehrtes Leid, mit deiner trüben Dunst.
Darf ichs ihr sagen nicht, so darf ichs ihr wol schreiben,
daß du, mein Hertze, glühst, von ihres Hertzen Brunst.

Auff ein Kleinoth.

Was, Seele, war es noth so einer reichen Gaben,
darzu so manche Welt ihr bestes hat gesant.
— — — — — Das braune Mohren-Land
sein rein-gewachßnes Gold. Der Buzarether Knaben
die haben das Gestein' hierzu fern' außgraben.
Basora, das, was führt sein reicher Perlen-strand.
So scheints auch, daß es mehr, als eine Menschen-Hand
in ein so schönes Thun zusammen bracht muß haben.
Laß, Liebste, laß der Welt, der Armen, ihre Schätze,
das wird nicht weit geholt, daran ich mich ergetze.
Auch ists was solches nicht, dran man viel wenden muß.
Du hast es allezeit bey dir, mein ander Leben,
darvon ich leben kan. Je mehr du mirs wirst geben,
Je mehr behältst du es. Was ist es denn? ein Kuß.

Aus Hugo Grotius seinem Lateinischen Liebes-scherze.

An die Träume.

Ihr Träume, die ihr seyd das beste Theil im Leben,
das nichts als Trübnüß ist, die ihr euch habet mein
so offt und offt erbarmt, so es mag sicher seyn,
daß man die Wahrheit sagt, mehr Ehre soll ich geben
euch, als der Liebsten selbst. Durch euch seh' ich sie schweben
vor mir so gut und from, ohn allen falschen Schein.
Komm ich denn drauff zu ihr, so spricht sie lauter nein,
und machts ihr unbekant. Sie zürnet noch darneben,
daß ich ein wenig mich ergetzen will an ihr.
Was können, neidische, dir meine Nächt' entführen?
Noch gleichwol will sich nicht dein stoltzer Zorn verliehren.
Wer aber wär', als ich, glückseeliger allhier,
wenn nur der süße Schlaf, in dem ich viel muß lachen,
sich kehrte bey mir ümm, und würd' ein solches machen.

Aus eben selbigen;

Auff die güldne Haar-Nadel.

Du güldne Nadel du, noch güldener, als Gold,
die du der Liebsten siehst aus ihren güldnen Haaren,
Ach weine nicht zu sehr, daß dir diß wiederfahren,
daß du ihr schönes Häupt, als ich wol selbsten wolt',
hinfort nicht zieren wirst. Erhole deinen Muth!
Dich hat kein loser Dieb bey schwartzer Nacht genommen;
Du bist viel weniger in Räuber Hände kommen;
Dir war ein junges Blut von gantzem Hertzen gut.
Denn als er suchte Lufft in heissen Liebes-pressen,
Er sahs, und hub dich auff. Kupido lachte dessen,
und sprach: Nun darff ich fort gar keiner Pfeile mehr.
Der, der die Nadel nahm, wird sich ihm selbst berücken
und seyn forthin ein Raub. Wenn er nur wird erblicken,
den Raub, den falschen Raub, wird er sich stechen sehr.

In Ihrem Abwesen auf deroselben Augen.

Ihr irdne Sonn' und Mon, ihr meiner Augen Augen,
wo laßt ihr euren mich? seht ihr mich gar nicht an,
Ach, ach so ist es gantz und gar ümm mich gethan.
Ich regne für und für mit scharffer Thränen Laugen.
Für mich wil gantz kein Liecht, als nur das eure, taugen,
Der Mittag wird zur Nacht. Ihr, Ihr habt schuld daran,
daß ich sonst keinen Glantz, denn euren, sehen kan,
und dessen Krafft von euch, als Brunnen, aus muß saugen.
Ich seh', und bin doch blind. Ich irre hin und her.
Ich weiß nicht, wo ich bin, in diesem finstern Meer.
Erscheint, erscheint mir doch, ihr flinckelnden Laternen!
Ihr Brüder Helene, und zeigt mir euer Licht.
Wo nicht so hilffet mich gantz keine Flamme nicht;
Bey Tage kein Mittag, bey Nachte keine Sternen.

Als Sie Ihn ümmfangen hielte.

Wo ist nun meine Noth? mein tödtliches Beschweren?
Das mich vor kurtzer Zeit kein Wort nicht machen ließ:
Wo ist die Traurigkeit, die mich verzagen hieß?
die Seufftzer? der Verdruß? die sieden-heissen Zähren?
Ists müglich, daß es sich so balde kan verkehren?
und anders gehn mit mir? was mir der Todt einbließ,
und mit vergiffter Angst an mein schwach Hertze stieß,
das kan und wird mich nun und nimmermehr gefährden.
Schatz, deiner Trefligkeit ist dieses zuzumessen,
die auch die Sterbenden deß Todes läßt vergessen.
—
—
ümmfang mich stets also, O Aertztinn meiner Seelen,
So wird mich nimmermehr kein Schmertz mehr können quählen.

An seine Thränen; als Er von Ihr verstossen war.

Fliest, fliest so, wie Ihr thut, Ihr zweyer Brünnen Bäche.
Fliest ferner, wie bißher mit zweymahl stärckrer Fluht.
Fliest, wie ihr habt gethan, und wie ihr itzt noch thut,
daß ich mich recht an der, die euch erpresset, reche.
Fliest immer Nacht und Tag, ob sich ihr Sinn, der freche,
der Feind-gesinnte Freund, das hochgehertzte Blut,
das mich ümm dieses hasst, dieweil ich ihm bin gut,
durch eine stetigkeit und große Stärcke brechen:
Die Tropfen waschen aus den fästen Marmelstein.
Das weiche Wasser zwingt das harte Helffenbein.
Auch Eisen und Demant muß feuchten Sachen weichen.
Fliest ewig, wie ihr fliest. Es ist ja müglich nicht,
daß einst der harten nicht ihr fleischerns Hertze bricht,
das lange keinem Stahl' und Steine sich mag gleichen.

An Ihren Mund; als Er Sie ümmfangen hatte.

Itzt hab' ich, was ich will, und was ich werde wollen.
Du Wohnhauß meines Geists, der als zu einer Thür'
itzt ein, itzt aus hier geht; Ihr güldnen Pforten Ihr,
die auch die Götter selbst ümm schöne neiden sollen;
Ihr hohen Lippen ihr, die ihr so hoch geschwollen
von feuchter süße seyd; itzt hab' ich eure Zier;
Das Wesen, das man selbst dem Leben setzet für,
dem täglich wir ein Theil von unserm Leben zollen.

Ihr Bienen, die ihr liegt an Hyblens süßen Brüsten,
und saugt die Edle Milch, den Honigreiff mit Lüsten,
hier, hier ist mein Hymet. Komt, fliegt zu mir herein.
Seht, wie das hohe Thun, das treffliche, das starcke,
das der Mund meinem giebt, sich regt in Seel' und Marcke;
Ach daß mein ganzer Leib doch nichts als Mund soll seyn!

Als Er vergeblich nach Ihr wartete.

Und tödtest du mich gleich, so bist du doch mein Freund.
Ob diß Verlangen zwar, das ängstliche, das schwere,
nichts anders bald wird thun, als was ich so begehre.
Mein Leid dringt in die Lufft. Kein einigs Sternlein scheint.
Der Himmel treufft mir nach, was ich ihm vor geweint;
die Winde seufftzen so, wie ich sie seufftzen lehre.
Doch hab' ich keinen Sinn, der dir zu wieder wehre.
Hab' ich, Trost, dich nicht lieb, so bin ich mir selbst feind.
Hier wart' ich, theures Blut, vor deiner tauben Schwellen,
nicht hoffend, daß du izt dich werdest noch einstellen.
Nein. Sondern daß mich hier der nahe Todt reiß' hin.
So wird es denn geschehn, daß du, wenn du zu morgen
mich sehn wirst daß ich kalt, und ganz gestorben bin,
mit neuem Leben mich zur Straffe wirst versorgen.

Bei deroselben Geschenke.
Er redet ihre Hände an.

Ihr schwesterliches Paar der klügsten Künstlerinnen,
So feurig sind an Wiz', und vom Verstande heiß;
Dergleichen Gaben man an nicht viel Orten weiß;
habt Danck, habt, Edle, Danck für euer gut gesinnen.
Für dieses, das mir selbst die Götter selbst mißgünnen.
Habt hohen großen Danck. Der, euer weiser Fleiß,
verdienet Euch bey mir für allen Meistern Preiß;
die ie gewesen sind, seyn, und seyn werden künnen.
Empfind' ich solche Lust, von eurer schönen Kunst
und macht mir euer Werck, das Edle, solche Gunst,
wenn ich so weit von euch bin leiblich abgerissen;
Was meynet ihr, muß da für Freude mir geschehn,
wenn ihr euch, zahrte mir nach willen laßt besehn,
wenn Ich Euch lieben mag; mehr, wenn Ich Euch darff küssen.

An seine erste Freundinn.

Du aber, Edler Geist, gedenckst noch nicht zu gläuben,
was mein getreuer Mund dir offt und viel verspricht.
Herz', hör' es doch einmahl, weil ich bin bey dir nicht,
So kan ich nicht vorbey, ich muß es an dich schreiben.
Du bist die Liebste noch, und wirst die Liebste bleiben,
ob das Verhängnüß gleich uns von einander bricht,
und gönnet uns nicht uns, so bleibt doch unser Pflicht,
So lange werden stehn deß runden Himmels Scheiben.
Bezwinge dich durch dich, und fall dir selbsten bey.
Gedencke meines Eyds, und sey deß zweifelns frey,
deß Zweifelns, das, Lieb, dich mit diesem trauren plaget.
Ich will dein treuer seyn, dieweil ich werde seyn.
Wilst du denn über diß noch haben einen Schein,
So frag die Liebste selbst, Ich habs Ihr offt gesaget.

Er bittet Sie zu sich.

Erfreue mich und dich, O Freude meiner Seelen,
Ohn die ich traurig noch bey höchster Wonne bin.
Komm, du mein selber ich, komm, Liebste, komm dorthin,
wo wir uns beyderseits offt pflegen zu verhölen.
Ich bin, Schatz, kranck nach dir. Komm, laß mich nicht so quälen.
Hier wart' ich deines Trosts, den du mir, O mein Sinn,
alleine geben kanst. Komm meine Trösterinn.
Hier findest du und ich, was ich und du erwehlen;
Kein Gott, kein Mensch, kein Wild und keine Kreatur
ist hier. Auch keine Lufft, ohn die alleine nur,
die ich, ich seufftzender, alleine nach dir schicke.
Thus, Hertze, sey bald hier. Kömst, oder kömst du nicht,
So höre; was zu dir dein eignes Hertze spricht:
Du bist mein gröstes Glück' und gröstes Ungelücke.

Karl Friedrich Flögel

ward am 3. December 1729 zu Jauer in Schlesien geboren, wo sein Vater als deutscher Schulhalter lebte. Nachdem er den ersten Unterricht auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt genossen, besuchte er von 1748 bis 1752 das Magdalenen-Gymnasium in Breslau und studirte dann von 1752 bis 1754 Theologie in Halle. In sein Vaterland zurückgekehrt, ward er Hauslehrer in mehreren angesehenen Familien und darauf 1761 Quintus am Magdaleneum in Breslau, 1762 Prorector der Stadtschule zu Jauer, 1773 Rector derselben und 1774 Professor der Philosophie an der Ritterakademie zu Liegnitz, nachdem er bereits 1772 Mitglied der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Frankfurt an der Oder geworden. Er starb den 7. März 1788; der Ruf, ein eben so redlicher und liebenswürdiger Mensch, als gründlicher und geistreicher Gelehrter gewesen zu seyn, begleitete noch lange sein Andenken.

Seine Schriften sind:

Geschichte des menschlichen Verstandes. Breslau 1765; 3. A. 1773.

Alexander Gerard's Versuch über den Geschmack. Breslau 1766.

Geschichte der komischen Literatur. Liegnitz und Leipzig 1784—87, 4 Bde.

Geschichte des Grotesk-Komischen. Liegnitz und Leipzig 1788.

Geschichte der Hofnarren. Liegnitz und Leipzig 1789.

Geschichte des Burlesken. herausgegeben von F. Schmit. Leipzig 1794.

Einzelne Schulprogramme. Abhandlungen u. s. w.

Unermüdliche Forschungslust, seltener Fleiß, reiche Belesenheit und ein reiner geläuterter Geschmack verliehen Flögel's Schriften in dem Gebiete der Literärgeschichte einen bleibenden Werth. Wenn wir auch in unsern ästhetischen, antiquarischen und literärhistorischen Bemühungen seitdem um ein Bedeutendes vorgeschritten sind, von vielen Einzelnheiten genauere Kenntniß erhalten haben und manche Behauptung, die damals Geltung fand, uns jetzt als unhaltbar oder veraltet erscheint, so dürfen wir doch keineswegs außer Acht lassen, daß wir dem emsigen Verfasser der Geschichte der komischen Literatur wegen seiner gewissenhaften und genauen Vorarbeiten in diesem Zweige der Wissenschaften reiche Anerkennung schulden. — Seine Leistungen in diesen Fächern sind bis jetzt noch nicht durch spätere und bessere verdrängt worden, und verdienen daher noch immer als höchst nützliche Hülfsmittel, rühmliche Erwähnung in den Annalen der Literatur.

Vgl. J. G. Schummel's Gedächtnißrede auf Prof. K. F. Flögel. Breslau 1788.

Von den Possenspielen an christlichen Festen. *)

I.

Das Narrenfest.

Es muß einen aufmerksamen Zuschauer der Weltbegebenheiten sehr befremden, wenn er an den Festen der christlichen Religion, die zum Andenken göttlicher Wohlthaten und zur Aufmunterung der Andacht eingesetzt worden, die seltsamsten Possenspiele findet, die den Christen nicht allein ganz unanständig sind, sondern auch die Absicht der Feste gänzlich vereiteln.

Es tragen zwar diese verunstalteten Feste den Charakter ihrer Zeit, wo sie erfunden und ausgeübt worden, Finsterniß und Aberglauben, unverkenntlich an ihrer Stirn; aber uns, die

*) Aus Flögels Geschichte des Groteskekomischen S. 159 fgde.

wir in aufgeklärtern Zeiten leben, muß es doch beim ersten Anblick unbegreiflich scheinen, wie die menschliche Vernunft, und noch mehr der Christensinn so tief herabsinken, und Heiliges und Profanes, geistliche Freude und weltliche Zügellosigkeit, Andacht und Possenreisserei, so seltsam mit einander vermischen können. An und vor sich konnte solcher Unsinn niemals aus der so reinen Quelle der christlichen Religion fliessen, sondern er muß entweder fremden Ursprungs seyn, und sich von aussen in die christliche Religion geschlichen haben, oder man muß dergleichen Possen mit christlichen Gebräuchen vermischt haben, um gewisse Endzwecke zu erhalten, die man sonst nicht so leicht in jenen finstern Zeiten zu erhalten glaubte. Daß beides der Wahrheit gemäß sey, kann man aus der Geschichte leicht beweisen.

So ist das Narrenfest, worunter man gewisse Belustigungen versteht, welche die geistlichen Diakoni und Priester selbst während des Gottesdiensts in mehrern Kirchen, an gewissen Tagen, vornehmlich von Weihnachten bis auf Epiphanias, und vorzüglich am Neujahrstage anstellten, unstreitig aus heidnischen Festen entstanden. Viele von den ersten Christen konnten noch nicht so viel Herrschaft über ihre Leidenschaften gewinnen, daß sie allen Lustbarkeiten entsagt hätten, die mit den heidnischen Festen gewöhnlich verbunden waren, und suchten sie also den christlichen Festtagen auf eine unschickliche Weise anzuflikken, oder sie unter dem Deckmantel und der Larve des Christenthums beizubehalten; und manche von den ersten christlichen Lehrern schwiegen still dazu, oder achteten diesen Sauerteig zu gering, als daß sie ihn hätte ausrotten sollen. So erlaubten die Jesuiten den neubekehrten Chinesern neben den christlichen Gebräuchen auch den Dienst des Confucius, daher sie der aufgehangenen Tafel desselben nicht nur räucherten, sondern auch vor derselben niederknieten, und den Confucius anbeteten, worüber ein hitziger Streit mit den Dominikanern entstanden, der über ein Jahrhundert gedauert hat.

Zu den heidnischen Festen, woraus das Narrenfest entstanden, gehören vorzüglich die römischen Saturnalien. Diese waren eines der grösten Feste der Römer, welches anfänglich bis auf den August nur einen Tag dauerte, hernach aber bis auf sieben Tage ausgedehnt wurde. Es sollte eigentlich das Andenken an den ursprünglichen Stand der Natur erneuern, wo jeder Mensch dem andern gleich, und kein Unterschied der Stände war. Daher wurde an denselben zum Andenken der goldnen Zeit unter dem Saturnus den Knechten alle Freiheiten erlaubt. Sie spielten unter sich Könige und Herren, giengen in Purpur und weissen Togen gekleidet, gaben einander Geschenke, trugen Hüthe als ein Zeichen der Freiheit; wurden von ihren Herren zu Gaste gebeten, und von ihnen bedient; überhaupt aber mochten sie schwärmen, wie sie wollten.

Es ist sonderbar, daß sich nicht allein bei den Römern, sondern auch bei andern Völkern dieses Andenken an den ursprünglichen Stand der Gleichheit erhalten hat, welches auch durch Feste auf die nämliche Art gefeiert worden. So findet sich so gar eine Art von Saturnalien bei den Californiern. In Holland wurde in vorigen Zeiten ein gleiches Fest gefeiert, welches Jokmaalen genennt wurde. An demselben stellten die Edelleute Knechte, und die Knechte Herren vor. Man kleidete die Knechte herrlich an, und gab ihnen ein köstliches Gastmahl. Die Herren und Damen kleideten sich als Bediente an, bereiteten die Speisen, trugen sie auf, und schenkten ein. Ueberhaupt brachte man den ganzen Tag in Wohlleben zu. Diese Gewohnheit hat sich lange Zeit in der Herrschaft Warmond erhalten.

Auch das Neujahrsfest wurde bei den Römern mit Maskeraden und Tänzen gefeiert. Man verkleidete sich in Weiber, Histrionen, man beschmierte die Gesichter mit Hefen, man zog Häute von Hirschen, Bären, Löwen und Kälbern an, um Furcht und Gelächter zu erregen. Endlich verband man dieses Fest mit den Saturnalien, wie Herodianus bezeugt, der im dritten Jahrhunderte lebte.

Daß das Narrenfest von den Saturnalien und dem damit verbundnen Neujahrsfeste abstamme, sieht man theils aus der Zeit, in welcher es gehalten wurde, theils aus der Aehnlichkeit der Gebräuche, indem die untern Diakonen in die Stelle der Aebte und Bischöfe traten.

Der Gebrauch der Römer sich am Neujahr mit Thierhäuten, besonders von Hirschen (sollemnitas Cervuli) zu vermummen, dessen Dionysius von Halikarnaß gedenkt, wurde eben auch von den ersten Christen beibehalten, und hernach von den Concilien verbothen, auch mit Strafe belegt.

Mit dem Narrenfeste (Festum stultorum, fatuorum, innocentium, hypodiaconorum) hatte es folgende Beschaffenheit. Man erwählte in den Thumkirchen einen Narrenbischof oder Narrenerzbischof, welches von den Priestern und Weltgeistlichen geschah, die sich dazu besonders versammelten. Dieses geschah mit vielen lächerlichen Ceremonien; hierauf führte man ihn mit grossem Pomp in die Kirche. Auf dem Zuge und in der Kirche selbst tanzten und gaukelten sie, die Gesichter beschmiert, oder mit Larven vor dem Gesicht, und verkleidet als Frauenspersonen, Thiere oder Possenreisser. In den Kirchen, welche unmittelbar unter dem Pabst stunden, erwählte man einen Narrenpabst, dem man den päbstlichen Schmuck mit eben so lächerlichen Ceremonien anlegte. Der Narrenbischof hielt alsdenn einen feierlichen Gottesdienst und sprach den Seegen. Die vermummten Geistlichen betraten das Chor mit Tanzen und Springen, und sangen Zotenlieder. Die Diakoni und Subdiakoni assen auf dem Altar vor der Nase des Priesters, welcher Messe las, Würstlez spielten vor seinen Augen Karten und Würfel, thaten ins Rauchfaß, statt des Weihrauchs, Flecke von alten Schuhsohlen, damit ihm der häßliche Gestank in die Nase führe. Nach der Messe lief, tanzte und sprang jedermann nach seinem Gefallen in der Kirche herum, und erlaubte sich die gröbsten Ausschweifungen; ja einige zogen sich gar nackend aus. Hierauf setzten sie sich auf Karren mit Koth beladen, liessen sich durch die Stadt fahren, und warfen den sie begleitenden Pöbel mit Koth. Oft liessen sie still halten, und machten mit ihrem Körper die geilsten Gebährden, die sie mit den unverschämtesten Reden begleiteten. Weltliche Leute, die eben so schlecht gesinnt waren, mischten sich unter die Geistlichen, um den Narren unter der Kleidung der Weltpriester, Mönche und Nonnen zu spielen. Dieses Fest wurde zu Paris am Neujahr, an andern Orten am Tage der Erscheinung Christi, und noch an andern am Tage der unschuldigen Kindlein gefeiert. Daher hieß es auch an einigen Orten das Fest der unschuldigen Kinder; sonst auch das Fest der Unterdiakonen (Festum Hypodiaconorum) und im Französischen La Fête des Sous-Diacres spottweise, das ist das Fest der besoffnen Diakonen (Saouls Diacres.) Dieses Fest ist so alt, daß es schon in dem Concilio zu Toledo im Jahre 633. verbothen wurde; und lange vorher hat schon der heilige Augustinus sehr dagegen geeifert.

Im zehnten Jahrhunderte führte es Theophylaktus Patriarch zu Constantinopel, in der griechischen Kirche ein; welche Gewohnheit nach 500 Jahren in derselben noch dauerte, weil sich der Patriarch Balsamon darüber beklagte. Ohngeachtet nun dieses Fest oft von den Concilien und Bischöfen verbothen worden, so erzählt doch Gerson, daß ein Doctor der Theologie zu Aurerre öffentlich behauptet hätte, daß dieses Fest Gott eben so wohl gefällig wäre, als das Fest der Empfängniß Mariä.

Dieses Narrenfest wurde nicht allein in den Kirchen der Weltgeistlichen, sondern auch in den Mönchs- und Nonnenklöstern gefeiert. Zu Antibes hatte man es bei den Franciscanern folgendermassen veranstaltet. Am Tage der unschuldigen Kinder kamen der Guardian und die Priester nicht ins Chor, sondern die Laienbrüder nahmen ihre Sitze ein. Sie zogen zerrissene priesterliche Kleider an, und zwar umgekehrt; sie hielten auch die Bücher verkehrt, in denen sie sich zu lesen stellten, hatten Brillen ohne Gläser auf der Nase, worein sie statt der Gläser Pomeranzschaalen befestigten, bliesen die Asche aus den Rauchfässern einander ins Gesicht, oder streuten sie einander auf die Köpfe, sungen nicht Psalmen oder liturgische Gesänge, sondern murmelten unverständliche Worte, und blökten wie das Vieh.

Ohngeachtet dieses Fest so unvernünftig als unchristlich war, so fand es doch immer seine Vertheidiger an alten Sündern, welche die löbliche Gewohnheit und das wohlgegründete Herkommen nicht wollten untergehen lassen. Ihre Vertheidigungsgründe, die in einem Circularschreiben der theologischen Facultät zu Paris angeführt werden, sind so sonderbar, daß ich sie hier nicht übergehen kann. Sie sagten, unsre Vorfahren, welches grosse Leute waren, haben dieses Fest erlaubt, warum soll es uns nicht erlaubt sein. Wir feiern es nicht im Ernst, sondern blos im Scherz, und um uns, nach alter Gewohnheit, zu belustigen; damit die Narrheit, die uns natürlich ist, und die uns scheint angebohren zu seyn, dadurch wenigstens alle Jahre einmal ausdünste. Die Weinfässer würden platzen, wenn man ihnen nicht manchmal das Spundloch öfnete, und ihnen Luft machte. Nun sind wir alte übel gebundne Fässer und Tonnen, welche der Wein der Weisheit zerplatzen würde, wenn wir ihn durch eine immer währende Andacht und Gottesfurcht fortgähren liessen; man muß ihm Luft machen, daß er nicht verdirbt. Wir treiben deswegen etliche Tage Possen, damit wir hernach mit desto gröfserm Eifer zum Gottesdienst zurückkehren können.

Endlich wurde das Narrenfest durch einen Befehl des Parlaments zu Dijon im Jahre 1552 gänzlich verbothen und aufgehoben.

II.

Das Eſelsfeſt.

Schon im neunten Jahrhunderte findet man Spuren von dem Eſelsfeſte in Frankreich, welches viele Jahrhunderte dauerte, ehe es konnte abgeſchaft werden. Zum Gedächtniß der Flucht der Jungfrau Maria nach Aegypten, ſuchte man ein junges Mädchen, das ſchönſte in der Stadt aus, putzte es ſo prächtig als möglich, gab ihr ein niedliches Knäbchen in die Arme, und ſetzte ſie ſo auf einen koſtbar angeſchirrten Eſel. In dieſem Aufzug unter Begleitung der ganzen Kleriſei und des Volkes, führte man den Eſel mit der Jungfer in die Hauptkirche, und ſtellte ihn neben den hohen Altar. Mit groſſem Pomp ward die Meſſe geleſen. Jedes Stück derſelben, nämlich der Eingang, das Kyrie, das Gloria und das Credo, wurde mit dem erbaulichen und ſchnackiſchem Refrain: Hinham! Hinham! geendigt. Schrie der Eſel gerade eben dazu, deſto beſſer! Wenn die Ceremonie zu Ende war, ſo ſprach der Prieſter nicht den Seegen, oder die gewöhnlichen Worte, womit er ſonſt das Volk auseinander gehen ließ, ſondern er yaete dreimahl wie ein Eſel, und das Volk anſtatt ſein ordentliches Amen zu ſingen, yaete ihm dreimahl wieder entgegen. Zum Beſchluß wurde noch dem Herrn Eſel (Sire Asnes) zu Ehren ein halb lateiniſches und franzöſiſches Lied angeſtimmt, welches alſo lautet:

Orientis partibus
Adventavit Asinus;
Pulcher et fortissimus,
Sarcinis aptissimus.
Hez, Sire Asnes, car chantez,
Belle bouche rechignez,
Vous aurez du foin assez,
Et de l'avoine à plantez.

Lentus erat pedibus,
Nisi foret baculus,
Et eum in clunibus
Pungeret aculeus.
Hez, Sire Asnes etc.

Hic in collibus Sichem
Jam nutritus sub Ruben,
Transiit per Jordanem,
Saliit in Bethlehem.
Hez, Sire Asnes etc.

Ecce magnis auribus
Subjugalis filius
Asinus egregius,
Asinorum dominus.
Hez, Sire Asnes etc.

Saltu vincit hinnulos,
Damas et capreolos,
Super Dromedarios
Velox Madianeos.
Hez etc.

Aurum de Arabia,
Thus et myrrham de Saba
Tulit in ecclesia
Virtus asinaria.
Hez etc.

Dum trahit vehicula
Multa cum sarcinula,
Illius mandibula
Dura terit pabula.
Hez etc.

Cum aristis hordeum
Comedit et carduum;
Triticum a palea
Segregat in area.
Hez etc.

Amen dicas Asine,
Jam satur de gramine.
Amen, Amen itera,
Aspernare vetera.
Hez va Hez va! Hez va Hez!
Bialx Sire Asnes car allez;
Belle bouche car chantez.

III.

Die ſchwarze Proceſſion zu Evreux.

Im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte war es zu Evreux gebräuchlich, daß ſich das Domkapitel den erſten Mai in den nah gelegnen Wald begab um Aeſte abzuhauen, womit die Bildniſſe der Heiligen in den Kapellen der Domkirche ſollten geſchmückt werden. Anfänglich verrichteten die Domherren dieſe Ceremonie in eigner Perſon, da ſie aber mit der Zeit glaubten, dieſes wäre für ſie zu niedrig, ſo ſchickten ſie die Chorgeiſtlichen und die Kapläne in den Wald um die Zweige abzuhauen. Sie giengen Paar und Paar aus der Kirche unter Begleitung der Chorſchüler und der Aufwärter der Kirche, jeder mit einem Garten-Meſſer in der Hand, und hieben die Aeſte ab, die ſie theils ſelbſt, theils das ſie begleitende Volk trugen. Man läutete mit allen Glocken, und tobte bisweilen ſo gewaltig, daß man die Glocken zerbrach, und einige Glockenläuter verwundete und tödtete. Und obgleich der Biſchof dieſe Mißbräuche verboth, ſo achteten doch die Chorgeiſtlichen nicht; ſie jagten die Glockenläuter aus der Kirche, bemächtigten ſich der Thüren und der Schlüſſel, und hauſten ſo bis den 10ten Mai, wo ihre Tollheit nachließ. Einſt hiengen ſie zwei Thumherren an ein Fenſter des Glockenthurms an den Achſeln auf, die ſich ihrer Wuth widerſetzen wollten; welches die noch vorhandnen Originalakten bezeugen, die auch beider Namen aufbehalten haben, der eine hieß Jean Manſel und der andre Gautier Dentelin. Wenn die ſchwarze Proceſſion, denn ſo wurde ſie genannt, aus dem Walde kam, trieb ſie tauſend Poſſen, warf den Vorbeigehenden Kleien in die Augen, ließ einige über einen Beſen ſpringen, und andre mußten tanzen. Man verlarvte ſich auch; die Thumherren ſchoben während der Zeit Kegel über den Gewölbern der Kirche, ſpielten Komödien und tanzten. Eben daſelbſt ſtiftete ums Jahr 1270 ein Thumherr Namens Bouteille eine Seelenmeſſe, und verordnete, daß man den 28ten April, als an welchem Tage ſie ſollte gehalten werden, auf das Pflaſter im Chor ein Leichentuch breiten, und an deſſen vier Enden vier mit Wein gefüllte Flaſchen, und in die Mitte auch eine ſetzen ſollte, welche die Sänger austrinken ſollten.

IV.

Der groſſe Tanz zu Marſeille.

Zu Marſeille war es vor Zeiten gebräuchlich, am Feſt des heiligen Lazarus alle Pferde, Eſel, Mauleſel, Ochſen und Kühe, mit feierlicher Pracht in der Stadt herumzuführen. Alle Einwohner der Stadt verlarvten ſich auf eine lächerliche Weiſe, ſowohl Weiber als Männer kamen zuſammen, und tanzten Hand an Hand durch alle Gaſſen der Stadt, bei Pfeifen und Saitenſpiel. Dieſes nennte man den groſſen Tanz (Magnum Tripudium.)

V.

Die Allmoſenſammlung Aquilanneuf um Angers.

An einigen Orten, die unter den Kirchſprengel von Angers gehören, zogen ehemals am Neujahrstage junge Leute männlichen und weiblichen Geſchlechts in Kirchen und Häuſern herum, um Allmoſen zu ſammeln, welches ſie Aquilanneuf nennten; in der Abſicht um von den erhaltnen Geldern für die Maria oder andre Heiligen Wachskerzen zu kaufen: dazu aber wendeten ſie nicht den zehnten Theil an, ſondern verwendeten es auf Freſſen und Saufen. Unter ihnen befand ſich ein Narr, (Follet) der ſich der gröſten Ausſchweifungen ſchuldig machte, ohne daß ihn jemand tadeln durfte. Er und diejenigen, die ihn begleiteten, nahmen ſich die Freiheit tauſend Poſſen ſelbſt in den Kirchen zu treiben, die gröbſten Zoten zu reiſſen, ſelbſt den Prieſter auf dem Altar zu ſpotten, die Ceremonien bei der Meſſe nachzuäffen, u. ſ. f. Sie raubten unter dem Namen des Allmoſens aus den Häuſern, was ihnen beliebte, welches ihnen Niemand wehren durfte, weil ſie mit Prügeln verſehn waren, womit ſie ſich vertheidigten. Dieſe Ausſchweifungen wurden durch eine Synode zu Angers verbothen, und daher ſah man den Narren und die Allmoſenſammler nicht mehr in den Kirchen, aber auſſer den Kirchen dauerte ſie noch bis aufs Jahr 1668, wo ſie durch eine neue Synode zu Angers gänzlich aufgehoben wurde.

VI.

Die Proceſſion zu Aix.

Renatus, König von Neapel und Sicilien, und Graf von Provence, ſtiftete um das Jahr 1462 eine Proceſſion am Frohnleichnamsfeſte zu Aix, wozu er eine anſehnliche Summe vermachte, um die dabei vorkommenden Unkoſten zu beſtreiten; über dieſes beſtimmte er alles auf das genauſte, wie es damit ſollte gehalten werden, ſelbſt bis auf die geringſten Kleinigkeiten. Dieſe Proceſſion hat ſeit jeher ſelbſt von erleuchteten Katholiken viele Widerſprüche erfahren, die auch keineswegs un-

gegründet sind. Schon im Jahr 1645 schrieb ein berühmter Advocat Mathurin Neuré deswegen eine „Klage an den Gassendi", worin er die dabei vorkommenden Mißbräuche sehr eifrig bestraft; diese Schrift wurde hernach zu Genf 1648. nachgedruckt; sie wurde auch von René Gaillard, Herr von Chaudon in Provenzalische Verse gebracht.

Wegen des allzu ungeräumten Grotesken in dieser Procession wurde der Cardinal Grimaldi, Erzbischof zu Aix, bewogen, manches davon abzuschaffen, weil rechtschafne Leute dadurch zu sehr geärgert wurden; doch blieb noch genung anstößiges übrig, welches aus folgender Beschreibung des Papon, eines von den Vätern des Oratorium zu Marseille erhellet, der diese Procession so abmahlt, wie sie izt noch gehalten wird. Ein König vertheidigt sich mit dem Scepter in der Hand gegen ein Dutzend mit Gabeln bewafneter Teufel; dies ist die erste Scene, welche man das grosse Teufelsspiel nennt. Die zweite ist das kleine Teufelsspiel, oder die kleine Seele. Vier Teufel wollen ein Kind entführen, welches ein Kreutz hat; ein Engel springt dem Kinde bei, und siegend entgeht es ihnen. Alle diese Teufel hören am Frohnleichnamsfeste zu Saint Saureur die Messe; sie gehn in die Kirche mit einer schwarzen Mütze in der Hand, die mit rothen Flammen besäet, und mit Hörnern versehn ist, nach der Messe sprengen sie Weihwasser darauf, und machen das Kreutz über sich, damit kein wahrer Teufel sich unter den Haufen mische, und am Ende einer mehr sei, wie es sich nach ihrer Erzählung, vor langer Zeit einmahl zugetragen haben soll. Hierauf folgt das Katzenspiel; in diesem stellt man die Anbetung des goldnen Kalbes vor, und nach der Anbetung wirft ein Jude so hoch er kann, eine in Leinwand gewickelte Katze in die Höhe. Die vierte Scene ist der Besuch der Königin von Saba bei dem Könige Salomo. Die fünfte ist das Sternspiel; die heiligen drei Könige von ihren Dienern begleitet, werden von einem Stern, der oben auf einem Stock befestigt ist, nach Jerusalem gebracht. Hierauf folgt das Spiel der Kinder, die sich auf der Erde herumwälzen; hierunter will man die Ermordung der unschuldigen Kinder vorstellen.

Der alte Simeon als Hoherpriester gekleidet, und einen Korb mit Eiern tragend, Johannes der Täufer unter der Gestalt eines Kindes, Judas an der Spize der Apostel, mit dem Beutel in der Hand, worinn sich die 30 Silberlinge befinden, und Jesus Christus sein Kreutz zur Schädelstätte tragend, machen die siebente Scene aus. Hierauf sieht man Christum auf die Schultern des grossen Christophs geladen. Acht bis zehn junge Leute, bis an den Gürtel in wohl bedeckten Pappenferden versteckt, führen Tänze auf, welche man die Scene der muthigen Pferde nennt. Hierauf folgt das Tänzerspiel, und das Ganze wird mit der Scene der Grindköpfe beschlossen. In dieser trägt ein armselig gekleideter Knabe einen Kamm, ein andrer eine Bürste, und ein dritter eine Scheere. Alle drei tanzen um einen vierten herum, kämmen ihm seine garstige Perrücke, bürsten ihn, und beunruhigen ihn mit der Scheere. Alles dies wird mit Musik begleitet, wovon König Renatus wenigstens einige Arien selbst componirt hat. Die Nacht vor dem Feste begeht man eine Art von Procession, bei welcher man alle Götter des Heidenthums zu sehn bekommt; einige davon sind zu Pferde, andre auf Wagen, Bachus sizt auf einem Fasse, u. s. f. Es ist wirklich zum Erstaunen, sagt Papon, ein katholischer Geistlicher, daß man in einem so aufgeklärten Jahrhunderte, wie das unsrige ist, diese lächerlichen Ceremonien duldet, welche die Religion offenbar entehren.

VII.

Adam zu Halberstadt.

In der Domkirche zu Halberstadt zeigt man noch jezt an einer Säule einen Stein, auf den sich in der Aschermittwoche ein Mensch setzen muste, der Adam genennt wurde, weil er unsern ersten Stammvater vorstellen sollte; er war mit Lumpen bedeckt, und hatte sein Haupt verhüllt. Nach geendigter Messe jagte man ihn zur Kirche hinaus. Hierauf muste er Tag und Nacht durch alle Gassen baarfuß laufen, und wenn er vor einer Kirche vorbei kam, neigte er sich tief, zum Zeichen der Verehrung. Er durfte sich nicht eher zur Ruhe begeben, als nach Mitternacht; wenn ihn hernach jemand ins Haus rufte, welches denn allemahl geschah, so konnte er essen, was man ihm vorsezte; aber dabei durfte er kein Wort reden. Dieses Herumlaufen dauerte bis auf den grünen Donnerstag, wo ihm erlaubt war, die Kirche wieder zu besuchen; hier empfieng er die Absolution, und zugleich eine ziemliche Summe Geldes, die man als ein Allmosen für ihn gesammelt hatte. Nun, glaubte man, wäre er durch die Absolution von Sünden so gereinigt worden, als Adam im Stande der Unschuld vor seinem Falle war. Ehmals glaubten die Einwohner zu Halberstadt, daß diese Absolution ihres Adams der ganzen Stadt und allen Einwohnern zu gut käme.

Die alten Perser hatten ein lächerliches Fest, welches mit diesem einige Aehnlichkeit hatte, und wodurch man das Abschiednehmen des Winters vorstellen wollte. Es wurde im Frühlinge gefeiert, um die Zeit, wo Tag und Nacht gleich sind, und hieß Kausa Nischin, oder die Bartlosigkeit eines alten Mannes, der sizet oder reitet. Es ritt nämlich ein alter ohnbärtiger und einäugiger Mann auf einem Esel oder Maulesel, hatte in der einen Hand einen Beutel, und in der andern eine Peitsche und einen Fächer. So prangte er durch die Gassen; Vornehme und Geringe, die königliche Familie so gut als der Bettler, folgten ihm nach. Unter andern Possen, die dieser Haufe mit dem alten Manne trieb, war auch, daß sie ihn bald mit kalten, bald mit warmen Wasser bespritzten; und er schrie denn immer gurma! gurma! (heiß! heiß!) fächerte sich oft, oft gab es auch für die, die ihn nicht wollten in Ruhe lassen, Schläge. Ihm stand jede Bude, jedes Haus offen; wer ihm nicht gleich ein Stück Geld reichte, dem konnte er, wenn er mit Waaren ausstand, seine Waare nehmen; oder sonst ihm, wäre er auch der Vornehmste gewesen, das Kleid mit einer Mixtur aus Tinte, rother Erde und Wasser, die er auf der Seite in einem Topfe bei sich führte, bewerfen. Allein ein jeder wartete schon im voraus auf ihn in seiner Hausthüre, man gab ihm willig, sobald er nur zu nahe kam. Das, was er von der Zeit seines Auszuges bis zur ersten Betstunde, einbekam, muste an den König, oder an den jedesmaligen Statthalter in den Städten, wo der König sich nicht selbst aufhielt, abgegeben werden. Dieser Umstand scheint zu verrathen, daß dazu ein gewisser Aberglaube Anlaß gegeben habe; denn sonst ist nicht abzusehn, was auch alles, was der arme Mann da sammelte, Personen von hohem Range hätte helfen können. Was er von der ersten Betstunde bis zur zweiten zusammenbrachte, das gehörte ihm selbst; und dann hatte sein Aufzug ein Ende. Hierauf muste er sich geschwind von der Strasse machen; denn wer ihm nach dieser Zeit noch würde begegnet sein, hätte ihn derb abprügeln können, ohne daß er hätte klagen dürfen.

VIII.

Osterpossen.

Ich will hier nicht wiederholen, was ich an einem andern Orte schon erwähnt habe, daß es an Ostern gewöhnlich war, die Mysterie von der Auferstehung Christi zu spielen; sondern blos einige andre komische Gebräuche erzählen, die man zu dieser Zeit ehmals unter den Christen beobachtete. Ademar gedenkt unter dem Jahr 1012 einer sehr seltsamen Gewohnheit, die man in der christlichen Kirche ausübte: Zu dieser Zeit befand sich Hugues Chapellain d'Armerie, Vicomte von Rochechuard zu Toulouse, wo er das Osterfest feierte, er hatte die Ehre dem Juden die Ohrfeige zu geben, welches seit undenklichen Zeiten am Osterfest daselbst gebräuchlich war. Er gab ihm diese Ohrfeige mit solcher Gewalt, daß dem armen Juden das Gehirn zum Kopfe herausspritzte, und er todt zu seinen Füssen niederfiel. Die Juden holten den Leichnam ihres Mitbruders aus der Kirche des heiligen Stephanus zu Toulouse, wo es geschah, und begruben ihn. Wahrscheinlich trieb der Eifer den Vicomte, daß er das Geboth Gottes vergaß: du sollst nicht tödten.

Eine andre lächerliche Gewohnheit, die man im zwölften Jahrhundert für etwas verdienstliches und Gott wohlgefälliges hielt, erzählt Johann Belet. Am dritten Ostertage schlug in vielen Ländern das Weib ihren Mann, und am folgenden Tage der Mann das Weib. Die Ursache, welche er davon anführet, ist folgende: die Eheleute sollten einander wechselsweise bessern, und man wollte zu der heiligen Osterzeit dadurch verhindern, daß der Mann vom Weibe nicht die ehliche Pflicht fodre, noch das Weib vom Manne. Hierbei muß einem die Sage einfallen, daß die Weiber der Russen die Liebe ihrer Männer nicht eher erkennen wollen, als bis sie von ihnen derb abgeprügelt worden, welches Barlai in seinem Icon animorum für gewiß ausgiebt, Olearius aber in seiner Reise mit Recht läugnet, weil es aller menschlichen Denkungsart entgegen ist. Es erzählt zwar Petrejus in seiner russischen Chronik, daß einst ein russisches Weib, die lange Zeit mit ihrem Manne in Einigkeit gelebt, einst zu ihm gesagt, sie könne noch nicht spüren, daß er sie recht liebte, weil sie niemals Schläge von ihm empfangen, worauf sie der Mann mit der Peitsche weidlich durchgegerbt, auch solches nach der Zeit wiederholt, weil sie so grossen Wohlgefallen daran gehabt; aber beim dritten male habe er sie gar todt geschlagen; allein sollte es auch wahr sein, was Petrejus erzählt, so macht eine Schwalbe noch keinen Sommer.

Sonst pflegten auch am Osterfest die Prediger ihren Zu-

hörern von den Kanzeln allerhand lächerliche Possen zu erzählen, um sie nach der traurigen Fastenzeit wieder fröhlich zu machen, welches sie das Ostergelächter (Risus paschalis) nennten; dergleichen Mathesius in seiner Jugend oft gehört hatte. Er sagt: etwan pflegt man um diese Zeit Ostermährlein und närrische Gedicht zu predigen, damit man die Leute, so in der Fasten durch ihre Busse betrübet, und in der Marterwochen mit dem Herrn Christo Mitleiden getragen, durch solche ungereimte und lose Geschwätz erfreuet und wieder tröstet; wie ich solcher Ostermährlein in meiner Jugend etliche gehöret, als da der Sohn Gottes für die Vorburg der Höllen kam, und mit seinem Kreuz anstieß, haben zween Teufel ihre langen Nasen zu Riegeln fürgesteckt; als aber Christus anklopft, daß Thür und Angel mit Gewalt aufgieng, habe er zween Teufeln ihre Nasen abgestossen. Solches nennten zu der Zeit die Gelehrten Risus Paschales.

Heinrich Bebelius, ein fleißiger Beobachter des Komischen und der Sitten seines Zeitalters gedenkt dieser Ostermährlein auf der Kanzel auch in allen Ehren, und erzählt folgendes davon: Am Ostersonntage befahl ein gewisser Prediger zu Waiblingen auf der Kanzel, (wie man denn an diesem Tage allerhand Spaß unter die Predigten zu mischen pflegt) es sollte der Mann, der in seinem Hause die Herrschaft hätte, und nicht die Frau, das Triumphlied, Christ ist erstanden, anstimmen. Ja, da war eine grosse Stille, und kein Mann wollte anstimmen. Endlich wurde einer von Unwillen gereizt, und fieng den Gesang an, welchen nach der Predigt alle Männer begleiteten, und als einen Beschützer ihrer Ehre herrlich bewirtheten. Im gegenwärtigen Jahre 1506 that ein Predigermönch im Kloster Marchtal an der Donau eben diese Anforderung an die Männer, welche aber alle ganz beschämt still schwiegen. Als er nun hierauf befahl, es sollten die Weiber anstimmen, welche die Hosen hätten, so fiengen sie alle mit einem grossen Geschrei den Ostergesang an. Jener Mönch fieng seine Osterpredigt mit den Worten an: Gute Nacht Stockfisch, willkommen Ochs! In den Kirchen in Spanien sichet man an grossen Festtagen, als Ostern und Weihnachten, u. s. f. zwei komische Personen, Namens Gil und Pasqual, welche durch ihre Gebehrden und Gaukelpossen die Freude ausdrücken, welche diese Feierlichkeiten verursachen.

IX.

Weihnachtspossen.

Vor Zeiten mischte man am Weihnachtsfest in Frankreich unter die geistlichen Lieder profane in den Kirchen, und sung selbst das Magnificat, nach der Melodie eines possenhaften Gassenliedes, welches sich anfieng:

Que ne vous requinquez vous, Vieille,
Que ne vous requinquez vous donc?

Diese Melodie steht ordentlich über dem gedruckten Magnificat. In Deutschland pflegte ehmals der Pöbel die Christnacht mit allerhand unzüchtigen Tänzen auf den Kirchhöfen zu entehren. Davon erzählt Trithemius folgendes Mährlein: Als im Jahr 1012 in der Kirche des heiligen Märtyrers Magnus in Sachsen ein Priester Rupertus in der Christnacht die erste Messe angefangen hatte, so hat ein gewisser Laie Otbertus mit 15 Männern und 3 Weibern auf dem anliegenden Kirchhof einen Tanz angefangen, und weltliche Lieder mit seiner Bande gesungen, wodurch der Messe lesende Priester so gestöhrt wurde, daß er aus aller Fassung kam. Er ließ also durch den Küster den Tanzenden Stillschweigen und Ruhe gebieten; da aber diese immer forttanzten und sangen, wurde er so aufgebracht, daß er auf dem Altar ausrief: Gott gebe, daß ihr ein ganzes Jahr so tanzen müßt! Diesem Wunsche oder Fluche folgte die Wirkung bald nach; denn sie tanzten ein ganzes Jahr, Tag und Nacht ohne alles Aufhören, sie assen, tranken und schliefen nicht, kein Regen fiel auf sie, weder Kälte noch Wärme empfanden sie, und wurden auch nicht müde. Wenn sie jemand fragte, so gaben sie keine Antwort, ihre Kleider und Schuhe blieben ganz, ohne abgenutzt zu werden. Sie traten die Erde so ein, daß sie erstlich bis an die Knie, und hernach bis an die Hüften darinn standen. Als der Sohn des Priesters seine Schwester, die sich unter den Tanzenden befand, beim Arm ergrif, und sie mit Gewalt den Tanzenden entreissen wollte, riß er ihr den Arm vom Leibe, sie aber, als wäre ihr nichts widerfahren, zeigte keinen Schmerz, gab keinen Laut von sich, es kam auch kein Tropfen Bluts heraus, sondern sie setzte den Tanz mit den andern rastlos fort. Nachdem sie nun ein ganzes Jahr getanzt hatten, kam endlich der heilige Heribertus, Erzbischof zu Cölln auf den Kirchhof, sprach die Tanzenden von dem Fluche los, und führte sie in die Kirche. Die Frauenspersonen starben bald, auch einige von den Männern, die nach ihrem Tode Wunder thaten, weil sie so lange gebüßt hatten. Die übrigen aber, welche länger lebten, behielten zeitlebens ein Zittern an ihren Gliedern. Von diesem Priester Rupert soll der Name des Knechts Ruprecht entstanden seyn, der mit dem Christkinde an Weihnachten herum zieht, und der den Zorn des heiligen Christs zu vollziehen bemüht ist. Lycosthenes hat diesen Tanz zu ewigem Andenken in einem Holzschnitt abbilden lassen. Ein unbefangner Beobachter kann leicht merken, daß dieses Mährlein blos erfunden worden, um dem priesterlichen Fluche und der Absolution ein Ansehn zu erwerben. Hierbei muß einem der Veitstanz einfallen, der auch von der Gewalt des heiligen Vitus den Namen hat. Davon schreibt der ehrliche Agricola, in dem Sprüchwort, daß dich Sanct Veits Tanz ankomme: In deutschen Landen sind der Plagen viel gewesen, als es wurden etliche Leute geplagt, daß sie tanzen musten, oft Tag und Nacht an einander, oft zween Tag, drei Tag und Nacht. Es ist eine Fabel, Sanct Veit ist der vierzehn Apotheker und Nothhelfer einer, und hat Gott gebethen, da er jetzt den Hals sollte hinreichen, er wolle alle, die seinen Abend fasten, und seinen Tag feiern, vor demselben Tanz behüten und bewahren, und alsbald ist eine Stimme vom Himmel kommen, Vite, du bist erhöret. Zu der Zeit ist es aber also ergangen, daß die Heiligen sich selbst canonisirt, und erhoben haben, ehe sie gestorben sind.

Ehmals gieng auch in Deutschland die Gewohnheit im Schwange, daß die drei nächsten Donnerstage vor Weihnachten Knaben und Mädchen des Nachts herumliefen, und an allen Thüren anklopften, die Ankunft Christi verkündigten und den Einwohnern ein glückliches neues Jahr wünschten; wofür sie ein Geschenk von Aepfeln, Nüssen und Kuchen erhielten; denn man glaubte an diesen drei Nächten schwermten die Teufel und Hexen herum, die man durch diesen Gebrauch vertreiben wollte. Dieser Gebrauch hat eine offenbare Aehnlichkeit mit den Lemuralien der Römer, welche man vom siebenten Mai an in drei Nächten feierte, so daß immer eine Nacht dazwischen frei blieb. Wenn man nämlich die Poltergeister (Lemures) versöhnen und aus den Häusern jagen wollte, stand man zu Mitternacht auf, gieng baarfuß, wusch sich mit Brunnenwasser, nahm mit zusammen gehaltenen Fingern etliche schwarze Bohnen, die man zuvor im Munde herum geworfen, und schmieß sie rückwerts über sich, indem man sagte, daß man sich und die Seinigen damit löse, alsdenn schlug man auf ein Becken, und bat die Poltergeister, sie möchten aus dem Hause gehn.

X.

Das Kirchweihfest oder die Kirmeß.

Das Kirchweihfest wurde eingesetzt, um den Jahrstag der Einweihung der Kirche feierlich zu begehn. Der Name Kirmeß heißt so viel als Kirchmesse, weil man das Andenken der ersten Messe feierte, die in einer Kirche war gehalten worden. Dieser fromme Gebrauch artete aber sehr zeitig in einen Jahrmarkt aus, und in ein Fest, dessen Hauptentzweck Fressen und Saufen zu seyn schien, daß auch selbst Concilia und Regenten ihre Macht anwenden musten, um nur die gröbsten Mißbräuche und Ausschweifungen zu unterdrücken.

Karl V. setzte in den Niederlanden eine Strafe von 50 Gulden auf jeden, der die Kirmeß länger als einen Tag feiern würde; allein das Gesetz wurde nicht lange gehalten; man fraß und soff nach alter löblicher Gewohnheit acht Tage lang hinter einander.

So wurde ehmals das Münster zu Straßburg am Kirchweihfeste in ein ordentliches Saufhaus verwandelt, welches Jacob Wimpfeling bezeugt, wenn er schreibt: Alle Jahr auf Adolphi Tag, welches das Kirchweihfest des Münsters ist, kam aus dem ganzen Bisthum von Mann und Weib ein grosses Volk allhier im Münster als in ein Wirthshaus zusammen, also daß es oft gefleckt voll war, die blieben nach alter Gewohnheit des Nachts im Münster, und sollten beten; aber da war keine Andacht, indem man etliche Fässer mit Wein in Sanct Cathrinen Kapelle legte, die man den Fremden und wer dessen begehrte ums Geld auszapfte, und es sah der Fastnacht, dem Gottesdienst des Bacchus und der Venus mehr gleich, als einem christlichen Gottesdienst. Wenn einer einschlief, so stachen ihn die andern mit Pfriemen und Nadeln, daraus entstand alsdenn ein Gelächter, und oftmals Zank und Schlägereien. Wider dieses ärgerliche Leben predigte Johann Geiler von Kaisersberg heftig, und brachte es endlich dahin, daß dieser Mißbrauch im Jahr 1481 abgeschaft wurde.

Die Neigung der Deutschen zu dergleichen Kirmsfesten mag Agricola mit seiner komischen gutherzigen Sprache beschreiben: Fröhlich und guter Dinge seyn, wohl leben, herrlich essen und trinken ist löblich, wenns selten geschieht, wenn es aber täglich

geschieht, so ist es sträflich. Wir Deutschen halten Fasnacht, Sanct Burkhard und Sanct Martin, Pfingsten und Ostern für die Zeit, da man soll für andern Gezeiten im Jahr fröhlich seyn und schlemmen, Burkhards Abend um des neuen Mosts willen; Sanct Martin vielleicht um des neuen Weins willen, da brat man feiste Gäns, und freuet sich alle Welt. Zu Ostern bäkt man Fladen. In Pfingsten macht man Lauberhütten, in Sachsen und Döringen, und man trinkt Pfingstbier wohl acht Tage. In Sachsen hält man auch Panthaleon mit Schenken, Speck, Knackwürst und Knoblauch. Zu den Kirchmessen oder Kirchweihen gehen die Deutschen vier, fünf Dorfschaften zusammen, es geschieht aber des Jahrs nur einmal, darum ist es löblich und ehrlich, sintemahl die Leute dazu geschaffen seyn, daß sie freundlich und ehrlich unter einander leben sollen. Es ist ein Bischof von Mainz auf eine Zeit in das Bischthum Merseburg kommen, der Meinung er wollte zu Merseburg zu Mittag Mahlzeit halten. Nun war der Weg bös, und verzog sich hoch auf den Tag, daß wo sie hätten warten wollen bis in die Stadt, so wäre es dem Bischof zu lang worden. Darum da der Bischof in einem Dorfe an Sonntag Kirchmeßfahnen ausgesteckt siehet, spricht er zu dem Doctor, der bei ihm in dem Wagen saß: da ist Kirchmeß, da wollen wir absitzen, und ein Bißlein essen, denn dieweil Kirchmeß ist, werden sie wohl etwas gebraten und gekocht haben. Ehe sie aber hinkamen, fraget der Bischof seinen Arzt, ob er auch wisse, woher es komme, daß man Fahnen ausstecke, und spricht: es bedeutet den Triumph Christi, da er seinen Feinden obgesieget hat. Der Doctor spricht, er habe anders gehöret, nämlich also, man findet, daß Zachäus gerühmt wird an der Kirchweihe, denn da er auf einem Baum stund, und wollte Jesum sehn, hieß ihn Jesus eilends herabsteigen, und im Eilen bleibt das Niederkleid am Baum hangen, denn er hatte keine Hosen an, das Niederkleid hängt man noch aus; und weil sie so reden, sind sie vor dem Dorfe. Der Bischof steigt ab, und nahet zu der Pfarre zu, zu seinem Handwerk. Nun hatte der Pfarrer zehn andre Pfarrer geladen zur Kirchweihe, und ein jeglicher hatte seine Köchin mitgebracht. Da sie aber Leute kommen sahen, laufen die Pfaffen mit den Huren alle in einen Stall, sich zu verbergen. Indeß gehet ein Graf, der an des Bischofs Hofe war, in den Hof, seinen Gefug zu thun, und da er in den Stall will, darein die Huren und Buben geflohen waren, schreit des Pfarrers Köchin, nicht, Junker, nicht, es seind böse Hunde darinnen, sie möchten euch beissen. Er läßt nicht nach, gehet hinein, und findet einen grossen Haufen Huren und Buben im Stalle. Da der Graf in die Stuben kommt, hatte man dem Bischof eine feiste Gans fürgesetzt zum essen, hebt der Graf an, und sagt dies Geschicht dem Bischof zum Tischmährlein. Gegen Abend kamen sie gen Merßburg, daselbst sagt der Bischof von Mainz diese Geschichte dem Bischof von Merseburg. Da das der heilige Vater hörte, betrübte er sich nicht um das, daß die Pfaffen Huren haben, sondern darum, daß die Köchin die Buben im Stalle Hunde geheissen hatte, und spricht: Ach Herre Gott, vergebe es Gott dem Weibe, daß sie die Gesalbten des Herrn Hunde geheissen hat. Das hab ich darum erzählet, daß man sehe, wie wir Deutschen das Sprüchwort so fest halten, es ist kein Dörflein so klein, es wird des Jahrs einmahl Kirms darinne.

Eben solche Feste mit Fressen und Saufen wurden ehmals auch an den Jahrstagen der Märtyrer und Wohlthäter einer Kirche gefeiert. Man leerte ihnen zu Ehren manch so genanntes Poculum charitatis aus; welches man in den goldnen Jahrhunderten der Clerisei auch schlechtweg Charitas oder Charitas vini nannte. In einer Alte der Abtei Quedlinburg wird sogar versichert, daß die Verstorbnen durch die Schmausereien der Priester recht gelabt und erquickt würden (Plenius inde recreantur mortui). Man kann sich wohl einbilden, daß die Mönche weidlich tranken, um die Todten nicht Noth leiden zu lassen; denn die armen Seelen lagen ihnen viel zu sehr am Herzen. So trunken ehmals in Spanien die Dominicaner einem eben begrabnen Wohlthäter zu Ehren: Es lebe der Verstorbene! (Viva el muerto). Chardin in seiner Reise (Buch II, S. 129) versichert als ein Augenzeuge, daß der Katholikos oder oberste Bischof der Mingrelier gesagt habe, derjenige sey kein wahrer Christ, welcher an einem hohen Festtage sich nicht recht berausche, und ein solcher verdiene in den Bann gethan zu werden.

XI.

Gregorius- Martins- und Nikolausfest.

In einigen deutschen Provinzen wird von den Schulknaben das Fest des heiligen Gregorius, als eines Patrons der Schulen, gefeiert. Man ist nicht einig, wer dieser Gregorius seyn soll. Einige glauben, es wäre der Papst Gregorius Magnus; andere aber wahrscheinlicher Gregorius II., der zu der Bekehrung von Deutschland manches beigetragen hat. An diesem Tage wird besonders an einigen Orten in Sachsen eine Schulpredigt von einem Geistlichen in der Kirche gehalten, worinn Eltern, Lehrer und Kinder zu ihren Pflichten in Ansehung der Erziehung vermahnt werden. Alsdenn zieht der Haufe der Kinder mit ihren Lehrern durch die Stadt. Sie sind meistens alle vermummt; man sieht da die Person des Heilandes, seiner Apostel, der Engel, eines Bischofs, der Könige, Edelleute, Priester, Schuster, Schneider, heidnische Götter, ja auch Schalksnarren und Possenreisser, welche geistliche auch weltliche Gesänge anstimmen, und von den Einwohnern Allmosen erhalten. Ich brauche es nicht zu erinnern, wie unschicklich es ist, Hanswürste und heidnische Götter in ein christliches Gotteshaus zu führen, und christliche Gesänge anstimmen zu lassen. Als Vorspiele von den Weihnachtsgaukeleien kann man das Martins- und Nikolausfest ansehen. Martinus, Bischof zu Tours in Frankreich, war sehr milde gegen die Armen, denen er fast sein ganzes Vermögen mittheilte. Weil nun die Heiden am 11. November dem Aesculapius zu Ehren ein Fest hielten, an welchem sie sich, indem es die ganze Jahrszeit mit sich brachte, mit Most und Wein belustigten, und einander damit beschenkten, so setzten die Christen eben auf diesen Tag das Fest Martini, und bescherten den Kindern Most nach heidnischer Art, um die Freigebigkeit dieses Bischofs in stetem Andenken zu erhalten.

Im Schaumburgischen gehn die Kinder armer Leute auf Martini-Abend vor die Häuser und singen folgendes Lied:

Mackt, mackt den Gaut Man:
Der es wohl vergelten kan.
Appel und de Beeren,
Nöte (Nüsse) gath wohl mehn.
Gaut Frau gebt us wat!
Lat us nich tau lange stahn
Wie möten noch nach Cöllen gahn!
Cöllen is en wit weg.
Himmelrick is uye than!
Da möten wie alle hinin gahn,
Mit allen unsern Gästen!
Gäber is de beste.
Ick höre de Schlötel (Schlüssel) klingen,
Sie wird us wohl wat bringen:
Sie gath up de Kaamer,
Sucht wat tausamen.
Bei einen, bei zweien, bei dreien,
De Baierte kan wohl mehe gahn.
Peterselgen Zuppenkrut!
Steht in usern Gahrn (Garten).
Die Jungfer N. is ene Brut,
Es wird nich lange währen,
Wenn sie nach der Kircken geiht
Und der Rock in Faalen schleit!
Simeling Simeling Rausen blat.
Schöne Stadt. Schöne Jungfer gebt us wat.

Läßt man sie nun eine Weile auf die Gabe warten, so fangen sie wieder an: Peterselgen Zuppenkraut. Merken sie, daß sie etwas bekommen, so fahren sie fort:

Appel up dem Bohme,
Ups Jahr een jungen Sohne.
Beeren im Potte,
Ups Jahr eene junge Tochter.
Märtens Abend kommt heran:
Klingel up der Bössen. (Büchse)
Alle Maikens kreigt en Man,
Wie möten gehn und köpen.
Habe un dat Linnsaat (Leinsaame)
Is de Frau ehr liebst Hausrath.
Simeling Simeling (säumen) Rausen blat,
Schöne Stadt, schöne Jungfer gebt us wat.

Läßt man die Kinder stehn, und giebt ihnen gar nichts, so fangen sie an und singen (ist keine Jungfer da, so wird die Frau im Hause genannt):

Aschen in der Duten,
Die Jungfer N. hat een schwarte Schnuten. (Mund)
Aschen in der Taschen,
Die Jungfer kan gaut naschen.
Mackt den Märten Trullulut (Trallarara)
Up dem Sullulut. (Sulle heißt Thürschwelle)

(Journal von und für Deutschland. 1786. Neuntes Stück, S. 269.)

Der Bischof Nicolaus zu Myra in Lycien war auch wegen der Mildthätigkeit berühmt. Man erzählt folgende Legende von ihm. Es hatte ein Vater drei schöne Töchter, denen er aus

Armuth kein Heirathsgut geben konnte, er beſchloß alſo ſie einem jeden ums Geld zur Unzucht zu überlaſſen. Da ſolches Nikolaus erfuhr, warf er des Nachts dem Vater einen Beutel mit Gelde ins Bette, wodurch ſie der Vater ausſtatten konnte. Zum Andenken dieſes Biſchofs erhalten die Kinder eine Beſcherung, die man ihnen aufs Bette legt.

XII.

Die Narrenproceßion zu Tournay.

Den 14. September halten zu Tournay alle Handwerkszünfte eine feierliche Proceßion. Jede Zunft hat ihren Narren als einen Arlekin gekleidet, welcher tauſend Poſſen und unanſtändige Poſituren auf den Gaſſen macht, auch die Vorbeigehenden mit Schlägen angreift, auf ſie ſchimpft und ſich beſäuft. Hierauf folgt die geſammte Geiſtlichkeit mit dem heiligen Sakrament, vor welchem die Narren hergehn, und ohne die geringſte Ehrerbietigkeit ihr Poſſenſpiel treiben, ſo lange die Proceßion dauert. Der ehmalige Biſchof von Choiſeul gab ſich alle Mühe dieſe Mißbräuche abzuſchaffen, und wollte wenigſtens, daß man das Sakrament wegließe; allein weder die Einwohner der Stadt, noch die Mönche, noch die Canonici haben darein willigen wollen. (Turetiertana. p. 21).

August Adolf Ludwig Follen

ward am 21. Januar 1794 zu Darmſtadt geboren, beſuchte das Gymnaſium und darauf die Univerſität zu Gießen, wo er die Rechte ſtudirte und wurde dann Hauslehrer bei dem Freiherrn von Löw zu Steinfurt in der Wetterau. Während des Befreiungskrieges 1813 trat er in das großherzoglich heſſiſche freiwillige Jägercorps und zeichnete ſich rühmlich durch Muth und Tapferkeit aus. Nach dem Frieden ſetzte er ſeine juriſtiſchen Studien in Heidelberg fort, privatiſirte hernach in Gieſſen, und redigirte darauf in Elberfeld mehrere Jahre hindurch eine politiſche Zeitung. In die erſten demagogiſchen Unterſuchungen verwickelt, mußte er eine ſtrenge Haft in der Stadtvogtei zu Berlin erleiden, ward jedoch 1821 freigelaſſen und ging als Profeſſor an der Cantonsſchule nach Aarau. Gegenwärtig lebt er als Privatmann und Bürger zu Effingen auf dem Schloſſe Attikan in der Schweiz. —

Er gab heraus:

Torquato Taſſo's befreites Jeruſalem. Frankfurt a. M. 1818.
Freie Stimmen friſcher Jugend. Jena 1819.
Alte chriſtliche Lieder und Kirchengeſänge. Elberfeld 1819.
Ein ſchoen und anmuetig Gedichte, wie ein heideſcher Küng, genannt der Lättower, wunderbarlich bekert und in Pruſſenland getaufft ward von Hugo von Langenſtein. Konſtanz 1826.
Bilderſaal deutſcher Dichtung. Winterthur 1828 bis 1829. 2 Thle.
Ein ſchoen und kurzweilig Gedichte von einem Rieſen, genannt Sigenot. Konſtanz 1830.

Eine große Herrſchaft über Sprache und Reim, Friſche und Kraft der Gedanken und Reichthum und Glanz der Bilder offenbaren ſich in A. A. L. Follen's poetiſchen Leiſtungen, namentlich in ſeinen Liedern. Schade, daß ihn ein bewegtes inneres Leben immer nur zu Extremen führte, und ihm weder ungetrübte Klarheit des Gedankens, noch Ruhe zu freier Geſtaltung deſſelben gewinnen ließ. —

Er darf nicht mit ſeinem jüngeren Bruder **Karl Follen** verwechſelt werden, der am 3. Septbr. 1795 geboren, die Rechte ſtudirte, ſeit 1818 Privatdocent in Gießen und Jena war, dann in Folge demagogiſcher Unterſuchungen Deutſchland verließ und gegenwärtig als Profeſſor an der Harvards-Univerſität im Staate Maſſachuſets lebt. Von ihm rühren ebenfalls mehrere vortreffliche und vielfach verbreitete Geſänge, z. B. „Schalle du Freiheitsgeſang", „Unter'm Klang der Kriegeshörner", doch auch das berüchtigte ſogenannte große Lied, welches ſpäter Wit von Dörring theilweiſe (im 3. Bde. der Memoiren des Satan) veröffentlichte, her. —

Wir theilen hier ein's der gelungenſten und eigenthümlichſten Gedichte von Auguſt Ludwig Follen mit.

Des Arnold von Winkelried Opfertod.

Im Horſt von Unterwalden, da ragt ein Heldenkind,
Hochhäuptig über alle, die ſelbſt gewaltig ſind,
Schön ſteht er, wie der Engel des Herrn vor Edens Auen,
Finſter und verſchloſſen, faſt grauſig anzuſchauen.

Er lehnt an ſeiner Lanze, als gält ihm nicht der Streit;
Er ſchaut wohl nach den Bergen, ſchaut in die alte Zeit,
Wo Rubreihn und Rugguſer, wie Schlachtrommete ſcholl,
Gar ſtill die Väter wohnten, bis fremder Hochmuth ſchwoll!

Es blickt wohl ſeine Seele nach ſeiner Väter Saal,
Wo, in dem Kreis der Kleinen, ſein züchtiglich Gemahl,
In Thränen für ihn betend, Schmerzensgedanken ſinnt,
Ihn mit betrübtem Herzen in Gott vor Allem minnt.

Er ſchaut wohl durch der Feldſchlacht Funken und Walkendunſt,
Wo nackte Tapferkeit erliegt gepanzerter Fechter Kunſt,
Nun waren ſeine Blicke mit Düſterniß erfüllt,
Wie wann ſich gegen Abend ein Berg in Wolken hüllt.

Bewegt im tiefſten Herzen war dieſer Schweizermann,
Doch was im Schmerz der Liebe die große Seele ſann,
Das ward noch nie geſonnen, das ſingt kein irdiſch Lied,
Denn dieſer Mann iſt Arnold Struthan von Winkelried!

Das war ſein Ahn, der Struthahn, der, laut geprieſ'nen Sagen,
Des Landes Angſt und Plagen, den Lindwurm, hat erſchlagen:
Er that, was keiner mochte, im ächten Rittermuth,
Das iſt, dem armen Hirten, dem Bauersmann zu gut.

Ein and'rer ſeiner Väter mit auf dem Rütli ſchwur,
Dort, wo am tiefen Waſſer auf heiliger Wieſenflur
Im Mondſchein iſt erwachſen, im engelreinen Reiz,
Das edel unvergänglich Vergißmeinnicht der Schweiz.

Herr Arnold löſt den Panzer, der ſeine Bruſt umſpannt,
Er ſtund vom Haupt zur Sole, im lichten Stahlgewand;
Es fällt die ſchwere Brünne klirrend ins Gefild,
Und über die Schultern wirft der Held den großen Drachenſchild

So aber hat der Arnold ſein großes Herz erſchloſſen:
„Geſtrengen und biderben lieben Eidgenoſſen!
Sorgt mir um Weib und Kinder! will euch eine Gaſſe machen!"
Und an die Feinde ſprengt er, wie der Ahnherr an den Drachen!

Da ſcheint der Held zu wachſen, breit, übermenſchlich lang
Im ſchauerlichen Funkeln; mit einem Satze ſprang
Gen Feind des Drachentödters Kind, in gräßlicher Geberde,
Und unter dem Helden bebt und jauchzt die freie Schweizererde.

Da hieng am hohen Manne das Augenpaar der Schlacht;
Da waren ſeine Blicke zu Blitzen angefacht;
So funkelten die Flammen, die Gott vom Wolkenſchloß,
Auf Sodom und Gomorra im Zorn herunterſchoß.

Und ſeiner langen Arme ſimſonhafte Kräfte
Umklammern, weit ausgreifend, Ritterlanzenſchäfte;
So drückt er ſeinen Arm voll Tod — o Lieb' in Todesluſt! —
Drückt all die blanken Meſſer in ſeine große Bruſt.

Er ſtürzt, ein rieſiger Alpenblock, wuchtend in die Glieder,
Und rings die Kampfesbäume, zermalmend, wirft er nieder.
Dein Arnold ſtürzt, du bebſt und ſtöhnſt in Mutterſchmerz, o Haide;
Doch wilder bebt dir, Oeſterreich, das Herz im Eiſenkleide!

Ein Augenblick Erstaunen; Schlachtendonner schwieg;
Dann schrei'n aus Einem Munde die Schweizerharste: „Sieg!"
Und ab den Höhen wälzt sich heißwogende Waffenmasse:
„Auf! an die Arnoldsbrücke! auf! durch die Struthansgasse!"

Und über Arnolds Nacken fährt in den weiten Spalt;
Wie Wirbel wühlend, Stoß auf Stoß, Schweizersturmgewalt;
Und über Arnolds Leiche bricht durch ein wilder Harst,
Und Oestreichs Eisenmauer aus Band und Fuge barst.

Emanuel Friedr. Wilh. Ernst Follenius

ward im Jahre 1773 zu Ballenstädt geboren, studirte die Rechte und trat dann in preußische Staatsdienste, in welchen er bis zum Amte eines Oberhofgerichtsrathes vorrückte. Er starb als solcher zu Insterburg in Preußen am 5. August 1809.

Von ihm erschien:

Schillers Geisterseher Bd. 2. u. 3. Leipzig 1796—97.
Johnson, der edle Taschenspieler. Leipzig 1797—98. 2 Thle.
Die Milchbrüder Ferdinand und Ernst. Berlin 1798—99. 3 Thle.
Franz Damm oder der Glückliche durch sich selbst. Leipzig 1799—1800. 2 Thle.

Ein mittelmäßiger Romanschreiber, dessen Fortsetzung von Schiller's Geisterseher (immer noch seine beste Arbeit) als durchaus verfehlt zu betrachten ist, obwohl sie zur Zeit ihres Erscheinens die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und den Beutel des Verlegers füllte; sie verdient nur als literärisches Curiosum Erwähnung.

Hans Folz;

oder Volz, zu Worms geboren, Barbier und Meistersinger zu Nürnberg, lebte daselbst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Von seinen irdischen Schicksalen ist weiter nichts bekannt geworden, als daß er mit Hans Rosenplüt, dem Schnepperer, der Erste war, der die dramatischen Fastnachtsspiele, deren Erfindung ihm jedoch keineswegs zugeschrieben werden darf, in Aufnahme brachte. Wagenseil schreibt ihm folgende Meistertöne zu: der Theilton mit 8 Reimen; die Feil-weiß mit 10 R.; der Baumton mit 18 R.; die Abentheuerweiß mit 20 R.; der hohe Ton mit 21 R.; die Schrankweiß mit 28 R. und der freye Ton mit 30 R. (S. Wagenseil: Von der Meistersinger holdseliger Kunst u. s. w. S. 534 fgde.)

Es erschien von ihm:

Fast abenteurlich Klopffan auf allerley Art. Nürnberg 1. A. in 8.
Ein teutsch worhaftig poetisch vstori von wannen das heylig römisch reiche seinen vrspung erstlich habe. Nürnberg 1480. 4.
Kargenspiegel, ein Gespräch in Reimen. Nürnberg 1534. 4.
Ein Faßnachtspiel von einem pawrn Gericht. Nürnberg 1542. 12.
Practica deutsch Meister Hans Folzen. Nürnberg o. J. 12.

Die Laune und Derbheit seiner Zeit, welche jedoch nicht selten an das Unanständige streift, charakterisiren auch ihn. — Seine Schriften sind sehr selten geworden.

Vgl. Hans Folz, ein deutscher Volksdichter aus dem funfzehnten Jahrhundert, in Meusel's historisch-literarisch-bibliographischem Magazin St. 4, S. 118 fgde. Ferner: Will's Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon Th. I, S. 455 fgde.

Johann Georg Adam Forster

ward am 26. November 1754 zu Nassenhuben bei Danzig, wo sein berühmter Vater als Prediger lebte, geboren und machte bereits als eilfjähriger Knabe mit demselben 1765 eine Reise in das südöstliche Rußland und von dort 1766 nach England. Hier verweilte er mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt bis 1772, wo er gleichfalls seinen Vater auf einer Reise um die Welt, welche Cook zur Erforschung der südlichen Polargegenden unternahm, begleitete. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1775 begab er sich nach Paris und dann, nachdem er dort Buffon hatte kennen lernen, über Holland nach Deutschland, wo er 1779 als Dr. phil. und Professor der Naturgeschichte zu Kassel angestellt wurde. Hier verweilte er bis 1784 und ging darauf in gleicher Eigenschaft nach Wilna, wo er 1785 Doctor der Heilkunde wurde. Die Hoffnung zu einer abermaligen Reise um die Welt, mit einer Expedition, welche die Kaiserin Catharina II. auszurüsten beschlossen hatte und der F. als Historiograph beigegeben werden sollte, ward durch den damaligen Türkenkrieg vereitelt. Er begab sich nun nach Deutschland zurück, privatisirte in Göttingen und wurde dann Hofrath, Oberbibliothekar und Professor in Mainz. Als 1792 die Franzosen diese Stadt besetzten, huldigte F. mit großem Enthusiasmus den republikanischen Principien und ging als Abgeordneter der gleich ihm gesinnten Mainzer nach Paris. Obwohl er dort Agent du Conseil exécutif wurde, sah er sich doch bald in seinen liebsten Hoffnungen getäuscht, so daß er mit Ernst daran dachte, sich nach Indien überzusiedeln, als ihn am 11. Januar 1794 zu Paris der Tod überraschte und seinem bewegten Leben ein Ende machte.

Seine Schriften sind:

J. R. Forster's Reise um die Welt. Berlin 1779—80. 2 Thle. gr. 4. 1784. 3 Bde. 8.
Kleine Schriften. Leipzig 1789—97. 8 Thle.
Ansichten vom Niederrhein u. s. w. Berlin 1791—94. 3 Thle.
Sakontala oder der entscheidende Ring. Mainz 1791. 2. A. von Herder, Frankf. 1803.
Erinnerungen aus dem Jahre 1790. Berlin 1793.
Viele Uebersetzungen von Reisebeschreibungen u. s. w. Aufsätze und einzelne Abhandlungen im deutschen Merkur, der Thalia, Archenholz Annalen u. s. w.
Forster's Briefwechsel nebst Nachrichten von seinem Leben, herausgegeben von Therese Huber. Leipzig 1829. 2 Thle.

Der Ruhm einer der vorzüglichsten deutschen Prosaisten zu seyn, kann trotz den Fortschritten der neuesten

Zeit F. auf keine Weiſe ſtreitig gemacht werden. Er vereinigt in ſeinen Schriften anmuthige und kraftvolle Darſtellung mit deutſcher Gründlichkeit und franzöſiſcher Eleganz des Styls; beſonders glücklich erſcheint er in ſeinen Schilderungen der Natur und des Lebens, und wenn er ſich auch von großen, namentlich politiſchen Irrthümern nicht frei zu erhalten wußte, ſo lag doch Allem, was er ſchrieb, ſtets ſeine eigene Ueberzeugung und ſeine warme Anerkennung deſſen, was er für ſchön und gut hielt, zu Grunde. Als Naturforſcher hat er ſich gleichfalls einen ſehr gefeierten Namen erworben.

Vgl. den bereits oben angeführten Briefwechſel Forſter's. Ferner: Georg Forſter von Fr. Schlegel im Lyceum der ſchönen Künſte. Bd. I. Th. 1.

No. I.

Forſter an ſeinen Vater.

(Aus dem Engliſchen überſetzt.)

Harwich den 22. Oct. 1778.

Beſter Vater! Noch des Morgens um eilf Uhr in Harwich, und vor ein Uhr iſt keine Hoffnung wegzukommen. Das Wetter iſt ſo ſchön als wir es uns wünſchen können, nur iſt das Lüftchen gar zu ſchwach, ob es gleich günſtig, das heißt: weſtlich iſt, und der Capitain darf nicht ohne ſtärkern Wind auslaufen, weil er ſonſt am meiſten Gefahr läuft, gecapert zu werden. Hat er nur Wind genug, ſo kann er den Capern leicht entkommen; denn an Vertheidigung iſt nicht zu denken, weil hier keine Bedeckung von größern Schiffen herumkreuzt, worunter denn der Handel und die Poſt, theils durch wirklichen Verluſt, theils durch Zögerung viel leidet. Geſtern früh ſind zwei Paketboote und zwei Mails abgegangen, deren eine hier ſchon eine ganze Woche lang auf guten Wind hat warten müſſen.

Ich bin geſund und friſch, geduldig und getroſt, daß uns Gott nicht verlaſſen wird. Er hat ſeine überſchwängliche Güte oft an uns bewieſen, und wird uns auch noch unſerm jetzigen Unglück und den Mühſeligkeiten entreißen, die uns ſeit etlichen Jahren her gedrückt haben. Ich unterwerfe mich allen Prüfungen mit feſter Verſicherung, daß ſie unſer Beſtes zum Zweck haben, und glaube, indem ich alles den Schickungen des beſten Weſens überlaſſe, nicht unrecht oder vorwitzig zu handeln, wenn ich ihn täglich um unſer aller Ruhe und zeitliches Wohl anflehe, denn auch hier auf Erden *können* wir einen gewiſſen Grad von Glückſeligkeit erreichen, und warum ſollten wir denn nicht darum bitten? O Gott, es kann uns noch belohnt werden, daß wir ſo lange gelitten, und vielleicht dient uns dann das Leiden, unſer künftiges Glück beſſer zu ertragen, welches noch ſchwerer iſt als Widerwärtigkeit auszuſtehen.

Seit meiner Abreiſe haben mich dieſe und ähnliche Gedanken meiſtens beſchäftigt. Eine Folge des Gemüthszuſtandes, in dem ich wegging, und der viel trauriger und bitterer war, als ich ihn bisher je erfahren. Doch dies mußte auch der Fall ſeyn, da ich vorher noch nie unter ſo bedrängten und betrübten Umſtänden fortgereiſt bin. Möge doch Gott nur Sie und meine arme beſte Mutter und meine Geſchwiſter ſtärken und ihnen Zeit laſſen, einmal von ihren ermüdenden Arbeiten und bittern Nahrungsſorgen auszuruhen.

Ich habe nun auch Nahrungsſorgen und lebe der Hoffnung, in Holland aus dem Verkauf meiner Pflanzen u. ſ. w. Reiſegeld für mich, und Unterſtützung für Ihre Wirthſchaft zu löſen. Theuer kommt mir die Reiſe bis Harwich wegen des Koffers zu ſtehen; er wog 228 Pfund und der Ballen Pflanzen 68 Pfund, ich habe alſo für 296 Pfund bezahlt 1 Pf. St. 3—4 Sh. Fracht. In Ingelſtone frühſtückten wir, vier Perſonen, um halb fünf Uhr Morgens, in Colcheſter zum zweiten Male um halb zehn Uhr. Colcheſter iſt ein großer Ort, hat viel Putz- und andere Läden, und, wie man mir verſichert, vierzehn Kirchen. Man ſoll daſelbſt ſehr nach der Mode ſeyn. In Colcheſter kamen noch zwei Perſonen in die Kutſche. Alle meine Reiſegefährten ſind Kaufleute. Einer aus Mancheſter bringt ſeines Compagnons Sohn nach Hamburg, und reiſt durch Deutſchland auf Commiſſion, ſchon zum zweiten Mal. Um drei Uhr kamen wir nach Harwich, einem kleinen unanſehnlichen Ort am flachen Strande, hinter dem ſich einige Anhöhen erheben. Die Kutſche kehrt wechſelsweiſe in dem White hart, und The three cups Inn ein, diesmal wars in the three cups, welches aus verſchiedenen Urſachen das beſte Wirthshaus iſt. Denn die Zollbedienten kommen dahin die Bagage zu viſitiren, aber von dem andern müſſen die Sachen in den Zoll gebracht werden. Meinen Pflanzenballen wollten ſie nicht einmal aufmachen, und in meinen Koffer ſteckten ſie nur die Hand. Dafür bekamen ſie einen Schilling, der ihnen gebührt, und zwei Schillinge zum Geſchenk. Unſer Paketboot heißt Earl of Besborough, Capitain Bagot.

Noch haben wir wenig Wind, und man fürchtet, wir werden bis morgen warten müſſen. Die Poſt geht jetzt ab, ein Uhr Nachmittag, und wir ſchweben noch in Ungewißheit. Inzwiſchen haben wir ſchon zu Mittag geſpeiſt. Adieu! Küſſen Sie meine Mutter und Schweſtern.

Ich bin Ihr gehorſamſter und zärtlich geſinnter Sohn.

No. II.

Helvoetſluis den 24. Oct. 1778.

Theurer Vater! Wir ſegelten mit gutem Wind geſtern Nachmittag von Harwich ab, und kamen heute früh vor eilf Uhr in Helvoet an, wo wir Anker warfen, aber vor zwei Uhr nicht landen konnten. Ich war ein bischen, aber nicht ſtark, ſeekrank, und befinde mich nun vollkommen wohl. Wir landeten eben noch bei Zeiten, denn jetzt ſtürmt es alles Ernſtes. Unſere Abſicht iſt, nach dem Briel, Maaslands-Sluys gegenüber, welches nur ſieben Meilen von hier iſt, zu Fuß zu gehen und zu unſerm Gepäck einen Wagen zu miethen. Die Wege ſind ſo abſcheulich, daß eine Chaiſe oder Cabriolet um keinen Preis zu miethen iſt, und für unſern Karren oder Wagen müſſen wir über eine Guinee geben, wobei der größte Theil auf mich fallen wird, da meine Reiſegefährten wenig oder kein Gepäck haben. Das iſt aber jetzt ganz einerlei, fort müſſen wir und ich hoffe das Beſte. Daß wir während unſers zweitägigen Aufenthalts in Harwich artig gerſtückt worden ſind, können ſie ſich auch leicht vorſtellen. Adieu, theurer Vater! von Rotterdam ſchreib' ich wieder, obgleich Sie vielleicht dieſe beiden Briefe zugleich erhalten, denn der Sturm wird dem Paketboot keine ſchleunige Fahrt geſtatten. Meine beſte Liebe für meine Schweſtern, und meine ehrerbietige Zärtlichkeit für meine arme, beſte Mutter.

Ihr pflichterfüllter und liebender Sohn.

No. III.

Forſter an ſeine Mutter.

Haag den 29. Oct. 1778.

Ihnen, meine theuerſte Mutter, widme ich die erſten müßigen Stunden, die ich hier habe, um den Verfolg meiner Reiſe zu beſchreiben. Abenteuer habe ich juſt nicht erlebt, ſondern ich bin in einem gewiſſen betäubten, ſchläfrigen Zuſtand geweſen, ich habe an nichts Antheil genommen, ſo phlegmatiſch, daß, wer mich nicht allein geſehen, glauben möchte, ich ſey ein ächter Holländer. Nur der Gedanke an die Meinigen in England hat meine ganze Seele beſchäftigt und mir manchen trüben Augenblick gemacht. Ich war nicht ſo, als ich nach Frankreich reiſte, aber freilich haben ſich die Umſtände ſehr geändert, und ich habe jetzt nicht alle die Beweggründe zur Beruhigung, die ich damals hatte. Dennoch wünſchte ich, ja ich bete faſt darum, daß es mir gelingen möge, den quälenden Sorgen weniger nachzuhängen, indem ich dadurch untüchtig werde, andern Leuten, mit denen ich umgehen muß, Geſellſchaft zu leiſten, und mir ſelbſt in andrer Leute Meinung Schaden thue. Sind Sie geſund, theure Mutter? ſind Sie einigermaßen ruhig? ſchickt Gott Ihnen Troſt und Muth bei den Trübſalen, die Sie ausſtehen müſſen? iſt keine Noth auf unſer bedrängtes Haus gefallen? Wenn ich doch das alles wüßte, und ſo beantwortet ſähe, wie ich es mir wünſchte! — Dann könnte ich auch vergnügter ſeyn, und darum will ich machen, daß ich nach Amſterdam komme, wo ich Briefe von Hauſe zu finden hoffe.

Meine Reiſegefährten von London bis Harwich waren Engländer. Einer davon war gewiß aus Wales, nannte ſich auch Jones, dieſes war jedoch, wie ich ſeitdem gehört habe, nicht ſein rechter Name, und er ſoll nach eben dieſen Nachrichten in Geſchäften für Amerika reiſen. Er war ein angenehmer Mann, der viel gereiſt iſt, aber keine fremden Sprachen, hingegen den Handel ſehr gut verſteht. Die beiden andern waren aus Mancheſter. H. S., ein Kaufmann, der ſchon verſchiedentlich in Deutſchland und Holland gereiſt iſt, war ein Mann von dreißig Jahren, und, wie ich alle Urſache habe zu glauben, von einem vortrefflichen Charakter; Gelehrſamkeit und Kenntniſſe wird man bei ihm freilich nicht finden, allein man ſollte ſie auch nicht

haben. Doch in dieser Beziehung ist es gleichgiltig, ob sich der Arzt gerade dieses Wort zur Formel oder einen Ausdruck, der ihm seine Gedanken gerade eben so bestimmt und klar vor die Seele bringt, bedient. Ebenso gleichgiltig ist es, ob er sich dieses Ausdruckes gerade in seiner Muttersprache oder in einer fremden bedient. Nur wenn er sich eines Ausdruckes bedient, der ihm selbst nicht klar ist, oder der bei seinen Zuhörern nicht klar ist, weil sie ihn nicht verstehen, oder weil jeder anderen Sprache, nur nicht der seinigen, unkundig, der muß man allerdings den Vorwurf machen, daß er sich eines unpassenden Ausdruckes bedient hat. Ebenso muß man es tadeln, wenn ein Arzt, der sich einer fremden Sprache bedient, sich dabei eines Ausdruckes bedient, der nicht der Sprache angehört, in welcher er spricht, und der auch seinen Zuhörern nicht bekannt ist. Wenn sich aber auch diese Sprache nicht in ihrer Reinheit spricht, wenn sich der Arzt eines Provinzialismus bedient, so ist dieß nicht so tadelnswerth, als wenn er sich eines Ausdruckes bedient, der einer anderen Sprache angehört, und der auch seinen Zuhörern nicht bekannt ist. Wenn Provinzialismen in Sprache und Ausdruck vorkommen, so werden sie meistens gerügt, und mit Recht gerügt, wenn sie sich in die Sprache des Gebildeten eindrängen. Aber sie werden nicht gerügt, wenn sie sich auch in die Sprache des Gebildeten hineinschleichen. Wenn sie gerügt werden, so ist dieß nur dann der Fall, wenn sie in der Sprache des Gebildeten, wie sie sich in Schriften und Reden darstellt, vorkommen. Wenn sie aber in der Sprache des Gebildeten, wie sie sich in Gesellschaften und im Umgange darstellt, vorkommen, so werden sie nicht gerügt, weil sie dann nicht gerügt werden können. Wenn sie aber nicht gerügt werden können, so werden sie auch nicht gerügt werden dürfen. Wenn Provinzialismen in Sprache und Ausdruck vorkommen, so werden sie meistens gerügt, und mit Recht gerügt, wenn sie sich in die

mentliche Kenntniß der Naturgeschichte. Einmal stieß Bruder Heinrich in meiner Gegenwart auf einen Stein, der ihm ganz besonders merkwürdig war. Sogleich lief er zu Bruder Johann, um ihn mit der Entdeckung zu erfreuen, daß er in der Gegend einen Stein gefunden habe, der ganz und gar aus Muscheln zusammengesetzt sey. Johann ist ein gelehrter, vielbelesener Mann, weniger Bücher, als Menschen, und Menschen, als Bücher studirend. Er besitzt eine reiche Sammlung von Naturalien, die er selbst gesammelt hat, und weiß sie mit Geschmack zu ordnen. Heinrich brachte den Stein und seine Freude dem Bruder hin. Johann betrachtete, wo ich mit dem Stein gefunden hätte, schüttelte den Kopf und belehrte Heinrich, daß es nicht möglich sey, daß ein Stein aus Muscheln bestehe, daß sie sich aber leicht in Kalk brennen ließen, und daß dieser Stein ein vulkanisches Produkt sey. Wie sehr ich die gelehrsamen Brüder liebe, und wie sehr ich ihre Gelehrsamkeit achte, so mußte ich doch lächeln, als ich sah, daß sie sich über eine Sache, die sie nicht einmal gesehen hatten, mit einander herumstritten.

Ich will sie hier als gelehrsamen Brüder a. F. bezeichnen.

No. V.

Forster an seine Schwestern.

Paderborn den 13. Nov. 1779.

Also regnet es bei Euch immerfort, und Ihr habt noch nicht einmahl Eisen? Wir sind schon seit 14 Tagen in Gesellschaft des Winters. Den ersten Tag, als er sich bei uns blicken ließ, hatten wir Besuch von 3 Herren, die sich ihm gleich anfangs so gut als möglich zu empfehlen wußten. Er ließ sich in seiner Gegenwart nicht sehen, sondern schickte uns nur seine Diener, die uns Schnee, Hagel und Kälte genug mitbrachten. Seit dem haben wir fast jeden Tag Besuch von ihm gehabt, und er scheint sich bei uns recht häuslich niedergelassen zu haben. Wir haben ihn also auch gut aufgenommen, und ihm, so viel wir konnten, Ehre angethan. Wir haben ihn mit Pelzen und Mänteln bekleidet, und ihm Kaffee und Punsch gereicht, und scheinen ihn dadurch so gewonnen zu haben, daß er uns nicht mehr so viel Ungelegenheiten machen wird, als bei unserm ersten Besuche. Ich bin so ziemlich mit ihm bekannt geworden, und habe ihn, wie ich glaube, recht gut studirt. Er hat viele Gutmüthigkeit, aber auch viel Ungeschicklichkeit. Er ist sehr ungeschliffen, und hat viele Grobheiten an sich, die ihm sehr übel stehen. Er ist sehr unbeständig, und kann sich nicht lange an einem Orte aufhalten. Er ist sehr unordentlich, und kann sich nicht leicht an Ordnung gewöhnen. Er ist sehr unbesonnen, und kann sich nicht leicht in Acht nehmen. Er ist sehr unwissend, und will doch gern für gelehrt gehalten werden. Er ist sehr unbedeutend, und will doch gern für wichtig gehalten werden. Er ist sehr unbeschäftigt, und will doch gern für thätig gehalten werden. Er ist sehr unwissend, und will doch gern für weise gehalten werden. Er ist sehr unbedeutend, und will doch gern für groß gehalten werden. Er ist sehr unbeschäftigt, und will doch gern für wichtig gehalten werden. Er ist sehr unwissend, und will doch gern für weise gehalten werden. Er ist sehr unbedeutend, und will doch gern für groß gehalten werden. Er ist sehr unbeschäftigt, und will doch gern für thät

vagner, Xeres- und Capwein getränkt zu werden — O wenn das innigste Gefühl meiner Unwürdigkeit nicht gewesen wäre, so hätte ich alles vergessen und mich auf eine Zeitlang ganz glücklich gefühlt. Selbst einen Blick nach Paddington brauchte es diesen Abend, um meine Seele aus dem Taumel der Freude und Fröhlichkeit zurückzurufen. Es wäre gefährlich, sich von diesen süßen, schmeichelnden Augenblicken berauschen zu lassen. Wehe dem, der sich so blenden läßt! Zu Abend kam noch ein Medicus dahin, Hofrath B., ein Freund von vielen Gelehrten, vorzüglich in Göttingen, auch von Achard in Berlin, dessen vorzüglichen Fleiß er rühmte und zugleich auch seine Privatumstände bedauerte. Er hat einen Brief neulich von Achard bekommen, worin er ihm meldete, daß er nun mehr, vermittelst fixer Luft, so weit gekommen wäre, daß er in kurzem hoffte, Eisen durch die Kunst hervorzubringen. Erit mihi magnus Apollo! — Die Erde, die zum Grund läge, sey eine Thonerde. Er soll jetzt unter 16,000 Tiegeln vergraben sitzen und Erfahrungen über alle mögliche Erdarten, sowohl reine als metallische, machen, und verspricht sich, daß dabei schon etwas Merkwürdiges an den Tag kommen soll.

Den Brief kann ich nicht zu Ende schreiben. Ich sehne mich nach dem Ziel, und fürchte mich daran zu kommen. — Jetzt kann ich nicht länger Umschweife machen. Wie ists zu Hause? — Darf ich der süßen Hoffnung Gehör geben, die mir auf einer Seite winkt und mir Trost und Geduld einspricht, oder muß ich die schrecklichen Träume glauben, die mich nächtlich quälen und ängstigen? O gewiß, die Wonne, die mich bei Tage umgiebt, muß ich Nachts doppelt büßen, und selbst wenn ich den guten Jacobi zwischen seinen beiden Schwestern sitzend, von beiden geliebt, und so ganz glücklich sehe, gehen mir die Augen über und ich möchte sogleich vergehen. Gott! ich saß ehedem auch so! zwar nicht zwischen glücklichen Schwestern, aber doch bei ihnen, half ihren Kummer tragen, half Trost und Hoffnung einsprechen, die in meinem eignen Busen nicht wohnten, und jetzt? wo sind sie? was wird aus ihnen? wem haben sie ihr Herz auszuschütten, wie sie es ihrem Bruder zu thun pflegten? Lassen Sie mich, liebster theuerster Vater, fragen, wie alles geht; lassen Sie mich in Cassel wissen, wie Sie so gesund, voll Zuversicht, und von der Vorsehung nicht verlassen leben, so ruhig und still alles um Sie ist, damit der Tumult in meiner Seele gestillt werde, und ich knieend meinem Gott danken möge. O daß ich keine neuen Besorgnisse, keinen neuen Jammer erleben müsse! wie könnte ich ihn ertragen!

Was macht die beste Mutter? kann nichts auf der Welt, nicht einmal die Rechtschaffenheit und Tugend selbst uns vor Unglück sichern? oder ist sie wenigstens gesund? ich bete für sie; wenns nur was hülfe! Ich kann in diesem Augenblick nichts thun als hoffen, denn jetzt wäre mir kein Mittelweg, Hoffnung oder Verzweiflung. Wenn Ihr Brief ankommt, so will ich ruhiger seyn, Entschlossenheit, Geduld und Ergebung besitzen, um auf alle Fälle bereit zu seyn. Und nichts muß mir verborgen bleiben, und wär' es auch noch so schlimm.

Ich küsse Ihnen, liebster Vater, und Ihnen, liebste Mutter, die Hände. Euch, theure Geschwister, umarme ich und wünsche Euch Ruhe des Gemüths, wenn Ihr keinen andern Trost haben solltet, welches ich doch nicht glauben will. Sollten wir noch nicht bald ausgerungen haben? Ich muß durchaus in Cassel bei Dohm vor dem 5. December, oder in Braunschweig vor dem 20. Briefe von Hause finden.

Johann Reinhold Forster,

des Vorigen Vater, ward am 22. October 1729 zu Dirschau in Westpreußen geboren, erhielt seine erste Bildung im Joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin, studirte darauf Theologie in Halle und ward alsdann Prediger zu Nassenhuben bei Danzig. Hier beschäftigte er sich vorzugsweise mit dem Studium der Naturwissenschaften und erhielt 1765 den Auftrag, das Colonieweſen zu Saratow zu untersuchen, und da er denselben zur Zufriedenheit der Kaiserin ausführte, in Verbindung mit mehreren Gelehrten ein Gesetzbuch für die Colonisten zu entwerfen. F. sah sich jedoch in seinen Erwartungen getäuscht, und begab sich mit seinem Sohne Georg nach England, wo er anfänglich als Privatgelehrter in London, dann als Professor der Naturgeschichte und der neueren Sprachen zu Warrington in Lancashire lebte. — Von 1772 bis 1775 begleitete er Cook auf dessen zweiter Entdeckungsreise, und befand sich nach seiner Rückkehr in drückenden Vermögensumständen, bis ihn endlich Friedrich der Große 1780 als Professor der Naturgeschichte nach Halle berief, und ihm den Geheimenrathstitel verlieh. — Hier lehrte er mit großem Beifall bis an seinen Tod, der am 9. December 1798 erfolgte. Er war ein Mann von den ausgebreitetsten Kenntnissen, besonders in der Zoologie, Botanik, Literatur und Geschichte, Doctor der Rechte, der Philosophie und der Medicin, und schrieb und sprach mit seltener Gewandtheit siebenzehn verschiedene Sprachen.

Seine deutsch verfaßten Schriften sind:

Geschichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden. Frankfurt an der Oder 1784.

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen aus fremden Sprachen, mit Anmerkungen. Halle 1790—1793. 16 Bde.

Beiträge zur Völker- und Länderkunde in Gemeinschaft mit Sprengel. Leipzig 1781 — 83. 3 Thle. (an der Fortsetzung nahm er nicht Theil).

Mehrere Uebersetzungen, englisch und lateinisch abgefaßte Schriften u. s. w.

J. R. Forster wird mit Recht als einer der ausgezeichnetsten deutschen Naturforscher des vorigen Jahrhunderts, zugleich mit seinem Sohne, genannt. — Als Prosaist steht er jedoch weit hinter diesem, da es ihm keineswegs an Lebendigkeit und Kraft der Darstellung, wohl aber an Eleganz und Correctheit fehlte. —

Friedrich Förster

ward am 24. September 1792 zu Mönchengosserstädt im Altenburgischen geboren, studirte seit 1809 Theologie und Philosophie zu Jena, lebte darauf in Dresden und machte dann 1813 als Freiwilliger des Lützow'schen Jägercorps den Feldzug mit. Er avancirte bis zum Premierlieutenant, und ward nach dem Frieden Lehrer an der Artillerieschule zu Berlin, jedoch bereits 1818 wegen eines Aufsatzes in Luden's Nemesis von dieser Stelle entlassen. Von nun an privatisirte er bis 1829, wo er Hofrath und Custos der königlichen Kunstkammer wurde. Er ist zugleich Dr. phil., Ritter des eisernen Kreuzes und des russischen St. Georgenordens. —

Von ihm erschien:

Das Hermannsfest. Dramat. Ged. Dresden 1815.

Der König und sein Ritter. Berlin 1816. 2. Ausg. 1817. 4.

Von der Begeisterung des preußischen Volkes im J. 1813. Berlin 1816.

Beiträge zur neuern Kriegsgeschichte. Berlin 1816. 2 Thle.

Grundzüge zur Geschichte des preußischen Staates. Berlin 1818 flg. 2 Thle.

Beschreibung und Geschichte des alten Griechenlands und Italiens. Berlin 1818.

Die Sängerfahrt. Berlin 1818.

Einleitung in die allgemeine Erdkunde. Berlin 1819 u. 1820.

Staunten der Gefelchte und Gefellichkeit bei jeder Gelegenheit.

Ein Gedicht auf Schiller, das ich in meiner Jugend auswendig wußte, ist mir leider entfallen. Es begann mit den Worten:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert, Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein gedrucktes und vielleicht noch interessanteres Gedicht, das bei den Schillerfesten sich besonders durch glänzende rednerische Leistungen auszeichnete, ist mir ebenfalls entfallen. Es begann mit den Worten:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein drittes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein viertes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein fünftes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein sechstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein siebentes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein achtes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein neuntes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein zehntes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein elftes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein zwölftes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein dreizehntes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein vierzehntes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein fünfzehntes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein sechzehntes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein siebzehntes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein achtzehntes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein neunzehntes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein zwanzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein einundzwanzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein zweiundzwanzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein dreiundzwanzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein vierundzwanzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein fünfundzwanzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein sechsundzwanzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein siebenundzwanzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein achtundzwanzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein neunundzwanzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein dreißigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein einunddreißigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein zweiunddreißigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein dreiunddreißigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein vierunddreißigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein fünfunddreißigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein sechsunddreißigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein siebenunddreißigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein achtunddreißigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein neununddreißigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein vierzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein einundvierzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein zweiundvierzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein dreiundvierzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein vierundvierzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein fünfundvierzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein sechsundvierzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein siebenundvierzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein achtundvierzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein neunundvierzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein fünfzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein einundfünfzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein zweiundfünfzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein dreiundfünfzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein vierundfünfzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein fünfundfünfzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein sechsundfünfzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein siebenundfünfzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein achtundfünfzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein neunundfünfzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein sechzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein einundsechzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein zweiundsechzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein dreiundsechzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein vierundsechzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein fünfundsechzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein sechsundsechzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein siebenundsechzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein achtundsechzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein neunundsechzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein siebzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein einundsiebzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein zweiundsiebzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein dreiundsiebzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein vierundsiebzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein fünfundsiebzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein sechsundsiebzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein siebenundsiebzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein achtundsiebzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein neunundsiebzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein achtzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein einundachtzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein zweiundachtzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein dreiundachtzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein vierundachtzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein fünfundachtzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein sechsundachtzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein siebenundachtzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein achtundachtzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein neunundachtzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein neunzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein einundneunzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein zweiundneunzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein dreiundneunzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein vierundneunzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein fünfundneunzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein sechsundneunzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein siebenundneunzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein achtundneunzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein neunundneunzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein hundertstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein hundertundeinstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein hundertundzweites, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein hundertunddrittes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein hundertundvierundneunzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein hundertundfünfundneunzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein hundertundsechsundneunzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein hundertundsiebenundneunzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein hundertundachtundneunzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein hundertundneunundneunzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein zweihundertstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein zweihundertundeinstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein zweihundertundzweites, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein zweihundertunddrittes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein zweihundertundvierundneunzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Ein zweihundertundfünfundneunzigstes, ebenfalls gedrucktes Gedicht, das ich leider nicht mehr auswendig weiß, begann:

Heute ist Schillers Geburtstag, Heute wird Schiller gefeiert.

Und so ging es weiter, bis zum Schluß:

Heute ist Schillers Geburtst

„Ich muß mein Roß nun heimwärts leiten,
„Kann heut nicht mehr um die Linden reiten;
„Gehabt euch wohl auf Eurer Wacht,
„Ihr Herrn, ich wünsch' Euch gute Nacht!“ —

Und heimwärts lenkt er nun sein Roß,
— Nach seiner Brücke bei dem Schloß —
Er nickt gefällig, er schaut sich um,
— Als ging' ihm so etwas im Kopf herum.
Ich wollt' ihn danach nicht weiter fragen:
Doch hört' ich dieses ihn vor sich sagen:
„Der Rauch — das meld' ich dem Könige morgen —
„Der muß einen alten Fritzen besorgen.“ —

Die Runde des großen Kurfürſten in der Neujahrsnacht 1827.

Legende von F. Förſter.

Der Kurfürſt reitet nicht jedes Jahr,
Nur wenn beſond'rer Anlaß war,
Da dacht ich: heut darfſt du's nicht vergeſſen,
Und ihn etwa vorüberlaſſen.
Auch ging ich nicht vergebens aus;
Denn kaum ſtand ich vor meinem Haus
In der breiten Straße, dem Schloßplatz nah,
Da war der Kurfürſt auch ſchon da.
Er ſchaute freundlicher als zuvor,
Zu des großen Friedrichs Gemächern empor.
Da wohnt mir, ſprach er, ein theures Paar;
Sie grüß ich zuerſt zum neuen Jahr,
Eliſabeth die holdeſte der Frauen,
Zuweilen mag ſie wohl nach mir ſchauen;
Denn wie die Memnonsſäule klingt,
Wenn die Morgenſonne zu ihr dringt,
So bebt, von ihrer Augen Strahl
Berührt, das härteſte Metall.
Gegrüßt auch ſei mir des Königs Sohn,
Ein Herr geboren zu dem Thron,
In Kriegeszeit ein tapfrer Degen
Und ſelbſt im Frieden noch verwegen.
Erſt neulich, bei dem großen Brand,
Er war der Erſte bei der Hand.
Sie laufen alle davon und fliehn,
Mir fing die ehrne Wange ſchon an zu glühn,
Der Kronprinz hielt aus, trug Waſſer herbei,
Ich ſah ihn noch früher als die Polizei.
Auch iſt im Kupferſtich zu ſehn,
Wie die Prinzen mitten im Feuer ſtehn
Und Hülfe ſchnell und Rettung ſchaffen,
Wo die anderen Leute ſtehn und gaffen. —
So ſprach er und nahm ſeinen Weg
Zum Luſtgarten auf bekanntem Steg.
Der alte Deſſauer nach gewohnter Art
Auch heut die Reverenz nicht ſpart;
Der Kurfürſt ſeiner nicht vergißt
Und ihn gar huldreich wieder grüßt.
Darauf lenkt er mit frommem Sinn
Sein Roß zum hohen Dome hin.
Er faltet die Hände zum Gebet
Und ſpricht: Gott walt, daß es beſteht,
Unſer evangeliſches Chriſtenthum,
Des Herzens Troſt, der Kirche Ruhm.
Behüt uns, Herr Gott, vor Papiſten,
Die wieder im lieben Deutſchland niſten;
Doch ſind wir ſicher hier zu Land,
Hier wacht der König mit Herz und Hand,
Läßt ſelbſt an die verirrten Seelen
Es nicht an ernſter Mahnung fehlen.
So war ich auch zu meiner Zeit,
Fürwahr, da galt's noch härtren Streit!
Guſtav Adolph, der für die freie Lehr
Bei Lützen fiel zu Chriſti Ehr',
Den hab' ich, als ich noch Knabe war,
Geſehen auf der Todtenbahr.
Da hab' ich im Herzen mir's gelobt:
Wie auch die Hölle dräut und tobt,
Wie's auch die Pfaffen heimlich treiben,
Dem Evangelium treu zu bleiben.
Ich ſcheute nicht Frankreichs Uebermacht,
Und als dort Ludwig unbedacht
Die Glaubensfreiheit unterdrückte,
Sofort ich einen Troſtbrief ſchickte.
In Schaaren ſind ſie zu uns kommen
Und haben Wohnung hier genommen;
Da ich viel Gnaden ihnen verlieh,
Ward's bald eine ganze Colonie,
Soldaten, Bürger und Handwerksleute,
Bauern und Gärtner und bis heute
Mag das wohl noch ſo fortbeſtehn,
Da die Leute noch immer zu Bouché gehn,
Wo ſie, wenn die Sterne vor Kälte blitzen,
Unter Hyazinthen und Tulpen im Treibhaus ſitzen.
Auch gab ich Oeſterreich zum Trutz
Vertriebnen Glaubensbrüdern Schutz,
Und ſo die Bedrängten aus allen Landen
Bei mir Zuflucht und Obdach fanden.
Drum ſei auch heute mein Gebet:
Gott walt! daß es ſo fortbeſteht!
Jetzt wollt' der Kurfürſt weiter reiten,
Da ſtutzt er: Was ſoll mir das bedeuten?
Mir iſt die Gegend wohl bekannt,
Doch wo ſonſt Sumpf und Waſſer ſtand,
Erhebt ſich zu des Himmels Blau
Ein rieſenhafter, ſtolzer Bau.
Schon kann ich achtzehn Säulen zählen,
Der Stufengang wird auch nicht fehlen,
Gar herrlich iſt es anzuſchauen,
So was kann doch nur der Schinkel bauen!
Und wenn ich es auch ſonſt nicht wüßte,
So viel erkenn' ich durch's Gerüſte:
Es wird das neue Muſeum ſein;
Da kömmt von meinem Nachlaß viel hinein.
Ich war ein Freund von Schildereien,
Ließ mich die Dukaten nicht gereuen,
Von Rembrandt bracht ich das ſchönſte Stück
Aus Holland mit nach Berlin zurück;
Von Teniers luſtige Bauernlümmel,
Von Wouwermann manchen braven Schimmel,
Das heiß ich Pferde! Das war eine Zeit!
Nun, Pferde-Krüger bringt's wohl auch noch ſo weit.
Eins aber, ihr Herren, bitt ich mir aus,
Komm ich wieder, ſo reit ich durch das Haus.
Ich zähl' euch allen die Minuten,
Der Hofrath Hirt wird ſich ſchon ſputen. —
Und ſo verließ er dieſen Ort,
Ritt weiter durch den Luſtgarten fort.
Er war ſchon mitten auf der Brücke,
Da hielt er ſtill und ſchaute zurücke:
Meiner Treu, bald wurd' ich's nicht gewahr,
Daß ich ſchon auf der neuen Schloßbrücke war.
Ein Marktplatz wär's beinah zu nennen,
Ein Stechbahn auch zum Ringelrennen;
Der Schinkel iſt doch ein ganzer Mann,
Was der nicht aus einer Hundebrücke machen kann!
Das Geländer, ſo ſauber gegoſſen von Eiſen,
Könnt' allein ein Meiſterſtück ſchon heißen;
Die granitnen Pfeiler ſind polirt,
Wie's nur die Aegypter ausgeführt,
Und werden zumal die Puppen drauf ſtehn,
Wird man's erſt recht mit Freuden ſehn.
Als der Kurfürſt nun über die Brücke kam,
Er ſeinen Weg zum Zeughaus nahm.
Da ließ er die Zügel etwas los,
Klopft auf den Hals das treue Roß
Und ſprach: mein Roß, nimm dich in Acht
Und tritt mir hier doch ja recht ſacht,
Schlag nicht die Funken aus dem Stein,
Wirf das Eiſen nicht in das zweite Stock hinein,
Wie es einſt dem Herzog Carl geſchehn,
Davon man das Zeichen am Fenſter kann ſehn.
Mein Königlicher Herr liegt krank,
Doch geht's ſchon beſſer, Gott ſei Dank!
Herr Wiebel ſchreibt täglich guten Bericht,
An liebender Pflege fehlt es auch nicht.
Die fürſtliche Gattin mit zartem Beſorgen
Sitzt bei ihm am Abend und am Morgen,
Und Hohe und Niedre dürfen nahn
Und fragen nach dem Befinden an;
Und thäten wir nicht ſchon zwölf Uhr zählen,
Mein Name ſollt' in dem Buch nicht fehlen.
So denk ich am meiſten ihn zu ehren,
Wenn wir ihn nicht in der Ruhe ſtören;
Und haben gute Gebete Kraft,
Gewiß auch meines ihm Linderung ſchafft.
Wird nur der Sommer erſt wiederkehren,
Soll Teplitz heilſam ſich bewähren;
Dort ſehn ſie den König oft und gern,
Nennen ihn Alle: ihren lieben Herrn.

Und Gott ließ sich nun Zeit zu sagen,
Wo sein Stuhl, wenn er sich gesetzt hätt'?
Im Jenseits ist es viel netter,
Auch scheint mir's gar sehr gut,
Daß man dort nicht Hunger leidet,
Die Not auf dem Planeten teilen,
Weil sie nur immer noch hier sind?
Ist denn mein Stuhl auch recht fein?
Ich bring ihn sag ich dem Herrn,
Und Gott sprach: Ich will ihn sehen,
Der Lehrmeis vom Stuhl gesehen,
Wie machst Deine Sach unter den Leuten leicht,
Und Du machst Dir Arbeit genug,
Und Deine Stühle Ungelegenheit machen,
Daß sie Stühle, wie Leute, bezahlen."—
„Ehrwürdiger Herr, Ihr Stuhl ist nicht gut genug,
Ich habe ihn nicht gemacht für Euch,
Ich geh' ihn Euch in keine Stube,
Weil er zu schwer und zu alt ist.
Ich muß ihn, denn er ist mein Eigentum,
Ich muß ihn, denn er ist mein Geld,
Und ich muß ihn, denn er ist mein Brot,
Und ich muß ihn, denn er ist mein Stuhl,
Und ich muß ihn, denn er ist mein Tisch."—
Der Herr sprach: Ich erkenne sie,
Du mußt sie mir ein Weilchen leihen;
Ich will sie Dir wieder geben."—
„Gott sei, so hab ich Gesellschaft!"
Und gleich saß Gott in seinem Stuhle,
Wie er in Ihrem Land ist zu sehen.
Und als er sich nun so hat,
Und er stand in Gnaden,
Da sprach er: Mein Stuhl ist gut,
Ich will ihn, weil er mein ist, behalten,
Ich will ihn nicht von der Stelle rücken,
Ich will ihn nicht verkaufen,
Ich will ihn nicht verschenken,
Ich will ihn nicht verleihen,
Ich will ihn nicht verlieren,
Ich will ihn nicht verbrennen,
Ich will ihn nicht verbrauchen,
Ich will ihn nicht verderben,
Ich will ihn nicht zerbrechen,
Ich will ihn nicht zerreißen,
Ich will ihn nicht zerschneiden,
Ich will ihn nicht zerschlagen,
Ich will ihn nicht zerstören,
Ich will ihn nicht zerstreuen,
Ich will ihn nicht zerteilen,
Ich will ihn nicht zerfressen,
Ich will ihn nicht zerfallen,
Ich will ihn nicht zerfaulen,
Ich will ihn nicht zerfallen,
Ich will ihn nicht zerfallen,
Ich will ihn nicht zerfall

Karl August Förster

ward am 3. April 1784 zu Naumburg an der Saale geboren, studirte in Leipzig Theologie und Philologie, wurde darauf Hauslehrer in Dresden und ist seit 1807 Professor an der K. Cadettenanstalt daselbst.

Er gab heraus:

F. Petrarca's italienische Gedichte, übersetzt von K. F., Altenburg und Leipzig 1818 fgde. 2 Thle. N. A. Leipzig 1833.
Sammlung deutscher Gedichte. Dresden 1819.
T. Tasso's lyrische Gedichte. Zwickau 1821.
Raphael, Kunst und Künstlerleben; in Gedichten. 2 Thle. Leipzig 1827.
Abriß der allgemeinen Literaturgeschichte. 4 Thle. Dresden 1828.
Einzelne Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

K. F. hat vorzüglich in seinen Verdeutschungen der lyrischen Gedichte Petrarca's und Tasso's einen feinen Geschmack, reichen Wohllaut, und eine seltene Herrschaft über Vers und Sprache beurkundet, so daß er mit Recht den deutschen Meistern in dieser Gattung beizugesellen ist. — Seine eigenen Poesieen sind elegant und bilderreich, entbehren aber der Wärme. Sein Abriß der allgemeinen Literaturgeschichte ist eine zwar gedrängte, aber sehr tüchtige und fleißige Arbeit. —

Friedrich, Baron de la Motte Fouqué.

Dieser talentvolle und reiche Dichter, vor zwanzig Jahren noch ein Liebling der Nation, jetzt weit weniger gelesen, als es so viele seiner meisterhaften Werke mit vollem Rechte verdienen, ward am 12. Februar 1777 zu Neu-Brandenburg geboren und ist ein Enkel des berühmten 1774 verstorbenen preußischen Infanteriegenerals Heinrich August de la Motte Fouqué. — Schon früh trat er in Kriegsdienste, machte die Rheincampagne in den neunziger Jahren mit und nahm dann 1803 seinen Abschied, ging aber 1813, nachdem er bis dahin auf dem Lande gelebt, wieder zur Armee, wohnte den bedeutendsten Schlachten bei, und sah sich dann genöthigt, seiner zerrütteten Gesundheit wegen, seine Entlassung zu fordern, die er mit höherem Range erhielt. Er verweilte nun abwechselnd in Berlin und auf seinen Gütern bei Rathenow und hat sich seit einiger Zeit in Halle niedergelassen. F. d. l. M. F. ist K. Pr. Major außer Dienst und Ritter des Johanniter und rothen Adler-Ordens. — Als Dichter erschien er, von A. W. von Schlegel eingeführt, zuerst unter dem Namen Pellegrin.

Seine Schriften sind:

Dramatische Spiele. Berlin 1804.
Die Zwerge. Dram. Spiel. Leipzig 1805.
Historie von Ritter Galmy und einer Herzogin aus Bretagne. 2 Thle. Leipzig 1806.
Alwin. 2 Thle. Leipzig 1808.
Sigurd der Schlangentödter. Leipzig 1809.
Der Held des Nordens. 3 Thle. Leipzig 1810.
Eginhard und Emma. Schausp. Nürnberg 1811.
Vaterländische Schauspiele. 2 Thle. Berl. 1811—1813.
Die Jahreszeiten. Berlin 1811—15. 4 Hfte. — darin Undine. 3. A. 1818.
Kleine Romane. Berlin 1811—1818. 5 Thle.
Die Musen. Berlin 1812. 4 Hfte.
Die Liebesprobe. Trauersp. Leipzig 1813.
Alboin. Heldenspiel. Leipzig 1813.
Korona. Ritterged. Tübingen 1814.
Sängerliebe. Tübingen 1814.
Dramatische Dichtungen. Berlin 1814.
Die Fahrten Thiodolfs. 2 Thle. Hamburg 1815.
Der Zauberring. 3 Thle. Nürnberg 1816.
Die Pilgerfahrt. Trauerspiel. Nürnberg 1816.
Tassilo. Vorspiel. Nürnberg 1816.
Gedichte. Tübingen 1816 fgde. 5 Thle.
Die zwei Brüder. Trauerspiel. Tübingen 1817.
Begebenheiten des Grafen Alethes von Lindenstein. Leipzig 1817.
Gefühle, Bilder und Ansichten. Leipzig 1818. 2 Thle.
Heldenspiele. Tübingen 1818.
Jäger und Jägerliebe. Gotha 1818.
Altsächsischer Bildersaal. Nürnb. 1818—20. 4 Thle.
Hieronymus von Staufe. Trauersp. Berlin 1819.
Die Leibeigene. Schauspiel. Berlin 1820.
Bertrand du Guesclin. Heldengedicht. Leipzig 1821. 3 Thle.
Ritter Elidouk. Leipzig 1822.
Der Verfolgte. Berlin 1821. 3 Thle.
Wilde Liebe. Leipzig 1822. 2 Thle.
Die Vertriebenen. Leipzig 1823. 3 Thle.
Mandragora. Berlin 1826.
Geschichte der Jungfrau von Orleans. Berl. 1826. 2 Thle.
Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Berl. 1823.
Fata Morgana. Stuttgart 1831.
Jakob Böhme. Greiz 1831.
Erzählungen und Novellen. Danzig 1833.
Gedichte, Erzählungen u. s. w. in Almanachen (namentlich dem Frauentaschenbuche, das F. mehrere Jahre hindurch redigirte), Zeitschriften u. s. w. u. s. w.

Nicht leicht ist, wie wir bereits oben bemerkten, ein Dichter so verschiedenartig beurtheilt worden, als de la Motte Fouqué; er hat den Ruhm, den seine Zeit ihm gewährte, überlebt, und doch wird eine Zeit kommen, wenn er schon längst von der Erde geschieden ist, wo der ihm mit Recht gebührende Preis neue Knospen treibt und unvergänglich blüht. Wenn Reichthum der Phantasie, Tiefe und Wärme des Gefühls, Herrschaft über Gedanken, Sprache und Vers, und ein leicht aufflammender Enthusiasmus Anspruch auf den Namen eines ausgezeichneten Dichters gewähren, so verdient er denselben vor Allen. Gelang es ihm daher nicht, sich die Anerkennung zu erhalten, die ihm früher in so reichem Maße zu Theil ward, so muß die Ursache theils in seiner Persönlichkeit, theils in der Zeit liegen. In seiner Persönlichkeit, weil er, anstatt die Welt zu umfassen und in ihren Gebilden wieder zu geben, sich und in dieser eine eigene Welt schuf, die in sehr beschränkte Kreise zusammengedrängt und aus sehr heterogenen Elementen aufgeführt, wohl während einer besonderen, ihr durch eigenthümliche Verhältnisse geneigten Epoche ansprechen und gefallen konnte, über diese hinaus aber, da ihr das Allgemeingültige in den Einzelheiten fehlte, unwirksam werden mußte. Fouqué ist einer der letzten Jünger der romantischen Schule und zugleich einer der beschränktesten. Er nahm das Mittelalter zum Grunde, auf welchem er seine poetischen Gebilde aufführte, aber er wußte nicht in dessen wahre Tiefen einzudringen und verdeckte den daraus entspringenden Mangel durch äußeren Glanz und reichen Farbenschmuck, wodurch sich allerdings die große Masse bei ihrer Oberflächlichkeit angesprochen fühlte, besonders in jener aufgeregten Zeit, in der Fouqué den Culminationspunkt seines Wirkens erreichte, und in welcher Gesinnungen, wie er sie bekannte und verherrlichte, ungeprüft, denn es waren Tage der Noth, in allen Herzen wiederhallten. Als mehr Ruhe eintrat, als man in den deutschen Landen begann, das Für und Wider abzuwägen, da fand man denn auch, daß Vieles in unseres Dichters Leistungen nur Schein-

weſen ſei, daß es ſeinen Charakteren oft am innerſten Kern, an Wahrheit, ſeinen geſchichtlichen Auffaſſungen an Wahrheit, ja ſelbſt ſeiner Rede an Wahrheit, d. h. an jener innern Wahrheit, die auf der Natur der Dinge, nicht auf der ſubjectiven Auffaſſung derſelben beruht, fehle. Selbſt die nachſichtigſten Kritiker konnten ihn nicht frei von oberflächlicher Charakterzeichnung, von Vermiſchung und Verwirrung des Mittelalterlichen und Modernen, von Geſuchtheit und Manier in Form und Rede, ſprechen, und indem nun, während der Entwickelung eines Kampfes der ſocialen Privilegien, Fouqué mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit und mit allen Kräften feſt an dem entſchiedenſten Ariſtokratismus hing und ſich für ſeine Anſichten eine eigene, immer mehr von der Natürlichkeit abweichende, ſeinem Weſen aber zuſagende, ſein Beginnen unterſtützende Form bildete, ſo mußte er, da er auf ſolche Weiſe gegen die fortſchreitende Zeit ankämpfte, einerſeits in Manierirung verfallen, andererſeits den größten Theil der Nation ſich abwendig machen, und ſo die verſchiedenartigſten Urtheile, die aber mit jedem Jahre ungünſtiger ausfielen, über ſich ausſprechen hören. Dazu kam, daß er ſelbſt poetiſche Friſche und zeugende Kraft, daß ſeine Schriften den Reiz der Neuheit verloren, wodurch er ſich dann nothwendig ſelbſt überleben mußte.

Aber dennoch iſt und bleibt er ein großer und wahrer Dichter, und der unbefangene Freund echter Poeſie wird in allen ſeinen Werken eine große Anzahl einzelner meiſterhafter Stellen und Schilderungen, und eine, wenn auch befangene, doch in ihrer Subjectivität ſehr ehrenwerthe Geſinnung finden. Seine Poeſie iſt einem Bergſtrome vergleichbar, der zwar Schlamm und Geröll, aber auch viel edles Geſtein mit ſich führt, und Leiſtungen wie die Undine, das Galgenmännlein, Corona u. A. m. werden ſeinen Namen mit Lorbeer gekränzt auf die ſpäteſte Nachwelt tragen und erhalten, ſo lange die deutſche Sprache ſelbſt ſich bei den Nationen der Erde erhält.

Geſang der drei Nornen.

(Aus Sigurd dem Schlangentödter.)

(Brynhildis, gepanzert, das Schwert an der Seite, ſchläft.)

Die drei Nornen.
(um ſie her wandelnd und ſingend.)

Nornen, Schickſals ordnende Mächte,
Nennen uns drei die Menſchenkinder.
Heimlich aus unſerm Hauchen keimt's, —
Die Saat zum Frieden, zum Fechten ſprießt,
Zu dem Feſt der Braut, zum Mahl der Trauer,
Zum Streit der Rache, zum Tanzreihn drauf.
Trüb' auch hier über die Träumrin hin,
Treibt unſer Willen Gebilde viel,
Und lagert ſo Luſt als Klagen rings.
Wir ſchenken dir Macht und verſchmachten bald,
Schön Fürſtenkind voll hohen Sinns,
Wir ſpielen ein vielfach ernſtes Spiel.
Wurdur hat das Gewordne gelenkt,
Werdandi lenkt das Werdende jetzt,
Und Skuld hat Kunde, was kommen ſoll.
Zu ſichten aller Zeit Geſchichten
Ziemt uns den drei'n im ſtäten Vereine
Bis Zeit entgleitend ausglimmt, wir mit.

Wurdur.

Der alte Held, König Hialmgunnar,
Heißklopfender Bruſt, rief opfernd auf:
Sieg mir, dem greiſenden Krieger Sieg!
Odin! ſteh mit in des Dieners Streit:
Stolz hebt Agnar der Held ſich auf,
Heiſcht Land und Leute zum Pfand des Siegs.
Dem Diener Sieg verhieß Odin,
Dem Gegner da half Brynhildis Hand,
Der ſchönen Königstochter Kraft.
Dem Tag gleich, tröſtlicher Gaben reich,
Trat ſie hellſtrahlend und ſchnell herauf,
Leicht lenkend die Schlacht nach eigner Macht.
Lenkte ſie ſtolz, Hialmgunnar's Heer ſchmolz,
Hochherrſchend und herrlich ſtand Agnar,
Und Odins Woll'n zerſtob in Wolken.
Zu keckes Licht, zu gewicht'ge Kraft,
Dir zürnte Odin ſchwer: zu Boden
Warf hin dich ſtrafender Zauberſchlaf.

Werdandi.

So liegt ſie, träumend von Siegen nur,
Sieht nicht zum Kampfesgericht mehr auf,
Und draußen lodert die Lohe wild;
Lodert im Rund allſtund ums Schloß her,
Verſchließt mit wallendem Schein den Eingang;
Die glüh'nde Bahn kommt keiner heran.

Skuld.

Doch wagen wird's Einer. Heran die Bahn
Wird reiten ein Degen frei und frank
Durch drohend flackernde Flammen her.
Raſch treibt er zum Trab den Roßhuf an,
Tritt prachtvoll ein, Brynhildis wacht,
Denkt günſtiger Hochzeit ſüßem Geſchenk.

Werdandi.

Schon vor des leuchtenden Schloſſes Thor,
Schnell durch des Feuers Wirbel zur Burg
Kommt er, der Recke. Was frommt ihm jetzt?
Kühnlicher Reitkunſt ſchneller Preis.
Er ſteigt der Treppen Steine herauf,
Stark hallt ſein Harniſch durch das Gebäu.

Alle Drei.

Dreht um uns, Schweſtern, des Nebels Dunſt,
Dicht einhüllend den ernſten Nordſchein!
Hauch', Ahnung! bang' um der Nornen Bahn!
Rauſchen uns hören, ergrau'n darob,
Rönn dir, o blindes Erdkind, zum Loos:
Lichthell Schau'n ziemt richtenden Göttern.
(ſie verſchwinden.)

Brynhildis am Gewebe.

(Aus Sigurd dem Schlangentödter.)

Fördre, du fleißige Hand,
Bunter Farben Geſpinnſt,
Die tapfern Thaten des Freund's:
Gnitnaheide's Graun,
Des blanken Goldhorts
Herrlich prangendes Licht,
Und aus Lingos Buſen das Blut.
Weberin, webe fort,
Web' in des Teppichs Prunk
Alle dein Lieb und Leid:
Gleißende Gluth um die Burg,
Glänzender Reiter durchhin,
Träumende Magd ſein harr'nd.
Weberin, webe fort,
Web' in des Teppichs Prunk
Alle dein Lieb' und Leid,
Ward Zauberſchlummer verſcheucht,
Die Schläferin ſüß entflammt,
Glänzenden Kriegers Braut!
Weberin, webe fort,
Nornen auch weben fort
Dein Leben zu Lieb' und Leid,
Führen unreißbare Fäden,
Fiengen früh' an ihr Geſpinnſt
Eh' flog dein Weberſchifflein.

Die Mutter.

„Wie willſt du nun weg,
In die weite Welt,
Von Island, unſrer lieben Inſel, fort!
Ach Kind, mir klopft
In klagender Bruſt
Das Mutterherz, das arme Mutterherz!“

„„Laß du mich nur los,
Lieb Mütterlein,
Da draußen in das deutsche Land hinaus.
Sind Sänger dort
Hochseltner Art;
Auf Rheinischen Bergen rauscht ihr Heldensang!““

„Was soll dir der Sang,
Wenn du siehst nicht mehr
Der Heimath Wald und Anger und Heerdesrauch?
Und ich Arme, allein
Auf dem Abendberg,
Soll weinend sehn, wie Sonne zur Ruhe geht.“

„„Wirst weinen nicht lang,
Wirst lächeln gar lieb,
Wenn kunstreich, kühn und frisch der Sohn dir kehrt.
Der Himmel ist hell,
Der Frühling haucht;
O weine dir nicht die holden Augen weh.““

Und er schritt ins Schiff,
Und es schwankte fort,
Und die Mutter ging hinein und schloß ihr Gemach.
Und sie weinte sehr,
Bis die sanfte Nacht
Des Schlafes Hülle über das Haupt ihr zog.

Kam da die Königin
Gekrönter Götter,
Kam da die Frigga im Traum zur edlen Frau:
„Mußt nicht weinen, Mutter,
Du Menschenmutter;
Ich schütze sorgend dir den holden Sohn.“

„„Du hohe Herrin,
Ich habe das Weinen
Mir nicht erkoren; doch muß ich weinen, ich muß.
Nimm Opfer und Dank du
Für deinen Schutz an;
Mir laß das Weinen: es läßt ja doch nicht nach.““

„Wehvolles Weinen
War mir geziemend,
Als Baldur lag, mein göttlich Kind, erblaßt.
Du darfst nicht weinen:
Dir kehrt er wieder,
Dein lieber Sohn, in leuchtender Jugendlust.“ —

Und der tröstende Traum
Im Morgenthau
Entschwand, und wachend sah die Mutter umher.
Hell blieb in der Brust
Der Göttin Bild:
Aber der Sohn war fern und die Mutter weinte doch.

Gottes Zucht.

Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme,
Und gäb' dir keine Last:
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' dir die Welt!

Nun fällt, eins nach dem andern,
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft; —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

Der kranke Ritter.

Da draußen hallen die Schilde
Da draußen wiehert es hell,
Die Kämpfer sind hart an einander
Ihr Knappen, waffnet mich schnell!

Was steht ihr, und werdet so trübe?
Zu Sattel, und drauf und dran! —
Ach Gott! ich hatt' es vergessen:
Ich bin ein verwundeter Mann.

Die Pfeilesschauer, sie trafen
Die Schulter und auch die Brust;
Her kommt der Tod mir gezogen;
Und hin mir welket die Lust.

Und wär' nur der Tod gekommen
Nach seiner gestrengen Pflicht,
Da schlief' ich still bei den Ahnen
Bis an das ewige Licht.

So muß ich leben, ach leben
Ohn' adliche Waffenzier,
Und fernhin brauset der Schlachtlärm
Und fraget nicht fürder nach mir.

Still neben mir sitzt mein Falke,
Weil nicht mehr jagen er kann;
Hat auch einen Pfeil im Flügel,
Und sieht so trübe mich an.

Thurmwächterslied.

Am gewaltigen Meer,
In der Mitternacht,
Wo der Wogen Heer
An die Felsen kracht,
Da schau ich vom Thurm hinaus.
Ich erheb' einen Sang
Aus starker Brust,
Und mische den Klang
In die wilde Luft,
In die Nacht, in den Sturm, in den Graus.

Dringe durch, dringe durch
Recht freudenvoll
Mein Lied, von der Burg
In das Sturmgeroll,
Verkünd' es weit durch die Nacht,
Wo schwanket ein Schiff
Durch die Fluth entlang,
Wo schwindelt am Riff
Des Wanderers Gang,
Daß oben ein Mensch hier wacht:

Ein kräftiger Mann,
Recht frisch bereit,
Wo er helfen kann,
Zu wenden das Leid
Mit Ruf, mit Leuchte, mit Hand.
Ist zu schwarz die Nacht,
Ist zu fern der Ort,
Da schickt er mit Macht
Seine Stimme fort
Mit Trost über See und Land.

Wer auf Wogen schwebt,
Sehr leck sein Kahn,
Wer im Walde bebt,
Wo sich Räuber nahn,
Der denke: Gott hilft wohl gleich.
Wen das wilde Meer
Schon hinunter schlingt,
Wem des Räubers Speer
In die Hüfte dringt,
Der denk' an das Himmelreich!

Das Galgenmännlein. *)

In Venezia, die weit und breit berühmte wälsche Handelsstadt, zog eines schönen Abends ein junger Deutscher Kaufmann ein, Reichard geheißen, gar ein fröhlicher und kecker Gesell. Es gab eben zu der Zeit in Deutschen Landen mannigfache Unruhe, um des dreißigjährigen Krieges willen; deshalben war der junge Handelsmann, der sich gern einen lustigen Tag machte, ganz besonders damit zufrieden, daß ihn seine Geschäfte auf einige

*) Aus de la Motte Fouqué's Erzählungen u. kleinen Romanen.

Zeit nach Wälschland riefen, wo es nicht gar so kriegerisch zuging, und wo man, wie er gehört hatte, ganz köstlichen Wein und viele der besten und wohlschmeckendsten Früchte antreffen sollte, noch der vielen wunderschönen Frauen zu geschweigen, von welchen er ein absonderlicher Liebhaber war.

Er fuhr, wie sie es dorten zu thun pflegen, in einem kleinen Schifflein, Gondel geheißen, auf den Kanälen umher, die es in Venezia statt der ordentlichen gepflasterten Straßen gibt, und hatte seine große Lust an den schönen Häusern und den noch viel schöneren Weibsgestalten, die er oftmals daraus hervorblicken sah. Als er endlich gegen ein höchst prächtiges Gebäu herankam, in dessen Fenstern wohl zwölf der alleranmuthigsten Frauenzimmer lagen, sprach der gute junge Gesell zu einem der Gondolier, die sein Schifflein ruderten: „daß Gott! wenn es mir doch einmal so wohl werden sollte, daß ich nur ein Wörtlein zu einer von jenen wunderschönen Fräulein sprechen dürfte!“ „Ei,“ sagte der Gondolier, „ist es weiter nichts als das, so steigt nur aus und geht keklich hinauf. Die Zeit wird Euch droben gewißlich nicht lang werden.“ Der junge Reichard aber sprach: „du hast wohl deine Lust daran, fremde Leute zu necken, und meinest, in mir so einen groben Gesellen zu treffen, der nach deinen thörichten Worten thäte und droben im Schlosse dann ausgelacht würde, oder wohl ausgewamst obendrein?“ „Herr, lehrt mich die Sitten des Landes nicht kennen,“ sagte der Gondolier. „Thut nur nach meinem Rath, dafern Ihr's Euch gerne wohl seyn laßt, und nehmen sie Euch nicht mit offnen, schönen Armen auf, so will ich meines Fährlohnes quitt und verlustig gehn.“

Das schien dem jungen Burschen des Versuchens schon werth, auch hatte der Gondolier nicht eben gelogen. Die Schaar der liebreizenden Fräulein nahm den Fremden nicht allein holdselig auf, sondern es führte ihn auch die, welche er für die Schönste aus ihnen hielt, in ihr eignes Gemach, wo sie ihn mit den auserlesensten Trink- und Eßwaaren bewirthete, und auch mit manchem Kuß, ja, ihm endlich ganz und gar zu Willen ward. Er mußte mehrmalen bei sich denken: „ich bin doch fürwahr in das alleranmuthigste und wunderbarste Land gekommen, so es auf dem Erdboden gibt: zugleich aber kann ich auch dem Himmel nicht genugsamlich danken für die Anmuthigkeiten meiner Person und meines Geistes, vermittelst deren ich den fremden Damen so sehr gefalle.“

Als er nun aber wieder von hinnen wollte, forderte ihm das Fräulein funfzig Dukaten ab, und weil er sich darüber verwunderte, sagte sie: „ei, junger Fant, wie vermeint Ihr doch, Euch der schönsten Courtisane aus ganz Venedig so gar umsonst erfreut zu haben? Zahlt nur immer frisch, denn wer nicht vorher bedungen hat, muß sich den Preis gefallen lassen, den man von ihm begehrt. Wollt Ihr aber künftig wiederkommen, so gehabt Euch klüger, und Ihr könnt für eine Summe, wie es Euch heute gekostet hat, eine ganze Woche lang in allen Freuden leben.“

Ach, wie verdrießlich es doch sein mag für Einen, der dachte, er habe eine Prinzessin erobert, wenn er nun merkt, daß es eine gar gemeine Buhlschaft war und ihm noch eine so erkleckliche Summe dabei aus dem Geldbeutel gelockt wird! Der junge Gesell aber bewies sich nicht so ergrimmt, als wohl ein Andrer meinen sollte. Es war mehr um eine gute Pflege seines Leibes zu thun, als um viele Preislichkeiten in seiner Historie, deshalben er sich denn nach geleisteter Zahlung in ein Weinhaus fahren ließ, um dorten wegzutrinken, was ihm noch etwa von Aerger im Kopfe herumzog.

Da nun der fröhliche Bursch auf solchen Wegen war, mochte es ihm auch nicht an gar zahlreicher und vergnügter Gesellschaft fehlen. Es ging manchen Tag fort in Saus und Braus, und zwischen lauter lustigen Gesichtern; ein einziges ausgenommen, das einem hispanischen Hauptmanne gehörte, der zwar allen den Späßen der wilden Bande, in die der junge Reichard sich begeben hatte, beiwohnte, aber meist ohne ein Wort zu verlieren, und mit einer recht gewaltsamen Unruhe auf allen Zügen seines finstern Antlitzes. Man litt ihn dabei gern, denn er war ein Mann von Ansehn und Vermögen, der sich nichts daraus machte, die ganze Gesellschaft oft mehrere Abende hinter einander frei zu halten.

Dessen ungeachtet, und ob sich der junge Reichard gleich nicht mehr so arg beschatzen ließ, wie am Tage seiner Ankunft in Venezia, begann ihm doch endlich das Geld auszugehn, und er mußte mit großer Betrübniß daran denken, daß ein so unerhört vergnügliches Leben nun bald für ihn ans Ende kommen müsse, dafern er nicht mit seinem vielen Verlustiren zuletzt all' seines Geldes verlustig gehn wolle.

Die andern wurden seiner Trübseligkeit inne, zugleich auch der Ursache dazu, — wie sie denn dergleichen Fälle sehr häufig in ihrem Kreise erlebten, — und hatten ihren Spaß mit dem ausgebeutelten Korthänger, der es doch immer noch nicht lassen konnte, durch die Reste seines Seckels von dem anmuthigen Fliesgengiste zu naschen. Da nahm ihn eines Abends der Hispanier bei Seite und führte ihn mit unerwarteter Freundlichkeit in eine ziemlich öde Gegend der Stadt. Dem guten jungen Gesellen wollte schier angst dabei werden, aber er dachte zuletzt: „daß nicht mehr viel bei mir zu holen ist, weiß der Kumpan, und an meine Haut, dafern ihm drum zu thun wäre, müßte er doch immer erst die seinige setzen, welches er wohl für einen zu hohen Spielpreis halten wird.“

Der Hispanische Hauptmann aber, sich auf die Grundmauer eines alten verfallenen Gebäudes setzend, nöthigte den jungen Kaufherrn neben sich und hub folgendermaßen zu sprechen an: „es will mich fast bedünken, mein lieber, höchst jugendlicher Freund, als fehle es Euch an eben derselben Fähigkeit, welche mir über alle Maßen zur Last wird — an der Kraft nämlich, in jeder Stunde eine beliebige Summe Geldes herbeizuschaffen und so fortfahren zu können nach Belieben. Das und noch viele andere Gaben in den Kauf lasse ich Euch für ein billiges Geld ab.“

„Was kann Euch denn noch am Gelde liegen, indem Ihr die Gabe, es Euch zu verschaffen, los werden wollt?“ fragte Reichard.

„Damit hat es folgende Bewandtniß,“ entgegnete der Hauptmann. „Ich weiß nicht, ob Ihr gewisse kleine Kreaturen kennet, die man Galgenmännlein heißt. Es sind schwarze Teufelchen in Gläslein eingeschlossen. Wer ein solches besitzt, vermag von ihm zu erhalten, was er sich nur Ergötzliches im Leben wünschen mag, vorzüglich aber unermeßlich vieles Geld. Dagegen bedingt sich das Galgenmännlein die Seele seines Besitzers für seinen Herrn Luzifer aus, wofern der Besitzer stirbt, ohne sein Galgenmännlein in andre Hände überliefert zu haben. Dies darf aber nur durch Kauf geschehen, und zwar, indem man eine geringere Summe dafür empfängt, als man dafür bezahlt hat. Meines kostet mir zehn Dukaten wollt Ihr nun neun dafür geben, so ist es Eu'r.“

Während der junge Reichard sich noch besann, sprach der Hispanier weiter: „ich könnte Jemanden damit anführen und es ihm für irgend ein andres Gläslein und Spielwerk in die Hände schaffen, wie mich denn selbsten ein gewissenloser Handelsmann auf gleiche Weise in dessen Besitz brachte. Aber ich denke darauf, mein Gewissen nicht noch mehr zu beschweren und trage Euch den Kauf ehrlich und offenbar an. Ihr seid noch jung und lebenslustig und gewinnt wohl mannigfache Gelegenheit, Euch des Dinges zu entledigen, dafern es Euch zur Last werden sollte, wie es mir heute solches ist.“

„Lieber Herr,“ sagte Reichard dagegen, „wolltet Ihr mir's nicht für ungut nehmen, so möchte ich Euch klagen, wie oft ich in dieser Stadt Venezia bereits angeführt worden bin.“

„Ei, du junger, thörichter Gesell!“ rief der Hispanier zornig, „Du darfst nur an mein Fest von gestern Abend zurückdenken, um zu wissen, ob ich um Deiner lausigen neun Dukaten willen betrügen werde, oder nicht.“

„Wer viel gastirt, verbraucht auch viel,“ versetzte der junge Kaufmann sittig, „und nur ein Handwerk, nicht aber ein Geldseckel hat einen güldnen Boden. Wenn Ihr nun Euern letzten Dukaten gestern ausgegeben hättet, könnten Euch heute meine vorletzten neune dennoch lieb seyn.“

„Entschuldige es, daß ich Dich nicht todtstiche,“ sagte der Hispanier. „Es geschieht, weil ich hoffe, Du werdest mir noch von meinem Galgenmännlein loshelfen, und dann auch, dieweil ich gesonnen bin, Pönitenz zu thun, welche auf solche Weise nur erschwert und vergrößert würde.“

„Möchten mir wohl einige Proben mit dem Dinge vergönnt sein?“ fragte der junge Kaufherr auf das vorsichtigste.

„Wie ginge das an?“ versetzte der Hauptmann. „Es bleibt ja bei Keinem und hilft auch Keinem, als der es vorhero richtig und baar erstanden hat.“

Dem jungen Reichard ward bange; denn es sah unheimlich aus auf dem öden Platz, wo sie in der Nacht beisammen saßen, ob ihn gleich der Hauptmann versicherte, er zwinge ihn zu nichts, wegen der bevorstehenden Buße. Jedoch schwebten ihm zugleich alle Freuden vor, die ihn nach dem Besitz des Galgenmännleins umgeben würden. Er beschloß also die Hälfte seiner letzten Baarschaft daran zu wagen, vorher jedoch versuchend, ob er nicht etwas von dem hohen Preise herunter handeln könne.

„Du Narr!“ lachte der Hauptmann. „Zu Deinem Besten heischte ich die höchste Summe, und zum Besten derer, die es nach Dir kaufen, damit es nicht Einer so frühe für die allerniedrigste Münze der Welt erstehe und unwiederbringlich des Teufels sey, weil er es ja dann nicht mehr wohlfeiler verkaufen kann.“

„Ach laßt nur,“ sagte Reichard freundlich. „Ich verkaufe das wunderliche Ding wohl sobald nicht wieder. Wenn ich's also für fünf Dukaten haben könnte“ —

„Meinetwegen,“ erwiederte der Hispanier. „Du arbeitest dem schwarzen Teufelein seine Dienstzeit um die letzte, verlorne Menschenseele recht kurz.“

Damit händigte er dem jungen Gesellen gegen Bezahlung des Kaufschillings ein dünnes, gläsernes Fläschchen ein, worin Reichard beim Sternenlichte etwas Schwarzes wild auf und niedergaukeln sah.

Er forderte gleich zur Probe in Gedanken seine gemachte Auslage verdoppelt in seine rechte Hand und fühlte die zehn Dukaten alsbald darin. Da ging er froh nach dem Wirthshause zurück, wo die andern Gesellen noch zechten, sich Alle höchlich verwundernd, wie die Beiden, welche erst eben so trübsinnig von ihnen geschieden waren, nun mit sehr heitern Angesichtern wieder hereintraten. Der Hispanier aber nahm kurzen Abschied, ohne bei dem kostbaren Freudenmahle zu bleiben, welches Reichard, ob es gleich schon spät in der Nacht war, anzurichten befahl, es dem mißtrauischen Wirthe vorausbezahlend, während durch die Kraft des Galgenmännleins ihm beide Taschen von immer neu herbeigewünschten Dukaten klingelten.

Diejenigen, welche sich selbst ein solches Galgenmännlein wünschen möchten, werden am besten beurtheilen können, welch ein Leben der lustige junge Gesell von diesem Tage an führte, es sei denn, daß sie sich dem Geize allzu unmäßig ergeben hätten. Aber auch ein vorsichtiges und frömmeres Gemüth mag leichtlich ermessen, daß es gar wild und verschwenderisch herging. Sein Erstes war, daß er die schöne Lukrezia — denn also nannte sich, frechen Spottes, seine frühere und kostbare Buhlschaft,— durch unerhörte Summen für sich ganz allein gewann, worauf er dann ein Schloß und zwei Villen erkaufte, und sich mit allen möglichen Herrlichkeiten der Welt umgab.

Es geschah, daß er eines Tages mit der gottlosen Lukrezia im Garten eines seiner Landhäuser am Rande eines schnellen, tiefen Bächleins saß. Viel ward geneckt und gelacht unter den zwei thörichten jungen Leuten, bis endlich Lukrezia unversehns das Galgenmännlein erwischte, das Reichard an einem güldnen Kettlein unter seinen Kleidern auf der Brust trug. Bevor er es noch verhindern konnte, hatte sie ihm das Kettchen losgenestelt und hielt nun die kleine Flasche spielend gegen das Licht. Erst lachte sie über die wunderlichen Kapriolen des kleinen Schwarzen darinnen, dann aber schrie sie plötzlich voll Entsetzen: „pfui doch, das ist ja gar eine Kröte!" und schleuderte Kette und Flasche und Galgenmännlein in den Bach, der alles zusammen mit seinen reißenden Wirbeln sogleich dem Auge entzog.

Der arme junge Gesell suchte seinen Schrecken zu verbergen, damit ihn seine Buhlin nicht weiter befrage und ihn noch endlich gar wegen Zauberei vor Gericht ziehe. Er gab das ganze Ding für ein wunderliches Spielwerk aus, und machte sich nur, sobald es gehn wollte, von der Lukrezia los, um im Stillen zu überlegen, was nun am besten zu thun sei. Das Schloß hatte er noch, die Landhäuser desgleichen und eine schöne Menge Dukaten mußte in seinen Taschen stecken. Gar freudig aber ward er überrascht, als er, nach dem Gelde fassend, die Flasche mit dem Galgenmännlein in die Hand bekam. Die Kette mochte wohl auf dem Grunde des Bächleins liegen, Flasche aber und Galgenmännlein waren richtig an ihren Herrn zurückgekommen. — „Ei," rief er jubelnd aus, „so besitze ich ja einen Schatz, den mir keine Macht der Erden rauben kann!" und hätte das Fläschlein beinahe geküßt, nur daß ihm der kleine gaukelnde Schwarze darin etwas allzugräßlich vorkam.

War es jedoch bisher wild und lustig zugegangen, so trieb es Reichard nun noch zehnmal ärger. Auf alle Potentaten und Regenten des Erdreichs blickte er mit Bedauern und Verachtung herab, überzeugt, daß Keiner von ihnen ein nur halb so vergnügtes Leben führen möge, als er. Man konnte in der reichen Handelsstadt Venezia fast nicht mehr so viele Seltenheiten an Speise und Trank zusammenbringen, als wie zu seinen schwelgerischen Banketen erfordert wurden. Wenn ihn irgend ein wohlmeinender Mensch darüber schelten oder ermahnen wollte, pflegte er zu sagen: „Reichard ist mein Name und mein Reichthum ist so hart, daß ihm keine Ausgabe den Kopf einzustoßen vermag." Gar unmäßig pflegte er auch oftmals über den hispanischen Hauptmann zu lachen, daß er einen so köstlichen Schatz von sich gegeben habe, und noch dazu, wie man höre, ins Kloster gegangen sei.

Alles auf dieser Erden aber währet nur eine kurze Zeit. Das mußte denn der junge Gesell gleichfalls erfahren, und zwar um so früher, da er allen sinnlichen Genüssen auf das unmäßigste fröhnte. Eine tödtliche Ermattung überfiel seinen erschöpften Leib, dem Galgenmännlein zum Trotz, das er wohl zehnmal am ersten Tage seiner Krankheit vergeblich um Hülfe anrief. Doch erschien keine Besserung, wohl aber in der Nacht ein verwunderlicher Traum.

Es kam ihm nämlich vor, als beginne unter den Arzneiflaschen, die vor seinem Bette standen, eine derselben gar einen lustigen Tanz, wobei sie den übrigen unaufhörlich klingend gegen die Köpfe und Bäuche rannte. Als Reichard recht hinsah, erkannte er die Flasche mit dem Galgenmännlein, und sagte: „Ei Galgenmännel, Galgenmännel, willst mir diesmal nicht helfen und rennst mir nun noch die Arznei in den Sand." Aber das Galgenmännlein sang heiser aus der Flasche zurück:

„Ei Reichardlein, ei Reichardlein,
Gib dich nur in die ew'ge Pein,
Und find' dich hübsch geduldig drein.
Für Krankheit hilft nicht Teufelslist,
Für'n Tod kein Kraut gewachsen ist;
Ich freu mich d'rauf, daß mein du bist."

Und damit machte es sich ganz lang und ganz dünne, und so fest Reichard die Flasche zuhielt, kroch es dennoch zwischen seinem Daumen und dem verpichten Pfropfen durch, und ward ein großer schwarzer Mann, der häßlich tanzte, mit Fledermausflügen dazu schwirrend, und legte endlich seine behaarte Brust an Reichards Brust, sein grinzendes Gesicht an Reichards Gesicht, so fest, so innig fest, daß Reichard fühlte, er fange schon an ihm zu gleichen, entsetzt schreiend: „'nen Spiegel her! 'nen Spiegel her!"

Im kalten Angstschweiß wachte er auf, wobei es ihm noch vorkam, als laufe eine schwarze Kröte mit großer Behendigkeit seine Brust herunter in die Tasche seines Nachtkleides hinein. Er faßte grauend dahin, brachte aber nur das Fläschlein hervor, darin jetzo der kleine Schwarze wie abgemattet und träumend lag.

Ach, wie so gar lang bedünkte den Kranken der Rest dieser Nacht! Dem Schlafe wollte er sich nicht mehr anvertrauen, aus Furcht, er könne ihm den schwarzen Kerl wieder hereinbringen, und dennoch traute er sich kaum die Augen aufzuschlagen, besorgend, das Unwesen laure wohl wirklich in einer Ecke des Gemachs. Hielt er wieder die Augen zu, so dachte er, er habe sich nun heimlich bis dicht vor ihn herangeschlichen, und riß sich von neuem entsetzt in die Höh'. Er schellte wohl nach seinen Leuten, aber die schliefen wie taub, und die schöne Lukrezia ließ sich, seit er unpaß war, durchaus nicht mehr in seinem Zimmer sehen. So mußte er denn allein liegen in seinen Aengsten, die sich noch vergrößerten, weil er beständig denken mußte: „ach Gott, ist diese Nacht so lang, wie lang wird nicht die lange Nacht der Höllen sein!" Er beschloß auch, dafern ihn Gott bis morgen leben lasse, sich des Galgenmännleins gewißlich auf alle Weise zu entschlagen.

Als es denn nun endlich Morgen ward, überlegte er, durch das junge Licht in etwas ermuntert und gestärkt, ob er auch das Galgenmännlein bishero gehörig genutzt habe. Das Schloß, die Landhäuser und allerhand Prunkstücke dünkten ihm nicht genug, er forderte daher auf's schleunigste noch eine große Menge Dukaten unter sein Kopfkissen, und sobald er den schweren Beutel dorten fand, dachte er mit Ruhe darauf, wem er das Fläschlein am besten verkaufen könne. Sein Arzt, wußte er, war ein großer Freund von all' den seltsamen Kreaturen, die man in Spiritus aufbewahrt, und für eine solche verhoffte er auch das Galgenmännlein bei ihm anzubringen, weil der Doctor, als ein frommer Mann, sonsten nichts würde mit der Bestie zu schaffen haben wollen. Freilich spielte er damit einen bösen Streich, aber er dachte so: „besser eine kleinere Sünde im Fegefeuer abgebüßt, als dem Luzifer unwiderruflich für immer zu eigen geworden. Zudem ist Jedermann sich selbst der Nächste und meine Todesgefahr gestattet keinen Aufschub."

Dabei blieb es auch. Er trug dem Medicus das Galgenmännlein an, welches eben wieder munter geworden war und im Glase recht spaßhaft umhergaukelte, so daß der gelehrte Mann, begierig, eine so seltsame Naturgestaltung (als wofür er's hielt) näher zu beobachten, sich erbot, sie zu kaufen, dafern der Preis ihm nicht zu kostbar sei. Um wenigstens einigermaßen dem Gewissen ein Genüge zu thun, forderte Reichard so viel er konnte: vier Dukaten, zwei Thaler und zwanzig Groschen nach deutschem Gelde. Der Doctor aber wollte nur höchstens drei Dukaten geben und meinte endlich, er müsse sich sonsten noch ein Paar Tage bedenken. Da überfiel den armen jungen Gesellen die Todesangst von Neuem; er gab das Galgenmännlein hin und ließ durch seinen Diener die dafür gelösten drei Dukaten den Armen ausspenden. Das Geld aber unter seinem Kopfkissen bewahrte er, wie er am besten mochte, vermeinend, darauf fundire sich nun sein ganzes zukünftiges Wohl oder Weh.

Die Krankheit nahm indeß höchst gewaltsam zu. Fast lag der junge Kaufherr im beständigen Fieberwahnwitz, und hätte er noch die Noth mit dem Galgenmännlein auf dem Herzen gehabt, wäre er gewiß in lauter Seelenangst zum Tode verdorben. So aber kam er denn endlich nach und nach wieder auf und verzögerte seine gänzliche Wiederherstellung nur durch die Besorgniß, mit welcher er immer an die Dukaten unter seinem Kopfkissen dachte, die er seit den ersten lichten Augenblicken vergeblich dorten gesucht hatte. Anfänglich mochte er auch nicht gern Jemanden darum fragen; als er es aber endlich dennoch that, wollte kein Mensch davon wissen. Er schickte zu der schönen Lukrezia, die in den gefährlichsten Stunden seiner Bewußtlosigkeit um ihn gewesen

seyn sollte, und sich jetzt zu ihrer ehemaligen Gesellschaft wiederum heim begeben hatte. Die aber ließ ihm zurücksagen: „er möge sie in Frieden lassen; ob er denn ihr oder sonst einem Menschen von den Dukaten gesagt habe? Wisse Niemand darum, so werde es ja wohl nur Fiebertollheit sein."

Betrübt aufstehend, dachte er eben daran, wie er Schloß und Landhäuser zu Gelde machen könne. Da traten Leute herein, welche Quittungen über die gezahlte Kaufsumme aller seiner Besitzungen brachten, mit seinem Siegel und seiner Unterschrift versehen, denn er hatte in den Tagen seines Uebermuthes der garstigschönen Lukrezia Blankette gegeben, um damit nach ihrem Belieben zu thun, und mußte nun in seiner Ermattung das Wenige, so ihm hier noch gehörte, zusammenpacken, um als ein halber Bettler auszuziehen.

Da kam noch dazu der Arzt, der ihn geheilt hatte, gar ernsten Antlitzes gegangen. — „Ei, Herr Doctor," schrie ihn der junge verdrießliche Gesell an, „wollt Ihr nun vollends nach Art Eurer Kollegen mit großen Rechnungen angezogen kommen, so gebt mir noch ein Giftpülverlein in den Kauf, denn ich weiß sonach ohnehin mein letztes Brod gebacken, dieweil ich kein Geld mehr haben werde, ein neues zu kaufen." —

„Nicht also," sagte der Medicus ernsthaft; „ich schenke Euch die Kosten Eurer ganzen Kur. Blos ein höchst seltnes Arzneimittel, das ich schon in jenen Schrank für Euch hingesetzt habe, und das Ihr zu Eurer künftigen Stärkung nothwendig braucht, sollt Ihr mir mit zwei Dukaten bezahlen. Wollt Ihr das? —

„Ja von Herzen gern!" rief der erfreute Kaufherr und bezahlte den Doctor, der das Zimmer alsbald verließ. Als nun aber Reichard die Hand nur in den Schrank steckte, saß ihm auch schon die Flasche mit dem Galgenmännlein zwischen den Fingern. Darum her war ein Zettel gewunden, folgenden Inhalts:

Ich wollte deinen Leib curiren,
Du meine Seele mir turbiren,
Jedoch mein Wissen, höher viel,
Erkannte bald Dein schnödes Ziel.
Laß Dir die Gegenliß gefallen;
Ich spiel' in Deine Hand vor Allen
Das Galgenmännlein Dir zurück,
Dem Galgenstrick zum Galgenglück.

Freilich empfand der junge Reichard einen großen Schrecken darüber, daß er nun abermals das Galgenmännlein erkauft habe, und zwar für einen schon sehr geringen Preis. Es war aber doch auch Freude mit dabei. Wie er des Dinges bald wieder ledig seon wolle, darüber hatte er eben keinen großen Skrupel, er beschloß sogar, sich vermittelst desselben an der verbuhlten Spitzbübin Lukrezia zu rächen.

Und das fing er folgendergestalt an. Erst wünschte er sich in beide Taschen die Anzahl Dukaten, so er unter dem Kopfkissen liegen gehabt, verdoppelt, die ihn denn auch unverzüglich mit ihrem Gewicht beinahe zur Erde zog. Die ganze ungeheure Summe deponirte er bei dem nächsten Advokaten gegen einen gerichtlichen Schein, etwa nur ein hundert und zwanzig Goldstücke zurück behaltend, mit denen er sich nach dem Wohnorte der liederlichen Lukrezia hinbegab. Da ward nun wieder getrunken, gespielt, narrirt, wie einige Monate zuvor, und die Lukrezia erzeigte sich auch gegen den jungen Kaufmann sehr freundlich, von wegen des Geldes. Dieser ließ nach und nach durch das Galgenmännlein allerhand artige Taschenspielerstreiche machen, und zeigte es der erstaunten Buhlerin als ein solches Ding, wie sie ihm vordem eines in's Wasser geworfen und wie er deren unterschiedliche besitze. Wie nun die Weiber sind, wollte sie alsbald auch so ein Spielwerk haben, und als der listige Gesell, gleichsam zum Scherze, Geld dafür verlangte, gab sie ihm ohne Bedenken einen Dukaten hin. Der Handel war geschlossen, der Reichard machte sich sobald als möglich zum Hause hinaus, um vom Advokaten einen Theil der anvertrauten Summe wieder abzuholen. Dorten aber gab es nichts einzukassiren; der Advokat machte große Augen und that sehr verwundert: er kenne den jungen Herrn gar nicht, sagte er. Als nun Reichard das Attestat aus der Tasche ziehen wollte, fand er bloß ein leeres, unbeschriebenes Blatt. Der Advokat hatte seinen Schein mit solcher Tinte geschrieben, die nach wenigen Stunden ohne alle Spur verbleicht. Der junge Gesell sah sich dahero abermals wider Vermuthen verarmt, und wäre ein Bettler gewesen, nur daß er noch etwa dreißig Dukaten von seinem verschwenderischen Schmause bei Lukrezien in der Tasche behalten hatte.

Wer ein allzu kurzes Bette hat, liege krumm; wer gar keines hat, behelfe sich auf der Erde; wer keinen Wagen zahlen kann, reite; wer kein Pferd hat, gehe zu Fuß.— Nach einigen Tagen des müßigen Umherlungerns merkte Reichard wohl, auf diese Weise gehe sein Geld vollends zu Ende und er müsse sich nun schon entschließen, vor der Hand aus einem Kaufherrn ein Tabulettkrämer zu werden.

Er that sich denn um nach einem Kästlein zu dieser Handthierung und erstand auch eines für den Rest seines Geldes, indem er im Durchschnitt um jedes Büchschen darin etwa vier Groschen nach deutscher Münze zahlte. Ei, wie so sauer kam es ihm an, den Riemen überzuhängen und seine Waare in den Straßen feil zu bieten, wo er noch vor wenigen Wochen auf das allerherrlichste umherstolzirt war! Jedoch schöpfte er den Tag hindurch einen ziemlich freudigen Muth, da ihm die Käufer ordentlich entgegen gelaufen kamen und ihm oftmals mehr boten, als er zu fordern gewagt hätte. — „Die Stadt ist dennoch sehr gut," dachte er bei sich, „und wenn es auf diese Weise fortgeht, kann mich eine kurze Mühseligkeit wieder zum wohlhabenden Mann erheben. Dann reis' ich nach Deutschland zurück und befinde mich um so viel behaglicher, als ich schon einmal in des verfluchten Galgenmännleins Klauen gesteckt habe und noch mit Verstand und Ueberlegung davon losgekommen bin."

Mit ähnlichen Gedanken lobte und labte er sich am Abend in der Herberge, wo er so eben seinen Kasten absetzte. Einige neugierige Gäste standen umher, von denen ihn Einer fragte: „was ist denn das für ein wunderliches Wesen, Gesell, das Ihr da in jenem Fläschlein habt, und das so kuriose Purzelbäume schießt?" — Entsetzt schaute Reichard hin, und sah nun erst, daß er unter den andern Büchslein unbewußt auch das mit dem Galgenmännlein wieder an sich gekauft habe. Eilig bot er es dem Frager an für drei Groschen, — ihm selbst kostete es nun ja nur viere, — eilig allen Gästen für denselben Preis. Sie ekelten sich aber vor dem häßlichen schwarzen Geschöpfe von dem er ihnen keinen bestimmten Nutzen anzugeben wußte, und als er nicht nachlassen wollte mit Anerbietung seiner schlimmen Waare, jedwedes Gespräch auf's dringendste unterbrechend, wies man den überlästigen Kumpan sammt seinem Kasten und seiner schwarzen Bestie aus der Thür.

In voller Seelenangst machte er sich zu dem Verkäufer des Kästleins und wollte ihm den kleinen Satan für einen niedern Preis wieder aufdringen. Aber der Mann war schläfrig, ließ sich auf die ganze Verhandlung gar nicht recht ein und meinte endlich, wenn die häßliche Flasche durchaus wieder an ihren ersten Herrn solle, möge er damit zu der Buhldirne Lukrezia gehn; die habe ihm dieses Ding sammt anderm Spieltande verkauft. Ihn aber möge er ruhig schlafen lassen.

„Ach du liebster Gott," seufzte Reichard recht innerlich, „wer doch auch so ruhig schlafen könnte!" Während er über einen großen Platz hinlief, um nach Lukreziens Wohnung zu gelangen, war es ihm ganz eigentlich, als renne Jemand in der Nacht rascheind hinter ihm drein und packe ihn bisweilen ordentlich am Kragen. Entsetzt kam er durch eine von sonst ihm wohlbekannte Hinterthür in Lukreziens Gemach. Die garstige Schöne saß noch bei einem lustigen Abendessen mit zwei fremden Buhlen auf. Man schalt erst über den unbescheidnen Krämer. Dann kauften ihm die Buhlen seinen Kram für die Courtisane fast leer, die ihn dabei wohl erkannte und ihn in einem fort auslachte. Das Galgenmännlein aber wollte Niemand kaufen. Als er es wiederholt anbot, sagte Lukrezia: „Pfui! Hinaus mit dem garstigen Dinge! Ich hab's schon gehabt, und mich Tagelang daran geekelt. Darum verkaufst' ich's auch für einige Groschen einem ähnlichen Lump als diesem, der mir's selber für einen Dukaten anschwatzte." — „Um Deines eignen zeitlichen Glückes willen," schrie der junge Kaufherr beängstigt, „Du weißt nicht, was Du von Dir stößest, Lukrezia, Du zornige, schöne Dirne. Laß mich nur fünf Minuten allein mit Dir sprechen und du kaufst mir das Fläschlein gewißlich ab."

Sie trat mit ihm ein wenig abseits und er offenbarte ihr das ganze seltsamliche Geheimniß vom Galgenmännlein. Da aber fing sie erst recht heftig zu schreien und zu schelten an. „Willst Du mich noch zum Narren haben, Du liederlicher Bettelmann?" rief sie. „Wenn es wahr wäre, hättest Du Dir gewiß was besseres vom Satan erwünscht, als diesen Kasten und diesen Riemen. Pack Dich hinaus! Und ob Du gleich lügst, will ich Dich dennoch als einen Zauberer und Hexenmeister angeben. Da sollst Du wegen Deiner dummen Prahlereien verbrannt werden."

Damit fielen noch die beiden Buhler, um sich ihrer Dirne gefällig zu erweisen, über den bestürzten jungen Gesellen her und stießen ihn die Treppe hinunter, so daß er im Grimm über diese Schmach und in der Angst, als Hexenmeister verbrannt zu werden, nur eilte, alsbald aus der Stadt Venezia fortzukommen. Am folgenden Mittage hatte er auch deren Gebiet schon hinter sich, worauf er sie denn als die Ursacherin alles seines Unheils von der Gränze aus zu verfluchen begann.

Das Galgenmännlein sah ihm dabei aus der Tasche, und als er es in seinem heftigen Gestikuliren unversehens erwischte, rief er aus: „nun gut, du nichtsnutziger Kerl; nun sollst du mir dennoch nutzen, und zwar eben dazu, dich desto geschwinder los zu werden!"

Und sofort wünschte er sich wieder eine ungeheure Menge Geld, noch vielmehr als das letzte Mal, und schlich nun, die schweren Taschen mühsam haltend, nach der nächsten Stadt hinein. Hier kaufte er einen glänzenden Wagen, miethete Lakaien und eilte nun in Pomp und Wohlleben der großen Hauptstadt Roma zu, überzeugt, sein Galgenmännlein dorten ohne Zweifel gut los zu werden unter dem Gewirre so vieler Menschen von den verschiedensten Wünschen und Sitten. So oft er indeß Dukaten ausgab, ließ er sie sich von dem Galgenmännlein gleich wieder zurückzahlen, damit er nach des Fläschleins Verkauf seine ganze Summe noch immer unversehrt beisammen habe. Ihm schien dies ein billiger Lohn für die Angst, welche er ausstand; denn nicht genug, daß sich ihm fast in jeder Nacht der häßliche schwarze Mann aus jenem ersten Traume wieder verwandelnd an die Brust legte; — er sah auch wachenden Muthes das Galgenmännlein immer so toll vergnügt in der Flasche umhertanzen, als habe es nun seine Beute gewiß und freue sich der bald gänzlich abgelaufenen Dienstzeit.

Kaum nun, daß ihn sein Reichthum und seine Verschwendung in die vornehmsten Gesellschaften der Stadt Roma eingeführt hatte, ließ ihm auch ein stets waches Entsetzen keine Zeit, schickliche Gelegenheiten zum Verkauf des Galgenmännleins abzuwarten. Ohne Unterschied bot er es jedem Menschen, den er sprach, für drei Groschen deutschen Geldes an und ward bald, als ein wunderlicher Toller, das Gelächter aller Leute. Geld macht wohl Muth und gibt Freunde. Er war auch allerwärts mit seinem Reichthum recht gern gesehn; sobald er aber von seinem Fläschlein und den drei Groschen deutschen Geldes zu sprechen anfing, nickte man ihm höflich zu und machte sich gleich darauf lächelnd von ihm los, weshalb er oftmals zu sagen pflegte: „des Teufels möchte man darüber werden; nur daß man es leider halb und halb schon ist."

Es ergriff ihn endlich eine solche Verzweiflung, daß er es in der schönen Stadt Roma nicht mehr aushalten konnte und den Entschluß faßte, sein Heil einmal im Kriege zu versuchen, ob er da des Galgenmännleins nicht ledig werden könne. Er hörte, daß zwei kleine italische Landschaften mit einander im Kampfe lägen, und bereitete sich ernstlich, zu einer von beiden Parten zu stoßen. Mit einem schönen, goldverzierten Küras, einem prächtigen Federhute, zwei auserlesenen leichten Jagdbüchsen, einem trefflichen, spiegelblanken Schwerte und zwei zierlichen Dolchen versehen, ritt er auf einem spanischen Hengste aus den Thoren, drei gutbewehrte Diener auf tüchtigen Rossen hinter sich.

Wie möchte ein so wohl gerüsteter Kriegsmann und der noch dazu erbötig ist, ohne Sold zu dienen, nicht gern von jeglichem Reiterhauptmann aufgenommen seyn? Der wackre Reichard sah sich unverzüglich einer wackern Schaar beigesellt und lebte eine Zeitlang im Lager so vergnügt bei Trunk und Spiel, als es ihm seine große inn're Beängstigung wegen des Galgenmännleins zuließ und die bösen Träume, die ihn allnächtlich verfolgten. Durch sein Ergehen zu Rom gewitzigt, nahm er sich nun wohl in Acht, die böse Waare so gar zudringlich anzubieten. Vielmehr hatte er noch keinem seiner Kameraden davon gesagt, um recht unversehens, wie im Scherz, einen desto leichtern Handel zu schließen.

Da knatterten eines schönen Morgens einzelne Schüsse aus den nahen Bergen. Die Kriegsleute, welche eben mit Reichard würfelten, horchten auf; alsbald auch schmetterten die Trompeten, zum Aufsitzen blasend, durch das Lager. Nun ging es rasch auf die Pferde, rasch im geordneten Haufen trabend nach der Ebene an den Füßen der Berge zu. Droben sah man schon das Fußvolk beider Parteien in Dampf und Rauch; auf der Ebene stellten sich feindliche Reiter. Dem Reichard ward ganz lustig zu Muthe, wie sein spanischer Hengst unter ihm wieherte und sprang, seine Waffen freudig zusammenrasselten, die Führer riefen, die Trompeten bliesen. Ein feindlicher Reitertrupp machte sich gegen sie vor, um, schien es, den Aufmarsch zu hindern, zog sich aber vor der Uebermacht zurück, und Reichard sammt seinen treuen Dienern waren nicht die letzten, welche ihm nachjagten, sehr erfreut im Gefühl, die Verfolgenden und Gefürchteten zu sein. Da pfiff es mit einem Male wunderlich in der Luft über ihre Köpfe hin. Die Pferde stutzten; es pfiff zum zweiten Male und ein Reiter wälzte sich mit seinem Roß, von der Falkonetkugel schwer getroffen, im Blute. Nun meinte Reichard: „beim großen Haufen ist es besser;" und wollte eben dahin reiten, als zu seinem Erstaunen der große Haufe schon dicht hinter ihm war, im Begriff, den Falkonetkugeln noch näher zu reiten. Eine Weile trabte der gute junge Gesell noch mit, aber als es rechts und links neben ihm mit vielen Kugeln in die Wiese schlug und zugleich die feindlichen Reiter mit blanken Klingen in zahlreichen Schaaren heran trabten, dachte er: „ei, wie hab' ich doch thöricht gehandelt, mich hierher zu begeben! Auf diese Weise bin ich doch dem Tode noch viel näher, als im Krankenbette, und erreicht mich eine von diesen vermaledeiten, pfeifenden Bestien, bin ich des Galgenmännleins und seines Luzifers Beute auf ewig." — Und kaum noch hatt' er es aufgedacht, so war der spanische Hengst auch schon herumgeworfen und es ging im unbändigsten Jagen rückwärts nach einem nicht weit entlegenen Walde zu.

Unter den hohen Bäumen hin spornte er sein Roß so lange wild umher, ohne Weg und Steg, bis es endlich in Erschöpfung stille stand. Da stieg auch er ermattet herunter, schnallte sich Küras und Wehrgehenke, dem Pferde Hauptgestell und Sattel los, und sagte, indem er sich lang in das Gras streckte: „ei, wie so wenig schicke ich mich doch zum Soldaten, am mindesten mit dem Galgenmännlein in der Tasche!" — Er wollte nun überlegen, was weiter für ihn anzufangen sei, fiel aber dabei in einen tiefen Schlaf.

Nach wohl mehrern Stunden ruhigen Schlummers drang es wie ein Geflüster von Menschenstimmen und Geräusch in sein Ohr. Er senkte sich aber, auf dem kühlen Platze behaglich liegend, absichtlich noch immer tiefer in seine Schlaftrunkenheit hinein, und wollte von dem Geräusche nicht eher etwas wissen, bis eine Stimme donnernd auf ihn hineinschrie: „bist Du schon todt, Sackermenter? Sag's nur gleich, daß man nicht unnöthig seinen Schuß Pulver verplatzt." — Aufblickend sah der unsanft erweckte Gesell eine gespannte Muskete auf seiner Brust. Der sie hielt, war ein grämlicher Fußknecht, deren Andre umher standen, die sich bereits seiner Waffen, wie auch seines Pferdes und Mantelsackes bemächtigt hatten. Er bat um Gnade und schrie vorzüglich in höchster Seelenangst: „wenn man ihn absolut todt schießen wolle, möge man ihm mindestens vorher das Fläschlein in seiner rechten Wamstasche abkaufen." — „Dummer Gesell," lachte einer von den Fußknechten, „abkaufen will ich's Dir nicht, abnehmen aber sonder allen Zweifel." Und damit hatte er das Galgenmännlein bereits erwischt und in seinen Busen gesteckt. „In Gottes Namen!" sagte Reichard dazu. „Wenn Du die Bestie nur behalten kannst. Aber ungekauft bleibt sie nicht bei Dir." Die Kriegsknechte lachten und zogen mit Roß und Sachen fort, ohne sich um den, welchen sie für einen Halbverrückten hielten, weiter zu bekümmern. Er aber suchte in seinen Taschen und fand das leidige Galgenmännlein richtig wieder darin. Da rief er ihnen nach und zeigte das Fläschlein. Erstaunt griff der, welcher es ihm genommen hatte, in den Busen, und da er es nicht fand, lief er zurück, es sich von Neuem zu holen. — „Ich sage Dir ja, sprach Reichard betrübt, es bleibt nicht auf solche Weise bei Dir. Wende doch nur die wenigen Groschen daran." — „Ja, Taschenspieler!" lachte der Soldat; „auf die Manier sollst Du mir nichts von meinem wohlerworbenen Eigenthume losnarriren." Und den Andern nachlaufend, behielt er das Fläschlein achtsam in der Hand. Plötzlich aber stand er still und rief: „tausend! da ist es mir ja dennoch fortgeglischt." Während er nun im Grase suchte, rief ihm Reichard zu: „Komme doch nur her. Es steckt ja schon wieder in meiner Tasche!" — Weil es nun der Kriegsmann also befand, bekam er erst rechte Lust zu dem spaßhaften Dinge, das sich — wie es gewöhnlich that, wenn es verhandelt ward — höchst lustig und freudenvoll erwies, denn freilich rückte es durch einen solchen Aktus dem Ende seiner Dienstzeit immer näher. — Die geforderten drei Groschen schienen aber dem Fußknecht zu viel, worauf Reichard ungeduldig sagte: „nun, Geizhals, wenn Du so willst; mir kann es schon recht sein. Gib mir denn einen Groschen und nimm Dein erkauftes Gut." Da ward der Handel geschlossen, das Geld gezahlt, der Satanas überliefert. — Während die Kriegsleute noch stehn blieben, das Ding betrachtend und belachend, überlegte Reichard sein künftiges Geschick. Mit leichtem Herzen stand er nun da, aber auch mit leichten Taschen und ohne Aussicht auf irgend einen guten Erwerb; denn zu der Reiterschaar, wo noch seine Diener mit Waffen und Pferden waren und vielem Gelde, traute er sich nicht zurück. Theils schämte er sich seiner schändlichen Flucht, theils auch dachte er gar, man würde ihn dort nach militärischem Recht als einen Ausreißer erschießen. Da fiel es ihm ein, ob er nicht gleich mit den gegenwärtigen Fußknechten zu ihrer Schaar gehen wolle. Aus ihren Reden hatte er wohl abgenommen, daß sie der andern Partei dienten, wo ihn Niemand wieder erkennen mochte, und das Leben an eine gute Beute zu wagen, fühlte er sich jetzt, des Galgenmännleins und aller Baarschaft ledig, trotz jenes unglücklichen Kriegsanfanges, ziemlich aufgelegt. Er gab seinem Verlangen Worte, man schlug ein, und er ging mit den neuen Kameraden nach ihrem Lager heim.

Der Hauptmann machte eben nicht viel Umstände, einen schlanken, kräftig gewachsenen Burschen, wie der Reichard war, einzustellen, und er lebte nun als Fußknecht sein Leben eine ganze Zeitlang fort. Dabei ward ihm aber oftmals trübselig zu Muthe. Seit dem letztern Gefecht standen die Heere einander unthätig gegenüber, weil zwischen beiden Staaten unterhandelt ward. Da gab es nun freilich keine Todesgefahr, aber auch

dere in meiner Gegenwart zum Beispiel, wenn Gäste da waren, die mir nicht behagten, so sagte Leon mir von denselben Nacht um Nacht, wie sie gesprochen, gelacht, gegessen und getrunken hatten, und bis in welche Einzelheiten sie sich in ungezogenen Bewegungen verloren hatten. Ich hatte mich oft darüber gewundert, und endlich, als Wunder meine Neugierde nicht befriedigte, mich die Gelehrten um die Ursache befragt, welche Kunststücke Leon hierbei anwende.

Das Ende davon war, daß mir gesagt wurde, Leon besitze eine gewisse, sinnliche Intuition, und schien in der That in mir selbst etwas Derartiges zu liegen, da ich mich nicht erinnern kann, daß ich die Gäste jemals mit Absicht beobachtet hätte, indem Niemand mir weniger gut zu meiden war, als Menschen, die mir nicht behagten, und ich mich daher, wenn sie kamen, sogleich entfernte, so, daß ich eigentlich diesen Sinn nicht recht kannte, der mir angeboren sein sollte, und mir, als dem Besitzer, Niemand, der mir gut war, zu nahe kommen durfte. Nachdem ich diese Lehre Magnetismus genannt hatte, und Leon mir Alles, was ich ihm befahl, ohne Widerrede that, so ließ ich mich von ihm in Schlaf versetzen, und sah, daß er

klüft. Auf eine ähnliche Weise erging es dem armen Reichard mit seinem Satansgaukler in der Tasche, und weil es gar zu kläglich und erbarmungswerth war, wie er sich damit abquälte, will ich Euch von dem Leid seiner langen, hülflosen Flucht nichts mehr erzählen, wohl aber, was ihm nach mehrern Monden auf derselben begegnete.

Er hatte sich nämlich eines Tages in Mitten wilder Gebirge verirrt und saß nun still und betrübt neben einem kleinen Wässerlein, das, durch verwachsenes Gesträuch heruntersickernd, gleichsam mitleidig zu seiner Erquickung herzubringen schien. Da hallte ein gewaltiger Rossestritt über des Bodens felsiges Gestein, und auf einem hohen, schwarzen, wild aussehenden Pferde reitend, kam ein sehr großer Mann, äußerst häßlichen Antlitzes, in ganz blutrothen, prächtigen Kleidern, gegen die Stelle hervor, wo Reichard saß. „Was so betrübt, Gesell?" redete er den innerlich erbebenden, Unheil ahnenden Jüngling an. „Ich sollte meinen, Du seist ein Kaufmann. Hast Du etwa zu theuer eingekauft?"

„Ach nein, zu wohlfeil vielmehr;" entgegnete Reichard mit leiser, zitternder Stimme.

„So kommt es mir auch vor, mein lieber Kaufherr!" schrie der Reiter mit einem entsetzlichen Lachen. „Und hast Du etwan so ein Dinglein zu verkaufen, das man Galgenmännlein heißt? Oder irrt' ich mich, wenn ich Dich für den verrufenen, tollen Halbheller ansehe?"

Kaum vermochte der arme junge Bursche ein leises: „ja der bin ich," über seine bleichen Lippen zu bringen, mit jedem Augenblicke erwartend, daß sich des Reiters Mantel zu blutriefenden Fittigen gestalte, seinem Hengst ein nächtlich schwarzes Schwunggefieder, von Höllengluthen durchblitzt, hervorsprosse und es im Fluge fortgehe mit ihm Unseligen zu dem Wohnsitz ewiger Qual.

Aber der Reiter sagte mit etwas gemilderter Stimme und weniger gräßlichen Geberden: „ich merke schon, für wen Du mich ansiehst. Doch sei getrost, ich bin es nicht. Vielmehr mag ich Dich vielleicht von ihm erlösen, denn ich suche Dich schon seit vielen Tagen auf, um Dir Dein Galgenmännlein abzukaufen. Freilich hast Du vermaledeit wenig dafür gegeben und ich selbsten weiß keine geringere Münze aufzutreiben. Aber höre zu und folge mir. Auf der andern Seite der Berge wohnt ein Fürst, ein junger, lockerer Bursche. Dem heg' ich morgen ein gräßliches Unthier auf den Hals, sobald ich ihn von seinem Jagdgefolge werde fortgelockt haben. Harre Du hier bis Mitternacht und geh' alsdann; — eben wenn der Mond auf jenem Felsenzacken steht, — mäßigen Schrittes die finstre Kluft zur Linken entlang. Verweile Dich nicht, eile Dich nicht, und Du kommst eben zur Stelle, wenn das Unthier den Fürsten unter seinen Tatzen hat. Greif es nur furchtlos an, es muß Dir weichen und sich vor Dir das schroffe Meerufer hinunterstürzen. Dann begehre vom dankbaren Fürsten, daß er Dir ein Paar Halbheller schlagen lasse, wechsle mir zwei aus und für einen davon wird das Galgenmännlein mein."

So sprach der gräßliche Reiter, und ohne Antwort abzuwarten, ritt er in die Büsche langsam hinein.

„Wo find' ich Dich aber, wenn ich die Halbheller habe?" schrie Reichard ihm nach.

„Am Schwarzbrunnen!" rief der Reiter zurück. „Jede Kindermuhme hier kann Dir sagen, wo der liegt."

Und mit langsamen, aber weitausgreifenden Schritten trug das häßliche Roß seine häßliche Bürde fort.

Für Einen, der so gut als Alles verspielt hat, gibt es kein Wagestück mehr; deshalben sich auch der Reichard in seiner betrübten Verzweiflung entschloß, dem Rathschlage des furchtbaren Reiters Folge zu leisten.

Die Nacht brach ein, der Mond stieg auf und stellte sich endlich rothfunkelnd über den bezeichneten Felsenzacken hin. Da erhob sich zitternd der bleiche Wandersmann und schritt in die dunkle Kluft hinein. Freudlos und dunkel sah es drinnen aus, nur selten vermochte ein Mondenstrahl über die hohen Klippen zu beiden Seiten hereinzusehn, auch dunstete es in dem eingeengten Orte wie Grabesgeruch, sonsten aber ließ sich nichts Unheimliches verspüren. Der Reichard fühlte sich auf diese Weise zum Weilen nicht verlockt, eher zum Eilen, aber auch dies unterließ er, des Reiters Weisung getreu, und entschlossen, nichts durch seine Schuld von dem Fädlein reißen zu lassen, welches ihn an Licht und Hoffnung noch anknüpfe.

Nach mehrern Stunden funkelten einige rothe Morgenlichtlein auf seinen dunkeln Weg, frische tröstende Lüfte hauchten seinem Antlitz entgegen. Aber eben, als er aus dem tiefen Pfade hervorstieg und sich an der frischen Waldgegend ergötzen wollte und am blauen Geflimmer des Meeres, das sich unfern von ihm ausdehnte, störte ihn ein ängstliches Geschrei. Umblickend sah er, wie ein abscheuliches Thier einen jungen Mann im reichen Jägerkleide am Boden liegend unter sich hatte. Des Reichards erste Bewegung war wohl, zur Hülfe zu eilen; nur als er die Bestie recht in's Auge faßte und sah, daß sie einem ungeheuern, griesgrämischen Affen glich, der noch überdies ein gewaltiges Hirschgeweih auf dem Kopfe trug, verließ ihn aller Muth, und er stand im Begriff, dem jämmerlichen Hülfsgeschrei des Gefällten ungeachtet, wieder in seine Kluft zurückzukriechen. Da fiel es ihm erst recht wieder ein, was der Reiter gesagt hatte. Von der Angst vor ewigem Verderben getrieben, lief er mit seinem Knotenstock auf das Affen-Ungeheuer zu. Dieses wiegte eben den Jäger in seinen Vordertatzen, es schien, um ihn emporzuschleudern und dann mit dem Geweihe aufzufangen. Als sich aber Reichard nur eben nahte, ließ es seine Beute fallen und lief mit einem häßlichen Gepfeif und Gekrächz davon, der keck gewordene Reichard ihm nach, bis es vom hohen Meeresstrand hinunterstürzte, ihm noch ein abscheuliches Gesicht zufletschend und dann unter den Wellen verschwindend.

Nun ging der junge Gesell triumphirend zu dem erretteten Jägersmann zurück, der sich ihm auch nach Erwarten als regierender Fürst dieser Gegend kund gab, seinen Schützer für einen gar freisamen Helden ausschreiend und ihn bittend, er möge nur dreist irgend einen Lohn von ihm fordern, so hoch er in seinen Kräften stehe.

„Ja?" fragte der Reichard hoffnungsvoll, „ist das Euer Ernst? Und wollt Ihr mir bei Eurer fürstlichen Ehre nach Vermögen zu dem verhelfen, darum ich Euch bitten werde?"

Der Fürst bejahte es abermals auf's freudigste und zuversichtlichste

„Nun dann," rief Reichard inbrünstig flehend aus, „so laßt mir doch um Gotteswillen ein Paar Halbheller gültiger Münze schlagen, wenn's auch nicht mehr als zweie sind."

Während ihn der Fürst noch voll Erstaunen ansah, waren einige seines Gefolges herbeigekommen, denen er alles Vorgefallne erzählte und von welchen Einer alsbald in Reichard den wahnsinnigen Halbheller, den er schon sonst gesehn, wieder erkannte.

Da fing der Fürst an zu lachen und der arme Reichard umschlang beängstigt seine Knie, schwörend, es sei um ihn gethan, ohne die Halbheller.

Der Fürst aber entgegnete, noch immer lachend: „stehe nur auf, Gesell, Du hast mein Fürstenwort, und wenn Du darauf bestehst, laß ich Dir Halbheller schlagen, so viel Du Lust hast. Sind Dir aber Drittelheller eben so lieb, so braucht's keiner Münzerei deswegen, denn die Gränznachbarn behaupten, meine Landesheller wären so leicht, daß dreie davon auf einen andern gewöhnlichen gingen."

„Wenn das nur gewiß ist," sagte der Reichard zweifelnd.

„Ei," entgegnete der Fürst, „Du würdest der Erste sein, dem sie allzugut schienen. Sollte es Dir aber dennoch begegnen, so gebe ich hiermit mein feierlichstes Wort, Dir noch schlechtere schlagen zu lassen, vorausgesetzt, daß es möglich ist."

Und damit hieß er dem Reichard durch einen Bedienten einen ganzen Sechel Landesheller geben. Der lief damit, wie gejagt, nach der nahen Gränze, und ward ein so froher Mensch, als er seit langen Zeiten nicht gewesen war, da man ihm im ersten Wirthshause des benachbarten Landes nur ungern und zögernd einen gewöhnlichen Heller für drei fürstliche gab, die er zur Probe verwechselte.

Nun fragte er auch sogleich dem Schwarzbrunnen nach, aber einige Kinder, die in der Gaststube spielten, liefen darüber schreiend hinaus. Der Wirth belehrte ihn, selbst nicht ohne Schaudern, dies sei gar ein verrufener Ort, von dem viele böse Geister in das Land ausgehen sollten, und den wenige Menschen mit Augen gesehen hätten. Das wisse er wohl: der Eingang dahin sei unweit von hier, eine Höhle mit zwei dürren Cypressen davor, und man solle nicht des Weges verfehlen können, wenn man da hineingehe, wovor aber Gott ihn und alle treue Christenmenschen bewahren wolle!

Da ward dem Reichard freilich wieder sehr ängstlich zu Muth, aber gewagt mußte es doch einmal sein und er machte sich also auf den Weg. Schon von weitem her sah ihn die Höhle sehr schwarz und grauenvoll an; es war, als seien die beiden Cypressen aus Schreck über den häßlichen Schlund verdorrt, welcher dem Näherkommenden ein ganz wunderliches Gestein in seinem Schooße zeigte. Es sah wie lauter verzerrte, langbärtige Fratzengesichter aus, deren einige sogar Aehnlichkeit hatten mit jenem Affenmonstrum am Meeresstrande. Und wenn man denn recht hinsah, war es doch wieder nur bloßes vielgezacktes und vielzerspaltenes Felsgeäder. Zitternd trat der arme Gesell unter die Larven hinein. Das Galgenmännlein in seiner Tasche ward so schwer, als wolle es ihn zurückziehn. Aber eben dadurch wuchs sein Muth; „denn," dachte er, „was der nicht will, muß ich just wollen." Auch legte sich tiefer in der Höhle eine so dichte Finsterniß über seine Augen, daß er bald von den Schreckgestalten nichts mehr gewahr ward. Nun fühlte er nur höchst vorsichtig mit einem Stecken vor sich hin, um nicht etwa in unbekannte Abgründe zu stürzen, fand aber nichts, als eben, feinbemoos'ten Boden, und wäre nicht bisweilen ein wunder-

liches Pfeifen und Krächzen durch die Höhle gegangen, er hätte sich alles Entsetzens erwehrt.

Endlich gelangte er hinaus. Ein wüster Bergkessel schloß ihn von allen Seiten ein. Zur Seite sah er das große, furchtbare Schwarzroß seines Handelsmannes, wie es unangebunden, mit hochgehaltenem Kopfe, ohne zu weiden oder sich sonsten zu regen, gleich einer erzenen Bildsäule dastand. Gegenüber quoll ein Born aus dem Felsen, darin sich der Reiter Kopf und Hände wusch. Aber die böse Fluth war schwarz wie Tinte und färbte auch so ab; denn als sich der riesige Mann nach Reichard umkehrte, war sein häßliches Antlitz ganz mohrenfarb, welches auf eine schreckliche Weise gegen den reichen rothen Kleiderputz abstach. „Zittre nicht, junger Bursche," sagte der Furchtbare. „Das ist eine von den Ceremonien, die ich dem Teufel zu Gefallen thun muß. Alle Freitag muß ich mich hier so waschen, zu Trutz und Hohn dem, den Ihr Euren lieben Schöpfer nennt. So muß ich auch immer den Purpur meines rothen Kleides, so oft ich ein neues brauche, mit einer bösen Zahl von Tropfen meines eignen Blutes mischen, — wovon er denn freilich eben die wunderprächtige Farbe bekommt, — und was der lästigen Bedingungen mehr sind. Noch obenein habe ich mich ihm mit Leib und Seele so fest verschworen, daß an gar keine mögliche Lösung zu denken ist. Und weißt Du, was mir der Knauser dafür gibt? Hunderttausend Goldstücke des Jahrs. Damit kann ich nicht auskommen und will mir deshalben Dein Galgenmännlein kaufen, welches ich auch schon dem alten Geizhals zum Possen thue. Denn schau, meine Seele hat er ohnedies, und nun kommt das Teufelein in der Flasche dermaleinst ohne allen Gewinnst in die Hölle, nach seiner langen Dienstzeit, zurück. Da soll der grimme Drache recht fluchen." Und zu lachen begann er, daß die Felsen schallten und selbst das sonsten regungslose schwarze Roß ordentlich zusammenfuhr.

„Nun," fragte er, sich wieder zu Reichard wendend, „bringst Du Halbheller, Gesell?"

„Ich bin Eu'r Gesell nicht;" entgegnete Reichard, halb verzagt, halb trotzig, indem er seinen Seckel öffnete.

„Ach, nur nicht so vornehm gethan," schrie der riesige Handelsmann. „Wer hetzte dem Fürsten das Monstrum zu, damit Du siegen konntest?"

„Es wär' all' der Spuk nicht nöthig gewesen;" sagte Reichard, und erzählte, wie der Fürst schon ganz von selbsten nicht nur Halbheller schlage, sondern gar Drittelsheller.

Der rothe Mann schien verdrießlich darüber, daß er sich nun unnöthig die Mühe mit dem Ungeheuer gegeben habe. Dennoch wechselte er sich drei schlechte Heller gegen einen guten ein, gab dem Reichard einen von jenen und empfing dagegen das Galgenmännlein, welches ganz schwer aus der Tasche ging und am Boden des Glases verdrossen und traurig zusammengekrümmt lag. Des lachte der Käufer wieder gewaltig und schrie: „kann dir doch Alles nichts helfen, Satan; nur Gold her, so viel mein Schwarzroß irgend neben mir tragen kann." Alsbald auch ächzte das ungeheure Thier unter einer gewaltigen Goldbürde. Doch nahm es noch seinen Herrn auf und schritt alsdann, einer Fliege ähnlich, welche die Wand hinaufgeht, an dem senkrechten Felsen gerade empor, aber doch mit so abscheulichen Bewegungen und Verrenkungen, daß Reichard nur schnell in die Höhle zurücksah, um nichts mehr davon zu sehn.

Erst als er an der andern Seite des Berges wieder herausgekommen und eine große Strecke von dem Schlunde fortgelaufen war, drang das frohe Gefühl der Befreiung durch sein Gemüth. Er fühlte es in seinem Herzen, daß er die frühern großen Fehle abgebüßt habe und ihm fortan kein Galgenmännlein mehr angehören könne. In's hohe Gras legte er sich vor Freuden, streichelte die Blumen und warf der Sonne Kußhände zu. Sein ganzes heitres Herz von sonsther war wieder in ihm lebendig, nicht aber zugleich der ehemalige freche Leichtsinn und Frevelmuth. Obwohl er sich jetzt mit ziemlichem Rechte rühmen konnte, den Teufel selbsten betrogen zu haben, rühmte er sich dennoch dessen nicht. Vielmehr richtete er seine ganze verjüngte Kraft darauf, wie er forthin auf eine fromme, ehrenwerthe und freudige Art in der Welt leben möge. Das gelang ihm denn auch so wohl, daß er nach einigen Jahren tüchtiger Arbeit als ein wohlhabender Kaufherr in die lieben deutschen Lande zurückkehren konnte, wo er sich ein Weib nahm und oftmals in seinem gesegneten Greisenalter Enkeln und Urenkeln die Mähr von dem verfluchten Galgenmännlein zu nutzreicher Warnung vorerzählte.

Karoline, Baronin de la Motte Fouqué, geb. von Briest

ward im Jahre 1773 zu Nennhausen bei Rathenow geboren, vermählte sich zuerst mit einem Herrn von Rochow und später, nachdem diese Ehe durch kirchliche Scheidung getrennt worden, mit dem Baron F. de la Motte Fouqué. Sie starb am 21. Juli 1831 zu Nennhausen.

Von ihr erschien:

Drei Mährchen. Berlin, 1806.
Roderich. Berlin, 1807.
Die Frau des Falkensteins. 2 Thle. Berlin, 1810.
Briefe über weibliche Bildung. Berlin, 1811.
Kleine Erzählungen. Berlin, 1811.
Magie der Natur. Berlin, 1812.
Briefe über die griechische Mythologie. Berlin, 1812.
Der Spanier und der Freiwillige. Berlin, 1814.
Feodora. 3 Thle. Leipzig, 1814.
Edmunds Wege und Irrwege. 3 Thle. Leipz., 1815.
Das Heldenmädchen aus der Bender. 2 Thle. Leipzig, 1816.
Neue Erzählungen. Berlin, 1817.
Frauenliebe. 3 Thle. Nürnberg, 1818.
Ida. 3 Thle. Berlin, 1820.
Lodoiska. 3 Thle. Leipzig, 1820.
Fragmente aus dem Leben der heutigen Welt. Berlin, 1820.
Kleine Romane. 2 Thle. Jena, 1821.
Heinrich und Maria. 3 Thle. Jena, 1821.
Briefe über Berlin. Berlin, 1821.
Vergangenheit und Gegenwart. Berlin, 1822.
Die Herzogin von Montmorency. 3 Thle. Leipzig, 1822.
Die Vertriebenen. 3 Thle. Leipzig, 1823.
Die Frauen in der großen Welt. Berlin, 1826.
Valerie. Berlin, 1827.
Der Schreibtisch oder alte und neue Zeit. Köln, 1833.
Einzelne Erzählungen u. s. w. in Almanachen, Zeitschriften u. s. w.

Eine fein gebildete Schriftstellerin, welche mit scharfem, psychologischem Blick zu beobachten wußte und der es nicht an Phantasie fehlte ihren Erfindungen lebenswarme Gestaltung zu geben und die einzelnen Situationen anmuthig darzustellen, wohl aber hin und wieder an Correctheit und Präcision, namentlich in jenen Leistungen welche sie Walter Scott nachzubilden strebte. Am glücklichsten erscheint sie in ihren kleinen Erzählungen, unter denen mehrere meisterhaft zu nennen sind.

Erasmus Francisci,

eigentlich von Finx heißend und aus adlichem Geschlechte stammend, ward am 19. November 1627 in Lübeck geboren, studirte die Rechte und lebte dann mit dem Titel eines F. Hohenlohe'schen Rathes als Privatgelehrter und Schriftsteller in Nürnberg, wo er am 20. December 1694 starb.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Geistliche Goldkammer der bußfertigen Seelen. Nürnberg, 1675.
Wohl der seligen Ewigkeit für die Verächter der Eitelkeit. Nürnberg. 1717.
Germania d. i. Bericht von Austrasien, Lotharingen u. s. w. Magdeburg, 1708.

Sammlung älterer oder Aufmunterung zur Nachfolge. Leipzig, Schönfeld. 1699.

Versuchen in lieblicher Harmonie. 2 Theile. Augsburg, Rieger. 1774. 8. 2 Bde.

Kampf der Tugend mit Belohnung der Beständigkeit. Nürnberg, Endter. 1683.

Christliches Portrait. Nürnberg. 1705.

Lustige Gedanken. 3 Bde. Nürnberg. 1708.

Lustiger Discurs zwischen Mercurio, Merckur und einer Hexe. Leipzig, Fleischer. 1703.

Die Krone. 3 Bde. Leipzig. 1690.

Verbesserung der Geschichte des Mittelalters. Nürnberg. 1692.

Ob- und weltlicher Staats- und Tugendton: Enthält die Thier- und Mährchen 1, 2, 6, 7, 10.

Gusen, Ritter von Franck.

wurde im Jahre 1807 zu Wien geboren, besitzt die Rechtswissenschaften an der hiesigen Universität und erlangte im Jahre 1830 zu Dobrowitzka in Polen, 1831 war er in der 4. Mitgliederliste und erhielt noch die besondere Ehre des Grad eines Lemmanost. Er hat gegenwärtig noch in Wien.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Wien. 1830.

Klein Deutschland's Wehmuth, Trauerlied auf C. Theodor Baiern's Tod. 1830.

Huldigungs-Gedicht Sr. Majestät des Kaisers Franz. Wien. 1830.

Zeitschrift für monatslicher Originalien. Leipzig. 1831.

Dramatische Zeitschrift. 8. Bde. Leipzig. 1832.

Anmerk. 1) Der Herausgeber von Wiener und Berliner Conversationsblatt. 2) Redakteur. 3) Ein Mitarbeiter an Gubitz Gesellschafter.

Gedichte und Aufsätze in verschiedenen belletristischen und Almanachen u. s. w. in viele mehr. Unter diesen sind besonders zu bemerken: die in Gubitz Gesellschafter, Wiener, Berliner, Leipziger, bei Wiedenfeld, bei Brockhaus, Gubitz, Schumann und Wiesen, Wiener Conversationsblatt, auf einigen deutschen Bühnen aufgeführt worden.

Gubitz's Gesellschafter. Eine Unterhaltungszeitung mit der lobenswerthen Absicht, gediegene Kost zu geben, und mit der humoristischen Absicht, solche schmecken. Wiewohl, Niemanden auf der Gesellschaft Gubitz's sich beschweren, so scheint doch die Absicht, Niemanden beschwerlich zu fallen. Seine Bestrebungen anerkennender Originale verdienen das Lob großer Treue und einer gediegenen und gesitteten Behandlung der Form.

Der Herr im Hause,

herausgegeben von Mr. Pyrmont.

Kurzschlüssiges Lustspiel.

Ort der Handlung: Das Zimmer Gustels.

Zeit: Die Gegenwart.

Personen: Gustel, Frau Hagen.

Schwester, Fräulein Hagen.

Adam, Diener.

Ein Polizeidiener.

Eine Dame spielt im Zimmer mit Kanarienvögeln.

(Gustel, im Schlafrocke an Pantoffeln.)

Gustel. Adam.

Kurzschlüssiges Lustspiel. Adam (mit der Polizeidiener kommt).

Adam. Ich bin schon da.

Herr ist ihr nun einmal so Herr im Hause, daß Adam, der Diener, ihn nicht Herr nennen darf, weil meine Gustel sich das Vorrecht wegnahm.

Anm. Der Druck Gedruckt bemerkenswerthen Originalien.

Für die feine Welt ist eine gefährliche und viel Schlechtes Witzes Gustels Gustel sich hat an der Tagesordnung. Ich bin nun der Herr im Hause Gustels verwandt. Ich bin mir schon einmal gesagt. Gustel ist machen, und sie bringt mir vor Zeiten, darauf verschlechtert sie mir wenigstens Gustel ja gefallen, für die Verschwörungen und einer Gustel-Gesellschaft gefangen zu bringen, und sich gesellschaftlich durch seine moralische Gesinnung, aber einen sonderbaren Gesellschaften in sie es gute machte, und einander zu verbinden. Ich kenne gefährlich Gustels erkannt sich Gustel Gustel Gustel

Adam.

Bedenken Euer Gnaden, daß mich dies meinen Dienst kosten würde.

Einig.

Sprich nicht so thöricht, Adam, wie sollte Dich Dein Gehorsam um den Dienst bringen?

Adam.

Die gnädige Frau — —

Einig.

Dienstentlassungen finden in meinem Hause nie ohne meine Ratification statt. Ich bin der Herr im Hause, und — —

Adam.

Und doch muß das arme Suschen, das nun schon sechs Jahre treu und redlich dient, in vierzehn Tagen aus dem Hause.

Einig.

Wer sagt das?

Adam.

Die gnädige Frau.

Einig.

Ich sage Dir, Suschen bleibt.

Adam.

Wenn ich mich darauf verlassen könnte. Sie wissen, wie ich an Suschen hänge, seit mir der gnädige Herr aufgetragen haben, sie zu heirathen, wegen der Meierei und des damit verbundenen Viehes — —

Einig.

Du wirst sie auch heirathen.

Adam.

Ich habe Euer Gnaden zwar erwidert, daß die Ledigkeit das größte Gut — —

Einig.

Ich weiß, ich weiß.

Adam.

Nun habe ich endlich nachgegeben, weil Suschen so brav, sanft und fleißig ist, und weil sie eine eben so große Aversion gegen das Heirathen hat als ich — und nun soll das arme Mädel fortgejagt werden, weil sich eine noble Kammerjungfer gefunden hat, die um denselben Lohn französisch, englisch und deutsch zugleich bedient — —

Einig (zufrieden lächelnd).

Sei ganz ruhig, wenn ich einmal sage: „Sie bleibt," so bleibt sie.

Adam.

Aber Euer Gnaden sind ja nicht einmal im Stande, die Heirath der leiblichen Tochter, des Fräuleins Leopoldine, mit dem braven Herrn von Werder durchzuführen, und das lediglich darum, weil die gnädige Frau — —

Einig.

Das wollen wir sehen. Ich sage Dir, daß Werder meine Leopoldine heimführen wird.

Adam.

Auch dem Herrn Sohn, dem wackern Junker Fritz, der vor vier Jahren, ohne Euer Gnaden Wissen, das Haus bei Nacht und Nebel verlassen hat — —

Einig.

Ach, erinnere mich nicht an dieses Ereigniß, es ist der einzige Fall, wo in meinem Hause Etwas ohne mein Wissen und gegen meinen Willen geschehen ist.

Adam.

Euer Gnaden wollten dem Herrn Sohne auf sein reumüthiges Schreiben verzeihen, ihn wieder mit offenen Armen im Hause aufnehmen; aber die gnädige Frau hat nun einmal geschworen, das würde nie geschehen, und — —

Einig.

Auch das wird geschehen, ich bin ja der Herr im Hause; Alles wird geschehen; Suschen wird bleiben, Du wirst sie heirathen, es wird keine neue Kammerjungfer aufgenommen werden, Leopoldine wird den braven Werder zum Mann bekommen, und mein Sohn wird mit offenen Armen im Hause empfangen werden.

Adam.

Was geschieht mit dem Shawl?

Einig.

Trage ihn meinethalben zur gnädigen Frau, um Dich zu salviren, aber daß sie ihn nicht behalten wird, dafür stehe ich Dir gut.

Adam.

Wenn Euer Gnaden das Alles durchsetzen, so — so sind Euer Gnaden gewiß der Herr im Hause. (Ab).

Zweyte Scene.

Einig (allein, bald darauf ein Bedienter.)

Ob ich es durchsetzen werde! Gott sei Dank, sie wissen es in meinem Hause, daß nichts geschehen kann, was ich nicht gern erlaube. Bezahlen werd' ich den Shawl, bezahlen kann ich ihn, ja, bezahlen muß ich ihn, aber die gnädige Frau soll ihn nicht behalten dürfen; sie soll auch nicht sagen können, der Geiz sei die Ursache meiner festen Verweigerung, ich will nur meine Consequenz zeigen. Der Shawl soll verschenkt werden, verkauft werden, weggeworfen werden, mir gilt es gleich; aber Madame soll sehen, daß ich der Herr im Hause bin.

(Ein Bediente tritt auf).

Bediente.

Die gnädige Frau begießt heute selbst die Blumen. Euer Gnaden möchten geschwind kommen, Wasser tragen.

Einig (hastig).

Sogleich! (Rasch ab mit dem Bedienten).

Dritte Scene.

Caroline (von einer andern Seite kommend). Fritz (aus dem Lusthause tretend, das er von Innen aufgesperrt hat).

Fritz.

Nun, Linchen, wie weit sind wir vorgerückt?

Caroline.

Wir sind am Ziele. Deine Mutter hat mich bereits so lieb gewonnen, daß sie ihr Kammermädchen, welches schon sechs Jahre im Hause ist, ohne Weiteres wegjagen will, um mich zur Kammerjungfer zu ernennen.

Fritz.

Vortrefflich!

Caroline.

Sie hält mich für das Muster aller Kammerkätzchen, und ahnet in mir nicht die Schwiegertochter. Ich habe in den wenigen Stunden, die ich gestern und heute mit ihr zubrachte, schon alle ihre Schwächen abgelauert und mich durch kleine Kunstgriffe fest in ihre Gunst gesetzt.

Fritz.

Ich kenne diese kleinen Kunstgriffe, Linchen, auch mir waren sie unwiderstehlich.

Caroline.

O der Weg, auf dem ich Dich zu meinem Sclaven gemacht habe, war ein ganz anderer! Glaubst Du, mein Talent sei so einseitig? Die Art, wie man Weiber auf seine Seite bringt, füllt ein eigenes großes Capitel in der Theorie der weiblichen Kunstgriffe: Will man einen Mann zum Sclaven machen, so tischt man Sanftmuth und Herzensgüte auf, und würzt diese beiden Lieblingsspeisen der so leicht gezähmten Löwen mit etwas Widerspruch, besonders wenn dieser Widerspruch in einer gutherzigen Vertheidigung besteht. Wer diese Grundsätze bei Weibern in Anwendung brächte, der würde schön ankommen! Sanftmuth? Elle est ennuyante! Herzensgüte? Elle est bête comme une oie! und vollends der Widerspruch, wenn gegen andere zu Felde gezogen wird, der würde alles verderben. Da heißt es: Sauve qui peut! beigestimmt oder mit untergegangen! Ueber den Trümmern eines zerstörten Rufes wird gewöhnlich eine Weiberfreundschaft geschlossen.

Fritz.

Allerliebst.

Caroline.

Da hättest Du während des letzten Feldzuges unsre patriotischen Damenvereine sehen sollen, wie da mit der Charpie für die Blessirten zugleich mehr gute Namen zerzupft und zerzaust wurden, als je Wunden mit der gewonnenen Charpie geheilt werden konnten.

Fritz.

Ja, ja, das ist so Eure Art; Ihr heilt Wunden, um neue zu schlagen. Und hast Du bei meiner Mutter Gelegenheit gefunden, diese Taktik geltend zu machen?

Caroline.

Mehr als ich hoffte. Gleich beim Empfang begann sie damit, die ganze Kammermädchen-Dynastie des Hauses in ihrer Erbärmlichkeit darzustellen.

Fritz.

Du stimmtest bei?

Caroline.

Ich versicherte sie, daß ich einige meiner Vorgängerinnen vom Sehen her kenne, und von ihrer Unbrauchbarkeit überzeugt sei, daß aber die, welche ich nicht kenne, gewiß noch viel schlechter wären.

Fritz.

Recht schön!

Caroline.

Hierauf kam sie auf den Baron Fur zu sprechen, der mich ihr empfohlen habe, und erklärte ihn für einen Menschen ohne alle Erziehung, der leider das Vertrauen ihres etwas bornirten Gemahles besitze.

Fritz.

Ich hoffe nicht, daß Du in diese Verläumdungen einstimmtest?

Caroline.

Ich erwiederte, daß der Baron nicht nur wenig Erziehung

genossen habe, sondern auch allemand dans toute la force du terme sei, und daß der gnädige Herr bei dem Umstande, daß er eine so liebenswürdige und geistreiche Frau besitze, nichts Vernünftigeres thun könne, als bornirt zu sein.

Fritz.

Du hast Deine Rolle zu weit getrieben, sie ist gewiß recht böse geworden.

Caroline.

Keineswegs: sie nannte mich ein witziges Närrchen, und wollte mir sogleich das Draufgeld geben.

Fritz.

Das Draufgeld! Es ist unerhört! um sich der Medisance zu versichern, geben sie ein Draufgeld!

Caroline.

Auch englisch habe ich mit ihr gesprochen; o es läßt sich englisch recht hübsch medisiren.

Fritz.

Unvergleichlich! man weiß nicht, wozu das Erlernen fremder Sprachen gut ist.

Caroline.

Wenn ich heute einen etwas zweideutigen Gebrauch davon mache, so wirst Du darum mein Schauspielertalent nicht auf Kosten meines Herzens überschätzen.

Fritz.

Ich kenne Dein Herz länger als Dein Schauspielertalent.

Caroline (lächelnd).

Ganz ohne Talent bin ich nicht!

Fritz.

Fast möcht' ich sagen, daß Du zu viel hast, doch so lange die Frauen ihre Rollen improvisiren, lasse ich mir's gefallen, nur sollen sie nie — —

Caroline.

Auf einen Souffleur horchen, nicht wahr?

Fritz.

Ganz recht, im großen Lebensdrama sind die Souffleurs gefährlich.

Caroline.

Ich kann sie entbehren, denn ich habe gut memorirt. Die arme Caroline wird es nie vergessen, wie ihr guter lieber Fritz in Moskau — — —

Fritz.

Halt! Du fällst aus der Rolle, wir sind an der Schlußscene.

Caroline.

Gott gebe es! — Doch da kommen die Hauptpersonen.

Fritz.

Geschwind! in die Coulissen!

(Beide schnell ab. Caroline seitwärts, Fritz in das Lusthaus, das er von Innen versperrt).

Vierte Scene.

Einig. Frau Einig.

(Der Kanzleidirector trägt an jedem Arme eine volle Gießkanne welche er im Anfange der Scene noch hält.)

Frau Einig (im Auftreten).

Wie, mein Kind, ich soll nicht einmal das Recht haben, mein Kammermädchen zu wechseln, wenn es mir beliebt?

Einig.

Suschen ist brav.

Frau Einig.

Das mag sein.

Einig.

Ist das nicht genug?

Fr. Einig.

Nein.

Einig.

Sie ist nun sechs Jahr in meinem Hause.

Fr. Einig.

Daß sie sechs Jahr in meinem Hause war, lasse ich ihr unbenommen, nur im siebenten jage ich sie fort.

Einig.

In meinem Hause werden Dienstleute nicht ohne Grund fortgejagt.

Fr. Einig.

In meinem Hause kündigt man auf, wenn man will.

Einig.

Mein Haus soll nicht in den Mund der Leute kommen.

Fr. Einig.

Mein Haus kümmert sich nicht um andere Leute.

Einig (indem er schnaubend die Kannen niedersetzt, und seinen Ton herabstimmt).

Du denkst zu edel, um das arme Mädchen ohne Ursache brotlos zu machen.

Fr. Einig.

Du beurtheilst mich richtig, mein Schatz, allein Suschen hat einen Antrag von der Gräfin Reinau.

Einig.

Wie?

Fr. Einig.

Das Mädchen ist unzufrieden; ich mag keine unzufriedenen Menschen um mich sehen.

Einig.

Freilich — aber —

Fr. Einig.

Sie sagte neulich, es sei in einem Hause nicht auszuhalten, wo die Frau regiere.

Einig.

Unerhört!

Fr. Einig.

Von der Küchenmagd bis zum gnädigen Herrn müsse Alles nach meiner Pfeife tanzen.

Einig (aufgebracht).

Sie soll schon erfahren, wer der Herr im Hause ist.

Fr. Einig.

Es ist glücklicher Weise keine Noth an Kammermädchen.

Einig.

Kammermädchen im Ueberfluß!

Fr. Einig.

Ich habe ein sehr anständiges Mädchen gefunden, das französisch und englisch spricht, und um denselben Lohn dienen will.

Einig.

Nimm das Mädchen sogleich auf, ich erlaube es Dir; Suschen, die kleine Hexe, soll sehen, daß ein Herr im Hause ist. Sie soll den braven Adam nicht zum Manne bekommen; er ist ohnedies kein Freund vom Heirathen.

Fr. Einig.

Ich habe das neue Kammermädchen schon aufgenommen.

Einig.

Das war nicht recht, mein Schatz; Du hättest doch früher mit mir Rücksprache nehmen sollen.

Fr. Einig.

Nun ist's einmal geschehen. Die neue Kammerjungfer wird Dir übrigens gefallen; auch hat sie schon gebeten, dem gnädigen Herrn vorgestellt zu werden.

Einig.

Das Kind scheint Lebensart zu haben.

Fr. Einig.

Sie hat immer in guten Häusern gedient, und war sogar schon in Rußland.

Einig.

Letzteres wäre eben keine Conditio gewesen.

Fr. Einig.

Keineswegs, aber ein merkwürdiger Zufall waltet in der Sache.

Einig.

Ein Zufall?

Fr. Einig.

Stelle Dir vor, das Mädchen hat bei unserm saubern Herrn Sohn gedient.

Einig.

Wie, bei Fritz?

Fr. Einig.

In Moskau.

Einig.

Und Du wolltest sie als Kammerjungfer aufnehmen?

Fr. Einig.

Was kann das arme Kind dafür, daß wir einen pflichtvergessenen, ungerathenen Sohn haben?

Einig.

O mein Schatz, so gar ungerathen ist unser Fritz eben nicht, aber ein Mädchen, das bei einem unverehelichten jungen Herrn Kammerjungfer war ....

Fr. Einig.

Da steckt eben die saubere Entdeckung, die ich gemacht habe. Stelle Dir vor, der Herr Sohn hat in Rußland ohne unsre Einwilligung geheirathet.

Einig.

Geheirathet? Entsetzlich! Ohne die Einwilligung seines Vaters? Das ist mir noch nie geschehen!

Fr. Einig.

Natürlich, weil Du nur den einen Sohn hast.

Einig.

Also dahin ist es in meinem Hause gekommen, daß sogar geheirathet wird ohne meine Einwilligung?

Fr. Einig.

Außer Deinem Hause willst Du sagen; denn daß der Herr Sohn vor vier Jahren bei Nacht und Nebel, ebenfalls ohne Deine Einwilligung das Haus verließ, blos weil er nicht Kaufmann werden wollte, das wirst Du hoffentlich nicht vergessen haben.

Einig.

Ohne meine Einwilligung, wahrlich, das habe ich nicht vergessen.

Fr. Einig.

Und diesen Pflichtvergessenen wolltest Du nun wieder in Gnaden aufnehmen, als wäre nichts geschehen, weil er Dir ein paar glatte Worte geschrieben hat.

Einig.

Sein Brief schien so reumüthig — —

Fr. Einig.

Diesen Heuchler, der es selbst in diesem Briefe nicht der Mühe werth hielt, das Geständniß seiner Streiche zu vollenden, der die Heirath ohne Einwilligung noch immer geheim hält — —

Einig.

Nein, er soll mir nicht vor die Augen kommen.

Fr. Einig.

Bedenke auch, wie sehr Du Deine Autorität als Vater durch diese unzeitige Nachsicht compromittiren würdest. Was müßte Leopoldine, Deine Tochter, denken, Leopoldine, die auch gegen den Willen ihrer Mutter ein Liebesverhältniß mit einem Menschen angeknüpft hat, der nie mein Schwiegersohn werden kann.

Einig.

Was meinen Sohn anlangt, hast Du vollkommen recht. Dieser neue Beweis von Pflichtvergessenheit ändert meinen Entschluß; Fritz soll mein Haus nicht betreten, und ich gehe sogleich auf die Schreibstube, um meinen gerechten Zorn zu Papiere zu bringen; aber der Fall mit Leopoldinen, mein Schatz, ist ein ganz anderer. Du weißt, mein Schatz, daß ich Werder persönlich achte, daß ich gegen diese Partie nichts einzuwenden habe — —

Fr. Einig.

Nichts einzuwenden? Um so mehr habe ich einzuwenden. Herr Werder hat es nicht einmal zum Secretair gebracht. — —

Einig.

Er ist auf dem Punkte, es zu werden.

Fr. Einig.

Und hat er sich um Leopoldinens Hand zuerst an uns gewendet?

Einig.

An mich, an den Vater.

Fr. Einig.

Nachdem er ein Jahr mit dem Fräulein hinter unserm Rücken correspondirt hatte. Eine saubr'e Geschichte, man weiß nicht einmal, was im eigenen Hause vorgeht.

Einig.

Das ist freilich schlimm.

Fr. Einig.

Und hat er nicht die Unverschämtheit gehabt, mir zu erwidern: Das Herz der Geliebten sei die erste Instanz, die Aeltern müßten derlei Dinge zuletzt erfahren?

Einig (gesteigert).

Das wußt' ich nicht. Pox tausend Sapperlot! Zuletzt erfahren! Der Vater soll zuletzt erfahren, was in seinem eigenen Hause vorgeht, als wäre er nicht der Herr im Hause.

Fr. Einig.

Er soll sehen, wie er ohne unsere Einwilligung das Mädchen bekommt.

Einig.

Ja, das soll er sehen!

Fr. Einig.

Und hat er nicht mit unserm saubern Herrn Sohne ohne unser Wissen correspondirt, hat er ihn dadurch nicht in seinem Ungehorsam bestärkt?

Einig.

Ja er hat ihn bestärkt!

Fr. Einig.

Wohin soll es noch in unserm Hause kommen?

Einig.

Nein, nein, ich gebe meine Einwilligung zu dieser Verbindung nicht; ich werde Herrn Werder sogleich ein Billet schreiben.

Fr. Einig.

Thue das.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Adam mit dem Shawl.

Adam (Im Auftreten, zu Frau Einig).

Endlich finde ich Euer Gnaden.

Fr. Einig.

Was gibt's?

Adam.

Ich wollte Euer Gnaden lediglich den Shawl überreichen, den ich auf Dero Befehl — —

Fr. Einig (ihm den Shawl abnehmend).

Schon gut.

(Adam will sich entfernen).

Fr. Einig (zu Adam).

Adam, bleibe noch ein wenig. Da fällt mir eben ein, daß ich Dir etwas anzukündigen habe. (Leise zu Einig) Ich will ihm sogleich erklären, daß aus seiner Heirath mit Suschen nichts werden kann, wenn er in unserm Dienste bleiben will.

Einig (eben so zu Fr. Einig).

Laß doch, mein Schatz, ich habe schon — — ich werde schon mit ihm sprechen.

Adam (zu Fr. Einig).

Euer Gnaden befehlen?

Fr. Einig.

Höre, lieber Adam, wenn Du — —

Einig (wie oben, sehr verlegen).

Laß mich die Sache mit ihm abmachen; ich habe diese Heirath arrangirt, ich will sie auch wieder derangiren — — der arme Teufel ist jetzt nicht vorbereitet — —

Fr. Einig.

Da braucht's viel Vorbereitung. — Höre, Adam —

Einig (wie oben).

Sie compromittiren mich, Madame.

Fr. Einig.

Narrenspossen. (Zu Adam.) Also wenn Du — —

Einig (sie absichtlich unterbrechend).

Unter Anderm, Madame, werden Sie sich erinnern, daß ich gegen diesen Shawl feierlich protestirt habe, und dennoch —

Fr. Einig.

Wie? Du willst mir den Shawl noch immer verweigern?

Einig.

Allerdings, und wenn Du glaubst, daß ich schwach genug sein werde, nachzugeben, so irrst Du, mein Schatz — —

Fr. Einig (leise zu Einig).

Regardez le jardinier; wie magst Du in Gegenwart des Gärtners „mein Schatz" zu mir sagen. (Zu Adam) Adam, entferne Dich.

Einig (für sich).

Gott sei Dank! (Laut zu Fr. Einig) Ja, Madame, Sie sollen sehen, daß ich Herr meiner Kasse bin.

Adam (im Abgehen).

Diesmal hat er Courage.

Sechste Scene.

Einig. Frau Einig.

Fr. Einig.

Zum Glücke hänge ich nicht ganz von dieser Kasse ab; ich werde den Shawl selbst bezahlen.

Einig.

Das ist nicht nöthig, ich habe das Geld schon bereit; Du sollst nicht sagen können, daß ich geizig sei.

Fr. Einig.

Wie! Du wolltest —?

Einig.

Den Shawl bezahlen, aber schmerzen muß es mich, zu sehen, daß du so rücksichtslos gegen mich handelst.

Fr. Einig.

Ich nehm' ihn nicht.

Einig.

Du verkennst mich, wenn Du glaubst, daß Mißgunst oder Geiz mein Fehler sei; ich bitte Dich sogar, den Shawl zu nehmen.

Fr. Einig.

Nimmermehr. (Sie will ihm den Shawl aufdringen).

Einig.

Wenn Du mich nicht kränken willst, so nimm ihn als ein Geschenk von mir; ich eile, ihn zu bezahlen. (Schnell ab.)

Siebente Scene.

Fr. Einig (allein, bald darauf Caroline).

Fast hat er mich beschämt; er ist wirklich gut, nur ist ihm unsere gegenseitige Stellung noch nicht ganz klar geworden. Dreißig Jahre leben wir nun zusammen, und ich habe seine guten Eigenschaften gewiß erkannt. O wenn auch er mich erst ganz verstanden haben wird — dann wird unsere Ehe noch viel glücklicher werden! (Zu Carolinen, die auftritt.) Nun, Carolinchen, hast Du Dein Gepäcke schon gebracht? Du magst schon heute im Hause bleiben, mit Suschen werde ich mich absinden.

Caroline.

Ach, gnädige Frau, wie freut mich dies, ich will gewiß Alles aufbieten, um mir Ihre Zufriedenheit zu erwerben.

Fr. Einig.

Du gefällst mir, Dein ganzes Wesen zeigt von einer guten Erziehung. Du warst vielleicht nicht dazu bestimmt, Kammermädchen zu werden?

Caroline.
Und ich mir als Gesellschaft.

Fr. Gräfin.
Als was er sich, als Gesellschaft? Wissen Sie nicht, daß Sie Ihre Worte wägen müssen?

Caroline.
Man hat sie so oft, seitdem ich meinen Herrn kenne.

Fr. Gräfin.
Ihn kennen Sie? Ihn? Ihn?

Caroline.
Wie er mir seine Gesinnungen!

Fr. Gräfin.
Seine Gesinnungen!

Caroline.
Seine Liebe!

Fr. Gräfin.
Seine Liebe!

Caroline.
Ja, ja, er hat mir sie oft genug versichert.

Fr. Gräfin.
Und wie viele mögen Ihnen schon, ehe Sie ihn sahen, gestorben sein?

Caroline.
Es gab gewiß solche, die ich beweinte.

Fr. Gräfin.
Durch Ihre Großmut.

Caroline.
Warum? Ist es Schande, Mitleid?

Fr. Gräfin.
Wenn eins mit der Schande verbunden ist.

Caroline.
Mein Stolz!

Fr. Gräfin.
Er bekundete sich hier gut!

Caroline.
Ja, Herr Graf, wie Sie befehlen zu sterben befehlen.

Fr. Gräfin.
Sie sind Caroline.

Caroline.
Ich weiß es, Herr Graf, und Sie wissen es auch.

Fr. Gräfin.
Ich wußte nicht, daß Sie so unverschämt sind.

Caroline.
Ich bin es nicht, Herr Graf, wenn es mir einen Gott gilt, wenn Sie mir Ihre Liebe bieten. Ihn da, Ihn! Wagen sie mich.

Fr. Gräfin.
Elendes, Sie hatte Sie in ein viel tiefreres Elend gestürzt.

Caroline.
Ja, gestürzt! Gestürzt, wie ein Gott gestürzt.

Fr. Gräfin.
Gehen Sie! Es wird viele Leiden mir auf!

Caroline (fortfahrend).
Schmerzlich, Herr Graf, schmerzlich ist mir sie.

Fr. Gräfin (für sich).
Unbegreiflich! (zu Caroline.) Ich wundere Sie nun Ihr Interesse gut behalten!

Caroline.
Ich kann mich unmöglich über sie beklagen.

Fr. Gräfin (für sich.)
Es ist doch sehr wie Er, daß sie so eine Gesellschaft solchen Leuten vorzieht. (zu Caroline.) Sie sind ein Kind.

Caroline.
Wie gestillt sie, und was die Zuneigung ist, kennen Sie nicht.

Fr. Gräfin (für sich).
Ich bin gestraft! (zu Caroline.) Sie sind Caroline.

Caroline.
Ich glaube ja.

Fr. Gräfin.
Die Hand ist weiß und schön.

Caroline.
Mein meiner als meine Stellung weiß.

Fr. Gräfin (für sich).
Wie natürlich! Wie natürlich! Ich glaube beinahe, sie gefällt Ihm! Ihm und seinen Neigungen gefallen kann.

Caroline.
Herr Graf, ich bin, ich war, ich glaube Ihnen die Ehre schuldig gewesen, daß Sie meinen Charakter kennen.

Fr. Gräfin.
Ihre Ehre! O verzeihen Sie Caroline. Ich hatte mich gestern gegen Sie, da Sie mich nicht sahen, nicht gut benommen.

Caroline.
Wenn Sie hart reden, so ist es mir leichter.

Fr. Gräfin.
Glaubt Du?

Caroline.
Ich weiß es, Sie sprach ja oft von Ihnen.

Fr. Gräfin.
Von mir?

Caroline.
Ja, meiner Frau. Sie sprach so gern Ihnen! Ihnen! Ihnen ist ihr gestorben schien, als Sterbende Ihnen Adressen an Sie, wenn sie keine mehr sah, und in seiner Schwäche keinen andern Namen —

Fr. Gräfin.
Und was sagte sie dann?

Caroline.
Die Ihnen noch so Gutes sagte, sagte sie, Sie Verzeihung meiner ganzen Schuld an ihr, daß sie Ihr aufgedrungen worden sei, daß sie Ihnen ihr Unrecht verziehen, daß sie Ihnen Ihre Ehre Ihnen Ausgeschmeichelt, ein schuldiger Schuldner, wie sie, Ihnen Ihr Vermögen wieder zu erstatten, Ihr Ihr Ihr in meinen Händen.

Fr. Gräfin (mit einem Ausdruck von Mitleid).
Und Sie haben es auch ganz ausgeführt, wie ich gesehen habe, gleich — —

Fr. Gräfin.
Ja, ich habe Alles getan, was sie mir Ihnen Ihnen Ihnen, ihr sie wieder gab.

Fr. Gräfin.
Warum hat er sich auch vor allen Andern an Sie gewendet, da er Sie nicht sah?

Caroline.
Das hat er eben selbst gesagt, daß Sie — —

Fr. Gräfin.
Was hat er noch sagt gesagt, Caroline? Sagen Sie mir! Und was sie Elisabethen Gutes? Sagte sie Ihnen Gutes, und was sie Elisabethen Gutes?

Caroline.
Alles, was sie Ihnen Gutes sagte, sagte sie Ihnen Gutes!

Fr. Gräfin.
Elisabethen Gutes! Elisabethen Gutes! Elisabethen Gutes! Sagte sie Elisabethen Gutes? Sagte sie Elisabethen Gutes? Sagte sie Elisabethen Gutes?

Fritz (der ſchon früher leiſe aus dem Luſthauſe getreten iſt, plötzlich herbeiſtürzend und ſeiner Mutter um den Hals fallend).

Er fliegt in die Arme ſeiner Mutter.

Fr. Einig (überraſcht).

Fritz! mein Sohn! (Verlegen zu Carolinen.) Stehen Sie doch auf.

Caroline (ihre Hand küſſend).

Nur wenn Sie mir die Täuſchung verziehen haben; ich wollte unerkannt Ihre Gunſt erringen — —

Fr. Einig (indem ſie Carolinen erhebt, und ſie auf die Stirne küßt).

Du haſt mich zwar betrogen, Du ruſſiſches Kammerkätzchen, aber ich habe Dich ſchon zu lieb gewonnen, um Dir zu zürnen. (Zu Fritz.) Doch Du trägſt Uniform; was hat das zu bedeuten?

Fritz.

Die türkiſche Campagne hat mich zum Major gemacht.

Fr. Einig.

Die Uniform ſteht Dir herrlich.

Fritz.

Iſt Alles vergeben und vergeſſen, liebe Mutter?

Fr. Einig.

Ich gebe Generalpardon.

Fritz.

Alſo darf auch meine Schweſter Leopoldine hoffen?

Fr. Einig.

Wer ſpricht von Leopoldinen?

Fritz.

Werder iſt durch meine Schuld in Ungnade verfallen, ſoll mein neues Glück nicht auch ihn wieder zu Ehren bringen?

Fr. Einig.

Er hat Dich zu Allem verleitet — —

Fritz.

Sie thun ihm unrecht, liebe Mutter, im Gegentheil verdanke ich ihm meine Vergebung. Er rieth mir in ſeinem letzten Briefe, die Poſt zu nehmen und meine Verzeihung zu Ihren Füßen zu erflehen.

Fr. Einig.

Er hat mit Leopoldinen ohne mein Wiſſen correſpondirt — —

Fritz.

Haben Sie Nachſicht mit dem Herzen eines Liebenden.

Fr. Einig.

Wenn er wenigſtens Secretär wäre — —

Fritz.

Sein Chef hat ihm ſeine Beförderung ſchon sub rosa eröffnet, in wenig Tagen wird er ernannt — —

Fr. Einig.

Wie Du von Allem unterrichtet biſt!

Fritz.

War ich doch geſtern den ganzen Tag bei Werder verborgen; auch er ſetzte ja all ſeine Hoffnung auf den Augenblick, der den Sohn in die Arme ſeiner Mutter zurückführen würde.

Fr. Einig.

So ſei es denn, ich will Euch alle glücklich machen.

Fritz und Caroline (zugleich ihre Hände küſſend).

Dank! liebe Mutter!

Fr. Einig (in die Scene blickend).

Doch da kommt mein Herr Gemahl.

Fritz (freudig).

Mein Vater! ſchnell in ſeine Arme!

Fr. Einig.

Nicht doch, ich muß ihn auf dies Alles erſt vorbereiten; tretet indeß in jenes Luſthaus, ich will Euch rufen, wenn's Zeit iſt. Nur ſchnell — —

(Fritz und Caroline ab in's Luſthaus).

Neunte Scene.

Frau Einig. (Bald darauf) Einig (mehrere Papiere in der Hand).

Frau Einig.

Nun muß der Herr Gemahl wieder Meinung wechſeln. Konnt' ich auch ahnen, daß es ſo kommen würde.

Einig (im Auftreten).

Jetzt, mein Schatz, ſollſt Du doch geſtehen, daß man in meiner Kanzlei raſch zu arbeiten weiß; hier iſt das Billet an Herrn Werder, kurz aber bündig, hier iſt —

Fr. Einig.

Das Billet an Werder, lieber Schatz, kannſt Du nun bei Dir behalten, ich habe mir die Sache überlegt, und meine, da Werder doch eigentlich ein wackerer junger Mann iſt — —

Einig.

Bedenke nur, mein Kind, daß er ohne meine Einwilligung mit Leopoldinen correſpondirt hat. Ich kann meine Einwilligung unmöglich zu dieſer Verbindung geben.

Fr. Einig.

Du haſt wohl eigentlich nicht unrecht, aber Jugend hat keine Tugend, und — —

Einig.

Ganz recht, mein Schatz, aber bei meinem Entſchluſſe bleibt es nun einmal.

Fr. Einig.

Leopoldine liebt ihn, wir werden doch am Ende nachgeben müſſen.

Einig.

Nachgeben? Ich bin dafür, daß man nie nachgeben ſoll, und ich beſtehe nun einmal darauf —

Fr. Einig.

Ueberdies erfahre ich ſo eben, daß Werder Secretair geworden — —

Einig (leſt).

Gleichviel.

Fr. Einig (auf die Papiere zeigend, die Einig noch hält).

Was haſt Du da noch für Papiere? Eine ganze Kanzlei —

Einig (auf eins der Papiere zeigend).

Das iſt das Zeugniß für Suschen; man darf dem Mädel doch ſein weiteres Fortkommen nicht erſchweren, wenn man es gleich verabſchiedet.

Fr. Einig.

Auch das habe ich mir überlegt, lieber Schatz; ich kann die neue Kammerjungfer nicht aufnehmen, es ſind da ganz beſondere Umſtände eingetreten, und da will ich denn nachgeben.

Einig.

Was fällt Dir ein? Suschen hat ſich ja ſchändliche Aeußerungen erlaubt; hat ſie nicht geſagt, es herrſche im Haus ein unleidliches Weiberregiment?

Fr. Einig.

Je nun, ſie wird es ſo böſe nicht gemeint haben.

Einig (gereizt).

Ich will ihr zeigen, wer Herr im Hauſe iſt, ich will — —

Fr. Einig.

Sie mag meinethalben den Adam heirathen.

Einig.

Glauben Sie, Madame? Jetzt geb' ich ihr den Adam nicht mehr; der Adam war ihr als Belohnung zugedacht, nun aber —

Fr. Einig.

Eine ſaubere Belohnung.

Einig.

Ich leide das Mädchen nicht mehr in meinem Hauſe.

Fr. Einig.

Ich kann doch nicht ohne Kammermädchen ſein.

Einig.

Mache das wie Du willſt, allein Suschen geht noch heute fort. Poz tauſend noch einmal, ich will doch ſehen —

Fr. Einig.

Nu, nu, ereifre Dich nur nicht, Du biſt auch gar zu jähzornig. — Was ich Dir noch ſagen wollte, mein Schatz: den Brief an Fritz brauchſt Du nicht zu ſchreiben.

Einig.

Iſt ſchon geſchehen. In meiner Kanzlei geht das wie der Wind. Ich habe ihm geſchrieben, daß — —

Fr. Einig.

Zerreiße den Brief nur ſchnell —

Einig.

Wo denkſt Du hin?

Fr. Einig.

Der Brief iſt nicht mehr nothwendig.

Einig.

Ich habe ihm deutlich auseinandergeſetzt, warum ich ihm meine Verzeihung verſagen muß.

Fr. Einig.

Du kannſt ihm das Alles mündlich auseinanderſetzen, denn er iſt hier.

Einig (überraſcht).

Wie? Fritz iſt hier? mein Sohn Fritz?

Fr. Einig.

Er ſelbſt.

Einig.

Und die Frau ohne Einwilligung?

Fr. Einig.

Iſt mit ihm hier.

Einig.

Nun die kommen mir eben recht! ich will ihnen ſchon die Leviten leſen! ich — —

Fr. Einig.

Spare die Mühe, mein Schatz, ich habe ihnen bereits in Deinem Namen Alles verziehen.

Einig.

Wie konnteſt Du das thun? — Ich freue mich zwar,

meinen Fritz wiederzusehen — aber verzeihen kann ich ihm nicht. — Wo ist er denn nur?

Fr. Einig.

Ganz in der Nähe, mit Ungeduld erwartet er Deine Vergebung.

Einig (im Kampfe zwischen Verlegenheit und Ungeduld).

Aber — ich kann doch nicht — —

Fr. Einig.

Laß alle „aber" bei Seite, und sei nicht unerbittlich; auch der strengste Familienvater kann zuweilen verzeihen. (Rufend.) Fritz! Kinder! kommt nur! der Vater verzeiht Euch! seine Arme stehen Euch offen!

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Fritz, Caroline (aus dem Lusthause).

Fritz (in des Vaters Arme fliegend).

Vater! lieber Vater! darf ich es glauben?

Caroline (des Kanzleidirectors Hand küssend).

Haben Sie wirklich verziehen?

Einig (verwirrt).

Ja, lieber Fritz — doch was bedeutet diese Verkleidung? — Ja — ich habe Alles verziehen — Du heirathest Suschen — das heißt — Adam heirathet — ich bin so überrascht — — ich habe Alles verziehen; (zu Frau Einig) nicht wahr, mein Schatz?

Elfte Scene.

Die Vorigen. Adam (herbeieilend).

Adam.

Ist es denn wirklich wahr! der junge Herr ist wieder da? Bei meiner armen Seele, da steht er, und noch dazu in einer prächtigen Uniform! Wie ist es Ihnen denn immer ergangen, junger Herr?

Fritz.

Was könnte mir jetzt noch fehlen, da ich die Verzeihung meiner lieben Aeltern habe?

Adam (mit einem Blicke auf Fr. Einig).

Wirklich?

Fr. Einig.

Und da Alles froh sein soll, verkündige ich Dir, Freund Adam, daß Suschen im Hause bleibt, und Deine Frau werden soll.

Adam (ungläubig).

Hör' ich aber auch recht?

Fr. Einig (zu Einig).

Ist's nicht so, lieber Schatz?

Einig (noch immer verwirrt).

Freilich, freilich. Ich verzeihe Dir, Adam.

Fr. Einig (indem sie Carolinen den Shawl gibt).

Dich, liebe Schwiegertochter, bitte ich, diesen Shawl als Geschenk von meinem Manne anzunehmen; ich hätte zwar Ursache, eifersüchtig zu werden, da er ihn mir, trotz meiner Bitte, verweigerte, allein von diesem Fehler bin ich frei.

(Caroline küßt dankbar Einig's Hand, der verlegen abwehrt.)

Adam (verdutzt).

Unbegreiflich!

Fr. Einig.

Und nun, Kinder, laßt uns Leopoldinen suchen, sie soll auch ihr Glück erfahren, und ihrem Vater danken, der so eben seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit Werder gegeben hat. Auch ich will dieser Heirath nicht länger im Wege sein.

Einig (während er durch seine Frau fortgeschoben wird).

Ja, wir haben unsere Einwilligung gegeben, Leopoldine soll den Shawl, das heißt Werder soll den Adam, das heißt — Suschen — wird Leopoldinen — — ich bin ganz confus —!

Fritz (im Abgehen).

Victoria! Das ist ein froher Tag!

(Alle ab, außer Adam).

Zwölfte Scene.

Adam (allein).

Suschen bleibt, ich heirathe sie, es wird keine neue Kammerfrau aufgenommen, Fräulein Leopoldine bekommt Herrn Werder zum Manne, Junker Fritz ist mit offenen Armen im Hause aufgenommen worden, und die gnädige Frau hat nicht einmal den Shawl behalten dürfen. Und das Alles hat lediglich der gnädige Herr durchgesetzt — — Er ist doch der Herr im Hause!

Der Vorhang fällt.

Salomon Frank.

Von den Lebensumständen dieses nicht talentlosen lyrischen Dichters ist weiter nichts bekannt, als daß er am 6. März 1659 zu Weimar geboren ward, später das Amt eines Oberconsistorial-Secretairs daselbst bekleidete und am 11. Juni 1725 starb.

Er gab heraus:

Geist- und weltliche Poesien. Jena, 1711.

Mehrere Gedichte dieser Sammlung zeichnen sich durch Innigkeit, Wärme und eine ziemlich correcte Behandlung nicht unvortheilhaft aus.

Sebastian Frank

ward im Jahre 1500 zu Donauwörth in Schwaben geboren und scheint, denn Näheres ist nicht über seine Jugend bekannt, ein ziemlich regelloses Leben abwechselnd in Nürnberg, Straßburg, Ulm, Basel und anderen Städten geführt zu haben. Ein schwärmerischer Wiedertäufer, suchte er durch Rede und Schriften seine Lehren zu verbreiten und mußte deshalb vielfache Verfolgungen und Bedrückungen ausstehn; namentlich wurde er genöthigt, um seiner Ansichten willen Nürnberg und Ulm, wo er längere Zeit verweilte, zu verlassen. In ersterem Orte lebte er von 1528 bis 1531, trat hier zuerst als Schriftsteller auf, und vermählte sich mit Ottilie Behaim. Dann begab er sich nach Straßburg wo er seine Chronik drukken ließ. 1533 ging er nach Ulm, erwarb sich hier das Bürgerrecht und errichtete eine Druckerei, verlor aber Alles wieder, wahrscheinlich in Folge der Herausgabe seiner Paradoxa, gegen welche auch Luther und Melanchthon sehr entschieden auftraten und mußte 1539 die Stadt wieder verlassen. Im folgenden Jahre wurden seine Meinungen förmlich von den zu Schmalkalden versammelten Theologen verworfen und vor denselben gewarnt. Es ist unbekannt, wohin er von Ulm aus ging; allem Vermuthen nach ist er zu Basel, in welcher Stadt er gemeinschaftlich mit Nicolaus Brylinger eine Art von Buchhandel trieb, und einer Druckerei vorstand, um 1545 gestorben.

Seine Schriften sind:

Diallage d. i. Vereynigung der streytigen Sprüch in der Schrifft u. s. w. (Uebersetzung der Diallage des A. Althammer von Brenz in's Deutsche). O. O. 1528. 8.

Klagbrieffe oder Supplication der armen dürfftigen in England u. s. w. O. O. (Nürnberg) 1529. 4.

Cronica, Abconterfeyung und entwerffung der Türken, u. s. w. Nürnberg, 1530. 4. Augsburg, 1530. 4.

Chronica, Zeytbuch und Geschychtbibel von anbegyn bis auf das jar 1531. Straßburg, 1531. Ulm, 1536. O. O. 1551. Drei Theile in Folio (der letzte nicht von ihm). Fernere Ausgaben, Ulm, 1536, 1543. Augsburg, 1538. Ulm, 1551. Ulm, 1565.

Eyn künſtlich höfliche Declamation u. ſ. w. von Philipp Beroaldo, verteutſcht von Sebaſtian Frank. Nürnberg, 1531. 4.

Von dem greuwelichen Laſter der Trunkenheit. O. O. u. J. 4. (Jedoch unter der Dedication an Wolf von Heßperg, Amtmann zu Colmburg, gezeichnet. Juſtenfelden [Guſtenfelden bei Nürnberg] 1533. Ferner Straßburg, 1539. Marden, 1621. Leipzig, 1691 und mit verändertem Titel, Kempten, 1610. 8. Frankfurt, 1691. 12.

Paradoxa oder zweyhundert und achtzig Wunderreden aus heiliger Schrifft. Ulm, 1533. 4. Ulm, 1535. 1559. Riga, 1690.

Das theur und künſtlich büchlin Morie Encomium u. ſ. w. Ulm, o. J. (um 1536). Mit verändertem Titel 1696. 12. Frankfurt, 1619. 4. u. ö.

Chronica des ganzen Teutſchen lands u. ſ. w. Augsburg, 1538. Fol. Bern, 1539. Fol., ferner 1539, 1543, 1598. Merkwürdig weil ſich hierin u. A. ein Schlüſſel zum Theuerdank findet.

Sprichwörter, Schöne Weiſe Herrliche Klugreden und Hoffſprüch. Frankfurt a. M. 1541. 4 Zürich, o. J. (1545). Frankfurt a. M. 1646. u. ö.

Das Got das ainig ain und höchſtes gut u. ſ. w. O. O. 1543. 4.

Siben weiſen in Grecia berumpt. u. ſ. w. O. O. u. J. 4.

Sebaſtian Frank iſt einer der erſten Hiſtoriker in Deutſchland, welche ihre Aufgabe mit Geiſt und Scharfſinn zu behandeln verſtanden. Ein Streben nach tüchtigem Pragmatismus, Fleiß, Freimüthigkeit und ein kräftiger und anmuthiger Styl gereichen dieſem talentvollen Manne zu nicht geringem Lobe, indem ſie beurkunden, welchem hohen Ziele er in ſeinen Bemühungen nachſtrebte. Namentlich iſt ſeine Chronik des ganzen teutſchen Landes ein verdienſtliches Werk, und für den Geſchichts- wie für den Sprachforſcher von nicht geringem Intereſſe. In ſeinen theologiſchen und polemiſchen Schriften läßt er ſich zu ſehr von ſeinen eigenthümlichen Neigungen hauptſächlich zum Myſticismus hinreißen, dagegen iſt aber ſeine Sammlung deutſcher Sprüchwörter eine originelle, vortreffliche Arbeit, die ihren Verfaſſer als einen denkenden, launigen und witzigen Kopf, der der damals noch ſehr unbeholfenen Sprache im höchſten Grade Meiſter iſt, treffend charakteriſirt. Sein didactiſcher Styl und die Weiſe, wie er ihn hier zu verwenden und zu behandeln weiß, können in mancher Hinſicht noch jetzt als Muſter gelten, denn lakoniſche Kürze, ſchlagender Witz und klares Raiſonnement, anmuthig mit einander verbunden, wie ſie ſich hier finden, werden nie ihre Wirkung verfehlen. —

Aus kindern werden alte leut*).

Salomon ſagt: Thorheyt iſt angebunden an das hertz eines kinds ꝛc. vnd die rut ſol ſie weg treiben, das iſt, Ein kind von im ſelbs iſt vnartig vnnd vntüchtig zum guten, mann ſol aber nit darumb an jhm verzagen, ſonder fleiſſig anhalten mit leren, vermanen, vnd ſittlicher ſtraff, ſo wirt die thorheyt weichen, vnd auß einem närriſchen kind ein weiſer man werden. In diſem wort iſt eygentlich abgemalet, wie Gott regiert auff erden, vnd das rätlin alſo treibt, daß ſich niemandt darein ſchicken kan, vnnd diß kunſtſtuck laßt er auch ſeine liebe freund vnnd kinder nit wiſſen. Die Ertzuätter vnd Propheten ſeind auch hierinn angelauffen. Abraham meynte, auß Iſmahel ſolt etwas werden, da muſt es Iſaac ſein. Denn Iſmael wirt in allen ſtucken den Iſaac mit witz vnd geberden weit übertroffen haben. Iſaac verachtet Jacob, vnnd helt auff Eſau, vnd weyß nit, daß auß kindern, als Jacob war, der aſchenprodel, der mutter ſon, auch weiſe leut werden. Der Prophet Samuel ſol einen König ſalben auß Iſai ſönen, der verachtet David, als ein kindt, vnnd das kind muß doch der weiſe könig werden. Die Heyden haben das auch gemerckt vnnd geſchreiben, Manlius Torquatus hat einen ſon gehabt, der war in der jugent ſo eins groben gehirns vnnd verſtandts, daß jhn der vatter zum baurn macht auff dem dorffe, Aber da er zur witz greiffet, wardt ein ſolcher man darauß, daß er ehr vnnd glück gewan. Der groß Fabius, deßgleichen zu ſeiner zeit im alter nit gelebt hat, iſt in der jugent ein ſolcher böſer bube geweſen, daß mann jhn in der Statt ſchwerlich erleiden mögen. Der Scipio, der die groſſe mächtige Statt Carthago zerſtöret hat, iſt ein böſer lecker in der jugent geweſen, vnnd im Alter ein weiſer, ſtreitbarer man worden. Alſo lernen wir nun, wie man beſchißne kinder nicht ſol hinwerffen, odder ſie verachten, Denn aus kindern werden auch leut.

*) Aus: Frank's Sprichwörter, ꝛc.

Milt mit worten.

Wort vnnd werck ſeind zwey ding. Mit dem mund iſt mancher mild, mit leihen, ſchencken, geben, vnd zuſagen, aber mit der that fehlt es weit, Von einem ſolchen ſagt mann: Es iſt ein milter man, er gibt gern, ja mit worten. Vnd ſeind die, die anders reden, dann ſie gedencken zu thun. Alſo ſpricht mann: Gute wort, händ vnnd ſuppen, ſeind wolfeyl zuhofe.

Wenn mann einer ſaw gleich ein güldin ſtück anzühe, legt ſie ſich doch damit in dreck.

Einn vnluſtigen vnflätigen menſchen heyſſen wir ein ſaw, vnnd nit vnbillich, denn Gott hat dem menſchen vernunfft, vnd ſünff ſinn gegeben, daß er jr zu ſeines leibs vnderhaltung vnnd reynigkeyt brauchen ſol. Zu dem ſo iſt ehrlich, reynglich auff erden wandeln. Wenn aber jemand ſo ſewiſch vnd vnluſtig iſt, daß er nit luſt hat jm ſelbs gutes zuthun, der iſt ein ſaw, vnnd legt ſich ins kat, wie der ſew art iſt. Wenn die ſaw auff das hüpſchſt gewaſchen, weiß vnd rein iſt, ſo iſt das jhr beſter luſt, daß ſie ſich ins kat legt, da es am tieffeſten iſt. Sanct Peter deutet diß wort von denen, die durch das verdienſt Jeſu Chriſti ſeind gereyniget vnnd gewaſchen worden, vnd vergeſſen deſſelbigen, vnnd keren wider zu jhrem vorigen wandel, vnnd legen ſich wider ins kat, dauon ſie newlich ſeind rein worden.

Der hat ein ſcharpff geſicht, er ſihet durch einn wetſchger, daß nichts darinnen bleibt.

Vnder allen thieren auff erden ſihet keins ſchärpffer, dann der Adler, auch inn die klarheyt der Sonnen, daran er auch die prob hat, welches ſeine natürliche jungen ſeien, oder nit, Dann als bald die jungen auß der ſchalen krochen ſeind, vnd können eſſen, ſo nimpt er ſie, vnd helt ſie gegen die Sonnen, welches nun die Sonn nit in ſeinn augen leiden kann, daß wirfft er hin, die andern behalt er. Die Römer ſchreiben von einem, hat Lynceus geheyſſen, der iſt zu Sicilien geweſen im mittel Meer, das die halbe welt ſchendt, vnd hat geſehen die ſchiff, die zu Carthago ſind ankommen, in Aphrica oder Libya. Wir brauchen des ſehens auch zum böſen, als inn diſem wort, nemlich vonn den ſtrauchdieben, die durch einn wetſchger hindurch ſehen, daß nicht darinnen bleibt, das iſt, die darauff gerichtet ſind, daß ſie den leuten das jr nemen auff der ſtraſſen. Alſo ſagt mann: Er hat ein ſcharpffes geſicht ꝛc. das iſt, Er iſt ein rauber, ein dieb, Schnapphan.

Träwm ſeind lügen.

Die Naturkündiger, als Ariſtoteles vnd andere, machen inn des menſchen haupt ſünff kammern, die ärtzt machen jr drei. Die erſte kammer iſt vornen in der ſtirn, des Sensus communis, das iſt einer ſolchen krafft, die einnimpt alles was die ſünff ſinn zu jr bringen. Das aug ſihet etwas, das or höret, die zung ſchmeckt, die naſe reucht, die haut fület. Diſe krafft zeucht die ſinn vom weſen, vnd empfahet ſie, alſo daß ſie weyß, was die ſinn geſehen, gehört, gerochen, griffen vnd geſchmeckt haben, als were es noch vorhanden, daher es kompt, daß ſie ſagen: Species lapidis est in anima, non lapis, Der ſtein iſt nit inn meiner ſeele, den ich geſehen habe, ſondern ſein geſtalt. Die ander kamer zur ſeiten, Imaginativa, alſo daß man eim ding weiter nach denckt. Die drit kamer iſt Phantasia, wann man die gedancken von etwas gegen einander halt, vnd klaubet herauß welches das beſt iſt. Die vierdt kamer iſt des verſtands vnd der vernunfft kamer mit dem willen. Die wirt geſchloſſen, was zuthun vnd zu laſſen iſt, anzunemen vnd außzuſchlagen. Die fünfft kamer iſt der Memorien, hinden im haupt, des gedächtniß kamer, alſo daß wir der ding die wir geſehen haben, begriffen vnd gefaſſet, dauon wir auch mit gedancken gerathſchlagt vnd geſchloſſen haben, was zuthun vnnd zulaſſen ſei, nit vergeſſen künden. Die ärtzt nemen die erſten drei für eins, vnd heyſſen es Sensum communem, oder Imagi-

nachtwach, und jeden in der Nähe unseres Hauptquartiers befindlichen Russen, der sich nicht ausweisen konnte, ab. Wir hatten ja keine Ahnung, wie viele Russen sich in unserer Nähe aufhielten. Wenn man sich die Gesichter von einigen von ihnen ansah, konnte man sich vorstellen, daß sie Mörder waren. Sie hatten Gesichter wie Verbrecher, wie richtige Mörder. Sie waren ja auch Verbrecher, Mörder. Darauf lief es hinaus. Wir hatten ja keine Ahnung, wie viele Russen sich in unserer Nähe aufhielten. Wir wußten nicht

finden künnen, so folgen sie doch denen die es besser wissen, vnd lassen sich weisen. Die andern seind von jnen selbs verständig, vnd leren gern die vnuerständigen. Die dritten sind die aller ärgesten, welche für sich nichts künnen, vnd wöllen jn auch von andern nicht sagen lassen. Die Griechen sagen: Wer in seinem hauß beregnet, des erbarmet sich auch Gott nit. Dann Gott hat den menschen geschaffen zur arbeyt, wie einn vogel zum fliegen. Wer nun nit arbeyten wil, vnd sein tach gantz behalten, der handelt wider sein schöpffung, wie kan sich dann Gott seiner erbarmen? Qui sibi ipsi nequam, cui alii bonus?

Mann gedenckt seiner, wie des Pilatus im Credo.

Wann mann den Catechismum leeret die jungen kinder, so sagt man jn im glauben: Ich glaub an Jesum Christ, ꝛc. der da gelitten hat vnder Pontio Pilato, gecreutziget, gestorben, vnd begraben, ꝛc. Des Pilati wirt hie gedacht, aber in keinem guten, dann mann sagt: Er hab Jesum Christum zum todt des Creutzes geurtheylt, vnd sei schuldig am sterben des Sons Gottes. Des Herostrati gedenckt mann auch, aber eben wie Pilatus im Credo, das ist, daß er hat übel gethon.

Es ist besser das kind weyne, dann der vatter.

Salomon sagt: Wer sein kind lieb hat, der sparet die ruten nit. Item, Thorheyt ist an des kinds hertz gebunden, aber die rut nimpt die thorheyt hin. Darumb wanns kind seinn willen wil haben, so strafft es der weise vatter, obs schon darumb weynet, so ists besser, das kind weyne in der jugent dann der vatter im alter. Die kinder wöllen messer haben, wöllen auff stülen, bänken, vnd tischen sein, gibt manns jnen nit, vnd laßt sie nit thun jren willen, so weynen sie. Der weise vatter spricht aber: Wann das kind ein messer hat, so möcht es jm selbs leydt thun, es möcht auch villeicht vom tisch, vom banck, vom stul, hals vnnd beyn entzwey fallen, so würde ich dann weynen, derhalben ists besser, ich komme zuuor, vnnd laß das kind weynen, Es weynet mir lieber dann ich.

Wer dienet, der dient.

Ein knecht vnnd diener sol vnnd muß sich halten nach seins herrn befelch vnnd gebott, vnnd nit wie er wil, muß offt thun, das er nit gern thut, muß auch offt lassen das er gern thette. Ein diener ist sein selbs nit mächtig, sonder muß thun was sein herr wil. Sanct Paul leret die knecht, daß sie jren herrn nit allein vnder augen trewlich dienen sollen, sonder allenthalben. Dann was sie jren herren thun, dz thun sie Gott, der wirt trewen dienst belohnen.

Schlump mein öhem

Schlumps ist on fürgedancken, on kunst, vnd vnuersehens, nemlich, wann einem etwas on gefehr glücket, vnd die andern vergünnen jhm des glücks nit, so sagen sie: Es ist nit seiner kunst schuld, daß es gerathen ist, Schlump mein öhem, das ist, das glück hat jn troffen. Die bösen ärtzt, wann jnen ein mal etwas gerath, so meynen sie, es soll jn allweg gerathen. Darumb wöllen sie mit einem pflaster vnd salben alle kranckheyten heylen, Geht es nun für sich, so ists freylich nit kunst, sonder lauter schlump vnd glück.

Keiner verlasse sich auff den andern.

Man sagt, daß auff ein zeit zwen gesellen mit einander gewandert haben, vnd da ein Beer an sie ist kommen, ist der ein eilends auff einn baum gestigen, vnd seinn gesellen allein gelassen. Da aber diser kein hülff gewüßt hat, ist er auff die erde nider gefallen aufs angesicht, Der Beer ist vmb jn hergangen, vnd dieweil der ligende keinn athem liesse, meynet der Beer, er were todt, vnd gieng also daruon, Dann der Beer, wie man sagt, thut keinem todten menschen nicht. Da der Beer wegk was, steigt der wider vom baum, vnd fragt seinn gesellen, was doch der Beer zu jm gesagt heit, da er jm also vmb die ohren vnnd vmb den kopff gangen were. Der ander antwort: Er sagt zu mir, du wereſt einn schalck, ich solt mich vor dir hüten, vnnd mich nimmer mehr auff einn andern verlassen. Sach die wörter: Wer einn steyn nit allein erheben kan, der sol jhn auch selbander ligen lassen. Item, Selbs ist der man.

Je lieber kindt, je gröſſer rut.

Salomon sagt: Du solt nit ablassen einen jüngling zu züchtigen. Wann du jn schon mit einer ruten schlegst so stirbt er darumb nit, vnd wann du jhn schlagen wirst mit einer ruten, so wirstu sein seel auß der hellen reissen. Es wirt hiemit den ältern gebotten, mit was beschwdenheit sie jr kinder auffziehen sollen, nemlich, wie Sanct Paul sagt, Im herren. Vnnd sie sollen die kinder nit verbittern, das ist, daß sie die kinder also auffziehen, daß sie sich förchten lernen, nit vor den ältern alleyn, sonder vil mehr vor Got, den ältern gehorsam sein vmb Gots willen, nit schlecht vmb der ältern willen. Zu dem daß die straff also gehe, daß es vatter vnd mutter rut sei, nit ein mutwill oder grewliche tyrannei. Je lieber kind je gröſſer rut. Ein rut ist je nit ein schwerdt, stang, keul, oder schneidend waffen. Der hindern des menschen ist versehn mit vil fleysch, auff das dem menschen kein sonderlich leyd widerfare, vnd mög die zucht leiden. Die kinderzucht, so auff den herren soll gericht seyn, soll dermassen gethon sein, daß die ältern wissen, daß sie nit die seien, denen mann soll gehorsamen, sonder Gott sei es, der es von den kindern fordert, vnnd was die ältern mit jhnen schaffen, vnd sie heyssen, das schaff vnd heisse Gott. Wo man die kinder in disem bericht auffziehen wirt, also, daß die ältern sagen: Lieben kinder, wann jhr thut was wir euch von Gottes wegen heyssen, so seind jr gefreiet vor schlägen vnd der ruten, Wo aber nit, so künnen wirs vor Gott nit verantworten, wir müssen die boßheyt an euch straffen, Vnnd eben wie wirs zeitlich an ewerm leib straffen, also wirts Gott ewiglich an ewerm leib vnd an seel straffen mit dem hellischen feur. So wirt Gott sein gnad vnd segen darzu geben, vnnd die kinder werden lernen erkennen, daß man nit sie, sonder jre übelthat straffe. Man findet aber vnderweilen manchen storrigen vatter, der sucht nur daß man jn förchte, vnd wann etwas von den kindern, wie dann die jugent nit alles kan recht machen, verwirckt wirt, so wüten vnd toben sie, schlagen die kinder mit vngeschicklichkeyt, vnnd machen daß die kinder, ich weyß wohin lieber giengen, ja lieber durch ein feur, dann zu jrm vatter, Sie machen aber endtlich, dz die kinder sich nimmer schemen, werden verrucht, vnd wagen darüber wz sie künnen, auff dz sie von solchem ernst jrer vätter loß werden. Die Heyden haben das exempel geschriben, wie solche kinderszucht nichts gute anrichte, sonder vil ärger mache. Das ists das S. Paul verbeut: Ihr vätter reyzet ewere kinder nit zu zorn, sonder ziehet sie auff in der zucht vnd vermanung ann herren. Man sol die kinder also auffziehen, dz sie mutig vnd kün werden, Das kan man aber mit tyrannei vnd ernst nit außrichten, sonder mit güte vnderweilen auch mit einer zucht, sonst wo allein der ernst fürgenommen wirt, da werden eitel verzagte leut auß, den es jr lebenlang schaden thut. Plato verbeut, Man soll die jungen kinder nit schrecken, auff dz sie nit blöd vnd verzagt werden.

Eygner will brennt in der hell.

Der kinder eygnen willen, das ist, mutwillen, soll nit allein die welt zeitlich straffen, mit schwerdtern vnnd galgen, sonder Gott wil jhn auch ewiglich straffen mit dem hellischen feur. Derhalben warnet Salomon die ältern, dz sie den kindern jren willen je nit wöllen lassen, sonder mit der ruten straffen. Dann wo sie es thun, so werden sie den kindern jhre seelen auß der hell reissen, Als sprech er: Wo es nit geschicht, so müssen die kinder mit jrem eygnen willen in der hellen brennen.

Wer sich mit worten nit ziehen laßt, an dem helffen auch kein schläge.

Es ist ein frag allweg gewesen über dem: Ob mann die jugent auch mit schlägen vnd zornigem gmüt straffen sol. Etliche, als Chrysippus, sagen: Mann sol die kinder nit schlagen, sonder allein mit worten ziehen, vnnd es sei wider ehr vnd erbarkeyt, ein kind zuschlahen. Es sei auch ein zeychen der rechten tugent, wann sich ein kind nach der ehren sehnet, wann jm gefellt, daß mans lobt, vnd schemet sich, wann manns schilt. Sonst wo es der schläg gewonet, so wirts je lenger je hartnäckiger vnd storriger, gleich wie die vnuernünfftigen thier, die niemand zämen kan. Wo ein vernunfft vnd adeliche seel ist, da ist auch scham vnd ehr, darumb wo etwas inn ist, da gehts auch herauß, wie mann sagt: Wo ehr kan ist, da geht auch ehr auß, Wo vnehr innen ist, da geht auch vnehr auß. Vnd es ist ein böser brunn, da mann wasser eintragen muß, der nit selbs quellet, vnd vngezwungen wasser gibt. Seitemal aber ein adeliche seel sich schemet, so kan mann jr mit worten rathen, wo nit, so ists alles verloren.

Ein jeglich ding wil sein zeit haben.

Droben ist vil gsagt von der zeit vnd jrem brauch in den worten: Mann soll der zeit jr recht thun. Zeit hat ehr, Zeit bringt rosen ꝛc. Die Griechen sagen: Annus producit, non ager. Die zeit bringt alles getreyd, nicht der acker. Es ist ein alter reim, der bestetigt diß wort, der heißt also: Sehr korn Egidij. Habern, gersten, Benedicti.

See flachs Vrbani. Wicken rüben Kiliani.

See hanff Vrbani. Witi kraut. Erbis Gregori. Linsen Jacobique Philippi. Grab Rüben Vincula Petri. Schneid kraut Simonis et Jude. Trag sperber Sirti. Fahe wachteln Bartholomei. Kleyd stuben Callixti. Heyß warm Natalis Christi. Iß lambsbraten Blasij. Gut Hering Oculi mei. Heb an Martini, trinck wein per circulum anni.

Liß den gantzen Prediger Salomonis.

Ein jeder tag hat sein eygen übel.

Gott hat vor dem menschen geschaffen alle creaturen, auff daß der mensch vor augen sehe, wie Gott für jn sorge, vnd schaff jm allen vorradt. Auff daß nun der mensch stets vrsach habe zu schaffen vnd arbeyten, dazu er dann geschaffen ist, so laßt Got ein zeit der andern folgen, vnd ein jede zeit bringt mit sich jr übel, das ist, jr arbeyt. Im Lentzen vnd Herbst sähwet vnd pflüget mann. Im Sommer schneidet mann ein das gewachsen ist, vnd fürets in die scheuren. Im Winter hat mann gnug zuschaffen, daß mans verzer vnd auffesse. Christen lassens alles Gott walten. Sie arbeyten nit darumb daß die arbeyt gerathen sol, sonder sie arbeiten dieweil es Got gebotten hat, es glück oder gerath wie es wölle. Kompts glück, so ists gut, kompts nicht, so ist es aber gut. Sie arbeyten vnnd lassen Gott sorgen. Diß ist aber ein höherer grad des glaubens, alle tag gewarten, wann vnser Herr Gott komme, darzu wenig leut kommen. Darumb ists kein wunder, ob wenig Christen seind, dann alle welt hangt noch ann creaturen. Sie solte sein creaturloß, sorgloß, weltloß, so ists creaturvoll, sorgvoll, weltvoll, vnd trawet nit weiter dann sie sihet. Weil du Got den leib nit vertrawen kanst, das geringeste, wie wilt du jhm dann die seel vertrawen, das gröste: An disem stuck ligt aber der hauptpunctenn des Christlichen wesens, Gott die seel zu vertrawen.

Der Psalmist sagt: Es hilfft nicht frü auffstehen, oder spat nider gehen, Gott gibts denen ers gönnt im schlaff. Wer nun sorgt, vnnd legt jm selbs vil auff, der hat zween schaden, zwey übel. Eins das der tag bringt, das ander, das er erwelet hat. Zu dem, so wirt es doch nicht gehen wie er meynet, sonder wie Gott wil.

Gut ding wil weil haben.

Droben ist gesagt: Es ist besser zwey mal gemessen, dann einmal das beste vergessen. Item, wz bald wirt, vergeht auch bald, Das beweisen alle creaturn. Das ror wechßt in einem halben jar fast hoch, vnd ist nicht dester stärcker. Fliegen, mucken, laub, groß, rosen, blumen, werden bald, vergehn auch bald. Ein Eych wechßt langsam, vnd weret lang. Ein Elephant wirt getragen zehen iar (Aristoteles sagt zwey jar) ehe es geboren wirt, vnd lebt doch biß in zwey, dreihundert jar. Der Löw wenn er geboren wirdt, hat kein gestalt nach einem thier, vnd ist so klein wie ein Wisel oder Mauß. Vor zweyen Monaten regt er sich nit, in einem halben jar kan er nit gehn, vnnd wirt doch ein könig der thier, an stärcke vnd mut. Des Beers jungen seind auch wie meuse, sehr weiß, blind, vnnd on haar. Der Mensch aller ding herr, wie schwach ist der: was kostet es mühe, ehe er erzogen wirt, vnd mehr denn kein thier, auff das es war sei, Gut ding wil weil haben. Wir brauchen dises worts zum spott, als wenn ein meyster etwas zurichtet, vnd verzeucht lang damit, villeicht aus vergessenheyt oder faulheyt, vnnd köndt es wol eh fertigen, so sagen wir denen, die vns fragen, wie es komm, daß es nit fort gehe? Ey lieber, Gut ding wil weil haben. Ein narr ist darumb ein narr, daß er redet in eil vnbesunnen, was jhm einfellt. Ein weiser helt an sich, nimpt jhm der weil, vnnd redet mit vernunfft, vnderscheydet zeit, stunde, person, vnd statt.

Gelt ist ein gute wahr, sie gilt Winter vnd Sommer.

Es ist manche wahr, die gilt nur im winter, als rauchwerck vnnd beltzwerck, im Sommer achtet mann sein nit groß. Aber gelt gilt an allen orten, zu allen zeiten, vnnd alle wahr wirt vmb gelt verkaufft vnd gekaufft.

Ein zaun weret drei jar.

Es haben die Alten vergleichet das lang weren vnd leben viler thier, vnd anderer ding.

3 Ein zaun weret drei jar.
9 Ein hund überweret drei zaun.
27 Ein pferd drei hund.
81 Ein mensch drei pferd.

Ter binos deciesque novem superexit in annos. Iusta senescentum quos implet uita virorum. Sagt Virgilius, Eines menschen rechtes alter sei xxvj. jar. Die geschrifft sagt von lxx. jaren, darnach ist mühe vnnd arbeyt. Sach das Wort: Zehen jar ein kind, Zwentzig jar ein jüngling, Dreissig jar ein man, Viertzig jar stillestan, Fünfftzig jar wolgethan, Sechtzig geht dichs alter an. Sibentzig jar ein greiß, Achtzig jar nimmer weise, Neuntzig jar der kinder spot, Hundert jar, Gnad dir Gott.

Mann liest, daß der groß Alexander hab einn hirsch gefangen, der hab am halß einn güldin ring gehabt, darein die jarzal Olympiaden geschriben war, vnd befand sich, dz jm der ring vor vilhundert jaren ann hals ghenckt war worden.

In allen fünff sinnen übertreffen den menschen etliche Thier.

In dem daß der mensch reden kan, ist er abgesondert, vnd etwas geadelt vor den andern thiern, Wie einer sagt: Rusticus est bestia loquens, sonst haben die brnnen verstand, Elephant gedechtnus, vnd vil guter tugent. Ein lämmlin ist gedultig, wie manns auch mit jm macht. Ein wildschwein höret leiser denn ein mensch. Ein spinn ist im sülen vnd greiffen über den menschen. Ein geier im riechen, denn die geier, wie die Naturkündiger sagen, können ein aß riechen, so weit als sie in zweyen tagen fliehen können. Deßgleichen ist auch ein hund über den menschen mit riechen. Ein Lynx sihet schärpffer denn ein mensch. Ein Aff schmecket baß dann ein mensch.

August Herrmann Francke

ward am 23. März 1163 in Lübeck geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung in Gotha, wo sein Vater als Justizrath lebte und studirte dann Theologie in Erfurt, Kiel und Leipzig. Nachdem er an letzter Universität 1681 Magister geworden, hielt er daselbst practische Vorlesungen über die Bibel, welche ihm großen Beifall erwarben, aber auch viele Anfeindungen zuzogen, so daß der berühmte Thomasius ihn in einer eigen Schrift besonders vertheidigte. Er ward darauf Prediger in Erfurt und gewann hier durch seine vortrefflichen Kanzelvorträge so viele Freunde, selbst unter den nicht lutherischen Einwohnern, daß sich der Neid auf das heftigste gegen ihn regte und er plötzlich binnen vier und zwanzig Stunden die Stadt auf immer zu verlassen genöthigt wurde. Von Erfurt begab er sich an die neu errichtete Universität Halle, wo er Anfangs Professor der orientalischen Sprachen, später der Theologie und Prediger der Vorstadt Glaucha wurde. Im Jahre 1698 legte er daselbst den Grundstein zu seinen berühmten wohlthätigen Stiftungen, die seinen Namen, als eines der verdientesten und und uneigennützigsten Menschenfreunde, der spätesten Nachwelt zuführen werden. Er starb, ein wahrhaft frommer Mann, von Tausenden gesegnet am 8. Juni 1727.

Seine deutschen Schriften sind:

Von der Erziehung der Kinder zur Gottseligkeit. Hamburg 1688. 8.

Glauchisches Gesangbüchlein. Halle 1693. 12.
Anweisung zu beten. Halle 1694. 12.
Bußpredigten. Halle 1699 — 1705. 2 Thle.
Zeugniß von dem Werk, Worte und Dienste Gottes. Halle 1702. 4.
Christus, der Kern der heiligen Schrift. Halle 1702. 12.
Sonn- Fest- und Apostelstagspredigten. Halle 1703. 4.
Verantwortung gegen Herrn Dr. Mayer's Beschuldigungen. Halle 1707. 12.
Segensvolle Fußtapfen des noch lebenden u. s. w. Gottes u. s. w. Halle 1709.
Oeffentliche Reden über die Passionshistorie aus dem Marcus. Halle 1714. 8.
Oeffentliche Reden über die Passionshistorie aus dem Johannes. Halle 1716. 8.
Gedächtniß- und Leichenpredigten. Halle 1722. 4.
Sonn- und Festtagspredigten. Halle 1724. 4.
Lectiones paraeneticae. Halle 1726—27. 2 Thle. 8.
Predigten über die Sonn- und Festtagsepisteln. Halle 1725. 4.
Predigten und Tractätlein. Halle 1729. 4 Bdchn. 12.

Dieser treffliche, wahrhaft gläubige, aber äußerst strenge Mann ist vielfach verkannt und mit Unrecht als der Gründer eines unseligen, lange und selbst noch jetzt in Deutschland wuchernden Pietismus betrachtet worden. Frömmigkeit, reine kindliche Frömmigkeit war ihm das Höchste, dem der Mensch nachzustreben hat, und in diesem Sinne wirkte er unermüdlich, ein begeisterter, glaubensstarker Held. — Seine Werke reden mehr für ihn als seine Schriften, obwohl er auch in diesen eben so kräftig und innig den wahren Sinn für das Christenthum practisch wie theoretisch zu beleben suchte. — Daß seine Anhänger, oder vielmehr verschrobene Köpfe, die fälschlich seine Anhänger genannt wurden, zu weit gingen und anstatt kräftiger Wirksamkeit, wie er sie ausgeübt, betrüderische Kopfhängerei lehrten und verbreiteten, darf ihm nicht zur Last gelegt werden. Wer — bemerkt Franz Horn (Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen. Th. II. S. 245.) sehr richtig — wer wie er bei dem Auffinden von vier Thalern und sechszehn Groschen in der Büchse für arme Kinder mit freudiger Ueberraschung ausrufen kann: „Das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas Rechtes stiften, ich will eine Armenschule damit anlegen," der muß wohl einen sehr freudigen Muth haben; wer aber dann am Schlusse seines Lebens in äußerlicher Beziehung folgendes Resultat hinterläßt: das Pädagogium bestand aus 152 Personen; in der Schule wurden 2125 Kinder von 130 Lehrern und 8 Lehrerinnen unterrichtet; im Waisenhause wurden 134 Waisenkinder, 255 Studenten und einige Hundert arme Schüler gespeist; bei der Haushaltung, Meierei, Krankenpflege, Buchhandlung, Buchdruckerei und Apotheke wurden 53 und bei den Anstalten für das weibliche Geschlecht 29 Personen unterhalten — dem werden wir wohl auch eine sehr freudige Beharrlichkeit nicht absprechen dürfen. —

Franke's Character spricht sich rein und vollkommen in seinen Schriften aus, und läßt sich nicht von denselben trennen; sie tragen daher ihren vollen Werth in sich und dürfen nur mit der größten Liebe und Verehrung beurtheilt werden. —

Vgl. die oben angeführte Schrift. „Segensvolle Fußtapfen des noch lebenden Gottes." Ferner Niemeyer, A. H. Franken's Stiftungen, Halle 1792 und A. H. Franke, eine Säcularschrift von H. Guerike, Halle 1827. — Franken's Bildniß findet sich in Dreihaupts ausführlicher Beschreibung des Saalkreises, Th. 2. Halle 1751, und in W. Hennings deutschem Ehrentempel.

Die Austreibung der Furcht durch die völlige Liebe.*)

Gnade sey mit euch, und Friede von Gott dem Vater, der uns seinen Sohn gegeben hat zur Versöhnung für unsere Sünde, und von Jesu Christo, der uns geliebet hat, und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut, und von dem heiligen Geist, welcher gesandt ist, Jesum Christum zu verklären durchs Evangelium, demselbigen Dreyeinigen Gott sey Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.

Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist, wohl dem, der auf ihn trauet. Geliebte in dem Herrn Jesu, es sind dieses Worte Davids Ps. 34. 9. welche er aussprach, als der Herr ihn nicht nur aus einer grossen Noth und Gefahr errettet, sondern auch von aller seiner Furcht befreyet hatte. Denn in dem vorhergehenden finden wir, wie er die Güte Gottes, so er dießfalls an seiner eigenen Person erfahren, so hoch rühmet und preiset, und sich selbst hierin allen Elenden und Nothleidenden zu einem Exempel vorstellet, an welchem sich die Liebe, Güte und Leutseligkeit Gottes gar reichlich erwiesen habe. Darum er denn auch alle Elende zusammen rief, daß sie mit ihm den Herrn preisen und seinen Namen erhöhen solten. v. 4. da ich den Herrn suchte, sprach er zu ihnen v. 5., antwortete er mir, und errettete mich aus aller meiner Furcht. Bald bezeugete er, daß, wie er den Herrn erfahren habe, also ihn auch alle andere, die sich in ihrer Noth mit gläubigem Gebet zu ihm wendeten, gleich gütig und liebreich, erfahren würden. Darum sagte er v. 6.: Welche ihn ansehen und anlaufen, derer Angesicht wird nicht zu schanden. Und da wiese er sie wieder auf sein Exempel und bezeugete, welchergestalt er in seinem Theil Gott erfahren habe, wenn er sagt v. 7: Da dieser Elende rief, (dadurch er sich selbst verstehet) hörete der Herr, und half ihm aus allen seinen Nöthen. Und so versichert er v. 8.: daß ihn andere auch so erfahren würden. Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus. Er wünschet denn nun, daß doch alle andere diese selige Erfahrung der Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes auch so, wie er, erlangen möchten. Darum setzet er hinzu in dem vorangezogenen 9. Vers.: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist: als wolte er sagen: das, was Gott in seinem Worte von seiner Liebe bezeuget, und an meinem Exempel in der That bewiesen hat, das suche doch ein jeder an seiner eigenen Person innen zuwerden, so wird er mit mir ein lebendiger Zeuge der unaussprechlichen Liebe, Güte und Freundlichkeit des Herrn werden. Um aber zu dieser Erfahrung zu gelangen, giebt er einen einzigen Weg an die Hand, nemlich ein rechtes aufrichtiges, kindliches Vertrauen auf diese in dem Wort Gottes so hochgepriesene Liebe und Gütigkeit des Herrn. Wohl dem, spricht er, der auf ihn trauet, ein solcher, will er sagen, der schmeckets, der siehets und der erlanget eine lebendige Erfahrung davon, wie freundlich der Herr ist.

Geliebte in dem Herrn Jesu, in der Epistolischen Lection an dem heutigen ersten Sonntag nach Trinitatis in der 1. Joh. IV. haben wir, an statt des Königes und Propheten Davids, Johannem den Apostel und Evangelisten, der im neuen Testament, gleichwie jener in dem alten, ein lebendiger Zeuge war von der Freundlichkeit und Leutseligkeit des Herrn. Ja wir mögen sagen, daß, wie die Klarheit des neuen Testaments die Klarheit des alten weit übertrift, also auch hier viel klärer von der Freundlichkeit unsers Gottes gezeuget werde, als solches dort insgemein und besonders im angeführten 34. Ps. geschehen ist. Denn es wird uns hier die allerhöchste und herrlichste Liebe Gottes ausdrücklich und Sonnenklar bezeuget, daß er seinen einigen allerliebsten Sohn für uns dahingegeben, damit er uns nicht nur aus leiblicher Noth errettete, und von der Furcht für Menschen befreyete; sondern, welches viel wichtiger ist, vom Zorn Gottes, vom Fluch des Gesetzes, vom Urtheil des Todes und der ewigen Verdammniß erlöste, und unsere Herzen von aller knechtischen Furcht frey machte, hingegen mit einem kindlichen freyen und zuversichtlichen Geist begabete; wie denn auch Petrus in seiner 1. Ep. 2. v. 3. die Worte des 34. Ps. recht neu Testamentisch ausleget und auf die Gläubigen appliciret, wenn er zu ihnen saget: so ihr anders geschmecket habet, daß der Herr freundlich ist; als wolte er sagen, wie wäre es möglich, daß man das grosse und theure Werck der Erlösung, das uns im Evangelio verkündiget wird, vernommen, erwogen, betrachtet und von Herzen geglaubet hätte, und daß man nicht zugleich auch die Liebe und Freundlichkeit des Herrn zur Erquickung und Freude seines Herzens gar kräftig geschmecket ha-

*) Aus August Herrmann Franke's Predigten und Tractätlein. Halle 1723. Bd. 1.

den solte? inmassen sich ja dieselbe in keiner Sache so herrlich als eben in diesem Wercke erwiesen hat.

Wenn wir aber, geliebte in dem Herrn, insgesamt wol überzeuget sind, daß wir alle von Natur untüchtig seyn, diese allerhöchste Liebe Gottes dermassen in unsere Hertzen zu fassen, daß dadurch die knechtische Furcht ausgetrieben und eine kindliche, fried- und freuden-volle Zuversicht zu ihm in dasselbe eingepflanzet werde; ach so lasset uns doch mit einander Gott selbst demüthiglich anflehen, daß er uns anjetzo zur Vorstellung und Betrachtung seiner grossen Güte, Liebe und Freundlichkeit seinen Geist und Kraft verleihen und darreichen wolle, damit auch wir dieselbe schmecken und sehen, und dadurch von aller Furcht erlöset und befreyret, hingegen in ein völliges Vertrauen und recht kindliche Zuversicht auf den Herrn gesetzet werden mögen. Wir rufen ihn hierum an in einem gläubigen Vater Unser.

Text.

1. Joh. IV. v. 16. 21.

Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm. Daran ist die Liebe völlig bey uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts. Denn gleichwie er ist, so sind auch wir in dieser Welt. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein, wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe. Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebet. So jemand spricht: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner, denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kan er Gott lieben, den er nicht siehet? und dis Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe.

Wer ist, der gut Leben begehret? und gerne gute Tage hätte? Dis ist, geliebteste Zuhörer, die sonderbare Frage Davids in dem schon zuvor angeführten 34. Ps. v. 13.; aber ach wie wenig sind wol derer, die diese Frage recht verstehen und wissen, was David hier für gut Leben und für gute Tage meynet? als die gewiß nicht nach dem Fleisch, sondern nach dem Geist zu verstehen sind. Wenn aber derer wenig sind, die dis recht verstehen, so sind derer gewiß noch viel weniger, die auf die rechte Art und Weise darnach streben, und sich in die Göttliche Ordnung so schicken, daß sie nach dem Sinn Davids oder vielmehr des Heiligen Geistes, und auf eine Gott-gefällige Weise, gut Leben und gute Tage in der That erlangen mögen.

An diesem heutigen Sonntage ist im Evangelischen Text das Exempel des reichen Mannes vorgestellet worden. Dieser begehrete nicht allein gut Leben und gute Tage, sondern es hatte auch das Ansehen, als ob er seines Wunsches und Begehrens reichlich und in grossem Maaß theilhaftig worden. Hingegen ist auch eines armen Lazari gedacht, der nichts weniger als gut Leben und gute Tage zu haben schiene. Wenn wir aber die Sache nicht nach dem äusserlichen Ansehen, sondern nach der Wahrheit und nach dem Ausgange betrachten, so war Lazarus der Mann, der gut Leben und gute Tage hatte. Wie denn das? Er war ja arm, und voller Schweren, ja so dürftig, daß er auch die Brosamen begehrte, die von des Reichen, vor dessen Thüre er lag, Tische fielen. Es ist wahr. Aber bey allem solchem äusserlichen Elende hatte er den Frieden Gottes in seinem Hertzen, und eine lebendige Hofnung des ewigen Lebens. Der reiche Mann aber hatte gewiß keine gute Tage und kein gut Leben. Wie aber das? Er kleidete sich ja mit Purpur und köstlichem Leinwand, und lebete alle Tage herrlich und in Freuden. Es ist wahr; aber bey aller seiner äusserlichen und zeitlichen Glückseeligkeit hatte er keinen Frieden in seinem Hertzen, und keine Ruhe in seiner Seelen; sondern er war ein recht elender und unseliger Mensch, ein Sclave seiner sündlichen und bösen Begierden, folglich hatte er ein böses Gewissen, und war in dem Stande, darin er Tod und ewige Verdammniß zu fürchten Ursache hatte, ob er gleich so sicher lebete, als ob er mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle ein Verständniß gemachet hatte.

Es wird uns aber nun, Geliebte in dem Herrn, in dem letzt verlesenen Apostolischen Text der rechte Weg gezeiget, wie wir zum recht guten Leben und zu recht guten Tagen kommen sollen. Denn wir werden darin gelehret, daß die völlige Liebe so gar auch die Furcht aus unserm Hertzen austreibet, und uns in die selige und Gnadenvolle Gemeinschaft mit Gott versetzet, mithin uns des Friedens Gottes, welcher alle Vernunft übertrift, und der Freudigkeit am Tage des Gerichts theilhaftig machet. Da dieses nun die Haupt-Sache ist, die in unserem Epistolischen Text getrieben wird, so wollen wir dabey bleiben, und mit einander erwägen

Die Austreibung der Furcht durch die völlige Liebe.

Dabey wir werden zu sehen haben

I. Unsern elenden Zustand unter der Furcht,
II. Unsern seligen Zustand, darin uns die völlige Liebe durch Austreibung der Furcht versetzet,
III. Unsere Bewahrung, aus diesem seligen Zustande nicht wieder zu entfallen.

Herr Jesu, gib reiche Gnade und Kraft zur Verkündigung, Anhörung und Bewahrung des göttlichen Worts, auf daß wir dadurch wohl erbauet werden, und dessen selige Frucht mit uns vor deinen Thron und in die Ewigkeit bringen mögen. Amen.

Abhandlung.

Erster Theil.

Was denn nun, Geliebte in dem Herrn, 1. betrift, unsern elenden Zustand, in welchem wir uns unter der Furcht befinden; so wollen wir hiebey nur auf die Haupt Puncte sehen, die uns hievon in unserm Text an die Hand gegeben werden.

Und da ist es ja anfänglich unselig genug, sich für dem Tage des Gerichts allezeit fürchten müssen. Denn wenn in unserm Text in dem 17. Versicul es heisset: Daran ist die Liebe völlig bey uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts, so kann ein jeder leicht den Gegensatz verstehen, welcher dieser ist, daß ohne die völlige Liebe man keine Freudigkeit habe am Tage des Gerichts, sondern daß man vielmehr schon zum voraus, und ehe der Tag des Gerichts kommt, mit Furcht und Angst für demselben umfangen seye. Denn das hat kein Mensch von Natur, daß er, wie Johannes saget, eine Freudigkeit am Tage und auf den Tag des Gerichts habe. Wir wissen, daß wir alle vor dem Richter-Stul Christi offenbar werden müssen, auf daß ein jeglicher empfahe, nachdem er gehandelt hat bey Leibes Leben, es sey gut oder böse. 2. Corinth. 5, 10., zum Röm. 14. v. 10. Wenn sich nun an unserer Seiten nichts befindet, welches wir alsdann, wenn uns diese gewisse Erwartung des Gerichts durch die Christliche Lehre bekant worden ist, der Furcht und dem Schrecken, so wie für diesem Tag des Gerichts aus der Empfindung unsers sündhaften und des Todes würdigen Zustandes haben, entgegen setzen mögen, so kan ja da kein anderer als recht unseliger Zustand seyn.

Denn es ist dieses ferner gar unselig, so man in seinem Gemüthe Pein haben muß. Und diese Unseligkeit hat der Apostel dadurch besonders ausdrucken wollen, daß er im 18. Vers so viel von der Furcht spricht, und ausdrücklich lehret, daß sie mit Pein verknüpfet sey. Furcht, spricht er, ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein, wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe: da sehen wir, daß er alles, was er von unserm unseligen Zustand, darinnen wir von Natur sind, hat sagen wollen, in das Wort Furcht, gleichsam concentriret und eingeschlossen, absonderlich aber derselben eine Peinlichkeit zugeschrieben habe. Und gewiß, wenn wir den Zustand des Menschen betrachten, ehe denn er durch den Glauben an Christum vom Tode zum Leben hindurch gedrungen, Johan. 5, v. 24. so ist es dieser, daß er durch Furcht des Todes im ganzen Leben ein Knecht seyn zum Ebr. 2. v. 15. und in solcher Furcht gleichsam gefangen gehalten werden und eine Pein im Gemüthe ausstehen muß. Denn er weiß, daß den Menschen einmal gesetzet ist zu sterben, darnach aber das Gericht, zum Ebr. 9. v. 27. Wenn nun das Gewissen durch Vorstellung des Gesetzes Gottes und der erb- und wircklichen Sünde, so wider das Gesetz ist, in dem Menschen aufgewecket worden, wenn er siehet und erkennet, wie er müsse einmal sterben, und darnach habe er nichts gewissers als das schreckliche Gerichte Gottes seiner Sünden wegen zu erwarten; so ist ja solche Furcht für dem unausbleiblichen Gerichte Gottes eine Pein dem Gemüthe, und gleich einer beständigen Hölle, so er in seinem Hertzen und Gewissen fühlet und mit sich herum träget. Es mag die Welt diese Furcht dissimuliren, wie sie will, und es mag sich einer, der zu Gott noch nicht rechtschaffen bekehret und ohne wahren lebeneigen Glauben an Christum ist, vor anderen Leuten so beherzt anstellen, als er immer kann, so mag sich doch keiner vor seinem eigenen Gewissen verbergen, sondern wird, wenn ers aufrichtig heraussagen und den Grund seines Hertzens bekennen will, nicht läugnen können, daß er sich knechtischer weise für dem Tode fürchte, und noch mehr für dem Tage des Gerichts, da er das letzte Urtheil zu erwarten hat. Es suchen zwar viele diese Furcht für dem Tode durch angenehme Gesellschaft und allerley angestellete Lustbarkeiten zu vertreiben, aber vergebens; denn so bald einer nur wieder allein ist, muß er wider seinen Willen gar bald inne werden, daß der nagende Wurm nicht getödtet, und die Furcht, so er zuvor gefühlet, nicht aus dem Hertzen hinausgeschaffet und vertrieben ist. Sein Leben wird ihm selbst öfters beschwerlich, und ist unzufrieden, daß er so gar keine rechte Ruhe und wahren Frieden in einem

Hertzen hat. Will er denn von Unruhe des Gewissens getrieben und auf anderer Anmahnung sich im Gebete zu Gott nahen, so merckt er bald, daß er ihn anders nicht als einen zornigen und gerechten Richter ansehen könne, und daß da keine Freudigkeit vorhanden sey zu ihm also zu treten, als ein Kind zu seinem lieben Vater. Ja wenn auch gleich einer wäre, der dormientem conscientiam, der ein eingeschläfertes Gewissen hätte, und viele Jahre nach einander so dahin gienge, daß er nicht ein einiges mal für dem Tode und für dem Gerichte Gottes erschräcke, so dürfte doch Gott nur in einem Augenblick sein bishero schlafendes Gewissen rühren, und ihn einen Blick in seinen sündlichen Zustand und ins zukünftige Gerichte thun lassen, so würde er da gar bald sehen und erfahren, wie er sich in einem weit elendern Zustand befinde, als er bis dahin geglaubet und als sichs hätte einbilden können. Dis siehet man, so oft Gott die Menschen auch in diesem Leben mit seinen Gerichten heimsuchet. Da wacht bey manchem das Gewissen auf, und ist nirgends eine wahre Freudigkeit zu Gott bey denen, die sonst so sicher leben. Sonderlich aber siehet man dieses zum öftern bey Sterbenden. Da bekennet mancher, daß es gar eine andere Sache sey, wenn man nun selbst aus der Zeit in die Ewigkeit gehen soll, als wenn man vorher daran gedacht und davon predigen gehöret. Da siehets mancher, wie er mit demjenigen noch gar so unbekant sey, vor dessen Richter-Stul er doch jetzt dargestellet werden soll. Da wird manchem noch erst offenbar, wie er sich selbst mit seinem Wahn-Glauben so schändlich betrogen und hinter das Licht geführet habe. Denn nun siehet er, daß er fort muß, und daß seine Seele aus der Zeit in die Ewigkeit treten soll, und er weiß doch wohl, daß er nicht dazu bereitet ist. Da fühlet er denn in solcher Todes-Furcht höllische Pein, und wird recht inne, was das heisset; Furcht hat Pein, wie hier der Apostel spricht. Denn, wie gesagt, diese Pein ist dem Menschen in seinem Leben nicht allezeit offenbar. Es übertäubet mancher das böse Gewissen durch den unseligen Genuß der weltlichen Lüste, vergisset seiner selbst; hat nicht acht auf sein eigen Hertz, und wenn die Gedancken sich gleich unter einander selbst verklagen wollen, so richtet er doch das Gemüth gleich auf etwas anders; und auch unter den zeitlichen Geschäften verbirget und versteckt sich die knechtische Furcht, ob sie gleich noch bey ihm herrschet, bis sie zu seiner Zeit hervorbricht, und ihm die Ungnade und den Zorn Gottes samt der Trübsal und Angst, so er der Sünden wegen auf sich geladen, zu erkennen giebet. Solte denn das nicht grosse Unseligkeit seyn, daß man sich für dem Tage des Gerichts immer fürchten, stets in solcher heimlichen Furcht schweben, und durch solche Furcht, Pein und Angst wegen des bösen Gewissens leiden muß.

Ja gewiß es mag ein Mensch so viel Güter haben als er will, und er mag im irdischen gleich noch so weise und verständig seyn; ist da die Sache nicht richtig, ist sein Hertz nicht durchs Wort der Gnaden in der Kraft des Heiligen Geistes aus diesem elenden Zustande errettet, und hat es nicht in der Ordnung einer wahren und rechtschaffenen Bekehrung durch den Glauben an Christum Frieden mit Gott gefunden, so kan da nichts anders seyn als ein unseliger Zustand, darum, daß der Mensch keine lebendige Hofnung des ewigen Lebens in seinem Hertzen hat, als welche allein mächtig ist, sein Hertz aus solcher Furcht, Angst Plage, Pein und heimlicher Hölle zu erretten.

Ich erinnere nur noch dieses, daß in dem jetzo beschriebenen elenden Zustande unter der Herrschaft der knechtischen und peinlichen Furcht sich ein iglicher befindet, der nicht durch die Gnade Gottes in den Stand der Wiedergeburt eingetreten ist, sondern in seiner alten sündlichen Geburt, in welcher sich alle Menschen von Natur befinden, liegen geblieben. Zwar möchten sich hievon viele ausnehmen und vorwenden wollen, daß sie ja in ihrer Kindheit durch die Heilige Tauffe, als das Bad der Wiedergeburt, in den Stand der Gnaden gesetzet worden: solche haben zu bedencken, daß sie sich der empfangenen Gnade trösten mögen, so sie in derselben blieben sind; wofern sie aber ihren Tauff-Bund nicht bewahret, sondern durch die Lockungen zur Sünde sich überwinden lassen und denselben durch vorsetzliche Uebertretungen von sich gestossen, folglich am Glauben und guten Gewissen Schiffbruch erlitten haben, so sind sie ebenfals in einem solchen unseligen Zustande, ob sie es gleich nicht erkennen.

Anderer Theil.

Lasset uns aber hierauf II. auch vernehmen, unsern seligen Zustand, darein uns die völlige Liebe durch Austreibung dieser Furcht versetzet. Davon handelt nun das meiste in unserm Text, als welcher gar nicht fürchterlich oder schrecklich, sondern voller Süßigkeit und voller Evangelischer Kraft und Trostes, und gantz dahin gerichtet ist, unsere Hertzen nicht zu schrecken, sondern aufzurichten, und wenn sie in Furcht sind, sie aus derselben heraus zu reissen, und mit Friede und Freude zu erfüllen.

Auch hiervon für dismal nur einige Haupt-Stücke aus unserm Texte in Betrachtung zu ziehen, so ist ja dis erstlich ein seliger Zustand, so man erkennet und gläubet die Liebe, die Gott zu uns hat, ja daß er selbst die Liebe ist. Denn es hanget unser Text mit diesen Worten zusammen, da es in dem Anfange des 16. Versiculs heisset: Wir haben erkannt und geglaubet die Liebe, die Gott zu uns hat; Gott ist die Liebe. Im vorhergehenden. 8. Versicul spricht er schon eben davon: wer nicht Lieb hat, der kennet Gott nicht, denn Gott ist die Liebe, und im 9. Vers. daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebohrnen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen. Solte diß nicht eine Seligkeit seyn, wenn dem Menschen diese Liebe Gottes durchs Evangelium dergestalt offenbar gemacht und durch den heiligen Geist ihm, so kräftig in seiner Seelen zu erkennen gegeben ist, daß er Gott nicht anders als die lautere und wesentliche Liebe erkennet, durch deren himmlische Flammen er hinwiederum in Liebe gegen Gott entzündet wird. Darinnen stehet die Liebe, heist es davon weiter im 10. Vers, nicht, daß wir Gott geliebet haben, sondern daß er uns geliebet hat, und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünde. So suchte Johannes diese Liebe Gottes, damit er uns erst geliebet hat, immer mit nachdrücklichern Worten uns anzupreisen; aber eben dadurch lehret er auch immer kräftiger, wie selig wir seyn, so wir diese Liebe, die Gott zu uns hat, erkennen und zu Hertzen nehmen. Und im 12. Vers spricht er: Niemand hat Gott jemals gesehen. So wir uns unter einander lieben, so bleibet Gott in uns. Was ist dis anders, als daß er bezeuget, der Mensch bleibe in einem unseligen Zustande, so lange er Gott nicht in seiner Liebe, die im Evangelio geoffenbaret wird, erkennet, welche allein dem Menschen das Hertz ändert, daß er hinfort auch seinen Nächsten liebet, und daß er in der Gemeinschaft mit Gott bleibet, dadurch immer stärcker wird, und die völlige Liebe, die Gott zu uns hat, immer besser erkennen lernet. Johannes selbst wußte mit den übrigen Aposteln, nachdem der Herr ihnen von seinem Geiste gegeben hatte, von keiner grössern Seligkeit als von dieser zu sagen. Darum spricht er im 14. Vers: Wir haben gesehen und zeugen, daß der Vater den Sohn gesandt hat zum Heyland der Welt; und im 15. Vers: welcher nun bekennet, daß Jesus Gottes Sohn ist, in dem bleibet Gott, und er in Gott. Denn es heisset auch hievon: So man von Hertzen gläubet, so wird man gerecht, und so man mit dem Munde bekennet, so wird man selig. zum Röm. 10, 10. Wolten wir auch noch weiter ins vorhergehende unsers Textes zurücke gehen, so würden wir befinden, wie Johannes sich sonderlich beflissen uns die Seligkeit vorzustellen, die wir darin haben, so wir erkant und geglaubet haben die Liebe, die Gott zu uns hat, und so uns Gott durchs Wort des Evangelii als Liebe erschienen und offenbar worden ist. Die Seligkeit aber, darein uns die erkante völlige Liebe setzet, ist diese, daß, wie uns Gott aus Gnaden vom Tode und Verdammniß durch Christum erlöset, also auch die Furcht dafür durch die Erkäntnis seiner völligen Liebe ausgetrieben wird.

Aber auch dis ist zum andern ein seliger Zustand, daß man bleibet in der Liebe, und in der Vereinigung mit Gott durch die Liebe. Denn davon spricht er: und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm. Damit wolte er Zeugniß geben von der seligen Frucht der erkanten und geglaubten Liebe, die Gott zu uns hat; wenn nemlich der Mensch zur Erkäntnis dieser Liebe Gottes gegen uns kommen sey, so finde er auch in derselben Liebe Gottes gegen uns seine geistliche Nahrung, bleibe und wohne darinnen als in seinem Element, und es entstehe durch solche Erkäntniß zwischen Gott und dem Menschen eine solche Vereinigung, daß er in Gott bleibe, und Gott in ihm. Von solcher seligen Gemeinschaft redet auch unser Heyland selbst aufs allernachdrücklichste: Johan. 17. v. 21. 22. 23. auf daß sie alle eines seyn, gleich wie du Vater, in mir, und ich in dir, daß auch sie in uns eines seyn; und weiter: daß sie eines seyn, gleich wie wir eines sind, Ich in ihnen, und Du in mir, auf daß vollkommen seyn in eines, und v. 26. auf daß die Liebe, damit du mich liebest, sey in ihnen, und Ich in ihnen. So sehen wir dann, daß es dem Geiste Gottes nicht genug gewesen, uns die Liebe Gottes, die er durch die Sendung seines Sohnes uns erzeiget hat, anzupreisen; sondern daß er auch darin die göttliche Liebe noch völliger offenbaren wollen, daß wir durch den Sohn, den er uns zum Heyland gegeben hat, in die allerseligste Gemeinschaft mit ihm versetzet werden sollen. Und wie wolte man auch denjenigen anders als für den allerseligsten Menschen achten, der in solchem Zustande stehet, daß er in Gott, und Gott in ihm ist. Gewiß diese Seligkeit ist der Vernunft zu hoch, sie kan sie nicht fassen; der Glaube, den Gott wircket, thut hie alles, der auch dadurch die süße und kräftige Erkäntniß seiner Liebe immer tiefer ins Hertz und in die Seele pflantzet.

Ein seliger Zustand ist es zum dritten, so man zu solcher

einigen Geschäften der Welt gelungen; daß man eine Freundschaft, die man mit Mühe und Arbeit geschlossen, nicht so leicht wieder in die Hand wirft; daß man, wo man sich einmal Vertrauen und Liebe von Menschen erworben, diese Liebe und dieses Vertrauen nicht durch Leichtsinn und Unbesonnenheit wieder verliert; daß man sich vielmehr durch alle diese eigenschaften Freund, Lob und Ehre erwirbt, und daß man, wo man sich einmal Ruf und Ansehen in einem Lande gegründet, dasselbe auch in Ehren und Ansehen erhalten kann, wenn man sich nicht durch Leichtsinn und Unbesonnenheit selbst wieder darum bringt. Ich habe diese Grundsätze selbst redlich befolgt, und so kann ich denn allen denjenigen, welche sich verheirathen, und die Ehe und alle ihre Folgen ernst und gewissenhaft betrachten, mit Zuversicht versichern, daß sie in der Ehe ein Glück finden werden, das sie in keinem andern Stande finden können. Ich habe in meinem Leben, wie ich schon oben sagte, viel Gutes und Böses erfahren, aber ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals in meinem Leben einen so glücklichen Tag gehabt, als den Tag meiner Verheirathung; kein Tag meines Lebens ist mir so schnell vorübergegangen, als dieser Tag, und ich habe mich in meinem Leben nie so glücklich gefühlt, als während dieses Tages. Aber dieses war Gnade, eine Gnade, die mir Gott in Christo Jesu, meinem Heilande, verliehen hatte, und die ich auch in meinem ganzen Leben, so lange ich mich nicht selbst durch Leichtsinn und Unbesonnenheit wieder darum gebracht habe, nicht verloren habe, und auch nicht verlieren werde, weil ich mich in Demuth meines Armen Gnade getröste, und mich durch Gottes Gnade in Christo Jesu meinem Heilande, in Ehren und Ansehen erhalten werde.

Ich bin ist ganz zum Ende meiner Lebens Beschreibung gekommen, und es sind keine Schulden, worin ich mich noch befinde. Ich habe mir durch Gottes Gnade, und durch meine Arbeit, so viel erworben, daß ich Weib und Kind, und auch den Knaben in seinen Jahren, ehrlich ernähren kann, und ich habe noch so viel, daß ich, wenn es Gott gefällt, mich zur Ruhe setzen kann. Ich habe mir durch meine Arbeit, und durch Gottes Gnade, ein Haus gebauet, worin ich wohne, und worin ich, wenn es Gott gefällt, mein Leben beschließen will. Ich habe mir durch meine Arbeit, und durch Gottes Gnade, einen Garten gebauet, worin ich mich, wenn es Gott gefällt, zur Ruhe setzen kann. Ich habe mir durch meine Arbeit, und durch Gottes Gnade, einen Weinberg gebauet, worin ich mich, wenn es Gott gefällt, zur Ruhe setzen kann. Ich habe mir durch meine Arbeit, und durch Gottes Gnade, einen Acker gebauet, worin ich mich, wenn es Gott gefällt, zur Ruhe setzen kann. Ich habe mir durch meine Arbeit, und durch Gottes Gnade, einen Obstgarten gebauet, worin ich mich, wenn es Gott gefällt, zur Ruhe setzen kann. Ich habe mir durch meine Arbeit, und durch Gottes Gnade, einen Wald gebauet, worin ich mich, wenn es Gott gefällt, zur Ruhe setzen kann. Ich habe mir durch meine Arbeit, und durch Gottes Gnade, einen Wiesenplatz gebauet, worin ich mich, wenn es Gott gefällt, zur Ruhe setzen kann. Ich habe mir durch meine Arbeit, und durch Gottes Gnade, einen Kornboden gebauet, worin ich mich, wenn es Gott gefällt, zur Ruhe setzen kann. Ich habe mir durch meine Arbeit, und durch Gottes Gnade, einen Stall gebauet, worin ich mich, wenn es Gott gefällt, zur Ruhe setzen kann. Ich habe mir durch meine Arbeit, und durch Gottes Gnade, einen Wagen gebauet, worin ich mich, wenn es Gott gefällt, zur Ruhe setzen kann. Ich habe mir durch meine Arbeit, und durch Gottes Gnade, einen Pflug gebauet, worin ich mich, wenn es Gott gefällt, zur Ruhe setzen kann. Ich habe mir durch meine Arbeit, und durch Gottes Gnade, einen Schlitten

Gedanken, und weniger tief wirkt auch gewöhnlich die mehr durch Worte als durch Thaten sich kundgebende Liebe. Wenn wir es so recht aus der Tiefe unsers Herzens sagen können, daß wir unsere Feinde, wie Christus sie liebte, lieben, daß wir sie unter Gebeten, in Gedanken an unsern gekreuzigten Herrn, auch vor Gott in unserm Herzensbunde, und vor Gottes Auge als solche sehen, die mit uns Kinder Gottes werden sollen, wenn wir sie so lieben, wie Gott sie liebt, dann ist unsere Liebe eine vollkommene Liebe, und dann wird sie auch eine solche sein, welche sich, wenn es nöthig ist, auch durch Thaten kundgeben wird. Wenn wir aber nicht so lieben, wenn wir nicht auch in Gedanken, wenn wir nicht vor Gott unsere Feinde als solche ansehen, die mit uns Kinder Gottes werden sollen, wenn wir sie nicht so lieben, wie Gott sie liebt, dann ist unsere Liebe eine unvollkommene Liebe, und dann wird sie auch nicht solche Thaten hervorbringen, wie sie Gott von uns fordert, und wie sie auch in der That so überaus gesegnet sind für Denjenigen, der sie übt. Wenn wir also unsere Feinde nicht als solche in die Liebe hineinziehen können, so ist es mit unserer Liebe nicht so, wie sie sein sollte, und wir müssen uns darüber betrüben, daß wir sie nicht so lieben können, wie Gott sie liebt, daß wir also eine Lücke haben in unserer Liebe, und müssen Gott bitten, daß er uns diese Lücke ausfüllen möge, daß er uns mit seiner Liebe so erfüllen möge, daß wir auch unsere Feinde so lieben können, wie er sie liebt.

Wenn wir also unsere Feinde lieben, so ist es nicht genug, daß wir sie nicht hassen, daß wir sie nicht verfolgen, daß wir sie nicht tödten, daß wir sie nicht verleumden, daß wir sie nicht bestehlen, daß wir sie nicht berauben, daß wir sie nicht unterdrücken, daß wir sie nicht ungerecht behandeln, daß wir sie nicht ungerecht richten, daß wir sie nicht ungerecht verdammen, daß wir sie nicht ungerecht strafen, daß wir sie nicht ungerecht bestrafen, daß wir sie nicht ungerecht verfolgen, daß wir sie nicht ungerecht tödten, daß wir sie nicht ungerecht verleumden, daß wir sie nicht ungerecht bestehlen, daß wir sie nicht ungerecht berauben, daß wir sie nicht ungerec

und innigſte zu lieben? ja gewiß, da erfähret der Menſch, daß durch die Predigt vom Glauben der Heilige Geiſt gegeben wird, und daß das Evangelium eine Kraft Gottes iſt, ſo ihn zu einem andern Menſchen machet, wie Lutherus ſaget, von Hertzen, Muth, Sinn und allen Kräften.

Nun wird aber auch in unſerem Texte von Johanne wol bedächtig noch weiter angezeiget, daß, wenn wir in dem ſeligen Stande, darein uns die völlige Liebe durch Austreibung der Furcht verſetzet, bewahret ſein wollen, auch eine Uebung in der Liebe des Nächſten ſich bey uns befinden müſſe. Davon ſaget er: So jemand ſpricht: ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner, denn wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kan er Gott lieben, den er nicht ſiehet? Und dis Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch ſeinen Bruder liebe. Es wußte Johannes wol, daß die Menſchen ſich deſſen gerne rühmen, daß ſie Gott lieben, ja wol kecklich ſagen dürfen, daß ſie ihn ihr lebelang geliebet haben. So will er nun, es ſoll ein jeglicher, der da ſpricht: ich liebe Gott, ſich ſelbſt wol prüfen, ob ſichs auch alſo verhalte. Gleichwie man einer Rechnung nicht leicht Glauben zuſtellet, ſondern examiniret ſie erſt, ob ſie auch ihre Richtigkeit habe: alſo erfordert auch Johannes eine Probe, obs zutreffe und die Wahrheit ſey, daß einer Gott liebe. Das iſt aber die Probe, daß einer, der ſich der Liebe Gottes rühmet, auch ſeinen Nächſten von Hertzen liebe. Darum ſaget er: So jemand ſpricht: ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner. Ein ſolcher will mit ſeinem Vorgeben entweder andere betriegen, oder er betrieget ſich ſelbſt, weil ſein Vorgeben die Probe nicht hält. Dis beweiſet er theils aus einem Schluß von dem geringern zu dem gröſſern, theils durch das ausdrückliche Gebot des Herrn. Denn, ſpricht er, wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht ſiehet? Wie kann man ihm das, will er ſagen, zutrauen, daß er den unſichtbaren Gott, der durch den Glauben erkant werden muß, wahrhaftig liebe und ihm von Hertzen anhange und diene, ſo, daß er gerne alles, wie der aufrichtigen Liebe Art iſt, um ſeinet willen thun und leiden wolte, da er ſolches ſogar nicht in der That an ſeinen Nächſten beweiſet, den er vor ſeinen Augen hat, und an dem er ſtets Gelegenheit hat, ſo er ihn anders in der Wahrheit liebet, ſolches auch in der That zu beweiſen?

Und dis Gebot, ſpricht er weiter, haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch ſeinen Bruder liebe. Es ſcheinet Johannes habe in dieſen Worten darauf geſehen, daß unſer Heyland Matth. 22, 37 bis 40. als einer gefraget: welches iſt das fürnehmſte Gebot im Geſetz? geantwortet: Du ſolſt lieben Gott deinen Herrn von gantzem Hertzen, von gantzer Seelen, von gantzem Gemüthe, dis iſt das fürnehmſte und gröſte Gebot. Das andere iſt dem gleich: du ſolſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt. In dieſen zweyen Geboten hanget das gantze Geſetz und die Propheten. Desgleichen ſcheinet der Apoſtel geſehen zu haben auf die Rede Chriſti. Joh. 13, 34. und 35. Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, gleichwie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einander lieb habet. Dabey wird jederman erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, ſo ihr Liebe unter einander habet. Und Cap. 15, 12. Das iſt mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebet, gleichwie ich euch liebe. Gleichwie denn nun unſer Heyland die Liebe gegen Gott und gegen ihn ſelbſt als unſern Seligmacher, und gegen den Nächſten gar genau zuſammen verbunden hat; ſo faſſet es in unſem Text Johannes zuſammen in ein Gebot, das wir von ihm haben, daß, wer Gott liebet, daß der auch ſeinen Bruder liebe. Und wie er vorhin geſchloſſen, daß aus der Erkäntniß der Liebe Gottes gegen uns, wenn ſolche Erkäntniß wahrhaftig iſt, gewiß auch eine wahre Liebe zu Gott flieſſet; alſo bezeuget er auch hiemit, daß wo die Liebe zu Gott wahrhaftig ſey, daſelbſt ſich auch ohnfehlbarlich eine wahre und thätige Liebe gegen den Nächſten finden müſſe; und wenn ſich einer gleich der Gnade Chriſti tröſten und die Seligkeit von ihm hoffen wolte, ſo würde doch ſolcher Troſt und ſolche Hofnung eitel ſeyn, dieweil er vor Gott als ein Lügner erfunden werde, indem er ſeine Liebe zu Gott nicht durch die Liebe des Nächſten legitimire und beweiſe. Denn hätte er Gott in ſeiner Liebe wahrhaftig erkant, ſo würde er nicht umhin können Gott wieder zu lieben, und ſo würde auch dieſe Liebe, die er zu Gott hätte, ſich gar bald durch ihre Furcht offenbaren, nemlich durch die Liebe gegen ſeinen Bruder, das iſt, gegen den Nächſten. Geſetzt aber, er hätte vorhin Gott wahrhaftig erkant und geliebet, er gäbe aber Raum dem Unwillen, Zorn und Haß gegen ſeinen Nächſten, und wiederſtünde ſolchem Haß nicht durch die Kraft des Heiligen Geiſtes, ſondern hegete vielmehr denſelben in ſeinem Hertzen, ſo würde er ſich dadurch aufs neue aus ſeinem ſeligen Zuſtande, in welchen ihn die völlige Liebe geſetzet, in ſeinen vorigen unſeligen Zuſtand geſtürzet befinden; die vorige knechtiſche Furcht würde wieder da ſeyn, die Freudigkeit aber zu Gott würde wegfallen ſamt allen geiſtlichen Gaben, die mit ſolcher kindlichen Freudigkeit und Zuverſicht zu Gott verknüpfet wären. Selig iſt demnach der, in deſſen Hertz die Liebe Gottes, die er zu uns hat, ausgegoſſen iſt durch den Heiligen Geiſt, und der auch in dieſer Liebe Gottes gegen uns alſo bleibet und bewahret wird, daß die Liebe ſich hinwiederum in dieſe beyden Ströme nemlich der wahren Liebe zu Gott und der wahren Bruder-Liebe ergieſſet und ohne Unterlaß ausflieſſet.

Nutzanwendung.

So haben wir nun Geliebte in dem Herrn, vernommen welches da ſey die Austreibung der Furcht durch die völlige Liebe; und zwar inſonderheit mit einander erwogen Unſern elenden Zuſtand unter der Furcht; Unſern ſeligen Zuſtand, darein uns die völlige Liebe durch Austreibung der Furcht verſetzet, und unſere Bewahrung aus dieſem ſeligen Zuſtande nicht wieder zu entfallen. Nun zweifle ich keines weges, daß nicht unter der gegenwärtigen Menge der Zuhörer manche von ihrem elenden Zuſtande, in welchem ſie ſich noch bis hieher unter der Furcht befunden, überzeuget ſeyn ſolten. Denn das Gewiſſen ſelbſt wird dieſen und jenen haben zu erkennen gegeben, wie ſie keines weges mit Gott durch den Glauben ſo vereiniget ſeyn, daß ſie ſich der väterlichen Gnade und Huld deſſelben mit genugſamen Grunde erfreuen und tröſten könten. Es wird wol etwa einigen ſo gar in ihr Gedächtniß kommen ſeyn, wenn, wo, wenn und wie ſchwerlich ſie ſich an Gott verſündiget, auch daß ſie noch nicht Buße gethan haben für die Sünden, die ſie begangen und für das gottloſe Weſen, ſo ſie getrieben haben. Ein und andere werden die Furcht für dem Gerichte Gottes und die Anklage ihres eigenen Gewiſſens bey ſich ſelbſt haben gefühlet und empfunden. Vielleicht wird manchem offenbahr ſeyn, daß bis hieher die Sünde noch über ſie geherrſchet, und daß ſie unter der Furcht für dem Tode, für dem Zorn Gottes und für dem ewigen Gerichte und Verdammniß bis auf dieſe Stunde wol in einem recht unſeligen Zuſtande geweſen, und um deswillen noch nicht gerne ſterben wolten, indem ſie keine fröliche Gewißheit in ihrem Hertzen hätten, wo ſie hinkommen würden, wenn ſie nun aus dieſer Zeit in die Ewigkeit ſolten verſetzet werden. Solche nun, die von ihrem elenden Zuſtande überzeuget ſind, daß bey ihnen keine Freudigkeit iſt zu Gott, ſondern Furcht; keine Ruhe, ſondern Pein, keine kindliche Zuverſicht, ſondern Unglaube und Mißtrauen, ſolche ſage ich, haben dennoch zu erkennen, daß auch dieſes ſchon eine groſſe Barmhertzigkeit Gottes ſey, die er an ihnen bewieſen, daß er ſie in ſo weit von ihrem Schlaff aufgeweckt und von ihrer Blindheit befreyet, daß ſie nunmehro zum wenigſten einiger maſſen ihren unſeligen Zuſtand, in welchem ſie ſich bis hieher befunden, zu erkennen angefangen und dafür erſchrocken ſind.

Wie viel deren denn nun unter euch, geliebteſte Zuhörer, ſo viel Gnade von Gott erlanget haben, als izo geſaget iſt; dieſelben ermahne ich in dem Herrn, die erlangete Erkäntniß ihres bisherigen unſeligen Zuſtands dahin anzuwenden, daß ſie zuvörderſt Gott dem Herrn demüthigen Danck ſagen, und ihn preiſen, daß er ihr bishero ſo ſicher ſchlafendes Gewiſſen aufgeweckt, und ſie zur Erkäntniß ihrer ſelbſt gebracht hat. Ich ermahne euch aber auch und bitte euch durch die Wunden Jeſu Chriſti, daß ihr es doch ja auch nun nicht bey der bloſſen Erkäntniß eures Elendes bewenden laſſet. Denn ſonſt würde dieſe euch nur eine deſto gröſſere Verantwortung und ſchwerere Verdammniß bringen. Denn dis hat man gewiß zu erwarten, wenn man die Ueberzeugung ſeines Gewiſſens nicht tiefer in ſein Hertz und Seele eindringen läſt, ſondern gleich ſorget, man werde verzagen und verzweifeln, ſo man der Sache noch beſſer nachdencken und ſeine alten Sünden-Wunden durch ernſtliche Prüfung ſeines Gewiſſens gleichſam aufreiben wolte. Hingegen wenn uns Gott die Gnade gethan, daß wir unſern unſeligen Zuſtand und unſer Sünden-Elend zu erkennen angefangen, und wir eilen nicht zu frühzeitig davon, ſondern forſchen unſerm tiefen Verderben weiter nach, damit wir uns in dem Spiegel des göttlichen Wortes durch die Erleichtung des Heiligen Geiſtes ſo erkennen lernen, wie wir vor Gott in der Wahrheit geſtaltet ſind, ſo verleyhet uns Gott mehr Gnade, und, wie er uns unſern elenden Zuſtand unter der Furcht zu erkennen gegeben, alſo verſetzet er uns in einen ſeligen Zuſtand durch die völlige Liebe, welche die Furcht austreibet. Wollet ihr denn nun auch, die ihr von eurem bisherigen unſeligen Zuſtand überzeuget ſeyd, in einen beſſern Zuſtand durch die völlige Liebe verſetzet werden, ſo bedienet euch hierzu auch der Mittel, die Gott ſelbſt dazu verordnet hat. Solche ſind inſonderheit das Wort Gottes und das Gebet, und die mit beyden verknüpfte Prüfung des Gewiſſens. Forſchet in dem Worte Gottes, und unterſuchet was euer Tauffbund auf ſich habe; examiniret euch ſelbſt und unterſuchet euch, ob ihr euch wahrhaf-

ihn der Handel bei Lübeck hielt, so mußte auch er offenen Krieg thun in dieser Sache. Denn hatte jener Lübeck nicht mit Land und Leuten unter seinen Schutz genommen? Hatte nicht sein verstorbener Vetter Adolphus IV. Lübeck und die Seestädte gegen Waldemar von Dänemark vertheidigt und in Folge dessen die Grafschaft Holstein verloren? Und so hatte gewissermaßen der Herzog Albrecht durch seine Handlungsweise Lübeck und die Seestädte in diesen Krieg hineingezogen. Es war also nur natürlich, daß Lübeck, Hamburg und Wismar, die Seestädte, sich mit Albrecht in Verbindung setzten, um sich gegen Waldemar zu vertheidigen. Albrecht selbst war ein tapferer Mann, der sein Leben nicht achtete, wenn es sich um Ehre handelte. Er war ein Mann, der sich nicht scheute, auch gegen einen mächtigen König, wenn seine Ehre oder sein Vortheil es erforderte, zu Felde zu ziehen

zwar vielleicht zu seiner Betrübniß; wenn er siehet, wie er sich betrogen, dann aber zu seiner desto grössern Freude, wenn ihn die Wahrheit von solchem Betruge wird frey gemachet haben.

Ob ich aber gleich nicht zweiffele, daß solche unter euch sind, die sich im Gewissen von ihren bisherigen unseligen Zustand überzeugt befinden. Desgleichen solche, die sich noch bis hieher selbst betrogen; so zweifle ich dennoch auch keines weges, daß sich nicht auch solche unter euch befinden solten, die nach erlangter Erkäntniß ihres bisherigen unseligen Zustandes und selbst Betruges sich nach einem bessern Zustande sehnen, und nun allbereit im würcklichen Kampf gegen die Sünde stehen. Dis sind diejenigen, denen das Hertz gerühret ist, und die daher nichts mehr wünschen, als in einen bessern Zustand versetzet zu werden. Sind nicht solche unter euch hier gegenwärtig, die bey sich selbst gedencken: Ach? wer so selig seyn möchte, daß er Gott seinen lieben Vater mit rechter Freudigkeit nennen, und mit dem Herrn Jesu so, wie ein Bruder mit dem andern umgehen, und zu ihm ein so hertzliches Vertrauen, wie eine Braut zu ihrem Bräutigam haben könte! Ach, wer so selig wäre, daß alle knechtische Furcht durch die völlige Liebe aus seinem Hertzen ausgetrieben wäre! Solchen sage ich denn in dem Namen des Herrn: Selig seyd ihr, so ihr diese Seligkeit von Hertzen wünschet und verlanget, und so ihr es nicht bey dem blossen Wünschen lasset, sondern mit Gebet, Ringen und Flehen darob kämpfet, daß ihr einen solchen seligen Zustand in der That und Wahrheit in euch schmecken und erfahren möget. Und seyd ihr in diesem Kampf allbereit würcklich eingetreten, so verlasset ja den Kampf-Platz nicht, sondern beharret auf demselben, bis ihr einen völligen Sieg des Glaubens erlanget da der Heilige Geist eurem Geiste Zeugniß gebe, daß ihr Gottes Kinder seyd, nach der Epist. an die Römer 8, 16. Ach ermüdet nicht in diesem so edlen Kampf, und lasset euch ja nichts davon abschrecken. Drohet gleich Satanas mit den Pforten der Höllen, und will eure bisherige Gewohnheit zu sündigen es euch sauer und schwer machen zu überwinden, so lasset euch doch nicht abwendig machen, sondern betet nur desto ernstlicher, und haltet euch im Glauben destomehr zu Christo. Denn er ist es ja, auf den ihrs einmal angefangen habt, er wird euch auch in eurem Kampf mit seiner göttlichen Kraft beystehen und aushelfen. Ihr sehet ja, daß uns das Wort Gottes in diesem Kampf nicht auf das Gesetz, sondern auf das Evangelium von Christo weiset, und seyd auch jetzo gelehret, wie man nicht durchs Gesetz, sondern durch die Erkäntniß der unaussprechlichen Liebe, damit uns Gott in Christo geliebet hat, die Kraft zum Kämpfen und Ueberwinden erlanget. Das Gesetz muß zwar geprediget werden, denn es muß uns so wol die Sünde, als den Tod und die zeitliche und ewige Strafen, so wir dadurch verdienen, zu erkennen geben. Wenn aber der Mensch zur Erkäntniß der Sünden nunmehro gebracht ist, auch das Gewissen den Zorn Gottes fühlet, und der Sünden wegen zerknirschet und zerschlagen ist, so hat das Gesetz das seinige gethan. Soll nun die Seele weiter kommen, von dem Fluch des Gesetzes frey, der Gnade Gottes aber, und des Friedens im Gewissen theilhafftig werden, so muß es das Evangelium thun. Dis muß denn auch eure Weg seyn, zu solchem seligen Zustand zu gelangen, da die knechtische Furcht durch die völlige Liebe ausgetrieben sey. Denn wie Johannes zu seiner Zeit solche Leute vor sich hatte, von welchen er sagen konte: Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; und: daran ist die Liebe völlig bey uns, daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts; und: gleichwie er ist, so sind auch wir in dieser Welt: also müssen wir wissen, daß, wie Gott damals den Menschen so grosse Gnade erzeiget hat, daß er sie aus ihrem vorigen Elend und knechtischen Zustand in einen so seligen Stand versetzet, er gleicher Weise auch heutiges Tages eben solche Gnade an uns erzeigen wolle. Denn es ist solches alles uns zur Lehre und zum Trost geschrieben. Wir müssen nur zusehen, daß wir uns der göttlichen Ordnung, gleichwie jene, unterwerfen, in den Weg einer wahren und gründlichen Bekehrung eintreten, und die Gnaden-Mittel, nemlich sein Wort und Sacramenta, nach seiner Vorschrift heiliglich gebrauchen und anwenden. Geschiehet dieses an unserer Seiten, so werden wir eben solche Gnade empfahen, und eben solcher himmlischen Kräfte, so zur Heiligung gehören, theilhafftig werden, als jene. Dannenhero lasset euch durch diese Vorstellung nun destomehr aufmuntern freudig und getrost fortzukämpfen, und nicht zu ruhen, es sey denn, daß ihr als victores, oder Ueberwinder vom Kampf-Platz abtretten, und dem Herrn Jesu ein frölliches Triumphs-Lied singet: Nun lob, mein Seele, den Herrn, was in mir ist den Namen sein: sein Wohlthat thut er mehren, vergiß es nicht, o Hertze mein! hat dir deine Sünd vergeben, und heilet deine Schwachheit groß: Errettet dein armes Leben, Nimmt dich in seinen Schooß; mit reichem Trost beschüttet, verjungt dem Adler gleich.

Ich rede jetzt nicht von dem letzten Siege, und von der völligen Endigung unsers Kampfs, davon Paulus redet in der andern Tim. 2, 5. wenn er spricht: So jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht; sondern ich rede hier nur von demjenigem Siege, da der Mensch, der durchs Wort Gottes von seinem bisherigen Sünden-Dienst bekehret wird, zu solchem Evangelischen Zustand gelanget, da die erkante völlige Liebe Gottes ihn von der knechtischen Furcht befreyet, und ihn in ein hertzliches und kindliches Vertrauen zu Gott seinem himmlischen Vater versetzet habe. Dieser selige Zustand solte ja billig niemand unter uns, die wir uns nach dem Evangelio Christi Evangelische nennen, unbekant seyn: es gelanget aber auch hiezu niemand, er kämpfe denn recht, und gebrauche sich der rechten Waffen des Evangelii, wie jetzo die Anweisung dazu gegeben ist.

Und so zweiffele ich dem auch endlich nicht, Geliebte in dem Herrn, es werden unter euch solche hier zugegen seyn, die den seligen Zustand, in welchen uns die völlige Liebe setzet, an ihren Seelen werden erfahren haben und noch erfahren. Was ich dadurch verstehe, wird Eure Liebe aus dem, was ich insonderheit in dem 2. Theil dieser Predigt gesagt, hoffentlich zur Gnüge vernommen haben. So redet auch hievon vornemlich der anietzo abgehandelte Epistolische Text, und zwar absonderlich in den Worten: Daran ist die Liebe völlig bey uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts, denn gleichwie er ist, so sind auch wir in dieser Welt. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Wohl euch, ja wohl allen denen, welche, daß dem also sey, wie hier Johannes gesaget hat, an ihren eigenen Seelen durch die Kraft des Heil. Geistes schmecken und erfahren. Es gehöret dahin, was Paulus sagt zum Röm. 6, 14. Die Sünde wird nicht herrschen können über euch, sintemal ihr nicht unter dem Gesetze seyd, sondern unter der Gnade. Sehet, dis setzet Paulus zum eigentlichen Kennzeichen, daß man nicht unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade sey, daß da die Sünde nicht über einen herrschen könne. Es hänget zwar dieselbe dem Menschen an, so lange er in diesem Leibe wohnet, aber sie herrschet nicht über ihn, so er unter der Gnade ist. Darum spricht auch der Apostel Röm. 8, 1, daß die, so in Christo Jesu sind, nicht nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist. Sie werden wol von ihrem Fleisch und Blut zur Sünde gereitzet, sie lassen sich aber nicht von demselben beherrschen, der Sünde Gehorsam zu leisten in ihren Lüsten. Sie halten sich nicht für Schuldener dem Fleische, nach demselben zu leben; sondern sie tödten durch den Geist des Fleisches Geschäfte; lassen sich nicht von dem Fleische, sondern von dem Geiste Gottes regieren, und beweisen damit in der That, daß sie Gottes Kinder sind. Und da findet sichs denn, daß sie nicht einen knechtischen Geist empfangen haben, daß sie sich abermal fürchten müssen, sondern daß sie einen kindlichen Geist empfangen haben, durch welchen sie rufen: Abba, lieber Vater; welcher Geist auch Zeugniß giebt ihrem Geist, daß sie Gottes Kinder sind; wie solches alles Paulus in dem 8. Capitel an die Römer mit mehrern beschreibet. Diese und dergleichen Texte der heil. Schrift sollen wir uns nebst der heutigen Epistolischen Lection für andern wol bekannt machen, damit wir dadurch völlig überzeuget werden, daß es der Wille Gottes nach dem Evangelio keinesweges sey, daß wir uns in unserm gantzen Leben unter einer knechtischen Furcht befinden sollen; sondern daß wir vielmehr in der Ordnung wahrer Hertzens-Busse der lebendigmachenden Kraft des Evangelii Raum zu geben haben, damit wir stets mit einem rechten kindlichen Hertzen vor Gott unserm himmlischen Vater wandeln, und also mit einem Hertzen voll des Trostes des Heiligen Geistes von ihm aus und eingehen mögen. So lehret uns die heilige Schrift das Sünden-Joch in der Kraft Jesu Christi abzuwerfen, und hingegen sein Joch, welches, wie er selber spricht, Matth. 11, 30. sanft und leicht ist, auf uns zu nehmen.

Welche nun unter euch solche Gnade empfangen haben, dieses süsse Joch durch den Geist der Gnaden zu tragen, dieselben ermahne und ermuntere ich in dem Namen desjenigen, der sie geliebet, und durch sein Blut zu seinem Eigenthum erkauffet hat, daß sie sich doch ja in solchem Zustand bewahren, und sich mit Fleiß hüten, daß sie nicht wieder aus demselben fallen mögen. Gedencket an das Wort Pauli 1. Cor. 10, 12. Wer sich läßt düncken, er stehe, mag wol zusehen, daß er nicht falle. Uebet euch ohne Unterlaß in dem Glauben an den Herrn Jesum; erwäget stets in eurem Gemüth die grosse Seligkeit, welche er euch erworben, und auf welche ihr hoffet; gewöhnet euch gegen alle Anfechtung von der knechtischen Furcht eure Hertz zu stillen durch die theureste und allergrössesten Verheissungen, so euch von ihm geschencket sind, 2. Petr. 1, 4. Betrachtet immer ernstlicher und immer tiefer seine unaussprechliche Liebe, dadurch er sich euch zu eigen gegeben hat, auf daß ihr dadurch aufs innigste bewogen werdet, euch ihm hinwie-

derum zu eigen zu geben, und alle Lebens-Kräfte zu seinem Dienst aufzuopfern. Führet euren ganzen Beruf und Stand, darin ihr lebet, aus dem rechten principio, oder Grunde, worauf Johannes in dem jetzo erklärten Text gewiesen, nemlich aus der Liebe, damit uns Gott in seinem Sohn geliebet hat, und aus der schuldigen Dankbarkeit ihn wieder zu lieben, und solches in allen Fällen, und bey aller Gelegenheit mit der That zu beweisen; sintemal ihr auch aus unserm Text vernommen, welchergestalt uns Gott unsern Nächsten zur Probe einer aufrichtigen Liebe vorgestellet hat.

Erinnert euch doch insonderheit anjetzo des heutigen Evangelischen Textes vom reichen Mann und dem armen Lazaro, mithin der nach der heutigen Früh-Predigt verlesenen Armen-Ordnung. Sehet das als eine Gelegenheit an einen würklichen Beweiß zu geben, wie ihr das verkündigte Wort zu Herzen genommen habt. Erkennet ihr nun in der Wahrheit, daß Gott die Liebe ist, und daß, wer in der Liebe bleibet, in Gott bleibet, und Gott in ihm; ey, so lasset eure Hertzen überfliessen gegen euren armen Nächsten. Ja, gewiß, wenn ihr die völlige Liebe durch die Erleuchtung des Heiligen Geistes erkennet, und der kräftigen Wirkung solcher Erkäntnis Raum gebet, so werdet ihrs nicht sehen können, daß andere in ihrer Noth gelassen werden, so euch Gott das Vermögen giebet ihnen daraus zu helfen. Denn so spricht auch Johannes 1. Epist. 3, 17. Wenn jemand dieser Welt Güter hat, und siehet seinen Bruder darben, und schleußt sein Hertz vor ihm zu, wie bleibet die Liebe Gottes bey ihm?

Hat euch Gott denn auch Gnade verliehen, daß ihr zu einem Evangelischen und kindlichen Zustand in eurer Seele kommen seyd, so wendet die empfangene Kraft in der Ausübung der Liebe desto treulicher an, damit ihr nicht wieder verlieret, was ihr empfangen habet, sondern immer mehr empfanget. Denn wenn ihr euch also treu erweiset, so werdet ihr immer besser in das Bild Christi verkläret werden von einer Klarheit zu der andern 2. Cor. 3, 18. Da werdet ihr erfahren, welcher gestalt ihr, wenn ihr nur erst eine Pflantze des himmlischen Vaters worden seyd, durch seine Gnade wachsen und zunehmen, und immer reichere Früchte eurem himmlischen Gärtner tragen, und ihn damit erfreuen werdet.

Es ist gar nicht meine Meynung, als wenn wir durch die Wercke Gott etwas abverdienten. Ach nein. Wir verdienen mit unsern guten Wercken den Himmel nicht, und wol mit den bösen die Hölle. Christus hat uns die Seligkeit erworben, und durch sein Verdienst werden wir gerecht und selig. So dürfen wir auch nicht meynen, daß wir durch die Wercke erst in einen seligen Zustand gesetzet werden; sondern die geschiehet durch die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, welche wir durch den Glauben, den Gott wircket, ergreiffen, und das Evangelium ist die Kraft Gottes selig zu machen, die daran gläuben, Röm. 1, 6. Wir sollen aber wissen, daß wir in dem seligen Zustand, darein uns Christi Gnade und sein Evangelium setzet, nicht bleiben können, wenn der Glaube, der solche Seligkeit ergreiffet, nicht thätig ist durch die Liebe. Deswegen, obgleich Paulus dem Glauben allein die Rechtfertigung zuschreibet, so drucket er doch diese conditionem fidei judificantis, oder die Beschaffenheit des Glaubens, der gerecht macht, mit grossem Fleiß aus Gal. 5, 6. da er spricht, daß in Christo Jesu weder Beschneidung noch Vorhaut etwas gelte, sondern der Glaube, der durch die Liebe thätig ist.

Weil denn nun die heilige Schrift von keinem andern Glauben weiß, der ein wahrer und vor Gott geltender oder Gott wohlgefälliger Glaube sey, als von dem, der durch die Liebe thätig ist, so sollen wir denn diese rechte Eigenschaft des selig machenden Glaubens stets an uns erfinden lassen, ja, darnach ringen, daß sie immer in grösserer Kraft und reicherem Maaß in uns erfunden werde. Da wird denn auch das Hertz Gottes sich immer weiter gegen uns eröfnen; denn wenn wir uns befleißigen, daß gleichwie er ist, also auch wir seyn mögen in dieser Welt, oder daß wir seine Nachfolger seyn in der Liebe, so werden wir auch seiner Gemeinschaft je mehr und mehr zu geniessen haben. O was wird euch das, Geliebte in dem Herrn, für eine Seligkeit seyn, hinfort als auf dem Schooße Gottes, der die Liebe ist, zu sitzen, seiner Gnade und Huld stets zu geniessen, seines Gnaden-Einflusses immer reichlicher theilhaftig zu werden, und dergestalt in Liebe und Leid ein frölichs und vergnügtes, oder doch getröstetes und unverzagtes Herz allezeit zu haben. Nun, das wolle der Herr aus Gnaden in euer aller Seelen wircken, darum wir auch zu Gott demüthiglich also beten. etc.

Agnes Franz,

eine Tochter des 1801 verstorbenen Regierungsrathes Franz zu Militsch in Schlesien, ward daselbst am 8. März 1795 geboren, erhielt durch ihre Mutter eine vortreffliche Bildung und lebte abwechselnd in Schlesien und Sachsen.

Sie gab heraus:

Cincereon. Sammlung kleiner Erzählungen und Romane. Schweidnitz 1823.
Gedichte. 2 Thle. Hirschberg 1826.
Der Christbaum. Wesel 1826.
Volkssagen. Leipzig 1830.
Parabeln. Wesel 1829. 2. A. 1831.
Einzelne Gedichte und Erzählungen in Zeitschriften, namentlich der Abendzeitung, in Almanachen u. s. w.

Eine gemüthvolle Dichterin, in deren zarten Leistungen das religiöse Element vorwaltet. Nicht immer glücklich in ihren poetischen Erfindungen, ist sie es dagegen stets da, wo sie den ganzen Reichthum ihrer reinen Frömmigkeit entfalten kann, weshalb denn auch ihre Schöpfungen auf diesem Gebiet, namentlich ihre Parabeln, als ihre gelungensten Leistungen zu betrachten sind.

Die Schwingen des Lebens.

Als die Schöpfung der Erde beendigt war und der Mensch, von der Dämmerung tiefen Schlummers umfangen, die Freuden des Daseins in seligen Träumen zum erstenmale begrüßte: da traten drei hohe Engel, so dem Schöpfer gefolgt waren, um das Werk seiner Allmacht zu schauen, — vor die Lagerstätte des Schlummernden, den Herrn der Schöpfung begrüßend, im Gefühl der Liebe und Freude.

Und als sie sich zu demselben herabbeugten, waren sie überrascht von der Schönheit und der vollendeten Gestalt des Erschaffnen, und sie sprachen zu einander: Wahrlich der Mensch steht den Engeln sehr nahe, wenn seine Seele der Reinheit und Hoheit seiner Züge entspricht!

Aber, begann der Eine, dessen Stirn ernster und höher strahlte, als die der Uebrigen: Ein Schmuck der Himmelsbewohner wurde dennoch dem Sohne der Erde versagt, siehe, ihm fehlt das Zeichen der Freiheit, das schimmernde Flügelpaar!

Trauernd sahen die Engel die Entdeckung des ernstern Bruders bestätigt, und sie flüsterten leis: Wollte der göttliche Meister hierdurch andeuten, daß des Staubes Kind noch nicht würdig sei des freien Aufschwungs und der seligen Freuden im Gebiete des Lichts? —

Da stieg aus dem nahen Gebüsch ein Adler empor und durchschnitt mit breiten Schwingen die Luft, und verschwand dann in der sonnigen Höhe. Und die Engel erblickten ihn und begannen von Neuem: Siehe den Vogel des Gebirges! Ist er nicht freier und begünstigter denn der Herr der Erde? Und wird dieser dem Glücklichen ohne Neid nachzublicken vermögen in die sonnigen Regionen? —

Laßt uns, rief einer der Engel, dessen Antlitz so mild wie der Himmel und schön wie die Morgenröthe leuchtete: Laßt uns vor Jehovah treten und für den Menschen bitten, daß er gleich uns das Geschenk der Freiheit erhalte und nicht an den Boden gefesselt sei, gleich den Thieren des Waldes und dem niedern Gewürm!

Ja, wir wollen zu dem göttlichen Meister, er wird uns erhören! rief der Dritte, das selige Auge erhebend, und dahin schwebten die Engel auf den Fittigen des Morgenlichts.

Als aber Jehovah der Engel Fürbitte vernommen, ruhte sein göttliches Auge mit Wohlgefallen auf den freundlichen Lichtgestalten, die also in liebender Sorge erglühten für den jungen, unmündigen Menschen. — Ihr begehrt für den Sohn des Staubes der Lichtbewohner seliges Loos? sprach Jehovah: Aber noch liegt der Freiheit Glück außer den Grenzen seiner Kraft!

Ihn für dieses zu erziehen, sein Herz für eure Freuden zu bilden, ist die Aufgabe seines Daseins, und die Sehnsucht nach

diesem, ihm noch versagten Glück, das Band, welches ihn an die Geisterwelt knüpft. Aber wollet ihr, die ihr des Neuerschaffenen mit so sorgender Liebe gedenket, ihm, wenn seine Kraft ermattet, eure Fittige leihen, so sei es fortan in eure Macht gegeben, des Sterblichen Loos zu erleichtern. Gehet hinab und werdet seine Führer auf dem Pfade des Lebens, und gebet ihm durch eure Nähe den Vorschmack künftiger Wonnen!

Und alsobald jauchzten die Engel voll hoher Freude und umschlangen sich inniger, und schwebten vereinigt zur Erde hinab, und traten vor des Schlummernden Lager. Freudenthränen im Auge, legten sie ihre Hände auf des Menschen Brust, wie zu einem stillen Gelübde. O du, der du jetzt noch in den Armen des Schlummers liegst, begann der jüngste der Engel: Gedenke, wenn du einst auf deinem Pfade manchem Ungemach, mancher Klippe begegnest, gedenke meines Wortes! Hebe deine Blicke getrost zu mir, und ich werde dir meine Schwingen leihen, denn leicht tragen dich die Fittige der Hoffnung über die Dornen des Augenblicks und führen dich in lichtere Gefilde.

Und wenn einst die Last des Tages zu schwer deinen Nacken darniederbeugt, begann der Zweite mit mildem Antlitz: so komm zu mir, ich will deine Bürde erleichtern! der Liebe starke, muthige Schwingen werden dein Leben mit wunderbarer Kraft durchströmen, und unermüdlich wirst du das Gute schaffen und fördern und weit mehr vollbringen, als die schwache Hand des Sterblichen zu versprechen vermag.

Und wenn einst Stunden die nahen, so begann der dritte Engel in leuchtender Hoheit: wo irdischer Schmerz oder selbst verschuldetes Unglück dich im Genusse des Friedens, des Glückes zu stören droht, wenn du dich von Banden eingeengt fühlest, die du nicht zu lösen vermagst, und tieferirrt in den Labrinthen des Lebens nach Hülfe und Rettung verlangst: dann nimm, o Sterblicher, getrost deine Zuflucht zu mir! des Glaubens heilige Fittige überwinden jede Erdengewalt und tragen dich aus Nacht und Dunkel empor zu des ewigen Vaters liebender Brust. Mein Himmel soll in diesem Augenblick der Deine, meine selige Kraft die Deinige sein, und du wirst geläutert und beruhigt heimkehren zu dem Busen der mütterlichen Erde.

Also sprachen die Engel und reichten sich die Hände zum dauernden Bunde. Jehovah aber blickte mit Liebe auf die Vereinigten und weihte sie zu den Schutzgeistern der Menschen.

Der Lorbeerkranz.

Odacis, ein tapfrer Krieger des großen Alexanders, kam einst bei einer armseligen Hütte vorbei, aus der ihm das Stöhnen eines Kranken entgegentönte.

Er warf einen Blick durch die offenstehende Thür; eine bleiche Gestalt ruhte auf einem dürftigen Lager, zu dessen Füßen ein Lorbeerbaum stand; als er näher trat, gewahrte er bekannte Züge. Es war Elpinor, ein Freund seiner Jugend, den er seit langen Jahren nicht gesehen hatte.

Ihn ebenfalls erkennend, reichte dieser ihm die matte Hand entgegen.

Odacis! begann er leise, dich segneten die Götter mit Ehre und Ruhm! Nun ist es erfüllt, was wir einst in den Jahren glücklicher Jugend geträumt: Wir sehen als Helden uns wieder!

Als Helden? erwiederte Odacis, ihn staunend betrachtend: Welchen Feind hastt du besiegen, und welchen Kampf hast du bestanden?

Elpinor entgegnete: Mein Kampf war ein langes Siechthum, mein Feind die Verzweiflung! Schon wollte ich des unnützen Lebens Faden zerreißen, denn ich sah euch kämpfen und siegen mit ihm dem großen Ueberwinder, und mußte zurückbleiben, gehalten von den Fesseln der Krankheit. Da träumte mir einst von einem freundlichen Engel, der legte mir einen Lorbeerkranz aufs Haupt und des Engels Name war Geduld. Da fühlte ich mein Unrecht und meine Feigheit, das schwere Leben nicht länger tragen zu wollen, und der Kranz wurde von nun an mein Verlangen. Darum ließ ich mir jenen Lorbeerbaum vor mein Lager stellen, damit der Gedanke des Sieges die Schmerzen des Kampfes erleichtre und es war mir, als vergäße ich so leichter mein trauriges Loos.

Du glaubst also, daß wir gleiche Kränze verdienen? sprach Odacis, und ein spöttisches Lächeln flog über sein Gesicht.

Der Unglückliche, erwiederte Elpinor: der mit unverdienten, körperlichen Leiden zu kämpfen hat, und nicht verzagt, ist ein Held und steht so hoch wie jener, der Alexanders Schlachten schlug. Dort ist der Tod ein schnellzuckender Blitz, hier ein langsamverzehrender Sonnenstich, dort wird dem Sieger Ehre und Ruhm — hier Armuth und gänzliches Vergessen. — Ach, Odacis! der Kampf mit körperlichen Leiden ist lang und ermattend, gönne darum Elpinor'n den Kranz!

Da gereute Odacis seine Frage, und er erkannte der Rede Wahrheit und er eilte zu seinem Gezelt und brachte den Lorbeerkranz, den er bei dem Siegeseinzug in Babylon empfangen hatte, und legte ihn auf des Sterbenden Haupt.

Der Seidenwurm.

Ermüdet von der Last des Tages kehrte Enos von dem Felde zurück. Röthlich war sein Antlitz gebrannt von den Gluthen der Sonne, und seine Stirn trug tiefe Furchen des Kummers.

Schweigend trat er in die Hüttenthür. Da saß noch Naema sein Weib und webte, und vor ihr lagen drei Gewande von weichen Fellen, die hatte sie gefertiget für ihre drei Söhne, und das alles in bescheidener Stille, daß keiner gewahr wurde die Mühe ihrer Hände; denn ihr Fleiß war ohne Gepränge und anspruchlos wie ihr sanftes Gemüth.

Da aber Enos die drei Gewande erblickte und das mühsame Gewebe, an dem ihre unverdrossene Hand noch fortarbeitete, obgleich die Sonne schon untergegangen war, da kam eine tiefe Rührung über sein Herz, und er eilte hinaus vor die Thür, und vergoß Thränen bittren Grames, denn er dachte in seinem Herzen an die sorgenlose Freiheit der Erstgeschaffenen, an die Zeit des unendlichen Segens.

Und er trauerte um das verlorne Paradies, und sprach in düstrer Wehmuth:

Weh uns! daß die Frucht des Verderbens, von der Eltern Schuld erzeugt, fortwuchern soll von Geschlecht zu Geschlecht! und daß das Strafwort Gottes: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen! sich auch an den Frömmsten erfüllen soll!

Da trat Naema aus der Hütte und nahte sich ihm, denn sie hatte den Unmuth auf seiner Stirn gelesen und seine Worte gehört. Ihr Antlitz aber war sanft und freundlich, und sie sprach zu ihm:

Wie kann dich des Herrn Wille doch also betrüben? Ist der Mensch nicht vor allen lebendigen Geschöpfen an Freuden gesegnet durch das Licht seines Geistes? Was willst du dich grämen und mit der weisen Einrichtung Gottes hadern?

Aber Enos sprach: Naema, ich weiß, daß du mit sanfter Rede mir stets deinen Kummer verhüllest! Aber ich kenne die Last, die dich drücket gleich mir! Siehe, das Thier im Walde ist glücklicher denn wir, denn es darf sich nicht kümmern um den folgenden Tag und lebt sorglos und fröhlich seine Stunden dahin! Aber auf uns ruht der Fluch der Sünde, darum ist unser Leben mit der Last drückender Arbeit beschwert und einer Sorge verfallen!

Aber Naema antwortete und sprach: Nenne die Arbeit keine Last, Geliebter! — Sie sei uns die Würze des Lebens! Süß schmeckt das friedliche Mahl von den Früchten, die wir uns mühsam erzogen, süßer denn die goldnen Aepfel des Paradieses!

So sprach Naema; aber Enos blieb ernst bei den Worten des milden Weibes und setzte sich schweigend unter die Palmen vor der Thür, wo Naema mit geschäftiger Hand das Mahl des Abends bereitete.

Da kamen Enos Söhne zurück von der Flur, und ihr Antlitz war fröhlich wie der Morgen, und ihr Auge glänzte voll jugendlichen Lebens.

Und sie traten zu den Eltern und begannen mit hastiger Rede einstimmig von einem Wunder zu erzählen, das sie gesehn, und ihre Worte waren verworren, denn sie sprachen alle zugleich.

Und Naema gebot den Jüngern zu schweigen, und sprach zu Hamet dem Aeltesten: Rede, mein Sohn!

Und Hamet begann: Du weißt, o Mutter! daß wir uns eine kleine Hütte gebaut haben in dem Schatten des Maulbeerbaumes, denn wir lieben den Platz wegen seiner Kühle und der süßen Frucht. Dort haben wir ein seltsames Thier gefunden, das von dem Laube des Baumes lebt und klein und gering ist, gleich andern Gewürmen, aber von großer Geschicklichkeit. Vor einigen Tagen begann es seine mühsame Arbeit und ruhte nicht, bis das feine Gespinnst, was wir dir bringen, vollendet war. Siehe, o Mutter, die glänzenden Fäden! Willst du, daß wir die übrigen sammeln und sie bewahren zu Fest-Gewändern?

So sprach der Knabe, aber Naema trat mit dem Seidengewebe zu Enos, und sprach: Siehe, auch dies geringe Geschöpf gehorcht willig dem Gesetz der Natur für Andre zu sorgen und nützlich zu sein! Mit welchem Fleiß hat es sein kurzes Dasein gesegnet! Sieh, diese Fülle von glänzenden Fäden, die ein so kleines Thier gesponnen!

Und zu den Söhnen sprach sie: Gehet hin und sammelt des köstlichen Gespinnstes so viel ihr finden möget, und tragt es herbei.

Bringt den seltnen Wurm auch mit euch, der das Schicksal des Menschen theilt! rief Enos — und die Knaben eilten fröhlich den Hügel hinab.

Sicher, fuhr er jetzt fort: iſt dieſes Weſen erſchaffen, um uns ein treues Bild unſers Elends zu ſein!

Die Nothwendigkeit iſt ihm vielleicht auch Lehrerin geweſen und der Tod wird der Lohn ſein des mühſamen Tagewerks!

Immer ſo finſter, o Enos! erwiederte Naema: Kann nicht derſelbe heilige Trieb das Würmchen beſeelen, der den Menſchen zu Thaten der Liebe leitet? Siehe, es iſt ja ſo ſchön für Andre zu ſorgen und einſt der Nachwelt noch die Frucht ſeines Fleißes zu hinterlaſſen, daß es ja keines andern Lohnes bedarf, als der inneren Zufriedenheit, die aus dem Herzen hervorgeht!

Da kamen die Söhne zurück, und ſie brachten in einem Körbchen noch viele der zarten Geſpinnſte und auch der Seidenwürmer einige, und ſie legten beides vor dem Vater hin.

Schweigend betrachtete Enos die ſeltſamen Thiere, von denen einige ſchon halb eingepuppt waren, und ſprach:

Siehe, mich hat meine Vermuthung nicht betrogen! ſie ſpinnen ſich ſelbſt das Grab!

Da lächelte Hamet und ſprach: erſt wähnten wir auch, mein Vater! aber nun ſind wir eines andern belehrt! Siehe, das Würmchen muß erſt ſeine Beſtimmung erfüllen, ehe es ſich ſeines Lohnes erfreuen darf! Darum arbeitet es unverdroſſen, und ruhet nicht weder Tag noch Nacht, ſo daß wir meinen, es baue ſein Grab. — Lange lag es ermattet und tief verborgen in ſeinem dichten Gewebe — doch als wir dachten, es ſei nun in Staub zerfallen, ſiehe, da geſchah ein glänzendes Wunder! denn ein leichter Schmetterling brach durch den Kerker des Würmchens hervor, der ſchwebte in fröhlichem Fluge über die Blumen dahin!

Und das glänzende Gewebe blieb uns zurück! rief der Zweite.

Damit wir ſeiner ſtets dankbar gedenken können! ſetzte fröhlich der Dritte hinzu.

Da erheiterte ſich Enos Geſicht und er ſprach zu Naema: Dürfen wir dieſes ſeltſame Wunder uns deuten als eine ſelige Verheißung der Gottheit?

Und Naema erwiederte: Glaube was dich tröſtet, du Lieber! In meinem Herzen war ſtets die Ueberzeugung, daß das innere Leben (die Freudigkeit der Seele) nur immer ſchöner ſeine Schwingen entfaltet, je mehr das Aeußere dem Dienſte der Menſchheit geweiht iſt.

Das Meer.

Auf einem Felſen am Meer ſaß Amynt mit ſeinem Sohne, dem zarten Hilar. Lange ſchon hatte ſich der Knabe nach dieſem Augenblicke geſehnt, denn er hatte viel gehört von der Meeresfläche und der Gewalt dieſes Anblicks.

Oft hatte er gebeten: O Vater, nimm mich mit auf die Höhen, daß ich niederfallen möge vor der großen, erhabnen Natur, die ſich dort offenbart in dem unermeßlichen Waſſerreiche!

Aber Amynt wollte ihm das hohe Schauſpiel erſt gewähren, wenn ſein Geiſt fähiger ſein würde, die Wunder der Schöpfung zu faſſen. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er ihn würdig fand, Gott anzubeten in dem erhabenſten Tempel ſeiner Allmacht.

Ein leichtes Sturmgewölk zog empor, die Wellen ſtiegen in unruhiger Bewegung hoch und höher, und die Brandung brach ſich ſchäumend an der Felswand, von deren Höhe der Knabe ſchwindelnd hinab ſah in das ſchrankenloſe Reich.

Lange ſtand er und ſtarrte in die Ferne, dann klammerte er ſich feſter an den Vater und rief: O halte mich, Vater! mir wird ſo ſeltſam zu Sinn bei dieſem unermüdlichen Kämpfen und Ringen der Fluth!

Ich habe mir das Meer als ein Bild ruhiger Größe gedacht, aber dieſer raſtloſe Kampf widerſpricht demſelben. Ein heimliches Grauen übermannt mich bei ſeinem Anblick und ich ſchaue geängſtet und beklommen in die empörte Tiefe hinab.

Du ſiehſt das Meer vom Sturme bewegt, entgegnete der Vater. Keiner vermag in dieſem Aufruhr die ruhige Erhabenheit zu entdecken, die ihm ſonſt eigen iſt. Es gleicht dem Menſchen, den Gott zu ſeinem Ebenbilde erſchuf, den aber der Kampf wilder Leidenſchaften weit von ſeinem erhabnen Vorbild entfernte.

Betrachte dies Wogengewühl, wie es ſich unruhig emporhebt und eine Welle die andre überragen und darniederſchlagen will. Sie möchten Alle den Himmel erſtürmen, deſſen Bild längſt aus der unruhigen Fluth entſchwand.

So langt der Menſch, von leidenſchaftlicher Begier entſtellt und verblendet, vergebens nach den Sonnenhöhen des Friedens, des dauernden Glückes. Mit ungeſtümer Hand will er zu ſich herabziehn, was nur als ein freies Pfand göttlicher Huld in des Sterblichen Schoos fällt. Aber fern und ferner ſchwindet ihm das erſehnte Gut, und wenn er es endlich errungen zu haben meint, ſo war es nur Dunſt und Wolkenſchatten gleich dieſem, in deſſen Nebel die unruhige Welle ihr Haupt taucht.

Aber des Friedens ſeliges Bild, erwiederte Hilar, darf es ſich nimmer der Sehnſucht kund geben?

Möge die Natur, o mein Sohn, dir ſelbſt dieſe Frage beantworten! ſprach der Vater, und verwies den forſchenden Knaben auf den folgenden Tag.

Beide gingen nun die Höhe hinab, denn ein zweites Wetter zog empor, drohender denn das erſte, und der Weg war noch weit zu dem Thal, wo ihre Hütten ſtanden.

Aber am Morgen, wo die Sturmnacht vorüber und der Himmel ein einziger blauer Saphir war, da weckte der Vater den ſchlummernden Knaben und zog ihn raſch mit ſich fort, und führte ihn auf die ſchimmernde Felshöhe.

Schon hatte ſich die Sonne mit glühenden Wangen aus dem kühlen Fluthenbett gehoben, ſchon tanzte ihr zitterndes Licht in tauſend Schwingungen auf dem Meeresſpiegel. Still und lautlos ruhte die unendliche Fläche im Purpurglanz des Morgens.

Sanft hoben ſich die Wellen wie die Pulsſchläge eines friedlichen Herzens, und auf jeder derſelben ruhte des Himmels Bild und das Antlitz der Sonne, als gehörten alle zu einem Reiche, denn die Grenzen der Höhe und Tiefe waren in Eins verſchmolzen durch den Wiederſchein des ewigen Lichtes.

Aber der Knabe warf ſich nieder in unausſprechlicher Rührung und faltete die Hände und ſprach: Ja, nun habe ich das Herrlichſte geſehen, was die Erde gibt, das erhabne Bild der ſeligſten Ruhe.

So bewahre es tief in deinem Herzen, mein Sohn, ſprach der Vater, es iſt das Bild des in ſich zufriednen Gemüthes! Wie der Himmel ſich nur auf der ruhigen Fläche wiederſpiegelt, ſo wohnt die Tochter des Himmels, das Glück, auch nur in ungetrübten, friedlichen Seelen. Bewahre darum dein Herz rein von ungeſtümen Wünſchen und Forderungen, ſo wird der Himmel darinnen wohnen, und deine irdiſche Welt ſchon hier Eines ſein mit dem lichthellen Jenſeits, wie jene Purpurfläche mit dem Firmament, zwiſchen denen das Auge keine Grenze zu entdecken vermag, weil über beide ein Lichtſchleier geworfen iſt, dem himmliſchen Glauben ähnlich, der zwei Welten liebend zu Einer verbindet.

Des Knaben Traum.

Der ſchwüle Tag war heimgegangen und mit ihm ſein buntes regſames Leben; die Vögel durchzogen nicht mehr die Lüfte, und auch in den Zweigen des Haines wurde es ſtill und ſtiller.

Da kam ein Knabe daher, der weinte traurig vor ſich, und klagte aus tief bekümmertem Herzen: Wohin ſoll ich mich wenden, ich armer verwaiſter Knabe! Bin ich denn ſo ganz allein in der weiten Welt, daß ich kein Herz finden kann, das ſich meiner annehme, und kein Auge, das freundlich und ſorgend auf mich blicke!

Wäre ich doch nur mit der Mutter zugleich ins Grab geſunken, dann dürfte ich nicht mehr ſo einſam wandern den ganzen langen Tag, und von Thür zu Thür irren wegen der ſpärlichen Broſamen. — Ach, ich bin doch ein ſehr verlaſſenes Kind! keiner wird fortan meiner ſorgend gedenken!

Hierauf ſetzte er ſich betrübten Sinnes unter einen Baum nieder, denn ſeine Füße waren wund von dem heißen Sand, und ſein mattes Haupt ſank erſchöpft auf einen mooſigen Stein, der ihm zur Seite lag.

Da ward ihm auf einmal recht ſeltſam zu Sinn. Die dämmernde Flur ſchien ſich um ihn her in immer engern Kreiſe zuſammen zu ziehen, und er ſah hinab, als ruhte er auf einem hohen Hügel; dabei zogen unendlich liebe Bilder an ihm vorüber und ihm wollte bedünken, er läge wieder in der Mutter weichem Arm, ein ſtilles glückliches Kind, eingewiegt von den Armen der Liebe.

Leis flüſterte es im Gebüſche und es wehte wie leichter Flügelſchlag um die nahen Blumen. Da legte ſich eine weiche Hand auf ſeine Augen und ihm ward, als hebe ſich ein Schleier nach dem andern vor ihm empor.

Da ging es vor ihm auf wie morgenrother Tag, tauſend helle leuchtende Geſtalten zogen durch die Wolken und durch die Blumen der Erde. — Alle waren leicht beſchwingt und regten ſich in holder Geſchäftigkeit. Aus dem ſtrahlenden Himmelthor ſchritt es wie ein leuchtender Triumphzug, aber als des Knaben geblendetes Auge heller ward, ſahe er, daß es Engel waren, gar mild und freundlich anzuſchauen, die ſtreuten Roſen um den Himmel und ſchöpften aus der Wolken duftigem Bronnen den ſtärkenden Thau und träufelten ihn herab auf die Fluren.

Und wie tauſend Hände ſich bewegten den Himmel zu ſchmücken, ſo begann das geſchäftige Leben auch in der Erde blühenden Thälern.

Jede Blume hatte ihre Engel; die hohe Lilie ſah vertrauend zu ihrem Schutzgeiſt empor, der ſeine Hand über ihre zarten

Blätter breitete, und auch die jungfräuliche Rose erblühte unter freundlichem Schutz.

Selbst das allerkleinste Blümchen stand unter liebender wartender Hand, das Veilchen bekam seinen Thautropfen und die Erdbeere wurde mit Ambrosia getränkt. Sanfte Hände führten das kleine Würmchen im Moos zum Veilchenkelch, hier durfte es sich laben an dem tiefen blauen Quell. Aber der Knabe sahe nun auch nahe bei sich im Gebüsch einen Engel, der trat leise zu den schlummernden Vöglein und streute Futter in ihre Nester, ging dann geschäftig zu dem zarten Schmetterling, der seine Flügel noch nicht heben konnte, und trug ihn sorgsam auf ein weiches Rosenblatt, wo stärkender Thau ihn erquickte. —

Alsbald richtete er die kleinen Schwingen muthig empor und hob sich behutsam von einer Knospe zur andern.

Ueberall waltete und webte die sorglichste Liebe und ihr Athem wehte durch Höhen und Tiefen gar mild und belebend.

Und der Knabe hob seinen Blick empor, als wollte er recht dankend zum Himmel beten. Da begegneten seine Augen einem unbeschreiblichen milden Angesicht, das sich über ihn hinneigte und lächelnd sprach:

Wie konntest du dich verlassen wähnen, da ich dir doch immer zur Seite bin und als dein schützender Engel von Anbeginn über dich gewacht habe! Steht nicht alles unter dem Schutz der Liebe? wie kannst du doch klagen und weinen, als wärest du allein verlassen? Siehe doch die Lilien auf dem Felde und die Vöglein unter dem Himmel! Wer sorgt denn für sie, wenn es die ewige Huld nicht wäre? Wie sollte denn der Mensch, der Liebling des Himmels, noch zweifeln und zagen? O du Kleinmüthiger, glaube nur und vertraue! Kein Sandkorn rollt ungezählt in den Ozean, was da lebt und webt ist gezählt und aufgeschrieben in das Buch des Lebens! — Lege darum dein Haupt vertrauend an meine Brust! ich führe dich gewiß recht treu und gut bis an des Lebens Ende!

Ich glaube an dich, o du holder freundlicher Engel! rief der Knabe und hob seine Arme zu dem himmlischen Freund empor; — aber da fiel der Schleier wieder über seine Augen immer dichter und dichter, und er sah nicht mehr die schönen Gestalten in den Blumenreichen, noch die belebten Wolkenbilder, aber in sein Herz war ein schöner Glaube gekommen, der stand wie ein sanfter Mond über seine Nacht, daß ihn nicht graute vor der finstern Verschleierung.

Schon war die Sonne emporgestiegen, da erwachte der Knabe aus seinem wonnigen Schlummer, langsam hob er den Blick dem jungen Licht entgegen; es war nicht die schöne blumenreiche Aue, die er im Traume erblickte, vor ihm lag die bekannte Flur.

Kein Engel war mehr zu sehen, aber statt dessen gewahrte er einen alten ehrwürdigen Hirten, der dicht vor ihm stand und ihn schweigend betrachtete. —

Willst du mit mir gehn? frug er ihn mit milden Blicken.

Vater! rief der Knabe unwillkührlich, und breitete ihm die Arme entgegen.

Ja ich will dein Vater sein, wenn du verlassen bist! entgegnete freundlich der Alte, — folge mir zu meiner Hütte! —

Und vertrauend faßte der Knabe die dargebotene Hand und schritt mit ihm hinab in das Thal; aber im Herzen gedachte er des Traumes, und der Glaube an eine ewigwaltende Liebe schlug feste Wurzel in seiner Seele, daß er stark wurde an freudiger Hoffnung und jeder bange Zweifel sich löste in tiefes inniges Gottvertrauen.

Der Charfreitag.

Die Kirchenglocken verhallten allmälig, die fromme Schaar wallte aus dem Gotteshause, und ein tiefes ernstes Schweigen verkündete die Feier des Charfreitag-Abends.

Düster und schwer hing der umwölkte Himmel über die Erde, und die Pulse der kaum erwachten Natur schienen von neuem zu stocken in Furcht und banger Erwartung.

Aengstlich trat die besorgte Pfarrfrau auf den luftigen Altan des Hauses, um nach dem emporziehenden Wetter zu sehen, da gewahrte sie Minona, die zartaufblühende Tochter, die stand auf dem Altan und blickte in die Ferne hinaus, und ihre Augen waren voll Thränen.

Was betrübt dich also, du Liebe? sprach die freundliche Mutter und faßte die Hand des trauernden Mägdleins.

Aber Minona sprach: laß mich nur weinen, Geliebte! daß meine Thränen die Erde benetzen, die einst das unschuldige Blut der heiligsten Liebe trank!

Siehe, ich habe der Zeit nachgedacht, wo die Gottheit wandelte auf Erden in menschlicher Gestalt, jener Zeit des unendlichen Segens, wo das Ewige sich kund gab dem irdischen Blick. — Tief anbetend versank da mein Geist in die Größe des Opfers, dessen Gedächtniß wir heut erneuern in der Erinnerung der göttlichen That, die kein menschlicher Verstand zu ergründen und auszudenken vermag, — und ich weinte selige Thränen!

Die Mutter drückte schweigend ihr Kind ans Herz, und Minona fuhr fort: Laß uns, liebe Mutter, noch länger hier verweilen! Mein Geist ist voll Wehmuth und Sehnsucht und hier oben ist es, als wäre ich dem Himmel näher, wo der Göttliche wohnt, der uns so unendlich geliebt hat!

Und sie setzten sich nebeneinander und sahen schweigend in die Gegend hinaus. Dichter und dichter ballten sich die Wolken zusammen und eine schwüle Gewitterluft bewegte die Spitzen der blattlosen Bäume.

Welch düstre Stille! begann Minona: So mag der Himmel getrauert haben, als sie den Unschuldigen hinausführten auf die Höhen von Golgatha.

Immer schwärzer ward der Horizont; endlich zerriß die finstere Wolkennacht, Flammen sprühten und der Donner rollte in ernster Majestät durch die Gewölbe des Himmels.

Von heiligem Schauer ergriffen, verbarg Minona ihr Antlitz. Der Heilige stirbt! seufzte sie, die berstenden Himmel verkünden die Stunde des Todes!

Furchtbarer wurden die Donnerschläge, rastlos tobte der Kampf am Firmament. Endlich brach der Wolken nächtlicher Schoos, große Tropfen fielen zur Erde, und es löste sich der Zorn des Himmels, und die Donner verstummten.

Friedlich hallte das Läuten der Abendglocken in den säuselnden Regen, wie ein Wort himmlischen Trostes in die Thränen der Pein.

Es ist vollbracht! sprach Minona, und ihr Antlitz erhob sich betend zum Himmel. Da zertheilte sich das Gewölk und die Sonne trat siegend hinter den Wolken hervor, und um die Erde wehte ein süßer Duft, gleich dem Oden des Frühlings.

Siehst du das himmlische Licht? sprach die Mutter: die Nacht des Wetters ist vorüber, und der holde Frühling der Erde geboren!

Die Wahrheit steigt triumphirend aus der Nacht des Grabes auf ihren strahlenden Thron! rief begeistert Minona: Gewonnen ist uns ihr himmlisches Reich!

Amen! sprach der Pfarrherr, der leise hinzugetreten war, und sie reichten sich einander die Hände, und es war ihnen so wohl und selig im Herzen, als vernähmen sie den Gruß des Erlösers: Friede sei mit Euch!

Heinrich von Frauenberg s. Minnesinger.

Heinrich Frauenlob s. Minnesinger.

Ferdinand Freiligrath,

einer der vielversprechendsten unter den jüngeren lyrischen Dichtern Deutschlands, ward am 17. Juni 1810 in Detmold geboren und erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Verhältnisse zwangen ihn den Studien zu entsagen und sich dem Kaufmannsstande zu widmen. Nachdem er seine Lehrjahre in

Soest vollendet, fand er eine Anstellung im Comtoir eines angesehenen Banquiers zu Amsterdam, verweilte hier bis zum Juni 1836 und kehrte dann in sein Vaterland zurück.

Er gab heraus:

W. Hugo's Oden im Versmaße des Originals übersetzt. Frankfurt 1836.
W. Hugo's Dämmerungsgesänge. Frankfurt 1837.
Außerdem Beiträge zu verschiedenen Taschenbüchern, zum Morgenblatt, Phönix u. s. w. u. s. w.

Ein tief fühlendes Gemüth, eine eben so reiche als kühne und gewaltige Phantasie und eine angeborene, aber seltene und mächtige Herrschaft über die Sprache, verbunden mit dem Zauber des anmuthigsten Wohllautes, haben diesem jungen Dichter, obwohl er verhältnißmäßig erst Weniges bekannt gemacht, bereits einen hohen Rang erworben und berechtigen zu den schönsten Hoffnungen, deren Erfüllung ein freundliches Geschick gütig unterstützen möge.

Gedichte von Ferdinand Freiligrath.*)

Afrikanische Huldigung.

Ich lege meine Stirn auf deines Thrones Stufen;
Ich führe dieses Heer von hunderttausend Hufen,
Ich führe diesen Raub und diesen Sclaventroß,
Ich führe diese Schaar von Ringern und von Schützen,
Die mit dem Dolch gewandt den Bauch der Feinde schlitzen,
Zurück, o König, vor dein Schloß!

Gewonnen ist die Schlacht! Wir waren gute Schlächter!
Der Feinde König fiel, ein schlanker, wilder Fechter;
Sein langer Hals war nackt, mein Säbel schnell und scharf.
Im Sande liegt sein Rumpf, der Tigerin zum Mahle.
Erlaube, daß ich dir auf dieser goldnen Schale
Sein triefend Haupt verehren darf.

Es trieft von Oele nicht, von Narden und von Salben:
Es trieft von rothem Blut, Gebieter, deinethalben;
Doch dir zum Salböl wird dies dunkle Dschaggasblut.
Ich salbe dich zum Herrn des Reiches, das ich raubte;
Die volle Schale leer' ich über deinem Haupte
Auf deiner goldnen Krone Glut.

Und jene, die gezackt und blank mit gelbem Scheine
Dies todte Haupt bekränzt, jetzt schmücke sie das deine!
Heil, daß ich ihren Glanz auf deiner Stirne seh'! —
Führt die Gefangnen vor; schwingt die gewicht'gen Keulen,
Und durch Trompetenschall und der Erschlagnen Heulen
Jauchzt: Heil dir, Fürst von Dahomeh!

Geisterschau.

Gleichwie an des Ades Thor
Wagend sich Odysseus setzte,
Die Gestorbenen beschwor,
Und mit Widderblut sie letzte;

Daß für das ersehnte Naß
Jeder seinen Spruch ihm gebe,
Daß zumal Teiresias
Ihm der Zukunft Schleier hebe:

So auch oft an dem Gestad
Meines Erebos, des Meeres,
Sitz' ich, der Laertiad'
Eines luft'gen Todtenheeres.

Aber nicht durch Blut und Wein,
Ird'schen Stoff, bin ich ihr Meister;
Kraft des Willens sind sie mein:
Nur der Geist beschwört die Geister!

Aus des Geistes Tiefen quillt,
Was das Aug' als Geister schauet;
Aus mir selber, kühn und wild,
Steigt empor, davor mir grauet.

Siehe, roth vom eignen Blut,
Kommen sie herangezogen,
Seelen derer, so die Fluth
In das Todtenreich gezogen;

Kön'ge, denen aus der Hand
Sie das goldne Scepter spülte;
Mädchen, denen sie entbrannt
In den todten Reizen wühlte;

Schiffer, denen hundert Jahr
Wellen schon den Schädel netzen —
Wende dich, du düstre Schaar,
Denn es fasset mich Entsetzen!

Weh'! was hab' ich euch gestört,
Schlummrer auf dem Grund der Meere!
Weh'! wo ist der Griechen Schwert,
Daß ich eurem Zürnen wehre!

Der Schwertfeger von Damaskus.

Ein hoher Gast trat heut in meine niedre Schmiede:
Der Fürst der Gläubigen, der tapfre Abassîde!
In mein Gewölbe schritt der bärtige Kalif.
Sein glänzendes Gefolg sah man mein Haus umringen,
Er aber wählte sich die schärfste meiner Klingen
Mit diamantbesetztem Griff.

Die Waffe ließ er sich an seinen Gürtel binden,
Und sprengte sausend dann die grünen Tamarinden,
Den Sonnenschirm des Markts, entlang mit seiner Schaar,
Der Staub des Weges flog, gefegt von Stutenbäuchen;
Der Reiter Ferse saß in den beschäumten Weichen,
Und Staunen faßte den Bazar,

Ich kreuzte demuthsvoll auf meiner Brust die Arme,
Und sah, vor meiner Thür, dem kriegerischen Schwarme
Bis an die Pforte nach, die gen Aleppo führt.
„O mächtiger Prophet, beschütze deinen Enkel,
Und gib, daß lange noch die Stärke seiner Schenkel
Sein Beduinenroß regiert!

Und du, mein krummer Stahl, leb' wohl! Aus meiner dunkeln
Werkstatt ziehst du hinaus! In Schlachten wirst du funkeln!
Bald klirrst du, wo dein Blitz ein Volk von Reitern lenkt!
Da schwärmen durch den Sand spießwerfende Geschwader,
Den wilden Rossen schwillt vor Kampflust jede Ader,
Und alle Zügel sind verhängt.

Da siehst du, zahllos wie der Sand, auf den sie treten,
Des Feindes Heere nah'n den Kindern des Propheten. —
Durch unsre Reihen fliegt anordnend der Vezier.
Noch wartet der Kalif. — Da schmettern die Fanfaren,
Und seine Linke läßt den Zaum des Hengstes fahren,
Und seine Rechte fährt nach dir.

Dann schwelgst in Blute du, geführt von der geballten
Kalifenfaust, und dampfst, und züngelst aus den Falten
Des Aermels, der die Hand des Mächtigen bedeckt.
Wie in Arabien und auf den öden, flachen
Sandstrecken Soristans, aus eines Schakals Rachen
Die blutgetränkte Zunge leckt.

Dann zuckst du himmelan, wie eine rothe Flamme,
Bei deren Lodern Nachts ein Dichter seinem Stamme
Von Genien und Fee'n erzählt am rothen Meer.
Und diese Flamme, die den Orient entzündet,
Und bald im Occident des Ostens Macht verkündet —
Aus meiner Esse stammt sie her!

Der Scheik am Sinai im Spätjahr 1830.

„Tragt mich vor's Zelt hinaus sammt meiner Ottomane!
Ich will ihn selber seh'n! — Heut' kam die Karavane
Aus Afrika, sagt ihr, und mit ihr das Gerücht?
Tragt mich vor's Zelt hinaus! wie an den Wasserbächen
Sich die Gazelle letzt, will ich an seinem Sprechen
Mich letzen, wenn er Wahrheit spricht."

Der Scheik saß vor dem Zelt, und also sprach der Mohre:
„„Auf Algier's Thürmen weht, o Greis! die Tricolore,
Auf seinen Zinnen rauscht die Seide von Lyon;
Durch seine Gassen dröhnt früh Morgens die Reveille,
Das Roß geht nach dem Takt des Liedes von Marseille —
Die Franken kamen von Toulon!

*) Aus Zeitschriften und Taschenbüchern.

Gen Süden rückt das Heer in blitzender Kolonne;
Auf ihre Waffen flammt der Barbareskken Sonne,
Tuneser Sand umweht der Pferde Mähnenhaar.
Mit ihren Weibern ſich'n die knirſchenden Kabylen;
Der Atlas nimmt ſie auf, und mit dem Fuß voll Schwielen
Klimmt durch's Gebirg der Dromedar.

Die Mauren ſtellen ſich; vom Streit gleich einer Eſſe
Glüht ſchwül das Defilee! Dampf wirbelt durch die Päſſe;
Der Leu verläßt den Reſt des halbzerriſſ'nen Reh's.
Er muß ſich für die Nacht ein ander Wild erjagen. —
Allah! — Feu! — En avant! — Keck bis zum Gipfel ſchlagen
Sich durch die Aventuriers.

Der Berg trägt eine Kron' von blanken Bajonetten;
Zu ihren Füßen liegt das Land mit ſeinen Städten
Vom Atlas bis an's Meer, von Tunis bis nach Fez.
Die Reiter ſitzen ab; ihr Arm ruht auf den Croupen;
Ihr Auge ſchweift umher; aus grünen Myrtengruppen
Schaun dünn und ſchlank die Minarets.

Die Mandel blüht im Thal; mit ſpitzen dunkeln Blättern
Trotzt auf dem kahlen Fels die Aloe den Wettern;
Geſegnet iſt das Land des Bey's von Titteri.
Dort glänzt das Meer; dorthin liegt Frankreich. Mit den bunten
Kriegsfahnen buhlt der Wind. Am Zündloch glühn die Lunten;
Die Salve kracht — ſo grüßen ſie!""

„Sie ſind es!" ruft der Scheik — „ich focht an ihrer Seite!
O Pyramidenſchlacht! o Tag des Ruhm's, der Beute!
Roth, wie dein Turban, war im Nil jede Furth. —
Allein ihr Sultan? ſprich!" er faßt des Mohren Rechte;
„Sein Wuchs, ſein Gang, ſein Aug'? ſahſt du ihn im Gefechte?
Sein Kleid?" — Der Mohr greift in den Gurt.

„„Ihr Sultan blieb daheim in ſeinen Burggemächern;
Ein Feldherr trotzt für ihn den Kugeln und den Köchern;
Ein Aga ſprengt für ihn des Atlas Eiſenthür.
Doch ihres Sultans Haupt ſiehſt du auf dieſem blanken
Goldſtück von zwanzig Francs. Ein Reiter von den Franken
Gab es beim Pferdehandel mir."

Der Emir nimmt das Gold, und blickt auf das Gepräge,
Ob dies der Sultan ſei, dem er die Wüſtenwege
Vor langen Jahren wies; allein er ſeufzt und ſpricht:
„Das iſt ſein Aug nicht, das iſt nicht ſeine Stirne!
Den Mann hier kenn' ich nicht! ſein Haupt gleicht einer Birne!
Der, den ich meine, iſt es nicht.

Meerfabel.

Ebbetrocken auf dem Strande
Lag die unbeholfne Koſ;
Schwärzlich hing am Maſt das Zugnetz,
Das vom letzten Fange troff.

Taſtend prüfte ſeine Maſchen
Ein barfüßiger Geſell;
Fiſche dorrten in der Sonne
An dem hölzernen Geſtell.

Heiß und durſtig ſah die Düne
Auf das Meer, ein Tantalus;
Wie ein großer Silberhalbmond
Blitzte der Oceanus.

Jede Welle grau und ſalzig,
Die ſich an dem Ufer brach,
Wie zum Gruße mit dem Haupte
Nickte brandend ſie, und ſprach:

„Am Geſtade rauſch' ich gerne,
Lecke gern den harten Sand,
Bunte Muſcheln, Meeresſterne
Schleud're gern ich an das Land.

Gerne ſeh' ich Heid' und Ginſter
Wuchern um die Dünen her.
Hier vergeſſ' ich, wie ſo finſter
Draußen iſt das hohe Meer,

Das die kalten Stürme peitſchen;
Wo der Normann Fiſche fängt,
Wo das Eismeer mit des deutſchen
Meers Gewäſſern ſich vermengt,

Keine Tonn' und keine Bake
Schwimmt und flammt dort auf der See,
Und allnächtlich ſteigt der Krake
Aus den Tiefen in die Höh'.

Eine Inſel, blank von Schuppen,
Rudert dort das Ungethüm,
Aengſtlich flüchten die Schaluppen,
Und der Fiſcher greift zum Riem.

Aehnlich einer dunkeln, ſchwarzen
Fläche liegt er kampfbereit.
Und ſein Rücken iſt mit Warzen,
Wie mit Hügeln, überſtreut.

Ruhig ſchwimmt er — doch nicht lange —
Auf dem Haupte grünes Moos.
Ziſchend zuckt die Meeresſchlange,
Die gewalt'ge, auf ihn los.

Wenn ſie blutend ſich umklaftern,
Wenn die rothen Kämme wehn,
Kann man keinen fabelhaftern
Anblick auf dem Meere ſehn —

Einſam, ſchauerlich und finſter
Iſt das ferne hohe Meer!
Gerne ſeh' ich Heid' und Ginſter
Wuchern um die Dünen her."

„Prinz Eugen, der edle Ritter."

Zelte, Poſten, Werda-Rufer!
Luſt'ge Nacht am Donauufer!
Pferde ſteh'n im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hängen Karabiner ſchwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen ſeiner Pferde
Liegt das Oeſtreich'ſche Piket.
Auf dem Mantel liegt ein Jeder;
Von den Tſchakos weht die Feder;
Lieut'nant würfelt und Kornet.

Neben ſeinem müden Schecken,
Ruht auf einer woll'nen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel! laßt die Karten!
„Kaiſerliche Feldſtandarten
„Wird ein Reiterlied erfreun!

„Vor acht Tagen die Affaire
„Hab' ich, zu Nutz' dem ganzen Heere,
„In gehör'gen Reim gebracht;
„Selber auch geſetzt die Noten;
„D'rum, ihr Weißen und ihr Rothen!
„Merket auf und gebet Acht!"

Und er ſingt die neue Weiſe
Einmal, zweimal, dreimal leiſe
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle, kräft'ge Chor:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!"
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit in's Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurrbart ſtreichen,
Und ſich auf die Seite ſchleichen
Zu der Marketenderin.

Der ausgewanderte Dichter.

(Bruchſtücke eines unvollendeten Cyklus.)

Die Tanne fäll' ich, drauf die Adler horſten;
Sie kracht zu Boden, Schnee vom Haupte ſchüttelnd.
Ich wohne fürder einſam in den Forſten,
Die Menſchen fliehend und die Föhren rüttelnd.

Ich habe nicht, da ich mein Haupt hinlege;
Von keinem Herde, weh', bin ich geſchieden.
Mein erſtes Haus, mit Hammer und mit Säge,
Bau' ich mir ſelber bei den Atlantiden,

Kunſtlos und rauh; — vom Felſen reiß' ich Farren-
Und ander Kraut, daß ich die Fugen ſtopfe;
Die moos'ge Rinde laß ich an den Sparren;
Dumpf durch die Schlucht dröhnt meiner Axt Geklopfe.

Ein leiſes Wehn ſpielt mit den dürren Blättern —
Geiſt dieſer Wälder, ſei mit meiner Hütte,
Daß ſie Orkan und Blitze nicht zerſchmettern,
Daß ſie der Schnee des Berges nicht verſchütte!

Daß ihr Gebälk kein feindlich Beil zerhaue,
Daß lange Zeit die Sonn' ihr Dach vergülde,
Daß ſie nicht gleich ſei dieſer Spur der Klaue
Des Elennthieres auf dem Schneegefilde!

In einer ſolchen Werkſtatt iſt gut zimmern.
Die Waldung funkelt in des Morgens Glanze;
Die Büſche blitzen und die Zweige ſchimmern,
Und jede Tann' iſt eine ſtarre Lanze.

Mit rieſ'gem Nacken an den Himmel ſtemmen
Die Berge ſich; ſtill, doch belebt, die Auen.
Am Strome drüben, auf den ſchnee'gen Dämmen,
Seh' ich den Biber ſeine Hütten bauen.

Fern aus dem Dickigt ragt's gleich Renngeweihen;
Der Biſon bückt ſich, daß den Schnee er lecke;
Das Birkhuhn ſchwirrt, und von der Hinde ſcheuen
Fußtritten knarrt des Bodens Fleckendecke.

Der bunte Luchs tritt dreiſt aus ſeiner Höhle;
Der Trab des Elenns donnert durch die Föhren. —
Ein neues Lied geht auf in meiner Seele;
Ich dicht' es hämmernd — doch wer wird es hören?

Hinaus, hinaus! der Frühling iſt gekommen.
Der Schnee des Winters rieſelt von den Kuppen;
Der Alligator iſt an's Land geſchwommen,
Und ſonnt am Ufer ſeine grünen Schuppen.

Die Fiſche ſpringen, und die Vögel ſchlagen;
Die Knospen berſten, und die Kräuter ſchießen;
Die Wipfel all, auf denen Tauben klagen,
Streu'n ihre Blüthen flüſternd mir zu Füßen.

Die Hirſche wandeln thalwärts mit den Kühen;
Die Auerhähne ſchütteln ihre Kämme.
Mit ihrem Hofſtaat durch die Büſche ziehen
Die Königinnen wilder Bienenſtämme.

Wird mir auch Honig von den Bäumen träufen?
Friſch in den Wald! umduftet mich, ihr Ranken,
Und letzet mich! — ein Weilchen will ich ſchweifen,
Umſchwärmt von meinem Hofſtaat, den Gedanken.

Oft wandl' ich Abends auf die ſteilſten Höhen,
Einſam mit meiner Lieb' und meinem Grimme,
Zu meinen Füßen die gewalt'gen Seen —
Und dann erheb' ich meine tiefe Stimme.

Die werthen Lieder aus den alten Tagen,
Die ich mit Freuden hundertmal geſungen,
In dieſe Wälder hab' ich ſie getragen,
Drin nie zuvor ein deutſches Lied geklungen.

Wie zitterte, darauf ich lag, der Gipfel,
Wie gab mir jener froh mein Singen wieder,
Wie flüſterten der alten Bäume Wipfel,
Als ſie vernahmen Ludwig Uhlands Lieder!

Wie ſtutzeten und hoben ihre Hörner
Die Hirſch' im Thal, als auf den Bergen oben
Ich Lieder drauf von Kerner und von Körner,
Von Schwab und Arndt und Schenkendorf erhoben.

O, ſchmerzlich wohl klang manches mir, dem Wandrer!
Hier Heimathlieder! — Dennoch, als ſie klangen,
Stand ich ein Orpheus — mit den Liedern Andrer!
Zwar Steine nicht, doch tanzten wilde Schlangen.

Ich lag heut' Nacht in ſüßen, ſtillen Träumen,
Von meiner Heimath und von meinen Lieben.
Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen.
Wo ich wohl wünſchte, daß ſie mich begruben.

Der Todten und der Lebenden Geſtalten,
Sie traten vor mich. „O, daß Keiner zürne,
Daß ich ihn ließ!“ — Da jäh von einer kalten
Hand fühlt' ich leis berühret meine Stirne.

Ich fuhr empor; es war mein Jagdgefährte:
„Du ſchlieſſt wohl tief, daß gar nichts du vernommen!
Komm! denn wir ſind den Biſons auf der Fährte,
Und durch den Winipeg ſind ſie geſchwommen.“

Die Indianer ſitzen um die Flamme,
Und ſchüren düſter ſie, ſchweigſame Schürer.
Da plötzlich — wohl der Aelteſte vom Stamme. —
Spricht zu den Andern alſo einer ihrer:

„In Frieden ruh' er, den wir heut' begruben
Dort, wo den Urwald ſäumet die Savannah!
Wie einem Weißen, dieſem gleich, erhuben
Ein Mal vom Lorenz wir zum Susquehannah!

Er war nicht, wie die Andern ſeiner Farbe;
Drum zu den Rothen hat er ſich geſchlagen.
In unſern dunkeln Reih'n glich er der Garbe
Des Maiskorns, die zu Tannen man getragen.

Was mocht' ihm ſein? — mit ſeinen Jagdgeräthen
Stand oft er ſinnend unter einem Baume,
Und hört' er rufend in das Holz uns treten,
So fuhr er auf, und folgt' uns wie im Traume.

Auch ſtand er einſam wohl am Strome dorten;
Oft durch die Büſche ſah'n ihn die Genoſſen.
Dann war es, daß in fremder Sprache Worten
Ihm lange Reden von den Lippen floſſen.

Der Worte keines haben wir verſtanden,
Doch hörten gerne wir der Worte Schallen.
Es war ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden
Mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen.

Verſtanden haben wir der Worte keines,
Doch hat uns ſtets, zu hören ſie, verlanget.
Es war ein Klang drin, gleich dem Tönen eines
Schilds, der im Wind den Aſt ſchlägt, dran er hanget.

Und um ſich ſchaut' er, war er nun zu Ende,
Und ſah erſt jetzt, daß Keiner ihn vernommen.
Dann drückt' er ſtumm ſein Antlitz in die Hände,
Und iſt zum Wigwam ſtill zurückgekommen.

In Frieden ruh' er, den wir nicht mehr ſehen!
Laßt eine Hütt' auf ſeinem Grab uns bauen.
Sein Haupt liegt weſtwärts, denn ſein letztes Flehen
War: Krieger! o, nach Morgen laßt mich ſchauen!“

Johann Freinsheim

ward am 16. November 1608 in Ulm geboren, zeichnete ſich ſchon früh durch glückliche Fähigkeiten aus und bezog bereits im vierzehnten Jahre ſeines Alters die Univerſität Marburg, um die Rechte zu ſtudiren. Er vertauſchte dieſelbe ſpäter mit Gießen, dann mit Straßburg, ſich neben der Jurisprudenz zugleich eifrig mit philoſophiſchen und

philologiſchen Forſchungen beſchäftigend. Auf einer Reiſe nach Frankreich erwarb er ſich die Gunſt des franzöſiſchen Miniſters Marescot und erhielt in Folge derſelben eine Anſtellung als königlicher Archivſecretair zu Metz. Nachdem er nach Straßburg zurückgekehrt war und ſich hier mit einer Tochter ſeines Lehrers und Freundes Bernegger vermählt hatte, zog eine von ihm verfaßte lateiniſche Lobrede auf den König von Schweden, Guſtav Adolph, die Aufmerkſamkeit des ſchwediſchen Hofes an und veranlaßte 1642 ſeine Berufung als Profeſſor der Politik und Beredtſamkeit nach Upſala. Im Jahre 1647 ernannte ihn die Königin Chriſtine zum Bibliothekar und Hiſtoriographen in Stockholm. Seine wankende Geſundheit zwang ihn jedoch nach Deutſchland zurückzukehren; er trat nun in pfälziſche Dienſte und ſtarb am 30. October 1660 als Kurfürſtlicher Rath und Profeſſor der Philoſophie zu Heidelberg.

In deutſcher Sprache erſchien nur von ihm:

Deutſcher Tugendſpiegel, oder Geſang von dem Stamm und Thaten des neuen Herkules. Straßburg 1639. Folio. (Ein Lobgedicht auf den Herzog Bernhard von Weimar.)

So gelehrt und geiſtreich auch Freinsheim ſich in ſeinen lateiniſchen Schriften zeigt, ſo mislungen erſcheint dieſes deutſche Epos aus ſeiner Feder, da es ihm durchaus an poetiſcher Kraft fehlte und er demzufolge hier nur eine künſtlich zuſammengeſetzte, wäſſerige Reimerei in Alexandrinern lieferte, die ſehr ſchnell der Vergeſſenheit heimfiel.

Wilhelm Nikolaus Freudentheil

ward am 5. Juni 1771 in Stade geboren, ſtudirte Theologie und Philologie und erhielt dann ein Lehramt bei dem Gymnaſium in Celle, das er 1797 mit dem Conrectorat an der Schule ſeiner Vaterſtadt vertauſchte. — Später ward er als Prediger nach Hamburg berufen, wo er ſeit einer Reihe von Jahren höchſt ſegensreich wirkt.

Er gab heraus:

Gedichte. Hannover 1803. — N. A. Hamburg 1831.
Siona, Darſtellungen das alte Teſtament betreffend. Hamburg 1809. 3 A. 1820.
Euſtach von St. Pierre oder Triumph der Bürgertreue. Dramatiſches Gedicht. Oldenburg 1811.
Einzelne Gedichte u. ſ. w. in Zeitſchriften und Taſchenbüchern u. ſ. w.

Ein tief empfindender phantaſiereicher Dichter, der ſich vorzüglich an Schiller heraufbildete, mit warmem Gefühl ſeltene Correctheit verbindet und namentlich in geiſtlichen Dichtungen, beſonders in der Cantate und dem Oratorium, Ausgezeichnetes leiſtete.

Gedichte von Freudentheil.

Der Sargmacher.

Ebne, Hobel, leicht und glatt,
Daß die letzte Ruheſtatt
Eines Menſchen werde!
Greis und Säugling, Knecht und Graf
Finden eingeſargt den Schlaf
In des Kirchhofs Erde.

Müden, die mit Noth und Harm
Lange kämpften, baut mein Arm
Gern das Bett der Ruhe.
Iſt zu klein dir dein Palaſt?
Stolzer Mann! dein Sarg umfaßt
Bald nicht viele Schuhe.

Wähnt den Tod, ihr Reichen, fern!
Ewig bleibt ihr nicht die Herrn
Eurer vollen Seckel.
Bald beſucht er euer Bett.
Horcht! Schon fällt ein Eichenbret
Zu des Sarges Deckel.

Für ein Hochzeitslager ſchwang
Ich, bei froher Lieder Klang,
Hobel, Axt und Hammer.
Doch nach kurzen Monden barg
Mann und Weib des Meiſters Sarg
In der Trauerkammer.

Ebne, Hobel, leicht und glatt,
Daß die letzte Ruheſtatt
Eines Menſchen werde!
Bald auch ruht der Meiſter aus.
Schon vollendet iſt ſein Haus
Für des Kirchhofs Erde.

Einigkeit.

Sei einig mit dir! Die Erd' iſt ſchön,
Ein hoher Geſang auf den Meiſter.
Die Zwietracht nur ſchafft Mißgetön
In heiligen Chören der Geiſter.
Ein Herz, noch mit ſich ſelbſt entzweit,
Verdient die feindliche, ſtürmiſche Zeit.

Sei einig mit dir! Gedanke, Wort
Und That ſei im freundlichen Bunde!
Auf edler Bahn zieh männlich fort,
Kein Spiel der verwandelnden Stunde,
Kein Bettler in Fortunens Reich,
Auf Stroh und ſeidenem Polſter dir gleich!

Sei einig mit dir! Was ſchön und wahr
Und gut iſt, verklär' dein Leben!
Dir ward ein hohes Himmelspaar
Zu Reiſegenoſſen gegeben;
Vernunft und Glaube. — Menſchenhand
Zerreiße nimmer das göttliche Band!

Sei einig mit dir! Ein Minos iſt
In deinem Gemüth dir beſchieden.
Wer ihn zu ſchänden ſich vermißt,
Mag Kronen erringen, nicht Frieden.
„Du lebteſt!“ rufe vor der Ruh
Des Schlummers ſtets dir dein Richter zu!

Dann mag der Veſuv, des Weltmeers Fluth
Befeinden die friedlichen Hütten,
Und feindlicher der Menſchen Wuth
Die Länder, die Herzen zerrütten!
Du ſtehſt, auf Trümmern einer Welt
Dir treu, erhabner als Actiums Held.

Der Freie.

Wer iſt der Freiheit edler Sohn?
Es iſt der Wahrheitsheld,
Der, fern von jeder niedern Frohn,
Gleich würdig ſteht und fällt,

Der, eins in Sinn und Wort und That,
Wie Gottes Sonne feſt,
Den einen Pfad verfolgt, den Pfad
Des Rechts, ihn nie verläßt,

Der dienſtbar nicht dem blöden Wahn,
Dem Laſter ewig feind,
Nur einem Willen unterthan,
Mit Wiſſen, Thun vereint,

Der ehrlos Menſchen, Zeiten nicht,
Dem Schickſal nicht erliegt,
Und in dem Kampf der Luſt und Pflicht
Sich ſelbſt, ſich ſelbſt beſiegt,

Der, groß in Demuth, groß in Noth,
Des Glücks ſich würdig freut,
Und mehr als Kerker, Acht und Tod
Die Selbſtverachtung ſcheut:

Der iſt der Freiheit edler Sohn,
Iſt, was Johannes war.
Es ſei der Rabenſtein ſein Lohn,
Er wird ſein Lobaltar.

Verklärte ſingen dort hinab
In Himmelsmelodie:
Der Freie ruht. Wie viel er gab,
Sein Kleinod gab er nie.

Unſterblichkeit.

Wenn, daß rings die Menſchheit blute,
Frevelmacht ſich Knechte dingt,
Und, nicht werth der Schäferruthe,
Seinen Scepter Nero ſchwingt;

Wenn die Liſt in Prunkgemächern
Sich mit Stern und Orden blüht,
Und umſonſt nach ihren Rächern
Unſchuld in dem Kerker ſpäht;

Wenn die Welt, nur hold dem Glücke,
Seelengröße Wahnſinn ſchilt,
Vor dem Edelſinn die Tücke,
Vor dem Recht die Bombe gilt;

Wenn die Wahrheit, dem Betruge
Weichend, in ihr Patmos zieht,
Und mit einem Federzuge
Beſſ'rer Tage Segen flieht:

Dann entrücke mich dem Staube,
Wo die Sünde Höllen ſchafft,
Sohn des Himmels, hoher Glaube,
Gib dem Dulder Muth und Kraft!

Laß mich deinen Friedensbogen
In der finſtern Wolke ſchaun,
Und auf hochempörten Wogen
Deinem Anker fromm vertraun!

Ueber Kerker, Trümmer, Grüfte
Leite du mich himmelan,
Wo der Pilger froh die Lüfte
Seiner Heimath ſegnen kann,

Wo nicht Gutes mit dem Böſen,
Nicht mit Nacht der Tag mehr ringt,
Wo ſich alle Räthſel löſen,
Und ihr Siegslied Tugend ſingt!

Begeiſterung der Liebe.

Preiſet das Getümmel wilder Heere!
Krieger, hört entzückt der Pauke Hall,
Und erſtürmt, berauſcht von Heldenehre,
Mit gezückter Wehr des Feindes Wall!

Huldigt eurem Rebengott, ihr Zecher,
Bis er euch durch Bruſt und Adern glüht!
Jauchzt in Dithyramben! Kränzt die Becher,
Bis der Frühe Roſenwange blüht!

In der Liebe heiligem Pokale
Harrt des Jünglings ſüße Trunkenheit.
Selig, wem ſie bei des Lebens Mahle
Freundlich ihren erſten Becher weiht!

Ordensbänder, Sterne, Fürſtenkronen
Neidet nicht, wer ihres Nektars trank;
Seiner Auserwählten Küſſe lohnen
Reicher ihm, als Hamburgs goldne Bank.

Hinter ihres Thales Buchenhügel
Steigt die Sonne heiliger empor,
Und verklärter lacht ihm in dem Spiegel
Ihres Wieſenbachs der Sterne Chor.

Banne fern mit ihr ihn zu der Klippe
Eines öden Eilands das Geſchick!
Seine Roſen blühn an ihrer Lippe,
Sein Elyſium entſchließt ihr Blick.

Warum ſenkt dein Auge ſich ſo trübe
Bei des Lebens ſchönem Feiermahl?
Armer Jüngling! bot dir nie die Liebe
Freundlich der Begeiſterung Pokal?

Luther am Sterbebette ſeines Kindes.

An *

Ruht ſo früh das Kindlein deiner Wonne
Mit dem Todtenkranz? Du Schwergeprüfter,
Weine, trockne deiner Liebe Thränen!

Vater Luther ſaß am Sterbelager
Seiner herzgeliebten Magdalena.
Dreizehn Lenze ſah das holde Mägdlein,
Und wie zarte Maienblumen welkten
Ihre Wangen ſchnell der Gruft entgegen.
Betend labte ſie, der Mutter Sorge,
Wie die eigne Seele Vater Luther.
Dann ſich neigend zu der Tochter Lippen,
Die verſchlungnen Händ' ihr freundlich ſtreichelnd,
Sprach er zärtlich mit des Schmerzes Lächeln:
Gingſt wohl gern zu deinem Himmelsvater,
Bliebſt auch gern noch bei dem Erdenvater,
Süßes Kind! Geſchehe Gottes Wille! —
Er geſchah. Des höhern Vaters Himmel
Sah das Mägdlein, unter Engeln ſelig,
Und der Vater drunten pries mit Thränen
Den, der gab und nahm, durch Beides ſegnend.

Seelenſtärke.

Was ſind Timurs ſtolze Werke,
Adlerſchwung und Löwenkraft!
Freundin hoher Seelen, Stärke,
Leit' uns auf der Pilgerſchaft!
Selig, wer, durch dich erhoben,
In der Bruſt dem Gott vertraut
Und, den Blick gewandt nach oben,
Oft des Geiſtes Heimath ſchaut!

Ringt er nicht mit Leu und Hyder,
Ein Alcide, hoch und hehr,
Preiſ't ihn nicht der Fall der Brüder,
Kein Triumphthor, kein Homer:
Er auch kämpft, ein treuer Ritter,
Furchtlos gegen Sünd' und Wahn,
Ob des Lebens Ungewitter
Seinem Haupt verderbend nahn.

Unter Stürmen, Flammen, Fluthen
Schützt er treu ſein Heiligthum.
Für die Wahrheit kann er bluten,
Nicht beflecken ihren Ruhm.
Mehr als Höhlen wilder Drachen
Und des Henkerelſens Schwung,
Mehr als aller Himmel Krachen
Scheut er Selbſtentwürdigung.

Bei Fortunens Schmeichelltönen,
In der Fürſtenſäle Schein,
Bei der Schönſten aller Schönen
Bleibt der Hochgeſinnte ſein.
Er, in Banden ein Gebieter,
Lächelnd bei der Thoren Spott,
Tauſcht das Gute nicht um Güter,
Nicht um Götzen ſeinen Gott.

Freundin hoher Seelen, Stärke,
Sei den Deinen ewig hold!
Gib uns mehr als Timurs Werke,
Mehr als aller Berge Gold,
Feſten Gang auf ſteilen Wegen,
Treue bei der Flucht der Zeit,
Ueber Sonnen Vatersegen,
In uns Freiheit, Einigkeit!

Wiederſehen.

Als wehmuthsvoll, wie auf zerſtörten Veſten,
Der Pilger durch entlaubte Haine zog,
Wo nur die Krähe von beſchneiten Aeſten,
Einſt Philomelens Brautgemächern, flog,
O Mai, begann er da, wo waltest du?
Wann wecken dich die Horen aus der Ruh?
In holden Tönen klang es ihm hernieder:
Wir ſehn uns wieder.

Als ſich die Hütte der geliebten Auen,
Wo für des Knaben Stirn der Freude Chor
Die erſten Blumen huldreich ſchlang, in blauen
Gewölken fern aus ſeinem Blick verlor,
Da rief er ſeinem Anger, Hain und Bach,
Der ſchönen Welt des Kindes, ſegnend nach.
In holden Tönen klang es ihm hernieder:
Wir ſehn uns wieder.

O Tag des Harms, als an der Uferweide
Der Hochgefeirten letzter Gruß erſcholl!
Die Sonne ſank in ihrem Trauerkleide,
Und Schilf und Weide ſeufzten ſchwermuthsvoll.
Schon flog ſein Nachen durch den Schaum der Fluth;
Es wehte ferne noch ihr Halmenhut,
Und tröſtend klang ihr ſüßes Wort hernieder:
Wir ſehn uns wieder.

Wenn ſeinem Lager einſt mit bleichem Scheine
Den letzten Gruß die Abendröthe winkt,
Indeß ſchon golden vom Platanenhaine
Eliſiums ſein heiliger Morgen blinkt,
Beweint nicht muthlos dann des Freundes Reſt,
Umkränzt die Becher, feirt ein ernſtes Feſt,
Ihr Freunde! ſingt ihm in die Gruft hernieder:
Wir ſehn uns wieder!

Verwittern mit Thebais Pyramiden
Mag einſt die Schrift an ſeines Hügels Stein!
Raubt doch kein Gram ihm ſeines Schlummers Frieden;
Es träumt ſich ſüß in ſeinem Kämmerlein.
Was klagt ihr, Wanderer? Ein Veilchen kränzt
Den Strauch der Gruft, von Abendgold beglänzt.
Sein Schatten flüſtert ſegnend dort hernieder:
Wir ſehn uns wieder.

Siegmars Abſchied.

Lora.

Mich, Siegmar, mich willſt, Harter, du verlaſſen,
Hinfort das kalte Todesſchwert umfaſſen,
Nicht dieſe Bruſt, nicht deiner Mutter Arm?
Weh dir und mir! Von Rachbegier entbrennen
Die Rohen dort, die kein Erbarmen kennen;
Hier ſchlägt ein Herz, dir treu und warm.

Siegmar.

Haſt du nicht auch in goldner Kindheit Tagen
Für mich geſorgt, was Männer muthig wagen,
Für mich gewagt, für mich der Ruh' entbehrt?
Mein Engel winkt. O, könnt' ich würdig lohnen!
Ich kämpfe nicht für eitle Siegerkronen,
Ich kämpfe für der Mutter Heerd.

Lora.

Was iſt mir ſonder dich der Welten Fülle?
Mit dir wird mir die rauhe Sclavenhülle
Ein Prachtgewand, die Oed' ein Paradies.
O, ſcheide nicht! Verehr' in treuem Bunde
Das Wort des Vaters in der Todesſtunde,
Der tröſtend dich der Wittwe ließ.

Siegmar.

Er ruft hinweg mich. Oft in ſchweren Träumen,
O Mutter, ſtraft ſein edler Geiſt mein Säumen,
Mich rufen Heimath, Bürgertreue, Gott.
Du ſegne, ſegne mich zu meinen Bahnen!
Ein theures Kleinod blieb uns von den Ahnen;
Es werde nie des Feindes Spott!

Lora.

O nie! Mit Gott hinaus, mein Siegmar! Ende
Dein heil'ges Werk! Dem Vaterland' entwende
Dich nicht der Mutter thränenvoller Blick!
Ich ſelbſt will weihend mit dem Schwert dich gürten.
Verdiene kämpfend dir der Liebe Myrten,
Des Friedens Tag, der Bürger Glück!

Schwanengeſang des Jahres 1821.

Mir auch ruft der letzten Sonne Schimmer:
Sohn der Zeit, du ſtirbſt und kehrſt mir nimmer,
Biſt geweſen, eh' die Nacht entflieht.
Auf dann! Nehmt an meinem nahen Grabe
Mein Vermächtniß, meine letzte Gabe!
Menſchenkinder, hört mein Schwanenlied!
Pilgern wir nicht Alle, dienen Alle
Dem, der ewig ſein wird, war und iſt?
Selig, wer in froher Tafelhalle
Des Memento nicht vergißt!

Mir auch ziemt's, den Blick zurückzuwenden.
Viel ja ſah ich werden, blühen, enden,
Knoſpen, Früchte ſah ich, Blätterfall.
Viel umfing, Sekunden, eure Schwinge,
Wiegenfeier und den Tauſch der Ringe,
Und der Todtenglocke letzten Hall.
Eines Königs Krone ſah ich ſtrahlen,
Der erſehnt dem Guelphenvolk erſchien,
Eine Fürſtin zu der Väter Malen
Hingewelkt als Leiche ziehn.

Laibachs Sterne ſah ich leuchten, flehte:
Denkt der Völker! Wo des Einen Stäte,
Deſſen Wink einſt Thronen nahm und gab?
Seine Donner ſchwanden, ſeine Blitze.
Auf des fernen Eilands Felſenſpitze
Birgt, Entthronter, einſam dich dein Grab.
„Aar des Himmels, wie biſt du geſunken!"
Sang ich dort an deinem Leichentuch.
„Schlaf in Frieden, nicht mehr ſiegestrunken!
Folge dir kein Menſchenfluch!"

Braut des Todes, Peſt, du ſpannſt den Bogen
Schauerlich an Barcelona's Wogen;
Wo du winkſt, wird jede Wange blaß;
Doch ich ſah ein größres Ungeheuer,
Und ſein Name, nur der Hölle theuer,
Edlen furchtbar, heißt — Partheienhaß.
Stürme heulten jüngſt durch alle Meere,
Doch ſie lenkt ein Herrſcher väterlich:
Nicht entweihten ſie der Jungfrau Ehre,
Auferſtehungsfeſt, nicht dich.

An dem Himmel ſtieg in holder Milde
Mir der Halbmond oft. Doch ſeinem Bilde
Glich der Halbmond an dem Pontus nicht.
Männer am Eurotas, Kampfgenoſſen,
Wird des Friedens Thor euch aufgeſchloſſen?
Hört, was ſcheidend, ernſt der Wandrer ſpricht:
Würdiges ſucht würdig! Wollt nur Kränze,
Die das Wort von oben ſegnend weiht,
Und dann findet an des Circus Grenze,
Was euch langes Heil verleiht! —

Viel vernahm mein Ohr von Liberalen,
Ultra, Carbonari, Radicalen.
Segnen Namen? Rechtthun, eins iſt noth.
In des Tagus, Iberus Gefilden,
Wo die Anden weite Ketten bilden,
Iſt Verwandeln Loſung und Gebot.
Nur der Unſchuld Hand ſoll Feſſeln löſen;
Doch der Freiheit Kranz iſt Sclavenband,
Ihrer Wonne Kelch iſt Gift dem Böſen,
Und ihr Licht Megärens Brand.

Soll ich zürnend, harmvoll euch entwallen?
Menſchenkinder, Friede ſei euch allen!
Frohe, Dulder, dankbar hebt das Haupt!
Die ich reich begabte, lernt verdienen!
Die ihr mein an Grüften, an Ruinen
Weinend denkt, ermannt euch, hofft und glaubt!
Fromme, die ich nahm, empfangt die Krone!
Vorwärts, Wandler auf dem engen Pfad!
Kehrt, ihr Irren, eh' mein Geiſt am Throne
Droben euch als Kläger nah!

Geist der Liebe, binde du die Zonen,
Alle Fürsten, alle Nationen!
Walte selig! Banne Wahn und Lug,
Daß die weite, schöne Gotteserde,
Hehr und herrlich, jene Kirche werde,
Die der Herr in seinem Herzen trug!
Horch! Schon tönt's mit ernsten, dumpfen Schlägen:
„Mitternacht will kommen; Geist, entfleuch!" —
Fahrt denn wohl! Dem Bruder jauchzt entgegen!
Menschenkinder, Segen euch!

Vorwärts.

Vorwärts muß dein Blick sich wenden,
Fremdling, auf der kurzen Bahn!
Enden kannst du, nicht vollenden,
Täglich nur dem Kleinod nahn.

Vorwärts! mahnt der Zeit Gefieder!
Ruft die Weisheit ernst und hehr.
Irrst du fern noch? Kehre wieder!
Bist du gut? O werde mehr!

Vorwärts in dem Kampf des Lebens!
Selig, wer ihn treu vollbringt,
Auf der Erde nicht vergebens
Nach des Himmels Palmen ringt!

Vorwärts bleibt in Leid und Wonne,
Bleibt im Sterben noch sein Wort.
Sinke hier ihm Gottes Sonne!
Was er suchte, wird ihm dort.

Gerhard Friederich

ward am 5. Januar 1779 in Frankfurt am Main geboren, studirte Theologie, erwarb sich die Doctorwürde sowohl in dieser Wissenschaft, wie in der Philosophie und lebt als sehr geschätzter evangelischer Prediger an der Weißfrauenkirche in seiner Vaterstadt.

Von ihm erschien:

Lyrische Gedichte. Frankfurt, 1809.
Gustav Hermann oder der pythagoräische Bund. 2 Thle. Frankfurt, 1812 — 13.
Libellen. Frankfurt, 1814. N. A. 1817.
Luther. Historisches Gedicht. Frankfurt, 1815.
Serena. 2 Thle. Frankfurt, 1819.
Gemälde des menschlichen Herzens. Frankfurt, 1820.
Heliodor. Frankfurt, 1820.
Wanderungen in die Bergstraße u. s. w. 2 Thle. Wiesbaden, 1824.
Jugendbibliothek des Auslandes. 15 Bde. Hanau, 1826. fgde.
Christliche Vorträge. 2 Thle. 3 A. Hanau, 1829.
Saron's Rosen. Frankfurt, 1829.
Selitha. Jahrbuch christlicher Andacht. Stuttgart, 1829.
Christus an die Herrscher und das Volk. Sieben Reden. Frankfurt, 1831.
Ueber die Furcht des Menschen vor dem Tode. Frankfurt, 1832.
Gustav Adolf's Heldentod. Historisches Gedicht. Cassel, 1833.
Einzelne Predigten, Reden, Flugschriften u. s. w., u. s. w.

Ein sehr geschätzter Prediger, dessen lyrische und epische Gedichte wegen des tiefen Gefühls, des Gedankenreichthums und der gebildeten Sprache hohes Lob verdienen, so wie seine ascetischen und oratorischen Schriften wegen der in ihnen waltenden echten Frömmigkeit, Reinheit der Gesinnungen, Klarheit und Eleganz der Form.

Nur die Saat nach Gottes Willen kann zur Ernte unter Gottes Segen gedeihen *)

(Am Erntefeste 1830).

Der Herzen Dank steigt an dem Erntefeste
Zu Dir, dem Erntevater, rings empor,
Und strahlt auch nicht in Aller Blicken, Freude,
So preiset doch den Herrn der Liebe Chor.

Denn, ach! nicht überall ward gleich geerntet;
Der Zwietracht Fackel hat die Frucht zerstört
Und unter'm Jubel der belohnten Schnitter
Wird Klageton und Kriegsgeschrei gehört.

Herr, der allein den Geist der Völker lenket,
Gieb Frieden, Eintracht, Ruhe — jedem Land,
Dann kann der Landmann froh und sicher ernten,
Des Hauses Wohl erblüht in jedem Stand.
Laß uns in Saat und Ernte Deinen Willen thun,
Dann werden sicher wir in Deiner Liebe ruh'n!

Abermals vereinigt uns, m. a. Zuhörer! in dieser festlichen Stunde der Dank, welchen wir dem Herrn der Ernte darbringen für die Gaben, in deren Besitz wir ruhiger dem Nahen des Winters, seinen Forderungen und Bedürfnissen für uns entgegen sehen können; dafür, daß er die Saat zur Ernte gedeihen ließ.

Ach! und wie mannigfach wurde nicht auch in diesem Jahre ausgesäet, in der Natur, wie in der Geisterwelt; aber nicht immer und nicht für Alle entsprach die Ernte den Wünschen des Säemannes. Schon im wörtlichen Sinne — dem Reiche der Natur war sie sehr verschieden; manche Gattungen der Früchte geriethen gar nicht, manche sparsam, andere dagegen reichlich. Nicht minder war Aussaat und Ernte verschieden im Reiche der Geister, wie solches ein Blick auf die Ereignisse dieses Jahres kund thut. —

Die, welche Willkühr und Volksdruck selbst, oder durch hartherzige Miethlinge, ohne Gefühl für Bürgerglück und Menschenrechte aussäeten, ernteten den Fluch und das Blut der gedrückten und empörten Menschheit auf den Trümmern ihrer Herrschaft. Die Edleren des Volkes, welche, nur dem Gesetze huldigend, der Tirannei im Purpur, wie im Bettlermantel gleich feind, Gerechtigkeit und gesetzliche Freiheit für Alle erstrebten, ernteten dagegen die Erfüllung ihrer heiligen Wünsche; der rohe Haufe und seine Führer, unter der Maske von Freiheit und Gleichheit, nur ihrem Eigennutze und thierischer Sinnlichkeit fröhnend; sie können und werden aus der Blutsaat der Gesetzlosigkeit und Auflösung aller bürgerlichen Ordnung nur die fluchwürdige Zerstörung des Gemeinwohls, des Glücks und Wohlstandes aller friedlich und rechtlich gesinnten Bürger, die sich still von der Frucht ihres Fleißes nährten, ernten. — Mit einem Worte, meine christlichen Zuhörer! „nur wer nach Gottes Willen säet, kann unter Gottes Segen ernten; so in der Natur, wie in der Geisterwelt." Dies ist die ernste und zeitgemäße Betrachtung, die uns in dieser festlichen Stunde beschäftigen soll.

Vorgeschriebener Erntetext: 2 Kor. 9, v. 6 — 10.

Auch hier, meine Zuhörer! spricht der Apostel, indem er dieses Gleichniß von Saat und Ernte gebraucht, bildlich; denn er fordert die Christen zu Korinth dadurch auf, ihre von der Theurung gedrückten Glaubensgenossen Judäas reichlich zu unterstützen. Ueberaus anwendbar in mehr als einer Rücksicht ist aber jene Aufforderung des Apostels — auch abgesehen von jenem nächsten Zweck — selbst für uns. Auch wir sollen und können in besonderer Beziehung auf die Gegenwart, der Ueberzeugung leben, daß, wer da säet im Segen — sey es im buchstäblichen oder bildlichen Sinne — auch ernten wird im Segen; denn nur die Saat nach Gottes Willen kann zur Ernte unter Gottes Segen gedeihen. So in der Natur, wie in der Geisterwelt. Dies ist die Betrachtung, der wir uns heute, am Dankfeste für die Erntegaben des Erntevaters, in besonderer Beziehung auf die Saat und Ernte die-

*) Aus: Dr. Friederich's „Christus an die Herrscher und das Volk. Frankfurt a. M., 1831.

ist Zufall, wieder, und wieder Zufall, bis endlich der ordentliche Mann sich ermannt, sich zusammennimmt und auf sich selbst besinnt, und nun ist er's auf einmal, und nun ist er's auf immer. Ihr Leute, meine Kameraden, Ihr seid's auf einmal, und nun seid Ihr's auf immer.

Ich will Euch nicht mehr Worte machen, als nöthig ist. Ihr seid tüchtig, Ihr seid ein abgehärmtes Geschlecht geworden, und ich sehe es deutlich genug, daß Ihr nicht mehr lacht in einen die ungeschickten Späßchen. — Ihr habt Euch auf Euch selbst besonnen, Ihr habt Euch selbst wiedergefunden, Ihr habt Euch selbst wiedergeboren, Ihr habt's, Ihr habt's, Ihr habt's, und Ihr habt's auf immer. Nun, Kameraden, nun, nun sind wir da, und Ihr habt Euch selbst wiedergefunden, und ich sage und rufe meine Freude, I. I. Ich bin auf der rechten Spur gewesen. Ich hab Euch nicht gesucht, ich hab Euch nicht gefunden, ich hab Euch nicht gesucht, ich konnte Euch nicht finden

2) In sittlicher Hinsicht aber, und in besonderer Beziehung auf Gerechtigkeit, Treue und gesetzlichen Gehorsam, wurde — bei so manchen Versuchungen zum Bösen, welche betrübende Beispiele von Aussen gaben — von unserer verehrten Obrigkeit: Gerechtigkeit und Milde; von den Bürgern dieser freien Stadt aber musterhafte Treue und gesetzlicher Gehorsam ausgesäet, zur Beglückung unseres Staates, als Beispiel für Alle, zur Segensernte der innern Ruhe, der Eintracht und des Friedens zwischen Obrigkeit und Bürgerschaft reifte und noch reift.

Die Wünsche der Bürger für Gemeinwohl wurden und werden noch mit der dem Gesetze und seinem Schirmherrn gebührenden Achtung, Besonnenheit und Mäßigung vorgetragen, und wenn es Vernunft und Verhältnisse gestatten, mit Eifer und Liebe erfüllt. — So nun reifte in diesem, für die Umgestaltung eines Theiles von ganz Europa so verhängnißvollen Jahre, in unsrer guten Stadt die Aussaat der Religiosität, Gerechtigkeit und Bürgertreue nach Gottes Willen, zur beglückenden Ernte unter Gottes Segen.

Heil uns, meine andächtigen, in dieser festlichen Stunde zum Preise des liebevollen Ernteraters versammelten Christen! wenn jeder Einzelne unter uns, Aehnliches auch von sich, seiner eigenen Geistes-Aussaat und Ernte in diesem Jahre sagen kann; wenn auch er in ihm nach seiner Kraft Liebe und Barmherzigkeit aussäete, und dafür den Dank und die Freudenthränen der Erquickten erntete; denn:

„Nach meinen Saaten wird die Ernte reifen,
„Heil mir, wenn ich in Liebe reich gesäet,
„Daß einst, wenn dort der Herr der Garben winket,
„Von ihm der Segensspruch an mich ergehet:
„Wohl dir, du bist im Kleinen treu gewesen,
„Und hast nach Kräften Gutes ausgesäet,
„Drum hab' ich dich zum größern auserlesen,
„Und in des Himmels Herrlichkeit erhöhet.
„So geh' denn nach der Erde Müh' und Leiden,
„Jetzt selig ein zu deines Gottes Freuden!"

Amen.

Friedrich der Knecht s. Minnesinger.

Friedrich von Oestreich s. Minnesinger.

Theodor Heinrich Friedrich

ward am 30. December 1776 zu Königsberg in der Neumark geboren, studirte die Rechte und erhielt dann eine Anstellung als K. Pr. Regierungsassessor zu Plock, welche er bald mit dem Amte eines Oberlandesgerichtsrathes in Stettin vertauschte. Nachdem er dem Befreiungskriege als Freiwilliger im Lützowschen Korps beigewohnt hatte, lebte er als Privatgelehrter zuerst in Berlin dann zu Hamburg, wo er am 12. December 1819 seinem Dasein in der Elbe ein Ende machte.

Er gab heraus:

Vetter Kuckuck. Lustspiel. Berlin, 1811.
Erster, zweiter, dritter satyrischer Feldzug. Berlin, 1814—1816. N. A. 1815—1817
Satyrischer Zeitspiegel. Berlin, 1817—1819. 7 Hefte.
Geschichte der Kleiderreformation in der Residenzstadt Flottleben. Berlin, 1815.
Julius von Medicis. Berlin, 1815.
Gedichte. Berlin, 1816.
Der Glückspilz. Berlin, 1816.
Almanach lustiger Schwänke für die Bühne. Berlin, 1817.
Sardellen für satyrische Näscher. Hamburg, 1818.
Feigen. Hamburg, 1818.
Dialogische Turnspiele. Berlin, 1819.
Erzählungen und Schwänke. Berlin, 1819.

F. war nicht ohne Witz und Laune, aber es mangelte ihm durchaus an jener Freiheit, der Gesinnungen, ohne welche die Satyre in Derbheit, und Plumpheit verfällt, oder zum Pasquill wird, auch ist seinen Leistungen ein forcirtes Bestreben drastisch zu wirken, leider nicht abzusprechen und er daher nur als ein Satyriker zweiten Ranges, dessen Schriften sehr vorübergehend wirkten, zu betrachten.

Jacob Friedrich Fries

ward am 23. August 1773 zu Barby geboren, genoß seine erste Bildung in der Brüdergemeine und studirte dann in Leipzig und Jena. Nach vollendetem akademischen Cursus ward er Privatdocent an der letztgenannten Universität. 1805 erhielt er einen Ruf, als Professor der Philosophie in Heidelberg und begab sich in dieser Eigenschaft dorthin, nachdem er zuvor eine größere Reise durch die Schweiz, Italien und Frankreich gemacht hatte. Im Jahre 1816 kehrte er als Professor der Philosophie nach Jena zurück, vertauschte jedoch diese Professur später mit der der Physik. Er ist zugleich G. S. geheimer Hofrath, Dr. der Philosophie und der Medicin.

Seine Schriften sind:

Philosophische Rechtslehre. Jena, 1803.
Reinhold, Fichte und Schelling. Leipzig, 1803. N. A. u. d. T.: Polemische Schriften. 1r Bd. Halle, 1824.
System der Philosophie. Leipzig, 1804.
Wissen, Glauben und Ahnen. Jena, 1805.
Neue Kritik der Vernunft. Heidelberg, 1807. 3 Thle. N. A. 1828.
Fichte's und Schelling's neueste Lehren. Jena, 1807.
Logik. Heidelberg, 1811. Daraus besonders abgedruckt: Grundriß der Logik. Heidelberg, 1811.
Von deutscher Philosophie, Art und Kunst. Heidelberg, 1812.
Vorlesungen über die Sternkunde. Heidelberg, 1813.
Vom deutschen Bunde. Heidelberg, 1816.
Praktische Philsophie. Heidelberg, 1818. 1.
Psychische Anthropologie. Heidelberg, 1820. 2 Thle.
Sehnsucht und eine Reise an das Ende der Welt. Jena, 1820.
Julius und Evagoras. Heidelberg, 1822. 2 Thle.
Die Lehren der Liebe des Glaubens und der Hoffnung. Jena, 1823.
System der Metaphysik. Jena, 1824. Daraus b:

Fichte, Johann Gottlieb: Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Berlin 1806.

Fichte, Johann Gottlieb: Reden an die deutsche Nation. Berlin 1808.

Fichte, Johann Gottlieb: Die Anweisung zum seligen Leben oder auch die Religion. Berlin 1806.

Fichte, Johann Gottlieb: Die Bestimmung des Menschen. Berlin 1800.

Fichte, Johann Gottlieb: Die Thatsachen des Bewußtseins. Berlin 1810.

Fichte, Johann Gottlieb: Die Wissenschaftslehre in ihrem allgemeinen Umriß. Berlin 1810.

Fichte, Johann Gottlieb: Sämmtliche Werke. Herausgegeben von J. H. Fichte. Berlin 1845—46.

Fichte, Johann Gottlieb: Nachgelassene Werke. Herausgegeben von J. H. Fichte. Bonn 1834—35.

Fichte, Johann Gottlieb: Briefwechsel. Herausgegeben von J. H. Fichte. Leipzig 1830.

Fichte, Johann Gottlieb: Briefe an Reinhold. Herausgegeben von K. L. Reinhold. Hamburg 1802.

Fichte, Johann Gottlieb: Briefe an Schelling. Herausgegeben von M. Schelling. Leipzig 1856.

Fichte, Johann Gottlieb: Briefe an Niethammer. Herausgegeben von A. Niethammer. Stuttgart 1812.

Fichte, Johann Gottlieb: Briefe an Jacobi. Herausgegeben von F. H. Jacobi. Leipzig 1827.

Fichte, Johann Gottlieb: Briefe an Baggesen. Herausgegeben von K. L. Reinhold. Hamburg 1802.

Fichte, Johann Gottlieb: Briefe an Schiller. Herausgegeben von K. L. Reinhold. Hamburg 1802.

Fichte, Johann Gottlieb: Briefe an Wieland. Herausgegeben von K. L. Reinhold. Hamburg 1802.

Fichte, Johann Gottlieb: Briefe an Forberg. Herausgegeben von K. L. Reinhold. Hamburg 1802.

Fichte, Johann Gottlieb: Briefe an Erhard. Herausgegeben von K. L. Reinhold. Hamburg 1802.

Fichte, Johann Gottlieb: Briefe an Hufeland. Herausgegeben von K. L. Reinhold. Hamburg 1802.

Fichte, Johann Gottlieb: Briefe an Schulz. Herausgegeben von K. L. Reinhold. Hamburg 1802.

Fichte, Johann Gottlieb: Briefe an Niethammer. Herausgegeben von K. L. Reinhold. Hamburg 1802.

Fichte, Johann Gottlieb: Briefe an Jacobi. Herausgegeben von K. L. Reinhold. Hamburg 1802

Verbildung des irrenden Verstandes dieses richtige Gefühl der Werthschätzung verbergen mögen.

Will ich dafür nun Eure Gedanken so führen, daß ihr mir mit allseitiger Genugthuung recht gebet, so kann ich Euch zuerst auf das zurück weisen, was wir in unsrer letzten Unterhaltung als richtig befunden haben. Dem einzelnen Menschen kommt es auf Seelenruhe an, wer diese erlangte, dem ist sein Wille geworden.

Arthur. Wenn du darauf zurück kommst, so erlaube mir eine Bemerkung. Du sagtest: auf dieses Streben nach Seelenruhe sei alle Frage nach dem, was dem Menschen zu thun ist, zurück zu führen. Haben denn aber nicht manche der Alten hierauf ihre Lehre der Unthätigkeit und Gleichgültigkeit gegründet? Hat dann nicht der Gefühllose, Theilnahmlose, Träge am leichtesten dieses Ziel zu erreichen?

Philanthes. Du hast recht. Wenn du jemand unthätige Gefühllosigkeit für sein ganzes Leben sicherst, so schaffst du ihm auf die leichteste Art die Seelenruhe. Ein solcher Mensch hat, was er will, aber er hat daran nicht viel, weil er nicht viel will. Der Gefühllose lebt im Zustande der Befriedigung und der Zufriedenheit. Ich sage nur: einen andern Maaßstab für den Menschen in ihm selbst, ob ihm sein Wille geworden sei, als den der Zufriedenheit findest du nicht. Nach seinem eignen Urtheil steht dem Gefühllosen offenbar seine Sache gut. Allein ein anderes Ding ist die Beurtheilung durch den, der ihm zusieht. Dir gefällt dieser Mensch nicht, obgleich er sich selbst gefällt. Dir hilft auch sein guter Rath, zur Seelenruhe zu gelangen, nichts, weil du zur unthätigen Gefühllosigkeit nicht gelangen willst noch kannst. Also uns andern gefällt der Gefühllose nicht und sich selbst gefällt er nur durch Irrthum. Dieser Irrthum könnte ihm schwinden, damit wäre seine Seelenruhe verloren. Seelenruhe ist ihm also nicht sicher. Vielmehr, würde ihm sein Irrthum gehoben, so müßte er mit Ekel auf sein früheres Leben zurücksehen.

Arthur. Ich verstehe dich. Wahre Seelenruhe soll im Leben durch erleuchtete, nicht auf Irrthümer gegründete Selbstzufriedenheit gewonnen und gesichert werden. So käme es also auf eine Unterweisung an, wie jemand die Selbstzufriedenheit erlangen und die erlangte bewahren könne.

Da der Mensch, wie du neulich sagtest, die Seelenruhe nicht unmittelbar für sich in Besitz zu nehmen vermag, so muß der Gebildete einsehen lernen, wie sie ihm nur aus Selbstzufriedenheit sicher entspringen könne und daß also hier alles auf eine Unterweisung ankomme, wie man diese Selbstzufriedenheit erlangen und die erlangte bewahren könne.

Philanthes. Richtig! Und ich behaupte ferner: diese Unterweisung habe nur von den Idealen der Erhabenheit und Schönheit im Menschenleben zu sprechen; denn für die gebildete Ueberzeugung des Menschen gelte nur der innere Werth des geistigen Lebens sich selbst, nur in Vergleichung mit jenen Idealen könne der Mensch sich wahrhaft gefallen oder mißfallen. Nur diese Schönheit des zeitlichen sich gestaltenden Menschenlebens ist es, was die Pflicht gebietet, was der reinste Trieb unsers Herzens verlangt, was im tiefsten Grunde jeder Mensch will.

Es ist diese Schönheit des Lebens der einzige Zeuge unserer himmlischen Abkunft, aus der Idee der Welt des Lebens, der geistigen Selbstständigkeit entsprungen. Wie der Diamant noch roh unter dem Boden verborgen oder wieder in den Staub getreten unerkannt dasselbe innere Feuer birgt, mit dem er bearbeitet am Lichte strahlt, so auch des Geistes innerer Werth. Gesund oder krank, arm oder reich, mächtig oder schwach, mit gebildetem oder ungebildetem Verstande zu leben, was ists anders als verschiedene Form dessen, wie der Mensch sich zeigen kann? Des Geistes inneres Wesen ist ein anderes, das nur in der Tugend erkannt wird. Und wie der Steinschleiffer nur mit Diamant dem Diamant den Glanz abzuzwingen vermag, so gilt auch dem Geist nur der Geist, im geistigen innern freien Leben liegt ihm allein der Tugend Werth. Nur im verständigen Geist in sich selbst und sich gegenüber wird dem Menschen mit Ich und Du die höhere Idee des Guten klar und bedeutsam, die Idee der Tugend, deren erster Gedanke Selbstvertrauen, freye Selbstständigkeit des Geistes ist. So gelten als die ersten Forderungen der Pflicht Ehre und Gerechtigkeit; Ehre, daß der Mensch mit der Kraft des Selbstvertrauens gegen jeden Andern die eigne Würde behaupte; Gerechtigkeit, daß er im Andern die Würde des selbstständigen Geistes achte.

Den ersten hierbei fest zu haltenden Gedanken will ich Euch durch die Vergleichung zweier Charaktere deutlich zu machen suchen.

Nachdem schon längere Zeit her der Friede bei uns gesichert war, machte ich einmal in Geschäften meines Vaters eine Reise in die Hauptstadt eines mächtigen Reiches, wo unter einem Volke von verbildeten Sitten jene häßlichen Ausartungen der Lebensweise in Schmuz, Feigheit und knechtischer Unterwürfigkeit sich zusammendrängen, deren Aeußerstes unter unsern bessern Gesetzen und Sitten und bei unserm öffentlichen Leben nicht mehr bekannt ist. Dort lernte ich einen reichen Wucherer kennen, der im Hause seines reichen Vaters für die Art dieses Volkes sorgfältig erzogen war. Auch er fing bald an nach jener Art einen Handel zu treiben, bei dem von Ehre nicht die Rede ist und der Kaufmann keinen Gewinn verschmäht, der ihm durch den Richter nicht vereitelt werden kann. So erlaubte er sich jede Art des heimlichen straffrey zu haltenden Betruges, seine Reichthümer nahmen schnell zu; es gelang ihm, sich des Lieferungswesens für den Staat zu bemächtigen, nun betrog er mit Sicherheit im Großen und setzte feige und betrügerisch dieses Werk mit glänzendem Erfolge bis an das Ende seines Lebens fort. Noch jung erhielt er die Sicherheit dieser Lage, niemand that es ihm im Glanze der Schlösser, der Rosse, anfangs der Freudenmädchen, dann nachdem er geheirathet hatte, im Glanz seines Hauses, in Wohlthätigkeit zuvor; auch Adel und Titel fehlten ihm nicht. Er war ein freundlicher Hausvater und erzog seine Kinder zu angesehenen Männern im Staate.

Nun dagegen der Andere. Mein Vater ließ mich in einer kleinen Landstadt einen Mann aufsuchen, den er in seiner Jugend gekannt hatte. Ich fand einen alten kränklichen Mann in einer ärmlichen Umgebung, fast ohne Hülfsmittel, selbst fast ohne ein Lager für die Nacht. Ich erinnerte ihn an meinen Vater. „Der war ein ehrliebender rechtlicher Jüngling," antwortete er ernst mit einem Ton, in dem ein Vorwurf lag. Ich erwiederte: und blieb es als Mann und ist es noch. Ich erzählte viel im Eifer, — aber er schüttelte den Kopf und antwortete nicht mehr. Dann sprach ich mit ihm von seiner jetzigen Lage. Er erzählte, daß er keinen Freund, keinen werthen Bekannten um sich habe, daß er einer der unglücklichsten Menschen sei. Als ich darauf aber mit einer Mitleidsbezeugung antwortete, sprang er eifrig auf, bückte sich mühsam aus seinem kleinen Fenster und zeigte mir, die Reize seiner Wohnung schildernd, seitwärts zwischen den Dächern seiner Nachbarn einen beschränkten Blick ins Grüne, versicherte auch, daß die Sonne am frühen Morgen und auch am Abend einige Strahlen in sein Zimmer werfe. Nun meinte ich, daß der Mann in einer religiösen Erhebung lebe und in deren höhern Erwartungen. Allein als ich dahin das Gespräch lenkte, antwortete er trocken: non liquet, ich weiß um göttliche Dinge keinen Bescheid. Der Mann dauerte mich und es schien mir so leicht, ihm einen freundlichen Abend seines Lebens zu bereiten. Nichts fesselte ihn an den Ort seines Aufenthaltes; ich wünschte ihn zu meinem Vater zu führen oder ihm durch meinen Vater zu helfen. Allein so leise ich meine Einleitung darauf machte, errieth er mich doch gleich und fuhr hitzig auf: „Du nimmst mich für einen Bettler! Noch kann ich arbeiten, um mich zu erhalten, dann werde ich sterben können." Ich ergriff gerührt seine Hände aber er blieb kalt und unbeweglich.

Von ihm selbst war wenig über sein früheres Leben zu erfragen. Von andern Leuten erfuhr ich; er sei der Sohn reicher Eltern; sorgfältig erzogen zum kenntnißreichen Mann und bald in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gekommen. Allein seit früher Jugend hatte ihn bei großer Strenge des Charakters eine übertriebene Aengstlichkeit in allen Sachen der Ehre und des Rechtes befallen; dazu beherrschte bald ein schwärmerisches Ideal von Liebe und Freundschaft seine jugendliche Phantasie. Nirgends fand er Menschen rein genug, um sich recht an sie anzuschließen; sein Vermögen verflog ihm unter den Händen, denn immer trieb ihn die Aengstlichkeit da, wo er von andern zu fordern hatte, zu der Furcht, diesen Unrecht zu thun. Kein bedeutendes Geschäft konnte er übernehmen, da ein jedes Verhältnisse mit sich brachte, in denen er seine Thätigkeit mit seinen Vorurtheilen über Ehre und Rechtlichkeit nicht in Einklang zu bringen wußte. So drängte ihn das Schicksal bald in freudelose Einsamkeit zurück und selbst Dürftigkeit drohte ihm. Dazu verführte ihn das Mitleid noch, sich einer armen Witwe mit mehreren Kindern anzunehmen, die er heirathete. Aber mit dieser Frau konnte er zu keiner wärmeren Freundschaft gelangen; die Kinder zerstreueten sich in die Welt; die Eltern wurden immer dürftiger; die Frau trennte sich wieder von ihm; er blieb allein.

Seine Nachbarn nannten ihn den unklugen Alten; nur ein Handwerker, sein Hauchherr, beurtheilte ihn anders. Als dieser sah, daß ich mich für den Alten interessire, sagte er mir: „sonst nannte ich ihn auch den Unklugen, als ich aber auf einer Reise eure Lehrer vor dem Volke von der Selbstständigkeit des Geistes reden hörte und davon, wie in Ehre und Rechtlichkeit der reine innere Werth des Menschen bestehe, — da wurde ich unwillkührlich an den Alten erinnert und bekam eine eigne Achtung vor ihm. Seit meiner Zurückkunft wohnt er bei mir. Er nimmt durchaus kein Geschenk an, indem ich

ihn aber niederlege nehme, und ich für die Kosten nach Leipzig, wenn er verlanget, so kann ich ihm sichrigen Bericht machen.

Ich will auch Gott zu Ehren und meines Herrn des Churfürsten, mit Ehrenem Fug zu bedienen, verwenden mein meine Kräfte: Allein ich weiß mir Gottes zu helfen, und wenn ich Ihro Churfürstl. Gnaden solches sage, als wird mir meines Herrn Gnade nicht mangeln, und ich will mich nicht mehr bemühen, als meine Kräfte leiden.

Zum Dritten ich weiß: welcher von Adel Ehrlos sein will, der darf nur Bauern werden.

Viertens. Ich bin Gott Lob nicht so arm, daß ich Ehrlos wäre. Ich meine mich in der Gnaden zu erhalten. Ich sage: ich meine mich in Gnaden erhalten, und ich weiß nicht, daß ich mich selbst habe mit etwas in Ungnaden gesetzet, ohne was mir Gott hat zu Zeiten in Schwachheit zu Sünden gelassen, und ich mich in Gnaden wieder habe gesetzet, und ich weiß nicht, daß ich mich habe mit Ehren zu schämen, daß ich mich habe müssen in Gnaden setzen

jenigen, der mit dem Entschlusse lebt, reines Herzens zu sein, und der nun für sich selbst fragt, wornach er streben solle.

Das ist hier das entscheidende: fragt der Gutgesinnte, was ihm zu thun sei, so wird er klare Antwort empfangen; fragt er hingegen, wie der Werth eines andern zu beurtheilen sei, so hüte er sich aus Eitelkeit und leerer Neugier die Antwort nicht mißzuverstehen.

Unser Urtheil über den sittlichen Werth des fremden Lebens ist allerdings ein solches sittliches Geschmacksurtheil, aber meine darum nicht, daß es sich nur nach unbestimmbaren Gefühlen entscheide. Gemeine freie Naturschönheit ist freilich unbestimmbaren Gefühlen überlassen, aber jede Schönheit, die ein Ideal anerkennt, vor allen die hohe Schönheit, die Schönheit der Seele, von der wir hier sprechen, hat ein festes Gesetz zu Grunde liegen, dem sie voraus huldigen muß, wenn sie soll gelobt werden können. Denke nur an die körperliche Gestalt des Menschen. Muß diese nicht den Bedingungen einer gewissen Regelmäßigkeit des Baues entsprechen, so daß wir ihre feinere Ausbildung nur unter deren Gesetz schön finden können. Eben so sind dem Ideal der geistigen Schönheit die Normen der Ehre und des Rechtes vorgeschrieben, denen jede Geisteskraft huldigen muß, die schön genannt werden darf. Aber die Art dieser Huldigung wird im Leben auf unendlich mannigfaltige Weise in freier Schönheit erscheinen.

So wird es sich dir im Leben zeigen. Ueber Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit eines Menschen magst du leicht urtheilen, aber darüber, wer gut oder bös sei, wirst du dir selten die strenge Entscheidung anmaßen. Denn damit fragen wir nur nach dem Innersten des Geistes und wie schwer ist es, den Einfluß des mir fremden in äußern Umgebungen richtig abzuziehen, um das reine Innere zu errathen.

Den ordentlichen, zuverlässigen, brauchbaren Mann, den guten Gesellschafter, den Bescheidenen nennen viele den Guten — aber kann nicht neben alle diesem Feigheit und Charakterlosigkeit bestehen? Es kann darin nicht unmittelbar der wahre Werth des Menschen liegen. Wenn dagegen ein Anderer sagt: „sehe sich ein Jeder vor wie ich; was mir widersteht, schlage ich zu Boden; was ich nicht mit Gewalt erhalten kann suche ich durch List:“ so können dennoch in diesem Menschen Mord und Falschheit eine hohe Kraft des Geistes verdecken, welche sich nur in rohen Umgebungen nicht zu gestalten vermochte. Dann wieder im Gegensatz gegen diesen; leicht können Sanftmuth und Friedfertigkeit dem Menschen fälschlich für Feigheit gelten. So zeigte sich mancher unter uns in kleineren Verhältnissen des täglichen Lebens nachgebend und duldsam, dem nicht der Muth fehlte, der nur dies Leben des Streites und der Bemühungen nicht werth achtete. Als aber der Ruf des Vaterlandes erklang, da sprang mit einem mal kühn und frei die Kraft des Geistes vor, das gute Korn ward von der Spreu gesichtet. Nun wird nur wenigen die große Probe zu Theil; wo diese fehlt, bleibt uns dann nur ein Urtheil über Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit des Menschen, darüber ob jemand die Mittel habe sich in der Gesellschaft geltend zu machen oder nicht — der innere Geist seines Thuns bleibt uns aber verborgen.

Kraft, Lebendigkeit und Reinheit der Seele ist also in jedem Menschen, der den Willen zum Guten hat und wahrhaft etwas taugt. Fragen wir aber weiter: wie wird sich ein solches Leben gestalten? — so können wir die Antwort im allgemeinen erwarten. Hier scheidet sich unser Urtheil über fremdes Leben von den Anforderungen an das eigne. Denn hier hängt alles von der Ueberzeugung ab, welche erst durch Einsicht gebracht und geordnet werden kann. Bei der mangelhaftesten Einsicht wird im rohesten Leben oft die Ergebenheit in das, was ein Mensch für Pflicht hält, und die Aufopferung für diese unsere Bewunderung fesseln, so thöricht bei dem Aberglauben mancher positiven Religionen und den Vorurtheilen der verbildeten Sitte das gleich sein mag, was geschieht. Reiner wird sich freilich im gebildeten Geist Schönheit und Würde des sittlichen Lebens entfalten können.

So wäre also nur unsre fernere Frage für einen Jeden in sich, was sich der Gebildete mit reinem Herzen als das würdige Ziel seines Strebens zu nennen habe. Und nochmals müssen wir antworten: die persönliche Würde, der reine Werth des geistigen Lebens ists, was gilt und allein entscheidet.

Woldemar. Ich verstehe dich so: den Willen zum Guten zu haben ist die reine Schönheit des menschlichen Geistes. Fragen wir nun: was ist denn das Gute? so kann nur der gebildete Verstand richtig antworten. Diese Entscheidung ist nicht mehr Sache des Willens, sondern Sache der Einsicht, so daß darin auch der reinste und beste im Erdenleben fehlen und irren kann. Weiter, die gebildete Einsicht wird aber sagen: die reine Erscheinung des geistigen Lebens ist das Gute. An unsern Willen werden nemlich gar mannigfaltige Anforderungen gemacht; wir begehren aus sinnlichen Annehmlichkeiten Genuß und Glück, wir müssen auf vielerlei Weise im Leben für nützliches und brauchbares sorgen, endlich spricht das Gewissen für die Idee des sittlich guten. Nun behauptest du: in allen diesen Anforderungen werde eigentlich unserm Willen nur das reine geistige Leben selbst und seine zeitliche Entfaltung zum Ziel gesetzt. Nicht wahr dies willst du uns jetzt noch zeigen?

Philanthes. Ich behaupte: die Ideen des sittlich guten sprechen uns einzig den eignen Werth des geistigen Lebens aus; Geistes Selbstvertrauen, und Bewußtsein seiner inneren Würde sind die einzigen belebenden Gedanken der Tugend. Dieses Gut aber, welches die Tugend will, enthält die einzige selbstständige unmittelbare Anforderung an unsern Willen.

Um dies zu erläutern können wir den Unterscheidungen folgen, welche uns Woldemar angegeben hat. Der Mensch begehrt zu genießen und glücklich zu sein. Wer aber der Glückliche sei oder der Unglückliche, nach welchen Graden diesem oder jenem Menschen das Glück oder Unglück zugetheilt sei, das wissen wir nicht und können wir nicht wissen. Laßt uns nur näher in das Leben hineinsehen; die äußeren Umgebungen allein entscheiden hier nicht und je genauer wir vergleichen, desto mehr finden wir, das alles Maaß desselben keine feste Bedeutung habe. Meinung und Traum, Wahn und Dichtung spielen mit dem Gedanken von Glück und Unglück und rauben jeder Messung den Maaßstab.

Fragt herum, wer dann der Glückliche sei, Einige werden antworten: der reiche, gesunde, mächtige, der unter dessen Händen alles um ihn her gedeiht. Aber wie meinen diese es mit ihrem Spruch? Faulheit, Dummheit, Ehrgeiz und Habsucht können dem so begünstigten alle diese Vortheile wieder rauben, ihn zu innerm Ekel und Unruhe verdammen. Dieser Spruch gilt nicht einem Menschen in sich selbst, sondern nur dem Andern, der ihm zusieht und ihm nun sagen kann: deines Unglücks Schuld trägst du selbst. Wie oft ist nicht der Arme, Kränkliche und Schwache heiterer und zufriedener als jener.

Andere werden sagen: so gilt es nicht! Der geistig Starke ist der Glückliche, der dem es gelingt seines Geistes Kräfte gesund zu entfalten. Wohl! Aber auch hier vergleicht ihr fremdes Schicksal. Jeder der sich nur äußerlich beengt findet und noch mit Stolz in die eigene Brust blicken kann, findet in diesem Selbstgefühl volle Entschädigung. Der Mißvergnügte, dem der Stolz bleibt, er sey der Edle, nur in seinen Umgebungen liege die Verwerfung — schon ein Jeder, der sein Selbst nicht mit dem eines Andern vertauschen will, ist der Glückliche. Der völlig Geistesmatte aber wird nur selten, nur vorübergehend sich seiner eignen Ohnmacht bewußt.

Ich frage weiter: wer ist der Glückliche, der Freudige oder der Trauernde? Wie oft fehlt dem Freudigen die Besinnung, die den Augenblick in Besitz nimmt — dagegen, wie oft verliebt sich der Traurende in seine Trauer, daß eben die Trauer ihm erhabene Sehnsucht und so das Spiel seines Lebens wird. Endlich darf ich euch ja die Trösterin Gewohnheit nennen, die alles ausgleichende. Sie nimmt dem Schmerz den Stachel, der Freude den Glanz, läßt das ungewohnte tausendfach genießen, daß gewohnte leicht ertragen.

Was kann uns also der wol lehren, der aus äußern Umgebungen uns das Glück will suchen lassen? Nur Mittel zum Zweck, von denen noch unentschieden ist, wie sie für den Zweck ausfallen werden. Suchen wir also eine Lehre der Weisheit, welche den unmittelbaren Zweck und Werth des Menschenlebens klar machen soll, so werden wir schon um des hier Gesagten willen nicht zu fragen haben, wie dem Glück nachzujagen sei. Und noch mehr: wird nicht in unsern heiligen Lehren angedeutet, daß weder Genuß und Glück, noch auch Vortheile und Nutzen irgend einer Art dasjenige seien, was der Gebildete das wahrhaft Gute nennen müsse, daß Genuß und Vortheil das nicht sind, was der Mensch im tiefsten Innern begehrt und will, sondern daß im tiefsten Innern des Geistes nur der innere Werth des eignen Lebens genannt wird. Denn was den ersten wahren Werth hat, wird ja nicht wieder auf ein anderes hinweisen als seinen Herrn, dem es dienen soll, sondern es muß frei sich selbst gelten.

So laßt uns zuerst Genuß und Glück vergleichen. Wir sehen das Menschenleben dem Spiel wechselnder Begünstigungen und Hemmungen durch äußere Einflüsse der Natur ausgesetzt — und was ist der Wechsel von Vergnügen und Schmerz anders, als Gefühl dieser Abhängigkeit? Was ist Glück anders, als die sichre Lage des Bedürftigen, in welcher er der Mittel gewiß ist, seine Bedürfnisse befriedigen zu können? Genuß und Glück sind nur äußere Begünstigungen, die uns nicht um ihrer selbst willen gelten können, sondern nur, weil sie dem geistigen Leben des Menschen dienen. Wäre uns dies Leben selbst

gleichgültig, was könnten uns dann die Mittel seiner sichern Anfrischung für eine Bedeutung haben?

Tiefer also als der Wunsch des Genusses liegt in unserm Geist der Gedanke des Werthes, welchen das Leben selbst trägt. Daher können wir unsern Wunsch leicht über das ganze Spiel von Freud' und Leid hinaus deuten. Das eben ist die Beengung des menschlichen Lebens, daß es nur zwischen äußern Hemmungen und Begünstigungen spielen kann; Schmerz und Vergnügen, Genuß und Leiden sind aber die Kinder dieses Spiels. Die Selbstständigkeit eines sich frei gestaltenden, bedürfnißlosen Lebens wäre mehr, höher als alles Glück in befriedigten Bedürfnissen. Ein solches selbstständiges freies Leben würde aber weder Vergnügen noch Schmerz kennen und doch wäre es wünschenswerther als beide.

Vergleicht nur den Gewinn der einfachern Sitten unter den Gebildeten bei uns mit den krankhaften modischen Verbildungen der Völker um uns her.

Es giebt keine höhere Bildung des sinnlichen Genusses und der passiven Lebensfreude als zur sichern und behenden Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse. Jedes künstliche Bedürfniß, welches nur für den Genuß ersonnen wäre, ist Thorheit und das Verlangen nach bloßer Mannigfaltigkeit des Genusses krankhaftes Erzeugniß der Langenweile. Gar einfach sind des Menschen natürliche Bedürfnisse für Nahrung, Wohnung und Familie, alles andere ist künstliche, selbstgewählte Lust mit ihrem Bedürfniß. Wo nun dies Bedürfniß nur dafür ersonnen ist, um es nachher wieder zu befriedigen, da ist ja aller Aufwand dafür eine thörichte Bemühung um selbst geschaffene Noth, die man viel besser sich gar nicht erst bereitete. Nur dadurch können jene künstlichen Bedürfnisse Bedeutung gewinnen, daß sie in der stufenweisen Ausbildung des Geistes dem innern Werth des Lebens selbst zu dienen kommen. So gehören sie in dem gesunden Leben der Ausbildung der Einsicht, des Gemüthes und der geistigen Steigerung der That.

Vergleicht die Gediegenheit unsrer Lebensweise, die wir der Herrlichkeit unsers öffentlichen Lebens danken, mit der modischen Thorheit unsrer verbildeten Nachbarn. Unsre einfache Sitte verschmäht die Weichlichkeit ihrer häuslichen Einrichtungen; uns ekeln jene vielfach gemischten Speisen, die sie für Kostbarkeit halten; uns sind die bunten Kleider, die nicht nach Schönheit sondern nur zur Abwechselung in der Form gewählt werden, größtentheils abgeschmackt, und ihre leere Prachtliebe verächtlich. Unser häusliches Leben dient in gesunder Einfachheit nicht der Pracht sondern der Schönheit. Und eben um deswillen kann sich die Macht der Schönheit in unserm öffentlichen Leben zeigen, die ihnen fremd bleibt. Vergleicht die Größe unsrer Tempel, die Zierde unsrer öffentlichen Plätze, die herrschende tief eingreifende Macht unsrer einfachen Harmonien gegen die tändelnde Künstlichkeit fremder Musik, die nur weichlich süßer Unterhaltung dient und so das ähnliche.

Also nur dem minder Gebildeten, der zu sehr in der sinnlichen Anregung seines Lebens befangen bleibt, können Genuß und Vergnügen um ihrer selbst willen zu gelten scheinen. Jeder hingegen, der sich selbst recht versteht, wird zugeben müssen, daß ihm nicht in Genuß und Glück die Zwecke seines Lebens liegen, sondern daß ein geheimerer Werth des Lebens selbst erst diesem seine Bedeutung mittheilen muß. Wie wollten Genuß und Freude des Menschenlebens innerer Werth sein, da jeder in der höchsten Erhebung des Gefühls, in frommer Ergebung sich über alles Spiel von Glück und Unglück gehoben findet. Wo durch Andacht und Vaterlandsliebe in Aufopferungen der Einzelne seine Ehre findet, da spricht des Geistes höhere Wahrheit und alle jene kleine Sorge wird verworfen.

Hiermit ist denn vollständig ausgesprochen, daß des Menschen Werth nicht in dem liegt, was er leidet, sondern in dem, was er thut. Von dem, was er thut, wird aber ferner nicht das den wahren Werth bestimmen können, worin sein Leben irgend einer Dienstbarkeit unterliegt, sondern nur das, worin es sich mit eigner Schönheit gestaltet. Denn daß im Nutzen und Vortheil nicht der letzte Zweck des Menschenlebens enthalten sei, versteht sich von selbst. Wie Geräthe und Werkzeug nur dafür gelobt werden mag, daß es einem ihm vorgeschriebenen Zweck diene, so ist es ja mit allem Vortheil und Nutzen; hier ist nie vom ersten Zweck, sondern nur von Mitteln die Rede.

Dies wäre leicht begriffen. Es hängt aber damit eine Lehre vom Eigennutz und der Selbstsucht zusammen, welche bei verbildeten Völkern, in denen eine nicht nur rohe sondern niedrige Denkungsart zur öffentlichen Meinung geworden ist, vielen Beifall fand. Dort sagten die Lehrer der Weisheit, daß man mit Selbstsucht und Eigennutz nicht nur den Menschen am sichersten zu leiten vermöge, sondern sogar, daß Selbstsucht und Eigennutz die einzigen unmittelbaren Antriebe aller menschlichen Handlungen seien. Nun wollen wir diesen gern zugeben, daß wie man den Stier nicht fein zu zügeln suchen wird, mit dem Zaum des edleren Rosses, eben so rohe Menschen und hinterlistige anders geleitet werden müssen als Männer von edler Denkungsart. Wenn aber jene Lehrer der Weisheit ihre thörichte Lehre so reichlich mit Beispielen aus ihren Umgebungen zu belegen wußten, so lag der Fehler nur daran, daß man dort nicht verstand, den Geist zu bilden und vorzüglich, durch das öffentliche Leben das Leben der Einzelnen zu regeln. Eben dadurch, daß dort die öffentliche Meinung voraussetzte, nur durch abgefeimte Pfiffigkeit sei unter den Menschen etwas auszurichten, verschaffte man erst der niedrigen Selbstsucht den Sieg.

Otto. In dem, was du, edler Greis, hier lehrst, ist mir vieles sehr klar. Ich sehe leicht, daß im Nutzen und Vortheil der Mensch den Werth der Dinge nicht unmittelbar finden kann, da diese sich ja nur als Mittel ankündigen. Ferner, wenn es gleich zur Bildung eines rohen Menschen noch so nöthig ist, ihn von Selbstsucht und Eigennutz abzumahnen, ihm dagegen eine uneigennützige Schätzung der Dinge zu zeigen und lebendig zu machen: so sehe ich doch nicht nur ein, was hiermit schon gesagt ist, daß Selbstsucht nicht der letzte Zweck im Leben des Gebildeten ist, sondern auch daß für eine richtigere Beurtheilung selbst des rohesten Lebens sie nicht als letzte Quelle der menschlichen Interessen angegeben werden kann. Nur ein sehr mangelhaftes Urtheil könnte sich mit der Auskunft: Ich will eben mich selbst, begnügen, da sich offenbar immer noch weiter fragen läßt, was will ich denn von mir selbst? und worin gefalle ich mir?

Allein so gut ich dies im allgemeinen einsehe, so bleibt mir darin eine Schwierigkeit, daß am Ende doch wieder Selbstsucht und Vortheil alle Geschäfte der Menschen ordnen. Wo werde ich denn im regelmäßigen Verkehr anders als nach diesem Maaßstab Hülfe, Arbeit, das Werk eines Andern messen?

Philanthes. Auf deine Worte, tapfrer Jüngling, ist mehrerlei zu erwiedern. Die zuletzt ausgesprochene Schwierigkeit hast du die durch deinen Begriff vom Geschäft des Menschen erst selbst gemacht. Du verstehest ja unter diesem Geschäft und Verkehr nur die Arbeit der Menschen und den Austausch auf dem Markt. Jeder bietet da dem Andern das Werk seines Fleißes zum Austausch und fordert dafür die angemessene Vergeltung. Auf dem Markte muß der Eigennutz herrschen, das ist nicht Folge einer falschen Selbstsucht, sondern Forderung der Gerechtigkeit. Jeder trägt da das Seinige zur allgemeinen Arbeit der Gesellschaft bei und nur unter dem Schutz gerechter Vergeltung kann und soll dieser Verkehr bestehen. Auf dem Markte soll der Eigennutz herrschen; dieses Kaufen und Verkaufen gehört zum gesunden Leben des Volkes. Aber dieser Markt ist ja nicht das ganze Menschenleben, er gehört der Arbeit, zu der wir gezwungen sind, die aber selbst nur dem Leben dient. Was treibt den Handwerksmann zur harten Mühe und Last, wem wird willig der heißeste Kampf, die bitterste Aufopferung geweiht? Siehe doch selbst nur ins rohere Leben der Menschen! Sorge und Mühe der Mutter für ihr Kind, des Vaters für den Unterhalt der Familie sind die Sclaven der Selbstsucht? Und die Werke des Gemeingeistes, wo Vaterland und Ehre in den Kampf führen, wo der heilige Eifer für die Altäre eines Volkes herrscht! Keiner unter Euch wird so stumpfen Gedankens sein, dies aus Selbstsucht und Eigennutz erklären zu wollen.

Otto. Sehr richtig, ich dachte nur an gemeine Arbeit und vergaß die Seele des Menschenlebens, der selbst alle Arbeit dient.

Philanthes. Doch können wir deine Bemerkung auch noch von einer andern Seite betrachten. Eben um der Arbeit willen sind Eigennutz und Selbstsucht das unentbehrliche Werkzeug aller menschlichen Thätigkeit, den nur durch Vermittlungen kann der Mensch seine Zwecke erreichen. Vermögen und Kräfte muß jeder einzelne sammeln, um sich seine Stelle in der Gesellschaft zu schaffen und sie zu behaupten. Hier ist ihm nur sein Werk aufgegeben in der Scheidung von dem der andern, dafür muß er selbstsüchtig sein. Aber alle diese Selbstsucht, dieser Eigennutz sollen eben Werkzeug sein für die höhern eigentlich geltenden Zwecke, und welche diese sein zu erforschen, das ist des höchsten Preises werth.

Wenn einige es unwürdig finden, daß jeder nur für sich selbst, lobenswerth aber, daß jeder für alle andern sorge und dieses zum Grundgedanken des wahren Werthes menschlicher Handlungen machen wollen, so können wir ihnen ironisch erwiedern: was ist denn für ein Gewinn dabei? Nach der einen Vertheilung wird jedem die Sorge für sein Wohl durch eine theilweise aller andern gewährt, nach der andern einfachern Vertheilung bleibt jeder bei sich selbst, so daß in beiden Fällen jeden doch nur so viel zu Theil wird, als eines Mannes ganze Sorge beträgt. In der That nemlich ist die Ermahnung gegen die Selbstsucht gar keine reine Lehre der Weisheit,

Ludwig war der guter Hoffnung, daß der Kampf, der ihm von einem Theile seiner Unterthanen aufgedrungen worden, nicht lange dauern würde; denn er wußte, daß die Mehrheit der Bevölkerung mit ihm hielte und daß sie ihn so lange treulich, wenn auch nicht mit Begeisterung, unterstützen würde, bis er seine Rechte, die ihm von Gott und Rechtswegen zustehen, wieder in ihre ursprüngliche Kraft und Geltung gesetzt hätte. Und mit Recht konnte er so sprechen. Denn wenn auch die Macht der Waffen den Ausgang auf seiner Seite nicht hatte, so hatte er doch die Macht der Gesinnung für sich, und diese war es, die seinen Thron rettete und ihm Heil, Segen und Ehre brachte. Ja, Ludwig ist der Retter seines Volkes gegen die Anarchie, gegen die Auflösung, gegen die Zerstörung seiner Nationalität. Er ist der Retter seines Volkes gegen die Willkür und Tyrannei der Fremden, gegen die Unterdrückung seiner Sprache, seiner Sitten und seiner Eigenthümlichkeit. Er ist der Retter seines Volkes gegen die Verödung seiner Gefilde, gegen die Zerstörung seiner Städte und Dörfer, gegen die Vernichtung seiner Ernten, gegen die Verwüstung seiner Weingärten, gegen die Einäscherung seiner Häuser, gegen die Plünderung seiner Habe, gegen die Ermordung seiner Kinder, gegen die Schändung seiner Frauen und Töchter, gegen die Verwandlung seiner Kirchen in Ställe, gegen die Entweihung seiner Altäre, gegen die Zerstörung seiner Heiligthümer, gegen die Vernichtung seiner Religion, gegen die Verdrängung seiner Priester, gegen die Verhöhnung seiner Gebräuche, gegen die Verspottung seiner Andacht, gegen die Verachtung seiner Gebete, gegen die Entfernung seiner Gnadenmittel, gegen die Verschließung seiner Gnadenquellen, gegen die Verstopfung seiner Gnadenbäche, gegen die Vertrocknung seiner Gnadenströme, gegen die Verdorrung seiner Gnadenbäume, gegen die Verwüstung seiner Gnadengärten, gegen die Verödung seiner Gnadenwüsten, gegen die Verschmachtung seiner Gnadenseelen, gegen die Verdammung seiner Gnadenkinder, gegen die Verwerfung seiner Gnadenvölker, gegen die Verstoßung seiner Gnadenreiche, gegen die Verbannung seiner Gnadenthrone, gegen die Vernichtung seiner Gnadenkronen, gegen die Entthronung seiner Gnadenkönige, gegen die Verjagung seiner Gnadenfürsten, gegen die Vertreibung seiner Gnadenherrscher, gegen die Verstoßung seiner Gnadenregenten, gegen die Verbannung seiner Gnadenmonarchen, gegen die Vernichtung seiner Gnadenmonarchien, gegen die Zerstörung seiner Gnadenreiche, gegen die Verwüstung seiner Gnadenländer, gegen die Verödung seiner Gnadenprovinzen, gegen die Verheerung seiner Gnadenstaaten

nes? Kopiren und ewig kopiren, darin lebt euer heiliger Geist. Oder meint ihr erfinden zu können? Das kommt mir vor, wie die Erfindung unserer Professoren und Rectoren, welche den Catilinas unter ihren Schülern gegenüber ganz neue ciceronianische Reden erschafft. Aus sechs alten Bildern ein neues zusammenzuloppeln ist eure ganze Erfindungskunst.

Die Gesellschaft schien sein Schelten wohl gewohnt zu sein, doch dies wurde persönlich beleidigend. Unser Wirth fürchtete Streit entstehen zu sehen und trat mit dem vollen Becher dazwischen: „Laß sein, Krates," sagte er, „denen hast du es nun schlimm genug gemacht! Stoß an, Freiheit und Gleichheit! gieb auch uns unser Theil; schlag den Fürsten und Grafen die Kronen auf dem Kopf zusammen, wenn nur der Wein bleibt!" Erzittert antwortete jener: Mit oder ohne Wein, kommt Zeit, kommt Rath! Weg von Pinsel und Palett ins Leben sollten wir hineinziehen, mit drein schlagen, daß der Jammer ein Ende nähme in Sieg oder Tod. — Schnell wurde dies Gespräch so wild, daß O. bedauerte, den Ton angestimmt zu haben. Doch bald ließ er nach der Gelegenheit des Hauses, in dem wir waren, die Gesellschaft bunter werden. Krates sprang unwillig über eine Reihe Tische und setzte sich in eine Ecke des Saals allein zum Wein. Wir ließen die andern machen und gesellten uns zu ihm. Seltsam behalte ich hier auch einmal Gesellschaft, grüßte er uns. „Wie kommts, daß deine Rolle geendigt hat, schlagen dich die Mädchen aus dem Felde?" erwiederte ich. Wie es trifft, antwortete er, es scheint euch wie mich! Da mustre die einmal der Reihe nach. Sieh dort die große schöne Römergestalt; schlage ihr den Kopf vom Rumpf, der Wuchs ist, daß sie dem Bildhauer zum Muster stehen könnte. Aber dann blick einer ins Gesicht, welcher du willst. Der thierisch verzerrte Zug dieses Völkchens ekelt mich an. Meinen Spaß habe ich an der Lust der elenden Gesellen. O. mochte es nicht leiden, daß wir uns absonderten und nöthigte uns zu den übrigen zurück. Hier veranstaltete er künstliche, zum Theil pantomimische Tänze. Darin zeigte sich der Künstler Talent besonders in immer veränderter Gruppirung und Drapperie, worin einer den andern überbot. Es war anfangs eine gefällige Unterhaltung. Krates nahm Theil, ich lobte ihm die Kunst. Schaffe uns nur Köpfe auf unsre Helden und Heldinnen, entgegnete er. Bald nahm der Wein überhand, wir zogen uns mit Krates zurück und man ließ uns ruhig. Wir kamen wieder auf die Kunst zu sprechen. Unter andern sagte Krates; Da in aller der Gemeinheit vor euch seht ihr das rechte Ebenbild unsrer jetzigen Kunst. Platon wollte im Eifer alle Dichter und Pfeiffer aus seiner Republik verbannen. Wenigstens wir für unsere Dichter, Pinsler und Pfeiffer könnten ihn darum loben. — „Evagoras," fiel ich ein, „ihr scheint euch gut zu verstehen. Krates scheint die Verachtung alles Leichtsinns und aller rohen Schilderung in der schönen Kunst mit dir zu theilen."

„Ja meinst du es nicht wie ich," sagte Evagoras dem Krates, „daß nur im heiligen Ernst schöne Kunst gedeihen kann, in der feinsten Reinheit und Reinlichkeit des Geistes? Was soll uns denn alle die Gemeinheit des Lebens auf der Leinwand oder im Buch? Das sieht man draußen eben so und lebendig dazu. Nur das Ideal lohnt der Mühe der Darstellung.

Krates entgegnete: ihr seht leicht, wie wir auf diese Erbärmlichkeiten gekommen sind. Die schielende Geilheit unserer Dichter, die sich hinter Sittenlehren zu verstecken sucht, ist freilich das Elendeste bei der Sache und der entgegen bekommen wir die offenherzige Liederlichkeit. Ueber alle jene Lügen lobe ich mir freilich bei weitem die kräftig gesunde Schilderung der Lust und ihres Leichtsinns bei Heinse oder Göthe, Ludwig Caracci's lüsterne Scenen und Rubens Ganymed. Aber was soll uns das Ganze in der Kunst? Wer das braucht, der findet es ja im Leben selbst. Soll der Künstler etwa dienen, um die Phantasie der Eingesperrten und der Impotenten zu kitzeln? Ich möchte die Künstlerzucht fassen und führen, sie sollten mir daran gedenken! Haben denn Homer und Sophokles diesen Genius der Geilheit mit allem Gesindel in seinem Gefolge um die Begeisterung anflehen müssen, auf daß sie Dichter würden? Legt es Shakespeare je im Ernst auf diesen Spaß an? Ja ich wage es dreist zu behaupten, auch ächte griechische Plastik war keusch. Nur spätere verdorbene Zeiten wohl gar die Römer haben die Schweine und Sperlinge in den Olymp eingeführt mit ihrem weichen, fetten Antinous. — Ja wohl entweder heiliger Ernst für die Kunst, mit dem sie ehedem hocherhabenen Idealen der Religion diente — oder es bleibt ihr nur nichtsgeltende, verächtliche, gemeine Handwerkerei!

So unterhielten wir uns lange gut mit ihm. Wir kamen spät nach Haus. Ich schlief wenig und mir ward am andern Morgen schlecht zu Sinn. Evagoras kam früh zu mir, forderte mich auf, den Krates aufzusuchen, seine Arbeiten zu sehen, etwa einiges bei ihm zu kaufen zur Aufmunterung. Ich machte ihm Vorwürfe, daß er mir nach alle den lieblichen früheren Vorstellungen nun diese widerwärtige Erinnerung des gestrigen Abends ins Leben geworfen hätte. „Muß man da nicht hindurch! erwiederte er, „ich lobe mir den Mann rein in der That; Reinheit und Reinlichkeit der unangetasteten Phantasie ist Schmuck der ersten Jugend, der männlichen Kraft steht sie schlecht. Hier will Erfahrenheit gelten."

Wir kamen darüber ins Gespräch. Ich lobte ihm die Unschuld mit ihrer lieblichen Zartheit der Phantasie, die einmal verloren nicht wiederkehret. „Das steht schön im Buch," antwortete er, „anspruchlos entfaltet sich die Blume dem schmeichelnden Licht, spielt in glänzenden Farben wenige Tage mit dem freundlichen Leben und welkt wieder hin. So geht die Unschuld an uns vorüber sich ihrer unendlichen Schönheit unbewußt. Rühre sie nicht an, sie ist eine Heilige, aber ein sterblicher Engel und eben im Menschenleben wird dies Heilige nur allzuleicht entweiht. Einmal verloren ist sie dem Leben entfremdet, den die Blüthe welkt nicht neuer Blüthe Platz zu machen, sondern der Frucht.

Unschuld nicht zu haben, sondern zu affektiren, ist die widerlichste aller Arten von Affektation, eine Lüge, die sich nie dem Auge entziehen kann, denn so ganz kehrt der Verstand mit seiner Kunst nie wieder in die Natur des Kinderlebens zurück. Ich meine aber der müßte wenig Kraft und Leben haben, der über diese jugendliche Unschuld der Phantasie hinaus sich nicht mehr noch der Bildung seines Wesens erfreuen kann. Doch verstehe mich ja nicht unrecht! Es ist ein großer Unterschied zwischen dieser Unschuld der Phantasie, die in Unwissenheit und Unerfahrenheit solcher Dinge besteht und der Unschuld noch unentweihter, unangeregter Begierde. Diese Unschuld der Begierde zu verlieren ist hier ein Verderbniß der feinern Geistesbildung und innern Gesundheit des Gemüths; ihr Verlust ist das Unglück so manches, sonst schönen Geistes. Dieses Verlustes Verdammniß nemlich ist Lüsternheit, welche das Werkzeug des Teufels wird.

Damit nun das jugendliche Gemüth Festigkeit des Geistes gewinne zum Schutze dieser Unschuld, werde ihm gerade Erfahrenheit, den gesunden Geist wird diese vor Lüsternheit bewahren.

Sonst, Lieber, gar weit im Leben langt dieser Streit ums Zart- und Reinlichthun, von dem Widerwillen, die Hand nach schmutzigem Küchengeschirr auszustrecken, bis zu den blutigen Waffen. — Still sitzen und sachte thun ist mir in den Tod verhaßt, zugreifen und eignen Willen haben, das lobe ich mir allein!

Ich fuhr fort: „So manches habe ich schon mit dir philosophirt, gieb mir doch auch einmal über dieses Thema der Liebe so recht in Ordnung deine Meinung!" Er antwortete: „Darüber habe ich mir neulich etwas aufgeschrieben, ich will dir das mittheilen, laß es uns besprechen." Wir verschoben den Gang zu Krates auf den andern Tag, fuhren nach Tivoli hinaus, nahmen uns den Wasserfällen gegenüber einen ruhigen Platz, und er zog sein Papier hervor und fing an zu lesen:

In alle diesem sittlichen Leben, wo es nicht nur auf die strengen Forderungen der Ehre und Gerechtigkeit, sondern meistens auf die feinere Zierde geistiger Schönheit und Reinlichkeit ankommt, stimmt die gewöhnliche Unterweisung schlecht zum nachfolgenden Leben. Die Regeln der Keuschheit und alle verwandten Anforderungen sittlicher Reinheit werden dem jugendlichen Gemüth unter der schärfsten Form der Pflichtgebote vorgestellt, als ob sie gleichsam das am strengsten verwahrte unter allen sittlichen Geboten seien.

Kommt aber das wirkliche Leben zur Vergleichung, so findet sich allzu vieles im Widerspruch mit diesen Vorschriften. Ihr heiliger Ernst muß dem jungen Gemüth verdächtig werden, indem die unbedingte Strenge ihrer Anforderung die Vergleichung mit dem Leben nicht aushält, und das wird dann nur allzu leicht Nichtachtung der jugendlich eingeprägten Vorschriften der Sittlichkeit zur Folge haben, zu geistig unreinlichem, ausgelassenem Leben verführen. Ist aber das Zutrauen zu der Strenge jener Vorschriften bei den so feierlich behandelten Lehren der Keuschheit einmal verschwunden, wie leicht wird dann auch anderes verdächtig? Wie oft sehen wir dann junge Leute von diesen Ausschweifungen endlich zu gänzlicher Unrechtlichkeit, zu Lüge und Betrug, zu ganz charakterlosem Leben heruntersinken. Es wird also höchst wichtig den ächten Geist dieser Gebote und Verbote recht fein zu fassen. Dafür sage ich nun zunächst: damit daß unsre Jugend der Keuschheit und unsre Heiligkeit der Ehe heilige unverbrüchliche Pflicht sei, stimmt das Leben der Völker auf keine Weise. Wollen wir auch allen Widerspruch unsers Lebens mit diesen Vorschriften schlechthin als pflichtwidrige Schandthat bezeichnen, so würde doch ein ähnliches Urtheil über fremdes Leben der Geschichte gegen über zur baaren Lächerlichkeit.

Bedenke nur die Sitten der gebildetesten Völker um uns

her. Wie viele kennen unſre Idee männlicher Keuſchheit gar nicht, oder was wußten griechiſche und römiſche Männer davon. Sollten wir uns nun da mit neu entdeckter Pflicht gegen die herrlichſten Charaktere des Alterthums brüſten! Das eben wird lächerlich. Wer kann ſagen, daß der gebildete Römer pflichtwidrig handelte, wenn er hier der offenkundigen Sitte ſeines Volkes folgte. Eben ſo die Beſchränkungen unſerer Ehe, daß etwa bei uns der Mann zur Zeit nur eine Frau nehmen darf. Vergleiche damit das Leben gebildeter Mahomedaner in den mittlern Ständen, ja ſelbſt das Leben der Kaffern. Offenbar thut dort der Mann recht, der ſich nach der beſſern Sitte ſeines Volkes richtet. Geſchieht etwa dort der erſten Frau Unrecht, wenn der Mann die zweite ins Haus führt? Keineswegs! Gar oft wird ſie es ihm danken, daß er ihr eine Gehülfin und Geſellſchafterin ins Haus brachte, die ihr das Leben erfreut und erleichtert.

Das nemlich iſt hier das entſcheidende: nicht auf Pflicht und deren ſtrenges jedem Menſchen unverbrüchliches Gebot ſollten wir den guten Rath, den wir in dieſen Dingen dem Einzelnen oder den Völkern zu geben haben, ſtellen, ſondern nur von der Schönheit des geiſtigen Lebens ſollte die Rede ſein.

So wäre denn für unſere Betrachtung die erſte Bemerkung, daß wir hier nur von der Befriedigung eines ſinnlichen Triebes ſprechen, die für ſich ſelbſt ſittlich weder Werth noch Unwerth hat. Für dieſen iſt, wie für den der Befriedigung von Hunger und Durſt, Mäßigkeit die einzige nächſte Anforderung für Klugheit und Sittlichkeit zugleich. Mäßigkeit, damit die Geſundheit geſchont, damit die Rohheit ſolcher ſinnlichen Begierden im Leben nicht übermächtig, damit edlerer Trieb nicht von ihr überwältigt werde, damit der Wunſch, Verlangen und Streben des Menſchen das höhere Ziel nicht verlieren, indem ſie nur dieſen niedrigern Anforderungen gehorchen.

Thut das Leben eines Menſchen dieſer Mäßigkeit und Mäßigung genug, ſo wird die unmittelbare Anforderung der Pflicht an dieſe Triebe befriedigt ſein. Unter mannigfaltigen Formen können ſich alſo hier Sitten und Gebräuche der Völker geſtalten: ohne daß ſie das unbedingte ſittliche Verbot trifft. Herrlicher ſteht freilich die Roſe und Lilie im Garten als die unſcheinbare Blüthe des Graſes, doch zeigt auch dieſe dem genauen Beobachter ihre eigenthümliche Schönheit. Selbſt mancher Lais und Aſpaſia wirſt du Schönheit des Gemüthes nicht abſprechen können, wenn ihr gleich die Würde der Matrone fehlt.

Ich unterbrach ihn: Du gefällſt mir mit dieſer Schonung des Guten, welches auch in den rohen Formen des Menſchenlebens und ſeinem bedeutungsloſen Leichtſinn ſich noch zeigen kann, auch ſehe ich wol, daß du noch lange nicht ausgeſprochen haſt: allein ich weiß ſchon nicht, warum du nur dieſe Anſicht der Befriedigung eines ſinnlichen Triebes an die Spitze ſtellſt, ob ſie gleich unſtreitig das erſte dieſes Verhältniſſes iſt. Wollen wir Keuſchheit und Ehe ſittlich oder rechtlich beurtheilen, ſo fällt ja jedem ins Auge, daß dieſe erſte ſinnliche Befriedigung nur etwas ſehr untergeordnetes iſt. Offenbar giebt ja das der Sache die Wichtigkeit, daß hiervon mit Familie und Kindern die Erhaltung des Menſchengeſchlechtes abhängt.

Er erwiederte: Hätte ich zum Anfang der Betrachtung dieſes letztere gewählt, ſo hätteſt du mir eben ſo leicht die umgekehrte Einwendung machen können. Ich habe den unmittelbarſten ſittlichen Anſpruch an die Lebensverhältniſſe zuerſt genannt, du verlangſt den unmittelbaren rechtlichen Anſpruch zum erſten. Zwiſchen beiden liegt ein ſchlimmer Streit über Schuld und Unſchuld, eben die Ausbildung des Triebes betreffend, den wir hier nicht entſcheiden werden, deſſen genauere Erörterung wir den Aerzten und Pädagogen überlaſſen können. Ich wählte dieſen Anfang, weil da kurz zu entſcheiden iſt: jede beſtimmte Anforderung an Sitten und Lebensgewöhnung, die über Mäßigkeit und Mäßigung hinausgeht, iſt nicht unbedingt als Pflicht auszuſprechen.

Gehen wir nun zu deinen Gedanken über, zur rechtlichen Anſicht der Sache, ſo wird dieſe für ſich eben ſo wenig befriedigen, wie wohl ſie jedem Einzelnen unter uns eine ſo tüchtige Belehrung giebt, daß wir nur dieſer zu folgen haben, um aller Strenge des Lebens genug zu thun.

Allerdings ſind Familien und Kindererziehung dem Geſetzgeber ein ſo wichtiges Verhältniß im Menſchenleben, daß er wohl darauf bedacht ſein muß, hier ſeinem Volke ſtrenge Geſetze vorzuſchreiben. Fragſt du nun aber: was fordert die Gerechtigkeit vor allem poſitiven Geſetz, eben erſt für die Errichtung deſſelben, daß hier verfügt werde: ſo wirſt du über das Bedürfniß geſellſchaftlicher Ordnung hinaus nur hören, auf eine feſt und taugliche Art ſoll für die Kinder geſorgt werden. Ueber Keuſchheit, Ehe und Eheloſigkeit wird aber alles Recht erſt durch das poſitive Geſetz kommen. Wie der Geſetzgeber und die Gewohnheit dieſes in einem Volke geordnet haben, ſo kann es zu Recht beſtehen, mit Monogamie oder Polygamie, ſtrengern oder minder ſtrengern Anforderungen der Keuſchheit. Du wirſt da eben ſowohl ein rechtlich geordnetes römiſches oder mahomedaniſches Familienleben denken können als unſer chriſtliches. Ja es ließe ſich vorſchlagen, dies ganze Band ehelicher Privatverhältniſſe an gar kein poſitives Geſetz zu knüpfen, und es könnte ſo gar bei höherer Bildung im Volk eine ſolche Geſetzgebung unter die beſſern gehören, indem ohne allen Zwang des Rechtes, das feinere Gefühl ſich ſelbſt überlaſſen bliebe. Willſt du die Geſchichte näher vergleichen, ſo wirſt du ungeachtet aller Verſchiedenheit roher oder feinerer Geſtalten des Familienlebens doch bei allen Völkern die Ehe finden. Ueberall läßt der herrſchende Gebrauch das Weib in ausſchließlichen Beſitz des Mannes kommen und ſuchſt du den Grund dieſes allgemeinen Rechtes, ſo wird er ſich hauptſächlich darin zeigen, daß nur nach dieſer Ordnung dem Manne eigne Kinder gehören. Der Wille der Männer eigne Kinder zu haben wird die Grundlage dieſer ganzen Geſetzgebung ſein, wenn auch durch Verbildung in ſeltenen Fällen dieſem widerſprechende Einrichtungen vorkommen ſollten.

Mögen nun hier Sitten und Gebräuche unter den Völkern gleichförmig oder ungleichförmig gefunden werden, ich behaupte, daß in allen dieſen Dingen jedes beſtimmte Recht oder Unrecht unter den Menſchen nur von poſitiver Abmachung ſei, der Wahl der Völker überlaſſen bleibe. Es giebt hier keine unbedingte ſittliche Vorſchrift der unverbrüchlichen Pflicht und ihres Rechtes, ſondern, abgeſehen von der Sorge für die Kinder und deren Recht, bleiben alle Dinge der Keuſchheit und Ehe, den Sitten der Völker überlaſſen. Es geht alſo alles Recht hier nur hervor aus dem Verſprechen, welches ſich Mann und Weib geben, indem ſie ſich zur Ehe verbinden, oder aus der unmittelbaren Verordnung des Geſetzes.

Obgleich aber dem ſo iſt, obgleich hier alles Recht poſitiven Urſprungs gefunden wird: ſo wirſt du doch jedem Menſchen nach ſeiner Lage in ſeinem Volk ſehr ſtrenge Anforderungen der Gerechtigkeit in dieſen Dingen erwachſen ſehen. Eheliche Treue entſpringt hier als eine unverbrüchliche Pflicht, welche jeden an die Sitte und öffentliche Meinung ſeines Volkes bindet, der nicht zum Betrüger werden mag.

Du wirſt das Recht dieſer ehelichen Treue mannigfaltig verſchieden finden, nach der Verſchiedenheit der Sitten unter den Völkern, es iſt den Mahomedanern, es war den Römern ein anderes als uns. Was hier oder dort die Sitte nicht fordert, das war zur Ehe nicht verſprochen, daran wird alſo kein Recht verletzt. Aber das merke dir wohl: Geſetz und Sitte unſers Volkes geben uns hier das Geſetz, uns bindet ſtrenges Recht an die edlere öffentliche Meinung in unſerm Volke. Wer deren Geſetz bricht, wird untreu, wird Betrüger an Braut oder Weib.

Ich fiel ihm ein: Du haſt mir wohl ſonſt gezeigt, wie alles beſtimmte Recht unter den Menſchen aus poſitiven Satzungen hervorgeht, das gilt denn auch für dieſe Forderungen der Gerechtigkeit. Damit haſt du mir hier klar gemacht, daß wir dem Einzelnen nach ſeiner Lage in ſeinem Volke leicht nachweiſen können, was in dieſen Dingen der Keuſchheit, die Ehre, die Pflicht von ihm fordern. Uns bleibt aber noch die allgemeine Frage: Sitte gegen Sitte, Volk gegen Volk, welche Geſtalt des Lebens iſt die beſſere, ſchönere?

Er erwiederte: Ja ſieheſt du, das iſts eben, wohin ich wollte. Fragſt du nur für den unbedingten ſittlichen Spruch der Pflicht, was hier gefordert werde, ſo heißt es Mäßigkeit und Mäßigung; fragſt du für das Volk, was das Recht fordere, ſo heißt es, was ihr zum Rechte ſelbſt erhoben habt, mag auch als Recht gelten. Aber mit alledem hat der über dieſe Dinge Philoſophirende den Spruch noch nicht gefunden, den er eigentlich ſucht. Dafür dürfen wir weder nach ſtrenger Pflicht noch nach ſtrengem Recht die Entſcheidung ſuchen, ſondern die bedeutſame Frage iſt: was wird für die Schönheit des öffentlichen Lebens der Völker hier der Sitte und dem poſitiven Geſetz von der Weisheit zum Ziel geſetzt? Auf dieſe Frage werden die Ideale der edlern Ausbildung des geiſtigen Lebens unter den Menſchen, die Ideale der Liebe und Freundſchaft antworten. Entſcheidet alſo gleich hier nicht Pflicht, deren nothwendiges unverbrüchliches Geſetz jedem Menſchen das gleiche ſein muß, ſo ſollen doch im Familienleben die zarteſten Blüthen geiſtiger Schönheit gepflegt werden.

Ohne erſt nach Brauchbarkeit zu fragen, findeſt du den Werth des Familienlebens unmittelbar in ihm ſelbſt. Welcher Reichthum ſchöner Geſtalten des Lebens liegt in der Freundſchaft zwiſchen Mann und Weib, zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen Herrn und Geſinde!

Es mag den geſchloſſenen Familienkreiſen wohl mit Recht nachgeſagt werden, daß ſie in unſern Völkern der öffentlichen Tugend und dem Gemeingeiſt Abbruch thaten durch ihr getrenntes Privatintereſſe. Aber dieſer Fehler liegt nicht in der Familie, ſondern im erbärmlichen Geiſt unſers öffentlichen Lebens; nur in verbildeten Völkern wird die Familie ſolchen

Schaden stiften und diese Krankheit wird nicht zu heilen sein, indem man das gesunde, was dies Völkerleben noch hat, das Familienleben, niederdrückt, sondern nur dadurch, daß man den schwachen Theil, das öffentliche Leben, besser nährt und stärkt.

Familie pflegt und bildet uns in ihrem engern Kreise die zartesten Blüthen der Privattugend. In ihrer geheiligten Freistatt haben Freundschaft und alle zartern Tugenden der Liebe und Theilnahme den Schutz gefunden, den ihnen der Eigennutz auf offnem Markte versagt. So wirst du in unserm Völkerleben dem Heiligthum der Familie alle tiefere und feinere Geistesbildung selbst den Schutz des ächten Charakters anvertraut finden.

Du wirst in der Geschichte bestätigt finden, daß gesunder Geschmack und reines Gefühl für die Schönheit des Lebens, für sittliche Geisteskraft, für Rechtlichkeit im öffentlichen Leben nur da gedeihen, wo das Recht der Familie heilig gehalten wird. Leben hingegen die Vornehmen im Cölibat oder sonst ausser der Ehe, so wirst du in solchen Völkern gleich einen Geist der Menschenverachtung, der Tücke und Gewaltthätigkeit herrschend werden sehen.

Diesem gemäß nun, meine ich, sei zu beurtheilen, welche Gestalt von Sitte und Gesetz die lobenswertheste genannt werden müsse, und dann wirst du leicht bemerken, daß für Sicherheit und Festigkeit der Familie überall der größern Strenge der Einrichtungen der Vorzug gebührt.

Was ich dir hier über die Schönheit des Familienlebens sage, wird dir als ein Beispiel dienen für die Beurtheilung aller feinern Verhältnisse des sittlichen Lebens. Fragst du den Erfolg im Leben, worauf es dem Menschen ankommen müsse, so wird dir zur Antwort: daß er sich die Macht, das Geschick, die Klugheit schaffe, seinen Willen zu haben, seinen Mann zu stehen. Leicht aber bemerkt das sittliche Urtheil dagegen, daß dies doch den innern Werth des Menschen nicht entscheide daß der Mensch vielmehr für diesen sich selbst, dem eigenen Willen, das Gesetz geben müsse, welches ihn der Pflicht unterwirft, so daß er im Gehorsam gegen die Pflicht allein den sittlichen Charakter zeigen kann.

Worauf kommts nun an für die Feinheit dieser sittlichen Ausbildung? Ich sage: vor allem auf die reine Bildung des Gefühls zu innerer Lauterkeit und Herzlichkeit, damit der Mensch nicht nur habsüchtig und herrsüchtig strebe, sich in der Gesellschaft geltend zu machen, sondern daß ihm der innere Wille werde, zu ächter Seelenstärke und geistiger Schönheit zu gelangen, daß er sich selbst nur in Vergleichung mit den Idealen der Schönheit der Seele gefalle.

So wird den Jüngling nicht nur das unwiderstehliche Gebot der heiligen Pflicht führen, sondern es werden ihn auch die Göttin der Schönheit und ihre Grazien an Blüthenketten zu fesseln vermögen.

Ich sprach dazwischen: Ich meine dich zu verstehen. Bleiben wir nun noch beim Familienleben. Ist nicht unter den zarten Blüthen seiner Tugenden unsre christlich romaneske Liebe die zarteste. Ist es nicht deren Dienst, daß wir uns alle die strengen Gesetze der Reinlichkeit des Lebens vorschreiben? Was meinst du, ist diese Liebe, die das Leben unserer Romane und meist der Roman unsers Lebens ist — hier nicht das höchste sittliche Ideal?

Er antwortete: Nehmen wir es auf die Probe! Was ist eigentlich das sittlich bedeutsame in dieser Liebe zwischen Mädchen und Jüngling?

Vieles von dem, was in unsrer Dichtung den ersten Vortheil gewährt, will ich dir gleich streichen. Ich rede nicht vom Lob der Unverbrüchlichkeit und Unwiderstehlichkeit dieser Leidenschaft für ein ganzes Leben, die ist in den Roman hineingelogen; ins Leben aus dem Roman hinein phantasiert. Für des Lebens Ernst würde diese Leidenschaft nachher schwacher Bürge sein, wenn ihr nicht milde Freundschaft zu Hülfe kommt. Jenes treu sein der ersten Minne ist ein verführerisch falscher Gedanke im Gedicht; da wird das Wort auf eine passive Gefühlsstimmung des Affektes gegeben, von der der Mann wissen muß, daß niemand ihrer Meister bleibt, da wird dem Leben in seinen beweglichsten Elementen eine Unwandelbarkeit zugemuthet, die ihm nicht gehört. Im Leben giebt dieser Traum nachher nur Verbindungen wie die in Göthe's Wahlverwandtschaften, aus denen man sich wol gar durch den Hungertod wieder heraus hilft. Nur der Freundschaft, die aus der Liebe erwächst, soll die Treue huldigen, diese vermag der Schwur zu heiligen. Also für die Heiligkeit ehelicher Freundschaft, deren Reinheit und Treue mache der Schwur verantwortlich — denn diesem Schwur steht etwa in der Unwiderstehlichkeit einer neuen Leidenschaft nur ein Gesponst im Wege. Leidenschaftliche Liebe ist dem Mann von Kraft nicht unwiderstehlich; die Unwiderstehlichkeit trift nur den Schwachen oder den Gefangweilten. Du trifft in der Dichtung und in phantastischen Lebensverhältnissen freilich leicht und oft eine solche Gewalt leidenschaftlicher Liebe, daß sie ein ganzes Leben unumschränkt beherrscht; du siehst gar manche so mit Glück, Verhältnissen und Pflichtgefühl vergebens kämpfen und immer in der unglücklichen Gewalt einer solchen Leidenschaft bleiben. Aber glaube mir, daß dies im Leben des Menschen nicht Schicksal sondern Wahl ist. Gar mancher Gedanke kann im Leben der Menschen eine Macht bekommen, die ihn dem Menschen lieber macht als das Leben selbst, ist solch eine Wahl einmal thöricht getroffen, so ist dies Leben an jenen Gedanken verloren. Wie leicht kann also, wie oft wird die blühendste herrlichste Phantasie des jugendlichen Lebens, die Phantasie der ersten Liebe und ihrer Freundschaftsideale, der Mittheilung und Hingebung, diese Gewalt über das Leben bekommen. Aber glaube mir: es fängt alle solche Leidenschaft nicht mit blinder Macht des Gefühls, sondern mit selbst gewählter Stimmung der Phantasie und Nachgeben an diese an. Der Mann, der für innere Bildung des Geistes oder für Ehre und Vaterland ein edles Werk des Lebens zu ergreifen weiß, wird nie blindlings dieser Gewalt der Leidenschaft erliegen. Wenn freilich diese Gemüthsbewegung der Verliebtheit die einzige lebendige Gewalt in der Seele ist, wenn jemand, ohne sie nur Langeweile kennt, so wird dieser leicht an sie verloren gehen, einem kindischen Leben erliegen, welches nur durch den Wahn unsrer Romane geadelt ist. So denn vor allem entschuldige keiner den Bruch der Treue mit dieser Macht der Leidenschaft. Dem Ruf der Ehre, der hier entscheidet, vermag jeder Mann zu folgen.

Denn es ist, was hier das Verderben und die Untreue bringt, nicht das Edle, Begeisternde in der Liebe, sondern eine hinzutretende niedere Begierde nach dem Besitz, die gar keinen höhern geistigen Werth hat. Frage einmal genauer: Was entzündet die reine Begeisterung der Liebe, welche erst die Sehnsucht nach inniger geistiger Vereinigung, nach dem vollsten Vertrauen mit dem einer im andern, für den andern leben will — hervorbringt?

Es ist in dieser Liebe eine Sehnsucht nach Genuß und Besitz. Aber die ist es nicht, was hier gilt, die ist es nicht, was den Zauber der Begeisterung in seiner vollen Reinheit bringt. Vergleiche nur der Dichtung reinste Ideale! Schillers unübertroffene Gemälde! Mit der ersten noch so delicaten Behandlung, die anfängt schlüpfrig zu werden, ist der reine Zauber des Gemäldes verschwunden, wenn schon die lüsterne Phantasie an Unterhaltung gewinnt. Nur in der vollen Unschuld entzückt das hohe Ideal. So ist es auch im Leben! Das reine begeisternde Gefühl erwächst uns nur aus der reinen Auffassung der Schönheit im fremden Leben. Wie die Begeisterung bei dem Anschauen eines schönen Gemäldes, entspringt auch diese hier. Aber hier ist das Schöne selbst lebendig und mir gleich. So muß zu reiner Liebe des Wohlgefallens am fremden Leben sich bald die Sehnsucht nach der Vereinigung gesellen.

Das volle Ergreifen der Schönheit im fremden Leben abgesehen von jeder andern Begierde ist es allein, was dieser Begeisterung das edle, das hohe geben kann. So lebt die Liebe am reinsten, heitersten, herrlichsten in der ersten Entfaltung des jugendlichen Lebens. In der Knospe lebt die Hoffnung voll für die kommende Blüthe und Frucht. So ist das Knospenleben der sich eben entfaltenden Jugend, das Leben der der Ahndung und die ungetrübte Erscheinung der Schönheit selbst. Das ist der animalische Magnetismus mit seinem Zauber des Blicks. Was ist uns entzückend Herrlicheres in der Natur als die Unschuld des eben aufblühenden Mädchens! Der Geist des Menschen ist gleichsam am schönsten beim wohlgeführten Jüngling oder Mädchen, in der Zeit der sich entwickelnden Mannbarkeit mit dieser unschuldig bewegten ahndungsvollen Phantasie, der Empfängerin erhabener Blüthenträume, die nicht mehr kindlich, sondern mit dem ersten ernsten Blick ins Leben sich unbewußt in der Tiefe des Geistes bewegen.

Du findest auch eine Liebe der Bewunderung, mit der der Mann dem ausgebildeten Weibe leidenschaftlich huldigt. Diese aber ist eine gefährliche Leidenschaft, bei der der Mann sich fälschlich unterordnet; deren Zauber bald als Irrthum dastehen wird, wenn man sich näher kommt. Jener gleiche jugendliche Enthusiasmus wird sich hingegen williger nach und nach in die Freundschaft verwandeln, die hier allein das festere sittlich zu erhebende ist.

Du siehst also, ich finde in den Idealen der romanesken Liebe eine feine Zierde unsers geistigen Lebens, allein das wahrhaft ansprechende und herrliche darinn ist eine Blüthe des jugendlichen Lebens, welche zu einer edleren Frucht reifen soll für die volle Wohlgestalt des Lebens.

Ich gebe dir daher hier zweierlei zu bedenken. Einmal nemlich die reine und hohe Bedeutung der Liebe ist nicht vom Geschlechtstrieb abhängig, auch ohne ihn wird die leidenschaftliche Liebe im Leben erscheinen. Denke an die Mut-

terliebe, die Liebe der Greise gegen Kinder und jene leidenschaftliche Freundschaft bei den Alten, die des Epaminondas heilige Schaar beherrschte, welche Platon als die höchste Schönheit der Seele preist.

Ferner zum zweiten bedenke, daß aller dieser Schmuck des tiefen und gebildeten Gefühls in leidenschaftlicher schöner Liebe Affekt ist, der nicht besteht. Daher lebt hier der Geist der Gerechtigkeit, die ächte sittliche Kraft der Seele nur in den Ideen der Freundschaft, der wechselseitigen Anhänglichkeit durch Achtung und volles Vertrauen, wo dein Geistesauge klar in das Innerste der Seele deines Freundes blickt. Zu dieser Freundschaft werden wir nur durch die That, durch das Werk des Lebens verbunden; diese Freundschaft fordert gesellschaftliche Begeisterung für gemeinschaftliche Zwecke im Leben. Ihr Wahlspruch ist: Einer für den Andern, beide für die Idee!

Wer den heiligen Ernst dieser Freundschaft nicht kennt, der kennt auch die geistige Schönheit des Gefühls nicht. Sie soll Mann und Weib, Familie und Kinder verbinden; ja nur in diesem Geist der Freundschaft waltet der Geist Gottes mächtig unter den Völkern.

So wenig, lieber Eragoras, sprachen wir noch von der Freundschaft! sagte ich ihm. Laß sie uns leben, nicht besprechen, antwortete er, schön ists als Leser sich einen Pola denken; groß ists ihn gedichtet zu haben; wäre es aber nicht auch eine Aufgabe, ihn zu leben?

Unsre Unterhaltung war am Ziel und somit am Ende.

Johann Christoph Fröbing

ward am 3. Mai 1746 zu Ohrdruf im Herzogthume Sachsen-Gotha armen Eltern geboren, entwickelte schon früh glückliche Fähigkeiten, namentlich für Musik und vermochte daher, sich während seiner Bildungsjahre auf dem Gymnasium sowohl, wie der Universität zu Göttingen, seinen Unterhalt selbst zu erwerben. Nach vollendeten Studien verlebte er einige Jahre als Hauslehrer und ward dann Hofcantor und Conrector an der neustädter Schule zu Hannover. 1795 erhielt er eine Pfarre zu Lehrte, welche er 1799 mit dem zweiten Predigeramte zu Markoldendorf vertauschte. Hier starb er am 25. Januar 1805.

Von ihm erschien:

Kalender für das Volk. Hannover 1793 — 1805.
Der Jugendgesellschafter. Stendal 1784.
Luther. Hannover 1785.
Der Volkslehrer. Nürnberg 1787 — 88 2 Thle.
Die Bürgerschule. Hannover 1788 — 1800. 4 Thle.
Gedichte. Leipzig 1791.
Der Menschenbeobachter. Bremen 1796.
Georg Treumann. Hannover 1796.
Heinrich Dornfelden. Göttingen 1797.
Gespenster- und Herenbüchlein. Hannover 1798.
Das angenehme Mancherlei. Celle 1799.
Nützliches Lesebuch. Celle 1803.
Adolph von Edelherz. Celle 1803.
Hanne Luise Oppermann. Stendal 1805.

Ein zu seiner Zeit mit Recht sehr geschätzter Volksschriftsteller, dessen Werke, weil er den einzig richtigen Ton genau zu treffen und zugleich zu unterhalten und zu belehren verstand, namentlich in den unteren Ständen sehr gern gelesen wurden und viel Gutes bewirkten.

Regina Frohberg

ward am 4. October 1783 zu Berlin jüdischen Eltern geboren und hieß vor ihrer Verheirathung Rebecca Salomon. Sie vermählte sich 1801 mit einem Herrn Friedländer, ließ sich aber, da die Ehe keine glückliche war, von demselben scheiden, und trat, den Namen Regina Frohberg annehmend, zum christlichen Glauben über. Seit dem Jahre 1813 wählte sie Wien zu ihrem Wohnorte.

Sie gab heraus:

Luise. Berlin 1808.
Schmerz und Liebe. Wien. N. A. 1815.
Erzählungen. Wien. N. A. 1817.
Verrath und Treue. Wien. N. A. 1816.
Das Opfer. N. A. Wien 1815.
Darstellungen aus dem menschlichen Leben. Wien 1814.
Die Brautleute. Wien 1814.
Bestimmung. 2 Thle. Wien 1814.
Das Gelübde. 2 Thle. Wien 1815.
Gustav Sterning. Wien 1817.
Theater. 2 Thle. Wiesbaden 1817 — 1818.
Kleine Romane. 2 Th. Wien 1819.
Herbstblumen. Wien 1817.
Entsagung. Wien 1824. N. A. 1830.
Der Liebe Kämpfe. 2 Thle. Leipzig 1827.
Die Rückkehr. 2 Bde. Frankfurt 1824.
Stolz und Liebe. Brünn 1820.
Einzelne Erzählungen in Taschenbüchern, Zeitschriften u. s. w.

Eine talentvolle Erzählerin, die das Leben und das menschliche Herz genau beobachtet hat und wohl zu schildern versteht, jedoch hin und wieder manierirt und geziert wird und sich nicht immer strenger Correctheit befleißigt. Die reinen und edeln Gesinnungen, welche sie in ihren Schriften offenbart, wiegen jedoch diese Fehler vollkommen auf.

Friedrich Carl Fulda

ward am 13. September 1724 zu Wimpfen, wo sein Vater Diakonus war, geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Stuttgart und wurde darauf ein Zögling des theologischen Stiftes in Tübingen, wo er nach vollendetem Cursus sich die Magisterwürde erwarb. Dann lebte er von 1748 bis 1750 als Feldprediger bei einem holländischen Regimente, studirte später noch eine Zeitlang zu Göttingen und wurde 1751 Garnisonprediger auf der Feste Hohenasperg, so wie 1758 Pfarrer zu Mühlhausen an der Enz und 1787 zu Enzingen, wo er am 11. December 1788 starb.

Er schrieb:

Ueber die zwei Hauptdialekte der deutschen Sprache Leipzig 1773.
Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter. Halle 1776.
Versuch einer allgemeinen Idiotikensammlung. Berlin 1788.
Ueberblick der Weltgeschichte. Augsburg 1783.

Natürliche Geschichte der Deutschen und der menschlichen Natur. Nürnberg 1795.
Ulphilas gothische Bibelübersetzung u. s. w. herausgegeben von J. C. Zahn. Leipzig 1805.
Einzelne Abhandlungen und Beiträge in Zeitschriften u. s. w.

Ein äußerst gründlicher und scharfsinniger Sprachforscher, dessen Bemühungen und Leistungen, trotz den Fortschritten, die seitdem auf diesem Gebiete gemacht wurden, bleibenden Werth behalten.

Georg Gustav Fülleborn,

der Sohn eines Criminalrathes zu Großglogau ward daselbst am 2. März 1769 geboren, erhielt seine erste Bildung auf der hohen Schule seiner Vaterstadt und studirte Theologie und Philosophie zu Halle. 1791 ward ihm das dritte Diakonat bei der lutherischen Gemeine zu Großglogau ertheilt, doch gab er die geistliche Laufbahn auf, um sich gänzlich dem Lehrfache zu widmen und nahm demgemäß eine Professur an dem Elisabeth-Gymnasium zu Breslau an, wo er leider schon am 6. Februar 1803 starb.

Seine deutschen Schriften sind:

Musäus Volksmährchen. 6r Theil. Halle 1789.
Beiträge zur Geschichte der Philosophie. Züllichau 1791 — 95. 6 St.
Papiere aus Heno's Nachlaß. Züllichau 1792.
Bunte Blätter. Berlin 1795.
Kleine Schriften. Breslau 1797 — 98. 2 Sammlungen.
Rhetorik. Breslau 1802. 4. A. besorgt von Menzel 1820.

F. bewährte sich in seinen philosophischen Leistungen als ein sehr scharfsinniger und gründlicher Forscher; in seinen übrigen Schriften zeigte er große Gewandtheit und eine sehr glückliche und gefällige Darstellungsgabe. Seine Lehrbücher, namentlich seine Rhetorik, haben sich als höchst zweckmäßig und brauchbar erwiesen.

Gottfried Benedict Funck

ward am 29. November 1734 zu Hartenstein im Schönburgischen geboren, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, einem Prediger, und besuchte dann die hohe Schule in Freiberg. Auf der Universität Leipzig vertauschte er 1755 das Studium der Theologie, dem er sich anfangs gewidmet hatte, aus gewissenhafter Bedenklichkeit mit dem der Rechtsgelehrsamkeit, und ging dann 1756 als Erzieher der Kinder des berühmten J. A. Kramer (s. d.) nach Kopenhagen, wo er sich sehr wohl befand. Im Jahre 1769 kehrte er nach Deutschland zurück und ward anfangs Lehrer, dann seit 1772 Rector an der Domschule zu Magdeburg. 1785 ernannte ihn die preußische Regierung in Anerkennung seiner vielfachen Verdienste um das Schul- und Erziehungswesen zum Consistorialrath. Er starb am 18. Juni 1814 nach langem segensvollem Wirken, auf das höchste verehrt von seinen dankbaren Schülern, deren er während einer vierzigjährigen Amtsführung eine große Zahl gebildet, die seinem Andenken ein bleibendes Denkmal durch eine wohlthätige, seinen Namen führende Stiftung für arme Studirende, sowie durch die Aufstellung seiner Büste in der Domkirche zu Magdeburg, stifteten.

Seine Schriften sind:

Kleine Beschäftigungen für Kinder. Kopenhagen 1766. N. A. Magdeburg 1772.
Gedanken von dem Nutzen richtig getriebener Philologie in Schulen. Magdeburg 1774.
Du Bos kritische Betrachtung über die Musik und Malerei. Kopenhagen 1760. N. A. Breslau 1769.
J. H. Schlegel's Abhandlung über die Vorzüge und Mängel des Dänischen, verglichen mit dem Deutschen. Schleswig 1764.
Gesammelte Schriften, nebst einem Anhange über F's Leben und Wirken. 2 Thle. Berl. 1820.
Einzelne (vortreffliche) geistliche Lieder in Zollikofer's und J. H. Stolle's Sammlungen; Aufsätze und Abhandlungen in Cramer's nordischem Aufseher, Gerstenbergs Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur u. s. w.

Ein vortrefflicher Schulmann, der unendlich viel Gutes, jedoch mehr practisch, als durch Schriften, wirkte, zumal die bedeutendsten unter diesen nur Uebersetzungen fremder Werke sind.

Carl Wilhelm Ferdinand von Funck

ward am 13. December 1761 in Braunschweig geboren und erhielt seine wissenschaftliche Bildung zuerst auf der Schule zu Wolfenbüttel, dann seit 1778 auf dem Carolinum seiner Vaterstadt, wo er sich eben so sehr durch rastlosen Fleiß wie durch glückliche Fähigkeiten auszeichnete. Im Jahre 1780 ging er als Lieutenant bei dem Garde du Corps-Regimente in sächsische Dienste, nahm jedoch, obwohl zum Adjutanten avancirt, bereits 1785 wegen Mißverhältnisses mit seinen Vorgesetzten, den Abschied, und privatisirte, wissenschaftlichen Forschungen lebend, bis 1791, wo er auf Veranlassung des Generallieutenants Grafen von Bellegarde, in ein neu errichtetes sächsisches Husarenregiment eintrat. Er wohnte von nun an sämmtlichen Feldzügen, an welchen Sachsen Theil nahm, bis zum Jahre 1813 mit wechselndem Glücke bei, erwarb sich jedoch fortwährend ausgezeichnete Verdienste um den Staat, avancirte von Grad zu Grad und zog sich zuletzt nach Wurzen zurück, wo er im Kreise seiner Familie ein ruhiges Leben genoß und sich mit Vorliebe geschichtlichen Forschungen zuwandte. Hier starb er am 7. August 1828 als K. Sächsischer Generallieutenant, Doctor der Philosophie und Ritter mehrerer Orden.

Er schrieb:

Geschichte Kaiser Friedrichs II. Züllichau 1792.
Gemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge. Leipzig 1821 — 24. 4 Thle.

Erinnerungen aus dem Feldzuge des sächsischen Corps unter General Regnier im Jahre 1812. Dresden 1830.

Gründliche Forschung und eine sehr elegante und gediegene Darstellungsweise, zeichnen von F's Schriften, vorzüglich die Gemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge äußerst vortheilhaft aus.

Zur Geschichte des Feldzugs von 1806.*)

Das Geschrei: die Franzosen kommen! hatte unter den Equipagen, den Trains, und leider auch unter den Truppen die größte Unordnung zuwegegebracht. Als der Adjutant (Major von Funk), von seinem Chef abgeschickt, bei den Truppen ankam, fand er das Dragonerregiment Prinz Albrecht mit der Fronte gegen Jena aufmarschirt, und den Generallieutenant von Zezschwitz, Bruder des Commandirenden, bemüht, Ordnung herzustellen. Er ließ sogleich die Dragoner wieder vorrücken, führte sie, um das Aufsehen zu vermeiden, hinter der Stadt weg, und begab sich zu dem commandirenden General, der so eben mit dem Fürsten Hohenlohe von dem Bivouakplatze an der Weimarischen Chaussee zurückkam. Der Fürst war sehr aufgebracht; den ersten Urheber des Allarms hat man so wenig entdeckt, als die Seite, woher das Geschrei eigentlich gekommen sei. — Schon war es dunkel, als eine Meldung einging, der Feind habe Naumburg besetzt. Der General von Zezschwitz hielt es für Pflicht, diese Nachricht sogleich weiter zu befördern; aber der Adjutant, der sie überbrachte, wurde von dem Fürsten Hohenlohe mit ziemlich beleidigenden Ausdrücken empfangen; die Sachsen, hieß es, würden wohl wieder aus Furcht Gespenster gesehen haben, wie heute Nachmittag. Der Adjutant schwieg, äußerte aber im Vorzimmer gegen den Obersten von Massenbach und Major von Röder sein Befremden über diese unfreundliche Aufnahme, und da Beide billig genug waren, seine Gründe zu hören, nahm er Gelegenheit, sie selbst aufmerksam auf die Folgen zu machen, welche das Betragen des Fürsten gegen den Sächsischen General haben müsse. Er stellte ihnen vor, daß entweder seine Durchlaucht diesen General mit einigem Vertrauen beehren, oder ihn ganz als nicht gegenwärtig betrachten müsse. Wenn aber der Fürst fortführe, seine Befehle, ohne Vorwissen desselben, unmittelbar an die untergeordneten Generale oder Stabsofficiere ergehen zu lassen, so könne der commandirende General unmöglich für die Ausführung verantwortlich seyn. Man bescheide sich gern, daß einzelne dringende Fälle Ausnahmen machen dürften, aber auffallend bleibe immer die gänzliche Unbekanntschaft mit dem Gange der Dinge, worin man den Sächsischen General absichtlich zu erhalten schiene, da es ihm doch nicht gleichgültig seyn könne, wenigstens diejenigen Maßregeln zu erfahren, die man zum Schutze Dresdens, Leipzigs, und aller jenseits der Saale liegenden Provinzen genommen hätte.

Ein Officier vom zweiten Bataillon Prinz Clemens, der sich zu Fuß aus Erfurt geschlichen hatte, kam an, und meldete, daß dieses Bataillon von Saalfeld aus dorthin gekommen wäre, wo der General Rüchel sich weigere, es aus der Stadt zu lassen, und es zum Festungsdienste gezwungen habe. Bei diesem auffallenden Ereignisse entschloß sich der commandirende General, Gebrauch von seinem Ansehen zu machen, indem er dem Bataillon gemessene Ordre stellte, sofort auszumarschiren, und zu den übrigen Sächsischen Truppen bei Jena zu stoßen. Der General Rüchel wendete nichts ein, als der Major Kändler ihm diesen Befehl anzeigte, und ließ gleich die Thore öffnen. Es war also bloß ein Versuch gewesen, die bekannte Nachgiebigkeit der Sachsen zu benutzen.

Der Durchzug der Truppen durch Jena dauerte die ganze Nacht, und erst den 12. früh 4 Uhr marschirten die Letzten, das Grenadierbataillon von LeCoq und zwei Bataillons Thümmel, nach mehr als 48stündigem, ununterbrochenem Marsche, und schon seit einigen Tagen ohne Brod, durch Jena. Sie konnten aber den angewiesenen Lagerplatz nicht erreichen, weil die ganze Straße in dem engen Mühlthale mit Wagen bedeckt war; sie bivouakirten daher auf einem steinigen Boden ohne Feuer, ohne Stroh und ohne Lebensmittel, und suchten in der kalten, feuchten Herbstnacht durch ausgegrabene rohe Kartoffeln und Rüben eine armselige Nahrung.

Alle diese Umstände bewogen den commandirenden General, einen Rapport an den Churfürsten zu machen, welchen er, nachdem er den erlittenen Verlust in den Gefechten von Schleiz und Saalfeld, am 9. und 10. October, in soweit man davon unterrichtet war, angezeigt hatte, mit folgenden Worten schloß. „Nach dreitägigen beschwerlichen Hin- und Hermärschen, rückt eben jetzt das Corps in eine Stellung bei Jena, und allem Ansehen nach ist eine große Entscheidung nahe. Möge sie, ungeachtet des traurigen Schwankens aller Maßregeln, des ewigen Wechsels der Plane, und der daraus hervorgehenden fürchterlichen Erschöpfung der Truppen, glücklich ausfallen!" Mit diesem Rapporte ging ein Feldjäger in der Nacht vom 11. zum 12. ab, konnte aber, da die Franzosen bereits in Köstritz waren, nur mit Noth der Gefangenschaft entgehen, und seine Depeschen nicht nach Dresden bringen.

Am 12. früh um fünf Uhr wurde der Adjutant, der am Abend vorher die Meldung, daß die Franzosen in Naumburg wären, gemacht hatte, zu dem Fürsten Hohenlohe berufen, der ihn, noch im Bette liegend, sehr freundlich aufnahm. Der Vorwand war, ihm die Preußische Proclamation zu übergeben, von welcher man sich große Wirkung auf die Truppen versprach, und ihm zu sagen, er möchte doch den General Zezschwitz bewegen, dem Infanterieregimente Prinz Xavier eine kleine Erinnerung zu geben, weil sich dieses bei Saalfeld nicht gut gehalten hätte. Zwar ließ der Fürst dem Infanterieregimente Churfürst Gerechtigkeit wiederfahren, doch nicht ohne Seitenbemerkungen über die Sachsen im Allgemeinen, denen er die Niederlagen bei Schleiz und Saalfeld beimaß; doch setzte er entschuldigend hinzu, sie wären noch unerfahren und nicht aguerrirt, man könne von ihnen nicht fordern, was Truppen, wie die Preußen, leisteten, und bei beiden Gelegenheiten bereits geleistet hätten; wenn sie länger mit diesen zusammenseien, dann würde sich Alles schon selbst finden. Der Adjutant stellte hierauf dem Fürsten ehrfurchtsvoll vor, daß er hoffe, Se. Durchlaucht würden eine bessere Meinung von dem Betragen der Sachsen bei Saalfeld fassen, wenn er bestimmtere Nachrichten, als die, welche die jugendlichen Adjutanten des Prinzen Louis darüber gegeben hätten, eingegangen wären; und was den Vorgang bei Schleiz beträfe, so sei doch wohl nicht ausgemacht, ob das kleine Tauenzienſche Corps in der genommenen Stellung sich gegen die Uebermacht hätte halten können. Da übrigens der General Tauenzien selbst zugegen wäre, so müsse der Sächsische General wünschen, von diesem nur einige Nachricht über das Betragen der Truppen zu erfahren, und dieses um so dringender, da er nicht ganz mit ihnen zufrieden zu seyn schiene. Der Fürst erwiederte darauf, es sey besser, dergleichen nicht zu untersuchen, und ohne den Adjutanten zu Worte kommen zu lassen, ergoß er sich eine halbe Stunde lang zuerst in Lobeserhebungen des Grafen Tauenzien, der sein Zögling wäre, erzählte darauf von dem einjährigen Kriege, wo er „sich in Ansehung der Bravour feel gerichtet habe," und daher gewiß competenter Richter sei, und ging dann zu sehr schmeichelhaften persönlichen Aeußerungen über. Als der Adjutant diese ablehnte, und den Fürsten bloß ersuchte, von dem Ganzen eine bessere Idee zu fassen, antwortete dieser: „Ich habe keine schlechte Idee von Euch, ich kenne Euch besser, als Ihr Euch selbst kennt; Ihr habt eine Menge verborgener Schätze, aber es fehlt Euch die Wünschelruthe, sie zu finden." Er fing hierauf an, von dem commandirenden General zu reden, und forderte den Adjutanten auf, ihm zu sagen, „was er mit dem Manne anfangen solle, der ihm die Truppen muthlos machte?" Der Zeitpunct schien dem Adjutanten zu wichtig, um durch Rücksichten, die ihm bei jeder anderen Gelegenheit Stillschweigen auferlegt haben würden, einer offenen Erklärung aus dem Wege zu gehen. Er räumte die zu bekannte große Aengstlichkeit seines Generals ein, berief sich aber auf die ebenso bekannte Bereitwilligkeit und Tapferkeit desselben. Er versicherte, daß in entscheidenden Momenten der General sich nicht beleidigt finden würde, wenn Se. Durchlaucht ihm einen mit Ihrem Zutrauen beehrten Officier zusenden wollten, um seine Unternehmungen zu lenken, und schlug dazu den Adjutant des Preußischen Generalstabes, Grafen Einsiedel, vor, dessen Kenntnisse und Discretion ihn dazu besonders fähig zu machen schienen. Da der Fürst dies für zu auffallend hielt, ersuchte er ihn, entweder ihn selbst, oder einen anderen Sächsischen Officier des Generalstabes, den Obersten von Gutschmidt, oder den Major von Egidy, mit seinen Absichten im Allgemeinen bekannt zu machen, und diesen bei dem General zu lassen, damit er ihm, der so sehr gern guten Rath annähme, in zweifelhaften Fällen beistehen könne, welches ja ganz unmöglich wäre, so lange man nicht eine allgemeine Uebersicht des Planes hätte, und folglich bei jeder Gelegenheit Gefahr liefe, etwas Verkehrtes zu beginnen. Der Fürst erwiederte darauf, den Major Egidy brauche er selbst nothwendig zu anderen Geschäften, und dem Obersten Gutschmidt hätte er versprochen, ihn nie von seiner Person zu trennen, er werde daher den Adjutanten selbst von Allem unterrichten, und überhaupt, da er sich vorgenommen hätte, den Sachsen die Ehre des Hauptschlages zu überlassen,

---

*) Aus: Minerva, ein Journal historischen und politischen Inhalts von Dr. F. Bran. — Augustheft 1834. S. 247 — 300.

sie in Person anführen. So lange bis er selbst bei ihnen erschiene, würde auf dem Puncte nichts Wichtiges vorfallen, wegen aller kleineren Anordnungen aber verlasse er sich auf den Adjutanten, den er für die pünctliche Ausführung aller seiner Befehle verantwortlich mache, da er, wie der Fürst wisse, das Zutrauen des Generals in einem höhern Grade besitze, als der Oberst Gutschmidt und der Major Egidy, und er (der Fürst) ihn selbst besser kenne, als die übrigen sehr geschickten und braven, ihm aber so gut als völlig fremden Personen des Sächsischen Generalstabes. Auf die Frage: ob er nun zufrieden sei, oder noch etwas anzubringen habe? dankte der Adjutant für das ihm bewiesene gnädige Zutrauen, und glaubte nur noch wegen des Brodmangels der Truppen ein Wort hinzufügen zu müssen. Der Fürst schien darüber sehr verwundert, und geneigt, die Schuld auf das Sächsische Commissariat zu schieben, da er ja befohlen hätte, daß die Sachsen aus den Preußischen Magazinen verpflegt werden sollten. Es war jetzt leicht, diesen Vorwurf zu widerlegen, da man Sächsischer Seits gewiß Alles gethan hatte, was in menschlichen Kräften war, das Magazin in Jena aber die zur Fassung Commandirten mit der Antwort abgewiesen hatte: Es sei kaum genug für die Preussen da, viel weniger für die Sachsen. Der Fürst war darüber sehr entrüstet, und ließ sofort den Major von Röder holen, der aber diese Umstände nicht nur bestätigte, sondern auch gegen den Obersten Gulonneau, Chef der Preußischen Verpflegung, große Beschwerden erhob. Dies führte zu weitläuftigen Erörterungen, und der Adjutant wurde entlassen.

Obgleich keine der ihm gegebenen Zusicherungen erfüllt wurde, so hatte der Adjutant doch nachher Ursache zu glauben, daß der Fürst völlig aufrichtig war, als er sie gab; aber er konnte sie nicht halten, weil er selbst ohne bestimmten Plan war, und eine ganz falsche Idee von der Lage der Sachen gefaßt hatte. Er glaubte an keinen raschen Angriff des Feindes, und beleidigt von dem Herzoge von Braunschweig, der ihm das gehoffte unabhängige Commando einer abgesonderten Armee entzogen hatte, wiegte er sich beständig in der Idee, eine edle Rache an diesem Gegner zu nehmen. Er wollte zu dem Ende bloß manövriren, bis er die Gelegenheit absähe, eine glänzende Unternehmung auszuführen, die ihn mit Ruhm bedecken, und dem Könige, sowie der Armee zeigen sollte, um wieviel mehr er fähig gewesen wäre, den Oberbefehl zu führen, als der Herzog. Indem er aber mit diesem Vorsatze umging, wurden seine Entwürfe alle Augenblicke durch irgend einen Befehl des königlichen Hauptquartieres gestört, und der Oberst Massenbach mußte nun immer wieder einen neuen Plan ausarbeiten, um zu dem Zwecke zu gelangen. Darüber verloren beide am Ende den Feind völlig aus dem Gesichte, die nöthigsten Anordnungen wurden vergessen, und selbst die unentbehrliche Kenntniß der Gegend versäumt, indem alle Officiere des Generalstabes, unaufhörlich an den Schreibtisch gefesselt, nicht Zeit hatten, durch Patrouilliren, Recognoscirungen u. s. w. sich von der Stellung des Französischen Heeres zu unterrichten, und auch die Generale und die Adjutanten der Armee, durch vier- bis fünfstündiges Warten auf den Befehl, die beste Zeit im Vorzimmer verschleudern mußten.

Der General Graf von Tauenzien war zum Befehlshaber der Vorposten ernannt worden. Er ritt hinaus, kam aber sehr bald zurück, weil die Preußischen Regimenter nicht eingetroffen waren, und jede Abtheilung setzte nun ohne Zusammenhang im Ganzen, ohne besondere Hauptidee, ihre Vorposten einzeln aus. Es war durchaus nicht möglich zu erfahren, wo die Regimenter standen, man mußte sie auf einer meilenweiten Strecke aufsuchen; traf man sie, so wußten sie nicht, ob sie stehen bleiben würden, weil ihnen noch kein Platz angewiesen, noch keine Order zugekommen war.

Am 12. October war Alles um 10 Uhr zum Einholen des Befehles an die Chaussee nach Weimar oberhalb der Schnecke bestellt, und die beiden Hauptquartiere sollten heute, das Preussische nach Capellendorf, das Sächsische nach Hohlstädt verlegt werden. Zwei Stunden gingen unter vergeblicher Erwartung des Fürsten Hohenlohe hin; dann erfuhr man, daß der König selbst kommen würde. Se. Majestät erschien gegen 1 Uhr in Begleitung des Herzogs von Braunschweig, unterhielt sich auf der Chaussee wohl eine halbe Stunde mit dem Fürsten, und entfernte sich sodann. Zugleich war auch der Fürst mit seiner Suite verschwunden, und Niemand wußte, wohin er geritten war. Er beschäftigte sich persönlich mit der Absendung von zwei Patrouillen, und nach langem Warten erfuhr man endlich daß der Befehl in Jena abgeholt werden solle.

Während dieses Zeitraumes der Ungewißheit hörte man im Saalthale in den Gegenden von Burgau und Camburg stark schießen, und bald nachher wurde auch die Brücke bei Jena angegriffen, jedoch diese nicht mit Nachdruck. Endlich bekam man den Befehl, nach welchem, zum allgemeinen Erstaunen, den folgenden Tag von den Sachsen eine große Fouragirung, in denen hinter der Fronte liegenden; von der Preußischen Cavallerie besetzten Dörfern vorgenommen werden sollte. Drei Schwadronen Husaren, 200 Pferde von allen Regimentern, ein Bataillon Prinz Friedrich August, und die halbe reitende Batterie Großmann wurden zur Deckung derselben commandirt. Ein Adjutant des General Zeschwitz wendete sich an den Major Röder, ihm das Fruchtlose dieser, die Truppen ohne Noth ermüdenden Maßregel vorzustellen; aber der Fürst antwortete mit einer sehr strengen Miene: „Ich kann Euch nicht helfen, Ihr habt Euch über Mangel beklagt, nun mögt Ihr selbst sehen, ob etwas da ist!“ — Das Auffallendste bei diesem Befehle war, daß der König selbst am Mittag befohlen hatte, die Sachsen sollten in Weimar Futter und Brod fassen, und um den allerhöchsten Befehl dahin zu überbringen, einen Officier vom Generalstabe mitsenden. Die Wagen und Commandirten waren sofort in größter Eile abgeschickt worden. Die Wagen kamen leer zurück, man hatte sie in den Preußischen Magazinen abgewiesen: auch die von Sr. Majestät versprochenen Gemüse wurden nicht gegeben.

Als der Sächsische Adjutant vom Befehle nach dem Lager zurückritt, sah er in der Gegend von Winzerle oder Burgau eine Rakete in die Höhe steigen, und nach fünf Minuten verstummte das Feuern auf allen Seiten. Schon war es so dunkel, daß der Befehl an den Wachfeuern geschrieben werden mußte, und noch wußte man nicht, wo die Truppen standen, noch hatte Niemand an Sicherung des Lagers durch Vorposten gedacht: die Adjutanten suchten diesem Mangel abzuhelfen, so gut es die Dunkelheit zuließ. — Sie fanden theils im Lager über der Schnecke, theils bivouakirend: 2 Bataillons Friedrich August, wovon eines am folgenden Tage zu der Recognoscirung abgehen mußte, 2 Riesemeuschel, 2 Low, 2 Thümmel, ein Bevilaqua, die Batterien Hausmann, Ernst und Bonniot; hinter diesen die Grenadierbataillone Thiollaz, Letoq, Lichtenhayn, Metzsch und Hundt, und mehr seitwärts nach Isserstädt zu 3 Escadrons Carabiniers (die 4. war bei der Equipage), 4 Escadrons Kochtitzky-Cürassiere, 4 Esc. Herzog Albert, 4 Polenz-Dragoner. Die Reste von 2 Bataillons Max, einem Rechten und des Grenadierbataillons Winkel, hatten den ganzen Tag vergeblich auf die Befehle des Generals Tauenzien gewartet, an die sie gewiesen waren, nun es finster wurde, kamen sie und bivouakirten bei ihren Landsleuten; das andere Bataillon Rechten war in Jena, die Batterie Tüllmann an den General Tauenzien gegeben worden. Den 2 Bataillons Churfürst, 2 Prinz Xavier und 1 Prinz Clemens hatte der Fürst Erholungsquartiere in Hermstädt und Oberroßla angewiesen, sie wurden aber von den Preußen der Hauptarmee, die diese Dörfer besetzt hatten, nicht eingelassen, und kamen nun auch zu dem zweiten Sächsischen Treffen. 3 Escadrons Husaren nahmen ihren Bivouak bei Hohlstädt. Von dem Regimente Prinz Clemens Chevaurlegers, dem auf 2 Escadrons eingeschmolzenen Reste von Prinz Johann Chevaurlegers, und 5 Escadrons Husaren erfuhr man, daß sie in Zwätzen, Löbstädt und Rödigen Quartier hätten; das zweite Bataillon Clemens Infanterie war in Erfurt.

Die Wachfeuer auf den Höhen von Cospeda und hinter Isserstädt konnten allein zur Richtschnur bei Aussetzung der Vorposten dienen, mit welchen man eine Kette von Isserstädt an der Höhe über der sogenannten alten Straße hin bis an die Schnecke, und so wieder über den Schwabhäuser Grund hin bis an Hohlstädt bildete. Man empfahl den Officieren die nöthigen Patrouillen vor- und seitwärts, erhielt aber gewöhnlich die Antwort, dazu wären die Mannschaften und Pferde zu entkräftet, und zum Befehlen hatte Niemand ein Recht; denn kein einziger General nahm an diesem Geschäfte nur den entferntesten Antheil, die Adjutanten unterzogen sich ihm nur aus eigenem Antriebe, durchaus nicht auf Veranlassung der Generalität. Die Feldwachen konnten nur sehr mangelhaft ausgestellt werden, zum Glück ohne Nachtheil des Ganzen.

Als die Adjutanten am 12. Abends 10 Uhr nach Hohlstädt kamen, war der commandirende General ebenso verwundert, als sie über die seltsame Fouragirung. Die von Weimar leer zurückkommenden Wagen gaben den Aufschluß, der aber zu sehr ernsthaften Betrachtungen veranlaßte. Das Betragen der Preußen, die man so freigebig mit Sächsischen Vorräthen genährt hatte, ihre zunehmende, fast an Verachtung grenzende Unfreundlichkeit gegen uns, das Doppelsinnige in den Aeußerungen des Fürsten selbst, dieß Alles, verbunden mit den Bewegungen der Armee, die offenbar den Weg nach Dresden ohne alle Deckung ließen, und die seltsamen Maßregeln, nach welchen man noch diesen Abend dem Feinde die Brücken von Dornburg und Camburg ohne ernstlichen Widerstand preisgegeben hatte, schien es dem commandirenden General von Zeschwitz zur Pflicht zu machen, sich durch eine getreue Darstellung aller dieser Umstände bei seinem Landesherrn außer Verantwortlichkeit zu setzen. So wie die Armeen jetzt standen,

mußte selbst ein Sieg den geschlagenen Feind nach dem Innern von Sachsen treiben, und ein aus Franken vorgehendes Corps konnte auch dann noch durch eine rasche Unternehmung auf Dresden uns die gewonnene Schlacht theuer bezahlen lassen. Aber es war kaum möglich, in einem schriftlichen Rapporte alle diese Umstände deutlich genug aus einander zu setzen; das Local selbst hinderte die Ausführung, denn in Hohlstädt hatte sich das Preußische Husarenregiment Schimmelpfennig einquartiert, und kaum dem commandirenden General ein schlechtes Stübchen eingeräumt, die übrigen Officiere aber in einem engen Raum zusammengedrängt. Es wurde daher beschlossen, einen der Adjutanten mit schriftlicher Beglaubigung und mündlichen Aufträgen nach Dresden zu senden, vorher aber dem Fürsten Hohenlohe von diesem Schritte Nachricht zu geben.

Da der General sich nicht entschließen konnte, persönlich mit dem Fürsten zu reden, so befahl er dem soeben von Apolda und Weimar eintreffenden Commissariatsdirector, Geheimen Kriegsrath Major von Watzdorff, der immer vorzüglich von dem Fürsten ausgezeichnet worden war, sowie dem ersten Adjutanten, es an seiner Stelle zu thun. Beide ritten am 13. früh nach Capellendorf, wo ebenso große Unordnung herrschte, als in Hohlstädt, weil das Cüraſſierregiment Bünting sich daselbst gleichfalls eigenmächtig einquartiert, und dem Fürsten nur zwei Zimmer, diese jedoch im Schlosse, für sich und sein zahlreiches Gefolge eingeräumt hatte.

Die beiden Sachsen wurden anfangs abgewiesen, weil der Fürst noch im Bette und beschäftigt wäre; da sie aber erklärten, warten zu wollen, ließ man sie in das Nebenzimmer treten, wo sie schnell von dem ganzen Personal des Generalstabes umringt und sehr neugierig betrachtet wurden; es war in die Augen fallend, daß man ihr Anbringen ahnete. Einer der Herren fragte sogar ziemlich zweideutig, ob sie etwa Besorgnisse über die Lage der Dinge hätten! Es werde sich bald Alles entscheiden; aber freilich müsse man einige kleine Beschwerden, ein unbequemes Quartier, oder eine schlechte Mahlzeit nicht achten, und nicht gleich wegen eines Bivouaks Ach und Weh schreien. Die Sachsen schienen dieß noch nicht gewohnt zu seyn u. s. w. Herr von Watzdorff antwortete ihm, und da er sich in die Enge getrieben fühlte, brach er mit dem Gemeinspruche ab: „Das Alles ist nichts, ein Mann von Herz ist stets Herr seines Schicksals.“ Der Major Röder kam mit Thränen in den Augen, faßte die beiden Sachsen bei der Hand und sagte leise: „Ich weiß, was sie wollen, Sie haben nur zu sehr Recht; aber um Gottes Willen jetzt keine Zwietracht, nur jetzt nicht, es steht Alles auf dem Spiele!“ Der Oberst Massenbach ging unaufhörlich um sie herum, betrachtete sie sehr aufmerksam und schwieg; aus den Augen der Uebrigen blickte die gespannteste Neugierde hervor.

Endlich wurden die Abgeschickten zu dem Fürsten berufen, der noch im Bette lag, und einen Feldjäger nebst seinem Kammerdiener bei sich hatte; er rief ihnen sogleich entgegen, „jetzt sei keine Zeit zu Reclamationen, er sei mit einem wichtigen Rapporte an den Herzog von Braunschweig beschäftigt, und könne keine Klagen über Hunger anhören, die ohnedieß übertrieben wären, und denen er durch die heutige Fouragirung abhelfen würde. Uebrigens habe der König die Truppen mit Gemüse begnadigt, und er wolle noch, um seine gute Intention zu zeigen, einige Tonnen Brantwein auf eigene Kosten hinzufügen.“ Mit diesen Worten verabschiedete er sie; der Geh. Kriegsrath von Watzdorff sagte hierauf: Sie würden die Stunde erwarten, wo es Sr. Durchlaucht gefallen würde, sie anzuhören, indem sie gekommen wären, ihm zu melden, daß der Sächsische General soeben einen Courier mit einer getreuen Darstellung der Lage der Dinge nach Dresden abzusenden im Begriff wäre.

In diesem Augenblicke trat der Oberst Massenbach herein, und der Fürst hieß den Feldjäger und den Kammerdiener hinausgehen. „Und worüber, fuhr er nun fort, soll sich diese Darstellung verbreiten!“ Herr von Watzdorf machte ihm nun einen kurzen Abriß der Verpflegungsanstalten und der Begebenheiten, wodurch nicht nur alle Magazine verloren, sondern auch die Sachsen nun schon vier Tage mitten in einem fruchtbaren Lande dem Hunger preisgegeben wären; er schloß mit der Gefahr, welcher man Dresden ausgesetzt hätte, und mit dem Vorsatze des Generals Zeschwitz, wenn die Truppen nicht noch heute Brod bekämen, mit dem Corps aufzubrechen, und zum Schutze der Hauptstadt nach Dresden zu marschiren. — Während dieser Rede verrieth der Oberst Massenbach merkliche Zeichen des Beifalls und innerlicher Freude; der Fürst aber gerieth in einen heftigen Zorn. Er sagte dem G. K.R. Watzdorff, das Erste wären Commissariatssachen, über welche er sich mit der Preußischen Verpflegungsbehörde streiten möchte. „Sie aber, fuhr er gegen den Adjutanten fort, frage ich als einen Militär, der die Gesetze der Subordination noch nicht vergessen hat, ob der General Zeschwitz wohl weiß, daß ein Schritt ihm den Kopf kosten kann? — Eben deshalb, antwortete der Adjutant, wird er ihn seinem Herrn bringen, der allein das Recht hat, über ihn zu richten.“ Es erfolgte eine Pause; dann begann der Fürst wieder in einem besänftigten Tone: „Glaubt Ihr denn, daß ich auf Rosen gebettet bin? Wenn Ihr wüßtet, was ich für Sachsen gethan habe, Ihr würdet ganz anders über mich urtheilen. Sachsens wegen habe ich mich mit dem Herzoge entzweit und die Ungnade des Königs riskirt, indem ich mich dem Plane, das Tauenzien sich auf Dresden zurückziehen und den Feind auf diese Seite locken sollte, damit wir von hier aus ihm, vielleicht zu spät, in die Flanke fallen könnten, mit aller Macht widersetzte. Ich habe von jeher auf der Operation über Zwickau bestanden; aber man hat mich nicht gehört. Kann ich dafür, daß man Sachsen entblößt hat, und soll ich darunter leiden!“ Die beiden Abgeschickten stellten ihm vor, daß dadurch die Gefahr für Sachsen nicht vermindert würde; daß eine verhungerte Armee sich unmöglich mit Ehren schlagen könnte; daß aber jetzt noch die Hoffnung wäre, über Querfurt Leipzig zu erreichen, ehe ein beträchtliches Corps des Feindes dahin käme, und dann an der Elbe eine angemessene Stellung zu nehmen. — „Halt! rief der Fürst hier, ich will Euch einen Mittelweg sagen: ich befehle sogleich, daß meine Preußen von den Rationen und Portionen, die sie heute in Weimar fassen, Euch eine abgeben; das Bataillon in Erfurt wird sofort zurückgerufen, ich schicke den Obersten Massenbach mit einem Rapporte nach Weimar, denn morgen ist Bataille; und Ihr gebt mir Euer Ehrenwort, daß der General noch 24 Stunden wartet, ehe er abmarschirt; denn Ihr werdet es doch nicht rühmlich finden, mich am Tage der Bataille zu verlassen.“

Gegen diese Gründe schien ihnen keine Einwendung schicklich, und sie gaben gern das geforderte Versprechen, da die Drohung des Abmarsches doch nur das einzige Mittel gewesen war, die Armee vor der Auflösung aus Hunger, oder vor dem Schimpfe einer Niederlage ohne Kräfte zur Gegenwehr zu bewahren.

Als der G. K.R. von Watzdorff und der Adjutant nach Hohlstädt zurückkamen, genehmigte der General Zeschwitz ihr gegebenes Versprechen, beschloß aber, den Courier dennoch nach Dresden zu schicken; der Major von Egidy, der ihnen gefolgt war, stimmte selbst dazu, nur glaubte er, daß der General seinen ersten Adjutanten bei den wahrscheinlich bevorstehenden ernsthaften Auftritten nicht wohl würde entbehren können, womit dieser natürlich auch sehr zufrieden war. Es wurde daher an seiner Stelle der Brigademajor Premierlieutenant von Globig mit den nöthigen Instructionen abgeschickt, und der Major Egidy begab sich wieder zu dem Fürsten Hohenlohe.

Der commandirende General ritt nunmehr nach dem Lager; aber kaum hatte er es im Gesichte, als er einen weiten Bogen zu machen begann, um nicht von den Soldaten gesehen zu werden. Bei der bevorstehenden Crisis war die Stimmung der gemeinen Mannschaft zu wichtig, um nicht Alles zu thun, sie beim Guten zu erhalten. Die Adjutanten baten daher den General, nahe am Lager hinzureiten und den heraustretenden Soldaten einige freundliche Worte zu sagen; er ließ sich endlich dazu bereden, und ob er gleich sehr einsilbig war, so that doch schon seine Erscheinung die beste Wirkung. Sein Gefolge unterhielt sich mit den Officieren laut genug, daß es die Gemeinen hören konnten, sprach von Gemüse, Brot und Brantwein, welches Alles unverzüglich kommen, von der nahen Schlacht, die allen Beschwerden ein Ende machen würde, und da zufällig gerade einige Wagen in der Ferne erblickt wurden, die in der That einige Lebensmittel und Brod brachten, welches Herr von Watzdorff, der noch am vorigen Abende nach Weimar geritten war, von den Preußischen Magazinen erpreßt hatte, so kehrte der gute Muth schnell wieder zurück. Eine Meinung, die man nicht bestritt, trug dazu bei, die nämlich, daß die Feinde Bedenken trügen, uns anzugreifen, da sie uns das so gefährliche Defile von Münchenbernsdorf ungestört hatten passiren lassen. Alles war vergnügt und rückte fröhlich vor die Fronte, als man ein ziemlich heftiges Feuer von der Gegend von Kloswitz und Zwätzen her hörte. Wir setzten voraus, daß unsere Fouragirer dort mit dem Feinde handgemein wären.

Da es durchaus nöthig war, die Regimenter an bestimmte Commandanten zu verweisen, so wurden die Augenblicke der gegenwärtigen Muße dazu angewendet. Die Generale Niesemeuschel und Burgsdorf übernahmen den Befehl über die Bataillone der ersten Linie, der General Duherrn über die Regimenter Churfürst, Xavier und Clemens. Die Grenadiere standen auf höhere Anordnung unter dem General Cerrini, der Rest der Infanterie war an den General Tauenzien gewiesen, dessen Befehle sie noch immer erwartete. Die Cavallerie des Lagers stand unter dem Generallieutenant von Zeschwitz, die Regimenter des Tauenzienschen Corps unter dem Generalmajor von Senfft.

Die Bestimmung bei unentschuldigtem Ausbleiben schließt sich einfach seinem Vorgänger von der Regelung an: wiederholt, d. h. mehr als zweimal, soll es dem Gericht freistehen, den Beklagten auch für einen ausgebliebenen, entschuldigt oder unentschuldigt, Termin zu verurteilen. Die Bestimmung, daß der Beklagte nicht gehört werden darf, wenn er nicht rechtzeitig seine Verteidigungsmittel vorbringt, ist neu. Sie ist eine Folge der Beschleunigungsmaxime, die auch sonst eine so große Bedeutung für die Neuordnung des Verfahrens hat. Die Verteidigungsmittel müssen nach dem Willen des Gesetzes spätestens in der mündlichen Verhandlung vorgebracht werden. Auf diese Weise soll der Beklagte gezwungen werden, sich zu der Klage zu äußern, damit der Gegner sich darauf einstellen kann. Eine solche Regelung muß, wenn sie praktisch werden soll, mit einer Belehrung des Beklagten Hand in Hand gehen. Diese Belehrung soll durch die Ladung erfolgen. Sie muß dem Beklagten sagen, daß er Verteidigungsmittel, die er nicht rechtzeitig vorbringt, nicht mehr hören darf, daß er also, wenn er sich nicht äußert, mit Versäumnisurteil rechnen muß. Diese Belehrung ist eine Neuerung, die sich in der Praxis bewähren wird

die Bildung beliebig vieler neuer Kreise begehrt und sie Einleitung, bis es ihnen gelungen, die Mehrheit der Bevölkerung für sich zu gewinnen. Ich bedauere, daß unsere Zeit nicht mehr so viele Männer findet, wie Luther, wie Schiller und Andere.

Aus der Rede haben wir Manches, was wir nicht billigen, was Anstoß erregt, aber wir können nicht verkennen, daß der Redner mit Ernst und Wahrheit gesprochen hat. Wenn Sie, meine Herren, Ihre Ansichten über Recht und Gesetz, über Freiheit und Ordnung, über Volk und Regierung, über Gott und Religion, über Kirche und Staat, über Schule und Erziehung, über Gemeinde und Bürgerthum, über Gewerbe und Handel, über Ackerbau und Viehzucht, über Kunst und Wissenschaft, über Familie und Ehe, über Sitte und Unsitte, über Tugend und Laster, über Wahrheit und Lüge, über Recht und Unrecht, über Leben und Tod, über Himmel und Hölle, über Zeit und Ewigkeit, über Alles, was Sie bewegt, was Sie beschäftigt, was Sie erfreut, was Sie betrübt, was Sie ängstigt, was Sie beglückt, was Sie begeistert, was Sie erhebt, was Sie erniedrigt, was Sie ehrt, was Sie entehrt, was Sie lieben, was Sie hassen, was Sie verachten, was Sie bewundern, was Sie verabscheuen, was Sie anbeten, was Sie verfluchen, was Sie segnen, was Sie verdammen, was Sie erstreben, was Sie fliehen, was Sie suchen, was Sie meiden, was Sie ergreifen, was Sie verwerfen, was Sie wollen, was Sie nicht wollen, was Sie thun, was Sie lassen, was Sie sind, was Sie scheinen, was Sie haben, was Sie nicht haben, was Sie können, was Sie nicht können, was Sie dürfen, was Sie nicht dürfen, was Sie sollen, was Sie nicht sollen, was Sie müssen, was Sie nicht müss

fruchtlos; sie bestanden auf ihrem Sinn, und verloren dadurch eine Menge Menschen, ohne ihren Feinden schaden zu können. In Benutzung des Terrains war unsere Infanterie noch unendlich hinter den Franzosen zurück.

Noch immer hatte man weder den Major Egidy gesehen, noch irgend einen Verhaltungsbefehl bekommen, und schon konnte 11 Uhr vorbei seyn; der erste Adjutant des commandirenden Generals ritt daher noch einmal vor, um sich umzusehen, und wo möglich bis zu dem Fürsten Hohenlohe zu kommen. Als er sich dem Dorfe Isserstädt näherte, stürzten Preußische Jäger ihm entgegen mit dem Geschrei, der Feind sei da! Er hielt still; da aber Alles im Dorfe ruhig war, ritt er den Jägern nach, und überredete sie, wieder in das Dorf zu gehen; es war ein falscher Lärm gewesen. Die Regimenter unter dem General Dyherrn und die Cavallerie fand er noch auf dem vorigen Platze, und die ganze Infanterielinie des Fürsten Hohenlohe war im Gefechte. Er suchte diesen von Vierzehnheiligen bis nahe an Isserstädt vergeblich, weil er an jedem Orte in dem Augenblicke ankam, wo der Fürst ihn verlassen hatte, und ihm nur in entgegengesetzter Richtung hätte begegnen können. Auf dem rechten Flügel standen die Bataillone Winkel, 1. und 2. War und 2. Rechten bereits im Feuer. Sie waren dem General Tauenzien zu Hülfe geschickt worden; da dieser aber schon von Closwitz zurückgeschlagen war, behielt sie der Gen. Grawert bei sich, und der General Gerrini setzte sich an ihre Spitze. Ob die fünf Grenadierbataillone und die beiden ersten Bataillone von Prinz Friedrich und Rechten, welche letzterer General vorher angeführt hatte, bei dem General Tauenzien geblieben waren, konnte der Adjutant nicht erfahren; aber er fand die Truppen sehr vergnügt, weil der Feind zu weichen schien. Sie waren jedoch in einer Vertiefung, und konnten nicht wissen, was hinter dem vorliegenden hohen Felde vorging.

Indem der Adjutant zurückritt, sah er die Regimenter Kochtitzky und Albert abschwenken, und im vollen Trabe gegen Vierzehnheiligen vorreiten; zugleich begegnete er dem Lieutenant von François vom Regiment Thümmel, den der Fürst abgeschickt hatte, dem General Zezschwitz zu sagen, der Feind würde auf allen Puncten zurückgetrieben, und ihn zugleich um einige Munitionswagen zu ersuchen. — Von der Höhe, welche der Adjutant jetzt erreicht hatte, entdeckte man deutlich auf dem gegenüberliegenden runden Bergrücken, zwischen Vierzehnheiligen und dem Isserstädter Forste, eine Masse Artillerie und Tirailleure; er eilte daher, die gerade im Schutz stehenden 3 Schwadronen Husaren und das Regiment Polenz davon zu benachrichtigen. Er rieth dem Oberstlieutenant von Ende, eine kurze Strecke vorwärts die Höhe herabzureiten, wo die Kugeln über sie weggehen würden, und als er dem Generallieutenant von Polenz dieselbe Meinung mittheilen wollte, kam ihm dessen Regiment schon in Front im Trabe entgegen. Er erfuhr, daß es auf Befehl des Fürsten Hohenlohe vorginge, und folgte ihm eine Strecke, als schon die Kanonenkugeln hinter demselben aufschlugen; bald hörte er auch die kleinen Kugeln pfeifen. Diese schienen ihm ganz nahe aus dem Isserstädter Forste herzukommen; er fürchtete, daß die Cavallerie hier in die Flanke genommen werden und der General Zezschwitz nach dem Verluste des nun ganz entblößten Isserstädts von den übrigen Truppen abgeschnitten werden möchte. Er entschloß sich daher, nach der Schnecke zurückzueilen, wo nun außer den drei Schwadronen Carabiniers und der Feldwache keine Cavallerie mehr war; denn auch die Husaren folgten jetzt dem Regimente Polenz, und der Generallieutenant Zezschwitz beklagte sich mit heftigem Unwillen, daß der Fürst Hohenlohe ihm ein Regiment nach dem andern abfordern ließe. In der Vertiefung zwischen der Schnecke und Rötschau bewegten sich grün gekleidete Truppen; es waren das Bataillon Boguslawski und die drei Escadronen von Bila, die gegen Schwabhausen gestanden hatten. Ungewiß, ob der General Zezschwitz diesen Rückzug befohlen hätte, ritt der Adjutant zu ihm, und kehrte, da der General nichts davon wußte, gleich zurück, um sie wieder an die eigenmächtig verlassene Stelle zu weisen; aber der Oberst war nicht zu finden, und ein zweiter Stabsofficier schien zu zweifeln, daß sie an die Ordre des Sächsischen Generals gewiesen wären. Da aber der Bataillonsadjutant, der gestern Zeuge gewesen war, dieses nicht läugnen konnte, und auch der Oberst von Boguslawski erschien, so marschirten sie an den vorigen Platz zurück.

Der Lieutenant Lehmann hatte unterdessen starke Colonnen aller drei Waffengattungen entdeckt, die schnell über die buschigen Höhen von Cospeda marschirten, wo man sie nur auf einem einzigen kahlen Puncte bemerken konnte, über den sie in vollem Laufe hineilten; er fragte zugleich, ob der Fürst Hohenlohe davon unterrichtet wäre, denn nach seinem Urtheile müsse man sie auf dem Schlachtfelde der Preußen nicht sehen können. Es schien dringend nöthig, davon Meldung zu machen; der Adjutant schrieb diese gleichlautend dem Rittmeister von Odeleben und einem Ordonnanzofficier in die Schreibtafeln, und fragte zugleich an, ob man nicht mit Cavallerie und Infanterie einen raschen Angriff auf die Queuen der Colonnen im Mühlthale versuchen sollte? Der General setzte seinen Namen darunter, und beide eilten fort. Sie fanden den Fürsten Hohenlohe sehr vergnügt über seinen geglaubten Sieg; er schien erst ihre Nachricht nicht glauben zu wollen, dann aber betroffen darüber zu seyn, schickte sie jedoch mit der, ihnen vom Major Egidy schriftlich mitgetheilten Ordre zurück, daß der General Zezschwitz die Schnecke behaupten, und diesen Punct, der zur Deckung der rechten Flanke der Armee diene, unter keinem Vorwande verlassen sollte. Der General änderte daher auch in seiner Stellung nichts, und erlaubte bloß, daß der linke Flügel des Bataillons Niesemeuschel etwas zurückgenommen, und mehr gegen Isserstädt gestellt wurde.

Mittag war vorbei, das Dorf Vierzehnheiligen stand in Flammen, und wurde noch immer heftig beschossen, aber man sah auch aus dem brennenden Dorfe dieß Feuer beantworten, wodurch es klar wurde, daß es die Franzosen genommen hatten, und nicht daraus vertrieben werden konnten; wiederholte Angriffe darauf von Infanterie mißglückten. Dieß Alles unterschied man deutlich von der Schnecke, so oft die Dampfwolken sich verzogen; aber weiter erfuhr man auch nichts, und schon waren die Tirailleurs im Isserstädter Grunde mit unsern Schützen im lebhaften Feuer.

Der commandirende General begab sich bis an den Rand, und unterhielt sich dort mit dem, von den Strapazen der letzten Tage ganz erschöpften Generallieutenant von Niesemeuschel, während dessen ritten seine Adjutanten an der Stellung hin und her, und auch zu den Schützen hinunter. Der Hauptmann von Tettenborn machte hier alle Anordnungen, und der Hauptmann Walter vom Regiment Low stand ihm treulich bei. Die Bataillone Low und Niesemeuschel hatten noch immer den Rand der Anhöhe besetzt, und verloren viele Leute durch die einzelnen Schüsse der feindlichen Tirailleure, denn an dem gegenüberliegenden buschigen und steilen Abhange waren eine Menge enger Schluchten, in denen die Franzosen versteckt waren, und ungesehen in die Bataillone schossen. Es wurde daher nöthig, diese von dem Rande zurückzuziehen; aber der General Zezschwitz wollte dazu keinen Befehl geben, und der Hauptmann Tettenborn widersetzte sich aus dem schon früher angegebenen Grunde.

Es zeigte sich feindliche Reiterei bei Isserstädt; sie versuchte verschiedene Male zu debouchiren, wurde aber durch das dahin gerichtete Kanonenfeuer stets mit Verlust zurückgewiesen. Das Feuer in der Gegend von Vierzehnheiligen war sehr heftig; Alles zeigte, daß jetzt der entscheidende Moment der Schlacht herannahe. Der Commandirende, der an dem Rande der Anhöhe nur eine kleine Strecke übersehen konnte, ritt wieder durch die Tannenwäldchen zurück auf die höchste Stelle des abgerundeten Bodens. Von hier aus entdeckte man mit Erstaunen eine plötzliche Veränderung auf dem Preußischen Schlachtfelde. Da, wo vor einer halben Stunde die Infanterie im Feuer gestanden hatte, bewegten sich die Sächsischen Cavallerieregimenter rasch vorwärts, und über sie hinaus erblickte man lange Infanteriecolonnen. Durch die Versicherung des Fürsten Hohenlohe verleitet, überließ man sich einen Augenblick der Hoffnung, der Feind sei geschlagen, die Cavallerie setze nach, und die Infanterie marschire über Romstädt in seine Flanke. Alle, außer dem Lieutenant Lehmann, hegten diese Hoffnung; er allein fand das Verschwinden der Infanterie vom Kampfplatze verdächtig, und behauptete, es sei die höchste Zeit, sich nun von der Schnecke abzuziehen.

Jetzt wurde die Sächsische Cavallerie mit der feindlichen handgemein und warf sie zurück. Hierdurch wurde es deutlich, daß die Division des Generallieutenants von Grawert den Kampfplatz verlassen hatte, und nun drang der erste Adjutant in den commandirenden General, diesen Augenblick, wo die Reiterei uns noch die Gegend zwischen Isserstädt und Capellendorf offen erhielt, zu benutzen, um die Schnecke zu räumen, und sich über Großromstädt mit dem Fürsten zu vereinigen. Der General wollte davon nichts hören, und berief sich auf den vom Rittmeister Odeleben überbrachten schriftlichen Befehl, diesen Posten zu behaupten. Die Vorstellung von der geänderten Lage der Umstände, und daß wir unfehlbar abgeschnitten werden würden, konnte ihn nicht bewegen, und als der Adjutant vielleicht zu heftig in ihn drang, wurde er unwillig, wendete sein Pferd, und ritt stillschweigend auf die Seite.

In diesem Momente erschien plötzlich der Major Egidy. Er wiederholte in Gegenwart mehrerer Zeugen den Befehl des Fürsten, „die Schnecke besetzt zu halten, weil das Corps von Rüchel jetzt anrücke, um auf unserer linken Flanke anzugreifen.“ Alle Adjutanten des Commandirenden, sowie der bis dahin noch gegenwärtige G. K. N. von Watzdorff haben es gehört. Auf die Frage, wie die Sachen ständen, antwortete

er, gut, sehr gut, — nur, setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, ist es traurig, daß die Preußen sich verschossen haben; der Fürst kann nichts weiter vornehmen, weil es ihm an Munition fehlt. — In seinen Reden, seinem ganzen Wesen aber war etwas Sonderbares, seine Miene die eines ganz verstörten Menschen. Dieß fiel dem ersten Adjutanten auf, der ihn bei Seite zog, und ihm die Gefahr der Bataillone am Rande der Schnecke vorstellte; denn schon wurde hier das Feuer heftig, man hörte das wilde Geschrei der Schützen und Tirailleure. Der Major Egidy meinte, durch eine vortheilhafte Stellung der Batterien Ernst und Bonniot wäre unsere linke Flanke zu decken, und die Schnecke zu behaupten, bis Rüchel käme. Beide ritten hin, dieß zu bewerkstelligen, sie setzten die drei Schwadronen Carabiniers hinter die Batterien, um sie zu decken, und der Brigademajor der Cavallerie, Capitän von Gersdorff, wurde an den Obersten Boguslawski geschickt, mit dem Befehle, sich an die rechte Flanke der Infanterie zu ziehen, die drei Schwadronen Bila aber gegen die Gegend rechts unterhalb der Schnecke zu senden, um zurückwerfen zu können, was von da aus dem Mühlthale vordringen würde.

Der Major Egidy ritt so niedergeschlagen neben dem Adjutanten, als sie die beiden Batterien aufgestellt hatten, daß dieser noch einmal in ihn dringen zu müssen glaubte. Auf die Frage: Wo der Fürst Hohenlohe denn jetzt sei? gestand er, „daß er es nicht wisse, weil er von ihm abgekommen wäre." — Aber, fuhr jener fort, wenn Rüchel kommt, sollen wir uns denn an ihn anschließen, oder immer noch auf der Schnecke stehen bleiben? — „Das muß sich finden, antwortete er, wenn Rüchel kommt. Wenn er nur schon da wäre! Wenn er überhaupt nur kommt!" Er sagte dies mit merklicher Beklemmung. — Was! rief der Andere, wenn er nur kommt! Ist es denn nicht gewiß? — „Ja, ich hoffe es nur, ich weiß es nicht, erwiederte er. — Sie wissen es nicht! fuhr nun der Adjutant auf. So sind wir verloren, so müssen wir augenblicklich zurück! — Freilich, sagte der Major Egidy," und von diesem Augenblicke an schien er wieder mit sich einig zu seyn. Sie eilten nun Beide zu dem commandirenden General, und stellten ihm die Nothwendigkeit des Rückzuges vor.

Gewohnt, dem Major Egidy, als Organ des Oberbefehlshabers, in Allem zu folgen, willigte er ein, doch nur mit halben Worten. Der Adjutant fragte daher bestimmt, in Gegenwart aller Officiere des Generalstabes: Ew. Excellenz befehlen also den Rückzug? — Ja doch. — Und wie? — Wie Sie es machen können. — Ich soll ihn also bewerkstelligen? — Ja! — Wo finde ich Ew. Excellenz, wenn ich zurückkomme? — Hier. — Es war dies nahe an der Chaussee, in der Gegend, wo sie über den runden Bergrand hervorgekommen ist, und nun auf der hohen Ebene gegen Kötschau herabläuft.

Der Major von Süßmilch, zweiter Adjutant des Commandirenden, begab sich nun zu den fünf Bataillonen Infanterie oben an der Chaussee, um sie zu dirigiren, indem der erste Adjutant nebst dem Rittmeister Odeleben vorritt, um die Bataillone von der Schnecke abzuziehen. Auf den Rath des Lieutenants Lehmann sollte das Bataillon Niesemeuschel bis hinter das Wäldchen marschiren, dessen Rand das Bataillon Bevilaqua besetzt hatte, und hier Front machen, bis dieses gleichfalls zurück wäre, das Bataillon Low aber vom rechten Flügel der Chaussee parallel sich abziehen. Aber hier entstanden eine Menge Schwierigkeiten, der Generallieutenant von Niesemeuschel gab durchaus keinen Befehl, und verwies an den Hauptmann Zeltenborn; dieser hatte eine Menge Einwürfe. Er verlangte, um den Abzug zu decken, Cavallerie, die nicht zu haben war, und hatte die Idee, lieber stehen zu bleiben, eine Idee, die aber in das Ganze nicht passen konnte, da er nicht wußte, was bei der Hohenlohischen Armee vorgegangen war; darüber verstrich eine nur zu kostbare Zeit, und als er endlich nachgab, hatten die Bataillonscommandanten ihre Pferde zurückgeschickt, und mußten diese erst erwarten. Niemand war berechtigt, Befehle zu geben, Alles mußte mit Bitten und Vorstellungen erlangt werden, und jeder Abtheilungscommandant hatte eigene, nur auf seinen Trupp passende Einwendungen. — Endlich setzte sich Alles in Bewegung, aber anstatt den Rückzug durch ihre Schützen zu decken, zogen die Bataillone diese an sich, und marschirten in Masse, langsamen Schrittes, mit klingendem Spiele, unter dem heftigsten Feuer. So sehr dieß auch ihrer Fassung Ehre machte, so hinderte doch das Getöse, daß man sich nun noch weniger verständigen konnte, und die Batterien am Lager wurden durch den langsamen Marsch der Infanterie gehindert, die Abdachung der Höhe zu bestreichen.

Schon hatten sich zwei Colonnen feindlicher Infanterie (6 Bataillonen stark, wie man nachher erfuhr) in den Grund gestürzt, wo man sie von der Anhöhe mit dem Feuer nicht erreichen konnte, schon beschossen Französische Kanonen von der Seite von Jsserstädt her, den Raum, durch welchen die drei Bataillone gehen mußten, und die Bataillonsgeschütze hielten den Marsch auf, weil sie schon Pferde verloren hatten. — Der Adjutant entfernte sich nun, um Reiterei zur Deckung dieser Bataillone zu holen; aber als er auf die Höhe kam, fand er weder den commandirenden General, noch dessen Gefolge, noch einen Menschen, der ihm sagen konnte, wohin sie sich gewendet hätten. Auch die drei Escadrons Carabiniers waren nicht mehr zu sehen, weil der General sie zu seiner Bedeckung mitgenommen hatte, und die Batterien Ernst und Bonniot, von ihnen verlassen, eilten zurück und drängten sich gegen die Chaussee. Der Adjutant schickte nun seine Ordonnanzhusaren an die Trupps der letzten Feldwache, sie zu vermögen, daß sie die Arrieregarde der Infanterie machen möchten, indem er selbst zu den drei Preußischen Schwadronen von Bila ritt, um dasselbe von ihnen zu erhalten. Aber nur eine machte Fronte, die beiden anderen eilten im vollen Trabe zurück, und als er mit der ersten vorging, kehrte auch sie hinter ihm um, und ritt davon, ohne noch in das Feuer zu kommen. Er kam nun wieder zu der Infanterie, die endlich im Marsche gegen Kötschau begriffen war; die Preußische Armee bedeckte in wilder Flucht die Ebene zwischen Capellendorf und Groß- und Kleinromstädt, und auf ihren Fersen erschien die zahlreiche Reiterei des Großherzogs von Berg; dahin war also nicht zu kommen, und es blieb nichts übrig, als der Weg über Kötschau und Hohlstädt. Die Gärten zwischen diesen Dörfern, und ein kleiner Wassergraben ließen hoffen, daß man sich hier würde setzen können, und man rechnete noch auf das Rüchelsche Corps, das nicht weiter, als Umpferstädt entfernt seyn konnte.

Um von dieser Lage der Dinge dem commandirenden General Nachricht zu geben, schickte der Adjutant einen berittenen Infanterieofficier, den Lieutenant Erdtel, vom Regiment Thümmel ab, und bemühte sich nun, durch Bildung eines Hakens gegen Jsserstädt und die Schnecke, den Feind aufzuhalten, bis das Geschütz das Dorf passirt hätte, und das Bataillon Bevilaqua herangekommen wäre. Dieß gelang auch, weil der Major von Süßmilch den Bataillonscommandanten jederzeit sagte, durch welche Bewegung sie die Evolution hervorbringen sollten, ihnen selbst die Commandowörter nannte; der Rittmeister Odeleben ritt zu den beiden kleinen Trupps der 80 Pferde starken Feldwache, und diese hielten durch eine rasche Attake die von Jsserstädt vorkommende feindliche Reiterei in Respect. Das Feuer der Infanterie, besonders des ersten Bataillons Thümmel, trieb gleichfalls die Französische Infanterie zurück; aber schon war Geschütz über die Schnecke heraufgekommen, und bestrich mit Kugelschüssen die Chaussee, sowie mit Kartätschen das Feld zwischen derselben und dem Schwabhäuser Grunde. Zum Glück gingen die Kugeln zu hoch, und berührten bloß die Bajonette der in dichter, schmaler Colonne sich langsam bewegenden Masse. Vergeblich suchte man die Bataillone zu überreden, in breiterer Front zu marschiren, um schneller vorwärts zu kommen; sie scheuten die Kartätschen, und drängten sich alle auf der im Grunde weit gefährlicheren Chaussee zusammen. Der Major Süßmilch schickte die Schützen zurück; aber nichts konnte den Obersten Boguslawski bewegen, sich mit ihnen zu vereinigen; sein Bataillon lief, tief gebückt, in dem flachen Graben neben der Chaussee hin.

Wir konnten höchstens noch 1500 Schritte von dem Dorfe Kötschau entfernt seyn, als zahlreiche Cavallerie von der Seite von Romstädt auf uns zukam, unsere beiden kleinen Trupps zum Rückzuge nöthigte und uns von den Dörfern abzuschneiden drohte, indem zu gleicher Zeit aus dem Schwabhäuser Grunde eine Menge von Tirailleurs nebst einiger Reiterei sich verbreitete. Die Adjutanten versuchten nun noch Quarrés zu zu bilden, und nur dem Major Süßmilch gelang es, dieses zu Stande zu bringen, weil er, ohne sich mit Anführung des Zweckes aufzuhalten, dieß dem Commandanten die Commandoworte zurief, welche sie mechanisch befolgten; die beiden andern erfuhren den Nachtheil, die kleineren taktischen Hülfsmittel einer fremden Truppenart nicht genug studirt zu haben; hierdurch stießen sie auf manche Schwierigkeit, und die so kostbare Zeit verging in nutzlosen Unterhandlungen. Demungeachtet war der erste Versuch der Französischen Reiterei gegen die Quarrés abgewiesen; aber nun standen diese still, und die Adjutanten waren nicht zahlreich genug, um überall seyn zu können. Plötzlich breitete sich auch von vorn her vor Kötschau eine Linie Cavallerie aus; was noch von Quarrés da war, feuerte ohne Gedanken und nach allen Seiten; die Cavallerie ging einen Augenblick zurück, kam aber gleich wieder, und breitete sich in 5 bis 6 Reihen mit Intervallen wie Bländer vor uns aus. Wir waren nun von vier Seiten umringt, und der Rittmeister Odeleben rief dem ersten Adjutanten zu: „Sehen Sie da, was wird nun werden? — Daß wir nach Frankreich reisen!" war die Antwort; denn man konnte die Gefangenschaft als gewiß betrachten. Der genannte Rittmeister zeigte dem Adjutanten einen Punct, wo noch eine weite Lücke war, und Beide versuchten nun, da durchzukommen, während von der rechten Seite

die Cavallerie schon in die Bataillone eingebrochen war. Beide Officiere setzten eine schroffe Anhöhe hinab; aber bald sahen dieß eine Anzahl Chasseure und Husaren, beugten vor und umringten jeden einzeln; der Ordonnanzhusar kam allein durch.

Ludwig Philipp Funke,

nach Anderen Carl Ph. F. ist nach Einigen 1753 zu Raguhn im Dessauischen, nach Anderen 1753 zu Görzsalke bei Brandenburg geboren worden. Nach vollendeten Studien ward er Lehrer des Philanthropin zu Dessau und später Inspector des Schullehrerseminars daselbst, sowie F. Schwarzburg-Rudolstädtischer Erziehungsrath. Er starb auf einer Reise zu Altona am 9. Juni 1807.

Seine Schriften sind:

A. B. C. Bogen. Berlin 1799.
Anweisung für Töchter. S. Lehrbuch für Töchter.
Ausführlicher Text zu Bertuchs Bilderbuch. Weimar 1798 — 1809. 12 Bde.
Moralisches Bilderbuch. Nürnberg 1804.
Bildungsbibliothek für Nichtstudirende. 1r Bd., 3 — 6. Bd. Hamburg 1804 — 7.
Elementarbuch. Berlin 1799 — 1805. 3 Bde.
Familien-Bilderbuch. Nürnberg o. J.
Lehrreiches Familienbuch. Nürnberg 1804.
Practische Geschichte des Menschen. Braunschweig 1806.
Karl und Wilhelmine. Pegau 1801.
Neue Kinderklapper. Leipzig 1800.
Auszug aus den preußischen Landesgesetzen. Berlin 1799.
Lehrbuch für Bürgerschulen. 2 Thle. Berlin 1804—5.
Lehrbuch zum Unterricht der Töchter. 2 Thle. Berlin 1800 — 1801.
Leitfaden bei dem Unterricht der Töchter. Berlin 1802.
Lesebuch für Bürgerschulen. 2 Thle. Berlin 1799 — 1807.
Lesebuch für Töchterschulen. Berlin 1801.
Natur- und Kunst-Lexicon. Weimar 1801 — 4. 4 Thle.
Neues Real-Schullexicon. Braunschweig 1800 — 1805. 5 Bde.
Kleines Real-Schullexicon. 2 Thle. Hamburg 1804 — 1806.
Unterricht vom Menschen. Berlin 1796.
Muster für Anfängerinnen im Sticken. Berlin 1801.
Mythologie für Schulen. Hannover 1808.
Entwickelung der Naturgeschichte. Berlin 1801.
Naturgeschichte für Kinder. Leipzig 1809.
Naturgeschichte, Technologie und Gesch. des Menschen. Ulm 1803.
Naturgeschichte und Technologie für Lehrer. Braunschweig 1805 — 6. 3 Thle.
Handwörterbuch der Naturlehre. Leipzig 1805. 2 Thle.
Stoff zu Unterhaltungen über Rochow's Kinderfreund. Berlin 1799. 1 Th.
Nützliche Unterhaltungen für die gebildete Jugend. 1r Bd. Berlin 1798.
Allgemeiner Inbegriff der nöthigen Wissenschaften. Nürnberg 1805.
Wörterbuch der alten Erdbeschreibung. Weimar 1800.

F. erwarb sich durch seine Schriften bedeutende Verdienste um das Erziehungs- und Unterrichtswesen in Deutschland, arbeitete jedoch zu rasch und zu viel, und zog sich daher nicht selten den Vorwurf der Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit zu, der zuweilen ihn nicht ungerecht traf.

Adolph Friedrich Furchau

ward am 22. Februar 1788 in Stralsund geboren, studirte Theologie und lebte als Prediger in seiner Vaterstadt.

Von ihm erschien:

Hans Sachs. Leipzig 1819 — 20. 2 Abthlgn.
Franz von Sickingen. Schauspiel. Göttingen 1821.
Arkona. Heldengedicht in 12 Gesängen. Berlin 1828.

Ein sehr talentvoller Dichter, der besonders im Epos glücklich war. — Sein Heldengedicht Arkona ist reich an Tiefe des Gefühls, warmen und belebten Schilderungen und höchst pittoresken Gemälden, deren Reiz durch eine anmuthige und wohllautende Sprache und eine gewählte sich stets dem Inhalte harmonisch anschmiegende Form nicht wenig erhöht wird.

Erster Gesang aus: Arkona:

Erscheine mir, mit goldnem Strahl beglänzt,
Im regen Schooß der ewig jungen Wogen,
Du hehres Rügen, hoch vom Wald bekränzt,
Von Fels und Fluth in buntem Reiz umzogen;
Wie drohend ward vom lauten Kampfgetöne
In grauer Zeit dein weißer Strand umrauscht,
Wie scholl die Schlacht, als deine rauhen Söhne
Des Kreuzes Heil für Götzendienst getauscht.
Was heilig einst am Meere dort geschehen
Laß, Geist des Herrn, erhellt von Dir, mich sehen.

Und sieh, ich seh' der Brüder Zorn erwacht,
Die schnell den Kampf am öden Meer bereiten;
Gerüstet hebt das Reich der alten Nacht
Sich wild empor, mit neuer Wuth zu streiten.
Von Waffen blinkt der Schaum der grauen Wellen,
Es steigt die Schaar der Christen kühn an's Land;
Ich sehe hell des Kreuzes Banner schwellen
Im Sturm der Schlacht, geführt von starker Hand;
Doch nicht vermag der Christen tapfres Kämpfen
Der Heiden Zorn und rohe Kraft zu dämpfen.

Und eine Jungfrau träget Gluth empor,
Und lodernd steht die Götzenburg in Flammen;
Noch tobt der Kampf, noch brennet Wall und Thor,
Und Thor und Wall stürzt drohend schon zusammen:
Da regt sich wild im ungeheuren Brande
Der Lügengeist, der falsche Eide schwört;
Die Christen zieh'n zurück zum Heimathsstrande,
Von argem Wort wird treuer Muth bethört.
Ich seh die List der Heiden trotzig siegen
Und tief in Schmach das Kreuz des Herren liegen.

Doch was dem Streit der Waffen nicht gelingt,
Was nicht die Schlacht erkämpft mit kühnem Wagen,
Erringt das Herz, das heil'ge Opfer bringt,
Erkämpft der Geist durch Büßen und Entsagen.
Da faßt im Sturm das rächende Verderben
Die sünd'ge Saat, der Lüge Macht zerbricht,
Ich seh' in wilder Schlacht die Schuld'gen sterben,
Und siegend strahlt des Glaubens göttlich Licht.
Der Du am Kreuz für mich Dich hingegeben,
Mein Heiland, Dich soll mein Gesang erheben.

Schon lange war durch treuer Zeugen Mund
Das Wort des Herrn, wie Er gebot, verkündet,
Und segnend stand der Kirche heil'ger Bund
Schon weit umher in Süd und Ost gegründet:
Achthundertmal war schon das Jahr entschwunden
Seit Constantin zum Glauben sich bekehrt,
Vierhundertmal, seit Deutschland überwunden
Durch Winfrieds Wort und Karls des Großen Schwert;

Und in des Nordens altberühmten Reichen
Erglänzte längst das Kreuz als Siegeszeichen.

Als einst der Rugen deutscher Stamm vom Meer
Gen Rom zum Siege eilte, war gezogen
Von fern zum rasch verlass'nen Lande her
Der Wenden Volk bis an der Ostsee Wogen.
Nicht blau von Aug', in blonder Locken Fülle,
Erschien dieß Volk nach edler deutscher Art:
Das Auge schwarz, in düst'rer Brauen Hülle,
Gebräunt die Haut und dunkel Haar und Bart,
So drang es vor in vieler Stämme Zügen
Bis hin zum Meer, bis hin zum schönen Rügen.

Wol war der Wenden Volk an Pommerns Strand
Durch Otto's Wort zum Glauben schon bekehret,
Wol war noch jüngst das Mecklenburger Land
Durch Heinrich's Schwert verwüstet und bekehret;
Doch immer noch blieb Rügen unbezwungen.
Nicht Otto's Wort, nicht Heinrichs Banner war
Bis hin zu seiner Meeresburg gedrungen:
Dort ehret noch das Volk der Götzen Schaar,
Und hochberühmt auf Rügens letzter Spitze
Steht Svantevit in seinem Götterſitze.

Weit übers Meer im Strom der Lüfte weht
Sein breit Panier vom rothen Tempeldache,
Mit wildem Ruf in heißem Eifer fleht
Der Priester gier'ge Rotte laut um Rache;
Tief ist das Land in's öde Meer gezogen,
Hoch ragt die Burg, die Klippe hebt sich steil,
Die Brandung braus't, es droht der Drang der Wogen
Dem Christen Tod und bringt dem Heiden Heil:
Nicht wird das Kreuz des Sieges Palme tragen,
So lange fest Arkona's Wälle ragen.

Denn dorthin hebt den Blick der Zuversicht
Mit dunk'lem Zorn, aus jedem Wenden-Lande
Noch vieles Volk, das zu des Glaubens Licht
Sich nur bekehrt mit inn'rem Widerstande.
Zum alten Dienst blieb noch das Herz gewendet,
Wenn auch der Mund des Heilands Namen nennt.
Gen Rügens Strand ward manche Schaar gesendet,
Die dort geheim den heißen Wunsch bekennt:
In wilder Schlacht das läst'ge Joch zu brechen
Und blutig dann der Götzen Schmach zu rächen.

Fürst Raze ist's, der dort in strenger Macht
Seit manchem Jahr auf hohem Herrscherſitze
Arkona's Burg, Karenza's Wall bewacht:
Sein Auge gleicht dem rasch entflammten Blitze,
Die Brust dem Fels, der sich am Meere thürmet,
Der Arm dem Baum, den nicht der Sturm zerbricht,
Das Herz der See, die ewig wogt und stürmet,
Ob längst das Haupt die Locke weiß umflicht.
Er hat im Geist des Kreuzes Schmach beschlossen
Und wartet nur der nahenden Genossen.

Der Söhne drei, die oft ein finstrer Neid
Als Knaben schon zum wilden Haß getrieben,
Die oft der Trotz der Herzen heiß entzweit,
Sind, jugendfrisch, im Alter ihm geblieben.
Er hat sie jüngst zum Dänenreich gesendet,
Wo Waldemar in heil'ger Kraft gebot,
Daß nicht zu früh, noch eh' die Rüstung endet,
Ihr reger Zorn entbrenne ohne Noth.
Er will geheim den nahen Kampf beeilen,
Indeß sie fern' am Dänenhofe weilen.

Seit lange hatte schon das Christenthum
Ansgarius, von frommer Gluth entzündet,
Mit treuem Dienst zu seines Gottes Ruhm
Und eignem Preis im Dänenreich gegründet;
Und fromm und fest und milde war gesinnet
Der König dort. Drum sendet ihm aus List
Die Söhne Raze jetzt, daß, eh' beginnet
Der droh'nde Kampf, noch in der letzten Frist
Der Söhne Nah'n verberge sein Gelüste,
Und nicht zum Krieg das Dänenreich sich rüste.

Dort sind sie nun im Wald bei Roschild's Strand,
Dort sieht man froh den Dänenkönig reiten;
Er übt im Schwung des Speers mit güt'ger Hand
Die Brüder selbst, die ihn zum Forst geleiten.
An Locken schwarz, von dunk'lem Helm umhangen,
Spornt Teslaf wild mit düstrem Blick sein Roß;
Mit lichtem Aug', umweht des Helmes Spangen
Von braunem Haar, wirft Jaromar Geschoß',
Und Stoislaf, dem hell die Locke wallet,
Ruft laut dem Echo, daß der Wald erschallet.

Und rückwärts sprengt im ungestümen Flug,
Da Waldemar zur Heimkehr spät sie mahnet,
Mit lautem Schall der Jäger langer Zug,
Dem Teslaf wild den Weg durchs Dickicht bahnet.
Zu Roschild winkt im hohen Königssaale
Der müden Schaar des Bechers kühler Wein,
Und lieblich glänzt am vollbesetzten Mahle
In edler Huld der Schönheit milder Schein;
Im heitren Kreis sind dort die hohen Frauen,
Des Hofes Schmuck, in reicher Zier zu schauen.

Sophia naht, der Dänen Königinn,
Und schnell durchfliegt den Saal ein tiefes Schweigen;
Ihr Antlitz zeigt des Herzens milden Sinn,
Ihr Gang und Gruß der Würde edles Neigen,
Und schweigend folgt der Königinn Geleite.
Es steht und schaut der Ritter kühne Schaar:
Doch sittsam geht, der hohen Frau zur Seite,
In reichem Schmuck ein fürstlich Jungfrau'n-Paar;
Hier Hildegard, die nicht der Rose weichet,
Dort Heedwig, die sanften Lilien gleichet.

Und eh' der Zug zum reichen Mahl sich setzt,
Und eh' die Hand sich naht der süßen Speise,
Und eh den Saum des Weines Labsal netzt,
Spricht Estil laut, nach frommer Christen Weise,
Den ernsten Blick zum Himmel hingewendet,
Der Erzbischof, das Dankgebet und preis't
Den ew'gen Gott, der Thau vom Himmel sendet
Und alle Welt mit seinem Segen speis't:
Da hallt es draußen laut von rauhen Worten,
Da öffnen sich des Saales Doppel-Pforten.

So wie sich schnell im sonnenhellen Raum,
Wo lichter Glanz um reiche Blüthen fließet,
Wenn eine Wolke naht, von Baum zu Baum
Ein düstrer Schein auf alle Blätter gießet:
So schattet hoch im glänzenden Gemache
Beim heitren Mahl, wo fromme Rede schallt,
Mit düstrem Aug', ein Bild der blut'gen Rache,
Des Rugenfeldherrn riesige Gestalt,
Der jüngst zu Schiff die Jünglinge geleitet,
Nun wiederkehrt und rasch den Saal durchschreitet.

Nicht schmückt ein Helm der Locken wilde Nacht,
Nicht klirrt ein Schwert von Granza's Hüfte nieder,
Nicht hüllt die Brust des Mantels reiche Pracht,
Kein Panzerring umschließt die mächt'gen Glieder:
Ihm dröht vom Haupt, als ob es Flammen spie,
Des Wolfes Maul, er hält die Axt gefaßt,
Ein kurzer Rock umschließt die nackten Knie,
Vom Rücken hängt des Bärenfelles Last.
Er neigt sich nicht; mit kaum verborg'nem Grimme
Schaut er umher und hebt die eh'rne Stimme.

„Welch' Zernebog, Du schwarzer Gott, von mir;
„Laß, Hela, Todesbothin, noch dein Eilen:
„Auf, Raze's starke Söhne, fort von hier,
„Nicht ist es Zeit in weicher Ruh' zu weilen,
„Denn euer Vater liegt daheim im Sterben."
Mit Todesbleich' wird Jaromar bedeckt,
Indeß mit Gluth sich Teslafs Wangen färben;
Er springt hervor, von wildem Schmerz erweckt,
Es rollt das Aug', als wie von Zorn ergriffen,
Er schwingt den Keil, der scharf aus Stein geschliffen.

Er sieht mit Grimm des Bruders Angesicht
Von mehr als Schmerz, in tiefem Schreck erblassen,
Und drohend dumpf, wie fernes Stürmen, bricht
Sein flüsternd Wort hervor mit heißem Hassen:
„Was hält Dich so in trägem Schreck gefangen,
„Daß kaum den Blick des starren Aug's Du regst?
„Doch wehe Dir, wenn sträfliches Verlangen,
Geheim ernährt, Du falsch im Herzen hegst."
So spricht er leis'; doch seiner Worte Drohen
Ist, ungehört, des Bruders Ohr entflohen.

Der König füllt des Bechers gold'nen Rand
Dem Gast zum Gruß, doch Granza will nicht trinken;
Der König beut ihm Speis' mit güt'ger Hand,
Doch Granza wehrt der Speis' mit stummen Winken;
Der König ruft, und auf sein Wort erscheinet
Der Ritter Schaar, die Roschild's Schloß bewacht;
Sie stehen ernst, um ihren Herrn vereinet
In reicher Zahl und rüst'ger Waffenpracht.

Der König ſpricht: „Wir wollen Euch geleiten,
„Und, ſelbſt bemüht, die ſchnelle Fahrt bereiten.“

Dem Kön'ge folgt der Ritter lauter Schritt,
Und Chriſtoph eilt, des Königs Sohn, mit ihnen;
Doch raſch bewegt, noch eh' ſie ſcheiden, tritt
Die Königinn mit trauervollen Mienen
Den Brüdern nah, und zeigt in edler Klage
Wie unverſtellt ihr ſanftes Herz gerührt,
Daß Trauerkunde ſchon nach kurzem Tage
Vom Dänenreich ſo ſchnell die Gäſte führt.
Doch Tezlaf drängt, ob auch die Brüder weilen,
Zum dunklen Schiff, zur blauen See zu eilen.

Dort wo der Wald der Schiffe nah' am Land
Sich leiſe regt, gewiegt vom Spiel der Wogen,
In Roſchild's Bucht, hat Granza's ſtarke Hand
Den dunklen Kiel auf weißen Sand gezogen:
Mit mächt'gem Ruf erweckt er die Genoſſen,
Die tiefer Schlaf im hohlen Raum umfängt;
Ihr Sprung iſt raſch, und ſchnell ſteht ſchaumumfloſſen
Das trockne Schiff in's feuchte Meer geſenkt;
Sie eilen ſchon die Seile los zu binden,
Die ſchnellen Zugs empor die Segel winden.

Aus dichtem Tuch, vom Tannenſaft getränkt,
Entfaltet ſich, zu unten wie zu oben
Gleich breit, daß ganz das Schiff den Wind empfängt,
Der Segel Paar, zum Doppelmaſt gehoben;
Und vorn' hinaus, die flücht'ge Luft zu ſpalten,
Wenn tief der Kiel ſich ſtürzt im jähen Flug,
Zieht, ſtraff geſpannt, am langen Stab gehalten
Sich ſchräg' vom Maſt ein ſchmales Segeltuch:
So war das Schiff des Rugen klug bereitet,
Mit dem er kühn auf ſchwanker Woge reitet.

Der König hebt ſein doppeltſchneidig Schwert
Mit ernſtem Blick hinweg von ſeiner Seite;
Ihm hat es oft die heil'ge Kraft bewährt,
Den Sieg erkämpft in manchem heißen Streite;
Von Gold erglänzt der Scheide reiche Schwere,
Des Griffes Kreuz von edler Steine Licht.
Er legt es mild, ein Zeichen hoher Ehre,
In Tezlaf's Hand, zu dem er gütig ſpricht:
„Es führe dich zu edlen, frommen Kämpfen,
„Es helfe Dir dein eignes Zürnen dämpfen.“

Der König führt ſein falbes Dänenroß
Am Zügel vor; es ſtreckt die ſchlanken Glieder,
Das Auge blitzt gleich blinkendem Geſchoß,
Es beugt den Hals zur Erde wiehernd nieder;
Der Zügel zwingt nur kaum das wilde Feuer,
Doch bringt es ſchnell des Königs Wort zur Ruh;
Ihm iſt das Roß vor allen Roſſen theuer;
Er lenkt auf Jaromar es huldreich zu:
„Es trage Dich zu deinem beſten Heile,
„Es rette Dich aus Noth mit Sturmeseile.“

Der König nimmt ſein breit gewölbtes Schild
Dem Knappen ab, der ihm es nachgetragen;
Es zeigt als Schmuck ein kriegeriſches Bild
Auf blauen Grund aus Gold und Erz geſchlagen:
Ein Adler hebt die ſchwarzen Doppelſchwingen,
Er ragt hervor von goldner Mauer Rand,
Und ſcheint mit Luſt und Kraft empor zu dringen.
Der König ſpricht, zu Stoislaf gewandt:
„Ich weihe Dir dieß Bild zum freud'gen Zeichen,
„Es ſchütze Dich das Bild vor Todesſtreichen.“

Doch ſchon erſchallt vom hohen Schiffesraum
Der Rugen Lied in rauhen Kriegestönen,
Und Granza zwingt den wilden Unmuth kaum;
Er ſteht am Maſt und ruft nach Raze's Söhnen.
Da wendet ſchnell zum angebundnen Schiffe
Sich Tezlafs Fuß, er läuft am Bord entlang
Und ſpringt zum Raum und faßt mit raſchem Griffe
Das Ruder an, indeß mit ſtillem Dank
Sich Stoislaf zum König freudig dränget
Und Jaromar an ſeinen Lippen hänget.

Von heißem Drang der Liebe froh gerührt,
Die Beide ihm aus frommen Herzen zeigen,
Hält Waldemar ſie traut umfaßt und führt
Sie ſchnell zum Schiff und heißt hinein ſie ſteigen.
Von Granza's Hieb wird ſchnell das Seil zerſchnitten,
Es löſ't das Schiff ſich leicht vom Ufer los,
Und in die Spur des Schaums hinabgeglitten
Durchfurcht es tief der Wellen grünen Schooß.

Ein friſcher Oſt auf raſchbewegten Wogen
Hat ſchnell dem Blick des Königs ſie entzogen.

Bald flieht die Bucht, es toſ't das enge Meer,
Wo ſcharf gen Oſt ſich Seelands Küſten wenden;
Von Schweden wälzt die Fluth ſich hoch und ſchwer,
Doch Tezlaf hält das Steuer feſt in Händen;
Ob auch der Schaum zum Borde häufig fließet,
Ob auch der Maſt ſich auf die Wellen neigt,
Denn Stoislaf mit breitem Schilde gießet
Die Fluth zurück, die in die Seiten ſteigt;
Doch Jaromar, als wie im tiefen Traume,
Steht unbewegt und hält ſein Roß am Zaume.

So fliegt das Schiff, wie ſeufzendes Geſchoß
Zum Ziele hin die leichten Lüfte theilet. —
Indeß betrat der König ernſt ſein Schloß;
Wohin Kanut ihm jetzt entgegen eilet.
Ein Reiſekleid, wie fromme Pilger tragen,
Von allem Schmuck der Fürſtenhoheit fern,
Iſt um den Glanz der Rüſtung eng geſchlagen.
Nicht zeigt Kanut die ſtolzen Waffen gern,
Er liebt es mehr auf ſanften Rath zu denken,
Als raſch erzürnt das Schwert zum Kampf zu lenken.

Er ſpricht: „Mich führt mein Weg in raſcher Eil'
„Zu Abſalon, mit ihm des Raths zu pflegen;
„Mir ſagt der Geiſt, es naht dem Volke Heil,
„Das ſich entzog des Glaubens hohem Segen:
„Wenn Raze todt bei ſeinen Götzen lieget,
„Entweicht der Wahn; nicht fern iſt dann die Zeit,
„Wo Chriſti Wort im Wenden-Reiche ſieget
„Durch eigne Kraft und ohne blut'gen Streit;
„Drum will ich jetzt, wie eilig wir beginnen
„Das wicht'ge Werk, mit Abſalon erſinnen.

Der König reicht dem Bruder raſch die Hand,
Und ſpricht zu ihm: „Indeß auch ich mich rüſte,
„Beeile Dich; mach' Abſalon bekannt
„Was ſich begab auf Rügens weißer Küſte.
„Daß enger jetzt die Helden ſich verbündet
„Als je zuvor der ſträfliche Verein,
„Hat Abſalon mir warnend jüngſt verkündet;
„Wir dürfen nicht des Kampfes müßig ſeyn.“
Der König ſprichts, und treibt den Bruder leiſe
Mit ſanftem Arm zur fromm beſchloſſ'nen Reiſe.

Und draußen harrt der ſchnellen Wiederkehr
Kanuts im Hof mit aufgezäumten Roſſen
Schon Priſklav längſt. Ihn beugt das Alter ſchwer,
Von Silberhaar iſt Haupt und Kinn umfloſſen.
Er war als Fürſt in Mecklenburg geboren,
Doch Pribislaf, ſein Bruder, nahm das Land,
Als, ohne Kampf, er Reich und Gut verloren,
Weil er allein zum Glauben ſich gewandt,
Als noch das Volk, von Heinrich unbekehret,
Im finſtern Dienſt den Radegaſt verehret.

Seit er geſchützt am Dänenhofe weilt
Mit Weib und Sohn, iſt manches Jahr entſchwunden,
Und ſeinen Gram und ſeine Freude theilt
Kanut getreu, der feſt mit ihm verbunden.
Sie eilen nun in ungehemmter Schnelle
Gen Oſt dahin in Wald und reiches Feld,
Bis rauſchend ſie die abendliche Welle
Am weißen Strand auf ihrem Wege hält.
Dort iſt am Meer ein hoher Thurm erbauet,
Der, weit geſeh'n, tief in die Oſtſee ſchauet.

Und um den Thurm in rüſt'gem Eifer regt
Ein Menſchenſchwarm die arbeitsfrohen Glieder.
Ein Haufe geht zum nahen Wald und ſchlägt
Mit ſcharfer Axt die hohen Eichen nieder,
Und andre ſtehn nicht fern gereiht und ſpalten
Die Stämme raſch, zu gleich und gleich getheilt,
Die, kaum geſäll't, mit ordnungsreichem Walten
Des Meiſters Hand ſofort zu ſondern eilt,
Daß ohne Fehl', was kluge Vorſicht ſcheidet,
Der Säge Zahn in ſchlanke Bretter ſchneidet.

Dort ſucht ein Theil mit wohlgeübter Hand
Die feuchten Bretter an der Gluth zu biegen,
Daß ſie geſchickt, dicht an der Schiffe Wand
Sich, leicht gekrümmt, mit richt'gem Schwunge ſchmiegen;
Denn weit umher ſteht hoch empor gerichtet
In ſchrägen Reih'n der Schiffe neuer Bau;
Noch ſind mit Werg die Seiten nicht gedichtet,
Doch fügt ein Glied dem andern ſich genau;

Digitized by Google

Geschäftig tön't der Schlag an allen Enden,
Es wird sich bald die Flotte dort vollenden.

Nicht fern dem Platz, wo im umhegten Raum,
Den Wellen nah', die neuen Schiffe stehen,
Ist, hart am Strand, umwogt vom flücht'gem Schaum,
Ein andres Werk geschäft'ger Kunst zu sehen:
Mit vielem Holz und angesengten Pfählen
Wird mühesam der Drang der Fluth gehemmt;
Es ist die Zahl der Balken nicht zu zählen,
Die hier der Fleiß tief in die Wellen dämmt,
Und wohl versch'n ist jeder Pfahl mit Ringen,
Um mit dem Seil die Schiffe fest zu schlingen.

Im Meere liegt ein grünes Inselland,
Mit breiter Bucht zur Küste hingezogen:
Es schützt im Sturm den unbewehrten Strand,
Es bricht die Wuth der unbesiegten Wogen;
Und hier vertraut der Schiffer wohlgemuthet
Der Welle gern sein heimgeführtes Gut,
Wo in dem Meer ein Meer von Schiffen fluthet,
Wo in dem Sturm die Macht des Sturmes ruht;
Rings sieht man hier bei frischer Winde Wehen
In reicher Zahl die bunten Segel gehen.

Dem Thurme nah', der streng' das Meer bewacht,
Steht manches Haus, von Balken fest geschlagen,
Wohin mit Müh' der Schiffe volle Fracht
Aus tiefem Raum die starken Knechte tragen;
Und manche Achs' wird dort mit Fleiß beladen,
Die schwer gelenkt von vieler Rosse Kraft,
Das theure Gut auf neugebahnten Pfaden
Durch's ferne Land zu reichen Städten schafft.
Doch Alle sind mit Schwert und Speer versehen,
Die emsig hier bei saurer Arbeit stehen.

Auf Absalons, des Bischofs, mächt'gem Ruf
Erhob sich hier der Kräfte reges Walten;
Er war's, der schnell ein wogend Leben schuf,
Wo einsam sonst die öden Wellen schallten.
Wo weit hinauf die Küsten Seelands schauen,
Die eng' der Sund von Schwedens Ufern trennt,
Beschloß sein Geist die neue Stadt zu bauen,
Die weise er den Kaufmannshafen nennt;
Sie sollte reich an edlen Schätzen werden,
Und weit genannt und hochberühmt auf Erden.

Doch nicht allein ein irdisch reiches Gut
Will Absalon mit strengem Fleiß gewinnen;
Ein höh'rer Wunsch bewegt den frommen Muth,
Der Glaube lenkt sein eifriges Beginnen.
Was tief und stark in seinem Herzen lebet,
Das will er hier mit seinem Auge seh'n;
Wenn oft das Haupt der Götzendienst erhebet,
Soll hier am Meer die Burg des Glaubens stehn:
Drum sucht er klug mit nützlich edlen Werken
Des Volkes Kraft zu zügeln und zu stärken.

Und fest vertraut dem Schwert sein starker Arm,
Den Waffen soll die Macht des Irrthums weichen.
Bezwungen floh schon mancher Heidenschwarm
Nach heißem Kampf vor seines Stahles Streichen.
Er schweift und kreuzt im Sturm auf rauhem Meere,
Der Heiden Schreck, — ist drohend hie und dort;
Er schwingt sein Schwert als Zeugniß seiner Lehre,
Und Thaten sind sein priesterliches Wort;
Des Kampfes Noth, der Schlachten heiße Plagen
Ist er erfreut im Dienst des Herrn zu tragen.

Und wenn im Meer des Winters strenger Frost
Mit starrem Eis die flücht'gen Fluthen dichtet,
Wacht er am Strand bei Durst und schlechter Kost,
Daß nicht sein Werk der Heiden List vernichtet;
Doch freudig wird bei'm ersten Frühlingssturme
Der neue Muth zu frommen Kämpfen wach.
Noch weilt er dort am Meer im festen Thurme,
Auf hoher Wacht, im niedrigen Gemach,
Und schaut hinaus in's graue Feld der Wellen,
Ob fern' im Meer der Rugen Segel schwellen.

Es steigen nun, durch eng gewundne Wand,
Die Freunde rasch zu ihm hoch in die Runde,
Und machen schnell die Bothschaft ihm bekannt.
Der Bischof hört das Wort der neuen Kunde:
Er staunt, er ruft: „So ward schon jetzt erfüllet
„Was gestern ich erblickt im Traumgesicht?
„Ich wachte lang', von dichter Nacht umhüllet,
„Bis dämmernd schon sich hob des Morgens Licht;
„Da sanken schwer die müden Augenlieder,
„Und deutlich stieg's zu mir im Traum hernieder.

„Ich sah' wie sich an Rügens Strand entlang
„Ein Leichenzug in trägem Schritt bewegte;
„Doch plötzlich war's, als wenn mit Waffenklang,
„Im Kampf, mich selbst der Rugen Heer umhegte.
„Ich sank im Streit, ich wollt' empor mich raffen,
„Denn mächt'ger scholl der Heiden Feldgeschrei;
„Da tönt' es laut: Laß ruhn die blut'gen Waffen,
„Und bete nur, daß stark die Liebe sei. —
„Und Alles schwieg, als mild dieß Wort erklungen;
„Von höh'rer Macht lag Rügens Volk bezwungen.

„So friedlich war mein Traum. Doch niemals hat
„Zu solchem Bild mein Geist sich scharf erreget,
„Wenn nicht alsbald mit raschgeborner That
„Ein saurer Kampf mein Leben heiß beweget.
„Und drohend schleicht sich jetzt von Mund zu Munde
„Im Wendenland ein heimlich schrecklich Wort,
„Vom nahen Krieg, vom mächt'gen Heidenbunde,
„Vom Länderraub und wilden Christenmord;
„Drum sorgt' ich schnell, daß klug zu solchem Streite
„Nicht nur das Heer der Dänen sich bereite.

„Gen Lübecks Schloß — wo Herzog Heinrich weilt,
„Der jüngst den Kampf in Mecklenburg beendet —
„Mit frommen Rath und strenger Mahnung eilt
„Mein Schreiber fort, den gestern ich gesendet.
„Er meldet ihm: wie an der Ostsee Küste
„Das Wendenvolk sich heimlich drohend regt,
„Damit auch er, im Sachsenland, sich rüste,
„Wenn schnell empor des Krieges Flamme schlägt.
„Soll jetzt das Kreuz die Götzen überwinden,
„Muß jeder treu dem andern sich verbinden.

„Doch will ich nun, um prüfend selbst zu sehn
„Was dort geschah, an Rügens Küsten landen,
„Und rasch bereit, kann's ohne Kampf geschehn,
„Das Volk befrei'n aus seines Irrthums Banden."
Der Bischof spricht's, und laut, mit mächt'gen Tönen,
Wie wenn im Wald mit hohlem Wiederhall
Bei wildem Sturm die Eichenstämme dröhnen,
Durchruft er schnell der Wellen dumpfen Schall:
„Wohlauf, wohlauf des Winkes seyd gewärtig,
„Und macht in Eil die Schiffe segelfertig."

Er faßt das Beil, von Silber ist der Griff,
Er liebt es mehr als and're scharfe Waffen,
Und steigt vom Thurm. Schon reiht sich Schiff an Schiff;
Der Schilde Last, der Helme Zierrath raffen
Die Krieger schnell von naher Wand, und laufen
Dem Strande zu. Des Bischofs Auge zählt
Die wackre Schaar; er nimmt vom ganzen Haufen
Zweihundert nur; drei runde Schiffe wählt
Er sich zur Fahrt und läßt das Zeichen geben,
Daß einen Schwung's die Segel sich erheben.

Auf schwanker Fluth blinkt schon das Abendlicht,
Es weicht der Tag vom dunkelnden Gestade,
Als Absalon die stille Fluth durchbricht
Und rasch enteilt auf schnellgeschloßnem Pfade.
Da lösen auch den Zaum der müden Rosse
Die Freunde sich, und reiten durch die Nacht
Auf stillem Weg zurück zu Roschilds Schlösse,
Wo einsam nur der Wächter wandelnd wacht.
Doch schlummerlos ersehnt Kanut den Morgen;
Ihn flieht der Schlaf, ihm schwebt das Herz in Sorgen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google